Ästhetische Versuche.

Wilhelm von Humboldt's

Ästhetische Versuche.

Erster Theil.

Über

Göthe's Herrmann und Dorothea.

Ex Biblioth.
[illegible]

Braunschweig, 1799.
bei Friedrich Vieweg.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Einleitung.

Nichts vollendet so sehr den absoluten Werth eines Gedichts, als wenn es, neben seinen übrigen eigenthümlichen Vorzügen, zugleich den sichtbaren Ausdruck seiner Gattung und das lebendige Gepräge seines Urhebers an sich trägt. Denn wie groſs auch die einzelnen Schönheiten seyn mögen, durch welche ein Kunstwerk zu glänzen im Stande ist, wie regellos die Bahnen, welche selbst das echte Genie manchmal verfolgt; so bleibt es doch immer gewiſs, daſs dasselbe da, wo es in seiner vollen Kraft thätig ist, auch immer in einer reinen und entschiedenen Individualität auftritt, und sich eben so wieder in einer reinen und bestimmten Form ausprägt. Wenn daher andere Producte der Kunst nur eine einseitige Bewunderung oder eine flüchtig aufbrausende Begeisterung hervorbringen; so sind es allein die, welche jenen Grad der Vollkommenheit besitzen, in welchen der Leser seine volle und dauernde Befriedigung findet, und aus denen er wieder die Stimmung zu schöpfen vermag, die ihnen selbst das Daseyn gab. Vorzüglich aber sind sie ein dankbarer Gegenstand für die ästhetische Beurtheilung. Denn sie erheben zugleich mit sich auch ihren Beurtheiler empor, und führen von selbst eine Art der Kritik herbei, die in dem einzelnen Beispiel zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künstler schildert.

Eine solche Beurtheilung schien mir Göthe's Herrmann und Dorothea vorzugsweise zu verdienen. Denn in dem eigenthümlichen Geiste, der diese Dichtung beseelt, glaubte ich in vorzüglich sichtbarer Stärke die doppelte Verwandtschaft zu erkennen, in welcher derselbe auf der einen Seite mit der allgemeinen Dichter- und Künstlernatur überhaupt, auf der andern mit der besondern Eigenthümlichkeit ihres Verfassers steht. Die poëtische Gattung und die epische Art erscheint nur selten so rein und so vollständig, als in der meisterhaften Composition dieses Ganzen, der dichterischen Wahrheit dieser Gestalten, dem stetigen Fortschreiten dieser Erzählung; und wenn Göthe's Eigenthümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstralt, so findet man in keinem, so wie in diesem, alle diese einzelnen Stralen in Einem Brennpunkt versammelt.

Die kritische Zergliederung dieses Werks zu übernehmen, hieſs in einem noch eigentlicheren Verstande, als es die ästhetische Beurtheilung immer thun muſs, in das Wesen der dichterischen Einbildungskraft einzudringen; und so trieb mich die Begierde, dieser geheimniſsvollsten unter allen menschlichen Kräften mit Begriffen näher zu kommen, nicht weniger, als die Liebe zu diesem Gedicht, den Versuch zu wagen, aus dem diese Schrift entstand.

Diesem Gesichtspunkte, von dem ich ausging, habe ich mich bemüht, in der Ausführung getreu zu bleiben. Ich habe die

Betrachtung des Gedichts so wenig als möglich von der Betrachtung des Dichters getrennt, und dasselbe, so viel ich immer konnte, nur als den lebendig dargestellten Gedanken einer individuellen dichterischen Einbildungskraft beurtheilt. Denn die Natur eben dieser Einbildungskraft zu studieren, war mein hauptsächlichster Endzweck.

Dies bitte ich den Leser nicht aus den Augen zu verlieren, wenn er vielleicht finden sollte, daſs ich mich bisweilen zu sehr von meinem Gegenstande entferne, zu hoch zu allgemeinen Grundsätzen erhebe, oder zu weit auf andre Dichtungsarten und Dichternaturen verbreite. Beides war auf dem Wege, den ich einmal nahm, unvermeidlich. Denn um zu zeigen, daſs dies Gedicht die allgemeine Natur der Poësie und der Kunst reiner, als nicht leicht ein andres, sich zum besondern Charakter aneignet, muſste ich nothwendig, das Wesen der Kunst in ihren ersten Gründen aufsuchend, bis auf die höchsten Principien der Elementar-Ästhetik zurückgehn; und um demselben, so wie dem Dichter selbst, die ihnen gebührende Stelle unter den übrigen Kunstwerken und Künstlern anzuweisen, eben so nothwendig die verschiedenen Nebenarten aufführen, welche dieselbe Gattung mit ihnen befaſst.

Ich wählte aber diese Methode, immer zugleich bei meinem Gegenstande etwas Allgemeineres, die Poësie und die Dichternatur überhaupt, im Auge zu haben, nicht ohne Absicht. Jede philosophische Beurtheilung kann auf einen zwiefachen Endzweck hinarbeiten, mehr auf die objective Beschaffenheit des Werks, das sie zu würdigen versucht, oder mehr auf den Geist Rücksicht nehmen, der nothwendig war, es hervorzubringen. In dem ersteren Fall befördert sie die Gesetzmäſsigkeit unsrer Thätigkeit; in dem letzteren bildet sie die ihr günstige Stimmung unsres Gemüths. In dem Gemüthe des Menschen aber sind die Anlagen zu jeder Art der Kraftäuſserung mit einander verwandt, und jede einzelne entwickelt sich freier und vollkommner, wenn sie durch die verhältniſsmäſsige Ausbildung der übrigen unterstützt wird. Von welchem Gegenstande man daher immer reden mag, so kann man ihn auf den Menschen, und zwar auf das Ganze seiner intellectuellen und moralischen Organisation beziehen. Bei jeder eigenthümlichen Philosophie, jedem weitumfassenden System der Naturforschung, jeder groſsen politischen Einrichtung kann man untersuchen, was dadurch der philosophische, naturhistorische, politische Geist allein und in ihrer Verbindung gewonnen haben. Man kann an diese Untersuchung die noch allgemeinere anknüpfen, um wie viel dadurch der menschliche Geist überhaupt dem letzten Ziele seines Strebens näher gerückt ist, dem Ziele nemlich: die ganze Masse des Stoffs, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen, und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugeſtalten und sich anzueignen, und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen. Man muſs sogar immer beides, sobald man einen hohen praktischen Endzweck verfolgt, und man darf es wenigstens nie ganz vernachlässigen, wenn man von der Kunst spricht, die aus dem Innersten des menschlichen Gemüths selbst entspringt, und von einem Kunstwerke, das mit dem Gepräge einer grofsen Eigenthümlichkeit gestempelt ist.

Erwählt man nun diesen höheren Standpunkt, so bezieht man seinen einzelnen Gegenstand auf einen allgemeinen, aufser demselben liegenden Mittelpunkt, und arbeitet an einem mehr oder minder beträchtlichen Theil eines weiten und erhabenen Gebäudes. Dieser Mittelpunkt ist nemlich: die Bildung des Menschen; dies Gebäude: die Charakteristik des menschlichen Gemüths in seinen möglichen Anlagen und in den wirklichen Verschiedenheiten, welche die Erfahrung aufzeigt. Man besitzt nunmehr in der Summe der Vorzüge des Geistes und der Gesinnung, welche die Menschheit bisher dargethan hat, eine idealische, aber bestimmbare Gröfse, nach welcher sich der Einzelne beurtheilen läfst; man sieht ein Ziel, dem man nachstreben kann; man kennt einen Weg, auf dem es möglich ist, im höchsten Verstande des Worts Entdecker zu seyn, indem man durch die That als Dichter, Denker, oder Forscher, aber vor allem als handelnder Mensch, jener Summe etwas Neues hinzufügt, und damit die Grenzen der Menschheit selbst weiter rückt. Man gewinnt eine Idee, welche durch Begeisterung zugleich Kraft mittheilt, da das Gesetz die Schritte nur leitet, nicht auch beflügelt, und den Muth mehr daniederschlägt, als erhebt.

Es giebt keine freie und kraftvolle Äuſserung unsrer Fähigkeiten ohne eine sorgfältige Bewahrung unsrer ursprünglichen Naturanlagen; keine Energie ohne Individualität. Deswegen ist es so nothwendig, daſs eine Charakteristik, wie die eben geschilderte, dem menschlichen Geiste die Möglichkeit vorzeichne, mannigfaltige Bahnen zu verfolgen, ohne sich darum von dem einfachen Ziel allgemeiner Vollkommenheit zu entfernen, sondern demselben vielmehr von verschiedenen Seiten entgegen zu eilen. Nur auf eine philosophisch empirische Menschenkenntniſs läſst sich die Hoffnung gründen, mit der Zeit auch eine philosophische Theorie der Menschenbildung zu erhalten. Und doch ist diese letztere nicht bloſs als allgemeine Grundlage zu ihren einzelnen Anwendungen, der Erziehung und

Gesetzgebung, (die selbst erst von ihr durchgängigen Zusammenhang in ihren Principien erwarten dürfen) sondern auch als ein sicherer Leitfaden bei der freien Selbstbildung jedes Einzelnen ein allgemeines und besonders in unserer Zeit dringendes Bedürfniſs. Je gröſser die Anzahl der Richtungen ist, welche ihm offen liegen, je reichhaltiger der Stoff, welchen unsre Cultur ihm darbietet, desto mehr fühlt sich auch der bessere Kopf verlegen, unter dieser Mannigfaltigkeit eine verständige Wahl zu treffen, und auch nur Mehreres davon mit einander zu verbinden. Ohne diese Verbindung aber geht die Cultur selbst verloren. Denn wenn die Cultur des Menschen die Kunst ist, sein Gemüth durch Nahrung fruchtbar zu machen, so muſs er dazu seine Organe so harmonisch stimmen, und eine solche äuſsre Lage wählen, daſs er so Vieles, als möglich, sich aneignen kann, da ohne Aneignung kein Nahrungsstoff weder in das Gemüth, noch in den Körper übergeht.

Eine solche Charakteristik des Menschen durfte sich zwar nie zu einer eigentlichen Wissenschaft erheben, ob sie gleich mehr bestimmt wäre, philosophisch und zum Behuf höherer Ausbildung zu entwickeln, was der Mensch überhaupt zu leisten vermag, als historisch zu zeigen, was er bisher wirklich geleistet hat; aber sie würde dennoch nicht minder verdienen, als eine eigne, philosophisch geordnete Erfahrungstheorie von der Masse der übrigen philosophischen Kenntnisse abgesondert zu werden. In wie ferne sie hierauf Ansprüche machen, und selbst eines eignen Namens bedürfen möchte, da sie sich auch in ihrem allgemeinen Theile von der Psychologie und Anthropologie wesentlich unterscheiden würde, ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen. Ich glaubte ihrer nur überhaupt erwähnen zu müssen, um für die Beurtheilung dieser Blätter den entfernteren Zweck bestimmter anzudeuten, den ich bei Ausarbeitung derselben nie aus den Augen verlor.

Der Rückblick auf diesen entfernteren Zweck aber hat mich genöthigt, einen Gang zu wählen, der, wie ich fürchte, vielen zu lang und zu beschwerlich scheinen wird. Mein Raisonnement ist nemlich für die Individualität meines Gegenstandes vielleicht zu allgemein, für seine Anschaulichkeit zu philosophisch geworden. Wenn ich mir auch schmeicheln könnte, den Ästhetiker einiger Maſsen befriedigt zu haben, so darf ich nicht auch hoffen, dem Dichter unmittelbar bei seinem Geschäft nützlich zu werden. Die philosophische Höhe, zu der ich mich von meinem Standpunkte aus nothwendig erheben muſste, ist dem ausübenden Künstler weder bequem noch fruchtbar; er braucht mehr specielle und empirische Regeln. Wenn diese dem Philosophen zu eng und individuell sind, so erscheint ihm dagegen dasjenige, was für diesen gehörigen Gehalt und Tauglichkeit zum allgemeinen Gesetz hat, immer hohl und leer. So stehen beide in einem nothwendigen und unvermeidlichen Widerstreit mit einander.

Aber die Philosophie der Kunst ist auch nicht hauptsächlich für den Künstler, und wenigstens nie für den Augenblick der Hervorbringung bestimmt. Es ist ein Vorzug und ein Unglück der Philosophie überhaupt immer nur den Menschen, nie die Ausübung zum unmittelbaren Endzweck zu haben. Der

Künstler kann ohne sie Künstler, der Staatsmann ohne sie Staatsmann, der Tugendhafte ohne sie tugendhaft seyn; aber der Mensch bedarf ihrer, um, was er von ihnen empfängt, zu genieſsen und zu benutzen, um sich selbst und die Natur zu kennen und diese Kenntniſs fruchtbar zu machen; und jene sogar können ihrer nicht entbehren, wenn sie sich selbst verständlich werden und mit ihrer Vernunft dem Fluge ihres Genies oder der Tiefe und Richtigkeit ihres praktischen Sinns gleichkommen wollen. Eben so ist auch die Ästhetik unmittelbar nur für denjenigen bestimmt, welcher durch die Werke der Kunst seinen Geschmack, und durch einen freien und geläuterten Geschmack seinen Charakter zu bilden wünscht; der Künstler selbst kann sie nur gebrauchen, sich überhaupt zu stimmen, sich, wenn er sich eine Zeit hindurch seinem Genie überlassen hat, wieder zu orientiren, den Punkt zu bestimmen, auf dem er steht, und wohin er gelangen sollte. Über den Weg aber, der ihn zu diesem Ziele führt, kann ihm nicht mehr sie, sondern allein seine eigne und fremde Erfahrung Rath ertheilen.

Zwar wird ihm auch diese immer nur einzelne Bruchstücke zu liefern im Stande seyn, abgerissene Regeln, denen es nicht bloſs an Vollständigkeit, sondern auch an Allgemeingültigkeit fehlt. Dessenungeachtet wäre es nicht minder wichtig, dieselben zu sammeln und zu ordnen, und jeder, welchem sein Talent die Bahn der Kunst mit entschiedenem Erfolge zu wandeln erlaubt, sollte sorgfältig aufzeichnen, was er auf derselben an sich selbst bewährt gefunden hat. Es würde dadurch nicht bloſs der Kunst, sondern auch der Philosophie ein wesentlicher Dienst geleistet. Denn der Aesthetiker benutzt diese poëtischen Geständnisse eben so, als der Psycholog die moralischen, und freut sich, die Künstlernatur, die er sonst nur mit Mühe aus ihren Werken ahndet, nun durch unmittelbare Anschauung zu erkennen. Dies ist es, was Diderots ästhetischen Aufſätzen einen so groſsen Werth giebt, der Reichthum von Bemerkungen und Erfahrungen, der z. B. seine Versuche über die Mahlerei und seine Abhandlung über die dramatische Poësie so fruchtbar für den Künstler und Theoretiker macht.

Der Abstand, welcher sich zwischen dem allgemeinen Gesetz und dem individuellen Kunstwerk befindet, hindert oft, daſs das letztere sogleich vollkommen als der einzelne Fall erscheine, in welchem das erstere dargestellt ist. Sehr leicht könnte sich daher der Leser in der Folge dieser Versuche zu der Beschuldigung veranlaſst finden, daſs ich den Charakter des beurtheilten Gedichts nicht treu genug vor Augen gehabt, und meine Behauptungen nicht durch vollkommen passende Beispiele gerechtfertigt hätte. Ehe er indeſs ein solches Verdammungsurtheil ausspricht, muſs ich ihn bitten, sich mit dem Geiste des Ganzen recht vertraut zu machen, und diesen auch bei einzelnen Stellen nie aus dem Gesicht zu verlieren. Denn auch mir hat immer der Totaleindruck vorgeschwebt, und ich kenne in ästhetischen Beurtheilungen keine andre Absonderungs-Methode, als diejenige, welche die einzelne Eigenschaft, auch zu einem augenblicklichen Gebrauche getrennt, noch immer durch das Ganze, mit dem sie verbunden ist, modificirt betrachtet.

Bei der Bestimmung der Dichtungsart, zu welcher Herrmann und Dorothea gehört, habe ich nöthig gefunden, eine eigne, von dem gewöhnlichen Begriff der Epopee abweichende Gattung derselben festzusetzen. Ich fürchte hiebei nicht den Vorwurf, zum Behuf eines einzelnen Gedichts ohne Noth eine neue Gattung geschaffen zu haben. Wer die Theorie der Kunst bearbeitet, befindet sich in dem gleichen Fall mit dem Naturforscher. Was diesem die Natur ist, das ist jenem das Kunstgenie. Wofern er nur gewiſs ist, daſs dieses und zwar in seiner vollen und reinen Kraft gewirkt hat, (denn hierüber muſs er einen freien und eigenmächtigen Richterspruch fällen) so bleibt ihm nichts übrig, als die Geburten desselben gerade für das zu nehmen, wofür sie sich ankündigen, sie einfach zu beschreiben, und sein System, wenn sie sich seiner Classification widersetzen, nach ihrem Bedürfniſs zu erweitern.

Die Entwicklung philosophischer Theorieen an einzelnen zum Grunde gelegten Beispielen führt gewöhnlich mehr als Einen Nachtheil mit sich. Entweder leidet dadurch die Allgemeinheit der Theorie, oder es wird auch in dem einzelnen Fall, von dem man ausgeht, mehr hineingelegt, als sich sonst natürlich darin gefunden hätte. So wie ich in dieser Einleitung den Zweck auseinandergesetzt habe, auf den ich hinarbeitete, glaube ich keinen dieser beiden Vorwürfe mehr befürchten zu dürfen. Bei der Methode, die ich wählte, mufste sich zwar das gesammte Feld der Kunstphilosophie meinem Blicke zeigen, aber ich durfte mich nie von dem Standpunkte entfernen, auf den ich mich gestellt hatte. Wenn die erstere Betrachtung mir die Bahn, die ich zu durchlaufen hatte, eröffnete, so mufste die letztere sie zu begränzen dienen. Dies bitte ich den Leser besonders da nicht zu vergessen, wo ich über andre Dichtungsarten und Dichternaturen, wie z. B. über die Tragödie und über Ariost rede. Denn da ich ihrer immer nur in Beziehung auf meinen eigentlichen Gegenstand erwähne, so könnte mein Raisonnement in diesen Stellen, ohne diese Erinnerung, leicht schief und einseitig erscheinen. Freilich aber gestehe ich gern, dafs ein tieferes Eindringen in die Grundprincipien einer allgemeingültigen Philosophie der Kunst überhaupt mir bald zu reizend schien, um dasselbe als einen bloſs untergeordneten Zweck meiner Arbeit zu betrachten, und daſs meine Bemühung vielmehr wesentlich darauf hinging, den gesammten Vorrath meiner Ideen über diesen Gegenstand zu einem, auch von jeder fremden Beziehung unabhängigen und so viel möglich in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch zu ordnen.

Sollte übrigens der geschmackvolle Kunstrichter die Resultate dieser Untersuchungen mit minderer Ausführlichkeit und mit einer gedrängteren Kürze dargestellt wünschen; so fühle ich vielleicht lebhafter, als irgend einer meiner Leser, die Billigkeit dieser Forderung, in so fern sie den Styl und den Vortrag ausschlieſsend betrifft. Für einen groſsen Theil des Publicums hingegen glaub' ich meinen philosophischen Raisonnements sowohl mehr Klarheit, als mehr überzeugende Kraft dadurch ertheilt zu haben, daſs ich sie unmittelbar an die Zergliederung eines vollendeten Kunstwerks angeschlossen; und ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, manche sonst nicht unwichtige Rücksichten dem höheren Interesse aufzuopfern, welches ein so allgemein beliebtes Meisterstück jedem nicht ganz mißlungenen Versuch seine Schönheiten zu entwickeln, unstreitig zu ertheilen vermag.

Inhalt.

Seite

I. Wirkung des Gedichts im Ganzen. — Es läſst einen rein dichterischen Eindruck in dem Gemüthe zurück. 2

II. Hauptbestandtheile der dichterischen Wirkung. — Plan dieser Beurtheilung im Allgemeinen. . . . 4

III. Einfachster Begriff der Kunst. 6

IV. Höhe der Wirkung, zu der die Kunst sich erhebt. — Idealität. — Erster Begriff des Idealischen, als des Nicht-Wirklichen. 9

V. Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft. . . 12

VI. Nothwendigkeit, in der sich jeder echte Künstler befindet, immer das Idealische zu erreichen. . . 16

VII. Nachahmung der Natur. 17

VIII. Zweiter Vorzug der Kunst in ihrer letzten Vollendung: Totalität. — Zwiefacher Weg, dieselbe zu erhalten. 20

IX. Diese Totalität ist allemal eine nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft. 23

X. Einfluſs des Idealischen in der Darstellung auf die Totalität. 27

Seite

XI. Überſicht des ganzen Weges, welchen der Dichter von ſeinem urſprünglichen Zweck bis zu ſeinem höchſten Ziele zurücklegt. 31

XII. Unterſcheidung des hohen und echten Styls in der Dichtkunſt von dem Afterſtyl in derſelben. . . . 35

XIII. Anwendung des Vorigen auf Hermann und Dorothea. — Reine Objectivität dieſes Gedichts. — Erſte Stufe derſelben. 38

XIV. Zweite Stufe der Objectivität unſres Gedichts. — Verwandtſchaft ſeines Styls mit dem Styl der bildenden Kunſt. 41

XV. Verwandtſchaft aller Künſte unter einander. — Doppeltes Verhältniſs jedes Künſtlers zur Kunſt überhaupt und zu ſeiner beſondren 45

XVI. Mittel, wodurch unſer Dichter dieſe, der bildenden Kunſt nahe kommende, Objectivität erlangt. . 49

XVII. Erläuterung des Geſagten an der Schilderung der Geſtalt Dorotheens. 54

XVIII. In wie fern macht unſer Dichter, bei ſeiner Verwandtſchaft mit der bildenden Kunſt, die beſondren Vorzüge der Dichtkunſt geltend? 59

XIX. Eigenthümliche Natur der Dichtkunſt, als einer redenden Kunſt. 63

XX. Dritte und letzte Stufe der Objectivität des Gedichts 67

XXI. Zwiefache Gattung beſchreibender Gedichte in Rückſicht auf ihre gröſsere oder geringere Objectivität — erläutert an Homer und Arioſt. 71

Seite

XXII. Homer verbindet die einzelnen Theile seiner Dichtungen fester zu einem Ganzen. 75

XXIII. Ariost rechnet mehr auf den Effect, Homer wirkt stärker durch die reine Form. 77

XXIV. Colorit. 79

XXV. Homer ist mehr naiv; Ariost mehr sentimental. — Resultat der ganzen Untersuchung. 84

XXVI. Einfluſs dieser Verschiedenheit beschreibender Gedichte auf die Wahl der Versart. 88

XXVII. Zu welcher jener beiden Gattungen unser Dichter gehört? beweist er durch die Zeichnung seiner Figuren. 89

XXVIII. Vergleichung unsers Dichters mit Homer in diesem Stück. — Beispiel an Glaukus und Diomedes Waffentausch. 91

XXIX. Schilderung Herrmanns und Dorotheens. . . 95

XXX. Erste Einführung Dorotheens durch Herrmanns Erzählung von ihr. 97

XXXI. Schilderung der Jungfrau in ihrer Wirkung auf Herrmann. 100

XXXII. Die Wirkung des Mädchens auf den Jüngling ist nicht in einer unbestimmten Gröſse, sondern in dem bestimmten Begriff der vollkommnen Angemessenheit beider Naturen gezeichnet. 104

XXXIII. Dorotheens eignes Erscheinen. 109

XXXIV. Erzählung des heroischen Muths der Jungfrau. — Ob der Dichter gut that, gerade diesen Zug aus ihrem Leben herauszuheben? 111

Seite

XXXV. Dorotheens Zusammenkunft mit Hermann; — erst am Brunnen, dann auf dem Wege zu seinen Eltern. . 115

XXXVI. Eintritt der beiden Liebenden in das Zimmer der Eltern. — Dorotheens Benehmen bis zum Schluſs des Gedichts. — Anruf der Muse. 120

XXXVII. Kurze Vergleichung dieser Schilderung mit dem im Vorigen Gesagten. — Reine Objectivität derselben — so wie des ganzen Gedichts. 123

XXXVIII. Schlichte Einfalt und natürliche Wahrheit unsres Gedichts. 126

XXXIX. Die Verbindung reiner Objectivität mit einfacher Wahrheit macht dies Gedicht den Werken der Alten ähnlich. 132

XL. Verschiedenheit unsres Gedichts von den Werken der Alten. — Mangel an sinnlichem Reichthum. . . 135

XLI. Dieser Mangel an sinnlichem Reichthum zeigt sich auffallend in der Behandlung des Wunderbaren. . 141

XLII. Der Unterschied dieses Gedichts von den Werken der Alten offenbart sich aber auch in einem ihm eigenthümlichen Vorzug. 145

XLIII. Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele. . 149

XLIV. Reicher Gehalt dieses Gedichts für den Geist und die Empfindung. — Eigenthümliche Behandlung desselben. 157

XLV. Eigenthümlichkeit unsres Gedichts in der Verbindung dieses wahrhaft modernen Gehalts mit jener echt antiken Form 166

Seite

XLVI. Vaterländischer Charakter unsres Dichters in seiner Vergleichung mit den alten und den neueren Dichtern andrer Nationen gezeigt. 172

XLVII. Einfluſs der geschilderten Eigenthümlichkeit des Gedichts auf die Totalwirkung desselben. . . 174

XLVIII. Resultate. — Allgemeiner Charakter unsres Dichters. 176

XLIX. Rechtfertigung des bei der Zeichnung dieses Charakters gewählten Ganges. 179

L. Flüchtiger Blick auf das Verhältniſs des Charakters unsers Dichters überhaupt zu dem besondren dieses Gedichts. 181

LI. Zwiefache Beurtheilung eines Kunstwerks. . . 184

LII. Epische Dichtung. — Unbestimmtheit des gewöhnlichen Begriffs derselben. 186

LIII. Methode der Ableitung der verschiednen Dichtungsarten. 189

LIV. Allgemeiner Charakter der Epopee. — Aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniſs zur epischen Dichtkunst herflieſst? 191

LV. Zustand allgemeiner Beschauung entgegengesetzt dem Zustande einer bestimmten Empfindung. . . . 193

LVI. Besondre Schilderung jenes allgemein beschauenden Zustandes. 196

LVII. Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung mit der Thätigkeit der dichterischen Einbildungskraft. — Entstehung des epischen Gedichts. . . . 199

Seite
LVIII. Eigenschaften des Zustandes allgemeiner Beschauung. 203
LIX. Eigenschaften der dichterischen Einbildungskraft in Beziehung auf jenen Zustand. 206
LX. In der Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung und der dichterischen Einbildungskraft treten der Form nach gleichartige Eigenschaften mit einander in Wechselwirkung. — Einfluſs, welchen dies auf die epische Stimmung ausübt. 210
LXI. Weitere Schilderung einer rein epischen Stimmung. 213
LXII. Definition der Epopee. 217
LXIII. Unterschied zwischen der Epopee und der Tragödie 220
LXIV. Die Tragödie erregt eine bestimmte Empfindung, und ist daher lyrisch. 225
LXV. Worin beide Dichtungsarten mit einander übereinkommen? und worin sie von einander abweichen? . 229
LXVI. Warum die Werke der Alten vorzugsweise eine so groſse Ruhe hervorbringen? 233
LXVII. Unterschied zwischen der Epopee und der Idylle. — Charakter der letzteren in Rücksicht auf die Stimmung, aus der sie herflieſst. 234
LXVIII. Charakter der Idylle in Rücksicht auf den Gegenstand, den sie schildert. 238
LXIX. Unterschied zwischen der Epopee und andern erzählenden, aber nicht epischen Gedichten. . . 242
LXX. Diese Gattung beschreibender Gedichte hat einen beschränkteren Zweck, als die Epopee, und steht ihr in dichterischer Vollendung nach. 245

Seite
LXXI. Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopee auf das gegenwärtige Gedicht. . . . 249
LXXII. Beantwortung dieses Einwurfs. — Begriff des Heroischen. 252
LXXIII. Gewöhnlicher Begriff der grofsen Epopee. — Seiner Unbestimmtheit ungeachtet liegt ihm Wahrheit zum Grunde. 254
LXXIV. Beweis des Gesagten durch ein Beispiel aus der Ilias. 257
LXXV. Jener unbestimmte Begriff der Epopee wird bestimmt, sobald man ihn auf den des Heroischen zurückführt. 259
LXXVI. Ankündigung des Gegenstandes und Anruf der Muse in der Epopee. 261
LXXVII. Zwiefache Gattung der Epopee. 265
LXXVIII. Eigenthümliche Gröfse des Gegenstandes unsres Gedichts. 271
LXXIX. Hauptthema des Gedichts. 274
LXXX. Gröfse in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten. 277
LXXXI. Resultat des Ganzen. — Eigentlicher Stoff des Gedichts. 282
LXXXII. Gesetze der Epopee. — Gesetz der höchsten Sinnlichkeit. 283
LXXXIII. Gesetz durchgängiger Stetigkeit. . . . 288
LXXXIV. Gesetz der Einheit. 291
LXXXV. Gesetz des Gleichgewichts. 293
LXXXVI. Gesetz der Totalität. 297

Seite

LXXXVII. Gesetz pragmatischer Wahrheit. 299
LXXXVIII. Plan des Gedichts. — Gang der Handlung. . . 304
LXXXIX. Echt dichterische Erfindung des Ganzen. . . 310
XC. Augenblick, in welchem die Handlung anhebt. . 312
XCI. Entscheidende Umstände, durch welche die Handlung ihre Hauptwendungen erhält. 315
XCII. Benutzung des Orts und der Zeit. 321
XCIII. Stetigkeit in den nach einander erregten Empfindungen. — Ausnahme davon. — Mittel des Apothekers gegen die Ungeduld. 325
XCIV. Charaktere des Gedichts. — Allgemeine Gattung, zu der dieselben gehören. — Ihre Ähnlichkeit mit den Homerischen. 329
XCV. Verhältniſs der Cultur und einer cultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauch. 333
XCVI. Möglichkeit der heroischen Epopee in unserer Zeit. 337
XCVII. Darstellung einfacher Weiblichkeit in Dorotheen. 341
XCVIII. Idealität in der Charakter-Schilderung. — Verhältniſs der Charaktere zu einander. 343
XCIX. Diction. 346
C. Einfachheit der Diction. 349
CI. Periodenbau. 352
CII. Versbau und Rhythmus. 354
CIII. Ubereinstimmung des besondern Charakters des Gedichts mit dem allgemeinen der Gattung, zu der es gehört. 357
CIV. Schluſs. 360

Über Göthe's

Herrmann und Dorothea.

Paris, im April 1798.

I.

Wirkung des Gedichts im Ganzen. — Es läſst einen rein dichterischen Eindruck in dem Gemüthe zurück.

Die schlichte Einfachheit des geschilderten Gegenstandes und die Gröſse und Tiefe der dadurch hervorgebrachten Wirkung, diese beiden Stücke sind es, welche in **Göthe's Herrmann und Dorothea** die Bewunderung des Lesers am stärksten und unwillkühr- ichsten an sich reiſsen. Was sich am meisten entge- ensteht, was nur dem Genie des Künstlers, und uch diesem allein in seinen glücklichsten Stimmungen u verknüpfen gelingt, finden wir auf einmal vor nserer Seele gegenwärtig — Gestalten, so wahr nd individuell, als nur die Natur und die leben- ige Gegenwart sie zu geben, und zugleich so rein nd idealisch, als die Wirklichkeit sie niemals dar- ustellen vermag. In der bloſsen Schilderung einer nfachen Handlung erkennen wir das treue und voll- ändige Bild der Welt und der Menschheit.

Der Dichter erzählt die Verbindung eines Sohns s einer wohlhabenden Bürgerfamilie mit einer Auswanderten; er thut nichts, als die einzelnen Momente dieser Handlung, die einzelnen Theile dieses Stoffs aus einander legen, die Reihe der Umstände entwickeln, wie sie natürlich und nothwendig aus einander entspringen; er ist nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande beschäftigt; alle Hindernisse, durch die er den Knoten der Handlung schürzt, alle Mittel, durch die er ihn wieder löst, sind allein aus diesem und aus den Charakteren der handelnden Personen genommen; alles, wodurch er die Theilnahme des Lesers gewinnt, ist allein in diesem Kreise enthalten, und nie tritt er in seiner eignen Individualität hervor, nie schweift er in eine eigne Betrachtung, oder eine eigne Empfindung aus. Und auf welchen Standpunkt sieht sich dadurch der Leser versetzt! Das Leben in seinen gröſsesten und wichtigsten Verhältnissen und der Mensch in allen bedeutenden Momenten seines Daseyns stehen auf einmal vor ihm da, und er durchschaut sie mit lebendiger Klarheit.

Was seinem Herzen das Wichtigste ist, sein Nachdenken und seine Beobachtung am anhaltendsten beschäftigt, sieht er mit wenigen, aber meisterhaften Zügen in überraschender Wahrheit geschildert — den Wechsel der Alter und Zeiten, die fortschreitende Umänderung in Sitten und Denkungsart, die Hauptstufen menschlicher Cultur, und vor allem das Verhältniſs häuslicher Bürgertugend und stillen Familienglücks zu dem Schicksal von Nationen und dem Strome auſserordentlicher Ereignisse. Indem er nur den Begebenheiten einer einzelnen Familie zuzuhören glaubt, fühlt er seinen Geist in ernste und allgemeine Betrachtungen versenkt, sein Herz zu wehmuthsvoller Rührung hingerissen, sein ganzes Gemüth hingegen zuletzt wieder durch einfache, aber gediegene Weisheit beruhigt. Denn die wichtige Frage, die sich in unsrer Zeit überall jedem aufdrängen muſs: wie soll bei dem allgemeinen Wechsel, in welchem Meynungen, Sitten, Verfassungen und Nationen fortgerissen werden, der Einzelne sich verhalten? findet er nicht allein in den mannigfaltigsten Gestalten aufgeworfen, sondern auch so beantwortet, daſs die Antwort ihm mit der Belehrung zugleich Kraft zum Handeln und Muth zum Ausharren in die Seele haucht.

Aus der Mitte aller Verhältnisse seiner Zeit und seines Vaterlandes, sieht er sich in eine Welt versetzt, in die er sonst nur, von der Erinnerung an die einfachsten und frühesten Menschenalter erfüllt, an der Hand der Alten einzugehen pflegt. Denn indem ihn der Dichter bei der ganzen Individualität seines Wesens ergreift, führt er ihn zu den reinen und ursprünglichen Naturformen zurück; und indem er in der Wirklichkeit alles vertilgt, was sie zur bloſsen Wirklichkeit und untauglich zum Gebrauch für die Phantasie macht, benutzt er noch bis auf den kleinsten Zug ihre Individualität.

So rein dichterisch hat er seinen Stoff erfunden und ausgeführt.

II.

Hauptbestandtheile aller dichterischen Wirkung. — Plan dieser Beurtheilung im Allgemeinen.

Nichts ist ein so zuverlässiger Beweis des echt dichterischen Charakters, als die Verbindung des Einfachsten und des Höchsten, des durchaus Individuellen und vollkommen Idealischen (dieser beiden Hauptbestandtheile aller künstlerischen Wirkung) in derselben Schilderung und derselben Gestalt.

Denn durch einzelne Bilder der Phantasie den Geist auf einen hohen und weitumschauenden Standpunkt zu führen, ist die schöne Bestimmung des Dichters, vermittelst durchgängiger Begrenzung seines Stoffs eine unbegrenzte und unendliche Wirkung hervorzubringen, durch ein Individuum einer Idee Genüge zu leisten, und von Einem Punkt aus eine ganze Welt von Erscheinungen zu eröffnen.

Zwar kann es leicht scheinen, als sey das Geschäft, das ihm dadurch aufgelegt wird, nur die übertriebene Forderung eines undichterischen Zeitalters, das, indem es überall nach philosophischen Begriffen hascht, auch überall nur Ideen sucht, und das bloſse und leichte Spiel der Sinne und der Einbildungskraft verschmäht. Man darf aber nur seine nächste und eigentlichste Bestimmung genau untersuchen, und man wird unläugbar finden, daſs, indem er dieser vollkommen zu genügen strebt, er sich zugleich auf dem Wege befindet, jenes zu erreichen, sich zu Idealen zu erheben und eine gewisse Totalität zu erlangen.

Dies liegt uns jetzt zu zeigen ob. Denn wenn das Gedicht, das wir zu beurtheilen im Begriff sind, wirklich einen so rein dichterischen Eindruck zurückläſst, als wir so eben beschrieben haben, so wird uns nichts so sicher, als die Erörterung des Wesens der Dichtkunst selbst, bei der Schilderung seines allgemeinen Charakters leiten; und diese Schilderung macht den ersten und hauptsächlichsten Theil unsres Geschäfts aus.

Haben wir diesen vollendet, so bleibt uns dann nur noch übrig, die Arbeit des Dichters mit den besondren Regeln der Gattung zu vergleichen, zu der sie gehört.

Denn nur, indem wir diese doppelte Beurtheilung mit einander verbinden, können wir gewiſs seyn, weder der Originalität des Dichters, noch den gerechten Ansprüchen der Theorie der Kunst zu nahe zu treten.

III.

Einfachster Begriff der Kunst.

Das Feld, das der Dichter als sein Eigenthum bearbeitet, ist das Gebiet der Einbildungskraft; nur dadurch, daſs er diese beschäftigt, und nur in so fern, als er dies stark und ausschlieſsend thut, verdient er Dichter zu heiſsen. Die Natur, die sonst nur einen Gegenstand für die sinnliche Anschauung abgiebt, muſs er in einen Stoff für die Phantasie umschaffen. Das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, ist die allgemeinste Aufgabe aller Kunst, auf die sich jede andre, mehr oder weniger unmittelbar, zurückbringen läſst.

Um hierin glücklich zu seyn, hat der Künstler nur Einen Weg einzuschlagen. Er muſs in unsrer Seele jede Erinnerung an die Wirklichkeit vertilgen, und nur die Phantasie allein rege und lebendig erhalten. An seinem Objecte darf er dem Gehalt und selbst der Form nach nur wenig ändern; wenn man die Natur in seinem Bilde wiedererkennen soll, so muſs er sie streng und treu nachahmen; es bleibt ihm also nichts übrig, als sich an das Subject zu wenden, auf das er wirken will. Lieſse er auch den Gegenstand selbst, bis auf seine kleinsten Flecken, gerade so wie er in der Natur ist, so hätte er denselben nichts desto weniger zu etwas durchaus Verschiedenem gemacht; denn er hätte ihn in eine andre Sphäre versetzt. In der Wirklichkeit schlieſst immer eine Bestimmung jede andere aus; was sie also dem Gegenstande durch ihre Beschaffenheit giebt, das nimmt sie ihm wieder durch ihr ausschlieſsendes Daseyn; vor der Phantasie hingegen fällt diese Beschränkung, die nur aus der Natur der Wirklichkeit herflieſst, von selbst hinweg, da die Seele, von der Phantasie begeistert, sich über die Wirklichkeit erhebt.

Diese allgemeinste und einfachste Wirkung aller Kunst beweisen am besten diejenigen Gemählde, die sich begnügen, leblose Naturgegenstände darzustellen. Eine Pflanze, eine Frucht ist gerade so gemahlt, wie sie in der Natur vor uns daliegt, es ist nichts ausgelassen, nichts hinzugesetzt; warum macht sie dennoch einen anderen Eindruck, als der wirkliche Gegenstand? warum ist ein solches Stück in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff der Kunst durchaus von demselben Werth in seiner Gattung wie jede andere Vorstellung in der ihrigen? Bloſs darum, weil es gerade und rein zur Phantasie des Zuschauers geht, und eben so rein aus der Phantasie des Künstlers entsprungen ist.

Bis so weit ist die Kunst mehr beschrieben, als definirt; ihr Wesen mehr empirisch erläutert, als philosophisch entwickelt worden. Eine wahre Definition muſs sich, wenn sie nicht willkührlich scheinen soll, auf eine Ableitung aus Begriffen gründen. Eine solche kann für die Kunst nur aus der allgemeinen Natur des Gemüths Statt finden.

Wir unterscheiden drei allgemeine Zustände unserer Seele, in denen allen ihre sämmtlichen Kräfte gleich thätig, aber in jedem Einer besondern, als der herrschenden, untergeordnet sind. Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden bloſser Erfahrungskenntnisse, oder mit der Aufsuchung von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich.

Der letztere Zustand kann, das begreift man leicht, nur der Einbildungskraft angehören, der einzigen unter unsern Fähigkeiten, welche widersprechende Eigenschaften zu verbinden im Stande ist. Was in demselben vorgeht, muſs eine zwiefache Eigenschaft in sich vereinigen. Es muſs 1) ein reines Erzeugniſs der Einbildungskraft seyn; und 2) immer eine gewisse, äuſsere oder innere, Realität besitzen. Ohne das erstere wäre die Einbildungskraft nicht herrschend; ohne das andere wären die übrigen Kräfte unsrer Seele nicht zugleich thätig. Da aber die Realität, von der hier die Rede ist, sich nicht auf ein Daseyn in der Wirklichkeit beziehen darf, so kann dieselbe nur auf Gesetzmäſsigkeit beruhen.

Aus diesem Zustande nun entspringt das Bedürfniſs der Kunst.

Daher ist die Kunst die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen; und dieser ihr einfachster Begriff ist zugleich auch ihr höchster.

IV.

Höhe der Wirkung, zu der die Kunst sich erhebt. — Idealität. — Erster Begriff des Idealischen, als des Nicht-Wirklichen.

Die Einbildungskraft durch die Einbildungskraft zu entzünden, ist das Geheimniſs des Künstlers. Denn um die unsrige zu nöthigen, den Gegenstand, den er ihr schildert, rein aus sich selbst zu erzeugen, muſs derselbe frei aus der seinigen hervorgehn. Dadurch aber, daſs jedes Kunstwerk, wie treu es auch seinem Urbilde sey, doch als eine vollkommen neue Schöpfung dem Künstler eigen ist, erleidet auch der Gegenstand eine Umänderung seines Wesens, und wird zu einer andren Höhe erhoben.

Das Reich der Phantasie ist dem Reiche der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt; und eben so entgegengesetzt ist daher auch der Charakter dessen, was dem einen oder dem andern dieser beiden Gebiete angehört. Mit dem Begriff des Wirklichen unzertrennbar verbunden ist es, daſs jede Erscheinung einzeln und für sich da steht, daſs keine als Grund oder Folge von der anderen abhängt. Denn nicht allein, daſs eine solche Abhängigkeit niemals wirklich angeschaut, immer nur durch Schlüsse eingesehen werden kann, macht auch der Begriff des Wirklichen selbst das Aufsuchen derselben überflüſsig. Die Erscheinung ist da: dies ist genug, jeden Zweifel zurückzuweisen; wozu braucht sie sich noch durch ihre Ursache, oder ihre Wirkung zu rechtfertigen? Sobald man hingegen in das Gebiet des Möglichen übergeht, so besteht nichts mehr, als durch seine Abhängigkeit von etwas andrem; und alles, was nicht anders, als unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden kann, ist daher im strengsten und einfachsten Sinne des Worts idealisch. Denn es ist in so fern der Wirklichkeit, der Realität, geradezu entgegengesetzt.

Auf diese Weise idealisirt muſs daher alles werden, was die Hand der Kunst in das reine Gebiet der Einbildungskraft hinüberführt.

Wohin der Mensch nur immer seine Blicke richten mag, da sucht er den Begriff eines gegenseitigen Zusammenhanges, einer innern Organisation geltend zu machen. Überall den Zufall zu verbannen, zu verhindern, daſs in dem Gebiete des Beobachtens und Denkens er nicht zu herrschen scheine, im Gebiete des Handelns nicht herrsche, ist das Streben der Vernunft. Dadurch allein schon bewährt er, daſs er sich mit Recht einer höheren Abkunft rühmt, als die übrigen Geschöpfe, daſs er in ein besseres Land, als das der Wirklichkeit, daſs er in das Land der Ideen gehört.

Dahin auch die ganze Natur, treu und vollständig beobachtet, mit sich hinüber zu tragen, d. h. den Stoff seiner Erfahrungen dem Umfange der Welt gleich zu machen; diese ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisirtes Ganzes zu verwandeln; und dies durch alle die Organe zu thun, die ihm hierzu verliehen sind, — ist das letzte Ziel seines intellectuellen Bemühens.

Da jedoch diese Betrachtung in ihrer Allgemeinheit unserm Gegenstande fremd ist, so bleiben wir hier nur bei dem Antheile stehen, den an dieser groſsen Arbeit die Einbildungskraft und der Künstler insbesondere nimmt. Wir erinnern überhaupt nur daran, um zu zeigen, daſs die Kunst nicht zu den mechanischen und untergeordneten Geschäften gehört, durch die wir uns zu unsrer eigentlichen Bestimmung bloſs vorbereiten, sondern zu den höchsten und erhabensten, durch die wir sie selbst unmittelbar erfüllen.

V.

Zweiter und höherer Begriff des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft.

Dadurch, daſs der Dichter seinen Gegenstand, selbst wenn er ihn unmittelbar aus der Natur entlehnt, doch immer von neuem durch seine Einbildungskraft erzeugt, wird die Gestalt bestimmt, die er demselben über seine wirkliche Beschaffenheit, oder auch auſser derselben, giebt. Denn er tilgt nun jeden Zug in ihm aus, der nur in Zufälligkeiten seinen Grund hat, macht jeden von dem andern, und das Ganze nur von sich selbst abhängig; und die Einheit, die dadurch in ihm herrschend wird, ist dennoch keine Einheit des Begriffs, sondern durchaus nur eine Einheit der Form. Denn nur unter der doppelten Bedingung völliger Selbstbestimmung und völliger Formalität, ist die Einbildungskraft im Stande, ihn sich selbst zu bilden. Gelingt ihm diese Arbeit, so stellt er zuletzt lauter reine Charakterformen auf, bloſse Gestalten, welche die lautre, nicht durch einzelne wechselnde Umstände entstellte Natur an sich tragen; so ist jede mit dem Gepräge ihrer Eigenthümlichkeit gestempelt, und diese Eigenthümlichkeit liegt bloſs in der Form, kann nie anders, als durch Anschauen gefaſst, nie aber in einem Begriff ausgedrückt werden.

Nun erst wird die Natur durch die Kunst verschönt und veredelt, nun erst erhält der Begriff des Idealischen seine höhere Bedeutung dessen, was keine Wirklichkeit erreichen und kein Ausdruck erschöpfen kann.

Auch hier muſs man sich indeſs sorgfältig in Acht nehmen, weder die Art, wie der Künstler hierbei verfährt, zu verkennen, noch etwa gar in den Irrthum zu verfallen, als dürfe er nur groſse, nur fehlerfreie Charaktere schildern. Welches auch die Eigenthümlichkeit sey, die sie an sich tragen, wenn sie nur ganz und allein in ihnen erscheint, wenn sie nur als ein reines Object der Einbildungskraft behandelt ist — dies ist die einzige Forderung, der ihm Genüge zu leisten obliegt. Um aber diese zu erfüllen, hat er nicht eben Züge wegzulassen oder hinzuzufügen; wenigstens wird nur selten gerade darauf das Wesentliche seiner Wirkung beruhen. Selbst bei der sklavischten Anhänglichkeit an die Natur kann er diese noch in ihrem ganzen Umfang erreichen. Denn sie hängt nicht von einzelnen Zügen, einzelnen Umänderungen, nur von der Farbe, von dem Glanze ab, den er seinem Werke überhaupt leiht, nur davon, daſs er ihm eine Einheit und eine Formalität giebt, die unmittelbar zu unsrer Phantasie spricht, ihn uns unmittelbar als ein reines Werk der Einbildungskraft, und als vollkommen real, durchaus übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und unsers Gemüths, also idealisch zeigt. Wodurch er indeſs eigentlich diese Übereinstimmung der Form unsrer Einbildungskraft mit der Form der Natur bewirkt, vermöchte er selbst nicht zu sagen; und so wie man es zu beschreiben versucht, geräth man immer in die Gefahr, es in eine bloſs mechanische Arbeit zu verwandeln.

Der Ausdruck, daſs der Dichter die Natur erhöht, muſs daher immer mit Behutsamkeit gebraucht werden. Denn genau genommen ist er schlechterdings uneigentlich. Das Werk des Künstlers und das Werk der Natur stehen nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben daher auch nicht mehr denselben Maſsstab.

Der Gebrauch, den man vom Idealischen im Intellectuellen und Moralischen macht, verleitet sehr leicht, sich darunter immer etwas durch den Verstand Gedachtes, oder durch das Herz Empfundenes vorzustellen. Aber dieser Begriff ist ebensowohl auf bloſs sinnliche Gegenstände anwendbar, und man darf sich nur an das vorhin gegebene Beispiel, den einfachsten Fall der Kunst, die bloſse Nachahmung der Natur erinnern, um sich hiervon zu überzeugen.

An einer schön gemahlten Frucht bemerkt man ein Schwellen der Conture, eine Zartheit des Fleisches, eine flaumartige Weichheit der Haut, ein Glühen der Farben, das — so sehr ist es bloſs idealisch — die Natur nie zu erreichen vermag. Man kann darum nicht sagen, daſs die gemahlte Frucht schöner sey, als die natürliche; die Natur ist überhaupt nie schön, als insofern die Phantasie sie sich vorstellt. Man kann nicht sagen, daſs die Umrisse in der Natur weniger vollendet, die Farben minder lebhaft wären; der Unterschied ist allein der, daſs die Wirklichkeit zu den

Sinnen, die Kunst zu der Phantasie spricht, daſs jene harte und schneidende Umrisse, diese zwar immer bestimmte, aber immer auch unendliche giebt.

Selbst der unläugbare Widerspruch, der in diesen beiden Eigenschaften enthalten ist, beweist, daſs alle Wirkung der Kunst nur durch die Stimmung des Empfindenden hervorgebracht wird. Denn sonst ist es offenbar klar, daſs der Umriſs, der bestimmt, zugleich begrenzt, daſs, indem er angiebt, wie weit eine Linie, eine Fläche gehen soll, er zugleich alles Fernere ausschlieſst; aber die Phantasie begrenzt nie, sie geht immer ins Unendliche fort, und sobald also das Genie des Künstlers sie begeistert, verbindet sie ihre Unendlichkeit mit den Formen, die er ihr vorlegt, ohne sich um einen Widerspruch zu bekümmern, der zwar den Verstand und die bloſse sinnliche Anschauung, nicht aber sie angeht.

Eben daher kommt es auch, daſs die Kunst uns immer in uns zurück versenkt, da die Wirklichkeit uns aus uns herausführt, unsre Begierde zum Genuſs, unsre Thätigkeit zum Handeln weckt. Das Werk der Kunst ist zu edel für den Genuſs, und erregt zu sehr die innersten Kräfte des Menschen, um sie plötzlich in Bewegung zu setzen; es flöſst die höchste und schönste Begeisterung zu groſsen Thaten ein, aber erst indem es den Menschen sich selbst giebt, schenkt es ihn der Welt. Es spricht gar nicht zu demjenigen Theile seines Wesens, mit dem er der Wirklichkeit angehört.

VI.

Nothwendigkeit, in der sich jeder echte Künstler befindet, immer das Idealische zu erreichen.

Sobald man das Wesen der Kunst in den Gesetzen der Phantasie, durch die sie allein wirksam ist, aufsucht, gelangt man nothwendig auf den Begriff des Idealischen.

Denn so unbegreiflich auch das Verfahren des Künstlers ist, so gewiſs darin immer Etwas — und gerade das Wesentliche — übrigbleibt, das der Dichter selbst nicht zu verstehen, und der Kritiker nie auszusprechen vermag; so ist indeſs doch immer so viel gewiſs, daſs der Künstler zuerst von nichts andern ausgeht, als nur etwas Wirkliches in ein Bild zu verwandeln; daſs er aber bald erfährt, daſs dies nicht anders, als durch eine Art lebendiger Mittheilung, nur dadurch möglich ist, daſs er gleichsam einen elektrischen Funken aus seiner Phantasie in die Phantasie andrer überströmen läſst, und dies zwar nicht unmittelbar, sondern so, daſs er ihn einem Object auſser sich einhaucht.

Dies ist der einzige Weg, der ihm offen liegt, und ohne es irgend zu wollen, bloſs indem er seinen Dichterberuf erfüllt, und die Ausführung seines Geschäfts der Phantasie überläſst, hebt er die Natur aus den Schranken der Wirklichkeit empor, und führt sie in das Land der Ideen hinüber, schafft er seine Individuen in Ideale um.

VII.

Nachahmung der Natur.

Der Begriff des Idealischen, als etwas über die Wirklichkeit Erhabenen, erinnert an das Gesetz der Nachahmung der Natur, das man bisher gewöhnlich dem Künstler zu befolgen geboten, ja sogar als eine Definition der Kunst selbst angesehen hat. In der That faſst es auch die beiden Hauptbegriffe derselben in sich: den der Realität in dem Ausdruck der Natur, und den, daſs dieselbe doch anders, als sie wirklich ist, dargestellt werden soll, in dem der Nachahmung, die nie eine völlige Übereinkunft mit ihrem Vorbilde erlaubt. Aber es enthält eine Unbestimmtheit, die nur dadurch vermieden werden kann, daſs man das Wesen der Kunst nicht (wie man bisher nur zu oft gethan hat) in der Beschaffenheit ihres Gegenstandes, sondern in der Stimmung der Phantasie aufsucht.

Zwar hat man sich bemüht, dieser Unbestimmtheit auf eine doppelte Weise abzuhelfen. Man hat dem Künstler empfohlen, nur die schöne Natur, und diese nur schön nachzuahmen. Allein der Begriff des Schönen veranlaſst vielerlei Miſsverständnisse, ist von durchaus unbestimmter Ausdehnung, und läſst immer neue und höhere Grade zu. Der des Idealischen hingegen ist vollkommen bestimmt. Denn alles ist idealisch, was die Phantasie in ihrer reinen Selbstthätigkeit erzeugt, was daher vollkommne Phantasie-Einheit besitzt. Diese nun ist immer eine geschlossene Gröſse, obgleich, da kein Künstler hoffen darf, sie ganz zu erreichen, die Stärke der Phantasie in den einzelnen Individuen auch hier unzählige Grade — jedoch nur in der *Ausführung*, nicht in der *Forderung* — zuläſst.

Die andre Zweideutigkeit, welche der Ausdruck der Nachahmung veranlaſst, hat man dadurch vermeiden wollen, daſs es keine *leidende* Nachahmung, sondern eine *selbstthätige Umwandlung* der Natur seyn müsse. Aber auch die Grenzen und die Art dieser Umwandlung verlangten neue und, genau zu reden, unmögliche Bestimmungen.

Die einzige Art diesen Streit zu schlichten, bleibt daher der subjective Weg, den wir gewählt haben, und der dennoch nicht weniger zu einer vollkommen objectiven Definition der Kunst führt. Denn da der Künstler die Natur (unter der wir den Inbegriff alles dessen, was für uns Realität haben kann, verstehen) zu einem Gegenstande der Phantasie macht: so ist die Kunst *die Darstellung der Natur durch die Einbildungskraft*; und diese Definition unterscheidet sich so wenig von der oben (III.) gegebenen, daſs sie vielmehr nur ein objectiver Ausdruck derselben ist.

Diese Darstellung kann nun nicht anders, als schön seyn; denn sie ist ein Werk der Einbildungskraft. Sie muſs eine Umwandlung der Natur enthalten; denn sie versetzt dieselbe in eine andre Sphäre. Die Definition selbst aber faſst die Bestimmung in sich, welche Schönheit ihr angehören, welche Umwandlung die Natur erfahren soll; keine andre nemlich, als welche jene Versetzung in ein fremdartiges Medium von selbst mit sich bringt.

VIII.

Zweiter Vorzug der Kunst in ihrer letzten Vollendung: Totalität. — Zwiefacher Weg, dieselbe zu erhalten.

Wir haben nunmehr gezeigt, wie der Dichter zur Idealität gelangt; aber unsre Behauptung im Vorigen erstreckte sich noch weiter: wir sagten, daſs er allemal auch Totalität erreiche; wir bedienten uns des Ausdrucks einer Welt, und dieser Ausdruck sollte keine Metapher seyn.

Die Welt, als der geschlossene Kreis alles Wirklichen, läſst sich auf eine zwiefache Weise betrachten: einmal von den Gegenständen aus, die sie umfaſst; dann von den Organen aus, womit der Mensch dieselben in sich aufnimmt. Denn nur insofern er entsprechende Organe besitzt, kann eine Auſsenwelt für ihn vorhanden seyn.

Der Dichter kann daher die Totalität, nach der er strebt, auch auf diese doppelte Weise erreichen, indem er entweder den Kreis der Objecte, oder den Kreis der Empfindungen durchläuft, die sie hervorbringen. Das erstere ist gewöhnlich der Weg des beschreibenden, das letztere der des lyrischen Dichters, obgleich beide auch diese Methode umtauschen können, da es nicht auf die unmittelbare, sondern nur auf die letzte Wirkung ankommt, die sie zurücklassen.

Auf keinem von beiden Wegen ist es ihm schwer, zu diesem Ziel zu gelangen. Alle verschiedenen Zustände des menschlichen Wesens, (und schon darum, weil dies der Standpunkt ist, aus dem wir die Natur betrachten) auch alle Kräfte der Natur sind so nahe mit einander verwandt, halten und tragen sich so gegenseitig unter einander, daſs es kaum möglich ist, eine derselben lebendig darzustellen, ohne auch zugleich den ganzen Kreis mit in seinen Plan aufzunehmen. Für den beschreibenden Dichter insbesondere ist das Leben so reich an Verhältnissen, und es wird ihm so leicht, dieselben wiederum auf eine für den Menschen bedeutende Weise darzustellen, daſs er nur einen selbst zufällig aufgenommenen Stoff näher zu entwickeln, nur die angelegten Figuren mehr zu individualisiren braucht, um immerfort auf Lagen zu stoſsen, die er dem Gemüth wichtig machen kann, und um bald nach und nach die ganze Masse von Gegenständen zu erschöpfen, welche sich seinem Blick von seinem Standpunkte aus darbieten.

In dieser Kunst, das ganze Leben der Phantasie vorzuführen, oder den ganzen Menschen in seinem Innersten zu erschüttern, und also immer auf einmal alles zu umfassen, was ihn zu rühren vermag, hat niemand die Alten übertroffen. Jede Hymne des Pindar, jeder gröſsere Chor der Tragiker, jede Ode des Horaz durchläuft, nur in unendlich abwechselnder Mannigfaltigkeit, denselben Kreis. Immer ist es die Erhabenheit der Götter, die Macht des Schicksals, die Abhängigkeit des Menschen, aber auch die Gröſse der Gesinnung und die Höhe des Muths, durch welche er sich gegen das Schicksal zu behaupten, oder gar über dasselbe zu erheben vermag, welche der Dichter schildert. Und wie anders, wie lebendiger, reicher, sinnlich-klarer noch ist eben dies im Homer gezeichnet! Nicht bloſs in seinem ganzen Gedicht, in jedem einzelnen Gesange, fast in jeder einzelnen Stelle liegt das ganze Leben offen und klar vor uns da, daſs die Seele auf einmal leicht und sicher, was wir sind und vermögen, was wir leiden und genieſsen, wo wir recht thun und wo wir fehlen, entscheidet.

Daher die beruhigende Wirkung, die jedes rein gestimmte Gemüth bei der Lesung der Alten erfährt; daher, daſs sie auch den leidenschaftlichsten Zustand heftiger Aufwallung oder erliegender Verzweiflung allemal zur Ruhe herab- und zum Muthe hinaufstimmen. Denn diese, Kraft einhauchende, Ruhe fehlt niemals, sobald nur der Mensch sein Verhältniſs zu der Welt und dem Schicksale ganz übersieht. Bloſs wenn er gerade da stehen bleibt, wo die äuſsere Macht seine innere Kraft, oder seine innere Heftigkeit das äuſsere Gleichgewicht zu überwältigen droht, entsteht verzweifelnder Miſsmuth, und so günstig ist die ihm in der Reihe der Dinge angewiesene Stelle, daſs Harmonie und Ruhe immer sogleich zurückkehren, als er nur den Kreis der Erscheinungen vollendet, welche ihm die Phantasie in diesen Augenblicken einer ernsten Rührung, in welcher er mit dem Geschick Rechnung hält, vorführt.

IX.

Diese Totalität ist allemal eine nothwendige Folge der vollkommenen Herrschaft der dichterischen Einbildungskraft.

Aber es hängt nicht bloſs von der oft zufälligen Wahl des Gegenstandes, nicht von der Individualität des Dichters ab, sich dieser Totalität zu versichern, und auf einmal aller Empfindungen seines Zuhörers Meister zu werden. Er muſs es immer und durchaus, sobald er nur im absoluten Verstande Dichter zu heiſsen verdient, d. i. sobald er es versteht, die Einbildungskraft herrschend und selbstthätig zu machen.

Denn weder die Zahl der Objecte, die er in seinen Plan aufnimmt, ist hierbei vorzüglich wichtig, noch auch die Nähe, in welcher dieselben zu dem höchsten Interesse der Menschheit liegen; beides, wie sehr es auch die Wirkung seiner Arbeit verstärken kann, ist für ihren künstlerischen Werth gleichgültig; alles, was er hierbei zu thun hat, ist nur seinen Leser in einen Mittelpunkt zu stellen, von welchem nach allen Seiten hin Stralen ins Unendliche ausgehen, und von dem er daher alle die groſsen und einfachen Naturformen überschauen kann, die sogleich da stehen, als man die wirklichen Gegenstände ihrer zufälligen Eigenthümlichkeiten entkleidet.

Es kommt daher gar nicht darauf an, alles, was an sich unmöglich wäre, oder auch nur vieles, was manche Gattungen der Kunst ausschlieſsen würde, wirklich zu zeigen, sondern nur darauf, uns in die Stimmung zu versetzen, alles zu sehen. Er sammle nur unser eignes Wesen in Einen Punkt, und bestimme es, wie er als Künstler immer thun muſs, sich in einem Gegenstand auſser sich selbst hinzustellen (objectiv zu seyn), und es steht unmittelbar (welches dieser Gegenstand auch seyn möchte) eine Welt vor uns da. Denn unser ganzes Wesen ist dann in uns zugleich und in allen seinen Punkten rege, und ist schöpferisch; was es in dieser Stimmung hervorbringt, muſs ihm selbst entsprechen, und wieder Einheit und Totalität besitzen; nun aber sind es diese beiden Begriffe, die wir in dem Ausdruck einer Welt mit einander vereinigen.

Es ist nemlich hier wieder derselbe Fall, den wir vorhin bei der Erreichung des Idealischen fanden. Der Dichter versetze uns, wie er seinem ersten und einfachsten Berufe nach zu thun verbunden ist, auſserhalb den Schranken der Wirklichkeit, und wir befinden uns unmittelbar von selbst in der Region, in welcher jeder Punkt das Centrum des Ganzen, und mithin dieses schrankenlos und unendlich ist. Absolute Totalität muſs eben so sehr der unterscheidende Charakter alles Idealischen seyn, als das gerade Gegentheil davon der unterscheidende Charakter der Wirklichkeit ist. Sobald also der Dichter nur dahin gelangt, in uns jede auf die Kenntniſs der Wirklichkeit gerichtete Stimmung zu unterdrücken, und alle sonst damit beschäftigten Kräfte unsres Geistes allein der Einbildungskraft unterzuordnen, so hat er seinen Zweck erreicht. Denn nun ist diese letztere allein herrschend; nun knüpft sie auf einmal alles zusammen, worin sie eine für sich bestehende Kraft, ein eignes Lebensprincip entdeckt; und da alles Positive mit einander verwandt und eigentlich Eins ist, alle Absonderung von Individuen aber nur durch Beschränkung entsteht, so erfolgt hieraus nothwendig von selbst ein Streben nach einer in sich selbst geschlossenen Vollständigkeit. Das Gemüth also, auf das der Künstler so eingewirkt hat, ist immer geneigt, von welchem Objecte es auch ausgehen möchte, doch den ganzen damit verwandten Kreis zu vollenden, und immer im eigentlichsten Verstande eine Welt von Erscheinungen auf einmal zusammen zu fassen.

Mehr aber als das Gemüth zu stimmen ist nicht die Absicht des Dichters, die sich überhaupt nie über das Subject hinaus erstreckt, und die Gegenstände nie anders schildert, als um in ihnen den Menschen darzustellen; und so viel muſs er jedesmal leisten, er mag den einfachsten Stoff, einen Sonnenaufgang, einen schönen Sommerabend, oder jede andre einzelne Naturscene besingen, oder eine Ilias, eine Messiade dichten. So unzertrennlich ist diese Forderung mit seinem Dichter- und überhaupt mit seinem Künstlerberufe verbunden.

Auch ist die Erfüllung derselben im genauesten Verstande nur das Werk der echten Künstlernatur. Denn statt daſs, wie man vielleicht zu glauben geneigt ist, nur der ernste, groſse, gehaltreiche Dichter am besten diese Totalität erreicht, führt uns gerade der ihr am nächsten, welchem der Genius der Kunst seine gröſseste Leichtigkeit verliehen hat, der die Einbildungskraft am zartesten und leisesten zu bewegen versteht, dessen Tönen sie am üppigsten entgegen schwillt, der sie mit einer unendlichen Sehnsucht nach immer neuen Verbindungen, immer neuen Flügen erfüllt. Denn darin eben besteht dies Allumfassende, das er ihr mittheilt, daſs sie nirgends so schwer auftritt, um sich an Einer Stelle festzuwurzeln, daſs sie immer weiter und weiter schweift, und doch immer den ganzen Kreis zugleich beherrscht, den sie durchstrichen hat; daſs ihre Wonne an Wehmuth, ihre Wehmuth an Wonne gränzt; daſs sie nichts mehr in der Farbe der Wirklichkeit, alles nur in dem Glanze erblickt, mit dem sie es, wie durch einen geheimniſsvollen Zauber, überkleidet.

Es ist nicht mehr schwer, eine Welt zu bewegen, wenn man einen Punkt auſserhalb derselben gefunden hat, auf den man mit Sicherheit fuſsen kann.

X.

Einfluſs des Idealischen in der Darstellung auf die Totalität.

Ist die Seele einmal künstlerisch gestimmt, hat ihr der Dichter einmal jene zarte Empfänglichkeit, jene leise Erregbarkeit mitgetheilt, so hängt es allein von seiner Willkühr ab, wie viele einzelne Objecte er ihr wirklich vorführen, wie viele einzelne Empfindungen er in ihr rege machen will. Dies bestimmt die Natur seiner Gattung, die Wahl seines Stoffs, endlich seine Individualität. Daſs es ihm nicht schwer werden kann, aus jeglichem Stoff eine groſse Mannigfaltigkeit von Figuren zu entwickeln, ist schon im Vorigen gezeigt worden; aber es ist auch noch mehr. Die Art, wie er auch nur eine einzige dichterisch aufstellen muſs, bereitet die Phantasie von selbst zu, nicht bloſs mehrere, sondern gerade so viele andre an dieselbe anzuknüpfen, als mit dieser einen geschlossenen Kreis bilden.

Dadurch, daſs die Einbildungskraft das Ähnliche mit dem Ähnlichen verknüpft, und selbst zwischen das Unähnliche noch verbindende Mittelglieder einschiebt, bringt sie nur Mannigfaltigkeit, nicht Totalität, hervor. Zu dieser letzteren muſs sie und ihr Object dichterisch gestimmt und zubereitet seyn, und dies ist der Fall, wenn der Dichter idealische Figuren aufstellt.

Zu beidem, zu dem Idealischen und zur Totalität, erhebt er sich nur in dem Gebiete der Einbildungskraft; nur nachdem er das beschränkte und getrennte Daseyn der Wirklichkeit, wie durch einen Machtspruch, aufgehoben hat. Beides muſs daher in genauer Verbindung mit einander stehen. Auch beruht das Idealische offenbar auf der Möglichkeit der Totalität; denn das Unterscheidende des Ideals besteht gerade darin, daſs es sich alles, aber alles nur auf seine Weise, aneignet. Und wiederum begränzt das Idealische die Totalität, da es die Menge der einzelnen Bestandtheile immer in Massen zusammenschlieſst, die, aus Einem Punkt betrachtet, ein Ganzes für den Verstand oder die Anschauung bilden.

Wir nennen ein Ideal die Darstellung einer Idee in einem Individuum. Wir fordern daher von demselben eine Eigenthümlichkeit ohne Einseitigkeit. Eine solche aber erhalten wir nicht anders, als indem wir alles, was einem gewissen Charakter (der jeder idealischen Figur immer zum Grunde liegen müſs) wesentlich ist, zusammennehmen; alles hingegen, was er nur zufällig an sich trägt, davon absondern. Alle Ideale erscheinen daher vollkommen als das, und nur als das, was sie wirklich sind. Dadurch fällt bei mehreren unmittelbar der Punkt ihrer gemeinsamen Berührung und der Punkt ihres individuellen Contrastes ins Auge. Aber es kann auch nicht leicht eine Lücke unausgefüllt bleiben. Wo zwischen zweien ein Mittelglied fehlt, da muſs man es unmittelbar auch gewahr werden.

Durch diese Ähnlichkeit, die nie zur Einerleiheit, und diese Verschiedenheit, die nie zur Unverträglichkeit ausartet, sondert sich nun die ganze Welt vor dem idealisirenden Blick in eine unendliche Zahl einzelner Massen ab. Die Individuen treten in Gruppen, kleinere unter diesen in gröſsere, alle in ein Ganzes zusammen. Nicht anders ergeht es dem Dichter. Auch er zeigt nichts als Massen. Sein ganzer Stoff verbindet eine solche Beweglichkeit mit solchem Streben nach Form, daſs er, wo man nur einschneidet, überall in organische Massen aus einander flieht; wo man verbindet, sich wieder zu solchen zusammenrollt.

An demselben Faden nun, an dem das Genie des Dichters diese mannigfaltigen Gruppen aus einander entwickelt, an demselben geht die Phantasie seines Lesers von der einen zur andern über; und sobald einmal eine einzige idealisch gezeichnete Figur da steht, nöthigt sie von selbst, andre, und wieder andre, und so viele hervorzurufen, bis sie einen Kreis vollendet hat, der für den jedesmaligen Grad der künstlerischen Stimmung hinlänglich groſs und umfassend ist.

Alle Gestalten nun, die der Dichter aufführen kann, haben einen gemeinsamen Verbindungspunkt, ihre Beziehung auf die menschliche Natur. Von diesem Mittelpunkt aus kann er schlechterdings alle bewegen und beherrschen. Viele aber sind noch bei weitem näher mit einander verwandt, und bilden eine noch viel enger geschlossene Sphäre.

Wenn nun beides, die Einbildungskraft so gestimmt und der Gegenstand so bearbeitet ist, daſs die erstere bei keinem einzelnen Punkt stehen bleiben, und der letztere sie auf keinen einzelnen heften will; so kann nicht anders, als erst mit der Vollendung des ganzen

Kreises, mit vollkommner Totalität, Stillstand und Ruhe eintreten.

Wie ist es z. B. möglich, das Alter des Jünglings lebendig zu schildern, ohne daſs der Phantasie zugleich das Kind, aus dem er hervorgeht, der Mann, dem seine Kraft entgegenreift, und der Greis, in dem die letzten Funken seines auflodernden Feuers verglimmen, gegenwärtig wären? Wie den Helden zu mahlen, der auf dem Schlachtfelde, mitten unter Leichnamen, den Tod gebeut, und das Verderben planmäſsig anordnet, ohne den ruhigen Denker, der zwischen seinen einsamen Wänden, fern von aller ausübenden Thätigkeit und den Ereignissen des Tages fremd, nur Wahrheiten nachspäht, die vielleicht erst kommenden Jahrhunderten segenvolle Früchte versprechen, oder den ruhigen Pflüger, der, nur für das Bedürfniſs des Tages besorgt, nur auf den Wechsel der sich immer von neuem abrollenden Jahrszeiten beschränkt, bloſs der künftigen Ernte gedenkt, zugleich vor die Seele zu rufen?

Ein Zustand führt immer von selbst die übrigen herbei, durch welche nur gemeinschaftlich der einzelne Mensch oder die ganze Menschheit bestehen kann; und dies ist eben der groſse Gewinnst, den die künstlerisch gestimmte Einbildungskraft auch dem moralischen Menschen gewährt, daſs sie ihn gewissermaſsen alle Epochen des Lebens zu vereinigen, die verflossene noch fortzusetzen und die nächstfolgende schon anzufangen lehrt, ohne daſs er darum doch der gegenwärtigen weniger eigenthümlich angehört.

XI.

Übersicht des ganzen Weges, welchen der Dichter von seinem ursprünglichen Zweck bis zu seinem höchsten Ziele zurücklegt.

In keiner Art menschlicher Thätigkeit ist es möglich das Höchste zu erreichen, als nur innerhalb der Schranken ihrer Gattung. Nur dadurch, daſs er dasjenige vollkommen geltend macht, was er ist, erreicht der Mensch überhaupt, und der Einzelne insbesondre, seine letzte allgemeine und individuelle Bestimmung. Nicht anders der Dichter. Sein Geschäft ist es, die Einbildungskraft herrschend und productiv zu machen, und indem er dies Geschäft vollendet, gelangt er zu Idealen und erreicht er Totalität.

Dies glauben wir im Vorigen bewiesen zu haben; und wenn der Weg, den wir gingen, lang und unsrem nächsten Geschäft fremd schien, so wählten wir ihn dennoch nicht ohne Ursache. Nichts ist bei Beurtheilungen jeder Art von Arbeiten so wichtig, als die Forderungen streng vor Augen zu haben, deren genaue Erfüllung man mit Recht von ihnen erwarten kann. Zwar ist es nicht ungewöhnlich, vorzüglich ästhetische Werke mit unbestimmten Lobsprüchen zu erheben, sie mit anderen ihrer Gattung zu vergleichen, und ihnen gleichsam überverdienstliche Tugenden beizulegen. Nichts desto weniger bleibt die einzige richtige Art der Beurtheilung immer die, dieselben allein mit dem, was sie seyn sollen, mit den Grundsätzen der Ästhetik und dem Ideal der Kunst zu vergleichen, zu entscheiden, ob sie ihre Pflicht erfüllen, den gerechten und nothwendigen Ansprüchen der Kritik ein Genüge leisten. Ihr absoluter, nicht ihr relativer Werth soll bestimmt werden. Bliebe man diesem Wege unverbrüchlich getreu, so würden die Beiwörter des Schönen, des Erhabenen, des Vortrefflichen sich von selbst in die des verständig Gedachten, planmäſsig Angeordneten, wahr Geschilderten, richtig Empfundenen, poëtisch Dargestellten verwandeln; man würde sich begnügen, einfach zu entscheiden, mit welchem Rechte das Werk den Namen eines Gedichts überhaupt und den der besondern Gattung führt, der es beigezählt wird.

Freilich verträgt nicht jedes Gedicht eine solche Beurtheilung; aber unverzeihlich würde es seyn, eine andre bei demjenigen anzuwenden, welches so groſse nothwendige und weſentliche Tugenden besitzt, und so sehr alles fremden und erborgten Schmuckes entbehrt.

Wir sind bei der Entwickelung des Wesens der Kunst bisher mehr einem raisonnirenden Gange gefolgt, und haben uns nur selten auf die Erfahrung berufen. Um uns indeſs von den aufgestellten Behauptungen auch noch auf eine sinnliche Weise zu überzeugen, dürfen wir nur die Wirkung in uns zurückrufen, welche jedes vollendete Kunſtwerk immer in uns hervorbringt: die Stimmung, in die uns der Belvederische Apoll oder eine Stelle des Homer versetzt.

Alle Fäden menschlicher Gefühle sind alsdann in uns aufgezogen; wir empfinden die menschliche Natur zugleich in allen ihren Berührungspunkten; nie gehen wir leise von einer Empfindung zu einer andren über; nie ist jede, auch sonst heftige, Regung so milde und so gehalten; zugleich aber spiegelt sich alsdann in uns die Welt, die uns umgiebt, und setzt dieselbe Stimmung in uns fort. Denn die Vollendung und Harmonie, die wir vor uns erblicken, gehen in uns selbst über, und offenbaren sich durch Ruhe und Rührung — welche beide man vielleicht als die allgemeinste Wirkung jedes groſsen Kunstwerks ansehen darf: durch Ruhe, weil in diesem Zustande nichts Störendes, nichts Miſsklingendes Statt finden kann; durch Rührung, weil es immer das Herz mit Wehmuth ergreift, so oft wir in eine gewisse Tiefe der Natur oder der Menschheit blicken. Beide zusammen beweisen, daſs wir die Menschheit und das Schicksal, diese beiden ungeheuren Gegenstände, die auf einmal alles umfassen, was ein menschliches Herz zu rühren vermag, nie lebendiger durchschauen und energischer verknüpfen, als in diesen Momenten. In eine solche wunderbare und unbegreifliche Stimmung aber kann der Geist nicht anders versetzt, in eine solche Tiefe nicht anders versenkt werden, als wenn man ihn, von aller Wirklichkeit hinweg, in eine Welt von Idealen hinüberzaubert, in der er die Natur nur an ihren Elementen und ihren Kräften wiedererkennt, sonst aber überall bloſs eine ihr fremde Vollendung und Schrankenlosigkeit antrifft.

Wenn man nunmehr den Weg übersieht, welchen der Dichter (und mit ihm jeder Künstler) durchläuft, so erstaunt man bei der Betrachtung, von welchem einfachen Ziel aus er sich zu welcher unbegreiflichen Höhe schwingt.

Den wirklichen Gegenstand nur gleichsam zum Spiel in ein Object der Phantasie zu verwandeln, fängt er an, und hört damit auf, das gröſseste und schwerste Geschäft, was dem Menschen als seine letzte Bestimmung aufgegeben ist, sich und die Auſsenwelt um ihn her auf das innigste mit einander zu verknüpfen, diese erst als einen fremden Gegenstand in sich aufzunehmen, dann aber als einen frei und selbst organisirten wieder zurückzugeben, auf seine Weise und mit den ihm angewiesenen Organen auszuführen.

Denn den ganzen Stoff, den ihm die Beobachtung darreicht, organisirt er zu einer idealischen Form für die Einbildungskraft, und die Welt um ihn her erscheint ihm nicht anders, als wie ein durchgängig individuelles, lebendiges, harmonisches, nirgends beschränktes noch abhängiges, nur sich selbst genügendes Ganzes mannigfaltiger Formen. So hat er seine eigne innerste und beste Natur in sie übergetragen, und sie zu einem Wesen gemacht, mit dem er nun vollkommen zu sympathisiren vermag.

XII.

Unterscheidung des hohen und echten Styls in der Dichtkunst von dem Afterstyl in derselben.

Ob der Dichter bis zu diesem Gipfel der Kunst gelangt, ob er seine Leser mit sich bis zu dieser Höhe erhebt? dies ist also der einzige echte Prüfstein seines wahren ästhetischen Werths. Denn an diesem Ziele müssen sich alle mit einander vereinigen, welche den Namen eines Künstlers mit Recht tragen wollen, wie verschieden auch der Weg sey, den sie, gezwungen durch die Gattung, die sie gewählt haben, oder eingeladen durch die Verschiedenheit ihrer Individualität, dahin einschlagen. Eine Nation, die noch nicht lebendig empfindet, daſs dort allein die künstlerische Vollendung gesucht werden darf, eine Sprache, die es ihren Dichtern nicht leicht macht, diese Bahn mit Glück zu verfolgen, sind von dem groſsen Styl in der Poesie noch entfernt, und entbehren noch aller der wohlthätigen Folgen, die damit für die Bildung überhaupt und den Charakter verbunden sind.

Denn allerdings giebt es auſser jenem groſsen und hohen Styl in der Kunst noch einen andern, der dem von Natur minder reinen, oder durch Verwöhnung verdorbenen Geschmack sogar noch gefälliger schmeichelt, und daher sehr oft mit jenem allein echten verwechselt wird. Ja, da beide gewiſsermaſsen in zwei verschiedenen Regionen liegen, so kann selbst die Kritik zwischen zwei Kunstwerken zweifelhaft seyn, von denen das eine in jenem minder hohen Styl mehr leistet, als das andre auf seinem besseren, aber auch steileren und gefahrvolleren Pfade.

Unter allen Künsten aber ist keine der Versuchung, ihre eigenthümliche Schönheit durch erborgten Schmuck zu entstellen, so nahe, als die Dichtkunst. Denn auſserdem daſs sie, wie jede andre Kunst, statt die Einbildungskraft völlig frei und selbstthätig zu erhalten, statt sie entschieden zu nöthigen, ein bestimmtes Object hervorzubringen, sie bloſs mit angenehmen und gefälligen Bildern erfüllen, sie mit einem bunten, aber unbedeutenden Farbenspiel umgeben kann; so hat sie auch noch einen andren Abweg zu fürchten, der nur ihr allein angehört. Da sie durch die Sprache, also durch ein Mittel wirkt, das, ursprünglich nur für den Verstand gebildet, erst einer Umarbeitung bedarf, um auch bei der Phantasie Eingang zu finden; so schweift sie leicht in das Gebiet der Philosophie hinüber, und interessirt unmittelbar den Geist und das Herz, statt bloſs auf die Einbildungskraft einzuwirken. Mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, im Stande, auch noch durch etwas, das gar nicht mehr Kunst ist, zu gelten, findet sie überall die mehresten Anhänger, da hingegen die Musik, die Mahlerei und vor allen die Plastik, in denen sich, vielleicht gerade in der hier angegebenen Stufenfolge, der Begriff der Kunst immer reiner und enger zusammendrängt, nur den immer seltneren echt ästhetischen Sinn zu fesseln vermögen.

Auf diesen Abwegen nun artet die Dichtkunst von ihrer eigentlichen und höheren Natur aus; sucht abwechselnd durch mahlerische Bilder zu gefallen, und durch glänzende und rührende Sentenzen zu erstaunen und zu erschüttern; und sinkt von der Geburt des Genies zu einem bloſsen Werk des Talents herab. Zwar ist sie auch so noch immer einiger, und unter den Händen groſser Meister (die man auch hier nicht verkennen darf) noch sogar einer groſsen Wirkung fähig; sie kann zugleich die Einbildungskraft in Bewegung setzen, und sich des Geistes und des Herzens bemächtigen; sie kann durch Blitze des Genies Bewunderung und Rührung erregen: aber immer wird man seine erleuchtende und erwärmende Flamme entbehren, immer in dem Mangel jener innigen Begeisterung, jener hohen und harmonischen Ruhe die Gegenwart der echten Kunst vermissen.

Denn die Einbildungskraft, die hier nie frei und allein wirkt, vermag uns nicht aus dem Kreise aller Wirklichkeit hinaus in das Land der Ideale zu versetzen, und ohne das ist, welche Mittel man auch sonst anwenden möchte, niemals eine echt künstlerische Wirkung denkbar.

XIII.

Anwendung des Vorigen auf Herrmann und Dorothea. — Reine Objectivität dieses Gedichts. — Erste Stufe derselben.

Wenn wir uns bisher bemühten, den groſsen, oder vielmehr den reinen und echt dichterischen Styl denjenigen entgegenzusetzen, der nur mit Unrecht diesen Namen führt: so war es in der That nicht, bloſs zu beweisen, daſs das vorliegende Gedicht ungezweifelt dem ersteren angehört; diesen Beweis hätte uns die Empfindung des Lesers von selbst erlassen. Wir verweilten nur darum so lange bei der Entwicklung des Begriffs der Kunst, bei der Zergliederung ihrer Bestimmung und der Schilderung ihrer Wirkung, um desto voller zu empfinden, was es heiſst, daſs der allgemeine Charakter aller Kunst so unverkennbar in demselben ausgeprägt ist, daſs er dadurch zu seinem eigenthümlichen und unterscheidenden wird.

Was das letzte Ziel jedes künstlerischen Bemühens ist, dahin hat dies Gedicht in der That ein auffallendes und entschiedenes Streben, dahin gelangt es mit dem glücklichsten Erfolge. Der echte Dichter, haben wir gesehn, wirkt allein auf die Einbildungskraft; er bestimmt sie, frei und gesetzmäſsig einen Gegenstand aus sich selbst zu erzeugen; er stellt einzelne Gestalten vor ihr auf, und zeigt ihr in ihnen die Welt und die Menschheit in ihren letzten und gröſsesten Verbindungen. Gerade dasselbe erfährt auch der Leser Herrmanns und Dorotheens. Von dem ersten Gesange an fühlt er seine Phantasie mächtig angezogen; die einzelnen Theile der Handlung, die sich vor ihm bewegt, gehen wie von selbst aus ihr und aus einander hervor; er glaubt sich Theilnehmer des Familienkreises weniger Menschen, und wird zu einer Höhe der Ansicht erhoben, über die er selbst bewundernd erstaunt.

Nicht Worte sind es, die seinem Ohre nachhallen, nicht einzelne Gedanken und Aussprüche, die sich, aus dem Ganzen herausgerissen, seiner Seele eingeprägt haben; so vieles ihm auch davon noch gegenwärtig geblieben ist, das die Erinnerung bei ähnlichen Vorfällen des Lebens zurückführen wird, so sind in dem Momente, wo er dem Dichter bis ans Ende gefolgt ist, es doch nur die Sache, die Handlung, die Personen, die lebendig vor ihm dastehen.

Er sieht den Jüngling, dessen Gefühle bis dahin unentfaltet, ihm selbst unbewuſst, gebunden schlummerten, durch eine plötzlich auflodernde Leidenschaft von den Banden befreit, die sein Inneres hemmten, sieht, da dieser Zauber in ihm gelöst ist, die edelsten und höchsten Entschlüsse in ihm aufkeimen, sieht ihn beim ersten Blicke das Mädchen erkennen, das die Natur für ihn bestimmt hat, und sich mit reinem Vertrauen dieser Empfindung überlassen; sieht das Mädchen, das, muthig und thätig, in eigner Bedrängniſs noch hülfreich ist, eitlen Hoffnungen nicht träge vertraut, in wahrer Noth nicht feige verzweifelt, edler Liebe nicht unempfänglich stille Wünsche im bescheidenen Busen birgt, aber, wenn ihr Ehrgefühl aufgeregt wird, mit weiblichem Muth die verborgensten Falten ihres Herzens aufdeckt; sieht die Menschheit, wie sie in allen ihren Formen reine und groſse Charaktere bewahrt, wie sie einzeln vertheilt, was verbunden in geschlossenem Kreise innere Vollendung mit äuſserer Zufriedenheit paart; sieht endlich das Schicksal, wie es Individuen und Nationen aus einander schleudert, aber nichts gegen die unermüdliche Kraft des Menschen vermag, der, wo es ihn hinwirft, immer wieder von neuem Fuſs faſst, sich von neuem eine Hütte baut, neue Bande knüpft, sich ein neues Glück und neue Freuden schafft.

So vollkommen objectiv hat der Dichter seinen Stoff behandelt. So ist es immer Ein Gegenstand, der ihn beschäftigt, und dieser Eine rein erzeugt durch die Einbildungskraft.

XIV.

Zweite Stufe der Objectivität unseres Gedichts. — Verwandtschaft seines Styls mit dem Styl der bildenden Kunst.

Kein Begriff ist in der Theorie der Kunst so wichtig, als der der Objectivität; keiner erfordert zugleich eine so genaue und ausführliche Erörterung.

Denn eines Theils ist das Object der Kunst nie ein wirkliches Object, und trägt daher immer nur gewissermaſsen uneigentlich diesen Namen. Die Kunst bleibt allein innerhalb des Kreises der Einbildungskraft, also innerhalb unsres Gemüths; es ist daher immer nur ein ideales Beziehen derselben Kraft auf die Natur und die Sache, oder auf den Menschen und die Person. Von dieser Seite muſs man sich zuerst vor Verwechslung und Irrthum hüten.

Dann aber ist dieser Begriff auch andren Theils von sehr verschiedenem Umfange. Denn obgleich jeder Künstler ohne Ausnahme objectiv seyn muſs, so ist doch dem einen dies Gesetz noch strenger vorgeschrieben, als dem andren; es giebt einige, denen man in Vergleichung mit andren, sogar die entgegengesetzte Benennung geben könnte; und man muſs daher immer genau unterscheiden, in welchem Umfange der Begriff der Objectivität genommen, welchem andren er gerade an der Stelle, wo er vorkommt, entgegengesetzt ist.

Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, als jene Vieldeutigkeit des Begriffs nicht von einem irrigen Gebrauche desselben herrührt, sondern in der That in der Sache selbst wesentlich gegründet ist. Der Künstler soll den Menschen mit der Natur in die engste und mannigfaltigste Verbindung bringen. Um dies Geschäft ganz zu vollenden, muſs er bald den äuſsern Gegenstand, bald die innere Stimmung stärker geltend machen. Ja selbst ohne dies zu wollen, kann er es kaum vermeiden. Da er, um einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, zugleich bildend und stimmend verfahren, das Object darstellen und das Subject zubereiten muſs, so kann er in dem Verhältniſs, in dem er sich zwischen dieser doppelten Arbeit vertheilt, unmöglich immer dieselbe Gleichheit beobachten. Schwerlich findet man daher nur zwei Dichternaturen, die hierin vollkommen mit einander übereinstimmten.

Dennoch müssen sie alle eine gewisse Gränze bewahren. Schon im Allgemeinen dürfen sie weder den wirklichen Gegenstand selbst zeigen, noch die Empfindung unmittelbar (und anders als durch die Einbildungskraft) berühren; und noch engere Schranken bestimmen ihnen einzelne Gattungen der Kunst. Diese allgemeine Ähnlichkeit macht jenen besondren Unterschied fein und schwer zu entdecken.

Diese Betrachtungen war es nothwendig vorauszuschicken, um im Folgenden Miſsdeutungen vorzubeugen. Denn die Entwicklung der reinen Objectivität unsres Gedichts ist es, die uns jetzt zunächst beschäftigen muſs.

— Schon die Totalwirkung desselben beweist, wie emsig unser Dichter bemüht ist, bloſs und allein die Form Eines Gegenstandes zu zeichnen. Im Einzelnen läſst sich dies nicht vollständiger zeigen, als dadurch daſs man diese Objectivität von Stufe zu Stufe beschreibt, und genauer beschränkt.

Bisher haben wir nur der ersten erwähnt, nur derjenigen, auf welcher sich dies Gedicht als ein groſses und echtes Kunstwerk bewährt, der Bestimmtheit, mit der es einen rein durch die Einbildungskraft erzeugten Gegenstand hinstellt.

Aber wie viel mehr ist das, was wir bei genauerer Betrachtung gewahr werden! Wenn wir länger bei demselben verweilen, wenn wir ihm in allen seinen einzelnen Theilen folgen, wenn wir dann sehen, wie vollendet alle Umrisse sind, wie fest sich jede Gestalt unsrer Phantasie einprägt, wie klar jede sich an die andere stellt, um zusammen eine schön geschlossene und leicht übersehbare Gruppe zu bilden: dann können wir uns nicht verläugnen, daſs die Stimmung, mit der wir es verlassen, der Stimmung ähnlich ist, mit welcher sonst ihrer Gattung nach ganz verschiedene Künste, mit welcher die Werke der Mahlerei und der Plastik auf uns einwirken. Denselben Charakter trägt auch die Bewegung an sich, die es uns darstellt. Nirgends reiſst uns dieselbe gleichsam in lyrischem Taumel mit sich fort; doch überall ist sie so lebendig und mannigfaltig, daſs wir einer bewegten Welt zuzusehen meynen. Überall ist Handlung und Gestalt; wir fühlen so wenig, daſs wir bloſs Zuhörer des Dichters sind, daſs wir unmittelbar vor dem Gemählde seines Pinsels zu stehen glauben.

Wir sehen daher hier eine höhere Stufe der Objectivität; wir erblicken die reinen Formen sinnlicher Gegenstände; wir können es als ein charakteristisches Merkmahl dieses Gedichts aufſtellen, daſs es mehr an die Forderungen und das Wesen der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondre, als einseitig an die eigenthümliche Natur der Dichtkunst erinnert.

XV.

Verwandtschaft aller Künste unter einander. — Doppeltes Verhältniſs jedes Künstlers zur Kunst überhaupt und zu seiner besondern.

Alle Künste umschlingt ein gemeinschaftliches Band; alle haben sie dasselbe Ziel, die Phantasie auf den Gipfel ihrer Kraft und ihrer Eigenthümlichkeit zu erheben. Sie haben sich nur getrennt, weil jede für sich etwas besitzt, wodurch sie diese allgemeine Wirkung auf eine eigne Art zu erreichen vermag, und was den andern, in Vergleichung mit ihr, mangelt. So fehlt der Mahlerei die Vollendung der Form, der Bildhauerkunst die Wirkung der Farben, beiden die lebendige Bewegung, der Musik die Schilderung der Gestalten, der Dichtkunst die Anschaulichkeit und die Stärke, mit welcher die mannigfaltigen Bestandtheile, die sie in sich vereinigt, jeder einzeln für sich, erscheinen.

Der Mensch, dem es daran liegt, die Kunst mit allen Sinnen in sich aufzunehmen, muſs es verstehen, sich in eine Mitte von allen zu stellen, mit dichterischem Sinn das Werk des Mahlers, mit mahlerischem Auge das Werk des Dichters zu betrachten. Der Künstler, der nicht anders als von einem einzelnen Punkt aus wirken darf, muſs dennoch so das Ganze ins Auge fassen, daſs er immer eigentlich dem allgemeinen Ideal der Kunst nachstrebt, nur so, wie seine besondere Gattung es bestimmt. Durch diese Bearbeitung seiner Kunst nach den Forderungen aller Kunst überhaupt erhält er sich alle Verbindungen mit ihren Schwestern — denen er sich nie unmittelbar, sondern immer nur in jenem allgemeinen Verbindungspunkte nähern darf — leise und locker. Und diese Verbindungen sind es, welche die Phantasie wirklich einzugehen versuchen soll; keine Kunst soll den Menschen ausschlieſslich für sich, jede ihn zugleich für alle andren, für die Kunst überhaupt stimmen; und in jedem groſsen Kunstwerk ist immer eine doppelte Eigenthümlichkeit auffallend: eine durch die es der besondren Kunst angehört, die es schuf, und eine, durch die es einen Styl an sich trägt, der durch alle übrigen Künste hindurch eine gleiche Anwendung erlaubt, und so sichtbar mit dem Gepräge dieser seiner Allgemeinheit gestempelt ist, daſs er sogar einladet, diese Anwendung selbst in Gedanken zu versuchen. Wem z. B. führt nicht der Belvederische Apoll das Wandeln des zürnenden Gottes in der Ilias, wem diese Stelle des Dichters nicht das göttliche Bild in die Seele zurück?

Der Künstler hat also zweierlei Ansprüche zu befriedigen, die Ansprüche der Kunst überhaupt, und die der besondren, die er gewählt hat. Die erstere verlangt, daſs er, ihre allgemeinen Forderungen streng im Auge, alle Mittel, die seine Kunst ihm in die Hände giebt, nur dazu anwende, diese zu befriedigen, nicht aber sie selbst einseitig glänzen zu lassen; die letztere fordert dagegen mit gleichem Recht, daſs er alle Vorzüge, die sie ihm darbietet, auch in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Stärke geltend mache. Gegen die erstere Regel verstöſst der Mahler, welcher dem Colorit ein verhältniſswidriges Übergewicht über die Schönheit der Formen und die Anordnung des Ganzen erlaubt; gegen die zweite der, welcher dagegen, das Colorit vernachlässigend, die Lebhaftigkeit und Stärke verkennt, welche Farbe, Licht und Schatten seinem Werke zu geben im Stande sind. Endlich kann der Künstler, um die Aufzählung der Abwege, welche er, von diesem Standpunkt aus betrachtet, zu vermeiden hat, vollständig zu machen, auch drittens weder die Kunst überhaupt, noch seine eigne besondre, sondern eine dritte, ihm fremde, einseitig begünstigen und nachahmen. So giebt es Dichter, die fast durchaus bloſs musikalisch wirken, und so kennen wir Mahler, deren Figuren mehr den Bildsäulen, als der Natur gleichen.

So wie der Künstler objectiv irren kann, indem er das wahre Verhältniſs zwischen der Kunst überhaupt, seiner eignen insbesondre und ihren Schwestern verfehlt, so kann er es auch subjectiv in Rücksicht auf das Verhältniſs seiner Individualität, der Natur des Künstlers überhaupt und der Eigenthümlichkeit anderer Künstler. Er kann der ersteren zu viel oder zu wenig einräumen, oder sie endlich ganz aufgeben und gegen eine fremde vertauschen.

Überall, wo er sich zu einseitig bloſs auf seinen einzelnen Standpunkt beschränkt, da verfällt er ins Manierirte, sey es nun ins Manierirte der Kunst, wenn er seiner Kunst, oder ins Manierirte des Styls, wenn er seiner Individualität zu viel einräumt.

Dies sind alle möglichen Abwege, auf welche der Künstler in Rücksicht auf den allgemeinen Charakter seiner Werke gerathen kann, und es war nöthwendig, dieselben vorher vollständig aufzuzählen, um über das Folgende ein helleres Licht zu verbreiten. Wir kehren jetzt zu unsrem Gedicht zurück.

XVI.

Mittel, wodurch unser Dichter diese, der bildenden Kunst nahe kommende Objectivität erlangt.

Wir haben schon oben bemerkt, daſs der Dichter, gerade weil er auch unmittelbar auf den Verstand und das Herz einzuwirken vermag, mehr als ein anderer Künstler Gefahr läuft, weniger ausschlieſsend die Einbildungskraft zu beschäftigen. Wenn er aber auch diesen Fehler vermeidet, und sich streng in dem Gebiete der Kunst erhält, so hat er es doch immer in seiner Gewalt, mehr den Geist und die Empfindung in Bewegung zu setzen, und die leichte und reine Wirkung auf die Sinne zu verschmähen. Von beiden Seiten betrachtet, kann er sich daher gegen den Künstler überhaupt und gegen den bildenden insbesondere in einer Art von Gegensatze befinden.

Wir erwähnen hier der Kunst überhaupt und der bildenden insbesondere als beinahe gleichbedeutend; wir scheuten uns schon im Vorigen nicht, den Styl unsres Dichters dem Styl der bildenden Kunst verwandt zu nennen, ohne darum den Vorwurf zu fürchten, daſs er, was allemal fehlerhaft ist, eine ihm fremde Gattung nachahme. In der That aber ist auch die bildende Kunst mit der Kunst überhaupt äuſserst nah, und näher, als die Dichtkunst verwandt. Denn sie ist rein darstellend und sinnlich; und diese beiden

Eigenschaften sind auch im allgemeinen Begriffe der Kunst die herrschenden. Wenn man daher von einem Gegensatze der Poësie mit der Kunst spricht, so kann man an keine andren Merkmahle derselben, als an diese beiden, also an die Seite denken, von welcher die Kunst überhaupt der bildenden insbesondere am nächsten kommt.

Herrmann und Dorothea nun ist nicht bloſs von einem solchen Gegensatze frei, der reine, echte und allgemeine Kunstsinn, welcher dies Gedicht beseelt, zeigt auch vielmehr, daſs das Genie des Dichters, der es schuf, auf das innigste mit dem Genius aller Kunst verwandt, und mit dem Gepräge gestempelt ist, welches die Kunst überhaupt, nicht diese oder jene einzelne ausschlieſsend, bezeichnet — ein Vorzug, welcher ihm künftig (wir dürfen dies mit Sicherheit von der Gerechtigkeit der Nachwelt hoffen) unter allen neueren Dichtern eine vorzügliche Stelle anweisen wird. Denn in der That hat bis jetzt keine Nation einen andern aufzuweisen, der ihm hierin auch nur überhaupt nahe käme.

Unstreitig liegt der Grund hiervon darin, daſs er mehr, als ein andrer, die bildende Kraft der Phantasie in Bewegung zu setzen, mehr bloſs den Gegenstand hinzustellen, und damit seine ganze Wirkung hervorzubringen versteht. Indeſs ist dies immer noch nicht bestimmt und klar genug; auch andere Dichter sind gleich treue Mahler der Natur, ohne daſs man ihnen doch darum diesen Vorzug in gleichem Grade einräumen darf. Man muſs auch hier auf die Stimmung des Gemüths, in dem Dichter und in seinem Leser, zurückgehn; in ihr, in der Empfindung, mit der wir diesen Dichter und einen andren verlassen, liegt der feine aber wichtige Unterschied. Auch hier zeigt es sich wieder, daſs man es als den Grundirrthum aller bisherigen falschen ästhetischen Raisonnements ansehen kann, daſs man im Objecte aufgesucht hat, was allein im Subjecte verborgen ist, wenigstens nur an diesem eigentlich beschrieben, in jenem bloſs empfunden werden kann.

Da, wo ein solcher allgemeiner Kunstsinn vorwaltet, ist es durchaus klar, heiter, ruhig und leicht in der Seele; die Phantasie allein ist thätig, und hier auf den äuſsern Sinn bezogen, wie er, was er vor sich sieht, treu und still in sich aufnimmt. In diesem Zustande ist sie nie verwirrt, weil sie jeden Umriſs deutlich von dem anderen absondert, nie unruhig oder trübe bewegt, weil sie bloſs beschaut, bloſs Gestalten, Leben und Bewegung vor sich erblickt, nie schwer oder drückend, weil sie in dieser Verbindung am leichtesten ihre bloſs idealische Natur beibehält. Wo hingegen die besondere Natur der Dichtkunst (insofern dieselbe nemlich, wie nun nach dem Vorigen klar seyn muſs, der Kunst überhaupt entgegengesetzt werden kann) das Übergewicht hat, da ist die Einbildungskraft entweder wirklich nicht rein oder allein thätig, oder sie verliert doch durch die enge Verbindung, die sie nun mit dem Geist oder dem Herzen eingeht, von ihrer leichten und bloſs objectiven Natur. Das Gemüth ist nun nicht mehr bloſs mit dem Gegenstande beschäftigt, in jedem Augenblick wird zugleich die eigne Betrachtung oder die Empfindung rege, es ist ein unaufhörliches Übergehen zu dem Subject, es ist mehr die Wirkung des Gegenstandes, als der Gegenstand selbst, dessen wir uns bewuſst sind.

Das Eigenthümliche der Behandlung in dem einen und dem andren Falle zu zeigen, ist, wie wir schon im Vorigen bemerkten, schwer; indeſs giebt es doch Einen hierbei äuſserst wichtigen Punkt, der schon bei einiger Aufmerkſamkeit leicht ins Auge fällt. Wenn man die Poësie mit der Sculptur vergleicht, als welche am meisten dem reinen Begriffe der Kunst entspricht, so ist Ein Unterschied in beiden sogleich auf den ersten Anblick sichtbar. Die Sculptur (vorzüglich in dem einfachsten Fall, bei dem wir hier stehen bleiben, wo sie bloſs eine einzelne Figur aufstellt) kann allein durch die Form, und da die Form immer nur auf der ganzen Gestalt ruht, allein durch das Ganze wirken; und wenn bei einer Statue wirklich nur ein einzelner Theil, ein Arm oder ein Fuſs, gut gearbeitet, das Übrige aber vernachlässigt ist, so gilt sie nur als ein schöner Arm, ein schöner Fuſs, und der Begriff des Schönen wird nicht von diesem einzelnen Theil auf das Ganze übergetragen.

Der Dichter hingegen braucht nicht die ganze Figur hinzustellen; er kann nur den Theil zeichnen, und indem er die Schilderung desselben der Empfindung seines Lesers wichtig macht, diesen nöthigen, das Fehlende selbst auszumahlen. Sobald es ihm nun gelingt, z. B. in der Schilderung einer weiblichen Gestalt durch einen einzelnen Zug das Herz desselben zu gewinnen, so vollendet alsdann seine Phantasie von selbst nach demselben Maſsstab und in demselben Charakter auch die ganze übrige Figur, und kommt also dem Dichter dadurch auf halbem Wege entgegen. Freilich ist aber auch die Schilderung dann minder objectiv; die Gestalt zeichnet sich dem Blick weniger bestimmt, die Empfindung ahndet mehr ihren Charakter, als daſs ihre Umrisse dem Auge sichtbar würden.

Was wird daher der Dichter thun müssen, wenn er dem allgemeinsten und reinsten Begriff der Kunst treu bleiben will? Er wird das Ganze und nicht bloſs einzelne Theile schildern, den Gegenstand zeichnen, nicht die Empfindung erregen müssen. Zwar thut er dies letztere doch, und will es auch thun, allein nur durch den Eindruck des Ganzen, nicht durch den Effect einzelner Theile, nur durch den Gegenstand selbst, nicht unmittelbar durch einzelne ihm abgewonnene Züge; und gerade dadurch geschiehet es reiner und besser.

XVII.

Erläuterung des Gesagten an der Schilderung der Gestalt Dorotheens.

Um zu sehen, wie unser Dichter die Aufgabe einer wahrhaft künstlerischen Schilderung gelöst hat, wollen wir einmal das Gemählde vergleichen, das er uns von Dorotheens Gestalt giebt.

Nachdem Herrmann sie nur mit wenigen Zügen (S. 29.) so gezeichnet hat, wie er sie zuerst antraf, wie sie ihre schwangre Verwandte rettet, und die Ochsen lenkt, die den Wagen führen, beschreibt er sie (S. 116. der neuen Ausgabe.) den Freunden, die unter den übrigen Ausgewanderten Nachricht von ihr einzuziehen abgeschickt sind.

> Und Ihr werdet sie bald,

sagt er,

> vor allen andern erkennen;
> Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr eine vergleichbar.
> Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider.

Also nur nach den Kleidern wird die Gestalt geschildert. Dadurch gewinnt der Dichter einen doppelten Vortheil. Er ist gewiſs, bloſs dem Auge zu mahlen, durch keine Nebenvorstellung die Aufmerksamkeit von der Gestalt abzuziehen, auf welche sie geheftet seyn soll; und zugleich kann er auf diese Weise die ganze Figur in allen ihren Umrissen zeichnen. Wählte er dagegen die Bildung selbst, so konnte er immer nur einzelne Theile schildern, die Gestalt nur beschreiben, nicht unmittelbar vor die Augen stellen. Auch zeigt er sie uns in der That vom Haupte bis zu den Füſsen, und wählt lauter solche einzelne Züge aus, welche die äuſsern Umrisse bezeichnen, die Wölbung des Busens, die Schlankheit des Wuchses, die Form des Kopfes. Vorzüglich sorgt er dafür, daſs der Phantasie in dem ganzen Contur schlechterdings keine Lücke bleibe. Er zeichnet genau, wie über der Brust um den Hals sich das Hemde zur Krause faltet, wie das Kinn daran anstöſst, und sich der Kopf darüber erhebt, und auch abwärts vollendet er die Figur bis zum Knöchel herunter.

Allein dies ist ihm noch nicht genug; er will sie der Einbildungskraft nicht bloſs zeigen, er will sie ihr unauslöschlich fest einprägen. Er verändert also die Stellung. Jetzt haben wir sie im Gehen gesehn; eine Strecke weiter zeichnet er sie uns (S. 140.) sitzend. Dieselbe Beschreibung kehrt mit denselben Worten zurück, nur mit den Veränderungen, welche diese Lage erfordert. Jetzt ist es, als hätten wir sie im Leben wirklich vor uns gesehen, wo auch dieselben Gestalten in mannigfaltigen Bewegungen erscheinen; jetzt hat sich uns dies Bild für die ganze Folge des Gedichts fest eingeprägt; wo sie nun auftritt, steht es vor uns da, begleitet alle ihre Worte, Gebehrden und Handlungen.

Die Wirkung, welche nun der Dichter durch diese einfache Schilderung hervorbringt, ist unendlich gröſser, als wenn er unmittelbar in dieselbe mehr Gehalt gelegt, mehr das Herz seines Lesers dafür interessirt, mehr, wie sonst der Dichter so oft thut, bei der Gestalt zugleich auch den innern Charakter beschrieben hätte. Man kann es nicht genug wiederholen: die Hoheit, die Gröſse, der innre Gehalt, das, was man in einem Gedicht eigentlich Seele nennt, muſs in dem Ganzen der Erfindung, der Handlung, der Personen, der Darstellung und des Tons liegen; es muſs das Resultat der lebendigen Schilderung auf das gehörig gestimmte Gemüth seyn.

Der Dichter hat es daher immer nur mit diesen beiden Dingen zu thun: mit der anschaulichsten Darlegung seines Stoffs, und mit der lebendigsten Stimmung des Lesers; diese beiden aber erreicht er, sobald er den Leser durchaus in die Mitte seiner Handlung versetzt; um alles Übrige kann er schlechterdings unbekümmert bleiben. Er ist ja nur dadurch wahrer Künstler, daſs er gerade das Höchste und Beste seines Geschäfts seinem Genie überlassen, und sich für das, was er eigentlich, sich selbst bewuſst, dabei thut, nur mit der verständigen Anordnung und der kunstmäſsigen Ausführung, also nur mit dem technischen Theile desselben, zu beschäftigen braucht. Vor allen andren aber gilt dies von dem epischen Dichter, und es muſs dem aufmerksamen Leser schon bei dem, was wir vorhin sagten, von selbst aufgefallen seyn, wie passend eine Schilderung, die nur

Conture, aber diese in der gröſsesten Vollständigkeit zeichnet, für eine Gattung der Dichtkunst ist, deren ganze Wirkung nur auf nie still stehender Bewegung und ununterbrochener Stetigkeit beruht.

Ehe wir aber diese Stelle verlassen, müssen wir noch einen Augenblick bei den einzelnen Beiwörtern verweilen, mit welchen die einzelnen Theile der Gestalt bezeichnet sind. Kein einziges derselben hat für sich ein groſses und unverhältniſsmäſsiges Gewicht; alle sind von der Art, wie sie sich für das bloſse ruhige und uneingenommene Beschauen des bloſsen Sinnes schicken; alle zeigen die Bildung des Mädchens nur in reinlicher Zierlichkeit, in freier und heiterer Anmuth. Selbst die Stärke, die, mit der Leichtigkeit verbunden, den Hauptcharakter desselben ausmacht, ist gerade dahin verlegt, wo sie nur auf die Rüstigkeit des physischen Baus, und ganz und gar auf keine Nebenvorstellung, führen kann: in die Wölbung der Brust, die treffliche Gröſse, die Länge und Schönheit des Haars. Dadurch ist die Stimmung, welche diese, so wie überhaupt der Ton in allen Schilderungen dieses Gedichts hervorbringt, derjenigen ähnlich, in der wir gleichsam mit naturhistorischem, physiologischem Blick die Natur betrachten; und diese Stimmung ist ungleich poëtischer, als die ihr entgegengesetzte sentimentale, bei der wir in der Natur eigentlich nur uns selbst sehen. Denn sie führt eine zwar langsamer, aber inniger eindringende Wärme, und eine minder feurige, aber höhere und dauerndere Begeisterung mit sich.

Fragen wir aber weiter nach: wie kam der Dichter dazu, daſs er gerade diese Art der Schilderung wählte? so ist die einfache Antwort die: weil es ihm nicht möglich war, eine andere anzuwenden. Herrmann ist es, der seine Geliebte beschreibt, und er ist der Mensch nicht, dessen Herz mit dem Ausdruck seiner Empfindung die einfache Darstellung dessen, was er gesehen oder vernommen hat, unterbricht; er beschreibt sie seinen Freunden, um sie sicher und schnell aus dem Haufen herauszufinden, und muſs daher die Merkmahle auswählen, an denen sie dieselbe ohne Fehl wiederzuerkennen im Stande sind. An welchen andern nun ist dies leichter, als an den Umrissen der Gestalt, dem Schnitt und der Farbe der Kleidung?

Daſs dies aber so ist, daſs Herrmann diesen Charakter hat, ist wieder in andren Umständen, in andren Charakteren gegründet, und diese wieder in andren und in dem Ganzen, so daſs diese einzelne Schilderung mit allem zusammenhängt und durch alles bestimmt wird. Derselbe Geist also, den sie athmet, beseelt auch das Ganze, und was wir von ihr bewiesen haben, gilt zugleich von allen übrigen und von dem ganzen Gedicht selbst.

XVIII.

In wie fern macht unser Dichter, bei seiner Verwandtschaft mit der bildenden Kunst, die besondren Vorzüge der Dichtkunst geltend?

Daſs der Dichter, welcher den wesentlichen Forderungen der Kunst ein Genüge thut, zugleich das Wesen der Poësie in ihrem vollen Gehalte benutzt, versteht sich von selbst. Denn er hat geleistet, was die Kunst überhaupt verlangt, und keine andren Mittel gehabt, als welche seine besondre ihm darbot. In so fern bedürfte daher die aufgeworfene Frage keiner weitern Erörterung.

Allein das Wesen der Dichtkunst bietet demjenigen, der es ganz zu benutzen versteht, noch so reiche und eigenthümliche Hülfsquellen dar, daſs, um das Verdienst des Dichters vollkommen zu schätzen, es nicht möglich ist, dieselben mit Stillschweigen zu übergehen.

Wir reden jetzt nicht von dem Gehalte, welchen er den Gestalten unterlegen kann, die er gleichsam von der bildenden Kunst entlehnt; wir bleiben noch für jetzt allein bei dem Vorzug der Objectivität stehen, welchen er sich in einem bei weitem vollkommneren Grade, als jeder andre Künstler, zu verschaffen im Stande ist.

Die Bildhauerkunst besitzt bloſs Formen, die Mahlerei nur diese und Colorit; beiden fehlt unmittelbare Bewegung, die sie nie anders, als durch eine Art der Täuschung hervorbringen können. Beide stellen also nur im Raum einen Gegenstand dar; haben nur Objectivität für die Sinne, die im Raume wirken. Durch die Macht, mit der die bloſse Form hervortritt, erhält die Sculptur eine Einfachheit, die an Armuth zu gränzen scheint, und selbst der Mahler ist nur auf die Vorstellung gewisser Gegenstände, und selbst noch in der Darstellung dieser beschränkt.

Der Dichtkunst ist die Bewegung so eigenthümlich, daſs sie eigentlich keinen Ausdruck für das Stillstehende hat. Nur dadurch, daſs sie das Auge die Umrisse der Figur durchlaufen läſst, kann sie eine Gestalt zeichnen. Dies aber prägt dieselben der Einbildungskraft nur um so fester ein, da der Dichter sie nun vor ihr selbst erzeugt, sie im eigentlichsten Verstande nöthigt, sie selbst zu beschreiben. Sie wirkt ganz in der Zeit, greift dadurch tiefer, als die immer kältere, bildende Kunst, in unsre Empfindung ein, und beseelt ihre Schilderungen mit einem volleren Leben. Ihre Gemählde sind nicht bloſs Gruppen, in denen sich Gestalt an Gestalt anschlieſst; sie gleichen auch vollkommen gegliederten Ketten, in welchen Bewegung aus Bewegung, Figur aus Figur entspringt.

Der Dichter vermag die Gestalt nur eben so uneigentlich, als der bildende Künstler die Bewegung, zu schildern. Aber der wichtige Unterschied zwischen beiden ist der, daſs die Bewegung eine gröſsere Lebhaftigkeit mit sich führt, daſs sie daher die Einbildungskraft besser stimmt, jenem Mangel aus eignem Vermögen abzuhelfen. Benutzt also der Dichter seinen ganzen Vortheil, so erlangt er eine gröſsere Objectivität, als dem bildenden Künstler möglich ist. Denn er bemeistert sich mehr aller Organe, durch die wir einen Gegenstand erfassen, derer, die im Raum, und derer, die in der Zeit wirken.

Es ist nicht bloſs, daſs er Gestalten schildert und Handlungen beschreibt. Sein Schildern der Gestalt ist selbst eine Handlung, und seine Handlung wird zur Gestalt. Denn jeder vorige Zug, den ein nachfolgender verdrängt, bleibt doch in der ganzen Gruppe stehen. Wir sehen nun wirklich vor uns, was wir bei dem Gemählde immer nur unvollkommen hinzu denken, wie nemlich der vorgestellte Moment entstanden ist und wohin er übergeht.

Selbst die groſse sinnliche Realität, welche die bildende Kunst durch das wirkliche Aufstellen des Objectes besitzt, schadet ihr in Absicht auf diese Totalität. Denn diese lebendige Sinnlichkeit schlägt nun alles nieder, was die Einbildungskraft ihr noch hinzu setzen möchte.

Wie in jedem Verstande dichterisch nun die Objectivität ist, welche in Herrmann und Dorothea herrscht, bedarf nicht erst eines eignen Beweises. Nirgends ist bloſse Beschreibung des Ruhenden, überall Schilderung des Fortschreitenden; nirgends ein abgetrenntes, einzeln da stehendes Bild, überall eine Reihe von Veränderungen, in welcher jede einzelne immer klar und geschieden umgrenzt ist; und das Ganze selbst gleicht so wenig dem Gemählde eines bloſs leidenden Zustandes, daſs es vielmehr überall als das Zusammenwirken einer Menge von Entschlüssen, Gesinnungen und Ereignissen erscheint.

XIX.

Eigenthümliche Natur der Dichtkunst, als einer redenden Kunst.*

Wir haben die Dichtkunst im vorigen Abschnitt mehr, in so fern sie von der bildenden verschieden, als in so fern sie ihr entgegengesetzt ist, betrachtet. Von dieser letzteren Seite könnten wir auch dieselbe füglich ganz mit Stillschweigen übergehen, da sie von dieser das gegenwärtige Gedicht nicht berühren kann. Um indeſs die ganze Materie vollständiger zu erschöpfen, sey uns noch diese Abschweifung erlaubt. Je mehr man die Natur der Dichtkunst, als einer bloſs redenden Kunst, erörtert, desto klarer wird man begreifen, wie es möglich ist, sie als bildende zu behandeln.

Die Poësie ist die Kunst durch Sprache. In dieser kurzen Beschreibung liegt für denjenigen, welcher den vollen Sinn dieser beiden Wörter faſst, ihre ganze hohe und unbegreifliche Natur. Sie soll den Widerspruch, worin die Kunst, welche nur in der Einbildungskraft lebt und nichts als Individuen will, mit der Sprache steht, die bloſs für den Verstand da ist, und alles in allgemeine Begriffe verwandelt, — diesen Widerspruch soll sie, nicht etwa lösen, so daſs nichts an die Stelle trete, sondern vereinigen, daſs aus beidem ein Etwas werde, was mehr sey, als jedes einzeln für sich war. Überall aber, wo im Menschen widersprechende Eigenschaften zu etwas Neuem verknüpft werden, da ist er gewiſs, in seiner höchsten Natur zu erscheinen. Denn diese Eigenschaften widersprechen sich schlechterdings so lange, als seine innere Geistesstimmung der wirklichen Welt um ihn her gleicht, und es giebt kein anderes Mittel, sie zu vereinigen, als wenn man ihn aus dieser Beschränktheit hinweg in ein unendliches Feld versetzt, ihn an der Hand der Philosophie in die Region der Ideen hinüberführt, oder auf den Flügeln der Poësie zu Idealen erhebt.

Die Sprache ist das Organ des Menschen, die Kunst ist am natürlichsten ein Spiegel der Welt um ihn her, weil die Einbildungskraft im Gefolge der Sinne am leichtesten äuſsre Gestalten zurückführt. Dadurch ist die Dichtkunst unmittelbar, und in einem weit höheren Sinn, als jede andere Kunst, für zwei ganz verschiedne Gegenstände gemacht: für die äuſseren und die inneren Formen, für die Welt und den Menschen; und dadurch kann sie in einer zwiefachen, sehr verschiednen Gestalt erscheinen, je nachdem sie sich mehr auf die eine, oder die andere Seite hinneigt.

In beiden Fällen hat sie die Schwierigkeiten der Sprache zu überwinden, und sich der Vorzüge zu erfreuen, die sie gerade dadurch genieſst, daſs diese, und daher der Gedanke, das Organ ist, durch das sie wirkt; allein wenn es die inneren Formen sind, die sie zu ihrem Objecte wählt, dann findet sie in der

Sprache einen ganz eignen Schatz neuer und vorher unbekannter Mittel. Denn nunmehr ist diese der einzige Schlüssel zu dem Gegenstande selbst; die Phantasie, die sonst gewöhnlich den Sinnen folgt, muſs sich nun an die Vernunft anschlieſsen; und wenn schon auf der einen Seite der Geist durch die Gröſse und den Gehalt des Gegenstandes hingerissen wird, so muſs noch auſserdem auch die Kunst einen noch höheren und rascheren Aufflug nehmen, um auch noch in diesem Gebiet die Einbildungskraft allein herrschend zu erhalten, zumal wenn sie nicht Empfindungen, sondern Ideen behandelt, und also mehr intellectuell, als sentimental ist.

Diese Gattung, in der uns das Beispiel der Alten fast gänzlich verläſst, ist, sie mag nun rein oder vermischt mit andern erscheinen, der eigentliche Gipfel der neueren Poesie, und kann ihr eigenthümlich genannt werden. Je entschiedner sich dieselbe jedoch von der andern trennt, desto weiter entfernt sie sich auch von dem leichtesten und einfachsten Begriffe der Kunst.

Jeder echte Dichter nun wird dem einen der beiden hier geschilderten Charaktere eigenthümlicher angehören, mehr geneigt seyn, entweder die individuelle Natur der Sprache für die Kunst, oder die der Kunst durch die Sprache geltend zu machen, dem gestaltlosen, todten Gedanken Form und Leben mitzutheilen, oder die lebendige Wirklichkeit bildlich und anschaulich vor die Einbildungskraft hinzustellen. In beiden Fällen ist er gleich groſser Dichter; aber in dem ersteren leistet er mehr etwas, das nur die Dichtkunst und keine ihrer Schwestern vermag, zeigt er mehr ihr innerstes eigenthümlichstes Wesen, wandelt er mehr einen einsamen, von keinem andern betretenen Weg, da er in dem letzteren mehr einen gemeinschaftlichen Pfad mit allen übrigen Künsten, nur auf seine Weise, verfolgt. In jenem kann er daher in einem noch engeren Sinne des Worts Dichter heiſsen, als in diesem.

In dieser letzteren engeren Bedeutung nun Dichter zu seyn, ist der Gattung, zu welcher Herrmann und Dorothea gehört, geradezu entgegengesetzt. Dies kann nur der lyrische, didaktische und tragische Dichter, die, nahe mit einander verwandt, Eine Classe zusammen ausmachen, nicht der epische. Dieser fodert Gestalten, Leben und Bewegung, führt den Menschen in die Welt hinaus, und fängt, um zuletzt so gut, als jene, sein Gemüth in seinen innersten Tiefen zu erschüttern, bei seinen Sinnen und den Gegenständen, die ihn umgeben, an.

XX.

Dritte und letzte Stufe der Objectivität des Gedichts.

Wenn man dasjenige, was wir bisher über das Göthische Gedicht gesagt haben, mit dem Eindruck vergleicht, welchen es selbst hervorbringt; so muſs man nothwendig fühlen, wie weit noch unser Begriff hinter dem letzteren zurückgeblieben ist, wie viel noch daran fehlt, daſs die Zeichnung seines Charakters die wirkliche Empfindung auch nur einiger Maſsen erreiche. Gerade aber weil seine hohe Schönheit darin besteht, daſs es seine groſse und allgemeine Wirkung in der strengsten Individualität hervorbringt, ist die Beurtheilung desselben so schwierig. Wie bei der Schilderung eines lebendigen und organischen Wesens, wird man bei jedem Charakterzug, den man ihm beilegt, immer lebhaft daran erinnert, daſs man es nie vollständig und richtig zeichnet, sobald man nicht das Ganze in der nothwendigen und unzertrennlichen Verbindung aller seiner Theile hinzustellen vermag.

Wir haben im Vorigen seine hohe Objectivität zu schildern angefangen; wir haben gezeigt, wie es bloſs sinnliche Gegenstände, und diese in ihren vollständigen Umrissen, in den reinen Formen der Einbildungskraft zeichnet. Allein wenn es uns auch vollkommen gelungen wäre, dadurch zu beweisen, daſs es von einem reineren und allgemeineren Kunstsinn, als andre, beseelt, sich näher, als sie, an die Werke der bildenden Kunst anschliefst: so sind dadurch noch kaum die äufsersten Linien des Charakters desselben gezeichnet; so ist es noch immer zu wenig aus der Masse beschreibender Gedichte herausgehoben, und so reicht dies noch bei weitem nicht hin, seine eigenthümliche Wirkung, die lichtvolle Klarheit, zu der es die Phantasie, die energische Ruhe, zu der es das Gemüth erhebt, auch nur im Ganzen und der Gattung nach zu erklären.

Die Objectivität der bildenden Künste überhaupt ist noch selbst von zu verschiedener Natur; es herrscht z. B. offenbar eine so ganz andre in den einfachen Werken der Bildhauerkunst und vorzüglich in einigen der Mahlerei, dafs die allgemeine Verwandtschaft des Styls eines Gedichts mit dem Styl der bildenden Kunst diese feinen Unterschiede noch bei weitem nicht bestimmt genug angiebt.

Wo der höchste Grad der Objectivität erreicht ist, da steht schlechterdings nur Ein Gegenstand vor der Einbildungskraft da; wie viele sie auch derselben unterscheiden möchte, so vereinigt sie sie doch immer nur in Ein Bild; da ist der Stoff bis auf seine kleinsten Theile besiegt; da ist alles Form, und durch das Ganze hin nur Ein und eben dieselbe. Gleich deutlich kündigt sich diese hohe Trefflichkeit durch den Eindruck an, den sie zurückläfst. Wir fühlen uns von einer Klarheit umgeben, von der wir sonst keinen Begriff haben; wir empfinden eine Ruhe, die nichts zu stören vermag, weil wir alles, wofür wir nur irgend Sinn haben, in diesem Einen Gegenstande und dort in vollkommener Harmonie antreffen; alle Kräfte unsres Gemüths gehören der Phantasie, und diese ausschlieſsend der Einen reinen, hohen und idealischen Form an, die aus einem solchen Kunstwerke uns entgegenstralt.

Am deutlichsten sehen wir dies bei den Werken der Sculptur. Wenn die Hand des Bildners den Marmor bearbeitet, so verschlingt der kleine Fleck, auf welchem sein Meiſsel geschäftig ist, zugleich seine ganze Aufmerksamkeit. Wochen, Monate und Jahre halten ihn diese engen Grenzen gefangen; immer das Bild, das er darstellen will, vor Augen, findet er in ihnen eine Welt, welcher seine Kräfte nur mit Mühe Genüge leisten, und ruhet nicht eher, als bis er ganz und vollkommen den Gedanken seiner Einbildungskraft dem rohen Stein abgewonnen hat.

Der reicheren Mannigfaltigkeit, des weiteren Umfangs der lebendigen Bewegung endlich, die seine Kunst ihm darbietet, ungeachtet, ist der Dichter eines gleich bildenden Sinns, sein Werk einer gleich hohen Objectivität fähig. Wo er nun einen solchen Sinn besitzt, da ist es ihm nicht genug, bloſs sinnliche Gegenstände, bloſs reine Formen überhaupt aufzustellen, da strebt er immer, die Einbildungskraft auf ein einziges Object zu heften, nur für dieses zu interessiren, auf dies allein alles andere zurückzuführen. Sein Charakter besteht dann ganz eigentlich darin, nur in der vollendeten Darstellung dieses Einen Gegenstandes seine volle Befriedigung zu finden.

Die Einbildungskraft entschieden zu nöthigen, auf eine bestimmte Weise thätig und productiv zu seyn, ist zugleich seine einfachste Aufgabe und sein höchstes Ziel. Um dieser Forderung Genüge zu leisten, muſs er derselben drei mit einander verwandte Eigenschaften zugleich mittheilen: lebendige Stärke, vollkommene Freiheit und durchgängige Gesetzmäſsigkeit. Zu den beiden Stufen der Objectivität, die wir bis jetzt geschildert haben, sind mehr die beiden ersten Stücke erforderlich; zu der dritten aber, die wir jetzt näher betrachten, erhebt man sich nur durch das letztere, durch vollkommne und strenge Gesetzmäſsigkeit.

Um nun zu zeigen, daſs unser Gedicht auch diese letzte und höchste Stufe der Objectivität erreicht, wollen wir es mit einer zwiefachen Gattung beschreibender Gedichte vergleichen. Wir werden dadurch noch auſserdem den Vortheil gewinnen, daſs, wenn wir es bis jetzt nur als ein echtes Kunstwerk, und als ein beschreibendes Gedicht überhaupt charakterisirten, wir nun auf den bestimmten Platz kommen werden, den es unter diesen letzteren sich ausschlieſslich zueignet.

XXI.

Zwiefache Gattung beschreibender Gedichte in Rücksicht auf ihre gröſsere oder geringere Objectivität — erläutert an Homer und Ariost.

Alle beschreibenden Gedichte stellen eine Reihe von Bildern, ein verbundenes Ganzes von Gestalten auf. Der Unterschied, den wir, geleitet durch die bisherigen Betrachtungen, hier unter ihnen festzusetzen im Begriff sind, besteht darin, ob sie mehr durch die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Figuren, oder durch die Gestalt der einzelnen und die Verbindung aller zu einer Einheit zu wirken bestimmt sind, ob der Dichter seine Gruppen mehr als Massen, oder mehr als Ganze behandelt hat, mehr durch Farbe und Colorit oder durch Form zu gewinnen strebt?

Auf diese Weise läſst sich dieser Unterschied objectiv angeben; subjectiv bestimmt läuft er darauf hinaus, ob es dem Dichter mehr auf eine gewisse bestimmte Thätigkeit der Einbildungskraft, oder nur auf Thätigkeit überhaupt, ankam? ob ihm mehr daran lag, daſs sie gerade nur dieses oder jenes Bild, oder bloſs überhaupt in einem gewissen Ton und Rhythmus Bilder erzeugte?

Man sieht leicht, daſs hier bloſs die Frage ist: ob er mehr bildend, oder mehr stimmend (musikalisch) wirkt? und daſs dieser Unterschied sich bloſs daraus ergiebt, daſs man die allgemeine Eintheilungsformel, nach welcher sich alles entweder auf das Erzeugte, das Object, oder auf das Erzeugende, das Subject, bezieht, auf diesen einzelnen Fall, die verschiedene Möglichkeit der dichterischen Darstellung einer Handlung, anwendet.

Um diese zwiefache Gattung unmittelbar in einem Beispiel wiederzuerkennen, vergleiche man den Ariost und den Homer. Dies Beispiel wird gerade darum vorzüglich beweisend seyn, weil es kaum möglich seyn dürfte, bei gleich groſser Verschiedenheit, eine gröſsere Ähnlichkeit zwischen zwei durch so viele Jahrhunderte getrennten Dichtern anzutreffen. Wo lebt, seit Homer, in einem anderen Dichter eine solche Fülle und ein solcher Reichthum von Gestalten, wo eine solche nie stillstehende, sich immer wieder aus sich selbst erzeugende Bewegung, wo strömt ein so unversieglicher Quell ewig neuer und überraschender Erfindungen, als in den Gesängen Ariosts? Welcher andere neuere Dichter erscheint nicht, von diesen Seiten mit ihm verglichen, arm und dürftig, ernst und feierlich, trocken und schwer? Wenn die höchste Bewegung und die lebendigste Sinnlichkeit das Wesen der Dichtkunst ausmachen, und niemand anstehen wird, dem Homer hierin den Rang einzuräumen; so gebührt dem Italiänischen Sänger unstreitig gleich die erste Stelle nach ihm.

Und doch welche ungeheure Verschiedenheit; wie stark gezeichnet vorzüglich der eben geschilderte Unterschied! Im Homer tritt immer der Gegenstand auf, und der Sänger verschwindet. Achill und Agamemnon, Patroklus und Hektor stehen vor uns da; wir sehen sie handeln und wirken, und vergessen, welche Macht sie aus dem Reiche der Schatten in diese lebendige Wirklichkeit heraufgerufen hat. Im Ariost sind die handelnden Personen uns nicht weniger gegenwärtig; aber wir verlieren auch den Dichter nicht aus dem Auge, er bleibt immer zugleich mit auf der Bühne, er ist es, der sie uns zeigt, ihre Reden erzählt, ihre Handlungen beschreibt. Im Homer entsteht Begebenheit aus Begebenheit, alles hängt fest mit einander zusammen, und erzeugt sich selbst eins aus dem andern. Ariost knüpft seine Fäden nicht nur lockrer zusammen, sondern wenn sie auch noch so fest verbunden wären, so zerreiſst er sie selbst wie in muthwilligem Spiel, und läſst immer mehr die Herrschaft seiner Willkühr, als die Festigkeit seines Gewebes, blicken; er unterbricht sich mit Fleiſs, springt von Geschichte zu Geschichte über, scheint (und darin liegt zum Theil seine gröſseste Kunst versteckt) nur nach Laune an einander zu reihen, ordnet aber im Grunde nach den innern Gesetzen der Sympathie und des Contrastes der Empfindungen, die er in seinem Zuhörer weckt.

Aber dieser Unterschied liegt bei weitem nicht bloſs in der Composition des Ganzen; wir finden ihn eben so gut in jeder einzelnen Schilderung, in jeder einzelnen Stanze wieder. Homer beschreibt eigentlich nie; die Phantasie seines Lesers befindet sich nie in dem Zustande, wo sie, wie sonst der Verstand, bloſs die einzelnen Züge, die ihr gezeigt werden, aufnimmt, an einander reiht und so ein Ganzes zusammensetzt;

wie sie dem Sänger folgt, stehen die Gestalten vor ihr da, sie hat sie nicht von ihm empfangen und doch auch nicht allein erzeugt; auf eine unerklärbare Weise ist beides zugleich und auf einmal vor sich gegangen. Ariost beschreibt immer, zeigt uns immer absichtlich Zug für Zug; und obgleich die Einbildungskraft durch ihn gleichfalls frei und lebendig beschäftigt und echt dichterisch gestimmt wird: so hat sie doch nie gleich rein bloſs den Gegenstand, und noch bei weitem weniger immer nur das Ganze vor sich; auch der Theil, auch die einzelnen Züge des Gemähldes hat der Dichter so behandelt, daſs sie für sich die Phantasie gewinnen, und sie von dem Ganzen abziehen. Im Homer ist durchaus bloſs die Natur und die Sache, im Ariost immer zugleich auch die Kunst und die Person, sowohl die des Dichters, als die des Lesers. Denn wenn der Leser sich selbst vergessen soll, darf er nicht an den Dichter erinnert werden.

Beide besitzen einen hohen Grad der Objectivität, beide zeichnen sinnliche und lebendige Gestalten; aber nur in Homer leuchtet das Streben nach der vollendeten Darstellung Eines Gegenstandes hervor. Beide sind treue Mahler der Welt und der Natur, aber Ariost gefällt mehr durch den Glanz und den Reichthum seiner Farben, Homer zeichnet sich mehr durch die Reinheit der Formen, durch die Schönheit der Composition aus.

XXII.

Homer verbindet die einzelnen Theile seiner Dichtungen fester zu einem Ganzen.

Der so eben geschilderte Contrast muſs jedem Leser Homers und Ariosts auffallend seyn, welcher die Totalwirkung, die beide Dichter auf ihn machten, in sein Gedächtniſs zurückruft. Entwickelt man nun denselben genauer, so findet man den zwiefachen Charakter, den wir oben angegeben haben.

Homer verbindet eine ungeheure Menge von Gestalten in eine einzige Gruppe; Ariost faſst eine vielleicht noch gröſsere Anzahl, in vielfache Gruppen vertheilt, nur gleichsam in denselben Rahmen ein. Im Homer strebt alles durchaus zum Ganzen; es ist überall Einheit: Einheit der Handlung, der Charaktere, der Gesinnungen, der Empfindungen; die Verschiedenheit, die bis in ihre feinsten Züge nüancirt ist, wird immer nur als eine Stufenfolge von Bestimmungen gezeigt, die sich in sich zu einem Ganzen zusammenschlieſst. Ariost kann eben so wenig der Einheit, als Homer des Reichthums und der Mannigfaltigkeit, entbehren; es ist einmal ohne beides keine dichterische Wirkung möglich. Aber nicht diese Einheit, sondern nur die Mannigfaltigkeit wirken zu lassen, ist ihm wichtig. Das Auge soll von Gestalten zu Gestalten umherschweifen, und ihre Zahl nie übersehen; die Fläche, auf der sie auftreten, soll sich immerfort, aber nur da, wo es ihm jedesmal einen Augenblick zu verweilen gefällt, nicht gerade vom Mittelpunkt aus und nach allen Seiten hin ins Unendliche erweitern; die Verschiedenheit soll, selbst da, wo wirklich alle einzelnen Glieder zusammen verbunden ein Ganzes ausmachen würden, doch nur als Contrast erscheinen. Denn wenn auch, wie vielleicht nicht schwer zu erweisen wäre, die Helden Ariosts eben so als die Helden Homers alle Hauptseiten des menschlichen Charakters vollständig darstellten, so würde man dennoch immer nur in diesen den Reichthum der Menschheit, in jenen bloſs die Verschiedenheit der Menschen, zu sehen glauben.

Gerade aber dann ist ein Charakterunterschied unter zwei Künstlern derselben Gattung echt und fehlerfrei, wenn beide, wie hier, denselben Reichthum besitzen, und ihn nur auf verschiedene Weise geltend machen, ihn zu verschiedenem Gebrauch und unter verschiedenem Stempel ausprägen.

XXIII.

Arioſt rechnet mehr auf den Effect; Homer wirkt ſtärker durch die reine Form.

Wenn Homer ſich ſtrenger an das Ganze hält, Arioſt mehr den einzelnen Theil heraushebt, ſo muſs der erſtere mehr auf die Form, der letztere mehr auf den Effect rechnen, den in der Verbindung eine Figur mit der andern macht. Das aber iſt es, was man in der Dichtkunſt Licht und Schatten nennen kann, der Grad, um den eine Geſtalt dadurch hervor- oder zurücktritt, daſs eine andre neben ihr ſteht. Dies, verbunden mit dem Ton, welchen der Dichter ſeiner Sprache giebt, mit der eigenthümlichen Wichtigkeit, die er demſelben für ſich einräumt, macht ſein Colorit aus.

Homer nun arbeitet überall auf die Form; erſt in den einzelnen Figuren, in ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, dann in der Verbindung derſelben, wo er eine an die andere, oder mehrere zuſammen, oder endlich alle in Ein Ganzes verknüpft. Darum läſst ſich die ganze Ilias oder die ganze Odyſſee am Ende wie eine einzige Statue, oder, wenn dieſe Vergleichung zu kühn iſt, wenigſtens wie eine einzige Gruppe betrachten. Bei dieſem Verfahren iſt das Colorit natürlich untergeordnet; es richtet ſich gleichfalls nach der Form, und dient nur, dieſe mehr herauszuheben. Ganz anders hingegen wirken Farbe, Licht und Schatten da, wo die einzelnen Figuren mehr allein und getrennt erscheinen. Denn da gehören sie wesentlich zu den Verbindungsmitteln des Ganzen; und überhaupt braucht jedes Gemählde immer um so viel mehr Colorit, als es an Einheit und Harmonie der Formen verliert. So wie die Einbildungskraft nicht ganz in ihren Gegenstand versenkt ist, so erhält ihre eigne Energie das Übergewicht; und so wie der Dichter nicht so durch denselben beschäftigt ist, daſs er jede Kraft aufbieten muſs, um ihn nur einfach hinzustellen, so erhöht sich unvermerkt und an sich selbst sein Ton, und wird reicher und prächtiger, als sein Stoff.

XXIV.

Colorit.

Denn was wir Colorit (*) nennen (und es giebt in jeder Kunst etwas diesem Begriff Entsprechendes), ist,

---

(*) Der Begriff des Colorits ist hier in einem eingeschränkten Sinne gebraucht. Um dem Miſsverständnisse vorzubeugen, das unfehlbar entstehen müſste, wenn man ihm einen allgemeineren unterlegte, sey es erlaubt, noch folgende Erläuterung hinzuzufügen. Die Mahlerei (von der man natürlich, so oft von Colorit die Rede ist, immer ausgehn muſs) hat ein zwiefaches Mittel, ihren Gegenstand darzustellen: den Umriſs und die Farbe. Die letztere dient unmittelbar, die Ähnlichkeit des Bildes auch von dieser Seite zu vermehren; aber in so fern wirkt sie nur auf eine untergeordnete Weise. Ihre hauptsächlichste Wirkung bringt sie durch die Stimmung hervor, in welche sie unsre Phantasie bloſs für sich, und unabhängig von aller Natur-Nachahmung versetzt. Denn geht man (wie bei ästhetischen Untersuchungen häufiger geschehen sollte) auf die Natur derjenigen Sinne zurück, welche die Kunst zunächst beschäftigt, so findet man, daſs das Auge sich in einer doppelten Beziehung auf der einen Seite auf unsre höheren intellectuellen, auf der andern auf die niedrigeren sinnlichen Kräfte befindet, und daſs seine Verwandtschaft mit den ersteren durch den Eindruck der Gestalt, die mit den letzteren durch den Eindruck der Farbe entsteht. Daher ist die bloſse Gestalt (wenn sie ohne alle Farbe, also auch ohne Licht und Schatten, möglich wäre) kalt und trocken, die bloſse Farbe hingegen (auch durchaus formlos) so frisch, lebendig und sinnlich, daſs sie wenn wir es allgemein und philosophisch in seinen Gründen und seiner Wirkung untersuchen, nichts an-

allein Empfindungen zu wecken im Stande ist. In so fern nun der Mahler sich dieser beiden Mittel zugleich bedient, schlägt er zugleich einen objectiven und subjectiven Weg ein, sich unserer Einbildungskraft zu bemeistern; und diese beiden Wege sind es, die in der That immer zugleich betreten werden müssen, wenn man zu einer wahrhaft künstlerischen Wirkung gelangen will. Denn obgleich beide, der Umriſs sowohl, als die Farbe, die Natur des Gegenstandes (der beide mit einander verbindet) nachzuahmen dienen, so arbeitet der erstere dennoch mehr darauf hin, uns denselben zu zeigen, die letztere mehr uns selbst lebendig genug zu stimmen, ihn vollkommen zu sehen. Indeſs kommen immer beide darin überein, nur ihn allein darzustellen. Wird aber das Gleichgewicht zwischen beiden gestört, und dem Colorit ein Vorzug eingeräumt, so tritt alsdann der Fall ein, von dem oben die Rede ist. In diesem nun bleiben dem Künstler nur noch zwei Wege einzuschlagen übrig, entweder bloſs die Sinne zu ergötzen, oder die Phantasie auf eine gleichsam rhythmische Weise zu stimmen Die Möglichkeit auf diese letzte Art zu wirken, wird aber immer nur äuſserst beschränkt seyn, da die Natur des Gegenstandes hier keine fortschreitende Reihe (keinen steigenden oder fallenden Rhythmus), sondern nur eine in sich selbst zurückkehrende erlaubt, und diese noch dazu auf Einmal gegeben ist. Ohne also auf die Erregung lebhafter oder gar heftiger Empfindungen rechnen zu dürfen, muſs man sich hier allein an Harmonie und Lieblichkeit begnügen.

Wenn die Phantasie bei der Einwirkung der Kunst auf dieselbe ganz in Thätigkeit gesetzt werden soll, so muſs immer zugleich objectiv und subjectiv auf sie eingewirkt werden. Man muſs einen Gegenstand vor ihr bilden und ihre Kraft stimmen. Darum sagten wir, daſs jede Kunst ihr Colorit habe, weil wir das Mittel, wodurch jede dies letztere ders, das, was die Thätigkeit der Einbildungskraft ohne einen bestimmten, geformten Gegenstand beschaf-

---

ausrichtet, mit keinem schicklicheren Namen zu benennen wuſsten, da in der That die Farbe es am vollkommensten und am reinsten zu bewirken vermag. In der Musik ist dies Colorit eine gewisse schwer zu bestimmende Behandlung der Töne; in der Bildhauerkunst, in welcher die Form sonst so ausschlieſslich herrscht, scheint es diejenige Bearbeitung des Materials, durch welche der harte und todte Stein für das Auge Weichheit und Leben erhält. Denn obgleich dies nur durch Form hervorgebracht werden kann, so wirkt es doch nicht als Form, da auch das Gefühl (auf das wir jedes Werk der Sculptur selbst dann, wenn wir es bloſs ansehen, doch immer beziehen) in einer doppelten Verwandtschaft mit den intellectuellen und sinnlichen Kräften steht. Wie mächtig der Unterschied zwischen der Musik und der Bildhauerkunst in Absicht auf die Objectivität beider ist, sieht man daran, daſs, da in der letzteren das, was in ihr das Colorit ausmacht, nur allein durch Form bewirkt wird, dagegen in der ersteren sich dasjenige, was eigentlich einen Gegenstand schildert, oder eine bestimmte Empfindung ausdrückt (und also dem entspricht, was in der darstellenden Kunst die Form ist) kaum noch nur überhaupt von demjenigen unterscheiden läſst, was, ohne dies zu thun, bloſs die Phantasie beschäftigt oder das Ohr ergötzt. Die Mahlerei steht in diesem Punkt zwischen beiden in der Mitte; denn in ihr ist Form und Colorit am meisten und beinahe vollkommen von einander geschieden.

Doch muſs man bei dieser ganzen Materie nie vergessen, daſs hier nur zum Behuf der Untersuchung getrennt wird, was in der Wirklichkeit schlechterdings unzertrennlich verbunden ist.

tigt, und was sie selbst wiederum fordert, so oft sie sich in einem solchen Zustand befindet. Wenn ihre Thätigkeit einmal rege ist, und sie doch nicht, bildend, ein bestimmtes Object erzeugt, so kann sie nichts, als gleichsam ihre eigne Kraft immer wieder von neuem hervorbringen; und ob sie gleich auch so immer ein Etwas haben muſs, woran sie dieselbe übt, so wird dies, als unbedeutend und immer wechselnd, verschwinden, und nur der Grad und der Rhythmus ihrer eignen Thätigkeit sichtbar bleiben.

Daſs dieser Begriff des Colorits in der That der richtige ist, sehen wir, wenn wir ihn da aufsuchen, wo er ursprünglich hingehört, in der Mahlerei. Die Farbe, wenn sie nicht bloſs die Form besser heraushebt (und wir reden hier vom Colorit nur insofern, als dasselbe sich allein und für sich hervordrängt) kann der Phantasie keinen bestimmten Gegenstand geben; sie kann nur einzeln ihre Stimmung determiniren, und mit mehreren in harmonischer oder disharmonischer Folge, dieselbe verändern, und durch einen gewissen Rhythmus hindurch führen. Sie gleicht hierin dem Ton, nur daſs dieser durch seine innige Verbindung mit unsrem Gemüth, ohne gerade bildend zu wirken, doch einen wirklichen Gegenstand, die Empfindung, hervorbringt, was die bloſse Farbe wenigstens immer nur sehr unvollkommen zu thun im Stande ist.

In den Arbeiten mittelmäſsiger Mahler drängt sich das Colorit bloſs hervor, um die Sinne zu ergötzen und das Auge zu blenden; aber es gäbe auch einen höheren Styl für die bloſs auf das Colorit berechnete Mahlerei, die alsdann nach rhythmischen Gesetzen behandelt werden müſste, und noch weit mehr ist dies bei der Dichtkunst der Fall.

XXV.

Homer ist mehr naiv, Ariost mehr sentimental. — Resultat des ganzen Unterschiedes.

Daſs Ariost auch einzelnen Zügen seiner Schilderungen eine vom Ganzen unabhängige Wichtigkeit einräumt, und daſs er den Ton seines Gesanges vor der Form seines Stoffs vorwalten läſst, dies beides kommt darin zusammen, daſs er, weniger ausschlieſsend mit seinem Gegenstande beschäftigt, öfter in sich selbst zurückblickt. Statt die Wirkung auf das Herz und das Gemüth seiner Zuhörer allein am Ende dem Ganzen seines Gemähldes zu überlassen, wendet er sich selbst, noch während seines Laufes, immerfort zu ihnen hin, und hat mehr den Effect, den er auf sie macht, als seinen Stoff vor Augen. Daher ist es auch seinem Leser in den meisten Fällen beinah gleichgültig, welche Gestalt, welche Reihe von Begebenheiten er ihm vorführt, sobald nur überhaupt dasselbe Leben und dieselbe Bewegung bleibt, und im Einzelnen die Nüance des Tons folgt, welche sich an die vorige am leichtesten und natürlichsten anschlieſst.

Wir finden daher hier den allgemeinen Unterschied alter und neuer Dichtkunst wieder; aus Homer blickt eine naivere, aus Ariost eine mehr sentimentale Natur hervor. Dennoch wird die Verschiedenheit beider Dichter durch dies Merkmahl allein nicht erschöpft. Auch in der völlig objectiven Gattung beschreibender Gedichte ist noch die unmittelbare Beziehung des Stoffs auf das Gemüth möglich, die sehr gut mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnet wird. Was also diese Verschiedenheit begründet, ist allein die höhere Objectivität.

Der Dichter faſst einen Gegenstand auf; von ihm geht seine Begeisterung aus; er ist allein mit demselben beschäftigt, er strebt nach nichts andrem, als ihn so zu zeichnen, wie er in der Natur wirklich ist, oder wie er seyn müſste, wenn er zu ihr gehörte; er kann nicht aufhören, bis derselbe vollendet ist, und ist fertig, sobald er den letzten Pinselstrich daran gethan hat. Sein Zuhörer hat, wie er, seine Blicke nur fest auf denselben geheftet; er interessirt sich nur langsam und nach und nach für ihn; aber mit jedem Augenblick steigt die Wärme, mit der er ihn umfaſst, bis sie zuletzt zu der höchsten Innigkeit anwächst; er glaubt bloſs auſser sich und in ihm zu leben, und bemerkt erst zuletzt mit frohem Erstaunen, daſs indeſs und durch ihn in ihm selbst eine mächtige Veränderung vorgegangen, sein Gemüth bis in sein Innerstes erschüttert, erhöht und idealisch umgestimmt ist. Oder der Dichter fühlt seine Phantasie in unruhiger Bewegung; seine Begeisterung geht von dieser Regung aus; er sucht und schafft sich einen Gegenstand; indem er ihn ausbildet, folgt er dem Gange dieser innern Stimmung; er kann nicht aufhören, er muſs Stoff aus Stoff erzeugen, so lange diese fortdauert, und er kann nicht fortfahren, sobald sie ihn verlassen hat. Sein Zuhörer ist von derselben Begeisterung mit fortgerissen; er ist überhaupt von einem rascheren und gleich anfangs lebendigeren Feuer beseelt; diese Regung aber kann nicht durch die Folge hindurch immer steigend wachsen, sie muſs sich in einem mannigfaltig wechselnden Tanze fortbewegen, und endlich nach und nach aufhören; das Ende dieser Laufbahn kann nicht mit einer so tiefen und überraschenden Rührung bezeichnet seyn, da das Gemüth nicht so plötzlich in sich zurückkehrt, vielmehr immer von innen heraus auf die Welt übergegangen ist.

Mit der höheren Objectivität ist eine strengere Gesetzmäſsigkeit verbunden. Der Dichter, welcher sich bloſs an den Gegenstand hält, hat ein Geschäft zu vollenden; der, welcher nur seiner innern Stimmung folgt, bloſs ein Spiel zu durchlaufen. Dieser wird durch eine innere, gleichsam unwillkührliche Nothwendigkeit bestimmt; jener muſs ſeinen Stoff so anordnen und behandeln, als hätte ihn der bloſse Verstand und die kalte Überlegung geformt. Dies aber kann nicht anders als durch dasselbe Genie geschehen, das ihn erzeugt, und so muſs seiner Einbildungskraft diese Gesetzmäſsigkeit, durch welche sie ihren Idealen die vollkommenste Natur-Ähnlichkeit giebt, so ursprünglich einverleibt seyn, daſs alle ihre Geburten sie von selbst und unmittelbar an sich tragen. Durch diese strenge Gesetzmäſsigkeit nun wird der letztere endlich tiefer und wohlthätiger auf das Gemüth und die Gesinnungen, so wie der erstere durch seine heitre und anmuthige Leichtigkeit auf die Stimmung und das Temperament einwirken.

XXVI.

Einfluſs dieser Verschiedenheit beschreibender Gedichte auf die Wahl der Versart.

Diese beiden Gattungen von Gedichten sind so sehr von einander geschieden, daſs jede ihren eignen Versbau erfordert, und dies die eigentliche Grenzlinie ist, wo in beschreibenden Gedichten der Reim und der Griechische Vers gebraucht werden muſs. Denn der Reim giebt immer ein Colorit, das sich für sich allein dem Auge vorwaltend aufdrängt, da hingegen der Hexameter, so wie jedes alte Silbenmaaſs, seinen noch reicheren und glänzenderen Farbenschleier immer nur als ein bescheidnes Gewand um die Schönheit der Formen gieſst.

XXVII.

Zu welcher jener beiden Gattungen unser Dichter gehört? beweist er durch die Zeichnung seiner Figuren.

Es bedarf nicht erst eines Beweises, welchen von diesen beiden Charakteren Herrmann und Dorothea an sich trägt.

Der Dichter hat es nie mit etwas andrem, als mit seinem Gegenstande, zu thun; sein Gang ist lebendig und kräftig, aber ruhig, gleichförmig und von immer schnellerer steigender Bewegung gegen das Ende des Gedichts; der Leser lebt allein in der Begebenheit, die er vor sich sieht, er ist, wie der Dichter, klar und gleichförmig gestimmt, aber zuletzt tief gerührt, und von den höchsten Gefühlen durchdrungen. Nicht seine Sinne, nicht seine Leidenschaften sind rege; aber sein Sinn ist beschäftigt, sein Gemüth still bewegt; er fühlt nicht sowohl das rasche Feuer, welches sonst die Phantasie anfacht, als er sich vielmehr der lebendigen Klarheit bewuſst ist, womit ein reiner und tiefer Blick in das Leben und die Menschheit die Seele erhellt. Seine Einbildungskraft hat durchaus frei und allein, mit aller ihrer schöpferischen Kraft, und an einem Gegenstande, also bildend, gewirkt.

Davon überzeugt man sich vorzüglich dann, wann man die Mittel genauer untersucht, durch welche der Dichter seine Gestalten dem Leser in die Seele prägt.

Wir haben schon im Vorigen an einem Beispiel gesehn, daſs er sie nicht ängstlich beschreibt, sondern nur ihre Umrisse zeichnet; aber selbst das thut er nur selten, nur da, wo die Veranlassung ihn schlechterdings dazu nöthigt. Er kennt ein andres, tiefer eingreifendes Mittel sie aufzuführen und wichtig zu machen; die Kunst nemlich, sie durch den Grund herauszuheben, auf dem sie auftreten, die Einbildungskraft durch die gehörige Stimmung zu nöthigen, sie von selbst und in der Gröſse zu erzeugen, die er ihnen mittheilen will.

Dadurch erhält er ihre Umrisse, ohne ihrer Bestimmtheit zu schaden, dennoch immer grenzenlos und unendlich: sie wachsen in der That immerfort vor der Phantasie, so wie allmählig die eigne Stimmung derselben fortschreitend erhöht wird; das Ganze knüpft sich fester zusammen, wenn immer ein Theil den andren, und nicht jedesmal der Dichter jeden besonders zu bilden scheint; und die ganze Wirkung wird um so viel dichterischer und künstlerischer, als sie reiner und selbstthätiger bloſs durch die Einbildungskraft vollendet wird.

XXVIII.

Vergleichung unsers Dichters mit Homer in diesem Stück. — Beispiel an Glaukus und Diomedes Waffentausch.

Dieselbe Eigenthümlichkeit epischer Schilderung finden wir auch im Homer und überhaupt in den Alten wieder. Wenn die neueren Dichter alles einzeln ausmahlen, wenn sie oft kleine und einzeln interessirende Züge auswählen, wenn man bei ihnen überall Beschreibungen männlicher und weiblicher Schönheit findet; so sind diese jenen durchaus fremd. Aber dagegen verstehen sie ihren Figuren eine andere Gröſse, eine andre Würde, und wahrhaft kolossalische Umrisse durch die Art zu geben, wie sie dieselben erscheinen lassen, und wie sie durch dies Erscheinen auf die Einbildungskraft einwirken.

Welche einzelne Scene man etwa aus der Iliade und Odyssee herausheben mag, so findet man diese Bemerkung bestätigt. Man nehme z. B. Glaukus und Diomedes Waffentausch. Auf welchem Boden treten schon diese beiden Figuren auf, von welchen Gegenständen sind sie umgeben! Ein mit Kämpfern angefülltes Schlachtfeld, das wechselnde Glück beider Nationen, der zwiefache Antheil der Götter an dem Ausgang des Kampfs, das Schicksal Trojas, dessen künftiger Untergang durch die ganze Anlage des Gedichts vorherverkündigt, und auch in diesem einzelnen Stück, in dem Contrast der Charaktere des edleren, sanfteren, beinahe schwermüthigen Lyciers und des wilderen und rauheren Argivers, und in dem Ton ihrer Reden unverkennbar gezeichnet ist. Dann diese Charaktere selbst, echte und reine Heldennaturen, stolz und tapfer, sogar wild und grausam, aber einfach, fest in einmal geschlossenen Verbindungen, voll Ehrfurcht für ihre Väter, für die Gastfreundschaft und die Götter, welche dieselbe beschützen.

Wie sie die Verbindungen ihrer Väter erzählen, ist man plötzlich in alle ihre Empfindungen versetzt, weil diese Empfindungen insgesammt nur rein menschliche sind; man fühlt den muthigen Stolz des Jünglings, den sein Vater ermahnt hat, seines Heldengeschlechts nicht unwürdig zu seyn; man theilt gern Diomedes Ehrfurcht für die Gastgeschenke, die seine Ahnherren ihm hinterlassen haben, und für das Andenken eines Vaters, den sein Heldenruf ihm, noch eh' er ihn kannte, schon entriſs. Bei der Geschichte der beiden Stämme thut man einen tiefen Blick in das Loos der Sterblichen und die Macht des Schicksals; Prötus leichtgläubiger Argwohn, Bellerophons menschenscheue Schwermuth, Tydeus und der Sieben Untergang vor Theben!

Von allen diesen Bildern auf einmal gerührt, wer begleitet sie nicht da, wenn sie nun, nach Handschlag und Waffentausch, sich wieder in das Getümmel der Schlacht versenken, mit wehmüthiger Rührung? wer ist nicht von dem tiefen Gefühl für die Gröſse und den Edelmuth, aber zugleich für die Ohnmacht und Verblendung des Menschen durchdrungen, durch die er nur als ein leichtes Spielwerk in der Hand des übermächtigen Schicksals erscheint! — Welche Farben aber leiht diese Stimmung, in welches ehrwürdige Halbdunkel hüllt sie die beiden Figuren, die der Dichter bloſs dadurch zu zeichnen verstand, daſs er sie auf das Gemüth einwirken lieſs, noch ehe er sie eigentlich hingestellt hatte!

Unser Dichter hat keinen so groſsen und glänzenden Schauplatz, keine so reiche Anzahl von Nebenfiguren, durch welche die Hauptfiguren von selbst hervortreten, keine Helden und Heldengeschlechter, welche die Phantasie von selbst, und ohne daſs es dazu nur eines Winkes bedarf, in die Vergangenheit zurückführen; unbekannt, und von Unbekannten abstammend, müssen die Personen, die er uns zeigt, allein durch sich selbst gelten. Wie hat er es nun angefangen, um ihnen den Adel und die Gröſse zu geben, ohne welche keine tiefe dichterische Wirkung möglich ist?

Der glückliche Sänger der Vorzeit konnte vor den Sinnen und der Einbildungskraft einen reichgestickten, farbigen Teppich voll der mannigfaltigsten Gestalten in üppigem Reichthum abrollen; er, welcher durch seine Zeit, seine Sprache und seinen Stoff dieses Vorzugs entbehrte, muſste seine Mittel mehr in dem Innern des Gemüths und der Stimmung desselben aufsuchen: was jener in der Natur und der Welt fand, muſste dieser unmittelbar in den Menschen legen.

Wo also die Figur auftritt, sie mit dem hohen Styl zu zeichnen, der die Seele zugleich erstaunt und fesselt; sie mit entschiednen und kräftigen Zügen, ohne daſs eine Absicht errathen werden kann, auf den Vordergrund des Ganzen hinzustellen; den Leser durch auffallende Wirkungen, die sie hervorgebracht hat, wie durch ein Licht, das, von ihr ausstralend, ihr Daseyn, noch ehe sie selbst erscheint, schon verkündigt, auf sie vorzubereiten; sie selbst selten zu zeigen, und doch sogar abwesend ihre Gegenwart immer und ununterbrochen wirksam zu erhalten; ihr Bild dadurch immer wachsen zu lassen, daſs die Höhe des Tons und der Stimmung im Ganzen zunimmt; und sie überhaupt immer mehr in dem Widerschein ihres Wesens, als unmittelbar in diesem selbst, zu zeigen — war alles, was ihm unter diesen Umständen übrig blieb, und dies hat er so treflich zu benutzen verstanden, daſs sich der Leser nun dennoch der ganzen und vollen Wirkung erfreut.

XXIX.

Schilderung Herrmanns und Dorotheens.

Herrmann und Dorothea sind beide durchaus so gehalten, daſs keine dieser beiden Gestalten vor der andern hervortritt. Wie sie in der Handlung, in der sie der Dichter zeigt, Eins sind; wie ihre ganze Seele nur gegenwärtig mit einander beschäftigt ist: so sind sie auch nur gleichsam als ein einziges Individuum geschildert. Überall erscheinen sie nur immer in Beziehung auf den andren, überall sieht man in dem einen auch den andren zugleich mit, und ihre beiderseitige Natur schmilzt eben so fest und vollkommen zusammen, als ihre Herzen unzertrennlich verbunden sind.

Aber (denn auch darin ist die Ordnung der Natur so schön beobachtet) Herrmann tritt überhaupt mehr, und von Anfang allein auf; wir lernen Dorotheen nur durch ihn kennen, durch das ganze Gedicht erscheint sie immer nur als ihm bestimmt oder angehörend, und wenn sie am Ende einen Augenblick eine eigne Selbstständigkeit gewinnt, so geschieht es nur, um durch diesen Muth und diese Kraft, der weiblichen Anhänglichkeit noch mehr Adel und Würde zu geben. Darum bleiben wir hier nur bei Dorotheens Schilderung stehen. Herrmann, als die Hauptfigur des Gedichts, zeichnet sich von selbst; indeſs werden wir doch bald sehen, daſs auch er seine eigentliche Gröſse von der Einbildungskraft des Lesers nur dadurch gewinnt, daſs wir seine Gestalt in Dorotheens Wesen, wie in einem reineren Medium, wieder erblicken.

So tragen und heben beide Figuren sich immer nur gegenseitig; und indem die Phantasie, den fixen Punkt aufsuchend, an dem das Ganze befestigt ist, immer von der einen zur andren hinüberschwanken muſs, indem das Bild beider, wie ein Licht zwischen zwei Spiegeln, immerfort von der Einen in die andre zurückgeworfen wird, erhalten sie immer schwellende und unendliche Umrisse.

XXX.

Erste Einführung Dorotheens durch Herrmanns Erzählung von ihr.

Was diesem ganzen Göthischen Gedicht eine so groſse Objectivität giebt, und es so sehr der Gattung von Gedichten aneignet, von der wir hier reden, ist der feste und sichere Grund, welcher dem ganzen, so wie jedem einzelnen Theile, jeder Handlung und jeder Schilderung, wenn die Metapher erlaubt scheint, gleichsam untergebaut ist. Wie der Werkmeister der Natur den feinsten und sprechendsten Zügen der menschlichen Gestalt einen festen und bestimmten Gliederbau unterlegt, und die Festigkeit und Stärke, die daraus hervorgeht, zu einem Hauptelemente der Schönheit macht; so bereitet sein Schüler, der Dichter, der Einbildungskraft einen sichern und unerschütterlichen Boden, von welchem aus sie, zuversichtlich auftretend, einen kühnen Aufflug nehmen kann. Nicht also bloſs in der Anlage des Ganzen sind alle Theile fest zusammengefügt, sondern auch bei einzelnen Schilderungen, vorzüglich bei der Zeichnung der Charaktere, sind gerade solche Elemente ausgewählt, welche dem Ganzen Haltung, Kraft und Sicherheit geben.

Fast nirgends fällt dies so lebhaft ins Auge, als bei dem ersten Erscheinen Dorotheens. (S. 29.) Ihr

Bild ist da mit so sichrer Meisterhand hingestellt, daſs es in dem Gemüthe, wie festgewurzelt, haftet.

> Als ich nun meines Weges die neue Straſse hinanfuhr,
> Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
> Von zwei Ochsen gezogen, den gröſsten und stärksten des Auslands;
> Nebenher aber ging mit starken Schritten ein Mädchen,
> Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
> Trieb sie an, und hielt sie zurück, sie leitete klüglich.

Man glaubt eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten, auf geschnittenen Steinen, erblickt. Man fühlt sich betroffen, und hält inne; man begreift nicht, wodurch und womit dies gemacht ist. Der Dichter hat bloſs die einfache Handlung erzählt; aber man kann sich nicht enthalten, dieser Erscheinung noch einen Augenblick zuzusehen. Sie steht zu auffallend da.

Von der Erzählung im vorigen Gesange (S. 15.) her, ist der Leser noch von dem Zuge der Ausgewanderten erfüllt; er sieht noch das verwirrte Durcheinandertreiben, die unbesonnene Eile, die gegen fremdes Unglück gleichgültige Selbstsucht vor Augen. Aus dieser ungeschiedenen Menge sondert sich nun eine einzelne Gruppe ab! ein Wagen ist zurückgeblieben, indeſs die übrigen schon in der Entfernung vorauseilen; eine Wöchnerin, von Ochsen gezogen, die ein Mädchen lenkt. Dies Mädchen tritt allein einzeln auf, sie allein ruhig, besonnen, hülfreich;

nun muſs alles, die Stärke des festgefügten Wagens, die gewaltige Gröſse der Thiere, selbst das verwirrte Gedränge des Zuges ihr Bild zu vergröſsern beitragen. Es ist schon so idealisch geworden, die Phantasie ist schon so willig, es in ganz fremde Regionen zu versetzen, daſs wir vergessen, daſs der lange lenkende Stab nicht mehr Sitte unserer Zeit ist.

XXXI.

Schilderung der Jungfrau in ihrer Wirkung auf Herrmann.

Nach dieser ersten Einführung ist der zweite Moment des Erscheinens der Jungfrau erst in der Stelle, die wir im Vorigen genauer geprüft haben. Aber auch indeſs verläſst sie den Schauplatz nicht; von diesem ersten Augenblick an bleibt sie dem Leser gegenwärtig, und wirkt von ihm in Herrmanns Seele, in seinen Reden und Entschlüssen fort. Ja, noch ehe sie der Dichter wirklich auftreten läſst, erschien sie schon in der Umwandlung seiner Gestalt und seines Wesens, welche die bei seinen Eltern versammelten Freunde gleich beim Hereintreten an ihm bemerken. (S. 27.)

Die Schönheit des Moments, wo in der beginnenden Reife des Jünglingsalters ein Gegenstand sich plötzlich der Seele bemeistert, weil in Einem Augenblick eine Leidenschaft angefacht wird, die für das ganze übrige Leben fortdauern soll, wird durch diese Stelle und die ganze Schilderung der nun erst erwachenden Gefühle Herrmanns in allem ihrem Reize vor das Gemüth des Lesers gebracht. Die Veränderung, die er in seinem Wesen erfährt, erinnert an die wohlthätige Kraft, mit der Homers Götter und Göttinnen ihren Lieblingshelden höhere Schönheit und übermenschliche Gröſse verliehen, und vertritt die Stelle des Wunderbaren, das in seiner wahren und antiken

Gestalt in einer Composition, wie das gegenwärtige Gedicht ist, keinen Platz finden konnte. Aber wenn es nun hier jenen überirdisch stralenden Glanz entbehren muſs, ſo führt es uns desto tiefer in uns selbst zurück. Wie viel wir auch, sagt es uns, an uns bessern und modeln, so erzeugt sich die eigentliche Gestalt, die wir annehmen, doch allein und uns unbewuſst, aus uns selbst; gerade die Gefühle, die uns am mächtigsten beherrschen, schieſsen wie Blitze aus unbekannten Tiefen unsers Ichs hervor, durchstralen unser ganzes Wesen so lebendig, und heben es so ganz aus den gewohnten Kreisen unsers Daseyns heraus, daſs wir durchaus als veränderte Menschen erscheinen.

Durch eine so wundervolle Umwandlung Herrmanns auf ihre nur erst dunkel geahndete Ursach, durch die kraftvollen Worte, durch die sein Vater das Schicksal seines Vaterlandes und das Glück seiner Familie (S. 22.) in einen herzlichen Wunsch vereinigt, auf ihn selbst vorbereitet, wie tritt da Dorotheens Gestalt doppelt bedeutend hervor!

Nachdem Herrmann seine Erzählung geendigt hat, entspinnt sich ein Gespräch zwischen ihm, seinen Eltern und seinen Freunden. Die Handlung geht fort: sein Vater macht ihm Vorwürfe über sein zu blödes und stilles Betragen; der bescheidene Sohn weicht den Vorwürfen aus, und verläſst das Zimmer. Der Leser ist nun in das Interesse gezogen; er sieht eine Begebenheit anfangen, die ihm durch die darin verwebten Charaktere wichtig wird. Mit inniger Theilnahme folgt er der Mutter, wie sie dem Sohne nachgeht. Sie findet ihn auf dem Hügel, der Grenze ihrer Besitzungen, unter einem Baume sitzend.

Dies ist wieder eine der Stellen, in welchen der Dichter seine Kunst offenbart, durch die Stimmung der Einbildungskraft des Lesers seinen Figuren Gröfse und Charakter zu geben. Mit dem Rücken gegen die Mutter gekehrt, sitzt Herrmann, auf den Arm gestützt, und scheint in die Gegend zu schauen, jenseits nach dem Gebirge. Wie er sich zur Mutter umwendet, sieht sie ihm Thränen im Auge. So überraschen wir ihn mitten in seinen einsamen Selbstbetrachtungen, und schon der Ort, auf dem wir ihn antreffen, macht uns diesen Moment bedeutender. Am Ende des langen Weges, den wir, unruhig suchend, mit der Mutter zurückgelegt haben, auf einer Höhe, von der wir auf das Städtchen und die Wohnung hinabschauen, die wir eben verliefsen, mitten in einem kräftig flutenden Kornfelde, steht ein Baum, dessen Alter sich schon so weit in die vorigen Zeiten zurückerstreckt, dafs die Hand unbekannt ist, die ihn gepflanzt hat. Unter ihm sitzt Herrmann.

Welchem Leser werden hier nicht Augenblicke seines Lebens einfallen, wo er sich in ähnlichen Stimmungen, in ähnlichen Lagen befand; wer wird sich nicht erinnern, wie alsdann ein Gebirge, das sich am äufsersten Horizont hinzieht, den Blick einladet, von Gipfel zu Gipfel zu schweifen, wie das bewegte Herz eine unwiderstehliche Sehnsucht befällt, auch jenseits hinüberzuschauen, auch jenseits und drüben zu seyn, als wäre eine andere und bessere Welt durch diese Mauer von uns geschieden!

Aber es ist nur wenig, wenn der Dichter solche Stimmungen und Empfindungen in uns weckt: seine hohe und meisterhafte Kunst besteht darin, mitten aus ihnen und durch sie den Gegenstand in seiner lebendigen Wirklichkeit hervorgehn zu lassen; und gerade dies hat der unsrige hier erreicht. Statt daſs wir Herrmann verlassen, und uns Erinnerungen hingeben sollten, ist er es allein, der vor unsern Augen gegenwärtig ist; aber zugleich schwellen jene Erinnerungen unsern Busen, erfüllen sie unser Herz; wir sind uns ihrer nicht einzeln bewuſst, aber ihre Wirkung ist in uns lebendig, und trägt sich auf den Gegenstand über.

So kommt es schlechterdings nur darauf an, welche Richtung der Dichter unsrer Einbildungskraft zuerst gegeben, welchen Ton er angestimmt hat. Ist diese Richtung einmal entschieden objectiv, geht sie gerade darauf hin, Gestalten zu mahlen, nicht Gefühle zu erwecken, so mag er unser Inneres erschüttern, rühren, aufregen, so stark und mächtig es nur in seiner Kraft steht; alles wirkt doch nur dahin, die Welt, die er uns zeichnet, lebendiger vor uns hinzustellen, uns noch tiefer und mit noch mehr entschiedener Selbstvergessenheit in dieselbe zu versenken.

XXXII.

Die Wirkung des Mädchens auf den Jüngling ist nicht in einer unbestimmten Gröfse, sondern in dem bestimmten Begriff der vollkommenen Angemessenheit beider Naturen gezeichnet.

Wenn wir hier einen Augenblick bei dem Eindruck verweilten, den Herrmanns Schilderung macht, so entfernten wir uns darum nicht von Dorotheen. Denn dieser Eindruck, die heftige Bewegung, die sie in dem Herzen des Jünglings hervorgebracht hat, und die furchtbaren Folgen, die dies einen Augenblick auf die Ruhe und das Glück einer Familie zu haben droht, die uns werth geworden ist, sind zusammengenommen das kräftigste Mittel, ihr Wesen und ihre Gestalt selbst (da beides hier immer Hand in Hand geht) mächtig herauszuheben. Es wäre überflüfsig, dies einzeln auszuführen. Man erlaube mir nur auch hier, an die im Vorigen gemachte Bemerkung zu erinnern, dafs der Dichter, wie überall, so auch hier, um der höchsten und poëtischsten Wirkung gewifs zu seyn, nie das Glänzendste und Kühnste, sondern immer das Kräftigste und Gehaltvollste, ausgewählt hat.

Herrmann ist auf einmal aus allen gewohnten Gleisen seines Lebens herausgeworfen; das Erste, nach welchem er fafst, als er den engen Kreis seines bisherigen Lebens verläfst, ist auch das Höchste: das Schicksal seines Vaterlandes, seiner Nation, der

Welt; es ist ihm zuwider, noch ferner unthätig zu seyn, er will wirken; er fühlt, daſs es vergeblich seyn wird, aber sein Leben soll auch vergebens dahingehn.

Eine natürliche Wirkung der heftigen Leidenschaft. Sobald das bisherige Leben einmal unschmackhaft geworden ist, kann eine kräftige Natur nichts andres, als das gerade Gegentheil wollen; sie darf nicht einmal ihrer Thätigkeit einen andren, als einen unglücklichen Erfolg wünschen. Sich vergeblich aufzureiben, ist das Streben aller Verzweiflung. Sogar der Selbstmörder, der den Faden seines Lebens in diesem Zustand abschneidet, thut es nicht, um eines Daseyns los zu werden, dessen er müde ist, sondern um Kräfte, die etwas wirken könnten, und die das Schicksal nun einmal nicht nach seiner Weise wirken lassen will, nun auch absichtlich umsonst wegzuwerfen. Solche Verzweiflung aber erregt bloſs die Unmöglichkeit, dasjenige zu erreichen, was uns durchaus gemäſs ist. Sobald dies nicht der Fall ist, giebt uns das Entbehren dessen, was wir umsonst zu besitzen wünschen, wohl eine andere Richtung, aber schleudert uns nicht in das gerade Gegentheil hin. Dies ist Ein Punkt.

Ein zweiter ist folgender. Herrmann geht mit seiner Mutter zum Vater, dessen Einwilligung zur Verbindung mit Dorotheen zu suchen. Wie er die Worte ausgesprochen hat:

die gebt mir, Vater; mein Herz hat
Rein und sicher gewählt;

erkennt auch der Geistliche, daſs diese Worte in einem Augenblick gesagt sind, der besser, als alle Berathung über das Leben und das Geschick des Menschen, entscheidet. Was wir nur wünschen, worüber wir rathschlagen, dessen können wir noch entbehren. Was uns unentbehrlich und nothwendig ist, was unsre Natur unmittelbar fordert, das spricht ein einziger Augenblick aus. Ein solcher ist jetzt für Herrmann gekommen.

Aber bei ihm kann man (und dies ist der dritte Punkt) noch sicherer seyn; was er begehrt, das ist ihm gemäſs, und das hält er fest.

Wenn es uns gelungen ist, den Leser durch die bisherigen Betrachtungen auf den rechten Standpunkt zu führen, den Charakter dieses Gedichts treu und wahr aufzufassen; so muſs derselbe bereits fühlen, daſs unser Dichter nie unbestimmt nach dem Groſsen, Starken, Erhabenen, sondern immer nach dem Vollkommnen und Vollendeten strebt, daſs er nicht auf die Erreichung eines hohen Grades, sondern des Absoluten ausgeht. Dies beweist, mehr als eine andre, die hier ausgehobene Stelle.

Ein anderer Dichter hätte sich begnügt, die Trefflichkeit des Mädchens in der bloſsen Stärke der Wirkung zu schildern, die es auf den Jüngling gemacht hat, und dies Mittel wäre auf keine Weise verwerflich gewesen. Der unsrige thut zugleich weniger und mehr. Er scheint anfangs wenig darum bekümmert, den Eindruck zu mahlen, den Herrmann erfahren hat; er läſst ihn in seiner Erzählung keinen Augenblick aus seinem ruhigen, einfachen, beschreibenden Ton herausgehen: aber er führt die Umstände so, dafs er unwiderstehlich darthut, dafs Dorothea ganz und gar, und nur sie dem Wesen des Jünglings angemessen ist, dafs sie sein werden mufs, und dafs er aus seiner ganzen Natur herausgehoben ist, wenn er sie nicht besitzt.

Wie viele Vortheile gewinnt er nun auf einmal! Alles, wodurch Herrmanns Charakter überhaupt geschildert ist, wirkt nun auf diesen einzigen Moment, und dieser wieder darauf zurück. Dorothea erscheint nicht blofs in einer unbestimmten Gröfse, in einer Wirkung, aus der sich der Gegenstand, der sie hervorgebracht hat, immer nur schwankend erkennen läfst; sie steht in den bestimmtesten Umrissen da. Denn wir kennen Herrmann, und sie ist das Mädchen, das ein solcher Jüngling bedarf. Dadurch ist sie zugleich gerade in der Gattung von Trefflichkeit gezeichnet, die am besten zu dem Geist des ganzen Gedichts pafst: als eine reine, kräftige, sichre Natur, — als die zuverlassige Gattin Herrmanns. Mit wie starken und lebendigen Farben der Dichter die Leidenschaft Herrmanns gemahlt hätte, so würde er nie das erreicht haben, was er jetzt erlangt; wenigstens hätte er es nicht als epischer Dichter erreicht. Denn wenn der lyrische das, was über alle Wirklichkeit erhaben ist, als das letzte Ziel aller Kunst, oft nur durch ein Aufsteigen zu immer höheren Graden in der Unendlichkeit aufsuchen darf, so mufs der epische es immer in der Totalität eines geschlossenen Kreises zu finden verstehn.

Aber nachdem der Dichter die Umrisse seiner beiden Hauptfiguren so bestimmt gezeichnet, sie uns so fest eingeprägt, unser Herz so innig für sie erwärmt hat, giebt er auf einmal unsrer Einbildungskraft einen kühneren Schwung, versetzt er den Gegenstand, der uns, noch immer abwesend, so einzig beschäftigt, plötzlich wie in höhere Sphären.

O, mein Vater,
ruft Herrmann aus,
sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört, und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.

Das Schicksal der Welt knüpfet sich nun an das ihrige an, und leiht ihr einen neuen befremdenden Glanz.

XXXIII.

Dorotheens eignes Erscheinen.

Die Stelle, wo Dorothea zum erstenmal selbst auftritt, und wo wir mit ihr unter den Ihrigen verweilen, soll das Bild, das wir uns schon von ihr gemacht haben, weder erheben, noch vergröſsern; dies ist jetzt noch nicht nöthig, und bei dieser Veranlassung nicht mehr möglich; sie soll uns nur damit vertraut machen, und es in uns befestigen.

Das Mädchen, das wir bisher bloſs in dem Spiegel des Eindrucks sahen, den es gemacht hatte, glich noch zu sehr jenen zauberischen Schattenbildern, die wie aus einer andren Welt zu uns herüberstralen; sie soll jetzt zur Wirklichkeit, ins Leben herabgeführt werden; wir sollen ihr näher treten, ihre Schicksale kennen, sie nicht mehr bloſs mit dem bezauberten Blick der Liebe, sondern mit dem natürlichen Auge des bloſsen Beobachters ansehen. Herrmann ist zurückgeblieben, und wir sind nur in der Gesellschaft seiner unpartheiischen Freunde.

Wir finden Dorotheen noch eben so gut und brav, als vorher; aber der Zauber ist hinweggenommen, der sie bis dahin, wie ein leiser Hauch, überkleidete. Ihre hülfreiche Thätigkeit, die erst etwas Heroisches hatte, ist mehr zu dienstbarer und gefälliger Geschäftigkeit geworden; sie erscheint als Weib und als

Mädchen, da wir sie vorher gern in Herrmanns Seele in der Sprache Homers gefragt hätten, ob sie nicht der Göttinnen eine sey, herabgekommen den Menschen zu helfen, und ihr Herz zu versuchen? Dadurch erhält ihr Bild bei uns eine ganz eigne Wahrheit; es ist nun so, wie wir es immer im Leben wirklich antreffen. Das Wesen bleibt immer und durchaus in allem seinem Wirken und Thun dasselbe; aber es giebt Momente, wo es, von höherer Begeisterung durchstralt, etwas Göttliches und Überirdisches annimmt. Wir glauben nunmehr dem Geliebten, der zwar am meisten durch jene beseligenden Augenblicke ungestörter Einsamkeit entzückt wird, aber nach ihnen auch gern seinem Mädchen in den gewöhnlichen Kreis ihres Lebens, in ihre häusliche Geschäftigkeit folgt.

Der Dichter weiſs, daſs der Mensch immer das Groſse, Erhabene, Übermenschliche sucht, aber daſs er, um es festzuhalten, es sich aneignen, es menschlich machen muſs; darum führt er ihn erst in kühnen Flügen dazu hin, und läſst ihm hernach Zeit, es unter veränderten Formen sich näher zu bringen. Er wechselt die Töne, um aus seinem Werke ein Ganzes zu machen, das dem wirklichen Leben selbst gleich sey.

XXXIV.

Erzählung des heroischen Muths der Jungfrau. — Ob der Dichter gut that, gerade diesen Zug aus ihrem Leben herauszuheben?

Zwar ist es gerade hier, wo die Heldin unsres Gedichts am meisten heroisch erscheint, wo wir durch die Erzählung des Richters ihrer Gemeine die kühne Entschlossenheit erfahren, mit der sie sich und ihre Gespielinnen gegen die Wildheit zügelloser Krieger vertheidigte.

Allein wenn diese Stelle dazu bestimmt wäre, das Bild, das wir uns schon bis dahin von ihrem Muth und ihrer Stärke gemacht haben, noch beträchtlich zu vergröſsern, so hätte sich der Dichter in seiner Berechnung betrogen. Er hat sie uns auf eine ganz andre, bei weitem sinnlichere und poëtischere Weise in die Einbildungskraft einzuprägen verstanden, als daſs eine einzelne Handlung, und die wir überdies nur aus dem Munde eines Dritten vernehmen, dazu noch viel hinzuzusetzen im Stande wäre.

Dennoch ist dieser Zug auf keine Weise müſsig. Es muſste etwas da seyn, wodurch Dorothea auch ganz und allein für sich aus der Masse der übrigen Figuren herausgehoben wurde; wir muſsten sie sehen vor der Haupthandlung des Gedichts, vor ihrer Auswanderung, handeln und wirken sehen. Ihre Vereinigung mit Herrmann hätte nicht das Leben, die Festigkeit und Schönheit vor der Phantasie gewinnen können, wenn man nur Eine, nicht beide Figuren, auch vorher und einzeln gesehen hätte; es hätte nur Herrmann, nicht Herrmann und Dorothea, heiſsen dürfen. Es sind zwei verschiedene Elemente, zwei verschiedene Menschengattungen, zwei eigne Welten, die mit einander in Verbindung treten sollen: die, in der Herrmann, und die, in der Dorothea einheimisch ist. Uns in die letztere zu versetzen, dienen alle Scenen unter der Gemeine; und da Dorothea in diesen die Hauptrolle spielt, so muſste auch ihr in derselben etwas eigenthümlich und besonders angehören. Dazu hat der Dichter hauptsächlich drei Züge gewählt, von denen der eine ihren Muth, der andre, die Pflege ihres alten Verwandten, ihre hülfreiche Güte zeigt, und der dritte, ihre frühere Verlobung mit dem unglücklichen Beschützer der Freiheit, die an höhere Ideen, eine andere Cultur und wichtigere Begebenheiten anschlieſst, und sie uns nun auch noch durch ein eignes schwärmerisches Interesse, das sie uns einflöſst, wichtiger macht.

So unläugbar es, indeſs auch nothwendig war, Dorotheen durch einen eigenthümlichen Zug hier herauszuheben, so ist es doch eine andere Frage, ob der Dichter hierin den rechten gewählt hat? Wenigstens müssen wir offenherzig gestehen, daſs, so oft wir noch diese Stelle (S. 157.) lasen, sie uns jedesmal den gleichförmigen Strom zu unterbrechen schien, in dem sonst das ganze übrige Gedicht hinflieſst. Es ist nicht, daſs diese Handlung, auch auſserdem daſs sie in den Begebenheiten unsrer Zeit wirklich gewesen ist, nicht auch die vollkommenste poëtische Wahrheit hätte; nicht daſs eine falsche, und dem Geiste dieses Gedichts ganz und gar zuwiderlaufende Delicatesse das Blutvergieſsen durch die Hand eines Mädchens unerträglich machte. Aber jener Eindruck ist einmal nicht wegzuläugnen; es haben ihn mehrere Leser erfahren, und er scheint daher nicht bloſs subjectiv zu seyn. Vielleicht läſst er sich durch folgende zwei Gründe wenigstens bis auf einen gewissen Grad erklären.

1. Die Einbildungskraft kann nicht anders, als sich das Bild der Handlung vorstellen wollen in der die Jungfrau gezeigt wird. Sie muſs sie, den Säbel in der Hand, die Feinde vertreibend, vor sich hinzeichnen. Zu diesem Bilde aber von demjenigen, das sie bisher von ihr gehabt hat, überzugehen, und von da aus zu diesem zurückzukehren, macht ihr Mühe; sie findet etwas Grelles, einen Sprung darin. Und wenn dies wirklich der Fall ist, so hat auch der Dichter gefehlt. Denn die dichterische und vorzüglich die epische Wirkung beruhet gerade darauf, daſs man in allen verschiednen Lagen und Stellungen derselben Figur immer sie selbst klar wiedererkennt, daſs es wirklich nur dieselbe Gestalt ist, die sich bloſs verschiedentlich bewegt, und daſs die Einbildungskraft mit vollkommen ungehinderter Leichtigkeit immer von jeder auf alle übergehen kann. Dadurch allein erlangt sie wahrhaft unendliche Umrisse, verbindet sie alles Wechselnde und Mannigfaltige in Ein Bild, daſs sie, sich immer im Mit-

telpunkte erhaltend, von da aus diese Übergänge wirklich versucht, und überall zwar bestimmt, aber leise, überall fest, aber mit schon wieder weiter gleitendem Fuſse, auftritt.

2. Der weibliche Heroismus ist überhaupt, und besonders in unserer Zeit, schwer und zart zu behandeln. Zwar wäre es vielleicht möglich, auch noch jetzt eigentliche Amazonencharaktere mit dennoch rein bewahrter Weiblichkeit zu zeichnen; aber zu diesen gehört Dorothea nicht. Dorothea kann einen Mord, selbst den eines übermüthigen Feindes, nie im mindesten aus freiem Entschluſs, immer nur durch die äuſserste Noth getrieben, begehen, und dies springt zu klar und auffallend in die Augen. Handlungen aber, die nur die Noth bewirkt, in denen mehr der Drang der Umstände, als die Energie des Charakters das thätige Motiv ist, sind sehr wenig zu einer poëtischen Behandlung tauglich.

XXXV.

Dorotheens Zusammenkunft mit Herrmann — erst am Brunnen, dann auf dem Wege zu seinen Eltern.

Bis hierher hat der Dichter seine Hauptwirkung nur vorbereitet; jetzt heben erst seine höchsten und glänzendsten Momente an, jetzt auch kann erst Dorotheens Gestalt in dem ganzen Reiz ihrer Schönheit erscheinen.

Dieser Punkt ist durch ein vollkommen neues und treffliches Gleichniſs auf eine bedeutende Weise bezeichnet. Wie der Wandrer das Bild der sinkenden Sonne, noch nach ihrem Verschwinden, vor seinen Augen schweben sieht, so sieht Herrmann das Bild seiner Geliebten, und wie er sich umdreht, steht sie selbst vor ihm da.

Diese so natürliche, und doch so nahe ans Wunderbare grenzende Erscheinung versetzt den Leser auf einmal in eine höhere, mehr phantastische Stimmung, die nun bis ans Ende des Gedichts, nur immer steigend und wechselnd, fortdauert. So wie er hier ihr Scheinbild und ihre wahre Gestalt dicht neben einander erblickt, so wird sie ihm nun immerfort bald in der ruhigen Besonnenheit, in der thätigen Gewandtheit, die heiter und glücklich durchs Leben führt, bald in der schwärmerischen Groſse, in der hohen Begeisterung gezeigt, die über das Leben hinausgeht.

Der Ton, den der Dichter jetzt, da er noch reiner und stärker, als bisher, auf die bloſse Phantasie einwirken will, zuerst anstimmt, ist der der Heiterkeit und Anmuth. Dadurch erhält er sie leicht und künstlerisch bewegt, dadurch macht er, daſs, wenn er zuletzt kühner in die Saiten seiner Leier eingreift, vollere und mächtigere Accorde anschlägt, sein Lied doch nur immer ein schönes Spiel der Kunst bleibt, nie zur drückenden Wahrheit wird.

Am Brunnen sehen wir das liebende Paar;
den gröſsern Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand,

erscheint die Jungfrau; auf der Mauer des Quells sitzend, sehen sie sich im Spiegel des Wassers, und grüſsen sich dreister und freundlicher in diesem Bilde, als ihre wirklichen Blicke es wagen. Welche Wahrheit und Lieblichkeit in dieser Schilderung! welche schöne Bilder ruft diese Zusammenkunft am Brunnen aus jener patriarchalischen Zeit zurück, wo Fürstentöchter selbst Wasser zu schöpfen kamen, und der Bund der Liebe und Ehe oft am rieselnden Quell geschlossen wurde!

In diesem Ton ist auch die ganze Unterredung gehalten. Vorzüglich erscheint immer das Mädchen leicht, gewandt und besonnen; sie kommt dem Jüngling immer gefällig und freundlich zuvor; aber wo er, dessen Herz immer von seinen Gefühlen schwer und gepreſst ist, seine Empfindungen reden lassen will, da schneidet sie ihm immer, und immer natürlich und gerade, ohne künstlich auszuweichen, auf eine kurze, heitre und verständige Weise den Weg dazu ab. Es ist ihm unmöglich, von Liebe zu sprechen;

ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden.

Welche treffende Schilderung der schönen Leichtigkeit des weiblichen Charakters, mit welcher die Weiber, durch ihr ganzes Wesen idealischer und künstlerischer gestimmt, die Liebe nur wie ein anmuthiges Spiel behandeln, und an dies Spiel dennoch reiner und wahrer ihr ganzes Daseyn hingeben, als der schwerfälligere Mann an den feierlichen Ernst seiner Gefühle.

Haben wir Dorotheen bis hierher rüstig und thätig, muthvoll und entschlossen, lieblich und heiter gesehen, so tritt sie nun groſs und erhaben auf. Nicht daſs der Dichter ihrem Bilde gerade neue Züge hinzufügte: aber er weiſs unsrer Einbildungskraft einen andren Schwung zu geben. Der Tag neigt sich zum Abend, die Sonne geht unter, Gewitterwolken hängen drohend vom Himmel herab, und, wie die Natur um sie her, werden auch die Gefühle der beiden Liebenden düstrer und schwerer. Hier wachsen ihre Gestalten vor unsren Augen von Schritt zu Schritt, ein schöner Moment, eine groſse und mahlerische Schilderung folgt auf die andre: erst wie sie, entgegen der sinkenden Sonne, durch das hohe wankende Korn gehn; dann wie sie, unter dem Baume sitzend, unter welchem Hermann am Morgen noch um seine Vertriebne geweint hatte, auf die Wohnung seiner Eltern, auf das

Fenster am Giebel hinabschauen; endlich wie sie, ausgleitend auf den Stufen des Weinbergs, ihm auf die Schulter sinkt, und er mit dem Arme die Fallende emporhält.

Jede dieser Schilderungen ist über allen Ausdruck dichterisch, und in allen zusammen lebt eine so echt darstellende Kunst, daſs sie den Gegenstand nicht allein in allen seinen Umrissen, sondern zugleich immer in der Gröſse und der Farbe mahlen, welche die Stimmung der Einbildungskraft in dem jedesmaligen Augenblick fordert. Alle drei sind von den herrlichsten Naturbeschreibungen begleitet; erst stralt noch die Sonne hier und da aus dem Wolkenschleier, in den sie verhüllt ist, hervor, und wirft mit glühenden Blicken eine ahndungsvolle Beleuchtung über das Feld; dann in dem Augenblick, wo sie ruhig unter dem Birnbaum sitzen, ist es Nacht, aber der Mond glänzt voll vom Himmel herunter, und in Massen geschieden liegen Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte; endlich überblickt auch dieser sie nur noch mit schwankenden Lichtern, und läſst sie zuletzt, vom Gewitter umhüllt, in völligem Dunkel.

In diesem letzten Moment, wo die Gefühle der beiden Liebenden, die überhaupt im Menschen so gern und leicht die Farbe des Tags und der Natur annehmen, den äuſsersten Gipfel erreicht haben; Herrmann mit qualvoller Ungeduld der Entscheidung seines Schicksals und der Auflösung der Verwirrung, die er angerichtet hat, entgegensieht; Dorothea durch die Stille der Natur um sie her, und das freundliche Gespräch mit dem Jüngling, den sie liebt, ihre sehnsuchtsvollsten Hoffnungen belebt fühlt, kommt alles zugleich zusammen, auch das Gemüth des Lesers aufs höchste zu spannen und in seinem Innersten zu bewegen. Man sieht nicht mehr Herrmann und Dorotheen allein, man erblickt in ihnen die männliche und weibliche Gröſse selbst, in ihren vollsten Gefühlen, von den höchsten Kräften gehalten.

XXXVI.

Eintritt der beiden Liebenden in das Zimmer der Eltern. — Dorotheens Benehmen bis zum Schlusse des Gedichts. — Anruf der Muse.

So wie in dem letzten Augenblick auf den Stufen des Weinbergs das Dunkel der Nacht die beiden Liebenden umgiebt, so liegt auch über ihren Gefühlen selbst eine dumpfe Schwermuth verbreitet. Der Moment, in welchem sie, der eigentlichen Entwicklung zueilend, in das Haus der Eltern treten, muſs sie in lichtvoller Klarheit zeigen; und dieser kommt nun heran.

Eine solche Klarheit plötzlich um sie zu gieſsen, macht der Dichter eine Pause, und ändert den Ton seines Gesanges. Daſs der Eindruck jener letzten Situation nicht zu drückend werde, daſs er nicht aus dem Gebiete der Kunst und der Einbildungskraft herausgehe, ruft er die Musen, diese Wesen der Phantasie, an; und der Stärke gewiſs, mit der er sich des Zuhörers bemächtigt hat, scheut er sich nicht, ihn selbst daran zu erinnern, daſs es nicht Wahrheit, sondern nur ein Spielwerk der Kunst ist, was er ihm zeigt. Hierauf läſst er ein Gespräch im Hause der Eltern folgen, und setzt an das Ende desselben eine herrliche Stelle über den Werth und die Fülle des Lebens in der Natur — den Ausdruck der schönen und menschlichen Gesinnung, die in allen Perioden des Alters zu das aufsucht, was sie zu höherem und vollerem Wirken vereinigen, wodurch sich Leben im Leben vollenden kann.

Bei diesen Worten betritt das Paar die Schwelle. Nun drängt sich in der Einbildungskraft des Lesers auf Einmal alles zusammen, sie in lichtvoller Gröſse hinzustellen; nun scheint die Thüre zu klein, die hohen Gestalten einzulassen. Zugleich aber sieht man sie so sehr für einander bestimmt und geschaffen, daſs das Höchste, was der Dichter über die Bildung der Braut zu sagen weiſs, nur das ist, daſs sie des Bräutigams Bildung vergleichbar sey.

In dieser Einfachheit liegt in der That etwas erstaunlich Erhabenes. Statt uns durch eine andre Vergleichung von den beiden Figuren, die uns allein beschäftigen sollen, zu entfernen, drängt er uns mit Gewalt zu ihnen zurück; und indem er, wie die Natur selbst, den Mann zum Maſsstabe annimmt, führt er uns gleich zu der wahrsten und einfachsten Ansicht der Menschheit, und entfernt jede kleinliche Vorstellung, welche eine verzärtelte Cultur uns so oft über das Verhältniſs beider Geschlechter zu einander einflöſst.

Aber weniger groſs und erhaben durfte er uns auch Dorotheen nicht darstellen, wenn der letzte Theil der Begebenheit, welcher das ganze Gedicht beschlieſst, seine volle Wirkung ausüben, wenn neben dem Adel und der Gröſse der Gesinnungen, welche Dorothea ausspricht, und bei der erschütternden

Naturscene, die uns der Dichter zugleich schildert, dem rollenden Donner, den herabschlagenden Regengüssen, dem sausenden Sturm, nicht das Mädchen selbst und seine Gestalt vor unsrer Einbildungskraft verschwinden sollte.

XXXVII.

Kurze Vergleichung dieser Schilderung mit dem im Vorigen Gesagten. — Reine Objectivität derselben — so wie des ganzen Gedichts.

Wer nach dieser Schilderung Dorotheens, der wir mit Fleiſs Schritt für Schritt gefolgt sind, ihr Bild in den verschiedenen Momenten, die wir bezeichnet haben, zurückruft, und sich dann an dasjenige erinnert, was wir diesem Gedicht eigenthümlich nannten, der wird sich nicht enthalten können, unsre Behauptung aufs pünktlichste und genaueste wahr zu finden.

Der Dichter hat die Gestalt des Mädchens nirgends eigentlich beschrieben; er hat sie selbst vor uns hingestellt. Er hat nie einzelne Theile für sich herausgehoben, sondern immer nur auf die Schilderung des Ganzen hingearbeitet; er hat nirgends überflüssige Farben aufgetragen, sondern immer nur die Umrisse der Formen gezeichnet; er hat nie gesucht, Viel und Mannigfaltiges, sondern immer nur Eins und ein Ganzes, darzustellen. Dadurch hat er die Einbildungskraft seines Lesers genöthigt, sich ganz in den Gegenstand zu versenken, und ihr weder Freiheit noch Zeit gelassen, sich mit etwas andrem, oder mit sich selbst zu beschäftigen; sie gezwungen, denselben durchaus rein und allein aus sich selbst zu erzeugen.

Um dies Letztere in vollem Maſse zu erreichen, hat er ihr den Grad und die Farbe ihrer Stimmung von Augenblick zu Augenblick vorgeschrieben, und doch dabei verstanden, weder sich selbst je von seinem Stoff zu entfernen, noch auch sie je von demselben ab in sich zurückzuführen. Denn statt, wie der lyrische Dichter, da, wo er Schilderungen braucht, zu thun pflegt, unmittelbar Empfindungen zu erregen, die auf die Schilderung selbst zurückwirken, stimmt er seinen Leser vielmehr immer nur durch andere Bilder, immer durch Gestalten und Handlungen, die er jenen an die Seite stellt, oder vor ihnen vorausgehn läſst, und indem er auf diese Weise durchaus objectiv bleibt, verwebt er alle einzelne Theile seiner Composition aufs festeste in einander.

Die Kunst, wodurch er der Einbildungskraft seines Lesers diese vollkommne Objectivität und Gesetzmäſsigkeit einflöſst, und doch eigentlich mehr sie zu stimmen, als seinen Gegenstand ängstlich und Zug für Zug zu beschreiben beschäftigt ist, besteht bloſs darin, seine eigne zu erwärmen und zu begeistern. Sobald seine Natur dichterisch genug ist, d. h. objectiv genug, um seinem Gegenstand, auch dann noch, wenn er ihn ganz aus der Wirklichkeit heraushebt, die Form derselben zu erhalten (die Form, in welcher allein er durchaus sinnlich angeschaut werden kann); gesetzmäſsig genug, um in der unruhigsten innern Bewegung doch noch den Bedingungen getreu zu bleiben, welchen alles wirkliche Daseyn unterworfen ist, und mächtig genug, um in seine eigne Begeisterung auch andre mit fortzureiſsen — so entflammt seine Einbildungskraft (und dies ist das unbegreifliche Geheimniſs der Kunst) von selbst die seines Zuhörers, nicht bloſs überhaupt auch schöpferisch, sondern es gerade auf dieselbe Weise zu seyn. Indem er allen, die sich ihm nähern, denselben Zauber mittheilt, der ihn selbst fesselt, hat er es eigentlich nur für sich und mit seinem Gegenstande zu thun, ihn nur aus sich zu erzeugen und auf sich wirken zu lassen.

Dadurch gelangt er zu der reinen und hohen Objectivität, die wir nun stufenweis beschrieben haben; dadurch nöthigt er unsre Einbildungskraft, nicht bloſs überhaupt bildend zu verfahren, nicht bloſs überhaupt sinnliche Gestalten hervorzurufen, sondern ununterbrochen fort allein an der Erzeugung des Einen Gegenstandes zu arbeiten, der ihn selbst begeistert, und sich mit ihm nur durch die vollendete Darstellung dieser Einen Form zu befriedigen.

XXXVIII.

Schlichte Einfalt und natürliche Wahrheit unsres Gedichts.

Die erste Eigenschaft, die wir bis jetzt vorzugsweise an dem Göthischen Gedichte gewahr wurden, war seine reine und vollendete Objectivität; wir fügen nunmehr eine zweite hinzu, seine schlichte Einfalt und seine natürliche Wahrheit.

Beide sind gewissermaſsen mit einander verwandt. Die erstere beruht auf einem rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn, auf der Fähigkeit, die Natur in aller ihrer Wahrheit aufzufassen, und in der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen, der ganzen Festigkeit ihres Zusammenhanges wieder darzustellen. Einem solchen äuſsern Sinn muſs ein ähnlicher innrer entsprechen. So wie jener sich in der äuſsern Natur vorzugsweise an ihrer Gesetzmäſsigkeit und ihrer Realität erfreut; so muſs dieser dieselben Eigenschaften in dem Innern des Gemüths und dem Charakter der Menschheit aufsuchen. Er kann daher nur bei ihren gröſsesten, einfachsten und wesentlichsten Formen verweilen.

Wer sich in dieser Stimmung befindet, wird überall nur die Natur mahlen, nur sie in ihrem innern Charakter und ihrer äuſsern Gestalt. Er wird daher auch den Menschen am liebsten von den Seiten betrachten, von welchen er geradezu mit ihr übereinstimmt, lieber da, wo er als Gattung erscheint, als da, wo er in einer entschiedenen Eigenthümlichkeit auftritt. Die Einfachheit des Stoffs, den er schildert, wird auf seine Schilderung selbst übergehen. Er wird immer innerhalb des Tons ruhiger Darstellung bleiben; immer nur, indem er einen Theil an den andern anfügt, das Ganze hinzustellen bemüht seyn; nie mit seinem Ausdruck hinter der Sache zurückbleiben, aber auch nie mit demselben darüber hinausgehn. Er wird immer den treffendsten und kräftigsten in seiner Macht haben; nie aber einen bloſs kühnen oder glänzenden suchen.

Das Gepräge einer solchen Einfachheit und Wahrheit nun trägt das gegenwärtige Gedicht in einem auffallenden Grade an sich. Es ist überall nur die Sache, die wir vor uns erblicken, und sie immer in ihrer wahren und nackten Gestalt. Aber noch mehr, als im Ton und der Sprache, fällt diese Einfachheit in den Gesinnungen und Charakteren auf.

Es ist kaum möglich, ein einzelnes Beispiel für eine Behauptung herauszuheben, für die eigentlich alles zugleich spricht. Allein wenn es dennoch eines Beispieles bedarf, so erinnere man sich an die Schilderung der Mutter Hermanns. Unter allem, was in der Natur einfach genannt werden kann, ist kaum etwas andres, was diesen Namen in höherem Grade verdiente, als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde. Aus der natürlichsten Verbindung entsprungen, durch die natürlichsten Verhältnisse fortgepflanzt, auf die natürlichste Sorgfalt für unmittelbares Glück und unmittelbare Zufriedenheit beschränkt, bietet sie, — so ehrwürdig und schön sie auch in der Wirklichkeit erscheint — der dichterischen Einbildungskraft kaum eine einzige Seite dar, von welcher sie dieselbe durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit auszeichnen könnte. Nur der Dichter, der seiner Stärke gewiſs ist, die Natur bloſs als Natur geltend zu machen, darf sich an die Schilderung eines Gefühls wagen, das er nur, indem er es in seiner ganzen Gröſse, in seiner durchgängigen Wahrheit auffaſst, aus dem Gewöhnlichen heraus zu heben und dichterisch zu halten im Stande ist. Denn unter allen andren ist keins, was so sehr, als dies, entweder jede dichterische Behandlung verschmäht, oder nur in dem reinsten und höchsten Style der Kunst eine glückliche Wirkung verspricht.

Aber wie viel einfacher wird dieses Bild mütterlicher Zärtlickeit noch unter den Händen unseres Dichters! Er schildert nicht den Zustand heftiger Leidenschaft, nicht die qualvolle Furcht vor einem drohenden, oder den zerreiſsenden Schmerz über einen erlittnen Verlust; auch bei ihm ist das mütterliche Herz um das Glück des Sohnes besorgt, aber diese Besorgniſs entspringt mehr aus der Ängstlichkeit der Liebe, als aus der dringenden Lage der Umstände. Er zeigt uns nicht die Sorgfalt für die ersten Jahre der Kindheit, für den erst stammelnden Säugling — eine Lage, die durch die zarte Unschuld, die liebliche Anmuth, die abhängige Hülflosigkeit dieses Alters einen eigenthümlichen Reiz gewinnt. Er schildert uns die Mutter mit dem erwachsenen Sohn, also in Verhältnissen und

Empfindungen, die, um unsrem Herzen wichtig zu werden, nichts als ihre einfache Wahrheit, ihre tiefe Innigkeit besitzen. In dem Charakter dieser Mutter selbst hat er alle Einfalt einer schönen und reinen, aber schlichten Natur vereinigt; sie überall sonst nur als die hülfreiche Gattin, die geschäftige Hausfrau, gezeichnet; und dies Bild noch durch die Züge verstärkt, die er von einer gewissen kindischen Naivetät in ihrer früheren Jugend erzählt.

Gerade aber durch diese Kühnheit, seinen Gegenstand schlechterdings da aufzunehmen, wo er bloſs Natur ist, führt er ihn auf eine Stufe einfacher Erhabenheit, von der wir sonst kaum einen Begriff haben. Wenigstens erinnern wir uns bei keinem andren Dichter einer Schilderung einer Mutter, die an Natur und Wahrheit, an Gröſse und Schönheit der Gesinnung mit dieser verglichen werden dürfte. Wie groſs und edel irgend einer der in diesem Gedichte aufgestellten Charaktere erscheinen mag, so darf diese Mutter keinem derselben weichen. Sie ist durchaus gut, durchaus verständig, durchaus zart und fein empfindend; nirgends zeigt sie einen Mangel, nirgends einen Miſsklang. Ihr Charakter ist ganz idealisch: denn nirgends wird man eine einengende Schranke in demselben gewahr; und er ist zugleich ganz natürlich: denn sein Wesen besteht bloſs in dem, was dem Menschen zugleich mit der Menschheit eingepflanzt ist.

Darum ist die Liebe dieser Mutter nicht bloſs stark und innig, sondern zugleich auch so zart; darum ihr Sinn so fein, die innersten Gefühle ihres Herzmanns mitten aus seinen halb verstellten, halb verwirrten Worten zu enträthseln; darum ihre Schonung für jede Denkungsart so schön; ihr Sinn für jede Eigenthümlichkeit in der Menschheit so groſs und menschlich. Zu der Liberalität, die sonst nur Philosophie und Nachdenken; zu der Feinheit, die nur mühsam erworbene Menschenkenntniſs verschafft, gelangt sie allein auf dem Wege der einzigen Empfindung, welcher sie ganz und ausschlieſslich angehört.

Einer solchen Liebe der Mutter muſs eine gleiche Zärtlichkeit des Sohnes entsprechen. Diese hat uns auch der Dichter gezeichnet; wir sehen seine starke Anhänglichkeit, sein groſses und zuversichtliches Vertrauen; aber er scheut sich sogar nicht, uns hier in das kleinste Detail einzuführen, uns zu erzählen, daſs z. B. der Sohn sich nie vom Hause entfernte, ohne seine Mutter vorher davon zu unterrichten.

Daſs Züge dieser Art nicht kleinlich, nicht gemein werden, ist das Verdienst der Kunst, und hierin besteht ihre Gröſse. Zwar pflegt man das Einfache an sich groſs zu nennen. Aber es ist dies nie von selbst, immer allein durch die Ansicht oder die Behandlung, immer nur dadurch, daſs man es als Natur, also in der Wahrheit, der Realität, dem Zusammenhange darstellt, welche dieſer eigen sind.

Wovon wir also zuerst ausgingen, darauf allein kommt alles an, überall, im Äuſsern und Innern, in den sinnlichen Formen und in den Veränderungen unsres Gemüths nur die Natur aufzusuchen und darzustellen.

Dadurch nun, daſs unser Dichter, immer hiermit beschäftigt, das menschliche Gemüth und seine Gesinnungen so klar und offen darlegt, erlangt er eine Einfachheit und Wahrheit, bringt er uns seinen Stoff mit einer Innigkeit ans Herz, die nur ihm allein angehört. Er greift in unsre eigensten Gedanken und Empfindungen ein, und indem er alle Falten unsres Herzens aufdeckt, und uns in den Kreis unsres gewöhnlichen Alltagslebens zu begleiten scheint, erhält er sich immer auf der nothwendigen poëtischen Höhe. Nur selten hat ein andrer unter den Neuern so sehr die strenge Wahrheit und die schlichte Einfalt der Natur mit der vollkommensten Begeisterung der Kunst gepaart, und nie — könnte man sagen — ist einer in einem so durchaus prosaischen Gange in so hohem Grade poëtisch gewesen.

Wir bleiben schlechterdings in demselben Kreise, in welchem wir einmal zu leben gewohnt sind; aber wir werden mit diesem ganzen Kreise auf eine ungewohnte Höhe erhoben: die Wirklichkeit in und um uns leidet kaum eine Veränderung in ihrer Beschaffenheit; aber sie ist gar nicht mehr Wirklichkeit, sie ist nur reines Erzeugniſs der dichterischen Einbildungskraft.

XXXIX.

Die Verbindung reiner Objectivität mit einfacher Wahrheit macht dies Gedicht den Werken der Alten ähnlich.

Die vollendete Darstellung der Menschheit durch die Einbildungskraft kann nicht anders, als mit Hülfe der beiden Eigenschaften gelingen, die wir bis jetzt betrachtet haben, nicht ohne einen ruhig bildenden Sinn und eine gewisse Anhänglichkeit an die einfache Wahrheit der Natur. Auf diesen beiden Stücken beruht daher vorzüglich aller Künstlerberuf.

Diese glückliche Dichteranlage nun, dieser echte Kunstsinn, der sich, wo er selbst ist, auch auf Andre forterzeugt, war keinem Volk in so hohem Grade, als den Griechen, eigenthümlich. Er ist es, der sich in ihren Werken, vorzüglich durch Totalität und Ebenmaaſs, äuſsert. Wer den Apoll betrachtet oder den Homer liest, fühlt sich, wie er auch vorher hätte gestimmt seyn mögen, zu demselben angefeuert; die Einheit seines innern Wesens in diesen Augenblicken, und die Einheit des Werks, das vor seinen Augen dasteht, schmelzen gleichsam in Eins zusammen, und wachsen, indem sie sich über die ganze Natur, so wie wir dieselbe alsdann ansehen, verbreiten, zu etwas Unendlichem an.

Das undurchdringliche Geheimniſs der Kunst, man möchte sagen, die Technik, wodurch die Alten diese

Wirkung zu Wege brachten, läſst sich freilich nicht mit Worten beschreiben; aber sie beruht doch gröſstentheils auf einer dreifachen Eigenthümlichkeit ihrer Künstlermethode:

1. auf der natürlichen Zusammenfügung aller Theile zum Ganzen, in der, wie in der organischen Schöpfung selbst, jeder aus dem andern frei und doch nothwendig hervorgeht;
2. auf der Gröſse und Reinheit der Elemente, aus welcher sie ihre Formen zusammensetzten; und endlich
3. auf einer gewissen kühnen Manier, mit der sie nie kleinlich und ängstlich dem Auge mahlten, sondern vielmehr die Phantasie nur mit Begeisterung und Kraft ausrüsteten, den bloſs angelegten Umriſs selbst zu vollenden.

Die Einbildungskraft war so mächtig in ihnen, so mit ihrer ganzen Natur in Eins verschmolzen, daſs, wenn sie sich bei uns so oft durch die Heftigkeit der Begeisterung und ein gewissermaſsen gewaltsames Feuer ankündigt, sie bei ihnen mit allen den Eigenschaften verschwistert war, welche den Menschen weise und ruhig durch das Leben führen, mit dem streng organisirenden Verstande, dem ruhig aufnehmenden Blick und dem schönen Gleichgewicht aller Neigungen und Gemüthskräfte.

Daſs dieser Geist, mehr als in irgend einem andren neueren Gedicht, in dem gegenwärtigen herrscht, haben wir im Vorigen bewiesen. Schon die Blicke, die wir bisher auf einzelne Theile desselben geworfen haben, reichen hin, die Einheit des Plans, die reine und volle Natur, die aus allen darin handelnden Charakteren und dem Geiste des Ganzen spricht, und die Festigkeit der Zeichnung, in der so oft ein einzelnes Beiwort auf einmal ein ganzes Bild zu vollenden genug ist, im Allgemeinen zu zeigen. Die sichere Kraft, die zugleich auf einem ruhig beobachtenden Sinn und einem überlegt anordnenden Verstande beruht, und die innige Wärme, die nur dann da ist, wann sich das ganze Herz gerührt fühlt, sind überall gleich sichtbar und wirksam.

Wie Homer und die Alten, wirkt unser Dichter nur durch das, was er in seinem Werk wirklich ist, durch die Gestalt und das Wesen, in welchem er sich ruhig und anspruchlos vor den Zuschauer hinstellt; nicht aber wie die neueren, und besonders jene oben näher betrachteten, mehr romantischen, als epischen Dichter, durch das, was er in sichtbarer Beziehung auf ihn, unmittelbar thut, singt und beschreibt.

XL.

Verschiedenheit unsres Gedichts von den Werken der Alten. — Mangel an sinnlichem Reichthum.

Wenn wir so eben von einer gewissen Ähnlichkeit dieses Göthischen Gedichts mit den Werken der Alten redeten, so ist es unmöglich, nur irgend lange bei derselben zu verweilen, ohne noch stärker an den mächtigen Contrast erinnert zu werden, in welchem es mit denselben steht. Zwar ist es unläugbar in einem hohen und echt antiken Style gedichtet; allein dies hindert nicht, daſs es nicht sowohl in der Behandlung des Stoffs, als selbst in der Art der Darstellung den Charakter unserer Zeit auf eine gleich unverkennbare Weise an sich trägt. Vielmehr finden wir, wenn wir genauer in diese Vergleichung eindringen, statt einer bloſsen Nachahmung des Alterthums, eine überraschend schöne Vereinigung der wesentlichsten Vorzüge der alten Kunst mit den Fortschritten und Verfeinerungen neuerer Zeiten.

Den ersten Unterschied treffen wir in der Art der Darstellung und dem Tone des Vortrags an.

Die Alten zeichnen fast durchaus nur Gestalten, Bewegung und Handlung; ihre ganze Kunst ist lebendig, mannigfaltig und sinnlich. Die Begebenheiten, welche sie schildern, haben immer etwas Groſses und Glänzendes; sie reiſsen durch das Heroische in den Unternehmungen und die Wichtigkeit des Erfolgs zu enthusiastischer Bewunderung mit sich fort. Der Glanz, worin sie schon dadurch erscheinen, wird noch durch die beständige Mitwirkung überirdischer Mächte erhöht. Menschen und Götter sind auf demselben Schauplatz mit einander vermischt; der natürliche Lauf der Ereignisse wird alle Augenblicke durch überraschende Wunder unterbrochen; und als wäre der Olymp selbst noch nicht groſs und mächtig genug, so schwebt noch über Menschen und Göttern das furchtbare Schicksal, dessen Aussprüchen beide gehorchen müssen.

Die Personen, die sie aufführen, theilen nicht allein groſsentheils zugleich denselben Glanz, sind Heroen, die zwischen dem Olymp und der Sterblichkeit in der Mitte stehen, sondern sie sind auch meistentheils nur nach ihren äuſsern Gestalten, ihren Handlungen, ihren Reden individualisirt, nicht, wie so oft bei den neueren Dichtern, nach ihren innern Charakterformen und Gesinnungen. Dadurch besitzt z. B. Homer eine so groſse Menge von Figuren, ohne gerade eine gleich groſse Anzahl bestimmt unterschiedener Charaktere aufzustellen. Was diese letzteren selbst betrifft, so zeichnen die Alten entweder nur sehr stark und wesentlich von einander unterschiedene, nur die Hauptseiten der Menschheit, oder, wo sie in feinere Nüancen eingehn, unterscheiden sie dieselben wieder nur nach der äuſseren Bildung. So findet man z. B., wenn man die Reihe idealischer Formen in den Werken ihrer Bildhauer durchgeht, die Hauptfiguren, einen Apoll und Bacchus, eine Venus und Diana, selbst noch einen

Jupiter und Neptun durch die wesentlichsten und auffallendsten Charakterzüge von einander gesondert; aber vergleicht man hernach diejenigen, welche näher zusammen gehören, z. B. die Heldenstatuen, so kennt man wohl ihre Züge wieder, aber ihren Charakter würde man vergeblich in hinlänglicher Bestimmtheit einzeln anzugeben versuchen. Indeſs werden wir auch zu diesem Versuche durch sie nicht eingeladen; nur ihre Züge sollen zu unsrer Einbildungskraft, nicht ihr Ausdruck gerade zu unsrem Geiste sprechen.

Könnte indeſs den Alten auch so noch etwas an sinnlichem Glanz und Reichthum mangeln, so wäre ihre Sprache allein mehr als hinlänglich, es zu ersetzen. So mahlerisch ist dieselbe in allen ihren Ausdrücken, so voll und üppig in dem Fluſs ihrer Perioden, so wohlklingend in ihren rhytmischen Verhältnissen.

Alles dies zusammengenommen giebt der alten Kunst ein Leben und eine Fülle, eine sinnliche und einfache Gröſse, eine so helle und glänzende Beleuchtung, daſs ihr hierin die neuere niemals gleich zu kommen vermag, wenn sie uns auch vielleicht dafür durch einen reicheren Gehalt für den Verstand und die Empfindung, eine feinere geistige Individualität und durch Töne, die unmittelbarer in unser Inneres eingreifen, entschädigen sollte.

Zwar kennen wir einige neuere Dichter, und unter diesen steht wiederum Ariost an der Spitze, welche in der Mannigfaltigkeit ihrer Figuren und der Bewegung ihrer Handlung vielleicht mit Recht mit den

Alten wetteifern können. Allein in ihnen wird diese lebendige Sinnlichkeit durch das Feuer geweckt, von welchem ihre Empfindung entflammt ist. Sie sind mehr eigenmächtige Schöpfer einer bunten und gestaltenreichen Feenwelt, als treue Mahler einer reichen Natur. Es fehlt ihnen selbst an dem ruhig bildenden Sinn, ihren Werken an der reinen Objectivität, an der innern Nothwendigkeit der Formen.

Um den Vorzug dieser Objectivität, dieser Bestimmtheit und lichtvollen Klarheit der Schilderungen nun kann unser Dichter mit jedem andren streiten; mit jedem hält er in diesem Punkt die Vergleichung aus. Aber stellen wir ihn unmittelbar demjenigen zur Seite, an den seine Gattung und sein Ton sonst am nächsten erinnert, dem Homer, so entbehrt er freilich jenes heiter stralenden Glanzes, jener unaufhörlich strömenden Fülle von Leben und Bewegung.

Er hat nicht Götter und Heroen, er hat nur Menschen hinzustellen; er hat keine Handlung, die das Glück von Nationen, von verschiedenen Völkerstämmen, das Schicksal der ganzen bekannten Welt entscheidet, an der Himmel und Erde zugleich Theil nehmen, und über die der Olymp selbst sich in Parteien spaltet; was in seinem Stoff groſs und weltverändernd ist, sind Begebenheiten, das, worin er Würde und Erhabenheit legen kann, Gesinnungen. Zwischen beiden steht seine Handlung mitten inne, und seine Kunst muſs nur suchen, von dem Glanze der ersteren derselben zu borgen, und die Gröſse der letzteren (damit sie lebendig und objectiv erscheinen) in derselben auszuprägen. Nicht sowohl also in der Welt, als in dem Inneren des Menschen muſs er seine Stärke finden, und da dadurch unsre ganze Stimmung eine andre Richtung erhält, so tritt auch nun das Schicksal, dieser übermenschliche Gegenstand, ohne den keine dichterische Wirkung möglich ist, in veränderter Gestalt auf. Wenn dasselbe bei den Alten aus einer unsichtbaren Höhe herab mit seinen Schlägen Menschen und Götter überrascht, so gleicht es hier mehr einer Macht, die aus dem Innern der Menschheit, aber aus ihren nie ergründeten Tiefen, entspringt, und flöſst uns einen um so geheimniſsvolleren Schauder ein, als wir es näher mit uns verwandt fühlen.

In den Personen, welche der Dichter uns darstellt, herrscht zwar Bestimmtheit der Zeichnung und Mannigfaltigkeit der Gestalten. Aber nicht allein daſs jede einzelne sich in ein anspruchloseres und bescheideneres Gewand hüllen muſs, so kann er auch überhaupt nicht nur keine groſse Anzahl derselben in Handlung setzen, sondern, indem er auf Reichthum der Figuren Verzicht thun muſs, auch nur eine schöne Stufenfolge von Charakteren schildern.

Seine Sprache endlich ist zwar durchaus dichterisch und ausdrucksvoll, und wo der Gegenstand es verlangt, auch groſs und kühn; aber der Reichthum und die Pracht ihrer älteren Schwestern bleibt ihr darum nicht weniger fremd.

Vermag er indeſs nicht, den Alten gleich, durch sinnlichen Reichthum zu glänzen, so hat er es in seiner Gewalt, desto mehr durch einfache Wahrheit zu gelten; kann er die Sinne nicht gleich mächtig reizen, so kann er seine Dichtung desto tiefer in unsre Empfindung verweben, und wie viel er durch diesen Vorzug wiedergewinnt, werden wir gleich sehen, wenn wir nur erst noch jenen wenigstens scheinbaren Mangel in einem einzelnen Beispiel näher betrachtet haben. Dann wird sich zugleich unfehlbar zeigen, wie dieser letztere gerade durch jene höhere Vortrefflichkeit nur noch sichtbarer hervortreten muſs.

XLI.

Dieser Mangel an sinnlichem Reichthum zeigt sich auffallend in der Behandlung des Wunderbaren.

Seinen gröſsesten und sinnlichsten Glanz erhält der epische Dichter durch die Einmischung des Wunderbaren. Er kann unsre Einbildungskraft nicht lebendiger rühren, als durch diese plötzlichen Ereignisse, die, ohne von Menschen gewirkt zu seyn, ihre Handlungen auf einmal unterbrechen, gerade in dem Augenblick der Entscheidung den einen parteiisch begünstigen, und den andren daniederschlagen. Zwar hat man erinnert, daſs diese Dazwischenkunft auſserordentlicher Mächte die eigne Kraft der Helden verdunkelt. Allein wenn sie dadurch an menschlicher Gröſse verlieren, so werden sie dafür in Olympischen Glanz gekleidet, und es giebt offenbar ein gewisses Glück, das der Stimmung, welche der Dichter bewirken will, bei weitem günstiger ist, als das wahre und innre Verdienst.

Auch unser Dichter hat sich dies Wunderbare zu eigen gemacht. Zwar konnte er es nicht gebrauchen, um seinem Stoff dadurch Würde und Gröſse zu geben. Aber er konnte es nicht entbehren, weil der Mensch, dessen Schilderung sein Geschäft ist, nicht ohne dasselbe seyn kann, weil er der Empfindung, die es hervorbringt, so sehr bedarf, daſs sie bei jedem, mitten in dem einfachsten Lebenskreise, nur seltner oder öfter zurückkehrt.

Das Leben wäre von der langweiligsten Einförmigkeit, wenn sich immer in einer vorauszusehenden Reihe Begebenheit aus Begebenheit entwickelte und wenn vorher nicht berechnete, plötzliche Zufälle diese einförmige Kette nicht unterbrächen. Durch diese Zufälle nun, dadurch, daſs ein groſser Theil der Thätigkeit unsrer Seele in seinem Detail auſser dem Kreis unsres Bewuſstseyns liegt, daſs Gedanken und Empfindungen, wie aus unbekannten Tiefen, hervorschieſsen, daſs ferner eben diese, uns unbewuſsten Vorstellungen gleichsam mit den Begebenheiten im Bunde stehen, unsren Minen, Reden und Handlungen Modificationen geben, die, ohne daſs wir es bemerken, andere Folgen nach sich ziehen, so daſs wir nun ein Zusammentreffen in den Wirkungen wahrnehmen, ohne zugleich eine Verbindung in den Ursachen zu erblicken — durch dies alles zusammengenommen entstehen die Überraschungen, die wir, je nachdem unsere Phantasie anders und anders gestimmt ist, mehr oder weniger zum Wunderbaren ausmahlen.

Dies hat unser Dichter zu benutzen verstanden, und wenn nun bei anderen neueren Dichtern das Wunderbare immer kalt und unnatürlich ist, weil es sich auf Kräfte bezieht, die uns fabelhaft oder kindisch erscheinen, so hat er es unmittelbar aus uns selbst geschöpft, und ihm dadurch nichts von seiner überraschenden Wirkung benommen. Allein freilich verliert es dadurch an der Gröſse und dem Glanz, den es sonst vor der Phantasie besitzt, und bleibt seiner eigentlichen Natur nur noch in seinem ursprünglichen Begriff, in dem des Grundlosen, treu. Auch kann er es nur bei kleineren Vorfällen, weniger bedeutenden Wendungen seiner Erzählung gebrauchen. Die groſsen und wahrhaft wunderbaren Begebenheiten, die er aufführt, darf er so wenig als Wunder darstellen, daſs sie vielmehr durchaus nur als die unvermeidliche Nothwendigkeit des Schicksals erscheinen müssen.

Wir haben schon im Vorigen zwei Stellen berührt, wo das eben Gesagte sehr sichtbar ist, die Umwandlung, die der Geistliche in Herrmanns Wesen bemerkt, und die plötzliche Erscheinung Dorotheens am Brunnen. Aber es ist noch eine dritte (S. 194.), noch mehr in den Faden der Erzählung verwebte übrig: die, wo Dorothea auf den Stufen des Weinbergs ausgleitet, und die üble Vorbedeutung, die sie daraus zieht, durch die Verwirrung bei ihrem Eintritt ins Haus erfüllt wird. Wie wir es im täglichen Leben so oft selbst empfinden, so sehen wir es hier vor Augen. Wenn die Gefühle aufs höchste steigen, wenn der Augenblick der Entscheidung wichtiger Ereignisse da ist, so verwirren sich unsre Gedanken; was wir vornehmen, miſsräth uns, alle widrigen Umstände scheinen auf einmal zusammenzutreffen, weil wir alle ungeschickt behandeln; und da wir dies selbst bemerken, und schon trübe gestimmt sind, so ziehen wir ungünstige Ahndungen daraus, die dann auch nothwendig eintreffen müssen. Aber gerade, wie es im Leben geschieht, daſs alle, auch die kleinsten Zufälle, sich dann so zusammenschieben, daſs jeder einzelne Schritt ganz natürlich ist, und gar nicht mehr wunderbar erscheint, gerade so hat es auch der Dichter gemahlt. Doch dies zu entwickeln, würde uns zu weit führen, und jeder Leser muſs es, sobald er die Stelle noch einmal überliest, von selbst aufs lebendigste fühlen.

Was die Alten also auſserhalb der Grenzen der Erde im Olymp aufsuchen, das ist unser Dichter genöthigt, um es dem Alltagskreise der Begebenheiten zu entziehen, in die gleich verborgnen Tiefen unsres Gemüths zu versenken. Indeſs verliert es durch die künstlerische Behandlung, durch die Leichtigkeit der Darstellung, durch die Vergleichung, die wir so natürlich z. B. zwischen einer solchen Vorbedeutung und den Weissagungen im Homer und den Alten anstellen, von dem feierlichen Ernst der Wirklichkeit, und gewinnt eine gewisse liebliche und zierliche Anmuth.

XLII.

Der Unterschied dieses Gedichts von den Werken der Alten offenbart sich auch in einem ihm eigenthümlichen Vorzug.

Wer **Herrmann und Dorothea** in Stunden liest, in welchen sein Herz der Wirkung des Dichters offen ist, der muſs unläugbar erkennen, daſs darin noch ein anderer Geist, als in den Werken der Alten herrscht. Er wird denselben nicht gerade gröſser und besser, aber verschieden, und, nur in einer andern Art, gleich trefflich finden; er wird sich von ihm nicht mächtiger angezogen, aber inniger durchdrungen fühlen.

Wenn er den geringeren sinnlichen Reichthum, von dem wir im Vorigen redeten, nicht als einen störenden Mangel empfindet, so wird er daran erkennen, daſs der Dichter sich auf einem andern Gebiet, als die Alten, befindet, daſs er (so viel dies nemlich die allgemeine Gleichheit des Dichterberufs erlaubt) von anderen Punkten ausgeht, und einem andern Ziele nachstrebt, und daſs er eben dadurch auch ihn nothwendig in eine andere Sphäre versetzt.

Und dies ist in der That auch der Fall. Wenn die Alten mehr die Natur in ihrer sinnlichen Pracht und Gröſse mahlen, so legt er mehr das Innre der Menschheit dar. Beide Gegenstände haben eine unwidersprechliche Gröſse, der erstere ist auſserdem dem Wesen der Kunst mehr angemessen; aber wenn die selbe auch in dem letzteren ihre ganze Schönheit erhält, so besitzt dies für uns, die wir mehr in Gedanken und Empfindungen, als in Anschauungen und Handlungen leben, vielleicht einen noch eigenthümlicheren Reiz.

Was unser Gemüth beständig beschäftigt, den Gedanken und das Gefühl, finden wir hier auf eine wunderbar groſse Weise behandelt und ausgebildet. Über die wichtigsten menschlichen Verhältnisse hören wir entgegengesetzte Meynungen mit einander ausgleichen; das Erhabenste, was über die Begebenheiten unserer Zeit gedacht werden kann, finden wir in seiner ganzen einfachen Gröſse und vollkommen dichterisch ausgedrückt; unser Geist schwingt sich zu einer Höhe der Gedanken, die, man muſs es offenherzig gestehen, den Alten schlechterdings fremd war. Es ist nicht, daſs wir sie je in dem Gehalte gediegener Weisheit übertreffen, je die letzten Resultate besser und fester zusammenknüpfen könnten; aber es ist nur, daſs sie den Gedanken, der doch auch so einer vollkommen künstlerischen Behandlung fähig ist, nie rein und für sich verfolgen, und daher auch unserer Seele nicht den intellectuellen Schwung mitzutheilen vermögen, von welchem dies immer begleitet ist.

Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Empfindung. Wenn wir Herrmann und Dorothea auf ihrem Wege zur Wohnung der Eltern begleiten; wie innig gehen wir da in ihre Gefühle ein, wie durchdringen wir sie bis auf die innersten Falten ihres Herzens, und wie tief führt uns dies in unsre eigne Brust, in die ganze Menschheit zurück! Niemand kommt den Alten in der Wahrheit und Stärke gleich, mit der sie Gefühle und Leidenschaften schildern. Aber wieder weil sie sich auch in dies Gebiet nicht so einsam einschlieſsen, weil sie die Empfindung mehr im Ganzen und in ihren Äuſserungen zeichnen, als im Einzelnen, und für sich entwickeln, so versetzen sie uns nicht in die zarte, leise, verwundbare Stimmung, deren wir uns hier nicht erwehren können.

Dadurch sind zugleich alle Charaktere, nicht zwar in Rücksicht auf die natürliche Kraft und Schönheit, aber in Rücksicht auf eine gewisse feinere Bildung, um eine Stufe höher gestellt. So einfach und echt antik z. B. Dorothea geschildert ist, so besitzt das Alterthum dennoch keine weibliche Gestalt, die ihr an innerer Zartheit gleich käme. Selbst in Herrmann ist etwas, wofür die Helden der Alten keinen Sinn haben würden; und wenn die Mutter schöner und gröſser gehalten ist, als wir es in irgend einem andern alten oder neueren Dichter finden, wodurch ist dies geschehen, als dadurch, daſs ihr ein zarterer und doch gleich reiner Begriff von Weiblichkeit untergelegt ist?

Wir sind darum weit entfernt zu behaupten, daſs dieser moderne Charakter, an sich genommen, einen Vorzug vor dem antiken besäſse, und noch mehr, daſs dies in Ansehung der Forderungen der Kunst der Fall wäre. Aber, da demselben gemäſs zwar keine bessere und kräftigere, wohl aber eine höhere und feinere menschliche Natur aufgestellt wird, und die Verfeinerung auf dem Wege liegt, den das Schicksal unsrer

Ausbildung vorgezeichnet hat, so verdient er, wenn er nur (worauf es immer zuerst ankommt) die Ansprüche der Kunst vollkommen befriedigt, eine eigenthümliche Stelle, und würde mit Recht sogar eine vorzüglichere verlangen, wenn es ihm nicht dabei zugleich an andren Vorzügen mangelte.

XLIII.

Erläuterung des Vorigen durch einige Beispiele.

Um gewiſs zu seyn, daſs wir unserem Dichter nicht etwas Fremdes unterschieben, seine rein antike Dichtung nicht bloſs mit modernem Sinne betrachten, wollen wir, zur Bestätigung unsrer Behauptung, noch ein Paar einzelne Stellen aus dem Ganzen herausheben.

Wir haben im Vorigen gesehen, daſs der Unterschied des antiken und modernen Charakters, von dem wir hier reden, vorzüglich darin besteht, daſs in diesem letzteren das Feld der Betrachtung und der Empfindung mehr abgesondert bearbeitet wird, wodurch denn natürlich die hierauf gerichteten Kräfte eine höhere und mehr energische Thätigkeit erlangen. Dadurch aber wird zugleich der innere Mensch von der äuſsern Wirklichkeit getrennt, es wird zwischen beiden eine Grenze gezogen, so daſs es nun auch jenseits derselben ein eignes und neues Gebiet giebt.

Beide nun, die über das Leben und die unmittelbare Wirklichkeit hinausgehende Betrachtung und Empfindung, wären in dem gegenwärtigen Gedichte schwer und zart zu behandeln. Der Stoff sowohl, als die Personen desselben sind ganz und gar aus der bloſsen und wahren Natur genommen; es sind reine und kraftvolle, aber immer und ganz in der äuſsern Wirklichkeit lebende Charaktere; was zur eigentlichen

Cultur gehört, durfte nur in gewissem Grade darin Platz finden; auch hätte alles, was darauf hinausgegangen wäre, den Menschen in einer Art von Gegensatz mit der Natur zu zeigen, gegen das Wesen der epischen Dichtung verstoſsen, die gerade diese beiden Gegenstände harmonisch zu verknüpfen bestimmt ist, nie, wie die lyrische, plötzlich abbrechen darf, sondern alle aufgeregten Bewegungen wieder beruhigen, alle angeschlagenen Miſsklänge auflösen muſs. Wo sich also der Dichter in dieser Gattung zum Idealischen erhebt, da muſs er es immer zur Wirklichkeit zurückführen, und dadurch verknüpft er die innere Idealität zugleich mit der äuſseren Wahrheit.

Es giebt vielleicht keine rührendere und erhabnere Stelle, keine, aus welcher die Erfahrung aller Jahrhunderte und die Eigenthümlichkeit unserer Zeit deutlicher spricht, als die Worte, welche der Dichter dem unglücklichen früheren Verlobten Dorotheens über die welterschütternden Bewegungen, von denen wir in diesen letzten Jahren Augenzeugen gewesen sind, (S. 224.) in den Mund legt. „Alles regt sich einmal,“ sagt er; „keine Form, wie heilig sie sey, kein „Band, wie fest Freundschaft oder Liebe es geknüpft „habe, ist mehr dauerhaft. Darum setze überall nur „leicht den beweglichen Fuſs auf; darum schätze das „Leben nicht höher, als ein anderes Gut, und alle „Güter sind trüglich.“ Welche natürliche und rührende Betrachtung! die aber freilich nur dem geläufig seyn kann, der mehr in Ideen, als in der Wirklichkeit lebt, der, erhaben über die Freuden des Lebens und die Güter der Welt, sein Glück nicht auf die Dauer des ersteren und an den Genuſs der letzteren knüpft, und leicht bereit, das, was er beſaſs, für etwas Neues aufzugeben, jenes mit minder rüstigem Muthe bewahrt und vertheidigt. Wer wird läugnen, daſs dies eine schöne und erhabene Gesinnung ist? aber wer auch erkennt nicht, daſs eben diese jene fürchterliche Bewegung theils mit hervorgebracht, theils unterhalten und fortgeleitet hat?

Wie schön nimmt Herrmann dies auf, wie rein läſst er alles daran fahren, was seiner kraftvollen Natur nicht gemäſs ist, und hält sich allein an das Eine fest, wodurch der Mensch sich dicht an die Wirklichkeit anschlieſsen, seine Forderungen mit den Fügungen des Schicksals vereinigen kann!

Der Mensch,
sagt er,

der zur schwankenden Zeit noch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.

„Nicht also mit Kummer zu bewahren, und mit Sorge „zu genieſsen geziemt sich, sondern mit Muth und „Kraft zu vertheidigen, was man besitzt.“ Wie trefflich paart sich nun in ihm und Dorotheen dieser männliche Muth mit jener sanfteren, aber gleich hohen Gesinnung, die jedes Glück dankbar ergreift, aber keinem vertraut, und andre und bessere Güter kennt, als deren Besitz trüglich, und deren Daseyn vergänglich ist.

Von den sentimentalen Stellen heben wir nur zwei aus, über die unstreitig jeder Leser mit uns einig seyn wird, daſs sie in einem alten Dichter keinen Platz gefunden hätten.

Die erste ist die, wo Herrmann in dem Gespräche mit seiner Mutter (S. 89.) die Einsamkeit und die Leere schildert, die sein Herz oft, von Sehnsucht gepreſst, empfindet.

Aber, ach! nicht das Sparen allein, um spät zu genieſsen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, so schön sich die Güter auch schlieſsen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und schaut hinab, wie herrlich liegen die schönen
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die schöne Reihe der Güter!
Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;

Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet, und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir —

Aber daſs man nicht Empfindungen vermuthe, welche dem Sohne der Natur fremd sind, nicht aus dem Charakter der Person und des Gedichts herausgehe, so schildern die unmittelbar hierauf folgenden Worte:

— ich entbehre der Gattin,

auf einmal die ganze Einfachheit und Natürlichkeit seines Wunsches. Sie sind um so ausdrucksvoller, als sie, verbunden mit dem Vorhergehenden, die Empfindungen schildern, die er mit einem Verhältniſs verknüpft, dessen Entbehren ihm jeden Genuſs und sein ganzes Leben unschmackhaft macht, und als sie sein höheres, zarteres, idealischeres Wesen in Vergleichung mit seinem Vater zeigen, der, (S. S. 40. 46.) eine frohe, gutmüthige und thätige, aber gewöhnlichere Natur, in dem Augenblick, da er das Mädchen sah, das ihm gefiel, den Entschluſs es zu besitzen faſste, und denselben mit munterem Scherz auch sogleich auszuführen begann.

Diese schwermüthige Stimmung einer unerfüllten, sich selbst nicht recht verständlichen Sehnsucht war den Alten, und besonders den Griechen, fremd. Bei ihnen, in ihrer mehr sinnlichen und genieſsenden Natur, in ihrem freieren und leichteren Leben, entstand immer die Begierde nur zugleich mit dem Gegenstande, oder führte denselben doch in glücklichem Bunde immer unmittelbar mit herbei, und wenn es vielleicht davon Ausnahmen gab, so konnten sie dem Dichter nicht vorschweben, der, immer nur hell und freundlich beleuchtete und groſse Massen im Auge, nur auf die Natur und die Welt, nie einseitig in sich zurück blickte. Daſs in uns Gedanken und Empfindungen sich unruhiger drängen, daſs unsre äuſsere Lage uns öfter Hindernisse und Arbeit entgegensetzt, als uns leichten und frohen Genuſs giebt, und uns öfter mit strengem Ernst in uns zurückscheucht, dies richtet zwischen unsrem Gemüth und der Welt eine oft unübersteigliche und undurchdringliche Scheidewand auf.

Die zweite Stelle, die wir anführen wollten, ist von ganz anderer Natur. Sie ist nicht den Alten überhaupt, nur ihren frühesten Mustern fremd, und müſste, wenn der Dichter sie nicht so fest dem Ganzen einverleibt hätte, zu der Gattung der spielenden gezählt werden. Wir meynen hier den Augenblick, wo die beiden Liebenden sich in dem Spiegel des Brunnens zuwinken, den der Dichter sogar zweimal, nicht ohne eine gewissermaſsen absichtliche Symmetrie, beim Anfange und am Ende ihres Gesprächs benutzt hat. (S. 165. 171.)

Dieser Einfall, ein Medium dazwischen zu schieben, in welchem sich die Blicke des Jünglings und des Mädchens dreister, als in der Wirklichkeit, begegnen, beruht schon auf etwas Ähnlichem mit dem, was wir so eben ausführten, auf einer gewissen Schüchternheit, einer Ungewiſsheit des Gelingens; es ist schon etwas, das aus der bloſsen Natur hinausgeht, und eine eigne Stimmung der Einbildungskraft voraussetzt. Die späteren Griechen und Römer, z. B. Ovid, behandeln Stellen dieser Art, die in ihnen sogar häufig vorkommen, auf eine gewissermaſsen tändelnde Weise, bloſs als zierliche Bilder, als gefällige Spiele der Phantasie. Unser Dichter aber hat diesen Moment so gut aus der Empfindung der beiden Personen hervorgehen lassen, und ihn so glücklich motivirt, daſs er ihm dadurch einen viel gröſseren Gehalt, und eine viel wichtigere Wirkung verschafft.

Allein Stellen dieser Art könnten nicht anders, als die Einheit des Ganzen stören, wenn nicht dies selbst eine solche eben beschriebene Richtung hätte. Diese Richtung aber ist durchaus unverkennbar. Wie wir im Vorigen die Schilderung Dorotheens vom Anfange bis zum Ende des Gedichts verfolgten, stieſsen wir eigentlich nur immer auf andre und andre Entwicklungen ihres Charakters; und so ist es überall nichts anders, als das innere und geistige Wesen der verschiednen Personen, das überall, nur immer lebendig und immer sinnlich gestaltet, vor uns da steht. Es sind nicht so sehr ihre Handlungen, an und für sich genommen, es sind mehr ihre Charaktere, die, aber immer bloſs in diesen

Handlungen, uns anziehen, uns auf die verschiednen Formen der Menschheit überhaupt, auf das, was sie unterscheidet, und wieder zu einem Ganzen zusammenschlieſst, aber immer mit der reinen Thätigkeit unsrer Einbildungskraft, immer vollkommen künstlerisch und bildend gestimmt, überführt.

Wenn sich daher unser Dichter der vollkommenen Objectivität der Alten, der ganzen Bestimmtheit ihrer Formen bemeistert hat, so kleidet er in dies Gewand einen Gehalt, welcher ihnen so wenig eigen ist, daſs sie uns nicht einmal veranlassen, denselben bei ihnen zu suchen.

XLIV.

Welcher Gehalt dieses Gedichts für den Geist und die Empfindung. — Eigenthümliche Behandlung desselben.

Je mehr wir unsre intellectuellen Kräfte auf die Betrachtung und Bearbeitung der Welt auſser uns anwenden, je mehr wir unsre geistige Natur auf sie übertragen, desto mehr vervielfältigen wir unsre Beziehungen auf dieselbe. Die Gegenstände um uns her erscheinen uns nur als das, was unser Verstand in ihnen unterscheidet; selbst unsre Sinne bedürfen erst seiner Leitung, mit der Erweiterung unsrer Einsicht wächst daher auch das Gebiet derselben; in der That ist die Natur mit jedem Jahrhundert reicher an Individuen für uns geworden, und wenn der Ungebildete in einer ganzen Menge von Objecten nur eine einförmige und ungeschiedene Masse erblickt, so unterscheidet der kenntniſsvolle Beobachter in einem einzigen Punkt noch eine ganze Welt von Erscheinungen.

So wie diese Thätigkeit unsrer geistigen Kräfte das sinnliche Gebiet der Natur erweitert, eben so bereichert sie innerhalb unsres Gemüths die Masse unsrer Gedanken und Empfindungen. Auch hier steht es in unserer Willkühr, die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse bis ins Unendliche hin zu vermehren; wir dürfen nur auch hier immer das Zusammengesetzte in seine Bestandtheile auflösen, nur auch hier das Einzelne immer in andre und andre Verbindungen bringen. Was in der Natur und vor unsren Sinnen einfach erscheint, können wir durch den Gedanken zerlegen, und für das Resultat, das wir auf diesem, bloſs intellectuellen Wege erhalten, dennoch wieder unsre Empfindung erwärmen, da diese sich eben so leicht auf unsinnliche, als auf sinnliche Gegenstände bezieht. Mit der Empfindung kann sich die Einbildungskraft verbinden und so können wir uns durch die Hülfe von beiden eine eigene Welt schaffen, die, durchaus unabhängig von der Wirklichkeit und den Sinnen, doch eben so, als jene, auf uns einwirkt, durchaus nur unsre eigne Schöpfung ist, aber dennoch für uns die vollkommne Realität der Natur besitzt.

Wir geben diesem ganzen Verfahren unsres Verstandes den Namen der Verfeinerung, und dies ist in der That auch der passendste, den wir demselben beilegen könnten. Denn es besteht wirklich darin, daſs das Einfache gespalten, das Grobe verfeinert wird; es ist ferner, da wir alle unsre natürlichen Bedürfnisse auch ohne dasselbe befriedigen könnten, gleichsam ein Luxus unsrer Natur, aber ein solcher, zu dem wir nicht allein nothwendig durch die Organisation unsres Geistes gezwungen sind, sondern ohne den wir auch nie die höchsten Endzwecke der Menschheit zu erfüllen im Stande wären.

Diese Verfeinerung hat mit den frühsten Zeiten der Menschheit angefangen, sie ist immer nothwendig zugleich mit dem Begriffe derselben gegeben; aber es ist Ein Punkt in derselben, der sich so merklich darin unterscheidet, daſs er allein vorzugsweise diesen Namen an sich trägt.

Der Mensch kann nemlich entweder in harmonischem Bunde mit der Natur fortgehen, seinen Geist mit ihrer Beobachtung, seine Einbildungskraft mit ihren Formen beschäftigen, seine Empfindung auf Gegenstände richten, die sie ihm darbietet, die Befriedigung seiner Neigungen ganz und allein in ihr finden; oder er kann sich einsamer in sein Gemüth verschlieſsen, seine Vernunft abgesonderter beschäftigen, seine Einbildungskraft mehr mit einem Stoffe nähren, den er allein aus sich selbst nimmt, seiner Empfindung eigen geschaffene Gegenstände geben. Natürlich werden alsdann seine Neigungen auch nicht selten auf etwas gerichtet seyn, wofür ihm die Natur keine Befriedigung darbietet, und er wird sogar manchmal ein Ziel verfolgen können, was ihm in ihr zu erreichen unmöglich ist. Diese Absonderung unsres Wesens und der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unsres Geistes, welche, die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlaſst. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschlieſsen, und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläſst. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man, im Gegensatz der naiven, die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht.

Diese Trennung konnte nicht anders, als auch auf die Kunst einen entschiedenen Einfluſs ausüben; sie muſste einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde. Auch wäre es ein niederschlagender Gedanke, wenn die Folge so vieler und thatenreicher Jahrhunderte uns nichts hinterlassen hätte, wodurch auch wir an unsrem Theile die Kunst zu bereichern im Stande wären.

Wenn daher in unsrem Gedichte ein eigenthümlicher, und in seiner Gattung nicht minder trefflicher Geist, als der ist, welchen wir in den Alten wahrnehmen, waltet; so ist dies eben jene höhere und feinere Sentimentalität, jener reichere Gehalt für den Verstand und die Empfindung, der uns zu einem freieren Schwunge der Gedanken begeistert und unser Gefühl leiser und zarter bewegt. Dies ist der moderne Charakter, den es deutlich und unverkennbar an der Stirn trägt.

Dieser Charakter ist unserm Dichter so eigenthümlich, daſs wir ihn in allen seinen Werken wiedererkennen; aber er weiſs ihn auf eine so groſse und wunderbare Weise zu behandeln, ihn wiederum so dicht an den der Alten anzuschlieſsen, daſs er es wagen konnte, ihn sogar einem echt antiken Stoff, seiner Iphigenie, aufzudrücken, ohne daſs wir darin einen störenden Miſsklang vernehmen. Und diese Behandlung ist es, die hier noch einige Erörterung verdient.

Das Erste, was bei der Verfeinerung des Gedankens und der Empfindung zu leiden Gefahr läuft, ist die natürliche Wahrheit und die schlichte Einfalt. Doch sind es gerade diese beiden Eigenschaften, welche Göthe in einem unverkennbaren Grade an sich trägt. Wie hat er es nun angefangen, zwei so verschiedenartige Dinge so eng mit einander zu verknüpfen?

Was wir mit Recht Verfeinerung nennen, kann an sich nicht der Natur widersprechen; nichts ist so natürlich, als was rein menschlich ist, und es ist der Menschheit wesentlich eingepflanzt, sich von der bloſs sinnlichen Ansicht der Dinge zu einer höheren zu erheben. Wenn es der Verfeinerung also an Natur zu mangeln scheint, so ist es nur, weil wir in ihr nicht gleich die Realität wahrnehmen, die uns an dieser ins Auge fällt, weil ihr nicht geradezu ein sinnlicher Gegenstand entspricht, weil sie mehr das Werk der Energie einzelner menschlicher Kräfte, vielleicht nur in einzelnen Stimmungen, als der menschlichen Natur überhaupt scheint, und weil wir nicht sogleich absehen, wie der Weg, auf den sie führt, mit dem allgemeinen Wege der Natur und der Menschheit zusammentreffen, zu demselben Ziele gelangen kann. Es kommt daher nur darauf an, ihr diese Realität zu verschaffen, sie wirklich als Natur, nur als eine höhere und wahrhaft verfeinerte, aufzustellen.

Wir haben im Vorigen (XXXVIII.) gesehen, daſs unser Dichter einen rein beobachtenden und bestimmt bildenden Sinn besitzt; wir haben gefunden, daſs einem solchen äuſsern ein ähnlicher innerer entsprechen muſs, der dieselbe Wahrheit und Festigkeit in dem innern Charakter sucht, welche jener in der äuſseren Natur wahrnimmt. Daſs derselbe nun diesen Sinn mit jener Verfeinerung, jener hohen Sentimentalität verbindet, darauf beruht seine Eigenthümlichkeit, darauf das Geheimniſs, daſs er uns einen echt modernen Charakter zeigt, ohne daſs wir darum in ihm das schöne Gepräge antiker Einfachheit und Wahrheit vermissen.

Zwar scheint in dieser Verbindung auf den ersten Anblick etwas Widersprechendes zu liegen. Jener Sinn sucht die groſsen und hellen Massen der Natur, also im Menschen, was der Gattung, der ganzen Menschheit angehört. Diese sentimentale Stimmung steigt in die dunkeln Tiefen des Gemüths hinab, verweilt innerhalb der engen Grenzen eines kleinen Gebiets, und sogar vorzugsweise bei dem, was nur Einzelnen eigen ist. Aber es kommt nur darauf an, dies letztere groſs genug zu behandeln, um diesen Widerspruch sogleich wieder aufzuheben, und dies ist es, was unsern Dichter vor anderen auszeichnet.

Wo er den Zustand des Gemüths darlegt (und eigentlich ist er überall damit beschäftigt), wo er auch den ungewöhnlichsten und leidenschaftlichsten schildert, verfährt er dennoch, gerade wie bei der Beschreibung der äuſsern Natur, immer ruhig und bildend, und fügt alle einzelnen Theile des Ganzen fest in einander. Er läſst die Individualität, die er darstellt, aus allen Kräften der Seele zugleich hervorgehn, verwebt sie in alle Gedanken, alle Empfindungen, alle Äuſserungen des Charakters, zeigt denselben Charakter in Verbindung mit andern; und führt ihn unsrer Einbildungskraft so in seinem ganzen Seyn und Wesen vor, daſs wir ihn nicht bloſs in einem einzelnen Augenblick, einer einzelnen Stimmung, sondern so erblicken, wie er überhaupt immer ist, seine Entwicklungen verfolgen, seine Fortschritte beurtheilen können. Er läſst nicht nach, genau und vollkommen zu erforschen, wie eine ungewöhnliche Eigenthümlichkeit, die sich ihm auf seinem Wege dichterischer Erfindung darbietet, in einem menschlichen Gemüthe als reine Wahrheit bleibend fortdauern, wie sie sich zu den übrigen nothwendigen und rein menschlichen Empfindungen verhalten, wie sich an andre Eigenthümlichkeiten anschlieſsen, wie durch die Verbindung mit ihnen und ihr eignes natürliches Fortschreiten umgestalten kann, und er ruht nicht eher, als bis auch wir dies in seiner Darstellung deutlich wieder erkennen. Er bleibt daher nie einzeln bei ihr stehen, sondern erweitert sie auf eine unendliche Fläche, und stellt sich immer in den Mittelpunkt, in dem sich doch endlich alles, was nur irgend menschlich heiſsen kann, nothwendig mit einander vereinigen muſs. Dadurch wird sie nun, wie ungewöhnlich sie auch an sich seyn möchte, in seiner Schilderung wirklich zur Natur, erscheint weder als die Frucht einer augenblicklichen Überspannung der Einbildungskraft, einer künstlich übergetriebnen Empfindung, noch als die Folge eines Schwunges des Geistes zu einer Höhe, auf der er sich nicht zu halten vermag; sondern als das wahre Resultat aller Gemüthskräfte in ihrem reinen Zusammenwirken.

Es kommt nur darauf an, recht menschlich gestimmt zu seyn, um das Auſserordentlichste und das Einfachste in denselben Kreis einzuschlieſsen. Nur für den, welchem es, wie bei den Alten nothwendig noch der Fall seyn muſste, an Reichthum und Mannigfaltigkeit der innern Erfahrung fehlt, liegen gewisse Richtungen, welche die Empfindung manchmal nimmt, auſser den Schranken der natürlichen Wahrheit; nur der, welchem es, wie so oft uns Neueren, an jener hohen Einfachheit des Sinnes mangelt, weiſs jenen seltnen Erscheinungen keinen allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Darum ist unser Dichter in einem höheren Grade, als irgend ein andrer, wahrhaft menschlich zu nennen, weil kein anderer noch zugleich in so mannigfaltigen, hohen und ungewöhnlichen, und doch so einfachen Tönen zu unsrem Herzen sprach.

Wer einzelne Beispiele für diese, nur ihm angehörende Eigenthümlichkeit verlangt, der erinnere sich, in welchem vorher unbekannten Sinn er den Umgang mit der Natur geschildert, welchen neuen Charakter er der Liebe, welche Tiefe und Zartheit der Weiblichkeit gegeben; wie er das Geheimniſs verstanden hat, in Werthers Charakter die ungewöhnlichste Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, eine so seltne und schwärmerische Liebe, daſs sie das Leben selbst ihren Empfindungen aufopfert, mit dem natürlichsten und einfachsten Sinn, mit der treuesten und naivsten

Anhänglichkeit an die Schönheit der Natur und die harmloſen Freuden des kindiſchen Alters zu paaren. .... In keinem alten Dichter wird man dieſe hohe, feine und idealiſche Sentimentalität, in keinem neueren, verbunden mit dieſen Vorzügen, dieſe ſchlichte Natur, dieſe einfache Wahrheit, dieſe herzliche Innigkeit antreffen.

XLV.

Eigenthümlichkeit unsres Gedichts in der Verbindung dieses wahrhaft modernen Gehalts mit jener ächt antiken Form.

Wir haben nunmehr die einzelnen Eigenschaften des Gedichts entwickelt, von dessen Wirkung wir Rechenschaft zu geben versuchen. Wir haben gefunden, daſs es in der rein objectiven Darstellung den Werken der Alten gleich kommt, daſs es in diese Form einen für den Geist und die Empfindung so reichen Gehalt kleidet, als wir ihn nur bei neueren Dichtern anzutreffen gewohnt sind, daſs es aber denselben dennoch wieder durchaus zu der einfachen und natürlichen Wahrheit der Alten zurückführt. Wir brauchen jetzt nur diese einzelnen Bestandtheile mit einander zu verbinden, um den ganzen Charakter desselben vollkommen darzustellen.

Jeder epische, oder auch nur überhaupt beschreibende Dichter müſste sich die rein künstlerische Form zu eigen machen, die wir im Anfange dieses Aufsatzes so ausführlich geschildert haben; jeder neuere müſste streben, unsern Geist und unser Herz auf die Weise zu beschäftigen, mit den Ideen und Empfindungen zu nähren, die unserer Zeit, den Erfahrungen, die wir gesammelt, den Fortschritten, die wir gemacht haben, angemessen sind. Aber in der Art, wie unser Dichter beides thut, liegt auch, mitten in dieser allgemeinen Trefflichkeit sein individueller und unterscheidender Charakter.

Zuerst ist er ganz und allein wahrer Künstler. Seine Poësie ist rein darstellend, sie ist noch mehr als das, sie ist vollkommen episch; sie bleibt dem allgemeinen Begriffe der Kunst, einen Gegenstand durch die Einbildungskraft zu erzeugen, immer vollkommen nah; sie ist mit dem Style der bildenden eng verschwistert, und benutzt zugleich alle ihr selbst durch Bewegung und Ausdruck eigenthümliche Vorzüge. Die Gedanken und Empfindungen, welche sie schildert, sind nur die Seele seiner Gestalten, dienen nur, ihnen Leben und Sprache einzuhauchen.

Indem wir aber nur diesen Gestalten zuzusehen glauben, und überall Bewegung und Umrisse vor uns erblicken, werden wir dennoch eigentlich nur von ihrem innern geistigen Wesen gerührt; wir fühlen unsren Busen lebhafter, als bei einem andren Dichter bewegt, dringen tiefer in unser Inneres ein; werden reiner und menschlicher gestimmt. Jene Gestalten scheinen uns jetzt nur der zartgebildete Körper der Seele, die so lebendig aus ihnen hervorstralt.

Dadurch daſs Gestalt und Charakter in ihnen immer so genau für einander passen, daſs bald jener nur um dieses, bald dieser nur um jenes willen da zu stehen scheint, sehen wir bei ihnen immer den ganzen Menschen in seiner natürlichen Wahrheit. Er nimmt ihn in seiner besten und höchsten Eigenthümlichkeit auf, und giebt dann diesem Stoff das sichtbarste Gepräge der Kunst, da er ihn durch ein doppeltes Verfahren den

Werken der Alten ähnlich macht, einmal indem er ihn zu der einfachen Wahrheit der Natur zurückführt, und dann, indem er ihm jene rein dastellende Objectivität mittheilt.

Wer den *Werther*, den *Göts* und *dies Gedicht* lebendig in der Seele gegenwärtig hat, der wird die Wahrheit des eben Gesagten von selbst empfinden. Aber um sich zu überzeugen, daſs man nicht bloſs unentwickelte Gefühle, sondern klare und sichere Resultate aus dem Studium des Dichters mitgebracht hat, ist es nothwendig, es noch einmal in bestimmte und einfache Resultate zusammenzufassen. Löst man daher das, was wir ihm hier eigenthümlich nennen, und wodurch er die Wirkung hervorbringt, in der gewöhnlich alle Leser mit einander übereinkommen, in seine Elemente auf, so stöſst man vorzüglich auf folgende drei Punkte:

1. Er ist nicht bloſs durchaus objectiv und echt künstlerisch, sondern auch im genauesten Verstande immer bildend und episch, was er zeichnet, ist Gestalt und Bewegung; ist sinnlich anschaulich; ein reines Erzeugniſs der bildenden Phantasie.

2. Sein Stoff, das, was sich in seinen Schilderungen eigentlich darstellt, was aus ihnen, wie aus einem feinen Schleier, immer hervorblickt, was wir immerfort, aber nie anders, als in sinnlicher Gestalt und in lebendiger Bewegung sehen, ist die innere Menschheit, die Masse von Gedanken und Gefühlen, zu denen das Gemüth gelangt, wenn es in seinen vollen Kräften sich selbst und die Natur auſser sich umfaſst; die

Menschheit in ihrer höchsten Vollendung und ihrer einfachsten Wahrheit.

5. Die hohe Wirkung, die einerseits durch den Gehalt, den der Dichter in seinen Stoff legt, andrerseits durch das Dichterische der Darstellung entsteht, wird noch dadurch verstärkt, daſs für die letztere nichts mehr gethan ist, als die vollkommene Objectivität erfordert, nirgends aber ein überflüssiges Colorit aufgetragen ist, wodurch nun theils die Formen reiner und bestimmter hervortreten, theils der Stoff selbst einen um so tieferen und rührenderen Eindruck macht, als er nackter und einfacher erscheint.

Verliert nun unser Dichter, wie wir in einem der vorigen Abschnitte (XL.) gezeigt haben, auf der einen Seite gegen die Werke der Alten an sinnlichem Reichthum, so erlangt er dies auf der andren in gleichem Grade, und zwar durch eine Kühnheit wieder, durch die er auf einmal alles aufzugeben scheint. Denn nichts droht auf den ersten Anblick aller Kunst so groſse Gefahr, als die schlichte Wahrheit, die so leicht zu dem bloſs Prosaischen heruntersinkt, als die Innigkeit, die zu tief in uns herabzusteigen, zu sehr in unser wirkliches Gefühl einzugreifen scheint, um sich noch wieder von da zu einem idealischen und künstlerischen zu erheben. Gerade hier aber zeigt sich die Stärke des Dichters, und das gerechte Vertrauen zu seiner Kraft. Nicht indem er seiner Stimmung einen heftigen und leidenschaftlichen Schwung giebt, sondern indem er seinem Gegenstande dadurch, daſs er alles in ihm zusammenfaſst, eine unendliche Ausdehnung ertheilt, hebt er ihn aus der Wirklichkeit empor; nicht dadurch, daſs er ihn von der Natur entfernt, sondern dadurch, daſs er ihn ganz in ihr, aber sie selbst mit ihm in ihrer wahren und ursprünglichen Gestalt auffaſst, erhält er ihn innerhalb des Gebiets der Einbildungskraft.

XLVI.

Vaterländischer Charakter unsres Dichters, in seiner Vergleichung mit den alten und den neueren Dichtern andrer Nationen gezeigt.

Um die besondre Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland. Es sey uns erlaubt, auch unsern Dichter noch einen Augenblick in dieser doppelten Beziehung zu betrachten.

Er verweilt, wie wir gesehen haben, nicht nur vorzugsweise bei der Schilderung des inneren Menschen, des Gemüths in seinen Gedanken und Empfindungen; sondern er zeigt es uns auch so, wie es etwas Andres und Höheres begehrt, als dessen Befriedigung unmittelbar in der Natur auſser uns liegt, etwas Idealisches, das über die äuſsre Thätigkeit und den äuſsren Genuſs des Lebens hinausgeht; wie es endlich überhaupt ein innres Daseyn in sich selbst dem äuſsren in der Welt entgegensetzt, in jenem oft etwas verfolgt, was diesem fremd ist, und nicht gleich dort dasjenige aufgiebt, was hier zu erreichen unmöglich ist. Dadurch unterscheidet er sich von den Alten, die den Menschen immer mehr in der Begleitung der Natur, als im Gegensatz mit derselben darstellen, und dies hat er mit den meisten neueren Dichtern gemein.

Aber die inneren Regungen des Geistes und des Herzens sind sehr verschiedener Töne fähig, und unter diesen zeichnen sich vorzüglich zwei aus, die gleichsam zwei Extreme bilden, — der hohe und starke, und der stille und sanft gehaltene. Der Gedanke gewinnt eine andre Gestalt, wenn er aus dem bloſsen, von keiner äuſsern Erfahrung unterstützten Nachdenken hervorgeht, oder durch die Phantasie geformt, als glänzende Sentenz auftritt, und wenn er in einfacher Wahrheit eine Menge von Erfahrungen zusammenfaſst, und daraus gediegene Weisheit zieht. Das Herz fühlt andre Regungen, wenn es von heftigen Leidenschaften durchstürmt, und wenn es, nachdem es alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich, gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern andrer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft, als Seele mahlen, mehr Heftigkeit und Feuer, als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher.

Dieser zwiefache Gegensatz vollendet, man kann es mit stolzer Freude behaupten, seinen Deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Heftigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unsrer Nation, welche ihre besten philosophischen und dichterischen Producte unverkennbar an sich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künstlers hinzukommt, seine Werke zugleich einen reichhaltigeren Stoff und eine gröſsere innere Festigkeit erlangen.

Wenn wir indeſs hier diesem Gedicht und der neueren Poësie überhaupt etwas zuschreiben, was sie vor der älteren auszeichnet; so ist dies kein Vorzug, der das Wesen der Kunst angeht. In diesem bleiben die Alten immer die Meister, und werden nie auch nur erreicht, viel weniger übertroffen werden. Das eigenthümliche Verdienst, von dem wir hier reden, ist nur, die Bahn eröffnet zu haben, den ganzen Reichthum an Gedanken und Empfindungsgehalt der neueren Zeit in das echt künstlerische Gewand zu kleiden, das man sonst nur bei ihnen antrifft.

XLVII.

Einfluſs der geschilderten Eigenthümlichkeit des Gedichts auf die Totalwirkung desselben.

Auf Darstellung, auf Darstellung durch die Einbildungskraft, auf Darstellung des ganzen Menschen in seiner äuſsern Gestalt und seinem innern Wesen, geht unser Dichter aus, und diesen Zweck erreicht er in einem bewundernswürdigen Grade. Er ist nie bemüht, unsre Phantasie absichtlich weder zu ergötzen, noch zu spannen, noch überhaupt auf diese oder jene Weise zu bewegen; er hat ein wahres und eigentliches, ein groſses und unermeſsliches Geschäft, das alle seine Kräfte, seine ganze Energie an sich reiſst — die Menschheit und die Natur, die seinem künstlerischen Blick einmal nicht anders, als durchaus dichterisch geformt erscheint, auch uns wieder in derselben Gestalt zu zeigen.

Dadurch weckt er zuerst und hauptsächlich unsern bildenden Sinn; wir suchen und finden überall Festigkeit, Ordnung, Zusammenhang; wir schaffen uns eine durchaus übereinstimmende, durchaus organisirte Natur; die äuſsern Formen, die wir vor uns erblicken, haben vollkommne Anschaulichkeit, die innern durchgängige Wahrheit; überall erhebt sich die Begeisterung unsrer Einbildungskraft und unsers Gefühls von einem fest zubereiteten Grunde. Nirgends ist etwas Verwirrtes oder Überspanntes; alles ist vollkommen klar und natürlich.

Aber es ist auch noch mehr. Die Hauptwirkung jedes Kunstwerks beruht auf der Verbindung seiner Gestalt mit seinem Charakter. Gerade darin liegt am meisten dasjenige, was sich niemals aussprechen oder erklären läſst, weil es allein von dem einfachen Gedanken abhängt, den der Künstler auf eine unbegreifliche Weise seinem Werk einprägt, und dadurch zugleich auf uns hinüberträgt. Daſs nun in unsrem Gedicht die äuſsern und inneren Formen so eng auf einander passen, daſs sie sich gerade gegenseitig nur bekleiden und erfüllen, dadurch wird der Charakter desselben in dem reinsten und vollsten Sinne, reiner als bei andern modernen, und voller als bei den alten Dichtern: Einfachheit, Wahrheit und Natur. Das menschliche Gemüth ist darin in einer gewissen Nacktheit dargelegt, wodurch es auf eine innigere und rührendere Weise auf uns einwirkt, als wir es bei irgend einem anderen Dichter erfahren.

XLVIII.

Resultate. — Allgemeiner Charakter unsres Dichters.

Wir sind jetzt bei dem Ziele angelangt, das wir durch die bisherigen Betrachtungen zu erreichen strebten; wir haben den Charakter des Göthischen Gedichts vollständig geschildert, und die Stelle angegeben, die es in Rücksicht auf die Kunst überhaupt, und in Vergleichung mit andern Gedichten ähnlicher Art, behauptet. Wir werfen jetzt noch einmal einen flüchtigen Blick auf den Weg, den wir zurückgelegt haben.

Zweierlei Vorzüge sind es, durch deren innige Verbindung die Manier unsres Dichters ihre unläugbare Eigenthümlichkeit erhält:

1. die Einfachheit, mit der er immer bloſs bei demjenigen stehen zu bleiben scheint, was die Kunst schlechterdings und nothwendig leisten muſs, sobald sie nur überhaupt Kunst zu heiſsen verdienen soll;

2. die Stärke der Wirkung, die er dadurch hervorbringt, daſs er seiner Poësie so viel Gehalt und Seele giebt, als nur immer einer sinnlichen Darstellung fähig ist.

Seinen Stoff zu einem reinen Erzeugniſs der dichterischen, und zwar der bildenden Einbildungskraft zu machen, ist sein ganzes und einziges Bestreben. Daher die feste Zusammenfugung aller Theile zum Ganzen;

ie Gröſse und Einfachheit der Züge; die objective,
ein darstellende Manier, und eben daher der Mangel
les fremden Schmucks, aller nicht unmittelbar durch
ie Sache selbst bewirkten Erhebung, alles überflüſsi-
en Colorits.

Er nimmt aber seinen Stoff immer so, wie er einen
berwiegend groſsen Gehalt für den innern Sinn hat
nd doch zugleich für den äuſsern vollkommen gültig
t. Von dem Menschen und der Natur mahlt er die
eele, aber sie immer gestaltet und lebendig. Daher
ine Sentimentalität, das mehr sanfte als glänzende
icht seiner Gemählde, ihre gröſsere Wirkung auf den
eist und das Herz.

Durch beides, dadurch, daſs er die Natur da auf-
nmt, wo ihr Zusammenhang am festesten, die Ver-
andtschaft ihrer Elemente am sichtbarsten ist (in ihrer
istigen Gestalt) und daſs er sie darin ganz objectiv
handelt, wird er im eminenten Verstande bildend,
eminenten Verstande nach Bestimmtheit der Umrisse,
nheit des Ganzen und Ebenmaaſs der Theile stre-
nd. Denn er geht mit aller seiner Kraft bloſs dar-
f aus, die Formen eines groſsen Ideals aufzustellen,
es Ideals, das dem Geist der Menschheit und der
tur (der im Grunde nur Einer und ebenderselbe
) gleich sey.

Von den Mustern des Alterthums unterscheidet er
h durch einen geringeren Gehalt für die Sinne und
e Phantasie, aber durch einen vielfacheren und fei-
ren für den Geist und die Empfindung; und wenn
dies mehr oder weniger mit allen neueren Dichtern

gemein hat, so zeichnet er sich von diesen wieder dadurch aus, daſs er in dieser Verschiedenheit selbst durch Objectivität, Harmonie und die Totalität, die sich in dem Leser durch Ruhe ankündigt, den Alten ungleich näher kommt, als irgend einer von jenen.

Die Seite seines Charakters, von welcher aus derselbe zum Fehlerhaften ausarten kann, und wirklich vielleicht manchmal darein verfällt, ist die Einfachheit seiner Mittel. Was man ihm daher vielleicht hie und da vorwerfen könnte, ist Mangel an Vielfachheit der Handlung und Bewegung, Mannigfaltigkeit der Gestalten, Fülle und Abwechslung der Diction und des Wohlklangs, mit Einem Wort Mangel an sinnlichem Reichthum; was ihn aber auch hier wieder charakterisirt, ist daſs dies nie zum Mangel auch an sinnlicher Individualität ausschlägt. Denn der Bestimmtheit der Umrisse und der Stetigkeit der Bewegung fehlt nie auch nur das Mindeste.

Wenn er in der Reinheit der Formen und dem Seelenvollen des Ausdrucks eine auffallende Ähnlichkeit mit Raphael darstellt, so erinnert er an ihn auch durch ein manchmal dürftig scheinendes Colorit.

XLIX.

Rechtfertigung des bei der Zeichnung dieses Charakters gewählten Ganges.

Um diesen Charakter unsers Dichters so kurz und bestimmt, als es unsre Absicht war, zeichnen, und diese Schilderung zugleich rechtfertigen zu können, glaubten wir den langen Weg einschlagen zu müssen, den wir nunmehr zurückgelegt haben. Da wir auf demselben vorzüglich zwei Dinge zu erörtern hatten, den einfachen Kunstsinn und den hohen intellectuellen und sentimentalen Gehalt des Dichters, so widmeten wir natürlich dem ersteren, als dem Wesentlichsten, zuerst und am ausführlichsten unsre Sorgfalt.

Wir gingen daher von dem Wesen aller Kunst überhaupt aus, und da dies in nichts andrem besteht, als in der Auflösung der Aufgabe: das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln; so suchten wir diejenige dichterische Methode auf, welche die Einbildungskraft am entschiedensten nöthigt, ein gewisses und zwar in allen seinen Formen bestimmtes Bild frei und rein aus sich selbst zu erzeugen.

Zu diesem Behuf schränkten wir die verschiedene Möglichkeit dieser Forderung Genüge zu leisten, nach und nach ein, und setzten:

1. den echt künstlerischen Styl, welcher die Einbildungskraft wirklich productiv macht, und nach Idealität und Totalität strebt, dem Afterstyle entgegen,

welcher entweder nicht rein bloſs auf sie, oder nicht stark genug auf dieselbe einwirkt, und nur zu gefallen oder zu glänzen bemüht ist; (II—XXII.)

2. denjenigen dichterischen, der, da er ganz auf Gestalt und Bewegung, mithin auf Objectivität hinausgeht, sich nah an das Wesen der bildenden Künste anschlieſst, demjenigen, welcher mehr die ausschlieſslichen Vorzüge der redenden (die unmittelbare Darstellung des Gedankens und der Empfindung) geltend macht; (XIII—XIX.)

3. denjenigen epischen, der, indem er den Leser mit seinem Gegenstande gleichsam allein läſst, und die Erinnerung an den Dichter entfernt, und indem er das Bild mehr aus der Phantasie des Zuhörers von selbst hervortreten macht, als es ihr vormahlt, den höchsten Grad der Objectivität erreicht, — demjenigen, der durch die entgegengesetzte Methode dieselbe mehr überhaupt zu Bildern, als zu Einem bestimmten, mehr frei und lebendig, als gesetzmäſsig stimmt. (XX—XXXVII.)

Nachdem wir darauf bei jedem dieser drei Punkte mit Beispielen bewiesen hatten, welcher dieser Style dem gegenwärtigen Gedicht eigen ist, und hierin, so wie in der einfachen Wahrheit des Vortrags (XXXVIII. XXXIX.) seine Ähnlichkeit mit den Werken der Alten gezeigt hatten; so konnten wir nunmehr von der Art seines Stoffs, von der Eigenthümlichkeit reden, durch die es sich wieder von jenen unterscheidet (XL—XLVII.) und damit die Schilderung seines individuellen Charakters vollenden.

L.

Flüchtiger Blick auf das Verhältniſs des Charakters unsers Dichters überhaupt zu dem besondern dieses Gedichts.

Vielleicht aber scheint es, als hätten wir uns in dem Vorigen zu viel mit dem Künstler überhaupt, und mehr als mit seinem neuesten vorliegenden Werke, beschäftigt. Wenn dieser Vorwurf gegründet ist, so zeigt er nur, wie rein sich die ganze Individualität desselben gerade in diesem seinem Werke spiegelt. Und dies ist in der That der Fall. Kein andres der Göthischen Gedichte stellt den ganzen Inbegriff seines Dichtercharakters so sichtbar dar, obgleich einzelne Seiten desselben in andern natürlich, und gerade darum, weil es die früheren waren, stärker und glänzender erscheinen. Allein wenn jenes Ganze selbst auftreten sollte, muſste es sich durch die Zeit und mannigfaltige Übung sammeln und reinigen, und die Stimmung, welche dies Product hervorzubringen vermochte, muſste erst durch Erfahrung und Reife vorbereitet werden. Dies fühlt man sehr deutlich, sobald man sich diese Stimmung auch nur einiger Maſsen vorzustellen versucht.

Denn wenn es je einen Mann gab, dem die Natur ein offnes Auge verliehen hatte, alles, was ihn umgiebt, rein und klar und gleichsam mit dem Blick des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenstän den des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzt, und vor dem kein Kunstwerk, dem nicht verständige und regelmäſsige Anordnung, kein Raisonnement, dem nicht geprüfte Beobachtung, keine Handlung besteht, der nicht consequente Maximen zum Grunde liegen; wenn dieser Mann dann durch sein ganzes Wesen zum Dichter bestimmt, und sein ganzer Charakter so durchaus mit dieser Bestimmung Eins geworden ist, daſs seine Dichtung selbst überall das Gepräge jener Grundsätze und Gesinnungen an der Stirn trägt; wenn derselbe endlich eine Reihe von Jahren durchlebt hat, wenn er, mit dem classischen Geiste der Alten vertraut, und von dem besten der Neueren durchdrungen, zugleich so individuell gebildet ist, daſs er nur unter seiner Nation und in seiner Zeit emporkommen konnte, daſs alles Fremde, was er sich aneignet, danach sich umgestaltet, und er sich nur in seiner vaterländischen Sprache darzustellen vermag, in jeder andern aber, und zwar gerade für seine Eigenthümlichkeit, schlechterdings unübersetzbar bleibt; wenn es ihm nun so gelingt, die Resultate seiner Erfahrungen über Menschenleben und Menschenglück in eine dichterische Idee zusammenzufassen, und diese Idee vollkommen auszuführen — dann muſste, und nur so konnte ein Gedicht, wie das gegenwärtige ist, entstehen. Denn so unzertrennbar vereint ist der so eben geschilderte Charakter darin ausgedrückt, daſs es nicht möglich ist, einen einzelnen Zug davon allein herauszuheben: so innig verknüpft es den einfachen Sinn des Alterthums mit der fortschreitenden Cultur neuerer Zeit; und so durchaus scheint es aus einem Geiste geflossen, der in der ganzen Individualität der wirklichen Verhältnisse, die ihn umgeben, alle Hauptformen menschlichen Daseyns rein und wahr in sich aufgenommen hat, und aus dem sich wiederum alle, wie aus Einem Mittelpunkt, ableiten lassen.

Auch konnte ein solches Product nur aus der Reife eines erfahrungsreichen Lebens hervorgehn; was so geschildert ist, muſs mit eignen Augen gesehn seyn, und was hierbei vorzüglich Bewunderung erregt, ist, mit dieser Reife zugleich diese jugendliche Frische der Phantasie, dies Leben in der Darstellung, diese Zartheit und Lieblichkeit in der Schilderung von Empfindungen gepaart anzutreffen.

LI.

Zwiefache Beurtheilung eines Kunstwerks.

Von der zwiefachen Art der Beurtheilung, welcher man jedes Kunstwerk unterwerfen sollte, haben wir nunmehr die eine vollendet; es bleibt uns jetzt noch die andre übrig.

Jedes Kunstwerk nemlich kann, wie der Künstler selbst, der es hervorbringt, als ein eignes Individuum angesehen werden. Es ist ein lebendiges Ganzes, es hat eine eigne innere Kraft, ein Lebensprincip, durch welches es eine bestimmte Wirkung äuſsert. So haben wir Herrmann und Dorothea bis hierher betrachtet. Ohne uns noch in die Erörterung seiner einzelnen Theile einzulassen, ohne es festgesetzten Regeln anzupassen, haben wir bloſs die Wirkung geschildert, die es hervorbringt, die Ursachen derselben aufgesucht, und dadurch nur seine Natur im Allgemeinen, ihrem Grade und ihrer Gattung nach, bestimmt.

Aber auſser dieser seiner innern Natur gehört jedes Gedicht auch noch, seiner äuſsern Beschaffenheit nach, zu einer besondern Gattung von Kunstwerken, und hat in dieser Hinsicht besondren Forderungen Genüge zu leisten, besondre Regeln zu befolgen. Mit diesen Regeln haben wir daher das unsrige noch jetzt zu vergleichen. Denn nur beides zusammengenommen, sein innrer Charakter und seine äuſsre Regelmäſsigkeit, bestimmt die Vortreflichkeit desselben.

Die erstere Art der Beurtheilung kann man bei Kunstwerken, in einem vorzüglicheren Sinne dieses Worts, die ästhetische nennen, da sie den eigentlichen Kunst-Charakter ihres Gegenstandes, seinen echt künstlerischen Werth, sein Verhältniſs zum Ideale bestimmt; die letztere die technische, da sie denselben nicht mit einem Ideal, das nie ganz erreicht werden kann, sondern mit Regeln und Gesetzen vergleicht, die streng und vollkommen erfüllt werden müssen.

Daſs man beide zu selten mit einander verbindet, ist groſsentheils an einer gewissen ästhetischen Einseitigkeit Schuld. Denn die mechanischen Köpfe, welche nur für Regeln Sinn haben, vernachlässigen immer den ursprünglichen Gehalt an Originalität und Kraft, und die heftigen und regellosen setzen sich beständig über die nothwendige Achtung der Technik hinaus.

LII.

Epische Dichtung. — Unbestimmtheit des gewöhnlichen Begriffs derselben.

Daſs **Herrmann und Dorothea** überhaupt genommen zur Gattung der epischen Gedichte gehört, ist so offenbar, daſs wir es auch schon durch das ganze bisherige Raisonnement hindurch stillschweigend vorausgesetzt haben. Niemand kann abläugnen, daſs es die Darstellung einer Handlung und zwar die einer Handlung von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende ist. Aber von einem epischen Gedicht bis zur eigentlichen Epopee ist noch beinah eben so weit, als von einem bloſs tragischen zur Tragödie, und wir kommen daher erst jetzt zu der genaueren Untersuchung, in wie fern es auch diesen letzteren stolzeren Namen verdient?

Was ästhetische Beurtheilungen in der That schwierig macht, ist der Mangel einer vollständigen, gar nicht (das wäre zu viel verlangt) allgemeingültigen, aber nur consequenten, und mit den gerechten Ansprüchen eines echten Kunstsinns zusammenstimmenden Ästhetik, auf deren Gesetze man sich mit wenigen Worten beziehen könnte. So lange man eine solche entbehrt, befindet man sich immer in der unangenehmen Verlegenheit, die einzelne Beurtheilung durch die Entwicklung theoretischer Grundsätze unterbrechen zu müssen, und so müssen auch wir hier der Theorie des epischen Gedichts eine eigne vorläufige Erörterung widmen. Um uns aber durch diese Abschweifung nicht zu weit von unsrem Gegenstand zu entfernen, werden wir uns begnügen, bloſs den Begriff desselben zu bestimmen, und aus demselben nur seine höchsten und daraus zunächst herflieſsenden Gesetze abzuleiten.

Fast bei keiner andern Dichtungsart ist man so sehr um eine genügende Definition verlegen, als bei der epischen. Die mannigfaltigen Gattungen erzählender und beschreibender Gedichte sind so nahe mit einander verwandt, und scheinen sich durch so wenig wesentliche Merkmale von einander zu unterscheiden, daſs es schwer ist, dasjenige zu bestimmen, was die eigentliche Epopee charakterisirt. Diese Schwierigkeit wächst noch dadurch, daſs die vorhandenen Muster dieser Dichtungsart genau genommen so wenig mit einander gemein haben, und höchstens bloſs darin, daſs sie insgesammt Erzählungen von Handlungen sind, kaum aber nur darin, daſs jedes derselben auch nur die Darstellung einer einzigen wäre, mit einander übereinkommen. Man hat daher von jeher andre und andre, und meistentheils bloſs minder wesentliche Nebenbegriffe, wie z. B. die Mitwirkung der Götter, den Gebrauch des Wunderbaren, die Nothwendigkeit heroischer Personen, die sehr unbestimmte Vorstellung der Gröſse und Wichtigkeit der Handlung u. s. f. der Definition mit beigemischt, und dagegen nicht genug dasjenige herausgehoben, worin eigentlich das Wesen der Epopee besteht, und woraus die wichtigsten Geſetze dieser Dichtungsart herflieſsen.

LIII.

Methode der Ableitung der verschiedenen Dichtungsarten.

Aber diese Unbestimmtheit, die wir so eben rügten, war auch auf dem Wege, den man bisher immer einschlug, nicht leicht zu vermeiden. Man blieb nemlich immer nur bei dem Objecte, bei dem Producte des Dichters stehen, und wir haben schon im Vorigen bemerkt, und mit einigen Beispielen bewiesen, daſs man bei ästhetischen Untersuchungen sich vielmehr an die Stimmung seines Geistes und an die Natur der Einbildungskraft wenden muſs.

Besonders aber sollte man sich bei verschiednen Gattungen von Gedichten oder Dichternaturen schlechterdings nicht begnügen, die Erklärungen derselben aus wirklichen vorhandenen Mustern zu beweisen. Diese Muster selbst müssen ja erst nach ihnen geprüft und beurtheilt werden. Sie können den Titel ihrer Rechtmäſsigkeit, als eigne Gattungen überhaupt, und als diese so und so bestimmte insbesondre, aus nichts andrem, als aus der Natur der Einbildungskraft und der verschiedenen Möglichkeit dichterischer Wirkungen ableiten. Denn nur in so fern es der allgemeinen Beschaffenheit unsrer Phantasie nach eine dichterische Stimmung giebt, die von allen andren wesentlich verschieden ist, kann derselben eine eigne Gattung entsprechen, sey es eine eigne Dichtungsart, oder eine eigne Dichter-Individualität, je nachdem jene Stimmung ein verschiednes, oder nur eine (subjectiv) verschiedne Behandlung desselben Objects verlangt.

Dies also ist die Quelle, zu welcher man immer zurückkehren muſs. Der Eintheilungsgrund aller wesentlich verschiednen Dichtungsarten ist allein die Natur der dichterischen Einbildungskraft und des allgemeinen Zustandes der Seele, den sie in jeder einzelnen bearbeitet. Die Untersuchung dieser beiden Stücke, für sich und in ihrer Verbindung, giebt den Charakter jeder einzelnen Dichtungsart, die subjective Stimmung, aus der sie entsteht, und die sie wiederum hervorbringt, und aus dieser läſst sich die objective Definition ableiten.

LIV.

Allgemeiner Charakter der Epopee. — Aus welcher Stimmung der Seele das Bedürfniſs zur epischen Dichtung herflieſst?

Wenden wir diese eben beschriebene Methode auf unsern Gegenstand an, so sind die Hauptbestandtheile der Wirkung, welche der epische Dichter hervorbringt, lebendige sinnliche Thätigkeit, fortreiſsendes Interesse an der Entwicklung der dargestellten Begebenheit, uneigennützige Ruhe, und ein weiter und groſser Überblick über die Natur und die Menschheit, und ihr gegenseitiges Verhältniſs gegen einander.

Daher verlangt man objectiv eine wichtige und merkwürdige Handlung, welche eine Masse von Individuen in groſse Bewegung setzt, heroische Personen und Theilnahme höherer Naturen, wodurch der Einbildungskraft der nöthige Schwung ertheilt wird, und einen gewissen Umfang des Plans, innerhalb dessen man durch eine gewisse Menge von Objecten geführt wird. Das Charakteristische der epischen Dichtung scheint also darin zu liegen, daſs sie uns ihren Gegenstand auf das lebendigste und sinnlichste darstellt, daſs sie durch denselben unserm Blick groſse und weite Aussichten eröffnet, und uns in einer solchen Höhe über denselben erhält, in der wir nur theilnehmende Beobachter sind, ihn selbst aber immer als etwas Fremdes auſser uns ansehen.

Alles dies nun trifft in derjenigen Stimmung zusammen, in welcher sich unser Gemüth in dem Zustande ruhiger aber lebendiger Beschauung befindet; dieser Zustand ist es daher, der in dem epischen Gedicht seine Befriedigung sucht, und wir dürfen folglich mit Recht hoffen, durch die genauere Untersuchung desselben unserm Ziele näher zu kommen.

LV.

Zustand allgemeiner Beschauung entgegengesetzt dem Zustande einer bestimmten Empfindung.

Es giebt offenbar in dem menschlichen Gemüthe zwei Zustände, welche sowohl in Rücksicht auf ihren Gegenstand, als in Rücksicht auf die Veränderungen, die sie in uns hervorbringen, unter allen am weitesten von einander verschieden sind, und alle übrigen, deren dasselbe fähig ist, wie unter zwei groſse Classen zusammenordnen: den Zustand **allgemeiner Beschauung**, und den einer **bestimmten Empfindung**.

In dem einen herrscht das Object, in dem andern das Subject. Jener, in seiner gröſsesten Vollkommenheit genommen, entsteht durch die Verbindung der äuſsern Sinne mit unsrem intellectuellen Vermögen, das mit ihnen darin übereinkommt, daſs es sich von dem Gegenstande vollkommen scharf und deutlich absondert, und diesen letzteren bloſs in Beziehung auf ihn selbst, und ohne alle eigennützige Absicht auf eigenen Gebrauch oder Genuſs betrachtet. Dieser entspringt aus der verbundenen Thätigkeit des Gefühls und des Begehrungsvermögens, und alle Objecte werden in demselben auf das eigne Bedürfniſs oder die eigne Neigung bezogen. Jener zeichnet sich in Rücksicht auf den Gegenstand durch Umfang und Totalität, in

Rückſicht auf die innere Stimmung, durch Ruhe aus; wer ſich in demſelben befindet, ſucht in der Menge der Objecte durch Beſchränkung der einen durch die andern die individuelle Form eines jeden, in ihrer Verbindung Zuſammenhang, in ihren Beziehungen Wechſelwirkung, in ihrem Seyn und Weſen überhaupt Wirklichkeit, und durch die Feſtigkeit ihrer gegenſeitigen Verbindungen wenigſtens bedingte Nothwendigkeit. Die Empfindung hingegen, die immer von dem beſtimmten Verhältniſs ihres Zwecks zu ihrer Begierde ausgeht, flieht alle Beſchränkung, kennt nur Einen Gegenſtand, welchem alles andre weichen muſs, ſtrebt nach einſeitiger Befriedigung, lebt in der Möglichkeit, und ſucht bloſs Wirklichkeit.

In dem Zuſtande der Beſchauung liegt von ſelbſt immer etwas Allgemeines und Idealiſches, da unſre intellectuelle Natur, die nie auf etwas andres hinausgehen kann, darin hauptſächlich thätig iſt. Die Empfindung behält auch dann noch, wenn ſie durch die praktiſche Vernunft oder die Einbildungskraft zu vollkommner Reinheit geläutert iſt, wenigſtens die Form ihres urſprünglichen Charakters. Denn die Beziehung auf das Subject bleibt darin, unter jeglicher Umwandlung, immer dieſelbe.

Wenn daher die Kunſt dieſe beiden Zuſtände dichteriſch benutzen will, ſo hat ſie in jedem zweierlei zu vertilgen; in dem erſteren: das proſaiſche Detail der von Phantaſie entblöſsten Beobachtung und die Trockenheit der intellectuellen Anſicht; in dem letzteren: die eigennützige Beziehung auf den wirklichen Besitz, und die daraus entstehende Beschränkung des Gegenstandes selbst. Jenem muſs sie die lebendige Sinnlichkeit, diesem die idealische Leichtigkeit der Phantasie einhauchen.

LVI.

Besondere Schilderung jenes allgemein beschauenden Zustandes.

Wenn wir den Zustand der Beschauung als einen besondren vor demjenigen allgemeinen, in welchem uns überhaupt die Kenntniſs der Natur auſser uns beschäftigt, herausheben; so ist es, weil er sich durch zwei nur ihm eigenthümliche Merkmahle von allen ähnlichen unterscheidet — durch die gleichmüthige Stimmung der Seele, mit welcher dieselbe, allein durch das allgemeine Interesse des Objects geleitet, ihre beobachtende Aufmerksamkeit gleichmäſsig auf alle Punkte vertheilt, und durch den Umfang der Ansicht, da wir alsdann jeden Gegenstand, und jede Masse von Gegenständen, und so nach und nach das Ganze bis zu seinen äuſsersten Grenzen verfolgen. Daher ist er eben so sehr von dem Zustande der Untersuchung, in dem wir immer auf einen einzelnen bestimmten Punkt losgehn, und mehr in eine Tiefe eindringen, als uns über eine Fläche verbreiten, als von demjenigen verschieden, wo wir die Natur, durch einen Zufall oder einen bestimmten Zweck geführt, nur theilweise erforschen.

In allen diesen Modificationen sind unsere Sinne auf verschiedne Weise gestimmt, und dies unterscheidet schon der gewöhnliche Sprachgebrauch durch sehr bedeutende Ausdrücke. Denn wer gern in der Natur lebt, sie mit klarem, ruhigem und heitrem Auge überschaut, auf Formen, Einheit und Harmonie achtet, dem schreiben wir Lebendigkeit des Sinns; dem emsigen Untersucher, der sich seinen Weg absichtlich und methodisch vorher vorzeichnet und die Lücken unsrer Kenntniſs auf eine gewissermaaſsen systematische Weise ausfüllt, einen scharfen und eindringenden Blick; demjenigen endlich, der den sinnlichen Genuſs, oder wenigstens die Vorstellung desselben in der Phantasie liebt, oder sich an dem Spiel, der Bewegung, der Mannigfaltigkeit erfreut, welche immer die Beschäftigung der Sinnlichkeit begleiten, Feuer der Sinne zu, indem wir uns hierbei mehr die Materie, als die Form der sinnlichen Objecte, oder doch die Wirkung aller sinnlichen Thätigkeit überhaupt auf die Empfindung denken. In der That mahlt auch in Naturen, zu deren Charakter einer dieser Zustände wesentlich gehört, schon der Ausdruck des Auges diese Verschiedenheit auf eine, ihren Bezeichnungen sehr analoge Weise; wie jeder sich leicht überzeugen wird, der sich auch nur Einmal den ruhigen, klaren, männlich festen und prüfenden Blick des bloſsen Beobachters mit dem scharfen, durchdringenden, unruhig suchenden des eigentlichen Forschers, und beide mit dem feurigen, glänzenden und beweglichen des sinnlichen Menschen verglichen zu haben erinnert.

Parteilosigkeit und Allgemeinheit sind daher die Merkmahle, welche jenen Zustand der Beschauung vor allen andern, ihm ähnlichen charackterisiren; und durch beide erhebt er sich zu den höchsten und besten, in welchen der Mensch sich befinden kann. Denn da unsre Thätigkeit in demselben weder auf ein Bedürfniſs, noch auf eine einzelne Absicht bezogen wird, so ist sie von aller Bedingung, die nicht unmittelbar in ihr selbst läge, frei, eine reine Anwendung aller derjenigen unsrer Kräfte, welche der Objectivität, d. h. der Vorstellung äuſsrer Gegenstände, fähig sind, auf das Ganze der Natur.

Auf diese Weise bestimmt, kann dieselbe eigentlich nicht mehr, als zwei verschiedene Gegenstände haben, die physische und die moralische Welt, die Natur und die Menschheit; und auf beide angewandt, bringt sie zwei Wissenschaften, die Naturbeschreibung und die Geschichte zu Stande. Denn der Geschichtschreiber, der sehr wohl von dem Geschichtsforscher und dem bloſsen Erzähler geschehener Begebenheiten zu unterscheiden ist, muſs, gerade wie wir es in jenem Zustande schilderten, das Ganze seines Stoffs übersehen, alle Verbindungen desselben aufsuchen, immerfort unparteiisch vor ihm dastehn, und für alle mannigfaltigen menschlichen Empfindungen und Lagen Sinn haben, um jede, die er vor sich erblickt, in ihrer Eigenthümlichkeit zu verstehen.

LVII.

Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung mit der Thätigkeit der dichterischen Einbildungskraft. — Entstehung des epischen Gedichts.

Wenn nun die dichterisch gestimmte Einbildungskraft einen solchen, so wesentlich von allen anderen unterschiedenen, so bestimmt charakterisirten Zustand in der Seele vorfindet, so kann sie nicht anders, als versuchen, diesem in ihrem Gebiet eine entsprechende Form zu schaffen; und dieser Versuch ist es, durch welchen das epische Gedicht entsteht. Denn wir dürfen uns nur vorstellen, was die Kunst aus diesem Zustande, wenn sie sich desselben ganz und einzig bemeistert, machen kann, um sogleich auf alle wesentliche Bestandtheile der Epopee zu kommen.

Objectivität, Partailosigkeit und Umfang der Ansicht waren die Hauptmerkmahle jener beschauenden Stimmung unsres Gemüths. So lange dasselbe es aber bloſs mit wirklichen Gegenständen zu thun hat, fühlt es immer einen zwiefachen Mangel, den einen in Rücksicht auf seine Intellectualität — daſs er nie alle Seiten seines Objects übersehen, nie alle Verbindungen daran auffinden, es nie als ein nur durch sich selbst bestehendes, von allem andren unabhängiges Ganzes betrachten kann — den andren in Rücksicht auf die Sinnlichkeit — daſs nicht allein die Beobachtung immerfort Lücken läſst, welche nur der Verstand durch Schlüsse ausfüllen kann, sondern daſs auch die Verbindung des Ganzen immer nur auf einem Zusammenhang nach Begriffen, nicht auf sinnlicher Einheit beruht.

Diesen beiden Mängeln hilft die dichterische Einbildungskraft auf einmal ab, indem sie den Gegenstand, ihn zugleich der Wirklichkeit und dem Begriff entziehend, zu einem idealischen Ganzen macht. Da nun nichts mehr übrig bleiben kann, was nicht durchaus sinnlich wäre, und nichts mehr, was nicht, als Theil des Ganzen, mit allem Übrigen in Verbindung stände: so findet jene beschauende Gemüthsstimmung nirgends so sehr, als in ihr, ihre vollkommne und genügende Befriedigung.

Die höchste Objectivität fordert die lebendigste Sinnlichkeit, und jene Allgemeinheit der Übersicht ist unmöglich, wenn man sich nicht zu einer gewissen Höhe über seinen Gegenstand erhebt, und ihn von da aus gleichsam beherrscht. Daher sind die beiden Hauptbestandtheile in dem Begriff der Epopee: Handlung und Erzählung. Nur wo Handlung ist, ist auch Leben und Bewegung, und durch Erzählung, dadurch daſs der, auf welchen eingewirkt werden soll, nur Zuhörer, nicht Zuschauer ist, wird der Gegenstand unmittelbar vor den Sinn und den Verstand gebracht, und kann die Empfindung nur erst, wenn er durch dies Gebiet hindurchgegangen ist, berühren.

Der Begriff der Handlung ist dem epischen Gedicht so wesentlich, daſs wir noch einen Augenblick bei demselben verweilen müssen. Er ist auf der einen Seite dem eines bloſsen Zustandes, auf der andern dem einer Begebenheit entgegengesetzt. Die bloſse Beschreibung eines Gegenstandes hat immer etwas Kaltes und Einförmiges; da bei ihr der Stoff ohne alle Bewegung ist, so kann sie diese nur durch die Behandlung erhalten. Aber die bloſse Bewegung allein ist noch bei weitem nicht hinreichend. Wo das höchste Leben und die höchste Sinnlichkeit gefordert wird, da muſs man eine bestimmte Kraft in Thätigkeit erblicken; da muſs ein Streben nach einem bestimmten *Ziele* vorhanden seyn, das uns für den gelingenden oder fehlschlagenden Erfolg im Voraus besorgt macht. Dies ist es, was dem Begriff der Begebenheit mangelt. Schon der unpersönliche Ausdruck des Begebens kündigt unmittelbar einen Vorfall an, der nicht durch Eine, wenigstens nicht durch eine bekannte Ursache, sondern mehr durch Zufall, durch das Zusammenkommen vieler, einzeln nicht bemerkbarer Umstände bewirkt worden ist. Nicht allein nun daſs die Erzählung eines solchen Ereignisses nicht das Leben, die sinnliche Bewegung der Erzählung einer wirklichen Handlung besitzen kann; so ist sie auch nicht, wie diese, einer gleich dichterischen Einkleidung fähig. Um die Einheit hervorzubringen, welche der Kunst allemal eigen ist, muſs in dem Stoff selbst schon eine gewisse Anlage befindlich seyn, für sich ein abgesondertes Ganzes zu bilden; wenigstens muſs derselbe eine bestimmte Kraft in sich enthalten, deren Richtungen der Dichter verfolgen kann.

Daher kommt es, daſs der Roman, der immer Begebenheiten darstellt, ob er gleich in Absicht seines Umfangs und der Verknüpfung seiner Theile zum Ganzen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem epischen Gedicht an sich trägt, dennoch so wesentlich von demselben verschieden ist, daſs, da dies auf der höchsten Stufe aller darstellenden Poësie steht, es von ihm noch unausgemacht ist, ob er nur überhaupt ein wahres Gedicht und ein reines Kunstwerk genannt werden kann. Wenigstens wird man nicht mit Unrecht anstehn, ihm diesen Rang einzuräumen, wenn man bedenkt, daſs er mit der wesentlichen Bedingung jedes Gedichts, mit einer rhythmischen Einkleidung, schlechterdings unverträglich ist, und ein Roman in Versen ein abgeschmacktes Product seyn würde.

Weiter ist es daher nicht möglich, den Begriff der Epopee zu verfehlen, als wenn man die Nothwendigkeit der Handlung in ihr abläugnet, und ihr statt derselben Begebenheiten unterschieben will.

Was nun aber diese Handlung und die Erzählung derselben so individualisirt, daſs sie die Epopee vor allen übrigen Gattungen erzählender Gedichte in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnen, ist die Natur jener beschauenden Stimmung des Gemüths und der dichterischen Einbildungskraft, und die Wechselwirkung, in welche beide hier mit einander treten. Diese drei Stücke haben wir daher noch besonders zu untersuchen.

LVIII.

Eigenschaften des Zustandes allgemeiner Beschauung.

Wenn der Künstler die innre Harmonie des Gemüths nicht durch Miſsklänge stören will, so darf er seinen Gegenstand auf keine andre, als auf eine, der Stimmung, auf die er überhaupt hinarbeitet, analoge Weise behandeln. Diese nun ist bei dem epischen Gedicht der Zustand klarer, ruhiger, aber sinnlicher Betrachtung. Je sinnlicher dieselbe ist (und davon hängt doch ihr künstlerischer Werth ab), desto mehr muſs sie Leben, Bewegung und Handlung suchen; aber indem sie auſser sich Thätigkeit zu sehen verlangt, kann sie keine andere fordern, als die, welche in ihr, zugleich neben ihr selbst, ohne sie zu zerstören, bestehen könnte. Es muſs daher eine solche seyn, die entweder über die ihr im Wege liegenden Hindernisse den Sieg erhält, oder sich wenigstens, wenn sie auch unterliegt, nicht in allem ihrem Beginnen gehemmt, sondern nur eine andre Richtung zu nehmen genöthigt fühlt. Der Kampf, in welchem der epische Dichter den Menschen mit dem Schicksal zeigt, und ohne den es nie eine groſse sinnliche Bewegung giebt, muſs sich in Sieg, oder in Frieden und Versöhnung, nicht in Niederlage und Verzweiflung endigen. Denn sonst wird die Ruhe aufgehoben, welche die erste Bedingung jenes rein beschauenden Zustandes ist; das eigne

Gemüth nimmt einen überwiegenden Antheil, wir steigen von der Höhe herab, die uns über unsern Gegenstand erhalten sollte, und mischen uns selbst als Theilnehmer unter die handelnden Personen.

Allein wenn der epische Dichter sich hüten muſs, jene Ruhe zu zerstören, so muſs er sich noch mehr in Acht nehmen, sie gar nicht in Gefahr zu bringen. Denn gerade dieselbe energisch zu machen, aus der Verbindung derselben mit lebendiger Thätigkeit männlichen Muth hervorgehn zu lassen, ist er vorzugsweise vor allen andren bestimmt. Was wir vorhin sagten, braucht er daher nur im Ganzen zu erreichen; im Einzelnen kann er seine Leser erschüttern, wie stark und nah er will an den Abgrund der Furcht und des Entsetzens führen; vielmehr, je besser er dies zu thun versteht, desto stärker ist seine letzte endliche Wirkung. Seine Kunst, das Gemüth zu beruhigen, muſs eigentlich die seyn, es mannigfaltig genug zu erschüttern, es von einer Bewegung zur andern zu führen, eine Empfindung durch die andre zu modificiren, und so jede einzelne zu hindern, sich des Gemüths ausschlieſslich zu bemächtigen.

Aus der Totalität seiner Darstellung muſs die Ruhe, die er bewirkt, hervorgehn, und diese Totalität ist also das zweite Erforderniſs seiner Gattung. Wir haben schon im Anfange dieser Blätter gesehen, daſs jeder Dichter überhaupt nothwendig immer, sobald er nur rein und allein auf die Einbildungskraft einwirkt, eine gewisse Totalität erreicht, indem er uns deutlich seine Gegenstände in eine Welt hinüberträgt, in welcher sie das Einseitige und Ausschlieſsliche verlieren, das sie in der Wirklichkeit entstellt. Allein der epische Dichter braucht diese Eigenschaft noch in einem andren und engeren Sinn. Er muſs unsern Blick wirklich so viel umfassend und allgemein, als nur immer möglich, machen, ihn immer auf die ganze Lage der Menschheit in der Natur richten. Indeſs kommt es auch bei ihm nicht darauf an, wie groſs gerade der Kreis von Gegenständen sey, den er durchläuft, sobald er nur die Stimmung hervorbringt, die wir eben beschrieben haben: die Stimmung, in der wir für alle Objecte offen sind, für alle Sinn haben, und durch ein überwiegendes und allgemeines Interesse zur bloſsen Betrachtung hingezogen werden. Denn in dieser Stimmung herrschen von selbst die Kräfte, welche unmittelbar für sich Totalität mit sich führen.

LIX.

Eigenschaften der dichterischen Einbildungskraft in Beziehun auf jenen Zustand.

Die dichterische Einbildungskraft hat dem Stoff de epischen Dichters; um ihn in seiner ganzen Stärk wirken zu lassen, zwei Eigenschaften mitzutheilen Sinnlichkeit und Einheit. Beide werden in denjenigen Modificationen, die sie zu epischer Sinnlichkeit und epischer Einheit machen, durch den allgemeinen Geist dieser Dichtungsart bestimmt.

Dieser besteht darin, dem Zuhörer die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange vor die Augen zu legen in ihm allein seine beschauenden Kräfte herrschend zu erhalten, dieselben aber zu der höchsten Stärke und zu vollkommener Harmonie anzuspannen, und die alles endlich allein durch die Einbildungskraft auszuführen. Er hat daher nur Gestalt und Bewegung zu suchen, darf sich nicht einmal begnügen, nur die eine oder die andre, sondern muſs immer beide miteinander vereint, lauter bewegte Gestalten aufstellen, muſs immer allein für das Auge und den Sinn arbeiten, oder, wenn er andre Sinne und andre Empfindungen ins Spiel zieht, doch ihre Wirkung immer jenem Haupteindruck unterordnen.

Aber das Auge will nicht bloſs durch bestimmte Formen, durch sorgfältig gezeichnete Umrisse gehörig geleitet, es will auch belebt werden. Er muſs daher die Trockenheit einer bloſsen Zeichnung vermeiden, Licht und Schatten, Farben, mit Einem Wort Colorit suchen, aber dies Colorit wieder nur der Eigenthümlichkeit seiner Gattung gemäſs gebrauchen. Der Sinn, wenn er episch gestimmt ist, lebt in der freien, heitren Natur; der epische Dichter kann also nie genug Licht, genug Sonne, nie eine hinlängliche Fülle von Gestalten, nie genug lebendige Bewegung derselben, nie genug reiche und mannigfaltige Farbengebung erlangen. Aber mitten in diesem üppigsten Reichthum muſs nicht nur überhaupt die Form, sondern in ihm selbst auch durchgängige Harmonie herrschen; ein Ton muſs den andern mildern; keiner muſs sich schreiend hervordrängen; die Sinne müssen ergötzt, aber nicht in verwirrendem Taumel mit fortgerissen werden. Der epische Dichter hat daher alles Bunte und Schreiende, alles Grelle und Contrastirende zu vermeiden.

Allein dies, wovon wir bis jetzt redeten, sind nur erst die einzelnen Züge zu seinem Gemählde; die groſse Kunst besteht darin, dies Gemählde selbst zusammenzusetzen. Hierbei indeſs brauchen wir nicht weiter zu verweilen. Diese Kunst ist eben das, womit wir uns in dem ersten Theil dieses Aufsatzes so ausführlich beschäftigt haben, die reine Objectivität, die den Gegenstand in seiner ganzen lebendigen Gestalt vor uns hinstellt. Wir haben gesehen, daſs dieselbe vorzüglich durch die ununterbrochene Stetigkeit der Umrisse bewirkt wird, und das Gesetz dieser Stetigkeit ist daher dem epischen Dichter mehr als irgend einem andern vorgeschrieben.

Der bloſs und ruhig beschauende Sinn ist nie, da er nie von einer einzelnen Absicht, noch einer einzelnen Empfindung ausgeht, auf Einen Gegenstand ausschlieſsend geheftet; er schweift immer auf andre, immer auf alles über, was er zugleich vor sich erblickt, sucht immer eine Menge von Objecten, oder, wenn er in seiner besten Stimmung ist, immer ein Ganzes derselben. Das Werk des epischen Dichters muſs daher, indem es bestimmt ist, auf die ganze Natur eine freie Aussicht zu öffnen, eine Menge von Objecten, eine Mannigfaltigkeit einzelner Gruppen umfassen, und in diesen muſs nun jede Gestalt in ihren einzelnen Theilen, jede Gruppe in ihren einzelnen Gestalten, endlich das Ganze in seinen einzelnen Gruppen durch nirgends unterbrochene Umrisse eine einzige Form bilden. Aber diese Stetigkeit wird auch noch auſserdem durch die erforderliche Bewegung nothwendig. Denn jede Unterbrechung derselben würde eben so gut ein Stillstand in dieser, als eine Lücke in der Gestalt seyn.

Jedes epische Gedicht muſs daher am Ende eine vollkommene Einheit aufstellen; und da dies keine Einheit nach Begriffen (wie in der Naturbeschreibung und Geschichte) seyn darf, so muſs es eine Einheit der Gestalt und der Handlung seyn. Es darf daher nicht mehr als Eine Handlung, und muſs diese als ein sinnliches, durch sich allein vollständiges, von allem auſser sich unabhängiges Ganzes schildern.

Wie sich die epische Einheit noch besonders von der Einheit andrer Dichtungsarten unterscheidet, dies können wir bequemer in der Folge entwickeln, als hier, wo wir es noch nicht sowohl mit den Gesetzen, als nur mit dem Begriff des epischen Gedichts zu thun haben.

LX.

In der Verbindung des Zustandes allgemeiner Beschauung und der dichterischen Einbildungskraft treten der Form nach gleichartige Eigenschaften mit einander in Wechselwirkung. — Einfluſs, welchen dies auf die epische Stimmung ausübt.

Wenn, wie wir im Vorigen gezeigt haben, jede eigne Dichtungsart dadurch entsteht, daſs sich in dem menschlichen Gemüth eine eigne Stimmung vorfindet, deren sich nur die dichterische Einbildungskraft zu ihrem Gebrauche bedient (obgleich in dem Augenblick, wo dies geschieht, immer sie es ist, welche dieselbe hervorruft), so kann das volle Wesen derselben nicht anders, als durch die Verbindung dieser beiden Elemente sichtbar werden.

Wir haben jetzt in Rücksicht auf die Epopee beide: die beschauende Stimmung des Gemüths und die auf sie bezogene Einbildungskraft, einzeln untersucht. Die erstere zeichnete sich durch Objectivität, durch Totalität und durch Einheit, die aber freilich eine Einheit nach Begriffen war, aus; die letztere trug im Ganzen denselben Charakter an sich, auch Objectivität, auch Totalität, auch Einheit, nur aber eine sinnliche, und nur alle diese Eigenschaften, da sie es nicht mit der, immer an sich beschränkten und uns nie ganz verständlichen Wirklichkeit zu thun hat, in gröſserer Vollkommenheit und Reinheit.

Da also die Einbildungskraft hier eine Stimmung des Gemüths bearbeitet, die ihrer eignen Natur schon von selbst nahe kommt, so ist es natürlich, daſs alle jene Eigenschaften in doppelter Stärke auftreten müssen; aber das Wichtigste ist dabei das, was gerade aus dem Umstande selbst entspringt, daſs sie sich an einem, ihr selbst *der Form nach ähnlichen Stoff* versucht. Da von dieser Seite ganz und gar kein Miſsklang entstehen kann, so hat sie, indem sie ihre Form geltend macht, keine Schwierigkeit zu bekämpfen, keinen Streit zu schlichten, keinen Widerspruch aufzulösen. Es muſs also von allen Seiten *Ruhe* hervorgehn:

1) aus der Parteilosigkeit, welche jeder bloſs betrachtenden Stimmung eigen ist;

2) aus der Idealität und der Einheit der Kunst;

3) endlich aus der Anwendung der Kunst auf jene Stimmung, als einen ihr ähnlichen Stoff.

Aber in Rücksicht der Materie ist diese Ähnlichkeit nicht in gleichem Grade vorhanden, da die beschauende Stimmung vermöge des darin zugleich herrschenden intellectuellen Vermögens nicht durchaus sinnlich, und durch ihre bloſs objective Parteilosigkeit und Allgemeinheit gewisser Maſsen kalt und trocken ist. Die Einbildungskraft muſs demselben also von ihrer Sinnlichkeit und ihrem Feuer leihen, und sich daher zu einer Kraft stimmen, welche nicht der rüstigen und furchtbaren gleicht, mit der Hindernisse bekämpft, sondern der wohlthätigen und üppigen, mit der neues Daseyn hervorgebracht, oder schon vorhandnes gestärkt und genährt wird.

Die volle und ruhige Kraft ist es, welche das Leben erhält und erhöht. Denn sie kann nicht aus Armuth erschöpft, und nicht durch Widerstand aufgerieben werden. Keinem andren Dichter kann man daher mit Recht so viel Leben zuschreiben, als dem epischen; und wo fände man auch wohl ein höheres, regeres, sinnlicheres, als in der Ilias und Odyssee?

LXI.

Weitere Schilderung einer rein epischen Stimmung.

So wie der epische Dichter von dem höchsten Leben beseelt ist, so mahlt er auch eigentlich die ganze Dauer desselben, da hingegen der lyrische (um unter diesem Namen alles zusammenzufassen, was jenem entgegensteht) nur einzelne Zustände schildert. Denn er allein bringt eine Stimmung hervor, welche durch das ganze Leben fortdauern kann.

Wie wir es in unsrer eignen Erfahrung wirklich, aber nur dann antreffen, wann wir eine längere Zeit in unsre Erinnerung zurückrufen, so giebt es unsrer Empfindung immer neue Modificationen, läſst dieselben durch die leisesten Übergänge auf einander folgen, und versteht die Kunst, uns die ganze Tonleiter des Gefühls von Saite zu Saite durchzuführen, abstechende Töne durch Zwischentöne zu mildern, erschütternde allmälig vorzubereiten und ruhig verhallen zu lassen. Sowohl objectiv in seinem Gegenstande, als subjectiv in unsrer Einbildungskraft und Empfindung bringt er eine stetige und ununterbrochen zusammenhängende Folge hervor. Wenn der lyrische und tragische Dichter (welche in so fern in Eine Classe gehören) uns oft stoſsweise führen, und uns zuletzt plötzlich auf einer steilen Höhe verlassen; so durchläuft er den ganzen Kreislauf, sowohl den objectiven des Lebens, als der subjectiven der Empfindung, mit uns. Denn er will nicht durch Einen plötzlichen und entscheidenden Streich Rührung und Erschütterung, sondern durch Ebenmaſs und Totalität des Ganzen Erhebung und Ruhe bewirken. Was also das Leben als eine Folge, und eine Folge mannigfaltiger Ereignisse, als ein Ganzes charakterisirt, dies findet man in ihm vollständig, aber in einer einzigen Handlung dargestellt, wieder.

Eine entschiedene Richtung zur epischen Dichtkunst kann daher niemand, als demjenigen eigen seyn, der lieber in der äuſsern Wirklichkeit, als abgesondert und zurückgezogen in sich lebt, der sich mehr mit dem wirklichen sinnlichen Daseyn der Dinge, als mit dem abgezogenen Gedanken und der von aller unmittelbaren sinnlichen Gültigkeit entblöſsten Empfindung beschäftigt; und wiederum, wer hierzu einen entschiedenen Hang hat, und damit dichterisches Genie verbindet, dessen Richtung kann nicht anders, als gleichfalls entschieden episch genannt werden. Dadurch begreift man noch besser, wie sich in dem epischen Gedicht auf einmal alles vereinigt, woraus die klarste Objectivität, die lebendigste Sinnlichkeit, der thätigste Muth, die gröſseste Fülle der Kraft, die allgemeinste Harmonie hervorgeht, und wie sich diese Gattung nothwendig auf den Umfang der Welt und die Dauer des ganzen Lebens ausdehnt. Denn die auf Einen bestimmten Punkt gerichtete Empfindung (um die Natur der epischen Stimmung an derjenigen, die ihr geradezu entgegengesetzt ist, zu zeigen) ist immer ein Zustand der Spannung und Anstrengung, der nicht anders, als nur Momente lang währen kann.

Wenn man das epische Gedicht seines dichterischen Gewandes entkleidet, so bleibt dasjenige übrig, was die Geschichte in ihrer geistvollsten Behandlung, und die Naturbeschreibung in ihrer gröfsten Allgemeinheit gewährt — ein vollkommner Überblick über die Menschheit und die Natur in ihrer Verbindung. Der wesentliche Unterschied liegt nur in dem, was ein reines Werk der Einbildungskraft ist, darin nemlich, dafs der Dichter, um zu einem so allgemeinen Überblick zu führen, nicht, wie jene, wirklich der ganzen Vollständigkeit der Objecte bedarf, sondern einen subjectiven Weg kennt, auch vermittelst eines einzigen Objects gerade dasselbe und in der That noch mehr zu leisten, da er das Gemüth in eine gleichsam unendliche Stimmung versetzt, in der sie über jede, möglicherweise gegebene Anzahl von Objecten hinausgeht. Unter allen Dichtern steht daher der epische auf dem höchsten Standpunct, und geniefst der weitesten Aussicht, und unter allen Dichtungsarten ist die epische am meisten fähig, den Menschen mit dem Leben zu versöhnen, und ihn für das Leben tauglich zu machen.

Zugleich aber kommt keine andre Dichtungsart dem einfachsten und reinsten Begriff der Kunst, der bildlichen Darstellung der Natur, so nahe, und verbindet damit so vollkommen auch den eigenthümlichen Vorzug der Dichtkunst, die Schilderung der Folge der Erscheinungen und der innern Natur der Gegenstände. Mehr als irgend eine andre giebt sie zugleich der

Musik Gestalt, und den bildenden Künsten Bewegung und Sprache.

Aber diese Bewegung ist immer nur in dem Gegenstande, sie reiſst nicht auch zugleich den Dichter und den Leser mit sich fort. Daher ist die Stimmung in beiden immer mehr verweilend, mehr bildend; da hingegen der lyrische Dichter noch in einem buchstäblicheren Sinn, als in welchem Pindar diese Worte braucht, von sich ausrufen kann:

Kein Bildner bin ich!
Nicht ruhet zögernd mein Werk
auf weilendem Fuſsgestell;
nein! mit vollen Segeln,
auf eilendem Nachen
wallet mein Lied dahin!

Denn in der That folgt er selbst dem Wirbel der Empfindung, den er schildert, und eilt, statt bei einzelnen zu verweilen, immer von Bild zu Bild, von Empfindung zu Empfindung fort. Der epische Dichter hält alles, das, woran er schon vorübergegangen ist, und das, wozu er eben erst gelangt, zugleich fest, und vereinigt es in Ein Ganzes; der lyrische bewahrt das, was er hinter sich zurückläſst, nur noch in der Wirkung auf, die es auf das zunächst Folgende ausübt.

LXII.

Definition der Epopee.

Wir glauben jetzt die Stimmung, aus welcher die Epopee entsteht, und die sie hervorbringt, hinlänglich geschildert zu haben; es bleibt uns jetzt nur noch übrig, daraus eine objective Definition derselben zusammenzusetzen.

Aber darin gerade liegt eine nicht geringe Schwierigkeit. Zwar ist es offenbar, daſs die Epopee die dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung ist, auch könnte man noch leicht die Bestimmung hinzufügen, daſs die Handlung als ein sinnliches, für sich selbst bestehendes, von allem auſser sich unabhängiges Ganzes geschildert seyn muſs, wenn dies nicht von selbst schon in den Worten: dichterische Darstellung, enthalten wäre.

Aber immer fehlt noch gerade dasjenige darin, was die epische Stimmung eigenthümlich charakterisirt, das rein Darstellende, die Totalität, die Freiheit von dem Übergewicht einer einzelnen, alleinherrschenden Empfindung. Alle diese Eigenschaften sind aufs höchste nur dunkel in dem einzigen Ausdruck: Erzählung, enthalten; und selbst wenn man sich damit begnügen wollte, so ist das epische Gedicht dadurch wohl von der Idylle und der Tragödie, noch gar nicht aber von allen übrigen poëtischen Erzählungen abgesondert.

Jenen eigentlich epischen Charakter durch objective nähere Bestimmungen der epischen Handlung und der epischen Erzählung auszudrücken, scheint unmöglich. Denn die letztere hat in dieser Hinsicht nicht, was sich einzeln als eine objective Eigenschaft angeben liefse; und bei der ersteren kommt es nicht sowohl auf die Art (da wir bald sehen werden, dafs man jede, sogar eine entschieden tragische, benutzen kann), als allein auf die Behandlung an. Es bleibt also nichts übrig, als die eigenthümliche subjective Wirkung eben so in die Definition des epischen Gedichts mit aufzunehmen, als man dieselbe in der Definition der Tragödie in der Erregung der Furcht und des Mitleids schon lange zu sehen gewohnt ist.

Hiernach könnte man daher das epische Gedicht als eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung definiren, welche (nicht bestimmt, einseitig eine gewisse Empfindung zu erregen) unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt.

Denn nun braucht man nur diesen Zustand genau zu entwickeln, um sogleich zu allen jenen wesentlichen Eigenschaften der Epopee: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abwesenheit aller solcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Ansicht verhindertte, von selbst zu gelangen.

Die Hauptmerkmahle in dieser Definition sind, wie man leicht gewahr wird, der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich ist der letztere wichtig, von welchem auch die ganze Gattung ihren Namen erhalten hat. Streng genommen hätte man aus diesem zugleich ihr ganzes Wesen ableiten können. Denn was nur erzählt wird, das wird schon dadurch von selbst in eine gewisse Ferne gestellt; das kann daher nicht so unmittelbar auf die Empfindung einwirken; das wird mehr in das Gebiet des Verstandes und der bloſsen Betrachtung gezogen; das sieht man daher mit gröſserer Unparteilichkeit, mit mehr Ruhe an; dabei kann man endlich, da es ein abgesondertes Ganzes für sich ausmacht, mehr Verbindung, mehr Totalität aufsuchen. Allein es hätte willkührlich scheinen können, so viel aus einem einzigen Begriff abzuleiten, und auf alle Fälle war es methodischer, auf die allgemeine Quelle aller ästhetischen Wirkungen, auf die Natur des Gemüths und der Einbildungskraft, zurückzugehen.

LXIII.

Unterschied zwischen der Epopee und der Tragödie.

Unter den übrigen Dichtungsarten giebt es vorzüglich drei, welche leicht mit der Epopee verwechselt werden können: die Tragödie, die mit derselben im Begriff der Handlung, die Idylle, die damit im Begriff der Erzählung, und die ganze übrige Classe erzählender, aber nicht epischer Gedichte, die in beiden mit ihr zusammenkommen.

Die Tragödie hat man, wenigstens eine lange Zeit hindurch, für so nahe mit ihr verwandt gehalten, daſs man sie zum Theil sogar eine nur unmittelbar in Handlung gesetzte Epopee genannt hat; und so lange man gewohnt war, alle ästhetischen Grundsätze allein aus den Mustern der Alten zu entwickeln, konnte es dieser Meynung nicht an Anhängern fehlen. Denn bei den Griechen entstand die Tragödie nicht allein in der That aus dem Epos, sondern sie blieb auch in ihrer höchsten Vollkommenheit noch immer in hohem Grade episch, so wie die dichterische Stimmung der Alten sich überhaupt auf eine sehr überwiegende Weise zu dieser Seite hinneigt. Untersucht man aber das Wesen der Tragödie zugleich tiefer und allgemeiner, und sieht man vorzüglich auf die Forderungen, welche dieselbe an die Natur und die Stimmung des Dichters macht; so überzeugt man sich leicht, daſs nirgends sonst zwei sich übrigens ähnliche Dichtungsarten so weit auseinandergehen, und sich so geradezu entgegengesetzt sind, daſs das Wesen der einen nie sichtbarer, als durch eine Vergleichung mit der andern ins Auge fällt. Diese Hoffnung, ein noch helleres Licht über die Natur der Epopee zu verbreiten, ist es, die uns einladet, hier noch bei der Tragödie einen Augenblick zu verweilen.

Über den Begriff der Tragödie ist man ungleich früher, als über den der Epopee, einig gewesen. Daſs die tragische Handlung auf eine einzige Katastrophe hingeht, daſs diese Katastrophe den Menschen im Kampf mit dem Schicksale zeigt, und in dem Zuschauer Furcht und Mitleid zu erregen bestimmt ist, sind fast allgemein angenommene Merkmahle desselben. Offenbar war indeſs der Begriff der Tragödie auch leichter zu entdecken, als der des epischen Gedichts, da jener sich nur auf die Stimmung des Gemüths zu einer einzelnen Empfindung, dieser auf einen ganzen allgemeinen Zustand desselben gründet.

Denn darin liegt gerade der groſse und mächtige Unterschied, daſs die Tragödie auf Einen Punkt versammelt, was der epische Dichter auf eine unendliche Fläche ausdehnt. Beide kommen im Begriff der Handlung, und folglich der Objectivität, beide in den allgemeinen Forderungen der Kunst mit einander überein; um also in ihren Resultaten so weit auseinanderzugehen, müssen sie in der ursprünglichen Gemüthsstimmung verschieden seyn, welche die Einbildungskraft nur dichterisch bearbeitet, und gerade da ist es auch in der That, wo ihre contrastirende Individualität allein anzutreffen ist.

Dem epischen Gedicht haben wir den Zustand der sinnlichen Betrachtung, also einen objectiven, ruhigen und mehr intellectuellen, zugeeignet. Indeſs ist es natürlich, daſs darum in diesem Zustand die Empfindung nicht schweigt; daſs sie vielmehr in ihrer gröſsesten Energie zugleich mit rege wird. Und wie sollte sie es nicht? da so groſse und uns so nahe liegende Gegenstände, als das Schicksal und die Menschheit, alsdann vor uns da stehn, und zugleich unser Blick so erhellt und gestärktist, daſs er sie in ihrer reinsten und eigenthümlichsten Gestalt durchschaut. Wir haben, dies im Vorigen nicht besonders herausgehoben, weil es sich in der That von selbst versteht; diesen Antheil der Empfindung an der Wirkung des epischen Gedichts nicht besonders mit in Anschlag gebracht, weil er in einer schon ursprünglich sinnlichen, und noch dazu allein durch die Hand der Kunst zubereiteten Stimmung unmöglich fehlen kann. Aber jetzt da der Tragödie die Empfindung gewisser Maſsen, als ein ihr ausschlieſslich angehörendes Gebiet angewiesen werden soll, ist es nothwendig dies genauer auseinanderzusetzen. Allerdings wird also durch den epischen Dichter die Empfindung erregt, er hörte auf Dichter zu seyn, wenn er nicht sogar seine Hauptwirkung darauf hinrichten wollte; allein was durch ihn in Bewegung kommt, ist der ganze empfindende Mensch, nicht eine einzelne Empfindung; es ist ferner keine, die wir auf unsern gegenwärtigen augenblicklichen Zustand, vielmehr eine, die wir, da sie durch einen, in eine gewisse Ferne gestellten Gegenstand erregt wird, allgemeiner auf unsre ganze Lage, unser ganzes Daseyn beziehen; es ist endlich noch weniger eine, die unmittelbar durch die Gegenwart des Objects geweckt wird, es ist immer eine dritte Person, der Erzähler, noch zwischen diesem und uns, und so geht auch alles in uns erst durch unser intellectuelles Vermögen hindurch, ehe es unser Gefühl zu berühren im Stande ist.

Dieser Unterschied ist überaus fühlbar, wenn wir die Erwartung vergleichen, welche die Lösung des furchtbaren Räthsels, woran Ödipus Schicksal hängt, und welche der Kampf Hektors und Achills in uns erregt. Wie ungleich ängstlicher und qualvoller ist jene, wie vielmehr bloſs rührend und wehmüthig diese! In beiden Fällen ist unsre Furcht, unser Mitleid gleich stark. Aber der Ton dieser Empfindungen ist anders, da in jenem der Ausgang noch nicht entschieden ist, noch er selbst, in diesem nur seine Erzählung erwartet wird, er selbst aber längst da gewesen ist. Hat der Dichter in diesen beiden Fällen diese Verschiedenheit wohl zu benutzen verstanden, so befinden wir uns in den ersteren in der vollkommensten Ungewiſsheit, selbst dann, wann der Erfolg uns schon vorher bekannt war, und empfinden in dem letzteren, auch noch völlig unbekannt mit der Begebenheit, nur die sanfte Schwermuth, in die uns eine traurige Vergangenheit versenkt, wenn die Erinnerung sie wieder zurückruft.

Diese verschiedene Einwirkung erklärt sich natürlich aus der verschiedenen Form beider Dichtungsarten, daſs die eine uns zum Zuschauer ihres Gegenstandes macht, die andre ihn uns nur, wie aus einer beträchtlichen Ferne, durch Überlieferung zuführt. Aber daſs gerade diese Formen ihnen beiden nothwendig und wesentlich sind, dies ist es, was ihren Charakter bestimmt. Denn in der That lassen sich alle Eigenschaften der Tragödie am leichtesten aus dem Begriff der lebendigen Gegenwart, in die sie ihren Stoff versetzt, ableiten, so wie sich aus dem der Erzählung alle diejenigen entwickeln lassen, welche das epische Gedicht von ihr unterscheiden. Da aber nicht gleich gut auch seine übrigen Eigenthümlichkeiten daraus herfliefsen, so war es besser, eine andre Methode des Raisonnements, als diese, zu erwählen.

LXIV.

Die Tragödie erregt eine bestimmte Empfindung, und ist daher lyrisch.

Der Zustand einer bestimmten Empfindung ist also derjenige, auf welchen der tragische Dichter hinarbeitet, und die Tragödie ist in so fern nur eine besondre, aber zugleich die höchste Gattung der lyrischen Poësie (*): eine besondre, weil sie eine gewisse ein-

---

(*) Es wird befremdend scheinen, die Tragödie hier so dicht an die lyrische Poësie angeschlossen zu sehen. Allein man erinnere sich, daſs ich von ihr hier nur im Gegensatz gegen die epische rede, und daſs der Weg meiner Untersuchung mich gerade auf den Punkt führt, in welchem der Unterschied zwischen beiden am schärfsten ins Auge fällt. Ich habe nemlich die Dichtungsarten nicht sowohl nach ihrer äuſsern Form, als nach der Stimmung unterschieden, die sie in dem Dichter voraussetzen und in dem Leser hervorbringen. Nun ist der einfachste Unterschied zwischen der Epopee und Tragödie unstreitig: die vergangene und die gegenwärtige Zeit. Jene erlaubt Klarheit, Freiheit, Gleichgültigkeit; diese bringt Erwartung, Ungeduld, pathologisches Interesse hervor. Daher drängt die letztere das Gemüth in sich selbst zurück, da die Epopee den Menschen vielmehr in die Klarheit der Gestalten herausführt. Dadurch nun eignet sich die Tragödie offenbar der lyrischen Gattung an. Übrigens aber ist sie, als die Darstellung einer Handlung, eben so sehr als das Epos und vollkommen plastisch. Die Hauptgesetze derselben werden sogar nur aus ihrer plastischen Natur hergeleitet werden können; aber da sie alle zelne Empfindung zu erregen strebt; die höchste, weil sie diese Wirkung durch einen äuſseren Gegenstand, durch die Darstellung einer Handlung, erreicht.

Da die Empfindung überhaupt in jeder dichterischen Stimmung so stark und so allgemein als möglich wirksam seyn muſs; so hält man den Unterschied der beiden Gemüthszustände, welche den epischen und tragischen Dichter bilden, am besten daran fest, daſs in jenem mehr das Object, in diesem zugleich stärker das Subject herrscht. In jenem suchen wir Gegenstände, und verknüpfen sie zu einem Ganzen; obgleich dies Ganze nothwendig Eindrücke in uns zurückläſst, so heften wir uns weniger an ihnen, als an ihrer Ursache, fest. In diesem beziehen wir, was wir sehen, unmittelbar auf unsre Empfindung, eine Nei-

---

durch den lyrischen Zweck, die Erregung der Empfindung, modificirt seyn müssen, so werden die Gesetze der epischen Poësie gar keine Anwendung auf sie finden; da sie hingegen mit den Gesetzen der lyrischen Dichtung in durchgängiger Übereinstimmung stehen müssen. So lange man daher bloſs epische und lyrische Poësie unterscheidet, muſs die Tragödie wirklich mehr der letzteren, als der ersteren beigezählt werden. Unstreitig aber wäre es besser, alle Poësie in plastische und lyrische, und die erstere wieder in epische und dramatische (unter der ich hier bloſs die tragische verstehe, da die Komödie eine ganz eigne Erörterung fordert) abzutheilen. Alsdann würden alle Gesetze der plastischen Dichtung zwar zugleich für die Tragödie gelten; aber man würde bestimmt fühlen, wie mit dem Begriff der gegenwärtigen Handlung unmittelbar auch der Begriff der Empfindung und nothwendige Rücksicht auf die allgemein lyrischen Gesetze gegeben ist.

gang, eine Leidenschaft wird rege, und sie bestimmt nun allein den Antheil, den wir an der Begebenheit nehmen, die sich vor unsern Augen abrollt. Daher geht in der Tragödie alles auf einen einzigen entscheidenden Punkt, gleichsam auf eine Spitze, hin: der Gang ist nicht bloſs ununterbrochen, sondern rasch, die Entscheidung ist plötzlich und abgebrochen, da hingegen in der Epopee alles gleichsam in sich zurückkehrt, immer einen geschlossenen Kreis durchläuft.

In der Tragödie herrscht immer Eine Art des Charakters, der Gesinnung, der Handlungsweise; wenn mehrere auftreten, so erscheinen sie im Kampf, jede will ihr Recht in dem Gemüthe des Zuschauers allein behaupten, und alle lassen es am Ende auf Sieg oder Niederlage ankommen. In der Epopee erhebt ihr mannigfaltiges Entgegenwirken den Zuhörer über sie alle, statt ihn zum Theilnehmer an einer einzelnen Partei zu machen, und ihn selbst in den Kampf mit herabzuziehen. In der Epopee werden ferner nach einander alle Arten der Empfindung erregt; das Lächerliche und das Tragische, das Sanfte und das Erhabene, das Furchtbare und das Liebliche, alles steht harmonisch neben einander, und wir umfassen und bewahren alles zugleich, d. h. unser Gemüth befindet sich in einer Lage, in welcher es keinem dieser Eindrücke ganz angehört, sondern eigentlich nur für alle Sinn hat, allen offen steht. Die Tragödie hat, wenn sie vollkommen ist, denselben Umfang der Töne, aber jeder füllt unsre Seele in dem Augenblick, wo er erschallt, ganz und ungetheilt; sie wirken nicht neben, sie wirken nach einander, das Resultat ist kein Ganzes, worin alle diese Elemente zugleich vorhanden sind, es ist etwas Neues, bewirkt durch eine Reihe durch sie successiv hervorgebrachter Modificationen.

Die Epopee beschäftigt zwar zugleich unsre Sinne und unsre Empfindung; aber da sie uns überhaupt nur zur Beschauung und Betrachtung einladet, so läſst sie uns in verweilender und ruhiger Muſse. Die Tragödie reiſst uns in ihren Gegenstand mit fort, zwingt uns zur Theilnahme an ihrer Handlung selbst. Die erstere nährt und bereichert daher unser Vermögen, unser Wesen im Ganzen; die letztere stählt vorzüglich die Fähigkeit, dies Vermögen auf einen einzelnen Punkt zu richten, unsre Kraft zum Entschluſs und zur That. Die Epopee führt uns in die Welt hinaus, in eine freie heitre und sonnichte Natur; die Tragödie drängt uns in uns selbst zurück, und mit demselben Schwert, mit dem sie ihren Knoten zerhaut, trennt sie auch uns auf einen Augenblick von der Wirklichkeit und dem Leben, das sie uns überhaupt weniger zu lieben, als mit Muth zu entbehren lehrt.

LXV.

Worin beide Dichtungsarten mit einander übereinkommen? und worin sie von einander abweichen?

Will man nunmehr den Unterschied beider Dichtungsarten, nachdem man sich desselben im Allgemeinen nach der Erfahrung und dem wirklichen Eindruck versichert hat, auf durchaus bestimmte Begriffe zurückführen, so muſs man zuerst auf die Entstehung jeder Dichtungsart, darauf nemlich, daſs die dichterische Einbildungskraft einen Zustand bearbeitet, den sie in dem Gemüthe schon vorfindet, zurückgehn, und hernach genau dasjenige absondern, was beide, sowohl in der ihnen zum Grunde liegenden Stimmung, als in ihren letzten Resultaten, mit einander gemein haben. Denn nicht darauf, daſs die eine einseitiger oder weniger vermögend wäre, sondern nur darauf, daſs bei beiden in dem gleichen Umfang und der gleichen Wirkung dieselben Bestandtheile anders gemischt sind, beruhet ihr Unterschied.

Mit einander gemein nun haben beide:

1. daſs, wenn die Stimmung, aus der sie hervorgehn, vollkommen seyn soll, in derselben der ganze Mensch, sein empfindendes Wesen eben so wohl, als sein betrachtendes, thätig seyn muſs;

2. daſs es dieselbe Einbildungskraft, dieselbe Kunst ist, welche beide bildet, und deren Gepräge sie gleich stark an sich tragen sollen.

Verschieden aber sind sie hingegen dadurch:

1. daſs, obgleich beide alle unsre Kräfte in Bewegung setzen, diese doch bei jeder in andrem Verhältniſs und auf andre Weise gemischt sind, jeder also ein verschiedner Gemüthszustand, der Epopee der der Beschauung, in dem das Object, der Tragödie ein zu einer bestimmten Empfindung determinirter, in dem das Subject herrscht, zum Grunde liegt;

2. daſs diese beiden, so wie sie an sich verschieden sind, eben so sich auch verschieden zu der Natur der Kunst verhalten, und daher, von ihr bearbeitet, wieder verschiedene Resultate geben.

Der Zustand der bloſsen Betrachtung führt nothwendig Ruhe, und (in so fern als unser Verstand darin eine bedeutende Rolle spielt) ein Streben nach Totalität mit sich; aber er läſst unser Gefühl sehr unbeschäftigt; unsre Sinne selbst wirken nicht lebendig, unter ihnen vorzüglich nur der kälteste, das Auge, mit.

In dem Zustande der Empfindung haben wir unmittelbar Einen Gegenstand im Auge, und befinden uns nothwendig in einer gewissen Spannung und Unruhe; aber der ganze sinnliche Theil unsres Wesens ist in starker und lebendiger Mitwirkung.

Wenn nun die Einbildungskraft diese beiden Zustände in dichterische Stimmungen umwandeln will, so hat sie dem ersteren ihre Sinnlichkeit, dem letzteren ihre Idealität zu leihen.

Denn der erstere ist ihr der Form nach ähnlich, der Materie nach aber unähnlich; sie muſs ihn daher mit neuer Kraft ausrüsten; aber die Ruhe und Totalität, die sie immer mit sich führt, gehen doppelt stark und fühlbar daraus hervor.

Beide aber soll sie auch in dem andern, der, gerade umgekehrt, in der Materie ihr ähnlich, aber in der Form ihr entgegengesetzt ist, geltend machen. Hier braucht sie also eine andre Art der Kraft, eine solche, welche aus widersprechenden Elementen selbst, etwas Neues zu schaffen vermag.

Hierbei müssen also auch durchaus andre Resultate entstehen.

Um neben der unabänderlichen Einseitigkeit der Empfindung nicht ihre Anforderungen an Totalität aufzugeben, muſs sie, statt eine unendliche Fläche vor uns auszubreiten, einen einzelnen Punkt so gleichsam schwängern, daſs in ihm allein alles enthalten sey; statt den Menschen und die Welt eigentlich darzustellen, einen solchen Zustand der Empfindung hervorbringen, in welchen der volle Eindruck von beiden übergegangen ist, und aus dem das innige Gefühl für beide gleich leicht und voll ausströmen kann.

Um bei der unruhigen Anspannung, die mit der Empfindung immer verbunden ist, noch die ihr eigenthümliche Ruhe zu behaupten, muſs sie den verwegnen Schritt wagen, den Menschen und die Welt, die sie nicht mehr zu schlichten und zu versöhnen im Stande ist, durch einen kühnen Streich auf einmal von einander zu trennen, und dem ersteren dadurch seine Ruhe wiederzugeben, daſs sie ihn, alle seine Kraft in ihm selbst versammelnd, unabhängig und selbstthätig macht.

Da nemlich hier in dem ursprünglichen Zustande des Gemüths, und in dem, welchen die Kunst herrschend machen will, nicht, wie bei dem epischen Dichter, von selbst Harmonie vorhanden ist, so können beide nur durch die Lösung des Widerspruchs verbunden werden, in dem sie stehen, und in der Stimmung, die hierdurch bewirkt wird, bleibt immer etwas Gewaltsames und Heftiges übrig. Dies aber wird in dem Grade gemildert werden, in welchem der Dichter mehr seine Natur, als jenen ursprünglichen Zustand, die Heftigkeit der Leidenschaft, heraushebt; und wie sehr es ihm hierin gelingen kann, lehrt uns das Beispiel der Alten.

LXVI.

Warum die Werke der Alten vorzugsweise eine so groſse Ruhe hervorbringen?

Ein scharfsinniger und geistvoller Kritiker hat bemerkt, daſs die Werke der Alten eine hohe und würdige Ruhe hervorbringen, da uns die der Neuern hingegen in einer unruhigen Spannung lassen; und diese Bemerkung ist, wenn sie sich auch nicht so durchgängig bestätigt finden sollte, da man wohl Sophokles Ödipus gegen das Erstere, und Göthe's Iphigenia gegen das Letztere anführen könnte, im Ganzen gewiſs äuſserst wahr.

Die Alten bringen allerdings mehr Harmonie und Ruhe hervor:

1. weil sie durchaus mehr episch, als lyrisch sind;

2. weil sie die reine Natur der Kunst vollkommner darstellen;

3. weil sie sich diese Arbeit weniger, als die Neueren, durch einen an Gedanken- und Empfindungs-Gehalt zu reichen Stoff erschweren.

LXVII.

Unterschied zwischen der Epopee und der Idylle. — Charakter der letzteren in Rücksicht auf die Stimmung, aus der sie herfliefst.

Noch weniger als die Tragödie, ist die **Idylle** bisher von der Epopee durch sichre und zugleich wesentliche Merkmahle unterschieden worden. Die erstere konnte, da sie eine ihr allein eigenthümliche Form hat, wenigstens nie mit derselben verwechselt werden; die Grenzen der letzteren hingegen scheinen mit denen des epischen Gedichts wenigstens in einzelnen Fällen so in einander zu laufen, dafs man nicht sowohl fragen darf, **wie?** als vielmehr ob beide nur überhaupt so wesentlich von einander verschieden sind, dafs sie in keinerlei Ausdehnung (die man ihnen beiden, und zwar innerhalb ihres Begriffes, zu geben im Stande ist) mit einander zusammentreffen? Um dies gehörig zu untersuchen, wollen wir von dem gewöhnlichen Begriff beider Dichtungsarten ausgehen, und sehen, wohin uns die genauere Entwicklung desselben führen wird.

Unter dem Namen der Idylle pflegt man den ganzen Theil der Poësie zusammenzufassen, welcher mehr ein häusliches Familienleben, als eine Existenz in gröfseren Verhältnissen, mehr ruhige als unternehmende Charaktere, mehr sanfte und friedliche Gesinnungen, als heftige Aufwallungen und Leidenschaften schildert, und vorzugsweise bei der Freude an der Natur und in dem engen, aber lieblichen Kreise unschuldiger Sitten und einfacher Tugenden verweilt. Wo also diese Einfalt und Unschuld herrscht, dahin versetzt uns der Idyllendichter, in das Erstlingsalter der Menschheit, in die Welt der Hirten und Pflüger. Mit der Epopee hingegen verbinden wir vor allem nur den Begriff der Darstellung einer Handlung, und verbannen jene einfache Unschuld so wenig aus derselben, daſs sogar einige der lieblichsten und anmuthigsten Idyllenscenen in epischen Gedichten enthalten sind, wie z. B. die Hochzeit der Kinder Menelaos in der Odyssee, und die Ankunft Eminias bei der Hirtenfamilie im Tasso.

Die einzigen Unterschiede, die sich hiernach festsetzen lieſsen, wären also bloſs die, daſs die Idylle wenigstens nie einen heroischen Stoff, oder heroische Charaktere aufnimmt, und daſs sie nicht, wie die Epopee, nothwendig Handlung braucht. Allein auch von dem epischen Gedicht ist es wenigstens noch nicht ausgemacht (und wir werden diesen Punkt gleich in der Folge berühren), ob es nothwendig einen heroischen Stoff darstellen muſs; und die Idylle kann durchaus voll Handlung seyn, ohne darum weniger Idylle zu bleiben. Um daher auf völlig bestimmte Grenzen zu kommen, muſs man einen andren und mehr methodischen Weg einschlagen.

Des Ausdrucks der Idylle bedient man sich nicht bloſs, um eine eigne Dichtungsart zu bezeichnen, man gebraucht ihn auch, um damit eine gewisse Gesinnung, eine Empfindungsweise anzudeuten: Man redet von Idyllenstimmungen, Idyllennaturen. Die Eigenthümlichkeit der Idylle muſs sich daher auf eine innere besondre Eigenthümlichkeit des Gemüths beziehen, sey es nun eine vorübergehende, oder eine bleibende, die sich dem Charakter selbst beigemischt hat. Dadurch also unterscheidet sie sich zuerst von der Epopee, daſs sie immer aus einer einzelnen und einseitigen, die letztere hingegen aus der allgemeinsten Stimmung des Geistes entspringt; und gerade in demselben Verhältnisse steht sie auch zur Tragödie. Denn die Tragödie erhält, wenigstens in ihrer höchsten Vollkommenheit, gleichfalls der Seele die Freiheit, sich gleich lebendig nach allen Seiten hin zu bewegen, weckt alle Kräfte im Menschen zugleich, ob sie schon ihr Verhältniſs zu einander anders, als der epische Dichter bestimmt. Die Idylle hingegen schneidet willkührlich einen Theil der Welt ab, um sich allein in den übrigen einzuschlieſsen, hemmt willkührlich Eine Richtung unsrer Kräfte, um allein in der andern ihre Befriedigung zu finden.

Wo wir dies im Leben wirklich antreffen, da erscheint es uns als eine Beschränkung, obgleich, da sie gerade die lieblichste und anmuthigste Seite der Menschheit, ihre Verwandtschaft mit der Natur, hervortreten macht, allemal als eine solche, die ein gewisses rührendes Vergnügen gewährt. Die Kunst aber tilgt auch das selbst, was daran Beschränkung ist, noch aus, indem sie dies Einschlieſsen in einen engeren

Kreis nicht bloſs aus freiem Willen, sondern aus der innersten Natur selbst hervorgehen läſst, aus einer Innigkeit und Naivetät der Empfindung, die sonst nicht ungestört ausströmen könnte.

Denn offenbar sind in dem moralischen Menschen zwei verschiedene Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Daseyn geradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gebildeter dazu zurückzukehren. Vermöge der ersteren ist er gleichsam an dem Boden festgewurzelt, der ihn erzeugt hat, und gehört selbst als ein Glied zur physischen Natur, nur daſs er nicht aus Noth an sie gefesselt, sondern freiwillig durch Liebe mit ihr verbunden ist. Die Idylle nun behandelt nie mehr als die erstere, so wie sie immer nur aus einer ihr angehörenden Stimmung entspringt. Sie hat daher einen engeren Kreis, in den sie aber darum nicht weniger Gehalt für den Geist und die Empfindung, nicht weniger Seele zu legen vermag.

LXVIII.

Charakter der Idylle in Rücksicht auf den Gegenstand, den sie schildert.

Diesem Unterschiede in der Wirkung, welche beide Dichtungsarten hervorbringen, entspricht zugleich ein analoger in ihren Objecten, oder wenigstens in der Behandlung derselben.

Das Natur-Daseyn des Menschen kann sich nicht durch einzelne Handlungen, sondern nur durch den ganzen Kreis der gewöhnlichen Thätigkeit, durch die ganze Art des Lebens beweisen. Der Pflüger, der Hirt, der stille Bewohner einer friedlichen Hütte überhaupt, kann nur selten (und dann geht er schon immer aus diesem Kreise heraus) auf einzelne bedeutende Unternehmungen stoſsen; was ihn bezeichnet, ist nicht, daſs er heute dieses oder jenes gethan hat, sondern daſs er es morgen wiederholt, daſs er so zu leben und zu handeln gewohnt ist; man kann nicht von ihm erzählen, man muſs ihn beschreiben. Das Object der Idylle ist daher immer ein Zustand, das der Epopee eine Handlung des Menschen; jene ist immer nur beschreibend, diese durchaus erzählend.

Daher ist alles, was nur durch gewaltsame Unternehmungen zu Stande kommt, so wie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreise der Existenz und des Lebens herausgeht, Krieg und Blutvergieſsen, jede heftige

Leidenschaft, die unruhige Thätigkeit der Wiſsbegierde, ja der ganze Forschungsgeist überhaupt, welcher der Kenntniſs der Gegenstände manchmal ihr Daseyn aufzuopfern bereit ist, der Idyllenstimmung zuwider. Wie sollte der Mensch, dessen ganzes Wesen in der reinsten Harmonie mit sich selbst, seinen Brüdern und der Natur besteht, auch nur des Gedankens an eigenmächtige Zerstörung fähig seyn? wie sollte er, der alles, wessen er bedarf, in der Nähe um sich herum findet, unruhig in eine weite Ferne schweifen? was könnte er endlich noch bedürfen, auſser dem ruhigen Daseyn, dem Genuſs und der Freude am Leben, und dem stillen Bewuſstseyn eines schuldlosen und unbefleckten Gewissens, auſser dem Glück überhaupt, welches die Natur und sein eignes Gemüth ihm von selbst und freiwillig darbieten? Wie die Natur selbst, muſs sein Daseyn in ununterbrochener Regelmäſsigkeit hinflieſsen, wie die Jahrszeiten selbst, müssen alle Perioden seines Lebens sich von selbst, die eine aus der andern entwickeln, und wie groſs der Reichthum und die Mannigfaltigkeit von Gedanken und Empfindungen sey, die er in diesem einfachen Kreise zu bewahren weiſs, so muſs doch darin die Harmonie das Übergewicht behaupten, die sich nie in einer einzelnen Äuſserung zeigt, sondern deren Gepräge immer nur dem ganzen Leben, dem ganzen Daseyn aufgedrückt ist.

Der Idyllendichter schildert daher immer, seiner Natur nach, nur Eine Seite der Menschheit, und sobald er uns in den Standpunkt stellt, von dem wir auch die andre gleich klar übersehen, geht er aus seinem Gebiet heraus, und je nachdem er mehr einen ruhigen und allgemeinen Überblick, oder durch die Vergleichung beider eine bestimmte Empfindung erregt, in das der Epopee, oder das der Satyre über. Denn diese beiden Gattungen, die Idylle und die Satyre, die auf den ersten Anblick einander gerade entgegengesetzt scheinen, sind auf gewisse Weise nahe mit einander verwandt; und gerade in Satyrendichtern findet man die rührendsten und schönsten Stellen über die Reinheit und Unschuld des einfachen Naturlebens, die sonst allein der Idylle eigenthümlich sind. Beide, die Idylle sowohl als die Satyre, schildern das Verhältniſs unsres Wesens zur Natur, (nur daſs die erstere beide in Harmonie, die letztere sie in Widerspruch zeigt) und beide schildern dies Verhältniſs für die Empfindung.

Denn der Idyllendichter steht (und dies bildet wiederum einen mächtigen Unterschied zwischen ihm und dem epischen) offenbar dem lyrischen näher. Da er Einer Seite der Menschheit einen parteiischen Vorzug vor der andern ertheilt, so erregt er dadurch mehr die Empfindung, als er das intellectuelle Vermögen in Thätigkeit setzt, das, immer allgemein und unparteiisch, immer auch ein Ganzes umfaſst.

LXIX.

Unterschied zwischen der Epopee und andern erzählenden, aber nicht epischen Gedichten.

Je mehr wir die Epopee von denjenigen Dichtungsarten absondern, welche mit ihr in gewissen Punkten übereinkommen, desto reiner erhalten wir ihren eignen Begriff, desto klarer springt ihre Bestimmung ins Auge, das Gemüth in dem Zustande sinnlicher Betrachtung, und zwar in einem solchen zu befriedigen, in welchem diese Betrachtung sich das weiteste Feld gewählt hat, und die dichterische Einbildungskraft ihren Gegenstand auf das sinnlichste darstellt.

Die Tragödie und Idylle unterscheiden sich von ihr der Gattung nach, indem sie auf eine bestimmte Empfindung hinarbeiten; andre gleichfalls erzählende Dichtungsarten theils eben dadurch, theils nur gleichsam dem Grade nach durch ihren geringeren Umfang und ihre geringere dichterische Individualität. Bei diesen letzteren müssen wir um so mehr noch einen Augenblick stehen bleiben, als wir selbst von einem Gedichte zu reden haben, das sich von der groſsen und heroischen Epopee zu sichtbar entfernt, um nicht von Vielen dieser eben genannten Gattung bloſser Erzählungen beigeschrieben zu werden.

Diese Gattung nun ist ihrer Natur nach so groſs, und umfaſst so verschiedene Arten von Gedichten, daſs es schwer ist, dieselben unter Einen allgemeinen Begriff zu bringen. Allein da die meisten derselben, wie z. B. die Ballade, Romanze, Legende, die bloſse Erzählung u. s. f. so himmelweit von der Epopee verschieden sind, daſs sie auf keine Weise damit verwechselt werden können; so brauchen wir hier nur bei Einer Art derselben stehen zu bleiben, von der uns die Alten vorzüglich einige Muster hinterlassen haben, und die man bald Fragmente aus gröſseren epischen Gedichten, bald kleine Epopeen selbst nennt, wie z. B. einige Theokritische Stücke, Hero und Leander; und andre mehr. Diese kommen in der Versart, in dem Ton der Erzählung, in der Behandlung überhaupt so sehr mit einzelnen Stellen der eigentlich epischen Gedichte überein, daſs sie sich, wenn nicht einige unter ihnen wirkliche Bruchstücke verloren gegangener Epopeen sind, nur, wie wir oben sagten, durch ihren geringeren Umfang davon zu unterscheiden scheinen. Da sich indeſs auch für die eigentliche Epopee kein absolutes Maſs der Länge oder der Gröſse überhaupt bestimmen läſst, so muſs diesem Unterschiede noch etwas Wesentlicheres zum Grunde liegen.

Wir haben im Vorigen das epische Gedicht mit der Geschichte verglichen; wir haben zu finden geglaubt, daſs der Zustand des Gemüths, in welchem es ein Bedürfniſs der Geschichte (im eigentlichsten und höchsten Sinne dieses Worts) empfindet, demjenigen ähnlich ist, in welchem mit Hülfe der Einbildungskraft und der Kunst die Epopee entsteht. Wie sich nun die

Geschichte (welche ihren Stoff immer als ein Ganzes behandelt) von der bloſsen historischen Erzählung (welche sich begnügt, die Begebenheiten als eine bloſse Reihe darzustellen) unterscheidet, so unterscheidet sich die Epopee von dem bloſs historischen Gedicht. Dies letztere, das der ersten und höchsten Bedingung jedes Kunstwerks, ein in sich vollendetes, unabhängiges Ganzes zu seyn, widerspricht, konnte sich nicht über die Kindheit der Poësie hinaus erhalten, und hat nachher immer nur in den Zeiten des Verfalls des Geschmaks einige seltne Anhänger gefunden. Es steht ungefähr auf der gleichen Stufe mit denjenigen Gedichten, die man philosophische oder wissenschaftliche nennen kann, wie wir z. B. noch einige Fragmente aus den Werken alter Philosophen besitzen, und die sich eben so wesentlich von der didaktischen, einer Gattung, deren Wesen bis jetzt noch fast gar nicht erörtert ist, unterscheiden.

So lange jene historischen Gedichte noch das reine Werk der Natur, nicht das Product eines ausgearteten Geschmacks waren, so lange besaſsen sie einen eignen Reiz und eine eigne Schönheit. Dies sehen wir noch jetzt an Hesiodus Theogonie und seinem Schild des Herkules, die man, obgleich ihr Inhalt eigentlich mythisch ist, schwerlich zu einer andern Gattung rechnen kann, da sie sich weder der allgemeinen, noch der dichterischen Behandlung des Stoffs nach, zu dem Range der Epopee erheben. Von gleicher Art waren vermuthlich eine nicht geringe Anzahl verloren gegangener Gedichte, und namentlich dasjenige welches die Rückkunft der griechischen Helden aus Troja beschrieb.

Um von dem historischen Gedichte zur Epopee überzugehen, bedurfte es vielleicht nur eines freundlicheren Himmels, einer glücklicheren Organisation, eines helleren Blicks, eines mehr durch die Natur begünstigten Dichtergenies, und vielleicht war nur dies der Unterschied zwischen dem glücklichen Sohne Ioniens und dem Bewohner des traurigen Askra, das, „im Winter beschwerlich und beschwerlich im Sommer,“ dem Genius der Kunst keinen gleich freien Aufflug verstattete. Nur das epische Gedicht stellt sich auf eine Höhe, von welcher herab es seinen Gegenstand zugleich übersieht und beherrscht; nur der epische Dichter faſst alles, was die Welt und die Menschheit enthält, mit Einem Blicke zusammen; nur er beschäftigt nicht bloſs die Wiſsbegierde, sondern die nachdenkende Betrachtung; nur er weckt daher die Thätigkeit der Kräfte, durch die wir über den Kreis der Wirklichkeit hinausgehen. Eben darum aber, weil er, auch schon ohne auf seine künstlerische Bestimmung zu sehen, eine weitere Sphäre wählt, erfüllt er auch jene Bestimmung besser, und stellt auch in künstlerischer Hinsicht ein gröſseres und mehr vollendetes Ganzes auf.

LXX.

Diese Gattung beschreibender Gedichte hat einen beschränkteren Zweck, als die Epopee, und steht ihr in dichterischer Vollendung nach.

Wer bloſs erzählt, hat mehr oder weniger nur die Absicht, eine Begebenheit vor die Augen zu stellen; er verbindet damit allenfalls noch die andre, entweder eine Lehre einzuschärfen, und dann nähert sich die Erzählung der Fabel, oder eine bestimmte Empfindung zu erregen, und dann ist sie mehr lyrisch. Aber er geht auf nichts Allgemeines, auf nichts, was dem Menschen irgend das Ganze seiner Lage und seiner Bestimmung vor die Seele führen könnte, am allerwenigsten darauf hinaus, auf eine dichterische Weise den Zustand reiner Betrachtung zu wecken.

Dies nun finden wir auch in allen den Gedichten, von denen wir eben sprachen, bestätigt. In Hero und Leander wird die Geschichte zweier Liebenden erzählt, die Kühnheit, mit welcher der Geliebte die Gefahren der Nacht und des Meeres verachtet, um zu dem Gegenstand seiner Liebe zu gelangen, die Grausamkeit des Schicksals, das ihn den Wellen zur Beute giebt. So viel Groſses und Schönes auch in diesem Stoffe liegt, so erregt er schon unsre Empfindung zu stark, um uns die Ruhe zu erlauben, welcher unser Geist immer bedarf, wenn er sich zu der Höhe der Betrachtung schwingen, wenn er einen vollkommnen allgemeinen Überblick gewinnen soll. Ein solcher Stoff kann nicht anders als *auf eine spielende*, kalte, bloſs zierliche, und daher immer kleinliche Manier, wie der griechische Dichter es wirklich gethan hat, oder erhaben und rührend, und also wahrhaft tragisch, behandelt werden. In dem ersteren Falle hat er nicht die Natur und die Wahrheit, in dem letzteren nicht die Ruhe, und mithin in keinem von beiden die Gröſse und den Umfang des epischen Gedichts. Noch weniger aber dürfen sich mit diesem die kleineren Erzählungen messen, die man nur gleichsam Bruchstücke nennen kann, und die oft weniger den Namen epischer, als bloſs historischer Fragmente verdienen. Sie schildern einzelne Handlungen, z. B. Herkules Löwenkampf, oder eine andre ähnliche Begebenheit, sie stellen dieselben als einzelne Gemählde auf, versetzen uns zwar ganz und lebendig in ihre Gegenwart, aber halten uns auch in diesem engen Kreise gleichsam gefangen, ohne uns darüber hinaus auf einen höhern Standpunkt zu führen.

Indeſs erfordert die gerechte Beurtheilung dieser einzelnen Stücke eine nicht geringe Vorsicht. Da die Einheit der Epopee, wie wir gleich noch näher sehen werden, von der Art ist, daſs dieselbe eben so wohl aus einzelnen, vorher für sich bestehenden Theilen zusammengesetzt, als auf einmal als ein Ganzes gebildet werden kann; da es mehr als wahrscheinlich ist, daſs selbst die vorzüglichsten epischen Gedichte, die wir besitzen, die Homerischen, auf diese Weise entstanden sind: so kann der epische Charakter jener einzelnen Stücke groſsentheils erst durch ihre Zusammensetzung entspringen, oder wenigstens gewiſs erst in ihr vollkommen sichtbar werden. Zwar muſs der geübte Tact des Kenners auch schon in dem einzelnen Theil, ja in wenigen Versen, diese Tauglichkeit, ein Glied in der Organisation eines epischen Ganzen abzugeben, zu beurtheilen im Stande seyn, und wo sie so deutlich ins Auge fällt, wie z. B. in den gröſseren Homerischen Hymnen, da wird sie nie, auch von dem minder Erfahrnen, verkannt werden. Je schwächer sie sich hingegen ankündigt, desto mehr geht natürlich diese Kritik ins Feine und Ungewisse.

Bei solchen nicht epischen Erzählungen ist nun, — und dies führt uns auf den zweiten Unterschied derselben von der Epopee — der Dichter in dem Augenblick, da seine Phantasie sie hervorbringt, nicht von der hohen Begeisterung hingerissen, welche, die ganze Seele mit sich erhebend, ihr nicht mehr erlaubt, bei einzelnen Gestalten stehen zu bleiben, sondern ihr erst, wenn sie das Ganze mit ihrem Sinn und ihrer Empfindung umfaſst, eine energische Ruhe gewährt. Wo der Dichter wirkt, ist es immer die Einbildungskraft, die allein geschäftig ist, welche die Stimmung seiner Seele hervorruft, die ihr selbst analog ist, die ihn höher hinaufführt, oder auf einer niedrigeren Stufe verweilen läſst. Wenn wir im Vorigen bei Gelegenheit der Methode der Ableitung aller Dichtungsarten den Zustand der Seele im Allgemeinen von derjenigen Modification absonderten, welche ihm die Einbildungskraft und die Kunst giebt; so darf man sich darum nicht vorstellen, daſs dieselbe diesen Zustand schon vorfand und nur bearbeitete. Vielmehr ist sie es allein, welche ihn hervorbringt, aber freilich *darin* der *individuellen* Natur des Gemüths folgt, die eben dadurch auch die ihrige ist.

Kein erzählendes Gedicht, das, wie wir im Vorigen sagten, unter der Epopee steht, wird daher die hohe dichterische Schönheit besitzen, welche dieser immer eigen ist, keins in diesem Verstande ein vollkommnes, in sich geschlossenes Ganzes bilden. Zwar wird ihm die Einheit nicht fehlen dürfen, welche jedes Kunstwerk erst zu einem echten Product der Einbildungskraft macht; aber es wird nicht eine so vollendete, so sorgfältig ausgebildete, in allen ihren Theilen organisirte Gruppe darstellen; es wird nicht in dem reinen und hohen objectiven Sinne gearbeitet seyn, weil es nicht aus einer so reinen und hohen objectiven Stimmung entspringt.

Zwischen dieser ganzen Gattung erzählender Gedichte und der Epopee ist daher ein fester und bestimmter Unterschied. Sie sollen das Gemüth bloſs belehren, rühren, ergötzen, oder beschäftigen; aber sie sind weder bestimmt noch fähig, es in den Zustand hoher und reiner sinnlicher Betrachtung zu versetzen, welcher allein das Werk des epischen Dichters seyn kann.

LXXI.

Einwurf gegen die Anwendung des Begriffs der Epopee auf das gegenwärtige Gedicht.

Wir haben nunmehr den Begriff des epischen Gedichts hinlänglich entwickelt, um nun auch die Frage, in wie fern Herrmann und Dorothea dieser Gattung beigezählt werden darf, auf eine genügende Weise zu beantworten. Vielleicht aber ist uns, indeſs wir bisher nur die Materialien zu dieser Untersuchung vorzubereiten beschäftigt waren, das Urtheil der Leser bereits vorausgeeilt; vielleicht haben sie schon entschieden, was uns erst eine genauere Prüfung zu verdienen schien.

„Herrmann und Dorothea zu der Zahl der Epopeen rechnen, heiſst es der Iliade und Odyssee, dem verlornen Paradiese und Klopstocks Messias, den Meisterwerken Tasso's und Ariosts an die Seite stellen. Wie darf die Erzählung der Schicksale zweier Liebenden mit der Darstellung von Handlungen verglichen werden, die einen Theil des Menschengeschlechts selbst in Bewegung setzten, die schon als merkwürdige Epochen in der Geschichte unsrer Theilnahme und unsrer Bewunderung gewiſs sind, und dem epischen Sänger selbst durch das Gepräge des Heroismus, das sie an sich tragen, schon einen poëtisch zubereiteten Boden darbieten, auf den er mit Zuversicht auftreten kann? Was können die Begebenheiten zweier Unbekannten so Groſses und Bedeutendes enthalten, das sie der hohen Begeisterung werth macht, mit welcher der epische Sänger, mehr als jeder andere Dichter, schon in dem Augenblick, da er seine Stimme erhebt, der allgemeinen Aufmerksamkeit gewiſs ist, des stolzen Vertrauens, mit dem er, mehr als jeder andre, sein Lied der Welt und der Nachwelt weiht? Warum dies Gedicht aus der Classe herausheben, in die es seiner Natur nach gehört, aus der Mittelgattung zwischen der Epopee und Idylle, welche mit der letzteren die Ähnlichkeit des Stoffs und der Charaktere, mit der ersteren die ununterbrochene Erzählung einer einzigen Handlung gemein hat? Oder heiſst es nicht in der That, die Ästhetik, welche dem Sinn eines jeden offen stehen sollte, in das Gebiet einer dunkeln Metaphysik hinüberziehen, wenn man die verschiedenen Dichtungsarten ihrer äuſsern, in die Augen fallenden Merkmahle beraubt, die, wenn sie sich auch vor der philosophischen Prüfung nicht als allgemein geltend bewähren sollten, doch wenigstens sehr gut für den praktischen Gebrauch zur Unterscheidung dienen? heiſst es nicht ihre äuſsre und lebendige Gestalt verdunkeln, um ein gewisses inneres schwer zu erkennendes Wesen tiefer zu erforschen?“

Eine solche oder eine ähnliche Sprache dürfte ein groſser Theil unsrer Leser führen, und diese Einwürfe, die auf einmal die ganze Untersuchung über eine Frage abschneiden würden, die sich hiernach auf den ersten

Anblick von selbst entscheidet, sind zu wichtig, um sie mit Stillschweigen zu übergehen. Sie verdienen vielmehr in mehr als Einer Hinsicht eine strenge und ausführliche Prüfung, da es eben so wenig gleichgültig ist, bloſs um leicht erkennbare Merkmahle zu bekommen, unwesentliche in die Definition der Dichtungsarten aufzunehmen, als ein Gedicht, das sich gerade durch seine treffliche innere Organisation auszeichnet, zu einer bloſsen Mittelgattung herabzuwürdigen.

LXXII.

Beantwortung dieses Einwurfs. — Begriff des Heroischen.

Muſs die Epopee nothwendig einen heroischen Stoff behandeln? und an welchen sichren und untrüglichen Kennzeichen läſst sich ein solcher von jedem andern unterscheiden? — dies sind, sieht man leicht, die beiden Fragen, auf welche allein alles hinausläuft. Denn der Mangel heroischer Charaktere und Handlungen ist das Einzige, wodurch sich Herrmann und Dorothea sichtbar von den übrigen Epopeen unterscheidet.

Der Ausdruck des Heroischen ist ohne hinzugefügte nähere Bestimmung mehr als Einer Deutung fähig; er kann theils mehr auf die sinnliche Groſse, theils mehr auf die innere Erhabenheit bezogen werden; er läſst ferner verschiedene Grade zu. Allgemein kann man den Heroismus auf eine erschöpfende Weise durch diejenige innere Stimmung definiren, in welcher, was sonst allein das Geschäft des reinen Willens ist, durch die Einbildungskraft, aber nach eben den Gesetzen ausgeführt wird, nach welchen auch jener gehandelt haben würde. Er unterscheidet sich alsdann von der heroischen Schwärmerei dadurch, daſs in dieser die Einbildungskraft nicht gesetzmäſsig, sondern willkührlich verfährt. Je nachdem nun dieselbe mehr auf die äuſseren, oder auf den innern

Sinn bezogen ist; je nachdem sie mehr das Sinnliche, Groſse und Glänzende, oder das Erhabene sucht, entsteht jene doppelte Art des Heroismus, die, wie überhaupt, so auch für den dichterischen Gebrauch sehr verschieden ist.

Der moralische Heroismus liegt ganz in der Gesinnung, er hat seinen eignen inneren Werth, und ist von allem, auſser der Empfindung, aus der er entspringt, unabhängig; er versetzt uns in eine ernste, aber tiefe Rührung, und führt uns in uns selbst und unser Gemüth zurück. Der sinnliche Heroismus hat keinen bestimmten moralischen Werth für sich selbst; was er hervorbringt, ist immer groſs und glänzend, aber nicht immer auch gut und nützlich: er hängt daher oft von Zufälligkeiten ab, und kann sich manchmal auf einen bloſs blendenden Schein, auf wirkliche Vorurtheile gründen; er versetzt uns in einen gewissen sinnlichen Schwung, weckt alle Kräfte in uns, die dazu mitwirken können, und umgiebt uns mit allen den Gegenständen, mit welchen wir, sey es mit Recht oder mit Unrecht, den Begriff des Groſsen, des Glänzenden, des Feierlichen verbinden.

Jene erstere Gattung ist immer nothwendig in der Tragödie in Handlung gesetzt, in der bürgerlichen sowohl, als in der eigentlich heroisch genannten; in dieser kommt nur auch die zweite zugleich hinzu. Diese letztere aber ist es, die wir, allein oder zugleich mit der ersteren, in allen bekannten Epopeen antreffen, und in unserm Dichter gerade vermissen.

LXXIII.

Gewöhnlicher Begriff der groſsen Epopee. — Seiner Unbestimmtheit ungeachtet, liegt ihm Wahrheit zum Grunde.

Bei Dingen, die mehr durch Zufall, als nach Grundsätzen entstanden sind, entfernt man sich immer von dem Gegenstande, wenn man genau in den Begriff eingeht; und so sind auch wir hier, gerade da wir dem Wesen der Epopee, so wie es uns die Erfahrung giebt, nahe bleiben wollten, wieder davon abgekommen. Denn die Anhänger des gewöhnlichen ästhetischen Systems würden mit dem eben aufgestellten Begriff des sinnlichen Heroismus, als eines Merkmahls der Epopee, noch eben so sehr, als vielleicht mit unserer ganzen bisherigen Entwicklung, unzufrieden seyn. Die Kennzeichen, an welchen sie das epische Gedicht wiedererkennen, haben, wenn sie auch weniger bestimmt seyn sollten, in der That das Verdienst, klarer und handgreiflicher zu seyn.

Sie verlangen eine Handlung, die aus der Geschichte entlehnt sey, eine groſse innere Wichtigkeit und einen beträchtlichen äuſsern Umfang habe; ferner Vorfälle, welche viel sinnliche Bewegung mit sich führen, starke und mannigfaltige Leidenschaften in Thätigkeit setzen, mithin überhaupt einen Stoff, bei dem weniger Individuen, als Nationen und die Menschheit überhaupt, interessirt sind, wodurch die handelnden Hauptpersonen natürlich zu Königen und Fürsten, überhaupt zu solchen werden müssen, die auf das Schicksal andrer einen mächtigen Einfluſs ausüben; sie verlangen auſserdem (wenn auch weniger einstimmig) die Mitwirkung höherer Wesen, die Einmischung der Fabel und des Wunderbaren, und endlich — was, wie wir gleich näher zeigen werden, nicht weniger hieher gehört — die Ankündigung des Gegenstandes und den Anruf der den Gesang beschützenden Gottheit in dem Eingange des Gedichts.

Alle diese Eigenschaften, die letzte allein ausgenommen, sind indeſs gewiſsermaſsen unbestimmt, und einige unter denselben tragen unläugbar das Gepräge des Unwesentlichen und Zufälligen an sich. Der aus der Geschichte entlehnte Stoff kann mehr oder minder bekannt seyn, in dem letzteren Fall nähert er sich einem bloſs von dem Dichter erfundenen; die Wichtigkeit und Gröſse der Handlung, die sinnliche Bewegung ihrer einzelnen Theile ist durchaus relativ; die Einmischung der Fabel und des Wunderbaren kann doch nicht anders, als durch die Stimmung wirken, die sie hervorbringt, durch die höhere Feierlichkeit, durch die gröſsere Ehrfurcht, die sie in der Seele des Lesers weckt, und es hängt also von der Zeit, in welcher, von den Menschen, zu welchen man redet, ab, wie viel oder wenig dadurch soll bewirkt werden können.

Dieser Unbestimmtheit ungeachtet, ist indeſs die Wichtigkeit aller dieser Stücke zusammengenommen nicht zu läugnen; es giebt der Seele offenbar einen höheren Schwung, wenn sie sich auch sinnlich groſse Massen vor ihren Augen bewegen sieht, wenn der Dichter sie auf einen groſsen und weiten Schauplatz führt, wenn er ihr zugleich den blendenden Glanz des Olymps und die furchtbaren Tiefen des Erebus aufschlieſst; es stimmt sie zu einer höheren Begeistrung, als wenn das, was er ihr vorführt, bloſs aus unsrem eignen Kreise, aus unsrem täglichen und gewöhnlichen Leben genommen ist. Es macht zugleich auch eine reinere künstlerische Wirkung; denn gerade weil das, was näher mit uns verwandt ist, auch noch tiefer in unser Herz eingreift, so läſst es die Einbildungskraft weniger frei, so drückt es sie nieder und zieht sie herab.

LXXIV.

Beweis des Gesagten durch ein Beispiel aus der Iliade.

Es kann schwerlich je eine gröſsere und mehr epische Situation gedacht werden, als die ist, mit welcher der dreizehnte Gesang der Ilias anhebt.

Zeus sitzt auf dem Gipfel des Ida. Er hat eben dem Waffenglück im Kampf bei dem Lager der Griechen eine andre Richtung gegeben, Hektorn und den Troern Ruhe verliehen. Jetzt wendet er sein Angesicht von diesen blutigen Scenen hinweg, und blickt auf die friedlichen Völkerschaften der Thrakier und Hippomolgen, die, schuldlos und gerecht, nur von Milch leben, und jede Gewaltthätigkeit scheuen. Wie ist es möglich, so groſse und erhabene Gegenstände in dasselbe Bild zusammenzufassen, ohne schon seinen Stoff so glücklich gewählt zu haben, daſs man zugleich Völkerschaften, die um das Schicksal der Welt kämpfen, Nationen, die ein friedliches und schuldloses Hirtenleben führen, und einen Gott der Götter darin antrifft, der von dem Gipfel eines Berges beide überschaut, beide richtet und beherrscht, aber lieber und williger bei dem Anblick des Friedens, als auf dem Schauplatz der Ehrsucht und des Mordes verweilt.

Derselbe Gedanke, die beiden Extreme der menschlichen Natur, die heftige und unruhige Thätigkeit, mit welcher der Mensch immer nach etwas Neuem und

Höheren strebt, und die stille Genügsamkeit, mit der er sich immer nur in demselben Kreise herumdreht, und nur diesen mit Segen und Gedeihen zu erfüllen strebt, unmittelbar neben einander aufzustellen, und sich selbst und den Leser zugleich zu der Höhe zu erheben, beide in ihren Verbindungen, und mit ihnen, da die eine oder die andre alles enthalten muſs, was Menschen zu denken und zu empfinden im Stande sind, die ganze Welt zu überschauen — lieſs sich gewiſs auf sehr verschiedene Weise ausführen, und muſs sogar gewissermaaſsen in dem Plan jedes epischen Dichters liegen; aber nie war es möglich, ihn auf eine mehr sinnliche, prächtige, erhabene, und in jedem Verstande epische Weise darzustellen.

LXXV.

Jener unbestimmte Begriff der Epopee wird bestimmt, sobald man ihn auf den des Heroischen zurückführt.

Es ist daher unläugbar gewiſs: die Sphäre, woraus der Stoff, die Handlung, die Personen der Epopee genommen sind, ist für die Wirkung auf den Leser auf keine Weise gleichgültig.

Aber wenn dies nicht auf einen unbestimmten Begriff von bloſs relativer Gröſse der Begebenheit und Mannigfaltigkeit der Bewegung hinauslaufen, oder der Dichter nicht gezwungen seyn soll, bloſs und allein die vorhandenen Muster nachzuahmen, und schlechterdings dieselben Mittel, sie mögen nun jetzt noch dieselbe Kraft der Wirkung besitzen oder nicht, zu gebrauchen; wenn es möglich seyn soll, dem Merkmal des Heroischen, das hier der Epopee beigelegt wird, einen bestimmten Begriff unterzuschieben, welchem jeder Dichter auf verschiedene Weise und durch mannigfaltige Mittel Genüge leisten kann: so muſs man sich nicht an solche einzelne Eigenschaften des Stoffs, sondern an die Stimmung halten, welche er hervorbringen soll, und dann wird man nothwendig zu dem sinnlichen Heroismus gelangen, den wir im Vorigen genauer bestimmt haben.

Und in der That ist es dieser Heroismus, zu welchem die einfachsten und höchsten Muster der

Epopee, die Ilias und Odyssee, begeistern; man fühlt sich in ein ehrwürdiges Heldenalter zurück versetzt, man sieht die Erde und den Olymp zugleich in Bewegung, der gröſseste Theil des Menschengeschlechts, die verschiedensten Völkerstämme gehen dem Blick vorüber, man sieht lauter groſse, lauter hell beleuchtete, lauter so sinnlich gebildete Massen, daſs sie wieder auch in der Phantasie nur Gestalten, nur Bewegung, nur sinnliche Objecte erregen; man empfindet es lebhaft, daſs der Sänger geglaubt hat, von dem wichtigsten Ereigniſs seiner Zeit erfüllt zu seyn, und darum auf die allgemeinste Theilnahme rechnen, mit dem gerechtesten Stolze auftreten zu dürfen

LXXVI.

Ankündigung des Gegenstandes und Anruf der Muse in der Epopee.

Nichts charakterisirt den epischen Sänger so sehr, als die Gewiſsheit, mit der er auftritt; und in dieser Rücksicht gehört, wenn man einmal bloſs von der groſsen und heroischen Epopee spricht, die Ankündigung des Gegenstandes und der Anruf der Muse im Eingange des Gedichts gar nicht so sehr zu den unwesentlichen Erfordernissen derselben, als es vielleicht scheinen könnte.

Nicht bloſs daſs der Dichter die Aufmerksamkeit des Lesers stärker erregt, je feierlicher er beginnt, und daſs diese Zuversicht selbst seinen Sängerberuf bewährt, so muſs er auch von selbst, erfüllt von einer groſsen, folgenreichen, allgemein bekannten Begebenheit, und in der Stimmung der Einbildungskraft, in der sie alles ins Groſse, ins Glänzende, ins reich-Sinnliche malt, und lauter Gegenstände um sich versammelt, die dieser Behandlung fähig sind, auf einen solchen Eingang gerathen. Er muſs nicht genug eilen können, das auszusprechen, wovon er selbst überströmt, und ehe er die einzelnen Theile seines Gemähldes besonders schildert, wenigstens zuerst nur mit den Hauptumrissen das Ganze hinzustellen. Mitten unter dieser Fülle von Gegenständen, und in dem

Drange seiner Empfindung muſs er Beistand und Hülfe, aber er kann sie nur bei der Gottheit suchen, mit der er wirklich in diesem Augenblicke näher verwandt ist, da er, wie sie, über der Welt und der Menschheit, über der Vorzeit und der Gegenwart schwebt.

Auch sind alle eigentlich sogenannten epischen Dichter hierin dem Beispiel Homers gefolgt; und wie nahe dieser Eingang mit der individuellen Stimmung des Sängers zusammenhängt, sieht man besonders deutlich an Ariost. Da er in der That nicht sowohl durch eine einzelne Handlung oder Begebenheit begeistert war, sondern sich nur mehr von dem Feuer belebt fühlte, in das die Phantasie versetzt wird, wenn sich ihr eine zahlreiche Menge mannigfaltiger Gruppen, ein weites und reichbesäetes Feld zeigt, das sie durchlaufen kann; so kündigt er bei weitem nicht so sehr seinen eigentlichen Stoff, als vielmehr die mannigfaltigen Gegenstände an, die sich in dem ganzen Umfange seiner Gesänge finden werden, und gesteht schon dadurch von selbst zu, daſs er vor allem nur durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung zu interessiren vermag.

Unser Dichter befindet sich in einem noch andern Fall. Sein Stoff ist von der Art, daſs er ihm mit Sicherheit die Theilnahme jedes gefühlvollen Lesers verspricht, aber er trägt diese nicht unmittelbar an der Stirn, man muſs erst tiefer in ihn eingehn, um mit ihm vertraut zu werden, ihn erst kennen lernen, um ihn lieb zu gewinnen. Nach und nach also und schrittweise muſs der Dichter den Leser in sein

Interesse verweben, einfach und anspruchlos beginnen, um sich am Schlusse desto gewisser des vollen Siegs zu erfreuen. Selbst der Anruf an die Muse konnte ihm daher weder eine höhere Kraft zu erlangen, noch die, welche er besitzt, zu bewähren dienen; er konnte ihm, wie wir im Vorigen gesehn haben, nur dazu brauchen, seinen Stoff innerhalb des Gebietes der Kunst in dem Augenblick zu erhalten, da er in das der Wirklichkeit überzugehen droht, seine physische Wirkung zu schwächen, um seine ästhetische zu erhöhen.

Indeſs bringt er doch auch bei ihm unläugbar zugleich noch eine andre und dem epischen Gedicht mehr eigenthümliche Wirkung hervor. Dadurch daſs er die Handlung einen Augenblick in ihren ununterbrochenen Fortschritten anhält, daſs der Dichter an dieser Stelle in wenige Worte zusammenfaſst, was er bisher geleistet hat, und was ihm noch zu besingen übrig bleibt, bildet sich der Stoff des Gedichts vor unsrer Einbildungskraft sinnlicher als ein Ganzes, das einem bestimmten Ziele zueilt. Dadurch, daſs er einen Augenblick ausruhen und neue Kräfte sammeln muſs, daſs er eines Beistandes zu bedürfen glaubt, um zum Ziel zu gelangen, erscheint sein Geschäft uns bedeutender, die Bewegung, in der er sich befindet, gröſser und lebendiger. Selbst die Vorstellung der Muse, wenn wir uns auch unter diesem Namen nicht mehr jene ehrwürdige Gottheit des Alterthums denken, wenn wir es auch klar empfinden, daſs sich der Dichter bloſs an seine eigne Begeisterung wendet, und dieser nur jene sinnliche Einkleidung leiht, trägt dennoch dazu bei, den dichterischen Schwung unsrer Stimmung zu erhöhen. Denn erkennen wir gleich nicht mehr die Ehrfurcht erweckende Größe einer Bewohnerin des Olymps in ihr, so bleibt sie uns doch immer die holde und liebliche Tochter der Phantasie.

LXXVII.

Zwiefache Gattung der Epopee.

Dafs also zwischen allen übrigen bisher bekannten epischen Gedichten und unsrem gegenwärtigen in der That ein wichtiger Unterschied vorhanden ist, dafs derselbe in dem heroischen Charakter liegt, welcher jenen eigen ist, und diesem fehlt, und dafs dieser Charakter allerdings dazu beiträgt, die eigentlich epische Wirkung zu modificiren und zu verstärken — sind die Resultate unsrer bisherigen Untersuchung.

Durch diese aber wird der bisher festgesetzte Begriff der Epopee keineswegs umgestofsen. Diesem ist schlechterdings Genüge geleistet, sobald unser Gemüth auf eine dichterische Weise in den Zustand lebendiger und allgemeiner sinnlicher Betrachtung versetzt ist. Niemand wird läugnen können, dafs dies eben so wohl durch einen bürgerlichen, als einen heroischen Stoff, durch eine erdichtete, als durch eine allgemein bekannte und welthistorische Begebenheit, durch Ereignisse, die nur einige wenige Personen betreffen, als durch solche, die ganze Nationen in Bewegung setzen, geschehen kann, wenn es auch in dem einen Falle leichter gelingen sollte, als in dem andern. Welchen Gegenstand er auch zur Bearbeitung wählt, so mufs der Dichter immer von ihm aus auf einen allgemeinen Standpunkt führen können; wenn ihm auch sein Stoff wenig sinnlichen Reichthum darbietet, muſs er ihm doch immer Gestalt und Bewegung, also sinnliches Leben, mittheilen können. Alsdann aber hat er sein Geschäft vollendet, und die epische Wirkung ist unläugbar vorhanden. Verbindet man mit der Epopee Nebenbegriffe von dem Umfange des Gedichts, und der Gröſse der Handlung, mischt man unwesentliche Dinge, wie die Fabel und das Wunderbare hinein, so ist das allein der Fehler der Kritik. Alle diese Forderungen flieſsen nicht aus dem Wesen des epischen Gedichts, sie sind bloſs von den vorhandenen Mustern, welche unmöglich allen künftigen Erweiterungen Grenzen vorschreiben können, hergenommen, und sind endlich nicht einmal an und für sich fest und sicher bestimmt.

Indeſs lassen sich dieselben dennoch auf etwas Bestimmtes zurückführen; sie kommen alle darin überein, daſs der Stoff der Epopee ins Glänzende, sinnlich-Reiche bearbeitet werden muſs; und zwischen einem Gedicht, in welchem dies geschehen ist, und einem andren, in dem, wie z. B. in dem unsrigen, eine gröſsere Einfachheit, und ein geringerer sinnlicher Reichthum herrscht, ist ein unverkennbarer Unterschied. Wenn es daher auch leicht ist, jene Anforderungen einzeln zurückzuweisen, und es sogar mit Recht lächerlich zu machen, wenn man nur Könige und Helden, und diese in einem feierlichen und majestätischen Aufzuge auf dem Schauplatz des Dichters sehen will, so bleibt es darum nicht weniger gewiſs, daſs, wenn der Dichter sich mit lauter sinnlich groſsen

Gegenständen umgiebt, er auch unsre Einbildungskraft in einen höheren und sinnlicheren Schwung versetzt, als wenn er sich nicht über den gewöhnlichen Kreis unsers Lebens erhebt. Sobald man sich an diese verschiedene Stimmung der Phantasie hält, und nicht gerade auf diese oder jene Beschaffenheit des Stoffes dringt, so wird man den groſsen Unterschied beider Behandlungen nicht allein nie verkennen, sondern auch fühlen, wie wichtig es ist, beide nicht mit einander zu verwechseln.

Ginge dieser Unterschied den Begriff des epischen Gedichts nicht weiter an, beträfe er bloſs die Wirkung desselben überhaupt, nicht gerade seine epische insbesondre, so wäre es minder nothwendig, denselben herauszuheben. Aber wenn die Epopee auf der einen Seite nie genug Leben, Bewegung und sinnlichen Glanz erhalten kann, und auf der andern den allgemeinsten Überblick, die tiefste Einsicht in die gesammte Natur verlangt; so müssen zwei Arten der Bearbeitung, von welchen die eine vorzugsweise den ersteren, die andre weniger diesen, aber darum (weil in der That die inneren Formen immer reiner hervortreten, je einfacher die äuſsern behandelt sind) vielleicht nur noch vollkommner den letzteren Endzweck erreicht, auch zwei eigne Gattungen derselben bilden, und die erstere muſs sogar, da sie das epische Gedicht noch sichtbarer, als ein Maximum der darstellenden Kunst zeigt, in dieser Hinsicht einen Vorzug verdienen. Wenigstens müssen wir uns sehr hüten, dieselbe zu vernachlässigen, oder gar geringzuschätzen, da der Charakter unsrer Zeit schon darauf hinausgeht, überall den heroischen Glanz wegzuwischen, mit dem wir die Geschichte der Vorwelt so zauberisch überkleidet sehen, und auch unsre Kunst sich offenbar hinneigt, von jener sinnlichen Höhe der Einbildungskraft (die sie oft nur darum zu verschmähen scheint, weil sie dieselbe nicht zu erreichen vermag) zu einer Wahrheit und Natur herabzusinken, die kaum noch künstlerisch heiſsen darf.

Wenn wir daher auch unsern Begriff der Epopee selbst nicht umzuändern brauchen, so müssen wir doch zwei wesentlich verschiedene Gattungen derselben unterscheiden, von denen wir nur die eine, gerade weil es an Mustern derselben fehlte, noch nicht gehörig zu nennen im Stande waren. So wie es ein bürgerliches Trauerspiel im Gegensatz des heroischen giebt, eben so und noch mehr, da dieser mehr sinnliche Schwung der Phantasie, wie wir gesehen haben, in der That den Begriff der Epopee näher angeht, als den Begriff der Tragödie, müssen wir auch eine ähnliche Art der Epopee annehmen; und eine solche ist Herrmann und Dorothea.

Diese beiden Gattungen nun kommen in dem wesentlichen Begriff des epischen Gedichts schlechterdings mit einander überein, gehen beide von der Darstellung einer einzelnen Handlung aus, zeigen beide den Menschen und die Welt in ihrer Verbindung, und versetzen beide das Gemüth in den Zustand der sinnlichsten, aber allgemeinsten Betrachtung, sind aber in der Art, wie sie diese Wirkung erreichen, von einander verschieden.

Die heroische Epopee nemlich wählt ihren Gegenstand so, daſs er eine möglichst glänzende Auſsenseite hat, und ist vorzugsweise beschäftigt, diese zu zeichnen; sie mahlt ins sinnlich-Reiche, Glänzende, Prächtige, sie versetzt (um sie noch bestimmter zu charakterisiren) die Einbildungskraft in eine Stimmung, wo dieselbe sich der lebhaftesten Mitwirkung der äuſsern Sinne erfreut. Objectiv wird sie sich durch einen aus der Geschichte entlehnten, allgemein bekannten Stoff (denn schwerlich dürfte je ein erdichteter ihren Forderungen genügen), durch eine gröſsere Menge solcher Begebenheiten, die nur das öffentliche Leben der Völker unter einander, als solcher, welche eine ruhige und gewöhnliche Privatexistenz darbietet, durch eine feierliche Ankündigung ihres Gegenstandes, (die ihr unentbehrlich scheint) überhaupt aber durch den Reichthum und den Glanz der Schilderungen und des Vortrags auszeichnen.

Die bürgerliche Epopee (denn so unangenehm und unpassend auch dieser Ausdruck ist, so finden wir doch keinen, welcher den Begriff nur gleich gut erfüllte) führt zu einem gleich allgemeinen Überblick über das Schicksal und die Menschheit, und besitzt dieselbe sinnliche Individualität, dieselbe künstlerische Vollendung. Das einzige, was ihr mangelt, ist nur auch derselbe sinnliche Reichthum. Aber sie entschädigt dafür durch einen gröſseren Gehalt an Gedanken und Empfindungen, und setzt daher die Einbildungskraft in nähere Verbindung mit dem bloſs bildenden Sinn, mit dem Geist und dem Gefühl. Denn das vergiſst man gewöhnlich, daſs es auſser dem Gebiete der Sinnlichkeit noch das Gebiet der Empfindungen und Gesinnungen giebt, welches dem Dichter eben so gut zu Gebote steht, und gerade auch in hohem Grade gemacht ist, eine epische Wirkung hervorzubringen, sobald er nur versteht, es in der nothwendigen Allgemeinheit zu umfassen. Indem wir also unser Gedicht dieser Gattung zuschreiben, räumen wir ihm dadurch unmittelbar eine hohe und eigenthümliche Schönheit ein, eine innere Trefflichkeit, die jenen höheren Glanz, jene reichere Pracht wenigstens nirgends mit Bedauern zu vermissen erlaubt.

Wir sagten im Vorigen, daſs das epische Gedicht, mehr als jede andre Dichtungsart, den Gestalten, die sonst ausschlieſsend der bildenden Kunst angehören, Bewegung und Sprache mittheilt. Wenn nun die heroische Epopee ihnen eine raschere, mehr mit sich fortreiſsende, vielfachere Bewegung leiht; so giebt ihnen die unsrige eine reichere, tiefer eindringende und seelenvollere Sprache.

LXXVIII.

Eigenthümliche Gröſse des Gegenstandes unsres Gedichts.

Des Beweises, daſs **Herrmann und Dorothea** nicht der heroischen Epopee beigezählt werden darf, werden uns unsre Leser leicht überheben. Es liegt von selbst am Tage, und ist noch mehr durch dasjenige klar, was wir bei der allgemeinen Prüfung des Geistes, in welchem es gedichtet ist, über seinen geringeren sinnlichen Reichthum, und seinen überwiegend gröſseren Gehalt für den Geist und die Empfindung gesagt haben. Es ist unverkennbar, daſs, so rein bildend es auch den Sinn und die Einbildungskraft beschäftigt, es doch diese letztere und die Sinne nicht in den lebhaften Schwung versetzt, in welchem uns z. B. Homer durch den Glanz und den Reichthum seiner Dichtungen mit sich fortreiſst. Aber desto nöthiger wird es seyn, einige Worte über die Gröſse und Wichtigkeit des Gegenstandes, den es darstellt, hinzuzufügen, und es gegen den Vorwurf zu retten, daſs es nur die unbedeutenden Schicksale Herrmanns und Dorotheens schildert.

Es ist natürlich, daſs diese Gröſse nicht im ersten Augenblick in die Augen fallen kann, daſs sie sogar eben deswegen, weil sich ihr Bild erst nach und nach vor unserm Geiste gestaltet, eine eigen modificirte Empfindung hervorbringt. Es ist ganz etwas anders, mit der Ankündigung eines schon vorher bekannten Gegenstandes, oder mit der Sache selbst anzuheben; ganz etwas anders, als epischer Sänger, als lebendiges Organ des Ruſs und der Geschichte, oder als einfacher Erzähler, als bloſser Dichter aufzutreten. In dem ersteren Fall erhebt sich die Einbildungskraft des Lesers auf den bloſsen Ton, den sie anstimmen hört, wird, noch ohne daſs der Gegenstand selbst wirkt, von dem Feuer mit ergriffen, das den Dichter begeistert; in dem letzteren muſs erst der Geist und das Herz den Stoff selbst umfassen, ehe das Interesse daran sich ihr ganz mitzutheilen vermag. Natürlich muſs also dort das Gefühl einer glänzenderen, mehr phantastischen, aber eben so natürlich hier das einer gehaltvolleren und innigeren Gröſse entstehen. Und so finden wir es auch in der That. Die ersten Verse des Dichters wecken bloſs Neugierde und Theilnahme in uns, aber bei den letzten Gesängen sind wir von dem Höchsten und Besten durchdrungen, was wir je in unsern glücklichsten Momenten dachten oder empfanden.

Das gröſseste Geheimniſs besonders des epischen Dichters besteht in der Kunst, den Boden zuzubereiten, auf welchem seine Figuren erscheinen, ihnen den Hintergrund zu geben, vor dem sie hervortreten sollen. Diese Kunst hat unser Dichter auf eine ausnehmende Weise verstanden. Die Personen seines Gedichts sind allein sein Werk; sie haben keinen andern Werth, keine andere Wichtigkeit, als die er ihnen mitgetheilt hat, aber die Begebenheiten, die Zeitumstände, in die er ihre Schicksale verwebt, das was er eigentlich durch sie darstellt, was, indeſs wir sie sehen, in ihrer Gestalt, in ihren Handlungen auf uns einwirkt, das hat für sich, und unabhängig von seiner Bearbeitung, ein groſses, ein allgemeines, ein hinreiſsendes Interesse.

Gleich in dem ersten Gesange zeigen sich uns zwei bedeutende, sichtbar von einander geschiedene Gruppen; im Vordergrunde einige einzelne Charaktere, Menschen, die Gleichheit des Wohnorts, der Beschäftigung, der Gesinnungen in einen engen Kreis mit einander verbindet; dann in der Ferne ein Zug von Ausgewanderten, durch Krieg und bürgerliche Unruhen aus ihrer Heimath vertrieben. Gleich hier also steht die Menschheit und das Schicksal vor uns da, jene in reinen, festen, idealischen und zugleich durchaus individuellen Formen, dieses in einer Staaten erschütternden, wirklichen und historichen Begebenheit. Die Ruhe einer Familie contrastirt gegen die Bewegung eines Volks, das Glück Einzelner gegen den Unternehmungsgeist Vieler.

LXXIX.

Hauptthema des Gedichts.

Mit diesem Contrast ist zugleich das Hauptthema des ganzen Gedichts aufgegeben. Wie ist intellectuelles, moralisches und politisches Fortschreiten mit Zufriedenheit und Ruhe? wie dasjenige, wonach die Menschheit, als nach einem allgemeinen Ziele, streben soll, mit der natürlichen Individualität eines jeden? wie das Betragen Einzelner mit dem Strom der Zeit und der Ereignisse? wie endlich überhaupt das, was der Mensch selbst in sich schaffen und umwandeln kann, mit demjenigen, was, auſser den Grenzen seiner Macht, mit ihm selbst und um ihn her vorgeht, so vereinbar, daſs jedes wohlthätig auf das andre zurück, und beides zu höherer allgemeiner Vollkommenheit zusammenwirkt?

Diese Fragen sind in den Gesprächen des Wirths mit seinen beiden Freunden, in dem Streite der beiden Eltern über die Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen des Sohns, in der entschlossenen Äuſserung Herrmanns über den thätigen Antheil an der allgemeinen Gefahr, endlich in der Gegeneinanderstellung seiner Meynung und der des früheren Verlobten Dorotheens über die Zeitumstände überhaupt, um nur dieser vorzüglichsten Stellen zu gedenken, nach einander aufgeworfen, oder beantwortet.

Die Antwort selbst ist zugleich die richtigste für die philosophische Prüfung, die genügendste für das praktische Leben, und die tauglichste zu dem dichterischen Gebrauch. Alle jene Dinge, zeigt uns der Dichter, sind vereinbar durch die Beibehaltung und Ausbildung unsres natürlichen und individuellen Charakters, dadurch daſs man seinen geraden und gesunden Sinn mit festem Muth gegen alle äuſseren Stürme behauptet, ihn jedem höheren und besseren Eindruck offen erhält, aber jedem Geist der Verwirrung und Unruhe mit Macht widersteht. Alsdann bewahrt das Menschengeschlecht seine reine Natur, aber bildet sie aus; alsdann folgt jeder seiner Eigenthümlichkeit, aber aus der allgemeinen Verschiedenheit geht Einheit im Ganzen hervor; alsdann erhalten die äuſsern Ereignisse und Zerrüttungen die Thätigkeit der Kräfte rege, aber der Mensch formt darum nicht weniger die Welt nach sich selbst; alsdann wächst, mitten unter den gröſsesten Stürmen, ununterbrochen, und nur mit dem Wechsel gröſserer oder geringerer Ruhe und Zufriedenheit, die allgemeine Vollkommenheit, und einer nicht verächtlichen Generation folgt immer eine noch bessere nach.

Dies nun, die Menschheit selbst in ihren, zugleich durch ihre innre Kraft und die äuſsere Bewegung bewirkten Fortschritten, hat unser Dichter unsrer Einbildungskraft darzustellen verstanden. Er hat diesem Stoff dadurch mehr dichterische Idealität gegeben, daſs er zu den Charakteren lauter rein menschliche, durch keine Cultur verzärtelte, und doch der Cultur nicht verschlossene Naturen gewählt, seinen Hauptpersonen aber sogar etwas Heroisches, etwas, das an Homers Helden erinnert, beigemischt hat; dadurch mehr sinnliches Leben, daſs er die wichtigsten und gröſsesten Begebenheiten in seine Handlung hineinzieht; dadurch endlich mehr Individualität, daſs er die ganze Eigenthümlichkeit unsres vaterländischen Charakters ,und unsrer Zeit mit auftreten läſst. Es ist ein Deutsches Geschlecht, und am Schluſs unsres Jahrhunderts, das er uns schildert.

LXXX.

Gröſse in den darin aufgeführten Charakteren und Begebenheiten.

In den Charakteren ist gerade immer dasjenige herausgehoben, was poëtisch und praktisch die gröſseste Wirkung thut; es herrscht immer darin eine doppelte Art der Stärke, einmal die ursprüngliche der Natur, und dann die, welche aus dem Zusammenwirken aller verschiedenen Eigenthümlichkeiten entspringt. Denn durchaus waltet die menschliche Empfindung darin vor, daſs nichts gut ist, was nicht natürlich ist, daſs alles Natürliche mit einander in durchgängiger Harmonie steht, und daſs nur aus der reinen Kraft der verschiedenen Individuen die volle der Menschheit hervorgeht.

Die Charaktere der Hauptpersonen sind wirklich für sich selbst von der Art, daſs sie sich allem, was nur an sich gut ist, anschlieſsen, und mit allem eine wohlthätige Wechselwirkung unterhalten können: einige andre, denen diese Eigenschaft nicht so eigen ist, helfen dies noch in ein helleres Licht stellen, und wo das Gespräch (das fast immer diese Materie behandelt) den moralischen Werth und die Gesinnungen der Menschen berührt, da wird immer nur bewiesen, daſs wenn sich Leben im Leben vollenden soll, das Natürliche nicht unterdrückt und das Mannigfaltige nicht einförmig gemacht werden muſs. Von scheinbaren

Fehlern unsrer Natur aus, wird in diesen Gesprächen immer gezeigt, wie sie nur Veranlassungen sind, sich zum Besseren und Höheren zu erheben, streitende Neigungen werden freundlich mit einander ausgeglichen, und die Menschheit wird so sehr in ihrem Ganzen umfaſst, daſs es nur wenig bedeutende Züge in ihrem Bilde geben wird, die hier nicht berührt wären. Am einfachsten, allgemeinsten und schönsten ist sie in der Stelle geschildert, wo (S. 100.) der thätige und rastlose Umsegler des Meers und der Erde mit dem stillen und ruhigen Bürger verglichen wird.

So herrscht also in dem ganzen Gedicht der schöne Geist der Billigkeit, welcher alle Dinge nur von der Seite aufnimmt, von der sie gut und erhebend scheinen; so werden wir, auf eine wahrhaft epische Weise, auf den allgemeinen Standpunkt geführt, von dem wir alles, und alles mit gleich groſsem, parteilosem Interesse ansehn, und so schiebt sich, ohne daſs wir es selbst bemerken, das ungeheure Bild der ganzen Menschheit den wenigen Personen unter, die wir vor uns handelnd erblicken.

Weniger ruhig und befriedigend, aber gleich groſs und kräftig, ist das Bild der Begebenheiten. Die merkwürdigste, die vielleicht die ganze Geschichte aufweist, die französische Revolution, ist von ihren drei gröſsesten Seiten, von dem edeln Freiheits-Enthusiasmus, der ihren Anfang bezeichnete, von dem Kriege mit dem Auslande, und von der Auswanderung einer so zahlreichen Menge von Familien gezeigt. Gerade diese drei sind es auch, welche sich dem Interesse der Leser am meisten empfehlen müssen: die erste durch den Antheil, den nothwendig ihre Ideen und Empfindungen daran nehmen; die zweite durch die Wichtigkeit, die sie für ihr Vaterland und ihre eigne Existenz hat; die letzte endlich durch das rührende Bild, durch welches der Dichter so viele von ihnen an dasjenige erinnert, was sie selbst theils gesehn, theils erfahren haben.

Allein das, was diese Begebenheiten allein und unmittelbar für sich enthalten, ist noch bei weitem nicht alles; es ist vielmehr noch wenig, bloſs das verwirrte Gedränge des Zuges, bloſs das mannigfaltige Elend der Flüchtlinge, die Gräuel und das Verderben des Kriegs vor sich zu erblicken; die Hauptwirkung entsteht erst durch die Vergleichung dieser Zeit mit der Vergangenheit aller Jahrhunderte, durch den unsichern und ahndungsvollen Blick in die Zukunft. „Unsre Zeit, heiſst es, vergleicht sich den seltensten Zeiten; in der heiligen und in der gemeinen Geschichte findet sich nichts, was ihr ähnlich wäre; wer in diesen Tagen gelebt hat, hat schon Jahre gelebt; so drängen sich alle Geschichten. Die Verhältnisse der Gesellschaft sind so umgekehrt, die Stützen, auf denen eines jeden sicheres Daseyn ruhte, so umgestürzt worden, daſs einzelne Menschen, mitten in unsern gebildeten und cultivirten Staaten, ganze Schaaren ohne Heimath und Wohnort herumführen, und dadurch an jene frühesten Zeiten erinnern, wo ganze Nationen durch Wüsten und Irren herumwanderten. Und wo ist das Ende dieses Unheils zu sehen? Man täusche sich nicht mit betrüglicher Hoffnung!

— gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht?"

So stellt uns der Dichter zugleich die höchste Unruhe, die äuſserste Zerrüttung, eine wahrhaft rettungslose Verzweiflung, aber neben derselben auch das sicherste Gegenmittel, die beste Quelle des Trostes und der Hoffnung dar. Wenn die Bande der Welt sich lösen, so sind wir es, die sie wieder zu knüpfen vermögen. Hierin schlieſst sich das ganze Gedicht zusammen, darin vereinigen sich alle einzelnen Eindrücke, die es auf uns gemacht hat. Aus dem Untergang und der Zerstörung sehen wir neues Leben, aus der Verwirrung der Völker das Glück und die fortschreitende Veredlung einer Familie hervorgehn.

Herrmann und Dorothea sind es, die uns von Anfang an allein beschäftigen, allein unsre ganze Aufmerksamkeit erschöpfen. Wie reich und erhaben jene Bilder menschlicher Charaktere, wie groſs und hinreiſsend diese Schilderungen der Zeit hätten seyn mögen, sie hätten diesen tiefen und bleibenden Eindruck in uns nicht hervorbringen können, wenn wir sie nicht immer nur in diesen beiden Figuren gesehen, wenn sie nicht immer nur dazu beigetragen hätten, diese vollständig auszumahlen. Unwillig hätten wir Völker und Zeiten verlassen, und wären nur zu den Empfindungen und dem Schicksal der beiden Liebenden zurückgekehrt, die sich einmal allein unsres ganzen Herzens, unsres ungetheilten Interesses bemächtigt hatten.

Um beide bilden sich von dem Anfange des Gedichts an zwei verschiedenartige Gruppen. Dorothea gehört zu demjenigen Theil unsrer Nation, der durch den Umgang mit unsern mehr verfeinerten Nachbarn eine höhere Cultur und mehr äuſsre Bildung erhalten, und durch eben diese Nachbarschaft auch an den neueren philosophischen Ideen mehr Antheil genommen hat; sie befindet sich zugleich in dem Zustande höherer Spannung, in welchen jede auſserordentliche Begebenheit die Seele immer versetzt; diese Stimmung wird noch durch ihre erste unglückliche Liebe und die schwermüthige Erinnerung daran vermehrt; und dies alles zusammengenommen, und in einem weiblichen Charakter mit einander verschmolzen, macht sie zu einem feineren, höheren, idealischeren Wesen, als Herrmann ist, zu einem Wesen, mit dem wir noch herzlicher und inniger sympathisiren. Dagegen läſst Herrmanns Charakter nichts an männlicher Stärke und natürlicher Einfachheit vermissen, und beide vereinigt geben nun das lebendigste Bild einer fortschreitenden Veredlung unsres Geschlechts. Denn ihre Ähnlichkeit ist so vollkommen, daſs sie sich auf das innigste an einander anschlieſsen können, und ihre beiderseitige Verschiedenheit gerade von der Art, daſs jeder von dem andern, was ihm selbst mangelt, empfängt.

LXXXI.

Resultat des Ganzen. — Eigentlicher Stoff des Gedichts.

Ein furchtbares Ereigniſs, das ganze Völkerschaften aus ihrer Heimath vertreibt, führt also eine schönere und edlere Natur in eine entfernte, noch minder cultivirte Gegend; es führt sie gerade der Familie, dem Jünglinge zu, der sie zu verstehen, zu fassen Sinn hat; es vereinigt beide mit einander, und indem es unaufhaltsam in seinem Laufe weiter forteilt, läſst es den Samen eines neuen Geschlechts, einer schöneren und besseren Menschheit zurück. Nicht der Zufall, nicht ein blindes Verhängniſs, nein! die wohlthätige Hand eines Gottes, die wachsame Sorgfalt des Genius unsres Geschlechts scheint diese wunderbare Verkettung von Umständen geleitet zu haben; und wenn der Dichter der Mitwirkung höherer Mächte im Einzelnen entbehren muſste, so führt er uns dieselbe auf die schönste und rührendste Weise durch das Ganze seiner Dichtung in das Gemüth zurück.

Wer erinnert sich nun nicht hierbei der frühesten Zeiten unsrer Geschichte, wo wohlthätige Pflanzvölker in weit entfernte Länder Menschlichkeit und Gesetzesliebe und die ersten Keime der Wissenschaft und Kunst hinübertrugen? und der späteren, wo einzelne Königstöchter, von dem Zauber sanfter Weiblichkeit und der Macht der Liebe unterstützt, barbarischen Völkern die milden Gesinnungen einer menschlicheren Religion einflöſsten? wem scheint das Bild, das ihm der Dichter darstellt, nicht darum noch erhebender, als jenes, weil der Stamm, der hier noch veredelt werden soll, schon selbst so gesunde und treffliche Früchte trägt? wer rettet sich nicht gern und mit einer gewissen stillen Andacht aus den Gräueln der Jahre, die wir durchlebt haben, zu Scenen dieser Art hin, die ihm allein nur noch zuzurufen scheinen, daſs sich nicht darum alles bewegt und umkehrt, um alles auf einmal in derselben Verwirrung zu begraben, sondern um die Welt und die Menschheit neu und besser zu gestalten?

Vorzüglich hat unser Dichter der bildenden Kraft des weiblichen Geschlechts ein schönes und rührendes Denkmahl gesetzt. Denn wenn Herrmann sanfter und menschlicher, vielseitiger und empfänglicher ist, als sein Vater, können wir darin den wohlthätigen Einfluſs des stillen und einfachen Wesens seiner liebenden Mutter auf seine Natur verkennen? wenn er schon in dem Augenblick, in dem wir ihn zuerst handeln sehen, einen höheren und edleren Enthusiasmus gewonnen hat, ist es nicht Dorotheens Gestalt, die ihn dazu entflammt? und sehen wir nicht deutlich an der Macht, welche sie auf alle ausübt, die sich ihr nähern, die schönere Bildung, die sich von ihr aus auf ihre Familie, auf die ganze Gemeine, die ganze Gegend verbreiten wird?

Auch hierin bleibt der Dichter der Natur unverbrüchlich treu. „Das weibliche Geschlecht übt den entscheidendsten Einfluſs in dem Kreise der Familie aus; nun aber muſs aller politischen Cultur moralische Charakterbildung zum Grunde liegen, und zu jeder Vollkommenheit des Charakters kann der Keim nur im Schooſs des Familienlebens aufblühen. Auch ist die weibliche Natur unendlich mehr geschickt zu verbessern, ohne zugleich zu zerstören; sie besitzt eine sanftere und doch stärkere Gewalt über die Gemüther, ist dem Neuen mehr offen und dem Alten weniger feind, behandelt dies weniger gewaltsam, und ergreift jenes begieriger. Sie fühlt zu tief, daſs ihr selbst alles fremd bleibt, was sich nicht durchaus mit ihren Gedanken und Empfindungen verwebt, und will daher auch der Welt und der Menschheit nichts Ähnliches aufdrängen.

Die fortschreitende Veredlung unsres Geschlechts, geleitet durch die Fügung des Schicksals, macht also, in einer einzelnen Begebenheit dargestellt, den Stoff unsres Gedichts aus. Sieht man denselben nunmehr von dieser Seite an, so wird man ihm gewiſs weder Gröſse, noch Umfang, noch endlich epische Tauglichkeit absprechen können. Nur liegt die Gröſse desselben freilich nicht so, wie bei der heroischen Epopee, in der Begebenheit selbst, sondern in dem, was sich in ihr darstellt. Wer dies verkennt, oder wer auf der andern Seite nicht vollkommen fühlt, daſs derselbe dennoch durchaus künstlerisch, objectiv und episch behandelt ist, der wird immer entweder dem allgemeinen, oder dem künstlerischen, und in beiden Fällen dem epischen Werth des Gedichts zu nahe treten.

LXXXII.

Gesetz der Epopee. — Gesetz der höchsten Sinnlichkeit.

Das Hauptresultat des Begriffs der Epopee läuft darauf hinaus, daſs dieselbe unter allen Dichtungsarten die am meisten objective genannt werden kann. Denn keine andre strebt so sehr nur die äuſsre Wirklichkeit, im Gegensatz der innern Veränderungen des Gemüths, keine einen so groſsen Theil derselben, keine endlich diesen Stoff in so lebendiger und sinnlicher Klarheit darzustellen. Alle Mittel, welche überhaupt dazu beitragen, Objectivität zu befördern, sind daher vorzugsweise das Eigenthum des epischen Dichters, und alle Gesetze, die er als verbindend anerkennen soll, müssen dahin zusammenkommen. Einzeln lassen sich dieselben aus den drei hauptsächlichsten Bestandtheilen der Definition der Epopee ableiten, aus dem Begriff der dichterischen Erzählung einer Handlung; aus ihrer Bestimmung, das Gemüth in den Zustand sinnlicher Betrachtung zu versetzen; und in dieser Betrachtung so innig als möglich die Menschheit mit der Welt zu verknüpfen; und dieser Ableitung zufolge, dürfte es vielleicht nicht unbequem seyn, sie unter folgende Benennungen zusammenzufassen.

1. **Das Gesetz der höchsten Sinnlichkeit.** Dies ist überhaupt ein allgemeines Gesetz aller Kunst und der darstellenden insbesondre. Aber von dem epischen Dichter wird die Befolgung desselben mit doppeltem Rechte gefordert, da er es mit lauter äuſsern, also rein sinnlichen Dingen zu thun hat, und auch das Gemüth in eine, auf diese gerichtete Stimmung versetzen soll. Er muſs daher nicht allein bloſs Gestalten und Bewegung, sondern von beiden auch eine beträchtlich groſse Masse aufführen; muſs ein Colorit wählen, das unmittelbar Licht und Klarheit ankündigt; einen Ton annehmen, der uns freundlich aus uns herauszugehen einladet, und uns zu einem hohen und weiten Schwunge der Phantasie erhebt; Gedanken anregen, welche uns in die groſsen Verhältnisse der Menschheit zu der Welt eine tiefe Einsicht gewähren; Empfindungen anstimmen, die uns harmonisch mit der Natur verbinden; und seinen Stoff überall noch durch den Reichthum und die Sinnlichkeit seines Vortrags, seiner Diction und seines Rhythmus beleben.

Vorzugsweise ist die höchste Sinnlichkeit ein Eigenthum der heroischen Epopee, die eben so gleichsam ein Maximum des epischen Gedichts, als dieses selbst ein Maximum aller darstellenden Kunst überhaupt genannt werden kann. Daher gehören unter dieses Gesetz die gewöhnlichen Regeln von der Gröſse der Handlung, der Einmischung des Wunderbaren, der Mitwirkung der Götter, der Ankündigung des Gesanges, und des Anrufs der Muse. Da die entgegengesetzte Art der Epopee sich gerade hierin von der heroischen unterscheidet, so muſs sie sich sehr hüten, nicht durch eine zu wenig sinnliche Behandlung gar unter dem Epischen oder dem Dichterischen überhaupt zu bleiben.

LXXXIII.

Gesetz durchgängiger Stetigkeit.

2. **Das Gesetz durchgängiger Stetigkeit.** Dies ist bloſs eine doppelte Anwendung des vorigen auf den Begriff der Handlung und der Gestalt, deren fortlaufende Linien man als Bewegungen der Umrisse betrachten kann. In dieser letzteren Bedeutung hat der epische Dichter dies Gesetz mit dem Mahler und Bildner, in der ersteren eigentlich mit keiner andern Kunst gemein. Zwar zeigt die Musik und auf eine noch sinnlichere Weise der Tanz allerdings auch eine solche Stetigkeit der Bewegung, und besonders in dem letzteren ist es eine der bezauberndsten Schönheiten, wenn in einem nirgends unterbrochenen Fluſs immer Gestalt aus Gestalt, Bewegung aus Bewegung, Gemählde aus Gemählde entspringt. Bei beiden ist dies indeſs nur stellenweise der Fall; ihre eigentliche Stetigkeit besteht darin, daſs sich aller, auch unterbrochener, auch plötzlich abspringender Wechsel im Einzelnen nur in Einem Mittelpunkte vereinige. Denn beide drücken Empfindungen aus, die, ob sie gleich immer aus derselben Stimmung der Seele hervorströmen, für sich selbst dennoch auch in der Natur nicht immer eine so stetige Reihe bilden. Es ist also genug, wenn auch die Kunst sie nur in diesem Mittelpunkte verknüpft.

Dem epischen Dichter wird die Beobachtung einer vollkommenen Stetigkeit auf eine doppelte Weise durch den Begriff der Handlung und den der Erzählung zur Pflicht. Für den tragischen, der seine Handlung unmittelbar darstellt, hat dies Gesetz eine bei weitem andre Bedeutung. Er schildert das wirkliche Leben mit allen den Lücken, den Unterbrechungen, den Überraschungen, die wir in jeder Begebenheit wahrnehmen, von der wir unmittelbare Augenzeugen sind; die aber der epische Dichter, wie der Geschichtschreiber, nothwendig ausfüllt und überarbeitet, indem er das Ganze in Eine Erzählung verknüpft. Die Handlung mufs also ununterbrochen fortgehn; kein Umstand darf absichtlich hingestellt scheinen; unabhängig von dem Zweck, zu dem er gebraucht ist, mufs er schon für sich selbst als eine nothwendige Folge aus dem Vorigen herfliefsen; der Zusammenhang des Plans mufs so fest und so innig seyn, dafs der Leser selbst ihn nicht anders hätte entwickeln, so übereinstimmend mit den physischen und moralischen Gesetzen der Natur, dafs die Begebenheit in der That nicht anders hätte fortlaufen können; nur die erste Anlage, auf die sich das Übrige gründet, ist der Willkühr des Dichters unterworfen, alles Folgende bestimmt sich lediglich von selbst durch einander.

Dies ist die sinnliche objective Stetigkeit der Handlung und des Plans. Aber um die subjective in dem Gemüthe des Lesers hervorzubringen, welche eigentlich von ihm gefordert wird, mufs der epische Dichter noch mehr thun. Überall nemlich, wo er eine Mannigfaltigkeit von Bestimmungen in den Charakteren, Gesinnungen, Empfindungen anwendet, muſs er sie gerade eben so durch unendlich kleine allmählige Abstufungen von einander trennen, allen grellen Contrast vermeiden, und in ihrer Verschiedenheit selbst immer nur den Reichthum und den Umfang der Gattung darstellen, zu der sie alle gemeinschaftlich gehören. Denn darin besteht die wahre Stetigkeit einer Reihe von Gliedern, daſs durch die Verschiedenheit der einzelnen nur die Einheit noch klarer wird, die sie alle in eine zusammenhängende Kette verbindet.

LXXXIV.

Gesetz der Einheit.

3. Das Gesetz der Einheit. Die allgemeine Natur der bildenden Kunst, von welcher er das höchste Muster aufſtellen soll, und sein besonderer Zweck fordern von dem epischen Dichter mehr, als von irgend einem andern, eine vollkommene Einheit in der Behandlung seines Stoffs. Aber wenn ihm diese zur unerläſslichen Pflicht gemacht wird, so ist sie nicht sowohl eine solche, welche die einzelnen Theile auf eine schneidende Weise zu einem einzigen Punkte hinführt, als eine solche, welche sie nur in Ein Ganzes zuſammenfaſst. Die erstere ist viel mehr ausſchlieſsend nur der Tragödie eigen.

Die Empfindung nemlich, deren Erregung der Hauptzweck des tragischen Dichters ist, kennt nur Einen Gegenstand, und auf diesen Begriff wahrhaft numerischer Einheit wendet nun der Dichter den milderen und höheren des Kunstganzen an. Der betrachtende Sinn hingegen, der in der Epopee dichterisch bearbeitet wird, nimmt vielmehr immer vieles zugleich auf, und verknüpft es nur in so fern, als er es aus demselben Standpunkte ansieht. Der tragische Dichter strebt also nach einer Einheit, die in der Erfahrung wirklich vorhanden ist; er eilt in der That Einem Punkte zu; dadurch wird sein Gang rasch und heftig, und sein Plan zieht sich, indem er alles abschneiden muſs, was ihn ableiten würde, mehr in die Länge zusammen, als er sich in die Breite ausdehnt. Die Einheit des epischen Dichters hingegen liegt mehr in seiner Absicht, als in der Sache selbst; er hat daher grüſsere und eine bis auf einen gewissen Grad unbestimmte Freiheit mehr in seinen Plan aufzunehmen, es hängt wirklich (und auch in so fern ist die Ankündigung kein unwesentlicher Punkt) groſsentheils davon ab, was und wie viel er gleich anfangs zu leisten verspricht.

Der Schluſs seines Gedichts ist nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus sich nun nichts mehr hinzufügen lieſse; es ist genug, wenn nur alle einzelnen Theile des Ganzen darin auf eine befriedigende Weise zusammenkommen, und es hängt sehr häufig nur von dem Dichter ab, ihn in einen bloſsen Ruhepunkt zu verwandeln, sobald es ihm nemlich gefällt, den Faden der Erzählung noch weiter fortzuspinnen.

Doch kann er seinen Plan nicht nach Willkühr ins Unbestimmte hin ausdehnen. Die Grenze ist auch hier scharf geschnitten; er darf nemlich nicht weiter gehen, als bis dahin, wo sein Stoff aufhören würde, eine Handlung zu seyn, und in eine wirkliche Begebenheit, d. h. in einen solchen Inbegriff von Ereignissen ausartete, in welchem nicht mehr die Wirksamkeit einer Handlung, oder wenigstens nicht mehr die einer einzigen, sichtbar bliebe.

LXXXV.

Gesetz des Gleichgewichts.

Die drei bis jetzt entwickelten Gesetze flieſsen alle aus dem Begriff der Darstellung einer Handlung her; sie sind im Ganzen eben so gut der Tragödie eigen, und nehmen nur durch den epischen Gebrauch eigne Bestimmungen an. Die folgenden entspringen mehr aus der eigenthümlichen Natur der Epopee, den betrachtenden Sinn unsres Gemüths, und zwar denselben in seiner höchsten Allgemeinheit, zu beschäftigen. In dieser Hinsicht zeigt sich uns zuerst:

4. das Gesetz des Gleichgewichts. Von dem Gleichgewichte, in welchem der epische Dichter alle einzelnen Elemente seiner Totalwirkung erhält, hängt die Ruhe ab, die er in dem Leser bewirken soll. Ohne dasselbe würde zugleich die epische Sinnlichkeit, Stetigkeit und Einheit leiden. Man kann es als den Charakter der Natur, mit welcher der epische Dichter uns harmonisch stimmt, ansehen, daſs sie, den ausschlieſslichen Ansprüchen Einzelner feind, sogar gegen den nothwendigen Untergang Einzelner gleichgültig, nur mit unermüdlicher Sorgfalt über das Daseyn des Ganzen wacht. Auch er also darf nur allein darauf sein Augenmerk richten, und die Wichtigkeit zum

Ganzen seines Plans ist der einzige Maaſsstab, nach welchem er den Raum abmessen darf, den er den einzelnen Theilen anweisen kann.

Aber vor allem hat er dafür zu sorgen, daſs sich keine Empfindung ausschlieſsend, oder auch nur mit auffallendem Übergewicht, unsrer Seele bemeistre. Daher würde z. B. ein eigentlich tragischer Stoff einer wahrhaft epischen Behandlung groſse Schwierigkeiten in den Weg setzen, da neben der Herrschaft, welche die Gefühle der Furcht und des Mitleids über uns ausüben, leicht nicht noch etwas andres emporkommen kann. Auch ist ein solcher von epischen Dichtern fast nie behandelt worden; denn das Tragische der Messiade z. B. löst sich wenigstens am Ende in Sieg und Triumph auf.

Indeſs darf man darum dennoch auch einen solchen Stoff nicht ganz und gar aus dem Gebiete der Epopee verbannen. Bei keiner Dichtungsart kommt es eigentlich auf das Object, bei allen nur auf die Art an, wie dasselbe bearbeitet wird. Selbst die vollkommenste Tragödie, um sogleich das auffallendste Beispiel zu wählen, lieſse sich auch an einer durchaus glücklichen und gelingenden Begebenheit ausführen. Die höchsten und heftigsten Bewegungen der Freude, Bewunderung und Entzücken, sind einer eben so groſsen Macht über die Seele fähig, und nehmen im Ganzen denselben heftigen und beschleunigten Gang, als die höchsten Bewegungen der Trauer und des Schmerzes; und wenn ein Dichter glücklich genug wäre, einen Stoff zu finden, in welchem der gelingende Erfolg, der das Ende krönte, einen Sterblichen auf einmal zu einem beinahe göttlichen Wohlthäter seines Geschlechts erhöbe, in dem der, welchem diese Auszeichnung zu Theil würde, ein Charakter wäre, der mit der kraftvollsten Energie und dem edelsten Enthusiasmus das reinste und einfachste Gefühl der Unwürdigkeit zu einer so hohen Bestimmung verbände, und in dem endlich die Wendung, durch welche das Schicksal dies vollendete, recht plötzlich und überraschend einträfe, so könnte er gerade eben die Gefühle der unruhigen Anspannung, der qualvollen Ungewiſsheit, und der höchsten und heftigsten Rührung bei der Entwicklung in uns hervorbringen, die uns jetzt bei eigentlich tragischen Stoffen so mächtig ergreifen. Wir würden uns auch, vorzüglich wenn der Dichter geschickt genug wäre, diejenige Leidenschaft, in welcher Ungewiſsheit, Qual und Entzücken am engsten mit einander verbunden sind, die zweifelnde und endlich beglückte Liebe, so groſs zu behandeln, daſs dadurch sein Gegenstand (den er schlechterdings nur durch seine Erhabenheit retten kann) nicht verkleinert würde — dann würden wir uns eben so auf einen Augenblick von der Natur abgeschnitten, und auf unsre eigne Selbstständigkeit beschränkt empfinden, als bei der eigentlichen Tragödie. Denn das Gefühl eines unverdienten und überschwenglichen Glücks schlägt die Seele mit nicht geringerer Gewalt, als die Gröſse des Schmerzes, nieder.

Die Behandlung ähnlicher Stoffe, nur mehr ins sinnlich - Groſse, als ins moralisch - Erhabene, mehr phantastisch als pragmatisch bearbeitet, giebt, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, den höchsten und vollkommensten Begriff der ernsten und feierlichen Oper.

LXXXVI.

Gesetz der Totalität.

5. Das Gesetz der Totalität. So wenig ein ästhetisches Gesetz dem Dichter bestimmen kann, welches Object er zu wählen hat, eben so wenig kann es ihm vorschreiben, wie viele derselben er in seinen Plan aufnehmen soll. Er hat seine Pflicht erfüllt, sobald er nur das Gemüth des Lesers in der Freiheit erhält, in der es an keinem einzelnen Gegenstand, nicht einmal an eine einzelne Classe derselben, gebunden ist. Diese Freiheit ist eine nothwendige Folge des Gleichgewichts zwischen den verschiednen angespielten Empfindungen; sie ist zugleich die nothwendige Bedingung zu der erforderlichen Sinnlichkeit und Lebendigkeit unsrer Ansicht.

Es ist ein schöner Vorzug der Kunst, uns von den inneren und äuſsern Fesseln zu lösen, durch die wir uns im wirklichen Leben so oft gehemmt fühlen; es ist ein noch edlerer, daſs sie uns an der Stelle derselben eine gleich strenge, aber freie Gesetzmäſsigkeit einflöſst. Diesen Vorzug kann sich der epische Dichter vorzugsweise zu eigen machen, und dazu dient ihm gerade am meisten die Totalität, die Allgemeinheit des Überblicks, zu dem er sich erhebt. Je höher wir uns über unsrem Gegenstand befinden, um ihn in seinem Ganzen zu übersehen, desto freier erhalten wir uns von seiner Herrschaft, aber desto inniger durchdringt uns das Gefühl seines Zusammenhanges und seiner Gesetzmäſsigkeit; und in keiner Verbindung ist die Einbildungskraft so sicher, idealisch, d. h. mitten in ihrer Freiheit gesetzmäſsig zu bleiben, als in der Verbindung mit dem beschauenden Sinn und dem organisirenden Verstande.

Der Epopee indeſs kann es auch an der Menge der Objecte nicht fehlen; keine Methode ist so fruchtbar, als die der höchsten Objectivität: denn um eine Gestalt herauszuheben, braucht man andre, die ihr zur Seite stehen, um eine Bewegung zu schildern, die, welche vor ihr vorhergehn und auf sie folgen. Den gröſsesten Reichthum derselben wird man indeſs freilich nur bei der heroischen antreffen.

LXXXVII.

Gesetz pragmatischer Wahrheit.

6. **Das Gesetz pragmatischer Wahrheit.** Man kann die poëtische Wahrheit überhaupt durch die Übereinstimmung mit der Natur, als einem Object der Einbildungskraft, im Gegensatz gegen die historische, als die Übereinstimmung mit derselben, als einem Object der Beobachtung, definiren. Historisch wahr ist, was in keinem Widerspruch mit der Wirklichkeit, poëtisch, was in keinem Widerspruch mit den Gesetzen der Einbildungskraft steht (*). Die

---

(*) In so fern die Wahrheit überhaupt die durch den Verstand erkannte Übereinstimmung eines Begriffs oder Satzes mit seinem Gegenstand ist, kann es eben so viel Arten der Wahrheit, als der Gegenstände geben. Nun unterscheiden wir von diesen vorzüglich vier in Absicht ihrer intellectuellen Behandlung sehr von einander abweichende Gattungen; 1. wirkliche; dann idealische, und zwar solche, die entweder 2. ein Werk der reinen Abstraction, metaphysische und mathematische, oder 3. der Einbildungskraft sind, poëtische; endlich 4. solche, die, an sich idealisch, auf wirkliche bezogen werden, empirisch-philosophische. Hieraus entstehen nun auch vier Gattungen der Wahrheit: 1. und 2. die historische und poëtische; 3. die speculative (metaphysische oder mathematische) 4. die philosophische (physische oder moralische), die nicht auf der Übereinstimmung mit einer besondern Erfahrung, wohl aber mit der Erfahrung im Ganzen, beruht.

Einbildungskraft überläſst sich nun entweder bloſs der Willkühr ihres eignen Spiels, das sie nur künstlerisch ausführt, oder sie folgt den innern Gesetzen des menschlichen Gemüths, oder den äuſsern der Natur. Je nachdem sie eine dieser drei Richtungen wählt, wird die poëtische Wahrheit zu einer bloſsen Wahrheit der Phantasie, oder zu einer idealischen, oder pragmatischen.

Die erstere ist unter allen Dichtungsarten bloſs im Mährchen brauchbar, bei welchem die Phantasie eigentlich bloſs mit ihrer eignen Kraft und an dem leichtesten Stoff spielt; alles, wonach bei einem so willkührlichen Verfahren noch gefragt wird, ist bloſs, ob die Einbildungskraft diese Züge in eine stetige Reihe, in Ein Bild zusammenzufassen im Stande ist. Die idealische Wahrheit ist vorzugsweise ein Eigenthum des lyrischen Dichters und der Tragödie. Sie nimmt alles als vollgültig auf, was nur, nach der allgemeinen Beschaffenheit des Gemüths, nach den allgemeinen Gesetzen der Veränderungen desselben in ihm denkbar ist, es möchte sich nun übrigens noch so weit von der Natur entfernen, in der Erfahrung noch so selten gefunden werden. Die strengere pragmatische hingegen verwirft alles, was nicht innerhalb des gewöhnlichen Laufs der Natur liegt, und schlieſst sich genau an die Gesetze derselben, sowohl die physischen als die moralischen, in so fern sie mit jenen übereinstimmen, an. Sie fordert geradezu das Natürliche, und wenn sie auch das Auſserordentliche und Ungewöhnliche nicht ausschlieſst, so muſs es doch immer vollkommen auch mit dem Naturgange im Ganzen, mit dem Gattungsbegriff der Menschheit übereinstimmen, wenn es sich gleich darüber erhebt; die idealische weist dagegen auch das nicht zurück, was diesem letzteren wirklich widerspricht, und schlechterdings nur als Ausnahme in den Individuen angetroffen wird; und die bloſse Wahrheit der Phantasie, die fast zu dem geraden Gegentheil von dem wird, was man gemeinhin Wahrheit nennt, übertritt sogar noch diese Schranken. Die Grenzen der idealischen und pragmatischen Wahrheit müssen natürlich, auf einzelne Fälle angewendet, sehr oft zusammenzulaufen scheinen; man wird sie indeſs nie verkennen, sobald man sich erinnert, daſs alles das bloſs idealische Wahrheit haben kann, worauf ein Gemüth stöſst, das sich, abgesondert von dem Leben in der äuſsern Wirklichkeit, in seinen Ideen und seinen Empfindungen vertieft, und der äuſsern Geschäftigkeit und der lebendigen Heiterkeit eine innere Thätigkeit und einen bloſs sentimentalen Genuſs unterschiebt, da hingegen in dem, welcher sich überall an die Natur auſser ihm anschlieſst, in ihr allein lebt, webt und genieſst, nichts vorgehen kann, was nicht die höchste und in die Augen fallendste pragmatische Wahrheit besäſse.

Dies aber ist das Gebiet des epischen Dichters. Seine Kunst geht aus der Fülle des Lebens hervor, und führt eben so auch dahin zurück. Er flieht daher alle gleichsam übermäſsige Verfeinerung in Gedanken und Empfindungen, alle verwickelten und schwer zu ergründenden Charaktere und Empfindungen; was damit verwandt ist, kommt ihm unnatürlich und kleinlich zugleich vor. Er braucht groſse und helle Massen, und Gegenstände jener Art vertragen das sonnichte Licht nicht, das er über seinen Gegenstand auszugieſsen gewohnt ist. Er will auſserordentliche Menschen mahlen, aber doch nur solche, die es durch den Grad ihrer Kraft, durch die Reinheit ihres Wesens, nicht gleichsam durch eine seltne Organisation sind; im Ganzen sollen sie mit allem, was nur überall das Menschlichste und Natürlichste ist, in dem vollkommensten Einklange stehen; was er darstellt, muſs der bloſse gesunde und gerade Sinn durchaus zu fassen und sich anzueignen im Stande seyn. Dies auch allein ist der reinen objectiven Darstellung fähig, von der er sich niemals entfernt.

Dessenungeachtet kann er indeſs nicht weniger auch einen Gegenstand, der nah an das bloſs Idealische grenzt, aus jener gleichsam fremden Welt in seine Dichtung hinüberführen; und wir haben im ersten Theile dieser Abhandlung gesehn, daſs die Eigenthümlichkeit der neueren Poësie, und besonders die unsers Dichters, groſsentheils hierauf beruht. Nur muſs er alsdann nicht versäumen dagegen das Gemüth seines Lesers vollkommen pragmatisch zu stimmen, und dadurch wieder den Miſsklang aufzulösen, den sonst ein solcher Gegenstand in dieser Gattung nothwendig bewirken müſste. Ist er aber hierin glücklich, so erhöht er den Reiz seiner Dichtung, da er ihre Grenzen erweitert, ohne ihrem Charakter zu schaden. Denn wenn es eine Hauptregel für den Dichter ist, die Reinheit der Stimmung, welche jeder Dichtungsart eigenthümlich angehört, in ihrer höchsten Vollkommenheit zu bewahren; so ist es eine nicht minder wichtige, die Gegenstände, welche jede sich natürlicher Weise zueignet, so viel als möglich zu vervielfältigen, und gegen einander umzutauschen.

Die heroische Epopee läuft weniger Gefahr, gegen dies Gesetz zu verstoſsen, als die ihr entgegengesetzte. Aber je genauer auch diese es beobachtet, je mehr sie hohen und feinen Charaktergehalt zugleich mit dieser natürlichen Einfachheit zu verbinden weiſs, je mehr sie originelle Individualität in einer Dichtungsart geltend macht die immer, selbst in den Individuen, nur die Gattung zu zeigen strebt, desto gröſser ist ihre Wirkung.

Denn der Mensch ist nie schöner, als wenn er sich dasjenige, was er ausschlieſslich durch seine eigne Kraft gebildet hat, dergestalt aneignet, daſs es in ihm als eine allgemeine Eigenschaft der ganzen Menschheit erscheint.

LXXXVIII.

Plan des Gedichts. — Gang der Handlung.

Dies sind die vorzüglichsten Gesetze der epischen Dichtkunst. Sie sind alle eigentlich nur verschiedene Ausdrücke der lebendigsten Objectivität; Anwendungen des allgemeinen Begriffs der Epopee auf die einzelnen Forderungen, welche an den Dichter ergehen. Daher lieſsen sie sich vielleicht auch noch unter andre Benennungen bringen; uns schien es indeſs die allgemeine Übersicht am meisten zu erleichtern, zuerst diese Regeln festzusetzen, welche der Dichter bei allen einzelnen Theilen seines Verfahrens beobachten muſs, und dann diese letzteren selbst durchzugehen. Mit diesem letzten Geschäft wollen wir nunmehr noch diese, nur vielleicht zu ausführliche Beurtheilung beschlieſsen, und den Plan, die Charaktere und den Vortrag unsres Gedichts nach den eben aufgestellten Gesetzen mit wenigen Worten prüfen. Zugleich wird uns dies Gelegenheit geben, noch diejenigen einzelnen Bemerkungen einzustreuen, die in dem bisherigen Gange keinen Platz finden konnten.

Der Plan unsres Gedichts vereinigt die zwiefache Schönheit in sich, daſs alle einzelnen Theile vollkommen fest und doch durchaus zwanglos verbunden sind. Niemand wird in einer Composition von so kleinem Umfange die polypenartige Erzeugung eines Theils aus dem andern erwarten, die jedem für sich noch eine eigne Selbstständigkeit einräumt, welche die Iliade zu einem so groſsen, und Ariosts rasenden Roland (denn auch hierin steht nur der Italiänische Sänger dem Griechischen nahe) zu einem so reichen und mannigfaltigen Ganzen macht. Dagegen drängt sich auch nicht, wie man wohl sonst der modernen Dichtkunst Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine harte, und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in Eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes folgende Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten. Indem es vom Anfange aus zu einer gewissen Mitte aufsteigt, und sich von da wieder bis zum Ende hinabsenkt, bildet es einen kleinen, aber durchaus geschlossenen und in allen seinen Punkten erfüllten Kreis.

In dem Ende selbst schlieſsen sich alle Theile, die der Dichter vorher einzeln gezeigt hat, vollkommen zusammen; alle vorher aufgeregten Empfindungen finden darin ihre genügende Befriedigung. Herrmanns Wunsch Dorotheen zu besitzen ist erfüllt; die Naturen, die für einander bestimmt schienen, haben sich gefunden, und beginnen nun ein neues und schöneres Leben. Indeſs bleibt es doch immer, nach wahrhaft epischer Weise, mehr ein Schluſs des Dichters, als ein Ende der Handlung selbst. Wenn auch das Mädchen eingewilligt hat, wenn die Eltern ihre Zustimmung gegeben haben; so könnte in der Wirklichkeit doch noch mehr als Ein Hinderniſs unerwartet dazwischen treten, und die wirkliche Verbindung, die noch nitht geschehen ist, aufschieben. Wäre es möglich, diesen Stoff als Tragödie zu behandeln, so würde sogar erst hier der Knoten geschürzt werden, erst hier die Handlung angehen müssen. So mächtig aber ist die Stimmung, in welche der Dichter unser Gemüth versetzt, so ganz hat er dasselbe in seiner Gewalt, daſs, wenn wir alsdann mit Gewiſsheit plötzliche Schwierigkeiten erwarten würden, wir hier die eigentliche Vollziehung der Verbindung selbst nur als eine nothwendige Folge ansehen, die der Dichter bloſs darum nicht mit in seinen Plan aufnimmt, weil sie sich nunmehr natürlich von selbst versteht.

Bei einem Stoff, wie ihm unser Dichter wählte, muſste nothwendig ein groſser Theil seines Gedichts in Gesprächen bestehen; eine gewisse Armuth an Handlung kann ihm bei einem solchen Gegenstande nicht als Fehler vorgeworfen werden. Wohl aber muſs man ihm den Reichthum an Bewegung zum Verdienst anrechnen, den er sich auch hier noch zu verschaffen gewuſst hat. Wenn man von dem Dichter nicht mehr verlangen kann, als daſs er aus seinem Stoff alles das Leben, alle die sinnliche Mannigfaltigkeit ziehe, deren derselbe fähig ist, so hat der unsrige diese Pflicht im genausten Verstande erfüllt. Wir wollen hier nicht anführen, wie gut er das Gedränge und die Verwirrung des Zuges, das Elend des Kriegs, die merkwürdige Begebenheit, die ihn veranlaſste, zu benutzen verstanden hat; diese Dinge waren vielleicht zu groſs und zu sehr in die Augen fallend, um stillschweigend bei ihnen vorüberzugehen. Aber wie anschaulich hat er auch das geschildert, was allein das Werk seiner Einbildungskraft ist; wie macht er uns mit dem Hause, den Besitzungen, dem Wohnort, den Schicksalen der Familie Herrmanns bekannt! Wie lebendig wird nun alles um uns her, da wir mit der Mutter den weiten Hof, den wohl bepflanzten Garten und Weinberg, das fruchtbare Feld durchstrichen haben, aus ihrem Munde den fürchterlichen Brand des Städtchens, aus den Gesprächen des Vaters die allmählige Aufnahme desselben erfahren, da wir die Familie bis auf den Ahnherrn hin nennen!

In der That werden nur wenige auch unter den gröſseren Gedichten, so viele und so groſse sinnliche Gegenstände aufstellen; das einzige, was man vermissen kann, ist bloſs, daſs es nicht möglich war, auch nur alle bedeutenden unter denselben zugleich in Handlung zu setzen. Aber dies ändert nicht sowohl die Stärke, als nur die Art der Wirkung; es macht nicht, daſs wir weniger, nur daſs wir mit andren Augen sehen. Dadurch ist das Feld des Dichters nicht verengt, nur sein Ton verändert worden.

Wo derselbe indeſs nun wirklich Handlung dargestellt hat, da geht sie auch ununterbrochen fort, steht sie vom ersten Gesange an keinen Augenblick stille. So oft wir auch bloſs Zuhörer der Unterredungen der aufgeführten Personen sind, so vertreten dieselben doch nie die Stelle der Handlung, sondern sind immer vollkommen an ihrem Platz. Statt also daſs ihre häufige Wiederkehr ein Fehler des Plans wäre, ist sie nur eine unvermeidliche Folge des einmal gewählten Stoffs. Sie dienen noch auſserdem eine gewiſse Weile zu bewirken, den Gang der Handlung bald anzuhalten, bald zu beschleunigen. Denn nirgends bewegt sich dieselbe weder zu rasch für die Zeit, die ihr gegeben ist, noch zu langsam für die begierige Aufmerksamkeit des Lesers.

Was aber diesem Gange vorzüglich Leichtigkeit und Natürlichkeit giebt, ist die Menge der einzelnen Momente, in welche sie vertheilt ist, und deren man in diesem kleinen Umfange, ohne nur irgend zu sehr einzuschneiden, gewiſs gegen Hundert zählen könnte. Wie wichtig dieser Umstand ist, beweist uns Homer, der vorzüglich dadurch die ungeheure Individualität, die schöne Bewegung, das rege Leben erhält, daſs er alle Augenblicke absetzt, und daſs immer Moment auf Moment folgt, so daſs der kürzeste Gesang, wenn man ihn am Ende in allem seinem Detail, nach allen den Punkten übersieht, wo man, einen Augenblick verweilend, von einem Umstande zum andern überging, in der Erinnerung eine beträchtliche Länge erhält, dadurch die Natur nachahmt, und die Phantasie gleichsam täuscht, die wirkliche Zeit selbst mit durchlaufen zu haben. Je mehr die Kette der Begebenheiten gegliedert ist, desto weniger scheinen die einzelnen Glieder aus der willkührlichen Anlage des Dichters, desto nothwendiger aus einander selbst zu entstehen, und desto geschmeidiger wird das Ganze. Dadurch vorzüglich unterscheidet sich der Dichter der

Natur von dem Dichter der Schule, und selbst ohne auf den Zuwachs zu sehen, den er dadurch an Leichtigkeit und Freiheit gewinnt, ist es schon in Absicht der bloſsen Form des Fortschreitens der Handlung der Einbildungskraft gefälliger, sie, gleich einem leicht bewegten Strome, in lauter kleinen, sanft gebrochenen und doch immer stetigen Wellen hinflieſsen zu sehen.

LXXXIX.

Echt dichterische Erfindung des Ganzen.

Bei der Anordnung des Details ist kein Umstand, der aus einem andern, vorher angegebenen, natürlich herflieſst, ausgelassen, und kein angeführter unbenutzt geblieben, und eben so wenig findet man einen, dessen der Dichter bedurft hätte, und der nicht schon durch die einmal vorausgesetzten Verhältnisse mitgegeben gewesen wäre. Wie in einer vollkommen ausgearbeiteten Bildsäule nichts mehr bloſser Stoff ist, wie auch der kleinste Raum, über den der Finger hinweggleitet, seine eigne Form und seine eigne Begrenzung hat, so ist auch hier alles bestimmt, und jede Bestimmung erzeugt immer von selbst wieder die folgende. Der Leser hätte sie hinzufügen müssen, wenn es der Dichter versäumt hätte.

Gerade nun dadurch zeichnet sich das echte Dichtergenie in der Composition aus, daſs es seinen Gegenstand gleich dergestalt in die Phantasie auffaſst, daſs sich alles davon absondert, was keiner poetischen Wirkung fähig ist, alles hingegen, was diese vermehren kann, sich von selbst darin findet. Ohne nur irgend zu suchen, muſs der Dichter in dem Stoff, den ihm die Begeisterung zuführte, selbst verwundert, alles vereint, und nur das antreffen, was er bedarf; er muſs bloſs entwickeln, was ihm, gleich als wäre es das Geschenk eines glücklichen Ungefährs, sein Genius, ohne sein Bemühen, nur durch die Kraft seiner Natur gab. Dies ist hier um so auffallender, da ein so einfacher Stoff und im Grunde nur ein einziges Verhältniſs aufgestellt wird. Der Dichter kann hier nicht, wie z. B. Homer bei der Schilderung einer Schlacht, mehrere Bilder zugleich anlegen, und von dem einen zum andern übergehn; er muſs sein ganzes Material sich allein aus sich selbst erzeugen lassen.

XC.

Augenblick, in welchem die Handlung anhebt.

Die Wahl des Augenblicks, in welchem der Dichter die Handlung aufnimmt, gehört zu den vorzüglichsten Beweisen seiner Geschicklichkeit in der Behandlung derselben. Denn von ihm hängt das Interesse ab, das sogleich und unmittelbar in uns erregt werden soll. Daher ist es beinah zur Regel geworden, den Zuhörer gleich in die Mitte der Begebenheit zu versetzen, und in der That ist jeder Anfang zu leer und unbestimmt; es bleibt zu ungewiſs, was man sich von dem Erfolge versprechen darf, als daſs ſchon da eine bedeutende Theilnahme entstehen könnte. Auch unser Dichter ist dieser Regel getreu geblieben, er hatte aber hierzu noch einen andern und wichtigern Grund.

Der Anfang seiner Handlung ist Herrmanns Fahrt nach dem Zuge der Ausgewanderten, und die Vertheilung der Geschenke, mit welchen ihn seine Eltern hingesendet hatten. Diese ganze Scene entzieht er unsern Augen; wir hören nur die Schilderung derselben aus Herrmanns und des Apothekers Munde; dies aber ist auch die einzige Stelle, wo wir nicht unmittelbare Augenzeugen des Geschilderten sind. Die Hauptgruppe in unserm Gedicht ist Herrmanns Familie; wenn wir an der Begebenheit die uns erzählt wird, Theil nehmen sollen, so müssen wir erst mit dieser vertraut werden. Diese müssen wir also auch allein im Vordergrunde erblicken. Hätte der Dichter jene Schaar ausgewanderter Flüchtlinge, die Verwirrung ihres Zugs, das Unglück ihrer hülflosen Lage, unmittelbar selbst uns vorgeführt, so hätte unser Gemüth, durch diesen ungeheuern Gegenstand plötzlich erfüllt und zerstreut, sich nicht wieder auf den Punkt sammeln können, in welchem doch eigentlich allein das ganze Interesse verborgen liegt. Er hätte, in der Nähe auftretend, alles Andre gewaltsam niedergeschlagen, da er jetzt, in der Ferne erscheinend, vielmehr eine überaus schöne und verstärkende Wirkung hervorbringt. Hat unser Dichter nur erst Zeit gewonnen, uns seine Personen und ihre Schicksale ans Herz zu legen, so scheut er sich nicht mehr, uns mitten in das gröſseste Gewühl zu führen, uns mit den erschütternden Schilderungen eines furchtbaren Kriegs und einer groſsen Revolution zu unterhalten. Er hat uns einmal eine bestimmte Empfindung eingeflöſst; statt daſs wir aus derselben herausgehen sollten, ist es gewiſs, daſs wir nur auf sie allein alles Fremde beziehen.

Auf diesem Zuge ist es ferner, daſs Dorothea zuerst ihrem Herrmann erscheint, und der Dichter erreicht nun auf einmal einen doppelten Zweck, wenn er mit der Begebenheit selbst auch den Eindruck schildert, den sie in ihm zurückgelassen hat. Endlich schlieſst sich die Zeit der ganzen Handlung kürzer und schöner zusammen, wenn das Gespräch über Herrmanns Verheirathung, das den eigentlichen Anfang der Verwickelung macht, auch gleich in den ersten Gesängen anhebt, wenn es die erste bedeutende Scene ist, die wir vor unsern Augen vorgehen sehen.

XCI.

Entscheidende Umstände, durch welche die Handlung ihre Hauptwendungen erhält.

Drei Hauptwendungen sind es vorzüglich, durch welche die Handlung eine entschiedene Richtung erhält: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohn; das Begegnen Herrmanns und Dorotheens am Brunnen; und sein Antrag, sie nur als Magd in sein Haus zu führen, verbunden mit der verstellten Rede des Geistlichen, durch welche dieser die hieraus entstandene Verwirrung noch weiter fortdauern läſst. Alle diese drei Umstände aber entspringen durchaus natürlich aus der ganzen jedesmaligen Lage, und die beiden letzteren passen noch überdies so gut zu dem Charakter des epischen Gedichts, daſs der Dichter sie schon in dieser Hinsicht hätte wählen müssen, wenn er sie auch nicht zu seiner Absicht gebraucht hätte.

Der Vorwurf des Vaters beschleunigt den Gang der Handlung, die sonst nicht so leicht zur Entscheidung gekommen wäre; Herrmanns Gemüth muſste durch sie so bewegt, seine zärtliche Mutter um ihn so besorgt, sein Herz durch ihre liebevolle Sorgfalt so tief gerührt werden, wenn er, der sich sonst so schwer entschloſs, sich ſo schnell entdecken, so plötzlich die entscheidenden Schritte zu wagen entschlieſsen sollte. Zugleich aber ist es so natürlich, daſs der Vater in einer Stunde, wo er heiter gestimmt, aber durch die Begebenheiten der Zeit ernsthafter bewegt ist, der Verheirathung seines Sohnes gedenkt, die ihm schon lange am Herzen lag, und daſs der Anblick so vieler Unglücklichen, welche das Schmerzliche einer traurigen Flucht darum noch bittrer empfanden, weil ihre Frauen und Kinder es mit ihnen theilten, das Gespräch überhaupt auf diese Materie lenkt.

Von dem Begegnen beider Liebenden am Brunnen haben wir schon im Vorigen gesprochen; es gehört zu den Ereignissen, in welchen gerade das Wunderbare und Überraschende natürlicher ist, als das Gegentheil. Kein Zustand einer stärkeren Leidenschaft, einer höheren Spannung der Seele wird je ohne ein solches ungefähre Zusammentreffen bloſs zufälliger Umstände gefunden werden; sey es nun, daſs wir alsdann nur diese Umstände schärfer herausheben und dauernder in unserer Empfindung aufbewahren, oder sey es wirklich, daſs eine geheime und unbegreifliche Sympathie der Seele diejenigen zusammenführt, die in ihren innersten Empfindungen Eins sind, oder daſs dieselbe Gemüthsstimmung ihnen wenigstens ähnliche Richtungen gebe, in welchen sie sich öfter und leichter begegnen.

Die Schürzung des Hauptknotens endlich entspringt sehr natürlich aus Herrmanns und Dorotheens Charakter. Er, feierlich gestimmt und tief bewegt, und aus mehr als Einem Grunde, aber vorzüglich wegen des Ringes (den der Dichter so trefflich benutzt hat) an der Erfüllung seiner Wünsche zweifelnd, muſste nothwendig in seinen Worten zaudern und stocken; Dorotheens leichte und gewandte Besonnenheit ihm eben so nothwendig mit einer kurzen Entscheidung zu Hülfe kommen. Das Unglück ihrer Lage muſs ihr einen Antrag zur Heirath so unglaublich, und dagegen den, den sie wirklich annimmt, so wahrscheinlich machen; und seine Schüchternheit, seine Freude, sie doch wenigstens nun in seiner Nähe zu besitzen, seine Furcht, durch einen andern Zusatz auf einmal alles wieder zu verderben, muſs ihn diesen Ausweg, den sie ihm darbietet, mit beiden Händen ergreifen lassen.

In der That hätte der Dichter kein glücklicheres Mittel finden können, seine Wirkung zugleich hinzuhalten und zu verstärken. Wie schön wird nun der Rückweg der beiden Liebenden durch dies Miſsverständniſs, das Dorotheen die ganze Freiheit in ihren Äuſserungen gegen Herrmann erhält, welche das Bewuſstseyn anerkannter Gefühle nothwendig raubt! Welche liebliche *Zweideutigkeit* bringt es in die Worte des Jünglings, mit denen er immer zweifelnd, aber auch immer bald mehr, bald weniger hoffend, ihr seine Besitzungen, das Haus seiner Eltern, dies Fenster der Kammer zeigt, die er bisher einsam bewohnt hat, und nun doppelt glücklich an ihrer Seite bewohnen wird. Wie gern hören wir ihn hier, nicht mehr im Stande seine Empfindung ganz an sich zu halten, ihr sagen, daſs diese Kammer künftig die ihrige seyn wird, aber auch gleich durch den Zusatz:

— — wir verändern im Hause,

wieder das zurücknehmen, wodurch er sich verrathen zu haben glaubt. Wie glücklich hat der Dichter diese ganze Stelle auf einem reizenden Mittelwege zwischen dem Ernst der Wirklichkeit und dem Spiel einer bloſsen Einbildung gehalten.

Die letzte von denen, welche wir hier zusammen anführten, und welche die Entwickelung noch am Schluſs einen Augenblick verzögert, thut uns, wie sich nur wenige Leser werden abläugnen können, auf gewisse Weise wehe. Wir haben einen so innigen Antheil an Herrmanns und Dorotheens Gefühlen genommen, daſs wir die Verwirrung, die, wenn sie uns bis jetzt selbst ergötzte, nun für beide drückend werden kann, gern unmittelbar gelöst wissen möchten; wir sympathisiren überhaupt inniger mit ihnen, als mit den andern Personen, die eben im Hause versammelt sitzen; wir sind schon darum anders und zarter, als sie, bewegt, weil wir die beiden Liebenden auf ihrem Wege begleiteten, weil wir, eben so wie sie selbst, durch die Ungewiſsheit ihrer Lage und die augenblickliche Verstimmung durch den Unfall auf der Treppe des Weinbergs reizbarer und verwendbarer geworden sind. Dagegen ist der Pfarrer zwar ein aufgeklärter und einsichtsvoller Mann, aber mehr eine heitre und unbefangne, als empfindsame Natur, und in dem Augenblick, da das Paar in die Thüre tritt, freut er sich ein Werk vollendet zu sehen, das er gröſstentheils selbst bereitet hat. In diesem Moment kann er, weniger um den Schmerz, den er augenblicklich zufügen wird, als um die Erklärung bekümmert, die er hervorlocken will, der Versuchung nicht widerstehen, das Gemüth des Mädchens aufs Äuſserste zu bringen, und dadurch ihre Gesinnung zu prüfen. In diesem Sinn setzt er die Verwirrung durch Verstellung fort, und auf diese Weise konnte der Dichter eine Äuſserung nicht vermeiden, zu der einmal alles gegeben, alles vorbereitet war.

Aber er hätte auch seinen epischen Vortheil nur wenig verstanden, wenn er sie, durch eine falsche Delikatesse verleitet, hätte aufgeben wollen. Denn gerade diese minder sorgfältige Achtung zarter Gefühle, diese Stimmung, in der wir andre nicht für verwundbarer ansehen, als uns selbst, und daher ohne weitere Rücksicht unsern Launen oder Einfällen folgen, vielmehr an absichtlich angerichteten Verwirrungen und Miſsverständnissen, von denen wir doch voraussehen, daſs sie sich zuletzt in einen bloſs heitern Scherz auflösen müssen, eine sichtbare Freude haben, ist den eigentlich natürlichen, rein realistischen, und also durch beides wahrhaft epischen Charakteren am meisten eigen. Daher findet man auch Stellen dieser Art nirgends so häufig, als in den Alten, und Homers „herzzerschneidende Worte," die vorzüglich in der Odyssee so oft wiederkehren, stehen meistentheils in keiner andern Bedeutung da, als hier die Rede des Geistlichen, nur daſs ihnen mehr lustiger Scherz und manchmal sogar eine gewisse Rohheit beigemischt ist.

So wie diese einzelnen, sind die meisten, oder, genau genommen, vielmehr alle Umstände, die der Dichter in seinen Plan verwebt hat, durch eine dreifache Nothwendigkeit begründet:

1) als Folgen des vorher Gegebenen;

2) als Mittel zum Zweck des Ganzen;

3) endlich als die tauglichsten Werkzeuge zur Hervorbringung einer wahrhaft epischen Wirkung, und daran, daſs dieses alles immer unzertrennlich zusammengeht, sieht man, daſs das Ganze aus einer einzigen rein dichterischen Anschauung entstanden ist. Dies durch alle Theile des Gedichts hindurch einzeln zu zeigen, würde eine überflüssige Arbeit seyn, da gewiſs alle in ihrer ganzen Verkettung dem Leser gegenwärtig sind. Auch haben wir im Vorigen (XX—XXXVI.) schon eine Veranlassung gefunden, die uns beinah durch das ganze Gedicht vom Anfange bis zum Ende geführt hat. Wir können uns daher hier begnügen, nur noch ein Paar allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen.

XCII.

Benutzung des Orts und der Zeit.

Die Quellen, aus welchen der epische Dichter alle seine Mittel schöpft, sind allein der Lauf der Begebenheit und die Natur der Charaktere, die er darstellt. Der unsrige, der in dem ersteren keine groſse Hülfe finden konnte, muſste sich vorzugsweise an die letztere halten; indeſs hat er der eigentlichen *Begebenheit* etwas andres unterzuschieben gewuſst, wovon er mehr, als vielleicht bisher ein andrer Dichter, trefflichen Nutzen gezogen hat — den Ort und die Zeit.

Beide bestimmt er mit unermüdlicher Sorgfalt, bei beiden vernachläſsigt er schlechterdings keine Beziehung, die sie auf die Handlung oder die Personen haben können; und dadurch gruppiren sich nun in diesen Umgebungen die Figuren noch dichter und schöner zusammen. Die Zeit der Handlung ist, wie das Verhältniſs zu ihrem Umfange *forderte*, nur sehr kurz, nur von dem Anfang des Nachmittags bis zum Einbruch der Nacht. Auch dies ist wieder zugleich in der Lage der Sachen gegründet. Eilte nicht Herrmann, Dorotheen noch an demselben Tage zu besitzen, so zog sie fort, und verschwand ihm vielleicht auf immer

> In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hinziehn
> und Herziehn.

Der Tag ist ein schwüler Sommertag, der sich mit einem Gewitter und Regenguſs endigt. Wie gut der Dichter diesen Umstand, den Einfluſs der Tagszeit und des Himmels auf die Stimmung der Personen benutzt hat, davon haben wir schon oben ausführlicher gesprochen. Aber er hat auch die allmäligen Grade, durch die bei der Hitze eines schwülen Sommertags sich nach und nach ein Gewitter zusammenzieht, so stufenweis und so mahlerisch geschildert, und diese Schilderungen überall so natürlich eingeflochten, daſs wir den Nachmittag und Abend mit zu durchleben, die staubige Hitze zu fühlen glauben, den Himmel sich gegen Abend nach und nach schwärzen, endlich die schweren Wolken den voll und hell stralenden Mond verschlingen sehn.

Nicht weniger sorgfältig macht er uns mit dem Local bekannt, nicht weniger Vortheil zieht er aus einigen schönen Standpunkten, wie aus der Aussicht auf das Städtchen am Birnbaum. Wir kennen die Stadt, den Weg zum benachbarten Dorf, den Fuſspfad, der von da durch das Korn zu Herrmanns Besitzung führt, vor allem aber den Gang vom Birnbaum in die Wohnung, den wir zweimal mit so verschiednen Empfindungen zurücklegen, genau. Dennoch ist in keinem einzigen Verse eine absichtliche Beschreibung enthalten; aber da alle Personen immer mit der ganzen Anschaulichkeit reden, die sonst nur ein wirkliches Gespräch hat, und da es ein kleiner Kreis ist, in dem man sich herumdreht, in dem also dieselben Gegenstände mehreremale wiederkehren: so ist es eben so viel, als hätte man diesen halben Tag an dem Orte selbst zugebracht. Der Dichter dachte sich die Handlung nie ohne das Local, und dieses nie ohne jene; daher zeigt er es immer zugleich mit ihr, und beschreibt es nie allein und für sich. So kann z. B. der Apotheker, wenn er, ohne alle Absicht, in einer ganz episodischen Erzählung den Ort einer Spazierfahrt nennt, auf keinen andern, als auf den Lindenbrunnen kommen, der uns schon durch eine ganz andre Erinnerung so werth ist; und eben so in allen übrigen Stellen.

Aber unsrem Dichter macht es auch die Eigenthümlichkeit seines Stoffs mehr, als einem andren, zur Pflicht, die äuſsern Verhältnisse seiner Personen nicht zu vernachlässigen. Da sie immer weniger durch ihre einzelnen Handlungen, als durch ihren Charakter, ihre Gesinnungen, ihre Lebensart interessiren können, so darf er nicht weniger Sorgfalt darauf verwenden, diese Dinge, die sie täglich umgeben, als sie selbst, zu zeigen.

So hat sein Plan den festesten Zusammenhang, so durchgängige Stetigkeit der Bewegung und vollkommene Einheit des Ganzen. Aber er verbindet mit diesen Vorzügen noch einen andern, der, wenn er auch nicht seine epische Tauglichkeit vermehrt, doch die Wirkung des Gedichts sehr angenehm verstärkt, nemlich eine gewisse regelmäſsige, man darf es sagen, absichtliche Symmetrie. Sie kann dem aufmerksamen Leser von selbst nicht entgangen seyn, und auch wir haben sie schon an mehr als Einer Stelle in dem Bisherigen berührt. Sie giebt der ganzen Production eine gewisse Lieblichkeit und Zierlichkeit, die nur der Kunst angehört, und den Werken derselben um so sichtbarer eigen seyn muſs, als es ihnen an groſsem Umfang und an eigentlicher Erhabenheit abgeht. Wo sie fehlt, wird das Ernste leicht feierlich, das Pathetische leicht drückend; wo sie übertrieben ist, geht alle Wahrheit und aller Eindruck auf die Empfindung verloren. So, wie unser Dichter, hierin die Mittelstraſse zu halten, die höchste und einfachste Natur, so ganz ohne ihr das Mindeste ihrer Wahrheit zu entziehn, mit dem sichtbaren Gepräge der Kunst zu stempeln, ist vielleicht der sicherste Beweis einer echten Künstlernatur.

XCIII.

Stetigkeit in den nach einander erregten Empfindungen. — Ausnahme davon. — Mittel des Apothekers gegen die Ungeduld.

Eben die Stetigkeit und Einheit, die in dem Plan des Gedichts herrscht, finden wir auch in den Empfindungen, die nach einander erregt werden, wieder. Alle kommen in der reinsten und menschlichsten Theilnahme an der Bildung und an dem Glücke der Menschheit, in der Gesinnung mit einander überein, die, billig in der Beurtheilung Andrer, uns bloſs streng gegen uns selbst macht, aber uns doch immer in ununterbrochener Thätigkeit und heitrem Muthe erhält. Im Einzelnen läuft jede immer sanft in die andere über. Wenn das Gespräch eine zu ernsthafte oder rührende Gestalt annimmt, so giebt ihm der Apotheker eine leichte und lustige Wendung; wenn dieser uns zu sehr in seinen Kreis herabzieht, so führt uns der Geistliche zu einer allgemeineren philosophischen Ansicht. Besonders findet sich dieser Übergang vom Pathetischen durch das Komische zur bloſsen Betrachtung eben so häufig, als er auch im Leben selbst durch die zufällige Mischung der Charaktere, und selbst durch eine gewisse innre Nothwendigkeit in dieser Folge, fast beständig zurückkehrt.

Nur in einer einzigen Stelle ist ein sichtbarer Sprung, ein gewissermaſsen greller Contrast; aber da ist er auch nothwendig, da fordert ihn die Veranlassung selbst mitten in der sonst nirgends unterbrochenen Stetigkeit der epischen Gattung. Unsre Leser errathen gewiſs, daſs wir von dem Mittel gegen die Ungeduld reden wollen, das der Apotheker noch im Alter seinem seligen Vater verdankt; keiner von ihnen wird über diese Stelle leicht ohne allen Anstoſs weggelesen, jeder sich gefragt haben, was es eigentlich ist, das ihn so sonderbar daran trifft. Wir wollen versuchen, an unsrem Theil von dem Verfahren des Dichters Rechenschaft zu geben.

Herrmanns Eltern saſsen unruhig mit den beiden Freunden da, und erwarteten mit Ungeduld die Ankunft ihres Sohns und den Ausgang der Begebenheit. Die Wichtigkeit dieser Entscheidung lieſs kein andres Gespräch aufkommen; die Mutter vermehrte das Übel noch durch laute Klagen, durch Hin- und Herlaufen, und durch Vorwürfe, die sie den Freunden machte, die ihn allein gelassen hatten. Besonders wuchs dadurch der Unmuth des schon heftigen Vaters. So müssen wir uns die Lage in dem Zimmer denken, und so schildert sie uns der Dichter.

In dieses Zimmer soll nun, wenige Augenblicke nachher, das liebende Paar eintreten. Soll jetzt der Dichter diesen Augenblick durch das Unangenehme dieser allgemeinen Verstimmung verderben? Unmöglich. Er muſs vielmehr ihren Empfang vorbereiten; man muſs an dem vollen Eindruck auf alle Gemüther fühlen, daſs es Herrmann und Dorothea sind, die hereintreten. Was giebt es aber für einen Übergang aus diesem Zustande in einen andern, ehe noch die Ursache desselben aufgehört hat Offenbar keinen andern, als einen gewaltsamen. Wodurch kann er bewirkt werden? Offenbar nur durch etwas Groſses und in die Augen Fallendes; nur durch einen grellen und harten Contrast. Denn da die Aufmerksamkeit immer allein auf die beiden Hauptfiguren gerichtet bleiben soll, so muſs der Dichter suchen, die Veränderung hervorzubringen, ohne doch dem Gegenstande, den er dazu braucht, eine eigne Wichtigkeit einzuräumen. Gerade die Veränderung also ist es, die er fühlbar machen muſs, und darin besteht eben das, was wir Contrast nennen.

Wenn man die Aufgabe auf diese Weise stellt, so bewundert man mit Recht, wie glücklich der Dichter das Mittel gefunden hat, sie zu lösen. Das Bild des Todes ist es, das er wählt, und das unter allem, was sich ihm darbieten konnte, gerade das einzige Passende war. Denn indem es zugleich den doppelten Gedanken der Vernichtung und des Lebens herbeiführt, schüttelt es durch den ersteren das Gemüth aus jedem Zustande auf, in welchem es sich immer befinden möchte, und läſst durch den letzteren plötzlich auf die augenblicklich dadurch hervorgebrachte Leere die schönste Fülle nachfolgen. Auch benutzt unser Dichter beide Seiten gleich vollkommen; scheuet sich nicht, uns zuerst den Tod in seinem ganzen Gräſslichkeit auf eine recht Gothische Weise in der Enge des Sarges, der Schwärze der Farbe, der Gleichgültigkeit der Arbeiter zu zeigen, die das Haus, das einen Menschen auf ewig in sich verbergen soll, mit eben der Gleichgültigkeit, wie einen gewöhnlichen Hausrath, verfertigen; und sammelt hernach die ganze Stärke seiner Sprache, um das Leben in seiner schönsten Fülle und Kraft zu schildern. Unmittelbar also aus der unvortheilhaftesten Stimmung zum Empfange des Brautpaars hat er die beste und erwünschteste hervorgerufen.

Wie trefflich sind aber auch hier wieder alle übrigen Umstände behandelt! Wie anschaulich sehen wir, dem Apotheker gegenüber, die Wohnung des Tischlers; wie geschäftig arbeiten Meister und Gesellen, wie passend ist die sonderbare Erzählung dem Apotheker, die herrliche Anwendung dem Geistlichen in den Mund gelegt; wie hübsch ist die ganze Fabel ersonnen! Denn was könnte in der That besser den Ungeduldigen zurecht weisen, als die Nähe des Todes und die Schnelligkeit der Zeit, die sein thörichter Unverstand noch gewaltsam vor sich wegzutreiben eilt?

XCIV.

Charaktere des Gedichts. — Allgemeine Gattung, zu der dieselben gehören. — Ihre Ähnlichkeit mit dem Homerischen.

Die wahre und natürliche und zugleich feste und bestimmte Zeichnung der Charaktere fällt zu sehr ins Auge, als daſs sie besonders herausgehoben werden dürfte. Aber die Behandlung derselben ist auch durchaus episch; sie ist es in der allgemeinen Verwandtschaft aller mit einander, in der besondern Verschiedenheit der Einzelnen, in dem Verhältniſs dieser letztern zu einander und zu dem Ganzen.

Alle Charaktere unsres Gedichts gehören sämmtlich zu Einer Gattung; denn alle Personen sind aus derselben Classe, aus dem wohlhabenden Theil des Bürgerstandes, genommen. Was wir in allen schon auf den ersten Anblick bemerken, ist ein Übergewicht der ursprünglichen Natur über die erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, der natürlichen Kräfte über die Cultur. Der Geistliche und der Apotheker besitzen zwar auch einen höheren Grad von dieser; aber in dem letzteren ist es eine schiefe und halbe, die ihm, ohne übrigens seiner natürlichen Gutmüthigkeit zu schaden, einen gewissen komischen Anstrich giebt; in dem Geistlichen ist sie vorzugsweise auf die moralische Bildung und das Glück des Menschen, also wieder auf das Einfachste und Natürlichste bezogen, was gedacht werden kann. In allen finden wir daher einen schlichten und geraden Sinn, reine und natürliche Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen; in allen mit Einem Wort einen sehr gesunden Menschenverstand und eine gewisse wackre Gutmüthigkeit. Im Apotheker allein kann man gegen beide einige Einwürfe erheben; in ihm ist der erstere hie und da durch Halbcultur verschroben, und die letztere mehr Schwäche als Verdienst. In dem Geistlichen sind beide durch mehr Nachdenken und Kenntnisse zugleich erhöht und verändert. Aber am reinsten herrscht dieser Charakter in Herrmann, in seinen Eltern, und Dorotheen.

Bei allen andern findet sich ferner ein Zusatz, der sie in den Kreis gewöhnlicher Menschen herabzieht, und sie manchmal näher an das Gemeine, Platte und Rohe bringt. Der Vater wird bisweilen einseitig und hart; der Geistliche ist oft pedantisch, der Apotheker lächerlich. Nur Herrmann, seine Mutter und Dorothea bleiben durchaus gut und edel; sie sind eigentlich durchaus von gleichem absoluten Werthe, nur sind auch unter ihnen wieder die Nüancen fein und schön angegeben. Die Mutter ist von der thätigsten Bravheit, der reinsten Güte, der zartesten Feinheit; aber sie ist es gleichsam ohne ihr eignes Verdienst und ohne es selbst zu wissen. Alles liegt allein in ihrer Weiblichkeit und ihrem Muttergefühl; immer stellt sie sich nur hinter ihren Herrmann zurück; immer sieht sie sich allein nur in ihm. Herrman hat die schönste Anlage zu allem Besten und Höchsten, aber sie ist mehr stark angedeutet, als schon hinlänglich ausgebildet. Dorothea allein zeigt einen gewissen idealischen Schwung, nur sie erhebt sich zu einer Höhe, auf der sie, wie uns die letzten Gespräche zwischen ihr und Herrmann deutlich beweisen, nur halb von den übrigen verstanden, allein da steht. Mit Herrmann würden wir gern einzelne Tage verleben, ihn gern mitten in seiner Geschäftigkeit, in seinem Familienkreise erblicken; die zärtliche Sorgfalt der Mutter würde uns herzliche Thränen ablocken; die gutmühige Lebhaftigkeit des Vaters uns ergötzen und freuen; aber nur mit Dorotheen möchten wir umgehen, nur sie könnten wir zur Vertrauten unsres Herzens wählen.

Im G[illegible]en, sehen wir an dieser allgemeinen Übersicht, kommen die Charaktere unsres Dichters sehr mit den Homerischen überein. Auch in Homers Helden finden wir vor allem ein Herz in der Brust, „das Unrecht hasset und Unbill," einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Auch in der äußern Lebensart ist eine auffallende Ähnlichkeit. Auch Homers Helden hat „Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket;" auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Herrmann, ihre Pferde selbst an, und spannen sie selbst an den Wagen. Ja, was noch mehr ist, in dem Richter der ausgewanderten Gemeine erkennen wir an der Weisheit, mit der er den unbesonnenen Haufen zur Ordnung und zum Frieden ermahnt, an dem Ansehen, mit dem er durch wenige Worte ihre Streitigkeiten schlichtet und die Ruhe wiederherstellt, den Führer der Völker wieder, wie ihn uns Homer, und noch mehr, wie ihn uns Hesiodus schildert. Von dieser Seite hat daher die eigentlich heroische Epopee nur sehr wenig vor der unsrigen voraus.

Kein epischer Dichter nemlich kann das Heldenmäſsige in den Charakteren entbehren. Denn wenn der lyrische und der tragische nur einzelne Empfindungen und Leidenschaften brauchen, so braucht er hingegen das ganze Wesen des Menschen. Dieses ganze Wesen also muſs auch nothwendig etwas Dichterisches besitzen, auſser seiner innern und eigentlichen Trefflichkeit zugleich ein taugliches Object für die Einbildungskraft abgeben. Dies aber, wozu vor allem andern Selbstständigkeit und Natur gehört, ist es gerade, was wir heldenmäſsig nennen. Wer also in der Epopee mit Glück aufgeführt werden soll, muſs selbst, und aus eigner und aus lebendiger Kraft, handeln.

XCV.

Verhältniſs der Cultur und einer cultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauch.

Daher ist nichts dem epischen Geist in so hohem Grade zuwider, als die bloſse Cultur. Denn sie ist nichts Selbstständiges, eine bloſse unbestimmte Tauglichkeit zu allem Möglichen; keine Kraft, ein bloſser Besitz; nichts Lebendiges, ein todter Schatz, der, wenn er Nutzen stiften soll, erst gebraucht werden muſs. Sie [illegible]ht aber auch noch darauf aus, Selbstständigkeit, Kraft und Leben überall zu tödten, wo sie es findet. In dem Augenblick also, da der Mensch Cultur sucht, muſs er ihr auch entgegenarbeiten, in dem Augenblick, da er, das Gebiet der bloſsen Natur verlassend, in ihr Gebiet hinübertritt, beginnt für ihn ein Kampf, der nicht eher geendigt ist, als bis er sie mit der Natur in Übereinstimmung gebracht hat. Denn ohne die Möglichkeit einer solchen Schlichtung des Streits durch nachfolgende Harmonie, wäre es thöricht, sich überhaupt in denselben einzulassen. Die ursprüngliche und lebendige Kraft muſs also durch die Cultur sich bereichern, dagegen aber ihrer unbestimmten Tauglichkeit ein bestimmtes Ziel geben, und das Todte nach und nach in Leben verwandeln. Nur so wird der cultivirte (bloſs bearbeitete) Mensch von dem bloſs natürlichen zum gebildeten.

Alle Cultur nemlich ist ein Werk des abgesondert wirkenden Verstandes. Nun üben, ohne die Ausbildung desselben, die Dinge um uns her eben so wohl ihren Einfluſs auf unsre Empfindungen aus, erregen eben so wohl unsre Neigungen und Leidenschaften. Aus beidem aber entstehen unsre Gesinnungen. Es ist also ein Charakter möglich, auf dessen Bildung der bloſse Verstand gar keinen bedeutenden Einfluſs gehabt hat; die reine Natur hat allein auf den reinen Menschen eingewirkt. Wir empfinden und begehren eben so gut, als nachher; aber das, was auf uns ein-, und was aus uns zurückwirkt, und die Art, wie dies geschieht, ist uns einzeln nicht klar und verständlich. Dies ist die Periode der bloſsen Natur.

Unser Verstand entwickelt sich, eine tiefere Einsicht beginnt, wir unterscheiden uns deutlicher von dem Objecte, und ein Object von dem andern. Wir verstehen besser, was mit uns vorgeht, aber wir lassen auch unsern Empfindungen weniger natürliche Freiheit, und so lange also unsre Cultur noch unvollständig und einseitig ist, verderben und verdrehen wir unser gesundes und gerades Gefühl. Dies ist die Periode der bloſsen Cultur.

Unsre Einsicht erweitert sich, wir geben uns, besser über uns selbst belehrt, unsre natürliche Freiheit wieder, kehren von den Verirrungen, zu denen uns eine einseitige Cultur verführt hatte, auf die Spur der Natur zurück; wir werden nun wieder zu eben dem, was wir waren, ehe wir ausgingen, aber wir selbst und die Welt sind uns nun verständlich und klar, und dies bessere und vollere Verstehen hat zugleich unserm Gefühl und unsern Neigungen eine andre Gestalt mitgetheilt: sie sind verfeinert worden, ohne eigentlich in ihrem Wesen verändert zu werden. Dies ist die Periode der vollendeten Bildung.

In dieser letzten Periode kann nun zwar der epische Dichter den Menschen wieder aufnehmen, und so auf einmal den doppelten Vorzug der Natur und der Cultur vereinigen. In gewissem Grade thut er dies auch wirklich. So hat der unsrige z. B. Dorotheen und dem Richter eine sehr hohe, aber eine durch Begebenheiten und Erfahrung, nicht durch Wissen und Studium hervorgebrachte gegeben. Doch abgerechnet, dafs durch eine solche Beimischung einer mannigfaltigeren Bildung die dichterische Wirkung nur wenig gewinnt, so wird er auch noch, sich jenes Vortheils ganz zu bedienen, durch etwas Andres verhindert.

Das Übergewicht der Cultur giebt unsrer ganzen Lebensart eine gewissermaafsen unnatürliche und künstliche Gestalt, und einen ähnlichen Charakter tragen auch die Begebenheiten unsrer Zeit an sich. Da sie eine Menge neuer Bedürfnisse weckt, und vor allem darauf ausgeht, die möglichst grofse Zahl der Zwecke mit dem möglichst kleinen Aufwande von Mitteln zu erreichen, so hat sie zwischen die Kraft des Menschen und das Werk, das er dadurch hervorbringt, eine Menge von Werkzeugen und Mittelgliedern gesetzt, vermöge deren ein Einziger mit geringerer Anstrengung eine groſse Masse bewegen kann. Der Mensch erscheint also seltner als die einzige Ursache einer Begebenheit, und noch seltner als die unmittelbare. Er handelt nicht allein, oder nicht frei, oder wenigstens nicht selbst und geradezu. Das Zusammenwirken der Menschen und Ereignisse ist so vielfach und mächtig geworden, daſs wir weit öfter den Zufall — das Zusammentreffen kleiner, für sich nicht bemerkbarer Umstände — als den Entschluſs Einzelner herrschen sehen; die Ausführung der auſserordentlichsten Unternehmungen hängt mehr von der klugen Berechnung der Umstände und einer geschickten Anlegung des Plans, als von der Kraft und dem Muth des Charakters ab. Der reine Mensch für sich vermag nur wenig mehr über den Menschen, und nichts über den Haufen; er muſs immer durch Massen handeln, sich immer in eine Maschine verwandeln. Wenn noch eine Energie mächtig ist, so ist es allein die Energie der Leidenschaften, und die Leidenschaften selbst verlieren durch kleinliche Eitelkeit und kalten Egoismus von ihrer furchtbaren Naturgröſse. Dadurch ist ein groſser Charakter überhaupt, oder doch wenigstens die Stimmung seltner geworden, ihn in Andern zu finden, oder ihn sich selbst zuzutrauen.

XCVI.

Möglichkeit der heroischen Epopee in unsrer Zeit.

Bei dieser unpoëtischen Lage unsrer Zeit hat der Dichter nichts Eiligeres zu thun, als uns von da weg in eine Welt zu retten, die uns dem glücklicheren Alterthume näher führt; er muſs daher seinen Stoff aus demjenigen Theil der Gesellschaft hernehmen, in welchem die ursprüngliche Natur noch die Cultur überwiegt, und ihn überhaupt mehr im bürgerlichen, als im öffentlichen Leben aufſuchen; und dies ist es, wodurch die heroische Epopee jetzt beinah zu einer unmöglichen Aufgabe wird.

Einen antiken Stoff dürfte der epische Dichter nicht leicht, so wie der tragische, wählen; dieser hat nur einen einzelnen Vorfall, eine einzelne Leidenschaft zu schildern, der er, da sie durch alle Zeiten hin gleich menschlich bleibt, immer die Farbe der Wahrheit geben kann, und gewinnt nun einen, schon vor ihm in dem Geiste seiner Zuschauer poëtisch gebildeten Stoff. Jenem aber, der das ganze Leben seiner Helden zugleich mit allem, was sie umgiebt, schildern soll, der bei weitem nicht mit dergleichen Willkühr Züge aus seinem Bilde weglassen, oder andre hinzufügen darf, würde es auf diesem Boden immer an Natur und pragmatischer Wahrheit mangeln. Wo aber findet er nun in der neuern Geschichte eine eigentlich epische Handlung, eine solche, in welcher der Mensch allein und unmittelbar handelnd und zugleich als Held auftritt? Gesetzt indeſs, er fände auch diese, so bleibt noch immer ein andres, beinah unüberwindliches Hinderniſs übrig. Eben die Cultur, von der wir im Vorigen sprachen, hat in unsern Handlungen einen Unterschied eingeführt, in dem sie, ganz unabhängig von der natürlichen moralischen Würdigung, einem bloſs künstlich verabredeten Maaſsstab des Schicklichen und Würdigen unterworfen werden. Jede bloſs körperliche Beschäftigung, alles, was zum bloſs gewöhnlichen Leben gehört, ist diesen Begriffen nach unanständig und des gebildeten Mannes unwürdig; alles dies muſs er andern äuſserlich und innerlich minder vom Schicksal Begünstigten überlassen. Wie soll nun der epische Dichter diese Forderung mit dem Gesetze der höchsten Sinnlichkeit, der ununterbrochenen Stetigkeit reimen? soll er seinen Helden als eine Puppe zeigen, die, immer von Andern bedient, für sich selbst nur durch Anordnen und Gebieten, also durch Entschlüsse und Reden, thätig erscheint? oder soll er immer nur die Masse, die ihn umgiebt (immer also nur Begebenheiten, nicht Handlungen) schildern, ihn selbst aber, gleich einem Gott aus der Wolke, nur dann hervortreten lassen, wenn er einen entscheidenden Streich auszuführen im Stande ist?

Bis also das epische Genie durch die That das Gegentheil beweist, kann man schon hiernach, ohne noch an das Wunderbare, dessen sie schwerlich entbehren könnte, zu denken, die heroische Epopee in unsern Tagen mit vollkommenem Recht unter die Zahl der Unmöglichkeiten rechnen; und es bleibt daher so lange nichts andres übrig, als alle epischen Stoffe immer nur aus dem Privatleben und zwar aus derjenigen Menschenclasse zu nehmen, die wirklich auch jetzt noch natürlicher, einfacher und antiker lebt. Daſs hierbei in der That in Rücksicht auf die Charaktere kein Verlust ist, kann schon Herrmann und Dorothea beweisen. Was nur die Menschheit Groſses und Edles besitzt, ist darin in seinem vollsten Gehalte ausgeprägt. Dagegen ist an der Erhebung der Phantasie, an dem Schwunge der Begeisterung ein wahrer und beklagenswerther Verlust; aber dieser wäre auch wahrscheinlich (wenn es hier der Ort wäre, die Möglichkeit der heroischen Epopee für uns allgemein zu untersuchen) noch aus andern Gründen, als aus dem bloſsen Mangel eines passenden Stoffs unersetzbar. Der prächtige Glanz der Epopee scheint mit dem Sinken der griechischen Sonne erloschen zu seyn; glücklich genug, daſs uns unser Dichter zeigt, daſs sich wenigstens die reine Bestimmtheit ihrer Umrisse, das rege Leben ihrer Figuren, mit Einem Wort ihre volle und blühende Kraft überhaupt, noch bis zu uns frisch und ungeschwächt erhalten hat.

XCVII.

Darstellung einfacher Weiblichkeit in Dorotheen.

Den höchsten Gehalt in die einfachste Naturform einzuschlieſsen, ist die Aufgabe, welcher der Dichter bei der Bildung seiner Charaktere volle Genüge leisten muſs, wenn er den Geist und die Einbildungskraft seiner Leser in gleichem Grade befriedigen will.

Hierin gleich glücklich zu seyn, wäre dem unsrigen unmöglich geblieben, wenn er nicht einen weiblichen Charakter gewählt hätte, die Hauptrolle in seiner Charakteristik zu spielen, den eigentlichen Ton darin zu bestimmen. Denn nur in der weiblichen Natur steht die natürlichste und die höchste Bildung in einer so sichtbaren Nähe neben einander; nur in ihr verschafft sich die ursprüngliche Eigenthümlichkeit immer einen vollen und leichten Sieg; nur auf sie übt die Verschiedenheit der Stände und Beschäftigungen eine minder fühlbare Macht aus. Zugleich aber konnte der Dichter auch, wie wir im Vorigen gesehn haben, seiner Hauptwirkung unbeschadet, Dorotheen eine feinere Bildung und einen freieren Schwung der Seele einräumen. In ihr konnte er daher am besten neben einer schönen Individualität zugleich das reine Bild der Gattung aufstellen.

Denn so viele Schilderungen weiblicher Charaktere wir auch schon Göthe's Meisterhand verdanken, so zeigt kein einziger ein so treues Gemählde reiner und natürlicher Weiblichkeit, als der Charakter Dorotheens. Alle andern sind in besondern Lagen und Empfindungen, oder vielmehr — denn darin liegt der eigentliche Unterschied — kein einziger von jenen ist in epischem Geiste gezeichnet. In Dorotheen erblikken wir durchaus und vor allen andern nur zwei Haupteigenschaften — hülfreiche Geschäftigkeit und besonnene Gewandtheit; alle übrigen zeigen sich nur augenblicklich, nur wie die Veranlassung sie hervorruft; ohne sie bleiben sie tief im Innern der Seele verborgen; an jenen beiden läuft ihr ganzes Leben hin, so lange es in seinem gewöhnlichen Kreise fortgeht.

Die Stelle über die allgemeine Bestimmung des Weibes (S. 172.) gehört zu den schönsten und empfundensten, die je über diesen Gegenstand gesagt worden sind. In keinem Stande, in keinen Verhältnissen kann es, ohne eine solche Gesinnung, ohne diese herzliche Bereitwilligkeit zu jedem hülfreichen Dienste, einen schönen weiblichen Charakter geben. Denn es ist ohne sie kein inniges Gefühl häuslicher Tugenden möglich, und jede weibliche Schönheit und Gröſse muſs einmal immer auf diesem Stamm emporblühen. Das weibliche Geschlecht ist zu der schönsten und würdigsten Herrschaft, zu der Herrschaft über die Gemüther, bestimmt. Das Bewuſstſeyn dieser Bestimmung, verbunden mit dem Bewuſstſeyn, daſs diese moralische Gewalt nur durch die gänzliche Aufopferung aller physischen gewonnen werden kann, in deren Vereinigung das Wesen der Weiblichkeit besteht, machen zusammen jene Gesinnung aus. Ohne dieses ist die Herrschaft des weiblichen Geschlechts empörend und widrig, ohne jenes seine diensthare Unterwürfigkeit knechtisch und verächtlich.

Nicht weniger weiblich und mädchenhaft, als jener Zug, ist die anscheinende Kälte, mit der Dorothea bald die Empfindungen des Jünglings zurückscheucht, bald seine halb und dunkel gewagten Äuſserungen kurz abfertigt; daſs sie überall verständig, gewandt und besonnen, aber nur selten bewegt und gerührt erscheint. Die geschäftige Lebhaftigkeit der Phantasie in den Weibern, ihre gröſsere Aufmerksamkeit auf die Dinge, welche sie umgeben, die schöne Leichtigkeit, mit der sie, wenn sie sich auch einem Gedanken, einer Empfindung überlassen, darum nicht alles Übrige aus den Augen verlieren, contrastirt sehr gut mit der Heftigkeit, dem Tiefsinn und der Feierlichkeit des Mannes, und der Contrast wird noch auffallender, wenn, wie hier, die Individualität des Charakters, statt ihn zu mildern, ihn noch erhöht. Auſserdem aber sind diese Eigenschaften zugleich die, welche sich in Dorotheens Lage am natürlichsten entwickeln muſsten, und die am meisten einer noch höheren und feineren Ausbildung fähig sind.

XCVIII.

Idealität in der Charakter-Schilderung. — Verhältniſs der Charaktere zu einander.

Durch diese Schilderung Dorotheens hat der Dichter gezeigt, wie genau er natürliche Wahrheit mit echter Idealität zu verbinden weiſs. Dorothea ist in der That ganz das, was sie selbst von sich sagt:

> — ein tüchtiges Mädchen,
> Zu der Arbeit geschickt, und nicht von rohem Gemüthe.

Dies ist sie, wenn man sie mit dem kalten Auge des bloſsen Beobachters betrachtet. Aber wie viel mehr noch erscheint sie dem Blick ihres Geliebten, wie viel mehr uns, da wir sie jetzt, durch den Dichter dazu begeistert, in dem Spiegel der Einbildungskraft ansehn! Ohne daſs jenes natürliche Bild sich im mindesten verändert, können wir ihr jede weibliche Gröſse, jede weibliche Tugend, jede weibliche Schönheit, die nur überhaupt mit diesem Charakter übereinstimmen, beilegen, und keine wird ihr fremd, jede eigenthümlich erscheinen.

Auf eine vielleicht noch auffallendere Weise finden wir indeſs dies Idealische in der Schilderung des Vaters. Ganz wie er da ist, könnte ein solcher Charakter in der Natur existiren, und alsdann würden wir ihn wohl manchmal angenehm und ergötzend, aber gewiſs nicht liebenswürdig im Ganzen finden. Wodurch kann er nun in den Händen des Dichters auf

Idealität Anspruch machen? Bloſs durch seine reine Eigenthümlichkeit, bloſs dadurch, daſs alles in ihm durchaus zusammenhängt, sich durchaus gegenseitig bestimmt, daſs er das Gepräge einer reinen Geburt der Phantasie an sich trägt. Wodurch versichert er sich hier unsres ungetheilten Beifalls? warum läſst er hier einen andern Eindruck, als in der Wirklichkeit, zurück? Wieder eben dadurch, daſs wir ihn hier nur mit unsrer Einbildungskraft anschauen, daſs wir dort einen Menschen sehen, der, weil er einem beschränkten Charakter bleibend angehört, dadurch minder vollkommen ist, hier nur einen Charakter sinnlich dargestellt, der zwar im Leben manchmal vorkommt, hier aber nur als ein einzelner Zug in dem groſsen Bilde der Menschheit erscheint; nur dadurch daſs wir in dem Gebiete der Wirklichkeit unsre Aufmerksamkeit, mit einer gewissen unruhigen Besorgniſs immer nur auf die Schranken und Unvollkommenheiten derselben richten, da wir hingegen im Gebiete der Phantasie, besser und reiner gestimmt, nur ihre wirkliche Kraft, ihr wirkliches Wesen ins Auge fassen und jene Schranken nur als das ansehen, was diesem eine bestimmte individuelle Gestalt giebt.

Wie gut das Verhältniſs der verschiednen Personen unter einander beobachtet ist, haben wir schon weiter oben bemerkt. Wir haben schon oben gezeigt, wie trefflich sich unter allen der Jüngling und die Jungfrau hervorheben; wie alle andern sich immer in dem Grade, in welchem sie ihnen näher verwandt sind, auch näher und dichter ihnen zur Seite stellen; wie natürlich sich Herrmann und seine Eltern in das Bild Einer Familie, sie und die beiden Freunde in das Bild benachbarter Bewohner desselben Orts; sie alle endlich mit der ausgewanderten Gemeine, dem Richter und Dorotheen in das Bild derselben, nur in mehrere an Gestalt und Bildung verschiedene Stämme getheilten, Nation zusammenschlieſsen.

Überall treffen wir daher das schönste Gleichgewicht, vollkommene Totalität, die natürlichste pragmatische Wahrheit, überall den echten und reinen Charakter der epischen Dichtkunst an.

XCIX.

Diction.

Die Schönheit der Diction kann nur an einzelnen Beispielen gezeigt, nur empfunden werden; wir schränken uns daher hier bloſs auf eine einzige Bemerkung und auf wenige Worte ein.

In keiner Stelle dieses ganzen Gedichts wird man einen überflüssigen Schmuck, eine müſsige Metapher, überhaupt einen Ausdruck antreffen, der stärker oder prächtiger wäre, als der Gegenstand ihn verlangt. Nichts kann dem oratorischen Styl in der Poësie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer so oft bemerken, mehr entgegengesetzt seyn, als der Vortrag unseres Dichters. Überall schildert er nur die Sache, aber überall auch diese in ihrem ganzen und vollen Gehalt.

Wo er groſse Naturscenen beschreibt, ist sein Ausdruk sinnlich, prächtig und kühn. Herrmann und Dorothea gehen am Abend, da eben die Sonne sich zum Untergange neigt, nach Hause. Wie groſs mahlt er uns dieses Schauspiel!

Also gingen die zwei entgegen der sinkenden Sonne,
Die in Wolken sich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahndungsvolle Beleuchtung.

Es wird Nacht.

Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne;
Und so lagen vor ihnen in Massen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkler Nächte.

Ein reifes Kornfeld wogt, von der Luft bewegt, hin und wieder. Er nennt es eine goldene Kraft, die sich im ganzen Felde bewegt. Aber selbst bei diesen Schilderungen sieht man schon, daſs er auch sinnliche Gegenstände nicht bloſs den Sinnen mahlt, daſs er immer die Einbildungskraft zugleich tiefer stimmt, alles charakteristisch, alles in Beziehung auf die ganze Wirkung zeichnet, die es auf uns ausübt.

Denn dies ist die groſse und schöne Eigenthümlichkeit seines Vortrags. So wie er, wie wir im ersten Theil dieses Aufsatzes sahen, überhaupt immer zugleich und in Eins verbunden die Gestalt mit der Gesinnung darstellt, eben so wählt er auch immer einen Ausdruck, der zugleich beides, die erstere in aller ihrer Individualität, die letztere in aller ihrer Wahrheit zeigt. Daher besitzt er eine so eigenthümliche Kunst, viel durch einzelne Beiwörter auszurichten, am meisten durch die, welche auf den ersten Anblick, und aus dem Zusammenhang herausgerissen, äuſserst einfach scheinen, wie der wohlgebildete Sohn, der menschliche Hauswirth, die zuverlässige Gattin.

Wo er Empfindungen mahlt, oder Wahrheiten ausführt, da vermeidet er jedes Wort, das übertrieben oder künstlich scheinen, oder mit dem nur überhaupt das einfachste und schlichteste Gefühl nicht sympathisiren könnte; dagegen knüpft er immer alles das auf einmal zusammen, was mit dieser Einfachheit verträglich ist. Dadurch bekommt jeder seiner Aussprüche ein gewisses gediegnes und antikes Ansehn, und die Begriffe von Tugend, von Glück, von Leben gewinnen bei ihm einen Gehalt und eine Fülle, die wir vergebens bei einem andern Dichter suchen. Es scheinen nicht mehr Worte und Schilderungen; es scheinen diese Gefühle selbst, wie sie aus dem Herzen hervorströmen. Man lese die Rede des Geistlichen über das Bild des Todes (S. 203.) noch einmal nach, und fühle selbst, welch ein Leben aus diesen Versen hervorquillt.

C.

Einfachheit der Diction.

So ist die Sprache unsres Dichters durchaus einfach, wahr und kräftig, durchaus in Harmonie mit seinem dichterischen Charakter, wie wir ihn im Vorigen schilderten, und mit den Foderungen der epischen Dichtkunst. Kein einzelner Ausdruck, keine Wendung, kein einziger Vers in dem Ganzen ist weder didaktisch, noch lyrisch.

Der Vorwurf aber, dem dies Gedicht schwerlich ganz entgehn wird, ist der einer zu groſsen Einfachheit der Darstellung, einer solchen, die manchmal wenigstens matt und prosaisch wird. Bis auf einen gewissen Punkt ist dieser Tadel gegründet; es hätte in der That hie und da ein minder gewöhnlicher Ausdruck gewählt, der Gang der Perioden durch das Hinwegschneiden müſsiger Partikeln rascher gemacht; oder ohne auch hierin etwas zu ändern, durch den Bau des Verses dem kleinen Übelstand abgeholfen werden können.

Gröſstentheils aber entsteht jener Vorwurf nur aus einer einseitigen Ansicht derer, die ihn erheben. Einmal darf ein Gedicht, wie das gegenwärtige, nicht stellenweis, es muſs im Ganzen beurtheilt werden. Nur wenn der Eindruck des Ganzen matt und prosaisch ist, oder wenn Leser, die mit vollkommener Theilnahme an dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit durchaus auf das Ganze richten, durch einzelne prosaische Stellen gestört werden, nur dann ist jener Tadel gegründet. Sonst aber ist es sehr natürlich, daſs, um dem Ganzen das nöthige Gleichgewicht zu erhalten, um nicht überhaupt in einen Schwung zu gerathen, der dieser Gattung nicht zukommt, einzelne Stellen so gemildert werden müssen, daſs sie, allein herausgehoben, nicht anders als matt erscheinen können.

Dann giebt es auch bei der Beurtheilung dessen, was die einen matt, und die andern nur einfach und natürlich nennen, offenbar zwei verschiedene Standpunkte. Die einen, nemlich gehen bei dem Dichter mehr von dem Begriff des **Rhapsoden** (des Sängers), die andern mehr von dem des **Poëten** aus — wenn es nemlich erlaubt ist, diese beiden Begriffe, in so fern in dem einen mehr das Musikalische des Gesanges, in dem andern mehr das Künstlerische der Form herrschend ist, von einander zu trennen. Jene sehen ihn als einen Menschen an, der, durch die Eingebung eines Gottes in einen sinnlichen Schwung, in eine hohe Begeisterung versetzt, nun auch eine Sprache annimmt, die sich über alles Gewöhnliche emporhebt, nicht nur der Gröſse ihres Gegenstandes mit der Kühnheit ihres Ausdrucks folgt, sondern ihm vielmehr da, wo er kleiner erscheint, durch noch gröſsere Kühnheit nachhilft. Sie wollen ganz andre Worte, andre Wendungen, kurz eine durchaus und in jedem Einzelnen andre Sprache, als die Prosa verlangt. Diese betrachten ihn als einen, dessen Einbildungskraft einen Gegenstand lebhaft aufgefaſst hat, und nun, mehr um die Sache, als um den Ton bekümmert, nur daran arbeitet, ihn auszubilden, und wieder der Einbildungskraft Anderer werth zu machen, im Einzelnen der gewöhnlichen Sprache nahe bleibt, aber das Ganze dadurch allein umändert und emporhebt, daſs er es, seiner Form nach, zu einem reinen Werke der Phantasie macht.

Diese beiden Ansichten näher zu prüfen und zu würdigen, die Zeiten und Sprachen zu vergleichen, in welchen die eine oder die andre mehr gegolten hat, würde unläugbar zu wichtigen Resultaten führen. Es würde uns lehren, daſs erst die vollkommene Scheidung der poëtischen und prosaischen Sprache das Zeichen der vollendeten Bildung des Styls ist, und daſs für diese Vollendung bei uns, wenn nicht die Poësie zu prosaisch, doch die Prosa noch zu poëtisch ist. Allein da dies eigne und weitläuftige Untersuchungen erforderte, da es uns offenbar nöthigen würde, tief in die Sprache Homers und Plato's (welcher letztere vorzüglich hierüber treffliche Winke enthält) einzugehen; so müssen wir uns hier dabei begnügen, daſs in jeder dieser Ansichten, so wie sie im Vorigen geschildert sind, dennoch offenbar etwas Einseitiges und Übertriebenes liegt, und daſs jede unläugbar besser zu einer besondern Art der Dichtkunst paſst. Wenn nun unser Dichter ein billigeres Urtheil nach der letzteren erfährt, so verdient er es mit desto gröſserem Rechte, weil seine Gattung und sein Charakter derselben offenbar mehr angemessen ist.

CI.

Periodenbau.

Der Periodenbau ist so meisterhaft, daſs er ein eignes Studium verdiente. Er schildert überall den Gegenstand selbst, folgt ihm in allen seinen Bewegungen, besitzt dabei einen so vollen Numerus des Wohlklangs, schlingt sich so schön durch alle Theile des Rhythmus und durch die Verse hin, und verbindet mit allen diesen Vorzügen eine so ungezwungene und natürliche Leichtigkeit, daſs er dadurch allein gewiſs sehr viel zu der Objectivität beiträgt, die wir mit so vielem Recht an diesem Gedichte bewundern. Sich hiervon im Einzelnen zu überführen, vergleiche man nur die Beschreibung des verwirrten Gepäcks auf den Wagen der Ausgewanderten, und des Umschlagens eines derselben. (S. 16.)

Unter den Constructionen sind mehrere, welche eine Grammatik, die streng am alten Gebrauch hängt, Neuerungen nennen würde. So hat der Dichter z. B. die Trennung des Genitivs von dem Substantivum, das ihn regiert, sehr häufig und an einigen Stellen sehr glücklich gebraucht. Wer fühlt z. B. nicht den gröſseren Nachdruck, den durch diese Wendung folgende Worte der Mutter erhalten:

> Denn mir gab der Tag den Gemahl; es haben die ersten
> Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.

Aber auch da, wo sie nicht gerade diese Wirkung hervorbringt, hat sie einen Reiz, der sich manchmal besser empfinden, als erklären läſst.

CII.

Versbau und Rhythmus.

Die Behandlung der Verse gäbe einer Kritik, die ins Einzelne eingehen wollte, zu mancherlei Bemerkungen Stoff. Es ist nicht zu läugnen, daſs hier eine Menge kleiner Flecken ins Auge fallen, die man in einem übrigens so vollkommnen Ganzen lieber wegwünschte. Indeſs zeigt sich doch auch hier eine gewisse Einheit in dem Charakter des Dichters.

Die bloſse einfache Schilderung des Gegenstandes hat in seiner Seele vor der rhythmischen Form einen gewissen Vorzug behauptet. Daher ist der Bau der Perioden besser behandelt, als der Bau der Verse, der Numerus besser als der Rhythmus, welcher letztere nicht nur reicher sondern auch reiner seyn könnte. Sein Stoff hat sich ihm nicht gleich bei dem ersten Wurf hinlänglich rhythmisch geformt dargestellt, und sein nachheriger offenbar sichtbarer Fleiſs hat diesem Mangel nicht überall nachhelfen können. Die Vorzüge also, die ihm der Versbau darbot, hat er nicht eben so, als alle übrigen, geltend gemacht; er hat nicht einmal hier durch strenge Beobachtung der Regeln die nothwendige Correctheit erlangt. Daſs er aber diese Regeln anerkennt, daſs er nicht, wie wohl Andre, glaubt, es sey genug, wenn die Verse flieſsend und wohlklingend sind, sie möchten übrigens Hexameter seyn oder nicht, oder gar daſs, es andre Hexameter gebe, als die uns die Alten überliefert haben, beweist er genug dadurch, daſs unter allen Hexametern, die wir ihm verdanken, diese nicht nur bei weitem die besten, sondern auch groſsentheils regelmäſsig und tadelfrei, sehr viele derselben musterhaft und vortrefflich sind. Sollte er aber auch in der Folge dahin gelangen, alle kleinen Nachlässigkeiten zu vermeiden, so wird er doch schwerlich je dahin kommen, daſs sich die Schönheit und Pracht des Verses, der Reichthum des Rhythmus mit einem gewissen Übergewicht in seinen Productionen ankündigen sollte; und wer ihn tiefer studirt hat, wird dies nicht einmal wünschen können.

Nimmt man daher alles zusammen, was die Diction, den Numerus und den Rhythmus unsres Dichters betrifft, so erscheint er auch hier in durchgängiger Harmonie mit sich selbst, und läſst auch von dieser Seite, im Ganzen genommen, nichts zu verlangen übrig. Im Einzelnen aber werden wir freilich hier kleine Flecken und Nachlässigkeiten gewahr, welche die einen minder, die andern mehr stören werden, je nachdem einige wirklich strenger und zarter, oder, was vielleicht eben so oft der Fall ist, kleinlicher und pedantischer in ihren Forderungen sind.

Aber selbst diese Nachlässigkeiten verdienen kaum diesen Namen, da sie fast alle wieder kleine Vorzüge mit sich führen. Man versuche es nur, Incorrectheiten in diesem Gedicht umzuändern, und man wird nur äuſserst selten darin glücklich seyn, ohne zugleich irgend eine, wenn auch vielleicht kleine, Schönheit der Diction aufopfern zu müssen, wenn man nur fein und tief genug in die Eigenthümlichkeit des Dichters, in die Einfachheit und Objectivität seines Vortrags eingeht. Wie leicht scheint es z. B. in dem Verse: (S. 90.)

Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten

der freilich durchaus unstatthaften Verkürzung der Stammsylbe „— berg“ durch die Versetzung:

— Garten und Weinberg

abzuhelfen. Aber alsdann wird die Folge der Gegenstände, wie sie in der Natur ist, verändert, und Herrmann nennt zuerst, was seinem Auge später erscheint, und eben so werden sich ähnliche Gründe dem Versuch einer bloſsen Veränderung (die nicht die ganze Periode umarbeitet) in einer Menge andrer Stellen widersetzen. Nicht also in einer Unbekanntschaft mit den Regeln des Versbaus, und noch weniger in einer Geringschätzung derselben ist der Mangel, von dem wir hier reden, gegründet; er liegt tiefer in dem Charakter des Dichters, und entsteht allein durch das Übergewicht eines groſsen und unläugbaren Vorzugs, so daſs der Dichter, wo er glücklich genug ist, denselben ganz zu überwinden, nun auch die höchste Vollendung zugleich in der Form und in dem Tone der Darstellung erreicht.

CIII.

Übereinstimmung des besondren Charakters des Gedichts mit dem allgemeinen der Gattung, zu der es gehört.

Wir haben nunmehr die zwiefache Beurtheilung beendigt, welcher wir dieses Gedicht unterwerfen wollten.

Wenn wir unsern Blick noch einmal auf dieselbe zurückwenden, so finden wir den subjectiven Charakter des Dichters mit den objectiven Gesetzen der Gattung, die er behandelt hat, in durchgängiger Übereinstimmung.

In ihm fanden wir vorzugsweise rein dichterische Darstellungsgabe, Natur und Wahrheit, Ruhe und Einfachheit, Kraft und diejenige Fülle des Gehalts, welche alle Kräfte des Gemüths, den ganzen Menschen befriedigt. Eben diese Eigenschaften fordert aber auch das epische Gedicht, und gerade in eben der Mischung und Stimmung diejenige besondre Art desselben, der wir Herrmann und Dorothea beigezählt haben.

Durch diese Übereinstimmung nun muſste nothwendig das entstehen, wovon wir, als der Totalwirkung des ganzen Gedichts, im Anfange (I.) ausgingen: die strenge und rein poëtische Objectivität, die Verbindung vollkommener Individualität mit echter Idealität. Es muſste die Erscheinung hervorkommen, daſs wir uns von einem einfachen und schlichten Gegenstande aus in eine Welt idealischer Gestalten versetzt, von einem einzigen Bilde aus zu den höchsten Ansichten erhoben, von den tiefsten Empfindungen durchdrungen fühlen.

Wenn uns die Auseinandersetzung unsrer Gedanken gelungen ist, so muſs der Leser nicht nur jetzt einsehen, wie dies zugegangen ist, sondern auch auf das deutlichste verstehen, wie es bloſs dadurch möglich war, daſs sich der Dichter ausschlieſslich unsrer Einbildungskraft bemeisterte.

CIV.

Schluſs.

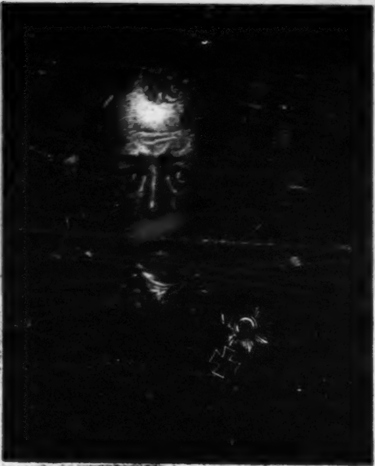
Da wir jetzt nichts mehr über unsern Gegenstand hinzuzufügen haben, so sey es uns erlaubt, noch einen allgemeinen Blick auf die Ästhetik überhaupt zu werfen.

Wir haben in unsrer Untersuchung auf die ersten Grundsätze derselben zurückgehn, wir haben die Frage vorlegen müssen: wie sind überhaupt ästhetische Wirkungen durch den Künstler möglich? Wir haben es nicht vermeiden können, das Wesen der Kunst überhaupt nahe zu berühren, da sowohl unter allen Dichternaturen die unsres Dichters, als unter allen Dichtungsarten die epische das reinste Gepräge der darstellenden Kunst überhaupt an sich trägt.

Wir haben uns bei dieser Veranlassung genauer über das Wesen und die Methode der Ästhetik im Allgemeinen geprüft, und zu finden geglaubt, daſs sie alle ihre Gesetze allein aus der Natur der Einbildungskraft, für sich genommen und auf die andern Gemüthskräfte bezogen, ableiten, und um vollständig zu seyn, einen doppelten Kreis vollenden muſs, einmal objectiv den der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen, dann subjectiv den der Möglichkeit ästhetischer Stimmungen, also, auf die Dichtkunst angewandt, eben so wohl die verschiednen Dichternaturen, als die verschiednen Dichtungsarten einzeln darzustellen und zu würdigen hat.

Diesen Grundsätzen sind wir bei der gegenwärtigen Beurtheilung gefolgt, und sie würde ihren Zweck ganz erreicht haben, wenn sie Anspruch darauf machen dürfte, als ein Fragment einer so ausgearbeiteten Theorie der Kunst betrachtet zu werden.

Die vollständige Ausführung einer solchen Theorie aber durfte nie erwünschter als jetzt erscheinen, da sie die Kunst, sie immer auf den Menschen und sein innres Wesen beziehend, mit der moralischen Bildung in nähere Verbindung setzen würde, als bisher geschehen ist, und es nie nöthiger war, die innern Formen des Charakters zu bilden und zu befestigen, als jetzt, wo die äuſsern der Umstände und der Gewohnheit mit so furchtbarer Gewalt einen allgemeinen Umsturz drohen.



Wilhelm von Humboldt.

Sonette

von

Wilhelm von Humboldt.

Berlin,
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1853.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorwort

von Alexander v. Humboldt.

Die Sonette meines Bruders, von ihm ſelbſt nicht zur Veröffentlichung beſtimmt, ja den nächſten Angehörigen bis zu ſeinem Tode (am 8 April 1835) unbekannt geblieben, ſind, wie ich ſchon an einem anderen Orte geſagt, als ein Tagebuch zu betrachten, in dem ein edles, ſtill bewegtes Seelenleben ſich abſpiegelt. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, gewährt ihre Sammlung ein eigenthümliches Intereſſe. Wenn ſie einen Reichthum von Ideen offenbart über den erhabenen Einklang in den Kräften der Natur, wie über das ungleiche Wechſelſpiel in den Schickſalen der Menſchheit; ſo bezeugt ſie auch zugleich Ruhe und milde Stimmung des Gemüths am Ende einer Laufbahn in vielbewegter Zeit. Bei einem Staatsmanne, der nach langer und angeſtrengter

Thätigkeit in einen engen Familienkreis zurücktritt, um dem Genuß der freien Natur, um großen, aber ſchmerzlichen Erinnerungen, um dem Studium des Alterthums und der Entwickelung der Sprachorganiſmen zu leben: ſind eine ſolche Milde, ein ſolcher innerer Friede des Gemüths eine ſeltene, ſchön errungene Himmelsgabe zu nennen.

In dieſer Betrachtung iſt wenigſtens theilweiſe die Urſach des Beifalls bezeichnet, der in weiten Kreiſen in und außerhalb Deutſchlands den Briefen **Wilhelms von Humboldt an eine Freundin** ſo anhaltend geſchenkt worden iſt. Die kleinen poetiſchen Schöpfungen, welche hier zum erſten Male vereint erſcheinen, nachdem ſie vorher in 7 Bänden der geſammelten Werke zerſtreut waren, enthalten gleichſam die Selbſtbiographie, die Charakterſchilderung des theuren Bruders, deſſen Beiſpiel weſentlich auf meine geiſtigen Beſtrebungen eingewirkt hat und den ich ſo viele Jahre zu überleben beſtimmt bin. Die Sonette ſind ausgewählt aus einer großen Zahl, da er nach dem Verluſte ſeiner hochbegabten Gattin (26 März 1829) faſt jeden Tag eines, bisweilen in ſpäter Nacht, aus dem Gedächtniß niederſchreiben ließ. Jedes Hundert der Sonette wurde abgeſondert und dann erſt einer flüchtigen Correctur unterworfen. Die ganze Compoſition fällt in die letzten Lebensjahre, ohngefähr vom September 1831 bis Anfang März 1835, wo eine Krankheit Herrn Ferdinand Schulz (den jetzigen geheimen Regiſtrator bei der Hauptverwaltung der Staatsſchulden) von ihm trennte. Dieſem Manne, der ſein ganzes Vertrauen beſaß, verdanken wir die Kenntniß des lange verborgenen Käſtchens, in welchem die Sonette aufbewahrt wurden.

Die anmuthigen Umgebungen des Landſitzes von Tegel (See und Wald); das Grabmonument: eine Granitſäule, welche die Statue der Spes von Thorwaldſen krönt; der Anblick des Meeres in drei auf einander folgenden Reiſen nach dem Bade Norderney; haben jene Dichtungen hervorgerufen. In dem innerſten empfänglichen Sinn des Menſchen reflectirt lebendig und wahr ſich die phyſiſche Welt. Wo die Freude an der Natur, wie es der Fall bei dem Hingeſchiedenen war, mit dem Alter zunimmt, bietet unter jeglicher Zone der Blick auf die unbegrenzte Meeresfläche oder auf die ewigen Sterne des Himmelsgewölbes das ernſte, erhabene Bild der Unendlichkeit dar.

Aber Reichthum in der Welt der Gedanken wie in der Welt der Gefühle iſt nur Stoff, nur das Material zu idealer dichteriſcher Geſtaltung. In der Dichtung müſſen, nach dem alten Ausſpruche Schiller's*) »Stoff und Form, ſelbſt die äußere, innigſt zuſammenhangen.« Ein langer Aufenthalt in Rom, und vielleicht ein lebhaftes Intereſſe für gewiſſe Epochen des italiäniſchen Dichterlebens ſcheinen meinem Bruder eine beſondere Vorliebe für eine kleine lyriſche Form eingeflößt zu haben, welche dem Gedanken (ſoll der Wohlklang nicht aufgeopfert werden) enge Feſſeln anlegt, die er aber mit bewußter Freiheit behandelte. Wenn nun der Dichter nach ſeiner realen Eigenheit und Individualität am lebhafteſten das Bedürfniß fühlte, alles was der Empfindung entquillt, mit Ideen zu verweben; wenn es ihm an Muße und augenblicklich auch an Neigung fehlte in das tiefe Geheimniß von dem Verhältniß des Rhythmus zu dem Gedanken einzudringen: ſo mußte allerdings eine mindere Sorgfalt, auf die Form gewandt, Störung des Eindrucks da verurſachen, wo ſich der dichteriſche Stoff in allzu reicher Fülle dargeboten hatte. Mit vielem Rechte zögernd, in einem mir ſo fremden Gebiete ein beſtimmtes Urtheil auszuſprechen, wage ich doch daran zu erinnern, daß die Störungen, deren ich Erwähnung that, wohl mehr bei Vereinzelung der Sonette als bei ihrer Aneinanderreihung gefühlt werden. Wer den Dichter lieb gewinnt in ſeiner edlen und reinen Dichternatur, gewöhnt ſich allmälig an gewiſſe Sprachformen, die aus der Individualität des Charakters gleichſam organiſch erwachſen. Unbefangen und beſcheiden wird ſchon auf dem erſten Blatte dieſes Büchleins das was wir hier als Sammlung und Auswahl darbieten, eine

---

*) Schiller im Briefwechſel mit Göthe Theil 3. S. 327.

— leicht geſchlungene Liederkette
In Tages-Eil geborener Sonette

genannt. Wilhelms von Humboldt kritiſche Unterſuchungen über den Versbau der Griechen; die Sorgfalt, die er auf ſeine metriſchen Ueberſetzungen des Agamemnon, des Chors der Eumeniden und der Pindariſchen olympiſchen Oden verwandte: beweiſen *) genugſam, daß er bei den zur Oeffentlichkeit beſtimmten Dichtungen die Form keineswegs vernachläſſigte. »Meine mühſeligſte, meine ſauerſte Arbeit in der Ueberſetzung des Agamemnon,« ſchrieb er an Wolf, »iſt der Versbau.« Die, in deutlichſter Reinſchrift hinterlaſſenen Sonette ſind unverändert abgedruckt worden, wie es die Pietät gegen den Dichter erheiſchte.

Ich habe in dem Eingange zu dieſem Vorworte zu entwickeln verſucht, wie das lebhafte Intereſſe, welches die Briefe an eine Freundin, und die Sonette bisher ſelbſt da erweckt haben, wo ſie ſehr heterogenen: philoſophiſch-hiſtoriſchen, linguiſtiſchen und politiſchen Arbeiten beigeſellt waren; ſich vorzugsweiſe auf die anziehende Kraft moraliſcher und pſychologiſcher Motive gründe. Ein flüchtig geſchriebenes Fragment aus dem noch unedirten Nachlaß

---

*) Vergl. die Geſammelten Werke Bd. I. S. 267 bis 269 (Recenſion von Wolf's zweiter Ausgabe der Odyſſee); Bd. II. S. 304 (über den rhythmiſchen Periodenbau bei Gelegenheit der Ueberſetzung Pindariſcher Oden); Bd. III. S. 19 — 33 und S. 97 (über das Versmaaß in der Ueberſetzung des Agamemnon, des Aeſchylos und des Chors der Eumeniden); Bd. V. S. 8 und 91 — 93 (Briefe an Wolf).

meines Bruders, das erſt ſeit wenigen Monaten in meine Hände gekommen iſt, kann vielleicht auf ein gleiches Intereſſe Anſpruch machen, da es in ernſter Einfachheit und Würde den Ideen und Gefühlen eine ähnliche Färbung giebt. Es iſt daſſelbe vor dem Jahre 1824 niedergeſchrieben. Um es der Oeffentlichkeit nicht zu entziehen und da die geſammelten Werke mit dem 7ten Bande geſchloſſen ſind, laſſe ich es hier folgen:

„Ueber das Verhältniß der Religion und der Poeſie zu der ſittlichen Bildung."

„Ein Menſch hat moraliſche Bildung, wenn die Sittlichkeit in ihm zur Geſinnung geworden iſt.

„Die Grundquelle der Sittlichkeit iſt nicht das Gefühl im Allgemeinen, das den Menſchen ſehr irre leiten könnte. Die Sittlichkeit beſteht vielmehr in der freiwilligen Unterwerfung unter das Sittengeſetz, und beruht alſo auf dem Grundſatz der Pflichtmäßigkeit.

„Gefühle und Grundſätze ſind aber ſehr verſchieden von einander. Gefühle haben nur dann wirklichen moraliſchen Werth, wenn ſie auf Grundſätzen beruhen, und in Empfindung übergegangene Grundſätze ſind.

„Die Religion erhebt das Sittengeſetz auf eine höhere Stufe, indem ſie es als ein Geſetz Gottes zeigt; ſie erleichtert zugleich dem Menſchen die Befolgung deſſelben, da ſie an die Stelle trockner und nackter Pflichtmäßigkeit die, jedem gutgearteten Menſchen natürlichen Gefühle der kindlichen Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Folgſamkeit gegen Gott ſetzt; und auf eine Fortdauer nach dem Tode hinweiſt, in welcher die Entſagungen, welche die Pflicht auferlegt, eine fernere, von allen irdiſchen Zufällen freie, und vollkommen gerechte Belohnung finden. Sie erhebt aber auch den Menſchen in ſeinem ganzen Innern, da der religiös geſtimmte Menſch fühlt, daß er ein Gegenſtand der Liebe und Sorgfalt des Unendlichen iſt; daß das irdiſche Leben, als der kleinſte und unvollkommenſte Theil ſeines Daſeyns, mit allen ſeinen Gütern und Vorzügen nicht in Betrachtung kommt gegen die Reinheit der über daſſelbe hinausgehenden Geſinnung; und daß ihm, ſoweit es die Schranken der Endlichkeit verſtatten, eine Gemeinſchaft mit dem Weſen eröffnet iſt, welches Alles hervorgebracht hat und Alles erhält.

„Es iſt demnach durchaus falſch, daß die Religion im Grunde nur Lehren aufſtellt. Sie lebt und webt vielmehr in *Gefühlen*. Denn ſie ſtellt Wahrheiten auf, die ihrer Natur nach, in jedem Menſchen, der ſich ihren Eindrücken offen erhält, zu Gefühlen werden; Wahrheiten, die nur aus dem natürlichen Gefühl entwickelt und entfaltet zu werden brauchen, damit die Ueberzeugung des Verſtandes und die hinzutretende Erkenntniß das bloße Gefühl vor Unbeſtimmtheit und Unrichtigkeit bewahre.

„Die Religion iſt alſo nicht nur das kräftigſte Beförderungsmittel der Sittlichkeit, ſondern Religion und Sittlichkeit, religiöſe und moraliſche Bildung ſind eigentlich Eins und Ebendaſſelbe. Ein wahrhaft religiöſer Menſch iſt ſchon eben dadurch auch ein ſittlicher; und es wäre eine gewiſſermaßen unnütze Frage, ob ein ſittlicher Menſch auch nothwendig ein religiöſer ſeyn muß? da die wahre Sittlichkeit in ihren höchſten Principien eine ſolche Anerkennung von dem Verhältniß des Menſchen zu dem, was über die Endlichkeit hinaus liegt, vorausſetzt, daß ſie ſelbſt nothwendig Religion iſt.

„Die Poeſie ſteht zur Bildung des Menſchen in einer zwiefachen Beziehung:

1) in einer der Form: indem ſie Wahrheit und Lehre durch Einkleidung und rhythmiſchen Ausdruck der Einbildungskraft näher zu bringen ſucht;

2) in einer des Inhalts: indem ſie, überall das Erhabenſte, Reinſte und Schönſte aufſuchend, im Menſchen immer das Höchſte und Geiſtigſte ſeiner Natur anzueignen bemüht iſt; und ihm beſtändig vor Augen hält, daß er den vorübergehenden Genuß der dauernden inneren Genugthuung, das Irdiſche dem Unendlichen

nachſetzen, und im Widerſtreit der Neigungen und Pflichten Alles, durch Selbſtbeherrſchung und Erhebung über das Niedere und Gemeine, dem Adel und der Reinheit der Geſinnung opfern muß.

„Religion und Poeſie ſtehen in gar keinem, am wenigſten in einem ſchroffen Gegenſatz gegen einander.

„Denn beide arbeiten nicht nur gleichmäßig auf die Veredlung des Menſchen hin, ſondern die religiöſen Wahrheiten ſind alle der Art, daß ſie gerade des höchſten dichteriſchen Ausdrucks fähig ſind; und die Poeſie kann gar keine hohe, oder tiefe ſeyn, wenn ſie nicht immer in das Gebiet hinübergeht, in welchem auch die Religion weilt.

„Alle großen Trauerſpiele des Alterthums und der neueren Zeit beruhen auf der Vorſtellung der Abhängigkeit des endlichen Menſchen von einer unendlichen Macht, und auf der Nothwendigkeit, das Endliche (Glück und Neigung) dem Ueberirdiſchen (Pflicht und Geſinnung) zum Opfer zu bringen.

„Aller Gottesdienſt nimmt daher die Poeſie, als etwas der Religion nahe Verwandtes, in ſich auf.

„Die Poeſie darf aber nur neben der Religion genannt werden, wenn ſie die höchſte, würdigſte und reinſte iſt. Sie kann auch alles dies in minderem Grade ſeyn, und ſogar einen entgegengeſetzten Weg einſchlagen; darum iſt es zugleich unmöglich und unzuläſſig, Religion und Poeſie mit einander vergleichen zu wollen, und noch mehr, die letztere als die moraliſche Bildung mehr befördernd zu betrachten.

„Wenn man von dem Einfluſſe der Poeſie auf die moraliſche Bildung reden will, ſo iſt davon auszugehen, daß, ehe auf eine würdige Weiſe die Poeſie auf den Menſchen einwirken kann, in ihm eine doppelte Grundlage vorhanden ſeyn muß:

„1) eine Grundlage der Geſinnung, die Anerkennung ſittlicher Pflicht, und der Nothwendigkeit ſich dieſer zu unterwerfen; dazu religiöſes Gefühl, Ueberzeugung von einem höchſten Weſen, Glaube und vertrauende Liebe, Zuverſicht, daß mit dem irdiſchen Tode das wahre Daſeyn des Menſchen erſt beginne. Alles das muß auf einem wahren, ſicheren Grunde beruhen; darin muß gar keine Poeſie ſeyn, weil es die Grundfeſten der menſchlichen Geſinnung ſind.

„Wo dieſe Grundlage fehlt, kann keine Poeſie wahrhaft moraliſch wirken. Derjenige, in dem ſie nicht iſt, kann wohl augenblicklich von Macbeth's Lage ergriffen werden; aber das, was Shakeſpeare eigentlich hat wollen fühlen laſſen, fühlt allein der, welcher unabhängig von aller Poeſie, die Stimme des Gewiſſens im Buſen trägt, und empfindet, wie furchtbar es ſei zu tödten, wenn Gott das Gebot nicht zu tödten in das Herz des Menſchen gelegt hat.

„Die Religion der Griechen war nicht poetiſcher als das Chriſtenthum, ſie war nur ſinnlicher.

„Die Griechen haben eben nichts durch Vollkommenheit der moraliſchen Bildung geglänzt.

„2) eine Grundlage der Erkenntniß.

„Wer nicht über die wichtigſten Wahrheiten oft gründlich nachgedacht, wer nicht Kenntniſſe im gehörigen Maaße geſammelt hat, der verſteht den Dichter nur halb, und auf den übt die Poeſie nur eine vorübergehende, leicht von ihm abgleitende Wirkung aus. Er meidet vielleicht das Rohe und Gemeine, aber es bleibt in ihm eine betrübende Leere.

„Die Poeſie verführt wohl zu der Einbildung, daß man dieſe Grundlagen entbehren könne; aber dies iſt nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld derer, die ſie misverſtehen. Shakeſpeare, Schiller und Göthe würden alle Leſer zurückweiſen, welchen es an jenen Grundlagen fehlt, oder die nicht wenigſtens ernſtliches Bemühen zeigen, ſie ſich zu verſchaffen.

„Wo aber jene Grundlagen vorhanden ſind, da beginnt der wohlthätige Einfluß der Poeſie auf die moraliſche Bildung, ein Einfluß der nie zu hoch angeſchlagen werden kann.

„Die Poeſie wirkt darin zuerſt wie die Sittenlehre und die Religion ſelbſt; ſie wirkt mit der Macht, die ſie, gerade als Poeſie, über den Menſchen ausübt.

„Sie macht aber auch den ganzen Menſchen für die moraliſche Bildung empfänglicher, indem ſie ihn gewöhnt in Dingen, die ganz außerhalb des Gebietes der Sittenlehre und der Religion liegen, nur am Schönen, Edlen und Harmoniſchen Gefallen zu haben, und das Gegentheil überall von ſich zu ſtoßen.“

Dieſes Fragment über den Einfluß, welchen die Dichtung, in ähnlicher Weiſe wie die Religion, auf die moraliſche Bildung des Menſchen auszuüben vermag, iſt im Beſitz eines theuren Freundes, des Prof. Ratzeburg (an der Königl. Forſtakademie zu Neuſtadt-Eberswalde), eines talentvollen Naturforſchers, der mehrere Jahre Erzieher von Hermann v. Humboldt, dem zweiten Sohne meines Bruders, war. In einem aus Albano an mich gerichteten Gedichte (September 1808) athmen dieſelben Gefühle von reiner Sittlichkeit und unerſchütterlicher Reſignation:

— aus des Buſens Tiefe ſtrömt Gedeihn
Der feſten Duldung und entſchloſſner That.
Nicht Schmerz iſt Unglück, Glück nicht immer Freude;
Wer ſein Geſchick erfüllt, dem lächlen beide.

In den dichteriſchen Geſtaltungen wie in den proſaiſchen Aufſätzen offenbart ſich unabläſſig die Eigenheit und das weſentliche Gepräge eines groſſen, durch hohe Geiſtesgaben getragenen Charakters.

Berlin, im Auguſt, 1853.

Inhalt.

Abſchied vom Meer 273.
Agamemnon 200.
Aline 289.
Allein 262.
Des Alters Gewinn 25. 42. 85.
Die Amazonen 73.
Amor im Wagen 18.
Andromeda 30.
Die Anmuth 128.
Aphrodite 324. 335.
Arria 293.
Ate 118.
Auge und Mund 105.

Bach und Strom 245.
Die Baguette 154.
Eigene Befriedigung 261.
Die Beglückteren 330.
Erfüllte Beſtimmung 304.
Betrachtung 349.
Das Bild im Herzen 237.
Ihr Bild 248.
Die lebenden Bildſäulen 43.
Das Bleibende 328.
Der Blitzableiter 21.
Blumen und Sterne 225.
Der Bodenſee 291.
Die Brahmin und das Sudra-Weib 43.

China 346.
Corinna 129.
Die Cypreſſenallee 41. 59. 218. 312.

Der Erde Dämmerhelle 288.
Damokles 244.
Die Danaiden 83.
Das Diadem 76.
Der Dichter 233.
Des Dichters Geiſt 232.
Dichtung 12.
Dichtung und Leben 120.
Weſen der Dichtung 299.
Die Doppelweſen 22.

Die Dryas 32.
Durga 92.

Egmont 310.
Das ſtumme Ehepaar 8.
Das Ei 165.
Die Eiche 7. 189.
Letztes Eigenthum 104.
Eilen und Verweilen 114.
Einheit und Sehnſucht 24.
Die Elemente 89.
Entſchuldigung 172.
Der Erde Dämmerhelle 288.
Der Erde Recht 226.
Erdenfreuden 2. 190.
Ergebung 318.
Stille Ergebung 272.
Erinnrungsweihe 247.
Der junge Eſel und ſeine Mutter 117.
Die Ewiggütige 313.

Die Falkenberge 123.
Sichere Fahrt 279.
Die Farben 298.
Fatme 113. 201.
Fauſt 122.
Frage 264.
Frauenliebe 136.
Freie Bewegung 221.
Freiheit und Geſetz 177.
Freiheit und Wirklichkeit 292.
Freiheit und Zwang 339.
Friede mit dem Schickſal 58. 87. 174.
Ein alter Freund 111.
Frühlingswiederkehr 352.

Gedanke und Gefühl 212.
Macht des Geiſtes 340.
Des Geiſtes Heimath 309.
Gegenſatz 29.
Gegenliebe 311.
Die Gegenwart 100.
Ein Geheimniß 294.
Blinder Gehorſam 145.
Ein reich Gemüth 181.
Höchſte Gerechtigkeit 314.
Macht des Geſanges 302.
Gewählte Geſellſchaft 229.
Die Geſinnung 67.
Beſcheidenes Glück 277.
Reines Glück 202.
Das Gold 91.
Das Grabmal 208.
Die getrennten Gräber 253.
Griechiſche Sprache 342.
Wahre Größe 156.
Weſen des Großen 93.
Der Gymnaſt 263.

Das Hauskleid 278.
Heimfahrt 305.
Reiz der Heimath 184.
Hellas 70.
Die alt-helleniſchen Geſtalten 282.

Herbſt und Winter 107.
Des Herrſchers Glanz 319.
Die Herzogin 180.
Der Spruch Heſiods 167.
Hieroglyphen 341.
Der Himmelswagen 31.
Die Hofnung 191.
Hulda 3. 23. 64.
Hülfe von Oben 283.
Die letzte Hütte 323.

An Ihn 65.
Ihr Bild 248.
Die Inſel 10.
Irdiſcher Zwieſpalt 176. 186.
Irdiſches Treiben 170.
Jenſeits 285. 286. 287.
Des Jenſeits Schleier 252.
Der Jugend Genius 336.
Jugendlandſchaft 203.
Juno Ludoviſi 47.
Die Jungfrau Iſraels 133.
Jugend und Alter 315.

Die Klamme 124.
Klarheit und Tiefe 126.
Innere Klarheit 260.
Der Komet 155.
Kranz und Gedicht 81.
Der Krieger 66.
Kypris 141.

Das fremde Land 161.

Lea 204. 205. 206. 210. 337.
Leben im Lebenloſen 56.
Entfärbtes Leben 219.
Des Lebens Ausgang 54. 77. 168.
Schule des Lebens 325.
Des Lebens Waage 164.
Höchſter Lebensgewinn 268.
Das ſchönſte Lebensglück 55.
Zwiſchen Leben und Tod 242.
Die Legirung 130.
Schule der Leiden 60. 97.
Sieg über Leidenſchaft 211.
Lenore 256.
Leontine 290.
Leto 243.
Licht und Dunkel 4. 39.
Licht der Liebe 329.
Macht der Liebe 95. 222.
Sehnſucht der Liebe 240.
Die erſte Liebe 197.
Der Liebe Gewinn 188.
Die Lotus-Pflanze 231.

Gegebenes Maaß 62.
Macht und Ohnmacht 142.
Mannesmuth 275.
Mars 109. 347. 350.
Abſchied vom Meer 273.
Die Milchſtraße 103.
Der Miſſiſſippi 334.
Mitleid 241.
Die Mittelweſen 20.

Mnemoſyne 198.
Molly 72.
Der Montſerrat 74.
Der Morgen des Glücks 234.
Der Morgen des Lebens 255.
Der Morgengruß 166.
Morgengruß der Geliebten 26.
Muth und Geduld 327.
Muth und Schickſal 98.

Aus Nacht zum Licht 44.
Genius der Nacht 127.
Die ſtillen Nächte 94. 306.
Die Natur 38.
Freigebigkeit der Natur 57.
Natur und Dichtung 270.
Die beiden Naturen 40.
Die Nebel der Zukunft 297.
Der Niagara 332.
Niobe 61.
Die Nonne 75.
Der Norden 150.
Die Nymphe 45.

Der Ocean 163.
Omen accipio 307.
Opfer der Tyrannei 46.
Oreſt und Pylades 343.
Der Orinoko 333.
Der Oſten 146.

Paros 143.
Penelope 82.
Petrarca 171.
Das Pferd 101.
Die Pflanzenſeele 296.
Der Weg der Pflicht 162.
Pflichterfüllung 108.
Phantaſie 90. 159.
Entflohne Phantaſien 135.
Die Phantaſiegeſtalten 53.
Poſeidon 112.

Räthſel 183. 326.
Das Reich der andern Welt 106.
Reſignation 246. 266.
Die Reue 14.
Der Rhein 157.
Richard 19.
Der Ring 137. 195.
Die ſieben Riſchis 134.
Der Ritter 37. 131.
Rom 192. 193.
Die Römer 71.
Die Römerin 276.
Rückkehr 196.

Saat Gottes 6.
Gefiederte Sänger 295.
Satz 28.
Die Säule 88.
Der Schatten 13.
Der Schauſpieler 80.
Die Schauſpielerin 33. 271.
Das Schickſal und der Menſch 259.

Das Schiff 160.
Der Schmerz 147.
Stimmung im Schmerz 35.
Die Schönheit 280.
Weſen der Schönheit 68.
Die letzten Schranken 303.
Schriftenthüllung 284.
Schule des Lebens 325.
Schule der Leiden 60. 97.
Der Schwan 173.
Der ſterbende Schwan 274.
Die Schwäne 185.
Das Schweigen 63.
Der umſchloſſene See 258.
Der Seele Kräfte 99.
Stärke der Seele 78.
Die Seelenwanderung 194.
Hofnungsloſe Sehnſucht 308.
Einheit und Sehnſucht 24.
Sieg über Leidenſchaft 211.
Sieg des Willens 239.
Siſyphus 84. 344.
Die Sonette 199.
Das ewige Sonett 138.
Spes 223. 321. 351.
Griechiſche Sprache 342.
Stella 9. 27. 140. 175.
Des Sterbens Gewinn 121.
Die Sterne 69.
Zwei Sterne 139.
Blumen und Sterne 225.
Bei Sternenſchein 348.
Zuverſicht in den Sternen 281.
Der Stier im Joch 249.
Die Stummheit 34.
Die ſchwarze Stunde 251.
Der Süden 148.

Tagesſchluß 300.
Die Tänzerinnen 158.
Thekla 257.
Thun und Wollen 209.
Die Tigerin 36.
Tivoli 17.
Der Tod 5.
Tod und Schlaf 345.
Der Traum 52.
Der letzte Traum 228.
Der ſüße Traum 215. 338.
Traumbild der Liebe 224.
Des Traumbilds Element 301.
Der Traumwelt Schwingen 217.
Die Treue 125.
Kalter Troſt 51.

Der Uebergang 16.
Die Ulme 11.
Der Unmuth 187.
Wahre Unterhaltung 265.
Das Unwiederbringliche 144.

Venus 214.
Vereinigung 96.
Vergänglichkeit 236.
Das Verſchwinden 152.
Das Verſtummen 151.

Vorahndung 227.
Vorgefühl und Muth 49.

Die Wahrheit 15.
Der Wahrheit Gewinn 317.
Waſſer und Feuer 116.
Die Wehmuth 115.
Der Wehmuth Hafen 322.
Die Weinrebe 178.
Der Weisheit Ziel 153.
Das große Weltenrad 250.
Die beiden Welten 235.
Der Weſten 149.
Wiedererkennen 220.
Die Wolken 182.
Wolken und Geſtirne 86.
Wolken Träume Lieder 213.
Wolkenbilder 254.
Kein ſüßres Wort 110.

Der innigſte Wunſch 269.
Wurzeln und Zweige 132.

Die Zeit 119.
Die glückliche Zeit 102.
Schlimme Zeit 207.
Der Ocean der Zeit 238.
Weihe der Zeit 331.
Die ſteinernen Zeugen 50.
Die ſtummen Zeugen 79.
Zoroaſter 320.
Die Nebel der Zukunft 297.
Die Zurückkehrenden 179.
Heilſame Zucht 169.
Der Zug nach Oben 316.
Zwiefache Ausſicht 230.
Zwiefacher Lebensweg 216.
Zwiefache Richtung 267.
Irdiſcher Zwieſpalt 176. 186.

Sonette.

Wie Stimme aus dem Grabe wird erſchallen
Bald dieſe leicht geſchlungne Liederkette
In Tages-Eil geborener Sonette,
Verbergen den vor mir Entſchlaf'nen allen.

Vielleicht geſchieht's, daß freundliches Gefallen
Vom Untergange kleine Anzahl rette;
Sonſt in des Zeitenſtromes breitem Bette,
Iſt ihr natürlich Loos, ſchnell zu verhallen.

Sie ſchwebeten mir vor als leichte Bilder,
Und machten mir des Lebens Sorge milder,
Und miſchten Ernſt in ſeine nicht'ge Leere.

Wenn ich in Kurzem bin vorausgegangen,
Ich denen, die nach meinem Laut verlangen,
Dann in des Liedes Klange wiederkehre.

Erdenfreuden.

Da wo des Berges Gipfel ſich erhebt,
Sah Blumen ich in heiterm Glanze ſtehen.
Ich wagte nicht zu ihnen hinzugehen,
Mir war die Stirn von düſtrem Graun umwebt.

In bitterſüßer Sehnſucht Glut erbebt
Die Seele mir, vor ihrer Düfte Wehen
Und holder lächeln ſie von goldnen Höhen
Dem Herzen zu, das ſich in Schmerz begräbt.

Da ſtieg ein holdes Kind zu mir hernieder,
Ein ſüßes Lächeln ſchwebt um ſeinen Mund
Und macht mir leiſ' die ernſte Warnung kund:

„Brich jene ſchnell — ſie blühen ſo nicht wieder, —
Eh' ſie des Todes kalter Hauch berührt,
Und ſie auf ewig Deinem Aug' entführt.“

Hulda.

Laß nicht mich Kloſtermauern dumpf umſchließen!
Mein Fuß irrt gern auf des Gebirges Pfaden,
Wo mich die frei ergoſſnen Lüfte laden,
Die Sonne Tags, die Sterne Nachts zu grüßen;

Wo neue Leben ſtets dem Tod entſprießen,
Und wie an ehernen Geſchickes Faden
Die Sterne ziehn, die Wolken ſich entladen,
Die Thränen jeder Wehmuth ſüßer fließen,

Das Loos man aller Erdenweſen theilet,
Das durch die Pracht der höchſten Blüten-Fülle
Zum welk farbloſen Untergange eilet,

Und trägt ſein Schickſal in geweihter Stille.
Nie, Vater, will ich andre Sterne ſehen,
Als die vor meinem Thal vorübergehen.

Licht und Dunkel.

Es ſehnt der Menſch ſich nach dem freudgen Lichte,
Wenn er mit glanzbeſtraltem Angeſichte
Dem Kommen Helios entgegenſchreitet,
Und auf die Pracht des Tages ſich bereitet.

Doch wieder, daß er ſich in Dunkel flüchte,
Ziehts ihn zur Nacht mit laſtendem Gewichte,
Zur Nacht, in der die Bruſt ſich ſtill erweitet,
Und alles ruht, was an der Sonne ſtreitet.

Doch wenn der Menſch ſich nach dem Tode ſehnet,
Was iſt es, das ihm dann den Buſen dehnet?
Iſt es nach wechſelloſem Licht Verlangen,

Iſts Trieb, noch tiefres Dunkel zu umfangen?
Dann in des Erdenſchoßes Grabesſchatten
Sich Himmelslicht und Erdendunkel gatten.

Der Tod.

Den Geiſt mit heitern Bildern angefüllet,
Aus welchen mir des Lebens Glück gequollen,
Will ich dem Tod die letzten Stunden zollen,
Dem Grabe hold, das jedes Sehnen ſtillet.

Ich werd ihn ſehen frei und unverhüllet,
Den in der Ewigkeiten ewgem Rollen
Stets gleichen und doch ewig wechſelvollen,
Der Leben ſchließt, und aus dem Leben quillet.

Ich ſterbend gern auf meine Jugend ſchaue.
Denn ich der Liebe heilger Kraft vertraue,
Die in der Blüte der Gefühle gründet,

Was Herz an Herz in heißem Glühen dränget,
Des Todes ſtarre Bande ſehnend ſprenget,
Und überm Grabe ſuchend wiederfindet.

Saat Gottes.

Wenn üppig prangt der goldnen Ernte Segen,
Die Halme dichtgedränget, reif zum Mähen,
Sich hin und her in mächtgem Wogen legen,
Wenn über ſie die Winde rauſchend gehen;

Dem zu vergleichen nicht iſt, was entgegen
Uns blühet aus der Dichtung heilgem Wehen.
Wie Gras und Blumen auf der Wieſe ſtehen,
Die Lieder ſind, die uns das Herz bewegen.

Sie wachſen nicht, von Menſchenhand geſäet,
Sie nur des Himmels Sonnenblick erzeuget,
Und wenn ſie auch der Zeiten Hauch verwehet,

Ihr Klang doch hoch empor zum Aether ſteiget.
So auch verbreiten in die weiten Lüfte
Die Wieſenblumen ihre würzgen Düfte.

Die Eiche.

Mit heilgem Schauer iſt mein Herz umgoſſen,
Seh vor der Thür ich die bejahrte Eiche,
Als herrſchte ſie in des Gehöfts Bereiche,
Das ſtarkes Thor mit Riegeln hält verſchloſſen.

Hier wird mir, was mir kann an Freuden ſproſſen,
Hier fühl ich auch des Schickſals bittre Streiche;
Hier bleib ich, bis ich einſt im Tod erbleiche:
Schon Vielen hier des Lebens Tage floſſen.

O rauſche nicht ſo furchtbar mit den Zweigen,
Kehr' Abends ich. Mein Herz iſt bang beklommen;
So oft ſchon hatt' ich dich zum ernſten Zeugen,

Dann meine ſtarren Blicke auf dich ſahen.
Drum ſcheu ich jetzt mich, deinem Stamm zu nahen,
Und muß vorbei doch, um ins Haus zu kommen.

Das ſtumme Ehepaar.

Die Kirche hat zuſammen uns gegeben,
In Eintracht hin fließt unſer Eheleben,
Durch Freud' und Schmerz mit gleichem Schritt wir eilen,
Und Seit' an Seite Tag und Nacht nur weilen.

Doch keinen Ton wir je der Bruſt entheben,
Kein Wort bezeichnet unſer innres Streben;
Wie in Paläſten ſtehn gekuppelt Säulen,
So ſtumm wir alles, nur nicht Rede, theilen.

Der Menſchen Sprache iſt aus uns verſchwunden,
In ewgem Schweigen iſt die Bruſt gebunden;
Doch noch im Silberhaar mit ſtillen Blicken

Wir wechſeln unſrer Liebe Wonnentzücken.
Wenn unſre ſtarren Zungen nie auch ſprechen:
Nichts kann der Herzen heilge Treue brechen.

Stella.

Wie einſt Eurydice vom treuen Gatten
Gefolgt ſich ſahe in das Reich der Schatten,
Kann niemand mich getrennt von Stella ſchildern.
Auf Pfaden, die geſehn nie Fußtritt hatten,

Umher ſie ſuchet nach der Vorzeit Bildern;
Und wie ich fühle meine Kraft ermatten,
Mein braunes Haar mir Staub und Schweiß verwildern,
Kann nichts den Eifer, ihr zu folgen, mildern.

Sie Zweck allein und Abſicht kennt der Reiſe,
Und ſinnig ſchlinget ihrer Wandrung Kreiſe.
Ich nur nach dienender Trabanten Weiſe,

Mich ohne Willkür blindlings um ſie drehe,
Wohin ſie mahnend winket, ſchweigend gehe,
Und Tage, ſtarren Blickes, mit ihr ſtehe.

Die Inſel.

An die mein Schickſal meine Liebe bindet,
Mit der ſich einſam ob mein Leben windet
Im kleinen, meerumrauſchten Inſellande,
Das keinen Fremdling ſieht am öden Strande:

Süß ſind des heiligen Altares Bande,
Und führen glücklich bis zum Grabesrande,
Wenn Liebe flammend Herz an Herz entzündet,
Und jeder Tag des nächſten Glück verkündet.

Doch ernſter auch des Schickſals Looſe fallen,
Im Gleiſ' der Pflicht dann muß die Treue wallen.
Im Flutenbett auch ruhn nicht ſtets die Wogen,

Sie werden raſch vom Sturme fortgezogen,
Der wieder, was ihn toſend treibt, nicht kennet,
Und fremde Macht ſtolz ſeinen Willen nennet.

Die Ulme.

Im Walde fern bejahrte Ulme ſtehet,
Die oft mir ruft im Traum, ihr nah zu kommen.
Ich ſpringe auf und laufe bang beklommen
Mit Schritten wie nur eilger Wandrer gehet.

Wann nahe dann ihr Rauſchen mich umwehet
Werd' ich von dumpfem Schlaf gleich übernommen.
Doch iſts nicht Schlaf, der kann dem Müden frommen:
Um Schreckensbilder ſchwerer Traum ſich drehet.

Drum wenn den Fuß zum Heimgang ich bewege,
Iſts als wenn Todtenmattheit auf mir läge,
Und lange noch im angſtgepreßten Herzen

Fühl ich des Schlafs an Baumeswurzel Schmerzen.
Allein die Ulme ſorglos grünt und blühet
Und wie es ihr gefällt, mich nach ſich ziehet.

Dichtung.

Es giebt nichts tiefer Sinniges auf Erden,
Als Dichtung, die das Herz bewegt, erzeuget.
Man fühlet ſie im Menſchenbuſen werden,
Und zu dem Ohr ſie des Olympiers ſteiget.

Sie weilet bei dem Hirten ſtiller Heerden,
Sie theilt des Kriegers Fahrniß und Beſchwerden,
Sie mild zu jedem Menſchenloos ſich neiget,
Und in der Bruſt nur des Verworfnen ſchweiget.

Sie fließt aus dunkler, unerſpähter Quelle,
Und hebt ſich zu des Aethers lichter Helle.
Man ahndet, daß ſie Irdiſchem entſtammet,

Und faßt nicht, wie ſie her vom Himmel flammet,
Da ſie ſo menſchlich um die Bruſt ſich ſchmieget,
Wie Mutterlied, das ein den Säugling wieget.

Der Schatten.

Nicht Finſterniß, nicht Nacht, nicht Tod iſt Schatten,
Der Schatten kann nur mit dem Licht ſich gatten,
Und in des Lichtes reineſtem Entfalten
Die ſchärfſte Gränze auch die Schatten halten.

Sie zeichnen alle irdiſche Geſtalten,
Und bleichen mit des Tagsgeſtirns Ermatten.
Wo Sonn' und Mond ihr lichtes Reich erſt hatten,
Die nächtgen Schwingen ſchattenlos nun walten.

Und wenn der Menſch nicht lebet mehr auf Erden,
Fühlt er, was Licht hier iſt, zu Schatten werden
Von Licht, das nicht kann durch die nebelfeuchten

Gefilde dieſer dunklen Erde leuchten.
Am Erdenſchatten ſichre Ahndung ſiehet
Das reine Licht, das jenſeits ſtralend glühet.

Die Reue.

Ich ſpielte eine Frau von ſanften Sitten,
Die ihren Mann wollt' um Vergebung bitten,
Weil heftig Wort ihr war im Zorn entfahren;
Sie lebten gut und glücklich ſchon ſeit Jahren.

Da konnt ich ſelbſt mir nicht den Vorwurf ſparen:
Dein armer Mann hat oft wohl mehr gelitten.
Noch heut den Grund herziehend bei den Haaren
Hab' ich auf Tod und Leben mich geſtritten.

Und Reue tief im wunden Herzen ſpürend,
Bat ich den Mann als ich nach Haus kam rührend,
Daß er verzeihn mir meine Unart möge,

Und wenn ſie jemahls wieder mich anflöge,
Er an die Rolle mich, die reuevolle,
Mit ernſter Strenge nur erinnern ſolle.

Die Wahrheit.

Ich wieder Lacharis heut' Abend ſpielte,
Und recht ſo mit dem wackren Weibe fühlte;
In großer Sorgen Drang, in ſchlimmer Stunde
Sprach ſie, was Wahrheit ſei, mit Göttermunde.

Man ſah, das war's, was ihr im Buſen wühlte,
Und was, wie vor es quoll, ihn lindernd kühlte.
Von mir, die kaum weiß, ob ſie je geſunde,
Forſcht Weisheit ihr: Wohlan, vernehmt die Kunde!

Die Wahrheit, da war ihre Bruſt gehoben,
Wohnt hier im Herzen und im Himmel droben.
Die Wahrheit des Gerichts iſt, daß ſie Zeichen,

Was ihnen Wahrheit gelten ſoll, erfinden,
Und Lug und Trug, wenn ſie den Zeichen gleichen,
Als reine Götterwahrheit laut verkünden.

Der Uebergang.

Wenn in der Scene, wo am Meer ich ſtehe,
Mir zuruft der Tyran: für deine Sünden
Sollſt, Lacharis, den Tod im Meer du finden!
Und ich zu ihm mich hin gelaſſen drehe,

Und ſprech', indem ich milde auf ihn ſehe:
Vom Erdenleben wird es mich entbinden,
Doch Flamme höhern Lebens mir entzünden,
Da rein von Schuld ich zu den Schatten gehe!

Iſts mir als ſtänd' ich nicht mehr auf den Brettern
Und ſchaute wirklich nieder zu den Rettern,
Die mir die feuchten Arme liebend ſtrecken,

Zu tragen mich in freundlichem Umhüllen,
Wo mich der Götter Seligkeiten wecken,
Die jeder Erdenſehnſucht Ringen ſtillen.

Tivoli.

Zwei ſonnigwarme, ſel'ge Hügel ſtehen
In Tiburs Flur, nah' an Gennaros Rücken.
Beſtralt vom Abendroth die zu erblicken,
Faſt alle Tage ich und Stella gehen.

Sie bleibt, bis vor der nächtgen Kühle Wehen
Des Tags-Geſtirnes letzte Stralen zücken
Und ihre Züge ſtille Ruh' ausdrücken,
Wenn wir nach Hauſe uns dem Ort zu drehen.

Ihr Ernſt dann ſchwebt an jene milde Strenge,
Die auf der Stirn der Götterbilder lieget,
Und jede harte Leidenſchaft beſieget.

So mächtig dieſer Ausdruck an ſich ziehet,
Daß mich die ganze Nacht der Schlummer fliehet,
Und ich allein an der Erinnrung hänge.

Amor im Wagen.

Im Vatikan, wo des Urbiners Hände
Verzierten ſinnig des Gemaches Wände,
Sieht man zwei Nymphen angeſtrengt ſich mühen,
Amorn im Wagen vorgebeugt zu ziehen. —

Ich ins Geſchirr nicht zarte Mädchen bände,
Zu Fuß eh' ging, als ſo im Wagen ſtände:
Doch Freud' und Luſt ihm aus den Augen ſprühen
Bei ihrer Roſennacken Purpurglühen. —

Mag immer er uns ſpannen vor den Wagen,
Wir wollen ſchon die leichte Müh' ertragen,
Und gern, ſchont er mit tiefrer Wunden Qualen,

Ihm den Tribut mit dieſem Spiele zahlen,
Wenn wir nur bleiben von ihm abgewendet,
Und nicht ins Herz er ſeinen Pfeil uns ſendet.

Richard.

Ich führe wohl ein mühvoll ſaures Leben,
Von ſonnenheller Freude nie beſchienen,
Und bittre Sorgen oft mich Nachts umſchweben,
Das Brot mit den ſechs Söhnen zu verdienen.

Doch meines Fleißes unermüdlich Streben
Läßt meine kleine Wirthſchaft blühn und grünen,
Und wenn auch Kummer mir die Sorgen geben,
Ruht doch Zufriedenheit auf meinen Mienen.

Des Glückes Pfad nach außen geht von innen,
Nicht umgekehrt von außen nach dem Herzen:
Drum kann der Menſch auch mit des Lebens Schmerzen,

Wie Zauberweib mit zahmen Nattern, ſcherzen
Und Ruhe auch im Schickſalsdrang gewinnen,
Wie Seidenwürmer in ihr Grab ſich ſpinnen.

Die Mittelweſen.

Zwei Weſen ſinds in allen Weltallszonen,
Die aus der Bruſt der Freiheit Odem ziehen:
Die Götter, die hoch im Olympus thronen,
Die Menſchen, die ein irdiſch Dach bewohnen.

Uns, die der Sonne Stralen frei umglühen,
Die wir in Fluth und Waldesdickicht fliehen,
Najaden, Nymphen, Satyrn und Tritonen,
Der Freiheit Luſt und Würde niemals blühen.

Als Götter zwar mit Opfern und Altären
Die Sterblichen in blindem Wahn uns ehren;
Allein der todten Elemente Kräften,

Woran die Himmliſchen uns dienſtbar heften,
Gehorchend wir ein knechtiſch Leben führen,
Nur Mittelweſen zwiſchen Menſch und Thieren.

Der Blitzableiter.

Der Blitz, der aus des Himmels Wolke zückt,
Läßt ſich, eh' er Verderben kann bereiten,
An Orte hin, wo nicht er ſchadet, leiten
Und Haus und Hof ſiw der Gefahr entrückt.

Auch wenn die Bruſt Verdruß und Unmuth drückt,
Und widerwärtige Gefühle ſtreiten,
Kann ſie entladen ſich nach andren Seiten,
Und was in ihr hell flammte, ruht erſtickt.

Ob nun der Menſch iſt ſolcher, der muß dulden,
Daß, ohne alles eigene Verſchulden,
Sich fremder Unmuth dreiſt an ihm entlade, —

Ob er vielmehr nach jener Laune Willen,
Den eignen Unmuth kann an Andren ſtillen?
Hängt von des Schickſals Ungunſt ab, und Gnade.

Die Doppelweſen.

Kennſt du wohl, Stella, jene alte Sage,
Die hold durchwaltete der Vorzeit Tage,
Daß, die feſt liebend an einander hingen,
Als Doppelweſen durch das Leben gingen?

So dir zu ſein mit jedem Herzensſchlage,
Ich das Gefühl im tiefen Buſen trage.
Zwei Weſen engre Bande nie umſchlingen,
Als mich dir, mir dich, Hohe, nahe bringen.

Man ſagt wohl ſonſt, um Nähe anzuzeigen,
Daß eins der Schatten ewig ſei des andern.
Doch wir viel enger uns zuſammen fügen;

Denn wir von früh bis zu der Sonne Neigen,
Wenn einſam wir durch Roms Gefilde wandern,
Mit Einem Schatten beide uns begnügen.

Hulda.

Die Sterne, die nah dem Zenithe prangen,
Beſuchen mich in meinem engen Thale,
Wo, daß dem Schickſal meinen Zoll ich zahle,
Mich meine Wahl hält bis zum Tod gefangen.

Die niedrigen, die nicht ſo hoch gelangen,
Begrüßen niemals mich mit ihrem Strale,
Und ſchaun vom weitgeſpannten Himmelsſaale
Nicht meine bleichen, thränbenetzten Wangen.

In tief empfundner Demuth nie ich klage:
Daſſelbe Loos ich mit den Sternen trage,
Wann ſie ſich leuchtend auch im Aether baden,

Kein Wille ſie aus ihrem Gleiſe brächte,
Und ewig drehet um Bootes Rechte
Arktur ſich, wie an goldgewirktem Faden.

Einheit und Sehnſucht.

Die nur der Menſchheit Weſen ganz verſtehen,
Die fühlen Einen Hauch in zweien wehen,
Für die nicht Sinn hat theilen, noch verbinden,
Weil wirklich einzig Eins ſie ſich empfinden.

In ewger Sehnſucht ſie durchs Leben gehen,
Und nie geſtillt das tiefe Sehnen finden,
Wie ſich zwei Flammen zu einander drehen,
Und angezogen heftiger ſich entzünden.

Das iſt der große Schmerz im Erdenleben,
Schon eingepflanzt des Daſeins erſten Keimen;
Wird nun vielleicht einſt in des Himmels Räumen

Sich dieſer Scheidung Nebelſchleier heben?
Wer kanns verbürgen? doch der Sehnſucht Zähren
Auch überm Grabe werden ewig währen.

Des Alters Gewinn.

Im Alter nun von hohen funfzig Jahren
Hab' ich im langen Leben Viel erfahren.
Was mir nicht an der Wiege ward geſungen,
Hat mir in ſchwerer Lebensmüh geklungen.

Doch rüſtige Kraft die Glieder noch bewahren,
Und in den dicken, dunkelbraunen Haaren
Sind wenig graue nur, erſt eingedrungen,
Wenn mit zu ſaurer Arbeit ich gerungen.

Allein was ſind auch bittrer Tage Leiden?
Ein ſtarkes Herz ſie kräftig überwindet,
Und bei des Lebens ruhumquollnem Scheiden

An ſie die leiſeſte Erinnrung ſchwindet.
Der Schmerz an höhren Ernſt die Seele bindet,
Und mit ſich fort die Zeit reißt Leid und Freuden.

Morgengruß der Geliebten.

So wie ich Morgens auf die Augen ſchlage,
Die vielgeliebten Züge ſie erblicken,
Die mir mit ſtillempfundenem Entzücken
Umkränzten einſt des Lebens goldne Tage.

Der Menſch weiß nicht, was mit dem letzten Schlage
Des Herzens das Geſchick ihm kann entrücken.
Der Tod geht um ihn her, wie dunkle Sage,
Die tauſend Lebensklänge dumpf erſticken.

Wie anders ſich erſchloß des Morgens Pforte,
Als mir noch tönten ihrer Stimme Worte,
Als ſie mit leiſen, heißerſehnten Tritten

In meine Kammer liebend kam geſchritten!
O dieſer Paradieſestage Wonnen,
Wie ſind ſie alle nun in nichts zerronnen!

Stella.

Ich liebe mit den Dingen nicht zu ſpielen,
Mein Geiſt ſie gern in ſtrengem Ernſt erwäget,
Und wovon eins den Namen an ſich träget,
Davon muß es die Sache wahr auch fühlen.

Nur Thorheit iſts, wenn Mittel man anleget,
Die Früchte vollgezählt nicht zu erzielen.
Was andren immer mag die Bruſt durchwühlen,
Mein Herz, von Vorwurf frei, in Ruhe ſchläget.

Die Zeit mit ihrem anfangsloſen Ringe
Reißt mit ſich fort das Weſen aller Dinge;
Vergeſſenheit vertilgt mit feuchtem Schwamme,

In Aſche ſinkt des Feuers hohe Flamme:
Nur Eins bleibt feſt, des ruhgen Ernſtes Geben
Durch aller Nichtigkeiten Wirbeldrehen.

Satz.

Mein Daſein iſt verwebt im Firmamente;
Denn wie im reinen Aetherelemente
Sich die Geſtirne Nacht und Tag bewegen,
Und nie der Erdenſchwäche Ruhe pflegen,

So ihrem Auf- und Untergang entgegen
Sich ewig meine ſtillen Schritte regen.
Wer einen einzgen Tag mir Ruhe gönnte,
Vom Gehn und Stehen, mich vom Leben trennte.

Das macht daß die, der ich mit Leib und Seele
Seit Jahresrollen bin anheim gefallen,
Nach der ich Schritte und Minuten zähle,

In ihrem heimathfremden Pilgerwallen
Betrachtend nur dem Hohen angehöret,
Das nichts im ewig gleichen Gange ſtöret.

Gegenſatz.

Wir uns nur aus für Erdgeſchöpfe geben,
Uns Land und Ackerſcholle an ſich binden,
Und wenn die Augen wir zum Himmel heben,
Dort oben wir nur fremde Oede finden.

Wir theilen treu des Fruchtfelds Wechſelleben,
Wie wandelnd es die Monde uns verkünden,
Und unſrer ſtarkgeregten Arme Streben
Läßt keine Jahrszeit ungenutzt entſchwinden.

Dann wann der Tod die ſtarren Glieder ſtrecket,
Die Erde wieder freundlich ſie bedecket,
Und aus dem Schoß die goldnen Halme ſchießet,

Der uns mit Grabesruhe ſtill umſchließet,
Und über neu erwachſene Geſchlechte
Das Leben übt die angebornen Rechte.

Andromeda.

Die Weiber oft im Leben Feſſeln tragen,
Die keines Menſchen Auge ſpähend ſiehet,
Ihr Fuß durch dornenvolle Bahn ſich mühet,
Doch aus der Bruſt entflieht kein leiſes Klagen.

Zum Lohn des alſo in des Lebens Tagen
Geübten Strahlenruhm vom Himmel ſprühet;
Andromeda in Feſſeln hart geſchlagen
Ein Sinnbild dieſer Tugend funkelnd glühet.

Wenn nun der Blick der ſtillen Dulderinnen
Sich zu dem nächtgen Aetherſchatten hebet,
Das Sternenweib ein leuchtend Troſtbild ſchwebet,

Und ſanfter aller Schmerzen Thränen rinnen.
Denn was auf Erden unſanft wird verletzet,
Des Himmels Mild' in lichte Höh' verſetzet.

Der Himmelswagen.

Wir, die dem Pole nah' hoch nördlich wohnen,
Den Himmelswagen uns befreundet nennen,
Weil unſre Blicke nie ſich von ihm trennen,
Ihn jeder Abend ſieht hell leuchtend thronen.

Denn auch in jenen maßlos fernen Zonen,
Wo Myriaden Welten ſtrahlend brennen,
Wir fern und näher uns verwandte kennen,
Die, freudger grüßend, unſer Wachen lohnen.

Die ſieben Sterne ſo in jenen Tagen,
Wo Sehnſucht mir den ſüßen Schlummer raubte,
Ich an des Himmels Steile oft ſah ragen.

So fern damals mein einzig Glück ich glaubte,
Und war um Monde nur davon geſchieden!
Jetzt ſuch' und find' ichs niemals mehr hienieden.

Die Dryas.

Die, in des Baumes grünumlaubten Zweigen
Still wohnend, Knoſpen draus und Blüthen ſprießet,
Die Dryas auch, wenn ſie zum Tod ſich neigen,
Die reine Seele in den Aether gießet.

Die dürren Aeſte und der Wipfel Schweigen,
Wo frohes Säuſeln nicht den Tag mehr grüßet,
Im dichten Wald ſind wehmuthsvolle Zeugen,
Wie Treue ſich an den Geliebten ſchließet.

Sie ſtirbt mit dem, mit dem ſie hat gelebet,
Und übend ihres Götterdaſeins Rechte,
Mit ſeinem auch ihr letzter Hauch entſchwebet.

So wird es nicht dem menſchlichen Geſchlechte.
Der Tod die Liebe trennt, und dunkle Sage
Nur tröſtend ſpricht vom Wiederſehenstage.

Die Schauſpielerin.

Der Bühne Bretter ſind mein wahres Leben,
Das eigentliche hab ich aufgegeben,
Und den Geliebten nur ans Herz ich drücke,
Den mir der Tag zuführt in jedem Stücke.

Doch dies der nackten Wirklichkeit Entheben
Iſt nur ein reiner ahndend Wahrheitsſtreben;
Denn vor des Dichters gottbeſeeltem Blicke
Füllt im Geſchick und Bruſt ſich jede Lücke.

Die Dichtung hin durch meine Lebenstage
Wie reich gewirkten Gürtel zaubriſch ſchlinget,
Und was in Menſchenlooſe Wahrheit bringet,

Vor mir verklingt, wie alt verſchollne Sage.
Der Tod erſt beide Göttinnen vereinet;
Zur Wahrheit wird, was irdiſch Dichtung ſcheinet.

Die Stummheit.

Als ich zuerſt von Stummheit ward befangen,
Erbleichten ſchreckergriffen meine Wangen,
Und heißer Thränenſtrom ſie bang bethaute
Vor Sehnſucht nach dem ſüßen Menſchenlaute.

Jetzt, da mir längſt nicht meine Worte klangen,
Iſt ausgeſtorben in mir das Verlangen,
Und eine innre Welt ich ſtill mir baute
Aus dem, was ſonſt den Lippen ich vertraute.

Euch, die ihr auch mit hochgewölbten Zweigen
Daſteht, wie mir, in nie gelöstem Schweigen,
Den innren Drang die Rinde rauh verſchließet;

Verwandte Weſen in des Waldes Räumen
Mir ſuchend, red' ich ſtumm ſo zu den Bäumen,
Wenn ſie mein Fuß, vorübereilend, grüßet.

Stimmung im Schmerz.

Ich faſſe ſchwer nicht auf des Lebens Schmerzen,
Weiß ſie mit kräftgem Muthe zu bezähmen,
Geſtatte nicht, daß ſie den Schlaf mir nehmen,
Noch meiner Seele heitren Himmel ſchwärzen.

Doch auch zu gehen mit leichtſinngem Scherzen
Durchs Leben tändelnd, würde ich mich ſchämen;
In Leid und Mühe ſtill mich zu bequemen
Gewinn' ich ab dem oft geprüften Herzen.

Drum wenn auch bittren Gram der Buſen fühlet,
Doch oft mir Lächeln um die Lippen ſpielet,
Und wenn ich Abends mich aufs Kiſſen lege,

So ſchließ' ich unbeſorgt die Augenlieder,
Und nur des Menſchenſchickſals Gang erwäge
Daß ſtets auf Leid folgt Ruh und Stille wieder.

Die Tigerin.

Die Tigerin iſt aller Thiere Schrecken.
Wenn ihre Spur ſie ſehn, vor Graun ſie beben,
Im Dickicht, wenn empor den Blick ſie heben,
Der Augen mörd'riſch Funkeln zu entdecken.

Sie aber im naturgemäßen Streben
Fährt fort, die Klaue nach dem Raub zu ſtrecken,
Wie Qual ihn mag und Todesangſt umſchweben,
Und gähnend ſatt die Lefzen ſtolz zu lecken.

In ihre ſichre Bruſt kein Mitleid bringet,
Mit froher Luſt ſie auf die Beute ſpringet;
Und ſieht man buntgefleckt, mit ſchlanken Seiten

Sie königlich den finſtren Wald durchſchreiten,
So kann man nicht ihr Herrſcherrecht beſtreiten,
Daß ſie das Niedre ſich zum Opfer bringet.

Der Ritter.

Der Ritter jede Tugend an ſich träget,
Die reiner Wandel ſoll im Leben üben.
Fromm, keuſch, mit immer ſtreng gedämpſten Trieben
Sein Herz in Redlichkeit und Treue ſchläget;

Gewiſſenhaft Gerechtigkeit er pfleget,
Und fehlt in nichts, was Chriſten vorgeſchrieben.
Nur Eines kennt er nicht: er kann nicht lieben,
Und um ſein Herz nie Milde ſanft ſich leget.

Drum doch von Chriſtenthum die äußre Schaale
Nur iſt in ihm, und nie iſt er gedrungen
In ſeinen Geiſt der, fern vom Erdenthale,

Sich nach des Himmels ſtillen Freuden ſehnet,
Und in Gefühl, das heiß den Buſen dehnet,
Die ganze Menſchheit liebend hält umſchlungen.

Die Natur.

Die man die Mutter aller Dinge nennet,
Die ewige Natur, der Frucht und Blüte
Entſprießen, die als Urquell aller Güte
Der Menſch anfleht, — ſie Mitleid niemals kennet.

Im harten, unerbittlichen Gemüthe
Sie, was ſich liebt, unwiderruflich trennet,
Und ſtatt daß ſie des Menſchen Werk behüte,
Nur niederſchmettert, überſchwemmt, verbrennet.

Die weiſe hält die Erde eingepreſſet,
Die wilden Kräfte, ſtürmiſch los ſie läſſet,
Geſchlechter nach Geſchlechtern grauſam ſchlachtet,

Und Menſchennoth und Menſchenſchmerz nicht achtet,
Zufrieden, wenn aus Kräften Kräfte ſtreben,
Und durcheinander wimmeln Tod und Leben.

Licht und Dunkel.

Wenn ich den Forſt im Abendſtral verlaſſe,
Seh' ich die Burg, wie rothe Flammen, liegen;
Wenn ich den Schneckenweg des Bergs erſtiegen,
Ruht tief in Nacht des Waldes finſtre Maſſe.

So aus einander Licht und Dunkel ſtiegen,
Und zeigen, daß eins nicht zum andren paſſe;
Doch ſind ſie drum nicht in feindſelgem Haſſe,
Und keines kann das andere beſiegen.

Aus Nacht und Tag webt ſich das Erdenleben,
Und Tod und Leben auch in Eins ſich ſchlinget,
Und in der Tage Wechſel Licht und Schatten

Sich ewig im bewegten Buſen gatten,
Im Frieden nur, der Weiber Herz durchdringet,
Sich alle Gegenſätze rein aufheben.

Die beiden Naturen.

Wenn ich am Abend aus dem Forſte kehre
Auf müdgejagtem, ſchweißbedecktem Pferde,
Weil' ich nicht müßig, ruhend hier am Heerde;
Denn tiefes Sinnen füllt der Stunden Leere.

Daß ſich der Kraft Gefühl im Menſchen mehre,
Und fähig er zum großen Werke werde,
Was er errichten ſoll auf dieſer Erde,
Muß in das Herz er faſſen Eine Lehre.

Es giebt zwei weit geſchiedene Naturen,
Von beiden trägt die Menſchenbruſt die Spuren:
Die eine fordert Stärke, Glut und Fülle,

Die andre ſpinnt ſich ein in enge Stille;
Und beid' in ſich muß treu Geſchöpf verſchmelzen,
Des Tages Laſt in Frieden fortzuwälzen.

Die Cypreſſenallee.

Hochragende, nachtfinſtere Cypreſſen,
Die ihr mich zwiſchen euch habt oft gelitten,
Laßt eure Länge mich auch heut durchmeſſen
Mit langſam zögernd unverrückten Schritten.

Wohl Seufzer den beklommnen Buſen preſſen;
Es fruchtet nicht, vom Himmel Huld erbitten,
Im Herzen habe Muth ich mir erſtritten,
Was bringt die Stunde, macht der Tag vergeſſen.

Unwiderſtehlich hat michs hergezogen.
Wohl faſſen mich an eurer Schwelle Schauer,
Und eurer ſchwarzen Nadeln tiefe Trauer

Hat mich, wie dichter Schatten, überflogen.
Doch werde ich zu euren beiden Enden,
So oft michs mahnt, die Schritte muthvoll ſenden.

Des Alters Gewinn.

Ich ſtürmte ſonſt durch Fluren und Gefilde,
Wenn laut die Jagd nachſpürte ſcheuem Wilde,
Und ſah den Mond oft durch das Dickicht leuchten,
Eh' kehrend wir des Daches Schutz erreichten.

Jetzt ſind mir dies nur Phantaſiegebilde;
Gleich iſt mir Winters Strenge, Sommers Milde.
Die Jahre meiner Haare Flechten bleichten,
Nun Thau und Regen ſie nicht mehr befeuchten.

In dunklen Mauern langſam ſchwer ich kreiſe
Hin meines Lebens bunt geſchlungne Gleiſe,
Und bis mich kühlend einſchließt Grabesruhe,

Zufrieden ich mein ſtummes Tagwerk thue.
Am Abend ſeiner Tage eng ſich betten,
Nenn' innre Freiheit ich, nicht äußre Ketten.

Die Brahmin und das Sudra-Weib.

Enthebe dich, unreine Menſchheit-Schande!
Wie kannſt du Waſſer hier zu ſchöpfen wagen,
Da du mich Reine ſiehſt am Ganges-Strande?
Die Brahmin ſprichts, die Sudra hörts mit Zagen. —

O weh, du haſt mir mein Gefäß zerſchlagen. —
Barfüßige mit ſchmutzigem Gewande,
Recht dir geſchiehts; nicht in unheilge Bande
Gefaßt, muß heilig Waſſer man enttragen. —

Die Brahmin ſchöpft, doch ſie das Waſſer fliehet;
Dem Sudraweib zum feſten Ball ſichs rollet,
Und ſtill geht ſie zu ihrer niedren Hütte.

Dem Stolz die Brahmin ſchwere Buße zollet;
Mit abgeſchornem Haar durchs Land ſie ziehet,
Vom Mann verſtoßen nach Brahmanen Sitte.

Aus Nacht zum Licht.

Es giebt im Buſen ein geheimes Sehnen,
Das nur die tiefſten der Gemüther kennen,
Das keine Sprache je vermag zu nennen,
Bei dem man fühlt das Herz ſich ſchmerzlich dehnen.

Doch iſts kein eitel eingebildet Wähnen,
Denn plötzlich ſich von ihm Gedanken trennen,
Die durch die Nacht, wie Sterne, funkelnd brennen,
Und hier entſtammt, ſich an den Ewgen lehnen.

Das iſt des Geiſtes Sein, das unverſtanden
Gefangen gehet in der Menſchheit Banden,
Das, wie die Frucht, vom Mutterſchoß bedecket,

Sich in dem engen Kerker regt und recket,
Und ſich befreit, gelangt ans Licht, erſt fühlet,
Wenn alles Irdiſche die Erde kühlet.

Die Nymphe.

Nach Waſſer geht ſie zu des Pindus Quelle;
Hoch auf der Schulter das Gefäß ſie träget,
Und um den Fuß das Kleid behutſam leget,
Daß nicht benetzt es werde von der Welle.

Beſtralt von wolkenloſen Tages Helle,
Der Bergbewohner Staunen ſie erreget,
Wie ſelbſt ſich unbewußt ſie Sorgfalt heget,
Daß dem Geſchäft ſie Schönheitsreiz geſelle.

Wie in des Mädchens einfachem Gemüthe,
Der gleiche Trieb in der Natur auch lebet.
Was wild in ihren Kräften gährt und webet,

Umkleidet ſie mit milder Schönheit Blüte.
Vulkane brennen, Berge ſtürzen nieder,
Und Anmuth lacht aus dem Ruine wieder.

Opfer der Tyrannei.

Dein treues Weib der Schande zu entziehen,
Tauchſt du in ihre Bruſt dein mordend Eiſen,
Und da ſie fühlt das Leben ſcheidend fliehen,
Die ſtillen Züge noch dich ſegnend preiſen.

Befangen in der Knechtſchaft engen Gleiſen
War keine andre Freiheit euch verliehen,
Als in der Lüfte öden, wüſten Kreiſen
Zu ſuchen Ruhe von der Erde Mühen.

Der Menſch den Menſchen hart in Ketten ſchläget,
So Herrſchaft auf mit Sclavenelend wäget;
In tauſend Formen lehrt es die Geſchichte.

Denn wenn auch Menſchlichkeit oft rügend waltet,
Tönt Knechtſchaftsklage, ewig neu geſtaltet,
Doch wieder vor des Ewgen Strafgerichte.

Juno Ludoviſi.

Du lebteſt nie, haſt nie dich aufgeſchwungen
Zum Götterſitz, biſt niemals ihm entſtiegen;
Im Marmor ewig deine Lippen ſchweigen,
Aus Künſtlers Phantaſie biſt du entſprungen.

Doch haſt du eignes Weſen dir errungen,
Das ruht in deinen ſtillen Götterzügen,
Und keine Macht der Zeit kann es beſiegen,
Da tief es iſt in Menſchenbruſt gedrungen.

So alle Ewigkeiten zu durchwalten,
Daß in der Schattenmenge Traumgewirre
Er nicht, ein Bruchſtück nur des Haufens, irre,

Kann auch der Menſch zu Eignem ſich geſtalten.
Dem Erdenſtoff ein Funken nur entſprühet,
Die eigne Bahn er dann ſelbſt leuchtend ziehet.

Die lebenden Bildſäulen.

Ihr ſeid ſo nah, und dürft nicht ganz euch nahen,
Ihr liebet euch, und könnt euch nicht umfahen;
In Menſchenbuſen Menſchenherzen ſchlagen,
Und eure Lippen kaum zu athmen wagen.

Von allen Wundern, welche je geſchahen,
Nie Menſchenaugen himmliſchere ſahen;
Bei Göttern Götter marmorartig ragen
Auf Fußgeſtellen, die ſie luſtig tragen.

Des Künſtlers Meißel Leben giebet Steinen,
Hier wird in Stein das Leben umgeſchaffen,
Und unbewegt ſich alle Glieder ſtraffen.

Nie Phantaſie und Wirklichkeit ſich einen;
Die gleiche Sehnſucht beide ſie verzehret,
Und eines ſtets das andere entbehret.

Vorgefühl und Muth.

Der Menſch ſieht wohl ſich ſeinen Himmel ſchwärzen,
Trägt in ſich Vorgefühl unſelger Schmerzen,
Weiß deutlich anzugeben Tag und Stunde,
Die ſchlagen werden ihm die bittre Wunde.

Allein mit ruhigem und feſtem Herzen,
Als könnt' er auch mit Wehgeſchicke ſcherzen,
Begegnet er der unheilſchwangren Kunde,
Anordnend ſelbſt mit unerſchrocknem Munde.

Er weiß daß, führt es auch durch Schmerzgefilde,
Das Schickſal dennoch iſt von tiefer Milde,
Und wenn auch Grauſamkeit und Härte ſchalten,

Weiß er den Muth des Buſens zu erhalten,
Des Lebens Tage nicht nach Freuden zählet,
Allein den Sinn mit Stärke waffnend ſtählet.

Die ſteinernen Zeugen.

Von Vielem würden dieſe Säulenhallen,
Wenn ihnen Menſchenrede würde, zeugen,
Doch ſeit Jahrtauſenden ſie ehern ſchweigen,
Und Menſchenſtimmen ſpurlos dumpf verhallen.

Sind Seufzer hier beklommner Bruſt entfallen,
Vernahm man froher Jubeltöne Schallen:
Sind beide der Vergangenheit jetzt eigen,
Und nie hervor aus ihrem Schooße ſteigen.

Es währet nichts, als was gefühllos ſtarret,
Die Weſen, welche Schmerz und Luſt empfinden,
Vermögen nicht den Augenblick zu binden;

Umſonſt auf Ewigkeit ihr Sehnen harret.
Erſt aus der Hand der finſtren Schattenmächte,
Erwächſet ſie dem ſterblichen Geſchlechte.

Kalter Troſt.

Ich denke wohl bei mir: es iſt natürlich,
Daß nicht im Leben Alles geht ſo eben,
Daß manchmal Sturm und Klippe ſich erheben;
Allein wenns kommt, ſo traur' ich unwillkürlich.

Dann ſag ich mir: doch Schein nur und figürlich
Iſt Vieles, dem wir falſch Bedeutung geben,
Und ſuche ſo mir ein Geſpinnſt zu weben
Von Scheintroſtgründen deutlich und ausführlich.

Allein des Buſens ſtill gefühlte Schmerzen,
Die unbeſänftigt glühn im tiefſten Herzen,
Dies kalte Denken nicht in Schlummer wieget.

In ihnen nur des Daſeins Wahrheit lieget,
Und des Verſtandes blendend Gaukelſcherzen
Das wahr und rein Empfundne nicht betrüget.

Der Traum.

Man klagt, daß reizerfüllte Traumgeſtalten
Sich beim Erwachen laſſen feſt nicht halten,
Daß ſie den Sinnen weſenlos entfliehen,
Wie Nebelſtreifen durchs Gebirge ziehen.

Allein ſie haften in des Herzens Falten,
Und die Empfindung läßt ſie nicht erkalten;
Auch in dem Reich der Phantaſie ſie glühen,
Und leuchtend der Erinn'rung Funken ſprühen.

Als Kind ſah ich ein lieblich Haupt mir nicken,
Aus hohem Fenſter huldreich auf mich blicken.
War es das Bild, das ewig mit mir lebet,

Hat es im Traum mir ahndend vorgeſchwebet,
Wie ſich der Sonne Stralenſcheibe zeiget,
Eh' ſelbſt durch Morgenthor empor ſie ſteiget?

Die Phantaſiegeſtalten.

Ihr blütenduftgen Phantaſiegeſtalten,
Die mich ſeit meiner Kindheit zartem Streben
Begleiteten durchs reichbegabte Leben,
Habt ſtets in heitrer Höhe mich erhalten.

Wenn ich umlagert war von Schmerzgewalten,
Hab' ich die Prüfung ſchwer euch aufgegeben,
Ob ihr auch dann mich könntet ſchützend heben,
Und heilvoll ſtets erprobt' ich euer Walten.

Nur euch erwart' ich in des Todes Stunde,
Wann aus des Geiſtes letzter Funke glimmet;
Ob ihr mir treulos werdet dann entweichen,

Wie Bilder, zögernd ſich entfernend, bleichen, —
Ob, treu dem unter uns geſchloſſnen Bunde,
Mich halten götterſelig noch geſtimmet?

Des Lebens Ausgang.

Mir hingeſtorben ſind des Lebens Freuden,
Nur Sehnſucht es in meinen Buſen gießet,
Die wundervoll im tiefen Kelch umſchließet
Erinnrungsluſt und gegenwärtiges Leiden.

Trennt ſich vielleicht des Menſchen Bruſt von beiden,
Wenn hin der Reſt der flüchtgen Tage fließet?
Er kennt den Morgen nicht der dann ihn grüßet,
Sein Erdenziel iſt auch ſein Erdenſcheiden.

Wenn los die Bande ſich des Körpers winden,
Mag auch die irdiſche Erinnrung ſchwinden,
Der Geiſt mit neuen Schwingen aufwärts fliegen.

Allein der Weſen Wahrheit doch muß ſiegen,
Es kann nicht heilge Liebe täuſchend lügen,
Was Eins iſt, muß als Eins ſich wieder finden.

Das ſchönſte Lebensglück.

Das ſchönſte Lebensglück lag vor mir heute
In meiner Jugend goldumwebten Tagen.
Ich nahm es kühn, doch nahm ich es mit Zagen;
Zu glücklich wars, zu gehn an ihrer Seite. —

Mit meiner Seligkeit war nichts im Streite,
Ich wurde ſanft durch ihre Huld getragen;
Von größrem Glück kein Sterblicher kann ſagen,
Als womit ſie mich jeden Tag erfreute.

Nun ſind gefallen dieſe Blüten alle,
Und einſam meinen öden Pfad ich walle.
Es kehrt der Tag, doch ohne Freudenfülle,

Ich feir' ihn düſter in Erinnrungsſtille.
Kein dunkel überm Grab verheißnes Leben
Kann gleiche Seligkeit mir wiedergeben.

Leben im Lebenloſen.

Nie Berg und Thäler Luſt noch Weh empfinden,
Sind Schauplatz nur, wo ſich Empfindung reget,
Die in des Herzens Pulſen klopfend ſchläget;
Denn Mitgefühl kann niemals ſie entzünden.

Was uns der Vorzeit Stimmen fern verkünden,
Sahn ſie, wie thätig es ſich hat beweget,
Geblüht, gelebt und ſich ins Grab geleget;
Wir Spätgebornen ſchwache Spur nur finden.

Doch wie kann ſein, was weder fühlt noch lebet,
Was keiner innren Regung Odem hauchet?
Wir wiſſens nicht. Doch das was in uns ſtrebet

In Leben ſelbſt dies Lebenloſe tauchet.
Denn aus dem Steinbruch klippiger Gefilde
Schafft Künſtlermeißel athmende Gebilde.

Freigebigkeit der Natur.

Wohin kein Menſchenfuß je klimmend dringet,
In ſteiler Klippen öden Wüſteneien
Bunt prangend ſtehen duftiger Pflanzen Reihen,
Die die Natur hervor freiwillig bringet.

Wo ſich hinab kein Lichſtral zitternd ſchwinget,
Des Dunkels ewge Nähte zu zerſtreuen,
Im Meeresgrund ſich Fiſche wimmelnd freuen,
Wo Farbenglanz mit Farbenglanze ringet.

Daß je ein Auge nur die Wunder ſchauet,
Die ſie herab vom Himmel mächtig thauet,
Und weben reich die Erde blühend ſchimmert,

In ſtiller Größe die Natur nicht kümmert,
Zufrieden, daß aus freer Fülle ſprießet,
Was fruchtbegabt ihr Blütenkelch umſchließet.

Friede mit dem Schickſal.

Ich achte nur des Schickſals dunkle Mächte,
Die, mit den Kräften der Natur im Bunde,
Beſtimmen die verhängnißſchwangre Stunde
Des Wohls und Wehs dem ſterblichen Geſchlechte.

Wer ehret ſeines Ausſpruchs heilge Rechte,
Sinkt nicht, trifft ihn auch tiefen Unglücks Wunde,
Jauchzt nicht im Glücke mit vermeſſnem Munde,
Erkennt in Mild' und Strenge das Gerechte.

Wie ihre goldnen Bahnen gehn die Sterne,
So unverändert feſt, nach Götter Weiſe,
Geht durch des Menſchenwollens eitle Kreiſe

Das Schickſal, kommend aus geheimer Ferne.
So Linien in lockrem Sand gezogen,
Anrollend ſpülen fort des Meeres Wogen.

Die Cypreſſenallee.

Ich ſeh' euch, dunkele Cypreſſen, wieder,
Und banger Schauder rollt durch meine Glieder;
Erinn'rung wehmuthvoll die Bruſt umquillet,
Und was ihr finſter droht, mit Furcht mich füllet.

Mir iſts, als ſenkten eure Wipfel nieder
Auf mich des Tods umnachtendes Gefieder.
Allein wie ſo das Herz von Gram mir ſchwillet,
Steh doch ich da in Duldungsmuth gehüllet.

Denn wie von klarem Sonnenlicht umſchrieben,
Erſcheinen Andren eure zarten Zweige,
Und allgewalt'ges, nie zerſtörbar Lieben

Macht, daß zu dem ich mich, heiß ſehnend, neige.
Darum, ihr nachtumſchauerten Cypreſſen,
Wird doch mein Fuß euch ſtillgefaßt durchmeſſen.

Schule der Leiden.

Wenn meine Schritte Tag und Nacht durchſtreifen
Des Buchenwalds bald ebne und gerade,
Bald durchs Gebüſch verſchlungne, krumme Pfade,
Im Geiſt mir vielerlei Gedanken reifen.

Der Menſch, was ihn umgiebt, muß raſch ergreifen,
Sonſt ihm entrollt es an der Zeiten Rade.
Wohin die wechſelnde Natur ihm lade,
Muß, folgſam, Eindruck er auf Eindruck häufen.

Ob Luſt mir oder Schmerz die Bruſt bewege,
Acht' ich ſo hoch nicht im erprüften Herzen.
Wenn die Gedanken ſind erfindſam rege,

So werden heilſam auch des Lebens Schmerzen.
Mir iſt nicht immer mildes Loos beſchieden,
Doch nimmer wankt mein ſtiller Seelenfrieden.

Niobe.

Du knieſt, das ſchmerzenſchwere Haupt geſenket,
Zur Tochter, die du todt ſiehſt vor dir liegen;
Du ſtrebſt den ſchweren Kummer zu beſiegen
Um die, die du an deiner Bruſt getränket.

Der Götter Spruch des Menſchen Schickſal lenket,
Auch du mußt dich in ihren Willen fügen,
Und leerſt mit langen, ſeufzervollen Zügen
Den Becher, der dir voll ward eingeſchenket.

Du hielteſt ſie in treuen Mutterarmen,
Du fühlteſt Herz an Herz dir ſüß erwarmen,
Und Thränenſtröme netzten deine Wangen.

Die Bruſt der Göttin kennet kein Erbarmen;
Des Pfeiles Federn durch die Lüfte klangen;
Die Arme muß den Todesſtreich empfangen.

Gegebenes Maaß.

Das Meer nicht immer bleibt in gleichem Stande,
Doch kann gegebnes Maaß nicht überſchweifen.
Scheint noch ſo ſtark die Welle auszugreifen,
Sie kehrt zurück vor nichts in ebnen Sande.

So halten auch uns unſichtbare Bande
Des Schickſals Wechſel und der Kräfte Reifen;
Nur wenig übers Maaß hinüber ſtreifen
Kann man, der Becher füllt ſich nur zum Rande.

Denn in der Götter unbeſiegbar'n Händen
Das Richtſcheit ruhet und des Wägens Schaale;
Und was beſtimmt wird hoch im Götterſaale,

Muß hier der Menſch, woll' er auch nicht, vollenden.
Mag in den Styx ihn gleich die Mutter tauchen,
Die große Seele muß Achill verhauchen.

[illegible]!
[illegible]!
[illegible]!

Das Schweigen.

In Kloſter lebt' ich viele lange Jahre,
Wo nie den Lippen durft' ein Wort entfliehen,
In ſich man Schmerz und Freude mußte ziehen,
Daß man dem Ohre läſtgen Laut erſpare.

Da bleichten mir der Scheitel Silberhaare,
Doch tiefes Denken, reifer Sinn gediehen;
Darum in heitrer Luſt und Tages-Mühen
Ich tiefes Schweigen gern auch jetzt bewahre.

Die Sterne ja gehn ihre goldnen Bahnen
Auch ſchweigend in des Aethers ſtillen Wegen,
Und uns das Innerſte der Bruſt doch regen,

Weil ſie an überirdiſch Licht uns mahnen.
Im tiefſten Senken, wie im höchſten Schwunge
Des Geiſt's, fühlt fremd dem Buſen ſich die Zunge.

Hulda.

Ich ſitz' und denk' in dieſer nächtgen Stille
An den Geliebten, den ich nie mehr ſehe;
Zum Sterne ſag' ich, daß er zu ihm gehe,
Und melde ihm, wie Gram mein Herz umquille.

Denn ſo mich bannt hier ernſter Fügung Wille,
Daß ich mit ihm nicht kenne andre Nähe,
Als daß ſein Hauch mich von dem Stern anwehe,
An dem ich hänge in Erinnrungsfülle.

Sein milchweißreiner, ſtiller Aetherſchimmer
Uns leuchtete in jenen ſelgen Tagen,
Wo wir geſtanden uns mit Wonne-Zagen,

Daß eines nur im andren konnte leben.
Darum wenn wir den Blick zum Stern erheben,
Sehn wir in ihm noch unſres Glückes Trümmer.

An Ihn.

O trüge dich der Zeiten ewge Welle,
Erhörend meiner Sehnſucht tief Verlangen,
Zurück vom Orte, der dich hält umfangen,
Verödet fändſt du bei mir jede Stelle.

Kein Anderer betrat der Thüre Schwelle,
Durch die ſo oft dein Fuß iſt ſtill gegangen,
Und Einem nur netzt dieſe bleichen Wangen
Der heißen Thränen ewig neue Quelle.

Wie man nur einmal wird ans Licht geboren,
Und einmal nur kann aus dem Leben ſcheiden,
So ſind auf ewig auch der Liebe Freuden,

Wenn der Geliebte ging, der Bruſt verloren.
Was aus dem Himmel zieht ſein reines Leben,
Kann irdiſches Geſchick nicht zweimal geben.

Der Krieger.

Durch Sturm und Wetter gehn des Kriegers Schritte,
Doch ohne ſeinen heitren Sinn zu trüben;
In feſtem Buſen ſichren Muth zu üben,
Iſt von Natur ihm angeborne Sitte.

Bald ſteht er in des Schlachtgetümmels Mitte,
Die Helme um ihn her und Lanzen ſtieben;
Wenn er ſein Handwerk lange hat getrieben,
Sucht ſpät er Ruh in ländlich niedrer Hütte.

Was hat er ſich im Leben nun erkämpfet,
Das kampflos nicht ihm wäre zugefloſſen?
Er hat des Lebens edlen Schaum genoſſen,

Die heiße Luſt der glühnden Bruſt gedämpfet;
Sich laſſen von des Schickſals Wellen tragen,
Heißt an die Sterne mit dem Haupte ſchlagen.

Die Geſinnung.

Was jeder thut und wirkt auf dieſer Erde, —
Er mög' in Thatengröße Ruhm erſtreben,
Er möge weilen ſtill am Heimathsherde, —
Es iſt ſtets vor dem Ziel doch endend Leben.

Wer will, daß es vollendet Ganzes werde,
Der muß im Buſen ſich ein eignes weben
Aus Wonn und Schmerz, Gelingen und Beſchwerde,
Dem Aeußren nichts, dem Innren alles geben.

Dann kann er dreiſt ins Weltgewühl ſich tauchen,
Die Kräfte, die ſonſt unerforſchet ſchliefen,
An reichgegebnem Stoffe kraftvoll prüfen;

Es wird ihm nicht die innre Freiheit binden,
Im wildſten Sturm ſich wird er wiederfinden,
Und was vom Himmel ſtammt zum Himmel hauchen.

Weſen der Schönheit.

Wen das Gefühl des Schönen ſoll durchdringen,
Dem muß aus Sinnenklarheit es entſpringen,
Wie Unſchuld glänzet auf der Jungfrau Wangen,
Die noch nicht kennt der Liebe ſüß Verlangen.

Es regt nicht frei die ſilberhellen Schwingen,
Wo Wünſche menſchlich nach Beſitze ringen;
Nur um es tief und tiefer zu umfangen,
Darf Sehnſucht brünſtig an dem Schönen hangen.

Wer eine innre Welt ſich alſo bauet
In reiner Schönheit ſtill empfundnem Walten,
Dem von den Schlacken irdiſcher Geſtalten,

Wie von den Sternen Meeresglanz, ſie thauet.
Daß von dem Himmel ſei auf Erden Kunde,
Steht ſie mit allem Irdiſchen im Bunde.

Die Sterne.

Ein großer Dichter ſagt, daß man die Sterne
Begehre nicht, ſich ihres Lichts nur freue:
Sah er denn ſehnend nie in jene Ferne
Nach Welten wo das Sein ſich ihm erneue?

Wohl hängt das Aug' am Sternenglanze gerne,
Doch nicht, daß er die tiefe Nacht zerſtreue: —
Daß tief die Bruſt in ſie zu tauchen lerne,
Wenn nicht ihr Glück mehr giebt die heitre Bläue.

Wenn, was das Herz geliebt, die Erde decket,
Ihr Dunkel nur die Luſt des Buſens wecket.
Man liebt die fernen Sterne hier auf Erden,

Daß durch des Grabes Nacht ſie Leiter werden;
Wenn Glück und Luſt hat für das Herz geendet,
Den Blick ihr nahes Sonnenflammen blendet.

Hellas.

Zwei Dinge Hellas Phantaſie-Geſtalten
So tiefen Reiz für alle Zeiten geben:
Der Charitinnen ewig zartes Walten
Und Nemeſis' nach ſtrengem Maaße Streben.

In ſeinen Linien ſie die Gränzen halten,
In denen hin und wieder ſchwankt das Leben.
Die Menſchen bänd'gen der Natur Gewalten,
Und edle Scheu macht Götterbruſt auch beben.

Am Indus und am Ganges ſieht man ſchwellen
Der Rede Macht, wie ihrer Strömung Wellen,
Aus grauem Alterthum hervor ſich gießen,

Aus Dichterbildern Weisheitsſprüche ſprießen;
Allein des Herzens Sehnſucht tief nur ſtillet
Der Thau, der Griechenlippen ſanft entquillet.

Die Römer.

Daß ſich der Menſchheit Schickſal wölbend baue,
Geſchaffen ward des Römervolkes Sitte,
Daß pfeilerähnlich ſtehend in der Mitte,
Wie Janus, es nach vorn und rückwärts ſchaue.

Ein Fels, an dem des Meeres Wuth ſich ſtaue,
Wich es dem Trotz nie, ſelten flehnder Bitte,
Und vorwärts ſchritt mit niegehemmtem Schritte,
Nicht achtend, daß den Fuß ihm Blut umthaue.

Der Kunſt und Dichtung ſchöpferiſchen Funken
Nicht zeugte ſeine Bruſt, begeiſtrungtrunken;
Die Harfentöne ſeiner Dichter hallten

Nur nach den vollern, die von Hellas ſchallten.
Nur auf des Völker-Thrones ehrnen Stufen
Zu herrſchen einzig, fühlt es ſich berufen.

Molly.

Und ſollten meine Füße auch ermatten,
Ich mußte auf und ab doch ſpät noch gehen,
Um an der Balkendecke ihren Schatten
Vorüberſtreifen wenigſtens zu ſehen.

Der Liebe Pfeile mich bethöret hatten,
Ich konnte mehr nicht ſelber mich verſtehen;
Wenn Eiferſucht ſich und Verlangen gatten,
Geſunden Sinn zu Wahnſinn ſie verdrehen.

Doch dieſe Fieberglut iſt längſt verflogen,
Und ruhige Vernunft zurückgekehret.
Nun ſie zu mir hat Liebe angezogen,

Doch ihre Neigung meine Kälte mehret.
Der Schleier rollte vor den Augen nieder,
Enttäuſcht, ſo wie ſie iſt, ſeh' ich ſie wieder.

Die Amazonen.

Verachtend Schlachtgefahr und Kriegesmühen,
Eilt in den Kampf die Schaar der Amazonen;
Sie nicht den Feind, die eigne Bruſt nicht ſchonen,
Nur Eines fürchtend, weibiſch feig zu fliehen.

Doch wie die ſtarken Glieder Kraft auch ſprühen,
In ihren Zügen Schmerz und Wehmuth wohnen;
Des Sieges Freuden niemals ſie belohnen,
Geſenkten Hauptes ſie gefangen ziehen.

So zart von Hellas Kunſt ward abgewogen,
Was ſodern des Geſchlechtes ewge Rechte.
Das Weib miſcht muthig wohl ſich dem Gefechte,

Von der Gewalt des Schickſals hingezogen;
Doch wilde Kampfluſt, Zuverſicht zu ſiegen
Nicht kennt die Bruſt, der Lieb' und Sehnſucht gnügen.

Der Montſerrat.

Im Berg, von kühner Adler Flug umſchwebet,
Wo zu des Himmels dunkelblauer Heitre,
Daß ſich der Blick auf Land und Meer erweitre,
An Felſenſäule Felſenſäule ſtrebet,

Geweihte Zahl von edlen Klausnern lebet,
Gewiß, daß nicht das Schiff des Glücks mehr ſcheitre,
Und jeder Tag die reine Bruſt noch läutre,
Ein Leben, ſtill von Seelenruh gewebet.

Doch nicht des Montſerrate Felſenzacken
Bedarf die Bruſt, daß von der Erde Schlacken
Sich heilge einſam ſtrenggeübter Wille.

Auch in der Menſchen lärmendem Gewimmel
Schafft ſelger Ruhe ungetrübten Himmel
Sich dem Gedanken zugewandte Stille.

Die Nonne.

Die Nonne kennt nur ihren Kloſtergarten,
Den ihre Hände liebend ſorgſam warten,
Die andre Welt iſt weit von ihr geſchieden,
Vom Himmel wie die Erde iſt hinnieden.

Auf ſtille Ruh der Bruſt Verlangen harrten,
Doch im Gewühl des Lebens bang erſtarrten;
Nun keine Wünſche mehr im Buſen ſieden
Wallt er in ungetrübtem Seelenfrieden.

Zwei Wonneblüten Ruh ſind und Verlangen,
Die nie zugleich daſſelbe Haupt umfangen.
Erreichte Sehnſucht gleicht den Sonnenblicken,

Die gaukelnd tanzen auf der Woge Rücken;
Die Ruhe aus der dunklen Tiefe ſteiget,
Wo, fern vom Sturm, die feuchte Oede ſchweiget.

Das Diadem.

O, dieſes Band die Schläfe mir verſenget!
Mich von des Todes Macht es zwar entbindet,
Doch mich ins Leben fühl' ich eingeenget,
Aus dem mein Fuß mehr keinen Ausgang findet.

Wie ſich der Anblick offner See verlänget,
Wo Hofnung ferngelegner Küſte ſchwindet,
Mich in der Tage Flut einförmig zwänget
Unſterblichkeit, die Wechſel nie verkündet.

Die Sterne lieblich wohl am Himmel blinken,
Doch müſſen labend ſie hernieder winken,
Die Bruſt umſonſt nach ihnen nicht verlangen,

Sonſt hält das Licht mehr, als das Grab, gefangen.
Denn, wenn der Erde Schooß verſöhnend kühlet,
Das Leben oft mit Schmerz die Bruſt durchwühlet.

Des Lebens Ausgang.

Wir alle gehn in langgedehnter Reihe
Dem Tode zu, dem wir anheimgefallen,
Langſamen Schritts wir ſtill ergeben wallen
Zu der von dem Geſchick empfangnen Weihe.

Denn daß ſich der Geſchlechte Zahl erneue,
Vernahmen ernſtes Wort wir vor uns ſchallen:
Der Lebenslaut ſoll euch in Luft verhallen,
Daß Andere das Licht, die Nacht euch freue.

So flutet auf und ab des Daſeins Welle,
Und Tod und Leben wechſeln ihre Stelle.
Wer an des Sonnenlichtes ſüßer Helle

Gewärmet hat die kraftdurchſprühten Glieder,
Der ſinket zu des Schattens Kühle nieder,
Und wer dort einmal war, kehrt niemals wieder.

Stärke der Seele.

Mit Stärke wird geſtählt der Sinn durch Schmerzen,
Geführet in des Buſens ſtillen Schranken
Zu tiefbewegten, hebenden Gedanken
Die Schwingen werden dem gepreßten Herzen.

Wo Wolken nicht den heitren Himmel ſchwärzen,
Des Lebens Nebel alle nieder ſanken,
Kein treulos Glück droht ungewiß zu wanken,
Da gaukelt froh der Sinn in leichten Scherzen.

Doch Kraft und Tiefe auch dem Licht ſich gatten,
Bedürfend nicht der ſcharfumſchriebnen Schatten;
Was tiefer wirkt, hängt an der Seele Farbe.

Wo Freiheit ſchafft, muß Glück hell lachend blühen,
Wo Still' und Demuth eng die Kreiſe ziehen,
Da hebt und ſtärkt der Schmerz, und läßt nicht Narbe.

Die ſtummen Zeugen.

In dieſen endlos langen Säulenhallen
Vernahm man Töne vieler Deutung ſchallen,
Bald Freuderuf aus ehrfurchtſcheuem Munde,
Bald Klagelaut in ſchmerzgeweihter Stunde.

Denn kein Menſch weiß im dunklen Erdenwallen,
Wie ihm des Schickſals Wechſellooſe fallen;
Kein lautbegabtes Haus ertheilet Kunde,
Mit welcherlei Geſchick es ſteht im Bunde.

Und jede Menſchenwohnung in ſich ſchließet,
Was Menſchen ſchmerz- und luſtbewegt empfanden;
Wo erſt vor kurzem theurer Sarg geſtanden,

Geräuſchvoll Tanz und Spiel die Mauern grüßet.
Das ganze Leben man entfaltet fände,
Sprächen der kleinſten Hütte niedre Wände.

Der Schauſpieler.

Es muß der Menſch zu Vielem ſich bequemen;
Ich muß zu dichten krümmen mich und winden,
Ein Schauſpiel jeden Monat neu erfinden,
Und ſelbſt die erſte Rolle übernehmen.

Die Herrn, die zuſehn, nicht den Tadel zähmen,
Durch gellend Pfeifen ſie ihn laut verkünden,
Und zählen vor mir dann des Stückes Sünden,
Heraus mich rufend, mehr mich zu beſchämen.

Drauf wird zu Hauſe mir der Text geleſen,
Daß, folgend meinen läppiſchen Gefühlen,
Ich nach der Menge Beifall nicht will ſtreben;

Und wenn ich einmal glücklicher geweſen,
Man Beifall hat ertheilet meinem Spielen,
So lobt man mich zu Hauſe nur ſo eben.

Kranz und Gedicht.

Auf ungepflegter Flur, auf freien Matten,
Verborgen tief in hohen Waldes Schatten,
Unzählge Blumen mannigfarbig ſprießen,
Und Gottes Sonnenſchein und Thau genießen.

Zum Kranze künſtlich ſie zuſammenſchließen
Des Mädchens Finger, liebend zu begrüßen,
Den lang gewählt die ſtillen Wünſche hatten,
Und den ſie bald umfängt als treuen Gatten.

So Dichterkläng' in farbgem Licht umſchweben
Die Phantaſie, und ſie ſüß ſchaukelnd heben;
Doch Liebe, die das tiefſte Herz entzündet,

Zum Lied ſie erſt in Maaß und Reime bindet.
Denn von der Liebe feucht verklärtem Glanze
Borgt Alles Licht, was ſtralt im Dichterkranze.

Penelope.

In ſtiller Nacht, die Freier zu betrügen,
Löst ihr Geweb' Ikarios Tochter wieder,
Und Schlaf umhüllet erſt die matten Glieder,
Wenn aufgetrennet alle Fäden liegen.

In gleiches Loos muß oft der Menſch ſich fügen,
Was mühvoll er gebaut, ſelbſt ſtürzen nieder,
Wenn, wie der Wind zurückſchnellt Pfeilgefieder,
Sein Streben nicht kann das Geſchick beſiegen.

Oft auch, was muthig er im Erdenleben
Beginnt, in ſich zurück von ſelber irret,
Wenn, klar nicht ſchauend, was er kann erſtreben,

Er in den eignen Fäden ſich verwirret.
Er glaubt das Ziel zu ſehen wahnbefangen,
Und ſteht am Punkt, von dem er ausgegangen.

Die Danaiden.

In finſtrer Unterwelt ein leeres Spielen
Das ewge Schöpfen ſcheint der Danaiden;
Vor Arbeitslaſt ſie nicht die Arme fühlen,
Und kein Gelingen ſtellt die Bruſt zufrieden.

Im Leben auch, am Sonnenlicht hienieden,
Den Tag durchringet oft, den arbeitsſchwülen,
Der Menſch, und dennoch iſt ihm nicht beſchieden,
Am Ziele ſich in Schattenruh zu kühlen.

Dann zu der Thatkraft muß der Blick ſich wenden,
Das Mühen muß da, wo es anfängt, enden.
Wenn nichts der Arm auch äußerlich erſtrebet,

Die Sehnen innerlich an Kraft gewinnen.
So leer die Danaidenſchaar nicht hebet
Den Sieb, wenn alle Waſſer auch verrinnen.

Siſyphus.

Den Stein zu wälzen, der entdonnernd weichet,
Verdammt iſt Siſyphus vom Qualgeſchicke;
Doch in des Sturzes treulos ärger Tücke
Der Ruhm des Menſchen jenem Marmor gleichet.

Wenn nicht die Stärke bis zum Grab ausreichet,
Zu ringen, daß man ſteigend ihn erblicke,
Wenn Schwäche bleibt im Leben, oder Lücke,
Der Sternenkranz der Heldenſtirn erbleichet.

Denn in des Geiſts ätheriſchen Gefilden
Erhalten iſt ein ewig neues Bilden,
Und kein Beſitz ein ruhend liegen Laſſen;

Was in die Luft nicht eitel ſoll zerſtieben,
Muß raſche Thatkraft immer neu erfaſſen,
Von hebender Begeiſtrung angetrieben.

Des Alters Gewinn.

Ich ſchelte nicht des Hauptes graue Haare,
Die ſich allmählich in die dunklen ſchleichen;
Wenn alle dunklen auch einmal erbleichen,
Ich doch Zufriedenheit in mir bewahre.

Viel gute Gaben bringen viele Jahre,
Wenn Reiz und Friſche von dem Weibe weichen;
Sie lernt, daß ſich nicht alle Tage gleichen,
Zum Glück nicht hilft, daß man ſich Mühe ſpare.

In vieles will die Jüngre nicht ſich fügen
Worin die Aeltere ſich lernet ſchicken,
Um ſich mit ſtillen Seufzern zu beſiegen.

Dann in den ruhgen, immer gleichen Blicken
Trägt ſie des Buſens tiefen Seelenfrieden,
Der ſelten ſchmerzlos wird erkauft hienieden.

Wolken und Geſtirne.

Die Wolken ziehn in luſtigem Gewühle,
Es treibt der Wind verwirrt ſie hin und wieder,
Am Himmel lagern ſie die ſchweren Glieder,
Und eilen fort in regelloſem Spiele.

Doch die Geſtirne folgen feſtem Ziele;
Wie Rhythmus Sphärentanz entklungner Lieder
Durchſchwebt das Jahr ihr leuchtend Stralgefieder,
Und ewig gleich abwechſeln Froſt und Schwüle.

Der Menſch muß beide ſie in ſich vereinen,
Der Sterne ſtreng Geſetz, der Wolken Wühlen.
Er muß den Stoff der irdſchen Dinge fühlen,

Die, ewig kreiſend, ewig ſich verwirren,
Und von des Daſeins Bahn nicht abzuirren,
Muß ihm der Ewigkeiten Sonne ſcheinen.

Friede mit dem Schickſal.

Ich werde dem Verderben nicht entweichen,
Das Streben, mich darin zu feſſeln, glühet,
Und immer engre Kreiſe um mich ziehet;
Es wird ſein kalter Arm mich bald erreichen.

Ich achte ſtill auf jedes leiſe Zeichen,
Es ſträubt ſich nicht die Hand, der Fuß nicht fliehet,
Was mich verlangt, mich ſtumm erwarten ſiehet,
Wovor das Herz mir bebt, die Wangen bleichen.

Der Menſch mit kühnem Muth darf kämpfend ſtreiten,
Wenn Elend Menſchenhände ihm bereiten.
Doch wenn er liegt im Schickſalsnetz gefangen,

Sein Loos iſt in ſein Weſen eingeſchrieben,
So darf er ſtrafbar Rettung nicht verlangen,
Muß willig duldenden Gehorſam üben.

Die Säule.

Wie ſchlank die Säule in die Lüfte rage,
Sie fordert, daß ſie höhres Kunſtwerk kröne,
Vermählend freundlich ſich mit ihrer Schöne,
Und iſt zufrieden, daß ſie dienend trage.

Im Saal, beſtimmt zu feſtlichem Gelage,
Schmückt, daß durch Anmuth Knechtſchaft ſie verſöhne,
Und nicht ihr Haupt unwillig dienſtbar fröhne,
Sie es, wie Blütenkelch an ſonn'gem Tage.

Und wenn nun ſanken des Pallaſtes Mauern,
Sie, von Gebüſch umranket, einſam ſtehet,
Wo Dach einſt lieblich ſchützte, Sturm nun wehet,

Sieht man, des Schmucks beraubt, ſie einſam trauern.
So führt, von Mann und Kindern ſonſt umgeben,
Verwaistes Weib in Gram verſunknes Leben.

Die Elemente.

Die Luft im Wogen Sinken iſt und Heben,
Sie und das Waſſer wechſelnd ſich erzeugen,
Wenn feuchte Nebel auf- und abwärts ſteigen,
Der Flamme Spitzen unſtät lodernd beben.

Sie alle zum verwandten Himmel ſtreben,
Die Fluthen ſehnſuchtsvoll zum Mond ſich neigen,
Der Flamme Sprühn ahmt nach der Sterne Reigen,
Doch alle niedrig ſie im Dunſtkreis ſchweben.

Die Erde nach ſo kühnem Ziel nicht jäget,
Sie bleibt am niedren Grund, und Wohnung bietet
Dem Menſchen, den ſie lebend nährt und hütet,

Und todt im kühlen Schooße freundlich heget.
Und ſeinen, tiefem Sinn entſchöpften Worten
Erſchließen wahrhaft ſich des Himmels Pforten.

Phantaſie.

O, ſchelte nicht der Träume Wahngeſtalten!
Irrlichtern gleich ſie kommen und entſchweben,
Doch ſüßres Glück in ſtillen Nächten geben,
Als wo des Lebens Wirklichkeiten walten.

Muß alles denn der Menſch, wie Körper, halten?
Schlingt feſter nicht, als um den Ulmbaum Reben,
Sich um den Geiſt des Wohllauts Zauberbeben,
Und lebt, wenn ſeine Töne längſt verhallten?

Wie leiſe kommt bei Sternenlicht geſchlichen,
Der iſt der Tag in Sehnſucht bang verſtrichen,
Wenn Mond und Sonne zögernd niemals wichen;

So wenn im tiefen Schlaf die Sinne ſchweigen,
Herauf des Buſens liebſte Bilder ſteigen
Und über den Beglückten ſüß ſich neigen.

Das Gold.

Der Bergmann wohnet in der Erde Schlunde,
Und fördert Erz, doch nicht zu eignem Frommen;
Des Tageslichtes Luſt iſt ihm genommen,
In Dunkel jagt er nach dem reichen Funde.

Und doch hat man von keinem Glanze Kunde,
Vergleichbar dem, den wir durch ihn bekommen.
Der Sonne ſcheint des Goldes Stral entglommen,
Wenn heiß ſie brennt in ſchattenloſer Stunde.

Der Bergmann ſeinen Schweiß in Nacht vergießet,
Und findet oft des dürftigen Lebens Ende,
Wenn von dem eignen Werke ſeiner Hände

Zuſammen über ihm die Erde ſchießet.
In Finſterniß er dann begraben lieget,
Des Goldes Schimmer alle Zeit beſieget.

Durga.

Sie dem Gemahl folgt in das Reich der Schatten,
Und ſtrafet ſelbſt mit ſtreng gehobnem Arme;
Was ſie erblickt, erbangt in Angſt und Harme,
Denn Zorn und Rachſucht nie in ihr ermatten.

Sie ſtraft gerecht nur die geſündigt hatten,
Doch nicht geſchiehts, daß ſie ſich je erbarme,
Und Menſchenbruſt an ihrer Huld erwarme;
Sie übertrifft den furchtbar grauſen Gatten.

Wie wer ſich ſchwimmend will am Felſen retten,
Sich muß in ſichren Tod der Wellen betten,
Weil, wie er angſtvoll aus die Arme ſtrecket,

Zurückgeworfen wieder ihn die Fluth bedecket;
So unzugänglich Durgas Buſen ſtarret,
Wenn Menſchenlippe auf Erhörung harret.

Weſen des Großen.

Wie aus dem Nichte hervor das Große ſteiget,
Und auf, woher weiß niemand, plötzlich flammet;
Von Vater nicht es her, noch Mutter ſtammet,
Aus innrer Urkraft es ſich ſelbſt erzeuget,

Dann links und rechts nach eignem Trieb ſich neiget,
Nicht harrt, wozu das Schickſal es verdammet,
Auf Dornen ruhend oder Purpurſammet,
Selbſt Bahn und Ziel ſich wählt, und andren zeiget.

Die ſo entſtehn, ſind die Belebungsfunken,
Die der Natur geheimer Glut entſprühen.
In Dunkel wäre lang die Welt verſunken,

Wenn nicht, wie Sterne goldne Kreiſe ziehen,
Sie leuchteten der Menſchen finſtren Wegen,
Auch noch Jahrtauſenden ein milder Segen.

Die ſtillen Nächte.

Warum ich ſo die ſtillen Nächte liebe?
Kann recht ich nur der eignen Bruſt vertrauen;
Was da des Geiſtes Augen lebend ſchauen,
Zum Gott mich machte, wenn es ewig bliebe.

Am Tag ich nur ſo meine Pflichten übe,
Wie Wandrers Schritte Nebel wohl umgrauen;
Die Thränen, die den Wimpern mir entthauen,
Zur Nacht mich ziehen mit geheimem Triebe.

Nicht von der Wirklichkeit Geſetz gehalten,
Der Zeiten hingeſchwundene Geſtalten
Im Traume ſüß vertraulich wiederkehren,

Und lieblich flüſternd da die Seele lehren,
Daß aller Wonnen ſüßeſte genießen
Heiß jeden Eindruck feſt die Sinne ſchließen.

Macht der Liebe.

Der Menſch wohl ſinnt und regt ſich in Gedanken,
Und ſetzet ſeinem Forſchen keine Schranken;
Bis an des Weltalls Grenze möcht' er dringen,
Und tauſend Dinge vor die Seele bringen.

Doch wenn er Liebe fühlt die Bruſt umranken,
Auf einmal alle tauſend Dinge ſchwanken,
Er fühlt nur Eins, kann nur nach Einem ringen,
Nur das geliebte Bild im Geiſt umſchlingen.

Und dieſe dicht verſchloſſne Blütenfülle,
Die nichts entfaltet aus der zarten Hülle,
Das Höchſte iſt, was Menſchenſein erſtrebet;

Von dem, was des Gemüthes heilge Stille
Da in geheimer Ahndung tief durchbebet,
Der Menſch bis zu des Grabes Rande lebet.

Vereinigung.

Wenn einſt der Erde dumpfe Nebel ſinken,
Die Augen ſich, des Tages müde, ſchließen,
Und auf des Leibes Grabe Blumen ſprießen,
Wird reinen Aetherduft die Seele trinken.

So geht die Sage, und der Sterne Blinken,
Die freundlich nieder uns vom Himmel grüßen,
Wird ſie mit ſeinem Stralenlicht umfließen;
Schon jetzt ſie zu im Leid uns Hofnung winken.

Doch wie ſich Daſein pilgernd ſtets erneuet,
Des Buſens Sehnſucht keine Ruh gewähret,
Und wenn der Menſch nicht weilet mehr auf Erden,

Er ſüßer ahndendes Verlangen nähret,
Von irdiſchem, geſchiednem Sein befreiet,
Mit dem, was er geliebt hat, Eins zu werden.

Schule der Leiden.

Wie Schmerzen man den Wolken wohl vergleichet,
Die auch des Himmels heitres Blau verdecken,
Zur Erde bald die ſchwarzen Buſen ſtrecken,
Und bald entfliehn, wenn friſch der Nordwind ſtreichet;

So Schmerz auch giebts, der wanket nicht noch weichet,
Den immer neue Thränen rinnend wecken,
Der gleicht den nächtgen, düſtren Nebelflecken,
Wenn Sternenglanz für ewge Zeit erbleichet.

Wer in dem tiefgeprüften Buſen kennet,
Wie dieſer Schmerz, am Leben zehrend, brennet,
Der willig ein ſich in den bittren ſpinnet.

Denn wenn man leidend ihn hat durchgerungen,
Und hält mit beiden Armen ihn umſchlungen,
Die Seele Frieden wehmuthvoll gewinnet.

Muth und Schickſal.

Sahſt du wohl je auf unabſehbarn Fluren
Den goldnen Waizen Halm an Halme ſtehen,
Ein wogend Meer, wenn leiſe Winde wehen,
Und dicht gelagert, wenn hin Stürme fuhren?

Dem ähnlich giebts gediegene Naturen,
Die mit erſtarktem Muth durchs Leben gehen,
Nie abwärts ſich vom rechten Pfade drehen,
Von feiger Schwäche tragen nirgends Spuren.

Mit nervgen Armen jedes ſie ergreifen
Und ſeis auch Schmerz, ans Herz es ſtarrend drücken.
Sie kennen nicht phantaſtiſch luſtig Schweifen,

Auf Thatkraft nur und feſtes Dulden blicken;
Und wenn die Bruſt auch tiefe Seufzer ſchwellen,
Theilt doch ſie ſtark des Schickſalsſtromes Wellen.

Der Seele Kräfte.

Der Seele Kräfte frei vom Körper ſtreben,
Und tragen in ſich abgeſondert Leben,
Wenn nur in ihrer tief empfundnen Stille
Wohnt feſter, unerſchütterlicher Wille.

Vor keinem Ungemach ſie dann erbeben,
Vielmehr ſie Krankheit noch und Leiden heben,
Da nicht mehr hindert der Begierde Fülle,
Daß der Gedanke rein dem Geiſt entquille.

Der Menſch fühlt dann ein ungewohntes Wogen
Im reichbewegt aufſteigenden Gemüthe,
Und pflücket der Empfindung Wahrheitsblüthe,

Nicht mehr von trübem Sinnenſchein betrogen;
Und bis des Lebens letzter Pulsſchlag ſtocket,
Der Phantaſie er ſüßen Klang entlocket.

Die Gegenwart.

Das Jetzt iſt kaum nur im Moment zu faſſen;
Ergreift mans, ſchnell es ins Geweſen fliehet,
Und zögert man, als künftig man es ſiehet;
So ſchwer iſts, zwiſchen beid' es einzupaſſen.

Drum darf man Schmerz ſo meiden nicht und haſſen;
Er iſt kaum mehr wenn eben recht er glühet,
Und iſt er noch, der Hoſnung Funke ſprühet,
Daß ſeine Flammen bald nicht Nachklang laſſen.

Allein auch deiner Freuden ſüße Wonne
Nicht allzuviel der Gegenwart vertraue.
Sie brennet, wie des Sommers Mittagsſonne;

Doch was Vergangenheit der Bruſt gewähret,
Wie Stralenſchein in duftgem Abendthaue,
Mit mildrer Rührung ſie durchſchauernd nähret.

Das Pferd.

Das Roß des Schlachtgetümmels Schaaren zieret,
Und theilet die Gefahr im edlen Streite,
Es ſtreckt im Lauf die ſchlankgedehnte Seite,
Der Boden dröhnt, wenn ihn ſein Huf berühret.

Ein Leben es, gefangen, knechtiſch führet,
Verwehrt iſt, bis es wird des Todes Beute,
Ihm, daß ſein Wille ſeine Schritte leite,
Und niemals es der Feſſeln Zwang verlieret.

Doch ſich zum Stolze hat es umgeſchaffen
Den Zaum, an dem es herriſch wird gelenket,
Die Knechtſchaft in ſein Weſen tief geſenket.

So freut es ſich, die Glieder anzuſtraffen;
Der Stier giebt ſträubend nach dem ſtärkern Zwange,
Das Roß umglänzt er, daß es ſchöner prange.

Die glückliche Zeit.

Wie Einer Sonne alles Licht entquillet,
In das am Tag ſich Erd' und Himmel hüllet,
Ein Mond, mit dem ſich ihre Stralen gatten,
Erhellt mit ſanftem Schein die nächtgen Schatten;

So Eine Zeit, die mich mit Wonne füllet,
Und mir des Buſens tiefe Sehnſucht ſtillet,
Läßt mich, ſonſt in Entbehrung lebensſatten,
Durch ihren fernen Schimmer nicht ermatten.

Da ſie in aller Schönheit Reife prangte,
Und ſie verbanden gleichgeſtimmte Triebe
Mit mir zuerſt in ſchweſterlicher Liebe;

Drauf Jovis Stern trat zu des Löwen Herzen,
Und nun mit tiefem Glück, mit ſüßen Schmerzen,
Der eine nach dem anderen verlangte.

Die Milchſtraße.

Der golden-ſternbeſäte Himmelsbogen
Gleicht einem Meer, wo Glanz und Schimmer wogen,
Und doch getrennt da rollen Myriaden
Von Sonnen, die in Licht den Aether baden.

Der Menſch erkennt ſie nicht; vom Schein betrogen,
Staunt er, vom Flammenanblick angezogen;
Herab des Himmels Götter möcht' er laden
Zu kommen auf den hellumſtralten Pfaden;

Und ſich aus ihnen eine Brücke bauen,
Die, was ſein Herz in Lieb' umſchließt, verbände,
Wenn nicht mit jedes Morgens Dämmergrauen

Erbleichend wiederum die Brücke ſchwände.
Ach, alle Wege, die zum Himmel führen,
Sieht er ſich nebelgleich in Duft verlieren.

Letztes Eigenthum.

Der Menſch, was er beſitzt und wirkt, verlaſſen
Auf Erden muß, und nichts hilft ihm zu wähnen,
Den Nachruhm über's Grab hinaus zu dehnen,
Wenn wenig Bretter ihn des Sarges faſſen.

Das, was ihm bleibt, ſein Lieben iſt und Haſſen,
Des Buſens tief unausgeſprochnes Sehnen,
Was theuer er erkauft mit Schmerz und Thränen;
Was Zeit nicht tilgt, Geſchlechter nicht verpraſſen.

Wenn um ihn ſchrumpft in Nichts die Welt zuſammen,
Währt fort des Geiſtes unzerſtörbar Flammen,
Und wenn er, wie auf Veſta's heilgem Heerde,

Mit ſtiller Treue dieſe Flamme nähret,
Die ſich im Wandel keines Seins verzehret,
Verläßt er, weiſem Pilger gleich, die Erde.

Auge und Mund.

Des Menſchen Höchſtes liegt im Aug' und Munde;
Mit jenem er Gedanken an ſich ziehet,
Und dieſem tiefer Rede Sinn erblühet;
Mit beiden ſteht der Geiſt in inngem Bunde.

Der Mund leiht Ausdruck in erregter Stunde
Dem, was den Buſen dunkel erſt durchglühet;
Und was das Auge lebend vor ſich ſiehet,
Zeugt wahrer, als durchs Ohr vernommne Kunde.

Allein das Auge nicht bloß forſchend bringet,
Tief in Natur und Seele klar zu leſen;
Auch ſeelenvoller, als je Wort erklinget,

Enthüllet ſtralend es das eigne Weſen.
Der Schatz, den es in dieſer Kraft bewahret,
Hat niemand, ſo wie mir, ſich offenbaret.

Das Reich der andern Welt.

Ein geiſtig Reich ſich nach und nach geſtaltet,
Das zu der Sterne Pfad ſich aufwärts ſchwinget,
In der Natur urtiefe Kräfte dringet,
Und da, wo rein nur der Gedanke waltet.

Wem nie die Glut für dieſes Reich erkaltet,
Wer ſeine Grenzen auszudehnen ringet,
Und nur zu leben glaubt, wenn dies gelinget,
Der in zwei Welten ſicher herrſchend ſchaltet.

Denn was er ſo in ſtillem Sinnen bauet,
Unlösbar in ſein Weſen ſich verwebet,
Und wenn der Geiſt dem Körper einſt entſchwebet,

Hinaus in unbekannte Sphären ſchreitet,
Es unzertrennlich ihn getreu begleitet,
Ihm Licht anzündend, das nie Nacht umgrauet.

Herbſt und Winter.

Der Herbſtwind kalt durch Berg' und Fluren pfeifet
Und ab das letzte Laub den Bäumen ſtreifet;
Mein flatternd Haar die freie Stirne fliehet,
Die doch von Schweiß in großen Tropfen glühet.

Mit jedem Jahr ins Leben tiefer greifet
Die Zeit, die nicht vom graden Weg abſchweifet;
Wenn Lenz und Sommer kaum ſind hingeblühet,
Schon Herbſt und Winter raſſelnd ein auch ziehet.

Und beiden gleicht der Bau jetzt meiner Glieder,
Es bleichen allgemach die dunklen Haare,
Der Nacken widerſtrebt der Laſt der Jahre,

Die ihn gewaltſam drückt knechtiſch nieder.
Nur Eines wächſt: das eiſenfeſte Tragen,
Wenn Schickſalsfluthen ſchwer zuſammen ſchlagen.

Pflichterfüllung.

Ein eingeborner Trieb, der es beſtimmet,
Beſeelet jedes Weſens Sein und Leben,
Und mit dem tiefen innren Seelenſtreben
Den gleichen Weg das äußre Schickſal nimmet.

Glück iſt nicht Luſt; ſie plötzlich auf erſt glimmet,
Dann ſieht man ſie erlöſcht in Rauch entſchweben.
Was wahrhaft Glück allein der Bruſt kann geben,
Iſt Pfad, der nie vom Ziele ab ſich krümmet.

Und Ziel iſt jenes Triebes ernſt Erfüllen,
Wenn Müh auch ringt und Thräne ſchmerzlich rinnet.
Wer, ſtill ergeben in den ewgen Willen,

Aus ſich hervor des Schickſals Faden ſpinnet,
Genießt, wenn um ihn her auch Sturm nie ſchliefe,
Doch Götterruhe in des Buſens Tiefe.

Mars.

Wenn ihm zur Seite die Geliebte weilte,
Theilnehmend nicht ſie ſuchten ſeine Blicke;
Nachdenkend ernſtem, ewigem Geſchicke
Sitzt er, als wenn ihn Amor nie ereilte.

Auch nicht, wie dem je Schlachtgewimmer heulte,
Strebt er mit reger Gier nach Waffenglücke,
Die Hand iſt fern, daß ſie die Lanze zücke,
Schon längſt ſie nicht der Feinde Schaaren theilte.

Wie wer den Geiſt in ernſte Tiefen ſendet,
Iſt heitrem Sinnen nur er zugewendet,
Was auf der Erde bunt gemiſcht erſcheinet,

In höhre Einheit forſchend er vereinet,
Und niedres, irdiſches Gewirr verſchmähet,
Da weilend, wo ſtill Götterruhe wehet.

Kein ſüßres Wort.

Die Sprache hat kein ſüßres Wort erfunden,
Als wenn vertraulich Du die Lippen ſagen,
Bald zuverſichtlich nach beglückten Stunden,
Bald ſchüchtern, wenn ſie's, kaum erſt hoffend, wagen.

Denn was je mit dem Andren wird verbunden
An ſeligem Gefühl in Wonnezagen,
Wird in die Eine Sylbe eingewunden,
Wie Blumenſtrauß, den Mädchenbuſen tragen;

Und dieſe goldenduftge Blütenfülle
Wird auf das eigne Weſen dann bezogen,
Dem Du entſpricht ein Ich; man fühlt ein Wogen

Von Trunkenheit in heilger Wonne Stille.
Denn Du und Ich, zu Wir vereint zuſammen,
Hebt über der Geſtirne Aetherflammen.

Ein alter Freund.

Der Baum, kein andrer, ſoll mein Grab beſchatten;
Mein Lebensloos ſteht mit ihm im Vereine,
Oft vor der Sonne frühem Morgenſcheine
Schon ſeine Zweige mir geliſpelt hatten.

Die Weſen der Natur bedeutſam gatten
Sich mit des Menſchen Schickſal. Bäume, Steine
Es ſtumm bewahren, wie im heilgen Schreine,
Wie goldgegrabne Schrift auf Marmorplatten.

Denn nie konnt' ich mich von dem Baume trennen.
Wie Schatten hinter ſeinem Körper ſchreitet,
Hat er durchs lange Leben mich begleitet.

In der Gefühle ſehnſuchtsvollem Brennen
Ehrt' ich, wenn ihn auch nicht die Blicke ſahen,
Doch ſeines Rauſchens mir geweihtes Nahen.

Poſeidon.

Poſeidon fährt mit Roſſen durch die Wellen,
Sein Dreizack macht die Felſenküſten beben,
Empor ſich Inſeln aus der Tiefe heben,
Und Flammen, blutgetüncht, die Nacht erhellen.

Ihm ihre Urnen gießen alle Quellen,
Die Ströme willig ihm die Waſſer geben,
Und die ſchwarzbuſig in den Lüften ſchweben,
Ihm Regen geudend ſeine Fluten ſchwellen.

Doch keine Frucht die feuchte Fläche träget,
Sie wälzt und wälzt ſich nur in dumpfem Wogen,
Und kommt und gehet ohne Zweck und Ende.

So auch der Taumel ſich der Welt beweget,
Und wird in blindem Strudel fortgezogen;
Der Geiſt nur weiß, wohin den Blick er wendet.

Fatme.

Im Thurm die liebumſchwebten Lippen ſangen:
O, glücklich iſt, wer einſam ſitzt gefangen.
Nun in der Wonne, die ich ſüß empfunden,
Kann ſchwelgen ich die langen ſtillen Stunden.

Ich war doch treu. Nur hohle Worte klangen,
Sie zum Altar mich wider Willen zwangen;
Nie haben Achmets-Arme mich umwunden,
Nur Prieſterwort hat mich mit ihm verbunden.

Doch auch erzwungnen Schwur nicht ſollt ich brechen;
Die Welt hat Recht, ſie kann es grauſam rächen,
Und ſchon den Armen ja birgt Erdenkühle,

Und mich in Raum, der kaum zehn Schritt umſpannet,
Der ſtrenge Wille des Gebieters bannet.
Doch in mir rein und ſchuldlos ich mich fühle.

Eilen und Verweilen.

Der Welt Betrieb iſt, niemals ſtehn zu bleiben.
Wie Blut mag von geſchwungnen Schwertern thauen,
Sie ſcheuet nicht des Todes finſtres Grauen,
Wenn ſie nur fort und fort ihr Werk kann treiben.

Sie hält kein Mitleid, hemmt kein Gegenſträuben,
Man darf nicht rückwärts, ſoll nur vorwärts ſchauen,
Nicht klagend um Verlornes, weiterbauen,
Daß Funken ſprühen aus der Kräfte Reiben.

Des Geiſtes Art dagegen iſt Verweilen,
Und ſtarr den Blick auf Einen Punkt zu lenken,
Um weiter, als der Erdengränze Säulen,

Sich in die Nacht der Tiefe zu verſenken.
Der Menſch muß beide Weiſen in ſich einen,
Doch Seelenkleinod ihm Beſchauung ſcheinen.

Die Wehmuth.

Wie wenn dahin des Winters Monde gehen,
Und ſanften Zephyrs laue Lüfte wehen,
Sich löſen nach und nach der Erde Schollen
Und freudig feſſelfrei die Wogen rollen;

So wenn erſtarret Gram und Kummer ſtehen,
Muß Wehmuth erſt der Menſch ſie ſchmelzen ſehen,
Wenn im Empfinden und im zarten Wollen
Ertönen ſeelenvolle Klänge ſollen.

Denn zwiſchen Himmel Mittlerin und Erde,
Als eigen einzig ihm gegebne Blüthe,
Wohnt Wehmuth tief im menſchlichen Gemüthe,

Des Schmerzes ſtarren Trübſinn zu erſchließen
Und Schatten in zu blendend Licht zu gießen,
Daß ſüßer Dämmerſchein dem Blicke werde.

Waſſer und Feuer.

Das Waſſer und die Flammen wild verſchlingen,
Was auf der Erde nahet ihrem Kreiſe,
Doch thun es beid' auf weit geſchiedne Weiſe,
Wenn jenes ſinkt, ſich dieſe aufwärts ſchwingen.

Des Feuers Kräfte jedes Ding durchbringen,
Die Flut des Waſſers bricht durch Felſenſchleuſe,
So wüthen ſie in ihnen eignem Gleiſe,
Und in Ruin, was ſie erfaſſen, bringen.

Doch wenn den Stoff ſie ſchonungslos verzehret,
Die Flamme ſteigend ſich aetheriſch nähret,
Und was der Erde Bürde niederbeuget,

Durch Schmerz geläutert ſie, wie neu erzeuget,
Daß es empor ſich aus der Aſche hebet,
Und Phönix ähnlich zu den Wolken ſtrebet.

Der junge Eſel und ſeine Mutter.

Er.

Kannſt Du mir nicht, geliebte Mutter, ſagen,
Warum die Menſchen uns beſtändig ſchlagen,
Da Pferd und Maulthier mehr verſchont doch bleiben,
Die ſie, wie uns, in ihrem Dienſte treiben?

Sie.

Sein Schickſal jeder muß hienieden tragen,
Und niemals frommt es, nach dem Grund zu fragen.
Die Grübeleien nicht den Schmerz betäuben;
Erdulde Deine Prügel ohne Sträuben. —

Das Maaß des Glückes und der bittern Leiden
Wird zugemeſſen nicht auf dieſer Erde,
Daß darum mehr der Menſch und beſſer werde:

Nein, weil die Götter nun es ſo beſchieden.
Aus Luſt und Schmerz muß er ſein Herz geſtalten,
Wie mit dem Thone Töpfers Hände ſchalten.

Ate.

Wenn unglückdrohend leuchten die Planeten,
Ein giftger Hauch von ſchwarzem Unſtern wehet,
Dann auf der Menſchen Häuptern Ate gehet,
Damit ſie ernten, was ſie frevelnd ſäten.

Sie will der Erde Boden nicht betreten.
Damit kein Ohr nach ihrem Tritt ſich drehet;
Wie ungeahndet ſchwarz Geſpenſt daſtehet,
Will aus das ſündige Geſchlecht ſie jäten.

Und wenn den Stolzen ſie in Staub gebeuget,
Sie in die Lüfte hoch den Fittig ſchwinget;
Es hört der Menſch, wie dumpf ſein Rauſchen klinget,

Und angſterbleichend zittert er und ſchweiget.
Vor des Geſchickes furchtbar mächtger Größe
Erbebt des Menſchenfrevels ſchuldge Blöße.

Die Zeit.

Was iſt der Strom, der keinen Urſprung kennet,
Und ſich in keinen Ocean ergießet,
Der ohne Unterbrechung ewig fließet,
Deß Länge keine Zunge meſſend nennet?

Die Zeit es iſt, die alle Dinge trennet,
Und doch im weiten Bett zuſammenſchließet,
Die in demſelben Nu vergeht und ſprießet,
Und mehr verzehrt, als Glut, die lodernd brennet.

Doch der die Allmacht vor nicht Gränze ſchreibet,
Der ſetzt der Menſch in ſeinem Innren Schranken
Durch ſeines Geiſtes Fühlen und Gedanken.

Denn was in ihm beſtändig gleich ſich bleibet,
Das der Natur gemäße, ſtete Wollen
Läßt fort ſich nicht vom Zeitenſtrome rollen.

Dichtung und Leben.

Wo Menſchengeiſt in höchſter Höhe ſchwebet,
Und ſich Geweb' aus Lieb' und Dichtung webet,
Da ihrer Stimme Töne leis erklingen,
Wenn zart ſie reget der Begeiſtrung Schwingen.

Was ſeelenvoll der Sprache kann gelingen,
In ſüßer Harmonie hervorzubringen,
Das ihren Lippen tief bewegt entbebet,
Zum Buſen dringt, und ſich zum Himmel hebet.

Doch wie des Nebels Schleier duſtig ziehen,
Und Lichter irrend in dem Dufte glühen,
So, was als innre Wahrheit ſie empfindet,

Oft nicht Gediegenheit an Dauer bindet,
Und von des Lebens klug geſchürztem Treiben
Wahnt edle Scheu nicht ſtets ſie fern zu bleiben.

Des Sterbens Gewinn.

Dem Höheren ſie treu und rein ſich weihte,
Doch ging durchs Leben in ungleichem Streite,
Zu eitlem Tande oft herabgezogen,
Da ſie im Herzen Tiefrem war gewogen.

So ward ums ſchöne Leben ſie betrogen,
Und kämpfte hart mit ſchweren Schickſalswegen.
Eh ſie ſich günſtigeren Umſchwungs freute,
Ward ſie des Schickſals früh entraffte Beute.

Doch ward vielleicht durch Sorge ſie von oben
Der irdiſch drohenden Gefahr enthoben,
Daß in dem zarten, innern Heiligthume

Sich ſelbſt entfärbte die erſchloſſne Blume,
Da dem, was ſchmeichleriſch gefällig rauſchet,
Mit zu nachgiebgem Ohre ſie gelauſchet.

Fauſt.

Durch alles Heiligſte und Größte irret
Fauſt an des nächtlichen Gefährten Seite;
Was glänzt und ſtralet in des Weltalls Weite,
An ſeiner Phantaſie vorüberſchwirret.

Der Sonne Klarheit ſelber ſich verirret
In des Geſellen tückiſchem Geleite,
Und Helena, ſchon der Verweſung Beute,
Wie morſches, klapperndes Gebein dumpf klirret.

Doch anders könnte durch des Erdballs Sünden
Ein rein entbrennendes Gemüth man führen,
Und doch der Hölle Schrecklichſtes berühren.

Man muß das Weſen nur der Dinge finden.
Denn Tugenden entſprühn wie Steinesfunken,
Wenn Höllentücke wüthet gräueltrunken.

Die Falkenberge.

Bei Fiſchbach im Gebirge der Sudeten
Giebt es zwei ſchön bekränzte Zwillingshügel,
Abrundend ſich am blauen Himmelsſpiegel,
Halbmonden gleich, die Schöpferhände drehten.

Geſtripp, aus Saamen, den dort Falken ſäten,
Aufſtarrend Hemmung ſetzt dem Fuß und Riegel:
Urſprünglicher Natur jungfräulich Siegel
Sind die von reiner Lüfte Hauch Umwehten.

Doch wollen Menſchenhände ſie entweihen,
Mit Axt und Beil die üppgen Sträucher hauen,
Durchfurchend ſie mit Egg' und Pflug bebauen,

Daß, wo ſonſt Unſchuld der Natur gewaltet,
Jetzt Menſchen-Eigenmacht und Laune ſchaltet,
So müſſen ſie die Doppelwölbung leihen.

Die Klamme.

Nur Spalte in den mächtigen Felſenmaſſen,
Die an einander ſtehen dicht gedränget
Von Feuers oder Waſſers Kraft geſprenget,
Hat die Natur dem Wandrer hier gelaſſen.

Die Gipfel ſchwarzen Wald von Tannen faſſen,
Der mit den Wurzeln in den Ritzen hänget,
Und tief ein Bach, von Klippen eingeenget,
Geht ſeinen Pfad, den ſchlüpfrig ewig naſſen.

Nur wenn am heftigſten die Sonne glühet,
Und im Zenith des höchſten Mittags ſtehet,
Sie ihren Stral in dieſe Tiefe ſchießet;

Der Bach dann freudig voller ſich ergießet,
Und wie mit tauſend Sternen überſäet,
Aus jedem Tropfen eine Sonne ſprühet.

Die Treue.

Als Knappe meinem Herrn auf ſeinen Zügen
Folg' ich, und treuer Muth den Arm mir ſtählet,
Doch meine Ahndung nicht es mir verhehlet:
Verſcharrt werd' ich hier in der Wüſte liegen.

Furchtlos mein Roß und ich zum Schutz ihm fliegen,
Wenn er zum Ziel die kühnſten Feinde wählet.
Sei mir der Tage letzter zugezählet,
Ich ſterbe gern, ſeh' ihn ich herrlich ſiegen.

Das dürre Gras der Steppe wird mich decken,
Ein einſam Kreuz auf öder Haide ſtehen,
Und die, vorüberziehend, dann es ſehen

Noch mein gedenkend, werden rühmend ſagen,
Daß treu mein Herz in meiner Bruſt geſchlagen,
Und freudig werd ich dann im Grab mich ſtrecken.

Klarheit und Tiefe.

Wer in die wolkenloſe Bläue ſchauet,
Je mehr er ſchauend ſich darin verſenket,
Sich deſto reicher mit dem Balſam tränket
Der von der lichten Höh' hernieder thauet.

So wer ſich ihrem Weſen feſt vertrauet,
Und ſeinen Blick allein auf ſie gelenket,
Der fühlte reiner ſtets und unbeſchränket,
Wie Himmel ſich in Menſchenbuſen bauet.

Denn wie der luftige Raum den Kreis begränzet,
In den anmuthig Land und Meer ſich leget,
So war ihr Weſen, ruhig gleich gewäget,

Die Erde innig mit dem Saum berührend,
Allein von da zur Aetherwölbung führend,
Wie Sommernacht, von Sternen rings umglänzet.

Genius der Nacht.

Wenn ſich der Abendſonne Stralen neigen,
In Nacht ſich ſchwarz vertieft die heitre Bläue,
Und ſenkt den Geiſt ſüß in Beſchauungsweihe,
Dann Leidenſchaft und Sinnentäuſchung ſchweigen.

Dann ſicher, daß nichts blendend ſie zerſtreue,
Und Stille ihnen kühnern Aufflug leihe,
Empor Nachdenken und Begeiſtrung ſteigen,
Und Fülle göttlicher Gedanken zeugen.

Darum was an der Menſchheit Gipfel reichet,
Man gern der ſternumglänzten Nacht vergleichet.
Wenn ſie den Fittig leiſe rauſchend ſchwinget,

Der Ton im tiefen Buſen wiederklinget,
Und Erdenwahn und Nichtigkeit entweichet,
So wie der Blick in dieſes Dunkel dringet.

Die Anmuth.

Die Anmuth, die tief aus der Bruſt entſpringet,
In ſanfte Herzensgüte ſich ergießet,
Und wenn die Lippe redend ſich erſchließet
Holdſelig den Gedanken zart umſchlinget, —

Die aus dem Ton der Stimme wiederklinget
Und aus dem Blicke mild entgegengrüßet,
Frei aus dem Tiefſten des Weſens ſprießet,
Und niemals mühevoll mit Abſicht ringet: —

Die war das Element, in dem ſie lebte;
Wie einfach blüht verſteckte Wieſenblume,
Bewahrte ſie im innren Heiligthume

Der Unſchuld Schatz und der Gefühle Fülle,
Daß ſie in reiner, unentweihter Stille
Den reichen Teppich der Gedanken webte.

Corinna.

Sie lebet ſtreng im Kreiſe ihrer Pflichten,
Sie weiß ſie unverdroſſen treu zu üben,
Fremd iſt ihr eignes Hoffen oder Lieben,
Sie hat nie Streit in ihrer Bruſt zu ſchlichten.

Gediegen iſt und tüchtig ſtets ihr Dichten,
Sie wird durch Hoffnung nie auf Lohn getrieben,
Ihr gnüget, wenn ſie vorwurfsfrei geblieben
Von ihres eignen Buſens ernſtem Richten.

Daß Demuth rein aus ihrer Seele quille,
Iſt ſorgſam ſie im einfachen Gemüthe.
Sie freuet ſich der anſpruchloſen Blüthe,

Die aus der Pflichterfüllung Ruhe ſprießet,
Daß, wo ſie hintritt, ſich in ihr erſchließet
Der Seele Frieden und der Glieder Fülle.

Die Legirung.

Das glänzendſte der glänzenden Metalle
Iſt Gold; es Helios Feuerlocken gleichet,
Und funkelnd es von Pol zu Pole reichet
Im Schimmer der gewölbten Sternenhalle.

Doch in Selenens ſanftem Stralenballe
Mit Silber es gepaaret mild erbleichet,
Und erſt mit dem, was ihm an Adel weichet,
Gemiſcht, macht Kunſt, daß es als Schmuck gefalle.

So iſt des Menſchen Treiben auch und Sinnen;
Die, wie aus unvermiſchtem Erz gegoſſen,
Nicht ſind von ſchmeidigerem Stoff durchfloſſen,

Zu ſtarr und ſpröde ſind für irdiſch Streben.
Ein wenig Zuſatz ſchon verlangt das Leben,
Wenn es ſoll Reiz und Leichtigkeit gewinnen.

Der Ritter.

Der Ritter will grad' in den Bügel ſteigen,
Sein ſtämmig Roß hält ſchon den Fuß gehoben,
Da winkt ein Mönch aus ſeiner Zelle oben.
Er geht hinauf in ehrfurchtsvollem Schweigen,

Und vor dem Mönch ſich ſeine Knie beugen
Nach abgenommnem Helm. Nicht ſchmeichelnd Loben
Vernimmt er: heilgen Eifers heftig Toben,
Daß Sünden noch ſein Herz und Wandel zeigen,

Und kehren ſoll er zu des Mittags Stunde.
Er weiß ſein Herz in Demuth ſtill zu faſſen,
Er küßt des Alten dürre Hand gelaſſen,

Und lenkt ſein Roß zum Rückweg, wie befohlen,
Nicht ſeiner Seele milden Troſt zu holen,
Nein, zu erneuen ſchwerer Kränkung Wunde.

Wurzeln und Zweige.

Wenn man die Zweige, die dem Baum entſprießen,
Den Stamm umkehrend, in die Erde ſenket,
Und ihn aus friſchem Quelle nährend tränket,
Als Wurzeln tief ſie in den Boden ſchießen.

Denn Luft und Licht, die freundlich ſie umfließen,
Den Blättern Farb' und Form und Friſche ſchenket,
Doch wenn die Tiefe zu ſich hin ſie lenket
Sich ihre Schatten falb um ſie ergießen.

So mir auch ſüße Lebenswonne blühte,
Als mir an ihres Buſens mildem Frieden
Der Glanz beglückter Tage heiter glühte.

Doch jetzt ich meine grün umſproßten Zweige,
Da ſie iſt aus dem Kreis des Lichts geſchieden,
Als Wurzeln zu der Nacht der Tiefe neige.

Die Jungfrau Iſraels.

Mit Stolz ich auf die Nachbarvölker blicke,
Weil uns der Herr zu ſeinem auserwählet,
Und Juda's Flammenſchwert mit Kraft geſtählet
Zu bändigen der Heiden freche Tücke.

Die Blume reiner Frömmigkeit ich pflücke,
Und uns kein Segen der Verheißung fehlet;
Drum Davids heilger Harfe laut vermählet
Zum Dank empor ich meine Stimme ſchicke.

Wenn auch zerſtört ſind Zions Tempelmauern,
Und wir, zerſtreut in alle Länder, trauern,
Doch edler Stolz in unſrem Buſen glühet.

Denn bis zur Weltzerſtörung Zorngerichte
Doch in der völkerwägenden Geſchichte
Rein unvermiſchet unſer Zwölfſtamm blühet.

Die ſieben Riſchis.

Der Bärin ſieben helle Sterne lohnen,
Glaubt man am Ganges, jenen heilgen Weiſen,
Die, zugeſellet zu der Götter Kreiſen,
In Indras lichtumglänztem Himmel wohnen.

Ihr wiſſet nichts von jenem eitlen Thronen
Von Weſen, welche Wahn und Dichtung preiſen;
Ihr, Welten, rollt in weitgeſchiebnen Gleiſen,
Kein Band umſchlingt euch in den Aetherzonen.

Der Welt Atome auseinandergehen,
Und wenn Geſtalt ſoll und Begriff erſtehen,
Muß ſie zu einigen dem Geiſt gelingen:

Doch auch in unvermiſchten Daſeins Reinheit
Giebt es unſichtbar weſenhafte Einheit,
Und der zu nahen, muß der Menſch vollbringen.

Entflohne Phantaſien.

Ihr ſeid entflohen, goldne Phantaſien,
Die mich in Dichtung tiefer Rührung ziehen,
Und da von Wehmuth ſie ſind trüb' umfangen,
In doppelt feſſelnder Begeiſtrung glühen.

Ihr kennt nach euch mein ſeelenvoll Verlangen,
Wißt, wie mir ſüß ſtets eure Stimmen klangen,
Wie mir des Lebens Glück und Sinn ſtill blühen
Im ſchüchternen-Erröthen eurer Wangen.

Ihr kehrt, und werdet niemals mich verlaſſen.
Wie ein Geſtirn der Nacht zurück ſich ziehet,
Und eine Zeit in Tagesglanz verblühet,

Von mir ſo weichen eure ſcheuen Schritte;
Doch in der innerſten Gefühle Mitte
Laßt plötzlich ihr mich wieder euch umfaſſen.

Frauenliebe.

Wie Blumenſtaub auf Lilienblättern lieget,
Und ſeinen Duft weit in die Luft verſtreuet,
In Frauen alſo, zart und unentweihet,
Iſt Neigung, die die Seele leis anflieget.

Sonſt ſich die Bruſt in ſchöner Ruhe wieget,
Und Denken ſonnenklar an Denken reihet,
Dem Himmelslicht die Schwanenreinheit leihet,
Die jeder Färbung Schattenhauch beſieget.

Iſt auch die Neigung fein wie Nebelſchleier
Gewebt, hält doch ſie feſt wie Demantketten.
In Weibes Treu kann man ſich ſicher betten,

Und was in ſüßer Liebe Wonneſchmerzen
Iſt einmal eingewachſen ihrem Herzen,
Bleibt ihr für alle Ewigkeiten theuer.

Der Ring.

Der Reifen, der den Finger zart umſchließet,
Wenn auch von Gold, iſt Sinnbild einer Kette.
Doch wenn als Pfand er der Geliebten grüßet,
Wer nicht entzückt ihn dann empfangen hätte?

Er Wonne in den ſtillen Buſen gießet,
Und folgt dem Treuen in des Grabes Bette;
Kaum Sorge je im wunden Herzen ſprießet,
Von der ein Blick auf ihn uns nicht errette.

Wenn die Geliebte weilt im Schattenlande,
Verbürgt der Ring noch an des Lebens Rande,
Daß ſich einander nach die Seelen ziehen.

Denn unauslöſchlicher Gefühle Glühen
Und reiner Sehnſucht heilig Funkenſprühen
Stets ſchmieden wieder neuen Schickſals Bande.

Das ewige Sonett.

Die Berge ſtehen weiß im tiefen Norden,
Die Seen feſt wie hellpolirter Spiegel,
Wenn in des Südens Milde längſt die Hügel
Der Bäume Blätterſpitzen grün umborden.

In wüſten Steppen ziehen wilde Horden,
Nicht kennend des Geſetzes weiſen Zügel,
Wenn Völker längſt auf der Begeiſtrung Flügel
Den Göttern im Olymp ſind gleich geworden.

Auch Menſchenbuſen iſt reich angebauet,
Mit Geiſt genährt, von Dichtung ſanft bethauet,
Und ſich erfreuend lieblich üppger Fülle.

In meiner Bruſt es ewig falb nur grauet,
Und daß aus Leere troſtlos Leere quille,
Bewirket tödtende Gedankenſtille.

Zwei Sterne.

Der Menſch wohl gehet im gewohnten Gleiſe,
Und klar beſonnen hin und her ſich drehet
Im weiten ihm gelaſſnen Lebenskreiſe;
Doch plötzlich Sturm aus tiefer Bruſt her wehet.

Nun gilt nicht mehr die ſelbſtgewählte Weiſe,
Die Saamen ſich für künftge Ernte ſäet.
Wie ankerloſes Schiff auf Meeresreiſe,
Kein Ziel er, keiner Küſte Land erſpähet.

Ihm hilft kein Streiten und kein zögernd Sträuben,
Er muß herum ſich laſſen ſpurlos treiben,
Wohin der Sturm ihn, blindlings raſend, jäget,

Nach Süd und Nord und Oſt und Weſt verſchläget,
Bis die geſchwellten Segel wieder ſinken,
Und ihm zwei Sterne fernher Ruhe winken.

Stella.

Wer ſetzt da mit dem Sterne auf dem Haupte
In ſtillem Gleichgewicht die kräftgen Schritte?
Es geht der Fuß; um Kopf und Leibesmitte
Iſt's als wenn ſtreng Geſetz Bewegung raubte.

Seit Helios Viergeſpann entgegen ſchnaubte
Dem Tag, folgte der Gang, nach Karyatiden-Sitte,
In unermüdet angeſtrengtem Tritte
Dem Irrpfad, den des Sternesſtral erlaubte.

Zwiefache Menſchenart iſt weit geſchieden:
In Finſterniß die eine wallt hienieden,
Die andre auf dem Haupt den Stern hell träget,

Und ein die ſterngelenkten Wege ſchläget.
In jener um die Luſt oft Gram ſich leget;
In dieſer auch im Schmerz blüht ewger Frieden.

Kypris.

Entſprungen Kypris war aus Meeres Schaume,
Aufblühend aus den leichtbewegten Wogen,
Dann durch Geſpann von Schwanen-Silberflaume
Hin durch den Sonnenglanz der Flut gezogen;

Und ſie empfangend an des Meeres Saume
Entführten Tauben ſie zum Aetherbogen.
Da ewig wohnt ſie in dem Götterraume,
Und Jovis Haupt der Tochter winkt gewogen.

Auch Erdenliebe alſo ſich geſtaltet;
Aus ſüßem Traum geſtaltlos erſt gewebet,
Sie dann in holdem Menſchenbilde lebet,

Im irdſchen Buſen Göttliches erzeugend,
Und endlich auf zum reinen Himmel ſteigend,
Wo ſie durch alle Ewigkeiten waltet.

Macht und Ohnmacht.

Was Feuer wild in Felsgebirg' erzeuget,
In ungeheuren Maſſen aufgeſchichtet,
Daraus Geſtalt hervor dem Künſtler ſteiget;
Die edle Form den rohen Stoff vernichtet.

Der ſtarre Stein der ſeelenlos ſonſt ſchweiget,
Sich lebend nun an den Beſchauer richtet.
Vor dem Gedanken die Natur ſich beuget,
Und ſich vor ſeinem Licht in Felsnacht flüchtet.

Des Lebens innre Kraft den Tod beſieget.
Wie mächtig Stein an Stein ſich enge füget,
Der Pflanze quillend Wachſen ſie zerſprenget.

Allein das Leben auch dem Tod erlieget.
So iſt der Sterbliche in Loos gezwänget,
Wo Sein und Nichtſein wechſelsweis ſich dränget.

Paros.

Als Hellas Ruhm noch nicht war ganz gefallen,
Da hörte man in Paros Bergesklüften
Die Klänge des geſchäftgen Meißels ſchallen,
Und ihre Marmorfelſen fernhin ſchifften.

Denn hohes Bildwerk heilger Tempelhallen
Entſtieg den jetzt in Nacht begrabnen Grüften,
Wo kunſtlos heut die dürftgen Wohner wallen,
Und Wild graſ't einſam auf den öden Triſten.

Wenn deiner Fackel Licht ſich hell entzündet,
Athene's Abglanz, bildender Gedanke,
Wie mächtig auch es die Natur umranke,

Aus ihrem Schooß das Schöne los ſich windet.
Wenn du nicht krönſt ſein ſehnendes Verlangen,
Hält ewig ſie in Dunkel es gefangen.

Das Unwiederbringliche.

Die ſchönen Tage ſind dahin gegangen,
Wo uns Albano freundlich ſah vereinet;
Wenn je uns jene Sonn' auch wieder ſcheinet,
Stillt nicht, wie damals, ſie der Bruſt Verlangen.

Was war, kann niemals wieder man empfangen.
Das Schickſal mit dem Menſchen ſtreng' es meinet,
Und was ſein Ausſpruch einmal hat verneinet,
Gewähret nie es thränbenetzten Wangen.

Denn Zähren würden ſich dem Aug' entſtehlen,
Wenn wir die theuren Häupter ſähen fehlen,
Die damals glänzeten in unſrem Kreiſe,

Und zu des Aethers Räumen aufgeſtiegen,
Nun ſchlürfen, nach der alten Götter Weiſe,
Unſterblichkeit in langentbehrten Zügen.

Blinder Gehorſam.

Frage.

Warum hier ſtehſt du, wie granitne Säule,
Daß ſtarr nur vor ſich hin die Augen ſehen,
So wie in Sonnenbrand und Sturmeswehen
Brahmane ſteht, als ob er Schmerz nicht theile?

Antwort.

Der Brahme ſteht zu ſeinem Seelenheile,
Daß, wie die Weſen ſich der Sinne drehen,
Gefühl und Denken ihm in Nichts vergehen;
Ich aus Gehorſam unbewegt hier weile.

Frage.

Doch der Gehorſam ſich auf etwas gründet?

Antwort.

Ein feſter Grund iſt pflichtgemäßes Müſſen.

Frage.

Doch wer Gehorſam noch ſo ſtreng auch übet,
Kann doch die Gründe des Befehles wiſſen?

Antwort.

Durch Grübeln der Gehorſam wird getrübet,
Die ächte Pflicht gehorchet und erblindet.

Der Oſten.

Wo ſtralend her die Sonne kommt geſchritten,
Iſt das Geſchlecht der Sterblichen entſprungen.
In früher Urwelt kindlich reinen Sitten
Wird lieblich da ihr erſtes Sein beſungen.

Zuerſt hat dort der Menſch ſich kühn erſtritten
Unſterblich Licht, dem Dunkel abgerungen,
Und iſt mit leis geſchwungnen Geiſtertritten
Bis zu der Gottheit Weſen vorgedrungen.

Drum dorthin ſich des Abends Blicke wenden,
Und ſuchen dort des Urlichts freudge Stralen;
Doch die oft ſchwachen Glanz nur aufwärts ſenden,

Und den Tribut dem Zeitenwechſel zahlen.
Denn wie am Himmel wechſelnd Wolken ziehen,
Muß vor dem Dunkel oft das Licht entfliehen.

Der Schmerz.

1.
Wie gehſt du ſo beherzt den Pfad der Schmerzen,
Als fühlteſt nicht du deine Thränen rinnen?
2.
Da ich in Schmerz mein Leben muß abſpinnen,
Soll er mir meines Himmels Glanz nicht ſchwärzen.
1.
Wie Gaukler kühn mit giftgen Schlangen ſcherzen,
Glaubſt über ihn den Sieg du zu gewinnen.
2.
Wer Stärke ſchöpft aus ruhig tiefem Sinnen,
Läßt duldend nagen ihn am wunden Herzen.

Die Zeit rauſcht hin in Wonn- und Schmerzenstagen,
Und Heil bringt, was zurück von beiden bleibet;
Doch ſegensvoller iſt des Schmerzens Zagen.

Wem es des Lebens Prüfungsblick erweitert,
Und ſeines Buſens tiefſte Gründe läutert,
Der keinem Schickſal ſich entgegen ſträubet.

Der Süden.

Wo wolkenlos des Hundsſterns Gluten brennen,
In ſandger Wüſte Schatten nirgends kühlet,
Da dumpf gedrückt der Völker Bruſt ſich fühlet;
Sie Gottheit nicht, noch Menſchenrecht erkennen.

Doch freudig ſtreckt der Leu der Klaue Sennen,
Und in der Bruſt der blutgen Beute wühlet,
Der Tiger katzenartig mit ihr ſpielet,
Und Menſch und Wild dem Tod entfliehn nicht können.

Die Glut, die ſiedend in Vulkanen kochet,
Das fruchtbarſte der wilden Elemente,
Im heißen Pulsſchlag da der Thierheit pochet;

Vom Boden, der das Daſein ihm gegeben,
Sich da des Menſchen Geiſt nicht edel trennte,
Zum Himmel, kühnen Schwungs, ſich zu erheben.

Der Weſten.

Wie weitumlaubten Baumes kühler Schatten
Verſammelt traulichen Geſpräches Feier,
So tritt die Wahrheit aus dem Erdenſchleier
Da, wo der Sonne Stralen ſanft ermatten.

Mit Kunſt ſah Hellas lieblich ſie ſich gatten,
Durch ſüße Anmuth jedem Herzen theuer.
In Latium strömt' ihres Ernſtes Feuer,
Und feſtern Stoff ſie ihr geliehen hatten.

In beiden Sinnen drang in alle Tiefen
Der Bruſt und der Natur, und rief ins Leben
Gefühle, die ſonſt dumpf begraben ſchliefen.

So Licht und Klarheit, geiſtig lodernd, ſchweben,
Wo ſich zum Niedergang die Sonne wendet.
Denn Himmelsſtral flammt auf, wo irdſcher endet.

Der Norden.

Des Nordens Völker nicht bloß Mannheit üben,
In ihnen jeder Zweig des Denkens blühet,
Und Dichtung ihre Götterfunken ſprühet,
Wo Winternebel grau den Himmel trüben.

Aus Hellas durch Barbarenſchwarm vertrieben,
Der alles Licht mit Dunkel überziehet,
Ermattend in Heſperien ausgeglühet,
Des Geiſtes Flammen Thuiskons Stämme lieben.

Jenſeits der Alpen bis zum Meeresſtrande,
Vom Land, das ſchwellend blau die Flut umgränzet,
Sich ſchlingen nun des Geiſterreiches Bande

Bis zu des Ganges ſtammverwandten Lauten.
Da ſeines Tagens erſte Schimmer grauten,
Hier-hell ſein Licht in vollem Mittag glänzet.

Das Verſtummen.

Wenn theures Haupt wird durch den Tod entführet,
Was da das Herz mit tiefrem Schmerze rühret,
Daß nicht die Stimme mehr das Ohr entzücket?
Das Auge die Geſtalt nicht mehr erblicket?

Der Sehnſucht Glut die Stimme heftiger ſchüret,
Und nie der Ton dem Ohre ſich verlieret.
Iſt er, verſtummt, auch lange ihm entrücket,
Erinnrung aus dem Grab herauf ihn ſchicket.

Er iſt der Seele eigentliches Leben,
Und wieder in der Seele Tiefen bringet,
Und was geheimnißvoller Schleier decket,

Zu neuem, wonnevollen Daſein wecket.
O möcht' in ſtiller Nacht er, leis beſchwinget,
Her mir von unſichtbarer Lipp' auch beben.

Das Verſchwinden.

Doch ſehnſuchtsvoll nach dem geliebten Bilde
Das Herz ſucht wieder dann in andren Stunden,
Und glaubt zu heilen ſeine tiefen Wunden,
Kehrt' es nur einmal in des Lichts Gefilde.

Der ſeelenvollen Züge Engelsmilde
Ließ ſonſt von jedem Leid es gleich geſunden;
Nun iſt auf ewig ſie dahin geſchwunden,
Dient ihm nicht mehr zum ſichren Lebensſchilde.

Wenn auch die Lippen waren feſt geſchloſſen,
Drang doch der Blick mit ſüßer Himmelswonne
Tief in die Bruſt, und wie von Frühlingsſonne

Sich ſeine Stralen über ſie ergoſſen.
Denn in der ſprachloſen Gefühle Schwunge
Von ſelbſt verſtummete beſchämt die Zunge.

Der Weisheit Ziel.

Nur daß im Leben Eines ihm gelinge,
Der Weiſe ſtrebt, um Andres unbekümmert,
Wie auch ſein Glanz dem Auge, lockend, ſchimmert,
Daß ein er in des Daſeins Dunkel bringe.

Denn alles Wiſſen hängt an dieſem Ringe,
Am Sein, das keine Endlichkeit zertrümmert,
Und keine Sinnentäuſchung trüb' umflimmert,
Das am Beginn und Ende ſteht der Dinge.

Was uns Bewußtſein heißt, ſchwebt in der Mitte,
Zum Anfang rückwärts führen keine Schritte.
Allein die Kraft nur in dem Urſein lieget,

Die ſinnend doch des Endes Nacht beſieget,
Dann, wann der Geiſt, in Einſamkeit entrücket,
In ſeiner Tiefe Reinheit ſich erblicket.

Die Baguette.

Da Alles, was umgiebt mein innres Leben,
Ich flecht' in ſchnell verblühende Sonette,
Muß ich vor Allem auch in ſie verweben
Dich, Ernſt und Spiel, leicht wiegende Baguette.

Wenn Wichtiges ich glücklich wollt' erſtreben,
Zurück ich niemals dich gelaſſen hätte,
Wenn mich Gedanken ſollten ſtill umſchweben,
Umſchaukelteſt du ihre ſchwanke Kette.

Doch wie wer lang' auf hohem Meer geſchweifet,
Daß endlich er Gefahr und Arbeit meide,
Das Ruder müde heftet in die Erde;

So ich, Baguette, oft jetzt von dir ſcheide,
Und bald dich alſo niederlegen werde,
Daß niemals meine Hand nach dir mehr greifet.

Der Komet.

Wird deines Schweifes Schimmer zu erblicken,
Mein Auge noch das Licht des Tages ſchauen?
Wird, wenn uns deine Stralen nahe rücken,
Mein Antlitz ſchon des Grabes Nacht umthauen?

Dem Menſchen wechſelnd Loos die Götter ſchicken.
Er kann auf ſichre Felſen niemals bauen;
Der Fels auch fühlt der Erde krampfhaft Zücken.
Auf deinen Lauf kann die Sekunde trauen,

Du gehſt, gleich todtem Weltenuhrenrade
Die vom Gewicht dir zugewägten Pfade.
Dem Menſchen Freiheit wählt die eignen Bahnen,

Wo Leidenſchaft ihn treibt, ihn Pflichten mahnen.
Sie führt ihn jenſeits auch der Erdengränzen,
Wo oft ihm kann dein lichter Pfad noch glänzen.

Wahre Größe.

Wer nie die Trockenheit des Lebens fliehet,
Phantaſtiſch nicht mit luſtgen Bildern ſpielet,
Die aus ſich ſelbſt er ſinnig webend ziehet,
Der doch des Menſchen Daſein halb nur fühlet.

Ihm nicht der Gluten zarter Funken ſprühet,
Der lodernd Sehnſucht weckt und Sehnſucht kühlet.
Er mit den Laſten ſich des Lebens mühet,
Und in dem harten Stoff der Dinge wühlet.

Doch kann er bieder, wahr, gerecht, gediegen,
Durch jede Tugendübung mächtig ſiegen.
Bewundernd ihn der Ruhm der Menge nennet;

Wer tiefer ſchaut, von Großem Größres trennet.
So wareſt du, den ich geehrt mit Schweigen,
Doch vor dem nie mein Geiſt ſich konnte beugen.

Der Rhein.

Als ich, o Rhein, dein tiefes Grün erblickte,
Da mir die Jugend noch des Lebens blühte,
Mich rein empfundne Liebe noch beglückte,
Obgleich mir Gegenliebe mild nicht glühte.

Mein Loos mich deinen Ufern dann entrückte,
Und in dem wund zerriſſenen Gemüthe
Mein Innerſtes der bittre Schmerz durchzückte,
Daß ich vertraute kaum der ewgen Güte.

Da mir begegnet' auf einſamen Wegen
Noch heiligeren Weſens Engelwalten,
Und ſüßer Lieb' und Gegenliebe Regen

Hat mich mit Himmelsſeligkeit erfüllet.
Doch jetzt getrennt ich leb' hier gramumhüllet
Und ſie wird fern im kalten Haus gehalten.

Die Tänzerinnen.

Wenn auf der Bühne wir uns wirbelnd drehen,
Anmuthig ſchlingend eng verflochtne Kreiſe,
Nur Spiel und leichte Scherze uns umwehen,
Doch Ernſteres erkennt darin der Weiſe.

Er, deſſen Blicke nach Verborgnem ſpähen,
In unſrem Tanz ſieht der Geſtirne Gleiſe.
In gleichen Kreiſen und Ellipſen gehen
Hier unſer Fuß, dort jener Aetherreiſe,

Und beide uns beherrſcht des Rhythmus Walten,
Der, gleich gemeſſen, ſteigt und wieder ſinket,
Dort mit den Sternen hoch den Aether trinket,

Hier ſich in unſrer Buſen Tiefe ſenkend,
Uns lehrt, mit Strenge unſre Schritte lenkend,
Daß wir gehorchen höheren Gewalten.

Die Phantaſie.

Das Leben iſt an Möglichkeit gebunden,
Und ihre Gränzen ſind oft eng gezogen;
Der Freude Maaß wird ſpärlich zugewogen,
Des Leidens Knäuel langſam abgewunden.

Allein der Mitternacht geheime Stunden
Sind günſtiger dem Sterblichen gewogen,
Wer um des Tages Glück ſich fühlt betrogen,
Der heilt im ſüßen Traum des Wachens Wunden.

Die Phantaſie da ungefeſſelt ſchweifet,
In Erde Himmel, Erd' in Himmel greifet;
Was kämpfend Ringen hätte nie erſtritten,

Läßt ſich von ſanftem Traumgebild' erbitten,
Und wenn der Schlaf entflieht, die Sterne bleichen,
Doch Nachgenuß nicht und Erinnrung weichen.

Das Schiff.

Leicht gleitet ſchnellen Schiffes Flutdurchſchneiden,
Wenn günſtig es geleiten Wind und Wellen,
Der ſilberweißen Segel buſig Schwellen,
Das friſche Wehn erfüllt das Herz mit Freuden.

Doch in noch leichteres Gewand ſich kleiden
Der Wolken duftig fein umſchriebne Quellen,
Wenn ſchwimmend ſie das dunkle Blau erhellen,
Bald ſich vermiſchen, bald gethürmt ſich ſcheiden.

Der Seele alſo wachſen auch die Flügel,
Wenn ſich erſchließen ihr der Erde Riegel,
Und ſie, von ihrem Drucke frei, ſich hebet.

Doch regellos ſie, wölkengleich, nicht ſchwebet;
Geleitet an der ewgen Ordnung Zügel,
Sie den Geſetzen nach der Sterne ſtrebet.

Das fremde Land.

Wenn man verläßt der Erde reizend Grünen,
Die Schritte ſich zum Felſenſteg erkühnen,
Und man erklimmt die hohen Bergesſitze,
So ſtarret rauh von Schnee die öde Spitze.

Wenn, wohin nie der Sonne Stralen ſchienen,
Man tief ſich ſenkt in Schachtes nächtge Minen,
Den Boden ſpaltend, wie mit Jovis Blitze,
Steht kalt Geſtein in harter Erdenritze.

Und doch auf Erden kein Entſchlafner bleibet,
Der Tod ihn fort von dieſem Lichte treibet;
Wo wird ein ſchönres Land ihm neu erblühen?

Von uns weiß Niemand, wo es iſt gelegen,
Und Forſchen iſt umſonſt nach ſeinen Wegen;
Doch ſchön Gemüth wird Schönes an ſich ziehen.

Der Weg der Pflicht.

Was in das dunkle Haar ich hier mir flechte,
Das wiſſet ihr nur, hohe Himmelsmächte.
Ich winde feſt hinein mit treuen Händen,
Was ihr mir möget für Verhängniß ſenden.

Still übergeb' ich meiner Leitung Rechte.
Wenn meine Treue je mir Unglück brächte,
Würd es ſich doch in Seelenfrieden enden;
Der Weg der Pflicht kann nur zum Heil ſich wenden.

Was gegen Recht kann Widerſtand auch frommen?
Durch Schuldigkeit wird ihm die Kraft genommen.
Ein feſter Sinn ihn ſiegend überwindet

Und das Gemüth in ſeinem Innern bindet,
Daß, wie die Sterne um die Sonne gehen,
Es nicht dem mächtigen Zug kann widerſtehen.

Der Ocean.

Mein Geiſt jetzt viel im Oceane lebet,
Wo Eiland ſich an Eiland fröhlich dränget,
Das Meer iſt zwiſchen ihnen oft beenget,
Und vor verborgnem Riff der Schiffer bebet.

Sonſt hat mein Forſchen ernſter nachgeſtrebet
Dem kleinern Meer, von Küſten eingezwänget,
Wo nicht die Sonne tropenartig ſenget,
Und Vorzeitsweihe edlen Geiſtes ſchwebet.

Wo ſich gewaltig die Natur ergießet,
Und ihre Fülle üppig überſchwanket,
Von ihren Armen weichlich da umranket

Des Geiſtes Kraft ſich männlich nicht erſchließet.
Von kühlern Windes friſchem Hauch umwehet,
Gedeiht in Stärke, was die Stärke ſäet.

Des Lebens Waage.

Wenn mit gerechter Waage ſtreng man wäget,
Was man geleiſtet hat im langen Leben,
Iſt's viel, wenn man hat Großes angereget,
Wenn man es auch nicht konnte ganz erſtreben.

Denn der Gedanke dann doch Fackel träget,
Und Licht erzeugt, das kann zur Nachwelt ſchweben;
Der Keim doch in den Boden Wurzel ſchläget,
Wenn auch ſich Blüthen noch nicht froh erheben.

Und doch gekochet hat des Buſens Schwellen;
Bis zu der Menſchheit tief verborgnen Quellen
Iſt ahndend das Gefühl hinabgeſtiegen,

Die, einmal ihm erſchloſſen, nie verſiegen.
Wo aber Dunkel unerforſcht noch liegen,
Da wird ſie neues, höh'res Sein erhellen.

Das Ei.

Ihr, die ihr einſt aus Leda's Ei entſprungen,
Ihr Schweſtern der erhabnen Tyndariden,
Euch haben edle Dichter oft beſungen,
Doch Männer hätten beſſer euch gemieden.

Du, Klytemneſtra, haſt den Dolch geſchwungen,
Wild ſtörend ſtillen Hauſes tiefen Frieden;
Dir, Helena, iſt Meeresflucht gelungen,
Du haſt vom Gatten ſtrafbar dich geſchieden.

Ihr hattet nicht an Mutterbruſt geſogen,
Wie es gebührt dem menſchlichen Geſchlechte;
Aus todtem Ei unwirthlich großgezogen,

Verkanntet ihr der Menſchheit edle Rechte.
Nur was die Bruſt der Mutter mild einhauchet,
Den Menſchen wahrhaft in die Menſchheit tauchet.

Der Morgengruß.

Wohl anmuthsvolle Morgen kann es geben,
Die hold das Sonnenkind, den Tag, beginnen,
Wo man mit friſchem Geiſt und regen Sinnen
Glaubt anzufangen himmliſch neues Leben.

Doch ſchönere herauf nie werden ſchweben,
Als meiner Jugend Glück ließ mich gewinnen.
Wie Jahre hin nach langen Jahren rinnen,
Wird mir entgegen ſtets die Stimme beben.

Wenn ſie in meine Kammer kam gegangen
Und ſchloß die Thüre, die ſie zu mir führte,
Und dann ihr: Morgen, Bill! ſo friſch mir ſagte,

Dann wahrhaft es in meinem Buſen tagte,
Und Flammen ſie mir, ewig lodernd, ſchürte,
Die jetzt mit Thränen netzen meine Wangen.

Der Spruch Heſiods.

Daß mehr die Hälfte, als das Ganze, zählet,
Der Spruch Heſiods, hat ſonſt mich oft gequälet;
Das Ganze, dacht' ich, muß doch mehr umfaſſen,
Als für die Hälfte es zu überlaſſen.

Doch ſeit ich Viertelſtunden mir erwählet,
In welchen keine Wahrheit wird verhehlet,
Hab' ich gelernt die ganzen Stunden haſſen,
Die zu dem Tande nur der Erde paſſen.

Durch Engelsgüte hab' ich ſie empfangen,
Und alle meine Geiſteskräfte rangen,
In ihre Tiefen ganz mich zu verſenken,

Und mich an ihrem ewgen Quell zu tränken.
Das Licht, das da mir ſtralend aufgegangen,
Wird meinen Pfad noch überm Grabe lenken.

Des Lebens Ausgang.

Nach nichts mehr von der Welt geht mein Verlangen,
Nur nach dem Ausgang meine Augen ſehen.
Mir ſüßer iſt's, wenn Weſte linde wehen,
Doch macht auch Sturmes Toben nicht mich bangen.

Wie ſonſt wohl ſehe die Natur ich prangen, —
Um meiner Freuden höchſte iſt's geſchehen;
Doch mir im Geiſt Geſtalten auferſtehen,
Die lieblich ſich um meine Jugend ſchlangen.

Noch in dem letzten Augenblicke ſollen
Sie mich in heitrer Anmuth ſüß umgeben.
Daß beide Leben ſanft zuſammenſchweben,

Muß man der Erde treue Liebe zollen,
Und muthvoll Geiſt und Blick erheben,
Der Ewigkeit Erwartung aufzurollen.

Heilſame Zucht.

Man ziehet ſtraffer an des Schülers Zügel,
Bewegen muß er ſich in engem Kreiſe,
Arbeiten auf die vorgeſchriebne Weiſe,
Und wenn er abſchweift, kürzt man ihm die Flügel.

So mühvoll er erklimmt des Wiſſens Hügel,
Bis frei er gehn lernt in der Forſchung Gleiſe,
Und wenn er litt erſt, wird belohnt mit Preiſe,
Und endlich löſt der Weisheit ächtes Siegel.

Die bis zu ihr aufragenden Gedanken
Bedürfen feſt beſtimmt gezogner Schranken;
Des Geiſtes Feſſeln ſeine Flügel werden.

Die Schönheit nur entſpringt aus Formenſtrenge,
Die Wahrheit aus des tiefen Spähens Enge,
Und Freiheit feſſellos nie frommt auf Erden.

Irdiſches Treiben.

Ein ſchwimmend Eiland wohl ein Schiff man nennet,
Denn rings iſt es von Wogenflut umgeben,
Und Felſen gleich, die übers Meer ſich heben,
Die Menſchen, wahrend, es vom Waſſer trennet.

Doch nicht der Feſte Sicherheit es kennet.
Leicht muß es auf der Wellen Rücken ſchweben,
Und ſelbſt die felſenharten Herzen beben,
Wenn aufgewühlt der Stürme Wuth entbrennet.

So iſt von himmelſtrömenden Gedanken
Im Erdgewühl des Menſchen Bruſt umfloſſen,
Und in des Wandeldaſeins irrem Schwanken

Erblüht Gefühl an ewgem Quell entſproſſen.
Doch unerſchüttert feſter Seelenfrieden
Iſt nur der Götter ehrnem Sitz beſchieden.

Petrarca.

Petrarca, den der Liebe Dichter nannte
Die Welt, die wahre Liebe doch nicht kannte;
Sie oft ihm heißt ein menſchlich ſüßes Irren,
Wahnbilder ihm den klaren Sinn verwirren.

Den Stral der Wahrheit mir ein Gott erſt ſandte,
Als Liebe ſich erbarmend zu mir wandte.
Erſt da befreit von blöder Augen Flirren,
Sah ich nicht mehr mich Weltgebild' umſchwirren.

Erhabnere und reinere Geſtalten
Dem wüſten Chaos ſonnenhell entſtiegen,
Und alle Stürme der Begierden ſchweigen

Vor höheren Gefühles heilgem Walten.
Denn Liebe, ſüß vermählt mit ſtiller Treue,
Gab jeder Erdenregung Himmelsweihe.

Entſchuldigung.

Mit Unrecht, Verſe, nenn ich euch Sonette,
Da ihr nicht ſchlinget in gleich engem Kreiſe
Der Wechſelreime leicht gewundne Kette,
Mehr folgend freier, ſelbſt gewählter Weiſe.

Mein Ohr und Sinn es freilich lieber hätte,
Ihr bliebet in Heſperiens Wohllautsgleiſe,
Doch den Gedanken auf Prokruſtes Bette
Mußt ich einpaſſen ſeinem Reimgehäuſe.

Dem wahren Dichter iſts allein gegeben
Daß, aus einander wie von ſelbſt entſprungen,
Sprachfeſſel und Idee zuſammenſtreben;

Umſonſt von Mühe wird danach gerungen.
Ich folge nur dem Trieb, in leichte Schranken
Zu heften frei hinſtrömende Gedanken.

Der Schwan.

Wenn auf Kaykos Flut die Schwäne ziehen,
Gleich Segeln, hohl die weißen Flügel ſchwellen,
Dann wölben ſtolzer ſich des Stromes Wellen,
Und freudig ſchäumend ihren Zug umſprühen.

Denn Glanz und Weichheit dem Gefieder blühen,
Und ſich dem Löwenmuth der Bruſt geſellen;
Des Waſſers Blau die ſchwimmenden erhellen,
Wie hoch die Wolken Luna's Silberglühen.

Und wenn ſie fühlen ſich das Leben enden,
Den Tod mit Zaubertönen ſie begrüßen,
Und erſt des Buſens Fülle dann erſchließen;

Die Zunge nicht voreilig eitel ſtammelt,
Nur was gereift das Leben aufgeſammelt
Sie todbegeiſtert in die Lüfte ſenden.

Friede mit dem Schickſal.

Wenn einmal iſt des Lebens Kreis gezogen,
Das Maaß des Glücks und Leidens zugewogen,
So frommt es nicht, ſelbſt davon abzuſchweifen,
Noch mitleidsvoll von außen einzugreifen.

Wie die Geſtirne gehn am Himmelsbogen,
Wie rauſchen auf und ab des Meeres Wogen,
So muß der Menſch in ſeinem Daſein reiſen,
Die Bruſt an ſeines Schickſals Fels abſchleifen.

In lang geprüfet durchempfundnen Jahren,
Wo wechſelnd Glück und Schmerz mir war beſchieden,
Hab' ich es ſtill ergeben ſo erfahren,

Und wer des Lebens Odem zieht hienieden,
Darf vom einmal Verhängten nichts ſich ſparen
In ſeiner Schickung engem Gleis zufrieden.

Stella.

Wirſt du herab zu mir heut, Stella, ſteigen?
Willſt du, daß ich die Nacht umſonſt hier weile?
Ich ſtehe ſtarr, wie erzgegoſſne Säule,
Und warte dein in ehrfurchtsvollem Schweigen.

Ihr hohen Sterne ſeid mir ewge Zeugen,
Daß ich mich ſehne nicht nach andrem Heile,
Und kein Verlangen im Gemüthe theile,
Als meinen Willen deinem Wort zu beugen.

Stella.

Ich ſteig' herab zu dem gewohnten Gange,
Die Bruſt in nächtger Friſche ſüß zu baden,
Wohin die Trümmer mich der Vorzeit laden,

Die nur noch lebt in edler Dichter Sange;
Und ſchon bereit, mich zu empfangen, ſtehet
Der Fuß, der nur, wie ich ihn lenke, gehet.

Irdiſcher Zwieſpalt.

Demetern wir in reiner Demuth dienen.
Wir ſehen zwar des Himmels goldne Sterne,
Doch Geiſt und Buſen niemals ſich erkühnen
Zu ſchweifen in ſo ungemeſſne Ferne.

Denn daß der Furchen Saaten fröhlich grünen,
Gehören wir der Erde dunklem Kerne,
Und unſres niedren Looſes Schmach zu ſühnen,
Ziemt uns, daß unſre Bruſt nicht Zucht verlerne.

Die Erde, wenn nicht Licht ihr Helios ſendet,
Dem Himmel zu die finſtre Scheibe drehet,
Und Tagsgeſchlecht, mit Arbeit ringend, träget,

Das ſich in enggezognem Kreis beweget,
Und Thränen erntend, wo es Mühe ſäet,
Dankopfer doch der Götter Tempeln ſpendet.

Freiheit und Geſetz.

Die Menſchen der Natur die Form gern geben,
In der ſich regt ihr enges geiſtiges Leben,
Und ihre Blicke ſich im Stillen freuen
An ſchöngepflanzter Bäume langen Reihen.

Doch der Natur aufwuchernd üppges Leben
Iſt ein verwirrtes Durcheinanderweben;
Wie Wind und Zufall blind den Saamen ſtreuen,
So Wieſ' und Feld den bunten Schmuck erneuen.

Denn ſelbſt was kreiſt nach ewigen Geſetzen,
Die keiner Freiheit Willkür kann verletzen,
Des Himmels ungezählte Sternenmenge,

Scheint nur ein fröhlich luftges Glanzgedränge,
Wo in den tief von Licht durchſtralten Räumen,
Wie Gras der Nacht, Myriaden Welten keimen.

Die Weinrebe.

Die Rebe leicht die Wurzel nur vertrauet
Dem Boden, ſie den Lüften angehöret,
Und von des Himmels Perlenquell umthauet,
Aus nacktem Stein emporwächſt ungeſtöret.

Wenn auch das Alter ſchon das Haupt umgrauet,
Ihr glühnder Saft noch leichten Sinn bethöret;
Denn wie ſie rankend nach dem Gipfel ſchauet,
So ſprudelnd, Sinn und Bruſt der Wein empöret.

Der Rebe Locken ähnlich, ſchäumend ſteigen
In wahrheitgleichen, lichterhellten Träumen
Empor die glutbegeiſterten Gedanken,

Und ſind, enthebend ſich der Erden Schranken,
Dort oben in den ſternbeſäten Räumen
Dem Menſchen ſeines Aetherdaſeins Zeugen.

Die Zurückkehrenden.

Vom Berg zurück nach Hauſe beide gehen,
Er abwärts, ſie der Sonne zugewendet;
Den letzten Stral die glühnde Scheibe ſendet,
Und Abendwinde friſch vom Thal aufwehen.

Er.

Mir wird, wonach lang meine Wünſche ſtehen,
Der Freuden Fülle mir das Alter ſpendet.

Sie.

Nun meiner Seele Frieden nimmer endet,
Um Einen Punkt kann ſich mein Weſen drehen.

Die Sonne.

Ich überdaure euch um Ewigkeiten,
Und wenn ich auf, und wenn ich nieder ſteige,
Bin eures Glücks und eures Leids ich Zeuge.

Ihr werdet beide, was ihr hofft, erſtreiten,
Da Bruſt und Arm es ſelber euch bereiten,
Wohl wiſſend, wie man ſich und Andren beuge.

Die Herzogin.

Du reißeſt ſtürmiſch mich ins rauhe Leben,
Wie rollend Rad an ſteilem Bergeshange,
Und achteſt nicht, daß auf der bleichen Wange
Mir Thränen des Entſetzens perlend beben.

Der Herzog.

Den wilden Stürmen muß ich hin mich geben,
Ihr Raſen meinen Willen hält gefangen.
Wenn mit Gefahr und Müh' die Arme rangen,
Fühl' ich mein Herz ſich heldenmüthig heben.

Doch alles Erdenſtürmen einſt ſich leget,
Und bald in Grabesnacht ich ewig ſchweige,
Dann Ruhe harmlos dich durchs Leben führet.

Die Herzogin.

Dem Sturm, der Eiche gleich, mein Haupt ſich beuge!
Wenn deinen Stern mein Leben je verlieret,
Bleibt es, in Nacht gehüllet, ſturmbeweget.

Ein reich Gemüth.

Ein reich Gemüth des Himmels Bläue gleichet,
Kein Blick in ſeine tiefen Gründe reichet.
So wie zwei Lichter dort die Herrſchaft führen,
Verſtand hier alſo und Gefühl regieren.

Wenn auch in Nacht zurück ihr Stralen weichet,
Des Geiſterlebens Licht drum nicht erbleichet.
Denn Ahnungsflammen lichte Träume ſchüren,
Die, Sternen gleich, die Ewigkeit berühren.

Stumm in der Nacht geheimnißvollem Weben,
An kein Geſetz der Möglichkeit gekettet,
Aus Grabestiefe auf Geſtalten leben,

Und wenn die Seele ſich zu ihnen rettet
Ermüdet, lang in Wirklichkeit gebettet,
Sie Seligkeiten ihr des Himmels geben.

Die Wolken.

Die Wolken hin und her am Himmel gehen,
Und bald ſich trennen, bald zuſammenziehen,
In lichten Farben bald hell funkelnd glühen,
Bald ſchwarz wie Nacht, wie Schnee bald flockig ſtehen.

So auch die Menſchen ſich im Wirbel drehen,
In buntem Erdenſchmuck, wie Pflanzen, blühen,
Sich ohne Urſach ſuchen und dann fliehen,
Wie Spreu, bewegt von leichtem Windesweben.

Doch durch des irrlichtgleichen Haufens Mitte
Der Götter ewges Schickſal ernſthaft ſchreitet,
Nicht achtend auf ihr launenhaftes Wollen.

Nicht Jammerklagen gilt, nicht flehnde Bitte,
Es herriſch jeglichem ſein Loos bereitet,
Und jeder muß dem mächtigen Ehrfurcht zollen.

Räthſel.

Zum Tempel führen luſtge Säulenhallen,
Und am Altare fromm geſchworne Treue
Und Fleiß, deß ſich der Wuchs der Saaten' freue,
Fern laſſen mich nach Hellas Trümmern wallen.

Vom Norden her mir Lockungstöne ſchallen,
Nach Aſiens Gluten drängt mich Pilgerreue,
Und daß ſich meiner Tage Lenz erneue,
Mir Pflug und Ring zum Lebensloose fallen.

Dann weit von den gewohnten Menſchentritten
Thron' ich in bunt vermiſchter Völkermenge
Im Eiland, das die Phantaſie erſtritten.

Doch bald entzogen wieder dem Gedränge,
Wird mir, was ich genoſſen und gelitten,
Zum Traum in ſchroffer Felſen Thalesenge.

Reiz der Heimath.

Kaſtiliens Schnee mit duftger Mandelblüthe
Erſetzen will mir deine zarte Güte;
Allein die Sehnſucht nicht der Bruſt entweichet,
Wenn man für Schlechtres auch ihr Schönres reichet.

In kalter Ebne innre Funken ſprühte
Die Liebe, die zur Vaterſtadt mir glühte;
Kein Flurenſchmuck für mich dem Hauche gleichet,
Der friſch vom heimiſchen Gebirge ſtreichet.

Die Treue fragt nach Schönheit nicht, noch Größe,
Sie hängt an dem, was einmal ſie geliebet,
Und liebt es fort in ſeiner nackten Blöße,

Wenn ſeinen Lichtglanz mancher Fleck auch trübet;
Sie ab vom blühend Prangenden ſich wendet,
Und bleibt dem ſcheinbar Dürftigen verpfändet.

Die Schwäne.

Sind denn die Schwäne von hier fortgezogen,
Daß ihren Zug ich nicht mehr ſegeln ſehe?
Hat mich der ſüßen Hoffnung Wahn betrogen,
Mir bliebe ihre prachtvoll ſtolze Nähe?

Ihr Silberglanz ſtralt jetzt in andren Wogen;
Sie achten nicht, wohin ihr Lauf ſich drehe;
An Bruſt ſie haben Treue nicht geſogen,
Die keines Windes leichter Hauch verwehe.

Denn aus des Mutterbuſens lautrer Quelle
Die ſchöne Reinheit des Gemüthes fließet,
In der, wie Welle unſichtbar an Welle,

Geſinnung feſt ſich an Geſinnung ſchließet,
Und die noch an des kühlen Grabes Schwelle
Mit gleicher Milde den Geliebten grüßet.

Irdiſcher Zwieſpalt.

Mit lautem Cymbelklang wir preiſend dienen
Dem Gott der Sinnenluſt und wilden Freude,
Weil prächtig anmuthsvolle Augenweide
Ihm unſre mächtige Zwiegeſtalt geſchienen.

Doch ſpricht die Luſt nur aus Geſang und Mienen,
Die Bruſt iſt angefüllt mit bittrem Leide,
Weil die uns eigenen Naturen beide
Mit gleichem Glück an gleichem Stamm nicht grünen;

Die Enge dumpfer Thierheit hält gefangen
Der Menſchheit ahnungsſehnende Verlangen,
Und ſie mit trübendem Gewölk umhüllet.

Doch ſie, die gottentſproſſne Hoheit füllet,
Mit dieſem fremden Element vermiſchet,
Verſchleiert trauert, aber nicht erliſchet.

Der Unmuth.

Ich meine ſonſt ſo lebensheitren Sinne,
Umwölkt von trübem Unmuth plötzlich fühlte,
Und dieſen innerlich mit Spotte kühlte,
Kaum wehrend, daß den Lippen er entrinne.

Doch da auf meines Daches luſtger Zinne
Mein Blick im flutenden Gewölke ſpielte,
War mir, als wenn ich Leben neu erhielte,
Und heitrer Frohmuth ward mir zum Gewinne.

Was ich geſehn, nicht konnte ſchön erſcheinen;
Vielfach erblickt man alſo Thal und Hügel
Und lichten Purpurs hochaufglühend Flammen.

Doch konnte nun das Herz ſich frei ausweinen,
Und die Natur iſt nichts doch, als der Spiegel
Der Bilder, die tief aus dem Buſen ſtammen.

Der Liebe Gewinn.

Enttäuſchen mag man ſich von Erdenfreuden,
Nur von der Liebe darf man nie ſich trennen;
Ihr heilig tief im reinen Buſen Brennen
Iſt ſchon vom niedren Staub der Erde ſcheiden.

Denn alle Götter ihre Zauber geuden
In Menſchenherz, das ſein kann Liebe nennen,
Und lieben heißt das Göttliche erkennen
Und Schmerz und Tod für dies Erkennen leiden.

Im Bild nur des Geliebten iſt ihr Leben,
Was ſie umgiebt, zieht ſie in ſeine Kreiſe,
Und ſchließt das All mit ihm in Eins zuſammen.

Drum nichts kann ſie aus ihren Angeln heben,
Und auf des Daſeins nachtumhüllter Reiſe
Ihr Lichtſtral ſind der eignen Gluten Flammen.

Die Eiche.

Des Nordens ſtammhaft dichtbelaubte Eichen
Die Königinnen heißen wohl der Bäume;
Wie duftig auch Gewächs in Süden keime,
So brauchen dennoch keinem ſie zu weichen.

Sie ſind des deutſchen Volks und Sinnes Zeichen,
Und wie der Meerestiefe dunkle Räume
Nicht hindern, daß am Licht die Welle ſchäume,
Sie auch zugleich in Erd' und Himmel reichen.

Denn Stärke, die mit dem Gefühle ringet,
Bis alle Tiefen ſie der Bruſt durchdringet,
Und Phantaſie, die ſich im Aether wieget,

Dem Zarteſten ſich an in Milde ſchmieget,
Und ſich in neuen Blüthen ſtets verjünget,
Von Urzeit her in Thuiskons Volke lieget.

Erdenfreuden.

Der Erdenfreuden wirkliches Genießen
Kann man in jene inneren Geſilde
Verpflanzen, wo als Phantaſiegebilde
Mit lichtren Stralen ſie den Menſchen grüßen.

So kann die Welt er in ſich einſam ſchließen,
Daß auch das ſchroff erſcheinend Rauhe, Wilde
Umkleidet lieblich ſich mit ſanfter Milde,
Und die Gefühle reicher wogend fließen.

Die Pflanze dann nicht Erdenfrüchte träget,
Und in die Erde nicht die Wurzel ſchläget;
Mit ſelbſtgenährter Kraft ſie froh ſich hebet

Und frei im reinen Aether ſich beweget.
Sie nimmer ſtirbt, da ſie nicht irdiſch lebet,
Und nur nach dem, was nie vergehet, ſtrebet.

Die Hofnung.

Kommſt du herab zu dieſer Ruheſtätte,
Geliebte Hofnung, oder ſchwebſt nach oben,
Auf ſüßem Glaubensfittig, leicht gehoben
Auf von dem irdiſch ew'gen Schlummerbette?

Denn heller Ahndungen verſchlungne Kette,
Aus Himmelsduft und Erdenſtoff gewoben,
Stralt, wenn der Tod den Riegel vorgeſchoben,
Licht nieder, das aus Erdendunkel rette.

Doch nicht von oben, noch nach oben gehet
Dein Pfad, du wohneſt in den ſtillen Sphären
Des Buſens, die dem Menſchen Schwung gewähren,

Daß er durch ſich am Firmamente ſtehet.
Die Kräfte die von Götterurſprung zeugen
Mit eignen Flügeln auf zum Aether ſteigen.

Rom.

Da, wo die ernſte Pyramide winket,
Von ſtillen Fremdlingsgräbern rund umgeben
Liegt auch entſchlummert ein geliebtes Leben,
Wie junge Roſe, kaum in Knospe, ſinket.

Die ew'ge Stadt in Götterklarheit blinket,
Doch meiner Bruſt Verlangen ſie umſchweben
Nur, weil nach jener Stelle hin ſie ſtreben,
Die mir wie zweite Todtenheimath dünket.

Auch ihrem Geiſte würd' ich dort begegnen.
Wie ihre Blicke ſtumm die Theuren ſegnen,
Die lange ſie mit Mutterſchmerz beweinet,

Und nun holdſelig froh mit ſich vereinet.
Ablegen gern des Erdenlebens Bürde,
Geliebtem Staub mich miſchend, da ich würde.

Rom.

Durch dich begeiſtert, hab' ich dich beſungen
Und glaubte nie mich mehr von dir zu trennen;
Jetzt hör' ich fern nur deinen Namen nennen,
Und jeder Rückkehr Hofnung iſt verklungen.

Von deiner Göttergröße ſtill durchdrungen,
Fühl' ich zwar Sehnſucht mir im Buſen brennen,
Doch in der Sehnſucht tiefſtes Erkennen
Hat andre Sehnſucht hindernd ſich verſchlungen.

Wie könnt' ich von der theuren Stelle weichen,
Wo ich mir ew'ge Heimath ſüß gegründet?
Wie täglich nicht die nie Vergeßne grüßen?

Nur hier kann meine Tage ich beſchließen,
Wie Epheu es unlösbar mich umwindet,
Daß dort ich ſie nur kann von hier erreichen.

Die Seelenwanderung.

Als Papagei ſitz' ich beglückt im Zimmer
Suminda's, die mein Herz im Stillen liebet,
Und meiner Federn reicher Farbenſchimmer
Dem ſüßen Mädchen Augenweide giebet.

Ein Jüngling war ich, doch erhöret nimmer
Von der, die gegen Menſchen Härte übet;
Da ſie nicht achtete mein Klaggewimmer,
Sank ich ins Grab, in Liebe tief betrübet.

Jetzt mich: ich liebe Dich! ſie ſagen lehret,
Zwar weiß ich, daß ſie nicht für mich es meinet,
Doch ſüß der Ton von ihr mir wiederkehret,

Und wonniglich ſo mich mit ihr vereinet.
Darf ich in meiner Liebe heißem Brennen
Ich liebe Dich! doch ewig ihr bekennen.

Der Ring.

So dünnes Gold, ſo leicht nur an Gewichte,
Wenn es ſich bräutlich um den Finger krümmet,
Des Mannes und des Weibes Loos beſtimmet,
Und ſchwer oft fällt, wie Spruch in Strafgerichte.

Daß es, als unerbittlich Recht, verpflichte,
Es in des Goldſchmidts Feuereſſe glimmet.
Oft dann in trübem Nebelflore ſchwimmet,
Was erſt die Hofnung ſah' in Roſenlichte.

Die aber Liebe treu und wahr durchdringet,
Die möchten ſelbſt das theure Erz recht glühen,
Zu ſchmieden unzerreißbar feſte Kette;

Denn nie zu eng iſt ihnen Haus und Bette,
Nur Einen Odem möchten beide ziehen,
Da jeder ganz ſich dar dem andern bringet.

Rückkehr.

Dich, ſonnig Feſtland, wieder ich begrüße,
Und meines eignen Jahres Lauf nun ſchließe,
Der ſich zehn Mond' um ruhge Spindel wendet,
Und dann mit zwei'n an fernem Meerſtrand endet.

Daß ſpurlos nicht das Leben hin mir fließe,
Frei und gefeſſelt ich in Worte gieße,
Was wahr und treu, von keinem Wahn geblendet,
Die Tiefe mir herauf des Buſens ſendet.

Und zu dem Buſen wieder laſſ' ichs kehren;
Ich buhle um den Beifall nicht der Menge
Und nicht nach flüchtigem Genuſſe jage.

Die bleibet jenſeits auch der Erdentage,
Und frei ſich hebet über Grabesenge, —
Die Weisheit möcht ich, ſinnend, ſelbſt mich lehren.

Die erſte Liebe.

Unzählge Jahre hat mich Brama's Gnade
Geführet durch die Seele vieler Frauen;
Nach jedem Tode mußt ich Leben ſchauen,
Und wieder gehn der Erde dunkle Pfade;

Viel Looſe zog ich aus des Schickſals Rade,
Oft ſah' ich Freuden meinen Weg umthauen,
Oft mußt ich hartem Mann mich anvertrauen,
Daß auf mich Schmerz und ſaure Müh' er lade.

Die Freuden nun, die Leiden ſind verſchwunden,
Seit mich hat Indra's Himmel aufgenommen,
Wie ſchwerer Traum davon mir vor nur ſchwebet.

Doch Ein Bild deutlich ſtralend in mir lebet,
Und niemals wird aus meiner Seele kommen:
Der Mann, mit dem ich ward zuerſt verbunden.

Mnemoſyne.

Von allen himmelthronenden Göttinnen
Ich dich, Mnemoſyne, am meiſten ehre,
Du machſt die Vorzeit zu der Zukunft Lehre,
Schöpfſt aus Geſchehnem, nicht aus leerem Sinnen.

Ich ſehe gern den Strom der Zeit verrinnen,
Daß dir der Schatz ſich der Erinnrung mehre;
Zu ihm wehmüthig ich die Blicke kehre,
Den einzgen Troſt des Lebens zu gewinnen.

Denn alle ſchönſten, tiefſten Erdenfreuden
Nun hinter mir, ſchon längſt vergangen, liegen,
Und niemals werden wieder ſie mir blühen.

Doch wie vergißt ſich der Entbehrung Leiden,
Wenn ich in langen, ſehnſuchtsvollen Zügen
Die Bilder ſchlürfe, die mir fernher glühen.

Die Sonette.

Mich kümmert nicht, daß oft dieſelben Töne
In dieſen flüchtigen Reimen wiederkehren,
Ich will die Schwierigkeit nicht ſtreng vermehren,
Mir gnügt, daß mit dem Laut der Sinn verſöhne.

Ich ſuche nur das Wahre, Gute, Schöne,
Und den Gefühlen nicht der Bruſt will wehren,
Pedantiſch nicht ſie Sylbenweiſe lehren,
Daß ſtolzes Ohr mit ſeinem Lob mich kröne.

Ich dichte nicht für fernhin künftige Zeiten,
In Lethe's Wellen ſinkt am andren Morgen,
Was ich am Abend ſorglos niederſchreibe.

Ich nur allein doch kann enträthſelnd denken
Den Sinn, der oft liegt tief darin verborgen,
Und bin zufrieden, daß mir der nur bleibe.

Agamemnon.

Atride, Führer der Achaier Schaaren,
Dein Fuß, Zertrümmerer von mächtgen Städten,
Stand an, die Teppichpfade zu betreten,
Die purpurſtralend dir bereitet waren.

Nach zehn vor Ilion durchkämpften Jahren,
Die, wie der Wieſe Gras, die Völker mähten
Und viel Verwaiſten langen Jammer ſäten,
Wollteſt die Scheu der Götter du bewahren.

Denn Nemeſis, die keinen mild verſchonet,
Verfolgt bewaffnet mit dem Racheſchwerte,
Auch des gekrönten ſtolz Vermeſſnen Fährte.

Drum wohl dem Sterblichen, dem Demuth wohnet
Im Buſen, wenn auch nach der Thaten Werthe
Der Götter Gunſt mit üppgem Glück ihm lohnet.

Fatme.

Es iſt ſein Grab, es paſſen alle Zeichen.
Ich habe glücklich nun den Punkt gefunden,
Von wo die Sehnſucht, frei und losgebunden,
Kann den Geliebten, Bruſt an Bruſt, erreichen.

Denn wenn der Erde Nebeldünſte weichen,
Geneſen aller Trennung bittre Wunden,
Und überſelger Ewigkeiten Stunden
In Nähe des Geliebten ſüß verſtreichen.

Schlaft, theure Kinder, ungeſtörten Schlummer,
Und du, der immer gütig mich behandelt,
Nicht deinem Weibe, daß ſie gehet, zürne.

Geachtet hat ſie nicht des Herzens Kummer,
Iſt ſtets vor dir in treuer Pflicht gewandelt,
Jetzt küßt ſie, ſcheidend, leiſe dir die Stirne.

Reines Glück.

Wie edles Geld, wenn es ſich ſoll geſtalten,
Beimiſchung braucht von niedrigeren Erzen,
So Beimiſchung von Erdenluſt und Schmerzen
Die Bilder auch der Phantaſie enthalten.

Wie klar und leicht beſchwingt ſie ſich entfalten
Sie dieſe erdentſtammten Flecke ſchwärzen,
Und irdiſche Begier ſteigt auf im Herzen,
Wo nur Gebildung ſollte geiſtig walten.

Wann löſen ſich, befreiend, dieſe Bande?
Wann kann in lieblicher Gedankenfülle
Die Seele, wie im reinen Aether, ſchwimmen?

Iſt es in jenem zugeſagten Lande,
Wo man verheißt, daß frei von Körperhülle
Allein der Menſchheit Götterfunken glimmen?

Jugendlandſchaft.

Zu euch nun kehr' ich, waldbekränzte Hügel,
Die meiner Kindheit Schritte ſchon betraten,
Der Menſchennähe kann ich hier entrathen;
Wenn über meines Geiſtes reinem Spiegel

Mich frei erhebet des Gedankens Flügel,
Erſcheinen mir als froh entkeimte Saaten
Der Vorzeit Fabelſinn und Kinderthaten,
Mir lüpfend den geheimnißvollen Riegel

Der Pforte, die des Schickſals ehrne Mächte
Eröffnen wechſelsweiſe, und verſchließen,
Wenn ſie der Menſchheitlooſe Faden drehen.

Wie Frühlingshauche mir entgegenwehen,
Wenn jene Schattenbilder mich begrüßen
Im Glanze, den kein Strom der Zeiten ſchwächte.

Lea.

Zwei Punkte ſind im menſchlichen Gemüthe,
Von welchen aus der Weg zum Tiefſten führet:
Das Ich, in dem das Forſchen ſich verlieret,
Das All, der Götterkraft freiwill'ge Blüthe.

Du haſt gelebet in des Ichs Gebiete,
Haſt jeder ſeiner Falten nachgeſpüret,
Gefühlet alle Flammen, die es ſchüret;
Kein Blick ſieht mehr, wie er hinſtarrend brüte.

Allein das All, in dem das Ich ſich findet,
Doch daß darin es iſt, als Ich nicht fühlet,
Nie wölbte ſich hervor aus deinem Weſen.

Vertraut mit Allem, was die Bruſt durchwühlet,
Mit jedem irdſchen Tragen und Geneſen,
Bliebſt fremd du dem, was überirdiſch bindet.

Lea.

Du ſchiltſt die Einſamkeit; nur ſtumpfe Seelen,
Sagſt du, aus freier Neigung ſie erwählen;
Du täglich Umgang zogeſt vor zu pflegen,
Und lebend Wort in Menſchenbruſt zu legen.

Doch wußteſt du, wie lindernd einſam ſtehlen
Sich Seufzer aus der Bruſt, wenn Schmerzen quälen,
Wie froh das Herz den Nächten klopft entgegen,
Wenn Freuden der Erinnrung es bewegen.

Allein dein Lebensnachen emſig ſchiffte
Nur von Geſtade ſteuernd zu Geſtade;
Des hohen Meeres unbetretne Pfade,

Wo nur der Himmel deckt die Wellenklüfte,
Mit öder Leere deinen Buſen füllten,
Nicht, Licht dir ſtralend, deine Sehnſucht ſtillten.

Lea.

Nie hab' ich heimlich mich bei dir empfunden,
Wieviel ich mit dir lebte Tag' und Nächte.
Der ſchönen Schranken, die das wahre, ächte
Gefühl umgränzen, ſchieneſt du entbunden.

In geiſtreichem Geſpräch mit dir die Stunden
Zwar ſchwanden, doch das Eigentliche, Rechte,
Was man ſich nie getrennt vom Höchſten dächte,
Hat nie aus deiner Bruſt ſich losgewunden.

Und tief es doch in jedem Menſchen lieget,
Nur du verdunkelteſt dir jene Sphären.
Lang mocht ich gern die beſſre Hofnung nähren,

Doch nach und nach in dir es zu entdecken,
Ja wähnte kühn es ſelber dir zu wecken,
Doch ſtets das Hoffen ſchied beſchämt beſieget.

Schlimme Zeit.

Es geht auf Erden zweifelhafte Sage,
Es ſei der Menſch auf ihr zum Glück geboren.
Ich glaube mich zum Unglück auserkoren,
Das ohne Furcht und mit Geduld ich trage.

Was iſt denn Unglück, daß ſo bang man zage?
Es wandeln gleichen Schritts des Jahres Horen,
Der Buſen ſei in Schmerz, in Luſt verloren,
Und endlich kommt der Abend aller Tage.

In dieſes Abends mildem Ahndungsſchauer
Blickt man auf Leiden nicht zurück mit Trauer.
Es hat den feſten Muth der Bruſt gehoben,

Und zart Gewebe um das Herz gewoben,
Wo um das Höchſte, was ſich läßt erringen,
Sich unzerreißbar alle Fäden ſchlingen.

Das Grabmal.

Im Sonnenſchein ſtralſt du mir hell entgegen,
O Hofnung, mir geſtellt zu ew'gem Heile;
Doch du verſchwindeſt trüb' auf deiner Säule,
Wenn Wolken hangen finſter, ſchwer von Regen;

Und dann dem Tag fehlt des Gelingens Segen,
Er ſchwindet raſch nicht hin in thätger Eile,
Schleicht ſtill nicht fort in ſeelenvoller Weile,
Wehmüth'ge Bilder nur das Herz bewegen.

Du, die du ruhſt in dieſem Heiligthume,
Mir leuchteteſt mit immer gleichen Stralen,
Nie ſchwankten deiner ſchönen Seele Schaalen,

Und jeder Tag bot neue duftge Blume
Zum Freudenkranze mir, dem dichtbelaubten,
Den mir des Schickſals ernſte Sprüche raubten.

Thun und Wollen.

Im Inſelmeer bin wieder ich befangen,
Deß Fluten in des Südens Milde rollen,
Der Stunden regen Fleiß muß ihm ich zollen,
Darf nicht nach andren Zonen hin verlangen;

Wohl lieblicher mir andre Töne klangen,
Des Buſens tieferem Gefühl entquollen;
Des Menſchen Thun nicht immer iſt ſein Wollen,
Auch wo nicht äußere Geſchicke zwangen.

Der Zufall richtet blind die erſten Schritte,
Dann findet ſich der Fuß in Pfades Mitte,
Wo End' und Anfang ſich verhüllt dem Blicke;

Soll vorwärts er? ſoll ſchamvoll er zurücke?
So wird der Menſch zu Ziele hingetrieben,
Das anfangs unerſtrebt ihm war geblieben.

Lea.

Daß ſich die Seele, ſagſt du, friſch erneue,
Geht ſie nach Hauſe in des Schlummers Stunden;
Wenn ſie die Müh' des Tages abgewunden,
Thut Noth ihr, daß ſie an ſich ſelbſt ſich freue.

Doch beim Erwachen kehret ſie mit Treue
Zum Menſchen, der liegt ſchlaf- und traumgebunden
Wie Wickelkind, von Mutterhand umwunden,
Daß ſie ihm Schutz und Beiſtand wieder leihe.

Und auch entfernt bleibt ſie an ihn gekettet
Und ſorgſam ſtill ihm neue Heimath bettet.
Wenn ſie durchs Leben dann ihn hat geleitet,

Und ihm ſein überirdiſch Bett bereitet,
Geht ſie, und nicht die Erde mehr berühret,
Allein den Armen freundlich mit ſich führet.

Sieg über Leidenſchaft.

Wenn Heftigkeit das Blut der Adern reget,
Ziemt ſich's, daß man in Ruh es ſänft'gend wieget.
Dann der Vernunft die Leidenſchaft ſich füget
Wie ſich im Sonnenſcheine Sturmwind leget.

Wenn Ueberwindungsernſt die Seele heget,
Sie auch im Krieg der Leidenſchaften ſieget;
Doch williger ſich zum Gehorſam ſchmieget
Das Herz, wenn Ueberredung es beweget.

Und Ruhe ſtets iſt ſicher zu erringen,
Wenn man ſich aus dem Kreis der Erdenſchwüle
Zu des Gedankens reiner Zone hebet.

Auch wohin nächtlich unſre Blicke dringen,
Der Sterne Chor in ewig ruh'ger Kühle
Hin auf des Himmels goldnen Pfaden ſchwebet.

Gedanke und Gefühl.

Wie Waſſer rieſeln aus der Erde Schlünden,
So die Gedanken tief der Bruſt entquillen,
Und dann das lange Menſchenleben füllen,
Bis ſie in mächtgen Thaten Ausgang finden.

Wie innerlich Vulkane ſich entzünden,
Brauſ't der Gefühle Glühen, ſchwer zu ſtillen,
Bis ſie, gebändiget durch ſtarken Willen,
Sich durch der Pflichten Gleiſe mühvoll winden.

Penn das, was Menſch und Erde in ſich ſchließen,
Doch her von einerlei Natur nur ſtammet.
Der Woge, die kryſtallrein hoch ſich bäumet,

Das Funkeln des Gedankenlichts entſchäumet
Wie Feuer lodernd das Gefühl aufflammet,
Und beide aus vom Staub den Himmel grüßen.

Wolken, Träume, Lieder.

Sahſt je du, wie im blauen Himmelsraume
Ein klein Gewölk kaum ſichtbar erſt entſtehet,
Doch bald mit größeren zuſammengehet,
Und fort drauf zieht in lockrem Flockenſchaume?

Unſtäte Bilder auch in irrem Traume
Die Phantaſie zuſammen ſeltſam wehet,
Wenn ſich der Kreis der goldnen Sterne drehet,
Aufgeht und unterſinkt am Erdenſaume.

Wie Wolken und wie Träume ſind die Lieder,
Die hold entblühn der Horen heitren Stunden,
Allein an ſinniges Geſetz gebunden,

An Rhythmusfeſſeln ſteigend auf und nieder,
Gedanken her vom hohen Himmel lenkend,
Und in die Tiefe ſie des Buſens ſenkend.

Venus.

Aus Schaum biſt, Venus, du hervorgegangen,
Der auf des Meeres lichter Welle ſprühet;
So unentwickeltem Gefühl entblühet
Der Liebe zartaufkeimendes Verlangen,

Der Buſen fühlet plötzlich ſich gefangen,
Doch weiß zu nennen nicht, was an ihn ziehet;
Denn der Gedanke und die Sprache fliehet,
Wenn dieſer innren Stimme Töne klangen.

Erſt in des ruhigen Beſitzes Stunden,
Wenn das Gefühl hat klar ſich losgewunden,
Verſunken nicht mehr in dem wachen Traume,

Entfaltet es ſich, gleich des Himmels Raume,
Und aus der Nacht, in die es ſich verloren,
Hebt ſich ein Götterbild, wie neugeboren.

Der ſüße Traum.

Ich ſah ſie heut im Traume mit den Zügen,
Die Leben malen, nicht es täuſchend lügen;
So trat ſie aus der Thüre mir entgegen,
So ſah den Blick ich ſie nach mir bewegen.

O kann ein Traum in Seligkeit ſo wiegen,
Und die Vertilgungskraft der Zeit beſiegen,
Daß der Vergangenheit verſchwundner Segen
Sich um die wunde Bruſt kann ſchmeichelnd legen?

Ihr heilgen Nächte, bleibet mir gewogen,
Und mich mit euren Geiſtertritten führet,
Wo lebenathmend mich ihr Bild umſchwebet;

Mein Geiſt dann überſelig Leben lebet,
Wie noch vom Hauch der Gegenwart berühret,
Und hier ſchon zu den Schatten hingezogen.

Zwiefacher Lebensweg.

Die ſtill Gedanken reihen an Gedanken,
Des Schickſals Schaalen ſtiegen oder ſanken,
Mit ſichrem Schritt zum fernen Ziele gehen,
Nicht plötzlich ſich zurückgeſchleudert ſehen.

Die mit Begier die Wirklichkeit umranken,
Vertrauend ſich des Lebensnachens Schwanken,
Getrieben oft von wilder Stürme Wehen,
Verwirret ſich herum im Kreiſe drehen.

Doch wenn mit Weisheit ſie das Steuer führen,
Und nicht der Wahrheit Richtungsſtern verlieren,
Den Hafen ſo in ſichrem Lauf erreichen,

Dann müſſen dieſen jene erſten weichen.
Denn ſie gebieten frei den Weltgeſchicken,
Und ſinn'ge Form dem rohen Stoff ausdrücken.

Der Traumwelt Schwingen.

Wenn traumlos eine ganze Nacht verſchwindet,
In tiefen, todesgleichen Schlaf verſenket,
Kein ſeelenvolles Bild hervor ſich windet,
Und wie mit nächtgem Thau den Buſen tränket;

Dann an die Nacht den leeren Tag nichts bindet,
Nichts hin zum ſchattgen Geiſterreiche lenket,
Und nichts der Stunden Nüchternheit verkündet,
Was Himmelsnäh der Erdenſehnſucht ſchenket.

Denn nur der dunklen Träume Nebelpforte
Führt aus des Erdenlebens dumpfen Schranken
Hin, wo der Geiſt von Feſſeln iſt befreiet,

Wo Weſenheit nicht Körperſtoff bloß leihet,
Und die in Freiheit ſchweifenden Gedanken
Nicht ſind umgränzt von nüchtern kaltem Worte.

Die Cypreſſenallee.

Verblühet hinter mir die Jugend lieget,
Wie ödes Feld, das keine Frucht getragen;
Viel Schmerz hat meine ſtarke Bruſt beſieget,
Doch andrer dreht des ſpäten Alters Tagen.

Schwer über mir ſich euer Wipfel wieget,
Cypreſſen, die zum finſtren Himmel ragen.
Allein auch Hartes oft das Schickſal füget,
Euch zu durchſchreiten will ich kühn drum wagen.

Gießt eure Schatten furchtbar auf mich nieder!
Was eure Nacht mir auch für Schauder ſende,
Ich gehe muthvoll in euch hin und wieder;

Wie Jahrsbeginn ſich ſchließt an Jahresende,
So ſetz' ich ſtillgefaßt durch eure Mitte,
In Gram gehüllt, die alterſchweren Schritte.

Entfärbtes Leben.

Ich kann mich nicht an deinem Anblick weiden,
Mit Schmerz ſeh ich dich, Sonne, niederſinken
Und glühend heiß des Meeres Kühle trinken;
Mit Nebelflor umziehet mich dein Scheiden.

Die Nacht verdoppelt meiner Sehnſucht Leiden,
Die Sterne Wehmuth mir hernieder winken
Und meinem Buſen ſtille Zeugen dünken,
Daß nie mir wieder blühn des Lebens Freuden.

Auf welchem Boden ſollten ſie mir ſprießen,
Da, die kein Stral des Erdenlichts durchdringet,
Woher kein Ton je ſüßer Antwort klinget,

Mein Glück die ſtillen Schatten in ſich ſchließen,
Und aus den lebenabgeſchiednen Räumen
Sein Bild nur ſchwankend kehrt in dunklen Träumen?

Wiedererkennen.

Wenn man ein fernes Land im Sinne träget,
Das man mit Augen niemals hat erblicket,
Iſt, wie in wachem Traum, man oft entzücket,
Und tauſend Wunderdinge bei ihm leget.

Doch wenn der Sehnſucht, die ſich mächtig reget,
Befriedigung dann endlich mühvoll glücket,
Fühlt man ſich in kein Feenland entrücket,
Und bald, wie in der Heimath, ſich beweget.

So iſt es auch vielleicht mit jenem Lande,
Des dunklen Todesſtroms jenſeitgem Strande,
Dem man ſehnſüchtig oft entgegenringet.

Wie Heimath es vielleicht uns einſt durchdringet,
Daß, wenn wir von der Erde dort geneſen,
Uns iſt, als wären längſt wir da geweſen.

Freie Bewegung.

Schifft man denn immer nur um anzulanden?
Iſts ſüßer nicht, nur ſchaukeln ſich zu laſſen,
Des offnen Meeres Anblick zu umfaſſen,
Den Wind gelöſ't zu ſehn von allen Banden;

Wo niemals hochgethürmte Wogen branden
An ſchroffer Küſte finſtren Felſenmaſſen,
Die freien Fluten nicht den Segler haſſen,
Ihr tanzend Bäumen läſſet nicht ihn ſtranden?

Wohl dem, der auch im Leben kann beſchiffen
Nach Luſt des Denkens unbegränzte Fläche,
Fern von der Welt und ihren Tandgeſchäften.

Feſt an den Nordſtern kann den Blick er heften,
Und wie ſich ſtürmiſch Well' an Welle breche,
Geſichert ſegeln hin vor allen Felſenriſſen.

Macht der Liebe.

Wenn man geliebt ſich tief und innig fühlet,
Wird man berührt kaum von der Erde Schmerzen;
Ihr Glühn mit hehrer Glut die Liebe kühlet,
Und Unglück wohnt nicht in geliebtem Herzen.

Ob in den Buſen auch ſich Kummer ſtiehlet,
Läßt ſeinen Himmel nicht der Menſch ſich ſchwärzen,
Wenn einmal er das höchſte Loos erzielet,
Und tauſend ſüße Freuden ihn umſcherzen;

Wenn er in Tageslaſt ſich abgemühet,
Dann in der Liebe Arm vertrauend fliehet,
Und reichlich nimmt, was er gewähret, wieder.

Es hebt ihn der Begeiſtrung Schwangefieder,
Wohin der Liebe Stern ihn ſtralend ziehet,
Wo er vernimmt der Unſchuld Wiegenlieder.

Spes.

Du ſcheinſt oft, Hofnung, in der Luft zu ſchweben,
Weil Dunkel bleibt die Säule, die dich träget;
So auch im Geiſt Gedanken ſich erheben,
Wo man nicht weiß, was ſie emporbeweget.

Doch wie du darfſt vor keinem Sturm erbeben,
Weil feſter Grund iſt ſorgſam dir geleget,
So ſichert auch des Genius kühnes Streben
Grund, den in ſich die Nacht des Buſens heget.

Denn unten wogt es ſchwellend tief im Grunde,
Mit der Natur in eng vereintem Bunde,
Allein dem Menſchen lang oft unverſtanden,

Bis, ſich befreiend von des Dunkels Banden,
Ein leuchtender Gedanke aufwärts ſchießet,
Und wie ein Erdenblitz, den Himmel grüßet.

Traumbild der Liebe.

Ich ſah im Traum, was nie ihr, Augen, ſehet,
Wann ihr euch wachend zu dem Lichte drehet.
Ich war entzückt vom engelſchönen Bilde,
Es mir begegnete mit Himmelsmilde,

Oft wann der nächtigen Schatten Fittig wehet,
Das Bild zu mir mit ſtillen Schritten gehet
Der, die bei Tag mich ſchützt mit Geiſterſchilde,
Und Nachts mich führt in ſelige Gefilde.

Und dann, wann ſich der Geiſt hat losgewunden
Von dem was ird'ſchen Anblick hält gebunden,
Erſcheinet ſie in den gewohnten Zügen,

Die nun dem Leben ewig ſind entſchwunden,
Allein empor im Traum lebendig fliegen,
Und ſüß in Täuſchung treue Liebe wiegen.

Blumen und Sterne.

Wenn man ein anmuthreiches Thal ſich denket,
Mit tauſend duftgen Blumen angefüllet,
Von denen jede farbgen Reiz enthüllet,
Mit Perlen von des Himmels Thau getränket;

Wenn man den Blick zum nächtgen Himmel lenket,
Wo ſtralend Licht aus tauſend Sternen quillet,
Und Licht und Nacht der Seele Sehnſucht ſtillet
Die gern ſich in der Schatten Tiefe ſenket;

Kann man in beiden Bildern ſie erkennen,
Die meine Lippen bang vermiſſend nennen,
Von jedem weiblich holden Reiz umblühet,

In ſanften Frohſinns ſeelenvollem Scherze,
Doch mehr noch heimiſch da in Ernſt und Schmerze,
Wohin das Göttlichſte den Menſchen ziehet.

Der Erde Recht.

Jedwedes Schickſal muß Erfüllung finden,
Es ſei in Schmerzen, oder ſei in Freuden;
Der Menſch muß durch ſein Loos hindurch ſich winden,
Wenn er nicht will ganz von dem Leben ſcheiden.

Das iſt der Erde Recht, womit ſie binden
Und löſen kann; der Menſch muß ſtill es leiden.
Doch kann er Freiheit in der Bruſt ſich gründen,
Wie rauhe Schlacken edles Erz umkleiden.

Und wie man mehr der Erde Rechte ehret,
Nicht läſſet Weichlichkeit noch Schonung walten,
Daß voll ſein Maaß das Schickſal kann erreichen,

Sich auch die Kraft der innren Freiheit mehret.
Der Menſch, gefeſſelt von den Erdgewalten,
Trägt in ſich dennoch keiner Knechtſchaft Zeichen.

Vorahndung.

Ich ſaß im Saal, den Bilder rings umſtehen,
Und vor mir tanzten holde Mädchenpaare;
Es flatterten die losgelaſſnen Haare
Von ihrer Füße leichtem Wirbeldrehen.

Doch wie, wer Andres, als die Augen ſehen,
Fühlt, daß er in der tiefen Bruſt gewahre,
Fliegen vorüber die verlebten Jahre
An mir, wie dunklen Regenwindes Wehen.

Bald wird mich anderes Gemach umfangen,
Und dieſe Bilder werden ſuchend blicken
Nach dem, der dann nicht weilet mehr hienieden.

Ich aber werd' hin an den Ort gelangen,
Der rein von allem irdiſchen Entzücken,
Allein umwehet iſt von Himmelsfrieden.

Der letzte Traum.

Ich lag umſchwebt von ſüßen Morgenträumen,
Da ward ich wider Willen aufgewecket,
Und lang nun hin der öde Tag ſich ſtrecket,
Die lieben Sternlein zu erſcheinen ſäumen.

Und doch die ſchönſten Blüten nur entkeimen
Der Bruſt, wenn ſie die goldne Ruhe ſchmecket,
Der Schlummer ſie mit zartem Schleier decket,
Und Tag und Licht ihr Recht der Nacht einräumen.

Wenn aber reißt im Tod des Daſeins Faden,
Dann wird das Leben wieder ſelbſt zum Traume,
Allein zu Traum, der leer verfliegt in Schaume;

Das Träumen, zu dem Lieb' und Sehnſucht laden,
Zeigt den in Erdenſchlaf gebundnen Blicken
Ein tief dem Buſen bleibendes Entzücken.

Gewählte Geſellſchaft.

Nichts hin mich zu den Menſchen jemals ziehet,
Und gern ich fern von ihren Pfaden bleibe;
Muß ich ſie ſehn, ich mich nicht thöricht ſträube,
Doch fühle etwas in mir, das ſie fliehet.

Mein Glück mir ſtill im tiefen Buſen blühet,
Sorglos um leer verwirrtes Weltgetreibe,
Und wie des Mondes nachtbedeckte Scheibe,
Bin ich, dem Blick mich zu entziehn, bemühet.

Doch die der Bruſt Gefühle mit mir theilen,
Wenn ſie auch nicht mehr auf der Erde weilen,
Derſelbe Kreis der Einſamkeit umſchlinget;

Denn ohne Liebesglut verwandter Herzen,
Die Süßigkeit der Einſamkeit nur Schmerzen
Und unbefriedigte Verlangen bringet.

Zwiefache Anſicht.

1.

Ich lebe ſchon im Geiſt in den Genüſſen,
Die dieſe Stunden bald mir jetzt bereiten;
Mein Wolkenhimmel plötzlich iſt zerriſſen,
Mich Tags nun Sonnenſchein, Nachts Sterne leiten.

2.

Mir blühet Glück in ruhigem Gewiſſen,
Sieg iſt mir ſicher in des Buſens Streiten;
Ich ſcheue nicht das ſchickſalernſte Müſſen,
Wenn treu vereinet Geiſt und Herz arbeiten.

1. 2.

Wir ſehn am Hügel dort die Sonne ſinken
Und Luna's ſilberheller Scheibe weichen.

1.

Mir iſt der Abend neuen Tags Zuwinken.

2.

Ich ſeh in ihm des vorigen Erbleichen.

1. 2.

So wir im vorwärts und im rückwärts Schauen
Uns gleiches Glück aus andrem Stoffe bauen.

Die Lotus-Pflanze.

Die Lotuspflanze auf dem Waſſer ſchwimmet,
Den nackten blätterloſen Stiel nichts ſchmücket,
Die Blüte nur vor aus der Feuchte blicket,
Sie nichts als Waſſer aus der Schöpfung nimmet.

Zum Reinſten von der Natur beſtimmet,
Iſt ſie der Erde Leben weit entrücket;
Sie Wurzeln nicht zum Grund des Waſſers ſchicket,
Ihr Stiel ſich nach der freien Welle krümmet.

So giebts auf Erden weiblich reine Weſen,
Die nur das Edelſte ſtets an ſich ziehen,
Und an dem Duft ſich der Gedanken nähren.

Beglücket die, die ihnen zu gewähren
Das Element, in dem ſie freudig blühen,
Sind von der Gunſt des Schickſals auserleſen.

Des Dichters Geiſt.

Wenn heitre Bläue ganz den Himmel decket,
Kein leichtes Wölkchen ſich hochſchwimmend zeiget,
Dann Flock' auf Flocke, wie aus nichts, aufſteiget,
Zuſammenfließt, und bald weit hin ſich ſtrecket;

So Dichters Geiſt jungfräulich unbeflecket
Iſt, eh' Begeiſterung ſich zu ihm neiget,
In Worte der Gedanke ſich verzweiget,
Und die Bewunderung der Hörer wecket.

Allein der Dichter ſel'ger ſchwelgt entzücket
In der noch ungeſchiednen Bilderfülle,
Eh' losgeriſſen eines er erblicket,

Umdämmert von des Lautes Nebelhülle.
Denn was aus ihm emporſprießt, nie ihm gnüget,
Ein ſchwacher Abglanz deß, was in ihm lieget.

Der Dichter.

Der Dichter Alles mit Geſtalt umkleidet,
Und nichts, was nicht beſtimmt geformt iſt, leidet;
Er will ſich dumpf nicht in Gedanken drehen,
Ein Bild das Auge feſt begränzt ſoll ſehen.

Und doch der Dichter das Vereinzeln meidet,
Die Fülle hin der Phantaſie gern geudet,
Und wo die Gränzen in einander gehen,
Am freiſten ſeines Geiſtes Hauche wehen.

Dies er begeiſtert alſo eng verbindet,
Daß in dem Einen ſich das All ſtets findet,
Von andrem Umriß immer nur umſchloſſen;

Daß ſeines Buſens ganze reiche Fülle
Aus ihrer Tiefe unentweihter Stille
Er fühlt in ſeine Dichtung rein ergoſſen.

Der Morgen des Glücks.

Im kleinen Raum von Erfurts reichen Auen
Bis wo aus Schwarzburgs engem Fichtenthale,
Sich lieblich windend, rauſchend ſtrömt die Saale,
Vermocht' ich wohl mein keimend Glück zu ſchauen.

Ich ſah den Morgen dort des Lebens grauen,
Wenn Morgen heißet, wenn zum erſtenmale
Hernieder aus der Liebe goldner Schaale
Dem Geiſt des tiefen Sinnes Perlen thauen.

Denn die der Kranz des Dichterpreiſes ſchmückte,
Die beiden ſtrahlverwandten Zwillingsſterne,
Die ſpät noch glänzen in der Zukunft Ferne,

In Freundesnähe mir das Schickſal rückte,
Da Bande, die von Liebe ſüß gewoben
Empor mich, wie auf lichter Wolke, hoben.

Die beiden Welten.

Zwei Welten ſich in der Geſchichte wägen,
Sind ſchwer mit Spruch gerechter Bruſt zu richten,
Weil Nachruhm von verſchiedenen Gewichten
Sie in der goldnen Schaalen Schwanken legen.

Die alte ſieht man ſich geſtaltreich regen,
Wo Kunſt die Wirklichkeit ſtrebt zu vernichten;
Die andre, neue, mahnt an ernſtre Pflichten,
Und ſpendet Götterurſprungs heilgen Segen.

Allein verbindend lieget zwiſchen beiden
Ein Punkt im tiefen menſchlichen Gemüthe;
Wer ihn erreicht, für den ſie nicht ſich ſcheiden;

Er pflücket beider anmuthvolle Blüte,
Die ſchön zu flechten in ihr reiches Leben,
War ihr vor allen Sterblichen gegeben.

Vergänglichkeit.

Die Blumen, die in einem Jahre ſprießen,
Und welkend in demſelben auch vergehen,
Uns lehren, wenn wir ſinnig auf ſie ſehen,
Daß wir auch hier des Daſeins Kreis beſchließen.

Doch anders uns die nächtgen Sterne grüßen:
Wir uns in ewigen Geleiſen drehen,
Und ewig könnt mit uns auch ihr beſtehen,
Da Geiſt und Licht in eins zuſammenfließen.

Sind nun die Körner, die als Samen keimen,
Noch eins mit den vergangnen Mutterblüten?
Kann die Geſtirne in des Aethers Räumen

Ihr Schickſal vor dem Untergang behüten?
Sind ſie, wie Weltenblüten weit zerſtreuet,
Nicht auch doch der Vergänglichkeit geweihet?

Das Bild im Herzen.

Nie wird die ewge Liebe von mir weichen,
Die ich die Bruſt mir fühle ſanft umthauen;
Ich kann mit Zuverſicht der Holden trauen,
Sie gab davon mir nimmer trügend Zeichen.

Gefühle wohl vergehen, Bilder bleichen,
Doch was der Buſen, klar und hell zu ſchauen,
Durchs ganze Leben ſtrebte aufzubauen,
Das kann des Wahns Vergänglichkeit nie gleichen.

Und in mir dieſer Liebe Bild ich trage,
So weit zurück mein erſtes Denken gehet.
Zuerſt erſchien es mir, wie ferne Sage,

Dann ſtieg zur Erde es mir ſichtbar nieder,
Und nun, da es mir iſt verſchwunden wieder,
Der Hauch mich der Erinnrung ſüß anwehet.

Der Ocean der Zeit.

Kein Fluß zur Quelle ſeine Fluten wendet,
Der Tag, der einmal ſich ins Meer geſenket,
Zum vor'gen Morgen nicht den Pfad mehr lenket;
Was war, das iſt nicht mehr, hat rein geendet.

Und doch war es nicht Wahn, der trügriſch blendet,
Der Morgen, deß kein Abend mehr gedenket,
Mit ſeinem Thaue Leben hat getränket,
Des Jünglings Glanz dem Greis noch Stralen ſendet.

In welches Meer zuſammen nun gefloſſen
Iſt, was erſtrebet wurde und genoſſen?
Im Ocean der Zeit iſt es begriffen,

Den finſtrer Wolkennebel Nacht verhüllet,
Der, nicht beginnend, unaufhörlich ſchwillet,
Von dem wir Küſtenſpannen kaum umſchiffen.

Sieg des Willens.

Die Sonne ſcheint zu kommen und zu gehen,
Die Menſchen zu betrüben und erfreuen;
Doch ihre Stralen ewig leuchtend ſtehen
Und, frei von Wolken, immer Licht verleihen.

So auch im Menſchen iſt des Geiſtes Weben,
Deß Schöpfungen ſich zauberiſch erneuen,
Wenn ſich der Menſch will ſeinem Licht zudreben,
Und der Gedanken leeren Tand zerſtreuen.

Denn ihr verwirrend nichtiges Gewimmel,
Das nebelgleich entſteigt dem Weltgetümmel,
Wie ſchwarze Wolke, vor dem Sinne hänget,

Und ſchwer durch ihre weſenloſen Geiſter,
Wenn ernſter Wille nicht wird ihrer Meiſter,
Ein Stral des wahren Lichts ſich einzeln dränget.

Sehnſucht der Liebe.

Die Nacht des Todes aus dem Körper gehet,
Wenn, der ihn hält als Wohnung der Gedanken,
Der Einklang nicht harmoniſch mehr beſtehet,
Und jeder Urſtoff tritt aus ſeinen Schranken.

Die Seele, wenn ihr Himmelshauch gleich wehet,
Und wenn ſie, ohne irdiſch ſchwaches Wanken,
Sehnſüchtig nach dem ewgen Licht ſich drehet,
Will ſtill doch den Gefährten treu umranken,

Der ſie des Lebens Laufbahn hat geführet,
Und ihrer Kräfte Glühen oft geſchüret.
Doch nun, was ſoll die Einſame umfaſſen?

Sie kann der Liebe Sehnſucht nur vertrauen,
Und auf die tiefgefühlte Wahrheit bauen,
Daß ſich verwandte Geiſter nicht verlaſſen.

Mitleid.

Medea ſtehet hoch im Drachenwagen,
Und raubt aus Gattenhaß der Kinder Leben;
Die Mutterarme unnatürlich ſtreben,
Die Wunde in das tiefe Herz zu ſchlagen.

Johannes Haupt ſieht man die Jungfrau tragen,
Und ihre Glieder nicht vor Schauder beben;
Des Greiſes Blicke Tod und Nacht umſchweben,
In ihren glänzt frohſinniges Behagen.

In Stein ſind dieſe Bilder ausgehauen,
Und Menſchen freuen ſich ſie anzuſchauen.
Was iſts, das hin zu Gräuelthaten ziehet?

Das Mitleid iſt es, das das Herz durchglühet,
Und im geſpenſterartig finſtren Grauen
Noch ſanft wie Blume ſüßer Wehmuth blühet.

Zwiſchen Leben und Tod.

Ein Augenblick, wenn ſich die Augen ſchließen,
Vom Lebenden den Todten ſchneidend trennet,
Und keine Sprache Kluft, die mächtger, nennet,
Als die des Stroms, der zwiſchen ihnen fließet.

Es iſt der Strom, der ſchweigend ſich ergießet,
An einer Küſte noch die Erde kennet,
Doch da, wo aller Sonnen Urlicht brennet,
Die andere in Aetherferne grüßet.

Drum deren Leben ſich in Gram fortſpinnet
Um die, die nicht mit ihnen hier mehr weilen,
Nur Sehnſucht treibet nach des Grabes Frieden.

Denn dann der weite Trennungsſtrom verrinnet,
Sie können der Geliebten Nähe theilen,
Sind nicht mehr durch Unmöglichkeit geſchieden.

Leto.

Orion die Titanin will bezwingen,
Gereizt von ihrer Schönheit Stralenfülle,
Doch fern ihn hält gebieteriſch ihr Wille,
Und ihm ins Herz der Kinder Pfeile bringen.

Denn Artemis und Phöbus Blitze ſchwingen
Sich frei hin durch die wüſte Aetherſtille,
Und keiner Wolkendecke finſtre Hülle
Hemmt je ihr fernhertreffendes Vollbringen.

So zwiefach Leto's großes Herz ſich freuet,
Daß ſie der Frevler nicht in Schmach gebettet,
Und ſie der Kinder Wachſamkeit gerettet,

Die Schutz der hohen Göttermutter leihet.
Den Armen hatte Liebe irrgeführet,
Doch Mitleid keiner Göttin Buſen rühret.

Damokles.

Das Schwert am Faden überm Haupte hänget
Des Gaſts am üppgen Tiſche des Tyrannen,
Daß aus der Bruſt er nicht die Furcht kann bannen
In der Gefahr, die ſich dem Blick aufdränget.

Mir größre Bangigkeit den Buſen enget,
Von der mit Müh' ich kaum mich kann ermannen;
Des Schickſals Mächte Wolke mir erſannen,
Mit Blitzen ſchwanger, deren Stral verſenget.

Die Wolke nicht am hohen Himmel ſchwebet,
Ihn fürcht' ich nicht, wie er auch dunkel ſcheine;
Die glühnde Wolke in mir ſelbſt ich meine.

Was ihr entſchießet, kann ich nicht beſiegen,
Und unter ihm verdorrt bleibt öde liegen,
Was friſch nach That ſonſt und Gedanken ſtrebet.

Bach und Strom.

Der Bach.

Ich bin der Quell, der aus dem Felſen ſpringet,
Kaum ſcheinbar vor aus dem Geſteine dringet,
Dann überſchlagend ſeine dunklen Wogen
Von Stein zu Steine fällt in ſchäumgen Bogen.

Der Strom.

Wenn ſich dein Pfad hin durch den Anger ſchlinget
Empfängt mein Bett dich, und zum Meer dich bringet;
In meinem mächtgen Strudel fortgezogen,
Wirſt um dein eignes Daſein du betrogen.

Der Bach.

Ich miſche gern mich deinen ſtolzen Wellen,
Und ſeh' den Wind vollſtrömend hoch ſie ſchwellen.
Wenn gleich in dir vergeſſen ich verrinne,

Ich dennoch muß um dich die Arme ſchlingen,
Da ohne dich durch mein ohnmächtig Ringen,
Ich nie das Ewigquellende gewinne.

Reſignation.

Beſtändig rudern meine emſ'gen Hände;
Ich ſtoße ab den Nachen von dem Lande,
Und fahre zu des Stromes andrem Rande,
Und nie geſchiehts, daß ich am Ufer ſtände.

Doch einen Abend nimmt das Rudern Ende.
Ein Mann erſcheint in dunkelem Gewande,
Und wie er kommt, löſ' ich des Nachens Bande,
Folg' ihm, und nie zurück mich wieder wende.

Das Leben iſt ſolch hin und wieder Fahren,
Das niemals doch zu wahrem Ziele führet,
Wo Glut zu Flamme zwar der Kräftge ſchüret,

Doch nichts vollendet auch in langen Jahren,
Und was er that, wenn Tod ſein Recht nun übet,
Verloren, wie den Kahn dem Strome, giebet.

Erinnrungsweihe.

Wie in der Kinder lieblichem Geleite,
Sie einſt anmuthig hin an meiner Seite
Ging durch die Straßen Roms und Vorzeitstrümmer,
Malt ſie dies Köpfchen hier im trauten Zimmer,

Still glücklich, wie die holdeſte der Bräute
Bald nach dem Tage, der ihr Bündniß weihte,
In ſchön erblühter Jugend mildem Schimmer,
Dem ſüßgegebnen Worte treu auf immer.

Wenn mich die Einfachheit des Bildes rühret,
Fühl' ich, daß, was ich tief und ſtill genoſſen,
Dahin iſt in den Strom der Zeit gefloſſen,

Der nie zurück es meiner Sehnſucht führet.
Doch ewig dauernd die Erinnrung lebet,
Und dämmernd noch des Todes Nacht umſchwebet.

Ihr Bild.

Ums dunkle Haar den Schleier leicht geſchlagen,
Dein tiefes Auge aus dem Bilde blicket.
Wenn auch nicht jeder Zug dich nah uns rücket,
Sieht man dich lebend doch in jenen Tagen,

Wo Roma's Wunder offen vor dir lagen,
Wo du das Höchſte ſinnvoll ſtill gepflücket,
Und an des Südens Himmel dich erquicket,
Um Rückkehr zu dem rauhen Nord zu wagen.

Denn Liebe zu Heſperiens Zauberblüthe
Verdrängte nicht in dir aus dem Gemüthe
Zum Vaterland die ſichre, ewge Treue.

Dein ſtiller Sinn genügſam in ihm lebte,
Und Großes um dich her geräuſchlos webte
Zu Erdenheiterkeit und Himmelsweihe.

Der Stier im Joch.

Gezwungen Tag um Tag zum ſauren Fröhnen,
Der Stier den Pflug, ins Joch geſpannet, ziehet,
Und ihm kein andres Schickſal jemals blühet,
Als unter harter Arbeitslaſt zu ſtöhnen.

Dem Stachel muß die Seiten er gewöhnen,
Geduldig unter ihm er mehr ſich mühet;
Wie auch im ſtarken Nacken Sträuben glühet,
Muß er ſich doch mit ſeinem Loos verſöhnen.

Wie um ſein Ackerſtück der Himmel lieget,
Umwölbend ſtets im gleichen Kreis die Erde,
Iſt er gefangen in denſelben Schranken.

Wie Epheuzweige dürren Stamm umranken,
Rankt ſich ſein Leben um des Dienſts Beſchwerde,
Bis Müh' und Alter ihn der Grube füget.

Das große Weltenrad.

Oft durch die finſtre Nacht ich ſchweigend gehe,
Und mich erfreue an der Pracht der Sterne.
Sie leuchten heiter aus der ewgen Ferne,
Ich mich vom dunklen Wald umgeben ſehe.

Dann iſt mir, als ob ich in Geiſternähe
Die Töne der Natur verſtehen lerne;
Ich trete leiſer auf, und lauſche gerne
Dem Laut, wie ſchauerlich er mich umwehe.

Denn alles, was da lebet und empfindet —
Die ernſte Stimme, wahr verkündend, ſaget —
Iſt an das große Weltenrad gebunden,

Und unterthan des Schickſals dunklen Stunden.
Nach ſeinem Schmerz, nach ſeinem Glück nicht fraget,
Es trägt und wirkt, und in dem All verſchwindet.

Die ſchwarze Stunde.

In jedem Jahr man durch die Stunde gehet,
Der keiner, der auf Erden lebt, entfliehet,
Sie aus, wie alle andren Stunden ſiehet,
Doch unſichtbar da, ſchwarz gezeichnet, ſtehet.

Wenn eignen Todeshauch ſie uns zuwehet,
Legt gern man ab die Laſt, die drückt und mühet,
Und folgt, wo Ruhe ſüß und ewig blühet,
In Nacht, um die ſich keine Sonne drehet.

Doch wenn ſie plötzlich ſo ſich offenbaret,
Daß ſie des Süßeſten uns hart beraubet,
Des Höchſten, was auf Erden man gewahret,

Des Tiefſten, woran Seel' in Seele glaubet,
Dann ſie im Jahr, wie finſtrer Abgrund, gähnet,
Nach dem man doch im ſtillen Gram ſich ſehnet.

Des Jenſeits Schleier.

Wenn ſanft der Klage wehmuthsvolle Leier
Ertönet an geliebter Todtenfeier,
Man auf der unſichtbaren Gränze ſchwebet,
Wo in den Tod hinab das Leben bebet.

Man ſucht zu lüften den geheimen Schleier,
Der dicht umhüllet, was dem Herzen theuer;
Doch undurchdringlich wie er iſt gewebet,
Durchblickt ihn keiner der, noch athmend, lebet.

Nie kann vom Leben aus den Tod man ſchauen,
Man fühlet wohl es ſtufenweis verſchwinden,
Doch mit dem Tod reißt der Beſinnung Faden.

Wird aus vom Tod ins Leben Dämmrung grauen,
Wird rückwärts ſich der Blick erkennend finden,
Wenn ihn die Thränen der Verlaſſnen laden?

Die getrennten Gräber.

Der theuren Kindergräber ſtiller Friede
Umſchwebt in Rom die ernſte Pyramide,
Die Mutter ruht davon in weiter Ferne,
Doch beide ewig ſchaun die gleichen Sterne.

Ach! wenn der Himmel auch zerreißend ſchiede,
Was ſich auf Erden trennet, lebensmüde,
Wer, daß er Tod im Tode dulden lerne,
Dann ſpönne ab den Lebensfaden gerne?

Doch wie dieſelbe Sonne freudig ſcheinet
Den ſieben Hügeln und des Nordens Zone,
Wo man im dunklen Schattenhaus auch wohne,

Das ewge Licht des Jenſeits auch vereinet
Was ſich gefaſſet hat hier, Herz im Herzen,
In Schickſalswonne und in Schickſalsſchmerzen.

Wolkenbilder.

Der Himmel oft von Farben glänzend ſcheinet,
Die, ſanft verſchmelzend, in einander gehen,
Gebirgen gleich gethürmt Gewölke ſtehen,
Man Wolkenlandſchaft zu gewahren meinet.

Doch nur der Menſchenblick das Bild vereinet;
In ſich nur Düfte wüſt chaotiſch wehen,
Und ſich im Sonnenlichte wirbelnd drehen,
Bis ſie erblaſſen, wenn die Nacht ſich bräunet.

Doch was den Buſen ſo gewaltig rühret,
Iſt blindlings nicht aus bloßem Duft gewoben,
Nur Stoff und Farbe leihn die Luftgefilde.

So wie wir Schauer ſind, ſo dichtend führet
Den Pinſel unſichtbar ein Geiſt dort oben,
Und ſchafft die mächtgen Phantaſiegebilde.

Der Morgen des Lebens.

Das Thor, durch das der Morgen werdend blicket,
Mit Farbenglanz iſt wundervoll geſchmücket,
Allein ihr Schmelz ſich nach und nach verlieret,
Wie Helios Licht den Erdenſaum berühret.

So auch der Hauch des jungen Tags erquicket:
Doch wenn hinauf der Mittag ſteigend rücket,
Der Sonne Stralen er zu Gluten ſchüret,
Und Stille lagernd übern Erdball führet.

Kann man das Leben hier in Erdenſchranken
Den Morgen nun des Menſchendaſeins nennen?
Die Regungen der Bruſt, gleich Farben, brennen,

Und friſch gedeihn Gefühle und Gedanken.
Doch volles Licht und reife Glut nicht werden
Dem Geiſt und Herzen gnügend hier auf Erden.

Lenore.

Lenore ſah in ſchwerem Traumgeſichte,
Wie ſie zum Grab auf wildem Rappen führte
Ihr Wilhelm, und mit Todeshand berührte,
Zu ihres Zweifelmuthes Strafgerichte.

Die Aermſte hing mit irdiſchem Gewichte
An ihm, der ihrer Liebe Flammen ſchürte,
Und lauter, als es Chriſtenſchen gebührte,
Erhub ſie Klage zum urewgen Lichte.

Doch Ruhe wird ihr bei den dunklen Schatten,
Und ihrer Sehnſucht innig Streben ſieget,
Da ſie mit Dem vereint im Grabe lieget,

Den ſie im Leben nicht umfaßt als Gatten.
Denn für getreuen Buſens reine Flammen
Iſt Himmel nur, wo Liebe weilt beiſammen.

Thekla.

Nicht Dolche durch die zarte Bruſt ihr drangen,
Nicht Becher, giftgefüllt, hat ſie geleeret,
Ihr Leben hat nicht langſam Gram verzehret,
Kühn iſt ſie dem Geliebten nachgegangen.

Wenn alle Kräfte, ſehnend, Tod verlangen,
Das höchſte Leben aus ſich Tod gebäret,
Und die Natur zu ſprengen dann nicht wehret
Des Lebens Feſſel durch der Seele Bangen.

Sie will noch einmal liebend Den umarmen,
An dem nicht mehr kann ihre Bruſt erwarmen,
Und ſterben dann im letzten langen Kuſſe,

Das Schickſal ſeiner treuen Schaaren theilen,
Wohin er ging, an gleicher Stätte weilen,
Sei's in Vernichtung, ſei's im Vollgenuſſe.

Der umſchloſſene See.

Wenn ich die Wellen ſo im Rudern ſchlage,
Ich mir in wehmuthsvoller Bruſt wohl ſage:
Wie ausgangslos der See iſt hingegoſſen,
So iſt mein Lebensbett auch rings umſchloſſen.

Ich kaum den Blick hinaus zu werfen wage,
Weiß nicht, obs draußen nachte oder tage;
Das halbe Leben iſt mir ſo verfloſſen,
Ich habe freien Ausflug nie genoſſen.

Und ſeh' ich fernher wohl die Sterne kommen,
Die Kraniche des Nordens Winter fliehen,
Dann fühl' ich mich im Buſen bang beklommen,

Ich möchte fernhin nach den Wandrern ziehen;
Allein der See iſt nirgend, nirgend offen,
Kein muntrer Bach läßt irgend Ausweg hoffen.

Das Schickſal und der Menſch.

Die Knospe, wenn ſie ihre Zeit erreichet,
Und ihres Lebensmorgens Dämmrung grauet,
Bricht auf, und der Natur ſich anvertrauet,
Ob Sonne ſcheinet, oder Wind rauh ſtreichet,

Sie der Nothwendigkeit des Schickſals weichet,
Das vorwärts treibt, und niemals rückwärts ſchauet,
Und achtlos ſeine Rieſenplane bauet,
Ob Blüthe welkt, und Menſchenglück erbleichet.

Denn auch den Menſchen faßt ſein unſtät Treiben,
Er muß hinaus ins öde, dürre Leben,
Muß wider Willen kämpfen, dulden, ſtreben,

Darf nicht im Schooße ſüßer Ruhe bleiben.
Allein der Menſch begegnet ihm mit Stärke,
Und ſchreitet doch zu ſelbſtgewähltem Werke.

Innere Klarheit.

Oft wenn in trüben, dünſteſchweren Tagen
Die Winde gellend durch den Luftraum pfeifen,
Und drohend Bäum' und Dächer wild ergreifen,
Sie fern hinweg die finſtren Wolken jagen.

Die Sonne kehrt im goldnen Stralenwagen,
Der Blick kann frei im blauen Aether ſchweifen,
Den Saum des Thales Nebel kaum beſtreifen
Und klar des Schneegebirges Häupter ragen.

Den Buſen auch durchwüthen wilde Stürme,
Doch nie den Geiſt vermögend zu erheitern,
Nur ihn mit wüſter, öder Leere füllen.

Der Seele Sonnenſchein entſtralt dem Willen,
Nur ihm gelingt es, das Gemüth zu läutern,
Daß gegen Leidenſchaften Ruh' es ſchirme.

Eigene Befriedigung.

Des Lebens Wege zahllos ſind verſchieden,
Geſucht die einen, andere gemieden;
Allein zum gleichen Ziele alle bringen,
Im Erdenſchooße ſich zuſammenſchlingen.

Wer ſucht des Buſens tief einſamen Frieden,
Die Seelenruh' von Jenſeits ſchon hienieden,
Wählt nicht ſich Pfad, den vor ihm andre gingen,
Weiß nach dem Ziel auf kürzerem zu ringen.

Er feſte Mauer, dreifach ehern, ziehet
Um das, was in der Bruſt ihm kocht und ſprühet,
Und trennt vom Weg es, der nach außen führet.

Dann nur was aus ſich ſelbſt er ſchafft und bauet,
Geheim des Buſens Tiefen anvertrauet,
Nichts ſonſt, Glück oder Unglück, ihn berühret.

Allein.

Wenn zwei Geliebte mit einander weilen,
Sie Einſamkeit von andren Menſchen trennet; —
Denn Einſamkeit man es in Wahrheit nennet,
Wenn Zwei in Ein Gefühl ſich ſelig theilen, —

Sie jedem Schickſal ſtark entgegen eilen,
Begeiſtert durch die Glut, die liebend brennet,
Und alle Wunden, die das Leben kennet,
In dieſer Abgeſchiedenheit ſie heilen.

Nicht zwei ſie nennt. Wenn Liebe je erwärmet,
Sie nur geſchieden hier auf Erden ſcheinen;
Doch in dem tiefſten Weſen der Naturen

Sie unauflöslich Geiſt und Sinn vereinen,
Und alle Seligkeit der Liebe ſchwärmet
Still im Entdecken dieſer Einheitsſpuren.

Der Gymnaſt.

Ich liebe nicht die buntgemiſchte Menge,
Die mich umſteht in wogendem Gedränge,
Ihr lauter Beifall giebt mir keine Freude,
Und ihrem Blick ich zu begegnen meide.

Allein die Glieder ich, geſtaltend, zwänge,
Sie rollend bald, bald dehnend in die Länge;
Denn ich von des Berufes Pflicht nicht ſcheide,
Und noch mein Leib mit Heiterkeit umkleide.

Wenn dann, nach der beſtandnen Abendſchwüle,
Ich mich in ſtiller Kammer ruhig fühle,
Erfreu ich mich am treu geübten Willen.

Doch würdig iſt nur, was aus ihm entſpringet,
Was ſonſt die Bruſt mit Luſt und Schmerz durchdringet,
Sind ſüß und eigen nur Empfindungsgrillen.

Frage.

Aurora eilt voraus dem Sonnenwagen,
Der Roſſe Hauch deckt Schultern ihr und Rücken,
Es glänzt ein Stralenmeer von Farbenblicken
Die flutend ſich, wie Welle Welle, jagen.

Nicht unbegleitet auch die Nacht einſchlagen
Kann ihren Schattenpfad; des Thaus Erquicken,
Als Botengruß, die finſtern Wolken ſchicken,
Und Dämmrung muß ihr vor ihr Zwielicht tragen.

Im Leben nie ſich volles Licht ergießet,
Ein ſchattig Grau damit zuſammenfließet,
Wie zweifelnd, obs zu Tag, zu Nacht ſich wende.

Iſts Morgenroth, das einſt in Tag verſchwindet,
Iſts Abenddämmerung, die Nacht verkündet,
Was ſcheuen Schritts uns führt zum Lebensende?

Wahre Unterhaltung.

Die Alten pflegten weiſen Grund zu legen
Zu tiefgeſchöpfter Zeugung des Gedanken
Durch des Geſprächs Hin- und Herüberſchwanken,
Durch gleicher Gründe zwiefaches Erwägen.

Kein Wunſch kann menſchlicher die Bruſt bewegen,
Als, um zu weichen aus den eignen Schranken,
Um fremden Sinn ſich ſeelenvoll zu ranken,
Sich zu begegnen auf zwei Geiſteswegen.

Und wenn dann Liebe das Geſpräch begeiſtert,
Hervor es ſpringt, wie frei entſproßne Blüthe,
Aus ſehnſuchtsvoll getheiletem Gemüthe,

Sich höchſte Seligkeit der Bruſt bemeiſtert;
Dann friſch und klar, wie feuchte Morgenſonne,
Geht auf der Wechſelrede heitre Wonne.

Resignation.

In ruhgem Schritt durchwandr' ich die Gefilde,
Wo mir aus längſt vergangnen, edlen Zeiten,
Die alle Gattungen der Größe weihten,
Begegnen Trümmer mächtiger Gebilde.

In Wehmuth ſchmilzt des Buſens tiefe Milde;
Wenn, die ſich ſolcher Größe ſtolz erfreuten,
Doch unterliegend mit Zerſtörung ſtreiten,
Was dient dann noch dem Endlichen zum Schilde?

So aus der Wehmuth Milde quillt mir Strenge,
Und in dem weiblich ſanft geſtimmten Herzen,
Wie auch die Strenge möge bitter ſchmerzen,

Entſag' ich feſt dem weichen Schonungstriebe;
Wenn Größe ſinkt, kann dumpfe Weſensenge
Verlangen, daß auf ſie man Rückſicht übe?

Zwiefache Richtung.

Was immer auch im Menſchen ſprießt und blühet,
Zwei Richtungen zugleich entgegenſtrebet,
Wie ſich der Zweig frei in die Luft erhebet,
Die Wurzel an die Nacht des Bodens ziehet.

Doch nicht, was in dem Menſchen luſtig glühet,
In ſeiner reinſten Geiſtigkeit auch lebet,
Was tief ſich in den Schooß der Bruſt verwebet
Aus ſeiner Nacht zum Himmel Funken ſprühet.

Er kann nicht hindern dies zwiefache Sprießen
Zu Weltgetümmel und zu Sinnenfülle,
Und in die farblos dichtgewebte Hülle,

Wo der Gedanke liebt ſich einzuſchließen;
Nur wehren muß er, daß der Wurzel Stille
Nicht ſtöre üpp'ges in die Zweige Schießen.

Höchſter Lebensgewinn.

Wo Friedrich Barbaroſſas Reuter zogen,
Zog ich in meines Glückes Jugendtagen,
Doch dacht' ich wenig jener dunklen Sagen,
Die längſt hinweggeſpült der Zeiten Wogen.

Mir vom Geſchick war Schönres zugewogen,
Ich durft' im Buſen himmliſch Weſen tragen,
Und fühlen Herz an Herz in Liebe ſchlagen;
Nur dieſem Ziel zu meine Schritte flogen.

Aus jenen ſehnſuchtsvollen Jugendwegen
Iſt mir erblüht des ganzen Lebens Segen
In allen Wandels lieblichen Geſtalten;

Denn von der Jungfrau üppig holder Blüthe
Sah bis zum Tod im herrlichen Gemüthe
Ich jede Schönheit göttlich ſich entfalten.

Der innigſte Wunſch.

Wenn ſehnſuchtsvoll nach etwas wird gerungen,
Iſt's nicht Begierde bloß, es zu empfangen,
Es iſt ein grundurſprüngliches Verlangen,
In das die ganze Seele iſt verſchlungen.

Von Sehnſucht iſt der Buſen tief durchdrungen,
Wenn ſüßen Liebeglühens zartes Bangen
Erröthend färbt der Jungfrau holde Wangen,
Wenn ihr der Gegenliebe Wort geklungen.

Mit Sehnſucht wünſcht man ſich zum Schooß der Erde,
Daß Staub zu Staub und Geiſt zu Geiſte werde,
Und Himmliſches von Irdiſchem ſich trenne;

Allein am heftigſten die Sehnſucht glühet,
Daß, was das Erdenlicht, als Schatten, fliehet,
Im Himmelslicht ſich liebend wiederkenne.

Natur und Dichtung.

Gefüllte Blume keine Frucht je träget.
Sie bildet kein Geſchlecht, bleibt immer Eine,
Nur Farbenſchmuck, in lieblichem Vereine
Mit würzgem Duft, zur Schau den Sinnen leget.

Das, wodurch Dichtung uns die Bruſt beweget,
Iſt auch Gewebe gleich aus farbgem Scheine,
Wie Welle, die in luftger Körperreine
An das entzückte Ohr, verhaltend, ſchläget.

Doch wenn ſie beide ſich im Menſchen ſpiegeln,
Der Reichthum der Natur in Pracht der Sinne,
Die Dichtung in phantaſtiſch zartem Glühen,

Dem Geiſt dann frei entkeimte Blüthen blühen,
Durch die zu unvergänglichem Gewinne
Sie alle Erdenfrüchte überflügeln.

Die Schauſpielerin.

Warum kann ich nicht ganz verſenket leben
Nur in die Rollen, die ich Abends ſpiele?
In ihnen ich mein beſſres Daſein fühle,
Zur Wirklichkeit kehr' ich mit Widerſtreben.

Was ſoll, wen mit geheimnißvollem Beben
Füllt Schickſalsmacht in Leidenſchaftenſchwüle,
Sich tauchen in der Hausbeſchränktheit Kühle,
Wenn er kann frei in Aetherhöhe ſchweben? —

Wen Loos und Neigung fremd der Bühne halten,
Kann, als ihr Spiel, ſein Leben doch behandeln,
Und in der Dichtung Weſenheit verwandeln

Der Welt vorüberrauſchende Geſtalten.
Mit Wonne dann er in Gedanken ſchweifet,
Und in die Wirklichkeit mit Unmuth greifet.

Stille Ergebung.

Ich lebe nur in kleiner, niedrer Hütte,
Und ſchöpfe dort der Seele tiefen Frieden,
Bin froh des Looſes, das mir iſt beſchieden,
Und zügl' in Demuth meines Wandels Schritte.

Nie mir geſchiehts, daß ich entgegenſtritte;
Ich ſuche Ruhe, ungeſtört, hienieden,
Ich fühl' in Heftigkeit mein Blut nie ſieden,
Und meine Zunge kennt nur ſanfte Bitte.

Indem ich ſtill mich an mein Schickſal ſchmiege,
Mach' ich das Erdenleben mir zur Wiege,
Die mich hinüberſchaukelt zu dem Grabe;

In mir ſich keine Stürme je erheben,
Nach Unerreichtem nicht Begierden ſtreben,
Ich wünſche nichts, als was von ſelbſt ich habe.

Abſchied vom Meer.

Auf ewig: lebe wohl! ich dir nun ſage,
Geliebtes Meer, du rollſt die ſtolzen Wellen
Fort aus den ewig unverſiegbarn Quellen,
Ich weit von dir beſchließe meine Tage.

Das Schickſal wäget mit gerechter Wage;
Ich ſahe Liebe meinen Pfad erhellen,
Ich fühl' Erinnrung meinen Buſen ſchwellen,
Und fern iſt meinen Lippen jede Klage.

Ein Tag, der ſich in ewger Klarheit dehnet,
Kein tief empfindend Herz mit Luſt erfüllet,
Es nach der Stille auch der Nacht ſich ſehnet,

Und freudig ſich in ihre Schleier hüllet.
Das Meer ſich meinem Blicke jetzt entwindet,
Bald auch in Dunkel ihm die Erde ſchwindet.

Der ſterbende Schwan.

Wenn mit Geſang der Schwan das Leben ſchließet,
Er nicht, dem Helden gleich, der jauchzend ſchreitet
Zur Schlacht, wo Todesnähe ihn begleitet,
Die ewge Nacht mit Jubeltone grüßet.

Indem ſein letzter Lebenstropfen fließet,
Sein Blick begeiſtert rückwärts ſich verbreitet;
Dann aus der Bruſt, die Wehmuth ſanft beſaitet,
Er Dank und Klag' in Abendlüfte gießet.

Denn wie das Leben unentfaltet lieget,
Wenn ſich das Kind in Säuglingsträumen wieget,
So ſich in Eins im letzten Punkt es dränget.

Befreit von allem, was auf Erden enget,
In Harmonie, die ſich zum Himmel ſchwinget,
Sich ſinnvoll die Vergangenheit verſchlinget.

Mannesmuth.

Das Schickſal wohl den Menſchen löſt und bindet,
Doch weſſen Buſen Mannesmuth empfindet,
Zur Reife ſeine Frucht entſchloſſen bringet,
Eh' ihn zu überraſchen ihm gelinget.

Was aus der Zukunft für ihn los ſich windet,
Ihm leiſe Ahndung innerlich verkündet,
Er kennt, was ihm den Grund der Bruſt durchdringet,
Und weiß, wie Faden ſich in Faden ſchlinget.

Dann faſſet ihn ein mächtiges Verlangen,
Die Knoten zu zerhaun, die ſonſt ihn bänden;
Er greifet ein mit unverzagten Händen,

Und giebt die Richtung, ſtatt ſie zu empfangen.
Denn wie des Schickſals Keim der Bruſt entſprießet,
So auch die reife Frucht er in ſie ſchließet.

Die Römerin.

Das Römermädchen flicht zum Knauf die Haare,
Und ſteckt mit langer Nadel ſie zuſammen,
Den Sitten treu, die von den Vätern ſtammen
Durch langgedehnte Reihe grauer Jahre.

Der Jüngling feſt die Treue ihr bewahre;
Wenn ihre Augen erſt in Thränen ſchwammen,
Entlodern ihrer innren Gluten Flammen,
Daß ſie ihm nicht der Nadel Wunde ſpare.

Denn Liebe nahe iſt dem Tod verbunden,
Da ſich in ſie das ganze Daſein ſchlinget.
Wenn ſie das vollſte Glück der Bruſt gegeben,

Was ſoll dem Glücklichen das ſchaale Leben?
Wenn ſie zur kühnſten Höhe ſtill ſich ſchwinget,
Iſt unter ihr die Erde ſchon verſchwunden.

Beſcheidenes Glück.

Nur ſchlicht gekämmt ich trage meine Haare,
Und auf den Scheitel ſie zuſammen binde,
Und außer meinem dunklen Flechtenpaare,
Gefallen nicht an andrem Schmucke finde.

So meiner Jugend bald verſchwundne Jahre
In emſ'gem Fleiße ab ich willig winde,
Und wenn ich Unmuth je in mir gewahre,
Schelt' ich mich hart, und acht' es mir für Sünde.

Man kann die Sorge aus dem Sinn ſich ſchlagen
Als leichte Laſt auch ſaure Bürde tragen,
Und aus verborgen unerkannten Freuden

Sich einen Kranz geliebter Blüten flechten,
Der ſanft umſchmiegt des Buſens bittres Leiden,
Und nicht erlaubt, mit dem Geſchick zu rechten.

Das Hauskleid.

Am liebſten ich mein aſchgrau Hauskleid trage,
Als Zeichen innerlich zufriedner Stille,
Es wird mir ſo bedeutungsvolle Hülle,
Und zeigt, daß ich nach Putz und Schmuck nicht frage.

Denn wie ich das Gewand nur um mich ſchlage,
Daß einfach es der Glieder Bau umquille,
Zieht ſich auch meiner Bruſt Empfindungsfülle
Einſam zurück vom laut umrauſchten Tage.

Und innig werd' ich doch von Dem verſtanden,
An den geknüpfet ich mit ewgen Banden
Hin durch des Lebens ſtille Gründe gehe;

Und daß mich keiner außer ihm verſtehe,
Der Liebe Odem einzig mich umwehe,
Davor längſt alle andren Wünſche ſchwanden.

Sichere Fahrt.

An deiner Schöne weid' ich die Gedanken,
Da mir die Bilder, die aus lichter Ferne
Herleuchten, wie des Himmels nächtge Sterne,
Nie vor der Seele, nebeldämmernd, ſchwanken.

Empor die heiligſten Gefühle ranken
An ihnen, wie an feſtem Weltenkerne,
Und ſo mit jedem neuen Tag ich lerne,
Daß Liebe Seligkeit giebt ohne Schranken.

Wenn, abgeſtoßen auch vom Erdgeſtade,
Das Lebensſchiff verfolgt unſichre Pfade,
Wo dunkles Ahnden nur die Richtung leitet,

Sie einzig nur auf die Geliebte ſchauend,
Und des Gefühles heilger Macht vertrauend,
Doch Steuer ſich und Anker ſelbſt bereitet.

Die Schönheit.

Die Schönheit iſt der Menſchheit höchſte Blüthe;
Wenn ſie, wie Hauch, nur die Geſtalt umſchwebet,
Gediegen ſie hervor doch ſinnig ſtrebet
Aus dem von ihr durchſtralelten Gemüthe.

Verein von Geiſte, Reinheit, Seelengüte
Ein irdiſch reich beglückend Daſein webet;
Doch wo die Allgewalt der Schönheit lebet,
Iſts, als wenn Stral dem Himmel ſelbſt entſprühte.

Sie faßt in Eine Knospe feſt zuſammen,
Worin ſich Erd und Himmel hold umſchlingen,
Und ſendet ihre aetherreinen Flammen,

Daß in die tiefſte Bruſt ſie lodernd bringen,
Und ſie, befreit von dumpfem Erdenmühen,
Zu freiem Aufſchwung kräftigend, durchglühen.

Zuverſicht in den Sternen.

1.

Sind denn die Schwäne alle fortgezogen,
Die ſonſt hier heimiſch ihre Sitze hatten?

2.

Du ſiehſt ſie ziehn, des Stromes blaue Wogen
Mit den geſchwellten Fittigen beſchatten.

1.

Die falſchen meine Hofnungen betrogen,
Irrlichtern gleich auf nebelfeuchten Matten.

2.

Die Sterne nur ſtehn feſt am Himmelsbogen,
Sonſt ſich mit Allem Flucht und Wandel gatten.

1.

So wie der Schwäne ſilberweiße Schwingen,
Sah ich die Freuden meiner Jugend glänzen,
Und eilte raſch, damit mein Haupt zu kränzen,

Da nichts kann die entflohnen wiederbringen.
Erinnrungsvoll nun ſchau' ich auf die Sterne,
Die Zuverſicht entſenden dunkler Ferne.

Die althelleniſchen Geſtalten.

Zu euch, ihr althelleniſchen Geſtalten,
Treibt innre Sehnſucht mich zurückzukehren,
Ich kann des Buſens heißem Drang nicht wehren,
Wenn andre Bahnen auch noch fern mich halten.

Die Formen, die ſich reich in euch entfalten,
Den Geiſt mit tiefer Schönheit ſinnig nähren,
Und zum Olymp den freien Pfad gewähren
In mächtig angeknüpftem Wechſelwalten.

Was irr' ich noch um ferne Meergeſtade,
Wo keine Nais ſpielt im Wellenbade,
Und die umſchwärmt barbariſcher Nomade?

Wie mag ich ſelbſt an Indus Ufern weilen,
Und nicht die Klänge zu vernehmen eilen,
Die alte Schickſalswunden lindernd heilen?

Hülfe von Oben.

Wenn Blick der Gottheit mild den Menſchen grüßet,
Sie in die Bruſt ihm ſicheres Vertrauen,
Auf das er kann bei ſchwerem Werke bauen,
Wie Tropfen heiterer Begeiſtrung, gießet;

Wenn dieſer Sonnenblick nicht freundlich ſchießet
In kalten Erdenlebens dämmernd Grauen,
Kann Glanz nicht die Gedanken friſch umthauen,
Und nüchtern hin ihr träges Strömen fließet.

Doch dieſe Gabe reiner Göttermilde
Herab kein Flehen und kein Sehnen bringet,
Wenn nicht der Geiſt ſich ihr entgegen ſchwinget.

So, wandernd durch die dunklen Erdgefilde,
Bedarf der Menſch des Muths ſchon, der ihm fehlet,
Eh' ſeine Kräfte Hauch der Gottheit ſtählet.

Schriftenthüllung.

Inſchrift in uns nicht mehr bekannten Zügen
Doch den Gedanken ſicher weiter träget,
Wie man die Zeichen kann zum Sinne fügen,
Er klar und hell ſich auseinander leget.

Das Wort, des Klänge dann entfeſſelt fliegen,
Vernehmlich an das Ohr des Hörers ſchläget,
Froh, wieder ſich an Menſchenbruſt zu ſchmiegen,
Die es in ihrem ſtillen Ernſte wäget.

So ruhend oft in Schlummers dunklem Bette,
Die Wahrheit doch durch alle Zeiten gehet
In engverbundener Gedankenkette,

Wenn oft auch erſt ſie ſpät Geſchlecht verſtehet.
Denn wie der Zeiten Graus es mag bedecken,
Kann, was der Menſch gedacht, Menſch wieder wecken.

Jenſeits.

Kann jemals ſich von dem Gefährten trennen
Die Seele, und getrennt für ſich beſtehen,
Die, nur belebt von ſeines Odems Wehen,
Iſt ſeiner Fibern Götterklang zu nennen?

Hier ſcheitert unſer lichtvolles Erkennen,
Den Glauben hemmet, was wir deutlich ſehen,
Und wenn wir hoffend durch das Leben gehen,
Lockt uns des Buſens heißes Sehnſuchtbrennen.

Die ahnende Gewalt, die in uns lebet,
Mit Wahrheitskraft empor zum Aether ſtrebet,
Und reißt uns fort, ihr ſicher zu vertrauen;

Die Liebe kann, verheißend, nimmer trügen,
Ihr ſtilles Neigen muß den Stoff beſiegen,
Wir müſſen wieder, was wir ſelbſt ſind, ſchauen.

Jenſeits.

Das Daſein kann an neues Sein ſich binden,
Wie Bach zum Strom und Strom zum Meere ſchwillet;
Doch wird das tiefe Sehnen nur geſtillet,
Wenn man kann wieder das Gewohnte finden.

Des Weſens Würd' und Anmuth ſich verkünden
In der Geſtaltung, die ſie hold umhüllet,
Und wo im Buſen heiße Liebe quillet,
Kann nur der gleiche Funke ſie entzünden.

Wenn aus den ſchön gezognen, milden Schranken,
Die es umſchreiben, muß ein Weſen ſchwanken,
Und ſich in Allgemeinerem verlieren,

Kann nicht ſein ſtilles Sein die Bruſt mehr rühren;
Es fehlt der Hauch, deß innres, heilges Wehen
Macht, daß ſich Seel' und Seele leis verſtehen.

Jenſeits.

So wär' umſonſt des Wiederſehn's Verlangen?
Wie Harfenliſpeln nach und nach verklinget,
Wie ſchwach und ſchwächer ſtets die Saite ſchwinget,
So wär' einſt ohne Spur ſie hingegangen?

Der Menſch auch weiß nicht, wie er angefangen,
Kein Forſchen über Lebens Gränze bringet.
Wohin es führt, was in das Daſein bringet?
Darauf nie Worte ſichrer Kunde klangen.

Bewußtſein kann zwei Leben nicht verketten,
Sagt man, das eine muß in Nacht ſich betten,
Nichts kann die Kluft der Welten überbrücken.

Doch kann auch Daſein Untergang nicht leiden,
Drum muß es ewig ſich in Wechſel kleiden,
Und ungewiſſer Hoſnung Blume pflücken.

Der Erde Dämmerhelle.

Ich habe gern die mondumkreiſte Erde,
Die ſtille Freuden zahlreich mir gewähret,
Die Menſchen und die Thiergeſchlechter nähret,
Und ſichren Wohnſitz giebt am Heimathsheerde.

Ich trage willig ihrer Müh' Beſchwerde,
Und beut ſie Schmerz, mich nicht gleich Gram verzehret;
Die Himmelsglut, die in der Bruſt mir gähret,
Bürgt, daß ſie mir nicht ewger Kerker werde.

Doch wandl' ich gern in ihrer Dämmerhelle,
Und freue mich der leichten Lebenswelle,
So oft ſie an die Bruſt mir, kehrend, ſchläget,

Zum neuen Sonnenlauf mich weiter träget,
Bis ſie mich ſanft birgt an des Grabes Schwelle,
Und mich in ihren Schooß die Erde heget.

Aline.

Wo breiter Strom in reiner Klarheit fließet,
Langſamen Zuges ſchwere Schiffe träget,
Der Mühlen fleißge Räder ſtill beweget,
Und ſeine Ufer, ſtrömend, freundlich grüßet;

So ſich Alinens Leben hin ergießet,
Von willger Herzensgüte angereget,
Die Ein Beſtreben nur mit Sorgfalt heget,
Daß einfach es der Kreis der Pflicht umſchließet.

Sie haſcht genügſam niemals nach Genuſſe,
Kein Erdenſchickſal füllt ſie mit Verdruſſe,
An keines Lohnes Hofnung ſie ſich lehnet;

Sie wünſcht dem Tag nicht mehr, noch wen'ger Stunden,
Und wenn des Lebens Knäul ſie abgewunden,
Iſt Grabesruh ihr lieb, doch nicht erſehnet.

Leontine.

Wie dunkle Myrte ſtill beſcheiden ſtehet,
Mit keiner bunten Farbenpracht ſich ſchmücket,
Durch keiner Blüte Wohlgeruch entzücket,
Man weiß nicht wie, von Anmuth doch umwehet;

So Leontine durch das Leben gehet,
Und unverwandt nur auf den Einen blicket,
Den jeder Erdenmühe ſie entrücket,
Und ihm den Himmel öffnet ſternbeſäet.

Als wäre ſie in Nebelduft gehüllet,
Sie durch die Menſchenmenge ſich beweget;
Kein Wort aus ihren ſtillen Lippen quillet,

Das nicht ſich an den Tiefverehrten wendet,
In deſſen Lebenskreis ſie eingeheget,
Treu jeden Tag beginnt und jeden endet.

Der Bodenſee.

Der ſchöne See, an den ſich Conſtanz lehnet,
Den Weingelände reizend rings umgeben,
Und wo ſich Inſeln anmuthvoll erheben,
Um die ſein Flutenreich er rollend dehnet,

Der in der Zeit, nach der vergeblich ſehnet
Sich meines Buſens tiefſtes innres Leben,
Sah mich mit ihr auf leichtem Kahne ſchweben
Bei Sturm, den man auf ihm gefahrvoll wähnet.

Doch wenn, die Lieb' und Eintracht ſüß vereinen,
Der Wellen Schaukelnachen froh beſteigen,
Auch unter Wolken milde Sterne ſcheinen.

Denn Einklang durch die ganze Schöpfung gehet,
Und mit des Buſens ſtillem Liebesneigen
In Bund das Reich der Elemente ſtehet.

Freiheit und Wirklichkeit.

Die edle Freiheit des Gemüthes ſprießet,
Wie Blüte, aus der Knospe der Gefühle,
Sie kennet nicht der Leidenſchaften Schwüle,
Beſonnen ſie und milde ſich erſchließet.

Dann aber muthig ſie den Himmel grüßet,
Wie, breitend unten ſüßen Schattens Kühle,
Des Baumes Gipfel, daß ihn Luft umſpiele,
Hoch in das Reich der Lüfte freudig ſchießet.

So lange ſie und ihre Sinnverwandte
Hienieden, göttliche Geſtalten, gingen,
Sah man dies Götterkind auf Erden blühen.

Jetzt das Gemüth hernieder, feſſelnd, ziehen
Die Wirklichkeit und ihres Werks Vollbringen,
Und jene Freiheit trauert, als Verbannte.

Arria.

Er ſchmerzt nicht! Arria gelaſſen ſagte,
Und reichte hin den Dolch dem edlen Gatten;
Sie lud ihn mit ſich in das Reich der Schatten,
Und er zu folgen ihr nicht zögernd zagte.

Die feſt Entſchloſſne nicht erſt ängſtlich fragte,
Ob Glück die Götter ihr bereitet hatten,
Wohin ſie, ohne weibiſch Kraftermatten,
Mit kühnem Fuß beherzt zu gehen wagte.

Sie wollte nicht mit Schmach die Erde ſchauen,
Die ihren Pätus nicht mehr tragen ſollte;
Das Leben ſie mit muthger Treu' ihm zollte,

Und nicht geſchrecket durch des Schickſals Schläge,
Ward Führerin ihm auf dem finſtren Wege,
Und keine Thräne ließ ihr Aug' umthauen.

Ein Geheimniß.

Der Menſchen Kunde täglich ſich vermehret,
Die Sterne mißt, und Erd' und Meer durchſpähet,
Doch um was ſich die innre Weisheit drehet,
Liegt heute, wie die Vorzeit es gelehret.

Wie tief der Menſch auch forſcht, in ſich gekehret,
Ein ſtill Geheimniß durch die Schöpfung gehet,
Und unſichtbar der Hauch der Wahrheit wehet,
Und dunkles Ahnden kaum dem Geiſt gewähret.

Doch an zwei Punkten alle Löſung hänget:
Was das iſt, das die Seele hier umkleidet,
In Staub ſich löſt, in Stein zuſammen dränget?

Und was ein Weſen von dem andren ſcheidet,
Da, die der Liebe ſüße Band' umwinden,
Doch Eins in zweien ewig nur empfinden.

Gefiederte Sänger.

Die Vögel trillern ihre muntren Lieder,
Daß weithin Feld und Wald davon erklinget;
Wie in die Lüfte hoch ihr Flug ſich ſchwinget,
Tönt noch melodiſcher ihr Zwitſchern nieder.

Denn eng verknüpft ſind Stimme und Gefieder;
Kein Thier, das frei nicht durch die Lüfte dringet,
Des Liedes Weihe dar dem Himmel bringet,
Einförmger Ruf nur ſchallet von ihm wieder.

Doch auch der Vögel glückliche Geſchlechte
Genießen des Geſanges heilge Rechte
Nur, wenn der Liebe Trieb ſie ſüß begeiſtert.

Wenn dieſe Augenblicke ſind verſchwunden,
Die von der Thierheit Feſſeln ſie entbunden,
Dann dumpfe Stummheit ihrer ſich bemeiſtert.

Die Pflanzenſeele.

Der Blätter Fülle jährlich ſich erneuet,
Und ſtirbt am Baume jährlich welkend wieder;
Er ſie als Schmuck, ſo ſcheint es, ſchüttelt nieder,
Und fort ſich ſeines eignen Lebens freuet.

Allein vielleicht ihm nicht bloß an ſich reihet
Ihr krauſes Laub, als wären ſie ihm Glieder,
Gleich zartem Haar und flaumigem Gefieder,
Vielleicht daß er nur ihnen Wohnſitz leihet.

Dann ſind ſie ſelbſt das wahre, rege Leben,
Das froh mit jedem neuen Lenz erblühet,
Und durch den Stamm ein tauſendfaches Streben

Aus der entfernten Wurzel Nahrung ziehet.
Doch nur in ihnen ſich der Hauch erſchließet,
Der mild die Luft, als Pflanzenſeele, grüßet.

Die Nebel der Zukunft.

Vom Reigen aller flüchtigen Tagesſtunden
Am meiſten ich den ernſten Abend liebe;
Dann iſt das Sonnenkind dahin geſchwunden,
Und keiner wünſchet, daß es ewig bliebe.

Sei es mit Roſenkränzen hold umwunden,
Sei früh ſchon ſeines Lebens Morgen trübe,
Folgt gern das Herz, durch Stillſtand nicht gebunden,
Dem fortzuſtreben angebornen Triebe.

Denn wenn die Zeit von ſelbſt dahin nicht flöhe,
Sie unſre Sehnſucht fort mit ſich doch riſſe,
Sie treibet uns ins ferne Ungewiſſe,

Die dichten Nebel, die die Zukunft decken,
Nicht dürfen unſere ſcheuen Buſen ſchrecken,
Wir müſſen hin auf mehr beſonnte Höhe.

Die Farben.

Was ſpricht ſich aus in jenen farbgen Zügen?
In ſtillem Blau der heitre Himmel ſchwimmet,
Und ſanftgebogen ſich die Welle krümmet;
Dann unentrollt noch die Gefühle liegen.

Roth brennendheiß der Flamme Funken fliegen,
Roth Kohlenglut, bedeckt von Aſche, glimmet;
Zu tiefem Schmerz dann mehr, als Luſt geſtimmet,
Das Herz an ſein Geſchick bewegt ſich ſchmieget.

Aus Roth auch Blau, wie Blüte, ſich entfaltet,
Dann nach Bewegung einſam Stille waltet,
Und keine Flamme mehr der Buſen ſchüret.

Allein dem Blau auch wieder Roth entſprühet,
Was dann im tiefen Herzen hat geglühet,
Sich unbefriedigt bang in Gram verlieret.

Weſen der Dichtung.

Die Dichtung um des Dichters Schläfe flieget,
Doch läßt ſich locken auch durch leiſe Töne,
Wenn man, von zaubriſcher Geſtalten Schöne
Umſchwebet, ſich in ſüßen Träumen wieget.

Allmälig Bild an Bild ſich ſanft dann ſchmieget,
Der Mund, daß er das Ohr an Reim gewöhne,
Sucht ſorgſam, daß er Laut mit Laut verſöhne,
Und endlich Zeile ſich zu Zeile füget.

Denn doppelt Dichtung mächtige Wurzel ſchläget
In Menſchenbruſt und der Natur Geſtalten,
In uns ſie bald aus dieſen ſich ergießet,

Und bald empor aus unſerm Buſen ſchießet;
Wenn nur der Menſch die Phantaſie läßt walten,
Sie willig ihn in Erdenferne träget.

Tagesſchluß.

Vor Helios Geſpanne rüſtig ſchreitet
Eos, und in der Hand die Fackel träget,
Mit Roſenglanz den Himmel überbreitet,
Und wie ſie kommt, die frohe Welt ſich reget.

Denn um zu ſpähn, was ihm der Tag bereitet,
Dem Tagsgeſtirn ſich jeder zu beweget,
Und wie des Morgenrothes Schein er deutet,
Sich um die Bruſt ihm Furcht und Hofnung leget.

Doch wenn auch Ruhm und Macht ihm fröhlich ſprießet,
Wird doch er bald des Tagesglanzes müde,
Und nach dem ſtillen Dämmerlicht ſich ſehnet.

So ſich der Lauf der Tageszeiten dehnet,
Bis ihn geweihter, mitternächtger Friede
Im Angeſicht der Sterne ſanft beſchließet.

Des Traumbilds Element.

Wenn ſanft das Haupt ſich in das Kiſſen ſchmieget,
Von allen Tagsgedanken abgeſchieden,
Nur ſuchend ſtiller Ruhe tiefen Frieden,
Herbei der Reigen luſtger Träume flieget,

Und Traumbild doch die Wirklichkeit beſieget.
Nichts iſt ſo fein und zart gewebt hienieden,
Es führt in Feenland den Lebensmüden,
Und ihn auf goldnen Wolken wonnig wieget,

Und iſt es beim Erwachen auch zerronnen,
Sind ſeine Fäden dennoch feſt geſponnen,
Nur biegſam in des Schlummers Bildnerhänden.

Denn in des Buſens tief geheimſten Gründen
Die Träume ihres Weſens Wurzel finden,
Und von da auf uns ſeine Schatten ſenden.

Macht des Geſanges.

So wie die Sonne kehrt in feſten Gleiſen,
Selene regelmäßig neu erſcheinet,
Der Morgen froh entſtralt, die Nacht ſich bräunet,
So mir begegnen des Geſanges Weiſen.

Wie Götterhauptes Haare niemals greiſen,
Und Niobe in ewgem Schmerze weinet,
Mir ſich, mit dem Gefühl der Bruſt vereinet,
Des Liedes Quellen unverſiegt erweiſen.

An Alles leicht ſich flüchtge Reime hängen,
Und in des Lebens labyrinthſchen Gängen
Gebricht nicht Stoff, den ſproſſenden Gedanken

Zu führen in der Dichtung luftge Räume,
Wenn man das ungemeſſne Feld der Träume
Verzieht der Wirklichkeit beengten Schranken.

Die letzten Schranken.

Von kleinem Hügel man zu größrem ſteiget,
Um frei in weite Ferne auszublicken,
Doch höhern Berges langgedehnter Rücken
Sich, weite Ausſicht hemmend, immer zeiget.

Und jede Stufe neue Sehnſucht zeuget,
Man träumt von nie geahndetem Entzücken;
Da plötzlich Gipfel ihre Schatten ſchicken,
Wo jeder Laut lebendgen Weſens ſchweiget.

Die bleiben dann vom Wandrer unerſtiegen,
Er ſieht, er muß ein Ziel dem Suchen ſtecken,
Und auf den letzterreichten Höh'n verweilen.

So auch des Lebens Stufenalter eilen;
Erſt wächſt das Licht, dann ſieht man Nacht ſich ſtrecken,
Und zweifelt, ob ſie Funken überſtiegen.

Erfüllte Beſtimmung.

Dem ziemt der Preis, daß wahrhaft er gelebet,
Der, hätt' er wenig auch in That erſtrebet,
Als Lücke in der Menſchheit wird empfunden,
Wenn er den Lebensfaden abgewunden.

Denn an der Menſchheit reichem Teppich webet
Nur, wer aus innerer Kraft ſich frei erhebet,
Und wer in ihren Blüthenkranz gebunden,
Was nur er konnt' in eigner Bruſt erkunden.

Der lebt dann fort im menſchlichen Gemüthe;
Wie jeden Lenz der Erde ſich entwindet
Auf ſeinem Grabe neu verjüngte Blüthe;

So, wenn in Dunkel auch ſein Name ſchwindet,
Das Feuer, das ihn heilig einſt durchglühte,
In ſpäter Zeit noch lichte Funken zündet.

Heimfahrt.

So ſind die flücht'gen Jahre denn vergangen,
Wo meine Seele Kummer nie getrübet,
Wo, liebend, wieder inniglich geliebet,
Ich reines Glück aus güt'ger Hand empfangen.

Jetzt glüht nicht Freude mehr auf meinen Wangen,
Das Menſchenſchickſal hat ſein Recht geübet,
Es nimmt zurück die Gaben, die es giebet,
Und löst die Arme, die ſich treu umſchlangen.

Des Schiffes Segel iſt ſchon aufgezogen,
Das mich zur Küſte gegenüber träget,
Vom Wind umſpielt ſein Wimpel flatternd wehet.

Ob auch die Fahrt durch nächtge Wellen gehet,
Wenn nur dieſelbe Hand mein Loos dort wäget,
Die hier mir Seligkeiten zugewogen.

Die ſtillen Nächte.

Ich wandre oftmals durch die ſtillen Nächte,
Wenn längſt ſchon ruhn der Sterblichen Geſchlechte;
Denn Sehnſucht brennend mich nach ihr verzehret,
Die Ruhe nie zugleich und mich entbehret.

Sie Wunſch nie hegt, der mich nicht nah ihr brächte,
Und meine Nähe ihre Ruh nie ſchwächte;
Da ſie, was ihr erreichbar iſt, begehret,
Sich der Erfüllung Schale nie ihr leeret.

Ich aber blicke zu den nächtgen Sternen
Und meine leiſen Seufzer ſtill ſie fragen,
Wenn ſo ich Fuß vor Fuß geduldig ſetze:

Kommt je mir Lohn aus euren lichten Fernen?
Dann klar mir ihre Stralenblicke ſagen:
An unſerm Anblick dich im Dulden letze!

Omen accipio.

Wenn man ein Wort hält in der Bruſt gefangen,
Weil es Entweihung ſcheint, es auszuſprechen,
Und es aus fremdem Mund hört plötzlich brechen,
Fühlt man befriedigt innerlich Verlangen.

Die Töne wirklich nun dem Ohre klangen,
Und ihre Weihe kann der Laut nicht ſchwächen,
Sie haben ſich an keiner Schuld zu rächen,
Da Daſein ſie vom Zufall nur empfangen.

Wie günſtig Zeichen her vom Himmel blitzet,
Wie Adlersflug erſcheint zur rechten Seite,
Geziemts, daß man ſolch Worterſchallen deute.

Denn mit dem Menſchen in geheimem Bunde
Steht die Natur, und in geweihter Stunde
Verkündet ihm, daß ſie den Armen ſchützet.

Hofnungsloſe Sehnſucht.

Warum willſt Sehnſucht du, nie endend, nähren?
Die Trauer kann den Buſen nie verlaſſen,
Man kann die Schmerzen leiden, doch nie haſſen,
Nicht wünſchen, ihren Becher je zu leeren.

Doch Sehnſucht iſt ein eiteles Verzehren,
Worin nur Gegenwart kann, lebend, praſſen;
Will ſie mit Geiſterarmen Tod erfaſſen,
Verlangt, was keine Gottheit kann gewähren.

Ich weiß es wohl, mich Hofnungen nicht trügen,
Der Tropfen, der dahin floß, niemals kehret,
Doch der Gewalt der Sehnſucht das nicht wehret;

Sie zieht in ſchmerzensreichem Wonneſtreben
Aus der Unmöglichkeit ihr quillend Leben,
Und wächſt, je ferner ihre Güter liegen.

Des Geiſtes Heimath.

Oft wenn der Körper krankt, der Geiſt ſich hebet,
Er freier in das Reich der Ahndung ſchauet,
Und ſichrer ſeinen Deutungen vertrauet,
Wenn nicht zu mächtig mit der Körper ſtrebet.

Denn immer doch die Sehnſucht ihn umſchwebet,
Zu wirken, nur von ſeinem Hauch umthauet,
Und nur was er aus eignem Stoffe bauet,
Scheint ihm aus innrer Wahrheit ächt gewebet.

Im voraus athmend in des Aethers Lüften,
Graut nicht ihm vor den nachtumgebnen Klüften,
Die dieſer Erde Daſein ſchroff begränzen.

Er einſam kühn die neuen Pfade gehet,
Und ſich begeiſtert zu den Sphären drehet,
Die neue Stralen ihm entgegenglänzen.

Egmont.

Der zu befrein ſein Volk vom Joche ſtrebte,
Egmont, wenn er für Klärchen liebend fühlte,
Und ſüß vertraut mit ihren Locken ſpielte,
Drum minder nicht dem ernſten Werke lebte.

Der Menſchheit Höchſtes ihm die Bruſt umſchwebte,
Und was mit todtem Handeln er erzielte
Ihm nicht die tief lebend'ge Sehnſucht kühlte,
Wenn nicht ihm Liebeshauch entgegen bebte.

Freiheit und Liebe ſind die ſchönen Klänge,
Die alles Edlen Inbegriff umſchlingen,
Nichts Großes iſt, das ihnen nicht entſpränge.

Sie hin nach außen und nach innen ragen,
Daß, wenn der Wolken Dunkel wir durchdringen,
Wir Götterlicht uns ſehn entgegen tagen.

Gegenliebe.

Die Liebe nährt ſich wohl von Gegenliebe,
Doch wächſt auch, wenn ihr dieſe Nahrung fehlet;
Sie nicht Erreichbares, nicht Glück ſich wählet,
Stammt, ſelbſt ſich unbewußt, aus dunklem Triebe.

Wenn ihr auch nichts, als ihre Sehnſucht bliebe,
Sie nie die reichvergoßnen Thränen zählet,
Mit ſüßer Luſt iſt doch ihr Schmerz vermählet,
Wie Luna's Schimmer blickt durch Wolkentrübe.

Nur Wenigen des Buſens Stärke quillet,
Des Liebesglückes Sonnenſchein zu tragen,
Und dieſen immer Gegenliebe blühet,

Denn Himmelsglut an Himmelsglut erglühet;
Die Meiſten nur gedeihn im Morgentagen,
Von trübendem Gewölke bald umhüllet.

Die Cypreſſenallee.

Ich ſah euch lang nicht, finſtere Cypreſſen,
Durch euch einſt meiner Jugend Schritte gingen,
Doch wie des Schickſals Pfade ſich verſchlingen,
Kann ich an euch im Herzen wohl ermeſſen.

Der Jugend Trauer hatte ich vergeſſen,
Weil mir des Lebens Looſe heiter hingen,
Da hört' ich plötzlich ſcharfe Töne klingen,
Die Seufzer meiner bangen Bruſt entpreſſen.

Zurückgedrängt ward' ich in eure Schatten,
Die ihr am Abend, weithinreichend, ſendet,
Und wenn mein Blick ſich zu den Wolken wendet,

Seh' ich ihr Licht an eurer Nacht ermatten.
Ich kann auf Hülfe nicht vom Himmel zählen,
Muß mit der Erde Dunkel mich vermählen.

Die Ewiggütige.

Wenn ich der Ewiggütigen gedenke,
Die mich begleitet ſüß hat durch das Leben,
Ich in die ſchönſte Wirklichkeit mich ſenke,
Die Menſchen je auf Erden hat umgeben,

Und ſcheinbar nur in Wirklichkeit ich lenke
Den Blick; es iſt ein himmelhoch Erbeben.
An Himmelsthaue ich entzückt mich tränke,
Wenn ich des Bildes Klarheit kann erſtreben.

Mit ihm durchſchleiche ich des Alters Tage,
Und Seligkeit die Seele reich mir füllet,
Mein Thun iſt längſtverklungne Vorzeitſage,

Doch mein Genuß in ew'gem Strome quillet.
Denn wie mit unſichtbaren Geiſterhänden
Fühl' ich mir ihn ſie ewig gütig ſenden.

Höchſte Gerechtigkeit.

Wenn Güte und Gerechtigkeit verbunden,
In Einer Bruſt, wie Zwillingsſchweſtern, wohnen,
Iſt die, worin die Gottentſproßnen thronen,
Von Ernſt und Milde, ſtreng und ſanft, umwunden.

Sie theilen nicht ſich in des Tages Stunden,
Nach Laun' und Zufall nicht verzeihn und lohnen,
Ihr ſtrenges Ahnden und ihr mildes Schonen
Nach reifer Weisheit ſchlägt und heilet Wunden.

Wenn eine beider Himmelsſchweſtern fehlet,
Iſt finſtre Schattenſeite im Gemüthe.
Doch giebt es auch Naturen, auserwählet,

Wo die Gerechtigkeit ſo Wurzel ſchläget,
Und Schuld und Unſchuld ſo erhaben wäget,
Daß ſie vertritt die Stelle aller Güte.

Jugend und Alter.

Der Jugend Bilder ſind die ſüßen Träume,
In die am liebſten ich mich ſinnend ſenke,
An ihrem Glanze ich mein Alter tränke,
Und ſchweif' hinaus in ſonnenlichte Räume.

Der Jugend ziemt das Wort: ich überſchäume,
Und des Genuſſes Becher voll mir ſchenke;
Das Alter fordert, daß Vernunft es lenke,
Ihm ziemt das Wort: ich mäßig bin und ſäume.

Doch wie die Sonne glänzet noch und ſcheinet,
Wenn auch verſchwunden iſt die Kraft der Stralen,
Und Schein und Weſen dient zwei Hemiſphären;

So iſt's dem Alter ſüßes Luſtgewähren,
Wenn ſich im Wiederſchein die Bilder malen,
Worin ſich Gegenwart und Vorzeit einet.

Der Zug nach Oben.

Ich tauchte oft mich wohl in Weltgeſchäfte,
Erprobt an ihnen ernſthaft meine Kräfte,
Verſuchte wagend, wie mein Loos mir fiele,
Und führte manche zum erwünſchten Ziele.

Doch nie dem Wahn ich Anderer nachäffte,
Als wenn des Menſchen Heil ſich daran hefte;
In ſtiller Nacht, in Abenddämmrungs-Kühle
Senkt ich mich tief in höhere Gefühle.

Wie dem, der ſchwebend in die Lüfte ſteiget
Auf leichtem Ball, die Erde plötzlich ſinket,
So Höhe ladend uns von oben, winket,

Wo mehr ſich nichts von dieſer Erde zeiget,
Und dieſer Höhe zu den Flug zu lenken
Muß von der Welt zur Bruſt den Sinn man ſenken.

Der Wahrheit Gewinn.

O zweifle nicht, die Wahrheit klar zu ſehen!
Wie du es willſt, muß nackt ſie vor dir ſtehen.
Du darfſt nur an die Kraft des Geiſtes ſpannen,
Und Wahn verjährter Vorurtheile bannen.

Wohin du magſt den Blick der Forſchung drehen,
Um die Natur ſich Täuſchungsfäden ſpannen,
Doch alle ſinken vor dem Kraftermannen,
Und reine Wahrheitslüfte dich umwehen.

Dem Menſchen gern ſich die Natur entſchleiert,
Der, weil er Wahrheit ſuchet, Wahrheit findet,
Sie willig ihr Geheimniß ihm vertrauet,

Und ſich im Spiegel ſeiner Seele ſchauet,
Sie ihre eigne ſtille Größe feiert,
Wenn ſie Erkenntniß feſt in ihm begründet.

Ergebung.

Auch mir kann der Verderbensſtral erſcheinen,
Der feurig ſich vom Rieſenbach erhebet;
Doch meine felſenfeſte Bruſt nicht bebet,
Und kindiſch feige nicht die Augen weinen;

Was liegt verborgen in des Schickſals Schreinen,
Von unerforſchtem Dunkel iſt umſchwebet;
Doch Alles, was auf Erden athmend lebet,
Muß ſich ihm beugen, es verſchonet keinen.

Drum hebe, Flamme, dich in nächtger Stille!
In langer Reihe ſüß verlebter Jahre
Genoſſen habe ich der Freuden Fülle;

Muß jetzt ich ſchmecken des Geſchickes Strenge,
Ich mit Gelaſſenheit darin gewahre
Der Dinge Wechſel in der Zeiten Länge.

Des Herrſchers Glanz.

Des Herrſchers Glanz, wie Sonnenſtral, nie bleichet,
Er ſich ergeht in Marmor-Säulengängen,
Nie über ſeinem Haupte Wolken hängen,
Der zartſte Duft vor ſeinem Hauche weichet.

Der Größe Gipfel hat er voll erreichet.
Die Völker des Palaſtes Thor umdrängen,
Die Rieſentreppen ihre Züge engen,
Und ſchimmerlos kein Augenblick verſtreichet.

Er weiß nicht, wie ſich Glück und Unglück gatten,
Er kennet keines Dinges Erdenſchatten.
Wie, denen überm Haupt die Sonne ſtehet,

Nach keiner Seite können Schatten ſchlagen,
Giebt es nicht Nacht für ihn, noch dämmernd Tagen,
Von wandelloſem Licht umhüllt, er gehet.

Zoroaſter.

Wir dich des Perſerlandes Weiſen nennen,
Nicht weil wir wiſſen, daß du haſt gelebet,
Nur weil ſeit grauer Zeit dein Name ſchwebet
Um Lehre, die wir ſelbſt nur dunkel kennen.

Du ſahſt die Gottheit in des Feuers Brennen,
Das ſich empor mit ſpitz'ger Flamme hebet,
Den Stoff zu läutern durch Verzehrung ſtrebet,
Und Ird'ſches weiß von Himmliſchem zu trennen.

Wenn es, umfaſſend ihn mit tauſend Zungen,
Am Körper alles Irdiſche ertödtet;
Zum Himmel, den es fernhinſtralend röthet,

Hat längſt die Seele aufwärts ſich geſchwungen,
Und treue Urne birgt in kleinem Raume
Den letzten Ueberreſt vom Lebenstraume.

Spes.

Der Wunſch, den täglich ich dir, Säule, ſage,
Verläßt nicht meiner Lippen treue Pforte;
Zu dem durch ſtummen Schmerz geweihten Orte
In ſtiller Bruſt ich ihn tiefſchweigend trage.

Auch fern begleitet er mich alle Tage,
Und dienet mir zum wahren Schickſalshorte;
Denn einmal kommt Erfüllung doch dem Worte,
Drum ich geduldig, wenn ſie ſäumt, nicht klage.

Zwei Zeiten kann es für den Menſchen geben,
Die eine, wo am ſüßen Licht er hänget,
Die andre, wo es ihn zum Dunkel dränget.

Doch Alle beide Zeiten nicht erleben;
Mir ward es, und ich willig es gewahrte,
Weil ich geliebter Bruſt ſo Schmerz erſparte.

Der Wehmuth Hafen.

Den ſtillen Kahn, der mich hierher getragen,
Zur Rückkehr niemals wieder ich beſteige;
Hier ewge Wohnung hab' ich aufgeſchlagen,
Wo nur der Himmel iſt mein ernſter Zeuge.

Hier fühl' ich endlich meine Ruhe tagen,
Und dankerfüllt ich meine Kniee beuge;
Jetzt meine ſichren Schritte nicht mehr zagen,
Geſieget hab' ich, doch vom Sieg ich ſchweige.

Und koſtet theuer er dem armen Herzen,
Das widerſtrebend rang mit ſeinen Schmerzen,
Jetzt hat es, wie es wollte, überwunden.

Gelagert iſt der Schmerz in Todesſtille,
Er ſtarr und fühllos blickt durch dichte Hülle,
Und nun in Wehmuth kann die Bruſt geſunden.

Die letzte Hütte.

Erwünſcht erſcheinet mir am Grabesrande,
Wer magiſch kommet her vom Schattenlande;
Er nimmt hinweg mich aus der Menſchen Mitte,
Und leitet meine ungewiſſen Schritte.

Ich wage gern die Fahrt zum andern Strande,
Wo aufgelöst ſind alle Lebensbande;
Mich willig füg' ich jeder Menſchenſitte,
Und menſchlich iſt das Grab, ſo wie die Hütte.

Denn Hütt' und Grab bezeichnen wohl das Leben;
Sie ſind dem Menſchen Wohnung hier und drüben.
Doch aus der Hütte wird er oft getrieben

Durch äußre Macht und innres heißes Streben;
Wenn aber traulich ihn das Grab umfänget,
Der dunkle Schooß nicht wieder ihn verdränget.

Aphrodite.

Dem Meer entblühten deine holden Glieder,
Umthaut von ſeiner Perlenfluten Reine,
Dann goß des Himmels Pracht auf dich ſich nieder:
So ſtraleſt du in magiſchem Vereine.

Entzückt umrauſchten dich der Muſen Lieder,
Dich grüßte Hebe mit dem Götterweine,
Zeus Adler ſänftigte ſein Glanzgefieder,
Gerührt von deiner Schönheit Wunderſcheine.

Dem Menſchen wurdeſt du der Schönheit Quelle,
Du ſchenkteſt ihm die ſeelenvolle Liebe;
Und wie der Strand empfängt das Bild der Welle,

So bildete ſich aus dem ſüßen Triebe
Das, was den Menſchen mit dem Gotte gattet,
Des Himmels Glanz, von Erdenreiz beſchattet.

Schule des Lebens.

Ich ſtrengen Ernſt tief im Gemüthe trage,
Und drum nicht heiter ſtets durchs Leben gehe;
Doch weiß ich deutlich immer, wo ich ſtehe,
Mich falſch nie freue, und von Wahn nicht zage.

Da ich genau weiß immer, was ich wage,
Ich der Gefahr mit Muth ins Auge ſehe,
Mich nicht nach jedem Wind des Schickſals drehe,
Und ſelbſtgewählte Bahnen dreiſt einſchlage.

Früh hat das Leben mich dem Ernſt vermählet,
Von innen aus hab' ich die Bruſt geſtählet,
Erzogen mich in harter Strenge Schule;

Die kindiſch irre ſchwankenden Verlangen
Das Schickſal und der eigne Trieb bezwangen,
So niemals um Genuß und Glück ich buhle.

Räthſel.

Wie Kaſtor ſich und Polydeukes gleichen,
Wenn durch die Himmel, Roß an Roß, ſie ſprengen,
Wo ſich der Sterngebilde goldne Zeichen
Am Winterabendhimmel glänzend drängen;

So wenn die Sterne vor der Sonne bleichen,
In heiteren und ſauren Lebensgängen
Nicht von einander unſre Mütter weichen,
Begleitend wechſelweis ſich mit Geſängen.

Denn dieſen ſüßen Zwillingsmelodieen
Sah leuchtend uns derſelbe Tag entglühen,
Wie Funken nächtlich von den Sternen ſprühen.

Ein Räthſel iſt dem Hörer vorgeleget,
Und nach der Loſung er vergebens fräget,
Da, der nicht iſt mehr, ſie verborgen träget.

Muth und Geduld.

Der Wille kann aus ſich die That erzeugen,
Im Anſtoß ſtark und feſt im Widerſtande,
Er kann zerreißen enggeknüpfte Bande,
Und zwar das Schickſal brechen nicht, doch beugen.

Ich mir ſchon frühe machte ihn zu eigen,
Und ſtähl' ihn fort bis zu des Grabes Rande;
Denn Unentſchloſſenheit dem Greis iſt Schande,
Gereift muß er die Frucht des Lebens zeigen.

Wenn Muth ihm und Geduld zur Seite ſtehen,
Kann er durch alle Lebensdunkel gehen;
Sich wapnen muß er ſtill und ernſt mit beiden.

Denn Glück und Ruhe ſind dahin geronnen,
Wenn nicht der Menſch vermag, gefaßt beſonnen,
Was ihm das Schickſal ſendet, ſtark zu leiden.

Das Bleibende.

Von dem, was Dichter voll Begeiſtrung ſangen,
Was ſie in freier Rede Fluß geſchrieben,
Iſt Weniges nur bis auf uns geblieben,
Unendliches iſt unter längſt gegangen.

Kann keine Dauer Geiſteswerk erlangen,
Kann Geiſteskraft auch nie in Nichts zerſtieben,
Das Werk iſt Blüthe nur, die ſie getrieben;
Die welkt, ihr bleibt ihr ſtrebendes Verlangen.

Wohin die körperloſe einſt entſchwebet,
Iſt zwar in ewgen Dunkels Nacht gehüllet;
Doch daß ſie aufwärts nicht vergebens ſtrebet,

Verbürgt die Glut, die hier ſchon in ihr lebet.
An neuem Stoffe ſie die Sehnſucht ſtillet,
Und neuer Born ihr hehren Fühlens quillet.

Licht der Liebe.

In Einem Punkte ſich zuſammendränget
Mein Leben, wie in ſeiner höchſten Blüthe;
Aus ihm entſprang dem ſtrebenden Gemüthe,
Woran es ſehnend bis zum Grabe hänget,

Und bis dahin es, dunkel eingeenget,
Sein Wollen zu entziffern bang ſich mühte:
Da kam mir ihre ſonnenmilde Güte,
Wie Thau der Flur, die Sirius Glut verſenget.

Wenn mir nun Stralen höhrer Klarheit glänzten,
Sie nur von ihres Schimmers Lichte ſtammten;
Denn mit den Glorien, die ſie umflammten,

Die Stirn mir ihre Hände huldreich kränzten;
Was zartren Urſprungs ſich in mir verkündet,
Hat ihrer Liebe Inbrunſt erſt entzündet.

Die Beglückteren.

Wenn ſich die Pappeln zu einander neigen,
Sie Liebliches ſich wohl vertraulich ſagen,
Vielleicht ſie, flüſternd, freudig ſich bezeigen,
Daß ſchweſterlich ſie darf der Boden tragen,

Daß ſchöngeordnet ſie, wie Jungfraunreigen,
Empor in freundlichem Vereine ragen,
Nicht, einſam trauernd, in die Lüfte ſteigen,
Dem öden Wind nicht ihre Sehnſucht klagen.

Wenn Bäume nah, geliebt und liebend, ſtehen,
Des Schickſals Looſe günſtiger ihnen wehen,
Als uns, die rauhe Stürme hart oft trennen.

Sie, feſtgewurzelt, frei die Kronen regen,
Sich an einander, ſüß geſchwätzig, legen
Und Scheidungsſchmerz allein im Tode kennen.

Weihe der Zeit.

Erhaben tönet erſt des Donners Rollen,
Wenn fern vom fürchterlichen Schlag man ſtehet,
In Wolkenbild der Nebel übergehet
Erſt, wenn man nicht von ihm iſt mehr umquollen.

Wenn ſich Geſtalt und Ton entfalten ſollen,
Muß man durch leeren Raum ſie fern erſpähen;
Denn auch im Leben ſcheint verwirrtes Drehen
Der Menſchen augenblicklich Thun und Wollen.

Nur in der Weltgeſchichte ruhger Klarheit
Erſchauet man der Vorzeit tiefe Wahrheit,
Wenn die Erſcheinung längſt entfloh den Sinnen;

Dann wann die Stille der Betrachtung ſieget,
Und Zug vor Zug zum Bild zuſammenfüget,
Kann ſie Geſtalt erſt vor dem Blick gewinnen.

Der Niagara.

Der Niagara über Felſen ſchäumet,
Und pfeilſchnell dann hinab zum Abgrund ſchießet;
In ſtiller Majeſtät nachher er fließet,
Da er den Pfad ſich ſiegreich aufgeräumet.

Des Helden Schritt auch Hinderniß nicht ſäumet,
Er ſeiner Kräfte ſtolzes Recht genießet,
Ihm widerſtehn ſich mit dem Leben büßet;
Er kühn verwirklicht, was er kühn geträumet.

Doch öffnet ſich dem Helden einſt die Erde,
Sein Loos iſt, daß er fortgeriſſen werde,
Wo keiner irdſchen Größe Glanz mehr ſchimmert.

Der Niagara brauſt durch Ewigkeiten,
Wie er gebrauſet in uralten Zeiten,
Eh' je ein Menſchenſchifflein ward gezimmert.

Der Orinoko.

Jahrtauſende der Orinoko fließet,
Und froh aufbrauſend ſich ins Meer ergießet;
Er rollend ſah in wechſelnden Geſtalten
Die Erd' und ihre Wohner ſich entfalten.

Des Tropfens Leben jeden Lauf beſchließet,
Er einmal nur des Meeres Pforten grüßet,
Kann in der Elemente wüſtem Walten
Oft nur als Duft ſich in dem Luftraum halten.

Der Menſchenſtrom ſich auch ſo fort beweget,
Allein die Einzelnen, aus deren Menge
Er doch beſteht, ſich kurz in ihm nur drehen,

Und in dem tiefen All dann untergehen.
Sie treibt des Ganzen toſendes Gedränge,
Und kein Herz fühlend jenem Ganzen ſchläget.

Der Miſſiſſippi.

Zum Meer des Miſſiſſippi Waſſer flogen,
Als nie noch hatte Menſchenwort geklungen,
Als die Natur von Dumpfheit lag bezwungen,
Und Ungebilde durch den Urwald zogen.

Die Gränzen waren noch nicht abgewogen,
Der große Streit war noch nicht ausgerungen,
Wie die Natur vom Geiſte ſoll durchdrungen
Maaß ſetzen ihrem eigenmächtgen Wogen.

Erſt mit des Menſchen in der Welt Erſcheinen
Die ewge Scheidewand ſich ſondernd ſetzte,
Wo vor der Elemente wildem Stürmen

Bewahret milder Gottheit huldreich Schirmen,
Wo Menſchenohr an Menſchenklang ſich letzte,
Und ſtarren Schmerz erweichte ſanftes Weinen.

Aphrodite.

Das Waſſer lieh mir ſeine dichte Hülle,
Als ich noch ſchlummernd lag im Meeresſchaume;
Es war, ihr wißt es, Götter, nicht mein Wille,
Herauf zu ſteigen zu des Aethers Raume.

Wie lieblich quoll der Welle weiche Fülle
Um meine Schwanenbruſt, und wie im Traume,
Genoß ich ſüß balſamiſch duftge Stille
Dort unter dem kryſtallnen Flutenſaume.

Hier im Olymp und auf der Menſchen Erde
Von Zwiſt, wie der in Aſche Ilien legte,
Durch Götterneid bedroht ich ewig werde.

Drum Liebe zu den Wellen fort ich hegte;
Und wo ich Künſtlerphantaſie anregte,
Sieht man mich meiſt in badender Geberde.

Der Jugend Genius.

Wer ſeiner Jugend treu bleibt durch das Leben,
Und hoch im Herzen achtet dieſe Treue,
Bewahret Einheit in des Geiſtes Streben,
Und kennt den Stachel niemals bittrer Reue.

Des Alters Bruſt noch die Gefühle heben,
Die heiligen der Jugend Blüthenweihe;
Der erſten Sehnſucht leiſes Wonneleben
Dem ganzen Daſein glänzt, wie Himmelsbläue.

Denn von den duftgen Lebenskränzen allen
Am duftigſten der Kranz der Jugend ſchwillet;
Bis hin zum Grabe Balſam ihm entquillet.

Die andren auf Momente nur gefallen.
Die Hand der Zeit ein Herz läßt unberühret,
Das fromm und treu der Jugend Genius führet.

Lea.

Dir war der Sturm der Leidenſchaften lieber,
Als Wehmuthsſchweigen tief im ſtillen Herzen,
Dein Weſen trieb dich in ihr lechend Fieber,
Und ſandte dir verzehrend ihre Schmerzen.

Allein die Leidenſchaft, die trüb' und trüber
Kann auch des Buſens reinen Himmel ſchwärzen,
Doch läuternd geht ins ganze Daſein über,
Wie Glut die Schlacke löst von edlen Erzen,

Sie war dir fremd; bald ſtürmend bald beklommen,
Biſt nie zum Seeleneinklang du gekommen,
Der die erhabenſten der Frauen ſchmücket.

Viel konnteſt denkend, fühlend du erringen,
Doch nie dich auf zu ihrer Größe ſchwingen,
Nie hat dich ihre Götterruh' erquicket.

Der ſüße Traum.

Wenn Traum, der lange ausblieb, wiederkehret,
Iſt er, wie altbewährter Freund, willkommen,
Der liebreich ſeinen Weg zu uns genommen,
Da lange ſeiner Nähe wir entbehret.

Doch wer ſo unſre nächtgen Freuden mehret,
Und wecket Funken, der ſchien ausgeglommen?
Und wem kann unſrer Sehnſucht Täuſchung frommen,
Daß er geliebtem Bild zu nahen wehret?

Giebts eine Traumwelt in des Dunkels Reichen,
Aus der herumzuwandern ſtill auf Erden,
Entlaſſen unſrer Freuden Schatten werden?

Dann können nicht wir mit dem Schickſal rechten.
Ach! läg' es in des Herzens eignen Mächten,
Nie würde ſie aus meinen Träumen weichen.

Freiheit und Zwang.

Der Menſch muß oft ein Joch ſich auferlegen,
Und ſich aus eigner Willenskraft bezwingen;
Der Selbſtbeherrſchung nur kann es gelingen,
Sich frei in richtgen Bahnen zu bewegen.

Denn Freiheit iſt nicht regelloſes Schwingen
Des Geiſtes; ſie, der Seele ſtiller Segen,
Iſt nicht, auch ſtrenger Feſſeln Zwang entgegen,
Wenn ſie kann ſelbſt in ſich den Sieg erringen.

Doch muß den Zügel ſchießen laſſend wieder
Er auch, des Zwangs vergeſſen, ſich erheben,
Dem Adler gleich, auf ſchwebendem Gefieder.

Wem Kraft Entſchluß und Selbſtverleugnung geben,
Ziehn nicht des Erdenſtoffs Gewichte nieder,
Er kann in Aetherhöhe ſicher leben.

Macht des Geiſtes.

Hülfloſigkeit dem Geiſte Spannung giebet,
Daß er des Weſens volle Kräfte übet;
Doch oft auch ſeine Kraft ſie niederdrücket,
Und alle Sehnen ſeines Muths umſtricket.

Des Starken Kraft bleibt heiter, ungetrübet,
Wenn vor dem Schickſal auch ſein Glück zerſtiebet;
An ſeiner Stärke Quell er ſich erquicket,
Harrt nicht auf das, was ihm der Himmel ſchicket.

Von weiſer Gottheit unſichtbaren Händen
Hat er, weß er bedarf, in ſich empfangen,
Und kann hervor aus ſich es ſelbſt nun ſpinnen.

Wenn auch des Lebens Ströme wechſelnd rinnen,
Muß doch er zum geſteckten Ziel gelangen,
An niemand Fodrung, als an ſich, zu wenden.

Hieroglyphen.

Wenn einem Volke ſinnreich es gelinget,
In Zeichen den Gedanken ſtumm zu hüllen,
Oft nach Jahrtauſenden hervor er ſpringet,
Noch ſpäter Nachwelt Wißbegier zu ſtillen.

Was ſo von Volk zu Volk ſich geiſtig ſchlinget,
Iſt überirdiſch ewges Wahrheitquillen,
Abhängig nicht von dem, was Menſch vollbringet,
Stark durch ſich ſelbſt, der Zeiten Raum zu füllen.

Denn gleich koſtbarer Steine edlen Minen,
Im Schooß der Zeit der Wahrheit Schätze liegen,
Und ſich des Munds der Sterblichen bedienen.

Was nun der Blöden Stimme wahr entſchallet,
Voll Kraft, des Irrthums Dunkel zu beſiegen,
Das her aus jener ewgen Tiefe hallet.

Griechiſche Sprache.

Der Völker Sprachen grübelnd zu vergleichen,
Heißt tief in ihres Geiſtes Weſen dringen;
Denn wie die Welt zu faſſen ſie erreichen,
So ſinnbegleitend ihre Töne klingen.

Das Leiſeſte muß finden ſchallend Zeichen,
Der Laut umſonſt nicht mit dem Geiſte ringen,
Und wie der Siegerwagen flüchtge Speichen,
Muß ſich der Rede Wechſelfügung ſchwingen.

Nicht alle Völker dieſes Ziel ereilen,
Nicht alle dieſes Sieges Palme theilen,
Doch Einem war dies hohe Loos beſchieden:

Dem Volk von der Pelasger altem Stamme
Entbrennete des Geiſtes heilge Flamme
Tonreich, wie keinem andren Volk hienieden.

Oreſt und Pylades.

In Pylades ſich immer gleicher Treue
Erfuhr Oreſt der ächten Freundſchaft Weihe;
Sorgſam in tiefer Bruſt von ihm getragen,
Fühlt' er das eigne Herz im Freunde ſchlagen.

Gequälet von des Muttermordes Reue,
Angſtvoll, ob Heilung ihm ein Gott verleihe,
In Freundes Bruſt ausgießend ſeine Klagen,
Empfand er minder hart der Schmerzen Nagen.

Doch herrlicher die Freundſchaft ſich erhebet,
Wenn nur der Seele ungetrübter Spiegel
Giebt der Begeiſterung des Freundes Flügel;

Wenn keiner hat dem anderen zu danken,
Nur die Gefühle ſich ſo dicht umranken,
Daß jeder in ſich doppelt Leben lebet.

Siſyphus.

Nicht Siſyphus im dunklen Reich der Schatten
Allein beſteht den Kampf mit eitlem Mühen,
Auch hier, wo Finſterniß und Licht ſich gatten,
Gewälzte Steine tückiſch oft entfliehen.

Der Starke ſcheuet nicht der Kraft Ermatten,
Nicht auf der Stirn des Arbeitsſchweißes Glühen.
Vollendet viel Herakles Arme hatten,
Und Lohn ſah er den muthgen Thaten blühen.

Doch Menſchenthat verlanget Götterſegen,
Sonſt kann auch leichten Stein ſie nicht bewegen,
Und Dinge giebt es, die kein Gott gewähret.

Was kühn zuſammen, grübelnd, wird gefüget,
Entblößt von Wahrheit, bald zertrümmert lieget,
Und ſich der Geiſt im eignen Thun verzehret.

Tod und Schlaf.

Der Tod ſich und der Schlaf, wie Brüder, gleichen,
Doch ſind durch mächtge Kluft ſie auch geſchieden:
Der Tod iſt ewig milder Seelenfrieden,
Der Schlaf entfliehet bei der Sterne Bleichen.

Sobald das Licht verdrängt die goldnen Zeichen,
Die Sorge kehrt, die ſchlafend man gemieden;
Des Schickſalsrades Wirbeldrehn hienieden
Die innre Ruh, die göttliche, muß weichen.

Im Schlafe noch ſich um den Menſchen ſtreiten
Das Leben, das ihn ſchreckt mit böſen Träumen,
Und jene Ruhe, die aus Himmelsräumen

Entzückende läßt an ihm niedergleiten.
Im Tode hat der Geiſt den Sieg errungen,
Und allen Erdengram in Ruh verſchlungen.

China.

Voll Eigenheiten iſt das Reich der Mitte,
Und ehern eingewohnt in alte Sitte;
Des Lautes Zeichen ſchreibend es verſchmähet,
Und nur nach dem Begriff, dem reinen, ſpähet.

Doch hemmt es ſelber ſeines Fortgangs Schritte,
Als wenn Verbeſſrung mit dem Guten ſtritte,
Und auch der Wahrheitforſchung zugedrehet,
Erreicht es nicht, was aus der Tiefe wehet.

Sein Dichten ſich in Künſtlichkeit verlieret,
Und von Despotenzwang zurückgedränget,
Der Rede ſtrömende Gewalt nicht rühret.

So doch das Volk das Menſchlichſte entbehret,
Und ſeinen Geiſt, verſchnörkelt und beenget,
In weſenloſer Kleinlichkeit verzehret.

Mars.

Von der, die traulich nah dir ſtand, geſchieden
Sitzeſt du da, mit ernſtgefärbtem Blicke,
Als wenn zurück du nach entwichnem Glücke
Schauteſt, wie Menſchen müſſen oft hienieden.

Du fühlſt nicht Kampfluſt mehr im Buſen ſieden,
Dich kümmern nicht der Throne Wehgeſchicke.
Daß alle Erdgeſchlechte Ruh entzücke,
Tauchſt du die Bruſt in tiefen, ſtillen Frieden.

Zu deinen Füßen Amor ſchalkhaft ſpielet,
Allein dein Herz nicht ſeine Pfeile fühlet,
Du willſt nicht laſſen neue Liebe keimen.

Nur einzig ſehnſuchtsvoll in die verſenket,
Die dich mit ihrem Nektar ſüß getränket,
Lebſt du mit ihr vereint in goldnen Träumen.

Bei Sternenſchein.

In meines Lebens glückbekränzten Tagen,
Nach ſonndurchglühter Stunden Sommerſchwüle,
In thauumquollner, nächtig heitrer Kühle
Bei Sternenſchein, wir oft im Fenſter lagen.

Bald weckten, die ihr Licht uns fernher tragen,
Der Leu, die Jungfrau, unſrer Bruſt Gefühle,
Bald ruhten wir auf Vegas Saitenſpiele,
Arkturus Glanz, des Nordens goldnem Wagen.

Die Treugeſinnten um den Pol ſich drehen
Um niemals, uns verlaſſend, fern zu ſtehen.
So ſtralen dort des Herzens Doppeltriebe:

Im ruhgen Pol das ſtille Glück der Liebe,
Im Wandelſtern die ſchweifenden Verlangen,
Die an des Wiederſehens Hofnung hangen.

Betrachtung.

Auf Marmor hab' ich ſicher euch gegründet,
Daß euch der Stand vor jedem Unfall wahre,
Ihr Bilder, die durch lange Lebensjahre
Mir habt die Bruſt mit ſüßer Luſt entzündet.

Den Genius ihr jener Zeit verkündet,
Die, daß ſie keinen Ruhm der Nachwelt ſpare,
Und Größres Helios nichts, als ſie, erfahre,
Mit Erdendaſein himmliſches verbindet.

Stumm ſaß ich oft vor euch, und ſtumm verlaſſen
Nun werd' ich euch, wenn mich das Grab empfänget.
An Phöbus Stralen eure Schönheit hänget,

Der Menſch in Grabesnacht kann ſie nicht faſſen:
Die irdſchen Sinne ſind von ihm gewichen,
Den himmliſchen iſt euer Reiz verblichen.

Mars.

Ich liebe kein olympiſches Gebilde
So ſehr als, ruhger Kriegsgott, deine Züge.
Du trägſt die Spur der großerkämpften Siege
Nur in erhabner Stille Göttermilde.

Du gern durchwandelſt Paphos Luſtgefilde
Doch ſind ſie dir nicht eitler Träume Wiege,
Und gegen Amors flatterhafte Lüge
Dient dir der Ernſt der Stirn zum ſichern Schilde.

Als Griechengeiſt ſich in geweihter Stunde
Auf tief erforſchter Wahrheit feſtem Grunde
Mit kühnem Fluge hatt' emporgeſchwungen,

Wo Größe ſteht mit Reiz in treuem Bunde
Und Menſchlichkeit von Gottheit wird durchdrungen,
War edlem Meißel dieſes Bild gelungen.

Spes.

Ich lieb' euch, meiner Wohnung ſtille Mauern,
Und habe euch mit Liebe aufgebauet;
Wenn man des Wohners Sinn im Hauſe ſchauet,
Wird lang nach mir in euch noch meiner dauern.

Vor Augen ſeh' ich hier Hermias lauern,
Ob Schlaf der Io-Wächter ſchon umgrauet,
Den Gallier, der ſein Weib, von Blut umthauet,
Hinſinkend ſterben ſieht mit Wehmuthsſchauern;

Vor allen dich aus der Olympier Kreiſe,
Dich, ſüße Hofnung, die, nach Genius Weiſe,
Du Balſam mildernd gießeſt in die Wunden,

Und lehrſt die Bruſt in ſtillen Ernſtes Stunden,
Daß von der Sehnſucht Schmerz der Tag befreiet,
Der Menſchen Daſein endet und erneuet.

Frühlingswiederkehr.

Wenn ſich im Lenz der Bäume Knospen dehnen,
Und Blätter zu entfalten ſich bereiten,
Ergreiſt die Bruſt ein ſüß hinſchmelzend Sehnen,
Und innrer Drang und äußre Enge ſtreiten.

Doch — kann das dumpfe, ahndungsvolle Wähnen
Zu lichter Klarheit ſich hervorarbeiten —
Iſt's, wie man Zug von weißbeſchwingten Schwänen
Man ſiehet breiten Strom hinuntergleiten.

Denn aus des tiefſten Buſens glühndem Schwellen,
Wie aus des Himmels reinen Silberquellen,
Dann die Gefühle ewger Liebe fließen;

Und wenn auch Schnee ſich um die Schläfe leget,
Dieſelbe Sehnſucht doch geheim ſich reget
Mit jedem Jahr, wie neu die Blumen ſprießen.

Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Von Herrn Wilhelm v. Humboldt *).

Die Aufgabe des Geschichtschreibers ist die Darstellung des Geschehenen. Je reiner und vollständiger ihm diese gelingt, desto vollkommener hat er jene gelöst. Die einfache Darstellung ist zugleich die erste, unerlaſsliche Forderung seines Geschäfts, und das Höchste, was er zu leisten vermag. Von dieser Seite betrachtet, scheint er nur auffassend und wiedergebend, nicht selbstthätig und schöpferisch.

Das Geschehene aber ist nur zum Theil in der Sinnenwelt sichtbar, das Uebrige muſs hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden. Was davon erscheint, ist zerstreut, abgerissen, vereinzelt; was dies Stückwerk verbindet, das Einzelne in sein wahres Licht stellt, dem Ganzen Gestalt giebt, bleibt der unmittelbaren Beobachtung entrückt. Sie kann nur die einander begleitenden, und auf einander folgenden Umstände wahrnehmen, nicht den innern ursachlichen Zusammenhang selbst, auf dem doch allein auch die innere Wahrheit beruht. Wenn man die unbedeutendste Thatsache zu erzählen versucht, aber streng nur das sagen will, was sich wirklich zugetragen hat, so bemerkt man bald, wie, ohne die höchste Vorsicht im Wählen und Abmessen der Ausdrücke, sich überall kleine Bestimmungen über das Vorgegangene hinaus einmischen, woraus Falschheiten oder Unsicherheiten entstehen. Selbst die Sprache trägt dazu bei, da ihr, die aus der ganzen Fülle des Gemüths quillt, oft Ausdrücke fehlen, die von allen Ne-

---

*) Vorgelesen den 12. April 1821.

benbegriffen frei sind. Daher ist nichts so selten, als eine buchstäblich wahre Erzählung, nichts so sehr der Beweis eines gesunden, wohlgeordneten, rein absondernden Kopfes, und einer freien, objektiven Gemüthsstimmung; daher gleicht die historische Wahrheit gewissermaſsen den Wolken, die erst in der Ferne vor den Augen Gestalt erhalten; und daher sind die Thatsachen der Geschichte in ihren einzelnen verknüpfenden Umständen wenig mehr, als die Resultate der Ueberlieferung und Forschung, die man übereingekommen ist, für wahr anzunehmen, weil sie, am meisten wahrscheinlich in sich, auch am besten in den Zusammenhang des Ganzen passen.

Mit der nackten Absonderung des wirklich Geschehenen ist aber noch kaum das Gerippe der Begebenheit gewonnen. Was man durch sie erhält, ist die nothwendige Grundlage der Geschichte, der Stoff zu derselben, aber nicht die Geschichte selbst. Dabei stehen bleiben, hieſse die eigentliche, innere, in dem ursachlichen Zusammenhang gegründete Wahrheit einer äuſseren, buchstäblichen, scheinbaren aufopfern, gewissen Irrthum wählen, um noch ungewisser Gefahr des Irrthums zu entgehen. Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder Thatsache, und diesen muſs daher der Geschichtschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigner Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit bloſser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte. Auf verschiedene Weise, aber eben so wohl, als der Dichter, muſs er das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen verarbeiten.

Es mag bedenklich scheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unläugbar eine verwandte. Denn wenn der erstere, nach dem Vorigen, die Wahrheit des Geschehenen durch die Darstellung nicht anders erreicht, als indem er das Unvollständige und Zerstückelte der unmittelbaren Beobachtung ergänzt und verknüpft, so kann er dies, wie der Dichter, nur durch die Phantasie. Da er aber diese der Erfahrung und der Ergründung der Wirklichkeit unterordnet, so liegt darin der, jede Gefahr aufhebende, Unterschied. Sie wirkt in dieser Unterordnung nicht als reine Phantasie, und heiſst darum richtiger Ahndungsvermögen und Verknüpfungsgabe. Doch wäre hiermit allein der Geschichte noch ein zu niedriger Standpunkt angewiesen. Die Wahrheit des Geschehenen scheint wohl einfach, ist aber das Höchste, was gedacht werden kann. Denn wenn sie ganz errungen würde, so läge in ihr enthüllt, was alles Wirkliche, als eine nothwendige Kette, bedingt. Nach dem Nothwendigen muſs daher auch der Geschichtschreiber streben, nicht den Stoff, wie der Dichter, unter die Herrschaft der Form der Nothwendigkeit geben, aber die Ideen, welche ihre Gesetze sind, unverrückt im Geiste behalten, weil er, nur von ihnen durchdrungen, ihre Spur bei der reinen Erforschung des Wirklichen in seiner Wirklichkeit finden kann.

Der Geschichtschreiber umfaſst alle Fäden irdischen Wirkens und alle Gepräge überirdischer Ideen; die Summe des Daseins ist, näher oder entfernter, der Gegenstand seiner Bearbeitung, und er muſs daher auch alle Richtungen des Geistes verfolgen. Spekulation, Erfahrung und Dichtung sind aber nicht abgesonderte, einander entgegengesetzte und beschränkende Thätigkeiten des Geistes, sondern verschiedene Strahlseiten derselben.

Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, partheilose, kritische Ergründung des Geschehenen, und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren. Wer nur dem ersten dieser Wege folgt, verfehlt das Wesen der Wahrheit selbst; wer dagegen gerade diesen über dem zweiten vernachlässigt, läuft Gefahr sie im Einzelnen zu verfälschen. Auch die schlichte Naturbeschreibung kommt nicht aus mit der Herzählung und Schilderung der Theile, dem Messen der Seiten und Winkel; es liegt noch ein lebendiger Hauch auf dem Ganzen, es spricht ein innerer Charakter aus ihm, die sich beide nicht messen, nicht bloſs beschreiben lassen. Auch sie wird zu dem zweiten Mittel zurückgedrängt, welches für sie die Vorstellung der Form des allgemeinen und individuellen Daseins der Naturkörper ist. Es soll, auch in der Geschichte, durch jenen zweiten Weg nichts Einzelnes gefunden, noch weniger etwas hinzugedichtet werden. Der Geist soll nur dadurch, daſs er sich die Form alles Geschehenden zu eigen macht, den wirklich erforschbaren Stoff besser verstehen, mehr in ihm erkennen lernen, als es die bloſse Verstandesoperation vermag. Auf diese Assimilation der forschenden Kraft und des zu erforschenden Gegenstandes kommt allein alles an. Je tiefer der Geschichtsforscher die Menschheit und ihr Wirken durch Genie und Studium begreift, oder je menschlicher er durch Natur und Umstände gestimmt ist, und je reiner er seine Menschlichkeit walten läſst, desto vollständiger löst er die

Aufgabe seines Geschäfts. Dies beweisen die Chroniken. Bei vielen entstellten Thatsachen, und manchen sichtbaren Mährchen kann den guten unter ihnen niemand einen Grund gerade der ächtesten historischen Wahrheit absprechen. An sie schlieſsen sich die älteren unter den sogenannten Memoiren an, obgleich die enge Beziehung auf das Individuum in ihnen schon oft der allgemeinen auf die Menschheit Eintrag thut, den die Geschichte, auch bei Bearbeitung eines einzelnen Punktes, fordert.

Auſserdem daſs die Geschichte, wie jede wissenschaftliche Beschäftigung, vielen untergeordneten Zwecken dient, ist ihre Bearbeitung nicht weniger, als Philosophie und Dichtung, eine freie, in sich vollendete Kunst. Das ungeheure Gewühl der sich drängenden Weltbegebenheiten, zum Theil hervorgehend aus der Beschaffenheit des Erdbodens, der Natur der Menschheit, dem Charakter der Nationen und Individuen, zum Theil wie aus dem Nichts entsprungen, und wie durch ein Wunder gepflanzt, abhängig von dunkel geahndeten Kräften, und sichtbar durchwaltet von ewigen, tief in der Brust der Menschen gewurzelten Ideen, ist ein Unendliches, das der Geist niemals in Eine Form zu bringen vermag, das ihn aber immer reizt, es zu versuchen, und ihm Stärke giebt, es theilweise zu vollenden. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit, von einem dergestalt auf den Gegenstand gerichteten Gemüth empfunden, daſs sich die Ansichten, Gefühle und Ansprüche der Persönlichkeit darin verlieren und auflösen. Diese Stimmung hervorzubringen und zu nähren, ist der letzte Zweck des Geschichtschreibers, den er aber nur dann erreicht, wenn er seinen nächsten, die einfache Darstellung des Geschehenen, mit gewissenhafter Treue verfolgt.

Denn der Sinn für die Wirklichkeit ist es, den er zu wecken und zu beleben bestimmt ist, und sein Geschäft wird subjektiv durch die Entwicklung dieses Begriffs, so wie objektiv durch den der Darstellung umschrieben. Jede geistige Bestrebung, durch welche auf den ganzen Menschen gewirkt wird, besitzt etwas, das man ihr Element, ihre wirkende Kraft, das Geheimniſs ihres Einflusses auf den Geist nennen kann, und was von den Gegenständen, die sie in ihren Kreis zieht, so sichtbar verschieden ist, daſs sie oft nur dienen, dieses auf neue und veränderte Weise vor das Gemüth zu bringen. In der Mathematik ist dies die Isolirung auf

Zahl und Linie, in der Metaphysik die Abstraktion von aller Erfahrung, in der Kunst die wundervolle Behandlung der Natur, daſs Alles aus ihr genommen scheint, und doch nichts auf gleiche Weise in ihr gefunden wird. Das Element, worin sich die Geschichte bewegt, ist der Sinn für die Wirklichkeit, und in ihm liegen das Gefühl der Flüchtigkeit des Daseins in der Zeit, und der Abhängigkeit von vorhergegangenen und begleitenden Ursachen, dagegen das Bewuſstsein der innern geistigen Freiheit, und das Erkennen der Vernunft, daſs die Wirklichkeit, ihrer scheinbaren Zufälligkeit ungeachtet, dennoch durch innre Nothwendigkeit gebunden ist. Wenn man im Geist auch nur Ein Menschenleben durchläuft, wird man von diesen verschiedenen Momenten, durch welche die Geschichte anregt und fesselt, ergriffen, und der Geschichtschreiber muſs, um die Aufgabe seines Geschäftes zu lösen, die Begebenheiten so zusammen stellen, daſs sie das Gemüth auf ähnliche Weise, als die Wirklichkeit selbst, bewegen.

Von dieser Seite ist die Geschichte dem handelnden Leben verwandt. Sie dient nicht sowohl durch einzelne Beispiele des zu Befolgenden, oder Verhütenden, die oft irre führen, und selten belehren. Ihr wahrer und unermeſslicher Nutzen ist es, mehr durch die Form, die an den Begebenheiten hängt, als durch sie selbst, den Sinn für die Behandlung der Wirklichkeit zu beleben und zu läutern; zu verhindern, daſs er nicht in das Gebiet bloſser Ideen überschweife, und ihn doch durch Ideen zu regieren; auf dieser schmalen Mittelbahn aber dem Gemüth gegenwärtig zu erhalten, daſs es kein andres erfolgreiches Eingreifen in den Drang der Begebenheiten giebt, als mit hellem Blick das Wahre in der jedesmal herrschenden Ideenrichtung zu erkennen, und sich mit festem Sinn daran anzuschlieſsen.

Diese innere Wirkung muſs die Geschichte immer hervorbringen, was auch ihr Gegenstand sein möge, ob sie ein zusammenhängendes Gewebe von Begebenheiten, oder eine einzelne erzähle. Der Geschichtschreiber, der dieses Namens würdig ist, muſs jede Begebenheit als Theil eines Ganzen, oder, was dasselbe ist, an jeder die Form der Geschichte überhaupt darstellen.

Dies führt auf die genauere Entwicklung des Begriffs der von ihm geforderten Darstellung. Das Gewebe der Begebenheiten liegt in scheinbarer Verwirrung, nur chronologisch und geographisch gesondert, vor ihm da. Er muſs das Nothwendige vom Zufälligen trennen, die innere Folge aufdecken, die wahrhaft wirkenden Kräfte sichtbar machen, um seiner Darstellung die Gestalt zu geben, auf der nicht etwa ein eingebildeter, oder entbehrlicher philosophischer Werth, oder ein dichterischer Reiz derselben, sondern ihr erstes und wesentlichstes Erfordernifs, ihre Wahrheit und Treue beruht. Denn man erkennt die Begebenheiten nur halb, oder entstellt, wenn man bei ihrer oberflächlichen Erscheinung stehen bleibt, ja der gewöhnliche Beobachter mischt ihnen alle Augenblicke Irrthümer und Falschheiten bei. Diese werden nur durch die wahre Gestalt verscheucht, die sich allein dem von Natur glücklichen, und durch Studium und Uebung geschärften Blick des Geschichtforschers enthüllt. Wie hat er es nun anzufangen, um hierin glücklich zu sein?

Die historische Darstellung ist, wie die künstlerische, Nachahmung der Natur. Die Grundlage von beiden ist das Erkennen der wahren Gestalt, das Herausfinden des Nothwendigen, die Absonderung des Zufälligen. Es darf uns daher nicht gereuen, das leichter erkennbare Verfahren des Künstlers auf das, mehr Zweifeln unterworfne des Geschichtschreibers anzuwenden.

Die Nachahmung der organischen Gestalt kann auf einem doppelten Wege geschehen; durch unmittelbares Nachbilden der äufseren Umrisse, so genau Auge und Hand es vermögen, oder von innen heraus, durch vorhergängiges Studium der Art, wie die äufseren Umrisse aus dem Begriff und der Form des Ganzen entstehen, durch die Abstrahirung ihrer Verhältnisse, durch eine Arbeit, vermittelst welcher die Gestalt erst ganz anders, als der unkünstlerische Blick sie wahrnimmt, erkannt, dann von der Einbildungskraft dergestalt aufs neue geboren wird, dafs sie, neben der buchstäblichen Uebereinstimmung mit der Natur, noch eine andere, höhere Wahrheit in sich trägt. Denn der gröfste Vorzug des Kunstwerks ist, die in der wirklichen Erscheinung verdunkelte, innere Wahrheit der Gestalten offenbar zu machen. Die beiden eben genannten Wege sind durch alle Zeiten und alle Gattungen hindurch die Kriterien der falschen und ächten Kunst. Es giebt zwei, der Zeit und der Lage nach, sehr weit von einander entfernte Völker, die aber beide für uns Anfangspunkte der Kultur bezeichnen, die Aegypter und Mexikaner, an welchen dieser Unterschied überaus sichtbar ist. Man hat, und mit Recht, mehrfache Aehnlichkeiten zwischen beiden gezeigt, beide mufsten über die furchtbare Klippe aller Kunst hinweg, dafs sie das Bild zum Schriftzeichen gebrauchten, und in den Zeichnungen der letzteren findet sich auch nicht Eine richtige Ansicht der Gestalt, da bei den ersteren in der unbedeutendsten Hieroglyphe Styl ist *). Sehr natürlich. In den mexikanischen Zeichnungen ist kaum eine Spur von Erahnung innerer Form, oder Kenntniſs organischen Baues, alles geht also auf Nachahmung der äuſseren Gestalt hinaus. Nun aber muſs der Versuch des Verfolgens der äuſseren Umrisse der unvollkommenen Kunst gänzlich miſslingen, und alsdann zur Verzerrung führen, da hingegen das Aufsuchen des Verhältnisses und Ebenmaſses auch aus der Unbehülflichkeit der Hand und der Werkzeuge hervorleuchtet.

Wenn man den Umriſs der Gestalt von innen heraus verstehen will, muſs man auf die Form überhaupt, und auf das Wesen des Organismus zurückgehn, also auf Mathematik und Naturkunde. Diese giebt den Begriff, jene die Idee der Gestalt. Zu Beidem muſs, als Drittes, Verknüpfendes, der Ausdruck der Seele, des geistigen Lebens hinzukommen. Die reine Form aber, wie sie sich darstellt in der Symmetrie der Theile, und dem Gleichgewicht der Verhältnisse, ist das Wesentlichste, und auch das Früheste, da der noch frische, jugendliche Geist mehr von der reinen Wissenschaft angezogen wird, diese auch eher durchzubrechen vermag, als die, mancherlei Vorbereitung fordernde der Erfahrung. Dies ist an den ägyptischen und griechischen Bildwerken offenbar. Aus allen tritt zuerst Reinheit und Strenge der Form, die kaum Härte fürchtet, hervor, die Regelmäſsigkeit der Kreise und Halbkreise, die Schärfe der Winkel, die Bestimmtheit der Linien; auf diesem sichern Grund erst ruht der übrige äuſsere Umriſs. Wo noch die genauere Kenntniſs der organischen Bildung fehlt,

---

*) Es kam hier nur darauf an, das über die Kunst Gesagte mit einem Beispiele zu belegen; ich bin daher weit entfernt, hierdurch ein entscheidendes Urtheil über die Mexikaner zu fällen. Es giebt sogar Bildwerke von ihnen, wie der von meinem Bruder mitgebrachte Kopf im hiesigen Königlichen Museum, welche ein günstigeres Zeugniſs über ihre Kunstfertigkeit fällen lassen. Wenn man bedenkt, wie wenig hoch hinauf unsre Kenntniſs der Mexikaner geht, und welches geringe Alter die Gemälde haben, die wir kennen, so wäre es sehr gewagt, ihre Kunst nach demjenigen zu beurtheilen, was sehr leicht aus den Zeiten ihres äuſsersten Verfalls herrühren kann. Daſs Ausgeburten der Kunst sogar neben ihrer höchsten Ausbildung bestehen können, ist mir ungemein auffallend an kleinen bronzenen Figuren gewesen, die man in Sardinien findet, denen man wohl ansieht, daſs sie von Griechen oder Römern herstammen, die aber in der Unrichtigkeit der Verhältnisse den mexikanischen nichts nachgeben. Eine Sammlung dieser Art findet sich im Collegium Romanum in Rom. Es ist auch aus andern Gründen wahrscheinlich, daſs die Mexikaner in einer früheren Zeit und in einer andern Gegend, auf einer viel höhern Stufe der Bildung standen; selbst die historischen, in den Werken meines Bruders sorgfältig gesammelten, und mit einander verglichenen Spuren ihrer Wanderungen deuten darauf hin.

ist dies schon in strahlender Klarheit vorhanden, und als der Künstler auch ihrer Meister geworden war, als er flieſsende Anmuth zu verleihen, göttlichen Ausdruck einzuhauchen verstand, wäre es ihm nie eingefallen, durch diese zu reizen, wenn er nicht für Jenes gesorgt hätte. Das Unerlaſsliche blieb ihm auch das Erste und Höchste.

Alle Mannigfaltigkeit und Schönheit des Lebens hilft daher dem Künstler nicht, wenn ihr nicht in der Einsamkeit seiner Phantasie die begeisternde Liebe zur reinen Form gegenüber steht. Dadurch wird es begreiflich, wie die Kunst gerade in einem Volk entstand, dessen Leben wohl nicht das beweglichste und anmuthigste war, das sich schwerlich durch Schönheit auszeichnete, dessen tiefer Sinn aber sich früh auf Mathematik und Mechanik wandte, das an ungeheuren, sehr einfachen, aber streng regelmäſsigen Gebäuden Geschmack fand, das diese Architektonik der Verhältnisse auch auf die Nachahmung der menschlichen Gestalt übertrug, und dem sein hartes Material das Element jeder Linie streitig machte. Die Lage des Griechen war in allem verschieden; reizende Schönheit, ein reich bewegtes, zuweilen selbst regelloses Leben, eine mannigfaltige, üppige Mythologie umgaben ihn, und sein Meiſsel gewann dem bildsamen Marmor, ja in der ältesten Zeit dem Holze, leicht jede Gestalt ab. Desto mehr ist die Tiefe und der Ernst seines Kunstsinns zu bewundern, daſs er, ungeachtet aller dieser Lockungen zu oberflächlicher Anmuth, die ägyptische Strenge nur noch durch gründlichere Kenntniſs des organischen Baues erhöhte.

Es mag sonderbar scheinen, zur Grundlage der Kunst nicht ausschlieſsend den Reichthum des Lebens, sondern zugleich die Trockenheit mathematischer Anschauung zu machen. Aber es bleibt darum nicht minder wahr, und der Künstler bedürfte nicht der beflügelnden Kraft des Genies, wenn er nicht bestimmt wäre, den tiefen Ernst streng beherrschender Ideen in die Erscheinung freien Spiels umzuwandeln. Es liegt aber auch ein fesselnder Zauber in der bloſsen Anschauung der mathematischen Wahrheiten, der ewigen Verhältnisse des Raumes und der Zeit, sie mögen sich nun an Tönen, Zahlen oder Linien offenbaren. Ihre Betrachtung gewährt durch sich selbst eine ewig neue Befriedigung in der Entdeckung immer neuer Verhältnisse, und sich immer vollkommen lösender Aufgaben. In uns schwächt nur den Sinn für die Schönheit der Form reiner Wissenschaft zu frühe und vielfache Anwendung.

Die

Die Nachahmung des Künstlers geht also von Ideen aus, und die Wahrheit der Gestalt erscheint ihm nur vermittelst dieser. Dasselbe muſs, da in beiden Fällen die Natur das Nachzuahmende ist, auch bei der historischen statt finden, und es fragt sich nur, ob und welche Ideen es giebt, die den Geschichtschreiber zu leiten im Stande sind?

Hier aber fordert das weitere Vorschreiten groſse Behutsamkeit, damit nicht schon die bloſse Erwähnung von Ideen die Reinheit der geschichtlichen Treue verletze. Denn wenn auch der Künstler und Geschichtschreiber beide darstellend und nachahmend sind, so ist ihr Ziel doch durchaus verschieden. Jener streift nur die flüchtige Erscheinung von der Wirklichkeit ab, berührt sie nur, um sich aller Wirklichkeit zu entschwingen; dieser sucht bloſs sie, und muſs sich in sie vertiefen. Allein gerade darum, und weil er sich nicht begnügen kann bei dem losen äuſsern Zusammenhange des Einzelnen, sondern zu dem Mittelpunkt gelangen muſs, aus dem die wahre Verkettung verstanden werden kann, so muſs er die Wahrheit der Begebenheit auf einem ähnlichen Wege suchen, als der Künstler die Wahrheit der Gestalt. Die Ereignisse der Geschichte liegen noch viel weniger, als die Erscheinungen der Sinnenwelt, so offen da, daſs man sie rein abzulesen vermöchte; ihr Verständniſs ist nur das vereinte Erzeugniſs ihrer Beschaffenheit und des Sinnes, den der Betrachter hinzubringt, und wie bei der Kunst, läſst sich auch bei ihnen nicht Alles durch bloſse Verstandesoperation, eines aus dem andern logisch herleiten, und in Begriffe zerlegen; man faſst das Rechte, das Feine, das Verborgne nur auf, weil der Geist richtig, es aufzufassen, gestimmt ist. Auch der Geschichtschreiber, wie der Zeichner, bringt nur Zerrbilder hervor, wenn er bloſs die einzelnen Umstände der Begebenheiten, sie so, wie sie sich scheinbar darstellen, an einander reihend, aufzeichnet; wenn er sich nicht strenge Rechenschaft von ihrem innern Zusammenhange giebt, sich die Anschauung der wirkenden Kräfte verschaft, die Richtung, die sie gerade in einem bestimmten Augenblick nehmen, erkennt, der Verbindung beider mit dem gleichzeitigen Zustand, und den vorhergegangenen Veränderungen nachforscht. Um dies aber zu können, muſs er mit der Beschaffenheit, dem Wirken, der gegenseitigen Abhängigkeit dieser Kräfte überhaupt vertraut sein, wie die vollständige Durchschauung des Besondern immer die Kenntniſs des Allgemeinen voraussetzt, unter dem es begriffen ist. In diesem Sinn muſs das Auffassen des Geschehenen von Ideen geleitet sein.

Es versteht sich indeſs freilich von selbst, daſs diese Ideen aus der Fülle der Begebenheiten selbst hervorgehen, oder genauer zu reden, durch die mit ächt historischem Sinn unternommene Betrachtung derselben im Geist entspringen, nicht der Geschichte, wie eine fremde Zugabe, geliehen werden müssen, ein Fehler, in welchen die sogenannte philosophische Geschichte leicht verfällt. Ueberhaupt droht der historischen Treue viel mehr Gefahr von der philosophischen, als der dichterischen Behandlung, da diese wenigstens dem Stoff Freiheit zu lassen gewohnt ist. Die Philosophie schreibt den Begebenheiten ein Ziel vor; dies Suchen nach Endursachen, man mag sie auch aus dem Wesen des Menschen und der Natur selbst ableiten wollen, stört und verfälscht alle freie Ansicht des eigenthümlichen Wirkens der Kräfte. Die teleologische Geschichte erreicht auch darum niemals die lebendige Wahrheit der Weltschicksale, weil das Individuum seinen Gipfelpunkt immer innerhalb der Spanne seines flüchtigen Daseins finden muſs, und sie daher den letzten Zweck der Ereignisse nicht eigentlich in das Lebendige setzen kann, sondern es in gewissermaſsen todten Einrichtungen, und dem Begriff eines idealen Ganzen sucht; sei es in allgemein werdendem Anbau und Bevölkerung des Erdbodens, in zunehmender Kultur der Völker, in innigerer Verbindung aller, in endlicher Erreichung eines Zustandes der Vollkommenheit der bürgerlichen Gesellschaft, oder in irgend einer Idee dieser Art. Von allem diesem hängt zwar unmittelbar die Thätigkeit und Glückseligkeit der Einzelnen ab, allein was jede Generation davon, als durch alle vorigen errungen, empfängt, ist nicht Beweis, und nicht einmal immer gleich bildender Uebungsstoff ihrer Kraft. Denn auch was Frucht des Geistes und der Sinnesart ist, Wissenschaft, Kunst, sittliche Einrichtung, verliert das Geistige, und wird zur Materie, wenn nicht der Geist es immer von neuem belebt. Alle diese Dinge tragen die Natur des Gedankens an sich, der nur erhalten werden kann, indem er gedacht wird.

Zu den wirkenden und schaffenden Kräften also hat sich der Geschichtschreiber zu wenden. Hier bleibt er auf seinem eigenthümlichen Gebiet. Was er thun kann, um zu der Betrachtung der labyrinthisch verschlungenen Begebenheiten der Weltgeschichte, in seinem Gemüthe eingeprägt, die Form mitzubringen, unter der allein ihr wahrer Zusammenhang erscheint, ist, diese Form von ihnen selbst abzuziehen. Der Widerspruch, der hierin zu liegen scheint, verschwindet bei näherer Betrachtung. Jedes Begreifen einer Sache setzt, als Bedingung seiner Möglichkeit, in dem Begreifenden schon ein Analogon des nachher wirklich Begriffenen voraus, eine vorhergängige, ursprüngliche Uebereinstimmung zwischen dem Subjekt und Objekt. Das Begreifen ist keineswegs ein bloſses Entwickeln aus dem ersteren, aber auch kein bloſses Entnehmen vom letzteren, sondern beides zugleich. Denn es besteht allemal in der Anwendung eines früher vorhandenen Allgemeinen auf ein neues Besondres. Wo zwei Wesen durch gänzliche Kluft getrennt sind, führt keine Brücke der Verständigung von einem zum andern, und um sich zu verstehen, muſs man sich in einem andern Sinn schon verstanden haben. Bei der Geschichte ist diese vorgängige Grundlage des Begreifens sehr klar, da Alles, was in der Weltgeschichte wirksam ist, sich auch in dem Innern des Menschen bewegt. Je tiefer daher das Gemüth einer Nation alles Menschliche empfindet, je zarter, vielseitiger und reiner sie dadurch ergriffen wird, desto mehr hat sie Anlage, Geschichtschreiber im wahren Sinne des Worts zu besitzen. Zu dem so Vorbereiteten muſs die prüfende Uebung hinzukommen, welche das Vorempfundene an dem Gegenstand berichtigend versucht, bis durch diese wiederholte Wechselwirkung die Klarheit zugleich mit der Gewiſsheit hervorgeht.

Auf diese Weise entwirft sich der Geschichtschreiber durch das Studium der schaffenden Kräfte der Weltgeschichte ein allgemeines Bild der Form des Zusammenhanges aller Begebenheiten, und in diesem Kreis liegen die Ideen, von denen im vorigen die Rede war. Sie sind nicht in die Geschichte hineingetragen, sondern machen ihr Wesen selbst aus. Denn jede todte und lebendige Kraft wirkt nach den Gesetzen ihrer Natur, und Alles, was geschieht, steht, dem Raum und der Zeit nach, in unzertrennlichem Zusammenhange.

In diesem erscheint die Geschichte, wie mannigfaltig und lebendig sie sich auch vor unserm Blicke bewegt, doch wie ein todtes, unabänderlichen Gesetzen folgendes, und durch mechanische Kräfte getriebenes Uhrwerk. Denn eine Begebenheit erzeugt die andre, Maſs und Beschaffenheit jeder Wirkung wird durch ihre Ursach gegeben, und selbst der frei scheinende Wille des Menschen findet seine Bestimmung in Umständen, die längst vor seiner Geburt, ja vor dem Werden der Nation, der er angehört, unabänderlich angelegt waren. Aus jedem einzelnen Moment die ganze Reihe der Vergangenheit, und selbst der Zukunft berechnen zu können, scheint nicht in sich, sondern nur wegen mangelnder Kenntniſs einer Menge von

Zwischengliedern unmöglich. Allein es ist längst erkannt, daſs das ausschlieſsende Verfolgen dieses Wegs gerade abführen würde von der Einsicht in die wahrhaft schaffenden Kräfte, daſs in jedem Wirken, bei dem Lebendiges im Spiel ist, gerade das Hauptelement sich aller Berechnung entzieht, und daſs jenes scheinbar mechanische Bestimmen doch ursprünglich frei wirkenden Impulsen gehorcht.

Es muſs also, neben dem mechanischen Bestimmen einer Begebenheit durch die andre, mehr auf das eigenthümliche Wesen der Kräfte gesehen werden, und hier ist die erste Stufe ihr physiologisches Wirken. Alle lebendigen Kräfte, der Mensch wie die Pflanze, die Nationen wie das Individuum, das Menschengeschlecht wie die einzelnen Völker, ja selbst die Erzeugnisse des Geistes, so wie sie auf einem, in einer gewissen Folge fortgesetzten Wirken beruhen, wie Litteratur, Kunst, Sitten, die äuſsere Form der bürgerlichen Gesellschaft, haben Beschaffenheiten, Entwicklungen, Gesetze mit einander gemein. So das stufenweise Erreichen eines Gipfelpunkts, und das allmählige Herabsinken davon, den Uebergang von gewissen Vollkommenheiten zu gewissen Ausartungen u. s. f. Unläugbar liegt hierin eine Menge geschichtlicher Aufschlüsse, aber sichtbar wird auch hierdurch nicht das schaffende Princip selbst, sondern nur eine Form erkannt, der es sich beugen muſs, wo es nicht an ihr einen erhebenden und beflügelnden Träger findet.

Noch weniger zu berechnen in seinem Gange, und nicht sowohl erkennbaren Gesetzen unterworfen, als nur in gewisse Analogieen zu fassen, sind die psychologischen Kräfte der mannigfaltig in einander greifenden menschlichen Fähigkeiten, Empfindungen, Neigungen und Leidenschaften. Als die nächsten Triebfedern der Handlungen, und die unmittelbarsten Ursachen der daraus entspringenden Ereignisse, beschäftigen sie den Geschichtschreiber vorzugsweise, und werden am häufigsten zur Erklärung der Begebenheiten gebraucht. Aber diese Ansicht gerade erfordert die meiste Behutsamkeit. Sie ist am wenigsten welthistorisch, würdigt die Tragödie der Weltgeschichte zum Drama des Alltaglebens herab, verführt zu leicht, die einzelne Begebenheit aus dem Zusammenhange des Ganzen herauszureiſsen, und an die Stelle des Weltschicksals ein kleinliches Getreibe persönlicher Beweggründe zu setzen. Alles wird auf dem von ihr ausgehenden Wege in das Individuum gelegt, und das Individuum doch nicht in seiner Einheit und Tiefe, seinem eigentlichen Wesen erkannt. Denn dies läſst sich nicht so spalten, analysiren, nach Erfahrungen beurtheilen, die, von Vielen genommen, auf Viele passen sollen. Seine eigenthümliche Kraft geht alle menschliche Empfindungen und Leidenschaften durch, drückt aber allen ihren Stempel und ihren Charakter auf.

Man könnte den Versuch machen, nach diesen drei, hier angedeuteten Ansichten, die Geschichtschreiber zu klassificiren, aber die Charakteristik der wahrhaft genialischen unter ihnen würde durch keine, ja nicht durch alle zusammengenommen erschöpft. Denn diese Ansichten selbst erschöpfen auch nicht die Ursachen des Zusammenhangs der Begebenheiten, und die Grundidee, von welcher aus allein das Verstehen dieser in ihrer vollen Wahrheit möglich ist, liegt nicht in ihrem Kreise. Sie umfassen nur die, in regelmäſsig sich wieder erzeugender Ordnung überschaubaren Erscheinungen der todten, lebendigen und geistigen Natur; aber keinen freien und selbständigen Impuls einer ursprünglichen Kraft; jene Erscheinungen geben daher auch nur Rechenschaft von regelmäſsig, nach erkanntem Gesetz, oder sichrer Erfahrung wiederkehrenden Entwicklungen; was aber wie ein Wunder entsteht, sich wohl mit mechanischen, physiologischen und psychologischen Erklärungen begleiten, aber aus keiner solchen wirklich ableiten läſst, das bleibt innerhalb jenes Kreises auch nicht bloſs unerklärt, sondern unerkannt.

Wie man es immer anfangen möge, so kann das Gebiet der Erscheinungen nur von einem Punkte auſser demselben begriffen werden, und das besonnene Heraustreten ist eben so gefahrlos, als der Irrthum gewiſs bei blindem Verschlieſsen in demselben. Die Weltgeschichte ist nicht ohne eine Weltregierung verständlich.

Mit dem Festhalten dieses Gesichtspunkts ist gleich der bedeutende Vortheil gewonnen, das Begreifen der Begebenheiten nicht für abgeschlossen zu erachten durch jene, aus dem Kreise der Natur genommenen Erklärungen. Uebrigens wird aber freilich dem Geschichtschreiber dadurch der letzte, schwierigste und wichtigste Theil seines Wegs wenig erleichtert. Denn es ist ihm kein Organ verliehen, die Plane der Weltregierung unmittelbar zu erforschen, und jeder Versuch dazu dürfte ihn, wie das Aufsuchen von Endursachen, nur auf Abwege führen. Allein die auſserhalb der Naturentwicklung liegende Leitung der Begebenheiten offenbart sich dennoch an ihnen selbst, durch Mittel, die, wenn gleich nicht selbst Gegenstände der Erscheinung, doch an solchen hängen, und an ihnen, wie unkörperliche Wesen, erkannt werden, die man aber nie wahrnimmt, wenn man nicht, hinaustretend aus dem Gebiet der Erscheinungen, im Geiste in dasjenige übergeht, aus dem sie ihre Abkunft haben. An ihre Erforschung ist also die letzte Bedingung der Lösung der Aufgabe des Geschichtschreibers geknüpft.

Die Zahl der schaffenden Kräfte in der Geschichte wird durch die unmittelbar in den Begebenheiten auftretenden nicht erschöpft. Wenn der Geschichtschreiber auch alle einzeln, und in ihrer Verbindung durchforscht hat, die Gestalt und die Umwandlungen des Erdbodens, die Veränderungen des Klima's, die Geistesfähigkeit und Sinnesart der Nationen, die noch eigenthümlichere Einzelner, die Einflüsse der Kunst und Wissenschaft, die tief eingreifenden und weit verbreiteten der bürgerlichen Einrichtungen, so bleibt ein noch mächtiger wirkendes, nicht in unmittelbarer Sichtbarkeit auftretendes, aber jenen Kräften selbst den Anstoſs und die Richtung verleihendes Princip übrig, nämlich Ideen, die, ihrer Natur nach, auſser dem Kreise der Endlichkeit liegen, aber die Weltgeschichte in allen ihren Theilen durchwalten und beherrschen.

Daſs solche Ideen sich offenbaren, daſs gewisse Erscheinungen, nicht erklärbar durch bloſses, Naturgesetzen gemäſses Wirken, nur ihrem Hauch ihr Dasein verdanken, leidet keinen Zweifel, und eben so wenig, daſs es mithin einen Punkt giebt, auf dem der Geschichtschreiber, um die wahre Gestalt der Begebenheiten zu erkennen, auf ein Gebiet auſser ihnen verwiesen wird.

Die Idee äuſsert sich aber auf zwiefachem Wege, einmal als Richtung, die anfangs unscheinbar, aber allmählig sichtbar, und zuletzt unwiderstehlich, Viele, an verschiedenen Orten, und unter verschiedenen Umständen ergreift; dann als Krafterzeugung, welche in ihrem Umfang und ihrer Erhabenheit nicht aus den begleitenden Umständen herzuleiten ist.

Von dem Ersteren finden sich die Beispiele ohne Mühe, sie sind auch kaum in irgend einer Zeit verkannt worden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daſs noch viele Begebenheiten, die man jetzt auf mehr materielle und mechanische Weise erklärt, auf diese Art angesehen werden müssen.

Beispiele von Krafterzeugungen, von Erscheinungen, zu deren Erklärung die umgebenden Umstände nicht zureichen, sind das oben erwähnte Hervorbrechen der Kunst in ihrer reinen Form in Aegypten, und vielleicht noch mehr die plötzliche Entwicklung freier, und sich doch wieder gegenseitig in Schranken haltender Individualität in Griechenland, mit welcher Sprache, Poesie und Kunst auf einmal in einer Vollendung da stehen, zu der man vergebens dem allmählichen Wege nachspürt. Denn das Bewundernswürdige der griechischen Bildung, und was am meisten den Schlüssel zu ihr enthält, hat mir immer geschienen, daſs, da den Griechen alles Groſse, was sie verarbeiteten, von in Kasten getheilten Nationen überkam, sie von diesem Zwange frei blieben, aber immer ein Analogon beibehielten, nur den strengen Begriff in den loseren der Schule und freien Genossenschaft milderten, und durch vielfachere Theilung des urnationellen Geistes, als es je in einem Volke gegeben hat, in Stämme, Völkerschaften und einzelne Städte, und durch wieder eben so aufsteigende Verbindung, die Verschiedenheit der Individualität zu dem regsten Zusammenwirken brachten. Griechenland stellt dadurch eine, weder vorher, noch nachher jemals da gewesene Idee nationeller Individualität auf, und wie in der Individualität das Geheimniſs alles Daseins liegt, so beruht auf dem Grade der Freiheit, und der Eigenthümlichkeit ihrer Wechselwirkung alles weltgeschichtliche Fortschreiten der Menschheit.

Zwar kann auch die Idee nur in der Naturverbindung auftreten, und so läſst sich auch bei jenen Erscheinungen eine Anzahl befördernder Ursachen, ein Uebergang vom Unvollkommneren zum Vollkommneren nachweisen, und in den ungeheuren Lücken unsrer Kunde mit Recht voraussetzen. Aber das Wundervolle liegt darum nicht minder im Ergreifen der ersten Richtung, dem Sprühen des ersten Funkens. Ohne diesen können keine befördernden Umstände wirken, keine Uebung, kein allmähliges Vorschreiten, auch Jahrhunderte hindurch, zum Ziel führen. Die Idee kann sich nur einer geistig individuellen Kraft anvertrauen, aber daſs der Keim, welchen sie in dieselbe legt, sich auf seine Weise entwickelt, daſs diese Weise dieselbe bleibt, wo er in andere Individuen übergeht, daſs die aus ihm aufsprieſsende Pflanze durch sich selbst ihre Blüthe und ihre Reife erlangt, und nachher welkt und verschwindet, wie immer die Umstände und Individuen sich gestalten mögen, dies zeigt, daſs es die selbständige Natur der Idee ist, welche diesen Lauf in der Erscheinung vollendet. Auf diese Art kommen in allen verschiedenen Gattungen des Daseins und der geistigen Erzeugung Gestalten zur Wirklichkeit, in denen sich irgend eine Seite der Unendlichkeit spiegelt, und deren Eingreifen ins Leben neue Erscheinungen hervorbringt.

In der Körperwelt, da es bei dem Erforschen der geistigen immer ein sichernder Weg bleibt, die Analogie in jener zu verfolgen, darf man kein Entstehen so bedeutend neuer Gestalten erwarten. Die Verschiedenheiten der Organisation haben einmal ihre festen Formen gefunden, und obgleich sie sich innerhalb dieser niemals in der organischen Individualität erschöpfen, so werden diese feinen Nüancen nicht unmittelbar, kaum in ihrem Wirken auf die geistige Bildung sichtbar. Die Schöpfung der Körperwelt geht im Raume auf einmal, die der geistigen allmählich in der Zeit vor, oder die erstere findet wenigstens eher ihren Ruhepunkt, auf dem die Schöpfung sich in der einförmigen Förterzeugung verliert. Viel näher aber, als die Gestalt und der körperliche Bau, stehet dem Geistigen das organische Leben, und die Gesetze beider finden eher Anwendung auf einander. In dem Zustande der gesunden Kraft ist dies minder sichtbar, wiewohl sehr wahrscheinlich auch in ihm Veränderungen der Verhältnisse und Richtungen vorkommen, welche verborgenen Ursachen folgen, und epochenweise das organische Leben anders und anders stimmen. Aber im abnormen Zustande des Lebens, in den Krankheitsformen giebt es unläugbar ein Analogon von Richtungen, die, ohne erklärliche Ursachen, plötzlich oder allmählich entstehen, eignen Gesetzen zu folgen scheinen, und auf einen verborgnen Zusammenhang der Dinge hinweisen. Dies bestätigen vielfache Beobachtungen, wenn es auch vielleicht erst spät dahinkommen wird, davon einen historischen Gebrauch zu machen.

Jede menschliche Individualität ist eine in der Erscheinung wurzelnde Idee, und aus einigen leuchtet diese so strahlend hervor, daſs sie die Form des Individuums nur angenommen zu haben scheint, um in ihr sich selbst zu offenbaren. Wenn man das menschliche Wirken entwickelt, so bleibt, nach Abzug aller, dasselbe bestimmenden Ursachen, etwas Ursprüngliches in ihm zurück, das, anstatt von jenen Einflüssen erstickt zu werden, vielmehr sie umgestaltet, und in demselben Element liegt ein unaufhörlich thätiges Bestreben, seiner inneren, eigenthümlichen Natur äusseres Dasein zu verschaffen. Nicht anders ist es mit der Individualität der Nationen, und in vielen Theilen der Geschichte ist es sichtbarer an ihnen, als an den Einzelnen, da sich der Mensch in gewissen Epochen, und unter gewissen Umständen gleichsam heerdenweise entwickelt. Mitten in den durch Bedürfniſs, Leidenschaft und scheinbaren Zufall geleiteten Begebenheiten der Völker wirkt daher, und mächtiger, als jene Elemente, das geistige Princip

cip der Individualität fort; es sucht der ihm inwohnenden Idee Raum zu verschaffen, und es gelingt ihm, wie die zarteste Pflanze durch das organische Anschwellen ihrer Gefäſse Gemäuer sprengt, das sonst den Einwirkungen von Jahrhunderten trotzte. Neben der Richtung, welche Völker und Einzelne dem Menschengeschlecht durch ihre Thaten ertheilen, lassen sie Formen geistiger Individualität zurück, dauernder und wirksamer als Begebenheiten und Ereignisse.

Es giebt aber auch idealische Formen, die, ohne die menschliche Individualität selbst zu sein, nur mittelbar sich auf sie beziehen. Zu diesen gehören die Sprachen. Denn obgleich der Geist der Nation sich in jeder spiegelt, so hat auch jede eine frühere, mehr unabhängige Grundlage, und ihr eignes Wesen, und ihr innerer Zusammenhang sind so mächtig und bestimmend, daſs ihre Selbständigkeit mehr Wirkung ausübt, als erfährt, und daſs jede bedeutende Sprache als eine eigenthümliche Form der Erzeugung und Mittheilung von Ideen erscheint.

Auf eine noch reinere und vollere Weise verschaffen sich die ewigen Urideen alles Denkbaren Dasein und Geltung, die Schönheit in allen körperlichen und geistigen Gestalten, die Wahrheit in dem unabänderlichen Wirken jeder Kraft nach dem ihr inwohnenden Gesetz, das Recht in dem unerbittlichen Gange der sich ewig richtenden und strafenden Begebenheiten.

Für die menschliche Ansicht, welche die Plane der Weltregierung nicht unmittelbar erspähen, sondern sie nur an den Ideen erahnden kann, durch die sie sich offenbaren, ist daher alle Geschichte nur Verwirklichung einer Idee, und in der Idee liegt zugleich die Kraft und das Ziel; und so gelangt man, indem man sich bloſs in die Betrachtung der schaffenden Kräfte vertieft, auf einem richtigern Wege zu den Endursachen, welchen der Geist natürlich nachstrebt. Das Ziel der Geschichte kann nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee sein, nach allen Seiten hin, und in allen Gestalten, in welchen sich die endliche Form mit der Idee zu verbinden vermag, und der Lauf der Begebenheiten kann nur da abbrechen, wo beide einander nicht mehr zu durchdringen im Stande sind.

So wären wir also dahin gekommen, die Ideen aufzufinden, welche den Geschichtschreiber leiten müssen, und können nun zurückkehren zu der oben zwischen ihm und dem Künstler angestellten Vergleichung. Was diesem die Kenntniſs der Natur, das Studium des organischen Baus, ist jenem die Erforschung der als handelnd und leitend im Leben auftretenden Kräfte; was diesem Verhältniſs, Ebenmaſs und der Begriff der reinen Form, sind jenem die sich still und groſs im Zusammenhange der Weltbegebenheiten entfaltenden, aber nicht ihnen angehörenden Ideen. Das Geschäft des Geschichtschreibers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung ist Darstellung des Strebens einer Idee, Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Denn nicht immer gelingt ihr dies beim ersten Versuch, nicht selten auch artet sie aus, indem sie den entgegenwirkenden Stoff nicht rein zu bemeistern vermag.

Zwei Dinge sind es, welche der Gang dieser Untersuchung festzuhalten getrachtet hat: daſs in Allem, was geschieht, eine nicht unmittelbar wahrnehmbare Idee waltet, daſs aber diese Idee nur an den Begebenheiten selbst erkannt werden kann. Der Geschichtschreiber darf daher nicht, Alles allein in dem materiellen Stoff suchend, ihre Herrschaft von seiner Darstellung ausschlieſsen; er muſs aufs mindeste den Platz zu ihrer Wirkung offen lassen; er muſs ferner, weiter gehend, sein Gemüth empfänglich für sie und regsam erhalten, sie zu ahnden und zu erkennen; aber er muſs vor allen Dingen sich hüten, der Wirklichkeit eigenmächtig geschaffene Ideen anzubilden, oder auch nur über dem Suchen des Zusammenhanges des Ganzen etwas von dem lebendigen Reichthum des Einzelnen aufzuopfern. Diese Freiheit und Zartheit der Ansicht muſs seiner Natur so eigen geworden sein, daſs er sie zur Betrachtung jeder Begebenheit mitbringt; denn keine ist ganz abgesondert vom allgemeinen Zusammenhange, und von Jeglichem, was geschieht, liegt, wie oben gezeigt worden, ein Theil auſser dem Kreis unmittelbarer Wahrnehmung. Fehlt dem Geschichtschreiber jene Freiheit der Ansicht, so erkennt er die Begebenheiten nicht in ihrem Umfang und ihrer Tiefe; mangelt ihm die schonende Zartheit, so verletzt er ihre einfache und lebendige Wahrheit.

Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

Von

WILHELM von HUMBOLDT.

Berlin.
Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie
der Wissenschaften.
1836.

In Commission bei F. Dümmler.

Vorwort.

Ich erfülle eine ernste und traurige Pflicht. Indem aus dem litterarischen Nachlasse meines Bruders, kaum ein Jahr nach seinem Hinscheiden, dieses Werk der Öffentlichkeit übergeben wird, habe ich einige Worte über die Einrichtung und Abtheilung desselben zu sagen. Es würde, bei der individuellen Richtung meiner Studien, eine leichtsinnige Zuversicht verrathen, wenn ich hier mehr, als die äuſsere Form, berührte, und es wagte, dem Verewigten, auf der von ihm durchlaufenen Bahn, in das unermessene Reich der Sprache zu folgen.

Die Arbeit erscheint zwar in einer in sich abgeschlossenen Gestalt; doch würde sie gewiſs in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Ergänzung und gröſsere Vollendung erfahren haben. Ursprünglich sollten die Bogen, welche wir, da sie von allgemeinerem Interesse sind, und den Einfluſs der Sprache auf die geistige Entwickelung der Menschheit darlegen, hier abgesondert liefern, von dem gröſseren Werke: über die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nicht getrennt werden. Die Trennung ist nur in einer geringen Zahl von Abdrücken geschehen. Die Herausgabe des ganzen Werkes, in seiner gegenwärtigen Gestalt, verdanken wir dem Fleiſse und der wissenschaftlichen

Bildung eines jungen Gelehrten, der, viele Jahre lang, einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hat. Herr Dr. **Buschmann**, Custos bei der Königl. Bibliothek, dem Verewigten durch einen ihm theuren Freund, Prof. Bopp, empfohlen, war durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens und des Neuen Welttheils besonders geeignet, eine solche Hülfe darzubieten.

In allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache ins besondere betrifft, hat sich mein Bruder, immerfort, bis zu seinem Tode, vertrauungsvoll mit einem Manne berathen, welcher durch die Bande einer langbewährten Freundschaft und gegenseitigen Achtung mit ihm verbunden war und durch seinen Scharfsinn und seine unermüdete Thätigkeit einen stets wachsenden Einfluſs auf die Richtung des vergleichenden, allgemeinen Sprachstudiums ausübt. Herr Prof. **Bopp** empfing von dem Verewigten jeden vollendeten Abschnitt, mit Aufforderung zu strenger Kritik. Dem geistig belebenden Einflusse eines solchen Freundes gebührt hier eine öffentliche, dankbare Anerkennung.

Wenn es dem, dessen Verlust wir betrauern, vergönnt war, durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äuſserer Verhältnisse, und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, tiefer in den Bau einer gröſseren Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfaſst worden sind, so dürfen wir uns doppelt freuen, die letzten, ich darf wohl hinzusetzen, die höchsten Resultate dieser, das ganze Sprachgebiet berührenden

Forschungen in den nachfolgenden Bogen entwickelt zu sehen. Es wäre fast der ganze Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen meines Bruders zu durchlaufen, die er auf seinen Reisen in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn die einzelnen Personen genannt werden sollten, die ihm in jenen allgemeinen Untersuchungen und bei Gründung der groſsen linguistischen Sammlung nützlich gewesen sind, welche nach seinem letzten Willen, sammt seinen Manuscripten, zu öffentlichem Gebrauche der Königl. Bibliothek einverleibt wurde.

Ich kann dieses, durch die Huld des Monarchen in neuerer Zeit so bereicherten Instituts nicht gedenken, ohne nicht zugleich, wie aus einer Vermächtniſs-Schuld, dem als Sprach- und Geschichtsforscher gleich hochgeachteten Oberbibliothekar, Herrn Geheimen Regierungsrath Wilken, den innigsten Dank für die zuvorkommende Güte zu zollen, mit der er alles dargeboten hat, was der Ausarbeitung und Herausgabe dieses Sprachwerkes förderlich war. Die leichte und stete Benutzung einer öffentlichen Sammlung wurde durch die geringe Entfernung des freundlichen Landsitzes begünstigt, wo der Verewigte, einsam, in der Nähe eines Grabes, von dem Hauche alter Kunst umweht, seinen ernsten Studien, groſsen Erinnerungen an eine vielbewegte Zeit, und einer Familie lebte, an der er, bis zur Todesstunde, mit weichem, liebendem Herzen hing.

„Es ist," nach dem Ausspruch Eines der Edelsten unseres Zeitalters (*), „ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Men-

---

(*) Schiller in den philos. Briefen. (Werke. XI. 336.)

„schen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet." Wo aber der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe, entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muſs das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert, und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muſs die Überzeugung darbieten, daſs eine gewisse Gröſse in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Gröſse des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.

Berlin, im März 1836.

Alexander v. Humboldt.

Methode,

nach welcher in dieser Schrift die fremden Alphabete mit Lateinischen Lettern geschrieben sind.

1.

Sanskrit-Alphabet.

Die langen Vocale und die Diphthongen *e* und *o* bezeichne ich durch einen Circumflex,

den *r*-Vocal (ऋ) durch einen Punkt unter dem *r* und angehängtes *i* (*ṛi*),

den dumpfen Gaumen-Consonanten (च) durch *ch*,

den tönenden Gaumen-Consonanten (ज) durch *j*,

alle Zungen-Consonanten durch die entsprechenden Zahn-Consonanten mit darunter gesetztem Punkt,

den ersten Halbvocal (य) durch *y*, den letzten Halbvocal (व) durch *w*,

den Gaumen-Zischlaut (श) durch *s* mit darüber gesetztem Spiritus lenis (*s̓*),

den Zungen-Zischlaut (ष) durch *sh*,

alle aspirirte Consonanten durch die unaspirirten mit hinzugesetztem *h*,

das *Anuswára* und alle Nasal-Consonanten, mit Ausnahme des dentalen *n* und des *m*, durch ein *n* mit untergesetztem Punkte (*ṇ*). Einer weiteren Unterscheidung dieser Töne bedarf es nicht, da der Leser weiſs, welche Sanskrit-Zeichen, nach Maaſsgabe des unmittelbar nachfolgenden Buchstaben, an die Stelle des *ṇ* zu setzen sind.

Das *Wisarga* bezeichne ich durch *h* mit einem Punkt darunter (*ḥ*). Es kommt jedoch kaum vor, da, wo es am Nominativ der Sanskrit-Wörter steht, dieser Nominativ richtiger durch *s* angedeutet wird.

2.

Barmanische Sprache.

Von den Vocalen schreibe ich die sechs ersten, das lange und kurze *a*, *i*, *u*, wie im Sanskrit,

den siebenten mit *é*,
den achten mit *ai*,
den neunten mit *au*,
den zehnten mit *aú*,
und den aus *a*, *i*, *u* bestehenden Triphthongen mit *ó*.

Die dumpfen und tönenden unaspirirten Buchstaben der fünf Consonantenclassen schreibe ich ganz wie im Sanskrit.

Bei den dumpfen und tönenden aspirirten mache ich bloſs die Änderung, daſs ich das *h* nicht, wie in der Umschreibung des Sanskrit, hinter, sondern vor den Consonanten stelle, also *hk*, *hch*, *ht* u. s. w. schreibe. Diese Umstellung, welche indeſs an sich nicht unnatürlich ist, da der Consonant nicht bloſs den Hauch annimmt, sondern mit dem Hauche hervorgestoſsen wird, hat hier keinen andren Grund, als, diese Buchstaben von dem dreiſsigsten Barmanischen Consonanten zu unterscheiden. Dieser hat nämlich ganz den Laut des Englischen *th*, und ich mochte ihn daher nicht gern auf andere Weise bezeichnen.

Die Nasenlaute der drei ersten Classen nebst dem *Anuswára* konnten im Sanskrit durch dasselbe Zeichen angedeutet werden, da ihr Gebrauch bestimmten Regeln unterliegt. Im Barmanischen ist dies nicht der Fall. Ich bezeichne daher den gutturalen durch ein Spanisches *n con tilde* (*ñ*), das palatine durch *ng*, die der drei übrigen Classen wie im Sanskrit, das *Anuswára* durch *n* mit einem Punkte darüber (*ṅ*).

Die vier Halbvocale schreibe ich wie im Sanskrit,

den auf sie folgenden Consonanten mit *th*. Dieser Laut gehört im Barmanischen zu den Zischlauten. Die Barmanische Schrift hat keinen Zischlaut aus dem Sanskrit-Alphabet aufgenommen. In der gesprochenen Sprache findet sich aber der linguale, das Englische *sh*. Dieses wird in der Schrift durch ein den drei ersten Halbvocalen und dem *th* beigefügtes *h* angedeutet. Dies *h* schreibe ich dann vor diesen Buchstaben, so daſs *hy*, *hr*, *hl* und *hth* das Englische *sh* der Aussprache ausdrücken. Diese Aussprache scheint aber bei dem *l* nicht constant. Denn Hough schreibt die Zunge *klyâ*, in der Aussprache *shyâ*, dagegen *hlê·*, fliegen, in der Aussprache *hle··*.

Den ein und dreiſsigsten Barmanischen Consonanten schreibe ich *h*, wie im Sanskrit.

Den schweren Accent bezeichne ich, wie es im Barmanischen selbst der Fall ist, durch zwei am Schlusse der Wörter über einander gesetzte Punkte (:); den einfachen Punkt, durch welchen der leichte angedeutet wird, stelle ich nicht unter den letzten Buchstaben, wie es im Barmanischen geschieht, sondern hinter denselben, etwa in halber Höhe (*a*·).

3.

Bei den anderen Sprachen, deren ich hier nicht ausführlich erwähnen kann, bediene ich mich der von den Hauptschriftstellern über jede einzelne angenommenen Schreibung, welche gewöhnlich der ihrer Muttersprache folgt, so daſs man also namentlich bei den Nord-Amerikanischen, einigen Asiatischen und den meisten Südsee-Sprachen das Englische, bei der Chinesischen und Madecassischen Sprache das Französische, bei der Tagalischen und den Sprachen Neuspaniens und Süd-Amerika's das Spanische Lautsystem vor Augen haben muſs.

Inhaltsverzeichniſs.

§. 1. Gegenstand dieser Schrift. S. 1.

§. 2. und 3. Allgemeine Betrachtung des menschlichen Entwickelungsganges. S. 3. 6.

§. 4. Einwirkung auſserordentlicher Geisteskraft. Civilisation, Cultur und Bildung. S. 12.

§. 5. und 6. Zusammenwirken der Individuen und Nationen. S. 23. 29.

§. 7. Übergang zur näheren Betrachtung der Sprache. S. 36.

§. 8. Form der Sprachen. S. 39.

§. 9. Natur und Beschaffenheit der Sprache überhaupt. S. 48.

§. 10. Lautsystem der Sprachen. Natur des articulirten Lautes. S. 65.

— item. Lautveränderungen. S. 72.

— item. Vertheilung der Laute unter die Begriffe. S. 74.

— item. Bezeichnung allgemeiner Beziehungen. S. 81.

— item. Articulationssinn. S. 82.

— item. Laut~~[illegible]~~ der Sprachen. S. 84.

— item. Technik derselben. S. 89.

§. 11. Innere Sprachform. S. 91.

§. 12. Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform. S. 101.

§. 13. Genauere Darlegung des Sprachverfahrens. S. 104.

Wortverwandtschaft und Wortform. S. 106.

§. 14. Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination. S. 119.

§. 15. Nähere Betrachtung der Worteinheit. Einverleibungssystem der Sprachen. S. 132.

Bezeichnungsmittel der Worteinheit. Pause. S. 135.

— item. Buchstabenveränderung. S. 138.

§. 16. — item. Accent. S. 158.

§. 17. Einverleibungssystem der Sprachen. Gliederung des Satzes. S. 162.

§. 18. Congruenz der Lautformen der Sprachen mit den grammatischen Forderungen. S. 180.

§. 19. Hauptunterschied der Sprachen nach der Reinheit ihres Bildungsprincips. S. 184.

§. 20. Charakter der Sprachen. S. 190.

— item. Poesie und Prosa. S. 225.

§. 21. Kraft der Sprachen, sich glücklich aus einander zu entwickeln. S. 245.
Act des selbstthätigen Setzens in den Sprachen. S. 248.
— item. Verbum. S. 251.
— item. Conjunction. S. 275.
— item. Pronomen relativum. S. 277.
Betrachtung der Flexionssprachen in ihrer Fortentwicklung. S. 279.
Aus dem Lateinischen hervorgegangene Sprachen. S. 286.
§. 22. Rückblick auf den bisherigen Gang der Untersuchung. S. 297.
Von der rein gesetzmäſsigen Form abweichende Sprachen. S. 301.
§. 23. Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues. S. 306.
Der weniger vollkommene Sprachbau. Semitische Sprachen. S. 307.
— item. Delaware-Sprache. S. 316.
§. 24. — item. Chinesische Sprache. S. 322.
Beschaffenheit und Ursprung des weniger vollkommenen Sprachbaues. S. 329.
Der weniger vollkommene Sprachbau. Barmanische Sprache. S. 333.
§. 25. Ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei. S. 373.

Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. S. 415.
— item. Von der Bilderschrift. S. 424.
— item. Über die phonetischen Hieroglyphen des Hrn. Champollion des jüngern. S. 463.
Lettre à Mr. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique. S. 492.

§. 1.

Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muſs. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder groſse Individualitäten entwickeln. Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschlieſst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in das Verhältniſs derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schlieſst sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andren Seite ist das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniſs und zur Äuſserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft; und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmäſsiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhängenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschiedenheiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der Thatsachen und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammenhängenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in dieser Schrift beschäftigen wird.

§. 2.

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, daſs darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stöſst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läſst. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem groſsen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, läſst sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem

Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluſs, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äuſseres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, daſs er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andren, die Untersuchung gewissermaſsen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äuſseren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewiſs, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, muſs schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung bloſs begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniſs der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten (1). Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maaſs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne muſste darin von dem Andren getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

---

(1) Man vergl. weiter unten §. 6. 7. 22.

§. 3.

In jeder Überschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und genieſsen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, daſs alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daſs jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daſs ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäſsigkeit; sie wird auch in andren, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läſst sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muſs man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die einzige naturgemäſse Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht

Verzicht leisten will, muſs man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äuſseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen gröſserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läſst sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, daſs dieser Zweck in niedrigerem oder höherem Grade erreicht werden kann; ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureiſsen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwickelung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Miſsverständniſs geherrscht hat, und noch fortwährend herrscht. Daſs nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursach geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniſs der Menschheit, nicht bloſs ein äuſserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwickelung ihrer geistigen Kräfte und zur

Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so läſst sich wohl annehmen, daſs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so muſs dieser Zusammenhang äuſserlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursach liegen, welche nur die Entwickelung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung (¹). Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und muſs dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes

---

(¹) Man vergleiche meine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820-1821. S. 322.

Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läſst. Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Organismus dieser Sprachen müſste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in anderen der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganze, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemeſsnen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll, wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache bloſs an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu unterscheiden. In dieser Betrachtung der Sprachen sondre ich aber die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus einander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir die Entwickelung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äuſseres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht mehr denken läſst, wenn auch nicht, was noch wahrscheinlicher ist, dem Herborbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen, angewiesen war.

§. 4.

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Princip in dem verborgenen und gleichsam geheimniſsvollen Entwickelungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tieſsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daſs ihre Werke nicht bloſs Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht bloſs zufällig Neues ergriffen oder bloſs an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die Ägyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge ächter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, Indische Poesie und Philosophie und das classische Alterthum einen verschiedenen Charakter an sich, und in dem letzteren wiederum Griechische und Römische Denkweise und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der Römischen Sprache plötzlich in dem nun selbstständig gewordenen Europäischen Abendlande entwickelte, der hauptsächlichste Theil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen nicht auftraten, oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da vermochte auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht wieder groſses Neues zu gestalten, wie wir es an der Griechischen Sprache und so vielen Überresten Griechischer Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in Barbarei gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen und ihm ein neu begeisterndes Lebensprincip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läſst sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, daſs in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus, und bleibt nicht bei bloſs sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Überlieferungen und Mährchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgieſst, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Dasein umgiebt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verschmelzung des aus dem Innern selbstthätig Erzeugten mit dem von auſsen Gegebenen, jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefaſst und in der Unterordnung verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben, so kann und so muſs man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschlieſsendes Princip zu sein vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschlieſsung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, daſs mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder groſsartigem dem Wohl des Vaterlandes und der

Menschheit gewidmetem Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, daſs die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Beruhrung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermaſsen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht bloſs auf die Denk- und Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüglich in der Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in die ganze zurückkehrt; und die Gesammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äuſseren, muſs wahrnehmen lassen, daſs sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt offenbart. Gerade daraus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilungen äuſserer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther gieſsen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schooſse herauf. Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmaligen Umriſs immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die feine, oft im Einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervolles symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung sind nur ungleich schwerer zu berechnen, als die der bloſs intellectuellen Fortschritte, da sie groſsentheils auf den geheimniſsvollen Einflüssen beruhen, durch welche eine Generation mit der anderen zusammenhängt.

Es giebt also in dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäuſserung setzen muſs. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäuſserung hervorgehen, und hat insofern immer einen verborgenen, und weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, daſs sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Überzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, daſs, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es lieſse sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum andren denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmäliger Entwickelung einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eignen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Durch die Verabsäumung der hier aufgestellten sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen, offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiedenen Zustände der menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Civilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Dasein verdanken.

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vorstellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied ge-

gebildeter und ungebildeter Sprachen an. Zieht man die Geschichte zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation und Cultur über die Sprache keinesweges. Java erhielt höhere Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in bedeutendem Grade, aber darum änderte die einheimische Sprache nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens weniger angemeſsne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde Mittheilung civilisirt sein, erhielt seine Sprache nicht dadurch, sondern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben floſs, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniſs zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land in Amerika; gewiſs wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexicanischen, meiner Überzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechende Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselben wirklich, und es wäre nicht unmöglich, daſs sie darin höher gebildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen, in welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwebt hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Mexicanischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kaum zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und aus ihren inneren Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation und Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus der Fremde zuführen oder aus ihrem Innern entwickeln, ist jene Ansicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfniſs eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung muſs immer dem Worte, das bloſs der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einseitig stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprachen allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man in einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthum. Es ist schon an sich sehr miſslich, den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuche beurtheilen zu wollen. Ohne hier die offenbare Unzweckmäſsigkeit zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wörtersammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Auſser-Europäischen Nationen besitzen, muſs es schon von selbst in die Augen fallen, daſs eine groſse Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, auf die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns ungewöhnliche und daher unbekannte Metaphern, oder auch durch Umschreibungen ausgedrückt sein können. Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaſst, ohne fremde Beihülfe, schöpfen läſst; und man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf diesen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schooſse antrifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprachen uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen und Amerikanischen, lange von Missionarien bearbeitet worden sind. Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hinzukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, daſs sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von auſsen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt, und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muſs. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst, und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend, auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einfluſs auf die Geistesentwickelung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer individuellen Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Gebrauch zum Ausdruck erweiterter und veredelter Ideen gewinnt die Deutlichkeit und die Präcision der Sprache, die Anschaulichkeit läutert sich in einer auf höhere Stufe gestiegenen Phantasie, und der Wohllaut gewinnt vor dem Urtheile und den erhöheten Forderungen eines geübteren Ohrs. Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Gränzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt. Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde, sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von aufsen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der gröfsten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig und mächtig, oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dürfte man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Civilisation und einer gewissen Cultur am meisten verdankt?

Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äufseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden innren Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die

Sinnesart, die sich aus der Erkenntniſs und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergieſst.

Die Civilisation kann aus dem Inneren eines Volkes hervorgehen, und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von anderen Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem sich erst unsre Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat; und alle groſsen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen, es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äuſserer Mittel der Länderverknüpfung und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besaſsen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen bloſs darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwicklung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Eingebornen, als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten;

aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Groſs-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwickelung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigne Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stoſsen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äuſseren Einrichtungen, ihrem gröſseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenuſs, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden, als bei uns; sie konnten, was sie besaſsen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserem Einfluſs die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

§. 5.

Wir haben in dem Überblick der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge durch die verschiednen Generationen hindurch betrachtet und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden, ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f., die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen an einander ketten, endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. Es bleibt uns jetzt die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In anderer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so daſs das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, daſs die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigernder Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht bloſs, und oft unerwartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewuſstsein, seinen Ahndungen und Überzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Daſs dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen, und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verläſst. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde, eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht bloſs sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andre und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiedenen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer, mehr oder minder ausschlieſslichen Herrschaft entspringen für alle menschliche Entwicklung wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum läſst sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besonderen Einfluſs. Sie gestaltet sich anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und in Nationen, die des vermittelnden Verständniſses hauptsächlich zu äuſserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfaſst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebauet. Denn die Sprache muſs erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgieſsen soll. Wie sich dies hier abbrechende Dasein der Einzelnen mit der fortgehenden Entwickelung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimniſs. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undurchdringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, indem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem weckt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrig bleibt. Sie ist dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedene Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam, und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel, vor eine Bühne gestellt, auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreiſsende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig, Generationen in dunklere und in verhängniſsschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder groſs, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genuſs und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervorziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne gesehen, eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsre moderne Bildung z. B. beruht groſsentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelnheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsre Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer gröſsten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist, als die Wirklichkeit ihrer Einrichtungen heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet läſst, und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkühr. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem anderen Zeitalter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst erst die Fähigkeit, uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie überging, und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschlieſslich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwickelungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und hinterlieſsen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie ergoſs. Den Griechen selbst, wenn man auch einen noch so groſsen Einfluſs früherer Völker auf sie annimmt, fehlte eine solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde herübergeleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst hatten sie etwas Ähnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Gestaltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle für eine groſse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen entgegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso zu etwas Ähnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher Zeit her beginnende Litteratur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als daſs wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, habe ich in meiner Schrift über die Kawi-Sprache (1. Buch. S. 1. 2.) Gelegenheit gehabt näher zu berühren. Ihr eignes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige, erschienen sein. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluſs und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre.

Da die Sprachen, oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht unbeachtet zu lassender Unterschied), von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden, und wir nur mit gänzlicher Überschreitung unsres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältniſs der Vergangenheit zu der Gegenwart in das Tiefste ihrer Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Zeitalter durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz geformten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfindungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einfluſsreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so anhaltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

§. 6.

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äuſsere untergeordnete und innere höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem, gleichsam nur vegetativen Dasein des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständniſs durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äuſseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der articulirte Laut reiſst sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, daſs es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse, und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben, und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren, als eines individuellen Bewuſstseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Überzeugung nicht untergehen, daſs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Ökonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als daſs er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, groſsentheils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne daſs ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einfluſs innerer, auch nur instinctartiger Übereinstimmung oder Abstoſsung davon trennen will, so kann und muſs doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äuſsren

Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, daſs die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen werden und diesem wiederum von ihrem Standpunkte aus neuen Schwung zu ertheilen vermögen, desto mehr leuchtet die Nothwendigkeit ein, den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen nationellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurtheilung der innren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar. Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker allmälig auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer eindringenden, edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach allgemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen hinstreben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden, und die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprechen vermag, geht ins Unendliche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber das Gelingen des allgemein Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze, ungetrennte Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber nothwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungsgang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nicht allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern vorzüglich auf die gesammte Anspannung in demjenigen an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich am klärsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung und Kunst ausspricht, und sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes ergieſst.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des Einzelnen mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch nur mittelbar und gewissermaſsen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, daſs es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch muſs man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, daſs beide zugleich und in gegenseitiger Übereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen. Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsre Unkenntniſs ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhängende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsre dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht bloſs aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Princip fügte, in jeder auf eigne Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, daſs man diesen Punkt lieber ganz unberührt lieſse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den gröſsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, daſs man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, muſs man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, daſs jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesammte geistige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit Allem in ihr, dem Ganzen, wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht bloſs passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer bestimmten, und modificirt durch innere Selbstthätigkeit jede auf sie geübte äuſsere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geisteseigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äuſserlich Geschiedenes angesehen werden, und läſst sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Miſsverständniſs befreiten Sinne des Worts (1) Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daſs jeder das Verständniſs aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen; es läſst sich nichts von ihr ausschlieſsen, da sie alles umfaſst.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als in verschiednen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden. Die Verschiedenheit muſs aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Übergewicht der äuſseren Einwirkung oder der inneren Selbstthätigkeit. Es tritt daher auch hier der Fall ein, daſs, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unläugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflöſst, daſs er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, daſs eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt, und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedanken am leichtesten und am körperlichsten einzugehen, so muſs diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen, oder auch nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte muſs daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwickelungsgange, und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen, begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschengeschlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen muſs, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, daſs das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse, obgleich gerade das hier Gesagte unumstöſslich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander verschlungen ist.

---

(1) Man vergl. oben S. 5. 6. unten §. 22.

§. 7.

Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die Sprachen als die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Namen der Litteratur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daſs, wenn die eine gegeben wäre, die andere müſste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äuſserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprincip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniſs nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daſs sie für ein menschliches Werk, gleich andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloſs in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte, und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daſs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu thun, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprache anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer bestimmen können. Unter allen Äuſserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwickelung betrachtet, so muſs man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen, so daſs, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen.

§. 8.

Es gehört aber allerdings eine eigne Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man muſs die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittelung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluſs darauf zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehende verdankt, erleichtern die Übersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, als ihr Einfluſs auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar, in Wörtern, Regeln, Analogieen und Ausnahmen aller Art, und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen *Geisteskraft* in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet, so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, daſs dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältniſs zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen *Quellen* der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines *organischen Ganzen*. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelnheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, muſs man der *Form* einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der *Form* in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedener Völkerschaften reden, und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer *einzelnen Sprache*, im Gegensatz auf der einen Seite des *Sprachstammes*, auf der andren des *Dialektes*, und was unter *Einer* da zu verstehen ist, wo die nämliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaſst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daſs man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden, und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen, und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läſst sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen, und kann nur, was um so mehr beweist, daſs die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt, in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie muſs man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läſst. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliedrung ihres Baues nöthigt uns sogar, sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Miſsdeutung ist schon oben (*) hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. 32.) darauf aufmerksam gemacht, daſs wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und daſs weder eine Nation, noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedene geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständniſs. Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht bloſs der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich,

---

(*) S. 5. 6. 34. 36-39. und weiter unten §. 22.

in seinem Zusammenhange aufgefaſst, und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus unrichtig sein, sie auch an sich bloſs als ein solches daseinloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloſs übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daſs etwas aus dem Gesammteindruck der Sprache Flieſsendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unerklärlich es im Einzelnen sei, auf irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten lieſse, daſs sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesammteindruck zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil ein. Die entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität steht unläugbar da, Ähnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewiſs jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muſs beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Übersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muſs. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muſs sehr vieles, wirklich Erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, daſs unter Form der Sprache hier durchaus nicht bloſs die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze, noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hinaus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorieen des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar, und muſs in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, muſs man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben läſst sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas anderes als Stoff betrachten, z. B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, daſs die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden muſs. Gleich mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grundlage behandelt. Überhaupt wird durch den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen, sondern alles nur wirklich historisch zu Begründende, so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befaſst und eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelnheiten, nur wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefahr laufen. Dies führt freilich in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist mit ihrem Studium so unverträglich, als in ihnen bloſs das Groſse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich indeſs von selbst, daſs in den Begriff der Form der Sprache keine Einzelnheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken läſst. Man muſs durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muſs zu übersehen im Stande sein, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muſs sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im Voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen, muſs auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Dies findet sogleich eine Anwendung auf das Kawi, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört, eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall bloſs von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zuläſst, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daſs man ebenso richtig sagen kann, daſs das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daſs jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogieen verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus Stammverwandtschaft der Nationen entstehende aus. Wie groſs und von welcher Beschaffenheit eine solche Ähnlichkeit sein muſs, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem Vorigen, daſs die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden muſs. Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr wird man in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andere Sprache geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärungen, beziehungsweise genommen) von einem Volke zum andren in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen läſst, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden historischen äuſserlichen Einflüssen immer nur eine nah verwandte bleiben.

§. 9.

Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht, und diese mit den Geistesanlagen der Nationen und der sie im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durchdringenden

Kraft in der engsten Verbindung steht, so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliedrung der einzelnen, sich deutlich von einander absondernd, an das Licht: die Lautform, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwickelungen, in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, ebenfalls genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen; aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in, kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliedrung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muſs. Das Unerlaſslichste hierbei ist, daſs dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner weitesten Ausdehnung, nicht bloſs in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugniſs, sondern auch in ihrem Verhältniſs zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaſsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äuſserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indeſs auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stoſse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschlieſst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daſs das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirten Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach auſsen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äuſseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschlieſsender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der andren Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äuſseren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaſst, zusammenhängenden Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht bloſs den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das

Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paſst die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergieſsen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes, können wir nun genauer in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloſs empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muſs sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reiſst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches aufs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniſs desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende

Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschlieſsend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schlieſst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je gröſser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Überzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntniſsgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, muſs er sie sogar als etwas auſser ihm Liegendes ansehn; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muſs derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch schon natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Anderes bedeutet, als daſs jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstoſsend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äuſsere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müſste etwas Andres, als bloſs gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden, sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und faſst weit mehr in sich, als das bloſse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiſs zu sein; und es wäre möglich, daſs die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloſs das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, daſs es auch im Kinde keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Articulation dem bloſsen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, daſs sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muſs als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermaſsen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniſs, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung. Das Gehörte thut mehr, als bloſs sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtniſs hinüberzuziehen, immer weniger davon als bloſsen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhältniſs, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Daſs bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwickelung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, daſs, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloſs durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daſs ein so feines, aber gerade aus der tiefsten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, daſs Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unläugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, daſs die Sprache bloſs ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indeſs auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, daſs der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwickelung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äuſseren Anregung bedarf, muſs sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Übereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel gröſsere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, daſs sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüſst, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloſs die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äuſsere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äuſserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maaſs der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschlieſslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfniſs gegenseitiger Hülfsleistung beimiſst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich, und dehnt sich absichtlos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müſsten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniſs überschieſsende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht bloſs eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäſsigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äuſsere Schönheit, in welcher die Gesetzmäſsigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmäſsigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständniſs des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwickelung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den bloſsen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir diesen Abschnitt verlassen, noch bei der näheren Betrachtung dieser Verschiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch sie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desselben niemals erschöpft werden, so kann dies ebensowenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall sein. Die Sprache besteht, neben den schon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geistes, welcher sie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzusetzen. Die einmal fest geformten Elemente bilden zwar eine gewissermaſsen todte Masse, diese Masse trägt aber den lebendigen Keim nie endender Bestimmbarkeit in sich. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erscheint daher die Sprache, gerade wie die Natur selbst, dem Menschen, im Gegensatze mit allem ihm schon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerschöpfliche Fundgrube, in welcher der Geist immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf diese Weise Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und groſse Genialität zeigt sich diese Erscheinung in der Wirklichkeit; und der Mensch bedarf es zur Begeisterung in seinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortschreitenden Entfaltung seines geistigen Lebensstoffes, daſs ihm, neben dem Gebiete des schon Errungenen, der Blick in eine unendliche, allmälig weiter zu entwirrende Masse offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts flieſst sie aus unbekanntem Reichthum hervor, der sich nur bis auf eine gewisse Weite noch erkennen läſst, dann aber sich schlieſst, und nur das Gefühl seiner Unergründlichkeit zurückläſst. Die Sprache hat diese anfangs- und endlose Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist, und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältniſs zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, daſs der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muſs nothwendig (S. 53. 54.) zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Dasein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, daſs die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muſs dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, daſs sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muſs immer im Denken auf's neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniſs, und muſs folglich ganz in das Subject übergehen. Es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, ohne Unterbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende

Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständniſs unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Überlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermaſsen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, daſs er nichts, als ein Ausfluſs des ganzen Menschengeschlechts, ist. Weil indeſs doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Litteratur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, daſs die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, daſs aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluſs liegt die Gesetzmäſsigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschlieſsen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muſs die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

§. 10.

Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre. So ganz und ausschlieſslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, daſs ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in den articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es läſst sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen, ist, und nur so viel Körper enthält, als die äuſsere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, läſst sich sogar gewissermaſsen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte Bemühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch. Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Sprache, erkennen nicht bloſs angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bildern. Sie lernen reden, nicht bloſs dadurch, daſs sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, daſs sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Übereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied zwischen ihnen und uns ist, daſs ihre Sprachwerkzeuge nicht durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Nachahmung geweckt werden, sondern die Äuſserung ihrer Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittelung des Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, daſs beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Das Denken fordert auſserdem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher scharf zu vernehmende Einheit, und eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in ein bestimmtes Verhältniſs zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, flieſst aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thierischem Geschrei losmacht und als Erzeugniſs rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüberstehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne daſs sich angeben lieſse, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge und des räumlichen Ortes in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr; und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinnes, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, daſs sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegenden Articulation in eine eigne Modification des Hauptlautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, ungeregelte Weise durchaus verbannt sein.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem Klang gebenden Luftzuge begleitet, aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem Orte, wo es erzeugt wird, und nach der Öffnung, durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedne und gegen einander in festen Verhältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zwiefache Lautverfahren wird die Sylbe gebildet. In dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben, scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nur Ein auf eine besimmte Weise herausgestoſsener. Die Theilung der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofern man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegenseitig, daſs sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natürliche Beschaffenheit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, sondern bloſs als Modificationen der Consonanten zu behandeln. Genau genommen, können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstoſses; und giebt diesen kein klar anlautender Consonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen. Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Consonanten verstärken, und die Sprache kann die verschiednen Stufen dieser Verhärtung, durch eigne Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine Geschiedenheit, als der Consonant, und die Sylbe muſs diese doppelte an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich der Vollendung der Sprache nothwendiger, dennoch schwieriger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht bloſs mit einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit einem ihm nachfolgenden Laute, der ein reiner Consonant, aber auch ein bloſser Hauch, wie das Sanskritische Wisarga und in einigen Fällen das Arabische schlieſsende Elif, sein kann. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, vorzüglich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur eine Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal anschlieſst, für das Ohr schwieriger, als beim Anlaute, zu erreichen, so daſs die Schrift einiger Völker von dieser

Seite her sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction, bestimmt unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute läſst sich also bei jedem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nämlich der absolute Reichthum desselben an Lauten, und das relative Verhältniſs dieser Laute zu einander und zu der Vollständigkeit und Gesetzmäſsigkeit eines vollendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nämlich, seinem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit einander gegenüberstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen aus genommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems gleichmäſsig vertheilt ist, oder Classen Mangel leiden, indem andre Überfluſs haben? Die wahre Gesetzmäſsigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, daſs jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem ganzen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs und der Sprachwerkzeuge an. Es ist aber auch keinesweges gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sei. Denn das Gefallen am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit von Verknüpfungen. Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpreſst ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseins, und nicht bloſs der rohen Lust, sondern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiednen Arten der Laute sind unter die mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältniſsmäſsig wenigen ist die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Daſs die Vögel allein Gesang besitzen, lieſse sich vielleicht daraus erklären, daſs sie freier, als alle andren Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche Beschränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinn muſs daher noch etwas anderes enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäſsig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Übereinstimmung stehen muſs, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Lautverknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche Lautumformung, die auf besonderen Gesetzen und Gewohnheiten beruht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, daſs sie von der einen oder andren dieser Reihen vorzugsweise, oder zu verschiedenen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, daſs, indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden, dennoch an dem umgeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in gröſserer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse und dem Aufſuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, allein auch in andren Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein bloſs organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache abhängend, und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andere wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer bloſsen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige muſs zur Beförderung leichter und flieſsender Aussprache dem anderen, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andere, bloſs organische Übergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, daſs, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachläſst, das organische das Übergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, muſs ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter flieſst; ihre allgemeinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuellsten Erscheinungen weiſs eine beharrliche Zergliederung auf diese Grundlage zurückzuführen.

Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes, zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muſs. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildetsten Sprechen, empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfniſs des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugniſs selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form, und überläſst die individuelle Gestaltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muſs ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so daſs Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, daſs ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die

Begriffe genau, so ist das letztere sogar immer der Fall. Denn so wie sie in die Rede eintreten, nehmen sie auch im Gedanken eine ihrer Verbindung entsprechende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formlosen Wurzelbegriff. Auf der anderen Seite kann man sie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der bloſsen Reflexion und als das letzte Resultat der Wortzergliederung, also lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker ansehen. In Sprachen, welche bestimmte Ableitungsgesetze in groſser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken besitzen, müssen die wurzelhaften Laute sich in der Phantasie und dem Gedächtniſs der Redenden leicht als die eigentlich ursprünglich, aber bei ihrer Wiederkehr in so vielen Abstufungen der Begriffe als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen sie sich, als solche, dem Geiste tief ein, so werden sie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie können aber auch schon in uralter Zeit in der Periode des Aufsteigens zur Formung auf diese Weise gebräuchlich gewesen sein, so daſs sie wirklich den Ableitungen vorausgegangen, und Bruchstücke einer später erweiterten und umgeänderten Sprache wären. Auf diese Weise läſst sich erklären, wie wir z. B. im Sanskrit, wenn wir die uns bekannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewisse Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn in diesen Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; und wenn die Indischen Grammatiker sagen, daſs jede ihrer angeblichen Wurzeln so gebraucht werden könne, so ist dies wohl nicht eine aus der Sprache entnommene Thatsache, sondern eher ein ihr eigenmächtig gegebenes Gesetz. Sie scheinen überhaupt, auch bei den Formen, nicht bloſs die gebräuchlichen gesammelt, sondern jede Form durch alle Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies System der Verallgemeinerung ist auch in andren Theilen der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung der Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die vollständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk (1). Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier angenommenen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letzteren in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die Sprache besitzt bloſs Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar, daſs andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so daſs die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber bloſs als eine Möglichkeit an; daſs es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert; wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefugt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so daſs dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter Grundwörter; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem gröſsten Umfange ausdehnt.

---

(1) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Dasein verdanken. Pott's treffliche Forschungen (Etymologische Forschungen. 1833.) haben schon sehr viel in diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetzung derselben versprechen.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres Lautsystems beruhen aber, auſser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs, und auſser der Neigung, dem Laute die gröſste Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben, ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur Bedeutsamkeit. Die äuſseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths bloſs durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen groſsentheils unerklärbare Operation. Daſs Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist, scheint gewiſs; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läſst sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daſs damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die unmittelbar nachahmende, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im

Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische *li*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerflieſsenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive

Wortbezeichnung eine groſse, vielleicht ausschlieſsliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge muſste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältniſs zu denselben Lauten treten muſsten. Vieles von dieser Art läſst sich noch heute in den Sprachen erkennen, und muſs billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines bloſs die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein constitutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich groſsen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewiſs, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r*; und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst groſse Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschlieſsen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem

Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in gröſserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, daſs beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen.

In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einander: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche allgemeine Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehören gröſstentheils den Formen des Denkens selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältniſs zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen (S. 78.) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefaſste Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Ähnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebehrde nahe kommt, so daſs alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird (¹). Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung, namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme, zu sehen, wie edle Sprachen die Sylbenverdoppelung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch Wohllautsgesetze verändern, und ihr dadurch das rohere, symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich schneidend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschiebung des dumpfen, gewissermaſsen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute muſs hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt aber wieder der Analogie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so daſs die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz

---

(¹) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1822. 1823. Historisch-philologische Classe. S. 413.

vorzügliche Weise noch ein anderes, höheres Princip, nämlich der reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu verleihen, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschlieſslich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben hier auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimmtheit ist um so gröſser, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in seiner Totalität in die Klarheit des Bewuſstseins tritt, doch dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann also hier reiner von dem Bestreben, das Ähnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut, für den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, daſs die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und daſs dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts, als seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine groſse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloſs gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. 72.) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältniſs der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges sein soll, könnte nur von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautform auf die inneren Zwecke der Sprache aber läſst sich in mittleren Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk könnte, durch innere Erleuchtung und Begünstigung äuſserer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andere Form ertheilen, daſs sie dadurch zu einer ganz anderen und neuen würde. Daſs dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich sei, läſst sich mit Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unläugbar, daſs Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Lautform, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den anderen auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, meiner Schrift über das Kawi vorbehaltene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, daſs es Andrem, noch nicht deutlich gewordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmälig, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen muſs man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, daſs man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reiſst gewissermaſsen gewaltsam die neue Formung an sich, und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich anderen Weg einzuschlagen. Die verschiedenen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschlieſsen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedene gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschlieſst sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemäſse Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, daſs die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche, wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit gröſsere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluſs entsteht aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man nothwendig muſs, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den inneren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt, so muſs das schon wirklich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Übergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man muſs die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Überwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich verschiedene anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewiſsheit, auf gleiche Weise gestalten (s. unten §. 11.). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich überwindet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich Fälle, wo es klar wird, daſs das innere Streben, in welchem man doch, nach einer anderen und richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen muſs, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stammlaute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. 72. 73.) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen läſst, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In anderen Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Groſsen aber üben wesentlich verschiedene Lautformen einen entscheidenden Einfluſs auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der die Sylben starr aus einander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengesetzter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Articulationen zu bilden, und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfaſst das allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Auſsenwelt berührt, wie durch die Überlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muſs, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reichen Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die Art dieser Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Grund, daſs diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautform besitzen, als sie sogar nothwendige und hauptsächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der Sprachsinn hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er dem wahren, naturgemäſsen Zweck der Sprache nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte ihn die natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der Regel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale.

Da nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consonanten, sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulationssinn zu gröſserer Feinheit (1).

Auf eine andere Weise läſst sich noch ein, den Charakter der Sprachen bestimmendes Übergewicht der Lautform, ganz eigentlich als solcher genommen, denken. Man kann den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, ihre Technik nennen, und diese Technik wieder in die phonetische und intellectuelle eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die Wort- und Formenbildung, insofern sie bloſs den Laut angeht, oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder dieselbe Beziehung sich bloſs durch den Ausdruck unterscheidende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.

In dieser Absicht erscheint die Sprache als ein Werkzeug zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, und ebenso die edelsten sinnlichen Kräfte, durch die sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit und Schärfe, so wie durch den

---

(1) Den Einfluſs der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat Ewald in seiner Hebräischen Grammatik (S. 144. §. 93. S. 165. §. 95.) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Daſs die Semitischen Sprachen dadurch, daſs sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschlieſslich durch Veränderungen im Schooſse der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfſinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik. S. 107-113.)

Wohllaut und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die Begeisterung der Nationen an sich reiſsen, und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läſst sich ebensowohl denken, daſs Sprachen hierin über das Bedürfniſs hinausgehen, als daſs sie hinter demselben zurückbleiben. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachtechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, da alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sondern zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das Übergewicht der Technik überhaupt und im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmaſsen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möchten, so beweist ein solches Miſsverhältniſs immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden Kraft, da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Maaſs nicht durchaus überschritten ist, läſst sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem bloſsen Umrisse gleich, in gröſserer Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

§. 11.

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Articulationssinn, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller Theil macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, daſs die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die gröſsten Köpfe der spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Übereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts andres, als die Bahnen, in welchen sich die geistige Thätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andren Gleichniſs, als die Formen, in welchen diese die Laute ausprägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschlieſslich auf der wohlgeordneten, festen und klaren Geistes-Organisation der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung, und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müſsten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Individuelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, daſs sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läſst. Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine gröſsere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniſs der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloſsen Begriffen ausgemessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem bloſs ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B., welche, dem Bedürfniſs der Rede gemäſs, in dem Baue des Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch bloſse Ableitung von Begriffen gefunden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständig aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man aber hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffallend, daſs in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allein offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des Tempus unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft, und gar nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden (¹). Dasselbe findet bei dem Infinitivus statt, der noch auſserdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, gezu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerechten Vorliebe für das Sanskrit, muſs man gestehen, daſs es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur der Rede

---

~~(¹) Bopp~~ hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Band. S. 465.) zuerst bemerkt, daſs der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besonderen Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêśa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nachdenkt, so findet man, daſs dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur daſs die ganze Redensart elliptisch erklärt werden muſs. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens u. s. w. geschiedene Conjunctivus zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten Potentialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, daſs der Gebrauch des Conjunctivus, gleichsam durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

begünstigt indeſs Ungenauigkeiten dieser Art, indem sie dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie läſst eine Form die Stelle der anderen vertreten (1), oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr an dem eigentlichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache. Ich habe schon oben (S. 86.) bemerkt, daſs hiervon bisweilen die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewisse Bildungen gewöhnt, den Geist leitet, auch neue Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von der Behandlung des Modus und Infinitivs im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erklären können. Ich wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, sein innerer, vollständig in seine verschiedenen Theile gesonderter Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natur des Verbum, die reine Synthesis des Seins mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen anderen, als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als

---

(1) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe ich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berl. 1822. 1823. Hist.-philol. Classe. S. 404 - 407.

Verba, nicht einmal ausschlieſslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwickelung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äuſserlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läſst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird, oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so daſs eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es muſs innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äuſseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Äquivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heiſst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden muſs, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröſstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läſst, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu Bezeichnenden, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe, ja oft bloſser Verhältnisse gilt, so muſs der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, bildlich genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin Pronomen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wichtigste Rolle; und oft läſst es sich nachweisen, wie dieselben auch auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren Wahrnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und gleichsam instinctartig, im Geiste begründet. Der individuellen Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum gelassen sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem Punkte mehr bloſs darauf beruhen, daſs in einigen theils ein fruchtbarerer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser Tiefe geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewuſstsein zugänglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das Gefühl, und, durch das Zusammenwirken von diesen, in den Charakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen inneren und äuſseren Gegenstände ein, da sich hier wahrhaft die Natur mit dem Menschen, der zum Theil wirklich materielle Stoff mit dem formenden Geiste verbindet. In diesem Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die nationelle Eigenthümlichkeit hervor. Denn der Mensch naht sich, auffassend, der äuſseren Natur und entwickelt, selbstthätig, seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen Kräfte sich in verschiedenem Verhältniſs gegen einander abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet. Die groſse Gränzlinie ist auch hier, ob ein Volk in seine Sprache mehr objective Realität oder mehr subjective Innerlichkeit legt. Obgleich sich dies immer erst allmälig in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt, so liegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zusammenhange in der ersten Anlage; und auch die Lautform trägt das Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulirten Laute, und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern an einander. Dieser Unterschied mehr klarer und fester Objectivität und tiefer geschöpfter Subjectivität springt bei sorgfältiger Vergleichung des Griechischen mit dem Deutschen in die Augen. Man bemerkt aber diesen Einfluſs der nationellen Eigenthümlichkeit in der Sprache auf eine zwiefache Weise: an der Bildung der einzelnen Begriffe, und an dem verhältniſsmäſsig verschiedenen Reichthum der Sprache an Begriffen gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung geht sichtbar bald die Phantasie und das Gefühl, von sinnlicher Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand, bald der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe, welche dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. Nicht minder deutlich ist das Übergewicht der Ausdrücke, die einer einzelnen Geistesrichtung angehören. Ein solches ist z. B. im Sanskrit an der vorwaltenden Zahl religiös philosophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine andere Sprache mit ihr messen kann. Man muſs hierzu noch hinzufügen, daſs diese Begriffe gröſstentheils in möglichster Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen gebildet sind, so daſs der tief abstrahirende Sinn der Nation auch daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in der äuſseren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Litteratur und Verfassung bezeugen einstimmig, daſs im Inneren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseins, im Äuſseren der Stand, welcher sich dieser ausschlieſslich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit, und Priesterthum, die vorherrschenden, die Nationalität bezeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das, oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln, und der Wahn, die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Übungen überschreiten zu können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, daſs sich die nationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich groſsen Einfluſs auf die Redefügung aus, und ist an ihr gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergieſst, daſs seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit und das Griechische zu anziehenden und belehrenden Vergleichungen. Die Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen Formen und in bestimmten Gesetzen aus, und die Sprachzergliederung findet daher hier ein schwierigeres und mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der grammatischen Formen. Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, muſs doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungner, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb muſste in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermaſsen vorahndend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung läſst sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwickelung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaſs. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Litteratur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz anderen Sinne den innersten Menschen selbst, und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eigenem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen, der Dichtergeist so lebendig, daſs der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwerlich zu entscheiden sein. Daſs aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, daſs sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluſs aus, der ihnen in der groſsen geistigen Ökonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

§. 12.

Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, daſs diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde.

Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliefsen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andren, so dafs keins über das andere gleichsam überschiefst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfnifs des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das blofse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äufsert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Sprachen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen, nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum sein wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochnen Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Überhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meiſsel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äuſseren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äuſsersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfolgen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äuſsert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluſs einer unvollkommneren Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoſs eine neue Geistesumformung entsteht.

§. 13.

Der Zweck dieser Einleitung, die Sprachen, in der Verschiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den wechselseitigen Einfluſs des Einen auf das Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muſs ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose Menge die Anwendung verwirrender Einzelnheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das

Allgemeine mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloſs Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmäſsiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, muſs die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läſst. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Beziehung, zur Bezeichnung der Begriffe und zur Verknüpfung des Gedanken im Satze. Beide flieſsen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und des äuſseren Verständnisses. Gewissermaſsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen, sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfſtein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgieſst.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloſs ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muſs derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie muſs daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, daſs sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode, und müssen daher bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, daſs die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefaſsten Verwandtschaft, analogen Begriffen analoge Laute zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte

Form zu gieſsen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache, nämlich die der Laute, die logische der Begriffe, und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f., umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschlieſst, welche dasselbe Wort in den verschiednen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden, verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft läſst sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältniſs seiner Modificationen zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch muſs die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muſs das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer gröſsere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren, und bloſs vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehört der äuſseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läſst, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so daſs man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hinderniſs gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloſs etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorieen zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, läſst sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschlieſslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugniſs und Wiedererzeugniſs des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewiſs nicht bloſs Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtniſs reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, daſs man sich nach und nach, sei es auch nur durch Übung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganzes, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiet immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefaſsten Standpunkte aus, zeigt sich nun die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat, und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die Indischen Grammatiker bauten ihr, gewiſs zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, daſs sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an, und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen, oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, daſs sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äuſseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste, und die reine Beobachtung, noch weit mehr aber der Versuch, folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache überhaupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müſste wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen, sich gerade mit dieser

Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tiefsten und geheimniſsvollsten Theil aller Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wörter beruht darauf, daſs eine mäſsige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungen auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit, ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmäſsigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder innern Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die groſse Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschlieſsliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren Abhandlung (¹) richtig gezeigt zu haben, daſs die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und daſs es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache

---

(¹) Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften, aus dem Jahre 1829. S. 1-6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst, aus dem Jahre 1827. S. 182-185.

geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben, und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äuſseren Beziehung des Raumes und der inneren der Empfindung. Es schlieſsen sich also an die Personenwörter Präpositionen und Interjectionen an. Denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloſse Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, daſs die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein, und muſs genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden. Denn auf der einen Seite werden alle die inneren Empfindungen bezeichnenden Wörter, wie die für die äuſseren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, daſs der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina und Präpositionen geben, und giebt deren wirklich, die von ganz concreten Eigenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kann durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden, die Präposition auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Begriff verwandtes Nomen, wie hinter durch Rücken, vor durch Brust u. s. f.

Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit so unkenntlich werden, daſs die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, daſs jede Sprache ursprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben muſs. Bopp hat das wichtige Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiednen objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben einbedienen darf) theilen indeſs nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet werden. Die objectiven tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, die in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaſsen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was, ohne bestimmte historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit groſser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschlieſsen. In diesem strengen Verstande des Worts, brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Spracherfindung läſst sich nicht *auf demselben* Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit युध्, *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, gerechtigkeitskundig, so sind dies Ausnahmen, die ganz und gar noch nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbekleideten Wurzeln sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, daſs, je mehr die Stammlaute dem Ohre und dem Bewuſstsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glücklichem Scharfsinn von Bopp, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewiſs zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von Pott gezeigt worden, daſs mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kann der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders die, welche sich von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zusammenziehung, Abwerfung von Vocalen, oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmaſsungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkührlich das weitere Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu verschlieſsen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemäſser in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Grammatiker verfuhren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwickelung selbst, daſs, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe, und ein lebhafter Sprachsinn reiſst die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Daſs die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der *Krit*- und *Unâdi*-Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst bloſs mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltener, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Unâdi*-Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, daſs ein groſser Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Unâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem groſsen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schlieſsen sich aber an den Stammlaut, als den den Begriff individualisirenden, Nebenlaute, als allgemeine, modificirende, an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §. 16.), so nehmen auch, in den einfachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhange steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne daſs dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unàdi-Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskritwörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies läſst sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein, Jahrhunderte hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und einfachen antreffen, so liegt dies wohl meistentheils an dem durch irgend einen Grund motivirten Streben oder Aufgeben des inneren Sprachsinnes. Die Zeit verlöscht nicht an sich, sondern nur in dem Maaſse, als er vorher einen Laut absichtlich oder gleichgültig fallen läſst.

§. 14.

Ehe wir jetzt zu den wechselseitigen Beziehungen der Worte in der zusammenhängenden Rede übergehen, muſs ich eine Eigenschaft der Sprachen erwähnen, welche sich zugleich über diese Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung selbst verbreitet. Ich habe schon im Vorigen (S. 107. 118.) die Ähnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Classe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn dasselbe auf diese Weise, seiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirksame oder hemmende Eigenschaft der Sprachen ist nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Isolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt. Sie ist der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet; und wir müssen sie daher so betrachten, daſs wir nach einander untersuchen, aus welcher inneren Forderung sie in der Seele entspringt, wie sie sich in der Lautbehandlung äuſsert, und wie jene inneren Forderungen durch diese Äuſserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zusammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen hier zusammengefaſsten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, dessen ganz verschiedene Natur sorgfältig getrennt werden muſs. Es gesellt sich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewuſstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, und ihre mehr den äuſseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiednen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äuſserlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich zu den ursprünglichen Kategorieen des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen. Denn diese Kategorieen bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung der individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, kann aber auch aus einem Bedürfniſs der Unterscheidung und der Bezeichnung entstehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie läſst daher an sich, und nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfniſs des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene Stufen zu. Es giebt Sprachen, welche den Benennungen der lebendigen Geschöpfe regelmäſsig den Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren, Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und ein subjectives logischer Eintheilung, sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, daſs hier nicht mehr Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjenigen ganz ähnlich, in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, daſs gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffs ausgingen. Daſs dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist, und verschiedenen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprachen die tiefe und feste Verbindung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit erreichen, aus der hernach in ihnen eine Unendlichkeit von Gedankenverbindungen hervorgeht, welche alle das Gepräge ächter, die Forderungen der Sprache überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schlieſst in der Wirklichkeit nicht aus, daſs in den auf diese Weise gebildeten Wörtern nicht auch bloſs aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe ausgehen, allgemeiner gefaſst, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z.B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die wirkliche Beobachtung entstehen können, wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreiht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auf ganz ähnliche Weise, als die aus den bloſs logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt bloſs einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber als Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unabhängig von einzelner Beobachtung aufgefaſst werden könnte.

Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniſs der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine Bezeichnung des Begriffs, und eine Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise läſst sich vielleicht am bestimmtesten das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zugleich zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Absicht muſs aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen.

Das Wort läſst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch innere Veränderung oder äuſseren Zuwachs. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre Wurzelform, ohne Möglichkeit äuſseren Zuwachses, einschlieſst, und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen innere Veränderung möglich ist, und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten, und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äuſseren Zuwachs. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes muſs mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Übergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie, als dieser, gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, muſs in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst muſs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, aufser der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter, durch Anbildung, und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt. Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die

Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem bloſsen Verstandesverfahren niederzuziehen, muſs man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, daſs eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, daſs die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Übereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äuſseren Laute liegt, daſs sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer, und nie läſst sich anders, als bildlich, sagen, daſs das letztere aus dem Schooſse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heiſsen, daſs der Geist sie untrennbar zusammen denkt, und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins gieſst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen, und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens, kann sie nicht zu Miſsverständnissen Anlaſs geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische Mittel für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet. Der Ausdruck der Anbildung, der nur den durch Zuwachs ächt flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit dem der Anfügung, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs.

Da die Ächtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildung der Worteinheit. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Inneren eine äuſserlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen habe ich hier nur von Suffixen, Zuwächsen am Ende des Wortes, nicht von Affixen überhaupt geredet. Das hier die Einheit des Wortes Bestimmende kann, im Laute und in der Bedeutung, nur von der Stammsylbe, von dem bezeichnenden Theile des Wortes ausgehen, und seine Wirksamkeit im Laute hauptsächlich nur über das ihm Nachfolgende erstrecken. Die vorn zuwachsenden Sylben verschmelzen immer in geringerem Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vorschlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrums erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen besonders wichtig, welche den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschlieſsen. Sie verfahren mehr durch Zusammensetzung, als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das, alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für die Anschlieſsung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Präpositionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, daſs der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Übergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschlieſslich symbolisch sein, und diese Eigenschaft kann alsdann bloſs in den Lauten liegen. Es ist aber keinesweges nothwendig, daſs dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat, und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Überzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden muſs, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstoſsung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äuſseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen, noch ganz äuſserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht bloſs Symbolische und bloſs Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfniſs der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbums angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbums nothwendig erscheinen muſs. Er behandelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutungen vertrauend, daſs die Entstellung der Laute dennoch die Erkennung der Andeutung nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun wirklich statt gefunden haben, oder das angefügte Pronomen gröſstentheils unverändert geblieben sein, so ist der Fall und der Erfolg immer der nämliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer unmittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie auf kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn es unbezweifelt ist, daſs nicht bloſs im Sanskrit, sondern auch in andren Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder weniger, aus dem Gebiete der oben erwähnten, sich unmittelbar auf den Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruht das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildungssylben angedeutete Beziehung auf die Kategorieen des Denkens und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden, als in Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auch die Analogie der Töne gesellen, wie Bopp so vortrefflich an der Sanskritischen Nominativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im Pronomen der dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Lebendigen, der dunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum offenbar symbolisch beigegeben; und derselbe Buchstabenwechsel der Endungen unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominativ, von dem Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

Die ursprünglich selbstständige Bedeutsamkeit der Suffixe ist daher kein nothwendiges Hindernifs der Reinheit ächter Flexion. Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfache, in verschiedenen Formen gegofsne, Begriffe, und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings gröfsere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäfs, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erfordernifs, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so daſs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger miſslingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiode den richtigen Weg eingeschlagen hat, — und er ergreift mit diesen Eigenschaften keinen falschen —, ergieſst sich die innere Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen Sprachbau, und die hauptsächlichsten Äuſserungen seiner Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die unauflösliche Verbindung des Flexionssinnes mit dem Streben nach Worteinheit und dem, Laute bedeutsam spaltenden Articulationsvermögen gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste entsprühen; und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in der Folge kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vom richtigen ablenkenden, allein oft von gleich groſsem Scharfsinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg ergriffen. Dies äuſsert alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die innere Umgestaltung der Wörter, wo es eine solche giebt, meistentheils von der Art, daſs sie dem inneren angedeuteten Verfahren gleichsam durch eine rohe Nachbildung des Lautes folgt, den Plural und das Präteritum z. B. durch materielles Aufhalten der Stimme, oder durch heftig aus der Kehle hervorgestoſsenen Hauch bezeichnet, und gerade da, wo rein gebildete Sprachen, wie die Semitischen, die gröſste Schärfe des Articulationssinnes durch symbolische Veränderung des Vocals, zwar nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatischen Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation beinahe verlassend, auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt. Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend, und bei den einzelnen Fällen läſst sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äuſsern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Über das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

§. 15.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit, und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht bloſs an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Ängstlichkeit auf, ihn, wie ein einzelnes Wort, zusammenzuhalten, und ermuthigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigenthümlichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblick meſsbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwickelung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwicklung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äuſsren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmäſsigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde; und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwicklung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Verknüpfung derselben zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, daſs sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet; und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äuſseren, eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich bloſs zum zusammengesetzten Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen muſs, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung.

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfniſs der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinn, und in dem Laute. Da alles Denken im Trennen und Verknüpfen besteht, so muſs das Bedürfniſs des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maaſsgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäſsigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut, seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältniſs zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschlieſst, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergieſst sich als geistiges Princip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach auſsen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äuſseren Einheit dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich. Indeſs steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken im Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absicht kund, und ebnen jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde die erläuternden Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen (¹), weil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschlieſsen, und erkennt also dadurch schon die selbstständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, daſs es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schlieſsenden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter, regelt.

(¹) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus Bopp's Grammatik, und gestehe gern, daſs ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiedenen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare, als talentvolle Vergleichung des Sanſkrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatischen Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816 legte Bopp in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später, und immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

Zugleich aber ſolgt in ihr mehr, als in einer andren Sprache ihres Stammes, der Verschlingung des Gedanken auch die Verschmelzung der Laute, so daſs, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern, ist dies zwar wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an den Endconsonanten anschlieſst, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indeſs stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung der Trennung der einzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im Geiste des Hörers nie wirklich aufheben, nicht einmal die Anerkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zusammenstoſsender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und die Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, daſs man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, daſs es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die ſeine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, daſs auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, groſse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht bloſs aus einer Sprache in die andere übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden muſs; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äuſseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleichsam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene, Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbst, und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt, und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit, indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert, bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, daſs sie nun bloſs als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sächliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem eine genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von jedem hinzugekommenen, ausgestoſsenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein muſs. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogieen an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieses Wortbaues ist in den Sprachen am gröſsten und am befriedigendsten für den Verstand und das Ohr, welche den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken, und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen, vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der Anbildung bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewiſs groſsentheils in dem zweisylbigen Wurzelbaue und in der Scheu vor Zusammensetzung, daſs der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundrungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der Sanskritische zeigt, gleichkommt.

Das Sanskrit bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfniſs fühlt.“ Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, daſs diese Behandlung eine verschiedene bei getrennten Worten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter; und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei groſse einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

bei zusammengesetzten Wörtern,
bei mit Präfixen verbundenen, meistentheils Verben,
bei solchen, die durch Suffixa (*Taddhita*-Suffixe) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,
bei solchen (*Kridanta*-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich auſserhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,
bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln getrennter Wörter, die drei letzten denen der Wortmitte. Doch giebt es hierin, wie sich von selbst versteht, einzelne Ausnahmen; und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, gröſseres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung des Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Präfixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluſs hat, wie wenn aus अग्नि, *agni*, Feuer, und स्तोम, *stôma*, Opfer, verbunden अग्निष्टोम, *agnishṭôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln getrennter Wörter deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daſs die zusammengesetzten Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte, Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne daſs sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, läſst es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu groſse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z. B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechtes sie sein mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfaſst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungsgesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indeſs die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschlieſsen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbums, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen läſst.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit, von einander abweichen. Man muſs sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt, was ich schon einmal bemerkt habe, das Wort Absicht, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden muſs. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung, oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äuſsert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Überzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Maaſse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in derselben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache, und man kann daher das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indeſs bleibt doch der Einfluſs jenes inneren Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausflieſst, daſs überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen bleiben. Für die phonetische Wirkung ist es von wichtigem Einfluſs, daſs sowohl die Casusendungen, als die Suffixa, nur mit gewissen Consonanten anfangen, und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen gröſser ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noch mehr erweitert.

Auſser der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden Consonanten, giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende, Lautbehandlung des Wortes, nämlich diejenige, welche seiner Gesammtbildung Einfluſs auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vocale, verstattet. Dies geschieht, wenn die Anschlieſsung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die schon im Wort vorhandenen Vocale Einfluſs ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstoſsungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren

Vocal denen des Wortes oder diese sich ihm assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Übergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden muſs, den Endungen, es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmäſsiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt, daſs die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist (¹). Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaaſses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Übergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guṇa* und *Wṛiddhi* zwei so kunstvoll ausgebildete, und mit

---

(¹) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein durchgehend zu sein. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des *ṛ*-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbums कृ, *kṛi*, (कुरुतस्, *kurutas*) läſst sich anders erklären.

der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, daſs sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschlieſslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guna und Wriddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *é* und *ó*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *ár* um (1), und verstärken *é* und *ó* durch neue Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *é* und *ai*, *ó* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *áy*, *aw* und *áw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständniſs im mindesten Eintrag zu thun. Im Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen bloſsen, sonst in vielen Sprachen gewöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, daſs bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch unterscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursach gesucht werden muſs, und daſs daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut वेद्मि, *wêdmi*, und den, nach der Boppschen Erklärung, durch Assimilation entstehenden तेनिम, *tênima*, mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

---

(1) Hr. Dr. Lepsius erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *ár* für Diphthongen des *r*-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S. 46-49, §. 36-39, selbst nach.

Guna und Wriddhi sind Verstärkungen des Grundlauts, und zwar nicht bloſs gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maaſse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: स्तव्य, *stawya*, ein Preiswürdiger, स्ताव्य, *stáwya*, ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar muſs man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewiſsermaſsen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, daſs durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte, Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbindung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde, man mag nun annehmen, daſs im

Guna ein kurzes, im Wriddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal, oder daſs immer ein kurzes *a*, im Guna vor den einfachen Vocal, im Wriddhi vor den schon durch Guna verstärkten tritt (¹). Die bloſse Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in Guna und Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht, und seinen Grund ausschlieſslich in dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen die Guna- und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guna, das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel, und in prägnanterem Sinne, als in den Semitischen Sprachen, wo bloſs symbolischer Vocal-

---

(¹) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r. 33.) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der Boppschen Annahme läſst sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna und Wriddhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne daſs es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren, Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichheit der Töne liegt, so ist es begreiflich, daſs Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, daſs die Guna-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammenschmelzen. Daſs sie gegen die Diphthongen des Wriddhi bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen (*ay*, *aw* gegen *ây*, *âw*), läſst sich auf andere Weise erklären. Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so muſste er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal-*r*.

wechsel vorgeht, nennen können (1). Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, auſser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen muſs, ist die Gunirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guna hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stufenweis in der Vocalsphäre bewegenden Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiednere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissermaſsen dem Accent, indem die gleiche Wirkung, das Übergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch die erweiterte

---

(1) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden, Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier. S. 50.) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth, und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, daſs dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und daſs er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblöſst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, daſs sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclasse und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andren Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu läugnen, daſs sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern, und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehung, daſs das Guna in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kridanta-Wörtern und Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Suffixe gebildeten Wörter vorkommt.

Das Wriddhi findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guna, rein phonetisch, und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach der Willkühr des Sprechenden; auf der andren Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guna annehmen. Es entsteht dies daraus, daſs die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslaufen läſst. Die Bedeutsamkeit des Wriddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen, und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe

Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übergetragen. Daher mag es kommen, daſs die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wriddhi annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befaſsend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wriddhi gegen Guna hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewiſsermaſsen als Ausnahme übersehen muſs, doch gewiſs im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Endung unmittelbar an die Wurzel anschlieſst, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der Einfluſs der Beugungssylbe durch einen andren, dazwischentretenden Vocal, oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört, läſst sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guna, obgleich er auch da in bestimmten Fällen regelmäſsig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären, und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwendung des Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des

Verbums geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet, in dem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung, mit und ohne Guna, aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich, und gröſstentheils in der nämlichen Bedeutung, mit und ohne Guna abwandeln lassen, oder ein durchgängiges Guna annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Präteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das fehlende Guna, ganz gleichförmig mit ihrem Augment-Präteritum, bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Präteritum einer gunalosen Abwandlung sein, neben welcher eine mit Guna (unser jetziges Augment-Präteritum der Wurzeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, daſs es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Präterita giebt, so daſs die Bildungen des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation, mit und ohne Guna, in der Sprache annimmt, so entsteht gewiſsermaſsen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man muſs sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichem Ausdruck, bis auf den Grund und Boden derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältniſs geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmälig entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication: Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als bloſse Lautgewohnheit, den Sprachen vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluſs des Lautgefühls, daſs nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, daſs man fünf oder sechs verschiedene, durch die Sprache vertheilte, Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber flieſsen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so künstlich, daſs die eigentlich dem Worte voranzugehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anfangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, daſs dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben sich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenflieſsen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt (¹). Es ist dies ein merkwürdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen Richtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.

Die Absicht, das Wort fest mit dem Vorschlage zu verbinden, äuſsert sich im Sanskrit bei den consonantischen Wurzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gegen einen langen Wurzellaut, so daſs der Vorschlag vom Worte übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vielförmigen Präteritum der Causalverba das euphonisch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs-

---

(¹) In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Übereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt; das Übergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es beim Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen, dicht an sie angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich eigen. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die Vermuthung geführt, daſs sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication abwandeln lieſsen, ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung, eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteritum und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe unterscheiden sich bloſs durch die Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Verstärkung der Aussage durch den Laut vermittelst der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Lebendigkeit des individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlaſs geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das *Alpha privativum* sich bloſs mit Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte gröſsere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna, und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so groſses Übergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Auſser den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprachen noch eine Reihe anderer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermaſsen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbringen. In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äuſsern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinn schön geschlichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt in dem Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile des Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem anderen Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn hebt nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Präteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Reduplication, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniſs zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhichisch (अजगदं, *ajagadam*, ◡◡◡◡, von गद्, *gad*, reden) oder spondäisch (अदध्राडं, *adadhrâḍam*, ◡−−◡, von ध्राड्, *dhrâḍ*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (अदुदूषं, *adudûsham*, ◡◡−◡, von दुष्, *dush*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich, was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (अचीकलं, *achikalam*, ◡−◡◡, von कल्, *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaaſs. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte, quantitative Verhältniſs dieser Formen, so findet man, daſs die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, bloſs das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, daſs dies keinesweges der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stöſst, giebt sie ihr Vorhaben auf, läſst die Wurzelsylbe unverändert, und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältniſs ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herflieſst. Sie häuft nicht zwei Verlängerungsmittel, und läſst also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, daſs auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und ſein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten (1).

§. 16.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen ſestgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nämlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigenschaften unterscheiden: die eigenthümliche Gattung ihrer Laute, ihr Zeitmaaſs, und ihre Betonung. Die beiden ersten werden durch ihre eigne Natur bestimmt, und machen gleichsam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft, und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelenvolleres Princip, als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede, und ist der unmittelbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Theile aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähig. Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich erhält, wird dadurch die Betonung der sie unmittelbar begleitenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen eine ausdrücklich vorlauten läſst, aufgehoben, und diese Aufhebung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit der betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschenden hervor. Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und die Sylbenverbindung, bedingen einander, und jede zieht unmittelbar und von selbst die andere nach sich. So entsteht der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinheit. Kein selbstständiges Wort läſst sich ohne einen Accent denken, und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Hauptaccent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze und würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerdings in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus der rhythmischen Beschaffenheit des Wortes, oder aus Nüancirungen der Bedeutung entspringen (¹).

---

(1) Was ich hier über diese Form des Präteritums der Causalverba sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, daſs eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte.

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, dem doppelten Einfluſs der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor.

(¹) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande abführen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschlieſsen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie οὐκ in Sophocles. *Oedipus Rex. v.* 334-336. *Ed. Brunckii.*), wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete, Betonung besaſsen. Daſs jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero. *Orat.* 18. *natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accent-Einheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht lieſsen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (περὶ τόνων. *Ed. Barkeri. p.* 190.) von Aristophanes: *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluſs wird auch diesem Erforderniſs auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das bloſse Verständniſs gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Maaſs des bloſsen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmaaſs, und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben verändernd, mit sich fortreiſst. Nur mit dem höchsten Unrecht würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andren überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in groſser Reinheit und Schärfe aufgefaſsten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wortbau (¹). Wäre das Bedürfniſs starker und scharf

---

(¹) Diesen interessanten und zugleich schwierigsten Theil der Englischen Aussprache, die Betonung, hat Buschmann in seinem Lehrbuche der Englischen Aussprache ausführlich behandelt und gröſstentheils selbst geschaffen. Er giebt für dieselbe im Wesentlichen drei Richtungen an: die Betonung der Stammsylbe oder ersten Sylbe (§. 2-15. §. 26. 27. u. 33.), die Beibehaltung der fremden Betonung (§. 16-22.), und eine merkwürdige Attraction des Tones durch Endungen (§. 23-25.), zwischen welchen, wie besonders in §. 28-32. und in Anm. 34. entwickelt ist, die Sprache in ihrem nicht-Germanischen Wortvorrathe oft rathlos herumtappt. — Den von mir oben berührten Nebenaccent versucht Buschmann (§. 75-78.) für die Englische Sprache nach einer Sylben-Distanz (von zwei, und, aus Gründen ursprünglicher Bedeutsamkeit, gelegentlich von drei Sylben) festzustellen.

nüancirter Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfniſs der öffentlichen Beredsamkeit nicht zur Erklärung der groſsen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, wo gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die Betonung anschlieſsen, ohne doch mit ihnen in eines zu verschmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Griechischen ἔγκλισις. Das gewichtlosere Wort giebt alsdann seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, als getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Accent, und fällt in das Gebiet des Accents des gewichtigeren Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte, und schlieſst dadurch das gewichtlosere an sich an (¹). Durch diese Anschlieſsung soll aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern

---

(¹) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (ἀναβιβάζειν τὸν τόνον). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, daſs das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich. Das enklitische Wort wird also nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt, und schlieſst ein anderes an sich an. Die besondere Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einfluſs auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei auf einander folgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen, und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung (¹). Ich habe diese Einzelnheiten nur angeführt, um zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung, noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

§. 17.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bisher in der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einheit, als ein Ganzes, betrachtet haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten. Die Sprache muſs also hier eine zweite, höhere Einheit bilden, höher, nicht bloſs weil sie von gröſserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschlieſslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Wortes seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich,

---

(¹) z. B. Ilias. Γ. v. 178. [illegible]

seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschlieſsen, thun zwar dasselbe, und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande, theils nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, theils durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständniſs festzuhalten, nämlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln.

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so zerschlagen Sprachen, welche sich dieses Mittels bedienen, die Einheit des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung, sie immer fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der Satzeinheit zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexionssprachen aus; und die Sprachen beweisen nur dann, daſs die Flexion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes Wesen durchdrungen hat, wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigentlichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile trennen, und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern gehören **Flexion**, **Worteinheit** und **Gliederung des Satzes** dergestalt enge zusammen, daſs eine unvollkommene Ausbildung des einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, daſs keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprachbildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirecte und gröſstentheils lautlose Andeutung derselben, und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen. Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen einzelne, stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer oder loserer Consequenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich gleich ausführen werde, die **Mexicanische Sprache** aufstellen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine lautverbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere (¹) das **Verbum**, als

---

(¹) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Aussprache des Namens **Mexico**. Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache entfernen, wenn wir der Spanischen, in der neuesten, noch tadelnswürdigeren Schreibung **Mejico** ganz unwiederruflich gewordenen, durch den Gurgellaut *ch* folgten. Der einheimischen Aussprache gemäſs, ist der dritte Buchstabe des Namens des Kriegsgottes **Mexitli** und des davon herkommenden der Stadt **Mexico** ein starker Zischlaut, wenn sich auch nicht genau angeben läſst, in welchem Grade derselbe sich unserm *sch* nähert. Hierauf wurde ich zuerst dadurch geführt, daſs **Castilien** auf Mexicanische Weise **Caxtil**, und in der verwandten **Cora**-Sprache das Spanische *pasar*, wägen, *pexuvi* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmaſsung bestätigt durch **Gilij's** Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. (*Saggio di storia Americana.* III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen den wahren Mittelpunkt desselben, heraus, fügt, soviel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile des Satzes an dasselbe an, und giebt dieser Verknüpfung durch Lautformung das Gepräge eines verbundenen Ganzen: $\overset{1}{\textit{ni}}$-$\overset{2}{\textit{naca}}$-$\overset{3}{\textit{qua}}$, $\overset{1}{\text{ich}}$ $\overset{3}{\text{esse}}$ $\overset{2}{\text{Fleisch}}$. Man könnte diese Verbindung des Substantivs mit dem Verbum als ein zusammengesetztes Verbum, gleich dem Griechischen κρεωφαγέω, ansehen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn wenn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht selbst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Pronomen der dritten Person, zum deutlichen Beweise, daſs sie mit dem Verbum, und in ihm enthalten, zugleich das Schema der Construction zu haben verlangt: $\overset{1}{\textit{ni}}$-$\overset{2}{\textit{c}}$-$\overset{3}{\textit{qua}}$ $\overset{4}{\textit{in}}$ $\overset{5}{\textit{nacatl}}$, $\overset{1}{\text{ich}}$ $\overset{3}{\text{esse}}$ $\overset{2}{\text{es}}$, $\overset{4}{\text{das}}$ $\overset{5}{\text{Fleisch}}$. Der Satz soll, seiner Form nach, schon im Verbum abgeschlossen erscheinen, und wird nur nachher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das Verbum läſst

---

Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Weil die Spanischen Grammatiker in ihrem eignen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung das bei ihnen zweideutige und ihrer Sprache selbst fremde *x*. Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechselung bei dem Ex-Jesuiten Camaño, der geradezu den in der Chiquitischen Sprache (im Innern von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französischen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Äuſserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke. Daſs das *x* der Spanier in den Amerikanischen Sprachen einen solchen Laut vertritt, hat mir zuletzt noch Buschmann, nach den von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, ausdrücklich bestätigt; und er giebt der Sache die erweiternde Fassung: daſs die Spanier durch diesen Buchstaben die zwischen dem Deutschen *sch* und dem ihnen gleich unbekannten Französischen *j* liegenden Laute, so wie diese selbst, bezeichnen. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müſste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiener aussprechen, genauer genommen aber so, daſs der Laut zwischen Messico und Meschico fiele.

sich gar nicht ohne diese vervollständigenden Nebenbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise denken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so verbindet die Sprache mit dem Verbum ein eignes, in doppelter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbestimmtes Pronomen: *ni-tla-qua*, ich esse etwas, *ni-te-tla-maca*, ich gebe jemandem etwas. Ihre Absicht, diese Zusammenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, bekundet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein solches, den Satz selbst, oder gleichsam sein Schema in sich fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird, und dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an den Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, daſs jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig angehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als Vergangenheits-Andeutung, hinzutritt. So ist von *ni-nemi*, ich lebe, das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ni-nen*, ich habe gelebt, von *maca*, geben, *o-ni-c-te-maca-c*, ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, daſs die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Einverleibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze Methode miſslich für das Verständniſs werden würde, und die man daher als die Grundlage derselben anzusehen hat. Die Nomina legen in der Einverleibung, ebenso wie in zusammengesetzten Wörtern, die Endungen ab, welche sie im absoluten Zustande immer begleiten, und sie als Nomina charakterisiren. Fleisch, das wir im Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heiſst absolut *nacatl* (¹). Von

---

(¹) Der Endlaut dieses Wortes, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermaſsen zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanischen Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno (*Arte novissima de lengua Mexicana.* 1753. pag. 2. 3.) nur bemerkt, daſs die beiden Consoden einverleibten **Pronominen** wird keines in gleicher Form abgesondert gebraucht. Die beiden unbestimmten kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder

---

nanten zwar im Anfange und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen am Ende nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr undeutlich beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlacolli*, Sünde, und *tlamantli*, Schicht, *claclacolli* und *clamancli* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die gefällige Vermittelung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Mexicanischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwort, daſs die heutige Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. Hierfür zeugt auch das in das Spanische aufgenommene, in Mexico ganz gewöhnliche Wort *claco*, eine Kupfermünze, einen halben *quartillo*, d. h. den achten Theil eines Reals, betragend, das Mexicanische *tlaco*, halb. Der Cora-Sprache fehlt das *l*, und sie nimmt daher bei Mexicanischen Wörtern nur den ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dieser Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein *c*), so daſs *tlatoani*, Gouverneur, *tatoani* lautet. Dasselbe *t* für das Mexicanische *tl* findet sich auch in der, wie mir Buschmann sagt, eine sehr merkwürdige Verwandtschaft mit dem Mexicanischen zeigenden Cahita-Sprache, in der Mexicanischen Provinz Cinaloa, einer Sprache, deren Namen ich noch nirgends erwähnt gefunden habe und die mir erst durch Buschmann bekannt geworden ist, wo z. B. das oben angeführte Wort *tlatlacolli* für Sünde die Form *tatacoli* hat. (*Manual para administrar á los Indios del idioma Cahita los santos sacramentos*. Mexico. 1740. pag. 63.) Ich schrieb den Herren Alaman und Castorena noch einmal, und stellte ihnen die aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort blieb aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifeln. Man geräth nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, daſs die Aussprache sich mit der Zeit verändert hat, von *t* zu *k* übergegangen ist, oder ob die Ursach darin liegt, daſs der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkler zwischen *t* und *k* schwebender ist? Auch in der Aussprache von Eingebornen von Tahiti und den Sandwich-Inseln habe ich selbst erprobt, daſs diese Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. Ich halte den zuletzt angedeuteten Grund für den richtigen. Die Spanier, welche sich zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten, mochten den dunklen Laut wie ein *t* auffassen; und da sie ihn auf diese Weise in ihre Schreibung aufnahmen, so mag man hierbei stehen geblieben sein. Auch aus Tapia Zenteno's Äuſserung scheint eine gewisse Unentschiedenheit des Lautes hervorzugehen, die er nur nicht in ein nach Spanischer Weise deutliches *cl* ausarten lassen will.

weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, dafs die Einverleibungsform eine doppelte sein müsse, eine für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständigen persönlichen Pronomina können zwar den hier geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eigenen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandensein zeigt sich aber an der Form dadurch, dafs in dieser allemal bei der dritten Person ein sie andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, dafs das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiedenen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschliefsen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn, und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stöfst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren, für oder wider ihn, geschehen soll, und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müfste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben, und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung; und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, aufserhalb nachfolgen lassen: *chihua*, machen, *chihui-lia*, für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a* in *i* nach dem Assimilationsgesetz, *ni-c-chihui-lia in no-piltzin ce calli*, ich mache es für der mein Sohn ein Haus.

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, daſs sie die Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also an den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an seiner Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Sätzen auſserhalb des Verbums stehenden Theilen aber kommt sie der letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie ihre ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, läſst sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht sie mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethode thut dies nicht, sondern läſst, wo sie nicht Alles in Eins zusammenschlagen kann, aus dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen, gleichsam wie Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältniſs zum Satze gemäſs, gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird man nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutung in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurückgeworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwas mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natur dennoch verkennen, wenn man es als eine Mischung von beiden ansehen, oder es so auffassen wollte, als hätte nur der innere Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das

Andeutungssystem durch alle Theile der Sprache durchzuführen. Es liegt vielmehr offenbar in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vorstellungsweise. Der Satz soll nicht construirt, nicht aus Theilen allmälig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewiſs immer mit jedem, als Sprache, ausgestoſsenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht bloſs, seiner Absicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das ursprüngliche Verhältniſs des Satzes zum Worte nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so muſs man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äuſsernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständniſs den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Ähnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, daſs, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der

Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit denken muſs. Man darf mich darum nicht so miſsverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwickelung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Miſsliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber schon durch die regelmäſsige Absonderung der verschiedenen Arten des Pronomens an eine Zeit erinnert, in welcher eine klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn diese Zusammenfügungen am Verbum haben sich schon harmonisch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbildung in eine Worteinheit und die Beugungen des Verbums selbst, ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, daſs, was in den Uranfängen gleichsam die unentwickelt in sich schlieſsende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen Sprache als ein zusammengebildetes Ganzes vollständig und unzertrennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz dem Hörer überläſst, die, kaum irgend durch Laute angedeutete Zusammenfügung aufzusuchen, und die lebendigere und kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner Beziehung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen stellt.

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Einverleibungssysteme, haben aber darin mit demselben eine gewisse Ähnlichkeit, daſs sie die Richtungen, welche der Gang des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der intransitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbums angeben, und dadurch den Mangel an Beugungen für das Verſtändniſs des Satzes zu ersetzen suchen. Einige von ihnen häufen Bestimmungen aller Art auf diese Weise am Verbum, so daſs sie sogar gewissermaſsen daran ausdrücken, ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird daher auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeben, wie man die anderen Theile des Satzes darauf beziehen soll. Auch ist das Verbum bei ihnen nicht durchaus beugungslos. Der Mexicanischen kann man am Verbum, in welchem die Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein gewisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht absprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsverfahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schooſs seiner Beugungen aufzunehmen, allein doch an ihm nicht bloſs das regierende Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auch hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem diese Methode sich mehr oder weniger tief in der Sprache festgesetzt hat, und je nachdem diese Andeutung auch da gefordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand der Handlung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart des Verbums mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Ausbildung erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen Sprachen und in der Vaskischen, da wuchert eine schwer zu übersehende Anzahl von verbalen Beugungsformen auf. Mit bewundrungswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ihrer Bildung dergestalt festgehalten, daſs das Verſtändniſs an einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hindurchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des Pronomens in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt, und diese Sprachen gröſstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so muſs es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben, oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Miſsverständniſs vorgebeugt werden. Hierdurch entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbums. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des groſsen Delaware-Stamms, anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische, einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu präfigiren, so daſs man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, namentlich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomens durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in dem Geiste des Volkes voraussetzt, oder darauf hinführt, daſs das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe, und dieser nun willkührlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittels bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick in der That willkührlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin immer du greifst mich und mich greift er, nicht umgekehrt, sagt. Indeſs mag doch ein Grund darin liegen, daſs die beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor der Phantasie des Volkes ausübten, und daſs das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu denken ist, von der betroffenen, leidenden Person ausging. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Übergewicht zu haben; denn die dritte wird, als leidende, nie präfigirt, und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend, mit der ersten, als leidenden, zusammenkommt, behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht für diese Ansicht, daſs in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenni Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomens in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geistvollen Cooperschen Roman bekannt gewordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Immer aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, daſs man sich des Gedanken nicht erwehren kann, daſs auch hier, wi[illegible]chon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, die Bildung jedes Theiles in Beziehung auf das dunkel gefühlte Ganze gemacht worden sei. Die Grammatiken geben bloſs Paradigmen, und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich aber durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte, aus Eliot's (¹) Paradigmen vollständig von der in dem anscheinenden Chaos herrschenden Regelmäſsigkeit überzeugt. Die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel

---

(¹) John Eliot. *Massachusetts Grammar*, herausgegeben von John Pickering. Boston. 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar*, übersetzt von Du Ponceau. Philadelphia. 1827. und Jonath. Edwards *observations on the language of the Muhhekaneew Indians*, herausgegeben von John Pickering. 1823.

erlaubt der Zergliederung nicht immer, durch alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, das, was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstaben ansehen, von allen charakteristischen zu scheiden. Durch den gröſsten Theil der Beugungen aber führen die erkannten Regeln; und wo hiernach Fälle zweifelhaft bleiben, läſst sich die Bedeutung der Form doch immer dadurch zeigen, daſs sie aus bestimmt anzugebenden Gründen keine andere sein kann. Dennoch ist es kein glücklicher Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden mit äuſseren Umständen, den Sprachbau auf diese Bahn führt. Die grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den Laut in zu groſse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit der Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seinen Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, groſsentheils ein für allemal gestempelter Ausdrücke bedienen muſs, von welchen sie nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als daſs ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorgenommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexicanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, daſs sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbums selbst legt; allein sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomens an der Verbalform eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pronomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbums selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum, und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der Declination zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben, oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vorbeugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, daſs dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Begriff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des Nomens und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen sein. Gerieth man aber, statt dessen, zuerst auf den Weg, das bloſs in der Construction Zusammengehörende auch im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomens minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theils des Satzes vorherrschend, sondern wurde bloſs als erklärender Begriff nachgebracht. Das Sanskrit hat sich von dieser Verwebung regierter Pronomina in das Verbum durchaus frei erhalten.

Ich habe bisher einer andren Verbindung des Pronomens in Fällen, wo es natürlicher unverbunden steht, nämlich des Besitzpronomens mit dem Nomen, nicht erwähnt, weil derselben zugleich, und sogar hauptsächlich, etwas anderes, als das, wovon wir hier reden, zum Grunde liegt. Die Mexicanische Sprache hat eine eigen für das Besitzpronomen bestimmte Abkürzung, und das Pronomen umschlingt auf diese Weise in zwei abgesonderten Formen die beiden Haupttheile der Sprache. Im Mexicanischen, und nicht bloſs in dieser Sprache, hat diese Verbindung zugleich eine syntaktische Anwendung, und gehört daher genau hierher. Man bedient sich nämlich der Zusammenfügung des Pronomens der dritten Person mit dem Nomen als einer Andeutung des Genitiv-Verhältnisses, indem man das im Genitiv stehende Nomen nachfolgen läſst, sein Haus der Gärtner, statt das Haus des Gärtners, sagt. Man sieht, daſs dies gerade dasselbe Verfahren, als bei dem ein nachgesetztes Substantiv regierenden Verbum, ist.

Die Verbindungen mit dem Besitzpronomen sind im Mexicanischen nicht bloſs überhaupt viel häufiger, als die Hinzufügung desselben unsrer Vorstellungsweise nothwendig erscheint, sondern mit gewissen Begriffen, z. B. denen der Verwandtschaftsgrade und der Glieder des menschlichen Körpers, ist dies Pronomen gleichsam unablöslich verwachsen. Wo keine einzelne Person zu bestimmen ist, fügt man dem Verwandtschaftsgrade das unbestimmte persönliche Pronomen, den Gliedmaſsen des Körpers das der ersten Person des Plurals hinzu. Man sagt daher nicht leicht *nantli*, die Mutter, sondern gewöhnlich *te-nan*, jemandes Mutter, und ebensowenig *maitl*, die Hand, sondern *to-ma*, unsere Hand. Auch in vielen anderen Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch tiefer in der Vorstellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, faſst er in Eins, was er oft an einander anknüpft; und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Verknüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf, und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen, und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitzpronomina dergestalt des Wortes, daſs die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden, und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, daſs es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine bloſs gelegentlich in der Rede vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluſs der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am ſestesten und engsten schlieſsen sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbums an, weil dieses sich gar nicht ohne sie denken läſst. Die dann folgende ſestere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an, und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbums zu dem Stamme hinzu. Nach rein logischen Gründen, sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die gröſsere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects sein. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen, gefordert. Daſs die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund, als den, haben, daſs dies Verhältniſs in den Fällen, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man, streng genommen, thun muſs, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlich so vor, daſs sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung von Zwischensätzen gebraucht werden. Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomens zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomens und gehöriger Conjunctionen, oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus*, auch in diesen Fällen, weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twâ* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia, und selbst an die Composita zu erinnern, die, wie die *Bahuwrîhi's*, ganze Relativsätze in sich schlieſsen. Die letzteren sind nur in geringerem Maaſse in die Griechische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden gelassene Constructionen, als sie durch allzu groſse Zusammenziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nämliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu sein. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen läſst, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in Einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprünglich eigen war, und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenen Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

§. 18.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz muſs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystemes treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, daſs jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sei, und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion, in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewufstsein der Sprache läfst sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen, und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun auch hier. Die Gegenstände der äufseren Anschauung, so wie der innern Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung dar, in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorübergehende, und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung; und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles sich in dem Angeschauten Darstellende, und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhältnisses, und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluſs der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die äuſsere Erscheinung herübergezogen wird; und dadurch ist es begreiflich, daſs in ihrem letzten Resultate so unendlich mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluſs des inneren Sprachsinnes wieder zu ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, daſs durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, ist eine ideale, und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der Pronominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst; und es ist schon oben angedeutet worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hineinbaut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectums aus einer bloſs verschiedenen Form eines Sanskritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, nie zu übergehenden Einfluſs der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend einwirkt, oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der Sprache ein Übergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang, und machten ihre besondre Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmälig gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache, haben sich bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, daſs das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen umgränzt, und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen; wogegen das Sanskrit die technischen Bezeichnungsmittel mehr heraushebt, sie auf der einen Seite in gröſserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält.

§. 19.

Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Dasein in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt, und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, groſsentheils von der Stärke unsres eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äuſseren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip, und der Einfluſs des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältniſs mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muſs sie dieselben, selbst unwillkührlich und ohne zum deutlichen Bewuſstsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniſs möglich wäre. Eben dies müſste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschlieſslich vorwaltenden Princips sein. Nähert sich dies Princip dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, und durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres Entwickelungsganges dergestalt durchlaufen, daſs an die Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, daſs die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt, oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schlieſst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch gröſserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwickelungsgange eine fremde Gewalt gegenüber, und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall sein muſs, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit; und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch Gesetzmäſsigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Dasein zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfniſs des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so muſs, was rein aus ihrem Begriffe abflieſst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. Umgekehrt muſs das intellectuelle Vermögen aus sich selbst Hebel seines Aufschwunges finden, wenn ihm eine von jenem richtigen und natürlichen Entwickelungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes sein können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Princip in gesetzmäſsiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes, und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, daſs an eine nicht aus der Sprache nothwendig herflieſsende Lautform andere, durch sie an sich gerissen, angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird erhellt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues flieſst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Maaſsstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäſs, auseinanderwirft, so bleibt es unzweifelhaft, daſs sie ausschlieſslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Doppelte in seinem verhältniſsmäſsigen Gewichte durch danach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache, und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschlieſslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen, oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäſs, und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältniſs zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes läſst bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbums durch modificirende Präfixe, bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren ungerechterweise eine unverhältniſsmäſsige Ausbildung. Hieraus und aus anderen Umständen können einzelne Trefflichkeiten auch in Sprachen entstehen, in welchen man sonst nicht gerade den Charakter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denkens zu sein. Niemand kann läugnen, daſs das Chinesische des alten Styls dadurch, daſs lauter gewichtige Begriffe unmittelbar an einander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Gröſse erhält, daſs es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der Sprache zu entfliehen scheint. Das eigentlich Malayische wird wegen seiner Leichtigkeit und der groſsen Einfachheit seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Semitischen Sprachen bewahren eine bewundrungswürdige Kunst in der ſeinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. Das Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine besondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Ausdrucks hervorgehende Kraft. Die Delaware-Sprache, und auch andere Amerikanische, verbinden mit einem einzigen Worte eine Zahl von Begriffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden. Alle diese Beispiele beweisen aber nur, daſs der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirſt, immer etwas Groſses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervorzubringen vermag. Über den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Geſetzmäſsigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läſst. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sichren Vertrauen fortbewegen kann, daſs die Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tieſe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist. Diesen formalen Maaſsſtab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht.

§. 20.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Groſsen betrachtet haben, und der äuſserlichen

Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniſs erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschieſst. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schieſst in einigen sichtbar über das Bedürfniſs des Gedanken über, und mäſsigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluſs reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indeſs sehr irren, wenn man, was ich hier mit

Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluſs; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschlieſslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des Gedanken oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiſs, daſs, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher schwächer; und je mehr sich der Geist nun des schon Geschaffnen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andren Seite wächst die Menge des in Bauten hervorgebrachten Stoffs, und diese, nun auf den Geist zurückwirkende, äuſsere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unterschiede nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört. Man muſs also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen und lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äuſseren von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie eine Seele, in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, daſs diese Wirkung dem äuſseren Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daſs jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und daſs er wenigstens nicht verkennen muſs, daſs es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muſs. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach getheilten Stammes läſst sich das hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Verschiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloſs eine, in der Sprache sichtbar werdende, des Charakters der Nationen ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obigen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen Charakter dieser hier noch verweilen, und schmeichle mir, sicher sein zu können, daſs dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als bloſs subjectiv verkannt werde.

Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniſs des Augenblicks, mindert sich allmälig. Die Thätigkeit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem glücklich ausgedrückten. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreiſsen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlage der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmälig von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniſs behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung, entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmäſsig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewuſstsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, bloſs durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muſs, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäſsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einfluſs auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äuſseren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner groſser Männer geweckt und emporgerissen werden.

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hinführenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner Gedankenentwickelung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, daſs die Sprachen, auſser demjenigen, den ihnen ihr äuſserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschlieſst eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es läſst sich auch nicht behaupten, daſs die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren, und vermittelt das gegenseitige Verständniſs; den Unterschied selbst aber vergröſsert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewuſstsein bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen läſst. Sie umfaſst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung.

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefſten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen, stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloſs an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, daſs sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daſs sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daſs sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geiſtigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entsteht in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschlieſst aber die nationelle Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der der besonderen jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation, und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiſs das undurchdringliche Geheimniſs der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschlieſsen. Denn in ihr ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimniſs nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individualität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation muſs vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Charakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unterscheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der ersteren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft; auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fortblühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen Erdstrich, unter dem Einfluſs gleichförmig wirkender Ursachen, entstanden ist? Welche Bewandtniſs es aber auch mit den, uns unerforschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiſs, daſs die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewuſstsein gebracht, und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, daſs der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, welches sie uns sichtbar machen würde.

Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äuſseren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedanken mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältniſs bedient, in welchem das Maaſs ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. Aus jeder Sprache läſst sich daher auf den Nationalcharakter zurückschlieſsen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese

Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, daſs die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, läſst sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, welche sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in diese Elemente zerschlagen ist, man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu bewahren, und sie zu zuverlässiger Kenntniſs des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben muſs, so sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschlieſslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewiſs ist es wenigstens, daſs die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahrhaft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die groſsen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die

Sprache beständig unter dem beherrschenden Einfluſs geistiger Individualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfaſst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne daſs die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht bloſs die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes äuſsere Ereigniſs, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um, nur daſs die Spuren davon immer feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken werden, und die Thatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache einer andren mit dem ihr selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, daſs unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren ausschlieſst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre

Sprache innerlich behandeln muſs, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache bloſs und ausschlieſslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloſs als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden, Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es lieſsen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Leuten von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Auſserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daſs der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein bloſser Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. 59.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülfslosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülfslosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Überall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm, bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschloſsnen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch bloſs wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluſs höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfniſs des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst, steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läſst eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daſs die Sprache nicht bloſs ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständniſs, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muſs, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus, ein Gefühl, daſs es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muſs, und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Überzeugung, daſs das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht, und das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird; daſs aber wiederum sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und daſs sie gerade durch technische und sinnliche Vollendung einen immer gröſseren Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen; und je lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit, und läſst in das Innere des Sprechenden schauen.

Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist, oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmälig entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äuſsert sich unmittelbar, als solche, und eben darum auf eine eigne, schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maaſs der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfaſst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Sein des Individuums, sondern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung muſs dies Sein als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äuſsere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt, so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner

Individualität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos sein, je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren keine die andre ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen versuchen, oder sich mit einander in verschiedenen Graden und Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, dafs ein solcher Maafsstab blofs bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sei. In den Äufserungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der blofsen Befriedigung der Begierde unterscheidet, und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann, der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch. Indem sie mit allen Äufserungen des Gemüths verschmilzt, bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, individuelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte und innige Bande mit der Individualität verknüpft, dafs sie immer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften mufs, um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des Sprechenden wird daher von ihr in den andren übergetragen, nicht um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und dem wirkenden Sein, die richtige und verhältnifsmäfsige Würdigung beider, und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach, obenan stehenden vor dem Bewufstsein liegt nicht gleich stark in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammenhanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseins, und des gleichen in der Natur geahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so ist es nur Bruchstück; und je beweglicher und lebendiger ihre Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Über das Einzelne schieſst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes, über, oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und geht durch den Ausdruck in der Sprache in den andren über, der gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende harmonisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Ausdruck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahndung entsteht, daſs über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offenbar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths und nach der äuſseren Wirklichkeit.

Die Griechen, welche in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Geberde. Daſs sie dies aber nicht bloſs thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, daſs sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im Dialekte muſsten sich einer und ebenderselben ursprünglich nationellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Äolisch, oder von einer anderen Tonart und andrem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die, nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu beleben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schooſse dieser Begeistrung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschlieſst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Überschieſsendem, ihm selbst Mangelndem, sprach, so darf man sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte, und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelnheiten des sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äufsere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus, immer aber mit dem Gefühle, dafs nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und dafs das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit hinstrebenden Tacts geordneten, Verknüpfung der Einzelnheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmälig fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne dafs sie je zu einer blofsen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, dafs die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine

Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit, wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht bloſs das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nämlich die Vertheilung in einzelne in Dialekt und Sinnesart verschiedne Stämme, und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschloſs das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Äuſserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, daſs keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum bloſsen

Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben wurde, und daſs dies gleiche Aufsprieſsen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf gerichtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Gebrauch der Sprache ein (¹). Das bloſs Volksmäſsige wurde ihnen genommen, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unterworfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charakteren des Styls und der Dichtung, fähig, in ihren sich ergänzenden Gegensätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemer-

---

(¹) Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst, und selbst ihrer Architektur, hat Böckh in den seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und groſsentheils bis dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch faſslicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. Es wäre ungemein zu wünschen, daſs dieser die ausgedehnteste Kenntniſs der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschluſs ausführte, dem Einfluſs des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Äuſserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom. I. de metris Pindari.* p. 253. st. 14., besonders aber p. 279.

ken, daſs ich hier, was die Dialekte und die Dichtung betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein, und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Äuſserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einfluſs der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Gröſse entwickelt sich auf einem anderen, dem Gepräge, das sie ihren äuſseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen, aus, nur daſs, so wie diese die äuſsere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, daſs alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausfluſs Einer Kraft, ein groſses Ganzes ausmacht, und daſs das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen muſs, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Äuſserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft, als erste Ursache aller Geisteserzeugungen, zum Bewuſstsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein andres, als das menschliche Ideal, sein kann. In dieſem Spiegel erblicken wir die Selbſtanſchauung der Nationen. Der erſte Beweis ihrer höheren Intellectualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit iſt es nun, wenn ſie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu beſtimmten Zwecken einſchlieſsen, ſondern, woraus innere Freiheit und Allſeitigkeit hervorgeht, daſſelbe als etwas, das ſeinen Zweck nur in ſeiner eignen Vollendung ſuchen kann, als ein allmäliges Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch dieſe erſte Bedingung in gleicher Reinheit vorausgeſetzt, entſtehen aus der Verſchiedenheit der individuellen Richtung nach der ſinnlichen Anſchauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verſchiedene Erſcheinungen. In jeder derſelben ſtrahlt die den Menſchen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verſchiedener Form aus ihm zurück. In der äuſseren Natur, um einen ſolchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine ſtätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zuſtände aus einander. Ebenſo ſehr iſt dies in der bildenden Kunſt der Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollſte und zarteſte Bedeutung aus der ſinnlichen, äuſseren Anſchauung zu ziehen, iſt vielleicht, was ihre geiſtige Thätigkeit betrifft, der am meiſten charakteriſtiſche Zug ihre Scheu vor allem Übermäſsigen und Übertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regſamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller ſcheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthſtimmung, aller Beweglichkeit, von Entſchlüſſen zu Entſchlüſſen überzugehen, dennoch immer Alles, was ſich in ihnen geſtaltete, innerhalb der Gränzen des Ebenmaaſses und des Zuſammenklanges zu halten. Sie beſaſsen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk, Tact und Geſchmack; und der ſich in allen ihren Werken offenbarende zeichnet ſich noch vorzugsweiſe dadurch aus, daſs die Verletzung der Zartheit des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Übergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen bieten daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, die Neueren dar.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmeſsbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang der gegenwärtigen Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, daſs ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äuſsert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Äuſserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluſs desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache läſst sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Äuſserungen überall in Verbindung bringen. Es muſs das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen, und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität, ist die Beantwortung der Frage, wie sie in den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einfluſs modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äuſserlich gleich bleibende, Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einfluſs, indem jene äuſsere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein muſs, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammenhang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern läſst. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (η) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden

Sprachen verschiedener Stämme setzen müssen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewuſstsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht den Einfluſs der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermaſsen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewiſs am mächtigsten und einfluſsreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmäſsigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfniſs nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Gemüths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äuſserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewiſs liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewiſs aus ihnen herleiten lassen. Sollte nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Übergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit scheint zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, daſs jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorsprieſsen zu lassen. Gewiſs wenigstens scheint es mir, daſs man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden muſs, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäſsiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäſsigen und lebendigen Energie an sich zu tragen.

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Eigenthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Besimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Formen zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, daſs man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Gedankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so daſs bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und gröſseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und groſse Freiheit der Phantasie über die Lautformung nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufsprieſsen der Laute. Den Griechischen grammatischen Formen kann man, als Folge der groſsen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes, gröſsere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Maaſs, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit bedient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel beschränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des Styls. In der Römischen Litteratur findet sie sich vorzugsweise bei den ältesten Schriftstellern, und wird von der fortschreitenden Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich, findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen (S. 197. 204. 205.) ausgeführt, daſs nicht leicht irgend ein

Wort, es müſste denn augenblicklich bloſs als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, daſs in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt, und daſs die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschlieſsen, und oft läſst sich nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls schon erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgeltung aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den gleichen mit dem Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen der Wörter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es lieſse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von groſser Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam im beständigen Flusse. Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu, oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfniſs des Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich, eine doppelte Vergleichung, der für den im Ganzen gleichen Begriff in mehreren Sprachen gebräuchlichen Wörter, und derjenigen derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthümlichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von verschiedenen Seiten aufgefaſst wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammenwirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. Die oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewuſstseins, und zeigt, wie beide immer wechselsweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Veredlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntniſs gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschiedenen Bahnen gemeinschaftlichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufſuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Begriffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht nothwendig, verbundene in einer Sprache in demselben Worte zusammengefaſst werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen Sprachen an den Ausdrücken für Wollen, Wünschen und Werden. Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach Maaſsgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei gebrauchten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch besonders zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzuschlieſsen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reichthum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Arbeit des Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint hier in der Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück. Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Einzelne, was die Wirkung hervorbringt, läſst sich nicht immer genau und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem Ganzen.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermaſsen der Einfluſs des Ganzen offenbart, daſs selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muſs sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft groſsartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäſsigem Verhältniſs giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium nicht nur in ihrem Verhältniſs zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas. Die Poesie faſst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äuſserlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stöſst vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft, und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen, und strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man bloſs auf die mögliche Erscheinung in der Sprache, und auch in dieser nur auf eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleichgültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in gebundener, und die poetische in freier Rede ausgeführt werden; meistentheils aber nur auf Kosten beider, so daſs das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei; und es fehlt nicht an Beispielen, daſs Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzukehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüthes auf die consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch muſs diese wieder so aufgefaſst werden, daſs sie die Verfolgung des entgegengesetzten im Geiste der Nation nicht ausschlieſst, sondern vielmehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muſs, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei bloſser Darstellung des Wirklichen und bei ganz äuſserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermaſsen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel, und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, auſser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedanken gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offenbart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondren Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläſst, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedanken, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesem ergiebt sich, daſs Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muſs ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit muſs sich mit dem Gedanken nach der äuſseren und inneren Welt hinbewegen, und, indem er Einzelnes erfaſst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden, und können eigentlich nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daſs die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschlieſslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist bekannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher der natürliche Bund zwischen groſsen Dichtern und Componisten, obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, läſst sich nie sagen, daſs die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch (1) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, daſs die Prosa aus einem durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürfniſs der Prosa hervorbringt. Beider Entwicklung war vollkommen naturgemäſs aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äuſsere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entfaltung verhindert werden können. Noch weniger läſst sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte, Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus, und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der grammatischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelnheiten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läſst; der durch keine äuſsere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwickelung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniſs zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andre Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine reinen Äuſserungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äuſsere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daſs dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiſs wenigstens, — und dies hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äuſsere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiednen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äuſseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluſs haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

---

(1) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Übersicht des Ganges der Griechischen Litteratur in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch, jede für sich, eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemäſsheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äuſsere Kunstform vor allem Übrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer regen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem dieses Volk die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstand. So kleidete sich die alte Komödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand. Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äuſseren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterlichen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und Shakspeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfniſs, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, daſs auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden muſste, ließ für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaaſse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein, und gab auch ihr eine äuſserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der groſsen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Äuſserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnaſs, gänzlich zu verschwinden. Es ist indeſs nicht zu läugnen, daſs, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener groſsen Muster mit auf diesen Einzelnheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefaſst werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntniſs zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einfluſsreich auf die Sprache sein. Von der sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. 223.) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschlieſslich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äuſseren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe, und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntniſs und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder kunstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem bloſsen Zwecke der Darstellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich, anschlieſsen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben danach natürlich viel früher entstand, und die Fortschritte allmälig waren, so schloſs es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen, und zwischen der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft. Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben, und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit, und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmäſsiger Geist umfaſste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntniſs gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins ausgezeichnete, muſste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwickelungsperiode stellen, muſs die Platonische Diction als den Gipfel einer nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue

Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntniſs. Man irrte gewiſs sehr, wenn man Aristoteles, mehr von Anmuth entblöſste, schmucklose und unläugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen groſsen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen, auf uns gekommen wären, so würde unser Urtheil über den Umfang seines Styles wahrscheinlich ganz verschieden ausfallen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik, zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogne Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel groſser Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise, nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden groſsartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu groſsen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewuſst ist, seinem angeborenen Triebe gemäſs, nach jener groſsen Verknüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken eines gebildeten Volkes von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine groſsartige Prosa, oder zerfällt, wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Äuſserungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben aufzuschwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äuſseren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle flieſsen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne daſs auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit groſsen und bedaurungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluſs fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äuſsere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mäſsigen

Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Gröſse und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergieſsen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebhafte Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurde und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verband, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines groſsen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thatenund eines ideenreichen auſserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Freiheit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen muſste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmäliges Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten

Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so daſs zugleich ein groſser Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben, sich immer gleichen, aber durch äuſsere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom **Sanskrit** läſst sich, unserer Kenntniſs der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die **Prosa** in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Überzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Überresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtsschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich, und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des **Hitôpadêsa.**

Die **Römische Prosa** stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie, als die Griechische. Hierauf wirkte bei den Römern gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äußeren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andre Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich naturgemäße Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluß jener frühesten Gesänge, wahrnehmen. Die große, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschließenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbniß. Sie hat viel weniger eine bloß intellectuelle Farbe, und muß, aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, welche bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Überhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen; und es ist kaum glaublich, daß ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa mußte um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstoßenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuren Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, daſs die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und daſs beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als daſs ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich überliefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch bloſs natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine gröſsere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuſs loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch groſsentheils überflüssig, der Überlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läſst sich zwar, meiner Überzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtniſs anzuvertrauen. Es giebt gewiſs bei den Völkern auch bloſs nationelle, durch mündliche Überlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Styls, denen man es ansieht, daſs sie gewiſs nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern (1). Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, daſs auch, und ganz vorzüglich, die äuſsere Form dabei beobachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen, allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Übertragung in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, daſs sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches, erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise verändert, Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer kleinen, dem Lande vorliegenden Insel (1) die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stöſst also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfniſs danach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und verknüpfenden Verstandes eine die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muſs in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Vereinigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwickelung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet auch erst das namentliche Heranstreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der

---

(1) Mariner. Th. II. S. 377.

---

(1) Izaro in der Bucht von Bermeo.

Geschichtsschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa muſs daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen (1), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeistrung ohne Absicht und Bewuſstsein der Kunst entströmende, und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tiefsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stöſst dann auch, so lange sie ohne Bewuſstsein absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiſs in den groſsen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewiſs mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtsschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alterthum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von andren, als ihren Verfassern, gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, daſs diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiſs ebenso, wie jene Poesie, nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Groſses und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Ähnliches muſste das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

---

(1) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegel's Râmâyana die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

§. 21.

Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit; das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Fruchtbarkeit und Gesetzmäſsigkeit in Wort- und Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unsrer classischen Gelehrsamkeit hervor, und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwickelung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbniſs und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte, und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren, Kraft besaſs.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden sein würde, wenn Carthago Rom besiegt und das Europäische Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären, und sich über das Abendland verbreitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter, nicht äuſseren, mehr zufälligen Schicksalen, verdanken wir den mächtigen Einfluſs dieser Weltherrschaft auf unsere bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innere Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hingen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen, oder in ihrer Sprache, oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, daſs man keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem inneren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein. Dennoch muſs jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen; und wir haben daher hier noch, vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes ausgehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, daſs eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, daſs es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

Es ergiebt sich von selbst, daſs die Sprache, derer Bau dem Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten angeregt, auch die dauerndste Kraft besitzen muſs, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist aber viel zu allgemein, und giebt, genau genommen, nur die Frage in anderen Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden; und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäſse, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt, und dadurch zwischen der Auſsenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäſsigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab, und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeugende Princip. Es ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmäſsigkeit dieses Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stöſst auf eine die vollkommene Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen ſie angehörten.

Wir haben im Vorigen (§. 12.) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der gröſsten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach, oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im Allgemeinen, was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen läſst.

Es giebt nämlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten, und mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Beschaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen an den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur beurkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muſs gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muſs inne werden, daſs sie, gleich einem Blitze, dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Gluth aus unbekannten Regionen, in einander verschmolzen hat. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispieles zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das

Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber, durch welchen, unmittelbar beim Aussprechen des Wortes, diese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in dem Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern sein Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber aus dem nämlichen Bestreben flieſsende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe, kann man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er kehrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem Laute. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen, und wirklich als etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Act gegenüber, und läſst es, als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Actes das ganze eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, von der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nachforscht, woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue erkennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an welchen er haftet, und bei denen man den Mangel seiner ursprünglichen Stärke durch ein Bemühen, denselben auf anderem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch hier äuſsert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals zurückgekommen sind, daſs das richtige Verlangen der Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer so durchgreifend lebendig ist, daſs es sich auch wieder im Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äuſseren grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende Lücke, oder Ersetzung durch unadäquate Analoga. Auch hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthetischen Actes im Sprachbaue an, die nicht bloſs seine Wirksamkeit im Geiste, sondern seinen wahren Übergang in die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das Verbum, die Conjunction, und das Pronomen relativum; und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augenblicke verweilen.

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen) unterscheidet sich vom Nomen und von den andren, möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, daſs ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden, es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der, diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen, verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, daſs das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloſs als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloſs den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloſs den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläſst durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbums liegt, so muſs die grammatische Gestaltung desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ihnen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbums, insofern es der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist? (¹) äuſsert; und diesen Punkt läſst man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und nicht bis zu den wahren inneren Bestrebungen der Sprachformung zurück, sondern bleibt bei den Äuſserlichkeiten des Sprachbaues stehen, ohne zu bedenken, daſs diese erst dadurch Bedeutung er-

---

(¹) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht.

langen, daſs zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Richtungen dargethan wird.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbums allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheiles, und läſst, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlechterdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im Sanskrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem geformten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies ist aber weiter nichts, als daſs das Nomen, ohne Rücksicht auf diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird. Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil, erfährt dabei mehrfache Änderungen. Auch kommt gewöhnlich, auſser der in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung, noch eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des Nomens einen zweiten, einer Handlung, fügt. Dies ist in der Sylbe काम्य्, *kâmy*, von काम, *kâma*, Verlangen, unmittelbar deutlich. Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y*, *sy* u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbalbeziehungen dadurch formal aus, daſs sie bei den primitiven, aus wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge Weise Platz finden. Daſs Nomina ohne solchen Zusatz in Verba übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Überhaupt hat aber von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten Function niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen, erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt; und selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich, auch nicht aus einem Theile des Verbums, sondern aus der Wurzel selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der Sprache zu nennen, welche wirklich die ganz eigenthümliche Natur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache, und kann, als solche, Beziehungen eingehen, und die Zeichen derselben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen; und so stellt es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu bemerken, daſs es wohl niemandem einfallen kann, die Classensylben der speciellen Tempora des Sanskritischen Verbums als den Grundformen des Nomens entsprechend anzusehen. Wenn man die Verba der vierten und zehnten Classe ausnimmt, von welchen sogleich weiter unten die Rede sein wird, so bleiben nur Vocale, mit oder ohne eingeschobene Nasenlaute, übrig, also sichtbar nur phonetische Zusätze zu der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen die innere Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes Lautzeichen durch die symbolische Lauteinheit der grammatischen Form ankündigt, so kann man mit Wahrheit behaupten, daſs diese Einheit in den Sanskritischen Verbalformen noch viel enger, als in den nominalen, geschlossen ist. Ich habe schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, daſs das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stammvocal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steigert. Die Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung des Stammes von dem Suffix, die sie im Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch allenfalls dulden zu wollen. Mit Ausnahme der Pronominal-Suffixa in den Personenendungen, ist auch die Bedeutung der nicht bloſs phonetischen Elemente der Verbalbildungen viel schwieriger zu entdecken, als dies wenigstens in einigen Punkten der Nominalbildung der Fall ist. Wenn man als die Scheidewand der von dem wahren Begriff der grammatischen Formen ausgehenden (flectirenden) und der unvollkommen zu ihnen hinstrebenden (agglutinirenden) Sprachen den zwiefachen Grundsatz aufstellt: aus der Form ein einzeln ganz unverständliches Zeichen zu bilden, oder zwei bedeutsame Begriffe nur eng an einander zu heften, so tragen in der ganzen Sanskritsprache die Verbalformen den ersteren am deutlichsten an sich. Diesem Gange zufolge, ist die Bezeichnung jeder einzelnen Beziehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichförmig, und der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewahrung der allgemeinen Analogie, nach den Lauten der Bezeichnungsmittel und des Stammes behandelt. Daher haben die einzelnen Bezeichnungsmittel verschiedene, nur immer auf bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich hieran schon oben (S. 152-155.) bei Gelegenheit des Augments und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft bewundrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen die Sprache eine so ungemein groſse Mannigfaltigkeit der Verbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben ist aber nur eben dadurch möglich, daſs alle Umänderungen der Laute, sie mögen bloſs phonetisch oder bezeichnend sein, auf verschiedenartige Weise verbunden werden, und nur die besondere unter diesen vielfachen Combinationen den einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch bloſs dadurch, daſs er gerade diese Stelle im Conjugations-Schema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit gerade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Personenendungen, die symbolischen Bezeichnungen durch Augment und Reduplication, die, wahrscheinlich bloſs auf den Klang bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbalclassen andeutet, sind die hauptsächlichen Elemente, aus welchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Auſser denselben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da, wo sie nicht auch bloſs phonetischen Ursprungs sind, als wirkliche Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des Verbums gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders feiner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeutsamer Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so verweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit groſsem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewiſsheit das erste Futurum und eine der Formationen des vielförmigen Augment-Präteritums als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum अस्, *as*, sein, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen, इ, *i*, oder या, *yá*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt, ohne daſs die Gegenwart des Verbums *as* in seiner eignen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten, ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten; und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies, und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu sein scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Ähnliches, als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung, als dem Laute nach, verräth sich in dieser Wahl die Absicht der Sprache, sich der Zusammensetzung nicht zur wahren Verbindung zweier bestimmten Verbalbegriffe zu bedienen, wie wenn andere

Sprachen die Verbalnatur durch den Zusatz des Begriffes thun oder machen andeuten, sondern, auf der eignen Bedeutung des zugesetzten Verbums nur leise fuſsend, sich seines Lautes als bloſsen Andeutungsmittels zu bedienen, in welche Kategorie des Verbums die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden soll. Gehen lieſs sich auf eine unbestimmbare Menge von Beziehungen des Begriffes anwenden. Die Bewegung zu einer Sache hin kann von Seiten ihrer Ursach als willkührlich oder unwillkührlich, als ein thätiges Wollen oder leidendes Werden, von Seiten der Wirkung als ein Hervorbringen, Erreichen u. s. f. angesehen werden. Von phonetischer Seite aber war der *i*-Vocal gerade der schicklichste, um wesentlich als Suffix zu dienen, und diese Zwitterrolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade so zu spielen, daſs die erstere, wenn auch der Laut von ihr ausging, dabei ganz in Schatten gestellt wurde. Denn er dient schon an sich im Verbum häufig als Zwischenlaut, und seine euphonischen Veränderungen in *y* und *ay* vermehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung der Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht, und *u* hat einen zu eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu immaterieller Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verbums sein läſst sich nicht dasselbe, aber doch auch Ähnliches sagen, da es auch zum Theil phonetisch gebraucht wird, und seinen Laut nach Maaſsgabe des ihm vorangehenden Vocals verändert (1).

---

(1) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu. Th. I. S. 329.) eine gröſsere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, daſs dieser treffliche Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmaſsung, als um die logische Feststellung des Verbum neutrum und des Passivums zu thun gewesen wäre. Denn man muſs offenherzig gestehen, daſs der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des Passivums an sich, sondern erst dann einigermaſsen übereinstimmt, wenn man dies, mehr in Verbindung mit dem Begriff des

Wie in den Sprachen eine Entwickelung immer aus der andren, so daſs die frühere dadurch bestimmend wird, hervorgeht, und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden dieser Entwickelungen hauptsächlich an den Lautformen fortspinnen läſst, davon ist das Passivum der Sanskrit-Grammatik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammatischen Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Correlatum des Activums, und zwar eine eigentliche Umkehrung desselben. Indem aber, dem Sinne nach, der Wirkende zum Leidenden, und umgekehrt, wird, soll, der grammatischen Form nach, dennoch der Leidende das Subject des Verbums sein, und der Wirkende von diesem regiert werden. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische Formenbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefaſst, wie sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo der Infinitiv des Passivums ausgedrückt

---

Verbum neutrum, als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch, nach Haughton's Anführung, im Hindostanischen, wo es dem Sein entgegensteht. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem den Übergang zum Sein direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische *γίνεσθαι*, das Lateinische *fieri* und unser werden ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur daſs sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *diventare*, *divenire*, *devenir*, *to become*. Im Sanskrit muſs daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie, die Hauptkraft des Passivums in der neutralen Conjugation (der des *Atmanépadam*) liegen, und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen, auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht nach auſsen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig, und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, daſs die Intensiva nur im *Atmanépadam* die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, daſs sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum, das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, daſs das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte, und daſs die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das *sy* der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung sein werden soll. Zugleich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der Person Vorgehendes, sich auf sie, mit Ausschlieſsung ihrer Thätigkeit, innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache unmittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach auſsen und das Erfahren im Innern in der ganzen Abwandlung des Verbums von einander zu trennen, so faſste sie, der Form nach, auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch entstand es wohl, daſs diejenige Verbalclasse, die vorzugsweise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kennsylbe des Passivums die Veranlassung gab. Ist nun aber das Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam als die Vereinigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden und unaufgehoben bleibenden Widerspruchs, schwierig, so ist es in der Zusammenschlieſsung mit der im Subjecte selbst befangenen Handlung nicht adäquat aufzufassen, und kaum von Nebenbegriffen

---

möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen, und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum, paſst der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben; und es möchte daher doch vielleicht nicht zu miſsbilligen sein, sondern vielmehr für eine Erinnerung der Abstammung gelten können, wenn die Indischen Grammatiker als die Kennsylbe dieser Verba *i*, und *ay* nur als die nothwendige phonetische Erweiterung davon ansehen. (Vergl. Bopp's Lat. Sanskrit-Gramm. S. 142. Anm. 233.) Die Vergleichung der ganz gleichmäſsig gebildeten Denominativa macht dies sehr wahrscheinlich. In den durch काम्य्, *kámy*, aus Nominen gebildeten Verben scheint diese Zusatzsylbe eine Zusammensetzung von काम, *káma*, Begierde, und इ, *i*, gehen, also selbst ein vollständiges eignes Denominativverbum. Wenn es erlaubt ist, Muthmaſsungen weiter auszudehnen, so lieſse sich das *sy* der Desiderativverba als ein Gehen in den Zustand erklären, was zugleich auf die Etymologie des zweiten Futurums Anwendung fände. Was Bopp (über das Conjugationssystem der Sanskritsprache. S. 29 - 33. *Annals of oriental literature*. S. 45 - 50.) sehr scharfsinnig und richtig zuerst über die Verwandtschaft des Potentialis und zweiten Futurums ausgeführt hat, kann sehr gut hiermit vereinigt werden. Den Desiderativen scheinen die Denominativa mit der Kennsylbe *sya* und *asya* nachgebildet.

rein zu erhalten. In der ersteren Beziehung sieht man, wie einige Sprachen, z.B. die Malayischen, und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische, mühsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzubringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, daſs der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren Werken sehen, richtig auffaſste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht überging. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba, und läſst es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommner Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzukehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbums die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht bloſs einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden Ausdruck, einen rein symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner Stärke und Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blättern bemerkt, daſs, wo die Sprachform klar und lebendig im Geiste dasteht, sie in die, sonst die äuſsere Sprachbildung leitende, äuſsere Entwickelung eingreift, sich selbst geltend macht, und nicht zugiebt, daſs im bloſsen Fortspinnen angefangener Fäden, statt der reinen Formen, gleichsam Surrogate derselben gebildet werden. Das Sanskrit giebt uns hier zugleich vom Gelingen und Miſslingen in diesem Punkt passende Beispiele. Die Function des Verbums drückt es rein und entscheidend aus, in der Bezeichnung des Passivums läſst es sich auf der Verfolgung des äuſseren Weges irre leiten.

Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren Verkennung, oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbalfunction ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und

Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen läſst sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigner Selbstständigkeit, und die Verbindung des Pronomens ist so lose, daſs man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, daſs wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite, mit wenigen Ausnahmen, an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andren nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstöſst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht, und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheiles sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht bloſs von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch gröſserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, daſs im Javanischen, durch die bloſse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe, Nominal- und Verbalformen wechselsweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung;

ich habe aber im zweiten Buche meiner Abhandlung über die Kawi-Sprache gezeigt, daſs diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Präfixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche jener Schrift von mir ausführlich erörtert worden ist.

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine, oder sehr unvollkommene Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst, mehr oder weniger, mit dem Attributivum, also einem Nomen, zusammen, und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des Gedachten andeutet, muſs, als Verbum sein, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbums da, wo einer Sache bloſs eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildeten Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig im Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen an. Neben einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit der Charakterisirung des Verbums nichts zu schaffen, sondern ist bloſs eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Sprachen, welche in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Mühe erringen, diesen Constructionen eine besondere Form, und ziehen dieselben dadurch gewissermaſsen in den Bau des Verbums hinein. So kann man im Mexicanischen ich liebe sowohl durch *ni-tlazotla*, als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erstere ist die Verbindung des Verbalpronomens mit dem Stamme des Verbums, das Letztere die gleiche mit dem Participium, insofern nämlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht (¹)) enthalten,

---

(¹) Ich folge nämlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassedoch in der Rücksicht Participia heiſsen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik (1) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus sein könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müſste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, daſs derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomens und eines Nomens mit ausgelassenem Verbum sein, ist. Ich liebe hat den reinen Verbalausdruck; ich bin ein Liebender (d. h. ich pflege zu lieben) ist, genau genommen, keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermaſsen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des Verbalpronomens erlaubt. Sie behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, daſs sie demselben die von ihm regierten Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni*, ich (bin) ein jemandem etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die, gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum, als schon dem Substantivum anhängend, bezeichnet, und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Rede-

---

nen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht, und die Harris in seinem Hermes und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivums (nicht eines bloſs qualitativen) durch das Sein. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Sein die der Zeit. Dies hat Bernhardi, meiner Überzeugung nach, richtig begründet und erwiesen.

(1) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico. 1673. S. 6.

theile. Im ersteren muſs das Attributivum auf das Substantivum folgen, im letzteren demselben vorausgehen: *naha quadza*, die böse Frau, *quadza naha*, die Frau ist böse (¹).

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seins unmittelbar in die Form des Verbums zu legen, welches in den eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen läſst, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell da eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Sein in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbums haben muſs, und wieder nur die Verbindung des Seins mit einem energischen Attributiv sein kann, so entsteht immer wieder die nämliche, und der Unterschied ist bloſs der, daſs, da dieselbe sonst bei jedem Verbum zurückkehrt, sie hier nur in Einem festgehalten wird. Auch zeigt das Gefühl der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsverbums, daſs der Sprachbildung, wenn sie auch nicht die Kraft besessen hat, der wahren Function des Verbums einen richtigen Ausdruck zu schaffen, dennoch der Begriff derselben gegenwärtig gewesen ist. Es würde unnütz sein, für eine in den Sprachen, theils bei der ganzen Verbalbildung, theils bei der einzelner Abwandlungen, häufig vorkommende Sache Beispiele anführen zu wollen. Dagegen verweile ich einige Augenblicke bei einem interessanteren und seltneren Falle, nämlich bei dem, wo die Function des Hülfsverbums (der Hinzufügung des Seins) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, nämlich dem Pronomen, auf übrigens ganz gleiche Weise zugetheilt ist.

(¹) *Arte Mixteca, compuesta por Fr. Antonio de los Reyes.*

In der Sprache der **Yarura**, einer Völkerschaft am **Casanare** und unteren **Orinoco**, wird die ganze Conjugation auf die einfachste Weise durch die Verbindung des Pronomens mit den Partikeln der Tempora gebildet. Diese Verbindungen machen für sich das Verbum sein, und einem Worte suffigirt, die Abwandlungssylben desselben aus. Ein eigner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den Tempus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum sein gänzlich; und da das Präsens keine eigne Partikel hat, so bestehen die Personen desselben bloſs aus den Personen des Pronomens selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbstständigen Pronomen unterscheiden (¹). Die drei Personen des Singulars des Verbums sein heiſsen daher *que*, *mé*, *di* (²), und in buchstäblicher Übersetzung bloſs ich, du, er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri-que*, ich war, und verbunden mit einem Nomen, *ui ri-di*, Wasser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri-di*, er aſs. Hiernach also bedeutete *que* ich bin,

---

(¹) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *coddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *que* ist zwar der Unterschied scheinbar gröſser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *qua*; und aus der Vergleichung von *coddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, daſs der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *coddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

(²) Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleiſs des würdigen **Hervas** erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebnen Jesuiten, welche sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingebornen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so daſs hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben, allein diese Abschriften durch die gütige Mitwirkung des jetzigen Preuſs. Gesandten in Rom, Hrn. **Bunsen**, noch einmal mit der, seit Hervas Tode im **Collegio Romano** niedergelegten Urschrift genau vergleichen lassen. Die Mittheilungen über die Yarura-Sprache rühren vom Ex-Jesuiten **Forneri** her.

und diese Form des Pronomens drückte eigentlich die Function des Verbums aus. Indeſs kann diese Verbindung des Pronomens mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, daſs dadurch vermittelst eines andren Wortes, das aber jeder Redetheil sein kann, ein Satz gebildet wird. *Que*, *di* heiſsen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *ui di* es ist Wasser, *jura-n-di*, mit euphonischem *n*, er isset. Genau untersucht, ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seins in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer Auslassung und Ergänzung des Verbums sein bei der Zusammenstellung des Pronomens mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein Entfernung anzeigendes Wort. Ihr steht gegenüber die Partikel *re*, welche als Charakteristik des Conjunctivs angegeben wird. Dies *re* ist aber bloſs die Präposition in, die in mehreren Amerikanischen Sprachen eine ähnliche Anwendung findet. Sie bildet ein Analogon eines Gerundiums: *jura-re*, im Essen, *edendo*; und dies Gerundium wird dann durch Vorsetzung des selbstständigen Pronomens zum Conjunctiv oder Optativ gestempelt: wenn ich, oder daſs ich äſse. Hier wird der Begriff des Seins mit der Charakteristik des Conjunctivs verbunden, und es fallen daher die, sonst unveränderlich mit ihm verknüpften, Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re*, *ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma des Verbums sein auf, und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomens bestimmt, mit welcher beständig und ausschlieſslich der Begriff des Seins verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, daſs nämlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sei, doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise, in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbstständigen, mit einer Zeitpartikel, und machen alsdann das Verbum sein aus. Sie nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nânâ-itz*, ich war, *tâtâ-itz*, du warst, u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andere Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als daſs sich entscheiden lieſse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist. Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschlieſslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser Sylbe machen und sie auch dem Präsens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum angehängt, um Heftigkeit der Handlung anzudeuten; und in diesem Sinne, als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte sie wohl nach und nach zur ausschlieſslichen Charakteristik der Zeiten der Vergangenheit geworden sein (¹).

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucatan

(¹) *Noticia de la lengua Huasteca que dà Carlos de Tapia Zenteno.* Mexico. 1767. S. 18.

gesprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem wir hier reden, rein und vollständig (1). Sie besitzt ein Pronomen, welches, allein gebraucht, durch sich selbst das Verbum sein ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdige Sorgfalt, die wahre Function des Verbums immer durch ein eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeigen. Das Pronomen ist nämlich zwiefach. Die eine Gattung desselben führt den Begriff des Seins mit sich, die andere besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber auch mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt sich in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutung des Seins nur in Verbindung mit einem andren Worte hinzubringt, die andre aber dieselbe unmittelbar in sich enthält. Diese letztere Unterart bildet, da sie sich auch mit den Partikeln der Tempora verbindet (die der Sprache jedoch im Präsens und Perfectum fehlen), vollkommen das Verbum sein. In den beiden ersten Personen des Singulars und Plurals lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin Peter, und so analogisch fort: *ech*, *on*, *ex*; dagegen *ten*, ich bin, *tech*, du bist, *toon*, wir sind, *teex*, ihr seid. Ein selbstständiges Pronomen, auſser den hier genannten drei Gattungen, giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum sein dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die den Begriff des Seins nicht mit sich führende wird allemal affigirt, und *en* hat durchaus keinen andren, als den angeführten Gebrauch. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomens entbehrt, verbindet es sich regelmäſsig mit der zweiten. Alsdann aber findet sich in den Formen desselben ein Element (*cah* und *ah*, nach bestimmten Regeln abwechselnd), welches bei der Zergliederung desselben, wenn man alle das Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Zeit, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En*, *ten*, *cah* und *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch immer so, daſs eine dieser Sylben die übrigen ausſchlieſst, woraus schon für sich hervorgeht, daſs alle Ausdruck der Verbalfunction sind, so daſs eine nicht fehlen kann, dagegen jede den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anwendung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird bloſs beim intransitiven Verbum, und auch bei ihm nicht im Präsens und Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten gebraucht, *ah*, mit demselben Unterschiede, bei den transitiven Verben, *cah* bei allen Verben ohne Unterschied, jedoch nur im Präsens und Imperfectum. *Ten* findet sich bloſs in einer angeblich anomalen Conjugation. Untersucht man diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Gewohnheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich, und die Form erhält, mit Wegwerfung von *cah* und *ah*, Endungen, die zum Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es geht also hier eine Verwandlung einer Verbalform in eine Nominalform vor sich, und diese Nominalform bedarf nun des wahren Verbums sein, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken muſs ich noch, daſs in dieser Vorstellungsweise der Begriff der transitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand auſser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische οἰκοδομέω, den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

---

(1) Was ich von dieser Sprache kenne, ist aus Hervas handschriftlicher Grammatik entnommen. Er hatte diese Grammatik theils aus schriftlichen Mittheilungen des Ex-Jesuiten Domingo Rodriguez, theils aus der gedruckten Grammatik des Franziscaner-Geistlichen Gabriel de S. Buenaventura (Mexico. 1684.) geschöpft, welche er in der Bibliothek des Collegio Romano fand. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Grammatik in der gedachten Bibliothek wiederzufinden. Sie scheint verloren gegangen zu sein.

Es wird schon dem Leser aufgefallen sein, daſs die beiden

Unterarten der ersten Pronominalgattung sich bloſs durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich dies *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, daſs es den Wurzellaut eines Verbums ausmacht, so daſs, genauer ausgedrückt, nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum sein, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Daſs *ten* und die übrigen von ihm abhängigen Formen wirklich auch als bloſs selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem Mayischen Vaterunser (¹). In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbums, sondern des Pronomens selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist nämlich gänzlich von den beiden ersten verschieden, und im Singular für beide das Verbum sein ausdrückende Gattungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende Gattung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut eines Verbums, so lieſse sich dies auf keine Weise erklären. Da aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die dritte Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom Demonstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffallend erscheinen, daſs die beiden ersten Personen einen nur ihnen eigenthümlichen Stammlaut haben. Wirklich wird in der Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum *lai* aufgeführt, und auch andre Amerikanische Sprachen besitzen durch mehrere oder alle Personen des Pronomens durchgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren findet sich die dritte Per-

---

(¹) Adelung's Mithridates. Th. III. Abth. 3. S. 20., wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt, und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

son, nur mit verschiedenem Zusatz, in den beiden ersten wieder, gleichsam als hieſsen, wenn die dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die beiden ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den Achaguas haben alle drei Personen des Pronomens die gleiche Endsylbe. Beide diese Völkerschaften wohnen zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen den beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomens ist nur in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in andren herrscht dagegen groſse Verschiedenheit. Das *t* findet sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *ex* und *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der Bedeutung des Seins verbundenen Pronomens ist gänzlich in dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht mit sich führenden, Pronomens übergegangen. Da aber diese Sylben hier der zweiten und dritten Person des Singulars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, daſs sie, von jenem, vielleicht älteren, Pronomen entnommen, dem andren bloſs als Pluralzeichen dienen.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den hinzugefügten Consonanten, und dieser scheint mir ein wahrer Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah*, ein Hülfsverbum sein bildet. Wo *cah* einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich; und dadurch mag es gekommen sein, daſs die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist *cah* doch nur der Lebendigkeit der währenden Handlung, also dem Präsens und Imperfectum, aufbehalten worden. Daſs *cah* wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Verschiedenheit der Stellung des affigirten Pronomens in den Formen mit *cah* und mit *ah*. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem *cah*, in den andren nicht vor dem *ah*, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum, präfigirt, so beweist dies deutlich, daſs *ah* in diesen Formen keines von beiden ist, daſs es dagegen mit *cah* eine andere Bewandtniſs hat. So ist von *canan*, bewachen, die erste Person des Singulars im Präsens *canan-in-cah*, dagegen dieselbe Person im Perfectum *in-canan-t-ah*. *In* ist Pron. 1. sing., das dazwischengeschobene *t* ein euphonischer Laut. *Ah* hat in der Sprache als Präfix einen mehrfachen Gebrauch, indem es Charakteristik des männlichen Geschlechtes, der Ortsbewohner, endlich der aus Activverben gebildeten Nomina ist. Es mag daher aus einem Substantivum zum Demonstrativpronomen und endlich zum Affixum geworden sein. Da es, seinem Ursprunge nach, weniger geeignet ist, die heftige Beweglichkeit des Verbums anzuzeigen, so bleibt es für die Bezeichnung der Tempora, welche der unmittelbaren Erscheinung ferner liegen. Dieselben Tempora intransitiver Verba verlangen noch mehr, um in das Verbum einzutreten, von dem bloſs ruhenden Begriff des Seins, und begnügen sich daher mit demjenigen Pronomen, bei welchem dieser immer hinzugedacht wird. So bezeichnet die Sprache verschiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen, und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbst die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem so einfachen, naturgemäſsen, die Functionen der verschiedenen Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbums ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtbar das Gefühl der wahren Function des Verbums, und ein sogar ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehlen zu lassen, daraus hervor.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dient auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges Miſskennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letzteren ein Besitzpronomen zuzutheilen, unser Essen mit wir essen zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, welche sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Absonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitzpronomens selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefaſst wird; und dies ist, wie ich glaube, hier der Fall. Fast in allen Amerikanischen Sprachen geht das Verständniſs ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus, und dies schlingt sich in zwei groſsen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das Verbum, und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschiedene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem anderen Redetheil. Der Unterschied beider Fälle wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Übergang in die Lautbezeichnung erfordert. Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andre Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomens, an. In der Sprache der Betoi, die auch um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomens beim Nomen verschiedene Stellung. Das Besitzpronomen wird nämlich vorn, das die Person des Verbums begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkürzung. So heiſst *rau tucu* mein Haus, aber *humasoi-rrù* Mensch bin ich und *ajoi-rrù* ich bin. Im letzteren Worte ist mir die Bedeutung der Wurzelsylbe unbekannt. Diese Suffigirung des Pronomens findet aber nur da statt, wo dasselbe aoristisch ohne specielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird. Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut, und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Accent geht in diesen Fällen von dem verbundenen Worte auf das Pronomen über. Dies ist also gleichsam ein symbolisches Zeichen der Beweglichkeit der Handlung, wie auch im Englischen da, wo dasselbe zweisylbige Wort als Nomen und als Verbum gebraucht werden kann, die Oxytonirung die Verbalform andeutet. Im Chinesischen findet sich zwar auch die Bezeichnung des Überganges vom Nomen zum Verbum, und umgekehrt, durch den Accent, allein nicht in symbolischer Beziehung auf die Natur des Verbums, da derselbe Accent unverändert den doppelten Übergang ausdrückt, und nur andeutet, daſs das Wort zu dem seiner natürlichen Bedeutung und seinem gewöhnlichen Gebrauche entgegengesetzten Redetheil wird (¹).

Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum unterscheidet sich nämlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Zeiten. Es verbindet zwar seine Kennsylben mit *ten*, führt aber niemals weder *cah*, noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa, entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders steht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbums ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurums, oder aus andren Gründen entstehen. Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen. Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Partikel *ah* die oben

---

(¹) S. meine Schrift *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat*. S. 23.

derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewiſsheit der Zukunft nicht die Lebendigkeit eines Pronomens hervorruft, und mit der einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function des Verbums durch die engere Verknüpfung seiner immer wechselnden Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen bezwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des Pronomens in die Person und somit der wahren Verbalform, in welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die bloſse Vorausschickung des selbstständigen Pronomens nicht erreicht wird) der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Verbums (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) können auch den, mehr dem Nomen gleichenden, erst durch die Verbalfunction in Bewegung zu setzenden Theil des Verbums charakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, daſs in den Malayischen Sprachen, in gewisser Ähnlichkeit mit dem Chinesischen, die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg. Werden alle Modificationen des Verbums wirklich mit der Wurzelsylbe verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend, oder träger als agglutinirend erweist.

Gleich stark, als das Verbum, beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Conjunctionen auf der Thätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes, von der wir hier reden. Denn die Conjunction, im eigentlichen Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt die Beziehungen zweier Sätze auf einander an; und es liegt daher ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickeltere Synthesis in ihr. Jeder Satz muſs als Eins genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine gröſsere verknüpft, und der vorhergehende Satz so lange schwebend vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung giebt. Die Satzbildung erweitert sich hier zur Periode, und die Conjunctionen theilen sich in die leichteren, die nur Sätze verbinden und trennen, und in die schwierigeren, welche einen Satz von dem andren abhängig machen. In diesen, gleichsam gerade fortlaufenden oder verschlungenen Gang der Periode setzten schon Griechische Grammatiker das Kennzeichen des einfacheren und des sich kunstvoll erhebenden Styls. Die bloſs verbundenen Sätze laufen in unbestimmter Folge nach einander hin, und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden Ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich, gleich den Steinen eines Gewölbes, gegenseitig stützen und halten (¹). Die weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Conjunctionen, oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Gebrauch passender, ihm nicht ausschlieſslich gewidmeter Wörter, und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt; und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, daſs du fertig bist, so ist das gewiſs nichts andres, als ich sehe das: du bist fertig, nur daſs das richtige grammatische Gefühl in späterer

---

(¹) Demetrius *de elocutione*. §. 11-13.

Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbums angedeutet hat.

Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist das in dem Pronomen relativum vorgehende synthetische Setzen. Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, daſs der eine einen bloſsen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andren ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, muſs daher zugleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen, und einen Satz regieren. Sein Wesen geht sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, daſs das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe, welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, dennoch aber, welches dieser Casus immer sein möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten, und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefaſst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomens entsprechen können nur die Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erforderniſs abgesehen, wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich, den Gebrauch desselben; wo dies aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche, ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und einfache Aussage, voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im relativen aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen, und eben dies Wort, mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen, an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der Mensch, welcher auf Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze, daſs nämlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermaſsen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz, auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus, und ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Die Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar kein Relativpronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstrativpronomen beigegeben, so daſs die Sprache sichtbar die Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt, aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in*, welches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomens und des Artikels vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz.

Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue derselben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es, nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile sein. Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältniſs setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen; und es kann ihr in dem Leichteren nicht miſslingen, wenn sie die gröſsere Schwierigkeit der satzbildenden Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur ächten Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind, eigen sein. Sachausdruck und Beziehung müssen, in richtigem Verhältniſs stehenden Ausdruck finden, die Worteinheit muſs, unter dem Einfluſs des Rhythmus, die höchste Festigkeit besitzen, und der Satz dagegen wieder die seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis, als eine nothwendige Folge, hervor.

Im Innern der Seele aber führt sie das vollendete Übereinstimmen des fortschreitenden Gedanken mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechselsweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist, und zugleich von äuſseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten in den Weg, oder schleicht, ohne recht vorwaltendes Eingreifen jener, in ihren Bildungen nach ihr eigenthümlichen Analogieen fort. Wo sie aber, von innerer energischer Kraft durchdrungen, sich durch diese getragen fühlt, erhebt sie sich freudig, und wirkt nun durch ihre materielle Selbstständigkeit zurück. Gerade hier wird ihre bleibende und unabhängige Natur wohlthätig, wenn sie, wie es bei glücklichem Organismus sichtbar der Fall ist, immer neu aufkeimenden Generationen zum begeisternden Werkzeuge dient. Das Gelingen geistiger Thätigkeit in Wissenschaft und Dichtung beruht, auſser den inneren nationellen Anlagen und der Beschaffenheit der Sprache, zugleich auf mannigfaltigen äuſseren, bald vorhandenen, bald fehlenden Einflüssen. Da aber der Bau der Sprache, unabhängig von solchen, sich forterhält, so bedarf es nur eines glücklichen Anstoſses, um das Volk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, daſs es in ihr ein zu ganz anderem Gedankenschwunge geeignetes Werkzeug besitzt. Die nationellen Anlagen erwachen, und ihrem Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue Periode. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht, so findet man dies zwar seltener auf die Weise, daſs eine Nation zwei verschiedene und nicht mit einander zusammenhängende Blüthen ihrer Litteratur erlebte. Aber in andrer Beziehung kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein solches Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen Thätigkeit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem sowohl in ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst, die Keime der kräftigen Entwickelung schon gleichsam schlummernd und präformirt lagen. Möge man auch ganze Zeitalter von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewiſs doch die Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebildet, nicht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher Organismus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre synthetische Kraft, mit Einem Worte alles das, was die Grundlage und den Nerv ihres Baues ausmacht, war ihr gewiſs schon eine unbestimmbare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf die entgegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Besitze der edelsten Sprachen, ohne daſs sich, unsrer Kenntniſs nach, jemals in denselben eine dem entsprechende Litteratur entwickelt hätte. Der Grund lag also hier in mangelndem Anstoſs oder hemmenden Umständen. Ich erinnere hier bloſs an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie gehört, viel glücklicher, als andere ihrer Schwestern, getreu gebliebene Litthauische Sprache. Wenn ich die hemmenden und fördernden Einflüsse äuſsere und zufällige, oder besser historische nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirklichen Gewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit ausübt, vollkommen richtig. In der Sache selbst aber kann die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es muſs ein Funke geweckt, ein Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden; und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen, geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, daſs man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Gedankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Inneren heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau bloſs als rückwirkend betrachten, und augenblicklich vergessen, daſs, was er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfing, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch bloſse Gedankenzergliederung erreichen läſst, und Begierde, es zu ergründen, Ahndung einer Wechselbeziehung des Geistigen und Sinnlichen, und endlich rhythmisch melodische, auf allgemeine künstlerische Auffassung bezogene Behandlung der Töne, oder befördert alles dies, wo es schon von selbst vorhanden ist. Durch das Zusammenstreben der geistigen Kräfte in der entsprechenden Richtung entsteht daher, so wie nur ein irgend weckender Funke aufsprüht, eine Thätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung; und so ruft ein lebendig empfundener, glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und Dichtung hervor. Das Gedeihen beider läſst aber wieder umgekehrt auf die Lebendigkeit jener Einwirkung der Sprache zurückschlieſsen. Die sich fühlende Sprache bewegt sich am liebsten da, wo sie sich herrschend zu sein dünkt, und auch die geistige Thätigkeit äuſsert ihre gröſste Kraftanstrengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie in intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft, oder die Endfäden wissenschaftlicher Forschung zusammenknüpft. In diesem Gebiete tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Lebensprincip der Sprache sichert, veranlaſst und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben betrachteten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie läſst sich aber die hier ausgeführte Behauptung, daſs das fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, daſs der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am gröſsten ist, im Laufe der Zeit aber allmälig abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, daſs gerade das einbüſsende Princip das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen ist eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn läſst sie aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los; und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschlieſslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewiſs mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohllaute auf, und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung lieſse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst; und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen, und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Übergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectueller Stimmung des Gemüths, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches, und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verständniſs bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Überhaupt muſs die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läſst nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die

Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmälig ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache sein mag, so ist es sicher, daſs auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen, und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsere heutige und die Englische Sprache enthalten hiervon häufige Beispiele, die letztere bei weitem mehr, woran mir aber ihre Mischung mit Romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da diese auf ihren grammatischen Bau wenig oder gar keinen Einfluſs ausübt. Daſs aber hieraus eine Einwendung gegen den fruchtbaren Einfluſs der Flexionsnatur, auch auf die späteste Dauer der Sprachen hin, hergenommen werden könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine Sanskritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen Wege Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der Redetheile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dennoch immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau liegt, wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollkommenheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem Volke eigenthümliche, Gewohnheit der Isolirung der Laute, zusammentreffend mit zu geringer Stärke des inneren, ihre Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns, zum Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen hätte sich die ächteste Flexionsnatur mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen seit einer unbestimmbaren Reihe von Generationen festgesetzt und dem Sprachsinn seine Gestalt gegeben. In ihrem wahren

Wesen wäre daher solche Sprache immer Sanskritisch geblieben; ihr Unterschied läge nur in einzelnen Erscheinungen, welche das Gepräge nicht austilgen könnten, das die Flexionsnatur der ganzen übrigen Sprache aufgedrückt hätte. Die Nation trüge auſserdem, da sie zu dem gleichen Stamme gehörte, dieselben nationellen Anlagen in sich, welchen der edlere Sprachbau seinen Ursprung verdankte, und faſste mit demselben Geiste und Sinne ihre Sprache auf, wenn auch diese in einzelnen Theilen jenem Geiste äuſserlich minder entsprechend wäre. Auch würden immer, wie es namentlich in der Englischen Conjugation der Fall ist, einzelne ächte Flexionen übrig geblieben sein, die den Geist an dem wahren Ursprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden lieſsen. Ein auf diese Weise entstehender geringerer Formenreichthum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keinesweges hoher Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke, oder doch in ihrer Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewiſs, ohne Schuld der Sprache, aus tieferen innern Ursachen.

Dem festen, ja man kann wohl sagen, unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die Lateinischen Töchtersprachen ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erforderniſs zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, daſs auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge faſst, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewiſs; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, gröſstentheils von Germanischem, oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine groſse Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu gieſsen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muſs man, ihren Ursachen nach, schon viel früher, als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Gröſse des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät, nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zulieſs. Die Volkseigenthümlichkeiten muſsten überwiegend werden, als die letztere sich, bei dem Verfalle des Gemeinwesens, nicht mehr durch Litteratur und mündlichen öffentlichen Gebrauch auf ihrer Höhe getragen fühlte (1). Die provincielle Entartung ging immer weiter, je lockerer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften.

Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die **fremden Einwanderungen** auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein bloſses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Miſsverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft. Mitten in allen diesen Veränderungen, blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfniſs, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden. In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, muſs man die Erklärung der Erscheinung suchen, daſs das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz entfernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Übereinstimmungen überrascht. Es sanken **Formen**, nicht aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoſs.

---

(1) Man vergleiche hierüber, so wie bei diesem ganzen Abschnitt, **Diefenbach's** höchst lesenswerthe Schrift über die jetzigen Romanischen Schriftsprachen.

Denn wenn in diesen neueren Sprachen eine Präposition einen Casus ersetzt, so ist der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur Partikeln anfügenden ein Wort den Casus andeutet. Mag auch die ursprüngliche Sachbedeutung desselben verloren gegangen sein, so drückt es doch nicht rein eine Beziehung bloſs als solche aus, weil der ganzen Sprache diese Ausdrucksweise nicht eigenthümlich ist, ihr Bau nicht aus der inneren Sprachansicht, welche rein und energisch auf scharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herfloſs, und der Geist der Nation ihre Bildungen nicht von diesem Standpunkte aus in sich aufnimmt. In der Römischen Sprache war dies Letztere genau und vollkommen der Fall. Die Präpositionen bildeten ein Ganzes solcher Beziehungen, jede forderte, nach ihrer Bedeutung, einen ihr geeigneten Casus; nur mit diesem zusammen bezeichnete sie das Verhältniſs. Diese schöne Übereinstimmung nahmen die, ihrem Ursprunge nach, entarteten Sprachen nicht in sich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Präposition als eines eignen Redetheiles, ihre wahre Bedeutsamkeit gingen nicht mit unter; und dies ist keine bloſs willkührliche Annahme. Es ist auf nicht zu verkennende Weise in der Gestaltung der ganzen Sprache sichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an sich trägt, ihrem Principe nach, nicht weniger, als ihre Stammmutter, selbst Flexionssprache ist. Das Gleiche findet sich im Gebrauche des Verbums. Wie mangelhaft seine Formen sein mögen, so ist seine synthetisch setzende Kraft dennoch dieselbe, da die Sprache seine Scheidung vom Nomen einmal unauslöschbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Muttersprache nicht selbstständig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entspricht, dem Gefühl nach, dem wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich, als Sachbegriff, vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen, seinem Begriffe nach, wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbums und der Person liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache, und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Überhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomens mehr an das Licht; und da diese zur reinen Auffassung des Relativpronomens führt, so wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Überall kehrt daher dieselbe Erscheinung zurück. Die zertrümmerte Form ist in ganz verschiedener Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über der neuen Bildung, und beweist die schwer zerstörbare Dauer des Lebensprincips ächt grammatisch gebildeter Sprachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umgebildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen im Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein besonderes Princip in der individuellen Auffassung zum Grunde. Die unzähligen Einzelnheiten, welche der Gebrauch der Sprache nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen wiederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen werden soll, in eine Einheit verknüpft werden; und diese kann, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des menschlichen Geistes einsenkt, nur eine individuelle sein. Dadurch allein, daſs ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auffassung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird, tritt eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit; und wo eine Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwälzungen erfährt, muſs sie die veränderten oder neuen Elemente durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben oben von dem Momente im Leben der Nationen geredet, in welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache, unabhängig von äuſserem Gebrauche, zum Aufbau eines Ganzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn auch das Entstehen einer Litteratur, das wir hier in seinem eigentlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten Vollendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmälig und aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch der Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes, aus welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt, und das keinen andren Zweck, als eben dies Zurückstrahlen, hat. Die Entwicklungsart dieses Dranges wird die Ideenbahn, welche die Nation bis zum Verfall ihrer Sprache durchläuft. Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit; und wie diese sich zur Bildung der äuſseren, technischen Form verhält, ist oben bei Gelegenheit des Charakters der Sprachen näher erörtert worden.

Bei dem Übergange der Römischen Sprache in die neueren, aus ihr entstandenen ist diese zwiefache Behandlung der Sprache sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft geworden, ohne daſs sich sagen läſst, daſs ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände. Vielmehr hat gerade die Dako-Romanische am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten, und nähert sich auſserdem in der Behandlung derselben der Italienischen. Der Fehler lag also hier nur an äuſseren Umständen, am Mangel von Ereignissen und Lagen, welche den Schwung veranlaſsten, die Sprache zu höheren Zwecken zu gebrauchen.

Dasselbe war, wenn wir zu einem Falle ähnlicher Art übergehen, unstreitig die Ursach, daſs sich aus dem Verfall des Griechischen nicht eine durch neue Eigenthümlichkeit hervorstechende Sprache erzeugte. Denn sonst ist die Bildung des Neugriechischen in Vielem der der Romanischen Sprachen sehr ähnlich. Da diese Umbildungen groſsentheils im natürlichen Laufe der Sprache liegen, und beide Muttersprachen den gleichen grammatischen Charakter an sich tragen, so ist diese Ähnlichkeit leicht erklärbar, macht aber die Verschiedenheit im letzten Erfolge noch auffallender. Griechenland, als Provinz eines sinkenden, oft Verheerungen durch fremde Völkerzüge ausgesetzten Reiches, konnte nicht die blühend sich emporschwingende Kraft gewinnen, welche im Abendlande die Frische und Regsamkeit neu sich bildender innerer und äuſserer Verhältnisse erzeugte. Mit den neuen gesellschaftlichen Einrichtungen, dem gänzlichen Aufhören des Zusammenhanges mit einem in sich zerfallnen Staatskörper, und verstärkt durch die Hinzukunft kräftiger und muthvoller Völkerstämme, muſsten die abendländischen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluſs ausübte. Es blühte diesen Nationen eine neue poetisch schöpferische Jugend auf, und ihr Zustand hierin wurde gewissermaſsen dem ähnlich, der sonst durch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

So gewiſs man aber auch diesem äuſseren historischen Umschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen Sprachen und Litteraturen zu einer Eigenthümlichkeit, in der sie mit der Stammmutter zu wetteifern vermögen, zuschreiben muſs, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz wesentlich noch eine andere, schon weiter oben (S. 288.) im Vorbeigehn berührte Ursache mit, deren

Erwägung, da sie besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die Reihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung, welche die Römische Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher, als die, welche die Griechische erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den Schranken bloſs einzelner Verstümmelungen und Formenauflösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine, auch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, doppelte Möglichkeit des Überganges einer formenreichen Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau, und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In der anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende, Wunden geschlagen; es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, fort. Da das Griechische Kaiserthum, seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet, noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort, und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen lieſs, noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in diesem Punkte, als der Umstand, daſs der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die Romanischen Nationen sahen sich wirklich auf neue Bahnen hingeschleudert, und das Gefühl des unabweislichen Bedürfnisses beseelte sie mit dem Muthe, sie zu ebnen und in den ihrem individuellen Geiste angemessenen Richtungen zum Ziele zu führen, da eine Rückkehr unmöglich war. Von einer andren Seite aus betrachtet, befindet sich aber gerade durch diese Verschiedenheit die Neugriechische Sprache in einer günstigeren Lage. Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwickelung aus einander fortsprieſsen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äuſserer Umstände, erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten, läſst sich, mehr oder weniger, von jedem Ausdrucke, Worte oder Form aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren gröſstentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der anderen auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meistentheils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltungen, auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten, grammatischen Theil läſst sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständniſs dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner Vervollständigung eines dem Volke, das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann man genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man fühlt aber in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied genau, wenn man vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der eigenen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund und Boden, und im Französischen auf Römischen führt. Offenbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren Falle mehr durch äuſsere Einwirkung entstandene Willkühr bei, und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich allerdings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraussetzung jener äuſseren Einwirkung. In dieser, hier von den Romanischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun das Neugriechische, eben weil es nicht wirklich zu einer eigentlich neuen Sprache geworden ist, gar nicht, oder doch unendlich weniger. Von der Mischung mit fremden Wörtern kann es sich im Verlaufe der Zeit befreien, da dieselben, mit gewiſs wenig zahlreichen Ausnahmen, nicht so tief, als in den Romanischen Sprachen, in sein wahres Leben eingedrungen sind. Sein wirklicher Stamm aber, das Altgriechische, kann auch dem Volke nicht als fremd erscheinen. Wenn sich das Volk auch nicht mehr in das Ganze seines kunstvollen Baues hineinzudenken vermag, so muſs es doch die Elemente zum gröſsten Theil als auch seiner Sprache angehörend erkennen.

In Absicht auf die Natur der Sprache selbst ist der hier erwähnte Unterschied gewiſs bemerkenswerth. Ob er auch auf den Geist und den Charakter der Nation einen bedeutenden Einfluſs ausübt? kann eher zweifelhaft scheinen. Man kann mit Recht dagegen einwenden, daſs jede über den jedesmal gegenwärtigen Zustand der Sprache hinausgehende Betrachtung dem Volke fremd ist, daſs daher die auf sich selbst ruhende Erklärbarkeit der rein organisch in sich geschlossenen Sprachen für dasselbe unfruchtbar bleibt, und daſs jede aus einer andren, auf welchem Wege es immer sei, entstandene, aber schon Jahrhunderte hindurch fortgebildete Sprache eben dadurch eine vollkommen hinlängliche auf die Nation wirkende Consequenz gewinnt. Es läſst sich in der That denken, daſs es unter den früheren, uns als Muttersprachen erscheinenden Sprachen auf ähnliche Art, als es die Romanischen sind, entstandene geben könne, obgleich eine sorgfältige und genaue Zergliederung uns wohl bald ihre Unerklärbarkeit aus ihrem eignen Gebiete verrathen dürfte. Unläugbar aber liegt in dem geheimen Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig sein, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Consequenz bildet sich auch hier allerdings, und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe, eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, daſs diese Consequenz nur allmälig wieder entsteht, und daſs die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint mir daher durchaus nicht als einfluſslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet, oder nicht? Es sollte daher bei der Schilderung von Nationen, welche sich im letzteren Falle befinden, nicht unerforscht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einfluſs ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist?

§. 22.

Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche die gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist.

Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht, um das bis hierher Erörterte, so weit es die Anknüpfung des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtniſs zurückzurufen, wesentlich darauf, daſs dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der bloſs physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewuſstseins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewuſstsein und Freiheit begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität, und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in welcher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm selbst unbewuſst, den treibenden Anstoſs ertheilt (¹). Durch diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen, ist sie aber zugleich den den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte seiner Freiheit Einfluſs ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Ge-

---

(¹) S. oben S. 5. 6. 34. 37-39.

brauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt, und auf schon Überkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in articulirten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, daſs er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniſs aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daſs die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen muſs. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln, und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden, und nicht allein in den bloſsen Lauten, so daſs dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprachsinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen bloſs formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können. Denn er muſs in allen den richtigen und gesetzmäſsigen Bau verlangen, der nur Einer und ebenderselbe sein kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung. Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich sein, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmäſsigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken und durch gleiches ästhetisches Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt. Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet, und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden. Er muſs sich endlich, da wir es nirgends mit einer isolirt, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes, oder Fremdes anschlieſsen. In diesem allem zusammengenommen liegen die Gründe der nothwendigen Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Die Sprachen können nicht den nämlichen an sich tragen, weil die Nationen, die sie reden, verschieden sind, und eine durch verschiedene Lagen bedingte Existenz haben.

In der Betrachtung der Sprache an sich muſs sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man muſs die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form nähern. Diesen Weg verfolgend, haben wir gefunden, daſs diese Form nothwendig diejenige ist, welche dem allgemeinen Gange des menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die am meisten geregelte Thätigkeit befördert, und das verhältniſsmäſsige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht bloſs erleichtert, sondern durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige Thätigkeit hat aber nicht bloſs den Zweck ihrer inneren Erhöhung. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch nothwendig zu dem äuſseren hingetrieben, ein wissenschaftliches Gebäude der Weltauffassung aufzufuhren, und von diesem Standpunkte aus wieder schaffend zu wirken. Auch dies haben wir in Betrachtung gezogen, und es hat sich unverkennbar gezeigt, daſs diese Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises am besten oder vielmehr allein an dem Leitfaden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir sind daher in diese genauer eingegangen, und ich habe versucht, die Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nachzuweisen, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur unmittelbaren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammenschlieſst. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den Gedanken im einfachen Satze und in der, viele Sätze in sich verflechtenden Periode darzustellen, schien hier die einfachste Lösung der Aufgabe ihrer Würdigung, zugleich nach ihren inneren und äuſseren Zwecken hin, darzubieten. Von diesem Verfahren lieſs sich aber zugleich auf die nothwendige Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn. Daſs ein vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache eines solchen durchaus und in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, läſst sich nicht erwarten, und findet sich wenigstens nicht in dem Kreise unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten, und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmäſsigen, hinstreben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, auſser der, aller grammatischen Formen entrathenden, Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unterscheidung der abstracten möglichen Sprachformen von den concreten wirklich vorhandenen wird, wie ich mir schmeichle, schon dazu beitragen, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andren ebendadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern. Denn daſs unter den abstracten die flectirenden die allein richtigen genannt werden können, dürfte nicht leicht bestritten werden. Das hierdurch über die andren gefällte Urtheil trifft aber nicht in gleichem Maaſse auch die concreten vorhandenen Sprachen, in welchen nicht ausschlieſslich Eine jener Formen herrschend, dagegen immer ein sichtbares Streben nach der richtigen lebendig ist. Dennoch bedarf dieser Punkt noch einer genaueren rechtfertigenden Erörterung.

Wohl sehr allgemein dürfte bei denen, die sich im Besitz der Kenntniſs mehrerer Sprachen befinden, die Empfindung die sein, daſs, insofern diese letzteren auf gleichem Grade der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge gebühren, ohne daſs einer der entschiedene Vorzug über die andren eingeräumt werden könne. Hiermit nun steht die in den gegenwärtigen Betrachtungen aufgestellte Ansicht in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um so zurückstoſsender erscheinen, als das Bemühen eben dieser Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den regen und untrennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und dem geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Dasselbe zurückweisende Urtheil über die Sprachen scheint daher auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch einer genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen schon bemerkt, daſs die Vorzüge der Sprachen zwar allgemein von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen, indeſs doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen Hinneigung dieser zur Ausbildung des Gedanken durch den Laut. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zunächst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge derselben zu entscheiden. Überall sind wir zuerst rein von dem Baue der Sprachen ausgegangen, und zur Bildung eines Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst stehen geblieben. Daſs nun dieser Bau, dem Grade nach, vorzüglicher in der einen, als in der andren, sei, im Sanskrit mehr, als im Chinesischen, im Griechischen mehr, als im Arabischen, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich geläugnet werden. Wie man es auch versuchen möchte, Vorzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so würde man doch immer gestehen müssen, daſs ein fruchtbareres Princip der Geistesentwickelung die einen, als die anderen dieser Sprachen, beseelt. Nun aber müſste man alle Beziehungen des Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es läſst sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, daſs einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind, und daſs die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein der wahre Vorzug der Sprachen muſs doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf, Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, daſs die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere, die Kraft des reinen Gedanken herausstellt, und die Seele, gerade weil sie alle kleinen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschlieſslicher und gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Überzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürften doch auch die entschiedensten Vertheidiger dieser Sprache schwerlich behaupten, daſs sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wissenschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäſsiger und einer von jener reinen Gesetzmäſsigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Überzeugung nach, wird dadurch bloſs eine unabläugbare Thatsache ausgedrückt. Die einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt, noch geringgeschätzt, man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter sein, als ich. Ich würde ein solches nicht bloſs als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt; und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muſs, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, daſs sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, daſs jede Sprache, auſser ihrem schon entwickelten Theil, eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich, und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals, und unter keiner Bedingung, zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Krafterhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt, oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert, oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen läſst? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, daſs ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keinesweges meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewiſs gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich von ganz entschiedener Wirkung auf die Entfaltung der Begriffe ist. Ihre logische Anordnung, ihr klares Auseinandertreten, die bestimmte Darlegung ihrer Verhältnisse zu einander macht die unentbehrliche Grundlage aller, auch der höchsten Äuſserungen der geistigen Thätigkeit aus, hängt aber, wie jedem einleuchten muſs, wesentlich von jenen verschiedenen Sprachmethoden ab. Mit der richtigen geht auch das richtige Denken leicht und natürlich von statten, bei den andren findet es Schwierigkeiten zu überwinden, oder erfreut sich wenigstens nicht einer gleichen Hülfe der Sprache. Dieselbe Geistesstimmung, aus welcher jene drei verschiedenen Verfahrungsarten entspringen, erstreckt sich auch von selbst über die Formung aller übrigen Sprachelemente, und wird nur an der Satzbildung vorzugsweise erkannt. Zugleich endlich eigneten sich gerade diese Eigenthümlichkeiten besonders, factisch an dem Sprachbau dargelegt zu werden, ein Umstand, der bei einer Untersuchung vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf hinausgeht, an dem Thatsächlichen, historisch Erkennbaren in den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen, oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

§. 23.

Die von der durch die rein gesetzmäſsige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Ähnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es aber richtig ist, daſs der naturgemäſse Bau auf der einen Seite von fester Worteinheit, auf der andren von gehöriger Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung schmälern, oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich allgemein bei der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Maaſsstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwickelung finden laſsen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der Gründe solcher Abweichungen von der naturgemäſsen Bahn. Dieser läſst sich auf dem Wege der Begriffe nachgehen, die Abirrung aber beruht auf Individualitäten, die bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und erahndet werden können. Wo der unvollkommene Organismus bloſs darin liegt, daſs der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können, und daher die Formen bildende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierigkeit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar, und es giebt andere, und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht bloſs auf diese Weise erklären lassen. Dennoch muſs man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den Sprachbau in seinen ersten Gründen gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich sein, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die Semitischen Sprachen, vorzüglich aber wieder unter diesen die Hebräische.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den flectirenden, ja es ist schon oben bemerkt worden, daſs die eigentlichste Flexion, im Gegensatz bedeutsamer Anfügung, gerade in ihm wahrhaft einheimisch ist. Die Hebräische und Arabische Sprache beurkunden auch die innere Trefflichkeit ihres Baues, die erstere durch Werke des höchsten dichterischen Schwunges, die letztere noch durch eine reiche, vielumfassende wissenschaftliche Litteratur, neben der poetischen. Auch an sich, bloſs technisch betrachtet, steht der **Organismus** dieser Sprachen an Strenge der Consequenz, kunstvoller Einfachheit, und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem anderen nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch tragen diese Sprachen **zwei Eigenthümlichkeiten** an sich, welche nicht in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherheit hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaupt liegen. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer jetzigen Gestaltung, durchaus **drei Consonanten** in jedem Wortstamm, und **Consonant** und **Vocal** enthalten nicht **zusammen** die Bedeutung der Wörter, sondern **Bedeutung** und **Beziehung** sind ausschlieſslich, jene den Consonanten, diese den Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein **Zwang** für die **Wortform**, welchem man billig die Freiheit anderer Sprachen, namentlich des Sanskritischen Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die **Flexion** durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man muſs also doch, meiner Überzeugung nach, von diesen Seiten aus, die Semitischen Sprachen zu den von der angemessensten Bahn der Geistesentwickelung abweichenden rechnen. Wenn man aber nun versucht, den **Gründen** dieser Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den **nationellen Sprachanlagen** nachzuspüren, so dürfte man schwerlich zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelangen. Es erscheint gleich zuerst zweifelhaft, welche von jenen beiden Eigenthümlichkeiten man als den **Bestimmungsgrund** der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in dem innigsten **Zusammenhange**. Der bei drei Consonanten mögliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die mannigfaltigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel anzudeuten; und wenn man die Vocale ausschlieſslich hierzu bestimmen wollte, so konnte man den nothwendigen Reichthum an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in demselben Worte erreichen. Die hier geschilderte Wechselwirkung aber ist mehr geeignet, den inneren Zusammenhang der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern, als zum Entstehungsgrunde eines solchen Baues zu dienen. Die Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die bloſsen Vocale läſst sich nicht füglich als erster Bestimmungsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natürlich die Bedeutung vorausgeht, und daher schon die Ausschlieſsung der Vocale von derselben erklärt werden müſste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte; weiter aber tritt uns die Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen, entgegen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut, oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vocal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Ähnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches; und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiedenen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden (1). Hieraus folgt schon von selbst, daſs sich die Vocale in dem Ausdruck der Begriffe nur den Consonanten beigesellen, und, wie schon von den tieſsten Sprachforschern (¹) anerkannt worden ist, hauptsächlich zur näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch in der phonetischen Natur der Vocale, daſs sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten, andeuten, und gleichsam körperloser und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschlieſsen, hinzutritt. Indeſs ist von diesem allem doch ihr ausschlieſslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da, und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, daſs dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch vermuthlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahrscheinlich in gröſserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsylbiger zum Grunde. Vielleicht aber läſst sich die Eigenthümlichkeit, von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Übergange zu den zweisylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung der zweisylbigen unter einander geführt werden, herleiten. Diese einsylbigen Formen hatten zwei Conso-

---

(1) Diese Sätze hat Lepsius in seiner Paläographie auf das klarste und befriedigendste dargestellt, und den Unterschied zwischen dem Anfangs-*a* und dem *h* in der Sanskritschrift gezeigt. Ich hatte im Bugis und in einigen andren, verwandten Alphabeten erkannt, daſs das Zeichen, welches von allen Bearbeitungen der Sprachen, denen diese Alphabete angehören, ein Anfangs-*a* genannt wird, eigentlich gar kein Vocal ist, sondern einen schwachen, dem Spiritus lenis der Griechen ähnlichen, consonantischen Hauch andeutet. Alle von mir dort (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 489-494.)

---

nachgewiesene Erscheinungen lassen sich aber durch das von Lepsius über denselben Punkt im Sanskrit-Alphabet Entwickelte besser und richtiger erklären.

(¹) Grimm drückt dies in seiner glücklich sinnvollen Sprache folgendergestalt aus: die Consonanz gestaltet, der Vocal bestimmt und beleuchtet das Wort. (Deutsche Gramm. II. S. 1.)

nanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung, und nahm deshalb keinen Theil an dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief erst vielleicht jene Entwickelung hervor, und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen gröſseren Spielraum zu geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber muſs doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen sein, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen; und dieser ist wohl eher in der Beschaffenheit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der inneren Sprachansicht, zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint es mir dagegen, und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwickelung ist es, daſs es dem inneren Sprachsinn dennoch bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so daſs dadurch selbst die Reinheit der Unterscheidung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr läuft. Zuerst muſs ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen Sprachen Wurzeln nennt, die sich aber wesentlich von den Wurzellauten anderer Sprachen unterscheiden. Da die Vocale von der materiellen Bedeutsamkeit ausgeschlossen sind, so müssen die drei Consonanten der Wurzel, streng genommen, vocallos, d. h. bloſs von dem zu ihrer Herausstoſsung erforderlichen Laute begleitet sein. In diesem Zustande aber fehlt ihnen die zum Erscheinen in der Rede nothwendige Lautform, da auch die Semitischen Sprachen nicht mehrere, unmittelbar auf einander folgende, mit bloſsem Schwa verbundene Consonanten dulden. Mit hinzugefügten Vocalen drücken sie diese oder jene bestimmte Beziehung aus, und hören auf beziehungslose Wurzeln zu sein. Wo daher die Wurzeln wirklich in der Sprache erscheinen, sind sie schon wahre Wortformen; in ihrer eigentlichen Wurzelgestalt mangelt ihnen noch ein wichtiger Theil zur Vollendung ihrer Lautform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion in den Semitischen Sprachen einen anderen Sinn, als welchen dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die Wurzel, frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre vernehmbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede erscheint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen Sprachen nicht Umbeugungen ursprünglicher Töne, sondern Vervollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der ursprüngliche Wurzellaut nicht neben dem flectirten dem Ohre im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden kann, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des Bedeutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird zwar dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger, und die Anwendung der Laute, nach Ewald's geistvoller und richtiger Bemerkung, passender, als in irgend einer andren Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr Geistige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt ist. Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zugleich Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts ist gröſser und energischer, wenn die verschmolzenen Elemente in reiner Selbstständigkeit geschieden werden können; und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt und verbindet, und der Natur des Denkens selbst angemessen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen Arten des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man die Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider frei. Durch den Mangel untrennbarer Präpositionen entgeht ihr eine ganze Classe von Beziehungsbezeichnungen, die ein systematisches Ganzes bilden und sich in einem vollständigen Schema darstellen lassen. In den Semitischen Sprachen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, daſs für diese, durch Präpositionen modificirten Verbalbegriffe eigene Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine Vollständigkeit gewähren, und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum für den Nachtheil zu entschädigen, daſs, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt, und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unversucht gebliebene, Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomens, insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht bloſs durch die Stellung unterschieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Präpositionen, die der Personen des Verbums durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner allgemein anwendbarer Verhältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung, und zwar solcher Buchstaben oder Sylben, welche die Sprache als für sich bestehend anerkennt, die sie auch nur bis auf einen gewissen Grad der Festigkeit mit den Wörtern verbindet. Insofern auch Vocalwechsel dabei eintritt, ist er eine Folge jener Zuwächse, deren Anfügung nicht ohne Wirkung auf die Wortform in einer Sprache bleiben kann, welche so fest bestimmte Regeln für den Bau der Wörter besitzt. Die übrigen Beziehungsausdrücke, sie mögen nun in reinem Vocalwechsel, oder zugleich in Hinzufügung consonantischer Laute, wie im Hifil, Nifal u. s. f., oder in Verdoppelung eines der Consonanten des Wortes selbst, wie bei den mehrsten Steigerungsformen, bestehen, haben eine nähere Verwandtschaft mit der materiellen Bedeutung des Worts, afficiren dieselbe mehr oder weniger, ändern sie wohl auch gewissermaſsen ganz ab, wie wenn aus dem Stamm groſs gerade durch eine solche Form das Verbum erziehen hervorgebracht wird. Ursprünglich und hauptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische Beziehungen, den Unterschied des Nomens und Verbums, die transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen Verba u. s. w. Die Änderung der ursprünglichen Bedeutung, durch welche aus den Stämmen abgeleitete Begriffe entstehen, ist eine natürliche Folge dieser Formen selbst, ohne daſs darin eine Vermischung des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch die gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. Allein der ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der einen Seite der Casus- und Pronominalaffixa, auf der andren der inneren Verbalflexionen) und ihre verschiedene Bezeichnung ist in sich selbst auffallend. Zwar liegt in demselben eine gewisse Angemessenheit mit der Verschiedenheit der Fälle. Da, wo der Begriff keine Änderung erleidet, wird die Beziehung nur äuſserlich, dagegen innerlich, am Stamme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, sich bloſs auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung afficirt. Der Vocal erhält an derselben den feinen ausmalenden, näher modificirenden Antheil, von dem weiter oben die Rede war. In der That sind alle Fälle der zweiten Classe von dieser Art, und können, wenn wir beim Verbum stehen bleiben, schon auf die bloſsen Participien angewendet werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzugehen. In der Barmanischen Sprache geschieht dies wirklich, und auch die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen beschreiben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in dieser Bezeichnungsart. Denn in der That lassen sich alle Fälle derselben auf etwas den Begriff selbst Abänderndes zurückführen. Dies gilt sogar von der Andeutung der Tempora, insofern sie durch Beugung und nicht syntaktisch geschieht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie bloſs die Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende Ungewiſsheit. Dagegen erscheint es sonderbar, daſs gerade diejenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen, welche am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen, weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast, gegen den Begriff der Flexion, zur Agglutination hinneigen, und dagegen die den Begriff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinnes der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu sein, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung flieſsenden Begriffe, nach systematischer Abtheilung grammatischer Form, in den verschiedenen Nüancen derselben, regelmäſsig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermaſsen verwischt haben. Wenn dies Räsonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend erscheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln, und doch die Bahn verfehlen kann, welche in der Sprache überhaupt die naturgemäſseste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so muſsten sie doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng gegliederten und leicht überſehbaren inneren Bau erlaubende Wortform lieber vermieden werden. Es boten ſich aber auch weniger Veranlaſsungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen ſie entbehrlicher machte.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrſcht mehr, als vielleicht in irgend einer andren, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zuſammenſetzung zu bilden. Die Elemente dieſer Compoſita enthalten aber ſelten das ganze urſprüngliche Wort, ſondern es gehen von dieſem nur Theile, ja ſelbſt nur einzelne Laute in die Zuſammenſetzung über. Aus einem von Du Ponceau (1) gegebenen Beiſpiel muſs man ſogar ſchlieſsen, daſs es von dem Redenden abhängt, ſolche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern geſtempelte Phraſen gleichſam aus Bruchſtücken einfacher Wörter zuſammenzufügen. Aus *ki*, du, *wulit*, gut, ſchön, niedlich, *wichgat*, Pfote, und *ſchis*, einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, in der Anrede an eine kleine Katze, *k-uli-gat-ſchis*, deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weiſe gehen Redensarten in Verba über, und werden alsdann vollſtändig conjugirt. *Nad-hol-ineen*, von *naten*, holen, *amochol*, Boot, und dem ſchlieſsenden regierten Pronomen der erſten Perſon des Plurals, heiſst: hole uns mit dem Boote! nämlich: über den Fluſs. Man ſieht ſchon aus dieſen Beiſpielen, daſs die Veränderungen der dieſe Compoſita bildenden Wörter ſehr bedeutend ſind. So wird aus *wulit* in dem obigen Beiſpiel *uli*, in anderen Fällen, wo im Compoſitum kein Conſonant vorausgeht, *wul*, allein auch mit vorausgehendem Conſonanten *ola* (2). Auch die Abkürzungen ſind bisweilen sehr gewaltsam. Von *awesis*, Thier, wird, um das Wort Pferd zu bilden, bloſs die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es*, liegt, auſser der Endung *es*, nur *nayundam*, eine Last auf dem Rücken tragen, zum Grunde. Das *g* scheint eingeschoben, und die Verstärkung durch die Verdoppelung der ersten Sylbe nur auf das Compositum angewandt. Ein bloſses Anfangs-*m* von *machit*, schlecht, oder von *medhick*, übel, giebt dem Worte einen bösen und verächtlichen Sinn (1). Man hat daher diese Wortverstümmlungen verschiedentlich, als barbarische Rohheit, sehr hart getadelt. Man müſste aber eine tiefere Kenntniſs der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abgekürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet, oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Daſs dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Hauptstammes der Delawaren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem Lande von jeher Angehörigem, und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem groſsen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weiſsen Menschen Gekommenen. *Ape* heiſst aufrecht gehen (¹). In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden Eingebornen enthalten. Daſs hernach das Wort allgemein für Mensch gilt, und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begriff des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter groſsentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositums gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntniſs der Sprache Aufklärung geben könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, daſs der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, daſs das modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, den modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen, und nicht so zerstörend für die Etymologie sein, als es der oberflächliche Anblick befürchten läſst. Es hängt genau mit der, oben schon als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum

---

(1) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia. 1827. 4. S. 20.)

(2) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philoſophical Society*. Philadelphia. 1819. Vol. 1. S. 405. u. flgd.

---

(1) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, daſs *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den groſsen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch sehr leicht eine solche gewesen sein. Über den Rest des Wortes finde ich, bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs, keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht bloſs zufällig, ist die Übereinstimmung dieses Überrestes mit dem Tagalischen *anito*, Götzenbild. (s. meine Schrift über die Kawi-Sprache. 1. Buch. S. 75.)

(¹) So verstehe ich nämlich Heckewelder. (*Transactions.* I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* bloſs Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chum* für vierfüſsige Thiere.

und dem Nomen zu verbinden, zusammen. Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die grammatischen Beziehungen, ohne Flexion, durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu verknüpfen, verrathen. Die letztere fliefst natürlich schon aus dem oben (§. 17.) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt, und durch die Ängstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die Theile des Satzes für das Verständnifs recht enge zusammenzufassen.

Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung läfst sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der Seele die im Gedanken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal, und auch durch den Laut verbunden, vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zusammenhängend mit der übrigen aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heifst *wu-nach-quim*, die Nufs der Blatt-Hand (von *wumpach*, Blatt, *nach*, Hand, und *quim*, die Nufs), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt, nachsteht. Es ist offenbar von grofser Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschlieſst, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei läſst. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewiſs zu ihren gröſsten Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschlieſsen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen, und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, daſs es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn nicht befriedigende, Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der Bilder an einander reihenden Einbildungskraft, und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit. Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedanken, dessen Theile sie mehr gleichzeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung haben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguſs der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Freiheit der Satzbildung Fesseln anlegen, und ihre einverleibende Methode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

Es scheint mir nicht unmerkwürdig, daſs diese kühn bildliche Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerikanischen Sprache angehört, ohne daſs ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker, im Gegensatz mit den südlichen, ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müſste. Gewiſs aber ist es, daſs wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-Amerikanischen Stämme eine gröſsere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, welches weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig die groſsen despotischen Regierungen, besonders die zugleich priesterlich die freie Entwickelung der Individualität niederdrückende Peruanische, einen sehr verderblichen Einfluſs aus, da jene Jägerstämme, wenigstens soviel wir wissen, immer nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück, und beraubten sie wohl auch ungerechter Weise ihres Eigenthums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, fremd waren.

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, daſs wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin der Zeit, und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, daſs diese Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben sein mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutungen der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

§. 24.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt. Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne durch Stellung, den einmal nur in einer gewissen Form festgestellten Gebrauch der Wörter, und den Zusammenhang des Sinnes an, also bloſs durch Mittel, deren Anwendung innere Anstrengung erheischt. Das Sanskrit dagegen legt in die Laute selbst nicht bloſs den Sinn der grammatischen Form, sondern auch ihre geistigere Gestalt, ihr Verhältniſs zur materiellen Bedeutung.

Hiernach sollte man auf den ersten Anblick die Chinesische Sprache für die von der naturgemäſsen Forderung der Sprache am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genaueren Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit, und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühen wissenschaftlichen Bearbeitung und reichen Litteratur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu diesen Fortschritten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann ihr die groſse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so groſses Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen. Die Chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläſst, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständniſs alles Formalen angewandten Mittel, ohne Unterstützung bedeutsamer Laute, darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten, und systematisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch von selbst um so mehr klar, als die Sprache, wie sie das Ohr vernimmt, bloſs die materiell bedeutsamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältniſs, in Stellung und Unterordnung, hängt. Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische Sprache, soweit die allgemeine Übereinkunft aller

Sprachen in Einer inneren Form Verschiedenheit zuläſst, von allen andren bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen versucht, wie einer ihrer gröſsten Kenner, **Abel-Rémusat**, eine vollständige Chinesische **Declination** aufgestellt hat (1). Sehr begreiflicher Weise muſs es in jeder Sprache Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehungen des Nomens geben. Diese aber kann man bei weitem nicht immer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wortes betrachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durchaus nicht bei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vorzug liegt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben Stelle sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren Sprachen abweichenden, Systeme, wenn sie gleich eben durch dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und allerdings, als Sprache und Werkzeug des Geistes, den Sanskritischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man muſs zugleich, und sogar hauptsächlich, die Rückwirkung ins Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn zwingt, diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, daſs im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch

---

(1) Fundgruben des Orients. III. 283.

Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.

Dieser eigenthümliche Chinesische Bau rührt wohl unstreitig von der Lauteigenthümlichkeit des Volkes in den frühesten Zeiten her, von der Sitte, die Sylben stark in der Aussprache aus einander zu halten, und von einem Mangel an der Beweglichkeit, mit welcher ein Ton auf den andren umändernd einwirkt. Denn diese sinnliche Eigenthümlichkeit muſs, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, so konnte sie nur den sich wirklich in dem älteren Style verrathenden Weg nehmen, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unterscheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblöſst von der, dem Verständniſs zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde, zur lichtvollen Darstellung des Gedanken erfordert wurde. Daſs aber eine solche Bearbeitung schon sehr früh eintrat, ist geschichtlich erwiesen, und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber geringen Spuren bildlicher Darstellung in der Chinesischen Schrift.

Es läſst sich wohl allgemein behaupten, daſs, wenn der Geist anfängt, sich zu wissenschaftlichem Denken zu erheben, und eine solche Richtung in die Bearbeitung der Sprache kommt, überhaupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chinesen muſs dies doppelt der Fall gewesen sein. Auf eine alphabetische Schrift würden sie, wie alle andere Völker, durch die

Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden sein. Es ist aber erklärlich, daſs die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert. Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein kunstvolles, willkührlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unter einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einem phonetischen. Denn weil die Verstandesrichtung vor dem Gefallen an Lautwechsel in der Nation und der Sprache vorherrschte, so wurden diese Zeichen mehr Andeutungen von Begriffen, als von Lauten, nur daſs jedem derselben doch immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff erst im Worte seine Vollendung erhält.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sanskrit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwickelung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Semitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihnen liegend ansehen. Sie gehören, ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach, in Eine Classe mit den Sanskritischen. Dagegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitte jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sich entweder der Chinesischen Entblöſsung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der festen Anschlieſsung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen. Selbst einverleibende Sprachen, wie die Mexicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung nicht alle Verhältnisse andeuten kann, und sie, wo diese nicht ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt werden, oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren, und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein, und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in Eine Classe geworfen werden.

Hiernach fragt es sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, aber überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte? Man kann diese Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts nur successive Sprachbildungen verschiedener einander in ihrer Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben. Alsdann wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jüngste Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus verschiedenen Epochen aufbewahrt haben. Ich habe schon weiter oben genügend ausgeführt, und es macht dies einen Hauptpunkt meiner Sprachansichten aus, daſs die vollkommnere, die Frage bloſs aus Begriffen betrachtet, nicht auch die spätere zu sein braucht. Historisch läſst sich nichts darüber entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden Abschnitte dieser Betrachtungen bei Gelegenheit der factischen Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen Punkt noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber auch ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden hat, fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen, bloſs ihrem Baue nach, zu einander wie solche stufenartige Erhebungen verhalten, oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Maaſsstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das Erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die meisten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber diese weder unter einander, noch mit den Hauptwörtern, durch Lautveränderungen verschlingt, dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden, und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, daſs jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichnungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtung sowohl ihrer eignen, als der Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich, bei Beurtheilung auf anderem Wege, derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

Man sieht also, daſs es einseitig sein würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig geſetzmäſsige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, daſs durch ein glückliches Zusammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt. Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen Intuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken und aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen. In der That ist der wahrhaft geſetzmäſsige Sprachbau nur da möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme, die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmälig einwirkenden Wegen, bleibt er unerreichbar. Treffen aber auch nicht überall so befördernde Umstände zusammen, so haben doch alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz. Alle wollen das Richtige, Naturgemäſse und daher Höchste. Dies bewirkt die sich an und in ihnen entfaltende Sprache von selbst und ohne ihr Zuthun, und es ist nicht denkbar, daſs eine Nation gleichsam absichtlich z. B. nur die materielle Bedeutung bezeichnete, die grammatischen Beziehungen aber der Lautbezeichnung entzöge. Da indeſs die Sprache, die, um hier einen schon im Vorigen gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie von selbst hervorgehenden, Entwicklungen mit einer Art freudigen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände, in welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen bedingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Ziel, sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in ihr selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit aber demungeachtet, immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht die concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprachen, und enthält, insofern sie vom gesetzmäſsigen Baue abweicht, daher immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil. In dem negativen lieſse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Übereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäſsigen Baue zugleich vorhanden ist, muſs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anomalen Art der Spracherzeugung wird oft ein einzelner Sprachtheil mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet, und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmäſsige Behandlung aller, und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergieſsen. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist daher ein gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da auch sie in einigen, allerdings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen muſs.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre Einheit eines, sie von innen aus gleichmäſsig durchstrahlenden Principes mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, daſs jede demungeachtet einen festen Zusammenhang und eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende Einheit besitzt. Ohne Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar; und so wie die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Sprechen in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jedem inneren und äuſseren Zuwachs, welchen die Sprache erhält. Denn ihrer innersten Natur nach, macht sie ein zusammenhängendes Gewebe von Analogieen aus, in dem sich das fremde Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag, und lassen folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt, ausführbar, verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müſste einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind.

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 21.) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine, seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Sprachen, welche sonst, dem Ganzen ihrer Bildung nach, auf gleicher Stufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, daſs die Partikel-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte, welche die grammatischen Beziehungen zwar durch Sylben oder Wörter bezeichnen, allein diese gar nicht, oder nur locker und verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen Unterschied zwischen Nomen und Verbum feststellen. Bezeichnen sie auch einige einzelne Gattungen des ersteren, so geschieht dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe und in bestimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer Absonderung durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht selten, daſs jedes Wort, ohne Unterschied, zum Verbum gestempelt werden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion zugleich als Participium gelten kann. Sprachen nun, die hierin einander gleich sind, unterscheiden sich dennoch wieder dadurch, daſs die einen das Verbum mit gar keinem, seine eigenthümliche Function der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstatten, die anderen dies wenigstens durch die ihm in Abkürzungen oder Umänderungen angefügten Pronomina thun, den schon im Obigen öfters berührten Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson festhaltend. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die Barmanische Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen kann, auch die Siamesische, die Mandschuische und Mongolische, insofern sie die Pronomina nicht zu Affixen abkürzen, die Sprachen der Südsee-Inseln, und groſsentheils auch die übrigen Malayischen des westlichen Archipelagus, das letztere die Mexicanische, die Delaware-Sprache und andere Amerikanische. Indem die Mexicanische dem Verbum das regierende und regierte Pronomen, bald in concreter, bald in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie wirklich auf eine geistigere Weise seine nur ihm angehörende Function durch die Richtung auf die übrigen Haupttheile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Prädicat nur so verknüpft werden, daſs man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbums sein andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe bloſs hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heiſst, ist nur Participium oder Verbalnomen, und kann, wenn auch Genus des Verbums, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn, ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs, ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbums ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst, oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das letztere ein sinnlich bildendes Verfahren; und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen muſs. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmäſsiger Bildung, bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann, ihrer Natur nach, den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne groſse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen muſs, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbums leiden, der Nachtheil dadurch verringert, daſs bei einem groſsen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt, und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen, hinzu, daſs Wörter, welche beide Functionen, des Nomens und des Verbums, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind, oder daſs sie ihre Geltung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt keiner so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der

Barmanischen (1). Carey bemerkt ausdrücklich in seiner Grammatik, daſs in der Barmanischen Sprache Verba kaum anders, als in Participialformen, gebraucht werden, indem, setzt er hinzu, dies hinreichend sei, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab (2). Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz verständlich, wenn man sie im Zusammenhange mit dem übrigen Bau der Sprache betrachtet.

Die Barmanischen Stammwörter erfahren keine Veränderung durch die Anfügung grammatischer Sylben. Die einzigen Buchstabenveränderungen in der Sprache sind die Verwandlung des ersten aspirirten Buchstaben in einen unaspirirten, da wo ein aspirirter verdoppelt wird; und bei der Verbindung von zwei einsylbigen Stammwörtern zu Einem Worte, oder der Wiederholung des nämlichen, der Übergang des dumpfen Anfangsconsonanten des zweiten in den unaspirirten tönenden. Auch im Tamulischen (¹) werden *k*, *t* (sowohl das linguale, als dentale) und *p* in der Mitte der Wörter zu *g*, *d* und *b*. Der Unterschied ist nur, daſs im Tamulischen der Consonant dumpf bleibt, wenn er sich doppelt in der Wortmitte befindet, da hingegen im Barmanischen die Umwandlung auch dann statt findet, wenn das erste beider Stammwörter mit einem Consonanten schlieſst. Das Barmanische erhält daher in jedem Falle die gröſsere Einheit des Wortes durch die gröſsere Flüssigkeit des hinzutretenden Consonanten (²).

---

(1) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist Mranmâ. Das Wort wird aber gewöhnlich Mrammâ geschrieben, und Byammâ ausgesprochen. (Judson. *h. v.*) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heiſst schnell, und *mâ* hart, wohl, gesund sein. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben, dem Consonanten inhärirenden Laut, und bezeichnen diesen nur auf eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus. Asia. Gotha. 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77. und Leyden. (*Asiat. res.* X. 232.)

(2) *A Grammar of the Burman language*. Serampore. 1814. S. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William Carey, des Lehrers mehrerer Indischen Sprachen am Collegium in Fort William, dem wir eine Reihe von Grammatiken Asiatischer Sprachen verdanken, zum Verfasser. Felix Carey starb leider schon im Jahre 1822. (*Journ. Asiat.* III. 59.) Sein Vater ist ihm im Jahre 1834 gefolgt.

(¹) Anderson's Grammatik in der Tafel des Alphabets.

(²) In beiden Sprachen ändert sich wegen dieses Wechsels der Aussprache der Buchstabe in der Schrift nicht, obgleich die Barmanische, was der Fall der Tamulischen nicht ist, Zeichen für alle tönenden Buchstaben besitzt. Der Fall, daſs die Aussprache sich von der Schrift entfernt, ist im Barmanischen häufig. Ich habe über die hauptsächlichste dieser Abweichungen in den einsylbigen Stammwörtern, wo z. B. das geschriebene *kak* in der Aussprache *ket* lautet, in meinem Briefe an Herrn Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500.) über die Polynesischen Alphabete die Vermuthung gewagt, daſs die Beibehaltung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nämlich die, daſs die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, daſs man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Wortes kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237.) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den Rukhéng, den Bewohnern von Aracan (bei Judson: Rariñ), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, daſs es nicht füglich anders damit sein kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser, und auch neuerlich von Hrn. Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Paläographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6. 7. 89. genügend ausgeführter Grundsatz, daſs nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, daſs die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Daſs im Bar-

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an, und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substantivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *é*, kühl sein, erkalten, *kú*, umgeben, verbinden, helfen, *má*, hart, stark, gesund sein, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rê* (ausgesprochen *yê* (1)), das Wasser,

---

manischen diese Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, daſs die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, daſs die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thang* in der Aussprache bei Carey bald *theen* (nämlich so, daſs *ee* für ein langes *i* gilt. Tabelle nach S. 20.), bald *thee* (S. 36. §. 105.), bei Hough, in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche, gewöhnlich *the* (S. 14.) lautet, so daſs die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu sein scheint. In einem andren Punkte läſst sich historisch beweisen, daſs die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts, und vermuthlich eines älteren, bewahrt. Das Verbum sein wird *hri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi*; und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen, gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222. 237.)

(1) Nämlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen, und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta.* S. 369.) schreibt das Wort *jî*, nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so daſs man nach der, am Ende dieser Schrift gegebenen Erläuterung

lû, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besonderes alphabetisches Verzeichniſs gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an, und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine groſse Zahl von Wörtern von ihnen abgeleitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten Begriffe natürlich herflieſst. Allein genau erwogen, haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht, und keine verschmolzenen Wortganze bildet, ebendarum auch nicht bloſse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet. Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt, und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus gröſseren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern bloſse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum gröſsten Theil nichts, was sie von

---

über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurückübertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, daſs Hough die Aussprache angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 375. für Zunge *la* und für Hand *lek*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyd*, in der Aussprache *shyd*, das letztere in der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen, die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln. Sehr häufig hat die angebliche Wurzel, ohne alle Veränderung, auch daneben die Bedeutung eines Substantivums, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heiſst *mai* schwarz sein, drohen, schrecken, und die Indigopflanze, *nè* bleiben, fortwähren, und die Sonne, *pauñ*, zur Verstärkung, hinzufügen, daher verpfänden, und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Daſs bloſs die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser, dem Anblicke nach, von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung. Es werden nämlich durch Präfigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20.) auch Adjectiva, gebildet: *a-châ*, Speise, Nahrungsmittel, von *chá*, essen; *a-myak* (*amyet* H.), Ärger, von *myak*, ärgerlich sein, sich ärgern; *a-pan:*, ein abmattendes Geschäft, von *pan:*, mit Mühe athmen; *chang* (*chi*), in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang*, Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewiſs keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Änderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauñ*, Lende, auch bisweilen *apauñ*. Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines Modus des Verbums, z. B. des Optativs, durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit wünschen, angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln bloſs zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt, und alsdann fügt die letzte demselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung läſst sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heiſsen *pan*, *pan-krâ:* und *pan-kwâ* Erlaubniſs fordern, bitten; *krâ:* (*kyâ:*) heiſst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt sein, *kwâ* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher; so heiſst *prach-hmâ:* gegen etwas sündigen, übertreten, und *prach* (*prich*) allein nach etwas hinwerfen, *hmâ:* irren, auf falschem Wege sein, daher auch für sich allein sündigen. Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Ähnliche Fälle finden sich in der Sprache häufiger, und zeigen deutlich, daſs dieselbe die Eigenthümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung, und so zu bilden, daſs die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder bloſs auf etwas verschiedene Weise wiedergiebt, oder ihn auch ganz einfach wiederholt, oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt (¹).

(¹) **Carey's** Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus, und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint **Judson** auf diese Gattung der Zusammensetzung hinzudeuten, wenn er *v. pañ* bemerkt, daſs dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen:

chí: und *chí:-nañ:*, auf etwas reiten oder fahren, *nañ:* (*neñ:* H.) für sich: auf etwas treten;

tup (*tók*. Nach Carey wird *o* wie im Englischen *yoke*, nach Hough wie im Englischen *go* ausgesprochen) und *tup-kwa*, knieen, *kwa* für sich: niedrig sein;

ná und *ná-hkań* (*ná-gań*), horchen, aufmerken, *hkań* für sich: nehmen, empfangen;

pañ (*peñ* H.) und *pañ-pan:*, ermüdet, erschöpft sein, *pan:* für sich dasselbe. Den gleichen Sinn hat *pañ-hrá:*; *hrá:* (*shá:*) für sich heiſst: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden sein;

rang (*yí*), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-hchauñ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer Sache, *hchauñ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pé:* dasselbe als das Vorige, *pé:* für sich: geben;

hrá (*shá*), suchen, nach etwas sehen, *hrá-krań* (*shá-gyań*) dasselbe, *krań* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen;

kan und *kan-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak* (*kwet*) für sich: in einen Kreis einschlieſsen, Gränzen festsetzen;

chang (*chí*) und *chang-ká:*, zahlreich, in Überfluſs vorhanden sein, *ká:* für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen;

ram: (*ran*, der Vocal wie im Englischen *pan*) und *ram:-hcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *hcha* für sich: überlegen, zweifelhaft sein. *Taú* heiſst auch für sich, und mit *hcha* verbunden, rathen, wird aber nicht allein gebraucht;

pa und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen. Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch würde sich bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

Ich werde auf diese, für den Sprachbau überhaupt wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden, auch wenn sie erste Glieder eines Compositums sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tuṅ·*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositums, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tuṅ·*, allein in verstärktem Sinn: auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, daſs nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht, und nicht darauf geachtet wird, daſs der Überrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammensetzung in Widerspruch steht. So wird *hchwat*, sehr weiſs sein, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung, auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort wirkt, sieht man endlich auch daraus, daſs Judson bei dem oben dagewesenen Worte *hchauñ* bemerkt, daſs dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat*, in etwas geschickt sein, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist. Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch bloſs die Wurzel im Sinne eines Adjectivums genommen, und dann entsteht nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwȧ:-kauñ*, Kuh gute (genau: gut sein). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lû-chu*, Menschenmenge, von *lû*, Mensch, und *chu*, sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, daſs es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama*, Weib, Mutter (¹), mit Wegwerfung des *a*, zu *ma* abgekürzt, und fügt dann dem ersten Gliede des Compositums die Bedeutung des Groſsen, Vornehmsten, Hauptsächlichen hinzu: *tak* (*tet*), das Ruder, aber *tak-ma*, das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen, und der Begriff einer zwischen der Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Präfigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten, Substantiva eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sei nun, daſs das erste eine Wurzel, oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall entstehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe, zusammengestellt. Es fällt in die Augen, daſs das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Gramma-

---

(¹) So erklärt Judson (*v. ma*) das Wort *ama*. Bei diesem Worte selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *ami*.

tik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, daſs es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt. Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende muſs sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied muſs man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles, oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann, überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht, und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte, Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefaſst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, daſs der beständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für sich anzugebende Bedeutung, oder in ihrer Selbstständigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht, oder nur sehr entfernt, wiederfinden läſst. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig sein können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen läſst, kommen in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung der Affigirung beweist sich auch dadurch, daſs, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals auſser dem Zustande der Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird, ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit, wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes, und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbums, in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:* (1). Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes, welchen das Verbum enthält, hervor, die als Sache gedachte Handlung: *chê*, senden, *chê-hkyañ:* (*chê-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heiſst *hkyañ:* bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

Die Behandlung des Adjectivums ist allein aus der Zusammensetzung zu erklären, und beweist recht augenscheinlich, wie die Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das Adjectivum nichts, als die Wurzel selbst, sein. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt es erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum, oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein präfigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substantivum kann es vor demselben vorausgehen, oder ihm nachfolgen, muſs sich aber in dem ersteren Falle durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *thau*) demselben anschlieſsen. Den Grund dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser muſs das letzte Glied allgemeinerer Natur sein, und das erste in seinen gröſseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivums mit einem Substantivum hat aber jenes den gröſseren Umfang, und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck; und die Verbindung heiſst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann, als: ein gut seiender, oder ein Mann, der gut ist, nur daſs im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *kauñ:-thang-lû* der gute Mensch heiſst, so würden, für sich stehend, die beiden ersten Elemente des Compositums er ist gut heiſsen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, daſs man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines bloſsen Adjectivums, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes, Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei dem nachstehenden Adjectivum überkommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig sein, mit andren Wörtern, durch ihre Bedeutung modificirte Nomina bildet.

---

(1) Carey. S. 144. §. 8. schreibt *hkrañ*, und giebt dem Worte keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher begreiflich, daſs diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indeſs ist dies nicht einmal immer der Fall, und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in eine und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* ist zugleich das wahre Nominativzeichen, und bildet auch den Indicativ des Verbums. In diesen beiden Functionen findet sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñâ-thang pru-thang*, dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Gebrauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnliche Bedeutung der grammatischen Formen, zum Grunde, und wir werden diese weiter unten aufſuchen. Dieselbe Partikel wird aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt, und steht auf diese Weise in folgender Redensart: *lû-tat-thang hchauk-thang-im*, das durch einen geschickten Mann gebaute Haus. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum aus Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Zeichen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich die Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut sein, auf die im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst der Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H.), Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt, oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte bloſs der Begriff des geschickten Mannes lag, und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die groſse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomens ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, daſs Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihrer Sprache zu vertheilen, und eine Declination zu bilden. Genau genommen, ist aber eine solche der Sprache fremd, die bloſs in Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomens, die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. Einige bringt Carey auch noch, nach Aufstellung seiner Declination, abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Übrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach; und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie vorhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere dient, so wie alle Casuszeichen, auch bei dem Pronomen, und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut, und ſtöſst dadurch sichtbar das natürliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen läſst sich indeſs nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tô·* (*do* H.) nur dann, wenn man mit Nichtbeachtung der Accente es von *tô:*, vermehren, hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständiger Form, und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das bloſse Stammwort betrachtet, allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben, und deutet schon dadurch an, daſs es nicht zur Form des Verbums gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden, Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbalformen besitzt, beruht ausschlieſslich auf den letzteren, welche den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Personen; und die einfache Ansicht des ganzen Verbums oder vielmehr der Satzbildung ist daher die, daſs das Stammwort mit seiner Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem, von ihm unabhängig stehenden, Subject durch ein hinzugedachtes Verbum sein verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhnlichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich der Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort, oder an den Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen wird. Es ist aber merkwürdig, und hierin liegt ein Erkennungsmittel des Verbums, daſs das Pluralzeichen der Conjugation gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich nicht immer, noch ein zweites, *kun*, verwandt mit *akun*, völlig, vollständig (1), unmittelbar nach sich; und die Sprache beweist auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen, und in dieser den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier der nicht unmerkwürdige Fall ein, daſs einem mit verloren gegangener ursprünglicher Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist, gröſstentheils auf der Verbindung von Wurzeln **allgemeinerer** Bedeutung mit den concreten. Auf diese Weise sich bloſs nach der materiellen Bedeutsamkeit richtend, gehen sie ganz über den logischen Umfang dieser Verbalform hinaus, und ihre Zahl wird gewissermaſsen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, in der Anfügung an das eigentliche Verbum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, daſs die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleichsam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die **Causalverba**, welche durch Hinzufügung der Wurzel **schicken**, **auftragen**, **befehlen** gebildet werden, und Verba, deren Bedeutung andere Sprachen durch **untrennbare Präpositionen** modificiren.

---

(1) Hough schreibt *a-kun*. Die Bedeutung dieses Worts kommt von der im Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung gebraucht wird.

Von **Tempuspartikeln** führt Carey fünf des Präsens, drei zugleich des Präsens und Präteritums, und zwei ausschlieſslich dem letzteren angehörende, dann einige des Futurums auf. Er nennt die damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbums, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Daſs jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch seine gelegentliche Äuſserung, daſs zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von einander abweichen. Von *thê:* merkt Judson an, daſs es anzeigt, daſs die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Auſser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit, vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen insofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat, oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln bloſs euphonische, oder ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht, oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln; und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen, der Absicht der Sprache nach, offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus, und man muſs die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, daſs in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet, und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *pri:* in der Angabe der Aussprache *byi:* schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbiger Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *chê* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *an·* des Futurums werden zu *chim·* (¹). Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurums *lim·-mang* statt zu finden, wo nämlich die Partikel *lè* mit *an·* zu *lim·* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurums, *mang*, hinzugesetzt wird. Ähnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfter begegnen müſste, unmöglich häufig sein. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von **Casuszeichen** decliniren, dergestalt, daſs das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel, oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, daſs die Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora muſs man eine andere absondern, welche auf die Bildung der **Verbalformen** den wesentlichsten Einfluſs ausübt, aber auch dem **Nomen** angehört, und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, daſs ich hier das, als Nominativzeichen weiter oben erwähnte *thang* meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang* als die erste der Präsensformen des Verbums bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. *Thang* fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modification hinzu (²), ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich;

(¹) Carey. S. 116. §. 112. Judson. *v. chim·*.

(²) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. 96. §. 34. S. 110. §. 92. 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung: das Wort besäſse gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem es sich anschließt, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede das Verständniß leitenden Wörtern, und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo *thang* das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel, oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, daß, bei der Declination des Nomens, *thang* bloß das Nominativzeichen ist, und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participiums (denn für ein solches kann man doch hier nur das Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, daß seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zusammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participialform anzuzeigen. Seinen regelmäßigen Gebrauch findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus; und auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt es hinweg. Nach Carey, dient es, die Participialformen mit einem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit meiner Behauptung übereinkommt, daß es eine Abgränzung jener Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn man das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gebrauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man bald, daß dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile erklärt werden kann, sondern daß man, wie bei den Chinesischen Partikeln, zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgehen muß. In dieser drückt es nun den Begriff: dieses, also, aus, und wird in der That von Carey und Judson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gebrauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden Functionen bildet es, als erstes Glied, mehrere Composita. Sogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von allgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung verwandten Sinne: entsprechen, übereinkommen (also: ebenso sein), an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichniſs aufgenommen, und giebt leider auch kein Beispiel dieser Bedeutung (¹). In demselben Sinne scheint es mir nun als Leitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. Indem der Redende einige Worte, die er genau zusammengenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, läſst er auf sie: dies! also! folgen, und wendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, um es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden, oder auch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die vollendete Rede zu beschlieſsen. Auf diesen Fall paſst Carey's Erklärung von *thang*, als einer Vorhergehendes und Nachfolgendes mit einander verbindenden Partikel, nicht, und daher mag seine Äuſserung kommen, daſs die mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbums hat, wenn sie sich am Schluſs eines Satzes befindet (²). In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium, oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schluſs eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch

---

(¹) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67. 74. §. 75. S. 162. §. 4. S. 169. §. 24. S. 170. §. 25. S. 173.

(²) S. 96. §. 34.

am Schluſs eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium, oder genauer zu reden, nur eine nach Ähnlichkeit eines Participiums modificirte. Die eigentliche Verbalkraft muſs in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey, noch Judson, vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbums groſse Ähnlichkeit hat. Wenn man nämlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschlieſsen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *éng* (*é* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Miſsverständniſs vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte, und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schluſs gebracht; *pru-éng* heiſst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend, *pru-pri:-éng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigentliche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey, noch Judson, an. Der Letztere sagt bloſs, daſs dasselbe mit *hri* (*shi*), sein, gleichgeltend (*equivalent*) sei. Dabei erscheint es aber sonderbar, daſs es zur Conjugation dieses Verbums selbst gebraucht wird (¹). Nach Carey und Hough ist es auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-éng*, des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht (²). Dieses Schluſszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht, und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Übersetzungen aus dem Pali; ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die

---

(¹) S. im Evangelium Johannis. 21, 2. *hri-kra-éng (shi-gya-i)*, sie sind oder waren.

(²) Carey. S. 79. §. 1. S. 96. §. 37. S. 44. 46. Hough. S. 14. Judson. *v. éng.*

Sätze der Rede an einander zu hängen, und dem regelmäſsigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrit erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Übersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, daſs die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum sein zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet, und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen läſst (¹). Die Barmanischen Übersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Äquivalent dieses Hülfsverbums suchen, und dazu *êng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Übertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, daſs dieses Schluſswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurums gebraucht werden kann. Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurums liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participialformen und des flectirten Verbums wendet, bemerkt, daſs die befehlende und fragende Form des Verbums die einzigen in der Sprache sind, welche einigen Anschein dieses letzteren Redetheiles haben (²). Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, daſs die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden können, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schlieſsen die Form, und

---

(¹) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali.* S. 136. 137.

(²) S. 109. §. 88.

das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen.

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau*. Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Übereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinn etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden, und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Gelegenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus, gebraucht, und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, daſs zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach, er mir gab. Die Stelle des Verbums in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, daſs das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seinen Schluſssatz erwartet, und auch eine Partikel in sich trägt, deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf, und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, daſs die Sprache vermöge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einander verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und setzt hinzu, daſs dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sei. Je mehr nun der Schluſsstein eines ganzen in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Räsonnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger muſs die Sprache sein, die einzelnen

Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschlieſsen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu, und läſst immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reiſs mit Butter gekocht, sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reiſs gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Bestimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmäſsig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Übersetzungen aus andren Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis. 21, 2. heiſst: *and Nathanael of Cana in Galilee,* so dreht die Barmanische Übersetzung den Satz um, und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositums, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Function betrachtete *thau* mit dem Substantivum, das aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran, und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise) beschlieſst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositums durch ihr Interpunctionszeichen ab. Die Regelmäſsigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten muſs.

Nur beim Hören muſs die Aufmerksamkeit schwierig angespannt werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Prädicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, daſs der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen muſs. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina behandelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, daſs du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, läſst in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbums verkaufen folgen, und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt: ich habe gehört, schlieſst.

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, daſs sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern wahrhaft in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volksstämme gehört. Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, daſs jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung festhalten, so ist mit ihr das einzelne Herausstoſsen jeder Sylbe verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutsamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende Suffixa zu verschmelzen, in die innersten Tiefen des Sprachbaues eingreift. Die Indo-Chinesischen Nationen, sagt Leyden [1], haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie passen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Aussprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein besonderes Wort hervorstoſsen. Diese Eigenschaft also muſs man als die charakteristische Eigenthümlichkeit dieser Sprachen, so wie der Chinesischen, ansehen und bei den Untersuchungen über ihren Bau fest im Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demselben zum Grunde legen. Mit ihr ist eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende, verbunden, die Vermannigfaltigung und Vermehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verschiedenen Accente. Die Chinesischen sind bekannt; einige Indo-Chinesische Sprachen aber, namentlich die Siamesische und Anam-Sprache, besitzen eine so groſse Menge derselben, daſs es unsrem Ohre fast unmöglich ist, sie richtig zu unterscheiden. Die Rede wird dadurch zu einer Art Gesang, oder Recitativ, und Low vergleicht die Siamesischen vollkommen mit einer musikalischen Tonleiter [2]. Diese Accente geben zugleich zu noch gröſseren und zahlreicheren Dialektverschiedenheiten, als die wahren Buchstaben, Veranlassung; und man versichert, daſs in Anam jede irgend bedeutende Ortschaft ihren eignen Dialekt hat, und daſs benachbarte, um sich zu verständigen, bisweilen zu der geschriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müssen [3]. Die Barmanische Sprache besitzt zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten langen und sanften, und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochnen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so läſst sich dasselbe Wort, mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung, in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pó*, aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pó:*, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pó·*, tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch, oder Segen), in oder auf etwas geworfen werden; *ñá*, ich, *ñá:*, fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiednen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an, und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, daſs sie Modificationen der Vocale sind, und untrennbar mit ihnen zusammenhängen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schlieſsen läſst, daſs die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben, gleich besonderen Wörtern, aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfniſs der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, daſs diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen, daſs, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden, und daſs eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

---

[1] *Asiat. res.* X. 222.

[2] *A Grammar of the Thai or Siamese Language.* S. 12-19.

[3] *Asiat. res.* X. 270.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch, ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Untersuchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten (¹). Von der Barmanischen Sprache muſs man zuerst zugestehen, daſs sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen modificirt, und die grammatischen Kategorieen nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, daſs sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbums verkennt, und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim Nomen gebraucht, daſs nur die Bedeutung des Worts, und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schlieſsen läſst, welche beider Kategorieen gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin kommt sie völlig mit der Chinesischen überein (²). Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zwecke trennende und verbindende; denn

---

(¹) Über die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüsse, die noch ungleich belehrender werden, wenn man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210. vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz, und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln, bloſs Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Über die Anamitische Sprache habe ich bloſs Leyden's schätzbare, aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158.) vor mir.

(²) Mein Brief an Abel-Rémusat. S. 31.

die Ähnlichkeit zwischen ***thang*** und dem Chinesischen ***tchi*** in diesem Gebrauche in der Construction ist zu auffallend, als daſs sie verkannt werden könnte (¹). Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung, ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nämlich zwei Fälle unter sich, die es sehr wesentlich ist sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch das andere, und die Vervollständigung eines von gewissen Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort muſs qualitativ, seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach, und relativ, seiner Causalität nach, als von andrem abhängig, oder selbst andres leitend, begränzt werden (²). Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau, und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie läſst das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier läſst sich nicht eigentlich sagen, daſs das voranggehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt, und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite

---

(¹) *l. c.* S. 31-34.

(²) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42.) habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriffs von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beide Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivums, und wird in seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf einen einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium und Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältniſs beim Genitiv. Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehenden Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eine bestimmte beschränkt betrachtet.

läſst sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewissermaſsen ein dem im Vorigen entgegengesetztes Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte hier nachstehende Wort ist das regierende, und müſste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei groſsen, allgemeinen, aber in sich verschiedenen Gesetzen, und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbums auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren nachgebildet, so daſs sie Adjectivum, Adverbium und Genitiv dem Substantivum, Verbum und Nominativ nachfolgen lieſse, so würde zwar die, gerade aus dem hier entwickelten Gegensatz entspringende, Concinnität der Satzbildung dadurch leiden, auch die Stellung des Adverbiums nach dem Verbum dasselbe nicht deutlich vom Objecte zu unterscheiden erlauben; allein der bloſsen Anordnung des Satzes selbst, der Übereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag. Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen; und an ihm hält die Chinesische Construction mit den wenigen Ausnahmen fest, welche in allen Sprachen, mehr oder weniger, Abweichungen von der gewöhnlichen Regel der Wortstellung rechtfertigen. Die Barmanische Sprache unterscheidet jene zwei Fälle so gut als gar nicht, bewahrt eigentlich nur Ein Constructionsgesetz, und vernachlässigt gerade das wichtigere von beiden. Sie läſst bloſs das Subject dem Object und Verbum voran-, das letztere aber dem

Objecte nachgehen. Durch diese Verkehrung macht sie es mehr als zweifelhaft, ob sie im Voranschicken des Subjects den Zweck hat, es wirklich als regierend darzustellen, und nicht vielmehr dasselbe als eine Vervollständigung der nachfolgenden Satztheile ansieht. Das regierte Object wird offenbar als eine vervollständigende Bestimmung des Verbums betrachtet, welches, als an sich selbst unbestimmt, auf die vollständige Aufzählung aller Bestimmungen durch sein Subject und Object folgt, und den Satz beschlieſst. Daſs Subject und Object wieder, jedes für sich, die sie vervollständigenden Nebenbestimmungen vorn an sich anfügen, versteht sich von selbst, und ist aus den im Vorigen angeführten Beispielen klar.

Dieser Unterschied der Barmanischen und Chinesischen Construction entspringt sichtbar aus der im Chinesischen liegenden richtigen Ansicht des Verbums und der mangelhaften der Barmanischen Sprache. Die Chinesische Construction verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbums. Sie drückt dadurch, daſs sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, daſs es ihn beherrscht, und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodificationen an demselben entblöſst, gieſst sie durch die bloſse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar, oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben. Im Barmanischen verhält sich dies alles durchaus auf andere Weise. Die Verbalformen schwanken zwischen flectirtem Verbum und Participium, sind dem materiellen Sinne nach eigentlich das letztere, und können den formalen nicht erreichen, da die Sprache für das Verbum selbst keine Form besitzt. Denn seine wesentliche Function findet nicht allein keinen Ausdruck in der Sprache, sondern die eigenthümliche Bildung der angeblichen Verbalformen und ihr sichtbarer Anklang an das Nomen beweisen, daſs in den Sprechenden selbst alles lebendige Durchdringen des Gefühls der wahren Kraft des Verbums mangelt. Bedenkt man auf der andren Seite, daſs die Barmanische Sprache das Verbum so ungleich mehr, als die Chinesische, durch Partikeln charakterisirt, und vom Nomen unterscheidet, so erscheint es um so wunderbarer, daſs sie dasselbe dennoch aus seiner wahren Kategorie herausrückt. Unläugbar aber ist es nicht bloſs so, sondern die Erscheinung wird auch dadurch erklärlicher, daſs die Sprache das Verbum bloſs nach Modificationen, die auch materiell genommen werden können, bezeichnet, ohne nur eine Ahndung des in ihm lediglich Formalen zu verrathen. Die Chinesische Sprache bedient sich dieser materiellen Andeutung selten, enthält sich derselben oft gänzlich, erkennt aber in der richtigen Stellung der Wörter eine unsichtbar an der Rede hängende Form an. Man könnte sagen, daſs, je weniger sie äuſsere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne. Wo grammatische Ansicht in ihr durchdringt, ist es die logisch richtige. Diese trug ihre erste Anordnung in sie hinein, und sie muſste sich durch den Gebrauch des so richtig gestimmten Instrumentes im Geiste des Volks fortbilden. Man kann gegen das so eben hier Vorgetragene einwenden, daſs auch die Flexionssprachen gar nicht ungewöhnlich das Verbum seinem Objecte nachsetzen, und daſs die Barmanische die Casus des Nomens durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, daſs ihr keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, sondern daſs sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr angebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen, Grunde dieser Stellung, an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, daſs sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues, noch von der darin geschäftigen Kraft des Verbums durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen läſst, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen an einander gereiht, welche, wie unser und, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, es immer zugleich zum Verständniſs des zunächst Folgenden anwendet. Daſs hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei welcher auſserdem ermüdende Gleichförmigkeit unvermeidlich scheint, entstehen muſs, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen insofern überein, als sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Barmanische bedürfte eigentlich nicht so strenger Gesetze der ersteren, da eine groſse Anzahl, die Beziehungen andeutender Partikeln das Verständniſs hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung, und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, daſs die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird; und dies muſs man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, daſs Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene, Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten muſs. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina, als der Verba, läſst die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen, und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine groſse Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in andren Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine verfertigen, das, als zweites Glied, hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet, bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer anderen Methode, oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivums dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort, dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus. Wenn auf eine an sich allerdings wenig natürliche Weise das Verbum sehen zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivums gebraucht wird, so geht es dem Hauptbegriffe vorauf: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so viele Dinge gesehen werden können, so müſste eigentlich tödten vorausgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, daſs hier sehen als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand des Tödtens, gedacht werden soll; und dadurch wird in der, auf den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine Weise das grammatische Verhältniſs angedeutet. Auf ähnliche Art werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Übereinstimmung mit einander, kommen die Barmanische und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, daſs sie einige dieser Partikeln dergestalt bloſs zur Andeutung der Construction bestimmen, daſs dieselben der materiellen Bedeutung nichts hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt, in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen verläſst, und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung, in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll, durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser Partikeln, und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings nicht ganz systematische, Vollständigkeit hervor. Die Sprache zeigt aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in gröſsere Nähe mit dem Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes, zu bringen. Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache, und nach dem ganzen Geiste der Sprache, nicht statt finden. Wir haben aber doch gesehen, daſs in einigen Fällen die Einwirkung eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran gehängten hervorbringt; und bei den Verbalformen schlieſsen die endenden Partikeln *thang* und *êng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig, dargestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa liegt auch darin, daſs selbst diejenigen unter diesen Partikeln, welche als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. Im Chinesischen ist, nach Verschiedenheit der Pluralpartikeln, bald die eine, bald die andere Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem sich die Barmanische Sprache von dem Chinesischen Baue entfernt, nähert sie sich dem Sanskritischen. Es würde aber überflüssig sein, noch im speciellen zu schildern, welche wahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der Unterschied liegt hierbei nicht bloſs in der mehr oder weniger engen Anschlieſsung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind gröſstentheils subjective Laute, geeignet zu, auch nur inneren, Beziehungen. Überhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Übergangspunkt von der einen zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Partikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere dieser Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die

Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch gröſserer Festigkeit an der ihrer Vorstellungsweise gemäſsen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte, und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte, Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil gefliſsentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen flieſst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben sich, mehr oder weniger, den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt; und es ist anziehend, zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion und der Wissenschaft, als von politischen und Lebensverhältnissen, ausgehenden Verbindungen die verschiedenen Sprachen gegen einander stellen. In Hinter-Indien ist nun das Pali, also eine um viele Lautunterscheidungen der

Formen gekommene Flexionssprache, zu Sprachen hinzugetreten, die in wesentlichen Punkten mit der Chinesischen übereinstimmen, gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutung mit fast gänzlichem Mangel derselben am gröſsten ist. Ich kann nicht der Ansicht beistimmen, daſs die Barmanische Sprache in ihrer ächten Gestalt, und soweit sie der Nation selbst angehört, irgend wesentlich durch das Pali anders gemodelt worden ist. Die mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus dem eigenthümlichen Hange zur Zusammensetzung entstanden, ohne des Vorbildes des Pali bedurft zu haben; und ebenso gehört ihr allein der sich den Formen nähernde Partikelgebrauch an. Die Pali-Kundigen haben die Sprache nur mit ihrem grammatischen Gewande äuſserlich umkleidet. Dies sieht man an der Vielfachheit der Casuszeichen und an den Classen der zusammengesetzten Wörter. Was sie hier den Sanskritischen *Karmadhâraya* gleichstellen, ist gänzlich davon verschieden, da das Barmanische vorausgehende Adjectivum immer einer anknüpfenden Partikel bedarf. An das Verbum scheinen sie, nach Carey's Grammatik zu urtheilen, ihre Terminologie nicht einmal anzulegen gewagt zu haben. Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu läugnen, daſs durch fortgesetztes Studium des Pali der Styl und insofern auch der Charakter der Sprache zur Annäherung an das Pali verändert sein kann und immer mehr verändert werden könnte. Die wahrhaft körperliche, auf den Lauten beruhende Form der Sprachen gestattet eine solche Einwirkung nur innerhalb sehr gemessener Gränzen. Dagegen ist einer solchen die innere Anschauung der Form sehr zugänglich; und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes, werden durch die Vertraulichkeit mit vollkommneren Sprachen berichtigt und erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark sein, da Haupttheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern, und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmälig die gehäuften Partikeln, mit Wegwerfung mehrerer, bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, daſs der Sprache doch eine ganz verschiedene Form eigenthümlich ist; und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprachgebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, daſs der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sei.

Historische Verwandtschaft scheint, nach allen Zeugnissen, zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weiſs ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die groſse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Sprachen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tó·* und *kra* (gesprochen *kya*), und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon oben gesehen, dem *ti* des neueren und dem *tchi* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*) ist das Verbum sein, und ebenso im Chinesischen, bei Rémusat, *chi*. Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she*. Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und eine Bejahungspartikel, so daſs seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unserm Worte Stück ähnliche, Gattungsausdruck im Barmanischen *hku* und im Chinesischen *ko* (¹). Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben; und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch groſs und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, daſs sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

§. 25.

Ganz nahe an die so eben angestellten Untersuchungen schlieſst sich die Frage an: ob der Unterschied zwischen ein- und mehrsylbigen Sprachen ein absoluter oder nur ein, dem Grade nach, relativer ist, und ob diese Form der Wörter wesentlich den Charakter der Sprachen bildet, oder die Einsylbigkeit nur ein Übergangszustand ist, aus welchem sich die mehrsylbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben?

In früheren Zeiten der Sprachkunde erklärte man die Chinesische und mehrere südöstliche Asiatische Sprachen geradehin für einsylbig. Späterhin wurde man hierüber zweifelhaft; und

---

(¹) S. meine Schrift über die Kawi-Sprache. 1. Buch. S. 253. Anm. 3.

Abel-Rémusat bestritt diese Behauptung ausdrücklich vom Chinesischen (1). Diese Ansicht schien aber doch zu sehr gegen die vor Augen liegende Thatsache zu streiten; und man kann wohl mit Grunde behaupten, daſs man jetzt, und nicht mit Unrecht, zur früheren Annahme zurückgekehrt ist. Dem ganzen Streite liegen indeſs mehrere Miſsverständnisse zum Grunde; und es bedarf daher zuerst einer gehörigen Bestimmung desjenigen, was man einsylbige Wortform nennt, und des Sinnes, in welchem man ein- und mehrsylbige Sprachen unterscheidet. Alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsylbigkeit des Chinesischen laufen auf Zusammensetzungen hinaus; und es kann wohl kein Zweifel sein, daſs Zusammensetzung ganz etwas anderes, als ursprüngliche Mehrsylbigkeit, ist. In der Zusammensetzung entsteht, auch der durchaus als einfach betrachtete Begriff doch aus zwei oder mehreren, mit einander verbundenen. Das sich hieraus ergebende Wort ist also nie ein einfaches; und eine Sprache hört darum nicht auf, eine einsylbige zu sein, weil sie zusammengesetzte Wörter besitzt. Es kommt offenbar auf solche einfache an, in welchen sich keine, den Begriff bildenden Elementarbegriffe unterscheiden lassen, sondern wo die Laute zweier oder mehrerer, an sich bedeutungsloser, Sylben das Begriffszeichen ausmachen. Selbst wenn man Wörter findet, bei welchen dies scheinbar der Fall ist, erfordert es immer genauere Untersuchung, ob nicht doch jede einzelne Sylbe ursprünglich eine, nur in ihr verloren gegangene, eigenthümliche Bedeutung besaſs. Ein richtiges Beispiel gegen die Einsylbigkeit einer Sprache müſste den Beweis in sich tragen, daſs alle Laute des Wortes nur gemeinschaftlich und zusammen, nicht abgesondert für sich, bedeutsam sind. Dies hat Abel-Rémusat allerdings nicht klar genug vor Augen gehabt, und darum in der That die originelle Gestaltung des Chinesischen in der oben angeführten Abhandlung verkannt (1). Von einer andren Seite her aber gründete sich Rémusat's Meinung doch auf etwas Wahres und richtig Gesehenes. Er blieb nämlich bei der Eintheilung der Sprachen in ein- und mehrsylbige stehen, und es entging seinem Scharfblicke nicht, daſs diese, wie sie gewöhnlich verstanden wird, allerdings nicht genau zu nehmen ist. Ich habe schon im Vorigen bemerkt, daſs eine solche Eintheilung nicht auf der bloſsen Thatsache des Vorherrschens ein- und mehrsylbiger Wörter beruhen kann, sondern daſs ihr etwas viel Wesentlicheres zum Grunde liegt, nämlich der doppelte Umstand des Mangels der Affixa, und die Eigenthümlichkeit der Aussprache, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Sylbenlaute getrennt zu erhalten. Die Ursache des Mangels der Affixa liegt tiefer, und wirklich im Geiste. Denn wenn dieser lebendig das Abhängigkeitsverhältniſs des Affixums zum Hauptbegriff empfindet, so kann die Zunge unmöglich dem ersteren gleiche Lautgeltung in einem eigenen Worte geben. Verschmelzung zweier verschiedener Elemente zur Einheit des Wortes ist eine nothwendige und unmittelbare Folge jener Empfindung. Rémusat scheint mir daher nur darin gefehlt zu haben, daſs er, anstatt die Einsylbigkeit des Chinesischen anzugreifen, nicht vielmehr zu zeigen versuchte, daſs auch die übrigen Sprachen von einsylbigem Wurzelbau ausgehen, und nur, theils auf dem ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils auf dem, auch dem Chinesischen nicht fremden, der Zusammensetzung, zur Mehrsylbigkeit gelangen, dies Ziel aber, da ihnen nicht, wie im Chinesischen, die oben genannten Hindernisse im Wege standen, wirklich erreichen. Diese Bahn nun will ich hier einschlagen, und an dem Faden thatsächlicher Untersuchung einiger hier vorzüglich in Betrachtung zu ziehender Sprachen verfolgen.

---

(1) Fundgruben des Orients. III. S. 279.

---

(1) Hr. Ampère *(de la Chine et des travaux de M. Abel-Rémusat*, in der *Revue des deux mondes. T.* 8. 1832. p. 373-405.) hat dies richtig gefühlt. Er erinnert aber zugleich daran, daſs jene Abhandlung in die ersten Jahre der Chinesischen Studien Abel-Rémusat's fällt, bemerkt jedoch dabei, daſs er auch später diese Ansicht nie ganz verlieſs. In der That neigte sich Rémusat wohl zu sehr dahin, den Chinesischen Sprachbau für weniger abweichend von dem andrer Sprachen zu halten, als er wirklich ist. Hierauf mochten ihn zuerst die abentheuerlichen Ideen geführt haben, die zu der Zeit des Beginnens seiner Studien noch vom Chinesischen und von der Schwierigkeit, dasselbe zu erlernen, herrschend waren. Er fühlte aber auch nicht genug, daſs der Mangel gewisser feinerer grammatischer Bezeichnungen zwar wohl im Einzelnen bisweilen für den Sinn überhaupt, nie aber für die bestimmtere Nüancirung der Gedanken im Ganzen unschädlich ist. Sonst aber hat er sichtbar zuerst das wahre Wesen des Chinesischen dargestellt; und man lernt erst jetzt den groſsen Werth seiner Grammatik wahrhaft kennen, da die, in ihrer Art auch sehr schätzungswürdige, des Vaters Prémare *(Notitia linguae Sinicae auctore P. Premare. Malaccae.* 1831.) im Druck erschienen ist. Die Vergleichung beider Arbeiten zeigt unverkennbar, welchen groſsen Dienst die Rémusatsche dem Studium geleistet hat. Überall strahlt dem Leser aus ihr die Eigenthümlichkeit der behandelten Sprache in leichter Anordnung und lichtvoller Klarheit entgegen. Die seines Vorgängers bietet ein unendlich schätzbares Material dar, und faſst gewiſs alle Eigenheiten der Sprache einzeln in sich; allein vom Ganzen schwebte ihrem Verfasser schwerlich ein gleich deutliches Bild vor, und wenigstens gelang es ihm nicht, seinen Lesern ein solches mitzutheilen. Tiefere Kenner der Sprache mögen auch manche Lücken in Rémusat's Grammatik ausgefüllt wünschen; aber das groſse Verdienst, sich zuerst wahrhaft in den Mittelpunkt der richtigen Ansicht der Sprache versetzt, und auſserdem das Studium derselben allgemein zugänglich gemacht und dadurch erst eigentlich begründet zu haben, wird dem trefflichen Manne dauernd bleiben.

So schwer und zum Theil unmöglich es auch ist, die Wörter bis zu ihrem wahren Ursprunge zurückzuführen, so leitet uns doch sorgfältig angestellte Zergliederung in den meisten Sprachen auf einsylbige Stämme hin; und die einzelnen Fälle des Gegentheils können nicht als Beweise auch ursprünglich mehrsylbiger gelten, da die Ursach der Erscheinung mit viel gröſserer Wahrscheinlichkeit in nicht weit genug fortgesetzter Zergliederung gesucht werden kann. Man geht aber auch, wenn man die Frage bloſs aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, daſs ursprünglich jeder Begriff nur durch Eine Sylbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äuſseres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne daſs dadurch der Grundsatz der Einsylbigkeit beeinträchtigt würde. Dies ist in der That bei der, in allen Sprachen, vorzugsweise aber in den ungebildeteren, sich findenden Verdoppelung der Fall. Jeder der wiederholten Laute spricht das ganze Object aus; durch die Wiederholung aber tritt dem Ausdrucke eine Nüance mehr hinzu, entweder bloſse Verstärkung, als Zeichen der höheren Lebendigkeit des erfahrnen Eindrucks, oder Anzeigen des sich wiederholenden Objects, weshalb die Verdoppelung vorzüglich bei Adjectiven statt findet, da bei der Eigenschaft das besonders auffällt, daſs sie nicht als einzelner Körper, sondern, gleichsam als Fläche, überall in demselben Raume erscheint. Wirklich gehört in mehreren Sprachen, von denen ich hier nur die der Südsee-Inseln anführen will, die Verdoppelung vorzugsweise, ja fast ausschlieſslich, den Adjectiven und den aus ihnen gebildeten, also ursprünglich adjectivisch empfundenen, Substantiven an. Denkt man sich freilich die ursprüngliche Sprachbezeichnung als ein absichtliches Vertheilen der Laute unter die Gegenstände, so erscheint allerdings die Sache bei weitem anders. Die Sorgfalt, verschiedenen Begriffen nicht ganz gleiche Zeichen zu geben, könnte dann die wahrscheinlichste Ursache sein, daſs man einer Sylbe, durchaus unabhängig von einer neuen Bedeutsamkeit, eine zweite und dritte hinzugefügt hätte. Allein diese

Vorstellungsart, bei der man gänzlich vergiſst, daſs die Sprache kein todtes Uhrwerk, sondern eine lebendige Schöpfung aus sich selbst ist, und daſs die ersten sprechenden Menschen bei weitem sinnlicher erregbar waren, als wir, abgestumpft durch Cultur und auf fremder Erfahrung beruhende Kenntniſs, ist offenbar eine falsche. Alle Sprachen enthalten wohl Wörter, die durch ganz verschiedene Bedeutung, bei ganz gleichem Laute, Zweideutigkeit zu erregen im Stande sind. Daſs dies aber selten ist, und in der Regel jedem Begriff ein anders nüancirter Laut entspricht, entstand gewiſs nicht aus absichtlicher Vergleichung der schon vorhandenen Wörter, welche dem Sprechenden nicht einmal gegenwärtig sein konnten, sondern daraus, daſs sowohl der Eindruck des Objects, als der durch ihn hervorgelockte Laut, immer individuell war, und keine Individualität vollständig mit der andren übereinkommt. Von einer andren Seite aus wurde allerdings der Wortvorrath auch durch Erweiterung der einzelnen vorhandnen Bezeichnungen vermehrt. Wie der Mensch mehr Gegenstände und die einzelnen genauer kennen lernte, bot sich ihm bei vielen besondere Verschiedenheit bei allgemeiner Ähnlichkeit dar; und dieser neue Eindruck bewirkte natürlich einen neuen Laut, der, an den vorigen geknüpft, zum mehrsylbigen Worte wurde. Aber auch hier sind verbundene Begriffe mit verbundenen Lauten als Bezeichnungen eines und ebendesselben Objects. Aufs höchste könnte man, was die ursprüngliche Bezeichnung anbetrifft, es für möglich halten, daſs die Stimme bloſs aus sinnlichem Gefallen am Rauschen der Töne ganz bedeutungslose hinzugefügt hätte, oder daſs bloſs auslautende Hauche bei mehr geregelter Aussprache zu wahren Sylben geworden wären. Daſs Laute in der That ohne alle Bedeutsamkeit sich in Sprachen bloſs sinnlich erhalten, möchte ich nicht in Abrede stellen; allein dies ist nur darum der Fall, weil ihre Bedeutsamkeit verloren gegangen ist.

Ursprünglich stöſst die Brust keinen articulirten Laut aus, den nicht eine Empfindung geweckt hat.

Im Verlaufe der Zeit verhält es sich überhaupt auch anders mit der Mehrsylbigkeit. Man kann sie, als Thatsache, in den ausgebildeten Sprachen nicht abläugnen, man bestreitet sie nur bei den Wurzeln, und, auſserhalb dieses Kreises, beruht sie durch ihren, im Ganzen anzunehmenden und sehr häufig im Einzelnen nachzuweisenden Ursprung auf Zusammensetzung, und verliert dadurch ihre eigenthümliche Natur. Denn nicht bloſs weil uns die Bedeutung der einzelnen Wortelemente fehlt, erscheinen sie uns als bedeutungslose, sondern es liegt der Erscheinung auch oft etwas positives zum Grunde. Die Sprache verbindet zuerst einander wirklich modificirende Begriffe. Dann knüpft sie an einen Hauptbegriff einen andren, nur metaphorisch oder nur mit einem Theile seiner Bedeutung geltenden, wie wenn die Chinesische, um bei Verwandtschaften den Unterschied des Älteren oder Jüngeren anzudeuten, das Wort Sohn in zusammengesetzten Verwandtschaftsnamen da braucht, wo weder die directe Abstammung, noch das Geschlecht, sondern einzig das Nachstehen im Alter paſst. Waren nun einige solcher Begriffe wegen der, durch ihre gröſsere Allgemeinheit gegebenen Möglichkeit dazu häufig Wortelemente zur Specificirung von Begriffen geworden, so gewöhnt sich die Sprache auch wohl, sie da anzuwenden, wo ihre Beziehung nur eine ganz entfernte, kaum nachzuspürende, ist, oder wo man frei gestehen muſs, daſs gar keine wirkliche Beziehung vorliegt, und daher die Bedeutsamkeit in der That in Nichts aufgeht. Diese Erscheinung, daſs die Sprache, einer allgemeinen Analogie folgend, Laute von Fällen, wo sie wahrhaft hingehören, auf andere, denen sie fremd sind, anwendet, findet sich auch in anderen Theilen ihres Verfahrens. So ist nicht zu läugnen, daſs in mehreren Flexionen der

Sanskrit-Declination Pronominalstämme verborgen sind, daſs aber in einigen dieser Fälle sich wirklich kein Grund auffinden läſst, warum gerade dieser, und kein anderer Stamm diesem oder jenem Casus beigegeben ist, ja nicht einmal sagen, wie überhaupt ein Pronominalstamm den Ausdruck dieses bestimmten Casusverhältnisses ausmachen kann. Es mag allerdings auch in denjenigen solcher Fälle, die uns die schlagendsten zu sein scheinen, noch ganz individuelle, fein aufgefaſste Verbindungen zwischen dem Begriffe und dem Laute geben. Diese sind aber alsdann so von allgemeiner Nothwendigkeit entblöſst, und so sehr, wenn auch nicht zufällig, doch nur historisch erkennbar, daſs, für uns, selbst ihr Dasein verloren geht. Der Einverleibung fremder mehrsylbiger Wörter aus einer Sprache in die andere erwähne ich hier mit Absicht nicht, da, wenn die hier aufgestellte Behauptung ihre Richtigkeit hat, die Mehrsylbigkeit solcher Wörter niemals ursprünglich ist, und die Bedeutungslosigkeit ihrer einzelnen Elemente für die Sprache, welcher sie zuwachsen, bloſs eine relative bleibt.

Es giebt aber in den nicht einsylbigen Sprachen, nur allerdings in sehr verschiedenem Grade, auch ein, aus zusammentreffenden inneren und äuſseren Ursachen entspringendes, Streben nach reiner Mehrsylbigkeit, ohne Rücksicht auf den noch bekannten oder in Dunkel verschwundenen Ursprung derselben aus Zusammensetzung. Die Sprache verlangt alsdann Lautumfang als Ausdruck einfacher Begriffe, und läſst in diesen die in ihnen verbundenen Elementarbegriffe aufgehen. Auf diesem zwiefachen Wege entsteht dann die Bezeichnung Eines Begriffs durch mehrere Sylben. Denn wie die Chinesische Sprache der Mehrsylbigkeit widerstrebt, und wie ihre, sichtbar aus diesem Widerstreben hervorgegangene Schrift sie in demselben bestätigt, so haben andere Sprachen die entgegengesetzte Neigung. Durch Gefallen an Wohllaut und durch Streben nach rhythmischen Verhältnissen gehen sie auf Bildung gröſserer Wortganzen hin, und unterscheiden weiter, ein inneres Gefühl hinzunehmend, die bloſse, lediglich durch die Rede entstehende, Zusammensetzung von derjenigen, die mit dem Ausdruck eines einfachen Begriffs durch mehrere Sylben, deren einzelne Bedeutung nicht mehr bekannt ist, oder nicht mehr beachtet wird, verwechselt werden kann. Wie aber Alles in der Sprache immer innig verbunden ist, so ruht auch dies, zuerst bloſs sinnlich scheinende, Streben auf einer breiteren und festeren Basis. Denn die Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen, wirkt offenbar dazu mit, die Sprache mag nun, als wahrhaft flectirende, dies Ziel wirklich erreichen, oder, als agglutinirende, auf halbem Wege stehen bleiben. Die schöpferische Kraft, mit welcher die Sprache selbst, um mich eines figürlichen Ausdrucks zu bedienen, aus der Wurzel alles das hervortreibt, was zur inneren und äuſseren Bildung der Wortform gehört, ist hier das ursprünglich Wirkende. Je weiter sich diese Schöpfung erstreckt, desto gröſser, je früher sie ermattet, desto geringer ist der Grad jenes Strebens. In dem aus demselben entspringenden Lautumfang des Wortes bestimmt aber die vollendete Abrundung dieses Strebens nach Wohllautsgesetzen die nothwendige Gränze. Gerade die in der Verschmelzung der Sylben zur Einheit minder glücklichen Sprachen reihen eine gröſsere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, da das vollendete Einheitsstreben wenigere harmonisch zusammenschlieſst. So eng und genau mit einander übereinstimmend ist auch hier das innere und äuſsere Gelingen. Durch die Begriffe selbst aber wird in vielen Fällen ein Bemühen veranlaſst, einige bloſs in der Absicht zu verknüpfen, einem einfachen ein angemessenes Zeichen zu geben, und ohne gerade die Erinnerung an die einzelnen verknüpften erhalten zu wollen. Hieraus entsteht alsdann natürlich um so mehr wahre Mehrsylbigkeit, als der so zusammengesetzte Begriff bloſs seine Einfachheit geltend macht.

Unter den Fällen, von welchen wir hier reden, zeichnen sich hauptsächlich zwei verschiedene Classen aus. Bei der einen soll der durch einen Laut schon gegebne Begriff durch Anknüpfung eines zweiten nur bestimmter festgestellt, oder mehr erläutert, also im Ganzen Ungewiſsheit und Undeutlichkeit vermieden werden. Auf diese Weise verbinden Sprachen oft ganz gleichbedeutende, oder doch durch sehr kleine Nüancen verschiedene Begriffe mit einander, auch allgemeine, speciellen angefügt, und zu solchen allgemeinen oft erst aus speciellen durch diesen Gebrauch gestempelt, wie im Chinesischen der Begriff des Schlagens fast in den des Machens überhaupt in diesen Zusammensetzungen übergeht. In die andere Classe gehören die Fälle, wo wirklich aus zwei verschiedenen Begriffen ein dritter gebildet wird, wie z. B. die Sonne das Auge des Tages, die Milch das Wasser der Brust u. s. f. heiſst. Der ersten Classe von Verbindungen liegt ein Miſstrauen in die Deutlichkeit des gebrauchten Ausdrucks, oder eine lebhafte Hast nach Vermehrung derselben zum Grunde. Sie dürfte in sehr ausgebildeten Sprachen selten gefunden werden, ist aber in einigen, die sich, ihrem Baue nach, einer gewissen Unbestimmtheit bewuſst sind, sehr häufig. In den Fällen der zweiten Classe sind die beiden zu verbindenden Begriffe die unmittelbare Schilderung des empfangenen Eindrucks, also in ihrer speciellen Bedeutung das eigentliche Wort. An und für sich würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur Eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform; und wie seine Macht über die Sprache wächst, und die ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einfluſs, und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen sein mögen, der Beachtung der Redenden. Beide Classen finden sich auch in den einsylbigen Sprachen, nur daſs in ihnen das innere Bedürfniſs nach der Verbindung der Begriffe nicht das Hangen an der Trennung der Sylben zu überwinden vermag.

Auf diese Weise, glaube ich, muſs in den Sprachen die Erscheinung der Ein- und Mehrsylbigkeit aufgefaſst und beurtheilt werden. Ich will jetzt versuchen, dies allgemeine Räsonnement, das ich nicht habe durch Aufzählung von Thatsachen unterbrechen mögen, mit einigen Beispielen zu belegen.

Schon der neuere Styl des Chinesischen besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern, die dergestalt aus zwei Elementen zusammengesetzt sind, daſs ihre Zusammensetzung nur die Bildung eines dritten, einfachen Begriffes zum Zweck hat. Bei einigen derselben ist es sogar offenbar, daſs die Hinzufügung des einen Elements, ohne dem Sinne etwas beizugeben, nur von wirklich bedeutsamen Fällen aus zur Gewohnheit geworden ist. Die Erweiterung der Begriffe und der Sprachen muſs darauf leiten, neue Gegenstände durch Vergleichung mit andren, schon bekannten, zu bezeichnen, und das Verfahren des Geistes bei der Bildung ihrer Begriffe in die Sprachen überzuführen. Diese Methode muſs allmälig an die Stelle der früheren treten, den Eindruck durch die in den articulirten Tönen liegende Analogie symbolisirend wiederzugeben. Aber auch die spätere Methode tritt bei Völkern von groſser Lebendigkeit der Einbildungskraft und Schärfe der sinnlichen Auffassung in ein sehr hohes Alter zurück, und daher besitzen vorzugsweise die am meisten noch vom Jugendalter ihrer Bildung zeugenden Sprachen eine groſse Anzahl solcher malerisch die Natur der Gegenstände darlegenden Wörter. Im Neu-Chinesischen zeigt sich aber hierin sogar eine, erst späterer Cultur angehörende, Verbildung. Mehr spielend witzige, als wahrhaft dichterische Umschreibungen der Gegenstände, in welchen diese oft, gleich Räthseln, verhüllt liegen, bilden häufig solche aus zwei Elementen bestehende Wörter (¹). Eine andere Classe dieser letztren erscheint auf den ersten Anblick sehr wunderbar, nämlich die, wo zwei einander entgegengesetzte Begriffe durch ihre Vereinigung den allgemeinen, beide unter sich befassenden, Begriff ausdrücken, wie wenn die jüngeren und älteren Brüder, die hohen und niedrigen Berge für die Brüder und die Berge überhaupt gesagt wird. Die in solchen Fällen in dem bestimmten Artikel liegende Universalität wird hier anschaulicher durch die entgegengesetzten Extreme auf eine keine Ausnahme erlaubende Weise angedeutet. Eigentlich ist auch diese Wortgattung mehr eine rednerische Figur, als eine Bildungsmethode der Sprachen. In einer Sprache aber, wo der, sonst bloſs grammatische, Ausdruck so häufig materiell in den Inhalt der Rede gelegt werden muſs, wird sie nicht mit Unrecht den letzteren beigezählt. Einzeln finden sich übrigens solche Zusammensetzungen in allen Sprachen; im Sanskrit erinnern sie an das in philosophischen Gedichten häufig vorkommende स्थावरजङ्गमम्, *sthâwara-jangamam*. Im Chinesischen aber kommt noch der Umstand hinzu, daſs die Sprache in einigen dieser Fälle für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort besitzt, und sich also nothwendig dieser Umschreibungen bedienen muſs. Die Bedingung des Alters z. B. läſst sich von dem Worte Bruder nicht abtrennen, und man kann nur ältere und jüngere Brüder, nicht Brüder allgemein, sagen. Dies mag noch aus dem Zustande früher Uncultur herstammen. Die Begierde, den Gegenstand anschaulich mit seinen

---

(¹) St. Julien zu Paris hat zuerst auf diese Terminologie des poetischen Styls, wie man sie nennen könnte, die ein eignes, weitläuftiges Studium erfordert, und ohne ein solches zu den gröſsten Miſsverständnissen führt, aufmerksam gemacht.

Eigenschaften im Worte darzustellen, und der Mangel an Abstraction lassen den allgemeinen, mehrere Verschiedenheiten unter sich befassenden, Ausdruck vernachlässigen; die individuelle sinnliche Auffassung greift der allgemeinen des Verstandes vor. Auch in den Amerikanischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. Von einer ganz entgegensetzten Seite aus und gerade durch ein künstlich gesuchtes Verstandesverfahren hebt sich diese Art der Wortzusammenfügung im Chinesischen auch dadurch mehr hervor, daſs die symmetrische Anordnung der in bestimmten Verhältnissen gegen einander stehenden Begriffe als ein Vorzug und eine Zierlichkeit des Styls betrachtet wird, worauf auch die Natur der, jeden Begriff in Ein Zeichen einschlieſsenden, Schrift Einfluſs hat. Man sucht also solche Begriffe absichtlich in die Rede zu verflechten, und die Chinesische Rhetorik hat sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, da kein Verhältniſs so bestimmt, als das des reinen Gegensatzes, ist, die contrastirenden Begriffe in der Sprache aufzuzählen (1). Der ältere Chinesische Styl macht keinen Gebrauch von zusammengesetzten Wörtern, es sei nun, daſs man in früheren Zeiten, wie bei einigen Classen derselben sehr begreiflich ist, noch nicht auf dies Verfahren gekommen war, oder daſs dieser strengere Styl, welcher überhaupt der Anstrengung des Verstandes durch die Sprache zu Hülfe zu kommen gewissermaſsen verschmähte, dasselbe aus seinem Kreise ausschloſs.

Die Barmanische Sprache kann ich hier übergehen, da ich schon oben bei der allgemeinen Schilderung ihres Baues gezeigt habe, wie sie durch Aneinanderheftung gleichbedeutender oder modificirender Stämme aus einsylbigen mehrsylbige bildet.

---

(1) Ein solches, aber gegen die bis dahin in Europa bekannt gewesenen sehr ansehnlich vermehrtes, Verzeichniſs hat Klaproth in den Supplementen zu Basile's groſsem Wörterbuche gegeben. Es zeichnet sich auch vor dem in Prémare's Grammatik befindlichen durch höchst schätzbare, über die Chinesischen philosophischen Systeme Licht verbreitende Bemerkungen aus.

In den Malayischen Sprachen bleibt, nach Ablösung der Affixa, sehr häufig, ja man kann wohl sagen meistentheils, ein zweisylbiger, in grammatischer Beziehung auf die Redefügung nicht weiter theilbarer, Stamm übrig. Auch da, wo derselbe einsylbig ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich, verdoppelt. Man findet daher öfter des zweisylbigen Baues dieser Sprachen erwähnt. Eine Zergliederung dieser Wortstämme ist indeſs bis jetzt, soviel ich weiſs, nirgends vorgenommen worden. Ich habe sie versucht; und wenn ich auch noch nicht dahin gelangt bin, vollkommene Rechenschaft über die Natur der Elemente aller dieser Wörter zu geben, so habe ich mich dennoch überzeugt, daſs in sehr vielen Fällen jede der beiden vereinigten Sylben als ein einsylbiger Stamm in der Sprache nachgewiesen werden kann, und daſs die Ursache der Verbindung begreiflich wird. Wenn dies nun bei unsren unvollständigen Hülfsmitteln und unsrer mangelhaften Kenntniſs der Fall ist, so läſst sich wohl auf eine gröſsere Ausdehnung dieses Princips und auf die ursprüngliche Einsylbigkeit auch dieser Sprachen schlieſsen. Mehr Schwierigkeit erregen zwar die Wörter, welche, wie z. B. die Tagalischen *lisà* und *lisay*, von der Wurzel *lis* (s. unten), in bloſse Vocallaute ausgehen; doch auch diese werden vermuthlich bei künftiger Untersuchung erklärlich werden. So viel ist schon jetzt offenbar, daſs man, der Mehrzahl der Fälle nach, die letzten Sylben der Malayischen zweisylbigen Stämme nicht als an bedeutsame Wörter gefügte Suffixa betrachten darf, sondern daſs sich in ihnen wirkliche Wurzeln, ganz den die erste Sylbe bildenden gleich, erkennen lassen. Denn sie finden sich auch theils als erste Sylben jener Composita, theils ganz abgesondert in der Sprache. Die einsylbigen Stämme muſs man aber meistentheils in ihren Verdopplungen aufsuchen.

Aus dieser Beschaffenheit der, auf den ersten Anblick einfach scheinenden, und doch auf Einsylbigkeit zurückführenden zweisylbigen Wörter geht eine Richtung der Sprache auf Mehrsylbigkeit hervor, die, wie man aus der Häufigkeit der Verdopplung sieht, zum Theil auch phonetisch, nicht bloſs intellectuell, ist. Die zusammentretenden Sylben werden aber auch mehr, als im Barmanischen, wirklich zu Einem Worte, indem sie der Accent mit einander verbindet. Im Barmanischen trägt jedes einsylbige Wort den seinigen an sich und bringt ihn in das Compositum. Daſs das ganze, nun entstehende Wort einen, seine Sylben zusammenhaltenden besäſse, wird nicht nur nicht gesagt, sondern ist bei der Aussprache mit hörbarer Sylbentrennung unmöglich. Im Tagalischen hat das mehrsylbige Wort allemal einen, die vorletzte Sylbe heraushebenden, oder fallen lassenden Accent. Buchstabenveränderung ist jedoch mit der Zusammensetzung nicht verbunden.

Ich habe meine hierher gehörenden Forschungen vorzüglich bei der Tagalischen und Neu-Seeländischen Sprache angestellt. Die erstere zeigt, meinem Urtheile nach, den Malayischen Sprachbau in seinem gröſsten Umfange und seiner reinen Consequenz. Die Südsee-Sprachen war es wichtig in die Untersuchung einzuschlieſsen, weil ihr Bau noch uranfänglicher zu sein, oder wenigstens noch mehr solche Elemente zu enthalten scheint. Ich habe mich bei den hier folgenden, aus dem Tagalischen entlehnten Beispielen fast ausschlieſslich an diejenigen Fälle gehalten, wo der einsylbige Stamm, wenigstens noch in der Verdopplung, auch als solcher der Sprache angehört. Weit gröſser ist natürlich die Zahl solcher zweisylbigen Wörter, deren einsylbige Stämme bloſs in

Zusammensetzungen erscheinen, aber in diesen an ihrer immer gleichen Bedeutung kennbar sind. Diese Fälle sind aber nicht so beweisend, indem gewöhnlich alsdann auch Wörter vorkommen, in welchen diese Gleichheit weniger oder gar nicht vorhanden zu sein scheint, obgleich solche scheinbare Ausnahmen sehr leicht nur daher entstehen können, daſs man eine entfernter liegende Ideenverknüpfung nicht erräth. Daſs ich immer auf die Nachweisung beider Sylben gegangen bin, versteht sich von selbst, da das entgegengesetzte Verfahren die Natur dieser Wortbildungen nur zweifelhaft andeuten könnte. Auch auf Wörter, welche ihren ursprünglichen Stamm nicht in der nämlichen, sondern in einer andren Sprache haben, wie es im Tagalischen mit einigen aus dem Sanskrit, oder auch mit aus den Südsee-Sprachen übergegangenen Wörtern der Fall ist, muſs natürlich Bedacht genommen werden.

Beispiele aus der Tagalischen Sprache:

bag-sàc, etwas mit Gewalt auf die Erde werfen, oder gegen etwas andrängen; ***bag-bàg***, auf den Strand gerathen, ein Saatfeld aufbrechen (also von gewaltsamem Stoſsen oder Werfen gebraucht); ***sac-sàc***, etwas fest einlegen, eindrängen, hineinstopfen, in etwas werfen (*apretar embutiendo algo*, *atestar*, *hincar*). ***lab-sàc***, etwas in den Koth, Abtritt werfen, vom eben angeführten Wort, und ***lab-làb***, Sumpf, Kothhaufen, Abtritt. Von diesem Wort und dem gleich weiter unten vorkommenden ***as-às*** ist zusammengesetzt ***lab-às***, *semen suis ipsius manibus elicere*. Wahrscheinlich gehört auch hierher ***sac-àl***, jemandem den Nacken, die Hand oder den Fuſs drücken, obgleich die Bedeutung des zweiten Elements ***al-àl***, die Zähne mit einem Steinchen abfeilen, wenig hierher paſst, und ebenso ***sac-yòr***, Heuschrecken fangen, wo ich aber das zweite Element nicht zu erklären weiſs. Dagegen kann man ***sacsi***, Zeuge, bezeugen, nicht hierher rechnen, da das Wort wohl unbezweifelt das Sanskritische साक्षिन्, *sâkshin*, ist, und, als ein gerichtliches, mit Indischer Cultur in die Sprache gekommen sein kann. Dasselbe Wort findet sich auch in der gleichen Bedeutung in der eigentlich Malayischen Sprache.

bac-às, Fuſsstapfen, Spur von Menschen und Thieren, übrig bleibendes Zeichen eines körperlichen Eindrucks von Thränen, Schlägen u. s. w.; *bac-bàc*, die Rinde abnehmen, oder verlieren; *ás-as*, sich abreiben, von Kleidern und andren Dingen gebraucht.

bac-làs, Wunde, und zwar solche, die vom Kratzen herkommt; das eben angeführte *bac-bàc*, und *las-làs*, Blätter oder Dachziegel abnehmen, auch vom Zerstören der Zweige und Dächer durch den Wind gebraucht. Das Wort heiſst auch *bac-lìs*, von *lìs-lìs*, jäten, Gras ausreiſsen (s. unten).

ás-al, eingeführter Gebrauch, angenommene Gewohnheit, von dem oben angeführten *ás-as* und *al-àl*, also von der Verbindung der Begriffe des Abnutzens und des Abfeilens.

ìt-ìt, einsaugen, und *im-ìm*, verschlieſsen, vom Munde gebraucht. Aus diesen beiden ist vermuthlich *it-ìm*, schwarz (Malayisch *ĕtam*), entstanden, da diese Farbe sehr gut mit etwas Eingesogenem und Verschloſsnem zu vergleichen ist.

tac-lìs, wetzen, schärfen, und zwar ein Messer mit dem andren; *tac* bedeutet die Entleerung des Leibes, die Verrichtung der Nothdurft, das verdoppelte *tac-tàc* einen groſsen Spaten, eine Haue (*azadon*), und zum Verbum gemacht, mit diesem Werkzeuge arbeiten, aushöhlen. Hieraus wird klar, daſs dieser letzte Begriff eigentlich die Grundbedeutung auch der einfachen Wurzel ist. *lìs-lìs* wird noch weiter unten vorkommen, vereinigt aber die Begriffe des Zerstörens und des Kleinen, Kleinmachens in sich. Beides paſst sehr gut auf das abreibende Wetzen.

lis-pìs, mit dem Präfix *pa*, das Korn zur Saat reinigen, stammt vom oft erwähnten *lis-lis*, und von *pis-pis*, abkehren, abfegen, besonders von den Brotkrumen mit einer Bürste gebraucht.

lá-bay, ein Bündel Seide, Zwirn oder Baumwolle (*madeja*); und davon, als Verbum, haspeln; *lá-la*, Teppiche weben; *bay-baỳ*, gehen, und zwar an der Küste des Meeres hin, also in einer bestimmten Richtung, was zu der Bewegung des Haspelns gut paſst.

tú-lis, Spitze, zuspitzen, namentlich von groſsen hölzernen Nägeln (*estacas*) gebraucht, und im Javanischen und Malayischen auf den Begriff des Schreibens angewandt (¹). *lis-lis*, schlechte, unnütze Gewächse zerstören, ausreiſsen, ist schon oben da gewesen. Der Begriff ist eigentlich kleinmachen, und daher passend auf das Abschaben, um eine Spitze hervorzubringen; *lisà* sind die kleinen Nisse der Läuse, und aus dem Begriff des Kleinen, des Staubes, kommt auch die Anwendung des Wortes auf das Ausfegen, Auskehren, wie in *ua-lis*, dem allgemeinen Worte für diese Arbeit. Das erste Element von *tú-lis* finde ich weder einfach, noch verdoppelt im Tagalischen, dagegen wohl in den Südsee-Sprachen, in dem Tongischen *tu* (bei Mariner *too* geschrieben), schneiden, sich erheben, aufrecht stehen; im Neu-Seeländischen hat es diese letztere Bedeutung neben der von schlagen.

tó-bo, hervorkommen, sprieſsen, von Pflanzen (*nacer*), *bo-bò*, etwas ausleeren; *tó-to* hat im Tagalischen bloſs metaphorische

---

(¹) Siehe meinen Brief an Hrn. Jacquet. *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 486. Das Tahitische Wort für schreiben ist *papai* (Apostelgeschichte. 15, 20.), und auf den Sandwich-Inseln *palapala*. (Marcus. 10, 4.) Im Neu-Seeländischen heiſst *tui*: schreiben, nähen, bezeichnen. Jacquet hat, wie ich aus brieflichen Mittheilungen weiſs, den glücklichen Gedanken gefaſst, daſs bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tattuirens in enger Verbindung stehen. Dies bestätigt die Neu-Seeländische Sprache. Denn statt *tuinga*, Handlung des Schreibens, sagt man auch *tiwinga*; und *tiwana* ist der Theil der durch Tattuiren eingeätzten Zeichen, welcher sich vom Auge nach der Seite des Kopfes hin erstreckt.

Bedeutungen: Freundschaft knüpfen, einträchtig sein, seine Absicht im Reden oder Handeln erreichen. Aber im Neu-Seeländischen ist *to* Leben, Belebung, und davon *toto* Flut. Im Tongischen hat *tubu* (Mariner: *tooboo*) dieselbe Bedeutung des Sprieſsens, als das Tagalische *tóbo*, bedeutet aber auch aufspringen. *bu* findet sich im Tongischen als *bubula*, schwellen; *tu* heiſst: schneiden, trennen, und stehen. Dem Tongischen *tubu* entspricht das Neu-Seeländische *tupa*, sowohl in der Bedeutung, als der Ableitung. Denn *tu* ist stehen, aufstehen, und in *pu* liegt der Begriff eines durch Schwellen rund gewordenen Körpers, da es eine schwangere Frau bedeutet. Die Bedeutungen: Cylinder, Flinte, Röhre, welche Lee zuerst setzt, sind nur abgeleitete. Daſs in *pu* auch schon der Begriff des Aufbrechens durch Anschwellung liegt, beweist das Compositum *pu-ao*, Tagesanbruch.

Beispiele aus der Neu-Seeländischen Sprache.

De los Santos Tagalisches Wörterbuch ist, wie die meisten, besonders älteren, Missionarien-Arbeiten dieser Art, bloſs zur Anleitung, in der Sprache zu schreiben und zu predigen, bestimmt. Es giebt daher von den Wörtern immer die concretesten Bedeutungen, zu welchen sie durch den Sprachgebrauch gelangt sind, und geht selten auf die ursprünglichen, allgemeinen zurück. Auch ganz einfache, in der That zu den Wurzeln der Sprache gehörende Laute tragen also sehr häufig Bedeutungen bestimmter Gegenstände an sich, so *pay-pày* die von Schulterblatt, Fächer, Sonnenschirm, in welchen allen der Begriff des Ausdehnens liegt. Dies sieht man aus *sam-pày*, Wäsche oder Zeug an der Luft auf ein Seil, eine Stange u. s. w. aufhängen (*tender*), *cà-pay*, mit den Armen, in Ermanglung der Ruder, rudern, beim Rufen mit den Händen winken, und andren Zusammensetzungen. In dem vom Professor Lee in Cambridge nach den schon an Ort und Stelle aufgesetzten Materialien Thomas Kendall's, mit Zuziehung zweier Eingebornen, sehr einsichtsvoll zusammengetragenen Neu-Seeländischen Wörterbuche ist es durchaus anders. Die einfachsten Laute haben höchst allgemeine Bedeutungen von Bewegung, Raum u. s. f., wie man sich aus der Vergleichung der Artikel der Vocallaute überzeugen kann (¹). Man geräth dadurch bisweilen über die specielle Anwendung in Verlegenheit, und ist auch wohl versucht, zu bezweifeln, ob diese Begriffsweite in der That in der geredeten Sprache liegt, oder nicht vielleicht erst hinzugeschlossen ist. Indeſs hat Lee dieselbe doch gewiſs aus den Angaben der Eingebornen geschöpft; und es ist nicht zu läugnen, daſs man in der Herleitung der Neu-Seeländischen Wörter bedeutend dadurch gefördert wird.

ora, Gesundheit, Zunahme, Herstellung derselben; *o*, Bewegung, und auch ganz besonders: Erfrischung; *ra*, Stärke, Gesundheit, dann auch: die Sonne; *ka-ka*, Stärke, eine aufsteigende Flamme, brennen, Belebung als der Act derselben und als kräftige Wirksamkeit; *ha*, das Ausathmen.

mara, ein der Sonnenwärme ausgesetzter Platz, dann eine dem Redenden gegenüberstehende Person, wohl vom Leuchten des Antlitzes, daher als Anrede gebraucht; *ma*, klar, wie weiſse Farbe; *ra* das eben erwähnte Wort für Sonne; *mārama* ist das Licht und der Mond.

pono, wahr, Wahrheit, *po*, Nacht, die Region der Finsterniſs, *noa*, frei, ungebunden. Wenn diese Ableitung wirklich richtig ist, so ist die Zusammensetzung der Begriffe merkwürdig sinnvoll.

mutu, das Ende, endigen, *mu*, als Partikel gebraucht, das Letzte, zuletzt, *tu*, stehen.

(¹) So beginnt z. B. der Artikel über *a* folgendergestalt: *A, signifies universal existence, animation, action, power, light, possession, cet., also the present existence, animation, power, light, cet. of a being, or thing.*

Tongische Sprache:

fachi, brechen, ausrenken; *fa*, fähig, etwas zu sein oder zu thun; *chi*, klein, das Neu-Seeländische *iti*.

loto bedeutet die Mitte, den Mittelpunkt, das innerlich Eingeschlossene, unstreitig davon metaphorisch Gemüth, Gesinnung, Temperament, Gedanke, Meinung. Das Wort ist dasselbe mit dem Neu-Seeländischen *roto*, das jedoch nur die körperliche, nicht die figürliche Bedeutung hat, also nur das Innere und, als Präposition, in heiſst. Ich glaube beide Wörter richtig aus beiden Sprachen ableiten zu können. Das erste Element scheint mir das Neu-Seeländische *roro*, Gehirn. Das einfache *ro* wird in Lee's Wörterbuch bloſs durch das vieldeutige *matter*, Materie, übersetzt, das man aber wohl hier als Eiter, Materie eines Geschwüres nehmen muſs, und das vielleicht allgemeiner jeden eingeschloſsnen klebrigten Stoff bedeutet. Von dem zweiten Element, *to*, ist, als Neu-Seeländischem Worte, schon bei *tóbo* gesprochen worden, und ich bemerke nur noch hier, daſs es auch von Schwangerschaft, also von dem innerlich, lebendig Eingeschlossenen, gebraucht wird. Im Tongischen ist es mir bis jetzt nur als Name eines Baumes bekannt, dessen Beeren ein klebrigtes Fleisch haben, welches man zum Zusammenkleben verschiedener Dinge braucht. Es liegt also auch in dieser Bedeutung der Begriff, sich an etwas anderes anzuhängen. Im Tongischen liegt aber der Ausdruck für Gehirn nur zum Theil in diesem Wörterkreis. Das Gehirn heiſst nämlich *uto* (Mariner: *ooto*). Das letzte Glied des Wortes halte ich für das so eben betrachtete *to*, da die Klebrigkeit sehr gut auf die Masse des Gehirnes paſst. Die erste Sylbe ist nicht weniger ausdrucksvoll zur Beschreibung des Gehirns, da *u* ein Bündel (*a bundle*), Paket ist. Dieses Wort glaube ich auch in dem Tagalischen *ótac* und dem Malayischen *ūtak* wiederzufinden, deren Wurzeln ich also nicht in diesen

Sprachen selbst suche. Das End-*k* kann sehr leicht, wie in andren Malayischen Wörtern, nicht wurzelhaft sein. Beide Wörter bedeuten zugleich, offenbar von der Gleichheit der Materie, Mark und Gehirn, und werden daher oft, oder sogar gewöhnlich, durch Hinzufügung von Kopf oder Knochen unterschieden. Im Madecassischen lautet dasselbe Wort bei Flacourt *oteche* als Mark, und als Gehirn *otechendoha*, Mark des Kopfes, indem er das Wort *loha*, Kopf, nach einer ganz gewöhnlichen Buchstabenvertauschung *doha* schreibt, und dasselbe durch einen Nasenlaut mit dem andren Worte verknüpft. Ein anders lautender Ausdruck für Gehirn ist bei Challan *tso ondola*, und auf ähnliche Weise für Mark *tsoc*, *tsoco*. Ob *ondola* nothwendig zu *tso* gehören soll, ist schwer zu entscheiden. Vermuthlich ist aber nur das Unterscheidungszeichen weggelassen; denn im Madecassisch-Französischen Theile findet sich das, mir übrigens bis jetzt unerklärliche *ondola* allein für Gehirn. In dem handschriftlichen von Jacquet herausgegebenen Wortverzeichniſs heiſst Gehirn *tsokou loha*, und Jacquet bemerkt dabei, daſs er kein entsprechendes Wort in den andren Dialekten findet (¹). Ich halte aber *tsokou* und die Varianten bei Challan bloſs für eine Entstellung des Malayischen *ūtak* durch Wegwerfung des Anfangsvocals und zischende Aussprache des *t*, und folglich gleichbedeutend mit Flacourt's *oteche*, das noch mehr an das Tagalische *ótac* erinnert. Chapelier's handschriftliches Wörterbuch, welches ich der Güte des Herrn Lesson verdanke, hat für Gehirn *tsoudoa*, worin wieder das endende *doa*, Kopf, für *loa* steht. Sehr bedaure ich, das Wort nicht in der Gestalt zu kennen, wie es nach den Englischen Missionaren heut zu Tage lautet. Allein das Gehirn kommt in der Bibel nur in zwei Stellen

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* XI. S. 108. No. 13. u. S. 126. No. 13.

des Buchs der Richter in der Lateinischen Vulgata vor, und die Englische Bibel, nach welcher die Missionare übersetzen, hat dafür Schädel.

Die Zweisylbigkeit der Semitischen Stämme (um hier die geringe Zahl der weniger oder mehr Sylben enthaltenden zu übergehen) ist von durchaus anderer Art, als die bis hierher betrachtete, da sie untrennbarer in den lexikalischen und grammatischen Bau verwachsen ist. Sie bildet einen wesentlichen Theil des Charakters dieser Sprachen, und kann, so oft von dem Ursprunge, dem Bildungsgange und dem Einfluſs derselben die Rede ist, nicht auſser Betrachtung gelassen werden. Dennoch kann man es als ausgemacht annehmen, daſs auch dieses mehrsylbige System sich auf ein ursprünglich einsylbiges, noch in der jetzigen Sprache an deutlichen Spuren erkennbares, gründet. Dies ist von mehreren Bearbeitern der Semitischen Sprachen, namentlich von Michaelis, allein auch schon vor ihm, anerkannt, und von Gesenius und Ewald näher entwickelt und beschränkt worden (1). Es giebt, sagt Gesenius, ganze Reihen von Stammverben, welche nur die zwei ersten Stammconsonanten gemein, zum dritten aber ganz verschiedene haben, und doch in der Bedeutung, wenigstens im Hauptbegriffe, übereinstimmen. Er nennt es nur übertrieben, wenn der, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Breslau verstorbene Caspar Neumann alle zweisylbigen Wurzeln auf einsylbige zurückführen wollte. In den hier genannten Fällen liegen also den heutigen zweisylbigen Stammwörtern einsylbige, aus zwei, einen Vocal einschlieſsenden Consonanten bestehende Wurzeln zum

---

(1) Gesenius hebräisches Handwörterbuch. I. S. 132. II. Vorrede. S. xiv., desselben Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. S. 125., ganz vorzüglich aber in dessen ausführlichem Lehrgebäude der hebräischen Sprache. S. 183. u. flgd. Ewald's kritische Grammatik der hebräischen Sprache. S. 166. 167.

Grunde, welchen in einer späteren Niedersetzung der Sprache durch einen zweiten Vocal ein dritter Consonant angehängt worden ist. Klaproth hat dies gleichfalls erkannt, und in einer eignen Abhandlung eine Anzahl solcher, von Gesenius angedeuteter Reihen aufgestellt (1). Er zeigt darin zugleich auf merkwürdige und scharfsinnige Weise, wie die, von ihrem dritten Consonanten befreiten, einsylbigen Wurzeln sehr häufig in Laut und Bedeutung ganz oder gröſstentheils mit Sanskritischen übereinkommen. Ewald bemerkt, daſs eine solche, mit Vorsicht angestellte Vergleichung der Stämme zu manchen neuen Resultaten führen würde, setzt aber hinzu, daſs man sich durch solche Etymologie über das Zeitalter der eigentlich Semitischen Sprache und Form erhebt. In dem Letzteren stimme ich ihm durchaus bei, da, gerade meiner Überzeugung nach, mit jeder wesentlich neuen Form, welche die Mundart auch des nämlichen Volksstammes im Laufe der Zeit gewinnt, in der That eine neue Sprache angeht.

Bei der Frage über den Umfang dieses Ursprungs zweisylbiger Wurzeln aus einsylbigen, müſste zuerst factisch genau festgestellt werden, wie weit wirklich hierin die etymologische Zergliederung zu gehen vermag. Blieben nun, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, nicht zurückzuführende Fälle übrig, so könnte allerdings die Schuld hiervon doch am Mangel der Glieder liegen, welche die Reihen vollständig zeigen würden. Allein auch aus allgemeinen Gründen scheint es mir sogar nothwendig, anzunehmen, daſs dem Systeme der Ausdehnung aller Wurzeln zu zwei Sylben nicht ein durchaus einsylbiges, sondern eine Mischung ein- und zweisylbiger Wortstämme unmittelbar vorausgegangen sei. Man darf sich die Veränderungen in den Sprachen nie so gewaltsam und am wenigsten so theoretisch denken, daſs ein neuer Bildungsgrundsatz, für den es bisher an Beispielen fehlte, dem Volke (denn das heiſst doch der Sprache) aufgedrängt werden könnte. Es müssen schon Fälle, und in ziemlicher Anzahl, vorhanden sein, wenn gewisse Lautbeschaffenheiten durch grammatische Gesetzgebung, die überhaupt gewiſs im Ausmerzen vorhandener Formen mächtiger, als in der Einführung neuer, ist, allgemein gemacht werden sollen. Bloſs des allgemeinen Satzes wegen, daſs eine Wurzel immer einsylbig sein muſs, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisylbige läugnen. Ich habe mich hierüber im Vorigen deutlich erklärt. Wenn ich hiernach aber selbst die Zweisylbigkeit auf Zusammensetzung zurückführe, so daſs zwei Sylben auch die vereinte Darstellung zweier Eindrücke sind, so kann die Zusammensetzung schon im Geiste desjenigen liegen, der das Wort zum erstenmal ausspricht. Dies ist hier um so mehr möglich, als von einem mit Flexionssinn begabten Volksstamme die Rede ist. Ja es kommt bei den Semitischen Sprachen noch ein zweiter wichtiger Umstand hinzu. Versetzt uns auch die Vernichtung des Gesetzes der Zweisylbigkeit in eine über den jetzigen Sprachbau hinausgehende Zeit, so bleiben in dieser doch zwei andere charakteristische Kennzeichen übrig, daſs nämlich die Wurzelsylbe, auf welche die Zergliederung der heutigen Stämme führt, immer eine durch einen Consonanten geschlossene war, und daſs man den Vocal als gleichgültig für die Begriffsbedeutsamkeit ansah. Denn hätten die Mittelvocale wirklich Begriffsbedeutsamkeit besessen, so wäre es unmöglich gewesen, ihnen diese wiederum zu entreiſsen. Über das Verhältniſs der Vocale zu den Consonanten in jenen einsylbigen Wurzeln habe ich mich schon oben (¹) geäuſsert. Auf der andren Seite könnte aber auch schon die frühere Sprachbildung auf den Ausdruck einer doppelten Empfindung in zwei verknüpften Sylben geleitet worden sein. Der Flexionssinn läſst das Wort als ein Ganzes ansehen, das Verschiedenes in sich begreift; und der Hang, die grammatische Andeutung in den Schooſs des Wortes selbst zu legen, muſste dahin bringen, ihm mehr Umfang zu verleihen. Mit den hier entwickelten Gründen, die mir keinesweges gezwungen erscheinen, lieſse sich sogar die Ansicht auch ursprünglich gröſstentheils zweisylbiger Wurzeln vertheidigen. Die gleichförmige Bedeutung der ersten Sylbe von mehreren bewiese nur die Gleichheit des Haupteindrucks verschiedener Gegenstände. Mir aber kommt es natürlicher vor, das Dasein einsylbiger Wurzeln anzunehmen, aber darum nicht, auch schon neben ihnen, zweisylbige auszuschlieſsen. Zu bedauern ist es, daſs die mir bekannten Untersuchungen sich nicht auf die Erforschung der Bedeutung des, zwei gleichen vorausgehenden Consonanten hinzugefügten dritten einlassen. Erst diese, freilich gewiſs höchst schwierige Arbeit würde vollkommnes Licht über diese Materie verbreiten. Betrachtet man aber auch alle zweisylbige Semitische Wortstämme als zusammengesetzte, so sieht man doch auf den ersten Anblick, daſs diese Zusammensetzung von ganz anderer Art, als die in den hier durchgegangenen Sprachen, ist. In diesen macht jedes Glied der Zusammensetzung ein eignes Wort aus. Wenn auch, wenigstens im Barmanischen und Malayischen, die Fälle sogar häufig sind, daſs Wörter gar nicht mehr für sich allein, sondern bloſs in solchen Zusammensetzungen erscheinen, so ist dies doch nur eine Folge des Sprachgebrauchs. An sich widerspricht in ihnen nichts ihrer Selbstständigkeit; sie sind sogar

---

(1) *Observations sur les racines des langues Sémitiques.* Diese Abhandlung macht eine Zugabe zu Merian's, unmittelbar nach seinem Tode (er starb am 25. April 1828) erschienenen *Principes de l'étude comparative des langues* aus. Durch einen unglücklichen Zufall ist die Meriansche Schrift, bald nach ihrem Erscheinen, aus dem Buchhandel verschwunden. Daher ist auch die Klaprothsche Abhandlung in weniger Leser Hände gekommen, und erforderte einen neuen Abdruck.

(¹) Man vergleiche überhaupt mit dieser Stelle S. 307-311. dieser Schrift.

gewiſs früher eigne Wörter gewesen, und nur darum, als solche, auſser Gewohnheit gekommen, weil ihre Bedeutung vorzüglich passend war, Modificationen in Zusammensetzungen zu bezeichnen. Die den Semitischen Wortstämmen auf diese Weise hinzugefügte zweite Sylbe könnte aber nicht allein und für sich bestehen, da sie, bei vorausgehendem Vocal und nachfolgendem Consonanten, gar nicht die legitime Form der Nomina und Verba an sich trägt. Man sieht hieraus deutlich, daſs dieser Bildung zweisylbiger Wortstämme ein ganz anderes Verfahren im Geiste des Volkes zum Grunde liegt, als im Chinesischen und in den demselben in diesem Theile seines Baues ähnlichen Sprachen. Es werden nicht zwei Wörter zusammengesetzt, sondern, mit unverkennbarer Hinsicht auf Worteinheit, Eines erweiternd gebildet. Auch in diesem Punkte bewährt der Semitische Sprachstamm seine edlere, den Forderungen des Sprachsinnes mehr entsprechende, die Fortschritte des Denkens sicherer und freier befördernde Form.

Die wenigen mehrsylbigen Wurzeln der Sanskritsprache lassen sich auf einsylbige zurückführen, und alle übrigen Wörter der Sprache entstehen, nach der Theorie der Indischen Grammatiker, aus diesen. Die Sanskritsprache kennt daher hiernach keine andere Mehrsylbigkeit, als die durch grammatische Anheftung oder offenbare Zusammensetzung hervorgebrachte. Es ist aber schon oben (S. 117.) erwähnt worden, daſs die Grammatiker hierin vielleicht zu weit gehen, so daſs unter den nicht auf natürliche Weise aus den Wurzeln abzuleitenden Wörtern ungewissen Ursprungs auch zweisylbige sind, deren Entstehung insofern zweifelhaft bleibt, als weder Ableitung, noch Zusammensetzung an ihnen sichtbar ist. Wahrscheinlich aber tragen sie doch die letztere an sich, nur daſs sich nicht allein die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Elemente im Gedächtniſs des Volks verloren, sondern auch ihr Laut nach und nach eine, sie bloſsen Suffixen ähnlich machende, Abschleifung erfahren hat. Zu Beidem muſste selbst nach und nach der von den Grammatikern aufgestellte Grundsatz durchgängiger Ableitung führen.

In einigen ist aber die Zusammensetzung wirklich erkennbar. So hat schon Bopp शरद्. *śarad*, Herbst, Regenjahreszeit, als ein Compositum aus शर. *śara*, Wasser, und द. *da*, gebend, und andere *Unâdi*-Wörter als ähnliche Zusammensetzungen angesehen (¹). Die Bedeutung der in ein Unâdi-Wort übergegangenen Wörter mag auch in der Anwendung, wenn einmal diese Form eingeführt war, so verändert worden sein, daſs die ursprüngliche darin nicht mehr zu erkennen ist. Der allgemein in der Sprache herrschende Geist der Bildung durch Affixa mochte zur gleichen Behandlung dieser Formen hinleiten. In einigen Fällen tragen Unâdi-Suffixa durchaus die Gestalt auch in der Sprache selbstständig vorhandener Substantiva an sich. Von dieser Art sind अण्ड. *aṇḍa*, und अङ्ग. *aṇga*. Substantiva würden sich nun zwar, den Gesetzen der Sprache nach, nicht als Endglieder eines Compositums mit einer Wurzel vereinigen lassen, und insofern bleibt die Natur dieser Bildung immer räthselhaft. Allein bei genauer Durchgehung aller einzelnen Fälle müſste sich die Sache doch wohl vollkommen erledigen. Da, wo das Wort weder der angegebenen, noch einer andren Wurzel, nach natürlicher Herleitung, beigelegt werden kann, löst sich die Schwierigkeit von selbst, da alsdann keine Wurzel in dem Worte vorhanden ist. In andren Fällen kann man annehmen, daſs die Wurzel erst durch das Krit-Suffix *a* in ein Nomen verwandelt ist. Endlich aber scheint es unter den Unâdi-Suffixen mehrere zu geben, welche man mit gröſserem Rechte den Krit-

---

(¹) Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache. r. 646. S. 296.

Suffixen beizählen würde. In der That ist der Unterschied beider Gattungen schwer zu bestimmen; und ich wüſste keinen andren, als den, in der einzelnen Anwendung gewiſs oft schwankend bleibenden, anzugeben, daſs die Krit-Suffixa durch einen sich in ihnen deutlich aussprechenden allgemeinen Begriff auf ganze Gattungen von Wörtern anwendbar sind, dagegen die Unâdi-Suffixa nur einzelne Wörter, und ohne daſs sich diese Bildung aus Begriffen erklären lieſse, erzeugen. Im Grunde gesagt, sind die Unâdi-Wörter nichts andres, als solche, die man, da sie nicht die Anwendung der gewöhnlichen Suffixa der Sprache erlaubten, auf anomale Weise auf Wurzeln zurückzuführen versuchte. Überall, wo diese Zurückführung natürlich von statten geht, und die Häufigkeit des erscheinenden Suffixes dazu veranlaſst, scheint mir kaum ein Grund vorhanden zu sein, sie nicht den Krit-Suffixen beizufügen. Daher hat auch Bopp in seiner Lateinischen Grammatik, so wie in der abgekürzten Deutschen, die Methode befolgt, die üblichsten und sich am meisten als Suffixa bewährenden Unâdi-Suffixa in alphabetischer Ordnung, vermischt mit den Krit-Suffixen, aufzustellen.

अण्ड. *aṇḍa*, Ei, selbst ein Unâdi-Wort, aus der Wurzel अण्. *aṇ*, athmen, und dem Suffix ड. *ḍa*, ist wohl wenigstens ursprünglich ein und dasselbe Wort mit dem gleichlautenden Unâdi-Suffix gewesen. Der aus dem Begriff des Eies hergenommene der Ernährung, oder der runden Gestalt paſst mehr oder weniger da, wo nicht an das Ei selbst zu denken ist, auf die mit diesem Suffix gebildeten Wörter. In वरण्ड. *waraṇḍa*, in der Bedeutung eines offenen Laubenganges (*open portico*), liegt derselbe Begriff vielleicht in einem Theile der Gestaltung oder Verzierung dieser Gebäude. Am deutlichsten zeigen sich die durch die beiden Elemente des Worts gegebenen Begriffe des Runden und des Bedeckens in der Bedeutung einer in einem Gesichtsausschlage (*pimples in the face*) bestehenden Hautkrankheit, welche es gleichfalls hat. In die andren Bedeutungen, der Menge, und des oben bedeckten, zu den Seiten offenen Laubenganges, sind sie theils einzeln, theils vereint übergegangen (¹). Das Unâdi-Suffix अण्ड. *aṇḍa*, verbindet sich, nach den mir bekannten Beispielen, bloſs mit Wurzeln, deren Endlaut das Vocal-*r* ist, und nimmt alsdann immer Guna an. Man könnte also die erste Sylbe (*war*) für ein aus der Wurzel gebildetes Nomen ansehen. Daſs nun das End-*a* von diesem nicht mit dem Anfangs-*a* von *aṇḍa* in ein langes *a* übergeht, widerspricht allerdings dieser Erklärung. Es erscheint jedoch natürlich, da man diese Formation, wenn dies auch ursprünglich wahr gewesen sein mag, doch in der späteren Sprache nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung behandelte; und immer läſst sich schwer annehmen, daſs die gleichlautenden Wörter Ei und dies Unâdi-Suffix völlig verschiedne sein sollten, weit eher begreifen, wie aus dem Substantivum nach und nach in Bedeutung und grammatischer Behandlung ein Suffix gemacht worden sei.

(¹) Man vergleiche Carey's Sanskrit-Gramm. S. 613. nr. 168. Wilkins Sanskrit-Gramm. S. 487. nr. 863. A. W. v. Schlegel nennt (Berl. Kalender für 1831. S. 65.) *waranda* einen Portugiesischen Namen für die in Indien üblichen offenen Vorhallen, welchen die Engländer in ihre Sprache aufgenommen. Auch Marsden giebt in seinem Wörterbuche dem gleichbedeutenden Malayischen Worte *barāndah* einen Portugiesischen Ursprung. Sollte dies aber wohl richtig sein? Nicht abzuläugnen ist, daſs *waranda* ein ächtes Sanskritwort ist. Es kommt schon im Amara Kôsha (Cap. 6. Abtheil. 2. S. 381.) vor. Das Wort hat mehrere Bedeutungen, und der Zweifel könnte also darüber obwalten, ob die eines Säulenganges ächt Sanskritisch sei. Wilson und Colebrooke, Letzterer in den Noten zum Amara Kôsha, haben sie dafür gehalten. Auch wäre der Fall zu sonderbar, daſs ein so langes Wort in verschiedener Bedeutung mit völliger Gleichheit der Laute in Portugal und Indien üblich gewesen sein sollte. Das Wort scheint mir daher aus Indien nach Portugal gekommen und in die Sprache übergegangen zu sein. Im Hindostanischen lautet es nach Gilchrist (*Hindoostanee philology. Vol. I. v. Balcony. Gallery. Portico.*) *burandu* und *buramudu*. Die Engländer können allerdings die Benennung dieser Gebäude von den Portugiesen entlehnt haben. Doch nennt Johnson's Wörterbuch (*Ed.* Todd.) dasselbe *a word adopted from the East.*

Von dem Unâdi-Suffix अङ्ग, *aṅga*, lieſse sich ungefähr dasselbe, als von *aṇḍa*, sagen, ja vielleicht noch mit gröſserem Rechte, da das Substantivum अङ्ग, *aṅga*, als Körper, Gehen, Bewegen u. s. f., eine noch weitere, sich zur Bildung eines Suffixes mehr eignende, Bedeutung hat. Ein solches Suffix könnte nicht unrichtig mit unsrem Deutschen thum, heit u. s. f. verglichen werden. Bopp hat indeſs auf eine so scharfsinnige und so trefflich auf alle mir bekannte Wörter dieser Art anwendbare Weise dies Suffixum, indem er die erste Sylbe zur Accusativendung des Hauptwortes macht, und die letzte von गा, *gâ*, ableitet, zerstört, daſs ich nicht, im Widerspruche mit ihm, auf dessen Wiederherstellung bestehen möchte. Dennoch findet sich *aṅga*, auf ähnliche Weise, als, der gewöhnlichen Vorstellungsart nach, im Sanskrit, gebraucht, in der Kawi-Sprache und auch in einigen heutigen Malayischen Sprachen so auffallend, daſs ich die Erwähnung hier nicht umgehen zu können glaube. Im Brata Yuddha, dem Kawi-Gedichte, von welchem meine Schrift über die Kawi-Sprache ausführlich handelt, kommen Sanskrit-Substantiva der ersten Declination mit der hinzugegebenen Endung *anga* und *angana* vor: neben *sura* (1, *a.*), Held (शूर, *śûra*), auch *suranga* (97, *a.*), neben *rana* (82, *d.*), Kampf (रण, *raṇa*), auch *rananga* (83, *d.*), *ranangana* (86, *b.*). Auf die Bedeutung scheinen diese Zusätze gar keinen Einfluſs zu haben, da die handschriftliche Paraphrase sowohl die einfachen, als verlängerten Wörter durch dasselbe heutige Javanische Wort erklärt. Die Kawi-Sprache soll zwar, als eine dichterische, sich sowohl Abkürzungen, als Hinzufügungen völlig bedeutungsloser Sylben erlauben. Die Übereinstimmung dieser Zusätze mit den Sanskrit-Substantiven अङ्ग, *aṅga*, und अङ्गन, *aṅgana*, welches letztere auch eine sehr allgemeine Bedeutung hat, ist aber zu auffallend, als daſs man nicht genöthigt würde, in einer Sprache, die ganz eigentlich aus dem Sanskrit zu schöpfen bestimmt war, hierbei an dieselben zu denken. Diese Substantiva und das mit ihnen gleichlautende Unâdi-Suffix konnten solche, dem Sylbenklange willkommene, Endungen hervorbringen. In der heutigen gewöhnlichen Javanischen Sprache wüſste ich sie nicht aufzuweisen. Dagegen findet sich in ihr, nur mit kleiner Veränderung, als Substantivum, und in der Neu-Seeländischen und Tongischen ganz unverändert, und zugleich als Substantivum und als Endung, *anga* auf eine Weise, welche wohl die Vermuthung geben kann, daſs auch hier an einen Sanskritischen Ursprung zu denken sei. Javanisch ist *hanggê:* die Art und Weise, wie etwas geschieht; und der Umstand, daſs dies Wort der vornehmen Sprache angehört, weist von selbst bei seiner Ableitung auf Indien hin. Im Tongischen ist *anga:* Stimmung des Gemüths, Gewohnheit, Gebrauch, der Platz, wo etwas vorgeht; im Neu-Seeländischen hat das Wort, wie man aus den Zusammensetzungen sieht, auch diese letzte Bedeutung, allein hauptsächlich die des Machens, besonders des gemeinschaftlichen Arbeitens. Diese Bedeutungen kommen allerdings nur mit der allgemeinen des Bewegens in dem Sanskritwort überein; doch hat auch dieses die Bedeutung von Seele und Gemüth. Die wahre Ähnlichkeit scheint mir aber in der Weite des Begriffs zu liegen, der dann auf verschiedene Weise aufgefaſst werden konnte. Im Neu-Seeländischen ist der Gebrauch von *anga* als letztem Gliede einer Zusammensetzung so häufig, daſs es dadurch fast zur grammatischen Endung abstracter Substantiva wird: *udi*, sich herumdrehen, herumwälzen, auch vom Jahre gebraucht, *udinga*, eine Umwälzung; *rongo*, hören, *rongonga*, die Handlung oder Zeit des Hörens; *tono*, befehlen, *tononga*, Befehl; *tao*, ein langer Speer, *taonga*, mit dem Speer erworbenes Eigenthum; *toa*, ein herzhafter, kühner Mann, *toanga*, das Erzwingen, Überwältigen; *tui*, nähen, bezeichnen, schreiben, *tuinga*, das Schreiben, die Tafel, auf die man schreibt; *tu*, stehen, *tunga*, der Platz, wo man steht, der Ankerplatz eines Schiffes; *toi*, im Wasser tauchen, *toinga*, das Eintauchen; *tupu*, ein Spröſsling, hervorsprieſsen, *tupunga*, die Voreltern, der Platz, an dem irgend etwas gewachsen ist; *ngaki*, das Feld bebauen, *ngakinga*, ein Meierhof. Nach diesen Beispielen könnte man glauben, daſs *nga*, und nicht *anga*, die Endung wäre. Das Anfangs-*a* ist aber bloſs, des vorhergehenden Vocals wegen, abgeworfen. Denn man sagt auch, nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung, statt *udinga*, *udi anga*, und die Tongische Sprache läſst das *a* auch nach Vocalen bestehen, wie die Wörter *maanga*, ein Bissen, von *ma*, kauen, *taanga*, das Niederhauen von Bäumen, aber auch (vermuthlich figürlich vom schlagenden Ton des Taktes): Gesang, Vers, Dichtung, von *ta*, schlagen (in Laut und Bedeutung übereinstimmend mit dem Chinesischen Worte), und *nofoanga*, Wohnung, von *nofo*, wohnen, beweisen. Inwiefern das Madecassische *manghe*, machen, mit diesen Wörtern zusammenhängt, erfordert zwar noch eigne Untersuchung. Doch dürfte diese wohl auf Verwandtschaft führen, da das Anfangs-*m* in diesem, selbst als Auxiliare und Präfix gebrauchten Worte sehr leicht ein davon abzulösendes Verbalpräfix sein kann. Froberville (¹) leitet *magne*, wie er schreibt, von *maha aigne*, oder von *maha angam* ab, und führt mehrere Lautveränderungen dieses Wortes an. Da unter diesen Formen auch *manganou* ist, so gehört wohl auch das Javanische *mangun*, bauen, bewirken, hierher (²).

(¹) Er ist der Verfasser der von Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 102. Anmerk.) erwähnten Sammlungen über die Madecassische Sprache, welche sich jetzt in London in den Händen des Bruders des verstorbenen Gouverneurs Farquhar befinden.

(²) Gericke's Wörterbuch. In Crawfurd's handschriftlichem wird es durch *to adjust, to put right* übersetzt.

Wenn man also die Frage aufwirft, ob es, nach Ablösung aller Affixe, im Sanskrit zwei- oder mehrsylbige einfache Wörter giebt? so muſs man sie, da allerdings solche Wörter vorkommen, in welchen das letzte Glied nicht mit Sicherheit als ein, einer Wurzel angehängtes, Suffix angesehen werden kann, nothwendig bejahen. Indeſs ist die Einfachheit dieser Wörter gewiſs nur scheinbar. Sie sind unstreitig Composita, in welchen sich die Bedeutung des einen Elementes verloren hat.

Abgesehen von der sichtbaren Mehrsylbigkeit, fragt es sich, ob nicht im Sanskrit eine andere, verdeckte, vorhanden ist? Es kann nämlich zweifelhaft scheinen, ob die mit doppelten Consonanten beginnenden, besonders aber die in Consonanten auslautenden Wurzeln, die ersteren durch Zusammenziehung, die letzteren durch Abwerfung des Endvocals, nicht von ursprünglich zweisylbigen zu einsylbigen geworden sind. Ich habe in einer früheren Schrift (¹), bei Gelegenheit der Barmanischen Sprache, diesen Gedanken geäuſsert. Der einfache Sylbenbau mit auslautendem Vocal, dem mehrere Sprachen des östlichen Asiens noch groſsentheils treu geblieben sind, scheint in der That der natürlichste; und so könnten leicht die uns jetzt einsylbig scheinenden Wurzeln eigentlich zweisylbige einer früheren, der uns jetzt bekannten zum Grunde liegenden Sprache, oder eines primitiveren Zustandes der nämlichen sein. Der auslautende Endconsonant wäre alsdann der Anfangsconsonant einer neuen Sylbe, oder eines neuen Wortes. Denn dies letzte Glied der heutigen Wurzeln wäre dann, nach dem verschiedenen Genius der Sprachen, entweder eine bestimmtere Ausbildung des Hauptbegriffes durch eine nähere Modification, oder eine wirkliche

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500-506.

Zusammensetzung von zwei selbstständigen Wörtern. In der Barmanischen Sprache z. B. erhöbe sich also eine sichtbare Zusammensetzung auf dem Grunde einer jetzt nicht mehr erkannten. Am nächsten führten hierauf die mit dazwischen liegendem einfachen Vocale mit dem gleichen Consonanten an- und auslautenden Wurzeln. Im Sanskrit haben diese, wenn man etwa दद्, *dad*, ausnimmt, mit welchem es überhaupt leicht eine verschiedene Bewandtniſs haben kann, eine zum Ausdruck durch Reduplication passende Bedeutung, indem sie, wie कक्, जज्, शश् (*kak*, *jaj*, *śaś*), heftige Bewegung, wie लल्, *lal*, Wunsch, Begierde, oder wie सस्, *sas*, schlafen, einen sich gleichmäſsig verlängernden Zustand bezeichnen. Die den Ton des Lachens nachahmenden, कक्क्, खक्ख्, घग्घ् (*kakk*, *khakkh*, *ghaggh*), kann man sich ursprünglich kaum anders, als mit Wiederholung der vollen Sylbe, denken. Ob man aber durch Zergliederung auf diesem Wege viel weiter kommen könnte, möchte ich bezweifeln; und sehr leicht kann ein solcher auslautender Consonant auch wirklich ursprünglich bloſs auslautend gewesen sein. Selbst im Chinesischen, das keine wahrhaften Consonanten, als auslautend, in der Mandarinen- und Büchersprache kennt, fügen die Provinzial-Dialekte den vocalisch endenden Wörtern sehr häufig solche hinzu.

In anderer Beziehung, und wahrscheinlich auch in andrem Sinne, ist ganz neuerlich die Zweisylbigkeit aller consonantisch auslautenden Sanskritwurzeln von Lepsius (¹) behauptet worden. Die Nothwendigkeit hiervon wird in dem in dieser Schrift aufgestellten consequenten und scharfſinnigen Systeme daraus abgeleitet, daſs im Sanskrit überhaupt nur Sylbenabtheilung herrscht, und die untheilbare Sylbe in der Weiterbildung der Wurzel nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern nur wieder eine

---

(¹) Paläographie. S. 61-74. §. 47-52. S. 91-93. nr. 25-30. und besonders S. 83. Anm. 1.

untheilbare Sylbe aus sich erzeugen kann. Der Verfasser dringt nämlich auf die Nothwendigkeit, die Flexionslaute nur als organische Entwickelungen der Wurzel, nicht aber als, gleichsam willkührliche, Einschiebungen oder Anfügungen von Buchstaben anzusehen; und die Frage läuft also darauf hinaus, ob man z. B. in बोधामि. *bôdhâmi*, das *â* als den Endvocal von बुध. *budha*, oder als einen der Wurzel बुध्. *budh*, nur in der Conjugation äuſserlich hinzutretenden Vocal betrachten soll? Für den von uns hier behandelten Gegenstand kommt es vorzugsweise auf die Bedeutung des scheinbaren oder wirklichen Endconsonanten an. Da aber der Verfasser sich in diesem ersten Theile seiner Schrift nur über den Vocalismus verbreitet, so äuſsert er sich in ihr auch gar noch nicht über diesen Punkt. Ich bemerke daher nur, daſs, wenn man sich auch nicht des, doch nur bildlich scheinenden, Ausdrucks einer eignen Weiterbildung der Wurzel bedient, sondern von Anfügung und Einschiebung spricht, darum, bei richtiger Ansicht, doch alle und jede Willkühr ausgeschlossen bleibt, indem auch die Anfügung oder Einschiebung immer nur organischen Gesetzen gemäſs und vermöge derselben geschieht.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, daſs in Sprachen bisweilen dem concreten Begriffe sein generischer hinzugefügt wird; und da dies einer der hauptsächlichsten Wege ist, auf welchen in einsylbigen Sprachen zweisylbige Wörter entstehen können, so muſs ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Bei Naturgegenständen, die, wie Pflanzen, Thiere u. s. w., sehr sichtbar in abgesonderte Classen fallen, finden sich hiervon in allen Sprachen häufige Beispiele. In einigen aber treffen wir diese Verbindung zweier Begriffe auf eine uns fremde Weise an; und dies ist es, wovon ich hier zu reden beabsichtige. Es ist nämlich nicht immer gerade der wirkliche Gattungsbegriff des concreten Gegenstandes, sondern der Ausdruck einer denselben in irgend einer allgemeinen Ähnlichkeit unter sich begreifenden Sache, wie, wenn der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern: Messer, Schwerdt, Lanze, Brot, Zeile, Strick u. s. f., verbunden wird, so daſs die verschiedenartigsten Gegenstände, bloſs insofern sie irgend eine Eigenschaft mit einander gemein haben, in dieselben Classen gesetzt werden. Wenn also diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut, als des Meiſsels, dient. Im Ganzen besteht diese Art des Ausdrucks in einem, bald das Verständniſs erleichternden, bald die Anschaulichkeit vermehrenden Ausmalen der Gegenstände. In einzelnen Fällen aber mag ihr eine wirkliche Nothwendigkeit der Verdeutlichung zum Grunde liegen, wenn sie auch uns nicht mehr fühlbar ist. Wir stehen überall den Grundbedeutungen der Wörter fern. Was in allen Sprachen Luft, Feuer, Wasser, Mensch u. s. f. heiſst, ist für uns, bis auf wenige Ausnahmen, bloſs ein conventioneller Schall. Was diesen begründete, die Uransicht der Völker von den Gegenständen nach ihren, das Wortzeichen bestimmenden Eigenschaften, bleibt uns fremd. Gerade hierin aber kann die Nothwendigkeit einer Verdeutlichung durch Hinzufügung eines generischen Begriffes liegen. Gesetzt z. B. das Chinesische *ji*, Sonne und Tag, habe ursprünglich das Erwärmende, Erleuchtende bedeutet, so war es nothwendig, ihm *tseoŭ*, als Wort für ein materielles, kugelförmiges Object, hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, daſs man nicht die in der Luft verbreitete Wärme oder Helligkeit, sondern den wärmenden und erleuchtenden Himmelskörper meint. Aus ähnlicher Ursach konnte dann der Tag, mit

Hinzufügung von *tseù*, durch eine andere Metapher der Sohn der Wärme und des Lichts genannt werden. Sehr merkwürdig ist es, daſs die eben genannten Ausdrücke nur dem neuern, nicht dem alten Chinesischen Style angehören, da die in ihnen, nach dieser Erklärungsart, enthaltene Vorstellungsweise eher die ursprünglichere scheint. Dies begünstigt die Meinung, daſs diese in der Absicht gebildet worden sind, Miſsverständnissen, die aus dem Gebrauche desselben Wortes für mehrere Begriffe oder für mehrere Schriftzeichen entstehen konnten, vorzubeugen. Sollte aber die Sprache noch, gerade in späterer Zeit, auf diese Weise metaphorisch nachbildend sein, und sollte sie nicht vielmehr zur Erreichung eines bloſsen Verstandeszweckes auch ähnliche Mittel angewandt, und daher den Tag anders, als durch einen Verwandtschaftsbegriff, unterschieden haben?

Ich kann hierbei einen Zweifel nicht unterdrücken, den ich schon sehr oft bei Vergleichung des alten und neuen Styls gehegt habe. Wir kennen den alten bloſs aus Schriften, und groſsentheils nur aus philosophischen. Von der geredeten Sprache jener Zeit wissen wir nichts. Sollte nun nicht Manches, ja vielleicht Vieles, was wir jetzt dem neuern Styl zuschreiben, schon im alten, als geredete Sprache, im Schwange gewesen sein? Eine Thatsache scheint hierfür wirklich zu sprechen. Der ältere Styl des *koù wên* enthält, wenn man die Zusammenfügungen mehrerer abrechnet, eine mäſsige Anzahl von Partikeln, der neuere, *kouàn hoà*, eine viel gröſsere, besonders solcher, welche grammatische Verhältnisse näher bestimmen. Gleichsam als einen dritten, sich von beiden wesentlich unterscheidenden, muſs man den historischen, *wên tchang*, ansehen; und dieser macht von den Partikeln einen sehr sparsamen Gebrauch, ja enthält sich derselben fast gänzlich. Dennoch beginnt der historische Styl, zwar später, als der ältere, aber doch schon etwa zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Sprachen, ist diese verschiedenartige Behandlung eines, im Chinesischen doppelt wichtigen Redetheils, wie die Partikeln sind, unerklärbar. Nimmt man hingegen an, daſs die drei Style nur drei Bearbeitungen derselben geredeten Sprache zu verschiedenen Zwecken sind, so wird dieselbe begreiflich. Die gröſsere Häufigkeit der Partikeln gehörte natürlich der geredeten Sprache an, welche immer begierig ist, sich durch neue Zusätze verständlicher zu machen, und in dieser Hinsicht auch das wirklich unnütz Scheinende nicht zurückstöſst. Der ältere Styl, schon durch die von ihm behandelte Materie Anstrengung voraussetzend, schmälerte den Gebrauch der Partikeln in Absicht der Verdeutlichung, fand aber in ihnen ein treffliches Mittel, durch Unterscheidung der Begriffe und Sätze dem Vortrage eine, der inneren logischen Anordnung der Gedanken entsprechende, symmetrische Stellung des Ausdrucks zu geben. Der historische hat denselben Grund, die Häufigkeit der Partikeln zu verwerfen, als jener, nicht aber den nämlichen Beruf, sie doch wieder zu anderem Zwecke in seinen Kreis zu ziehen. Er schrieb für ernste Leser, aber in einfacherer Erzählung über leicht verständliche Gegenstände. Von diesem Unterschiede mag es herstammen, daſs historische Schriften sich sogar des Gebrauchs der gewöhnlichen Schluſspartikel (*yè*) bei Übergängen von einer Materie zur andren überheben. Der neuere Styl des Theaters, der Romane und der leichteren Dichtungsarten muſste, da er die Gesellschaft und ihre Verhältnisse selbst darstellte und redend einführte, auch das ganze Gewand ihrer Sprache und daher ihren ganzen Partikelvorrath annehmen (¹).

(¹) Ich freue mich, hier hinzufügen zu können, daſs Hr. Professor Klaproth, welchem ich die in dem Obigen enthaltenen Data verdanke, dem von mir geäuſserten

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den vermittelst Hinzusetzung eines generischen Ausdrucks entstehenden scheinbar zweisylbigen Wörtern in einsylbigen Sprachen zurück. Sie können, insofern man darunter Ausdrücke für einfache Begriffe, an deren Bezeichnung die einzelnen Sylben, nicht als solche, sondern nur verbunden, Theil haben, auf zwiefachem Wege entstehen, nämlich relativ für das spätere Verständniſs, oder wirklich absolut an und für sich. Der Ursprung des generischen Ausdrucks kann aus dem Gedächtniſs der Nation entschwinden, und der Ausdruck selbst dadurch zum bedeutungslosen Zusatz werden. Dann ruht der Begriff des ganzen Wortes zwar wirklich auf beiden Sylben desselben; es ist aber nur relativ für uns, daſs er sich nicht mehr aus den Bedeutungen der einzelnen zusammensetzen läſst. Der Zusatz selbst aber kann auch, bei bekannter Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung, durch gleichsam gedankenlosen Gebrauch zu Gegenständen hinzutreten, mit welchen er in gar keiner Beziehung steht, so daſs er in der Verbindung wieder bedeutungslos wird. Dann liegt der Begriff des ganzen Wortes wirklich in der Vereinigung beider Sylben, es ist aber eine absolute Eigenschaft desselben, daſs die Bedeutung nicht aus der Vereinigung des Sinnes der einzelnen hervorgeht. Daſs beide Arten dieser Zweisylbigkeit leicht durch den Übergang der Wörter von einer Sprache in eine andere entstehen können, ergiebt sich von selbst. Eine besondere Gattung solcher theils noch erklärlicher, theils

---

Zweifel über das Verhältniſs der verschiedenen Chinesischen Style beistimmt. Nach seiner ausgebreiteten Belesenheit im Chinesischen, namentlich in historischen Schriften, muſs er einen reichen Schatz von Bemerkungen über die Sprache gesammelt haben, von dem hoffentlich ein groſser Theil in das neue Chinesische Wörterbuch überflieſsen wird, dessen Herausgabe er beabsichtigt. Sehr wünschenswürdig wäre aber alsdann die Zusammenstellung auch seiner allgemeinen Bemerkungen über den Chinesischen Sprachbau in einer besonderen Einleitung.

unerklärlicher Zusammenfügungen legt der Sprachgebrauch einiger Sprachen der Rede als nothwendig auf, wenn Zahlen mit concreten Gegenständen verbunden werden. Vier Sprachen sind mir bekannt, in welchen dies Gesetz in merkwürdiger Ausdehnung gilt: die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexicanische. Gewiſs giebt es aber deren mehrere, und einzelne Beispiele finden sich wohl in allen, namentlich auch in der unsrigen. Es vereinigen sich, wie es mir scheint, zwei Ursachen in diesem Gebrauche: einmal die allgemeine Hinzufügung eines generischen Begriffs, von der ich eben gesprochen habe, dann aber auch die besondre Natur gewisser, unter eine Zahl gebrachter Gegenstände, wo, wenn man nicht ein wirkliches Maaſs angiebt, die zu zählenden Individuen erst künstlich geschaffen werden müssen, wie, wenn man vier Köpfe Kohl zu ein Bund Heu u. s. f. sagt, oder wo man durch die allgemeine Zahl die Verschiedenheiten der gezählten Gegenstände gleichsam vertilgen will, wie in dem Ausdruck: vier Häupter Rinder, Kühe und Stiere einbegriffen sind. Von den vier genannten Sprachen hat nun keine diesen Gebrauch so weit, als die Barmanische, ausgedehnt. Auſser einer groſsen Zahl für bestimmte Classen wirklich festgesetzter Ausdrücke, kann noch der Redende immer jedes Wort der Sprache, welches eine, mehrere Gegenstände unter sich befassende, Ähnlichkeit andeutet, zu diesem Zwecke gebrauchen; und endlich giebt es noch ein allgemeines, auf alle Gegenstände jeglicher Art anwendbares Wort (*hku*). Das Compositum wird übrigens so gebildet, daſs, von der Gröſse der Zahl abhängende Unterschiede abgerechnet, das concrete Wort das Anfangs-, die Zahl das Mittel-, und der generische Ausdruck das Endglied ausmacht. Wenn der concrete Gegenstand auf irgend eine Weise dem Hörenden bekannt sein muſs, wird der generische allein gebraucht. Bei dieser Ausdehnung müssen solche Composita, da schon der bloſse

Gebrauch der Einheit, als unbestimmten Artikels, sie hervorruft, besonders im Gespräche sehr häufig vorkommen (1). Indem mehrere der generischen Begriffe durch Wörter ausgedrückt werden, bei welchen man gar keine Beziehung auf die concreten Gegenstände errathen kann, oder die auch wohl, auſser diesem Gebrauche, ganz bedeutungslos geworden sind, so werden diese Zahlwörter in den Grammatiken auch wohl Partikeln genannt. Ursprünglich aber sind sie allemal Substantiva.

Aus dem hier Entwickelten ergiebt sich, für die Andeutung grammatischer Verhältnisse durch besondere Laute, so wie für den Sylbenumfang der Wörter, daſs, wenn man die Chinesische und Sanskritsprache als die äuſsersten Punkte betrachtet, in den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Sylben aus einander haltenden, als den nach ihrer Verbindung unvollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu sichtbarerer grammatischer Andeutung und zu freierem Sylbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, begnüge ich mich, hier dies Verhältniſs im Ganzen angezeigt und einzelne Arten desselben dargelegt zu haben.

---

(1) Man vergleiche über diese ganze Materie Burnouf. *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 221. Low's Siamesische Gramm. S. 21. 66-70. Carey's Barmanische Gramm. S. 120-141. §. 10-56. Rémusat's Chinesische Gramm. S. 50. nr. 113-115. S. 116. nr. 309. 310. *Asiat. res.* X. 245. Wenn Rémusat diese Zahlwörter bei dem alten Style abhandelt, so hat er sie wohl nur aus andren Gründen dahin gezogen. Denn eigentlich gehören sie dem neueren an.

Über den

Zusammenhang der Schrift mit der Sprache (*).

Einleitung.

Es giebt bei der Betrachtung des Menschengeschlechts zwei Gegenstände, auf welche alle einzelnen Forschungen, als auf den letzten und wichtigsten Punkt, hinausgehen, die Verbreitung und die Steigerung der geistigen Entwicklung. Beide stehen zwar in nothwendigem Zusammenhang, aber nehmen nicht durchaus denselben Weg, und halten nicht immer gleichen Schritt, da es Zeiten gegeben hat, wo die Erkenntniſs an Einem Punkte eine ungewöhnliche Höhe erreichte, andere, wo sie, wenig über das schon Errungene hinausgehend, sich allgemeiner vertheilte. Das Letztere begann erst mit Alexanders des Groſsen Eroberungen, gewann Bestand durch die Erweiterung des Römischen Reichs, gehört aber im vollsten Maaſse nur der neueren Zeit an. Das Erstere ist gewiſs dieser nicht fremd, setzt uns aber im Alterthum mehr in Erstaunen, da ein plötzliches Licht aus tiefem Dunkel hervorbricht. Beide erregen auch weder an sich, noch überall den gleichen Antheil. Die Höhe, zu welcher Nachdenken, Wissenschaft und Kunst emporsteigen, die Stufe der Vollkommenheit, welche die von ihnen abhängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die bloſs nachdenkende Forschung, die dadurch den Umfang des menschlichen Geistes auszumessen sucht, und nicht in dem Kreise örtlichen Strebens befangen bleibt, mehr an, als die, immer zufälligere Mittheilung.

Dagegen weckt diese, der Einfluſs klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesammteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, stärker das Mitgefühl und die

---

(*) Gelesen am 20. Mai 1824 in der Königl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin.

im Leben wirksame Thätigkeit, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts. Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahrem Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die bloſse Verbreitung des schon in der Erkenntniſs Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.

Der Wachsthum in geistiger Bildung ist zwar dem Menschen natürlich, da gerade in der Fähigkeit zu dieser Vervollkommnung, und in der Erzeugung des Begriffs aus sinnlichem Stoff das Unterscheidende seiner Natur liegt. Aber er ist in sich schwierig, wird oft auch von auſsen gehemmt, und nimmt daher einen verwickelten, nur in wenigen Punkten leicht aufzuspürenden Weg.

Zuerst muſs das geistige Streben im Einzelnen erwachen, und zur Reife gedeihen; und die Gesetze, nach welchen dies geschieht, könnte man die Physiologie des Geistes nennen. Ähnliche Gesetze muſs es auch für eine ganze Nation geben. Denn der Erklärung gewisser Erscheinungen, zu denen ganz vorzugsweise die Sprache gehört, läſst sich auch nicht einmal nahe kommen, wenn man nicht, auſser der Natur und dem Zusammentreten Einzelner, auch noch das Nationelle in Anschlag bringt, dessen Einwirkung durch gemeinschaftliches Leben und gemeinschaftliche Abstammung zwar zum Theil bezeichnet, allein gewiſs weder erschöpft, noch in ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt wird. Die Nation ist Ein Wesen sowohl, als der Einzelne. Die Verbindung beider durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträthselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationelle, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewuſstsein der Einzelnen, thätig ist. Auf diesem Durchbruchspunkt der Geistigkeit in den Einzelnen und den Völkern tritt nun das Streben derselben in die Reihe der übrigen geschichtlichen Erscheinungen, wächst an Stärke, oder Ausdehnung, erfährt Hindernisse, besiegt dieselben, oder erliegt ihnen, gewinnt oder verliert an Kraft, bildet und empfängt ihr Schicksal durch sich selbst, und unter der Herrschaft der leitenden Ideen, welchen alle Weltbegebenheiten untergeordnet sind. Von da an ist daher die Aufspürung des Bildungsganges das Werk der Geschichte, da dieselbe bis zu jenem Punkt mehr dem philosophischen Nachdenken und der Naturkunde des Geistigen angehört.

Das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält, und darin seinen eigentlichen Zweck sucht. Die mühevolle Sichtung der kleinsten Elemente und ihrer Verschiedenheiten, welche unerlaſslich ist zu dem Erkennen der auf die Ideenentwicklung einwirkenden Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache, wird, ohne jene Rücksicht, kleinlich, und sinkt zu einer Befriedigung der bloſsen Neugier herab. Auch kann das Studium der Sprachen nicht von dem ihrer Litteraturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todtes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

Das Sprachstudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus seinem besonderen Standpunkt; und in dieser Rücksicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigsten Abschnitte in demselben. Sie wirkt nicht bloſs auf die Sicherung und Verbreitung der gemachten Fortschritte, sondern befördert sie selbst, und steigert den Grad der erreichbaren Vollkommenheit, weshalb es mir zweckmäſsig schien, gleich im Anfang dieser Untersuchung auf diese doppelte Richtung aufmerksam zu machen. Es kann zwar scheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntniſs selbst, als auf die Sprache; allein wir werden sehen, daſs sie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zusammenhange steht. Erkenntniſs und Sprache wirken dergestalt wechselweise auf einander, daſs, wenn von einem Einfluſs auf die eine die Rede ist, die andere nie davon ausgeschlossen werden kann.

Bei dieser groſsen Bedeutsamkeit der Schrift für die Sprache, habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zusammenhange beider eine eigne Untersuchung zu widmen, die zwar vorzüglich durch Prüfung der verschiedenen Schriftarten und der sie begleitenden Sprachen, zugleich aber auch, da die Thatsachen allein hier nicht auszureichen vermögen, aus Ideen geführt werden muſs. Auf diesem Wege wird es auch unvermeidlich sein, einige geschichtliche Punkte gerade aus den dunkelsten Zeiträumen zu berühren. Denn es ist gewiſs eine merkwürdige, und hier die genaueste Beleuchtung verdienende Erscheinung, daſs wahre Bilderschrift allein in Ägypten einheimisch war, und die nächst vollkommne, nach ihr, unter den Aztekischen Völkern in Mexico, daſs die Figurenschrift sich auf den Osten Asiens beschränkt, und ein schwaches Analogon in den Peruanischen Knotenschnüren vorhanden war, daſs es in dem übrigen Asien seit den ältesten Zeiten mehrere Buchstabenschriften gab, und daſs Europa ursprünglich gar keine Schrift besaſs, aber sehr früh gerade diejenige empfing und bewundernswürdig benutzte, welche die Fortschritte der Sprache und die Ideenentwicklung am meisten befördert.

Unter Schrift im engsten Sinne kann man nur Zeichen verstehen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeuten. Nur eine solche kann wirklich gelesen werden. Schrift im weitläuftigsten Verstande ist dagegen Mittheilung bloſser Gedanken, die durch Laute geschieht.

Zwischen diesen beiden Bedeutungen liegt eine unbestimmbare Menge von andren in der Mitte, je nachdem der Gebrauch die Beschaffenheit der einzelnen Zeichen mehr oder weniger an eine bestimmte Reihe bestimmter Wörter, oder auch nur Gedanken bindet, und mithin die Entzifferung sich mehr oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert.

Gegen die obige Bestimmung des Begriffs der Schrift könnte man einwenden, daſs sie auch die Geberde in sich schlieſst, und man doch immer Geberdensprache, nie Geberdenschrift sagt. Allein in der That ist die von Lauten entblöſste Geberde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung, ohne Laute, gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Geberdenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.

Wollte man jede Mittheilung von Gedanken Sprache, und nur die von Worten Schrift nennen, so hätte dies zwar auf den ersten Anblick etwas für sich, brächte aber in die gegenwärtige Materie groſse Verwirrung, und stieſse noch viel mehr gegen den Sprachgebrauch an. Denn man müſste dieselbe Schriftart, z. B. die Hieroglyphen, zugleich zur Sprache und zur Schrift rechnen, je nachdem sie in unvollkommenem Zustande Gedanken, oder im ausgebildetsten Worte anzeigte. Es ist daher richtiger und genauer, Sprache bloſs auf die Bezeichnung der Gedanken durch Laute zu beschränken, und unter Schrift jede andere Bezeichnungsart der Gedanken, so wie die der Laute selbst, zusammenzufassen. Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, daſs auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermaſsen bestimmte Worte in einigermaſsen bestimmter Folge zum Grunde liegen. Denn die Schrift, auch da, wo sie sich noch am wenigsten vom Bilde unterscheidet, ist doch immer nur Bezeichnung des schon durch die Sprache geformten Gedanken. Die einzelne Geberde, die sich, als Schriftzeichen betrachtet, am meisten hiervon zu entfernen scheint, entspricht doch der Interjection. Der Unterschied zwischen verschiedenen Schriftarten liegt nur in der gröſseren oder geringeren Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform, und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind.

Daher ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andere Sprache, oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden.

Die Wirkung der Schrift ist, daſs sie den, sonst nur durch Überlieferung zu erhaltenden Gedanken, ohne menschliche Dazwischenkunft, für entfernte oder künftige Entzifferung aufbewahrt, und die allgemeinste Folge hieraus für die Sprache, daſs durch die erleichterte Vergleichung des in verschiedenen Zeiten Gesagten, oder in Worten Gedachten nun erst Nachdenken über die Sprache und Bearbeitung derselben eigentlich möglich werden.

Wo die Schrift in häufigeren Gebrauch kommt, tritt sie auch im Reden und Denken nothwendig in Verbindung mit der Sprache, theils nach den Gesetzen der Verbindung verwandter Ideen, theils bei tausendfachen Veranlassungen, die eine auf die andere zu beziehen. Die Bedürfnisse, Schranken, Vorzüge, Eigenthümlichkeiten beider wirken daher auf einander ein. Veränderungen in der Schrift führen zu Veränderungen in der Sprache; und obgleich man eigentlich so schreibt, weil man so spricht, findet es sich doch auch, daſs man so spricht, weil man so schreibt.

Aus jener allgemeinen Wirkung der Schrift und dieser Ideenverknüpfung müssen sich alle einzelnen Einflüsse herleiten lassen, welche sie auf die Sprache ausübt, die aber erst bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten geprüft werden können. Die Macht dieser Einflüsse scheint, dem ersten Anblicke nach zu urtheilen, nur gering sein zu können. Denn da die meisten Nationen die Schrift erst spät zu empfangen pflegen, so hat ihre Sprache dann meistentheils schon eine Festigkeit des Baues angenommen, die keinen bedeutenden Änderungen mehr Raum giebt. Bei mehreren geht schon ein Theil ihrer Litteratur der Einführung der Schrift voraus; und man kann sogar annehmen, daſs dies bei allen der Fall ist, welche zu höherer geistiger Bildung Anlage haben. Es dauert lange, ehe die, auch schon bekannte Schrift in allgemeineren Gebrauch kommt; und ein groſser Theil jeder Nation bleibt der Schrift ganz, oder doch gröſstentheils fremd. Durch alle diese vereinten Umstände entzieht sich also die Sprache der Einwirkung, welche die Schrift auf sie ausüben könnte. Nun ist zwar keine Sprache von so festgegliedertem Bau, daſs nicht noch Veränderungen vieler Art in ihr vorgehen sollten; gerade der kleinere Theil der Nation, welcher sich vorzugsweise der Schrift bedient, ist auf den übrigen gröſseren, auch in Beziehung auf die Sprache, von unverkennbar bildendem Einfluſs. Allein dennoch mag es in jeder Sprache nur wenige, und gerade nicht die bedeutendsten Veränderungen geben, von denen sich mit Bestimmtheit nachweisen läſst, daſs sie durch bestimmte Eigenthümlichkeiten der Schrift entstanden sind.

Dagegen ist ein anderer Einfluſs der Schrift auf die Sprache unläugbar von der gröſsten Wirksamkeit, wenn er sich auch nur mehr im Ganzen erkennen läſst, nämlich der, welchen die Sprache dadurch erfährt, daſs überhaupt für sie eine Schrift, und eine die Ideenentwicklung wahrhaft fördernde vorhanden ist. Denn wenn die Nation nur irgend Sinn für die Form der Sprache besitzt, so weckt und nährt diesen die Schrift, und es entstehen nun nach ihrer Einführung, und durch sie diejenigen Umbildungen der Sprache, die, indem sie den mehr in die Augen fallenden grammatischen und lexicalischen Bau unverändert lassen, durch feinere Veränderungen die Sprache doch zu einer ganz verschiedenen machen.

Auf diesem Wege entsteht die höhere Prosa, wie schon sonst scharfsinnig bemerkt worden ist, daſs das Entstehen der Prosa den Zeitpunkt anzeigt, in welchem die Schrift in den Gebrauch des täglichen Lebens trat (¹).

Man muſs aber auch die Einwirkung der Sprache auf die Schrift in Anschlag bringen; und dadurch wird man auf einen viel tieferen Zusam-

---

(¹) Wolf. *Prolegomena ad Homerum.* LXX-LXXIII. *Scripturam tentare et communi usui aptare plane idem videtur fuisse, atque prosam tentare, et in ea excolenda se ponere.*

menhang beider, und in Zeiten zurückgeführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist.

Es kann nämlich schwerlich geläugnet werden, daſs die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln gröſstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen, und den fördernden, oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt. Ich habe zu einer andren Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht, daſs man daraus den bestimmteren und klareren grammatischen Bau einiger Sprachen herzuleiten hat, und daſs es irrig sein würde, zu glauben, daſs alle einen gleichen Gang der Vervollkommnung, ohne jenen Einfluſs der Nationaleigenthümlichkeit, genommen haben. Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergiebt, in welcher sie gesprochen werden, so muſs der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht bloſs, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinne versehen, wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäſsiger für die Sprache benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommneren umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letzteren Einfluſs haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.

Zwar ist es hier, wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirksamkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innren Natur wird durch äuſsere, zufällig scheinende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommenen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommneren eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Ersteren beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstoſsen würde. Indeſs darf, dieser Unterbrechungen ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur dann gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht. Auch wird niemand den Einfluſs abzuläugnen vermögen, den eine Schrift in dem Gebrauche mehrerer Jahrhunderte insofern auf den Geist, und dadurch mittelbar auf die Sprache ausübt, als sie mehr, oder weniger Gleichartigkeit mit dieser besitzt; und zwar kommt es dabei auf eine doppelte Gleichartigkeit an, auf die mit der Sprache in ihrem vollkommensten Begriff, und auf die mit der besonderen Sprache, mit welcher die Schrift in Verbindung tritt. Nach Maaſsgabe dieser verschiedenen Fälle müssen auch verschiedene Bildungsverhältnisse entstehen.

Ohne nun die zuerst erwähnte Einwirkung auszuschlieſsen, welche die erfundene, oder eingeführte Schrift auf eine vorher mit keiner versehene Sprache ausübt, ist es doch vorzugsweise meine Absicht, in der gegenwärtigen Abhandlung von dem zuletzt geschilderten innern, in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift zu reden. Ich habe mich im Vorigen begnügt, diesen nur im Ganzen anzugeben, und mich sowohl der Ausführung des Einzelnen, als der Belegung mit Beispielen, enthalten, weil beides nur bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten genügend geschehen kann. Ich wünsche überhaupt nicht, daſs man das Obige für entschiedene Behauptungen halten möge, da solche fester begründet sein müſsten. Es ist nichts anderes, als, was sich aus der bloſsen Vergleichung der reinen Begriffe der Sprache, der Schrift und des menschlichen Geistes ergiebt. Es kommt nun erst darauf an, es mit der geschichtlichen Prüfung der Thatsachen zusammenzuhalten, und, wenn diese verschiedenartig ausfallen sollte, zu sehen, worin der Grund dieser Verschiedenheit liegen kann.

Wohin aber auch die Untersuchung führen möge, so kann es nie unwichtig sein, von den merkwürdigsten Völkern, die sich der verschiedenen Schriftarten seit den frühesten Jahrhunderten bedient haben, Sprache, Schrift und Bildungszustand mit einander zu vergleichen, und auch die Betrachtung der Sprachen, und des geistigen Zustandes derer daran zu knüpfen, bei welchen man keine Spur irgend wahrer Schrift angetroffen hat. Sollte es auch miſslingen, dadurch über die Erfindung und Wanderung der Schriftarten helleres Licht zu verbreiten, so muſs doch die Natur der Sprache und der Schrift klarer werden, wenn man gezwungen ist, nach einem gemeinschaftlichen Maaſsstabe ihrer Vorzüge und Mängel, und deren

Einfluſs auf die Entwicklung und den Ausdruck der Gedanken zu forschen.

Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen, nach einander von der Bilder-, Figuren-, und Buchstabenschrift, und der Entbehrung aller Schrift handeln. Vorher aber wird es nothwendig sein, einige Worte über diese verschiedenen Schriftarten im Allgemeinen zu sagen.

Alle Schrift beruht entweder auf der wirklichen Darstellung des bezeichneten Gegenstandes, oder darauf, daſs die Erinnerung an denselben durch ein mehr, oder weniger künstliches System an den Schriftzug geknüpft wird. Sie ist Bilder-, oder Zeichenschrift. Ihre Grundlagen sind also entweder die, allen Nationen beiwohnende, Neigung zur bildlichen Darstellung, welche nach und nach zur Kunst aufsteigt, oder das Bemühen, dem Gedächtniſs eine Hülfe, und dem Entziffern eine Anleitung zu geben, womit die bei den Alten vielfach, bei uns neuerlich sehr kleinlich und spielend bearbeitete Mnemonik, und die Zifferkunst zusammenhängt. Die Anfänge der Bilder- und Zeichensprache fallen daher mit Gemälden und rohen Gedächtniſshülfen, wie z. B. die Kerbstöcke sind, zusammen, und sind oft schwer davon zu unterscheiden. Die Bilder- und Zeichenschrift können Gegenstände, Begriffe und Laute angeben. Wo aber die erstere zur Tonbezeichnung dient, wird sie zur Zeichenschrift. Sie nähert sich dieser auch dann, und kann ganz in dieselbe übergehen, wenn die bildliche Gestalt so verzerrt, oder den Bildern eine so entfernte und gesuchte Bedeutung untergelegt wird, daſs nicht mehr das Auge den bezeichneten Gegenstand dargestellt erkennt, sondern Gedächtniſs und Verstand ihn aufzusuchen genöthigt sind.

Die Schrift stellt hiernach entweder Begriffe, oder Töne dar, ist Ideen-, oder Lautschrift.

Zu jener gehört in der Regel Bilder-, und ein Theil der Zeichenschrift. Alle Ideenschrift ist natürlich eine wahre Pasigraphie, und kann in allen Sprachen gelesen werden. Für die Nation aber, die sich ihrer täglich bedient, kommt sie zum Theil einer Lautschrift gleich, da diese jeden gehörig bestimmten Begriff doch auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet. Hierin liegt nun ein merkwürdiger Unterschied der Bilder-, und der Chinesischen Figurenschrift. Die Bilderschrift kann den Eindruck einer Lautschrift niemals rein und ganz hervorbringen, da auch der Roheste durch das Bild auf eine von dem Ton durchaus verschiedene Weise an einen bezeichneten Gegenstand selbst erinnert wird. Bei der Chinesischen Figurenschrift aber wäre dies insofern möglich, als jemand, wenig oder gar nicht mit dem Systeme bekannt, nur mechanisch gelernt hätte, daſs gewisse Figuren gewisse Wörter bezeichnen.

Die Lautschrift kann Buchstabenschrift, oder Sylbenschrift sein, obgleich dieser Unterschied sehr wenig wichtig ist. Fruchtbarer für die gegenwärtige Untersuchung ist es, daran zu erinnern, daſs es auch eine Wortschrift geben könnte, und daſs eigentlich jede vollkommene Ideenschrift eine Wortschrift sein muſs, da sie den Begriff in seiner genauesten Individualisirung, die er nur im Worte findet, auffassen muſs.

Ich habe bei dieser Eintheilung der Schriftarten vorzüglich dahin gesehen, die Punkte bemerklich zu machen, in welchen die Art der Verbindung vorleuchtet, in der sie mit den verschiedenen Geistesanlagen stehen. Auch würde die gewöhnliche Eintheilung in Hieroglyphen-, Figuren-, und Buchstabenschrift nicht alles, z. B. nicht die Knotenschnüre umfassen, die aber, zugleich als Zeichen- und Ideenschrift, unmittelbar ihre richtige Stellung erhalten. Der Ausdruck Figurenschrift ist bisher, soviel ich weiſs, nicht gebraucht worden; er scheint mir aber passend, da die Chinesischen Schriftzeichen wirklich mathematischen Figuren gleichen, und alle Züge, die nicht Bilder sind, kaum einen andren Namen führen können. Bezeichnet man die Chinesische Schrift mit dem Ausdruck einer Begriffs- oder Ideenschrift, so ist dies zwar richtig, insofern man darunter versteht, daſs dem Zeichen nichts, als der Begriff, folglich nicht das Bild, zum Grunde liegt. Gewöhnlich aber nimmt man dieses Wort so, daſs die Zeichen nicht Laute, sondern Begriffe bezeichnen; und dann unterscheidet der Name nicht mehr diese Schrift von den Hieroglyphen, die sich, wenigstens zum Theil, in dem gleichen Falle befinden.

Von der Bilderschrift.

Die einfachste und natürlichste Mittheilung der Gedanken vor Entstehung der Schrift ist die durch Gemälde, wirkliche Darstellung des Vergangenen. Nennt man diese Hieroglyphenschrift, so wird es kaum eine so rohe Nation geben, bei der man sie nicht angetroffen hätte. Sie fehlt alsdann wohl nur denen, von deren rohestem Zustand man keine geschichtliche Kunde besitzt.

Der zweite, sich der Sprache mehr nähernde Grad ist das symbolische Gemälde, welches die Gestalten durch einzelne ihrer Theile, und unkörperliche Begriffe durch Bilder bezeichnet.

Zur Schrift werden diese Darstellungen eigentlich erst, wenn sie, wie oben bemerkt, eine Rede in ihrer Folge bestimmt darzustellen im Stande sind; allein auch ehe sie dahin gelangen, verdienen sie diesen Namen schon durch die mit ihnen verbundene Absicht der Gedankenmittheilung. Diese sondert sie gleich von der Kunst ab; und der Grad, in dem sie erreicht wird, bestimmt den Grad der Vollkommenheit der Schrift.

Das geschichtliche und symbolische Gemälde unterliegt sehr häufig einer gewissen Zweideutigkeit. Schon im Alterthum, wie Diodor (1) von einem Basrelief erzählt, von dem noch heute ein ähnlicher vorhanden ist, war man zweifelhaft, ob ein Löwe, der dem Osymandyas zur Seite stritt, einen wirklichen abgerichteten Löwen, oder figürlich den Muth des Königs bezeichnen sollte, so wie dies Thier sonst wohl den Abbildungen der Könige, mit andren Symbolen, zur Seite steht (2). In der Nähe dieser Vorstellung war, nach Diodor (3), eine andre, von Gefangenen, denen, um ihre Feigheit und Unmännlichkeit anzudeuten, die Hände und Zeugungstheile fehlten. Auf dem merkwürdigen grofsen geschichtlichen Basrelief am Peristyl des Pallastes in Medinet-Abou legen Krieger, die Gefangene führen, vor einen Sieger Hände und Zeugungsglieder nieder, und sie werden gezählt und aufgeschrieben (4). Die Herren Jollois und Devilliers erklären dies (¹) von den Gliedmaſsen, die man den in der Schlacht Gebliebenen abgehauen hätte, und deren Zahl nun bestimmt und aufgeschrieben würde; und diese Erklärung gewinnt dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, daſs ganz ähnliche Verstümmlungen von Gefangenen sowohl, als Gebliebenen, noch jetzt in einigen Theilen Afrika's im Gebrauch (²) sind. Wenn aber an der angeführten Stelle Diodor und seine Gewährsmänner beschuldigt werden, die von ihnen auf die Gefangenen gedeuteten Vorstellungen flüchtig angesehen zu haben, da so verstümmelte Gefangene sich nicht hätten dem Könige vorführen lassen können, und wenn dem Diodor die Behauptung aufgebürdet wird (³), daſs die Ägyptier ihre Gefangnen so grausam behandelt hätten, so ist das Letztere unrichtig und das Erstere zu weit gegangen. Diodor spricht offenbar von einer symbolischen Darstellung und Bedeutung der Verstümmelung. Er hatte gewiſs kein Bild, wie das in Medinet-Abou, konnte aber doch eines vor Augen haben, wo den vorgestellten Gefangenen diese Theile fehlten, wenn auch jetzt kein solches mehr sollte gefunden werden (⁴).

---

(1) I. 48.

(2) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T. 2. pl.* 11.* Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 47. Ich bemerke hier ein für allemal, dafs ich die Kupfertafeln im gröfsten Format, zur Bequemlichkeit des Aufsuchens, da sie nicht mit den andren zusammengebunden werden können, mit einem Sternchen bezeichne.

(3) I. 48.

(4) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T. 2. pl.* 12. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 41. 42. 148. Bei Hamilton, *remarks on several parts of Turkey. pl.* 8. sind, aufser den Händen, auch Köpfe und Füfse gezeichnet, und im Text (*l. c. p.* 145.) heifst es *heaps of hands, and other limbs.* Die blofse Ansicht der beiden Kupfertafeln entscheidet für die Genauigkeit der Französischen. Sollte aber die Originalvorstellung durch die Zeit undeutlich genug geworden

---

sein, um nur einen solchen Irrthum möglich zu machen? Hamilton bezieht die Verstümmlungen auf die Gefangenen. Vergl. hierüber Champollion. *Système hiéroglyphique. p.* 274. 275.

(¹) *Descript. de l'Égypte.* Text. *Ant. Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 130. und 148.

(²) Salt. *Voyage to Abyssinia.* London. 1814. *p.* 292. 293. Burckhardt. *Travels in Nubia. p.* 331. *nt.**

(³) *l. c. p.* 42. *nt.* 2.

(⁴) Es scheint mir durchaus kein Grund vorhanden zu sein, Diodor's Glaubwürdigkeit in diesem Stück zu bezweifeln. Er beschreibt an derselben Stelle zwei Bildwerke. Von dem einen, wo der Löwe den König begleitet, findet sich noch heute ein ähnliches. *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Descriptions. T.* 1. *p.* 148. Hamilton. *Remarks on several parts of Turkey. P.* 1. *p.* 116. In der letzteren Stelle ist von einem Basrelief am Pallast von Louqsor, in der ersten von einem am sogenannten Memnonium (Grab des Osymandyas nach dem Französischen Werk) die Rede. Vorstellungen dieser Art wiederholen sich aber öfter. Immer zeigt der Umstand mit dem Löwen, daſs Diodor das eine Bildwerk richtig beschrieb. Warum soll nun die Schilderung des andren, an derselben Stelle gesehenen, falsch sein? Es ist richtig, daſs in der Nähe des von Hamilton beschriebenen Basreliefs eine Vorstellung von Gefangenen ist, denen keinesweges die Hände zu fehlen scheinen. Allein wenn auch nicht andre Umstände so für die Meinung der Französischen Erklärer sprächen, das Grab des Osymandyas nach dem sogenannten Memnonium zu versetzen, so würde dieser hinreichen. An der letzteren Stelle sind die Bildwerke der Wände, welche Diodor die zweite und dritte nennt, zerstört. Hamilton's Meinung, daſs Diodor von allen Nachrichten über jene Gebäude ein phantastisches Grabmal des Osymandyas (*l. c. p.* 113.) zusammengesetzt habe, scheint doch

Die Vergleichung der Stelle Diodor's mit dem angeführten Basrelief am Pallaste von Medinet-Abou (der Diodorische war am Grabmal des Osymandyas) und jener grausamen Afrikanischen Sitte beweist aber immer, wie zweifelhaft oft bei diesen Bildwerken die Wahl zwischen der eigentlichen und symbolischen Vorstellung bleiben mochte.

Diese Unvollkommenheit der symbolischen Vorstellungen müssen die Ägyptier früh gefühlt haben, da sie in Denkmälern, die bereits zu Herodot's (¹) Zeiten zu den uralten gehörten, schon Bild, Symbol und Bilderschrift mit einander verbanden, den Eroberer, in seiner ganzen Gestalt und Bewaffnung gebildet, ein Zeugungsglied, die Gemüthsart des besiegten Volkes andeutend, und die heiligen Schriftzeichen (²). Gerade ebenso finden wir es noch auf den bis auf unsre Zeit erhaltenen Denkmälern. Fast überall sind die wirklichen Bilder von Bilderschrift begleitet, die sich durch Kleinheit, Anordnung und Stellung als von ihnen ganz verschieden auszeichnet. Viel seltner ist die, unstreitig auch rohere Manier, wo die Hieroglyphe dem Bilde selbst beigesellt ist. So hält auf einem, schon im Vorigen erwähnten Denkmal der über dem Haupthelden schwebende Falke Hie-

---

noch strengere Beweise zu verdienen. Doch giebt auch Hamilton Diodor's Genauigkeit in den einzelnen Schilderungen das günstigste Zeugniſs. *Yet there is scarcely*, sagt er, *any one circumstance, that he mentions, that may not be referred to one or other of the temples of Luxor, Carnack, Gournou, Medinet Abou, or the Tombs of the Kings among the mountains.* Damit stimmt eine so wesentlich falsche Schilderung eines Basreliefs nicht überein. Schlieſslich muſs ich darauf aufmerksam machen, daſs einige Theile der Gebäude in Medinet-Abou nach Hrn. Gau (Letronne. *Recherches pour servir etc. p.* XXIX. *nt.*) zur spätesten Periode gehören. Sollten dies aber auch die hier in Rede stehenden sein, so konnte man alte Bildwerke an neueren wiederholen. Nur fordert dieser Umstand immer die Vorsicht, Bildwerke, welche auch ganz solchen, die Diodor beschreibt, gleich scheinen, nicht darum gleich für dieselben jener Zeit zu halten.

(¹) II. 102. 106. Diodorus Sic. I. 55.

(²) Daſs man unter diesen wirklich Hieroglyphen, und nicht die sogenannte enchorische Schrift zu verstehen habe, geht aus dem Anblick der noch heute vorhandenen Denkmäler, welche ganz dieselbe Einrichtung haben, hervor. Auch Zoëga, *de origine et usu obeliscorum.* 428-432., ist dieser Meinung, nur daſs sein Beweisgrund, daſs die enchorische Schrift nie auf Steinen eingegraben vorkomme, durch die Inschrift von Rosetta widerlegt ist. Warum er aber die von Herodot aufbewahrte Inschrift in Ionien nicht für hieroglyphisch hält? ist nicht abzusehen.

roglyphen in seinen Klauen, und in einem nicht abgebildeten Basrelief gehen Hieroglyphen aus dem Munde eines Belagerers (1).

Die meisten auf uns gekommenen Bilder enthalten symbolische Figuren, und groſsentheils eben solche Handlungen. Oft aber, wie bei den Festzügen, lagen die Symbole, z. B. die Thiermasken (2), schon in dem abgebildeten Gegenstand, so daſs das Symbolische in diesem und nicht in der Abbildung zu suchen ist. Es finden sich aber auch von allem symbolischen Zusatz freie Vorstellungen, theils geschichtlicher Handlungen (3), theils bloſser Beschäftigungen (4), so wie eben solche, aber mit wenigen und einzelnen Symbolen, wie der schwebende Falke, oder einzelne Göttergestalten sind, verbundene (5).

Diese so entschiedene Absonderung der Bilderschrift von den Bildern scheint mir überaus merkwürdig. Es liegt in dem gewöhnlichen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes, daſs ein Volk, auf demselben, einmal betretenen Wege fortschreitend, stufenweis Verbesserungen erreicht; und so konnte die symbolisirende, der Sprache nacheifernde Kunst immer klarer und bestimmter werden. Bei den Ägyptiern aber, sieht man, ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo man einsah, daſs dieser fortschreitende Gang, da der Weg einmal nicht der rechte war, nie zur Schrift führen konnte, und hat einen neuen eingeschlagen. Die Hieroglyphenschrift wurde nun nicht eine verbesserte Bildnerei, sondern eine ganz neue Gattung, ein Übergang in ein ganz neues System. Es scheint mir dies ein Beweis mehr, daſs man den Ursprung groſser Erfindungen nicht bloſs in stufenweisen Fortschritten suchen, und die plötzliche Entstehung ganz neuer und mächtig einwirkender

---

(1) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T. 2. pl.* 11.* Text. *Descriptions. T. 1. Chap.* 9, *p.* 48. 130.

(2) Daſs die thierköpfigen Figuren oft nur Masken sind, geht aus einigen Vorstellungen in der *Descript. de l'Égypte* deutlich hervor. Bei den Mexicanern findet sich dieselbe Sitte, nur dort zu kriegerischem Gebrauch, um sich dem Feinde furchtbarer zu machen. Diesem ganz ähnlich ist Diodor's (I. 18.) Erzählung von Anubis und Macedo, Osiris Begleitern, und von dem Kopfschmuck der Könige. *l. c. c.* 62. Vgl. Champollion. *Système hiéroglyphique. p.* 293.

(3) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 3. *pl.* 38. nr. 32. *pl.* 40.

(4) *l. c. T.* 4. *pl.* 45. 65. 66.

(5) *l. c. T.* 2. *pl.* 10.* *T.* 3. *pl.* 22. nr. 4.

Gedanken ausschlieſsen darf. Die Ägyptische Verwandlung der Bilder in Schrift konnte nicht vor sich gehen, ohne wirkliche Reflexion über die Natur der Sprache, oder ohne plötzlich erwachendes richtiges Gefühl derselben; sie war aber um so schwieriger, als man im Gebiete der Bilder blieb, und sich daher schwerer von den Fesseln losmachen konnte, womit jede Vorstellung durch Bilder, als der Sprache in vielfacher Beziehung gänzlich entgegengesetzt, den Geist befangen hält. Dennoch geschah die Trennung bei den Ägyptiern so fest und entschieden, daſs auch die bildliche Vorstellung fortfahren konnte zu symbolisiren, und nach ihrer Art zu erzählen, wie dies in den Ägyptischen Basreliefen wirklich der Fall ist, da sie in einem ganz andren Sinne zusammengesetzt sind, als die aus dem Griechischen Alterthum. Das Symbolische in ihnen liegt nicht immer in wirklichen symbolischen Gestalten, sondern oft nur in der Art der Stellungen und Handlungen gewöhnlicher. So sind die Menschengruppen, die ein Priester an den Haaren, wie im Begriff sie zu opfern, hält, bei denen das Symbolische schon zum Theil in der sich immer gleichen Menschenzahl von 30 gesucht wird (1). In einem ähnlichen, aber doch etwas verschiedenen Basrelief scheint die drohende Figur kein Priester, sondern ein Fürst zu sein. Es sind zwei Gruppen, eine von bärtigen Fremden, eine andre von Einheimischen, und der allegorische Sinn soll sein, daſs der Herrscher ebensowohl die äuſseren, als die inneren Feinde zu züchtigen weiſs (2). Auf einem andren Bildwerk verfolgt ein Held auf seinem Wagen zwei Löwen, deren einen er getödtet, den andren verwundet hat. Indem die Rosse immer den Löwen nacheilen, schieſst er, rückwärts gewendet, Pfeile auf einen mit Ägyptiern kämpfenden Feindeshaufen ab (3). Die Französischen Erklärer deuten diese Vorstellung mit vielem Scharfsinn, nach Diodor's (4) Erzählung, auf Sesostris Jugendaufenthalt in Arabien, wo er die Jagd übte, und die damals noch unbezähmten Bewohner bezwang. Sollte man aber nicht hinzusetzen können, daſs durch das Umwenden des Helden, und die sonderbare Verbindung von zwei, nach entgegengesetzten Seiten hin vorgehenden Handlungen symbolisch bezeichnet werden sollte, daſs Sesostris sich zu gleicher Zeit mit der Jagd und dem Kriege beschäftigte?

---

(1) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 1. *pl.* 15. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 1. *p.* 25.

(2) *l. c. Chap.* 9. *p.* 30.

(3) So nach der Beschreibung; auf der Kupferplatte ficht er mit der Lanze. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 9. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 53. 54. 60. Hamilton (*l. c. pl.* 8. *p.* 147.) giebt auch nur die Jagdscene, und erwähnt in seiner sehr flüchtigen Beschreibung nicht einmal der zurückgewandten Stellung des Helden.

(4) I. 55.

Indem auf diese Weise bei den Ägyptiern zwei Hieroglyphensysteme neben einander hinlaufen, von denen das eine, wie mein Bruder, bei Gelegenheit des Mexicanischen, treffend gezeigt hat (1), den Hieroglyphen viel roherer Völker ähnlich ist, wurde dieses in den Gränzen edlerer Kunst nicht bloſs durch wirklich höheren Kunstsinn, sondern auch dadurch gehalten, daſs man nicht in der Nothwendigkeit war, die Schönheit der Deutlichkeit aufzuopfern, weil immer noch die Hieroglyphenschrift da war, die etwa gebliebenen Dunkelheiten aufzuklären. Es fielen daher in dem Bilder-Hieroglyphensystem alle Vorstellungen des Ganzen durch einen einzelnen Theil, die in dem Schrift-Hieroglyphensystem so häufig sind, hinweg, und ebenso die roheren Bezeichnungen, wie z. B. auf den Mexicanischen Bildern die Richtung der Bewegung der Personen durch Fuſsstapfen angedeutet ist (2). Der Rang der Könige, Helden, Priester wurde bei den Mexicanern durch ihre Tracht angezeigt, was die Figuren mit Kleidung und Farben überlud (3). Der feinere Geschmack der Ägyptier lieſs diese Personen vor den übrigen hervorragen (4), wodurch nicht bloſs der Gestalt ihre Reinheit erhalten, sondern der Künstler in den Stand gesetzt wurde, sie noch vollkommner auszuführen. Diese Manier ging für die Göttergestalten auf das Griechische Alterthum über; und **Visconti** bemerkt, ob er gleich der Ägyptischen Sitte dabei keine Erwähnung thut, sehr scharfsinnig, bei Gelegenheit eines der Basreliefs am Fries des Parthenons, daſs Phidias das Abstechende übermenschlicher Gestalten dadurch künstlerisch milderte, daſs er sie sitzend neben den vor ihnen stehenden Sterblichen darstellte (1). Dies geschah aber bei weitem nicht immer auf Griechischen Bildwerken dieser Art (2). Wenn auf einigen **Mexicanischen** Gemälden die Besiegten auch kleiner, als die Sieger, erscheinen, so kann dies leicht nur Folge fehlerhafter Zeichnung sein. Dagegen zeichnen sich vornehmere Personen neben dem Schmuck ihrer Kleidung häufig durch die Gröſse der Nasen aus (3).

---

(1) A. v. Humboldt. *Vues des Cordillères et Monumens des peuples de l'Amérique. p.* 63-65. Ich werde dies für die erste Völkergeschichte, und die Verbindung der Asiatischen mit der Amerikanischen so ungemein wichtige Werk künftig, der Kürze wegen, bloſs unter dem Titel: *Monumens* citiren.

(2) Humboldt. *Monumens. p.* 55. *pl.* 59. nr. 6.

(3) In Purchas *pilgrimes. p.* 1111. A-F. ist eine ganze Reihe von Abbildungen zu sehen, wo ein Priester, je nachdem er mehr Gefangene im Kriege machte, mit andrem Waffen- und Kleiderschmuck geziert ward. An diesen Auszeichnungen sind sie dann auf allen Vorstellungen zu erkennen. S. ferner Humboldt. *Monumens. pl.* 11.

(4) *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 55. *Planches. T.* 1. *pl.* 51.° *T.* 2. *pl.* 10.° 11.° und auf vielen andren. Vulcan's Zwerggestalt (Hirt, über die Gegenstände der Kunst bei den Ägyptiern. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. in Berlin. Hist. philol. Classe. *p.* 115.) hat eine besondre Beziehung.

Da die Ägyptische Kunst in den geschichtlichen und symbolischen Bildwerken immer ein eignes, vom Einflusse des Zwanges und der Flüchtigkeit der Schrift freies Feld behielt, so trifft die Ägyptier nicht die, sonst sehr wahre Bemerkung (4), daſs der Gebrauch der **Hieroglyphen** dem Fortschreiten der **Kunst** nachtheilig ist. Vielmehr ging der höhere Schönheitssinn von den Bildern auf die Bilderschrift über, die wir, wenige Fälle ausgenommen, mit einer Reinheit und Bestimmtheit der Züge ausgeführt finden, welche eine bewundernswürdige Richtigkeit des Auges und Sicherheit der Hand voraussetzt. Dies gilt nicht bloſs von den in Stein gehauenen Hieroglyphen, sondern auch groſsentheils von den Papyrusrollen, auf denen es schon merkwürdig ist, daſs, ungeachtet der Kleinheit, jede Thiergattung deutlich zu erkennen ist (5). Unstreitig hatte aber die Gewohnheit, so viele Hieroglyphen in harten Stein zu graben, hierauf einen günstigen Einfluſs, da es die Festigkeit der Umrisse beförderte, und immer sichtbare Muster jedes Zeichens unbeweglich dastanden (6), obgleich dieselbe Härte der Masse wohl die nöthigende Ursach war, daſs alle Ägyptische Basreliefs fast nur den Schattenrissen gleichen.

---

(1) *Lettre du Chev.* A. **Canova** *et deux mémoires sur les ouvrages de sculpture dans la collection de* **Myl. Cte d'Elgin** *par* **Visconti.** *p.* 61. 62.

(2) *Museum Pio-Clementinum. T.* 5. *p.* 52. 53. Pl. 27.

(3) Humboldt. *Monumens. p.* 49.

(4) *l. c. p.* 69.

(5) **Jomard** in der *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 366.

(6) Indeſs giebt es auch in Granit, namentlich auf der Insel Philae, sehr ungenau gezeichnete Hieroglyphen, die **Jomard** cursive nennt, die aber auch nur von Privatpersonen herzurühren scheinen.

So wurden daher die Ägyptier von zwei Seiten zu der, soviel wir wissen, allein von ihnen vorgenommenen Absonderung der Bilderzeichnung und der Bilderschrift getrieben, einmal von der der Sprache, welcher jene unmöglich lange zu genügen im Stande war, dann von der Kunst, die sich ein eignes Gebiet zu schaffen strebte. Wenn man, wie ich glaube und weiterhin zu beweisen suchen werde, annehmen darf, daſs diese merkwürdige Nation weit mehr Anlage und Talent zur bildenden Kunst, als zur Behandlung der Sprache, besaſs, so konnte wohl der zuletzt erwähnte Antheil an jenem Erfolge der mächtigere gewesen sein. Immer aber muſsten beide zusammenwirken; denn, wie der Gedanke einer Schrift durch Sprache einmal gefaſst war, bedurfte es des Nachdenkens über diese, um ihn gelingend auszuführen. Die Sprache, und mehr oder weniger auch die, noch mit dem eigentlichen Bildwerk zusammenlaufende Bilderschrift gehören der ganzen Nation an; dagegen war die Absonderung der Schrift von dem Bilde vermuthlich das Werk einzelner Erfinder und Verbesserer, und muſste, wenn es vorher keine besonders auf Wissenschaft und Erkenntniſs gerichtete Classe gegeben hätte, unfehlbar eine solche hervorbringen. Dies aber bildet in der Geschichte aller Sprache und Schrift immer einen höchst merkwürdigen Abschnitt.

Gewisse Eigenschaften sind der malenden und schreibenden Bilderschrift, wenn mir diese Ausdrücke, die, nach dem Vorigen, nicht mehr dunkel sein können, erlaubt sind, gemeinschaftlich. Von dieser Art ist, wenigstens groſsentheils, die Bezeichnung der Gegenstände, sowohl die eigentliche (kyriologische), als die symbolische. In diesen kann also die erstere sich der letzteren nähern. Dagegen giebt es zwischen beiden einen wesentlichen und hauptsächlichen Unterschied, der Ursache wird, daſs, welche Fortschritte man ihr beilegen möge, die erstere niemals in die letztere übergehen kann, so lange sie nämlich ihrer Gattung getreu bleibt. Dieser Unterschied liegt darin, daſs bei der malenden Schrift der Gegenstand, wie er ist, die Sache, wie sie erscheint, die Handlung, wie sie vorgeht, das Unkörperliche, wie man es auf Körpergestalt zurückgeführt hat, bei der mit Bildern schreibenden der Gegenstand, wie man ihn denkt, bezeichnet wird. Das Eigenthümliche beider Methoden liegt also in der Objectivität und Subjectivität; die Sache muſs, auf welchem Wege es geschehen möge, zum Worte herabsteigen. Dies erfordert eine Zerlegung des Bildes, damit nicht ein Vorgang oder ein Gedanke überhaupt, sondern jedes Wort, durch welches ihn die Rede ausdrückt, bezeichnet werde. Die malende Bilderschrift steht in ähnlichem Verhältniſs zur Ideenschrift (sie sei Bilder- oder Figurenschrift), wie diese zur Buchstabenschrift. Die letztere kann man nur mit den gleichen Wörtern, die Ideenschrift auch mit andren Worten in andrer Folge, ja zum Theil mit anders modificirten Begriffen lesen. Zu dieser Stufe waren die Ägyptier unläugbar gelangt; die Hieroglyphenschrift besteht aus wahren Elementen der Rede; dies beweist schon ihr Anblick. Daſs der Schritt, welcher von dem Malen zu dem Schreiben mit Bildern führte, wahrhaft ein Übergang in eine neue Gattung war, läſst sich leicht an einem Beispiel versinnlichen. Wenn man malend einen Jäger, der einen Löwen erlegt, vorstellte, so konnte man durch mannigfaltige Abstufungen das Bild in allen seinen Theilen sowohl bestimmen, als vereinfachen, und dadurch dem Begriff Genauigkeit und Klarheit geben; aber man blieb dabei immer in dem Gebiet des Malens. Auf den Einfall, die Vorstellung zu zerlegen, das Abschieſsen des Pfeiles von dem Schieſsenden zu trennen, konnte man nicht auf jenem Wege gerathen; er konnte nur durch ein sich vordrängendes Gefühl der von der bildlichen Darstellung ganz abweichenden Natur der Sprache entstehen, die eine solche Trennung verlangt. Die Ägyptier waren aber in ihrer Hieroglyphenschrift durchaus dahin gekommen; ihre Hieroglyphen gehen nicht wieder in das Malen über, sondern folgen, wie wiederum der Anblick beweist, darin einem consequenten System. Dies ist ein zweiter wichtiger Punkt. Einzeln findet sich ein solches Übergehen in wahre Bilderschrift wohl auch bei roheren Völkern, namentlich bei den Mexicanern. Gewöhnlich wird in ihren Handschriften die Handlung der Eroberung, ganz malend, durch die Gefangennehmung eines Menschen vorgestellt. Man sieht daher zwei handgemein, von welchen der Eine sichtbar unterliegt (¹). Es kommen aber auch in demselben Sinn ein sitzender König, ein auf Pfeilen ruhender Schild, seine Waffen, und die Namens-Hieroglyphen der von ihm eroberten Stadt vor (²). Dies

---

(¹) Humboldt. *Monumens.* *p.*109. *pl.*21. Purchas. *Pilgrimes.* *p.*1110. 1111.

(²) Purchas. *l. c.* *p.*1071.

ist nicht mehr Gemälde, läſst sich nicht, als vorgestellte Handlung, von selbst erkennen, kann aber, als wirkliche Schrift, gelesen werden: der König erobert die Stadt. Das Verbum ist durch eine Sache (wie es auch Sprachen giebt, die zwischen Verbum und Substantivum nicht überall unterscheiden) angedeutet, und die Vorstellung ist ganz und gar der bekannten Ägyptischen gleich: die Gottheit haſst die Schaamlosigkeit, wo das Verbum hassen auch, nur viel dunkler, durch einen Fisch angedeutet ist (1). Allein in demselben, äuſserst merkwürdigen Mexicanischen Gemälde wird das Verbrennen, oder Zerstören einiger Schiffe wieder ganz durch die Handlung selbst vorgestellt. Vermuthlich wurde für den Begriff der Eroberung hier nur die Darstellung der Handlung selbst darum nicht gewählt, weil auch die eroberten Städte hier nicht personificirt sind. Da die Ägyptische Bilderschrift nun die Bilder nach dem Bedürfniſs der Rede zerlegt, und dies ohne Ausnahme, und ohne Rückfall in das entgegengesetzte System, that, so entfernte sie auch von den in Schriftzeichen umgeformten Bildern alles Überflüssige, und behielt nur das Unterscheidende des Begriffs bei. Das Wort thut dasselbe, und insofern vollendete dieser dritte Punkt die Übereinstimmung der Schrift mit der Sprache.

Sollte nun auch diese Schrift niemals wahre Vollkommenheit erreicht haben, so muſste doch schon ihr System selbst den Geist auf eine ganz andere Linie setzen, als die Beschauung und Entzifferung bloſser Gemälde; und ein Volk, welches ein solches System besaſs, muſste, von dieser Seite wenigstens, sich zu einer höheren Bestimmtheit und Genauigkeit der Gedanken und der Rede erheben können, als das, welches noch ganz in malend bildlicher Vorstellungsart befangen lag. Es gehörte aber auch eine glücklichere Anstrengung höherer Geisteskraft dazu, um nur überhaupt den Gedanken eines solchen Systems festzuhalten.

Immer aber blieb man innerhalb des Kreises der Bilder, und entfernte dadurch die Schrift noch um einen Schritt mehr, als es jede Ideenschrift thut, von der Sprache. Denn immer auf die Subjectivität dieser zurückkommend, sieht man leicht, daſs, wenn die, als wirkliche Schrift behandelte Hieroglyphe sich zwar derselben unterwarf, doch die Vorstellung eines Bildes immer ein Natur-Individuum giebt, und kein Gedanken-Individuum, die Sprache aber sich höchstens mit diesem begnügen kann, da sie eigentlich ein Laut-Individuum fordert. Denn bei der Betrachtung aller Wirkungen der Sprache und aller Einflüsse auf dieselbe darf man nie vergessen, daſs die Wörter zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Zeichen sind, allein im Gebrauch, als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es thut, noch so, wie ihre Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäſs ist, begränzt werden. Da mithin alle Sprachthätigkeit im eigentlichsten Verstande eine innerliche ist, so entspricht ihr eine Bilderschrift weniger, als eine, wo, nach bestimmten Gesetzen, willkührlich geformte Figuren nicht sowohl den Gegenstand selbst, als den abgezogenen Begriff desselben, anzeigen. Es ist unmöglich, Schriftzeichen, die Bilder sind, einen der Verwandtschaft der Begriffe entsprechenden Zusammenhang zu geben; und die Nothwendigkeit, sie in ideale Classen zu theilen, findet in den wirklichen, zu welchen ihre Vorbilder in der Natur gehören, beständige Hindernisse. Schon daſs diese beiden Arten von Classification, so wie der eigentliche und symbolische Sinn, immer neben einander hinlaufen, belästigt den Geist, und stört das reine und freie Denken.

---

(1) Plutarchus. *De Iside et Osiride.* c. 32. Clemens Alexandrinus. *Strom.* *l.* 5. *c.* 7. Zoëga (wenn ich ihn auf diese Weise anführe, meine ich immer das Werk über die Obelisken) *p.* 439.

Es ist daher eine der wichtigsten Fragen, ob, und in welcher Art, die Ägyptier nicht nachahmende Zeichen, bloſse Figuren, den Hieroglyphen beigemischt haben? Hr. Jomard, dessen beabsichtigtes Werk über die Hieroglyphen, wenn er es nach dem neuerlich dargelegten Plane (1) ausführt, unstreitig das vollständigste über diesen Gegenstand sein wird, und der wenigstens einen ungemein gründlichen und vorsichtigen Weg einschlägt, räumt den nicht nachahmenden Figuren ausdrücklich zwei Classen in seiner Eintheilung aller Hieroglyphen ein (2). Zoëga läugnet dagegen alle Ähnlichkeit der Hieroglyphen mit den Chinesischen Charakteren, deren Natur er sehr richtig bestimmt (3). Sein Zeugniſs aber ist, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, und des geistvollen Gebrauchs, den er von derselben macht, hier weniger gültig, da er zu wenig Hieroglyphen gesehen hatte, und die groſse, zuerst von **Cadet**, nachher in dem Französischen Ägyptischen Werk herausgegebene hieroglyphische Papyrusrolle zur Zeit der Herausgabe seines Werks noch in den Gräbern von Theben verborgen lag (1). Indeſs muſs man gestehen, daſs Zeichen von so vielfachen Linien, als die Chinesischen, nicht vorkommen, so daſs die **Mexicanischen** Handschriften sich auch darin von den Hieroglyphen unterscheiden, daſs sie den Chinesischen Coua's sehr ähnliche Zeichen enthalten (2). Auch ist es, bei der Kleinheit der Abbildungen, und bei unsrer, doch immer noch mangelhaften Kenntniſs der Einrichtungen der alten Ägyptier, schwer, mit Gewiſsheit zu behaupten, daſs ein Zeichen gewiſs kein nachahmendes ist. Als ganz entschieden darf man die Sache also wohl noch nicht annehmen. Auch würde wohl immer ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen, und den Chinesischen Zeichen sein, da Hr. **Jomard** ausdrücklich bemerkt, daſs die meisten von der **Geometrie** entlehnt waren (3), so daſs sie, ihren geometrischen Eigenschaften nach, wie andre Bilder, symbolisch auf Gegenstände bezogen werden konnten. Figuren dieser Art waren vermuthlich vorzugsweise für gewisse Classen von Gegenständen bestimmt. Zu diesen sollte man wohl zuerst die **Zahlen** rechnen. Auch scheinen unter den von Hrn. **Jomard** scharfsinnig entdeckten Zahlzeichen (4) die für 1 und 10, ohne alle Naturnachahmung, bloſs linienartig; das für 5 ist eine geometrische Figur (5), aber das für 100 vergleicht Hr. Jomard selbst mit einem Stück aus dem Hauptschmuck der Götter und Priester, und das für 1000 erklärt er geradehin für ein auf dem Wasser schwimmendes Lotusblatt, weil die Frucht dieser Pflanze beim Aufschneiden Tausende von Körnern zeigt. Dem Wesentlichen nach, beruhte daher die Ägyptische Hieroglyphenschrift doch immer nur auf einer Beziehung der eigenthümlichen Gestalt des Zeichens auf die Eigenschaften des Gegenstandes, und malte daher den Gegenstand selbst, wirklich, oder vermittelst irgend einer Anspielung. Insofern ist Zoëga's Ausspruch vollkommen wahr. Einzelne Ausnahmen willkührlicher Zeichen mag es gegeben haben. Allein von einem System, daſs man durch absichtlich in die Zeichen gelegte Verschiedenheiten, wie im Chinesischen durch die Zahl der Striche, Gegenstände wirklich bezeichnet habe, finde ich weder in den Hieroglyphen, noch in dem bis jetzt über sie Gesagten die mindeste Spur.

---

(1) *Descript. de l'Égypte.* Text. *Mémoires. T.* 2. *p.* 57 - 60.

(2) *l. c. p.* 60.

(3) *p.* 456.

---

(1) *Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé à Thèbes, publiée par* M. Cadet. Paris. 1805. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. 1812. *pl.* 72 - 75. Text. *Descriptions. T.* 1. 1809. *Chap.* 9. *p.* 357 - 367. In der kurzen Erläuterung der Kupferplatten ist gesagt, daſs Hr. **Simmonel** sie aus Theben gebracht hat. Es ist wunderbar, daſs Hr. Jomard, in seiner Beschreibung, der Herausgabe des Hrn. Cadet mit keinem Worte gedenkt. Daſs beide Abbildungen dasselbe Original darstellen, zeigt die Vergleichung beider. Daſs die letzte Seite der Cadetschen Beschreibung mehr Columnen angiebt, als das groſse Französische Werk, beruht auf Druckfehlern, oder irriger Zählung. Es sind in der Cadetschen Abbildung, wie in der andren, 515.

(2) Humboldt. *Monumens. p.* 267. *pl.* 45.

(3) Daſs von diesen viele vorkommen, giebt auch Zoëga *p.* 440. zu. Jedoch läugnet er gleich *p.* 441. ausdrücklich alle Zeichen ab, welche nicht wirkliche Gegenstände ganz, oder durch Abkürzung (*per compendium*, die sogenannten *kyriologumena*) ausdrücken.

(4) *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Mémoires. T.* 2. *p.* 61 - 67.

(5) *l. c. T.* 1. *p.* 714 - 716.

Sehr wunderbare und bloſs linienartige Zeichen auf einem Fragment einer in Theben gefundenen Jupiterstatue aus Basalt sind in dem neuesten Theile des groſsen Ägyptischen Werks abgebildet (1). Nichts aber würde die Voraussetzung rechtfertigen, daſs dieselben zu den Hieroglyphen gehören.

Fand nun die Ägyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen, und einen auf ganz andren Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang, so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden, und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen? Denn darauf, ob diese Verknüpfung so gemacht werden kann, daſs über keines der drei zu verknüpfenden Dinge Zweifel zurückbleiben kann, und ob dies ohne zu groſse Schwierigkeit, ohne Gefahr des Miſsverständnisses, und ohne zu groſse Störung durch Nebenbegriffe möglich ist? beruht der Einfluſs jeder Schrift auf den Geist der Nation, wenn ihre Wirkung Jahrhunderte lang fortgesetzt wird.

Die groſse Menge der möglichen Zeichen, und ihrer Beziehungen scheint es nothwendig zu machen, sie einem einfacheren System unterzuordnen; indeſs war ein solches, das gewisse allgemeine Zeichen, unter welche sich die übrigen, wie unter die Chinesischen Schlüssel, bringen lieſsen, zu Grunde legte, der Natur der Sache nach, nicht leicht möglich. Wenn daher bei den Alten von ersten Elementen (πρῶτα στοιχεῖα) der Hieroglyphenschrift die Rede ist (1), so können darunter nur die unveränderten Abbildungen der Gegenstände (die sogenannten kyriologischen Zeichen) verstanden werden (2). Rechnet man mit Zoëga zu diesen diejenigen, wo der Gegenstand theilweis, oder abgekürzt (ein Kreis statt der Sonne u. s. w.) vorgestellt wird, die bei Clemens von Alexandrien *kyriologumena* heiſsen, so umfaſst diese Classe eigentlich alle Zeichen der ganzen Schrift, die willkührlichen Figuren abgerechnet, und bildet keine Abtheilung der Hieroglyphen, sondern ihrer Bedeutung, da den kyriologischen Zeichen die symbolischen gegenüberstehen. Wichtig ist Zoëga's Bemerkung (3), daſs ein einmal in vollständiger Abbildung (kyriologisch) vorkommender Gegenstand nie in nur angedeuteter (als *kyriologumenon*), oder umgekehrt, dargestellt wird. Es hob dies wenigstens Eine groſse Quelle von Verwirrungen auf, und zeigt auch die Befolgung fester Bezeichnungsregeln. Dagegen blieb in der Schrift, wie in den Gemälden, die Zweideutigkeit zwischen figürlicher und eigentlicher Bedeutung. Von dem Zeichen eines Weibes, welches die Isis und das Jahr anzeigte, bemerkt Horapollo (4) dies ausdrücklich. Daſs man auf andre Weise gewisse Classen von Gegenständen gewissen Classen von Begriffen gewidmet hätte, ist kaum wahrscheinlich, da z. B. Gemüthsbeschaffenheiten unter dem Zeichen von Thieren aller Art, und auch von leblosen Gegenständen gefunden werden, Muth als Löwe, Haſs als Fisch, Gerechtigkeit als Strauſsfeder, Unterthanengehorsam als Biene, Schwachsinn, der sich bevormunden läſst, als Muschel, in welcher ein Krebs sitzt, in die göttlichen Geheimnisse eingeweihte Frömmigkeit als Heuschrecke, vereinigende und herzengewinnende Gesinnung als Leier u. s. f. (5)

---

(1) *Antiquités. Planches. T. 5. pl. 60. nr. 5.*

---

(1) Clemens Alex. *Strom.* *l.* 5. *c.* 4. *p.* 657. *ed.* Potteri.

(2) Zoëga. *p.* 441.

(3) *p.* 440.

(4) *l.* 1. *c.* 3.

(5) Horapollo. *l.* 1. *c.* 17. Plut. *de Iside et Osiride.* *c.* 32. Horapollo. *l.* 2. *c.* 118. *l.* 1. *c.* 62. *l.* 2. *c.* 105. 55. 116.

Es scheint daher nicht, daſs sich die Hieroglyphenschrift, als ein Schriftsystem, unter allgemeine Gesetze fassen, und auf diese Weise erlernen lieſs. Man muſste, wie in der Sprache selbst, die Bedeutung jedes Zeichens einzeln dem Gedächtniſs einprägen; und es ist sehr zu bezweifeln, daſs dasselbe bei dieser Arbeit in den Beziehungen der Zeichen auf ihre Bedeutung und auf sich unter einander dieselbe Hülfe fand, welche die, in der Sprache herrschende Analogie gewährt. Vermuthlich gab es daher ehemals hieroglyphische Wörterbücher, obgleich eine bestimmte Erwähnung derselben nicht vorkommt. Die von Zoëga darauf gedeutete Stelle bei Clemens von Alexandrien sagt eigentlich nur allgemein, daſs der Hierogrammateus die hieroglyphischen Bücher des Hermes kennen muſste (¹). Da von diesen Büchern nichts auf uns gelangt ist, so bleibt uns nur die Vergleichung der von den Alten erwähnten Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen übrig. Dieser giebt es aber verhältniſsmäſsig nur eine kleine Anzahl. Die meisten finden sich in der unter dem Namen des Horapollo auf uns gekommenen Schrift. Diese hat aber, auſser den wichtigen Einwürfen (²), welche man gegen ihre Glaubwürdigkeit erheben kann, für den gegenwärtigen Zweck noch die Unbequemlichkeit, daſs der Verfasser vorzüglich darauf ausgegangen zu sein scheint, solche Zeichen zu erklären, deren Bedeutung gesucht, weit hergeholt war, oder auf sonderbare, wahre oder angebliche, Erschei-

---

(¹) Clemens Alex. *Strom. l.* 6. *c.* 4. *p.* 757. Zoëga scheint mir vollkommen Recht zu haben, wenn er, gegen Fabricius, die Verbindungspartikel vor ἱερογλυφικὰ beibehält, und die Stelle so nimmt, daſs einige der Bücher, welche der Hierogrammateus wissen muſste, nicht aber alle, die hieroglyphischen genannt werden; und alsdann ist es allerdings wahrscheinlich, daſs diese von den Hieroglyphen und ihrer Bedeutung handelten. Die ganze Stelle von dem Hierogrammateus scheint aber noch einiger Verbesserung zu bedürfen. Denn nachdem offenbar immer von Büchern die Rede ist, und also die Bezeichnung ihres Inhalts entweder durch ein Adjectivum (τὰ ἱερογλυφικὰ) oder mit περὶ geschieht, tritt plötzlich ein Substantivum im Accusativ und ohne Präposition (χωρογραφίαν) dazwischen, auf das wieder ein Genitiv (τῆς τοῦ Νείλου u. s. w.) bezogen wird. Auch hatte Clemens schwerlich χωρογραφίαν τῆς διαγραφῆς geschrieben. Um diese Schwierigkeit zu heben, braucht man nur τῆς χωρογραφίας zu lesen, das dann von dem vorhergehenden περὶ regiert wird. Daſs die Eintheilung der Bücher des Hierogrammateus in zehn sowohl bei Zoëga, als bei Fabricius (*T.* 1. *p.* 84. §. 5. n. A.), sehr viel Willkührliches hat, fällt in die Augen.

(²) Fabricii *bibliotheca. T.* 1. *p.* 98. *nt.* 1. Zoëga (*p.* 459. *nt.* 102.) urtheilt über die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers mit der, ihm so vorzüglich eignen Billigkeit und Mäſsigung.

nungen in der Thierwelt hinwies. Statt also das Leichte und Gewöhnliche anzutreffen, findet man meistentheils nur das Schwere und vermuthlich Seltnere, und hat, indem man ein brauchbares Lexicon sucht, gleichsam eine Erklärung von Glossen. Hierzu kommt noch, daſs, wie man aus mehreren Stellen sieht, das Wort Hieroglyphe im weiteren Sinn genommen ist, so daſs vieles darin bloſs symbolisches Bild gewesen sein kann, ohne gerade in die eigentliche Schrift überzugehen. Der Begriff einer zu bezeichnenden Sprache hat dem Verfasser nirgends vorgeschwebt, und man sucht daher vergebens bei ihm Spuren ihres lexicalischen oder grammatischen Systems.

Fruchtbarer für diesen Zweck müſste die Entzifferung der Hieroglyphen selbst sein, und ich habe daher die hierin gemachten Versuche vor allen Dingen zu Rathe gezogen. Man kann freilich, was darin bis jetzt geleistet worden ist, nicht durchaus für schon entschieden wahr und gewiſs ansehen; aber der Weg, auf dem Hr. Jomard, Young und Champollion der jüngere vorgehen, ist ein so gründlicher und vorsichtig gewählter, daſs man sich der Hoffnung nicht erwehren kann, daſs er nach und nach zum Ziel führen werde; sie versäumen auch nicht, selbst die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptungen zu bestimmen. Wenn auch daher Einzelnes ungewiſs bleibt, läſst sich im Ganzen schon sehr viel aus ihren Arbeiten über die Einrichtung der Hieroglyphenschrift entnehmen. Diese neuen Entzifferungen bestätigen nun in einigen Fällen den Horapollo. Wenn Hrn. Champollion's Entdeckungen über die nicht phonetischen Hieroglyphen werden bekannt gemacht sein, dürften sich hiervon mehr Beispiele finden. In dem bis jetzt Bekannten finde ich nur die Zeichen: Sohn, Schrift, und die der Zahlen 1, 5 und 10 übereinstimmend. Das Zeichen des Sohnes (1), eine Fuchsente mit einem daneben stehenden Kreise (dessen jedoch Horapollo nicht neben dem Thiere erwähnt), erscheint so häufig zwischen Namen tragenden Schilden, daſs man schon daraus seine Bedeutung schlieſsen konnte, ehe noch die Entzifferung einiger dieser Namen die Vermuthung bestätigte. Für Schrift giebt zwar Horapollo an einer Stelle einen Cynocephalus, nach Erzählungen von einigen zum Lesen abgerichteten Thieren dieser Art (¹), an, allein an einer andren die Werkzeuge des Schreibens, welche Hr. Young ebenso auf der Rosettischen Steinschrift erklärt (²). Die Zahlzeichen hat Hr. Jomard nach ihren Bedeutungen überzeugend festgestellt, und scharfsinnig in Horapollo nachgewiesen (³). Die übrigen der, überhaupt nur sehr wenigen Fälle, wo Horapollo und die neuesten Entzifferer derselben Begriffe erwähnen, geben durchaus verschiedene Zeichen, was nicht auffallen darf, da man auch sonst Vielfachheit der Zeichen für denselben Begriff antrifft (⁴). Wenn Hrn. Young's Bezeichnung des Begriffs der Festigkeit durch einen Altar, als einen sicher gegründeten Stein (⁵), richtig ist, so beweist die bei Horapollo durch einen Wachtelknochen, weil dieser nicht leicht Schaden leide, das oben von diesem Erklärer Gesagte. Jahr und Monat unterscheidet Horapollo durch einen ganzen Palmbaum, und einen einzelnen Zweig, weil die Palme in jedem Monat einen Zweig verliere (⁶); Hr. Young (⁷) sieht in dem Zweige, den er aber nicht gerade als Palmzweig bestimmt, das Zeichen des Jahres. Der Weg der Entzifferung, auf dem die Schrift nothwendig wie eine Sprache behandelt werden muſs, konnte nicht anders, als auch auf lexicalische Zeichenbildung und grammatische Verbindung führen. Auch theilt Hr. Young mehrere solcher Zei-

---

(1) Horapollo. *l.* 1. *c.* 53. Young. *Hieroglyphical Vocabulary.* (dies sind die Platten 74-77. zu den Supplementen der *Encyclopaedia Brit. Vol.* 4. *Part* 1.) nr. 129. *Egypt.* (dies ist ein Artikel in den eben erwähnten Supplementen) *p.* 31.

(¹) Horapollo. *l.* 1. *c.* 14. Aelianus. *De nat. anim. l.* 6. *c.* 10.

(²) Horapollo. *l.* 1. *c.* 38. Young. *Hierogl. Vocab.* nr. 103. *Egypt. p.* 29.

(³) *Descript. de l'Égypte. Ant. Mém. T.* 2. *p.* 61. 62. Horapollo. *l.* 1. *c.* 11. 13. *l.* 2. *c.* 30.

(⁴) Man vergleiche die Zeichen für Gott bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. 13. und Young. *Egypt.* nr. 1. 2. 4.; für Isis bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 3. und Young. nr. 14. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 18. *pl.* 2. nr. 52 - 55.; für Liebe bei Horapollo. *l.* 2. *c.* 26. und Young. nr. 162. Champollion. *l. c.*; für Monat bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 4. und Young. nr. 179.; für Priester bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 14. und Young. nr. 142. 144.; für Sieg bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. und Young. nr. 117.; für Stärke bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 18. und Young. nr. 115.; für Stern bei Clemens Alex. *Strom. l.* 5. *c.* 4. *p.* 657. und Young. nr. 86.; für Vater bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 10. und Young. nr. 127.

(⁵) Horapollo. *l.* 2. *c.* 10. und Young. nr. 113. Es ist sehr zu bedauern, daſs Hr. Yoing, dessen Erklärungen sehr sinnreich, und oft wahrhaft überzeugend sind, nicht gesucht hat, sie durch genauere Angaben der Monumente und mehr ausgeführte Beweise noch besser zu sichern. Hr. Jomard ist hierin musterhaft.

(⁶) *l.* 1. *c.* 3. 4.

(⁷) *l. c.* nr. 180.

chen mit, und Hr. Champollion (¹) glaubt bald im Besitz einer wahren Hieroglyphen-Grammatik zu sein.

Betrachtet man nun die Bezeichnung der Begriffe, soviel sich davon aus den eben beschriebenen Quellen entnehmen läſst, so lassen sich folgende allgemeine Bemerkungen machen.

1. Die Zeichen sind, fast ohne alle Ausnahme, nur bestimmte Arten, nicht allgemeine Gattungen von Dingen. In keiner Stelle des Horapollo, und, soviel ich bemerkt habe, eines andren alten Schriftstellers finden sich Thier, Vogel, Baum u. s. f. als Hieroglyphen angegeben, sondern immer Löwe, Habicht, Palmbaum u. s. f. Nur der Fisch kommt allgemein vor in der schon oben berührten Stelle bei Plutarch, und bei Horapollo (²). Auch wäre es kaum möglich gewesen, die einzelnen Arten in den kleinen Abbildungen kenntlich zu machen. Doch geschieht des wiederkäuenden Scarus, als Bezeichnung eines Gefräſsigen, und des Krampfrochen, für einen Menschen, der viele aus dem Meere errettet, besondre Erwähnung (³). Aus dieser Sitte erklärt sich auch die von Hrn. Jomard in den kleinsten Hieroglyphen bemerkte Sorgfalt, jede Figur erkenntlich zu charakterisiren. Die allgemeinen Begriffe muſsten allerdings auch ihre Zeichen haben; allein bei der Unmöglichkeit allgemeiner Bilder, und der Schwierigkeit, den Leser zu unterrichten, wo von der bestimmten Art abgesehen werden muſste, sollte man glauben, daſs dies nur figürlich geschehen sei.

Es ist daher eine auffallende Erscheinung, daſs, nach Hrn. Champollion, fünf, und nach der von ihm gegebenen Kupfertafel sogar sieben Vogelarten den Vocal *a* bedeuten. Wenn dem wirklich so ist, so darf man es wohl nicht von dem Wort Geflügel, ϩⲁⲗⲏⲧ, ableiten, wie er es versucht (⁴), sondern man muſs annehmen, daſs alle, durch diese Vogelgattungen angedeuteten, eigentlich oder figürlich gebrauchten Wörter mit einem *a*, oder dem Hauchbuchstaben anfingen.

(¹) *Lettre à Mr. Dacier. p.* 1. 2.

(²) *l.* 1. *c.* 44.

(³) *l.* 2. *c.* 109. 104.

(⁴) *Lettre à Mr. Dacier. p.* 11. 38. *pl.* 4. Der Hauchbuchstabe im Anfange würde sonst dieser Ableitung nicht im Wege stehen, da er bisweilen ausgelassen wird.

2. Die wirklichen Gegenstände scheinen nicht häufig durch sich selbst, kyriologisch, sondern mehr durch andre, figürlich, angedeutet worden zu sein.

In Horapollo sind die Beispiele wahrhaft kyriologischer Bezeichnung sehr selten: ein Tuchwalker, angedeutet durch zwei in Wasser stehende Füſse, die Nacht durch einen Stern, der Geschmack durch Mund und Zunge, das Gehör durch ein Ohr, jedoch eines Stiers (1). Nach der Analogie der beiden letzten Bezeichnungen, sollte man nun für das Gesicht ein Auge erwarten. Er giebt aber, statt dessen, einen Geier an. Das Auge ist, mit der Zunge, bei ihm Zeichen der Sprache (2). Clemens von Alexandrien aber redet von Augen und Ohren aus edlen Metallen, die als Symbole des göttlichen Allsehens und Hörens den Tempeln geweiht wurden (3).

Es lag indeſs in der Natur der Sache, daſs selbst ein wahres Hieroglyphen-Wörterbuch kyriologischer Zeichen, da sie von selbst verständlich waren, kaum zu erwähnen brauchte. Mehr beweist es dagegen, wenn man körperliche Gegenstände durch ganz andre, kaum entfernt an sie erinnernde, den Mund durch eine Schlange, den Schlund durch einen Finger, die Milz durch einen Hund, einen essenden Menschen durch ein Krokodil mit geöffnetem Mund, einen Stundenbeobachter durch Einen, der die Stunden iſst, Wespen und Mücken durch Dinge, denen man ihre Entstehung zuschrieb, das Herz durch einen Ibis bezeichnet findet (4). Dagegen wurde das Bild des Herzens gebraucht, um, verbunden mit einem Rauchfaſs, Eifersucht, und, wegen des heiſsen, fruchtbaren Bodens des Landes Ägypten, an die Kehle eines Menschen gefügt, den Mund eines guten, wahrheitsliebenden Mannes anzuzeigen (5). Bei Hrn. Young kommen zwar mehrere Thierbilder als Zeichen derselben Gattungen vor; er gesteht aber die Ungewiſsheit ihrer kyriologischen Deutung zu (6), und bestätigt auch, wie schon früher Zoëga, die Seltenheit dieser Gattung der Zeichen (1). Es versteht sich aber von selbst, daſs hierdurch nicht das Dasein kyriologischer Hieroglyphen auf den noch vorhandenen Monumenten geläugnet werden soll. Ein Beispiel einer solchen ist die steinerne Tafel auf dem Rosettastein (2). Zum Theil konnte diese Erscheinung zwar von der Neigung der Sprache zu Bildern, oder einem im Gebrauch der Hieroglyphen zur Sitte gewordenen bilderreichen Styl herkommen; sie ist aber noch aus zwei andren Gründen von der gröſsten Wichtigkeit. Denn einmal zeigt sie, worauf schon im Vorigen hingedeutet ist, daſs das Ägyptische Hieroglyphensystem sich durchaus von der Malerei unterschied, die man bei beginnenden Nationen antrifft, und die dem Auge unmittelbar erkennbare Gegenstände darlegt. Dies geht, wie Zoëga in einer sehr merkwürdigen Stelle richtig bemerkt, aus den Zeugnissen des ganzen Alterthums über dasselbe hervor (3), und beruht nicht etwa bloſs auf einzelnen Beispielen von Zeichen, wie die oben berührten. Zugleich aber führt die Seltenheit der einfachen Bilder auf eine noch ganz andre Ansicht der Hieroglyphenschrift, auf welche ich erst in der Folge, nach dem über die Schrift selbst zu Sagenden, ausführlicher kommen werde. Sie beweist nämlich, daſs diese Schrift nicht bloſs durch ihre Bedeutung, den in der Rede in sie gelegten Sinn, sondern auch das einzelne Zeichen für sich, als Hieroglyphe, belehren sollte, theils wie es auch die Sprache hier und da durch sinnvolle Wortbildung thut, theils auf eine noch andre, tiefere und mystische Weise. Von diesen beiden Seiten her zeigt sich ihre wahrhaft ideale Richtung, der man genau folgen muſs, wenn man die Eigenthümlichkeit des Ägyptischen Geistes, und den Zustand seiner Bildung erkennen, und diesem wunderbaren Volke nicht sichtbar Unrecht zufügen will. Für jetzt wünsche ich nur so viel festzuhalten, daſs man irren würde, wenn man die Hieroglyphenschrift bloſs und ausschlieſslich wie eine Schrift, wie eine Bezeichnung der Rede ansehen wollte.

---

(1) *l.* 1. *c.* 65. *l.* 2. *c.* 1. *l.* 1. *c.* 31.

(2) *l.* 1. *c.* 11. 27.

(3) *Strom. l.* 5. *c.* 7. *p.* 671.

(4) Horapollo. *l.* 1. *c.* 45. *l.* 2. *c.* 6. *l.* 1. *c.* 39. *l.* 2. *c.* 80. *l.* 1. *c.* 42. *l.* 2. *c.* 44. 47. *l.* 1. *c.* 36.

(5) *l. c. l.* 1. *c.* 22. *l.* 2. *c.* 4.

(6) *Ægypt. nr.* 72-79.

---

(1) *l. c.* nr. 161. Zoëga. *p.* 441. Auch in der *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 163. wird die Anzahl der Zeichen, „*dont la configuration représente bien les objets*", klein genannt.

(2) Zeile 14. Hr. Champollion (*Rev. encyclop. T.* 13. 1822. *p.* 517.) erklärt dies für die einzige Form dessen, was man, wenn von Ägyptischen Denkmälern die Rede ist, *στήλη* nennt. Den Obelisken spricht er diese Benennung gänzlich ab. Zoëga (*p.* 33. 129. 151. 571.) nimmt den Begriff weiter, und dehnt ihn auch auf Obelisken, jedoch nur auf kleinere, aus. Hr. Letronne stimmt hiermit (*Recherches. p.* 333.) so sehr überein, daſs er, gegen Hrn. Champollion's Meinung, glaubt, daſs der, nicht groſse Obelisk von Philae wohl die in der Sockel-Inschrift erwähnte *στήλη* sein könne. Es fehlt aber doch wohl bis jetzt eine Stelle eines alten Schriftstellers, in welcher *στήλη* von einem Obelisken gebraucht wäre, und in der man das Wort nicht bloſs von einer Denktafel, oder Säule verstehen könnte. Vergleicht man viele Stellen mit einander, so scheint sich mir wenigstens ein viel bestimmterer Unterschied zwischen *ὀβελὸς*, *ὀβελίσκος* und *στήλη* zu finden, als Zoëga zugeben will.

(3) *Quis enim veterum unquam dixit hieroglyphicam scripturam notis tantum constare, quae res, quales sunt, imitarentur omnibusque essent noscibiles? Quis veterum qui hanc rem attigere, non ea dixit quae illi sententiae e regione sunt opposita? p.* 428.

3. Es kommen bei Horapollo Zeichen vor, von denen man nicht begreift, auf welche Weise sie sich überhaupt, oder wenigstens erkennbar für das Auge, darstellen lieſsen.

Ein Stier- und ein Kuhhorn, für Werk und Strafe, mochten sich noch allenfalls unterscheiden lassen; wie aber stellt man einen blinden Käfer, für einen am Sonnenstich Gestorbenen, dar? wie eine wachende Schlange, für einen schützenden König? einen gesunden Stier, für die Verbindung von Enthaltsamkeit mit Stärke? wie die Stunden, die in der oben angeführten Hieroglyphe der Stundenbeobachter aſs? das Ende, für Ägyptische Schrift, Reden, für das am längsten Vergangene (¹)? Es läſst sich allerdings denken, daſs man in den ersten Fällen den Zustand des Thiers durch Stellung, oder Zeichen nach einmal hergebrachter Sitte, bestimmte, in den andren das nicht an sich Darzustellende wieder durch Hieroglyphe andeutete, so daſs z.B. eine Zunge (²) über einer Hand, das Zeichen der Rede, nun auch, als Bild zweiter Stufe, das Vergangene bezeichnete; und wenn Horapollo's Angaben richtig sind, und er sich nicht vielleicht in diesen Stellen verleiten lieſs, abgehend von den Schriftzeichen, mehr Symbole für den Geist, als das Auge, zu beschreiben, so muſste es sich wohl auf diese oder ähnliche Art damit verhalten.

Wirklich führt Horapollo ein Beispiel einer solchen zwiefachen Figürlichkeit an. Denn ein Palmbaum ist, nach ihm, Symbol der Sonne, und deutet dann Wasserfluth an, weil das Sonnenlicht alles durchdringt und überfluthet (³).

(¹) Horapollo. *l.* 2. *c.* 17. 18. 41. *l.* 1. *c.* 60. 46. 42. 38. *l.* 2. *c.* 27.

(²) *l. c. l.* 1. *c.* 27.

(³) *l. c. l.* 1. *c.* 34.

Welche Methode man aber auch gewählt haben mag, so beweist diese Gattung der Zeichen immer, wie weit die Hieroglyphen sich von Abbildungen der Dinge entfernten, und wie künstlich ihre Entzifferung durch die Unterscheidung solcher nicht eigentlich darzustellender Zustände, und eine solche Steigerung der Figürlichkeit werden muſste.

4. Ein Zeichen hatte mehrere Bedeutungen, und Ein Begriff mehrere Zeichen.

In dem ersteren Fall waren vorzüglich gewisse sehr heilig gehaltene Zeichen, wie der Käfer, der Falk, der Geier, das Krokodil, in dem letzteren gewisse allgemeine Begriffe, die man von sehr verschiedenen Seiten ansehen konnte, wie Gott, Welt, Sonne, Zeit. Eine Eigenschaft eines Thiers, wie die Schnelligkeit des Falken (¹), wurde auf mehrere Gegenstände, auf welche dieser Begriff paſst, den Wind, die Gottheit, Höhe und Tiefe, welche dieser Vogel, gerade auf- und abwärts schieſsend, auf dem kürzesten Wege erreicht, Hervorragung, Sieg angewandt. Ebenso war es mit dem Käfer, dem Symbol der männlichen Kraft, und dem Geier, dem der weiblichen Empfänglichkeit (²). In anderen Fällen wurden aber auch verschiedene Eigenschaften desselben Thiers auf verschiedene Begriffe übergetragen, wie die Raubsucht, die Wuth und die Fruchtbarkeit des Krokodils auf die gleichen menschlichen Eigenschaften (³). Das Verständniſs muſste dadurch allerdings erschwert werden, indeſs kaum mehr, als es auch in der Sprache durch vieldeutige Wörter geschieht; und zur Vergleichung der Schrift mit der Sprache, kann hier daran erinnert werden, daſs diese Vieldeutigkeit sich vorzüglich in sehr alten Sprachen findet (⁴).

Die Verschiedenheit der Zeichen für denselben Begriff war vermuthlich, wie die der Wörter in den Sprachen, mit kleinen Veränderungen des Begriffs nach der Natur des Zeichens, und der Art seines Gebrauchs verknüpft. Die Zeit unter dem Bilde der Sonne und des Mondes, eines Ster-

---

(¹) Diodorus Sic. *l.* 3. *c.* 4. Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. *l.* 2. *c.* 15.

(²) Horapollo. *l.* 1. *c.* 10-12. Zoëga. *p.* 446-453. vorzüglich *nt.* 43. 47.

(³) Horapollo. *l.* 1. *c.* 67. Man vergl. auch *l.* 1. *c.* 35. 68-70. *l.* 2. *c.* 80. 81.

(⁴) Auch der Koptischen ist diese Vieldeutigkeit nicht fremd. Vgl. Lacroze. Lex. v. ογω. In welchem Grade sie aber dieselbe ehemals besessen habe, lieſse sich nur dann beurtheilen, wenn sich mehr und ältere Schriften in ihr erhalten hätten.

nes, oder einer ihren Schwanz unter ihrem Leibe verbergenden Schlange, oder, in Bezug auf eine heilige Erzählung, unter dem eines Krokodils (1) erregte nothwendig andre Nebenbegriffe, wenn diese auch für den Sinn der jedesmaligen Rede vielleicht gleichgültig sein mochten. Die Welt wurde bald in dem Bilde einer in ihren Schwanz beiſsenden Schlange gleichsam hingemalt, in den Schuppen der gestirnte Himmel, in der Schwere des Thieres die Erde, in der Glätte das Wasser, in dem jährlichen Abwerfen der Haut die, auch jährliche, Verjüngung in Keimen und Blüthen, in der in sich zurückgewundenen Gestalt die Idee, daſs, wie auch Alles in ewigem Wechsel wachse und abnehme, die Welt doch diesen ganzen, ewig in sich zurückkehrenden Kreislauf umschlieſst; bald aber erinnert das Bild des Käfers an die zeugenden, bald, mit dem Bilde des Geiers vereint, an die zeugenden und empfangenden Kräfte der Welt (2). Die Sonne theilt, aus leicht begreiflichen Gründen, das Zeichen des Käfers und Falken (3), sie erscheint aber auch als ein Mann in einem, auf einem Krokodil ruhenden Boot, um ihren Lauf durch die leicht trennbare, wasserähnliche, und, gleich dem durch das Krokodil vorgestellten Nilwasser, heilsame Luft anzudeuten (4); ferner als Dattelpalme (5), wegen des verwandten Begriffs des Jahres, dem dieses Zeichen angehört (6), endlich, ohne alle figürliche Deutung, bloſs als angedeutetes Bild (*kyriologumenon*), in einem einfachen Kreise (7). Für die Gottheit geben die neueren Entzifferer andre Zeichen, als die alten Schriftsteller, nämlich eine Art Streitaxt, und menschliche stehende und sitzende Figuren (¹). Bei den Alten kommen der Falk, ein Stern und ein Auge auf einem Stab vor (²). Die Zeichen sollen aber verschiedene Eigenschaften darstellen, der Stern die Lenkung der Weltkörper bei Horapollo (³), die stehende Gestalt, ohne Hände, das Richteramt bei Hrn. Young (⁴).

---

(1) Horapollo. *l.* 1. *c.* 1. *l.* 2. *c.* 1. Clemens Alex. *l.* 5. *c.* 7. *p.* 670.

(2) Horapollo. *l.* 1. *c.* 2. 10. 12.

(3) *l. c. l.* 1. *c.* 6. 10.

(4) Eusebius bei Zoëga. *p.* 442. *nt.* 17. — Clemens von Alexandrien (*l.* 5. *c.* 4. *p.* 657.) erwähnt auch dieser Hieroglyphe, giebt aber für die Verflechtung des Krokodils in dieselbe den weniger wahrscheinlichen Grund, daſs die Sonne die Zeit, deren Sinnbild das Thier ist, erzeuge. Auch in der *Descript. de l'Égypte* wird die Bemerkung gemacht, daſs die, einem Zickzack ähnliche Hieroglyphe nur für das heilsame Nilwasser, nicht für das, den Ägyptiern verhaſste Meerwasser, gebraucht wurde. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 10.* 90. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 57. Bei Aelian (*l.* 10. *c.* 24.) ist das Krokodil das Zeichen des Wassers. Doch scheint auch da nur das heilsame des Flusses gemeint.

(5) Horapollo. *l.* 1. *c.* 34.

(6) *l. c. l.* 1. *c.* 3.

(7) Clemens Alex. *l. c.*

Wie aber war es in diesen Fällen mit dem Laut? Daſs Ein Wort mehrere Zeichen hatte, konnte das Lesen und Verstehen nicht zweifelhaft machen. Gab es aber für dieselbe vieldeutige Hieroglyphe auch nur Ein oder mehrere Wörter?

Es scheint mir unläugbar, daſs man nur das Letztere annehmen kann, wenn man nicht die Sprache als nach den Hieroglyphen geformt ansehen, und den ganzen natürlichen Lauf der Sprach- und Schrifterfindung umkehren will. Die Hieroglyphenschrift muſste zwar, da sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war, auf die geredete einen mächtigen Einfluſs ausüben, und sehr leicht konnten Wörter, indem sie, dem Schall nach, dieselben blieben, nach Maaſsgabe des Zeichens, anders bestimmte Bedeutungen empfangen. Dies konnte aber nur feinere Nüancen der Begriffe treffen. Im Ganzen muſste die vor den Hieroglyphen dagewesene Sprache, welche auch nachher noch das Band zwischen den gebildeten Ständen und dem Volk war, dieselbe bleiben. Noch abentheuerlicher wäre es wohl, anzunehmen, daſs die eigentliche Bedeutung der Hieroglyphen wäre in Worten abgelesen, und das Zeichen, nicht sein Begriff, wäre in Laut übergetragen worden. Solche tönenden Hieroglyphen hätte wenigstens nur der Eingeweihte verstanden; und doch las man bei öffentlichen Versammlungen auch dem Volke vor. Aber auch für den Eingeweihten wäre daraus Verwirrung entstanden; und da man einmal nur vermittelst der Sprache denken kann, so hätten doch diese in Laute umgelesenen Zeichen wieder in wahre Sprache verwandelt werden müssen. Nach eignen

---

(¹) Young. nr. 1-4. Champollion im *Panthéon Égyptien. Livr.* 1. Erkl. der 4. Kupfert.

(²) Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. 13. Cyrillus bei Zoëga. *p.* 453. *nt.* 48.

(³) Horapollo. *l.* 1. *c.* 13. Es ist schwer zu glauben, daſs *τὴν νίκην* in dieser Stelle die richtige Lesart sei.

(⁴) Wenn der Mangel der Hände das Richteramt beweist, wie kommt es dann, daſs das Zeichen der Göttin bei ihm auch ohne Hände erscheint, als wäre mit deren Begriff der des Richtens, ohne Ausnahme, verbunden?

und ganz verschiednen Gesetzen geformt, können sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch die, unabhängig von ihnen vorhandene Sprache auf den Begriff beziehen. Der bloſse ihnen gegebene Laut verändert darum nicht ihre Natur. Im Chinesischen giebt es allerdings auch mehrdeutige Charaktere, aber sie erlauben keine Anwendung auf die Hieroglyphen. Denn bei ihnen entsteht die Verschiedenheit der Bedeutungen aus dem Wort, und geht mit ihm auf die Figur über, welche an sich, die lose Verbindung mit dem Schlüssel ausgenommen, leer an Bedeutung und Inhalt ist. Hier aber wird die Hieroglyphe, nach ihr beiwohnenden Eigenschaften, auf mehrere Begriffe, und mithin auch auf mehrere Wörter übergetragen. Hatte Ein Wort mehrere Bedeutungen, so konnte, und muſste es wohl auch mehrere Zeichen haben. Die mehrdeutigen Hieroglyphen beweisen daher unläugbar, daſs nicht jedem Zeichen bloſs Ein Wort entsprach, sondern daſs der Leser bisweilen zwischen mehreren, dem Sinn nach, zu wählen hatte.

5. Der in Einer einfachen oder zusammengesetzten Hieroglyphe ausgedrückte Begriff ist häufig durch Nebenbegriffe so ins Einzelne hinein bestimmt, daſs nothwendig die Frage entsteht, ob dem Zeichen in der Sprache gleichfalls Ein Wort entsprochen habe?

Schon bei den Alten ist angemerkt, daſs die Hieroglyphen nicht bloſs Wörter, sondern auch ganze Redensarten andeuteten. Bei Horapollo kommen viele solcher, mit Bestimmungen des Begriffs überladener Zeichen vor; die meisten seines zweiten Buches gehören zu dieser Classe. Man kann sich nicht der Bemerkung erwehren, daſs man bei dem Lesen des Horapollo hierin eine ähnliche Empfindung, als bei den Wörterbüchern der Sprachen noch sehr ungebildeter Nationen, hat. Auch in diesen findet man die Begriffe so durch Besonderheiten bestimmt, daſs man oft groſse Mühe hat, zu dem reinen und einfachen zu gelangen. Horapollo hat über zwanzig Artikel von Menschen in allerlei Zuständen, Zeichen für eine Wittwe, ein schwangeres, ein säugendes, ein einmal Mutter gewesenes Weib u. s. f.; allein ein einfaches Zeichen für Mensch und Weib überhaupt sucht man vergebens bei ihm. Wie die Alt-Ägyptische Sprache hierin beschaffen gewesen sein mag, läſst sich in der Koptischen nicht erkennen, da wir in derselben bloſs nicht mehr in ihrem ursprünglichen Geist verfaſste Schriften haben, und dadurch, und durch die Vermischung mit Griechischen Wörtern alles verdunkelt wird, was den Charakter der Sprache im Ganzen sehen lieſse.

Einige der oben erwähnten Zeichen lassen sich nun zwar sehr gut in Einem, danach modificirten Worte ausgedrückt denken, und können in einer reichgebildeten Sprache gelegen haben. So die Verbindung der Stärke mit der Enthaltsamkeit durch einen Stier mit gefesseltem rechten Knie, eines schwachen und doch muthwillig unternehmenden Menschen durch eine Fledermaus, eines schnell, aber unbedachtsam Handelnden durch einen Hirsch und eine Viper u. s. f. (¹)

Wenn man sich aber Vorstellungen, wie die Eines, der sich selbst nach einem Orakelspruch heilt (in der Hieroglyphe eine wilde Taube, die einen Lorbeerzweig im Schnabel hält), oder eines Menschen, der, von Natur ohne gallichte Gemüthsart, durch einen andren dazu gebracht wird (in der Hieroglyphe eine zahme Taube, welche das Hintertheil in die Höhe hält), eines Clienten, der bei seinem Patron Schutz sucht, und nicht erhält (in der Hieroglyphe ein Sperling und eine Eule), Eines, der sein Vermögen einem verhaſsten Sohne hinterläſst (in der Hieroglyphe ein Affe mit dessen hinter ihm hergehenden Jungen), Eines, der aus Armuth seine Kinder aussetzt (in der Hieroglyphe ein Falke, der eben legen will), oder Eines, der viele aus dem Meere errettet (in der Hieroglyphe ein Krampfroche (²)), denen man noch viele andre hinzufügen könnte, in Rede ausgedrückt denkt, so erscheint es nicht natürlich, jede derselben in Ein Wort zusammenzufassen. Sie gleichen vielmehr Bildern, welche nur den Gedanken gaben, den jeder im Entziffern frei in Worten umschrieb.

Dennoch möchte ich hierauf kein entscheidendes Gewicht für die Beantwortung der wichtigen Frage legen, ob jeder Hieroglyphe ein bestimmtes Wort entsprach, und diese Schrift mithin gelesen, oder nur entziffernd erklärt werden konnte? Denn es läſst sich nicht allgemein beurtheilen, wie weit die Zusammensetzungsfähigkeit der Sprachen reicht; und manche im Alt-Indischen ganz übliche Zusammensetzungen dürften dem dieser Sprache Unkundigen leicht unmöglich erscheinen. Es konnten auch ganze Phrasen ein für allemal für solche Bilder gestempelt sein. Endlich aber ist, bei dem unverkennbaren Jagen des unter dem Namen Horapollo's gehenden Schriftstellers nach sinnreichen Einfällen und wunderbaren Thiergeschichten, schwer

---

(¹) Horapollo. *l.* 1. *c.* 46. *l.* 2. *c.* 78. 52. 87.

(²) *l. c. l.* 2. *c.* 46. 48. 51. 66. 99. 104.

zu unterscheiden, ob er nicht Hieroglyphe und Schriftzeichen (zwei wesentlich verschiedne Begriffe) in diesen Artikeln mit einander verwechselte, oder auch die Begriffe nach dem Bilde mehr, als der gewöhnliche Schriftgebrauch es that, individualisirte.

Was aber diese Vorstellungen mit Gewiſsheit beweisen, und was auch auf die andren, einfacheren Schriftzeichen, wenn es auch bei ihnen nicht immer gleich in die Augen fallend ist, trifft, ist der Gang, welchen der Geist bei der Bezeichnung durch Bilder nahm. Jedem, der irgend mit Sprachen vertraut ist, und auf die Art Acht gegeben hat, wie dieselben den Theil der Begriffe bestimmen, welchen Ein Wort umfassen soll, oder wie sie den, gleichsam in unendlicher Ausdehnung hinlaufenden Gedanken durch die Wortbildung in einzelne Stücke prägen, muſs es auffallend sein, daſs viele Hieroglyphenzeichen hierin eine ganz andre Eintheilung machen, als die Sprachen in den Wörtern. Am meisten leuchtet dies freilich bei denjenigen Zeichen ein, von denen wir hier reden, allein diese Verschiedenheit der Gedankeneinschnitte ist doch auch bei andren, einfacheren sichtbar. Dies bestätigt nun, was, wie ich in der Folge zeigen werde, auch das ganze Wesen der Hieroglyphen andeutet, daſs man nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellung für etwas Vergangenes suchte, mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der, nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte überging. Mochte dies auch nicht immer geschehen, so machte es offenbar einen wesentlichen, und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus, womit auch die oben berührte Seltenheit kyriologischer Zeichen zusammentrifft. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur Eine groſse Hieroglyphe, jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriff nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher das Bild; und wenn er, was er in ihm zu entdecken glaubte, in Einem Begriff zusammenfaſste, so muſste dieser sehr natürlich anders ausfallen, als, wenn er in nicht symbolisirendem Denken an der Hand der Sprache zu ihm gelangt wäre. Bei einigen Zeichen springt diese Erscheinung ordentlich unwillkührlich ins Auge. Der Elephant soll einen Menschen andeuten, der, zugleich stark, überall das ihm Zuträgliche wittert. Die Verbindung der Klugheit mit der Stärke war schon an sich durch die Natur des Elephanten gerechtfertigt; allein auf die besondre Bestimmung der Art der Klugheit, als einer ausspürenden, von fern ahndenden, und auf die Metapher des Riechens, auch im Begriff, konnte man, wie auch Horapollo thut, nur von dem Anblick des Rüssels aus gerathen, der zugleich Waffe und Geruchswerkzeug ist. Gegen diese Hieroglyphe läſst sich einwenden, daſs sie, da das Ägyptische Alterthum sonst von Elephanten schweigt, zu den Einschiebseln des ausländischen Schriftstellers gehören könnte (¹). Allein der Ibis bietet ein andres, und zu sinnreiches Beispiel dar, als daſs man es nicht sogar in das hohe Alterthum hinaufsetzen sollte.

Die weiſsen und schwarzen Federn dieses Vogels wurden zugleich auf den Mond, wegen seiner Licht- und Schattenseite, und auf den Hermes, und die Sprache bezogen, welche, erst im Gedanken verborgen, durch die Zunge hervortritt (²). So bildete man also durch dies Zeichen den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man, ohne das Symbol, wohl schwerlich gekommen wäre. Auf diesem Wege begreift man auch noch mehr, wie dasselbe Zeichen mehreren Begriffen diente. Die Hieroglyphen waren nicht bloſs Zeichen, sondern wirkliche Wörter für

---

(¹) *l.* 2. *c.* 84. Andre Beispiele, wo der Elephant bei Horapollo, als Hieroglyphe, erwähnt wird, sind *l.* 2. *c.* 85. 86. 88. Man darf hier nicht vergessen, daſs seit den Zeiten der Ptolemaeer die Elephanten den Ägyptiern nicht mehr fremd waren, wobei man nur an den zu erinnern braucht, welcher nach Plinius (VIII. 5.) und Aelian (I. 38.) Nebenbuhler des Aristophanes von Byzanz bei der Kränzeflechterin in Alexandria war. Die Hieroglyphen erfuhren aber auch in späteren Zeiten Vermehrungen und Veränderungen, so daſs Zoëga (*p.* 455. 474. 475.) auf dem Pamphilischen Obelisk 194, auf dem Barberinischen 241 Zeichen fand, die auf den für älter erkannten nicht vorkommen. Ammianus Marcellinus (*l.* 17. *c.* 4.) bezeugt ausdrücklich, und der Anblick lehrt, daſs auch Thiere anderer Weltgegenden hieroglyphisch gebraucht wurden. Bisher kannte man zwar keinen Elephanten auf Ägyptischen Bildwerken. Allein ganz neuerlich lernen wir aus der Reise des Hrn. Grafen Minutoli, daſs in dem Isistempel auf der Insel Philae wirklich einer angetroffen wird. Auch ein Kamel findet sich dort zum erstenmal. Horapollo erwähnt eines Kamels als Hieroglyphe. *l.* 2. *c.* 100. Die Bildwerke im Isistempel auf Philae scheinen aber aus der Zeit der Ptolemaeer herzurühren. Letronne. *Recherches pour servir à l'hist. de l'Égypte. p.* XXXIV. 439. 440. Man vergleiche über die Elephanten in Ägypten A. W. v. Schlegel's Abhandlung über den Elephanten (Indische Bibl. B. 1. S. 130. 186.), die unter einem sehr anspruchslosen Titel, und in dem Gewande einer bloſs unterhaltenden Erzählung höchst wichtige Untersuchungen und Aufschlüsse enthält.

(²) Clemens Alex. *l.* 5. *c.* 7. *p.* 671. Aelianus. *De nat. anim. l.* 10. *c.* 29. Der Ibis hatte aber auch andre Beziehungen zum Monde. Aelianus. *l. c. l.* 2. *c.* 35. 38.

das Auge. Wie nun die Sprache ein Wort auf einen verwandten Begriff hinüberzieht, so wurde die Hieroglyphe, wegen einer neu beobachteten Eigenschaft, einem andren Begriffe gewidmet. Dies traf selbst die berühmtesten und am allgemeinsten aufgefaſsten Hieroglyphen, welche dadurch Bedeutungen erhielten, die ihrem Grundbegriff durchaus fremd waren. So bezeichnete der Geier, das Grundsymbol der empfangenden und mütterlichen Kräfte der Natur, zugleich wegen seines scharfen Gesichts das Sehen, wegen der ihm beigemessenen Vorhersehungskraft, mit der er bei zwei schlagfertig stehenden Heeren sich das Feld seines Raubes unter den zu Besiegenden aussersah, die Begränzung (1). Immer stand also in erster Linie das Bild, der Begriff nur in zweiter. Dieser, nach dem Zeichen gebildet, erhielt dann freilich auch eine Bezeichnung in Wörtern, vielleicht auch in Einem, indem man entweder das Wort der Sprache wählte, das ihm am nächsten kam, oder ein zusammengesetztes bildete. Es ist daher sehr zu vermuthen, daſs die Zeichen oft prägnanter, als die Wörter, waren; und ihre Änderung und Vervielfachung mochte auch die Sprache mit neuen Zusammensetzungen bereichern. Denn in diesem Theile erfahren die Sprachen am leichtesten Umänderungen auch noch in späterer Zeit; und wenn auch richtiger, oder zu ekler Geschmack, wie wir es an der Lateinischen und Französischen Sprache sehen, die Zahl der Composita vermindert, so lehrt das Beispiel der Deutschen, daſs die Nachbildung fremder Sprachen, die, bei der Verschiedenheit des Gedankeneinschneidens in jeder, mit dem Fall der Ägyptier Ähnlichkeit hat, dieselben vermehrt.

6. Die Gesetze aufsuchen zu wollen, nach welchen die Begriffe hieroglyphisch bezeichnet werden, würde ein vergebliches Bemühen sein. Es kann nicht einmal weiter führen, so, wie Zoëga gethan hat, die verschiedenen figürlichen Ausdrücke unter Classen zu bringen, und mit Beispielen zu belegen (2). Bemerkenswerth ist es nur im Ganzen, daſs, wo wir den Zusammenhang des Begriffs mit dem Zeichen bei den Alten angegeben finden, derselbe in den meisten Fällen, mit Übergehung des sich leicht darbietenden, ein unerwarteter und gesuchter ist. Gewiſs muſs man zwar hierbei sehr viel auf die Berichtsteller schieben, deren Zeugniſs wohl gerade

---

(1) Horapollo. *l.* 1 *c.* 11.

(2) *p.* 441 - 445.

in diesem Stück, und weit mehr, als in den Angaben der Zeichen selbst, gerechten Verdacht erregt. Namentlich sind in Horapollo ein großer Theil der angegebenen Bezeichnungsgründe so kindisch, spielend, und selbst lächerlich, daſs man sich des Argwohns nicht erwehren kann, daſs entweder die wahren nicht mehr bekannt waren, oder daſs spätere Deutelei ihnen absichtlich falsche unterschob. „Nicht unmöglich wäre es auch, daſs die Priestercaste selbst exoterische und esoterische gehabt hätte. Zum Theil aber mag uns auch manches hierin mehr auffallen, als es sollte. So gehen die häufigsten Fälle sonderbarer Zeichenerklärungen auf Eigenschaften der Thiere hinaus, die wir an ihnen nicht zu bemerken gewohnt, oder die auch augenscheinlich fabelhaft sind.

Die Alten stellten aber, wie ihre Schriften beweisen, über die kleinsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens viel mehr ins Einzelne gehende Beobachtungen an, und legten einen viel gröſseren Werth darauf, als wir zu thun pflegen. Die Ägyptier mochten aus Gründen, die in ihrem Gottesdienst lagen, noch mehr in diesem Fall sein. Daſs alsdann auch eine Menge falscher Beobachtungen, und wirklicher Erdichtungen mit unterlief, war natürlich; und so mögen wir oft die Berichtsteller beschuldigen, wo sie getreulich das selbst Gehörte niederschrieben. Wie viel man aber auch auf ihre Rechnung, oder die ihrer, vielleicht schon nicht mehr hinlänglich unterrichteten Gewährsmänner setzen mag, so brachte es die Natur der Hieroglyphen, welche doch wesentlich auf dem Forschen nach Ähnlichkeiten zwischen Körperlichem und Unkörperlichem beruhn muſste, mit sich, daſs die subjective Nationalansicht einen sehr groſsen Einfluſs darauf ausübte. In der Nation selbst muſste dies ihr Verständniſs erleichtern; allein unmöglich hätte die Hieroglyphenschrift so leicht auf eine fremde Nation übergehen können, als dies bei der Chinesischen Figurenschrift möglich ist; und da das Symbolisiren der Hieroglyphensprache nothwendig den ganzen Geist der Nation befangen hielt, so muſste dies vorzüglich zu ihrer Absonderung von andren Nationen beitragen.

Verwandte, oder zu einander in gewisser Beziehung stehende Begriffe sollten, wie es scheint, durch gleiche, nur auch verschieden dargestellte Hieroglyphen bezeichnet sein, wie es im Chinesischen, dort aber, weil die Chinesische Schrift hierzu andre, besser zum Zweck führende Mittel besitzt, mit Recht nur selten, doch z. B. bei den Begriffen von rechts und links, geschieht (1). Ich finde indeſs bei Horapollo nur sehr wenige Zeichen dieser Art. Das Jahr wurde durch einen Palmbaum, der Monat durch einen einzelnen Zweig desselben, eine Mutter, je nachdem sie zuerst Töchter oder Söhne geboren hatte, durch einen Stier, der sich links oder rechts umwandte, auf ganz ähnliche Weise durch eine sich rechts oder links umdrehende Hyäne ein seinen Feind besiegender, oder von ihm besiegter Mensch, ein als Beherrscher der ganzen Welt betrachteter König durch eine ganze, ein König, der nur einen Theil beherrschte, durch eine halbe Schlange bezeichnet (2).

Bei weitem das merkwürdigste Beispiel bietet aber die Bezeichnung derjenigen Gottheiten bei den Ägyptiern dar, welche die weibliche und männliche Natur zugleich in sich vereinten. Denn indem sie dieselbe durch einen Käfer und Geier darstellten, setzten sie bei Hephaestos, dem Mannweibe, jenen, bei Athene, dem Weibmanne, diesen voran (3).

Nach der Bezeichnung der Grundbegriffe, wäre das Wichtigste, zu erforschen, inwiefern die Hieroglyphen die Anwendung eines lexicalischen Systems erlaubten, wie es in den Sprachen durch Ableitung und Zusammensetzung angetroffen wird.

Unmöglich wäre dies nicht gewesen; es käme nur darauf an, Beispiele dafür aufzufinden. Bei den Alten giebt es kaum einige, die sich dahin rechnen lassen. So kommen bei Horapollo natürlich oft verneinende Begriffe, bisweilen auch zugleich ihr Gegensatz vor. Nie aber ist alsdann dasselbe Bild, nur mit einem verneinenden Zusatz, gebraucht, sondern das Zeichen des verneinenden Begriffs ist ein verschiedenes, und in sich positives (4). Es scheint nicht einmal, daſs die neueren Entzifferer auf den reinen und allgemeinen Begriff der Verneinung in den Hieroglyphen gestoſsen sind. Hr. Young erwähnt einer Hieroglyphe, die im Bilde, und auch dem Begriff nach, einem mit einer Präposition verbundenen Verbum entspricht: aufstellen, auf die Beine bringen, einrichten, errichten (*set up, prepare*); einer auf einem Stiel ruhenden Leiter (1) (was auch als Kopfputz vorkommen soll) folgt ein ausgestreckter Arm über zwei Beinen. Diese Gruppe kommt in der Rosetta-Inschrift vor; aber die von Hrn. Young befolgte Methode, meistentheils nur die in der Griechischen Inschrift stehenden Worte, nachdem man sie in der enchorischen aufgefunden zu haben glaubt, auf die hieroglyphischen Zeichen anzuwenden, mag allerdings bis jetzt die einzige brauchbare sein, sie bleibt aber zu ungewiſs, um für so bestimmte Fälle, als der gegenwärtige ist, mit Sicherheit darauf zu fuſsen. Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, daſs die Zeichen in dem Wörterbuch (Nr. 164. 165.) nicht vollständig so, wie sie in der Rosetta-Inschrift vorkommen, eingetragen sind. Nr. 164. findet sich allerdings ganz so in der 13^ten^ Zeile, allein in der 14^ten^ ist, statt der Leiter auf einem Stiel, eine bloſse Gabel, ohne daſs Hr. Young etwas andres über diese Verschiedenheit bemerkt, als daſs er *a fork or ladder* sagt, da das Zeichen doch schlechterdings keine Leiter sein kann (2). Nr. 165. hat die Rosetta-Inschrift nirgends so, wie es in dem Wortverzeichniſs mit einer Leiter gezeichnet ist.

---

(1) Rémusat's Grammatik. *p.* 2. §. 5.

(2) Horapollo. *l.* 1. *c.* 3. 4. *l.* 2. *c.* 43. 71. *l.* 1. *c.* 64. 63.

(3) Horapollo. *l.* 1. *c.* 12. Die Griechischen Namen können Verdacht gegen diese Stelle erregen, allein die Vorstellung war darum nicht weniger Ägyptisch. Vergl. Creuzer's Symbolik. B. 1. S. 672. 673. und besonders *nt.* 383.

(4) Man vergleiche bei Horapollo *l.* 2. *c.* 55. und 56. — *l.* 2. *c.* 118. und *l.* 1. *c.* 44. — *l.* 1. *c.* 43. und 49.; ferner *l.* 1. *c.* 58. und andre Stellen mehr.

Daſs die Hieroglyphen einfacher Begriffe zusammengestellt wurden, um den aus jenen zusammengesetzten zu bilden, davon haben wir oben an Hephaestos und Athene ein Beispiel gesehen, allein es ist mir auch kein andres, wenigstens nicht bei den Alten, bekannt. In mehreren zusammengesetzten Zeichen bei Horapollo entsprechen zwar die beiden Zeichen zwei in dem Begriff vorkommenden Gegenständen, wie in der Bezeichnung eines von einem Stärkeren Verfolgten durch eine Trappe (ὠτὶς) und ein Pferd, aber ohne daſs diese einzelnen Zeichen nun auch, auſser der Zusammensetzung, Hieroglyphen der einfachen Begriffe wären (3). Sehr oft aber führt er zusammengesetzte Zeichen für einfache

---

(1) Young. *Egypt.* nr. 164. 165. und *p.* 35.

(2) Ein ganz ähnliches Zeichen, nämlich die Gabel, und der Arm über zwei Beinen, nur mit noch zwei gegen einander gerichteten Stäben über dem Arm, steht Zeile 6., ohne daſs Hr. Young dessen erwähnt.

(3) Horapollo. *l.* 2. *c.* 50. Von ganz gleicher Art sind die Hieroglyphen *c.* 51. 75. 86. 91. 106. 108.

Begriffe, und umgekehrt, an. So Himmel und die Wasser ausströmende Erde für das Anschwellen des Nils, ein Herz über einem Rauchfaſs für Ägypten, eine Zunge über einem blutigen Auge für die Sprache (¹), dagegen eine Viper für Kinder, die ihrer Mutter nachstellen (²).

Zeichen grammatischer Verbindung, oder grammatische Wörter, Präpositionen, Conjunctionen u.s.f., liefern Horapollo und die alten Schriftsteller überhaupt gar nicht; und sollte man nach der im Alterthum hochberühmten, schon im Vorigen erwähnten Saitischen Inschrift schlieſsen, so standen die Hauptbegriffe zwar in der Ordnung, in der sie gedacht werden muſsten, aber ganz abgesondert, ohne alle grammatische Kennzeichen und Verbindungen, da. Es fragt sich aber, ob die in dieser Inschrift zusammengestellten Zeichen wirklich einen Spruch, eine bestimmte Wortreihe vorstellen sollten. Die Inschrift gehört vielleicht zu derjenigen Gattung von Hieroglyphen, die nur bestimmt waren, eine Wahrheit, oder Lehre symbolisch dem Geiste vorzuführen, wie die sogenannten τέτταρα γράμματα bei Clemens von Alexandrien. Ich werde von diesen weiter unten sprechen, man muſs sie aber sorgfältig von der eigentlichen Schrift unterscheiden. Sehr leicht konnte sich aber auch in verschiedenen Zeiten, oder für verschiedene Gegenstände in dem sparsameren und häufigeren Gebrauch grammatischer Zeichen eine Verschiedenheit in dem Hieroglyphenstyle finden. In den Chinesischen Schriften ist dies bekanntermaſsen der Fall, und es zeigt sich in denselben, daſs es wohl möglich ist, wenn Schriftsteller und Leser sich einmal in diese Art, unverknüpfte Begriffe hinzustellen, hineingedacht haben, der Grammatik bis auf einen gewissen Grad zu entbehren.

Hr. Champollion und Hr. Young glauben mehrere bloſs grammatische Zeichen in den Hieroglyphen gefunden zu haben. In dem jetzigen Zustande der Hieroglyphenentzifferung wäre es voreilig, auf die gemachten Entdeckungen schon andre Folgerungen gründen zu wollen, allein gewiſs noch mehr unrecht, sie, wenn sie auch nur glückliche Vermuthungen sein sollten, zurückzuweisen, und dadurch der weiteren Untersuchung vorzugreifen. Was mir in der That die Behauptung grammatischer Zeichen sehr

---

(¹) *l. c. l.* 1. *c.* 21. 22. 27.

(²) *l. c. l.* 2. *c.* 60.

zu unterstützen scheint, ist die **Häufigkeit**, in der gewisse Hieroglyphen in wenigen Zeilen erscheinen. Unter diesen fällt, auch dem Ungeübten, am leichtesten die wagerechte in lauter spitzen Winkeln auf- und abwärtsgehende Linie ins Auge. Hr. Young und Hr. Champollion erklären sie für die den Genitiv bildende Präposition, ohne jedoch andre bestimmte Beweise davon zu geben, als daſs sie dem Koptischen gleichbedeutenden ⲛⲧⲉ oder ⲛ̀ entsprechen soll, weshalb sie, nach Hrn. Champollion, auch den Buchstaben *n* bedeutet (¹). Daſs in der Hieroglyphenschrift ursprünglich das Wasser dadurch angedeutet werde, wie man nach der Ähnlichkeit mit den Vorstellungen dieses Elements in den Bildern (²) schlieſsen sollte, läugnet der Letztere gänzlich. Dieses Zeichen nun findet sich in den 14 Zeilen Hieroglyphenschrift des Rosettasteins über sechzig Mal, in Verbindung mit verschiedenen andren Zeichen, wo es denn auch andre Bedeutungen haben mag (³), und bestätigt daher allerdings dadurch die Vermuthung, daſs es keinen Hauptbegriff, der nicht so oft wiederholt sein könnte, sondern bloſs eine grammatische Bestimmung anzeigt. Auch in andren Hieroglyphen-Inschriften ist es häufig; dagegen kommt dies Zeichen in den 515 Columnen der oben erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle auch nicht ein einziges Mal vor, wie ich mich durch sehr genaue Durchsicht derselben überzeugt habe. Über diese auffallende Erscheinung, die vielleicht dadurch zu erklären ist, daſs in dieser Rolle an der Stelle dieses Zeichens ein andres, gleichbedeutendes gebraucht ist (⁴), darf man wohl erst von den ferneren Arbeiten der oft genannten Französischen und Englischen Gelehrten Aufschlüsse erwarten, vorzüglich von Hrn. **Jomard's** angekündigtem Verzeichniſs aller bekannten Hieroglyphen, aus dem sich auch

---

(¹) Young. *Egypt.* nr. 177. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 36.

(²) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 90. Über die Hieroglyphe des Wassers s. oben S. 447. Anm. 4.

(³) z. B. einer Substantivendung nach Young. *Egypt.* nr. 93.

(⁴) Eine einfache wagerechte Linie kommt in dieser Rolle ungemein oft vor, und ich habe einen Augenblick geglaubt, daſs der eckige Strich auf diese Weise vereinfacht sei, da diese Rolle die Zeichen überall nur in den äuſsersten Umrissen giebt. Dieselbe gerade Linie findet sich aber auch, neben der im Winkel gebrochenen, auf dem Rosettastein, und beide konnten daher wohl nicht, ohne Zweideutigkeit, zusammengeworfen werden.

unstreitig ergeben wird, welche dieser oder jener Art der Denkmäler eigenthümlich sind.

Die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts scheint durch vielfache Analogie begründet, und dürfte wohl als gewiſs angenommen werden können (¹). In der Regel steht sie den Zeichen des Subjects nach; doch will Hr. Young sie auch, nach Analogie des Koptischen Artikels, an dem allein das Geschlecht in der Sprache kenntlich ist, vor demselben gefunden haben. Das männliche Geschlecht wird nicht angedeutet. Im Koptischen sind Sonne und Mond (letzterer ⲓⲟϩ) männlichen Geschlechts, und auch die Hieroglyphe des Ioh, des Mondgottes, trägt kein weibliches Zeichen. Daſs auch der mythologische Begriff der Mondgöttin in das männliche Geschlecht hinüberschweifte, ist schon durch andre Untersuchungen bekannt (²).

Den Dualis und Pluralis findet Hr. Young durch zwei- oder dreifache Wiederholung des Gegenstandes, oder durch zwei und drei Strichelchen bezeichnet (³). Nach Hrn. Champollion wird, statt der Hinzufügung der Zahl, der Gegenstand auch so oft, als sie erfordert, wiederholt (⁴). Dies erklärte den Dual, der dem Koptischen fremd ist. Die Bezeichnung unbestimmter Mehrzahl durch drei wäre merkwürdig, selbst wenn die Zweideutigkeit, wie Hr. Young behauptet, durch die Stellung vermieden war; und es ist mir in keiner Sprache aufgestoſsen, daſs die Charakteristik des Plurals mit drei etymologisch zusammenhinge. Dagegen gilt fast in allen Sprachen diese Zahl, als eine Art Superlativus, für viel. Hrn. Young's Behauptung hat unläugbar das für sich, daſs auf dem Rosettastein keine einzige Hieroglyphenzeile ist, in welcher diese zwei- und dreifachen Strichelchen, oder Zeichen sich nicht wiederholten, und auch auf dem groſsen Hieroglyphen-Papyrus selten einer Columne ein Beispiel dieser Art fehlt. Fast unmöglich kann die Zahl drei dort so oft nöthig gewesen sein. Bei der groſsen Leichtigkeit, die Zweiheit dergestalt auszudrücken, läſst sich

---

(¹) Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 9. 12. 46. *pl.* 1. nr. 21. Young. *Egypt.* nr. 3. 38.

(²) Hirt in den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wissensch. Hist. philol. Classe. Jahrg. 1820. 1821. S. 133. Creuzer. Symbolik. B. 2. S. 8-10.

(³) *Egypt.* nr. 4. 11. 57. 187-196.

(⁴) *Panthéon Égyptien.* Heft 1. *p.* 2. *pl.* 1.

das Entstehen eines Dualis in der Schrift denken, wenn auch die Sprache keinen kannte; und kann er nicht im Koptischen mit der Zeit ebenso, als dies fast ganz in der Griechischen Prosa der Fall ist, verloren gegangen sein?

Sehr viel hat auch die Bemerkung für sich, daſs die Ordinalzahlen durch ein über die Cardinalzahlen gesetztes Zeichen unterschieden werden. Denn in der letzten Hieroglyphen-Zeile des Rosettasteins folgen diese Zeichen mit den Zahlen 1, 2, 3 in dieser Ordnung auf einander, und in der Griechischen entsprechenden Stelle sind die letzten Worte vor dem Bruch: *τῶν τε πρώτων καὶ δευτέ*.. (1). Es wäre nur zu untersuchen, ob es nie allein vorkommt, wie auf dem Rosettastein wirklich nicht der Fall ist. Indeſs würde dies Hrn. Young's Behauptung nicht zerstören. Denn das Koptische ⲙⲁϩ, mit welchem Hr. Young es vergleicht, ist nichts andres, als ein, sich auf das mit der Ordinalzahl verbundene Substantivum beziehendes Adjectivum, da es mit ihm in gleichem Geschlecht stehen muſs, und wohl eins mit ⲙⲉϩ, der volle, von ⲙⲁϩ, anfüllen. Im Saïtischen Dialekt lautet auch das Zahlaffixum ⲙⲉϩ.

Andre grammatische Bemerkungen bei Hrn. Young, die Bezeichnung einer Substantivendung (2), des Koptischen Präfixums ⲙⲉⲧ (3), des Superlativs (4), des Verbums durch Verdoppelung (5), scheinen mir ungewisser.

Substantiv, Adjectiv und Verbum bedurften wohl keiner besondren Bezeichnung. Sinn und Stellung machen sie kenntlich, und in mehreren Sprachen flieſsen sie grammatisch in einander, noch weniger haben alle Sprachen wirkliche Bildungsgesetze für die Steigerung der Begriffe.

---

(1) Schon Åkerblad (*lettre sur l'inscript. de Rosette. p.*62.) ergänzt, und zwar nach der enchorischen Inschrift, ..*ων καὶ τρίτων*, und bemerkt die Übereinstimmung des Hieroglyphentextes.

(2) *Egypt.* nr. 93.

(3) *l. c.* nr. 143.

(4) *l. c.* nr. 120. 121.

(5) *l. c.* nr. 113. 114. Ich bin durch Hrn. Prof. Tölken darauf aufmerksam gemacht worden, daſs, was hier Hr. Young einen Altar nennt, die den Leichnam des Osiris einschlieſsende Säule vorstellt. Creuzer. Symb. B. 1. S. 261. Daher erklärt es sich, daſs diese Säule heiliger Bedeutung auch als einzelne Hieroglyphe von glasirter Erde vorkommt, wie Hr. Young sagt.

Sehr viele behelfen sich mit Hinzufügung von Adverbien. Der Natur der Hieroglyphe nach, muſste auch der Grad höherer, oder geringerer Vollkommenheit, selbst oft das Adjectivum, ohne eines besondren Ausdrucks zu bedürfen, in dem danach gewählten Zeichen des Hauptbegriffs liegen. Horapollo hat viele solche Fälle (¹), dagegen allgemeine Eigenschaftsbegriffe, wie bei Hrn. Young gut (²) ist, beinahe gar nicht. Auf gleiche Weise in das Zeichen des Hauptbegriffs gelegt, erscheinen bei Horapollo Activum, Passivum (³) und Medium (⁴). Ob die Hieroglyphenschrift aber auch abgesonderte Zeichen für diese Arten des Verbums, ob für die Tempora hatte? wäre eine sehr wichtige, aber nach dem jetzigen Zustande der Entzifferungskunde wohl unbeantwortbare Frage. Wenn es sich zu befriedigender Wahrscheinlichkeit bringen lieſse, daſs, wie Hr. Young vermuthet, die gehörnte liegende Schlange das Pronomen bedeutete (⁵), so wäre man dem Aufschluſs über das Verbum viel näher getreten. Häufig ist dieses Zeichen allerdings auch auf der Papyrusrolle.

Bei Gelegenheit der von Hrn. Young angegebenen Hieroglyphen für Präpositionen und Conjunctionen (⁶), ist es zwar ein glücklicher Einfall, den Kopf auf die Koptische Präposition ⲉϫⲙ, über, zu beziehen, die wörtlich zum, beim Kopf heiſst (⁷). Allein die Hieroglyphe erscheint mit andren Zeichen zusammen, welche diese einfache und klare Beziehung wieder ins Dunkel stellen.

Aus allen diesen Angaben und Zusammenstellungen, bei denen ich absichtlich länger verweilt bin, geht für mich die Überzeugung hervor, daſs, wie ungewiſs auch noch die Bestimmung der einzelnen Zeichen sein mag, es doch in der Hieroglyphenschrift wirklich grammatische gab.

Daſs aber der Gebrauch derselben nicht so häufig und regelmäſsig ge-

---

(¹) Grade der Vollkommenheit *l.* 1. *c.* 31. *l.* 2. *c.* 27. 68. Eigenschaften, in den Begriff verflochten, *l.* 2. *c.* 4. 52. 78. 100. 101.

(²) *Egypt.* nr. 152.

(³) *l.* 2. *c.* 71.

(⁴) *l.* 2. *c.* 46. 65. 76. 88. 93.

(⁵) *Egypt.* nr. 74.

(⁶) *l. c.* nr. 166 - 177.

(⁷) *l. c.* nr. 174.

wesen sein mag, als in unserer Buchstabenschrift, läſst sich nicht nur schon an sich erwarten, sondern zeigt sich auch an Beispielen. So stehen da, wo ein König den Beinamen des Geliebten einer Gottheit erhält, die Zeichen für geliebt und für die Gottheit (deren Entzifferung ich für eine der sichersten unter den bisher entdeckten halten möchte) immer ohne ein verbindendes Präpositions- oder Casuszeichen (¹).

Ich bin bis hierher die Bildungsart der Hieroglyphen auf ähnliche Weise durchgegangen, wie man es mit der einer Sprache thun muſs, habe zuerst die ursprüngliche Bezeichnung der Begriffe, dann die lexicalische Analogie, endlich die grammatische Verbindung betrachtet. Ich habe dabei immer die Frage vor Augen gehabt, inwiefern sich die Hieroglyphen als wirkliche Schrift, d. h. als durch jedes Zeichen an einen bestimmten Laut erinnernd, lesen lieſsen?

Wir sind nun wesentlich nur auf zwei Dinge gestoſsen, welche dies zweifelhaft machen, nämlich die doppelte, eigentliche und figürliche, und die auch sonst mehrfache Bedeutung einiger Hieroglyphen, so wie die Häufung von Bestimmungen in dem Begriffe des Zeichens, die ein Wort nicht leicht in sich vereinigt.

Der aus dem letzteren Umstand herzunehmende Einwurf ist schon oben entkräftet worden, der in dem ersteren liegende hebt sich groſsentheils durch die Seltenheit des Gebrauchs kyriologischer Hieroglyphen, die gerade diesen Grund haben mochte, und durch die geringe Schwierigkeit, wenn eine Hieroglyphe mehreren Wörtern entsprechen konnte, das in jeder Stelle gemeinte ebenso zu errathen, als man in Sprachen den eigentlichen und figürlichen Sinn eines Wortes erkennt.

Daſs aber eine Hieroglyphe mehr als Ein Wort in der Sprache haben konnte, und einige in diesem Fall sein muſsten, fanden wir auf nicht abzuläugnende Weise.

(¹) Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 46. *pl.* 22. 23. *bis.* Das Zeichen für geliebt oder vielmehr für den Begriff der Liebe überhaupt ist eine Kette, also eine natürliche Metapher, bei Horapollo (*l.* 2. *c.* 26.) eine Schlinge (παγὶς), also auch ähnlich. Hr. Young (*Egypt.* nr. 162.) rechnet zu dem Zeichen noch ein Viereck, und einen Zirkelabschnitt, die sich auch bei Champollion (*l. c. pl.* 1. nr. 23. *bis.*) finden. In nr. 22. bei ihm fehlen sie, aber nur durch einen Fehler des Kupferstechers. Denn die Cartouche nr. 22. ist aus der Rosetta-Inschrift genommen, und diese hat das Zeichen in diesem Ausdruck (der dreimal darin vorkommt) immer.

Hiermit scheinen aber die neuerlich aufgefundenen phonetischen Hieroglyphen, die nämlich keinen Begriff, sondern einen bloſsen Laut andeuten sollen, in Streit zu sein. Denn wenn man an einer, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Hieroglyphe den Anfangsbuchstaben erkennen soll, so muſs es nur Ein mit derselben immer untrennbar verbundenes Wort geben. Es ist also hier der Ort, in diese Gattung der Hieroglyphen genauer einzugehen.

Über die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern (*).

Hr. Young sprach, seit der Auffindung des Rosettasteins, zuerst von dem Hervorgehen alphabetischer Schrift aus hieroglyphischer, erinnerte dabei an die bekannte Methode der Chinesen, und zergliederte die Namen Ptolemaeus und Berenice. Er erklärte auch sehr glücklich die meisten Buchstaben des ersteren, und einige des letzteren, ging aber von einer Voraussetzung aus, die er nothwendig, auf dem Wege fernerer Entzifferungen, wieder hätte aufgeben müssen, daſs nämlich ein Zeichen eine Sylbe mit zwei Consonanten, oder eine mit einem anfangenden Vocal bedeuten könne. Er wurde schon in jenen beiden Namen dadurch gezwungen, überflüssige und nichtssagende Zeichen anzunehmen, da doch die Erfahrung lehrt, daſs wohl bisweilen Buchstaben fehlen, nie aber einer zu viel ist (¹). Er scheiterte daher gleich bei dem Namen Arsinoe, gab in seinem hieroglyphischen Wörterbuch einen unrichtigen dafür, und deutete seine Ungewiſsheit selbst, seiner Wahrheitsliebe gemäſs, durch ein Fragezeichen an (²).

Hr. Champollion der jüngere setzte sein System phonetischer Hieroglyphen in einer kleinen, an Hrn. Dacier gerichteten Schrift aus

---

(*) Gelesen im März 1824 in der Königl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin.

(¹) Young. *Egypt.* nr. 56. 58. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 15. *nt.* 2.

(²) Wenn Hr. Young die Inschrift nr. 58. genau nach einem Urbilde gegeben hat, so hätte ihn schon der Mangel des Zeichens des weiblichen Geschlechts erinnern sollen, daſs der Name nicht Arsinoe sein kann. Nach Hrn. Champollion's Alphabet heiſst das Wort Autocrator, aber die Zeichen sind nicht regelmäſsig gestellt.

einander, nahm in jedem Zeichen nur Einen Consonanten an, es sei nun, daſs der nicht besonders geschriebene Vocal bloſs in der Aussprache hinzugesetzt, oder als mit dem vorhergehenden Consonanten von selbst zusammenhangend gedacht wurde, und entzifferte auf diese Weise eine sehr bedeutende Anzahl in Hieroglyphen geschriebener Namen. Der Erfolg war, daſs man jetzt auf einer Menge Ägyptischer Denkmäler Griechische und Römische Namen von den Zeiten der Ptolemaeer an bis auf die Antonine herunter findet (¹).

Bei einer Thatsache von dieser Wichtigkeit kommt alles darauf an, ob sie auf einer sicheren Grundlage beruht; und deshalb, und weil der Gebrauch der Hieroglyphen, als Laute, zur Bezeichnung fremder Namen, die für den Ägyptier keine Sachbedeutung haben konnten, sehr innig mit den Fragen über das Alphabet der Ägyptier überhaupt zusammenhängt, schien mir zuerst eine strenge Prüfung der Behauptung Hrn. Champollion's nothwendig. Ich habe diese nicht nur durch eine genaue Untersuchung der von ihm angeführten Beispiele vorgenommen, sondern bin auch nachher viele andre Namen-Hieroglyphen in dem groſsen Französischen Werke, und den früheren Abbildungen der Obelisken durchgegangen, um das neue System auch an den nicht von ihm angeführten zu versuchen. Ich glaube mich auf diesem Wege überzeugt zu haben, daſs man, mit Hrn. Champollion, phonetische Hieroglyphen annehmen muſs, und daſs bisher für sehr alt gehaltene Denkmäler spätere Namen an sich tragen. Aber die Gründe, auf welche er sein System stützt, erfordern, meines Erachtens, eine noch sorgfältigere Sichtung, als er mit denselben vorgenommen hat, und bei einigen seiner Behauptungen sind mir Bedenken aufgestoſsen. Ich glaube daher in eine genaue und ausführliche Erörterung eingehen zu müssen, um sowohl vor den Zweiflern an Hrn. Champollion's Alphabet, als vor den Vertheidigern desselben unpartheiisch zu erscheinen.

Hr. Champollion nimmt an, daſs die Ägyptier, um fremde Namen (da es am einfachsten ist, erst hierbei stehen zu bleiben) in Hieroglyphen zu

---

(¹) Die wichtigen Schlüsse, die sich hieraus, verbunden mit den Griechischen Inschriften und der Beurtheilung des Styls der Gebäude und Bildwerke, auf das verschiedene Alter der Ägyptischen Denkmäler machen lassen, hat Hr. Letronne in seinen *recherches sur l'histoire de l'Égypte* mit scharfſinniger Kritik zusammengestellt. Man sehe besonders *Introduction. p.* 12-40. *p.* 459. und andre Stellen dieses gehaltvollen Werks.

schreiben, sich für jeden einzelnen Buchstaben der Hieroglyphe derjenigen Sache bedienten, welche mit diesem Laute anfing, oder aus demselben bestand (1). Dies läſst sich allerdings nicht durch ein historisches Zeugniſs beweisen, da die Alten dieser Art phonetischer Hieroglyphen gar nicht, sondern nur einer ganz verschiedenen, von welcher in der Folge die Rede sein wird, erwähnen (2).

Es liegt nicht allein in der Natur der Sache, wenn Ideenzeichen als Lautzeichen gebraucht werden sollen, sondern Hr. Champollion weist auch an mehreren Beispielen nach, daſs das Koptische Wort der als phonetische Hieroglyphe gebrauchten Sache mit dem Buchstaben anfängt, für welchen die Hieroglyphe gilt (3). Indeſs hätte er hier die Schwierigkeit zeigen sollen, welche diese Bezeichnungsart durch Hieroglyphen darin fand, daſs es nothwendig viele derselben gab, für die, nach Verschiedenheit des Gebrauchs, mehrere Wörter galten. Denn bei dem hieroglyphischen Zeichen kamen sehr häufig figürliche und eigentliche Bedeutung zusammen; Einem Zeichen entsprachen auch mehrere Begriffe, die nicht immer unter einander, sondern jeder mit dem Zeichen in Verbindung standen. Diese verschiedenen Bedeutungen derselben Zeichen konnten nun in der Sprache, die natürlich der Schrift voranging, nicht dieselben Laute mit sich führen. Dies ist im Vorigen an dem ganzen Ideengange der Bezeichnung durch Hieroglyphen gezeigt, und mit Beispielen belegt worden. Einer Hieroglyphe konnten daher mehrere Wörter entsprechen; und aus dem Zusammenhange herausgerissen, blieb das wirklich damit gemeinte ungewiſs. Wäre man aber auch hiermit nicht einverstanden, so ist wenigstens das Gegentheil eine bisher unerwiesene Voraussetzung. Es kommt nun daher, daſs Hr. Champollion bald, wie bei der Hand (*t*, ⲧⲟⲧ), die eigentliche, bald, wie bei dem Sperber (*a*, ⲁϩⲓ, das Leben), die figürliche, bald eine generische, wie Vogel (*a*, ϩⲁⲗⲏⲧ), auswählte (¹). Daſs das Letzte durchaus unstatthaft ist, habe ich schon weiter oben bemerkt, und den Beweis davon aus der Analogie der Hieroglyphenbezeichnung geführt. Beruhte das System wirklich auf dieser Grundlage, so wäre ein solches Schwanken höchst verdächtig. Glücklicherweise aber steht das System, daſs die angegebenen Zeichen die angegebenen Buchstaben bedeuten, für sich selbst, und stützt sich auf ganz andre Beweise; und nur indem man sich die Gründe der Wahl dieser Zeichen deutlich machen will, kommt man auf die eben erwähnte Annahme. Diese scheint auch im Ganzen richtig zu sein. Bei der Vieldeutigkeit der Hieroglyphen folgt aber nothwendig daraus, daſs entweder die Ägyptier, nach uns unbekannten Regeln, von mehreren Bedeutungen einer Hieroglyphe, zum phonetischen Gebrauche, eine bestimmte auswählten, so wie die Chinesen (²) auch eigne Methoden für den ähnlichen Zweck haben, oder daſs diese ganze Art, Namen zu schreiben, doch unvollkommen war, und den, noch über den Inhalt ganz ununterrichteten Leser bisweilen über die wahre Geltung eines Zeichens in Ungewiſsheit lassen konnte. Daſs die letztere Folgerung von beiden die wahrscheinlichere ist, zeigen auch andre vielfache Mängel dieser Bezeichnungsart. Zugleich aber ergiebt sich hieraus, und hierauf ist es wichtig aufmerksam zu machen, daſs die etwanige Übereinstimmung der phonetischen Geltung eines Zeichens mit einem Koptischen Worte nicht für einen Beweis der Richtigkeit der aufgefundenen Be-

---

(1) *Lettre. p.* 11. 12.

(2) In einer Stelle des Horapollo (*l.* 1. *c.* 59.) sollte man auf den ersten Anblick wirklich glauben, daſs von einem geschriebenen Namen, und sogar in einem Ringe, wie wir die Namen auf den Denkmälern finden, die Rede sei. Nachdem gesagt ist, daſs ein sehr schlechter König durch eine, ihren Schwanz in dem Mund haltende Schlange angedeutet wird, heiſst es: *τὸ δὲ ὄνομα τοῦ βασιλέως ἐν μέσῳ τῷ εἰλίγματι γράφουσιν.* Man sieht aber aus dem Gegensatz im folgenden Capitel, wo die Ägyptier *ἀντὶ δὲ τοῦ ὀνόματος τοῦ βασιλέως φύλακα ζωγραφοῦσιν*, daſs nicht der Name, sondern das Wort König, entgegengesetzt dem Wort Wächter, gemeint ist. Auf den Unterschied der Wörter *γράφουσι* und *ζωγραφοῦσι* darf man hier kein Gewicht legen. Der Verfasser dieser Schrift braucht sehr häufig *γράφειν* für das Zeichnen der Hieroglyphe, so *l.* 1. *c.* 27. 29. 54. 56. *l.* 2. *c.* 1. u. s. f., obgleich, diese Ausnahmen abgerechnet, er gewöhnlich *γράφειν* mit dem auszudrückenden Begriff, *ζωγραφεῖν* mit der Hieroglyphe verbindet, wie *l.* 1. *c.* 52. *γνῶσιν δὲ γράφοντες, μύρμηκα ζωγραφοῦσιν.*

(3) *Lettre. p.* 12. 35-37.

(¹) *Lettre. p.* 12.

(²) Hr. Young und Hr. Champollion berufen sich auf das Beispiel der Chinesen, aber ohne tief genug in die Methode, welche das Chinesische hierbei beobachtet, einzugehen. In der Anzeige der Champollionschen Schrift im *Quarterly review. Vol.* 28. 1823. *p.* 191. 195. wird zwar auf mehrere Unterschiede zwischen der Chinesischen und Ägyptischen Lautbezeichnung durch Ideenzeichen aufmerksam gemacht, und auch bemerkt, daſs im Chinesischen, was jedoch nicht unbedingt richtig ist, jedem Zeichen nur Ein Laut, dagegen Ein Laut einer Menge von Zeichen entspricht. Daſs aber, und inwiefern es in den Hieroglyphen anders war, wird nicht angeführt.

deutung dieses Zeichens dienen kann, und daſs in der Champollionschen Schrift auf diese Beweisart noch immer zu viel Gewicht gelegt worden ist. Wenn auch die Koptische Sprache im Ganzen die Alt-Ägyptische war, so ist dies bei weitem nicht von jedem ihrer einzelnen Wörter (auch wenn es kein uns sonsther bekanntes ist) ausgemacht.

Die Andeutung der Vocale wird bei dieser Entzifferungsart sehr mangelhaft angenommen. Es finden sich wenige Zeichen dafür, und diese auch dienen mehreren Lauten zugleich. Oft sind sie ganz ausgelassen, so daſs man sich alsdann die Geltung der Consonanten als syllabisch denken kann (¹).

Jeder Buchstabe hat, oder kann wenigstens mehr als Ein Zeichen haben. In Hrn. Champollion's Alphabet giebt es bis auf funfzehn und mehr für einen. Doch hat er auch sein Alphabet, ohne Noth, mit Zeichen überladen, indem er die Verschiedenheit der Richtung, die kleinste Veränderung der Form als eigene Zeichen giebt, unter *r* einige für *l*, unter *l* einige für *r* wiederholt, so wie unter *γ* und *ϑ* einige für *k* und *t*. Rechnet man dies ab, so bleiben zwischen 40 und 50. Indeſs hat seine Arbeit gewiſs nicht alle erschöpft, und es kann sogar hierin gar keine Gränze gezogen werden. Denn, und dies ist ausnehmend wichtig für andre, später zu berührende Untersuchungen, diese Bezeichnungsart ging gar nicht von der Idee eines Alphabets, d.h. der Andeutung aller nothwendigen Laute durch die möglichst kleinste Zahl von Zeichen, aus, sondern nur von der Nothwendigkeit, bedeutungslose Laute durch Hieroglyphen auszudrücken. Dieser Zweck nun wurde durch jedes Zeichen, dessen Wort nur an den beabsichtigten Laut mit hinreichender Bestimmtheit erinnerte, erreicht, und man sieht daher auch durchaus dieselbe Erscheinung bei den Chinesen (²). Indeſs finden sich doch bei denselben Namen meistentheils dieselben Zeichen, da sich natürlich hierin eine gewisse Gewohnheit bildete. Man braucht nur die 3 Kupfertafeln Hrn. Champollion's anzusehen, um sich zu überzeugen, daſs die erste, welche bloſs Griechische Namen enthält, meistentheils dieselben Zeichen giebt, und die auffallend neuen erst bei den Kaisernamen auf der zweiten und vorzüglich der dritten auftreten. Bisweilen hatte wohl auch auf die Wahl des Zeichens, so wie auf ihre Stellung, wovon gleich mehr, der Raum

---

(¹) Champollion. *Lettre. p.*51.

(²) *l. c. p.*33. *Quarterly review. Vol.*28. *p.*191.

und die Symmetrie Einfluſs, eine Rücksicht, die bei den Hieroglyphen auf Denkmälern nie aus den Augen gelassen werden muſs. Obgleich die Ovale, welche die Namen zu umschlieſsen pflegen, von verschiedener Gröſse sind, so richtete sich dieselbe doch zum Theil nach der Einrichtung der ganzen Hieroglyphenschrift; und meistentheils sind zwei gleich groſse gepaart, oft kehren mehrere in gleicher Gröſse zurück. Ein längerer Name erhält daher oft nur denselben Raum, als ein kürzerer. Es scheint gewiſs, daſs die Ovale bisweilen früher gemacht wurden, als man den Namen einschrieb, obgleich sich damit sehr gut Hrn. Letronne's Behauptung (1), daſs es leere Ovale (*cartouches*) nur an nicht fertigen Denkmälern giebt, vereinigen läſst. Denn auf dem Barberinischen Obelisk (2) finden sich zwei, auf dem Alexandrinischen (*Aiguille de Cléopatre*) ein leeres (3), wo man doch demungeachtet die übrige Hieroglyphenschrift fortgesetzt hat, und daher die Namen nachtragen wollte. In diesen Fällen nun muſste der Name, wie er auch war, in den Raum gebracht werden.

Bei der Lesung der Namen nach dem Champollionschen Alphabet findet man bisweilen, jedoch selten, die Stellung der Zeichen sehr stark versetzt (4). Um *aoto* zu schreiben, steht fast regelmäſsig das *a*, der Sperber, zwischen dem *o* und *to*, so daſs man eigentlich *oato* lesen müſste (5). Die beiden zusammen η bedeutenden Federn sind bisweilen, vermuthlich der Symmetrie wegen, durch einen andren Buchstaben getrennt. Im Folgenden werde ich einiger Fälle erwähnen, wo man erst in einer, dann einige Zeichen in der entgegengesetzten Richtung lesen muſs. Allein in der Regel liest man, wie bei den Hieroglyphen überhaupt, von oben herab, und von der Seite in der den Köpfen entgegengehenden Richtung. In jenen Fällen kann daher schon darum die Lesung verdächtig scheinen.

Ich muſs bei dieser Gelegenheit bemerken, daſs Hr. Champollion meistentheils nur die regelmäſsigen Inschriften für seine Kupferplatten gewählt, und einige angeblich fehlerhafte stillschweigend ergänzt hat, und überhaupt der von der gewöhnlichen Schreibart abweichenden nur selten erwähnt (¹). Er hat dabei offenbar die Absicht gehabt, den Leser nicht

---

(1) *Recherches. p.* XXXV.

(2) An der dritten Seite. Zoëga. Pl. 8.

(3) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 5. *pl.* 33.*

(4) Champollion. *Lettre. pl.* 3. nr. 72. c. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 1. *pl.* 60. nr. 9. *pl.* 80. nr. 7. *T.* 4. *pl.* 33. nr. 5.

(5) Mehrere Beispiele bei Champollion. *Lettre. pl.* 2. Ferner *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 4. *pl.* 28. nr. 29. 31. 35.

(¹) Es ist zu bedauern, daſs Hr. Champollion in seinen Abbildungen die Originale bei weitem nicht mit diplomatischer Treue wiedergiebt. Es mag dies zum Theil an der Nachlässigkeit des Kupferstiches liegen. Allein zum Theil komt es aus einer andren Ursach. Hr. Champollion hat mehrere Inschriften, die ihm vermuthlich fehlerhaft schienen, ergänzt. Bisweilen sind diese Ergänzungen bei ihm punktirt, so *pl.* 2. nr. 63. a. *pl.* 3. nr. 68.; bisweilen aber ist nicht die mindeste Andeutung der Ergänzung oder Veränderung weder auf den Platten, noch im Text, noch in der Erklärung der Kupfer gemacht. Daſs die Inschriften manchmal fehlerhaft sind, scheint wirklich die 52ste Kupfertafel des 3ten Bandes des groſsen Französischen Werks zu beweisen. Der Name Ptolemaeus komt auf derselben achtmal mit denselben Buchstaben, wie auf dem Rosettastein, ohne alle Veränderung vor. Ein neuntesmal aber steht statt des *m* ein *t*, was nur durch Unachtsamkeit des Ägyptischen Bildhauers, oder des neueren Zeichners entstanden sein kann. So mögen auch Auslassungen geschehen sein, wie Hr. Champollion *p.* 46. nr. 26., aber zu beiläufig, und nur bei wenigen Fällen, erwähnt. Es mag daher nicht unrichtig sein, solche offenbaren Auslassungen zu ergänzen. Allein bei dem Vortrage eines Systems, das schon vielen Zweifeln ausgesetzt sein muſs, und wo man nicht genug thun kann, jeden Schein der Willkührlichkeit zu vermeiden, sollte man jede Ergänzung dieser Art anzeigen und mit Gründen belegen. Zu Beispielen des eben Gesagten mögen folgende Fälle dienen, bei denen Hr. Champollion die Originale selbst citirt.

1) *Pl.* 1. nr. 22. vom Rosettastein. Z. 14. nach *Lettre. p.* 6. 46. Es fehlen die beiden ideographischen Zeichen vor der Kette.

2) *Pl.* 1. nr. 41. aus der *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 8. nach *Lettre. p.* 20. Hier sind *t* und *m*, die im Original fehlen, eingeschaltet, das deutliche *s* des Originals vor dem *r* ist in eine Feder, *a* oder *e*, und das sehr dünne Mondsegment, das im Original zwischen *n* und *r* steht, in ein, *t* bedeutendes Zirkelsegment verwandelt worden. Diese Änderungen sind nach einer Inschrift *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 60. nr. 9. (Champollion. *pl.* 1. nr. 40.) gemacht, die aber gar nicht in den Zeichen, sondern nur in Hrn. Champollion's Lesung derselben mit jener übereinkommt.

3) *Pl.* 1. nr. 42. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 28. nr. 15. nach *Lettre. p.* 21. steht zwischen den beiden *s* ein Mund, der *r* anzeigen soll. Im Original aber ist ein deutliches Auge (nach Hrn. Champollion's Alphabet ein *o*). Von dieser Inschrift werde ich unten weitläuftiger handeln. Hier bemerke ich nur Folgendes. Im Original steht κησας, und Hr. Champollion will hierin Caesar erkennen. Es tritt aber hier gerade ein Fall ein, wo dies Wort sich nicht, aus andren sichren Gründen, erwarten läſst. Denn stände sonst fest, daſs der Name das Wort Caesar enthalten müſste, so könnte, wenn man einmal Auslassungen annimmt, κησας für κησρας, *i. e.* καισαρος, stehen. Denn Hr. Champollion hat *pl.* 2. nr. 52. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 28. nr. 9. κησρατ (nach ihm

durch Unregelmäſsigkeiten irre zu machen, welche, seiner Meinung nach, doch dem System keinen Eintrag thun. Ich stimme ihm hierin in mehreren Fällen bei. Da man aber nicht bei jedem Leser eigne Prüfung vorauszusetzen berechtigt ist, so werde ich, nicht um Hrn. Champollion zu berichtigen, sondern um unpartheiisch die Gründe für und wider seine Behauptungen zusammenzustellen, diese Auslassungen möglichst nachholen. Um jedoch gerecht zu sein, darf man nicht vergessen, daſs Hrn. Champollion's Brief an

---

Caesar Autocrator), und *T.* 4. *pl.* 28. nr. 12. steht in einem eignen Schilde *κηρατ*, was man ebenso, mit ausgelaſsnem *ρ*, erklären könnte. Die Lesung verliert aber, wo solche Voraussetzungen nothwendig sind, immer an Gewiſsheit.

4) *Pl.* 2. nr. 61. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 20. nr. 8. nach der Beschreibung des Basreliefs *Lettre. p.* 26. Hier ist in dem Schilde, welches **Caesar** gelesen werden soll, das erste *r* (Hr. Champollion hat *κηςρς*, das Original *κηρς*) und eines der beiden Zeichen des weiblichen Geschlechts unter dem Thron, der ideographisch die Isis anzeigt, hinzugesetzt. Man sieht aber, daſs hier der Kupferstecher gefehlt hat. Denn da die letzte Ergänzung punktirt ist, war es gewiſs die Absicht des Verfassers, auch die erste punktiren zu lassen. Nur sollte der Text diese Verbesserungen angeben.

5) *Pl.* 3. nr. 72. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 27. nr. 12. nach *Lettre. p.* 30. Hier hat das sechste Zeichen einen deutlichen Henkel, als *k*, von dem im Original jede Andeutung fehlt. Ich habe gefunden, daſs diese henkellosen Gefäſse (◡) sehr häufig auf den Inschriften sind, indem andre, sonst ganz gleiche Gefäſse einen deutlichen Henkel haben. Hr. Champollion sagt nichts hierüber, und nimmt die Abweichung nicht in sein Alphabet auf, scheint aber beide Zeichen für gleich zu halten.

Hr. Champollion citirt selten seine Originale anders, als bloſs nach dem Gebäude, wo sie waren; und man kann daher nicht behaupten, wenn man auch an denselben Gebäuden ganz gleiche Inschriften findet, ob sie die Urbilder der seinigen sind. Dies vorausgeschickt, bemerke ich noch folgende Abweichungen.

1) *Pl.* 3. nr. 72. c. gleich mit *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 80. nr. 9. hat das zwölfte Zeichen eine ganz andre Gestalt bei Hrn. Champollion, wo es ein *r* ist, als im Original, wo es deutlich einen Bogen vorstellt. Für seine Verbesserung aber spricht auf derselben Tafel nr. 7., welche, die wagerechte Stellung des Schildes und den einen Buchstaben ausgenommen, gänzlich mit nr. 9. übereinkommt.

2) *Pl.* 3. nr. 78. vom Typhonium zu Denderah. Das Schild mit dem Namen **Antoninus** kommt mit *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 33. nr. 6. überein; aber das damit verbundene weicht von nr. 5. derselben Platte in der Stellung der ersten drei und im letzten Zeichen so ab, daſs ich glauben möchte, beide Schilde (obgleich die Bilder von jener Platte auch von dem Typhonium sind) wären wo anders hergenommen. Ich bemerke schlieſslich, daſs ich einen Theil der Champollionschen Abbildungen nicht mit den Originalen verglichen habe, weil mehrere nicht aus dem Französischen Werke genommen sind, und andre mir haben beim Durchblättern dieses entgehen können.

Hrn. Dacier nur eine vorläufige Entwicklung eines Theils seines Systems ist, daſs die Form einer Flugschrift ihn nöthigte, sich in der Zahl der, als Beweise, angeführten Inschriften zu beschränken, und daſs er an einem Orte lebt, wo ihn eine Menge hieroglyphischer Denkmäler aller Art umgiebt. Er konnte daher seiner Behauptungen in mehreren Punkten durch einen Totaleindruck sicher sein, den es ihm unmöglich war dem Leser in einer kurzen, nur einem Theil seines Systems bestimmten Schrift wiederzugeben. Es konnten ihm auf diese Weise Abweichungen als unbedeutend erscheinen, auf welche der, bloſs diese Schrift, und eine beschränkte Anzahl von Denkmälern vor Augen habende Leser, aus seinem Standpunkt nicht mit Unrecht, Gewicht legt.

Hr. Letronne bemerkt sehr richtig (¹), daſs man nur durch Hülfe der Griechen das alte Ägypten kennen zu lernen hoffen darf; und hierauf, auf eine Vergleichung der Hieroglyphen mit entsprechenden Griechischen Inschriften, gründet sich ursprünglich auch das System der phonetischen Hieroglyphen. Auf dem Rosettastein ergab die Vergleichung mit dem Griechischen Text viermal (zweimal ohne Anhängung ideographischer Zeichen) den Namen Ptolemaeus, auf dem Obelisk von Philae, dessen Griechische Sockel-Inschrift auch einen Ptolemaeus, und zwei Cleopatren nennt, fand sich in der Hieroglyphenschrift derselbe Name Ptolemaeus mit denselben Zeichen, und ein zweiter, dessen Zeichen zum Theil mit jenem übereinkamen, und an dessen Ende sich die Hieroglyphen des weiblichen Geschlechts fanden (²). Durch die Griechischen Inschriften stand also fest, daſs der erstere Name gewiſs Ptolemaeus, der zweite wahrscheinlich Cleopatra war, allein allerdings auch nicht mehr. Ob die Zeichen nur zusammen eine untrennbare Gruppe ausmachten, oder ob die einzelnen, und welche Geltung sie hatten? blieb ungewiſs. Wenn man aber hypothetisch annahm, daſs die Zeichen alphabetisch waren, worauf in beiden Namen die Vielheit, in dem ungewisseren die genaue Übereinstimmung ihrer Zahl mit der Zahl der Buchstaben in Cleopatra führte, so fand sich nun, daſs von den, beiden Namen gemeinschaftlichen Buchstaben *p*, *o*, *l* in ihnen in regel-

---

(¹) *Recherches. p.* 9.

(²) Diese Inschriften des Obelisks in Philae habe ich nicht Gelegenheit gehabt selbst zu sehen. Ich kenne sie nur aus Hrn. Champollion's Nachbildungen. *pl.* 1. nr. 23. 24.

mäſsiger Ordnung (wie es die Lesung der Buchstaben und der Hieroglyphen forderte) mit denselben Zeichen vorkamen, *e* in Cleopatra auf analoge Weise mit *η* oder *αι* in Ptolemaeus, *t* aber mit einem verschiedenen Zeichen; daſs ferner von den Buchstaben, welche nur einer der beiden Namen hat, keiner in dem anderen war, und endlich daſs genau an der Stelle, wo in Cleopatra derselbe Buchstabe (*a*) wiederkehren muſste, auch pünktlich dasselbe Zeichen wirklich wiederkehrte. Dies, gestehe ich, kann ich nicht für das Spiel eines Zufalls halten, sondern die alphabetische Geltung der Zeichen in diesen beiden Namen, so wie die richtige Deutung des weiblichen, scheinen mir so sicher und vollständig erwiesen, als Beweise bei Dingen möglich sind, die einmal, ihrer Natur nach, nichts andres, als mit allen Umständen zutreffende Hypothesen, zulassen.

Gegen die Wirklichkeit bloſs als Laute geltender Hieroglyphen, und einer Bezeichnung von Namen durch sie läſst sich, meines Erachtens, schon hiernach kein andrer, als der allgemeine Zweifel erheben, daſs, trotz aller dieser Wahrscheinlichkeiten, die Andeutung der Namen doch habe anders gemeint sein können.

Tritt man der Hypothese bei, so sind durch sie elf Buchstaben gefunden.

Ehe ich aber diesen Punkt verlasse, muſs ich, der Genauigkeit wegen, noch einen andren berühren. Ob die hieroglyphische Inschrift auf dem Obelisk von Philae mit der Griechischen auf dem Sockel (¹) in Zusammenhange steht, so daſs jene aus dieser erklärt werden kann, wie wir oben voraussetzten? ist nicht als ganz ausgemacht anzusehen, jedoch höchst wahrscheinlich (²). Daſs die beiden Inschriften nicht Übersetzungen, eine der andren, sind, darüber ist man einverstanden (³). Die Griechische Inschrift enthält eine Bitte der Priester an den König Ptolemaeus Euergetes 2., gewis-

---

(¹) Hr. Champollion (*Lettre. p.*6.) sagt: *l'obélisque était lié, dit-on, à un socle etc.* Hiernach wäre selbst ungewiſs, ob der Sockel mit der Griechischen Inschrift wirklich der des Obelisks war? Hr. Letronne (*Recherches. p.*297.) sagt bestimmt: *il fit déblayer l'obélisque ainsi que le socle, qui le supportait.* Auf alle Fälle fand man also den Obelisk nicht mehr auf dem Sockel stehend.

(²) Hr. Letronne nennt es sogar gewiſs. *l. c. p.*333.

(³) Letronne. *Recherches. p.*338-340. Champollion in der *Revue encyclopédique. T.*13. *p.*517.

sen, sie drückenden Miſsbräuchen abzuhelfen, und ihnen zu erlauben, zum Gedächtniſs hiervon eine Stele zu errichten (¹). Es fragt sich nun, ob der Obelisk selbst diese Stele ist? Hrn. Letronne scheint dies nicht unmöglich. Hr. Champollion ist aber aus den beiden, mir überwiegend scheinenden Gründen dagegen, daſs ein Obelisk nie eine Stele genannt werde (²), und daſs dieser Obelisk noch einen zu ihm gehörenden, der noch unter Trümmern daliege, neben sich gehabt habe. Er geht sogar so weit, allen Zusammenhang zwischen dem Obelisken und der Sockel-Inschrift abzuläugnen, doch nennt er den Obelisken einen von einem Ptolemaeus errichteten (³). Von dieser, in einer eignen Abhandlung in der *Revue encyclopédique* geäuſserten Meinung scheint er in seinem Brief an Hrn. Dacier (⁴) zurückgetreten zu sein. Denn ob er sich gleich zweifelhaft ausdrückt, so zieht er doch den möglichen Zusammenhang beider Inschriften mit in seine Beweisgründe für die Entzifferung des Namens Cleopatra. Indeſs geschieht dies nur beiläufig. Denn seine Hauptbeweise nimmt er immer von der Übereinstimmung her, die, unter Voraussetzung seines Alphabets, zwischen allen von ihm angeführten, vermöge desselben lesbar gewordnen Inschriften herrscht. Wenn man bedenkt, daſs in der Hieroglyphenschrift deutlich und mit den ganz gleichen Buchstaben der Rosetta-Inschrift Ptolemaeus vorkommt, und daſs die Griechische Inschrift von einem Ptolemaeus redet, so wird der Zusammenhang beider Inschriften wahrscheinlich. Der Obelisk braucht darum nicht die auf dem Sockel verheiſsne Stele zu sein. Oft waren Obelisken ursprünglich (wie noch mehrere in Rom) von Hieroglyphen leer, und konnten nachher Inschriften erhalten. Des Namens Cleopatra habe ich hier nicht erwähnt, obgleich die Sockel-Inschrift zwei Cleopatren, Mutter und Tochter, und beide Gemalinnen Euergetes 2., nennt, weil die Deutung der hieroglyphischen Zeichen desselben mit auf dem Zusammengehören des Obelisks und des Sockels beruht.

Die Beweise aus Inschriften in bekannten Sprachen gehen nun

(¹) Letronne. *l. c. p.* 300.

(²) Über den Begriff von *στήλη* habe ich mich schon oben S. 444. Anm. 2. ausführlich erklärt, und verweise daher auf das dort Gesagte zurück.

(³) *Revue encyclop. T.* 13. *p.* 512. 517. 518.

(⁴) *p.* 6. 7.

über das bis jetzt Gesagte nicht hinaus. Die Sicherheit der übrigen Zeichen des Champollionschen Alphabets gründet sich darauf, daſs unter mehreren jener zuerst gefundenen neue vorkommen, und durch jene erkennbar werden, oder, um mich bestimmter auszudrücken, in die gemachte Hypothese einer Namensdeutung mit jenen passen, daſs dadurch die Zahl der gedeuteten Zeichen wächst, und dieselbe Operation nun mit neuen, und der, sich immer vermehrenden Zahl der alten vorgenommen, und darin so weit gegangen wird, als die Zahl und Art der Inschriften es erlaubt.

Gegen diese Methode kann eine strenge Kritik nun freilich erhebliche Einwendungen machen. Denn erstlich kann die hypothetisch gemachte Deutung vielleicht unrichtig sein. So giebt die Inschrift, auf der Alexander gelesen wird, von den ersten elf Zeichen αλ.σε.τρ., und drei neue an den mit Punkten bezeichneten Stellen. Diese ergänzt Hr. Champollion durch ..κ..ν..ς. Man kann allerdings nun nicht mit Gewiſsheit behaupten, daſs nicht vielleicht andre Laute einen ganz andren Namen bezeichneten (¹).

Zweitens, und das ist das Wichtigste, wird man auf diese Weise von einem Zeichen zum andren fortgezogen, die Grade der Gewiſsheit der einzelnen sind nicht dieselben, ohne daſs doch Hr. Champollion sie unterscheidet, oder nur eines solchen Unterschiedes erwähnt. Es kann, und muſs daher der Verdacht entstehn, daſs man vielleicht, auch von einer wahren und richtigen Grundlage ausgehend, zu ganz falschen, oder wenigstens ganz unsichren Behauptungen gelangt, indem die Ungewiſsheiten allmälig zunehmen.

Drittens kann die häufigere Wiederkehr derselben Inschriften, insofern man sich darauf berufen sollte, nichts für die Richtigkeit der Lesung beweisen. Nur wo, bei der Wiederkehr, die Zeichen verschieden sind,

---

(¹) Champollion. *Lettre. p.* 10. *pl.* 1. nr. 25. Er sagt, nachdem er den Namen αλκσεντρς, mit ε zum fünften Zeichen, geschrieben hat: *qui est écrit ainsi, lettre pour lettre en écriture démotique dans l'inscription de Rosette et dans le papyrus du cabinet du roi.* Diese Papyrusrolle kann ich nicht beurtheilen; aber auf der Rosetta-Inschrift (Zeile 2.) steht deutlich und nach Hrn. Champollion's eigner Lesung (*p.* 45. *pl.* 1. nr. 1.) αλκσαντρς, mit α zum fünften Zeichen, und so schreibt er auch *p.* 14. und 15. Es fällt also entweder der Beweis der Übereinstimmung mit der demotischen Schrift hinweg, oder der Name hat nicht drei, sondern vier neue Zeichen. Denn die einzelne Feder, die hier das fünfte Zeichen ist, bedeutete im Namen Cleopatra ε, und muſs hier α sein.

und, nach der früher angenommenen Geltung, doch denselben Namen geben, sind sie wirklich beweisend.

Dieser Einwendungen ungeachtet, halte ich die beobachtete Methode im Ganzen, wenn sie nur mit Behutsamkeit, und mit Beachtung der verschiedenen Wahrscheinlichkeitsgrade der Geltung der einzelnen Zeichen angewendet wird, durchaus nicht für verwerflich; man darf vielmehr den Scharfſinn bei ihrer Auffindung nicht verkennen. Sie ist künstlich, auch wohl gefährlich; allein ich möchte fragen, ob man durch andre, als sehr künstliche Methoden, stumme Hieroglyphen zum Reden bringen kann?

Die neuen Zeichen, wo sie jenen ersten beigemischt sind, für Buchstaben anzusehen, kann ich nicht mehr eine bloſse Vermuthung nennen, da jene als Buchstaben erkannt sind, und die übrigen Namenschilde durchaus Gleichheit der Anordnung mit denen auf dem Rosettastein und dem Obelisken zu Philae zeigen, und jene ersten Zeichen bald vor, bald hinter, bald zwischen den neuen erscheinen, mithin die Idee einer Geltung, als zusammenhängender Gruppen, ganz wegfällt. Hiermit aber ist sehr viel gewonnen; denn es fragt sich nun bloſs, welche Buchstaben man darunter zu verstehen hat?

Die Grade der Wahrscheinlichkeit der Deutung sind bei den verschiedenen Zeichen allerdings verschieden, und ich möchte nicht alle von Hrn. Champollion aufgestellten Buchstaben für gewiſs halten.

Den ersten Grad der Sicherheit haben immer jene oben erwähnten elf.

An diese schlieſsen sich diejenigen neuen Zeichen an, die man in denselben Namen Ptolemaeus und Cleopatra an der Stelle einiger von jenen findet. Doch ist ihre Gewiſsheit nicht dieselbe mit jenen, da sie bloſse Fehler, oder die Namen andre, nur wenig von jenen abweichende, sein könnten. Es sind, soviel ich habe finden können, vier (¹). So hangen also mit

---

(¹) Champollion's *m*, nr. 3. Champ. *pl.* 1. nr. 40. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 1. Champollion's *m*, nr. 5. Champ. *pl.* 1. nr. 31. Champollion's *o*, nr. 5. und 6. Champ. *pl.* 1. nr. 30. Champollion's *p*, nr. 2. 3. Champ. *pl.* 1. nr. 31. 34. 36. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 11. Dies Zeichen gilt auch ideographisch für dasselbe mit Champollion's *p*, nr. 1., wie *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 9. zeigt, wo es vor dem Zeichen geliebt ebenso steht, als sonst jenes. Nachgesehen zu werden verdient *T.* 3. *pl.* 69. nr. 17., wo statt des *t* das Zeichen umder Vergleichung mit den Griechischen Inschriften funfzehn Zeichen zusammen, ein Drittel des Champollionschen Alphabets. Der Grad der Gewiſsheit der übrigen kann nur auf der Häufigkeit der Fälle, und der Verschiedenartigkeit ihrer Mischung, in welcher sie, unter der einmal angenommenen Geltung immer lesbar, vorkommen, beruhen. Ich möchte indeſs, ungeachtet dieser Unterscheidung der Wahrscheinlichkeitsgrade, bei weitem die meisten dieser Zeichen nicht für weniger gewiſs ansehen, als jene funfzehn.

Denn erstlich findet man die hier in Classen gesonderten Zeichen so mit einander untermischt, daſs man weit mehr sie wie sich gegenseitig haltend, als wie die einen, weniger gewissen, sich auf die andren, sichreren, stützend ansieht.

Zweitens wird (die Verwechslung des *l* und *r*, und die Nichtbeachtung des Unterschiedes einiger harten und weichen Laute abgerechnet) jedes Consonantenzeichen nur in Einer Geltung angenommen, und giebt in dieser die behauptete Lesung.

Drittens kehren die Namen gar nicht immer in denselben Zeichen wieder, sondern sehr häufig mit einigen verschiedenen, und die Geltung der einzelnen ist doch immer dieselbe. Dies zeigen besonders die Reihen der Wörter: Autocrator, Caesar, Tiberius, Domitianus bei Hrn. Champollion.

Viertens finden sich eins, oder das andre der elf ersten Zeichen auf allen von Hrn. Champollion angeführten Inschriften, und einige, auch der auf weit spätere Römische Kaiser gedeuteten, bestehen ganz, oder so weit aus denselben, als sie gleiche Buchstaben enthalten, so Autocrator (¹) hier und da, Tiberius (²), Domitianus (³); dagegen ist mir Caesar nie so vorgekommen, sondern immer mit einem oder dem andren der später aufgefundenen Zeichen.

---

gekehrt (also *k* ohne den Henkel) und ein neues Zeichen statt des *m* steht. Bedeutet dies auch Ptolemaeus? Ein Ptolemaeus ähnlich kommender Name ist *T.* 5. *pl.* 30. nr. 3.

(¹) Champollion. *pl.* 2. nr. 45. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 23. nr. 18.

(²) Von dem West-Tempel auf Philae. Champollion. *p.* 28. *pl.* 2. nr. 64. Ich habe im groſsen Französischen Werk diese Inschrift vergebens gesucht.

(³) Auch von Philae. Champollion. *p.* 28. *pl.* 2. nr. 65. Auch diese Inschrift habe ich nicht gefunden.

Hiernach glaube ich, daſs Hrn. **Champollion's** oben beschriebene **Methode** wirklich **haltbar** ist, nur allerdings in der **Anwendung Vorsicht** erfordert, daſs man bei weitem nicht alle Zeichen für **unsicher** ansehen kann, welche sich nicht mehr auf die Inschriften des **Rosettasteins** und des **Obelisken** von **Philae** stützen, und daſs sogar die in diesen enthaltenen durch die **später** entdeckten neue **Bestätigung** erlangen. Indem nämlich, unter der vorausgesetzten Bedeutung, alle diese Zeichen zusammen Reihen articulirter Laute geben, welche bekannte Namen dadurch zu lesen erlauben, stützen sich die Theile des Gebäudes gegenseitig, ohne daſs darum doch das Ganze in der Luft schwebt. Dies Urtheil kann indeſs nur von dem **System überhaupt** gelten; die **einzelnen Zeichen** müssen einzeln geprüft werden (¹).

(¹) Da ich alle **Buchstaben** Hrn. Champollion's genau durchgegangen bin, so bemerke ich hier die **seltneren**, und füge die mir vorgekommenen Beispiele hinzu, die Hr. Champollion nicht angeführt hat, indem ich jedoch bloſs vollständig lesbare Inschriften auswähle:

1) *a*, vorletzte Nummer. Champ. *pl.* 3. nr. 79. *Descr. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 15.
2) *b*, nr. 1. Champ. *pl.* 1. nr. 32. *pl.* 2. nr. 64. *pl.* 3. nr. 73. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 5. *pl.* 49. nr. 10. 19. 20.
3) *b*, nr. 2. Champ. *pl.* 2. nr. 62. 63. *bis.* *pl.* 3. nr. 77. 77. b. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 22. nr. 1. *pl.* 23. nr. 19.
4) *b*, nr. 3. Champ. *pl.* 3. nr. 70. 72. c.
5) *e* oder *ai*, nr. 8. 9. Champ. *pl.* 3. nr. 69. 70. 76. 77.
6) *k*, nr. 5. Champ. *pl.* 2. nr. 45. 46. 49.
7) *k*, nr. 6. Champ. *pl.* 3. nr. 72. c. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 5. *pl.* 49. nr. 8. 9.
8) *k*, nr. 7. 8. Champ. *pl.* 3. nr. 72. c., wo die Form noch dazu in etwas verschieden ist.
9) *k*, nr. 11. Champ. *pl.* 1. nr. 32.
10) *k*, nr. 14. Champ. *pl.* 3. nr. 60. 67.
11) *l*, nr. 3. 4. scheint bloſs der Verwechslung des *l* und *r* wegen gesetzt. Ich kenne wenigstens kein Beispiel, wo diese Zeichen nicht *r*, sondern *l* bedeuteten.
12) *m*, nr. 4. Champ. *pl.* 3. nr. 67. 68. b. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32.
13) *s*, nr. 6. Champ. *pl.* 1. nr. 32. 77. b.
14) *s*, nr. 9. 10. Champ. *pl.* 3. nr. 71. 72.
15) *s*, nr. 11. auſser den Beispielen bei Champ. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32.
16) *s*, nr. 12. Champ. *pl.* 3. nr. 70. *bis.* 71. 72.
17) *s*, nr. 13. Champ. *pl.* 2. nr. 57. *pl.* 3. nr. 66. 76.
18) *s*, nr. 14. läſst mich sehr zweifelhaft. In zwei Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 3. 4., beidemale im Namen **Ptolemaeus**, vertritt dies Zeichen die Stelle des *m*. Bei Hrn. Champollion findet es sich zweimal, *pl.* 3. nr. 75. a. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 27. nr. 16. (σβσ(τ)τ), und *pl.* 3. nr. 76. von dem Barberinischen Obelisk

Hrn. Champollion's System der phonetischen Hieroglyphen hängt mit einem weitläuftigeren auch über die ideographischen, und die hieratische und demotische Schrift zusammen; und da er diese verschiedenen Schriften nur als Abkürzungen, eine von der andren, betrachtet, so stützt er sich auch bisweilen darauf, daſs zwei verschiedene hieroglyphische Zeichen, die jedoch denselben Buchstaben bedeuten, nur Einen und ebendenselben entsprechenden in der hieratischen Schrift haben (¹). In diesen Beweisen habe ich ihm jedoch nicht folgen können, da man hierzu das Ganze seines Systems mehr kennen müſste, seine Citate zu unbestimmt sind, und gewiſs nur ein an dies System schon gewöhntes Auge in der Abkürzung leicht die Hieroglyphe entdeckt.

Wenn aber auch in einer Inschrift die Buchstaben feststehen, so kommt es darauf an, ob diese die von Hrn. Champollion angegebenen Namen bedeuten, oder überhaupt, bei dem Mangel vieler Vocallaute, und der Vieldeutigkeit der Vocalzeichen, eine sichre Lesung, oder bloſs ein schwankendes Rathen erlauben. Die wenigen Griechischen Namen lassen, wenn man die Buchstaben für sicher hält, nicht gerade Zweifel übrig; Cleopatra findet sich mit allen Consonanten und Vocalen; bei den Römischen aber ist der Fall anders. Doch spricht diese Verschiedenheit für Hrn. Champollion, da den Ägyptiern die Griechischen Namen natürlich geläufiger waren.

(Zoëga. Pl. 8.), eine Inschrift, über die ich weiter unten sprechen werde. Soll man nun in den beiden ersteren, in allen andren Buchstaben deutlichen Fällen *Ptolsäs* lesen, oder hier, in den weniger deutlichen, das Zeichen nicht für ein *s* halten? Es wäre zu wünschen gewesen, Hr. Champollion hätte sich hierüber erklärt, und jener beiden Inschriften wenigstens erwähnt. Sonderbar genug ist es, daſs dies Zeichen sehr leicht sowohl aus dem gewöhnlichen *m* (nr. 1. 2. bei Hrn. Champollion), als aus dem *s* (nr. 13.), welches er (*p.* 48.) für eine Panflöte erklärt, entstehen konnte. War dies der Fall, und vertrat es hiernach zugleich die Stelle von *m* und *s*?

19) *s*, nr. 15. Champ. *pl.* 3. nr. 70.

20) *t*, nr. 4. Champ. *pl.* 3. nr. 66. 68. b. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32.

21) *to*, auſser Hrn. Champollion's zahlreichen Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32. *pl.* 33. nr. 4.

Nicht in das Alphabet aufgenommen, aber in der Schrift gedeutet sind zwei andre Zeichen, noch eins für *a* oder *ha* (*pl.* 3. nr. 76.) und eins für *n* (*pl.* 3. nr. 77. a.).

(¹) *Lettre. p.* 13.

Der Name **Ptolemaeus** kommt, da es so viele Könige dieses Namens gab, sehr häufig vor, und, die wenigen oben angeführten Beispiele ausgenommen (¹), immer mit denselben Zeichen, als auf dem Rosettastein (²), bisweilen auch abgekürzt, oder fehlerhaft: ***Ptole***, ***Ptoleäs***, ***Ptoles***, ***Poläs*** (³).

Cleopatra habe ich nur ein einzigesmal mehr gefunden, als es Hr. Champollion hat, und zwar als **Claoptra** (⁴) (einmal (⁵), wo Hr. Champollion **Cleopatra** liest (⁶), steht, wenn man nicht in entgegengesetzter Richtung der Zeichen lesen soll, *κλεοαπτρα*), **Berenice**, auſser den beiden Beispielen dieses Namens bei Hrn. Champollion, welche beide dieselbe Inschrift, nur in umgekehrter Ordnung, sind, und **Alexander** gar nicht. **Arsinoe** (⁷) ist hieroglyphisch bis jetzt nicht vorgekommen.

Die **Römischen**, von Hrn. Champollion entzifferten Namen und Benennungen sind **Autocrator** (*αυτοκρτρ*, *αυτκρτρ*, *αυτακρτρ*, *αυτοκλτλ*, *αυτοκρτλ*, *αυτοκρτορ*, *αυτκρτλ*, *αυτκροτορ*, *ατ*), **Caesar** (*κηστρς*, *κηστλς*, *κηστρ*, *κεστρς*, *κστρς*, *κης*, *κστρ*), **Tiberius** (*τβρς*, *τβλς*, *τβρες*), **Domitianus** (*τομτηνς*, *τομητνς*, *τμητηνς*, *τμητενς*), **Vespasianus** (*ουσπσηνς*), **Trajanus** (*τρηνς*), **Nerva** (*νρουα*, *νλουα*, *νρο*), **Claudius** (*κλοτης*, *κροτης*, *κρτης*), **Hadrianus** (*ατρηνς*), **Sabina** (*σαβηνα*), **Antoninus** (*αντονηνς*, *ατονηνς*), **Germanicus** (*κρμνηκς*, *κρμηνκς*, *κλμνηκς*), **Dacicus** (*τηκκς*), **Sebastos** (*σβστς*), **Sebaste** (*σβστη*) (⁸).

(¹) Siehe S. 475. Anm. 1.

(²) Neunmal wiederholt (einmal darunter mit einem neuen, oder fehlerhaften Zeichen) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 52., zweimal *pl.* 61., ferner *pl.* 69. nr. 11., auch *T.* 1. *pl.* 16. nr. 1. *pl.* 59. nr. 4. 5. *pl.* 60. nr. 7. 8. *pl.* 63. nr. 5., endlich die Abbildungen bei Hrn. Champollion.

(³) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 69. nr. 70. *T.* 1. *pl.* 12. nr. 10. 11. *pl.* 23. nr. 8. (mit einem neuen Zeichen, das hier, nicht aber an andren Stellen, ein *m* zu sein scheint). Ich brauche hier wohl kaum daran zu erinnern, daſs die Namen auf den Münzen auch bei weitem nicht immer vollständig sind.

(⁴) *l. c. pl.* 43. nr. 11.

(⁵) Champ. *pl.* 1. nr. 36. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 16.

(⁶) *Lettre. p.* 47. *pl.* 1. nr. 36.

(⁷) Siehe oben S. 463.

(⁸) Ich habe in den Parenthesen bei diesen Namen immer Hrn. Champollion's Art, sie zu lesen, gegeben.

Von allen diesen Namen darf man, wie man aus dem eben Gesagten sieht, regelmäſsig und richtig geschrieben, nur die Consonanten erwarten; die Vocale fehlen theils, theils steht einer für einen andren. Hierdurch werden einige Namen allerdings sehr entstellt. Da man aber mit diesen Namen die Benennungen Caesar, Autocrator, und Beinamen, wie Germanicus, Dacicus, und zwar auf denselben Cartouchen, verbunden findet, nicht bloſs auf neben einander stehenden, so unterstützt dies die Richtigkeit der Lesung. Was auſserdem für dieselbe spricht, ist, daſs bisweilen die Schreibung der Vocale verschieden ist, und eine den wahren Lauten näher kommt, als die andre; so *τμητηνς* mehr (1), als *τομτηνς*, für Domitianus. Man darf dabei nicht vergessen, daſs den hieroglyphischen Inschriften immer die Griechische Aussprache zum Grunde liegt, und die Römischen Namen mithin einer doppelten Verdrehung unterworfen waren, was bei Lauten, wie *j* in Trajanus, sehr bemerkbar werden muſste. Sehr beweisend für Hrn. Champollion's Lesung ist, daſs *ianus* in Domitianus, Vespasianus und Trajanus ganz gleich geschrieben ist. Alle diese Namen endigen sich regelmäſsig in *ηνς* (2).

In einigen Namen, Caesar, Autocrator, Tiberius, Germanicus, steht nicht selten *l* für *r*, eine Verwechslung, die allerdings, wie in mehreren Sprachen, so in demjenigen Dialekt der Koptischen gefunden wird, welchen man wohl den Baschmurischen zu nennen pflegt, und den Hr. Champollion für die alte Landessprache von Mittel-Ägypten hält (3).

Wenn aber in demselben Namen von zwei *r* eins richtig, und eins in *l* verwandelt steht (4), so fällt dies immer sehr auf.

Daſs *γ* und *κ*, *δ* und *τ* für dieselben Laute gelten, ist schon bemerkt worden. Dagegen finde ich *β* und *π* nicht verwechselt.

Bei den Kaisernamen stützt sich Hr. Champollion mit Recht auch auf die Übereinstimmung der hieroglyphischen Inschriften mit denen der Münzen (¹).

---

(1) Champ. *Lettre. pl.* 3. nr. 69. aus Kircher's Obel. Pamphilius. 72. 434.

(2) Von Domitianus und Trajanus sind die Beispiele häufig, von Vespasianus auf dem Pamphilischen Obelisk. Champ. *pl.* 3. nr. 70. *bis.*

(3) *Lettre. p.* 21. Es heiſst: *je persiste à considérer etc.* Hr. Champollion hat also vermuthlich diese Meinung schon öffentlich irgendwo ausführlicher geäuſsert.

(4) Wie Champ. *pl.* 2. nr. 56. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 35.

Ich habe jedoch schon oben bemerkt, daſs, wenn man auch alle Voraussetzungen Hrn. Champollion's zugiebt, die Entzifferung aller Namen bei weitem nicht gleich deutlich und gewiſs ist. Ich werde hier die Schwierigkeiten, die sich bei einigen finden, um so mehr zusammenstellen, als einige dieser Fälle nicht unwichtige Thatsachen betreffen.

Unter den vier Beispielen für den Namen **Alexander** ist nur eins, wo die Consonanten vollständig und zweifellos sind (²): *αλκσεντρς*; das fünfte Zeichen hier schwankt zwischen *α* und *ε*. Im zweiten, *αλκσνρες* (hier ist das vorletzte Zeichen der schwankende Vocallaut), fehlt das *τ* (³). Hr. Champollion giebt diese Inschriften entschieden als aus Karnak (Theben) stammend, und Alexander dem Groſsen zugehörend an (⁴). Allein die Erklärer des Französischen Werks sagen nur: *Légendes que l'on croit avoir été recueillies à Karnak;* und daſs gerade Alexander der Groſse gemeint sei, ist wenigstens nicht gewiſs, obgleich es wahrscheinlich sein mag. Die beiden Inschriften des Ptolemaeus Alexander (⁵) haben *αρκσντρς*. Hier kommt mehreres zusammen, was Bedenken erregen kann. Der Anfangsvocal ist nicht der **Falke**, der immer bestimmt *a* anzuzeigen scheint, sondern das zwischen *a* und *e* schwankende Zeichen; für *l* ist *r* gesetzt, was auch sonst nicht vorkommt; und eine dieser beiden Inschriften ist die oben (⁶) erwähnte, stillschweigend stark von Hrn. Champollion ergänzte (⁷), wofür sich jedoch sagen läſst, daſs die andre Inschrift die veränderten Buchstaben deutlich hat.

(¹) *Lettre. p.* 27. 28.

(²) Champollion. *pl.* 1. nr. 25. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 38. nr. 15.

(³) Champollion. *p.* 46. *pl.* 1. nr. 26. aus *Descript. de l'Égypte. l. c.*

(⁴) *Lettre. p.* 10. 21. *le nom d'Alexandre le Grand que nous avons lu sur les édifices de Karnak. p.* 46.

(⁵) *Lettre. p.* 20. *pl.* 1. nr. 40. 41. In nr. 40. bleibt ein von Hrn. Champollion nicht erklärtes Zeichen übrig, das aber schwerlich die Namen angeht. Es steht unmittelbar vor der ideographischen Gruppe für: **zubenannt**.

(⁶) Siehe oben S. 469. Anm. 1. nr. 2.

(⁷) Bei Hrn. Champollion steht nämlich *αρκσντρς*, im Original *σρκσν* (ein Viertel-Mondsegment) *ρς*.

Der Name Caesarion's, des Sohnes der Cleopatra, soll sich, als Ptolemaeus Neo-Caesar, auf einer Inschrift in Denderah befinden (¹). Allein um den Ägyptischen Hieroglyphenschriften diesen Königsnamen einzuverleiben, würde ich doch ein anderes Beispiel abwarten. Denn einmal bemerkt Hr. Champollion nicht, daſs, wo auf seiner Platte ein *r* ist, das Original ein *a* hat, folglich nicht, wie er sagt, νηο κησρς, sondern νηο κησας steht (²); dann muſs das η, welches nur einmal steht, zweimal, zu ν und zu κ, gelesen werden. Dies nun wäre nicht so wichtig, da, nach Hrn. Champollion, dies auch sonst vorkommt (³), und Caesar auch in andren Beispielen ohne allen Vocal geschrieben steht (⁴). Wichtiger ist, daſs, um deutlich νηο lesen zu können, das η doch zu dem ν gehören müſste. Nun aber giebt die Lesung der Inschrift, wenn man das η schlechterdings zu dem ν ziehen will, eigentlich νοη, und nur wenn man der übrigen Hieroglyphen-Richtung auf dem Stein entgegen liest, νηο. Mit ungezwungener Anwendung der gewöhnlichen Regeln, lautet die Inschrift νοκησας, und die Frage ist nun, ob man dies für νέου Καίσαρος nehmen soll? Hr. Champollion führt von derselben Kupfertafel des groſsen Französischen Werks den Namen Cleopatra, als des der Mutter Caesarion's, an, und stützt sich auch auf zwei Inschriften Ptolemaeus und Caesar (⁵), die er *deux cartouches accolés* nennt. Aber gerade dieser Hauptumstand ist sehr zweifelhaft. Die angeführte Kupfertafel des Französischen Werks giebt kein Gebäude, an dem man die Stellung der Inschriften sehen könnte, sondern jede einzeln in vermuthlich willkührlicher Ordnung. Es ist nicht einmal gewiſs, ob jene beiden sich in demselben Tempel befinden. Die Erklärung sagt bloſs, von allen diesen Inschriften: *dessinées dans les temples de Denderah.* Gründet sich Hrn. Champollion's Behauptung auf andre Thatsachen, so wäre es gut gewesen, sie anzu-

---

(¹) *Lettre. p.*21. *pl.* 1. nr. 42. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 15.

(²) Siehe oben S. 469. Anm. 1. nr. 3.

(³) Er citirt seine *pl.* 3. nr. 71. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 27. nr. 2., wo dies aber nur dann statt findet, wenn Sebastos einen Vocal haben soll, was, streng genommen, nicht nöthig ist. In dieser sowohl, als der daneben stehenden Cartouche hat Hr. Champollion in seiner Zeichnung richtig scheinende Ergänzungen gemacht.

(⁴) Champ. *pl.* 2. nr. 59. und *pl.* 3. nr. 72. c. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 80. nr. 9.

(⁵) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 25. 26. Champ. *pl.* 1. nr. 43.

führen (1). Hat aber Caesarion wohl jemals den Namen *νέος Καῖσαρ*, oder Ptolemaeus Caesar getragen? Mir ist keine Stelle eines alten Schriftstellers bekannt, aus der sich der eine, oder andere Name rechtfertigen lieſse. Bei Dio Cassius (2) heiſst er deutlich Ptolemaeus, mit dem Beinamen Caesarion, nicht Caesar. Man muſs daher annehmen, daſs er sich den Namen seines angeblichen Vaters so zugeeignet habe, als ihn August durch Caesar's Testament empfing. Für den ersteren Namen würde Hr. Champollion vielleicht anführen, daſs Cleopatra sich *νέα Ἶσις* (3), Ptolemaeus Auletes *νέος Διόνυσος* (4) nannten, und daſs Nero auf einer Ägyptischen Münze *νέος Ἀγαθοδαίμων* (NΕΟ.ΑΓΑΘ.ΔΑΙΜ.) (5) heiſst. Allein diese Fälle erlauben hier nur insofern Anwendung, als man annimmt, daſs Caesar, nach seinem Tode, göttliche Ehre in Ägypten genoſs. Die Sache in sich ist aber nicht unwichtig, da es einen Beweis gegen Hrn. Champollion's System abgeben würde, wenn die von ihm Caesar gedeuteten Zeichen in einer Verbindung vorkämen, wo sich dies Wort, mit Berücksichtigung der Geschichte, gar nicht, oder nicht leicht erwarten lieſse.

Die einzige auf Augustus zu deutende Inschrift wird dadurch unsicher, daſs Hr. Champollion auf ihr hat ein Zeichen ergänzen müssen, und ohne dasselbe Caesar, in einer sonst ungewöhnlichen Abkürzung, *κηρς*, vorkommt (6).

Die Inschrift auf dem Zodiacus von Dendeřah (7) lautet, wenn man der bei den Hieroglyphen sonst gewöhnlichen Richtung folgt, da der Kopf des Falken (*a*) nach der Linken hinsieht, und man daher nach der

---

(1) Hr. Young ist mit diesem Sohn der Cleopatra noch viel weniger glücklich gewesen. Für seinen Cleopatriden (*Egypt.* nr. 65.) läſst sich kaum ein irgend scheinbarer Grund anführen.

(2) *l.* 47. *c.* 31. *l.* 49. *c.* 41. Die andren Hauptstellen über ihn sind *l.* 50. *c.* 1. 3. *l.* 51. *c.* 6. 15. Plutarchus *in Caesare. c.* 49., *in Antonio. c.* 55. 71. 81. 82. Suetonius *in Caesare. c.* 52., *in Augusto. c.* 17.

(3) Plutarchus *in Antonio. c.* 55.

(4) Diodorus Siculus. *l.* 1. *c.* 44.

(5) Zoëga. *Nummi Aegyptii Imperatorii. p.* 23.

(6) Champollion. *Lettre. p.* 27. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 20. nr. 8. Siehe oben S. 477. Anm. nr. 4.

(7) Champollion. *Lettre. p.* 25. *pl.* 2. nr. 50. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 21.*

Rechten lesen muſs, je nachdem man die beiden ersten Zeilen senkrecht, oder wagerecht liest, οκατϱτϱ, oder οακτϱτϱ. Um, wie Hr. Champollion thut, αοτκϱτϱ, oder, wie es senkrecht möglich wäre, ατοκϱτϱ zu lesen, muſs man die Buchstaben entgegengesetzt, mithin der Richtung des Kopfs folgend, ordnen (¹).

Diese Bemerkungen mögen kleinlich scheinen, und die eben angeführte Inschrift mag dennoch Autocrator heiſsen. Indeſs vermiſst man immer mit Bedauern, daſs diese Inschrift gerade nicht eine so klare und deutliche Lesung, als andre, erlaubt, da es hier auf die Zeitbestimmung eines wichtigen Denkmals ankommt. Ich läugne dabei aber keinesweges die Wichtigkeit der von Hrn. Champollion versuchten Erklärung. Sie erschüttert vollständig den Glauben an das hohe Alterthum dieses Thierkreises.

Auf dem Barberinischen Obelisk hat Hr. Champollion die Namen Hadrianus Caesar und Sabina Sebaste (²) entdeckt; und hiermit stimmt sehr wohl überein, daſs Zoëga auch den Barberinischen Obelisk für neuer hielt, obgleich er ihn, nach den damals herrschenden Ideen, immer in die Zeiten des Psammetichus versetzt (³). Vergleicht man aber, was er von dem Styl der Bildwerke desselben sagt, mit seiner Beschreibung einer Marmortafel, die er bestimmt den Zeiten Hadrian's zuschreibt (⁴), so wundert man sich, daſs ihm nicht selbst die Übereinstimmung aufgefallen ist. Für Hrn. Champollion's Entzifferung spricht ferner, daſs das Wort σεβαστη auch in den Hieroglyphen deutlich weibliche Endung in η hat. Übrigens aber ist die Lesung der beiden Namen gar nicht ohne Schwierigkeit, da in jedem ein durchaus neuer Buchstabe vorkommt, den auch Hr. Champollion sehr rich-

---

(¹) Mit denselben Zeichen, aber in streng richtiger Folge, steht das Wort Champ. *pl.* 2. nr. 45. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 23. nr. 18. — nr. 61. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 20. nr. 8. — nr. 62. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 23. Auch in den übrigen Inschriften kann man beim Lesen des Worts die Ordnung richtig beobachten. Wie schon oben bemerkt ist, steht wohl οατο für αοτο, dies hat aber auf die Consonanten keinen Einfluſs. Daſs Hr. Champollion sonst streng der Ordnung der Zeichen folgt, beweist *pl.* 2. nr. 46. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 17. Hier sind zwei ο, von denen man das eine gern zwischen κϱ und τ setzen möchte. Er liest aber, streng nach der Zeichenrichtung, αοτακϱτϱ.

(²) *Lettre. p.* 31. 50. 51. *pl.* 3. nr. 76. 77. a. b. Zoëga. Pl. 8.

(³) *p.* 598. §. 2.

(⁴) *p.* 618.

tig, weil die Geltung nur auf diesem Einen Beispiel beruhen würde, nicht in sein Alphabet mit aufnimmt. Hadrian ist nämlich gerade so, wie sonst Trajan, aber mit einem neuen Zeichen davor, geschrieben (1). Auf den Namen folgen die drei Buchstaben *κσρ*, von denen aber der zweite das oben erwähnte mir zweifelhafte *ς* ist (2). Erwarten sollte man eher, daſs Hadrian, wie auf den Griechischen Münzen, mit Vernachlässigung der Aspiration, mit einem deutlichen *α* geschrieben wäre. In Sabina, *σαβηνα*, ist das *ν* ein neues Zeichen, oder dieser Buchstabe fehlt ganz. Über der Hieroglyphe, welche ideographisch Göttin bedeutet, steht nämlich das Bild eines Kopfschmuckes, welcher dem sogenannten Pschent (3) ähnlich sieht, und nur einfacher, als dieser, ist. Wenn hier ein *ν* sein soll, muſs dies Zeichen diesen Buchstaben vorstellen. Hr. Champollion sagt: *ce cartouche contient en toutes lettres le nom de l'Impératrice Σαβηνα*, ohne des mangelnden, oder neuen *ν* zu gedenken. In *σιβαστη* ist das erste Zeichen ein Vogel, das, als *ς*, auch, soviel ich habe finden können, keine andre Autorität für sich hat, als die beiden Inschriften der Berenice, *βρνηκς* (4). In diesen aber kann es ebenso gut einen Vocal bedeuten, wie sonst in Hrn. Champollion's Alphabet mehrere Vogelgattungen einen solchen anzeigen.

---

(1) Hr. Champollion sagt *p.* 50., ein neues Beispiel müsse erst entscheiden, ob dieser Buchstabe *ha*, oder *a* sei. Auf eine artige Weise hat Hr. Champollion diesen Buchstaben mit *k* verbunden, um unter die Kupferplatten seiner Schrift seinen eignen Namen hieroglyphisch zu setzen.

(2) Siehe oben S. 477. Anm. 1. nr. 18.

(3) Über diese Kopfbedeckung vergleiche man Champollion. *Lettre. p.* 26. Als ideographisches Zeichen kommt sie sehr häufig in der Rosetta-Inschrift vor, so daſs dadurch Young's Meinung, der sie für eine Partikel hält (*Egypt.* nr. 177.), Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sehr merkwürdig ist gleichfalls das häufige Erscheinen der gebrochenen Linie (in den Namenschilden das *n* Hrn. Champollion's) auch in den fortlaufenden, nicht phonetischen Hieroglyphen. Auf der Rosetta-Inschrift findet es sich über sechzigmal. Dagegen steht es auch nicht einmal weder in der langen hieroglyphischen Papyrusrolle in der *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 2. *pl.* 72-75.*, noch in den beiden ähnlichen, jetzt hier aufgerollten Papyrusschriften aus der Sammlung des Grafen Minutoli. Ich habe mich hierüber schon oben (S. 458. und daselbst Anm. 4.) ausführlich geäuſsert, und auch der in jener Papyrusrolle so häufig wiederkehrenden, aber sich auch auf dem Rosettastein, neben der gebrochenen, findenden, einfachen wagerechten Linie erwähnt.

(4) Champollion. *Lettre. pl.* 1. nr. 32. 33.

In den beiden Inschriften (1), welche Hr. Champollion Autocrator (αοτοκϱτϱ) Caesar (κης). Nerva (νλοα) Trajanus (τϱηνς) Germanicus (κϱμνηκς) Dacicus (τηκκς) liest, bleiben hinter Nerva zwei Zeichen unerklärt übrig, die nicht ideographisch scheinen, und nach dem Alphabet *oi* heiſsen; ebenso zwischen Germanicus und Dacicus ein unerklärtes *n*.

Hr. Champollion hat natürlich nur eine Auswahl von Inschriften seinen Lesern mitgetheilt. Ich habe, soviel ich konnte, auch andre, von ihm übergangene, nachgesehen, nicht um eine Nachlese zu halten, was ich billig schärfer blickenden und geübteren Entzifferern überlasse, sondern um mich zu überzeugen, von welcher Art diejenigen Inschriften wären, die Hr. Champollion entweder nicht errathen konnte, oder die er aus andren Gründen unerwähnt lieſs. Ein vollständiges Urtheil über die phonetischen Hieroglyphen schien mir nur insofern möglich, als man das Ganze derselben zu umfassen suchte. Die Auffindung hieroglyphisch geschriebener Namen wird dadurch erleichtert, daſs dieselben, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Ausnahme, doch so gut, als immer, in ovale Schilde eingeschlossen sind. In diesen vermuthete schon Zoëga (2) Namen, und neuerlich hat wohl Hr. Young zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Bemerkenswerth scheint es mir, daſs auf der groſsen, oft erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle im Französischen Werk kein einziges dieser Ovale zu finden ist (3). Sollte darum in derselben gar kein Name vorkommen?

Diese Namenschilde enthalten aber auch Beinamen, und nicht bloſs phonetische, sondern oft auch ideographische Zeichen, dergleichen, wie man nicht vergessen muſs, die phonetischen ursprünglich auch sind. Wenn man, wie ich glaube, annehmen darf, daſs Hrn. Champollion's Alphabet, wenn es auch bei weitem nicht vollständig sein mag (4), doch einen groſsen

---

(1) *pl.* 3. nr. 74. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 41. nr. 56.

(2) *p.* 465. Er nennt sie *schemata ovata sive elliptica planae basi insidentia.*

(3) *T.* 2. *pl.* 75.* *col.* 129. ist zwar ein Viereck mit einem kleineren in einer seiner Ecken, das Hieroglyphen einschlieſst. Allein diese Vierecke dürfen wohl nicht mit jenen Ovalen verwechselt werden. Sie finden sich auch mit Ovalen zugleich; so *T.* 5. *pl.* 74. nr. 1., und etwas verschieden *T.* 1. *pl.* 59. nr. 5. Bei Hrn. Young (*Egypt.* nr. 16.) bedeutet ein Habicht in solchem Viereck die Horus-Amme Bato, doch nach bloſser Vermuthung.

(4) Hr. Champollion glaubt, daſs seinem Alphabet nur wenige Buchstaben fehlen. Wenn man die von ihm nicht erklärten Namen durchgeht, findet man Zeichen mit so vielen der

Theil der phonetiſchen Zeichen enthält, ſo kann man, immer im Sinn ſeines Syſtems geſprochen, hierauf die Vermuthung gründen, daſs die Schilde, in welchen nur wenige, oder keine dieſer Zeichen vorkommen, bloſs ideographiſche, und andre die wenigen, bisweilen phonetiſch gebrauchten, nur in ideographiſcher Geltung enthalten.

Dieſe Schilde mögen nur die einheimiſchen Namen umfaſſen. Denn wie würden die Ägyptier, deren ganze Schrift ideographiſch war, darauf gekommen ſein, Namen alphabetiſch, bloſs nach den Lauten, zu ſchreiben, die in ihrer Sprache eine leicht erkennbare Bedeutung hatten? Wir lernen aus Horapollo (¹), daſs ein Falke, weil er Baiäth hieſs, die Seele in ihrem Sitze, dem Herzen (ψυχὴν ἐγκαρδίαν), anzeigte, und haben daher hieran ein Beiſpiel, daſs der Name einer Hieroglyphe, ohne Rückſicht auf den Gegenſtand, einen andren bezeichnete. Hatte aber ein Name, und dies konnte auch bei einem einheimiſchen der Fall ſein, keine Bedeutſamkeit, oder war ſeine Bedeutung nicht leicht erkennbar, ſo muſste man zur Bezeichnung des Lautes theilweiſe, nach Sylben oder Buchſtaben, vorſchreiten; und hierin ſcheint mir der Übergang von den ideographiſchen Bezeichnungen der einheimiſchen Namen zu den phonetiſchen der fremden zu liegen.

Hr. Champollion behauptet (²), daſs die phonetiſche Hieroglyphenſchrift als Hülfsſchrift (*écriture auxiliaire*) bei der rein ideographiſchen

---

ſeinigen verbunden, daſs man ſich nicht erwehren kann, ſie auch für phonetiſche zu halten; ſo auf dem Pamphiliſchen Obelisk (Kircher. 434.) eine Schlange, vielleicht als *t*, ſo ferner anderswo einen kleinen Kreis (○), und den Strich, der den obern Theil der Sylbe *to* bei Hrn. Champollion ausmacht. Doch iſt es mir nicht gelungen, die beiden letzteren in den verſchiedenen Stellen, wo ich ſie gefunden, gleichmäſsig zu erklären. Der Kreis ſcheint *Deſcript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 23. nr. 8. ein *m*, *T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. ein *n*, *T.* 5. *pl.* 49. nr. 19. ein *a*, und *T.* 1. *pl.* 36. nr. 8. iſt mir die Bedeutung zweifelhaft geblieben. Der Strich iſt, wie es auch die Zuſammenſetzung *to* angiebt, ein deutliches *t* *T.* 1. *pl.* 22. nr. 6. *pl.* 23. nr. 19. *pl.* 27. nr. 17., ſcheint aber ein *k* *pl.* 80. nr. 8. *T.* 5. *pl.* 49. n. 19. iſt ein Zeichen, das nichts andres, als *k*, ſein zu können ſcheint, und vielleicht daſſelbe, als Champollion's *k* nr. 14., nur anders gewandt, iſt. Ein neues Zeichen für *r* geht aus der Vergleichung von *T.* 5. *pl.* 49. nr. 10. und 20. hervor.

(¹) *l.* 1. *c.* 7. Über die Alt-Ägyptiſchen hierbei zur Sprache kommenden Wörter ſ. Zoëga. *p.* 454. *nt.* 53.

(²) *p.* 40.

lange vor der Griechischen und Römischen Herrschaft bestanden, einen nothwendigen Theil derselben ausgemacht, und auſserdem, vor und nach Cambyses Zeit, zum Schreiben fremder Namen gedient habe. Sein aus der Unvollkommenheit des hieroglyphischen Alphabets hergenommener Grund hierfür scheint mir zwar auf keine Weise entscheidend. Allein da er im Besitz der Entzifferung auch der ideographischen Hieroglyphen zu sein behauptet, so würde es voreilig sein, zu bestreiten, worüber man Belehrung erwarten muſs.

Ich erlaube mir daher bloſs die Bemerkung, daſs Hr. Champollion keine entzifferte Inschrift gegeben hat, welche über die Zeiten der Griechen, und da es unsicher ist, ob die mit dem Namen Alexander dem groſsen Welteroberer angehören, über die der Ptolemaeer hinausginge; so wie, daſs mir die Prüfung vieler andren Namenschilde die Ansicht gegeben hat, daſs frühere Namen wenigstens nicht mit den Champollionschen Buchstaben zu lesen sind. Ist dies richtig, so muſs doch ein andres System in ihrer Schreibung vorherrschend sein. Soll man die von Hrn. Champollion nicht angeführten Namen-Inschriften bloſs nach dem Eindrucke schildern, den ihre ungefähre Vergleichung mit seinem Alphabete macht, so enthält ein Theil wenig, oder gar keine Buchstaben aus demselben, ein zweiter mehr, aber mit fremden Zeichen vermischt, ein dritter so wenige von diesen, daſs jemand, mit Talent zum Entziffern begabt, sie wohl sollte lesen können (¹). Die ersten will ich, ohne jedoch darum das Mindeste über sie

---

(¹) Zu diesen rechne ich eine an der mittäglichen Seite des Pamphilischen Obelisks (Kircher. 434.), in der *τμτιανς* (Domitianus) deutlich zu erkennen, das Übrige aber mir dunkel ist. Am Ende stehen die Zeichen des weiblichen Geschlechts, die sich, nach der Analogie von der Inschrift der Sabina (Champ. *pl.* 3. nr. 77. a.), nicht auf das ideographische Zeichen der Göttin am Ende zu beziehen scheinen. Hr. Champollion erwähnt *p.* 29. der Inschriften auf der östlichen und mittäglichen Seite, allein so, als wären sie gleich. Seine Abbildung *pl.* 3. nr. 69. stimmt nur mit der ersteren, bis auf eine kleine, wohl richtige, Abänderung im vierten Zeichen, überein. Ferner *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 22. nr. 6.; es steht vor einem deutlichen Caesar ein andrer Name. *pl.* 27. nr. 8. 19 - 22. *pl.* 36. nr 8. *pl.* 80. nr. 10. *T.* 3. *pl.* 69. nr. 14. 37. 54.; auf allen diesen kommt ein fremdes Zeichen zwischen *e* und *n* als Anfangssylbe vor, und diese Gruppe kehrt auch sonst oft wieder. *pl.* 69. nr. 38.; das vorletzte Zeichen findet sich auch auf dem Obeliscus Campensis mit einem *p*, einem *s*, und einem *m* vor, und einem *k* hinter sich. *T.* 5. *pl.* 26. nr. 3. vom Obelisken zu Heliopolis, wo die lesbaren Buchstaben auf der Kircherschen Abbildung (Oedipus. *T.* 3. *p.* 332.) gar nicht würden zu erkennen gewesen sein. *pl.* 49. nr. 8. mit einem deutlichen Autocrator. nr. 11., behaupten zu wollen, ideographisch nennen. Als Beispiele führe ich die des Lateranensischen und Flaminischen Obelisks an (1). Finden sich unter lauter solchen ideographischen Inschriften einige phonetisch lesbare, wie *T.* 3. *pl.* 38. des groſsen Französischen Werks, so ist dem Auge der Unterschied beim ersten Anblick so auffallend, als wenn man wirkliche Schrift mitten unter Bildern anträfe.

Vorzüglich aufmerksam bin ich auf solche Inschriften gewesen, die, bloſs aus Zeichen des Champollionschen Alphabets bestehend, dennoch im Lesen keinen zu deutenden Namen geben. Ich habe ihrer nur wenige gefunden (2), so daſs jeder Verdacht, Hr. Champollion habe nur die lesbaren ausgewählt, wegfallen muſs. Daraus aber, daſs ich diese nicht habe entziffern können, folgt noch nicht, daſs man überhaupt nicht Namen auffinden könnte, welchen sich ihre Laute anpassen lassen. Denn da oft Vocale zu ergänzen, die vorhandenen Vocalzeichen mehrdeutig sind, die harten und weichen Buchstaben, *r* und *l* verwechselt sein können, bisweilen (vorzüglich, wo in der Inschrift keine Thiergestalten vorkommen) auch die Richtung unsicher ist, so ist dies Entziffern, kein bloſses und einfaches Lesen; und die Furcht, bloſsen Einfällen Raum zu geben, schreckt sogar vom Rathen ab.

Der fünfte Theil des groſsen Französischen Werks liefert die Inschriften mit dem Namen des Kaisers Claudius, deren Hr. Champollion, ohne sich aber weiter, als über die drei nicht in seinem Alphabet befindlichen Buchstaben, darauf einzulassen, erwähnt (3).

---

wo die Ordnung der Buchstaben schwer herauszufinden, sonst nur Ein Zeichen (eine Schlange. siehe S. 487. Anm.) neu ist.

(1) Kircher. Oedipus. *T.* 3. *p.* 161. 213. Zu diesen möchte ich die meisten von Hrn. Young als Namen aufgeführten Inschriften (*Egypt.* nr. 36-54.) rechnen, deren Erklärung aber, wie man sich durch das über sie Gesagte überzeugen kann, auf sehr schwachen Gründen beruht.

(2) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 36. nr. 3.; den gehenkelten Schlüssel halte ich nämlich für ein ideographisches Zeichen. *T.* 4. *pl.* 33. nr. 4.; der Anfang ist deutlich Autocrator. Am Ende ist das senkrechte *s* durch das wagerechte *n* gezogen. Was ich hier nicht lesen kann, kehrt, aber ohne *n*, *T.* 4. *pl.* 34. nr. 1. zurück. Beide Inschriften sind aus Denderah, die erste aus dem Typhonium, die andre aus dem Süd-Tempel. *T.* 5. *pl.* 30. nr. 4., womit, wegen der gleichen zwei Anfangs- und vier Endbuchstaben, *T.* 3. *pl.* 52. zu vergleichen ist. *T.* 4. *pl.* 34. nr. 1. steht Hrn. Champollion's *k* nr. 11. aufrecht, und die Thierfigur scheint kein Löwe, sondern eine Sphinx, übrigens lauter bekannte Zeichen.

(3) *p.* 50. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 5. *pl.* 49. nr. 10. 19. 20. Siehe S. 486. Anm. 4.

Für das Ganze des Systems des Hrn. Champollion, wie ich es hier zu prüfen versucht habe, muſs ich noch an einen sehr für dasselbe sprechenden Beweis erinnern, den nämlich, daſs gerade Denkmäler, auf welchen er spätere Namen zu finden glaubte, auch durch ihren Styl, oder andere Kennzeichen einen späteren Ursprung verrathen. Zu den in dieser Beziehung schon von Hrn. Letronne (1) angeführten kann man noch den Pamphilischen und Barberinischen Obelisken (2) rechnen. Daſs der Sallustische Obelisk, den Zoëga in die Zeiten nach den Antoninen setzt, und dessen Bildwerke er in Rom gemacht glaubt, keine Namen Römischer Kaiser zu enthalten scheint, mag wohl daher kommen, daſs seine Hieroglyphen, absichtlich, aber schlecht, älteren Werken, namentlich dem Flaminischen Obelisken, nachgeahmt sind (3). Dieser und der Lateranensische, und vermuthlich ebenso viele andre unter den Obelisken, sind, soviel ich urtheilen kann, von späteren Inschriften frei, und ebenso finden sich ihrer wenige, wie es scheint, in den Gebäuden des alten Thebens, ob es gleich sehr vom Zufall abhängt, wie viel und welche gerade von Reisenden abgeschrieben, und uns auf diese Weise bekannt wurden.

Es ist bei weitem leichter, gegen ein aufgestelltes System Zweifel zu erheben, und zwischen den Gründen dafür und dagegen herumzuschwanken, als ein bestimmtes Urtheil darüber auszusprechen. Indeſs ist ein solches Ende einer im Einzelnen sehr ermüdenden Arbeit wenig erfreulich. Ich stehe daher nicht an, meine Meinung hier zusammenzufassen.

Ich glaube, Hrn. Champollion's Behauptung über die beiden Namen auf dem Rosettastein und dem Obelisken von Philae von den ferneren trennen zu müssen. In den ersteren finde ich überzeugende Beweise für den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen bei den Ägyptiern in der Art, wie Hr. Champollion ihn angiebt. Sie würden auch stehen bleiben, wenn man das ferner auf sie Gegründete, als bloſse Hypothese, bei Seite setzte.

Dieses, und besonders die Erklärung der Römischen Namen und Benennungen, ist nun zwar scharfsinnig und kunstreich mit jenen Behauptungen in Verbindung gebracht, und stützt sich zum Theil auf sie. Strenger beurtheilt aber, bilden doch nur diese Behauptungen mit jenen ein Gebäude, das sich selbst gegenseitig tragen muſs, und, um nicht in der leeren Luft zu schweben, darauf beruht, daſs die Befolgung der aufgestellten Regeln eine Reihe von Inschriften hervorbringt, welche mit sich, und äuſseren in Betrachtung kommenden Umständen übereinstimmt. Auf diese Weise betrachtet, finde ich in Hrn. Champollion's Erklärungen einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und gewiſs einen hinreichenden, um ihm den Dank und die Theilnahme aller Sprach- und Geschichtsforscher zu gewinnen, und das Bemühen zu rechtfertigen, auf dem eröffneten Wege weiter zu gehen. Immer aber wird, meines Erachtens, die gröſste Aufmerksamkeit darauf zu wenden sein, ob, bei fortgesetztem Forschen, vermittelst des schon vorhandenen, oder neuen Stoffes, auch noch, so wie es jetzt scheint, alle erforderlichen Bedingungen zusammentreffen? Um diese Art der Prüfung möglich zu machen, müſste man suchen, häufig alle Namenschilde Eines Gebäudes, oder wenigstens Eines abgesonderten Theiles desselben, vollständig mit einander zu vergleichen. Jetzt, wo man gröſstentheils nur einzelne Schilde vor sich hat, ohne ihre Stellung gegen einander zu kennen, läſst sich zu wenig entscheiden, ob nicht vielleicht Inschriften neben einander stehen, die, nach Champollionscher Weise gelesen, zu einander nicht gehörende Namen und Benennungen geben. Vorzüglich wünschenswerth aber bleibt es, daſs das System, auſser der auf dem eben beschriebenen Wege zu erreichenden Bestätigung, auch noch eine neue in entsprechenden Griechischen Inschriften finden möge.

---

(1) *Recherches. p.* XXXVII.

(2) Siehe oben S. 484.

(3) Zoëga. *p.* 591. 616. 617.

Ich muſs es andren überlassen, ob sie diesem Urtheil, zu welchem meine Prüfung mich führt, beitreten werden, oder nicht? Immer aber hoffe ich dazu beigetragen zu haben, diese Untersuchung dem nachtheiligsten Standpunkt zu entreiſsen, auf dem sich wissenschaftliche Forschungen befinden können, dem nämlich, wo die, auch gegründete Behauptung nicht vollkommen gesichert ist, und der auch ungegründete Zweifel immer noch Anhaltspunkte findet.

Lettre à Mr. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique (*).

Je commence, Monsieur, par vous envoyer une copie exacte des paragraphes où les PP. Gaspar de S. Augustin et Domingo Ezguerra, dans leurs grammaires *tagala* et *bisaya*, parlent des alphabets de ces langues. Vous verrez par-là que vous avez eu parfaitement raison de supposer que ces deux dialectes et l'*ylog* se servent du même alphabet (¹); car quoique l'alphabet *bisay* offre quelques variétés plus considérables que les deux autres, l'identité n'en est pas moins évidente. Vous trouverez aussi, Monsieur, dans les deux alphabets que j'ai l'honneur de vous transmettre, le *v de corazon* de Totanes et toutes les dix-sept lettres dont se compose l'alphabet des Philippines.

Vous attribuez l'expression de *baybayin* aux grammairiens espagnols (²), et cela m'a paru très-probable. Je vois cependant par le diction-

---

(*) *Hr. Jacquet hat die Güte gehabt, diesen Brief im neunten Bande des* Nouveau Journal Asiatique *abdrucken zu lassen. Er erscheint hier durch einige spätere Zusätze vermehrt, und durch Stellen des Aufsatzes des Hrn. Jacquet erläutert, welcher die Veranlassung zu demselben gab.*

(¹) *Jacquet.* Notice sur l'alphabet Yloc ou Ylog *im* Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 3-19.

(²) La réunion de ces dix-sept lettres est nommée dans les dictionnaires Tagala, *baybayin* (*el A. B. C. Tagalo*). Il est facile de s'apercevoir que ce mot est de nouvelle formation et qu'il a été imaginé par les Espagnols, quand ils se sont occupés de donner des formes régulières à la grammaire et à la lexicographie de cette langue. Le mot *baybayin* est composé d'une formative finale et de *baybay* qui me paraît être le vocable de la lettre *B* (ainsi que les langues de l'Inde, le *Tagala* possède une formule pour citer chaque lettre grammaticalement; cette formule est le redoublement de la lettre même: *caca*, *haha*, *nana*, C, H, N). La consonne *B*, les voyelles mises en dehors comme dans l'ordre alphabétique des langues indiennes, se trouve être la première de l'ordre alphabétique européen introduit par les Espagnols et combiné avec les restes du अ-क्ष sanskrit: c'est du nom de cette première lettre qu'on a nommé l'ensemble de toutes les autres: *baybayin* signifie donc proprement alphabet. (Jacquet. *l. c. p.* 7. 8.)

naire du P. Domingo de los Santos, que ces grammairiens ne reconnaissent pas ce mot pour le leur; il paraît appartenir aux indigènes, et l'étymologie qu'on en donne est assez curieuse. *Baybayin* est un substantif formé du verbe *baybay* (épeler, nommer une lettre après l'autre). Le même verbe signifie aussi, marcher sur la côte de la mer et naviguer près de la côte sans vouloir s'exposer aux dangers de la haute mer; c'est de cette métaphore que de los Santos dérive le mot, dans le sens d'épeler. J'ose aussi croire que la lettre *b* serait plutôt nommée *ba* que *bay*. De los Santos dit expressément que les indigènes nomment les consonnes ainsi: *baba, caca, dara, gaga, etc.*

Je suis entièrement d'accord avec vous, Monsieur, sur l'alphabet des Bugis (¹). Les consonnes sont à peu près les mêmes que dans l'alphabet tagala; mais la manière d'écrire les voyelles en diffère beaucoup, non pas pour la forme seulement, mais pour le principe même de la méthode. C'est précisément ce point principal dont il est impossible de se former une idée juste d'après Raffles. L'alphabet bugis manque de signes pour les voyelles initiales, à l'exception de l'*a*: mais le fait est que cet *a*, outre sa fonction de voyelle, est en même temps un *fulcrum* pour toutes les autres voyelles, un signe qui, de même que toute autre consonne, leur sert pour ainsi dire de corps. Vous aurez peut-être déjà observé, Monsieur, en consultant la grammaire de Low, que la même chose a lieu dans le *thaï*. Dans la dernière série des consonnes thaï, se trouve un *ā* dont Low donne l'explication suivante: *ā, which is rather a vowel than a consonant, and is placed frequently in a word, as a sort of pivot, on which the vowel points are arranged. It forms, as it were, the body of each of the simple vowels.* C'est ainsi qu'on place en javanais un *h* devant chaque voyelle initiale, mais sans le prononcer; et c'est encore ainsi que les mots malais commençant par *ī* et *ū* sont précédés tantôt d'un أ, tantôt d'un ع.

M. Thomsen, missionnaire danois, a commencé à imprimer à Sincapore, en types fort élégans, un vocabulaire anglais-bugis, où l'écriture indigène est placée à côté de la transcription anglaise. Le manque de fonds nécessaires a fait abandonner l'entreprise; mais je tiens de l'obligeance de M. Neumann la première feuille de ce vocabulaire, qu'il a rapportée de

---

(¹) Jacquet. *l. c. p.* 10-12.

son intéressant voyage à Canton (¹): l'analyse de deux cents mots, qu'elle renferme, m'a fourni ce que je viens de dire sur l'emploi de l'*a* bugis: *noouvae* (*low water*) y est écrit *na-o* pur-*a* avec le point de l'*ou-va-e-a*; *makounraï* (femme), *ma-ka* avec *ou-ra-a* avec le point de l'*i*. Vous voyez par ces exemples, Monsieur, que la difficulté que ces alphabets (qui considèrent les voyelles médiales comme de simples appendices de consonnes) éprouvent d'écrire deux voyelles de suite, est levée par le moyen de cet *a*. Le dévanagari, qui, parce que la langue sanscrite ne permet jamais à deux voyelles de se suivre immédiatement dans le même mot, a destiné les voyelles indépendantes à être exclusivement employées au commencement des mots, s'est mis par-là dans l'impossibilité d'écrire le mot bugis *ouvae* (eau). Je trouve dans un seul mot le redoublement d'une voyelle médiale, *lelena*, écrit *e-e-la-na*: ce n'est là qu'une abréviation; on répète la voyelle, on néglige d'en faire autant pour la consonne, et le lecteur ne peut pas être induit en erreur; comme une consonne ne peut être accompagnée que d'une seule voyelle, il reconnaît de suite qu'il faut en reproduire le son.

Ce qui m'a frappé dans ce vocabulaire, c'est de trouver transcrit en anglais par *o*, le signe que Raffles rend par *eng* (²). Cet *o*, que je nommerai nasal, diffère à la vérité, dans l'impression anglaise, de l'autre qui répond à l'*o* bugis placé à la droite de la consonne, en ce que ce dernier est plus grêle et que l'autre est plus arrondi; mais cette différence typographique, très-peu sensible en elle-même, ne nous apprend rien sur la différence du son ou de l'emploi des deux signes bugis. Je crois m'être assuré que l'*o* noté au-dessus de la consonne a en effet un son nasal, tandis que le signe placé à la droite de la consonne ne s'emploie que là

(¹) *Ich habe später dieses Wörterbuch vollständig erhalten; es führt den Titel:* A vocabulary of the English, Bugis, and Malay languages, containing about 2000 words. *Singapore.* 1833. 8°. *Es sind ihm ein Alphabet und einige Bemerkungen über die Aussprache vorausgeschickt, und der erste Bogen erscheint verändert.*

(²) *Marsden giebt in seinen* miscellaneous works (*Platte* 2. *nach Seite* 16.) *auch eine Abbildung des Bugis-Alphabets; er nennt das Zeichen* n̄g *und spricht es in der Verbindung mit einem Consonanten* an̄g *aus. Das vollständige Bugis-Wörterbuch giebt ihm die Aussprache des* ö *in Königsberg, und setzt hinzu:* it is *ō, ōn* and *ōn̄g*, according to its place in the word, or the letter which follows it. *Es wird darin auch immer* ō *bezeichnet.*

où le son de l'*o* est pur et clair. C'est le mot *sopoulo*, dix, qui m'a mis sur la voie de cette distinction: il s'écrit *sa* avec l'*o* nasal-*pa* avec *ou-la-o* pur; il renferme donc les deux *o*. Or, *sopoulo* est le *sanpóvo* tagala (Totanes, n°. 359), et l'*o* nasal bugis répond ainsi exactement au son nasal du mot tagala. L'*o* nasal est souvent suivi, dans la prononciation, du son nasal *ñg*; mais ce son n'en forme pas une partie nécessaire. Il se détache dans la prononciation, et l'*o* reste nasal dans l'écriture: *oulong*, lune, *a* avec *ou-la* avec l'*o* nasal; *oulo tepou*, pleine lune, *a* avec *ou-la* avec l'*o* nasal-*e-ta-pa* avec *ou*. L'*o* nasal se trouve aussi dans des mots qui ne se terminent pas par le son *ñg*; *oloe*, air, *a* avec l'*o* nasal-*la* avec l'*o* nasal-*e-a*: il est même suivi de consonnes autres que *ñg*; *alok*, bois, *a-la* avec l'*o* nasal; tandis que cette consonne nasale peut être précédée par un o pur, *tandjoñg*, *ta-dja-o* pur. Il résulte de tout cela que l'*o* nasal est un *anousvara*, qui peut encore être renforcé par la consonne nasale.

L'uniformité avec laquelle les différens alphabets dont j'ai parlé placent l'*e* et l'*i* à la gauche de sa consonne et en sens contraire de la direction de l'écriture, est très-singulière: l'alphabet javanais assigne la même place à l'*e*.

Les quatre lettres composées *ñgka*, *mpa*, *nra*, *ntcha*, manquent dans mon vocabulaire (¹); et ce qui est plus singulier encore, c'est qu'au cas échéant, la première des deux consonnes réunies n'est pas exprimée dans l'écriture bugis: elle n'est donc point regardée, ainsi qu'on devait le croire d'après Raffles, comme initiale, mais comme terminant la syllabe précédente; exemple: *lempok* (inondation), *e-la-pa* avec l'*o* nasal; *onroma-*

(¹) *Hr. Jacquet hat schon* (Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 11. *Anm.* 1.) *bemerkt, daſs diese zusammengesetzten Buchstaben auch in einer andren von Raffles gegebenen Abbildung eines Bugis-Alphabets fehlen, welches, nach Raffles, sich in einer alten Handschrift findet. Auffallend bleibt es, daſs, obgleich das Bugis-Wörterbuch nie sich eines dieser zusammengesetzten Buchstaben bedient, sie dennoch in dem vor demselben gegebenen Alphabete aufgeführt sind, merkwürdigerweise aber in der Aussprache der Nasal fehlt; denn für* ñgkak (*das Wörterbuch fügt allen diesen zusammengesetzten Buchstaben in der Benennung* ak, *den einfachen aber nur* a *bei*) *wird die Aussprache* k, *für* mpak *nur* p, *für* nrak *nur* r, *für* nchak *nur* ch *angegeben. Marsden's oben erwähntes Alphabet enthält ebenfalls die vier zusammengesetzten Buchstaben.*

lino (endroit retiré), *a-o* pur *-ra-o* pur *-ma-la* avec *i-na-o* pur. Je ne trouve pas d'exemple des syllabes *ñgka* et *ntcha* (1).

Vous supposez, Monsieur, que le *r* initial est remplacé dans la langue tagala par l'*y* (2); vous m'excuserez si je ne puis partager cette opinion.

---

(1) *In den ferneren Bogen des Bugis-Wörterbuches finde ich nun allerdings dafür Beispiele:* garañgkañg, *Spinne, geschrieben* ga-ra-ka, gonchiñg, *Scheere, geschrieben* ga-*reines* o-cha *mit* i (*ich schreibe hier* ch, *was ich im Französischen Texte* tch *bezeichne*). — *Ja ich finde auch noch andre zusammengesetzte Consonantenlaute, als die vier oben erwähnten:* ñgga, *z. B. in* geñggo tedoñg, *Käfer, geschrieben* e-ga-ga-*reines* o-e-ta-da-*reines* o; mba, *in* gumbañg, *Wasserkrug, geschrieben* ga *mit* u-ba, sumbu, *Docht, geschrieben* sa *mit* u-ba *mit* u; nta, *in* lantera, *Laterne, geschrieben* la-e-ta-ra; nda, *in* landak, *Igel, geschrieben* la-da, tandak, *Sieb,* ta-da; nja (*ich verstehe unter* j *den Englischen Laut dieses Buchstaben*), *in* injili, *Evangelium, geschrieben* a *mit* i-ja *mit* i-la *mit* i, junjuñgi, *auf dem Kopfe tragen,* ja *mit* u-ja *mit* u-ñga *mit* i. *Hierdurch erweitert sich auf einmal der Gesichtskreis, und wird man in den Stand gesetzt, diese Eigenthümlichkeit des Bugis-Alphabets klar zu übersehen. Es wird nämlich deutlich, daſs die Bugis-Sprache, wie die ihr verwandten Malayischen Sprachen, die eigentlich Malayische, die Javanische u. a., alle Zusammensetzungen des Nasallauts mit dem dumpfen und tönenden Consonanten der vier ersten Classen (von einer Zusammensetzung des Nasals mit* s *finde ich kein Beispiel, und scheint das Bugis diese Verbindung mit den verwandten Sprachen nicht zu theilen), wozu noch die Verknüpfung desselben mit dem Halbvocal* ra *kommt (eine Verbindung mit* la *finde ich nicht, und die mit dem* ya *wird durch einen eignen, einfachen Consonanten, wie in den verwandten Sprachen, ausgedrückt), in ihrem Lautsysteme besitzt, daſs sie aber den Nasal nicht schreibt, sondern es dem Leser überläſst, ihn, wo er in der Aussprache vorkommt, vor dem geschriebenen zweiten Consonanten, nach Maaſsgabe seines Organs* (n, ñg *oder* m), *zu ergänzen. Dennoch hat die Schrift, und, wie ich glaube, in späterer Zeit, für die Verbindung des Nasals mit den dumpfen Consonanten, merkwürdigerweise aber nicht mit dem dentalen, und mit dem Halbvocal* ra *eigene Zeichen gebildet, welche aber nicht viel im Gebrauche zu sein scheinen. Für die spätere Einführung dieser vier Consonantenzeichen spricht auch in der That ihre complicirtere Gestalt; und man kann wohl sicher behaupten, daſs das Zeichen für* ñgka (*durch bloſse Umkehrung*) *von dem für* ñga, *und durch bloſsen Zusatz einer Linie das für* mpa *von* pa, *das für* nra *von* ra *abgeleitet sind, wogegen nur das Zeichen für* ncha *keine Analogie darbietet. Daraus, daſs man für die Verbindung des Nasenlauts mit dem dumpfen dentalen und mit allen vier tönenden Consonanten kein Zeichen besaſs, geht deutlich genug hervor, wie man sich nun auch der wirklich vorhandenen vier Zeichen beim Schreiben entschlagen konnte.*

(2) Le tagala est comme plusieurs dialectes de la Tartarie septentrionale, privé de l'*r* initial: mais il parait le remplacer par le *y*, que ne possède pas l'*Ugi*, ces deux lettres se permutent souvent dans les langues de l'Inde ultérieure. (Jacquet. Notice sur l'alphabet Yloc. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 11. *Anm.* 2.) — *Es sei mir erlaubt, hier noch zu bemerken, daſs dem Bugis-Alphabet das* y *nicht fehlt; es findet sich in dem zweiten von Raffles gegebenen*

Les deux lettres *y* et *r*, il est vrai, se permutent souvent dans ces dialectes; le pronom tagala *siya*, il, est indubitablement le *sira* javanais ou plutôt kawi: mais le *r* initial est remplacé par le *d*; on dit *ratou* et *datou*, roi, *kadatoan* et *karaton*, palais. Les indigènes des Philippines confondent sans cesse le *d* et le *r*; mais de los Santos donne pour règle que le *d* doit être placé au commencement et le *r* dans le milieu des mots. Cette règle paraît constante pour le tagala; mais elle est aussi observée dans d'autres dialectes: le *danau* (lac) malais est le *ranou* (eau) de Madagascar et le *dano* ou *lano* de l'île de Magindanaõ. L'*y* entre aussi dans ces permutations, mais moins régulièrement, et dans la langue tagala, autant que je sache, jamais comme initiale. Un des exemples les plus frappans est le suivant. Ouir: *dingig* en tagala, *ringue* Madagascar, *rongo* Nouvelle-Zélande, *roo* Tahiti, *ongo* tonga; oreille: *tayinga* tagala, *telinga* malais, *talinhe, tadigny,* Madagascar, *taringa* Nouvelle-Zélande, *taria* Tahiti.

Vous avez expliqué d'une manière fort ingénieuse, Monsieur, comment on a pu se méprendre sur la direction des signes de l'écriture tagala, et vous avez réfuté en même temps l'opinion de quelques missionnaires espagnols sur l'origine de cet alphabet. Cette opinion est certainement erronée: je ne voudrais cependant pas nier toute influence de l'écriture arabe sur les alphabets de l'archipel indien. Vous observerez, Monsieur, que, dans le § 11, page 152, le P. Gaspar de S. Augustin écrit les mots *gaby* et *gabe* en caractères tagalas, de droite à gauche. Ce n'est là peut-être qu'une méprise du P. Gaspar. Mais ne pourrait-on pas supposer aussi que les indigènes, ou pour flatter leurs nouveaux maîtres, ou pour leur faciliter la lecture de leur écriture, l'ont en certaines occasions assimilée en ce point à l'arabe? Je soumettrai même à votre décision, Monsieur,

---

Alphabete, in dem in Marsden's miscellaneous works *und dem des Bugis-Wörterbuches, und kommt auch in dem letzten öfter vor, s. B.* apeyañgi, *werfen, geschrieben* a-e-pa-ya-ñga *mit* i, ekayak, *Geschichte (das Arabische* حكاية*)*, e-a-ka-ya, yatu, *er, sie, es,* ya-ta *mit* u. *Im Anfange des Wortes spricht es das Wörterbuch auch* ĭya *aus, s. B. in dem letztgenannten Pronomen mit* puna, Ĭyatu puna, *sein, ihr, und beseichnet diese Aussprache manchmal durch den Vocal* i *über dem* ya, *s. B. in* ĭyak, *ich, welches einfach durch diese Verbindung dargestellt wird,* Ĭyapega, *welcher, geschrieben* ya *mit* i-e-pa-ga.

une autre conjecture plus hasardée, mais plus importante. Vous témoignez avec raison votre étonnement de ce que l'alphabet bugis n'ait adopté que la première des voyelles initiales de l'alphabet tagala, et de ce que ces deux alphabets, d'ailleurs si conformes, diffèrent l'un de l'autre dans un point aussi essentiel. J'avoue ingénuement que cette différence ne me paraît pas avoir dû toujours exister. Il est très-naturel de supposer que les Bugis ont eu, de même que les Tagalas, les trois voyelles initiales, mais que, voyant l'écriture malaie faire souvent servir l'*a* de signe introductif de voyelle initiale (Gramm. mal. de Marsden, page 19), ils ont inventé une méthode analogue et ont laissé tomber en désuétude leurs deux autres voyelles initiales. Je conviens que le cas n'est pas tout-à-fait le même, puisque le و et le ي arabes font en même temps les fonctions de voyelles et de consonnes, et que leur qualité de voyelles longues entre aussi en considération; mais ces nuances ont pu être négligées. Il est très-remarquable encore que des trois alphabets sumatrans, le *batta* ait les trois voyelles initiales, tandis que le *redjang* et le *lampoung* ont l'*a* seulement. Cette diversité est explicable dans mon hypothèse, puisque le hasard a pu faire que l'écriture arabe ait exercé une plus grande influence sur différens points de l'archipel. Mais hors de cette hypothèse, elle reste inconcevable dans les alphabets dont le principe est évidemment le même. Marsden ne dit pas, au reste, de quelle manière les Redjangs et les Lampoungs écrivent l'*i* et l'*o* initiaux; mais j'aime à croire qu'ils usent de la même méthode que les Bugis.

J'ai cru ne devoir pas m'éloigner de la supposition que le signe en question est vraiment un *a*, un signe de voyelle. S'il était permis de révoquer ce fait en doute, contre le témoignage des auteurs, toute difficulté serait levée par-là: le prétendu *a* n'aurait rien de commun avec les voyelles sanscrites et tagalas; il serait le signe d'une aspiration infiniment faible, un *h*, un *v* ou un *y*, et pourrait, comme une consonne, s'unir à toutes les voyelles.

L'erreur dans laquelle seraient tombés les auteurs à qui nous devons ces alphabets, serait facile à expliquer. Comme, dans ces langues, toute consonne, lorsqu'elle est indépendante, se prononce liée à un *a*, ceux qui entendaient proférer un *a* avec une aspiration très-faible, pouvaient regarder ce son comme celui d'une voyelle. Ce qui me confirme dans cette opinion, c'est que mon vocabulaire bugis ne fournit aucun signe pour le *h* (1), et que l'*a* thaï est rangé parmi les consonnes. Le prétendu *a* bugis ressemble moins à l'*a* qu'au *h* tagala, et l'*a* rèdjang n'a aucune ressemblance avec le véritable *a* batta, tandis qu'à la position près, il a la même forme que le pseudo-*a* lampoung. Mais ce qui me paraît presque décider la question, c'est que les signes de l'*a* et du *v* bugis sont absolument les mêmes, à l'exception d'un point ajouté au premier: les lettres *h*, *v*, *y* de ces alphabets peuvent être des consonnes plus prononcées (2). Si donc, Monsieur, vous ne trouvez pas trop hardi de nommer *h* le signe que Low, Marsden et Raffles, d'après le témoignage des indigènes, nomment *a*, j'abandonne l'hypothèse de l'influence arabe sur ce point, en m'en tenant simplement à la supposition que ces peuplades, d'après leur prononciation, ont admis dans leurs alphabets les signes des voyelles initiales, ou adopté à leur place un signe d'aspiration infiniment faible, qui, sans presque rien ajouter au son des voyelles dans la prononciation, peut néanmoins leur servir de consonne dans l'écriture. La consonne *h* qui précède toute voyelle initiale des mots javanais, est entièrement dans ce cas, et ressemble en cela au *spiritus lenis* que nous ne faisons pas entendre non plus en prononçant les mots grecs.

Je ne puis cependant pas quitter cette question sans faire encore mention de l'alphabet *barman*. Il possède dix voyelles initiales et autant de médiales; et cependant il use de cette même méthode de lier à la première les signes médiaux de tous les autres, en écrivant *aou* pour *ou*. Carey (Gramm. barm. page 17, n°. 72) prescrit cette manière d'exprimer les voyelles initiales en les liant à un *a* muet, comme règle générale pour la formation des monosyllabes. Judson, dans la préface de son dictionnaire barman (page 12), s'exprime plus généralement. *The symbol* (la forme médiale) *of any vowel*, dit-il, *may be combined with* a (initial) *in which case the compound has the power of the vowel which the symbol represents, thus* ai *is equivalent to* i. Aucun de ces grammairiens ne dit à quel usage sont réservés les signes des autres voyelles initiales. Il faut cependant que l'usage en ait réglé l'emploi. Mais le nombre de mots où on les conserve est si peu considérable, que l'article de l'*a* occupe 42 pages dans le dictionnaire, tandis que ceux des autres neuf voyelles en remplissent huit; encore y a-t-il beaucoup de mots palis dans ces derniers. Lorsqu'on réfléchit sur cette circonstance et qu'on y ajoute cette autre, que la méthode de se servir de l'*a* comme d'une consonne est consacrée particulièrement aux monosyllabes, on est tenté de croire que l'alphabet barman se servait anciennement de la même méthode que l'alphabet des Bugis, celle de combiner les voyelles médiales avec l'*a* initial, et que l'usage des autres voyelles initiales n'a été introduit que postérieurement.

---

(1) *Auch in den späteren Bogen kommt es nicht vor, und dennoch erscheint ein besonderer Buchstabe* ha *in dem Alphabete, welches dem Wörterbuche beigegeben ist, so wie in Raffles erstem und in Marsden's Alphabete; in einem Falle, wo man am ersten ein wirkliches* ha *zu finden vermuthen sollte, dem oben angeführten Arabischen Worte* حكاية, *fehlt es.*

(2) *Auch das Zeichen für* y *ist von dem für* w *abgeleitet, indem zwei Punkte, wie bei* a *einer, darunter gesetzt sind.*

Je ne me souviens pas d'avoir rencontré la particularité dont nous parlons ici, dans aucun des alphabets dérivés du dévanagari et usités dans l'Inde même, à l'exception naturellement des cas où, comme dans la langue hindoustanie, on emploie l'alphabet arabe.

Il y a cependant, dans la langue telinga, un cas où l'*a* lié à une voyelle reste muet et conserve à la voyelle sa prononciation ordinaire; mais c'est pour la convertir de voyelle brève en voyelle longue. Campbell dit, en parlant de ces cas dans sa *Teloogoo Grammar* (page 10, n°. 23): *In such cases, the symbol of the long vowel* a *is to be considered as lengthening the short vowel* i, *rather than as representing the long vowel* a.

Au reste, je ne cite ces cas que parce qu'ils sont autant d'exemples, que l'*a* est chargé d'une fonction étrangère à son emploi primitif. La solution la plus simple du problème qui nous occupe ici, est sans doute de supposer que les peuples de ces îles, ayant à leur disposition des voyelles médiales et initiales, ont trouvé plus simple de se passer de ces dernières, et d'accoler les premières (lorsqu'elles n'étaient point précédées de consonnes) à l'*a*, qui, inhérent de sa nature aux consonnes, était la seule parmi les voyelles dont il n'existât pas de forme médiale. Le procédé n'en est pas moins étrange, et c'est pour cela que j'ai essayé de trouver une circonstance qui ait pu le faire adopter.

Les Tagalas trouvaient d'ailleurs, dans leur langue même, une raison particulière pour marquer bien fortement leurs trois voyelles, comme initiales de syllabes dans l'intérieur des mots. La langue tagala a deux accens, dont l'un prescrit de détacher entièrement la voyelle de la dernière syllabe d'un mot, de la consonne qui la précède immédiatement (*haciendo que la sylaba postrera no sea herida de la consonante que la prefiere, sino que suene independente de ella* (Gramm. du P. Gaspar de S. Augustin, page 154, n°. 3). Il faut donc lire *pat-ir, big-at, dag-y, tab-a,* et non pas *pa-tir,* etc. Comme, dans ce cas, la voix glisse légèrement sur la première syllabe, on a coutume de noter cet accent par les lettres *p. c.* (*penultimâ correptâ*); l'accent opposé, noté *p. p.* (*penultimâ productâ*), appuie sur la pénultième et laisse tomber la finale. Il est de la plus grande importance de ne pas confondre ces deux accens; car un grand nombre de mots changent entièrement de signification, selon l'accent qu'on leur donne. C'est donc à cet usage que les Tagalas réservaient spécialement leurs voyelles initiales. Ils les employaient aussi au milieu des mots, là où il importait de renvoyer une consonne à une syllabe précédente et de commencer la suivante par une voyelle. C'est ce qui résulte clairement de l'extrait de grammaire que je joins à cette lettre, et le P. Gaspar observe très-judicieusement que c'était là un grand avantage de l'écriture indigène sur la nôtre.

Soulat et *sourat* sont sans aucun doute des mots arabes; Marsden l'observe expressément de *sourat*: on peut y ajouter le *serrat* des Javanais et le *soratse* de Madagascar. Veuillez encore remarquer la conformité grammaticale de ces quatre langues, qui forment de ces mots *manounoulat, menyourat, nyerrat, manorats,* en changeant toutes le *s* en un son nasal. Il m'a été fort agréable d'apprendre qu'il existe dans la langue tagala une expression indigène pour l'idée d'écrire. Je ne connaissais pas le mot *titic,* qui ne se trouve pas dans le dictionnaire de de los Santos. Mais y aurait-il assez d'analogie entre *toulis* et *titic* pour dériver l'un de l'autre? Ce dernier ne serait-il pas plutôt le *titik* malais, qui veut dire goutte, mais aussi tache (idée qui n'est pas sans rapport à l'écriture)? Quant à *toulis,* qui est le *tohi* de la langue tonga, j'ai toujours cru le retrouver dans le *toulis* tagala, pointe, aiguiser: on trace ordinairement les lettres avec un instrument pointu.

Nous venons de voir que les langues malaies font subir aux mots arabes les changemens de lettres de leurs grammaires; la même chose a lieu pour les mots sanscrits qui passent dans le kawi: *boukti* devient *mamoukti*; *sabda*, parole, devient *masabda*, dire, et *sinabda*, ce qui a été dit.

On est naturellement porté à regarder l'alphabet indien comme le prototype de tous les alphabets des îles du Grand Océan. Ces pleuplades pouvaient, comme vous le dites, Monsieur, l'adapter chacune à la nature de sa langue et à son orthophonie. Cette opinion a été néanmoins contestée: quelques auteurs regardent comme très-probable que les différens alphabets ont été inventés indépendamment l'un de l'autre chez les différentes nations. Je ne puis partager cette opinion. Je ne nie point la possibilité de l'invention simultanée de plusieurs alphabets; mais ceux dont nous parlons ici sont trop évidemment formés, sans parler même de la ressemblance matérielle des caractères, d'après le même système, pour ne pas être rapportés à une source commune. Il n'existe pas de données historiques qui puissent nous guider dans ces recherches; mais il me semble que nous devons les diriger dans une voie différente, mettre un moment de côté tout ce qui est tradition ou conjecture historique, et examiner les rapports intérieurs qui existent entre ces alphabets, voir si nous pouvons trouver les chaînons qui conduisent de l'un à l'autre: car il semble naturel de supposer aussi, dans le perfectionnement des alphabets, des progrès successifs.

Les alphabets dont nous parlons ici ont cela de commun, qu'ils tracent les syllabes par des groupes de signes, dans lesquels la seule lettre initiale à laquelle on ajoute les autres comme accessoires est regardée comme constitutive. Ces alphabets, lorsqu'ils sont complets, se composent ainsi: 1°. de la série des consonnes et des voyelles initiales; 2°. de la série des voyelles proférées par les consonnes initiales; 3°. des consonnes qui se lient à d'autres consonnes sans voyelles intermédiaires; 4°. de quelques signes de consonnes, qui, en terminant la syllabe, se lient étroitement à sa voyelle, tels que le *repha*, l'*anousvara*, le *visarga*. Si les consonnes finales des mots ne passaient pas ordinairement, dans l'écriture de ces langues, aux lettres initiales des mots suivans, il faudrait encore ajouter à cette dernière classe toutes les consonnes pourvues d'un *virama.* Ces alphabets se distinguent entièrement des syllabaires japonais: les syllabes n'y sont pas considérées comme indivisibles; on en reconnaît les divers élémens; mais cette écriture est pourtant syllabique, parce qu'elle ne détache pas toujours ces élémens l'un de l'autre, et parce qu'elle règle sa méthode de tracer les sons, d'après la valeur qu'ils ont dans la formation des syllabes, tandis qu'une écriture vraiment alphabétique isole tous les sons et les traite d'une manière égale.

Dans ce système commun, nous apercevons deux classes d'alphabets très-différens: les uns, tels que le dévanagari et le javanais, possèdent toute l'étendue des signes que je viens d'exposer; les autres, tels que le tagala, le bugis, et à ce qu'il paraît les sumatrans, se bornent aux deux premières classes de ces signes. Si l'on examine de plus près cette différence, on trouve qu'elle consiste en ce que les derniers de ces alphabets ne peuvent point détacher la consonne de sa voyelle, et que les premiers sont en possession de moyens pour réussir dans cette opération. Les alphabets tagala et bugis n'expriment en effet aucune consonne finale d'une syllabe; ils laissent au lecteur le soin de les deviner. La seule adoption du *virāma* aurait levé cette difficulté, et l'on est étonné de voir que ces peuples l'aient exclu de leurs alphabets. Mais je crois que nous nous représentons mal la question, en transportant nos idées d'aujourd'hui et de notre prononciation à des époques où les langues étaient encore à se former, et à des idiomes tout-à-fait différens. Si l'invention et le perfectionnement d'un alphabet exercent une influence quelconque sur la langue dont il rend les sons, c'est certainement celle de contribuer au perfectionnement de l'articulation, c'est-à-dire, de l'habitude des organes de la voix de séparer bien distinctement tous les élémens de la prononciation. Si les nations, pour être capables de faire usage d'un alphabet, doivent déjà posséder cette disposition à un certain degré, elle augmente par cette invention, et l'écriture et la prononciation se perfectionnent mutuellement.

Le premier pas était fait par l'invention des lettres initiales de syllabes, des voyelles qui en forment une à elles seules et des consonnes accompagnées de leurs voyelles. Les langues dont nous parlons ici forment presque tous leurs mots de syllabes simples se terminant en voyelles; on pouvait donc, jusqu'à un certain degré, se passer des moyens de marquer aussi les consonnes finales: dans les 200 mots que renferme la première feuille du vocabulaire bugis, je ne trouve de consonnes finales que *m*, *n*, *k*, *h*, *ñg*; les deux premières dans l'intérieur des mots seulement, *m* devant *p*, *n* devant *r*; *h* et *k* ne paraissent qu'à la fin des mots, mais *ñg* occupe les deux places et est employé plus souvent que les autres (¹).

Il n'était cependant pas si aisé d'aller plus loin. On ne pouvait écrire la terminaison des syllabes composées qu'en faisant une double opération. Après avoir privé la consonne finale de sa voyelle inhérente, par laquelle elle aurait formé une nouvelle syllabe, il fallait encore, pour en isoler entièrement le son, la détacher de la voyelle qui la précédait immédiatement; car le son de la consonne et celui de la voyelle se confondaient. Il faut observer en effet que les peuples qui se servaient d'alphabets semblables à ceux des Bugis et des Tagalas, ne croyaient pas représenter leurs syllabes d'une manière incomplète: ils ne voyaient pas, comme nous, dans les signes de leurs voyelles finales, un *i* ou un *ou* seu-

---

(¹) *Die mir später zugekommenen übrigen Bogen des Bugis-Wörterbuchs liefern noch als am Ende der Wörter vorkommend die Consonanten* m, n, t, s, *aber nur in einigen als ausländisch zu betrachtenden Wörtern, und zwar nur in folgenden:* batu pulam, *Marmor (das Malayische* bātu pūālam), apiun, *Opium (Malayisch* apyūn *oder* afyūn, *vom Arabischen* أفيون, *das Griechische* ὄπιον), intan, *Diamant (ebenso im Malayischen)*, sapu chat, *malen (das Malayische Verbum* sāpū, *fegen, übertünchen, und das Substantivum* chap, *Siegel, welches, wie Marsden in seiner Grammatik S.113. der dialektischen Verwandlung eines Anfangs-*p *in* t, *z. B.* tūkul *statt* pūkul, *schlagen, und umgekehrt eines End-*t *in* p, kīlap *für* kīlat, *Blitz, erwähnt, wahrscheinlich in einigen Gegenden* chat *lautet; denn die beigesetzte Malayische Paraphrase giebt* sapu chat *ebenso für den Malayischen, wie für den Bugis-Ausdruck)*, añgaris, *Englisch* (pawale angaris, *Kreide*), *im Malayischen* iñggris. *Man kann daher von diesen Consonanten ganz absehen, und behält allein die drei oben genannten,* h, k *und* ñg, *als beständig am Ende der Wörter wiederkehrende. Merkwürdig ist noch eine Einzelheit; ich finde nämlich* paak, *Meiſsel, nur durch den einzigen Buchstaben* pa *ausgedrückt; man hat es also nicht für nöthig erachtet, für den Endlaut* ak *den Buchstaben* a *zu gebrauchen, welches ein neuer Beweis ist, wie sorglos man mit dem Wortschlusse umging; denn eigentlich würde man diese Schreibung* pak *zu lesen haben.*

lement, mais, selon les circonstances, aussi un *ik*, un *ing*, etc.; ils ne concevaient pas même la possibilité de décomposer encore des sons déjà si simples. Le *virama* privait bien la consonne de sa voyelle inhérente; mais l'opération de détacher la consonne de la voyelle qui la précédait, était plus difficile: car la voyelle qui s'exhale, pour ainsi dire, en consonne, rend naturellement un son plus obscur et moins distinct que la consonne qui commence la syllabe; de même la voyelle qui est coupée par une consonne finale, se trouve arrêtée dans sa formation. Il résulte des deux cas que la voyelle et la consonne des terminaisons de mots se modifient mutuellement.

L'écriture barmane offre un exemple très-curieux de ces modifications; j'observe que cette particularité se trouve dans les monosyllabes, qui constituent le fond primitif de cette langue. Les consonnes, lorsqu'elles viennent à terminer un mot, reçoivent dans presque tous les cas une autre valeur, et altèrent même celle de la voyelle qui les précède. Le monosyllabe écrit *kak*, est prononcé *ket*, un *p* final devient *t*, un *m* final *n*, etc. (Carey, page 19; Judson, p. 13). On se demande naturellement d'où il vient que l'écriture ne suive pas ici la prononciation: si l'on prononce constamment *t*, d'où sait-on que ce *t* est proprement un *k* ou un *p*? L'étymologie du monosyllabe renferme, très-probablement, la réponse à ces questions. Les racines se terminant en une consonne bien prononcée, peuvent être et sont vraisemblablement, pour la plupart, des mots composés; la combinaison des syllabes japonaises, par exemple, offre des cas où de deux syllabes ainsi réunies, la dernière perd sa voyelle. De *fa-tsou* vient *fat* (Gramm. japonaise de Rodriguez, publiée par M. Landresse, p. 27). Or il ne serait pas étonnant qu'une consonne qui, comme initiale, se prononçait *k*, changeât de valeur en devenant finale. Quoi qu'il en soit, cette divergence de l'écriture et de la prononciation des monosyllabes barmans ne permet pas de méconnaître qu'il existe encore dans la langue une lutte qu'il serait important de faire cesser, entre les deux grands moyens de représenter la pensée.

Les voyelles se terminent souvent aussi, et surtout dans les langues dont nous parlons ici, en des sons qui ne s'annoncent pas comme des consonnes très-prononcées, mais seulement comme des aspirations ou des sons nasaux qu'il serait difficile ou même impossible de réduire en articulations. Le sanscrit même a dû encore accorder une place dans son alphabet à deux caractères, le *visarga* et l'*anousvara*, qu'on ne peut considérer comme de véritables lettres, sous le rapport de la clarté et de la précision de leur son. M. Bopp a en effet prouvé, dans son excellente grammaire sanscrite, que l'*anousvara*, bien qu'il ne fasse souvent que remplacer les autres lettres nasales, possède aussi un son à lui, qui n'est représenté par aucune autre lettre.

Il restait donc, sous tous les rapports, beaucoup de chemin à faire pour arriver de l'alphabet tagala au dévanagari.

D'après ce que je viens d'exposer, il me semble évident qu'il existe, dans les deux classes d'alphabets désignées ici, une tendance progressive au perfectionnement de l'écriture. Je ne prétends cependant pas soutenir, sur ces données seules, que telle ait été réellement la marche historique de ce perfectionnement, et bien moins encore que l'alphabet tagala ait nécessairement dû servir d'échelon pour s'élever au dévanagari: je me borne, pour le moment, simplement à prouver, par la nature même de ces alphabets, qu'ils sont réellement du même genre, mais que le dévanagari complète le travail que le tagala et ceux qui lui ressemblent laissent imparfait.

Comme le système de ces alphabets moins parfaits est renfermé, pour ainsi dire, dans le système plus étendu du dévanagari, on peut supposer que les Tagalas n'ont pris de cet alphabet venu à leur connaissance que ce qu'il fallait à leur langue, beaucoup plus simple et moins riche dans son système phonétique. L'alphabet tagala serait, d'après cela, le dévanagari en raccourci. Mais c'est cette supposition surtout que je voudrais combattre; elle me semble être dénuée de toute probabilité. Quelque simple que soit l'alphabet tagala, il est complet dans son système; et dès qu'on lui accorde le principe sur lequel il est calqué, de ne noter les syllabes composées que par leurs voyelles seulement, il ne s'y trouve rien de superflu ni de défectueux. Il aurait été vraiment difficile d'abstraire aussi méthodiquement du dévanagari un système qu'il renferme en effet, mais qui ne forme que la moitié de sa tendance vers l'écriture alphabétique. Les syllabes des mots tagalas sont pourtant assez souvent terminées par des consonnes suffisamment prononcées; l'inconvénient de ne pas les noter se fait considérablement sentir, comme nous le voyons par le témoignage des missionnaires espagnols: pourquoi donc aurait-on repoussé l'adoption du *virama*, moyen si simple et si facile à adapter à toute écriture? La langue barmane est, sous le rapport de la formation des mots, pour le moins tout aussi simple que la langue *tagala*; elle a cependant adopté, même dans la partie qui lui est entièrement propre, tous les moyens de marquer les sons que le dévanagari lui offrait. Le même cas existe chez les Javanais et les Telougous: l'alphabet tamoul est moins nombreux en signes, mais fait également usage du *virama* et de la réunion des consonnes par ce moyen. Pourquoi, si le dévanagari, dans l'état où nous le connaissons à présent, avait donné origine à leurs alphabets, les Tagalas, les Bugis et les Sumatrans n'auraient-ils pas fait de même? On peut dire que les Hindous avaient des établissemens moins fixes dans ces pays; mais cette circonstance, qui n'est même pas exacte pour Sumatra, change peu à l'état de la question: car il est beaucoup moins croyable qu'on ait pu à la hâte adapter l'alphabet hindou aux langues indigènes, d'une manière à la fois aussi méthodique et aussi incomplète.

Mais ce qui tranche la question, c'est qu'un examen plus réfléchi du dévanagari lui-même prouve qu'il a existé avant lui peut-être plus d'un alphabet dressé sur le même système, mais moins parfait que lui. Le dévanagari est visiblement sorti d'un système syllabique d'alphabets; il n'est pas une invention, mais seulement un perfectionnement du système. Le dévanagari ne se distingue d'une écriture vraiment alphabétique que par des choses qu'avec raison l'on peut nommer accessoires. Traiter l'*a* bref de voyelle inhérente aux consonnes, se servir par cette raison du *virama*, placer l'*i* bref avant sa consonne, combiner les signes des consonnes au lieu de les écrire l'une après l'autre, voilà les seules différences entre lui et l'alphabet grec ou toute autre écriture alphabétique. L'isolement des syllabes dans les manuscrits est plutôt une habitude purement calligraphique. Les inventeurs du dévanagari avaient certainement, aussi bien que nous, le principe de l'écriture alphabétique; ils avaient franchi la grande difficulté qui arrête le progrès de la prononciation à l'écriture;

ils savaient détacher en tout sens les voyelles des consonnes, ils leur assignaient leurs limites et les marquaient avec précision. S'ils n'avaient eu aucun alphabet déjà existant sous les yeux, s'ils avaient dû travailler tout à neuf, ils auraient très-probablement formé une écriture alphabétique; car pourquoi, sachant parfaitement bien détacher les voyelles des consonnes et leur assigner leurs valeurs d'après leurs différentes positions, auraient-ils, par exemple, renfermé une voyelle dans une consonne, pour l'en détacher un moment après par un signe inventé pour cet usage? Mais ils ont visiblement pris à tâche de perfectionner une écriture syllabique au point qu'elle rendit tous les services d'une écriture alphabétique; car voilà ce qu'on peut dire de l'admirable arrangement du dévanagari.

Je ne crois pas que l'écriture alphabétique ait dû être nécessairement précédée de l'écriture syllabique; une telle supposition me paraît trop systématique: mais toute la structure du dévanagari me semble prouver qu'il n'a pas été fait d'un jet. Tout y est explicable, dès qu'on suppose qu'on a voulu rendre plus parfait un système déjà existant, remplir ses lacunes, corriger ses défauts; sans cette supposition, il est inconcevable comment, connaissant si bien la nature des sons, étant habitué à les faire passer par toute la série de leurs modifications, sachant parfaitement balancer et contre-balancer leurs valeurs dans la formation des mots, on ait voulu se trainer encore dans la route des écritures syllabiques, tandis que l'écriture alphabétique est évidemment la seule véritable solution du grand problème de peindre la parole aux yeux. Je crois donc que l'alphabet tagala, avec tous ceux qui sont basés sur le même système, appartient à une classe d'alphabets antérieurs au dévanagari, ou du moins qu'il n'en est pas tiré. On pourrait plutôt croire ces alphabets des îles entièrement étrangers à l'alphabet du continent de l'Inde (et, dans ce cas, ils pourraient même lui être postérieurs), si la ressemblance des caractères ne s'opposait pas à une pareille supposition.

Je trouve avec vous, Monsieur, l'alphabet tagala très-remarquable, puisqu'il offre précisément la moitié du travail qu'il fallait faire pour se former une écriture capable de représenter la prononciation toute entière. Il appartient à la même classe que le dévanagari; je n'oserais décider si, pour cela, cet alphabet est d'origine indienne. De plus profondes recherches prouveront peut-être que la partie fondamentale du sanscrit a de fréquentes affinités avec les langues à l'est de l'Inde et avec celles des îles; les Hindous auraient donc bien pu avoir des alphabets d'une nation de ces contrées devant les yeux. Ce qui me paraît certain, c'est que les alphabets syllabiques, ceux surtout du genre de l'alphabet tagala, ont des rapports fort intimes avec la structure des langues monosyllabiques de ces contrées, et avec le passage de cet état des langues à un autre plus compliqué. Autant que chaque syllabe forme un mot à elle seule, les syllabes sont simples, mais variées dans les modifications et les accens des voyelles; on note alors facilement l'articulation principale, et l'on néglige impunément le reste: mais si des nations viennent à réunir plusieurs syllabes dans le même mot, et qu'elles visent à donner à chaque mot l'unité d'un ensemble, en quoi repose principalement l'artifice grammatical des langues dans le sens le plus étendu, il arrive des compositions, des contractions, des intercalations. Alors naît la tendance vers l'écriture alphabétique: car on sent, en voulant tracer les mots, la nécessité d'aller aux premiers élémens, pour avoir la liberté de les réunir entièrement à volonté. Le dévanagari et le système grammatical que nous admirons dans le sanscrit datent probablement à-peu-près de la même époque; une langue tellement organisée supposait une nation à laquelle le dernier perfectionnement et même l'invention de l'alphabet ne pouvaient pas rester long-temps étrangers. Le tagala était évidemment resté en arrière, avec son alphabet beaucoup trop borné pour la structure grammaticale de la langue.

Rien, au reste, n'empêcherait aussi que les habitans des Philippines fussent redevables de leurs alphabets aux Hindous. L'influence de l'Inde sur l'archipel qui l'avoisine a été exercée de manières et à des époques fort différentes; et l'on reconnaît ces époques, en quelque façon, au genre et à la coupe des mots que les langues de ces contrées ont adoptés du sanscrit. Les communications avec les Philippines m'ont paru, d'après ces considérations, être très-anciennes: le difficile est seulement de trouver une époque où l'on pourrait attribuer à l'Inde un alphabet aussi incomplet. Le sanscrit n'a certainement jamais pu être écrit par son moyen. Il est donc peut-être plus juste de dire que ces alphabets sont d'origine inconnue, que leur prototype doit être d'une haute antiquité, qu'il a servi de base au dévanagari lui-même; mais que c'est toujours de l'Inde que l'alphabet indien a obtenu tous les perfectionnemens de son système. Le dévanagari lui-même a éprouvé des changemens; mais si je nomme cet alphabet, je parle seulement de sa constitution, et plus particulièrement du principe qui tend en lui à réunir, dans l'écriture syllabique, tous les avantages de l'écriture alphabétique.

Votre interprétation du passage de Diodore me semble très-juste, Monsieur, et elle a le mérite de prouver combien ce passage est remarquable. Je n'hésite pas à avancer que c'est le seul, dans tous les auteurs grecs et romains, où une propriété très-particulière d'une langue étrangère ait été saisie avec autant de justesse. Le principe fondamental des alphabets syllabiques de l'Asie orientale y est exposé clairement; mais personne ne l'y avait découvert avant vous (¹). Je prends avec vous, Monsieur, les *γράμματα* pour les groupes syllabiques, et les *χαρακτῆρας*

(¹) Diodore de Sicile a donné dans le IIe livre de son histoire universelle un extrait des voyages d'Iamboule dans les îles de l'Océan: *περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸν Ὠκεανὸν εὑρεθείσης νήσου κατὰ τὴν μεσημβρίαν* etc. Ce Grec, qui traversait l'Arabie pour se rendre aux Pays des Aromates, *ἐπὶ τὴν ἀρωματοφόρον*, fut enlevé par des brigands, traîné en Éthiopie, et de là déporté, comme l'exigeait une superstition nationale, dans une île australe située au milieu de l'Océan: ce ne fut qu'après une longue traversée qu'Iamboule aborda à cette île mystérieuse; *τούτους δὲ πλεύσαντας πέλαγος μέγα καὶ χειμασθέντας ἐν μησὶ τέτταρσι προσενεχθῆναι τῇ προσημανθείσῃ νήσῳ, στρογγύλῃ μὲν ὑπαρχούσῃ τῷ σχήματι, τὴν δὲ περίμετρον ἐχούσῃ σταδίων ὡς πεντακισχιλίων. Ἑπτὰ δ' ἦσαν αὗται νῆσοι παραπλήσιαι μὲν τοῖς μεγέθεσι, σύμμετρον δ' ἀλλήλων διεστηκυῖαι, πᾶσαι δὲ τοῖς αὐτοῖς ἔθεσι καὶ νόμοις χρώμεναι.* Contraint de sortir de l'île, Iamboule atteignit les côtes de l'Inde après quatre mois de navigation: *πλεῦσαι πλεῖον ἢ τέτταρας (πέντε) μῆνας· ἐκπεσεῖν δὲ κατὰ τὴν Ἰνδικὴν εἰς ἄμμους καὶ τεναγώδεις τόπους* etc. Iamboule, rendu à sa patrie par le roi de *Polibothra* (Palibothra), écrivit une relation de ses voyages: *Ὁ δὲ Ἰαμβοῦλος οὗτος ταῦτά τε ἀναγραφῆς ἠξίωσε, καὶ περὶ τῶν κατὰ τὴν Ἰνδικὴν οὐκ ὀλίγα συνετάξατο τῶν ἀγνοουμένων παρὰ τοῖς ἄλλοις.* (Jacquet. De la relation et de l'alphabet indien d'Iamboule. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 20.) — *Die Stelle Diodor's über das Alphabet dieser Insel lautet so:* Γράμμασί τε αὐτοὺς χρῆσθαι, κατὰ μὲν τὴν δύναμιν τῶν σημαινόντων, εἴκοσι καὶ ὀκτὼ τὸν ἀριθμόν· κατὰ δὲ τοὺς χαρακτῆρας, ἑπτά· ὧν ἕκαστον τετραχῶς μετασχηματίζεσθαι. Γράφουσι δὲ τοὺς στίχους οὐκ εἰς τὸ πλάγιον ἐκτείνοντες, ὥσπερ ἡμεῖς, ἀλλ' ἄνωθεν κάτω καταγράφοντες εἰς ὀρθόν. (l. c. p. 23. 24.) *Man lese die geistreiche Kritik selbst nach, welcher Hr. Jacquet diese letzte Stelle Diodor's, so wie seine ganze Erzählung von der Reise des Iambulos, unterwirft.* (l. c. p. 20-30.)

pour les consonnes; non pas que Diodore les ait reconnues comme telles, mais parce que, dans ces alphabets, les consonnes seules s'annoncent par leurs formes comme de véritables lettres. Je crois donc que Diodore parle d'abord du nombre des signes de tout le syllabaire, et qu'il passe de là à celui des consonnes et des voyelles. Ce sont ces nombres seuls que je crois erronés dans le texte de Diodore, et encore ne le sont-ils que pour leur valeur: les rapports dans lesquels ils se trouvent sont parfaitement justes; car le nombre des signes du syllabaire est le plus considérable, et égal au produit de celui des consonnes multipliées par les voyelles. Il ne me paraît pas nécessaire de faire entrer les *vargas* dans le passage; c'est en quoi seulement je voudrais, Monsieur, différer de votre opinion.

Tegel, ce 10 décembre 1831.

G. DE HUMBOLDT.

* * *

Über
die Kawi-Sprache auf der Insel Java,
nebst
einer Einleitung
über
die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues
und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

Von

WILHELM von HUMBOLDT

Erster Band.

Berlin.
Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie
der Wissenschaften.
1836.

Vorwort.

Ich erfülle eine ernste und traurige Pflicht. Indem aus dem litterarischen Nachlasse meines Bruders, kaum ein Jahr nach seinem Hinscheiden, dieses Werk der Öffentlichkeit übergeben wird, habe ich einige Worte über die Einrichtung und Abtheilung desselben zu sagen. Es würde, bei der individuellen Richtung meiner Studien, eine leichtsinnige Zuversicht verrathen, wenn ich hier mehr, als die äuſsere Form, berührte, und es wagte, dem Verewigten, auf der von ihm durchlaufenen Bahn, in das unermessene Reich der Sprache zu folgen.

Die Arbeit erscheint zwar in einer in sich abgeschlossenen Gestalt; doch würde sie gewiſs in einzelnen Theilen von der eignen Hand des Verfassers noch manche Umwandlung und gröſsere Vollendung erfahren haben. Der Einleitung, welche den Einfluſs der Sprache auf die geistige Entwickelung der Menschheit darstellt, waren manche Zusätze vorbehalten, die in belebenden Gesprächen angedeutet, aber nicht niedergeschrieben wurden. Nur der Druck des ganzen ersten Buches ist von meinem Bruder selbst besorgt worden; die genaueste Durchsicht des Manuscripts aber und die Herausgabe des ganzen Werkes, in seiner gegenwärtigen Gestalt, verdanken wir dem Fleiſse und der wissenschaftlichen Bildung eines jungen Gelehrten, der, viele Jahre lang, einem ehrenvollen Vertrauen durch die treueste Anhänglichkeit entsprochen hat. Herr Dr. Buschmann, Custos bei der Königl. Bibliothek, dem Verewigten durch einen ihm theuren Freund, Prof. Bopp, empfohlen, war durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und seinen Eifer für die Sprachen des südöstlichen Asiens besonders geeignet, eine solche Hülfe darzubieten.

Das zweite Buch, mit welchem der folgende Theil beginnen wird, stellt den grammatischen Bau der Kawi-Sprache, aus dem Heldengedichte Brata Yuddha entwickelt, in fortwährender Vergleichung mit allen übrigen bekannten Malayischen und Südsee-Sprachen dar. In dem dritten Buche ist der Charakter jedes dieser Idiome einzeln bestimmt, besonders der des Madecassischen, Tagalischen, Tongischen, Tahitischen und Neu-Seeländischen. Die Völkerverhältnisse jener groſsen Inselwelt und ihre gemeinsamen, durch so vielartige Analogien verkündigten Ausstrahlungen führen merkwürdigerweise, aber nur in wenigen Einzelheiten, den Forscher auf den ſestgegründeten Boden des Sanskrit zurück. Da mein Bruder kurz vor seinem Tode neue und wichtige Mittheilungen von Herrn Crawfurd in London empfing, so hat er Nachträge zu einigen, die Sprache betreffenden Stellen des ersten Buches den folgenden Büchern einverleibt.

Unter den auswärtigen Gelehrten, deren Mittheilungen dieses Werk besonders bereichert haben, verdient den ersten Rang der talentvolle Verfasser der *History of the Indian Archipelago* und der *Embassy to the Court of Ava,* Herr John Crawfurd, welcher aus dem groſsen Schatze seiner Sammlung von Schriften in Malayischen Sprachen drei handschriftliche Javanische Wörterbücher und eine handschriftliche Javanische Grammatik, wie auch eine Abschrift des oben erwähnten Kawi-Gedichtes, dem Verewigten zu freiestem Gebrauche überlassen hatte. Bei der Unzulänglichkeit aller öffentlichen Hülfsmittel, wäre es ohne jene Mittheilung unmöglich gewesen, sich der Javanischen und Kawi-Sprache in ihren Eigenthümlichkeiten ganz zu bemeistern. Herr Crawfurd, dessen persönlichen Umganges ich mich am frühesten in Paris zu erfreuen gehabt habe, wird den Ausdruck der Dankbarkeit beider Brüder gewiſs mit demselben Wohlwollen aufnehmen, mit dem er so wichtige, ganz durch eigenen Fleiſs gesammelte Materialien zu erfolgreicher Benutzung dargeboten hat.

In allem, was die Philosophie der Sprachkunde oder den Organismus der Sanskritsprache ins besondere betrifft, hat sich mein Bruder, immerfort, bis zu seinem Tode, vertrauungsvoll mit einem Manne berathen, welcher durch die Bande einer langbewährten Freundschaft und gegenseitigen Achtung mit ihm verbunden war und durch seinen Scharfsinn und seine unermüdete Thätigkeit einen stets wachsenden Einfluſs auf die Richtung des vergleichenden, allgemeinen Sprachstudiums ausübt. Herr Prof. Bopp empfing von dem Verewigten jeden vollendeten Bogen des ersten Buches, mit Aufforderung zu strenger Kritik. Dem geistig belebenden Einflusse eines solchen Freundes gebührt hier eine öffentliche, dankbare Anerkennung.

Wenn es dem, dessen Verlust wir betrauern, vergönnt war, durch die Macht seiner Intelligenz und die nicht geringere Macht seines Willens, durch Begünstigung äuſserer Verhältnisse, und durch Studien, welche der häufige Wechsel des Aufenthalts und sein öffentliches Leben nicht zu unterbrechen vermochten, tiefer in den Bau einer gröſseren Menge von Sprachen einzudringen, als wohl noch je von einem Geiste umfaſst worden sind, so dürfen wir uns doppelt freuen, die letzten, ich darf wohl hinzusetzen, die höchsten Resultate dieser, das ganze Sprachgebiet berührenden Forschungen in der Einleitung dieses Werkes entwickelt zu finden. Ich müſste fast den ganzen Kreis der wissenschaftlichen Verbindungen meines Bruders durchlaufen, die er auf seinen Reisen in Deutschland, England, Frankreich, Italien und Spanien angeknüpft hatte, wenn ich die einzelnen Personen nennen sollte, die ihm in jenen allgemeinen Untersuchungen und bei Gründung der groſsen linguistischen Sammlung nützlich gewesen sind, welche nach seinem letzten Willen der Königl. Bibliothek einverleibt wurde. Geistreichen und sprachgelehrten Männern, mit denen der Verewigte durch Briefe in litterarischem Verkehre stand, Aug. Wilh. von Schlegel, Gottfr. Hermann, dem ihn die Übersetzung des Äschyleischen Agamemnon (mitten unter den Stürmen des Krieges) genähert hatte, Silvestre de Sacy, Gesenius, Burnouf, Thiersch, Lassen, Du Ponceau in Philadelphia, John Pickering in Salem, Rosen in London, P. von Bohlen in Königsberg, Stenzler in Breslau, Pott in Halle, Lepsius in Rom, Neumann in München, Kosegarten, dem Ägyptischen Reisenden G. Parthey, Champollion, Abel-Rémusat, Klaproth und Friedrich Ed. Schulz, welcher in einem ruhmvollen Unternehmen den Tod im Orient fand, sind viele seiner allgemeinen Ansichten, wie sie sich ihm allmälig darboten, zur Prüfung vorgelegt worden. Was mein Bruder dem tiefen Kenner des gesammten classischen Alterthums, unserem Freunde August Böckh, und besonders dessen glücklichen Forschungen über allgemeine Metrik und den vielartigen Einfluſs Hellenischer Stammverschiedenheit, schuldig war, davon zeugen die nachfolgenden Blätter.

Auf den engeren Cyclus der Sprachen mich beschränkend, welche in dem Werke selbst einzeln zergliedert sind, erwähne ich dankbar, für das Javanische den Baron van der Capellen, ehemaligen General-Gouverneur der Holländischen Besitzungen in Indien, den Grafen von Minto, von welchem mein Bruder den Abguſs der groſsen, durch Raffles berühmt gewordenen Javanischen Inschrift erhielt, den sprachkundigen Roorda van Eysinga und Herrn Gericke zu Batavia; für das Malayische den belehrenden Briefwechsel mit Sir Alexander Johnston, Dr. William Marsden und dem kenntniſsvollen Herrn Jacquet zu Paris; für das Madecassische und die Sprachen der Südsee-Inseln Herrn Freeman, Missionar zu Tananarivo auf Madagascar, Prof. Meyen in Berlin, den Dr. Meinicke zu Prenzlow, Lesson in Paris, und Adalbert von Chamisso, der mit verjüngtem Eifer die Sprache der Sandwich-Inseln erforscht, welche er selbst früher zu besuchen das Glück gehabt hat.

Wie in dem Werke, das wir jetzt mittheilen, die Sprachen der Asiatischen Inselwelt behandelt worden sind, so hat der Verewigte, nach gleichen Ansichten, und im Einzelnen noch ausführlicher, die Amerikanischen Sprachen bearbeitet, deren Studium ihn viele Jahre lang auf das ernsteste beschäftigte. Ein groſser Theil dieser Vorarbeiten ist zur Herausgabe geeignet; und ich hoffe, daſs Herr Buschmann, der selbst in einem wenig bekannten Theile Neuspaniens gelebt hat, und mit dem mein Bruder die Absicht hatte gemeinschaftlich eine Reihe von Schriften über die Sprachen dieses Welttheils herauszugeben, bald Muſse finden werde, mit Hülfe der bereits angesammelten Materialien jenen vielumfassenden Plan auszuführen. Was in dem vorliegenden Südasiatischen Werke auf die Amerikanische Sprachfülle hindeutet, erregt den lebhaftesten Wunsch, so wichtige Hülfsmittel zur Kenntniſs der Idiome des Neuen Continents von den Freunden einer allgemeinen philosophischen Linguistik benutzt zu sehen.

Dem Plane des Hingeschiedenen gemäſs, wird ein Mexicanisch-Lateinisches Wörterbuch, sammt einer Grammatik, das neue Unternehmen beginnen.

Ich kann der, durch die Huld des Monarchen in neuerer Zeit so bereicherten Königl. Bibliothek, in welcher die eben erwähnten Manuscripte zu öffentlichem Gebrauch niedergelegt sind, nicht gedenken, ohne nicht zugleich, wie aus einer Vermächtniſs-Schuld, dem als Sprach- und Geschichtsforscher gleich hochgeachteten Oberbibliothekar, Herrn Geheimen Regierungsrath Wilken, den innigsten Dank für die zuvorkommende Güte zu zollen, mit der er alles dargeboten hat, was der Ausarbeitung und Herausgabe dieses Sprachwerkes förderlich sein konnte. Die leichte und stete Benutzung einer öffentlichen Sammlung wurde durch die geringe Entfernung des freundlichen Landsitzes begünstigt, wo der Verewigte, einsam, in der Nähe eines Grabes, von dem Hauche alter Kunst umweht, seinen ernsten Studien, groſsen Erinnerungen an eine vielbewegte Zeit, und einer Familie lebte, an der er, bis zur Todesstunde, mit weichem, liebendem Herzen hing.

„Es ist," nach dem Ausspruch Eines der Edelsten unseres Zeitalters (*), „ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet." Wo aber

---

(*) Schiller in den philos. Briefen. (Werke. XI. 336.)

der Stoff gleichsam die Form beherrscht und hervorruft, wo Anmuth der Sprache sich aus dem Gedanken, wie aus des Geistes zartester Blüthe, entfaltet, da wird die Trennung, welche jenes Vorurtheil bezeichnet, leicht gehoben. Wenn nicht alle meine Hoffnungen mich täuschen, so muſs das vorliegende Werk, indem es den Ideenkreis so mächtig erweitert, und in dem Organismus der Sprache gleichsam das geistige Geschick der Völker deuten lehrt, den Leser mit einem aufrichtenden, die Menschheit ehrenden Glauben durchdringen. Es muſs die Überzeugung darbieten, daſs eine gewisse Gröſse in der Behandlung eines Gegenstandes nicht aus intellectuellen Anlagen allein, sondern vorzugsweise aus der Gröſse des Charakters, aus einem freien, von der Gegenwart nie beschränkten Sinne und den unergründeten Tiefen der Gefühle entspringt.

Berlin, im März 1836.

Alexander v. Humboldt.

Die Javanische Aussprache unterscheidet zwar auch einen reinen O-Laut und einen dunklen, zwischen *a* und *o* liegenden. Ich bezeichne den ersteren durch *o*, den letzteren durch *a*. Um den letzteren vom wirklichen *a* zu unterscheiden, braucht der Leser sich nur die einfachen unten bei Erklärung des Javanischen Alphabets gegebenen Regeln zu merken.

Den dritten Consonanten, entsprechend dem dumpfen Sanskritischen Gaumenlaut, bei den Holländern *tj*, bezeichne ich durch *ch*.

Den dreizehnten Consonanten, entsprechend dem tönenden Sanskritischen Gaumenlaut, bei den Holländern *dj*, bezeichne ich durch *j*.

Den sechsten Consonanten bezeichne ich, um die Gleichförmigkeit mit den Holländischen Grammatikern zu erhalten, durch *dh*, und aus dem gleichen Grunde den zwölften durch *d*,

den siebenten durch *t*,

den neunzehnten durch *th*; und bemerke nur hier allgemein, daſs, trotz dieser Schreibung, insofern man wenigstens die Etymologie zu Rathe zieht, die Hinzufügung des *h* nicht gerade Aspiration andeutet.

Den neunten Consonanten, den vierten Sanskritischen Halbvocal, bezeichne ich durch *w*.

Den vierzehnten Consonanten, den ersten Sanskritischen Halbvocal, bei den Holländern *j*, bezeichne ich durch *y*.

Den funfzehnten Consonanten, eine Verbindung eines Nasenlauts mit dem ersten Halbvocal, bei den Holländern *nj*, bezeichne ich durch *ny*,

den letzten Consonanten, den wahren und reinen Nasenlaut, durch *ng*. Ich lasse diese beiden Buchstaben ohne Verbindungszeichen, weil mir bis jetzt nie ein dentales *n* als Ende einer Sylbe mit in demselben Wort folgender Sylbe mit Anfangs-*g* vorgekommen ist. Es ist daher keine Verwechslung möglich. Käme ein solcher Fall vor, so würde ich die Sylben durch einen Strich trennen.

Das *Anuswâra*, Javanisch *chĕchak*, unterscheide ich nicht von dem letzten Consonanten *ng*, da es durch seine Stellung kenntlich ist. Es steht immer am Ende einer Sylbe; und da keine Javanische Sylbe mit einem Vocal anfangen kann, so kann ein in der Mitte eines Worts vorkommendes *ng*, wenn ihm unmittelbar ein Vocal folgt, niemals ein End-*Anuswâra* der vorhergehenden Sylbe, sondern muſs immer ein Anfangs-*ng* der nachfolgenden sein. Nur wo auf das *ng* ein Consonant folgt, wäre Verwechslung möglich. Da gilt aber die Regel, daſs sich *ng* nur mit einem nachfolgenden *r* oder *l*, mit diesen aber immer verbindet. In Ausnahmen von dieser Regel würde ich die Geltung des *ng* durch Trennungszeichen der Sylben kenntlich machen.

Es giebt zwar auch eigene Zeichen für End-*h* und End-*r*, so wie für ein *r*, das unmittelbar auf einen Consonanten folgt. Auch sie bedürfen aber keiner eigenen Bezeichnung, da ihre Stellung sie, wie das *Anuswâra*, kenntlich macht, und ausnahmsweise mögliche Verwechslung ebenso verhindert werden kann.

Das sogenannte *pingkal*, in der Aussprache *ya* oder *wa*, bezeichne ich durch einen Circumflex über dem *y* oder *w* (*ỹ*, *w̃*).

Die bei Raffles häufig über Javanischen Namen und Wörtern stehenden Accente habe ich weggelassen. Sie können wenig helfen, da sie fast immer die vorletzte Sylbe betonen, und ich da, wo sie hiervon abweichen, ihre Richtigkeit nicht verbürgen möchte.

Die Bezeichnung der nr. 1. und 2. übergangenen Buchstaben ist nach Deutscher Aussprache von selbst verständlich.

Wo Sanskrit-Namen oder Wörter als Javanisch aufgeführt werden, lasse ich natürlich die unterscheidenden Kennzeichen Sanskritischer Buchstaben hinweg.

3.

Eigentlich Malayische Sprache.

Hier folge ich ganz einfach der von Marsden angenommenen Orthographie, und behalte auch das bei ihm übliche Längezeichen, so wie das Verbindungszeichen über *ng* (*n͡g*), da, wo er letzteres anwendet, bei.

4.

Barmanische Sprache.

Von den Vocalen schreibe ich die sechs ersten, das lange und kurze *a*, *i*, *u*, wie im Sanskrit,

den siebenten mit *é*,
den achten mit *ai*,
den neunten mit *au*,
den zehnten mit *aú*,
und den aus *a*, *i*, *u* bestehenden Triphthongen mit *ó*.

Die dumpfen und tönenden unaspirirten Buchstaben der fünf Consonantenclassen schreibe ich ganz wie im Sanskrit.

Bei den dumpfen und tönenden aspirirten mache ich bloſs die Änderung, daſs ich das *h* nicht, wie in der Umschreibung des Sanskrit, hinter, sondern vor den Consonanten stelle, also *hk*, *hch*, *ht* u. s. w. schreibe. Diese Umstellung, welche indeſs an sich nicht unnatürlich ist, da der Consonant nicht bloſs den Hauch annimmt, sondern mit dem Hauche hervorgestoſsen wird, hat hier keinen andren Grund, als, diese Buchstaben von dem dreiſsigsten Barmanischen Consonanten zu unterscheiden. Dieser hat nämlich ganz den Laut des Englischen *th*, und ich mochte ihn daher nicht gern auf andere Weise bezeichnen.

Die Nasenlaute der drei ersten Classen nebst dem *Anuswára* konnten im Sanskrit durch dasselbe Zeichen angedeutet werden, da ihr Gebrauch bestimmten Regeln unterliegt. Im Barmanischen ist dies nicht der Fall. Ich bezeichne daher den gutturalen durch ein Spanisches *n con tilde* (*ñ*), das palatine durch *ng*, die der drei übrigen Classen wie im Sanskrit, das *Anuswára* durch *n* mit einem Punkte darüber (*ṅ*).

Die vier Halbvocale schreibe ich wie im Sanskrit, den auf sie folgenden Consonanten mit *th*. Dieser Laut gehört im Barmanischen zu den Zischlauten. Die Barmanische Schrift hat keinen Zischlaut aus dem Sanskrit-Alphabet aufgenommen. In der gesprochenen Sprache findet sich aber der linguale, das Englische *sh*. Dieses wird in der Schrift durch ein den drei ersten Halbvocalen und dem *th* beigefügtes *h* angedeutet. Dies *h* schreibe ich dann vor diesen Buchstaben, so daſs *hy*, *hr*, *hl* und *hth* das Englische *sh* der Aussprache ausdrücken. Diese Aussprache scheint aber bei dem *l* nicht constant. Denn Hough schreibt die Zunge *hlyá*, in der Aussprache *shyá*, dagegen *hlé*, fliegen, in der Aussprache *hle*.

Den ein und dreiſsigsten Barmanischen Consonanten schreibe ich *h*, wie im Sanskrit.

Den schweren Accent bezeichne ich, wie es im Barmanischen selbst der Fall ist, durch zwei am Schlusse der Wörter über einander gesetzte Punkte (:); den einfachen Punkt, durch welchen der leichte angedeutet wird, stelle ich nicht unter den letzten Buchstaben, wie es im Barmanischen geschieht, sondern hinter denselben, etwa in halber Höhe (*a*·).

5.

Bei den anderen Sprachen, deren ich hier nicht ausführlich erwähnen kann, bediene ich mich der von den Hauptschriftstellern über jede einzelne angenommenen Schreibung, welche gewöhnlich der ihrer Muttersprache folgt, so daſs man also namentlich bei den Nord-Amerikanischen, einigen Asiatischen und den meisten Südsee-Sprachen das Englische, bei der Chinesischen und Madecassischen Sprache das Französische, bei der Tagalischen und den Sprachen Neuspaniens und Süd-Amerika's das Spanische Lautsystem vor Augen haben muſs.

Erklärung

der im ersten Buche bei der Anführung von Schriften gebrauchten Abkürzungen.

Annals of oriental lit. — *Annals of oriental literature. Part* 1. 2. 3. Lond. 1820. 8°.

Asiat. res. — *Asiatick researches.*

B. Y. — *Brata Yuddha*: die dabei stehende Zahl bedeutet die Stanze, und der Buchstabe den Vers der (immer vierzeiligen) Stanze.

Batav. Verhandl. — *Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap, van Kunsten en Wetenschappen. Deel* 1—13. Batavia. 8°.

Bombay transact. — *Transactions of the literary society of Bombay. Vol.* 1. 2. 3. Lond. 1819—1823. 4°.

Crawf. *Archip.* — John Crawfurd, *history of the Indian Archipelago. Vol.* 1. 2. 3. Edinb. 1820. 8°.

Crawf. *Ava.* — John Crawfurd, *journal of an embassy to the court of Ava in the year* 1827. Lond. 1829. 4°.

Crawf. *Voc.* — bezieht sich auf dasjenige der drei mir durch die Güte des Herrn John Crawfurd geliehenen handschriftlichen Javanischen Wörterbücher, in welchem das Javanische Wort voransteht und nach sich die Englische Erklärung hat. Wo ich dagegen das Englisch-Javanische, oder das bloſs Javanische Wörterbuch meine, habe ich es besonders bezeichnet.

Davy. *Acc. of Ceylon.* — John Davy, *an account of the Interior of Ceylon and of its inhabitants. With travels in that Island.* Lond. 1821. 4°.

Essai sur le Pali — die bekannte Schrift von E. Burnouf und Chr. Lassen. Par. 1826. 8°.

Forrest. *Voy. to New-Guinea.* — Thom. Forrest, *voyage to New-Guinea and the Moluccas.* Lond. 1779. 4°.

Freycinet. — Louis C. Desaulses Freycinet, *voyage autour du monde sur les corvettes l'Uranie et la Physicienne pendant les années 1817—1820. Historique.* 4°.

Ger. — J. F. C. Gericke, *eerste Gronden der Javaansche Taal, benevens Javaansch Leer- en Leesboek met eene Woordenlijst ten gebruike bij hetzelve.* Batavia 1831. 4°. — Die Grammatik bezeichne ich: Ger. Gr., das Lesebuch: Ger. Leseb., und das Wörterbuch: Ger. Wörterb.

Hunter. *Acc. of Pegu.* — William Hunter, *a concise account of the climate, produce etc. of the kingdom of Pegu.* Lond. 1789. 8°.

Judson. *Burman Dict.* — A. Judson, *a Dictionary of the Burman Language.* Calcutta 1826. 8°.

Lee. *Voc. of New-Zealand.* — (Thom. Kendall), *a grammar and vocabulary of the language of New-Zealand. Published by the church missionary society.* Lond. 1820. 8°.

La Loubere. — Simon de La Loubere, *description du royaume de Siam. Tome* 1. 2. 8°, in verschiedenen Ausgaben (Par. 1691, Amst. 1691, Amst. 1700, Amst. 1714).

Malte-Brun. Geogr. — Conrade Malte-Brun, *précis de la géographie universelle.* 2de *éd. Tome* 1—8. Par. 1812—1829. 8°.

Mariner. — *An account of the natives of the Tonga Islands. With an original grammar and vocabulary of their language. Compiled and arranged from the extensive communications of* Mr. William Mariner. *By* John Martin. 2^{d} *ed. Vol.* 1. 2. Lond. 1818. 8°.

Marsden. *Dict.* — Will. Marsden, *a dictionary of the Malayan Language.* Lond. 1812. 4°.

Marsden. *Gramm.* — Will. Marsden, *a grammar of the Malayan Language.* Lond. 1812. 4°.

Marsden's *miscell. works.* — Will. Marsden, *miscellaneous works.* Lond. 1834. 4°.

Marsden. Sumatra. — Will. Marsden, *the history of Sumatra.* Lond. 1783, 3^{d} *ed.* Lond. 1811. 4°.

Mem. d. Petersb. Akad. — *Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St.-Pétersbourg.* VI^{me} *série. Sciences politiques, histoire et philologie. Tome* 1. 2. St.-Petersb. 1832—1834. 4°.

Moor. — Edward Moor, *the Hindu-Pantheon.* Lond. 1810. 4°.

Pallas über Mongolische Völkerschaften. — Pet. Sim. Pallas, Sammlung historischer Nachrichten von den Mongolischen Völkerschaften. Th. 1. 2. Petersb. 1776. 1801. 4°.

Raffles. — Thom. Stamford Raffles, *the history of Java. Vol.* 1. 2. Lond. 1817. 4°. (*App.* bezeichnet den Appendix am Ende des zweiten Bandes.)

Raffles. *Mem.* — Sophia Raffles, *memoir of the life and public services of* Sir Thom. Stamford Raffles. Lond. 1830. 4°.

Rémusat. *Mélanges Asiat.* — Abel-Rémusat, *mélanges asiatiques. Tome* 1. 2. Par. 1825. 8°.

Renaudot. — Eusèbe Renaudot, *anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs Mahométans. Trad. de l'Arabe avec des remarques.* Par. 1718. 8°.

Schmidt. Gesch. d. Ostmong. — Geschichte der Ost-Mongolen, und ihres Fürstenhauses, verfaſst von Ssanang Ssetsen, herausgegeben von Isaac Jacob Schmidt. Petersb. 1829. 4°.

Seely. *the wond. of El.* — John B. Seely, *the wonders of Elora.* 2ᵈ *ed.* Lond. 1825. 8°.

Symes. — Michael Symes, *an account of an embassy to the kingdom of Ava sent by the Governor General of India in the year* 1795. *Vol.* 1. 2. 3. 2ᵈ *ed.* Lond. 1800. 8°.

Threlkeld. — L. E. Threlkeld, *specimens of a dialect of the aborigines of New South Wales.* Sydney. 4°.

Two years in Ava. — *Two years in Ava from May* 1824 *to May* 1826, *by an officer of the staff of the quarter-master general's department.* Lond. 1827. 8°.

Upham. *Hist. of Budhism.* — Edward Upham, *the history and doctrine of Budhism.* Lond. 1829. fol.

Upham. *Mahávansi.* — *The Mahávansi, the Rájá-Ratnácari, and the Rájá-Vali, forming the sacred and historical books of Ceylon; also, a collection of tracts illustrative of the doctrines and literature of Buddhism: translated from the Singhalese. Ed. by* Edward Upham. *Vol.* 1. 2. 3. Lond. 1833. 8°.

Valentia's Reise. — Viscount George Valentia, *voyages and travels to India, Ceylon, the Red Sea, Abyssinia and Egypt in the years* 1802—1806. *Vol.* 1—4. Lond. 1809. 1811. 4°.

Verhandl. d. Batav. Gesellschaft — siehe oben unter Batav. Verh.

Wilson. Lex. — Horace Hayman Wilson, *a dictionary, Sanscrit and English.* Calcutta 1819. 4°.

Wilson. *Mackenzie collection.* — Horace Hayman Wilson, *Mackenzie collection. A descriptive catalogue of the oriental manuscripts etc. collected by the late Lieut.-Col.* Colin Mackenzie. *Vol.* 1. 2. Calcutta 1828. 8°.

§. 7. Art des Indischen Einflusses; daraus entstehende Verwebung der Indischen und Javanischen Eigenthümlichkeiten. S. 67.
§. 8. Casteneintheilung. S. 79.
§. 9. Wittwenverbrennung. S. 87.

2. Capitel. Einführung und Einfluſs des Buddhismus auf Java. S. 95.

§. 10. Einleitende Betrachtungen. S. 95.
§. 11. Heutiger Religionszustand auf der Insel Bali. S. 97.
§. 12. Heilige Bücher auf der Insel Bali. S. 107.
§. 13. Schluſsfolge von Bali auf Java. Abstammung der Bewohner. S. 111.
§. 14. Beweise des Buddhismus in den Trümmern der Javanischen Tempelgebäude. Buddha-Bilder. S. 114.
§. 15. Tempel von Brambanan. S. 116.
§. 16. Pyramide von Boro-Budor. Beschreibung des Gebäudes. S. 120.
§. 17. Buddha-Bilder der Pyramide von Boro-Budor. S. 124.
§. 18. Ornamente und Basreliefs der Pyramide von Boro-Budor. S. 139.
§. 19. Bestimmung der Gattung von Heiligthümern, zu welcher die Pyramide von Boro-Budor gehört. S. 143.
§. 20. Gestalt und Kennzeichen der Dagop's. S. 144.
§. 21. Lage der Dagop's und Beziehung derselben zum Tempelgebäude. S. 148.
§. 22. Anwendung auf die Pyramide von Boro-Budor. S. 155.
§. 23. Bestimmung der Dagop's. Symbolische Deutung derselben. S. 157.
§. 24. Über den Namen *Dagop*. S. 168.
§. 25. Pflanzen-Ornamente der Javanischen Tempel. S. 170.
§. 26. Beziehung der Pyramide von Boro-Budor zu den sie umgebenden Tempeltrümmern. S. 171.
§. 27. Spuren des Buddha-Cultus in andren Javanischen Tempeltrümmern. S. 171.
§. 28. Vergleichung der Überreste von Buddha-Gayâ in Indien. S. 174.
§. 29. Alter der Javanischen Tempelgebäude. S. 177.
§. 30. Über die heutige Bedeutung des Wortes *budha* auf Java. S. 183.
§. 31. Batara Guru. S. 190.
§. 32. Batara Guru nach dem Kanda. S. 191.
§. 33. Batara Guru nach dem Manek Maya und anderen Alt-Javanischen Werken. S. 200.
§. 34. Alter und Ächtheit der beiden groſsen Javanischen Mythensammlungen. S. 205.
§. 35. Folgerungen aus den obigen Thatsachen. S. 207.
§. 36. Batara Guru nach zwei Javanischen Steinschriften. Allgemeine Beschreibung und Alter derselben. S. 215.

§. 37. Genauere Darlegung des Inhalts dieser Inschriften. S. 222.
§. 38. Folgerungen aus diesen Inschriften. S. 233.
§. 39. Batara und Guru in dem Javanischen Heldengedichte Brata Yuddha. S. 236.
§. 40. Batara Guru auf andren Inseln des östlichen Archipels auſserhalb Java. S. 238.
§. 41. Inwiefern unter Batara Guru *Buddha* zu denken ist, und über diesen als neunte Herabkunft Wishṇu's. S. 254.
§. 42. Buddhistische Ausdrücke im Brata Yuddha. S. 268.
§. 43. Verbindung Siwaitischer Vorstellungen mit dem Buddhismus. S. 280.
§. 44. Endresultate. Theilung des Buddhismus in verschiedene Zweige. Sprachverschiedenheit seiner heiligen Bücher. S. 289.
§. 45. Inwiefern bestimmt Buddhistische Lehrsätze auf Java erkennbar sind? S. 296.
§. 46. Zeit und Art der Einführung des Buddhismus auf Java. S. 300.
§. 47. Rechtgläubiger Brahmanismus auf Java. S. 310.

Einleitung.

Über

die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues

und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Die Völkerschaften des Malayischen Stammes (1) befinden sich, wenn man ihre Wohnsitze, ihre Verfassung, ihre Geschichte, vor allem aber ihre Sprache betrachtet, in einem sonderbareren Zusammenhange mit Stämmen verschiedenartiger Cultur, als leicht irgend ein anderes Volk des Erdbodens. Sie bewohnen bloſs Inseln und Inselgruppen, aber in einer Ausdehnung und Entfernung von einander, welche ein unverwerfliches Zeugniſs ihrer frühen Schiffahrtskunde abgiebt. Ihre continentale Niederlassung auf der Halbinsel Malacca verdient hier kaum besonders erwähnt zu werden, da sie eine spätere ist und sich aus Sumatra herschreibt; und noch weniger kommt hier die noch jüngere an den Küsten des Chinesischen Meeres und des Meerbusens von Siam, in Champa (2), in Betrachtung. Auſserdem aber können wir nirgends, auch nicht in dem frühesten Alterthume, mit irgend einiger Sicherheit Malayen auf dem Festlande nachweisen. Wenn man nun von diesen Stämmen diejenigen zusammennimmt, welche in engerem Verstande Malayische zu heiſsen verdienen, da sie, nach untrüglicher grammatischer Untersuchung, eng mit einander verwandte und durch einander erklärbare Sprachen reden, ſo finden wir dieſelben, um nur diejenigen Punkte zu nennen, wo die Sprachforſchung hinreichend vorbereiteten Stoff antrifft, auf den **Philippinen**, und zwar dort in dem zur formenreichsten Entfaltung gediehenen und eigenthümlichsten Zuſtande der Sprache, auf **Java**, **Sumatra**, **Malacca** und **Madagascar**. Eine groſse Anzahl von unbeſtreitbaren Wortverwandtſchaften und ſchon die Namen einer bedeutenden Anzahl von Inſeln beweiſen aber, daſs auch die jenen Punkten nahe gelegenen Eilande gleiche Bevölkerung haben, und daſs der **engere Malayiſche Sprachkreis** ſich wohl über den ganzen Theil des Süd-Aſiatiſchen Oceans ausdehnt, welcher von den Philippinen ſüdwärts an den Weſtküſten von Neu-Guinea herunter, und dann weſtwärts um die Inſelkette herum, die ſich an die Oſtſpitze von Java anſchlieſst, in den Gewäſſern von Java und Sumatra bis zur Straſse von Malacca geht. Es iſt nur zu bedauern, daſs ſich die Sprachen der groſsen Inſeln **Borneo** und **Celebes**, von welchen jedoch wahrſcheinlich das eben Geſagte gleichfalls gilt, noch nicht gehörig grammatiſch beurtheilen laſſen.

---

(1) Ich fasse unter diesem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inseln des groſsen südlichen Oceans zusammen, deren Sprachen mit der im engeren Verstande Malayisch genannten auf Malacca zu einem und ebendemselben Stamm gehören. Über die Aussprache des Namens s. 1. Buch. S. 12. Anm. 2.

(2) Der Name dieses Distrikts, der sehr verschieden geschrieben wird, findet sich in obiger Schreibung in der Barmanischen Sprache. S. Judson's Lex. *h. v.*

Öſtlich von dem hier gezogenen engeren Malayiſchen Kreiſe, von **Neu-Seeland** bis zur **Oſter-Inſel**, von da nordwärts bis zu den **Sandwich-Inſeln** und wieder weſtlich bis zu den **Philippinen** heran, wohnt eine Inſelbevölkerung, welche die unverkennbarſten Spuren alter Stammverwandtſchaft mit den Malayiſchen Stämmen an ſich trägt. Die Sprachen, von welchen wir die **Neu-Seeländiſche**, **Tahitiſche**, **Sandwichiſche** und **Tongiſche** auch grammatiſch genau kennen, beweiſen dieſelbe, durch eine groſse Zahl von gleichen Wörtern und weſentliche Übereinſtimmungen im organiſchen Baue. Gleiche Ähnlichkeit findet ſich in Sitten und Gebräuchen, beſonders inſofern ſich die Malayiſchen rein, und unverändert durch Indiſche Gewohnheiten, erkennen laſſen. Inwiefern die in dieſem Theil des Oceans nordweſtlich wohnenden

Stämme sich mehr oder ganz zu den übrigen dieser Abtheilung, oder zu den Malayischen im engeren Verstande hinneigen, oder ein verbindendes Mittelglied zwischen beiden bilden, läſst sich, nach den jetzt vorhandenen Hülfsmitteln, noch nicht beurtheilen, da auch die über die Sprache der Marianen-Inseln angestellten Untersuchungen noch nicht öffentlich bekannt gemacht sind. Alle diese Völkerstämme nun besitzen solche gesellschaftlichen Einrichtungen, daſs man sie mit Unrecht von dem Kreise civilisirter Nationen gänzlich ausschlieſsen würde. Sie haben eine fest gegründete, und gar nicht durchaus einfache, politische Verfassung, religiöse Satzungen und Gebräuche, zum Theil sogar eine Art geistlichen Regiments, zeigen Geschicklichkeit in mannigfaltigen Arbeiten, und sind kühne und gewandte Seefahrer. Man findet bei ihnen, an mehreren Orten, jetzt ihnen selbst unverständliche Bruchstücke einer heiligen Sprache, und der Gebrauch, veraltete Ausdrücke bei gewissen Gelegenheiten feierlich ins Leben zurückzurufen, zeugt nicht bloſs von Reichthum, Alter und Tiefe der Sprache, sondern auch von Aufmerksamkeit auf die im Laufe der Zeit wechselnde Bezeichnung der Gegenstände. Dabei aber duldeten sie, und dulden zum Theil noch, unter sich barbarische und mit menschlicher Gesittung nicht zu vereinigende Gebräuche, scheinen nie zum Besitze der Schrift gelangt zu sein, und entbehren daher alle von dieser abhängige Bildung, ob es ihnen gleich nicht an sinnreichen Sagen, eindringender Beredsamkeit und Dichtung in bestimmt geschiedenen Tonweisen fehlt. Ihre Sprachen sind auf keine Weise aus Verderbung und Umwandlung der Malayischen des engeren Kreises entstanden, man kann viel eher glauben, in ihnen einen formloseren und ursprünglicheren Zustand dieser wahrzunehmen.

Zugleich mit den hier genannten Völkerstämmen in den beiden eben bezeichneten Abtheilungen des groſsen südlichen Archipels trifft man auf einigen Inseln desselben Menschen an, welche, dem Anscheine nach, zu einer ganz anderen Race gerechnet werden müssen. Sowohl die Malayen im engeren Verstande, als die mehr östlichen Bewohner der Südsee, gehören, ohne allen Zweifel, zu derselben Menschenrace, und bilden, wenn man genauer in die Unterscheidung der Farben eingeht, die mehr oder weniger lichtbraune in der allgemeinen weiſsen. Die Stämme, von denen jetzt die Rede ist, nähern sich dagegen durch Schwärze der Haut, zum Theil wollige Krausheit der Haare und ganz eigenthümliche Gesichtszüge und Körpergestalt den Afrikanischen Negern, obgleich sie, den glaubwürdigsten Zeugnissen nach, doch wieder wesentlich und gänzlich von diesen verschieden sind, und durchaus nicht zu Einer Race mit ihnen gerechnet werden können (1). Sie werden bei den Schriftstellern über diese Gegenden, zum Unterschiede von den Afrikanischen Negern, bald Negritos, bald Austral-Neger genannt, und sind wenig zahlreich. Auf zugleich von Malayischen Stämmen bewohnten Inseln, wie auf den Philippinen, halten sie sich gewöhnlich in der Mitte der Eilande, auf schwer zugänglichen Gebirgen auf, wohin sie von der zahlreicheren und hauptsächlichen weiſsen Bevölkerung nach und nach zurückgedrängt scheinen. In dieser Lage muſs man sie aber sorgfältig von den Haraforas (2) oder Alfuris, Turajas (3) in Celebes, unterscheiden, die sich in Borneo, Celebes, den Molukken, Mindanao und einigen andren Inseln finden. Diese scheinen gleichfalls von ihren Mitbewohnern zurückgedrängt, gehören aber zu den lichtbraunen Stämmen, und Marsden schreibt ihre Vertreibung von den Küsten sogar erst Mahomedanischer Verfolgung zu. In Verwilderung kommen sie der schwarzen Race nahe, und sind immer eine auf verschiedener Culturstufe stehende Bevölkerung. Andere, zum Theil groſse Inseln, wie Neu-Guinea, Neu-Britannien und Irland, und einige der Hebriden, haben diese negerartigen Stämme allein inne, und die Bewohner des groſsen Continents von Neu-Holland und Van Diemens Land, welche man bisher Gelegenheit gehabt hat kennen zu lernen, gehören zu der gleichen Menschenrace. Obgleich aber diese in ihren hier beschriebenen dreifachen Wohnplätzen allgemeine Kennzeichen der Ähnlichkeit und Verwandtschaft an sich trägt, so ist noch bei weitem nicht hinlänglich ergründet, inwiefern doch auch in ihr wesentliche Stammunterschiede statt finden mögen? Namentlich sind ihre Sprachen noch durchaus nicht auf eine Weise untersucht, welche eine gründliche Sprachforschung befriedigen könnte. Zur Beurtheilung des organischen und grammatischen Baues giebt es bloſs von einem Stamm von Neu-Süd-Wales durch den Missionar Threlkeld gesammelte Materialien. Überall zeichnet sich diese Race durch gröſsere Wildheit und Uncultur gegen die von hellerer Farbe aus, und die Verschiedenheiten hierin beruhen wohl allein auf näherem oder entfernterem Umgange mit Stämmen der letzteren. Die Bewohner von Neu-Holland und Van Diemens Land scheinen auf der niedrigsten Stufe der Cultur zu stehen, auf welcher man noch überhaupt die Menschheit auf dem Erdboden angetroffen hat. Eine sonderbare Erscheinung ist es, auch auf der Halbinsel Malacca die helle und dunkle Race wieder neben einander anzutreffen. Denn die Semang, welche einen Theil der Gebirge derselben bewohnen, sind, nach ganz unverwerflichen Zeugnissen, ein wollhaariger Negrito-Stamm. Da sich derselbe auf diesem einzigen Punkte des Asiatischen Festlandes findet (1), so ist er unstreitig auch, nur in früherer Zeit, dahin übergewandert. Auch von der helleren Race hat es, wie die offenbar Malayischen *orang benüa*, Menschen des Landes, zu beweisen scheinen (2), wohl mehr als Eine Einwanderung gegeben. Beide Ereignisse beweisen daher nur, daſs dieselben Länderverhältnisse in verschiedenen Zeiten gleiche geschichtliche Begebenheiten hervorbringen, und haben insofern nichts Auffallendes in sich. In Rücksicht auf den Culturzustand der verschiedenen Menschenstämme dieses Inselmeeres aber wird die Erklärung durch Überwanderung in diesem miſslich. Für unternehmende Nationen besitzt zwar das Meer eher eine leicht verbindende, als abschneidend trennende Macht, und die Allgegenwart der thätigen, segelkundigen Malayen läſst sich auf diese Weise durch Fahrten von Insel zu Insel, bald willkührlich mit Hülfe, bald fortgerissen durch die Gewalt der regelmäſsigen Winde, erklären. Denn diese Regsamkeit, Gewandtheit und Schiffahrtskunde sind nicht bloſs Charakterzüge der eigentlichen Malayen, sondern mehr oder weniger der ganzen lichtbraunen Bevölkerung. Ich brauche hier nur an die Bugis auf Celebes und an die Südsee-Insulaner zu erinnern. Wenn aber dieselbe Erklärung von den Negritos und ihrer Verbreitung von Neu-Holland bis zu den Philippinen und von Neu-Guinea bis zu den Andamans-Inseln gelten soll, so müssen diese Stämme mehr, als sich annehmen läſst, von einem civilisirteren Zustande heruntergekommen und verwildert sein. Ihr heutiger begünstigt weit mehr die, auch an sich nicht unwahrscheinliche Hypothese, daſs durch Naturrevolutionen, von welchen noch uralte Sagen auf Java herumgehen, ein bevölkerter Continent in die jetzige Inselmenge zerschlagen wurde. Wie Trümmer, konnten dann die Menschen, insoweit die menschliche Natur solche Umwälzungen zu überdauern vermag, auf den zerstückelten Inselschollen zurückgeblieben sein. Diese beiden Erklärungsarten können vielleicht nur verbunden, wenn auch die Zersplitterung durch Naturkräfte durch Jahrtausende von der Verbindung durch menschliche Überwandrungen sollte getrennt gewesen sein, von der Verbreitung dieser beiden, uns jetzt so verschieden erscheinenden Racen einigermaſsen Rechenschaft geben.

---

(1) Man vergl. über die Nüancen der Farben Klaproth. *Nouv. Journ. Asiat.* XII. 240.

(2) *Marsden's miscell. works*. S. 47-50.

(3) Dieser Name hat dergestalt Sanskritische Form und Klang, daſs man sich nicht enthalten kann, ihn für eine von gebildeten Malayen-Stämmen ungebildet gebliebenen gegebene Benennung zu halten. Schon dieser Umstand dürfte wohl auf eine viel frühere Scheidung dieser zwiefachen Bevölkerung hinweisen.

---

(1) Klaproth hat gründlich und gelehrt die Unrichtigkeit der Behauptung bewiesen, daſs es auf dem, Tibet und die kleine Bucharei abscheidenden Gebirge Kuenlun unter dem 35sten Grade N. B., und auf den Bergen zwischen Anam und Kamboja schwarze Völkerstämme gebe. *Nouv. Journ. Asiat.* XII. 232-243.

(2) *Marsden's miscell. works.* 75. Raffles *on the Malayu nation* in den *Asiat. res.* XII. 106-110.

Tanna, eine der Hebriden, deren Name aber Malayischen Ursprungs ist (1), Neu-Caledonien, Timor, Ende und einige andre Inseln haben eine Bevölkerung, welche die Forschung zweifelhaft läſst, ob man in ihr mit Crawfurd (2) eine dritte Race, oder mit Marsden (3) eine Vermischung der beiden andren erkennen soll. Denn ihre Bewohner stehen in körperlicher Bildung, Krausheit der Haare und Farbe der Haut in der Mitte zwischen der lichtbraunen und schwarzen Race. Wenn sich jedoch die analoge Behauptung auch von ihren Sprachen bestätigt, so spricht schon dieser Umstand entschieden für die Vermischung. Es bleibt überhaupt noch eine wichtige, aber nach den bis jetzt vorhandenen Nachrichten kaum befriedigend zu entscheidende Frage, inwieweit ältere und tiefere Vermischungen der weiſsen und schwarzen Race in diesen Gegenden statt gefunden haben mögen, und inwiefern daraus allmälige Übergänge in Sprache und selbst in Farbe und Haarwuchs, dessen Krausheit übrigens an einigen Orten auch Putzliebe künstlich zu Hülfe kommt, entstanden sein können (1). Um die negerartige Race richtig und in ihrer reinen Gestalt zu beurtheilen, wird man immer von den Bewohnern des groſsen südlichen Festlandes ausgehen müssen, da zwischen diesen und den braunen Stämmen keine unmittelbare Berührung denkbar, und nach ihrem heutigen Zustande selbst die Art einer mittelbaren schwer zu ersinnen ist. Desto auffallender bleibt es aber, daſs auch die Sprache dieser Stämme in einigen Wörtern, da wir überhaupt nur eine geringe Anzahl derselben besitzen, sichtbare Ähnlichkeit mit Wörtern der Südsee-Inseln zeigt.

---

(1) *tānah* heiſst in der eigentlich Malayischen Sprache Land, Erdboden, *soil.*

(2) *Foreign Quarterly Review.* 1834. nr. 28. Art. 6. S. 11.

(3) *Miscell. works.* 62.

In diesen geographischen und mehr oder weniger nachbarlichen Verhältnissen haben nun einige Malayische Völkerschaften Indische Cultur in so reicher Fülle in sich aufgenommen, daſs man vielleicht nirgends ein zweites Beispiel einer Nation findet, die, ohne ihre Selbstständigkeit aufzugeben, in diesem Grade von der Geistesbildung einer andren durchdrungen worden wäre. Die Erscheinung im Ganzen ist an sich sehr begreiflich. Ein groſser Theil des Archipels, und gerade ein durch Klima und Fruchtbarkeit vorzugsweise anlockender, lag in geringer Entfernung von dem groſsen Festlande Indiens; es konnte daher an Gelegenheiten und Punkten der Berührung nicht fehlen. Wo aber eine solche eintrat, muſste die Übermacht einer so uralten und in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ausgebildeten Civilisation, als es die Indische war, Nationen von reger und lebendiger Empfänglichkeit nach sich reiſsen.

---

(1) Hr. Dr. Meinicke in Prenzlow, von dessen gründlicher Forschung und seit mehreren Jahren diesem Theile der Völkerkunde gewidmeten Studien sich mit Recht etwas Bedeutendes erwarten läſst, richtet seine Untersuchungen vorzugsweise auf den Punkt, ob nicht vielleicht die Negrito-Race die einzige Grundlage der ganzen jetzigen Inselbevölkerung, nur allmälig verändert durch Vermischung mit fremden Einwanderern und durch hinzugekommene Cultur, ausmacht, so daſs die Frage nach einem andren Ursprung des Malayischen Völkerstammes von selbst in nichts zerfiele?

Es war dies indeſs mehr eine moralische, als eine politische Umwandlung. Wir erkennen sie an ihren Folgen, an den Indischen Elementen, die sich in einem gewissen Kreise der Malayischen Stämme der Wahrnehmung unabweisbar aufdrängen; wie aber diese Vermischung entstanden ist? darüber gehen unter den Malayen selbst, wie wir sehen werden, nur ungewisse und dunkle Sagen. Hätten mächtige Völkerzüge und groſse Eroberungen diesen Zustand bewirkt, so würden sich deutlichere Spuren dieser politischen Ereignisse erhalten haben. Geistige und sittliche Kräfte wirken, wie die Natur selbst, unbemerkt, und wachsen plötzlich aus einem Saamen empor, der sich der Beobachtung entzieht. Auch die ganze Art, wie der Hinduismus in den Malayischen Stämmen Wurzel schlug, beweist, daſs er, als geistige Kraft, wieder geistig anregte, die Phantasie in Bewegung setzte und durch den Eindruck mächtig wurde, den er auf die Bewunderung bildungsfähiger Völker hervorbrachte. In Indien selbst, in dem, was wir von Indischer Geschichte und Litteratur wissen, finden wir, soviel mir bekannt ist, keine Erwähnung des südöstlichen Archipels. Wenn auch vielleicht Laṇkà südlicher angenommen wurde, als sich Ceylon erstreckt, so war dies wohl nur dunkle und ungewisse Kunde oder bloſs dichterische Annahme. Vom Archipel selbst ging daher, was auch sehr begreiflich ist, nichts aus, was auf das Festland hätte irgend bedeutend einwirken können. Die mächtige Wirkung übte Indien, und wahrscheinlich sogar durch Ansiedelungen, deren Absicht es nicht war, das Stammland fernerhin als ihre Heimath zu betrachten oder Verbindungen damit zu unterhalten. Die Ursachen hierzu konnten mannigfaltig sein. Inwiefern die Buddhistischen Verfolgungen darunter wirksam sein mochten, werde ich in der Folge erörtern.

Um aber die Vermischung Indischer und Malayischer Elemente und den Einfluſs Indiens auf den ganzen südöstlichen Archipel gehörig zu würdigen, muſs man die verschiedenen Arten seiner Wirksamkeit unterscheiden und dabei schon darum von derjenigen ausgehen, welche, wie früh sie auch begonnen haben mag, bis in die späteste Zeit hin fortgesetzt worden ist, weil sie auch natürlich die deutlichsten und unverkennbarsten Spuren hinterlassen hat. Hier übt nicht nur, wie bei aller Völkervermischung, die geredete fremde Sprache, sondern zugleich die ganze, in und mit ihr aufgeblühte geistige Bildung Einfluſs aus. Ein solcher nun ist unläugbar in dem Übergange Indischer Sprache, Litteratur, Mythe und religiöser Philosophie nach Java sichtbar. Hiervon handelt, nur in näherer Beziehung auf die Sprache, die ganze Folge dieser Schrift, und ich kann mich daher hier mit der bloſsen Erwähnung begnügen. Diese Art des Einflusses traf nur den eigentlich Indischen Archipel, den Malayischen Kreis im engeren Verstande, vielleicht aber auch diesen nicht ganz, und gewiſs nicht in gleichem Maaſse. Der Brennpunkt desselben war so sehr Java, daſs man nicht mit Unrecht zweifelhaft bleiben kann, ob nicht der auf den Überrest des Archipels groſsentheils nur ein mittelbarer, von dieser Insel ausgehender war. Auſser ihr finden wir nur noch deutliche und vollständige Beweise litterarischer Indischer Cultur bei den eigentlichen Malayen und bei den Bugis auf Celebes. Eine wahre Litteratur kann, und zwar aus inneren Gründen der Sprachbildung selbst, nur mit einer zugleich gegebenen und in Gebrauch kommenden Schrift entstehen. Es macht daher ein wichtiges Moment in den Culturverhältnissen des südöstlichen Archipels aus, daſs gerade der als Malayisch im engeren Verstande bezeichnete Inselkreis, zwar nicht durchgängig, aber ausschlieſslich gegen die anderen Theile, alphabetische Schrift besitzt. Es ist aber hierbei doch ein nicht zu übersehender Unterschied. Die alphabetische Schrift in diesem Theile der Erde ist Indische. Dies liegt in den natürlichen Culturverhältnissen dieser Gegenden, und ist bei den meisten dieser Alphabete, wenn man etwa das der Bugis ausnimmt, auch in der Ähnlichkeit der Züge sichtbar, der inneren Einrichtung der Lautbezeichnung nicht zu erwähnen, die allerdings, da sie auch später nur dem fremden Alphabet angepaſst sein könnte, keinen entscheidenden Beweisgrund abgiebt. Dennoch waltet die völlige Ähnlichkeit, bloſs mit Anpassung an das einfachere Lautsystem der einheimischen Sprache, nur in Java und etwa in Sumatra ob. Die Tagalische und Bugis-Schrift weichen so bedeutend ab, daſs man sie für eine Stufe in der alphabetischen Schrifterfindung ansehen kann. Auf Madagascar hat die Arabische Schrift sich, so wie die Indische auf dem Mittelpunkt des Archipels, Geltung verschafft. In welcher Zeit aber dies geschehen sein mag? ist unbekannt. Auch findet sich keine Spur einer durch sie verdrängten einheimischen. Der Gebrauch der Arabischen Schrift bei den eigentlichen Malayen entscheidet, als offenbar spätere Einführung, nichts in den Culturverhältnissen, von welchen hier die Rede ist. Von dem Mangel aller Schrift auf den Inseln der Südsee und bei den negerartigen Stämmen habe ich schon weiter oben (S. III.) gesprochen. Die Spuren des Hinduismus, den wir hier im Gesicht haben, sind von der Art, daſs man sie überall deutlich erkennen und so gleich als fremde Elemente unterscheiden kann. Es ist hier keine wahre Verwebung, noch weniger eine Verschmelzung, sondern nur eine mosaikartige Verbindung von Fremdem und Einheimischem. Man kann, was Sitten und Gebräuche betrifft, in dem Indischen Alterthume, die ausländischen Wörter, die nicht einmal ganz von ihrer grammatischen Formung entkleidet sind, in dem auf uns gekommenen Sanskrit deutlich wiedererkennen; man kann sogar die Gesetze auffinden, welche diese Verpflanzung fremder Sprachelemente auf den einheimischen Boden geregelt haben. Es ist dies die Grundlage der vornehmen und der Dichtersprache auf Java, und hängt ganz genau mit dem Übergange der Litteratur und Religion zusammen. Bei weitem nicht Alles dieser Art hat sich auch in der Volkssprache Geltung verschafft, und ebenso wenig läſst sich behaupten, daſs, wo diese Indische Wörter besitzt, sie dieselben allein auf diesem Wege erhalten habe. Es entstehen daher, wenn man die Gattungen des verschiednen Indischen Einflusses weiter verfolgt, zwei tiefer liegende, durch factische Umstände hervorgerufene, aber mit Bestimmtheit schwer zu beantwortende Fragen: ob nämlich die ganze Civilisation des Archipels überhaupt Indischen Ursprunges ist? und ob auch aus einer Zeit her, die aller Litteratur und der letzten und feinsten Sprachentwickelung vorausgeht, Verbindungen zwischen dem Sanskrit und den Malayischen Sprachen im weitesten Sinne bestanden haben, die sich noch in gemeinschaftlichen Sprachelementen nachweisen lassen?

Die erste dieser beiden Fragen wäre ich zu verneinen geneigt. Es scheint mir ausgemacht, daſs es eigentliche und ursprüngliche Civilisation der braunen Race des Archipels gegeben habe. Sie findet sich noch in dem östlichsten Theile, und ist nicht einmal in Java unverkennbar untergegangen. Es lieſse sich zwar allerdings sagen, daſs die Bevölkerung des Archipels allmälig von der Mitte, auf welche Indien zunächst wirkte, ausgegangen sei, und sich von da gegen Osten verbreitet habe, so daſs der bestimmt Indische Charakter sich an den Endpunkten mehr vermischt habe. Eine solche Annahme wird doch aber um so weniger durch bestimmte Ähnlichkeiten unterstützt, als gerade in Demjenigen, was sich gar nicht vorzugsweise als Indisch ankündigt, auffallende Übereinstimmungen der Sitten von Völkerschaften des mittleren und östlicheren Archipels namhaft gemacht worden sind. Man sieht auch durchaus nicht ein, warum man einem Völkerstamme, wie der Malayische ist, eine aus ihm selbst hervorgebildete gesellschaftliche Civilisation absprechen sollte, der Gang der Bevölkerung und allmäligen Gesittung möge übrigens diese oder jene Richtung genommen haben? Selbst die Fähigkeit der zu ihm gehörenden Völkerschaften, den ihnen zugebrachten Hinduismus in sich aufzunehmen, ist ein Beweis dafür, und noch mehr die Art, wie sie dennoch das Einheimische damit verwebten und dem Indischen fast nie seine ganze fremde Gestalt lieſsen. Beides hätte nothwendig anders sein müssen, wenn die Indischen Ansiedlungen diese Stämme als rohe, uncultivirte Wilde angetroffen hätten. Wenn ich hier von Indiern rede, so meine ich natürlich nur den Sanskrit redenden Stamm, nicht Bewohner des Indischen Festlandes überhaupt. Inwiefern solche von jenem Stamme angetroffen und vielleicht von ihm verjagt wurden, ist eine andere Frage, in die ich hier nicht eingehe, wo es mir nur darauf ankommt, zu zeigen, von welchen verschiedenen Culturverhältnissen die Malayischen Stämme umgeben waren.

Die zweite, allein die Sprache angehende Frage muſs, wie ich glaube, allerdings bejaht werden. In dieser Hinsicht dehnen sich die Gränzen des Indischen Einflusses weiter aus. Ohne noch des Tagalischen zu erwähnen, welches eine ziemliche Anzahl von Sanskritwörtern für ganz verschiedene Gattungen von Gegenständen in sich faſst, finden sich auch in der Sprache von Madagascar und in der der Südsee-Inseln, bis in das Pronomen hinein, zugleich dem Sanskrit angehörende Laute und Wörter; und auch die Stufen der Lautveränderung, die als comparatives Kennzeichen des Alters der Verwebung angesehen werden können, sind selbst in solchen Sprachen des engeren Malayischen Kreises verschieden, in welchen, wie im Javanischen, auch ein noch viel später ausgeübter Einfluſs Indischer Sprache und Litteratur sichtbar ist. Wie nun dies zu erklären, und welches gegenseitiges Verhältniſs den in dieser Hinsicht sich nähernden beiden groſsen Sprachstämmen anzuweisen ist? bleibt natürlich höchst zweifelhaft. Ich werde aber am Ende dieser Schrift ausführlicher darauf zurückkommen, da mir hier genügt, auf einen Einfluſs des Sanskrits auf die Sprachen des Malayischen Stammes aufmerksam gemacht zu haben, der sich von dem der in sie verpflanzten Geistesbildung und Litteratur wesentlich unterscheidet, und einer viel früheren Epoche und andren Völkerverhältnissen anzugehören scheint. Ich werde alsdann auch die Sprachen der negerartigen Racen berühren, muſs aber hier im voraus bemerken, daſs, wenn sich in einigen derselben, z. B. in der Papua-Sprache in Neu-Guinea, Ähnlichkeiten mit Sanskrit-Wörtern finden sollten, dies noch keinesweges nur einmal unmittelbare Verbindungen zwischen Indien und jenen Eilanden beweist, da solche gemeinschaftliche Wörter auch mittelbar durch Malayische Schiffahrt dahin gebracht sein können, so wie dies mit Arabischen sichtlich der Fall gewesen ist. (S. 1. Buch. S. 246. 251.)

Zwischen so contrastirende Verwandtschaften und Einflüsse gleichsam eingedrängt, finden wir nun die Malayischen Völkerschaften, wenn wir die hier versuchte Schilderung des Culturzustandes des groſsen Archipels übersehen. Auf denselben Inseln und Inselgruppen, welche zum Theil noch jetzt in ihrem Schooſse eine Bevölkerung tragen, die auf der niedrigsten Stufe der Menschheit steht, oder wo eine solche doch im früheren Alterthume bestanden hat, ist zugleich eine uralte und zu der glücklichsten Blüthe gediehene Bildung von Indien herüber einheimisch geworden. Die Malayischen Stämme haben sich dieselbe zum Theil in ihrer ganzen Fülle angeeignet. Dabei sind sie sichtbar Stammverwandte der, gegen diese Bildung, als Wilde zu betrachtenden Bewohner der Südsee-Inseln, und es ist noch zweifelhaft, ob wenigstens ihre Sprache der negerartigen Race ganz fremd ist. Sie haben sich in einer ihnen eigenthümlichen Gestalt und in einer, in ihrer Vollendung, nur ihnen angehörenden Sprachform, die sich in bestimmten Umrissen darstellen läſst, von jenen rohen Stämmen abgesondert erhalten. Diejenige Bevölkerung des groſsen Archipels, die sich, nach den bis jetzt bekannten Angaben, auf dem Asiatischen Continente nicht nachweisen läſst, befindet sich, wenn wir den fremden Einfluſs abrechnen, mehr oder weniger, entweder in einem ganz rohen und wilden Zustande, oder auf der Civilisationsstufe beginnender Gesellschaft. Dies ist vorzüglich dann genau wahr, wenn wir bloſs die negerartige Race und die Südsee-Bewohner im Auge behalten, und die im engeren Verstande Malayisch zu nennenden Stämme davon absondern, obgleich kein ganz hinreichender Grund vorhanden ist, diesen, vor allem Indischen Einfluſs, einen sehr viel höheren Culturgrad zuzuschreiben. Wir treffen ja noch heute bei den Batta's auf Sumatra, in deren Mythen und Religion sogar Indischer Einfluſs unverkennbar ist, die barbarische Sitte an, bei gewissen Gelegenheiten Menschenfleisch zu essen. Der groſse Archipel dehnt sich aber unter der ganzen Länge Asiens hin, und überflügelt sie, westlich und östlich von Afrika und Amerika eingeschlossen, zu beiden Seiten. Seine Mitte befindet sich in einer, für die Schiffahrt immer nur mäſsigen Entfernung selbst von den äuſsersten Endpunkten Asiatischen Festlands. Es haben daher auch die drei groſsen Brennpunkte der frühesten Geistesbildung des Menschengeschlechts: China, Indien und die Sitze des Semitischen Sprachstamms, in verschiedenen Zeiten auf ihn eingewirkt. In verhältniſsmäſsig späterer hat er von allen Einfluſs erfahren. Auf seine frühere Gestaltung aber hat nur Indien wahrhaft tief eingewirkt, Arabien, wenn man, was doch, der Zeitbestimmung nach, auch zweifelhaft bleibt, Madagascar ausnimmt, gar nicht, und ebenso wenig bedeutend, seiner frühen Ansiedlungen ungeachtet, China. Selbst eine Verwandtschaft Chinesischer Sprache mit den Mundarten der Südsee, auf welche ein gewisser Gebrauch partikelartiger Wörter führen könnte, ist bis jetzt nicht gezeigt worden.

Eine solche Lage und ein solches Verhältniſs der Völker und Sprachen gegen einander bietet ethnographischen und linguistischen Untersuchungen die wichtigsten, aber auch schwierigsten Probleme dar. In die Erörterung dieser einzugehen, ist hier meine Absicht nicht. Es kann dies nur, insofern sich etwas irgend Genügendes darüber ausmachen läſst, der Gegenstand von Schluſsbemerkungen nach gehöriger Darlegung der Thatsachen sein. Um aber diese von dem Punkte zu beginnen, wo die geschichtlichen Data am klarsten und gewissesten vorliegen, werde ich die Untersuchung in den beiden ersten Büchern dieser Schrift bei der Epoche aufnehmen, wo der Indische Einfluſs am tiefsten und eingreifendsten in die Malayische Bildung eingewirkt hat. Dieser Culminationspunkt ist offenbar die Blüthe der Kawi-Sprache, als der innigsten Verzweigung Indischer und einheimischer Bildung auf der Insel, welche die frühesten und zahlreichsten Indischen Ansiedelungen besaſs. Ich werde dabei immer vorzugsweise auf das einheimische Element in dieser Sprachverbindung hinsehn, dies aber aus erweitertem Gesichtspunkte in seiner ganzen Stammverknüpfung betrachten, und seine Entwickelung bis zu dem Punkte verfolgen, wo ich seinen Charakter in der Tagalischen Sprache in seiner gröſsten und reinsten Entfaltung zu finden glaube. Im dritten Buche werde ich mich, soweit es die vorhandenen Hülfsmittel erlauben, über den ganzen Archipel verbreiten, auf die so eben angedeuteten Probleme zurückkommen, und so versuchen, ob dieser Weg, verbunden mit dem bis dahin Erörterten, zu einer richtigeren Beurtheilung des Völker- und Sprachverhältnisses der ganzen Inselmenge zu führen vermag?

Die gegenwärtige Einleitung glaube ich allgemeineren Betrachtungen widmen zu müssen, deren Entwicklung den Übergang zu den

Thatsachen und historischen Untersuchungen angemessener vorbereiten wird. Die Vertheilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung. Sie finden darin ihre Würdigung, aber auch, soweit die Forschung in sie einzudringen und ihren Zusammenhang zu umfassen vermag, ihre Erklärung. Diese in dem Laufe der Jahrtausende und in dem Umfange des Erdkreises, dem Grade und der Art nach, verschiedenartige Offenbarwerdung der menschlichen Geisteskraft ist das höchste Ziel aller geistigen Bewegung, die letzte Idee, welche die Weltgeschichte klar aus sich hervorgehen zu lassen streben muſs. Denn diese Erhöhung oder Erweiterung des inneren Daseins ist das Einzige, was der Einzelne, insofern er daran Theil nimmt, als ein unzerstörbares Eigenthum ansehen kann, und in einer Nation dasjenige, woraus sich unfehlbar wieder groſse Individualitäten entwickeln. Das vergleichende Sprachstudium, die genaue Ergründung der Mannigfaltigkeit, in welcher zahllose Völker dieselbe in sie, als Menschen, gelegte Aufgabe der Sprachbildung lösen, verliert alles höhere Interesse, wenn sie sich nicht an den Punkt anschlieſst, in welchem die Sprache mit der Gestaltung der nationellen Geisteskraft zusammenhängt. Aber auch die Einsicht in das eigentliche Wesen einer Nation und in den inneren Zusammenhang einer einzelnen Sprache, so wie in das Verhältniſs derselben zu den Sprachforderungen überhaupt, hängt ganz und gar von der Betrachtung der gesammten Geisteseigenthümlichkeit ab. Denn nur durch diese, wie die Natur sie gegeben und die Lage darauf eingewirkt hat, schlieſst sich der Charakter der Nation zusammen, auf dem allein, was sie an Thaten, Einrichtungen und Gedanken hervorbringt, beruht und in dem ihre sich wieder auf die Individuen fortvererbende Kraft und Würde liegt. Die Sprache auf der andren Seite ist das Organ des inneren Seins, dies Sein selbst, wie es nach und nach zur inneren Erkenntniſs und zur Äuſserung gelangt. Sie schlägt daher alle feinste Fibern ihrer Wurzeln in die nationelle Geisteskraft; und je angemessener diese auf sie zurückwirkt, desto gesetzmäſsiger und reicher ist ihre Entwicklung. Da sie in ihrer zusammenhängenden Verwebung nur eine Wirkung des nationellen Sprachsinns ist, so lassen sich gerade die Fragen, welche die Bildung der Sprachen in ihrem innersten Leben betreffen, und woraus zugleich ihre wichtigsten Verschiedenheiten entspringen, gar nicht gründlich beantworten, wenn man nicht bis zu diesem Standpunkte hinaufsteigt. Man kann allerdings dort nicht Stoff für das, seiner Natur nach, nur historisch zu behandelnde vergleichende Sprachstudium suchen, man kann aber nur da die Einsicht in den ursprünglichen Zusammenhang der Thatsachen und die Durchschauung der Sprache, als eines innerlich zusammenhängenden Organismus, gewinnen, was alsdann wieder die richtige Würdigung des Einzelnen befördert.

Die Betrachtung des Zusammenhanges der Sprachverschiedenheit und Völkervertheilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft, als einer sich nach und nach in wechselnden Graden und neuen Gestaltungen entwickelnden, insofern sich diese beiden Erscheinungen gegenseitig aufzuhellen vermögen, ist dasjenige, was mich in diesen einleitenden Erörterungen beschäftigen wird. Sie schien mir nothwendig in einer Schrift, welche in die Verschiedenheiten der Form zweier groſser Sprachstämme und mehrerer einzelner Sprachen eingeht und die uns in den Sprach- und Culturzustand einer Gegend versetzt, welche, selbst eine Mannigfaltigkeit von Sprachen und Mundarten in sich fassend, unter dem

Einflusse desjenigen Theiles des Erdbodens steht, aus dem gerade, von der Chinesischen Einsylbigkeit an bis zum Indischen Formenreichthum, und noch daneben der einförmig festen Gestaltung des Semitischen Sprachbaues, die gröſsten und merkwürdigsten Spracherscheinungen hervorgehen.

§. 2.

Die genauere Betrachtung des heutigen Zustandes der politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung führt auf eine lange, durch viele Jahrhunderte hinlaufende Kette einander gegenseitig bedingender Ursachen und Wirkungen. Man wird aber bei Verfolgung derselben bald gewahr, daſs darin zwei verschiedenartige Elemente obwalten, mit welchen die Untersuchung nicht auf gleiche Weise glücklich ist. Denn indem man einen Theil der fortschreitenden Ursachen und Wirkungen genügend aus einander zu erklären vermag, so stöſst man, wie dies jeder Versuch einer Culturgeschichte des Menschengeschlechts beweist, von Zeit zu Zeit gleichsam auf Knoten, welche der weiteren Lösung widerstehen. Es liegt dies eben in jener geistigen Kraft, die sich in ihrem Wesen nicht ganz durchdringen und in ihrem Wirken nicht vorher berechnen läſst. Sie tritt mit dem von ihr und um sie Gebildeten zusammen, behandelt und formt es aber nach der in sie gelegten Eigenthümlichkeit. Von jedem groſsen Individuum einer Zeit aus könnte man die weltgeschichtliche Entwicklung beginnen, auf welcher Grundlage es aufgetreten ist und wie die Arbeit der vorausgegangenen Jahrhunderte diese nach und nach aufgebaut hat. Allein die Art, wie dasselbe seine so bedingte und unterstützte Thätigkeit zu demjenigen gemacht hat, was sein eigenthümliches Gepräge bildet, läſst sich wohl nachweisen, und auch weniger darstellen, als empfinden, jedoch nicht wieder aus einem

Anderen ableiten. Es ist dies die natürliche und überall wiederkehrende Erscheinung des menschlichen Wirkens. Ursprünglich ist alles in ihm innerlich, die Empfindung, die Begierde, der Gedanke, der Entschluſs, die Sprache und die That. Aber wie das Innerliche die Welt berührt, wirkt es für sich fort, und bestimmt durch die ihm eigne Gestalt anderes, inneres oder äuſseres, Wirken. Es bilden sich in der vorrückenden Zeit Sicherungsmittel des zuerst flüchtig Gewirkten, und es geht immer weniger von der Arbeit des verflossenen Jahrhunderts für die folgenden verloren. Dies ist nun das Gebiet, worin die Forschung Stufe nach Stufe verfolgen kann. Es ist aber immer zugleich von der Wirkung neuer und nicht zu berechnender innerlicher Kräfte durchkreuzt, und ohne eine richtige Absonderung und Erwägung dieses doppelten Elementes, von welchem der Stoff des einen so mächtig werden kann, daſs er die Kraft des andren zu erdrücken Gefahr droht, ist keine wahre Würdigung des Edelsten möglich, was die Geschichte aller Zeiten aufzuweisen hat.

Je tiefer man in die Vorzeit hinabsteigt, desto mehr schmilzt natürlich die Masse des von den auf einander folgenden Geschlechtern fortgetragenen Stoffes. Man begegnet aber auch dann einer andren, die Untersuchung gewissermaſsen auf ein neues Feld versetzenden Erscheinung. Die sicheren, durch ihre äuſseren Lebenslagen bekannten Individuen stehen seltner und ungewisser vor uns da; ihre Schicksale, ihre Namen selbst, schwanken, ja es wird ungewiſs, ob, was man ihnen zuschreibt, allein ihr Werk, oder ihr Name nur der Vereinigungspunkt der Werke Mehrerer ist? sie verlieren sich gleichsam in eine Classe von Schattengestalten. Dies ist der Fall in Griechenland mit Orpheus und Homer, in Indien mit Manu, Wyâsa, Wâlmiki, und mit andren gefeierten Namen des Alterthums. Die bestimmte Individualität schwindet aber noch mehr, wenn man noch weiter zurückschreitet. Eine so abgerundete Sprache, wie die Homerische, muſs schon lange in den Wogen des Gesanges hin und her gegangen sein, schon Zeitalter hindurch, von denen uns keine Kunde geblieben ist. Noch deutlicher zeigt sich dies an der ursprünglichen Form der Sprachen selbst. Die Sprache ist tief in die geistige Entwickelung der Menschheit verschlungen, sie begleitet dieselbe auf jeder Stufe ihres localen Vor- oder Rückschreitens, und der jedesmalige Culturzustand wird auch in ihr erkennbar. Es giebt aber eine Epoche, in der wir nur sie erblicken, wo sie nicht die geistige Entwickelung bloſs begleitet, sondern ganz ihre Stelle einnimmt. Die Sprache entspringt zwar aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche, Selbstthätigkeit, und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugniſs der Thätigkeit, sondern eine unwillkührliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben. Demungeachtet müssen sich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerstämmen entwickelt, aus ihrer Geisteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beschränkungen aufgedrückt hat, herausgesponnen haben. Es ist kein leeres Wortspiel, wenn man die Sprache als in Selbstthätigkeit nur aus sich entspringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen sie angehören, abhängig darstellt. Denn sie sind dann in bestimmte Schranken eingetreten (¹). Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache

---

(¹) Man vergl. weiter unten §. 6. 7. 22.

nach dem Maaſs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehn, jeder Einzelne muſste darin von dem Andren getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren und wo die Sprache selbst das Werk der intellectuell schaffenden Kraft ist.

§. 3.

In jeder Überschauung der Weltgeschichte liegt ein, auch hier angedeutetes Fortschreiten. Es ist jedoch keinesweges meine Absicht, ein System der Zwecke oder bis ins Unendliche gehenden Vervollkommnung aufzustellen; ich befinde mich vielmehr im Gegentheil hier auf einem ganz verschiedenen Wege. Völker und Individuen wuchern gleichsam, sich vegetativ, wie Pflanzen, über den Erdboden verbreitend, und genieſsen ihr Dasein in Glück und Thätigkeit. Dies, mit jedem Einzelnen hinsterbende Leben geht ohne Rücksicht auf Wirkungen für die folgenden Jahrhunderte ungestört fort; die Bestimmung der Natur, daſs alles, was athmet, seine Bahn bis zum letzten Hauche vollende, der Zweck wohlthätig ordnender Güte, daſs jedes Geschöpf zum Genusse seines Lebens gelange, werden erreicht, und jede neue Generation durchläuft denselben Kreis freudigen oder leidvollen Daseins, gelingender oder gehemmter Thätigkeit. Wo aber der Mensch auftritt, wirkt er menschlich, verbindet sich gesellig, macht Einrichtungen, giebt sich Gesetze; und wo dies auf unvollkommnere Weise geschehen ist, verpflanzen das an andren Orten besser Gelungene hinzukommende Individuen oder Völkerhaufen dahin. So ist mit dem Entstehen des Menschen auch der Keim der Gesittung gelegt und wächst mit seinem sich fortentwickelnden Dasein. Diese Vermenschlichung können wir in steigenden Fortschritten wahrnehmen, ja es liegt theils in ihrer Natur selbst, theils in dem Umfange, zu welchem sie schon gediehen ist, daſs ihre weitere Vervollkommnung kaum wesentlich gestört werden kann.

In den beiden hier ausgeführten Punkten liegt eine nicht zu verkennende Planmäſsigkeit; sie wird auch in andren, wo sie uns nicht auf diese Weise entgegentritt, vorhanden sein. Sie darf aber nicht vorausgesetzt werden, wenn nicht ihr Aufsuchen die Ergründung der Thatsachen irre führen soll. Dasjenige, wovon wir hier eigentlich reden, läſst sich am wenigsten ihr unterwerfen. Die Erscheinung der geistigen Kraft des Menschen in ihrer verschiedenartigen Gestaltung bindet sich nicht an Fortschritte der Zeit und an Sammlung des Gegebenen. Ihr Ursprung ist ebenso wenig zu erklären, als ihre Wirkung zu berechnen, und das Höchste in dieser Gattung ist nicht gerade das Späteste in der Erscheinung. Will man daher hier den Bildungen der schaffenden Natur nachspähen, so muſs man ihr nicht Ideen unterschieben, sondern sie nehmen, wie sie sich zeigt. In allen ihren Schöpfungen bringt sie eine gewisse Zahl von Formen hervor, in welchen sich das ausspricht, was von jeder Gattung zur Wirklichkeit gediehen ist und zur Vollendung ihrer Idee genügt. Man kann nicht fragen, warum es nicht mehr oder andere Formen giebt? es sind nun einmal nicht andere vorhanden, — würde die einzige naturgemäſse Antwort sein. Man kann aber nach dieser Ansicht, was in der geistigen und körperlichen Natur lebt, als die Wirkung einer zum Grunde liegenden, sich nach uns unbekannten Bedingungen entwickelnden Kraft ansehen. Wenn man nicht auf alle Entdeckung eines Zusammenhanges der Erscheinungen im Menschengeschlecht

Verzicht leisten will, muſs man doch auf irgend eine selbstständige und ursprüngliche, nicht selbst wieder bedingt und vorübergehend erscheinende Ursach zurückkommen. Dadurch aber wird man am natürlichsten auf ein inneres, sich in seiner Fülle frei entwickelndes Lebensprincip geführt, dessen einzelne Entfaltungen darum nicht in sich unverknüpft sind, weil ihre äuſseren Erscheinungen isolirt dastehen. Diese Ansicht ist gänzlich von der der Zwecke verschieden, da sie nicht nach einem gesteckten Ziele hin, sondern von einer, als unergründlich anerkannten Ursache ausgeht. Sie nun ist es, welche mir allein auf die verschiedenartige Gestaltung der menschlichen Geisteskraft anwendbar scheint, da, wenn es erlaubt ist so abzutheilen, durch die Kräfte der Natur und das gleichsam mechanische Fortbilden der menschlichen Thätigkeit die gewöhnlichen Forderungen der Menschheit befriedigend erfüllt werden, aber das durch keine eigentlich genügende Herleitung erklärbare Auftauchen gröſserer Individualität in Einzelnen und in Völkermassen dann wieder plötzlich und unvorhergesehen in jenen sichtbarer durch Ursach und Wirkung bedingten Weg eingreift.

Dieselbe Ansicht ist nun natürlich gleich anwendbar auf die Hauptwirksamkeiten der menschlichen Geisteskraft, namentlich, wobei wir hier stehen bleiben wollen, auf die Sprache. Ihre Verschiedenheit läſst sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft, mehr oder weniger glücklich hervorbricht.

Denn wenn man die Sprachen genetisch als eine auf einen bestimmten Zweck gerichtete Geistesarbeit betrachtet, so fällt es von selbst in die Augen, daſs dieser Zweck in niedrigerem oder höherem Grade erreicht werden kann; ja es zeigen sich sogar die verschiedenen Hauptpunkte, in welchen diese Ungleichheit der Erreichung des Zweckes bestehen wird. Das bessere Gelingen kann nämlich in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen, also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureiſsen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner aber ist auch die Beschaffenheit des überkommenen Stoffs und der geschichtlichen Mitte zu beachten, in welcher sich, zwischen einer auf sie einwirkenden Vorzeit und den in ihr selbst ruhenden Keimen fernerer Entwickelung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgestaltung befindet. Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination, über welche sehr viel Miſsverständniſs geherrscht hat, und noch fortwährend herrscht. Daſs nun Nationen von glücklicheren Gaben und unter günstigeren Umständen vorzüglichere Sprachen, als andere, besitzen, liegt in der Natur der Sache selbst. Wir werden aber auch auf die eben angeregte tiefer liegende Ursach geführt. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniſs der Menschheit, nicht bloſs ein äuſserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwickelung ihrer geistigen Kräfte und zur

Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. Sieht man nun, wie man kaum umhin kann zu thun, jede Sprache als einen Versuch, und wenn man die Reihe aller Sprachen zusammennimmt, als einen Beitrag zur Ausfüllung dieses Bedürfnisses an, so läſst sich wohl annehmen, daſs die sprachbildende Kraft in der Menschheit nicht ruht, bis sie, sei es einzeln, sei es im Ganzen, das hervorgebracht hat, was den zu machenden Forderungen am meisten und am vollständigsten entspricht. Es kann sich also, im Sinne dieser Voraussetzung, auch unter Sprachen und Sprachstämmen, welche keinen geschichtlichen Zusammenhang verrathen, ein stufenweis verschiedenes Vorrücken des Princips ihrer Bildung auffinden lassen. Wenn dies aber der Fall ist, so muſs dieser Zusammenhang äuſserlich nicht verbundener Erscheinungen in einer allgemeinen inneren Ursach liegen, welche nur die Entwickelung der wirkenden Kraft sein kann. Die Sprache ist eine der Seiten, von welchen aus die allgemeine menschliche Geisteskraft in beständig thätige Wirksamkeit tritt. Anders ausgedrückt, erblickt man darin das Streben, der Idee der Sprachvollendung Dasein in der Wirklichkeit zu gewinnen. Diesem Streben nachzugehen und dasselbe darzustellen, ist das Geschäft des Sprachforschers in seiner letzten, aber einfachsten Auflösung (¹). Das Sprachstudium bedarf übrigens dieser, vielleicht zu hypothetisch scheinenden Ansicht durchaus nicht als einer Grundlage. Allein es kann und muſs dieselbe als eine Anregung benutzen, zu versuchen, ob sich in den Sprachen ein solches stufenweis fortschreitendes

---

(¹) Man vergleiche meine Abhandlung über die Aufgabe des Geschichtschreibers in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie 1820-1821. S. 322.

Annähern an die Vollendung ihrer Bildung entdecken läſst. Es könnte nämlich eine Reihe von Sprachen einfacheren und zusammengesetzteren Baues geben, welche, bei der Vergleichung mit einander, in den Principien ihrer Bildung eine fortschreitende Annäherung an die Erreichung des gelungensten Sprachbaues verriethen. Der Organismus dieser Sprachen müſste dann, selbst bei verwickelten Formen, in Consequenz und Einfachheit die Art ihres Strebens nach Sprachvollendung leichter erkennbar, als es in anderen der Fall ist, an sich tragen. Das Fortschreiten auf diesem Wege würde sich in solchen Sprachen vorzüglich zuerst in der Geschiedenheit und vollendeten Articulation ihrer Laute, daher in der davon abhängigen Bildung der Sylben, der reinen Sonderung derselben in ihre Elemente, und im Baue der einfachsten Wörter finden; ferner in der Behandlung der Wörter, als Lautganze, um dadurch wirkliche Worteinheit, entsprechend der Begriffseinheit, zu erhalten; endlich in der angemeſsnen Scheidung desjenigen, was in der Sprache selbstständig und was nur, als Form, am Selbstständigen erscheinen soll, wozu natürlich ein Verfahren erfordert wird, das in der Sprache bloſs an einander Geheftete von dem symbolisch Verschmolznen zu unterscheiden. In dieser Betrachtung der Sprachen sondre ich aber die Veränderungen, die sich in jeder, ihren Schicksalen nach, aus einander entwickeln lassen, gänzlich von ihrer für uns ersten, ursprünglichen Form ab. Der Kreis dieser Urformen scheint geschlossen zu sein, und in der Lage, in der wir die Entwickelung der menschlichen Kräfte jetzt finden, nicht wiederkehren zu können. Denn so innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äuſseres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein. Die Entstehung solcher Urformen würde daher eine Geschiedenheit der Völker voraussetzen, die sich jetzt, und vorzüglich verbunden mit regerer Geisteskraft, nicht mehr denken läſst, wenn auch nicht, was noch wahrscheinlicher ist, dem Herborbrechen neuer Sprachen überhaupt eine bestimmte Epoche im Menschengeschlechte, wie im einzelnen Menschen, angewiesen war.

§. 4.

Die aus ihrer inneren Tiefe und Fülle in den Lauf der Weltbegebenheiten eingreifende Geisteskraft ist das wahrhaft schaffende Princip in dem verborgenen und gleichsam geheimniſsvollen Entwickelungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursach und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellectualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tieſsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daſs ihre Werke nicht bloſs Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzündenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehn. Denn die sie hervorbringende Kraft wirkt mit der Spannung ihres ganzen Strebens und in ihrer vollen Einheit, zugleich aber wahrhaft schöpferisch, ihr eignes Erzeugen als ihr selbst unerklärliche Natur betrachtend; sie hat nicht bloſs zufällig Neues ergriffen oder bloſs an bereits Bekanntes angeknüpft. So entstand die Ägyptische plastische Kunst, der es gelang, die menschliche Gestalt aus dem organischen Mittelpunkt ihrer Verhältnisse heraus aufzubauen, und die dadurch zuerst ihren Werken das Gepräge ächter Kunst aufdrückte. In dieser Art tragen, bei sonst naher Verwandtschaft, Indische Poesie und Philosophie und das classische Alterthum einen verschiedenen Charakter an sich, und in dem letzteren wiederum Griechische und Römische Denkweise und Darstellung. Ebenso entsprang in späterer Zeit aus der Romanischen Poesie und dem geistigen Leben, das sich mit dem Untergange der Römischen Sprache plötzlich in dem nun selbstständig gewordenen Europäischen Abendlande entwickelte, der hauptsächlichste Theil der modernen Bildung. Wo solche Erscheinungen nicht auftraten, oder durch widrige Umstände erstickt wurden, da vermochte auch das Edelste, einmal in seinem natürlichen Gange gehemmt, nicht wieder groſses Neues zu gestalten, wie wir es an der Griechischen Sprache und so vielen Überresten Griechischer Kunst in dem Jahrhunderte lang, ohne seine Schuld, in Barbarei gehaltenen Griechenland sehen. Die alte Form der Sprache wird dann zerstückt und mit Fremdem vermischt, ihr wahrer Organismus zerfällt, und die gegen ihn andringenden Kräfte vermögen nicht ihn zum Beginnen einer neuen Bahn umzuformen und ihm ein neu begeisterndes Lebensprincip einzuhauchen. Zur Erklärung aller solcher Erscheinungen lassen sich begünstigende und hemmende, vorbereitende und verzögernde Umstände nachweisen. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läſst sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. Wie wenig auch die Natur dieser schöpferischen Kräfte sie eigentlich zu durchschauen gestattet, so bleibt doch soviel offenbar, daſs in ihnen immer ein Vermögen obwaltet, den gegebenen Stoff von innen heraus zu beherrschen, in Ideen zu verwandeln oder Ideen unterzuordnen. Schon in seinen frühesten Zuständen geht der Mensch über den Augenblick der Gegenwart hinaus, und bleibt nicht bei bloſs sinnlichem Genusse. Bei den rohesten Völkerhorden finden sich Liebe zum Putz, Tanz, Musik und Gesang, dann aber auch Ahndungen überirdischer Zukunft, darauf gegründete Hoffnungen und Besorgnisse, Überlieferungen und Mährchen, die gewöhnlich bis zur Entstehung des Menschen und seines Wohnsitzes hinabsteigen. Je kräftiger und heller die nach ihren Gesetzen und Anschauungsformen selbstthätig wirkende Geisteskraft ihr Licht in diese Welt der Vorzeit und Zukunft ausgieſst, mit welcher der Mensch sein augenblickliches Dasein umgiebt, desto reiner und mannigfaltiger zugleich gestaltet sich die Masse. So entsteht die Wissenschaft und die Kunst, und immer ist daher das Ziel des sich entwickelnden Fortschreitens des Menschengeschlechts die Verchmelzung des aus dem Innern selbstthätig Erzeugten mit dem von auſsen Gegebenen, jedes in seiner Reinheit und Vollständigkeit aufgefaſst und in der Unterordnung verbunden, welche das jedesmalige Bestreben, seiner Natur nach, erheischt.

Wie wir aber hier die geistige Individualität als etwas Vorzügliches und Ausgezeichnetes dargestellt haben, so kann und so muſs man sogar dieselbe, auch wo sie die höchste Stufe erreicht hat, doch zugleich wieder als eine Beschränkung der allgemeinen Natur, eine Bahn, in welche der Einzelne eingezwängt ist, ansehen, da jede Eigenthümlichkeit dies nur durch ein vorherrschendes und daher ausschlieſsendes Princip zu sein vermag. Aber gerade auch durch die Einengung wird die Kraft erhöht und gespannt, und die Ausschlieſsung kann dennoch dergestalt von einem Princip der Totalität geleitet werden, daſs mehrere solche Eigenthümlichkeiten sich wieder in ein Ganzes zusammenfügen. Hierauf beruht in ihren innersten Gründen jede höhere Menschenverbindung in Freundschaft, Liebe oder groſsartigem dem Wohl des Vaterlandes und der

Menschheit gewidmetem Zusammenstreben. Ohne die Betrachtung weiter zu verfolgen, wie gerade die Beschränkung der Individualität dem Menschen den einzigen Weg eröffnet, der unerreichbaren Totalität immer näher zu kommen, genügt es mir hier, nur darauf aufmerksam zu machen, daſs die Kraft, die den Menschen eigentlich zum Menschen macht, und also die schlichte Definition seines Wesens ist, in ihrer Berührung mit der Welt, in dem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, vegetativen und sich auf gegebener Bahn gewissermaſsen mechanisch fortentwickelnden Leben des Menschengeschlechts, in einzelnen Erscheinungen sich selbst und ihre vielfältigen Bestrebungen in neuen, ihren Begriff erweiternden Gestalten offenbart. So war z. B. die Erfindung der Algebra eine solche neue Gestaltung in der mathematischen Richtung des menschlichen Geistes, und so lassen sich ähnliche Beispiele in jeder Wissenschaft und Kunst nachweisen. In der Sprache werden wir sie weiter unten ausführlicher aufsuchen.

Sie beschränken sich aber nicht bloſs auf die Denk- und Darstellungsweise, sondern finden sich auch ganz vorzüglich in der Charakterbildung. Denn was aus dem Ganzen der menschlichen Kraft hervorgeht, darf nicht ruhen, ehe es nicht wieder in die ganze zurückkehrt; und die Gesammtheit der inneren Erscheinung, Empfindung und Gesinnung, verbunden mit der von ihr durchstrahlten äuſseren, muſs wahrnehmen lassen, daſs sie, vom Einflusse jener erweiterten einzelnen Bestrebungen durchdrungen, auch die ganze menschliche Natur in erweiterter Gestalt offenbart. Gerade daraus entspringt die allgemeinste und das Menschengeschlecht am würdigsten emporhebende Wirkung. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilungen äuſserer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther gieſsen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schooſse herauf. Der Charakter, je mehr er sich veredelt und verfeinert, ebnet und vereinigt die einzelnen Seiten des Gemüths und giebt ihnen, gleich der bildenden Kunst, eine in ihrer Einheit zu fassende, aber den jedesmaligen Umriſs immer reiner aus dem Innern hervorbildende Gestalt. Diese Gestaltung ist aber die Sprache durch die feine, oft im Einzelnen unsichtbare, aber in ihr ganzes wundervolles symbolisches Gewebe verflochtene Harmonie darzustellen und zu befördern geeignet. Die Wirkungen der Charakterbildung sind nur ungleich schwerer zu berechnen, als die der bloſs intellectuellen Fortschritte, da sie groſsentheils auf den geheimniſsvollen Einflüssen beruhen, durch welche eine Generation mit der anderen zusammenhängt.

Es giebt also in dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts Fortschritte, die nur erreicht werden, weil eine ungewöhnliche Kraft unerwartet ihren Aufflug bis dahin nimmt, Fälle, wo man an die Stelle gewöhnlicher Erklärung der hervorgebrachten Wirkung die Annahme einer ihr entsprechenden Kraftäuſserung setzen muſs. Alles geistige Vorrücken kann nur aus innerer Kraftäuſserung hervorgehen, und hat insofern immer einen verborgenen, und weil er selbstthätig ist, unerklärlichen Grund. Wenn aber diese innere Kraft plötzlich aus sich selbst hervor so mächtig schafft, daſs sie durch den bisherigen Gang gar nicht dahin geführt werden konnte, so hört eben dadurch alle Möglichkeit der Erklärung von selbst auf. Ich wünsche diese Sätze bis zur Überzeugung deutlich gemacht zu haben, weil sie in der Anwendung wichtig sind. Denn es folgt nun von selbst, daſs, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Thatsachen unabweislich verlangen, kein allmäliges Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigenthümlich schaffenden Kraft angehört. Ein Beispiel kann der Bau der Chinesischen und der Sanskrit-Sprache liefern. Es lieſse sich wohl hier ein allmäliger Fortgang von dem einen zum andren denken. Wenn man aber das Wesen der Sprache überhaupt und dieser beiden insbesondere wahrhaft fühlt, wenn man bis zu dem Punkte der Verschmelzung des Gedanken mit dem Laute in beiden vordringt, so entdeckt man in ihm das von innen heraus schaffende Princip ihres verschiedenen Organismus. Man wird alsdann, die Möglichkeit allmäliger Entwickelung einer aus der andren aufgebend, jeder ihren eignen Grund in dem Geiste der Volksstämme anweisen, und nur in dem allgemeinen Triebe der Sprachentwickelung, also nur ideal, sie als Stufen gelungener Sprachbildung betrachten. Durch die Verabsäumung der hier aufgestellten sorgfältigen Trennung des zu berechnenden stufenartigen und des nicht vorauszusehenden unmittelbar schöpferischen Fortschreitens der menschlichen Geisteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeschichte die Wirkungen des Genies, das sich ebensowohl in einzelnen Momenten in Völkern, als in Individuen, offenbart.

Man läuft aber auch Gefahr, die verschiedenen Zustände der menschlichen Gesellschaft unrichtig zu würdigen. So wird der Civilisation und der Cultur oft zugeschrieben, was aus ihnen durchaus nicht hervorgehen kann, sondern durch eine Kraft gewirkt wird, welcher sie selbst ihr Dasein verdanken.

In Absicht der Sprachen ist es eine ganz gewöhnliche Vorstellung, alle ihre Vorzüge und jede Erweiterung ihres Gebiets ihnen beizumessen, gleichsam als käme es nur auf den Unterschied gebildeter und ungebildeter Sprachen an. Zieht man die Geschichte zu Rathe, so bestätigt sich eine solche Macht der Civilisation und Cultur über die Sprache keinesweges. Java erhielt höhere Civilisation und Cultur offenbar von Indien aus, und beide in bedeutendem Grade, aber darum änderte die einheimische Sprache nicht ihre unvollkommnere und den Bedürfnissen des Denkens weniger angemeſsne Form, sondern beraubte vielmehr das so ungleich edlere Sanskrit der seinigen, um es in die ihrige zu zwängen. Auch Indien selbst, mochte es noch so früh und nicht durch fremde Mittheilung civilisirt sein, erhielt seine Sprache nicht dadurch, sondern das tief aus dem ächtesten Sprachsinn geschöpfte Princip derselben floſs, wie jene Civilisation selbst, aus der genialischen Geistesrichtung des Volks. Darum stehen auch Sprache und Civilisation durchaus nicht immer im gleichen Verhältniſs zu einander. Peru war, welchen Zweig seiner Einrichtungen unter den Incas man betrachten mag, leicht das am meisten civilisirte Land in Amerika; gewiſs wird aber kein Sprachkenner der allgemeinen Peruanischen Sprache, die man durch Kriege und Eroberungen auszubreiten versuchte, ebenso den Vorzug vor den übrigen des neuen Welttheils einräumen. Sie steht namentlich der Mexicanischen, meiner Überzeugung zufolge, bedeutend nach. Auch angeblich rohe und ungebildete Sprachen können hervorstechende Trefflichkeiten in ihrem Baue besitzen und besitzen dieselben wirklich, und es wäre nicht unmöglich, daſs sie darin höher gebildete überträfen. Schon die Vergleichung der Barmanischen, in welche das Pali unläugbar einen Theil Indischer Cultur verwebt hat, mit der Delaware-Sprache, geschweige denn mit der Mexicanischen, dürfte das Urtheil über den Vorzug der letzteren kaum zweifelhaft lassen.

Die Sache ist aber zu wichtig, um sie nicht näher und aus ihren inneren Gründen zu erörtern. Insofern Civilisation und Cultur den Nationen ihnen vorher unbekannte Begriffe aus der Fremde zuführen oder aus ihrem Innern entwickeln, ist jene Ansicht auch von einer Seite unläugbar richtig. Das Bedürfniſs eines Begriffs und seine daraus entstehende Verdeutlichung muſs immer dem Worte, das bloſs der Ausdruck seiner vollendeten Klarheit ist, vorausgehn. Wenn man aber bei dieser Ansicht einseitig stehen bleibt und die Unterschiede in den Vorzügen der Sprachen allein auf diesem Wege zu entdecken glaubt, so verfällt man in einen, der wahren Beurtheilung der Sprache verderblichen Irrthum. Es ist schon an sich sehr miſslich, den Kreis der Begriffe eines Volks in einer bestimmten Epoche aus seinem Wörterbuche beurtheilen zu wollen. Ohne hier die offenbare Unzweckmäſsigkeit zu rügen, dies nach den unvollständigen und zufälligen Wörtersammlungen zu versuchen, die wir von so vielen Auſser-Europäischen Nationen besitzen, muſs es schon von selbst in die Augen fallen, daſs eine groſse Zahl, besonders unsinnlicher Begriffe, auf die sich jene Behauptungen vorzugsweise beziehen, durch uns ungewöhnliche und daher unbekannte Metaphern, oder auch durch Umschreibungen ausgedrückt sein können. Es liegt aber, und dies ist hier bei weitem entscheidender, auch sowohl in den Begriffen, als in der Sprache jedes, noch so ungebildeten Volkes eine, dem Umfange der unbeschränkten menschlichen Bildungsfähigkeit entsprechende Totalität, aus welcher sich alles Einzelne, was die Menschheit umfaſst, ohne fremde Beihülfe, schöpfen läſst; und man kann der Sprache nicht fremd nennen, was die auf diesen Punkt gerichtete Aufmerksamkeit unfehlbar in ihrem Schooſse antrifft. Einen factischen Beweis hiervon liefern solche Sprachen uncultivirter Nationen, welche, wie z. B. die Philippinischen und Amerikanischen, lange von Missionarien bearbeitet worden sind. Auch sehr abstracte Begriffe findet man in ihnen, ohne die Hinzukunft fremder Ausdrücke, bezeichnet. Es wäre allerdings interessant, zu wissen, wie die Eingebornen diese Wörter verstehen. Da sie aber aus Elementen ihrer Sprache gebildet sind, so müssen sie nothwendig mit ihnen irgend einen analogen Sinn verbinden. Worin jedoch jene eben erwähnte Ansicht hauptsächlich irre führt, ist, daſs sie die Sprache viel zu sehr als ein räumliches, gleichsam durch Eroberungen von auſsen her zu erweiterndes Gebiet betrachtet und dadurch ihre wahre Natur in ihrer wesentlichsten Eigenthümlichkeit verkennt. Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt, und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muſs. Ihre eigentliche und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst, und ist in viel tieferem Sinne immanent und constitutiv. Ob und inwiefern sie die Deutlichkeit und richtige Anordnung der Begriffe befördert oder ihr Schwierigkeiten in den Weg legt? den aus der Weltansicht in die Sprache übergetragenen Vorstellungen die ihnen beiwohnende sinnliche Anschaulichkeit erhält? durch den Wohllaut ihrer Töne harmonisch und besänftigend, und wieder energisch und erhebend, auf die Empfindung und die Gesinnung einwirkt? darin und in vielen andren solchen Stimmungen der ganzen Denkweise und Sinnesart liegt dasjenige, was ihre wahren Vorzüge ausmacht und ihren Einfluſs auf die Geistesentwickelung bestimmt. Dies aber beruht auf der Gesammtheit ihrer ursprünglichen Anlagen, auf ihrem organischen Bau, ihrer individuellen Form. Auch hieran gehen die selbst erst spät eintretende Civilisation und Cultur nicht fruchtlos vorüber. Durch den Gebrauch zum Ausdruck erweiterter und veredelter Ideen gewinnt die Deutlichkeit und die Präcision der Sprache, die Anschaulichkeit läutert sich in einer auf höhere Stufe gestiegenen Phantasie, und der Wohllaut gewinnt vor dem Urtheile und den erhöheten Forderungen eines geübteren Ohrs. Allein dies ganze Fortschreiten gesteigerter Sprachbildung kann sich nur in den Gränzen fortbewegen, welche ihr die ursprüngliche Sprachanlage vorschreibt. Eine Nation kann eine unvollkommnere Sprache zum Werkzeuge einer Ideenerzeugung machen, zu welcher sie die ursprüngliche Anregung nicht gegeben haben würde, sie kann aber die inneren Beschränkungen nicht aufheben, die einmal tief in ihr gegründet sind. Insofern bleibt auch die höchste Ausbildung unwirksam. Selbst was die Folgezeit von aufsen hinzufügt, eignet sich die ursprüngliche Sprache an und modificirt es nach ihren Gesetzen.

Von dem Standpunkt der inneren Geisteswürdigung aus kann man auch Civilisation und Cultur nicht als den Gipfel ansehen, zu welchem der menschliche Geist sich zu erheben vermag. Beide sind in der neuesten Zeit bis auf den höchsten Punkt und zu der gröfsten Allgemeinheit gediehen. Ob aber darum zugleich die innere Erscheinung der menschlichen Natur, wie wir sie z. B. in einigen Epochen des Alterthums erblicken, auch gleich häufig und mächtig, oder gar in gesteigerten Graden zurückgekehrt ist? dürfte man schon schwerlich mit gleicher Sicherheit behaupten wollen, und noch weniger, ob dies gerade in den Nationen der Fall gewesen ist, welchen die Verbreitung der Civilisation und einer gewissen Cultur am meisten verdankt?

Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äufseren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden innren Gesinnung. Die Cultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die

Sinnesart, die sich aus der Erkenntniſs und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergieſst.

Die Civilisation kann aus dem Inneren eines Volkes hervorgehen, und zeugt alsdann von jener, nicht immer erklärbaren Geisteserhebung. Wenn sie dagegen aus der Fremde in eine Nation verpflanzt wird, verbreitet sie sich schneller, durchdringt auch vielleicht mehr alle Verzweigungen des geselligen Zustandes, wirkt aber auf Geist und Charakter nicht gleich energisch zurück. Es ist ein schönes Vorrecht der neuesten Zeit, die Civilisation in die entferntesten Theile der Erde zu tragen, dies Bemühen an jede Unternehmung zu knüpfen, und hierauf, auch fern von anderen Zwecken, Kraft und Mittel zu verwenden. Das hierin waltende Princip allgemeiner Humanität ist ein Fortschritt, zu dem sich erst unsre Zeit wahrhaft emporgeschwungen hat; und alle groſsen Erfindungen der letzten Jahrhunderte streben dahin zusammen, es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Colonien der Griechen und Römer waren hierin weit weniger wirksam. Es lag dies allerdings in der Entbehrung so vieler äuſserer Mittel der Länderverknüpfung und der Civilisirung selbst. Es fehlte ihnen aber auch das innere Princip, aus dem allein diesem Streben das wahre Leben erwachsen kann. Sie besaſsen einen klaren und tief in ihre Empfindung und Gesinnung verwebten Begriff hoher und edler menschlicher Individualität; aber der Gedanke, den Menschen bloſs darum zu achten, weil er Mensch ist, hatte nie Geltung in ihnen erhalten, und noch viel weniger das Gefühl daraus entspringender Rechte und Verpflichtungen. Dieser wichtige Theil allgemeiner Gesittung war dem Gange ihrer zu nationellen Entwicklung fremd geblieben. Selbst in ihren Colonien vermischten sie sich wohl weniger mit den Eingebornen, als sie dieselben nur aus ihren Gränzen zurückdrängten;

aber ihre Pflanzvölker selbst bildeten sich in den veränderten Umgebungen verschieden aus, und so entstanden, wie wir an Großs-Griechenland, Sicilien und Iberien sehen, in entfernten Ländern neue Völkergestaltungen in Charakter, politischer Gesinnung und wissenschaftlicher Entwickelung. Ganz vorzugsweise verstanden es die Indier, die eigne Kraft der Völker, denen sie sich beigesellten, anzufachen und fruchtbar zu machen. Der Indische Archipel und gerade Java geben uns hiervon einen merkwürdigen Beweis. Denn wir sehen da, indem wir auf Indisches stoſsen, auch gewöhnlich, wie das Einheimische sich dessen bemächtigte und darauf fortbaute. Zugleich mit ihren vollkommneren äuſseren Einrichtungen, ihrem gröſseren Reichthum an Mitteln zu erhöhetem Lebensgenuſs, ihrer Kunst und Wissenschaft, trugen die Indischen Ansiedler auch den lebendigen Hauch in die Fremde hinüber, durch dessen beseelende Kraft sich bei ihnen selbst dies erst gestaltet hatte. Alle einzelnen geselligen Bestrebungen waren bei den Alten noch nicht so geschieden, als bei uns; sie konnten, was sie besaſsen, viel weniger ohne den Geist mittheilen, der es geschaffen hatte. Weil sich dies jetzt bei uns durchaus anders verhält, und eine in unsrer eignen Civilisation liegende Gewalt uns immer bestimmter in dieser Richtung forttreibt, so bekommen unter unserem Einfluſs die Völker eine viel gleichförmigere Gestalt, und die Ausbildung der originellen Volkseigenthümlichkeit wird oft, auch da, wo sie vielleicht statt gefunden hätte, im Aufkeimen erstickt.

§. 5.

Wir haben in dem Überblick der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts bis hierher dieselbe in ihrer Folge durch die verschiednen Generationen hindurch betrachtet und darin vier sie hauptsächlich bestimmende Momente bezeichnet: das ruhige Leben der Völker nach den natürlichen Verhältnissen ihres Daseins auf dem Erdboden, ihre bald durch Absicht geleitete, oder aus Leidenschaft und innerem Drange entspringende, bald ihnen gewaltsam abgenöthigte Thätigkeit in Wanderungen, Kriegen u. s. f., die Reihe geistiger Fortschritte, welche sich gegenseitig als Ursachen und Wirkungen an einander ketten, endlich die geistigen Erscheinungen, die nur in der Kraft ihre Erklärung finden, welche sich in ihnen offenbart. Es bleibt uns jetzt die zweite Betrachtung, wie jene Entwicklung in jeder einzelnen Generation bewirkt wird, welche den Grund ihres jedesmaligen Fortschrittes enthält.

Die Wirksamkeit des Einzelnen ist immer eine abgebrochene, aber, dem Anschein nach, und bis auf einen gewissen Punkt auch in Wahrheit, eine sich mit der des ganzen Geschlechts in derselben Richtung bewegende, da sie, als bedingt und wieder bedingend, in ungetrenntem Zusammenhange mit der vergangenen und nachfolgenden Zeit steht. In anderer Rücksicht aber, und ihrem tiefer durchschauten Wesen nach, ist die Richtung des Einzelnen gegen die des ganzen Geschlechts doch eine divergirende, so daſs das Gewebe der Weltgeschichte, insofern sie den inneren Menschen betrifft, aus diesen beiden, einander durchkreuzenden, aber zugleich sich eng verkettenden Richtungen besteht. Die Divergenz ist unmittelbar daran sichtbar, daſs die Schicksale des Geschlechts, unabhängig von dem Hinschwinden der Generationen, ungetrennt fortgehen, wechselnd, aber, soviel wir es übersehen können, doch im Ganzen in steigernder Vollkommenheit, der Einzelne dagegen nicht bloſs, und oft unerwartet mitten in seinem bedeutendsten Wirken, von allem Antheil an jenen Schicksalen ausscheidet, sondern auch darum, seinem inneren Bewuſstsein, seinen Ahndungen und Überzeugungen nach, doch nicht am Ende seiner Laufbahn zu stehen glaubt. Er sieht also diese als von dem Gange jener Schicksale abgesondert an, und es entsteht in ihm, auch schon im Leben, ein Gegensatz der Selbstbildung und derjenigen Weltgestaltung, mit der jeder in seinem Kreise in die Wirklichkeit eingreift. Daſs dieser Gegensatz weder der Entwicklung des Geschlechts, noch der individuellen Bildung verderblich werde, verbürgt die Einrichtung der menschlichen Natur. Die Selbstbildung kann nur an der Weltgestaltung fortgehen, und über sein Leben hinaus knüpfen den Menschen Bedürfnisse des Herzens und Bilder der Phantasie, Familienbande, Streben nach Ruhm, freudige Aussicht auf die Entwicklung gelegter Keime in folgenden Zeiten an die Schicksale, die er verläſst. Es bildet sich aber durch jenen Gegensatz, und liegt demselben sogar ursprünglich zum Grunde, eine Innerlichkeit des Gemüths, auf welcher die mächtigsten und heiligsten Gefühle beruhen. Sie wirkt um so eingreifender, als der Mensch nicht bloſs sich, sondern alle seines Geschlechts als ebenso bestimmt zur einsamen, sich über das Leben hinaus erstreckenden Selbstentwicklung betrachtet, und als dadurch alle Bande, die Gemüth an Gemüth knüpfen, eine andre und höhere Bedeutung gewinnen. Aus den verschiedenen Graden, zu welchen sich jene, das Ich, auch selbst in der Verknüpfung damit, doch von der Wirklichkeit absondernde Innerlichkeit erhebt, und aus ihrer, mehr oder minder ausschlieſslichen Herrschaft entspringen für alle menschliche Entwicklung wichtige Nüancen. Indien gerade giebt von der Reinheit, zu welcher sie sich zu läutern vermag, aber auch von den schroffen Contrasten, in welche sie ausarten kann, ein merkwürdiges Beispiel, und das Indische Alterthum läſst sich hauptsächlich von diesem Standpunkte aus erklären. Auf die Sprache übt diese Seelenstimmung einen besonderen Einfluſs. Sie gestaltet sich anders in einem Volke, das gern die einsamen Wege abgezogenen Nachdenkens verfolgt, und in Nationen, die des vermittelnden Verständnisses hauptsächlich zu äuſserem Treiben bedürfen. Das Symbolische wird ganz anders von den ersteren erfaſst, und ganze Theile des Sprachgebiets bleiben bei den letzteren unangebauet. Denn die Sprache muſs erst durch ein noch dunkles und unentwickeltes Gefühl in die Kreise eingeführt werden, über die sie ihr Licht ausgieſsen soll. Wie sich dies hier abbrechende Dasein der Einzelnen mit der fortgehenden Entwickelung des Geschlechts vielleicht in einer uns unbekannten Region vereinigt? bleibt ein undurchdringliches Geheimniſs. Aber die Wirkung des Gefühls dieser Undurchdringlichkeit ist vorzüglich ein wichtiges Moment in der inneren individuellen Ausbildung, indem sie die ehrfurchtsvolle Scheu vor etwas Unerkanntem weckt, das doch nach dem Verschwinden alles Erkennbaren übrig bleibt. Sie ist dem Eindruck der Nacht vergleichbar, in der auch nur das einzeln zerstreute Funkeln uns unbekannter Körper an die Stelle alles gewohnten Sichtbaren tritt.

Sehr bedeutend auch wirkt das Fortgehen der Schicksale des Geschlechts und das Abbrechen der einzelnen Generationen durch die verschiedene Geltung, welche dadurch für jede der letzteren die Vorzeit bekommt. Die später eintretenden befinden sich gleichsam, und vorzüglich durch die Vervollkommnung der die Kunde der Vergangenheit aufbewahrenden Mittel, vor eine Bühne gestellt, auf welcher sich ein reicheres und heller erleuchtetes Drama entfaltet. Der fortreiſsende Strom der Begebenheiten versetzt auch, scheinbar zufällig, Generationen in dunklere und in verhängniſsschwerere, oder in hellere und leichter zu durchlebende Perioden. Für die wirkliche, lebendige, individuelle Ansicht ist dieser Unterschied minder groſs, als er in der geschichtlichen Betrachtung erscheint. Es fehlen viele Punkte der Vergleichung, man erlebt in jedem Augenblick nur einen Theil der Entwicklung, greift mit Genuſs und Thätigkeit ein, und die Rechte der Gegenwart führen über ihre Unebenheiten hinweg. Gleich den sich aus Nebel hervorziehenden Wolken, nimmt ein Zeitalter erst aus der Ferne gesehen, eine rings begränzte Gestalt an. Allein in der Einwirkung, die jedes auf das nachfolgende ausübt, wird diejenige deutlich, welche es selbst von seiner Vorzeit erfahren hat. Unsre moderne Bildung z. B. beruht groſsentheils auf dem Gegensatz, in welchem uns das classische Alterthum gegenübersteht. Es würde schwer und betrübend zu sagen sein, was von ihr zurückbleiben möchte, wenn wir uns von Allem trennen sollten, was diesem Alterthum angehört. Wenn wir den Zustand der Völker, die dasselbe ausmachten, in allen ihren geschichtlichen Einzelnheiten erforschen, so entsprechen auch sie nicht eigentlich dem Bilde, das wir von ihnen in der Seele tragen. Was auf uns die mächtige Einwirkung ausübt, ist unsre Auffassung, die von dem Mittelpunkt ihrer gröſsten und reinsten Bestrebungen ausgeht, mehr den Geist, als die Wirklichkeit ihrer Einrichtungen heraushebt, die contrastirenden Punkte unbeachtet läſst, und keine, nicht mit der von ihnen aufgenommenen Idee übereinstimmende Forderung an sie macht. Zu einer solchen Auffassung ihrer Eigenthümlichkeit führt aber keine Willkühr. Die Alten berechtigen zu derselben; sie wäre von keinem anderen Zeitalter möglich. Das tiefe Gefühl ihres Wesens verleiht uns selbst erst die Fähigkeit, uns zu ihr zu erheben. Weil bei ihnen die Wirklichkeit immer mit glücklicher Leichtigkeit in die Idee und die Phantasie überging, und sie mit beiden auf dieselbe zurückwirkten, so versetzen wir sie mit Recht ausschlieſslich in dies Gebiet. Denn dem, auf ihren Schriften, ihren Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen ruhenden Geiste nach, beschreiben sie, wenn auch die Wirklichkeit bei ihnen nicht überall dem entsprach, den der Menschheit in ihren freiesten Entwickelungen angewiesenen Kreis in vollendeter Reinheit, Totalität und Harmonie, und hinterlieſsen auf diese Weise ein auf uns, wie erhöhte Menschennatur, idealisch wirkendes Bild. Wie zwischen sonnigem und bewölktem Himmel, liegt ihr Vorzug gegen uns nicht sowohl in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Licht, das sich bei ihnen über sie ergoſs. Den Griechen selbst, wenn man auch einen noch so groſsen Einfluſs früherer Völker auf sie annimmt, fehlte eine solche Erscheinung, die ihnen aus der Fremde herübergeleuchtet hätte, offenbar gänzlich. In sich selbst hatten sie etwas Ähnliches in den Homerischen und den sich an diese anreihenden Gesängen. Wie sie uns als Natur und in den Gründen ihrer Gestaltung unerklärbar erscheinen, uns Muster der Nacheiferung, Quelle für eine groſse Menge von Geistesbereicherungen werden, so war für sie jene dunkle und doch in so einzigen Vorbildern ihnen entgegenstrahlende Zeit. Für die Römer wurden sie nicht ebenso zu etwas Ähnlichem, als sie uns sind. Auf die Römer wirkten sie nur als eine gleichzeitige, höher gebildete Nation, die eine von früher Zeit her beginnende Litteratur besitzt. Indien geht für uns in zu dunkle Ferne hinauf, als daſs wir über seine Vorzeit zu urtheilen im Stande wären. Auf das Abendland wirkte es, da sich eine solche Einwirkung nicht hätte so spurlos verwischen lassen, in der ältesten Zeit wenigstens nicht durch die eigenthümliche Form seiner Geisteswerke, sondern höchstens durch einzelne herübergekommene Meinungen, Erfindungen und Sagen. Wie wichtig aber dieser Unterschied des geistigen Einflusses der Völker auf einander ist, werde ich Gelegenheit haben, weiter unten (1. Buch. S. 1. 2.) näher zu berühren. Ihr eignes Alterthum wird den Indiern in ähnlicher Gestalt, als den Griechen das ihrige, erschienen sein. Sehr viel deutlicher aber ist dies in China durch den Einfluſs und den Gegensatz der Werke des alten Styls und der darin enthaltenen philosophischen Lehre.

Da die Sprachen, oder wenigstens ihre Elemente (ein nicht unbeachtet zu lassender Unterschied), von einem Zeitalter dem anderen überliefert werden, und wir nur mit gänzlicher Überschreitung unsres Erfahrungsgebiets von neu beginnenden Sprachen reden können, so greift das Verhältniſs der Vergangenheit zu der Gegenwart in das Tiefste ihrer Bildung ein. Der Unterschied, in welche Lage ein Zeitalter durch den Platz gesetzt wird, den es in der Reihe der uns bekannten einnimmt, wird aber auch bei schon ganz geformten Sprachen unendlich mächtig, weil die Sprache zugleich eine Auffassungsweise der gesammten Denk- und Empfindungsart ist, und diese, sich einem Volke aus entfernter Zeit her darstellend, nicht auf dasselbe einwirken kann, ohne auch für dessen Sprache einfluſsreich zu werden. So würden unsre heutigen Sprachen doch eine in mehreren Stücken andre Gestalt angenommen haben, wenn, statt des classischen Alterthums, das Indische so anhaltend und eindringlich auf uns eingewirkt hätte.

§ 6.

Der einzelne Mensch hängt immer mit einem Ganzen zusammen, mit dem seiner Nation, des Stammes, zu welchem diese gehört, und des gesammten Geschlechts. Sein Leben, von welcher Seite man es betrachten mag, ist nothwendig an Geselligkeit geknüpft, und die äuſsere untergeordnete und innere höhere Ansicht führen auch hier, wie wir es in einem ähnlichen Falle weiter oben gesehen haben, auf denselben Punkt hin. In dem, gleichsam nur vegetativen Dasein des Menschen auf dem Erdboden treibt die Hülfsbedürftigkeit des Einzelnen zur Verbindung mit Anderen und fordert zur Möglichkeit gemeinschaftlicher Unternehmungen das Verständniſs durch Sprache. Ebenso aber ist die geistige Ausbildung, auch in der einsamsten Abgeschlossenheit des Gemüths, nur durch diese letztere möglich, und die Sprache verlangt, an ein äuſseres, sie verstehendes Wesen gerichtet zu werden. Der articulirte Laut reiſst sich aus der Brust los, um in einem anderen Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Zugleich macht dadurch der Mensch die Entdeckung, daſs es Wesen gleicher innerer Bedürfnisse, und daher fähig, der in seinen Empfindungen liegenden mannigfachen Sehnsucht zu begegnen, um ihn her giebt. Denn das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben, und verstärkt sich in demselben Grade, als das letztere geschärft wird, da doch jeder Einzelne das Gesammtwesen des Menschen, nur auf einer einzelnen Entwicklungsbahn, in sich trägt. Wir haben auch nicht einmal die entfernteste Ahndung eines andren, als eines individuellen Bewuſstseins. Aber jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Überzeugung nicht untergehen, daſs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.

Der Zusammenhang des Einzelnen mit einem, die Kraft und die Anregung verstärkenden Ganzen ist ein zu wichtiger Punkt in der geistigen Ökonomie des Menschengeschlechts, wenn ich mir diesen Ausdruck erlauben darf, als daſs er nicht hier hätte bestimmt angedeutet werden müssen. Die allemal zugleich Absonderung hervorrufende Verbindung der Nationen und Volksstämme hängt allerdings zunächst von geschichtlichen Ereignissen, groſsentheils selbst von der Beschaffenheit ihrer Wohn- und Wanderungsplätze ab. Wenn man aber auch, ohne daſs ich diese Ansicht geradezu rechtfertigen möchte, allen Einfluſs innerer, auch nur instinctartiger Übereinstimmung oder Abstoſsung davon trennen will, so kann und muſs doch jede Nation, noch abgesondert von ihren äuſsren

Verhältnissen, als eine menschliche Individualität, die eine innere eigenthümliche Geistesbahn verfolgt, betrachtet werden. Je mehr man einsieht, daſs die Wirksamkeit der Einzelnen, auf welche Stufe sie auch ihr Genius gestellt haben möchte, doch nur in dem Grade eingreifend und dauerhaft ist, in welchem sie zugleich durch den in ihrer Nation liegenden Geist emporgetragen werden und diesem wiederum von ihrem Standpunkte aus neuen Schwung zu ertheilen vermögen, desto mehr leuchtet die Nothwendigkeit ein, den Erklärungsgrund unserer heutigen Bildungsstufe in diesen nationellen geistigen Individualitäten zu suchen. Die Geschichte bietet sie uns auch überall, wo sie uns die Data zur Beurtheilung der innren Bildung der Völker überliefert, in bestimmten Umrissen dar. Civilisation und Cultur heben die grellen Contraste der Völker allmälig auf, und noch mehr gelingt das Streben nach allgemeinerer sittlicher Form der tiefer eindringenden, edleren Bildung. Damit stimmen auch die Fortschritte der Wissenschaft und Kunst überein, die immer nach allgemeineren, von nationellen Ansichten entfesselten Idealen hinstreben. Wenn aber das Gleiche gesucht wird, kann es doch nur in verschiedenem Geiste errungen werden, und die Mannigfaltigkeit, in welcher sich die menschliche Eigenthümlichkeit, ohne fehlerhafte Einseitigkeit, auszusprechen vermag, geht ins Unendliche. Gerade von dieser Verschiedenheit hängt aber das Gelingen des allgemein Erstrebten unbedingt ab. Denn dieses erfordert die ganze, ungetrennte Einheit der, in ihrer Vollständigkeit nie zu erklärenden, aber nothwendig in ihrer schärfsten Individualität wirkenden Kraft. Es kommt daher, um in den allgemeinen Bildungsgang fruchtbar und mächtig einzugreifen, in einer Nation nicht allein auf das Gelingen in einzelnen wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern vorzüglich auf die gesammte Anspannung in demjenigen an, was den Mittelpunkt des menschlichen Wesens ausmacht, sich am klarsten und vollständigsten in der Philosophie, Dichtung und Kunst ausspricht, und sich von da aus über die ganze Vorstellungsweise und Sinnesart des Volkes ergieſst.

Vermöge des hier betrachteten Zusammenhangs des Einzelnen mit der ihn umgebenden Masse gehört, jedoch nur mittelbar und gewissermaſsen, jede bedeutende Geistesthätigkeit des ersteren zugleich auch der letzteren an. Das Dasein der Sprachen beweist aber, daſs es auch geistige Schöpfungen giebt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, sondern nur aus der gleichzeitigen Selbstthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen also sind, da dieselben immer eine nationelle Form haben, Nationen, als solche, eigentlich und unmittelbar schöpferisch.

Doch muſs man sich wohl hüten, diese Ansicht ohne die ihr gebührende Beschränkung aufzufassen. Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen, als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, daſs beide zugleich und in gegenseitiger Übereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen. Aus der Erfahrung kennen wir eine solche Sprachschöpfung nicht, es bietet sich uns auch nirgends eine Analogie zu ihrer Beurtheilung dar. Wenn wir von ursprünglichen Sprachen reden, so sind sie dies nur für unsre Unkenntniſs ihrer früheren Bestandtheile. Eine zusammenhängende Kette von Sprachen hat sich Jahrtausende lang fortgewälzt, ehe sie an den Punkt gekommen ist, den unsre dürftige Kunde als den ältesten bezeichnet. Nicht bloſs aber die primitive Bildung der wahrhaft ursprünglichen Sprache, sondern auch die secundären Bildungen späterer, die wir recht gut in ihre Bestandtheile zu zerlegen verstehen, sind uns, gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung, unerklärbar. Alles Werden in der Natur, vorzüglich aber das organische und lebendige, entzieht sich unsrer Beobachtung. Wie genau wir die vorbereitenden Zustände erforschen mögen, so befindet sich zwischen dem letzten und der Erscheinung immer die Kluft, welche das Etwas vom Nichts trennt; und ebenso ist es bei dem Momente des Aufhörens. Alles Begreifen des Menschen liegt nur in der Mitte von beiden. In den Sprachen liefert uns eine Entstehungs-Epoche, aus ganz zugänglichen Zeiten der Geschichte, ein auffallendes Beispiel. Man kann einer vielfachen Reihe von Veränderungen nachgehen, welche die Römische Sprache in ihrem Sinken und Untergang erfuhr, man kann ihnen die Mischungen durch einwandernde Völkerhaufen hinzufügen: man erklärt sich darum nicht besser das Entstehen des lebendigen Keims, der in verschiedenartiger Gestalt sich wieder zum Organismus neu aufblühender Sprachen entfaltete. Ein inneres, neu entstandenes Princip fügte, in jeder auf eigne Art, den zerfallenden Bau wieder zusammen, und wir, die wir uns immer nur auf dem Gebiete seiner Wirkungen befinden, werden seiner Umänderungen nur an der Masse derselben gewahr. Es mag daher scheinen, daſs man diesen Punkt lieber ganz unberührt lieſse. Dies ist aber unmöglich, wenn man den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes auch nur in den gröſsten Umrissen zeichnen will, da die Bildung der Sprachen, auch der einzelnen in allen Arten der Ableitung oder Zusammensetzung, eine denselben am wesentlichsten bestimmende Thatsache ist, und sich in dieser das Zusammenwirken der Individuen in einer sonst nicht vorkommenden Gestalt zeigt. Indem man also bekennt, daſs man an einer Gränze steht, über welche weder die geschichtliche Forschung, noch der freie Gedanke hinüberzuführen vermögen, muſs man doch die Thatsache und die unmittelbaren Folgerungen aus derselben getreu aufzeichnen.

Die erste und natürlichste von diesen ist, daſs jener Zusammenhang des Einzelnen mit seiner Nation gerade in dem Mittelpunkte ruht, von welchem aus die gesammte geistige Kraft alles Denken, Empfinden und Wollen bestimmt. Denn die Sprache ist mit Allem in ihr, dem Ganzen, wie dem Einzelnen, verwandt, nichts davon ist oder bleibt ihr je fremd. Sie ist zugleich nicht bloſs passiv, Eindrücke empfangend, sondern folgt aus der unendlichen Mannigfaltigkeit möglicher intellectueller Richtungen Einer bestimmten, und modificirt durch innere Selbstthätigkeit jede auf sie geübte äuſsere Einwirkung. Sie kann aber gegen die Geisteseigenthümlichkeit gar nicht als etwas von ihr äuſserlich Geschiedenes angesehen werden, und läſst sich daher, wenn es auch auf den ersten Anblick anders erscheint, nicht eigentlich lehren, sondern nur im Gemüthe wecken; man kann ihr nur den Faden hingeben, an dem sie sich von selbst entwickelt. Indem die Sprachen nun also in dem von allem Miſsverständniſs befreiten Sinne des Worts (1) Schöpfungen der Nationen sind, bleiben sie doch Selbstschöpfungen der Individuen, indem sie sich nur in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen können, daſs jeder das Verständniſs aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Man mag nun die Sprache als eine Weltanschauung, oder als eine Gedankenverknüpfung, da sie diese beiden Richtungen in sich vereinigt, betrachten, so beruht sie immer nothwendig auf der Gesammtkraft des Menschen; es läſst sich nichts von ihr ausschlieſsen, da sie alles umfaſst.

Diese Kraft nun ist in den Nationen, sowohl überhaupt, als in verschiednen Epochen, dem Grade und der in der gleichen allgemeinen Richtung möglichen eigenen Bahn nach, individuell verschieden. Die Verschiedenheit muſs aber an dem Resultate, der Sprache, sichtbar werden, und wird es natürlich vorzüglich durch das Übergewicht der äuſseren Einwirkung oder der inneren Selbstthätigkeit. Es tritt daher auch hier der Fall ein, daſs, wenn man die Reihe der Sprachen vergleichend verfolgt, die Erklärung des Baues der einen aus der andren mehr oder minder leichten Fortgang gewinnt, allein auch Sprachen dastehen, die durch eine wirkliche Kluft von den übrigen getrennt erscheinen. Wie Individuen durch die Kraft ihrer Eigenthümlichkeit dem menschlichen Geiste einen neuen Schwung in bis dahin unentdeckt gebliebener Richtung ertheilen, so können dies Nationen der Sprachbildung. Zwischen dem Sprachbaue aber und dem Gelingen aller andren Arten intellectueller Thätigkeit besteht ein unläugbarer Zusammenhang. Er liegt vorzüglich, und wir betrachten ihn hier allein von dieser Seite, in dem begeisternden Hauche, den die sprachbildende Kraft der Sprache in dem Acte der Verwandlung der Welt in Gedanken dergestalt einflöſst, daſs er sich durch alle Theile ihres Gebietes harmonisch verbreitet. Wenn man es als möglich denken kann, daſs eine Sprache in einer Nation gerade auf die Weise entsteht, wie sich das Wort am sinnvollsten und anschaulichsten aus der Weltansicht entwickelt, sie am reinsten wieder darstellt, und sich selbst so gestaltet, um in jede Fügung des Gedanken am leichtesten und am körperlichsten einzugehen, so muſs diese Sprache, so lange sich nur irgend ihr Lebensprincip erhält, dieselbe Kraft in derselben Richtung gleich gelingend in jedem Einzelnen hervorrufen. Der Eintritt einer solchen, oder auch nur einer ihr nahe kommenden Sprache in die Weltgeschichte muſs daher eine wichtige Epoche in dem menschlichen Entwickelungsgange, und gerade in seinen höchsten und wundervollsten Erzeugungen, begründen. Gewisse Bahnen des Geistes und ein gewisser, ihn auf denselben forttragender Schwung lassen sich nicht denken, ehe solche Sprachen entstanden sind. Sie machen daher einen wahren Wendepunkt in der inneren Geschichte des Menschengeschlechts aus; wenn man sie als den Gipfel der Sprachbildung ansehen muſs, so sind sie die Anfangsstufe seelenvoller und phantasiereicher Bildung, und es ist insofern ganz richtig zu behaupten, daſs das Werk der Nationen den Werken der Individuen vorausgehen müsse, obgleich gerade das hier Gesagte unumstöſslich beweist, wie gleichzeitig in diesen Schöpfungen die Thätigkeit beider in einander verschlungen ist.

---

(1) Man vergl. oben S. xxi. xxii. unten §. 22.

§. 7.

Wir sind jetzt bis zu dem Punkte gelangt, auf dem wir in der primitiven Bildung des Menschengeschlechts die Sprachen als die erste nothwendige Stufe erkennen, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Princip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Handlung des intellectuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwicklung seiner Sprache, als des Werkzeuges jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück. Wenn man die ersten, selbst rohen und ungebildeten Versuche des intellectuellen Strebens mit dem Namen der Litteratur belegt, so geht die Sprache immer den gleichen Gang mit ihr, und so sind beide unzertrennlich mit einander verbunden.

Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daſs, wenn die eine gegeben wäre, die andere müſste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellectualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äuſserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Begreifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder andren entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklärungsprincip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache dagegen nur an ihr haftet. Denn insofern sich auch diese uns in schöpferischer Selbstständigkeit offenbart, verliert sie sich über das Gebiet der Erscheinungen hinaus in ein ideales Wesen. Wir haben es historisch nur immer mit dem wirklich sprechenden Menschen zu thun, dürfen aber darum das wahre Verhältniſs nicht aus den Augen lassen. Wenn wir Intellectualität und Sprache trennen, so existirt eine solche Scheidung in der Wahrheit nicht. Wenn uns die Sprache mit Recht als etwas Höheres erscheint, als daſs sie für ein menschliches Werk, gleich andren Geisteserzeugnissen, gelten könnte, so würde sich dies anders verhalten, wenn uns die menschliche Geisteskraft nicht bloſs in einzelnen Erscheinungen begegnete, sondern ihr Wesen selbst uns in seiner unergründlichen Tiefe entgegenstrahlte, und wir den Zusammenhang der menschlichen Individualität einzusehen vermöchten, da auch die Sprache über die Geschiedenheit der Individuen hinausgeht. Für die praktische Anwendung besonders wichtig ist es nur, bei keinem niedrigeren Erklärungsprincipe der Sprachen stehen zu bleiben, sondern wirklich bis zu diesem höchsten und letzten hinaufzusteigen, und als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, daſs der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigenthümlichkeit der Nationen selbst ist.

Gehen wir aber, wie wir uns nicht entbrechen können zu thun, in die Art dieser Verschiedenheit der einzelnen Gestaltung des Sprachbaues ein, so können wir nicht mehr die Erforschung der geistigen Eigenthümlichkeit, erst abgesondert für sich angestellt, auf die Beschaffenheiten der Sprache anwenden wollen. In den frühen Epochen, in welche uns die gegenwärtigen Betrachtungen zurückversetzen, kennen wir die Nationen überhaupt nur durch ihre Sprachen, wissen nicht einmal immer genau, welches Volk wir uns, der Abstammung und Verknüpfung nach, bei jeder Sprache zu denken haben. So ist das Zend wirklich für uns die Sprache einer Nation, die wir nur auf dem Wege der Vermuthung genauer bestimmen können. Unter allen Äuſserungen, an welchen Geist und Charakter erkennbar sind, ist aber die Sprache auch die allein geeignete, beide bis in ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen. Wenn man also die Sprachen als einen Erklärungsgrund der successiven geistigen Entwickelung betrachtet, so muſs man zwar dieselben als durch die intellectuelle Eigenthümlichkeit entstanden ansehen, allein die Art dieser Eigenthümlichkeit bei jeder einzelnen in ihrem Baue aufsuchen, so daſs, wenn die hier eingeleiteten Betrachtungen zu einiger Vollständigkeit durchgeführt werden sollen, es uns jetzt obliegt, in die Natur der Sprachen und die Möglichkeit ihrer rückwirkenden Verschiedenheiten näher einzugehen, um auf diese Weise das vergleichende Sprachstudium an seinen letzten und höchsten Beziehungspunkt anzuknüpfen.

§. 8.

Es gehört aber allerdings eine eigne Richtung der Sprachforschung dazu, den im Obigen vorgezeichneten Weg mit Glück zu verfolgen. Man muſs die Sprache nicht sowohl wie ein todtes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahiren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittelung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistesthätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluſs darauf zurückgehen. Die Fortschritte, welche das Sprachstudium den gelungenen Bemühungen der letzten Jahrzehende verdankt, erleichtern die Übersicht desselben in der Totalität seines Umfangs. Man kann nun dem Ziele näher rücken, die einzelnen Wege anzugeben, auf welchen den mannigfach abgetheilten, isolirten und verbundenen Völkerhaufen des Menschengeschlechts das Geschäft der Spracherzeugung zur Vollendung gedeiht. Hierin aber liegt gerade sowohl die Ursach der Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, als ihr Einfluſs auf den Entwicklungsgang des Geistes, also der ganze uns hier beschäftigende Gegenstand.

Gleich bei dem ersten Betreten dieses Forschungsweges stellt sich uns jedoch eine wichtige Schwierigkeit in den Weg. Die Sprache bietet uns eine Unendlichkeit von Einzelnheiten dar, in Wörtern, Regeln, Analogieen und Ausnahmen aller Art, und wir gerathen in nicht geringe Verlegenheit, wie wir diese Menge, die uns, der schon in sie gebrachten Anordnung ungeachtet, doch noch als verwirrendes Chaos erscheint, mit der Einheit des Bildes der menschlichen Geisteskraft in beurtheilende Vergleichung bringen sollen. Wenn man sich auch im Besitze alles nöthigen lexicalischen und grammatischen Details zweier wichtigen Sprachstämme, z. B. des Sanskritischen und Semitischen, befindet, so wird man dadurch doch noch wenig in dem Bemühen gefördert, den Charakter eines jeden von beiden in so einfache Umrisse zusammenzuziehen, daſs dadurch eine fruchtbare Vergleichung derselben und die Bestimmung der ihnen, nach ihrem Verhältniſs zur Geisteskraft der Nationen, gebührenden Stelle in dem allgemeinen Geschäfte der Spracherzeugung möglich wird. Dies erfordert noch ein eignes Aufsuchen der gemeinschaftlichen Quellen der einzelnen Eigenthümlichkeiten, das Zusammenziehen der zerstreuten Züge in das Bild eines organischen Ganzen. Erst dadurch gewinnt man eine Handhabe, an der man die Einzelnheiten festzuhalten vermag. Um daher verschiedene Sprachen in Bezug auf ihren charakteristischen Bau fruchtbar mit einander zu vergleichen, muſs man der Form einer jeden derselben sorgfältig nachforschen, und sich auf diese Weise vergewissern, auf welche Art jede die hauptsächlichen Fragen löst, welche aller Spracherzeugung als Aufgaben vorliegen. Da aber dieser Ausdruck der Form in Sprachuntersuchungen in mehrfacher Beziehung gebraucht wird, so glaube ich ausführlicher entwickeln zu müssen, in welchem Sinne ich ihn hier genommen wünsche. Dies erscheint um so nothwendiger, als wir hier nicht von der Sprache überhaupt, sondern von den einzelnen verschiedener Völkerschaften reden, und es daher auch darauf ankommt, abgränzend zu bestimmen, was unter einer einzelnen Sprache, im Gegensatz auf der einen Seite des Sprachstammes, auf der andren des Dialektes, und was unter Einer da zu verstehen ist, wo die nämliche in ihrem Verlaufe wesentliche Veränderungen erfährt.

Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaſst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daſs man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. Denn in dem zerstreuten Chaos von Wörtern und Regeln, welches wir wohl eine Sprache zu nennen pflegen, ist nur das durch jenes Sprechen hervorgebrachte Einzelne vorhanden, und dies niemals vollständig, auch erst einer neuen Arbeit bedürftig, um daraus die Art des lebendigen Sprechens zu erkennen und ein wahres Bild der lebendigen Sprache zu geben. Gerade das Höchste und Feinste läſst sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen, und kann nur, was um so mehr beweist, daſs die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt, in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie muſs man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.

Die Sprachen als eine Arbeit des Geistes zu bezeichnen, ist schon darum ein vollkommen richtiger und adäquater Ausdruck, weil sich das Dasein des Geistes überhaupt nur in Thätigkeit und als solche denken läſst. Die zu ihrem Studium unentbehrliche Zergliedrung ihres Baues nöthigt uns sogar, sie als ein Verfahren zu betrachten, das durch bestimmte Mittel zu bestimmten Zwecken vorschreitet, und sie insofern wirklich als Bildungen der Nationen anzusehen. Der hierbei möglichen Miſsdeutung ist schon oben (1) hinlänglich vorgebeugt worden, und so können jene Ausdrücke der Wahrheit keinen Eintrag thun.

Ich habe schon im Obigen (S. XLVIII.) darauf aufmerksam gemacht, daſs wir uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit unsrem Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt befinden, und daſs weder eine Nation, noch eine Sprache unter den uns bekannten ursprünglich genannt werden kann. Da jede schon einen Stoff von früheren Geschlechtern aus uns unbekannter Vorzeit empfangen hat, so ist die, nach der obigen Erklärung, den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet, nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.

Diese Arbeit nun wirkt auf eine constante und gleichförmige Weise. Denn es ist die gleiche, nur innerhalb gewisser, nicht weiter Gränzen verschiedene geistige Kraft, welche dieselbe ausübt. Sie hat zum Zweck das Verständniſs. Es darf also Niemand auf andere Weise zum Anderen reden, als dieser, unter gleichen Umständen, zu ihm gesprochen haben würde. Endlich ist der überkommene Stoff nicht bloſs der nämliche, sondern auch, da er selbst wieder einen gleichen Ursprung hat, ein mit der Geistesrichtung durchaus nahe verwandter. Das in dieser Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Gedankenausdruck zu erheben, liegende Beständige und Gleichförmige, so vollständig, als möglich, in seinem Zusammenhange aufgefaſst, und systematisch dargestellt, macht die Form der Sprache aus.

---

(1) S. XXI. XXII. L. LII-LV. und weiter unten §. 22.

In dieser Definition erscheint dieselbe als ein durch die Wissenschaft gebildetes Abstractum. Es würde aber durchaus unrichtig sein, sie auch an sich bloſs als ein solches daseinloses Gedankenwesen anzusehen. In der That ist sie vielmehr der durchaus individuelle Drang, vermittelst dessen eine Nation dem Gedanken und der Empfindung Geltung in der Sprache verschafft. Nur weil uns nie gegeben ist, diesen Drang in der ungetrennten Gesammtheit seines Strebens, sondern nur in seinen jedesmal einzelnen Wirkungen zu sehen, so bleibt uns auch bloſs übrig, die Gleichartigkeit seines Wirkens in einen todten allgemeinen Begriff zusammenzufassen. In sich ist jener Drang Eins und lebendig.

Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daſs etwas aus dem Gesammteindruck der Sprache Flieſsendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begränzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jedes wird durch sie, wie unerklärlich es im Einzelnen sei, auf irgend eine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten lieſse, daſs sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgend eine gegebene Sprache durchgeht, so findet man Vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem Gesammteindruck zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegentheil ein. Die entschiedenste Individualität fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf. Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den menschlichen Gesichtsbildungen verglichen werden. Die Individualität steht unläugbar da, Ähnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Theile im Einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigenthümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewiſs jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muſs beides auch bei ihr eintreffen. Wie viel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkannt in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgend einer in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Übersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muſs. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muſs sehr vieles, wirklich Erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isolirt dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist.

Es ergiebt sich schon aus dem bisher Gesagten von selbst, daſs unter Form der Sprache hier durchaus nicht bloſs die sogenannte grammatische Form verstanden wird. Der Unterschied, welchen wir zwischen Grammatik und Lexicon zu machen pflegen, kann nur zum praktischen Gebrauche der Erlernung der Sprachen dienen, allein der wahren Sprachforschung weder Gränze, noch Regel vorschreiben. Der Begriff der Form der Sprachen dehnt sich weit über die Regeln der Redefügung und selbst über die der Wortbildung hinaus, insofern man unter der letzteren die Anwendung gewisser allgemeiner logischer Kategorieen des Wirkens, des Gewirkten, der Substanz, der Eigenschaft u. s. w. auf die Wurzeln und Grundwörter versteht. Er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar, und mufs in der That möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll.

Der Form steht freilich ein Stoff gegenüber; um aber den Stoff der Sprachform zu finden, mufs man über die Gränzen der Sprache hinausgehen. Innerhalb derselben läfst sich etwas nur beziehungsweise gegen etwas anderes als Stoff betrachten, z. B. die Grundwörter in Beziehung auf die Declination. In anderen Beziehungen aber wird, was hier Stoff ist, wieder als Form erkannt. Eine Sprache kann auch aus einer fremden Wörter entlehnen und wirklich als Stoff behandeln. Aber alsdann sind dieselben dies wiederum in Beziehung auf sie, nicht an sich. Absolut betrachtet, kann es innerhalb der Sprache keinen ungeformten Stoff geben, da alles in ihr auf einen bestimmten Zweck, den Gedankenausdruck, gerichtet ist, und diese Arbeit schon bei ihrem ersten Element, dem articulirten Laute, beginnt, der ja eben durch Formung zum articulirten wird. Der wirkliche Stoff der Sprache ist auf der einen Seite der Laut überhaupt, auf der andren die Gesammtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen, welche der Bildung des Begriffs mit Hülfe der Sprache vorausgehen.

Es versteht sich daher von selbst, dafs die reelle Beschaffenheit der Laute, um eine Vorstellung von der Form einer Sprache zu erhalten, ganz vorzugsweise beachtet werden mufs. Gleich mit dem Alphabete beginnt die Erforschung der Form einer Sprache, und durch alle Theile derselben hindurch wird dies als ihre hauptsächlichste Grundlage behandelt. Überhaupt wird durch den Begriff der Form nichts Factisches und Individuelles ausgeschlossen, sondern alles nur wirklich historisch zu Begründende, so wie das Allerindividuellste, gerade in diesen Begriff befaſst und eingeschlossen. Sogar werden alle Einzelnheiten, nur wenn man die hier bezeichnete Bahn verfolgt, mit Sicherheit in die Forschung aufgenommen, da sie sonst leicht übersehen zu werden Gefahr laufen. Dies führt freilich in eine mühvolle, oft ins Kleinliche gehende Elementaruntersuchung; es sind aber auch lauter in sich kleinliche Einzelnheiten, auf welchen der Totaleindruck der Sprachen beruht, und nichts ist mit ihrem Studium so unverträglich, als in ihnen bloſs das Groſse, Geistige, Vorherrschende aufsuchen zu wollen. Genaues Eingehen in jede grammatische Subtilität und Spalten der Wörter in ihre Elemente ist durchaus nothwendig, um sich nicht in allen Urtheilen über sie Irrthümern auszusetzen. Es versteht sich indeſs von selbst, daſs in den Begriff der Form der Sprache keine Einzelnheit als isolirte Thatsache, sondern immer nur insofern aufgenommen werden darf, als sich eine Methode der Sprachbildung an ihr entdecken läſst. Man muſs durch die Darstellung der Form den specifischen Weg erkennen, welchen die Sprache und mit ihr die Nation, der sie angehört, zum Gedankenausdruck einschlägt. Man muſs zu übersehen im Stande sein, wie sie sich zu andren Sprachen, sowohl in den bestimmten ihr vorgezeichneten Zwecken, als in der Rückwirkung auf die geistige Thätigkeit der Nation, verhält. Sie ist in ihrer Natur selbst eine Auffassung der einzelnen, im Gegensatze zu ihr als Stoff zu betrachtenden, Sprachelemente in geistiger Einheit. Denn in jeder Sprache liegt eine solche, und durch diese zusammenfassende Einheit macht eine Nation die ihr von ihren Vorfahren überlieferte Sprache zu der ihrigen. Dieselbe Einheit muſs sich also in der Darstellung wiederfinden; und nur wenn man von den zerstreuten Elementen bis zu dieser Einheit hinaufsteigt, erhält man wahrhaft einen Begriff von der Sprache selbst, da man, ohne ein solches Verfahren, offenbar Gefahr läuft, nicht einmal jene Elemente in ihrer wahren Eigenthümlichkeit, und noch weniger in ihrem realen Zusammenhange zu verstehen.

Die Identität, um dies hier im Voraus zu bemerken, so wie die Verwandtschaft der Sprachen, muſs auf der Identität und der Verwandtschaft ihrer Formen beruhen, da die Wirkung nur der Ursach gleich sein kann. Die Form entscheidet daher allein, zu welchen anderen eine Sprache, als stammverwandte, gehört. Wir werden dies in der Folge auf das Kawi anwenden, das, wie viele Sanskritwörter es auch in sich aufnehmen möchte, darum nicht aufhört, eine Malayische Sprache zu sein. Die Formen mehrerer Sprachen können in einer noch allgemeineren Form zusammenkommen, und die Formen aller thun dies in der That, insofern man überall bloſs von dem Allgemeinsten ausgeht: von den Verhältnissen und Beziehungen der zur Bezeichnung der Begriffe und der zur Redefügung nothwendigen Vorstellungen, von der Gleichheit der Lautorgane, deren Umfang und Natur nur eine bestimmte Zahl articulirter Laute zuläſst, von den Beziehungen endlich, welche zwischen einzelnen Consonant- und Vocallauten und gewissen sinnlichen Eindrücken obwalten, woraus dann Gleichheit der Bezeichnung, ohne Stammverwandtschaft, entspringt. Denn so wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, daſs man ebenso richtig sagen kann, daſs das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als daſs jeder Mensch eine besondere besitzt. Unter den durch nähere Analogieen verbundenen Sprachähnlichkeiten aber zeichnet sich vor allen die aus Stammverwandtschaft der Nationen entstehende aus. Wie groſs und von welcher Beschaffenheit eine solche Ähnlichkeit sein muſs, um zur Annahme von Stammverwandtschaft da zu berechtigen, wo nicht geschichtliche Thatsachen dieselbe ohnehin begründen, ist es hier nicht der Ort zu untersuchen. Wir beschäftigen uns hier nur mit der Anwendung des eben entwickelten Begriffs der Sprachform auf stammverwandte Sprachen. Bei dieser ergiebt sich nun natürlich aus dem Vorigen, daſs die Form der einzelnen stammverwandten Sprachen sich in der des ganzen Stammes wiederfinden muſs. Es kann in ihnen nichts enthalten sein, was nicht mit der allgemeinen Form in Einklang stände; vielmehr wird man in der Regel in dieser jede ihrer Eigenthümlichkeiten auf irgend eine Weise angedeutet finden. In jedem Stamme wird es auch eine oder die andere Sprache geben, welche die ursprüngliche Form reiner und vollständiger in sich enthält. Denn es ist hier nur von aus einander entstandenen Sprachen die Rede, wo also ein wirklich gegebener Stoff (dies Wort immer, nach den obigen Erklärungen, beziehungsweise genommen) von einem Volke zum andren in bestimmter Folge, die sich jedoch nur selten genau nachweisen läſst, übergeht und umgestaltet wird. Die Umgestaltung selbst aber kann bei der ähnlichen Vorstellungsweise und Ideenrichtung der sie bewirkenden Geisteskraft, bei der Gleichheit der Sprachorgane und der überkommenen Lautgewohnheiten, endlich bei vielen zusammentreffenden historischen äuſserlichen Einflüssen immer nur eine nah verwandte bleiben.

§. 9.

Da der Unterschied der Sprachen auf ihrer Form beruht, und diese mit den Geistesanlagen der Nationen und der sie im Augenblicke der Erzeugung oder neuen Auffassung durchdringenden

Kraft in der engsten Verbindung steht, so ist es nunmehr nothwendig, diese Begriffe mehr im Einzelnen zu entwickeln.

Zwei Principe treten bei dem Nachdenken über die Sprache im Allgemeinen und der Zergliedrung der einzelnen, sich deutlich von einander absondernd, an das Licht: die Lautform, und der von ihr zur Bezeichnung der Gegenstände und Verknüpfung der Gedanken gemachte Gebrauch. Der letztere gründet sich auf die Forderungen, welche das Denken an die Sprache bildet, woraus die allgemeinen Gesetze dieser entspringen; und dieser Theil ist daher in seiner ursprünglichen Richtung, bis auf die Eigenthümlichkeit ihrer geistigen Naturanlagen oder nachherigen Entwickelungen, in allen Menschen, als solchen, gleich. Dagegen ist die Lautform das eigentlich constitutive und leitende Princip der Verschiedenheit der Sprachen, sowohl an sich, als in der befördernden oder hemmenden Kraft, welche sie der inneren Sprachtendenz gegenüberstellt. Sie hängt natürlich, als ein in enger Beziehung auf die innere Geisteskraft stehender Theil des ganzen menschlichen Organismus, ebenfalls genau mit der Gesammtanlage der Nation zusammen; aber die Art und die Gründe dieser Verbindung sind in, kaum irgend eine Aufklärung erlaubendes Dunkel gehüllt. Aus diesen beiden Principien nun, zusammengenommen mit der Innigkeit ihrer gegenseitigen Durchdringung, geht die individuelle Form jeder Sprache hervor, und sie machen die Punkte aus, welche die Sprachzergliedrung zu erforschen und in ihrem Zusammenhange darzustellen versuchen muſs. Das Unerlaſslichste hierbei ist, daſs dem Unternehmen eine richtige und würdige Ansicht der Sprache, der Tiefe ihres Ursprungs und der Weite ihres Umfangs zum Grunde gelegt werde; und bei der Aufsuchung dieser haben wir daher hier noch zunächst zu verweilen.

Ich nehme hier das Verfahren der Sprache in seiner weitesten Ausdehnung, nicht bloſs in der Beziehung derselben auf die Rede und den Vorrath ihrer Wortelemente, als ihr unmittelbares Erzeugniſs, sondern auch in ihrem Verhältniſs zu dem Denk- und Empfindungsvermögen. Der ganze Weg kommt in Betrachtung, auf dem sie, vom Geiste ausgehend, auf den Geist zurückwirkt.

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellectuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaſsen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äuſserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indeſs auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stoſse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschlieſst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daſs das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im articulirten Laut eines denkenden, im unarticulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach auſsen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlauts ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äuſseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschlieſsender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der andren Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äuſseren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaſst, zusammenhängenden Beschaffenheit einen neuen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellectuelle Streben nicht bloſs den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das

Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Object die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Acten die Welt mit dem Menschen, oder, anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paſst die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen, der gleichsam durch ihn emporgerufen wird. Denn die Rede will nicht dumpf am Boden verhallen, sie verlangt, sich frei von den Lippen zu dem, an den sie gerichtet ist, zu ergieſsen, von dem Ausdruck des Blickes und der Mienen, so wie der Geberde der Hände, begleitet zu werden, und sich so zugleich mit Allem zu umgeben, was den Menschen menschlich bezeichnet.

Nach dieser vorläufigen Betrachtung der Angemessenheit des Lautes zu den Operationen des Geistes, können wir nun genauer in den Zusammenhang des Denkens mit der Sprache eingehen. Subjective Thätigkeit bildet im Denken ein Object. Denn keine Gattung der Vorstellungen kann als ein bloſs empfangendes Beschauen eines schon vorhandenen Gegenstandes betrachtet werden. Die Thätigkeit der Sinne muſs sich mit der inneren Handlung des Geistes synthetisch verbinden, und aus dieser Verbindung reiſst sich die Vorstellung los, wird, der subjectiven Kraft gegenüber, zum Object, und kehrt, als solches auſs neue wahrgenommen, in jene zurück. Hierzu aber ist die Sprache unentbehrlich. Denn indem in ihr das geistige Streben sich Bahn durch die Lippen bricht, kehrt das Erzeugniſs desselben zum eignen Ohre zurück. Die Vorstellung wird also in wirkliche Objectivität hinüberversetzt, ohne darum der Subjectivität entzogen zu werden. Dies vermag nur die Sprache; und ohne diese, wo Sprache mitwirkt, auch stillschweigend immer vorgehende Versetzung in zum Subject zurückkehrende

Objectivität ist die Bildung des Begriffs, mithin alles wahre Denken, unmöglich. Ohne daher irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehn, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich, und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Andren versuchend geprüft hat. Denn die Objectivität wird gesteigert, wenn das selbstgebildete Wort aus fremdem Munde wiedertönt. Der Subjectivität aber wird nichts geraubt, da der Mensch sich immer Eins mit dem Menschen fühlt; ja auch sie wird verstärkt, da die in Sprache verwandelte Vorstellung nicht mehr ausschlieſsend Einem Subject angehört. Indem sie in andere übergeht, schlieſst sie sich an das dem ganzen menschlichen Geschlechte Gemeinsame an, von dem jeder Einzelne eine, das Verlangen nach Vervollständigung durch die andren in sich tragende Modification besitzt. Je gröſser und bewegter das gesellige Zusammenwirken auf eine Sprache ist, desto mehr gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen. Was die Sprache in dem einfachen Acte der Gedankenerzeugung nothwendig macht, das wiederholt sich auch unaufhörlich im geistigen Leben des Menschen; die gesellige Mittheilung durch Sprache gewährt ihm Überzeugung und Anregung. Die Denkkraft bedarf etwas ihr Gleiches und doch von ihr Geschiednes. Durch das Gleiche wird sie entzündet, durch das von ihr Geschiedne erhält sie einen Prüfstein der Wesenheit ihrer innren Erzeugungen. Obgleich der Erkenntniſsgrund der Wahrheit, des unbedingt Festen, für den Menschen nur in seinem Inneren liegen kann, so ist das Anringen seines geistigen Strebens an sie immer von Gefahren der Täuschung umgeben. Klar und unmittelbar nur seine veränderliche Beschränktheit fühlend, muſs er sie sogar als etwas auſser ihm Liegendes ansehn; und eines der mächtigsten Mittel, ihr nahe zu kommen, seinen Abstand von ihr zu messen, ist die gesellige Mittheilung mit Andren. Alles Sprechen, von dem einfachsten an, ist ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit.

Mit dem Verstehen verhält es sich nicht anders. Es kann in der Seele nichts, als durch eigne Thätigkeit, vorhanden sein, und Verstehen und Sprechen sind nur verschiedenartige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft. Die gemeinsame Rede ist nie mit dem Übergeben eines Stoffes vergleichbar. In dem Verstehenden, wie im Sprechenden, muſs derselbe aus der eigenen, inneren Kraft entwickelt werden; und was der erstere empfängt, ist nur die harmonisch stimmende Anregung. Es ist daher dem Menschen auch schon natürlich, das eben Verstandene gleich wieder auszusprechen. Auf diese Weise liegt die Sprache in jedem Menschen in ihrem ganzen Umfange, was aber nichts Anderes bedeutet, als daſs jeder ein, durch eine bestimmt modificirte Kraft, anstoſsend und beschränkend, geregeltes Streben besitzt, die ganze Sprache, wie es äuſsere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.

Das Verstehen könnte jedoch nicht, so wie wir es eben gefunden haben, auf innerer Selbstthätigkeit beruhen, und das gemeinschaftliche Sprechen müſste etwas Andres, als bloſs gegenseitiges Wecken des Sprachvermögens des Hörenden, sein, wenn nicht in der Verschiedenheit der Einzelnen die, sich nur in abgesonderte Individualitäten spaltende, Einheit der menschlichen Natur läge. Das Begreifen von Wörtern ist durchaus etwas Andres, als das Verstehen unarticulirter Laute, und faſst weit mehr in sich, als das bloſse gegenseitige Hervorrufen des Lauts und des angedeuteten Gegenstandes. Das Wort kann allerdings auch als untheilbares Ganzes genommen werden, wie man selbst in der Schrift wohl den Sinn einer Wortgruppe erkennt, ohne noch ihrer alphabetischen Zusammensetzung gewiſs zu sein; und es wäre möglich, daſs die Seele des Kindes in den ersten Anfängen des Verstehens so verführe. So wie aber nicht bloſs das thierische Empfindungsvermögen, sondern die menschliche Sprachkraft angeregt wird (und es ist viel wahrscheinlicher, daſs es auch im Kinde keinen Moment giebt, wo dies, wenn auch noch so schwach, nicht der Fall wäre), so wird auch das Wort, als articulirt, vernommen. Nun ist aber dasjenige, was die Articulation dem bloſsen Hervorrufen seiner Bedeutung (welches natürlich auch durch sie in höherer Vollkommenheit geschieht) hinzufügt, daſs sie das Wort unmittelbar durch seine Form als einen Theil eines unendlichen Ganzen, einer Sprache, darstellt. Denn es ist durch sie, auch in einzelnen Wörtern, die Möglichkeit gegeben, aus den Elementen dieser eine wirklich bis ins Unbestimmte gehende Anzahl anderer Wörter nach bestimmenden Gefühlen und Regeln zu bilden, und dadurch unter allen Wörtern eine Verwandtschaft, entsprechend der Verwandtschaft der Begriffe, zu stiften. Die Seele würde aber von diesem künstlichen Mechanismus gar keine Ahndung erhalten, die Articulation ebensowenig, als der Blinde die Farbe, begreifen, wenn ihr nicht eine Kraft beiwohnte, jene Möglichkeit zur Wirklichkeit zu bringen. Denn die Sprache kann ja nicht als ein daliegender, in seinem Ganzen übersehbarer, oder nach und nach mittheilbarer Stoff, sondern muſs als ein sich ewig erzeugender angesehen werden, wo die Gesetze der Erzeugung bestimmt sind, aber der Umfang und gewissermaſsen auch die Art des Erzeugnisses gänzlich unbestimmt bleiben. Das Sprechenlernen der Kinder ist nicht ein Zumessen von Wörtern, Niederlegen im Gedächtniſs, und Wiedernachlallen mit den Lippen, sondern ein Wachsen des Sprachvermögens durch Alter und Übung. Das Gehörte thut mehr, als bloſs sich mitzutheilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr, und schneller, in das Gedächtniſs hinüberzuziehen, immer weniger davon als bloſsen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhältniſs, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffs sich gegenseitig verstärken und erweitern. Daſs bei den Kindern nicht ein mechanisches Lernen der Sprache, sondern eine Entwickelung der Sprachkraft vorgeht, beweist auch, daſs, da den hauptsächlichsten menschlichen Kräften ein gewisser Zeitpunkt im Lebensalter zu ihrer Entwicklung angewiesen ist, alle Kinder unter den verschiedenartigsten Umständen ungefähr in demselben, nur innerhalb eines kurzen Zeitraums schwankenden, Alter sprechen und verstehen. Wie aber könnte sich der Hörende bloſs durch das Wachsen seiner eignen, sich abgeschieden in ihm entwickelnden Kraft des Gesprochenen bemeistern, wenn nicht in dem Sprechenden und Hörenden dasselbe, nur individuell und zu gegenseitiger Angemessenheit getrennte Wesen wäre, so daſs ein so feines, aber gerade aus der tiefſten und eigentlichsten Natur desselben geschöpftes Zeichen, wie der articulirte Laut ist, hinreicht, beide auf übereinstimmende Weise, vermittelnd, anzuregen?

Man könnte gegen das hier Gesagte einwenden wollen, daſs Kinder jedes Volkes, ehe sie sprechen, unter jedes fremde versetzt, ihr Sprachvermögen an dessen Sprache entwickeln. Diese unläugbare Thatsache, könnte man sagen, beweist deutlich, daſs die Sprache bloſs ein Wiedergeben des Gehörten ist und, ohne Rücksicht auf Einheit oder Verschiedenheit des Wesens, allein vom geselligen Umgange abhängt. Man hat aber schwerlich in Fällen dieser Art mit hinlänglicher Genauigkeit bemerken können, mit welcher Schwierigkeit die Stammanlage hat überwunden werden müssen, und wie sie doch vielleicht in den feinsten Nüancen unbesiegt zurückgeblieben ist. Ohne indeſs auch hierauf zu achten, erklärt sich jene Erscheinung hinlänglich daraus, daſs der Mensch überall Eins mit dem Menschen ist, und die Entwickelung des Sprachvermögens daher mit Hülfe jedes gegebenen Individuums vor sich gehen kann. Sie geschieht darum nicht minder aus dem eignen Innern; nur weil sie immer zugleich der äuſseren Anregung bedarf, muſs sie sich derjenigen analog erweisen, die sie gerade erfährt, und kann es bei der Übereinstimmung aller menschlichen Sprachen. Die Gewalt der Abstammung über diese liegt demungeachtet klar genug in ihrer Vertheilung nach Nationen vor Augen. Sie ist auch an sich leicht begreiflich, da die Abstammung so vorherrschend mächtig auf die ganze Individualität einwirkt, und mit dieser wieder die jedesmalige besondere Sprache auf das innigste zusammenhängt. Träte nicht die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung, warum würde sonst für den Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel gröſsere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, daſs sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüſst, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen.

Auch bei der Betrachtung des durch die Sprache Erzeugten wird die Vorstellungsart, als bezeichne sie bloſs die schon an sich wahrgenommenen Gegenstände, nicht bestätigt. Man würde vielmehr niemals durch sie den tiefen und vollen Gehalt der Sprache erschöpfen. Wie, ohne diese, kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äuſsere nur vermittelst des Begriffes für sie vollendete Wesenheit erhält. In die Bildung und in den Gebrauch der Sprache geht aber nothwendig die ganze Art der subjectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn das Wort entsteht eben aus dieser Wahrnehmung, ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes. Da aller objectiven Wahrnehmung unvermeidlich Subjectivität beigemischt ist, so kann man, schon unabhängig von der Sprache, jede menschliche Individualität als einen eignen Standpunkt der Weltansicht betrachten. Sie wird aber noch viel mehr dazu durch die Sprache, da das Wort sich der Seele gegenüber auch wieder, wie wir weiter unten sehen werden, mit einem Zusatz von Selbstbedeutung zum Object macht, und eine neue Eigenthümlichkeit hinzubringt. In dieser, als der eines Sprachlauts, herrscht nothwendig in derselben Sprache eine durchgehende Analogie; und da auch auf die Sprache in derselben Nation eine gleichartige Subjectivität einwirkt, so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äuſserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten. Diese Ausdrücke überschreiten auf keine Weise das Maaſs der einfachen Wahrheit. Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschlieſslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Act, vermöge dessen er die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält. Nur weil man in eine fremde Sprache immer, mehr oder weniger, seine eigne Welt-, ja seine eigne Sprachansicht hinüberträgt, so wird dieser Erfolg nicht rein und vollständig empfunden.

Selbst die Anfänge der Sprache darf man sich nicht auf eine so dürftige Anzahl von Wörtern beschränkt denken, als man wohl zu thun pflegt, indem man ihre Entstehung, statt sie in dem ursprünglichen Berufe zu freier, menschlicher Geselligkeit zu suchen, vorzugsweise dem Bedürfniſs gegenseitiger Hülfsleistung beimiſst und die Menschheit in einen eingebildeten Naturstand versetzt. Beides gehört zu den irrigsten Ansichten, die man über die Sprache fassen kann. Der Mensch ist nicht so bedürftig, und zur Hülfsleistung hätten unarticulirte Laute ausgereicht. Die Sprache ist auch in ihren Anfängen durchaus menschlich, und dehnt sich absichtlos auf alle Gegenstände zufälliger sinnlicher Wahrnehmung und innerer Bearbeitung aus. Auch die Sprachen der sogenannten Wilden, die doch einem solchen Naturstande näher kommen müſsten, zeigen gerade eine überall über das Bedürfniſs überschieſsende Fülle und Mannigfaltigkeit von Ausdrücken. Die Worte entquellen freiwillig, ohne Noth und Absicht, der Brust, und es mag wohl in keiner Einöde eine wandernde Horde gegeben haben, die nicht schon ihre Lieder besessen hätte. Denn der Mensch, als Thiergattung, ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend.

Die Sprache verpflanzt aber nicht bloſs eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt. Die Natur entfaltet vor uns eine bunte und nach allen sinnlichen Eindrücken hin gestaltenreiche Mannigfaltigkeit, von lichtvoller Klarheit umstrahlt. Unser Nachdenken entdeckt in ihr eine unserer Geistesform zusagende Gesetzmäſsigkeit. Abgesondert von dem körperlichen Dasein der Dinge, hängt an ihren Umrissen, wie ein nur für den Menschen bestimmter Zauber, äuſsere Schönheit, in welcher die Gesetzmäſsigkeit mit dem sinnlichen Stoff einen uns, indem wir von ihm ergriffen und hingerissen werden, doch unerklärbar bleibenden Bund eingeht. Alles dies finden wir in analogen Anklängen in der Sprache wieder, und sie vermag es darzustellen. Denn indem wir an ihrer Hand in eine Welt von Lauten übergehen, verlassen wir nicht die uns wirklich umgebende. Mit der Gesetzmäſsigkeit der Natur ist die ihres eignen Baues verwandt; und indem sie durch diesen den Menschen in der Thätigkeit seiner höchsten und menschlichsten Kräfte anregt, bringt sie ihn auch überhaupt dem Verständniſs des formalen Eindrucks der Natur näher, da diese doch auch nur als eine Entwickelung geistiger Kräfte betrachtet werden kann. Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur, wirkt aber, auch unabhängig von ihm, durch den bloſsen Fall der Rede auf die Stimmung der Seele.

Von dem jedesmal Gesprochenen ist die Sprache, als die Masse seiner Erzeugnisse, verschieden; und wir müssen, ehe wir dieſen Abſchnitt verlaſſen, noch bei der näheren Betrachtung dieſer Verſchiedenheit verweilen. Eine Sprache in ihrem ganzen Umfange enthält alles durch ſie in Laute Verwandelte. Wie aber der Stoff des Denkens und die Unendlichkeit der Verbindungen desſelben niemals erſchöpft werden, ſo kann dies ebenſowenig mit der Menge des zu Bezeichnenden und zu Verknüpfenden in der Sprache der Fall ſein. Die Sprache beſteht, neben den ſchon geformten Elementen, ganz vorzüglich auch aus Methoden, die Arbeit des Geiſtes, welcher ſie die Bahn und die Form vorzeichnet, weiter fortzuſetzen. Die einmal feſt geformten Elemente bilden zwar eine gewiſſermaſsen todte Maſſe, dieſe Maſſe trägt aber den lebendigen Keim nie endender Beſtimmbarkeit in ſich. Auf jedem einzelnen Punkt und in jeder einzelnen Epoche erſcheint daher die Sprache, gerade wie die Natur ſelbſt, dem Menſchen, im Gegenſatze mit allem ihm ſchon Bekannten und von ihm Gedachten, als eine unerſchöpfliche Fundgrube, in welcher der Geiſt immer noch Unbekanntes entdecken und die Empfindung noch nicht auf dieſe Weiſe Gefühltes wahrnehmen kann. In jeder Behandlung der Sprache durch eine wahrhaft neue und groſse Genialität zeigt ſich dieſe Erſcheinung in der Wirklichkeit; und der Menſch bedarf es zur Begeiſterung in ſeinem immer fortarbeitenden intellectuellen Streben und der fortſchreitenden Entfaltung ſeines geiſtigen Lebensſtoffes, daſs ihm, neben dem Gebiete des ſchon Errungenen, der Blick in eine unendliche, allmälig weiter zu entwirrende Maſſe offen bleibe. Die Sprache enthält aber zugleich nach zwei Richtungen hin eine dunkle, unenthüllte Tiefe. Denn auch rückwärts flieſst ſie aus unbekanntem Reichthum hervor, der ſich nur bis auf eine gewiſſe Weite noch erkennen läſst, dann aber ſich ſchlieſst, und nur das Gefühl ſeiner Unergründlichkeit zurückläſst. Die Sprache hat dieſe anfangs- und endloſe Unendlichkeit für uns, denen nur eine kurze Vergangenheit Licht zuwirft, mit dem ganzen Dasein des Menschengeschlechts gemein. Man fühlt und ahndet aber in ihr deutlicher und lebendiger, wie auch die ferne Vergangenheit sich noch an das Gefühl der Gegenwart knüpft, da die Sprache durch die Empfindungen der früheren Geschlechter durchgegangen ist, und ihren Anhauch bewahrt hat, diese Geschlechter aber uns in denselben Lauten der Muttersprache, die auch uns Ausdruck unsrer Gefühle wird, nationell und familienartig verwandt sind.

Dies theils Feste, theils Flüssige in der Sprache bringt ein eignes Verhältniſs zwischen ihr und dem redenden Geschlechte hervor. Es erzeugt sich in ihr ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln, durch welche sie in der Folge der Jahrtausende zu einer selbstständigen Macht anwächst. Wir sind im Vorigen darauf aufmerksam geworden, daſs der in Sprache aufgenommene Gedanke für die Seele zum Object wird, und insofern eine ihr fremde Wirkung auf sie ausübt. Wir haben aber das Object vorzüglich als aus dem Subject entstanden, die Wirkung als aus demjenigen, worauf sie zurückwirkt, hervorgegangen betrachtet. Jetzt tritt die entgegengesetzte Ansicht ein, nach welcher die Sprache wirklich ein fremdes Object, ihre Wirkung in der That aus etwas andrem, als worauf sie wirkt, hervorgegangen ist. Denn die Sprache muſs nothwendig (S. LXIX. LXX.) zweien angehören, und ist wahrhaft ein Eigenthum des ganzen Menschengeschlechts. Da sie nun auch in der Schrift den schlummernden Gedanken dem Geiste erweckbar erhält, so bildet sie sich ein eigenthümliches Dasein, das zwar immer nur in jedesmaligem Denken Geltung erhalten kann, aber in seiner Totalität von diesem unabhängig ist. Die beiden hier angeregten, einander entgegengesetzten Ansichten, daſs die Sprache der Seele fremd und ihr angehörend, von ihr unabhängig und abhängig ist, verbinden sich wirklich in ihr, und machen die Eigenthümlichkeit ihres Wesens aus. Es muſs dieser Widerstreit auch nicht so gelöst werden, daſs sie zum Theil fremd und unabhängig und zum Theil beides nicht sei. Die Sprache ist gerade insofern objectiv einwirkend und selbstständig, als sie subjectiv gewirkt und abhängig ist. Denn sie hat nirgends, auch in der Schrift nicht, eine bleibende Stätte, ihr gleichsam todter Theil muſs immer im Denken auf's neue erzeugt werden, lebendig in Rede oder Verständniſs, und muſs folglich ganz in das Subject übergehen. Es liegt aber in dem Act dieser Erzeugung, sie gerade ebenso zum Object zu machen; sie erfährt auf diesem Wege jedesmal die ganze Einwirkung des Individuums, aber diese Einwirkung ist schon in sich durch das, was sie wirkt und gewirkt hat, gebunden. Die wahre Lösung jenes Gegensatzes liegt in der Einheit der menschlichen Natur. Was aus dem stammt, welches eigentlich mit mir Eins ist, darin gehen die Begriffe des Subjects und Objects, der Abhängigkeit und Unabhängigkeit in einander über. Die Sprache gehört mir an, weil ich sie so hervorbringe, als ich thue; und da der Grund hiervon zugleich in dem Sprechen und Gesprochenhaben aller Menschengeschlechter liegt, soweit Sprachmittheilung, ohne Unterbrechung, unter ihnen gewesen sein mag, so ist es die Sprache selbst, von der ich dabei Einschränkung erfahre. Allein was mich in ihr beschränkt und bestimmt, ist in sie aus menschlicher, mit mir innerlich zusammenhängender Natur gekommen, und das Fremde in ihr ist daher dies nur für meine augenblicklich individuelle, nicht meine ursprünglich wahre Natur.

Wenn man bedenkt, wie auf die jedesmalige Generation in einem Volke alles dasjenige bindend einwirkt, was die Sprache desselben alle vorigen Jahrhunderte hindurch erfahren hat, und wie damit nur die Kraft der einzelnen Generation in Berührung tritt, und diese nicht einmal rein, da das aufwachsende und abtretende

Geschlecht untermischt neben einander leben, so wird klar, wie gering eigentlich die Kraft des Einzelnen gegen die Macht der Sprache ist. Nur durch die ungemeine Bildsamkeit der letzteren, durch die Möglichkeit, ihre Formen, dem allgemeinen Verständnifs unbeschadet, auf sehr verschiedene Weise aufzunehmen, und durch die Gewalt, welche alles lebendig Geistige über das todt Überlieferte ausübt, wird das Gleichgewicht wieder einigermafsen hergestellt. Doch ist es immer die Sprache, in welcher jeder Einzelne am lebendigsten fühlt, dafs er nichts, als ein Ausflufs des ganzen Menschengeschlechts, ist. Weil indefs doch jeder einzeln und unaufhörlich auf sie zurückwirkt, bringt demungeachtet jede Generation eine Veränderung in ihr hervor, die sich nur oft der Beobachtung entzieht. Denn die Veränderung liegt nicht immer in den Wörtern und Formen selbst, sondern bisweilen nur in dem anders modificirten Gebrauche derselben; und dies letztere ist, wo Schrift und Litteratur mangeln, schwieriger wahrzunehmen. Die Rückwirkung des Einzelnen auf die Sprache wird einleuchtender, wenn man, was zur scharfen Begränzung der Begriffe nicht fehlen darf, bedenkt, dafs die Individualität einer Sprache (wie man das Wort gewöhnlich nimmt) auch nur vergleichungsweise eine solche ist, dafs aber die wahre Individualität nur in dem jedesmal Sprechenden liegt. Erst im Individuum erhält die Sprache ihre letzte Bestimmtheit. Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen. In der Art, wie sich die Sprache in jedem Individuum modificirt, offenbart sich, ihrer im Vorigen dargestellten Macht gegenüber, eine Gewalt des Menschen über sie. Ihre Macht kann man (wenn man den Ausdruck auf geistige Kraft anwenden will) als ein physiologisches Wirken ansehen; die von ihm ausgehende Gewalt ist ein rein dynamisches. In dem auf ihn ausgeübten Einfluſs liegt die Gesetzmäſsigkeit der Sprache und ihrer Formen, in der aus ihm kommenden Rückwirkung ein Princip der Freiheit. Denn es kann im Menschen etwas aufsteigen, dessen Grund kein Verstand in den vorhergehenden Zuständen aufzufinden vermag; und man würde die Natur der Sprache verkennen, und gerade die geschichtliche Wahrheit ihrer Entstehung und Umänderung verletzen, wenn man die Möglichkeit solcher unerklärbaren Erscheinungen von ihr ausschlieſsen wollte. Ist aber auch die Freiheit an sich unbestimmbar und unerklärlich, so lassen sich dennoch vielleicht ihre Gränzen innerhalb eines gewissen ihr allein gewährten Spielraums auffinden; und die Sprachuntersuchung muſs die Erscheinung der Freiheit erkennen und ehren, aber auch gleich sorgfältig ihren Gränzen nachspüren.

§. 10.

Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von dem gleichen Drange beseelt wäre. So ganz und ausschlieſslich ist die Sprache schon in ihrem ersten und unentbehrlichsten Elemente in der geistigen Natur des Menschen gegründet, daſs ihre Durchdringung hinreichend, aber nothwendig ist, den thierischen Laut in den articulirten zu verwandeln. Denn die Absicht und die Fähigkeit zur Bedeutsamkeit, und zwar nicht zu dieser überhaupt, sondern zu der bestimmten durch Darstellung eines Gedachten, macht allein den articulirten Laut aus, und es läſst sich nichts andres angeben, um seinen Unterschied auf der einen Seite vom thierischen Geschrei, auf der andren vom musikalischen Ton zu bezeichnen. Er kann nicht seiner Beschaffenheit, sondern nur seiner Erzeugung nach beschrieben werden, und dies liegt nicht im Mangel unsrer Fähigkeit, sondern charakterisirt ihn in seiner eigenthümlichen Natur, da er eben nichts, als das absichtliche Verfahren der Seele, ihn hervorzubringen, ist, und nur so viel Körper enthält, als die äuſsere Wahrnehmung nicht zu entbehren vermag.

Dieser Körper, der hörbare Laut, läſst sich sogar gewissermaſsen von ihm trennen und die Articulation dadurch noch reiner herausheben. Dies sehen wir an den Taubstummen. Durch das Ohr ist jeder Zugang zu ihnen verschlossen, sie lernen aber das Gesprochene an der Bewegung der Sprachwerkzeuge des Redenden und an der Schrift, deren Wesen die Articulation schon ganz ausmacht, verstehen, sie sprechen selbst, indem man die Lage und Bewegung ihrer Sprachwerkzeuge lenkt. Dies kann nur durch das, auch ihnen beiwohnende Articulationsvermögen geschehen, indem sie, durch den Zusammenhang ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, im Andren aus dem einen Gliede, der Bewegung seiner Sprachwerkzeuge, das andre, sein Denken, errathen lernen. Der Ton, den wir hören, offenbart sich ihnen durch die Lage und Bewegung der Organe und durch die hinzukommende Schrift, sie vernehmen durch das Auge und das angestrengte Bemühen des Selbstsprechens seine Articulation ohne sein Geräusch. Es geht also in ihnen eine merkwürdige Zerlegung des articulirten Lautes vor. Sie verstehen, da sie alphabetisch lesen und schreiben, und selbst reden lernen, wirklich die Sprache, erkennen nicht bloſs angeregte Vorstellungen an Zeichen oder Bildern. Sie lernen reden, nicht bloſs dadurch, daſs sie Vernunft, wie andre Menschen, sondern ganz eigentlich dadurch, daſs sie auch Sprachfähigkeit besitzen, Übereinstimmung ihres Denkens mit ihren Sprachwerkzeugen, und Drang, beide zusammenwirken zu lassen, das eine und das andere wesentlich gegründet in der menschlichen, wenn auch von einer Seite verstümmelten Natur. Der Unterschied zwischen ihnen und uns ist, daſs ihre Sprachwerkzeuge nicht durch das Beispiel eines fertigen articulirten Lautes zur Nachahmung geweckt werden, sondern die Äuſserung ihrer Thätigkeit auf einem naturwidrigen, künstlichen Umwege erlernen müssen. Es erweist sich aber auch an ihnen, wie tief und enge die Schrift, selbst wo die Vermittelung des Ohres fehlt, mit der Sprache zusammenhängt.

Die Articulation beruht auf der Gewalt des Geistes über die Sprachwerkzeuge, sie zu einer der Form seines Wirkens entsprechenden Behandlung des Lautes zu nöthigen. Dasjenige, worin sich diese Form und die Articulation, wie in einem verknüpfenden Mittel, begegnen, ist, daſs beide ihr Gebiet in Grundtheile zerlegen, deren Zusammenfügung lauter solche Ganze bildet, welche das Streben in sich tragen, Theile neuer Ganzen zu werden. Das Denken fordert auſserdem Zusammenfassung des Mannigfaltigen in Einheit. Die nothwendigen Merkmale des articulirten Lautes sind daher scharf zu vernehmende Einheit, und eine Beschaffenheit, die sich mit andren und allen denkbaren articulirten Lauten in ein bestimmtes Verhältniſs zu stellen vermag. Die Geschiedenheit des Lautes von allen ihn verunreinigenden Nebenklängen ist zu seiner Deutlichkeit und der Möglichkeit zusammentönenden Wohllauts unentbehrlich, flieſst aber auch unmittelbar aus der Absicht, ihn zum Elemente der Rede zu machen. Er steht von selbst rein da, wenn diese wahrhaft energisch ist, sich von verwirrtem und dunklem thierischem Geschrei losmacht und als Erzeugniſs rein menschlichen Dranges und menschlicher Absicht hervortritt. Die Einpassung in ein System, vermöge dessen jeder articulirte Laut etwas an sich trägt, in Beziehung worauf andre ihm zur Seite oder gegenüberstehen, wird durch die Art der Erzeugung bewirkt. Denn jeder einzelne Laut wird in Beziehung auf die übrigen, mit ihm gemeinschaftlich zur freien Vollständigkeit der Rede nothwendigen, gebildet. Ohne daſs sich angeben lieſse, wie dies zugeht, brechen aus jedem Volke die articulirten Laute, und in derjenigen Beziehung auf einander hervor, welche und wie sie das Sprachsystem desselben erfordert. Die ersten Hauptunterschiede bildet die Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge und des räumlichen Ortes in jedem derselben, wo der articulirte Laut hervorgebracht wird. Es gesellen sich dann zu ihm Nebenbeschaffenheiten, die jedem, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Organe, eigen sein können, wie Hauch, Zischen, Nasenton u. s. w. Von diesen droht jedoch der reinen Geschiedenheit der Laute Gefahr; und es ist ein doppelt starker Beweis des Vorwaltens richtigen Sprachsinnes, wenn ein Alphabet diese Laute dergestalt durch die Aussprache gezügelt enthält, daſs sie vollständig und doch dem feinsten Ohre unvermischt und rein hervortönen. Diese Nebenbeschaffenheiten müssen alsdann mit der ihnen zum Grunde liegenden Articulation in eine eigne Modification des Hauptlautes zusammenschmelzen, und auf jede andre, ungeregelte Weise durchaus verbannt sein.

Die consonantisch gebildeten articulirten Laute lassen sich nicht anders, als von einem Klang gebenden Luftzuge begleitet, aussprechen. Dies Ausströmen der Luft giebt nach dem Orte, wo es erzeugt wird, und nach der Öffnung, durch die es strömt, ebenso bestimmt verschiedne und gegen einander in festen Verhältnissen stehende Laute, als die der Consonantenreihe. Durch dies gleichzeitig zwiefache Lautverfahren wird die Sylbe gebildet. In dieser aber liegen nicht, wie es, nach unsrer Art zu schreiben, scheinen sollte, zwei oder mehrere Laute, sondern eigentlich nur Ein auf eine besimmte Weise herausgestoſsener. Die Theilung der einfachen Sylbe in einen Consonanten und Vocal, insofern man sich beide als selbstständig denken will, ist nur eine künstliche. In der Natur bestimmen sich Consonant und Vocal dergestalt gegenseitig, daſs sie für das Ohr eine durchaus unzertrennliche Einheit ausmachen. Soll daher auch die Schrift diese natürliche Beschaffenheit bezeichnen, so ist es richtiger, so wie es mehrere Asiatische Alphabete thun, die Vocale gar nicht als eigne Buchstaben, sondern bloſs als Modificationen der Consonanten zu behandeln. Genau genommen, können auch die Vocale nicht allein ausgesprochen werden. Der sie bildende Luftstrom bedarf eines ihn hörbar machenden Anstoſses; und giebt diesen kein klar anlautender Consonant, so ist dazu ein, auch noch so leiser Hauch erforderlich, den einige Sprachen auch in der Schrift jedem Anfangsvocal vorausgehen lassen. Dieser Hauch kann sich gradweise bis zum wirklich gutturalen Consonanten verstärken, und die Sprache kann die verschiednen Stufen dieser Verhärtung, durch eigne Buchstaben, bezeichnen. Der Vocal verlangt dieselbe reine Geschiedenheit, als der Consonant, und die Sylbe muſs diese doppelte an sich tragen. Sie ist aber im Vocalsystem, obgleich der Vollendung der Sprache nothwendiger, dennoch schwieriger zu bewahren. Der Vocal verbindet sich nicht bloſs mit einem ihm vorangehenden, sondern ebensowohl mit einem ihm nachfolgenden Laute, der ein reiner Consonant, aber auch ein bloſser Hauch, wie das Sanskritische Wisarga und in einigen Fällen das Arabische schlieſsende Elif, sein kann. Gerade dort aber ist die Reinheit des Lautes, vorzüglich wenn sich kein eigentlicher Consonant, sondern nur eine Nebenbeschaffenheit der articulirten Laute an den Vocal anschlieſst, für das Ohr schwieriger, als beim Anlaute, zu erreichen, so daſs die Schrift einiger Völker von dieser

Seite her sehr mangelhaft erscheint. Durch die zwei, sich immer gegenseitig bestimmenden, aber doch sowohl durch das Ohr, als die Abstraction, bestimmt unterschiedenen Consonanten- und Vocalreihen entsteht nicht nur eine neue Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im Alphabete, sondern auch ein Gegensatz dieser beiden Reihen gegen einander, von welchem die Sprache vielfachen Gebrauch macht.

In der Summe der articulirten Laute läſst sich also bei jedem Alphabete ein Zwiefaches unterscheiden, wodurch dasselbe mehr oder weniger wohlthätig auf die Sprache einwirkt, nämlich der absolute Reichthum desselben an Lauten, und das relative Verhältniſs dieser Laute zu einander und zu der Vollständigkeit und Gesetzmäſsigkeit eines vollendeten Lautsystems. Ein solches System enthält nämlich, seinem Schema nach, als ebenso viele Classen der Buchstaben, die Arten, wie die articulirten Laute sich in Verwandtschaft an einander reihen, oder in Verschiedenheit einander gegenüberstellen, Gegensatz und Verwandtschaft von allen den Beziehungen aus genommen, in welchen sie statt finden können. Bei Zergliederung einer einzelnen Sprache fragt es sich nun zuerst, ob die Verschiedenartigkeit ihrer Laute vollständig oder mangelhaft die Punkte des Schemas besetzt, welche die Verwandtschaft oder der Gegensatz angeben, und ob daher der, oft nicht zu verkennende Reichthum an Lauten nach einem dem Sprachsinne des Volks in allen seinen Theilen zusagenden Bilde des ganzen Lautsystems gleichmäſsig vertheilt ist, oder Classen Mangel leiden, indem andre Überfluſs haben? Die wahre Gesetzmäſsigkeit, der das Sanskrit in der That sehr nahe kommt, würde erfordern, daſs jeder nach dem Ort seiner Bildung verschiedenartige articulirte Laut durch alle Classen, mithin durch alle Laut-Modificationen durchgeführt sei, welche das Ohr in den Sprachen zu unterscheiden pflegt. Bei diesem ganzen Theile der Sprachen kommt es, wie man leicht sieht, vor allem auf eine glückliche Organisation des Ohrs und der Sprachwerkzeuge an. Es ist aber auch keinesweges gleichgültig, wie klangreich oder lautarm, gesprächig oder schweigsam ein Volk seinem Naturell und seiner Empfindungsweise nach sei. Denn das Gefallen am articulirt hervorgebrachten Laute giebt demselben Reichthum und Mannigfaltigkeit von Verknüpfungen. Selbst dem unarticulirten Laute kann ein gewisses freies und daher edleres Gefallen an seiner Hervorbringung nicht immer abgesprochen werden. Oft entpreſst ihn zwar, wie bei widrigen Empfindungen, die Noth; in andren Fällen liegt ihm Absicht zum Grunde, indem er lockt, warnt, oder zur Hülfe herbeiruft. Aber er entströmt auch ohne Noth und Absicht, dem frohen Gefühle des Daseins, und nicht bloſs der rohen Lust, sondern auch dem zarteren Gefallen am kunstvolleren Schmettern der Töne. Dies Letzte ist das Poetische, ein aufglimmender Funke in der thierischen Dumpfheit. Diese verschiednen Arten der Laute sind unter die mehr oder minder stummen und klangreichen Geschlechter der Thiere sehr ungleich vertheilt, und verhältniſsmäſsig wenigen ist die höhere und freudigere Gattung geworden. Es wäre, auch für die Sprache, belehrend, bleibt aber vielleicht immer unergründet, woher diese Verschiedenheit stammt. Daſs die Vögel allein Gesang besitzen, lieſse sich vielleicht daraus erklären, daſs sie freier, als alle andren Thiere, in dem Elemente des Tons und in seinen reineren Regionen leben, wenn nicht so viele Gattungen derselben, gleich den auf der Erde wandelnden Thieren, an wenige einförmige Laute gebunden wären.

In der Sprache entscheidet jedoch nicht gerade der Reichthum an Lauten, es kommt vielmehr im Gegentheil auf keusche Beschränkung auf die der Rede nothwendigen Laute und auf das richtige Gleichgewicht zwischen denselben an. Der Sprachsinn muſs daher noch etwas anderes enthalten, was wir uns nicht im Einzelnen zu erklären vermögen, ein instinctartiges Vorgefühl des ganzen Systems, dessen die Sprache in dieser ihrer individuellen Form bedürfen wird. Was sich eigentlich in der ganzen Spracherzeugung wiederholt, tritt auch hier ein. Man kann die Sprache mit einem ungeheuren Gewebe vergleichen, in dem jeder Theil mit dem andren und alle mit dem Ganzen in mehr oder weniger deutlich erkennbarem Zusammenhange stehen. Der Mensch berührt im Sprechen, von welchen Beziehungen man ausgehen mag, immer nur einen abgesonderten Theil dieses Gewebes, thut dies aber instinctmäſsig immer dergestalt, als wären ihm zugleich alle, mit welchen jener einzelne nothwendig in Übereinstimmung stehen muſs, im gleichen Augenblick gegenwärtig.

Die einzelnen Articulationen machen die Grundlage aller Lautverknüpfungen der Sprache aus. Die Gränzen, in welche diese dadurch eingeschlossen werden, erhalten aber zugleich ihre noch nähere Bestimmung durch die den meisten Sprachen eigenthümliche Lautumformung, die auf besonderen Gesetzen und Gewohnheiten beruht. Sie geht sowohl die Consonanten-, als Vocalreihe an, und einige Sprachen unterscheiden sich noch dadurch, daſs sie von der einen oder andren dieser Reihen vorzugsweise, oder zu verschiedenen Zwecken Gebrauch machen. Der wesentliche Nutzen dieser Umformung besteht darin, daſs, indem der absolute Sprachreichthum und die Laut-Mannigfaltigkeit dadurch vermehrt werden, dennoch an dem umgeformten Element sein Urstamm erkannt werden kann. Die Sprache wird dadurch in den Stand gesetzt, sich in gröſserer Freiheit zu bewegen, ohne dadurch den dem Verständnisse und dem Aufsuchen der Verwandtschaft der Begriffe nothwendigen Faden zu verlieren. Denn diese folgen der Veränderung der Laute oder gehen ihr gesetzgebend voran, und die Sprache gewinnt dadurch an lebendiger Anschaulichkeit. Mangelnde Lautumformung setzt dem Wiedererkennen der bezeichneten Begriffe an den Lauten Hindernisse entgegen, eine Schwierigkeit, die im Chinesischen noch fühlbarer sein würde, wenn nicht dort sehr häufig, in Ableitung und Zusammensetzung, die Analogie der Schrift an die Stelle der Laut-Analogie träte. Die Lautumformung unterliegt aber einem zwiefachen, gegenseitig sich oft unterstützenden, allein auch in andren Fällen entgegenkämpfenden Gesetze. Das eine ist ein bloſs organisches, aus den Sprachwerkzeugen und ihrem Zusammenwirken entstehend, von der Leichtigkeit und Schwierigkeit der Ausſprache abhängend, und daher der natürlichen Verwandtschaft der Laute folgend. Das andere wird durch das geistige Princip der Sprache gegeben, hindert die Organe, sich ihrer bloſsen Neigung oder Trägheit zu überlassen, und hält sie bei Lautverbindungen fest, die ihnen an sich nicht natürlich sein würden. Bis auf einen gewissen Grad stehen beide Gesetze in Harmonie mit einander. Das geistige muſs zur Beförderung leichter und flieſsender Ausſprache dem anderen, soviel es möglich ist, nachgebend huldigen, ja bisweilen, um von einem Laute zum andren, wenn eine solche Verbindung durch die Bezeichnung als nothwendig erachtet wird, zu gelangen, andere, bloſs organische Übergänge ins Werk richten. In gewisser Absicht aber stehen beide Gesetze einander so entgegen, daſs, wenn das geistige in der Kraft seiner Einwirkung nachläſst, das organische das Übergewicht gewinnt, so wie im thierischen Körper beim Erlöschen des Lebensprincips die chemischen Affinitäten die Herrschaft erhalten. Das Zusammenwirken und der Widerstreit dieser beiden Gesetze bringt sowohl in der uns ursprünglich scheinenden Form der Sprachen, als in ihrem Verfolge, mannigfaltige Erscheinungen hervor, welche die genaue grammatische Zergliederung entdeckt und aufzählt.

Die Lautumformung, von der wir hier reden, kommt hauptsächlich in zwei, oder wenn man will, in drei Stadien der Sprachbildung vor: bei den Wurzeln, den daraus abgeleiteten Wörtern, und deren weiterer Ausbildung in die verschiednen allgemeinen, in der Natur der Sprache liegenden Formen. Mit dem eigenthümlichen Systeme, welches jede Sprache hierin annimmt, muſs ihre Schilderung beginnen. Denn es ist gleichsam das Bett, in welchem ihr Strom von Zeitalter zu Zeitalter flieſst; ihre allgemeinen Richtungen werden dadurch bedingt, und ihre individuellsten Erscheinungen weiſs eine beharrliche Zergliederung auf diese Grundlage zurückzuführen.

Unter Wörtern versteht man die Zeichen der einzelnen Begriffe. Die Sylbe bildet eine Einheit des Lautes; sie wird aber erst zum Worte, wenn sie für sich Bedeutsamkeit erhält, wozu oft eine Verbindung mehrerer gehört. Es kommt daher in dem Worte allemal eine doppelte Einheit, des Lautes und des Begriffes, zusammen. Dadurch werden die Wörter zu den wahren Elementen der Rede, da die der Bedeutsamkeit ermangelnden Sylben nicht eigentlich so genannt werden können. Wenn man sich die Sprache als eine zweite, von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich selbst heraus objectivirte Welt vorstellt, so sind die Wörter die einzelnen Gegenstände darin, denen daher der Charakter der Individualität, auch in der Form, erhalten werden muſs. Die Rede läuft zwar in ungetrennter Stätigkeit fort, und der Sprechende, ehe auf die Sprache gerichtete Reflexion hinzutritt, hat darin nur das Ganze des zu bezeichnenden Gedanken im Auge. Man kann sich unmöglich die Entstehung der Sprache als von der Bezeichnung der Gegenstände durch Wörter beginnend, und von da zur Zusammenfügung übergehend denken. In der Wirklichkeit wird die Rede nicht aus ihr vorangegangenen Wörtern zusammengesetzt, sondern die Wörter gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor. Sie werden aber auch schon, ohne eigentliche Reflexion, und selbst in dem rohesten und ungebildetsten Sprechen, empfunden, da die Wortbildung ein wesentliches Bedürfniſs des Sprechens ist. Der Umfang des Worts ist die Gränze, bis zu welcher die Sprache selbstthätig bildend ist. Das einfache Wort ist die vollendete, ihr entknospende Blüthe. In ihm gehört ihr das fertige Erzeugniſs selbst an. Dem Satz und der Rede bestimmt sie nur die regelnde Form, und überläſst die individuelle Gestaltung der Willkühr des Sprechenden. Die Wörter erscheinen auch oft in der Rede selbst isolirt, allein ihre wahre Herausfindung aus dem Continuum derselben gelingt nur der Schärfe des schon mehr vollendeten Sprachsinnes; und es ist dies gerade ein Punkt, in welchem die Vorzüge und Mängel einzelner Sprachen vorzüglich sichtbar werden.

Da die Wörter immer Begriffen gegenüberstehen, so ist es natürlich, verwandte Begriffe mit verwandten Lauten zu bezeichnen. Wenn man die Abstammung der Begriffe, mehr oder weniger deutlich, im Geiste wahrnimmt, so muſs ihr eine Abstammung in den Lauten entsprechen, so daſs Verwandtschaft der Begriffe und Laute zusammentrifft. Die Lautverwandtschaft, die doch nicht zu Einerleiheit des Lautes werden soll, kann nur daran sichtbar sein, daſs ein Theil des Wortes einen, gewissen Regeln unterworfenen Wechsel erfährt, ein anderer Theil dagegen ganz unverändert, oder nur in leicht erkennbarer Veränderung bestehen bleibt. Diese festen Theile der Wörter und Wortformen nennt man die wurzelhaften, und wenn sie abgesondert dargestellt werden, die Wurzeln der Sprache selbst. Diese Wurzeln erscheinen in ihrer nackten Gestalt in der zusammengefügten Rede in einigen Sprachen selten, in anderen gar nicht. Sondert man die

Begriffe genau, ſo iſt das letztere ſogar immer der Fall. Denn ſo wie ſie in die Rede eintreten, nehmen ſie auch im Gedanken eine ihrer Verbindung entſprechende Kategorie an, und enthalten daher nicht mehr den nackten und formloſen Wurzelbegriff. Auf der anderen Seite kann man ſie aber auch nicht in allen Sprachen ganz als eine Frucht der bloſsen Reflexion und als das letzte Reſultat der Wortzergliederung, alſo lediglich wie eine Arbeit der Grammatiker anſehen. In Sprachen, welche beſtimmte Ableitungsgeſetze in groſser Mannigfaltigkeit von Lauten und Ausdrücken beſitzen, müſſen die wurzelhaften Laute ſich in der Phantaſie und dem Gedächtniſs der Redenden leicht als die eigentlich urſprünglich, aber bei ihrer Wiederkehr in ſo vielen Abſtufungen der Begriffe als die allgemein bezeichnenden herausheben. Prägen ſie ſich, als ſolche, dem Geiſte tief ein, ſo werden ſie leicht auch in die verbundene Rede unverändert eingeflochten werden, und mithin der Sprache auch in wahrer Wortform angehören. Sie können aber auch ſchon in uralter Zeit in der Periode des Aufſteigens zur Formung auf dieſe Weiſe gebräuchlich geweſen ſein, ſo daſs ſie wirklich den Ableitungen vorausgegangen, und Bruchſtücke einer ſpäter erweiterten und umgeänderten Sprache wären. Auf dieſe Weiſe läſst ſich erklären, wie wir z. B. im Sanskrit, wenn wir die uns bekannten Schriften zu Rathe ziehen, nur gewiſſe Wurzeln gewöhnlich in die Rede eingefugt finden. Denn in dieſen Dingen waltet natürlich in den Sprachen auch der Zufall mit; und wenn die Indiſchen Grammatiker ſagen, daſs jede ihrer angeblichen Wurzeln ſo gebraucht werden könne, ſo iſt dies wohl nicht eine aus der Sprache entnommene Thatſache, ſondern eher ein ihr eigenmächtig gegebenes Geſetz. Sie ſcheinen überhaupt, auch bei den Formen, nicht bloſs die gebräuchlichen geſammelt, ſondern jede Form durch alle Wurzeln durchgeführt zu haben; und dies Syſtem der Verallgemeinerung ist auch in andren Theilen der Sanskrit-Grammatik genau zu beachten. Die Aufzählung der Wurzeln beschäftigte die Grammatiker vorzüglich, und die vollständige Zusammenstellung derselben ist unstreitig ihr Werk (1). Es giebt aber auch Sprachen, die in dem hier angenommenen Sinn wirklich keine Wurzeln haben, weil es ihnen an Ableitungsgesetzen und Lautumformung von einfacheren Lautverknüpfungen aus fehlt. Alsdann fallen, wie im Chinesischen, Wurzeln und Wörter zusammen, da sich die letzteren in keine Formen auseinanderlegen oder erweitern; die Sprache besitzt bloſs Wurzeln. Von solchen Sprachen aus, wäre es denkbar, daſs andere, den Wörtern jene Lautumformung hinzufügende, entstanden wären, so daſs die nackten Wurzeln der letzteren den Wortvorrath einer älteren, in ihnen aus der Rede ganz oder zum Theil verschwundenen Sprache ausmachten. Ich führe dies aber bloſs als eine Möglichkeit an; daſs es sich wirklich mit irgend einer Sprache also verhielte, könnte nur geschichtlich erwiesen werden.

Wir haben die Wörter hier, zum Einfachen hinaufgehend, von den Wurzeln gesondert; wir können sie aber auch, zum noch Verwickelteren hinabsteigend, von den eigentlich grammatischen Formen unterscheiden. Die Wörter müssen nämlich, um in die Rede eingefugt zu werden, verschiedene Zustände andeuten, und die Bezeichnung dieser kann an ihnen selbst geschehen, so daſs dadurch eine dritte, in der Regel erweiterte Lautform entspringt. Ist die hier angedeutete Trennung scharf und genau in einer Sprache, so können die Wörter der Bezeichnung dieser Zustände nicht entbehren, und also, insofern dieselben durch Lautverschiedenheit bezeichnet sind, nicht unverändert in die Rede eintreten, sondern höchstens als Theile andrer, diese Zeichen an sich tragender Wörter darin erscheinen. Wo dies nun in einer Sprache der Fall ist, nennt man diese Wörter **Grundwörter**; die Sprache besitzt alsdann wirklich eine Lautform in dreifach sich erweiternden Stadien; und dies ist der Zustand, in welchem sich ihr Lautsystem zu dem gröſsten Umfange ausdehnt.

---

(1) Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautgesetze genommen wird. Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraction ihr Dasein verdanken. Pott's treffliche Forschungen (Etymologische Forschungen. 1833.) haben schon sehr viel in diesem Gebiete aufgeräumt, und man darf sich noch viel mehr von der Fortsetzung derselben versprechen.

Die Vorzüge einer Sprache in Absicht ihres **Lautsystems** beruhen aber, auſser der Feinheit der Sprachwerkzeuge und des Ohrs, und auſser der Neigung, dem Laute die gröſste Mannigfaltigkeit und die vollendetste Ausbildung zu geben, ganz besonders noch auf der Beziehung desselben zur **Bedeutsamkeit**. Die äuſseren, zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemüths bloſs durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen, ist eine im Einzelnen groſsentheils unerklärbare Operation. Daſs Zusammenhang zwischen dem **Laute** und dessen **Bedeutung** vorhanden ist, scheint gewiſs; die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber läſst sich selten vollständig angeben, oft nur ahnden, und noch viel öfter gar nicht errathen. Wenn man bei den einfachen Wörtern stehen bleibt, da von den zusammengesetzten hier nicht die Rede sein kann, so sieht man einen dreifachen Grund, gewisse Laute mit gewissen Begriffen zu verbinden, fühlt aber zugleich, daſs damit, besonders in der Anwendung, bei weitem nicht Alles erschöpft ist. Man kann hiernach eine dreifache Bezeichnung der Begriffe unterscheiden:

1. Die **unmittelbar nachahmende**, wo der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, in dem Worte so weit nachgebildet wird, als articulirte Laute unarticulirte wiederzugeben im

Stande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor, und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.

2. Die nicht unmittelbar, sondern in einer dritten, dem Laute und dem Gegenstande gemeinschaftlichen Beschaffenheit nachahmende Bezeichnung. Man kann diese, obgleich der Begriff des Symbols in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen. Sie wählt für die zu bezeichnenden Gegenstände Laute aus, welche theils an sich, theils in Vergleichung mit andren, für das Ohr einen dem des Gegenstandes auf die Seele ähnlichen Eindruck hervorbringen, wie stehen, stätig, starr den Eindruck des Festen, das Sanskritische *li*, schmelzen, auseinandergehen, den des Zerflieſsenden, nicht, nagen, Neid den des fein und scharf Abschneidenden. Auf diese Weise erhalten ähnliche Eindrücke hervorbringende Gegenstände Wörter mit vorherrschend gleichen Lauten, wie wehen, Wind, Wolke, wirren, Wunsch, in welchen allen die schwankende, unruhige, vor den Sinnen undeutlich durcheinandergehende Bewegung durch das aus dem, an sich schon dumpfen und hohlen *u* verhärtete *w* ausgedrückt wird. Diese Art der Bezeichnung, die auf einer gewissen Bedeutsamkeit jedes einzelnen Buchstaben und ganzer Gattungen derselben beruht, hat unstreitig auf die primitive

Wortbezeichnung eine groſse, vielleicht ausschlieſsliche Herrschaft ausgeübt. Ihre nothwendige Folge muſste eine gewisse Gleichheit der Bezeichnung durch alle Sprachen des Menschengeschlechts hindurch sein, da die Eindrücke der Gegenstände überall mehr oder weniger in dasselbe Verhältniſs zu denselben Lauten treten muſsten. Vieles von dieser Art läſst sich noch heute in den Sprachen erkennen, und muſs billigerweise abhalten, alle sich antreffende Gleichheit der Bedeutung und Laute sogleich für Wirkung gemeinschaftlicher Abstammung zu halten. Will man aber daraus, statt eines bloſs die geschichtliche Herleitung beschränkenden oder die Entscheidung durch einen nicht zurückzuweisenden Zweifel aufhaltenden, ein constitutives Princip machen und diese Art der Bezeichnung als eine durchgängige an den Sprachen beweisen, so setzt man sich groſsen Gefahren aus und verfolgt einen in jeder Rücksicht schlüpfrigen Pfad. Es ist, anderer Gründe nicht zu gedenken, schon viel zu ungewiſs, was in den Sprachen sowohl der ursprüngliche Laut, als die ursprüngliche Bedeutung der Wörter gewesen ist; und doch kommt hierauf Alles an. Sehr häufig tritt ein Buchstabe nur durch organische oder gar zufällige Verwechslung an die Stelle eines andren, wie *n* an die von *l*, *d* von *r*; und es ist jetzt nicht immer sichtbar, wo dies der Fall gewesen ist. Da mithin dasselbe Resultat verschiedenen Ursachen zugeschrieben werden kann, so ist selbst groſse Willkührlichkeit von dieser Erklärungsart nicht auszuschlieſsen.

3. Die Bezeichnung durch Lautähnlichkeit nach der Verwandtschaft der zu bezeichnenden Begriffe. Wörter, deren Bedeutungen einander nahe liegen, erhalten gleichfalls ähnliche Laute; es wird aber nicht, wie bei der eben betrachteten Bezeichnungsart, auf den in diesen Lauten selbst liegenden Charakter gesehen. Diese Bezeichnungsweise setzt, um recht an den Tag zu kommen, in dem

Lautsysteme Wortganze von einem gewissen Umfange voraus, oder kann wenigstens nur in einem solchen Systeme in gröſserer Ausdehnung angewendet werden. Sie ist aber die fruchtbarste von allen, und die am klarsten und deutlichsten den ganzen Zusammenhang des intellectuell Erzeugten in einem ähnlichen Zusammenhange der Sprache darstellt. Man kann diese Bezeichnung, in welcher die Analogie der Begriffe und der Laute, jeder in ihrem eignen Gebiete, dergestalt verfolgt wird, daſs beide gleichen Schritt halten müssen, die analogische nennen.

In dem ganzen Bereiche des in der Sprache zu Bezeichnenden unterscheiden sich zwei Gattungen wesentlich von einander: die einzelnen Gegenstände oder Begriffe, und solche allgemeine Beziehungen, die sich mit vielen der ersteren theils zur Bezeichnung neuer Gegenstände oder Begriffe, theils zur Verknüpfung der Rede verbinden lassen. Die allgemeinen Beziehungen gehören gröſstentheils den Formen des Denkens selbst an, und bilden, indem sie sich aus einem ursprünglichen Princip ableiten lassen, geschlossene Systeme. In diesen wird das Einzelne sowohl in seinem Verhältniſs zu einander, als zu der das Ganze zusammenfassenden Gedankenform, durch intellectuelle Nothwendigkeit bestimmt. Tritt nun in einer Sprache ein ausgedehntes, Mannigfaltigkeit erlaubendes Lautsystem hinzu, so können die Begriffe dieser Gattung und die Laute in einer sich fortlaufend begleitenden Analogie durchgeführt werden. Bei diesen Beziehungen sind von den drei im Vorigen (S. XCIV.) aufgezählten Bezeichnungsarten vorzugsweise die symbolische und analogische anwendbar, und lassen sich wirklich in mehreren Sprachen deutlich erkennen. Wenn z. B. im Arabischen eine sehr gewöhnliche Art der Bildung der Collectiva die Einschiebung eines gedehnten Vocals ist, so wird die zusammengefaſste Menge durch die Länge des Lautes symbolisch dargestellt. Man kann dies aber schon als eine Verfeinerung durch höher gebildeten Articulationssinn betrachten. Denn einige rohere Sprachen deuten Ähnliches durch eine wahre Pause zwischen den Sylben des Wortes oder auf eine Art an, die der Gebehrde nahe kommt, so daſs alsdann die Andeutung noch mehr körperlich nachahmend wird (1). Von ähnlicher Art ist die unmittelbare Wiederholung der gleichen Sylbe zu vielfacher Andeutung, namentlich auch zu der der Mehrheit, so wie der vergangenen Zeit. Es ist merkwürdig, im Sanskrit, zum Theil auch schon im Malayischen Sprachstamme, zu sehen, wie edle Sprachen die Sylbenverdoppelung, indem sie dieselbe in ihr Lautsystem verflechten, durch Wohllautsgesetze verändern, und ihr dadurch das rohere, symbolisch nachahmende Sylbengeklingel nehmen. Sehr fein und sinnvoll ist die Bezeichnung der intransitiven Verba im Arabischen durch das schwächere, aber zugleich schneidend eindringende *i*, im Gegensatz des *a* der activen, und in einigen Sprachen des Malayischen Stammes durch die Einschiebung des dumpfen, gewissermaſsen mehr in dem Inneren verhaltenen Nasenlauts. Dem Nasenlaute muſs hier ein Vocal vorausgehen. Die Wahl dieses Vocals folgt aber wieder der Analogie der Bezeichnung; dem *m* wird, die wenigen Fälle ausgenommen, wo durch eine vom Laute über die Bedeutsamkeit geübte Gewalt dieser Vocal sich dem der folgenden Sylbe assimilirt, das hohle, aus der Tiefe der Sprachwerkzeuge kommende *u* vorausgeschickt, so daſs die eingeschobene Sylbe *um* die intransitive Charakteristik ausmacht.

Da sich aber die Sprachbildung hier in einem ganz intellectuellen Gebiete befindet, so entwickelt sich hier auch auf ganz vorzügliche Weise noch ein anderes, höheres Princip, nämlich der reine und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam nackte Articulationssinn. So wie das Streben, dem Laute Bedeutung zu verleihen, die Natur des articulirten Lautes, dessen Wesen ausschlieſs-lich in dieser Absicht besteht, überhaupt schafft, so wirkt dasselbe Streben hier auf eine bestimmte Bedeutung hin. Diese Bestimmtheit ist um so gröſser, als das Gebiet des zu Bezeichnenden, indem die Seele selbst es erzeugt, wenn es auch nicht immer in seiner Totalität in die Klarheit des Bewuſstseins tritt, doch dem Geiste wirksam vorschwebt. Die Sprachbildung kann also hier reiner von dem Bestreben, das Ähnliche und Unähnliche der Begriffe, bis in die feinsten Grade, durch Wahl und Abstufung der Laute zu unterscheiden, geleitet werden. Je reiner und klarer die intellectuelle Ansicht des zu bezeichnenden Gebietes ist, desto mehr fühlt sie sich gedrungen, sich von diesem Principe leiten zu lassen; und ihr vollendeter Sieg in diesem Theil ihres Geschäftes ist die vollständige und sichtbare Herrschaft desselben. In der Stärke und Reinheit dieses Articulationssinnes liegt daher, wenn wir die Feinheit der Sprachorgane und des Ohres, so wie des Gefühls für Wohllaut, für den ersten ansehen, ein zweiter wichtiger Vorzug der sprachbildenden Nationen. Es kommt hier Alles darauf an, daſs die Bedeutsamkeit den Laut wahrlich durchdringe, und daſs dem sprachempfänglichen Ohre, zugleich und ungetrennt, in dem Laute nichts, als seine Bedeutung, und von dieser ausgegangen, der Laut gerade und einzig für sie bestimmt erscheine. Dies setzt natürlich eine groſse Schärfe der abgegränzten Beziehungen, da wir vorzüglich von diesen hier reden, aber auch eine gleiche in den Lauten voraus. Je bestimmter und körperloser diese sind, desto schärfer setzen sie sich von einander ab. Durch die Herrschaft des Articulationssinnes wird die Empfänglichkeit sowohl, als die Selbstthätigkeit der sprachbildenden Kraft nicht bloſs gestärkt, sondern auch in dem allein richtigen Gleise erhalten; und da diese, wie ich schon oben (S. LXXXVIII.) bemerkt habe, jedes Einzelne in der Sprache immer so behandelt, als wäre ihr zugleich instinctartig das ganze Gewebe, zu dem das Einzelne gehört, gegenwärtig, so ist auch in diesem Gebiete dieser Instinct im Verhältniſs der Stärke und Reinheit des Articulationssinnes wirksam und fühlbar.

---

(1) Einige besonders merkwürdige Beispiele dieser Art finden sich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1822. 1823. Historisch-philologische Classe. S. 413.

Die Lautform ist der Ausdruck, welchen die Sprache dem Gedanken erschafft. Sie kann aber auch als ein Gehäuse betrachtet werden, in welches sie sich gleichsam hineinbaut. Das Schaffen, wenn es ein eigentliches und vollständiges sein soll, könnte nur von der ursprünglichen Spracherfindung, also von einem Zustande gelten, den wir nicht kennen, sondern nur als nothwendige Hypothese voraussetzen. Die Anwendung schon vorhandener Lautform auf die inneren Zwecke der Sprache aber läſst sich in mittleren Perioden der Sprachbildung als möglich denken. Ein Volk könnte, durch innere Erleuchtung und Begünstigung äuſserer Umstände, der ihm überkommenen Sprache so sehr eine andere Form ertheilen, daſs sie dadurch zu einer ganz anderen und neuen würde. Daſs dies bei Sprachen von gänzlich verschiedener Form möglich sei, läſst sich mit Grunde bezweifeln. Dagegen ist es unläugbar, daſs Sprachen durch die klarere und bestimmtere Einsicht der innern Sprachform geleitet werden, mannigfaltigere und schärfer abgegränzte Nüancen zu bilden, und dazu nun ihre vorhandene Lautform, erweiternd oder verfeinernd, gebrauchen. In Sprachstämmen lehrt alsdann die Vergleichung der verwandten einzelnen Sprachen, welche den anderen auf diese Weise vorgeschritten ist. Mehrere solcher Fälle finden sich im Arabischen, wenn man es mit dem Hebräischen vergleicht; und eine, der Folge dieser Schrift vorbehaltene, interessante Untersuchung wird es sein, ob und auf welche Weise man die Sprachen der Südsee-Inseln als die Grundform ansehen kann, aus welcher sich die im engeren Verstande Malayischen des Indischen Archipelagus und Madagascars nur weiter entwickelt haben?

Die Erscheinung im Ganzen erklärt sich vollständig aus dem natürlichen Verlauf der Spracherzeugung. Die Sprache ist, wie es aus ihrer Natur selbst hervorgeht, der Seele in ihrer Totalität gegenwärtig, d. h. jedes Einzelne in ihr verhält sich so, daſs es Andrem, noch nicht deutlich gewordenem, und einem durch die Summe der Erscheinungen und die Gesetze des Geistes gegebenen oder vielmehr zu schaffen möglichen Ganzen entspricht. Allein die wirkliche Entwicklung geschieht allmälig, und das neu Hinzutretende bildet sich analogisch nach dem schon Vorhandenen. Von diesen Grundsätzen muſs man nicht nur bei aller Spracherklärung ausgehen, sondern sie springen auch so klar aus der geschichtlichen Zergliederung der Sprachen hervor, daſs man es mit völliger Sicherheit zu thun vermag. Das schon in der Lautform Gestaltete reiſst gewissermaſsen gewaltsam die neue Formung an sich, und erlaubt ihr nicht, einen wesentlich anderen Weg einzuschlagen. Die verschiedenen Gattungen des Verbum in den Malayischen Sprachen werden durch Sylben angedeutet, welche sich vorn an das Grundwort anschlieſsen. Dieser Sylben hat es sichtbar nicht immer so viele und fein unterschiedene gegeben, als man bei den Tagalischen Grammatikern findet. Aber die nach und nach hinzugekommenen behalten immer dieselbe Stellung unverändert bei. Ebenso ist es in den Fällen, wo das Arabische von der älteren Semitischen Sprache unbezeichnet gelassene Unterschiede zu bezeichnen sucht. Es entschlieſst sich eher, für die Bildung einiger Tempora Hülfsverba herbeizurufen, als dem Worte selbst eine dem Geiste des Sprachstammes nicht gemäſse Gestalt durch Sylbenanfügung zu geben.

Es wird daher sehr erklärbar, daſs die Lautform hauptsächlich dasjenige ist, wodurch der Unterschied der Sprachen begründet wird. Es liegt dies an sich in ihrer Natur, da der körperliche, wirklich gestaltete Laut allein in Wahrheit die Sprache ausmacht, der Laut auch eine weit gröſsere Mannigfaltigkeit der Unterschiede erlaubt, als bei der inneren Sprachform, die nothwendig mehr Gleichheit mit sich führt, statt finden kann. Ihr mächtigerer Einfluſs entsteht aber zum Theil auch aus dem, welchen sie auf die innere Form selbst ausübt. Denn wenn man sich, wie man nothwendig muſs, und wie es weiter unten noch ausführlicher entwickelt werden wird, die Bildung der Sprache immer als ein Zusammenwirken des geistigen Strebens, den durch den inneren Sprachzweck geforderten Stoff zu bezeichnen, und des Hervorbringens des entsprechenden articulirten Lautes denkt, so muſs das schon wirklich gestaltete Körperliche, und noch mehr das Gesetz, auf welchem seine Mannigfaltigkeit beruht, nothwendig leicht das Übergewicht über die erst durch neue Gestaltung klar zu werden versuchende Idee gewinnen.

Man muſs die Sprachbildung überhaupt als eine Erzeugung ansehen, in welcher die innere Idee, um sich zu manifestiren, eine Schwierigkeit zu überwinden hat. Diese Schwierigkeit ist der Laut, und die Überwindung gelingt nicht immer in gleichem Grade. In solch einem Fall ist es oft leichter, in den Ideen nachzugeben und denselben Laut oder dieselbe Lautform für eigentlich verschiedene anzuwenden, wie wenn Sprachen Futurum und Conjunctivus, wegen der in beiden liegenden Ungewiſsheit, auf gleiche Weise gestalten (s. unten §. 11.). Allerdings ist alsdann immer auch Schwäche der lauterzeugenden Ideen im Spiel, da der wahrhaft kräftige Sprachsinn die Schwierigkeit allemal siegreich überwindet. Aber die Lautform benutzt seine Schwäche, und bemeistert sich gleichsam der neuen Gestaltung. In allen Sprachen finden sich Fälle, wo es klar wird, daſs das innere Streben, in welchem man doch, nach einer anderen und richtigeren Ansicht, die wahre Sprache aufsuchen muſs, in der Annahme des Lautes von seinem ursprünglichen Wege mehr oder weniger abgebeugt wird. Von denjenigen, wo die Sprachwerkzeuge einseitigerweise ihre Natur geltend machen und die wahren Stammlaute, welche die Bedeutung des Wortes tragen, verdrängen, ist schon oben (S. LXXXVIII. LXXXIX.) gesprochen worden. Es ist hier und da merkwürdig zu sehen, wie der von innen heraus arbeitende Sprachsinn sich dies oft lange gefallen läſst, dann aber in einem einzelnen Fall plötzlich durchdringt, und, ohne der Lautneigung nachzugeben, sogar an einem einzelnen Vocal unverbrüchlich fest hält. In anderen Fällen wird eine neue von ihm geforderte Formung zwar geschaffen, allein auch im nämlichen Augenblick von der Lautneigung, zwischen der und ihm gleichsam ein vermittelnder Vertrag entsteht, modificirt. Im Groſsen aber üben wesentlich verschiedene Lautformen einen entscheidenden Einfluſs auf die ganze Erreichung der inneren Sprachzwecke aus. Im Chinesischen z. B. konnte keine, die Verbindung der Rede leitende Wortbeugung entstehen, da sich der die Sylben starr aus einander haltende Lautbau, ihrer Umformung und Zusammenfügung widerstrebend, festgesetzt hatte. Die ursprünglichen Ursachen dieser Hindernisse können aber ganz entgegengesetzter Natur sein. Im Chinesischen scheint es mehr an der dem Volke mangelnden Neigung zu liegen, dem Laute phantasiereiche Mannigfaltigkeit und die Harmonie befördernde Abwechslung zu geben; und wo dies fehlt, und der Geist nicht die Möglichkeit sieht, die verschiedenen Beziehungen des Denkens auch mit gehörig abgestuften Nüancen des Lauts zu umkleiden, geht er in die feine Unterscheidung dieser Beziehungen weniger ein. Denn die Neigung, eine Vielfachheit fein und scharf abgegränzter Articulationen zu bilden, und das Streben des Verstandes, der Sprache so viele und bestimmt gesonderte Formen zu schaffen, als sie deren bedarf, um den in seiner unendlichen Mannigfaltigkeit flüchtigen Gedanken zu fesseln, wecken sich immer gegenseitig. Ursprünglich, in den unsichtbaren Bewegungen des Geistes, darf man sich, was den Laut angeht, und was der innere Sprachzweck erfordert, die bezeichnenden und die das zu Bezeichnende erzeugenden Kräfte auf keine Weise geschieden denken. Beide vereint und umfaſst das allgemeine Sprachvermögen. Wie aber der Gedanke, als Wort, die Auſsenwelt berührt, wie durch die Überlieferung einer schon vorhandenen Sprache dem Menschen, der sie doch in sich immer wieder selbstthätig erzeugen muſs, die Gewalt eines schon geformten Stoffes entgegentritt, kann die Scheidung entstehen, welche uns berechtigt und verpflichtet, die Spracherzeugung von diesen zwei verschiedenen Seiten zu betrachten. In den Semitischen Sprachen dagegen ist vielleicht das Zusammentreffen des organischen Unterscheidens einer reichen Mannigfaltigkeit von Lauten und eines zum Theil durch die Art dieser Laute motivirten feinen Articulationssinnes der Grund, daſs diese Sprachen weit mehr eine künstliche und sinnreiche Lautform besitzen, als sie sogar nothwendige und hauptsächliche grammatische Begriffe mit Klarheit und Bestimmtheit unterscheiden. Der Sprachsinn hat, indem er die eine Richtung nahm, die andere vernachlässigt. Da er dem wahren, naturgemäſsen Zweck der Sprache nicht mit gehöriger Entschiedenheit nachstrebte, wandte er sich zur Erreichung eines auf dem Wege liegenden Vorzugs, sinnvoll und mannigfaltig bearbeiteter Lautform. Hierzu aber führte ihn die natürliche Anlage derselben. Die Wurzelwörter, in der Regel zweisylbig gebildet, erhielten Raum, ihre Laute innerlich umzuformen, und diese Formung forderte vorzugsweise Vocale.

Da nun diese offenbar feiner und körperloser, als die Consonanten, sind, so weckten und stimmten sie auch den inneren Articulationssinn zu gröſserer Feinheit (1).

Auf eine andere Weise läſst sich noch ein, den Charakter der Sprachen bestimmendes Übergewicht der Lautform, ganz eigentlich als solcher genommen, denken. Man kann den Inbegriff aller Mittel, deren sich die Sprache zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, ihre Technik nennen, und diese Technik wieder in die phonetische und intellectuelle eintheilen. Unter der ersteren verstehe ich die Wort- und Formenbildung, insofern sie bloſs den Laut angeht, oder durch ihn motivirt wird. Sie ist reicher, wenn die einzelnen Formen einen weiteren und volltönenderen Umfang besitzen, so wie wenn sie für denselben Begriff oder dieselbe Beziehung sich bloſs durch den Ausdruck unterscheidende Formen angiebt. Die intellectuelle Technik begreift dagegen das in der Sprache zu Bezeichnende und zu Unterscheidende. Zu ihr gehört es also z. B., wenn eine Sprache Bezeichnung des Genus, des Dualis, der Tempora durch alle Möglichkeiten der Verbindung des Begriffes der Zeit mit dem des Verlaufes der Handlung u. s. f. besitzt.

In dieser Absicht erscheint die Sprache als ein Werkzeug zu einem Zwecke. Da aber dies Werkzeug offenbar die rein geistigen, und ebenso die edelsten sinnlichen Kräfte, durch die sich in ihm ausprägende Ideenordnung, Klarheit und Schärfe, so wie durch den

---

(1) Den Einfluſs der Zweisylbigkeit der Semitischen Wurzelwörter hat Ewald in seiner Hebräischen Grammatik (S. 144. §. 93. S. 165. §. 95.) nicht nur ausdrücklich bemerkt, sondern durch die ganze Sprachlehre in dem in ihr waltenden Geiste meisterhaft dargethan. Daſs die Semitischen Sprachen dadurch, daſs sie ihre Wortformen, und zum Theil ihre Wortbeugungen, fast ausschlieſslich durch Veränderungen im Schooſse der Wörter selbst bilden, einen eignen Charakter erhalten, ist von Bopp ausführlich entwickelt, und auf die Eintheilung der Sprachen in Classen auf eine neue und scharfſinnige Weise angewandt worden. (Vergleichende Grammatik. S. 107-113.)

Wohllaut und Rhythmus anregt, so kann das organische Sprachgebäude, die Sprache an sich und gleichsam abgesehen von ihrem Zwecke, die Begeisterung der Nationen an sich reiſsen, und thut dies in der That. Die Technik überwächst alsdann die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läſst sich ebensowohl denken, daſs Sprachen hierin über das Bedürfniſs hinausgehen, als daſs sie hinter demselben zurückbleiben. Wenn man die Englische, Persische und eigentlich Malayische Sprache mit dem Sanskrit und dem Tagalischen vergleicht, so nimmt man eine solche, hier angedeutete Verschiedenheit des Umfangs und des Reichthums der Sprachtechnik wahr, bei welcher doch der unmittelbare Sprachzweck, die Wiedergebung des Gedanken, nicht leidet, da alle diese drei Sprachen ihn nicht nur überhaupt, sondern zum Theil in beredter und dichterischer Mannigfaltigkeit erreichen. Auf das Übergewicht der Technik überhaupt und im Ganzen behalte ich mir vor in der Folge zurückzukommen. Hier wollte ich nur desjenigen erwähnen, das sich die phonetische über die intellectuelle anmaſsen kann. Welches alsdann auch die Vorzüge des Lautsystems sein möchten, so beweist ein solches Miſsverhältniſs immer einen Mangel in der Stärke der sprachbildenden Kraft, da, was in sich Eins und energisch ist, auch in seiner Wirkung die in seiner Natur liegende Harmonie unverletzt bewahrt. Wo das Maaſs nicht durchaus überschritten ist, läſst sich der Lautreichthum in den Sprachen mit dem Colorit in der Malerei vergleichen. Der Eindruck beider bringt eine ähnliche Empfindung hervor; und auch der Gedanke wirkt anders zurück, wenn er, einem bloſsen Umrisse gleich, in gröſserer Nacktheit auftritt, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mehr durch die Sprache gefärbt erscheint.

§. 11.

Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Articulationssinn, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt. Dieser ihr ganz innerer und rein intellectueller Theil macht eigentlich die Sprache aus; er ist der Gebrauch, zu welchem die Spracherzeugung sich der Lautform bedient, und auf ihm beruht es, daſs die Sprache Allem Ausdruck zu verleihen vermag, was ihr, bei fortrückender Ideenbildung, die gröſsten Köpfe der spätesten Geschlechter anzuvertrauen streben. Diese ihre Beschaffenheit hängt von der Übereinstimmung und dem Zusammenwirken ab, in welchem die sich in ihr offenbarenden Gesetze unter einander und mit den Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens überhaupt stehen. Das geistige Vermögen hat aber sein Dasein allein in seiner Thätigkeit, es ist das auf einander folgende Aufflammen der Kraft in ihrer ganzen Totalität, aber nach einer einzelnen Richtung hin bestimmt. Jene Gesetze sind also nichts andres, als die Bahnen, in welchen sich die geistige Thätigkeit in der Spracherzeugung bewegt, oder in einem andren Gleichniſs, als die Formen, in welchen diese die Laute ausprägt. Es giebt keine Kraft der Seele, welche hierbei nicht thätig wäre; nichts in dem Inneren des Menschen ist so tief, so fein, so weit umfassend, das nicht in die Sprache überginge und in ihr erkennbar wäre. Ihre intellectuellen Vorzüge beruhen daher ausschlieſslich auf der wohlgeordneten, festen und klaren Geistes-Organisation der Völker in der Epoche ihrer Bildung oder Umgestaltung, und sind das Bild, ja der unmittelbare Abdruck derselben.

Es kann scheinen, als müſsten alle Sprachen in ihrem intellectuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Individuelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, daſs sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läſst. Was aber, wie der intellectuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine gröſsere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniſs der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloſsen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, ins Unendliche geht.

Doch auch in dem bloſs ideellen, von den Verknüpfungen des Verstandes abhängenden Theile finden sich Verschiedenheiten, die aber alsdann fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Combinationen herrühren. Um dies zu erkennen, darf man nur bei den eigentlich grammatischen Gesetzen stehen bleiben. Die verschiedenen Formen z. B., welche, dem Bedürfniſs der Rede gemäſs, in dem Baue des Verbum abgesondert bezeichnet werden müssen, sollten, da sie durch bloſse Ableitung von Begriffen gefunden werden können, in allen Sprachen auf dieselbe Weise vollständig aufgezählt und richtig geschieden sein. Vergleicht man aber hierin das Sanskrit mit dem Griechischen, so ist es auffallend, daſs in dem ersteren der Begriff des Modus nicht allein offenbar unentwickelt geblieben, sondern auch in der Erzeugung der Sprache selbst nicht wahrhaft gefühlt und nicht rein von dem des Tempus unterschieden worden ist. Er ist daher nicht mit dem der Zeit gehörig verknüpft, und gar nicht vollständig durch denselben durchgeführt worden (1). Dasselbe findet bei dem Infinitivus statt, der noch auſserdem, mit gänzlicher Verkennung seiner Verbalnatur, zu dem Nomen herübergezogen worden ist. Bei aller, noch so gerechten Vorliebe für das Sanskrit, muſs man gestehen, daſs es hierin hinter der jüngeren Sprache zurückbleibt. Die Natur der Rede begünstigt indeſs Ungenauigkeiten dieser Art, indem sie dieselben für die wesentliche Erreichung ihrer Zwecke unschädlich zu machen versteht. Sie läſst eine Form die Stelle der anderen vertreten (¹), oder bequemt sich zu Umschreibungen, wo es ihr an dem eigentlichen und kurzen Ausdruck gebricht. Darum bleiben aber solche Fälle nicht weniger fehlerhafte Unvollkommenheiten, und zwar gerade in dem rein intellectuellen Theile der Sprache. Ich habe schon oben (S. cii.) bemerkt, daſs hiervon bisweilen die Schuld auf die Lautform fallen kann, welche, einmal an gewisse Bildungen gewöhnt, den Geist leitet, auch neue Gattungen der Bildung fordernde Begriffe in diesen ihren Bildungsgang zu ziehen. Immer aber ist dies nicht der Fall. Was ich so eben von der Behandlung des Modus und Infinitivs im Sanskrit gesagt habe, dürfte man wohl auf keine Weise aus der Lautform erklären können. Ich wenigstens vermag in dieser nichts der Art zu entdecken. Ihr Reichthum an Mitteln ist auch hinlänglich, um der Bezeichnung genügenden Ausdruck zu leihen. Die Ursach ist offenbar eine mehr innerliche. Der ideelle Bau des Verbum, sein innerer, vollständig in seine verschiedenen Theile gesonderter Organismus entfaltete sich nicht in hinreichender Klarheit vor dem bildenden Geiste der Nation. Dieser Mangel ist jedoch um so wunderbarer, als übrigens keine Sprache die wahrhafte Natur des Verbum, die reine Synthesis des Seins mit dem Begriff, so wahrhaft und so ganz eigentlich geflügelt darstellt, als das Sanskrit, welches gar keinen anderen, als einen nie ruhenden, immer bestimmte einzelne Zustände andeutenden Ausdruck für dasselbe kennt. Denn die Wurzelwörter können durchaus nicht als

---

(1) Bopp hat (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1834. II. Band. S. 465.) zuerst bemerkt, daſs der gewöhnliche Gebrauch des Potentialis darin besteht, allgemein kategorische Behauptungen, getrennt und unabhängig von jeder besonderen Zeitbestimmung, auszudrücken. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bestätigt sich durch eine Menge von Beispielen, besonders in den moralischen Sentenzen des Hitôpadêśa. Wenn man aber genauer über den Grund dieser, auf den ersten Anblick auffallenden Anwendung dieses Tempus nachdenkt, so findet man, daſs dasselbe doch in ganz eigentlichem Sinne in diesen Fällen als Conjunctivus gebraucht wird, nur daſs die ganze Redensart elliptisch erklärt werden muſs. Anstatt zu sagen: der Weise handelt nie anders, sagt man: der Weise würde so handeln, und versteht darunter die ausgelassenen Worte: unter allen Bedingungen und zu jeder Zeit. Ich möchte daher den Potentialis wegen dieses Gebrauches keinen Nothwendigkeits-Modus nennen. Er scheint mir vielmehr hier der ganz reine und einfache, von allen materiellen Nebenbegriffen des Könnens, Mögens, Sollens u. s. w. geschiedene Conjunctivus zu sein. Das Eigenthümliche dieses Gebrauchs liegt in der hinzugedachten Ellipse, und nur insofern im sogenannten Potentialis, als dieser gerade durch die Ellipse, vorzugsweise vor dem Indicativus, motivirt wird. Denn es ist nicht zu läugnen, daſs der Gebrauch des Conjunctivus, gleichsam durch die Abschneidung aller andren Möglichkeiten, hier stärker wirkt, als der einfach aussagende Indicativ. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil es nicht unwichtig ist, den reinen und gewöhnlichen Sinn grammatischer Formen so weit beizubehalten und zu schützen, als man nicht unvermeidlich zum Gegentheile gezwungen wird.

(¹) Von dieser Verwechslung einer grammatischen Form mit der andren habe ich in meiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen ausführlicher gehandelt. Abhandl. d. Akad. d. Wissensch. zu Berl. 1822. 1823. Hist.-philol. Classe. S. 404 - 407.

Verba, nicht einmal ausschlieſslich als Verbalbegriffe angesehen werden. Die Ursach einer solchen mangelhaften Entwickelung oder unrichtigen Auffassung eines Sprachbegriffs möge aber, gleichsam äuſserlich, in der Lautform, oder innerlich in der ideellen Auffassung gesucht werden müssen, so liegt der Fehler immer in mangelnder Kraft des erzeugenden Sprachvermögens. Eine mit der erforderlichen Kraft geschleuderte Kugel läſst sich nicht durch entgegenwirkende Hindernisse von ihrer Bahn abbringen, und ein mit gehöriger Stärke ergriffener und bearbeiteter Ideenstoff entwickelt sich in gleichförmiger Vollendung bis in seine feinsten, und nur durch die schärfste Absonderung zu trennenden Glieder.

Wie bei der Lautform als die beiden hauptsächlichsten zu beachtenden Punkte die Bezeichnung der Begriffe und die Gesetze der Redefügung erschienen, ebenso ist es in dem inneren, intellectuellen Theil der Sprache. Bei der Bezeichnung tritt auch hier, wie dort, der Unterschied ein, ob der Ausdruck ganz individueller Gegenstände gesucht wird, oder Beziehungen dargestellt werden sollen, welche, auf eine ganze Zahl einzelner anwendbar, diese gleichförmig in einen allgemeinen Begriff versammeln, so daſs eigentlich drei Fälle zu unterscheiden sind. Die Bezeichnung der Begriffe, unter welche die beiden ersteren gehören, machte bei der Lautform die Wortbildung aus, welcher hier die Begriffsbildung entspricht. Denn es muſs innerlich jeder Begriff an ihm selbst eigenen Merkmalen, oder an Beziehungen auf andere festgehalten werden, indem der Articulationssinn die bezeichnenden Laute auffindet. Dies ist selbst bei äuſseren, körperlichen, geradezu durch die Sinne wahrnehmbaren Gegenständen der Fall. Auch bei ihnen ist das Wort nicht das Äquivalent des den Sinnen vorschwebenden Gegenstandes, sondern der Auffassung desselben durch die Spracherzeugung im bestimmten Augenblicke der Worterfindung. Es ist dies eine vorzügliche Quelle der Vielfachheit von Ausdrücken für die nämlichen Gegenstände; und wenn z. B. im Sanskrit der Elephant bald der zweimal Trinkende, bald der Zweizahnige, bald der mit einer Hand Versehene heiſst, so sind dadurch, wenn auch immer derselbe Gegenstand gemeint ist, ebenso viele verschiedene Begriffe bezeichnet. Denn die Sprache stellt niemals die Gegenstände, sondern immer die durch den Geist in der Spracherzeugung selbstthätig von ihnen gebildeten Begriffe dar; und von dieser Bildung, insofern sie als ganz innerlich, gleichsam dem Articulationssinne vorausgehend angesehen werden muſs, ist hier die Rede. Freilich gilt aber diese Scheidung nur für die Sprachzergliederung, und kann nicht als in der Natur vorhanden betrachtet werden.

Von einem anderen Gesichtspunkte aus stehen die beiden letzten der drei oben unterschiedenen Fälle einander näher. Die allgemeinen, an den einzelnen Gegenständen zu bezeichnenden Beziehungen und die grammatischen Wortbeugungen beruhen beide gröſstentheils auf den allgemeinen Formen der Anschauung und der logischen Anordnung der Begriffe. Es liegt daher in ihnen ein übersehbares System, mit welchem sich das aus jeder besonderen Sprache hervorgehende vergleichen läſst, und es fallen dabei wieder die beiden Punkte ins Auge: die Vollständigkeit und richtige Absonderung des zu Bezeichnenden, und die für jeden solchen Begriff ideell gewählte Bezeichnung selbst. Denn es trifft hier gerade das schon oben Ausgeführte ein. Da es hier aber immer die Bezeichnung unsinnlicher Begriffe, ja oft bloſser Verhältnisse gilt, so muſs der Begriff für die Sprache oft, wenn nicht immer, bildlich genommen werden; und hier zeigen sich nun die eigentlichen Tiefen des Sprachsinnes in der Verbindung der die ganze Sprache von Grund aus beherrschenden einfachsten Begriffe. Person, mithin Pronomen, und Raumverhältnisse spielen hierin die wichtigste Rolle; und oft läſst es sich nachweisen, wie dieselben auch auf einander bezogen, und in einer noch einfacheren Wahrnehmung verknüpft sind. Es offenbart sich hier das, was die Sprache, als solche, am eigenthümlichsten, und gleichsam instinctartig, im Geiste begründet. Der individuellen Verschiedenheit dürfte hier am wenigsten Raum gelassen sein, und der Unterschied der Sprachen in diesem Punkte mehr bloſs darauf beruhen, daſs in einigen theils ein fruchtbarerer Gebrauch davon gemacht, theils die aus dieser Tiefe geschöpfte Bezeichnung klarer und dem Bewuſstsein zugänglicher angedeutet ist.

Tiefer in die sinnliche Anschauung, die Phantasie, das Gefühl, und, durch das Zusammenwirken von diesen, in den Charakter überhaupt dringt die Bezeichnung der einzelnen inneren und äuſseren Gegenstände ein, da sich hier wahrhaft die Natur mit dem Menschen, der zum Theil wirklich materielle Stoff mit dem formenden Geiste verbindet. In diesem Gebiete leuchtet daher vorzugsweise die nationelle Eigenthümlichkeit hervor. Denn der Mensch naht sich, auffassend, der äuſseren Natur und entwickelt, selbstthätig, seine inneren Empfindungen nach der Art, wie seine geistigen Kräfte sich in verschiedenem Verhältniſs gegen einander abstufen; und dies prägt sich ebenso in der Spracherzeugung aus, insofern sie innerlich die Begriffe dem Worte entgegenbildet. Die groſse Gränzlinie ist auch hier, ob ein Volk in seine Sprache mehr objective Realität oder mehr subjective Innerlichkeit legt. Obgleich sich dies immer erst allmälig in der fortschreitenden Bildung deutlicher entwickelt, so liegt doch schon der Keim dazu in unverkennbarem Zusammenhange in der ersten Anlage; und auch die Lautform trägt das Gepräge davon. Denn je mehr Helle und Klarheit der Sprachsinn in der Darstellung sinnlicher Gegenstände, und je reiner und körperloser umschriebene Bestimmtheit er bei geistigen Begriffen fordert, desto schärfer, da in dem Innern der Seele, was wir reflectirend sondern, ungetrennt Eins ist, zeigen sich auch die articulirten Laute, und desto volltönender reihen sich die Sylben zu Wörtern an einander. Dieser Unterschied mehr klarer und fester Objectivität und tiefer geschöpfter Subjectivität springt bei sorgfältiger Vergleichung des Griechischen mit dem Deutschen in die Augen. Man bemerkt aber diesen Einfluſs der nationellen Eigenthümlichkeit in der Sprache auf eine zwiefache Weise: an der Bildung der einzelnen Begriffe, und an dem verhältniſsmäſsig verschiedenen Reichthum der Sprache an Begriffen gewisser Gattung. In die einzelne Bezeichnung geht sichtbar bald die Phantasie und das Gefühl, von sinnlicher Anschauung geleitet, bald der fein sondernde Verstand, bald der kühn verknüpfende Geist ein. Die gleiche Farbe, welche dadurch die Ausdrücke für die mannigfaltigsten Gegenstände erhalten, zeigt die der Naturauffassung der Nation. Nicht minder deutlich ist das Übergewicht der Ausdrücke, die einer einzelnen Geistesrichtung angehören. Ein solches ist z. B. im Sanskrit an der vorwaltenden Zahl religiös philosophischer Wörter sichtbar, in der sich vielleicht keine andere Sprache mit ihr messen kann. Man muſs hierzu noch hinzufügen, daſs diese Begriffe gröſstentheils in möglichster Nacktheit nur aus ihren einfachen Urelementen gebildet sind, so daſs der tief abstrahirende Sinn der Nation auch daraus noch klarer hervorstrahlt. Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man in der ganzen Dichtung und geistigen Thätigkeit des Indischen Alterthums, ja in der äuſseren Lebensweise und Sitte wiederfindet. Sprache, Litteratur und Verfassung bezeugen einstimmig, daſs im Inneren die Richtung auf die ersten Ursachen und das letzte Ziel des menschlichen Daseins, im Äuſseren der Stand, welcher sich dieser ausschlieſslich widmete, also Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit, und Priesterthum, die vorherrschenden, die Nationalität bezeichnenden Züge waren. Eine Nebenfärbung in allen diesen drei Punkten war das, oft in Nichts auszugehen drohende, ja nach diesem Ziele wirklich strebende Grübeln, und der Wahn, die Gränzen der Menschheit durch abenteuerliche Übungen überschreiten zu können.

Es wäre jedoch eine einseitige Vorstellung, zu denken, daſs sich die nationelle Eigenthümlichkeit des Geistes und des Charakters allein in der Begriffsbildung offenbarte; sie übt einen gleich groſsen Einfluſs auf die Redefügung aus, und ist an ihr gleich erkennbar. Es ist auch begreiflich, wie sich das in dem Innern heftiger oder schwächer, flammender oder dunkler, lebendiger oder langsamer lodernde Feuer in den Ausdruck des ganzen Gedanken und der ausströmenden Reihe der Empfindungen vorzugsweise so ergieſst, daſs seine eigenthümliche Natur daraus unmittelbar hervorleuchtet. Auch in diesem Punkte führt das Sanskrit und das Griechische zu anziehenden und belehrenden Vergleichungen. Die Eigenthümlichkeiten in diesem Theile der Sprache prägen sich aber nur zum kleinsten Theile in einzelnen Formen und in bestimmten Gesetzen aus, und die Sprachzergliederung findet daher hier ein schwierigeres und mühevolleres Geschäft. Auf der anderen Seite hängt die Art der syntaktischen Bildung ganzer Ideenreihen sehr genau mit demjenigen zusammen, wovon wir weiter oben sprachen, mit der Bildung der grammatischen Formen. Denn Armuth und Unbestimmtheit der Formen verbietet, den Gedanken in zu weitem Umfange der Rede schweifen zu lassen, und nöthigt zu einem einfachen, sich an wenigen Ruhepunkten begnügenden Periodenbau. Allein auch da, wo ein Reichthum fein gesonderter und scharf bezeichneter grammatischer Formen vorhanden ist, muſs doch, wenn die Redefügung zur Vollendung gedeihen soll, noch ein innerer, lebendiger Trieb nach längerer, sinnvoller verschlungner, mehr begeisterter Satzbildung hinzukommen. Dieser Trieb mufste in der Epoche, in welcher das Sanskrit die Form seiner uns bekannten Producte erhielt, minder energisch wirken, da er sich sonst, wie es dem Genius der Griechischen Sprache gelang, auch gewissermafsen vorahndend die Möglichkeit dazu geschaffen hätte, die sich uns jetzt wenigstens selten in seiner Redefügung durch die That offenbart.

Vieles im Periodenbaue und der Redefügung läfst sich aber nicht auf Gesetze zurückführen, sondern hängt von dem jedesmal Redenden oder Schreibenden ab. Die Sprache hat dann das Verdienst, der Mannigfaltigkeit der Wendungen Freiheit und Reichthum an Mitteln zu gewähren, wenn sie oft auch nur die Möglichkeit darbietet, diese in jedem Augenblick selbst zu erschaffen. Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwickelung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besafs. Es wird alsdann in dasselbe Gehäuse ein anderer Sinn gelegt, unter demselben Gepräge etwas Verschiedenes gegeben, nach den gleichen Verknüpfungsgesetzen ein anders abgestufter Ideengang angedeutet. Es ist dies eine beständige Frucht der Litteratur eines Volkes, in dieser aber vorzüglich der Dichtung und Philosophie. Der Ausbau der übrigen Wissenschaften liefert der Sprache mehr ein einzelnes Material, oder sondert und bestimmt fester das vorhandene; Dichtung und Philosophie aber berühren in einem noch ganz anderen Sinne den innersten Menschen selbst, und wirken daher auch stärker und bildender auf die mit diesem innig verwachsene Sprache. Auch der Vollendung in ihrem Fortgange sind daher die Sprachen am meisten fähig, in welchen poetischer und philosophischer Geist wenigstens in einer Epoche vorgewaltet hat, und doppelt mehr, wenn dies Vorwalten aus eigenem Triebe entsprungen, nicht dem Fremden nachgeahmt ist. Bisweilen ist auch in ganzen Stämmen, wie im Semitischen und Sanskritischen, der Dichtergeist so lebendig, daſs der einer früheren Sprache des Stammes in einer späteren gleichsam wieder neu ersteht. Ob der Reichthum sinnlicher Anschauung auf diese Weise in den Sprachen einer Zunahme fähig ist, möchte schwerlich zu entscheiden sein. Daſs aber intellectuelle Begriffe und aus innerer Wahrnehmung geschöpfte den sie bezeichnenden Lauten im fortschreitenden Gebrauche einen tieferen, seelenvolleren Gehalt mittheilen, zeigt die Erfahrung an allen Sprachen, die sich Jahrhunderte hindurch fortgebildet haben. Geistvolle Schriftsteller geben den Wörtern diesen gesteigerten Gehalt, und eine regsam empfängliche Nation nimmt ihn auf und pflanzt ihn fort. Dagegen nutzen sich Metaphern, welche den jugendlichen Sinn der Vorzeit, wie die Sprachen selbst die Spuren davon an sich tragen, wunderbar ergriffen zu haben scheinen, im täglichen Gebrauch so ab, daſs sie kaum noch empfunden werden. In diesem gleichzeitigen Fortschritt und Rückgang üben die Sprachen den der fortschreitenden Entwicklung angemessenen Einfluſs aus, der ihnen in der groſsen geistigen Ökonomie des Menschengeschlechts angewiesen ist.

§. 12.

Die Verbindung der Lautform mit den inneren Sprachgesetzen bildet die Vollendung der Sprachen; und der höchste Punkt dieser ihrer Vollendung beruhet darauf, daſs diese Verbindung, immer in gleichzeitigen Acten des spracherzeugenden Geistes vor sich gehend, zur wahren und reinen Durchdringung werde.

Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenflieſsen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andren, so daſs keins über das andere gleichsam überschieſst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfniſs des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das bloſse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äuſsert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht, da hingegen einseitige Verstandesherrschaft, Trockenheit und Nüchternheit die unfehlbaren Folgen sind, wenn sich die Sprache in einer Epoche intellectueller erweitert und verfeinert, wo der Bildungstrieb der Laute nicht mehr die erforderliche Stärke besitzt, oder wo gleich anfangs die Kräfte einseitig gewirkt haben. Im Einzelnen sieht man dies an den Sprachen, in denen einige Tempora, wie im Arabischen, nur durch getrennte Hülfsverba gebildet werden, wo also die Idee solcher Formen nicht mehr wirksam von dem Triebe der Lautformung begleitet gewesen ist. Das Sanskrit hat in einigen Zeitformen das Verbum sein wirklich mit dem Verbalbegriff in Worteinheit verbunden.

Weder dies Beispiel aber, noch auch andre ähnlicher Art, die man leicht, besonders auch aus dem Gebiete der Wortbildung, aufzählen könnte, zeigen die volle Bedeutung des hier ausgesprochnen Erfordernisses. Nicht aus Einzelnheiten, sondern aus der ganzen Beschaffenheit und Form der Sprache geht die vollendete Synthesis, von der hier die Rede ist, hervor. Sie ist das Product der Kraft im Augenblicke der Spracherzeugung, und bezeichnet genau den Grad ihrer Stärke. Wie eine stumpf ausgeprägte Münze zwar alle Umrisse und Einzelnheiten der Form wiedergiebt, aber des Glanzes ermangelt, der aus der Bestimmtheit und Schärfe hervorspringt, ebenso ist es auch hier. Überhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meifsel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist. Aber auch hier zeigt sich dies letztere mehr in der Schwäche des Totaleindrucks, als in einzelnen Mängeln. Wie sich nun eigentlich das geringere Gelingen der nothwendigen Synthesis der äufseren und inneren Sprachform an einer Sprache offenbart, werde ich zwar weiter unten an einigen einzelnen grammatischen Punkten zu zeigen bemüht sein; die Spuren eines solchen Mangels aber bis in die äufsersten Feinheiten des Sprachbaues zu verfolgen, ist nicht allein schwierig, sondern bis auf einen gewissen Grad unmöglich. Noch weniger kann es gelingen, denselben überall in Worten darzustellen. Das Gefühl aber täuscht sich darüber nicht, und noch klarer und deutlicher äufsert sich das Fehlerhafte in den Wirkungen. Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt. Bei der unvollkommenen hat diese Begeisterung gefehlt; und ebenso übt auch eine so entstandene Sprache eine minder begeisternde Kraft in ihrem Gebrauch aus. Dies zeigt sich in ihrer Litteratur, die weniger zu den Gattungen hinneigt, welche einer solchen Begeisterung bedürfen, oder den schwächeren Grad derselben an der Stirn trägt. Die geringere nationelle Geisteskraft, welcher die Schuld dieses Mangels anheimfällt, bringt dann wieder eine solche durch den Einfluſs einer unvollkommneren Sprache in den nachfolgenden Geschlechtern hervor, oder vielmehr die Schwäche zeigt sich durch das ganze Leben einer solchen Nation, bis durch irgend einen Anstoſs eine neue Geistesumformung entsteht.

§. 13.

Der Zweck dieser Einleitung, die Sprachen, in der Verschiedenartigkeit ihres Baues, als die nothwendige Grundlage der Fortbildung des menschlichen Geistes darzustellen und den wechselseitigen Einfluſs des Einen auf das Andre zu erörtern, hat mich genöthigt, in die Natur der Sprache überhaupt einzugehen. Jenen Standpunkt genau festhaltend, muſs ich diesen Weg weiter verfolgen. Ich habe im Vorigen das Wesen der Sprache nur in seinen allgemeinsten Grundzügen dargelegt, und wenig mehr gethan, als ihre Definition ausführlicher zu entwickeln. Wenn man ihr Wesen in der Laut- und Ideenform und der richtigen und energischen Durchdringung beider sucht, so bleibt dabei eine zahllose Menge die Anwendung verwirrender Einzelnheiten zu bestimmen übrig. Um daher, wie es hier meine Absicht ist, der individuell historischen Sprachvergleichung durch vorbereitende Betrachtungen den Weg zu bahnen, ist es zugleich nothwendig, das

Allgemeine mehr auseinanderzulegen, und das dann hervortretende Besondere dennoch mehr in Einheit zusammenzuziehen. Eine solche Mitte zu erreichen, bietet die Natur der Sprache selbst die Hand. Da sie, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist, so lassen sich in ihr nicht bloſs Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens, oder, da ich überall hier gern Ausdrücke wähle, welche der historischen Forschung auch nicht einmal scheinbar vorgreifen, vielmehr Richtungen und Bestrebungen desselben. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. Es wird daher hier nicht einzeln nach einander, wie in unsren Grammatiken, vom Lautsysteme, Nomen, Pronomen u. s. f., sondern von Eigenthümlichkeiten der Sprachen die Rede sein, welche durch alle jene einzelnen Theile, sie selbst näher bestimmend, durchgehen. Dies Verfahren wird auch von einem andren Standpunkte aus hier zweckmäſsiger erscheinen. Wenn das oben angedeutete Ziel erreicht werden soll, muſs die Untersuchung hier gerade vorzugsweise eine solche Verschiedenheit des Sprachbaues im Auge behalten, welche sich nicht auf Einerleiheit eines Sprachstammes zurückführen läſst. Diese nun wird man vorzüglich da suchen müssen, wo sich das Verfahren der Sprache am engsten in ihren endlichen Bestrebungen zusammenknüpft. Dies führt uns wieder, aber in andrer Beziehung, zur Bezeichnung der Begriffe und zur Verknüpfung des Gedanken im Satze. Beide flieſsen aus dem Zwecke der inneren Vollendung des Gedanken und des äuſseren Verständnisses. Gewissermaſsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Princip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen, sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgießt.

Das Verfahren der Sprache ist aber nicht bloß ein solches, wodurch eine einzelne Erscheinung zu Stande kommt; es muß derselben zugleich die Möglichkeit eröffnen, eine unbestimmbare Menge solcher Erscheinungen, und unter allen, ihr von dem Gedanken gestellten Bedingungen hervorzubringen. Denn sie steht ganz eigentlich einem unendlichen und wahrhaft gränzenlosen Gebiete, dem Inbegriff alles Denkbaren, gegenüber. Sie muß daher von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch machen, und vermag dies durch die Identität der Gedanken und Sprache erzeugenden Kraft. Es liegt hierin aber auch nothwendig, daß sie nach zwei Seiten hin ihre Wirkung zugleich ausübt, indem diese zunächst aus sich heraus auf das Gesprochene geht, dann aber auch zurück auf die sie erzeugenden Kräfte. Beide Wirkungen modificiren sich in jeder einzelnen Sprache durch die in ihr beobachtete Methode, und müssen daher bei der Darstellung und Beurtheilung dieser zusammengenommen werden.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, daß die Worterfindung im Allgemeinen nur darin besteht, nach der in beiden Gebieten aufgefaßten Verwandtschaft, analogen Begriffen analoge Laute zu wählen, und die letzteren in eine mehr oder weniger bestimmte

Form zu gieſsen. Es kommen also hier zwei Dinge, die Wortform und die Wortverwandtschaft, in Betrachtung. Die letztere ist, weiter zergliedert, eine dreifache, nämlich die der Laute, die logische der Begriffe, und die aus der Rückwirkung der Wörter auf das Gemüth entstehende. Da die Verwandtschaft, insofern sie logisch ist, auf Ideen beruht, so erinnert man sich hier zuerst an denjenigen Theil des Wortvorraths, in welchem Wörter nach Begriffen allgemeiner Verhältnisse zu andren Wörtern, concrete zu abstracten, einzelne Dinge andeutende zu collectiven u. s. f., umgestempelt werden. Ich sondre ihn aber hier ab, da die charakteristische Modification dieser Wörter sich ganz enge an diejenige anschlieſst, welche dasselbe Wort in den verschiednen Verhältnissen zur Rede annimmt. In diesen Fällen wird ein sich immer gleich bleibender Theil der Bedeutung des Wortes mit einem andren, wechselnden, verbunden. Dasselbe findet aber auch sonst in der Sprache statt. Sehr oft läſst sich in dem, in der Bezeichnung verschiedenartiger Gegenstände gemeinschaftlichen Begriffe ein stammhafter Grundtheil des Wortes erkennen, und das Verfahren der Sprache kann diese Erkennung befördern oder erschweren, den Stammbegriff und das Verhältniſs seiner Modificationen zu ihm herausheben oder verdunkeln. Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden. Dennoch muſs die Seele immerfort versuchen, sich von dem Gebiete der Sprache unabhängig zu machen, da das Wort allerdings eine Schranke ihres inneren, immer mehr enthaltenden, Empfindens ist, und oft gerade sehr eigenthümliche Nüancen desselben durch seine im Laut mehr materielle, in der Bedeutung zu allgemeine Natur zu ersticken droht. Sie muſs das Wort mehr wie einen Anhaltspunkt ihrer inneren Thätigkeit behandeln, als sich in seinen Gränzen gefangen halten lassen. Was sie aber auf diesem Wege schützt und erringt, fügt sie wieder dem Worte hinzu; und so geht aus diesem ihrem fortwährenden Streben und Gegenstreben, bei gehöriger Lebendigkeit der geistigen Kräfte, eine immer gröſsere Verfeinerung der Sprache, eine wachsende Bereicherung derselben an seelenvollem Gehalte hervor, die ihre Forderungen in eben dem Grade höher steigert, in dem sie besser befriedigt werden. Die Wörter erhalten, wie man an allen hoch gebildeten Sprachen sehen kann, in dem Grade, in welchem Gedanke und Empfindung einen höheren Schwung nehmen, eine mehr umfassende, oder tiefer eingreifende Bedeutung.

Die Verbindung der verschiedenartigen Natur des Begriffs und des Lautes fordert, auch ganz abgesehen vom körperlichen Klange des letzteren, und bloſs vor der Vorstellung selbst, die Vermittlung beider durch etwas Drittes, in dem sie zusammentreffen können. Dies Vermittelnde ist nun allemal sinnlicher Natur, wie in Vernunft die Vorstellung des Nehmens, in Verstand die des Stehens, in Blüthe die des Hervorquellens liegt; es gehört der äuſseren oder inneren Empfindung oder Thätigkeit an. Wenn die Ableitung es richtig entdecken läſst, kann man, immer das Concretere mehr davon absondernd, es entweder ganz, oder neben seiner individuellen Beschaffenheit, auf Extension oder Intension, oder Veränderung in beiden, zurückführen, so daſs man in die allgemeinen Sphären des Raumes und der Zeit und des Empfindungsgrades gelangt. Wenn man nun auf diese Weise die Wörter einer einzelnen Sprache durchforscht, so kann es, wenn auch mit Ausnahme vieler einzelnen Punkte, gelingen, die Fäden ihres Zusammenhanges zu erkennen und das allgemeine Verfahren in ihr individualisirt, wenigstens in seinen Hauptumrissen, zu zeichnen. Man versucht alsdann, von den concreten Wörtern zu den gleichsam wurzelhaften Anschauungen und Empfindungen aufzusteigen, durch welche jede Sprache, nach dem sie beseelenden Genius, in ihren Wörtern den Laut mit dem Begriffe vermittelt. Diese Vergleichung der Sprache mit dem ideellen Gebiete, als demjenigen, dessen Bezeichnung sie ist, scheint jedoch umgekehrt zu fordern, von den Begriffen aus zu den Wörtern herabzusteigen, da nur die Begriffe, als die Urbilder, dasjenige enthalten können, was zur Beurtheilung der Wortbezeichnung, ihrer Gattung und ihrer Vollständigkeit nach, nothwendig ist. Das Verfolgen dieses Weges wird aber durch ein inneres Hinderniſs gehemmt, da die Begriffe, so wie man sie mit einzelnen Wörtern stempelt, nicht mehr bloſs etwas Allgemeines, erst näher zu Individualisirendes darstellen können. Versucht man aber, durch Aufstellung von Kategorieen zum Zweck zu gelangen, so bleibt zwischen der engsten Kategorie und dem durch das Wort individualisirten Begriff eine nie zu überspringende Kluft. Inwiefern also eine Sprache die Zahl der zu bezeichnenden Begriffe erschöpft, und in welcher Festigkeit der Methode sie von den ursprünglichen Begriffen zu den abgeleiteten besonderen herabsteigt, läſst sich im Einzelnen nie mit einiger Vollständigkeit darstellen, da der Weg der Begriffsverzweigung nicht durchführbar ist, und der der Wörter wohl das Geleistete, nicht aber das zu Fordernde zeigt.

Man kann den Wortvorrath einer Sprache auf keine Weise als eine fertig daliegende Masse ansehen. Er ist, auch ohne ausschlieſslich der beständigen Bildung neuer Wörter und Wortformen zu gedenken, so lange die Sprache im Munde des Volks lebt, ein fortgehendes Erzeugniſs und Wiedererzeugniſs des wortbildenden Vermögens, zuerst in dem Stamme, dem die Sprache ihre Form verdankt, dann in der kindischen Erlernung des Sprechens, und endlich im täglichen Gebrauche der Rede. Die unfehlbare Gegenwart des jedesmal nothwendigen Wortes in dieser ist gewiſs nicht bloſs Werk des Gedächtnisses. Kein menschliches Gedächtniſs reichte dazu hin, wenn nicht die Seele instinctartig zugleich den Schlüssel zur Bildung der Wörter selbst in sich trüge. Auch eine fremde erlernt man nur dadurch, daſs man sich nach und nach, sei es auch nur durch Übung, dieses Schlüssels zu ihr bemeistert, nur vermöge der Einerleiheit der Sprachanlagen überhaupt, und der besonderen zwischen einzelnen Völkern bestehenden Verwandtschaft derselben. Mit den todten Sprachen verhält es sich nur um Weniges anders. Ihr Wortvorrath ist allerdings nach unserer Seite hin ein geschlossenes Ganzes, in dem nur glückliche Forschung in ferner Tiefe liegende Entdeckungen zu machen im Stande ist. Allein ihr Studium kann auch nur durch Aneignung des ehemals in ihnen lebendig gewesenen Princips gelingen; sie erfahren ganz eigentlich eine wirkliche augenblickliche Wiederbelebung. Denn eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. Sprache und Leben sind unzertrennliche Begriffe, und die Erlernung ist in diesem Gebiet immer nur Wiedererzeugung.

Von dem hier gefaſsten Standpunkte aus, zeigt sich nun die Einheit des Wortvorrathes jeder Sprache am deutlichsten. Er ist ein Ganzes, weil Eine Kraft ihn erzeugt hat, und diese Erzeugung in unzertrennlicher Verkettung fortgeführt worden ist. Seine Einheit beruht auf dem, durch die Verwandtschaft der Begriffe geleiteten Zusammenhange der vermittelnden Anschauungen und der Laute. Dieser Zusammenhang ist es daher, den wir hier zunächst zu betrachten haben.

Die Indischen Grammatiker bauten ihr, gewiſs zu künstliches, aber in seinem Ganzen von bewundrungswürdigem Scharfsinn zeugendes System auf die Voraussetzung, daſs sich der ihnen vorliegende Wortschatz ihrer Sprache ganz durch sich selbst erklären lasse. Sie sahen dieselbe daher als eine ursprüngliche an, und schlossen auch alle Möglichkeit im Verlaufe der Zeit aufgenommener fremder Wörter aus. Beides war unstreitig falsch. Denn aller historischen, oder aus der Sprache selbst aufzufindenden Gründe nicht zu gedenken, ist es auf keine Weise wahrscheinlich, daſs sich irgend eine wahrhaft ursprüngliche Sprache in ihrer Urform bis auf uns erhalten habe. Vielleicht hatten die Indischen Grammatiker bei ihrem Verfahren auch nur mehr den Zweck im Auge, die Sprache zur Bequemlichkeit der Erlernung in systematische Verbindung zu bringen, ohne sich gerade um die historische Richtigkeit dieser Verbindung zu kümmern. Es mochte aber auch den Indiern in diesem Punkte wie den meisten Nationen bei dem Aufblühen ihrer Geistesbildung ergehen. Der Mensch sucht immer die Verknüpfung, auch der äuſseren Erscheinungen, zuerst im Gebiete der Gedanken auf; die historische Kunst ist immer die späteste, und die reine Beobachtung, noch weit mehr aber der Versuch, folgen erst in weiter Entfernung idealischen oder phantastischen Systemen nach. Zuerst versucht der Mensch die Natur von der Idee aus zu beherrschen. Dies zugestanden, zeugt aber jene Voraussetzung der Erklärlichkeit des Sanskrits durch sich allein von einem richtigen und tiefen Blick in die Natur der Sprache überhaupt. Denn eine wahrhaft ursprüngliche und von fremder Einmischung rein geschiedene müſste wirklich einen solchen thatsächlich nachzuweisenden Zusammenhang ihres gesammten Wortvorraths in sich bewahren. Es war überdies ein schon durch seine Kühnheit Achtung verdienendes Unternehmen, sich gerade mit dieser

Beharrlichkeit in die Wortbildung, als den tieſsten und geheimniſsvollsten Theil aller Sprachen, zu versenken.

Das Wesen des Lautzusammenhanges der Wörter beruht darauf, daſs eine mäſsige Anzahl dem ganzen Wortvorrathe zum Grunde liegender Wurzellaute durch Zusätze und Veränderungen auf immer bestimmtere und mehr zusammengesetzte Begriffe angewendet wird. Die Wiederkehr desselben Stammlauts, oder doch die Möglichkeit, ihn nach bestimmten Regeln zu erkennen, und die Gesetzmäſsigkeit in der Bedeutsamkeit der modificirenden Zusätze oder innern Umänderungen bestimmen alsdann diejenige Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst, die man eine mechanische oder technische nennen kann.

Es giebt aber einen, sich auch auf die Wurzelwörter beziehenden, wichtigen, noch bisher sehr vernachlässigten Unterschied unter den Wörtern in Absicht auf ihre Erzeugung. Die groſse Anzahl derselben ist gleichsam erzählender oder beschreibender Natur, bezeichnet Bewegungen, Eigenschaften und Gegenstände an sich, ohne Beziehung auf eine anzunehmende oder gefühlte Persönlichkeit; bei andren hingegen macht gerade der Ausdruck dieser oder die schlichte Beziehung auf dieselbe das ausschlieſsliche Wesen der Bedeutung aus. Ich glaube in einer früheren Abhandlung (¹) richtig gezeigt zu haben, daſs die Personenwörter die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen, und daſs es eine ganz unrichtige Vorstellung ist, das Pronomen als den spätesten Redetheil in der Sprache anzusehen. Eine eng grammatische Vorstellungsart der Vertretung des Nomen durch das Pronomen hat hier die tiefer aus der Sprache

---

(¹) Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen, in den Abhandlungen der historisch-philologischen Classe der Berliner Akademie der Wissenschaften, aus dem Jahre 1829. S. 1-6. Man vergleiche auch die Abhandlung über den Dualis, ebendaselbst, aus dem Jahre 1827. S. 182-185.

geschöpfte Ansicht verdrängt. Das Erste ist natürlich die Persönlichkeit des Sprechenden selbst, der in beständiger unmittelbarer Berührung mit der Natur steht, und unmöglich unterlassen kann, auch in der Sprache ihr den Ausdruck seines Ichs gegenüberzustellen. Im Ich aber ist von selbst auch das Du gegeben, und durch einen neuen Gegensatz entsteht die dritte Person, die sich aber, da nun der Kreis der Fühlenden und Sprechenden verlassen wird, auch zur todten Sache erweitert. Die Person, namentlich das Ich, steht, wenn man von jeder concreten Eigenschaft absieht, in der äuſseren Beziehung des Raumes und der inneren der Empfindung. Es schlieſsen sich also an die Personenwörter Präpositionen und Interjectionen an. Denn die ersteren sind Beziehungen des Raumes oder der als Ausdehnung betrachteten Zeit auf einen bestimmten, von ihrem Begriff nicht zu trennenden Punkt; die letzteren sind bloſse Ausbrüche des Lebensgefühls. Es ist sogar wahrscheinlich, daſs die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.

Der hier gemachte Unterschied ist aber fein, und muſs genau in seiner bestimmten Sonderung genommen werden. Denn auf der einen Seite werden alle die inneren Empfindungen bezeichnenden Wörter, wie die für die äuſseren Gegenstände, beschreibend und allgemein objectiv gebildet. Der obige Unterschied beruht nur darauf, daſs der wirkliche Empfindungsausbruch einer bestimmten Individualität das Wesen der Bezeichnung ausmacht. Auf der andren Seite kann es in den Sprachen Pronomina und Präpositionen geben, und giebt deren wirklich, die von ganz concreten Eigenschaftswörtern hergenommen sind. Die Person kann durch etwas mit ihrem Begriff Verbundenes bezeichnet werden, die Präposition auf eine ähnliche Weise durch ein mit ihrem Begriff verwandtes Nomen, wie hinter durch Rücken, vor durch Brust u. s. f.

Wirklich so entstandene Wörter können durch die Zeit so unkenntlich werden, daſs die Entscheidung schwer fällt, ob sie so abgeleitete oder ursprüngliche Wörter sind. Wenn hierüber aber auch in einzelnen Fällen hin und her gestritten werden kann, so bleibt darum nicht abzuläugnen, daſs jede Sprache ursprünglich solche dem unmittelbaren Gefühl der Persönlichkeit entstammte Wörter gehabt haben muſs. Bopp hat das wichtige Verdienst, diese zwiefache Gattung der Wurzelwörter zuerst unterschieden und die bisher unbeachtet gebliebene in die Wort- und Formenbildung eingeführt zu haben. Wir werden aber gleich weiter unten sehen, auf welche sinnvolle, auch von ihm zuerst an den Sanskritformen entdeckte Weise die Sprache beide, jede in einer verschiedenen Geltung, zu ihren Zwecken verbindet.

Die hier unterschiednen objectiven und subjectiven Wurzeln der Sprache (wenn ich mich, der Kürze wegen, dieser, allerdings bei weitem nicht erschöpfenden Bezeichnung derselben bedienen darf) theilen indeſs nicht ganz die gleiche Natur mit einander, und können daher, genau genommen, auch nicht auf dieselbe Weise als Grundlaute betrachtet werden. Die objectiven tragen das Ansehen der Entstehung durch Analyse an sich; man hat die Nebenlaute abgesondert, die Bedeutung, um alle darunter geordnete Wörter zu umfassen, zu schwankendem Umfange erweitert, und so Formen gebildet, die in dieser Gestalt nur uneigentlich Wörter genannt werden können. Die subjectiven hat sichtbar die Sprache selbst geprägt. Ihr Begriff erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmäliger Spracherweiterung gewissermaſsen ausreichen. Er deutet daher, wie wir gleich in der Folge näher untersuchen werden, auf einen primitiven Zustand der Sprachen hin, was, ohne bestimmte historische Beweise, von den objectiven Wurzeln nur mit groſser Behutsamkeit angenommen werden kann.

Mit dem Namen der Wurzeln können nur solche Grundlaute belegt werden, welche sich unmittelbar, ohne Dazwischenkunft anderer, schon für sich bedeutsamer Laute, dem zu bezeichnenden Begriffe anschlieſsen. In diesem strengen Verstande des Worts, brauchen die Wurzeln nicht der wahrhaften Sprache anzugehören; und in Sprachen, deren Form die Umkleidung der Wurzeln mit Nebenlauten mit sich führt, kann dies sogar überhaupt kaum, oder doch nur unter bestimmten Bedingungen der Fall sein. Denn die wahre Sprache ist nur die in der Rede sich offenbarende, und die Spracherfindung läſst sich nicht auf demselben Wege abwärts schreitend denken, den die Analyse aufwärts verfolgt. Wenn in einer solchen Sprache eine Wurzel als Wort erscheint, wie im Sanskrit युध्, *yudh*, Kampf, oder als Theil einer Zusammensetzung, wie in धर्मविद्, *dharmawid*, gerechtigkeitskundig, so sind dies Ausnahmen, die ganz und gar noch nicht zu der Voraussetzung eines Zustandes berechtigen, wo auch, gleichsam wie im Chinesischen, die unbekleideten Wurzeln sich mit der Rede verbanden. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, daſs, je mehr die Stammlaute dem Ohre und dem Bewuſstsein der Sprechenden geläufig wurden, solche einzelnen Fälle ihrer nackten Anwendung dadurch eintraten. Indem aber durch die Zergliederung auf die Stammlaute zurückgegangen wird, fragt es sich, ob man überall bis zu dem wirklich einfachen gelangt ist? Im Sanskrit ist schon mit glücklichem Scharfsinn von Bopp, und in einer, schon oben erwähnten, wichtigen Arbeit, die gewiſs zur Grundlage weiterer Forschungen dienen wird, von Pott gezeigt worden, daſs mehrere angebliche Wurzeln zusammengesetzt oder durch Reduplication abgeleitet sind. Aber auch auf solche, die wirklich einfach scheinen, kann der Zweifel ausgedehnt werden. Ich meine hier besonders die, welche sich von dem Bau der einfachen oder doch den Vocal nur mit solchen Consonantenlauten, die sich bis zu schwieriger Trennung mit ihm verschmelzen, umkleidenden Sylben abweichen. Auch in ihnen können unkenntlich gewordene und phonetisch durch Zusammenziehung, Abwerfung von Vocalen, oder sonst veränderte Zusammensetzungen versteckt sein. Ich sage dies nicht, um leere Muthmaſsungen an die Stelle von Thatsachen zu setzen, wohl aber, um der historischen Forschung nicht willkührlich das weitere Vordringen in noch nicht gehörig durchschaute Sprachzustände zu verschlieſsen, und weil die uns hier beschäftigende Frage des Zusammenhanges der Sprachen mit dem Bildungsvermögen es nothwendig macht, alle Wege aufzusuchen, welche die Entstehung des Sprachbaues genommen haben kann.

Insofern sich die Wurzellaute durch ihre stätige Wiederkehr in sehr abwechselnden Formen kenntlich machen, müssen sie in dem Grade mehr zur Klarheit gelangen, in welchem eine Sprache den Begriff des Verbum seiner Natur gemäſser in sich ausgebildet hat. Denn bei der Flüchtigkeit und Beweglichkeit dieses, gleichsam nie ruhenden Redetheils zeigt sich nothwendig dieselbe Wurzelsylbe mit immer wechselnden Nebenlauten. Die Indischen Grammatiker verfuhren daher nach einem ganz richtigen Gefühl ihrer Sprache, indem sie alle Wurzeln als Verbalwurzeln behandelten, und jede bestimmten Conjugationen zuwiesen. Es liegt aber auch in der Natur der Sprachentwickelung selbst, daſs, sogar geschichtlich, die Bewegungs- und Beschaffenheitsbegriffe die zuerst bezeichneten sein werden, da nur sie natürlich wieder gleich, und oft in dem nämlichen Acte, die bezeichnenden der Gegenstände sein können, insofern diese einfache Wörter ausmachen. Bewegung und Beschaffenheit stehen einander aber an sich nahe, und ein lebhafter Sprachsinn reißt die letztere noch häufiger zu der ersteren hin. Daß die Indischen Grammatiker auch diese wesentliche Verschiedenheit der Bewegung und Beschaffenheit, und der selbstständige Sachen andeutenden Wörter empfanden, beweist ihre Unterscheidung der *Krit*- und *Unâdi*-Suffixe. Durch beide werden Wörter unmittelbar von den Wurzellauten abgeleitet. Die ersteren aber bilden nur solche, in welchen der Wurzelbegriff selbst bloß mit allgemeinen, auf mehrere zugleich passenden Modificationen versehen wird. Wirkliche Substanzen finden sich bei ihnen seltener, und nur insofern, als die Bezeichnung derselben von dieser bestimmten Art ist. Die *Unâdi*-Suffixe begreifen, gerade im Gegentheil, nur Benennungen concreter Gegenstände, und in den durch sie gebildeten Wörtern ist der dunkelste Theil gerade das Suffix selbst, welches den allgemeineren, den Wurzellaut modificirenden Begriff enthalten sollte. Es ist nicht zu läugnen, daß ein großer Theil dieser Bildungen erzwungen und offenbar ungeschichtlich ist. Man erkennt zu deutlich ihre absichtliche Entstehung aus dem Princip, alle Wörter der Sprache, ohne Ausnahme, auf die einmal angenommenen Wurzeln zurückzubringen. Unter diesen Benennungen concreter Gegenstände können einestheils fremde in die Sprache aufgenommene, andrentheils aber unkenntlich gewordene Zusammensetzungen liegen, wie es von den letzteren in der That erkennbare bereits unter den Unâdi-Wörtern giebt. Es ist dies natürlich der dunkelste Theil aller Sprachen, und man hat daher mit Recht neuerlich vorgezogen, aus einem großen Theile der Unâdi-Wörter eine eigne Classe dunkler und ungewisser Herleitung zu bilden.

Das Wesen des Lautzusammenhanges beruht auf der Kenntlichkeit der Stammsylbe, die von den Sprachen überhaupt nach dem Grade der Richtigkeit ihres Organismus mit mehr oder minder sorgfältiger Schonung behandelt wird. In denen eines sehr vollkommenen Baues schlieſsen sich aber an den Stammlaut, als den den Begriff individualisirenden, Nebenlaute, als allgemeine, modificirende, an. Wie nun in der Aussprache der Wörter in der Regel jedes nur Einen Hauptaccent hat, und die unbetonten Sylben gegen die betonte sinken (s. unten §. 16.), so nehmen auch, in den einfachen, abgeleiteten Wörtern, die Nebenlaute in richtig organisirten Sprachen einen kleineren, obgleich sehr bedeutsamen Raum ein. Sie sind gleichsam die scharfen und kurzen Merkzeichen für den Verstand, wohin er den Begriff der mehr und deutlicher sinnlich ausgeführten Stammsylbe zu setzen hat. Dies Gesetz sinnlicher Unterordnung, das auch mit dem rhythmischen Baue der Wörter in Zusammenhange steht, scheint durch sehr rein organisirte Sprachen auch formell, ohne daſs dazu die Veranlassung von den Wörtern selbst ausgeht, allgemein zu herrschen; und das Bestreben der Indischen Grammatiker, alle Wörter ihrer Sprache danach zu behandeln, zeugt wenigstens von richtiger Einsicht in den Geist ihrer Sprache. Da sich die Unàdi-Suffixa bei den früheren Grammatikern nicht gefunden haben sollen, so scheint man aber hierauf erst später gekommen zu sein. In der That zeigt sich in den meisten Sanskritwörtern für concrete Gegenstände dieser Bau einer kurz abfallenden Endung neben einer vorherrschenden Stammsylbe, und dies läſst sich sehr füglich mit dem oben über die Möglichkeit unkenntlich gewordener Zusammensetzung Gesagten vereinen. Der gleiche Trieb hat, wie auf die Ableitung, so auch auf die Zusammensetzung gewirkt, und gegen den individueller oder sonst bestimmt bezeichnenden Theil den anderen im Begriff und im Laute nach und nach fallen lassen. Denn wenn wir in den Sprachen, ganz dicht neben einander, beinahe unglaublich scheinende Verwischungen und Entstellungen der Laute durch die Zeit, und wieder ein, Jahrhunderte hindurch zu verfolgendes, beharrliches Halten an ganz einzelnen und einfachen antreffen, ſo liegt dies wohl meiſtentheils an dem durch irgend einen Grund motivirten Streben oder Aufgeben des inneren Sprachſinnes. Die Zeit verlöſcht nicht an ſich, ſondern nur in dem Maaſse, als er vorher einen Laut abſichtlich oder gleichgültig fallen läſst.

§. 14.

Ehe wir jetzt zu den wechſelſeitigen Beziehungen der Worte in der zuſammenhängenden Rede übergehen, muſs ich eine Eigenſchaft der Sprachen erwähnen, welche ſich zugleich über dieſe Beziehungen und über einen Theil der Wortbildung ſelbſt verbreitet. Ich habe ſchon im Vorigen (S. cxxiii. cxxxiv.) die Ähnlichkeit des Falles erwähnt, wenn ein Wort durch die Hinzufügung eines allgemeinen, auf eine ganze Claſſe von Wörtern anwendbaren Begriffs aus der Wurzel abgeleitet, und wenn daſſelbe auf dieſe Weiſe, ſeiner Stellung in der Rede nach, bezeichnet wird. Die hier wirkſame oder hemmende Eigenſchaft der Sprachen iſt nämlich die, welche man unter den Ausdrücken: Iſolirung der Wörter, Flexion und Agglutination zuſammenzubegreifeh pflegt. Sie iſt der Angelpunkt, um welchen ſich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet; und wir müſſen ſie daher ſo betrachten, daſs wir nach einander unterſuchen, aus welcher inneren Forderung ſie in der Seele entſpringt, wie ſie ſich in der Lautbehandlung äuſsert, und wie jene inneren Forderungen durch dieſe Äuſserung erfüllt werden, oder unbefriedigt bleiben? immer der oben gemachten Eintheilung der in der Sprache zuſammenwirkenden Thätigkeiten folgend.

In allen, hier zuſammengefaſsten Fällen liegt in der innerlichen Bezeichnung der Wörter ein Doppeltes, deſſen ganz verſchiedene Natur ſorgfältig getrennt werden muſs. Es geſellt ſich nämlich zu dem Acte der Bezeichnung des Begriffes selbst noch eine eigne, ihn in eine bestimmte Kategorie des Denkens oder Redens versetzende Arbeit des Geistes; und der volle Sinn des Wortes geht zugleich aus jenem Begriffsausdruck und dieser modificirenden Andeutung hervor. Diese beiden Elemente aber liegen in ganz verschiedenen Sphären. Die Bezeichnung des Begriffs gehört dem immer mehr objectiven Verfahren des Sprachsinnes an. Die Versetzung desselben in eine bestimmte Kategorie des Denkens ist ein neuer Act des sprachlichen Selbstbewuſstseins, durch welchen der einzelne Fall, das individuelle Wort, auf die Gesammtheit der möglichen Fälle in der Sprache oder Rede bezogen wird. Erst durch diese, in möglichster Reinheit und Tiefe vollendete, und der Sprache selbst fest einverleibte Operation verbindet sich in derselben, in der gehörigen Verschmelzung und Unterordnung, ihre selbstständige, aus dem Denken entspringende, und ihre mehr den äuſseren Eindrücken in reiner Empfänglichkeit folgende Thätigkeit.

Es giebt daher natürlich Grade, in welchen die verschiednen Sprachen diesem Erfordernisse genügen, da in der innerlichen Sprachgestaltung keine dasselbe ganz unbeachtet zu lassen vermag. Allein auch in denen, wo dasselbe bis zur äuſserlichen Bezeichnung durchdringt, kommt es auf die Tiefe und Lebendigkeit an, in welcher sie wirklich zu den ursprünglichen Kategorieen des Denkens aufsteigen und denselben in ihrem Zusammenhange Geltung verschaffen. Denn diese Kategorieen bilden wieder ein zusammenhängendes Ganzes unter sich, dessen systematische Vollständigkeit die Sprachen mehr oder weniger durchstrahlt. Die Neigung der Classificirung der Begriffe, der Bestimmung der individuellen durch die Gattung, welcher sie angehören, kann aber auch aus einem Bedürfniſs der Unterscheidung und der Bezeichnung entstehen, indem man den Gattungsbegriff an den individuellen anknüpft. Sie läſst daher an sich, und nach diesem oder dem reineren Ursprunge aus dem Bedürfniſs des Geistes nach lichtvoller logischer Ordnung, verschiedene Stufen zu. Es giebt Sprachen, welche den Benennungen der lebendigen Geschöpfe regelmäſsig den Gattungsbegriff hinzufügen, und unter diesen solche, wo die Bezeichnung dieses Gattungsbegriffs zum wirklichen, nur durch Zergliederung erkennbaren, Suffixe geworden ist. Diese Fälle hängen zwar noch immer mit dem oben Gesagten zusammen, insofern auch in ihnen ein doppeltes Princip, ein objectives der Bezeichnung, und ein subjectives logischer Eintheilung, sichtbar wird. Sie entfernen sich aber auf der andren Seite gänzlich dadurch davon, daſs hier nicht mehr Formen des Denkens und der Rede, sondern nur verschiedene Classen wirklicher Gegenstände in die Bezeichnung eingehen. So gebildete Wörter werden nun denjenigen ganz ähnlich, in welchen zwei Elemente einen zusammengesetzten Begriff bilden. Was dagegen in der innerlichen Gestaltung dem Begriffe der Flexion entspricht, unterscheidet sich gerade dadurch, daſs gar nicht zwei Elemente, sondern nur Eines, in eine bestimmte Kategorie versetztes, das Doppelte ausmacht, von dem wir bei der Bestimmung dieses Begriffs ausgingen. Daſs dies Doppelte, wenn man es auseinanderlegt, nicht gleicher, sondern verschiedener Natur ist, und verschiedenen Sphären angehört, bildet gerade hier das charakteristische Merkmal. Nur dadurch können rein organisirte Sprachen die tiefe und feste Verbindung der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit erreichen, aus der hernach in ihnen eine Unendlichkeit von Gedankenverbindungen hervorgeht, welche alle das Gepräge ächter, die Forderungen der Sprache überhaupt rein und voll befriedigender Form an sich tragen. Dies schlieſst in der Wirklichkeit nicht aus, daſs in den auf diese Weise gebildeten Wörtern nicht auch bloſs aus der Erfahrung geschöpfte Unterschiede Platz finden könnten. Sie sind aber alsdann in Sprachen, die einmal in diesem Theile ihres Baues von dem richtigen geistigen Principe ausgehen, allgemeiner gefaſst, und schon durch das ganze übrige Verfahren der Sprache auf eine höhere Stufe gestellt. So würde z. B. der Begriff des Geschlechtsunterschiedes nicht haben ohne die wirkliche Beobachtung entstehen können, wenn er sich gleich durch die allgemeinen Begriffe der Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit an die ursprünglichen Verschiedenheiten denkbarer Kräfte gleichsam von selbst anreiht. Zu dieser Höhe nun wird er in der That in Sprachen gesteigert, die ihn ganz und vollständig in sich aufnehmen, und ihn auf ganz ähnliche Weise, als die aus den bloſs logischen Verschiedenheiten der Begriffe entstehenden Wörter, bezeichnen. Man knüpft nun nicht zwei Begriffe an einander, man versetzt bloſs einen, durch eine innere Beziehung des Geistes, in eine Classe, deren Begriff durch viele Naturwesen durchgeht, aber als Verschiedenheit wechselseitig thätiger Kräfte auch unabhängig von einzelner Beobachtung aufgefaſst werden könnte.

Das lebhaft im Geiste Empfundene verschafft sich in den sprachbildenden Perioden der Nationen auch allemal Geltung in den entsprechenden Lauten. Wie daher zuerst innerlich das Gefühl der Nothwendigkeit aufstieg, dem Worte, nach dem Bedürfniſs der wechselnden Rede oder seiner dauernden Bedeutung, seiner Einfachheit unbeschadet, einen zwiefachen Ausdruck beizugeben, so entstand von innen hervor Flexion in den Sprachen. Wir aber können nur den entgegengesetzten Weg verfolgen, nur von den Lauten und ihrer Zergliederung in den inneren Sinn eindringen. Hier nun finden wir, wo diese Eigenschaft ausgebildet ist, in der That ein Doppeltes, eine Bezeichnung des Begriffs, und eine Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird. Denn auf diese Weise läſst sich vielleicht am bestimmtesten das zwiefache Streben unterscheiden, den Begriff zugleich zu stempeln, und ihm das Merkzeichen der Art beizugeben, in der er gerade gedacht werden soll. Die Verschiedenheit dieser Absicht mufs aber aus der Behandlung der Laute selbst hervorspringen.

Das Wort läfst nur auf zwei Wegen eine Umgestaltung zu: durch innere Veränderung oder äufseren Zuwachs. Beide sind unmöglich, wo die Sprache alle Wörter starr in ihre Wurzelform, ohne Möglichkeit äufseren Zuwachses, einschliefst, und auch in ihrem Inneren keiner Veränderung Raum giebt. Wo dagegen innere Veränderung möglich ist, und sogar durch den Wortbau befördert wird, ist die Unterscheidung der Andeutung von der Bezeichnung, um diese Ausdrücke festzuhalten, auf diesem Wege leicht und unfehlbar. Denn die in diesem Verfahren liegende Absicht, dem Worte seine Identität zu erhalten, und dasselbe doch als verschieden gestaltet zu zeigen, wird am besten durch die innere Umänderung erreicht. Ganz anders verhält es sich mit dem äufseren Zuwachs. Er ist allemal Zusammensetzung im weiteren Sinne, und es soll hier der Einfachheit des Wortes kein Eintrag geschehen; es sollen nicht zwei Begriffe zu einem dritten verknüpft, Einer soll in einer bestimmten Beziehung gedacht werden. Es ist daher hier ein scheinbar künstlicheres Verfahren erforderlich, das aber durch die Lebendigkeit der im Geiste empfundenen Absicht von selbst in den Lauten hervortritt. Der andeutende Theil des Wortes mufs mit der in ihn zugleich gelegten Lautschärfe gegen das Übergewicht des bezeichnenden auf eine andre Linie, als dieser, gestellt erscheinen; der ursprüngliche bezeichnende Sinn des Zuwachses, wenn ihm ein solcher beigewohnt hat, mufs in der Absicht, ihn nur andeutend zu benutzen, untergehen, und der Zuwachs selbst mufs, verbunden mit dem Worte, nur als ein nothwendiger und unabhängiger Theil desselben, nicht als für sich der Selbstständigkeit fähig, behandelt werden. Geschieht dies, so entsteht, außer der inneren Veränderung und der Zusammensetzung, eine dritte Umgestaltung der Wörter, durch Anbildung, und wir haben alsdann den wahren Begriff eines Suffixes. Die fortgesetzte Wirksamkeit des Geistes auf den Laut verwandelt dann von selbst die Zusammensetzung in Anbildung. In beiden liegt ein entgegengesetztes Princip. Die Zusammensetzung ist für die Erhaltung der mehrfachen Stammsylben in ihren bedeutsamen Lauten besorgt, die Anbildung strebt, ihre Bedeutung, wie dieselbe an sich ist, zu vernichten; und unter dieser entgegenstreitenden Behandlung erreicht die Sprache hier ihren zwiefachen Zweck, durch die Bewahrung und die Zerstörung der Erkennbarkeit der Laute. Die Zusammensetzung wird erst dunkel, wenn, wie wir im Vorigen sahen, die Sprache, einem anderen Gefühle folgend, sie als Anbildung behandelt. Ich habe jedoch der Zusammensetzung hier mehr darum erwähnt, weil die Anbildung hätte irrig mit ihr verwechselt werden können, als weil sie wirklich mit ihr in Eine Classe gehörte. Dies ist immer nur scheinbar der Fall; und auf keine Weise darf man sich die Anbildung mechanisch, als absichtliche Verknüpfung des an sich Abgesonderten, und Ausglättung der Verbindungsspuren durch Worteinheit, denken. Das durch Anbildung flectirte Wort ist ebenso Eins, als die verschiedenen Theile einer aufknospenden Blume es sind; und was hier in der Sprache vorgeht, ist rein organischer Natur. Das Pronomen möge noch so deutlich an der Person des Verbum haften, so wurde in ächt flectirenden Sprachen es nicht an dasselbe geknüpft. Das Verbum wurde nicht abgesondert gedacht, sondern stand als individuelle Form vor der Seele da, und ebenso ging der Laut als Eins und untheilbar über die Lippen. Durch die unerforschliche Selbstthätigkeit der Sprache brechen die

Suffixa aus der Wurzel hervor, und dies geschieht so lange und so weit, als das schöpferische Vermögen der Sprache ausreicht. Erst wenn dies nicht mehr thätig ist, kann mechanische Anfügung eintreten. Um die Wahrheit des wirklichen Vorgangs nicht zu verletzen, und die Sprache nicht zu einem bloſsen Verstandesverfahren niederzuziehen, muſs man die hier zuletzt gewählte Vorstellungsweise immer im Auge behalten. Man darf sich aber nicht verhehlen, daſs eben darum, weil sie auf das Unerklärliche hingeht, sie nichts erklärt, daſs die Wahrheit nur in der absoluten Einheit des zusammen Gedachten, und im gleichzeitigen Entstehen und in der symbolischen Übereinkunft der inneren Vorstellung mit dem äuſseren Laute liegt, daſs sie aber übrigens das nicht zu erhellende Dunkel unter bildlichem Ausdruck verhüllt. Denn wenn auch die Laute der Wurzel oft das Suffix modificiren, so thun sie dies nicht immer, und nie läſst sich anders, als bildlich, sagen, daſs das letztere aus dem Schooſse der Wurzel hervorbricht. Dies kann immer nur heiſsen, daſs der Geist sie untrennbar zusammen denkt, und der Laut, diesem zusammen Denken folgsam, sie auch vor dem Ohre in Eins gieſst. Ich habe daher die oben gewählte Darstellung vorgezogen, und werde sie auch in der Folge dieser Blätter beibehalten. Mit der Verwahrung gegen alle Einmischung eines mechanischen Verfahrens, kann sie nicht zu Miſsverständnissen Anlaſs geben. Für die Anwendung auf die wirklichen Sprachen aber ist die Zerlegung in Anbildung und Worteinheit passender, weil die Sprache technische Mittel für beide besitzt, besonders aber, weil sich die Anbildung in gewissen Gattungen von Sprachen nicht rein und absolut, sondern nur dem Grade nach von der wahren Zusammensetzung abscheidet. Der Ausdruck der Anbildung, der nur den durch Zuwachs ächt flectirenden Sprachen gebührt, sichert schon, verglichen mit dem der Anfügung, die richtige Auffassung des organischen Vorgangs.

Da die Ächtheit der Anbildung sich vorzüglich in der Verschmelzung des Suffixes mit dem Worte offenbart, so besitzen die flectirenden Sprachen zugleich wirksame Mittel zur Bildung der Worteinheit. Die beiden Bestrebungen, den Wörtern durch feste Verknüpfung der Sylben in ihrem Inneren eine äuſserlich bestimmt trennende Form zu geben, und Anbildung von Zusammensetzung zu sondern, befördern gegenseitig einander. Dieser Verbindung wegen habe ich hier nur von Suffixen, Zuwächsen am Ende des Wortes, nicht von Affixen überhaupt geredet. Das hier die Einheit des Wortes Bestimmende kann, im Laute und in der Bedeutung, nur von der Stammsylbe, von dem bezeichnenden Theile des Wortes ausgehen, und seine Wirksamkeit im Laute hauptsächlich nur über das ihm Nachfolgende erstrecken. Die vorn zuwachsenden Sylben verschmelzen immer in geringerem Grade mit dem Worte, so wie auch in der Betonung und der metrischen Behandlung die Gleichgültigkeit der Sylben vorzugsweise in den vorschlagenden liegt, und der wahre Zwang des Metrums erst mit der dasselbe eigentlich bestimmenden Tactsylbe angeht. Diese Bemerkung scheint mir für die Beurtheilung derjenigen Sprachen besonders wichtig, welche den Wörtern die ihnen zuwachsenden Sylben in der Regel am Anfange anschlieſsen. Sie verfahren mehr durch Zusammensetzung, als durch Anbildung, und das Gefühl wahrhaft gelungener Beugung bleibt ihnen fremd. Das, alle Nüancen der Verbindung des zart andeutenden Sprachsinnes mit dem Laute so vollkommen wiedergebende Sanskrit setzt andre Wohllautsregeln für die Anschlieſsung der suffigirten Endungen, und der präfigirten Präpositionen fest. Es behandelt die letzteren wie die Elemente zusammengesetzter Wörter.

Das Suffix deutet die Beziehung an, in welcher das Wort genommen werden soll; es ist also in diesem Sinne keinesweges bedeutungslos. Dasselbe gilt von der inneren Umänderung der Wörter, also von der Flexion überhaupt. Zwischen der inneren Umänderung aber und dem Suffixe ist der wichtige Unterschied der, daſs der ersteren ursprünglich keine andere Bedeutung zum Grunde gelegen haben kann, die zuwachsende Sylbe dagegen wohl meistentheils eine solche gehabt hat. Die innere Umänderung ist daher allemal, wenn wir uns auch nicht immer in das Gefühl davon versetzen können, symbolisch. In der Art der Umänderung, dem Übergange von einem helleren zu einem dunkleren, einem schärferen zu einem gedehnteren Laute, besteht eine Analogie mit dem, was in beiden Fällen ausgedrückt werden soll. Bei dem Suffixe waltet dieselbe Möglichkeit ob. Es kann ebensowohl ursprünglich und ausschlieſslich symbolisch sein, und diese Eigenschaft kann alsdann bloſs in den Lauten liegen. Es ist aber keinesweges nothwendig, daſs dies immer so sei; und es ist eine unrichtige Verkennung der Freiheit und Vielfachheit der Wege, welche die Sprache in ihren Bildungen nimmt, wenn man nur solche zuwachsenden Sylben Beugungssylben nennen will, denen durchaus niemals eine selbstständige Bedeutung beigewohnt hat, und die ihr Dasein in den Sprachen überhaupt nur der auf Flexion gerichteten Absicht verdanken. Wenn man sich Absicht des Verstandes unmittelbar schaffend in den Sprachen denkt, so ist dies, meiner innersten Überzeugung nach, überhaupt immer eine irrige Vorstellungsweise. Insofern das erste Bewegende in der Sprache allemal im Geiste gesucht werden muſs, ist allerdings Alles in ihr, und die Ausstoſsung des articulirten Lautes selbst, Absicht zu nennen. Der Weg aber, auf dem sie verfährt, ist immer ein andrer, und ihre Bildungen entspringen aus der Wechselwirkung der äuſseren Eindrücke und des inneren Gefühls, bezogen auf den allgemeinen, Subjectivität mit Objectivität in der Schöpfung einer idealen, aber weder ganz innerlichen, noch ganz äuſserlichen Welt verbindenden Sprachzweck. Das nun an sich nicht bloſs Symbolische und bloſs Andeutende, sondern wirklich Bezeichnende verliert diese letztere Natur da, wo es das Bedürfniſs der Sprache verlangt, durch die Behandlungsart im Ganzen. Man braucht z. B. nur das selbstständige Pronomen mit dem in den Personen des Verbums angebildeten zu vergleichen. Der Sprachsinn unterscheidet richtig Pronomen und Person, und denkt sich unter der letzteren nicht die selbstständige Substanz, sondern eine der Beziehungen, in welchen der Grundbegriff des flectirten Verbums nothwendig erscheinen muſs. Er behandelt sie also lediglich als einen Theil von diesem, und gestattet der Zeit, sie zu entstellen und abzuschleifen, sicher, dem durch sein ganzes Verfahren befestigten Sinne solcher Andeutungen vertrauend, daſs die Entstellung der Laute dennoch die Erkennung der Andeutung nicht verhindern wird. Die Entstellung mag nun wirklich statt gefunden haben, oder das angefügte Pronomen gröſstentheils unverändert geblieben sein, so ist der Fall und der Erfolg immer der nämliche. Das Symbolische beruht hier nicht auf einer unmittelbaren Analogie der Laute, es geht aber aus der in sie auf kunstvollere Weise gelegten Ansicht der Sprache hervor. Wenn es unbezweifelt ist, daſs nicht bloſs im Sanskrit, sondern auch in andren Sprachen die Anbildungssylben, mehr oder weniger, aus dem Gebiete der oben erwähnten, sich unmittelbar auf den Sprechenden beziehenden Wurzelstämme genommen sind, so ruht das Symbolische darin selbst. Denn die durch die Anbildungssylben angedeutete Beziehung auf die Kategorieen des Denkens und Redens kann keinen bedeutsameren Ausdruck finden, als in Lauten, die unmittelbar das Subject zum Ausgangs- oder Endpunkt ihrer Bedeutung haben. Hierzu kann sich hernach auch die Analogie der Töne gesellen, wie Bopp so vortrefflich an der Sanskritischen Nominativ- und Accusativ-Endung gezeigt hat. Im Pronomen der dritten Person ist der helle *s*-Laut dem Lebendigen, der dunkle des *m* dem geschlechtslosen Neutrum offenbar symbolisch beigegeben; und derselbe Buchstabenwechsel der Endungen unterscheidet nun das in Handlung gestellte Subject, den Nominativ, von dem Accusativ, dem Gegenstande der Wirkung.

Die ursprünglich selbstständige Bedeutsamkeit der Suffixe ist daher kein nothwendiges Hinderniſs der Reinheit ächter Flexion. Mit solchen Beugungssylben gebildete Wörter erscheinen ebenso bestimmt, als wo innere Umänderung statt findet, nur als einfache, in verschiedenen Formen gegoſsne, Begriffe, und erfüllen daher genau den Zweck der Flexion. Allein diese Bedeutsamkeit fordert allerdings gröſsere Stärke des inneren Flexionssinnes und entschiednere Lautherrschaft des Geistes, die bei ihr die Ausartung der grammatischen Bildung in Zusammensetzung zu überwinden hat. Eine Sprache, die sich, wie das Sanskrit, hauptsächlich solcher ursprünglich selbstständig bedeutsamen Beugungssylben bedient, zeigt dadurch selbst das Vertrauen, das sie in die Macht des sie belebenden Geistes setzt.

Das phonetische Vermögen und die sich daran knüpfenden Lautgewohnheiten der Nationen wirken aber auch in diesem Theile der Sprache bedeutend mit. Die Geneigtheit, die Elemente der Rede mit einander zu verbinden, Laute an Laute anzuknüpfen, wo es ihre Natur erlaubt, einen in den andren zu verschmelzen, und überhaupt sie, ihrer Beschaffenheit gemäſs, in der Berührung zu verändern, erleichtert dem Flexionssinne sein Einheit bezweckendes Geschäft, so wie das strengere Auseinanderhalten der Töne einiger Sprachen seinem Gelingen entgegenwirkt. Befördert nun das Lautvermögen das innerliche Erforderniſs, so wird der ursprüngliche Articulationssinn rege, und es kommt auf diese Weise das bedeutsame Spalten der Laute zu Stande, vermöge dessen auch ein einzelner zum Träger eines formalen Verhältnisses werden kann, was hier gerade, mehr als in irgend einem andren Theile der Sprache, entscheidend ist, da hier eine Geistesrichtung angedeutet, nicht ein Begriff bezeichnet werden soll. Die Schärfe des Articulationsvermögens und die Reinheit des Flexionssinnes stehen daher in einem sich wechselseitig verstärkenden Zusammenhange.

Zwischen dem Mangel aller Andeutung der Kategorieen der Wörter, wie er sich im Chinesischen zeigt, und der wahren Flexion kann es kein mit reiner Organisation der Sprachen verträgliches Drittes geben. Das einzige dazwischen Denkbare ist als Beugung gebrauchte Zusammensetzung, also beabsichtigte, aber nicht zur Vollkommenheit gediehene Flexion, mehr oder minder mechanische Anfügung, nicht rein organische Anbildung. Dies, nicht immer leicht zu erkennende, Zwitterwesen hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt. Diese Art der Anknüpfung von bestimmenden Nebenbegriffen entspringt auf der einen Seite allemal aus Schwäche des innerlich organisirenden Sprachsinnes, oder aus Vernachlässigung der wahren Richtung desselben, deutet aber auf der andren dennoch das Bestreben an, sowohl den Kategorieen der Begriffe auch phonetische Geltung zu verschaffen, als dieselben in diesem Verfahren nicht durchaus gleich mit der wirklichen Bezeichnung der Begriffe zu behandeln. Indem also eine solche Sprache nicht auf die grammatische Andeutung Verzicht leistet, bringt sie dieselbe nicht rein zu Stande, sondern verfälscht sie in ihrem Wesen selbst. Sie kann daher scheinbar, und bis auf einen gewissen Grad sogar wirklich, eine Menge von grammatischen Formen besitzen, und doch nirgends den Ausdruck des wahren Begriffs einer solchen Form wirklich erreichen. Sie kann übrigens einzeln auch wirkliche Flexion durch innere Umänderung der Wörter enthalten, und die Zeit kann ihre ursprünglich wahren Zusammensetzungen scheinbar in Flexionen verwandeln, so daſs es schwer wird, ja zum Theil unmöglich bleibt, jeden einzelnen Fall richtig zu beurtheilen. Was aber wahrhaft über das Ganze entscheidet, ist die Zusammenfassung aller zusammen gehörenden Fälle. Aus der allgemeinen Behandlung dieser ergiebt sich alsdann, in welchem Grade der Stärke oder Schwäche das flectirende Bestreben des inneren Sinnes über den Bau der Laute Gewalt ausübte. Hierin allein kann der Unterschied gesetzt werden. Denn diese sogenannten agglutinirenden Sprachen unterscheiden sich von den flectirenden nicht der Gattung nach, wie die alle Andeutung durch Beugung zurückweisenden, sondern nur durch den Grad, in welchem ihr dunkles Streben nach derselben Richtung hin mehr oder weniger miſslingt.

Wo Helle und Schärfe des Sprachsinns in der Bildungsperiode den richtigen Weg eingeschlagen hat, — und er ergreift mit diesen Eigenschaften keinen falschen —, ergieſst sich die innere Klarheit und Bestimmtheit über den ganzen Sprachbau, und die hauptsächlichsten Äuſserungen seiner Wirksamkeit stehen in ungetrenntem Zusammenhange mit einander. So haben wir die unauflösliche Verbindung des Flexionssinnes mit dem Streben nach Worteinheit und dem, Laute bedeutsam spaltenden Articulationsvermögen gesehen. Die Wirkung kann nicht dieselbe da sein, wo nur einzelne Funken der reinen Bestrebungen dem Geiste entsprühen; und der Sprachsinn hat, worauf wir gleich in der Folge kommen werden, alsdann gewöhnlich einen einzelnen, vom richtigen ablenkenden, allein oft von gleich groſsem Scharfſinne und gleich feinem Gefühl zeugenden, Weg ergriffen. Dies äuſsert alsdann seine Wirkung auch oft auf den einzelnen Fall. So ist in diesen Sprachen, die man nicht als flectirende zu bezeichnen berechtigt ist, die innere Umgestaltung der Wörter, wo es eine solche giebt, meistentheils von der Art, daſs sie dem inneren angedeuteten Verfahren gleichsam durch eine rohe Nachbildung des Lautes folgt, den Plural und das Präteritum z. B. durch materielles Aufhalten der Stimme, oder durch heftig aus der Kehle hervorgestoſsenen Hauch bezeichnet, und gerade da, wo rein gebildete Sprachen, wie die Semitischen, die gröſste Schärfe des Articulationssinnes durch symbolische Veränderung des Vocals, zwar nicht gerade in den genannten, aber in andren grammatischen Umgestaltungen beweisen, das Gebiet der Articulation beinahe verlassend, auf die Gränzen des Naturlauts zurückkehrt. Keine Sprache ist, meiner Erfahrung nach, durchaus agglutinirend, und bei den einzelnen Fällen läſst sich oft nicht entscheiden, wie viel oder wenig Antheil der Flexionssinn an dem scheinbaren Suffix hat. In allen Sprachen, die in der That Neigung zur Lautverschmelzung äuſsern, oder doch dieselbe nicht starr zurückweisen, ist einzeln Flexionsbestreben sichtbar. Über das Ganze der Erscheinung aber kann nur nach dem Organismus des gesammten Baues einer solchen Sprache ein sicheres Urtheil gefällt werden.

§. 15.

Wie jede aus der inneren Auffassung der Sprache entspringende Eigenthümlichkeit derselben in ihren ganzen Organismus eingreift, so ist dies besonders mit der Flexion der Fall. Sie steht namentlich mit zwei verschiedenen, und scheinbar entgegengesetzten, allein in der That organisch zusammenwirkenden Stücken, mit der Worteinheit, und der angemessenen Trennung der Theile des Satzes, durch welche seine Gliederung möglich wird, in der engsten Verbindung. Ihr Zusammenhang mit der Worteinheit wird von selbst begreiflich, da ihr Streben ganz eigentlich auf Bildung einer Einheit, sich nicht bloſs an einem Ganzen begnügend, hinausgeht. Sie befördert aber auch die angemessene Gliederung des Satzes und die Freiheit seiner Bildung, indem sie in ihrem eigentlich grammatischen Verfahren die Wörter mit Merkzeichen versieht, welchen man das Wiedererkennen ihrer Beziehung zum Ganzen des Satzes mit Sicherheit anvertrauen kann. Sie hebt dadurch die Ängstlichkeit auf, ihn, wie ein einzelnes Wort, zusammenzuhalten, und ermuthigt zu der Kühnheit, ihn in seine Theile zu zerschlagen. Sie weckt aber, was noch weit wichtiger ist, durch den in ihr liegenden Rückblick auf die Formen des Denkens, insofern diese auf die Sprache bezogen werden, eine richtigere und anschaulichere Einsicht in seine Zusammenfügungen. Denn eigentlich entspringen alle drei, hier genannten Eigenthümlichkeiten der Sprache aus Einer Quelle, aus der lebendigen Auffassung des Verhältnisses der Rede zur Sprache. Flexion, Worteinheit und angemessene Gliederung des Satzes sollten daher in der Betrachtung der Sprache nie getrennt werden. Die Flexion erscheint erst durch die Hinzufügung dieser andren Punkte in ihrer wahren, wohlthätig einwirkenden Kraft.

Die Rede fordert gehörig zu der Möglichkeit ihres gränzenlosen, in keinem Augenblick meſsbaren Gebrauchs zugerichtete Elemente; und diese Forderung wächst an intensivem und extensivem Umfang, je höher die Stufe ist, auf welche sie sich stellt. Denn in ihrer höchsten Erhebung wird sie zur Ideenerzeugung und gesammten Gedankenentwickelung selbst. Ihre Richtung geht aber allemal im Menschen, auch wo die wirkliche Entwicklung noch so viele Hemmungen erfährt, auf diesen letzten Zweck hin. Sie sucht daher immer die Zurichtung der Sprachelemente, welche den lebendigsten Ausdruck der Formen des Denkens enthält; und darum sagt ihr vorzugsweise die Flexion zu, deren Charakter es gerade ist, den Begriff immer zugleich nach seiner äuſsren und nach der innren Beziehung zu betrachten, welche das Fortschreiten des Denkens durch die Regelmäſsigkeit des eingeschlagenen Weges erleichtert. Mit diesen Elementen aber will die Rede die zahllosen Combinationen des geflügelten Gedanken, ohne in ihrer Unendlichkeit beschränkt zu werden, erreichen. Dem Ausdrucke aller dieser Verknüpfungen liegt die Satzbildung zum Grunde; und es ist jener freie Aufflug nur möglich, wenn die Theile des einfachen Satzes nach aus seinem Wesen geschöpfter Nothwendigkeit, nicht mit mehr oder weniger Willkühr, an einander gelassen oder getrennt sind.

Die Ideenentwicklung erfordert ein zwiefaches Verfahren, ein Vorstellen der einzelnen Begriffe und eine Verknüpfung derselben zum Gedanken. Beides tritt auch in der Rede hervor. Ein Begriff wird in zusammengehörende, ohne Zerstörung der Bedeutung nicht trennbare, Laute eingeschlossen, und empfängt Kennzeichen seiner Beziehung zur Construction des Satzes. Das so gebildete Wort spricht die Zunge, indem sie es von andren, in dem Gedanken mit ihm verbundenen, trennt, als ein Ganzes zusammen aus, hebt aber dadurch nicht die gleichzeitige Verschlingung aller Worte der Periode auf. Hierin zeigt sich die Worteinheit im engsten Verstande, die Behandlung jedes Wortes als eines Individuums, welches, ohne seine Selbstständigkeit aufzugeben, mit andren in verschiedene Grade der Berührung treten kann. Wir haben aber oben gesehen, daſs sich auch innerhalb der Sphäre desselben Begriffs, mithin desselben Wortes, bisweilen ein verbundenes Verschiedenes findet; und hieraus entspringt eine andre Gattung der Worteinheit, die man zum Unterschiede von der obigen, äuſseren, eine innere nennen kann. Je nachdem nun das Verschiedene gleichartig ist und sich bloſs zum zusammengesetzten Ganzen verbindet, oder ungleichartig (Bezeichnung und Andeutung) den Begriff als mit bestimmtem Gepräge versehen darstellen muſs, hat die innere Worteinheit eine weitere und engere Bedeutung.

Die Worteinheit in der Sprache hat eine doppelte Quelle, in dem innren, sich auf das Bedürfniſs der Gedankenentwicklung beziehenden Sprachsinn, und in dem Laute. Da alles Denken in Trennen und Verknüpfen besteht, so muſs das Bedürfniſs des Sprachsinnes, alle verschiedenen Gattungen der Einheit der Begriffe symbolisch in der Rede darzustellen, von selbst wach werden, und nach Maaſsgabe seiner Regsamkeit und geordneten Gesetzmäſsigkeit in der Sprache ans Licht kommen. Auf der andren Seite sucht der Laut, seine verschiedenen, in Berührung tretenden Modificationen in ein, der Aussprache und dem Ohre zusagendes Verhältniſs zu bringen. Oft gleicht er dadurch nur Schwierigkeiten aus, oder folgt organisch angenommenen Gewohnheiten. Er geht aber auch weiter, bildet Rhythmus-Abschnitte, und behandelt diese als Ganze für das Ohr. Beide nun aber, der innere Sprachsinn und der Laut, wirken, indem sich der letztere an die Forderungen des ersteren anschlieſst, zusammen, und die Behandlung der Lauteinheit wird dadurch zum Symbole der gesuchten bestimmten Begriffseinheit. Diese, dadurch in die Laute gelegt, ergieſst sich als geistiges Princip über die Rede, und die melodisch und rhythmisch künstlerisch behandelte Lautformung weckt, zurückwirkend, in der Seele eine engere Verbindung der ordnenden Verstandeskräfte mit bildlich schaffender Phantasie, woraus also die Verschlingung der sich nach auſsen und nach innen, nach dem Geist und nach der Natur hin bewegenden Kräfte ein erhöhtes Leben und eine harmonische Regsamkeit schöpft.

Die Bezeichnungsmittel der Worteinheit in der Rede sind Pause, Buchstabenveränderung und Accent.

Die Pause kann nur zur Andeutung der äuſseren Einheit dienen; innerhalb des Wortes würde sie, gerade umgekehrt, seine Einheit zerstören. In der Rede aber ist ein flüchtiges, nur dem geübten Ohre merkbares, Innehalten der Stimme am Ende der Wörter, um die Elemente des Gedanken kenntlich zu machen, natürlich. Indeſs steht mit dem Streben nach der Bezeichnung der Einheit des Begriffs das gleich nothwendige nach der Verschlingung des Satzes, die lautbar werdende Einheit des Begriffs mit der Einheit des Gedanken im Gegensatz; und Sprachen, in welchen sich ein richtig und fein fühlender Sinn offenbart, machen die doppelte Absicht kund, und ebnen jenen Gegensatz, oft noch indem sie ihn verstärken, wieder durch andre Mittel. Ich werde die erläuternden Beispiele hier immer aus dem Sanskrit hernehmen (1), weil diese Sprache glücklicher und erschöpfender, als irgend eine andere, die Worteinheit behandelt, und auch ein Alphabet besitzt, das mehr, als die unsrigen, die genaue Aussprache vor dem Ohre auch dem Auge graphisch darzustellen bemüht ist. Das Sanskrit nun gestattet nicht jedem Buchstaben, ein Wort zu beschlieſsen, und erkennt also dadurch schon die selbstständige Individualität des Wortes an, sanctionirt auch seine Absonderung in der Rede dadurch, daſs es die Veränderungen in Berührung tretender Buchstaben bei den schlieſsenden und anfangenden anders, als in der Mitte der Wörter, regelt.

---

(1) Ich entlehne die einzelnen in dieser Schrift über den Sanskritischen Sprachbau erwähnten Data, auch wo ich die Stellen nicht besonders anführe, aus Bopp's Grammatik, und gestehe gern, daſs ich die klarere Einsicht in denselben allein diesem classischen Werke verdanke, da keine der früheren Sprachlehren, wie verdienstvoll auch einige in andrer Hinsicht sind, sie in gleichem Grade gewährt. Sowohl die Sanskrit-Grammatik in ihren verschiedenen Ausgaben, als die später erschienene vergleichende, und die einzelnen akademischen Abhandlungen, welche eine ebenso fruchtbare, als talentvolle Vergleichung des Sanskrits mit den verwandten Sprachen enthalten, werden immer wahre Muster tiefer und glücklicher Durchschauung, ja oft kühner Ahndung, der Analogie der grammatischen Formen bleiben; und das Sprachstudium verdankt ihnen schon jetzt die bedeutendsten Fortschritte in einer zum Theil neu eröffneten Bahn. Schon im Jahre 1816 legte Bopp in seinem Conjugationssystem der Indier den Grund zu den Untersuchungen, die er später, und immer in der nämlichen Richtung, so glücklich verfolgte.

Zugleich aber folgt in ihr mehr, als in einer andren Sprache ihres Stammes, der Verschlingung des Gedanken auch die Verschmelzung der Laute, so daſs, auf den ersten Anblick, die Worteinheit durch die Gedankeneinheit zerstört zu werden scheint. Wenn sich der End- und der Anfangsvocal in einen dritten verwandeln, so entsteht dadurch unläugbar eine Lauteinheit beider Wörter. Wo Endconsonanten sich vor Anfangsvocalen verändern, ist dies zwar wohl darum nicht der Fall, weil der Anfangsvocal, immer von einem gelinden Hauche begleitet, sich nicht in dem Verstande an den Endconsonanten anschlieſst, in welchem das Sanskrit den Consonanten mit dem in derselben Sylbe auf ihn folgenden Vocal als unlösbar Eins betrachtet. Indeſs stört diese Consonantenveränderung immer die Andeutung der Trennung der einzelnen Wörter. Diese leise Störung kann aber dieselbe im Geiste des Hörers nie wirklich aufheben, nicht einmal die Anerkennung derselben bedeutend schwächen. Denn einestheils finden gerade die beiden Hauptgesetze der Veränderung zusammenstoſsender Wörter, die Verschmelzung der Vocale und die Verwandlung dumpfer Consonanten in tönende vor Vocalen, innerhalb desselben Wortes nicht statt, andrentheils aber ist im Sanskrit die innere Worteinheit so klar und bestimmt geordnet, daſs man in aller Lautverschlingung der Rede nie verkennen kann, daſs es selbstständige Lauteinheiten sind, die nur in unmittelbare Berührung mit einander treten. Wenn übrigens die Lautverschlingung der Rede für die feine Empfindlichkeit des Ohres und für das lebendige Dringen auf die symbolische Andeutung der Einheit des Gedanken spricht, so ist es doch merkwürdig, daſs auch andre Indische Sprachen, namentlich die Telingische, welchen man keine, aus ihnen selbst entsprungene, groſse Cultur zuschreiben kann, diese, mit den innersten Lautgewohnheiten eines Volks zusammenhängende und daher wohl nicht leicht bloſs aus einer Sprache in die andere übergehende Eigenthümlichkeit besitzen. An sich ist das Verschlingen aller Laute der Rede in dem ungebildeten Zustande der Sprache natürlicher, da das Wort erst aus der Rede abgeschieden werden muſs; im Sanskrit aber ist diese Eigenthümlichkeit zu einer inneren und äuſseren Schönheit der Rede geworden, die man darum nicht geringer schätzen darf, weil sie, gleichsam als ein dem Gedanken nicht nothwendiger Luxus, entbehrt werden könnte. Es giebt offenbar eine, von dem einzelnen Ausdruck verschiedene, Rückwirkung der Sprache auf den Gedanken erzeugenden Geist selbst, und für diese geht keiner ihrer, auch einzeln entbehrlich scheinenden Vorzüge verloren.

Die innere Worteinheit kann wahrhaft nur in Sprachen zum Vorschein kommen, welche durch Umkleidung des Begriffs mit seinen Nebenbestimmungen den Laut zur Mehrsylbigkeit erweitern, und innerhalb dieser mannigfaltige Buchstabenveränderungen zulassen. Der auf die Schönheit des Lauts gerichtete Sprachsinn behandelt alsdann diese innere Sphäre des Wortes nach allgemeinen und besondren Gesetzen des Wohllauts und des Zusammenklanges. Allein auch der Articulationssinn wirkt, und zwar hauptsächlich auf diese Bildungen mit, indem er bald Laute zu verschiedener Bedeutsamkeit umändert, bald aber auch solche, die auch selbstständige Geltung besitzen, dadurch, daſs sie nun bloſs als Zeichen von Nebenbestimmungen gebraucht werden, in sein Gebiet herüberzieht. Denn ihre ursprünglich sächliche Bedeutung wird jetzt zu einer symbolischen, der Laut selbst wird durch die Unterordnung unter einen Hauptbegriff oft bis zum einfachen Elemente abgeschliffen, und erhält daher, auch bei verschiedenem Ursprunge, eine ähnliche Gestalt mit den durch den Articulationssinn wirklich gebildeten, rein symbolischen. Je reger und thätiger der Articulationssinn in der beständigen Verschmelzung des Begriffs mit dem Laute ist, desto schneller geht diese Operation von statten.

Vermittelst dieser, hier zusammenwirkenden Ursachen entspringt nun ein, zugleich den Verstand und das ästhetische Gefühl befriedigender Wortbau, in welchem eine genaue Zergliederung, von dem Stammworte ausgehend, von jedem hinzugekommenen, ausgestoſsenen oder veränderten Buchstaben aus Gründen der Bedeutsamkeit oder des Lauts Rechenschaft zu geben bemüht sein muſs. Sie kann aber dies Ziel auch wirklich wenigstens insofern erreichen, als sie jeder solcher Veränderung erklärende Analogieen an die Seite zu stellen vermag. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieses Wortbaues ist in den Sprachen am gröſsten und am befriedigendsten für den Verstand und das Ohr, welche den ursprünglichen Wortformen kein einförmig bestimmtes Gepräge aufdrücken, und sich zur Andeutung der Nebenbestimmungen, vorzugsweise vor der inneren rein symbolischen Buchstabenveränderung, der Anbildung bedienen. Das, wenn man es mit mechanischer Anfügung verwechselt, ursprünglich roher und ungebildeter scheinende Mittel übt, durch die Stärke des Flexionssinns auf eine höhere Stufe gestellt, unläugbar hierin einen Vorzug vor dem in sich feineren und kunstvolleren aus. Es liegt gewiſs groſsentheils in dem zweisylbigen Wurzelbaue und in der Scheu vor Zusammensetzung, daſs der Wortbau in den Semitischen Sprachen, ungeachtet des sich in ihm so bewundrungswürdig mannigfaltig und sinnreich offenbarenden Flexions- und Articulationssinnes, doch bei weitem nicht der Mannigfaltigkeit, dem Umfange und der Angemessenheit zu den gesammten Zwecken der Sprache, wie sie der Sanskritische zeigt, gleichkommt.

Das Sanskrit bezeichnet durch den Laut die verschiedenen Grade der Einheit, zu deren Unterscheidung der innere Sprachsinn ein Bedürfniſs fühlt. Es bedient sich dazu hauptsächlich einer verschiedenartigen Behandlung der als verschiedene Begriffselemente in demselben Wort zusammentretenden Sylben und einzelnen Laute in den Buchstaben, in welchen sich dieselben berühren. Ich habe schon oben angeführt, daſs diese Behandlung eine verschiedene bei getrennten Worten und in der Wortmitte ist. Denselben Weg verfolgt die Sprache nun weiter; und wenn man die Regeln für diese beiden Fälle als zwei groſse einander entgegengesetzte Classen bildend ansieht, so deutet die Sprache, von der mehr lockren zur festeren Verbindung hin, die Worteinheit in folgenden Abstufungen an:

bei zusammengesetzten Wörtern,
bei mit Präfixen verbundenen, meistentheils Verben,
bei solchen, die durch Suffixa (*Taddhita*-Suffixe) aus in der Sprache vorhandenen Grundwörtern gebildet sind,
bei solchen (*Kridanta*-Wörtern), welche durch Suffixa aus Wurzeln, also aus Wörtern, die eigentlich auſserhalb der Sprache liegen, abgeleitet werden,
bei den grammatischen Declinations- und Conjugationsformen.

Die beiden zuerst genannten Gattungen der Wörter folgen im Ganzen den Anfügungsregeln getrennter Wörter, die drei letzten denen der Wortmitte. Doch giebt es hierin, wie sich von selbst versteht, einzelne Ausnahmen; und der ganzen hier aufgestellten Abstufung liegt natürlich keine für jede Classe absolute Verschiedenheit der Regeln, sondern nur ein, aber sehr entschiedenes, gröſseres oder geringeres Annähern an die beiden Hauptclassen zum Grunde. In den Ausnahmen selbst aber verräth sich oft wieder auf sinnvolle Weise die Absicht festerer Vereinigung. So übt bei getrennten Wörtern eigentlich, wenn man Eine, nur scheinbare Ausnahme hinwegnimmt, der Endconsonant eines vorhergehenden Worts niemals eine Veränderung des Anfangsbuchstaben des nachfolgenden; dagegen findet dies bei einigen zusammengesetzten Wörtern und bei Präfixen auf eine Weise statt, die bisweilen noch auf den zweiten Anfangsconsonanten Einfluſs hat, wie wenn aus अग्नि, *agni*, Feuer, und स्तोम, *stôma*, Opfer, verbunden अग्निष्टोम, *agnishṭôma*, Brandopfer, wird. Durch diese Entfernung von den Anfügungsregeln getrennter Wörter deutet die Sprache offenbar ihr Gefühl der Forderung der Worteinheit an. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daſs die zusammengesetzten Wörter im Sanskrit durch die übrige und allgemeinere Behandlung der sich in ihnen berührenden End- und Anfangsbuchstaben und durch den Mangel von Verbindungslauten, deren sich die Griechische Sprache immer in diesem Falle bedient, den getrennten Wörtern zu sehr gleichkommen. Die, uns freilich unbekannte, Betonung kann dies kaum aufgehoben haben. Wo das erste Glied der Zusammensetzung seine grammatische Beugung beibehält, liegt die Verbindung wirklich allein im Sprachgebrauch, der entweder diese Wörter immer verknüpft, oder sich des letzten Gliedes niemals einzeln bedient. Allein auch der Mangel der Beugungen bezeichnet die Einheit dieser Wörter mehr nur vor dem Verstande, ohne daſs sie durch Verschmelzung der Laute vor dem Ohre Gültigkeit erhält. Wo Grundform und Casusendung im Laute zusammenfallen, läſst es die Sprache ohne ausdrückliche Bezeichnung, ob ein Wort für sich steht, oder Element eines zusammengesetzten ist. Ein langes Sanskritisches Compositum ist daher, der ausdrücklichen grammatischen Andeutung nach, weniger ein einzelnes Wort, als eine Reihe beugungslos an einander gestellter Wörter; und es ist ein richtiges Gefühl der Griechischen Sprache, ihr Compositum nie durch zu groſse Länge dahin ausarten zu lassen. Allein auch das Sanskrit beweist wieder in andren Eigenthümlichkeiten, wie sinnvoll es bisweilen die Einheit dieser Wörter anzudeuten versteht; so z. B., wenn es zwei oder mehrere Substantiva, welches Geschlechtes sie sein mögen, in Ein geschlechtsloses zusammenfaſst.

Unter den Classen von Wörtern, welche den Anfügungsgesetzen der Wortmitte folgen, stehen die Kridanta-Wörter und die grammatisch flectirten einander am nächsten; und wenn es zwischen denselben Spuren noch innigerer Verbindung giebt, so liegen sie eher in dem Unterschiede der Casus- und Verbalendungen. Die Krit-Suffixa verhalten sich durchaus wie die letzteren. Denn sie bearbeiten unmittelbar die Wurzel, die sie erst eigentlich in die Sprache einführen, indeſs die Casusendungen, hierin den Taddhita-Suffixen gleich, sich an schon durch die Sprache selbst gegebene Grundwörter anschlieſsen. Am festesten ist die Innigkeit der Lautverschmelzung mit Recht in den Beugungen des Verbums, da sich der Verbalbegriff auch vor dem Verstande am wenigsten von seinen Nebenbestimmungen trennen läſst.

Ich habe hier nur zu zeigen bezweckt, auf welche Weise die Wohllautsgesetze bei sich berührenden Buchstaben, nach den Graden der inneren Worteinheit, von einander abweichen. Man muſs sich aber wohl hüten, etwas eigentlich Absichtliches hierin zu finden, so wie überhaupt, was ich schon einmal bemerkt habe, das Wort Absicht, von Sprachen gebraucht, mit Vorsicht verstanden werden muſs. Insofern man sich darunter gleichsam Verabredung, oder auch nur vom Willen ausgehendes Streben nach einem deutlich vorgestellten Ziele denkt, ist, woran man nicht zu oft erinnern kann, Absicht den Sprachen fremd. Sie äuſsert sich immer nur in einem ursprünglich instinctartigen Gefühl. Ein solches Gefühl der Begriffseinheit nun ist hier, meiner Überzeugung nach, allerdings in den Laut übergegangen, und eben weil es ein Gefühl ist, nicht überall in gleichem Maaſse und gleicher Consequenz. Mehrere der einzelnen Abweichungen der Anfügungsgesetze von einander entspringen zwar phonetisch aus der Natur der Buchstaben selbst. Da nun alle grammatisch geformten Wörter immer in derselben Verbindung der Anfangs- und Endbuchstaben dieser Elemente vorkommen, bei getrennten und selbst bei zusammengesetzten Wörtern aber dieselbe Berührung nur wechselnd und einzeln wiederkehrt, so bildet sich bei den ersteren natürlich leicht eine eigne, alle Elemente inniger verschmelzende Aussprache, und man kann daher das Gefühl der Worteinheit in diesen Fällen als hieraus, mithin auf dem umgekehrten Wege, als ich es oben gethan, entstanden ansehen. Indeſs bleibt doch der Einfluſs jenes inneren Einheitsgefühls der primitive, da es aus ihm herausflieſst, daſs überhaupt die grammatischen Anfügungen dem Stammwort einverleibt werden, und nicht, wie in einigen Sprachen, abgesondert stehen bleiben. Für die phonetische Wirkung ist es von wichtigem Einfluſs, daſs sowohl die Casusendungen, als die Suffixa, nur mit gewissen Consonanten anfangen, und daher nur eine bestimmte Anzahl von Verbindungen eingehen können, die bei den Casusendungen am beschränktesten, bei den Krit-Suffixen und Verbalendungen gröſser ist, bei den Taddhita-Suffixen aber sich noch mehr erweitert.

Auſser der Verschiedenheit der Anfügungsgesetze der sich in der Wortmitte berührenden Consonanten, giebt es in den Sprachen noch eine andere, seine innere Einheit noch bestimmter bezeichnende, Lautbehandlung des Wortes, nämlich diejenige, welche seiner Gesammtbildung Einfluſs auf die Veränderung der einzelnen Buchstaben, namentlich der Vocale, verstattet. Dies geschieht, wenn die Anschlieſsung mehr oder weniger gewichtiger Sylben auf die schon im Wort vorhandenen Vocale Einfluſs ausübt, wenn ein beginnender Zuwachs des Wortes Verkürzungen oder Ausstoſsungen am Ende desselben hervorbringt, wenn anwachsende Sylben ihren

Vocal denen des Wortes oder diese sich ihm assimiliren, oder wenn Einer Sylbe durch Lautverstärkung oder durch Lautveränderung ein die übrigen des Wortes vor dem Ohre beherrschendes Übergewicht gegeben wird. Jeder dieser Fälle kann, wo er nicht rein phonetisch ist, als unmittelbar symbolisch für die innere Worteinheit betrachtet werden. Im Sanskrit erscheint diese Lautbehandlung in mehrfacher Gestalt, und immer mit merkwürdiger Rücksicht auf die Klarheit der logischen und die Schönheit der ästhetischen Form. Das Sanskrit assimilirt daher nicht die Stammsylbe, deren Festigkeit erhalten werden muſs, den Endungen, es erlaubt sich aber wohl Erweiterungen des Stammvocals, aus deren regelmäſsiger Wiederkehr in der Sprache das Ohr den ursprünglichen leicht wiedererkennt. Es ist dies eine von feinem Sprachsinn zeugende Bemerkung Bopp's, die er sehr richtig so ausdrückt, daſs die hier in Rede stehende Veränderung des Stammvocals im Sanskrit nicht qualitativ, sondern quantitativ ist (¹). Die qualitative Assimilation entsteht aus Nachlässigkeit der Aussprache, oder aus Gefallen an gleichförmig klingenden Sylben; in der quantitativen Umstellung des Zeitmaaſses spricht sich ein höheres und feineres Wohllautsgefühl aus. In jener wird der bedeutsame Stammvocal geradezu dem Laute geopfert, in dieser bleibt er in der Erweiterung dem Ohre und dem Verstande gleich gegenwärtig.

Einer Sylbe eines Worts in der Aussprache ein das ganze Wort beherrschendes Übergewicht zu geben, besitzt das Sanskrit im *Guṇa* und *Wṛiddhi* zwei so kunstvoll ausgebildete, und mit

---

(¹) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. 1827. S. 281. Bopp macht diese Bemerkung nur bei Gelegenheit der unmittelbar anfügenden Abwandlungen. Das Gesetz scheint mir aber allgemein durchgehend zu sein. Selbst die scheinbarste Einwendung dagegen, die Verwandlung des *r*-Vocals in *ur* in den gunalosen Beugungen des Verbums कृ, *kṛi*, (कुरुतस्, *kurutas*) läſst sich anders erklären.

der übrigen Lautverwandtschaft so eng verknüpfte Mittel, daſs sie in dieser Ausbildung und in diesem Zusammenhange ihm ausschlieſslich eigenthümlich geblieben sind. Keine der Schwestersprachen hat diese Lautveränderungen, ihrem Systeme und ihrem Geiste nach, in sich aufgenommen; nur einzelne Bruchstücke sind als fertige Resultate in einige übergegangen. Guna und Wriddhi bilden bei *a* eine Verlängerung, aus *i* und *u* die Diphthongen *ê* und *ô*, ändern das Vocal-*r* in *ar* und *âr* um (¹), und verstärken *ê* und *ô* durch neue Diphthongisirung zu *ai* und *au*. Wenn auf das durch Guna und Wriddhi entstandene *ê* und *ai*, *ô* und *au* ein Vocal folgt, so lösen sich diese Diphthongen in *ay* und *ây*, *aw* und *âw* auf. Hierdurch entsteht eine doppelte Reihe fünffacher Lautveränderungen, welche durch bestimmte Gesetze der Sprache und durch ihre beständige Rückkehr im Gebrauche derselben dennoch immer zu dem gleichen Urlaute zurückführen. Die Sprache erhält dadurch eine Mannigfaltigkeit wohltönender Lautverknüpfungen, ohne dem Verständniſs im mindesten Eintrag zu thun. Im Guna und Wriddhi tritt jedesmal ein Laut an die Stelle eines andren. Doch darf man darum Guna und Wriddhi nicht als einen bloſsen, sonst in vielen Sprachen gewöhnlichen, Vocalwechsel ansehen. Der wichtige Unterschied zwischen beiden liegt darin, daſs bei dem Vocalwechsel der Grund des an die Stelle eines andren gesetzten Vocals immer, wenigstens zum Theil, dem ursprünglichen der veränderten Sylbe fremd ist, bald in grammatisch unterscheidendem Streben, bald im Assimilationsgesetz, oder in irgend einer andren Ursach gesucht

---

(¹) Hr. Dr. **Lepsius** erklärt auf eine die Analogie dieser Lautumstellungen sinnreich erweiternde Weise *ar* und *âr* für Diphthongen des *r*-Vocals. Man lese hierüber seine, der Sprachforschung eine neue Bahn vorzeichnende, an scharfsinnigen Erörterungen reichhaltige Schrift: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung, S. 46-49, §. 36-39, selbst nach.

werden muſs, und daſs daher der neue Laut nach Verschiedenheit der Umstände wechseln kann, da er bei Guna und Wriddhi immer gleichförmig aus dem Urlaut der veränderten Sylbe selbst, ihr allein angehörend, entspringt. Wenn man daher den Guna-Laut वेद्मि, *wêdmi*, und den, nach der Boppschen Erklärung, durch Assimilation entstehenden तेनिम, *tênima*, mit einander vergleicht, so ist das hineingekommene *ê* in der ersteren Form aus dem *i* der veränderten, in der letzteren aus dem der nachfolgenden Sylbe entstanden.

Guna und Wriddhi sind Verstärkungen des Grundlauts, und zwar nicht bloſs gegen diesen, sondern auch gegen einander selbst, gleichsam wie Comparativus und Superlativus, in gleichem quantitativen Maaſse steigende Verstärkungen des einfachen Vocals. In der Breite der Aussprache und dem Laute vor dem Ohre ist diese Steigerung unverkennbar; sie zeigt sich aber in einem schlagenden Beispiel auch in der Bedeutung bei dem durch Anhängung von *ya* gebildeten Participium des Passiv-Futurum. Denn der einfache Begriff fordert dort nur Guna, der verstärkte, mit Nothwendigkeit verknüpfte aber Wriddhi: स्तव्य, *stawya*, ein Preiswürdiger, स्ताव्य, *stâwya*, ein nothwendig und auf alle Weise zu Preisender. Der Begriff der Verstärkung erschöpft aber nicht die besondre Natur dieser Lautveränderungen. Zwar muſs man hier das Wriddhi von *a* ausnehmen, das aber auch nur gewiſsermaſsen in seiner grammatischen Anwendung, durchaus nicht seinem Laut nach, in diese Classe gehört. Bei allen übrigen Vocalen und Diphthongen liegt das Charakteristische dieser Verstärkungen darin, daſs durch sie eine, vermittelst der Verbindung ungleichartiger Vocale oder Diphthongen hervorgebrachte, Umbeugung des Lautes entsteht. Denn allem Guna und Wriddhi liegt eine Verbindung von *a* mit den übrigen Vocalen oder Diphthongen zum Grunde, man mag nun annehmen, daſs im

Guna ein kurzes, im Wriddhi ein langes *a* vor den einfachen Vocal, oder daſs immer ein kurzes *a*, im Guna vor den einfachen Vocal, im Wriddhi vor den schon durch Guna verstärkten tritt (¹). Die bloſse Entstehung verlängerter Vocale durch Verbindung gleichartiger wird, soviel mir bekannt ist, das einzige *a* ausgenommen, auch von den Indischen Grammatikern nicht zum Wriddhi gerechnet. Da nun in Guna und Wriddhi immer ein sehr verschieden auf das Ohr einwirkender Laut entsteht, und seinen Grund ausschlieſslich in dem Urlaut der Sylbe selbst findet, so gehen die Guna- und Wriddhi-Laute auf eine, mit Worten nicht zu beschreibende, aber dem Ohre deutlich vernehmbare Weise aus der inneren Tiefe der Sylbe selbst hervor. Wenn daher Guna, das im Verbum so häufig die Stammsylbe verändert, eine bestimmte Charakteristik gewisser grammatischer Formen wäre, so würde man diese, auch der sinnlichen Erscheinung nach, buchstäblich Entfaltungen aus dem Innern der Wurzel, und in prägnanterem Sinne, als in den Semitischen Sprachen, wo bloſs symbolischer Vocal-

---

(¹) Bopp vertheidigt (Lateinische Sanskrit-Grammatik. r. 33.) die erstere dieser Meinungen. Wenn es mir aber erlaubt ist, von diesem gründlichen Forscher abzuweichen, so möchte ich mich für die letztere erklären. Bei der Boppschen Annahme läſst sich kaum noch der enge Zusammenhang des Guna und Wriddhi mit den allgemeinen Lautgesetzen der Sprache retten, da ungleiche einfache Vocale, ohne daſs es irgend auf ihre Länge oder Kürze ankommt, immer in die, allerdings schwächeren, Diphthongen des Guna übergehen. Da die Natur des Diphthongen auch wesentlich nur in der Ungleichheit der Töne liegt, so ist es begreiflich, daſs Länge und Kürze von dem neuen Laute, ohne zurückbleibenden Unterschied, verschlungen werden. Erst wenn eine neue Ungleichartigkeit in das Spiel tritt, entsteht eine Verstärkung des Diphthongen. Ich glaube daher nicht, daſs die Guna-Diphthongen ursprünglich gerade aus kurzen Vocalen zusammenschmelzen. Daſs sie gegen die Diphthongen des Wriddhi bei ihrer Auflösung ein kurzes *a* annehmen (*ay*, *aw* gegen *áy*, *áw*), läſst sich auf andere Weise erklären. Da der Unterschied der beiden Lauterweiterungen nicht am Halbvocal kenntlich gemacht werden konnte, so muſste er in die Quantität des Vocals der neuen Sylbe fallen. Dasselbe gilt vom Vocal-*r*.

wechsel vorgeht, nennen können (¹). Es ist dies aber durchaus nicht der Fall, da das Guna nur eine der Nebengestaltungen ist, welche das Sanskrit den Verbalformen, auſser ihren wahren Charakteristiken, nach bestimmten Gesetzen beigiebt. Es ist, seiner Natur nach, eine rein phonetische, und, soweit wir seine Gründe einzusehen vermögen, auch allein aus den Lauten erklärbare Erscheinung, und nicht einzeln bedeutsam oder symbolisch. Der einzige Fall in der Sprache, den man hiervon ausnehmen muſs, ist die Gunirung des Verdoppelungsvocals in den Intensivverben. Diese zeigt um so mehr den verstärkenden Ausdruck an, welchen die Sprache, auf eine sonst ungewöhnliche Weise, in diese Formen zu legen beabsichtigt, als die Verdoppelung sonst den langen Vocal zu verkürzen pflegt, und als das Guna hier auch, wie sonst nicht, bei langen Mittelvocalen der Wurzel statt findet.

Dagegen kann man es wohl in vielen Fällen als Symbol der inneren Worteinheit ansehen, indem diese, sich stufenweis in der Vocalsphäre bewegenden Lautveränderungen eine weniger materielle, entschiednere und enger verbundene Wortverschmelzung hervorbringen, als die Veränderungen sich berührender Consonanten. Sie gleichen hierin gewissermaſsen dem Accent, indem die gleiche Wirkung, das Übergewicht einer vorherrschenden Sylbe, im Accent durch die Tonhöhe, im Guna und Wriddhi durch die erweiterte

---

(¹) Dies hat vielleicht wesentlich beigetragen, Friedrich Schlegel zu seiner, allerdings nicht zu billigenden, Theorie einer Eintheilung aller Sprachen (Sprache und Weisheit der Indier. S. 50.) zu führen. Es ist aber bemerkenswerth, und, wie es mir scheint, zu wenig anerkannt, daſs dieser tiefe Denker und geistvolle Schriftsteller der erste Deutsche war, der uns auf die merkwürdige Erscheinung des Sanskrits aufmerksam machte, und daſs er schon in einer Zeit bedeutende Fortschritte darin gethan hatte, wo man von allen jetzigen zahlreichen Hülfsmitteln zur Erlernung der Sprache entblöſst war. Selbst Wilkins Grammatik erschien erst in demselben Jahre, als die angeführte Schlegelsche Schrift.

Lautumbeugung hervorgebracht wird. Wenn sie daher auch nur in bestimmten Fällen die innere Worteinheit begleiten, so sind sie doch immer einer der verschiedenen Ausdrücke, deren sich die, bei weitem nicht immer dieselben Wege verfolgende Sprache zur Andeutung derselben bedient. Es mag auch hierin liegen, daſs sie den sylbenreichen, langen Formen der zehnten Verbalclasse und der mit dieser verwandten Causalverben ganz besonders eigenthümlich sind. Wenn sie sich freilich auf der andren Seite auch bei ganz kurzen finden, so ist darum doch nicht zu läugnen, daſs sie bei den langen das abgebrochene Auseinanderfallen der Sylben verhindern, und die Stimme nöthigen, sie fest zusammenzuhalten. Sehr bedeutsam scheint es auch in dieser Beziehung, daſs das Guna in den Wortgattungen der festesten Einheit, den Kridanta-Wörtern und Verbalendungen, herrschend ist, und in ihnen gewöhnlich die Wurzelsylbe trifft, dagegen nie auf der Stammsylbe der Declinationsbeugungen, oder der durch Taddhita-Suffixe gebildeten Wörter vorkommt.

Das Wriddhi findet eine doppelte Anwendung. Auf der einen Seite ist es, wie das Guna, rein phonetisch, und steigert dasselbe entweder nothwendig oder nach der Willkühr des Sprechenden; auf der andren Seite ist es bedeutsam und rein symbolisch. In der ersteren Gestalt trifft es vorzugsweise die Endvocale, so wie auch die langen unter diesen, was sonst nicht geschieht, Guna annehmen. Es entsteht dies daraus, daſs die Erweiterung eines Endvocals keine Beschränkung vor sich findet. Es ist dasselbe Princip, das im Javanischen im gleichen Falle das dem Consonanten einverleibte *a* als dunkles *o* auslaufen läſst. Die Bedeutsamkeit des Wriddhi zeigt sich besonders bei den Taddhita-Suffixen, und scheint ihren ursprünglichen Sitz in den Geschlechtsbenennungen, den Collectiv- und abstracten Substantiven zu haben. In allen diesen Fällen erweitert sich der ursprünglich einfache concrete Begriff. Dieselbe

Erweiterung wird aber auch metaphorisch auf andre Fälle, wenn auch nicht in gleicher Beständigkeit, übergetragen. Daher mag es kommen, dafs die durch Taddhita-Suffixe gebildeten Adjectiva bald Wriddhi annehmen, bald den Vocal unverändert lassen. Denn das Adjectivum kann als concrete Beschaffenheit, aber auch als die ganze Menge von Dingen, an welchen es erscheint, unter sich befassend angesehen werden.

Die Annahme oder der Mangel des Guna bildet im Verbum in grammatisch genau bestimmten Fällen einen Gegensatz zwischen gunirten und gunalosen Formen der Abwandlung. Bisweilen, aber viel seltener, wird ein gleicher Gegensatz durch den bald nothwendigen, bald willkührlichen Gebrauch des Wriddhi gegen Guna hervorgebracht. Bopp hat zuerst diesen Gegensatz auf eine Weise, die, wenn sie auch einige Fälle gewissermafsen als Ausnahme übersehen mufs, doch gewifs im Ganzen vollkommen befriedigend erscheint, aus der Wirkung der Lautschwere oder Lautleichtigkeit der Endungen auf den Wurzelvocal erklärt. Die erstere verhindert nämlich seine Erweiterung, welche die letztere hervorzulocken scheint, und das Eine und das Andere findet überall da statt, wo sich die Endung unmittelbar an die Wurzel anschliefst, oder auf ihrem Wege dahin einen des Guna fähigen Vocal antrifft. Wo aber der Einflufs der Beugungssylbe durch einen andren, dazwischentretenden Vocal, oder einen Consonanten gehemmt wird, mithin die Abhängigkeit des Wurzelvocals von ihr aufhört, läfst sich der Gebrauch und Nichtgebrauch des Guna, obgleich er auch da in bestimmten Fällen regelmäfsig eintritt, auf keine Weise aus den Lauten erklären, und dieser Unterschied der Wurzelsylbe sich also überhaupt in der Sprache auf kein ganz allgemeines Gesetz zurückführen. Die wahrhafte Erklärung der Anwendung und Nichtanwendung des Guna überhaupt scheint mir nur aus der Geschichte der Abwandlungsformen des

Verbums geschöpft werden zu können. Dies ist aber ein noch sehr dunkles Gebiet, in dem wir nur fragmentarisch Einzelnes zu errathen vermögen. Vielleicht gab es ehemals, nach Verschiedenheit der Dialekte oder Zeiten, zweierlei Gattungen der Abwandlung, mit und ohne Guna, aus deren Mischung die jetzige Gestaltung in der uns vorliegenden Niedersetzung der Sprache entsprang. In der That scheinen auf eine solche Vermuthung einige Classen der Wurzeln zu führen, die sich zugleich, und gröſstentheils in der nämlichen Bedeutung, mit und ohne Guna abwandeln lassen, oder ein durchgängiges Guna annehmen, wo die übrige Analogie der Sprache den oben erwähnten Gegensatz erfordern würde. Dies letztere geschieht nur in einzelnen Ausnahmen; das erstere aber findet bei allen Verben statt, die zugleich nach der ersten und sechsten Classe conjugirt werden, so wie in denjenigen der ersten Classe, welche ihr vielförmiges Präteritum nach der sechsten Gestaltung, bis auf das fehlende Guna, ganz gleichförmig mit ihrem Augment-Präteritum, bilden. Diese ganze, dem Griechischen zweiten Aorist entsprechende, sechste Gestaltung dürfte wohl nichts andres, als ein wahres Augment-Präteritum einer gunalosen Abwandlung sein, neben welcher eine mit Guna (unser jetziges Augment-Präteritum der Wurzeln der ersten Classe) bestanden hat. Denn es ist mir sehr wahrscheinlich, daſs es im wahren Sinne des Wortes im Sanskrit nur zwei, nicht, wie wir jetzt zählen, drei Präterita giebt, so daſs die Bildungen des angeblich dritten, nämlich des vielförmigen, nur Nebenformen, aus anderen Epochen der Sprache herstammend, sind.

Wenn man auf diese Weise eine ursprünglich zwiefache Conjugation, mit und ohne Guna, in der Sprache annimmt, so entsteht gewissermaſsen die Frage, ob da, wo die Gewichtigkeit der Endungen einen Gegensatz hervorbringt, das Guna verdrängt oder angenommen worden ist? und man muſs sich unbedenklich für das erstere erklären. Lautveränderungen, wie Guna und Wriddhi, lassen sich nicht einer Sprache einimpfen, sie gehen, nach Grimm's vom deutschen Ablaut gebrauchtem glücklichem Ausdruck, bis auf den Grund und Boden derselben, und können in ihrem Ursprunge sich aus den dunklen und breiten Diphthongen, die wir auch in andren Sprachen antreffen, erklären lassen. Das Wohllautsgefühl kann diese gemildert und zu einem quantitativ bestimmten Verhältniſs geregelt haben. Dieselbe Neigung der Sprachwerkzeuge zur Vocalerweiterung kann aber auch in einem glücklich organisirten Volksstamm unmittelbar in rhythmischer Haltung hervorgebrochen sein. Denn es ist nicht nothwendig, und kaum einmal rathsam, sich jede Trefflichkeit einer gebildeten Sprache als stufenartig und allmälig entstanden zu denken.

Der Unterschied zwischen rohem Naturlaut und geregeltem Ton zeigt sich noch bei weitem deutlicher an einer andren, zur inneren Wortausbildung wesentlich beitragenden Lautform, der Reduplication. Die Wiederholung der Anfangssylbe eines Wortes, oder auch des ganzen Wortes selbst, ist, bald in verstärkender Bedeutsamkeit zu mannigfachem Ausdruck, bald als bloſse Lautgewohnheit, den Sprachen vieler ungebildeten Völker eigen. In anderen, wie in einigen des Malayischen Stammes, verräth sie schon dadurch einen Einfluſs des Lautgefühls, daſs nicht immer der Wurzelvocal, sondern gelegentlich ein verwandter wiederholt wird. Im Sanskrit aber wird die Reduplication so genau dem jedesmaligen inneren Wortbau angemessen modificirt, daſs man fünf oder sechs verschiedene, durch die Sprache vertheilte, Gestaltungen derselben zählen kann. Alle aber flieſsen aus dem doppelten Gesetz der Anpassung dieser Vorschlagssylbe an die besondere Form des Wortes und aus dem der Beförderung der inneren Worteinheit. Einige sind zugleich für bestimmte grammatische Formen bezeichnend. Die Anpassung ist bisweilen so künstlich, daſs die eigentlich dem Worte voranzugehen bestimmte Sylbe dasselbe spaltet, und sich zwischen seinen Anfangsvocal und Endconsonanten stellt, was vielleicht darin seinen Grund hat, daſs dieselben Formen auch den Vorschlag des Augments verlangen, und diese beiden Vorschlagssylben sich, als solche, an vocalisch anlautenden Wurzeln nicht hätten auf unterscheidbare Weise andeuten lassen. Die Griechische Sprache, in welcher Augment und Reduplication wirklich in diesen Fällen im *augmentum temporale* zusammenflieſsen, hat zur Erreichung desselben Zweckes ähnliche Formen entwickelt (1). Es ist dies ein merkwürdiges Beispiel, wie, bei regem und lebendigem Articulationssinn, die Lautformung sich eigne und wunderbar scheinende Bahnen bricht, um den innerlich organisirenden Sprachsinn in allen seinen verschiedenen Richtungen, jede kenntlich erhaltend, zu begleiten.

Die Absicht, das Wort feſt mit dem Vorschlage zu verbinden, äuſsert sich im Sanskrit bei den consonantischen Wurzeln durch die Kürze des Wiederholungsvocals, auch gegen einen langen Wurzellaut, so daſs der Vorschlag vom Worte übertönt werden soll. Die einzigen zwei Ausnahmen von dieser Verkürzung in der Sprache haben wieder ihren eigenthümlichen, den allgemeinen überwiegenden Grund, bei den Intensivverben die Andeutung ihrer Verstärkung, bei dem vielförmigen Präteritum der Causalverba das euphonisch geforderte Gleichgewicht zwischen dem Wiederholungs-

---

(1) In einer, von mir im Jahre 1828 im Französischen Institute gelesenen Abhandlung: über die Verwandtschaft des Griechischen Plusquamperfectum, der reduplicirenden Aoriste und der Attischen Perfecta mit einer Sanskritischen Tempusbildung, habe ich die Übereinstimmung und die Verschiedenheit beider Sprachen in diesen Formen ausführlich auseinandergesetzt, und dieselbe aus ihren Gründen herzuleiten versucht.

und Wurzelvocal. Bei vocalisch anlautenden Wurzeln fällt da, wo sich die Reduplication durch Verlängerung des Anfangsvocals ankündigt, das Übergewicht des Lautes auf die Anfangssylbe, und befördert dadurch, wie wir es beim Guna gesehen, die enge Verbindung der übrigen, dicht an sie angeschlossenen Sylben. Die Reduplication ist in den meisten Fällen ein wirkliches Kennzeichen bestimmter grammatischer Formen, oder doch eine, sie charakteristisch begleitende Lautmodification. Nur in einem kleinen Theil der Verben (in denen der dritten Classe) ist sie diesen an sich eigen. Aber auch hier, wie beim Guna, wird man auf die Vermuthung geführt, daſs sich in einer früheren Zeit der Sprache Verba mit und ohne Reduplication abwandeln lieſsen, ohne dadurch, weder in sich, noch in ihrer Bedeutung, eine Veränderung zu erfahren. Denn das Augment-Präteritum und das vielförmige einiger Verba der dritten Classe unterscheiden sich bloſs durch die Anwendung oder den Mangel der Reduplication. Dies erscheint bei dieser Lautform noch natürlicher, als bei dem Guna. Denn die Verstärkung der Aussage durch den Laut vermittelst der Wiederholung kann ursprünglich nur die Wirkung der Lebendigkeit des individuellen Gefühls sein, und daher, auch wenn sie allgemeiner und geregelter wird, leicht zu wechselndem Gebrauche Anlaſs geben.

Das, in seiner Andeutung der vergangenen Zeit der Reduplication verwandte Augment wird gleichfalls auf eine die Worteinheit befördernde Weise bei Wurzeln mit anlautenden Vocalen behandelt, und zeigt darin einen merkwürdigen Gegensatz gegen den Verneinung andeutenden gleichlautenden Vorschlag. Denn da das *Alpha privativum* sich bloſs mit Einschiebung eines *n* vor diese Wurzeln stellt, verschmilzt das Augment mit ihrem Anfangsvocal, und zeigt also schon dadurch die ihm, als Verbalform, bestimmte gröſsere Innigkeit der Verbindung an. Es überspringt aber in dieser Verschmelzung das durch dieselbe entstehende Guna, und erweitert sich zu Wriddhi, wohl offenbar darum, weil das Gefühl für die innere Worteinheit diesem das Wort zusammenhaltenden Anfangsvocal ein so groſses Übergewicht, als möglich, geben will. Zwar trifft man in einer andren Verbalform, im reduplicirten Präteritum, in einigen Wurzeln auch die Einschiebung des *n* an; der Fall steht aber ganz einzeln in der Sprache da, und die Anfügung ist mit einer Verlängerung des Vorschlagsvocals verbunden.

Auſser den hier kurz berührten, besitzen tonreiche Sprachen noch eine Reihe anderer Mittel, die alle das Gefühl des Bedürfnisses ausdrücken, dem Worte einen, innere Fülle und Wohllaut vereinenden, organischen Bau zu geben. Man kann im Sanskrit hierher die Vocalverlängerung, den Vocalwechsel, die Verwandlung des Vocals in einen Halbvocal, die Erweiterung desselben zur Sylbe durch nachfolgenden Halbvocal und gewissermaſsen die Einschiebung eines Nasenlautes rechnen, ohne der Veränderungen zu gedenken, welche die allgemeinen Gesetze der Sprache in den sich in der Wortmitte berührenden Buchstaben hervorbringen. In allen diesen Fällen entspringt die letzte Bildung des Lautes zugleich aus der Beschaffenheit der Wurzel und der Natur der grammatischen Anfügungen. Zugleich äuſsern sich aber die Selbstständigkeit und Festigkeit, die Verwandtschaft und der Gegensatz, und das Lautgewicht der einzelnen Buchstaben bald in ursprünglicher Harmonie, bald in einem, immer von dem organisirenden Sprachsinn schön geschlichteten Widerstreite. Noch deutlicher verräth sich die auf die Bildung des Ganzen des Wortes gerichtete Sorgfalt in dem Compensationsgesetze, nach welchem in einem Theile des Worts vorgefallene Verstärkung oder Schwächung, zur Herstellung des Gleichgewichts, eine entgegengesetzte Veränderung in einem anderen Theile desselben nach sich zieht. Hier, in dieser letzten Ausbildung, wird von der qualitativen Beschaffenheit der Buchstaben abgesehen. Der Sprachsinn hebt nur die körperlosere quantitative heraus, und behandelt das Wort, gleichsam metrisch, als eine rhythmische Reihe. Das Sanskrit enthält hierin so merkwürdige Formen, als sich nicht leicht in anderen Sprachen antreffen lassen. Das vielförmige Präteritum der Causalverba (die siebente Bildung bei Bopp), zugleich versehen mit Augment und Reduplication, liefert hierzu ein in jeder Rücksicht merkwürdiges Beispiel. Da in den Formen dieser Gestaltung dieses Tempus auf das, immer kurze Augment bei consonantisch anlautenden Wurzeln unmittelbar die Wiederholungs- und Wurzelsylbe auf einander folgen, so bemüht sich die Sprache, den Vocalen dieser beiden ein bestimmtes metrisches Verhältniſs zu geben. Mit wenigen Ausnahmen, wo diese beiden Sylben pyrrhichisch (अजगदं, *ajagadam*, ⏑⏑⏑⏑, von गद्, *gad*, reden) oder spondäisch (अदध्राडं, *adadhrâḍam*, ⏑––⏑, von ध्राड्, *dhrâḍ*, abfallen, welken) klingen, steigen sie entweder jambisch (अदुदूषं, *adudûsham*, ⏑⏑–⏑, von दुष्, *dush*, sündigen, sich beflecken) auf, oder senken sich, was die Mehrheit der Fälle ausmacht, trochäisch (अचीकलं, *achîkalam*, ⏑–⏑⏑, von कल्, *kal*, schleudern, schwingen), und lassen bei denselben Wurzeln selten der Aussprache die Wahl zwischen diesem doppelten Vocalmaaſs. Untersucht man nun das, auf den ersten Anblick sehr verwickelte, quantitative Verhältniſs dieser Formen, so findet man, daſs die Sprache dabei ein höchst einfaches Verfahren befolgt. Sie wendet nämlich, indem sie eine Veränderung mit der Wurzelsylbe vornimmt, lediglich das Gesetz der Lautcompensation an. Denn sie stellt, nach einer vorgenommenen Verkürzung der Wurzelsylbe, bloſs das Gleichgewicht durch Verlängerung der Wiederholungssylbe wieder her, woraus die trochäische Senkung entsteht, an welcher die Sprache, wie es scheint, hier ein besonderes Wohlgefallen fand. Die Veränderung der Quantität der Wurzelsylbe scheint das höhere, auf die Erhaltung der Stammsylben gerichtete Gesetz zu verletzen. Genauere Nachforschung aber zeigt, daſs dies keinesweges der Fall ist. Denn diese Präterita werden nicht aus der primitiven, sondern aus der schon grammatisch veränderten Causalwurzel gebildet. Die verkürzte Länge ist daher in der Regel nur der Causalwurzel eigen. Wo die Sprache in diesen Bildungen auf eine primitiv stammhafte Länge, oder gar auf einen solchen Diphthongen stöſst, giebt sie ihr Vorhaben auf, läſst die Wurzelsylbe unverändert, und verlängert nun auch nicht die, der allgemeinen Regel nach kurze Wiederholungssylbe. Aus dieser, sich dem in diesen Formen eigentlich beabsichtigten Verfahren entgegenstellenden Schwierigkeit entspringt der jambische Aufschwung, der das natürliche, unveränderte Quantitäts-Verhältniſs ist. Zugleich beachtet die Sprache die Fälle, wo die Länge der Sylbe nicht aus der Natur des Vocals, sondern aus dessen Stellung vor zwei auf einander folgenden Consonanten herflieſst. Sie häuft nicht zwei Verlängerungsmittel, und läſst also auch in der trochäischen Senkung den Wiederholungsvocal vor zwei Anfangsconsonanten der Wurzel unverlängert. Bemerkenswerth ist es, daſs auch die eigentlich Malayische Sprache eine solche Sorgfalt, die Einheit des Worts bei grammatischen Anfügungen zu erhalten, und dasselbe als ein euphonisches Lautganzes zu behandeln, durch Quantitäts-Versetzung der Wurzelsylben zeigt. Die angeführten Sanskritischen Formen sind, ihrer Sylbenfülle und ihres Wohllauts wegen, die deutlichsten Beispiele, was eine Sprache aus einsylbigen Wurzeln zu entfalten vermag, wenn sie mit einem reichen Alphabete ein festes und durch Feinheit des Ohres den zartesten Anklängen der Buchstaben folgendes Lautsystem verbindet, und Anbildung und innere Veränderung, wieder nach bestimmten Regeln aus mannigfaltigen und fein unterschiedenen grammatischen Gründen, hinzutreten (1).

§. 16.

Eine andere, der Natur der Sache nach allen Sprachen gemeinschaftliche, in den todten aber uns nur da noch kenntliche Worteinheit, wo die Flüchtigkeit der Aussprache durch uns verständliche Zeichen festgehalten wird, liegt im Accent. Man kann nämlich an der Sylbe dreierlei phonetische Eigenschaften unterscheiden: die eigenthümliche Gattung ihrer Laute, ihr Zeitmaaſs, und ihre Betonung. Die beiden ersten werden durch ihre eigne Natur bestimmt, und machen gleichsam ihre körperliche Gestalt aus; der Ton aber (unter welchem ich hier immer den Sprachton, nicht die metrische Arsis verstehe) hängt von der Freiheit des Redenden ab, ist eine ihr von ihm mitgetheilte Kraft, und gleicht einem ihr eingehauchten fremden Geist. Er schwebt, wie ein noch seelenvolleres Princip, als die materielle Sprache selbst ist, über der Rede, und ist der unmittelbare Ausdruck der Geltung, welche der Sprechende ihr und jedem ihrer Theile aufprägen will. An sich ist jede Sylbe der Betonung fähig. Wenn aber unter mehreren nur Eine den Ton wirklich erhält, wird dadurch die Betonung der sie unmittelbar begleitenden, wenn der Sprechende nicht auch unter diesen eine ausdrücklich vorlauten läſst, aufgehoben, und diese Aufhebung bringt eine Verbindung der tonlos werdenden mit der betonten und dadurch vorwaltenden und sie beherrschenden hervor. Beide Erscheinungen, die Tonaufhebung und die Sylbenverbindung, bedingen einander, und jede zieht unmittelbar und von selbst die andere nach sich. So entsteht der Wortaccent und die durch ihn bewirkte Worteinheit. Kein selbstständiges Wort läſst sich ohne einen Accent denken, und jedes Wort kann nicht mehr als Einen Hauptaccent haben. Es zerfiele mit zweien in zwei Ganze und würde mithin zu zwei Wörtern. Dagegen kann es allerdings in einem Worte Nebenaccente geben, die entweder aus der rhythmischen Beschaffenheit des Wortes, oder aus Nüancirungen der Bedeutung entspringen (¹).

---

(1) Was ich hier über diese Form des Präteritums der Causalverba sage, habe ich aus einer ausführlichen, schon vor Jahren über diese Tempusformen ausgearbeiteten Abhandlung ausgezogen. Ich bin in derselben alle Wurzeln der Sprache, nach Anleitung der zu solchen Arbeiten vortrefflichen Forsterschen Grammatik, durchgegangen, habe die verschiedenen Bildungen auf ihre Gründe zurückzuführen gesucht, und auch die einzelnen Ausnahmen angemerkt. Die Arbeit ist aber ungedruckt geblieben, weil es mir schien, daſs eine so specielle Ausführung sehr selten vorkommender Formen nur sehr wenige Leser interessiren könnte.

Die Betonung unterliegt mehr, als irgend ein anderer Theil der Sprache, dem doppelten Einfluſs der Bedeutsamkeit der Rede und der metrischen Beschaffenheit der Laute. Ursprünglich, und in ihrer wahren Gestalt, geht sie unstreitig aus der ersteren hervor.

(¹) Die sogenannten accentlosen Wörter der Griechischen Sprache scheinen mir dieser Behauptung nicht zu widersprechen. Es würde mich aber zu weit von meinem Hauptgegenstande abführen, wenn ich hier zu zeigen versuchte, wie sie meistentheils sich, als dem Accent des nachfolgenden Wortes vorangehende Sylben, vorn an dasselbe anschlieſsen, in den Wortstellungen aber, welche eine solche Erklärung nicht zulassen (wie *οὐκ* in Sophocles. *Oedipus Rex. v.* 334-336. *Ed. Brunckii.*), wohl in der Aussprache eine schwache, nur nicht bezeichnete, Betonung besaſsen. Daſs jedes Wort nur Einen Hauptaccent haben kann, sagen die Lateinischen Grammatiker ausdrücklich. Cicero. *Orat.* 18. *natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem, nec una plus.* Die Griechischen Grammatiker behandeln die Betonung überhaupt mehr wie eine Beschaffenheit der Sylbe, als des Wortes. In ihnen ist mir keine Stelle bekannt, welche die Accent-Einheit des letzteren als allgemeinen Canon ausspräche. Vielleicht lieſsen sie sich durch die Fälle irre machen, in welchen ein Wort wegen enklitischer Sylben zwei Accentzeichen erhält, wo aber wohl das der Anlehnung zugehörende immer nur einen Nebenaccent bildete. Dennoch fehlt es auch bei ihnen nicht an bestimmten Andeutungen jener nothwendigen Einheit. So sagt Arcadius (*περὶ τόνων. Ed. Barkeri. p.* 190.) von Aristophanes: *τὸν μὲν ὀξὺν τόνον ἐν ἅπαντι μέρει καθαρῷ τόνου ἅπαξ ἐμφαίνεσθαι δοκιμάσας.*

Je mehr aber der Sinn einer Nation auch auf rhythmische und musikalische Schönheit gerichtet ist, desto mehr Einfluſs wird auch diesem Erforderniſs auf die Betonung verstattet. Es liegt aber in dem Betonungstriebe, wenn der Ausdruck erlaubt ist, weit mehr, als die auf das bloſse Verständniſs gehende Bedeutsamkeit. Es drückt sich darin ganz vorzugsweise auch der Drang aus, die intellectuelle Stärke des Gedanken und seiner Theile weit über das Maaſs des bloſsen Bedürfnisses hinaus zu bezeichnen. Dies ist in keiner andren Sprache so sichtbar, als in der Englischen, wo der Accent sehr häufig das Zeitmaaſs, und sogar die eigenthümliche Geltung der Sylben verändernd, mit sich fortreiſst. Nur mit dem höchsten Unrecht würde man dies einem Mangel an Wohllautsgefühl zuschreiben. Es ist im Gegentheil nur die, mit dem Charakter der Nation zusammenhängende, intellectuelle Energie, bald die rasche Gedanken-Entschlossenheit, bald die ernste Feierlichkeit, welche das durch den Sinn hervorgehobene Element auch in der Aussprache über alle andren überwiegend zu bezeichnen strebt. Aus der Verbindung dieser Eigenthümlichkeit mit den, oft in groſser Reinheit und Schärfe aufgefaſsten Wohllautsgesetzen entspringt der in Absicht auf Betonung und Aussprache wahrhaft wundervolle Englische Wortbau (1). Wäre das Bedürfniſs starker und scharf nüancirter Betonung nicht so tief in dem Englischen Charakter gegründet, so würde auch das Bedürfniſs der öffentlichen Beredsamkeit nicht zur Erklärung der groſsen Aufmerksamkeit hinreichen, welche auf diesen Theil der Sprache in England so sichtbar gewandt wird. Wenn alle andren Theile der Sprache mehr mit den intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Nationen in Verbindung stehen, so hängt die Betonung zugleich näher und auf innigere Weise mit dem Charakter zusammen.

---

(1) Diesen interessanten und zugleich schwierigsten Theil der Englischen Aussprache, die Betonung, hat Buschmann in seinem Lehrbuche der Englischen Aussprache ausführlich behandelt und gröſstentheils selbst geschaffen. Er giebt für dieselbe im Wesentlichen drei Richtungen an: die Betonung der Stammsylbe oder ersten Sylbe (§. 2-15. §. 26. 27. u. 33.), die Beibehaltung der fremden Betonung (§. 16-22.), und eine merkwürdige Attraction des Tones durch Endungen (§. 23-25.), zwischen welchen, wie besonders in §. 28-32. und in Anm. 34. entwickelt ist, die Sprache in ihrem nicht-Germanischen Wortvorrathe oft rathlos herumtappt. — Den von mir oben berührten Nebenaccent versucht Buschmann (§. 75-78.) für die Englische Sprache nach einer Sylben-Distanz (von zwei, und, aus Gründen ursprünglicher Bedeutsamkeit, gelegentlich von drei Sylben) festzustellen.

Die Verknüpfung der Rede bietet auch Fälle dar, wo gewichtlosere Wörter sich an gewichtigere durch die Betonung anschlieſsen, ohne doch mit ihnen in eines zu verschmelzen. Dies ist der Zustand der Anlehnung, der Griechischen ἔγκλισις. Das gewichtlosere Wort giebt alsdann seine Unabhängigkeit, nicht aber seine Selbstständigkeit, als getrenntes Element der Rede, auf. Es verliert seinen Accent, und fällt in das Gebiet des Accents des gewichtigeren Wortes. Erhält aber dies Gebiet durch diesen Zuwachs eine den Gesetzen der Sprache zuwiderlaufende Ausdehnung, so verwandelt das gewichtigere Wort, indem es zwei Accente annimmt, seine tonlose Endsylbe in eine scharfbetonte, und schlieſst dadurch das gewichtlosere an sich an (¹). Durch diese Anschlieſsung soll aber die natürliche Wortabtheilung nicht gestört werden; dies beweist deutlich das Verfahren der enklitischen Betonung in einigen besonderen Fällen. Wenn zwei enklitische Wörter auf einander folgen, so fällt das letztere, seiner Betonung nach, nicht, wie das erstere, in das Gebiet des gewichtigeren Worts, sondern

---

(¹) Dies nennen die Griechischen Grammatiker den schlummernden Ton der Sylbe erwecken. Sie bedienen sich auch des Ausdrucks des Zurückwerfens des Tones (ἀναβιβάζειν τὸν τόνον). Diese letztere Metapher ist aber weniger glücklich. Der ganze Zusammenhang der Griechischen Accentlehre zeigt, daſs das, was hier wirklich vorgeht, das oben Beschriebene ist.

das erstere nimmt für das letztere die scharfe Betonung auf sich. Das enklitische Wort wird also nicht übersprungen, sondern als ein selbstständiges Wort geehrt, und schlieſst ein anderes an sich an. Die besondere Eigenthümlichkeit eines solchen enklitischen Wortes macht sogar, was das eben Gesagte noch mehr bestätigt, ihren Einfluſs auf die Art der Betonung geltend. Denn da ein Circumflex sich nicht in einen Acutus verwandeln kann, so wird, wenn von zwei auf einander folgenden enklitischen Wörtern das erste circumflectirt ist, das ganze Anlehnungsverfahren unterbrochen, und das zweite enklitische Wort behält alsdann seine ursprüngliche Betonung (¹). Ich habe diese Einzelnheiten nur angeführt, um zu zeigen, wie sorgfältig Nationen, welche die Richtung ihres Geistes auf sehr hohe und feine Ausbildung ihrer Sprache geführt hat, auch die verschiedenen Grade der Worteinheit bis zu den Fällen herab andeuten, wo weder die Trennung, noch die Verschmelzung vollständig und entschieden ist.

§. 17.

Das grammatisch gebildete Wort, wie wir es bisher in der Zusammenfügung seiner Elemente und in seiner Einheit, als ein Ganzes, betrachtet haben, ist bestimmt, wieder als Element in den Satz einzutreten. Die Sprache muſs also hier eine zweite, höhere Einheit bilden, höher, nicht bloſs weil sie von gröſserem Umfange ist, sondern auch weil sie, indem der Laut nur nebenher auf sie einwirken kann, ausschlieſslicher von der ordnenden inneren Form des Sprachsinnes abhängt. Sprachen, die, wie das Sanskrit, schon in die Einheit des Wortes seine Beziehungen zum Satze verflechten, lassen den letzteren in die Theile zerfallen, in welchen er sich,

---

(¹) z. B. Ilias. I. *v.* 178. θεός που σοὶ τόγ' ἔδωκεν.

seiner Natur nach, vor dem Verstande darstellt; sie bauen aus diesen Theilen seine Einheit gleichsam auf. Sprachen, die, wie die Chinesische, jedes Stammwort veränderungslos starr in sich einschlieſsen, thun zwar dasselbe, und fast in noch strengerem Verstande, da die Wörter ganz vereinzelt dastehen; sie kommen aber bei dem Aufbau der Einheit des Satzes dem Verstande, theils nur durch lautlose Mittel, wie z. B. die Stellung ist, theils durch eigne, wieder abgesonderte Wörter zu Hülfe. Es giebt aber, wenn man jene beiden zusammennimmt, ein zweites, beiden entgegengesetztes Mittel, das wir hier jedoch besser als ein drittes betrachten, die Einheit des Satzes für das Verständniſs festzuhalten, nämlich ihn mit allen seinen nothwendigen Theilen nicht wie ein aus Worten zusammengesetztes Ganzes, sondern wirklich als ein einzelnes Wort zu behandeln.

Wenn man, wie es ursprünglich richtiger ist, da jede, noch so unvollständige Aussage in der Absicht des Sprechenden wirklich einen geschlossenen Gedanken ausmacht, vom Satze ausgeht, so zerschlagen Sprachen, welche sich dieses Mittels bedienen, die Einheit des Satzes gar nicht, sondern streben vielmehr in ihrer Ausbildung, sie immer fester zusammenzuknüpfen. Sie verrücken aber sichtbar die Gränzen der Worteinheit, indem sie dieselbe in das Gebiet der Satzeinheit hinüberziehen. Die richtige Unterscheidung beider geht daher allein, da die Chinesische Methode das Gefühl der Satzeinheit zu schwach in die Sprache überführt, von den wahren Flexionssprachen aus; und die Sprachen beweisen nur dann, daſs die Flexion in ihrem wahren Geiste ihr ganzes Wesen durchdrungen hat, wenn sie auf der einen Seite die Worteinheit bis zur Vollendung ausbilden, auf der andren aber zugleich dieselbe in ihrem eigentlichen Gebiete festhalten, den Satz in alle seine nothwendigen Theile trennen, und erst aus ihnen seine Einheit wieder aufbauen. Insofern gehören Flexion, Worteinheit und Gliederung des Satzes dergestalt enge zusammen, daſs eine unvollkommene Ausbildung des einen oder des andren dieser Stücke immer sicher beweist, daſs keines in seinem ganz reinen, ungetrübten Sinn in der Sprachbildung vorgewaltet hat. Jenes dreifache Verfahren nun, das sorgfältige grammatische Zurichten des Wortes zur Satzverknüpfung, die ganz indirecte und gröſstentheils lautlose Andeutung derselben, und das enge Zusammenhalten des ganzen Satzes, soviel es immer möglich ist, in Einer zusammen ausgesprochenen Form, erschöpft die Art, wie die Sprachen den Satz aus Wörtern zusammenfügen. Von allen drei Methoden finden sich in den meisten Sprachen einzelne, stärkere oder schwächere Spuren. Wo aber eine derselben bestimmt vorwaltet und zum Mittelpunkt des Organismus wird, da lenkt sie auch den ganzen Bau, in strengerer oder loserer Consequenz, nach sich hin. Als Beispiele des stärksten Vorwaltens jeder derselben lassen sich das Sanskrit, die Chinesische und, wie ich gleich ausführen werde, die Mexicanische Sprache aufstellen.

Um die Verknüpfung des einfachen Satzes in Eine lautverbundene Form hervorzubringen, hebt die letztere (1) das Verbum, als den wahren Mittelpunkt desselben, heraus, fügt, soviel es möglich ist, die regierenden und regierten Theile des Satzes an dasselbe an, und giebt dieser Verknüpfung durch Lautformung das Gepräge eines verbundenen Ganzen: *ni*$^{1.}$-*naca*$^{2.}$-*qua*$^{3.}$, ich$^{1.}$ esse$^{3.}$ Fleisch$^{2.}$. Man könnte diese Verbindung des Substantivs mit dem Verbum als ein zusammengesetztes Verbum, gleich dem Griechischen κρεωφαγέω, ansehen; die Sprache nimmt es aber offenbar anders. Denn wenn aus irgend einem Grunde das Substantivum nicht selbst einverleibt wird, so ersetzt sie es durch das Pronomen der dritten Person, zum deutlichen Beweise, daſs sie mit dem Verbum, und in ihm enthalten, zugleich das Schema der Construction zu haben verlangt: *ni*$^{1.}$-*c*$^{2.}$-*qua*$^{3.}$ *in*$^{4.}$ *nacatl*$^{5.}$, ich$^{1.}$ esse$^{3.}$ es$^{2.}$, das$^{4.}$ Fleisch$^{5.}$. Der Satz soll, seiner Form nach, schon im Verbum abgeschlossen erscheinen, und wird nur nachher, gleichsam durch Apposition, näher bestimmt. Das Verbum läſst

---

(1) Ich erlaube mir hier eine Bemerkung über die Aussprache des Namens Mexico. Wenn wir dem *x* in diesem Worte den bei uns üblichen Laut geben, so ist dies freilich unrichtig. Wir würden uns aber noch weiter von der wahren einheimischen Aussprache entfernen, wenn wir der Spanischen, in der neuesten, noch tadelnswürdigeren Schreibung Mejico ganz unwiederruflich gewordenen, durch den Gurgellaut *ch* folgten. Der einheimischen Aussprache gemäſs, ist der dritte Buchstabe des Namens des Kriegsgottes Mexitli und des davon herkommenden der Stadt Mexico ein starker Zischlaut, wenn sich auch nicht genau angeben läſst, in welchem Grade derselbe sich unserm *sch* nähert. Hierauf wurde ich zuerst dadurch geführt, daſs Castilien auf Mexicanische Weise Caxtil, und in der verwandten Cora-Sprache das Spanische *pesar*, wägen, *pexuvi* geschrieben wird. Noch deutlicher fand ich diese Muthmaſsung bestätigt durch Gilij's Art, das im Mexicanischen gebrauchte *x* Italienisch durch *sc* wiederzugeben. (*Saggio di storia Americana.* III. 343.) Da ich denselben oder einen ähnlichen Zischlaut auch in mehreren anderen

---

Amerikanischen Sprachen von den Spanischen Sprachlehrern mit *x* geschrieben fand, so erklärte ich mir diese Sonderbarkeit aus dem Mangel des *sch*-Lauts in der Spanischen Sprache. Weil die Spanischen Grammatiker in ihrem eignen Alphabete keinen ihm entsprechenden fanden, so wählten sie zu seiner Bezeichnung das bei ihnen zweideutige und ihrer Sprache selbst fremde *x*. Späterhin fand ich dieselbe Erklärung dieser Buchstabenverwechselung bei dem Ex-Jesuiten Camaño, der geradezu den in der Chiquitischen Sprache (im Innern von Südamerika) mit *x* geschriebenen Laut mit dem Deutschen *sch* und dem Französischen *ch* vergleicht und denselben Grund für den Gebrauch des *x* angiebt. Diese Äuſserung findet sich in seiner sehr systematischen und vollständigen handschriftlichen Chiquitischen Grammatik, die ich der Güte des Etatsraths von Schlözer als ein Geschenk aus dem Nachlasse seines Vaters verdanke. Daſs das *x* der Spanier in den Amerikanischen Sprachen einen solchen Laut vertritt, hat mir zuletzt noch Buschmann, nach den von ihm an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen, ausdrücklich bestätigt; und er giebt der Sache die erweiternde Fassung: daſs die Spanier durch diesen Buchstaben die zwischen dem Deutschen *sch* und dem ihnen gleich unbekannten Französischen *j* liegenden Laute, so wie diese selbst, bezeichnen. Um der einheimischen Aussprache nahe zu bleiben, müſste man also die Hauptstadt Neuspaniens ungefähr wie die Italiener aussprechen, genauer genommen aber so, daſs der Laut zwischen Messico und Meschico fiele.

sich gar nicht ohne diese vervollständigenden Nebenbestimmungen nach Mexicanischer Vorstellungsweise denken. Wenn daher kein bestimmtes Object dasteht, so verbindet die Sprache mit dem Verbum ein eignes, in doppelter Form für Personen und Sachen gebrauchtes, unbestimmtes Pronomen: *$\overset{1}{ni}$-$\overset{2}{tla}$-$\overset{3}{qua}$*, $\overset{1}{\text{ich}}$ $\overset{3}{\text{esse}}$ $\overset{2}{\text{etwas}}$, *$\overset{1}{ni}$-$\overset{2}{te}$-$\overset{3}{tla}$-$\overset{4}{maca}$*, $\overset{1}{\text{ich}}$ $\overset{4}{\text{gebe}}$ $\overset{2}{\text{jemandem}}$ $\overset{3}{\text{etwas}}$. Ihre Absicht, diese Zusammenfügungen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, bekundet die Sprache auf das deutlichste. Denn wenn ein solches, den Satz selbst, oder gleichsam sein Schema in sich fassendes Verbum in eine vergangene Zeit gestellt wird, und dadurch das Augment *o* erhält, so stellt sich dieses an den Anfang der Zusammenfügung, was klar anzeigt, daſs jene Nebenbestimmungen dem Verbum immer und nothwendig angehören, das Augment aber ihm nur gelegentlich, als Vergangenheits-Andeutung, hinzutritt. So ist von *ni-nemi*, ich lebe, das als ein intransitives Verbum keine andren Pronomina mit sich führen kann, das Perfectum *o-ni-nen*, ich habe gelebt, von *maca*, geben, *o-ni-c-te-maca-c*, ich habe es jemandem gegeben. Noch wichtiger aber ist es, daſs die Sprache für die zur Einverleibung gebrauchten Wörter sehr sorgfältig eine absolute und eine Einverleibungsform unterscheidet, eine Vorsicht, ohne welche diese ganze Methode miſslich für das Verständniſs werden würde, und die man daher als die Grundlage derselben anzusehen hat. Die Nomina legen in der Einverleibung, ebenso wie in zusammengesetzten Wörtern, die Endungen ab, welche sie im absoluten Zustande immer begleiten, und sie als Nomina charakterisiren. Fleisch, das wir im Vorigen einverleibt als *naca* fanden, heiſst absolut *nacatl* (¹). Von

---

(¹) Der Endlaut dieses Wortes, der durch seine häufige Wiederkehr gewissermaſsen zum charakteristischen der Mexicanischen Sprache wird, findet sich bei den Spanischen Sprachlehrern durchaus mit *tl* geschrieben. Tapia Zenteno (*Arte novissima de lengua Mexicana.* 1753. pag. 2. 3.) nur bemerkt, daſs die beiden Consoden einverleibten Pronominen wird keines in gleicher Form abgesondert gebraucht. Die beiden unbestimmten kommen im absoluten Zustande gar nicht in der Sprache vor. Die auf ein bestimmtes Object gehenden haben eine von ihrer selbstständigen mehr oder

---

nanten zwar im Anfange und in der Mitte der Wörter wie im Spanischen ausgesprochen würden, dagegen am Ende nur Einen, sehr schwer zu erlernenden Laut bildeten. Nachdem er diesen sehr undeutlich beschrieben hat, tadelt er ausdrücklich, wenn *tlatlacolli*, Sünde, und *tlamantli*, Schicht, *claclacolli* und *clamancli* ausgesprochen würden. Da ich aber, durch die gefällige Vermittelung meines Bruders, Herrn Alaman und Herrn Castorena, einen Mexicanischen Eingebornen, über diesen Punkt schriftlich befragte, erhielt ich zur Antwort, daſs die heutige Aussprache des *tl* allgemein und in allen Fällen die von *cl* ist. Hierfür zeugt auch das in das Spanische aufgenommene, in Mexico ganz gewöhnliche Wort *claco*, eine Kupfermünze, einen halben *quartillo*, d. h. den achten Theil eines Reals, betragend, das Mexicanische *tlaco*, halb. Der Cora-Sprache fehlt das *l*, und sie nimmt daher bei Mexicanischen Wörtern nur den ersten Buchstaben des *tl* in sich auf. Aber auch die Spanischen Grammatiker dieser Sprache setzen dann immer ein *t* (nie ein c), so daſs *tlatoani*, Gouverneur, *tatoani* lautet. Dasselbe *t* für das Mexicanische *tl* findet sich auch in der, wie mir Buschmann sagt, eine sehr merkwürdige Verwandtschaft mit dem Mexicanischen zeigenden Cahita-Sprache, in der Mexicanischen Provinz Cinaloa, einer Sprache, deren Namen ich noch nirgends erwähnt gefunden habe und die mir erst durch Buschmann bekannt geworden ist, wo z. B. das oben angeführte Wort *tlatlacolli* für Sünde die Form *tatacoli* hat. (*Manual para administrar á los Indios del idioma Cahita los santos sacramentos.* Mexico. 1740. pag. 63.) Ich schrieb den Herren Alaman und Castorena noch einmal, und stellte ihnen die aus der Cora-Sprache hervorgehende Einwendung entgegen. Die Antwort blieb aber dieselbe, als zuvor. An der heutigen Aussprache ist daher nicht zu zweifeln. Man geräth nur in Verlegenheit, ob man annehmen soll, daſs die Aussprache sich mit der Zeit verändert hat, von *t* zu *k* übergegangen ist, oder ob die Ursach darin liegt, daſs der dem *l* vorhergehende Laut ein dunkler zwischen *t* und *k* schwebender ist? Auch in der Aussprache von Eingebornen von Tahiti und den Sandwich-Inseln habe ich selbst erprobt, daſs diese Laute kaum von einander zu unterscheiden sind. Ich halte den zuletzt angedeuteten Grund für den richtigen. Die Spanier, welche sich zuerst ernsthaft mit der Sprache beschäftigten, mochten den dunklen Laut wie ein *t* auffassen; und da sie ihn auf diese Weise in ihre Schreibung aufnahmen, so mag man hierbei stehen geblieben sein. Auch aus Tapia Zenteno's Äuſserung scheint eine gewisse Unentschiedenheit des Lautes hervorzugehen, die er nur nicht in ein nach Spanischer Weise deutliches *cl* ausarten lassen will.

weniger verschiedene Form. Die beschriebene Methode zeigt aber schon von selbst, daſs die Einverleibungsform eine doppelte sein müsse, eine für das regierende und eine für das regierte Pronomen. Die selbstständigen persönlichen Pronomina können zwar den hier geschilderten Formen zu besonderem Nachdruck vorgesetzt werden, die sich auf sie beziehenden einverleibten bleiben aber darum nicht weg. Das in einem eigenen Worte ausgedrückte Subject des Satzes wird nicht einverleibt; sein Vorhandensein zeigt sich aber an der Form dadurch, daſs in dieser allemal bei der dritten Person ein sie andeutendes regierendes Pronomen fehlt.

Wenn man die Verschiedenheit der Art überschlägt, in welcher sich auch der einfache Satz dem Verstande darstellen kann, so sieht man leicht ein, daſs das strenge Einverleibungssystem nicht durch alle verschiedenen Fälle durchgeführt werden kann. Es müssen daher oft Begriffe in einzelnen Wörtern aus der Form, welche sie nicht alle umschlieſsen kann, herausgestellt werden. Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn, und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stöſst, neue künstliche Abhelfungsmittel. Wenn also z. B. eine Sache in Beziehung auf einen andren, für oder wider ihn, geschehen soll, und nun das bestimmte regierte Pronomen, da es sich auf zwei Objecte beziehen müſste, Undeutlichkeit erregen würde, so bildet sie, vermittelst einer zuwachsenden Endung, eine eigne Gattung solcher Verben, und verfährt übrigens wie gewöhnlich. Das Schema des Satzes liegt nun wieder vollständig in der verknüpften Form, die Andeutung einer verrichteten Sache im regierten Pronomen, die Nebenbeziehung auf einen andren in der Endung; und sie kann jetzt mit Sicherheit des Verständnisses diese beiden Objecte, ohne sie mit Kennzeichen ihrer Beziehung auszustatten, auſserhalb nachfolgen lassen: *chihua*, machen, *chihui-lia*, für oder wider jemand machen, mit Veränderung des *a* in *i* nach dem Assimilationsgesetz, *ni*^{1}-*c*^{2}-*chihui*^{3}-*lia*^{4} *in*^{5} *no*^{6}-*piltzin*^{7} *ce*^{8} *calli*^{9}, ich^{1} mache^{3} es^{2} für^{4} der^{5} mein^{6} Sohn^{7} ein^{8} Haus^{9}.

Die Mexicanische Einverleibungsmethode zeugt darin von einem richtigen Gefühle der Bildung des Satzes, daſs sie die Bezeichnung seiner Beziehungen gerade an das Verbum anknüpft, also an den Punkt, in welchem sich derselbe zur Einheit zusammenschlingt. Sie unterscheidet sich dadurch wesentlich und vortheilhaft von der Chinesischen Andeutungslosigkeit, in welcher das Verbum nicht einmal sicher durch seine Stellung, sondern oft nur materiell an seiner Bedeutung kenntlich ist. In den bei verwickelteren Sätzen auſserhalb des Verbums stehenden Theilen aber kommt sie der letzteren wieder vollkommen gleich. Denn indem sie ihre ganze Andeutungs-Geschäftigkeit auf das Verbum wirft, läſst sie das Nomen durchaus beugungslos. Dem Sanskritischen Verfahren nähert sie sich zwar insofern, als sie den, die Theile des Satzes verknüpfenden Faden wirklich angiebt; übrigens aber steht sie mit demselben in einem merkwürdigen Gegensatz. Das Sanskrit bezeichnet auf ganz einfache und natürliche Weise jedes Wort als constitutiven Theil des Satzes. Die Einverleibungsmethode thut dies nicht, sondern läſst, wo sie nicht Alles in Eins zusammenschlagen kann, aus dem Mittelpunkte des Satzes Kennzeichen, gleichsam wie Spitzen, ausgehen, die Richtungen anzuzeigen, in welchen die einzelnen Theile, ihrem Verhältniſs zum Satze gemäſs, gesucht werden müssen. Des Suchens und Rathens wird man nicht überhoben, vielmehr durch die bestimmte Art der Andeutung in das entgegengesetzte System der Andeutungslosigkeit zurückgeworfen. Wenn aber auch dies Verfahren auf diese Weise etwas mit den beiden übrigen gemein hat, so würde man seine Natur dennoch verkennen, wenn man es als eine Mischung von beiden ansehen, oder es so auffassen wollte, als hätte nur der innere Sprachsinn nicht die Kraft besessen, das

Andeutungssystem durch alle Theile der Sprache durchzuführen. Es liegt vielmehr offenbar in dieser Mexicanischen Satzbildung eine eigenthümliche Vorstellungsweise. Der Satz soll nicht construirt, nicht aus Theilen allmälig aufgebaut, sondern als zur Einheit geprägte Form auf Einmal hingegeben werden.

Wenn man es wagt, in die Uranfänge der Sprache hinabzusteigen, so verbindet zwar der Mensch gewiſs immer mit jedem, als Sprache, ausgestoſsenen Laute innerlich einen vollständigen Sinn, also einen geschlossenen Satz, stellt nicht bloſs, seiner Absicht nach, ein vereinzeltes Wort hin, wenn auch seine Aussage, nach unserer Ansicht, nur ein solches enthält. Darum aber kann man sich das ursprüngliche Verhältniſs des Satzes zum Worte nicht so denken, als würde ein schon in sich vollständiger und ausführlicher nur nachher durch Abstraction in Wörter zerlegt. Denkt man sich, wie es doch das Natürlichste ist, die Sprachbildung successiv, so muſs man ihr, wie allem Entstehen in der Natur, ein Evolutionssystem unterlegen. Das sich im Laut äuſsernde Gefühl enthält Alles im Keime, im Laute selbst aber ist nicht Alles zugleich sichtbar. Nur wie das Gefühl sich klarer entwickelt, die Articulation Freiheit und Bestimmtheit gewinnt, und das mit Glück versuchte gegenseitige Verständniſs den Muth erhöht, werden die erst dunkel eingeschlossenen Theile nach und nach heller, und treten in einzelnen Lauten hervor. Mit diesem Gange hat das Mexicanische Verfahren eine gewisse Ähnlichkeit. Es stellt zuerst ein verbundenes Ganzes hin, das formal vollständig und genügend ist; es bezeichnet ausdrücklich das noch nicht individuell Bestimmte als ein unbestimmtes Etwas durch das Pronomen, malt aber nachher dies unbestimmt Gebliebene einzeln aus. Es folgt aus diesem Gange von selbst, daſs, da den einverleibten Wörtern die Endungen fehlen, welche sie im selbstständigen Zustande besitzen, man sich dies in der

Wirklichkeit der Spracherfindung nicht als ein Abwerfen der Endungen zum Behuf der Einverleibung, sondern als ein Hinzufügen im Zustande der Selbstständigkeit denken muſs. Man darf mich darum nicht so miſsverstehen, als schiene mir deshalb der Mexicanische Sprachbau jenen Uranfängen näher zu liegen. Die Anwendung von Zeitbegriffen auf die Entwickelung einer so ganz im Gebiete der nicht zu berechnenden ursprünglichen Seelenvermögen liegenden menschlichen Eigenthümlichkeit, als die Sprache, hat immer etwas sehr Miſsliches. Offenbar ist auch die Mexicanische Satzbildung schon eine sehr kunstvoll und oft bearbeitete Zusammenfügung, die von jenen Urbildungen nur den allgemeinen Typus beibehalten hat, übrigens aber schon durch die regelmäſsige Absonderung der verschiedenen Arten des Pronomens an eine Zeit erinnert, in welcher eine klarere grammatische Vorstellungsweise herrscht. Denn diese Zusammenfügungen am Verbum haben sich schon harmonisch und in gleichem Grade, wie die Zusammenbildung in eine Worteinheit und die Beugungen des Verbums selbst, ausgebildet. Das Unterscheidende liegt nur darin, daſs, was in den Uranfängen gleichsam die unentwickelt in sich schlieſsende Knospe ausmacht, in der Mexicanischen Sprache als ein zusammengebildetes Ganzes vollständig und unzertrennbar hingelegt wird, da die Chinesische es ganz dem Hörer überläſst, die, kaum irgend durch Laute angedeutete Zusammenfügung aufzusuchen, und die lebendigere und kühnere Sanskritische sich gleich den Theil in seiner Beziehung zum Ganzen, sie fest bezeichnend, vor Augen stellt.

Die Malayischen Sprachen folgen zwar nicht dem Einverleibungssysteme, haben aber darin mit demselben eine gewisse Ähnlichkeit, daſs sie die Richtungen, welche der Gang des Satzes nimmt, durch sorgfältige Bezeichnung der intransitiven, transitiven oder causalen Natur des Verbums angeben, und dadurch den Mangel an Beugungen für das Verständniſs des Satzes zu ersetzen suchen. Einige von ihnen häufen Bestimmungen aller Art auf diese Weise am Verbum, so daſs sie sogar gewissermaſsen daran ausdrücken, ob es im Singularis oder Pluralis steht. Es wird daher auch durch Bezeichnung am Verbum der Wink gegeben, wie man die anderen Theile des Satzes darauf beziehen soll. Auch ist das Verbum bei ihnen nicht durchaus beugungslos. Der Mexicanischen kann man am Verbum, in welchem die Zeiten durch einzelne Endbuchstaben und zum Theil offenbar symbolisch bezeichnet werden, Flexionen und ein gewisses Streben nach Sanskritischer Worteinheit nicht absprechen.

Ein gleichsam geringerer Grad des Einverleibungsverfahrens ist es, wenn Sprachen zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schooſs seiner Beugungen aufzunehmen, allein doch an ihm nicht bloſs das regierende Pronomen, sondern auch das regierte ausdrücken. Auch hierin giebt es verschiedene Nüancen, je nachdem diese Methode sich mehr oder weniger tief in der Sprache festgesetzt hat, und je nachdem diese Andeutung auch da gefordert wird, wo der ausdrückliche Gegenstand der Handlung selbstständig nachfolgt. Wo diese Beugungsart des Verbums mit dem, in dasselbe verwebten, nach verschiedenen Richtungen hin bedeutsamen Pronomen seine volle Ausbildung erreicht hat, wie in einigen Nordamerikanischen Sprachen und in der Vaskischen, da wuchert eine schwer zu übersehende Anzahl von verbalen Beugungsformen auf. Mit bewundrungswürdiger Sorgfalt aber ist die Analogie ihrer Bildung dergestalt festgehalten, daſs das Verständniſs an einem leicht zu erkennenden Faden durch dieselben hindurchläuft. Da in diesen Formen häufig dieselbe Person des Pronomens in verschiedenen Beziehungen als handelnd, als directer und indirecter Gegenstand der Handlung wiederkehrt, und diese Sprachen gröſstentheils aller Declinationsbeugungen ermangeln, so muſs es entweder dem Laut nach verschiedene Pronominal-Affixa in ihnen geben, oder auf irgend eine andre Weise dem möglichen Miſsverständniſs vorgebeugt werden. Hierdurch entsteht nun oft ein höchst kunstvoller Bau des Verbums. Als ein vorzügliches Beispiel eines solchen kann man die Massachusetts-Sprache in Neu-England, einen Zweig des groſsen Delaware-Stamms, anführen. Mit den gleichen Pronominal-Affixen, zwischen denen sie nicht, wie die Mexicanische, einen Lautunterschied macht, bestimmt sie in ihrer verwickelten Conjugation alle vorkommenden Beugungen. Sie bedient sich dazu hauptsächlich des Mittels, in bestimmten Fällen die leidende Person zu präfigiren, so daſs man, wenn man einmal die Regel eingesehen hat, gleich am Anfangsbuchstaben der Form die Gattung erkennt, zu welcher sie gehört. Da aber auch dies Mittel nicht vollkommen ausreicht, so verbindet sie damit andere, namentlich einen Endungslaut, der, wenn die beiden ersten Personen die leidenden sind, die dritte als wirkend bezeichnet. Dieser Umstand, die verschiedene Bedeutung des Pronomens durch den Ort seiner Stellung im Verbum anzudeuten, hat mir immer sehr merkwürdig geschienen, indem er entweder eine bestimmte Vorstellungsweise in dem Geiste des Volkes voraussetzt, oder darauf hinführt, daſs das Ganze der Conjugation gleichsam dunkel dem Sprachsinne vorgeschwebt habe, und dieser nun willkührlich sich der Stellung als Unterscheidungsmittels bediente. Mir ist jedoch das Erstere bei weitem wahrscheinlicher. Zwar scheint es auf den ersten Anblick in der That willkührlich, wenn die erste Person, als regierte, da suffigirt wird, wo die zweite die handelnde ist, dagegen dem Verbum da vorangeht, wo die dritte als wirkend auftritt, wenn man mithin immer du greifst mich und mich greift er, nicht umgekehrt, sagt. Indeſs mag doch ein Grund darin liegen, daſs die beiden ersten Personen einen höheren Grad von Lebendigkeit vor der Phantasie des Volkes ausübten, und daſs das Wesen dieser Formen, wie es nicht unnatürlich zu denken ist, von der betroffenen, leidenden Person ausging. Unter den beiden ersten scheint wieder die zweite das Übergewicht zu haben; denn die dritte wird, als leidende, nie präfigirt, und die zweite hat in demselben Zustand nie eine andre Stellung. Wo aber die zweite, als wirkend, mit der ersten, als leidenden, zusammenkommt, behauptet die zweite, indem die Sprache auf andre Weise für die Vermeidung der Verwechslung sorgt, dennoch ihren vorzüglicheren Platz. Auch spricht für diese Ansicht, daſs in der Sprache des Hauptzweiges des Delaware-Stammes, in der Lenni Lenape-Sprache, die Stellung des Pronomens in diesen Formen dieselbe ist. Auch die Mundart der unter uns durch den geistvollen Cooperschen Roman bekannt gewordenen Mohegans (eigentlich Muhhekaneew) scheint sich hiervon nicht zu entfernen. Immer aber bleibt das Gewebe dieser Conjugation so künstlich, daſs man sich des Gedanken nicht erwehren kann, daſs auch hier, wie schon weiter oben von der Sprache überhaupt bemerkt worden ist, die Bildung jedes Theiles in Beziehung auf das dunkel gefühlte Ganze gemacht worden sei. Die Grammatiken geben bloſs Paradigmen, und enthalten keine Zergliederung des Baues. Ich habe mich aber durch eine solche genaue, in weitläuftige Tabellen gebrachte, aus Eliot's (1) Paradigmen vollständig von der in dem anscheinenden Chaos herrschenden Regelmäſsigkeit überzeugt. Die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel erlaubt der Zergliederung nicht immer, durch alle Theile jeder Form durchzudringen, und besonders nicht, das, was die Grammatiker nur als Wohllautsbuchstaben ansehen, von allen charakteristischen zu scheiden. Durch den gröſsten Theil der Beugungen aber führen die erkannten Regeln; und wo hiernach Fälle zweifelhaft bleiben, läſst sich die Bedeutung der Form doch immer dadurch zeigen, daſs sie aus bestimmt anzugebenden Gründen keine andere sein kann. Dennoch ist es kein glücklicher Wurf, wenn die innere Organisation eines Volkes, verbunden mit äuſseren Umständen, den Sprachbau auf diese Bahn führt. Die grammatischen Formen fügen sich für den Verstand und den Laut in zu groſse und unbehülfliche Massen zusammen. Die Freiheit der Rede fühlt sich gebunden, indem sie sich, anstatt den in seinen Verknüpfungen wechselnden Gedanken aus einzelnen Elementen zusammenzusetzen, groſsentheils ein für allemal gestempelter Ausdrücke bedienen muſs, von welchen sie nicht einmal aller Theile in jedem Augenblicke bedarf. Dabei ist die Verbindung innerhalb dieser zusammengesetzten Formen doch zu locker und zu lose, als daſs ihre einzelnen Theile zu wahrer Worteinheit in einander verschmelzen könnten.

---

(1) John Eliot. *Massachusetts Grammar*, herausgegeben von John Pickering. Boston. 1822. Man vergleiche auch David Zeisberger's *Delaware Grammar*, übersetzt von Du Ponceau. Philadelphia. 1827. und Jonath. Edwards *observations on the language of the Muhhekaneew Indians*, herausgegeben von John Pickering. 1823.

So leidet die Verbindung bei nicht organisch richtig vorgenommener Trennung. Der hier erhobene Vorwurf trifft das ganze Einverleibungsverfahren. Die Mexicanische Sprache macht zwar dadurch die Worteinheit wieder stärker, daſs sie weniger Bestimmungen durch Pronomina in die Verbalbeugungen verwebt, niemals auf diese Weise zwei bestimmte regierte Gegenstände andeutet, sondern die Bezeichnung der indirecten Beziehung, wenn zugleich eine directe da ist, in die Endung des Verbums selbst legt; allein sie verknüpft immer auch, was besser unverbunden wäre. In Sprachen, welche einen hohen Sinn für die Worteinheit verrathen, ist zwar auch bisweilen die Andeutung des regierten Pronomens an der Verbalform eingedrungen, wie z. B. im Hebräischen diese regierten Pronomina suffigirt werden. Allein die Sprache giebt hier selbst zu erkennen, welchen Unterschied sie zwischen diesen Pronominen und denen der handelnden Personen, welche wesentlich zur Natur des Verbums selbst gehören, macht. Denn indem sie diese letzteren in die allerengste Verbindung mit dem Stamme setzt, hängt sie die ersteren locker an, ja trennt sie bisweilen gänzlich vom Verbum, und stellt sie für sich hin.

Die Sprachen, welche auf diese Weise die Gränzen der Wort- und Satzbildung in einander überführen, pflegen der Declination zu ermangeln, entweder gar keine Casus zu haben, oder, wie die Vaskische, den Nominativus nicht immer im Laut vom Accusativus zu unterscheiden. Man darf aber dies nicht als die Ursache jener Einfügung des regierten Objects ansehen, als wollten sie gleichsam der aus dem Declinationsmangel entstehenden Undeutlichkeit vorbeugen. Dieser Mangel ist vielmehr die Folge jenes Verfahrens. Denn der Grund dieser ganzen Verwechslung dessen, was dem Theile und was dem Ganzen des Satzes gebührt, liegt darin, daſs dem Geiste bei der Organisation der Sprache nicht der richtige Begriff der einzelnen Redetheile vorgeschwebt hat. Aus diesem würde unmittelbar selbst zugleich die Declination des Nomens und die Beschränkung der Verbalformen auf ihre wesentlichen Bestimmungen hervorgesprungen sein. Gerieth man aber, statt dessen, zuerst auf den Weg, das bloſs in der Construction Zusammengehörende auch im Worte eng zusammenzuhalten, so erschien natürlich die Ausbildung des Nomens minder nothwendig. Sein Bild war in der Phantasie des Volkes nicht als Theils des Satzes vorherrschend, sondern wurde bloſs als erklärender Begriff nachgebracht. Das Sanskrit hat sich von dieser Verwebung regierter Pronomina in das Verbum durchaus frei erhalten.

Ich habe bisher einer andren Verbindung des Pronomens in Fällen, wo es natürlicher unverbunden steht, nämlich des Besitzpronomens mit dem Nomen, nicht erwähnt, weil derselben zugleich, und sogar hauptsächlich, etwas anderes, als das, wovon wir hier reden, zum Grunde liegt. Die Mexicanische Sprache hat eine eigen für das Besitzpronomen bestimmte Abkürzung, und das Pronomen umschlingt auf diese Weise in zwei abgesonderten Formen die beiden Haupttheile der Sprache. Im Mexicanischen, und nicht bloſs in dieser Sprache, hat diese Verbindung zugleich eine syntaktische Anwendung, und gehört daher genau hierher. Man bedient sich nämlich der Zusammenfügung des Pronomens der dritten Person mit dem Nomen als einer Andeutung des Genitiv-Verhältnisses, indem man das im Genitiv stehende Nomen nachfolgen läſst, sein Haus der Gärtner, statt das Haus des Gärtners, sagt. Man sieht, daſs dies gerade dasselbe Verfahren, als bei dem ein nachgesetztes Substantiv regierenden Verbum, ist.

Die Verbindungen mit dem Besitzpronomen sind im Mexicanischen nicht bloſs überhaupt viel häufiger, als die Hinzufügung desselben unsrer Vorstellungsweise nothwendig erscheint, sondern mit gewissen Begriffen, z. B. denen der Verwandtschaftsgrade und der Glieder des menschlichen Körpers, ist dies Pronomen gleichsam unablöslich verwachsen. Wo keine einzelne Person zu bestimmen ist, fügt man dem Verwandtschaftsgrade das unbestimmte persönliche Pronomen, den Gliedmaſsen des Körpers das der ersten Person des Plurals hinzu. Man sagt daher nicht leicht *nantli*, die Mutter, sondern gewöhnlich *te-nan*, jemandes Mutter, und ebensowenig *maitl*, die Hand, sondern *to-ma*, unsere Hand. Auch in vielen anderen Amerikanischen Sprachen geht das Anknüpfen dieser Begriffe an das Besitzpronomen bis zur anscheinenden Unmöglichkeit der Trennung davon. Hier ist der Grund nun wohl offenbar kein syntaktischer, sondern liegt vielmehr noch tiefer in der Vorstellungsweise des Volks. Wo der Geist noch wenig an Abstraction gewöhnt ist, faſst er in Eins, was er oft an einander anknüpft; und was der Gedanke schwer oder überall nicht zu sondern vermag, das verbindet die Sprache, wo sie überhaupt zu solchen Verknüpfungen hinneigt, in Ein Wort. Solche Wörter erhalten nachher, als ein für allemal gestempelte Gepräge, Umlauf, und die Sprechenden denken nicht mehr daran, ihre Elemente zu trennen. Die beständige Beziehung der Sache auf die Person liegt überdies in der ursprünglicheren Ansicht des Menschen, und beschränkt sich erst bei steigender Cultur auf die Fälle, in welchen sie wirklich nothwendig ist. In allen Sprachen, welche stärkere Spuren jenes früheren Zustandes enthalten, spielt daher das persönliche Pronomen eine wichtigere Rolle. In dieser Ansicht bestätigen mich auch einige andere Erscheinungen. Im Mexicanischen bemächtigen sich die Besitzpronomina dergestalt des Wortes, daſs die Endungen desselben gewöhnlich verändert werden, und diese Verknüpfungen durchaus eine ihnen eigne Pluralendung haben. Eine solche Umgestaltung des ganzen Wortes beweist sichtbar, daſs es auch innerlich als ein neuer individueller Begriff, nicht als eine bloſs gelegentlich in der Rede vorkommende Verknüpfung zweier verschiedener angesehen wird. In der Hebräischen Sprache zeigt sich der Einfluſs der verschiedenen Festigkeit der Begriffsverknüpfung auf die Wortverknüpfung in besonders bedeutsamen Nüancen. Am festesten und engsten schlieſsen sich, wie schon oben bemerkt worden ist, an den Stamm die Pronomina der handelnden Person des Verbums an, weil dieses sich gar nicht ohne sie denken läſst. Die dann folgende festere Verbindung gehört dem Besitzpronomen an, und am losesten tritt das Pronomen des Objects des Verbums zu dem Stamme hinzu. Nach rein logischen Gründen, sollte bei den beiden letzten Fällen, wenn man überhaupt in ihnen einen Unterschied gestatten wollte, die gröſsere Festigkeit auf der Seite des vom Verbum regierten Objects sein. Denn offenbar wird dieses nothwendiger vom transitiven Verbum, als das Besitzpronomen im Allgemeinen vom Nomen, gefordert. Daſs die Sprache hier den entgegengesetzten Weg wählt, kann kaum einen andren Grund, als den, haben, daſs dies Verhältniſs in den Fällen, die es am häufigsten mit sich führt, sich dem Volke in individueller Einheit darstellte.

Wenn man zu dem Einverleibungssysteme, wie man, streng genommen, thun muſs, alle die Fälle rechnet, wo dasjenige, was einen eignen Satz bilden könnte, in eine Wortform zusammengezogen wird, so finden sich Beispiele desselben auch in Sprachen, die ihm übrigens fremd sind. Sie kommen aber alsdann gewöhnlich so vor, daſs sie in zusammengesetzten Sätzen zur Vermeidung von Zwischensätzen gebraucht werden. Wie die Einverleibung im einfachen Satze mit der Beugungslosigkeit des Nomens zusammenhängt, so ist dies hier entweder mit dem Mangel eines Relativpronomens und gehöriger Conjunctionen, oder mit der geringeren Gewohnheit der Fall, sich dieser Verbindungsmittel zu bedienen. In den Semitischen Sprachen ist der Gebrauch des *status constructus*, auch in diesen Fällen, weniger auffallend, da sie überhaupt der Einverleibung nicht abgeneigt sind. Allein auch im Sanskrit brauche ich hier nur an die in *twá* und *ya* ausgehenden sogenannten beugungslosen Participia, und selbst an die Composita zu erinnern, die, wie die *Bahuwṛihi's*, ganze Relativsätze in sich schlieſsen. Die letzteren sind nur in geringerem Maaſse in die Griechische Sprache übergegangen, welche überhaupt auch von dieser Art der Einverleibung einen weniger häufigen Gebrauch macht. Sie bedient sich mehr des Mittels verknüpfender Conjunctionen. Sie vermehrt sogar lieber die Arbeit des Geistes durch unverbunden gelassene Constructionen, als sie durch allzu groſse Zusammenziehungen dem Periodenbau eine gewisse Ungelenkigkeit aufbürdet, von welcher, in Vergleichung mit ihr, das Sanskrit nicht immer ganz frei zu sprechen ist. Es ist hier der nämliche Fall, als da, wo die Sprachen überhaupt als Eins geprägte Wortformen in Sätze auflösen. Nur braucht der Grund zu diesem Verfahren nicht immer die Abstumpfung der Formen bei geschwächter Bildungskraft der Sprachen zu sein. Auch da, wo sich eine solche nicht annehmen läſst, kann die Gewöhnung an richtigere und kühnere Trennung der Begriffe auflösen, was, zwar sinnlich und lebendig, allein dem Ausdruck der wechselnden und geschmeidigen Gedankenverknüpfung weniger angemessen, in Eins zusammengegossen war. Die Gränzbestimmung, was und wie viel in Einer Form verbunden werden kann, erfordert einen zarten und feinen grammatischen Sinn, wie er unter allen Nationen wohl vorzugsweise den Griechen ursprünglich eigen war, und sich in ihrem, durchaus mit reichem und sorgfältigem Gebrauche der Sprache verschlungenen Leben bis zur höchsten Verfeinerung ausbildete.

§. 18.

Die grammatische Formung entspringt aus den Gesetzen des Denkens durch Sprache, und beruht auf der Congruenz der Lautformen mit denselben. Eine solche Congruenz muſs auf irgend eine Weise in jeder Sprache vorhanden sein; der Unterschied liegt nur in den Graden, und die Schuld mangelnder Vollendung kann das nicht gehörig deutliche Hervorspringen jener Gesetze in der Seele oder die nicht ausreichende Geschmeidigkeit des Lautsystemes treffen. Der Mangel in dem einen Punkte wirkt aber immer zugleich auf den andren zurück. Die Vollendung der Sprache fordert, daſs jedes Wort als ein bestimmter Redetheil gestempelt sei, und diejenigen Beschaffenheiten an sich trage, welche die philosophische Zergliederung der Sprache an ihm erkennt. Sie setzt dadurch selbst Flexion voraus. Es fragt sich nun also, auf welche Weise der einfachste Theil der vollendeten Sprachbildung, die Ausprägung eines Wortes zum Redetheil durch Flexion, in dem Geiste eines Volkes vor sich gehend gedacht werden kann? Reflectirendes Bewuſstsein der Sprache läſst sich bei ihrem Ursprunge nicht voraussetzen, und würde auch keine schöpferische Kraft für die Lautformung in sich tragen. Jeder Vorzug, den eine Sprache in diesen wahrhaft vitalen Theilen ihres Organismus besitzt, geht ursprünglich aus der lebendigen, sinnlichen Weltanschauung hervor. Weil aber die höchste und von der Wahrheit am wenigsten abirrende Kraft aus der reinsten Zusammenstimmung aller Geistesvermögen, deren idealischste Blüthe die Sprache selbst ist, entspringt, so wirkt das aus der Weltanschauung Geschöpfte von selbst auf die Sprache zurück. So ist es nun auch hier. Die Gegenstände der äuſseren Anschauung, so wie der innern Empfindung, stellen sich in zwiefacher Beziehung dar, in ihrer besondren qualitativen Beschaffenheit, welche sie individuell unterscheidet, und in ihrem allgemeinen, sich für die gehörig regsame Anschauung immer auch durch etwas in der Erscheinung und dem Gefühl offenbarenden Gattungsbegriff; der Flug eines Vogels z. B. als diese bestimmte Bewegung durch Flügelkraft, zugleich aber als die unmittelbar vorübergehende, und nur an diesem Vorübergehen festzuhaltende Handlung; und auf ähnliche Weise in allen andren Fällen. Eine aus der regsten und harmonischsten Anstrengung der Kräfte hervorgehende Anschauung erschöpft alles sich in dem Angeschauten Darstellende, und vermischt nicht das Einzelne, sondern legt es in Klarheit aus einander. Aus dem Erkennen jener doppelten Beziehung der Gegenstände nun, dem Gefühle ihres richtigen Verhältnisses, und der Lebendigkeit des von jeder einzelnen hervorgebrachten Eindrucks, entspringt, wie von selbst, die Flexion, als der sprachliche Ausdruck des Angeschauten und Gefühlten.

Es ist aber zugleich merkwürdig zu sehen, auf welchem verschiedenen Wege die geistige Ansicht hier zur Satzbildung gelangt. Sie geht nicht von seiner Idee aus, setzt ihn nicht mühevoll zusammen, sondern gelangt zu ihm, ohne es noch zu ahnden, indem sie nur dem scharf und vollständig aufgenommenen Eindruck des Gegenstandes Gestaltung im Laute ertheilt. Indem dies jedesmal richtig und nach demselben Gefühle geschieht, ordnet sich der Gedanke aus den so gebildeten Wörtern zusammen. In ihrem wahren, inneren Wesen ist die hier erwähnte geistige Verrichtung ein unmittelbarer Ausfluſs der Stärke und Reinheit des ursprünglich im Menschen liegenden Sprachvermögens. Anschauung und Gefühl sind nur gleichsam die Handhaben, an welchen sie in die äuſsere Erscheinung herübergezogen wird; und dadurch ist es begreiflich, daſs in ihrem letzten Resultate so unendlich mehr liegt, als diese, an sich betrachtet, darzubieten scheint. Die Einverleibungsmethode befindet sich, streng genommen, in ihrem Wesen selbst in wahrem Gegensatze mit der Flexion, indem diese vom Einzelnen, sie aber vom Ganzen ausgeht. Nur theilweise kann sie durch den siegreichen Einfluſs des inneren Sprachsinnes wieder zu ihr zurückkehren. Immer aber verräth sich in ihr, daſs durch seine geringere Stärke die Gegenstände sich nicht in gleicher Klarheit und Sonderung der in ihnen das Gefühl einzeln berührenden Punkte vor der Anschauung darlegen. Indem sie aber dadurch auf ein anderes Verfahren geräth, erlangt sie durch das lebendige Verfolgen dieser neuen Bahn wieder eine eigenthümliche Kraft und Frische der Gedankenverknüpfung. Die Beziehung der Gegenstände auf ihre allgemeinsten Gattungsbegriffe, welchen die Redetheile entsprechen, ist eine ideale, und ihr allgemeinster und reinster symbolischer Ausdruck wird von der Persönlichkeit hergenommen, die sich zugleich, auch sinnlich, als ihre natürlichste Bezeichnung darstellt. So knüpft sich das weiter oben von der sinnvollen Verwebung der Pronominalstämme in die grammatischen Formen Gesagte wieder hier an.

Ist einmal Flexion in einer Sprache wahrhaft vorwaltend, so folgt die fernere Ausspinnung des Flexionssystems nach vollendeter grammatischer Ansicht von selbst; und es ist schon oben angedeutet worden, wie die weitere Entwicklung sich bald neue Formen schafft, bald sich in vorhandene, aber bis dahin nicht in verschiedener Bedeutsamkeit gebrauchte, auch bei Sprachen desselben Stammes, hineinbaut. Ich darf hier nur an die Entstehung des Griechischen Plusquamperfectums aus einer bloſs verschiedenen Form eines Sanskritischen Aoristes erinnern. Denn bei dem, nie zu übergehenden Einfluſs der Lautformung auf diesen Punkt darf man nicht mit einander verwechseln, ob die letztere auf die Unterscheidung der mannigfaltigen grammatischen Begriffe beschränkend einwirkt, oder dieselben nur nicht vollständig in sich aufgenommen hat. Es kann, auch bei der richtigsten Sprachansicht, in früherer Periode der Sprache ein Übergewicht der sinnlichen Formenschöpfung geben, in welchem einem und demselben grammatischen Begriff eine Mannigfaltigkeit von Formen entspricht. Die Wörter stellten sich in diesen früheren Perioden, wo der innerlich schöpferische Geist des Menschen ganz in die Sprache versenkt war, selbst als Gegenstände dar, ergriffen die Einbildungskraft durch ihren Klang, und machten ihre besondre Natur in Vielförmigkeit vorherrschend geltend. Erst später und allmälig gewann die Bestimmtheit und die Allgemeinheit des grammatischen Begriffs Kraft und Gewicht, bemächtigte sich der Wörter und unterwarf sie ihrer Gleichförmigkeit. Auch im Griechischen, besonders in der Homerischen Sprache, haben sich bedeutende Spuren jenes früheren Zustandes erhalten. Im Ganzen aber zeigt sich gerade in diesem Punkte der merkwürdige Unterschied zwischen dem Griechischen und dem Sanskrit, daſs das erstere die Formen genauer nach den grammatischen Begriffen umgränzt, und ihre Mannigfaltigkeit sorgfältiger benutzt, feinere Abstufungen derselben zu bezeichnen; wogegen das Sanskrit die technischen Bezeichnungsmittel mehr heraushebt, sie auf der einen Seite in gröſserem Reichthum anwendet, auf der andren aber dennoch besser, einfacher und mit weniger zahlreichen Ausnahmen festhält.

§. 19.

Da die Sprache, wie ich bereits öfter im Obigen bemerkt habe, immer nur ein ideales Dasein in den Köpfen und Gemüthern der Menschen, niemals, auch in Stein oder Erz gegraben, ein materielles besitzt, und auch die Kraft der nicht mehr gesprochenen, insofern sie noch von uns empfunden werden kann, groſsentheils von der Stärke unsres eignen Wiederbelebungsgeistes abhängt, so kann es in ihr ebensowenig, als in den unaufhörlich fortflammenden Gedanken der Menschen selbst, einen Augenblick wahren Stillstandes geben. Es ist ihre Natur, ein fortlaufender Entwicklungsgang unter dem Einflusse der jedesmaligen Geisteskraft der Redenden zu sein. In diesem Gange entstehen natürlich zwei bestimmt zu unterscheidende Perioden, die eine, wo der lautschaffende Trieb der Sprache noch im Wachsthum und in lebendiger Thätigkeit ist, die andre, wo, nach vollendeter Gestaltung wenigstens der äuſseren Sprachform, ein scheinbarer Stillstand eintritt und dann eine sichtbare Abnahme jenes schöpferischen sinnlichen Triebes folgt. Allein auch aus der Periode der Abnahme können neue Lebensprincipe und neu gelingende Umgestaltungen der Sprache hervorgehen, wie ich in der Folge näher berühren werde.

In dem Entwicklungsgange der Sprachen überhaupt wirken zwei sich gegenseitig beschränkende Ursachen zusammen, das ursprünglich die Richtung bestimmende Princip, und der Einfluſs des schon hervorgebrachten Stoffes, dessen Gewalt immer in umgekehrtem Verhältniſs mit der sich geltend machenden Kraft des Princips steht. An dem Vorhandensein eines solchen Princips in jeder Sprache kann nicht gezweifelt werden. So wie ein Volk, oder eine menschliche Denkkraft überhaupt, Sprachelemente in sich aufnimmt, muſs sie dieselben, selbst unwillkührlich und ohne zum deutlichen Bewuſstsein davon zu gelangen, in eine Einheit verbinden, da ohne diese Operation weder ein Denken durch Sprache im Individuum, noch ein gegenseitiges Verständniſs, möglich wäre. Eben dies müſste man annehmen, wenn man bis zu einem ersten Hervorbringen einer Sprache aufsteigen könnte. Jene Einheit aber kann nur die eines ausschlieſslich vorwaltenden Princips sein. Nähert sich dies Princip dem allgemeinen sprachbildenden Principe im Menschen so weit, als dies die nothwendige Individualisirung desselben erlaubt, und durchdringt es die Sprache in voller und ungeschwächter Kraft, so wird diese alle Stadien ihres Entwickelungsganges dergestalt durchlaufen, daſs an die Stelle einer schwindenden Kraft immer wieder eine neue, der sich fortschlingenden Bahn angemessene eintritt. Denn es ist jeder intellectuellen Entwicklung eigen, daſs die Kraft eigentlich nicht abstirbt, sondern nur in ihren Functionen wechselt, oder eines ihrer Organe durch ein anderes ersetzt. Mischt sich aber schon dem ersten Principe etwas nicht in der Nothwendigkeit der Sprachform Gegründetes bei, oder durchdringt das Princip nicht wahrhaft den Laut, oder schlieſst sich an einen nicht rein organischen Stoff zu noch gröſserer Abweichung anderes gleich Verbildetes an, so stellt sich dem natürlichen Entwickelungsgange eine fremde Gewalt gegenüber, und die Sprache kann nicht, wie es sonst bei jeder richtigen Entwicklung intellectueller Kräfte der Fall sein muſs, durch die Verfolgung ihrer Bahn selbst neue Stärke gewinnen. Auch hier, wie bei der Bezeichnung der mannigfaltigen Gedankenverknüpfungen, bedarf die Sprache der Freiheit; und man kann es als ein sicheres Merkmal des reinsten und gelungensten Sprachbaues ansehen, wenn in demselben die Formung der Wörter und der Fügungen keine andren Beschränkungen erleidet, als nothwendig sind, mit der Freiheit auch Gesetzmäſsigkeit zu verbinden, d. h. der Freiheit durch Schranken ihr eignes Dasein zu sichern. Mit dem richtigen Entwicklungsgange der Sprache steht der des intellectuellen Vermögens überhaupt in natürlichem Einklange. Denn da das Bedürfniſs des Denkens die Sprache im Menschen weckt, so muſs, was rein aus ihrem Begriffe abflieſst, auch nothwendig das gelingende Fortschreiten des Denkens befördern. Versänke aber auch eine mit solcher Sprache begabte Nation durch andere Ursachen in Geistesträgheit und Schwäche, so würde sie sich immer an ihrer Sprache selbst leichter aus diesem Zustande hervorarbeiten können. Umgekehrt muſs das intellectuelle Vermögen aus sich selbst Hebel seines Aufschwunges finden, wenn ihm eine von jenem richtigen und natürlichen Entwickelungsgange abweichende Sprache zur Seite steht. Es wird alsdann durch die aus ihm selbst geschöpften Mittel auf die Sprache einwirken, nicht zwar schaffend, da ihre Schöpfungen nur das Werk ihres eignen Lebenstriebes sein können, allein in sie hineinbauend, ihren Formen einen Sinn leihend und eine Anwendung verstattend, den sie nicht hineingelegt und zu der sie nicht geführt hatte.

Wir können nun in der zahllosen Mannigfaltigkeit der vorhandenen und untergegangenen Sprachen einen Unterschied feststellen, der für die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts von entschiedener Wichtigkeit ist, nämlich den zwischen Sprachen, die sich aus reinem Principe in gesetzmäſsiger Freiheit kräftig und consequent entwickelt haben, und zwischen solchen, die sich dieses Vorzuges nicht rühmen können. Die ersten sind die gelungenen Früchte des in mannigfaltiger Bestrebung im Menschengeschlecht wuchernden Sprachtriebes. Die letzten haben eine abweichende Form, in welcher zwei Dinge zusammentreffen, Mangel an Stärke des ursprünglich immer im Menschen rein liegenden Sprachsinnes, und eine einseitige, aus dem Umstande entspringende Verbildung, daſs an eine nicht aus der Sprache nothwendig herflieſsende Lautform andere, durch sie an sich gerissen, angeschlossen werden.

Die obigen Untersuchungen geben einen Leitfaden an die Hand, dies in den wirklichen Sprachen, wie sehr man auch anfangs in ihnen eine verwirrende Menge von Einzelnheiten zu sehen glaubt, zu erforschen und in einfacher Gestalt darzustellen. Denn wir haben gesucht zu zeigen, worauf es in den höchsten Principien ankommt, und dadurch Punkte festzustellen, zu welchen sich die Sprachzergliederung erheben kann. Wie auch diese Bahn noch wird erhellt und geebnet werden können, so begreift man die Möglichkeit, in jeder Sprache die Form aufzufinden, aus welcher die Beschaffenheit ihres Baues flieſst, und sieht nun in dem eben Entwickelten den Maaſsstab ihrer Vorzüge und ihrer Mängel.

Wenn es mir gelungen ist, die Flexionsmethode in ihrer ganzen Vollständigkeit zu schildern, wie sie allein dem Worte vor dem Geiste und dem Ohre die wahre innere Festigkeit verleiht, und zugleich mit Sicherheit die Theile des Satzes, der nothwendigen Gedankenverschlingung gemäſs, auseinanderwirft, so bleibt es unzweifelhaft, daſs sie ausschlieſslich das reine Princip des Sprachbaues in sich bewahrt. Da sie jedes Element der Rede in seiner zwiefachen Geltung, seiner objectiven Bedeutung und seiner subjectiven Beziehung auf den Gedanken und die Sprache, nimmt, und dies Doppelte in seinem verhältniſsmäſsigen Gewichte durch danach zugerichtete Lautformen bezeichnet, so steigert sie das ursprünglichste Wesen der Sprache, die Articulation und die Symbolisirung, zu ihren höchsten Graden. Es kann daher nur die Frage sein, in welchen Sprachen diese Methode am consequentesten, vollständigsten und freiesten bewahrt ist. Den Gipfel hierin mag keine wirkliche Sprache erreicht haben. Allein einen Unterschied des Grades sahen wir oben zwischen den Sanskritischen und Semitischen Sprachen: in den letzteren die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung, allein nicht durchgeführt durch alle Theile der Sprache, und beschränkt durch mehr oder minder zufällige Gesetze, die zweisylbige Wortform, die ausschlieſslich zu Flexionsbezeichnung verwendeten Vocale, die Scheu vor Zusammensetzung; in den ersteren die Flexion durch die Festigkeit der Worteinheit von jedem Verdachte der Agglutination gerettet, durch alle Theile der Sprache durchgeführt und in der höchsten Freiheit in ihr waltend.

Verglichen mit dem einverleibenden und ohne wahre Worteinheit lose anfügenden Verfahren, erscheint die Flexionsmethode als ein geniales, aus der wahren Intuition der Sprache hervorgehendes Princip. Denn indem solche Sprachen ängstlich bemüht sind, das Einzelne zum Satz zu vereinigen, oder den Satz gleich auf einmal vereint darzustellen, stempelt sie unmittelbar den Theil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäſs, und kann, ihrer Natur nach, in der Rede gar nicht sein Verhältniſs zu dieser von ihm trennen. Schwäche des sprachbildenden Triebes läſst bald, wie im Chinesischen, die Flexionsmethode nicht in den Laut übergehen, bald, wie in den Sprachen, welche einzeln ein Einverleibungsverfahren befolgen, nicht frei und allein vorwalten. Die Wirkung des reinen Princips kann aber auch zugleich durch einseitige Verbildung gehemmt werden, wenn eine einzelne Bildungsform, wie z. B. im Malayischen die Bestimmung des Verbums durch modificirende Präfixe, bis zur Vernachlässigung aller andren herrschend wird.

Wie verschieden aber auch die Abweichungen von dem reinen Principe sein mögen, so wird man jede Sprache doch immer danach charakterisiren können, inwiefern in ihr der Mangel von Beziehungs-Bezeichnungen, das Streben, solche hinzuzufügen und zu Beugungen zu erheben, und der Nothbehelf, als Wort zu stempeln, was die Rede als Satz darstellen sollte, sichtbar ist. Aus der Mischung dieser Principe wird das Wesen einer solchen Sprache hervorgehen, allein in der Regel sich aus der Anwendung derselben eine noch individuellere Form entwickeln. Denn wo die volle Energie der leitenden Kraft nicht das richtige Gleichgewicht bewahrt, da erlangt leicht ein Theil der Sprache vor dem andren ungerechterweise eine unverhältniſsmäſsige Ausbildung. Hieraus und aus anderen Umständen können einzelne Trefflichkeiten auch in Sprachen entstehen, in welchen man sonst nicht gerade den Charakter erkennen kann, vorzüglich geeignete Organe des Denkens zu sein. Niemand kann läugnen, daſs das Chinesische des alten Styls dadurch, daſs lauter gewichtige Begriffe unmittelbar an einander treten, eine ergreifende Würde mit sich führt, und dadurch eine einfache Gröſse erhält, daſs es gleichsam, mit Abwerfung aller unnützen Nebenbeziehungen, nur zum reinen Gedanken vermittelst der Sprache zu entfliehen scheint. Das eigentlich Malayische wird wegen seiner Leichtigkeit und der groſsen Einfachheit seiner Fügungen nicht mit Unrecht gerühmt. Die Semitischen Sprachen bewahren eine bewundrungswürdige Kunst in der feinen Unterscheidung der Bedeutsamkeit vieler Vocalabstufungen. Das Vaskische besitzt im Wortbau und in der Redefügung eine besondere, aus der Kürze und der Kühnheit des Ausdrucks hervorgehende Kraft. Die Delaware-Sprache, und auch andere Amerikanische, verbinden mit einem einzigen Worte eine Zahl von Begriffen, zu deren Ausdruck wir vieler bedürfen würden. Alle diese Beispiele beweisen aber nur, daſs der menschliche Geist, in welche Bahn er sich auch einseitig wirft, immer etwas Groſses und auf ihn befruchtend und begeisternd Zurückwirkendes hervorzubringen vermag. Über den Vorzug der Sprachen vor einander entscheiden diese einzelnen Punkte nicht. Der wahre Vorzug einer Sprache ist nur der, sich aus einem Princip und in einer Freiheit zu entwickeln, die es ihr möglich machen, alle intellectuelle Vermögen des Menschen in reger Thätigkeit zu erhalten, ihnen zum genügenden Organ zu dienen, und durch die sinnliche Fülle und geistige Gesetzmäſsigkeit, welche sie bewahrt, ewig anregend auf sie einzuwirken. In dieser formalen Beschaffenheit liegt Alles, was sich wohlthätig für den Geist aus der Sprache entwickeln läſst. Sie ist das Bett, in welchem er seine Wogen im sichren Vertrauen fortbewegen kann, daſs die Quellen, welche sie ihm zuführen, niemals versiegen werden. Denn wirklich schwebt er auf ihr, wie auf einer unergründlichen Tiefe, aus der er aber immer mehr zu schöpfen vermag, je mehr ihm schon daraus zugeflossen ist. Diesen formalen Maaſsstab also kann man allein an die Sprachen anlegen, wenn man sie unter eine allgemeine Vergleichung zu bringen versucht.

§. 20.

Mit dem grammatischen Baue, wie wir ihn bisher im Ganzen und Groſsen betrachtet haben, und der äuſserlichen

Structur der Sprache überhaupt ist jedoch ihr Wesen bei weitem nicht erschöpft, und ihr eigentlicher und wahrer Charakter beruht noch auf etwas viel Feinerem, tiefer Verborgenem und der Zergliederung weniger Zugänglichem. Immer aber bleibt jenes, vorzugsweise bis hierher betrachtete, die nothwendige, sichernde Grundlage, in welcher das Feinere und Edlere Wurzel fassen kann. Um dies deutlicher darzustellen, ist es nothwendig, einen Augenblick wieder auf den allgemeinen Entwicklungsgang der Sprachen zurückzublicken. In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniſs erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an den andren anschieſst. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schieſst in einigen sichtbar über das Bedürfniſs des Gedanken über, und mäſsigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluſs reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da. Das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indeſs sehr irren, wenn man, was ich hier mit

Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluſs; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechtes oder eines Volkes als ausschlieſslich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des Gedanken oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiſs, daſs, je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben, welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher schwächer; und je mehr sich der Geist nun des schon Geschaffnen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andren Seite wächst die Menge des in Bauten hervorgebrachten Stoffs, und diese, nun auf den Geist zurückwirkende, äuſsere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. In diesen zwei Punkten liegt dasjenige, was in dem oben erwähnten Unterschiede nicht der subjectiven Ansicht, sondern dem wirklichen Wesen der Sache angehört. Man muſs also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen und lexicalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äuſseren von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie eine Seele, in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen, ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, daſs diese Wirkung dem äuſseren Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daſs jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und daſs er wenigstens nicht verkennen muſs, daſs es noch etwas Höheres und Ursprünglicheres in der Sprache giebt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muſs. In Sprachen eines weit verbreiteten und vielfach getheilten Stammes läſst sich das hier Gesagte mit einfachen Beispielen belegen. Sanskrit, Griechisch und Lateinisch haben eine nahe verwandte und in sehr vielen Stücken gleiche Organisation der Wortbildung und der Redefügung. Jeder aber fühlt die Verschiedenheit ihres individuellen Charakters, die nicht bloſs eine, in der Sprache sichtbar werdende, des Charakters der Nationen ist, sondern, tief in die Sprachen selbst eingewachsen, den eigenthümlichen Bau jeder bestimmt. Ich werde daher bei diesem Unterschiede zwischen dem Principe, aus welchem sich, nach dem Obigen, die Structur der Sprache entwickelt, und dem eigentlichen Charakter dieser hier noch verweilen, und schmeichle mir, sicher sein zu können, daſs dieser Unterschied weder als zu schneidend angesehen, noch auf der andren Seite als bloſs subjectiv verkannt werde.

Um den Charakter der Sprachen, insofern wir ihn dem Organismus entgegensetzen, genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniſs des Augenblicks, mindert sich allmälig. Die Thätigkeit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem andren unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andren erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem glücklich ausgedrückten. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreiſsen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlage der Litteratur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmälig von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über, und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniſs behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung, entspringen.

Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmäſsig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle, zusammengestellt, vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewuſstsein einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, bloſs durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muſs, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäſsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einfluſs auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbstschöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Dies ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äuſseren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüthe des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner groſser Männer geweckt und emporgerissen werden.

Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Litteratur und in der vorbereitend zu dieser hinführenden. Denn sie zieht sich alsdann mehr von den Alltäglichkeiten des materiellen Lebens zurück, und erhebt sich zu reiner Gedankenentwickelung und freier Darstellung. Es scheint aber wunderbar, daſs die Sprachen, auſser demjenigen, den ihnen ihr äuſserer Organismus giebt, sollten einen eigenthümlichen Charakter besitzen können, da jede bestimmt ist, den verschiedensten Individualitäten zum Werkzeug zu dienen. Denn ohne des Unterschiedes der Geschlechter und des Alters zu gedenken, so umschlieſst eine Nation wohl alle Nüancen menschlicher Eigenthümlichkeit. Auch diejenigen, die, von derselben Richtung ausgehend, das gleiche Geschäft treiben, unterscheiden sich in der Art zu ergreifen und auf sich zurückwirken zu lassen. Diese Verschiedenheit wächst aber noch für die Sprache, da diese in die geheimsten Falten des Geistes und des Gemüthes eingeht. Jeder nun braucht dieselbe zum Ausdruck seiner besondersten Eigenthümlichkeit; denn sie geht immer von dem Einzelnen aus, und jeder bedient sich ihrer zunächst nur für sich selbst. Dennoch genügt sie jedem dazu, insofern überhaupt immer dürftig bleibende Worte dem Drange des Ausdrucks der innersten Gefühle zusagen. Es läſst sich auch nicht behaupten, daſs die Sprache, als allgemeines Organ, diese Unterschiede mit einander ausgleicht. Sie baut wohl Brücken von einer Individualität zur andren, und vermittelt das gegenseitige Verständniſs; den Unterschied selbst aber vergröſsert sie eher, da sie durch die Verdeutlichung und Verfeinerung der Begriffe klarer ins Bewuſstsein bringt, wie er seine Wurzeln in die ursprüngliche Geistesanlage schlägt. Die Möglichkeit, so verschiedenen Individualitäten zum Ausdruck zu dienen, scheint daher eher in ihr selbst vollkommene Charakterlosigkeit vorauszusetzen, die sie doch aber sich auf keine Weise zu Schulden kommen läſst. Sie umfaſst in der That die beiden entgegengesetzten Eigenschaften, sich als Eine Sprache in derselben Nation in unendlich viele zu theilen, und, als diese vielen, gegen die Sprachen anderer Nationen mit bestimmtem Charakter, als Eine, zu vereinigen. Wie verschieden jeder dieselbe Muttersprache nimmt und gebraucht, findet man, wenn es nicht schon das gewöhnliche Leben deutlich zeigte, in der Vergleichung bedeutender Schriftsteller, deren jeder sich seine eigne Sprache bildet. Die Verschiedenheit des Charakters mehrerer Sprachen ergiebt sich aber beim ersten Anblick, wie z. B. beim Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, aus ihrer Vergleichung.

Untersucht man nun genauer, wie die Sprache diesen Gegensatz vereinigt, so liegt die Möglichkeit, den verschiedensten Individualitäten zum Organe zu dienen, in dem tiefsten Wesen ihrer Natur. Ihr Element, das Wort, bei dem wir, der Vereinfachung wegen, stehen bleiben können, theilt nicht, wie eine Substanz, etwas schon Hervorgebrachtes mit, enthält auch nicht einen schon geschlossenen Begriff, sondern regt bloſs an, diesen mit selbstständiger Kraft, nur auf bestimmte Weise, zu bilden. Die Menschen verstehen einander nicht dadurch, daſs sie sich Zeichen der Dinge wirklich hingeben, auch nicht dadurch, daſs sie sich gegenseitig bestimmen, genau und vollständig denselben Begriff hervorzubringen, sondern dadurch, daſs sie gegenseitig in einander dasselbe Glied der Kette ihrer sinnlichen Vorstellungen und inneren Begriffserzeugungen berühren, dieselbe Taste ihres geistigen Instruments anschlagen, worauf alsdann in jedem entsprechende, nicht aber dieselben Begriffe hervorspringen. Nur in diesen Schranken und mit diesen Divergenzen kommen sie auf dasselbe Wort zusammen. Bei der Nennung des gewöhnlichsten Gegenstandes, z. B. eines Pferdes, meinen sie alle dasselbe Thier, jeder aber schiebt dem Worte eine andere Vorstellung, sinnlicher oder rationeller, lebendiger als einer Sache, oder näher den todten Zeichen u. s. f., unter. Daher entsteht in der Periode der Sprachbildung in einigen Sprachen die Menge der Ausdrücke für denselben Gegenstand. Es sind ebenso viele Eigenschaften, unter welchen er gedacht worden ist, und deren Ausdruck man an seine Stelle gesetzt hat. Wird nun aber auf diese Weise das Glied der Kette, die Taste des Instrumentes berührt, so erzittert das Ganze; und was, als Begriff, aus der Seele hervorspringt, steht in Einklang mit allem, was das einzelne Glied bis auf die weiteste Entfernung umgiebt. Die von dem Worte in Verschiedenen geweckte Vorstellung trägt das Gepräge der Eigenthümlichkeit eines jeden, wird aber von allen mit demselben Laute bezeichnet.

Die sich innerhalb derselben Nation befindenden Individualitäten umschlieſst aber die nationelle Gleichförmigkeit, die wiederum jede einzelne Sinnesart von der ihr ähnlichen in einem andren Volke unterscheidet. Aus dieser Gleichförmigkeit und aus der der besonderen jeder Sprache eignen Anregung entspringt der Charakter der letzteren. Jede Sprache empfängt eine bestimmte Eigenthümlichkeit durch die der Nation, und wirkt gleichförmig bestimmend auf diese zurück. Der nationelle Charakter wird zwar durch Gemeinschaft des Wohnplatzes und des Wirkens unterhalten, verstärkt, ja bis zu einem gewissen Grad hervorgebracht; eigentlich aber beruht er auf der Gleichheit der Naturanlage, die man gewöhnlich aus Gemeinschaft der Abstammung erklärt. In dieser liegt auch gewiſs das undurchdringliche Geheimniſs der tausendfältig verschiedenen Verknüpfung des Körpers mit der geistigen Kraft, welche das Wesen jeder menschlichen Individualität ausmacht. Es kann nur die Frage sein, ob es keine andere Erklärungsweise der Gleichheit der Naturanlagen geben könne? und auf keinen Fall darf man hier die Sprache ausschlieſsen. Denn in ihr ist die Verbindung des Lautes mit seiner Bedeutung etwas mit jener Anlage gleich Unerforschliches. Man kann Begriffe spalten, Wörter zergliedern, so weit man es vermag, und man tritt darum dem Geheimniſs nicht näher, wie eigentlich der Gedanke sich mit dem Worte verbindet. In ihrer ursprünglichsten Beziehung auf das Wesen der Individualität sind also der Grund aller Nationalität und die Sprache einander unmittelbar gleich. Allein die letztere wirkt augenscheinlicher und stärker darauf ein, und der Begriff einer Nation muſs vorzugsweise auf sie gegründet werden. Da die Entwicklung seiner menschlichen Natur im Menschen von der der Sprache abhängt, so ist durch diese unmittelbar selbst der Begriff der Nation als der eines auf bestimmte Weise sprachbildenden Menschenhaufens gegeben.

Die Sprache aber besitzt auch die Kraft, zu entfremden und einzuverleiben, und theilt durch sich selbst den nationellen Charakter, auch bei verschiedenartiger Abstammung, mit. Dies unterscheidet namentlich eine Familie und eine Nation. In der ersteren ist unter den Gliedern factisch erkennbare Verwandtschaft; auch kann dieselbe Familie in zwei verschiedenen Nationen fortblühen. Bei den Nationen kann es noch zweifelhaft scheinen, und macht bei weit verbreiteten Stämmen eine wichtige Betrachtung aus, ob alle dieselben Sprachen Redenden einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder ob diese ihre Gleichförmigkeit aus uranfänglicher Naturanlage, verbunden mit Verbreitung über einen gleichen Erdstrich, unter dem Einfluſs gleichförmig wirkender Ursachen, entstanden ist? Welche Bewandtniſs es aber auch mit den, uns unerforschlichen, ersten Ursachen haben möge, so ist es gewiſs, daſs die Entwicklung der Sprache die nationellen Verschiedenheiten erst in das hellere Gebiet des Geistes überführt. Sie werden durch sie zum Bewuſstsein gebracht, und erhalten von ihr Gegenstände, in denen sie sich nothwendig ausprägen müssen, die der deutlichen Einsicht zugänglicher sind, und an welchen zugleich die Verschiedenheiten selbst feiner und bestimmter ausgesponnen erscheinen. Denn indem die Sprache den Menschen bis auf den ihm erreichbaren Punkt intellectualisirt, wird immer mehr der dunklen Region der unentwickelten Empfindung entzogen. Dadurch nun erhalten die Sprachen, welche die Werkzeuge dieser Entwicklung sind, selbst einen so bestimmten Charakter, daſs der der Nation besser an ihnen, als an den Sitten, Gewohnheiten und Thaten jener, erkannt werden kann. Es entspringt hieraus, wenn Völker, welchen eine Litteratur mangelt, und in deren Sprachgebrauch wir nicht tief genug eindringen, uns oft gleichförmiger erscheinen, als sie sind. Wir erkennen nicht die sie unterscheidenden Züge, weil nicht das Medium sie uns zuführt, welches sie uns sichtbar machen würde.

Wenn man den Charakter der Sprachen von ihrer äuſseren Form, unter welcher allein eine bestimmte Sprache gedacht werden kann, absondert, und beide einander gegenüberstellt, so besteht er in der Art der Verbindung des Gedanken mit den Lauten. Er ist, in diesem Sinne genommen, gleichsam der Geist, welcher sich in der Sprache einheimisch macht, und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper, beseelt. Er ist eine natürliche Folge der fortgesetzten Einwirkung der geistigen Eigenthümlichkeit der Nation. Indem diese die allgemeinen Bedeutungen der Wörter immer auf dieselbe individuelle Weise aufnimmt und mit den gleichen Nebenideen und Empfindungen begleitet, nach denselben Richtungen hin Ideenverbindungen eingeht, und sich der Freiheit der Redefügungen in demselben Verhältniſs bedient, in welchem das Maaſs ihrer intellectuellen Kühnheit zu der Fähigkeit ihres Verständnisses steht, ertheilt sie der Sprache eine eigenthümliche Farbe und Schattirung, welche diese fixirt und so in demselben Gleise zurückwirkt. Aus jeder Sprache läſst sich daher auf den Nationalcharakter zurückschlieſsen. Auch die Sprachen roher und ungebildeter Völker tragen diese Spuren in sich, und lassen dadurch oft Blicke in intellectuelle Eigenthümlichkeiten werfen, die man auf dieser Stufe mangelnder Bildung nicht erwarten sollte. Die Sprachen der Amerikanischen Eingebornen sind reich an Beispielen dieser Gattung, an kühnen Metaphern, richtigen, aber unerwarteten Zusammenstellungen von Begriffen, an Fällen, wo leblose Gegenstände durch eine sinnreiche Ansicht ihres auf die Phantasie wirkenden Wesens in die Reihe der lebendigen versetzt werden u. s. f. Denn da diese

Sprachen grammatisch nicht den Unterschied der Geschlechter, wohl aber, und in sehr ausgedehntem Umfange, den lebloser und lebendiger Gegenstände beachten, so geht ihre Ansicht hiervon aus der grammatischen Behandlung hervor. Wenn sie die Gestirne mit dem Menschen und den Thieren grammatisch in dieselbe Classe versetzen, so sehen sie offenbar die ersteren als sich durch eigne Kraft bewegende, und wahrscheinlich auch als die menschlichen Schicksale von oben herab leitende, mit Persönlichkeit begabte Wesen an. In diesem Sinn die Wörterbücher der Mundarten solcher Völker durchzugehen, gewährt ein eignes, auf die mannigfaltigsten Betrachtungen führendes Vergnügen; und wenn man zugleich bedenkt, daſs die Versuche beharrlicher Zergliederung der Formen solcher Sprachen, wie wir im Vorigen gesehen haben, die geistige Organisation entdecken lassen, aus welcher ihr Bau entspringt, so verschwindet alles Trockne und Nüchterne aus dem Sprachstudium. In jedem seiner Theile führt es zu der inneren geistigen Gestaltung zurück, welche alle Menschenalter hindurch die Trägerin der tiefsten Ansichten, der reichsten Gedankenfülle und der edelsten Gefühle ist.

Bei den Völkern aber, bei denen wir nur in den einzelnen Elementen ihrer Sprache die Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit auffinden können, läſst sich selten oder nie ein zusammenhängendes Bild von der letzteren entwerfen. Wenn dies überall ein schwieriges Geschäft ist, so wird es nur da wahrhaft möglich, wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Litteratur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingeprägt haben. Denn die Rede enthält auch in Absicht der Geltung ihrer einzelnen Elemente und in den Nüancen ihrer Fügungen, welche sich nicht gerade auf grammatische Regeln zurückführen lassen, unendlich viel, was, wenn sie in diese Elemente zerschlagen ist, man nicht mehr an denselben erkennbar zu fassen vermag. Ein Wort hat meistentheils seine vollständige Geltung erst durch die Verbindung, in der es erscheint. Diese Gattung der Sprachforschung erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler, und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller. Denn wenn auch immer bei dieser das Studium der ganzen Sprache selbst der höchste Gesichtspunkt ist, so geht sie dennoch zunächst von den in ihr übrigen Denkmälern aus, strebt, dieselben in möglichster Reinheit und Treue herzustellen und zu bewahren, und sie zu zuverlässiger Kenntniſs des Alterthums zu benutzen. So enge auch die Zergliederung der Sprache, die Aufsuchung ihres Zusammenhanges mit verwandten, und die nur auf diesem Wege erreichbare Erklärung ihres Baues mit der Bearbeitung der Sprachdenkmäler verbunden bleiben muſs, so sind es doch sichtbar zwei verschiedene Richtungen des Sprachstudiums, die verschiedene Talente erfordern und unmittelbar auch verschiedene Resultate hervorbringen. Es wäre vielleicht nicht unrichtig, auf diese Weise Linguistik und Philologie zu unterscheiden, und ausschlieſslich der letzteren die engere Bedeutung zu geben, die man bisher damit zu verbinden pflegte, die man aber in den letztverflossenen Jahren, besonders in Frankreich und England, auf jede Beschäftigung mit irgend einer Sprache ausgedehnt hat. Gewiſs ist es wenigstens, daſs die Sprachforschung, von welcher hier die Rede ist, sich nur auf eine in dem hier aufgestellten Sinne wahrhaft philologische Behandlung der Sprachdenkmäler stützen kann. Indem die groſsen Männer, welche dies Fach der Gelehrsamkeit in den letzten Jahrhunderten verherrlicht haben, mit gewissenhafter Treue, und bis zu den kleinsten Modificationen des Lautes herab, den Sprachgebrauch jedes Schriftstellers feststellen, zeigt sich die

Sprache beständig unter dem beherrschenden Einfluſs geistiger Individualität, und gewährt eine Ansicht dieses Zusammenhanges, durch die es zugleich möglich wird, die einzelnen Punkte aufzusuchen, an welchen er haftet. Man lernt zugleich, was dem Zeitalter, der Localität und dem Individuum angehört, und wie die allgemeine Sprache alle diese Unterschiede umfaſst. Das Erkennen der Einzelnheiten aber ist immer von dem Eindruck eines Ganzen begleitet, ohne daſs die Erscheinung durch Zergliederung etwas an ihrer Eigenthümlichkeit verliert.

Sichtbar wirkt auf die Sprache nicht bloſs die ursprüngliche Anlage der Nationaleigenthümlichkeit ein, sondern jede durch die Zeit herbeigeführte Abänderung der inneren Richtung, und jedes äuſsere Ereigniſs, welches die Seele und den Geistesschwung der Nation hebt oder niederdrückt, vor allem aber der Impuls ausgezeichneter Köpfe. Ewige Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur, bildet sie sich nach jeder Abstufung des ersteren um, nur daſs die Spuren davon immer feiner und schwieriger im Einzelnen zu entdecken werden, und die Thatsache sich nur im Totaleindruck offenbart. Keine Nation könnte die Sprache einer andren mit dem ihr selbst eigenen Geiste beleben und befruchten, ohne sie eben dadurch zu einer verschiedenen umzubilden. Was aber schon weiter oben von aller Individualität bemerkt worden ist, gilt auch hier. Darum, daſs unter verschiedenen jede, weil sie Eine bestimmte Bahn verfolgt, alle andren ausschlieſst, können dennoch mehrere in einem allgemeinen Ziele zusammentreffen. Der Charakterunterschied der Sprachen braucht daher nicht nothwendig in absoluten Vorzügen der einen vor der andren zu bestehen. Die Einsicht in die Möglichkeit der Bildung eines solchen Charakters erfordert aber noch eine genauere Betrachtung des Standpunktes, aus dem eine Nation ihre

Sprache innerlich behandeln muſs, um ihr ein solches Gepräge aufzudrücken.

Wenn eine Sprache bloſs und ausschlieſslich zu den Alltagsbedürfnissen des Lebens gebraucht würde, so gälten die Worte bloſs als Repräsentanten des auszudrückenden Entschlusses oder Begehrens, und es wäre von einer inneren, die Möglichkeit einer Verschiedenheit zulassenden, Auffassung gar nicht in ihr die Rede. Die materielle Sache oder Handlung träte in der Vorstellung des Sprechenden und Erwiedernden sogleich und unmittelbar an die Stelle des Wortes. Eine solche wirkliche Sprache kann es nun glücklicherweise unter immer doch denkenden und empfindenden Menschen nicht geben. Es lieſsen sich höchstens mit ihr die Sprachmischungen vergleichen, welche der Verkehr unter Leuten von ganz verschiedenen Nationen und Mundarten hier und dort, vorzüglich in Seehäfen, wie die *lingua franca* an den Küsten des Mittelmeeres, bildet. Auſserdem behaupten die individuelle Ansicht und das Gefühl immer zugleich ihre Rechte. Ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daſs der erste Gebrauch der Sprache, wenn man bis zu demselben hinaufzusteigen vermöchte, ein bloſser Empfindungsausdruck gewesen sei. Ich habe mich schon weiter oben (S. LXXV.) gegen die Erklärung des Ursprungs der Sprachen aus der Hülfslosigkeit des Einzelnen ausgesprochen. Nicht einmal der Trieb der Geselligkeit entspringt unter den Geschöpfen aus der Hülfslosigkeit. Das stärkste Thier, der Elephant, ist zugleich das geselligste. Überall in der Natur entwickelt sich Leben und Thätigkeit aus innerer Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht. In jeder Sprache aber, auch der am höchsten gebildeten, kommt einzeln der hier erwähnte Gebrauch derselben vor. Wer einen Baum zu fällen befiehlt, denkt sich nichts, als den bezeichneten Stamm, bei dem Worte; ganz anders aber ist es, wenn dasselbe, auch ohne Beiwort und Zusatz, in einer Naturschilderung oder einem Gedichte erscheint. Die Verschiedenheit der auffassenden Stimmung giebt denselben Lauten eine auf verschiedene Weise gesteigerte Geltung, und es ist, als wenn bei jedem Ausdruck etwas durch ihn nicht absolut Bestimmtes gleichsam überschwankte.

Dieser Unterschied liegt sichtbar darin, ob die Sprache auf ein inneres Ganzes des Gedankenzusammenhanges und der Empfindung bezogen, oder mit vereinzelter Seelenthätigkeit einseitig zu einem abgeschloſsnen Zwecke gebraucht wird. Von dieser Seite wird sie ebensowohl durch bloſs wissenschaftlichen Gebrauch, wenn dieser nicht unter dem leitenden Einfluſs höherer Ideen steht, als durch das Alltagsbedürfniſs des Lebens, ja, da sich diesem Empfindung und Leidenschaft beimischen, noch stärker beschränkt. Weder in den Begriffen, noch in der Sprache selbst, steht irgend etwas vereinzelt da. Die Verknüpfungen wachsen aber den Begriffen nur dann wirklich zu, wenn das Gemüth in innerer Einheit thätig ist, wenn die volle Subjectivität einer vollendeten Objectivität entgegenstrahlt. Dann wird keine Seite, von welcher der Gegenstand einwirken kann, vernachlässigt, und jede dieser Einwirkungen läſst eine leise Spur in der Sprache zurück. Wenn in der Seele wahrhaft das Gefühl erwacht, daſs die Sprache nicht bloſs ein Austauschungsmittel zu gegenseitigem Verständniſs, sondern eine wahre Welt ist, welche der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen muſs, so ist sie auf dem wahren Wege, immer mehr in ihr zu finden und in sie zu legen.

Wo ein solches Zusammenwirken der in bestimmte Laute eingeschlossenen Sprache und der, ihrer Natur nach, immer weiter greifenden inneren Auffassung lebendig ist, da betrachtet der Geist die Sprache, wie sie denn in der That in ewiger Schöpfung begriffen ist, nicht als geschlossen, sondern strebt unaufhörlich, Neues zuzuführen, um es, an sie geheftet, wieder auf sich zurückwirken zu lassen. Dies setzt aber ein Zwiefaches voraus, ein Gefühl, daſs es etwas giebt, was die Sprache nicht unmittelbar enthält, sondern der Geist, von ihr angeregt, ergänzen muſs, und den Trieb, wiederum alles, was die Seele empfindet, mit dem Laut zu verknüpfen. Beides entquillt der lebendigen Überzeugung, daſs das Wesen des Menschen Ahndung eines Gebietes besitzt, welches über die Sprache hinausgeht, und das durch die Sprache eigentlich beschränkt wird; daſs aber wiederum sie das einzige Mittel ist, dies Gebiet zu erforschen und zu befruchten, und daſs sie gerade durch technische und sinnliche Vollendung einen immer gröſseren Theil desselben in sich zu verwandeln vermag. Diese Stimmung ist die Grundlage des Charakterausdrucks in den Sprachen; und je lebendiger dieselbe in der doppelten Richtung, nach der sinnlichen Form der Sprache und nach der Tiefe des Gemüths hin, wirkt, desto klarer und bestimmter stellt sich die Eigenthümlichkeit in der Sprache dar. Sie gewinnt gleichsam an Durchsichtigkeit, und läſst in das Innere des Sprechenden schauen.

Dasjenige, was auf diese Weise durch die Sprache durchscheint, kann nicht etwas einzeln, objectiv und qualitativ Andeutendes sein. Denn jede Sprache würde alles andeuten können, wenn das Volk, dem sie angehört, alle Stufen seiner Bildung durchliefe. Jede hat aber einen Theil, der entweder nur noch jetzt verborgen ist, oder, wenn sie früher untergeht, ewig verborgen bleibt. Jede ist, wie der Mensch selbst, ein sich in der Zeit allmålig entwickelndes Unendliches. Jenes Durchschimmernde ist daher etwas alle Andeutungen subjectiv und eher quantitativ Modificirendes. Es erscheint darin nicht als Wirkung, sondern die wirkende Kraft äuſsert sich unmittelbar, als solche, und eben darum auf eine eigne, schwerer zu erkennende Weise, die Wirkungen gleichsam nur mit ihrem Hauche umschwebend. Der Mensch stellt sich der Welt immer in Einheit gegenüber. Es ist immer dieselbe Richtung, dasselbe Ziel, dasselbe Maaſs der Bewegung, in welchen er die Gegenstände erfaſst und behandelt. Auf dieser Einheit beruht seine Individualität. Es liegt aber in dieser Einheit ein Zwiefaches, obgleich wieder einander Bestimmendes, nämlich die Beschaffenheit der wirkenden Kraft und die ihrer Thätigkeit, wie sich in der Körperwelt der sich bewegende Körper von dem Impulse unterscheidet, welcher die Heftigkeit, Schnelligkeit und Dauer seiner Bewegung bestimmt. Das Erstere haben wir im Sinn, wenn wir einer Nation mehr lebendige Anschaulichkeit und schöpferische Einbildungskraft, mehr Neigung zu abgezogenen Ideen, oder eine bestimmtere praktische Richtung zuschreiben; das Letztere, wenn wir eine vor der andren heftig, veränderlich, schneller in ihrem Ideengange, beharrender in ihren Empfindungen nennen. In Beidem unterscheiden wir also das Sein von dem Wirken, und stellen das erstere, als unsichtbare Ursach, dem in die Erscheinung tretenden Denken, Empfinden und Handeln gegenüber. Wir meinen aber dann nicht dieses oder jenes einzelne Sein des Individuums, sondern das allgemeine, das in jedem einzelnen bestimmend hervortritt. Jede erschöpfende Charakterschilderung muſs dies Sein als Endpunkt ihrer Forschung vor Augen haben.

Wenn man nun die gesammte innere und äuſsere Thätigkeit des Menschen bis zu ihren einfachsten Endpunkten verfolgt, so findet man diese in der Art, wie er die Wirklichkeit als Object, das er aufnimmt, oder als Materie, die er gestaltet, mit sich verknüpft, oder auch unabhängig von ihr sich eigene Wege bahnt. Wie tief und auf welche Weise der Mensch in die Wirklichkeit Wurzel schlägt, ist das ursprünglich charakteristische Merkmal seiner

Individualität. Die Arten jener Verknüpfung können zahllos sein, je nachdem sich die Wirklichkeit oder die Innerlichkeit, deren keine die andre ganz zu entbehren vermag, von einander zu trennen versuchen, oder sich mit einander in verschiedenen Graden und Richtungen verbinden.

Man darf aber nicht glauben, daſs ein solcher Maaſsstab bloſs bei schon intellectuell gebildeten Nationen anwendbar sei. In den Äuſserungen der Freude eines Haufens von Wilden wird sich unterscheiden lassen, wie weit sich dieselbe von der bloſsen Befriedigung der Begierde unterscheidet, und ob sie, als ein wahrer Götterfunke, aus dem inneren Gemüthe als wahrhaft menschliche Empfindung, bestimmt, einmal in Gesang und Dichtung aufzublühen, hervorbricht. Wenn aber auch, wie daran kein Zweifel sein kann, der Charakter der Nation sich an allem ihr wahrhaft Eigenthümlichen offenbart, so leuchtet er vorzugsweise durch die Sprache durch. Indem sie mit allen Äuſserungen des Gemüths verschmilzt, bringt sie schon darum das immer sich gleich bleibende, individuelle Gepräge öfter zurück. Sie ist aber auch selbst durch so zarte und innige Bande mit der Individualität verknüpft, daſs sie immer wieder eben solche an das Gemüth des Hörenden heften muſs, um vollständig verstanden zu werden. Die ganze Individualität des Sprechenden wird daher von ihr in den andren übergetragen, nicht um seine eigne zu verdrängen, sondern um aus der fremden und eignen einen neuen, fruchtbaren Gegensatz zu bilden.

Das Gefühl des Unterschiedes zwischen dem Stoff, den die Seele aufnimmt und erzeugt, und der in dieser doppelten Thätigkeit treibenden und stimmenden Kraft, zwischen der Wirkung und dem wirkenden Sein, die richtige und verhältniſsmäſsige Würdigung beider, und die gleichsam hellere Gegenwart des, dem Grade nach, obenan stehenden vor dem Bewuſstsein liegt nicht gleich stark in jeder nationellen Eigenthümlichkeit. Wenn man den Grund des Unterschiedes hiervon tiefer untersucht, so findet man ihn in der mehr oder minder empfundenen Nothwendigkeit des Zusammenhanges aller Gedanken und Empfindungen des Individuums durch die ganze Zeit seines Daseins, und des gleichen in der Natur geahndeten und geforderten. Was die Seele hervorbringen mag, so ist es nur Bruchstück; und je beweglicher und lebendiger ihre Thätigkeit ist, desto mehr regt sich alles, in verschiedenen Abstufungen mit dem Hervorgebrachten Verwandte. Über das Einzelne schieſst also immer etwas, minder bestimmt Auszudrückendes, über, oder vielmehr an das Einzelne hängt sich die Forderung weiterer Darstellung und Entwicklung, als in ihm unmittelbar liegt, und geht durch den Ausdruck in der Sprache in den andren über, der gleichsam eingeladen wird, in seiner Auffassung das Fehlende harmonisch mit dem Gegebenen zu ergänzen. Wo der Sinn hierfür lebendig ist, erscheint die Sprache mangelhaft und dem vollen Ausdruck ungenügend, da im entgegengesetzten Fall kaum die Ahndung entsteht, daſs über das Gegebene hinaus noch etwas fehlen könne. Zwischen diesen beiden Extremen aber befindet sich eine zahllose Menge von Mittelstufen, und sie selbst gründen sich offenbar auf vorherrschende Richtung nach dem Inneren des Gemüths und nach der äuſseren Wirklichkeit.

Die Griechen, welche in diesem ganzen Gebiete das lehrreichste Beispiel abgeben, verbanden in ihrer Dichtung überhaupt, besonders aber in der lyrischen, mit den Worten Gesang, Instrumentalmusik, Tanz und Geberde. Daſs sie dies aber nicht bloſs thaten, um den sinnlichen Eindruck zu vermehren und zu vervielfachen, sieht man deutlich daraus, daſs sie allen diesen einzelnen Einwirkungen einen gleichförmigen Charakter beigaben. Musik, Tanz, und die Rede im Dialekte muſsten sich einer und ebenderselben ursprünglich nationellen Eigenthümlichkeit unterwerfen, Dorisch, Äolisch, oder von einer anderen Tonart und andrem Dialekte sein. Sie suchten also das Treibende und Stimmende in der Seele auf, um die Gedanken des Liedes in einer bestimmten Bahn zu erhalten und durch die, nicht als Idee geltende Regung des Gemüthes in dieser Bahn zu beleben und zu verstärken. Denn wie in der Dichtung und dem Gesange die Worte und ihr Gedankengehalt vorwalten, und die begleitende Stimmung und Anregung ihnen nur zur Seite steht, so verhält es sich umgekehrt in der Musik. Das Gemüth wird nur zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen angefeuert und begeistert. Diese müssen in eigner Freiheit aus dem Schooſse dieser Begeistrung hervorgehen, und die Töne bestimmen sie nur insofern, als in den Bahnen, in welche sie die Regung einleiten, sich nur bestimmte entwickeln können. Das Gefühl des Treibenden und Stimmenden im Gemüth ist aber nothwendig immer, wie es sich hier bei den Griechen zeigt, ein Gefühl vorhandener oder geforderter Individualität, da die Kraft, welche alle Seelenthätigkeit umschlieſst, nur eine bestimmte sein, und nur in einer solchen Richtung wirken kann.

Wenn ich daher im Vorigen von etwas über den Ausdruck Überschieſsendem, ihm selbst Mangelndem, sprach, so darf man sich darunter durchaus nichts Unbestimmtes denken. Es ist vielmehr das Allerbestimmteste, weil es die letzten Züge der Individualität vollendet, was das, seiner Abhängigkeit vom Objecte, und der von ihm geforderten allgemeinen Gültigkeit wegen, immer minder individualisirende Wort vereinzelt nicht zu thun vermag. Wenn daher auch dasselbe Gefühl eine mehr innerliche, sich nicht auf die Wirklichkeit beschränkende Stimmung voraussetzt, und nur aus einer solchen entspringen kann, so führt es darum nicht von der lebendigen Anschauung in abgezogenes Denken zurück. Es weckt vielmehr, da es von der eignen Individualität ausgeht, die Forderung der höchsten Individualisirung des Objects, die nur durch das Eindringen in alle Einzelnheiten der sinnlichen Auffassung und durch die höchste Anschaulichkeit der Darstellung erreichbar ist. Dies zeigen eben wieder die Griechen. Ihr Sinn ging vorzugsweise auf das, was die Dinge sind, und wie sie erscheinen, nicht einseitig auf dasjenige hin, wofür sie im Gebrauche der Wirklichkeit gelten. Ihre Richtung war daher ursprünglich eine innere und intellectuelle. Dies beweist ihr ganzes Privat- und öffentliches Leben, da Alles in demselben theils ethisch behandelt, theils mit Kunst begleitet, und meistentheils gerade das Ethische in die Kunst selbst verflochten wurde. So erinnert bei ihnen fast jede äuſsere Gestaltung, oft mit Gefährdung und selbst wahrem Nachtheil der praktischen Tauglichkeit, an eine innere. Eben darum nun gingen sie in allen geistigen Thätigkeiten auf die Auffassung und Darstellung des Charakters aus, immer aber mit dem Gefühle, daſs nur das vollendete Eindringen in die Anschauung ihn zu erkennen und zu zeichnen vermag, und daſs das an sich nie völlig auszudrückende Ganze derselben nur aus einer, vermittelst richtigen, gerade auf jene Einheit hinstrebenden Tacts geordneten, Verknüpfung der Einzelnheiten hervorspringen kann. Dies macht besonders ihre frühere Dichtung, namentlich die Homerische, so durch und durch plastisch. Die Natur wird, wie sie ist, die Handlung, selbst die kleinste, z. B. das Anlegen der Rüstung, wie sie allmälig fortschreitet, vor die Augen gestellt; und aus der Schilderung geht immer der Charakter hervor, ohne daſs sie je zu einer bloſsen Herzählung des Geschehenen herabsinkt. Dies aber wird nicht sowohl durch eine Auswahl des Geschilderten bewirkt, als dadurch, daſs die gewaltige Kraft des vom Gefühle der Individualität beseelten und nach Individualisirung strebenden Sängers seine

Dichtung durchströmt und sich dem Hörer mittheilt. Vermöge dieser geistigen Eigenthümlichkeit, wurden die Griechen durch ihre Intellectualität in die ganze lebendige Mannigfaltigkeit der Sinnenwelt, und von dieser, da sie in ihr doch etwas, das nur der Idee angehören kann, suchten, wieder zur Intellectualität zurückgedrängt. Denn ihr Ziel war immer der Charakter, nicht bloſs das Charakteristische, da das Erahnden des ersteren gänzlich vom Haschen nach diesem verschieden ist. Diese Richtung auf den wahren, individuellen Charakter zog dann zugleich zu dem Idealischen hin, da das Zusammenwirken der Individualitäten auf die höchste Stufe der Auffassung, auf das Streben führt, das Individuelle als Beschränkung zu vernichten, und nur als leise Gränze bestimmter Gestaltung zu erhalten. Daraus entsprang die Vollendung der Griechischen Kunst, die Nachbildung der Natur aus dem Mittelpunkte des lebendigen Organismus jedes Gegenstandes, gelingend durch das den Künstler neben der vollständigsten Durchschauung der Wirklichkeit beseelende Streben nach höchster Einheit des Ideals.

Es liegt aber auch in der historischen Entwicklung des Griechischen Völkerstammes etwas, das die Griechen vorzugsweise zur Ausbildung des Charakteristischen hinwies, nämlich die Vertheilung in einzelne in Dialekt und Sinnesart verschiedne Stämme, und die durch mannigfaltige Wanderungen und inwohnende Beweglichkeit bewirkte geographische Mischung derselben. Alle umschloſs das allgemeine Griechenthum, und trug in jeden in allen Äuſserungen seiner Thätigkeit, von der Verfassung des Staats bis zur Tonart des Flötenspielers, zugleich sein eigenthümliches Gepräge über. Geschichtlich gesellte sich nun hierzu der andre begünstigende Umstand, daſs keiner dieser Stämme den andren unterdrückte, sondern alle in einer gewissen Gleichheit des Strebens aufblühten, keiner der einzelnen Dialekte der Sprache zum bloſsen

Volksdialekte herabgesetzt, oder zum höheren allgemeinen erhoben wurde, und daſs dies gleiche Aufſprieſsen der Eigenthümlichkeit gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Bildung der Sprache und der Nation am stärksten und entschiedensten war. Hieraus bildete nun der Griechische Sinn, in Allem darauf gerichtet, das Höchste aus dem bestimmt Individuellsten hervorgehen zu lassen, etwas, das sich bei keinem andren Volke in dem Grade zeigt. Er behandelte nämlich diese ursprünglichen Volkseigenthümlichkeiten als Gattungen der Kunst, und führte sie auf diese Weise in die Architektur, Musik, Dichtung und in den edleren Gebrauch der Sprache ein (¹). Das bloſs Volksmäſsige wurde ihnen genommen, Laute und Formen wurden in den Dialekten geläutert und dem Gefühle der Schönheit und des Zusammenklanges unterworfen. So veredelt, erhoben sie sich zu eignen Charakteren des Styls und der Dichtung, fähig, in ihren sich ergänzenden Gegensätzen idealisch zusammenzustreben. Ich brauche kaum zu bemer-

---

(¹) Den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen Griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Geberdenkunst, und selbst ihrer Architektur, hat Böckh in den seine Ausgabe des Pindar begleitenden Abhandlungen, in welchen dem Studium des Lesers ein reicher Schatz mannigfaltiger und groſsentheils bis dahin verborgener Gelehrsamkeit in methodisch faſslicher Anordnung dargeboten wird, in klares und volles Licht gestellt. Denn er begnügt sich nicht, den Charakter der Tonarten in allgemeinen Ausdrücken zu schildern, sondern geht in die einzelnen metrischen und musikalischen Punkte ein, an welche ihre Verschiedenheit sich anknüpft, was vor ihm niemals auf diese gründlich historische und genau wissenschaftliche Weise geschehen war. Es wäre ungemein zu wünschen, daſs dieser die ausgedehnteste Kenntniſs der Sprache mit einer seltenen Durchschauung des Griechischen Alterthums in allen seinen Theilen und nach allen seinen Richtungen hin verbindende Philologe recht bald seinen Entschluſs ausführte, dem Einfluſs des Charakters und der Sitten der einzelnen Griechischen Stämme auf ihre Musik, Poesie und Kunst eine eigne Schrift zu widmen, um diesen wichtigen Gegenstand in seinem ganzen Umfange abzuhandeln. Man sehe seine Äuſserungen über ein solches Vorhaben in seiner Ausgabe des Pindar, *Tom.* I. *de metris Pindari.* p. 253. *nt.* 14., besonders aber p. 279.

ken, daſs ich hier, was die Dialekte und die Dichtung betrifft, nur von dem Gebrauch verschiedener Tonarten und Dialekte in der lyrischen, und dem Unterschiede der Chöre und des Dialogs in der tragischen Poesie rede, nicht von den Fällen, wo in der Komödie verschiedene Dialekte den handelnden Personen in den Mund gelegt werden. Diese Fälle haben mit jenen durchaus nichts gemein, und finden sich wohl mehr oder weniger in den Litteraturen aller Völker.

In den Römern, wie sich ihre Eigenthümlichkeit auch in ihrer Sprache und Litteratur darstellt, offenbart sich viel weniger das Gefühl der Nothwendigkeit, die Äuſserungen des Gemüths zugleich mit dem unmittelbaren Einfluſs der treibenden und stimmenden Kraft auszustatten. Ihre Vollendung und Gröſse entwickelt sich auf einem anderen, dem Gepräge, das sie ihren äuſseren Schicksalen aufdrückten, homogeneren Wege. Dagegen spricht sich jenes Gefühl in der Deutschen Sinnesart vielleicht nicht weniger stark, als bei den Griechen, aus, nur daſs, so wie diese die äuſsere Anschauung, wir mehr die innere Empfindung zu individualisiren geneigt sind.

Ich habe das Gefühl, daſs alles sich im Gemüthe Erzeugende, als Ausfluſs Einer Kraft, ein groſses Ganzes ausmacht, und daſs das Einzelne, gleichsam von dem Hauche jener Kraft, Merkzeichen seines Zusammenhanges mit diesem Ganzen an sich tragen muſs, bis hierher mehr in seinem Einflusse auf die einzelnen Äuſserungen betrachtet. Es übt aber auch eine nicht minder bedeutende Rückwirkung auf die Art aus, wie jene Kraft, als erste Ursache aller Geisteserzeugungen, zum Bewuſstsein ihrer selbst gelangt. Das Bild seiner ursprünglichen Kraft kann aber dem Menschen nur als ein Streben in bestimmter Bahn erscheinen, und eine solche setzt ein Ziel voraus, welches kein andres, als das menschliche Ideal, sein kann. In diesem Spiegel erblicken wir die Selbstanschauung der Nationen. Der erste Beweis ihrer höheren Intellectualität und ihrer tiefer eingreifenden Innerlichkeit ist es nun, wenn sie dies Ideal nicht in die Schranken der Tauglichkeit zu bestimmten Zwecken einschlieſsen, sondern, woraus innere Freiheit und Allseitigkeit hervorgeht, dasselbe als etwas, das seinen Zweck nur in seiner eignen Vollendung suchen kann, als ein allmäliges Aufblühen zu nie endender Entwicklung betrachten. Allein auch diese erste Bedingung in gleicher Reinheit vorausgesetzt, entstehen aus der Verschiedenheit der individuellen Richtung nach der sinnlichen Anschauung, der inneren Empfindung und dem abgezogenen Denken verschiedene Erscheinungen. In jeder derselben strahlt die den Menschen umgebende Welt, von einer andren Seite in ihn aufgenommen, in verschiedener Form aus ihm zurück. In der äuſseren Natur, um einen solchen Zug hier herauszuheben, bildet Alles eine stätige Reihe, gleichzeitig vor dem Auge, auf einander folgend in der Entwicklung der Zustände aus einander. Ebenso sehr ist dies in der bildenden Kunst der Fall. Bei den Griechen, denen es verliehen war, immer die vollste und zarteste Bedeutung aus der sinnlichen, äuſseren Anschauung zu ziehen, ist vielleicht, was ihre geistige Thätigkeit betrifft, der am meisten charakteristische Zug ihre Scheu vor allem Übermäſsigen und Übertriebenen, die inwohnende Neigung, bei aller Regsamkeit und Freiheit der Einbildungskraft, aller scheinbaren Ungebundenheit der Empfindung, aller Veränderlichkeit der Gemüthstimmung, aller Beweglichkeit, von Entschlüssen zu Entschlüssen überzugehen, dennoch immer Alles, was sich in ihnen gestaltete, innerhalb der Gränzen des Ebenmaaſses und des Zusammenklanges zu halten. Sie besaſsen in höherem Grade, als irgend ein anderes Volk, Tact und Geschmack; und der sich in allen ihren Werken offenbarende zeichnet sich noch vorzugsweise dadurch aus, daſs die Verletzung der Zartheit des Gefühls niemals auf Kosten seiner Stärke oder der Naturwahrheit vermieden wird. Die innere Empfindung erlaubt, auch ohne von der richtigen Bahn abzuweichen, stärkere Gegensätze, schroffere Übergänge, Spaltungen des Gemüths in unheilbare Kluft. Alle diese Erscheinungen bieten daher, — und dies beginnt schon bei den Römern —, die Neueren dar.

Das Feld der Verschiedenheit geistiger Eigenthümlichkeit ist von unmeſsbarer Ausdehnung und unergründlicher Tiefe. Der Gang dieser einleitenden Betrachtungen erlaubte mir aber nicht, es ganz unberührt zu lassen. Dagegen kann es scheinen, daſs ich den Charakter der Nationen zu sehr in der inneren Stimmung des Gemüths gesucht habe, da er sich vielmehr lebendig und anschaulich in der Wirklichkeit offenbart. Er äuſsert sich, wenn man die Sprache und ihre Werke ausnimmt, in Physiognomie, Körperbau, Tracht, Sitten, Lebensweise, Familien- und bürgerlichen Einrichtungen, und vor Allem in dem Gepräge, welches die Völker eine Reihe von Jahrhunderten hindurch ihren Werken und Thaten aufdrücken. Dies lebendige Bild scheint in einen Schatten verwandelt, wenn man die Gestaltung des Charakters in der Gemüthsstimmung sucht, welche diesen lebendigen Äuſserungen zum Grunde liegt. Um aber den Einfluſs desselben auf die Sprache zu zeigen, schien es mir nicht möglich, dies Verfahren zu umgehen. Die Sprache läſst sich nicht unmittelbar mit jenen thatsächlichen Äuſserungen überall in Verbindung bringen. Es muſs das Medium gefunden werden, in welchem beide einander begegnen, und, aus Einer Quelle entspringend, ihre verschiedenen Wege einschlagen. Dies aber ist offenbar nur das Innerste des Gemüths selbst.

Ebenso schwierig, als die Abgränzung der geistigen Individualität, ist die Beantwortung der Frage, wie sie in den Sprachen Wurzel schlägt? woran der Charakter der Sprachen in ihnen haftet? an welchem ihrer Theile erkennbar ist? Die geistige Eigenthümlichkeit der Nationen wird, indem sie sich der Sprachen bedienen, in allen Stadien des Lebens derselben sichtbar. Ihr Einfluſs modificirt die Sprachen verschiedener Stämme, mehrere desselben Stammes, Mundarten einer einzelnen, ja endlich dieselbe, sich äuſserlich gleich bleibende, Mundart nach Verschiedenheit der Zeitalter und der Schriftsteller. Der Charakter der Sprache vermischt sich dann mit dem des Styls, bleibt aber immer der Sprache eigenthümlich, da nur gewisse Arten des Styls jeder Sprache leicht und natürlich sind. Macht man zwischen diesen hier aufgezählten Fällen den Unterschied, ob auch die Laute in den Wörtern und Beugungen verschieden sind, wie es sich in immer absteigenden Graden von den Sprachen verschiedenen Stammes an bis zu den Dialekten zeigt, oder ob der Einfluſs, indem jene äuſsere Form ganz oder doch wesentlich dieselbe bleibt, nur in dem Gebrauche der Wörter und Fügungen liegt, so ist in dem letzteren Falle die Einwirkung des Geistes, da die Sprache hier schon zu hoher intellectueller Ausbildung gelangt sein muſs, sichtbarer, aber feiner, in dem ersteren mächtiger, aber dunkler, da sich der Zusammenhang der Laute mit dem Gemüthe nur in wenigen Fällen bestimmt und scharf erkennen und schildern läſst. Doch kann, selbst in Dialekten, kleine und im Ganzen die Sprache wenig verändernde Umbildung einzelner Vocale mit Recht auf die Gemüthsbeschaffenheit des Volkes bezogen werden, wie schon die Griechischen Grammatiker von dem männlicheren Dorischen *a* gegen das weichlichere Ionische *ae* (η) bemerken.

In der Periode der ursprünglichen Sprachbildung, in welche wir auf unsrem Standpunkte die nicht von einander abzuleitenden

Sprachen verschiedener Stämme setzen müssen, waltet das Streben, die Sprache nur erst wahrhaft, dem eignen Bewuſstsein anschaulich und dem Hörenden verständlich, aus dem Geiste herauszubauen, gleichsam die Schöpfung ihrer Technik, zu sehr vor, um nicht den Einfluſs der individuellen Geistesstimmung, die ruhiger und klarer aus dem späteren Gebrauche hervorleuchtet, einigermaſsen zu verdunkeln. Doch wirkt gerade dazu die ursprüngliche Charakteranlage der Völker gewiſs am mächtigsten und einfluſsreichsten mit. Dies sehen wir gleich an zwei Punkten, die, da sie die gesammte intellectuelle Anlage charakterisiren, eine Menge anderer zugleich bestimmen. Die verschiedenen, oben nachgewiesenen Wege, auf welchen die Sprachen die Verknüpfung der Sätze bezwecken, machen den wichtigsten Theil ihrer Technik aus. Gerade hierin nun enthüllt sich erstlich die Klarheit und Bestimmtheit der logischen Anordnung, welche allein der Freiheit des Gedankenflugs eine sichere Grundlage verleiht, und zugleich Gesetzmäſsigkeit und Ausdehnung der Intellectualität darthut, und zweitens das mehr oder minder durchscheinende Bedürfniſs nach sinnlichem Reichthum und Zusammenklang, die Forderung des Gemüths, was nur irgend innerlich wahrgenommen und empfunden wird, auch äuſserlich mit Laut zu umkleiden. Allein gewiſs liegen auch in dieser technischen Form der Sprachen noch Beweise anderer und mehr specieller Geistes-Individualitäten der Nationen, wenn sie gleich sich minder gewiſs aus ihnen herleiten lassen. Sollte nicht z. B. die feine Unterscheidung zahlreicher Vocalmodificationen und Vocalstellungen und die sinnvolle Anwendung derselben, verbunden mit der Beschränkung auf dies Verfahren und der Abneigung gegen Zusammensetzung, ein Übergewicht scharfsinnig und spitzfindig sondernden Verstandes in den Völkern Semitischen Stammes, besonders den Arabern, verrathen und befördern? Hiermit scheint zwar der Bilderreichthum der Arabischen Sprache in Contrast zu stehen. Wenn es aber nicht selbst eine spitzfindige Sonderung der Begriffe ist, so möchte ich sagen, daſs jener Bilderreichthum in den einmal geformten Wörtern liegt, dagegen die Sprache selbst, hierin mit dem Sanskrit und dem Griechischen verglichen, einen viel geringeren Reichthum von Mitteln enthält, immerfort Dichtung jeder Gattung aus sich hervorsprieſsen zu lassen. Gewiſs wenigstens scheint es mir, daſs man einen Zustand der Sprache, in welchem sie, als treues Abbild einer solchen Periode, viel dichterisch geformte Elemente enthält, von demjenigen unterscheiden muſs, wo ihrem Organismus selbst in Lauten, Formen, freigelassenen Verknüpfungen und Redefügungen unzerstörbare Keime ewig sprossender Dichtung eingepflanzt sind. In dem ersteren erkaltet nach und nach die einmal geprägte Form, und ihr dichterischer Gehalt wird nicht mehr begeisternd empfunden. In dem letzteren kann die dichterische Form der Sprache sich in immer neuer Frische nach der Geistescultur des Zeitalters und dem Genie der Dichter selbsterzeugten Stoff aneignen. Das bereits oben bei Gelegenheit des Flexionssystems Bemerkte findet sich auch hier bestätigt. Der wahre Vorzug einer Sprache besteht darin, den Geist durch die ganze Folge seiner Entwicklungen zu gesetzmäſsiger Thätigkeit und Ausbildung seiner einzelnen Vermögen zu stimmen, oder, um es von Seiten der geistigen Einwirkung auszudrücken, das Gepräge einer solchen reinen, gesetzmäſsigen und lebendigen Energie an sich zu tragen.

Allein auch da, wo das Formensystem mehrerer Sprachen im Ganzen dasselbe ist, wie im Sanskrit, Griechischen, Römischen und Deutschen, in welchen allen Flexion, zugleich durch Vocalwechsel und Anbildung, selten durch jenen, gewöhnlich durch diese bewirkt, herrscht, können in der Anwendung dieses Systems wichtige, durch die geistige Eigenthümlichkeit bewirkte Unterschiede liegen. Einer der wichtigsten ist das mehr oder minder sichtbare Vorwalten richtiger und vollständiger grammatischer Begriffe und die Vertheilung der verschiedenen Lautformen unter dieselben. Je nachdem dies in einem Volke bei der höheren Bearbeitung seiner Sprache herrschend wird, kehrt sich die Aufmerksamkeit von der sinnlichen Lautfülle und Mannigfaltigkeit der Formen auf die Bestimmtheit und die scharf abgegränzte Feinheit ihres Gebrauchs. Dies kann daher auch in derselben Sprache in verschiedenen Zeiten gefunden werden. Eine solche sorgfältige Beziehung der Formen auf die grammatischen Begriffe zeigt die Griechische Sprache durchaus; und wenn man auch auf den Unterschied zwischen einigen ihrer Dialekte Rücksicht nimmt, so verräth sie zugleich eine Neigung, sich der zu üppigen Lautfülle der zu volltönenden Formen zu entledigen, sie zusammenzuziehen, oder durch kürzere zu ersetzen. Das jugendliche Aufrauschen der Sprache in ihrer sinnlichen Erscheinung concentrirt sich mehr auf ihre Angemessenheit zum inneren Gedankenausdruck. Hierzu trägt die Zeit auf doppelte Weise bei, indem auf der einen Seite der Geist sich im fortschreitenden Entwicklungsgange immer mehr zu der inneren Thätigkeit hinneigt, und indem auf der andren auch die Sprache sich im Verlauf ihres Gebrauches da, wo die geistige Eigenthümlichkeit nicht alle ursprünglich bedeutsamen Laute unversehrt bewahrt, abschleift und vereinfacht. Auch im Griechischen ist, gegen das Sanskrit gehalten, schon das Letztere sichtbar, allein nicht in dem Grade, daſs man hierin allein einen genügenden Erklärungsgrund finden könnte. Wenn in dem Griechischen Formengebrauch in der That, wie es mir scheint, eine mehr gereifte intellectuelle Tendenz liegt, so entspringt sie wahrhaft aus dem der Nation inwohnenden Sinne für schnelle, feine und scharf gesonderte Gedankenentwicklung. Die Deutsche höhere Bildung dagegen hat unsere Sprache schon auf einem Punkte der Abschleifung und der Abstumpfung bedeutsamer Laute gefunden, so daſs bei uns geringere Hinneigung zu sinnlicher Anschaulichkeit und gröſseres Zurückziehen auf die Empfindung allerdings auch darin ihren Grund gehabt haben kann. In der Römischen Sprache ist sehr üppige Lautfülle und groſse Freiheit der Phantasie über die Lautformung nie ausgegossen gewesen; der männlichere, ernstere und viel mehr auf die Wirklichkeit und auf den unmittelbar in ihr gültigen Theil des Intellectuellen gerichtete Sinn des Volkes gestattete wohl kein so üppiges und freies Aufsprieſsen der Laute. Den Griechischen grammatischen Formen kann man, als Folge der groſsen Beweglichkeit Griechischer Phantasie und der Zartheit des Schönheitssinnes, auch wohl, ohne zu irren, vorzugsweise vor den übrigen des Stammes, gröſsere Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und gefälligere Anmuth zuschreiben.

Auch das Maaſs, in welchem die Nationen von den technischen Mitteln ihrer Sprachen Gebrauch machen, ist nach ihrer verschiedenen Geisteseigenthümlichkeit verschieden. Ich erinnere hier nur an die Bildung zusammengesetzter Wörter. Das Sanskrit bedient sich derselben innerhalb der weitesten Gränzen, die sich eine Sprache überhaupt leicht erlauben darf, die Griechen auf viel beschränktere Weise und nach Verschiedenheit der Dialekte und des Styls. In der Römischen Litteratur findet sie sich vorzugsweise bei den ältesten Schriftstellern, und wird von der fortschreitenden Cultur der Sprache mehr ausgeschlossen.

Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich, findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend. Ich habe schon im Vorigen (S. CCXIII. CCXX.) ausgeführt, daſs nicht leicht irgend ein

Wort, es müſste denn augenblicklich bloſs als materielles Zeichen seines Begriffes gebraucht werden, von verschiedenen Individuen auf dieselbe Weise in die Vorstellung aufgenommen wird. Man kann daher geradezu behaupten, daſs in jedem etwas nicht wieder mit Worten zu Unterscheidendes liegt, und daſs die Wörter mehrerer Sprachen, wenn sie auch im Ganzen gleiche Begriffe bezeichnen, doch niemals wahre Synonyma sind. Eine Definition kann sie, genau und streng genommen, nicht umschlieſsen, und oft läſst sich nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen. Auf welche Weise dies sogar bei Bezeichnungen körperlicher Gegenstände der Fall ist, habe ich gleichfalls schon erwähnt. Das wahre Gebiet verschiedener Wortgeltung aber ist die Bezeichnung geistiger Begriffe. Hier drückt selten ein Wort, ohne sehr sichtbare Unterschiede, den gleichen mit dem Worte einer anderen Sprache aus. Wo wir, wie bei den Sprachen roher und ungebildeter Völker, von den feineren Nüancen der Wörter keinen Begriff haben, scheint uns wohl oft das Gegentheil statt zu finden. Allein die auf andere, hochgebildete Sprachen gerichtete Aufmerksamkeit verwahrt vor solcher übereilten Ansicht; und es lieſse sich eine fruchtbare Vergleichung solcher Ausdrücke derselben Gattung, eine Synonymik mehrerer Sprachen, wie sie von einzelnen Sprachen vorhanden sind, aufstellen. Bei Nationen von groſser Geistesregsamkeit bleibt aber diese Geltung, wenn man sie bis in die feinsten Abstufungen verfolgt, gleichsam im beständigen Flusse. Jede Zeit, jeder selbstständige Schriftsteller fügt unwillkührlich hinzu, oder ändert ab, da er nicht vermeiden kann, seine Individualität an seine Sprache zu heften, und diese ein anderes Bedürfniſs des Ausdrucks ihr entgegenträgt. Es wird in diesen Fällen lehrreich, eine doppelte Vergleichung, der für den im Ganzen gleichen Begriff in mehreren Sprachen gebräuchlichen Wörter, und derjenigen derselben Sprache, welche zu der gleichen Gattung gehören, vorzunehmen. In der letzteren zeichnet sich die geistige Eigenthümlichkeit in ihrer Gleichförmigkeit und Einheit; es ist immer dieselbe, die sich den objectiven Begriffen beimischt. In der ersteren erkennt man, wie derselbe Begriff, z. B. der der Seele, von verschiedenen Seiten aufgefaſst wird, und lernt dadurch gleichsam den Umfang menschlicher Vorstellungsweise auf geschichtlichem Wege kennen. Diese kann durch einzelne Sprachen, ja durch einzelne Schriftsteller erweitert werden. In beiden Fällen entsteht das Resultat theils durch die verschieden angespannte und zusammenwirkende Geistesthätigkeit, theils durch die mannigfaltigen Verknüpfungen, in welche der Geist, in dem nichts jemals einzeln dasteht, die Begriffe bringt. Denn es ist hier von dem aus der Fülle des geistigen Lebens hervorströmenden Ausdruck die Rede, nicht von der Gestaltung der Begriffe durch die Schule, welche sie auf ihre nothwendigen Kennzeichen beschränkt. Aus dieser systematisch genauen Beschränkung und Feststellung der Begriffe und ihrer Zeichen entsteht die wissenschaftliche Terminologie, die wir im Sanskrit in allen Epochen des Philosophirens und in allen Gebieten des Wissens ausgebildet finden, da der Indische Geist vorzugsweise auf die Sonderung und Aufzählung der Begriffe hinging. Die oben angedeutete doppelte Vergleichung bringt die bestimmte und feine Sonderung des Subjectiven und Objectiven in die Klarheit des Bewuſstseins, und zeigt, wie beide immer wechselsweise auf einander wirken, und die Erhöhung und Veredlung der schaffenden Kraft mit der harmonischen Zusammenwölbung der Erkenntniſs gleichen Schritt hält.

Von der hier entwickelten Ansicht sind irrige oder mangelhafte Auffassungen der Begriffe ausgeschlossen geblieben. Es handelte sich hier nur von dem auf verschiedenen Bahnen gemeinschaftlichen geregelten und energischen Streben nach dem Ausdruck von Begriffen, von der Auffassung derselben in ihrer Abspiegelung in der geistigen Individualität von unendlich vielen Seiten. Es kommt aber natürlich bei der Aufsuchung der Geisteseigenthümlichkeiten in der Sprache vor Allem auch die richtige Abtheilung der Begriffe in Betrachtung. Denn wenn z. B. zwei oft, aber doch nicht nothwendig, verbundene in einer Sprache in demselben Worte zusammengefaſst werden, so kann es an einem reinen Ausdruck für jeden derselben allein fehlen. Ein Beispiel findet man in einigen Sprachen an den Ausdrücken für Wollen, Wünschen und Werden. Des Einflusses des Geistes auf die Art der Bezeichnung der Begriffe nach Maaſsgabe der Verwandtschaft der letzteren, welche Gleichheit der Laute herbeiführt, und in Bezug auf die dabei gebrauchten Metaphern, ist es kaum nothwendig hier noch besonders zu erwähnen.

Weit mehr aber, als bei den einzelnen Wörtern, zeichnet sich die intellectuelle Verschiedenheit der Nationen in den Fügungen der Rede, in dem Umfange, welchen sie den Sätzen zu geben vermag, und in der innerhalb dieser Gränzen zu erreichenden Mannigfaltigkeit. Hierin liegt das wahre Bild des Ganges und der Verkettung der Gedanken, an die sich die Rede nicht wahrhaft anzuschlieſsen vermag, wenn nicht die Sprache den gehörigen Reichthum und die begeisternde Freiheit der Fügungen besitzt. Alles, was die Arbeit des Geistes in sich, ihrer Form nach, ist, erscheint hier in der Sprache, und wirkt ebenso wieder auf das Innere zurück. Die Abstufungen sind hier unzählig, und das Einzelne, was die Wirkung hervorbringt, läſst sich nicht immer genau und bestimmt in Worten darstellen. Aber der dadurch hervorgebrachte verschiedene Geist schwebt, wie ein leiser Hauch, über dem Ganzen.

Ich habe bis hierher einzelne Punkte des gegenseitigen Einflusses des Charakters der Nationen und der Sprachen berührt. Es giebt aber zwei Erscheinungen in den letzteren, in welchen nicht nur alle am entschiedensten zusammentreffen, sondern wo sich auch dermaſsen der Einfluſs des Ganzen offenbart, daſs selbst der Begriff des Einzelnen daraus verschwindet, die Poesie und die Prosa. Man muſs sie Erscheinungen der Sprache nennen, da schon die ursprüngliche Anlage dieser vorzugsweise die Richtung zu der einen oder andren, oder, wo die Form wahrhaft groſsartig ist, zur gleichen Entwicklung beider in gesetzmäſsigem Verhältniſs giebt, und auch wieder in ihrem Verlaufe darauf zurückwirkt. In der That aber sind sie zuerst Entwicklungsbahnen der Intellectualität selbst, und müssen sich, wenn ihre Anlage nicht mangelhaft ist, und ihr Lauf keine Störungen erleidet, nothwendig aus ihr entspinnen. Sie erfordern daher das sorgfältigste Studium nicht nur in ihrem Verhältniſs zu einander überhaupt, sondern auch insbesondere in Beziehung auf die Zeit ihrer Entstehung.

Wenn man beide zugleich von der in ihnen am meisten concreten und idealen Seite betrachtet, so schlagen sie zu ähnlichem Zweck verschiedene Pfade ein. Denn beide bewegen sich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas. Die Poesie faſst die Wirklichkeit in ihrer sinnlichen Erscheinung, wie sie äuſserlich und innerlich empfunden wird, auf, ist aber unbekümmert um dasjenige, wodurch sie Wirklichkeit ist, stöſst vielmehr diesen ihren Charakter absichtlich zurück. Die sinnliche Erscheinung verknüpft sie sodann vor der Einbildungskraft, und führt durch sie zur Anschauung eines künstlerisch idealischen Ganzen. Die Prosa sucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche sie am Dasein haftet, und die Fäden ihrer Verbindungen mit demselben. Sie verknüpft alsdann auf intellectuellem Wege Thatsache mit Thatsache und Begriffe mit Begriffen, und strebt nach einem objectiven Zusammenhang in einer Idee. Der Unterschied beider ist hier so gezeichnet, wie er nach ihrem wahren Wesen im Geiste sich ausspricht. Sieht man bloſs auf die mögliche Erscheinung in der Sprache, und auch in dieser nur auf eine, in der Verbindung höchst mächtige, aber vereinzelt fast gleichgültige Seite derselben, so kann die innere prosaische Richtung in gebundener, und die poetische in freier Rede ausgeführt werden, meistentheils aber nur auf Kosten beider, so daſs das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der Poesie ganz an sich trägt, und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei; und es fehlt nicht an Beispielen, daſs Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben. Beiden gemeinschaftlich, um zu ihrem wahren Wesen zurückzukehren, ist die Spannung und der Umfang der Seelenkräfte, welche die Verbindung der vollen Durchdringung der Wirklichkeit mit dem Erreichen eines idealen Zusammenhanges unendlicher Mannigfaltigkeit erfordert, und die Sammlung des Gemüthes auf die consequente Verfolgung des bestimmten Pfades. Doch muſs diese wieder so aufgefaſst werden, daſs sie die Verfolgung des entgegengesetzten im Geiste der Nation nicht ausschlieſst, sondern vielmehr befördert. Beide, die poetische und prosaische Stimmung, müssen sich zu dem Gemeinsamen ergänzen, den Menschen tief in die Wirklichkeit Wurzel schlagen zu lassen, aber nur, damit sein Wuchs sich desto fröhlicher über sie in ein freieres Element erheben kann. Die Poesie eines Volkes hat nicht den höchsten Gipfel erreicht, wenn sie nicht in ihrer Vielseitigkeit und in der freien Geschmeidigkeit ihres Schwunges zugleich die Möglichkeit einer entsprechenden Entwicklung in Prosa verkündet. Da der menschliche Geist, in Kraft und Freiheit gedacht, zu der Gestaltung von beiden gelangen muſs, so erkennt man die eine an der andren, wie man dem Bruchstück eines Bildwerks ansieht, ob es Theil einer Gruppe gewesen ist.

Die Prosa kann aber auch bei bloſser Darstellung des Wirklichen und bei ganz äuſserlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermaſsen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellectualität zu nennen, und hat keine formale, sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höheren Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel, und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellectuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, auſser der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedanken gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit, und die Seele leuchtet aus dem Style hervor. Auf eine ihr ganz eigenthümliche Weise offenbart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondren Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläſst, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammenwirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedanken, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach.

Aus allem diesem ergiebt sich, daſs Poesie und Prosa durch dieselben allgemeinen Forderungen bedingt sind. In beiden muſs ein von innen entstehender Schwung den Geist heben und tragen. Der Mensch in seiner ganzen Eigenthümlichkeit muſs sich mit dem Gedanken nach der äuſseren und inneren Welt hinbewegen, und, indem er Einzelnes erfaſst, auch dem Einzelnen die Form lassen, die es an das Ganze knüpft. In ihren Richtungen aber und den Mitteln ihres Wirkens sind beide verschieden, und können eigentlich nie mit einander vermischt werden. In Rücksicht auf die Sprache ist auch besonders zu beachten, daſs die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist, die Prosa dagegen sich ausschlieſslich der Sprache anvertraut. Wie genau die Poesie der Griechen mit Instrumentalmusik verbunden war, ist bekannt, und das Gleiche gilt von der lyrischen Poesie der Hebräer. Auch von der Einwirkung der verschiedenen Tonarten auf die Poesie ist oben gesprochen worden. Wie poetisch Gedanke und Sprache sein möge, fühlt man sich, wenn das musikalische Element fehlt, nicht auf dem wahren Gebiete der Poesie. Daher der natürliche Bund zwischen groſsen Dichtern und Componisten, obgleich die Neigung der Musik, sich in unbeschränkter Selbstständigkeit zu entwickeln, auch wohl die Poesie absichtlich in Schatten stellt.

Genau genommen, läſst sich nie sagen, daſs die Prosa aus der Poesie hervorgeht. Auch wo beide, wie in der Griechischen Litteratur, historisch (¹) in der That so erscheinen, kann dies doch nur richtig so erklärt werden, daſs die Prosa aus einem durch die ächteste und mannigfaltigste Poesie Jahrhunderte lang bearbeiteten Geiste und in einer auf diese Weise gebildeten Sprache entsprang. Beides aber ist wesentlich verschieden. Der Keim zur Griechischen Prosa lag, wie der zur Poesie, schon ursprünglich im Griechischen Geiste, durch dessen Individualität auch beide, ihrem Wesen unbeschadet, einander in ihrem eigenthümlichen Gepräge entsprechen. Schon die Griechische Poesie zeigt den weiten und freien Aufflug des Geistes, der das Bedürfniſs der Prosa hervorbringt. Beider Entwicklung war vollkommen naturgemäſs aus gemeinschaftlichem Ursprung und einem beide zugleich umfassenden intellectuellen Drange, der nur durch äuſsere Umstände hätte an der Vollendung seiner Entfaltung verhindert werden können. Noch weniger läſst sich die höhere Prosa als durch eine, noch so sehr von dem bestimmten Zwecke der Rede und feinem Geschmack geminderte, Beimischung poetischer Elemente entstehend erklären. Die Unterschiede beider in ihrem Wesen üben ihre Wirkung natürlich auch in der Sprache aus, und die poetische und prosaische haben jede ihre Eigenthümlichkeiten in der Wahl der Ausdrücke, der gramma-

---

(¹) Eine sehr geistvolle und von tiefer und gründlicher Lesung der Alten zeugende Übersicht des Ganges der Griechischen Litteratur in Absicht auf Redefügung und Styl giebt die Einleitung zu Bernhardy's wissenschaftlicher Syntax der Griechischen Sprache.

tischen Formen und Fügungen. Viel weiter aber, als durch diese Einzelnheiten, werden sie durch den in ihrem tieferen Wesen gegründeten Ton des Ganzen auseinandergehalten. Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht Alles in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läſst; der durch keine äuſsere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwickelung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowohl in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniſs zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität, und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andre Seite, durch welche sie reizt, und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu verlieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begränzend und seine reinen Äuſserungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmuckes, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äuſsere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daſs dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird; und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiſs wenigstens, — und dies hängt zugleich mit der, bei gleicher Tiefe, weniger sinnlichen Formung unsrer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer Deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein ächt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Göthe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äuſsere Form mit dem inneren Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiednen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegen einander und Verknüpfungen ihres inneren und äuſseren Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluſs haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Die Poesie und Prosa selbst erhalten aber auch, jede für sich, eine eigenthümliche Färbung. In der Griechischen Poesie herrschte, in Gemäſsheit mit der allgemeinen intellectuellen Eigenthümlichkeit, die äuſsere Kunstform vor allem Übrigen vor. Dies entsprang zugleich aus ihrer regen und durchgängigen Verknüpfung mit der Musik, allein auch vorzüglich aus dem feinen Tact, mit welchem dieses Volk die inneren Wirkungen auf das Gemüth abzuwägen und auszugleichen verstand. So kleidete sich die alte Komödie in das reichste und mannigfaltigste rhythmische Gewand. Je tiefer sie oft in Schilderungen und Ausdrücken zum Gewöhnlichen und sogar zum Gemeinen hinabstieg, desto mehr fühlte sie die Nothwendigkeit, durch die Gebundenheit der äuſseren Form Haltung und Schwung zu gewinnen. Die Verbindung des hochpoetischen Tones mit der durchaus praktischen, altväterlichen, auf Sitteneinfachheit und Bürgertugend gerichteten Gediegenheit der gehaltvollen Parabasen ergreift nun, wie man lebhaft beim Lesen des Aristophanes fühlt, das Gemüth in einem sich in seinem Tiefsten wieder vereinigenden Gegensatze. Auch war den Griechen die Einmischung der Prosa in die Poesie, wie wir sie bei den Indiern und Shakspeare finden, schlechterdings fremd. Das empfundene Bedürfniſs, sich auf der Bühne dem Gespräch zu nähern, und das richtige Gefühl, daſs auch die ausführlichste Erzählung, einer spielenden Person in den Mund gelegt, sich von dem epischen Vortrage des Rhapsoden, an den sie übrigens immer lebhaft erinnerte, unterscheiden muſste, lieſs für diese Theile des Dramas eigne Sylbenmaaſse entstehen, gleichsam Vermittler zwischen der Kunstform der Poesie und der natürlichen Einfachheit der Prosa. Auf diese selbst wirkte aber dieselbe allgemeine Stimmung ein, und gab auch ihr eine äuſserlich kunstvollere Gestaltung. Die nationelle Eigenthümlichkeit zeigt sich besonders in der kritischen Ansicht und der Beurtheilung der groſsen Prosaisten. Die Ursach ihrer Trefflichkeit wird da, wo wir einen ganz andren Weg einschlagen würden, vorzüglich in Feinheiten des Numerus, kunstvollen Redefiguren und in Äuſserlichkeiten des Periodenbaues gesucht. Die Zusammenwirkung des Ganzen, die Anschauung der inneren Gedankenentwicklung, von welcher der Styl nur ein Abglanz ist, scheint uns bei Lesung solcher Schriften, wie z. B. der in diese Materie einschlagenden Bücher des Dionysius von Halikarnaſs, gänzlich zu verschwinden. Es ist indeſs nicht zu läugnen, daſs, Einseitigkeiten und Spitzfindigkeiten dieser Art der Kritik abgerechnet, die Schönheit jener groſsen Muster mit auf diesen Einzelnheiten beruht; und das genauere Studium dieser Ansicht führt uns zugleich tiefer in die Eigenthümlichkeit des Griechischen Geistes ein. Denn die Werke des Genies üben doch ihre Wirkung nur durch die Art, wie sie von den Nationen aufgefaſst werden, aus; und gerade die Einwirkung auf die Sprachen, mit der wir es hier zu thun haben, hängt vorzugsweise von dieser Auffassung ab.

Die fortschreitende Bildung des Geistes führt zu einer Stufe, wo er, gleichsam aufhörend zu ahnden und zu vermuthen, die Erkenntniſs zu begründen und ihren Inbegriff in Einheit zusammenzufügen strebt. Es ist dies die Epoche der Entstehung der Wissenschaft und der sich aus ihr entwickelnden Gelehrsamkeit; und dieser Moment kann nicht anders, als im höchsten Grade einfluſsreich auf die Sprache sein. Von der sich in der Schule der Wissenschaft bildenden Terminologie habe ich schon oben (S. CCXXXIX.) gesprochen. Des allgemeinen Einflusses aber dieser Epoche ist es hier der Ort zu erwähnen, da die Wissenschaft in strengem Verstande die prosaische Einkleidung fordert, und eine poetische ihr nur zufällig zu Theil werden kann. In diesem Gebiete nun hat der Geist es ausschlieſslich mit Objectivem zu thun, mit Subjectivem nur insofern, als dies Nothwendigkeit enthält; er sucht Wahrheit und Absonderung alles äuſseren und inneren Scheins. Die Sprache erhält also erst durch diese Bearbeitung die letzte Schärfe in der Sonderung und Feststellung der Begriffe, und die reinste Abwägung der zu Einem Ziele zusammenstrebenden Sätze und ihrer Theile. Da sich aber durch die wissenschaftliche Form des Gebäudes der Erkenntniſs und die Feststellung des Verhältnisses der letzteren zu dem erkennenden Vermögen dem Geiste etwas ganz Neues aufthut, welches alles Einzelne an Erhabenheit übertrifft, so wirkt dies zugleich auf die Sprache ein, giebt ihr einen Charakter höheren Ernstes und einer, die Begriffe zur höchsten Klarheit bringenden Stärke. Auf der andren Seite erheischt aber ihr Gebrauch in diesem Gebiete Kälte und Nüchternheit und in den Fügungen Vermeidung jeder künstvolleren, der Leichtigkeit des Verständnisses schädlichen und dem bloſsen Zwecke der Darstellung des Objectes unangemessenen Verschlingung. Der wissenschaftliche Ton der Prosa ist also ein ganz anderer, als der bisher geschilderte. Die Sprache soll, ohne eigne Selbstständigkeit geltend zu machen, sich nur dem Gedanken so eng, als möglich, anschlieſsen, ihn begleiten und darstellen. In dem uns übersehbaren Gange des menschlichen Geistes kann mit Recht Aristoteles der Gründer der Wissenschaft und des auf sie gerichteten Sinnes genannt werden. Obgleich das Streben danach natürlich viel früher entstand, und die Fortschritte allmälig waren, so schloſs es sich doch erst mit ihm zur Vollendung des Begriffes zusammen. Als wäre dieser plötzlich in bis dahin unbekannter Klarheit in ihm hervorgebrochen, zeigt sich zwischen seinem Vortrage und der Methodik seiner Untersuchungen, und zwischen der seiner unmittelbarsten Vorgänger eine entschiedene, nicht stufenweis zu vermittelnde Kluft. Er forschte nach Thatsachen, sammelte dieselben, und strebte, sie zu allgemeinen Ideen hinzuleiten. Er prüfte die vor ihm aufgebauten Systeme, zeigte ihre Unhaltbarkeit, und bemühte sich, dem seinigen eine auf tiefer Ergründung des erkennenden Vermögens im Menschen ruhende Basis zu geben. Zugleich brachte er alle Erkenntnisse, die sein riesenmäſsiger Geist umfaſste, in einen nach Begriffen geordneten Zusammenhang. Aus einem solchen, zugleich tief strebenden und weitumfassenden, gleich streng auf Materie und Form der Erkenntniſs gerichteten Verfahren, in welchem die Erforschung der Wahrheit sich vorzüglich durch scharfe Absonderung alles verführerischen Scheins ausgezeichnete, muſste bei ihm eine Sprache entstehen, die einen auffallenden Gegensatz mit der seines unmittelbaren Vorgängers und Zeitgenossen, des Plato, bildete. Man kann beide in der That nicht in dieselbe Entwickelungsperiode stellen, muſs die Platonische Diction als den Gipfel einer nachher nicht wieder erstandenen, die Aristotelische als eine neue

Epoche beginnend ansehen. Hierin erblickt man aber auffallend die Wirkung der eigenthümlichen Behandlungsart der philosophischen Erkenntniſs. Man irrte gewiſs sehr, wenn man Aristoteles, mehr von Anmuth entblöſste, schmucklose und unläugbar oft harte Sprache einer natürlichen Nüchternheit und gleichsam Dürftigkeit seines Geistes zuschreiben wollte. Musik und Dichtung hatten einen groſsen Theil seiner Studien beschäftigt. Ihre Wirkung war, wie man schon an den wenigen von ihm übrigen Urtheilen in diesem Gebiete sieht, tief in ihn eingegangen, und nur angeborne Neigung konnte ihn zu diesem Zweige der Litteratur geführt haben. Wir besitzen noch einen Hymnus voll dichterischen Schwunges von ihm; und wenn seine exoterischen Schriften, besonders die Dialogen, auf uns gekommen wären, so würde unser Urtheil über den Umfang seines Styles wahrscheinlich ganz verschieden ausfallen. Einzelne Stellen seiner auf uns gekommenen Schriften, besonders der Ethik, zeigen, zu welcher Höhe er sich zu erheben vermochte. Die wahrhaft tiefe und abgezogne Philosophie hat auch ihre eignen Wege, zu einem Gipfel groſser Diction zu gelangen. Die Gediegenheit und selbst die Abgeschlossenheit der Begriffe giebt, wo die Lehre aus ächt schöpferischem Geiste hervorgeht, auch der Sprache eine mit der inneren Tiefe zusammenpassende Erhabenheit.

Eine Gestaltung des philosophischen Styls von ganz eigenthümlicher Schönheit findet sich auch bei uns in der Verfolgung abgezogener Begriffe in Fichte's und Schelling's Schriften und, wenn auch nur einzeln, aber dann wahrhaft ergreifend, in Kant. Die Resultate factisch wissenschaftlicher Untersuchungen sind vorzugsweise nicht allein einer ausgearbeiteten und sich aus tiefer und allgemeiner Ansicht des Ganzen der Natur von selbst hervorbildenden groſsartigen Prosa fähig, sondern eine solche befördert die wissenschaftliche Untersuchung selbst, indem sie den Geist entzündet, der allein in ihr zu groſsen Entdeckungen führen kann. Wenn ich hier der in dies Gebiet einschlagenden Werke meines Bruders erwähne, so glaube ich nur ein allgemeines, oft ausgesprochenes Urtheil zu wiederholen.

Das Feld des Wissens kann sich von allen Punkten aus zum Allgemeinen zusammenwölben; und gerade diese Erhebung und die genaueste und vollständigste Bearbeitung der thatsächlichen Grundlagen hängen auf das innigste zusammen. Nur wo die Gelehrsamkeit und das Streben nach ihrer Erweiterung nicht von dem ächten Geiste durchdrungen sind, leidet auch die Sprache; alsdann ist dies eine der Seiten, von welcher der Prosa, ebenso wie vom Herabsinken des gebildeten, ideenreichen Gespräches zu alltäglichem oder conventionellem, Verfall droht. Die Werke der Sprache können nur gedeihen, so lange der auf seine eigne sich erweiternde Ausbildung und auf die Verknüpfung des Weltganzen mit seinem Wesen gerichtete Schwung des Geistes sie mit sich emporträgt. Dieser Schwung erscheint in unzähligen Abstufungen und Gestalten, strebt aber immer zuletzt, auch wo der Mensch sich dessen nicht einzeln bewuſst ist, seinem angeborenen Triebe gemäſs, nach jener groſsen Verknüpfung. Wo sich die intellectuelle Eigenthümlichkeit der Nation nicht kräftig genug zu dieser Höhe erhebt, oder die Sprache im intellectuellen Sinken eines gebildeten Volkes von dem Geiste verlassen wird, dem sie allein ihre Kraft und ihr blühendes Leben verdanken kann, entsteht nie eine groſsartige Prosa, oder zerfällt, wenn sich das Schaffen des Geistes zu gelehrtem Sammeln verflacht.

Die Poesie kann nur einzelnen Momenten des Lebens und einzelnen Stimmungen des Geistes angehören, die Prosa begleitet den Menschen beständig und in allen Äuſserungen seiner geistigen Thätigkeit. Sie schmiegt sich jedem Gedanken und jeder Empfindung an; und wenn sie sich in einer Sprache durch Bestimmtheit, helle Klarheit, geschmeidige Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang zu der Fähigkeit, sich von jedem Punkte aus zu dem freiesten Streben aufzuschwingen, aber zugleich zu dem feinen Tact ausgebildet hat, wo und wie weit ihr diese Erhebung in jedem einzelnen Falle zusteht, so verräth und befördert sie einen ebenso freien, leichten, immer gleich behutsam fortstrebenden Gang des Geistes. Es ist dies der höchste Gipfel, den die Sprache in der Ausbildung ihres Charakters zu erreichen vermag, und der daher, von den ersten Keimen ihrer äuſseren Form an, der breitesten und sichersten Grundlagen bedarf.

Bei einer solchen Gestaltung der Prosa kann die Poesie nicht zurückgeblieben sein, da beide aus gemeinschaftlicher Quelle flieſsen. Sie kann aber einen hohen Grad der Trefflichkeit erreichen, ohne daſs auch die Prosa zur gleichen Entwicklung in der Sprache gelangt. Vollendet wird der Kreis dieser letzteren immer nur durch beide zugleich. Die Griechische Litteratur bietet uns, wenn auch mit groſsen und bedaurungswürdigen Lücken, den Gang der Sprache in dieser Rücksicht vollständiger und reiner dar, als er uns sonst irgendwo erscheint. Ohne erkennbaren Einfluſs fremder gestalteter Werke, wodurch der fremder Ideen nicht ausgeschlossen wird, entwickelt sie sich von Homer bis zu den Byzantinischen Schriftstellern durch alle Phasen ihres Laufes allein aus sich selbst, und aus den Umgestaltungen des nationellen Geistes durch innere und äuſsere geschichtliche Umwälzungen. Die Eigenthümlichkeit der Griechischen Volksstämme bestand in einer, immer zugleich nach Freiheit und Obermacht, die aber auch meistentheils gern den Unterworfenen den Schein der ersteren erhielt, ringenden volksthümlichen Beweglichkeit. Gleich den Wellen des sie umgebenden, eingeschlossenen Meeres, brachte diese innerhalb derselben mäſsigen

Gränzen unaufhörliche Veränderungen, Wechsel der Wohnsitze, der Gröſse und der Herrschaft hervor, und gab dem Geiste beständig neue Nahrung und Antrieb, sich in jeder Art der Thätigkeit zu ergieſsen. Wo die Griechen, wie bei Anlegung von Pflanzstädten, in die Ferne wirkten, herrschte der gleiche volksthümliche Geist. So lange dieser Zustand währte, durchdrang dies innerliche nationelle Princip die Sprache und ihre Werke. In dieser Periode fühlt man lebendig den inneren fortschreitenden Zusammenhang aller Geistesproducte, das lebhafte Ineinandergreifen der Poesie und der Prosa, und aller Gattungen beider. Als aber seit Alexander Griechische Sprache und Litteratur durch Eroberung ausgebreitet wurde und später, als besiegtem Volke angehörend, sich mit dem weltbeherrschenden der Sieger verband, erhoben sich zwar noch ausgezeichnete Köpfe und poetische Talente, aber das beseelende Princip war erstorben, und mit ihm das lebendige, aus der Fülle seiner eignen Kraft entspringende Schaffen. Die Kunde eines groſsen Theils des Erdbodens wurde nun erst wahrhaft eröffnet, die wissenschaftliche Beobachtung und die systematische Bearbeitung des gesammten Gebietes des Wissens war, in wahrhaft welthistorischer Verbindung eines thaten- und eines ideenreichen auſserordentlichen Mannes, durch Aristoteles Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden. Die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber; und noch mehr wurde dieses durch die frühere Litteratur niedergedrückt, welche, da ihr beseelendes Princip mit der Freiheit, aus der es quoll, verschwunden war, auf einmal wie eine Macht erscheinen muſste, mit der, wenn auch vielfache Nachahmungen versucht wurden, doch kein wahrer Wetteifer zu wagen war. Von dieser Epoche an beginnt also ein allmäliges Sinken der Sprache und Litteratur. Die wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich aber nun auf die Bearbeitung beider, wie sie aus dem reinsten

Zustande ihrer Blüthe übrig waren, so daſs zugleich ein groſser Theil der Werke aus den besten Epochen, und die Art, wie sich diese Werke in der absichtlich auf sie gerichteten Betrachtung späterer Generationen desselben, sich immer gleichen, aber durch äuſsere Schicksale herabgedrückten Volkes abspiegelten, auf uns gekommen sind.

Vom Sanskrit läſst sich, unserer Kenntniſs der Litteratur desselben nach, nicht mit Sicherheit beurtheilen, bis auf welchen Grad und Umfang auch die Prosa in ihm ausgebildet war. Die Verhältnisse des bürgerlichen und geselligen Lebens boten aber in Indien schwerlich die gleichen Veranlassungen zu dieser Ausbildung dar. Der Griechische Geist und Charakter ging schon an sich mehr, als vielleicht je bei einer Nation der Fall war, auf solche Vereinigungen hin, in welchen das Gespräch, wenn nicht der alleinige Zweck, doch die hauptsächlichste Würze war. Die Verhandlungen vor Gericht und in der Volksversammlung forderten Überzeugung wirkende und die Gemüther lenkende Beredsamkeit. In diesen und ähnlichen Ursachen kann es liegen, wenn man auch künftig unter den Überresten der Indischen Litteratur nichts entdeckt, was man im Style den Griechischen Geschichtsschreibern, Rednern und Philosophen an die Seite stellen könnte. Die reiche, beugsame, mit allen Mitteln, durch welche die Rede Gediegenheit, Würde und Anmuth erhält, ausgestattete Sprache bewahrt sichtbar alle Keime dazu in sich, und würde in der höheren prosaischen Bearbeitung noch ganz andere Charakterseiten, als wir an ihr jetzt kennen, entwickelt haben. Dies beweist schon der einfache, anmuthvolle, auf bewundrungswürdige Weise zugleich durch getreue und zierliche Schilderung und eine ganz eigenthümliche Verstandesschärfe anziehende Ton der Erzählungen des Hitôpadêśa.

Die Römische Prosa stand in einem ganz andren Verhältnisse zur Poesie, als die Griechische. Hierauf wirkte bei den Römern gleich stark ihre Nachahmung der Griechischen Muster, und ihre eigne, überall hervorleuchtende Originalität. Denn sie drückten ihrer Sprache und ihrem Style sichtbar das Gepräge ihrer inneren und äuſseren politischen Entwicklung auf. Mit ihrer Litteratur in ganz andre Zeitverhältnisse versetzt, konnte bei ihnen keine ursprünglich-naturgemäſse Entwicklung statt finden, wie wir sie bei den Griechen vom Homerischen Zeitalter an, und durch den dauernden Einfluſs jener frühesten Gesänge, wahrnehmen. Die groſse, originelle Römische Prosa entspringt unmittelbar aus dem Gemüth und Charakter, dem männlichen Ernst, der Sittenstrenge und der ausschlieſsenden Vaterlandsliebe, bald an sich, bald im Contraste mit späterer Verderbniſs. Sie hat viel weniger eine bloſs intellectuelle Farbe, und muſs, aus allen diesen Gründen zusammengenommen, der naiven Anmuth einiger Griechischen Schriftsteller entbehren, welche bei den Römern nur in poetischer Stimmung, da die Poesie das Gemüth in jeden Zustand zu versetzen vermag, hervortritt. Überhaupt erscheinen fast in allen Vergleichungen, die sich zwischen Griechischen und Römischen Schriftstellern anstellen lassen, die ersteren minder feierlich, einfacher und natürlicher. Hieraus entsteht ein mächtiger Unterschied zwischen der Prosa beider Nationen; und es ist kaum glaublich, daſs ein Schriftsteller wie Tacitus von den Griechen seiner Zeit wahrhaft empfunden worden sei. Eine solche Prosa muſste um so mehr auch anders auf die Sprache einwirken, als beide den gleichen Impuls von derselben Nationaleigenthümlichkeit empfingen. Eine gleichsam unbeschränkte, sich jedem Gedanken hingebende, jede Bahn des Geistes mit gleicher Leichtigkeit verfolgende, und gerade in dieser Allseitigkeit und nichts zurückstoſsenden Beweglichkeit ihren wahren Charakter findende Geschmeidigkeit konnte aus solcher Prosa nicht entspringen und ebenso wenig eine solche erzeugen. Ein Blick in die Prosa der neuren Nationen würde in noch verwickeltere Betrachtungen führen, da die Neueren, wo sie nicht selbst original sind, nicht vermeiden konnten, verschieden von den Römern und Griechen angezogen zu werden, zugleich aber ganz neue Verhältnisse auch eine bis dahin unbekannte Originalität in ihnen erzeugten.

Es ist seit den meisterhaften Wolfischen Untersuchungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte wohl allgemein anerkannt, daſs die Poesie eines Volkes noch lange nach der Erfindung der Schrift unaufgezeichnet bleiben kann, und daſs beide Epochen durchaus nicht nothwendig zusammenfallen. Bestimmt, die Gegenwart des Augenblicks zu verherrlichen und zur Begehung festlicher Gelegenheiten mitzuwirken, war die Poesie in den frühesten Zeiten zu innig mit dem Leben verknüpft, ging zu freiwillig zugleich aus der Einbildungskraft des Dichters und der Auffassung der Hörer hervor, als daſs ihr die Absichtlichkeit kalter Aufzeichnung nicht hätte fremd bleiben sollen. Sie entströmte den Lippen des Dichters, oder der Sängerschule, welche seine Gedichte in sich aufgenommen hatte; es war ein lebendiger, mit Gesang und Instrumentalmusik begleiteter Vortrag. Die Worte machten von diesem nur einen Theil aus, und waren mit ihm unzertrennlich verbunden. Dieser ganze Vortrag wurde der Folgezeit zugleich überliefert, und es konnte nicht in den Sinn kommen, das so fest Verschlungene absondern zu wollen. Nach der ganzen Weise, wie in dieser Periode des geistigen Volkslebens die Poesie in demselben Wurzel schlug, entstand gar nicht der Gedanke der Aufzeichnung. Diese setzte erst die Reflexion voraus, die sich immer aus der, eine Zeit hindurch bloſs natürlich geübten Kunst entwickelt, und eine gröſsere Entfaltung der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche den Sinn hervorruft, die Thätigkeiten zu sondern und ihre Erfolge dauernd zusammenwirken zu lassen. Erst dann konnte die Verbindung der Poesie mit dem Vortrag und dem augenblicklichen Lebensgenuſs loser werden. Die Nothwendigkeit der poetischen Wortstellung und das Metrum machten es auch groſsentheils überflüssig, der Überlieferung vermittelst des Gedächtnisses durch Schrift zu Hülfe zu kommen.

Bei der Prosa verhielt sich dies alles ganz anders. Die Hauptschwierigkeit läſst sich zwar, meiner Überzeugung nach, hier nicht in der Unmöglichkeit suchen, längere ungebundene Rede dem Gedächtniſs anzuvertrauen. Es giebt gewiſs bei den Völkern auch bloſs nationelle, durch mündliche Überlieferung aufbewahrte Prosa, bei welcher die Einkleidung und der Ausdruck sicher nicht zufällig sind. Wir finden in den Erzählungen von Nationen, welche gar keine Schrift besitzen, einen Gebrauch der Sprache, eine Art des Styls, denen man es ansieht, daſs sie gewiſs nur mit kleinen Veränderungen von Erzähler zu Erzähler übergegangen sind. Auch die Kinder bedienen sich bei Wiederholung gehörter Erzählungen gewöhnlich gewissenhaft derselben Ausdrücke. Ich brauche hier nur an die Erzählung von Tangaloa auf den Tonga-Inseln zu erinnern (¹). Unter den Vasken gehen noch heute solche unaufgezeichnet bleibenden Mährchen herum, die, zum sichtbaren Beweise, daſs auch, und ganz vorzüglich, die äuſsere Form dabei beobachtet wird, nach der Versicherung der Eingebornen, allen ihren Reiz und ihre natürliche Grazie durch Übertragung in das Spanische verlieren. Das Volk ist ihnen dergestalt ergeben, daſs sie, ihrem Inhalte nach, in verschiedene Classen getheilt werden. Ich hörte selbst ein solches, unserer Sage vom Hamelnschen Rattenfänger ganz ähnliches, erzählen; andere stellen, nur auf verschiedene Weise

---

(¹) Mariner. Th. II. S. 377.

verändert, Mythen des Hercules, und ein ganz locales von einer kleinen, dem Lande vorliegenden Insel (1) die Geschichte Hero's und Leander's, auf einen Mönch und seine Geliebte übertragen, dar. Allein die Aufzeichnung, zu welcher der Gedanke bei der frühesten Poesie gar nicht entsteht, liegt dennoch bei der Prosa nothwendig und unmittelbar, auch ehe sie sich zur wahrhaft kunstvollen erhebt, in dem ursprünglichen Zweck. Thatsachen sollen erforscht oder dargestellt, Begriffe entwickelt und verknüpft, also etwas Objectives ausgemittelt werden. Die Stimmung, welche dies hervorzubringen strebt, ist eine nüchterne, auf Forschung gerichtete, Wahrheit von Schein sondernde, dem Verstande die Leitung des Geschäfts übertragende. Sie stöſst also zuerst das Metrum zurück, nicht gerade wegen der Schwierigkeit seiner Fesseln, sondern weil das Bedürfniſs danach in ihr nicht gegründet sein kann, ja vielmehr der Allseitigkeit des überall hin forschenden und verknüpfenden Verstandes eine die Sprache nach einem bestimmten Gefühle einengende Form nicht zusagt. Aufzeichnung wird nun hierdurch und durch das ganze Unternehmen wünschenswerth, ja selbst unentbehrlich. Das Erforschte und selbst der Gang der Forschung muſs in allen Einzelnheiten fest und sicher dastehen. Der Zweck selbst ist möglichste Vereinigung: Geschichte soll das sonst im Laufe der Zeit Verfliegende erhalten, Lehre zu weiterer Entwickelung ein Geschlecht an das andere knüpfen. Die Prosa begründet auch erst das namentliche Heraustreten Einzelner aus der Masse in Geisteserzeugnissen, da die Forschung persönliche Erkundigungen, Besuche fremder Länder und eigen gewählte Methoden der Verknüpfung mit sich führt, die Wahrheit, besonders in Zeiten, wo andere Beweise mangeln, eines Gewährsmannes bedarf, und der

---

(1) Izaro in der Bucht von Bermeo.

Geschichtsschreiber nicht, wie der Dichter, seine Beglaubigung vom Olymp ableiten kann. Die sich in einer Nation entwickelnde Stimmung zur Prosa muſs daher die Erleichterung der Schriftmittel suchen, und kann durch die schon vorhandene angeregt werden.

In der Poesie entstehen durch den natürlichen Gang der Bildung der Völker zwei, gerade durch die Entbehrung und den Gebrauch der Schrift zu bezeichnende, verschiedene Gattungen (1), eine gleichsam vorzugsweise natürliche, der Begeistrung ohne Absicht und Bewuſstsein der Kunst entströmende, und eine spätere kunstvollere, doch darum nicht minder dem tieſsten und ächtesten Dichtergeist angehörende. Bei der Prosa kann dies nicht auf dieselbe Weise und noch weniger in denselben Perioden statt finden. Allein in anderer Art ist dasselbe auch bei ihr der Fall. Wenn sich nämlich in einem für Prosa und Poesie glücklich organisirten Volke Gelegenheiten ausbilden, wo das Leben frei hervorströmender Beredsamkeit bedarf, so ist hier, nur auf andere Weise, eine ähnliche Verknüpfung der Prosa mit dem Volksleben, als wir sie oben bei der Poesie gefunden haben. Sie stöſst dann auch, so lange sie ohne Bewuſstsein absichtlicher Kunst fortdauert, die todte und kalte Aufzeichnung zurück. Dies war wohl gewiſs in den groſsen Zeiten Athens zwischen dem Perserkriege und dem Peloponnesischen und noch später der Fall. Redner wie Themistokles, Perikles und Alcibiades entwickelten gewiſs mächtige Rednertalente; von den beiden letzteren wird dies ausdrücklich herausgehoben. Dennoch sind von ihnen keine Reden, da die in den Geschichtsschreibern natürlich nur diesen angehören, auf uns gekommen, und auch das Alterthum scheint keine ihnen mit Sicherheit beigelegte Schriften besessen zu haben. Zu Alcibiades Zeit gab es zwar schon aufgezeichnete und sogar von andren, als ihren Verfassern, gehalten zu werden bestimmte Reden; es lag aber doch in allen Verhältnissen des Staatslebens jener Periode, daſs diese Männer, welche wirklich Lenker des Staates waren, keine Veranlassung fanden, ihre Reden, weder ehe sie dieselben hielten, noch nachher, niederzuschreiben. Dennoch bewahrt diese natürliche Beredsamkeit gewiſs ebenso, wie jene Poesie, nicht nur den Keim, sondern war in vielen Stücken das unübertroffene Vorbild der späteren kunstvolleren. Hier aber, wo von dem Einflusse beider Gattungen auf die Sprache die Rede ist, konnte die nähere Erwägung dieses Verhältnisses nicht übergangen werden. Die späteren Redner empfingen die Sprache aus einer Zeit, wo schon in bildender und dichtender Kunst so Groſses und Herrliches das Genie der Redner angeregt und den Geschmack des Volkes gebildet hatte, in einer ganz andren Fülle und Feinheit, als deren sie sich früher zu rühmen vermöchte. Etwas sehr Ähnliches muſste das lebendige Gespräch in den Schulen der Philosophen darbieten.

---

(1) Unübertrefflich gesagt und mit eignem Dichtergefühl empfunden ist in der Vorrede zu A. W. v. Schlegel's Râmâyaṇa die Auseinandersetzung über die früheste Poesie bei den Griechen und Indiern. Welcher Gewinn wäre es für die philosophische und ästhetische Würdigung beider Litteraturen und für die Geschichte der Poesie, wenn es diesem, vor allen andren mit den Gaben dazu ausgestatteten Schriftsteller gefiele, die Litteraturgeschichte der Indier zu schreiben, oder doch einzelne Theile derselben, namentlich die dramatische Poesie, zu bearbeiten, und einer ebenso glücklichen Kritik zu unterwerfen, als das Theater anderer Nationen von seiner wahrhaft genialen Behandlung erfahren hat.

§. 21.

Es ist bewundrungswürdig zu sehen, welche lange Reihe von Sprachen gleich glücklichen Baues und gleich anregender Wirkung auf den Geist diejenige hervorgebracht hat, die wir an die Spitze des Sanskritischen Stammes stellen müssen, wenn wir einmal überhaupt in jedem Stamme Eine Ur- oder Muttersprache voraussetzen. Um nur die uns am meisten nahe liegenden Momente hier aufzuzählen, so finden wir zuerst das Zend und das Sanskrit in enger Verwandtschaft, aber auch in merkwürdiger Verschiedenheit, das eine und das andre von dem lebendigsten Principe der Fruchtbarkeit und Gesetzmäſsigkeit in Wort- und Formenbildung durchdrungen. Dann gingen aus diesem Stamm die beiden Sprachen unsrer classischen Gelehrsamkeit hervor, und, wenn auch in späterer wissenschaftlicher Entwickelung, der ganze Germanische Sprachzweig. Endlich, als die Römische Sprache durch Verderbniſs und Verstümmlung entartete, blühten, wie mit erneuerter Lebenskraft, aus derselben die Romanischen Sprachen auf, welchen unsere heutige Bildung so unendlich viel verdankt. Jene Ursprache bewahrte also ein Lebensprincip in sich, an welchem sich wenigstens drei Jahrtausende hindurch der Faden der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts fortzuspinnen vermochte, und das selbst aus dem Verfallnen und Zersprengten neue Sprachbildungen zu regeneriren, Kraft besaſs.

Man hat wohl in der Völkergeschichte die Frage aufgeworfen, was aus den Weltbegebenheiten geworden sein würde, wenn Carthago Rom besiegt und das Europäische Abendland beherrscht hätte. Man kann mit gleichem Rechte fragen: in welchem Zustande sich unsre heutige Cultur befinden würde, wenn die Araber, wie sie es eine Zeit hindurch waren, im alleinigen Besitz der Wissenschaft geblieben wären, und sich über das Abendland verbreitet hätten? Weniger günstiger Erfolg scheint mir in beiden Fällen nicht zweifelhaft. Derselben Ursache, welche die Römische Weltherrschaft hervorbrachte, dem Römischen Geist und Charakter, nicht äuſseren, mehr zufälligen Schicksalen, verdanken wir den mächtigen Einfluſs dieser Weltherrschaft auf unsere bürgerlichen Einrichtungen, Gesetze, Sprache und Cultur. Durch die Richtung auf diese Bildung und durch innere Stammverwandtschaft wurden wir wirklich für Griechischen Geist und Griechische Sprache empfänglich, da die Araber vorzugsweise nur an den wissenschaftlichen Resultaten Griechischer Forschung hingen. Sie würden, auch auf der Grundlage desselben Alterthums, nicht das Gebäude der Wissenschaft und Kunst aufzuführen vermocht haben, dessen wir uns mit Recht rühmen.

Nimmt man nun dies als richtig an, so fragt sich, ob dieser Vorzug der Völker Sanskritischen Stammes in ihren intellectuellen Anlagen, oder in ihrer Sprache, oder in günstigeren geschichtlichen Schicksalen zu suchen ist? Es springt in die Augen, daſs man keine dieser Ursachen als allein wirkend ansehen darf. Sprache und intellectuelle Anlagen lassen sich in ihrer beständigen Wechselwirkung nicht von einander trennen, und auch die geschichtlichen Schicksale möchten, wenn uns gleich der Zusammenhang bei weitem nicht in allen Punkten durchschimmert, von dem inneren Wesen der Völker und Individuen so unabhängig nicht sein. Dennoch muſs jener Vorzug sich an irgend etwas in der Sprache erkennen lassen; und wir haben daher hier noch, vom Beispiele des Sanskritischen Sprachstammes ausgehend, die Frage zu untersuchen, woran es liegt, daſs eine Sprache vor der andren ein stärker und mannigfaltiger aus sich heraus erzeugendes Lebensprincip besitzt? Die Ursach liegt, wie man hier deutlich sieht, in zwei Punkten, darin, daſs es ein Stamm von Sprachen, keine einzelne ist, wovon wir hier reden, dann aber in der individuellen Beschaffenheit des Sprachbaues selbst. Ich bleibe hier zunächst bei der letzteren stehen, da ich auf die besondren Verhältnisse der einen Stamm bildenden Sprachen erst in der Folge zurückkommen kann.

Es ergiebt sich von selbst, daſs die Sprache, deren Bau dem Geiste am meisten zusagt und seine Thätigkeit am lebendigsten anregt, auch die dauerndste Kraft besitzen muſs, alle neue Gestaltungen aus sich hervorgehen zu lassen, welche der Lauf der Zeit und die Schicksale der Völker herbeiführen. Eine solche auf die ganze Sprachform verweisende Beantwortung der aufgeworfenen Frage ist aber viel zu allgemein, und giebt, genau genommen, nur die Frage in anderen Worten zurück. Wir bedürfen aber hier einer auf specielle Punkte führenden; und eine solche scheint mir auch möglich. Die Sprache, im einzelnen Wort und in der verbundenen Rede, ist ein Act, eine wahrhaft schöpferische Handlung des Geistes; und dieser Act ist in jeder Sprache ein individueller, in einer von allen Seiten bestimmten Weise verfahrend. Begriff und Laut, auf eine ihrem wahren Wesen gemäſse, nur an der Thatsache selbst erkennbare Weise verbunden, werden als Wort und als Rede hinausgestellt, und dadurch zwischen der Auſsenwelt und dem Geiste etwas von beiden Unterschiedenes geschaffen. Von der Stärke und Gesetzmäſsigkeit dieses Actes hängt die Vollendung der Sprache in allen ihren einzelnen Vorzügen, welchen Namen sie immer führen mögen, ab, und auf ihr beruht also auch das in ihr lebende, weiter erzeugende Princip. Es ist aber nicht einmal nöthig, auch der Gesetzmäſsigkeit dieses Actes zu erwähnen; denn diese liegt schon im Begriffe der Stärke. Die volle Kraft entwickelt sich immer nur auf dem richtigen Wege. Jeder unrichtige stöſst auf eine die vollkommene Entwicklung hemmende Schranke. Wenn also die Sanskritischen Sprachen mindestens drei Jahrtausende hindurch Beweise ihrer zeugenden Kraft gegeben haben, so ist dies lediglich eine Wirkung der Stärke des spracherschaffenden Actes in den Völkern, welchen sie angehörten.

Wir haben im Vorigen (§.12.) ausführlich von der Zusammenfügung der inneren Gedankenform mit dem Laute gesprochen, und in ihr eine Synthesis erkannt, die, was nur durch einen wahrhaft schöpferischen Act des Geistes möglich ist, aus den beiden zu verbindenden Elementen ein drittes hervorbringt, in welchem das einzelne Wesen beider verschwindet. Diese Synthesis ist es, auf deren Stärke es hier ankommt. Der Völkerstamm wird in der Spracherzeugung der Nationen den Sieg erringen, welcher diese Synthesis mit der gröſsten Lebendigkeit und der ungeschwächtesten Kraft vollbringt. In allen Nationen mit unvollkommneren Sprachen ist diese Synthesis von Natur schwach, oder wird durch irgend einen hinzutretenden Umstand gehemmt und gelähmt. Allein auch diese Bestimmungen zeigen noch zu sehr im Allgemeinen, was sich doch in den Sprachen selbst bestimmt und als Thatsache nachweisen läſst.

Es giebt nämlich Punkte im grammatischen Baue der Sprachen, in welchen jene Synthesis und die sie hervorbringende Kraft gleichsam nackter und unmittelbarer ans Licht treten, und mit denen der ganze übrige Sprachbau dann auch nothwendig im engsten Zusammenhange steht. Da die Synthesis, von welcher hier die Rede ist, keine Beschaffenheit, nicht einmal eigentlich eine Handlung, sondern ein wirkliches, immer augenblicklich vorübergehendes Handeln selbst ist, so kann es für sie kein besonderes Zeichen an den Worten geben, und das Bemühen, ein solches Zeichen zu finden, würde schon an sich den Mangel der wahren Stärke des Actes durch die Verkennung seiner Natur beurkunden. Die wirkliche Gegenwart der Synthesis muſs gleichsam immateriell sich in der Sprache offenbaren, man muſs inne werden, daſs sie, gleich einem Blitze, dieselbe durchleuchtet und die zu verbindenden Stoffe, wie eine Gluth aus unbekannten Regionen, in einander verschmolzen hat. Dieser Punkt ist zu wichtig, um nicht eines Beispieles zu bedürfen. Wenn in einer Sprache eine Wurzel durch ein Suffix zum Substantivum gestempelt wird, so ist das

Suffix das materielle Zeichen der Beziehung des Begriffs auf die Kategorie der Substanz. Der synthetische Act aber, durch welchen, unmittelbar beim Aussprechen des Wortes, diese Versetzung im Geiste wirklich vor sich geht, hat in dem Worte selbst kein eignes einzelnes Zeichen, sondern sein Dasein offenbart sich durch die Einheit und Abhängigkeit von einander, zu welcher Suffix und Wurzel verschmolzen sind, also durch eine verschiedenartige, indirecte, aber aus dem nämlichen Bestreben fliefsende Bezeichnung.

Wie ich es hier in diesem einzelnen Falle gethan habe, kann man diesen Act überhaupt den Act des selbstthätigen Setzens durch Zusammenfassung (Synthesis) nennen. Er kehrt überall in der Sprache zurück. Am deutlichsten und offenbarsten erkennt man ihn in der Satzbildung, dann in den durch Flexion oder Affixe abgeleiteten Wörtern, endlich überhaupt in allen Verknüpfungen des Begriffs mit dem Laute. In jedem dieser Fälle wird durch Verbindung etwas Neues geschaffen, und wirklich als etwas (ideal) für sich Bestehendes gesetzt. Der Geist schafft, stellt sich aber das Geschaffene durch denselben Act gegenüber, und läfst es, als Object, auf sich zurückwirken. So entsteht aus der sich im Menschen reflectirenden Welt zwischen ihm und ihr die ihn mit ihr verknüpfende und sie durch ihn befruchtende Sprache. Auf diese Weise wird es klar, wie von der Stärke dieses Actes das ganze eine bestimmte Sprache durch alle Perioden hindurch beseelende Leben abhängt.

Wenn man nun aber zum Behuf der historischen und praktischen Prüfung und Beurtheilung der Sprachen, von der ich mich in dieser Untersuchung niemals entferne, nachforscht, woran die Stärke dieses Actes in ihrem Baue erkennbar ist, so zeigen sich vorzüglich drei Punkte, an welchen er haftet, und bei denen man den Mangel seiner ursprünglichen Stärke durch ein Bemühen, denselben auf anderem Wege zu ersetzen, angedeutet findet. Denn auch hier äuſsert sich, worauf wir schon im Vorigen mehrmals zurückgekommen sind, daſs das richtige Verlangen der Sprache (also z. B. im Chinesischen die Abgränzung der Redetheile) im Geiste immer vorhanden, allein nicht immer so durchgreifend lebendig ist, daſs es sich auch wieder im Laute darstellen sollte. Es entsteht alsdann im äuſseren grammatischen Baue eine durch den Geist zu ergänzende Lücke, oder Ersetzung durch unadäquate Analoga. Auch hier also kommt es auf eine solche Auffindung des synthetischen Actes im Sprachbaue an, die nicht bloſs seine Wirksamkeit im Geiste, sondern seinen wahren Übergang in die Lautformung nachweist. Jene drei Punkte sind nun das Verbum, die Conjunction, und das Pronomen relativum; und wir müssen bei jedem derselben noch einige Augenblicke verweilen.

Das Verbum (um zuerst von diesem allein zu sprechen) unterscheidet sich vom Nomen und von den andren, möglicherweise im einfachen Satze vorkommenden Redetheilen mit schneidender Bestimmtheit dadurch, daſs ihm allein der Act des synthetischen Setzens als grammatische Function beigegeben ist. Es ist ebenso, als das declinirte Nomen, in der Verschmelzung seiner Elemente mit dem Stammworte durch einen solchen Act entstanden, es hat aber auch diese Form erhalten, um die Obliegenheit und das Vermögen zu besitzen, diesen Act in Absicht des Satzes wieder selbst auszuüben. Es liegt daher zwischen ihm und den übrigen Wörtern des einfachen Satzes ein Unterschied, der, diese mit ihm zur gleichen Gattung zu zählen, verbietet. Alle übrigen Wörter des Satzes sind gleichsam todt daliegender, zu verbindender Stoff, das Verbum allein ist der Leben enthaltende und Leben verbreitende Mittelpunkt. Durch einen und ebendenselben synthetischen Act knüpft es durch das Sein das Prädicat mit dem Subjecte zusammen, allein so, daſs das Sein, welches mit einem energischen Prädicate in ein Handeln übergeht, dem Subjecte selbst beigelegt, also das bloſs als verknüpfbar Gedachte zum Zustande oder Vorgange in der Wirklichkeit wird. Man denkt nicht bloſs den einschlagenden Blitz, sondern der Blitz ist es selbst, der herniederfährt; man bringt nicht bloſs den Geist und das Unvergängliche als verknüpfbar zusammen, sondern der Geist ist unvergänglich. Der Gedanke, wenn man sich so sinnlich ausdrücken könnte, verläſst durch das Verbum seine innere Wohnstätte und tritt in die Wirklichkeit über.

Wenn nun hierin die unterscheidende Natur und die eigenthümliche Function des Verbums liegt, so muſs die grammatische Gestaltung desselben in jeder einzelnen Sprache kund geben, ob und auf welche Weise sich gerade diese charakteristische Function in der Sprache andeutet? Man pflegt wohl, um einen Begriff von der Beschaffenheit und dem Unterschiede der Sprachen zu geben, anzuführen, wie viel Tempora, Modi und Conjugationen das Verbum in ihnen hat, die verschiednen Arten der Verba aufzuzählen u. s. f. Alle hier genannten Punkte haben ihre unbestreitbare Wichtigkeit. Allein über das wahre Wesen des Verbums, insofern es der Nerv der ganzen Sprache ist, lassen sie ohne Belehrung. Das, worauf es ankommt, ist, ob und wie sich am Verbum einer Sprache seine synthetische Kraft, die Function, vermöge welcher es Verbum ist? (1) äuſsert; und diesen Punkt läſst man nur zu häufig ganz unberührt. Man geht auf diese Weise nicht tief genug und nicht bis zu den wahren inneren Bestrebungen der Sprachformung zurück, sondern bleibt bei den Äuſserlichkeiten des Sprachbaues stehen, ohne zu bedenken, daſs diese erst dadurch Bedeutung erlangen, daſs zugleich ihr Zusammenhang mit jenen tiefer liegenden Richtungen dargethan wird.

---

(1) Ich habe diese Frage in Absicht der uns grammatisch bekannten Amerikanischen Sprachen in einer eignen, in einer der Classensitzungen der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung zu beantworten versucht.

Im Sanskrit beruht die Andeutung der zusammenfassenden Kraft des Verbums allein auf der grammatischen Behandlung dieses Redetheiles, und läſst, da sie durchaus seiner Natur folgt, schlechterdings nichts zu vermissen übrig. Wie das Verbum sich in dem hier in Rede stehenden Punkte von allen übrigen Redetheilen des einfachen Satzes dem Wesen nach unterscheidet, so hat es im Sanskrit durchaus nichts mit dem Nomen gemein, sondern beide stehen vollkommen rein und geschieden da. Man kann zwar aus dem geformten Nomen in gewissen Fällen abgeleitete Verba bilden. Dies ist aber weiter nichts, als daſs das Nomen, ohne Rücksicht auf diese seine besondere Natur, wie ein Wurzelwort behandelt wird. Seine Endung, also gerade sein grammatisch bezeichnender Theil, erfährt dabei mehrfache Änderungen. Auch kommt gewöhnlich, auſser der in der Abwandlung liegenden Verbalbehandlung, noch eine Sylbe oder ein Buchstabe hinzu, welcher zu dem Begriffe des Nomens einen zweiten, einer Handlung, fügt. Dies ist in der Sylbe काम्य्, *kâmy*, von काम, *kâma*, Verlangen, unmittelbar deutlich. Sollten aber auch die übrigen Einschiebsel andrer Art, wie *y*, *sy* u. s. f., keine reale Bedeutung besitzen, so drücken sie ihre Verbalbeziehungen dadurch formal aus, daſs sie bei den primitiven, aus wahren Wurzeln entstehenden Verben gleichfalls, und wenn man in die Untersuchung der einzelnen Fälle eingeht, auf sehr analoge Weise Platz finden. Daſs Nomina ohne solchen Zusatz in Verba übergehen, ist bei weitem der seltenste Fall. Überhaupt hat aber von dieser ganzen Verwandlung der Nomina in Verba die ältere Sprache nur sehr sparsamen Gebrauch gemacht.

Wie zweitens das Verbum in seiner hier betrachteten Function niemals substanzartig ruht, sondern immer in einem einzelnen, von allen Seiten bestimmten Handeln erscheint, so vergönnt ihm auch die Sprache keine Ruhe. Sie bildet nicht, wie beim Nomen, erst eine Grundform, an welche sie die Beziehungen anhängt; und selbst ihr Infinitiv ist nicht verbaler Natur, sondern ein deutlich, auch nicht aus einem Theile des Verbums, sondern aus der Wurzel selbst abgeleitetes Nomen. Dies ist nun zwar ein Mangel in der Sprache zu nennen, welche wirklich die ganz eigenthümliche Natur des Infinitivs zu verkennen scheint. Es beweist aber nur noch mehr, wie sorgfältig sie jeden Schein der Nominalbeschaffenheit von dem Verbum zu entfernen bemüht ist. Das Nomen ist eine Sache, und kann, als solche, Beziehungen eingehen, und die Zeichen derselben annehmen. Das Verbum ist, als augenblicklich verfliegende Handlung, nichts als ein Inbegriff von Beziehungen; und so stellt es die Sprache in der That dar. Ich brauche hier kaum zu bemerken, daſs es wohl niemandem einfallen kann, die Classensylben der speciellen Tempora des Sanskritischen Verbums als den Grundformen des Nomens entsprechend anzusehen. Wenn man die Verba der vierten und zehnten Classe ausnimmt, von welchen sogleich weiter unten die Rede sein wird, so bleiben nur Vocale, mit oder ohne eingeschobene Nasenlaute, übrig, also sichtbar nur phonetische Zusätze zu der in die Verbalform übergehenden Wurzel.

Wie endlich drittens überhaupt in den Sprachen die innere Gestaltung eines Redetheils sich ohne directes Lautzeichen durch die symbolische Lauteinheit der grammatischen Form ankündigt, so kann man mit Wahrheit behaupten, daſs diese Einheit in den Sanskritischen Verbalformen noch viel enger, als in den nominalen, geschlossen ist. Ich habe schon im Vorigen darauf aufmerksam gemacht, daſs das Nomen in seiner Abwandlung niemals einen Stammvocal, wie das Verbum so häufig, durch Gunirung steigert. Die Sprache scheint hierin offenbar eine Absonderung des Stammes von dem Suffix, die sie im Verbum gänzlich verlöscht, im Nomen noch allenfalls dulden zu wollen. Mit Ausnahme der Pronominal-Suffixa in den Personenendungen, ist auch die Bedeutung der nicht bloſs phonetischen Elemente der Verbalbildungen viel schwieriger zu entdecken, als dies wenigstens in einigen Punkten der Nominalbildung der Fall ist. Wenn man als die Scheidewand der von dem wahren Begriff der grammatischen Formen ausgehenden (flectirenden) und der unvollkommen zu ihnen hinstrebenden (agglutinirenden) Sprachen den zwiefachen Grundsatz aufstellt: aus der Form ein einzeln ganz unverständliches Zeichen zu bilden, oder zwei bedeutsame Begriffe nur eng an einander zu heften, so tragen in der ganzen Sanskritsprache die Verbalformen den ersteren am deutlichsten an sich. Diesem Gange zufolge, ist die Bezeichnung jeder einzelnen Beziehung nicht dieselbe, sondern nur analogisch gleichförmig, und der einzelne Fall wird besonders, nur mit Bewahrung der allgemeinen Analogie, nach den Lauten der Bezeichnungsmittel und des Stammes behandelt. Daher haben die einzelnen Bezeichnungsmittel verschiedene, nur immer auf bestimmte Fälle anzuwendende Eigenheiten, wie ich hieran schon oben (S. CLXVIII-CLXXI.) bei Gelegenheit des Augments und der Reduplication erinnert habe. Wahrhaft bewundrungswürdig ist die Einfachheit der Mittel, mit welchen die Sprache eine so ungemein groſse Mannigfaltigkeit der Verbalformen hervorbringt. Die Unterscheidung derselben ist aber nur eben dadurch möglich, daſs alle Umänderungen der Laute, sie mögen bloſs phonetisch oder bezeichnend sein, auf verschiedenartige Weise verbunden werden, und nur die besondere unter diesen vielfachen Combinationen den einzelnen Abwandlungsfall stempelt, der alsdann auch bloſs dadurch, daſs er gerade diese Stelle im Conjugations-Schema einnimmt, bezeichnend bleibt, selbst wenn die Zeit gerade seine bedeutsamen Laute abgeschliffen hat. Personenendungen, die symbolischen Bezeichnungen durch Augment und Reduplication, die, wahrscheinlich bloſs auf den Klang bezogenen Laute, deren Einschiebung die Verbalclassen andeutet, sind die hauptsächlichen Elemente, aus welchen die Verbalformen zusammengesetzt werden. Auſser denselben giebt es nur zwei Laute, *i* und *s*, welche da, wo sie nicht auch bloſs phonetischen Ursprungs sind, als wirkliche Bezeichnungen von Gattungen, Zeiten und Modi des Verbums gelten müssen. Da mir in diesen ein besonders feiner und sinnvoller Gebrauch ursprünglich für sich bedeutsamer Wörter grammatisch bezeichnet zu liegen scheint, so verweile ich bei ihnen noch einen Augenblick länger.

Bopp hat zuerst mit groſsem Scharfsinn und unbestreitbarer Gewiſsheit das erste Futurum und eine der Formationen des vielförmigen Augment-Präteritums als zusammengesetzt aus einem Stammwort und dem Verbum अस्, *as*, sein, nachgewiesen. Haughton glaubt auf gleich sinnreiche Weise in dem *ya* der Passiva das Verbum gehen, इ, *i*, oder या, *yá*, zu entdecken. Auch da, wo sich *s* oder *sy* zeigt, ohne daſs die Gegenwart des Verbums *as* in seiner eignen Abwandlung so sichtbar, als in den oben erwähnten Zeiten, ist, kann man diese Laute als von *as* herstammend betrachten; und es ist dies zum Theil auch von Bopp bereits geschehen. Erwägt man dies, und nimmt man zugleich alle Fälle zusammen, wo *i* oder von ihm abstammende Laute in den Verbalformen bedeutsam zu sein scheinen, so zeigt sich hier am Verbum etwas Ähnliches, als wir oben am Nomen gefunden haben. Wie dort das Pronomen in verschiedener Gestalt Beugungsfälle bildet, so thun dasselbe hier zwei Verba der allgemeinsten Bedeutung. Sowohl dieser Bedeutung, als dem Laute nach, verräth sich in dieser Wahl die Absicht der Sprache, sich der Zusammensetzung nicht zur wahren Verbindung zweier bestimmten Verbalbegriffe zu bedienen, wie wenn andere

Sprachen die Verbalnatur durch den Zusatz des Begriffes thun oder machen andeuten, sondern, auf der eignen Bedeutung des zugesetzten Verbums nur leise fuſsend, sich seines Lautes als bloſsen Andeutungsmittels zu bedienen, in welche Kategorie des Verbums die einzelne in Rede stehende Form gesetzt werden soll. Gehen lieſs sich auf eine unbestimmbare Menge von Beziehungen des Begriffes anwenden. Die Bewegung zu einer Sache hin kann von Seiten ihrer Ursach als willkührlich oder unwillkührlich, als ein thätiges Wollen oder leidendes Werden, von Seiten der Wirkung als ein Hervorbringen, Erreichen u. s. f. angesehen werden. Von phonetischer Seite aber war der *i*-Vocal gerade der schicklichste, um wesentlich als Suffix zu dienen, und diese Zwitterrolle zwischen Bedeutsamkeit und Symbolisirung gerade so zu spielen, daſs die erstere, wenn auch der Laut von ihr ausging, dabei ganz in Schatten gestellt wurde. Denn er dient schon an sich im Verbum häufig als Zwischenlaut, und seine euphonischen Veränderungen in *y* und *ay* vermehren die Mannigfaltigkeit der Laute in der Gestaltung der Formen; *a* gewährte diesen Vortheil nicht, und *u* hat einen zu eigenthümlichen schweren Laut, um so häufig zu immaterieller Symbolisirung zu dienen. Vom *s* des Verbums sein läſst sich nicht dasselbe, aber doch auch Ähnliches sagen, da es auch zum Theil phonetisch gebraucht wird, und seinen Laut nach Maaſsgabe des ihm vorangehenden Vocals verändert (1).

---

(1) Wenn ich es hier versuche, der Behauptung Haughton's (Ausg. des Manu. Th. I. S. 329.) eine gröſsere Ausdehnung zu geben, so schmeichle ich mir, daſs dieser treffliche Gelehrte dies vielleicht selbst gethan haben würde, wenn es ihm nicht an der angeführten Stelle, wie es scheint, weniger um diese etymologische Muthmaſsung, als um die logische Feststellung des Verbum neutrum und des Passivums zu thun gewesen wäre. Denn man muſs offenherzig gestehen, daſs der Begriff des Gehens durchaus nicht gerade mit dem des Passivums an sich, sondern erst dann einigermaſsen übereinstimmt, wenn man dies, mehr in Verbindung mit dem Begriff des

Wie in den Sprachen eine Entwickelung immer aus der andren, so daſs die frühere dadurch bestimmend wird, hervorgeht, und wie sich vorzüglich im Sanskrit der Faden dieser Entwickelungen hauptsächlich an den Lautformen fortspinnen läſst, davon ist das Passivum der Sanskrit-Grammatik ein auffallender Beweis. Nach richtigen grammatischen Begriffen ist diese Verbalgattung immer nur ein Correlatum des Activums, und zwar eine eigentliche Umkehrung desselben. Indem aber, dem Sinne nach, der Wirkende zum Leidenden, und umgekehrt, wird, soll, der grammatischen Form nach, dennoch der Leidende das Subject des Verbums sein, und der Wirkende von diesem regiert werden. Von dieser, einzig richtigen Seite hat die grammatische Formenbildung das Passivum im Sanskrit nicht aufgefaſst, wie sich überhaupt, am deutlichsten aber da verräth, wo der Infinitiv des Passivums ausgedrückt

---

Verbum neutrum, als ein Werden betrachtet. So erscheint es auch, nach Haughton's Anführung, im Hindostanischen, wo es dem Sein entgegensteht. Auch die neueren Sprachen, welchen es an einem den Übergang zum Sein direct und ohne Metapher ausdrückenden Worte, wie es das Griechische *γίνεσθαι*, das Lateinische *fieri* und unser werden ist, fehlt, nehmen zu dem bildlichen Ausdruck des Gehens ihre Zuflucht, nur daſs sie es sinnvoller, sich gleichsam an das Ziel des Ganges stellend, als ein Kommen auffassen: *diventare, divenire, devenir, to become.* Im Sanskrit muſs daher immer, auch bei der Voraussetzung der Richtigkeit jener Etymologie, die Hauptkraft des Passivums in der neutralen Conjugation (der des *Atmanépadam*) liegen, und die Verbindung dieser mit dem Gehen erst das Gehen, auf sich selbst bezogen, als eine innerliche, nicht nach auſsen zu bewirkende Veränderung bezeichnen. Es ist in dieser Hinsicht nicht unmerkwürdig, und hätte von Haughton für seine Meinung angeführt werden können, daſs die Intensiva nur im *Atmanépadam* die Zwischensylbe *ya* annehmen, was eine besondere Verwandtschaft des *ya* mit dieser Abwandlungsform verräth. Auf den ersten Anblick ist es auffallend, daſs sowohl im Passivum, als bei dem Intensivum, das *ya* in den generellen Zeiten, auf welche der Classenunterschied nicht wirkt, hinwegfällt. Es scheint mir aber dies gerade ein neuer Beweis, daſs das Passivum sich aus dem Verbum neutrum der vierten Verbalclasse entwickelte, und daſs die Sprache, überwiegend dem Gange der Formen folgend, die aus jener Classe entnommene Kennsylbe nicht über sie hinausführen wollte. Das *sy* der Desiderativa, welches auch seine Bedeutung sein werden soll. Zugleich aber bezeichnet das Passivum etwas mit der Person Vorgehendes, sich auf sie, mit Ausschlieſsung ihrer Thätigkeit, innerlich Beziehendes. Da nun die Sanskritsprache unmittelbar darauf gekommen war, das Wirken nach auſsen und das Erfahren im Innern in der ganzen Abwandlung des Verbums von einander zu trennen, so faſste sie, der Form nach, auch das Passivum von dieser Seite auf. Dadurch entstand es wohl, daſs diejenige Verbalclasse, die vorzugsweise jene innere Abwandlungsart verfolgte, auch zur Kennsylbe des Passivums die Veranlassung gab. Ist nun aber das Passivum in seinem richtigen Begriff, gleichsam als die Vereinigung eines zwischen Bedeutung und Form liegenden und unaufgehoben bleibenden Widerspruchs, schwierig, so ist es in der Zusammenschlieſsung mit der im Subjecte selbst befangenen Handlung nicht adäquat aufzufassen, und kaum von Nebenbegriffen

---

möge, haftet auch in jenen Zeiten an den Formen, und erfährt nicht die Beschränkung der Classen-Tempora, weil es nicht mit diesen zusammenhängt. Viel natürlicher, als auf das Passivum, paſst der Begriff des Gehens auf die durch Anfügung eines *y* geformten Denominativa, die ein Verlangen, Aneignen, Nachbilden einer Sache andeuten. Auch in den Causalverben kann derselbe Begriff vorgewaltet haben; und es möchte daher doch vielleicht nicht zu miſsbilligen sein, sondern vielmehr für eine Erinnerung der Abstammung gelten können, wenn die Indischen Grammatiker als die Kennsylbe dieser Verba *i*, und *ay* nur als die nothwendige phonetische Erweiterung davon ansehen. (Vergl. Bopp's Lat. Sanskrit-Gramm. S. 142. Anm. 233.) Die Vergleichung der ganz gleichmäſsig gebildeten Denominativa macht dies sehr wahrscheinlich. In den durch काम्य्, *kámy*, aus Nominen gebildeten Verben scheint diese Zusatzsylbe eine Zusammensetzung von काम, *káma*, Begierde, und इ, *i*, gehen, also selbst ein vollständiges eignes Denominativverbum. Wenn es erlaubt ist, Muthmaſsungen weiter auszudehnen, so lieſse sich das *sy* der Desiderativverba als ein Gehen in den Zustand erklären, was zugleich auf die Etymologie des zweiten Futurums Anwendung fände. Was Bopp (über das Conjugationssystem der Sanskritsprache. S. 29-33. *Annals of oriental literature*. S. 45-50.) sehr scharfsinnig und richtig zuerst über die Verwandtschaft des Potentialis und zweiten Futurums ausgeführt hat, kann sehr gut hiermit vereinigt werden. Den Desiderativen scheinen die Denominativa mit der Kennsylbe *sya* und *asya* nachgebildet.

rein zu erhalten. In der ersteren Beziehung sieht man, wie einige Sprachen, z. B. die Malayischen, und unter diesen am sinnreichsten die Tagalische, mühsam danach streben, eine Art von Passivum hervorzubringen. In der letzteren Beziehung wird es klar, daſs der reine Begriff, den die spätere Sanskritsprache, wie wir aus ihren Werken sehen, richtig auffaſste, in die frühere Sprachformung durchaus nicht überging. Denn anstatt dem Passivum einen durch alle Tempora gleichförmig oder analog durchgehenden Ausdruck zu geben, knüpft sie dasselbe an die vierte Classe der Verba, und läſst es ihre Kennsylbe an den Gränzen derselben ablegen, indem sie sich in den nicht innerhalb dieser Schranken befindlichen Formen an unvollkommner Bezeichnung begnügt.

Im Sanskrit also, um zu unsrem Hauptgegenstande zurückzukehren, hat das Gefühl der zusammenfassenden Kraft des Verbums die Sprache vollständig durchdrungen. Es hat sich in derselben nicht bloſs einen entschiednen, sondern gerade den ihm allein zusagenden Ausdruck, einen rein symbolischen geschaffen, ein Beweis seiner Stärke und Lebendigkeit. Denn ich habe schon oft in diesen Blättern bemerkt, daſs, wo die Sprachform klar und lebendig im Geiste dasteht, sie in die, sonst die äuſsere Sprachbildung leitende, äuſsere Entwickelung eingreift, sich selbst geltend macht, und nicht zugiebt, daſs im bloſsen Fortspinnen angefangener Fäden, statt der reinen Formen, gleichsam Surrogate derselben gebildet werden. Das Sanskrit giebt uns hier zugleich vom Gelingen und Miſslingen in diesem Punkt passende Beispiele. Die Function des Verbums drückt es rein und entscheidend aus, in der Bezeichnung des Passivums läſst es sich auf der Verfolgung des äuſseren Weges irre leiten.

Eine der natürlichsten und allgemeinsten Folgen der inneren Verkennung, oder vielmehr der nicht vollen Anerkennung der Verbalfunction ist die Verdunkelung der Gränzen zwischen Nomen und

Verbum. Dasselbe Wort kann als beide Redetheile gebraucht werden; jedes Nomen läſst sich zum Verbum stempeln; die Kennzeichen des Verbums modificiren mehr seinen Begriff, als sie seine Function charakterisiren; die der Tempora und Modi begleiten das Verbum in eigner Selbstständigkeit, und die Verbindung des Pronomens ist so lose, daſs man gezwungen wird, zwischen demselben und dem angeblichen Verbum, welches eher eine Nominalform mit Verbalbedeutung ist, das Verbum sein im Geiste zu ergänzen. Hieraus entsteht natürlich, daſs wahre Verbalbeziehungen zu Nominalbeziehungen hingezogen werden, und beide auf die mannigfaltigste Weise in einander übergehen. Alles hier Gesagte trifft vielleicht nirgends in so hohem Grade zusammen, als im Malayischen Sprachstamm, der auf der einen Seite, mit wenigen Ausnahmen, an Chinesischer Flexionslosigkeit leidet, und auf der andren nicht, wie die Chinesische Sprache, die grammatische Formung mit verschmähender Resignation zurückstöſst, sondern dieselbe sucht, einseitig erreicht, und in dieser Einseitigkeit wunderbar vervielfältigt. Von den Grammatikern als vollständige durch ganze Conjugationen durchgeführte Bildungen lassen sich deutlich als wahre Nominalformen nachweisen; und obgleich das Verbum keiner Sprache fehlen kann, so wandelt dennoch den, welcher den wahren Ausdruck dieses Redetheiles sucht, in den Malayischen Sprachen gleichsam ein Gefühl seiner Abwesenheit an. Dies gilt nicht bloſs von der Sprache auf Malacca, deren Bau überhaupt von noch gröſserer Einfachheit, als der der übrigen ist, sondern auch von der, in der Malayischen Weise sehr formenreichen Tagalischen. Merkwürdig ist es, daſs im Javanischen, durch die bloſse Veränderung des Anfangsbuchstaben in einen andren derselben Classe, Nominal- und Verbalformen wechselsweise in einander übergehen. Dies scheint auf den ersten Anblick eine wirklich symbolische Bezeichnung;

ich werde aber weiter unten (2. Buch.) zeigen, daſs diese Buchstabenveränderung nur die Folge der Abschleifung eines Präfixes im Laufe der Zeit ist. Ich verbreite mich nur hier nicht ausführlicher über diesen Gegenstand, da er im zweiten und dritten Buche dieser Schrift ausführlich und an seiner eigentlichen Stelle erörtert werden muſs.

In den Sprachen, in welchen das Verbum gar keine, oder sehr unvollkommene Kennzeichen seiner wahren Function besitzt, fällt es von selbst, mehr oder weniger, mit dem Attributivum, also einem Nomen, zusammen, und das eigentliche Verbum, welches das wirkliche Setzen des Gedachten andeutet, muſs, als Verbum sein, zu dem Subject und diesem Attributivum geradezu ergänzt werden. Eine solche Auslassung des Verbums da, wo einer Sache bloſs eine Eigenschaft beigelegt werden soll, ist auch den höchstgebildeten Sprachen nicht fremd. Namentlich trifft man sie häufig im Sanskrit und Lateinischen, seltner im Griechischen an. Neben einem vollkommen ausgebildeten Verbum hat sie mit der Charakterisirung des Verbums nichts zu schaffen, sondern ist bloſs eine Art der Satzbildung. Dagegen geben einige der Sprachen, welche in ihrem Bau den Verbalausdruck nur mit Mühe erringen, diesen Constructionen eine besondere Form, und ziehen dieselben dadurch gewissermaſsen in den Bau des Verbums hinein. So kann man im Mexicanischen ich liebe sowohl durch *ni-tlazotla*, als durch *ni-tlazotla-ni* ausdrücken. Das Erstere ist die Verbindung des Verbalpronomens mit dem Stamme des Verbums, das Letztere die gleiche mit dem Participium, insofern nämlich gewisse Mexicanische Verbaladjectiva, ob sie gleich nicht den Begriff des Verlaufs der Handlung (das Element, aus welchem erst vermittelst der Verbindung mit den drei Stadien der Zeit das eigentliche Tempus entsteht (¹)) enthalten,

---

(¹) Ich folge nämlich der, wie es mir scheint, mit Unrecht jetzt zu oft verlassedoch in der Rücksicht Participia heiſsen können, als sie activer, passiver oder reflexiver Bedeutung sind. Vetancurt macht in seiner Mexicanischen Grammatik (¹) die zweite der obigen Mexicanischen Formen zu einem Gewohnheit andeutenden Tempus. Dies ist zwar eine offenbar irrige Ansicht, da eine solche Form im Verbum kein Tempus sein könnte, sondern, was nicht der Fall ist, durch die Tempora durchflectirt werden müſste. Man sieht aber aus Vetancurt's genauerer Bestimmung der Bedeutung des Ausdrucks, daſs derselbe nichts andres, als die Verbindung eines Pronomens und eines Nomens mit ausgelassenem Verbum sein, ist. Ich liebe hat den reinen Verbalausdruck; ich bin ein Liebender (d. h. ich pflege zu lieben) ist, genau genommen, keine Verbalform, sondern ein Satz. Die Sprache aber stempelt diese Construction gewissermaſsen zum Verbum, da sie in derselben nur den Gebrauch des Verbalpronomens erlaubt. Sie behandelt auch das Attributivum dadurch wie ein Verbum, daſs sie demselben die von ihm regierten Wörter beigiebt: *ni-te-tla-namaca-ni*, ich (bin) ein jemandem etwas Verkaufender, d. i. ich pflege zu verkaufen, bin Kaufmann.

Die, gleichfalls Neuspanien angehörende Mixteca-Sprache unterscheidet den Fall, wo das Attributivum, als schon dem Substantivum anhängend, bezeichnet, und wo es demselben erst durch den Verbalausdruck beigelegt wird, durch die Stellung beider Rede-

---

nen Theorie der Griechischen Grammatiker, nach welcher jedes Tempus aus der Verbindung einer der drei Zeiten mit einem der drei Stadien des Verlaufs der Handlung besteht, und die Harris in seinem Hermes und Reitz in, leider zu wenig bekannten akademischen Abhandlungen vortrefflich ins Licht gesetzt haben, Wolf aber durch die genaue Bestimmung der drei Aoriste erweitert hat. Das Verbum ist das Zusammenfassen eines energischen Attributivums (nicht eines bloſs qualitativen) durch das Sein. Im energischen Attributivum liegen die Stadien der Handlung, im Sein die der Zeit. Dies hat Bernhardi, meiner Überzeugung nach, richtig begründet und erwiesen.

(¹) *Arte de lengua Mexicana.* Mexico. 1673. S. 6.

theile. Im ersteren muſs das Attributivum auf das Substantivum folgen, im letzteren demselben vorausgehen: *naha quadza*, die böse Frau, *quadza naha*, die Frau ist böse (¹).

Das Unvermögen, den Ausdruck des zusammenfassenden Seins unmittelbar in die Form des Verbums zu legen, welches in den eben genannten Fällen diesen Ausdruck gänzlich fehlen läſst, kann auch im Gegentheil dahin führen, ihn ganz materiell da eintreten zu lassen, wo er auf diese Weise nicht stehen soll. Dies geschieht, wenn zu einem wahrhaft attributiven Verbum (er geht, er fliegt) das Sein in einem wirklichen Hülfsverbum herbeigezogen wird (er ist gehend, fliegend). Doch hilft dies Auskunftsmittel eigentlich der Verlegenheit des sprachbildenden Geistes nicht ab. Da dies Hülfsverbum selbst die Form eines Verbums haben muſs, und wieder nur die Verbindung des Seins mit einem energischen Attributiv sein kann, so entsteht immer wieder die nämliche, und der Unterschied ist bloſs der, daſs, da dieselbe sonst bei jedem Verbum zurückkehrt, sie hier nur in Einem festgehalten wird. Auch zeigt das Gefühl der Nothwendigkeit eines solchen Hülfsverbums, daſs der Sprachbildung, wenn sie auch nicht die Kraft besessen hat, der wahren Function des Verbums einen richtigen Ausdruck zu schaffen, dennoch der Begriff derselben gegenwärtig gewesen ist. Es würde unnütz sein, für eine in den Sprachen, theils bei der ganzen Verbalbildung, theils bei der einzelner Abwandlungen, häufig vorkommende Sache Beispiele anführen zu wollen. Dagegen verweile ich einige Augenblicke bei einem interessanteren und seltneren Falle, nämlich bei dem, wo die Function des Hülfsverbums (der Hinzufügung des Seins) einem andren Redetheil, als dem Verbum selbst, nämlich dem Pronomen, auf übrigens ganz gleiche Weise zugetheilt ist.

(¹) *Arte Mixteca, compuesta por Fr. Antonio de los Reyes.*

In der Sprache der Yarura, einer Völkerschaft am Casanare und unteren Orinoco, wird die ganze Conjugation auf die einfachste Weise durch die Verbindung des Pronomens mit den Partikeln der Tempora gebildet. Diese Verbindungen machen für sich das Verbum sein, und einem Worte suffigirt, die Abwandlungssylben desselben aus. Ein eigner Wurzellaut, der nicht zum Pronomen oder zu den Tempus-Partikeln gehörte, fehlt dem Verbum sein gänzlich; und da das Präsens keine eigne Partikel hat, so bestehen die Personen desselben bloſs aus den Personen des Pronomens selbst, die sich nur als Abkürzungen von dem selbstständigen Pronomen unterscheiden (1). Die drei Personen des Singulars des Verbums sein heiſsen daher *que*, *mé*, *di* (2), und in buchstäblicher Übersetzung bloſs ich, du, er. Im Imperfectum wird diesen Sylben *ri* vorgesetzt, *ri-que*, ich war, und verbunden mit einem Nomen, *ui ri-di*, Waſser war (vorhanden), als wahres Verbum aber *jura-ri-di*, er aſs. Hiernach also bedeutete *que* ich bin, und diese Form des Pronomens drückte eigentlich die Function des Verbums aus. Indeſs kann diese Verbindung des Pronomens mit den Zeitpartikeln niemals allein für sich gebraucht werden, sondern immer nur so, daſs dadurch vermittelst eines andren Wortes, das aber jeder Redetheil sein kann, ein Satz gebildet wird. *Que*, *di* heiſsen niemals allein ich bin, er ist, wohl aber *ai di* es ist Wasser, *jura-n-di*, mit euphonischem *n*, er isset. Genau untersucht, ist daher die grammatische Form dieser Redensarten nicht das, wovon ich hier spreche, eine Einverleibung des Begriffs des Seins in das Pronomen, sondern der im Vorigen besprochene Fall einer Auslassung und Ergänzung des Verbums sein bei der Zusammenstellung des Pronomens mit einem andren Worte. Die obige Zeitpartikel *ri* ist übrigens nichts andres, als ein Entfernung anzeigendes Wort. Ihr steht gegenüber die Partikel *re*, welche als Charakteristik des Conjunctivs angegeben wird. Dies *re* ist aber bloſs die Präposition in, die in mehreren Amerikanischen Sprachen eine ähnliche Anwendung findet. Sie bildet ein Analogon eines Gerundiums: *jura-re*, im Essen, *edendo*; und dies Gerundium wird dann durch Vorsetzung des selbstständigen Pronomens zum Conjunctiv oder Optativ gestempelt: wenn ich, oder daſs ich äſse. Hier wird der Begriff des Seins mit der Charakteristik des Conjunctivs verbunden, und es fallen daher die, sonst unveränderlich mit ihm verknüpften, Verbalsuffixa der Personen hinweg, indem das selbstständige Pronomen vorgesetzt wird. Wirklich nimmt Forneri *re*, *ri-re* als Gerundia der Gegenwart und der Vergangenheit in sein Paradigma des Verbums sein auf, und übersetzt sie: wenn ich wäre, wenn ich gewesen wäre.

---

(1) Zwischen dem selbstständigen Pronomen *coddé*, ich, und der entsprechenden Verbalcharakteristik *que* ist zwar der Unterschied scheinbar gröſser. Das selbstständige Pronomen aber lautet im Accusativ *que*; und aus der Vergleichung von *coddé* mit dem Demonstrativpronomen *oddé* sieht man deutlich, daſs der Wurzellaut der ersten Person nur im *k*-Laut besteht, *coddé* aber eine zusammengesetzte Form ist.

(2) Die Nachrichten von dieser Sprache hat uns der sorgsame Fleiſs des würdigen Hervas erhalten. Er hatte den lobenswürdigen Gedanken, die aus Amerika und Spanien vertriebenen Jesuiten, welche sich in Italien niedergelassen hatten, zur Aufzeichnung ihrer Erinnerungen der Sprachen der Amerikanischen Eingebornen, bei denen sie Missionare gewesen waren, zu veranlassen. Ihre Mittheilungen sammelte er und arbeitete sie, wo es nöthig war, um, so daſs hieraus eine Reihe handschriftlicher Grammatiken von Sprachen entstand, über die uns zum Theil alle sonstigen Nachrichten fehlen. Ich habe diese Sammlung schon, als ich Gesandter in Rom war, für mich abschreiben, allein diese Abschriften durch die gütige Mitwirkung des jetzigen Preuſs. Gesandten in Rom, Hrn. Bunsen, noch einmal mit der, seit Hervas Tode im Collegio Romano niedergelegten Urschrift genau vergleichen lassen. Die Mittheilungen über die Yarura-Sprache rühren vom Ex-Jesuiten Forneri her.

So wie hier die Sprache zwar eine eigne Form des Pronomens bestimmt, mit welcher beständig und ausschlieſslich der Begriff des Seins verbunden ist, allein der Fall, von dem wir hier reden, daſs nämlich dieser Begriff dem Pronomen selbst einverleibt sei, doch nicht rein vorhanden war, ebenso ist es auch, nur wieder auf verschiedene Weise, in der Huasteca-Sprache, die in einem Theile von Neuspanien gesprochen wird. Auch in ihr verbinden sich die Pronomina, jedoch nur die selbstständigen, mit einer Zeitpartikel, und machen alsdann das Verbum sein aus. Sie nähern sich diesem in seinem wahren Begriffe um so mehr, als diese Verbindungen, wie in der Yarura-Sprache nicht der Fall war, auch ganz allein stehen können: *nánà-itz*, ich war, *tátà-itz*, du warst, u. s. w. Beim Verbum attributivum werden die Personen durch andere Pronominalformen angedeutet, welche dem Besitzpronomen sehr nahe kommen. Allein der Ursprung der mit dem Pronomen verbundenen Partikel ist zu unbekannt, als daſs sich entscheiden lieſse, ob nicht in derselben eine eigne Verbalwurzel enthalten ist. Jetzt dient sie zwar allerdings in der Sprache zur Charakteristik der Tempora der Vergangenheit, beim Imperfectum beständig und ausschlieſslich, bei den anderen Zeiten nach besondren Regeln. Die Bergbewohner, bei welchen sich doch wohl die älteste Sprache erhalten hat, sollen aber einen allgemeineren Gebrauch von dieser Sylbe machen und sie auch dem Präsens und Futurum hinzufügen. Bisweilen wird sie auch einem Verbum angehängt, um Heftigkeit der Handlung anzudeuten; und in diesem Sinne, als Verstärkung (wie auch in so vielen Sprachen die Reduplication das Perfectum verstärkend begleitet), könnte sie wohl nach und nach zur ausschlieſslichen Charakteristik der Zeiten der Vergangenheit geworden sein (¹).

In der Maya-Sprache, welche auf der Halbinsel Yucatan

(¹) *Noticia de la lengua Huasteca que dà Carlos de Tapia Zenteno. Mexico.* 1767. S. 18.

gesprochen wird, findet sich dagegen der Fall, von dem wir hier reden, rein und vollständig (1). Sie besitzt ein Pronomen, welches, allein gebraucht, durch sich selbst das Verbum sein ausmacht, und beweist eine höchst merkwürdige Sorgfalt, die wahre Function des Verbums immer durch ein eignes, besonders dazu bestimmtes Element anzuzeigen. Das Pronomen ist nämlich zwiefach. Die eine Gattung desselben führt den Begriff des Seins mit sich, die andere besitzt diese Eigenschaft nicht, verbindet sich aber auch mit dem Verbum. Die erstere dieser Gattungen theilt sich in zwei Unterarten, von welchen die eine die Bedeutung des Seins nur in Verbindung mit einem andren Worte hinzubringt, die andre aber dieselbe unmittelbar in sich enthält. Diese letztere Unterart bildet, da sie sich auch mit den Partikeln der Tempora verbindet (die der Sprache jedoch im Präsens und Perfectum fehlen), vollkommen das Verbum sein. In den beiden ersten Personen des Singulars und Plurals lauten diese Pronomina *Pedro en*, ich bin Peter, und so analogisch fort: *ech*, *on*, *ex*; dagegen *ten*, ich bin, *tech*, du bist, *toon*, wir sind, *teex*, ihr seid. Ein selbstständiges Pronomen, außer den hier genannten drei Gattungen, giebt es nicht, sondern die zugleich als Verbum sein dienende (*ten*) wird dazu gebraucht. Die den Begriff des Seins nicht mit sich führende wird allemal affigirt, und *en* hat durchaus keinen andren, als den angeführten Gebrauch. Wo das Verbum die erste Gattung des Pronomens entbehrt, verbindet es sich regelmäßig mit der zweiten. Alsdann aber findet sich in den Formen desselben ein Element (*cah* und *ah*, nach bestimmten Regeln abwechselnd), welches bei der Zergliederung desselben, wenn man alle das Verbum gewöhnlich begleitende Elemente (Personen, Zeit, Modus u. s. f.) absondert, übrig bleibt. *En*, *ten*, *cah* und *ah* erscheinen daher in allen Verbalformen, jedoch immer so, daſs eine dieser Sylben die übrigen ausschlieſst, woraus schon für sich hervorgeht, daſs alle Ausdruck der Verbalfunction sind, so daſs eine nicht fehlen kann, dagegen jede den Gebrauch der andren überflüssig macht. Ihre Anwendung unterliegt nun bestimmten Regeln. *En* wird bloſs beim intransitiven Verbum, und auch bei ihm nicht im Präsens und Imperfectum, sondern nur in den übrigen Zeiten gebraucht, *ah*, mit demselben Unterschiede, bei den transitiven Verben, *cah* bei allen Verben ohne Unterschied, jedoch nur im Präsens und Imperfectum. *Ten* findet sich bloſs in einer angeblich anomalen Conjugation. Untersucht man diese genauer, so führt sie die Bedeutung einer Gewohnheit oder eines bleibenden Zustandes mit sich, und die Form erhält, mit Wegwerfung von *cah* und *ah*, Endungen, die zum Theil auch die sogenannten Gerundia bilden. Es geht also hier eine Verwandlung einer Verbalform in eine Nominalform vor sich, und diese Nominalform bedarf nun des wahren Verbums sein, um wieder zum Verbum zu werden. Insofern stimmen diese Formen gänzlich mit dem oben erwähnten Mexicanischen Gewohnheits-Tempus überein. Bemerken muſs ich noch, daſs in dieser Vorstellungsweise der Begriff der transitiven Verba auf solche beschränkt wird, welche wirklich einen Gegenstand auſser sich regieren. Unbestimmt gebrauchte, wahre Activa, lieben, tödten, so wie diejenigen, welche, wie das Griechische [illegible], den regierten Gegenstand in sich enthalten, werden als intransitiv behandelt.

---

(1) Was ich von dieser Sprache kenne, ist aus Hervas handschriftlicher Grammatik entnommen. Er hatte diese Grammatik theils aus schriftlichen Mittheilungen des Ex-Jesuiten Domingo Rodriguez, theils aus der gedruckten Grammatik des Franciscaner-Geistlichen Gabriel de S. Buenaventura (Mexico. 1684.) geschöpft, welche er in der Bibliothek des Collegio Romano fand. Ich habe mich vergebens bemüht, diese Grammatik in der gedachten Bibliothek wiederaufzufinden. Sie scheint verloren gegangen zu sein.

Es wird schon dem Leser aufgefallen sein, daſs die beiden

Unterarten der ersten Pronominalgattung sich bloſs durch ein vorgesetztes *t* unterscheiden. Da sich dies *t* gerade in demjenigen Pronomen findet, welches durch sich selbst Verbalbedeutung hat, so ist die natürliche Vermuthung die, daſs es den Wurzellaut eines Verbums ausmacht, so daſs, genauer ausgedrückt, nicht das Pronomen in der Sprache als Verbum sein, sondern umgekehrt dies Verbum als Pronomen gebraucht würde. Die unzertrennliche Verbindung der Existenz mit der Person bliebe alsdann dieselbe, die Ansicht aber wäre dennoch verschieden. Daſs *ten* und die übrigen von ihm abhängigen Formen wirklich auch als bloſs selbstständige Pronomina gebraucht werden, sieht man aus dem Mayischen Vaterunser (1). In der That halte auch ich dies *t* für einen Stammlaut, allein nicht eines Verbums, sondern des Pronomens selbst. Hierfür spricht der für die dritte Person geltende Ausdruck. Dieser ist nämlich gänzlich von den beiden ersten verschieden, und im Singular für beide das Verbum sein ausdrückende Gattungen *lai-lo*, im Plural für die nicht als Verbum dienende Gattung *ob*, für die andre *loob*. Wäre nun *t* Wurzellaut eines Verbums, so lieſse sich dies auf keine Weise erklären. Da aber mehrere Sprachen eine Schwierigkeit finden, die dritte Person in ihrem reinen Begriffe aufzufassen und vom Demonstrativpronomen zu trennen, so kann es nicht auffallend erscheinen, daſs die beiden ersten Personen einen nur ihnen eigenthümlichen Stammlaut haben. Wirklich wird in der Mayischen Sprache ein angebliches Pronomen relativum *lai* aufgeführt, und auch andre Amerikanische Sprachen besitzen durch mehrere oder alle Personen des Pronomens durchgehende Stammlaute. In der Sprache der Maipuren findet sich die dritte Person, nur mit verschiedenem Zusatz, in den beiden ersten wieder, gleichsam als hieſsen, wenn die dritte vielleicht ursprünglich Mensch bedeutete, die beiden ersten der Ich-Mensch und der Du-Mensch. Bei den Achaguas haben alle drei Personen des Pronomens die gleiche Endsylbe. Beide diese Völkerschaften wohnen zwischen dem Rio Negro und dem oberen Orinoco. Zwischen den beiden Hauptgattungen des Mayischen Pronomens ist nur in einigen Personen eine Verwandtschaft der Laute, in andren herrscht dagegen groſse Verschiedenheit. Das *t* findet sich in dem affigirten Pronomen nirgends. Das *ex* und *ob* der zweiten und dritten Pluralperson des mit der Bedeutung des Seins verbundenen Pronomens ist gänzlich in dieselben Personen des andren, diese Bedeutung nicht mit sich führenden, Pronomens übergegangen. Da aber diese Sylben hier der zweiten und dritten Person des Singulars nur als Endungen beigefügt sind, so erkennt man, daſs sie, von jenem, vielleicht älteren, Pronomen entnommen, dem andren bloſs als Pluralzeichen dienen.

---

(1) Adelung's Mithridates. Th. III. Abth. 3. S. 20., wo nur Vater das Pronomen nicht richtig erkannt, und die Deutschen Wörter unrichtig auf die Mayischen vertheilt hat.

Cah und *ah* unterscheiden sich auch nur durch den hinzugefügten Consonanten, und dieser scheint mir ein wahrer Verbalwurzellaut, der, verbunden mit *ah*, ein Hülfsverbum sein bildet. Wo *cah* einem Verbum beständig einverleibt ist, führt es den Begriff der Heftigkeit mit sich; und dadurch mag es gekommen sein, daſs die Sprache sich dessen bedient hat, alle Handlungen, da in jeder Kraft und Beweglichkeit liegt, zu bezeichnen. Mit wahrhaft feinem Tact aber ist *cah* doch nur der Lebendigkeit der währenden Handlung, also dem Präsens und Imperfectum, aufbehalten worden. Daſs *cah* wirklich als ein Verbalstamm behandelt wird, beweist die Verschiedenheit der Stellung des affigirten Pronomens in den Formen mit *cah* und mit *ah*. In den ersteren steht dies Pronomen immer unmittelbar vor dem *cah*, in den andren nicht vor dem *ah*, sondern vor dem attributiven Verbum. Da es sich nun immer einem Stammwort, Nomen oder Verbum, präfigirt, so beweist dies deutlich, daſs *ah* in diesen Formen keines von beiden ist, daſs es dagegen mit *cah* eine andere Bewandtniſs hat. So ist von *canan*, bewachen, die erste Person des Singulars im Präsens *canan-in-cah*, dagegen dieselbe Person im Perfectum *in-canan-t-ah*. *In* ist Pron. 1. sing., das dazwischengeschobene *t* ein euphonischer Laut. *Ah* hat in der Sprache als Präfix einen mehrfachen Gebrauch, indem es Charakteristik des männlichen Geschlechtes, der Ortsbewohner, endlich der aus Activverben gebildeten Nomina ist. Es mag daher aus einem Substantivum zum Demonstrativpronomen und endlich zum Affixum geworden sein. Da es, seinem Ursprunge nach, weniger geeignet ist, die heftige Beweglichkeit des Verbums anzuzeigen, so bleibt es für die Bezeichnung der Tempora, welche der unmittelbaren Erscheinung ferner liegen. Dieselben Tempora intransitiver Verba verlangen noch mehr, um in das Verbum einzutreten, von dem bloſs ruhenden Begriff des Seins, und begnügen sich daher mit demjenigen Pronomen, bei welchem dieser immer hinzugedacht wird. So bezeichnet die Sprache verschiedene Grade der Lebendigkeit der Erscheinungen, und bildet daraus ihre Conjugationsformen auf eine künstlichere Weise, als es selbst die hochgebildeten Sprachen thun, allein nicht auf einem so einfachen, naturgemäſsen, die Functionen der verschiedenen Redetheile richtig abgränzenden Wege. Der Bau des Verbums ist daher immer fehlerhaft; es leuchtet doch aber sichtbar das Gefühl der wahren Function des Verbums, und ein sogar ängstliches Bemühen, es nicht dafür an einem Ausdruck fehlen zu lassen, daraus hervor.

Das affigirte Pronomen der zweiten Hauptgattung dient auch als Besitzpronomen bei Substantiven. Es verräth ein völliges Miſskennen des Unterschiedes zwischen Nomen und Verbum, dem letzteren ein Besitzpronomen zuzutheilen, unser Essen mit wir essen zu verwechseln. Dies scheint mir jedoch in den Sprachen, welche sich dessen schuldig machen, mehr ein Mangel der gehörigen Absonderung der verschiedenen Pronominalgattungen von einander. Denn offenbar wird der Irrthum geringer, wenn der Begriff des Besitzpronomens selbst nicht in seiner eigentlichen Schärfe aufgefaſst wird; und dies ist, wie ich glaube, hier der Fall. Fast in allen Amerikanischen Sprachen geht das Verständniſs ihres Baues gleichsam vom Pronomen aus, und dies schlingt sich in zwei groſsen Zweigen, als Besitzpronomen um das Nomen, als regierend oder regiert um das Verbum, und beide Redetheile bleiben meistentheils immer mit ihm verbunden. Gewöhnlich besitzt die Sprache hierfür auch verschiedene Pronominalformen. Wo dies aber nicht der Fall ist, verbindet sich der Begriff der Person schwankend und unbestimmt mit dem einen und dem anderen Redetheil. Der Unterschied beider Fälle wird wohl empfunden, aber nicht mit der formalen Schärfe und Bestimmtheit, welche der Übergang in die Lautbezeichnung erfordert. Bisweilen deutet sich aber die Empfindung des Unterschiedes doch auf andre Weise, als durch die genaue Absonderung eines doppelten Pronomens, an. In der Sprache der Betoi, die auch um den Casanare und unteren Orinoco herum wohnen, hat das Pronomen, wenn es sich mit dem Verbum, als regierend, verbindet, eine von der des Besitzpronomens beim Nomen verschiedene Stellung. Das Besitzpronomen wird nämlich vorn, das die Person des Verbums begleitende hinten angehängt; die Verschiedenheit der Laute besteht nur in einer durch die Anfügung hervorgebrachten Abkürzung. So heiſst *rau tucu* mein Haus, aber *humasoi-rrù* Mensch bin ich und *ajoi-rrù* ich bin. Im letzteren Worte ist mir die Bedeutung der Wurzelsylbe unbekannt. Diese Suffigirung des Pronomens findet aber nur da statt, wo dasselbe aoristisch ohne specielle Zeitbestimmung mit einem andren Worte verbunden wird. Das Pronomen bildet alsdann mit diesem Worte Einen Wortlaut, und es entsteht wirklich eine Verbalform. Denn der Accent geht in diesen Fällen von dem verbundenen Worte auf das Pronomen über. Dies ist also gleichsam ein symbolisches Zeichen der Beweglichkeit der Handlung, wie auch im Englischen da, wo dasselbe zweisylbige Wort als Nomen und als Verbum gebraucht werden kann, die Oxytonirung die Verbalform andeutet. Im Chinesischen findet sich zwar auch die Bezeichnung des Überganges vom Nomen zum Verbum, und umgekehrt, durch den Accent, allein nicht in symbolischer Beziehung auf die Natur des Verbums, da derselbe Accent unverändert den doppelten Übergang ausdrückt, und nur andeutet, daſs das Wort zu dem seiner natürlichen Bedeutung und seinem gewöhnlichen Gebrauche entgegengesetzten Redetheil wird (¹).

Ich habe die obige Auseinandersetzung der Mayischen Conjugation nicht durch die Erwähnung einer Ausnahme unterbrechen mögen, die ich jedoch hier kurz nachholen will. Das Futurum unterscheidet sich nämlich in seiner Bildung gänzlich von den übrigen Zeiten. Es verbindet zwar seine Kennsylben mit *ten*, führt aber niemals weder *cah*, noch *ah* mit sich, besitzt eigne Suffixa, entbehrt auch bei gewissen Veränderungen seiner Form alle; besonders steht es der Sylbe *ah* entgegen. Denn es schneidet dieselbe auch da ab, wo diese Sylbe wirkliche Endung des Stammverbums ist. Es würde hier zu weit führen, in die Untersuchung einzugehen, ob diese Abweichungen aus der Natur der eigenthümlichen Suffixa des Futurums, oder aus andren Gründen entstehen. Gegen das oben Gesagte kann aber diese Ausnahme nichts beweisen. Vielmehr bestätigt die Abneigung gegen die Partikel *ah* die oben

---

(¹) S. meine Schrift *Lettre à Monsieur Abel-Rémusat.* S. 23.

derselben beigelegte Bedeutung, da die Ungewiſsheit der Zukunft nicht die Lebendigkeit eines Pronomens hervorruft, und mit der einer wirklich dagewesenen Erscheinung contrastirt.

Wo die Sprachen zwar den Weg einschlagen, die Function des Verbums durch die engere Verknüpfung seiner immer wechselnden Modificationen mit der Wurzel symbolisch anzudeuten, da ist es, wenn sie auch das Ziel nicht vollkommen erreichen, ein günstiges Zeichen für ihr richtiges Gefühl derselben, wenn sie die Enge dieser Verbindung vorzugsweise mit dem Pronomen bezwecken. Sie nähern sich dann immer mehr der Verwandlung des Pronomens in die Person und somit der wahren Verbalform, in welcher die formale Andeutung der Personen (die durch die bloſse Vorausschickung des selbstständigen Pronomens nicht erreicht wird) der wesentlichste Punkt ist. Alle übrigen Modificationen des Verbums (die Modi abgerechnet, die mehr der Satzbildung angehören) können auch den, mehr dem Nomen gleichenden, erst durch die Verbalfunction in Bewegung zu setzenden Theil des Verbums charakterisiren. Hierin vorzüglich liegt der Grund, daſs in den Malayischen Sprachen, in gewisser Ähnlichkeit mit dem Chinesischen, die Verbalnatur so wenig sichtbar hervorspringt. Die bestimmte Neigung der Amerikanischen, das Pronomen auf irgend eine Weise zu affigiren, führt dieselben hierin auf einen richtigeren Weg. Werden alle Modificationen des Verbums wirklich mit der Wurzelsylbe verknüpft, so beruht die Vollkommenheit der Verbalformen nur auf der Enge der Verknüpfung, auf dem Umstande, ob sich die im Verbum liegende Kraft des Setzens energischer als flectirend, oder träger als agglutinirend erweist.

Gleich stark, als das Verbum, beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Conjunctionen auf der Thätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes, von der wir hier reden. Denn die Conjunction, im eigentlichen Sinne des Ausdrucks genommen, zeigt die Beziehungen zweier Sätze auf einander an; und es liegt daher ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickeltere Synthesis in ihr. Jeder Satz muſs als Eins genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine gröſsere verknüpft, und der vorhergehende Satz so lange schwebend vor der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung giebt. Die Satzbildung erweitert sich hier zur Periode, und die Conjunctionen theilen sich in die leichteren, die nur Sätze verbinden und trennen, und in die schwierigeren, welche einen Satz von dem andren abhängig machen. In diesen, gleichsam gerade fortlaufenden oder verschlungenen Gang der Periode setzten schon Griechische Grammatiker das Kennzeichen des einfacheren und des sich kunstvoll erhebenden Styls. Die bloſs verbundenen Sätze laufen in unbestimmter Folge nach einander hin, und gestalten sich nicht zu einem, Anfang und Ende auf einander beziehenden Ganzen, da hingegen die wahrhaft zur Periode verknüpften sich, gleich den Steinen eines Gewölbes, gegenseitig stützen und halten (¹). Die weniger gebildeten Sprachen haben gewöhnlich Mangel an Conjunctionen, oder bedienen sich dazu nur mittelbar zu diesem Gebrauch passender, ihm nicht ausschlieſslich gewidmeter Wörter, und lassen sehr oft die Sätze unverbunden auf einander folgen. Auch die von einander abhängigen werden, soviel es irgend geschehen kann, in gerade fortlaufende verwandelt; und hiervon tragen selbst ausgebildete Sprachen noch die Spuren an sich. Wenn wir z. B. sagen: ich sehe, daſs du fertig bist, so ist das gewiſs nichts andres, als ich sehe das: du bist fertig, nur daſs das richtige grammatische Gefühl in späterer

---

(¹) Demetrius *de elocutione.* §. 11-13.

Zeit die Abhängigkeit des Folgesatzes symbolisch durch die Umstellung des Verbums angedeutet hat.

Am schwierigsten für die grammatische Auffassung ist das in dem Pronomen relativum vorgehende synthetische Setzen. Zwei Sätze sollen dergestalt verbunden werden, daſs der eine einen bloſsen Beschaffenheitsausdruck eines Nomens des andren ausmacht. Das Wort, durch welches dies geschieht, muſs daher zugleich Pronomen und Conjunction sein, das Nomen durch Stellvertretung darstellen, und einen Satz regieren. Sein Wesen geht sogleich verloren, als man sich nicht die beiden in ihm verbundenen Redetheile, einander modificirend, als untheilbar zusammendenkt. Die Beziehung beider Sätze auf einander fordert endlich, daſs das Conjunctions-Pronomen (das Relativum) in dem Casus stehe, welchen das Verbum des relativen Satzes erfordert, dennoch aber, welches dieser Casus immer sein möge, den Satz selbst, an dessen Spitze stehend, regiere. Hier häufen sich offenbar die Schwierigkeiten, und der ein Pronomen relativum mit sich führende Satz kann erst vermittelst des andren vollständig aufgefaſst werden. Ganz dem Begriffe dieses Pronomens entsprechen können nur die Sprachen, in welchen das Nomen declinirbar ist. Allein auch von diesem Erforderniſs abgesehen, wird es den meisten, weniger gebildeten Sprachen unmöglich, einen wahren Ausdruck dieser Satzbezeichnung zu finden, das Relativpronomen fehlt ihnen wirklich; sie umgehen, so viel als möglich, den Gebrauch desselben; wo dies aber durchaus nicht geschehen kann, bedienen sie sich mehr oder weniger geschickt dessen Stelle vertretender Constructionen.

Eine solche, aber in der That sinnreiche, ist in der Quichua-Sprache, der allgemeinen Peruanischen, üblich. Die Folge der Sätze wird umgekehrt, der relative geht, als selbstständige und einfache Aussage, voran, der Hauptsatz folgt ihm nach. Im relativen aber wird das Wort, auf welches die Beziehung trifft, weggelassen, und eben dies Wort, mit ihm vorausgeschicktem Demonstrativpronomen, an die Spitze des Hauptsatzes und in den von dessen Verbum regierten Casus gestellt. Anstatt also zu sagen: der Mensch, welcher auf Gottes Gnade vertraut, erlangt dieselbe; dasjenige, was du jetzt glaubst, wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; ich werde den Weg gehen, welchen du mich führst; sagt man: er vertraut auf Gottes Gnade, dieser Mensch erlangt dieselbe; du glaubst jetzt, dieses wirst du künftig im Himmel offenbart sehen; du führst mich, diesen Weg werde ich gehen. In diesen Constructionen ist die wesentliche Bedeutung der Relativsätze, daſs nämlich ein Wort nur unter der im Relativsatze enthaltenen Bestimmung gedacht werden soll, nicht nur erhalten, sondern auch gewissermaſsen symbolisch ausgedrückt. Der Relativsatz, auf den sich die Aufmerksamkeit zuerst sammeln soll, geht voraus, und ebenso stellt sich das durch ihn bestimmte Nomen an die Spitze des Hauptsatzes, wenn seine Construction ihm auch sonst eine andere Stelle anweisen würde. Allein alle grammatischen Schwierigkeiten der Fügung sind umgangen. Die Abhängigkeit beider Sätze bleibt ohne Ausdruck; die künstliche Methode, den Relativsatz immer durch das Pronomen regieren zu lassen, wenn auch dasselbe eigentlich von seinem Verbum regiert wird, fällt ganz hinweg. Es giebt überhaupt gar kein Relativpronomen in diesen Fügungen. Es wird aber dem Nomen das gewöhnliche und leicht zu fassende Demonstrativpronomen beigegeben, so daſs die Sprache sichtbar die Wechselbeziehung beider Pronomina auf einander dunkel gefühlt, allein dieselbe von der leichteren Seite aus angedeutet hat. Die Mexicanische Sprache verfährt kürzer in diesem Punkt, aber nicht auf eine der wahren Bedeutsamkeit des Relativsatzes so nahe kommende Weise. Sie stellt vor den Relativsatz das Wort *in*, welches zugleich die Stelle des Demonstrativpronomens und des Artikels vertritt, und knüpft ihn in dieser Gestalt an den Hauptsatz.

Wenn ein Volksstamm in seiner Sprache die Kraft des synthetischen Setzens bis zu dem Grade bewahrt, ihm in dem Baue derselben einen genügenden und gerade den geeigneten Ausdruck zu geben, so folgt daraus zunächst eine sich in allen Theilen gleich bleibende glückliche Anordnung ihres Organismus. Wenn das Verbum richtig construirt ist, so müssen es, nach der Art, wie dasselbe den Satz beherrscht, auch die übrigen Redetheile sein. Dieselbe, Gedanken und Ausdruck in ihr richtiges und fruchtbringendstes Verhältniſs setzende Kraft durchdringt sie in allen ihren Theilen; und es kann ihr in dem Leichteren nicht miſslingen, wenn sie die gröſsere Schwierigkeit der satzbildenden Synthesis überwunden hat. Der wahre Ausdruck dieser letzteren kann daher nur ächten Flexionssprachen und unter denselben immer nur denen, die es in höherem Grade sind, eigen sein. Sachausdruck und Beziehung müssen, in richtigem Verhältniſs stehenden Ausdruck finden, die Worteinheit muſs, unter dem Einfluſs des Rhythmus, die höchste Festigkeit besitzen, und der Satz dagegen wieder die seine Freiheit sichernde Trennung der einzelnen Worte zeigen. Diesen ganzen glücklichen Organismus bringt in der Sprache die Kraft der Synthesis, als eine nothwendige Folge, hervor.

Im Innern der Seele aber führt sie das vollendete Übereinstimmen des fortschreitenden Gedanken mit der ihn begleitenden Sprache mit sich. Da Denken und Sprechen sich immer wechselsweise vollenden, so wirkt der richtige Gang in beiden auf eine ununterbrochene Fortschritte verbürgende Weise. Die Sprache, insofern sie materiell ist, und zugleich von äuſseren Einwirkungen abhängt, setzt, sich selbst überlassen, der auf sie wirkenden inneren Form Schwierigkeiten in den Weg, oder schleicht, ohne recht vorwaltendes Eingreifen jener, in ihren Bildungen nach ihr eigenthümlichen Analogieen fort. Wo sie aber, von innerer energischer Kraft durchdrungen, sich durch diese getragen fühlt, erhebt sie sich freudig, und wirkt nun durch ihre materielle Selbstständigkeit zurück. Gerade hier wird ihre bleibende und unabhängige Natur wohlthätig, wenn sie, wie es bei glücklichem Organismus sichtbar der Fall ist, immer neu aufkeimenden Generationen zum begeisternden Werkzeuge dient. Das Gelingen geistiger Thätigkeit in Wissenschaft und Dichtung beruht, auſser den inneren nationellen Anlagen und der Beschaffenheit der Sprache, zugleich auf mannigfaltigen äuſseren, bald vorhandenen, bald fehlenden Einflüssen. Da aber der Bau der Sprache, unabhängig von solchen, sich forterhält, so bedarf es nur eines glücklichen Anstoſses, um das Volk, dem sie angehört, erkennen zu lassen, daſs es in ihr ein zu ganz anderem Gedankenschwunge geeignetes Werkzeug besitzt. Die nationellen Anlagen erwachen, und ihrem Zusammenwirken mit der Sprache erblüht eine neue Periode. Wenn man die Geschichte der Völker vergleicht, so findet man dies zwar seltener auf die Weise, daſs eine Nation zwei verschiedene und nicht mit einander zusammenhängende Blüthen ihrer Litteratur erlebte. Aber in andrer Beziehung kann man, wie es mir scheint, nicht umhin, ein solches Aufblühen der Völker zu einer höheren geistigen Thätigkeit aus einem Zustande abzuleiten, in welchem sowohl in ihren geistigen Anlagen, als in ihrer Sprache selbst, die Keime der kräftigen Entwickelung schon gleichsam schlummernd und präformirt lagen. Möge man auch ganze Zeitalter von Sängern vor Homer annehmen, so ist gewiſs doch die Griechische Sprache auch durch sie nur ausgebildet, nicht aber ursprünglich gebildet worden. Ihr glücklicher Organismus, ihre ächte Flexionsnatur, ihre synthetische Kraft, mit Einem Worte alles das, was die Grundlage und den Nerv ihres Baues ausmacht, war ihr gewiſs schon eine unbestimmbare Reihe von Jahrhunderten hindurch eigen. Auf die entgegengesetzte Weise sehen wir auch Völker im Besitze der edelsten Sprachen, ohne daſs sich, unsrer Kenntniſs nach, jemals in denselben eine dem entsprechende Litteratur entwickelt hätte. Der Grund lag also hier in mangelndem Anstoſs oder hemmenden Umständen. Ich erinnere hier bloſs an die, dem Sanskritischen Stamm, zu dem sie gehört, viel glücklicher, als andere ihrer Schwestern, getreu gebliebene Litthauische Sprache. Wenn ich die hemmenden und fördernden Einflüsse äuſsere und zufällige, oder besser historische nenne, so ist dieser Ausdruck wegen der wirklichen Gewalt, welche ihre Gegenwart oder Abwesenheit ausübt, vollkommen richtig. In der Sache selbst aber kann die Wirkung doch nur von innen ausgehen. Es muſs ein Funke geweckt, ein Band, welches gleichsam die Federkraft der Seele sich auszudehnen hindert, gelöst werden; und dies kann urplötzlich, ohne langsame Vorbildungen, geschehen. Das wahre und immer unbegreiflich bleibende Entstehen wird darum nicht erklärbarer, daſs man seinen ersten Moment weiter hinaufschiebt.

Der Einklang der Sprachbildung mit der gesammten Gedankenentwicklung, von dem wir im concreten Sprachbau den geeigneten Ausdruck des synthetischen Setzens als ein glückliches Zeichen betrachtet haben, führt zunächst auf diejenige geistige Thätigkeit, welche allein aus dem Inneren heraus schöpferisch ist. Wenn wir den gelungenen Sprachbau bloſs als rückwirkend betrachten, und augenblicklich vergessen, daſs, was er dem Geiste ertheilt, er erst selber von ihm empfing, so gewährt er Kraft der Intellectualität, Klarheit der logischen Anordnung, Gefühl von etwas Tieferem, als sich durch bloſse Gedankenzergliederung erreichen läſst, und Begierde, es zu ergründen, Ahndung einer Wechselbeziehung des Geistigen und Sinnlichen, und endlich rhythmisch melodische, auf allgemeine künstlerische Auffassung bezogene Behandlung der Töne, oder befördert alles dies, wo es schon von selbst vorhanden ist. Durch das Zusammenstreben der geistigen Kräfte in der entsprechenden Richtung entsteht daher, so wie nur ein irgend weckender Funke aufsprüht, eine Thätigkeit rein geistiger Gedankenentwicklung; und so ruft ein lebendig empfundener, glücklicher Sprachbau durch seine eigne Natur Philosophie und Dichtung hervor. Das Gedeihen beider läſst aber wieder umgekehrt auf die Lebendigkeit jener Einwirkung der Sprache zurückschlieſsen. Die sich fühlende Sprache bewegt sich am liebsten da, wo sie sich herrschend zu sein dünkt, und auch die geistige Thätigkeit äuſsert ihre gröſste Kraftanstrengung und erreicht ihre höchste Befriedigung da, wo sie in intellectueller Betrachtung oder in selbstgeschaffener Bildung aus ihrer eignen Fülle schöpft, oder die Endfäden wissenschaftlicher Forschung zusammenknüpft. In diesem Gebiete tritt aber auch am lebendigsten die intellectuelle Individualität hervor. Indem also ein hochvollendeter, aus glücklichen Anlagen entstandener und sie fortdauernd nährender und anregender Sprachbau das Lebensprincip der Sprache sichert, veranlaſst und befördert er zugleich die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die sich in der oben betrachteten Verschiedenheit der Charaktere der Sprachen desselben Sprachstammes offenbart.

Wie läſst sich aber die hier ausgeführte Behauptung, daſs das fruchtbare Lebensprincip der Sprachen hauptsächlich auf ihrer Flexionsnatur beruht, mit der Thatsache vereinigen, daſs der Reichthum an Flexionen immer im jugendlichsten Alter der Sprachen am gröſsten ist, im Laufe der Zeit aber allmälig abnimmt? Es erscheint wenigstens sonderbar, daſs gerade das einbüſsende Princip das erhaltende sein soll. Das Abschleifen der Flexionen ist eine unläugbare Thatsache. Der die Sprache formende Sinn läſst sie aus verschiedenen Ursachen und in verschiedenen Stadien bald gleichgültig wegfallen, bald macht er sich absichtlich von ihnen los; und es ist sogar richtiger, die Erscheinung auf diese Weise auszudrücken, als die Schuld allein und ausschlieſslich der Zeit beizumessen. Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewiſs mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen, je mehr sich der Begriff des ganzen, jedem einzelnen Fall seine Stelle von selbst anweisenden Schemas festsetzt. Man opfert kühner dem Wohllaute auf, und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechslung mit andren gesichert ist. Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht trügen, so finden diese, gewöhnlich der Zeit zugeschriebene Lautveränderungen weniger in den angeblich roheren, als in den gebildeten Sprachen statt, und diese Erscheinung lieſse sich wohl sehr natürlich erklären. Unter Allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst, und sie erfährt also auch die meisten Umgestaltungen von seiner lebendigsten Thätigkeit. Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner inneren Ansicht zu sorgfältige Modificirung der Laute für überflüssig zu erachten. Gerade aus diesem Princip droht in einer sehr viel späteren Sprachperiode den Flexionssprachen eine weit tiefer in ihr Wesen eingreifende Umänderung. Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen, und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes. Die Dichtung selbst bahnt sich dann mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs gefahrloser zu entbehren vermag. Es ist also ein Übergang von mehr sinnlicher zu reinerer intellectueller Stimmung des Gemüths, durch welchen die Sprache hier umgestaltet wird. Doch sind die ersten Ursachen nicht immer von der edleren Natur. Rauhere Organe, weniger für die reine und feinere Lautabsonderung geeignet, ein von Natur weniger empfindliches, und musikalisch nicht geübtes Ohr legen den Grund zu der Gleichgültigkeit gegen das tönende Princip in der Sprache. Gleichergestalt kann die vorwaltende praktische Richtung der Sprache Abkürzungen, Auslassungen von Beziehungswörtern, Ellipsen aller Art aufdringen, weil man, nur das Verſtändniſs bezweckend, alles dazu nicht unmittelbar Nothwendige verschmäht.

Überhaupt muſs die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läſst nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelnheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die

Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmälig ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.

Welches nun immer die Ursache sein mag, so ist es sicher, daſs auf diese Weise ächte Flexionssprachen ärmer an Formen werden, häufig grammatische Wörter an die Stelle derselben setzen, und auf diese Art sich im Einzelnen denjenigen Sprachen nähern können, die sich von ihrem Stamme durch ein ganz verschiedenes und unvollkommneres Princip unterscheiden. Unsere heutige und die Englische Sprache enthalten hiervon häufige Beispiele, die letztere bei weitem mehr; woran mir aber ihre Mischung mit Romanischem Stoff keine Schuld zu tragen scheint, da diese auf ihren grammatischen Bau wenig oder gar keinen Einfluſs ausübt. Daſs aber hieraus eine Einwendung gegen den fruchtbaren Einfluſs der Flexionsnatur, auch auf die späteste Dauer der Sprachen hin, hergenommen werden könne, glaube ich dennoch nicht. Gäbe es auch eine Sanskritische Sprache, die auf dem hier beschriebenen Wege Chinesischem Entbehren der Beziehungszeichen der Redetheile nahe gekommen wäre, so bliebe der Fall dennoch immer gänzlich verschieden. Dem Chinesischen Bau liegt, wie man ihn auch erklären möge, offenbar eine Unvollkommenheit in der Sprachbildung, wahrscheinlich eine, dem Volke eigenthümliche, Gewohnheit der Isolirung der Laute, zusammentreffend mit zu geringer Stärke des inneren, ihre Verbindung und Vermittlung erheischenden Sprachsinns, zum Grunde. In einer solchen Sanskritsprache dagegen hätte sich die ächteste Flexionsnatur mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen seit einer unbestimmbaren Reihe von Generationen festgesetzt und dem Sprachsinn seine Gestalt gegeben. In ihrem wahren

Wesen wäre daher solche Sprache immer Sanskritisch geblieben; ihr Unterschied läge nur in einzelnen Erscheinungen, welche das Gepräge nicht austilgen könnten, das die Flexionsnatur der ganzen übrigen Sprache aufgedrückt hätte. Die Nation trüge auſserdem, da sie zu dem gleichen Stamme gehörte, dieselben nationellen Anlagen in sich, welchen der edlere Sprachbau seinen Ursprung verdankte, und faſste mit demselben Geiste und Sinne ihre Sprache auf, wenn auch diese in einzelnen Theilen jenem Geiste äuſserlich minder entsprechend wäre. Auch würden immer, wie es namentlich in der Englischen Conjugation der Fall ist, einzelne ächte Flexionen übrig geblieben sein, die den Geist an dem wahren Ursprunge und dem eigentlichen Wesen der Sprache nicht irre werden lieſsen. Ein auf diese Weise entstehender geringerer Formenreichthum und einfacherer Bau macht daher die Sprachen, wie wir eben an der Englischen und der unsrigen sehen, keinesweges hoher Vorzüge unfähig, sondern ertheilt ihnen nur einen verschiedenen Charakter. Ihre Dichtung entbehrt zwar dadurch der vollständigen Kräftigkeit eines ihrer hauptsächlichen Elemente. Wenn aber bei einer solchen Nation die Poesie wirklich sänke, oder doch in ihrer Fruchtbarkeit abnähme, so entspränge dies gewiſs, ohne Schuld der Sprache, aus tieferen innern Ursachen.

Dem festen, ja man kann wohl sagen, unaustilgbaren Haften des ächten Organismus an den Sprachen, welchen er einmal eigenthümlich geworden ist, verdanken auch die Lateinischen Töchtersprachen ihren reinen grammatischen Bau. Es scheint mir ein hauptsächliches Erforderniſs zur richtigen Beurtheilung der merkwürdigen Erscheinung ihrer Entstehung, darauf Gewicht zu legen, daſs auf den Wiederaufbau der zertrümmerten Römischen Sprache, wenn man allein das grammatisch Formale desselben ins Auge faſst, kein fremder Stoff irgend wesentlich eingewirkt hat. Die Ursprachen der Länder, in welchen die neuen Mundarten aufblühten, scheinen durchaus keinen Antheil daran gehabt zu haben. Vom Vaskischen ist dies gewiſs; es gilt aber höchst wahrscheinlich ebenso von den ursprünglich in Gallien herrschenden Sprachen. Die fremden einwandernden Völkerschaften, gröſstentheils von Germanischem, oder den Germanen verwandtem Stamme, haben der Umbildung des Römischen eine groſse Anzahl von Wörtern zugeführt; allein in dem grammatischen Theile lassen sich schwerlich irgend bedeutende Spuren ihrer Mundarten auffinden. Die Völker lassen sich nicht leicht die Form umgestalten, in welche sie den Gedanken zu gieſsen gewohnt sind. Der Grund, aus welchem die Grammatik der neuen Sprachen hervorging, war daher wesentlich und hauptsächlich der der zertrümmerten selbst. Aber die Zertrümmerung und den Verfall muſs man, ihren Ursachen nach, schon viel früher, als in der Periode, in welcher sie offenbar wurden, aufsuchen. Die Römische Sprache wurde schon, während des Bestehens der Gröſse des Reichs, in den Provinzen, und nach Verschiedenheit derselben, anders, als in Latium und der Herrscherstadt, gesprochen. Selbst in diesen ursprünglichen Wohnsitzen der Nation mochte die Volkssprache Eigenthümlichkeiten an sich tragen, die erst spät, nach dem Sinken der gebildeten, allgemeiner zum Vorschein kamen. Es entstanden natürlich Abweichungen der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, ja wahrscheinlich schon Erleichterungen der Formen durch Hülfswörter da, wo die gebildete Sprache sie gar nicht oder nur in ganz einzelnen Ausnahmen zulieſs. Die Volkseigenthümlichkeiten muſsten überwiegend werden, als die letztere sich, bei dem Verfalle des Gemeinwesens, nicht mehr durch Litteratur und mündlichen öffentlichen Gebrauch auf ihrer Höhe getragen fühlte (¹). Die provincielle Entartung ging immer weiter, je lockerer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften.

Diesen doppelten Verfall steigerten endlich die fremden Einwanderungen auf den höchsten Punkt. Es war nun nicht mehr ein bloſses Ausarten der herrschend gewesenen Sprache, sondern ein Abwerfen und Zerschlagen ihrer wesentlichsten Formen, oft ein wahres Miſsverstehen derselben, immer aber zugleich ein Unterschieben neuer Erhaltungsmittel der Einheit der Rede, geschöpft aus dem vorhandenen Vorrathe, allein oft widersinnig verknüpft. Mitten in allen diesen Veränderungen, blieb aber in der untergehenden Sprache das wesentliche Princip ihres Baues, die reine Unterscheidung des Sach- und Beziehungsbegriffs, und das Bedürfniſs, beiden den ihnen eigenthümlichen Ausdruck zu verschaffen, und im Volke das durch die Gewohnheit von Jahrhunderten tief eingedrungene Gefühl hiervon. An jedem Bruchstück der Sprache haftete dies Gepräge; es hätte sich nicht austilgen lassen, wenn die Völker es auch verkannt hätten. Es lag jedoch in diesen selbst, es aufzusuchen, zu enträthseln und zum Wiederaufbau anzuwenden. In dieser, aus der allgemeinen Natur des Sprachsinnes selbst entspringenden, Gleichförmigkeit der neuen Umbildung, verbunden mit der Einheit der in Absicht des Grammatischen unvermischt gebliebenen Muttersprache, muſs man die Erklärung der Erscheinung suchen, daſs das Verfahren der Romanischen Sprachen in ganz entfernten Länderstrichen sich so gleich bleibt, und oft durch ganz einzelne Übereinstimmungen überrascht. Es sanken Formen, nicht

---

(¹) Man vergleiche hierüber, so wie bei diesem ganzen Abschnitt, Diefenbach's höchst lesenswerthe Schrift über die jetzigen Romanischen Schriftsprachen.

aber die Form, die vielmehr ihren alten Geist über die neuen Umgestaltungen ausgoſs.

Denn wenn in dieſen neueren Sprachen eine Präposition einen Caſus erſetzt, ſo iſt der Fall nicht dem gleich, wenn in einer nur Partikeln anfügenden ein Wort den Caſus andeutet. Mag auch die urſprüngliche Sachbedeutung desſelben verloren gegangen ſein, ſo drückt es doch nicht rein eine Beziehung bloſs als ſolche aus, weil der ganzen Sprache dieſe Ausdrucksweiſe nicht eigenthümlich iſt, ihr Bau nicht aus der inneren Sprachanſicht, welche rein und energiſch auf ſcharfe Abgränzung der Redetheile dringt, herfloſs, und der Geiſt der Nation ihre Bildungen nicht von dieſem Standpunkte aus in ſich aufnimmt. In der Römiſchen Sprache war dies Letztere genau und vollkommen der Fall. Die Präpoſitionen bildeten ein Ganzes ſolcher Beziehungen, jede forderte, nach ihrer Bedeutung, einen ihr geeigneten Caſus; nur mit dieſem zuſammen bezeichnete ſie das Verhältniſs. Dieſe ſchöne Übereinſtimmung nahmen die, ihrem Urſprunge nach, entarteten Sprachen nicht in ſich auf. Allein das Gefühl davon, die Anerkennung der Präpoſition als eines eignen Redetheiles, ihre wahre Bedeutſamkeit gingen nicht mit unter; und dies iſt keine bloſs willkührliche Annahme. Es iſt auf nicht zu verkennende Weiſe in der Geſtaltung der ganzen Sprache ſichtbar, die eine Menge von Lücken in den einzelnen Formen, aber im Ganzen Formalität an ſich trägt, ihrem Principe nach, nicht weniger, als ihre Stammmutter, ſelbſt Flexionsſprache iſt. Das Gleiche findet ſich im Gebrauche des Verbums. Wie mangelhaft ſeine Formen ſein mögen, ſo iſt ſeine ſynthetiſch ſetzende Kraft dennoch dieſelbe, da die Sprache ſeine Scheidung vom Nomen einmal unauslöſchbar in ihrem Gepräge trägt. Auch das in unzähligen Fällen, wo es die Mutterſprache nicht ſelbſtſtändig ausdrückt, gebrauchte Pronomen entſpricht, dem Gefühl nach, dem wahren Begriff dieses Redetheils. Wenn es in Sprachen, denen die Bezeichnung der Personen am Verbum fehlt, sich, als Sachbegriff, vor das Verbum stellt, so ist es in den Lateinischen Töchtersprachen, seinem Begriffe nach, wirklich die nur abgelöste, anders gestellte Person. Denn die Unzertrennlichkeit des Verbums und der Person liegt von der Stammmutter her fest in der Sprache, und beurkundet sich sogar in der Tochter durch einzelne übrig gebliebene Endlaute. Überhaupt kommt in dieser, wie in allen Flexionssprachen, die stellvertretende Function des Pronomens mehr an das Licht; und da diese zur reinen Auffassung des Relativpronomens führt, so wird die Sprache auch dadurch in den richtigen Gebrauch dieses letzteren eingeführt. Überall kehrt daher dieselbe Erscheinung zurück. Die zertrümmerte Form ist in ganz verschiedener Weise wieder aufgebaut, aber ihr Geist schwebt noch über der neuen Bildung, und beweist die schwer zerstörbare Dauer des Lebensprincips ächt grammatisch gebildeter Sprachstämme.

Bei aller Gleichförmigkeit der Behandlung des umgebildeten Stoffes, welche die Lateinischen Töchtersprachen im Ganzen beibehalten, liegt doch einer jeden einzelnen ein besonderes Princip in der individuellen Auffassung zum Grunde. Die unzähligen Einzelnheiten, welche der Gebrauch der Sprache nothwendig macht, müssen, wie ich im Vorigen wiederholt angedeutet habe, wo und wie immer gesprochen werden soll, in eine Einheit verknüpft werden; und diese kann, da die Sprache ihre Wurzeln in alle Fibern des menschlichen Geistes einsenkt, nur eine individuelle sein. Dadurch allein, daſs ein verändertes Einheitsprincip, eine neue Auffassung von dem Geiste eines Volkes vorgenommen wird, tritt eben eine neue Sprache in die Wirklichkeit; und wo eine Nation auf ihre Sprache mächtig einwirkende Umwälzungen erfährt, muſs sie die veränderten oder neuen Elemente durch neue Formung zusammenfassen. Wir haben oben von dem Momente im Leben der Nationen geredet, in welchem ihnen die Möglichkeit klar wird, die Sprache, unabhängig von äuſserem Gebrauche, zum Aufbau eines Ganzen der Gedanken und der Gefühle hinzuwenden. Wenn auch das Entstehen einer Litteratur, das wir hier in seinem eigentlichen Wesen und vom Standpunkte seiner letzten Vollendung aus bezeichnet haben, in der That nur allmälig und aus dunkel empfundenem Triebe hervorgeht, so ist doch der Beginn immer ein eigenthümlicher Schwung, ein von innen heraus entstehender Drang eines Zusammenwirkens der Form der Sprache und der individuellen des Geistes, aus welchem die ächte und reine Natur beider zurückstrahlt, und das keinen andren Zweck, als eben dies Zurückstrahlen, hat. Die Entwicklungsart dieses Dranges wird die Ideenbahn, welche die Nation bis zum Verfall ihrer Sprache durchläuft. Es ist dies gleichsam eine zweite, höhere Verknüpfung der Sprache zur Einheit; und wie diese sich zur Bildung der äuſseren, technischen Form verhält, ist oben bei Gelegenheit des Charakters der Sprachen näher erörtert worden.

Bei dem Übergange der Römischen Sprache in die neueren, aus ihr entstandenen ist diese zwiefache Behandlung der Sprache sehr deutlich zu unterscheiden. Zwei der letzteren, die Rhäto- und Dako-Romanische, sind der wissenschaftlichen nicht theilhaft geworden, ohne daſs sich sagen läſst, daſs ihre technische Form hinter den übrigen zurückstände. Vielmehr hat gerade die Dako-Romanische am meisten Flexionen der Muttersprache beibehalten, und nähert sich auſserdem in der Behandlung derselben der Italienischen. Der Fehler lag also hier nur an äuſseren Umständen, am Mangel von Ereignissen und Lagen, welche den Schwung veranlaſsten, die Sprache zu höheren Zwecken zu gebrauchen.

Dasselbe war, wenn wir zu einem Falle ähnlicher Art übergehen, unstreitig die Ursach, daſs sich aus dem Verfall des Griechischen nicht eine durch neue Eigenthümlichkeit hervorstechende Sprache erzeugte. Denn sonst ist die Bildung des Neugriechischen in Vielem der der Romanischen Sprachen sehr ähnlich. Da diese Umbildungen groſsentheils im natürlichen Laufe der Sprache liegen, und beide Muttersprachen den gleichen grammatischen Charakter an sich tragen, so ist diese Ähnlichkeit leicht erklärbar, macht aber die Verschiedenheit im letzten Erfolge noch auffallender. Griechenland, als Provinz eines sinkenden, oft Verheerungen durch fremde Völkerzüge ausgesetzten Reiches, konnte nicht die blühend sich emporschwingende Kraft gewinnen, welche im Abendlande die Frische und Regsamkeit neu sich bildender innerer und äuſserer Verhältnisse erzeugte. Mit den neuen gesellschaftlichen Einrichtungen, dem gänzlichen Aufhören des Zusammenhanges mit einem in sich zerfallnen Staatskörper, und verstärkt durch die Hinzukunft kräftiger und muthvoller Völkerstämme, muſsten die abendländischen Nationen in allen Thätigkeiten des Geistes und des Charakters neue Bahnen betreten. Die sich hieraus hervorbildende neue Gestaltung führte zugleich eine Verbindung religiösen, kriegerischen und dichterischen Sinnes mit sich, welche auf die Sprache den glücklichsten und entschiedensten Einfluſs ausübte. Es blühte diesen Nationen eine neue poetisch schöpferische Jugend auf, und ihr Zustand hierin wurde gewissermaſsen dem ähnlich, der sonst durch das Dunkel der Vorzeit von uns getrennt ist.

So gewiſs man aber auch diesem äuſseren historischen Umschwunge das Aufblühen der neueren abendländischen Sprachen und Litteraturen zu einer Eigenthümlichkeit, in der sie mit der Stammmutter zu wetteifern vermögen, zuschreiben muſs, so wirkte doch, wie es mir scheint, ganz wesentlich noch eine andere, schon weiter oben (S. CCIV.) im Vorbeigehn berührte Ursache mit, deren

Erwägung, da sie besonders die Sprache angeht, ganz eigentlich in die Reihe dieser Betrachtungen gehört. Die Umänderung, welche die Römische Sprache erlitt, war, ohne allen Vergleich, tiefer eingreifend, gewaltiger und plötzlicher, als die, welche die Griechische erfuhr. Sie glich einer wahren Zertrümmerung, da die des Griechischen sich mehr in den Schranken bloſs einzelner Verstümmelungen und Formenauflösungen erhielt. Man erkennt an diesem Beispiele eine, auch durch andere in der Sprachgeschichte bestätigte, doppelte Möglichkeit des Überganges einer formenreichen Sprache in eine formlosere. In der einen zerfällt der kunstvolle Bau, und wird, nur weniger vollkommen, wiedergeschaffen. In der anderen werden der sinkenden Sprache nur einzelne, wieder vernarbende, Wunden geschlagen; es entsteht keine reine neue Schöpfung, die veraltete Sprache dauert, nur in beklagenswerther Entstellung, fort. Da das Griechische Kaiserthum, seiner Hinfälligkeit und Schwäche ungeachtet, noch lange bestand, so dauerte auch die alte Sprache länger fort, und stand, wie ein Schatz, aus dem sich immer schöpfen, ein Kanon, auf den sich immer zurückkommen lieſs, noch lange da. Nichts beweist so überzeugend den Unterschied zwischen der Neugriechischen und den Romanischen Sprachen in diesem Punkte, als der Umstand, daſs der Weg, auf welchem man die erstere in der neuesten Zeit zu heben und zu läutern versucht hat, immer der der möglichsten Annäherung an das Altgriechische gewesen ist. Selbst einem Spanier oder Italiener konnte der Gedanke einer solchen Möglichkeit nicht beikommen. Die Romanischen Nationen sahen sich wirklich auf neue Bahnen hingeschleudert, und das Gefühl des unabweislichen Bedürfnisses beseelte sie mit dem Muthe, sie zu ebnen und in den ihrem individuellen Geiste angemessenen Richtungen zum Ziele zu führen, da eine Rückkehr unmöglich war. Von einer andren Seite aus betrachtet, befindet sich aber gerade durch diese Verschiedenheit die Neugriechische Sprache in einer günstigeren Lage. Es besteht ein mächtiger Unterschied zwischen den Sprachen, welche, wie verwandt aufkeimende desselben Stammes, auf dem Wege innerer Entwickelung aus einander fortsprieſsen, und zwischen solchen, die sich auf dem Verfall und den Trümmern andrer, also durch die Einwirkung äuſserer Umstände, erheben. In den ersteren, durch gewaltsame Revolutionen und bedeutende Mischungen mit fremden ungetrübten, läſst sich, mehr oder weniger, von jedem Ausdrucke, Worte oder Form aus in eine unabsehbare Tiefe zurückgehen. Denn sie bewahren gröſstentheils die Gründe derselben in sich; und nur sie können sich rühmen, sich selbst zu genügen und innerhalb ihrer Gränzen nachzuweisende Consequenz zu besitzen. In dieser Lage befinden sich Töchtersprachen in dem Sinne, wie es die Romanischen sind, offenbar nicht. Sie ruhen gänzlich auf der einen Seite auf einer nicht mehr lebenden, auf der anderen auf fremden Sprachen. Alle Ausdrücke führen daher, wie man ihrem Ursprunge nachgeht, meistentheils durch eine ganz kurze Reihe vermittelnder Gestaltungen, auf ein fremdes, dem Volke unbekanntes Gebiet. Selbst in dem, wenig oder gar nicht mit fremden Elementen vermischten, grammatischen Theil läſst sich die Consequenz der Bildung, auch insofern sie wirklich vorhanden ist, immer nur mit Bezugnahme auf die fremde Muttersprache darthun. Das tiefere Verständniſs dieser Sprachen, ja selbst der Eindruck, welchen in jeder Sprache der innere harmonische Zusammenhang aller Elemente bewirkt, ist daher durch sie selbst immer nur zur Hälfte möglich, und bedarf zu seiner Vervollständigung eines dem Volke, das sie spricht, unzugänglichen Stoffes. In beiden Gattungen von Sprachen kann man genöthigt werden, auf die frühere zurückzugehen. Man fühlt aber in der Art, wie dies geschieht, den Unterschied genau, wenn man vergleicht, wie die Unzulänglichkeit der eigenen Erklärung im Römischen auf Sanskritischen Grund und Boden, und im Französischen auf Römischen führt. Offenbar mischt sich der Umgestaltung in dem letzteren Falle mehr durch äuſsere Einwirkung entstandene Willkühr bei, und selbst der natürliche, analogische Gang, der sich allerdings auch hier wieder bildet, hängt an der Voraussetzung jener äuſseren Einwirkung. In dieser, hier von den Romanischen Sprachen geschilderten Lage befindet sich nun das Neugriechische, eben weil es nicht wirklich zu einer eigentlich neuen Sprache geworden ist, gar nicht, oder doch unendlich weniger. Von der Mischung mit fremden Wörtern kann es sich im Verlaufe der Zeit befreien, da dieselben, mit gewiſs wenig zahlreichen Ausnahmen, nicht so tief, als in den Romanischen Sprachen, in sein wahres Leben eingedrungen sind. Sein wirklicher Stamm aber, das Altgriechische, kann auch dem Volke nicht als fremd erscheinen. Wenn sich das Volk auch nicht mehr in das Ganze seines kunstvollen Baues hineinzudenken vermag, so muſs es doch die Elemente zum gröſsten Theil als auch seiner Sprache angehörend erkennen.

In Absicht auf die Natur der Sprache selbst ist der hier erwähnte Unterschied gewiſs bemerkenswerth. Ob er auch auf den Geist und den Charakter der Nation einen bedeutenden Einfluſs ausübt? kann eher zweifelhaft scheinen. Man kann mit Recht dagegen einwenden, daſs jede über den jedesmal gegenwärtigen Zustand der Sprache hinausgehende Betrachtung dem Volke fremd ist, daſs daher die auf sich selbst ruhende Erklärbarkeit der rein organisch in sich geschlossenen Sprachen für dasselbe unfruchtbar bleibt, und daſs jede aus einer andren, auf welchem Wege es immer sei, entstandene, aber schon Jahrhunderte hindurch fortgebildete Sprache eben dadurch eine vollkommen hinlängliche auf die Nation wirkende Consequenz gewinnt. Es läſst sich in der That denken, daſs es unter den früheren, uns als Muttersprachen erscheinenden Sprachen auf ähnliche Art, als es die Romanischen sind, entstandene geben könne, obgleich eine sorgfältige und genaue Zergliederung uns wohl bald ihre Unerklärbarkeit aus ihrem eignen Gebiete verrathen dürfte. Unläugbar aber liegt in dem geheimen Dunkel der Seelenbildung und des Forterbens geistiger Individualität ein unendlich mächtiger Zusammenhang zwischen dem Tongewebe der Sprache und dem Ganzen der Gedanken und Gefühle. Unmöglich kann es daher gleichgültig sein, ob in ununterbrochener Kette die Empfindung und die Gesinnung sich an denselben Lauten hingeschlungen, und sie mit ihrem Gehalte und ihrer Wärme durchdrungen haben, oder ob diese auf sich selbst ruhende Reihe von Wirkungen und Ursachen gewaltsame Störungen erfährt. Eine neue Consequenz bildet sich auch hier allerdings, und die Zeit hat in den Sprachen mehr, als sonst im menschlichen Gemüthe, eine Wunden heilende Kraft. Man darf aber auch nicht vergessen, daſs diese Consequenz nur allmälig wieder entsteht, und daſs die, ehe sie zur Festigkeit gelangt, lebenden Generationen auch schon, als Ursachen wirkend, in die Reihe treten. Es erscheint mir daher durchaus nicht als einfluſslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung, ob ein Volk eine ganz auf sich selbst ruhende, oder doch eine aus rein organischer Fortentwicklung hervorgegangene Sprache redet, oder nicht? Es sollte daher bei der Schilderung von Nationen, welche sich im letzteren Falle befinden, nicht unerforscht bleiben, ob und inwiefern das durch den Einfluſs ihrer Sprache gleichsam gestörte Gleichgewicht in ihnen auf andere Weise wiederhergestellt, ja ob und wie vielleicht aus der nicht abzuläugnenden Unvollkommenheit ein neuer Vorzug gewonnen worden ist?

§. 22.

Wir haben jetzt einen der Endpunkte erreicht, auf welche die gegenwärtige Untersuchung zu führen bestimmt ist.

Die ganze hier von der Sprache gegebene Ansicht beruht, um das bis hierher Erörterte, so weit es die Anknüpfung des Folgenden erfordert, kurz ins Gedächtniſs zurückzurufen, wesentlich darauf, daſs dieselbe zugleich die nothwendige Vollendung des Denkens und die natürliche Entwicklung einer den Menschen, als solchen, bezeichnenden Anlage ist. Diese Entwicklung ist aber nicht die eines Instincts, der bloſs physiologisch erklärt werden könnte. Ohne ein Act des unmittelbaren Bewuſstseins, ja selbst der augenblicklichen Spontaneität und der Freiheit zu sein, kann sie doch nur einem mit Bewuſstsein und Freiheit begabten Wesen angehören, und geht in diesem aus der ihm selbst unergründlichen Tiefe seiner Individualität, und aus der Thätigkeit der in ihm liegenden Kräfte hervor. Denn sie hängt durchaus von der Energie und der Form ab, mit und in welcher der Mensch seiner gesammten geistigen Individualität, ihm selbst unbewuſst, den treibenden Anstoſs ertheilt (1). Durch diesen Zusammenhang mit einer individuellen Wirklichkeit, so wie aus anderen, hinzukommenden Ursachen, ist sie aber zugleich den den Menschen in der Welt umgebenden, sogar auf die Acte seiner Freiheit Einfluſs ausübenden Bedingungen unterworfen. In der Sprache nun, insofern sie am Menschen wirklich erscheint, unterscheiden sich zwei constitutive Principe: der innere Sprachsinn (unter welchem ich nicht eine besondere Kraft, sondern das ganze geistige Vermögen, bezogen auf die Bildung und den Gebrauch der Sprache, also nur eine Richtung verstehe) und der Laut, insofern er von der Beschaffenheit der Organe abhängt, und auf schon Überkommenem beruht. Der innere Sprachsinn ist das die Sprache von innen heraus beherrschende, überall den leitenden Impuls gebende Princip. Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in articulirten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellectuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Princip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, daſs er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinnes. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an. Da die Naturanlage zur Sprache eine allgemeine des Menschen ist, und Alle den Schlüssel zum Verständniſs aller Sprachen in sich tragen müssen, so folgt von selbst, daſs die Form aller Sprachen sich im Wesentlichen gleich sein, und immer den allgemeinen Zweck erreichen muſs. Die Verschiedenheit kann nur in den Mitteln, und nur innerhalb der Gränzen liegen, welche die Erreichung des Zweckes verstattet. Sie ist aber mannigfaltig in den Sprachen vorhanden, und nicht allein in den bloſsen Lauten, so daſs dieselben Dinge nur anders bezeichnet würden, sondern auch in dem Gebrauche, welchen der Sprachsinn in Absicht der Form der Sprache von den Lauten macht, ja in seiner eignen Ansicht dieser Form. Durch ihn allein sollte zwar, so weit die Sprachen bloſs formal sind, nur Gleichförmigkeit in ihnen entstehen können. Denn er muſs in allen den richtigen und gesetzmäſsigen Bau verlangen, der nur Einer und ebenderselbe sein kann. In der Wirklichkeit aber verhält es sich anders, theils wegen der Rückwirkung des Lautes, theils wegen der Individualität des inneren Sinnes in der Erscheinung. Es kommt nämlich auf die Energie der Kraft an, mit welcher er auf den Laut einwirkt, und denselben in allen, auch den feinsten Schattirungen zum lebendigen Ausdruck des Gedanken macht. Diese Energie kann aber nicht überall gleich sein, nicht überall gleiche Intensität, Lebendigkeit und Gesetzmäſsigkeit offenbaren. Sie wird auch nicht immer durch gleiches Hinneigen zur symbolischen Behandlung des Gedanken und durch gleiches ästhetisches Gefallen an Lautreichthum und Einklang unterstützt. Dennoch bleibt das Streben des inneren Sprachsinns immer auf Gleichheit in den Sprachen gerichtet, und auch abbeugende Formen sucht seine Herrschaft auf irgend eine Weise zur richtigen Bahn zurückzuleiten. Dagegen ist der Laut wahrhaft das die Verschiedenheit vermehrende Princip. Denn er hängt von der Beschaffenheit der Organe ab, welche hauptsächlich das Alphabet bildet, das, wie eine gehörig angestellte Zergliederung beweist, die Grundlage jeder Sprache ist. Gerade der articulirte hat ferner seine, ihm eigenthümlichen, theils auf Leichtigkeit, theils auf Wohlklang der Aussprache gegründeten Gesetze und Gewohnheiten, die zwar auch wieder Gleichförmigkeit mit sich führen, allein in der besonderen Anwendung nothwendig Verschiedenheiten bilden. Er muſs sich endlich, da wir es nirgends mit einer isolirt, rein von neuem anfangenden Sprache zu thun haben, immer an Vorhergegangenes, oder Fremdes anschlieſsen. In diesem allem zusammengenommen liegen die Gründe der nothwendigen Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Die Sprachen können nicht den nämlichen an sich tragen, weil die Nationen, die sie reden, verschieden sind, und eine durch verschiedene Lagen bedingte Existenz haben.

---

(1) S. oben S. xxi. xxii. l. liii-lv.

In der Betrachtung der Sprache an sich muſs sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man muſs die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurtheilen können, in welchem sie sich dieser einen Form nähern. Diesen Weg verfolgend, haben wir gefunden, daſs diese Form nothwendig diejenige ist, welche dem allgemeinen Gange des menschlichen Geistes am meisten zusagt, sein Wachsthum durch die am meisten geregelte Thätigkeit befördert, und das verhältniſsmäſsige Zusammenstimmen aller seiner Richtungen nicht bloſs erleichtert, sondern durch zurückwirkenden Reiz lebendiger hervorruft. Die geistige Thätigkeit hat aber nicht bloſs den Zweck ihrer inneren Erhöhung. Sie wird auf der Verfolgung dieser Bahn auch nothwendig zu dem äuſseren hingetrieben, ein wissenschaftliches Gebäude der Weltauffassung aufzuführen, und von diesem Standpunkte aus wieder schaffend zu wirken. Auch dies haben wir in Betrachtung gezogen, und es hat sich unverkennbar gezeigt, daſs diese Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises am besten oder vielmehr allein an dem Leitfaden der vollkommensten Sprachform gedeiht. Wir sind daher in diese genauer eingegangen, und ich habe versucht, die Beschaffenheit dieser Form in den Punkten nachzuweisen, in welchen das Verfahren der Sprache sich zur unmittelbaren Erreichung ihrer letzten Zwecke zusammenschlieſst. Die Frage, wie die Sprache es macht, um den Gedanken im einfachen Satze und in der, viele Sätze in sich verflechtenden Periode darzustellen, schien hier die einfachste Lösung der Aufgabe ihrer Würdigung, zugleich nach ihren inneren und äuſseren Zwecken hin, darzubieten. Von diesem Verfahren lieſs sich aber zugleich auf die nothwendige Beschaffenheit der einzelnen Elemente zurückgehn. Daſs ein vorhandener Sprachstamm oder auch nur eine einzelne Sprache eines solchen durchaus und in allen Punkten mit der vollkommenen Sprachform übereinstimme, läſst sich nicht erwarten, und findet sich wenigstens nicht in dem Kreise unserer Erfahrung. Die Sanskritischen Sprachen aber nähern sich dieser Form am meisten, und sind zugleich die, an welchen sich die geistige Bildung des Menschengeschlechts in der längsten Reihe der Fortschritte am glücklichsten entwickelt hat. Wir können sie mithin als einen festen Vergleichungspunkt für alle übrigen betrachten.

Diese letzteren lassen sich nicht gleich einfach darstellen. Da sie nach denselben Endpunkten, als die rein gesetzmäſsigen, hinstreben, dies Ziel aber nicht in gleichem Grade, oder nicht auf richtigem Wege erreichen, so kann in ihrem Baue keine so klar hervorleuchtende Consequenz herrschen. Wir haben oben zur Erreichung der Satzbildung, auſser der, aller grammatischen Formen entrathenden, Chinesischen Sprache, drei mögliche Formen der Sprachen aufgestellt, die flectirende, agglutinirende und die einverleibende. Alle Sprachen tragen eine oder mehrere dieser Formen in sich; und es kommt zur Beurtheilung ihrer relativen Vorzüge darauf an, wie sie jene abstracten Formen in ihre concrete aufgenommen haben, oder vielmehr welches das Princip dieser Annahme oder Mischung ist? Diese Unterscheidung der abstracten möglichen Sprachformen von den concreten wirklich vorhandenen wird, wie ich mir schmeichle, schon dazu beitragen, den befremdenden Eindruck des Heraushebens einiger Sprachen, als der allein berechtigten, welches die andren ebendadurch zu unvollkommneren stempelt, zu vermindern. Denn daſs unter den abstracten die flectirenden die allein richtigen genannt werden können, dürfte nicht leicht bestritten werden. Das hierdurch über die andren gefällte Urtheil trifft aber nicht in gleichem Maaſse auch die concreten vorhandenen Sprachen, in welchen nicht ausschlieſslich Eine jener Formen herrschend, dagegen immer ein sichtbares Streben nach der richtigen lebendig ist. Dennoch bedarf dieser Punkt noch einer genaueren rechtfertigenden Erörterung.

Wohl sehr allgemein dürfte bei denen, die sich im Besitz der Kenntniſs mehrerer Sprachen befinden, die Empfindung die sein, daſs, insofern diese letzteren auf gleichem Grade der Cultur stehen, jeder ihr eigenthümliche Vorzüge gebühren, ohne daſs einer der entschiedene Vorzug über die andren eingeräumt werden könne. Hiermit nun steht die in den gegenwärtigen Betrachtungen aufgestellte Ansicht in directem Gegensatze; sie dürfte aber Vielen um so zurückstoſsender erscheinen, als das Bemühen eben dieser Betrachtungen vorzugsweise dahin geht, den regen und untrennbaren Zusammenhang zwischen den Sprachen und dem geistigen Vermögen der Nationen zu beweisen. Dasselbe zurückweisende Urtheil über die Sprachen scheint daher auch die Völker zu treffen. Hier bedarf es jedoch einer genaueren Unterscheidung. Wir haben im Vorigen schon bemerkt, daſs die Vorzüge der Sprachen zwar allgemein von der Energie der geistigen Thätigkeit abhängen, indeſs doch noch ganz besonders von der eigenthümlichen Hinneigung dieser zur Ausbildung des Gedanken durch den Laut. Eine unvollkommnere Sprache beweist daher zunächst nur den geringeren auf sie gerichteten Trieb der Nation, ohne darum über andere intellectuelle Vorzüge derselben zu entscheiden. Überall sind wir zuerst rein von dem Baue der Sprachen ausgegangen, und zur Bildung eines Urtheils über ihn auch nur bei ihm selbst stehen geblieben. Daſs nun dieser Bau, dem Grade nach, vorzüglicher in der einen, als in der andren, sei, im Sanskrit mehr, als im Chinesischen, im Griechischen mehr, als im Arabischen, dürfte von unparteiischen Forschern schwerlich geläugnet werden. Wie man es auch versuchen möchte, Vorzüge gegen Vorzüge abzuwägen, so würde man doch immer gestehen müssen, daſs ein fruchtbareres Princip der Geistesentwickelung die einen, als die anderen dieser Sprachen, beseelt. Nun aber müſste man alle Beziehungen des Geistes und der Sprache zu einander verkennen, wenn man nicht die verschiedenartigen Folgerungen hieraus auf die Rückwirkung dieser Sprachen und auf die Intellectualität der Völker ausdehnen wollte, welche sie (so viel dies überhaupt innerhalb des menschlichen Vermögens liegt) gebildet haben. Von dieser Seite rechtfertigt sich daher die aufgestellte Ansicht vollkommen. Es läſst sich jedoch hiergegen noch der Einwand erheben, daſs einzelne Vorzüge der Sprache auch einzelne intellectuelle Seiten vorzugsweise auszubilden im Stande sind, und daſs die geistigen Anlagen der Nationen selbst weit mehr nach ihrer Mischung und Beschaffenheit verschieden sind, als sie nach Graden abgemessen werden können. Beides ist unläugbar richtig. Allein der wahre Vorzug der Sprachen muſs doch in ihrer allseitig und harmonisch einwirkenden Kraft gesucht werden. Sie sind Werkzeuge, deren die geistige Thätigkeit bedarf, Bahnen, in welchen sie fortrollt. Sie sind daher nur dann wahrhaft wohlthätig, wenn sie dieselbe nach jeder Richtung hin erleichternd und begeisternd begleiten, sie in den Mittelpunkt versetzen, aus welchem sich jede ihrer einzelnen Gattungen harmonisch entfaltet. Wenn man daher auch gern zugesteht, daſs die Form der Chinesischen Sprache mehr, als vielleicht irgend eine andere, die Kraft des reinen Gedanken herausstellt, und die Seele, gerade weil sie alle kleinen, störenden Verbindungslaute abschneidet, ausschlieſslicher und gespannter auf denselben hinrichtet, wenn die Lesung auch nur weniger Chinesischer Texte diese Überzeugung bis zur Bewunderung steigert, so dürften doch auch die entschiedensten Vertheidiger dieser Sprache schwerlich behaupten, daſs sie die geistige Thätigkeit zu dem wahren Mittelpunkt hinlenkt, aus dem Dichtung und Philosophie, wissenschaftliche Forschung und beredter Vortrag gleich willig emporblühen.

Von welcher Seite der Betrachtung ich daher ausgehen mag, kann ich immer nicht umhin, den entschiedenen Gegensatz zwischen den Sprachen rein gesetzmäſsiger und einer von jener reinen Gesetzmäſsigkeit abweichenden Form deutlich und unverholen aufzustellen. Meiner innigsten Überzeugung nach, wird dadurch bloſs eine unabläugbare Thatsache ausgedrückt. Die einzelne Vortheile gewährende Trefflichkeit auch jener abweichenden Sprachen, die Künstlichkeit ihres technischen Baues wird nicht verkannt, noch geringgeschätzt, man spricht ihnen nur die Fähigkeit ab, gleich geordnet, gleich allseitig und harmonisch durch sich selbst auf den Geist einzuwirken. Ein Verdammungsurtheil über irgend eine Sprache, auch der rohesten Wilden, zu fällen, kann niemand entfernter sein, als ich. Ich würde ein solches nicht bloſs als die Menschheit in ihren eigenthümlichsten Anlagen entwürdigend ansehen, sondern auch als unverträglich mit jeder durch Nachdenken und Erfahrung von der Sprache gegebenen richtigen Ansicht. Denn jede Sprache bleibt immer ein Abbild jener ursprünglichen Anlage zur Sprache überhaupt; und um zur Erreichung der einfachsten Zwecke, zu welchen jede Sprache nothwendig gelangen muſs, fähig zu sein, wird immer ein so künstlicher Bau erfordert, daſs sein Studium nothwendig die Forschung an sich zieht, ohne noch zu gedenken, daſs jede Sprache, auſser ihrem schon entwickelten Theil, eine unbestimmbare Fähigkeit sowohl der eignen Biegsamkeit, als der Hineinbildung immer reicherer und höherer Ideen besitzt. Bei allem hier Gesagten habe ich die Nationen nur auf sich selbst beschränkt vorausgesetzt. Sie ziehen aber auch fremde Bildung an sich, und ihre geistige Thätigkeit erhält dadurch einen Zuwachs, den sie nicht ihrer Sprache verdanken, der dagegen dieser zu einer Erweiterung ihres eigenthümlichen Umfanges dient. Denn jede Sprache besitzt die Geschmeidigkeit, Alles in sich aufnehmen und Allem wieder Ausdruck aus sich verleihen zu können. Sie kann dem Menschen niemals, und unter keiner Bedingung, zur absoluten Schranke werden. Der Unterschied ist nur, ob der Ausgangspunkt der Krafterhöhung und Ideenerweiterung in ihr selbst liegt, oder ihr fremd ist, mit anderen Worten, ob sie dazu begeistert, oder sich nur gleichsam passiv und mitwirkend hingiebt?

Wenn nun ein solcher Unterschied zwischen den Sprachen vorhanden ist, so fragt es sich, an welchen Zeichen er sich erkennen läſst? und es kann einseitig und der Fülle des Begriffs unangemessen erscheinen, daſs ich ihn gerade in der grammatischen Methode der Satzbildung aufgesucht habe. Es ist darum keinesweges meine Absicht gewesen, ihn darauf zu beschränken, da er gewiſs gleich lebendig in jedem Elemente und in jeder Fügung enthalten ist. Ich bin aber vorsätzlich auf dasjenige zurückgegangen, was gleichsam die Grundvesten der Sprache ausmacht und gleich von ganz entschiedener Wirkung auf die Entfaltung der Begriffe ist. Ihre logische Anordnung, ihr klares Auseinandertreten, die bestimmte Darlegung ihrer Verhältnisse zu einander macht die unentbehrliche Grundlage aller, auch der höchsten Äuſserungen der geistigen Thätigkeit aus, hängt aber, wie jedem einleuchten muſs, wesentlich von jenen verschiedenen Sprachmethoden ab. Mit der richtigen geht auch das richtige Denken leicht und natürlich von statten, bei den andren findet es Schwierigkeiten zu überwinden, oder erfreut sich wenigstens nicht einer gleichen Hülfe der Sprache. Dieselbe Geistesstimmung, aus welcher jene drei verschiedenen Verfahrungsarten entspringen, erstreckt sich auch von selbst über die Formung aller übrigen Sprachelemente, und wird nur an der Satzbildung vorzugsweise erkannt. Zugleich endlich eigneten sich gerade diese Eigenthümlichkeiten besonders, factisch an dem Sprachbau dargelegt zu werden, ein Umstand, der bei einer Untersuchung vornehmlich wichtig ist, die ganz eigentlich darauf hinausgeht, an dem Thatsächlichen, historisch Erkennbaren in den Sprachen die Form aufzufinden, welche sie dem Geiste ertheilen, oder in der sie sich ihm innerlich darstellen.

§. 23.

Die von der durch die rein gesetzmäſsige Nothwendigkeit vorgezeichneten Bahn abweichenden Wege können von unendlicher Mannigfaltigkeit sein. Die in diesem Gebiete befangenen Sprachen lassen sich daher nicht aus Principien erschöpfen und classificiren; man kann sie höchstens nach Ähnlichkeiten in den hauptsächlichsten Theilen ihres Baues zusammenstellen. Wenn es aber richtig ist, daſs der naturgemäſse Bau auf der einen Seite von fester Worteinheit, auf der andren von gehöriger Trennung der den Satz bildenden Glieder abhängt, so müssen alle Sprachen, von denen wir hier reden, entweder die Worteinheit oder die Freiheit der Gedankenverbindung schmälern, oder endlich diese beiden Nachtheile in sich vereinigen. Hierin wird sich immer bei der Vergleichung auch der verschiedenartigsten ein allgemeiner Maaſsstab ihres Verhältnisses zur Geistesentwickelung finden laſsen. Mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist die Aufsuchung der Gründe solcher Abweichungen von der naturgemäſsen Bahn. Dieser läſst sich auf dem Wege der Begriffe nachgehen, die Abirrung aber beruht auf Individualitäten, die bei dem Dunkel, in welches sich die frühere Geschichte jeder Sprache zurückzieht, nur vermuthet und erahndet werden können. Wo der unvollkommene Organismus bloſs darin liegt, daſs der innere Sprachsinn sich nicht überall in dem Laute hat sinnlichen Ausdruck verschaffen können, und daher die Formen bildende Kraft dieses letzteren vor Erreichung vollendeter Formalität ermattet ist, tritt allerdings diese Schwierigkeit weniger ein, da der Grund der Unvollkommenheit alsdann in dieser Schwäche selbst liegt. Allein auch solche Fälle stellen sich selten so einfach dar, und es giebt andere, und gerade die merkwürdigsten, welche sich durchaus nicht bloſs auf diese Weise erklären laſsen. Dennoch muſs man die Untersuchung unermüdlich bis zu diesem Punkte verfolgen, wenn man es nicht aufgeben will, den Sprachbau in seinen ersten Gründen gleichsam da, wo er in den Organen und dem Geiste Wurzel schlägt, zu enthüllen. Es würde unmöglich sein, in diese Materie hier irgend erschöpfend einzugehen. Ich begnüge mich daher, nur einige Augenblicke bei zwei Beispielen stehen zu bleiben, und wähle zu dem ersten derselben die Semitischen Sprachen, vorzüglich aber wieder unter diesen die Hebräische.

Dieser Sprachstamm gehört zwar offenbar zu den flectirenden, ja es ist schon oben bemerkt worden, daſs die eigentlichste Flexion, im Gegensatz bedeutsamer Anfügung, gerade in ihm wahrhaft einheimisch ist. Die Hebräische und Arabische Sprache beurkunden auch die innere Trefflichkeit ihres Baues, die erstere durch Werke des höchsten dichterischen Schwunges, die letztere noch durch eine reiche, vielumfassende wissenschaftliche Litteratur, neben der poetischen. Auch an sich, bloſs technisch betrachtet, steht der Organismus dieser Sprachen an Strenge der Consequenz, kunstvoller Einfachheit, und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem anderen nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle. Dennoch tragen diese Sprachen zwei Eigenthümlichkeiten an sich, welche nicht in den natürlichen Forderungen, ja man kann mit Sicherheit hinzusetzen, kaum den Zulassungen der Sprache überhaupt liegen. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer jetzigen Gestaltung, durchaus drei Consonanten in jedem Wortstamm, und Consonant und Vocal enthalten nicht zusammen die Bedeutung der Wörter, sondern Bedeutung und Beziehung sind ausschlieſslich, jene den Consonanten, diese den Vocalen zugetheilt. Aus der ersteren dieser Eigenthümlichkeiten entsteht ein Zwang für die Wortform, welchem man billig die Freiheit anderer Sprachen, namentlich des Sanskritischen Stammes, vorzieht. Auch bei der zweiten jener Eigenthümlichkeiten finden sich Nachtheile gegen die Flexion durch Anfügung gehörig untergeordneter Laute. Man muſs also doch, meiner Überzeugung nach, von diesen Seiten aus, die Semitischen Sprachen zu den von der angemessensten Bahn der Geistesentwickelung abweichenden rechnen. Wenn man aber nun versucht, den Gründen dieser Erscheinung und ihrem Zusammenhange mit den nationellen Sprachanlagen nachzuspüren, so dürfte man schwerlich zu einem vollkommen befriedigenden Resultate gelangen. Es erscheint gleich zuerst zweifelhaft, welche von jenen beiden Eigenthümlichkeiten man als den Bestimmungsgrund der andren ansehen soll? Offenbar stehen beide in dem innigsten Zusammenhange. Der bei drei Consonanten mögliche Sylbenumfang lud gleichsam dazu ein, die mannigfaltigen Beziehungen der Wörter durch Vocalwechsel anzudeuten; und wenn man die Vocale ausschlieſslich hierzu bestimmen wollte, so konnte man den nothwendigen Reichthum an Bedeutungen nur durch mehrere Consonanten in demselben Worte erreichen. Die hier geschilderte Wechselwirkung aber ist mehr geeignet, den inneren Zusammenhang der Sprache in ihrer heutigen Formung zu erläutern, als zum Entstehungsgrunde eines solchen Baues zu dienen. Die Andeutung der grammatischen Beziehungen durch die bloſsen Vocale läſst sich nicht füglich als erster Bestimmungsgrund annehmen, da überall in den Sprachen natürlich die Bedeutung vorausgeht, und daher schon die Ausschlieſsung der Vocale von derselben erklärt werden müſste. Die Vocale müssen zwar in einer zwiefachen Beziehung betrachtet werden. Sie dienen zunächst nur als Laut, ohne welchen der Consonant nicht ausgesprochen werden könnte; weiter aber tritt uns die Verschiedenheit des Lautes, den sie in der Vocalreihe annehmen, entgegen. In der ersten Beziehung giebt es nicht Vocale, sondern nur Einen, als zunächst stehenden, allgemeinen Vocallaut, oder, wenn man will, eigentlich noch gar keinen wahren Vocal, sondern einen unklaren, noch im Einzelnen unentwickelten Schwa-Laut. Etwas Ähnliches findet sich bei den Consonanten in ihrer Verbindung mit Vocalen. Auch der Vocal bedarf, um hörbar zu werden, des consonantischen Hauches; und insofern dieser nur die zu dieser Bestimmung erforderliche Beschaffenheit an sich trägt, ist er von den in der Consonantenreihe sich durch verschiedenen Klang gegenüberstehenden Tönen verschieden (1). Hieraus folgt schon von selbst, daſs sich die Vocale in dem Ausdruck der Begriffe nur den Consonanten beigesellen, und, wie schon von den tiefſsten Sprachforschern (1) anerkannt worden ist, hauptsächlich zur näheren Bestimmung des durch die Consonanten gestalteten Wortes dienen. Es liegt auch in der phonetischen Natur der Vocale, daſs sie etwas Feineres, mehr Eindringendes und Innerliches, als die Consonanten, andeuten, und gleichsam körperloser und seelenvoller sind. Dadurch passen sie mehr zur grammatischen Andeutung, wozu die Leichtigkeit ihres Schalles und ihre Fähigkeit, sich anzuschlieſsen, hinzutritt. Indeſs ist von diesem allem doch ihr ausschlieſslich grammatischer Gebrauch in den Semitischen Sprachen noch sehr verschieden, steht, wie ich glaube, als eine einzige Erscheinung in der Sprachgeschichte da, und erfordert daher einen eignen Erklärungsgrund. Will man, um diesen zu finden, auf der andren Seite von dem zweisylbigen Wurzelbau ausgehen, so stellt sich diesem Versuche der Umstand entgegen, daſs dieser Wurzelbau, wenn auch für den uns bekannten Zustand dieser Sprachen der constitutive, dennoch vermuthlich nicht der wirklich ursprüngliche war. Vielmehr lag ihm, wie ich weiter unten näher ausführen werde, wahrscheinlich in gröſserem Umfange, als man es jetzt anzunehmen pflegt, ein einsylbiger zum Grunde. Vielleicht aber läſst sich die Eigenthümlichkeit, von der wir hier reden, dennoch gerade hieraus und aus dem Übergange zu den zweisylbigen Formen, auf die wir durch die Vergleichung der zweisylbigen unter einander geführt werden, herleiten. Diese einsylbigen Formen hatten zwei Conso-

---

(1) Diese Sätze hat Lepsius in seiner Paläographie auf das klarste und befriedigendste dargestellt, und den Unterschied zwischen dem Anfangs-*a* und dem *h* in der Sanskritschrift gezeigt. Ich hatte im Bugis und in einigen andren, verwandten Alphabeten erkannt, daſs das Zeichen, welches von allen Bearbeitungen der Sprachen, denen diese Alphabete angehören, ein Anfangs-*a* genannt wird, eigentlich gar kein Vocal ist, sondern einen schwachen, dem Spiritus lenis der Griechen ähnlichen, consonantischen Hauch andeutet. Alle von mir dort (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 459-494.)

---

nachgewiesene Erscheinungen lassen sich aber durch das von Lepsius über denselben Punkt im Sanskrit-Alphabet Entwickelte besser und richtiger erklären.

(1) Grimm drückt dies in seiner glücklich sinnvollen Sprache folgendergestalt aus: die Consonans gestaltet, der Vocal bestimmt und beleuchtet das Wort. (Deutsche Gramm. II. S. 1.)

nanten, welche einen Vocal zwischen sich einschlossen. Vielleicht verlor der so eingeschlossene und vom Consonantenklange übertönte Vocal die Fähigkeit gehörig selbstständiger Entwicklung, und nahm deshalb keinen Theil an dem Ausdrucke der Bedeutung. Die sich später offenbarende Nothwendigkeit grammatischer Bezeichnung rief erst vielleicht jene Entwickelung hervor, und bewirkte dann, um den grammatischen Flexionen einen gröſseren Spielraum zu geben, die Hinzufügung einer zweiten Sylbe. Immer aber muſs doch irgend noch ein anderer Grund vorhanden gewesen sein, die Vocale nicht frei auslauten zu lassen; und dieser ist wohl eher in der Beschaffenheit der Organe und in der Eigenthümlichkeit der Aussprache, als in der inneren Sprachansicht, zu suchen.

Gewisser, als das bis hierher Besprochene, scheint es mir dagegen, und wichtiger zur Bestimmung des Verhältnisses der Semitischen Sprachen zur Geistesentwickelung ist es, daſs es dem inneren Sprachsinn dennoch bei diesen Völkern an der nothwendigen Schärfe und Klarheit der Unterscheidung der materiellen Bedeutung und der Beziehungen der Wörter theils zu den allgemeinen Formen des Sprechens und Denkens, theils zur Satzbildung mangelte, so daſs dadurch selbst die Reinheit der Unterscheidung der Consonanten- und Vocalbestimmung zu leiden Gefahr läuft. Zuerst muſs ich hier auf die besondere Natur derjenigen Laute aufmerksam machen, die man in den Semitischen Sprachen Wurzeln nennt, die sich aber wesentlich von den Wurzellauten anderer Sprachen unterscheiden. Da die Vocale von der materiellen Bedeutsamkeit ausgeschlossen sind, so müssen die drei Consonanten der Wurzel, streng genommen, vocallos, d. h. bloſs von dem zu ihrer Herausstoſsung erforderlichen Laute begleitet sein. In diesem Zustande aber fehlt ihnen die zum Erscheinen in der Rede nothwendige Lautform, da auch die Semitischen Sprachen nicht mehrere, unmittelbar auf einander folgende, mit bloſsem Schwa verbundene Consonanten dulden. Mit hinzugefügten Vocalen drücken sie diese oder jene bestimmte Beziehung aus, und hören auf beziehungslose Wurzeln zu sein. Wo daher die Wurzeln wirklich in der Sprache erscheinen, sind sie schon wahre Wortformen; in ihrer eigentlichen Wurzelgestalt mangelt ihnen noch ein wichtiger Theil zur Vollendung ihrer Lautform in der Rede. Hierdurch erhält selbst die Flexion in den Semitischen Sprachen einen anderen Sinn, als welchen dieser Begriff in den übrigen Sprachen hat, wo die Wurzel, frei von aller Beziehung, wirklich dem Ohre vernehmbar, wenigstens als Theil eines Wortes in der Rede erscheint. Flectirte Wörter enthalten in den Semitischen Sprachen nicht Umbeugungen ursprünglicher Töne, sondern Vervollständigungen zur wahren Lautform. Da nun der ursprüngliche Wurzellaut nicht neben dem flectirten dem Ohre im Zusammenhange der Rede vernehmbar werden kann, so leidet dadurch die lebendige Unterscheidung des Bedeutungs- und Beziehungsausdrucks. Allerdings wird zwar dadurch selbst die Verbindung beider noch inniger, und die Anwendung der Laute, nach Ewald's geistvoller und richtiger Bemerkung, passender, als in irgend einer andren Sprache, da den leicht beweglichen Vocalen das mehr Geistige, den Consonanten das mehr Materielle zugetheilt ist. Aber das Gefühl der nothwendigen Einheit des, zugleich Bedeutung und Beziehung in sich fassenden Worts ist gröſser und energischer, wenn die verschmolzenen Elemente in reiner Selbstständigkeit geschieden werden können; und dies ist dem Zweck der Sprache, die ewig trennt und verbindet, und der Natur des Denkens selbst angemessen. Allein auch bei der Untersuchung der einzelnen Arten des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks findet man die Sprache nicht von einer gewissen Vermischung beider frei. Durch den Mangel untrennbarer Präpositionen entgeht ihr eine ganze Claſse von Beziehungsbezeichnungen, die ein systematisches Ganzes bilden und sich in einem vollständigen Schema darstellen lassen. In den Semitischen Sprachen wird dieser Mangel zum Theil dadurch ersetzt, daſs für diese, durch Präpositionen modificirten Verbalbegriffe eigene Wörter bestimmt sind. Dies kann aber keine Vollständigkeit gewähren, und noch weniger vermag dieser scheinbare Reichthum für den Nachtheil zu entschädigen, daſs, da sich nun der Gegensatz weniger fühlbar darstellt, auch die Totalität nicht übersichtlich ins Auge fällt, und die Redenden die Möglichkeit einer leichten und sicheren Spracherweiterung durch einzelne, bis dahin unversucht gebliebene, Anwendungen verlieren.

Auch einen mir wichtig scheinenden Unterschied in der Bezeichnung verschiedener Arten von Beziehungen kann ich hier nicht übergehen. Die Andeutung der Casus des Nomens, insofern sie einen Ausdruck zulassen, und nicht bloſs durch die Stellung unterschieden werden, geschieht durch Hinzufügung von Präpositionen, die der Personen des Verbums durch Hinzufügung der Pronomina. Durch diese beiden Beziehungen wird die Bedeutung der Wörter auf keinerlei Weise afficirt. Es sind Ausdrücke reiner allgemein anwendbarer Verhältnisse. Das grammatische Mittel aber ist Anfügung, und zwar solcher Buchstaben oder Sylben, welche die Sprache als für sich bestehend anerkennt, die sie auch nur bis auf einen gewissen Grad der Festigkeit mit den Wörtern verbindet. Insofern auch Vocalwechsel dabei eintritt, ist er eine Folge jener Zuwächse, deren Anfügung nicht ohne Wirkung auf die Wortform in einer Sprache bleiben kann, welche so fest bestimmte Regeln für den Bau der Wörter besitzt. Die übrigen Beziehungsausdrücke, sie mögen nun in reinem Vocalwechsel, oder zugleich in Hinzufügung consonantischer Laute, wie im Hifil, Nifal u. s. f., oder in Verdoppelung eines der Consonanten des Wortes selbst, wie bei den mehrsten Steigerungsformen, bestehen, haben eine nähere Verwandtschaft mit der materiellen Bedeutung des Worts, afficiren dieselbe mehr oder weniger, ändern sie wohl auch gewissermaſsen ganz ab, wie wenn aus dem Stamm groſs gerade durch eine solche Form das Verbum erziehen hervorgebracht wird. Ursprünglich und hauptsächlich bezeichnen sie zwar wirkliche grammatische Beziehungen, den Unterschied des Nomens und Verbums, die transitiven oder intransitiven, reflexiven und causativen Verba u. s. w. Die Änderung der ursprünglichen Bedeutung, durch welche aus den Stämmen abgeleitete Begriffe entstehen, ist eine natürliche Folge dieser Formen selbst, ohne daſs darin eine Vermischung des Beziehungs- und Bedeutungsausdrucks zu liegen braucht. Dies beweist auch die gleiche Erscheinung in den Sanskritischen Sprachen. Allein der ganze Unterschied jener zwei Classen (auf der einen Seite der Casus- und Pronominalaffixa, auf der andren der inneren Verbalflexionen) und ihre verschiedene Bezeichnung ist in sich selbst auffallend. Zwar liegt in demselben eine gewisse Angemessenheit mit der Verschiedenheit der Fälle. Da, wo der Begriff keine Änderung erleidet, wird die Beziehung nur äuſserlich, dagegen innerlich, am Stamme selbst, da bezeichnet, wo die grammatische Form, sich bloſs auf das einzelne Wort erstreckend, die Bedeutung afficirt. Der Vocal erhält an derselben den feinen ausmalenden, näher modificirenden Antheil, von dem weiter oben die Rede war. In der That sind alle Fälle der zweiten Classe von dieser Art, und können, wenn wir beim Verbum stehen bleiben, schon auf die bloſsen Participien angewendet werden, ohne die actuale Verbalkraft selbst anzugehen. In der Barmanischen Sprache geschieht dies wirklich, und auch die Verbalvorschläge der Malayischen Sprachen beschreiben ungefähr denselben Kreis, als die Semitischen in dieser Bezeichnungsart. Denn in der That lassen sich alle Fälle derselben auf etwas den Begriff selbst Abänderndes zurückführen. Dies gilt sogar von der Andeutung der Tempora, insofern sie durch Beugung und nicht syntaktisch geschieht. Denn auf jene Weise unterscheidet sie bloſs die Wirklichkeit und die noch nicht mit Sicherheit zu bestimmende Ungewiſsheit. Dagegen erscheint es sonderbar, daſs gerade diejenigen Beziehungen, die am meisten den unveränderten Begriff nur in eine andere Beziehung stellen, wie die Casus, und diejenigen, welche am wesentlichsten die Verbalnatur bilden, wie die Personen, weniger formal bezeichnet werden, ja sich fast, gegen den Begriff der Flexion, zur Agglutination hinneigen, und dagegen die den Begriff selbst modificirenden den am meisten formalen Ausdruck annehmen. Der Gang des Sprachsinnes der Nation scheint hier nicht sowohl der gewesen zu sein, Beziehung und Bedeutung scharf von einander zu trennen, als vielmehr der, die aus der ursprünglichen Bedeutung flieſsenden Begriffe, nach systematischer Abtheilung grammatischer Form, in den verschiedenen Nüancen derselben, regelmäſsig geordnet, abzuleiten. Man würde sonst nicht die gemeinsame Natur aller grammatischen Beziehungen durch Behandlung in zwiefachem Ausdruck gewissermaſsen verwischt haben. Wenn dies Räsonnement richtig und mit den Thatsachen übereinstimmend erscheint, so beweist dieser Fall, wie ein Volk seine Sprache mit bewundrungswürdigem Scharfsinn und gleich seltnem Gefühl der gegenseitigen Forderungen des Begriffs und des Lautes behandeln, und doch die Bahn verfehlen kann, welche in der Sprache überhaupt die naturgemäſseste ist. Die Abneigung der Semitischen Sprachen gegen Zusammensetzung ist aus ihrer ganzen, hier nach ihren Hauptzügen geschilderten Form leicht erklärlich. Wenn auch die Schwierigkeit, vielsylbigen Wörtern die einmal fest in die Sprache eingewachsene Wortform zu geben, wie es die zusammengesetzten Eigennamen beweisen, überwunden werden konnte, so muſsten sie doch bei der Gewöhnung des Volks an eine kürzere, einen streng gegliederten und leicht übersehbaren inneren Bau erlaubende Wortform lieber vermieden werden. Es boten sich aber auch weniger Veranlassungen zu ihrer Bildung dar, da der Reichthum an Stämmen sie entbehrlicher machte.

In der Delaware-Sprache in Nord-Amerika herrscht mehr, als vielleicht in irgend einer andren, die Gewohnheit, neue Wörter durch Zusammensetzung zu bilden. Die Elemente dieser Composita enthalten aber selten das ganze ursprüngliche Wort, sondern es gehen von diesem nur Theile, ja selbst nur einzelne Laute in die Zusammensetzung über. Aus einem von Du Ponceau (¹) gegebenen Beispiel muſs man sogar schlieſsen, daſs es von dem Redenden abhängt, solche Wörter oder vielmehr ganze zu Wörtern gestempelte Phrasen gleichsam aus Bruchstücken einfacher Wörter zusammenzufügen. Aus *ki*, du, *wulit*, gut, schön, niedlich, *wichgat*, Pfote, und *schis*, einem als Endung im Sinne der Kleinheit gebrauchten Worte, wird, in der Anrede an eine kleine Katze, *k-uli-gat-schis*, deine niedliche kleine Pfote, gebildet. Auf gleiche Weise gehen Redensarten in Verba über, und werden alsdann vollständig conjugirt. *Nad-hol-ineen*, von *naten*, holen, *amochol*, Boot, und dem schlieſsenden regierten Pronomen der ersten Person des Plurals, heiſst: hole uns mit dem Boote! nämlich: über den Fluſs. Man sieht schon aus diesen Beispielen, daſs die Veränderungen der diese Composita bildenden Wörter sehr bedeutend sind. So wird aus *wulit* in dem obigen Beispiel *uli*, in anderen Fällen, wo im Compositum kein Consonant vorausgeht, *wul*, allein auch mit vorausgehendem Consonanten *ola* (²). Auch die Abkürzungen sind bis-

---

(¹) Vorrede zu Zeisberger's Delaware-Grammatik. (Philadelphia. 1827. 4. S. 20.)

(²) *Transactions of the Historical and Literary Committee of the American Philosophical Society*. Philadelphia. 1819. Vol. 1. S. 405. u. flgd.

weilen sehr gewaltsam. Von *awesis*, Thier, wird, um das Wort Pferd zu bilden, bloſs die Sylbe *es* in die Zusammensetzung aufgenommen. Zugleich gehen, da die Bruchstücke der Wörter nun in Verbindung mit anderen Lauten treten, Wohllautsveränderungen vor, welche dieselben noch weniger kenntlich machen. Dem eben erwähnten Worte für Pferd, *nanayung-es*, liegt, auſser der Endung *es*, nur *nayundam*, eine Last auf dem Rücken tragen, zum Grunde. Das *g* scheint eingeschoben, und die Verstärkung durch die Verdoppelung der ersten Sylbe nur auf das Compositum angewandt. Ein bloſses Anfangs-*m* von *machit*, schlecht, oder von *medhick*, übel, giebt dem Worte einen bösen und verächtlichen Sinn (¹). Man hat daher diese Wortverstümmlungen verschiedentlich, als barbarische Rohheit, sehr hart getadelt. Man müſste aber eine tiefere Kenntniſs der Delaware-Sprache und der Verwandtschaft ihrer Wörter besitzen, um zu entscheiden, ob wirklich in den abgekürzten Wörtern die Stammsylben vernichtet, oder nicht vielmehr gerade erhalten werden. Daſs dies letztere in einigen Fällen sich wirklich so verhält, sieht man an einem merkwürdigen Beispiel. *Lenape* bedeutet Mensch; *lenni*, welches mit dem vorigen Worte zusammen (Lenni Lenape) den Namen des Hauptstammes der Delawaren ausmacht, hat die Bedeutung von etwas Ursprünglichem, Unvermischtem, dem Lande von jeher Angehörigem, und bedeutet daher auch gemein, gewöhnlich. In diesem letzteren Sinne dient

---

(¹) Zeisberger (a. a. O.) bemerkt, daſs *mannitto* hiervon eine Ausnahme bilde, da man darunter Gott selbst, den groſsen und guten Geist, verstehe. Es ist aber sehr gewöhnlich, die religiösen Ideen ungebildeter Völker von der Furcht vor bösen Geistern ausgehen zu sehen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes könnte daher doch sehr leicht eine solche gewesen sein. Über den Rest des Wortes finde ich, bei dem Mangel eines Delaware-Wörterbuchs, keine Auskunft. Auffallend, obgleich vielleicht bloſs zufällig, ist die Übereinstimmung dieses Überrestes mit dem Tagalischen *anito*, Götzenbild. (s. unt. 1. Buch. S. 75.)

der Ausdruck zur Bezeichnung alles Einheimischen, von dem groſsen und guten Geiste dem Lande Gegebenen, im Gegensatz mit dem aus der Fremde erst durch die weiſsen Menschen Gekommenen. *Ape* heiſst aufrecht gehen (1). In *lenape* sind also ganz richtig die charakteristischen Kennzeichen des aufrecht wandelnden Eingebornen enthalten. Daſs hernach das Wort allgemein für Mensch gilt, und, um zum Eigennamen zu werden, noch einmal den Begriff des Ursprünglichen mit sich verbindet, sind leicht erklärliche Erscheinungen. In *pilape*, Jüngling, ist das Wort *pilsit*, keusch, unschuldig, mit demjenigen Theil von *lenape* zusammengesetzt, welcher die den Menschen charakterisirende Eigenschaft bezeichnet. Da die in der Zusammensetzung verbundenen Wörter groſsentheils mehrsylbig und schon selbst wieder zusammengesetzt sind, so kommt alles darauf an, welcher ihrer Theile zum Element des neuen Compositums gebraucht wird, worüber nur die aus einem vollständigen Wörterbuche zu schöpfende genauere Kenntniſs der Sprache Aufklärung geben könnte. Auch versteht es sich wohl von selbst, daſs der Sprachgebrauch diese Abkürzungen in bestimmte Regeln eingeschlossen haben wird. Dies sieht man schon daraus, daſs das modificirte Wort in den gegebenen Beispielen immer im Compositum, als das letzte Element, den modificirenden nachsteht. Das Verfahren dieser scheinbaren Verstümmlung der Wörter dürfte daher wohl ein milderes Urtheil verdienen, und nicht so zerstörend für die Etymologie sein, als es der oberflächliche Anblick befürchten läſst. Es hängt genau mit der, oben schon als die Amerikanischen Sprachen auszeichnend angeführten Tendenz, das Pronomen in abgekürzter oder noch mehr abweichender Gestalt mit dem Verbum und dem Nomen zu verbinden, zusammen. Das eben von der Delawarischen Gesagte beweist ein noch allgemeineres Streben nach Verbindung mehrerer Begriffe in demselben Worte. Wenn man mehrere der Sprachen mit einander vergleicht, welche die grammatischen Beziehungen, ohne Flexion, durch Partikeln andeuten, so halten einige derselben, wie die Barmanische, die meisten der Südsee-Inseln und selbst die Mandschuische und die Mongolische, die Partikeln und die durch sie bestimmten Wörter eher aus einander, da hingegen die Amerikanischen eine Neigung, sie zu verknüpfen, verrathen. Die letztere flieſst natürlich schon aus dem oben (§. 17.) geschilderten einverleibenden Verfahren. Dieses habe ich im Vorigen als eine Beschränktheit der Satzbildung dargestellt, und durch die Ängstlichkeit des Sprachsinns erklärt, die Theile des Satzes für das Verständniſs recht enge zusammenzufassen.

---

(1) So verstehe ich nämlich Heckewelder. (*Transactions.* I. 411.) Auf jeden Fall ist *ape* bloſs Endung für aufrecht gehende Wesen, wie *chum* für vierfüſsige Thiere.

Dem hier betrachteten Verfahren der Delawarischen Wortbildung läſst sich aber zugleich noch eine andere Seite abgewinnen. Es liegt in demselben sichtbar die Neigung, der Seele die im Gedanken verbundenen Begriffe, statt ihr dieselben einzeln zuzuzählen, auf einmal, und auch durch den Laut verbunden, vorzulegen. Es ist eine malerische Behandlung der Sprache, genau zusammenhängend mit der übrigen aus allen ihren Bezeichnungen hervorblickenden bildlichen Behandlung der Begriffe. Die Eichel heiſst *wu-nach-quim*, die Nuſs der Blatt-Hand (von *wumpach*, Blatt, *nach*, Hand, und *quim*, die Nuſs), weil die lebendige Einbildungskraft des Volkes die eingeschnittenen Blätter der Eiche mit einer Hand vergleicht. Auch hier bemerke man die doppelte Befolgung des oben erwähnten Gesetzes in der Stellung der Elemente, erst in dem letzten, dann in den beiden ersten, wo wieder die Hand, gleichsam aus einem Blatte gebildet, diesem letzteren Worte, nicht umgekehrt, nachsteht. Es ist offenbar von groſser Wichtigkeit, wie viel eine Sprache in Ein Wort einschlieſst, statt sich der Umschreibung durch mehrere zu bedienen. Auch der gute Schriftsteller übt hierin sorgfältige Unterscheidung, wo ihm die Sprache die Wahl frei läſst. Das richtige Gleichgewicht, welches die Griechische Sprache hierin beobachtet, gehört gewiſs zu ihren gröſsten Schönheiten. Das in Einem Worte Verbundene stellt sich auch der Seele mehr als Eins dar, da die Wörter in der Sprache das sind, was die Individuen in der Wirklichkeit. Es erregt lebendiger die Einbildungskraft, als was dieser einzeln zugezählt wird. Daher ist das Einschlieſsen in Ein Wort mehr Sache der Einbildungskraft, die Trennung mehr die des Verstandes. Beide können sich sogar hierin entgegenstehen, und verfahren wenigstens dabei nach ihren eignen Gesetzen, deren Verschiedenheit sich hier in einem deutlichen Beispiel in der Sprache verräth. Der Verstand fordert vom Worte, daſs es den Begriff vollständig und rein bestimmt hervorrufe, aber auch zugleich in ihm die logische Beziehung anzeige, in welcher es in der Sprache und in der Rede erscheint. Diesen Verstandesforderungen genügt die Delaware-Sprache nur auf ihre, den höheren Sprachsinn nicht befriedigende, Weise. Dagegen wird sie zum lebendigen Symbol der Bilder an einander reihenden Einbildungskraft, und bewahrt hierin eine sehr eigenthümliche Schönheit. Auch im Sanskrit tragen die sogenannten undeclinirbaren Participien, die so oft zum Ausdruck von Zwischensätzen dienen, zur lebendigen Darstellung des Gedanken, dessen Theile sie mehr gleichzeitig vor die Seele bringen, wesentlich bei. In ihnen vereinigt sich aber, da sie grammatische Bezeichnung haben, die Strenge der Verstandesforderung mit dem freien Erguſs der Einbildungskraft. Dies ist ihre beifallswürdige Seite. Denn allerdings haben sie auch eine entgegengesetzte, wenn sie durch Schwerfälligkeit der Freiheit der Satzbildung Fesseln anlegen, und ihre einverleibende Methode an mangelnde Mannigfaltigkeit von Mitteln erinnert, dem Satze gehörige Erweiterung zu geben.

Es scheint mir nicht unmerkwürdig, daſs diese kühn bildliche Zusammenfügung der Wörter gerade einer Nord-Amerikanischen Sprache angehört, ohne daſs ich jedoch hieraus mit Sicherheit Folgerungen auf den Charakter dieser Völker, im Gegensatz mit den südlichen, ziehen möchte, da man hierzu mehr Data über beide und ihre frühere Geschichte besitzen müſste. Gewiſs aber ist es, daſs wir in den Reden und Verhandlungen dieser Nord-Amerikanischen Stämme eine gröſsere Erhebung des Gemüths und einen kühneren Flug der Einbildungskraft erkennen, als von dem wir im südlichen Amerika Kunde haben. Natur, Klima und das den Völkern dieses Theils von Amerika mehr eigenthümliche Jägerleben, welches weite Streifzüge durch die einsamsten Wälder mit sich bringt, mögen zugleich dazu beitragen. Wenn aber die Thatsache in sich richtig ist, so übten unstreitig, die groſsen despotischen Regierungen, besonders die zugleich priesterlich die freie Entwickelung der Individualität niederdrückende Peruanische, einen sehr verderblichen Einfluſs aus, da jene Jägerstämme, wenigstens soviel wir wissen, immer nur in freien Verbindungen lebten. Auch seit der Eroberung durch die Europäer erfuhren beide Theile ein verschiedenes, gerade in der Hinsicht, von welcher wir hier reden, sehr wesentlich entscheidendes Schicksal. Die fremden Anwohner in dem Nord-Amerikanischen Küstenstrich drängten die Eingebornen zurück, und beraubten sie wohl auch ungerechter Weise ihres Eigenthums, unterwarfen sie aber nicht, indem auch ihre Missionare, von dem freieren und milderen Geiste des Protestantismus beseelt, einem drückenden mönchischen Regimente, wie es die Spanier und Portugiesen systematisch einführten, fremd waren.

Ob übrigens in der reichen Einbildungskraft, von welcher Sprachen, wie die Delawarische, das sichtbare Gepräge tragen, auch ein Zeichen liegt, daſs wir in ihnen eine jugendlichere Gestalt der Sprache aufbewahrt finden? ist eine schwer zu beantwortende Frage, da man zu wenig abzusondern vermag, was hierin der Zeit, und was der Geistesrichtung der Nation angehört. Ich bemerke in dieser Rücksicht hier nur, daſs diese Zusammensetzung von Wörtern, von welchen in unsren heutigen oft auch nur einzelne Buchstaben übrig geblieben sein mögen, sich leicht auch in den schönsten und gebildetsten Sprachen finden mag, da es in der Natur der Dinge liegt, vom Einfachen an aufzusteigen, und im Verlaufe so vieler Jahrtausende, in welchen sich die Sprache im Munde der Völker fortgepflanzt hat, die Bedeutungen der Urlaute natürlich verloren gegangen sind.

§. 24.

In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattirungen dem Laute einzuverleiben strebt. Denn offenbar liegt in der mangelnden und sichtbarlich vorleuchtenden Bezeichnung der Unterschied beider Sprachen. Den Gebrauch einiger Partikeln ausgenommen, deren sie, wie wir weiter unten sehen werden, auch wieder bis auf einen hohen Grad zu entbehren versteht, deutet die Chinesische alle Form der Grammatik im weitesten Sinne durch Stellung, den einmal nur in einer gewissen Form festgestellten Gebrauch der Wörter, und den Zusammenhang des Sinnes an, also bloſs durch Mittel, deren Anwendung innere Anstrengung erheischt. Das Sanskrit dagegen legt in die Laute selbst nicht bloſs den Sinn der grammatischen Form, sondern auch ihre geistigere Gestalt, ihr Verhältniſs zur materiellen Bedeutung.

Hiernach sollte man auf den ersten Anblick die Chinesische Sprache für die von der naturgemäſsen Forderung der Sprache am meisten abweichende, für die unvollkommenste unter allen halten. Diese Ansicht verschwindet aber vor der genaueren Betrachtung. Sie besitzt im Gegentheil einen hohen Grad der Trefflichkeit, und übt eine, wenn gleich einseitige, doch mächtige Einwirkung auf das geistige Vermögen aus. Man könnte zwar den Grund hiervon in ihrer frühen wissenschaftlichen Bearbeitung und reichen Litteratur suchen. Offenbar hat aber vielmehr die Sprache selbst, als Aufforderung und Hülfsmittel, zu diesen Fortschritten der Bildung wesentlich mitgewirkt. Zuerst kann ihr die groſse Consequenz ihres Baues nicht bestritten werden. Alle andren flexionslosen Sprachen, wenn sie auch noch so groſses Streben nach Flexion verrathen, bleiben, ohne ihr Ziel zu erreichen, auf dem Wege dahin stehen. Die Chinesische führt, indem sie gänzlich diesen Weg verläſst, ihren Grundsatz bis zum Ende durch. Dann trieb gerade die Natur der in ihr zum Verständniſs alles Formalen angewandten Mittel, ohne Unterstützung bedeutsamer Laute, darauf hin, die verschiedenen formalen Verhältnisse strenger zu beachten, und systematisch zu ordnen. Endlich wird der Unterschied zwischen materieller Bedeutung und formeller Beziehung dem Geiste dadurch von selbst um so mehr klar, als die Sprache, wie sie das Ohr vernimmt, bloſs die materiell bedeutsamen Laute enthält, der Ausdruck der formellen Beziehungen aber an den Lauten nur wieder als Verhältniſs, in Stellung und Unterordnung, hängt. Durch diese fast durchgängige lautlose Bezeichnung der formellen Beziehungen unterscheidet sich die Chinesische Sprache, soweit die allgemeine Übereinkunft aller

Sprachen in Einer inneren Form Verschiedenheit zuläſst, von allen andren bekannten. Man erkennt dies am deutlichsten, wenn man irgend einen ihrer Theile in die Form der letzteren zu zwängen versucht, wie einer ihrer gröſsten Kenner, Abel-Rémusat, eine vollständige Chinesische Declination aufgestellt hat (¹). Sehr begreiflicher Weise muſs es in jeder Sprache Unterscheidungsmittel der verschiedenen Beziehungen des Nomens geben. Diese aber kann man bei weitem nicht immer darum als Casus im wahren Sinne dieses Wortes betrachten. Die Chinesische Sprache gewinnt durchaus nicht bei einer solchen Ansicht. Ihr charakteristischer Vorzug liegt im Gegentheil, wie auch Rémusat an derselben Stelle sehr treffend bemerkt, in ihrem, von den andren Sprachen abweichenden, Systeme, wenn sie gleich eben durch dasselbe auch mannigfaltiger Vorzüge entbehrt, und allerdings, als Sprache und Werkzeug des Geistes, den Sanskritischen und Semitischen Sprachen nachsteht. Der Mangel einer Lautbezeichnung der formalen Beziehungen darf aber nicht in ihr allein genommen werden. Man muſs zugleich, und sogar hauptsächlich, die Rückwirkung ins Auge fassen, welche dieser Mangel nothwendig auf den Geist ausübt, indem er ihn zwingt, diese Beziehungen auf feinere Weise mit den Worten zu verbinden, und doch nicht eigentlich in sie zu legen, sondern wahrhaft in ihnen zu entdecken. Wie paradox es daher klingt, so halte ich es dennoch für ausgemacht, daſs im Chinesischen gerade die scheinbare Abwesenheit aller Grammatik die Schärfe des Sinnes, den formalen Zusammenhang der Rede zu erkennen, im Geiste der Nation erhöht, da im Gegentheil die Sprachen mit versuchter, aber nicht gelingender Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse den Geist vielmehr einschläfern, und den grammatischen Sinn durch

---

(¹) Fundgruben des Orients. III. 283.

Vermischung des materiell und formal Bedeutsamen eher verdunkeln.

Dieser eigenthümliche Chinesische Bau rührt wohl unstreitig von der Lauteigenthümlichkeit des Volkes in den frühesten Zeiten her, von der Sitte, die Sylben stark in der Aussprache aus einander zu halten, und von einem Mangel an der Beweglichkeit, mit welcher ein Ton auf den andren umändernd einwirkt. Denn diese sinnliche Eigenthümlichkeit muſs, wenn die geistige der inneren Sprachform erklärt werden soll, zum Grunde gelegt werden, da jede Sprache nur von der ungebildeten Volkssprache ausgehen kann. Entstand nun durch den grübelnden und erfindsamen Sinn der Nation, durch ihren scharfen und regen und vor der Phantasie vorwaltenden Verstand eine philosophische und wissenschaftliche Bearbeitung der Sprache, so konnte sie nur den sich wirklich in dem älteren Style verrathenden Weg nehmen, die Absonderung der Töne, wie sie im Munde des Volkes bestand, beibehalten, aber alles das feststellen und genau unterscheiden, was im höheren Gebrauch der Sprache, entblöſst von der, dem Verständniſs zu Hülfe kommenden Betonung und Geberde, zur lichtvollen Darstellung des Gedanken erfordert wurde. Daſs aber eine solche Bearbeitung schon sehr früh eintrat, ist geschichtlich erwiesen, und zeigt sich auch in den unverkennbaren, aber geringen Spuren bildlicher Darstellung in der Chinesischen Schrift.

Es läſst sich wohl allgemein behaupten, daſs, wenn der Geist anfängt, sich zu wissenschaftlichem Denken zu erheben, und eine solche Richtung in die Bearbeitung der Sprache kommt, überhaupt Bilderschrift sich nicht lange erhalten kann. Bei den Chinesen muſs dies doppelt der Fall gewesen sein. Auf eine alphabetische Schrift würden sie, wie alle andere Völker, durch die

Unterscheidung der Articulation des Lautes geführt worden sein. Es ist aber erklärlich, daſs die Schrifterfindung bei ihnen diesen Weg nicht verfolgte. Da die geredete Sprache die Töne nie in einander verschlang, so war ihre einzelne Bezeichnung minder erfordert. Wie das Ohr Monogramme des Lautes vernahm, so wurden diesen Monogramme der Schrift nachgebildet. Von der Bilderschrift abgehend, ohne sich der alphabetischen zu nähern, bildete man ein kunstvolles, willkührlich erzeugtes System von Zeichen, nicht ohne Zusammenhang der einzelnen unter einander, aber immer nur in einem idealen, niemals in einem phonetischen. Denn weil die Verstandesrichtung vor dem Gefallen an Lautwechsel in der Nation und der Sprache vorherrschte, so wurden diese Zeichen mehr Andeutungen von Begriffen, als von Lauten, nur daſs jedem derselben doch immer ein bestimmtes Wort entspricht, da der Begriff erst im Worte seine Vollendung erhält.

Auf diese Weise bilden die Chinesische und die Sanskrit-Sprache in dem ganzen uns bekannten Sprachgebiete zwei feste Endpunkte, einander nicht an Angemessenheit zur Geistesentwickelung, allein allerdings an innerer Consequenz und vollendeter Durchführung ihres Systems gleich. Die Semitischen Sprachen lassen sich nicht als zwischen ihnen liegend ansehen. Sie gehören, ihrer entschiedenen Richtung zur Flexion nach, in Eine Classe mit den Sanskritischen. Dagegen kann man alle übrigen Sprachen als in der Mitte jener beiden Endpunkte befindlich betrachten, da alle sich entweder der Chinesischen Entblöſsung der Wörter von ihren grammatischen Beziehungen, oder der festen Anschlieſsung der dieselben bezeichnenden Laute nähern müssen. Selbst einverleibende Sprachen, wie die Mexicanische, sind in diesem Falle, da die Einverleibung nicht alle Verhältnisse andeuten kann, und sie, wo diese nicht ausreicht, Partikeln gebrauchen müssen, die angefügt werden, oder getrennt bleiben können. Weiter aber, als diese negativen Eigenschaften, nicht aller grammatischen Bezeichnung zu entbehren, und keine Flexion zu besitzen, haben diese mannigfaltig unter sich verschiedenen Sprachen nichts mit einander gemein, und können daher nur auf ganz unbestimmte Weise in Eine Classe geworfen werden.

Hiernach fragt es sich, ob es nicht in der Sprachbildung (nicht in demselben Sprachstamm, aber überhaupt) stufenartige Erhebungen zu immer vollkommnerer geben sollte? Man kann diese Frage von der wirklichen Sprachentstehung thatsächlich so nehmen, als habe es in verschiedenen Epochen des Menschengeschlechts nur successive Sprachbildungen verschiedener einander in ihrer Entstehung voraussetzender und bedingender Grade gegeben. Alsdann wäre das Chinesische die älteste, das Sanskrit die jüngste Sprache. Denn die Zeit könnte uns Formen aus verschiedenen Epochen aufbewahrt haben. Ich habe schon weiter oben genügend ausgeführt, und es macht dies einen Hauptpunkt meiner Sprachansichten aus, daſs die vollkommnere, die Frage bloſs aus Begriffen betrachtet, nicht auch die spätere zu sein braucht. Historisch läſst sich nichts darüber entscheiden; doch werde ich in einem der folgenden Abschnitte dieser Betrachtungen bei Gelegenheit der factischen Entstehung und Vermischung der Sprachen diesen Punkt noch genauer zu bestimmen suchen. Man kann aber auch ohne Rücksicht auf dasjenige, was wirklich bestanden hat, fragen, ob sich die in jener Mitte liegenden Sprachen, bloſs ihrem Baue nach, zu einander wie solche stufenartige Erhebungen verhalten, oder ob ihre Verschiedenheit nicht erlaubt, einen so einfachen Maaſsstab an sie zu legen? Auf der einen Seite scheint nun wirklich das Erstere der Fall. Wenn z. B. die Barmanische Sprache für die meisten grammatischen Beziehungen wirkliche Lautbezeichnungen in Partikeln besitzt, aber diese weder unter einander, noch mit den Hauptwörtern, durch Lautveränderungen verschlingt, dagegen, wie ich gezeigt habe, Amerikanische Sprachen abgekürzte Elemente verbinden, und dem daraus entstehenden Worte eine gewisse phonetische Einheit geben, so scheint das letztere Verfahren der wirklichen Flexion näher zu stehen. Sieht man aber wieder bei der Vergleichung des Barmanischen mit dem eigentlich Malayischen, daſs jenes zwar viel mehr Beziehungen bezeichnet, da wo dieses die Chinesische Bezeichnungslosigkeit beibehält, dagegen das Malayische die vorhandenen Anfügungssylben in sorgfältiger Beachtung sowohl ihrer eignen, als der Laute des Hauptworts behandelt, so wird man verlegen, welcher beider Sprachen man den Vorzug ertheilen soll, obgleich, bei Beurtheilung auf anderem Wege, derselbe unzweifelhaft der Malayischen Sprache gebührt.

Man sieht also, daſs es einseitig sein würde, auf diese Weise und nach solchen Kriterien Stufen der Sprachen zu bestimmen. Es ist dies auch vollkommen begreiflich. Wenn die bisherigen Betrachtungen mit Recht Eine Sprachform als die einzig gesetzmäſsige anerkannt haben, so beruht dieser Vorzug nur darauf, daſs durch ein glückliches Zusammentreffen eines reichen und feinen Organes mit lebendiger Stärke des Sprachsinnes die ganze Anlage, welche der Mensch physisch und geistig zur Sprache in sich trägt, sich vollständig und unverfälscht im Laute entwickelt. Ein unter so begünstigenden Umständen sich bildender Sprachbau erscheint dann als aus einer richtigen und energischen Intuition des Verhältnisses des Sprechens zum Denken und aller Theile der Sprache zu einander hervorgesprungen. In der That ist der wahrhaft gesetzmäſsige Sprachbau nur da möglich, wo eine solche, gleich einer belebenden Flamme, die Bildung leuchtend durchdringt. Ohne ein von innen heraus arbeitendes Princip, auf mechanisch allmälig einwirkenden Wegen, bleibt er unerreichbar. Treffen aber auch nicht überall so befördernde Umstände zusammen, so haben doch alle Völker bei ihrer Sprachbildung nur immer eine und dieselbe Tendenz. Alle wollen das Richtige, Naturgemäſse und daher Höchste. Dies bewirkt die sich an und in ihnen entfaltende Sprache von selbst und ohne ihr Zuthun, und es ist nicht denkbar, daſs eine Nation gleichsam absichtlich z. B. nur die materielle Bedeutung bezeichnete, die grammatischen Beziehungen aber der Lautbezeichnung entzöge. Da indeſs die Sprache, die, um hier einen schon im Vorigen gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, der Mensch nicht sowohl bildet, als vielmehr in ihren, wie von selbst hervorgehenden, Entwicklungen mit einer Art freudigen Erstaunens an sich entdeckt, durch die Umstände, in welchen sie in die Erscheinung tritt, in ihrem Schaffen bedingt wird, so erreicht sie nicht überall das gleiche Ziel, sondern fühlt sich, nicht ausreichend, an einer, nicht in ihr selbst liegenden Schranke. Die Nothwendigkeit aber demungeachtet, immer ihrem allgemeinen Zwecke zu genügen, treibt sie, wie es auch sein möge, von jener Schranke aus nach einer hierzu tauglichen Gestaltung. So entsteht die concrete Form der verschiedenen menschlichen Sprachen, und enthält, insofern sie vom gesetzmäſsigen Baue abweicht, daher immer zugleich einen negativen, die Schranke des Schaffens bezeichnenden, und einen positiven, das unvollständig Erreichte dem allgemeinen Zwecke zuführenden Theil. In dem negativen lieſse sich nun wohl eine stufenartige Erhebung nach dem Grade, in welchem die schöpferische Kraft der Sprache ausgereicht hätte, denken. Der positive aber, in welchem der oft sehr kunstvolle individuelle Bau auch der unvollkommneren Sprachen liegt, erlaubt bei weitem nicht immer so einfache Bestimmungen. Indem hier mehr oder weniger Übereinstimmung und Entfernung vom gesetzmäſsigen Baue zugleich vorhanden ist, muſs man sich oft nur bei einem Abwägen der Vorzüge und Mängel begnügen. Bei dieser, wenn der Ausdruck erlaubt ist, anomalen Art der Spracherzeugung wird oft ein einzelner Sprachtheil mit einer gewissen Vorliebe vor andren ausgebildet, und es liegt hierin häufig gerade der charakteristische Zug einzelner Sprachen. Natürlich aber kann sich alsdann die wahre Reinheit des richtigen Princips in keinem Theile aussprechen. Denn dieses fordert gleichmäſsige Behandlung aller, und würde, könnte es einen Theil wahrhaft durchdringen, sich von selbst auch über die anderen ergieſsen. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist daher ein gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. Selbst die Chinesische kann eine solche doch nicht vollkommen erreichen, da auch sie in einigen, allerdings nicht zahlreichen Fällen dem Principe der Wortfolge mit Partikeln zu Hülfe kommen muſs.

Wenn den unvollkommneren Sprachen die wahre Einheit eines, sie von innen aus gleichmäſsig durchstrahlenden Principes mangelt, so liegt es doch in dem hier geschilderten Verfahren, daſs jede demungeachtet einen festen Zusammenhang und eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende Einheit besitzt. Ohne Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar; und so wie die Menschen sprechen, fassen sie nothwendig ihr Sprechen in eine solche Einheit zusammen. Dies geschieht bei jedem inneren und äuſseren Zuwachs, welchen die Sprache erhält. Denn ihrer innersten Natur nach, macht sie ein zusammenhängendes Gewebe von Analogieen aus, in dem sich das fremde Element nur durch eigene Anknüpfung festhalten kann.

Die hier gemachten Betrachtungen zeigen zugleich, welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag, und lassen folglich an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classification der Sprachen verzweifeln. Eine solche ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt, ausführbar, verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll. Die Aufstellung eines nur irgend vollständigen Systems ihres Zusammenhanges und ihrer Verschiedenheiten wäre, ständen derselben auch nicht die so eben angegebenen allgemeinen Schwierigkeiten im Wege, doch bei dem jetzigen Zustande der Sprachkunde unmöglich. Eine nicht unbedeutende Anzahl noch gar nicht unternommener Forschungen müſste einer solchen Arbeit nothwendig vorausgehen. Denn die richtige Einsicht in die Natur einer Sprache erfordert viel anhaltendere und tiefere Untersuchungen, als bisher noch den meisten Sprachen gewidmet worden sind.

Dennoch finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Classen zu bilden scheinen. Ich habe weiter oben (§. 21.) von der Wichtigkeit gesprochen, dem Verbum eine, seine wahre Function formal charakterisirende Bezeichnung zu geben. In dieser Eigenthümlichkeit nun unterscheiden sich Sprachen, welche sonst, dem Ganzen ihrer Bildung nach, auf gleicher Stufe zu stehen scheinen. Es ist natürlich, daſs die Partikel-Sprachen, wie man diejenigen nennen könnte, welche die grammatischen Beziehungen zwar durch Sylben oder Wörter bezeichnen, allein diese gar nicht, oder nur locker und verschiebbar anfügen, keinen ursprünglichen Unterschied zwischen Nomen und Verbum feststellen. Bezeichnen sie auch einige einzelne Gattungen des ersteren, so geschieht dies nur in Beziehung auf bestimmte Begriffe und in bestimmten Fällen, nicht im Sinne grammatischer Absonderung durchgängig. Es ist daher in ihnen nicht selten, daſs jedes Wort, ohne Unterschied, zum Verbum gestempelt werden, dagegen auch wohl jede Verbalflexion zugleich als Participium gelten kann. Sprachen nun, die hierin einander gleich sind, unterscheiden sich dennoch wieder dadurch, daſs die einen das Verbum mit gar keinem, seine eigenthümliche Function der Satzverknüpfung charakterisirenden Ausdruck ausstatten, die anderen dies wenigstens durch die ihm in Abkürzungen oder Umänderungen angefügten Pronomina thun, den schon im Obigen öfters berührten Unterschied zwischen Pronomen und Verbalperson festhaltend. Das erstere Verfahren beobachtet z. B. die Barmanische Sprache, soweit ich sie genauer beurtheilen kann, auch die Siamesische, die Mandschuische und Mongolische, insofern sie die Pronomina nicht zu Affixen abkürzen, die Sprachen der Südsee-Inseln, und groſsentheils auch die übrigen Malayischen des westlichen Archipelagus, das letztere die Mexicanische, die Delaware-Sprache und andere Amerikanische. Indem die Mexicanische dem Verbum das regierende und regierte Pronomen, bald in concreter, bald in allgemeiner Bedeutung, beigiebt, drückt sie wirklich auf eine geistigere Weise seine nur ihm angehörende Function durch die Richtung auf die übrigen Haupttheile des Satzes aus. Bei dem ersteren dieser beiden Verfahren können Subject und Prädicat nur so verknüpft werden, daſs man die Verbalkraft durch Hinzufügung des Verbums sein andeutet. Meistentheils aber wird dasselbe bloſs hinzugedacht; was in Sprachen dieses Verfahrens Verbum heiſst, ist nur Participium oder Verbalnomen, und kann, wenn auch Genus des Verbums, Tempus und Modus daran ausgedrückt sind, vollkommen so gebraucht werden. Unter Modus verstehen aber diese Sprachen nur die Fälle, wo die Begriffe des Wünschens, Befürchtens, des Könnens, Müssens u. s. f. Anwendung finden. Der reine Conjunctivus ist ihnen in der Regel fremd. Das durch ihn, ohne Hinzukommen eines materiellen Nebenbegriffs, ausgedrückte ungewisse und abhängige Setzen kann in Sprachen nicht angemessen bezeichnet werden, in welchen das einfache actuale Setzen keinen formalen Ausdruck findet. Dieser Theil des angeblichen Verbums ist alsdann mehr oder weniger sorgfältig behandelt und zu Worteinheit verschmolzen. Der hier geschilderte Unterschied ist aber genau derselbe, als wenn man das Verbum in seine Umschreibung auflöst, oder es in seiner lebendigen Einheit gebraucht. Das erstere ist mehr ein logisch geordnetes, das letztere ein sinnlich bildendes Verfahren; und man glaubt, wenn man sich in die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen versetzt, zu sehen, was in dem Geiste der Völker, welchen nur das auflösende eigenthümlich ist, vorgehen muſs. Die andren, so wie die Sprachen gesetzmäſsiger Bildung, bedienen sich beider nach Verschiedenheit der Umstände. Die Sprache kann, ihrer Natur nach, den sinnlich bildenden Ausdruck der Verbalfunction nicht ohne groſse Nachtheile aufgeben. Auch wird in der That, selbst bei den Sprachen, welche, wie man offenherzig gestehen muſs, an wirklicher Abwesenheit des wahren Verbums leiden, der Nachtheil dadurch verringert, daſs bei einem groſsen Theile von Verben die Verbalnatur in der Bedeutung selbst liegt, und daher der formale Mangel materiell ersetzt wird. Kommt nun noch, wie im Chinesischen, hinzu, daſs Wörter, welche beide Functionen, des Nomens und des Verbums, übernehmen könnten, durch den Gebrauch nur zu Einem gestempelt sind, oder daſs sie ihre Geltung durch die Betonung anzeigen können, so hat sich die Sprache auf einem andren Wege noch mehr wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Unter allen, mir genauer bekannten Sprachen mangelt keiner so sehr die formale Bezeichnung der Verbalfunction, als der

Barmanischen (1). Carey bemerkt ausdrücklich in seiner Grammatik, daſs in der Barmanischen Sprache Verba kaum anders, als in Participialformen, gebraucht werden, indem, setzt er hinzu, dies hinreichend sei, jeden durch ein Verbum auszudrückenden Begriff anzudeuten. An einer andren Stelle spricht er dem Barmanischen alle Verba ganz und gar ab (2). Diese Eigenthümlichkeit wird aber erst ganz verständlich, wenn man sie im Zusammenhange mit dem übrigen Bau der Sprache betrachtet.

Die Barmanischen Stammwörter erfahren keine Veränderung durch die Anfügung grammatischer Sylben. Die einzigen Buchstabenveränderungen in der Sprache sind die Verwandlung des ersten aspirirten Buchstaben in einen unaspirirten, da wo ein aspirirter verdoppelt wird; und bei der Verbindung von zwei einsylbigen Stammwörtern zu Einem Worte, oder der Wiederholung des nämlichen, der Übergang des dumpfen Anfangsconsonanten des zweiten in den unaspirirten tönenden. Auch im Tamulischen (1) werden *k*, *t* (sowohl das linguale, als dentale) und *p* in der Mitte der Wörter zu *g*, *d* und *b*. Der Unterschied ist nur, daſs im Tamulischen der Consonant dumpf bleibt, wenn er sich doppelt in der Wortmitte befindet, da hingegen im Barmanischen die Umwandlung auch dann statt findet, wenn das erste beider Stammwörter mit einem Consonanten schlieſst. Das Barmanische erhält daher in jedem Falle die gröſsere Einheit des Wortes durch die gröſsere Flüssigkeit des hinzutretenden Consonanten (2).

---

(1) Der Name, den die Barmanen sich selbst geben, ist Mranmâ. Das Wort wird aber gewöhnlich Mrammâ geschrieben, und Byammâ ausgesprochen. (Judson. *h. v.*) Wenn es erlaubt ist, diesen Namen geradezu aus der Bedeutung seiner Elemente zu erklären, so bezeichnet er einen kräftigen, starken Menschenschlag. Denn *mran* heiſst schnell, und *mâ* hart, wohl, gesund sein. Von diesem einheimischen Worte sind ohne Zweifel die verschiedenen für das Volk und das Land üblichen Schreibungen entstanden, unter welchen Barma und Barmanen die richtige ist. Wenn Carey und Judson Burma und Burmanen schreiben, so meinen sie denselben, dem Consonanten inhärirenden Laut, und bezeichnen diesen nur auf eine falsche, jetzt allgemein aufgegebene Weise. Man vergleiche auch Berghaus. Asia. Gotha. 1832. I. Lieferung. Nr. 8. Hinterindien. S. 77. und Leyden. (*Asiat. res.* X. 232.)

(2) *A Grammar of the Burman language.* Serampore. 1814. S. 79. §. 1. S. 181. Vorzüglich auch in der Vorrede S. 8. 9. Diese Grammatik hat Felix Carey, den ältesten Sohn des William Carey, des Lehrers mehrerer Indischen Sprachen am Collegium in Fort William, dem wir eine Reihe von Grammatiken Asiatischer Sprachen verdanken, zum Verfasser. Felix Carey starb leider schon im Jahre 1822. (*Journ. Asiat.* III. 59.) Sein Vater ist ihm im Jahre 1834 gefolgt.

---

(1) Anderson's Grammatik in der Tafel des Alphabets.

(2) In beiden Sprachen ändert sich wegen dieses Wechsels der Aussprache der Buchstabe in der Schrift nicht, obgleich die Barmanische, was der Fall der Tamulischen nicht ist, Zeichen für alle tönenden Buchstaben besitzt. Der Fall, daſs die Aussprache sich von der Schrift entfernt, ist im Barmanischen häufig. Ich habe über die hauptsächlichste dieser Abweichungen in den einsylbigen Stammwörtern, wo z. B. das geschriebene *kak* in der Aussprache *ket* lautet, in meinem Briefe an Herrn Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500.) über die Polynesischen Alphabete die Vermuthung gewagt, daſs die Beibehaltung der von der Aussprache verschiedenen Schrift einen etymologischen Grund habe, und bin auch noch jetzt dieser Meinung. Die Sache scheint mir nämlich die, daſs die Aussprache nach und nach von der Schrift abgewichen ist, daſs man aber, um die ursprüngliche Gestalt des Wortes kenntlich zu erhalten, diesen Abweichungen in der Schrift nicht gefolgt ist. Leyden scheint dieselbe Ansicht über diesen Punkt gehabt zu haben, da er (*Asiat. res.* X. 237.) den Barmanen eine weichlichere, minder articulirte und mit der gegenwärtigen Rechtschreibung der Sprache weniger übereinkommende Aussprache, als den Rukhéng, den Bewohnern von Aracan (bei Judson: Rariñ), zuschreibt. Es liegt aber auch in der Natur der Sache, daſs es nicht füglich anders damit sein kann. Wäre in dem oben angeführten Beispiele nicht früher wirklich *kak* gesprochen worden, so würde sich auch diese Endung nicht in der Schrift befinden. Denn es ist ein gewisser, und auch neuerlich von Hrn. Lepsius in seiner an scharfsinnigen Bemerkungen und feinen Beobachtungen reichen Schrift über die Paläographie als Mittel für die Sprachforschung S. 6. 7. 89. genügend ausgeführter Grundsatz, daſs nichts in der Schrift dargestellt wird, was sich nicht in irgend einer Zeit in der Aussprache gefunden hat. Nur die Umkehrung dieses Satzes halte ich für mehr als zweifelhaft, da es nicht leicht zu widerlegende Beispiele giebt, daſs die Schrift, wie auch sehr begreiflich ist, nicht immer die ganze Aussprache darstellt. Daſs im Bar-

Der Barmanische Wortbau beruht (mit Ausnahme der Pronomina und der grammatischen Partikeln) auf einsylbigen Stammwörtern und aus denselben gebildeten Zusammensetzungen. Von den Stammwörtern lassen sich zwei Classen unterscheiden. Die einen deuten Handlungen und Eigenschaften an, und beziehen sich daher auf mehrere Gegenstände. Die andren sind Benennungen einzelner Gegenstände, lebendige Geschöpfe oder leblose Dinge. So liegt also hier Verbum, Adjectivum und Substantivum in der Bedeutung der Stammwörter. Auch besteht der eben angegebene Unterschied dieser Wörter nur in ihrer Bedeutung, nicht in ihrer Form; *é*, kühl sein, erkalten, *kû*, umgeben, verbinden, helfen, *mâ*, hart, stark, gesund sein, sind nicht anders geformt, als *lê*, der Wind, *rê* (ausgesprochen *yé* (1)), das Wasser,

---

manischen diese Lautveränderungen nur durch flüchtiger werdende Aussprache entstanden sind, beweist Carey's ausdrückliche Bemerkung, daſs die von der Schrift abweichenden Endungen der einsylbigen Wörter durchaus nicht rein, sondern sehr dunkel und kaum dem Ohre recht unterscheidbar ausgesprochen werden. Der palatale Nasallaut wird sogar nicht ungewöhnlich in der Aussprache in diesen Fällen am Ende der Wörter ganz weggelassen. Daher kommt es, daſs die in mehreren grammatischen Beziehungen gebrauchte geschriebene Sylbe *thang* in der Aussprache bei Carey bald *theen* (nämlich so, daſs *ee* für ein langes *i* gilt. Tabelle nach S. 20.), bald *thee* (S. 36. §. 105.), bei Hough, in seinem Englisch-Barmanischen Wörterbuche, gewöhnlich *the* (S. 14.) lautet, so daſs die Verkürzung bald stärker, bald geringer zu sein scheint. In einem andren Punkte läſst sich historisch beweisen, daſs die Schrift die Aussprache eines andren Dialekts, und vermuthlich eines älteren, bewahrt. Das Verbum sein wird *hri* geschrieben und bei den Barmanen *shi* ausgesprochen. In Aracan dagegen lautet es *hi*; und der Volksstamm dieser Provinz wird für älter und früher civilisirt, als der der Barmanen, gehalten. (Leyden. *Asiat. res.* X. 222. 237.)

(1) Nämlich nach Hough; das *r* wird bald wie *r*, bald wie *y* ausgesprochen, und es scheint hierüber keine sichere Regel zu geben. Klaproth (*Asia polyglotta.* S. 369.) schreibt das Wort *ji*, nach Französischer Aussprache, giebt aber nicht an, woher er seine Barmanischen Wörter genommen hat. Da die Aussprache oft von der Schreibung abweicht, so schreibe ich die Barmanischen Wörter genau nach der letzteren, so daſs man nach der, im Anfange dieser Schrift gegebenen Erläuterung

lû, der Mensch. Carey hat die Beschaffenheit und Handlung andeutenden Stammwörter in ein besonderes alphabetisches Verzeichniſs gebracht, welches seiner Grammatik angehängt ist, und hat sie ganz wie die Wurzeln des Sanskrit behandelt. Auf der einen Seite lassen sie sich in der That damit vergleichen. Denn sie gehören in ihrer ursprünglichen Gestalt keinem einzelnen Redetheile an, und erscheinen auch in der Rede nur mit den grammatischen Partikeln, welche ihnen ihre Bestimmung in derselben geben. Es wird auch eine groſse Zahl von Wörtern von ihnen abgeleitet, was schon aus der Art der durch sie bezeichneten Begriffe natürlich herflieſst. Allein genau erwogen, haben sie durchaus eine andere Natur, als die Sanskritischen Wurzeln, da die grammatische Behandlung der ganzen Sprache nur Stammwörter und grammatische Partikeln an einander reiht, und keine verschmolzenen Wortganze bildet, ebendarum auch nicht bloſse Ableitungssylben mit Stammlauten verbindet. Auf diese Weise erscheinen die Stammwörter in der Rede nicht als untrennbare Theile verbundener Wortformen, sondern wirklich in ihrer ganzen unveränderten Gestalt, und es bedarf keiner künstlichen Abtrennung derselben aus gröſseren, in sich verschmolzenen Formen. Die Ableitung aus ihnen ist auch keine wahre Ableitung, sondern bloſse Zusammensetzung. Die Substantiva endlich haben zum gröſsten Theil nichts, was sie von

---

über die Umschreibung des Barmanischen Alphabets jedes von mir angeführte Wort genau in die Barmanischen Schriftzeichen zurückübertragen kann. In Parenthese gebe ich alsdann die Aussprache da, wo sie abweicht und mir mit Sicherheit bekannt ist. Ein H. an dieser Stelle deutet an, daſs Hough die Aussprache angiebt. Ob Klaproth in der *Asia polyglotta* der Schrift oder der Aussprache folgt, ist nicht deutlich zu sehen. So schreibt er S. 375. für Zunge *la* und für Hand *lak*. Das erstere Wort ist aber in der Schrift *hlyâ*, in der Aussprache *shyâ*, das letztere in der Schrift *lak*, in der Aussprache *let*. Das bei ihm für Zunge angegebene *ma* finde ich in meinen Wörterbüchern gar nicht.

ihnen unterscheidet, und lassen sich meistens nicht von ihnen ableiten. Im Sanskrit ist wenigstens, seltene Fälle ausgenommen, die Form der Nomina von der Wurzelform verschieden, wenn es auch mit Recht unstatthaft genannt werden mag, alle Nomina durch Unâdi-Suffixa von den Wurzeln abzuleiten. Die angeblichen Barmanischen Wurzeln verhalten sich daher eigentlich wie die Chinesischen Wörter, verrathen aber allerdings, mit dem übrigen Baue der Sprache zusammengenommen, eine gewisse Annäherung zu den Sanskritischen Wurzeln. Sehr häufig hat die angebliche Wurzel, ohne alle Veränderung, auch daneben die Bedeutung eines Substantivums, in welchem ihre eigenthümliche Verbalbedeutung mehr oder weniger klar hervortritt. So heiſst *mai* schwarz sein, drohen, schrecken, und die Indigopflanze, *nè* bleiben, fortwähren, und die Sonne, *pauñ*, zur Verstärkung, hinzufügen, daher verpfänden, und die Lende, Hinterkeule bei Thieren. Daſs bloſs die grammatische Kategorie durch eine Ableitungssylbe aus der Wurzel verändert und bezeichnet werde, finde ich nur in einem einzigen Falle; wenigstens unterscheidet sich nur dieser, dem Anblicke nach, von der sonst gewöhnlichen Zusammensetzung. Es werden nämlich durch Präfigirung eines *a* aus Wurzeln Substantiva, nach Hough (*Voc.* S. 20.) auch Adjectiva, gebildet: *a-chá*, Speise, Nahrungsmittel, von *chá*, essen; *a-myak* (*amyet* H.), Ärger, von *myak*, ärgerlich sein, sich ärgern; *a-pan:*, ein abmattendes Geschäft, von *pan:*, mit Mühe athmen; *chang* (*chí*), in eine ununterbrochene Reihe stellen, und *a-chang*, Ordnung, Methode. Dies vorschlagende *a* wird aber wieder abgeworfen, wenn das Substantivum als eines der letzten Glieder in ein Compositum tritt. Diese Abwerfung findet aber auch, wie wir weiter unten bei *ama* sehen werden, in Fällen statt, wo das *a* gewiſs keine Ableitungssylbe aus einer Wurzel ist. Es giebt auch Substantiva, welche ohne Änderung der Bedeutung diesen Vorschlag bald haben, bald entbehren. So lautet das oben angeführte *pauñ*, Lende, auch bisweilen *apauñ.* Man kann daher doch dies *a* keiner wahren Ableitungssylbe gleichstellen.

In Zusammensetzungen sind theils zwei Beschaffenheits- oder Handlungswörter (Carey's Wurzeln), theils zwei Nomina, theils endlich ein Nomen mit einer solchen Wurzel verbunden. Der erste Fall wird oft an der Stelle eines Modus des Verbums, z. B. des Optativs, durch die Verbindung irgend eines Verbalbegriffs mit wünschen, angewandt. Es werden jedoch auch zwei Wurzeln bloſs zur Modificirung des Sinnes zusammengesetzt, und alsdann fügt die letzte demselben bisweilen kaum eine kleine Nüance hinzu; ja die Ursach der Zusammensetzung läſst sich bisweilen aus dem Sinne der einzelnen Wurzeln nicht errathen. So heiſsen *pan*, *pan-krá:* und *pan-kwá* Erlaubniſs fordern, bitten; *krá:* (*kyá:*) heiſst Nachricht empfangen und geben, dann aber auch getrennt sein, *kwá* sich trennen, nach vorheriger Verbindung geschieden werden. In andren Compositis ist die Zusammensetzung erklärlicher; so heiſst *prach-hmá:* gegen etwas sündigen, übertreten, und *prach* (*prich*) allein nach etwas hinwerfen, *hmá:* irren, auf falschem Wege sein, daher auch für sich allein sündigen. Es wird also hier durch die Zusammensetzung eine Verstärkung des Begriffs erreicht. Ähnliche Fälle finden sich in der Sprache häufiger, und zeigen deutlich, daſs dieselbe die Eigenthümlichkeit besitzt, sehr oft neben einer einfachen und daher einsylbigen Wurzel ein aus zweien zusammengesetztes und also zweisylbiges Verbum ohne alle irgend wesentliche Veränderung der Bedeutung, und so zu bilden, daſs die hinzutretende Wurzel den Begriff der anderen entweder bloſs auf etwas verschiedene Weise wiedergiebt, oder ihn auch ganz einfach wiederholt, oder endlich einen ganz allgemeinen Begriff hinzufügt (¹).

(¹) **Carey's** Grammatik hebt diese Art der Composita nicht heraus, und erwähnt derselben nicht besonders. Sie ergiebt sich aber von selbst, wenn man das Barmanische Wörterbuch prüfend durchgeht. Auch scheint **Judson** auf diese Gattung der Zusammensetzung hinzudeuten, wenn er *v. pañ* bemerkt, daſs dies Wort nur in Zusammensetzungen mit Wörtern ähnlicher Bedeutung gebraucht wird. Ich lasse, um die Thatsache genau festzustellen, hier noch einige Beispiele solcher Wörter folgen:

chi: und *chi:-nañ:*, auf etwas reiten oder fahren, *nañ:* (*neñ:* H.) für sich: auf etwas treten;

tup (*tók.* Nach Carey wird *o* wie im Englischen *yoke*, nach Hough wie im Englischen *go* ausgesprochen) und *tup-kwa*, knieen, *kwa* für sich: niedrig sein;

ná und *ná-hkaṅ* (*ná-gaṅ*), horchen, aufmerken, *hkaṅ* für sich: nehmen, empfangen;

pañ (*peñ* H.) und *pañ-pan:*, ermüdet, erschöpft sein, *pan:* für sich dasselbe. Den gleichen Sinn hat *pañ-hrá:*; *hrá:* (*shá:*) für sich heiſst: zurückweichen, aber auch: in geringer Menge vorhanden sein;

rang (*yi*), sich erinnern, auf etwas sammeln, beobachten, über etwas nachdenken, *rang-hchauñ*, dasselbe mit noch bestimmterer Bedeutung des Zielens auf etwas, des Heraushebens einer Sache, *hchauñ* für sich: tragen, halten, vollenden, *rang-pé:* dasselbe als das Vorige, *pé:* für sich: geben;

hrá (*shá*), suchen, nach etwas sehen, *hrá-kraṅ* (*shá-gyaṅ*) dasselbe, *kraṅ* für sich: denken, überlegen, nachsehen, beabsichtigen;

kan und *kan-kwak*, hindern, verstopfen, vereiteln, *kwak* (*kwet*) für sich: in einen Kreis einschlieſsen, Gränzen festsetzen;

chang (*chi*) und *chang-ká:*, zahlreich, in Überfluſs vorhanden sein, *ká:* für sich: ausbreiten, erweitern, zerstreuen;

ram: (*ran*, der Vocal wie im Englischen *pan*) und *ram:-hcha*, auf etwas rathen, versuchen, forschen, *hcha* für sich: überlegen, zweifelhaft sein. *Taí* heiſst auch für sich, und mit *hcha* verbunden, rathen, wird aber nicht allein gebraucht;

pa und *pa-tha*, einem bösen Geiste darbieten, opfern, *tha* für sich: neu machen, herstellen, aber auch: mitbringen, darbieten.

Ich habe in den obigen Beispielen Sorge getragen, immer nur mit gleichem Accent versehene Wörter mit einander zu vergleichen. Wenn aber vielleicht, worüber meine Hülfsmittel schweigen, auch Wörter verschiedenen Accentes in etymologischer Verbindung stehen können, so würden sich viel mehr Fälle dieser Zusammensetzung aufweisen, auch würde sich bisweilen die Herleitung von Wurzeln machen lassen, deren Bedeutungen dem Compositum noch besser entsprechen.

Ich werde auf diese, für den Sprachbau überhaupt wichtige Erscheinung weiter unten wieder zurückkommen. Einige solcher Wurzeln werden, auch wenn sie erste Glieder eines Compositums sind, niemals einzeln gebraucht. Von dieser Art ist *tuṅ·*, das immer nur zusammen mit *wap* (*wet*) vorkommt, obgleich beide Wurzeln die Bedeutung des Compositums, sich aus Verehrung verneigen, an sich tragen. Man sagt auch umgekehrt *wap-tuṅ·*, allein in verstärktem Sinn: auf der Erde kriechen, vor Vornehmen liegen. Bisweilen dienen auch Wurzeln dergestalt zu Zusammensetzungen, daſs nur ein Theil ihrer Bedeutung in das Compositum übergeht, und nicht darauf geachtet wird, daſs der Überrest derselben mit dem andren Gliede der Zusammensetzung in Widerspruch steht. So wird *hchwat*, sehr weiſs sein, nach Judson's ausdrücklicher Bemerkung, auch als Verstärkung mit Wörtern andrer Farben gebraucht. Wie mächtig die Zusammensetzung auf das einzelne Wort wirkt, sieht man endlich auch daraus, daſs Judson bei dem oben dagewesenen Worte *hchauñ* bemerkt, daſs dasselbe bisweilen durch die Verbindung, in welcher es steht, eine besondere Bedeutung (*a specific meaning*) erhält.

Wo Nomina mit Wurzeln verbunden sind, stehen die letzteren gewöhnlich hinter den ersteren: *lak-tat* (*let-tat* H.), ein Künstler, Verfertiger, von *lak* (*let* H.), die Hand, und *tat*, in etwas geschickt sein, etwas verstehen. Diese Zusammensetzungen kommen alsdann mit den Sanskritischen überein, wo, wie in धर्मविद्, *dharma-wid*, eine Wurzel als letztes Glied an ein Nomen gefügt ist. Oft aber wird in diesen Zusammensetzungen auch bloſs die Wurzel im Sinne eines Adjectivums genommen, und dann entsteht nur insofern ein Compositum, als die Barmanische Sprache ein mit seinem Substantivum verbundenes Adjectivum immer als ein solches betrachtet: *nwá:-kauñ*, Kuh gute (genau: gut sein). Ein Compositum dieser Art im eigentlicheren Sinne des Worts ist *lū-chu*, Menschenmenge, von *lū*, Mensch, und *chu*, sich versammeln. Bei der Zusammensetzung der Nomina unter einander finden sich Fälle, wo dasjenige, welches das letzte Glied ausmacht, sich so von seiner ursprünglichen Bedeutung entfernt, daſs es zu einem Suffix allgemeiner Bedeutung wird. So wird *ama*, Weib, Mutter (1), mit Wegwerfung des *a*, zu *ma* abgekürzt, und fügt dann dem ersten Gliede des Compositums die Bedeutung des Groſsen, Vornehmsten, Hauptsächlichen hinzu: *tak* (*tet*), das Ruder, aber *tak-ma*, das hauptsächliche Ruder, das Steuerruder.

Zwischen dem Nomen und dem Verbum giebt es in der Sprache keinen ursprünglichen Unterschied. Erst in der Rede wird derselbe durch die an das Wort geknüpften Partikeln bestimmt; man kann aber nicht, wie im Sanskrit, das Nomen an bestimmten Ableitungssylben erkennen, und der Begriff einer zwischen der Wurzel und dem flectirten Nomen stehenden Grundform fällt im Barmanischen gänzlich hinweg. Höchstens machen hiervon die durch Präfigirung eines *a* gebildeten, weiter oben erwähnten, Substantiva eine Ausnahme. Alle grammatische Bildung von Substantiven und Adjectiven besteht in deutlicher Zusammensetzung, wo das letzte Glied dem Begriff des ersten einen allgemeineren hinzufügt, es sei nun, daſs das erste eine Wurzel, oder ein Nomen ist. Im ersteren Fall entstehen aus den Wurzeln Nomina, im letzteren werden mehrere Nomina unter Einen Begriff, gleichsam unter eine Classe, zusammengestellt. Es fällt in die Augen, daſs das letzte Glied dieser Zusammensetzungen nicht eigentlich ein Affixum genannt werden könne, obgleich es in der Barmanischen Grammatik immer diesen Namen trägt. Das wahre Affixum zeigt durch die Lautbehandlung in der Worteinheit an, daſs es den bedeutsamen Theil des Wortes, ohne ihm etwas materielles hinzuzufügen, in eine bestimmte Kategorie versetzt. Wo, wie hier, eine solche Lautbehandlung fehlt, ist diese Versetzung nicht symbolisch in den Laut übergegangen, sondern der Sprechende muſs sie aus der Bedeutung des angeblichen Affixes oder aus dem angenommenen Sprachgebrauch erst hineinlegen. Diesen Unterschied muſs man bei Beurtheilung der ganzen Barmanischen Sprache wohl im Auge behalten. Sie drückt Alles, oder doch das Meiste von dem aus, was durch Flexion angedeutet werden kann, überall aber fehlt ihr der wahre symbolische Ausdruck, durch welchen die Form in die Sprache übergeht, und wieder aus ihr in die Seele zurückkehrt. Daher findet man in Carey's Grammatik unter dem Titel der Bildung der Nomina die verschiedensten Fälle neben einander gestellt, abgeleitete Nomina, rein zusammengesetzte, Gerundia, Participia u. s. f., und kann diese Zusammenstellung nicht einmal wahrhaft tadeln, da in allen diesen Fällen Wörter durch ein angebliches Affixum unter Einen Begriff und, soviel die Sprache Worteinheit besitzt, auch in Ein Wort zusammengefaſst werden. Es ist auch nicht zu läugnen, daſs der beständig wiederkehrende Gebrauch dieser Zusammensetzungen im Geiste der Sprechenden die letzten Glieder derselben den wahren Affixen näher bringt, besonders wenn, wie im Barmanischen wirklich bisweilen der Fall ist, die sogenannten Affixa gar keine für sich anzugebende Bedeutung, oder in ihrer Selbstständigkeit eine solche haben, die sich in ihrer Affigirung gar nicht, oder nur sehr entfernt, wiederfinden läſst. Beide Fälle, von denen sich aber der letztere, da die Ideenverbindungen so mannigfaltig sein können, nicht immer mit völliger Bestimmtheit beurtheilen läſst, kommen in der Sprache, wie man bei der Durchgehung des Wörterbuchs sieht, nicht selten vor, ob sie gleich auch nicht die häufigeren sind. Diese Neigung zur Zusammensetzung der Affigirung beweist sich auch dadurch, daſs, wie wir schon oben sahen, eine bedeutende Anzahl der Wurzeln und Nomina niemals auſser dem Zustande der Zusammensetzung selbstständig gebraucht wird, ein Fall, der sich auch in andren Sprachen, namentlich im Sanskrit, wiederfindet. Ein vielfältig gebrauchtes, und allemal die Verwandlung einer Wurzel, mithin eines Verbums, in ein Nomen mit sich führendes Affix ist *hkyañ:* (1). Es bringt den abstracten Begriff des Zustandes, welchen das Verbum enthält, hervor, die als Sache gedachte Handlung: *ché*, senden, *chê-hkyañ:* (*chè-gyeñ:*), Sendung. Als für sich stehendes Verbum heiſst *hkyañ:* bohren, durchstechen, durchdringen, wozwischen und seinem Sinne als Affixum gar kein Zusammenhang zu entdecken ist. Unstreitig liegen aber diesen heutigen concreten Bedeutungen verloren gegangene allgemeine zum Grunde. Alle übrigen, Nomina bildenden Affixa sind, soviel ich sie übersehen kann, mehr particulärer Natur.

---

(1) So erklärt Judson (*v. ma*) das Wort *ama*. Bei diesem Worte selbst aber giebt er nur die Bedeutung Weib, ältere Schwester oder Schwester überhaupt; Mutter lautet bei ihm eigentlich *ami*.

Die Behandlung des Adjectivums ist allein aus der Zusammensetzung zu erklären, und beweist recht augenscheinlich, wie die Sprache immer dies Mittel bei der grammatischen Bildung vor Augen hat. An und für sich kann das Adjectivum nichts, als die Wurzel selbst, sein. Seine grammatische Beschaffenheit erlangt es erst in der Zusammensetzung mit einem Substantivum, oder wenn es absolut hingestellt wird, wo es, wie die Nomina, ein präfigirtes *a* annimmt. Bei der Verbindung mit einem Substantivum kann es vor demselben vorausgehen, oder ihm nachfolgen, muſs sich aber in dem ersteren Falle durch eine Verbindungspartikel (*thang* oder *thau*) demselben anschlieſsen. Den Grund dieses Unterschiedes glaube ich in der Natur der Zusammensetzung zu finden. Bei dieser muſs das letzte Glied allgemeinerer Natur sein, und das erste in seinen gröſseren Umfang aufnehmen können. Bei der Verknüpfung eines Adjectivums mit einem Substantivum hat aber jenes den gröſseren Umfang, und bedarf daher eines seiner Natur angemessenen Zusatzes, um sich an das Substantivum anzufügen. Jene Verbindungspartikeln, von denen ich weiter unten ausführlicher reden werde, erfüllen diesen Zweck; und die Verbindung heiſst nun nicht sowohl z. B. ein guter Mann, als: ein gut seiender, oder ein Mann, der gut ist, nur daſs im Barmanischen diese Begriffe umgekehrt (gut, welcher, Mann) auf einander folgen. Das angebliche Adjectivum wird auf diese Weise ganz als Verbum behandelt; denn wenn auf der einen Seite *kauñ:-thang-lû* der gute Mensch heiſst, so würden, für sich stehend, die beiden ersten Elemente des Compositums er ist gut heiſsen. Noch deutlicher erscheint dies dadurch, daſs man ganz auf dieselbe Weise einem Substantivum, statt eines bloſsen Adjectivums, ein vollkommenes, sogar mit dem von ihm regierten Worte versehenes, Verbum vorausschicken kann; der in der Luft fliegende Vogel lautet in Barmanischer Wortfolge: Luftraum in fliegen (Verbindungspartikel) Vogel. Bei dem nachstehenden Adjectivum kommt die Stellung der Begriffe mit den Zusammensetzungen überein, wo eine als letztes Glied stehende Wurzel, wie besitzen, wägen, würdig sein, mit andren Wörtern, durch ihre Bedeutung modificirte Nomina bildet.

---

(1) Carey. S. 144. §. 8. schreibt *hkrañ*, und giebt dem Worte keinen Accent. Ich bin Judson's Schreibung gefolgt.

In der Verbindung der Rede werden die Beziehungen der Wörter auf einander durch Partikeln angezeigt. Es ist daher begreiflich, daſs diese beim Nomen und Verbum verschieden sind. Indeſs ist dies nicht einmal immer der Fall, und Nomen und Verbum fallen dadurch noch mehr in eine und dieselbe Kategorie. Die Verbindungspartikel *thang* ist zugleich das wahre Nominativzeichen, und bildet auch den Indicativ des Verbums. In diesen beiden Functionen findet sie sich in der kurzen Redensart ich thue, *ñā-thang pru-thang*, dicht neben einander. Hier liegt offenbar dem Gebrauche des Wortes eine andere Ansicht, als die gewöhnliche Bedeutung der grammatischen Formen, zum Grunde, und wir werden diese weiter unten aufsuchen. Dieselbe Partikel wird aber als Endung des Instrumentalis aufgeführt, und steht auf diese Weise in folgender Redensart: *lû-tat-thang hchauk-thang-im*, das durch einen geschickten Mann gebaute Haus. Das erste dieser beiden Wörter enthält das Compositum aus Mann und geschickt, welchem darauf das angebliche Zeichen des Instrumentalis folgt. Im zweiten findet sich die Wurzel bauen, hier im Sinne von gebaut sein, auf die im Vorigen angegebene Weise als Adjectivum vermittelst der Verbindungspartikel *thang* dem Substantivum *im* (*ieng* H.), Haus, vorn angefügt. Es wird mir nun sehr zweifelhaft, ob der Begriff des Instrumentalis wirklich ursprünglich in der Partikel *thang* liegt, oder ob erst später grammatische Ansicht ihn hineintrug, da ursprünglich im ersten jener Worte bloſs der Begriff des geschickten Mannes lag, und es dem Hörer überlassen blieb, die Beziehung hinzuzudenken, in welcher derselbe hier vor das zweite Wort gestellt wurde. Auf ähnliche Art giebt man *thang* auch als Genitivzeichen an. Wenn man die groſse Zahl von Partikeln, welche angeblich als Casus die Beziehungen des Nomens ausdrücken, zusammennimmt, so sieht man deutlich, daſs Pali-Grammatiker, welchen überhaupt die Barmanische Sprache ihre wissenschaftliche Anordnung und Terminologie verdankt, bemüht gewesen sind, sie unter die acht Casus des Sanskrit und ihrer Sprache zu vertheilen, und eine Declination zu bilden. Genau genommen, ist aber eine solche der Sprache fremd, die bloſs in Rücksicht auf die Bedeutung der Partikeln, durchaus nicht auf den Laut des Nomens, die angeblichen Casusendungen gebraucht. Jedem Casus werden mehrere zugetheilt, die aber wieder jede eigne Nüancen des Beziehungsbegriffes ausdrücken. Einige bringt Carey auch noch, nach Aufstellung seiner Declination, abgesondert nach. Zu einigen dieser Casuszeichen gesellen sich auch, bald vorn, bald hinten, andere, den Sinn der Beziehung genauer bestimmende. Übrigens folgen dieselben allemal dem Nomen nach; und zwischen diesem und ihnen stehen, wenn sie vorhanden sind, die Bezeichnung des Geschlechts und die des Plurals. Die letztere dient, so wie alle Casuszeichen, auch bei dem Pronomen, und es giebt keine eigne Pronomina für wir, ihr, sie. Die Sprache scheidet also Alles nach der Bedeutsamkeit, verbindet nichts durch den Laut, und stöſst dadurch sichtbar das natürliche und ursprüngliche Streben des inneren Sprachsinns, aus Genus, Numerus und Casus vereinte Lautmodificationen des materiell bedeutsamen Wortes zu machen, zurück. Die ursprüngliche Bedeutung der Casuszeichen läſst sich indeſs nur bei wenigen nachweisen, selbst bei dem Pluralzeichen *tó·* (*do* H.) nur dann, wenn man mit Nichtbeachtung der Accente es von *tó:*, vermehren, hinzufügen, abzuleiten unternimmt. Die persönlichen Pronomina erscheinen immer nur in selbstständiger Form, und dienen niemals, abgekürzt oder verändert, als Affixe.

Das Verbum ist, wenn man das bloſse Stammwort betrachtet, allein durch seine materielle Bedeutung kenntlich. Das regierende Pronomen steht allemal vor demselben, und deutet schon dadurch an, daſs es nicht zur Form des Verbums gehört, indem es sich gänzlich von den, immer auf das Stammwort folgenden, Verbalpartikeln absondert. Was die Sprache von Verbalformen besitzt, beruht ausschliefslich auf den letzteren, welche den Plural, wenn er vorhanden ist, den Modus und das Tempus angeben. Eine solche Verbalform ist dieselbe für alle drei Personen; und die einfache Ansicht des ganzen Verbums oder vielmehr der Satzbildung ist daher die, dafs das Stammwort mit seiner Verbalform ein Participium ausmacht, welches sich mit dem, von ihm unabhängig stehenden, Subject durch ein hinzugedachtes Verbum sein verbindet. Das letztere ist zwar auch in der Sprache ausdrücklich vorhanden, wird aber, wie es scheint, zu dem gewöhnlichen Verbalausdruck selten zu Hülfe genommen.

Kehren wir nun zu der Verbalform zurück, so hängt sich der Pluralausdruck unmittelbar an das Stammwort, oder an den Theil an, der mit diesem als ein und ebendasselbe Ganze angesehen wird. Es ist aber merkwürdig, und hierin liegt ein Erkennungsmittel des Verbums, dafs das Pluralzeichen der Conjugation gänzlich von dem der Declination verschieden ist. Das niemals fehlende einsylbige Pluralzeichen *kra* (*kya*) nimmt gewöhnlich, obgleich nicht immer, noch ein zweites, *kun*, verwandt mit *akun*, völlig, vollständig (¹), unmittelbar nach sich; und die Sprache beweist auch hierin ihre doppelte Eigenthümlichkeit, die grammatische Beziehung durch Zusammensetzung zu bezeichnen, und in dieser den Ausdruck, auch wo Ein Wort schon hinreichen würde, noch durch Hinzufügung eines andren zu verstärken. Doch tritt hier der nicht unmerkwürdige Fall ein, dafs einem mit verloren gegangener ursprünglicher Bedeutung zum Affixum gewordenen Worte eines von bekannter Bedeutung beigegeben wird.

Die Modi beruhen, wie schon oben erwähnt worden ist,

(¹) Hough schreibt *a-kun:*. Die Bedeutung dieses Worts kommt von der im Verbum *kun* liegenden: zum Ende kommen, welche aber von Erschöpfung gebraucht wird.

gröſstentheils auf der Verbindung von Wurzeln allgemeinerer Bedeutung mit den concreten. Auf diese Weise sich bloſs nach der materiellen Bedeutsamkeit richtend, gehen sie ganz über den logischen Umfang dieser Verbalform hinaus, und ihre Zahl wird gewissermaſsen unbestimmbar. Die Tempuszeichen folgen ihnen, bis auf wenige Ausnahmen, in der Anfügung an das eigentliche Verbum nach; das Pluralzeichen aber richtet sich nach der Festigkeit, mit welcher die den Modus anzeigende Wurzel mit der concreten als verbunden betrachtet wird, worüber eine doppelte Ansicht in dem Sprachsinne des Volks zu herrschen scheint. In einigen wenigen Fällen tritt dasselbe zwischen beide Wurzeln, in den meisten aber folgt es der letzten. Es ist offenbar, daſs die den Modus anzeigenden Wurzeln im ersteren Fall mehr von einem dunklen Gefühl der grammatischen Form begleitet sind, da hingegen im letzteren beide Wurzeln in der Vereinigung ihrer Bedeutungen gleichsam als ein und dasselbe Stammwort gelten. Unter dem, was hier Modus durch Verbindung von Wurzeln genannt wird, kommen Formen ganz verschiedener grammatischer Bedeutung vor, z. B. die Causalverba, welche durch Hinzufügung der Wurzel schicken, auftragen, befehlen gebildet werden, und Verba, deren Bedeutung andere Sprachen durch untrennbare Präpositionen modificiren.

Von Tempuspartikeln führt Carey fünf des Präsens, drei zugleich des Präsens und Präteritums, und zwei ausschlieſslich dem letzteren angehörende, dann einige des Futurums auf. Er nennt die damit gebildeten Verbalbeugungen Formen des Verbums, ohne jedoch den Unterschied des Gebrauchs der die gleiche Zeit bezeichnenden anzugeben. Daſs jedoch unter ihnen ein Unterschied gemacht wird, zeigt sich durch seine gelegentliche Äuſserung, daſs zwei, von denen er gerade spricht, wenig in der Bedeutung von einander abweichen. Von *thė:* merkt Judson an, daſs es anzeigt, daſs die Handlung noch im gegenwärtigen Augenblicke nicht fortzudauern aufgehört hat. Auſser den so aufgeführten kommen aber auch noch andere, namentlich eine für die ganz vollendete Vergangenheit, vor. Eigentlich gehören nun diese Tempuszeichen insofern dem Indicativus an, als sie an und für sich keinen anderen Modus andeuten; einige derselben dienen aber auch in der That zur Bezeichnung des Imperativus, der jedoch auch seine ganz eigenen Partikeln hat, oder durch die nackte Wurzel angedeutet wird. Judson nennt einige dieser Partikeln bloſs euphonische, oder ausfüllende. Verfolgt man sie im Wörterbuche, so sind die meisten zugleich, wenn auch in einer gar nicht, oder nur entfernt verwandten Bedeutung, wirkliche Wurzeln; und das Verfahren der Sprache ist also auch hier bedeutsame Zusammensetzung. Diese Partikeln machen, der Absicht der Sprache nach, offenbar Ein Wort mit der Wurzel aus, und man muſs die ganze Form als ein Compositum ansehen. Durch Buchstabenveränderung aber ist diese Einheit nicht angedeutet, ausgenommen darin, daſs in den oben angegebenen Fällen die Aussprache die dumpfen Buchstaben in ihre unaspirirten tönenden verwandelt. Auch dies wird von Carey nicht ausdrücklich bemerkt; es scheint aber aus der Allgemeinheit seiner Regel und der Schreibung bei Hough zu folgen, der diese Umwandlung bei allen auf diese Weise als Partikeln gebrauchten Wörtern anwendet, und z. B. das Zeichen vollendeter Vergangenheit *pri:* in der Angabe der Aussprache *byi:* schreibt. Auch eine wirklich in der geschriebenen Sprache vorkommende Zusammenziehung der Vocale zweier solcher einsylbiger Wörter finde ich in dem Futurum der Causalverba. Das Causalzeichen *chė* (die Wurzel befehlen) und die Partikel *aṅ·* des Futurums werden zu *chim·* (1). Der gleiche Fall scheint mit der zusammengesetzten Partikel des Futurums *lim·-mang* statt zu finden, wo nämlich die Partikel *lé* mit *aṅ·* zu *lim·* zusammengezogen und dann eine andere Partikel des Futurums, *mang*, hinzugesetzt wird. Ähnliche Fälle mag zwar die Sprache noch aufweisen, doch können sie, da man ihnen sonst nothwendig öfter begegnen müſste, unmöglich häufig sein. Die hier geschilderten Verbalformen lassen sich wieder durch Anfügung von Casuszeichen decliniren, dergestalt, daſs das Casuszeichen entweder unmittelbar an die Wurzel, oder an die sie begleitenden Partikeln geheftet wird. Wenn dies zwar mit der Natur der Gerundien und Participien anderer Sprachen übereinkommt, so werden wir doch weiter unten sehen, daſs die Barmanische auch noch in einer ganz eigenthümlichen Art Verba und Verbalsätze als Nomina behandelt.

Von den hier erwähnten Partikeln der Modi und Tempora muſs man eine andere absondern, welche auf die Bildung der Verbalformen den wesentlichsten Einfluſs ausübt, aber auch dem Nomen angehört, und in der Grammatik der ganzen Sprache eine wichtige Rolle spielt. Man erräth schon aus dem Vorigen, daſs ich hier das, als Nominativzeichen weiter oben erwähnte *thang* meine. Auch Carey hat diesen Unterschied gefühlt. Denn ob er gleich *thang* als die erste der Präsensformen des Verbums bildend aufführt, so behandelt er es doch unter dem Namen einer Verbindungspartikel (*connective increment*) immer ganz abgesondert. *Thang* fügt dem Verbum nicht, wie die übrigen Partikeln, eine Modification hinzu (2), ist vielmehr für seine Bedeutung unwesentlich;

---

(1) Carey. S. 116. §. 112. Judson. *v. chim·*.

(2) Dies sagt Carey ausdrücklich an mehreren Stellen seiner Grammatik. S. 96. §. 34. S. 110. §. 92. 93. Inwiefern aber seine noch weiter gehende Behauptung: das Wort besäſse gar keine Bedeutung für sich, gegründet ist, werden wir gleich sehen.

es zeigt aber an, in welchem grammatischen Sinne das Wort, dem es sich anschlieſst, genommen werden soll, und begränzt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seine grammatischen Formen. Es gehört daher beim Verbum nicht zu den bedeutsamen, sondern zu den bei der Zusammenfügung der Elemente der Rede das Verständniſs leitenden Wörtern, und kommt ganz mit dem Begriff der im Chinesischen hohl oder leer genannten Wörter überein. Wo *thang* das Verbum begleitet, stellt es sich entweder, wenn keine andere Partikel vorhanden ist, unmittelbar hinten an die Wurzel, oder folgt den andren vorhandenen Partikeln nach. In beiden Stellungen kann es durch Anheftung von Casuszeichen flectirt werden. Es zeigt sich aber hier der merkwürdige Unterschied, daſs, bei der Declination des Nomens, *thang* bloſs das Nominativzeichen ist, und bei der Anfügung der übrigen Casus nicht weiter erscheint, bei der des Participiums (denn für ein solches kann man doch hier nur das Verbum nehmen) hingegen seine Stelle behält. Dies scheint zu beweisen, daſs seine Bestimmung im letzteren Fall die ist, das Zusammengehören der Partikeln mit der Wurzel, folglich die Begränzung der Participialform anzuzeigen. Seinen regelmäſsigen Gebrauch findet es nur im Indicativus. Vom Subjunctivus ist es gänzlich ausgeschlossen, ebenso vom Imperativus; und auch noch in einigen einzelnen andren Fügungen fällt es hinweg. Nach Carey, dient es, die Participialformen mit einem folgenden Worte zu verbinden, was insofern mit meiner Behauptung übereinkommt, daſs es eine Abgränzung jener Formen von der auf sie folgenden ausmacht. Wenn man das hier Gesagte zusammennimmt und mit dem Gebrauche des Wortes beim Nomen verbindet, so fühlt man bald, daſs dasselbe nicht nach der Theorie der Redetheile erklärt werden kann, sondern daſs man, wie bei den Chinesischen Partikeln, zu seiner ursprünglichen Bedeutung zurückgehen muſs. In dieser drückt es nun den Begriff: dieses, also, aus, und wird in der That von Carey und Judson (welche nur diese Bedeutung nicht mit dem Gebrauche des Worts als Partikel in Verbindung bringen) ein Demonstrativpronomen und Adverbium genannt. In beiden Functionen bildet es, als erstes Glied, mehrere Composita. Sogar bei der Verbindung von Verbalwurzeln, wo eine von allgemeinerer Bedeutung den Sinn der andren modificirt, führt Carey *thang* in einem seiner Adverbialbedeutung verwandten Sinne: entsprechen, übereinkommen (also: ebenso sein), an, hat es jedoch nicht in sein Wurzelverzeichniſs aufgenommen, und giebt leider auch kein Beispiel dieser Bedeutung (¹). In demselben Sinne scheint es mir nun als Leitungsmittel des Verständnisses gebraucht zu werden. Indem der Redende einige Worte, die er genau zusammengenommen wissen will, oder die Substantiva und Verba besonders heraushebt, läſst er auf sie: dies! also! folgen, und wendet die Aufmerksamkeit des Hörers auf das Gesagte, um es nun weiter mit dem Folgenden zu verbinden, oder auch, wenn *thang* das letzte Wort des Satzes ist, die vollendete Rede zu beschlieſsen. Auf diesen Fall paſst Carey's Erklärung von *thang*, als einer Vorhergehendes und Nachfolgendes mit einander verbindenden Partikel, nicht, und daher mag seine Äuſserung kommen, daſs die mit *thang* verbundene Wurzel oder Verbalform die Kraft eines Verbums hat, wenn sie sich am Schluſs eines Satzes befindet (²). In der Mitte der Rede ist die mit *thang* verbundene Verbalform nach ihm ein Participium, oder wenigstens eine Fügung, in der man nur mit Mühe das wahre Verbum erkennt, am Schluſs eines Satzes aber ein wirklich flectirtes Verbum. Mir scheint dieser Unterschied ungegründet. Auch

---

(¹) S. 115. §. 110. Die andren zu vergleichenden Stellen sind S. 67. 74. §. 75. S. 162. §. 4. S. 169. §. 24. S. 170. §. 25. S. 173.

(²) S. 96. §. 34.

am Schluſs eines Satzes ist die hier besprochene Form nur Participium, oder genauer zu reden, nur eine nach Ähnlichkeit eines Participiums modificirte. Die eigentliche Verbalkraft muſs in beiden Stellungen immer hinzugedacht werden.

Dieselbe wirklich auszudrücken, besitzt jedoch die Sprache noch ein anderes Mittel, über dessen wahre Beschaffenheit zwar weder Carey, noch Judson, vollkommene Aufklärung gewähren, das aber mit der Kraft eines hinzugefügten Hülfsverbums groſse Ähnlichkeit hat. Wenn man nämlich einen Satz durch ein wirklich flectirtes Verbum wahrhaft beschlieſsen und alle Verbindung mit dem Folgenden aufheben will, so setzt man der Wurzel oder der Verbalform *êng* (*i* H.) an der Stelle von *thang* nach. Es wird hierdurch allem Miſsverständniſs vorgebeugt, das aus der verbindenden Natur von *thang* entspringen könnte, und die Reihe an einander hängender Participien wirklich zum Schluſs gebracht; *pru-êng* heiſst nun wirklich (ich u. s. w.) thue, nicht mehr: ich bin thuend, *pru-pri:-êng* ich habe gethan, nicht: ich bin thuend gewesen. Die eigentliche Bedeutung dieses Wörtchens giebt weder Carey, noch Judson, an. Der Letztere sagt bloſs, daſs dasselbe mit *hri* (*shi*), sein, gleichgeltend (*equivalent*) sei. Dabei erscheint es aber sonderbar, daſs es zur Conjugation dieses Verbums selbst gebraucht wird (1). Nach Carey und Hough ist es auch Casuszeichen des Genitivs: *lû-êng*, des Menschen. Judson hat diese Bedeutung nicht (2). Dieses Schluſszeichen wird aber, wie Carey versichert, im Gespräch selten gebraucht, und auch in Schriften findet es sich hauptsächlich in Übersetzungen aus dem Pali; ein Unterschied, der sich aus der Neigung des Barmanischen, die

---

(1) S. im Evangelium Johannis. 21, 2. *hri-kra-êng (shi-gya-i)*, sie sind oder waren.

(2) Carey. S. 79. §. 1. S. 96. §. 37. S. 44. 46. Hough. S. 14. Judson. *v. êng.*

Sätze der Rede an einander zu hängen, und dem regelmäſsigen Periodenbau einer Tochtersprache des Sanskrit erklärt. Einen näheren Grund, warum gerade Übersetzungen aus dem Pali dies Hülfswort lieben, glaube ich auch noch darin zu finden, daſs die Pali-Sprache Participien mit dem Verbum sein zur Andeutung mehrerer Tempora verbindet, und alsdann immer das Hülfsverbum mit einiger Lautveränderung nachfolgen läſst (¹). Die Barmanischen Übersetzer konnten, sich genau an die Worte haltend, ein Äquivalent dieses Hülfsverbums suchen, und dazu *éng* wählen. Deshalb ist aber dies Wort nicht weniger ein ächt Barmanisches, kein dem Pali abgeborgtes. Eine treue Übertragung der Hülfsform des Pali war schon darum unmöglich, weil das Barmanische Verbum nicht die Bezeichnung der Personen in sich aufnimmt. Eine Eigenheit der Sprache ist es, daſs dieses Schluſswort zwar hinter allen andren Verbalformen, nicht aber hinter denen des Futurums gebraucht werden kann. Die erwähnte Pali-Construction scheint sich vorzugsweise bei Zeiten der Vergangenheit zu finden. Der Grund kann aber schwerlich in der Natur der Partikeln des Futurums liegen, da diese *thang* ohne Schwierigkeit zulassen. Carey, der eine lobenswürdige Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung der Participialformen und des flectirten Verbums wendet, bemerkt, daſs die befehlende und fragende Form des Verbums die einzigen in der Sprache sind, welche einigen Anschein dieses letzteren Redetheiles haben (²). Diese scheinbare Ausnahme liegt aber auch nur darin, daſs die genannten Formen nicht mit Casuszeichen verbunden werden können, mit welchen sich die ihnen eigenthümlichen Partikeln nicht verbinden würden. Denn diese Partikeln schlieſsen die Form, und

---

(¹) Burnouf und Lassen. *Essai sur le Pali.* S. 136. 137.

(²) S. 109. §. 88.

das verbindende *thang* steht bei den fragenden Verben vor denselben, um sie selbst an die Tempuspartikeln anzuknüpfen.

Sehr ähnliche Beschaffenheit mit dem oben betrachteten *thang* hat die Verbindungspartikel *thau*. Da es mir aber hier nur darauf ankommt, den Charakter der Sprache im Ganzen anzugeben, so übergehe ich die einzelnen Punkte ihrer Übereinstimmung und Verschiedenheit. Es giebt noch andere Verbindungspartikeln, welche gleichfalls, ohne dem Sinn etwas hinzuzufügen, an die Verbalform geheftet werden, und alsdann *thang* und *thau* von ihrer Stelle verdrängen. Einige von diesen werden aber auch bei andren Gelegenheiten, als Bezeichnungen des Conjunctivus, gebraucht, und nur der Zusammenhang der Rede verräth ihre jedesmalige Bestimmung.

Die Folge der Theile des Satzes ist so, daſs zuerst das Subject, dann das Object, zuletzt aber das Verbum steht: Gott die Erde schuf, der König zu seinem General sprach, er mir gab. Die Stelle des Verbums in dieser Construction ist offenbar nicht die natürliche, da dieser Redetheil sich in der Folge der Ideen zwischen Subject und Object stellt. Im Barmanischen aber erklärt sie sich dadurch, daſs das Verbum eigentlich nur ein Participium ist, das erst später seinen Schluſssatz erwartet, und auch eine Partikel in sich trägt, deren Bestimmung Verbindung mit etwas Folgendem ist. Diese Verbalform nimmt nun, ohne als wirkliches Verbum den Satz zu bilden, alles Vorhergehende in sich auf, und trägt es in das Nachfolgende über. Carey bemerkt, daſs die Sprache vermöge dieser Formen, soweit als es ihr gefällt, Sätze in einander verweben kann, ohne zu einem Schlusse zu gelangen, und setzt hinzu, daſs dies in allen rein Barmanischen Werken in hohem Grade der Fall sei. Je mehr nun der Schluſsstein eines ganzen in an einander gehängten Sätzen fortlaufenden Räsonnements hinausgerückt wird, desto sorgfältiger muſs die Sprache sein, die einzelnen

Sätze immer mit jedem untergeordneten Endwort abzuschlieſsen. Dieser Form bleibt sie nun auch durchaus getreu, und läſst immer die Bestimmung dem zu Bestimmenden vorausgehen. Sie sagt daher nicht: der Fisch ist im Wasser, der Hirt geht mit den Kühen, ich esse Reiſs mit Butter gekocht, sondern: im Wasser der Fisch ist, mit den Kühen der Hirt geht, ich mit Reiſs gekocht Butter esse. Auf diese Weise stellt sich an das Ende jedes Zwischensatzes immer ein Wort, welches keine Bestimmung mehr nach sich zu erwarten hat. Vielmehr geht regelmäſsig die weitere Bestimmung immer der engeren voraus. Dies wird besonders deutlich in Übersetzungen aus andren Sprachen. Wenn es in der Englischen Bibel im Evangelium Johannis. 21, 2. heiſst: *and Nathanael of Cana in Galilee*, so dreht die Barmanische Übersetzung den Satz um, und sagt: Galiläa des Distrikts Cana der Stadt Abkömmling Nathanael.

Ein anderes Mittel, viele Sätze mit einander zu verknüpfen, ist die Verwandlung derselben in Theile eines Compositums, wo jeder einzelne Satz ein dem Substantivum vorausgehendes Adjectivum bildet. In der Redensart: ich preise Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat, welcher frei von Sünde ist u. s. f., wird jeder dieser, noch so zahlreichen Sätze durch das oben schon in dieser Function betrachtete *thau* mit dem Substantivum, das aber erst dem letzten von ihnen nachfolgt, verbunden. Diese einzelnen Relativsätze gehen also voran, und werden mit dem auf sie folgenden Substantivum als ein zusammengesetztes Wort angesehen; das Verbum (ich preise) beschlieſst den Satz. Zur Erleichterung des Verständnisses sondert aber die Barmanische Schrift jedes einzelne Element des langen Compositums durch ihr Interpunctionszeichen ab. Die Regelmäſsigkeit dieser Stellung macht es eigentlich leicht, dem Periodenbaue nachzugehen, wobei man nur, in Sätzen der beschriebenen Art, vom Ende gegen den Anfang vorschreiten muſs.

Nur beim Hören muſs die Aufmerksamkeit schwierig angespannt werden, ehe sie erfährt, wem die endlos vorangeschickten Prädicate gelten sollen. Vermuthlich aber vermeidet die Umgangssprache so zahlreich an einander gereihte Redensarten.

Es ist der Barmanischen Construction durchaus nicht eigen, die einzelnen Theile der Perioden in gehöriger Absonderung dergestalt zu ordnen, daſs der regierte Satz dem regierenden nachfolgte. Sie sucht vielmehr immer den ersteren in den letzteren aufzunehmen, wo er ihm dann natürlich vorausgehen muſs. Auf diese Weise werden in ihr ganze Sätze wie einzelne Nomina behandelt. Um z. B. zu sagen: ich habe gehört, daſs du deine Bücher verkauft hast, dreht sie die Redensart um, läſst in derselben deine Bücher vorangehen, hierauf das Perfectum des Verbums verkaufen folgen, und fügt nun diesem das Accusativzeichen bei, an das sich wieder zuletzt: ich habe gehört, schlieſst.

Wenn es der hier versuchten Zergliederung gelungen ist, die Bahn richtig herauszufinden, auf welcher die Barmanische Sprache den Gedanken in der Rede zusammenzufassen strebt, so sieht man, daſs sie sich zwar auf der einen Seite von dem gänzlichen Mangel grammatischer Formen entfernt, allein auf der andren auch die Bildung derselben nicht erreicht. Sie befindet sich insofern wahrhaft in der Mitte zwischen beiden Gattungen des Sprachbaues. Zu wahrhaft grammatischen Formen zu gelangen, verhindert sie schon ihr ursprünglicher Wortbau, da sie zu den einsylbigen Sprachen der zwischen China und Indien wohnenden Volkstämme gehört. Zwar wirkt diese Eigenthümlichkeit der Wortbildung nicht gerade dadurch auf den tieferen Bau dieser Sprachen ein, daſs jeder Begriff in einzelne eng verbundene Laute eingeschlossen wird. Da aber in diesen Sprachen die Einsylbigkeit nicht zufällig entsteht, sondern die Organe sie absichtlich und vermöge ihrer individuellen Richtung feſthalten, so iſt mit ihr das einzelne Herausſtoſsen jeder **Sylbe** verbunden, was dann natürlich durch die Unmöglichkeit, mit den materiell bedeutſamen Wörtern Beziehungsbegriffe anzeigende **Suffixa** zu verſchmelzen, in die innerſten Tiefen des Sprachbaues eingreift. Die **Indo-Chinesischen** Nationen, sagt **Leyden** (¹), haben eine Menge von Pali-Wörtern in sich aufgenommen, sie paſsen sie aber alle ihrer eigenthümlichen Ausſprache an, indem sie jede einzelne Sylbe als ein beſonderes Wort hervorſtoſsen. Dieſe Eigenschaft also muſs man als die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit dieser Sprachen, so wie der Chinesiſchen, ansehen und bei den Unterſuchungen über ihren Bau feſt im Auge behalten, wenn nicht sogar, da alle Sprache vom Laute ausgeht, demſelben zum Grunde legen. Mit ihr iſt eine zweite, andren Sprachen in viel geringerem Grade angehörende, verbunden, die Vermannigfaltigung und Vermehrung des Wortreichthums durch die den Wörtern beigegebenen verſchiedenen **Accente**. Die **Chinesischen** sind bekannt; einige Indo-Chinesiſche Sprachen aber, namentlich die **Siamesische** und **Anam**-Sprache, beſitzen eine so groſse Menge derſelben, daſs es unſrem Ohre faſt unmöglich iſt, sie richtig zu unterſcheiden. Die Rede wird dadurch zu einer Art Gesang, oder Recitativ, und **Low** vergleicht die Siamesiſchen vollkommen mit einer muſikaliſchen Tonleiter (²). Dieſe Accente geben zugleich zu noch gröſseren und zahlreicheren Dialektverſchiedenheiten, als die wahren Buchſtaben, Veranlaſsung; und man versichert, daſs in Anam jede irgend bedeutende Ortſchaft ihren eignen Dialekt hat, und daſs benachbarte, um sich zu verſtändigen, bisweilen zu der geſchriebenen Sprache ihre Zuflucht nehmen müſsen (³). Die **Barmanische** Sprache beſitzt

---

(¹) *Asiat. res.* X. 222.

(²) *A Grammar of the Thai or Siamese Language.* S. 12-19.

(³) *Asiat. res.* X. 270.

zwei solcher Accente, den in der Barmanischen Schrift mit zwei am Ende des Worts über einander stehenden Punkten bezeichneten langen und sanften, und den durch einen unter das Wort gesetzten Punkt angedeuteten kurzen und abgebrochnen. Rechnet man hierzu die accentlose Aussprache, so läſst sich dasselbe Wort, mit mehr oder minder verschiedener Bedeutung, in dreifacher Gestalt in der Sprache auffinden: *pô*, aufhalten, aufschütten, überfüllen, ein langer ovaler Korb, *pô:*, an einander heften oder binden, aufhängen, ein Insect, Wurm, *pô·*, tragen, herbeibringen, lehren, unterrichten, darbringen (wie einen Wunsch, oder Segen), in oder auf etwas geworfen werden; *ñá*, ich, *ñá:*, fünf, ein Fisch. Nicht jedes Wort aber ist dieser verschiednen Accentuation fähig. Einige Endvocale nehmen keinen beider Accente, andere nur einen derselben an, und immer können sie nur sich an Wörter heften, die mit einem Vocal oder nasalen Consonanten endigen. Dies letztere beweist deutlich, daſs sie Modificationen der Vocale sind, und untrennbar mit ihnen zusammenhängen. Wenn zwei Barmanische einsylbige Wörter als ein Compositum zusammentreten, so verliert darum das erste seinen Accent nicht, woraus sich wohl schlieſsen läſst, daſs die Aussprache auch in Zusammensetzungen die Sylben, gleich besonderen Wörtern, aus einander hält. Man pflegt diese Accente dem Bedürfniſs der einsylbigen Sprachen zuzuschreiben, die Anzahl der möglichen Lautverbindungen zu vermehren. Ein so absichtliches Verfahren ist aber kaum denkbar. Es scheint umgekehrt viel natürlicher, daſs diese mannigfaltigen Modificationen der Aussprache zuerst und ursprünglich in den Organen und den Lautgewohnheiten der Völker lagen, daſs, um sie deutlich austönen zu lassen, die Sylben einzeln und mit kleinen Pausen dem Ohre zugezählt wurden, und daſs eben diese Gewohnheit nicht zu der Bildung mehrsylbiger Wörter einlud.

Die einsylbigen Indo-Chinesischen Sprachen haben daher auch, ohne irgend eine historische Verwandtschaft unter ihnen vorauszusetzen, mehrere Eigenschaften durch ihre Natur selbst sowohl mit einander, als mit dem Chinesischen gemein. Ich bleibe jedoch hier nur bei der Barmanischen stehen, da mir von den übrigen keine Hülfsmittel zu Gebote stehen, welche hinreichende Data zu Untersuchungen, wie die gegenwärtigen sind, darböten (1). Von der Barmanischen Sprache muſs man zuerst zugestehen, daſs sie niemals den Laut der Stammwörter zum Ausdruck ihrer Beziehungen modificirt, und die grammatischen Kategorieen nicht zur Grundlage ihrer Redefügung macht. Denn wir haben oben gesehen, daſs sie dieselben nicht ursprünglich an den Wörtern unterscheidet, dasselbe Wort mehreren zutheilt, die Natur des Verbums verkennt, und sogar eine Partikel dergestalt zugleich beim Verbum und beim Nomen gebraucht, daſs nur die Bedeutung des Worts, und wo auch diese nicht ausreicht, der Zusammenhang der Rede schlieſsen läſst, welche beider Kategorieen gemeint ist. Das Princip ihrer Redefügung ist, anzudeuten, welches Wort in der Rede das andere bestimmt. Hierin kommt sie völlig mit der Chinesischen überein (2). Sie hat, um nur dies anzuführen, wie diese, unter ihren Partikeln eine nur zur Anordnung der Construction bestimmte, zugleich und zu demselben Zwecke trennende und verbindende; denn die Ähnlichkeit zwischen *thang* und dem Chinesischen *tchi* in diesem Gebrauche in der Construction ist zu auffallend, als daſs sie verkannt werden könnte (1). Dagegen weicht die Barmanische Sprache wieder sehr bedeutend von der Chinesischen, sowohl in dem Sinne, in welchem sie das Bestimmen nimmt, als in den Mitteln der Andeutung, ab. Das Bestimmen, von welchem hier die Rede ist, begreift nämlich zwei Fälle unter sich, die es sehr wesentlich ist sorgfältig von einander zu unterscheiden: das Regiert-werden eines Wortes durch das andere, und die Vervollständigung eines von gewissen Seiten unbestimmt gebliebenen Begriffs. Das Wort muſs qualitativ, seinem Umfang und seiner Beschaffenheit nach, und relativ, seiner Causalität nach, als von andrem abhängig, oder selbst andres leitend, begränzt werden (2). Die Chinesische Sprache unterscheidet in ihrer Construction beide Fälle genau, und wendet jeden da an, wo er wahrhaft hingehört. Sie läſst das regierende Wort dem regierten vorangehen, das Subject dem Verbum, dieses seinem directen Objecte, dies letztere endlich seinem indirecten, wenn ein solches vorhanden ist. Hier läſst sich nicht eigentlich sagen, daſs das vorangehende Wort die Vervollständigung des Begriffs enthalte; vielmehr wird das Verbum sowohl durch das Subject, als durch das Object, in deren Mitte es steht, in seinem Begriffe vervollständigt, und ebenso das directe Object durch das indirecte. Auf der andren Seite läſst sie das vervollständigende Wort immer dem von der Seite des Begriffs desselben noch unbestimmten vorausgehen, das Adjectivum dem Substantivum, das Adverbium dem Verbum, den Genitiv dem Nominativ, und beobachtet hierdurch wieder gewiſsermaſsen ein dem im Vorigen entgegengesetztes Verfahren. Denn gerade dies noch unbestimmte hier nachstehende Wort ist das regierende, und müſste nach der Analogie des vorigen Falles, als solches, vorausgehen. Die Chinesische Construction beruht also auf zwei groſsen, allgemeinen, aber in sich verschiedenen Gesetzen, und thut sichtbar wohl daran, die Beziehung des Verbums auf sein Object durch eine besondere Stellung entschieden herauszuheben, da das Verbum in einem viel gewichtigeren Sinne, als jedes andere Wort im Satze, regierend ist. Das erstere wendet sie auf die Hauptgliederung des Satzes, das letztere auf seine Nebentheile an. Hätte sie dieses dem ersteren nachgebildet, so daſs sie Adjectivum, Adverbium und Genitiv dem Substantivum, Verbum und Nominativ nachfolgen lieſse, so würde zwar die, gerade aus dem hier entwickelten Gegensatz entspringende, Concinnität der Satzbildung dadurch leiden, auch die Stellung des Adverbiums nach dem Verbum dasselbe nicht deutlich vom Objecte zu unterscheiden erlauben; allein der bloſsen Anordnung des Satzes selbst, der Übereinstimmung zwischen seinem Gange und dem inneren des Sprachsinnes geschähe dadurch kein Eintrag. Das Wesentliche war, den Begriff des Regierens richtig festzustellen; und an ihm hält die Chinesische Construction mit den wenigen Ausnahmen fest, welche in allen Sprachen, mehr oder weniger, Abweichungen von der gewöhnlichen Regel der Wortstellung rechtfertigen. Die Barmanische Sprache unterscheidet jene zwei Fälle so gut als gar nicht, bewahrt eigentlich nur Ein Constructionsgesetz, und vernachlässigt gerade das wichtigere von beiden. Sie läſst bloſs das Subject dem Object und Verbum voran-, das letztere aber dem

---

(1) Über die Siamesische Sprache giebt zwar Low höchst wichtige Aufschlüſse, die noch ungleich belehrender werden, wenn man damit Burnouf's vortreffliche Beurtheilung seiner Schrift im *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 210. vergleicht. Allein über die meisten Theile der Grammatik ist er zu kurz, und begnügt sich zu sehr, statt der Regeln, bloſs Beispiele zu geben, ohne diese einmal gehörig zu zergliedern. Über die Anamitische Sprache habe ich bloſs Leyden's schätzbare, aber für den jetzigen Standpunkt der Sprachkunde wenig genügende Abhandlung (*Asiat. res.* X. 158.) vor mir.

(2) Mein Brief an Abel-Rémusat. S. 31.

---

(1) *l. c.* S. 31-34.

(2) In meinem Briefe an Abel-Rémusat (S. 41. 42.) habe ich den Fall der Vervollständigung als die Beschränkung eines Begriffs von weiterem Umfange auf einen von kleinerem bezeichnet. Beide Ausdrücke laufen aber hier auf dasselbe hinaus. Denn das Adjectivum vervollständigt den Begriff des Substantivums, und wird in seinem jedesmaligen Gebrauch von seiner weiten Bedeutung auf einen einzelnen Fall beschränkt. Ebenso ist es mit dem Adverbium und Verbum. Weniger deutlich erscheint das Verhältniſs beim Genitiv. Doch auch hier werden die in dieser Relation gegen einander stehenden Worte als von vielen bei ihnen möglichen Beziehungen auf Eine bestimmte beschränkt betrachtet.

Objecte nachgehen. Durch diese Verkehrung macht sie es mehr als zweifelhaft, ob sie im Voranschicken des Subjects den Zweck hat, es wirklich als regierend darzustellen, und nicht vielmehr dasselbe als eine Vervollständigung der nachfolgenden Satztheile ansieht. Das regierte Object wird offenbar als eine vervollständigende Bestimmung des Verbums betrachtet, welches, als an sich selbst unbestimmt, auf die vollständige Aufzählung aller Bestimmungen durch sein Subject und Object folgt, und den Satz beschlieſst. Daſs Subject und Object wieder, jedes für sich, die sie vervollständigenden Nebenbestimmungen vorn an sich anfügen, versteht sich von selbst, und ist aus den im Vorigen angeführten Beispielen klar.

Dieser Unterschied der Barmanischen und Chinesischen Construction entspringt sichtbar aus der im Chinesischen liegenden richtigen Ansicht des Verbums und der mangelhaften der Barmanischen Sprache. Die Chinesische Construction verräth das Gefühl der wahren und eigenthümlichen Function des Verbums. Sie drückt dadurch, daſs sie dasselbe in die Mitte des Satzes zwischen Subject und Object stellt, aus, daſs es ihn beherrscht, und die Seele der ganzen Redefügung ist. Auch von Lautmodificationen an demselben entblöſst, gieſst sie durch die bloſse Stellung über den Satz das Leben und die Bewegung aus, welche vom Verbum ausgehen, und stellt das actuale Setzen des Sprachsinnes dar, oder verräth wenigstens das innere Gefühl desselben. Im Barmanischen verhält sich dies alles durchaus auf andere Weise. Die Verbalformen schwanken zwischen flectirtem Verbum und Participium, sind dem materiellen Sinne nach eigentlich das letztere, und können den formalen nicht erreichen, da die Sprache für das Verbum selbst keine Form besitzt. Denn seine wesentliche Function findet nicht allein keinen Ausdruck in der Sprache, sondern die eigenthümliche Bildung der angeblichen Verbalformen und ihr sichtbarer Anklang an das Nomen beweisen, daſs in den Sprechenden selbst alles lebendige Durchdringen des Gefühls der wahren Kraft des Verbums mangelt. Bedenkt man auf der andren Seite, daſs die Barmanische Sprache das Verbum so ungleich mehr, als die Chinesische, durch Partikeln charakterisirt, und vom Nomen unterscheidet, so erscheint es um so wunderbarer, daſs sie dasselbe dennoch aus seiner wahren Kategorie herausrückt. Unläugbar aber ist es nicht bloſs so, sondern die Erscheinung wird auch dadurch erklärlicher, daſs die Sprache das Verbum bloſs nach Modificationen, die auch materiell genommen werden können, bezeichnet, ohne nur eine Ahndung des in ihm lediglich Formalen zu verrathen. Die Chinesische Sprache bedient sich dieser materiellen Andeutung selten, enthält sich derselben oft gänzlich, erkennt aber in der richtigen Stellung der Wörter eine unsichtbar an der Rede hängende Form an. Man könnte sagen, daſs, je weniger sie äuſsere Grammatik besitzt, desto mehr ihr innere beiwohne. Wo grammatische Ansicht in ihr durchdringt, ist es die logisch richtige. Diese trug ihre erste Anordnung in sie hinein, und sie muſste sich durch den Gebrauch des so richtig gestimmten Instrumentes im Geiste des Volks fortbilden. Man kann gegen das so eben hier Vorgetragene einwenden, daſs auch die Flexionssprachen gar nicht ungewöhnlich das Verbum seinem Objecte nachsetzen, und daſs die Barmanische die Casus des Nomens durch eigne Partikeln, wie jene, kenntlich erhält. Da aber die Sprache in vielen andren Punkten deutlich zeigt, daſs ihr keine klare Vorstellung der Redetheile zum Grunde liegt, sondern daſs sie in ihren Fügungen nur die Modificirung der Wörter durch einander verfolgt, so ist sie in der That von jener, das wahre Wesen der Satzbildung verkennenden Ansicht nicht freizusprechen. Sie beweist dies auch durch die Unverbrüchlichkeit, mit der sie ihr angebliches Verbum immer an das Ende des Satzes verweist. Dies springt um so deutlicher in die Augen, als auch aus dem zweiten, schon oben angegebnen, Grunde dieser Stellung, an die Verbalform wieder einen neuen Satz anknüpfen zu können, klar wird, daſs sie weder von der eigentlichen Natur des Periodenbaues, noch von der darin geschäftigen Kraft des Verbums durchdrungen ist. Sie hat einen sichtbaren Mangel an Partikeln, die, gleich unsren Conjunctionen, durch die Verschlingung der Sätze den Perioden Leben und Mannigfaltigkeit ertheilen. Die Chinesische, welche auch hier das allgemeine Gesetz ihrer Wortstellung beobachtet, indem sie, wie den Genitiv dem Nominativ, so den näher bestimmenden und vervollständigenden Satz dem durch ihn modificirten vorausgehen läſst, ist ihr hierin weit überlegen. In der Barmanischen laufen die Sätze gleichsam in gerader Linie an einander fort. Allein selbst so sind sie selten durch solche verbindenden Conjunctionen an einander gereiht, welche, wie unser und, jedem seine Selbstständigkeit erhalten. Sie verbinden sich auf eine den materiellen Inhalt mehr in einander verwebende Weise. Dies liegt schon in der, gewöhnlich am Ende jedes solcher fortlaufenden Sätze gebrauchten Partikel *thang*, die, indem sie das Vorhergehende zusammennimmt, es immer zugleich zum Verständniſs des zunächst Folgenden anwendet. Daſs hieraus eine gewisse Schwerfälligkeit, bei welcher auſserdem ermüdende Gleichförmigkeit unvermeidlich scheint, entstehen muſs, fällt in die Augen.

In den Mitteln zur Andeutung der Wortfolge stimmen beide Sprachen insofern überein, als sie sich zugleich der Stellung und besonderer Partikeln bedienen. Die Barmanische bedürfte eigentlich nicht so strenger Gesetze der ersteren, da eine groſse Anzahl, die Beziehungen andeutender Partikeln das Verständniſs hinreichend sichert. Sie bewahrt aber zugleich noch gewissenhafter die einmal übliche Stellung, und ist nur in der Anordnung derselben in Einem Punkte nicht gleich consequent, da sie das Adjectivum vor und hinter das Substantivum zu setzen erlaubt. Indem aber die erstere dieser Stellungen immer der Hinzukunft einer der zur Bestimmung der Wortfolge nöthigen Partikeln bedarf, so sieht man hieraus, daſs die zweite als die eigentlich natürliche betrachtet wird; und dies muſs man wohl als eine Folge des Umstandes ansehen, daſs Adjectiv und Substantiv ein Compositum zusammen ausmachen, in welchem man die, wenn das Adjectivum vorausgeht, ihm nie beigegebene, Casusbeugung auch nur als dem in seiner Bedeutung durch das Adjectivum modificirten Substantivum angehörig betrachten muſs. In ihren Compositis nun, sowohl der Nomina, als der Verba, läſst die Sprache gewöhnlich das ihr jedesmal als Gattungsbegriff geltende Wort im ersten Gliede vorangehen, und das specificirende (insofern, als es auf mehrere Gattungen Anwendung finden kann) allgemeinere im zweiten nachfolgen. So bildet sie Modi der Verba, mit vorausgehendem Worte Fisch eine groſse Anzahl von Fischnamen u. s. w. Wenn sie in andren Fällen den entgegengesetzten Weg zu nehmen scheint, Wörter von Handwerkern durch das allgemeine verfertigen, das, als zweites Glied, hinter den Namen ihrer Werkzeuge steht, bildet, bleibt man zweifelhaft, ob sie wirklich hierin einer anderen Methode, oder nur einer andren Ansicht von dem, was ihr jedesmal als Gattungsbegriff gilt, folgt. Ebenso nun behandelt sie in der Verbindung des nachfolgenden Adjectivums dieses als einen Gattungsbegriff specificirend. Die Chinesische Sprache bleibt auch hier ihrem allgemeinen Gesetze treu; das Wort, dem eine speciellere Bestimmung zugehen soll, macht auch im Compositum das letzte Glied aus. Wenn auf eine an sich allerdings wenig natürliche Weise das Verbum sehen zur Bildung oder vielmehr an der Stelle des Passivums gebraucht wird, so geht es dem Hauptbegriffe vorauf: sehen tödten, d. i. getödtet werden. Da so viele Dinge gesehen werden können, so müſste eigentlich tödten vorausgehen. Die umgekehrte Stellung zeigt aber, daſs hier sehen als eine Modification des folgenden Wortes, mithin als ein Zustand des Tödtens, gedacht werden soll; und dadurch wird in der, auf den ersten Anblick befremdenden Redensart auf eine sinnreich feine Weise das grammatische Verhältniſs angedeutet. Auf ähnliche Art werden Ackersmann, Bücherhaus u. s. f. gebildet.

In Übereinstimmung mit einander, kommen die Barmanische und Chinesische Sprache in der Redefügung der Wortstellung durch Partikeln zu Hülfe. Beide gleichen einander auch darin, daſs sie einige dieser Partikeln dergestalt bloſs zur Andeutung der Construction bestimmen, daſs dieselben der materiellen Bedeutung nichts hinzufügen. Doch liegt gerade in diesen Partikeln der Wendepunkt, in welchem die Barmanische Sprache den Charakter der Chinesischen verläſst, und einen eignen annimmt. Die Sorgfalt, die Beziehung, in der ein Wort mit dem andren zusammengedacht werden soll, durch vermittelnde Begriffe zu bezeichnen, vermehrt die Zahl dieser Partikeln, und bringt in ihnen eine gewisse, wenn auch allerdings nicht ganz systematische, Vollständigkeit hervor. Die Sprache zeigt aber auch ein Bestreben, diese Partikeln in gröſsere Nähe mit dem Stammworte, als mit den übrigen Wörtern des Satzes, zu bringen. Wahre Worteinheit kann allerdings bei der sylbentrennenden Aussprache, und nach dem ganzen Geiste der Sprache, nicht statt finden. Wir haben aber doch gesehen, daſs in einigen Fällen die Einwirkung eines Wortes eine Consonantenveränderung in dem unmittelbar daran gehängten hervorbringt; und bei den Verbalformen schlieſsen die endenden Partikeln *thang* und *èng* die Verbalpartikeln mit dem Stammwort in ein Ganzes zusammen. In einem einzelnen Falle entsteht sogar eine Zusammenziehung zweier Sylben in Eine, was schon in Chinesischer Schrift nur phonetisch, also fremdartig, dargestellt werden könnte. Ein Gefühl der wahren Natur der Suffixa liegt auch darin, daſs selbst diejenigen unter diesen Partikeln, welche als bestimmende Adjectiva angesehen werden könnten, wie die Pluralzeichen, nie dem Stammworte vorausgehen, sondern immer nachfolgen. Im Chinesischen ist, nach Verschiedenheit der Pluralpartikeln, bald die eine, bald die andere Stellung üblich.

In dem Grade, in welchem sich die Barmanische Sprache von dem Chinesischen Baue entfernt, nähert sie sich dem Sanskritischen. Es würde aber überflüssig sein, noch im speciellen zu schildern, welche wahre Kluft sie wieder von diesem trennt. Der Unterschied liegt hierbei nicht bloſs in der mehr oder weniger engen Anschlieſsung der Partikeln an das Hauptwort. Er geht ganz besonders aus der Vergleichung derselben mit den Suffixen der Indischen Sprache hervor. Jene sind ebenso bedeutsame Wörter, als alle andren der Sprache, wenn auch die Bedeutung allerdings meistentheils schon in der Erinnerung des Volkes erloschen ist. Diese sind gröſstentheils subjective Laute, geeignet zu, auch nur inneren, Beziehungen. Überhaupt kann man die Barmanische Sprache, wenn sie auch in der Mitte zwischen den beiden andren zu stehen scheint, doch niemals als einen Übergangspunkt von der einen zur andren ansehen. Das Leben jeder Sprache beruht auf der inneren Anschauung des Volkes von der Art, den Gedanken in Laute zu hüllen. Diese aber ist in den drei hier verglichenen Sprachstämmen durchaus eine verschiedene. Wenn auch die Zahl der Partikeln und die Häufigkeit ihres Gebrauchs eine stufenweis gesteigerte Annäherung zur grammatischen Andeutung vom alten Styl des Chinesischen durch den neueren hindurch bis zum Barmanischen verräth, so ist doch die letztere dieser Sprachen von der ersteren gänzlich durch ihre Grundanschauung, die auch im neueren Styl der Chinesischen wesentlich dieselbe bleibt, verschieden. Die

Chinesische stützt sich allein auf die Wortstellung und auf das Gepräge der grammatischen Form im Inneren des Geistes. Die Barmanische beruht in ihrer Redefügung nicht auf der Wortstellung, obgleich sie mit noch gröſserer Festigkeit an der ihrer Vorstellungsweise gemäſsen hängt. Sie vermittelt die Begriffe durch neue hinzugefügte, und wird hierauf selbst durch die ihr eigne, ohne dies Hülfsmittel der Zweideutigkeit ausgesetzte, Stellung nothwendig geführt. Da die vermittelnden Begriffe Ausdrücke der grammatischen Formen sein müssen, so stellen sich allerdings auch die letzteren in der Sprache heraus. Die Anschauung derselben ist aber nicht gleich klar und bestimmt, als im Chinesischen und im Sanskrit; nicht wie im ersteren, weil sie eben jene Stütze vermittelnder Begriffe besitzt, welche die Nothwendigkeit der wahren Concentration des Sprachsinnes vermindert; nicht wie im Sanskrit, weil sie nicht die Laute der Sprache beherrscht, nicht bis zur Bildung wirklicher Worteinheit und ächter Formen durchdringt. Auf der andren Seite kann man das Barmanische auch nicht zu den agglutinirenden Sprachen rechnen, da es in der Aussprache die Sylben im Gegentheil geflissentlich aus einander hält. Es ist reiner und consequenter in seinem Systeme, als jene Sprachen, wenn es sich auch eben dadurch noch mehr von aller Flexion entfernt, die doch in den agglutinirenden Sprachen auch nicht aus den eigentlichen Quellen flieſst, sondern nur eine zufällige Erscheinung ist.

Das Sanskrit oder von ihm herstammende Dialekte haben sich, mehr oder weniger, den Sprachen aller Indien umgebenden Völker beigesellt; und es ist anziehend, zu sehen, wie sich durch diese, mehr vom Geiste der Religion und der Wissenschaft, als von politischen und Lebensverhältnissen, ausgehenden Verbindungen die verschiedenen Sprachen gegen einander stellen. In Hinter-Indien ist nun das Pali, also eine um viele Lautunterscheidungen der

Formen gekommene Flexionssprache, zu Sprachen hinzugetreten, die in wesentlichen Punkten mit der Chinesischen übereinstimmen, gerade also da und dahin, wo der Gegensatz reicher grammatischer Andeutung mit fast gänzlichem Mangel derselben am gröfsten ist. Ich kann nicht der Ansicht beistimmen, dafs die Barmanische Sprache in ihrer ächten Gestalt, und soweit sie der Nation selbst angehört, irgend wesentlich durch das Pali anders gemodelt worden ist. Die mehrsylbigen Wörter sind in ihr aus dem eigenthümlichen Hange zur Zusammensetzung entstanden, ohne des Vorbildes des Pali bedurft zu haben; und ebenso gehört ihr allein der sich den Formen nähernde Partikelgebrauch an. Die Pali-Kundigen haben die Sprache nur mit ihrem grammatischen Gewande äufserlich umkleidet. Dies sieht man an der Vielfachheit der Casuszeichen und an den Classen der zusammengesetzten Wörter. Was sie hier den Sanskritischen *Karmadhâraya* gleichstellen, ist gänzlich davon verschieden, da das Barmanische vorausgehende Adjectivum immer einer anknüpfenden Partikel bedarf. An das Verbum scheinen sie, nach Carey's Grammatik zu urtheilen, ihre Terminologie nicht einmal anzulegen gewagt zu haben. Dennoch ist nicht die Möglichkeit zu läugnen, dafs durch fortgesetztes Studium des Pali der Styl und insofern auch der Charakter der Sprache zur Annäherung an das Pali verändert sein kann und immer mehr verändert werden könnte. Die wahrhaft körperliche, auf den Lauten beruhende Form der Sprachen gestattet eine solche Einwirkung nur innerhalb sehr gemessener Gränzen. Dagegen ist einer solchen die innere Anschauung der Form sehr zugänglich; und die grammatischen Ansichten, ja selbst die Stärke und Lebendigkeit des Sprachsinnes, werden durch die Vertraulichkeit mit vollkommneren Sprachen berichtigt und erhöht. Dies wirkt alsdann auf die Sprache insoweit zurück, als sie dem Gebrauche Herrschaft über sich verstattet. Im Barmanischen nun würde diese Rückwirkung vorzugsweise stark sein, da Haupttheile des Baues desselben sich schon dem Sanskritischen nähern, und ihnen nur vorzüglich fehlt, in dem rechten Sinne genommen zu werden, zu dem die Sprache an sich nicht zu führen vermag, da sie nicht aus diesem Sinne entstanden ist. Hierin nun käme ihr die fremde Ansicht zu Hülfe. Man dürfte zu diesem Behufe nur allmälig die gehäuften Partikeln, mit Wegwerfung mehrerer, bestimmten grammatischen Formen aneignen, in der Construction häufiger das vorhandene Hülfsverbum gebrauchen u. s. w. Allein bei dem sorgfältigsten Bemühen dieser Art wird es nie gelingen, zu verwischen, daſs der Sprache doch eine ganz verschiedene Form eigenthümlich ist; und die Erzeugnisse eines solchen Verfahrens würden immer Un-Barmanisch klingen, da, um nur diesen einen Punkt herauszuheben, die mehreren für eine und dieselbe Form vorhandnen Partikeln nicht gleichgültig, sondern nach feinen, im Sprachgebrauch liegenden Nüancen Anwendung finden. Immer also würde man erkennen, daſs der Sprache etwas ihr Fremdartiges eingeimpft worden sei.

Historische Verwandtschaft scheint, nach allen Zeugnissen, zwischen dem Barmanischen und Chinesischen nicht vorhanden zu sein. Beide Sprachen sollen nur wenige Wörter mit einander gemein haben. Dennoch weiſs ich nicht, ob dieser Punkt nicht einer mehr sorgfältigen Prüfung bedürfte. Auffallend ist die groſse Lautähnlichkeit einiger, gerade aus der Classe der grammatischen genommener Wörter. Ich setze diese für tiefere Kenner beider Sprachen hier her. Die Barmanischen Pluralzeichen der Nomina und Verba lauten *tô·* und *kra* (gesprochen *kya*), und *toû* und *kiâi* sind Chinesische Pluralzeichen im alten und neuen Styl; *thang* (gesprochen *thi* H.) entspricht, wie wir schon oben gesehen, dem *ti* des neueren und dem *tchi* des älteren Styls; *hri* (gesprochen *shi*) ist das Verbum sein, und ebenso im Chinesischen, bei Rémusat, *chi.* Morrison und Hough schreiben beide Wörter nach Englischer Weise ganz gleichförmig *she.* Das Chinesische Wort ist allerdings zugleich ein Pronomen und eine Bejahungspartikel, so daſs seine Verbalbedeutung wohl nur daher entnommen ist. Dieser Ursprung würde aber der Verwandtschaft beider Wörter keinen Eintrag thun. Endlich lautet der in beiden Sprachen bei der Angabe gezählter Gegenstände gebrauchte allgemeine, hierin unserm Worte Stück ähnliche, Gattungsausdruck im Barmanischen *hku* und im Chinesischen *ko* ([1]). Ist die Zahl dieser Wörter auch gering, so gehören sie gerade zu den am meisten die Verwandtschaft beider Sprachen verrathenden Theilen des Baues derselben; und auch die Verschiedenheiten zwischen der Chinesischen und Barmanischen Grammatik sind, wenn auch groſs und tief in den Sprachbau eingreifend, doch nicht von der Art, daſs sie, wie z. B. zwischen dem Barmanischen und Tagalischen, Verwandtschaft unmöglich machen sollten.

§. 25.

Ganz nahe an die so eben angestellten Untersuchungen schlieſst sich die Frage an: ob der Unterschied zwischen ein- und mehrsylbigen Sprachen ein absoluter oder nur ein, dem Grade nach, relativer ist, und ob diese Form der Wörter wesentlich den Charakter der Sprachen bildet, oder die Einsylbigkeit nur ein Übergangszustand ist, aus welchem sich die mehrsylbigen Sprachen nach und nach herausgebildet haben?

In früheren Zeiten der Sprachkunde erklärte man die Chinesische und mehrere südöstliche Asiatische Sprachen geradehin für einsylbig. Späterhin wurde man hierüber zweifelhaft; und

---

[1] S. weiter unten 1. Buch. S. 253. Anm. 3.

Abel-Rémusat bestritt diese Behauptung ausdrücklich vom Chinesischen (¹). Diese Ansicht schien aber doch zu sehr gegen die vor Augen liegende Thatsache zu streiten; und man kann wohl mit Grunde behaupten, daſs man jetzt, und nicht mit Unrecht, zur früheren Annahme zurückgekehrt ist. Dem ganzen Streite liegen indeſs mehrere Miſsverständnisse zum Grunde; und es bedarf daher zuerst einer gehörigen Bestimmung desjenigen, was man einsylbige Wortform nennt, und des Sinnes, in welchem man ein- und mehrsylbige Sprachen unterscheidet. Alle von Rémusat angeführten Beispiele der Mehrsylbigkeit des Chinesischen laufen auf Zusammensetzungen hinaus; und es kann wohl kein Zweifel sein, daſs Zusammensetzung ganz etwas anderes, als ursprüngliche Mehrsylbigkeit, ist. In der Zusammensetzung entsteht, auch der durchaus als einfach betrachtete Begriff doch aus zwei oder mehreren, mit einander verbundenen. Das sich hieraus ergebende Wort ist also nie ein einfaches; und eine Sprache hört darum nicht auf, eine einsylbige zu sein, weil sie zusammengesetzte Wörter besitzt. Es kommt offenbar auf solche einfache an, in welchen sich keine, den Begriff bildenden Elementarbegriffe unterscheiden lassen, sondern wo die Laute zweier oder mehrerer, an sich bedeutungsloser, Sylben das Begriffszeichen ausmachen. Selbst wenn man Wörter findet, bei welchen dies scheinbar der Fall ist, erfordert es immer genauere Untersuchung, ob nicht doch jede einzelne Sylbe ursprünglich eine, nur in ihr verloren gegangene, eigenthümliche Bedeutung besaſs. Ein richtiges Beispiel gegen die Einsylbigkeit einer Sprache müſste den Beweis in sich tragen, daſs alle Laute des Wortes nur gemeinschaftlich und zusammen, nicht abgesondert für sich, bedeutsam sind. Dies hat Abel-Rémusat allerdings nicht klar genug

---

(¹) Fundgruben des Orients. III. S. 279.

vor Augen gehabt, und darum in der That die originelle Gestaltung des Chinesischen in der oben angeführten Abhandlung verkannt (1). Von einer andren Seite her aber gründete sich Rémusat's Meinung doch auf etwas Wahres und richtig Gesehenes. Er blieb nämlich bei der Eintheilung der Sprachen in ein- und mehrsylbige stehen, und es entging seinem Scharfblicke nicht, daſs diese, wie sie gewöhnlich verstanden wird, allerdings nicht genau zu nehmen ist. Ich habe schon im Vorigen bemerkt, daſs eine solche Eintheilung nicht auf der bloſsen Thatsache des Vorherrschens ein- und mehrsylbiger Wörter beruhen kann, sondern daſs ihr etwas viel Wesentlicheres zum Grunde liegt, nämlich der doppelte Umstand des Mangels der Affixa, und die Eigenthümlichkeit der Aussprache, auch da, wo der Geist die Begriffe verbindet, dennoch die Sylbenlaute getrennt zu erhalten. Die Ursache des Mangels der Affixa liegt tiefer, und wirklich im Geiste. Denn wenn dieser lebendig das Abhängigkeitsverhältniſs des Affixums zum Hauptbegriff empfindet, so kann die Zunge unmöglich dem ersteren gleiche Lautgeltung in einem eigenen Worte geben. Verschmelzung zweier verschiedener Elemente zur Einheit des Wortes ist eine nothwendige und unmittelbare Folge jener Empfindung. Rémusat scheint mir daher nur darin gefehlt zu haben, daſs er, anstatt die Einsylbigkeit des Chinesischen anzugreifen, nicht vielmehr zu zeigen versuchte, daſs auch die übrigen Sprachen von einsylbigem Wurzelbau ausgehen, und nur, theils auf dem ihnen eigenthümlichen Wege der Affigirung, theils auf dem, auch dem Chinesischen nicht fremden, der Zusammensetzung, zur Mehrsylbigkeit gelangen, dies Ziel aber, da ihnen nicht, wie im Chinesischen, die oben genannten Hindernisse im Wege standen, wirklich erreichen. Diese Bahn nun will ich hier einschlagen, und an dem Faden thatsächlicher Untersuchung einiger hier vorzüglich in Betrachtung zu ziehender Sprachen verfolgen.

---

(1) Hr. Ampère *(de la Chine et des travaux de M. Abel-Rémusat*, in der *Revue des deux mondes. T.* 8. 1832. p. 373-405.) hat dies richtig gefühlt. Er erinnert aber zugleich daran, daſs jene Abhandlung in die ersten Jahre der Chinesischen Studien Abel-Rémusat's fällt, bemerkt jedoch dabei, daſs er auch später diese Ansicht nie ganz verlieſs. In der That neigte sich Rémusat wohl zu sehr dahin, den Chinesischen Sprachbau für weniger abweichend von dem andrer Sprachen zu halten, als er wirklich ist. Hierauf mochten ihn zuerst die abentheuerlichen Ideen geführt haben, die zu der Zeit des Beginnens seiner Studien noch vom Chinesischen und von der Schwierigkeit, dasselbe zu erlernen, herrschend waren. Er fühlte aber auch nicht genug, daſs der Mangel gewisser feinerer grammatischer Bezeichnungen zwar wohl im Einzelnen bisweilen für den Sinn überhaupt, nie aber für die bestimmtere Nüancirung der Gedanken im Ganzen unschädlich ist. Sonst aber hat er sichtbar zuerst das wahre Wesen des Chinesischen dargestellt; und man lernt erst jetzt den groſsen Werth seiner Grammatik wahrhaft kennen, da die, in ihrer Art auch sehr schätzungswürdige, des Vaters Prémare *(Notitia linguae Sinicae auctore P. Premare. Malaccae.* 1831.) im Druck erschienen ist. Die Vergleichung beider Arbeiten zeigt unverkennbar, welchen groſsen Dienst die Rémusatsche dem Studium geleistet hat. Überall strahlt dem Leser aus ihr die Eigenthümlichkeit der behandelten Sprache in leichter Anordnung und lichtvoller Klarheit entgegen. Die seines Vorgängers bietet ein unendlich schätzbares Material dar, und faſst gewiſs alle Eigenheiten der Sprache einzeln in sich; allein vom Ganzen schwebte ihrem Verfasser schwerlich ein gleich deutliches Bild vor, und wenigstens gelang es ihm nicht, seinen Lesern ein solches mitzutheilen. Tiefere Kenner der Sprache mögen auch manche Lücken in Rémusat's Grammatik ausgefüllt wünschen; aber das groſse Verdienst, sich zuerst wahrhaft in den Mittelpunkt der richtigen Ansicht der Sprache versetzt, und auſserdem das Studium derselben allgemein zugänglich gemacht und dadurch erst eigentlich begründet zu haben, wird dem trefflichen Manne dauernd bleiben.

So schwer und zum Theil unmöglich es auch ist, die Wörter bis zu ihrem wahren Ursprunge zurückzuführen, so leitet uns doch sorgfältig angestellte Zergliederung in den meisten Sprachen auf einsylbige Stämme hin; und die einzelnen Fälle des Gegentheils können nicht als Beweise auch ursprünglich mehrsylbiger gelten, da die Ursach der Erscheinung mit viel gröſserer Wahrscheinlichkeit in nicht weit genug fortgesetzter Zergliederung gesucht werden kann. Man geht aber auch, wenn man die Frage bloſs aus Ideen betrachtet, wohl nicht zu weit, indem man allgemein annimmt, daſs ursprünglich jeder Begriff nur durch Eine Sylbe bezeichnet wurde. Der Begriff in der Spracherfindung ist der Eindruck, welchen das Object, ein äuſseres oder inneres, auf den Menschen macht; und der durch die Lebendigkeit dieses Eindrucks der Brust entlockte Laut ist das Wort. Auf diesem Wege können nicht leicht zwei Laute Einem Eindruck entsprechen. Wenn wirklich zwei Laute, unmittelbar auf einander folgend, entständen, so bewiesen sie zwei von demselben Object ausgehende Eindrücke, und bildeten Zusammensetzung schon in der Geburt des Wortes, ohne daſs dadurch der Grundsatz der Einsylbigkeit beeinträchtigt würde. Dies ist in der That bei der, in allen Sprachen, vorzugsweise aber in den ungebildeteren, sich findenden Verdoppelung der Fall. Jeder der wiederholten Laute spricht das ganze Object aus; durch die Wiederholung aber tritt dem Ausdrucke eine Nüance mehr hinzu, entweder bloſse Verstärkung, als Zeichen der höheren Lebendigkeit des erfahrnen Eindrucks, oder Anzeigen des sich wiederholenden Objects, weshalb die Verdoppelung vorzüglich bei Adjectiven statt findet, da bei der Eigenschaft das besonders auffällt, daſs sie nicht als einzelner Körper, sondern, gleichsam als Fläche, überall in demselben Raume erscheint. Wirklich gehört in mehreren Sprachen, von denen ich hier nur die der Südsee-Inseln anführen will, die Verdoppelung vorzugsweise, ja fast ausschlieſslich, den Adjectiven und den aus ihnen gebildeten, also ursprünglich adjectivisch empfundenen, Substantiven an. Denkt man sich freilich die ursprüngliche Sprachbezeichnung als ein absichtliches Vertheilen der Laute unter die Gegenstände, so erscheint allerdings die Sache bei weitem anders. Die Sorgfalt, verschiedenen Begriffen nicht ganz gleiche Zeichen zu geben, könnte dann die wahrscheinlichste Ursache sein, daſs man einer Sylbe, durchaus unabhängig von einer neuen Bedeutsamkeit, eine zweite und dritte hinzugefügt hätte. Allein diese

Vorstellungsart, bei der man gänzlich vergiſst, daſs die Sprache kein todtes Uhrwerk, sondern eine lebendige Schöpfung aus sich selbst ist, und daſs die ersten sprechenden Menschen bei weitem sinnlicher erregbar waren, als wir, abgestumpft durch Cultur und auf fremder Erfahrung beruhende Kenntniſs, ist offenbar eine falsche. Alle Sprachen enthalten wohl Wörter, die durch ganz verschiedene Bedeutung, bei ganz gleichem Laute, Zweideutigkeit zu erregen im Stande sind. Daſs dies aber selten ist, und in der Regel jedem Begriff ein anders nüancirter Laut entspricht, entstand gewiſs nicht aus absichtlicher Vergleichung der schon vorhandenen Wörter, welche dem Sprechenden nicht einmal gegenwärtig sein konnten, sondern daraus, daſs sowohl der Eindruck des Objects, als der durch ihn hervorgelockte Laut, immer individuell war, und keine Individualität vollständig mit der andren übereinkommt. Von einer andren Seite aus wurde allerdings der Wortvorrath auch durch Erweiterung der einzelnen vorhandnen Bezeichnungen vermehrt. Wie der Mensch mehr Gegenstände und die einzelnen genauer kennen lernte, bot sich ihm bei vielen besondere Verschiedenheit bei allgemeiner Ähnlichkeit dar; und dieser neue Eindruck bewirkte natürlich einen neuen Laut, der, an den vorigen geknüpft, zum mehrsylbigen Worte wurde. Aber auch hier sind verbundene Begriffe mit verbundenen Lauten als Bezeichnungen eines und ebendesselben Objects. Aufs höchste könnte man, was die ursprüngliche Bezeichnung anbetrifft, es für möglich halten, daſs die Stimme bloſs aus sinnlichem Gefallen am Rauschen der Töne ganz bedeutungslose hinzugefügt hätte, oder daſs bloſs auslautende Hauche bei mehr geregelter Aussprache zu wahren Sylben geworden wären. Daſs Laute in der That ohne alle Bedeutsamkeit sich in Sprachen bloſs sinnlich erhalten, möchte ich nicht in Abrede stellen; allein dies ist nur darum der Fall, weil ihre Bedeutsamkeit verloren gegangen ist.

Ursprünglich stöſst die Brust keinen articulirten Laut aus, den nicht eine Empfindung geweckt hat.

Im Verlaufe der Zeit verhält es sich überhaupt auch anders mit der Mehrsylbigkeit. Man kann sie, als Thatsache, in den ausgebildeten Sprachen nicht abläugnen, man bestreitet sie nur bei den Wurzeln, und, auſserhalb dieses Kreises, beruht sie durch ihren, im Ganzen anzunehmenden und sehr häufig im Einzelnen nachzuweisenden Ursprung auf Zusammensetzung, und verliert dadurch ihre eigenthümliche Natur. Denn nicht bloſs weil uns die Bedeutung der einzelnen Wortelemente fehlt, erscheinen sie uns als bedeutungslose, sondern es liegt der Erscheinung auch oft etwas positives zum Grunde. Die Sprache verbindet zuerst einander wirklich modificirende Begriffe. Dann knüpft sie an einen Hauptbegriff einen andren, nur metaphorisch oder nur mit einem Theile seiner Bedeutung geltenden, wie wenn die Chinesische, um bei Verwandtschaften den Unterschied des Älteren oder Jüngeren anzudeuten, das Wort Sohn in zusammengesetzten Verwandtschaftsnamen da braucht, wo weder die directe Abstammung, noch das Geschlecht, sondern einzig das Nachstehen im Alter paſst. Waren nun einige solcher Begriffe wegen der, durch ihre gröſsere Allgemeinheit gegebenen Möglichkeit dazu häufig Wortelemente zur Specificirung von Begriffen geworden, so gewöhnt sich die Sprache auch wohl, sie da anzuwenden, wo ihre Beziehung nur eine ganz entfernte, kaum nachzuspürende, ist, oder wo man frei gestehen muſs, daſs gar keine wirkliche Beziehung vorliegt, und daher die Bedeutsamkeit in der That in Nichts aufgeht. Diese Erscheinung, daſs die Sprache, einer allgemeinen Analogie folgend, Laute von Fällen, wo sie wahrhaft hingehören, auf andere, denen sie fremd sind, anwendet, findet sich auch in anderen Theilen ihres Verfahrens. So ist nicht zu läugnen, daſs in mehreren Flexionen der

Sanskrit-Declination Pronominalstämme verborgen sind, daſs aber in einigen dieser Fälle sich wirklich kein Grund auffinden läſst, warum gerade dieser, und kein anderer Stamm diesem oder jenem Casus beigegeben ist, ja nicht einmal sagen, wie überhaupt ein Pronominalstamm den Ausdruck dieses bestimmten Casusverhältnisses ausmachen kann. Es mag allerdings auch in denjenigen solcher Fälle, die uns die schlagendsten zu sein scheinen, noch ganz individuelle, fein aufgefaſste Verbindungen zwischen dem Begriffe und dem Laute geben. Diese sind aber alsdann so von allgemeiner Nothwendigkeit entblöſst, und so sehr, wenn auch nicht zufällig, doch nur historisch erkennbar, daſs, für uns, selbst ihr Dasein verloren geht. Der Einverleibung fremder mehrsylbiger Wörter aus einer Sprache in die andere erwähne ich hier mit Absicht nicht, da, wenn die hier aufgestellte Behauptung ihre Richtigkeit hat, die Mehrsylbigkeit solcher Wörter niemals ursprünglich ist, und die Bedeutungslosigkeit ihrer einzelnen Elemente für die Sprache, welcher sie zuwachsen, bloſs eine relative bleibt.

Es giebt aber in den nicht einsylbigen Sprachen, nur allerdings in sehr verschiedenem Grade, auch ein, aus zusammentreffenden inneren und äuſseren Ursachen entspringendes, Streben nach reiner Mehrsylbigkeit, ohne Rücksicht auf den noch bekannten oder in Dunkel verschwundenen Ursprung derselben aus Zusammensetzung. Die Sprache verlangt alsdann Lautumfang als Ausdruck einfacher Begriffe, und läſst in diesen die in ihnen verbundenen Elementarbegriffe aufgehen. Auf diesem zwiefachen Wege entsteht dann die Bezeichnung Eines Begriffs durch mehrere Sylben. Denn wie die Chinesische Sprache der Mehrsylbigkeit widerstrebt, und wie ihre, sichtbar aus diesem Widerstreben hervorgegangene Schrift sie in demselben bestätigt, so haben andere Sprachen die entgegengesetzte Neigung. Durch Gefallen an Wohllaut und durch Streben nach rhythmischen Verhältnissen gehen sie auf Bildung gröſserer Wortganzen hin, und unterscheiden weiter, ein inneres Gefühl hinzunehmend, die bloſse, lediglich durch die Rede entstehende, Zusammensetzung von derjenigen, die mit dem Ausdruck eines einfachen Begriffs durch mehrere Sylben, deren einzelne Bedeutung nicht mehr bekannt ist, oder nicht mehr beachtet wird, verwechselt werden kann. Wie aber Alles in der Sprache immer innig verbunden ist, so ruht auch dies, zuerst bloſs sinnlich scheinende, Streben auf einer breiteren und festeren Basis. Denn die Richtung des Geistes, den Begriff und seine Beziehungen in die Einheit desselben Wortes zu verknüpfen, wirkt offenbar dazu mit, die Sprache mag nun, als wahrhaft flectirende, dies Ziel wirklich erreichen, oder, als agglutinirende, auf halbem Wege stehen bleiben. Die schöpferische Kraft, mit welcher die Sprache selbst, um mich eines figürlichen Ausdrucks zu bedienen, aus der Wurzel alles das hervortreibt, was zur inneren und äuſseren Bildung der Wortform gehört, ist hier das ursprünglich Wirkende. Je weiter sich diese Schöpfung erstreckt, desto gröſser, je früher sie ermattet, desto geringer ist der Grad jenes Strebens. In dem aus demselben entspringenden Lautumfang des Wortes bestimmt aber die vollendete Abrundung dieses Strebens nach Wohllautsgesetzen die nothwendige Gränze. Gerade die in der Verschmelzung der Sylben zur Einheit minder glücklichen Sprachen reihen eine gröſsere Anzahl derselben unrhythmisch an einander, da das vollendete Einheitsstreben wenigere harmonisch zusammenschlieſst. So eng und genau mit einander übereinstimmend ist auch hier das innere und äuſsere Gelingen. Durch die Begriffe selbst aber wird in vielen Fällen ein Bemühen veranlaſst, einige bloſs in der Absicht zu verknüpfen, einem einfachen ein angemessenes Zeichen zu geben, und ohne gerade die Erinnerung an die einzelnen verknüpften erhalten zu wollen. Hieraus entsteht alsdann natürlich um so mehr wahre Mehrsylbigkeit, als der so zusammengesetzte Begriff bloſs seine Einfachheit geltend macht.

Unter den Fällen, von welchen wir hier reden, zeichnen sich hauptsächlich zwei verschiedene Classen aus. Bei der einen soll der durch einen Laut schon gegebne Begriff durch Anknüpfung eines zweiten nur bestimmter festgestellt, oder mehr erläutert, also im Ganzen Ungewiſsheit und Undeutlichkeit vermieden werden. Auf diese Weise verbinden Sprachen oft ganz gleichbedeutende, oder doch durch sehr kleine Nüancen verschiedene Begriffe mit einander, auch allgemeine, speciellen angefügt, und zu solchen allgemeinen oft erst aus speciellen durch diesen Gebrauch gestempelt, wie im Chinesischen der Begriff des Schlagens fast in den des Machens überhaupt in diesen Zusammensetzungen übergeht. In die andere Classe gehören die Fälle, wo wirklich aus zwei verschiedenen Begriffen ein dritter gebildet wird, wie z. B. die Sonne das Auge des Tages, die Milch das Wasser der Brust u. s. f. heiſst. Der ersten Classe von Verbindungen liegt ein Miſstrauen in die Deutlichkeit des gebrauchten Ausdrucks, oder eine lebhafte Hast nach Vermehrung derselben zum Grunde. Sie dürfte in sehr ausgebildeten Sprachen selten gefunden werden, ist aber in einigen, die sich, ihrem Baue nach, einer gewissen Unbestimmtheit bewuſst sind, sehr häufig. In den Fällen der zweiten Classe sind die beiden zu verbindenden Begriffe die unmittelbare Schilderung des empfangenen Eindrucks, also in ihrer speciellen Bedeutung das eigentliche Wort. An und für sich würden sie zwei bilden. Da sie aber doch nur Eine Sache bezeichnen, so dringt der Verstand auf ihre engste Verbindung in der Sprachform; und wie seine Macht über die Sprache wächst, und die ursprüngliche Auffassung in dieser untergeht, so verlieren die sinnreichsten und lieblichsten Metaphern dieser Art ihren rückwirkenden Einfluſs, und entschwinden, wie deutlich sie auch noch nachzuweisen sein mögen, der Beachtung der Redenden. Beide Classen finden sich auch in den einsylbigen Sprachen, nur daſs in ihnen das innere Bedürfniſs nach der Verbindung der Begriffe nicht das Hangen an der Trennung der Sylben zu überwinden vermag.

Auf diese Weise, glaube ich, muſs in den Sprachen die Erscheinung der Ein- und Mehrsylbigkeit aufgefaſst und beurtheilt werden. Ich will jetzt versuchen, dies allgemeine Räsonnement, das ich nicht habe durch Aufzählung von Thatsachen unterbrechen mögen, mit einigen Beispielen zu belegen.

Schon der neuere Styl des Chinesischen besitzt eine nicht unbedeutende Anzahl von Wörtern, die dergestalt aus zwei Elementen zusammengesetzt sind, daſs ihre Zusammensetzung nur die Bildung eines dritten, einfachen Begriffes zum Zweck hat. Bei einigen derselben ist es sogar offenbar, daſs die Hinzufügung des einen Elements, ohne dem Sinne etwas beizugeben, nur von wirklich bedeutsamen Fällen aus zur Gewohnheit geworden ist. Die Erweiterung der Begriffe und der Sprachen muſs darauf leiten, neue Gegenstände durch Vergleichung mit andren, schon bekannten, zu bezeichnen, und das Verfahren des Geistes bei der Bildung ihrer Begriffe in die Sprachen überzuführen. Diese Methode muſs allmälig an die Stelle der früheren treten, den Eindruck durch die in den articulirten Tönen liegende Analogie symbolisirend wiederzugeben. Aber auch die spätere Methode tritt bei Völkern von groſser Lebendigkeit der Einbildungskraft und Schärfe der sinnlichen Auffassung in ein sehr hohes Alter zurück, und daher besitzen vorzugsweise die am meisten noch vom Jugendalter ihrer Bildung zeugenden Sprachen eine groſse Anzahl solcher malerisch die Natur der Gegenstände darlegenden Wörter. Im Neu-Chinesischen zeigt sich aber hierin sogar eine, erst späterer Cultur angehörende, Verbildung. Mehr spielend witzige, als wahrhaft dichterische Umschreibungen der Gegenstände, in welchen diese oft, gleich Räthseln, verhüllt liegen, bilden häufig solche aus zwei Elementen bestehende Wörter (¹). Eine andere Classe dieser letztren erscheint auf den ersten Anblick sehr wunderbar, nämlich die, wo zwei einander entgegengesetzte Begriffe durch ihre Vereinigung den allgemeinen, beide unter sich befassenden, Begriff ausdrücken, wie wenn die jüngeren und älteren Brüder, die hohen und niedrigen Berge für die Brüder und die Berge überhaupt gesagt wird. Die in solchen Fällen in dem bestimmten Artikel liegende Universalität wird hier anschaulicher durch die entgegengesetzten Extreme auf eine keine Ausnahme erlaubende Weise angedeutet. Eigentlich ist auch diese Wortgattung mehr eine rednerische Figur, als eine Bildungsmethode der Sprachen. In einer Sprache aber, wo der, sonst bloſs grammatische, Ausdruck so häufig materiell in den Inhalt der Rede gelegt werden muſs, wird sie nicht mit Unrecht den letzteren beigezählt. Einzeln finden sich übrigens solche Zusammensetzungen in allen Sprachen; im Sanskrit erinnern sie an das in philosophischen Gedichten häufig vorkommende स्थावरजङ्गमम्, *sthâwara-jangamam.* Im Chinesischen aber kommt noch der Umstand hinzu, daſs die Sprache in einigen dieser Fälle für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort besitzt, und sich also nothwendig dieser Umschreibungen bedienen muſs. Die Bedingung des Alters z. B. läſst sich von dem Worte Bruder nicht abtrennen, und man kann nur ältere und jüngere Brüder, nicht Brüder allgemein, sagen. Dies mag noch aus dem Zustande früher Uncultur herstammen. Die Begierde, den Gegenstand anschaulich mit seinen

---

(¹) St. Julien zu Paris hat zuerst auf diese Terminologie des poetischen Styls, wie man sie nennen könnte, die ein eignes, weitläufiges Studium erfordert, und ohne ein solches zu den gröſsten Miſsverständnissen führt, aufmerksam gemacht.

Eigenschaften im Worte darzustellen, und der Mangel an Abstraction lassen den allgemeinen, mehrere Verschiedenheiten unter sich befassenden, Ausdruck vernachlässigen; die individuelle sinnliche Auffassung greift der allgemeinen des Verstandes vor. Auch in den Amerikanischen Sprachen ist diese Erscheinung häufig. Von einer ganz entgegensetzten Seite aus und gerade durch ein künstlich gesuchtes Verstandesverfahren hebt sich diese Art der Wortzusammenfügung im Chinesischen auch dadurch mehr hervor, daſs die symmetrische Anordnung der in bestimmten Verhältnissen gegen einander stehenden Begriffe als ein Vorzug und eine Zierlichkeit des Styls betrachtet wird, worauf auch die Natur der, jeden Begriff in Ein Zeichen einschlieſsenden, Schrift Einfluſs hat. Man sucht also solche Begriffe absichtlich in die Rede zu verflechten, und die Chinesische Rhetorik hat sich ein eignes Geschäft daraus gemacht, da kein Verhältniſs so bestimmt, als das des reinen Gegensatzes, ist, die contrastirenden Begriffe in der Sprache aufzuzählen (¹). Der ältere Chinesische Styl macht keinen Gebrauch von zusammengesetzten Wörtern, es sei nun, daſs man in früheren Zeiten, wie bei einigen Classen derselben sehr begreiflich ist, noch nicht auf dies Verfahren gekommen war, oder daſs dieser strengere Styl, welcher überhaupt der Anstrengung des Verstandes durch die Sprache zu Hülfe zu kommen gewiſsermaſsen verschmähte, dasselbe aus seinem Kreise ausschloſs.

Die Barmanische Sprache kann ich hier übergehen, da ich schon oben bei der allgemeinen Schilderung ihres Baues gezeigt

---

(¹) Ein solches, aber gegen die bis dahin in Europa bekannt gewesenen sehr ansehnlich vermehrtes, Verzeichniſs hat Klaproth in den Supplementen zu Basile's groſsem Wörterbuche gegeben. Es zeichnet sich auch vor dem in Prémare's Grammatik befindlichen durch höchst schätzbare, über die Chinesischen philosophischen Systeme Licht verbreitende Bemerkungen aus.

habe, wie sie durch Aneinanderheftung gleichbedeutender oder modificirender Stämme aus einsylbigen mehrsylbige bildet.

In den Malayischen Sprachen bleibt, nach Ablösung der Affixa, sehr häufig, ja man kann wohl sagen meistentheils, ein zweisylbiger, in grammatischer Beziehung auf die Redefügung nicht weiter theilbarer, Stamm übrig. Auch da, wo derselbe einsylbig ist, wird er häufig, im Tagalischen sogar gewöhnlich, verdoppelt. Man findet daher öfter des zweisylbigen Baues dieser Sprachen erwähnt. Eine Zergliederung dieser Wortstämme ist indeſs bis jetzt, soviel ich weiſs, nirgends vorgenommen worden. Ich habe sie versucht; und wenn ich auch noch nicht dahin gelangt bin, vollkommene Rechenschaft über die Natur der Elemente aller dieser Wörter zu geben, so habe ich mich dennoch überzeugt, daſs in sehr vielen Fällen jede der beiden vereinigten Sylben als ein einsylbiger Stamm in der Sprache nachgewiesen werden kann, und daſs die Ursache der Verbindung begreiflich wird. Wenn dies nun bei unsren unvollständigen Hülfsmitteln und unsrer mangelhaften Kenntniſs der Fall ist, so läſst sich wohl auf eine gröſsere Ausdehnung dieses Princips und auf die ursprüngliche Einsylbigkeit auch dieser Sprachen schlieſsen. Mehr Schwierigkeit erregen zwar die Wörter, welche, wie z. B. die Tagalischen *lisà* und *lisay*, von der Wurzel *lis* (s. unten), in bloſse Vocallaute ausgehen; doch auch diese werden vermuthlich bei künftiger Untersuchung erklärlich werden. So viel ist schon jetzt offenbar, daſs man, der Mehrzahl der Fälle nach, die letzten Sylben der Malayischen zweisylbigen Stämme nicht als an bedeutsame Wörter gefügte Suffixa betrachten darf, sondern daſs sich in ihnen wirkliche Wurzeln, ganz den die erste Sylbe bildenden gleich, erkennen lassen. Denn sie finden sich auch theils als erste Sylben jener Composita, theils ganz abgesondert in der Sprache. Die einsylbigen Stämme muſs man aber meistentheils in ihren Verdopplungen aufsuchen.

Aus dieser Beschaffenheit der, auf den ersten Anblick einfach scheinenden, und doch auf Einsylbigkeit zurückführenden zweisylbigen Wörter geht eine Richtung der Sprache auf Mehrsylbigkeit hervor, die, wie man aus der Häufigkeit der Verdopplung sieht, zum Theil auch phonetisch, nicht bloſs intellectuell, ist. Die zusammentretenden Sylben werden aber auch mehr, als im Barmanischen, wirklich zu Einem Worte, indem sie der Accent mit einander verbindet. Im Barmanischen trägt jedes einsylbige Wort den seinigen an sich und bringt ihn in das Compositum. Daſs das ganze, nun entstehende Wort einen, seine Sylben zusammenhaltenden besäſse, wird nicht nur nicht gesagt, sondern ist bei der Aussprache mit hörbarer Sylbentrennung unmöglich. Im Tagalischen hat das mehrsylbige Wort allemal einen, die vorletzte Sylbe heraushebenden, oder fallen lassenden Accent. Buchstabenveränderung ist jedoch mit der Zusammensetzung nicht verbunden.

Ich habe meine hierher gehörenden Forschungen vorzüglich bei der Tagalischen und Neu-Seeländischen Sprache angestellt. Die erstere zeigt, meinem Urtheile nach, den Malayischen Sprachbau in seinem gröſsten Umfange und seiner reinen Consequenz. Die Südsee-Sprachen war es wichtig in die Untersuchung einzuschlieſsen, weil ihr Bau noch uranfänglicher zu sein, oder wenigstens noch mehr solche Elemente zu enthalten scheint. Ich habe mich bei den hier folgenden, aus dem Tagalischen entlehnten Beispielen fast ausschlieſslich an diejenigen Fälle gehalten, wo der einsylbige Stamm, wenigstens noch in der Verdopplung, auch als solcher der Sprache angehört. Weit gröſser ist natürlich die Zahl solcher zweisylbigen Wörter, deren einsylbige Stämme bloſs in

Zusammensetzungen erscheinen, aber in diesen an ihrer immer gleichen Bedeutung kennbar sind. Diese Fälle sind aber nicht so beweisend, indem gewöhnlich alsdann auch Wörter vorkommen, in welchen diese Gleichheit weniger oder gar nicht vorhanden zu sein scheint, obgleich solche scheinbare Ausnahmen sehr leicht nur daher entstehen können, daſs man eine entfernter liegende Ideenverknüpfung nicht erräth. Daſs ich immer auf die Nachweisung beider Sylben gegangen bin, versteht sich von selbst, da das entgegengesetzte Verfahren die Natur dieser Wortbildungen nur zweifelhaft andeuten könnte. Auch auf Wörter, welche ihren ursprünglichen Stamm nicht in der nämlichen, sondern in einer andren Sprache haben, wie es im Tagalischen mit einigen aus dem Sanskrit, oder auch mit aus den Südsee-Sprachen übergegangenen Wörtern der Fall ist, muſs natürlich Bedacht genommen werden.

Beispiele aus der Tagalischen Sprache:

bag-sàc, etwas mit Gewalt auf die Erde werfen, oder gegen etwas andrängen; *bag-bàg*, auf den Strand gerathen, ein Saatfeld aufbrechen (also von gewaltsamem Stoſsen oder Werfen gebraucht); *sac-sàc*, etwas fest einlegen, eindrängen, hineinstopfen, in etwas werfen (*apretar embutiendo algo, atestar, hincar*). *lab-sàc*, etwas in den Koth, Abtritt werfen, vom eben angeführten Wort, und *lab-làb*, Sumpf, Kothhaufen, Abtritt. Von diesem Wort und dem gleich weiter unten vorkommenden *as-às* ist zusammengesetzt *lab-às, semen suis ipsius manibus elicere.* Wahrscheinlich gehört auch hierher *sac-àl*, jemandem den Nacken, die Hand oder den Fuſs drücken, obgleich die Bedeutung des zweiten Elements *al-àl*, die Zähne mit einem Steinchen abfeilen, wenig hierher paſst, und ebenso *sac-yòr*, Heuschrecken fangen, wo ich aber das zweite Element nicht zu erklären weiſs. Dagegen kann man *sacsi*, Zeuge, bezeugen, nicht hierher rechnen, da das Wort wohl unbezweifelt das Sanskritische साक्षिन्, *sâkshin*, ist, und, als ein gerichtliches, mit Indischer Cultur in die Sprache gekommen sein kann. Dasselbe Wort findet sich auch in der gleichen Bedeutung in der eigentlich Malayischen Sprache.

bac-às, Fuſsstapfen, Spur von Menschen und Thieren, übrig bleibendes Zeichen eines körperlichen Eindrucks von Thränen, Schlägen u. s. w.; *bac-bàc*, die Rinde abnehmen, oder verlieren; *ás-as*, sich abreiben, von Kleidern und andren Dingen gebraucht.

bac-làs, Wunde, und zwar solche, die vom Kratzen herkommt; das eben angeführte *bac-bàc*, und *las-làs*, Blätter oder Dachziegel abnehmen, auch vom Zerstören der Zweige und Dächer durch den Wind gebraucht. Das Wort heiſst auch *bac-lìs*, von *lis-lìs*, jäten, Gras ausreiſsen (s. unten).

ás-al, eingeführter Gebrauch, angenommene Gewohnheit, von dem oben angeführten *ás-as* und *al-àl*, also von der Verbindung der Begriffe des Abnutzens und des Abſeilens.

it-it, einsaugen, und *im-im*, verschlieſsen, vom Munde gebraucht. Aus diesen beiden ist vermuthlich *it-im*, schwarz (Malayisch *ĕtam*), entstanden, da diese Farbe sehr gut mit etwas Eingesogenem und Verschloſsnem zu vergleichen ist.

tac-lìs, wetzen, schärfen, und zwar ein Messer mit dem andren; *tac* bedeutet die Entleerung des Leibes, die Verrichtung der Nothdurft, das verdoppelte *tac-tàc* einen groſsen Spaten, eine Haue (*azadon*), und zum Verbum gemacht, mit diesem Werkzeuge arbeiten, aushöhlen. Hieraus wird klar, daſs dieser letzte Begriff eigentlich die Grundbedeutung auch der einfachen Wurzel ist. *lis-lìs* wird noch weiter unten vorkommen, vereinigt aber die Begriffe des Zerstörens und des Kleinen, Kleinmachens in sich. Beides paſst sehr gut auf das abreibende Wetzen.

lis-pis, mit dem Präfix *pa*, das Korn zur Saat reinigen, stammt vom oft erwähnten *lis-lis*, und von *pis-pis*, abkehren, abfegen, besonders von den Brotkrumen mit einer Bürste gebraucht.

lá-bay, ein Bündel Seide, Zwirn oder Baumwolle (*madeja*), und davon, als Verbum, haspeln; *lá-la*, Teppiche weben; *bay-bay*, gehen, und zwar an der Küste des Meeres hin, also in einer bestimmten Richtung, was zu der Bewegung des Haspelns gut paſst.

tú-lis, Spitze, zuspitzen, namentlich von groſsen hölzernen Nägeln (*estacas*) gebraucht, und im Javanischen und Malayischen auf den Begriff des Schreibens angewandt ([1]). *lis-lis*, schlechte, unnütze Gewächse zerstören, ausreiſsen, ist schon oben da gewesen. Der Begriff ist eigentlich kleinmachen, und daher passend auf das Abschaben, um eine Spitze hervorzubringen; *lisà* sind die kleinen Nisse der Läuse, und aus dem Begriff des Kleinen, des Staubes, kommt auch die Anwendung des Wortes auf das Ausfegen, Auskehren, wie in *ua-lis*, dem allgemeinen Worte für diese Arbeit. Das erste Element von *tú-lis* finde ich weder einfach, noch verdoppelt im Tagalischen, dagegen wohl in den Südsee-Sprachen, in dem Tongischen *tu* (bei Mariner *too* geschrieben), schneiden, sich erheben, aufrecht stehen; im Neu-Seeländischen hat es diese letztere Bedeutung neben der von schlagen.

tó-bo, hervorkommen, sprieſsen, von Pflanzen (*nacer*), *bo-bò*, etwas ausleeren; *tó-to* hat im Tagalischen bloſs metaphorische

---

[1] Siehe meinen Brief an Hrn. Jacquet. *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 496. Das Tahitische Wort für schreiben ist *papai* (Apostelgeschichte. 15, 20.), und auf den Sandwich-Inseln *palapala*. (Marcus. 10, 4.) Im Neu-Seeländischen heiſst *tui:* schreiben, nähen, bezeichnen. Jacquet hat, wie ich aus brieflichen Mittheilungen weiſs, den glücklichen Gedanken gefaſst, daſs bei diesen Völkern die Begriffe des Schreibens und Tattuirens in enger Verbindung stehen. Dies bestätigt die Neu-Seeländische Sprache. Denn statt *tuinga*, Handlung des Schreibens, sagt man auch *tiwinga;* und *tiwana* ist der Theil der durch Tattuiren eingeätzten Zeichen, welcher sich vom Auge nach der Seite des Kopfes hin erstreckt.

Bedeutungen: Freundschaft knüpfen, einträchtig sein, seine Absicht im Reden oder Handeln erreichen. Aber im Neu-Seeländischen ist *to* Leben, Belebung, und davon *toto* Flut. Im Tongischen hat *tubu* (Mariner: *tooboo*) dieselbe Bedeutung des Sprieſsens, als das Tagalische *tóbo*, bedeutet aber auch aufspringen. *bu* findet sich im Tongischen als *bubula*, schwellen; *tu* heiſst: schneiden, trennen, und stehen. Dem Tongischen *tubu* entspricht das Neu-Seeländische *tupu*, sowohl in der Bedeutung, als der Ableitung. Denn *tu* ist stehen, aufstehen, und in *pu* liegt der Begriff eines durch Schwellen rund gewordenen Körpers, da es eine schwangere Frau bedeutet. Die Bedeutungen: Cylinder, Flinte, Röhre, welche Lee zuerst setzt, sind nur abgeleitete. Daſs in *pu* auch schon der Begriff des Aufbrechens durch Anschwellung liegt, beweist das Compositum *pu-ao*, Tagesanbruch.

Beispiele aus der Neu-Seeländischen Sprache.

De los Santos Tagalisches Wörterbuch ist, wie die meisten, besonders älteren, Missionarien-Arbeiten dieser Art, bloſs zur Anleitung, in der Sprache zu schreiben und zu predigen, bestimmt. Es giebt daher von den Wörtern immer die concretesten Bedeutungen, zu welchen sie durch den Sprachgebrauch gelangt sind, und geht selten auf die ursprünglichen, allgemeinen zurück. Auch ganz einfache, in der That zu den Wurzeln der Sprache gehörende Laute tragen also sehr häufig Bedeutungen bestimmter Gegenstände an sich, so *pay-pày* die von Schulterblatt, Fächer, Sonnenschirm, in welchen allen der Begriff des Ausdehnens liegt. Dies sieht man aus *sam-pày*, Wäsche oder Zeug an der Luft auf ein Seil, eine Stange u. s. w. aufhängen (*tender*), *cá-pay*, mit den Armen, in Ermanglung der Ruder, rudern, beim Rufen mit den Händen winken, und andren Zusammensetzungen. In dem vom Professor Lee in Cambridge nach den schon an Ort und Stelle aufgesetzten Materialien Thomas Kendall's, mit Zuziehung zweier Eingebornen, sehr einsichtsvoll zusammengetragenen Neu-Seeländischen Wörterbuche ist es durchaus anders. Die einfachsten Laute haben höchst allgemeine Bedeutungen von Bewegung, Raum u. s. f., wie man sich aus der Vergleichung der Artikel der Vocallaute überzeugen kann (1). Man geräth dadurch bisweilen über die specielle Anwendung in Verlegenheit, und ist auch wohl versucht, zu bezweifeln, ob diese Begriffsweite in der That in der geredeten Sprache liegt, oder nicht vielleicht erst hinzugeschlossen ist. Indeſs hat Lee dieselbe doch gewiſs aus den Angaben der Eingebornen geschöpft; und es ist nicht zu läugnen, daſs man in der Herleitung der Neu-Seeländischen Wörter bedeutend dadurch gefördert wird.

ora, Gesundheit, Zunahme, Herstellung derselben; *o*, Bewegung, und auch ganz besonders: Erfrischung; *ra*, Stärke, Gesundheit, dann auch: die Sonne; *ka-ha*, Stärke, eine aufsteigende Flamme, brennen, Belebung als der Act derselben und als kräftige Wirksamkeit; *ha*, das Ausathmen.

mara, ein der Sonnenwärme ausgesetzter Platz, dann eine dem Redenden gegenüberstehende Person, wohl vom Leuchten des Antlitzes, daher als Anrede gebraucht; *ma*, klar, wie weiſse Farbe; *ra* das eben erwähnte Wort für Sonne; *marama* ist das Licht und der Mond.

pono, wahr, Wahrheit, *po*, Nacht, die Region der Finsterniſs, *noa*, frei, ungebunden. Wenn diese Ableitung wirklich richtig ist, so ist die Zusammensetzung der Begriffe merkwürdig sinnvoll.

mutu, das Ende, endigen, *mu*, als Partikel gebraucht, das Letzte, zuletzt, *tu*, stehen.

---

(1) So beginnt z. B. der Artikel über *a* folgendergestalt: *A, signifies universal existence, animation, action, power, light, possession, cet., also the present existence, animation, power, light, cet. of a being, or thing.*

Tongische Sprache:

fachi, brechen, ausrenken; *fa*, fähig, etwas zu sein oder zu thun; *chi*, klein, das Neu-Seeländische *iti*.

loto bedeutet die Mitte, den Mittelpunkt, das innerlich Eingeschlossene, unstreitig davon metaphorisch Gemüth, Gesinnung, Temperament, Gedanke, Meinung. Das Wort ist dasselbe mit dem Neu-Seeländischen *roto*, das jedoch nur die körperliche, nicht die figürliche Bedeutung hat, also nur das Innere und, als Präposition, in heiſst. Ich glaube beide Wörter richtig aus beiden Sprachen ableiten zu können. Das erste Element scheint mir das Neu-Seeländische *roro*, Gehirn. Das einfache *ro* wird in Lee's Wörterbuch bloſs durch das vieldeutige *matter*, Materie, übersetzt, das man aber wohl hier als Eiter, Materie eines Geschwüres nehmen muſs, und das vielleicht allgemeiner jeden eingeschloſsnen klebrigten Stoff bedeutet. Von dem zweiten Element, *to*, ist, als Neu-Seeländischem Worte, schon bei *tóbo* gesprochen worden, und ich bemerke nur noch hier, daſs es auch von Schwangerschaft, also von dem innerlich, lebendig Eingeschlossenen, gebraucht wird. Im Tongischen ist es mir bis jetzt nur als Name eines Baumes bekannt, dessen Beeren ein klebrigtes Fleisch haben, welches man zum Zusammenkleben verschiedener Dinge braucht. Es liegt also auch in dieser Bedeutung der Begriff, sich an etwas anderes anzuhängen. Im Tongischen liegt aber der Ausdruck für Gehirn nur zum Theil in diesem Wörterkreis. Das Gehirn heiſst nämlich *uto* (Mariner: *ooto*). Das letzte Glied des Wortes halte ich für das so eben betrachtete *to*, da die Klebrigkeit sehr gut auf die Masse des Gehirnes paſst. Die erste Sylbe ist nicht weniger ausdrucksvoll zur Beschreibung des Gehirns, da *u* ein Bündel (*a bundle*), Paket ist. Dieses Wort glaube ich auch in dem Tagalischen *ótac* und dem Malayischen *ūtak* wiederzufinden, deren Wurzeln ich also nicht in diesen

Sprachen selbst suche. Das End-*k* kann sehr leicht, wie in andren Malayischen Wörtern, nicht wurzelhaft sein. Beide Wörter bedeuten zugleich, offenbar von der Gleichheit der Materie, Mark und Gehirn, und werden daher oft, oder sogar gewöhnlich, durch Hinzufügung von Kopf oder Knochen unterschieden. Im Madecassischen lautet dasselbe Wort bei Flacourt *oteche* als Mark, und als Gehirn *otechendoha*, Mark des Kopfes, indem er das Wort *loha*, Kopf, nach einer ganz gewöhnlichen Buchstabenvertauschung *doha* schreibt, und dasselbe durch einen Nasenlaut mit dem andren Worte verknüpft. Ein anders lautender Ausdruck für Gehirn ist bei Challan *tso ondola*, und auf ähnliche Weise für Mark *tsoc*, *tsoco*. Ob *ondola* nothwendig zu *tso* gehören soll, ist schwer zu entscheiden. Vermuthlich ist aber nur das Unterscheidungszeichen weggelassen; denn im Madecassisch-Französischen Theile findet sich das, mir übrigens bis jetzt unerklärliche *ondola* allein für Gehirn. In dem handschriftlichen von Jacquet herausgegebenen Wortverzeichniſs heiſst Gehirn *tsokou loha*, und Jacquet bemerkt dabei, daſs er kein entsprechendes Wort in den andren Dialekten findet (1). Ich halte aber *tsokou* und die Varianten bei Challan bloſs für eine Entstellung des Malayischen *ŭtak* durch Wegwerfung des Anfangsvocals und zischende Aussprache des *t*, und folglich gleichbedeutend mit Flacourt's *oteche*, das noch mehr an das Tagalische *ótac* erinnert. Chapelier's handschriftliches Wörterbuch, welches ich der Güte des Herrn Lesson verdanke, hat für Gehirn *tsoudoa*, worin wieder das endende *doa*, Kopf, für *loa* steht. Sehr bedaure ich, das Wort nicht in der Gestalt zu kennen, wie es nach den Englischen Missionaren heut zu Tage lautet. Allein das Gehirn kommt in der Bibel nur in zwei Stellen des Buchs der Richter in der Lateinischen Vulgata vor, und die Englische Bibel, nach welcher die Missionare übersetzen, hat dafür Schädel.

---

(1) *Nouv. Journ. Asiat.* XI. S. 108. No. 13. u. S. 126. No. 13.

Die Zweisylbigkeit der Semitischen Stämme (um hier die geringe Zahl der weniger oder mehr Sylben enthaltenden zu übergehen) ist von durchaus anderer Art, als die bis hierher betrachtete, da sie untrennbarer in den lexikalischen und grammatischen Bau verwachsen ist. Sie bildet einen wesentlichen Theil des Charakters dieser Sprachen, und kann, so oft von dem Ursprunge, dem Bildungsgange und dem Einfluſs derselben die Rede ist, nicht auſser Betrachtung gelassen werden. Dennoch kann man es als ausgemacht annehmen, daſs auch dieses mehrsylbige System sich auf ein ursprünglich einsylbiges, noch in der jetzigen Sprache an deutlichen Spuren erkennbares, gründet. Dies ist von mehreren Bearbeitern der Semitischen Sprachen, namentlich von Michaelis, allein auch schon vor ihm, anerkannt, und von Gesenius und Ewald näher entwickelt und beschränkt worden (1). Es giebt, sagt Gesenius, ganze Reihen von Stammverben, welche nur die zwei ersten Stammconsonanten gemein, zum dritten aber ganz verschiedene haben, und doch in der Bedeutung, wenigstens im Hauptbegriffe, übereinstimmen. Er nennt es nur übertrieben, wenn der, im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Breslau verstorbene Caspar Neumann alle zweisylbigen Wurzeln auf einsylbige zurückführen wollte. In den hier genannten Fällen liegen also den heutigen zweisylbigen Stammwörtern einsylbige, aus zwei, einen Vocal einschlieſsenden Consonanten bestehende Wurzeln zum

---

(1) Gesenius hebräisches Handwörterbuch. I. S. 132. II. Vorrede. S. XIV., desselben Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift. S. 125., ganz vorzüglich aber in dessen ausführlichem Lehrgebäude der hebräischen Sprache. S. 183. u. flgd. Ewald's kritische Grammatik der hebräischen Sprache. S. 166. 167.

Grunde, welchen in einer späteren Niedersetzung der Sprache durch einen zweiten Vocal ein dritter Consonant angehängt worden ist. Klaproth hat dies gleichfalls erkannt, und in einer eignen Abhandlung eine Anzahl solcher, von Gesenius angedeuteter Reihen aufgestellt (1). Er zeigt darin zugleich auf merkwürdige und scharfsinnige Weise, wie die, von ihrem dritten Consonanten befreiten, einsylbigen Wurzeln sehr häufig in Laut und Bedeutung ganz oder gröſstentheils mit Sanskritischen übereinkommen. Ewald bemerkt, daſs eine solche, mit Vorsicht angestellte Vergleichung der Stämme zu manchen neuen Resultaten führen würde, setzt aber hinzu, daſs man sich durch solche Etymologie über das Zeitalter der eigentlich Semitischen Sprache und Form erhebt. In dem Letzteren stimme ich ihm durchaus bei, da, gerade meiner Überzeugung nach, mit jeder wesentlich neuen Form, welche die Mundart auch des nämlichen Volksstammes im Laufe der Zeit gewinnt, in der That eine neue Sprache angeht.

Bei der Frage über den Umfang dieses Ursprungs zweisylbiger Wurzeln aus einsylbigen, müſste zuerst factisch genau festgestellt werden, wie weit wirklich hierin die etymologische Zergliederung zu gehen vermag. Blieben nun, wie wohl kaum zu bezweifeln ist, nicht zurückzuführende Fälle übrig, so könnte allerdings die Schuld hiervon doch am Mangel der Glieder liegen, welche die Reihen vollständig zeigen würden. Allein auch aus allgemeinen Gründen scheint es mir sogar nothwendig, anzunehmen, daſs dem Systeme der Ausdehnung aller Wurzeln zu zwei Sylben nicht ein durchaus einsylbiges, sondern eine Mischung ein- und zweisylbiger Wortstämme unmittelbar vorausgegangen sei. Man darf sich die Veränderungen in den Sprachen nie so gewaltsam und am wenigsten so theoretisch denken, daſs ein neuer Bildungsgrundsatz, für den es bisher an Beispielen fehlte, dem Volke (denn das heiſst doch der Sprache) aufgedrängt werden könnte. Es müssen schon Fälle, und in ziemlicher Anzahl, vorhanden sein, wenn gewisse Lautbeschaffenheiten durch grammatische Gesetzgebung, die überhaupt gewiſs im Ausmerzen vorhandener Formen mächtiger, als in der Einführung neuer, ist, allgemein gemacht werden sollen. Bloſs des allgemeinen Satzes wegen, daſs eine Wurzel immer einsylbig sein muſs, möchte ich auf keine Weise auch ursprünglich zweisylbige läugnen. Ich habe mich hierüber im Vorigen deutlich erklärt. Wenn ich hiernach aber selbst die Zweisylbigkeit auf Zusammensetzung zurückführe, so daſs zwei Sylben auch die vereinte Darstellung zweier Eindrücke sind, so kann die Zusammensetzung schon im Geiste desjenigen liegen, der das Wort zum erstenmal ausspricht. Dies ist hier um so mehr möglich, als von einem mit Flexionssinn begabten Volksstamme die Rede ist. Ja es kommt bei den Semitischen Sprachen noch ein zweiter wichtiger Umstand hinzu. Versetzt uns auch die Vernichtung des Gesetzes der Zweisylbigkeit in eine über den jetzigen Sprachbau hinausgehende Zeit, so bleiben in dieser doch zwei andere charakteristische Kennzeichen übrig, daſs nämlich die Wurzelsylbe, auf welche die Zergliederung der heutigen Stämme führt, immer eine durch einen Consonanten geschlossene war, und daſs man den Vocal als gleichgültig für die Begriffsbedeutsamkeit ansah. Denn hätten die Mittelvocale wirklich Begriffsbedeutsamkeit besessen, so wäre es unmöglich gewesen, ihnen diese wiederum zu entreiſsen. Über das Verhältniſs der Vocale zu den Consonanten in jenen einsylbigen Wurzeln habe ich mich schon oben (1) geäuſsert. Auf der andren Seite könnte aber auch schon die frühere Sprachbildung auf den Ausdruck einer doppelten Empfindung in zwei verknüpften Sylben geleitet worden sein. Der Flexionssinn läſst das Wort als ein Ganzes ansehen, das Verschiedenes in sich begreift; und der Hang, die grammatische Andeutung in den Schooſs des Wortes selbst zu legen, muſste dahin bringen, ihm mehr Umfang zu verleihen. Mit den hier entwickelten Gründen, die mir keinesweges gezwungen erscheinen, lieſse sich sogar die Ansicht auch ursprünglich gröſstentheils zweisylbiger Wurzeln vertheidigen. Die gleichförmige Bedeutung der ersten Sylbe von mehreren bewiese nur die Gleichheit des Haupteindrucks verschiedener Gegenstände. Mir aber kommt es natürlicher vor, das Dasein einsylbiger Wurzeln anzunehmen, aber darum nicht, auch schon neben ihnen, zweisylbige auszuschlieſsen. Zu bedauern ist es, daſs die mir bekannten Untersuchungen sich nicht auf die Erforschung der Bedeutung des, zwei gleichen vorausgehenden Consonanten hinzugefügten dritten einlassen. Erst diese, freilich gewiſs höchst schwierige Arbeit würde vollkommnes Licht über diese Materie verbreiten. Betrachtet man aber auch alle zweisylbige Semitische Wortstämme als zusammengesetzte, so sieht man doch auf den ersten Anblick, daſs diese Zusammensetzung von ganz anderer Art, als die in den hier durchgegangenen Sprachen, ist. In diesen macht jedes Glied der Zusammensetzung ein eignes Wort aus. Wenn auch, wenigstens im Barmanischen und Malayischen, die Fälle sogar häufig sind, daſs Wörter gar nicht mehr für sich allein, sondern bloſs in solchen Zusammensetzungen erscheinen, so ist dies doch nur eine Folge des Sprachgebrauchs. An sich widerspricht in ihnen nichts ihrer Selbstständigkeit; sie sind sogar gewiſs früher eigne Wörter gewesen, und nur darum, als solche, auſser Gewohnheit gekommen, weil ihre Bedeutung vorzüglich passend war, Modificationen in Zusammensetzungen zu bezeichnen. Die den Semitischen Wortstämmen auf diese Weise hinzugefügte zweite Sylbe könnte aber nicht allein und für sich bestehen, da sie, bei vorausgehendem Vocal und nachfolgendem Consonanten, gar nicht die legitime Form der Nomina und Verba an sich trägt. Man sieht hieraus deutlich, daſs dieser Bildung zweisylbiger Wortstämme ein ganz anderes Verfahren im Geiste des Volkes zum Grunde liegt, als im Chinesischen und in den demselben in diesem Theile seines Baues ähnlichen Sprachen. Es werden nicht zwei Wörter zusammengesetzt, sondern, mit unverkennbarer Hinsicht auf Worteinheit, Eines erweiternd gebildet. Auch in diesem Punkte bewährt der Semitische Sprachstamm seine edlere, den Forderungen des Sprachsinnes mehr entsprechende, die Fortschritte des Denkens sicherer und freier befördernde Form.

---

(1) *Observations sur les racines des langues Sémitiques.* Diese Abhandlung macht eine Zugabe zu Merian's, unmittelbar nach seinem Tode (er starb am 25. April 1828) erschienenen *Principes de l'étude comparative des langues* aus. Durch einen unglücklichen Zufall ist die Meriansche Schrift, bald nach ihrem Erscheinen, aus dem Buchhandel verschwunden. Daher ist auch die Klaprothsche Abhandlung in weniger Leser Hände gekommen, und erforderte einen neuen Abdruck.

---

(1) Man vergleiche überhaupt mit dieser Stelle S. CCCXXIII-CCCXXVII dieser Einleitung.

Die wenigen mehrsylbigen Wurzeln der Sanskritsprache lassen sich auf einsylbige zurückführen, und alle übrigen Wörter der Sprache entstehen, nach der Theorie der Indischen Grammatiker, aus diesen. Die Sanskritsprache kennt daher hiernach keine andere Mehrsylbigkeit, als die durch grammatische Anheftung oder offenbare Zusammensetzung hervorgebrachte. Es ist aber schon oben (S. CXXXIII.) erwähnt worden, daſs die Grammatiker hierin vielleicht zu weit gehen, so daſs unter den nicht auf natürliche Weise aus den Wurzeln abzuleitenden Wörtern ungewissen Ursprungs auch zweisylbige sind, deren Entstehung insofern zweifelhaft bleibt, als weder Ableitung, noch Zusammensetzung an ihnen sichtbar ist. Wahrscheinlich aber tragen sie doch die letztere an sich, nur daſs sich nicht allein die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Elemente im Gedächtniſs des Volks verloren, sondern auch ihr Laut nach und nach eine, sie bloſsen Suffixen ähnlich machende, Abschleifung erfahren hat. Zu Beidem muſste selbst nach und nach der von den Grammatikern aufgestellte Grundsatz durchgängiger Ableitung führen.

In einigen ist aber die Zusammensetzung wirklich erkennbar. So hat schon Bopp शरद्. *śarad*, Herbst, Regenjahreszeit, als ein Compositum aus शर. *śara*, Wasser, und द. *da*, gebend, und andere *Unâdi*-Wörter als ähnliche Zusammensetzungen angesehen (¹). Die Bedeutung der in ein Unâdi-Wort übergegangenen Wörter mag auch in der Anwendung, wenn einmal diese Form eingeführt war, so verändert worden sein, daſs die ursprüngliche darin nicht mehr zu erkennen ist. Der allgemein in der Sprache herrschende Geist der Bildung durch Affixa mochte zur gleichen Behandlung dieser Formen hinleiten. In einigen Fällen tragen Unâdi-Suffixa durchaus die Gestalt auch in der Sprache selbstständig vorhandener Substantiva an sich. Von dieser Art sind अण्ड. *aṇḍa*, und अङ्ग. *anga*. Substantiva würden sich nun zwar, den Gesetzen der Sprache nach, nicht als Endglieder eines Compositums mit einer Wurzel vereinigen lassen, und insofern bleibt die Natur dieser Bildung immer räthselhaft. Allein bei genauer Durchgehung aller einzelnen Fälle müſste sich die Sache doch wohl vollkommen erledigen. Da, wo das Wort weder der angegebenen, noch einer andren Wurzel, nach natürlicher Herleitung, beigelegt werden kann, löst sich die Schwierigkeit von selbst, da alsdann keine Wurzel in dem Worte vorhanden ist. In andren Fällen kann man annehmen, daſs die Wurzel erst durch das Krit-Suffix *a* in ein Nomen verwandelt ist. Endlich aber scheint es unter den Unâdi-Suffixen mehrere zu geben, welche man mit gröſserem Rechte den Krit-

---

(¹) Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache. r. 646. S. 296.

Suffixen beizählen würde. In der That ist der Unterschied beider Gattungen schwer zu bestimmen; und ich wüſste keinen andren, als den, in der einzelnen Anwendung gewiſs oft schwankend bleibenden, anzugeben, daſs die Krit-Suffixa durch einen sich in ihnen deutlich aussprechenden allgemeinen Begriff auf ganze Gattungen von Wörtern anwendbar sind, dagegen die Unàdi-Suffixa nur einzelne Wörter, und ohne daſs sich diese Bildung aus Begriffen erklären lieſse, erzeugen. Im Grunde gesagt, sind die Unàdi-Wörter nichts andres, als solche, die man, da sie nicht die Anwendung der gewöhnlichen Suffixa der Sprache erlaubten, auf anomale Weise auf Wurzeln zurückzuführen versuchte. Überall, wo diese Zurückführung natürlich von statten geht, und die Häufigkeit des erscheinenden Suffixes dazu veranlaſst, scheint mir kaum ein Grund vorhanden zu sein, sie nicht den Krit-Suffixen beizufügen. Daher hat auch Bopp in seiner Lateinischen Grammatik, so wie in der abgekürzten Deutschen, die Methode befolgt, die üblichsten und sich am meisten als Suffixa bewährenden Unàdi-Suffixa in alphabetischer Ordnung, vermischt mit den Krit-Suffixen, aufzustellen.

अण्ड. *aṇḍa*, Ei, selbst ein Unàdi-Wort, aus der Wurzel अण्. *aṇ*, athmen, und dem Suffix ड. *ḍa*, ist wohl wenigstens ursprünglich ein und dasselbe Wort mit dem gleichlautenden Unàdi-Suffix gewesen. Der aus dem Begriff des Eies hergenommene der Ernährung, oder der runden Gestalt paſst mehr oder weniger da, wo nicht an das Ei selbst zu denken ist, auf die mit diesem Suffix gebildeten Wörter. In वरण्ड. *waraṇḍa*, in der Bedeutung eines offenen Laubenganges (*open portico*), liegt derselbe Begriff vielleicht in einem Theile der Gestaltung oder Verzierung dieser Gebäude. Am deutlichsten zeigen sich die durch die beiden Elemente des Worts gegebenen Begriffe des Runden und des Bedeckens in der Bedeutung einer in einem Gesichtsausschlage (*pimples in the face*) bestehenden Hautkrankheit, welche es gleichfalls hat. In die andren Bedeutungen, der Menge, und des oben bedeckten, zu den Seiten offenen Laubenganges, sind sie theils einzeln, theils vereint übergegangen (¹). Das Unâdi-Suffix अण्ड, *aṇḍa*, verbindet sich, nach den mir bekannten Beispielen, bloſs mit Wurzeln, deren Endlaut das Vocal-*r* ist, und nimmt alsdann immer Guna an. Man könnte also die erste Sylbe (*war*) für ein aus der Wurzel gebildetes Nomen ansehen. Daſs nun das End-*a* von diesem nicht mit dem Anfangs-*a* von *aṇḍa* in ein langes *a* übergeht, widerspricht allerdings dieser Erklärung. Es erscheint jedoch natürlich, da man diese Formation, wenn dies auch ursprünglich wahr gewesen sein mag, doch in der späteren Sprache nicht als Zusammensetzung, sondern als Ableitung behandelte; und immer läſst sich schwer annehmen, daſs die gleichlautenden Wörter Ei und dies Unâdi-Suffix völlig verschiedne sein sollten, weit eher begreifen, wie aus dem Substantivum nach und nach in Bedeutung und grammatischer Behandlung ein Suffix gemacht worden sei.

(¹) Man vergleiche Carey's Sanskrit-Gramm. S. 613. nr. 168. Wilkins Sanskrit-Gramm. S. 487. nr. 863. A. W. v. Schlegel nennt (Berl. Kalender für 1831. S. 65.) *waranda* einen Portugiesischen Namen für die in Indien üblichen offenen Vorhallen, welchen die Engländer in ihre Sprache aufgenommen. Auch Marsden giebt in seinem Wörterbuche dem gleichbedeutenden Malayischen Worte *barāndah* einen Portugiesischen Ursprung. Sollte dies aber wohl richtig sein? Nicht abzuläugnen ist, daſs *waranda* ein ächtes Sanskritwort ist. Es kommt schon im Amara Kôsha (Cap. 6. Abtheil. 2. S. 381.) vor. Das Wort hat mehrere Bedeutungen, und der Zweifel könnte also darüber obwalten, ob die eines Säulenganges ächt Sanskritisch sei. Wilson und Colebrooke, Letzterer in den Noten zum Amara Kôsha, haben sie dafür gehalten. Auch wäre der Fall zu sonderbar, daſs ein so langes Wort in verschiedener Bedeutung mit völliger Gleichheit der Laute in Portugal und Indien üblich gewesen sein sollte. Das Wort scheint mir daher aus Indien nach Portugal gekommen und in die Sprache übergegangen zu sein. Im Hindostanischen lautet es nach Gilchrist (*Hindoostanee philology. Vol. I. v. Balcony. Gallery. Portico.*) *burandu* und *buramudu*. Die Engländer können allerdings die Benennung dieser Gebäude von den Portugiesen entlehnt haben. Doch nennt Johnson's Wörterbuch (*Ed.* Todd.) dasselbe *a word adopted from the East.*

Von dem Unâdi-Suffix अङ्ग. *anga*, lieſse sich ungefähr dasselbe, als von *aṇḍa*, sagen, ja vielleicht noch mit gröſserem Rechte, da das Substantivum अङ्ग. *anga*, als Körper, Gehen, Bewegen u. s. f., eine noch weitere, sich zur Bildung eines Suffixes mehr eignende, Bedeutung hat. Ein solches Suffix könnte nicht unrichtig mit unsrem Deutschen thum, heit u. s. f. verglichen werden. Bopp hat indeſs auf eine so scharfsinnige und so trefflich auf alle mir bekannte Wörter dieser Art anwendbare Weise dies Suffixum, indem er die erste Sylbe zur Accusativendung des Hauptwortes macht, und die letzte von गा. *gâ*, ableitet, zerstört, daſs ich nicht, im Widerspruche mit ihm, auf dessen Wiederherstellung bestehen möchte. Dennoch findet sich *anga*, auf ähnliche Weise, als, der gewöhnlichen Vorstellungsart nach, im Sanskrit, gebraucht, in der Kawi-Sprache und auch in einigen heutigen Malayischen Sprachen so auffallend, daſs ich die Erwähnung hier nicht umgehen zu können glaube. Im Brata Yuddha, dem Kawi-Gedichte, von welchem die Folge dieser Schrift ausführlich handeln wird, kommen Sanskrit-Substantiva der ersten Declination mit der hinzugegebenen Endung *anga* und *angana* vor: neben *sura* (1, *a.*), Held (शूर. *śûra*), auch *suranga* (97, *a.*), neben *rana* (82, *d.*), Kampf (रण. *raṇa*), auch *rananga* (83, *d.*), *ranangana* (86, *b.*). Auf die Bedeutung scheinen diese Zusätze gar keinen Einfluſs zu haben, da die handschriftliche Paraphrase sowohl die einfachen, als verlängerten Wörter durch dasselbe heutige Javanische Wort erklärt. Die Kawi-Sprache soll zwar, als eine dichterische, sich sowohl Abkürzungen, als Hinzufügungen völlig bedeutungsloser Sylben erlauben. Die Übereinstimmung dieser Zusätze mit den Sanskrit-Substantiven अङ्ग. *anga*, und अङ्गन. *angana*, welches letztere auch eine sehr allgemeine Bedeutung hat, ist aber zu auffallend, als daſs man nicht genöthigt würde, in einer Sprache, die ganz eigentlich aus dem Sanskrit zu schöpfen bestimmt war, hierbei an dieselben zu denken. Diese Substantiva und das mit ihnen gleichlautende Unâdi-Suffix konnten solche, dem Sylbenklange willkommene, Endungen hervorbringen. In der heutigen gewöhnlichen Javanischen Sprache wüſste ich sie nicht aufzuweisen. Dagegen findet sich in ihr, nur mit kleiner Veränderung, als Substantivum, und in der Neu-Seeländischen und Tongischen ganz unverändert, und zugleich als Substantivum und als Endung, *anga* auf eine Weise, welche wohl die Vermuthung geben kann, daſs auch hier an einen Sanskritischen Ursprung zu denken sei. Javanisch ist *hanggê:* die Art und Weise, wie etwas geschieht; und der Umstand, daſs dies Wort der vornehmen Sprache angehört, weist von selbst bei seiner Ableitung auf Indien hin. Im Tongischen ist *anga:* Stimmung des Gemüths, Gewohnheit, Gebrauch, der Platz, wo etwas vorgeht; im Neu-Seeländischen hat das Wort, wie man aus den Zusammensetzungen sieht, auch diese letzte Bedeutung, allein hauptsächlich die des Machens, besonders des gemeinschaftlichen Arbeitens. Diese Bedeutungen kommen allerdings nur mit der allgemeinen des Bewegens in dem Sanskritwort überein; doch hat auch dieses die Bedeutung von Seele und Gemüth. Die wahre Ähnlichkeit scheint mir aber in der Weite des Begriffs zu liegen, der dann auf verschiedene Weise aufgefaſst werden konnte. Im Neu-Seeländischen ist der Gebrauch von *anga* als letztem Gliede einer Zusammensetzung so häufig, daſs es dadurch fast zur grammatischen Endung abstracter Substantiva wird: *udi,* sich herumdrehen, herumwälzen, auch vom Jahre gebraucht, *udinga,* eine Umwälzung; *rongo,* hören, *rongonga,* die Handlung oder Zeit des Hörens; *tono,* befehlen, *tononga,* Befehl; *tao,* ein langer Speer, *taonga,* mit dem Speer erworbenes Eigenthum; *toa,* ein herzhafter, kühner Mann, *toanga,* das Erzwingen, Überwältigen; *tui,* nähen, bezeichnen, schreiben, *tuinga,* das Schreiben, die Tafel, auf die man schreibt; *tu*, stehen, *tunga*, der Platz, wo man steht, der Ankerplatz eines Schiffes; *toi*, im Wasser tauchen, *toinga*, das Eintauchen; *tupu*, ein Spröſsling, hervorsprieſsen, *tupunga*, die Voreltern, der Platz, an dem irgend etwas gewachsen ist; *ngaki*, das Feld bebauen, *ngakinga*, ein Meierhof. Nach diesen Beispielen könnte man glauben, daſs *nga*, und nicht *anga*, die Endung wäre. Das Anfangs-*a* ist aber bloſs, des vorhergehenden Vocals wegen, abgeworfen. Denn man sagt auch, nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung, statt *udinga*, *udi anga*, und die Tongische Sprache läſst das *a* auch nach Vocalen bestehen, wie die Wörter *maanga*, ein Bissen, von *ma*, kauen, *taanga*, das Niederhauen von Bäumen, aber auch (vermuthlich figürlich vom schlagenden Ton des Taktes): Gesang, Vers, Dichtung, von *ta*, schlagen (in Laut und Bedeutung übereinstimmend mit dem Chinesischen Worte), und *nofoanga*, Wohnung, von *nofo*, wohnen, beweisen. Inwiefern das Madecassische *manghe*, machen, mit diesen Wörtern zusammenhängt, erfordert zwar noch eigne Untersuchung. Doch dürfte diese wohl auf Verwandtschaft führen, da das Anfangs-*m* in diesem, selbst als Auxiliare und Präfix gebrauchten Worte sehr leicht ein davon abzulösendes Verbalpräfix sein kann. Froberville (1) leitet *magne*, wie er schreibt, von *maha aigne*, oder von *maha angam* ab, und führt mehrere Lautveränderungen dieses Wortes an. Da unter diesen Formen auch *manganou* ist, so gehört wohl auch das Javanische *mangun*, bauen, bewirken, hierher (2).

---

(1) Er ist der Verfaſser der von Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 102. Anmerk.) erwähnten Sammlungen über die Madecassische Sprache, welche sich jetzt in London in den Händen des Bruders des verstorbenen Gouverneurs Farquhar befinden.

(2) Gericke's Wörterbuch. In Crawfurd's handschriftlichem wird es durch *to adjust, to put right* übersetzt.

Wenn man also die Frage aufwirft, ob es, nach Ablösung aller Affixe, im Sanskrit zwei- oder mehrsylbige einfache Wörter giebt? so mufs man sie, da allerdings solche Wörter vorkommen, in welchen das letzte Glied nicht mit Sicherheit als ein, einer Wurzel angehängtes, Suffix angesehen werden kann, nothwendig bejahen. Indefs ist die Einfachheit dieser Wörter gewifs nur scheinbar. Sie sind unstreitig Composita, in welchen sich die Bedeutung des einen Elementes verloren hat.

Abgesehen von der sichtbaren Mehrsylbigkeit, fragt es sich, ob nicht im Sanskrit eine andere, verdeckte, vorhanden ist? Es kann nämlich zweifelhaft scheinen, ob die mit doppelten Consonanten beginnenden, besonders aber die in Consonanten auslautenden Wurzeln, die ersteren durch Zusammenziehung, die letzteren durch Abwerfung des Endvocals, nicht von ursprünglich zweisylbigen zu einsylbigen geworden sind. Ich habe in einer früheren Schrift (¹), bei Gelegenheit der Barmanischen Sprache, diesen Gedanken geäufsert. Der einfache Sylbenbau mit auslautendem Vocal, dem mehrere Sprachen des östlichen Asiens noch grofsentheils treu geblieben sind, scheint in der That der natürlichste; und so könnten leicht die uns jetzt einsylbig scheinenden Wurzeln eigentlich zweisylbige einer früheren, der uns jetzt bekannten zum Grunde liegenden Sprache, oder eines primitiveren Zustandes der nämlichen sein. Der auslautende Endconsonant wäre alsdann der Anfangsconsonant einer neuen Sylbe, oder eines neuen Wortes. Denn dies letzte Glied der heutigen Wurzeln wäre dann, nach dem verschiedenen Genius der Sprachen, entweder eine bestimmtere Ausbildung des Hauptbegriffes durch eine nähere Modification, oder eine wirkliche

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 500-506.

Zusammensetzung von zwei selbstständigen Wörtern. In der Barmanischen Sprache z. B. erhöbe sich also eine sichtbare Zusammensetzung auf dem Grunde einer jetzt nicht mehr erkannten. Am nächsten führten hierauf die mit dazwischen liegendem einfachen Vocale mit dem gleichen Consonanten an- und auslautenden Wurzeln. Im Sanskrit haben diese, wenn man etwa दद्, *dad*, ausnimmt, mit welchem es überhaupt leicht eine verschiedene Bewandtniſs haben kann, eine zum Ausdruck durch Reduplication passende Bedeutung, indem sie, wie कक्, जज्, शश् (*kak*, *jaj*, *śaś*), heftige Bewegung, wie लल्, *lal*, Wunsch, Begierde, oder wie सस्, *sas*, schlafen, einen sich gleichmäſsig verlängernden Zustand bezeichnen. Die den Ton des Lachens nachahmenden, कक्क्, खक्ख्, घग्घ् (*kakk*, *khakkh*, *ghaggh*), kann man sich ursprünglich kaum anders, als mit Wiederholung der vollen Sylbe, denken. Ob man aber durch Zergliederung auf diesem Wege viel weiter kommen könnte, möchte ich bezweifeln; und sehr leicht kann ein solcher auslautender Consonant auch wirklich ursprünglich bloſs auslautend gewesen sein. Selbst im Chinesischen, das keine wahrhaften Consonanten, als auslautend, in der Mandarinen- und Büchersprache kennt, fügen die Provinzial-Dialekte den vocalisch endenden Wörtern sehr häufig solche hinzu.

In anderer Beziehung, und wahrscheinlich auch in andrem Sinne, ist ganz neuerlich die Zweisylbigkeit aller consonantisch auslautenden Sanskritwurzeln von Lepsius (¹) behauptet worden. Die Nothwendigkeit hiervon wird in dem in dieser Schrift aufgestellten consequenten und scharfsinnigen Systeme daraus abgeleitet, daſs im Sanskrit überhaupt nur Sylbenabtheilung herrscht, und die untheilbare Sylbe in der Weiterbildung der Wurzel nicht einen einzelnen Buchstaben, sondern nur wieder eine

---

(¹) Paläographie. S. 61-74. §. 47-52. S. 91-93. nr. 25-30. und besonders S. 83. Anm. 1.

untheilbare Sylbe aus sich erzeugen kann. Der Verfasser dringt nämlich auf die Nothwendigkeit, die Flexionslaute nur als organische Entwickelungen der Wurzel, nicht aber als, gleichsam willkührliche, Einschiebungen oder Anfügungen von Buchstaben anzusehen; und die Frage läuft also darauf hinaus, ob man z. B. in बोधामि. *bódhámi*, das *á* als den Endvocal von बुध. *budha*, oder als einen der Wurzel बुध्. *budh*, nur in der Conjugation äuſserlich hinzutretenden Vocal betrachten soll? Für den von uns hier behandelten Gegenstand kommt es vorzugsweise auf die Bedeutung des scheinbaren oder wirklichen Endconsonanten an. Da aber der Verfasser sich in diesem ersten Theile seiner Schrift nur über den Vocalismus verbreitet, so äuſsert er sich in ihr auch gar noch nicht über diesen Punkt. Ich bemerke daher nur, daſs, wenn man sich auch nicht des, doch nur bildlich scheinenden, Ausdrucks einer eignen Weiterbildung der Wurzel bedient, sondern von Anfügung und Einschiebung spricht, darum, bei richtiger Ansicht, doch alle und jede Willkühr ausgeschlossen bleibt, indem auch die Anfügung oder Einschiebung immer nur organischen Gesetzen gemäſs und vermöge derselben geschieht.

Wir haben schon im Vorigen gesehen, daſs in Sprachen bisweilen dem concreten Begriffe sein generischer hinzugefügt wird; und da dies einer der hauptsächlichsten Wege ist, auf welchen in einsylbigen Sprachen zweisylbige Wörter entstehen können, so muſs ich hier noch einmal darauf zurückkommen. Bei Naturgegenständen, die, wie Pflanzen, Thiere u. s. w., sehr sichtbar in abgesonderte Classen fallen, finden sich hiervon in allen Sprachen häufige Beispiele. In einigen aber treffen wir diese Verbindung zweier Begriffe auf eine uns fremde Weise an; und dies ist es, wovon ich hier zu reden beabsichtige. Es ist nämlich nicht immer gerade der wirkliche Gattungsbegriff des concreten Gegenstandes, sondern der Ausdruck einer denselben in irgend einer allgemeinen Ähnlichkeit unter sich begreifenden Sache, wie, wenn der Begriff einer ausgedehnten Länge mit den Wörtern: Messer, Schwerdt, Lanze, Brot, Zeile, Strick u. s. f., verbunden wird, so daſs die verschiedenartigsten Gegenstände, bloſs insofern sie irgend eine Eigenschaft mit einander gemein haben, in dieselben Classen gesetzt werden. Wenn also diese Wortverbindungen auf der einen Seite für einen Sinn logischer Anordnung zeugen, so spricht aus ihnen noch häufiger die Geschäftigkeit lebendiger Einbildungskraft; so, wenn im Barmanischen die Hand zum generischen Begriff aller Arten von Werkzeugen, des Feuergewehrs so gut, als des Meiſsels, dient. Im Ganzen besteht diese Art des Ausdrucks in einem, bald das Verständniſs erleichternden, bald die Anschaulichkeit vermehrenden Ausmalen der Gegenstände. In einzelnen Fällen aber mag ihr eine wirkliche Nothwendigkeit der Verdeutlichung zum Grunde liegen, wenn sie auch uns nicht mehr fühlbar ist. Wir stehen überall den Grundbedeutungen der Wörter fern. Was in allen Sprachen Luft, Feuer, Wasser, Mensch u. s. f. heiſst, ist für uns, bis auf wenige Ausnahmen, bloſs ein conventioneller Schall. Was diesen begründete, die Uransicht der Völker von den Gegenständen nach ihren, das Wortzeichen bestimmenden Eigenschaften, bleibt uns fremd. Gerade hierin aber kann die Nothwendigkeit einer Verdeutlichung durch Hinzufügung eines generischen Begriffes liegen. Gesetzt z. B. das Chinesische *ji*, Sonne und Tag, habe ursprünglich das Erwärmende, Erleuchtende bedeutet, so war es nothwendig, ihm *tseoû*, als Wort für ein materielles, kugelförmiges Object, hinzuzufügen, um begreiflich zu machen, daſs man nicht die in der Luft verbreitete Wärme oder Helligkeit, sondern den wärmenden und erleuchtenden Himmelskörper meint. Aus ähnlicher Ursach konnte dann der Tag, mit

Hinzufügung von *tseù,* durch eine andere Metapher der Sohn der Wärme und des Lichts genannt werden. Sehr merkwürdig ist es, daſs die eben genannten Ausdrücke nur dem neuern, nicht dem alten Chinesischen Style angehören, da die in ihnen, nach dieser Erklärungsart, enthaltene Vorstellungsweise eher die ursprünglichere scheint. Dies begünstigt die Meinung, daſs diese in der Absicht gebildet worden sind, Miſsverständnissen, die aus dem Gebrauche desselben Wortes für mehrere Begriffe oder für mehrere Schriftzeichen entstehen konnten, vorzubeugen. Sollte aber die Sprache noch, gerade in späterer Zeit, auf diese Weise metaphorisch nachbildend sein, und sollte sie nicht vielmehr zur Erreichung eines bloſsen Verstandeszweckes auch ähnliche Mittel angewandt, und daher den Tag anders, als durch einen Verwandtschaftsbegriff, unterschieden haben?

Ich kann hierbei einen Zweifel nicht unterdrücken, den ich schon sehr oft bei Vergleichung des alten und neuen Styls gehegt habe. Wir kennen den alten bloſs aus Schriften, und groſsentheils nur aus philosophischen. Von der geredeten Sprache jener Zeit wissen wir nichts. Sollte nun nicht Manches, ja vielleicht Vieles, was wir jetzt dem neuern Styl zuschreiben, schon im alten, als geredete Sprache, im Schwange gewesen sein? Eine Thatsache scheint hierfür wirklich zu sprechen. Der ältere Styl des *koù wên* enthält, wenn man die Zusammenfügungen mehrerer abrechnet, eine mäſsige Anzahl von Partikeln, der neuere, *kouân hoá*, eine viel gröſsere, besonders solcher, welche grammatische Verhältnisse näher bestimmen. Gleichsam als einen dritten, sich von beiden wesentlich unterscheidenden, muſs man den historischen, *wên tchang,* ansehen; und dieser macht von den Partikeln einen sehr sparsamen Gebrauch, ja enthält sich derselben fast gänzlich. Dennoch beginnt der historische Styl, zwar später, als der ältere, aber doch schon etwa zweihundert Jahre vor unsrer Zeitrechnung. Nach dem gewöhnlichen Bildungsgange der Sprachen, ist diese verschiedenartige Behandlung eines, im Chinesischen doppelt wichtigen Redetheils, wie die Partikeln sind, unerklärbar. Nimmt man hingegen an, daſs die drei Style nur drei Bearbeitungen derselben geredeten Sprache zu verschiedenen Zwecken sind, so wird dieselbe begreiflich. Die gröſsere Häufigkeit der Partikeln gehörte natürlich der geredeten Sprache an, welche immer begierig ist, sich durch neue Zusätze verständlicher zu machen, und in dieser Hinsicht auch das wirklich unnütz Scheinende nicht zurückstöſst. Der ältere Styl, schon durch die von ihm behandelte Materie Anstrengung voraussetzend, schmälerte den Gebrauch der Partikeln in Absicht der Verdeutlichung, fand aber in ihnen ein treffliches Mittel, durch Unterscheidung der Begriffe und Sätze dem Vortrage eine, der inneren logischen Anordnung der Gedanken entsprechende, symmetrische Stellung des Ausdrucks zu geben. Der historische hat denselben Grund, die Häufigkeit der Partikeln zu verwerfen, als jener, nicht aber den nämlichen Beruf, sie doch wieder zu anderem Zwecke in seinen Kreis zu ziehen. Er schrieb für ernste Leser, aber in einfacherer Erzählung über leicht verständliche Gegenstände. Von diesem Unterschiede mag es herstammen, daſs historische Schriften sich sogar des Gebrauchs der gewöhnlichen Schluſspartikel (*yè*) bei Übergängen von einer Materie zur andren überheben. Der neuere Styl des Theaters, der Romane und der leichteren Dichtungsarten muſste, da er die Gesellschaft und ihre Verhältnisse selbst darstellte und redend einführte, auch das ganze Gewand ihrer Sprache und daher ihren ganzen Partikelvorrath annehmen (¹).

(¹) Ich freue mich, hier hinzufügen zu können, daſs Hr. Professor Klaproth, welchem ich die in dem Obigen enthaltenen Data verdanke, dem von mir geäuſserten

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den vermittelst Hinzusetzung eines generischen Ausdrucks entstehenden scheinbar zweisylbigen Wörtern in einsylbigen Sprachen zurück. Sie können, insofern man darunter Ausdrücke für einfache Begriffe, an deren Bezeichnung die einzelnen Sylben, nicht als solche, sondern nur verbunden, Theil haben, auf zwiefachem Wege entstehen, nämlich relativ für das spätere Verständniſs, oder wirklich absolut an und für sich. Der Ursprung des generischen Ausdrucks kann aus dem Gedächtniſs der Nation entschwinden, und der Ausdruck selbst dadurch zum bedeutungslosen Zusatz werden. Dann ruht der Begriff des ganzen Wortes zwar wirklich auf beiden Sylben desselben; es ist aber nur relativ für uns, daſs er sich nicht mehr aus den Bedeutungen der einzelnen zusammensetzen läſst. Der Zusatz selbst aber kann auch, bei bekannter Bedeutung und Häufigkeit der Anwendung, durch gleichsam gedankenlosen Gebrauch zu Gegenständen hinzutreten, mit welchen er in gar keiner Beziehung steht, so daſs er in der Verbindung wieder bedeutungslos wird. Dann liegt der Begriff des ganzen Wortes wirklich in der Vereinigung beider Sylben, es ist aber eine absolute Eigenschaft desselben, daſs die Bedeutung nicht aus der Vereinigung des Sinnes der einzelnen hervorgeht. Daſs beide Arten dieser Zweisylbigkeit leicht durch den Übergang der Wörter von einer Sprache in eine andere entstehen können, ergiebt sich von selbst. Eine besondere Gattung solcher theils noch erklärlicher, theils

---

Zwefiel über das Verhältniſs der verschiedenen Chinesischen Style beistimmt. Nach seiner ausgebreiteten Belesenheit im Chinesischen, namentlich in historischen Schriften, muſs er einen reichen Schatz von Bemerkungen über die Sprache gesammelt haben, von dem hoffentlich ein groſser Theil in das neue Chinesische Wörterbuch überflieſsen wird, dessen Herausgabe er beabsichtigt. Sehr wünschenswürdig wäre aber alsdann die Zusammenstellung auch seiner allgemeinen Bemerkungen über den Chinesischen Sprachbau in einer besonderen Einleitung.

unerklärlicher Zusammenfügungen legt der Sprachgebrauch einiger Sprachen der Rede als nothwendig auf, wenn Zahlen mit concreten Gegenständen verbunden werden. Vier Sprachen sind mir bekannt, in welchen dies Gesetz in merkwürdiger Ausdehnung gilt: die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexicanische. Gewiſs giebt es aber deren mehrere, und einzelne Beispiele finden sich wohl in allen, namentlich auch in der unsrigen. Es vereinigen sich, wie es mir scheint, zwei Ursachen in diesem Gebrauche: einmal die allgemeine Hinzufügung eines generischen Begriffs, von der ich eben gesprochen habe, dann aber auch die besondre Natur gewisser, unter eine Zahl gebrachter Gegenstände, wo, wenn man nicht ein wirkliches Maaſs angiebt, die zu zählenden Individuen erst künstlich geschaffen werden müssen, wie, wenn man vier Köpfe Kohl zu ein Bund Heu u. s. f. sagt, oder wo man durch die allgemeine Zahl die Verschiedenheiten der gezählten Gegenstände gleichsam vertilgen will, wie in dem Ausdruck: vier Häupter Rinder, Kühe und Stiere einbegriffen sind. Von den vier genannten Sprachen hat nun keine diesen Gebrauch so weit, als die Barmanische, ausgedehnt. Auſser einer groſsen Zahl für bestimmte Classen wirklich festgesetzter Ausdrücke, kann noch der Redende immer jedes Wort der Sprache, welches eine, mehrere Gegenstände unter sich befassende, Ähnlichkeit andeutet, zu diesem Zwecke gebrauchen; und endlich giebt es noch ein allgemeines, auf alle Gegenstände jeglicher Art anwendbares Wort (*hku*). Das Compositum wird übrigens so gebildet, daſs, von der Gröſse der Zahl abhängende Unterschiede abgerechnet, das concrete Wort das Anfangs-, die Zahl das Mittel-, und der generische Ausdruck das Endglied ausmacht. Wenn der concrete Gegenstand auf irgend eine Weise dem Hörenden bekannt sein muſs, wird der generische allein gebraucht. Bei dieser Ausdehnung müssen solche Composita, da schon der bloſse

Gebrauch der Einheit, als unbestimmten Artikels, sie hervorruft, besonders im Gespräche sehr häufig vorkommen (¹). Indem mehrere der generischen Begriffe durch Wörter ausgedrückt werden, bei welchen man gar keine Beziehung auf die concreten Gegenstände errathen kann, oder die auch wohl, außer diesem Gebrauche, ganz bedeutungslos geworden sind, so werden diese Zahlwörter in den Grammatiken auch wohl Partikeln genannt. Ursprünglich aber sind sie allemal Substantiva.

Aus dem hier Entwickelten ergiebt sich, für die Andeutung grammatischer Verhältnisse durch besondere Laute, so wie für den Sylbenumfang der Wörter, daſs, wenn man die Chinesische und Sanskritsprache als die äuſsersten Punkte betrachtet, in den dazwischen liegenden Sprachen, sowohl den die Sylben aus einander haltenden, als den nach ihrer Verbindung unvollkommen strebenden, ein stufenweis wachsendes Hinneigen zu sichtbarerer grammatischer Andeutung und zu freierem Sylbenumfange obwaltet. Ohne nun hieraus Folgerungen über ein solches geschichtliches Fortschreiten zu ziehen, begnüge ich mich, hier dies Verhältniſs im Ganzen angezeigt und einzelne Arten desselben dargelegt zu haben.

(¹) Man vergleiche über diese ganze Materie Burnouf. *Nouv. Journ. Asiat.* IV. 221. Low's Siamesische Gramm. S. 21. 66-70. Carey's Barmanische Gramm. S. 120-141. §. 10-56. Rémusat's Chinesische Gramm. S. 50. nr. 113-115. S. 116. nr. 309. 310. *Asiat. res.* X. 245. Wenn Rémusat diese Zahlwörter bei dem alten Style abhandelt, so hat er sie wohl nur aus andren Gründen dahin gezogen. Denn eigentlich gehören sie dem neueren an.

* * *

Erstes Buch.

Über die Verbindungen zwischen Indien und Java.

Erstes Capitel.

Sagen und geschichtliche Angaben.

§. 1.

Allgemeine Betrachtungen.

Die Kawi-Sprache ist ein Überrest der wissenschaftlichen und litterarischen Bildung, welche, aus Indien herstammend, Jahrhunderte hindurch auf Java geblüht hat. Wenn man dem Entwickelungsgange des menschlichen Geistes nachforscht, so begegnet man einer doppelten Erscheinung. Die Cultur bildet in geradem Fortschritt eine lange, zusammenhängende Reihe, die sich von Gliede zu Gliede verfolgen, und auf einen Anfangspunkt zurückführen läſst; sie verpflanzt sich aber auch, gleichsam von der Seite abspringend, in einzelne Länder, faſst auf denselben Wurzel, geht aber wieder unter, und läſst, ihren wohlthätigen Einfluſs nur auf die Zeit ihrer Dauer beschränkend, kaum mehr als ihr Andenken zurück, zählt wenigstens nicht in dem groſsen Bildungsgange des ganzen Geschlechts. Wenn es auch vielleicht ein nie zu enträthselndes Geheimniſs bleibt, wie sich diese, in ihrem Erfolge ungleichen Richtungen in dem Ganzen des Weltplans vereinen, so zeigt wenigstens die doppelte Erscheinung auf die regsame Lebendigkeit des Triebes hin, mit welchem jeder irgendwo ausgestreute geistige Keim sich zu entwickeln, fortzupflanzen und zu verbreiten strebt, auf die ewig wirksame Kraft, die, aus der Tiefe der menschlichen Brust entspringend, unaufhörlich, wenn auch nicht in jedem Versuche gleich glücklich, strebt, ein nicht der Erde entstammendes Licht über das physische Dasein auszugieſsen.

Der Sprachstamm — denn Sprache und Cultur stehen überall in dem engsten Zusammenhange —, als dessen ursprünglichsten Ausfluſs wir das Sanskrit anzusehen gewohnt sind, liefert einen Beweis jener doppelten Erscheinung. Auf der einen Seite hängt unsre ganze heutige intellectuelle Bildung an diesem ersten Ringe einer sich durch Jahrtausende hinschlingenden Kette, auf der andren haben sich Indische Religion, Kunst und Dichtung nach einzelnen Punkten Asiens hin verpflanzt, wo sie, vorzüglich durch den

Einbruch des Islams getrübt und unterdrückt, allmälig entartet und ausgestorben sind. Der Grund dieser ungleichartigen Wirkung auf beide Welttheile ist leicht zu erkennen. Nach Europa wurde die noch schaffende Kraft versetzt; in Asien theilten sich nur die schon gereiften Früchte den Völkern mit. Das schon völlig entwickelte Sanskrit, mit schon erstorbenem Bildungstriebe, verband sich hier mit Mundarten, die auch schon eine bestimmte Bildung beſaſsen, welche der seinigen widerstand, da nach Griechenland und weiter gegen Westen junge, erst in der Ausbildung begriffene, mit jugendlichem Schwunge, was sie vor sich finden mochten, überwindende oder sich selbstständig aneignende Sprachen überwanderten.

Ein solcher eben beschriebener Übergang Indischer Religion und Cultur geschah ganz vorzüglich nach Java, und es giebt, auſser Indien selbst, wohl kein Land, wo beide in solcher Macht und Ausbreitung geblühet hätten. Dennoch konnten sie den Einwirkungen der Zeit und neuer, hinzutretender Ereignisse dauernd nicht widerstehn. Es sind aber die bedeutendsten Spuren von ihnen zurückgeblieben; von der Kunst in den Trümmern der zum Theil in jetzt schwer zugänglichen Gegenden versteckt liegenden, von der in jenem Himmelsstrich so üppig wuchernden Vegetation halb verdeckten und halb zerstörten Gebäuden und Bildwerken; von der Sprache auf die mannigfaltigste Weise, und sich in verschiedenen Graden des Einflusses bis auf die untersten Volksclassen erstreckend; vor allem aber in der Geschichte, der Sage und fabelhaften Überlieferung, die hernach auf Schauspiele, Volks- und Familienfeste übergegangen ist. Denn Râma, Arjuna, die ganzen Geschlechter Pându's und Kuru's, und die übrigen Helden der Indischen Vorzeit leben nicht nur noch jetzt im täglichen Andenken des Volks, sondern mehrere von ihnen werden als einheimisch angesehen, und Java selbst gilt für den Schauplatz vieler ihrer oft besungenen Thaten (1). Der sich in neun und zwanzig Gipfel, die alle eigene Namen tragen, aufthürmende Bergrücken von Gunung Prahu zwischen Samarang und Pakalungan, ehemals reich an Überresten des Alterthums, wird als der Wohnort Arjuna's, Bîma's und der übrigen Helden des groſsen Kuru-Krieges angegeben ([1]). Das Verpflanzen Indischer Ortsnamen nach Java ist dergestalt eine Lieblingssitte des Volkes geworden, daſs, nach Raffles, noch der Name der vor etwa sechzig Jahren im Gebiete von Matarem gegründeten, von den Holländern Djocjocarta genannten Stadt nichts anderes als eine Nachbildung von Ayôdhya, dem heutigen Oude, der alten Residenzstadt Râma's und seines Geschlechtes, ist ([2]).

---

(1) Dies gilt jedoch nur vom Kriege der Pândawa's, nicht von den im Râmâyana geschilderten Begebenheiten. Aus diesem Cyclus wird nur Hanumân nach Java versetzt, der sich nach Râwana's Tode soll nach Java geflüchtet und dort an einem Orte, welcher noch gezeigt wird, Buſse gethan haben. Raffles. I. 411-412.

§. 2.

Ungewiſsheit des Anfangs der Verbindungen mit Indien. Javanische Aera.

Es wäre ungemein wichtig, auch nur mit einiger Bestimmtheit zu erfahren, zu welchen Epochen und vermittelst welcher Einwanderungen diese Verpflanzung des Hinduismus nach Java statt gefunden hat. Die Javanischen Sagen geben aber darüber keinen befriedigenden Aufschluſs.

Wir verdanken die Mittheilung derselben vorzüglich Raffles und Crawfurd, und es wird nothwendig sein, den Geist der Arbeiten dieser beiden Männer, ehe wir zu der Benutzung des uns von ihnen überlieferten

---

([1]) Raffl. *Mem.* 160.

([2]) Raffles. I. 411. Anm. Vgl. *Asiat. res.* XIII. 356. Der wahre Name dieses Orts ist *Hayogy͂akarta*, er kann aber durch gelegentliche Veränderung des Anfangs-*h* in *ng* zu *Ngayogy͂akarta* werden; das reine *o* (*taling-tarung*) und das *pingkal* (s. unten 2. Buch) bleiben ihm immer. S. Gericke im Lesebuch (S. 15.) und Wortverzeichniſs. Die Schreibung bei Crawfurd (*Asiat. res.* XIII. 356. 357.) Nayugyacarta und Nuyugyacarta sind nur fehlerhafte Abänderungen der zweiten der obigen richtigen. Ebenso sind falsche: Ayugyakarta, Yugyakarta (auf Crawfurd's Karte, *Archip.* III.), Ayugya (*Asiat. res. l. c.*), Ayogyakerta (Raffles. I. 411.), und noch mehr Djogocarta (Malte-Brun. Geogr. IV. 272.), Djocjocarta (Raffles. *l. c.*), Dyoyocarta (*Asiat. res. l. c.*), und andre bei Raffles. I. 10. Anm. †. Zergliedert man den richtigen Namen, so besteht er aus der Javanischen Vorschlagssylbe *ha* oder *nga*, dem Adjectivum *yogy͂a*, und dem zweiten, vielen Städtenamen in dieser Gegend eigenthümlichen Element *karta*, welches wohl das Sanskritische *kṛita*, gemacht, Werk, ist. *Yogy͂a* heiſst passend, schicklich, trefflich. Diese Erklärung des Namens nun paſst auf eine neu gebaute Stadt, und läſst daher an der Richtigkeit der Ableitung aus Indien zweifeln. Indeſs beweist eben diese, doch von den Eingeborenen Java's herrührende Ableitung immer die Neigung, Javanische Ortsnamen zu Indischen hinüberzuziehen. Daſs übrigens das Javanische *yogy͂a* selbst Indischen Ursprunges ist, von der Wurzel *yuj* herstammend, braucht kaum erst bemerkt zu werden.

Stoffes übergehen, mit wenigen Worten zu charakterisiren. Beide haben sich um die Kenntniſs Java's und anderer Punkte des östlichen Archipels Verdienste erworben, die man nie dankbar genug zu schätzen vermag. Mitten in einer bewegten Zeit, in der Thätigkeit einer politischen Laufbahn und von weitläuftigen administrativen Geschäften umgeben, haben diese Männer in einem verhältniſsmäſsig kurzen Zeitraum mehr geleistet, als man von der Muſse gelehrter Forscher in einem längeren zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Raffles hat einen Reichthum von Materialien zusammengebracht, in dem man, wie genau man ihn auch zu kennen glaubt, doch immer noch Neues entdeckt. Was ihm sein mehrjähriger Aufenthalt, seine angesehene Stellung und seine vielfachen Verbindungen zuführten, sammelte er, ordnete es methodisch, und begleitet es meistentheils mit geistreichen und scharfsinnigen Bemerkungen. Er vernachlässigte keinen Zweig der Kenntnisse, und ging besonders mit Vorliebe auf die Alterthumskunde ein. Bei einigen Gegenständen, und gerade bei solchen, die seinen individuellen Beschäftigungen am fernsten lagen, verdanken wir nur ihm die Möglichkeit, tiefer in sie einzugehen. Gerade mit der Kawi-Sprache ist dies der Fall. Obgleich er selbst sich wenig mit Sprachkunde beschäftigt zu haben scheint, lieſs er doch mit Hülfe von Landeseingebornen einen groſsen Theil des bedeutendsten Kawi-Gedichtes übersetzen, und schaltete diese Übersetzung, zugleich mit dem Texte, in seine Geschichte von Java ein, so daſs man dadurch zuerst, und auch noch von Original-Handschriften entblöſst, ein richtiges Urtheil über diese Sprache zu fällen in Stand gesetzt wurde. Er ist dabei frei von der Systemssucht, welche dem Stoff leicht Gewalt anthut, und hat den richtigen Sinn, auch das Fabelhafte, so wie es die Quellen geben, in antiker Naivetät mitzutheilen.

Crawfurd's Arbeiten gehen theils in ganz einzelne Gegenstände noch tiefer und genauer ein, theils aber verbreiten sie sich über ein gröſseres Feld, und überall ist in seinen Werken ein kritisches und philosophisches Streben sichtbar, zu sicheren allgemeinen Resultaten zu gelangen. Seine beiden Abhandlungen über die Tempel von Brambanan und die Pyramide von Boro Budor sind Muster von Monographieen dieser Art, in welchen seine richtige Beurtheilung und ein glücklicher Tact ihn gerade die Punkte herausheben lieſs, welche am meisten zur richtigen Erklärung dieser Monumente führen können. In diese beiden Abhandlungen, und noch mehr in die über die Fortdauer der Hindu-Religion auf der Insel Bali, sind zugleich immer scharfsinnige und lehrreiche Betrachtungen über den ganzen Zustand des Javanischen Alterthums und die Verbindungen mit Indien verwebt. Endlich hat auch er einige zwanzig Strophen des Kawi-Gedichts in Text und Übersetzung mitgetheilt, und die handschriftlichen Hülfsmittel, welche ich seiner Güte verdanke, beweisen, daſs er gründlich in das Javanische eingedrungen war, eine Grammatik der Sprache entworfen und die Wörterbücher theils selbst abgefaſst, theils mit eigenhändigen Bemerkungen begleitet hatte. In seiner Geschichte des Indischen Archipels aber ist Crawfurd um vieles weiter gegangen, und hat auf den Grund reicher, aber ausgewählter Materialien ein vollständiges System über die Bevölkerung, die Sprachen und die vorzüglich durch Indien bewirkte Civilisation des gesammten Indischen Archipels aufzustellen versucht. Es giebt nicht leicht eine Frage, die hier nicht berührt und in Erwägung gezogen wäre, so daſs das sorgfältige Studium dieses Werkes, des ersten, welches diese Gegenden in ein Ganzes zusammenfaſst, noch lange künftigen Forschern theils zur Leitung, theils zur Prüfung ihrer eignen Ansichten dienen wird.

So wie nun Raffles Werk sich überhaupt durch ausführlichere Mittheilungen der Sagen und Erzählungen der Eingebornen und reichhaltigere Benutzung handschriftlicher Quellen auszeichnet, Crawfurd dagegen die vorhandenen Nachrichten, besonders in der Geschichte des Indischen Archipels, einer strengeren Kritik zu unterwerfen versucht, so findet auch dasselbe über den Punkt, von dem wir hier ausgehen, den Ursprung der Verbindungen zwischen Indien und Java und die frühesten Indischen Ansiedelungen auf der Insel, statt.

Man trifft bei Raffles mehrere und ausführlicher erzählte Angaben darüber an. Wenn man aber, wie es Crawfurd's Absicht in der Geschichte des Indischen Archipels war, daraus hervorsuchen will, was wirklich geschichtlich genannt werden kann, so sieht man bei diesem, auf welche dürftige Anzahl ziemlich später Thatsachen der erst so reich scheinende Stoff zusammenschmilzt (¹). An einem anderen Orte giebt zwar gerade er viel präcisere Data über die ersten Indischen Einwanderungen, als Raffles. Diese sollen aber wohl nicht für historische Nachrichten gelten, sondern nur für Überlieferungen der Eingebornen. Gleich was über den angeblichen ersten Ein-

---

(¹) Raffles. II. 65-134. 231-239. Crawf. *Archip.* II. 293-302. 481-563.

wanderer, den Brahmanen Tritresta (1), gesagt wird, ist nach Raffles nur einer der verschiedenen Berichte von dieser Begebenheit (2).

Übersieht man die ganze Masse vorhandener historischer Notizen und Sagen, und folgt man den Angaben der letzteren, so haben, vom Jahre Christi 1478 zurückgerechnet, 1400 Jahre hindurch Indische Religion, Sitten und theilweis Regentengeschlechter in ungestörtem Besitz auf Java geblüht. Die letzte Epoche (denn bei ungewisser Geschichte ist es immer sicherer, von den nächsten Begebenheiten zu den entfernteren zurückzugehen), die Zerstörung von Majapahit, der Hauptstadt des damals bedeutendsten einheimischen Staats, durch das Musulmanische Reich von Demak, kann mit Recht, auch der Zeitangabe nach, insoweit für gewiſs angesehen werden, als nicht die Verschiedenheit Arabischer und Indischer Jahresberechnung darin einen Irrthum bewirkt hat, der aber auf keine Weise bedeutend sein kann. Marco Polo's Reise in den Malayischen Archipel und sein Aufenthalt in Sumatra, denn nach Java gelangte er nicht, fallen daher noch ganz in die Indische Periode (*A. D.* 1290). Die sich einige Englische Quadratmeilen ausdehnenden Trümmer Majapahit's, zum Theil von hoher architectonischer Schönheit, sind noch vorhanden (3). Noch jetzt steht der Moschee von Demak gegenüber der von Majapahit dahin versetzte *Pasêban*, die fürstliche Audienzhalle, ein groſses Gebäude, von einer doppelten Reihe hoher Säulen getragen (4). Der Anfangspunkt der sicheren Geschichtskunde läſst sich natürlich nicht bestimmt angeben. Crawfurd glaubt, ihn nicht früher als mit der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts annehmen zu können. Aber nach Raffles kann man schon von der Hälfte des neunten an mit gröſserer Zuversicht den Javanischen Jahrbüchern folgen. Es war dies auch, nach ihm, gerade ein Zeitpunkt sehr allgemeiner Verbreitung Indischer Religion, Litteratur und Sitten über die Insel (¹). Selbst aber in dem, was hier gewissere Zeit genannt wird, herrscht noch sehr groſse Verschiedenheit in den einzelnen Jahresangaben. Über jene Jahrhunderte hinaus läſst sich in die verschiednen Regententafeln, in welchen Sagen des Indischen Festlandes mit den einheimischen vermischt scheinen, durchaus keine Übereinstimmung bringen. Merkwürdig aber bleibt es, daſs kein Javanischer Bericht über das 74^{ste} oder 78^{ste} Jahr unsrer Zeitrechnung hinausgeht. Denn 74 oder 78 Jahre nach dieser beginnt die Javanische Aera, die Aji Saka aus Indien nach Java gebracht haben soll. Über die Person dieses Einwanderers herrscht die gröſste Verschiedenheit, und er wird bald zu einem Fürsten, bald zum ausgesendeten Staatsbeamten eines Indischen Regenten, bald zu einem Heiligen, und sogar zu einem Gott gemacht. Eine sehr allgemein angenommene Meinung ist die, ihn für eine und dieselbe Person mit dem Brahmanen Tritresta zu halten, welcher der Gründer des ersten Indischen Staats auf Java gewesen sein soll, nachdem die Insel vorher von Wishnu beherrscht worden war. In einem so verwirrten Gewebe fabelhafter Nachrichten ist es vielleicht nicht unrichtig, anzunehmen, daſs Aji Saka gar kein Eigenname, sondern die dazu gestempelte Benennung der Thatsache

---

(1) So schreibe ich den Namen nach Raffles; es kommt auch Tritrestra, und bei Crawfurd Tritusti vor. A. W. v. Schlegel sagt, Ind. Biblioth. I. 405., daſs dies doch wohl *Dhṛitaráshṭra* sei. Ich halte aber beide Namen für gänzlich verschieden. Dumpfe und tönende Buchstaben werden bei Sanskritwörtern nur höchst selten im Kawi mit einander verwechselt, und der blinde König wird in der Handschrift des *Brata Yuddha* (21, *b.* 27, *d.*) Dhrataraṣtha geschrieben.

(2) Crawfurd. *On the existence of Hindu religion in the island of Bali*, in den *Asiat. res.* XIII. 152. u. f. Vgl. Raffles. *l. c.*, besonders II. 70.

(3) Crawf. *Archip.* II. 302.

(4) Raffles. II. 133. Wörtlich Versammlungsplatz, daher nach Crawfurd (*Archip.* I. 279.) auch der Hof vor dem Pallast. *Pa-séba-n* hat auch Malayisch dieselbe Bedeutung. Marsden giebt keine Etymologie davon. Es ist aber das Sanskr. *sabhá* (सभा, Versammlung, aber auch Halle, Haus) mit der Javanischen, den Ort anzeigenden Vorschlagssylbe *pa* und dem Suffix *n*, im Kawi bloſs *saba* (*Brata Yuddha.* 14, *a.*). Von ähnlicher Bildung ist *pa-sétra-n*, Ort der Wittwenverbrennung, von सत्रं, *satram*, Opfer (Raffles. II. *App.* 226.), oder vielleicht

---

mit ausgeworfenem *k* (s. unt. §. 7.), von क्षेत्र, *kshétra*, Feld, aber auch: ein reiner, geheiligter Ort. Als eine der Sonne dargebrachte Weihung hieſs auch die in der Indischen Zeit einer Secte auf Java, welche Crawfurd für eine Buddhistische hält, eigenthümliche Sitte, die Todten, statt sie zu begraben, in offner Luft auszusetzen, *sétra* (*Asiat. res.* XIII. 137. Crawf. *Voc.*). In das Malacassische und Tagalische ist *pasében* nicht übergegangen. Dagegen deutet das Tagalische *sabaỳ* (vermuthlich auch ein Compositum mit *sa*), welches die ganz allgemeine Bedeutung von zugleich, gemeinschaftlich, vereintem, in Eins zusammentreffendem Thun (wie Rudern) hat, auf eine viel frühere Verbindung beider Sprachstämme hin, so daſs man wohl auch nicht für das Sanskritische *sabhá* bei dem Begriff des Scheinens (भा, *bhá*) als Etymologie stehen bleiben darf. Auch Javanisch heiſst *sabén* (Ger.) jeder, alle, und *séba* (Crawf. *Voc.*) im Gefolge des Fürsten sein.

(¹) Crawf. *Archip.* II. 297. Raffles. II. 64. 88.

ist, die man durch die angebliche Person bezeichnen wollte (1). Die Javanische Aera ist offenbar dieselbe mit der des Sâliwâhana auf dem Indischen Festlande, da der geringe Unterschied zwischen beiden, indem diese 78, jene 74 Jahre (2) nach Christus beginnt, sich aus Vermischung Arabischer Zeitrechnung mit Indischer erklären läſst (3). Nun wird gerade besonders für diese Aera das allgemein eine solche Aera bedeutende Sanskritwort *śâka* (शाक) gebraucht. Ja, Sâliwâhana selbst trägt bisweilen diesen Namen (4). *Aji* ist, nach Crawfurd's und Raffles (5) sich durch mehrere Stellen des Brata Yuddha bestätigenden Angabe, ein Kawi-Wort für **König, Fürst** (1); so würde also unter dem Namen **Aji Saka** entweder Sâliwâhana selbst, oder eine Personification seiner Aera verstanden. Bei Raffles kommt auch **Adi Saka** vor, was, auf den Beginn der Zeitrechnung gehend, das Sanskritische *ádi*, आदि्, Anfang, ist. Über Aji Saka hinaus geht nur, auſser allem Zusammenhange mit der übrigen Geschichte, eine dunkle Sage von Ägyptischen Verbannten, die von *laut mira* (2), dem rothen Meere, aus nach Java zu einer Zeit schifften, wo das Indische Festland noch mit den Inseln zusammenhing. Sie waren wilde, uncultivirte Menschen, und wichen in ihrem Götzendienst von einander ab.

---

(1) Dies ist auch schon Crawfurd's und A. W. v. Schlegel's Meinung.

(2) Raffles. I. 474. Radermacher in den Batav. Verhandl. I. 92. nr. VII.

(3) Nach Crawfurd (*Archip.* I. 300. 301.) hat sich auf der Insel Bali bis jetzt die Zeitrechnung des Sâliwâhana und sein Einschaltungs-Mondjahr unverrückt erhalten, so daſs unsre christliche Zeitrechnung der dortigen um 78 Jahre vorausgeht. In Java war dies ehemals vermuthlich ebenso der Fall. Allein 1633 nach unserer Zeitrechnung wurde das Mahomedanische Mondjahr eingeführt, jedoch nach der Indischen Aera fortgezählt. Durch diesen Unterschied traten der Javanischen Zeitrechnung etwas über fünf Jahre gegen die Indische hinzu. Die Vergleichungen der Javanischen Aera mit unsrer Zeitrechnung stimmen daher bei den verschiedenen hier genannten Schriftstellern nicht genau mit einander überein. Radermacher vergleicht das Jahr 1779 mit 1705 der Aera, Raffles (II. 230.) 1815 mit 1742, also nur mit 73 Jahren Unterschied. An einer anderen Stelle (I. 474.) bedient er sich, so wie auch Crawfurd (*Archip.* I. 301.), des unsicheren Ausdrucks das gegenwärtige Jahr, wo man nun nicht weiſs, ob die Handschrift mit der Herausgabe des Buches in dasselbe Jahr fiel. Doch scheint Raffles vom Jahr 1818 zu reden, das er (also mit 74 Jahren Unterschied) mit 1744 der Aera vergleicht. Crawfurd scheint das Jahr 1820 zu meinen, und stellt dies mit 1747 der Javanischen Aera, 1742 der Aera des Sâliwâhana, zusammen. Alle Angaben Raffles über diese Zeitrechnung sind weniger bestimmt und klar, als die bei Crawfurd, und lassen sich sogar, wie wir gesehen, nicht überall mit einander in Übereinstimmung bringen. Er scheint selbst keine genaue Kenntniſs von der Aera des Sâliwâhana, den er (I. 474.) Salawaharna nennt, gehabt zu haben. Da es in so ungewisser Chronologie auf so wenige Jahre nicht ankommen kann, so bleibe ich dabei stehen, den Unterschied zwischen unserer Zeitrechnung und der Javanischen Aera auf 78 Jahre festzusetzen, indem ich die letztere mit der des Sâliwâhana gleich stelle, wie man ursprünglich auch auf Java gewiſs that, obgleich die heutige Zeitrechnung der Insel, wie wir gesehen, davon um einige Jahre abweicht.

(4) Wilford. *Asiat. res.* X. 120.

(5) Crawf. *Archip.* II. 174. Raffles. I. 312. 424. st. 26. v. 2. Die Paraphrase des *Brata Yuddha* erklärt das Wort durch *ratu*, König (286, *a.*). Über die Anwendung von *śâka* auf eine Aera s. A. W. v. Schlegel im *Nouv. Journ. Asiat.* II. 343. Vgl. auch *Journ. Asiat.* X. 239.

Die Javanischen Annalen geben mehrere Gelegenheiten an, wo Indische Bevölkerung mit Java in Verbindung trat, und die Bildung und Sitten des Festlandes auf die Insel übergingen. Von **Tritresta** ist schon oben gesprochen worden. Er führte Weiber und Kinder mit sich, nach den höchsten Angaben hundert Familien. Von ihm bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts der Aera werden Namen anderer Einwandrer genannt, allein ohne Angabe der Umstände (3). Das wichtigste Ereigniſs für diese aus Indien stammende Civilisation fällt aber erst 175 Jahre später, 525 der Aera. Denn um diese Zeit wurde **Mendang Kamulan**, das erste auf Java Bestand habende Reich, durch **Browijaya Sawela Chala** gegründet, der von seinem Vater mit sechs groſsen und vielen kleinen Schiffen (auf 100 Segel) aus Indien geschickt worden war, um Java nach den schriftlich hinterlassenen Nachrichten Aji Saka's aufzusuchen. Diese Angabe hängt also mit der zusammen, nach welcher **Saka** der Minister **Prabu Jaya Baya's**, Königs von Astina und Ahnherrn **Sawela Chala's**, war. Dieser brachte die zur Ansiedlung einer Colonie nöthigen Gewerbe mit, war von 5,000 Mann begleitet, lieſs aber noch 2,000 von seinem Vater nachholen, welcher die Überwanderungen nach Java auch noch auſserdem begünstigte (¹). So blühte Mendang Kamulan als ausgedehnte Hauptstadt des Reiches auf. Sehr viel trug auch zu diesem Emporkommen bei, daſs sich ein anderer Ankömmling, **Aru Bandan**, der aus den Molukken kam, und sich in **Balambangan** ansiedelte, freiwillig dem neuen Reiche unterwarf, und dies zwar aus dem Grunde, weil Chala die Zeichen und Inschriften Aji Saka's besser, als er, verstand, und er einsah, daſs das Land dem Indischen Fürstenstamm prophetisch zugesagt war. Sein Nichtverstehen der, doch vermuthlich Indischen Schriftzeichen Saka's ist in dieser Erzählung merkwürdig, weil es zeigt, daſs Indische Civilisation noch nicht zu den Molukken gedrungen war, als sie schon Jahrhunderte auf Java bestand. Indeſs ist diese ganze Angabe vielleicht nicht einmal alte Sage, sondern neueres Mährchen. Die Worte **Aru Banda** lassen sich Malayisch (²) **wohlriechende Waare** übersetzen (³), und konnten daher sehr wohl einem Handel treibenden Seefahrer der Molukken als Name beigelegt werden. Auch **Browijaya Sawela Chala** ist nur der Titel, unter dem der sonst nicht genannte Gründer von Mendang Kamulan bei der Gründung vom Hohenpriester ausgerufen wurde. **Browijaya** (⁴) **ist der in den Augenbraunen Sieg Tragende**, von भ्रू, *bhrū*, Augenbraune, und विजय, *wijaya*, welches, so wie das einfache जय, *jaya*, **Sieg** bedeutet. Die beiden anderen Wörter könnte man in Zusammenhang mit der Gründung der Stadt bringen, da *sawela*, **mit Gränze**, von वेला, *wēlā*, Gränze, sich auf die Abgränzung des Stadteigenthums beziehen könnte, und *chāla* ein Sanskritisches Wort für **Hausdach** ist. Da aber **Sawela Chala** auch nach den Javanischen An-

---

(1) *Aji* ist vermuthlich eine Lautveränderung von *Adi*.

(2) Raffles. II. 65. Javanisch *lahut* (Crawf. *Voc.*), Malayisch *lāut*, Meer (nicht unwahrscheinlich dasselbe Wort mit dem Tagalischen *dágat*); Malayisch *mĕrah*, roth (Malacassisch *mena*), auf Sumenap *mira*. Raffles. II. *App.* 83.

(3) Crawfurd. *Asiat. res.* XIII. 154-156.

(¹) A. W. v. Schlegel hält diese Erzählung besonders für ein neueres Einschiebsel. Ind. Biblioth. I. 406.

(²) Die Nation der Halbinsel Malacca nennt sich selbst *Malāyū* oder *Malāyo*. Wenn man daher im Deutschen nicht bloſs einer einmal angenommenen Gewohnheit folgen will, so muſs man den Namen mit einem *y* schreiben, und dies *y* nicht, als einen Vocallaut, zu dem *a* der zweiten Sylbe ziehn, sondern es, als Halbvocal (mit dem Laute eines deutschen *j*), die dritte Sylbe anfangen lassen: **Ma-la-ye, Ma-la-yisch.**

(³) Von *arūm*, wohlriechend, und *banda*, Dinge wie Juwelen, Kleider u. s. f., Reichthümer, Waaren; *arūm* (ἄρωμα) hängt doch wohl mit dem Sanskritischen Stamm zusammen.

(⁴) Die heutigen Javanen erklären auf sehr unwahrscheinliche Art den Namen für eine Abkürzung von **Brahmâ-Wijaya** und übersetzen ihn: der siegreiche Brahmâ (Crawf. *Archip.* II. 307.).

nalen der Name des Berges im Lande Kling ist, von welchem der Gott Batara Guru nach Watu Gunung's Tode um das Jahr der Aera 240 (A.D. 318) den Gutaka zu seinem Nachfolger nach Java schickte (1), so kann der Titel auch zum Andenken an dieses frühere Ereigniſs gegeben sein.

Den höchsten Schwung aber nahm, den Javanischen Annalen zufolge, Indische Bildung und Kunst erst unter einem späteren Fürsten dieses Geschlechts, Déwa Kasuma (2), der den Sitz seiner Regierung nach Janggala (vermuthlich vom Sanskritischen *jáṇgala*, ländlich malerisch, aber auch wild, unbebaut) verlegte, und, meistentheils auf friedlichem Wege, einen groſsen Theil der Insel unter sich brachte. Er sandte seine vier Söhne und eine Tochter nach Indien, dort erzogen zu werden, und diese kehrten, der älteste mit einer Indischen Prinzessin vermählt, von vielen Künstlern und Handwerkern, auch Truppen begleitet, zurück. Die Söhne beherrschten das vom Vater unter sie vertheilte Reich. Die Tochter, älter als sie, blieb unvermählt, förderte aber auch Indische Kunst. Denn ihr werden die Tempel von Singa Sari (3) zugeschrieben, deren Überreste noch vorhanden sind. Die Regierung Déwa Kasuma's und seiner Söhne fällt, nach Javanischer Zeitrechnung, zwischen 846 und 1000. Die mehr sicheren Daten Indischer Bauwerke gehen indeſs nur bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts der Aera hinauf (s. unt. §. 29.).

Crawfurd berechnet das Blühen des ächten Hinduismus auf Java nach den Tempeln, welche durch die Vorzüglichkeit der Arbeit aller Art, durch die Beschaffenheit ihrer bildlichen Vorstellungen und durch bei einigen von ihnen gefundene Inschriften in *Déwanágarí*-Charakteren offenbar verrathen, daſs sie nicht einheimischen, sondern Indischen Ursprungs sind. Keines dieser Bauwerke in dem mittleren Theil der Insel ist, nach ihm, älter, als der Anfang des zwölften Jahrhunderts, und keines jünger, als die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts der Aera. Daher bestimmt er die Dauer dieser Blüthe auf 143 Jahre (1) für die Mitte der Insel. In dem östlichen Theile derselben nimmt er den Anfang dieser Periode, nach einigen Monumenten, die er jedoch nicht genauer bezeichnet, um 400 Jahre früher an.

---

(1) Raffles. II. 73.

(2) Man könnte in diesem Worte das Sanskritische कुसुम, *kusuma*, Blume, vermuthen, allein *kasûma* heiſst Malayisch irgend etwas sehr Kostbares, und wird vorzüglich poetisch in dieser Unbestimmtheit des Begriffes gebraucht.

(3) Eigentlich Singnga Sari, und wörtlich: der Löwe oder der Tiger der Frauen. Denn *singnga* heiſst Löwe, wird aber auch zur Bezeichnung des Tigers gebraucht (Batav. Verhandl. XII. 387.). *Sari* ist Frau, aber auch Blume, Schönheit und der weibliche Blumenstaub (Crawf. *Voc.*). Das Ganze soll wohl ein Titel oder ein preisendes Beiwort der Fürstentochter sein, welche die Tempel erbaute. Ihr eigentlicher Name war Dêwi Kili Suchi (Raffles. II. 88.). Doch könnte die Benennung der Tempel auch auf die, vielleicht dort verehrte Göttin Durgâ gehen.

Derselbe Schriftsteller setzt auch den Anfang der irgend sicheren Javanischen Geschichte, wie wir oben gesehen, erst in die letzte Hälfte des zwölften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung (2).

Raffles weicht hiervon sehr weit ab. Er rückt sowohl die Tempelgebäude, als den Anfang historischer Gewiſsheit, in eine frühere Zeit hinauf (3). Er erwähnt auch Inschriften mit dem Datum von 505, 506 (4), und, nicht als Jahrzahlen der Steine, aber im Texte der Inschriften, kommen nach ihm viel frühere Jahresangaben, bis zu 116, vor. Indeſs bleiben die meisten dieser Angaben höchst unsicher. Die historische Kritik bei Beurtheilung dieser Denkmäler liegt noch in der Kindheit, und Raffles setzt nicht einmal hinzu, ob die Jahrzahlen auf diesen Steinen in wirklichen Ziffern, oder nach der Methode geschrieben sind, in welcher die Ziffern durch Wörter, welche einen Satz bilden, ausgedrückt werden, ein Unterschied, auf welchen Crawfurd mit Recht groſses Gewicht legt (5). Wir werden weiter unten (§. 3.) sehen, wie manchen Zweifeln diese Methode wenigstens in ihrer Anwendung unterworfen ist. Die älteste Inschrift mit Angabe des

---

(1) *Asiat. res.* XIII. 361. 362. Crawfurd giebt nicht an, wie er diese Periode herausbringt. Man sieht aber aus der Vergleichung einer anderen Stelle (*Archip.* II. 299.) mit der oben angeführten, daſs er von dem Zeitpunkt der Tempeltrümmer von Daha im Distrikt von Kediri bis zu dem der Pyramide von Boro-Budor 1117 bis 1260 der Aera (A. D. 1195-1338) rechnet.

(2) *Archip.* II. 297. Wenn Crawfurd in einer anderen Schrift (*Asiat. res.* XIII. 147.) sagt, Inschriften gelesen zu haben, die nah an zwölfhundert Jahr alt waren, so kann man dies nur dadurch erklären, daſs er, als er dies schrieb, ein geringeres Miſstrauen in die Javanischen Angaben setzte. Die ganze Vergleichung dieser Abhandlung über Bali mit der Geschichte des Indischen Archipels zeigt, daſs er in der letzteren Schrift einer richtigeren, von strengerer Kritik ausgehenden Ansicht folgt.

(3) II. 86. Von den hier angeführten geschichtlichen Umständen handelt er II. 66. 70. 82. 87.

(4) II. 59.

(5) *Archip.* II. 213. 222. 298.

Datums in Ziffern, die man bisher kennt, ist vom Jahr 1220 (A. D. 1298), und Crawfurd läugnet, daſs selbst die, wo die Jahrzahl in Worten ausgedrückt ist, bis in das sechste, ja selbst nur bis in das neunte Jahrhundert zurückgehn. Die Inschriften mit Zahlen, die bisher in den Trümmern des mittleren Java's (Brambanan und Boro-Budor) gefunden worden sind, umfassen, da die späteste nur von 1246 ist, nur den kurzen Zeitraum von 26 Jahren (A. D. 1298 bis 1324). Geht man auf die Jahrzahlen, welche die Volksüberlieferung und Inschriften in Worten diesen Trümmern anweisen, zurück, so erweitert sich dieser Zeitraum auf 72 Jahre. In dieser Periode herrscht also zwischen den Angaben nach Worten und nach Zahlen noch einige Übereinstimmung, wie man wohl überhaupt den späteren unter den ersteren immer mehr Vertrauen schenken kann (1).

Ein anderes und nicht weniger groſses Hinderniſs bei dem geschichtlichen Gebrauch der Javanischen Inschriften entspringt noch daraus, daſs sie die Begebenheiten, welche dadurch bewiesen werden sollen, oft nur auf mystische Weise räthselhaft ausdrücken, ja überhaupt nur wenig Namen und geschichtliche Angaben enthalten, sondern groſsentheils moralischen und religiösen Inhaltes sind (2). Die wenigsten aber sind bis jetzt entziffert und herausgegeben, und man muſs sich meistentheils mit der Angabe begnügen, daſs an dem und dem Orte eine Inschrift mit der und der Jahrzahl gefunden worden ist, wobei denn der Zusammenhang zwischen der Inschrift und dem Orte gänzlich unbekannt bleibt.

Meiner Überzeugung nach läſst sich über die Zeit des Anfangs der Verbindungen zwischen Indien und Java aus den historischen Angaben nichts mit nur einiger Sicherheit folgern. Diejenigen unter denselben, die in eine sehr frühe Zeit zurückgehn, lassen sich nicht erweisen, oder sind vielmehr sichtlich erdichtet. Die sicheren aber und erweisbaren führen uns in eine so späte Zeit, daſs der Indische Einfluſs augenscheinlich schon viele Jahrhunderte früher wirksam gewesen sein muſs.

Nächst Indien hat vermuthlich China in den frühesten Verbindungen mit Java gestanden, und die Chinesische Genauigkeit in der Aufzeichnung von allem, was Geschichte und Länderkunde betrifft, läſst uns von dieser Seite her noch wichtige Aufklärungen hoffen. Klaproth scheint seine nächsten Forschungen auch auf diesen Gegenstand richten zu wollen. Raffles Werk enthält (¹) eine von einem Chinesen auf Java mitgetheilte und von Crawfurd, als er Resident in Surabaya war, übersetzte Stelle aus einem Chinesischen geschichtlichen Werke, welche von Java (dort Jaw-wa geschrieben) handelt. Ich muſs die Prüfung und Würdigung dieses Berichtes denjenigen überlassen, welche die Chinesische Geschichte aus einheimischen Quellen studiren, und begnüge mich nur hier Einiges daraus anzuführen.

---

(1) Crawf. *Archip.* II. 213-215. 222. 223.

(2) *l. c.* 298. Ein merkwürdiges Beispiel einer solchen Inschrift ist die von Raffles (II. *App.* 223-229.) übersetzt mitgetheilte, eine wahre religiös-moralische, auf den vier Seiten eines groſsen Steines in Kawi-Schrift eingegrabene Abhandlung.

Nach diesem Werke wurde China zwischen den Jahren 417 und 423 unserer Zeitrechnung zuerst mit Java bekannt (²). Wenn dies richtig ist, so stimmt es nicht ganz genau mit dem weiter unten ausführlich erwähnten Geschichtswerke Fo-koue-ki überein. Denn nach diesem machte Fa-hian, der schon 414 nach China zurückkehrte, auf seiner Rückreise einen fünfmonatlichen Aufenthalt auf Java. Es kann indeſs dieser kleine Unterschied von Jahren vielleicht so erklärt werden, daſs durch Fa-hian's Reise Java zuerst den Chinesen bekannt wurde, und die spätere Angabe in dem Berichte bei Raffles nur auf die erste absichtlich angeknüpfte Verbindung zwischen beiden Ländern zu beziehen ist. Diese Verbindungen wurden indeſs wieder unterbrochen, und erst zwischen den Jahren 960 und 966 durch eine, von dem Könige von Java, welcher Bak-la-cha genannt wird, an den Kaiser von China geschickte Gesandtschaft erneuert. Einer zweiten solchen Sendung erwähnt der Bericht später ohne genaue Zeitangabe. Mit den beiden hier zuletzt erzählten Ereignissen stimmt der Zeit nach einigermaſsen die erste Erwähnung Chinesischer Ansiedelungen in den Javanischen Annalen überein; die Veranlassung aber wird anders erzählt. Ein groſses Chinesisches Schiff scheiterte an der Nordküste der Insel, und die Mann-

---

(¹) II. 127.

(²) Der Bericht sagt, unter der Regierung von Saow-Gil-yang, von der Dynastie Song. Mit dieser ist wohl die im Jahr 420 von Lieou yu gestiftete der Soung (Klaproth. *Tableaux hist. de l'Asie.* 194. 195.) gemeint. In einer Note wird gesagt: vor (*ago*) 1394 Jahren. Diese leider zu unbestimmte Angabe kann man wohl nur auf die Jahre des Aufenthalts Crawfurd's in Surabaya beziehen, und da Crawfurd (*Archip.* I. Vorr.) 1811 nach Java kam und beinahe sechs Jahre dort blieb, so habe ich in den obigen Bestimmungen eine Ungewiſsheit von sechs Jahren stehen lassen müssen.

schaft rettete sich nach *Japara, Samarang* und *Tégal.* Bei dem Häuptling dieses letzteren Orts schmeichelte sich ein Chinese durch Künste, die er mit einem magischen Steine verrichtete, ein, und so erhielten seine Landsleute Erlaubnifs dort zu wohnen, und mehrere Privilegien. Da aber ihre Nachkommen Unruhen anstifteten und in förmlichen Gefechten unterlagen, so zerstreuten sie sich über die ganze Insel (¹). Dem Chinesischen Berichte zufolge sandte zwischen den Jahren 1397 und 1403 der Kaiser von China Truppen zu einer feindlichen Expedition nach Java, jedoch ohne glücklichen Erfolg. Java war damals zwischen zwei im Westen und Osten der Insel regierenden Königen getheilt; der westliche besiegte aber den östlichen, und einer seiner Nachfolger schickte eine Gesandtschaft mit dem Geschenk eines weifsen Papageien nach China.

Der Landungsplatz der Chinesen scheint damals die Provinz Pakalungan gewesen zu sein. Majapahit wird nicht genannt. Raffles bezieht zwar, was von der Residenz des Königs darin gesagt wird, auf diese Stadt; doch scheint mir in der Beschreibung der geographischen Lage einige Verwirrung zu herrschen. Obgleich die in dem kurzen Bericht vorkommenden Javanischen Namen zum Theil nach Chinesischer Aussprache verändert sind, so erscheinen andere, wie Yang Wisêsa, ganz in ihrer ursprünglichen Reinheit, oder mit unbedeutender Lautverwandlung, wie Po-kya-lung für Pakalungan. In dem Flusse Pa-chak-an erkennt man deutlich die Affixa der Javanischen Ortsnamen.

Der Beschreibung nach, welche von dem Lande gegeben wird, war dasselbe schon in einem Zustande hoher Cultur und trieb einen bedeutenden Handel mit einer Menge von Gegenständen, unter welchen man Gold, Silber, Perlen, Rhinoceroshörner, Elephantenzähne, und, was die Aufmerksamkeit der Naturforscher verdient, weifse Affen u. s. w. findet. Leider ist nur nicht gesagt, auf welchen der angegebenen Zeitpunkte diese Beschreibung passen soll. In der Schilderung der Sitten und Lebensart erkennt man vieles beim ersten Anblick als richtig und noch mit dem jetzigen Zustand übereinstimmend. Die Männer, heifst es unter andrem, tragen unausgesetzt eine kurze Waffe von ausgezeichneter Arbeit im Gürtel. Hierin kann wohl Niemand den *Kris* verkennen, dessen Tragen die Javanen und

---

(¹) Raffles. II. 92. 96.

überhaupt die Bewohner des Indischen Archipels so sehr charakterisirt. Von der Religion wird bloſs des Glaubens an böse Geister gedacht.

Wunderbar und fast unbegreiflich ist das von den Einwohnern Gesagte. Sie sollen von sonderbarem Aussehen und über alle Maſsen häſslich, auch schmutzig sein, und nicht die ekelhafteste Nahrung von Schlangen, Raupen und anderen Würmern und Insecten zurückweisen, ja sich nichts daraus machen, mit ihren Hunden zu essen und zu schlafen. Das Haar der Männer, namentlich das des Königs, wird mit wachsendem Grase verglichen (*like growing grass*). Die Farbe der Javanen soll bläulich schwarz (*a bluish black*) und ihre Köpfe den Köpfen der Affen ähnlich sein. Der Vorwurf Ekel erregender Nahrungsmittel scheint so wenig ungerecht, daſs er vielmehr die Glaubwürdigkeit dieses Chinesischen Berichtes bestätigt: denn Crawfurd erzählt (1), daſs in einer Stelle des groſsen ethischen Kawi-Gedichtes, Niti Sastra genannt, Personen von Range empfohlen wird, keine Hunde, Ratzen, Schlangen, Eidechsen und Raupen zu essen. Diese Ermahnung beweist sichtbar, daſs der Gebrauch solcher Nahrungsmittel häufig sein muſste. Bei der Beschreibung der körperlichen Beschaffenheit des Volkes aber, namentlich der Farbe und Haare, könnte man versucht werden, an Papua's oder Australneger zu denken, wenn nicht der Zustand der Cultur damit in Widerspruch stände. So ist es wohl zum gröſsten Theile nur Übertreibung in der Schilderung einer, wie ausdrücklich gesagt wird, in Charakter, Sitten und Sprache gänzlich von den Chinesen verschiedenen Nation. Ein früherer Name der Insel soll Cha-po gewesen sein, und ich erwähne dies gerade hier, weil es mit der den Javanen hier beigelegten affenartigen Gestalt der Köpfe zusammenhängen könnte. Denn *chappu* heiſst (Crawf. *Voc.*) Javanisch das Vorstehen einer Kinnlade vor der anderen (2). Vielleicht ist aber auch der Anfangsbuchstabe nur härter geworden, und das

---

(1) *Archip.* II. 233.

(2) Im eigentlich Malayischen wird *chăpō* für Zeichen oder Narben am Körper, wie z. B. von den Blattern, gebraucht, und dies Wort hängt wohl mit dem Malayischen *chap* oder *chăp* zusammen, welches Siegel, dann aber auch irgend ein Diplom, Erlaubniſs, Paſs u. s. f. heiſst. Auch im Javanischen ist *chap* Siegel. Marsden leitet das Malayische Wort zugleich aus dem Sanskrit und dem Chinesischen her. Das von ihm angeführte Sanskritwort छापा, *chhápá*, findet sich nicht in Wilson's Wörterbuch. Mit dem Chinesischen meint Marsden vielleicht *tschă* (De Guignes. 4064.). Im Hindostanischen (Gilchrist. *Hindoostanee Philology*. v. *seal*)

Wort dasselbe als die Namen der beiden Javanischen Distrikte Japan und Jipang (1). Sollten in diesen vielleicht Spuren einer ehemaligen Japanischen Colonie auf Java liegen? Die Bewohner von Japan beschifften in früherer Zeit alle Theile des östlichen Archipelagus (2). Dies möchte aber doch wohl immer in spätere Epochen fallen, als daſs das Andenken einer solchen Colonie gänzlich auf Java erloschen sein könnte (3).

§. 3.

Bezeichnung der Zahlen durch Wörter; *Chandhra Sangkala.*

Ehe ich hier weiter vorrücke, halte ich es für nothwendig, einer eigenthümlichen Methode zu erwähnen, deren man sich auf Java bei Angaben von Jahrzahlen bedient, da der Grad des Vertrauens in diese Bezeichnung einen sehr groſsen Einfluſs auf mehrere Punkte der folgenden Untersuchungen ausübt. Bei allen gewöhnlichen Vorfällen des Lebens wenden die Javanen ihre Zahlzeichen an, welche sie auf gleiche Weise, als die Indier, nach dem absteigenden Werthe, den sie in der Numeration erhalten, von der Linken zur Rechten schreiben, und auf die ich bei näherer Betrachtung des Javanischen Alphabets zurückkommen werde. Gerade da aber, wo es am nothwendigsten wäre, jeder Ungewiſsheit vorzubeugen, bei allen wichtigen Gelegenheiten, auf Inschriften, Münzen, in Handschriften, welche Jahresangaben enthalten, und noch heute in allen Javanisch abgefaſsten Regierungs-Ausfertigungen, bezeichnen sie die Zahlen durch bestimmte, für jede einzelne festgesetzte Wörter, die zwar nicht immer, aber doch meistentheils, einen mit

---

ist *chaap* Siegel. Man vergleiche auch Forster's Bengalisches Wörterbuch. v. छाप und छापा. In das Chinesische ist das Wort vielleicht nur, als ein fremdes, aufgenommen, und hat dann nichts mit dem oben angeführten zu thun.

(1) Raffles. I. 9.

(2) Crawf. *Archip.* III. 465.

(3) Eine einfachere, und wohl richtigere Ableitung des Namens des Distrikts Japan mag in dem Sanskritischen *japá*, *hibiscus*, *rosa Sinensis*, liegen. Auch Majapahit soll seinen Namen von der bittren (*pahit*) Frucht der Schlingpflanze *maja* erhalten haben (Raffles. II. 98.). Wenn dies richtig ist, so nähert sich der Name des Distrikts gar sehr dem der ganzen Insel. Denn die Chinesische Rose heiſst auch *jawá*, eine Übereinkunft, die, auch ohne Hinsicht auf diese Etymologie, durch die nahe Verwandtschaft von *p* mit *w* sehr erklärlich wird.

der Veranlassung des Gebrauchs der Jahrzahl in Beziehung stehenden Denkspruch bilden (¹).

Das Princip der Anwendung der Wörter auf bestimmte Zahlen besteht darin, für jede einzelne Zahl einen Begriff aufzufinden, der mit dieser Zahl in natürlicher oder einmal allgemein angenommener Beziehung steht, wie Hand mit der Zahl 2, *nanda*, ein fabelhafter Edelstein, mit der Zahl 9, weil derselbe zu den neun Kleinoden des Gottes Kuwêra gehört. Auch die Zahlwörter treten an die Stelle der Zahlzeichen.

Die Javanen haben auch diese Sitte aus Indien entlehnt. Als ich zuerst mich mit dieser Schreibung der Jahrzahlen auf Java beschäftigte, sahe ich zwar ohne Mühe das Princip derselben ein, da das von Raffles mitgetheilte, ziemlich ausführliche Zahlwörterbuch keinen Zweifel darüber verstattete. Aber den Indischen Ursprung dieses Gebrauchs lernte ich erst aus einer im Jahre 1819 in der Akademie der Inschriften in Paris vorgelesenen und nachher in gröſserer Ausführung deutsch gedruckten Abhandlung meines Bruders über die verschiedenen Systeme der Zahlzeichen kennen (²). Es wird darin nach einer durch Hrn. Bopp meinem Bruder zugekommenen Mittheilung Colebrooke's die Methode und ihr Princip mit Hinzufügung einiger kurzen Beispiele auseinandergesetzt. Ausführlicher haben Rosen und A. W. v. Schlegel dieses Gebrauches gedacht (³).

Wenn für die einzelnen Zahlen die Wörter bestimmt sind, so wird im Gebrauche das Wort für die Einheiten zuerst, und so fort das für jede zunächst folgende höhere Zahlstelle gesetzt, so daſs die Zahl in Wörtern gerade umgekehrt, als in Ziffern, zu stehen kommt. Der Grund hiervon ist sehr begreiflich. Man muſs sich diese ganze Bezeichnung als ein Ablesen der Zahlen, ohne Numeration, mithin ohne Hinzufügung ihres Stellenwerthes, denken, und auf diese Weise war es unumgänglich nothwendig, von dem bestimmten Ende der Zahl, der in keiner noch so groſsen oder kleinen

---

(¹) Man sehe über diese Methode Raffles. I. 371. 372. II. 61. *App.* 202-205.

(²) Crelle's Journal für die reine und angewandte Mathematik. Band 4. Heft 3. 1829. S. 212. 213.

(³) *The Algebra of Mohammed Ben Musa, ed. and transl. by F. Rosen.* 1831. S. 199. Anm. A. W. v. Schlegel. *Sur l'étude des langues Asiatiques.* 1832. 197-199. In beiden Stellen werden Beispiele, und besonders in der letzteren ein sehr verwickeltes, glücklich und gelehrt erklärt.

fehlenden Stelle der Einer auszugehen, und so schrittweise bis zu dem unbestimmten Ende der höheren Ordnungen fortzuschreiten. Um dem Leser Beispiele so mit Wörtern geschriebener Zahlen hier zu geben, wähle ich zwei in den angeführten Schriften nicht erwähnte aus.

1021

śaśipakshakhaikê

Die beiden 1 am Anfange und am Ende dieser Jahrzahl werden in den Wörtern einmal durch *śaśin*, Mond, weil es nur Einen giebt, das zweitemal durch das Zahlwort *êka* ausgedrückt, die 0 durch das Sanskritwort für dieselbe, *kha*, und die 2 endlich durch *paksha*, Flügel, als einen doppelten Theil thierischer Körper. Das ganze diese Jahrzahl ausdrückende Compositum steht, mit Beziehung auf das in der Stelle vorausgehende Wort Jahr, im Locativ des Singulars (¹).

199,669

gôṇgartunandagôchandrâs

Hier folgen, wenn man von der linken Seite des Compositums, der rechten der Zahl, anfängt, hinter einander für 9 *gô*, Kuh, in einer mir unbekannten Beziehung des Begriffs zu der Zahl, die sich indeſs gewiſs aus den Indischen mythologischen Erzählungen herausfinden lieſse;

für 6, mit Elision des Anfangs -*a*, *aṇga*, die Benennung, welche die Indier den sechs Gliedern oder Theilen geben, in welche sie den ganzen Körper der zum Verständniſs der Wêda's nothwendigen Hülfswissenschaften theilen;

für die zweite 6 *ṛitu*, durch das Zusammenflieſsen mit dem Endvocal des vorhergehenden Wortes in *artu* verwandelt, Jahrszeit, nach der Abtheilung des Indischen Jahres in sechs Jahrszeiten;

für die 9 *nanda*, eines der neun Kleinode des Gottes Kuwêra,

für die folgende 9 wieder das obige *gô*,

für die 1 endlich wieder der Begriff des Mondes, aber in einem anderen Worte, *chandra*.

Das ganze Compositum steht, nach dem dasselbe regierenden Worte, im Nominativ des Plurals (²).

(¹) Colebrooke in den *Asiat. res.* XII. 224. Anm.

(²) *l. c.* 210.

Es geht aus diesen beiden Beispielen hervor, daſs die Zahlbezeichnung sich nicht für jede Zahl an ein besimmtes Wort, sondern nur an einen bestimmten Begriff bindet, und die Zahl durch verschiedene, demselben Begriff angehörende Wörter ausdrückt, eine Freiheit, die, wenn nicht mehrfache Bedeutungen desselben Wortes Zweideutigkeit hervorbringen sollen, mit Vorsicht benutzt werden müſste.

Die hier beschriebne Methode würde sich zwar in jeder Sprache und unter jedem Volke nachbilden lassen; ich glaube jedoch nicht mit Unrecht bemerken zu können, daſs es den Indiern vorzugsweise eigen war, auch bei Dingen, bei welchen es, ihrer Natur nach, keine directe Beziehung auf eine Zahl gab, eine solche anzunehmen, namentlich bei denen, von welchen mehrere Arten vorhanden sind, die Zahl dieser Arten zu bestimmen. Man braucht nur Wilson's Wörterbuch (¹) zu durchblättern, um eine Menge solcher Beispiele aufzufinden, und es ist begreiflich, daſs diese Sitte die eben geschilderte Zahlenbezeichnung erleichtern muſste, ja sogar veranlassen konnte.

Wenn man den Ursprung der wirklichen Zahlwörter in Betrachtung zieht, so ist das Verfahren bei ihrer Bildung dem hier beschriebenen offenbar ganz ähnlich gewesen. Das letztere ist nichts andres, als eine weitere Ausdehnung des ersteren. Denn wenn, wie in mehreren Sprachen des Malayischen Stammes, 5 durch Hand (*lima*) bezeichnet wird, so ist das gerade dasselbe, als wenn man in der Bezeichnung der Zahlen durch Wörter 2 durch Flügel andeutet. Unstreitig liegen allen Zahlwörtern ähnliche Metaphern zum Grunde, die sich nur jetzt nicht immer mehr auffinden lassen. Die Völker scheinen aber früh gefühlt zu haben, daſs die Vielheit solcher Zeichen für dieselbe Zahl überflüssig, ja unbequem und zu Miſsverständnissen führend sei. Daher sind Synonyma von Zahlen, aus derselben Sprache entspringend, eine sehr seltne Erscheinung, obgleich wir weiter unten (3. Buch.) einige Beispiele davon in den Sprachen der Südsee-Inseln finden werden. Nationen von tiefem Sprachsinn muſste es auch früh, wenn

---

(¹) Ich verweise hier nur auf die Artikel ऋतु, वायु, काय, गुण, दिग्गज, द्वीप, पक्षिन्, प्रकृति, प्राण, भाव, मूल, मृग, मेद, यम, रस, वह्नि, श्राद्ध, षट्कर्मन्, संस्कार, सत्य, सात्त्विक. Ich kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, welch ein, nie genug zu schätzender Vorzug des Wilson'schen Wörterbuchs es ist, in sehr groſser Kürze, neben der Worterklärung, einen so reichen Schatz von Sachkenntnissen zu enthalten.

gleich das Gefühl sich vielleicht nicht zum deutlichen Bewuſstsein erhob, vorschweben, daſs, um die Reinheit des Zahlbegriffs zu erhalten, die Erinnerung an irgend einen bestimmten Gegenstand besser entfernt wurde. Je mehr dies Gefühl vorwaltete, desto weniger muſste man auf die Bewahrung des Sachbegriffs in den Zahlwörtern halten. Hierdurch aber muſsten diese, durch die Abwesenheit des auf Bedeutung hingehenden Sprachsinns der Wahlverwandtschaft der Laute hingegeben, von selbst zu bloſs conventionellen Tönen werden.

Die Verwechslungen, welche bei der eben geschilderten Methode da vorfallen können, wo ein Begriff auf irgend eine Weise mit zwei verschiednen Zahlen in Beziehung steht, hat A. W. v. Schlegel an einigen Beispielen gezeigt. Schwerlich kann man daher die Absicht, durch den Gebrauch von Wörtern vor den bei Ziffern leichter möglichen Schreibfehlern gesichert zu sein, als den Grund der Anwendung dieser Methode ansehen. Man setzte sich, indem man einer möglichen Gefahr entgehen wollte, einer anderen, gröſseren aus. Hätte man wirklich diesen Zweck im Auge gehabt, so gab es das viel einfachere, bei uns ganz gewöhnliche Mittel, sich der geschriebenen Zahlwörter zu bedienen, und damit allenfalls noch die Schreibung in Ziffern zu verbinden. Es bleibt daher auffallend, daſs man diese Methode, welche zu den noch immer möglichen Verschreibungen eine neue Unsicherheit hinzubrachte, sogar vorzugsweise in mathematischen und astronomischen Schriften anwendete. Gerade aber in der gewöhnlich metrischen Abfassung dieser Schriften muſs, wie es mir scheint, die Erklärung jener Sonderbarkeit gesucht werden. Es würde nicht nur schwer gewesen sein, die Zahlwörter, welche nur sehr wenig eine Verschiedenheit des Ausdrucks erlauben, in das Sylbenmaſs zu zwängen, sondern man scheute auch wohl mit Recht die Nüchternheit der Anhäufung bloſser Zahlen, und bildete lieber Composita, welche eine, wenn auch ganz unzusammenhängende Reihe anschaulicher Bilder vor der Einbildungskraft vorüberführten. Auch dem Zuhörer muſste sich diese Verwandlung trockener Zahlen in Sachbegriffe mehr empfehlen und die Einprägung in das Gedächtniſs, die doch ein Hauptzweck der metrischen Abfassung war, wesentlich erleichtern.

Was uns von dieser Art der Zahlenbezeichnung auf Java bekannt ist, kommt im Ganzen vollkommen mit der Indischen Methode überein, doch finden sich allerdings auch einige, und nicht unbedeutende Abweichungen.

Auf Java scheint man bloſs die einfachen Zahlen, also 1 bis 9, und die 0 bezeichnet, und nur für sie Wörter besessen zu haben. In Indien drückte man dagegen auch mit Einern verbundene Zehner, also auch doppelte, und vielleicht noch gröſsere Zahlen, durch Ein Wort aus, wie die Zahl 12 durch *āditya*, Sonne, wegen der zwölf verschiedenen Zustände, in welchen sie durch die verschiednen Monate des Jahres geht. Man nimmt auch gleiche auf einander folgende Zahlen in Einen Ausdruck, z. B. vier Nullen, zusammen. Wesentlicher ist es, daſs man auf Java den die Zahl vorstellenden Wörtern einen zusammenhängenden Sinn zu geben, und also daraus einen Satz, eine Art von Denkspruch zu bilden bemüht ist. Daſs eben dies auch in Indien geschehen sei, ist mir wenigstens nicht bekannt.

Daſs diese Zahlenschreibung in Indien einen eignen Namen führte, habe ich nirgends gefunden; auf Java heiſst sie noch heute *Chandhra Sangkala*. Raffles übersetzt dies durch Wiederscheine königlicher Zeiten (*reflections of royal times*), oder das Licht königlicher Jahrzahlen (*the light of royal dates*), und diese pomphaften Namen müssen ihm also von seinen Javanischen Führern mitgetheilt worden sein. Nach den Wörterbüchern heiſsen aber jene beiden Worte ganz einfach Mond-Jahrzahl (¹), es sei nun daſs der Mond hier genannt wird, weil das Javanische Jahr wirklich ein Mondjahr war, oder weil der Mond die Zahl 1 vorstellt, und also die Verzeichnisse dieser künstlich gebildeten Zahlwörter eröffnete.

(¹) *Chandhra* vom bekannten Sanskritischen Worte. *Sangkala* leitete ich von dem Sanskritischen *kāla*, Zeit, ab. Hr. Professor Bopp hat mich aber darauf aufmerksam gemacht, daſs es das Sanskritische *saṇkala* (in Wilson's Wörterbuch S. 941. durch einen Druckfehler *sakala*) ist, *collection*, *quantity*, *addition*, von *kal*, zählen, also Zusammenzählung, und *chandra saṇkala:* Zählung nach der Methode, nach welcher die Zahlbezeichnung mit dem Monde (als 1)anhebt. Gericke und Crawfurd (*Voc.*) schreiben *sĕngkala*, die Paraphrase des Brata Yuddha hat aber (6, *a.*) richtiger ein *a*. Im eigentlich Malayischen bedeutet *sañgkala* Fesseln, Ketten, und Marsden hält dies für das Sanskritische *śṛiṇkhala*. Wenn dies aber richtig wäre, so wäre es ein Beispiel eines ganz ungewöhnlich stark veränderten Sanskritwortes. Das Malayische Wort scheint übrigens dasselbe mit dem Javanischen, welches uns hier beschäftigt. Denn auch *sĕngkala* hat nach Crawfurd die Bedeutung von Unglück, so wie *sĕngkĕla*, eine nur wenig veränderte Form, nach ihm Sorge, Betrübniſs ist. *Sakala* heiſst Malayisch zur nämlichen Zeit, und kommt bei Raffles auch in der angeführten Stelle des Brata Yuddha vor.

Um einen deutlicheren Begriff dieser Javanischen Jahrzahl-Sprüche, wie man sie nennen könnte, zu geben, will ich hier die hauptsächlichsten bei Raffles und Crawfurd vorkommenden Beispiele derselben mittheilen und, soviel es die Hülfsmittel erlauben, erklären.

1.

Ein König von Chermen, einer Gegend jenseits des Meeres (*a country of Sabrang*), faſste den Entschluſs nach Java überzugehen, um den König von Majapahit, Prabu Angka Wijaya, dem er seine Tochter zur Gemalin geben wollte, zur Mahomedanischen Religion zu bekehren, welcher er selbst bereits zugethan war. Das Unternehmen gelang nicht gleich, mehrere Personen seines Gefolges, unter welchen einige seiner Verwandten waren, starben, und auch seine Tochter erkrankte. Als er sie in Lebensgefahr sah, betete er zu dem Allmächtigen, ihr Leben zu erhalten, wenn sie bestimmt sei, das Werk der Bekehrung zu vollenden, im entgegengesetzten Fall aber ihre Tage abzukürzen. Sie starb und ward in Gresik neben ihren Verwandten begraben (¹). Das Jahr 1313 (A. D. 1391), in das ihr Tod fiel, wird durch folgende Worte bezeichnet:

Kaya	*wulan*	*putri*	*iku* (²).
Feuer	des Mondes	Fürstentochter	jene.
(*Like unto*	*the moon*	*was that*	*princess.*)
3	1	3	1

Kaya, Jav. gleich als (³), allein als Kawi-Wort auch Feuer (⁴). Im Sinne des Spruches können beide Bedeutungen Anwendung finden, allein

---

(¹) Raffles. II. 113. 114.

(²) Raffles. I. 372.

(³) Raffles. II. *App.* 152. und Gericke.

(⁴) Raffles. II. *App.* 168. *col. b.* Das Wort ist das Sanskritische *káya*, welches auch zerlassene Butter oder jede andere Spende an Brahmá bedeutet. Hiervon mag es im Javanischen erst für Opfer und dann für Feuer genommen sein. Der eigentliche Ursprung, auf den man wohl auch das Griechische καίω zurückführen muſs, ist *ka*, das unter anderen Bedeutungen auch die von Feuer und Licht hat, und diesen Begriff schon als Name Brahmá's mit sich führen würde, wenn man sich nicht, bei der Unbestimmtheit der Übertragung solcher, bloſs aus einzelnen Buchstaben gebildeten Sylben auf Gottheiten, nach Bopp's (*Gramm. crit.* r. 25. Anm.) sehr richtiger Bemerkung, alle specielle Beziehung derselben untersagen müſste.

als Zahlwort 3 muſs man an Feuer denken, da auch das gleichbedeutende Sanskritische *agni* diese Zahl bezeichnet (¹).

Wulan das gewöhnliche Javanische Wort für Mond, und immer für 1 genommen.

Putri das Sanskritische Wort für Tochter, im Javanischen aber nur von fürstlichen oder andren vornehmen Personen, und auch ohne Rücksicht auf den Verwandtschafts-Begriff, gebraucht. Warum es gerade die Zahl 3 bedeutet, sehe ich nicht ein. Denn es schiene zu willkührlich, den Grund darin zu suchen, daſs die Tochter mit ihren beiden Eltern diese Zahl ausmacht. Noch sonderbarer erscheint dieser Umstand dadurch, daſs *suta*, Kind (*child*), für 1 gebraucht wird.

Iku, oder vielmehr *hiku*, das Javanische Pronomen demonstrativum für die entfernteste Person. Die Beziehung auf die Zahl 1 ist bei einem Pronomen erklärlich.

Von diesen vier Wörtern enthält Raffles Zahlwörterbuch nur *wulan*.

2.

Die Jahrzahl der Besiegung des Staats Majapahit auf Java, 1400 (A. D. 1478), liegt in folgendem Spruch:

Sirna ilang kirti-ning bumi (²).
Zerstört, verloren (der Quell) Ruhm des Landes.
(*Lost and gone is the work* [*pride*] *of the land*).
0 0 4 1

Sirna, das Sanskritische Participium des Passivum von *śṛī*, *śīrṇa*, zerstört, niedergerissen, daher in der Paraphrase des Brata Yuddha (134, *d.*) erklärt durch das gleichbedeutende *rusak* (Malayisch *rūsak*), im Javanischen aber auch: zu Ende gegangen, ausgethan, und daher in der Paraphrase an andren Stellen (132, *c.*) auch durch *tĕlas* erklärt, welches diese letztere Bedeutung hat und an τέλος erinnert. Als Zahlwort gilt *sirna* für die 0.

Ilang, oder vielmehr *hilang*, das mit dem vorigen ganz gleichbedeutende Javanische Wort, das Malayische *hīlang*; als Zahlwort auch 0.

Kirti-ning. Das letzte Element dieses Wortes ist das euphonisch

---

(¹) *Asiat. res.* XII. 231.

(²) Raffles. I. 372. *Asiat. res.* XIII. 151. Statt *kirtining*, welches Crawfurd hat, liest Raffles *kertaning*. Die Übersetzung ist bei beiden Schriftstellern ungefähr dieselbe.

veränderte Genitiv-Zeichen *hing* (s. unten 2. Buch). In dem Zahlspruch
scheint mir dies Wort wieder zwei, aber hier zugleich passende Bedeutungen
zu haben. Nach dem Zahlwörter-Verzeichniſs bezeichnet *kerti*, darin über-
setzt Quellwasser (*well-water*), die Zahl 4. Raffles erklärt das Wort zu-
gleich durch Werk und Ruhm, Stolz. Die letztere Bedeutung paſst zu der
der Quelle, die ein Bild der Fruchtbarkeit, des Flores des Landes sein kann.
Beide Bedeutungen finde ich in dem Sanskritischen *kîrti*, Ruhm, Preis, aber
auch: Ausgieſsung, Verbreitung, und daher sogar: Schlamm. Der ursprüng-
liche Begriff der Wurzel *kṝ*, ausgieſsen, auswerfen, wird auf das Sprudeln
der Quellen und auf das Verbreiten des Ruhmes angewendet. Crawfurd's
und Gericke's Wörterbücher geben indeſs keine dieser Bedeutungen. Bei
der Übersetzung durch Werk wird das Wort für *kṛita*, von der Wurzel
kṛi, machen, genommen, und auch dies paſst in den Sinn des Spruches.
Die Javanischen Wörter *kĕrti*, *karti* (Crawf. *Voc.*) heiſsen Werk, Be-
schäftigung, und *karta* (*ib.*): in einem Staate herrschende ordentliche Ver-
waltung, woher wohl bei Gericke *kĕrta*, Ruhe, Friede, kommt. Die An-
wendung auf die Zahl 4 stammt davon her, daſs in Indien Meer, Ocean
dafür galt, wovon A.W. v. Schlegel gewiſs richtig den Grund in der Richtung
nach den vier Weltgegenden sucht, was sich aber vielleicht noch bestimmter
auf die aus dem Berg Meru entspringenden vier Flüsse bezieht. Denn auch
im Javanischen wird die Zahl auf das Wasser überhaupt und alle Arten des-
selben angewendet.

Bumi, das Sanskritische *bhûmi*, Erde, für 1 genommen.

3.

Bei dem ersten Eindringen des Feindes in Majapahit war die Stadt bloſs genommen und besetzt worden. Zwei Jahre später, 1402 (A.D. 1480), nach der Verfolgung und Besiegung des letzten Überrestes bewaffneter Feinde aber, wurde sie gänzlich zerstört und verlassen, indem man alles öffentliche und Privateigenthum daraus entfernte.

Kedelang	*sirna*	*warnani*	*nagara* (¹).
Gesehen werdend	verloren (ausgegangen)	aussieht	die Stadt.
To be seen	*nought*	*form*	*city.*
2	0	4	1

(¹) Raffles. II. 127.

Kedelang ist vermuthlich verschrieben. Ich halte die erste Sylbe für den Passiv-Vorschlag *ka*; den Überrest des Worts finde ich in dieser Form nicht, wohl aber bei Crawfurd (*Voc.*) und Gericke, der es ein Kawi-Wort nennt, *dhulu*, sehen. Die Beziehung auf die Zahl 2 muſs man wohl darin suchen, daſs das Auge diese Zahl anzeigt, und seine Wirksamkeit, das Sehen, mit dahin zieht.

Sirna s. oben S. 26.

Warnani findet sich so nicht in meinen Wörterbüchern, ist aber die Verbalform von *warna*, Aussehen, Farbe, und wird daher in der Paraphrase des Brata Yuddha (*9, d.*) richtig durch *rupani* (vom Sanskritischen *rûpa*, Gestalt), Gestalt haben, aussehen, erklärt. Nach diesem Begriff der Gestalt sollte das Wort, so wie *rupa* selbst, 1 bedeuten. Die Bedeutung von 4 liegt in der Eigenthümlichkeit des Wortes *warna*, kann aber auch nicht aus diesem nach seiner jetzigen Javanischen Bedeutung, sondern nur nach der Indischen der vier Casten erklärt werden.

Nagara das Sanskritische Wort für Stadt, ganz natürlich für 1 gebraucht.

In Raffles Zahlwörterbuch finden sich nur *warna* und *sirna*.

4.

Zum Beweise, daſs der jüngste Tempel bei Brambanan im Jahre 1218 (A. D. 1296) erbaut worden ist, wird folgender Denkspruch angeführt:

Brahmana iku hanana wulan (¹).
Brahmane jener hielt den Mond.
(*Brahman that held up in both hands the moon.*)
8 1 2 1

Brahmana. Die Beziehung des Brahmanen auf die Zahl 8 glaube ich mit Gewiſsheit darin zu finden, daſs die Brahmanen in Indien in der Regel im achten Jahre mit der heiligen Schnur bekleidet wurden und dadurch ihre eigentliche Einweihung erhielten. Da diese Caerimonie bei der zweiten Caste erst im elften, bei der dritten im zwölften Jahr vorgenommen wurde, so gehörte die Zahl 8 in dieser Rücksicht ausschlieſslich den Brahmanen an (²). In dieser Meinung bestätigt mich noch der Umstand, daſs in Raffles

---

(¹) *Asiat. res.* XIII. 150.

(²) Manu. II. 36.

Zahlwörterbuch unter der Zahl 8 das Wort *Brahmana* ausdrücklich und im Gegensatz zu den unter anderen Zahlen vorkommenden Pandit's und Rishi's durch einen Pandit von jenseits des Meeres (*sabrang.* s. unten §. 30.) erklärt wird. Der Gebrauch der heiligen Schnur kam natürlich aus Indien nach Java, und es ist sogar zweifelhaft, ob die Schnur den einheimischen Priestern ertheilt wurde. Auch die Siwa-Priester auf Bali (s. unten §. 43.) tragen dieselbe heutiges Tages nicht.

Iku s. oben S. 26.

Hanana könnte man für das Verbum sein, *hana* oder *nana*, mit der gewöhnlichen Vorschlagssylbe halten. Hier muſs jedoch das Wort eine andere Bedeutung haben, oder überhaupt ein anderes sein. Dies beweist nicht bloſs Crawfurd's Übersetzung: in beiden Händen halten, sondern auch die Beziehung auf die Zahl 2, da, wie wir schon oben beim Auge gesehen, die mit den doppelten Gliedern verrichteten Handlungen in den Zahlsprüchen, wie die Glieder selbst, 2 bedeuten.

Wulan s. oben S. 26.

Nach Crawfurd's Erklärung soll die wundervolle Handlung des Brahmanen eine Anspielung auf den gleich unmöglich scheinenden Riesenbau der Tempel sein.

5.

Auf einer Münze, von welcher ich gleich weiter unten noch besonders reden werde, wird die Jahrzahl 1568 (A. D. 1646) in folgendem Denkspruch gefunden:

Naga hobu wisaya jalma (1).
(*Snakes move work men.*)
8 6 5 1

Ich trage Bedenken, eine Deutsche Übersetzung hinzuzufügen, weil mir die beiden mittleren Worte nicht klar sind.

Nâga das Sanskritische Wort für Schlange, nach Raffles Zahlwörterbuch, so wie in Indischen Schriften auch *sarpa*, für 8 gebraucht. Es ist möglich, daſs, so wie es nach den Hauptpunkten der Windrose acht Elephanten (*diggajâs*, Weltgegend-Elephanten) gab, welche die Erde trugen, man in der Indischen Mythologie für die Unterwelt, wo die Schlangenstadt war, die gleiche Zahl von Schlangen annahm.

---

(1) Raffles. II. 61.

Hobu ist mir mit dieser Endung unbekannt, *hobah* heiſst sich bewegen, arbeiten. Malayisch ist *hōbat*: Zauberei treiben, beschwören, und *hūbong*: verbinden, zusammenflechten, zusammen befestigen, ein Begriff, der sehr gut auf die in der Münze zusammengebundenen Schlangen passen könnte. Die Zahl 6 bestimmt mich aber doch, bei der ersteren Bedeutung der Bezauberung zu bleiben. Denn die Tantra's unterschieden sechs durch magische Formeln auf diejenigen, welche man bezaubern wollte, hervorzubringende schädliche Wirkungen (1).

Wisaya das Sanskritische *wishaya*, für jeden Gegenstand der Sinne gebraucht, und also, wie die Sinne selbst, auf die Zahl 5 bezogen. Als Javanisches Wort finde ich es bloſs bei Crawfurd (*Voc.*) in der Bedeutung Schlinge, Netz (*a gin, a toil, a net*) und, vermuthlich davon herkommend: Zauber, Zauberformel, Liebestrank (*a charm, a spell, a philter*).

Jalma, das Sanskritische *janma* in der Bedeutung Mensch, Menschengeschlecht, 1.

6.

In der hier folgenden Jahrzahl bilden die Wörter keinen Satz, sondern sind nach Indischer Weise, ohne bedeutsamen Zusammenhang, an einander gereiht. Sie ist das Datum einer Javanischen Geschichte des Königreichs Tumapel und des Ursprungs des Staates Majapahit.

Wisaya	*rasa*	*toya*	*wasitan* (2).
Sinnengegenstand,	Geschmack,	Wasser,	Wohnplatz.
5	6	4	1

Sämmtliche diese Wörter sind rein Sanskritische, und die Beziehungen der drei ersten auf die angegebenen Zahlen sind aus dem Vorigen und Folgenden klar. Das letzte halte ich für das Sanskritische *wasitam*, welches unter andren Bedeutungen auch die oben angegebene hat, und durch dieselbe auf die Zahl 1 paſst.

7.

Endlich muſs ich noch eines Jahrspruchs erwähnen, mit welchem ein wunderbares Miſsverständniſs vorgegangen zu sein scheint. Raffles spricht von den ältesten Javanischen Überlieferungen, nach welchen der König Prabu Jaya Baya von Astina seinen ersten Beamten nach Java schickte, und dies Ereigniſs soll in das erste Jahr der Javanischen Aera fallen, wo auch Java zuerst diesen Namen erhielt, indem es früher Nusa Kendang (s. unten §. 6.) hieſs. Dies erste Jahr wird nun in einem Spruche ausgedrückt, der aber, nach der gewöhnlichen Methode gelesen, nicht das Jahr 1, sondern das Jahr 1000 giebt. Dennoch scheint Raffles einen schriftlichen Bericht vor sich gehabt zu haben. Man sieht daher, mit welcher Vorsicht man von solchen Notizen Gebrauch machen muſs. Der Spruch lautet bei Raffles (¹) wörtlich folgendermaſsen:

---

(1) Wilson. Lex. *v.* षट्कर्मन्.

(2) Raffles. II. 103. 104.

Nir	*abu*	*tanpo*	*jalar.*
(*Nothing*	*dust*	*not any thing* [*but*]	*man*).
0	0	0	1
Verloren	Staub	nicht	Mann.

Nir heiſst Javanisch bei Gericke und Crawfurd verlieren, verloren, und wird auch in der Paraphrase des Brata Yuddha (29, *d.*) durch *hilang*, das auch Verlust und Vernichtung bezeichnet, erklärt. Ursprünglich ist es die untrennbare Sanskritische Partikel, und in Raffles Kawi-Wortverzeichniſs (II. *App. p.* 170. *col. b.*) wird es, was auch hier besser paſst, durch nicht sein übersetzt.

Abu ist das eigentlich Malayische Wort *hābū*, Asche, Staub, dem aber vermuthlich ein gleichlautendes Javanisches entspricht.

Tanpo, eigentlich *tanpa* (der Endvocal ist der dem Consonanten inhärirende), nicht. Die Bedeutung von auſser, nur, welche die Englische Übersetzung, jedoch nur in Klammern, hinzufügt, scheint mir hier nicht in dem Worte zu liegen (²).

Jalar, wohl verschrieben für *jalĕr*, Mann.

Da die Zahl umgekehrt gelesen werden muſs, so heiſst sie offenbar 1000, und wollte man auch den Spruch selbst umkehren, so wären die Nullen vor der 1 ganz unnütz.

(¹) II. 67.

(²) *Tanpa, no, not, without, not having.* Crawf. *Voc.*

Die Zahlbedeutung ist übrigens ohne Schwierigkeit, und durch sich selbst verständlich. Bemerkenswerth aber scheint mir, daſs in dem Zahlwörter-Verzeichniſs von Raffles kein einziges der hier gebrauchten Wörter steht, dagegen in Gericke's Wörterbuch *nir* als 0 und *jalĕr* als 1 vorkommt. Sollte dies vielleicht auf die Spur führen, daſs der von Raffles benutzte Bericht ein ganz neues Machwerk war?

Vergleicht man nunmehr die Zahlwörter des Verzeichnisses bei Raffles mit den aus Indischen Texten bekannten Beispielen, so findet man schon in den wenigen uns vorliegenden der letzteren eine überraschende Übereinstimmung. Ich führe die hauptsächlichsten Fälle dieser Art hier kurz an.

1. Indisch: Mond, *chandra* (1), *śaśin*, *indu*; Erde, **bhû*, **dharâ*, **dharaṇī*.
   Javanisch: *chandhra*, *sasi*, *wulan*; *bumi*.
2. Ind. Auge, **nêtra*, **dṛishṭi*; Hand, **kara*; Arm, *bâhu*; Flügel, *paksha*.
   Jav. *nêtra*, *dresti*, *nayana*; *tangngan*; *boja*; *lar*, vermuthlich herstammend von *larut* (Malayisch *lārī*), rennen, fliehen, sich verbergen.
3. Ind. Feuer, *agni*; Eigenschaft, *guṇa*.
   Jav. das letzte der obigen beiden Wörter und mehrere Feuer bedeutende.
4. Ind. Meer, *abdhi*.
   Im Javanischen mehrere Wörter für verschiedene Arten von Gewässern.
5. Ind. Element, **bhûta*; Sinnengegenstand, **wishaya*; Pfeil, *śara*, **wâṇa*.
   Jav. *buta*; *wisaya*; *sara*, und Wörter für andere Wurfgeschosse.

---

(1) Die hier angeführten, nicht mit einem Sternchen bezeichneten Sanskritwörter sind sämmtlich aus Colebrooke's oben angeführter Abhandlung, *Asiat. res.* XII. 210. 224. 231., die Javanischen hier und bis zu Ende dieses Paragraphen vorkommenden aus Raffles Verzeichniſs II. *App.* 202-205. entnommen. Es schien daher überflüssig, jede Stelle einzeln anzuführen. Die mit einem Sternchen bezeichneten Wörter rühren aus einem kleinen, nach Sanskritischen Texten von Hrn. Dr. Rosen und Stenzler gesammelten und mir freundschaftlich mitgetheilten Verzeichniſs her.

6. Ind. Jahreszeit, _ṛitu_; Geschmack, _rasa_; Hülfswissenschaften beim Wêda-Studium, _aṇga_.

   Jav. für das erstere Wort _mangsa_, obgleich das Jahr in Java eigentlich in zwölf Jahreszeiten getheilt wird(1); für **Geschmack** dasselbe Wort, und, mit Hinzufügung der Zahl 6 selbst, _sad-rasa_ (Sanskritisch _shaḍrasa_). Das Sanskritische _aṇga_ steckt vielleicht in dem, mir sonst unbekannten _anggas_ des Javanischen Verzeichnisses, welches durch **einen seiner Zweige beraubten Baum** erklärt wird.

7. Ind. Pferd, *_aśwa_; Heiliger, *_ṛishi_, *_muni_; Gebirge, *_śaila_, *_naga_.

   Jav. _turangga_ (Crawf. _Voc. turongga_, तुरङ्ग, _turaṇga_), _kuda_; _rĕsi_, _Pandita_ u. a. m.; Wörter für verschiedene Arten der Berge.

8. Ind. Elephant, *_gaja_; Schlange, *_sarpa_.

   Im Javanischen mehrere Wörter für dieselben Begriffe.

9. Ind. Loch, Öffnung, *_randhra_.

   Im Iavanischen Wörter für denselben Begriff in verschiedenen Anwendungen.

0. Ind. _kha_, *_wyôman_, _śûnya_. Diese Wörter bedeuten die Null selbst, sind aber sichtbare Metaphern, von der Leere und Inhaltlosigkeit hergenommen. Denn die beiden ersten Wörter heiſsen ursprünglich **Himmel**, **Luftraum**, das letzte geradezu **leer**, wird aber auch als **Himmel** gebraucht.

   Im Javanischen findet sich _sunya_ ganz wie in Indien, statt _kha_ aber das einheimische Wort **Himmel**, _langngit_.

Bei andren Javanischen Zahlwörtern, wo es an einem solchen materiellen Beweis, daſs sie auf gleiche Weise in Indien gebraucht wurden, fehlt, leuchtet dies daraus hervor, daſs ihre Beziehung auf die durch sie angedeutete Zahl sich aus der Indischen Mythe oder Indischen Gewohnheiten erklären läſst. So ist die Biene der Zahl 6 zugetheilt, was offenbar auf das Sanskritische _shaṭcharaṇa_, die sechsfüſsige, hinzeigt. Das Zahlwörter-Verzeichniſs giebt zwar das Wort _gana_, dies ist aber vermuthlich das Sanskritische *gaṇa* oder *ghana*, und von der Menge der Bienen in einem Schwarme entlehnt, obgleich Wilson diese Bedeutung bei diesen beiden Wörtern nicht anführt. Mehrerer ähnlicher Beispiele habe ich schon im Obigen erwähnt, und andere werden noch weiter unten vorkommen. Ich glaube daher nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daſs die Zahlbedeutung aller Wörter in dem Verzeichniſs bei Raffles, vielleicht mit sehr wenigen Ausnahmen, aus Indien entnommen ist. Nur ist dem Sanskritischen Worte oft ein einheimisches untergeschoben, vielleicht auch der Begriff bisweilen mehr auf andere gleichkommende ausgedehnt worden.

---

(1) Raffles. I. 114. 115.

Es ist gewiſs eine höchst merkwürdige und die Eigenthümlichkeit der ganzen Javanischen Civilisation charakterisirende Erscheinung, daſs noch heute auf Java Wörtern Zahlbegriffe beigelegt werden, von denen sich viele ausschlieſslich auf Alt-Indische Gebräuche und zum Theil nur historisch zu erklärende, sogar zufällige Ansichten gründen. Die Ursachen dieser Beziehungen scheinen auch jetzt auf Java nicht mehr bekannt zu sein, wenn man vielleicht einige wenige ausnimmt. Denn so ist es merkwürdig, daſs in der Erklärung von *sadrasa* dieselben sechs Arten des Geschmackes angeführt sind, die im alten Indien ziemlich willkührlich unterschieden wurden. Dagegen ist es sonderbar, daſs die den als Zahlen gebrauchten Wörtern bei Raffles beigegebenen Erklärungen, die doch unstreitig wörtliche Englische Übersetzungen der ursprünglichen Javanischen sind, in mehreren Fällen den Sinn der zahlbedeutenden Wörter, wie man ihn aus den entsprechenden Sanskritwörtern auffassen muſs, ganz falsch wiedergeben. Die einzige Zahl 2 bietet drei Beispiele davon dar. Denn *paksa*, Flügel, ist durch Kinnbacken, *lochana*, Auge, durch Lippen, *charana*, Fuſs, durch Seite des Backenknochens übersetzt, und unter der Zahl 3 *guna*, Natur-Eigenschaft, durch Feuer, das vermittelst geriebenen Holzes hervorgebracht wird. Daſs diese Wörter im heutigen Javanischen wirklich so abweichende Bedeutungen haben sollten, ist mir nicht wahrscheinlich, und bestätigt sich wenigstens durch meine Wörterbücher nicht. Diese Übersetzungen scheinen mir vielmehr völlige Unkunde der aus dem Alt-Javanischen herstammenden Sanskritwörter zu verrathen, und zum Theil sogar mit absichtlicher Willkührlichkeit gemacht zu sein. Diejenigen, welche diese künstlich gebildeten Zahlwörter Indischen Ursprungs in die heutige Sprache übertrugen, scheinen nämlich jeder Zahl einen oder einige wenige hauptsächliche Begriffe untergelegt zu haben, die ihnen aus früheren Schriften richtig bekannt sein mochten. Wo ihnen aber die alte Beziehung unbekannt oder das Wort sogar vielleicht fremd war, mögen sie Wörter dieser Art gewaltsam zu diesen Bedeutungen hingezogen haben, und auf diese Weise mag die eben angeführte Erklärung von *guna* entstanden sein, indem der in dieser Zahl wegen der drei heiligen Feuer (1) angenommene hauptsächliche Begriff fälschlich auf *guṇa* übertragen wurde, welches Eigenschaft bedeutet und wegen der drei vorwaltenden Eigenschaften, nach welchen alle Menschen unterschieden wurden, gleichfalls 3 anzeigte. Noch auffallender aber ist dies bei der Zahl 5. Der in dem Verzeichniſs durch diese durchlaufende Hauptbegriff ist der des Windes, der Luft, des Athems; von achtzehn für die Zahl angeführten Wörtern enthalten vierzehn diesen in verschiedener Gestalt. Ich kann aber keine andere Ursach hiervon auffinden, als daſs die Indische Naturkunde fünf *prâṇa's*, Arten von ein- und ausgehauchter Luft oder Wind, im menschlichen Körper annahm (2). *Sara*, Pfeil, zeigte in Indien wegen der fünf Pfeile des Gottes Kâmadêwa die Zahl 5 an, und *astra*, jedes Wurfgeschoſs überhaupt, konnte dieselbe Zahlbedeutung haben. Crawfurd's Javanisch-Englisches Wörterbuch erklärt das erstere dieser beiden Wörter auch sehr richtig als Substantivum durch Pfeil, als Adjectivum durch scharf zugespitzt. Im Zahlwörterbuch bei Raffles aber wird es durch den Luftzug übersetzt, welcher nahe an der Spitze oder Schneide einer Waffe entsteht, und ganz ähnlich *astra* durch den Wind, welchen das Vorbeifliegen eines Wurfgeschosses oder das Schwingen eines Schwertes verursacht. Dagegen mag die Übersetzung von *bana* durch Sturm, Windsbraut nicht unrichtig sein. Denn das Wort ist vielleicht nicht das Sanskritische *wâṇas*, Pfeil, sondern das von dem durch den Wind heftig bewegten, rollenden Meere gebrauchte *wânam*. Auf ganz unerklärliche Weise ist *wisaya* (Sanskritisch *wishaya*, Gegenstand der Sinne, und daher auch in Indien für die Zahl 5 gebraucht) durch Wind aus Blasebälgen übersetzt.

---

(1) Manu. II. 231. Sie hängen aber auch mit *Agni's* sich durch den Himmel, die Erde und die Unterwelt verbreitender Kraft und den ihm deshalb beigelegten drei Füſsen zusammen (Moor. 279. 298.). In anderer Beziehung waren fünf Feuer die angenommene Zahl (Manu. III. 185.).

(2) *Amara Kósha.* S. 11. *sl.* 59.

In der Zahl 4 herrscht im Verzeichniſs der Begriff des Wassers und der Flüssigkeiten vor. *Dik* soll danach der harzige Saft der Bäume sein. Diese Bedeutung kann ich nirgends entdecken. Dagegen drängt sich die Vermuthung auf, daſs das Wort der Nominativ des Sanskritischen *diś*, Weltgegend, Land, ist, wo die Beziehung auf die Zahl 4 von selbst klar wird. *Suchi* soll gebrauchtes Wasser bedeuten. Im Sanskrit hat das Wort, wenigstens nach Wilson, nichts mit Wasser gemein, würde aber, auf dies Element angewendet, gerade entgegengesetzt klares und reines anzeigen. In Raffles Kawi-Wortverzeichniſs (II. *App.* 168. *col. b.*) heiſst es Meer, nach Crawfurd's Wörterbuch aber, wie in Indien, rein, klar. Wenn es, ohne Wasser zu bezeichnen, für 4 galt, so könnte dies von der Sanskritischen Bedeutung eines vertrauten Rathes herstammen, da die Fürsten, wie wir weiter unten (§. 36.) sehen werden, vier oberste Rathgeber oder Minister zu haben pflegten. *Sindu* wird durch Milch übersetzt. Diese Bedeutung finde ich in dem Worte nirgends. Dagegen heiſst es im Sanskrit (*sindhu*) Meer und Fluſs, und die Beziehung auf Milch rührt wohl im Verzeichniſs nur von dem Milchocean her.

In der Zahl 8 walten die Begriffe Schlange und Elephant vor. Von den Gründen dieser Beziehung ist schon oben geredet worden.

Die dem Indischen und Javanischen künstlichen Zahlwörter-Systeme gemeinschaftliche Beziehung der Öffnungen, Hölungen, Durchgänge, Thore, Grotten u. s. f. auf die Zahl 9 mag darin liegen, daſs man ursprünglich dabei an die Öffnungen des Körpers dachte, deren es, wenn man sich einmal darauf legen will, alles zu zählen, allerdings neun giebt. Man sieht aber auch hier die Gefahr möglicher Verwechslung. Denn *kham*, welches ganz gewöhnlich für diese körperlichen Öffnungen (¹) gebraucht wird, würde in dieser Beziehung 9 bezeichnen, da es sonst, und gerade auch als leere Hölung, die 0 andeutet.

Die Verbindung des Begriffs der Berge und Gebirge mit der Zahl 7 hängt vielleicht mit den sieben groſsen Erd-Abtheilungen (*dwîpa's*) zusammen. Sie läſst sich aber auch daraus ableiten, daſs, wie es scheint, sieben Gebirge als die hauptsächlichsten in Indien herausgehoben zu werden pfleg-

---

(¹) Manu. V. 132.

ten. Wenigstens werden im Amara Kôsha (S. 75. *sl.* 3.) gerade soviel namentlich angeführt.

Die Bezeichnung von 7 durch Pferd erklärt sich sehr leicht aus dem Siebengespann des Indischen Sonnenwagens und dessen Anspielung auf die sieben Farben des Regenbogens. Wie aber auch Büffel (*aksa*) und Rind (*baksu*) hierher kommen, ist mir unbekannt. Bei Gelegenheit des letzten Javanischen Wortes kann ich nicht unbemerkt lassen, daſs es ein ungemein frühes Übergehen von Sanskritwörtern in das Javanische beweist. Denn das ihm zum Grunde liegende Sanskritische *wakshâs*, Ochse, ist, nach Wilson, bloſs auf die Wêda's beschränkt. *Aksa* kann von *ukshâ* herrühren. In meinen Javanischen Wörterbüchern fehlen beide Wörter.

Die Pandit's, heiligen Männer und geistlichen Lehrer, finden sich auch in der Zahl 7. Dies rührt von den sieben Rishi's her, welche als die sieben glänzenden Sterne des groſsen Bären angesehen wurden (¹). Wegen dieser Sterne giebt Raffles Verzeichniſs für 7 neben *rĕsi* (Sanskritisch *ṛishi*) auch *reksi* (Sanskritisch *ṛiksha*, Bär), ohne jedoch das letztere Wort zu erklären. Die Indische Mythologie unterscheidet auch sieben Classen von Rishi's (²). Die drei in Raffles Verzeichniſs für diesen Begriff gegebenen Wörter sind *resi*, *pandita* und *wiku*, das letzte ausdrücklich durch Lehrer übersetzt. Der Ursprung des letzten Worts läſst mich sehr zweifelhaft. Es hat nach Crawfurd's Wörterverzeichniſs auch die Bedeutung des Schwanzes eines Thieres. Sollte damit in dem Lehrer auf ein Züchtigungswerkzeug angespielt, oder nur das friedlichere Geschäft eines Fliegenwedels gemeint sein? Vielleicht hängen aber auch beide Bedeutungen gar nicht mit einander zusammen. Denn das Wort *wiku*, Lehrer, läſst sich vielleicht besser mit dem Tagalischen *uica*, sprechen, Sprache, denken, Beweisgrund, in Verbindung bringen. *Brahmana* bedeutet, wie ich oben gesagt und erklärt habe, 8.

Wir werden weiter unten sehen, daſs weder auf Java, noch auf Bali, sich irgend eine Spur der Kenntniſs der Wêda's zeigt, und daſs auch das Bestehen der Casteneintheilung auf Java höchst zweifelhaft ist, und wenigstens das Wort *warṇa* nicht dafür gebraucht wird. Beide Wörter aber finden sich, meines Erachtens, nur in unrichtigen Übersetzungen, in dem Zahl-

---

(¹) Moor. 85. 86.

(²) Colebrooke im Amara Kôsha. S. 177. Anm. 5.

wörter-Verzeichniſs. *Warṇa* wird unter der Zahl 4 durch Farbe übersetzt. Es ist aber kaum glaublich, daſs man unter den Farben, von denen man in Indien eine bedeutende Zahl unterschied, gerade nur vier herausgehoben haben sollte. In Indien selbst galt diese Zahlbeziehung gewiſs von den Casten. Von den Wêda's wissen wir aus einem bestimmten Beispiele (¹), daſs das Wort für 4 gebraucht wurde. In Raffles Verzeichniſs steht *weda* unter der Zahl 3, übersetzt durch Feuer oder Hitze, die, wie beim Kochen, in einem Gefäſse eingeschlossen ist, und *wedang* (eigentlich *wêdhang*) unter der Zahl 4, übersetzt durch heiſses Wasser, in welcher Bedeutung es auch bei Crawfurd (*Voc.*) vorkommt. Das Kochen des Wassers ist also, insofern der Begriff des Feuers darin liegt, mit diesem Begriff überhaupt zu der Zahl 3 hingezogen, als Wasser aber zu der Zahl 4.

Kommt man nun auf die Frage zurück, wegen der es allein die Mühe belohnen konnte, so ausführlich in diese Künstelei der Zahlenbezeichnung einzugehen, welches Vertrauen nämlich diese Javanischen Zahlsprüche bei geschichtlichen Forschungen verdienen? so scheint mir die genauere Untersuchung derselben die Bedenken, welche die Methode auf den ersten Anblick erregt, zwar bedeutend zu schwächen, jedoch bei weitem nicht aufzuheben.

Von Indien läſst sich wohl mit Zuverlässigkeit annehmen, daſs diese Bezeichnung keine Unsicherheit hinterlieſs; man würde sie offenbar sonst nicht in ernsthaften, mit wissenschaftlicher Genauigkeit abgefaſsten Schriften gebraucht haben. Die Verwechslungen, die, ihrer Beschaffenheit nach, allerdings möglich blieben, wurden vermuthlich durch ein genaues Auffassen der sie veranlassenden feinen Unterschiede, vorzüglich aber wohl durch die strenge Beobachtung der Gewohnheit verhütet, jedes Wort, wenn sich sein Begriff auch auf mehrere Zahlen beziehen lieſs, doch immer nur an eine und ebendieselbe zu knüpfen. Die Indier leiteten den Unterricht durch sehr methodisch gebildete Schulen, und in den mathematischen wurde vermuthlich auch diese Zahlenbezeichnung sehr bestimmt eingeschärft. Demungeachtet verlieſs man sich in Indien nicht unbedingt auf diese Methode. Denn in mathematischen Schriften, in welchen ohnehin schon der Zusammenhang oft erläuternd sein muſste, folgt, nach der Versicherung sachkundiger Perso-

---

(¹) *Asiat. res.* XII. 231.

nen, in der Regel auf die vorangestellte metrische Aufgabe, welche sich der künstlichen Zahlwörter bedient, eine Auflösung in Prosa, bei der die Zahlen durch Ziffern oder durch die gewöhnlichen Zahlwörter ausgedrückt sind.

Auf Java, besonders bei dem heutigen Gebrauche, ist dies freilich durchaus anders. Die Beziehungen der Begriffe auf die Zahlen können sich groſsentheils nur durch Überlieferung erhalten haben, und wie wir an mehreren Beispielen gesehen haben, so sind die wahren und richtigen zum Theil verloren gegangen und mit falschen vertauscht worden. Indische Sitte und Indische Ansichten, auf welchen doch dies ganze System beruht, sind nur einzeln und auſser ihrem inneren Zusammenhange in dem Gedächtniſs des Volkes geblieben. Endlich kommt die Sucht hinzu, den Zahlwörtern einen zusammenhängenden Sinn zu geben, wie man in Indien vielleicht nie, oder doch gewiſs sehr selten that. Man muſs indeſs gestehen, daſs die ersteren dieser Hindernisse mehr die Einsicht in die Gründe des Systems, als das System selbst betreffen. Mögen die Erklärungen der angenommenen Zahlwörter immerhin falsch oder ungenau sein; wenn die Zahlwörter selbst richtig sind, thut dies der Zuverlässigkeit der Methode keinen Eintrag. Alles kommt daher nur auf den Umstand an, ob man mit dem Worte die richtige Zahl verknüpft, und dies beruht natürlich auf den Zahlwörter-Verzeichnissen. Wie es nun mit diesen steht, welche Vorsicht gegen Verfälschungen und Irrthümer in denselben gebraucht wird, wissen wir allerdings nicht genau. Schon die Neigung zur Erweiterung der Verzeichnisse konnte zu Unrichtigkeiten Anlaſs geben. Wenn z. B., wie es mir höchst wahrscheinlich ist, *wêda* in den ursprünglichen Verzeichnissen bloſs unter 4 stand, dann mit dem Javanischen *wêdhang*, heiſses Wasser, verwechselt, und in dieser Bedeutung, als Feuer, nur mit weggelassener Endung, unter 3 gestellt wurde, so gab dies bei allen früheren und ohne Kenntniſs einer solchen Ausdehnung des Wortes gemachten Jahresangaben eine unrichtige Entzifferung. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daſs die Untersuchung des vor uns liegenden Verzeichnisses gar sehr dafür spricht, daſs die ursprüngliche Indische Zuverlässigkeit der Methode sich in der That viel reiner, als man voraussetzen sollte, in Java erhalten hat. Dem oben von *wêda* angeführten Falle wüſste ich keinen zweiten ähnlichen hinzuzufügen. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, daſs mit einem gröſseren Aufwande von Zeit und Mühe man auch da, wo jetzt die Zahlenbeziehung nicht unmittelbar klar ist, eine solche aus dem

Indischen Alterthum herausfinden würde. Die wahre Grundlage der Methode scheint mir also auch in Java im Ganzen sicher und zuverlässig. Man ist aber auch bei dem Gebrauche dieser Methode allein auf ihr richtiges Verständniſs hingewiesen. Denn nirgends werden in den Inschriften den Zahlsprüchen sichernde Übertragungen in Ziffern oder gewöhnliche Zahlwörter beigegeben, und auch der Inhalt der Inschriften enthält sehr oft nichts, wodurch der Zahlspruch erläutert oder geprüft werden könnte.

Man hängt daher ganz von der Richtigkeit der gemachten Entzifferung ab, und wer möchte wohl dafür einstehen, daſs bei dieser überall die gehörige Vorsicht beobachtet worden sei, daſs man wirklich gute Verzeichnisse genau zu Rathe gezogen, sich nicht bloſs auf die Hülfe des Gedächtnisses verlassen habe, daſs nicht Wörter, die im Verzeichnisse fehlten, durch falsche Deutung zu unrichtigen Zahlen hingezogen worden, und daſs man nicht irgend einen der Irrthümer begangen habe, welchen allerdings diese Methode viel mehr, als die Lesung einer einfach in Ziffern geschriebenen Jahrzahl, ausgesetzt ist? Ich würde daher diesen letzteren vorzugsweise Glauben schenken, dagegen die Glaubwürdigkeit in Denksprüchen geschriebener Jahrzahlen nicht allein nicht verwerfen, sondern, wenn der Denkspruch selbst gegeben wird und seine Prüfung nicht besondere Zweifel erregt, wie z. B. diese sichernden Bedingungen bei den beiden obigen über die Zerstörung von Majapahit zusammentreffen, der der Ziffern vollkommen gleichstellen. In der praktischen Anwendung auf die uns vorliegenden Hülfsmittel ist nur leider hierdurch wenig gewonnen, da, wenige Fälle ausgenommen, bloſs die schon entzifferten Jahrzahlen mitgetheilt werden und die Genauigkeit der Entziffrung sich gänzlich unsrer Prüfung entzieht.

In Arabischen Schriftstellern findet sich eine, der Javanischen darin ähnliche Methode der Zeitbestimmung, daſs die Jahrzahl eines Ereignisses durch ein Wort bezeichnet wird, dessen Bedeutung in Beziehung auf dasselbe steht. Im Übrigen aber weicht diese Methode ganz von der im Vorigen beschriebenen ab. Denn es wird in einem solchen zur Zeitbestimmung dienenden Worte der im Arabischen Alphabete den einzelnen Buchstaben beigelegte Zahlenwerth zusammenaddirt, und die Summe giebt die angedeutete Epoche. So ist *charāb* (nach Deutscher Aussprache), خراب, Verwüstung, das Zahlwort für die Zerstörung von Damascus durch Timur, indem die Summe der vier Buchstaben desselben (خ = 600 + ر = 200 + ا = 1 + ب = 2)

die Jahrzahl 803 nach der Zeitrechnung der Hedschrah ausmacht (1). In den Persischen Dichtern wird diese Methode bei allen Zeitbestimmungen allgemein angewandt (2). Ich verdanke diese Aufklärungen der Güte des geistvollen und gelehrten Verfassers der Geschichte der Kreuzzüge, Hrn. Wilken in Berlin.

Schlieſslich muſs ich noch der Zahlsprüche durch Zeichnung erwähnen, wo nämlich die Wörter nicht geschrieben, sondern gleichsam hieroglyphisch durch Figuren angedeutet werden. Dies geschieht theils an alten Gebäuden, theils auf Münzen, und beide führen alsdann gewöhnlich keine Inschrift mit sich (3). Die Münzen dieser Art halten Raffles und Crawfurd für Javanische Manufactur-Erzeugnisse. Sie haben, ohne Ausnahme, zum Aufreihen auf eine Schnur, ein viereckiges Loch in der Mitte, und Raffles (4) giebt aus einer nach England gekommenen Sammlung Abbildungen von funfzehn derselben. Crawfurd (5) nennt mit Recht die darauf vorgestellten Figuren phantastisch und unverständlich. Wie schwankend daher die Bestimmung eines Zahlspruches werden muſs, wo man erst die Wörter aus so phantastischen Figuren herauserklären und dann in Zahlen umsetzen soll, leuchtet von selbst ein. Ein Irrthum von tausend Jahren ist da ganz leicht möglich, wenn man nämlich aus den Figuren drei Wörter, statt vier, oder umgekehrt, herausliest. Raffles hat zwar, nach der Erklärung eines Eingebornen, jeder der bei ihm abgebildeten Münzen die Jahrzahl beifügen lassen, äuſsert aber sein gerechtes Miſstrauen gegen diese Angaben. Ich habe oben (S. 29.) einen solchen Zahlspruch einer Münze angeführt. Die sich darauf beziehenden Figuren sind zwei Schlangen, welche sich über und zwischen zwei Menschen zusammenwinden, die ein vorn niedergesunkenes Thier zu bändigen scheinen. Hierdurch kann die Urbarmachung eines wüsten, von Schlangen bewohnten Ortes angedeutet sein, da das Thier, den Hörnern nach, ein Ochse scheint. Wenn ich aber die Gestalten Menschen nenne, so folge ich hierin mehr Raffles Beschreibung, als der Ansicht seiner Abbildung. Denn auf dieser haben sie viel eher Thierköpfe.

---

(1) Ebn Arabschah's Leben des Timur. Cap. 22. *Ed.* Manger. *T.* I. *p.* 146.

(2) Lumsden. *Persian grammar.* *T.* I. *p.* 36.

(3) Raffles. I. 371.

(4) II. 61.

(5) *Archip.* I. 281.

Zweites Capitel.

Beurtheilung des Alters und der Art der Verbindungen mit Indien aus dem Zustande Java's in Sprache, Einrichtungen und Gebräuchen.

§. 4.

Hohes Alter des Indischen Einflusses.

Wenn man die einzelnen historischen Angaben, als zu ungewiſs, verläſst, so giebt es noch eine Methode, aus dem Gesammteindruck der Sagen, Einrichtungen, Sitten und Sprache, ja des ganzen Landes und Volkes selbst, Folgerungen zu ziehen, und diesen Weg glaube ich hier, nicht ohne Hoffnung des Erfolges, betreten zu können (1).

Wenn man sich eine Zeit lang mit den Sprachen des groſsen Inselmeeres beschäftigt, so findet man von Madagascar bis zur östlichsten Insel der Südsee überall Spuren der Alt-Indischen Sprache, zum groſsen Theil auch andren Einflusses aus dieser Gegend her, in Alphabeten, Einrichtungen und Gebräuchen. Man fühlt, daſs dieser ganze Theil des Erdbodens mit Indien in einem tiefen, gewiſs noch lange nicht genug erkannten Zusammenhange steht. Über die Epochen aber und die Art, wie dieser Zusammenhang entstanden sein kann und zu erklären ist, bleibt man in groſser Ungewiſsheit, und geräth, wenigstens ist dies meine Erfahrung, immer in noch gröſsere, je tiefer man in die Materie eingeht. So viel nur scheint klar und gewiſs, daſs der Zusammenhang dieser beiden Süd-Asiatischen Völkermassen, wie er auch einzeln zu erklären sein möge, nicht Einer, sondern sehr verschiedenen Zeiten angehört. Diesen allgemeinen Charakter theilt nun auch Java, und nicht bloſs in einzelnen Spuren, sondern in seiner ganzen Verfassung, mit den übrigen Inseln. Zugleich aber, und hierdurch zeichnet es sich vor dem ganzen Überreste des groſsen Archipels aus, ist sein Gesammtzustand das bestimmteste Bild eines viel entscheidenderen, schon auf geschichtliche Ereignisse hinweisenden, von dem hohen Alterthum bis auf verhältniſsmäſsig sehr neue Zeiten hin wirksam gebliebnen und auf der Insel selbst fortgebildeten Indischen Einflusses. Es ist allgemein anerkannt, daſs Indien auf keinen Punkt jener Meere so mächtig und so fortgesetzt, als auf Java, gewirkt hat. Selbst Sumatra, wo der Indische Einfluſs nächst Java wohl am bedeutendsten gewesen ist, macht hiervon keine Ausnahme. Wie ungewiſs, wie entstellt selbst vielleicht durch neuere Mährchen die Javanischen Sagen, die in den Anfang der Geschichte zurückgehen, auch sein mögen, so haben sie doch bestimmte historische Umrisse. Die fremde Eigenthümlichkeit hängt auch nicht allein an der Sprache, sondern ist in Einrichtungen und Denkmälern sichtbar, und wo sich das Dunkel der Vorzeit verliert und erweisbare Begebenheiten eintreten, in dieselben verwebt. Man darf also diese besonderen Einflüsse Indiens auf Java nicht mit den allgemeinen auf die südlichen Inseln überhaupt verwechseln. Groſsentheils mag sogar Java der Punkt gewesen sein, von welchem jener andere Einfluſs ausgegangen ist, so daſs er in Rücksicht auf Indien oft nur ein mittelbarer gewesen sein mag. Allein ganz läſst sich jene Erscheinung gewiſs nicht auf diese Weise erklären. Dies geht schon aus der Vergleichung der Alphabete hervor, wo man z. B. das Tagaliche und Bugis, und selbst die auf Sumatra, gewiſs nicht aus dem Javanischen herleiten kann, sondern auf andere Weise erklären muſs. Auch dem letzteren und dem Kawi-Alphabet mögen zwar noch ältere Formen zum Grunde liegen. Allein alsdann beweisen gerade die auf uns gekommenen, dem *Déwanâgarí* soviel näher stehenden, daſs die Verbindungen Java's mit Indien, vorzugsweise vor den mit den übrigen Inseln, bis in viel spätere Zeiten hin fortgesetzt und erneuert worden sind.

---

(1) A. W. v. Schlegel hat den Gegenstand, von dem ich hier rede, in einer beurtheilenden Anzeige des 13. Bandes der Calcutter Ausgabe der Asiatischen Untersuchungen mit groſsem Scharfsinn und gründlicher Gelehrsamkeit behandelt (Ind. Biblioth. I. 400-425.). Ich muſs meine Leser ersuchen, diese höchst wichtige Abhandlung in allen Punkten mit meiner Schrift zu vergleichen, da beide Arbeiten sich groſsentheils mit der Beantwortung derselben Fragen beschäftigen.

Wenn man Alles, wodurch man in den Javanischen religiösen und geschichtlichen Sagen, in den politischen Einrichtungen, in der Litteratur und den nationalen Belustigungen an Indien und Indische Sprache, Sage, Dichtung und Religion erinnert wird, einzeln aufzählen wollte, so müſste man eigentlich eine vollständige Schilderung Java's und seiner Bewohner entwerfen; denn Alles, ohne Ausnahme, athmet diesen nordwestlichen Einfluſs. Dazu ist natürlich hier der Ort nicht, und ich würde die Behauptung nur schwächen, wenn ich ihr einzelne Beweise unterlegen wollte. Ich kann mich aber mit Zuversicht auf das Gefühl eines Jeden berufen, welcher Raffles und Crawfurd's Werke mit Aufmerksamkeit gelesen hat, besonders das erstere, das ausschlieſslich Java betrifft, und so unendlich reich an Materialien ist, die in das genaueste Detail eingehen. In der Sprache, unter welcher ich hier die gewöhnliche des Volks verstehe, befinden sich auch ungleich mehr Sanskritwörter, als in irgend einer anderen des Malayischen Stammes (1). Ein solches tiefes Eindringen einer fremden Sprache und Eigenthümlichkeit, ein so reges Verweben derselben mit allem Einheimischen läſst sich nicht anders als durch den Verlauf vieler Jahrhunderte denken, wogegen alle angeblich historischen Ereignisse und die Trümmer Indischer Tempel, sollten sie auch, wie doch nur am frühesten angenommen wird, bis in das sechste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hinaufreichen, nicht in Anschlag zu bringen sind. Diese einzelnen Punkte können unmöglich den Anfang jenes Einflusses bezeichnen. Sie sind vielmehr nur ganz späte, ja, wenn man sich in die Epoche des aufhörenden Hinduismus, in das Ende des 15. Jahrhunderts versetzt, gewissermaſsen die neuesten Folgen und Beweise der, sehr viele Jahrhunderte früher wirksam gewesenen Verbindung. Über die Dauer und den Anfang dieser läſst sich, meines Erachtens, nichts irgend Sicheres bestimmen, weil es unmöglich ist, die zu einem solchen Zusammenschmelzen des Javanischen und Indischen erforderliche Zeit zu berechnen.

Daſs jedoch der Anfang des Einflusses, den ich nicht einmal schlechterdings durch den Anfang der Aera des Sâliwâhana begränzen möchte, in ein sehr hohes Alterthum zurückgeht, beweist ein, auch von Allen, die sich seit Marsden und Leyden mit diesen Sprachen beschäftigt haben, ausdrücklich herausgehobener Umstand ganz bestimmt. Die aus dem Indischen in das Javanische übergegangenen Wörter tragen, und dies gilt auch ganz besonders von der eigentlich (2) Malayischen, ja von allen übrigen uns bekannten

---

(1) Über den Sinn und Umfang, in welchem ich diesen Ausdruck nehme, vergleiche man weiter unten 3. Buch.

(2) Über diesen Einfluſs des Sanskrits auf das Malayische vergleiche man die höchst lesens-

Sprachen des Stammes, die reine, unverdorbene Sanskritische Form an sich. Keine der auf dem Festlande Asiens aus dem Sanskrit abgeleiteten Entartungen desselben, also keine der jetzt dort herrschenden Sprachen, hat auf die Malayischen einen irgend bedeutenden Einfluſs ausgeübt. Wenn die Sanskritwörter im Javanischen von ihrer ursprünglichen Form abweichen, so geschieht dies bloſs durch Javanische Zusätze und Lautveränderungen selbst. Jene neueren Indischen Sprachen muſsten sich also zu der Zeit, wo die Verbindung zwischen Indien und Java sich feststellte, und die Art ihres Fortwirkens bestimmte, noch nicht vom Sanskrit geschieden haben, dieses muſste noch nicht, wie jetzt, in Indien eine bloſs gelehrte Sprache sein. Denn es wäre widersinnig, anzunehmen, daſs dasjenige, was auf Java das Gepräge Indiens trägt, durch die Mittheilung einer todten, nur aus Büchern entnommenen Sprache entstanden wäre. Die Indischen Colonien, welche nach Java herüberkamen, sprachen offenbar noch selbst Sanskrit, und es fragt sich sogar, ob das Sanskrit damals nur die vornehme, sich von dem Volksdialekt unterscheidende Sprache war, da man wenigstens von dieser letzteren keine Spur auf Java antrifft. Sollten sich, wie es wohl der Fall zu sein scheint, Übersiedelungen in einer Zeit erweisen lassen, in welcher das Sanskrit nicht mehr als lebendige Sprache in Indien vorausgesetzt werden kann, so ist wohl nur anzunehmen, daſs diese sich an das auf Java Bestehende anschlossen, wo nun nicht mehr Javanisch und Sanskrit unterschieden wurde, sondern aus beidem im Dialekte des Volks, der höheren Stände und der Litteratur ein eignes Ganzes geworden war. Dies mag z. B. auf die Anzahl von Brahmanen passen, welche kurz vor der Zerstörung von Majapahit dahin gekommen und von da unter ihrem Anführer Wahu-Rahu nach Bali hinübergeflohen sein sollen (¹). Zu dieser Zeit war der Hinduismus in der Gestalt und Beschaffenheit, wie er sich seit frühen Jahrhunderten javanisirt hatte, viel zu mächtig,

---

werthe Stelle bei Marsden. Gr. *Introduction.* xxii. xxiii. Die ganze Einleitung, aus welcher diese Stelle genommen ist, trägt, wie Alles, was wir diesem Schriftsteller verdanken, das Gepräge der sorgfältigsten und gründlichsten Forschung und der lichtvollsten Durchschauung des bearbeiteten Gegenstandes, mit nachahmungswürdiger Behutsamkeit in der Begränzung jeder Behauptung, an sich.

(¹) *Asiat. res.* XIII. 156. 157. An einer andren Stelle schreibt Crawfurd den Namen Wahu Bahu. *Archip.* II. 257. Bei Raffles (II. *App.* 235.) lautet er Watu Rahu, und dies scheint die richtige Lesart.

als daſs eine solche Überwanderung einen bemerkbaren Eindruck auf ihn hätte machen können. Es ist auch sehr begreiflich, daſs sich der alte Zustand der Indisch-Javanischen Sprache auf einer Insel, die vor fremden Einfällen sicherer war, und auf der es nicht selbst einheimische, jenen beiden Bestandtheilen fremdartige Elemente gab, länger rein erhalten konnte, als dies dem Sanskrit in Indien selbst möglich blieb. Geht man in die Javanische Litteratur ein, so findet man in der Vergleichung mit der Indischen, daſs ganz vorzüglich, wenn nicht ausschlieſslich, die beiden groſsen Indischen Heldengedichte auf Java in Umlauf gewesen sind und mit der in ihnen enthaltenen Heldensage auf alles Einheimische eingewirkt haben. Die Wêda's und Purâṇa's werden nicht genannt. Das Javanische Gesetzbuch, **Sastra Menawa**, trägt zwar den Namen von Manu's Gesetzbuch, kann aber von diesem kaum irgend etwas enthalten, da Raffles ausdrücklich bemerkt, daſs es auf der Insel selbst verfaſst und ganz auf die besonderen Einrichtungen und Gebräuche des Volks berechnet sei (¹). Ich finde nicht einmal, daſs das Indische Werk übersetzt war; doch möchte ich darum nicht behaupten, daſs es gar nicht auf Java bekannt gewesen sei. Denn in der Javanischen Schöpfungsgeschichte wird, wie im Eingange des Gesetzbuches des Manu durch Zersprengung eines strahlenumgebenen Eies, durch die einer groſsen Kugel Erde und Himmel geschaffen (²). Nur kommt in der Indischen Dichtung aus dem Ei **Brahmâ**, in der Javanischen der erste Mensch, **Manekmaya**, hervor, und auch die Theile des platzenden Körpers werden anders beschrieben. Das Indische Ei zerspringt in zwei Hälften, Himmel und Erde, zwischen denen die Luft, die Weltgegenden und der ewige Stand der Gewässer sind, die Javanische Kugel in drei Theile: Himmel und Erde, Sonne und Mond, und den zugleich in der Kugel verborgen gewesenen Menschen. Es ist endlich nicht in die Javanische Dichtung der schöne und sinnvolle Zug übergegangen, daſs Brahmâ das Ei nur durch die Kraft seiner Gedanken von innen zersprengt. Eben so wenig kenne ich irgend sichere Spuren des Überganges der späteren Indischen Litteratur, namentlich der aus dem Anfange unserer Zeitrechnung. Allerdings läſst sich am schwierigsten über diese Gegenstände ein verneinendes, ausschlieſsendes Urtheil fällen. Wie die Thatsachen aber

---

(¹) Raffles. I. 392.

(²) Manu. I. *sl.* 8-13. Raffles. II. *App.* 206.

jetzt liegen, muſs man geneigt sein, das Entstehen einer Javanischen Litteratur durch Indischen Einfluſs in die Zwischenzeit zwischen dem Ursprung jener beiden Heldengedichte und der neueren Epoche der Sanskritischen Litteratur zu setzen. Ob aber und um wieviel auf diese Weise dieser Bildungspunkt dem Anfange unserer Zeitrechnung vorausgegangen sein mag? scheint mir, nach den uns jetzt vorliegenden Angaben, zu bestimmen unmöglich. Wir werden zwar in der Folge sehen, daſs die angebliche Nachbildung des Mahâ-Bhârata, der Brata Yuddha, sehr weit von seinem Vorbilde abweicht, und wohl Spuren neuerer Abfassung in sich trägt. Es wird daher in den Anmerkungen zu den von Crawfurd mitgetheilten Stanzen dieses Gedichts die Vermuthung geäuſsert, daſs es nicht dem ursprünglichen Sanskritischen, sondern vielleicht sogar einer Übersetzung in eine der neueren Indischen Landessprachen nachgebildet sei ([1]). Dies erfordert unstreitig nähere Untersuchung, allein über die groſse Frage, um die es sich hier handelt, wird dieselbe dennoch nicht entscheiden können. Daſs der Mahâ-Bhârata in seiner reinen Gestalt, oder ihm auch auf dem Festlande natürlich vorausgegangene Volkssagen auf Java bekannt waren, beweisen die nach seinen Helden genannten Bergspitzen und die Versetzung seines Schauplatzes nach der Insel; die allen jenen Entstellungen Indischer Werke vorausgehende Verbindung des Festlandes mit der Insel aber die Sprache des Brata Yuddha selbst, die, so weit sie Sanskritisch ist, nur reines Sanskrit ohne Einmischung eines fremden Landes-Dialekts enthält. Der Brata Yuddha aber, wie wir ihn haben, gehört wohl keiner sehr alten Zeit, vielleicht sogar einer ziemlich späten an, und hängt, wie weiter unten (2. Buch) gezeigt werden wird, wahrscheinlich schon mit dem Zweck theatralischer Vorstellung zusammen. Er könnte daher immer, wenn eine spätere Umarbeitung des Indischen Gedichts auf Java bekannt war, eine Nachahmung von dieser sein. Wie einmal durch den frühsten Einfluſs Indischer Civilisation das Kawi entstanden war, dichtete man, bis sich der Hinduismus ganz verlor, in demselben fort, und die Behandlung eines gewiſsermaſsen modernen Gegenstandes kann nicht gegen den sehr alten Ursprung der Sprache geltend gemacht werden.

Man wird schon aus dem im vorigen Capitel Gesagten bemerkt haben, und es bestätigt sich durch das ganze, von Raffles so sorgfältig zusammengetragene geschichtliche Material, daſs die Verbindungen zwischen Indien und Java als auf friedlichem Wege entstanden geschildert werden und die Ankömmlinge nicht als Eroberer auftreten. Raffles deutet an einer Stelle (1) darauf hin, daſs dahinter vielleicht nur ein eigenliebiges Verbergen geglückter feindlicher Einfälle steckt. Die Indische Verpflanzung nach Java gleicht aber überhaupt mehr einer Ansiedlung, als einer kriegerischen Unterwerfung. Ihr hauptsächlichster Einfluſs war gewiſs ein moralischer, und die Einwandernden mochten groſsentheils Priester, wissenschaftliche und kunstfertige Personen sein. Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daſs, wie die historischen Angaben ein Beispiel davon anführen, Javanische Fürsten Sendungen nach Indien machten, um sich dort die Früchte Indischer Civilisation anzueignen, und selbst von dorther Gelehrte, Künstler und Handwerker nach Java herüber zu führen, ebenso wie jetzt Javanen nach Calcutta gehen, um dort einer Englischen Bildung zu genieſsen.

---

[1] *Asiat. res.* XIII. 167.

Ob und inwiefern wirklich Indische Staaten, von eingebornen Hindu's beherrscht, auf Java bestanden haben, ist historisch sehr schwer zu bestimmen. Raffles giebt (2) chronologische Tafeln von Indischen und von Javanischen Herrschern. Allein alle diese Tafeln sind höchst ungewiſs, aus verschiedenen Quellen geschöpft, und so wenig übereinstimmend mit einander, daſs man kein Mittel sieht, die Verwirrung zu lösen, in die man durch sie geräth. Die Ungewiſsheit steigt noch dadurch, daſs auch, was ganz in dem Charakter der beständigen Mischung des Einheimischen mit Indischem liegen würde, wirklich Javanische Regenten Indische Namen und Titel angenommen haben können. Indeſs läſst sich doch kaum bezweifeln, wenn auch alle einzelnen Angaben unsicher sind, daſs es nicht auch wirkliche Indische Reiche, und sogar von groſser Macht und Ausdehnung, auf Java gegeben haben sollte, und schwerlich kann es ohne allen Kampf bei ihrer Gründung und Befestigung abgegangen sein. Auf der andren Seite aber ist auch nicht zu läugnen, daſs nicht leicht groſse Volksmassen zu Überwindung bedeutenden Widerstandes können nach Java übergeführt worden sein. Allen anderen ähnlichen Beispielen der Geschichte nach zu urtheilen, müſsten sich in diesem Falle die gegenseitigen Sprachen, die jetzt, selbst in ihrer Verbindung, in ganz regelmäſsigen Gränzen geschieden neben einander stehn, regelloser vermischt und verändert haben. Auch hätten alsdann wohl die ursprünglichen Malayischen Einrichtungen eine gröſsere Umänderung erfahren. Die Erscheinung läſst sich aber, wie mich dünkt, auch ohne Eroberungen durch groſse Heere anzunehmen, durch die Leichtigkeit, mit der sich die Eingebornen unterwarfen, und die Schonung, welche die Eroberer übten, also durch zwei einander gegenseitig verstärkende Ursachen, erklären. Bei den Eroberungen der Araber und der Einführung des Islams hat sich Ähnliches gezeigt. Auch diese Neuerung hat auf das Verhältniſs der verschiedenartigen Bewohner des Landes geringen Einfluſs ausgeübt (¹), aber an einigen Orten, z. B. auf Celebes, die Wirkung gezeigt, welche die Einbringung einer neuen Religion auszuüben vermag (²). Mit einer solchen verband sich aber hier noch die ganze Macht Indischer Civilisation, begleitet von allen, dem Leben Bequemlichkeit und Anmuth gewährenden Künsten. Es sei nun der Wirksamkeit dieser Umstände, oder wahrer Oberherrschaft und politischer Gewalt zuzuschreiben, so ist so viel gewiſs, daſs das Indische auf Java seit uralter Zeit, und vermuthlich vom Anfange der Verbindung mit Indien an, bis auf den heutigen Tag als das Höhere und Vornehmere galt und angesehen wird, zu dem man sich erheben muſs, und dem man nicht anders, als in einer aus ihm entlehnten Form, nahen darf. Ich gehe jetzt zu dem einleuchtendsten Beweise dieser Thatsache, zu der auf Java herrschenden vornehmen Sprache über.

---

(1) II. 88.

(2) II. 80-82.

§. 5.

Vornehme Sprache der Javanen, *basa-krama* oder *basa-dhalĕm* (³).

Es geschieht nicht selten, daſs durch den Einfluſs gesellschaftlicher Verhältnisse ein verschiedenartiger Gebrauch von derselben Sprache gemacht

---

(¹) Raffles. I. 370. 371.

(²) *Asiat. res.* X. 193.

(³) Man schreibt häufig *basa-dalam*, allein dies ist die Form des Wortes in dem eigentlich Malayischen (*dālam*); das Javanische Wort endigt mit einem kurzen *e*. Es heiſst Haus, Pallast, dann aber auch das was dem Fürsten gehört, fürstliches Besitzthum wird und dadurch in ihr mehr oder weniger von einander abgesonderte eigne Idiome, oder wenigstens Arten zu sprechen entstehen. Diese Idiome sind von dem, was man Dialekt zu nennen pflegt, verschieden. Der Dialekt entspringt aus der Verschiedenheit des Wohnorts oder der Abstammung. Jene Idiome haben andere Ursachen, und der wesentliche Unterschied dieser beiden Abweichungen von der gemeinsamen eigentlichen Sprache

---

(Crawf. *Voc.*). *Basa*, nach heutiger Aussprache *boso*, ist Sprache, Rede (भाषा, *bhdshd*), also verbunden mit *dhalĕm*, Hofsprache, fürstliche Sprache. Ich bemerke hier gelegentlich, daſs das Indische *bháshá* auch in die Tagalische Sprache übergegangen ist, und sich in derselben sowohl einfach, als in Zusammensetzungen erhalten hat. Denn schwerlich kann man es in *bása*, lesen, verkennen. In der Zusammensetzung wird ihm sonderbarer Weise sogar sein *bh*, das sonst dem Tagalischen fremd ist, gelassen. Denn De los Santos schreibt immer *palibhása* und *palibhásay*. *Páli* ist das Spanische *retruecano*, und wird vorzüglich von der Art zu singen gebraucht, wo zwei Sänger sich auf einander beziehende Strophen respondirend absingen. Dies Wort nun mit *bhasa* verbunden, heiſst Ironie und ironisches Sprechen, weil in dieser Redefigur die Worte auf einen anderen Sinn, als den sie auszudrücken scheinen, bezogen werden. Aus demselben Grunde der Beziehung auf etwas anderes heiſst *palibhásay* weil und warum. Auch *pali* erinnert an das Sanskritische परि, *pari*, und das ganze Compositum an परिभाषा, *paribháshá*, *an appointment, an engagement*. Die Herleitung von *krama* (ausgesprochen *kromo*) ist, was die Bedeutung betrifft, schwieriger. Das Sanskritische क्रम (*krama*) ist Gang, Schritt, Reihe (क्रमेण, *kraméṇa*, schrittweis, stufenweis, nach der Reihe, nach der Ordnung), und es ist vielleicht in diesen Bedeutungen auf die Rangordnung angewendet. Diesen dem Worte beigelegten Sinn scheint ein andrer Ausdruck, in welchem es vorkommt, zu bestätigen. Die Javanen sind ein sehr gastfreies Volk, und es ist eine ihrer Gastfreundschaftsregeln, daſs man dem Gaste nicht bloſs körperliche gute Nahrung vorsetzen, sondern ihm auch durch Heiterkeit und freundliches Gespräch das Mahl schmackhaft machen soll. Eine so geübte Gastfreundschaft wird, wie Raffles an dieser Stelle schreibt (I. 101.), *bojo kromo* genannt. In der Javanischen Schrift ist das erste *o* der eigentlich rein ausgesprochene Vocal, die drei anderen die dunklen, den Consonanten inhärirenden *a*-Laute; ich schreibe also *boja krama*. Das erste dieser Wörter (Crawf. *Voc.*) heiſst Arm, und Mahl, Speise, Nahrung (*meat, food*), also in beiden Bedeutungen abgeleitet von der Wurzel भुज्, *bhuj*, krümmen (woher Arm) und essen. Den ganzen Ausdruck übersetzt Raffles: *real hospitality*. Das erste dieser Wörter kann aber keine genaue Übertragung des Begriffs sein. Wenn *krama* hier nicht geradezu als Sprache, Rede gebraucht ist, so kann es auch nur den Begriff des Ausgezeichneten, Gebildeten, Vornehmen mit sich führen. In der Verlegenheit um eine sichre Ableitung verdient auch das Malayische aus dem Arabischen stammende *kerāmat*, *krāmat*, ehrwürdig, *venerable*, *dignified*, angeführt zu werden. Sowohl *basa* als *krama* werden auch allein für die vornehme Sprache gebraucht. Die dieser entgegengesetzte gewöhnliche Landessprache, der Volksdialekt, heiſst mit einem mir ganz unerklärlichen Worte *ngoko*; die unter Personen gleichen Ranges gebrauchte Sprache *madhya* (ausgesprochen *madhyo*), von मध्य, *madhya*, die Mitte.

besteht darin, daſs die Dialekte Naturgewohnheiten sind, in diesen Idiomen aber allemal Absicht aus conventionellen Gründen liegt.

Die Idiome, von welchen hier die Rede ist, können nun zwiefacher Natur sein, entweder Sprecharten, welche einzelnen Classen der Gesellschaft unter einander eigenthümlich sind, oder Sprecharten, deren sich eine Classe gegen oder in Rücksicht auf die andere bedient.

Einen Unterschied der ersteren Art bringt der verschiedene Grad der geistigen Cultur hervor. Aus der Volkssprache bildet sich durch absichtliche Bearbeitung, auf mannigfaltige Weise, und am glücklichsten zuerst durch Dichtung, eine schriftstellerische, und diese geht dann, oder vielmehr zugleich damit, auf den höher gebildeten Theil der Nation über, so daſs dadurch eine verschiedene Sprache der höheren Stände entsteht, die man, da sie sich auf etwas Geistiges gründet, darum keine bloſs vornehme nennen kann. Es versteht sich indeſs von selbst, daſs dieser Cultur-Unterschied in gewissen Fällen zugleich Dialekt-Verschiedenheit sein kann, wenn nämlich das Volk einen Dialekt spricht, den die Schriftsprache und die gebildeten Stände verlassen haben, wie es z. B. der Fall in mehreren Gegenden des nördlichen Deutschlands, des südlichen Frankreichs, und Italiens ist. Beide, die gemeinsame Sprache umändernde Ursachen können alsdann zugleich wirksam sein. Unabhängig von diesem hauptsächlichsten Grunde zu einer Spaltung in derselben Sprache können aber auch sonst Idiome von geringerer Ausdehnung und Bedeutung entstehen. Von dieser Art sind bei uns die eigene Jäger- und Bergmannssprache, groſsentheils durch ganz Europa, die, nur zum Theil mit Dialekt-Verschiedenheit und Wörtern einer ganz fremden Sprache vermischte Zigeuner-Mundart u. s. w. Von dieser Art war ferner vermuthlich die Sprache der Inca's in Peru, obgleich die wenigen davon noch übrigen Wörter (1) kein sicheres Urtheil darüber erlauben. Ob die Karibische Weibersprache ein solches Idiom, oder eine eigne Sprache, oder wenigstens ein eigenthümlicher Dialekt ist, erfordert noch fernere Untersuchung (2). Mir ist bis jetzt das Letztere wahrscheinlicher.

---

(1) Man findet sie in Garcilaso's de la Vega Commentarien, und ich habe sie einmal daraus gesammelt. Man sieht aber deutlich, daſs der Verfasser nicht mehr im Besitz dieser Sprache war, sondern nur Bruchstücke davon aufgefaſst hatte.

(2) Ich habe die Wörter derselben aus Breton's Wörterbuch zusammengestellt; ihre An-

Die zweite Art der Idiome betrifft sehr oft nur einzelne Wörter, Redensarten und Fügungen. Sie entsteht aus dem Verhältnisse der verschiedenen Classen der Gesellschaft oder auch einzelner Personen, und dieser Unterschied kann alsdann mehr von dem Begriff höherer Cultur und moralischer Achtung, oder mehr von der conventionellen Unterordnung geleitet werden. Die Absicht ist nämlich überall, daſs man den Rücksichten, die man moralisch oder conventionell gegen gewisse Personen oder Classen nimmt, einen Einfluſs auf die Wahl der Ausdrücke gegen sie verstattet, oder daſs man diese Rücksichten, wie es z. B. in der vertraulichen Sprechart geschieht, im Sprechen bei Seite setzt. Hieraus bildet sich aber hernach in einigen Völkern eine gewisse Gewohnheit theils in dem Gebrauche gewisser Wörter, theils in der Behandlung einiger Redetheile. Da diese ganze Art der Abweichungen von der gewöhnlichen Sprache auf persönlichen Rücksichten beruht, so äuſsert sie sich am bestimmtesten, und in den meisten Fällen ausschlieſslich, in dem die Person betreffenden Redetheile, dem Pronomen, wo theils Substantiva an die Stelle der gewöhnlichen Pronomina treten, theils, ohne eine solche Umänderung, das natürliche Verhältniſs der Personen verwechselt, Einer als Viele u. s. w. behandelt wird. Diese Sprecharten haben auſserdem das Eigenthümliche, daſs sie nur selten bestimmten Classen der Gesellschaft angehören, vielmehr, so wie Jemand gegen Einen als Höherer, gegen einen Andren als Niedrigerer erscheinen kann, von denselben Personen, nach Umständen und Lagen, verschiedenartig gebraucht werden. Je tiefer die Gewöhnung an cärimonielle gesellschaftliche Formen oder der Sinn wirklich knechtischer Unterwerfung in einer Nation Wurzel geschlagen hat, desto mehr Bestimmtheit gewinnt auch der sich nach der Rangordnung unterscheidende Gebrauch der Sprache. In dem östlichen

---

zahl ist nicht unbedeutend. Die Schwierigkeit der Untersuchung liegt darin, daſs man, um zu einer sicheren Entscheidung zu gelangen, mit den Sprachen des ganzen noch übrigen Karibischen und des Arawakischen Stammes vertraut sein müſste, eine Arbeit, in der ich noch nicht weit genug vorgeschritten bin, die aber, auch wegen der Verbindung der Nord- und Süd-Hälfte Amerika's, in dem weitläuftigen Felde des Studiums der Sprachen dieses Welttheils einen höchst wichtigen einzelnen Punkt ausmacht. Das Gelingen dieser Forschungen läſst sich aber um so eher erwarten, als die dabei zur Sprache kommenden ethnographischen Verhältnisse durch die Reise meines Bruders (*Relat. hist.* Bd. 2. u. 3. an mehreren Stellen) auf das gründlichste und lichtvollste festgestellt sind.

Asien erstreckt er sich vorzugsweise auf das Pronomen, verändert aber da, wie im Chinesischen, dasselbe fast gänzlich. Eine bestimmte, doch wenig durchgreifende Spur davon liegt schon im Sanskrit, und zwar schon im Gebrauche der beiden groſsen Heldengedichte. Die Amerikanischen Sprachen enthalten in der Mexicanischen und denen, auf welche diese Einfluſs hatte, merkwürdige Beispiele dieses Gebrauchs. Das Mexicanische Pronomen giebt zwar seine Stelle nicht gegen Hoheit oder Niedrigkeit andeutende Substantiva auf, aber der Ausdruck der Ehrfurcht, der jedoch, wie an einem anderen Orte gezeigt werden wird, ursprünglich einer der Zärtlichkeit gewesen zu sein scheint, geht durch die ganze Grammatik, und bringt besonders im Verbum künstliche Formen hervor. In den zu gebrauchenden Wörtern aber bewirkt derselbe durchaus keinen Unterschied.

In dem Malayischen Sprachstamme kenne ich in den Sprachen der Südsee, den Philippinischen und der Malacassischen keine sicheren Spuren einer Rangsprache oder überhaupt verschiedener Sprecharten. Doch hat es auch dort wahrscheinlich solche gegeben. Denn ohne der in den Südsee-Inseln noch in Bruchstücken vorhandenen, aber nicht mehr verständlichen heiligen Sprachen zu gedenken, führt Mariner in seinem Tongischen Wörterbuche (1) ein Wort für krank an, welches nur von dem Übelbefinden des *Tooitonga*, des geistlichen Oberhauptes, gebraucht wird. Im eigentlich Malayischen ist nicht nur das Pronomen in seinem Gebrauche gegen Vornehmere und Geringere bestimmt verschieden, sondern es giebt auch, sich vorzüglich durch die Wahl der Ausdrücke unterscheidende Sprecharten höherer und geringerer Cultur und einzelner Stände (2).

Nach einer Stelle in Marsden's Geschichte von Sumatra (3) sollte man glauben, daſs auf dieser Insel, von welcher die Malayische Bevölkerung Malacca's herstammt, jetzt keine besondere Höflichkeitssprache gefunden werde. Der gelehrte Verfasser redet aber wohl nur von den eigentlichen Malayen der Insel. Denn bei den Batta's giebt es, dem Berichte der Missionare Burton und Ward (4) zufolge, eine von der gewöhnlichen ganz abweichende vornehme Sprache. Diese letztere wird ***hata haba-i-tan*** (*the fine language*), die erstere ***hata tohop*** (1) (*the common language*) genannt. Nur die Volkssprache wird allgemein verstanden, und obgleich auch sie sich dem eigentlichen Malayischen sehr nähert, so unterscheidet sie sich doch viel bedeutender von demselben, als die vornehme. Die letztere scheint daher eine Annäherung des roheren Batta-Stammes zu den früher civilisirten Malayen. Die Volkssprache trägt mehr den ursprünglichen Charakter des ganzen Stammes an sich. Denn auch ihre Grammatik ist, wie wir weiter unten (3. Buch) sehen werden, verwickelter und formenreicher, als die der eigentlich Malayischen Sprache.

---

(1) *v. booloohi.*

(2) Marsden. Gr. xv-xvii.

(3) *p.* 202.

(4) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 504.

Auch auf der Insel Bali giebt es eine von der Volkssprache abweichende Höflichkeitssprache, und zwar eine reiche und verfeinerte, aus Sanskritischen und Javanischen Wörtern gebildet (2).

Mit diesen Ausnahmen aber, steht ganz einzig unter allen mir bekannten Sprachen in der Rücksicht, von der wir hier reden, die Javanische da. Denn sie enthält in der That gewissermaſsen zwei verschiedene Sprachen in sich, die zwar genau genommen dieselbe sind, weil sie Eine und die nämliche Form an sich tragen, die aber als zwei verschiedene angesehen werden können, weil sie zum Theil ganz verschiedene Wörter, und nur äuſserst wenige ohne alle Lautveränderung mit einander gemein haben (3). Die Verschiedenheit dieser beiden Idiome erstreckt sich auch groſsentheils auf die bloſs grammatischen Wörter, ja auf die Endungen der Wörter überhaupt. Übrigens aber ist die Grammatik in beiden, ihrer Form, der inneren Umänderung der Wörter und der ganzen Behandlung der Redetheile nach, vollkommen dieselbe. Ich brauche kaum erst zu bemerken, daſs der Fall dieser doppelten Sprache auf Java zu dem der Idiome zweiter Art gehört, die nämlich durch die Verschiedenheit der mit einander redenden Personen entsteht. Der Niedrigere bedient sich der Wörter der vornehmen Sprache gegen den Höheren, und schlieſst diejenigen aus, die er im gewöhnlichen Verkehr gebraucht; nur wenn er von sich selbst spricht, wählt er absichtlich ein Niedrigkeit anzeigendes Pronomen. Der Vornehmere macht es gerade umgekehrt, er spricht zu dem Niedrigeren die gewöhnliche unvornehme Sprache, und bedient sich von sich selbst, statt des Pronomens, Würde und Hoheit anzeigender, oder dafür geltender Ausdrücke. Zugleich nun werden zwar diese beiden Idiome auch Sprachen der vornehmen Classe und des Volks, jedoch nur auf bedingte Weise. Denn die Vornehmen unter sich und bei gleichem Range suchen eine gewisse Mitte zwischen beiden Sprecharten zu bewahren, für die es sogar wieder, nur ihr eigenthümliche, Lautveränderungen, mithin ein drittes Idiom, giebt. So führt Gericke für das Verbum sein und für wie *wontĕn* und *gĕn* als Wörter des vornehmen, *hontĕn* und *dhĕn* des mittleren Idioms an, und im Passivum hat das letztere, statt des *dhipun* der vornehmen und des *dhi* der Volkssprache, *dhĕn* zum Praefix (¹). Das Volk unter sich bedient sich der gewöhnlichen Sprache. Dies letztere, und alles von Personen gleichen Ranges Gesagte gilt jedoch nur mit der Einschränkung, daſs nicht auch da noch ein Schatten äuſserlich zu bezeigender Ehrerbietung zurückbleibt. Denn die vornehme Sprache wird ohne Unterschied durch die ganze Nation, bis auf den Niedrigsten hinab, gebraucht, so wie irgend ein Unterschied des Ranges oder der Lage überhaupt vorhanden ist, also auch im Volke von Kindern gegen ihre Eltern, von der Frau

---

(1) *Hata*, das hier offenbar Sprache bedeutet, ist unstreitig das, auch in das eigentlich Malayische (*kāta*, sprechen, Wort) übergegangene Sanskritische *kathā*, Erzählung, Mährchen, von der Wurzel *kath*, sprechen. *Haba* heiſst Javanisch (Crawf. *Voc.*) Geräusch, Laut, Stimme. Allein die beiden letzten Sylben *itan* lassen mich zweifelhaft; *iti*, klein, einiger Südsee-Sprachen scheint der Familie der Malayischen Sprachen, von der wir hier reden, fremd, und *tan* für die verneinende Partikel zu nehmen (geräuschlos), hindert mich die Stellung am Ende des Wortes. *Tohop* ist mir ganz unbekannt.

(2) Crawf. *Archip.* II. 70.

(3) Es wird nicht selten, ja sogar gewöhnlich behauptet, daſs kein einziges Wort in beiden Sprachen ganz unverändert bleibe. Dennoch findet man in Gericke's Wörterverzeichniſs eine bedeutende Zahl zugleich mit *Krama* und *Ngoko* bezeichneter Wörter. Dieser scheinbare Widerspruch hebt sich aber vielleicht dadurch, daſs dies Wortverzeichniſs nur für sein Lesebuch bestimmt ist, und dieses, aus Gesprächen, Briefen und Erzählungen bestehend, vielleicht gröſstentheils die Sprechart unter Personen gleichen Ranges in sich faſst, welche eine gewisse Mitte zwischen der vornehmen und gewöhnlichen Sprache hält. Hrn. Roorda's vollständiges Wörterbuch wird dies näher aufklären. Über diese doppelte Sprache überhaupt

---

vergleiche man Raffles. I. 300. 366. *Memoir*. 162. Crawf. *Archip*. II. 9-13. Ger. Leseb. Vorbericht. *p*. I. II. Eigne vergleichende Wortverzeichnisse der Javanischen vornehmen und gewöhnlichen Sprache findet man bei Raffles. II. *App*. 72-161. Crawf. *Archip*. I. 264-271. II. 125-191. und in den Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft. II. 169-175.

(¹) Gericke. Gr. 48.

gegen den Mann, jedoch da nur, wenn der letztere bedeutend älter ist. Da diese beiden Sprachen immer mit einander, die eine als Anrede, die andere als Erwiederung, verbunden sind, so muſs jeder Javane beide zugleich besitzen, und wir werden weiter unten (2. Buch) sehen, wie schon die Kinder in dieser beständigen Synonymik unterrichtet werden.

Wir sind gewohnt, die Sprache der vornehmeren Classen als die eigentliche, die Volkssprache als die abweichende zu betrachten. Diese Ansicht würde aber hier durchaus unrichtig sein. Die Sprache des Volks ist hier offenbar die, nur, und vorzüglich durch den Einfluſs der vornehmen, nicht rein gebliebene, Javanische Sprache des Malayischen Stammes, die vornehme ist ein durch die Lage der Dinge entstandenes und dann absichtlich bearbeitetes Idiom. Daher ist es auch eine unrichtige Vorstellung, wenn man mit der Volkssprache an und für sich den Begriff der Niedrigkeit verbindet. Um diesem Miſsverstande vorzubeugen, nenne ich sie nicht die gemeine, sondern die gewöhnliche. Denn wirklich ist sie die ursprüngliche des Landes, welcher die besondere vornehme, wie ein fremder Zweig, eingeimpft ist. Dies geht vorzüglich aus der gewohnten Einmischung Sanskritischer und eigentlich Malayischer Wörter in die vornehme Sprechart hervor. Der ursprünglich gebliebene Sunda-Dialekt auf Java kennt auch eine solche vornehme Sprache nicht und zeigt, abgesehen von der Dialekt-Verschiedenheit, eine groſse Übereinstimmung mit der Javanischen Volkssprache. Die Bewohner des westlichen Theiles der Insel, zu welchem der Sunda-Distrikt gehört, nennen sich *jĕlmo bumi*, Geschlecht des Landes, Eingeborne, und da, nach Hrn. Roorda's handschriftlichen Mittheilungen, *jawi*, Kr., und *jawa*, Ng., auſserhalb, mithin *tiyang jawi*, Kr., und *wong jawa*, Ng., fremde Menschen, Ausländer bedeutet, so glaubt er, daſs diese Benennung sich nur auf den östlichen Theil der Insel, wo die Indische Bevölkerung ihren Sitz hatte, bezieht. In der That wird auch im Lande selbst der Name Java gewöhnlich nur von dem östlichen Theile der Insel gebraucht (1). Im vertraulichen Gespräch scheint auch unter vornehmen Personen die gewöhnliche Sprache gebraucht zu werden. In Gedichten von gewissen, des Reimes ermangelnden Sylbenmaſsen mischt man, nach Hrn. Roorda's Versicherung, beide Idiome so willkührlich, daſs Affixa der gewöhnlichen Sprache an Wörter der vornehmen, und umgekehrt, geheftet werden. Im Brata Yuddha finde ich auch Wörter der gewöhnlichen Sprache, und kann dies doch nicht einmal vollständig übersehen, da Crawfurd's Wörterbücher leider diesen Unterschied nicht angeben und Hrn. Gericke's Verzeichniſs von zu geringem Umfange ist. Wie es in Gedichten überhaupt, und in prosaischen, nicht an bestimmte Personen gerichteten Aufſätzen gehalten wird, geben die Hülfſmittel nicht an. Vermuthlich machte aber darin die vornehme Sprache die Grundlage aus.

---

(1) Raffles. I. 4. Über die Ableitung und Bedeutung dieses Namens sehe man den folgenden Paragraphen.

Wie nun eine so gänzliche Spaltung zwischen der, von der Natur zu gemeinsamem Verständniſs bestimmten Sprache in einem Volke hat entstehen und sich erhalten können? ist gewiſs nicht leicht zu erklären. Der Grund, auf dem dieselbe beruht, ist sichtbar ein Sinn demuthsvoller Unterordnung in dem Volke, und die Erscheinung steht auch mit anderen Gebräuchen ähnlicher Art im Zusammenhang. In einem Volke, in welchem durch alle Stände hindurch jeder Untergebene vor seinen Vorgesetzten niederhockt, und auch entlassen, mit der gröſsten Beschwerlichkeit sich so hockend fortbewegt, und nicht eher aufzurichten wagt, als bis er ganz den Höheren aus dem Gesichte verloren hat, wird eine eigne Ehrfurchtssprache sehr begreiflich. Diese Bezeigungen der Ehrerbietung mögen auch vor der Indischen Periode in Java bestanden haben, sind aber gewiſs, wie alle Rangunterschiede, bestimmter und ausgedehnter geworden, wie sich mit steigender Civilisation die politischen inneren Verhältnisse mehr ausbildeten. Indeſs erklärt sich daraus allein noch immer nicht vollständig die in allen ihren Theilen ganz abgesondert dastehende vornehme Sprache auf Java, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich dasjenige, was diese Erscheinung ausschlieſslich Eigenthümliches an sich trägt, aus dem politischen und moralischen Übergewichte ableite, welches die Indischen Einwanderer in Java gegen die übrigen Volksclassen hatten. Das Princip jeder vornehmen Sprache dieser Art ist offenbar das, dem Höheren, so viel als möglich, nur mit seines Ohres würdigen, demselben geläufigen Ausdrücken zu nahen. Wenn diese Ausdrücke ganz derselben Sprache angehören, fällt der Unterschied nicht bedeutend in die Sinne; dies geschieht vorzüglich erst dann, wenn, wie im Basa-Krama, der gröſsere Theil dieser Ausdrücke einer fremden Sprache, wie das Sanskrit für Java war, angehört. Alsdann spricht sich dieses Princip bestimmt und schneidend aus, und es ist nun eher begreiflich, wie ein bildsames und sinnreiches Volk, das zugleich Rangunterschieden und schmeichelnder Unterordnung unter Höhere ergeben ist, dies Princip immer weiter fortführt, und eine solche vornehme Sprache der gewöhnlichen unähnlich zu machen durch alle Mittel bemüht ist. Denn es entsteht nun der Hang, in den Ausdrücken eben den gänzlichen Abstand sichtbar werden zu lassen, in dem man sich dem Vornehmeren von ihm geschieden darstellen will. Dies zeigt sich noch mehr durch den Umstand, daſs, so wie ein Wort der vornehmen Sprache durch die Häufigkeit des Gebrauchs in die Volkssprache überzugehn anfängt, es in jener mit einem anderen vertauscht wird, ja daſs man sogar Ortsnamen umändert, vorzüglich wenn sie aus bedeutsamen Elementen bestehen, welche dann in die ihnen entsprechenden Wörter der vornehmen Sprache übergetragen werden.

Budissin
Bautzen

Durch den gröſstentheils Indischen Ursprung der Javanischen vornehmen Sprache wurden nun die Sanskritischen Wörter der Hauptbestandtheil des Basa-Krama. Man erwähnt auſserdem noch vieler eigentlich Malayischer, und der groſse Einfluſs, welchen die im eigentlichsten Verstande so genannten Malayen durch Schiffahrt und Handelsverkehr ausübten, macht dies sehr begreiflich. Es mögen aber auch unter diesem Namen Wörter begriffen sein, die nur dem Stamm überhaupt angehören, vermuthlich auch veraltete Javanische selbst. Denn wie aus dem Schooſse einer Sprache wieder eine gleichsam neue und verschiedene hervorgeholt werden kann, ist nicht nur an sich klar, sondern wird auch weiter unten (3. Buch) an besonderen Beispielen gezeigt werden. Eine irgend vollständige Sichtung der Basa-Krama-Wörter ist bis jetzt noch nicht vorgenommen worden. Raffles hat auch hier das Verdienst, in seinem Javanischen Wortverzeichniſs die Wörter der vornehmen Sprache immer mit aufgeführt zu haben, allein zu einer Arbeit, wie die hier erwähnte, sind seine Angaben weder vollständig, noch zuverlässig genug. Immer bleibt es gewiſs, daſs das Basa-Krama theils aus fremden, theils aus Javanischen, in ihren Lauten, vorzüglich aber in ihren Endungen, veränderten Wörtern zusammengesetzt ist. Wie diese Änderungen entstanden sein mögen, wage ich nicht zu entscheiden. Doch fallen hier viele der Gründe hinweg, die es sonst bedenklich machen, etwas Absichtliches in den Sprachen vorauszusetzen. Auf der anderen Seite kann aber auch das Volk die frühere und reinere Form der Wörter entstellt, und jene sich nun in der vornehmen Sprache erhalten haben.

Diese war gewiſs zugleich der hauptsächlichste Weg, durch welchen Sanskritwörter in das Javanische übergingen; doch möchte ich darum nicht auch den unmittelbaren Übergang gänzlich wegläugnen. Aber noch heutiges Tages soll, nach Raffles Versicherung (1), die Anzahl der Sanskritwörter, die, jedoch nicht mehr aus den reinen Quellen, sondern nur aus den Kawi-Wörterverzeichnissen geschöpft werden, in der Sprache zunehmen. Bei der beständigen und innigen Vermischung des Indischen und Einheimischen werden dieselben auch gewiſs nicht sowohl wie fremde, sondern nur als gebildetere und vornehmere Wörter angesehen. Wenn man aber bedenkt, wie viel Zeit dazu gehört, daſs sich in einem sehr bevölkerten Lande durch fremden Einfluſs eine solche, in den Wörtern und vielen grammatischen Lauten ganz eigne Sprache ausbildet, so sieht man ein, daſs die Verbindungen mit Indien über jede Epoche hinausgehen müssen, die man auf Java als historisch bestimmbar betrachten kann.

§. 6.

Über den Namen Java.

Ich habe oben (S. 56.) der Art erwähnt, wie auf der Insel selbst der Name Java gewöhnlich gebraucht wird, wollte jedoch dort nicht den Zusammenhang mit einer Abschweifung über denselben unterbrechen. Es scheint mir aber dennoch nothwendig, hier in die Bedeutung und Ableitung desselben ausführlicher einzugehen.

Im Javanischen, und ebenso im eigentlich Malayischen, wird der Anfangs-Consonant des Namens nicht, wie wir im Deutschen thun, als der Halbvocal *y*, sondern wie das Englische *j* in den Wörtern *jury*, *joy* u. s. w., also mit dem Laute ausgesprochen, welchem ein *d* mit nachfolgendem Französischen *j* am nächsten kommt, und den wir nach unserer Aussprache nicht anders, als nur sehr unvollkommen und zu hart, durch dsch wiedergeben können (2). So ist im Javanischen *tannah Javi* (Gericke), im eigentlich Malayischen *tănah Jăwa* (Marsden) das Land Java. Die Araber des zwölften Jahrhunderts nennen Java *Al Jawah* (auszuspr. *Al Djawah*), obgleich bei späteren Arabischen Schriſstellern *Al Gawah* vorkommt (1). Auf die Ableitung des Wortes hat dieser Unterschied keinen Einfluſs: beide Buchstaben sind, wie auch schon von Andren häufig bemerkt worden ist, sowohl im Sanskrit, als in den Sprachen des Malayischen Stammes, nah verwandte Laute, und werden oft mit einander verwechselt.

---

(1) Raffles. I. 367. 368.

(2) Man vergleiche über diesen Laut und das dsch Marsden's Grammatik der Malayischen Sprache. S. 7.

Wenn man nun die bisherigen Ableitungen des Namens Java und namentlich das über denselben von Raffles und von Bohlen (2) Gesagte vergleicht, so findet man, daſs die beiden Ableitungen, über welche man zweifelhaft bleiben kann, die von einem Gerstenlande, oder von einem fernen, auswärtigen sind, und auf jeden Fall scheint es sicher, daſs der Ursprung des Wortes Sanskritisch, daſs dasselbe aber schon seit sehr früher Zeit in den Sprachen Malayischen Stammes einheimisch geworden ist. Die Indische Abkunft des Namens wird durch den Umstand bestätigt, daſs derselbe vorzugsweise auf den östlichen Theil der Insel, also auf den, welcher die frühesten und zahlreichsten Indischen Colonien besaſs, beschränkt wird; sie läſst sich aber auch deutlich aus der Sprache beweisen. यव, *yawa*, ist Gerste, zugleich aber hat das Wort, ebenso wie जव, *jawa*, die Bedeutung von Schnelligkeit und Eile. In den beiden Wurzeln जु, *ju*, und यु, *yu*, liegt indeſs keine gemeinschaftliche Bedeutung. Für die Getreideart giebt es im Sanskrit auſser यव, *yawa*, kein gleiches mit ज्, *j*, anfangendes Wort. Aber in den Malayischen Sprachen ist *jaba* auf Sumenap Gerste, und im Lampung-Dialekte *jawa* Weizen (3). Im eigentlich Malayischen ist dieselbe Lautveränderung. Denn *jau* heiſst Gerste, und wenn dies Wort, nach Marsden's richtiger Bemerkung, zugleich ein Persisches ist, so kann es doch nur als aus dem Sanskrit in beide Sprachen übergegangen angesehn werden. Für die Bedeutung des Ausländischen kenne ich, auſser Hrn. Roorda (s. ob. S. 56.), keine andere Autorität, da, was ich weiter unten nach Raffles anführen werde, nicht sowohl die Bedeutung des Worts, als die Anwendung des Namens angeht. Doch ist das

---

(1) Malte-Brun. Geogr. I. 380. Sprengel's Geschichte der geographischen Entdeckungen, 2te Aufl. S. 179.

(2) Raffles. I. 2-4. Bohlen, das alte Indien. I. 27.

(3) Raffles. II. *App.* 106.

Malayische *jāuh*, weit, weit ab, entfernt, in der Bedeutung, wie im Laute, verwandt.

Ich wende mich, nachdem ich diese Laut- und Wort-Erörterung vorangeschickt habe, wieder zu den beiden, oben angeführten Etymologien. Von diesen hat diejenige, welche den Namen durch Gerstenland erklärt, eine bestimmte und sehr alte Autorität für sich. Denn Ptolemaeus (1) übersetzt Jabadiu mit ausdrücklichen Worten durch Gersten-Insel (2), und giebt dadurch einen höchst merkwürdigen Beweis, daſs ihm Sanskritwörter bekannt waren. Auch in Javanischen Nachrichten finden sich Spuren einer Übereinstimmung geographischer Benennungen bei den Indiern und bei den Griechischen und Römischen Schriftstellern. So erwähnen diese letzteren (3) einer goldenen und silbernen Insel, Chryse und Argyre, und eine goldene Insel, Nusa Kanchana (4), findet sich in Javanischen Annalen wieder, aus welcher zu Panji's Zeit ein Fürst nach Java gekommen sein soll. Dieser Fürst brachte zwei Prinzessinnen aus Nusa Retna, der Edelstein-Insel, mit sich. Dieser letztere Name erinnert an die *insulae Maniolae* (vom Sanskritworte *maṇi*, Edelstein) der Alten. Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daſs alles dies mehr eine Übereinstimmung dichterischer Geographie, als wirklicher Ortsangabe ist.

Um aber zu Ptolemaeus Jabadiu zurückzukehren, so erkennt man, wenn man die Stelle im Zusammenhange liest, offenbar darin den Nominativ, obgleich bei mehreren seiner Lateinischen Übersetzer das Wort als Genitiv genommen wird. Der erste Theil ist das oben angeführte, in die Malayischen Sprachen übergegangene Sanskritwort *yawa*, Gerste. In dem zweiten Theile des Namens haben schon die Commentatoren aus Ptolemaeus Worten selbst (5) ganz richtig die Bedeutung Insel erkannt. Berkelius und Bochart (6) aber sagen zugleich, daſs bei den Persern und Indiern *diu* ein bekanntes Wort für Insel sei, ohne jedoch den ursprünglichen Laut des Wortes in diesen Sprachen anzugeben. Vom Persischen kann die Behauptung nur aus einigen, gleich anzuführenden Namen geschöpft sein. Wenigstens giebt es in der heutigen Persischen Sprache kein ähnliches Wort für Insel, und *div* (von *déwa* abstammend) wird nur in der Bedeutung von Dämon gebraucht. Was aber das Indische betrifft, so sieht Bohlen (1) ganz richtig in *diu* das Sanskritische *dwîpa*. Aus *dwi* wird nämlich *di*, wie im Kawi *dirada* aus *dwirada*, Elephant (2). Das End-*a* fällt hinweg, und das *p* verwandelt sich durch die Mittellaute von *b* und *w* in *u*. An diesen Lautübergängen kann man nicht zweifeln, wenn man andere, ähnliche Ortsnamen vergleicht, in welchen sich das Stammwort deutlicher erhalten hat. In derselben Stelle des Ptolemaeus kommen drei von Anthropophagen bewohnte Inseln, Σαβαδεῖβαι νῆσοι (*Sabadivae*), vor, offenbar dieselbe Namensform mit der der heutigen, den Griechen und Römern, wie es scheint, unbekannt gebliebenen Maldiven, Lakkediven u. s. f., nur daſs auch noch die Länge des *i* des Sanskritischen *dwîpa* angedeutet ist. Gleicher Bildung ist Sieledib oder Selediv bei Cosmas Indicopleustes, später bei Arabischen Schriftstellern Serendib, der Name Ceylon's, doch wohl von dem Sanskritischen Namen der Insel, Siṇhalam oder Siṇhalâ (सिंहलम्, सिंहला), wahrscheinlich die Löwenreiche (3), obgleich *siṇhalam* auch Zinn, Erz (*brass*) und Cassia-Rinde bedeutet und der Ursprung des Namens auch hierin liegen könnte (4). Die Verwandlung des *w* dieser Namen in *u* bedarf kaum einer Erläuterung, welche sie sonst reichlich im Sanskritischen *dyu*, Himmel, Tag, und der Endung des Lateinischen *interdiu*, bei Tage (die beide eins sind mit dem Sanskritischen *diw*), finden würde. Die Ableitung von der Kornart, welche das überhaupt sehr fruchtbare Java noch heute reichlich hervorbringt, scheint so genügend, daſs man keinen Grund absieht, eine andere aufsuchen zu wollen.

---

(1) VII. 2.

(2) Ἰαβαδίου, ὃ σημαίνει κριθῆς νῆσος.

(3) Plinius. VI. 21. Pomponius Mela. III. 7.

(4) Raffles. II. 89.

(5) Thom. de Pinedo im 4ten Bande der Dindorfer Ausgabe des Stephanus von Byzanz. v. Ἄργυρα.

(6) Berkelius a. a. O. Bd. 3. Bochart. *Geographia sacra, Chanaan*. Cap. 46.

---

(1) Das alte Indien. I. 27. Anm. 62.

(2) Raffles. II. *App.* 169. *col. a.*

(3) Die Indischen Grammatiker leiten den Namen von *siṇha*, Löwe, und der Wurzel *lá* ab. Die Endung kann aber auch bloſs das Taddhita-Suffixum *la* sein. Die Wurzel *lá*, die vielleicht jenem Suffixum den Ursprung gab, gehört zu den bis jetzt durch keine Stelle eines Textes belegten. Wenn sie wirklich geben und nehmen (das letztere wohl nur in Verbindung mit dem Präfix *á*) hieſs, so scheint sie, nach Bopp's Meinung, eine bloſse Lautveränderung von *dá*.

(4) Man vergleiche auch die Serendivi bei Ammianus Marcellinus. XXII. 7. und Letronne's Forschungen über das Volk der Divi in den *Matériaux pour l'histoire du Christianisme en Égypte cet. p.* 123. u. flg., obgleich der gelehrte Forscher in die Bedeutung von *div* als Insel nicht weiter eingeht, sondern derselben bloſs S. 137. kurz erwähnt.

Eine Erwägung verdient zwar der Umstand, daſs der Name Java mehr als Einer Insel der dortigen Meere gegeben wurde und noch heutiges Tages in einigen Gegenden als ein allgemeiner Name für einen ganzen Strich von Inseln gilt. Ich glaube jedoch, daſs sich derselbe auf eine andere Weise erklären läſst, als daſs man darum den Namen als eine allgemeine Benennung fern liegender Inseln betrachten müſste. Die Thatsache ist jedoch nicht abzuläugnen. Schon bei Ptolemaeus selbst ist die Gersten-Insel, obgleich Marsden (¹) Jabadiu unbezweifelt für eine, wenn auch unbestimmte, Angabe von Java hält, doch schwerlich die heute so benannte Insel. Die Kenntniſs der Griechen und Römer, welche der Insel Ceylon und der Küste Coromandel, so wie die Indier selbst in den frühesten Zeiten der ersteren, eine ganz unrichtige Gestalt geben, hörte wohl bei der westlichen Küste der jenseitigen Halbinsel auf (²), und auch die Karten bei Ptolemaeus setzen die Insel Jabadiu westlich von Cattigara. Vielleicht aber hatte Ptolemaeus den Namen des wahren Java aus Indischen Quellen geschöpft und ihn nur unrichtig auf eine westlicher gelegene Insel angewandt. Neuere Geographen haben daher bei seinem Jabadiu auf andere Inseln jener Gegenden, auf eine der Andaman-Inseln, Banca oder Sumatra gerathen. Java selbst ist wohl, nach den Indiern und Chinesen, zuerst den Arabern bekannt geworden. Daſs aber von China aus schon im Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung Handelsschiffe nach Java segelten, haben wir oben (S. 16.) gesehen. Im Fo-koue-ki lautet der Name der Insel Ye-pho-ti, so daſs sich auch dort ein Überrest von *dwîpa* in der Endung erhalten zu haben scheint.

Als ein andrer Beweis der Mehrdeutigkeit des Namens kann die Unterscheidung von Klein- und Groſs-Java gelten, die sich aber auch als ein Herumtappen nach dem, wohl seinem Namen nach bekannten, aber noch nicht wahrhaft aufgefundenen wirklichen Java erklären läſst. Groſs-Java

---

(¹) *History of Sumatra. p.* 10.

(²) Sprengel's Geschichte der geographischen Entdeckungen. 123.

(*Java major*) wurde Borneo, Klein-Java (*Java minor*) Sumatra genannt, wogegen der Portugiese Edoardo Barbosa den Namen von Klein-Java der kleinen, östlich von Java gelegenen Insel Sambawa giebt. Noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts scheint man Java mit Sumatra verwechselt zu haben. Denn als Ibn Batūta erzählt, daſs er auch nach der Insel Java gelangt sei, nennt er darin die Stadt Sumatra, und hieraus, so wie aus anderen scharfsinnig aufgefundenen Gründen, schlieſst Lee in seiner Übersetzung dieser Reise, daſs die Insel, auf welcher Ibn Batūta ankam, nicht Java, sondern Sumatra gewesen sei. Später nennt er eine Stadt Mul Java, in die er nach einer Monate langen Reise gelangte, und in diesem Namen glaubt Lee unser heutiges Java zu finden. Es bleibt indeſs sonderbar, daſs, wenn man die Reise des Arabers von der Stadt Sumatra zur Stadt Mul Java aufmerksam im Zusammenhange liest, man gar keine Stelle antrifft, in der eines Überganges von der einen zur andren Insel gedacht würde (¹). Das Wort *Mul* in dem Namen der erwähnten Stadt erinnert an *mulīā*, ruhmvoll, prächtig, und *mūlek*, schön, zierlich, der eigentlich Malayischen Sprache.

Nach Raffles Zeugniſs benennen die Einwohner von Celebes mit dem Diminutiv von Java (Jawa-Jawaka, also *Java minor*) die Molukkischen Inseln Amboina, Banda, Timor und Ende. Sie belegen auch mit dem Namen Jawa oder Jawi Borneo, Java, Sumatra, die Halbinsel von Malacca und die dazwischen liegenden Inseln, und auf gleiche Weise sollen in Arabischen Schriften die Bewohner des Indischen Archipelagus überhaupt das Volk von Jawi genannt werden. Hierin scheint mir jedoch nur eine, bei Ortsnamen wohl auch sonst vorkommende Anwendung des Namens der bekanntesten und wichtigsten Insel jener Meere auf einen gröſseren Theil des benachbarten Archipels zu liegen. Übrigens würde die Ausdehnung des Namens die von der Gerste hergenommene Etymologie nicht ausschlieſsen, da diese Fruchtart überhaupt in diesem ganzen Erdstrich gebaut wird und gedeiht. Die bei Raffles erwähnte Meinung, daſs der Name Java, da er in einem so weiten Sinne gebraucht wird, vielleicht weit, über das Festland hinaus liegende Völker und Länder anzeigt, hat daher, wie mich dünkt, immer nur geringe Wahrscheinlichkeit für sich.

(¹) *Travels of Ibn Batūta, transl. by S. Lee. p.* 199-205.

Man kann sich nicht enthalten, hierbei an die schon in Manu's Gesetzbuch (¹), aber dort als entartete Mischlinge der Krieger-Caste vorkommenden Yawana's zu denken. Daſs *yawana*, als Volk oder Land genommen, eins ist mit *jawana*, ist auch Wilson's Meinung, und es geht zugleich aus den Ableitungen des Wortes bei den Indischen Grammatikern hervor. In den Legenden-Erzählungen von Orissa (²) wird der Name der Yawana's immer Jaban geschrieben. Allein diese Völker oder Länder scheinen meistentheils so angeführt zu werden, daſs man sie sich westlich von Indien gelegen denken muſs. Gewöhnlich versteht man darunter, schon wegen der Namensähnlichkeit, Griechenland (Ionien). Auch in den Legenden von Orissa, wo sie eine groſse Rolle spielen, und die Eingebornen das Wort immer durch Mogul übersetzen, kommen sie aus Persien, dem Afghanistan und einem Theil der Tartarei her, also von Westen und Norden, nicht von Süden und Osten. Gewiſs muſs man auch Griechen oder Araber unter den Yawana's verstehn, wenn ihnen, wie Colebrooke eine solche Stelle aus Warâhamihira anführt, eine groſse astronomische Kenntniſs beigelegt wird. Sie sind Barbaren (*mléchchha's*), heiſst es (³), aber diese Wissenschaft ist ihnen vollständig eigen. Das Gleiche gilt wahrscheinlich von dem Namen eines Astronomen Yawanâchârya (⁴). Indeſs herrscht, nach dem allgemeinen Urtheil, eine groſse Verwirrung in der Anwendung der Benennung Yawana bei den Indischen Schriftstellern. Burnouf klagt ausdrücklich (⁵) darüber, und setzt hinzu, daſs die Erwähnung dieses Namens fast in allen Epochen der Indischen Geschichte wiederkehre, und daſs derselbe ein gemeinschaftlicher aller Völker, welche sie immer sein mochten, geworden zu sein scheine, die feindliche Einfälle in Indien wagten. Dies letzte Kennzeichen läſst sich jedoch auf unsren Fall ebensowenig anwenden, und auch sonst bleibt jeder Zusammenhang beider Namen, der Yawana's und Java's, immer sehr zweifel-

---

(¹) X. 44.

(²) *Asiat. res.* XV. 258. 259.

(³) *Asiat. res.* XII. 245. Anm. म्लेच्छा हि यवनास् तेषु सम्यक् शास्त्रम् इदं स्थितम्. Ich habe genau nach Colebrooke सम्यक्शास्त्रम्, nur getrennt, geschrieben. Man sehe übrigens über diese Schreibung Bopp's Lateinische Sanskrit-Grammatik. r.59. und Forster's *Sanskrit grammar. p.*37. nr. 31. 33.

(⁴) *Asiat. res.* IX. 376.

(⁵) *Journ. Asiat.* X. 238.

haft, obgleich die Bedeutung des Eilens, Rennens in *yawa* und *jawa* (das letztere Wort heiſst geradezu ein Renner, ein Bote) mit dem Begriffe des Wanderns und daher des Fremden nahe zusammenhängt. Nicht unmerkwürdig ist es auch, daſs im Tagalischen *yabàg*, als Substantivum, ein Landstreicher, als Adjectivum, darum verwirrt (*desatinado*), weil man den Weg verloren hat, heiſst. Die bei Wilson und bei Moor (1) erwähnte Ableitung der Yawana's von *yôni* ist wohl nur eine mythologische Künstelei (2).

Dem so eben über die in Jawa, Jawi liegende Bedeutung des Entfernten Ausgeführten scheint der Umstand zu widersprechen, daſs in der eigentlich Malayischen Sprache *jāwī* einheimisch, vaterländisch heiſst. So viel man aber aus Marsden's und Roorda's Wörterbüchern sehen kann, wird dieser Ausdruck hauptsächlich nur von der Sprache gebraucht; und wenn auch seine Anwendung ausgedehnter sein sollte, so ist dieselbe doch wahrscheinlich zuerst nur von der Benennung der Sprache ausgegangen, so wie auch im Javanischen *jawa* wohl nur deshalb gewöhnlich, gemein (Crawf. *Voc.*) heiſst, weil man die Javanische Volkssprache dem *Krama*, als der vornehmen, entgegensetzt. Die Malayen nennen nämlich (3) ihre eigne einheimische Sprache, vorzüglich die in Schriften gebrauchte, gewähltere, im Gegensatz aller fremden, *bhāsa jāwī*. Marsden bestreitet die Meinung, daſs dieser Name irgend etwas mit der Insel Java gemein habe. Man stelle vielmehr in Malayischen Schriften die *bhāsa jāwī*, die Malayische Sprache, der *bhāsa jāwa*, der Javanischen, entgegen, und keine grammatische Regel könne eine Herleitung von *jāwī* aus *jāwa* rechtfertigen. In diesem Allem hat er gewiſs vollkommen Recht; dagegen scheint es mir, als könne jener Ausdruck wohl von derjenigen Bedeutung des Namens herkommen, in welcher derselbe allgemeiner auf den östlichen Archipel angewendet wird, und da dies, wie wir oben gesehen haben, auch von den Arabern geschah, welche dem Worte alsdann dieselbe Endung geben, so läſst sich auf diese Weise hieraus auch Robinson's Meinung vereinigend erklären, nach welchem (4) *jāwī*, auf die Sprache angewandt, erst ein Ausdruck Arabischer

---

(1) Wilson. *v.* यवन. Moor. 387. Anm.

(2) Eine ähnliche Erklärung des Namens Siṇhalâ sehe man in Upham's *Mahawanse.* I. 69. 70. und in Burnouf's und Lassen's *Essai sur le Pali.* 44.

(3) Marsden. Gr. XIII - XV.

(4) *Malayan Orthography. p.* II - VI.

Schriftsteller sein und soviel als barbarisch bedeuten soll, eine Behauptung, die jedoch, wie sie bei ihm ausgedrückt ist, schwerlich durchgeführt werden kann, sondern nach dem oben Gesagten modificirt werden muſs. Nach Raffles heiſst *jahwi* im eigentlich Malayischen etwas durch Vermischung Entstandenes, ein Mischling, Bastard, und diese Bedeutung wird von ihm auf die Malayische Sprache darum bezogen, weil sie mit Arabischen Lettern geschrieben wird. Das Letztere scheint mir mehr ein spielender, als ein überzeugender Einfall. Sonderbar aber ist es, daſs Marsden diese Behauptung nach Raffles ausführlich wiederholt, ohne auch nur ein Wort darüber zu sagen, ob *jahwi* wirklich diese Bedeutung hat. Sie findet sich übrigens weder in seinem, noch in Roorda's Wörterbuche.

Ältere Namen der Insel Java sind Nusa bara-hara (²), die wüst, unbebaut liegende Insel, vom Javanischen *harahara*, eine offne Fläche ohne Anbau oder Wald (Crawf. *Voc.*), Nusa Kĕndang (s. unten S. 71.) und Chapo (³).

§. 7.

Art des Indischen Einflusses; daraus entstehende Verwebung der Indischen und Javanischen Eigenthümlichkeiten.

Die bis hierher dargelegten Thatsachen scheinen mir unwiderleglich zu beweisen, daſs Indien viele Jahrhunderte hindurch einen entschiednen, sich bis in die tiefsten Elemente der Sprache und den Namen der Insel selbst erstreckenden Einfluſs auf Java ausgeübt hat. Zieht man nun aber die Art dieses Einflusses näher in Betrachtung, so stöſst man auf zwei bis jetzt noch nicht gehörig herausgehobene Thatsachen, auf welchen, meiner Überzeugung nach, die richtige Ansicht des geschichtlichen Zustandes von Java hauptsächlich beruht.

(¹) *Asiat. res.* XII. 127.

(²) Raffles. I. 2.

(³) s. oben S. 18. Der Name, mit welchem Batavia und die Insel Java heutiges Tages in China bezeichnet werden, ist Ga la pa; früher wurde die Insel Koua wa genannt. Doch hält Klaproth diesen letzteren Namen für eine zur Gewohnheit gewordne Verwechslung mit Chao wa, da die beiden Charaktere Koua und Chao sich sehr ähnlich sehen (*Nouv. Journ. Asiat.* X. 506. Anm. 2.).

Die erste derselben ist, daſs die Verwebung Indischer Eigenthümlichkeiten mit den einheimischen so sehr durch alle Perioden der Javanischen Sagen durchläuft, daſs sie eine rein Javanische Zeit gar nicht kennen.

Die Wichtigkeit dieses Umstandes wird zwar über den Haufen geworfen, wenn man alle Javanischen Sagen nur für später erfundene Mährchen erklärt. Eine solche, gewiſs zu weit gehende Behauptung läſst sich aber einestheils nicht beweisen und andrentheils würde immer die Wahrscheinlichkeit zurückbleiben, daſs den neueren Erdichtungen doch wenigstens ältere Überlieferungen zum Grunde gelegen hätten. Wie es sich indeſs auch hiermit verhalten möge, so bleibt die Sache für uns immer dieselbe. Wir werden nie in eine rein einheimische Zeit auf Java geführt.

Die zweite dieser Thatsachen ist, daſs in jener Verwebung mit Fremdem das Javanische doch immer seine Selbstständigkeit behauptet, nicht dem Indischen weicht, ja sich sogar weniger mit ihm vermischt, als dasselbe nur so in sich aufnimmt, daſs beide Elemente, einzeln erkennbar, neben einander dastehen. Diese Art der Verbindung mit Indischem wird in Orts- und Personennamen, in der Sprache durch alle ihre verschiedenen Gattungen hindurch, in den mythologischen Dichtungen, in Verfassung und Sitten zur allgemeinen charakteristischen Eigenschaft alles Javanischen. Überall findet man in demselben Einheimisches und Fremdes dicht neben einander. Das Nämliche ist in keinem anderen, eine Malayische Sprache redenden Volke in diesem Grade der Fall, und Java wird auch hierdurch als die hauptsächlichste und wahrscheinlich früheste Niederlassung Indischer Bevölkerung in diesem Inselmeere bezeichnet.

Unter den Regentennamen aller Zeitalter, welchen aber sichtbar Titel beigemischt werden, sind Abiasa, Pandu Dèwa Nata, Jaya Baya, Maya, Sèsa, Suria, Wijaya, Dasa-bahu, Suyudana, Derma, Wichitra, Sèla (1), Puspa, Nirmala, Prabu Kanya (eine Fürstin), Kirta (कृत, *krita*) Pati, und viele andre, sichtbar Indisch. Dagegen sind andere eben so sicher Javanisch: Watu Gunung, Stein des Berges, Lalean (*lali*, vergessen, *lalĕ*, Fliege. Crawf. *Voc.*), Banjaran (*banjar*, auch *banjarran*, Reihe, Linie, und vermuthlich davon: Baumgarten am Hause. Crawf. *Voc.*) u. s. w. In einigen sind beide Sprachen verbunden: Brama Tungung

---

(1) In der vornehmen Javanischen Sprache: Stein, von शैल, *s'aila.*

(*tunggu*, hüten, bewachen. Crawf. *Voc.*), Aru Sèsa u. s. w. Bei andren bleibt man zweifelhaft, ob man ihre Abstammung in der einheimischen oder fremden Sprache suchen soll. So bei Panji, dem Namen des Fürsten und Kriegers, der nach der fabelhaften Indischen Zeit in den Javanischen Romanzen und Heldenliedern am meisten gefeiert wird (1).

Die Namen der Staatswürden und ihre Titel bieten ebenso eine zwiefache Gestalt dar. Indischen Ursprungs sind *nara-nata*, *narindra*, *nararia*, *maharaja*, *pramiswari* für die Königin, *patih*, *bopati*, *punggawa*, *sĕnapati*, *rangga* (von रङ्ग, *raṇga*, Farbe, vermuthlich wegen des ihnen zukommenden rothen Sonnenschirmes, *payung* (2)), *paliwara* u. a. m., dagegen Javanisch *tumunggung* (vom oben erwähnten *tunggu*), *raden*, *babakal*, bei Crawfurd *bĕkkĕl* (wohl von *bukal*, sollen), *lurah*, *kuwu* (nach Crawf. *Voc.* ein Titel im Sunda-Distrikt, Jav. Platz, Wohnort), *jeksa* u. s. w. Das hier zuletzt angeführte Wort könnte indeſs auch das Sanskritische *yaksha* sein, welches dem Javanischen *yĕksa* (Crawf. *Voc.*), Gespenst, Dämon, offenbar zum Grunde liegt. Der Javanische Titel zeigt zwar einen Richter an, allein auf die Übereinstimmung der speciellen Bedeutung ist hier wohl nicht zu sehen. *Ratu*, König, Fürst, wird so sehr als ein Javanisches Wort behandelt, daſs mit einheimischer Laut- und Formveränderung *ngratu* Jemanden als König erkennen, und *ngratonni* regieren heiſst. Dennoch halte ich *ratu* für Indischen Ursprungs und für das gleichlautende Sanskritwort, welches die auf einen Häuptling in

---

(1) Man sehe seine an Kriegs- und Liebes-Abenteuern reiche Geschichte bei Raffles. II. 88-94. *Panji* heiſst im eigentlich Malayischen Fahne, Flagge, und da verschiedene Stämme Fahnen von verschiedenen Farben trugen, Volksstamm, auch ist Fahne unstreitig das Wort, von welchem der Name abgeleitet werden muſs. Auf der andren Seite aber ist *panji* auch ein Sanskritwort, und bedeutet eine Masse roher Baumwolle, aus welcher der Faden gesponnen wird, dann Tagebuch, Register, Annalen, und endlich Kalender. Auf der diesseitigen Indischen Halbinsel werden häufig solche in den Tempeln aufbewahrte *Panji's* (Register) erwähnt, so z. B. in Stirling's Beschreibung des eigentlichen Orissa. *Asiat. res.* XV. 257. 260. Vielleicht hängt das Malayische Wort damit zusammen. Doch könnte das letztere auch von *panjang*, im eigentlich Malayischen und im Javanischen lang, ausgedehnt, abzuleiten sein.

(2) S. Raffles. I. 312. Gericke's und Crawfurd's Wörterbücher schreiben zwar *rongga*. Es ist aber dennoch an der obigen Ableitung um so weniger zu zweifeln, als eine andre Bedeutung von रङ्ग, *raṇga*, Tanz, in *ronggèng*, Tänzerin (Crawf. *Voc.*), liegt.

Zeiten von groſser Sitteneinfachheit sehr passende Bedeutung eines rechtliebenden, wahrhaften Mannes hat. Das Wort findet sich in der eigentlich Malayischen Sprache (*rūtū*), bei dem Sunda-Volke und auf den Inseln Madura und Bali (Crawf. *Archip.* II. 174.), endlich im Tagalischen mit der gewöhnlichen Lautverwechselung, als *dáto.* In Madagascar und auf den Südsee-Inseln scheint es nicht gebräuchlich. Es ist also nur in den Länderstrich übergegangen, welcher überhaupt vorzugsweise Sanskritwörter enthält. Was aber seinen Indischen Ursprung auſser Zweifel setzt, ist, daſs, wie mir Hr. Prof. Bopp sagt, das Wort auch im Zend Herr bedeutet, und eine unmittelbare Verwandtschaft zwischen dem Zend und den Malayischen Sprachen nicht wohl anzunehmen ist.

Die religiösen Sagen und Dichtungen stammen zwar in ihrem ganzen Umfange sichtbar aus Indien ab. Es ist auch schwer mit Genauigkeit zu bestimmen, was etwa darin einheimischer Zusatz sein könnte, da man, um hierin nicht zu irren, sich im Besitz aller Indischen Mythen aus allen Zeiten befinden müſste. Doch kommen auch mehrere Züge vor, von denen es nicht glaublich ist, daſs sie in den aus Indien herübergekommenen Dichtungen gelegen haben sollten, und auch das wahrhaft Indische nimmt fast überall eine Localfarbe an. Hiervon ist wohl das merkwürdigste Beispiel die Erzählung der Berge-Versetzung durch die Götter in dem groſsen mythologischen Werke Manek-Maya (1). Nachdem Sang yw̃ang Guru die Angelegenheiten der Unterwelt geordnet hat, und von dort zurückkehrt, findet er, daſs die Erde nicht in richtigem Gleichgewicht steht, sondern sich nach der Westseite hin senkt, und die Gottheit des Abendlandes sagt ihm, daſs dies von einem groſsen Berge herrühre, welcher die Erde dort hinabdrücke. Guru beschlieſst also, diesen Berg nach Osten bringen zu lassen, und befiehlt den Göttern dies auszuführen. Da sie diese Arbeit durch Tragen einzelner Bergstücke verrichten, so entstehen daraus einzelne kleinere und gröſsere Berge, und die Erzählung erklärt nun hieraus den Ursprung vieler einzeln genannten Gebirge und Berggipfel auf Java. Zwei Reihen von Hügeln an der Nord- und Südküste, Gunung kĕndang genannt, entstehen durch die kleinen Brocken, welche den von Westen nach Osten tragenden Göttern aus den Händen entfallen. Hiernach könnte man den Namen leicht vom Sanskritischen *khaṇḍa*, Stück, Brocken, ableiten. Die eigentlich Javanische Schreibung des Namens ist aber (Crawf. *Voc.* Ger.) *kĕndĕng*, und da Raffles ausdrücklich sagt, daſs diese Berge (*gunung*) deswegen so heiſsen, weil sie in Reihen hinlaufen, so ist der Name vermuthlich von dem gleichlautenden Javanischen Worte, welches Bogensenne bedeutet, hergenommen. Da diese Hügelreihen den Schiffern sichtbar wurden, so ist die Javanische Sage, daſs die Insel, ehe sie zur Zeit des Anfangs der Javanischen Zeitrechnung den Namen Java erhielt, *Nusa Kĕndang* genannt wurde, sehr wahrscheinlich (1). Eine andere Gegend, Kĕdu (2), ist dadurch so wasserreich geworden, daſs die von der Arbeit ermüdeten Götter dort ausruhten und mit ihrem Schweiſse den Boden befeuchteten. Auch die feuerspeienden Berge sind in dieser Dichtung nicht übergangen. Guru bittet den schon vor ihm dagewesenen Sang yw̃ang Wisėsa, ihm einen Vulkan zu schaffen, und erhält so den Ramadi (3), der eine lebendige Esse in sich vereinigt, zu welcher sein Mund das Feuer, die Kniee den Amboſs, die Arme die Schmiedewerkzeuge liefern. Dieser haucht aus seiner Nase einigen, mit Namen angeführten Bergen sein Feuer ein. Die hier erzählte sonderbare Sage erinnert unwillkührlich an die Meinung Leucipp's und Democrit's, daſs die Erde sich südlich hinabsenke, wovon beide Philosophen verschiedne Ursachen angeben (4). Wenn dieser, sich zugleich im südlichsten Asien und in Griechenland findenden Vorstellungsweise vielleicht doch wirkliche Beobachtung oder einige dunkle Kunde der Neigung der Erdachse zum Grunde lag, so müſste man doch wohl den Javanischen Mythus als aus Indien herkommend ansehen. Auf alle Fälle aber ist derselbe, dieser localen Andeutungen ungeachtet, doch einem andren Indischen, der Bereitung des *Amṛita*, des Göttertrankes, durch die Umrüttelung oder Umbutterung (5) des Oceans, nachgebildet oder angepaſst. Denn auſser der allgemeinen Ähnlichkeit einer mühseligen gemeinschaftlichen Götterarbeit liegt darin auch noch die besondere, daſs bei derselben ein Gift entsteht und der dies trinkende, sich aber davon rettende Gott den Namen Nilakantha (नीलकण्ठ) erhält, weil das Gift ihm den Hals blau färbt. In der Javanischen Dichtung gerathen nämlich die Götter, da sie ihren Durst in der Ermüdung stillen wollen, zuerst auf einen giftigen Strom, und sterben sämmtlich. Guru allein erkennt das Gift und speit es wieder aus, so daſs es nur seine Gurgel berührt. Er entdeckt hernach eine Leben gebende Quelle, und bringt dadurch die Götter ins Dasein zurück. Hier scheint wirklich Alt-Javanische Sage nur ein fremdes Gewand angenommen zu haben. Von allen solchen Abweichungen von der Indischen Fabel möchte ich indeſs nicht das Gleiche behaupten. Es sind vielleicht eher nur spätere Verunstaltungen. So viel sich aus dem Total-Anblick, ohne genauere Untersuchung, in welche einzugehn hier nicht meine Absicht ist, urtheilen läſst, stellt sich die Indische Götterlehre reiner und unverfälschter in den Überresten der Baukunst und Bildnerei, als in den Mythen, dar. Freilich aber scheinen jene Überreste auch, wie wir gesehen haben, in kein sehr hohes Alterthum hinauf zu reichen.

---

(1) Raffles. II. *App.* 207.

---

(1) Raffles. I. 2. II. 67.

(2) Vom Jav. *kĕdung*, tiefes Waſser (Crawf. *Voc.*).

(3) In Crawfurd's Javanisch-Englischem Wörterbuch wird dies überirdische Wesen Rammadhdhi genannt und durch den Werkmeister (*artificer*) der Götter, den Indischen Vulcan, erklärt. Das Wort hängt vielleicht mit dem Malayischen *rāmū* zusammen, welches vom ersten Behauen des Zimmerholzes gebraucht wird.

(4) *Plutarchus de placitis philosophorum.* III. 12.

(5) Man sehe die von Bohlen (das alte Indien. I. 221.) sorgfältig zusammengetragenen Stellen über diese Dichtung.

Ich bleibe hier vorzugsweise bei demjenigen stehen, was die Sprache angeht, oder worüber sie Licht verbreiten kann, und beschränke mich daher auf Eine Bemerkung, die bis jetzt nicht gemacht worden ist, und mir zur Bezeichnung der durchgängigen Mischung des Einheimischen mit Indischem sehr wichtig scheint.

Wenn man sich fragt, welche Begriffe in diesem Inselmeere vor dem Eindringen des Brahmanismus über die Gottheit und ihren Dienst geherrscht haben? so findet man darauf nirgends eine recht bestimmte und sichere Antwort. Im eigentlichen Malayischen, Javanischen und auf den Philippinen kenne ich kein einheimisches Wort für den Begriff der Gottheit im Allgemeinen. *Yw̃ang*, das man als eine Ausnahme von dieser Behauptung anführen könnte, bedeutet nicht ursprünglich Gott, sondern scheint nur, wie ich weiter unten (§. 11.) zeigen werde, nach und nach zur Bezeichnung des höchsten Wesens gebraucht worden zu sein. Wenn es, wie wohl zu glauben ist, einheimische Wörter dafür gegeben hat, so sind sie durch die Sanskritischen Ausdrücke *Awatára* und *Déwatá* verdrängt worden (¹). Was sonst im Indischen Archipel von religiösem Glauben und gottesdienstlichen Gebräuchen gesagt wird, beschränkt sich auf abergläubische Meinungen von bösen und wohlthätigen Geistern, die in den verschiedenen Theilen der Natur walten und besonderen Beschäftigungen des Lebens beigegeben sind, also von untergeordneten Local-Gottheiten. Solcher führen Crawfurd (²) von Java und De los Santos (³) von den Tagalen mehrere mit ihren Namen an.

Am weitesten ist diese Art des Götzendienstes auf der Insel Bali getrieben. Jeder Volksstamm hat seinen eigenen Schutzgott, ebenso die Berge, Wälder und Flüsse, und es sind denselben Tempel erbaut und eigne Priester bestellt, welche man *Mĕmangku*, Wächter, Hüter (s. unt. §. 11.), nennt. Die Brahmanen auf Bali lassen diesen Götzendienst fortgehen, ohne sich darum zu kümmern, und auch die erwähnten Tempel tragen keine Spur Indischer Baukunst an sich. Crawfurd sieht den Glauben an diese untergeordnete Geisterwelt für die ursprüngliche Volkssitte an, und hiernach, so wie nach dem Umstande, daſs er besonders als ein Glaube an Kobolde, Poltergeister, Hexen u. s. f. sichtbar dem groſsen Volkshaufen angehört, sollte man vermuthen, daſs die Namen dieser Geister und Gottheiten ausschlieſslich einheimischen Ursprungs sein müſsten. Allein auch in diese Theile der Volkssitte haben sich Indische Ausdrücke eingedrängt, und zwar nicht bloſs in Java, sondern sichtbar auch auf den entfernteren Philippinen, so daſs man sehr zweifelhaft wird, ob man diesen ganzen Gottesdienst und Aberglauben einem Vor-Indischen Ursprunge zuschreiben soll. So wie er sich sogar zum Theil noch jetzt erhalten hat, kann er während der Indischen Zeit entstanden sein, oder muſs sich wenigstens, wie die Benennungen zeigen, während derselben mehr ausgebildet haben. Nichts beweist auch mehr, als dieser Umstand, wie tief die fremde Sprache sich in den geheimsten Falten des Volkssinnes festgesetzt hat. Nach einer Bemerkung Klaproth's bestand die

---

(¹) In De los Santos Wörterbuch findet sich nur das erste, als *Bathala*, allein in einem handschriftlichen Berichte vom Jahre 1570, dessen Mittheilung man Hrn. Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* VIII. 31.) verdankt, kommt auch das zweite, *Diuata* geschrieben, vor. Von *Awatdra* werde ich im Folgenden ausführlicher reden.

(²) *Archip.* II. 230-238.

(³) *v. Dios, Idolo.*

ursprüngliche Religion der meisten Gegenden des mittleren und östlichen Asiens, ehe sich Hindu-Philosophie und Gottesdienst daselbst verbreiteten, in der Anbetung von Orts-Geistern, unter welchen die schlangenförmigen eine Hauptrolle spielten (¹). Doch ist der allgemeine Name dieser Geister, *Nat*, offenbar auch Sanskritisch, नाथ, *nâtha*, Herr. Auf Java und im eigentlich Malayischen Stamme habe ich diese, sonst allerdings häufige Benennung jener Geister nicht gefunden, und auch die Schlangengestalt überirdischer Wesen scheint hier seltener zu sein (²).

Wirklich Javanische Wörter, in welchen ich wenigstens nichts Indisches ahnde, sind *Dĕmmit* (³), wohlthätige Schutzgötter in menschlicher Gestalt, *Kĕbo* (⁴) *Kemale*, böse Geister in Büffelgestalt, *Wĕwĕ* (*wĕwĕh* heiſst Jav. geben), Riesenweiber, welche die Kinder durch Liebkosungen

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* V. 315.

(²) Ein solcher schlangenförmiger Schutzgeist könnte in einer Malayischen Erzählung von der Classe derer, welche *Susupun* genannt werden, erwähnt sein. Dem Titel nach scheint die Erzählung aber eher eine Javanische. Er lautet nämlich bei Leyden (*Asiat. res.* X. 178.) *Rajah ular Ninggawong.* Die beiden ersten Wörter heiſsen Malayisch der König der Schlangen. Wenn man aber, statt *ŭlar*, *hula* oder *hulĕr* liest, so sind sie Javanisch, und haben im ersteren Fall dieselbe Bedeutung, heiſsen aber im letzteren der König der Raupen (*caterpillar*). In *Ninggawong* sind zwei Wörter zu einem Namen: Menschenbewacher, zusammengesetzt; *nĕngga* heiſst nämlich bewachen, und *wong* Mensch, Leute (Ger.), *wong-wong* Volk (Raffles. II. *App. p.* 119. *col. c.*). Nach Marsden's scharfſinniger Bemerkung (*Miscellaneous works.* S. 9. Anm. †) hat sich das gleichbedeutende Malayische Wort *ŏrang* nur in *wong* zu fast vocalartigem Anfang umgebildet und in Eine Sylbe zusammengezogen. Beide Wörter, *nĕngga* und *wong*, sind Javanische. Dem ersteren aber, welches Javanisch auch *nunggu*, und, mit der gewöhnlichen und regelmäſsigen Lautveränderung, auch *tunggu* (Crawf. *Voc.*) lautet, entsprechen genau die Malayischen *tun̆ggŭ* und *menun̆ggŭ.* Ich kann daher Jacquet's Ableitung von *Ninggawong* (*Bibliothèque Malaye. p.* 50. nr. 98. Vgl. auch *p.* 52. nr. 110.) aus dem Sanskrit nicht beistimmen. Wenn man nicht voraussetzen müſste, daſs der gelehrte Leyden hätte auf eine so einfache Ableitung kommen müssen, wenn er sie nicht aus wichtigeren Gründen verworfen hätte, so könnte man glauben, daſs das oben erwähnte *Susupun* von dem Malayischen *sūsū*, weibliche Brust, und der Anhänge-Partikel *pūn* abstammte, und daſs *Susupun*-Erzählungen ursprünglich Ammenmährchen bedeutete.

(³) Crawfurd schreibt hier und in einigen anderen Fällen *Dămmit*, kann aber mit dem ersten Vocal nichts andres, als das kurze Javanische *e*, *pĕpĕt*, anzeigen wollen, mit welchem dies Wort in Javanischer Schrift geschrieben vorkommt.

(⁴) Jav. Büffel (Ger.).

verlocken und wegtragen, *Dadung-awu* (Jav. *hawu*, Lärm, lärmend), die Schutzgeister der Jäger. Offenbar Sanskritisch aber ist *Banas-pati*, वनस्पति, *wanaspati*, Waldherr, der Name böser Geister, welche groſse Bäume bewohnen. Der Name der schönen, Apsaras-ähnlichen, in Bäumen und an Flüssen lebenden, die Männer bethörenden weiblichen Geister, *Prayangngan* (Crawf. *Voc.*), hat auch einen ganz Sanskritischen Klang, und ist vielleicht प्राय, *práya*, in der Bedeutung von Jugend, mit dem Javanischen nasalen Endlaut und dem Orts-Suffix *han*. Selbst in den die Luft bewohnenden Wandergeistern *Berkasahan* könnte leicht das Sanskritische वार्क्ष, *wârksha*, Wald, welches mit weiblicher Endung auch der Name einer Art von Waldgöttin ist, vielleicht auch nur वृक्ष, *wṛiksha*, Baum, verborgen sein, da wir (2. Buch) sehen werden, wie das Sanskritische क्ष, *ksh*, und das Vocal-*r* bisweilen behandelt werden; *han* ist das Orts-Suffix. Auf die Bezeichnung der Dämonen nach ihren Geschäften und Wohnungen darf man wohl nicht so sicher zählen; auch De los Santos führt einen von ihm als feigen Teufel angegebenen Geist, der bei Nacht weinend herumgeht, und wenn man ihn mit Asche bestreut und *iri*, *iri* (Tagalisch: seufzen) dazu ruft, sogleich entflieht, unter dem Namen Tumánor an, und doch bedeutet dieses Wort, das nur eine grammatische Ableitung von *tánor* ist, bloſs behüten, bewachen. Wirklich einheimische Wörter bei De los Santos sind: *Anito*, worunter jedes gottesdienstlich verehrte Bild verstanden wird. Velardez (1) erwähnt dieser Geister, die er *Anitis* nennt und als die Seelen der Vorväter beschreibt, auch auf den Marianen-Inseln. Der Ursprung des Worts kann im Tagalischen *ánit* liegen, wenn dieses auſser der Bedeutung Haut abziehen, schinden, auch die des Schnitzens hat. Es käme hauptsächlich darauf an, mit Bestimmtheit zu wissen, ob in dem Worte ursprünglich der Begriff des Bildes, oder der des dadurch vorgestellten Dämons vorherrscht. Nach De los Santos Worten (2) muſs man das Erstere glauben. Ferner stammen aus der Landessprache *Amà* (Vater) *ni caúble*, die Schutzgeister der Jagd, *Aman* (vermuthlich dasselbe Wort, als das vorige, nur mit zwischengeschobenem Nasenlaut) *Sináya*, die Schutzgeister der Fischer, *Mancocótor*, die Schutzgeister der *Manunubòs*, d. h. derer, welche Gefangene loskaufen und Pfänder einlösen, vom Grundwort *tubòs*. Dagegen ist offenbar Sanskritisch *Lacanpáti*, der Name der Geister, welchen die Saaten anvertraut waren, und die zugleich männliche und weibliche Zwittergestalt hatten. Über *pati* kann kein Streit sein, allein auch an dem Indischen Ursprunge des ersten Elements des Worts zweifle ich nicht. Es ist nämlich लक्, *lak*, kosten, gewinnen (1), oder vielmehr लक, *laka*, in dem Sinne, wo es eine Ähre von wildem Reiſs bedeutet, da die Wurzel auch im Sanskrit zeigt, daſs die Beschränkung auf eine gewisse Fruchtart nur zufällig hinzugekommen ist. *Lacambini* unterstützt die Ableitung von einem Schmecken und Essen anzeigenden Worte, denn die also benannten Geister sind der Gurgel, dem Schlunde gewidmet (*abogados de la garganta*); der Ausgang des Wortes ist das Tagalische *bìni*, machen, und zwar eigentlich: mit Ruhe, Besonnenheit machen (2). Ebenso bestätigend ist ein anderer Name für Saaten behütende Geister, *lac-han bácor*, in welchem *bácor* Einzäunung heiſst, und *han* das Orts-Suffixum ist. Doch muſs ich bemerken, daſs sonst die Sylbe *lac* nicht von Erndte, Saat und Feldern gebraucht wird; *lácar* (wohl von लख्, *lakh*) ist gehen, *lac-hà* Harz, und färben, *lac-làc*, wohl nur dem Tone nachgemacht, trinken, jedoch nur von Hunden gebraucht. Man zieht vielleicht vor, bei der hier in Rede stehenden Ableitung auf den Begriff des Färbens, wegen des Anmalens der Götterbilder, zurückzugehen. Mir kommt dies auf alle hier angeführte Wörter weniger passend vor. Allein auch dann dürfte, wenn man sich an das lautverwandte *rakta*, gefärbt, roth, von *raṇj*, erinnert, der Ursprung der Benennung um so mehr Sanskritisch zu nennen sein, a[illegible]*ac-hà* nur vom Färben mit hochrother Farbe und von Stoffen solcher Farbe gebraucht wird. *Lingà*, mit verschiedenen Krankheiten in Verbindung stehende Geister; ihr Name erinnert aber wohl billig an den Phallus-Dienst, und im Tagalischen und Sanskrit geht das Wort auch in Pflanzennamen ein; Tagalisch bedeutet es den

---

(1) Ich verdanke diese Nachricht Jacquet's Anführung im *Nouv. Journ. Asiat.* VIII. 33. *Mang-anitis* soll auch als Name dieser Geister vorkommen. Da aber die Vorschlagssylbe ein Verbal-Präfix ist, so muſs es damit noch eine andere Bewandniſs haben.

(2) *Idolo. Anito. Qualquiera figura, a quien dan culto.* Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 136.) scheint die entgegengesetzte Meinung anzunehmen.

---

(1) Von derselben Wurzel wird der Name der Insel Laṇkà abgeleitet, und noch sichtbarer liegt sie in dem Namen Ceylon's Lakdiwa (auch Silakdiwa), Upham. *Mahawanse*. I. 71. 89., und in dem der Lakkediven. Vgl. ob. S. 62.

(2) Im Tagalisch-Spanischen Theil schreibt De los Santos *lacanbinhi*; dann kommt das Wort von *binhi*, Samenkorn.

Sesam (Span. *ajonjoli*). *Lichà* (genau geschrieben *lic-hà* (1)) heiſst Bildsäule, und bezeichnet zugleich eine Classe dieses Geistergebiets. Es läſst sich wohl nicht zweifeln, daſs dies Wort eins ist mit *rêka*, welches Gericke in der Bedeutung von Schrift als Kawi-Wort bezeichnet und das Crawfurd (*Voc.*) durch *to imagine, to contrive, to scheme* übersetzt. Im Brata Yuddha (102, *b.*) kommt *rêka kanaka*, Bild von Gold, von einem Gottheitbilde, mit welchem Draupadi verglichen wird, vor. Es ist dies nun offenbar das Sanskritische रेखा, *rêkhâ*, und लेखा, *lêkhâ*, von लिख्, *likh*, malen, schreiben. Bei लेखः, *lêkhas*, zeigt auch Wilson ausdrücklich die Übertragung des Wortes auf den Begriff einer Gottheit an.

Von der Zwitternatur der Javanischen Sprache überhaupt brauche ich hier nicht einzeln zu reden. Der Beweis, daſs sie sehr stark mit Indischen Elementen gemischt ist, daſs aber das Einheimische dergestalt herrschend bleibt, daſs es alle fremde Elemente unter seine grammatische Form beugt, wird aus jedem Theile dieser Schrift überzeugend hervorgehen.

Gleiche Selbstständigkeit der ursprünglichen Volksthümlichkeit zeigt sich auch in den Sitten und Gewohnheiten, von welchen ich einige hier berühren zu müssen glaube. Immer aber ist auch zugleich Indische Sitte darin verwebt, und man findet diese bisweilen auf so entfernten Punkten wieder, daſs man zu zweifeln anfängt, ob sie wirklich aus Indien dahin gekommen ist, oder ob nicht, ebenso wie die Sprache davon Spuren enthält, auch Sitten und Gewohnheiten in dem höchsten Alterthume beiden Volksstämmen gemeinschaftlich gewesen sein mögen.

Die Sitte, bei vertraulichem Grüſsen, wo die Abendländer mit den Lippen küssen, einander mit der Nase zu berühren, ist von Indien her im Sanskrit aufbewahrt, da diese Art der Begrüſsung mit einem nur durch die Hinzufügung von zwei Präpositionen von dem Verbum riechen, घ्रा, *ghrâ*, abgeleiteten Worte, उपाघ्रा, *upâghrâ*, bezeichnet wird. Ebenso heiſst Javanisch *ngambung* zugleich küssen und riechen (2), Malayisch *chīūm*, auf die gleiche Weise Malacassisch (Flac.) der Kuſs *orouche*, der Sinn des Geruchs *orouc*, und riechen, Geruch einziehen, *manghorouc*, wo die erste Sylbe nur Verbal-Präfix ist. Im Tagalischen, wo der Kuſs *halie* heiſst, das doch vielleicht Eins mit dem Malacassischen Worte ist, finde ich dieselbe Analogie nicht, halte dies aber bei weitem für keinen Beweis, daſs die Sitte darum nicht wirklich auch dort vorhanden ist. Dagegen hat im Neu-Seeländischen *ongi* (auf den Sandwich-Inseln *honi*, Tahitisch *hoi* (1), küssen, Matth. 26, 48. 49.) die zwiefache Bedeutung des Riechens und Grüſsens, und von den Tonga-Inseln, in deren Sprache verschiedene Wörter die beiden Begriffe bezeichnen, bezeugt Mariner bei dem Worte *ooma* (2), das aber, so viel ich weiſs, nichts mit Geruch zu thun hat, ausdrücklich,

---

(1) Diese Schreibung zeigt an, daſs das *ch* nicht zusammen nach Spanischer Aussprache als *tsch*, sondern das *c* allein wie ein *k* lauten soll. Wo sie vorkommt, ruht der Accent auf der letzten, ganz abgesondert auszusprechenden Sylbe.

(2) Als Geruchsinn wird das Wort gebraucht 1. Cor. 12, 17., als küssen Luc. 22, 47. Für die letztere Bedeutung giebt es aber auch das Sanskritische *chuchup*, Matth. 26, 49. Luc. 7, 38. (von चुब्, *chub*). Der Geruch heiſst nach dem Sanskritischen Worte *gandha*,

---

2. Cor. 2, 16., allein auch, vom obigen einheimischen Verbum herkommend oder ihm zum Grunde liegend, *hambu* (Crawf. *Voc.*), das Malacassische *himbou* (Flac.), welche ich geneigt bin, für dasselbe Wort als das Tagalische *amoỳ*, riechen (*oler*), zu halten.

(1) So verstehe ich nämlich dies Wort in diesen beiden und einigen ähnlichen Versen. In vielen andren Stellen ist *hoi* eine Partikel, die mir dem Neu-Seeländischen *oki* zu entsprechen scheint. In gleicher Lautveränderung, *rangi*, *lani*, *rai* (Ev. Joh. 3, 12.), geht durch die gedachten drei Sprachen das Wort für das sichtbare Himmelsgewölbe (Javanisch: *langngit*, Tagalisch: *lan̄git*, Malayisch: *lān̄git*, Malacassisch: Luc. 3, 21. *lanitra*).

(2) Die Ableitung dieses Wortes läſst mich sehr zweifelhaft. Ich würde es gar nicht für zu kühn halten, das Stammwort davon in चुम्ब्, *chumb*, küssen, zu finden, da sich die Abwerfung des Anfangs-Consonanten in diesen Sprachen mit vielen Beispielen belegen lieſse und für die übrige Änderung des Lautes das Hindustanische *chooma* (Gilchrist) zu Hülfe käme. Allein *ooma* heiſst auch, und gerade ebenso geschrieben, im Tongischen Schulter, wodurch man wieder an *humerus* und ὦμος, von welchen ich auch keine Etymologie aus dem Sanskrit kenne, erinnert wird. In der Neu-Seeländischen Sprache heiſst *uma* Brust, Busen, und im Tahitischen werden diese Begriffe durch *ouma* (wo der Anfangs-Diphthong ein Zwischenlaut zwischen *u* und *au* zu sein scheint) bezeichnet (Joh. 13, 23. 25. 21, 20.). Ich halte, der verschiedenen Bedeutung ungeachtet, die drei Wörter für dasselbe, und in den Begriff des Küssens kann sehr leicht der der Brust und selbst der Schultern hineingezogen werden, da der ganze Oberkörper in Berührung kommt. Diese Wörter selbst aber scheinen nur auf diese Abtheilung der Malayischen Sprachen beschränkt zu sein. Bei der häufigen Verwechslung eines Lippenbuchstaben mit dem andren aber, ist vielleicht damit das auf Neu-Guinea für Brust übliche *auw* (*Verhaal van eene reize naar N. Guinea*. 115.) zu vergleichen, so wie auch das Malacassische *ouvoun*, *omoplate* (*Nouv. Journ. Asiat.* XI. 112. 113. 135.). In Absicht des letzteren Worts bemerke ich noch, daſs nach Challan die Schulter, wofür die Englischen Missionaire (Luc. 15, 5.) *soro* brauchen, *avaé* heiſst und daſs Flacourt in dem nach Materien geordneten *petit recueil de plusieurs dictions*. *p.* 16. dies Wort (bei ihm *auahé* geschrieben) *le dessus de l'épaule* übersetzt; *aſſenan* ist bei Challan der Vorderarm.

daſs damit die Nasenberührung gemeint ist. Freycinet (1) erwähnt auch von Timor und, was viel merkwürdiger ist, selbst von den Papua's die Sitte des Grüſsens durch Nasenberührung. Er setzt bei Timor hinzu, daſs damit ein starkes Anziehen des Athems verbunden sei, so daſs die Sitte gewissermaſsen auf ein gegenseitiges Beriechen hinauslaufe. Der ganze Archipel, von Madagascar bis zur Südsee hin, scheint also diese, dem westlichen Asien, so wie Europa, wohl gänzlich fremde Sitte zu besitzen. Es ist auf keine Weise glaublich, daſs er dieselbe gerade aus Indien erhalten habe; Dinge dieser Art sind tiefer in den Eigenthümlichkeiten eines Volkes gegründet, als daſs sie sich leicht durch bloſse Colonisation mittheilen sollten. Es scheint mir daher dies eine der Spuren zu sein, die eine ursprünglichere Verbindung Indiens mit dem südöstlichen Asien andeuten, so wie dies wundervolle Land sich in anderen Punkten dem Westen anschlieſst.

§. 8.

Casteneintheilung.

Die Absonderung der vier Casten ist eine in die Verfassung, Religion und Sitte Indiens so tief eingegangene und daselbst so fest gewurzelte Einrichtung, daſs man keine Zeit kennt, in welcher sie nicht bestanden hätte, und daſs es kaum möglich scheint, sie von dem Begriffe des Indischen zu trennen. Dennoch war sie, soviel ich irgend auffinden kann, auf Java nicht vorhanden. Es gab zwar Brahmanen und Krieger, allein es fehlten nicht nur die beiden unteren Classen, sondern man bemerkt auch, was mir viel beweisender scheint, keine Spur von strenger politischer oder religiöser Trennung der verschiedenen Volksclassen. Der Einweihung durch die heilige Schnur geschieht keine Erwähnung, und der Ausdruck der Zwiefachgebornen wird nur von Priestern gebraucht. Das eigentliche, Caste bezeichnende Sanskritwort वर्ण, *warṇa*, wird von den heutigen Erklärern weder im Kawi, noch im Javanischen, so viel mir bekannt ist, auf Caste überhaupt oder eine derselben angewendet, es hat aber neben den Bedeutungen von Gestalt, Farbe, Schilderung, Rede auch die von Art, Classe, Sorte. Ich habe im Vorigen (S. 38.) gezeigt, daſs das Wort in der Bezeichnung der Zahlen durch Begriffe für 4 gilt, und daher wohl **Caste**, nicht aber **Farbe** übersetzt werden müſste. Man vergleiche zwar weiter unten §. 45., allein über die Frage, ob auf Java wirklich die vier Indischen Casten galten oder nicht, kann dieser Umstand nicht entscheiden, da *warṇa* auch bloſs als Sanskritwort in dieser Bedeutung nach Java übergegangen sein kann, und die Verwechslung gewiſs aus einer Zeit herstammt, wo der Zustand in Indien und der ehemalige in der Heimath selbst auf gleiche Weise in Vergessenheit gerathen waren. Crawfurd sagt gewiſs mit Recht, daſs die Casteneintheilung nur so eben (*but barely*) auf Java gegolten habe (¹). Man kann aber wohl eher ihr Dasein auf der Insel gänzlich abläugnen. In Raffles finde ich durchaus keine Erwähnung der Casten, nicht einmal eine Betrachtung über die Gründe ihrer Abwesenheit.

---

(1) I. 626. II. 56.

Auf der Insel Bali, wo sich bis auf den heutigen Tag Indische Religion erhalten hat, bestehen die vier Casten nach Crawfurd's Versicherung (²), und führen, nur mit geringer Lautveränderung, die Indischen Namen, indem sie sich *Brahmana, Satriya, Wisiya* und *Sudra* nennen. Auch erzählten die Brahmanen Crawfurd unaufgefordert die Indische Sage von der Entstehung derselben aus Brahmâ's Mund, Brust, Bauch und Füſsen (³). Wenn man aber die Sache genauer betrachtet, so findet sich, daſs die Indischen Ankömmlinge auf Bali im Grunde die politischen Einrichtungen, welche sie, als schon bestehend, antrafen, nicht wesentlich verändert und die Casteneinrichtung nicht sowohl eingeführt, als vielmehr nur ihren Namen den volksmäſsigen Standesunterschieden angefügt haben. Denn Priester und Edle, welche, wie wir gleich sehen werden, vorzüglich die zweite Caste ausmach-

---

(¹) *The distinction into casts was but barely established; of the third, or mercantile class, I see no mention made at all. In so rude a state of society, as that which existed in Java, we cannot, indeed, contemplate more than three orders; — the priests — the rulers, or military, — and the people, or servile body. The priests of Hinduism could readily make such an arrangement, it was, in fact, nearly made to their hands, but the existence of a middle order, or mercantile class, implies a considerable advance in the march of industry and improvement, and such a body, even a religious law could not create. Archip.* II. 232.

(²) *l. c. Asiat. res.* XIII. 130.

(³) Nach Andren stammt die zweite Caste aus den Armen und die dritte aus den Schenkeln her. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* III. 166. Vgl. auch Rémusat im *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 253.

ten, schieden sich von selbst vom übrigen Volke. Zur dritten Caste aber werden auf Bali alle übrigen freien Bewohner der Insel gerechnet, und die vierte machen die Sklaven aus. Auf diese Weise hätte man, wenigstens in späterer Zeit, auch die vier Casten als nach Java verpflanzt betrachten können. In Indien waren doch auch die niedrigste Caste und Sklaverei getrennte Begriffe. Jene diente nicht immer, wurde aber auch eigentlich niemals von der Pflicht den Brahmanen zu dienen, gekauft oder ungekauft, frei, weil dieser Dienst gleichsam in ihrer Natur lag. Der Sklave muſste dies durch irgend eine Art der Erwerbung werden, es muſste ein Ereigniſs vorhergehen, das ihn der Freiheit beraubte. Dennoch ist es nicht zu läugnen, daſs in anderen Stücken diese beiden Begriffe wieder zusammenfallen (¹). Allerdings werden nun wohl die Brahmanen auf Bali eine gröſsere Absonderung in diese Volksclassen gebracht haben. Wie weit dies aber geht, sieht man nicht genau; es wird jedoch ausdrücklich erwähnt, daſs rechtmäſsige Ehen nur zwischen Personen gleichen Standes geschlossen werden können. Auch in den gottesdienstlichen Verrichtungen scheint ein Unterschied zu sein. Die Brahmanen verrichten keinen Gottesdienst in den oben von mir erwähnten, wie es scheint, einheimischer Sitte angehörenden Tempeln; sie überlassen dies den niedrigsten Classen der Gesellschaft, gemeinhin den Sudra's (²). Dies entspringt aber aus der verschiedenen Art des Cultus selbst. Aus allem diesem geht hervor, daſs zwar die Casteneinrichtung auf Bali übergetragen worden ist, allein, so wie der Brahmanismus selbst, sich mehr dem Bestehenden angefügt, als dasselbe gewaltsam umgeändert hat.

Indische Colonien waren auch durchaus nicht im Stande, auf volkreichen Inseln eine solche Volkseintheilung einzuführen, als in Indien seit undenklicher Zeit herrschte. Da sich die Umstände nicht zurückführen lieſsen, durch welche sich in Indien diese politisch-religiöse Absonderung aus dem Volkscharakter selbst herausgebildet hatte, so hätte sie einem fremden Lande gewaltsam aufgedrungen werden müssen, und dies hätte wahre Unterjochung des Landes vorausgesetzt. Die auf Java mangelnde Casteneinrichtung ist wiederum ein Beweis mehr, daſs der Hinduismus sich weniger durch Eroberung, als durch friedliche Ansiedlung daselbst festsetzte. Immer bleibt

---

(¹) Man vergleiche Manu's Gesetzbuch. VIII. 412-417.

(²) Raffles. II. *App.* 237.

aber der Unterschied zwischen Bali und Java auffallend in diesem Punkte. Crawfurd sucht den Grund desselben darin, daſs der rohe Zustand, welchen die Hindu's auf Java vorfanden, nicht erlaubte, eine dritte Classe in dem durchaus dienenden Volke abzusondern, auf Bali dagegen das Verhältniſs ein anderes war, indem dort der Hinduismus später eingeführt wurde, und schon eine mannigfaltigere Abstufung der Bewohner, namentlich die bestimmte Classe der Sklaven vorfand.

Der letztere Umstand ist allerdings sehr wichtig, und das Verhältniſs, in welchem die Sklaverei zum Castenunterschiede steht, ist wohl noch nicht tief und erschöpfend genug untersucht worden. Die unterste Caste wird durch ihre Natur zu einer dienenden, und die Sudra's waren dies bestimmt bei den Indiern, allein dem ganzen tief religiösen Grundbegriffe der Casten wäre es zuwider gewesen, auf sie die Härte und Strenge anzuwenden, mit welcher Griechen und Römer dem Sklaven kaum irgend ein Menschenrecht übrig lieſsen. Dieselbe gerechtere Behandlung ging auch wohl auf die eigentlichen Sklaven über, von welchen es aber überhaupt keine groſse Anzahl gegeben zu haben scheint. Beides stimmt mit der Milde des Indischen Charakters überein. Ob nun auf Java, als die Indischen Einwanderer dort zuerst hinkamen, Sklaverei geherrscht habe, läſst sich nicht nach bestimmten Zeugnissen entscheiden. Indeſs ist es wahrscheinlich, daſs wirkliche Sklaverei erst entstehen konnte, als ein erhöhter gesellschaftlicher Zustand Schiffahrt und damit auswärtige Streifzüge und Handel möglich machte. Die verschiedenen einheimischen Stämme der Insel scheinen sich nicht so bekriegt zu haben, daſs die Gefangenen dadurch in Knechtschaft geriethen. Denn noch heutiges Tages ist niemals ein Javane Sklave eines Javanen, sondern alle Sklaven sind Ausländer oder Abkömmlinge von Ausländern, und wenn ein durch Seeräuberei in auswärtige Knechtschaft geführter Javane in sein Vaterland zurückkehrt, so reicht der bloſse Beweis seiner Abkunft zur Wiedererlangung seiner Freiheit hin (1). Unter diesen Umständen wäre es allerdings möglich, daſs der Unterschied zwischen Java und Bali in Absicht der Casteneintheilung darin gelegen hätte, daſs die Classe der Sklaven bei der Ankunft der Indier sich auf Bali vorfand, dagegen auf Java fehlte, und daſs also keine Volksclasse da war, auf welche man den Begriff der vierten Caste, im Gegensatz mit der dritten, anwenden konnte. Alsdann würde aber auch dieser Umstand die ersten Indischen Einwanderungen auf Java in ein sehr hohes Alterthum zurücksetzen.

---

(1) Raffles. I. 75.

Auch auf Bali ist *warṇa* als Castenbezeichnung unbekannt, die vier Casten werden *chator jalma* genannt. *Chator* heiſst vier, und ist das, auch im Kawi übliche Sanskritwort (चतुर्, *chatur*). *Jalma* wird auch auf Java von Haufen von Menschen, die, als denselben Beschäftigungen gewidmet, eine besondere Classe ausmachen, wie es bei Kriegern, Handwerkern u. s. f. der Fall ist, gebraucht. Die Ableitung aber hat eine gewisse Schwierigkeit. Wenn man das Wort in der Bedeutung von Classe nimmt, so läſst es sich allerdings von der Sanskritwurzel *jal*, जल्, bedecken, einschlieſsen (*to cover, to hide, to encompass*), ableiten. Dennoch scheint diese Ableitung nicht die richtige. Denn im Javanischen heiſst bei Gericke *jalmi* Mensch, bei Crawfurd *jalma* dasselbe und Menschengeschlecht, auf Bali *jalma* (¹) Leute, Volk (*people*). Auch im Sunda- und Lampung-Dialekt ist *jalma* Mensch. Vielleicht ist nun in allen diesen Wörtern eine Vertauschung des *n* mit *l* vorgegangen, die nicht nur an sich in den Sprachen häufig ist, sondern sich auch in denen des Malayischen Stammes findet, wie z. B. das Tagalische *lima*, Hand, im Tongischen zu *nima* wird. Wirklich heiſst auf Bali (²) der Mensch *janma*, was offenbar dasselbe Sanskritische Wort (जन्म) in der Bedeutung von जन, *jana*, ist, welches letztere im Javanischen, als Welt, zu *janna* wird, aber (Crawf. *Voc.*) auch Mensch bedeutet (vgl. जाति, *jâti*). Ob es aber die gleiche Bewandniſs mit *jalĕr* hat, wodurch im Javanischen das Männliche bei Thieren und Menschen angezeigt wird, möchte ich wegen der Endung eher bezweifeln. Man könnte nun zwar, wie unser bedecken zeigt, dies Wort auch von जल्, *jal*, ableiten, und hierfür würde auch das sprechen, daſs diese ganze Wortfamilie auf den Javanischen Kreis beschränkt scheint und das Männliche in den andren Malayischen Sprachen durch andre Laute bezeichnet wird. Man darf jedoch nicht vergessen, daſs die Sanskritwurzel, auch in ihren Ableitungen, so viel ich weiſs, nie auf die

---

(¹) Raffles. II. *App.* 119.

(²) Raffles. II. *App.* 76. Nach Crawfurd (*Archip.* II. 135. *col. b.*) gehört auf Bali für den Begriff Mensch *jalma* dem Volksdialekt, *janma* der vornehmen Sprache an, so daſs hieraus noch mehr die bloſse Lautvertauschung hervorgeht.

Begriffe von Mensch, Menschengeschlecht oder Mann angewendet wird. जाल, *jâla*, bedeutet zwar bei Wilson auch *multitude*, *assemblage*, und dies könnte wohl auch von Menschenmenge genommen werden; doch stammt diese Bedeutung wohl nur von der, auch in जल्, *jal*, liegenden, mit dem Überdecken verwandten Bedeutung der Menge, des Überflusses, aus welcher die Indischen Grammatiker sehr sinnreich auch जल, *jala*, Wasser, herleiten. Immer scheint es nun gewiſs, daſs man in Ländern Malayischer Sprache *jalma* nur für Menschenhaufen, Leute, nehmen kann, in dem Sinne, wie wir Kauf-, Kriegsleute, die Spanier *gente de guerra* sagen.

Die Indischen Namen der beiden untersten Casten kenne ich im Javanischen und Kawi gar nicht; dagegen wird in dem weiter unten näher zu betrachtenden Kawi-Gedicht Brata Yuddha natürlich von Brahmanen (1) geredet, und auch der Name der zweiten Classe kommt im Kawi bald ganz richtig, als *ksatriya* (Brata Yuddha. Jav. Handschr. 90,*c*.), bald mit kleiner Lautveränderung vor, nämlich *satria* und *ksatria*, statt क्षत्र, *kshatra*, क्षत्रिय; *kshatriya*. *Satria* findet sich in *ka-s-in-atria* (B. Y. 123, *d*.). Es ist nämlich hier das Substantivum *satria* durch das eingeschobene *in* zu einem Passivum gebildet: zum Krieger gemacht worden sein, dann durch das Präfix *ka* das Wort wieder zur Substantivform zurückgeführt, und damit das angedeutet, was als kriegerische Gesinnung gilt. So glaube ich das Wort richtig nach der Lesart bei Raffles zu erklären. Der mit Javanischen Lettern geschriebene Text liest *sinnatriya*, und läſst daher das Praefix weg. Die Paraphrase zu dieser Stelle erklärt nur das Wort ohne das Passiv-Infix, und sagt bloſs: *satriya*, *hanaking ratu*, d. h. *Satriya*, Sohn des Königs. Die Erklärung folgt also der gleich zu erwähnenden heutigen Bedeutung des Indischen Ausdrucks. Aber die Identität dieses letzteren mit dem Javanischen Worte ist gleich klar. B. Y. 90, *c*. findet sich wörtlich dieselbe Erklärung. In *kaksatrian* (B. Y. 90, *c*.) ist der Sanskritische Anfangslaut unverfälscht erhalten und das Wort nur durch Javanische Affixa zur Bezeichnung des Abstractum der Kriegergesinnung umgebildet worden. Im heutigen Javanischen drücken jedoch diese Wörter nicht sowohl die Beschäftigung und Lebensweise, als den Stand und die vornehme Geburt aus. *Satriya* (Crawf. *Voc.*) heiſst zuerst Prinz vom Geblüt, und *sa-*

---

(1) 116, *c*. In der Javanischen Paraphrase durch *Pandita* erklärt.

tria (¹) ein Edelmann (*a nobleman*). Wenn dasselbe Wort in Raffles Kawi-Wörterbuch auch einen jungen unverheiratheten Mann bezeichnet (²), so ist dies wieder eine Abbeugung der ursprünglichen Indischen Bedeutung. Der gewöhnliche Soldat, der gemeine Krieger wird im gewöhnlichen Javanischen *prajurit* genannt (³), also auch mit einem sichtbar Sanskritischen Ausdruck, von der Wurzel जूर्, *jûr*, verwunden, tödten.

In die vorher näher erklärten *jalma's*, Leute-Haufen, waren, wie man sieht, auf Java die verschiedenen Handwerker vertheilt, so daſs hieraus eine eigene Classenabsonderung nach der Lebensweise und Beschäftigung hervorgeht. Eine solche gab es auch in Indien, und vermuthlich ist, wie die Benennungen einzelner Handwerke zeigen, diese Einrichtung von Indien nach Java gekommen. Sie mag indeſs auch zugleich ursprünglich Malayisch sein, da sie sich auch auf Inseln findet, mit denen sich ein solcher Indischer Verkehr nicht voraussetzen läſst. Die Javanischen Sagen gedenken verschiedentlich dieser *jalma's*, theils als Begleiter der von Indien her Eingewanderten, theils sonst. Ihre Zahl scheint nicht bestimmt gewesen zu sein, sie war aber vermuthlich sehr ansehnlich, da Raffles allein dreiſsig verschiedene Handwerke mit ihren Javanischen Namen anführt (⁴), so daſs man sieht, daſs die Arbeit nach feinen Unterschieden unter diesen verschiedenen Zünften, — denn so kann man diese *jalma's* nennen — verzweigt war. Sie hatten auch ihre Häuptlinge. Namentlich wird ein solcher des Schmiede-Handwerks erwähnt, welches, vielleicht wegen des Waffenschmiedens, in groſsem Ansehn gestanden zu haben scheint (vgl. unten §. 36.). Der Name der Schmiede selbst, *pandi*, nach Raffles der Eisenschmiede und Messerschmiede, bezeichnet sie, wie die Indischen Pandit's (von पण्डा, *paṇḍâ*, Weisheit, Verstand, Geschicklichkeit), als die Kunstfertigen schlechthin. Denn daſs dies die richtige Ableitung des Wortes ist, beweist das Malayische *pandei*, welches geschickt, erfahren, dann aber auch, in Verbindung mit Eisen oder Gold, einen Eisen- oder Goldschmidt bedeutet.

(¹) Raffles. II. *App.* 175.

(²) *l. c.* 169. *col. a.*

(³) *l. c.* 109.

(⁴) I. 164. In Indien unterschied man eine viel gröſsere Anzahl. A. W. v. Schlegel. Ind. Biblioth. II. 470. 471.

Da die Südsee-Inseln die ursprünglichen Sitten des Malayischen Stammes wohl reiner erhalten haben, so ist es anziehend, mit dem hier Gesagten zu vergleichen, wie Mariner die Classen der Gesellschaft und die Absonderung der Lebensbeschäftigungen auf den Tonga-Inseln schildert (¹). Auch dort ist keine Casteneintheilung, obgleich sehr bestimmt geschiedene Ständeabsonderung, Erblichkeit in einigen Handwerken, doch nur auf Gewohnheit, nicht auf Gesetz beruhend, aber genaue Vertheilung der Arbeit unter eine Menge von Handwerken, und bestimmte Rangordnung unter denselben. Die letztere wird aber nicht nur nach der erforderlichen Geschicklichkeit bestimmt, sondern das geschicktere Individuum eines niedrigeren Handwerks wird in der Gesellschaft auch dem minder geschickten eines höher geachteten vorgezogen.

Es ist bekannt, daſs der Buddhismus (²) dem Unterschiede der Casten entgegen ist, und ihn da, wo er die Zügel der Herrschaft hält, nicht duldet. Dieser Umstand kann aber schwerlich zu Erklärung der Erscheinung, von welcher hier die Rede ist, benutzt werden. Es läſst sich durch nichts beweisen, daſs bloſs Buddhisten sich in Java niedergelassen hätten. Vielmehr kann man im Gegentheil als gewiſs annehmen, daſs der Brahmanismus wenigstens zugleich mit ihnen waltete, höchst wahrscheinlich aber sich vor ihnen daselbst festsetzte, wie A. W. v. Schlegel sehr richtig behauptet (³). Es wäre auch eine ganz willkührliche Annahme, daſs die früher eingewanderten Brahmanen die Castenabsonderung eingeführt, und die später gekommenen Buddhisten dieselbe wiederum abgeschafft hätten. Daſs auf Bali Buddhismus und Castenabsonderung zugleich besteht, ist nicht zu verwundern. Die Buddhisten sind dort die geringere und minder geachtete Classe, und können

---

(¹) II. 74-96. 262-282.

(²) Man vergleiche hierüber die Streitschrift eines Buddhisten gegen die gewöhnliche Brahmanen-Lehre. Wenn das am Ende derselben Angeführte aus ächten Quellen geschöpft ist, so gab es auch unter den Brahmanen solche, welche den Castenunterschied nur in der innern Gesinnung suchten. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* III. 160. Auch die Brahmanische Secte der ausschlieſslichen Verehrer Krishṇa's, welche der Lehre des *Chaitanya* folgte, nahm Leute aller Casten in sich auf, und lieſs dadurch den Castenunterschied in der gemeinschaftlichen Frömmigkeit und Anbetung der von ihr gefeierten Gottheit untergehen (Wilson in den *Asiat. res.* XVI. 117.).

(³) Berl. Kal. 1831. S. 101. 102.

den ihnen an Macht weit überlegenen Brahmanen nicht mit ihren Lehrsätzen in den Weg treten. Crawfurd erwähnt aber auch der Castenabsonderung ausdrücklich nur unter den Anhängern der Brahmanen. Eine auffallende Erscheinung bleibt es, daſs auf der Insel Ceylon der Castenunterschied mit einer Menge von Unterabtheilungen der niedrigsten Classe, ungeachtet der Buddha-Lehre, in vollkommener Geltung ist (¹). Indeſs soll die Absonderung doch von geringerem Umfange, als in Indien, sein, und auch weniger tief auf das Gemüth und den Charakter des Volks einwirken, so daſs sich auch hier der Einfluſs der milderen Religionslehre nicht verkennen läſst.

§. 9.

Wittwenverbrennung.

Nach einer Stelle in Crawfurd's Geschichte des Indischen Archipelagus herrschte bei den alten Javanen die Sitte, daſs die Wittwe dem Manne auf dem Scheiterhaufen nachfolgte, eben so sehr, wenn nicht mehr, als in Indien selbst. Auch indem er des Verbrennens von Sklavinnen bei dem Tode ihres Herrn erwähnt, fügt er hinzu, daſs eine ähnliche Einrichtung unter einem ähnlichen Namen vor der Bekehrung zum Islam auf Java bestanden habe (²). In beiden Stellen aber hält sich Crawfurd in diesen allgemeinen Ausdrücken, ohne ein einziges Beispiel anzuführen, oder die Quelle seiner Behauptung anzugeben. Raffles erwähnt dieser Sitte auf Java nicht, auch in den Sagen, insofern sie wirklich Java betreffen, ist mir nichts darauf Bezügliches vorgekommen.

Ein ganz unverwerfliches Zeugniſs aber für das Bestehen dieses Gebrauches auf Java in der Indischen Zeit liefern zwei in Kawi-Sprache abge-

---

(¹) Davy. *Acc. of Ceylon.* 111.

(²) II. 233. *The ancient Javanese believed in the doctrine of the transmigration of souls, and in that of future rewards and punishments, but of all the practices recommended by the Hindu religion, penances and austerities and the sacrifice of the widow on the funeral pile of the husband, are those alone which the ancient Javanese seem to have carried to an excess which vied with that of their masters, or rather indeed surpassed it.*

II. 242. *A similar institution under a similar name, prevailed in Java before the conversion.*

faſste Steinschriften, von welchen die eine in Raffles Geschichte von Java, die andre in den Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft übersetzt mitgetheilt wird. In der ersteren heiſst es an einer Stelle, wo von dem ehelichen Glück und der ehelichen Treue die Rede ist (1): „So auch ein Weib gegen ihren Gatten, selbst bis zum Tode; ja sie folgt zu der Stätte des Todtenopfers (*pasĕtran.* S. oben S. 8.) oder dem Platz der Selbstopferung; dies wird gelehrt in Schriften (*letters*), welche auf Tafeln (*tablets*) geschrieben worden sind.“ Diese Worte beweisen offenbar, daſs die Verbrennung der Wittwen auf Java wirklich statt fand, und als Liebespflicht gegen den Mann empfohlen wurde.

In der zweiten Steinschrift wird ein wirklicher Fall erzählt (2). Ein König wird in einer Schlacht besiegt und getödtet; sein Leichnam empfängt die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen. „Seine Gemalinnen,“ heiſst es nun in der Schilderung seiner Bestattung, „alle von ausgesuchter Schönheit, wünschten dem Gestorbenen nachzufolgen. Sie verneigten sich und küſsten seine Füſse, sie schienen entschlossen, sein Schicksal zu theilen, es zu ihrem eignen zu machen und ihn nicht zu überleben. Wehe! riefen sie aus, vergiſs nicht den Ausdruck unsrer aufrichtigen Treue. Wir sind vaterlos, wir wollen Dir dienen, wir fühlen uns glücklich, wenn Du uns mit Dir hinwegführst. Du bist unser Rathgeber und Lehrer (*guru*), denn Du warst erfahren in der Kunst der Liebe und wuſstest dem Herzen Freude zu geben. Wir wollen nicht wieder heirathen, wir wollen keinen anderen Herrn über uns erkennen; denn Du allein besaſsest die Kunst der Liebe. Wir fürchten den Gedanken, der Herrschaft eines anderen unterworfen zu sein; wir sind unerfahren und wissen nicht, welches Betragen am meisten gebilligt wird.“ Hier geht die Erzählung zu einem andren Gegenstande über, und der wirklichen Verbrennung wird nicht weiter erwähnt.

Den angegebenen Jahrzahlen nach, stammt die erste dieser Inschriften aus dem Jahre 467 der Aera (A. D. 545), die zweite aus dem Jahre 894 (A. D. 972). Hierüber werde ich mich weiter unten (§. 36.) ausführlicher erklären. Die beiden hier angeführten Stellen schildern den Entschluſs der Wittwen, dem Manne im Tode zu folgen, als einen bloſs freiwilligen. In wiefern nun die eingeführte Sitte und die herrschende Meinung ihn einem wirklich gesetzlichen Gebrauche nahe brachte, läſst sich aus ihnen nicht mit Sicherheit entnehmen. Es ist daher auch schwer zu beurtheilen, an welche Zeit des Indischen Alterthums (¹) sich die Javanische Sitte in Absicht der Wittwenverbrennung anschloſs.

---

(1) Raffles. II. *App.* 225.

(2) Batav. Verhandl. Th. VIII. Abh. 7. S. 12.

In den Kawi-Gedichten finden sich, wie selbst die uns vorliegenden Bruchstücke zeigen, Schilderungen von Fällen, wo Frauen und Mütter ihren Männern und Söhnen im Tode folgen. Es sind aber nur einzelne Beispiele das Leben hinopfernder Zuneigung, und nirgends wird dabei einer eingeführten Sitte oder eines religiösen Grundes erwähnt; auch ist es nicht immer Tod in den Flammen. So kann man es zu einer der schönsten Episoden des Brata Yuddha zählen, wie Satyawati (²) ihren in der Schlacht gefallenen Gemal unter den weit verbreiteten Leichenhaufen aufsucht und sich mit ihrem Dolche neben ihm ersticht. Er, ihrer Treue gewiſs, hat ihren Tod vorausgesetzt, und sie, ehe er die Reise in den Himmel antrat, auf der sie nun seine Gefährtin wird, auf einer Wolke ungeduldig erwartet. Wirklich auf dem Scheiterhaufen stirbt Sundari, die Gemalin Abimanyu's; seiner zweiten Gattin, Utari, wird es abgeschlagen, das Gleiche zu thun, weil sie im achten Monat schwanger ist (³). Mit dem Leichnam ihres Sohnes Gathotkacha (⁴) verbrennt sich Arimbi (⁵), und in einem anderen Kawi-Gedichte, Wiwaha, die Vermählung, betitelt, bereitet sich Kunti zu ihrer Verbrennung vor, weil sie ihren Sohn Arjuna todt glaubt (⁶). Aus allen

---

(¹) Eine sehr interessante Ausführung der ganzen Materie der Wittwenverbrennung in Indien findet sich in v. Bohlen's Schrift: das alte Indien. I. 293-302. II. 21. 55. Ganz vorzüglich aber vergleiche man hiermit eine Stelle in Friedrich Windischmann's Sancara (Bonn. 1833.) *p.* 50., einer an neuen Aufklärungen über das Indische Alterthum und die Indische Philosophie reichen Schrift.

(²) B. Y. 591-620. Raffles schreibt Satia Wati, der Name ist aber offenbar das weibliche Adjectivum von *satya* (सत्य), Tugend, Vollkommenheit.

(³) B. Y. 197-200. 214-228. Die eigentlichen Sanskritnamen sind Abhimanyu, Sundari, Uttarâ.

(⁴) So wird der Name mit Javanischen Lettern in der Handschrift (S. 255. Z. 7.) geschrieben. Die wahre Sanskritische Schreibung ist Ghaṭôtkacha.

(⁵) B. Y. 315-321.

(⁶) Raffles. I. 387.

diesen Beispielen, welchen sich, wenn wir mehrere Kawi-Gedichte besäſsen, vermuthlich noch viele zugesellen lieſsen, kann, wie man leicht sieht, nicht auf eine in Java wirklich herrschend gewesene Sitte geschlossen werden. Die Fabeln dieser Gedichte sind sämmtlich aus Indischen Vorbildern hergenommen, und es lassen sich daher in ihnen eher Indische, als Javanische Gebräuche aufsuchen.

Auf keine Weise aber läſst sich aus diesen Beispielen folgern, daſs namentlich der Brata Yuddha nicht unmittelbar aus dem Indischen Mahâ Bhârata, sondern aus späteren Nachbildungen dieses Gedichts entnommen sei. Denn gerade im Mahâ Bhârata hat Bopp ausführlich erzählte Fälle von Wittwenverbrennungen in bisher unedirten Theilen des Gedichts gefunden. Eine der Gemalinnen Pâṇḍu's, Mâdri, lieſs sich mit seinem Leichnam verbrennen (¹). Auf gleiche Weise besteigen, nach der Erzählung des 16ten Theils des Gedichts, vier Frauen Wasudêwa's, des Vaters Krishṇa's, den Scheiterhaufen ihres verstorbnen Gemales. Ich setze die mir durch die Güte des Hrn. Prof. Bopp mitgetheilte merkwürdige Stelle selbst her. Arjuna war auf die Nachricht von Krishṇa's Tode nach dessen Residenz Dwârakâ (²) gekommen, und es heiſst nun weiter:

> „Am folgenden Tage ging der Sohn Sûra's, Wasudêwa, der „Erhabne, Glanzvolle, seinen Geist entfesselt habend, den höchsten „Gang."

Nach einigen hier folgenden Versen, fährt das Gedicht fort:

> „Welcher Ort dem lebenden Groſsherzigen theuer war, an dem „brachten sie ihm das Opfer der Väter."
>
> „Ihm, dem zum Feuer der Scheiterhaufens gelangten Helden, „dem Sohne Sûra's, stiegen hierauf nach des Gatten vier vorzügliche „Frauen, eingehend in die Welt des Gemales."
>
> „Den also von vier Frauen Begleiteten lieſs der Sohn Pâṇḍu's „verbrennen mit Sandalholz und vielartigen Wohlgerüchen;"
>
> „darauf erscholl das Geräusch des angezündeten Feuers und das „Getön der Hymnen Singenden und der weinenden Menschen." (³)

(¹) Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel, herausgegeben von Bopp. S. x.

(²) Man hält diesen Ort für eine Insel am nördlichen Theile der Küste Malabar.

(³) श्वोभूते ऽथ ततः शौरिर् वसुदेवः प्रतापवान् ।

Aus dem **Râmâyana** führt **Windischmann** (¹) eine Stelle an, wo ein lebenssatter Greis aus eignem Entschluſs den Scheiterhaufen besteigt. Alle solche Stellen für spätere Einschiebsel zu halten, wäre wohl eine mit nichts zu rechtfertigende Kühnheit. Viel wahrscheinlicher ist die von Windischmann geäuſserte Meinung, daſs auch in hohem Alterthume in Indien der freiwillige Tod auf dem Scheiterhaufen Wittwen und betagten Männern, die alle Geschäfte des Lebens abgeschlossen hatten, und sich nun nach überirdischem Dasein sehnten, erlaubt, aber auf keine Weise geboten, ja bei weitem nicht einmal in allgemeine Sitte übergegangen war. Dies bestätigt das Beispiel der beiden Gemalinnen **Pâṇḍu's**, indem **Mâdrî** ihm in den Tod folgte, **Kuntî** dagegen fortlebte, um sich der Erziehung seiner fünf Söhne zu widmen. Es hing also von der innern Neigung und äuſseren Umständen ab, ob die Wittwen ihre Männer überlebten oder nicht. Hiermit stimmen auch die oben aus den Kawi-Gedichten angeführten Beispiele genau überein.

Der der Insel Bali unmittelbar gegenüber liegende Theil der Javanischen Küste, die Provinz **Blambangan**, gehörte bis zu sehr später Zeit zu der kleineren Insel. Man könnte daher, wenn es an anderen Beweisen mangelte, aus der Erzählung, die von dem freiwilligen Tode der Weiber eines Königs bei seinem Begräbniſs in jener Gegend gemacht wird, nicht auf die Sitten im übrigen Java schlieſsen (²). Auf der Insel Bali besteht der Gebrauch der Wittwenverbrennung als wirkliche Volkssitte. Crawfurd giebt

---

हुत्वा ऽत्मानम् महातेजा जगाम गतिम् उत्तमाम् ॥

* * *

इदन् तु देहः सितम् तस्य शोकतो अभूत् महात्मनः ।
तत्र .... पितृमेधम् प्रचक्रिरे ॥
तत्र् चिताग्निर् गतं वीरं शूरपुत्रं वराङ्गनाः ।
ततो ऽन्वारुरुहुः पत्युस् चानलः पतिलोकगाः ॥
तं वै चतसृभिः स्त्रीभिर् अन्वितम् पाण्डुनन्दनः ।
अदाहयच् चन्दनेषु च गन्धैर् उच्चावचैर् अपि ॥
ततः प्रादुरभूद् शब्दः समिद्धस्य विभावसोः ।
सामगानाञ् च निर्घोषो नराणां रुदताम् अपि ॥

(¹) Sancara. S. 51.

(²) Crawf. *Archip.* II. 253.

darüber die bestimmtesten Nachrichten, und erzählt ausführlich einzelne Beispiele(1). Es ist dies um so merkwürdiger, als auf Bali bestimmt nur Siwa- und Buddha-Dienst angetroffen wird und beide Lehren den freiwilligen Tod der Wittwen verwerfen. Dies ist schon in Java auffallend, doch war auf dieser Insel dieser zwiefache Cultus wohl nicht ausschlieſsend herrschend gewesen. Ein wichtiger Umstand ist es, daſs, unseren Nachrichten nach, die Verpflanzung des Siwaiſmus nach Bali erst spät, und also in einer Zeit erfolgte, wo die Wittwenverbrennung in Indien eine schon ganz übliche Sitte war. Vielleicht fanden aber auch die nach Bali kommenden Brahmanen schon die, mehreren Völkern gemeinschaftliche Sitte, die Weiber ihre Männer nicht überleben zu lassen, vor, und lenkten sie nur auf den bestimmten Tod in den Flammen hin, der aber auch nicht der auf Bali allein herrschende ist, da die Sklavinnen, welche man mit dem Leichnam ihrer Königin verbrannte, nach Crawfurd's ausführlicher Erzählung, mit Dolchstichen umgebracht wurden, und die Weiber in Blambangan in dem eben erwähnten Beispiel sich selbst ebenso ermordeten. Im Ganzen kommt zwar die Wittwenverbrennung auf Bali mit der in Indien selbst überein, jedoch ist es ein wichtiger Unterschied, daſs auf Bali, was in Indien nicht zulässig war, auch die Weiber der vierten Caste den Scheiterhaufen besteigen dürfen. Sie thun es aber selten, und noch seltner die der Brahmanen. Am häufigsten sind diese Opfer in der zweiten und dritten Caste. Diese Verbrennungen auf Bali zeichnen sich zwar bei dem Tode fürstlicher Personen besonders durch die Menge der zugleich fallenden Schlachtopfer aus, deren man einmal über 70 zählte. Allein auch Indien liefert, wenigstens in späterer Zeit, Beispiele ähnlicher Barbarei.

Dafür daſs, wie auch Crawfurd glaubt, das freiwillige Sterben der Weiber bei dem Tode ihrer Männer eine ursprüngliche Volkssitte auf Bali war, spricht der Umstand, daſs derselbe Gebrauch auch auf einigen Inseln der Südsee, also bei Völkern desselben Stammes, angetroffen wird. Auf den Fiji-Inseln wird allemal die vornehmste Frau eines Häuptlings neben dem Leichnam ihres gestorbenen Mannes erdrosselt und dann mit ihm in der dort üblichen, sitzenden Stellung begraben. Derselbe Gebrauch herrschte, bis er erst vor ganz kurzer Zeit abgeschafft worden ist, auf der Insel Tonga in

---

(1) *Archip.* II. 241-253. *Asiat. res.* XIII. 135. 136.

Absicht des *Tooitonga*, des priesterlichen Oberhauptes der Insel (1). Die Ermordung von Sklaven bei dem Leichenbegängniſs von Häuptlingen wird auch von den Philippinischen Inseln berichtet. Solchen, welche sich mit Schiffahrt beschäftigt hatten, gab man ihr Schiff und die nöthige Anzahl der Ruderknechte mit in das Grab (2).

Auf Bali weihen sich, wie man schon aus den obigen Beispielen sieht, sowohl Ehefrauen, als Sklavinnen dem Tode. Jede dieser Weihungen führt einen besonderen Namen: die erste wird *satya* (3), die zweite *bela* genannt. Auch im Brata Yuddha ersticht sich Satyawati's Dienerin mit demselben Dolche, welcher das Leben ihrer Herrin geendet hat, mit den einfachen Worten: „In jeden Zustand folge ich Dir. Wen wolltest Du haben nach Wasser zu senden? Wer wüsche die Füſse meiner edlen Herrin, wäre ich nicht mit ihr?"

Ehe ich diese Materie verlasse, halte ich es dem Zweck dieser Schrift für angemessen, noch einige Worte über den Namen der Todesweihung der Sklavinnen und Dienerinnen, *bela*, hinzuzufügen. Crawfurd übersetzt ihn durch Vergeltung, und bezieht das Wort also auf die dem verstorbenen Herrn noch im Tode bewiesene Dankbarkeit (4). Ich finde aber das Wort in dieser Bedeutung in keinem meiner Wörterbücher, und die Ableitung desselben ist nichts weniger als gewiſs. Zuvörderst muſs ich bemerken, daſs im eigentlich Malayischen, als in welcher Sprache allein in diesem Stamme ich ein eigenes Wort (5) für die Wittwenverbrennung kenne, *bīlā*, den früher gestorbenen Ehegatten im Tode begleiten, sich ihm opfern, heiſst, daſs aber Marsden, und unstreitig mit Recht, dies Wort gänzlich von dem, vom Sanskritworte वेला, *wélá*, herstammenden *bīla*, Zeit, gelegene Zeit, trennt, obgleich वेला, *wēlâ*, wirklich von plötzlich erfolgendem Tode gebraucht wird. *Bela* ist also vielleicht das Malayische *bīlā*. Verfolgt man den Ursprung des Worts weiter, so gehört, wenn die Bedeutung der Vergeltung in ihm liegt, dasselbe zu der durch mehrere Malayische Sprachen gehenden Wortfamilie von *bili*, vertauschen, verkaufen, überhaupt handeln (*bilì* Tagalisch, *bilī* Malayisch, *vidi* Malacassisch (1)), und noch mehr läſst sich für diese Bedeutung das Tagalische *bilang* (*en lugar*), an der Stelle, anstatt, anführen. Vielleicht aber ist in dem Worte eine Verwechslung von *b* mit *w* vorgegangen. Bei dieser Annahme wird man auf ein anderes Wort geführt, dessen Bedeutung so vortrefflich hierher paſst, daſs man sich wohl geneigt fühlt, bei ihr stehen zu bleiben. *Wĕllas* heiſst im Javanischen Mitleid (Crawf. *Voc. compassion.* Ger. *wĕlas*), und *wilus* dasselbe (Crawf. *Voc. pity*); nach Raffles (2) ist das erste Wort auch Güte. Das Verbum *hawĕlas*, Mitleid erregen, findet sich im Brata Yuddha (123, *b.*) (3). Es ist wohl kein Zweifel, daſs dies Wort dasselbe mit dem Tagalischen *vilì* ist, welches Zuneigung, Liebe, und zwar diejenige Liebe bedeutet, in der es Einem mit der geliebten Person so wohl ist, daſs man sie nicht aus dem Herzen verlieren möchte. Dies gerade nun paſst auf die in diesem Todtenopfer vorhandene oder vorauszusetzende Gesinnung. Das Tagalische *vilì* möchte wohl metaphorisch mit dem Tongischen *vela*, heiſs, brennen, wärmen, zusammenhängen, und vielleicht ebenso das Tagalische *bilàr*, an der Sonne ausbreiten, sonnen. Für die Ableitung von *bela* unmittelbar auf die Bedeutung des Verbrennens zurückzugehen, rechtfertigt bei diesem Worte sonst im Malayischen und Javanischen keine Analogie. Es schiene daher hier nicht passend. Auf einen anderen Ideenzusammenhang, dem ich jedoch gar kein Gewicht beilegen möchte, führt das Tongische *velo*, Wurf, z. B. von Speeren gebraucht, da in Blambangan die Cärimonie so verrichtet wurde, daſs eine der Weiber eine Kugel warf, und sich dann alle an dem Fleck, wo diese hinfiel, ermordeten. Daſs übrigens das zuletzt angeführte Tongische Wort auch in den westlicheren Malayischen Sprachen vorhanden ist, scheint das Javanische *balang*, Wurf (Ger. Vgl. βάλλω), zu beweisen.

---

(1) Mariner. I. 330. II. 209.

(2) *Nouv. Journ. Asiat.* VIII. 32. 39.

(3) Auch in Indien ist *sati*, wörtlich die Tugendhafte, die feierliche Benennung der sich opfernden Wittwe.

(4) *Archip.* II. 242. *While the name of the latter is a native term implying retaliation or retribution, in strict conformity with one of the most prevailing sentiments of the human mind in the earliest stages of social existence.*

(5) In der Tonga-Sprache wird von dieser Weihung geradezu der Ausdruck erdrosseln, nämlich *nau*, binden, *gia*, die Kehle, gebraucht.

---

(1) Der diesen Wörtern zum Grunde liegende Begriff ist, wie sich aus andren Analogien beweisen läſst, das hin und her, herum Geben der verhandelten Waaren, so daſs man auch das Tongische *vili*, ein Bohrer, und *vilo* (*to twirl, to spin round*), schnell rund herum drehen, hierher ziehen muſs.

(2) II. *App.* 113.

(3) Man erkennt den Verbalvorschlag schwer in Raffles Schreibung und Wortabtheilung *pana welas.* Der handschriftliche Text hat, nur mit Unterdrückung des *ĕ* in *wĕlas*, *pannawlas*, wo also an die Partikel *pan* das Verbum *hawĕlas* angehängt, dessen Anfangs-*h* aber dem End-*n* der Partikel assimilirt ist.

Drittes Capitel.

Einführung und Einfluſs des Buddhismus auf Java.

§. 10.

Einleitende Betrachtungen.

Neben dem groſsen und entschiedenen Einfluſs, welchen Indien durch seine Civilisation und Litteratur auf nahe und ferne Länder ausübte, wirkte es noch vorzugsweise mächtig durch eine Lehre, die es absichtlich, und nicht ohne blutige Zwiste, aus seinen Gränzen ausstieſs. Die Auswanderungen der Anhänger des Buddha-Systems brachten in dem östlichen und einem groſsen Theile des mittleren Asiens eine der wichtigsten Revolutionen hervor, deren die Geschichte gedenkt, und stifteten eine Religion, welche gegenwärtig, nach einer gar nicht übertrieben scheinenden Berechnung, 192 Millionen Bekenner zählt (¹). Man muſs freilich gestehen, daſs, was anfangs eine philosophische Lehre war, und eine erleuchtete und menschenfreundliche Reform des ausschlieſslichen, herrschsüchtigen und von vielen Seiten verderblichen Brahmanenthums beabsichtigte, da, wo es selbst herrschend wurde, zu einem Gewebe gehaltloser Formeln und Cärimonien herabsank, oder sich in eine unverständliche Mystik verlor. Allein es bleibt auch auf der andren Seite gewiſs, daſs eben diese Lehre ganz rohe und ungebildete Völkerstämme zu gröſserer Menschlichkeit und Gesittung führte (²). Es läſst sich daher wohl behaupten, daſs der Buddhismus die Civilisation bis auf einen

---

(¹) Klaproth im *Nouv. Journ. Asiat.* V. 307. 308.

(²) Schmidt in den Mem. der Petersb. Akad. I, 3. *p.* 254. Klaproth im *Nouv. Journ. Asiat.* V. 306. 307. und in den *Tableaux hist. de l'Asie.* 62. 63.

gewiſsen Punkt erhebt, dann aber der Bildung jeden höheren und freieren, selbst allen phantasiereichen Aufschwung verwehrt, den sie Religions-Ideen verdanken könnte. Wirklich scheint dies der Zustand aller Länder, in welchen die Buddha-Lehre Wurzel gefaſst hat, und wo nicht, wie in China, wissenschaftliche Cultur schon viel früher und aus ganz anderen Ursachen hervorgegangen war.

Eine so wichtige und wunderbare Erscheinung muſste natürlich die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auf sich ziehn, und man hat, vorzüglich in den letztvergangenen Jahren, von mehreren und ganz verschiedenen Seiten her die schätzbarsten Aufklärungen über dieselbe erhalten. Sie sind aus mehrfachen Quellen, und vorzüglich aus Nepal und aus Chinesischen und Mongolischen Schriften geschöpft worden, und für jeden dieser verschiedenen Zweige der orientalischen Litteratur haben sich Forscher von anerkannter Gründlichkeit und ausgezeichnetem Scharfsinn gefunden. Die dadurch zusammengetragenen Berichte weichen indeſs zum Theil sehr von einander ab, und scheinen sogar in einigen Punkten widersprechend. Es wurde daher gerade jetzt, ehe es möglich war, mit Erfolg weiter vorzuschreiten, vorzugsweise nothwendig, das Gesammelte in einen Mittelpunkt zu vereinigen, die Abweichungen auszugleichen, oder, wo dies unmöglich war, klar neben einander zu stellen, und auf diese Weise eine Übersicht über alles Erforschte zur festen Bestimmung des nun erreichten Standpunkts zu gewähren. Es ist nie genug zu betrauern, daſs der Gelehrte, welcher sich diesem Unternehmen widmete, demselben gerade in dem Augenblicke entrissen wurde, in welchem er die letzte Hand daran legen wollte, und wo er die Materialien dazu schon zum gröſsten Theile gesammelt hatte. Wenn man den kurzen Abriſs der Arbeit liest (¹), welche Abel-Rémusat über den Buddhismus herauszugeben im Begriff stand, so bewundert man den Umfang derselben und fühlt zugleich doppelt, wie unersetzlich der Verlust dieses Mannes auch in dieser Hinsicht ist. Denn er vereinigte in dem ausgezeichnetsten Grade die tiefsten, gründlichsten und ausgedehntesten Sprach- und Geschichtskenntnisse mit der Gabe, auch sehr verwickelte Thatsachen auf fruchtbare Resultate zurückzuführen, und dem glücklichsten Talente lichtvoller und anziehender Darstellung.

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 495.

Am wenigsten ist bisher von dem Übergange der Buddha-Lehre auf den Indischen Archipel und alle von Asien südlich gelegene Inseln bekannt. Es versteht sich, daſs ich hier Ceylon ausnehme, und nur von den von Malayischen Stämmen bewohnten rede. Vielleicht enthält das aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts herstammende Chinesische Werk, welches Abel-Rémusat übersetzt hatte und an dessen Herausgabe er durch den Tod verhindert wurde, der Fo-koue-ki, auch Nachrichten über den Religionszustand Java's. Bis jetzt ist jedoch nur soviel daraus bekannt, daſs der Buddha-Geistliche Fa-hian, dessen Reise darin beschrieben wird, auf der Rückkehr von Ceylon nach China in Java landete (1) und fünf Monate daselbst verweilte. Auf Java selbst mangelt es zwar an allen eigentlich historischen Nachrichten über den Buddhismus. Er hat aber deutlich erkennbare Spuren auf der Insel zurückgelassen, und durch sorgfältiges Zusammennehmen des über diesen Cultus aus andren Gegenden her Bekannten läſst sich über diese noch ein gröſseres Licht verbreiten. Die hieraus flieſsenden Resultate sind sogar für die Kenntniſs des Buddhismus überhaupt nicht ohne alle Wichtigkeit. Noch bedeutend mehr lieſse sich aber vielleicht aus den auf der Insel Bali noch jetzt vorhandenen religiösen Schriften entnehmen, von welchen ich gleich ausführlicher reden werde.

Der Gang meiner gegenwärtigen Untersuchungen legt mir, auch abgesehen von dem Interesse, welches der Buddhismus erweckt, die Pflicht auf, darauf einzugehen, inwiefern diese Lehre und die Vertreibung ihrer Anhänger aus Indien auf die Festsetzung des Hinduismus in Java Einfluſs gehabt haben dürfte, und ich werde daher diesen Punkt so weit zu verfolgen suchen, als es die mir zu Gebote stehenden Hülfsmittel erlauben.

§. 11.

Heutiger Religionszustand auf der Insel Bali.

Ich fange mit dem Zustande des Buddhismus auf der Insel Bali, als der einzigen jener Meere an, wo noch heute die Buddha-Lehre in Wirksamkeit ist, um an diese sichersten und deutlichsten Thatsachen dasjenige anzuknüpfen, was nur an dunklen Spuren erkannt werden kann, oder auf bloſser Vermuthung beruht.

---

(1) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 238. Malte-Brun. Geogr. 2te Aufl. I. 465. 466.

Die Eingebornen von Bali sind theils Anhänger des Siwa-Dienstes, theils Buddhisten. Die Priester von beiden nennen sich Brahmanen. Die Religionslehre, welcher sie folgen, wird mit dem gemeinschaftlichen, von der Wurzel गम्, *gam*, gehen, herkommenden Namen *âgama* (1) belegt, welchen bekanntlich im Sanskrit Schriften heilig gehaltenen Inhalts tragen, der aber im Javanischen für Religion gebraucht wird. Die Vergleichung einer Schrift oder Lehre mit einem Gange, den man vornimmt, ist an sich natürlich (2); die Metapher war aber auch den Buddhisten (3) und Siwaitischen Tantrika's (4) vorzugsweise eigen. Wir werden durch die Folge dieser Untersuchungen (§. 42.) auf die verwandten Buddhistischen Benennungen *Sugata* und *Tathâgata* geführt werden, und auch das Sanskritische *mârga* (5), Weg, dann aber auch Nachsuchung, Forschung, ist ein ganz eigentlich Buddhistischer Ausdruck für Lehre (6).

Die Buddhisten machen den bei weitem geringeren Theil der Bevölkerung aus. In dem Gebiete der fürstlichen Familie Karang-assam, welches ungefähr die Hälfte der Insel einnimmt, sind nur drei kleine hauptsächlich von Buddhisten bewohnte Distrikte (7). Von der Lebensart ihrer Priester wird angeführt, daſs sie keinen Unterschied in den Speisen beobachten, welche sie zu sich nehmen (8). Die Siwa-Brahmanen dagegen thun nicht bloſs dies, sondern enthalten sich oft gänzlich des Fleischessens; sie reden daher auch von den Buddha-Priestern mit groſser Geringschätzung, aber ohne alle Erbitterung. Denn beide Secten leben in vollkommnem Frieden neben einander, und obgleich der Siwa-Dienst, welchem auch die regierenden Familien angehören, als der herrschende angesehen werden muſs, so erdulden die Buddhisten darum keine Art der Verfolgung.

---

(1) *Asiat. res.* XIII. 129.

(2) Das gewöhnliche Wort für lesen im Sanskrit ist von der Wurzel *i*, gehen, hergenommen.

(3) Colebrooke. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 558.

(4) Wie in den Tantra's das Wort *âgama* von den Offenbarungen Siwa's gegen Pârwati gebraucht und wie sein Ursprung erklärt wird, sehe man *Asiat. res.* V. 53. 54. Moor. 401.

(5) *Nouv. Journ. Asiat.* V. 132.

(6) Nach Raffles (II. *App.* 236.) sind *degama* und *agama* auch die Namen der Gesetzbücher auf Bali. Dies ist an sich nicht auffallend, da Gesetz und Religion nach Indischer Vorstellungsart in naher Verbindung stehen. Dagegen begreift man nicht, warum gerade das erstere Wort, unstreitig *adhigama*, für den Civil-, das zweite für den Criminal-Codex gebraucht wird.

(7) *Asiat. res.* XIII. 129.

(8) *l. c.* 134. Vgl. *Transact. of the litt. soc. of Bombay.* III. 505.

Die Tempel, welche noch zu gottesdienstlichem Gebrauche auf Bali dienen, sollen zwar zum Siwa-Cultus gehören, es ist aber sonderbar, daſs die Verrichtung des Gottesdienstes darin nicht von den Brahmanen selbst besorgt, sondern zum Theil der niedrigsten Volksclasse überlassen wird (¹). Diese Tempel heiſsen *Sanga* (²). Man wird durch dies Wort an den feierlichen und ganz gewöhnlichen, aber für die Gemeine, nicht für die Tempel gebrauchten Buddhistischen Ausdruck erinnert. Es scheint dasselbe mit dem im Javanischen für Tempel gewöhnlichen (³) *sanggar*.

Da Crawfurd sich in Bali an einem, von den Wohnplätzen der Buddhisten entfernten Orte aufhielt, so konnte er nur das wenige, hier aus ihm

---

(¹) Crawf. *Archip.* II. 238. Diese Priester oder vielmehr Wächter heiſsen *Mĕmangku*, von dem, nur mit der Verdopplungs-Sylbe versehenen Verbum *mangku* (bei Gericke *mĕngku*), verwalten, regieren. Die ursprüngliche Bedeutung des Worts ist in den Schooſs nehmen, daher umringen, einschlieſsen (Crawf. *Voc.*). Das Grundwort im Javanischen und Malayischen ist *pangkū*, der Schooſs, der Busen, *gremium*. Das Malayische *memañgkū* scheint bloſs die ursprüngliche Bedeutung, und nicht die metaphorische zu haben. Diese aber liegt in *pamañgkō*, *mañgkō-būmi*, dem Malayischen Namen des ersten Staatsministers, des unmittelbaren Stellvertreters des Monarchen. Über das Wort selbst sehe man noch unten 2. Buch.

(²) *Asiat. res.* XIII. 138. S. unt. §. 42.

(³) Crawf. *Voc.* Für die jetzt in Trümmern liegenden Hindu-Tempel wird gewöhnlich *chandi* gebraucht. Man könnte hierbei an Chaṇḍî, einen Namen Durgâ's, und Chaṇḍâ, den einer eignen Jaina-Göttin denken; doch spricht gerade kein besonderer Grund für diese Ableitung. Crawfurd bemerkt (*Asiat. res.* XIII. 340.), daſs das Wort eigentlich für eine rund-pyramidalische Erhöhung, einen solchen Thurm (*a spire*) genommen wird, was wohl aus der pyramidalischen Form der meisten dieser zertrümmerten Tempel zu erklären ist. Nach Raffles (II. *App.* 121.) ist es ein Krama-Ausdruck für Grab. Wahrscheinlich ist das ursprüngliche Wort das Sanskritische छन्द, *chhanda*, heimlich, einsam, abgesondert. Der eigentliche Ausdruck für einen Buddha-Tempel ist das Sanskritische *chaitya*, Opferplatz, Opfergebäude. *Wihâr* (विहार, *wihâra*), insofern es auch Tempel bedeutet, wird in einem andren Sinne genommen. Man sehe über den Unterschied *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 241. 245. 246. *Asiat. res.* XVI. 442. 443.

Entnommene über dieselben mittheilen. Raffles (¹) verweilte nur sehr kurz auf der Insel, es finden sich aber demungeachtet bei ihm zwei Berichte über die daselbst herrschenden Religionssysteme, bei denen nur zu bedauern ist, daſs nicht bestimmt genug unterschieden wird, was darin dem Siwa-Dienst und der Buddha-Lehre angehört.

In dem ersten, der allgemein von den Bewohnern Bali's redet, werden *Batara's* (²) und *Dêwa's* unterschieden. Die ersteren sind Guru, Brahma, Sinnbild des Feuers, Wishnu, Sinnbild des Wassers, und Siwa, Sinnbild der Luft. Von den Dêwa's werden genannt Dêwa gĕdê sĕgara, die Gottheit des Meeres, Dêwa gĕdê dalam, ein Sinnbild des Todes, Dêwa gĕdê Bali hagung, die Gottheit, in deren, nahe bei dem Pallast des Fürsten befindlichen Tempel das gemeine Volk an bestimmten Tagen dem Gottesdienst beiwohnt, endlich Dêwa gĕdê gunung hagung, eine noch allgemeiner verehrte, von allen Fürsten und allem Volke in Bali angebetete Gottheit.

Die Bedeutung dieser Namen zeigt von selbst, was man sich unter diesen Gottheiten denkt. *Gĕdê* und *hagung* heiſsen im Javanischen groſs. *Sĕgara* ist das Sanskritische सागर, *sâgara*, Meer. *Gunung* ist Berg, und wir werden gleich sehen, daſs dies Wort hier Beziehung auf die Lage des Tempels zu haben scheint. Nur wie *dalam* Tod bedeuten soll, ist weniger deutlich; *dhalĕm* heiſst Haus, und noch bestimmter Pallast, es wird aber auch allgemein für das Innere überhaupt und für die Präposition in genommen. Auf diese Weise ist das Wort vermuthlich hier metaphorisch auf den Tod bezogen. Vielleicht ist aber auch durch Verwechslung des *n* mit *l* das Sanskritische *nidhana*, Tod, Untergang, der Ursprung des Wortes.

Mahâdêwa wird in den heiligen Büchern erwähnt, macht aber keinen Gegenstand der Verehrung aus. Dies soll wohl nur soviel heiſsen, daſs Siwa nicht gerade unter diesem Namen angebetet wird. Batara Guru wird als der höchste Gegenstand der Verehrung angesehen. Er steht aber unter

---

(¹) II. *App.* 239. 240.

(²) Ich bemerke hier, daſs ich Batara immer Sanskritisch mit einem unaspirirten *t* schreibe, um die Abstammung des Wortes von अवतार, *awatára*, sichtbar zu erhalten. Im Javanischen aber wird ihm dasjenige *t* gegeben, welches den vorletzten Buchstaben des Javanischen Alphabets ausmacht, und das bei Roorda und Gericke *th* geschrieben wird.

der Gottheit Sang yw̃ang tunggal, dem einzigen Gotte, und ist ein Mittler (1) zwischen ihr und der Menschheit.

Tunggal oder *tunggil* heiſst einzig, alleinig, mit vorgesetztem *sa* ist es das Krama-Wort für eins.

Eine ausführliche Erläuterung erfordert *yw̃ang.* Ich bemerke zuerst, daſs Raffles das Wort immer *yang*, Gericke, so wie Crawfurd (2), *yw̃ang* schreibt. Dieselbe doppelte Schreibung findet auch mit Javanischen Buchstaben statt. Das Wort wird nämlich gewöhnlich mit einem *Pingkal*, welches mit einem *Chĕchak* schlieſst, geschrieben (s. unten 2. Buch). Es geht aber dem *Pingkal* bald ein *y*, bald ein *h* voraus. Das erstere findet sich immer bei Crawfurd und Gericke, so wie auch in einigen Stellen der Handschrift des Brata Yuddha (3), und das Wort lautet alsdann *yw̃ang.* Die andere Schreibung haben andere Stellen der Handschrift (4), wo man also mit lateinischen Buchstaben genau *hỹang* schreiben muſs. Da aber das *h* hier nicht ausgesprochen, sondern nur gesetzt wird, weil *Pingkal* nicht ohne einen vorangehenden Consonanten geschrieben werden kann, so schreibt man einfacher und gleich richtig in diesen Fällen *yang.* Daſs zwischen beiden so geschriebenen Wörtern ein Unterschied der Bedeutung sein sollte, kann ich nicht glauben, da die handschriftliche Paraphrase des Brata Yuddha z. B. sang yw̃ang Rudhra (102, *b.*), der Gott Rudhra, und dagegen (96, *d.*) sang hỹang Surêndhra schreibt. In beiden Fällen bedeutet das Wort offenbar dasselbe, und die letzte Redensart wird auch ausdrücklich durch Bathara hêndhra, der Gott Indra, erklärt (5). In Crawfurd's bloſs Javanischem Wörterbuche findet sich auch ohne *Pingkal*, mit reinem Halbvocal *y*, *sang yang* erklärt durch *Dhêwa*.

---

(1) Raffles. *Mem.* 171.

(2) *Archip.* II. 219. *ywang Wanang* (s. unt. 2. Buch). Gericke. Gr. 8. nach Holländischer Aussprache *jwang.*

(3) Handschr. des B. Y. 102, *b.*

(4) B. Y. 19, *a.* 39, *d.* 77, *c.* 96, *d.*

(5) Im B. Y. selbst kommt das Wort nicht häufig vor. In zwei Stellen kann es sehr füglich auch als artikelartiger Titel und als ehrendes Beiwort genommen werden. Es steht nämlich 19, *a.* vor *rĕsi*, die Heiligen des Himmels, und 77, *c.* vor *parwata*, die Berge. In dem ersteren dieser Verse erklärt die Handschrift das Wort nicht besonders, in dem zweiten setzt sie als Erklärung zu *hỹang parwata* hinzu: *gunung luhur*, hohe Berge. Dies letzte beweist, daſs das Wort, auch als Titel, den Begriff der Gröſse und Erhabenheit mit sich führt, und daſs Raffles (*Mem.* 171.) *sang yw̃ang tunggal* ganz richtig durch

Gericke übersetzt *yŵang* geradezu durch Gott, und es wird, auch allein, jetzt so gebraucht; *takdhir-ring Yŵang*, der unabänderliche Rathschluſs Gottes [1]. Meiner Meinung nach aber hat es ursprünglich eine ganz andere Bewandtniſs mit demselben. Zuvörderst glaube ich mich vollkommen versichert zu haben, daſs es weder aus dem Sanskrit, noch aus dem Arabischen stammt [2], sondern einheimischen Ursprungs ist. Nach Crawfurd's Javanisch-Englischem Wörterbuch ist es nur ein den Namen der Gottheiten vorgesetzter Titel, und ich halte es für das Malayische *ĭang*, welches als Pronomen demonstrativum und relativum der, der welcher u. s. w. heiſst [3]. Denn die gewöhnliche Stellung des Javanischen *yŵang* ist die, daſs es, wie oben, auf *sang*, auch ein artikelartiges, gleichfalls zum Titel gewordenes Pronomen (s. unten 2. Buch), folgt und nach sich einen Namen oder ein auf die Gottheit bezogenes Adjectivum hat; *sang yŵang tunggal*, der, welcher einzig. Ganz ähnlich sagt man für Gott im Malayischen *tūhan ĭang menjādi*, der Schöpfer, wörtlich: der Herr, welcher schafft, und *ĭang de pertūan*, der, welcher regiert. Von diesem beständigen Ge-

---

den groſsen Alleinigen übersetzt. Eine Stelle, wo auf das Wort kein Substantivum folgt (39, *d.*), hat mir noch nicht klar werden wollen. Die Paraphrase erklärt aber das Wort an dieser Stelle durch *lĕwih* (das Malayische *lebih*), mehr, übertreffen. In 102, *b.* steht das Wort verdoppelt hinter *dhéwi*, und die Handschrift erklärt es durch *dhéwi rati*. *Rati* wird in derselben Handschrift durch *banuwati* (wenn es kein Name ist, von भानु, *bhánu*, die Schöne, Glänzende) erklärt. Nach Raffles Kawi-Wörterbuch (II. *App.* 168. *col. a.*) ist *rati* der Mond, und in der Indischen und Javanischen Mythe die Gemalin Kâmadêwa's.

(1) Gericke's Lesebuch. S. 107. Z. 11.

(2) Nach einer Notiz, welche ich der Güte des Hrn. Geh. Regierungsraths Wilken verdanke, wird in dem groſsen, Siebenmeer betitelten Wörterbuche des Sultans von Oude (VI. 152.) *yehán*, يهان, für ein Wort, welches in der Zend- und Pazend-Sprache Gott bedeutet und einer der Namen des allerhöchsten Schöpfers ist, gegeben. Nach Hrn. Prof. Bopp's Versicherung findet es sich im Zend nicht, dagegen scheint es Eins mit dem Neupersischen Worte *jehán* oder *jihán*, جهان, Welt (Sanskritisch *jagat*). Allein auch dies *yehán* scheint mir nicht mit dem hier besprochenen Worte zusammenzuhängen.

(3) Auch im Tagalischen giebt es ähnlich klingende Pronomina, und vielleicht steht selbst das Sanskritische *ya* damit in Verbindung. Hiervon werde ich weiter unten (2. Buch) ausführlicher reden.

brauch scheint das Wort im Javanischen in einen Titel der Gottheit überhaupt, und endlich auch allein und ohne anderen Zusatz, in die Bezeichnung des Begriffs der Gottheit selbst übergegangen zu sein. Es gehört übrigens im heutigen Javanischen keinesweges dem Pronomen an, und es ist nicht unmerkwürdig, daſs dieser titelartige Vorschlag aus einer andren Malayischen Sprache, oder vielleicht der älteren Sprache überhaupt genommen ist. Mit *sang* verhält es sich auf ähnliche Weise.

Zusammensetzungen der obigen Art sind in Crawfurd's Wörterbüchern *ywang guru*, der, welcher Lehrer ist; *ywang widhi*, der, welcher das Gesetz ist, ursprünglich, vom Sanskritischen विधि, *widhi*, gewiſs in diesem Sinne gebraucht, obgleich nach Gericke *widhi* jetzt Gott, und nach Crawfurd hoch, erhaben heiſst; *ywang sukma*, der Herr des Lebens, nach Crawfurd, allein, da *sukma* (von सूक्ष्म, *sûkshma*, klein, zart, ein Atom, die unsichtbare, alles Dasein durchdringende Seele) Javanisch Geist heiſst: der, welcher der Geist; *ywang mannon* in derselben Bedeutung, als das vorige, vielleicht von मनन, *manana*, Verstand, Einsicht, ! auf jeden Fall von der Wurzel मन्, *man*.

Im heutigen Sprachgebrauche hat nun das Wort in allen diesen Zusammenfügungen den Nebenbegriff des Groſsen, Erhabenen, Göttlichen.

Ich läugne nicht, daſs diese Herleitung etwas Auffallendes und auf den ersten Anblick Unwahrscheinliches hat, und daſs es einfacher scheint, anzunehmen, daſs der Begriff des Groſsen ursprünglich damit verbunden war. Hierfür aber spricht keine mir bekannte Analogie, und kein Wörterbuch erklärt das Wort im Allgemeinen auf diese Weise. Noch weniger aber sieht man ein, wie es geradezu Gott heiſsen könnte. Offenbar war es ursprünglich nur der Titel eines Gottes.

Es ist sichtbar, daſs der bisher betrachtete Bericht über die Religionssysteme auf Bali die herrschende Religion, den mit National-Aberglauben vermischten Siwa-Dienst angeht.

Der andere, durch einen von der Insel herstammenden Mahomedaner mitgetheilt, beginnt damit zu sagen, daſs die Buddha-Religion auf Bali sich in *Sakalan* und in *Niskalan* theilt. Die erste Abtheilung betrifft bloſs weltliche Dinge und umschlieſst die Befehle des Fürsten, die Landesgesetze und alle gewöhnlichen Verhandlungen des Lebens. Die zweite begreift alle Pflichten und Cärimonien der Religion in sich, deren Leitung in den Händen der *Maperwita's*, oder der gelehrten, *Padenda* genannten Brahmanen steht. Man sieht, daſs diese Abtheilung im Ganzen dem Buddhistischen Gegensatze *Prawṛitti* und *Nirwṛitti* entspricht, nur daſs er auf Bali in einem weniger abgezogenen, mehr praktischen Sinne genommen wird (¹).

Wenn dies richtig ist, so sieht man, daſs auch die Buddha-Lehre auf Bali nicht so ganz zu roher Unwissenheit herabgesunken ist. Man muſs aber auf den Verdacht einer Vermischung des zwiefachen Gottesdienstes auf Bali kommen, da in dem Verfolge des Berichts von der Theilnahme der Fürsten der Insel und von dem Gebrauche des obersten *Maperwita* dabei geredet wird. Denn es widerspricht allen anderen Nachrichten, daſs die Fürsten Anhänger der Buddha-Lehre sein sollten. Die Abtheilung in *Sakalan* (सकल, *sakala*, alles) und *Niskalan* (निष्कल, *nishkala*, Verminderung, Verringerung) bezieht sich auf die Verwirrung der weltlichen Dinge, im Gegensatz zu der Abgezogenheit religiösen Nachdenkens. Der eine der beiden den Priestern gegebenen Namen, *maperwita*, kann eine Verbindung der Malayischen Vorschlagssylbe von Adjectiven und Verben, *ma*, mit einem aus *pra* und *wita* zusammengesetzten Sanskritischen Worte sein; die Benennung wäre alsdann entweder von der ruhigen, zufriedenen Seelenstimmung, oder von dem beschäftigten Gehen im Dienste der Gottheit hergenommen. In *padenda* erkennt man die Javanische Vorschlagssylbe *pa* und das Sanskritische *daṇḍa*, Stab. Der Stab, wenn er von Priestern getragen wird, bedeutet die Bezähmung der Begierden in Wort, That und Gedanken. Die Priester einer Secte in Süd-Indien werden, weil sie einen oder auch drei Bambusstäbe, als ein solches Emblem, tragen, *Tridaṇḍî's* oder *Tridaṇḍisannyâsî's* genannt. Sie sind aber eigentlich Waishṇawa's (²).

Der hierauf folgende Theil des Berichts scheint wieder ausschlieſslich den Buddha-Dienst anzugehen; denn er spricht ausdrücklich von den zu dieser Abtheilung (*to this division*) der Religion gehörenden verschiedenen Gegenständen der Verehrung, und nennt als solche Batara permisti Guru, Batara Narada, Batara sang yw̃ang tunggal mit allen seinen Abkömmlingen.

Dieselben drei Gottheiten kommen auch, wie wir sehen werden, in dem groſsen Javanischen mythologischen Werke Kanda vor.

(¹) Hodgson. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 237.

(²) *Asiat. res.* XVI. 133.

Der Beiname Guru's: *permisti*, im Kanda *pramesti* (1), ist das Sanskritische *paraméshṭhî*, der die höchste Stelle Einnehmende. Es ist ein Beiname Brahmâ's, bedeutet aber auch einen zur Vollendung gelangten, zum Gotte gewordenen Buddha-Lehrer. In diesem Sinne wird Batara Guru dadurch noch bestimmter als zum Buddha-Cultus gehörend bezeichnet. Die Benennung hängt genau mit der auf Bali dem Siwa allgemein gegebenen, *prama*, zusammen. Crawfurd übersetzt diese letztere (2) durch Herr (*Lord*), das Wort ist aber das Sanskritische *parama*, der Beste, Vortrefflichste, Hervorstechendste.

Der Rishi Nârada erinnert auch an die Buddha-Lehre, da *Rishi* und *Guru* verwandte Begriffe sind. Nach den Erzählungen im Kanda nahm Sang yw̃ang Tunggal's vierter Sohn, Sang yw̃ang Pangat, diesen Namen an.

Der Bericht, bei dessen Inhalte wir noch stehen, versichert, daſs von allen diesen Gottheiten Bilder aus Gold, Silber, Erz und Eisen vorhanden sind, und sich in den verschiedenen Tempeln und Opferplätzen der Insel befinden. Von diesen Plätzen nennt derselbe Gunung hagung, Gunung batu, Gunung baturkahu und Gunung predang; der erste soll der am meisten heilig gehaltene sein.

Es ist auffallend, daſs bei Crawfurd durchaus nichts von Götterbildern auf Bali vorkommt, sondern er vielmehr ausdrücklich der Erklärung der Siwa-Brahmanen erwähnt, daſs sie kein Götzenbild irgend einer Art (*no idol whatever*) verehren (3). Die Tempel, welche Crawfurd sah, enthielten durchaus keine Bilder (4). Dennoch spricht Raffles (5), der doch diese Nachrichten von Crawfurd entlehnt haben will, von Götterbildern aus der schlechtesten nassen Erde (*mud figures*) in den Tempeln. Crawfurd, und Raffles stimmt ihm hierin bei, glaubt nicht einmal, daſs diese Tempel Indischem Gottesdienst angehörten, setzt aber hinzu, daſs es wahrhafte Hindu-Tempel in anderen Theilen der Insel geben solle. Ob nun in diesen die Siwa-

---

(1) Raffles. I. 374.

(2) *Archip.* II. 239.

(3) *l. c.* 238.

(4) *Asiat. res.* XIII. 138.

(5) II. *App.* 238.

Brahmanen Götterbilder verehren und den Gottesdienst besorgen, sieht man nicht. Nach dem Berichte des Mohamedaners thun beides die *Maperwita's*. Versteht man nun hierunter, wie es der Bericht zu thun scheint, Buddhistische Priester, so ist wiederum die allgemeine Theilnahme und die Pracht der Feste, mit deren Erwähnung der Bericht schlieſst, ein auffallender und den Nachrichten von der geringen Anzahl der Buddhisten und der Verachtung, in welcher sie stehen, widersprechender Umstand. Ich gestehe daher, daſs die Genauigkeit dieses zweiten Berichts mir sehr verdächtig ist. Wenn auch der Verfasser auf Bali geboren war, so war er, seiner Familie nach, doch ein Fremder, und mochte nicht zusammengehörende Dinge vermischen, auch vielleicht ganz grundlose Umstände aus bloſsen Gerüchten hinzufügen.

Nicht unmerkwürdig ist der Umstand, daſs, nach den Namen zu urtheilen, da *gunung* Berg heiſst, alle in dem Berichte genannte Tempel auf Bergen liegen. Die sie unterscheidenden zweiten Namen sind keine von Gottheiten, wie man aus *hagung*, groſs, *batu*, Stein, *baturkahu*, vermuthlich von *batur*, das Fundament eines Hauses, und *kahu*, tiefes Wasser (Crawf. Jav.-Engl. und bloſs Jav. Wörterbuch), sieht. Bei diesem letzten Worte muſs ich jedoch bemerken, daſs die Gottheit, welche die Bewohner des Tengger-Gebirges auf Java verehren, den Namen Bumi Truka Sang Yw̃ang Dêwata Batur führt (1).

Die in diesen beiden von Raffles mitgetheilten Berichten über die obern Gottheiten enthaltenen Angaben hängen so genau mit denen der mythologischen Werke auf Java zusammen, daſs ich die Vergleichung derselben mit rein Buddhistischer Lehre bis zu der Stelle aufschiebe, wo ich von jenen Werken reden werde. Jedoch schon hier muſs ich darauf aufmerksam machen, daſs der Begriff einer wieder unter einer Einheit stehenden Dreiheit in dem ersten dieser Berichte in vollkommener Klarheit dasteht, in den mythologischen Werken aber, obgleich darin dieselben Gottheiten vorkommen, durch eine Menge von anderen Erzählungen und Stammtafeln der Götter gänzlich verdunkelt ist. In der That also scheint man auf Bali die Grundvorstellung des Brahmanismus (den *Trimûrti*), nur auf eine etwas andere Weise, reiner, als in Java, gefaſst und erhalten zu haben. Eine ähnliche Dreiheit findet sich aber auch im Buddha-Systeme.

---

(1) Raffles. I. 332.

In Absicht der Dêwa's und ihres Dienstes besteht eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Zustande auf Bali und dem auf der Insel Ceylon und bei den Batta's auf Sumatra (s. unten §. 40.). Gerade auch vier Berggötter werden auf Ceylon, abgesondert von der Buddhistischen Gottesverehrung, welche jedoch ihren Dienst duldet und billigt, vorzugsweise angebetet. Die wahren Buddha-Priester aber verrichten keinen Gottesdienst in diesen Dêwa-Tempeln, sondern überlassen dies eignen Personen, welche mehr Wächter, als Priester zu nennen sind (¹), gerade also ebenso, wie auf Bali von den Siwa-Priestern erzählt wird. Daſs es nur vier solcher Dêwa's gebe, wird nicht, wie von Ceylon und bei den Batta's, ausdrücklich erwähnt. Es werden aber gerade vier genannt, und daſs diese nicht zufällig aus einer gröſseren Anzahl herausgenommen sind, scheint der Umstand zu beweisen, daſs von den beiden, aus ganz verschiedenen Quellen flieſsenden Berichten der eine gerade vier Dêwa's, der andere vier Tempel nennt. Zwar spricht dieser letzte Bericht nur von Batara's; da er aber an mehreren Stellen collectiv aller Gottheiten erwähnt, so können um so leichter jene Dêwa's mitgemeint sein, als sogar auf Ceylon der reine Buddha-Dienst die Verehrung jener anderen Gottheiten bisweilen unter demselben Dache erlaubt. Es ist überhaupt nicht zu läugnen, daſs in den Berichten über den Religionszustand von Bali sich weit mehr der Unterschied zwischen einer höheren, auf heilige Bücher gestützten Lehre und einem abergläubischen Volksgottesdienst, als gerade der zwischen Siwaismus, der immer Brahmanismus sein würde, und Buddhismus zeigt. Hierüber mehr weiter unten (§. 43.).

§. 12.

Heilige Bücher auf der Insel Bali.

Crawfurd und Raffles fanden religiöse Schriften auf Bali, und geben in ihren Werken die Titel derselben an (²). Raffles sagt ausdrücklich, daſs er von mehreren derselben Abschriften erhielt. In dem mir mitgetheilten Verzeichniſs Javanischer und Kawi-Handschriften, welche Raffles Wittwe der Asiatischen Gesellschaft in London schenkte, findet sich aber keines

---

(¹) Upham. *Hist. of Budhism.* 49. 50. Davy. *Acc. of Ceylon.* 225. u. f.

(²) *Asiat. res.* XIII. 146. Crawf. *Archip.* II. 256. Raffles. I. 391.

dieser von Bali herstammenden Werke. Dennoch scheint es nicht, daſs sie bei dem unglücklichen Schiffsbrande, den Raffles bei seiner Abfahrt von Bencoolen im Februar 1824 erlitt, verloren gegangen sind. Denn da Raffles Bali 1815 besuchte (¹), so nahm er vermuthlich jene Abschriften schon bei seiner Abfahrt von Batavia, seiner ersten Rückkehr nach Europa, im März 1816 mit sich. Aus dem Inhalte dieser Bücher würde sich vermuthlich mit gröſserer Sicherheit über die jetzt auf Bali herrschende Religion urtheilen lassen. In den Titeln liegen nur schwache Andeutungen, sie sind überdies in den drei Stellen, wo beide Schriftsteller sie aufführen, so verschieden geschrieben, daſs man über die wahre Lesart einiger sehr zweifelhaft bleibt. Es sind übrigens folgende:

Agama,
Adigama,
Purwadigama,
Dêwagama,
Maiswari,
Tatwa; aus diesen beiden Titeln ist *Archip.* II. 256. Einer, mit verderbter Lesart, Maiswaralatwa, gemacht. Der erste dieser Titel ist महेश्वरी, Mahêśwarî, der Name der Gemalin Siwa's, der zweite das bekannte Sanskritische Wort für Wahrheit, Wesenheit, besonders aber auch auf das Urwesen, das göttliche, die ganze Welt beherrschende Dasein bezogen.
Satmagama,
Dusta kalabaya, wo Raffles wohl fälschlich Dosta hat;
Wiya-waraha, bei Raffles Wiya Wasaha, was auf jeden Fall verschrieben und wohl das nämliche mit dem vorigen ist, da sich an Wâsawa, Indra, hier nicht leicht denken läſst. *Wiya* ist vermuthlich बीज, *wîja*, hier in dem Sinne gebraucht, in welchem die mystische Sylbe so genannt wird, welche den wesentlichen Theil des Mantra's, der Gebetsformel für irgend eine Gottheit, ausmacht. Hier ist Wishṇu gemeint, der in seiner dritten Niedersteigung, als Eber, den Namen Warâha führte.

(¹) Raffles. II. *App.* 239.

Gamiyagamana, bei Raffles fälschlich Gamiga Gamana; der Titel bedeutet wörtlich: die Gehung des zu Gehenden.

Sawasa muschayagama, in der Geschichte des Archipels Sarsamuschayagama und bei Raffles als zwei verschiedene Titel, Surcha, Muschayagama. Das erstere dieser beiden Wörter ist vielleicht das Sanskritische *sawaśa*, und geht alsdann wohl auf die über die sinnlichen Begierden auszuübende Gewalt. In dem längeren, von dem aber vielleicht das Anfangs-*m* zu dem vorhergehenden gezogen werden muſs, könnte छाया, Chhâyâ, der Name der Gemalin der Sonne, aber auch ein Beiname Durgâ's, liegen; sonst erkenne ich nichts in diesem Titel mit Sicherheit (¹).

Slokantaragama, bei Raffles Slakan Taragama. In dem ersten der beiden letzten Worte kann, mit Beziehung auf den Dienst der Göttin Târâ, श्लाघा, *ślâghâ*, Preis, Lobrede, Dienst, Gehorsam, enthalten sein. Die Lesart *ślôka*, das bekannte Versmaſs bedeutend, scheint hier keinen Sinn zu geben.

Nach Crawfurd's ausdrücklicher Versicherung betreffen alle diese Werke die Religion der Siwa-Brahmanen und enthalten die eigenthümlichen Lehren ihrer Secte. Ich habe sie aber doch absichtlich hier angeführt, weil Buddhistische Spuren darin zeigen, wie schwer hier Siwaismus und Buddhismus zu unterscheiden sind. *Agama śâstra* hieſs das heilige Buch der Jaina's (²). Wenn es richtig ist, daſs *Taragama* als eignes Wort gelesen werden muſs, so hat man hier die Buddhistische Göttin Târâ, als Namen der Materie Prakritêśwarî (³). Es ist auch der Name der Gemalin (*śakti*, शक्ति) des fünften der Dhyâni-Buddha's, der den Namen Amôgha-Siddha führt (⁴). In den von Hodgson mitgetheilten Titeln Buddhistischer Schriften in Nepal kommen तारातंत्र, târâtantra, und ताराधारणी, târâdhâraṇî (⁵), vor. Auch Kâlâ oder Kâlî wird noch auſserdem, daſs sie nach der Indischen

---

(¹) *Sarsa* ist ein Kawi-Wort für Wind (s. unten 2. Buch).

(²) *Asiat. res.* IX. 247.

(³) Wilson's Lex. *h. v.* Hodgson in den *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 231.

(⁴) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 252. *nt.* 19.

(⁵) *l. c.* 231.

Mythe Siwa's Gemalin ist, bei Wilson als eigne Buddha-Göttin aufgeführt, was, obgleich wohl dasselbe Wesen gemeint ist, wenigstens beweist, daſs diese Göttin in der Buddha-Lehre eine vorzügliche Rolle spielte. In dem Titel Kalabaya kann nun entweder sie oder Siwa selbst als Kâla gemeint sein, und die Endung *baya* stammt vielleicht von अभय, *abhaya*, dessen erstes *a* mit dem End-*a* von Kâla zusammengeflossen sein kann, so daſs eine Schrift bezeichnet würde, welche die Furcht vor Siwa oder Kâlî hinwegnimmt. Denn in Hodgson's Titeln giebt es auch einen solchen eines furchtbenehmenden Tractats अभयंकरीधारणी, abhayaṇkarîdhâraṇî, so wie auch sich auf Kâla beziehende Titel, महाकालतंत्र, mahâkâlatantra, कालचक्रतंत्र, kâlachakratantra (¹). *Wîja* wird gleichfalls als Buddhistischer Ausdruck in Nepal angeführt. Es ist, nach Wilson's Erklärung, der den hauptsächlichsten Theil des Mantra's jeder Gottheit ausmachende Buchstabe oder eine solche Sylbe, der symbolische Ausdruck eines heiligen und geheimniſsvollen Begriffes oder Wesens; so z. B. in dem Buddhistischen *aum* das *a* das Wîjam Buddha's, als erster Person der Buddhistischen Trias (²). Die *Wîja Mantra's* befinden sich nämlich im Anfang und in der Mitte jeder *Dhâraṇî*, d. h. jeder der, immer in Versen, welche nie weniger als acht Sloken und nie mehr als fünfhundert ausmachen, geschriebenen Formeln, durch welche man die Erfüllung irgend eines Wunsches erlangt (³). Dem oben vorkommenden Sâtmâgama scheint bei Hodgson नैरात्म्यतंत्र, nairâtmyatantra, gegenüber zu stehen (⁴). An das weiter oben als Buddhistischen Ausdruck auf Bali angeführte *sakalan* erinnert bei Hodgson der Titel सकलोत्तम, sakalôttama (⁵). Daſs *tatwa*, so wie unter den Büchertiteln von Bali, auch in den Buddhistischen Schriften Nepals (z. B. तत्वज्ञानसिद्धितंत्र, tatwajṇânasiddhitantra (⁶)) gefunden wird, läſst sich bei der Allgemeinheit des Ausdrucks von selbst voraussetzen.

(¹) *l. c.* 227.

(²) Schmidt in den Mem. der Petersb. Akad. I. 114.

(³) Hodgson. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 227.

(⁴) *l. c.* 227.

(⁵) *l. c.* 228.

(⁶) *l. c.* 226.

In welcher Sprache diese Schriften auf Bali verfaſst sind, weiſs man nur insofern als Raffles und Crawfurd sie Kawi-Bücher nennen; eine Untersuchung scheint mit ihnen nicht vorgenommen zu sein. Gehören sie aber dem Kawi an, so war die Urschrift, da man sie, wie die ganze Kawi-Litteratur, doch nur als Übersetzungen oder Nachbildungen ansehen kann, natürlich Sanskritisch. Dasselbe nun ist der Fall mit den Buddha-Schriften Nepals, und ich habe daher die obigen Titel vorzüglich mit ihnen vergleichen zu müssen geglaubt. Klaproth vermuthet mit Recht (¹), daſs überhaupt die Urschriften der ältesten Buddhistischen Bücher Sanskritisch waren; es liegt dies in dem natürlichen Gange der Aufzeichnung und Verbreitung dieser Lehre.

§. 13.

Schluſsfolge von Bali auf Java. Abstammung der Bewohner.

In Bali haben sich Indische Sitte und Religion bis auf den heutigen Tag frei von Mahomedanischem und Europäischem Einfluſs erhalten. Auf Java giebt es nur Spuren von beiden, die Sache selbst aber ist längst erloschen (²). Raffles nennt daher den jetzigen Zustand Bali's eine Art von Commentar des ehemaligen auf Java. Ganz allgemein aber dürfte, wie wir schon bei der Casteneintheilung gesehen haben, dennoch der Schluſs von heutigen Bali-Einrichtungen auf ehemalige Javanische nicht gelten, und noch weniger läſst sich geradezu annehmen, daſs die Einrichtungen auf Bali bloſs von Java aus dahin übergegangen wären.

Man unterscheidet nach den bei Raffles vorhandenen Nachrichten auf Bali den Ursprung der Bevölkerung von dem der politischen und religiösen

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 99. S. unten §. 44.

(²) Es finden sich zwar auch noch auf Java Überbleibsel von zwei Volksstämmen, welche den Islam nie angenommen haben, und die einzigen noch übrigen Bewahrer Indischen Gottesdienstes auf der Insel sind, die Bewohner des Tengger-Gebirges ostwärts von Surabaya, theils in dem Distrikte von Pasuruhan und theils in dem von Probolingo, und die Bedui an dem Westende der Insel in dem Distrikte von Bantam. Sie sind aber sehr wenig zahlreich, und die Nachrichten, welche Raffles von ihnen mittheilt, enthalten nichts, woraus sich neue Aufschlüsse über den ehemaligen Zustand der ganzen Insel ziehen lieſsen (Raffles. I. 329-334. *Mem.* 167-170.).

Einrichtungen. Die erstere soll, nach einer allgemein verbreiteten Meinung, von verschiedenen Gegenden der Insel Celebes dahin gekommen sein. Diese Sage macht also die Bewohner von Bali zu Stammverwandten der Bugis. Diese Voraussetzung aber gründet sich wohl nur darauf, daſs dieselben einen kühneren, freieren Charakter, zugleich aber auch rauhere und schroffere Sitten, als die Javanen, haben sollen. Dies, so wie das ihnen ertheilte Lob der Nüchternheit und ehelichen Treue, liegt aber wohl nur darin, daſs ihnen die Verfeinerung und die Verderbniſs der Civilisation gleich fremd ist. Sie sollen zwar gröſser und stärker von Körperbau, als die Javanen und eigentlichen Malayen, sein, doch giebt Raffles selbst zu, daſs sie zu demselben Urstamm, als die Javanen, gehören, und wenn ich nach den aus ihrem Dialekte mitgetheilten Wörtern urtheilen darf, so würde ich sie auch zu der besonderen Familie dieser, und keinesweges zu den Bugis rechnen. Durch die Nähe der Insel Sambawa, auf welcher die Einwohner des Distrikts Tembora eine Negrito-Sprache ohne Beimischung von Sprachen Malayischen Stammes (Polynesischen) reden, wird Marsden (¹) auf die Vermuthung geleitet, daſs auch Bali ursprünglich Stämmen derselben Race angehörte, die nur nach und nach daraus vertrieben wurden.

Indische Verfassung und Religion soll, der Sage auf Bali zufolge, Dêwa Hagung Katut von Majapahit dahin gebracht haben. Sein Vater Browijaya, König dieses Reichs, erfuhr durch seinen Ober-Brahmanen die Weissagung eines heiligen Buches, daſs nach vierzig Tagen die Herrschaft und der Titel der Râjâ's von Majapahit erlöschen sollte, und starb freiwillig auf dem Scheiterhaufen, als der verhängniſsvolle Tag erschien. Sein Sohn wagte nicht die Verheiſsung unbeachtet zu lassen, und zog sich mit einer Anzahl von Anhängern nach Bali zurück. Diese Begebenheit scheint in seinem Namen, der wohl eigentlich ein Titel ist, aufbewahrt. Denn *Katut* ist eine Passivform von *tut*, dem gefolgt wird, die auch substantivisch gebraucht werden kann. Er gründete eine neue Herrschaft in Klongkong und nahm den Titel eines obersten Herrschers an, den noch heute seine Nachfolger erblich führen. Denn von den sieben kleinen Staaten auf Bali wird Klongkong als der älteste anerkannt. Seine Beherrscher dehnten ihre Macht in einer Periode sogar über ganz Bali aus, und noch jetzt sehen sich die an-

---

(¹) *Miscellaneous works. p.* 70.

deren Fürsten der Insel als von ihnen entsprungen an und erzeigen ihnen, als den vornehmsten, eine gewisse Achtung, obgleich sie ihre eigne Unabhängigkeit zugleich sorgfältig bewahren. Unter den Insignien der Herrschaft auf Klongkong giebt es auch einige, die ehemals zu denen von Majapahit gehört haben sollen (¹).

Eine andre Sage geht die Religion näher an. Es ist die, nach welcher die heutigen Siwa-Brahmanen aus Java nach Bali gekommen sein sollen, und deren ich schon oben (S. 45.) erwähnt habe. In der Zeit stimmen beide mit einander überein. Beide setzen die Ankunft der Fremden in die letzten dreiſsig Jahre des funfzehnten Jahrhunderts; die heutigen Siwa-Brahmanen rechnen sich in der zehnten Generation von jenen Ankömmlingen. Diese Übersiedlung ist aber eigentlich keine aus Java zu nennen; jene Brahmanen kamen von der Küste Coromandel, aus Telingana, und landeten bloſs auf Java, oder gelangten doch nur kurz vor der Zerstörung des letzten Hindu-Reiches dahin. Crawfurd's Vermuthung (²), daſs die Tempeltrümmer von Kĕtto und Suku von ihnen herrühren möchten, hat daher wenig Wahrscheinlichkeit für sich.

Wie die Buddhistischen Priester nach Bali gekommen sein sollen, wird nicht erzählt. Man hält aber ihre Lehre auf der Insel selbst für früher, als die der Brahmanen (³). Daſs die Vorfahren der heutigen Siwa-Brahmanen den Buddhismus auf Bali vorfanden, scheint keinem Zweifel zu unterliegen, und aller heutiger, vom Buddhismus getrennter Brahmanen-Dienst beschränkt sich auf sie. Man hat also keinen Grund, den Buddhismus zur Zeit ihrer Ankunft nicht als allein herrschend auf der Insel anzusehen. Der Name einer ihrer Distrikte, Dhêsa-Buddha Kling, bestätigt aber die schon an sich natürliche Vermuthung, daſs auch sie von der Küste Coromandel herstammen (⁴).

Unter diesen Umständen läſst sich daher, genau genommen, aus dem Buddhismus auf Bali mit keinerlei Art von Sicherheit schlieſsen, daſs diese

---

(¹) Raffles. II. *App.* 233.

(²) *Archip.* II. 224.

(³) *l. c.* 257. Raffles. II. *App.* 238.

(⁴) *Asiat. res.* XIII. 129.

Religionslehre ehemals auch auf Java herrschend war. Sie kann ebensowohl geradezu vom Indischen Festlande nach Bali gekommen sein.

§. 14.

Beweise des Buddhismus in den Trümmern der Javanischen Tempelgebäude. Buddha-Bilder.

Einen directen und unmittelbar in die Augen leuchtenden Beweis aber, daſs Buddhistische Lehre einst auf Java herrschte, geben die vielen in den Indischen Tempeltrümmern zerstreuten Buddha-Bilder. Diese sind von bewährten Kennern Indischer Mythologie und Sculptur dafür erkannt worden. Man kann sich davon auch selbst durch die Vergleichung der Abbildungen bei Crawfurd und Raffles überzeugen (1). Der gegen die Identität durch den Begleiter Baker's, des Verfassers der Beschreibungen einiger Tempelgebäude bei Raffles, geäuſserte Widerspruch ist, wie schon A. W. v. Schlegel (2) sehr einsichtsvoll gezeigt hat, hiergegen nicht in Betrachtung zu ziehen. Von den Zeichen, welche der Heilige, als Blume oder auch als Fünfeck, auf der Stirn, Brust, der flachen Hand oder der Fuſssohle zu tragen pflegt, redet weder Crawfurd noch Raffles, auch auf ihren Abbildungen finde ich nur zwei Beispiele in der flachen Hand eines Buddha's (3). Von dem Zeichen an der Stirn werde ich weiter unten (§. 17.) reden.

Die Buddha-Figuren auf Java haben, nach Crawfurd's Beschreibung, die rechte Seite der Brust immer unbekleidet, an dem unteren Theil des Leibes aber tragen sie einen weiten bis zu dem Knöchel reichenden Pantalon. Da Crawfurd nur die rechte Seite der Brust entblöſst nennt, so muſs man die linke für bekleidet halten. In den Abbildungen selbst scheint der ganze Oberleib nackt. So beschreibt auch wirklich Mackenzie ausdrücklich den noch bei Brambanan in seinem kleinen Tempel sitzenden Buddha (4) und mehrere andere jener Trümmer. Wie kaum bemerkbar aber in diesen Bildern bisweilen die Andeutung des Gewandes, und wie leicht also hierin Irrthum möglich ist, beweist eine groſse Buddha-Statue in Ellora in Sykes Beschreibung. Sie erscheint, wie er ausdrücklich sagt (1), auf den ersten Anblick nackt. Bei genauerer Untersuchung aber entdeckt man, daſs das Gewand über die linke Schulter herabhängt. Dies scheint in der That die hergebrachte Art in den Vorstellungen Buddha's (2). In den von Hodgson aus Nepal mitgebrachten Buddha-Figuren ist bei den bekleideten auch immer die rechte Seite der Brust entblöſst, und das Gewand geht von der linken Schulter zur rechten Hüfte hinunter. Wenn, sagt Sykes, in den Buddha-Bildern in Ellora (denen der Pantalon fehlt) irgend ein Kleidungsstück zu erkennen ist, so kann man es mit dem *sarhee* der Weiber vergleichen, nur daſs nicht, wie bei diesen, der Kopf darin eingewickelt ist, sondern das Ende über die linke Schulter gezogen wird, wie die Jaina-Priester noch heute das sie bedeckende Stück Tuch tragen (3). Die Behauptung, daſs alle Buddha-Bilder bekleidet, dagegen die Jaina-Vorstellungen nackt sind, wird von Hodgson wohl mit Recht bestritten (4). Merkwürdig ist es, daſs Hodgson

---

(1) Man vergleiche die Beschreibung dieser Buddha-Bilder auf Java bei Crawf. *Archip.* II. 209., und in Indien bei Guigniaut, *religions de l'antiquité.* I. 293.

(2) Raffles. II. 10. 11. Ind. Biblioth. I. 413.

(3) Raffles. II. nach *p.* 54. die 5te Kupferpl., einmal bei einem nicht zu verkennenden Buddha, das anderemal bei einer eher zweifelhaften Figur.

(4) Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 10. 16. 29. 30. Das Bild, von dem er in der

---

letzten dieser Stellen spricht, und das, auſser anderem Schmuck um Arme, Nacken und Leib, eine Krone auf dem Kopf trägt, möchte wohl eher ein nachdenkender Siwa sein. 35. 37.

(1) *Bombay transact.* III. 302.

(2) Von denen auf Ceylon bezeugt dies Joinville (*Asiat. res.* VII. 422.) ausdrücklich.

(3) Dafür, daſs, wenn die Buddha-Bilder nicht ganz bekleidet sind, ihre rechte Brust entblöſst bleibt, lieſsen sich, wenn es nöthig schiene, noch viele andere Zeugnisse anführen. Desto mehr fällt es auf, wenn in den *Two years in Ava.* S. 32. von einer kolossalen Bildsäule Gautama's gesagt wird, daſs das Gewand über die rechte Schulter geworfen und die linke Brust unbedeckt ist. Sollte hier nicht eine, bei Beschreibung von Gemälden und plastischen Werken wohl vorkommende Verwechslung der rechten und linken Seite vorgegangen sein?

(4) Bei Gelegenheit der Zweifel, ob die nördlichen Hölen Ellora's dem Jaina- oder Buddha-Dienst angehören, sagt Erskine (*Bombay transact.* III. 523.): *There are also some naked saintly images, that are not unlike the digamber, or naked figures of the Jains. All Bouddhist images are, I imagine, seveitamber, or clothed.* S. dagegen *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 229. Swêtâmbara oder Suklâmbara und Digambara (die Weiſsgekleideten, und diejenigen, welche den leeren Raum, दिश्, *diś*, zur Kleidung haben, d. h. die Nackten, durch den Sonnenbrand, im Gegensatz der Weiſsen, die Dunklen, Braunen) sind die Namen von zwei Jaina-Secten. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 532. 551. *Asiat. res.* IX. 318. Der Name *Digambara* wird aber auch auf nackte Buddha-

unter den Kennzeichen, an welchen man die verschiedenen Buddha's unterscheidet, kein von der Kleidung (1) hergenommenes angiebt. Man zeigt bekanntlich auch stehende und liegende Buddha-Figuren. Beide scheinen auf Java zu fehlen; liegende werden gar nicht erwähnt. Von den stehenden sagt Mackenzie (2) ausdrücklich, daſs man keine dieser Art gefunden hat. Crawfurd erwähnt solcher, jedoch nur in Erz und ohne weitere Beschreibung. Hieraus läſst sich schlieſsen, daſs groſse steinerne wenigstens äuſserst selten gewesen sein müssen. Der Hölentempel bei Baug in Indien, in welchem man nach einem unfehlbaren Merkmale, von dem ich weiter unten reden werde, einen Buddha-Tempel nicht verkennen kann, enthält dagegen gar keine Buddha-Bilder in der gewöhnlichen sitzenden Stellung, sondern bloſs einige stehende (3).

Die Abbildungen Buddha's kommen, theils als einzelne Statuen, theils mit anderen Gruppen auf Basreliefs, in allen Überresten Indischer Baukunst und Sculptur auf Java vor, wenn man eine einzige Gegend, das Gebirge Lawu, wo sich die Trümmer von Kĕtto und Suku befinden, ausnimmt (4). Die Stellen aber, wo diese Bilder am häufigsten und auf eine Weise vorhanden sind, aus der sich ihre Bedeutung am klarsten ergiebt, sind die Tempeltrümmer von Brambanan und Boro-Budor.

§. 15.

Tempel von Brambanan.

Ihre Überreste (5) nehmen einen Raum von zehn bis elf Englischen Quadratmeilen ein, und sind die ausgedehntesten, welche die Insel jetzt

---

Bilder übergetragen. *Swétámbara* scheint hier im Gegensatz von *Digambara* bloſs für bekleidet genommen zu werden, nur weil die Farbe der Kleidung gewöhnlich weiſs ist (s. weiter unten §. 40.).

(1) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 230.

(2) Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 48.

(3) *Bombay transact.* II. 194.

(4) Crawf. *Archip.* II. 209. 224. S. unten §. 27.

(5) Die früheste Beschreibung dieser Tempel scheint eine vom Major Cornelius herrührende aus dem Jahre 1807 zu sein. Dann folgt die von Mackenzie aus dem Jahre

aufzuweisen hat. Der Name Brambanan soll selbst Brahmanen-Aufenthalt (¹) bedeuten. Man schreibt diese Gebäude einem Könige Baka als Erbauer zu, von dem aber die Javanische Geschichte nichts anderes weiſs, als daſs er durch einen Fürsten, Namens Bandun, soll überwältigt worden sein (²). Wenn man die Schilderung dieser Trümmer genau verfolgt, so bestehen dieselben zwar auch aus einzelnen Tempeln, aber gröſstentheils aus Gruppen von Tempeln, in welchen kleinere, in sich verjüngenden Vierecken an einander gereiht, einen oder mehrere gröſsere umgeben. Da diese Gruppen einander im Ganzen durchaus ähnlich sind, so bleibe ich bei der gröſsten, den sogenannten Tausend Tempeln, Chandi Sêwu (³), stehen. Hier enthält die Mitte nur Einen groſsen Tempel, der von fünf Vierecken kleinerer umgeben ist; das äuſserste Viereck besteht aus 84, das zweite aus 76, das dritte aus 64, das vierte aus 44 und das fünfte, innerste, aus 28 kleinen Tempeln (⁴). Die kleineren Tempel scheinen sich

---

1812, die neunte Abhandlung im siebenten Theil der Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft, und wiederum abgedruckt im *Asiat. Journ.* II. 15. 16. 132-136. 236-241. 350-354. Diese Beschreibung wird an einigen Stellen dadurch dunkel, daſs die Zeichnungen, welche sie begleiteten, nicht zugleich mitgegeben sind. Die ausführlichste Erläuterung dieser Tempel bleibt jedoch immer die von Crawfurd in den *Asiat. res.* XIII. 337-368. Vgl. auch *Archip.* II. 196. 197. Sie ist vom Jahre 1816, und der Verfasser befand sich damals in der Nähe dieser Trümmer in Hayogÿakarta. Man verbinde hiermit die von Baker, einem Englischen Officier, verfaſste von 1815 bei Raffles. II. 7-29.

(¹) *Asiat. res.* XIII. 337. Anm. Crawfurd schreibt dort Prambanan.

(²) *l. c.* 351. 196. 197.

(³) Crawfurd schreibt Sêwa (*l. c.* 340.) und Siwu (365.), Raffles (II. 15.) richtig Sêwu. Dies Wort bedeutet tausend, wird aber hier als unbestimmte Zahl gebraucht. Man hat auch *gunung sêwu*, die tausend Berge auf Java. *Sêwang* heiſst eins nach dem andren (*one by one*). Hiervon, von einer nach und nach gezählten Menge, scheint die Benennung der Zahl selbst herzukommen, noch mehr aber paſst diese Bedeutung auf die in Reihen liegenden Tempel und Berggipfel. Über *Chandi* s. oben S. 99.

(⁴) Ich nehme diese Zahlen aus Raffles (II. 17.), weil aus dessen Schilderung der Plan der Gruppe, der leider in keiner Zeichnung mitgetheilt wird, am besten hervorleuchtet. Crawfurd scheint (*Asiat. res.* XIII. 340.) das dritte Viereck verkannt zu haben, indem er nur vier angiebt, und den Zwischenraum zwischen dem dritten und dem folgenden sehr groſs nennt. Aber auch in den einzelnen Zahlen der Tempel muſs Irrthum sein, da die Zusammenrechnung 216 ergiebt und er 213 als Summe aufführt. Raffles giebt 296 an.

alle gleich gewesen zu sein. Sie sollen etwa 18 Fuſs Höhe haben; die Höhe des groſsen wird auf 60 Fuſs geschätzt. Die kleineren Tempel sind unten viereckig und endigen oben in eine runde Pyramide, die mit einem Aufſatz, der einem *Lingam* gleicht, gekrönt ist. Die Pyramide des groſsen Tempels ist achteckig. Man kann bei Raffles von dem kleinen und dem groſsen Tempel Zeichnungen ihres Zustandes im Jahre 1807 (1) und zu der Zeit, als Baker in Raffles Auftrag diese Trümmer 1815 untersuchte, und die von ihm gegebene restaurirte Form vergleichen (2).

Bedeutende Verschiedenheiten im Einzelnen abgerechnet, gleichen diese Tempel dennoch im Ganzen dem in einer der Hölen von Ellora befindlichen, die zwar zu den nördlichen, dem Buddha- oder Jaina-Dienst gewidmeten gehört, aber fälschlich nach Indra benannt wird (3). Die kleineren Tempel bei Brambanan enthalten meistentheils nur Eine Niche, in einigen jedoch sind deren mehrere (4). In dem jetzigen Zustande der Zerstörung sind alle diese Tempel von Bildsäulen leer, einen einzigen ausgenommen, in welchem ein Buddha einsam übrig geblieben ist. Es liegen aber neben mehreren der kleinen Tempel mehr oder weniger zertrümmerte Buddha's. Es ist daher eine wohlbegründete Vermuthung Crawfurd's, daſs in allen kleinen Tempeln von Brambanan die Nichen für Buddha-Bilder bestimmt waren. Auch wo mehrere Nichen sind, nimmt Crawfurd nur Einen Buddha an, neben welchem sich andere kleinere Figuren befanden.

---

(1) Diese Zeichnungen rühren vermuthlich vom Major Cornelius her, dessen Abhandlung über diese Tempel von Mackenzie erwähnt wird. Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 9.

(2) Raffles. II. 16. Vignette und Kupferplatte. 18. Kupferplatte. 20. Vignette. 19. die Kupferplatten. Vgl. den ähnlichen Tempel in Ellora. *Asiat. res.* VI. 392.

(3) *Asiat. res.* VI. 3te Kupferpl. nach S. 392.

(4) In diesem Punkte findet sich eine merkwürdige Verschiedenheit in Crawfurd's und Baker's Beschreibungen. Crawfurd erzählt die Sache (*Asiat. res.* XIII. 341.), wie ich sie oben vorgetragen, dagegen sagt Baker bei Raffles (II. 22.): alle Bilder, welche die Nichen der kleineren Tempel einnehmen (und es waren ihrer 13 zu jedem der 296), sind eine wundervolle Mannigfaltigkeit Indischer mythologischer Gestalten. Es muſs hier nothwendig irgend ein Miſsverständniſs herrschen. Als Thatsache läſst sich schon diese Behauptung darum nicht nehmen, weil sehr viele der kleinen Tempel zerstört sind; Baker schloſs also wohl nur von der Zahl der Nichen in einigen auf alle, und die Figuren lagen wohl nur am Boden zerstreut. Crawfurd's Zeugniſs, der gerade diesen Punkt genau ins Auge faſste, scheint hier glaubwürdiger.

Der groſse Tempel in dieser Gruppe ist durchaus leer. Allein die groſsen Mittel-Tempel in der, welche Chandi Lara Junggrang (¹) genannt wird, enthalten eine groſse Statue von Durgâ, der Gemalin, und Gaṇêśa, dem Sohne Siwa's, so wie ein den Gott selbst vorstellendes Basrelief. Nach Crawfurd's auf diesen Umstand und andere ähnliche Spuren gegründeter Vermuthung, waren diese sich bei Brambanan in der Mitte befindenden Tempel immer dem Siwa-Dienst gewidmet, und als eine ausgemachte Thatsache spricht er es an mehreren Stellen aus, daſs niemals auf Java in diesen Haupttempeln und an der Stelle, wo man den eigentlichen Gegenstand der Verehrung vermuthen darf, ein Bild des Buddha angetroffen wird, diese sich vielmehr nur in umgebenden Tempeln, oder auf solchen Mauern oder Terrassen, das Antlitz auf die Bilder oder Tempel in der Mitte gerichtet, befinden.

Mackenzie gedenkt noch eines Bestandtheils einiger dieser Tempel, der mir Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, und den Raffles und Crawfurd kaum berühren, ja fast ganz übersehen haben (²). Es sollen sich nämlich, namentlich in dem mittleren der Tausend Tempel, und in zwei auf dem Wege nach Hayogÿakarta hin belegenen, Altäre befinden. Leider beruft sich hier der Verfasser auf die, seiner Abhandlung fehlende Zeichnung, und sagt nur, daſs dieselben auf einer regelmäſsigen Basis oder Fuſsgestell ruhen und in eine verzierte oder einfache Corniche (*cornice*) endigen. Sie sollen eine auffallende Ähnlichkeit mit den Hochaltären unsrer christlichen Kirchen haben. Es erheben sich auch zu beiden Seiten Stufen zu denselben, und an einem ist diese Treppe in ihrer ersten Abtheilung mit einem Elephantenkopf, in der zweiten mit dem Kopfe eines Ungeheuers verziert. In Baker's (³) Beschreibung der Tausend Tempel scheint dieser Altar da gemeint zu sein, wo von einer erhabenen Plattform (*raised platform*) gesprochen wird, zu welcher zwei Treppen, von sechs Stufen jede, hinaufgehen. Doch ist in der Angabe der Stellung und Ausdehnung dieser Erhöhung bei genauerer Vergleichung beider Stellen eine kleine Verschiedenheit. Crawfurd übergeht bei den Tausend Tempeln diesen Theil ganz; bei einem anderen Tempelgebäude spricht er von Überresten von etwas, welches das Ansehen eines schönen Altars

---

(¹) So wird nämlich Durgâ bei den heutigen Javanen genannt. Crawf. *Voc.*

(²) Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 12. 36. 37. 47.

(³) Raffles. II. 21.

habe (1). Nach allen drei Schriftstellern befinden sich diese Altäre immer dem Haupteingang gegenüber. Ich werde weiter unten (§. 21.) auf dieselben und ihre mögliche Bedeutung zurückkommen.

§. 16.

Pyramide von Boro-Budor. Beschreibung des Gebäudes.

In Boro-Budor (2) finden sich, nur auf andere Art und in andrer Stellung, als bei Brambanan, gleichfalls ganze Reihen sich wiederholender Buddha-Bilder. Diese Überreste sind aber zu merkwürdig und bisher noch zu wenig in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden, als daſs es nicht nothwendig sein sollte, ausführlicher in ihre Beschreibung und Erklärung einzugehen (3). Sie liegen in dem Distrikte Kĕdu, einem der fruchtbarsten und schönsten in Java, wenig entfernt von dem Mittelpunkte der Insel, sowohl der Breite als der Länge nach, etwas westlich von der Linie, die man von Hayogỹakarta nach Samarang nordwärts ziehen kann, und in nicht groſser, gleichfalls westlicher Entfernung von den Tempelgruppen Brambanan's, an dem Winkel, welchen die Vereinigung der Flüsse Progo und Elo bildet, die, obgleich hier ihrem Ursprung nahe, doch schon eine bedeutende Wassermasse haben. Dort erhebt sich, dem Fuſse der felsigten und mit Wald bedeckten Berge von Minoreh nahe, ein abgesonderter Hügel, auf welchem der Tempel gebaut, oder vielmehr, der in den Tempel verwandelt ist. Denn seine Spitze macht den Kern des Denkmals aus. Man genieſst von dort die schönste Aussicht, welche die Einbildungskraft sich auszumalen vermag, auf fruchtbare Fluren, die beiden sich vereinigenden Ströme und die eben genannte Hügelreihe; gegen Norden blicken die Berge von Sendoro und Sumbing, und gegen Osten die von Rĕbbabu (Crawf. *Voc.*) und Merapi

---

(1) *Asiat. res.* XIII. 353. *The remains of what has the appearance of a handsome altar-piece.*

(2) Über den Namen s. unten §. 30.

(3) Eine sehr genaue und anschauliche Schilderung derselben hat Crawfurd 1817 in Batavia verfaſst und der litterarischen Gesellschaft von Bombay (*Bombay transact.* II. 154-166.) mitgetheilt. Man vergleiche auch Crawf. *Archip.* II. 197-202. 205. Raffles. II. 29. 30.

(bei Crawfurd, *Voc.* Mrirapi) vor, deren keiner viel unter 10,000 Fuſs sein soll (1).

Den richtigen Begriff von dem Tempel von Boro-Budor erhält man, wenn man sich darunter einen durch Terrassirung und Hinzufügung von Mauerwerk in eine stufenweis aufsteigende Pyramide verwandelten natürlichen Hügel denkt. Diese Monumente werden in Java mit einem Wort, über welches ich keinen weitern Aufschluſs zu geben weiſs, *chungkup* (2) genannt. Das bei Boro-Budor ist das einzige dieser Art im mittleren Theile der Insel; in dem östlichen Theile soll es noch einige ähnliche, jedoch von geringerer Gröſse, geben. Man sieht aber bei den meisten Tempeln durch ganz Java, namentlich bei allen um Brambanan herum, die pyramidalische Form wenigstens in der Bedachung unausgesetzt wiederkehren, ein für die symbolische Bedeutung dieser Gebäude, von welcher weiter unten die Rede sein wird, wichtiger Umstand.

Der Hügel von Boro-Budor steigt fast senkrecht von der Ebene auf, und etwa 60 Fuſs von seiner Grundfläche fängt das Mauerwerk des Gebäudes an, dessen Höhe von diesem Punkte bis zu dem Gipfel des oberen, thurmartigen Aufsatzes 116 Fuſs (3) beträgt. Von der Stelle an, wo das Gebäude anfängt, läſst es bis zu dem schroffen Abhange des Hügels nur eine Terrasse von höchstens 30 Fuſs frei, und nimmt also fast den ganzen Umfang des Hügels ein. Um die Grundfläche des Denkmals sieht man noch die Spuren eines Einschlieſsungs-Walles, an welchem jede Seite 526 Fuſs miſst.

Das Gebäude besteht unten aus sechs stufenartig aufsteigenden aufgemauerten Vierecken, dann, indem es seine Gestalt verändert, aus drei sich ebenso verjüngenden kreisförmigen Umzinglungen, endlich aus dem kuppelartigen Aufsatz.

Obgleich jede Seite der sechs viereckigen Umzinglungen nach den Weltgegenden, wie in allen Indischen Überbleibseln auf Java, wo der Fall vorkommen kann, gerichtet ist, so machen doch die einzelnen Seiten nicht Eine gerade Linie aus, sondern scheiden sich in fünf Theile, von welchen der mittlere am meisten vorspringt, die anderen vier verhältniſsmäſsig, einer mehr als der andere, zurückweichen. Nur auf der fünften Stufe haben die Seiten bloſs drei solche Abschnitte, und an der sechsten ist gar keiner sichtbar. Jede Umzinglungs-Mauer läſst zwischen sich und der folgenden eine Terrasse, über welche sie sich aber erhebt, so daſs sie eine äuſsere höhere und innere niedrigere Seite hat. Das Zurückspringen einer Stufe von der anderen beträgt zwischen der ersten und zweiten Mauer etwa acht, zwischen der zweiten und dritten drei, zwischen den übrigen drittehalb Schritte.

---

(1) Man vergleiche über die Höhe mehrerer Berge auf Java die Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft IX. 1-37. Der Sendoro wird daselbst (S.7.) 13,587 Pariser Fuſs hoch angegeben.

(2) Vielleicht ist damit das Malayische *chŭn̄gka*, stolz, anmaſsend, zu vergleichen.

(3) Da ich hier Crawfurd's Beschreibung folge, so sind unter den Fuſsen immer Englische verstanden.

Von der letzten, obersten Mauer zieht sich die erste der kreisförmigen Umzinglungen um vier Schritte zurück, die drei dieser Art aber von einander und von der Kuppel um zwei. Diese Kreise bestehen jeder in einer rings herumlaufenden Grundlage von gehauenen Steinen, welche gegitterte Käfige mit Öffnungen von der Gestalt eines auf der Spitze stehenden Vierecks (*with diamond-shaped apertures*) trägt. Jeder dieser Käfige, welche Raffles mit Thürmen, Crawfurd an einer anderen Stelle mit Bienenkörben vergleicht, ist aus Einem Stein (*of entire stone*) gehauen, kegelförmig gestaltet, und hat oben eine spitz zulaufende Masse, die man wohl mit einem *Lingam* vergleichen kann, und die auf einem kleinen viereckigen Steine ruht, der unmittelbar auf dem Käfig aufliegt.

Der oberste Aufsatz (*the dome*) besteht jetzt aus einer an ihrer Basis 52 Schritte im Umkreis habenden Kuppel, und auf dieser aus einem länglich-viereckigen Steinwerk. Der Überrest ist nicht mehr vorhanden, so daſs sich auch die wahre Höhe des Gebäudes in seinem ehemaligen Zustande nicht bestimmen läſst. Crawfurd vermuthet aber mit Recht, daſs über dem länglich-viereckigen Aufsatz eine der auf den Bienenkörben ähnliche Spitze gewesen sei.

Die Kuppel und die mit Bienenkörben verglichenen gegitterten Käfige sind die einzigen Theile des mächtigen Gebäudes, welche hohle Räume haben und etwas einem Gemach oder Behältniſs Ähnliches darbieten. Die Bienenkörbe sind, wie man an den ganz erhaltenen sieht, ohne allen Zugang gewesen, und eben dies gilt, wie es scheint, von der Kuppel. Jetzt hat diese auf der Südseite eine, aber später eingebrochene, Öffnung, durch die man in das Innere gelangen kann. Dieses ist wegen der Dicke der Mauern nicht groſs, und der Fuſsboden liegt fünf Fuſs tiefer, als die äuſsere Basis. Es enthält durchaus keine Spur einer Bildsäule oder eines Fuſsgestelles derselben.

In dem mittleren Vorsprung jeder der vier Seiten des Gebäudes ist eine verzierte Pforte oder Thorweg (*door-way*), so daſs diese durch die Stufen des Gebäudes hindurch bis oben hin einander entsprechen. Durch alle geht eine gerade aufsteigende steinerne Treppe. Daſs und wie man durch die kreisförmigen Umzinglungen habe zu der Kuppel gelangen können, wird nicht gesagt, und vermuthlich gab es keinen Aufgang zu derselben. Dagegen sieht man noch Spuren der steinernen Treppen, welche an dem schroffen Theile des Hügels zum Thale hinunter führten. Sie nehmen dieselbe Richtung als die Treppen des Gebäudes, und die Durchgänge durch den äuſseren Wall, welche den Thorwegen in dem Gebäude entsprechen, sind noch durch Figuren, von welchen weiter unten die Rede sein wird, bezeichnet.

Die hier ihrer Gestalt im Ganzen nach beschriebene Pyramide ist, wenn man die unterste Mauer-Umzinglung und die Kuppel ausnimmt, in ihrer ganzen Höhe und ihrem ganzen Umfange mit Statuen, Basreliefs und architektonischen Verzierungen bedeckt, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von den ähnlichen Ägyptischen und Mexicanischen Gebäuden. Die zweite Mauer, von unten gerechnet, mit welcher diese Verzierungen anfangen, enthält unmittelbar da, wo sie senkrecht in die Höhe steigt, an ihrer äuſseren Seite mannigfaltige Gruppen in Stein ausgehauener Figuren, und jedes dieser einzelnen Basreliefs ist von dem andren durch einen, auch halbhoch vortretenden Pilaster getrennt. Über diesem Streifen von Bildwerken läuft ein Gesims herum, und über diesem befinden sich, durch Zwischenräume, welche mannigfaltige Bildhauerarbeit ausfüllt, getrennt, die Nichen, in deren jeder ein auf die gewöhnliche Art mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, die Fuſssohlen ohne Ausnahme nach oben gekehrt, sitzender Buddha vorgestellt ist. Diese Statuen haben, wie Crawfurd bemerkt, kein Fuſsgestell. Sie ruhen aber doch, wie die Abbildung zeigt, auf einer kleinen mit Laubwerk, vermuthlich von der Lotuspflanze (1), verzierten Erhöhung, und dies scheint, wie wir gleich sehen werden, bedeutsam zu sein. Sie sind an der untersten der verzierten Mauern drei Fuſs hoch, und die Nichen haben an dieser vier Fuſs Höhe, drei Fuſs Breite und zwei Fuſs Tiefe. In den folgenden, höher liegenden Mauern nehmen diese Maaſse der Nichen und Statuen verhältniſsmäſsig ab. Die innere Seite der Mauer ist wieder mit ausgehauenen halberhobenen Figuren angefüllt, die jedoch kleiner, als die der äuſseren Seite, sind. Alle Figuren der zweiten Mauer-Umzinglung aber sind in gröſserem Maaſsstabe gebildet, als an irgend einem anderen Theil des Gebäudes. Die folgenden Mauern bieten ähnliche Verzierungen, nur mit kleinen Unterschieden in der Gröſse und Menge, dar. Die drei concentrischen Kreise über den Mauer-Vierecken scheinen, auſser den oben beschriebenen Bienenkorb-ähnlichen Behältnissen, keine Bildhauerarbeit zu enthalten. In jedem dieser Behältnisse aber sitzt ein, von auſsen unzugänglicher, nur durch das Gitterwerk sichtbarer Buddha. Die Zahl der sitzenden Buddha-Statuen beläuft sich an dem ganzen Gebäude auf nicht weniger als vierhundert. Die Nichen sind äuſserlich mit architektonischen Verzierungen versehen, und gehen oben in eben solchen Aufsatz aus, als der der Bienenkorb-artigen Behältnisse ist, und als ihn wahrscheinlich das ganze Gebäude selbst gehabt hat. Als Statue befindet sich an dem Denkmale durchaus keine andere Vorstellung, als Buddha, und dieser, bis auf Einen, gleich weiter auszuführenden Punkt, immer genau in derselben Stellung.

---

(1) S. unten S. 128.

So geht in diesen Bildsäulen und in der Übereinstimmung der kuppelartigen Aufsätze in den Nichen, den gegitterten Bienenkörben und der Pyramide selbst Eine symbolische Idee durch das ganze Bauwerk, erhält aber zugleich durch die zahllosen Gruppen der Basreliefs Mannigfaltigkeit und Leben.

§. 17.

Buddha-Bilder der Pyramide von Boro-Budor.

Allen Vorstellungen Buddha's liegt ein durch die Lehre bestimmter und nach und nach geheiligter Typus zum Grunde. Dies zeigt, mehr als es vielleicht in irgend einer anderen Religion der Fall ist, die groſse Übereinstimmung der Buddha-Bilder, besonders der sitzenden, in allen Gegenden, wo wir dieselben antreffen. Es gab aber auch eigne Schriften, in welchen die Kunst, ein Buddha-Bild anzufertigen, ausführlich gelehrt und die Länge, Breite und der Umfang jedes Theiles des Körpers vom Haupt bis zu den Füſsen angegeben wurde. Einer solchen wird unter den Buddhistischen, in den Tempeln Ceylons aufbewahrten Büchern ausdrücklich gedacht (1). Der künstlerischen Freiheit waren hier durch die typische Idee Fesseln angelegt, und man darf sich also auch über die Gleichförmigkeit der Buddha-Bilder von Boro-Budor nicht wundern. Der einzige Punkt, in welchem dieselben sich von einander unterscheiden, ist die Lage der Hände. Ihr Unterschied hierin ist durch einen Umstand bedingt, den ich bis jetzt in keinem anderen Buddha-Denkmal auf diese Weise beachtet gefunden habe, der sich aber vollständig aus rein Buddhistischen Ansichten erklären läſst, nämlich durch die Weltgegenden. An den westlichen Mauerseiten liegen beide Hände, die Flächen nach oben gekehrt, auf einander. An den östlichen ruht (2) die linke Hand auf den Fuſssohlen, und die rechte ist, mit der Fläche nach innen, auf die Spitze des Kniees gelehnt (3). An den nördlichen liegt die linke, die Fläche nach oben, auf den Fuſssohlen, indeſs die rechte bis zu halber Brusthöhe mit offener Fläche erhoben ist. An den südlichen endlich ruht die linke auf den Fuſssohlen, und die rechte, die Fläche nach oben, auf dem rechten Knie. Die letztere Stellung scheint in einem Gegensatze mit der an den östlichen Seiten zu stehen. Die an den nördlichen deutet Crawfurd, als redete Buddha zu einer vor ihm stehenden Volksmenge (4). Wo Buddha auf Basreliefs vorgestellt ist, scheint sich die Stellung der Hände nicht weiter nach den Weltgegenden zu richten und daher nicht immer an den gleichen Seiten mit der in den Nichen-Bildern übereinzustimmen. So muſs man wenigstens urtheilen, da bei Crawfurd ein Basrelief der Ostseite die Lage der

---

(1) Upham. Mahâvansi. III. 215.

(2) Crawfurd sagt bloſs: *reclines on* etc., ohne der Handfläche bestimmt zu erwähnen. Diese scheint aber hier auch nach oben gerichtet zu liegen.

(3) In dieser Stellung befindet sich der bei Crawfurd (*Bombay transact.* II. Pl. 2.) abgebildete Buddha, und diese Kupferplatte giebt zugleich einen vollständigen Begriff der Nichen der zweiten Mauer-Umzinglung. Die Gesichtszüge, die Ohren und den Haarschmuck sieht man jedoch noch viel deutlicher in einem bei Raffles (II. nach S. 54. Pl. II. Fig. 2. 3.) zugleich von vorn und im Profil abgebildeten solchen Buddha-Kopf aus Boro-Budor.

(4) Man kann diese Stellung auf Crawfurd's vierter Kupfertafel sehen. Er redet davon S. 161. Allein Z. 3. v. u. ist *southern* offenbar ein Druckfehler für *northern*, oder der Fehler müſste denn, was nicht wahrscheinlich ist, in der Beschreibung S. 159. liegen.

Hände der Nichen-Bilder der Nordseite hat. In den Statuen der gegitterten Käfige muſs mit der viereckigen Gestalt auch die Unterscheidung der Weltgegenden aufhören. Hier tritt eine in allen drei Kreisen gleiche, neue Vorstellung ein. Beide Hände sind zur halben Brusthöhe gehoben, und zwei Finger der rechten Hand liegen an dem Ringfinger der linken, als wollte, setzt Crawfurd hinzu, der Heilige seinem Gedächtniſs zu Hülfe kommen. Wahrscheinlich steht die Geberde mit der verschlossenen Lage dieser Bilder in symbolischer Verbindung. Man wird von unten hinauf eine Steigerung des Begriffes gewahr. In den sechs viereckigen Stufen sind die Buddha's auf zahllosen Bildern mit der Welt und den Menschen in lebendiger Berührung. Selbst die viereckige Gestalt, wo die Bilder der Heiligen sich nach den Weltgegenden hinkehren, ist nicht ohne Bedeutung. Mit der kreisförmigen Gestalt fängt die Beziehung auf den Himmel an, und auch das Symbol zieht sich mehr vom Körperlichen zurück. Die Basreliefs mit ihren Gruppen und zahllosen Figuren verschwinden, die Heiligen sind allein, ohne Berührung mit Irdischem, und in einer tiefer nachdenkenden Stellung; der Zugang zu ihnen ist verschlossen, bloſs dem Auge bleibt er durch ein Gitterwerk geöffnet. In der Kuppel verschwindet auch der Heilige selbst, alles Bildwerk hört auf, und das dort Verborgene ist auch dem Auge unzugänglich. Eine solche Erhebung vom Mannigfaltigen und Getheilten zum Einfachen, Ungeschiedenen liegt in allen Buddhistischen Vorstellungen. Die höchste der drei Welten wird die Welt ohne Gestalt und Farbe genannt, und die in allen drei Welten thronenden, zu Menschen gewordenen Buddha's verlieren in der höchsten selbst ihre Namen (1).

Obgleich an den Buddha-Bildern wohl alles symbolisch bedeutsam ist, so liegt dieser Charakter doch vorzugsweise in der Haltung der Hände. Das Herauskehren ihrer Flächen, ob es gleich nicht allgemein ist, spielt darin eine vorzügliche Rolle, und hängt vermuthlich mit der, auch aufwärts gekehrten Lage der Fuſssohlen zusammen. Noch jetzt dürfen die Priester in Butan nicht anders, als in der sitzenden Stellung der Buddha-Bilder, und die beiden Hände umgewandt auf den Schenkeln ruhen lassend, schlafen (2). Die Hand muſs überhaupt für besonders bedeutsam gehalten worden sein.

---

(1) Schmidt in den Mem. der Petersb. Akad. I. 101-107.

(2) Davis in den *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 495.

Im Tempel von Calanee, nicht weit von Colombo auf der Insel Ceylon, sind die Köpfe aller Buddha-Bilder mit einer Art von Tiare geschmückt, welche einer Hand oder vielmehr fünf zusammengelegten Fingern gleicht (1). Von den Buddha-Bildern in Nepal (2) wird die Legung der Hände als das erste der vier Kennzeichen angegeben, durch welche sich die fünf himmlischen Buddha's unterscheiden. Sie heiſst in der Buddhistischen Terminologie *mudrá* (3), welches im Sanskrit ein Ineinanderfügen der Finger beim Gottesdienst, aber auch ein Kennzeichen, ein Siegel und einen Siegelring bedeutet. Daſs in einzelnen Tempeln nur eine gewisse Anzahl von Stellungen der Buddha-Statuen, gerade wie in Boro-Budor, vorkommt, ist auch schon von Anderen bemerkt worden. In den Tempelhölen von Salsette, wo die Buddha-Bilder so sehr häufig an den Wänden vorgestellt sind, sagt Salt (4) ausdrücklich, daſs der Heilige doch nur in vier Stellungen erscheint. Gerade auch vier, und zwar durch die Haltung der Hände sich unterscheidende Stellungen erwähnt Buchanan-Hamilton von den stehenden Buddha-Bildern bei den Barmanen (5). Die Verschiedenheit dieser Stellungen, und daſs nur gewisse sich in denselben Gebäuden wiederholen, hängt wahrscheinlich mit der Bestimmung dieser Gebäude zusammen.

Die fünf verschiedenen Arten der Legung der Hände in Boro-Budor zeigen nun eine Ähnlichkeit mit den von Hodgson aus Nepal geschickten und in den Verhandlungen der Groſsbritannischen Asiatischen Gesellschaft (6) abgebildeten Figuren der fünf himmlischen oder Dhyâni-Buddha's, welche kaum einen Zweifel über die wahre Bedeutung der Buddha-Bilder des Javanischen Denkmals übrig läſst. Alle der nach Einer Seite gerichteten Mauern, so wie die nur durch Gitter sichtbaren, scheinen wiederholte Abbildungen eines jener fünf überirdischen Wesen. Dafür spricht die Haltung der Hände und, wie wir gleich sehen werden, die jedem einzelnen bestimmte Weltgegend. Zu dieser Erklärung paſst dann auch sehr gut der oben erwähnte mit Laubwerk gezierte Sitz dieser Buddha's, wenn dies Laubwerk wirklich Lotus vorstellen soll. Denn obgleich der Lotus-Sitz allen Buddha's dergestalt eigen gewesen zu sein scheint, daſs die ganze nachdenkende Stellung ihrer Bilder in Indien davon *padmâsanam* (¹) hieſs, so werden doch besonders die fünf Dhyâni-Buddha's, nach Schmidt (²), nie anders, als auf einem Sitze von *Padma*-Blättern thronend, dargestellt. Endlich sieht man an den Abbildungen der Boro-Budor-Statuen bei Raffles und Crawfurd auf der Stirn der Heiligen, gerade über der Nase, ein Zeichen, das man für einen Kreis, Tropfen oder für eine Perle halten kann. Dies Zeichen ist im Stein nicht in die Stirn eingegraben, sondern bildet eine kreisförmige Erhebung auf ihrer Fläche, wie die Profil-Zeichnung bei Raffles deutlich beweist. Auch die Brahmanischen Secten haben die Gewohnheit, daſs ihre Anhänger nach Form und Farbe verschiedene Zeichen, unter welchen auch Kreise sind, an der Stirn tragen (³). An den Buddha-Statuen von Boro-Budor scheint mir aber dies Zeichen eine höhere Bedeutung mit sich zu führen. Denn alle Dhyâni-Buddha's und auch die Personen der Trias sind in den von Hodgson gegebenen Abbildungen damit versehen. An den zwei bei Crawfurd von den Basreliefſs abgebildeten Buddha's fehlt dieses Zeichen, und Crawfurd scheint es überhaupt nicht beachtet zu haben, da er dessen in seiner Beschreibung auch bei den Statuen, wo es doch auf seiner Abbildung deutlich zu sehen ist, nicht erwähnt. Es ist indeſs wohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daſs es sich an allen diesen Statuen befand. Von den vielfachen bei Raffles sowohl nach Stein- als Erzfiguren abgebildeten Buddha's haben nur einige (⁴) dies kreisförmige Stirnzeichen. In Vorstellungen der Awatâren

---

(1) *Asiat. res.* VI. 448.

(2) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 230.

(3) Von der Wurzel मुद्, *mud*, aber wohl nicht in der Bedeutung von Vergnügen erregen, Gefallen haben, sondern von der des Zusammenfügens, Vereinigens. Vom Zusammenfügen kann auch der Begriff des Siegels, Kennzeichens herkommen, da dieses gerade bei Buddhistischen und Jaina-Vorstellungen auch bisweilen bloſs in zusammengefügten Zügen bestand, abgerechnet, daſs die Begriffe sich auch an sich nicht fremd sind. *Asiat. res.* IX. 306-308.

(4) *Bombay transact.* I. 47.

(5) *Asiat. res.* VI. 294.

(6) II. 1. Pl. 1. Fig. *c-g.*

(¹) Wilson's Lex. *h. v.*

(²) In den Mem. der Petersb. Akad. I. 114.

(³) *Asiat. res.* VII. 281. Umständlich handelt von der Verschiedenheit dieser Bezeichnung Moor. 403-409., über Buddha scheinen aber seine Äuſserungen unvollständig zu sein. Man vergleiche auch Wilson über die Hindu-Secten. *Asiat. res.* XVI. 32. 57. u. s. w.

(⁴) II. nach S. 56. die zweite, dritte, fünfte, sechste und achte Kupfertafel. Auf der sie-

Wishṇu's kommt Buddha bisweilen mit einem Kreis oder Punkt zwischen zwei Perpendicularlinien auf der Stirn vor (1). Aus diesem Allem scheint hervorzugehen, daſs dies Zeichen ein unterscheidendes Merkmal einiger bestimmter Buddha-Vorstellungen ist.

An einem in den Abhandlungen der Groſsbritannischen Asiatischen Gesellschaft (2) abgebildeten *Chaitya* findet man auf dem Fuſsgestell der auf der Kuppel stehenden Pyramide zwei wenig geöffnete Augen mit den Augenbraunen und der Nasenwurzel. Über den Augen steht ein Zeichen, welches die Gestalt eines herzförmigen, mit der Spitze nach oben gekehrten Blattes hat. In diesem befindet sich ein Schnörkel, und ein ähnlicher vertritt die Stelle des Überrestes der Nase. Es wäre vielleicht nicht unwichtig, bei dem Zeichen über den Augen, der etwas abweichenden Figur ungeachtet, an das einzelne Stirnhaar zu denken, welches als eine Eigenthümlichkeit Buddha's angegeben wird. Die Geschichtsbücher der Insel Ceylon erwähnen desselben mehrere Male. An einer goldenen Bildsäule Buddha's war es von Silber gebildet (3). Das Stirnhaar Gautama's selbst, welches als goldfarbig beschrieben wird und das sieben Windungen hatte, wurde nach Ceylon gebracht, künstlich in einen kostbaren Stein, der eine in acht Windungen herumlaufende Höhlung besaſs, eingepaſst, und so unter einem steinernen Denkmal auf dem Gipfel eines Felsen niedergelegt (4). Es wäre nicht unmöglich, daſs der oben erwähnte Kreis eine Andeutung dieses Haares sein sollte, da ausdrücklich gesagt wird, daſs es aus der Mitte seiner Stirn hervorgewachsen war.

Die **Pancha-Buddha-Dhyânî** genannten Wesen sind, dem Nepalischen Buddhistischen Systeme nach, diejenigen, welche in dem Augenblicke entstanden, als **Adi-Buddha**, das Urwesen, das Verlangen empfand, aus Einem zu Mehreren zu werden, von welchen dann wieder

---

benten, an der angeführten Stelle, trägt dies Zeichen eine stehende Figur, von der es aber sehr zweifelhaft scheint, ob sie einen Buddha vorstellen soll.

(1) Moor. 252. 409.

(2) II, 1. Pl. III.

(3) Upham. Mahâvansi. I. 160.

(4) *l. c.* II. 35. 36.

ebenso viel Bôdhisatwa's entsprangen (1). In den von ihnen gegebenen Abbildungen hält der erste und älteste unter ihnen, Wairôchana, wie die Buddha's der gegitterten Behältnisse in Boro-Budor, beide Hände vereinigt vor der Brust, doch scheint die Fingerhaltung verschieden. Wenn man die vier übrigen in den beiden Abbildungen mit einander vergleicht, so scheinen, dem Range oder Alter nach, in Boro-Budor die östlichen die ersten, dann aber die südlichen, westlichen und nördlichen zu folgen. Der Unterschied in der Händehaltung ist nur der, daſs, wo beide Hände auf einander liegen, oder die linke allein geöffnet ist, sie die Almosen-Schüssel (2) halten, und daſs man wenigstens nicht recht deutlich sieht, daſs der dritte, den südlichen in Boro-Budor entsprechende himmlische Buddha die Fläche der rechten Hand nach auswärts kehrt. Übrigens sind die Stellungen der Hände durchaus die nämlichen.

Jedem dieser fünf Dhyâni's ist nach den Buddhistischen Vorstellungen, welche Pallas (3) von Mongolischen Völkerschaften mittheilt, ein besonderes Reich oder Paradies nach einer der vier Weltgegenden hin zugewiesen. Bestimmt man nun jedem der fünf Buddha's von Boro-Budor nach der Vergleichung der Händehaltung mit den von Hodgson eingesandten Bildern den ihm zukommenden Namen (4), so passen die Weltgegenden, nach welchen sie gerichtet sind, genau mit denen zusammen, nach welchen hin ihre Paradiese liegen. Es kann wohl nicht leicht eine überraschendere Ähnlichkeit religiöser Symbole in so entfernten Länderstrichen geben. Die vier

---

(1) *Transact. of the Asiat. Soc. of Gr. Brit.* II. 232. 233. Über die hiervon abweichende, aber im Mongolischen System als allein wahr geltende Bedeutung dieser Wesen und ihren Zusammenhang mit den zur Menschwerdung bestimmten Buddha's, deren Abglanz sie in der Welt der himmlischen Offenbarung sind, s. Mem. der Petersb. Akad. I. 95. 106. Man sehe ferner Hodgson in den *Asiat. res.* XVI. 441. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 110.

(2) Es ist dies die Schüssel oder der Topf, in welchem die Buddhistischen Priester und die Buddha's selbst, so lange sie auf der Erde verweilen, die ihnen aus Mildthätigkeit gereichten Eſswaaren einsammeln, und der ihnen zugleich beim Essen zum Teller dient. Dies Gefäſs gilt für ein heiliges Symbol der Buddha's, und die Schüssel Gautama's wird auf Ceylon unter seinen Reliquien genannt (Upham. Mahâvansi. I. 50. 216. 350.).

(3) Samml. hist. Nachr. II. 86. Klaproth im *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 110.

(4) Es entsprechen nämlich an der Pyramide die östlichen Bilder dem Akshôbhya, die südlichen dem Ratna-Sambhawa, die westlichen dem Amitâbha, die nördlichen dem Amôgha-Siddha, die in den Gitterkäfigen dem Wairôchana.

Buddha-Bilder, welche den Dagop der gröſseren Halle des Felsentempels von Dambooloo (1) auf Ceylon umgeben, sind auch nach den vier Weltgegenden gerichtet. Es wird jedoch leider nicht bemerkt, ob und wie die Haltung der Hände an ihnen verschieden ist.

Man wird durch das hier Gesagte zugleich an die Brahmanische Vertheilung der vier Weltgegenden unter die Götter Indra, Yama, Waruṇa und Kuwêra erinnert (2), aus welcher die Buddhistische vermuthlich entsprungen ist. In beiden geht die Richtung der Rangordnung von Osten aus und wendet sich von da zum Süden, Westen und Norden. Bei den Buddhisten auf Ceylon giebt es auch vier Gottheiten der Weltgegenden. Die Namen sind verschieden von denen der Dhyâni-Buddha's, aber die Rangordnung und Richtung der Weltgegenden ist dieselbe (3). Der dem Osten eingeräumte Vorrang bestätigt sich auch darin, daſs in dem groſsen Heiligthum bei Rangoon, dem Shoe Dagon, von den vier Treppen-Aufgängen der östliche der Hauptaufgang ist (4). In noch engerer Verbindung mit den hier betrachteten Buddha-Bildern kann die weiter unten (§. 33.) vorkommende Vertheilung der Söhne Batara Guru's nach den Weltgegenden stehen.

Um jedoch auf die Erwähnung der Dhyâni-Buddha's und ihre Vertheilung nach den Weltgegenden bei Pallas zurückzukommen, muſs ich bemerken, daſs die Angabe ihrer verschiedenen Farben nicht ganz mit der bei Hodgson übereinstimmt. In der Lage der Hände ist zwar auch einige Verschiedenheit, allein eine solche, die, genauer erwogen, vielmehr nur auch hier die wirkliche Übereinstimmung durchblicken läſst. Von Amitâbha und Amôgha-Siddha werden ganz dieselben Stellungen angegeben, als bei Hodgson, dagegen sind Wairôchana und Akshôbhya geradezu verwechselt, indem der eine die Hände so hält, als der andere bei Hodgson. Dies kann aber sehr leicht, da in den Stellungen selbst keine Verschiedenheit ist, sie müſste denn, was nicht so genau angegeben ist, in der Haltung der Finger bei den vor der Brust zusammengefügten Händen liegen, ein bloſser Irrthum in der Namensbestimmung sein. Vielleicht hat die Verwechselung aber auch darin ihren Grund, daſs bei Pallas, umgekehrt als bei Hodgson, Akshôbhya die erste und Wairôchana die zweite Stelle einnimmt. In der Rangordnung wäre alsdann die Lage der Hände bei beiden Schriftstellern dieselbe. Wairôchana (der Lage der Hände nach, bei Hodgson Akshôbhya) soll dieselbe Stellung mit Ratna-Sambhawa haben, und dies ist wiederum genau wahr, wenn man, wie Pallas thut, nicht auf den Unterschied der auswärts oder einwärts gekehrten Fläche der rechten Hand Acht giebt (1).

---

(1) Davy. *Acc. of Ceylon.* 469.

(2) Moor. 261.

(3) Mahony in den *Asiat. res.* VII. 36.

(4) *Two years in Ava.* 33.

Die Javanische Pyramide weicht in Rücksicht auf die Vertheilung der Dhyâni's in einem Punkte ab, welcher auf die Vermuthung führt, daſs es doch über das gegenseitige Verhältniſs dieser fünf Wesen zu einander noch andere Vorstellungen, als die uns bekannten, gab. Nach der Mongolischen Überlieferung bei Pallas gehört das östliche Paradies dem Akshôbhya und Wairôchana gemeinschaftlich, was wohl nur aus der Unmöglichkeit herstammte, vier Weltgegenden unter fünf Wesen zu vertheilen. In Boro-Budor tritt Wairôchana ganz aus der Kategorie dieser einzelnen Paradiese heraus, und ist nach allen Seiten des Himmelsgewölbes herum gerichtet. Seine abgeschlossene Lage im Gitterwerk, da die anderen frei sitzen, kann auch nicht ohne Bedeutung sein, und der Eindruck des ganzen Monuments deutet, wie ich schon oben bemerkt habe, auf einen Übergang vom Körperlichen zum Unkörperlichen, vom verwirrten Weltgetümmel zur Versenkung des Gemüths in religiöses Nachdenken hin. Nach den von Hodgson und Schmidt entwickelten Systemen steht Wairôchana mit den übrigen vier Dhyâni-Buddha's auf einer und derselben Linie. Das erstere giebt ihn bloſs als den zuerst Entstandenen unter ihnen an. Das letztere stellt alle diese Buddha's, so wie ihre himmlischen Söhne, die Bôdhisatwa's, in enger Beziehung auf die zu Menschen gewordenen Buddha's dar. Sie selbst sind der Abglanz derselben in der zweiten, höheren Welt, die Bôdhisatwa's aber, in derselben Welt thronend, vertreten die Stelle der Menschgewordenen nach dem Tode derselben. So entsprechen also, gewissermaſsen als dieselben Personen, die fünf Dhyâni-Buddha's den fünf zur Menschwerdung ausersehenen, von welchen vier schon dagewesen sind, der fünfte aber erwartet wird. Hiernach also ist Wairôchana identisch mit dem ersten der vier auf Erden erschienenen Buddha's, so wie die übrigen mit den folgenden (1). Sein Heraustreten aus den Plätzen, welche den übrigen angewiesen sind, seine Erhebung über die Sphäre der geschiedenen Paradiese, seine Richtung nach allen Himmelsgegenden in Boro-Budor paſst daher hierzu nicht. Ich bin, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, auf eine andre Erklärung gefallen, die auf den ersten Anblick Vieles für sich zu haben scheint. Wenn nämlich die fünf Buddha-Bilder der Pyramide nicht Vorstellungen der Dhyâni-Buddha's, sondern der fünf zur Menschwerdung ausersehenen waren, so könnte der letzte derselben, Maitrêya, darum in den Gitterkäfig verschlossen worden sein, weil sein Erscheinen auf Erden erst zukünftig ist. Diese Vermuthung wird dadurch auf eine überraschende Weise begünstigt, daſs die Vorstellung dieses zukünftigen Buddha bei Pallas (2), der ihn Maidari nennt, mit der der Käfig-Bilder, es müſste denn wieder in der Fingerstellung ein Unterschied liegen, in Absicht der vor der Brust zusammengehaltenen Hände übereinstimmt. Die eingeschlossene Stellung scheint aber doch für sich allein keinen entscheidenden Beweis abzugeben. Denn in einem an der östlichen Seite des groſsen Shoe Dagon bei Rangoon stehenden Tempel befindet sich eine ungefähr zwölf Fuſs hohe Abbildung Gautama's (Sâkyamuni's), also eines der wirklich bereits erschienenen Buddha's, und gerade des letzten unter denselben, in einem Draht-Käfig (*wire cage*) eingeschlossen (3). Bei der zuletzt erwähnten Erklärung wird es auch schwierig, die Richtung nach den Weltgegenden zu deuten. Man müſste sie bloſs als eine Anordnung ansehen, in welcher der ältere Buddha die geehrtere Weltgegend vor dem auf ihn folgenden erhielte. Denn zu seiner Zeit regiert jeder das Ganze. Auch fiele nun die schöne, oben bemerkte Übereinstimmung in der Händehaltung hinweg. Es ist zwar schwer, über diesen Punkt bei den menschlichen Buddha's etwas mit Sicherheit zu bestimmen, da die Bilder so selten mit Namen bezeichnet sind und die verschiedenen Nachrichten darüber nicht deutlich mit einander übereinkommen. Auf der einen Seite scheint es, als wenn für jeden eine bestimmte Lage der Hände die gewöhnlich hergebrachte sei. Wenigstens hat Sâkyamuni (¹) bei Hodgson und bei Pallas dieselbe Lage der Hände, und Maitrêya (²) dieselbe in zwei Abbildungen bei Pallas. Zwischen den Dhyâni-Buddha's aber, wie sie Hodgson giebt, und den menschgewordenen ist hierin keine Übereinstimmung. Denn Sâkyamuni hat, wie man sieht, die Händehaltung Akshôbhya's, da er doch eigentlich dem Amitâbha entspricht, und Maitrêya dieselbe mit Wairôchana, da er zu Amôgha-Siddha gehört. Auf der andren Seite sagt Hodgson bestimmt, daſs die Bilder der sieben groſsen zu Menschen gewordenen Buddha's sämmtlich genau dem von Sâkyamuni gleich sind, das Bild dieses Buddha's der Vorstellung Akshôbhya's sehr ähnlich ist und die Verschiedenheiten nur in den Wappen und Schildhaltern liegen, von welchen ich gleich reden werde. Eine gröſsere Abweichung zeigt sich bei gefärbten Bildern, da Akshôbhya blau, die sieben menschgewordenen Buddha's gelb angemalt werden (³). Maitrêya gehört nicht, da er erst zukünftig ist, zu jener Zahl der Sieben, und insofern ist kein bestimmter Widerspruch zwischen dieser Behauptung Hodgson's und dem oben aus Pallas Angeführten. Indeſs ist es doch wahrscheinlich, daſs, nach der in Nepal herrschenden Sitte, auch er wie die übrigen zur Erde schon herabgestiegenen Buddha's vorgestellt wurde. Ist nun, wie man kaum zweifeln kann, Hodgson's Angabe über die zu Menschen gewordenen Buddha's richtig und auch auf Java anwendbar, so kann man die Buddha-Bilder in Boro-Budor, die in der Haltung der Hände von einander

---

(1) Pallas. Hist. Nachr. II. 86. Es ist zu bedauern, daſs gerade von diesen erhabensten Buddha's keine Abbildungen gegeben sind. Die Stellung von Wairôchana aber, die mit der von Sâkyamuni, und die von Amitâbha, welche mit der von Ajuschae verglichen wird, kann man Pl. 2. Fig. 1. und Pl. 4. Fig. 2. nachsehen. Welcher Buddha übrigens dieser Ajuschae sein mag? weiſs ich nicht genau anzugeben, und es ist auch aus Klaproth (*Nouv. Journ. Asiat.* VII. 110.), der diese Worte in seiner Übersetzung der Stelle übergeht, nicht zu sehen. Da er aber zu den alten, früh erschienenen Buddha's gezählt wird, so ist vielleicht damit Ayustêjâ gemeint, der in der von Hodgson (*Asiat. res.* XVI. 447.) gegebenen Liste der zwölfte, von Sâkyamuni aufwärts gerechnet, ist.

---

(1) Man sehe über diese Theorie Schmidt's Abhandlung in den Mem. der Petersb. Akad. I. 106-109. Da die fünf namentlich bekannten menschlichen Buddha's noch in unsrer Weltschöpfung neunhundert fünf und neunzig Nachfolger haben sollen, so wird sich die Zahl der Bôdhisatwa's um ebenso viel vermehren. Von den Dhyâni-Buddha's muſs man dasselbe folgern, es wird aber nicht ausdrücklich gesagt.

(2) Pallas. Hist. Nachr. II. S. 84. Pl. 3. Fig. 1. Pl. 9. Fig. 2.

(3) *Two years in Ava.* 32.

(¹) *Transact. of the Asiat. Soc. of Gr. Brit.* II. Pl. IV. Fig. *f.* Pallas. Hist. Nachr. II. S. 83. Pl. 2. Fig. 1. Die rechte Hand ist nämlich mit einwärts gekehrter Fläche auf das Knie gelehnt, die linke hält das gewöhnliche Gefäſs auf dem Schooſse.

(²) Pallas. *l. c.*

(³) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 252. nt. 20. Man vgl. auch *p.* 238. 239.

abweichen, offenbar nicht auf sie deuten. Aus dem kreisförmigen Stirnzeichen ist hier nichts zu entnehmen. Sâkyamuni hat es bei Hodgson und Pallas, Maitrêya nur in einer der beiden Abbildungen bei Pallas. Aus der Neben angeführten Stelle Hodgson's muſs man schlieſsen, daſs es in den Nepalischen Bildern den auf der Erde erschienenen und den Dhyâni-Buddha's gemeinschaftlich zukam.

Nach Upham's Behauptung deutet die Lage der Hände bei den Buddha-Bildern den Grad der Vollendung an, zu welchem der Heilige auf seiner Erhebung durch die drei Welten gelangt ist. Die ganz ruhige Lage beider Hände mit offnen Handflächen, mithin so wie sie bei Amitâbha ist, soll die Vollendung des Nirwâṇa anzeigen (¹). Upham führt kein anderes Zeugniſs für diese Meinung an, und es ist kaum wahrscheinlich, daſs die fünf Dhyâni-Buddha's, die wir auf authentische Weise aus Nepal besitzen, in verschiedenen Graden der Vollendung vorgestellt sein sollten.

Unter diesen Umständen bleibe ich also doch bei meiner ersten Erklärung stehen, und halte die Figuren im Gitterwerk für Vorstellungen Wairôchana's. Ich bin zwar weit entfernt, jedes Buddha-Bild, welches die Hände ebenso, als einer der fünf himmlischen Buddha's, hält, darum sogleich für eine Abbildung von diesen anzusehen. Es kommt dabei noch auf die andren Kennzeichen an, die in Boro-Budor nur leider fehlen, und von denen ich gleich reden werde. Ich muſs auch noch ausdrücklich bemerken, daſs die Hodgson'schen Bilder eine Art Knopf in den Haaren auf der Scheitel des Kopfes, und den Heiligenschein um den Kopf tragen, welche beide Merkmale den Javanischen Bildwerken mangeln. Da aber in diesen zu der gleichen Haltung der Hände die Übereinstimmung der Weltgegenden, das Stirnzeichen, der mit Laubwerk gezierte Sitz, und der merkwürdige Umstand, daſs gerade fünf und nur fünf Buddha's in vierhundert Buddha-Statuen vorgestellt sind, hinzukommt, so scheint mir hierdurch die Sache beinahe auſser Zweifel gesetzt. Die Zutheilung desselben Paradieses an zwei Buddha's erscheint sehr sonderbar. Vielleicht wollte man sie vermeiden, und räumte daher den ganz abgesonderten und über alle erhöhten Platz dem älteren dieser himmlischen Wesen ein. Es kann hierzu auch in der uns un-

---

(¹) *Hist. of Budhism.* 19.

bekannten, besonderen Bestimmung des Javanischen Denkmals irgend ein besonderer Grund gelegen haben.

Die Verbindung der fünf Dhyâni-Buddha's mit Tempelgebäuden ist übrigens eine ganz hergebrachte Sache. In Nepal befinden sich die Bilder dieser fünf Buddha's, mit Ausschluſs aller anderen von niedrigerer Ordnung, an der Basis jedes Tempels des ersten Ranges (*Manuchaitya* (1)). Wenn man die Buddha-Bilder in andren Denkmälern durchgeht, so findet man auch noch andere Lagen der Hände, und besonders wohl der Verbindungen der Finger da, wo beide Hände vor der Brust zusammengefügt sind. Vermuthlich giebt es aber auch hierin gewisse Gränzen, so daſs die heilige Sitte doch nur auf eine bestimmte Anzahl von Haltungen der Hände beschränkt ist, was genauer zu untersuchen jedoch hier nicht der Ort sein würde. Beim Durchblättern von Moor's Pantheon und anderen mythologischen Werken hat es mir geschienen, als kämen die hier von Sâkyamuni und seinem himmlischen Abglanz Amitâbha beschriebenen Lagen der Hände bei weitem am häufigsten vor.

Auſser der Haltung der Hände giebt Hodgson noch drei andere Unterscheidungszeichen der fünf Dhyâni-Buddha's an. Eines derselben, die Farbe, kann keine Anwendung bei Bildwerken finden, die wenigstens jetzt ganz farblos zu sein scheinen. So wie man aber erst seit Kurzem an Griechischen Bild- und Bauwerken häufigere Spuren ehemaliger Färbung entdeckt hat, ebenso könnte es auch vielleicht hier bei genauer auf diesen Punkt gerichteter Aufmerksamkeit der Fall sein. Ein auffallender Umstand bleibt es wenigstens, daſs in Ceylon ein Bild erst dann in Ehren gehalten wird, wenn das Schwarze in den Augen daran gemalt ist. Es ist dies der letzte Theil der Arbeit, nach welchem das Bild als heilig gilt. Im Mahâvansi wird eines eignen Festes gedacht, das den Zweck hatte, geweihten Buddha-Bildern das Schwarze in den Augen zu färben (2). Die beiden andren Kennzeichen gehen das Fuſsgestell an, auf welchem der Heilige sitzt. Dieses hat nämlich an seiner vorderen Seite zwei in entgegengesetzter Richtung nach auſsen schauende Thiere, über welche in der Mitte, so daſs dadurch ihr Hintertheil verdeckt ist, in Gestalt eines Halbzirkels, gleichsam eine Decke herunterfällt. Die Thiere, an deren Stelle aber auch, wie es scheint, bisweilen phantastische Wesen treten, nennt Hodgson Träger oder Schildhalter (*supporters*), und auf der Decke sind Zeichen verschiedener Art (*Cognizances*), so daſs das Ganze einem Wappen mit dessen Schildhaltern gleicht. Bei den vier und zwanzig Jaina-Awatâren fallen diese beiden Stücke, wie es scheint, zusammen. Denn es wird bei ihnen nur Eines charakteristischen Zeichens, welches bald ein Thier, bald eine Blume, bald bloſs eine Linear-Figur ist, erwähnt (1). Das Wappen der fünf Dhyâni-Buddha's besteht in verschiedenen Blumen, oder vielmehr blumenartigen Verzierungen. Die Thiere sind in den Abbildungen schwer zu erkennen; einige haben aber noch eigene Decken und gleichsam Sattelzeug. So sind Ratna-Sambhawa's Pferde vollkommen gezäumt. Da den Bildsäulen in Boro-Budor ein eigentliches Fuſsgestell gänzlich fehlt, so sind diese Kennzeichen an ihnen nicht sichtbar. Auf einem von den Basreliefs aber, deren Abbildungen Crawfurd (2) giebt, hat ein Buddha-Bild sowohl die Träger, zwei Löwen, als die Decke, gleichsam den Wappenschild, zwischen denselben; nur das Wappen selbst fehlt, und ist vermuthlich am Steine verwischt gewesen.

---

(1) *Asiat. res.* XVI. 442. 443.

(2) Upham. Mahâvansi. I. 274.

Vielleicht steht mit diesen Trägern der Buddha-Bilder eine andere Verzierung der Pyramide von Boro-Budor in Verbindung. Ich habe oben erwähnt, daſs der äuſsere Wall vier den Aufgängen zu den gemauerten Terrassen genau entsprechende Eingänge hat. An jedem von diesen befinden sich zwei aus Stein gehauene kleine, auf den Hinterfüſsen, gleich Hunden, sitzende Löwen mit offnem Rachen, und jedem dieser vier kleinen Löwenpaare gegenüber sieht man auf der Kante des perpendiculär absteigenden Hügels ein ähnliches, gröſseres. Crawfurd schon bemerkt, daſs diese Löwen mit einer gewissen Ungeschicklichkeit und mit sichtbarer Unkenntniſs des Thieres gemacht sind. Wenn man aber die von ihm gegebene Abbildung (3) genauer betrachtet, so findet man in den, allerdings starken Abweichungen von der Natur ein anderes Princip. Es sind nämlich, vorzüglich am Kopf, den Locken der Mähnen, dem Ende des Schweifes und dem einen Vorderfuſs, absichtliche und schnörkelartige, sich zum Theil regelmäſsig wiederholende Züge angebracht, gerade wie es auch häufig bei den Thieren auf unsren Wappen der Fall ist. Es mag dies vielleicht bloſs architektonische Verzierung sein, es kann aber auch darin ein symbolischer Typus dieser Gestalten liegen. Eine ähnliche, von der Natur abweichende Behandlung, namentlich der Mähnen eines Löwen, sieht man auf den Bruchstücken der auf Veranstaltung der letzten Französischen Expedition nach Morea bei Elis ausgegrabenen Basreliefs (¹).

---

(1) *Asiat. res.* IX. 304.

(2) *Archip.* II. Pl. 22.

(3) *Bombay transact.* II. 154. Pl. 3.

An dem angeblichen Indra-Gemache in Ellora, in welchem aber Sykes und Erskine mit Recht Buddhistische oder Jaina-Gestalten sehen (²), befinden sich auf dem durch den Felsen gehauenen Eingange zwei liegende Löwen. Es könnte aber wohl sein, daſs sie dort, und vielleicht auch in Boro-Budor, bloſs im Begriffe von Wächtern aufgestellt wären. Denn bei sehr vielen groſsen Javanischen Tempelgebäuden, besonders wo mehrere von demselben Umkreis umschlossen sind, giebt es Vorstellungen solcher Wächter, bald Menschen, bald Thiere. Mit Keulen oder Schwertern be-

---

(¹) Gypsabgüsse derselben finden sich in der schönen, durch den Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath Beuth in dem Gewerbe-Hause in Berlin angelegten Sammlung von Gypsabgüssen.

(²) *Asiat. res.* VI. 392. Wenn man die uns bekannt gewordenen Bildwerke der Indischen Tempel aufmerksam durchgeht, so kann man sich der Bemerkung nicht erwehren, daſs in ihnen bisweilen Vorstellungen des Brahmanischen und Buddhistischen Cultus mit einander vermischt und die Symbole des einen zu dem andren hingezogen wurden. Dies scheint mir in der gewöhnlich Indra genannten, aber schon durch Erskine (*Bombay transact.* III. 522. 523.) dafür nicht erkannten Statue in Ellora (*Asiat. res.* VI. 393.) der Fall, wie man vorzüglich deutlich gewahr wird, wenn man mit derselben die verwandte Vorstellung eines wirklichen Indra (Guigniaut. Pl. 15. Fig. 84.) vergleicht. Erskine äuſsert die Vermuthung, daſs der Indra die Darstellung eines Buddhistischen Fürsten sei. Doch ist die Haltung der Figur und die Composition der Gruppe offenbar den Vorstellungen des Indischen Gottes ähnlich. Von dem, was die Figur in Ellora in der offnen Hand hält, schweigen die Erklärer, doch könnte es leicht die Almosen-Schüssel sein, und alsdann fände sich hierin ein unterscheidendes Buddhistisches Merkmal. Erskine legt darauf Gewicht, daſs der Baum hinter der sitzenden Figur, und nicht aus ihrem Kopfe hervorsteigt. Dies ist aber auch bei dem unbezweifelten Indra unter den beiden hier verglichenen der Fall. Ebenso wenig können die Pfauen auf beiden Vorstellungen etwas entscheiden. Auch Buddha-Bilder, wie z. B. das des vierten Dhyâni-Buddha's, haben Pfauen zu Trägern. Sykes (*Bombay transact.* III. 268.) scheint diese Statue eher für einen Indra zu halten, drückt sich aber auch zweifelhaft darüber aus. Von zwischen Buddha und Siwa schwankenden Figuren s. unten S. 141. 142.

waffnete sind, und gewöhnlich auf ein Knie (¹) gesenkt, überhaupt auf der Insel, und namentlich in Brambanan, häufig. Es wird solcher Tempelwächter aber auch auf Ceylon (²) und anderwärts erwähnt. Als Träger von Buddha-Bildern finden sich, wie sich schon voraussetzen läſst, gleichfalls Löwen. So, wie man an der Mähne, da die Gestalten sonst sehr undeutlich sind, erkennt, in einer Abbildung von Sâkya-Siṇha (*Sâkya*-Löwe) bei Hodgson (³), wo das Sinnbild mit seinem Namen in Verbindung stehen kann, und auf einem der Basreliefs von Boro-Budor (⁴). Auf einem andren, wo es aber zweifelhaft scheinen kann, ob die Figur wirklich ein Buddha sein soll, sieht man die Löwen, als Träger, in ihrer ganzen Gestalt und ohne die Decke, welche sonst ihr Hintertheil verbirgt, dastehen. Jeder hält, in unverkennbarer Beziehung auf die ähnliche Lage der Fuſssohlen der Buddha's selbst, eine der Vorderklauen dergestalt in die Höhe, daſs das Innere der Klauen sichtbar wird. Das Bild ruht auf den Köpfen und den in groſser Bewegung vorgestellten Schweifen der Thiere (⁵). Immer kann also in der Wahl von Löwen zu Wächtern, wenn diese Thiere auch wirklich dies vorstellen sollten, eine Anspielung auf Sâkyamuni liegen. Es bedarf übrigens kaum der Bemerkung, daſs bei den Buddha-Bildern die Gleichheit der Träger nicht immer mit der Gleichheit der Händehaltung zusammentrifft, sondern häufig Bilder mit gleichen Trägern verschiedene Händehaltung, und umgekehrt, haben.

§. 18.

Ornamente und Basreliefs der Pyramide von Boro-Budor.

Auſser aller Verbindung mit den hier beschriebenen Vorstellungen scheinen monströse Figuren zu stehen, deren Mund an den Ecken vieler Theile des Gebäudes das oberhalb gesammelte Wasser auswirft. Gerade eben solche sollen in andren Javanischen Tempeln sein, Crawfurd hält sie aber für bloſse Verzierungen und architektonische Beiwerke. Ob sie mensch-

---

(¹) *Archip.* II. Pl. 25.

(²) *Asiat. res.* VI. 449.

(³) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II, 1. Pl. IV.

(⁴) *Archip.* II. Pl. 22.

(⁵) *Crawf. Archip.* II. Pl. 23.

licher oder thierischer Gestalt, bloſse Köpfe oder ganze Figuren sind? geht übrigens nicht aus seiner Beschreibung hervor (¹).

Er meint jedoch hiermit vielleicht nur dasselbe architekonische Ornament, von dem er an einem anderen Orte spricht, nämlich die groſsen, ohne Unterkinnlade abgebildeten monströsen Masken (²), welche sich so sehr häufig an den Indischen Tempeln auf Java, und fast regelmäſsig an ihren vorspringenden Ecken und an den Schluſssteinen der Gewölbe befinden. Diese Masken wurden von einem der Gesandten eines Fürsten von Bali für eine Vorstellung Siwa's erklärt. Noch heute (³) tragen besonders die Bewohner des östlichen Java's, und noch mehr die von Bali und Lombok, welche noch jetzt Siwa-Anbeter sind, häufig auf ihrem Kris, der eigenthümlichen Lieblingswaffe des Volks, diese Maske abgebildet.

Einen ungemein wichtigen Theil der Pyramide von Boro-Budor machen gewiſs die Basreliefs aus. Leider aber sind die Nachrichten über diese am unzulänglichsten, und es war wohl freilich unmöglich, eine irgend ins Einzelne gehende Beschreibung so zahlloser Figuren und Gruppen zu geben. Was vorzüglich interessant und belehrend sein würde, fehlt ganz, nämlich Nachricht von den Vorstellungen einer zusammenhängenden Reihe dieser Reliefs, wo eines das Verständniſs des andren erleichtern könnte. Die von Crawfurd mitgetheilten sechs (⁴) Abbildungen sind zwar sämmtlich aus der dritten und vierten Mauerumzinglung, allein aus verschiednen Stellen derselben. Der Beschreibung nach sind an den äuſseren Seiten der zweiten Mauerumzinglung, wo die Figuren einen gröſseren Maaſsstab haben, einzelne Figuren häufig. An den folgenden Mauern und allen inneren Seiten walten mehr Gruppen vor, und zwar von der mannigfaltigsten Art, Versammlun-

---

(¹) *Bombay transact.* II. 160. Crawfurd citirt zwar eine seiner Kupfertafeln, auf welcher sich eine solche Gestalt befinden soll, es ist mir aber nicht geglückt, dieselbe auf irgend einer zu erkennen.

(²) *Archip.* II. 202. *monstrous face.* Verhandl. der Batav. Gesellschaft. Th. VII. Abh. 9. S. 35. An den Schluſssteinen der Buddha-Nischen sieht man solche Masken, die zwar eine Unterlippe haben, denen aber doch die eigentliche Unterkinnlade zu fehlen scheint. Crawf. *Archip.* II. Pl. 29.

(³) *Asiat. res.* XIII. 359.

(⁴) *Archip.* II. Pl. 19-24. In den *Bombay transact.* befinden sich, wenigstens in dem Exemplare, das ich zur Hand habe, nur vier.

gen zum Unterricht, gottesdienstliche Verrichtungen in Tempeln, Processionen, Schlachten, Jagden und Vorstellungen von Schiffen und Seefahrten. Die Figuren sollen merkwürdig gut gearbeitet sein, und sich in starkem Relief von der Mauer abheben. Eine ähnliche Mannigfaltigkeit von Vorstellungen findet sich, theils gemalt, theils in Basreliefs, auch an und in anderen Buddhistischen Tempeln. Ich erwähne hier nur eine Gallerie unter den Trümmern von **Pagáhm** (bei Crawfurd **Pugan**) im Königreich Ava, wo gerade auch Kriegs- und Wasserscenen vorkommen (¹), und die Darstellung des Lebens Gautama's von seiner Geburt an in einer Reihe von Gemälden in einer Gallerie des Schloſstempels des Königs von Ava (²).

Auf den durch Crawfurd von Boro-Budor mitgetheilten Basreliefs kommen zwei unbezweifelte Buddha-Figuren vor. Um die eine, die in lehrender Stellung abgebildet scheint, sind auf der einen Seite weibliche, auf der andren männliche Zuhörer dargestellt, welche dem Heiligen, theils sitzend, theils stehend, Früchte und Blumen darbringen. Auf dem anderen Relief sieht man einen Kampf neben dem Buddha-Bilde. Besonders merkwürdig scheint mir das schon oben erwähnte Relief (³), wo das Bild von stehenden Löwen getragen wird. Der, welchen es vorstellt, scheint offenbar Gegenstand der Anbetung seiner Umgebungen zu sein. Denn alle sind knieend, und die meisten gegen ihn mit gehobenen Armen und zusammengelegten Händen gerichtet. Indeſs kann es zweifelhaft scheinen, ob hier Buddha gemeint sei? Der Zweifel könnte aus der Mütze und den Armspangen entstehen, welche der Gestalt ein anderes Ansehn geben, als die übrigen Buddha's an dem Monumente haben. Joinville giebt es von den Buddha's auf Ceylon sogar als ein unterscheidendes Merkmal an, daſs sie immer in bloſsen Haaren mit unbedecktem Haupte dargestellt sind (⁴). Doch sind wohl nicht alle Vorstellungen in diesen Einzelnheiten übereinstimmend. In den Abbildungen bei Raffles kommen mehrere Figuren (⁵) mit Mützen vor,

---

(¹) Man vergleiche die Beschreibung in *Two years in Ava.* 384. 385. mit Crawf. *Archip.* II. Pl. 22. 24.

(²) Crawf. *Ava.* 162-164.

(³) Crawf. *Archip.* II. Pl. 22.

(⁴) *Asiat. res.* VII. 422.

(⁵) Eine solche scheint mir besonders die dritte auf der Kupferplatte nach S. 12.

die man, ihrer übrigen Stellung und der Abwesenheit aller anderen Attribute nach, für Vorstellungen Buddha's halten muſs, wenn man auch dagegen andere findet, bei denen man sich nicht getraut, recht zu unterscheiden, ob nicht vielleicht an der Mütze eine auf Siwa gehende Andeutung des herabspringenden Wassers der Gaṅgâ ist. In einer Vorstellung nach einer Bronze trägt ein nicht zu verkennender Buddha eine Art Haube, durch die man aber seine eigene Haarflechte zu sehen glaubt (¹). Man könnte das Bild auf dem Basrelief auch für einen Siwa halten, wie er nach einer Bronze, gleichfalls mit untergeschlagenen Beinen sitzend, bei Crawfurd vorgestellt ist (²). Dies Bild hat auch keine anderen Siwa-Attribute auſser dem Kopfputz, an diesem aber erscheint Gaṅgâ deutlich. Es fehlen auch dem Gotte die heruntergezogenen Ohren. Auf dem Basrelief sieht man diese, dagegen keine Spur der Gaṅgâ, und so halte ich die Vorstellung doch für einen Buddha. Bemerkenswerth ist noch das Gefäſs, auf dem er sitzt. Unmittelbar auf dem Löwen ruht eine Fläche, der eines Stuhls ähnlich. Auf dieser steht ein, wie ein umgekehrter Kegel sich erhebendes Gefäſs mit oben umgeschlagenem, wulstigem Rande, welches man für den Kelch eines Lotus, allein auch für eine Yôni nehmen kann. Alle Theile der architektonischen Verzierung des Säulenganges, unter dem die Scene vorgeht, und der sich über dem Gotte, wie eine höhere Niche, öffnet, haben eine pyramidalische, flammenartige Gestalt, womit vielleicht das *Liṅgam* angedeutet ist. Diese Umstände würden dann freilich auf Siwa-Dienst hinweisen, der aber hier, wie ich oben (S. 138. Anm. 2.) bemerkt habe, zu Buddhistischen Vorstellungen hingezogen sein könnte (³). Die drei übrigen Basreliefſs scheinen mir nichts Deutliches von diesen zu enthalten, man müſste denn in der stehenden Figur (Pl. 20.) einen Buddha erkennen wollen. Mütze und Armspangen sind wirklich wie an dem eben beschriebenen sitzenden. In der Procession (Pl. 21.) ist offenbar, und kenntlich an der Mondsichel, in dem von Pferden gezogenen Wagen Siwa dargestellt. Die 24ste Kupferplatte unter-

---

(¹) Raffles. II. nach S. 66. die erste Kupfertafel.

(²) *Archip.* II. Pl. 28. Solcher Vorstellungen des Siwa erwähnt auch Erskine (*Bombay transact.* I. 232.), und bezeugt, daſs sie häufig vorkommen.

(³) Vgl. Erskine in den *Bombay transact.* I. 232. 235. In der letzteren Stelle ist auch Erskine zweifelhaft, ob eine Figur in Elephanta ein Buddha oder Siwa sein soll.

scheidet sich dadurch, daſs sie drei verschiedene kleine Basreliefs enthält. Sie beziehen sich, wie es scheint, auf die Indische Mythologie, aus welcher sich die Erklärung vermuthlich auffinden lieſse. Obgleich das eine Schildkröten, die beiden andren viel Fische enthalten, so stehe ich doch an, sie auf Wishṇu's Awatâren zu ziehen. Sie sind frei und sinnreich componirt, und enthalten Gruppen von reizender Naivetät, wie die der auf dem Rücken ihrer Mutter sitzenden kleinen Schildkröte.

§. 19.

Bestimmung der Gattung von Heiligthümern, zu welcher die Pyramide von Boro-Budor gehört.

Wenn man die einzelnen Theile und das Ganze des wundervollen Bau-Denkmals von Boro-Budor übersieht, so muſs Jedem nothwendig in die Augen fallen, daſs es kein Tempel in dem Sinne gewesen sein kann, den wir gewöhnlich mit diesem Worte verbinden. Es enthält keine Halle zur Versammlung der Gläubigen, kein Gemach für eine angebetete Gottheit; es ist ein verschlossenes Heiligthum, an welchem selbst der kleine hohl gelassene Raum ursprünglich unzugänglich war. Die hauptsächlichsten Statuen und Basreliefs, die es zieren, schauen nach auſsen, und nur von auſsen konnte ihm Verehrung erwiesen werden.

Man muſs es dankbar erkennen, daſs Crawfurd allein die Umstände angegeben hat, aus welchen, als charakteristischen Merkmalen, die allgemeine und besondere Natur dieses Heiligthums erkannt werden kann. Aus der Beschreibung bei Raffles wäre dieselbe nur sehr unsicher zu errathen gewesen. Die Unzugänglichkeit zu den inneren Räumen, die Unterscheidung der an dem ganzen Gebäude allein vorkommenden fünf Buddha-Stellungen, ihre unveränderliche Richtung nach den Weltgegenden, und die genaue Schilderung der gitterförmig verschlossenen Behältnisse, mithin gerade alle bedeutsamen Theile des Monuments, gehen allein deutlich aus Crawfurd's Beschreibung hervor. Von der Erklärung des Ganzen tritt er bescheiden zurück, und begnügt sich, das Gebäude nur allgemein, nach seiner weiter unten (§. 46.) näher zu betrachtenden Theorie, einen, den Buddhistischen Reformatoren des Siwa-Dienstes gewidmeten Tempel zu nennen (1).

Die Gattung von Heiligthümern, zu welcher es gehört, hat nach Crawfurd's Beschreibung Erskine richtig bestimmt, indem er es mit den sogenannten *Dagop's*, unter welche Reliquien oder Bilder des Buddha gelegt wurden, zusammenstellt. Da er aber dies nirgends ausführt, nicht einmal ausspricht, daſs das Monument von Boro-Budor ein solcher Dagop gewesen sei, sondern sich darauf beschränkt, es in einer Anmerkung mit Gebäuden dieser Gattung zusammen zu nennen, und an einer anderen Stelle allgemein als Buddhistisch zu bezeichnen (2), so werde ich ausführlicher auf den Standpunkt eingehen müssen, welchen diese Javanischen Gebäude (denn es gab ihrer, wie wir gesehen haben, mehrere auf der Insel) in der ganzen Gattung dieser Heiligthümer einnehmen. Ich werde mich dabei häufig auf Erskine's, so reichen Stoff zu gründlicher Belehrung enthaltende Abhandlung über die Überreste der Buddhisten in Indien (3), und auf die einzeln zerstreuten Beschreibungen der Indischen Tempelreste beziehen müssen.

§. 20.

Gestalt und Kennzeichen der Dagop's.

Obgleich die Dagop's in ihrer Gröſse, und nach dem Umstande, ob sie abgesonderte Gebäude oder nur einen inneren Bestandtheil des Tempels bilden, ein sehr verschiedenes Ansehen (4) haben, so erkennt man sie doch allemal daran, daſs sie eine öffnungslose, zur Aufbewahrung oder Verbergung eines Heiligthums bestimmte Masse ausmachen. Sie sind nicht innerlich zu Lebenszwecken eingerichtete Gebäude, sondern für Jahrtausende verschlossene Denkmäler. Ihre Masse ist entweder fest und durchaus compact oder auch, ganz oder zum Theil, hohl. Das Erstere scheint die Regel zu sein, und leidet bei den in Tempeln stehenden Dagop's wohl keine Ausnahme. Das Letztere wird von einigen frei stehenden auf Ceylon erwähnt (1). Das Eine oder das Andere mochte in baulichen Rücksichten seinen Grund haben. Der Unterschied lag aber auch darin, ob das im Dagop aufbewahrte Heiligthum darunter begraben oder im Inneren desselben in einem eignen, dazu eingerichteten Gemache aufgestellt wurde. Wie sich eine solche Aufstellung mit der Öffnungslosigkeit vertrug, sieht man deutlich aus einem im Mahâvansi erzählten Beispiel. Der Dagop war fertig gebaut, ein reich verziertes Gemach war für die Aufbewahrung der dahin bestimmten Reliquien eingerichtet, und damit alles Volk sie anbeten und bei ihrer Aufstellung gegenwärtig sein könne, hatte man eine Öffnung in dem Gebäude gelassen. Als nun dies alles vollbracht war, schloſs man diese mit einem eigen zu diesem Zweck zurückgelegten mächtigen Stein, und zwar, wie das Geschichtsbuch ausdrücklich hinzufügt, so dicht, daſs auch nicht ein einzelnes Haar hätte durchdringen können (2). Ein sonderbarer Umstand wird von dem Ruanwelly-Dagop auf Ceylon in den Geschichtsbüchern dieser Insel, und zwar auf gleichmäſsige Weise im Mahâvansi und Râjaratnâcari, erzählt. Ein König hörte, als er den Dagop zu verehren gekommen war, Priester in dem Inneren desselben predigen. Begierig dies Innere zu sehen, warf er sich auf die Erde und gelobte, sich, wenn es auch sein Leben kosten sollte, dort nicht wegzubewegen, bis ihm die Erfüllung seines Wunsches gewährt werden würde. Durch die Kraft dieses Gelübdes und den Glauben und tugendhaften Wandel des Königs wurde der Sitz Indra's, des obersten der Götter, dergestalt erhitzt, daſs der Gott sich genöthigt sah, auf die Erde herabzusteigen und den Priestern zu befehlen, den König hinein zu lassen, der dann alle inwendig aufgestellte Heiligthümer und Bildwerke mit Muſse besah. Wenn an dieser Zulassung des Königs zu dem Inneren des Dagop's irgend etwas geschichtlich wahr ist, so muſsten die Priester sich einen geheimen, nur von ihnen betretenen, unterirdischen Zugang zu demselben vorbehalten haben (3).

---

(1) *Bombay transact.* II. 162.

(2) *Bombay transact.* III. 510. Anm. 528.

(3) *l. c.* III. 494-537.

(4) Man vergleiche, um sich hiervon zu überzeugen, die Abbildung eines solchen Heiligthums in den Kenery-Höhlen auf Salsette (*Bombay transact.* I. Kupferpl. nach S. 44.) mit dem Javanischen Monumente auf dem Titelkupfer zum zweiten Theil von Crawfurd's Geschichte des Indischen Archipels.

---

(1) Upham. Mahâvansi. II. 45.

(2) Upham. Mahâvansi. I. 159. 193.

(3) Upham. Mahâvansi. I. 222. II. 45.

Als ein zweites wesentliches Merkmal der Dagop's kann man die halbkugelförmige Kuppel annehmen, die diesen Bauwerken, wie verschieden sie auch sonst seiñ mögen, gemeinschaftlich zu sein pflegt. Doch tritt, wie Erskine richtig bemerkt, im Reich der Barmanen und in Siam die pyramidalische Form meistentheils an die Stelle derselben (1). Wir werden aber gleich weiter unten sehen, daſs auch dort das Kuppelartige nicht ganz verschwindet. Die Dagop's der Insel Ceylon beschreibt Upham geradezu als kleine Tempel von Kugelgestalt (2). In den von ihm herausgegebenen Ceylonischen Geschichtsbüchern werden diese Gebäude, deren einige auch eine sehr beträchtliche Höhe hatten, oft nur schlechthin Kuppeln (*cupola*) genannt.

Ein solcher Dagop findet sich nun bei den Buddhistischen Tempeln durch ganz Indien, auf Ceylon und auf der Halbinsel jenseits des Ganges. In Indien ist er an Orten, wo seit Jahrhunderten kein Buddhistischer Gottesdienst mehr waltete, ein stummes Zeugniſs der ehemaligen Herrschaft desselben. Denn er macht ein sicheres Kennzeichen Buddhistischer Tempel aus, und fehlt (3) selten bei denselben; von Nepal sagt Hodgson ausdrücklich, daſs die compacte Halbkugel der wesentlichste Theil eines Göttertempels (*Chaitya* (4)) sei.

Wo der Dagop eine Pyramide bildet, oder die Kuppel auf einer solchen ruht, wie in Boro-Budor, ist seine wahre Gestalt weniger zu erkennen, die man dagegen deutlicher in den Indischen Höhlentempeln sieht. In diesen wölbt sich die Kuppel oder Halbkugel gewöhnlich auf einem, gleichfalls compacten, aufsteigenden Cylinder, und hat einen anderen Aufsatz über sich. Der Cylinder, der in den Tempelhöhlen zwischen 40 und 90 Fuſs im Umfange miſst, giebt der Gestalt Ähnlichkeit mit einem *Lingam*. Bisweilen befindet sich aber an der Stelle des Cylinders ein mit Gliederungen versehenes Fuſsgestell (1), so daſs die Cylinderform unter der Kuppel nicht als ein wesentliches Merkmal angesehen werden kann, ob sie gleich, den Abbildungen nach zu schlieſsen, die häufigere ist (2). In dem Höhlentempel bei Baug auf dem Wege von Guzerat nach Malwa ist das Fuſsgestell ein Sechseck, und die auf ihm ruhende Kuppel reicht beinahe bis an das Dach der Aushöhlung (3).

---

(1) *Bombay transact.* III. 509.

(2) *Hist. of Budhism.* 19. *of a globular shape.* Eine sehr schöne Abbildung eines solchen Tempels soll sich im vierten Theil der von Captain Robert Melville Grindlay herausgegebenen *Views in India* befinden. Eine kleine, in welcher der Dagop einer Handglocke nicht unähnlich sieht, giebt Davy. *Acc. of Ceylon.* 258. Fig. 5.

(3) Von dem Tempel in Oogulbodda auf Ceylon findet sich kein Dagop (*Asiat. res.* VI. 451.). Doch behauptet auch Upham, daſs die eigentlichen Tempel, Pagoden, immer einen Dagop neben sich haben. Davy führt dies nur als das Gewöhnliche an (*Acc. of Ceylon.* 221. 259.).

(4) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 248. Anm. 6. Man sehe auch die Abbildung des *Chaitya* von Dewa Patana ebendaselbst Pl. 3.

Der obere Aufsatz bietet gleichfalls Verschiedenheiten dar. Er besteht oft in einem, ja in einer Reihe über einander ausgespannter Schirme (4), hat aber, wo dies nicht der Fall ist, wie es mir scheint, nur mit seltenen Ausnahmen, eine viereckige Gestalt. Häufig, selbst da, wo er Schirme trägt, besteht er aus einer umgestürzten niedrigen Pyramide (5) von wenigen Stufen. In andren Fällen aber erhebt sich auf der Kuppel eine geradstehende Pyramide von bedeutender Höhe. Dies letztere sieht man an dem groſsen *Chaitya* von Dewa Patana. Immer ist indeſs dieser Aufsatz von viel geringerem Umfang, als die Kuppel. Auch hat sowohl die gerade, als umgestürzte Pyramide gewöhnlich noch ein Fuſsgestell zwischen sich und der Halbkugel.

---

(1) *Moulded pedestal. Asiat. res.* VII. 423. Ich denke mir unter diesem Ausdruck ein solches, wie aus den Höhlen auf Salsette in den *Bombay transact.* I. Kupferpl. nach S. 44., und aus denen von Ellora in den *Bombay transact.* III. 7te Kupferpl. nach S. 323. abgebildet ist.

(2) Man vergleiche die Beschreibungen des Dagop's bei Erskine (*Bombay transact.* III. 508.), Joinville (*Asiat. res.* VII. 423.) und Sykes (*Bombay transact.* III. 310.). Man wird leicht den Einfluſs bemerken, welchen auf die letztere die vorgefaſste Meinung des Verfassers, daſs der Dagop eigentlich ein *Lingam* sei, ausgeübt hat.

(3) *Bombay transact.* II. 198.

(4) Man sehe die oben in Anm. 1. citirten Abbildungen.

(5) Was ich hier meine, erscheint vorzüglich deutlich an dem groſsen Dagop in Ellora (*Bombay transact.* III. Pl. XIII. nach S. 323.), an dem in der Höhle von Karli (Valentia's Reise. IV. Pl. 27.) und an dem in dem Höhlentempel des Adjuntah-Passes (*Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II, 2. Pl. 1.), anderer nicht zu gedenken. Die Gestalt entspricht aber nicht immer einer einfach viereckigen Pyramide, sondern ist, wie in Ellora, verwickelter, und hat mehrere architektonische Glieder. In dem Tempel von Karli trägt dieser Aufsatz den Schirm.

§. 21.

Lage der Dagop's und Beziehung derselben zum Tempelgebäude.

Die Lage der Dagop's und ihre Beziehung zum Tempelgebäude sind nicht immer dieselben, und der wichtigste Unterschied hierbei ist der, ob sie abgesonderte, für sich bestehende Gebäude ausmachen, oder ein inneres Heiligthum im Tempel selbst bilden. Das letztere ist, soviel ich habe auffinden können, und wenn das gleich weiter unten von Java Anzuführende nicht der Allgemeinheit dieser Behauptung entgegensteht, nur in Höhlentempeln der Fall, und in diesen findet sich die bis jetzt hauptsächlich geschilderte einfache Gestalt dieser Denkmäler. In diesen werden sie sowohl in der Halbinsel diesseits des Ganges, als auf der Insel Ceylon angetroffen, so daſs man hieraus klar sieht, daſs der Grund dieser ihrer Stellung in der Construction der Tempel, nicht aber etwa in der Sitte dieser oder jener Gegend liegt. Denn auf der ganzen Insel befinden sich bei frei stehenden, über der Erde gebauten, nicht im Felsen ausgehöhlten Tempeln die Dagop's an der Seite, nicht innerhalb derselben. Der groſse Felsentempel von Dambooloo (1) auf Ceylon aber enthält zwei sehr groſse längliche Tempelhallen, in deren jeder ein Dagop steht. Man erwähnt jedoch hier nicht der auf der Halbinsel gewöhnlichen Pfeiler, und das Dach scheint nicht rund gewölbt, sondern stark abhängig gegen die Wände herunterzugehen (2). Die Höhe der gröſseren Halle beträgt, wo sie am beträchtlichsten ist, 45 Fuſs. Beide Hallen enthalten eine groſse Anzahl von Buddha-Bildern, unter welchen Maitrêya ausdrücklich genannt wird. In der gröſseren Halle stehn auch Bildsäulen anderer Gottheiten.

Ich kann jedoch hier einen Umstand nicht übergehen, dessen genauere Untersuchung, besonders an Ort und Stelle, vielleicht weiter führen könnte. Ich habe oben (S. 119.) angeblicher Altäre erwähnt, mit welchen es eine eigenthümliche Bewandtniſs zu haben scheint. Da sie, ihrer Stellung nach, ein vorzügliches Heiligthum anzudeuten scheinen, könnte man wohl die Vermuthung hegen, daſs sie, nur anders, als gewöhnlich, geformte Dagop's wären. Indeſs hindert mich doch der Mangel der Halbkugel auf denselben, dieser Meinung bestimmt beizutreten. Was sie sonst unterstützen würde, ist, daſs Englische Schriftsteller (1) die Dagop's wohl mit dem Namen der Altäre zu bezeichnen pflegen. Mackenzie sagt ausdrücklich, daſs die Javanischen Tempel, von welchen er spricht, sich in der Zugabe eines Altars gänzlich von den Brahmanischen unterscheiden (2). Er sieht die Altäre also für ein bestimmtes Kennzeichen nicht Brahmanischer Tempel an, und das Zeugniſs eines Mannes, der auch das südliche Indien so genau kannte, ist wohl als vollgültig anzusehen. Es scheint daher in der That, als enthielten einige der Javanischen Tempel einen Bestandtheil, den man als ein Kennzeichen Buddhistischen Gottesdienstes herauszuheben berechtigt sei.

---

(1) Davy. *Acc. of Ceylon.* 466-472.

(2) *and its shelving roof, which dips rapidly inwards. l. c.* 468.

Abgesondert kommen Dagop's, aber nur an wenigen Beispielen und sehr zerfallen, in dem eigentlichen Indien, häufig und besser erhalten auf Ceylon, und ganz unversehrt, und noch jetzt in gottesdienstlichem Gebrauche, in der Halbinsel jenseits des Ganges vor. In dieser sind sie aber die hauptsächlichsten Gebäude und die wahren eigentlichen Tempel. Die Tempel-Gemächer und Kapellen stehen nur als kleinere Gebäude, und gewöhnlich abgesondert, auf dem Platze um die groſse Pyramide herum. Unter den Tempeln der im Jahr Christi 107 gegründeten und 1356 zerstörten Stadt Pugan sind einige, namentlich der, zwischen dem Ende des elften und der Mitte des zwölften Jahrhunderts gebaute Thapin-nyu genannte, welche an jeder Seite des untersten ihrer viereckigen Stockwerke einen groſsen angebauten, gleichfalls viereckigen Flügel (*wing*) haben. Bei dem zuletzt genannten Tempel enthält jeder dieser Flügel die vorzüglichsten Bilder Gautama's. Diese Gebäude sind also gewissermaſsen im Groſsen, was im kleineren Style das Buddha-Bild an dem Dagop in Ellora ist. Denn in der Mitte macht der Tempel Thapin-nyu auch eine compacte Masse von Mauerwerk (3) aus. Die Pyramiden stehen auch wohl über einem gewölbten Gemach, welches das Hauptbild Buddha's enthält, und scheinen also Dagop's über Tempel-Gemächern (4). Die Mehrzahl der neueren Tempel in Ava besteht bloſs aus einer compacten Masse von Ziegelsteinen und Mörtel (1).

---

(1) So Seely. *The wonders of Ellora.* 2te Aufl. 205. und sonst.

(2) Verhandl. der Batav. Ges. Th. 7. Abh. 9. S. 36. *In this appendage of an altar* u. s. w.

(3) Crawf. *Ava.* 63-70.

(4) *Two years in Ava.* 263. 381.

Zu der Gattung der frei stehenden Dagop's gehört natürlich auch Boro-Budor. In dieser abgesonderten Stellung ist die Gestalt nun zwar verschieden, enthält jedoch immer die oben erwähnten wesentlichen Theile, welchen aber oft Terrassen und Pyramiden zur Grundlage dienen.

Auf Ceylon befindet sich, nach Joinville's Versicherung (2), neben dem Tempel (*Wihār*) allemal (muſs wohl, da wir oben eine Ausnahme gesehen, nur heiſsen: gewöhnlich) ein Dagop, und diese scheinen auf der Insel von sehr verschiedener Gröſse zu sein. Sie stehen zwar abgesondert, allein immer in dem Umkreise des Tempels. Einen solchen beschreibt Mackenzie bei dem Tempel von Billigaam, und einen sehr groſsen bei Dunder-Head (3). Die Kuppel erhebt sich in diesem letzteren aus der Mitte einer runden Terrasse von 160 Fuſs im Umfang, und hat auf einem viereckigen Fuſsgestell einen schmal zulaufenden kegelförmigen Aufsatz. Die Höhe von der Terrasse aus beträgt etwa 30 Fuſs, und auf die Terrasse führt ein Thor mit einer Treppe. Einen noch höheren Dagop sieht man bei Calanee, nicht weit von Colombo. Er miſst vielleicht 60 Fuſs, und ist eine feste Erdmasse, die äuſserlich in nicht sehr beträchtlicher Dicke mit Mauerwerk umgeben ist. Die obere Gestalt gleicht einer Kuppel (4). Im Penjab bei Manikyala steht noch ein 70 Fuſs hohes Gebäude, das an seiner halbkugelförmigen Gestalt und seiner zugangslosen Masse sich als einen Dagop verräth. In einem ähnlichen compacten Bauwerk von Mauersteinen in der Nähe von Benares erkennt man noch deutlich, obgleich der obere Theil zusammengestürzt ist, die Gestalt eines Dagop's. Es ist rund, läuft aber von der Mitte seiner Höhe an nach oben schmaler zu (5).

Im Reiche der Barmanen sind, nach Dr. Francis Buchanan-Hamilton's (¹) Beschreibung (²), die gröſsten und berühmtesten Tempel compacte Pyramiden, ohne Gemächer und Höhlungen, von Mauersteinen erbaut, und gewöhnlich auf eine groſse, mächtig erhöhte Terrasse gestellt. Einige sollen eine Höhe von drei- bis fünfhundert Fuſs haben, was aber wohl, wenn man auch Englische Fuſse annimmt, eine übertriebene Angabe ist. Oben sind sie mit Schirmen (*umbrella*) gekrönt, die aus einer Zusammenfügung von Eisenstangen, welche eine Art Netzwerk (*filligree work*) bilden und mit Glocken (³) geschmückt sind, bestehen. Häufig ist eine solche groſse Pyramide von einer doppelten Reihe kleiner umgeben, wodurch man an die Reihen kleiner Tempel um gröſsere herum in Brambanan erinnert wird. Einer Kuppel erwähnt hier Hamilton durchaus nicht. Indeſs entfernt sich nach Symes (⁴) ausführlicherer Beschreibung die Gestalt dieser Barmanischen Tempel doch auch von der einer gewöhnlichen Pyramide, und endigt, den oben stehenden Schirm abgerechnet, kegelförmig. Der groſse Shoemadoo in Pegu erhebt sich auf zwei, zusammen 30 Fuſs hohen Terrassen, welche Parallelogramme bilden. Auf die oberste von diesen, jedoch nicht weiter, wie es scheint, führen steinerne Treppen. Dort nun beginnt der eigentliche Tempel, ein compactes Octagon, durchaus ohne Höhlung oder Öffnung, von dem jede Seite 162 Fuſs miſst. Diese ungeheure Breite nimmt plötzlich ab, und der Rest des Gebäudes wird mit einem groſsen Sprachrohre (*a large speaking trumpet*) verglichen. Obgleich diese Schilderung keinen ganz deutlichen Begriff giebt, so ist doch so viel klar, daſs der Tempel in seinem obersten Theile spiralförmig, also rund ist (⁵). Die Höhe des ganzen Gebäu-

---

(1) Crawf. *Ava.* 164.

(2) *Asiat. res.* VII. 423.

(3) *Asiat. res.* VI. 437-439. mit der dazu gehörenden Kupfertafel.

(4) *l. c.* 450.

(5) *Bombay transact.* III. 519.

(¹) Der Name Hamilton ist ein später angenommener, daher man diesen Schriftsteller unter beiden Namen angeführt findet.

(²) *Asiat. res.* VI. 293.

(³) Die Glocken scheinen ein bestimmtes Kennzeichen Buddhistischen Gottesdienstes zu sein. Der Ceylonische Mahâvansi erwähnt derselben, und Upham bemerkt zu dieser Stelle (I. 105.), daſs nach Buddhistischen Erzählungen auch in der Götterwelt Glocken bei der Anrufung der Götter gebraucht wurden. Man vergleiche auch Laſsen im Rheinischen Museum. I. 185. und weiter unten §. 35.

(⁴) *Embassy to the kingdom of Ava.* II. 62. *Asiat. res.* V. 111-122. Man vergleiche auch Malte-Brun. Geogr. IV. 184. *Two years in Ava.* 112.

(⁵) *octagonal at the base and spiral at the top* (Symes); *et en spirale à son sommet* (Malte-Brun).

des von den Terrassen an wird auf 331 Fuſs angegeben. Sechs Fuſs über dem Grunde laufen zwei herausstehende Mauerwerke (*projections*) um die Basis herum, von welchen jedes einige funfzig kleinere, jedoch auch 27 Fuſs Höhe und 40 Fuſs Umfang habende rundpyramidalische Thürme (*spires*) trägt. Einen richtigeren, wenigstens bestimmteren Begriff von dem in seiner Form sehr complicirten Gebäude erhält man durch die von Symes gegebene Abbildung und den beigefügten Grundriſs. Hiernach geht auf der obersten Terrasse das achteckige Gebäude an. Es erhebt sich in immer abnehmenden Absätzen, wenigstens dreizehn, vielleicht aber auch mehr, da die unten herumstehenden kleinen Pyramiden das Zählen derselben erschweren. Nach dem sechsten Absatz von oben scheint das Vorspringen des obersten der nach unten folgenden Absätze gröſser, als in den übrigen höheren und niedrigeren. Auf diese achteckigen Absätze folgen sehr runde, gleichsam das Fuſsgestell eines ziemlich hohen Cylinders, an welchem die Verzierungen angebracht sind, die Symes mit Lilien vergleicht. Auf dem Cylinder, wieder zurückspringend, ruht nun das, was die Englischen Schriftsteller mit einem Sprachrohr vergleichen, und was so geschweift ist, daſs, wie Hunter auch bei dem ganz ähnlich gebauten Shoe Dagon bemerkt (1), eine von der Basis zur Spitze gehende Linie eine concave Krümmung bilden würde. Dieser Theil, aus mehreren, immer abnehmenden runden Wülsten bestehend, endigt in Gestalt einer Glocke oder eines umgestürzten Blumenkelches. Auf diesem Kelche steht, aber aufrecht, ein ähnlicher, doch von geringerem Umfang, und auf diesem ein flaschenartiger Aufsatz, über welchem das *umbrella* oder *tee*, wie ein Drahtwerk, herabhängt. Unter diesem darf man sich jedoch nicht die Gestalt eines Regenschirmes denken. Es gleicht eher einer Flasche, an welcher der Boden ausgeschlagen wäre. Ich bin in diese Beschreibung so ausführlich eingegangen, um zu zeigen, daſs die Gestalt dieser Buddhistischen Heiligthümer in der jenseitigen Halbinsel auch wesentlich unten viereckig oder polygonisch, oben aber immer rund ist, nur daſs das Ganze in immer abnehmenden Absätzen pyramidalisch emporsteigt (2).

Der Shoe Dagon bei Rangoon scheint von ähnlicher Bauart, ist aber reicher verziert, und die Terrassen ruhen auf einem felsigten Hügel. Er ist sowohl in Absicht der ursprünglichen Ausführung, als der glänzenden Erhaltung der Vergoldung, der schönste unter den Tempeln des Königreichs Ava. Er ist auch unten achteckig und endigt oben spiralförmig. Daſs in der Beschreibung eines ungenannten Englischen Officiers, der doch die achteckige Gestalt ausdrücklich anführt, gesagt wird, daſs das Gebäude von der Basis an (*from the base*) die Gestalt einer Kugel (*of a ball or dome*) annehme, ist wohl nur ein uneigentlicher Ausdruck (¹). Wunderbar ist es, daſs, nach Hunter, dieses Heiligthum unten hohl, und das innere Gemach mit einem eisernen Thore verschlossen sein soll. Hierin möchte wohl ein Miſsverständniſs obwalten. Nach dem Bericht des Ungenannten ist der Tempel ganz compact (*quite solid*), und seine Masse (*bulk*) ist von verschiedenen Königen aus Religionseifer durch wiederholte Überzüge von Mauersteinen zu ihrem jetzigen Durchmesser gebracht worden. Er setzt hinzu, daſs die Behauptung, als wäre im Mittelpunkte des Monumentes ein groſses, mit Schätzen angefülltes Gemach, bei genauerer Prüfung durchaus unbegründet gefunden worden sei. Die von der Stadt zu dem Tempel führende Straſse ist mit zahllosen kleinen runden Pyramiden (*spires*) besetzt, deren Nichen Buddha-Bilder enthalten. Von den Tempeln in Siam sagt La Loubere (²), daſs ihr vorzüglichster Schmuck in den sie begleitenden Pyramiden besteht. Diese sind aus Mauersteinen gebaut und von sehr verschiedener Gröſse. Sie sind alle rund, nehmen aber wenig an Dicke ab, so daſs sie sich wie in eine Kuppel (*comme en dôme*) endigen. An den kleineren aber erhebt sich auf diesem oberen Theile (*cette extrémité faite en dôme*) eine ziemlich hohe, sehr dünne, aus einer eignen Metallcomposition, in welcher der vorzüglichste Bestandtheil Zinn ist, verfertigte Spitze (*aiguille de calin*). Bisweilen nimmt auch der Durchmesser dieser Gebäude vier- oder fünfmal abwechselnd ab und zu, jedoch so, daſs diese Unterschiede gegen die Spitze hin in dieser wellenartigen Gestalt immer geringer werden. Diese Bauwerke entfernen sich also sehr weit von der wahren Gestalt einer Pyramide, und das Kuppelförmige ist deutlich in ihnen sichtbar. Aber auch im Königreich Ava wird

---

(1) *Acc. of Pegu.* 20. Symes. *Embassy.* II. 65. 66. Crawf. *Ava.* 347.

(2) Crawf. *Ava.* 347. 348.

(¹) *Two years in Ava.* 30-34. Symes. *Embassy.* II. 110. Hunter. *Pegu.* 20.

(²) *Du royaume de Siam.* I. 119. 477.

ein Gebäude, welches doch offenbar gleichfalls ein Dagop ist (¹), mit einer von dem Boden aufsteigenden Kuppel verglichen (*a dome and cupola rising from the ground*).

In den Höhlentempeln der Indischen Halbinsel konnte der Dagop nicht, wie bei denselben Bauwerken in freier Luft, gänzlich vom Tempel getrennt werden. Es ist ihm aber auch da gewöhnlich eine eigne, analoge Stellung angewiesen. Er pflegt nämlich am innersten Ende einer langen ausgehöhlten Halle zu stehen, und da alle eigentlichen Tempel-Gemächer eine flache Decke haben, so ist diese, hinten elliptisch gestaltete Halle oben bogenartig gewölbt. Diese Wölbung hat gewöhnlich, entweder aus dem Felsen selbst gehauene, oder kreuzweis eingefügte hölzerne Rippen (²). Nur in seltenen Ausnahmen, wie z. B. in dem Tempel bei Juneer, befindet sich der Dagop unter einer flachen Decke (³). In dieser grofsen Halle läuft von dem Eingange bis zu dem Dogop eine doppelte Säulenreihe hin, welche die ganze Halle, nach Art unsrer Kathedralen, in einen gröfseren mittleren, und zwei schmalere Seitenräume theilt. Diese Säulen sind reichlich mit Bildwerk geschmückt, nur die dem Dagop am nächsten stehenden hat man, nach Erskine's ausdrücklicher Versicherung, roh und unverziert gelassen (⁴). Erskine bezieht die Wölbungen dieser Hallen auf die Kuppelform des Dagop, und vielleicht haben sie keinen anderen Zweck gehabt, als auf diese Weise architektonische Übereinstimmung der Linien hervorzubringen. Wahrscheinlicher ist es mir jedoch, dafs durch die Nachbildung hat, auch innerhalb des Felsens, ausgedrückt werden sollen, dafs der Dagop sich eigentlich zum freien Himmel erheben müfste. Bisweilen, wie in den Höhlen von Juneer, fehlt die Säulenreihe, oder hat eine andere Stellung.

Man findet aber auch als blofse Nebenwerke, bedeutsame oder architektonische Verzierungen, Abbildungen des Dagop in den Tempeln selbst. Von dieser Art sind die sechzehn an einer Wand des Tempels bei Calanee (⁵)

(¹) *a mass of solid brick and lime.* Crawf. *Ava.* 199.

(²) Über die verschiedene Gestalt dieser Gewölbe mit und ohne Rippen s. *Transact. of the Asiat Soc. of Gr. Brit.* II. 367.

(³) *Bombay transact.* III. 298.

(⁴) *l. c.* 510. 511.

(⁵) *Asiat. res.* VI. 449.

auf Ceylon gemalten Dagop's, und eine Säule in den Kenery-Höhlen (1) trägt eine kleine Gruppe, wo ein Elephant mit seinem Rüssel Wasser auf einen Dagop ausgieſst.

§. 22.

Anwendung auf die Pyramide von Boro-Budor.

Vergleicht man nun das Monument von Boro-Budor mit den hier erwähnten Gebäuden, so kann man unmöglich darin einen groſsen, frei stehenden Dagop verkennen, insofern ähnlich denen auf Ceylon und auf der Halbinsel jenseits des Ganges. Man sieht aber ebenso klar, daſs die Idee dieses sonderbaren Heiligthums hier auf verschiedne, mit keinem der deshalb absichtlich von mir einzeln durchgegangenen Denkmäler ganz übereinstimmende Weise ausgeführt ist. Wenn ich den Sinn der Javanischen Pyramide richtig fasse, so geht der eigentliche Dagop, das wahre Heiligthum, erst da an, wo die Terrassen, das viereckige Mauerwerk und die Treppen aufhören. Dieser ganze Untersatz scheint mir den weniger zahlreichen und niedrigeren Terrassen auf Ceylon und in Pegu und Rangoon zu entsprechen. Als Mackenzie den Tempel bei Dunder-Head besuchte, fand er auf den Terrassen Männer und Weiber, die sich gegen die Kuppel hin verneigten und Gebete herzusagen schienen. Dies war also die wahrscheinliche Bestimmung dieses Theils des Gebäudes. Wie in den Felsenhöhlen der Dagop am innersten Ende stand, so erhob er sich in den frei stehenden Monumenten in die äuſserste Höhe. Man konnte sich ihm aber dort zwischen den Säulen hin, hier vermittelst der Treppen die Terrassen hinauf zur Anbetung nähern. Den Cylinder der Felsenhöhlen ersetzt in dem Javanischen Monumente der dreifache Kreis der gegitterten Käfige, ähnlich den Vorsprüngen (*projections*) im Tempel von Pegu. Dann folgt die Kuppel mit dem viereckigen Aufsatz. Das Übrige fehlt, kann aber wohl kegelartig gewesen sein, wie es die Spitze des eben erwähnten Ceylonischen Tempels ist. Ungeachtet des colossalen Untersatzes ist daher die Pyramide von Boro-Budor doch in den wesentlichsten Theilen des Heiligthums den einfachen Dagop's der Felsenhöhlen ähnlicher, als den Tempeln dieser Art in Siam und im Barmanischen Reiche. Die

---

(1) *Bombay transact.* I. 50.

Urſach, warum man die Zahl der Terraſsen zu einer ſo beträchtlichen Höhe ſteigerte, lag vermuthlich in der Bedeutſamkeit der daran angebrachten Verzierungen, namentlich in den verſchiedenartigen Vorſtellungen der Buddha's, den ihnen angewieſenen Plätzen und den Basreliefs. Alles dies aber hing vermuthlich wieder mit der, uns unbekannten, beſonderen Beſtimmung des ganzen Gebäudes zuſammen. Denn wenn auch, wovon ich gleich ausführlicher reden werde, alle Dagop's einen gemeinſchaftlichen Zweck und eine gemeinſchaftliche Bedeutung hatten, ſo waren die einzelnen doch vermuthlich nach der Veranlaſsung ihrer Gründung verſchieden. Die eigenthümliche Anordnung der Buddha-Statuen in den Nichen und Gitterwerken finde ich in keinem der ähnlichen Denkmäler. Sie macht offenbar den individuellen Charakter des Javaniſchen aus. Es iſt ſehr zu bedauern, daſs Crawfurd keine ausführlichere Beſchreibung von einem Tempel in den Trümmern von Pugan giebt, der den Namen Baudhi führt. Der Zeichnung nach zu ſchlieſsen, hat dieſes Gebäude in der Menge der daran herum in Nichen ſitzenden Buddha's mehr, als irgend ein anderes, Ähnlichkeit mit dem Javaniſchen. Auf einem Unterſatze, der jedoch nur zur Area des eigentlichen Heiligthums zu führen ſcheint, erhebt ſich eine, wie es ſcheint, vielſeitige Pyramide, und jede Seite derſelben faſst auf jeder Stufe eine Buddha-Niche in ſich. Von dieſer Art giebt es dreizehn immer abnehmende Stufen. Dann folgt ein runder Aufſatz, der wieder pyramidaliſch iſt, aber aus mehreren über einander gelegten kugelartigen Wülſten beſteht. Die oberſte Spitze iſt ſo geſtaltet, wie wenn man zwei Kegel mit ihrer Baſis zuſammenfügte. Es wäre intereſsant, zu wiſsen, ob die Buddha-Bilder ſämmtlich dieſelbe Lage der Hände und dieſelben übrigen Zeichen haben. Dieſer Tempel iſt übrigens der neueſte unter jenen Trümmern, und zwiſchen dem Ende des zwölften und dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erbaut (1). Er fällt alſo doch noch in eine frühere Zeit, als der man das Javaniſche Monument zuſchreibt (s. unten §. 29.). Sehr bedeutſam iſt es, daſs in Boro-Budor eigentlich jede Niche, welche einen ſitzenden Buddha enthält, mit einem kleinen Dagop verbunden iſt. Crawfurd hat dies nicht angemerkt, weil er überhaupt nicht auf dieſe Erklärungsart des ganzen Denkmals kam. Wenn man aber seine Abbildung (1) genau betrachtet, so sieht man deutlich, daſs die Niche mit einem hinter ihr stehenden Cylinder zusammenhängt, und daſs dieser eine Kuppel trägt, welche in einen, auf viereckigem Fuſsgestell ruhenden, abgestumpften Kegel endigt. Dies ist also, entweder in ganz runder Gestalt, oder in halbrunder aus der Mauer hervorspringend, ein förmlicher Dagop, auf dem nur die Kuppel einen geringeren Umfang, als der Cylinder, hat. Die Stellung des Buddha-Bildes ist der in der Wiśwakarmâ-Höhle in Ellora (2) nicht unähnlich; der Unterschied ist nur der, daſs das Bild in Ellora unmittelbar am Dagop angebracht ist, die Niche des Javanischen aber einen bedeutenden Vorsprung vor dem Dagop, mit welchem sie jedoch immer zusammenhängt, bildet. Mehr im Groſsen schlieſsen sich an diese Verbindung der Buddha-Bilder mit dem Dagop die, einigen dieser Heiligthümer als Flügel angebauten Kapellen an (s. oben S. 149.). Der hier aus den Höhlen von Ellora angeführte Fall ist übrigens, nach Erskine's Erfahrung (3), der einzige, wo in den Höhlentempeln ein Dagop mit wirklich antikem Bildwerk unmittelbar verbunden ist. Die Halle dieser Monumente enthält sonst durchaus kein Bild, das man als Gegenstand der Verehrung ansehen könnte. Ein zweites Beispiel unmittelbar einem Dagop angefügter Buddha-Bilder liefert jedoch der Felsentempel von Dambooloo (4), wo sich an dem groſsen kreisförmigen Fuſsgestell des Dagop's vier Abbildungen Buddha's befinden.

---

(1) Crawf. *Ava.* 66. 67.

§. 23.

Bestimmung der Dagop's. Symbolische Deutung derselben.

Clemens von Alexandrien erzählt (5), daſs die bei den Indiern die Ehrwürdigen (οἱ Σεμνοὶ) Genannten eine Pyramide verehren, unter welcher, ihrem Glauben nach, Gebeine eines Gottes ruhen. Lassen hat mit sehr triftigen Gründen bewiesen (1), daſs diese Ehrwürdigen die Buddhistischen Priester sein sollen und daſs der Griechische Ausdruck nur eine Übersetzung ihres Indischen Namens *arhat* ist. Jene Stelle enthält also die deutliche Erwähnung eines Dagop's, unter welchem Reliquien Buddha's verborgen sind, und drückt mithin die, auch jetzt allgemein anerkannte (2) Bestimmung dieser Bauwerke aus.

---

(1) *Bombay transact.* II. Pl. 2. Crawf. *Archip.* Pl. 29.

(2) *Bombay transact.* III. nach S. 322. Pl. 13.

(3) *l. c.* 510.

(4) Davy. *Acc. of Ceylon.* 469.

(5) *Strom.* I. 3. Ed. Potteri. *p.* 539. *οἱ καλούμενοι δὲ Σεμνοὶ τῶν Ἰνδῶν - - - σέβουσί τινα πυραμίδα, ὑφ' ἣν ὀστέα τινὸς θεοῦ νομίζουσι ἀποκεῖσθαι.*

Die Verehrung der Überbleibsel Buddha's war seiner Lehre eigen, wenn sie auch, vielleicht nach Verschiedenheit der Secten und Gegenden, mehr oder weniger an wahre Anbetung gränzte. Nach einem durch Buchanan-Hamilton übersetzten Buddhistischen Tractat befahl Sâkyamuni ausdrücklich, daſs seine Bilder und Überbleibsel (*relics*) verehrt werden sollten (3). In dem von Schmidt in Auszügen mitgetheilten Suwarṇa prabhâsa wird zwar die Lehre, daſs die Buddha's der Welt ihren Körper (*śarīra*) hinterlieſsen, nur ein zweckmäſsig künstlich aufgestelltes Mittel genannt. Es wird aber doch auch denen, welche dem *Sarīra* Achtung und Ehre erweisen, nicht allein groſses Verdienst beigemessen, sondern man verheiſst ihnen dafür nach dem Tode die gröſsten und segenvollsten Belohnungen (4). Auf Ceylon werden die Überbleibsel Buddha's *dhâtu's* (धातु) genannt und diesem Namen wird die Benennung des Theiles des Körpers, in welchem die Reliquie besteht, vorgesetzt. Diese *dhâtu's* rühren aber nicht immer von dem Körper Buddha's selbst her, sondern können auch Sachen sein, die er besessen hat. So wird ein *dhâtu* seiner Almosen-Schüssel und eines Kleides von ihm erwähnt (5). Der Volksüberlieferung nach sollen in Ceylon unter dem Dagop bei Calanee zwanzig Buddha-Bilder vergraben sein (6) und unter dem bei Dunder-Head (7) ein Zahn des heiligen Elephanten (8)

---

(1) Rheinisches Museum. I. 187. 188.

(2) Erskine. *Bombay transact.* I. 201. III. 510. Buchanan-Hamilton. *Asiat. res.* VI. 293. Joinville. *Asiat. res.* VII. 423. Schlegel. Berl. Kal. 1831. S. 60. 61.

(3) *Asiat. res.* VI. 266.

(4) Mem. der Petersb. Akad. I. 238.

(5) Upham. Mahâvansi. I. 32. 350. II. 7.

(6) *Asiat. res.* VI. 450.

(7) *l. c.* 439.

(8) Nach Upham. (*Hist. of Budhism.* 51.) ist der weiſse Elephant eine Incarnation der Buddha's, und der eine der vier Berggötter Ceylons, welchem der Adamsgipfel zum Sitz

Buddha's. Bei dem Dagop bei Billigaam schwankt die Volkssage sogar zwischen dem Elephanten und dem Heiligen selbst (¹). Auf den Zweck, diesen Heiligthümern eine[illegible]hren Aufbewahrungsort, geschützt gegen die Angriffe und selbst gegen die Blicke ungläubiger Feinde, zu gewähren, war die ganze Bauart der Dagop's berechnet, und besonders gehört hierher, was im Vorigen von ihrer dichten Verschlossenheit und Zugangslosigkeit gesagt worden ist. Dennoch blieb dieser Zweck sehr oft unerreicht, und die Ceylonischen Geschichtsbücher, in welchen eine Menge von Beispielen unter Dagop's verborgener Reliquien vorkommen, enthalten auch fast gleich viele, wo Dagop's der Erde gleich gemacht und Reliquien weggebracht wurden.

Ganz eigenthümlich und eng zusammenhängend mit andren Buddhistischen Ansichten ist der Umstand, daſs diese Denkmäler doch nur eigentlich für einen begränzten, wenn gleich langen Zeitraum bestimmt wurden, nämlich für 5000 Jahre, als die der Lehre Gautama's angewiesene Dauer. Es geht dies aus einer Erzählung des Mahâvansi (²) deutlich hervor. Als der König Dutugameny die Reliquien in den Dagop von Ruanwelly niederzulegen im Begriff ist, spricht er bei sich: wenn diese Reliquien bestimmt sind,

---

angewiesen ist, wird beständig von diesem seltenen Thiere begleitet. Im Mahâvansi (Upham. I. 121.) wird erzählt, wie ein weiblicher Elephant von besonderer Art an dem Tage der Geburt eines Königssohns, welcher zur Herrschaft über die ganze Insel bestimmt war, ausdrücklich vom Himmel herabstieg, um dem neugebornen Fürsten einen jungen weiſsen Elephanten zum Geschenk zu hinterlassen. Man könnte hiernach wohl vermuthen, daſs auch auf Ceylon bisweilen diese Thiere gefunden wurden, denen man dann einen fabelhaften Ursprung zuschrieb. Crawfurd (*Ava*. 143.) bestreitet, daſs in Ava die weiſsen Elephanten heilig gehalten werden, und nach ihm sehen es die höheren Classen als einen Volksaberglauben an, wenn die geringeren diesen Thieren ihre Verehrung bezeugen. Die Art aber, wie James Low (*Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* III. 185.) den Empfang eines weiſsen Elephanten im Königreich Siam beschreibt, stimmt damit nicht überein. Die Verehrung geht dort wirklich auch auf die höheren Classen und den König selbst über, und die Gränze, ob das Thier nur als ein hoch in der Meinung stehendes Kleinod, dessen Auffindung von günstiger Vorbedeutung ist, oder wirklich als heilig angesehen wird? ist schwer zu ziehen. Daſs auch bei den Barmanen die Verehrung beinahe an Anbetung gränzt, wird in der *Two years in Ava* betitelten Schrift eines Ungenannten (S. 277.) gesagt. Man vergleiche noch Ind. Biblioth. I. 130. 131.

(¹) *Asiat. res.* VI. 437.

(²) Upham. I. 189-193.

5000 Jahre zu währen, von niemand gestört und allen Menschen heilbringend, so mögen sie sich jetzt in die Offenbarung Buddha's verwandeln, u. s. w. Vor der Niederlegung wird nämlich immer erzählt, daſs solche Überbleibsel Buddha's erst zum Himmel emporsteigen, dort wunderbare Phänomene, oft das Erscheinen Buddha's selbst, hervorbringen und dann wieder zu demjenigen, der sie in Händen hielt, zurückkehren. In der eben angeführten Erzählung heiſst es am Schluſs noch ausdrücklich, daſs der Stein, mit dem der Dagop verschlossen wurde, so dicht paſste, daſs seine Einfügung 5000 Jahre hindurch von keinem auswärtigen Feinde gesehen werden konnte. Hierdurch wird eine Stelle in einer von Crawfurd (1) übersetzt mitgetheilten Barmanischen Inschrift verständlich, über die man sonst hätte zweifelhaft bleiben können. Die Inschrift handelt von der Erbauung eines, im Jahre 1426 gegründeten Tempels, und ist eine der 260, welche der vorige König von Ava sammeln und in einer Gallerie neben dem Aracan-Tempel bei Amarapura aufstellen lieſs. Ihrem Inhalte zufolge, wollte ein König von Ava, nach mehreren errungenen Siegen, den Dienst der Gottheit befördern, und erhielt durch die *Nat's*, eine Gattung unterer Götter, Nachricht von einem Heiligen auf Ceylon, dessen Namen, vermuthlich eine Zusammensetzung vieler einzelner Titel, nicht weniger als dreiſsig Sylben zählt. Er lieſs ihn zu sich einladen, und der Heilige brachte, als er ankam, Reliquien von so wundervoller Kraft mit, daſs die Erde bei ihrer Ankunft in Ava erbebte und Mauern einstürzten, gleich als erschiene die Gottheit selbst. Der Heilige und sein geistlicher Schüler, der König, beschlossen dann die Gründung eines groſsen vergoldeten Tempels. Es wird nun hier nicht erwähnt, daſs die Reliquien unter dem Tempel begraben wurden. Es wird ihrer überhaupt nicht als des Zwecks der Gründung gedacht, sondern dieser nur darin gesetzt, die heilige Periode der 5000 Jahre zu gründen (*to establish*). Offenbar aber ist hier zwischen dieser Periode und der Niederlegung der Reliquien dieselbe Ideenverknüpfung, als in dem Ceylonischen Geschichtsbuche. Gautama hatte nämlich vorausgesagt, daſs seine Lehre, von seinem Eintritt in das *Nirwâṇa* an gerechnet, fünftausend Jahre hindurch bestehen würde (2). Aus den angeführten Beispielen möchte man jedoch schlieſsen, daſs die Meinung herrschte, man könne durch Niederlegung von Reliquien oder Pflanzung des heiligen Baumes einen solchen Zeitraum beginnen lassen. Denn erst so kann ein solches Ereigniſs eine Gründung dieser Periode genannt werden.

---

(1) Crawf. *Ava.* 276. 277. *App.* 28. 29.

(2) Upham. Mahâvansi. III. 103. 130. 135. 225. Bohlen. Das alte Indien. I. 217.

Da die Reliquien oft sehr kleine Gegenstände, einzelne Haare, Knochensplitter u. s. w. waren, so hätten sie sich unter der Masse groſser Gebäude leicht verlieren können. Um dies zu verhüten, wurden eigne Höhlungen für sie ausgemauert, sie selbst aber in kleine mit einem Deckel versehene cylindrische Gefäſse verschlossen, von welchen sich oft mehrere über einander befanden, so daſs das äuſserste eine beträchtliche Gröſse erhielt. Dies fand auch bei solchen Reliquien statt, welche man in offnen Räumen der Verehrung der Andächtigen darbot. Der berühmte Buddha-Zahn, der noch heute in Ceylon gezeigt wird, hat fünf solche in einander geschachtelte Behältnisse, so daſs ein silbernes vier goldene umschlieſst. Das innerste ist sehr klein, das äuſserste miſst dagegen 5 Fuſs 4½ Zoll (1). Man nennt diese Behältnisse *karandua's* (2), und ich werde derselben weiter unten in anderer Beziehung gedenken. Man sieht hieraus deutlich, daſs es auf diese Weise nicht unmöglich sein würde, selbst unter der Riesenmasse des Shoe-Dagon die acht ächten Haare Gautama's aufzufinden, welche, der Sage zufolge, unter demselben begraben liegen (3). Ein Beispiel der Verschlieſsung des Stirnhaares Buddha's in ein kunstreiches Gefäſs ist schon oben (S. 129.) vorgekommen. Davy giebt in seinem Bericht über Ceylon (4) eine interessante Beschreibung einer Ausgrabung so aufbewahrter Reliquien. In der Mitte eines zerfallenen Dagop's in der Nähe von Colombo stieſs man auf eine kleine viereckige Aushöhlung. Man fand in derselben mehrere kleine Gegenstände, in der Mitte aber, und dadurch als die Hauptsache bezeichnet, ein kleines cylindrisches Gefäſs von grauem Granit, genau mit einem abgerundeten Deckel verschlossen, und dies Gefäſschen enthielt, auſser andren kleinen Kostbarkeiten, Ringen, Perlen u. s. f., auch ein kleines Stück (*a small fragment*) eines Knochen. Einen andren solchen materiellen Beweis der Vergrabung von Heiligthümern liefert eine bei Islamabad in Indien gefundene Inschrift vom Jahre Wikramâditya's 904 (A.D. 847). In dieser ist ausdrücklich bei Gelegenheit des Ausgrabens einer Tempelhöhle von der Niederlegung zweier Knochen des Herrn die Rede, und der übrige Inhalt der Inschrift macht es wahrscheinlich, daſs hierunter Buddha gemeint sei (¹). Von einem Dagop wird jedoch nicht gerade gesprochen. Mit denselben Gebeinen wurden 120 kleine und 20 gröſsere eherne Bilder, so wie ein groſses von Stein, der Erde übergeben. Überhaupt aber scheint das Vergraben von Götzenbildern in Indien häufig gewesen zu sein. Denn Moor bemerkt, daſs mehrere Bilder seiner Sammlung die sichtbaren Spuren an sich tragen, in der Erde gelegen zu haben (²).

---

(1) Davy. *Acc. of Ceylon.* 367.

(2) Das Sanskritische *káraṇḍawa*, aber in der von Wilson nur bei dem Primitivum *karaṇḍa* angeführten Bedeutung eines Korbes oder einer zugedeckten, von Bambusstäbchen (*of bamboo wicker work*) verfertigten Büchse. Man vgl. auch Upham. Mahâvansi. II. 71.

(3) Crawf. *Ava.* 348.

(4) *Acc. of Ceylon.* 221.

Die Dagop's dienten aber auch bisweilen zu Königsgräbern, oder standen wenigstens in unmittelbarer Verbindung mit denselben. Im Râjaratnâcari wird eines Dagop's erwähnt, welchen ein König über dem Scheiterhaufen seines Vaters und Vorgängers erbauen lieſs (³). Auch in Siam werden die nach der Verbrennung übrig gebliebenen Gebeine der Könige unter Pyramiden begraben, also unter Bauwerken, welche die Gestalt der dortigen Dagop's haben (⁴). In der That führt schon die zugangslose Verschlossenheit dieser Gebäude auf den Begriff der Gräber hin. Die Gräber, welche man an der Küste von Malabar häufig auf der Spitze und am Abhange von Hügeln findet, sind auch kegelförmig; sie gleichen eigentlich Pilzen, nur daſs der Deckel sich ganz konisch erhebt, und auch der Stiel einen unten breiten Kegel bildet (⁵). Auch an den Griechischen und Römischen Aschenkrügen sind kegelförmige Deckel ohne Henkel, also sichtbar anzeigend, daſs die Krüge verschlossen bleiben sollten, sehr gewöhnlich.

(¹) *Asiat. res.* II. 383. *Bombay transact.* III. 531. Vgl. Moor. 415.

(²) Moor. 226.

(³) Upham. Mahâvansi. II. 105.

(⁴) La Loubere. I. 477.

(⁵) Babington in den *Bombay transact.* III. Pl. 4. nach S. 330.

In dem Höhlentempel bei **Baug** (1) in Indien ist der Dagop ganz aus dem lebendigen Felsen ausgehauen, und Fälle dieser Art mögen auch anderwärts vorkommen. Bei dieser Construction scheint es schwierig, anzunehmen, daſs Reliquien darunter vergraben sein sollten. In andren Fällen scheinen sich die Dagop's auf ein daneben stehendes Heiligthum zu beziehen. So finden sich an einigen Orten der jenseitigen Halbinsel die angeblichen Fuſsstapfen Buddha's (2) in offnen Gebäuden, aber mit Gittern umgeben. In diesen Fällen ist wohl kaum zu zweifeln, daſs die groſsen compacten Gebäude daneben dieser heiligsten aller Buddhistischen Reliquien zu Ehren errichtet sind, da diese Orte zugleich Wallfahrtsorte zu sein pflegen. Überhaupt vermischte sich natürlich in der Vorstellungsweise des Volks der Begriff der Heiligkeit der Reliquien mit der der ihnen geweihten Gebäude, und besonders wird es bei genauerer Betrachtung der Tempelgebäude der jenseitigen Halbinsel deutlich, daſs die groſsen compacten Heiligthümer, die riesenhaften Pagoden, dort die eigentlichen und wahren Tempel sind. Dasselbe läſst sich von Ceylon und Boro-Budor sagen, und findet hernach von selbst Anwendung auf die Dagop's der Felsenhöhlen.

Es versteht sich übrigens von selbst, daſs, obgleich man sehr gewöhnlich Reliquien dem Schooſse der Erde anvertraute, dies doch bei weitem nicht die einzige und ausschlieſsliche Art ihrer Aufbewahrung war. Sie wurden vielmehr auch sehr häufig über der Erde in zugänglichen Schreinen aufgehoben. Dies beweist schon, wenigstens in den meisten Epochen seiner sehr mannigfaltigen Schicksale, der angebliche Buddha-Zahn, welchen die Portugiesen in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf Ceylon erbeuteten, für dessen Auslösung die Gläubigen eine ungeheure Summe boten, der aber auf das Verlangen der Geistlichkeit zerstampft und verbrannt wurde (3). Auch in der Schilderung der Tempelgebäude der jenseitigen

---

(1) *Bombay transact.* II. 198.

(2) *Two years in Ava.* 205. 427.

(3) Man sehe hierüber Malte-Brun. Geogr. IV. 124., vorzüglich aber A. W. v. Schlegel in dem Berl. Kal. 1831. S. 60. 61. Der Zahn galt bei den Portugiesen für einen Affenzahn. Schlegel erhebt aber nicht ungegründete Zweifel hiergegen und erklärt sehr scharfſinnig die Möglichkeit des Miſsverständnisses. Man muſs indeſs gestehen, daſs der jetzt in Ceylon als das Palladium der ganzen Insel aufbewahrte Zahn (welcher, trotz der angeblichen Vernichtung, derselbe sein soll) wenigstens in Davy's Abbildung (*Acc. of Ceylon.* 366-369.) keines-

Halbinsel finden sich mehrere Beispiele von der Aufbewahrung von Reliquien in zugänglichen Gebäuden, und Crawfurd spricht in einer allgemeinen Beschreibung der Tempel bei Rangoon von den Gemächern (*chambers*), in welchen die Reliquien Gautama's aufbewahrt werden. Er meint hierunter sichtbar nichts andres, als die kleinen offnen Tempel, die auf der Area der groſsen, abgesondert oder an diese angelehnt, stehen.(¹)

Wir haben oben gesehen, daſs, wenigstens auf Ceylon, die Reliquien Buddha's in Gefäſsen aufbewahrt werden, welche den gewöhnlichen Dagop's an Gestalt gleich sind,(²) und dieser merkwürdige Umstand scheint mir groſse Beachtung zu verdienen. Daſs man für beide Arten der Aufbewahrung von Reliquien dieselbe Gestalt brauchte, und dieser Form von dem kleinsten Behältnisse an bis zur gröſsten Pyramide immer im Ganzen getreu blieb, darf wohl als ein bestimmter Beweis angesehen werden, daſs man gerade mit ihr eine höhere symbolische Idee verband. Obgleich also die Bestimmung der Dagop's dahin ging, Gebeine, Haare, Kleider, Bilder oder irgend andere Überbleibsel Buddha's für die Verehrung der Bekenner seiner Lehre in sich aufzunehmen, so ist damit doch die Erklärung dieser merkwürdigen Denkmäler noch nicht vollendet. Ihre Gestalt war unstreitig das Symbol einer religiösen Vorstellung, und es fragt sich daher, welche dies gewesen sei?

Man hat hierbei an das *Liṇgam* des Siwa-Dienstes gedacht. Sykes hat diese Vermuthung am meisten ausgeführt. Da er aber den Buddhismus

---

weges einem Menschenzahn gleicht. Die Ceylonischen Geschichtsbücher erwähnen oft dieses Heiligthums. Nach dem Râjaratnâcari (Upham. Mahâvansi. II. 70. 72.) war es der Augenzahn des rechten Oberkinnbackens Buddha's, und es wird dort ausführlich erzählt, wie dieser Zahn in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von Kalinga-dès'a nach Ceylon kam und welche Prüfungen seiner Ächtheit er dort bestand (man vgl. auch Davy. *l.c.* 301. und *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* III. 59.). Buddha lieſs, dem Volksglauben zufolge, die Vernichtung des Zahnes scheinbar geschehen, aber derselbe Zahn fand sich durch seine Veranstaltung am folgenden Morgen auf einer Lotusblume wieder. Er ist jetzt ein Eigenthum der Englischen Regierung.

(¹) *Ava.* 322-348.

(²) Davy. *Acc. of Ceylon.* 367. *domes or caskets, similar in form to the common Dagobah.* Ferner 221. Upham. Mahâvansi. II. 71. 72. Aus dem Râjaratnâcari: *the tooth of Budhu brought in a golden vehicle, called a carandua, of the form of the daggobas or temples of Budhu*; und ebendaher S. 102. *and caused to be made the figure of a daggoba or carandua, with precious stones.*

der Brahmanen-Lehre vorausgehen läſst, so leitet er die Siwaitische Verehrung des Zeugungs-Emblems von einer angeblich Buddhistischen, und nicht umgekehrt, ab. Er dehnt zugleich die Bedeutung des Symbols weiter aus, und sieht in dem Dagop einen Typus der Erde, oder der Sonne, oder des männlichen Zeugungsorgans, also mit Einem Worte der, die ganze Natur durchströmenden schaffenden und belebenden Kraft. (¹) Erskine hat, wie es mir scheint, mit sehr triftigen Gründen allen Zusammenhang des *Lingam* und Dagop's bestritten. (²) Er findet mit Recht schon die Gestalt beider Symbole verschieden, und es ist gewiſs, daſs es kaum möglich ist, dieselben mit einander zu verwechseln. Eher könnte in dem konischen Aufsatz in Boro-Budor eine Verbindung des *Lingam* mit dem Dagop liegen. Ferner bezieht sich Erskine auf die Verschiedenheit der Bestimmung der Dagop's. Die Anwendung dieser Gebäude würde aber nicht ausschlieſsen, daſs denselben zugleich eine typische Idee zum Grunde läge.

Diese nun glaube ich in derjenigen zu finden, welche das Wesen der Buddha-Lehre ausmacht, und diese Bauwerke scheinen mir darin gewissermaſsen eine bildliche Vorstellung derselben. Das allgemeine Streben der Menschen und Geister überhaupt soll in der Erhebung zum höchsten, von allem Einzelnen geschiednen, aber eben dadurch gehaltvollsten Sein bestehen, in der Auslöschung aller andren menschlichen Begierden und Bestrebungen, in dem vollkommensten Heraustreten aus der endlichen und irdischen Verwicklung und Verwirrung. Ich habe schon im Vorigen angedeutet, wie das Javanische Monument von einer zahllosen Menge von Verzierungen zur Einfachheit übergeht, und komme jetzt hierauf zurück. Nach Erskine's Bemerkung, sind in den Felsenhöhlen die dem Dagop am nächsten stehenden Pfeiler roh und unverziert, also in bestimmtem Contrast mit den entfernter stehenden, reich mit Bildwerk geschmückten. Verlassen wir nun die Welt und die Endlichkeit, und nähern wir uns dem darüber erhabenen, auch im symbolischen Bildwerk schmucklosen und einfachen Gipfel, so nimmt der Buddha-Lehrbegriff, ob er gleich, meiner Überzeugung nach, durchaus nicht ein atheistischer genannt werden kann, doch, wie wir ihn in den meisten Gegenden und in seiner eigentlichen Gestalt kennen; keinen

---

(¹) *Bombay transact.* III. 299-310. 318.

(²) *l. c.* 508. 516.

persönlich anzubetenden Gott an (s. unten §. 45.). Das Höchste ist das *Sûnya*, die Leerheit, zugleich aber, oder vielmehr, wie Schmidt sehr gut gezeigt hat, die eigentliche Fülle oder Realität, das darum, weil es Alles ist, nichts einzeln in sich unterscheidende Sein. (¹) Die Leerheit, so wie die Compactheit der Dagop's ist ein natürliches Bild dieses *Sûnya*. Aber auch wo Adi-Buddha, also ein individuelles höchstes Wesen, an die Spitze des Systems gestellt wird, wie in Nepal, paſst das Symbol nicht minder gut. Denn Adi-Buddha wird nie gesehen, er ist bloſs Licht. (²) Er wird also nur in der Gestalt des Lichtes offenbart, und seine Flamme soll ewig in dem Mittelpunkte der Halbkugel seines *Chaitya* in Nepal brennen. (³) Wir haben also hier eine bestimmte Deutung des verschlossenen Inneren der Halbkugel der Dagop's, die auch da anwendbar ist, wo ein höchstes Wesen angebetet wird. Eine Stelle eines von Hodgson mitgetheilten Buddhistischen Gebetes paſst gewissermaſsen vollkommen auf unser Monument. „Möge Dich", heiſst es, „der Inbegriff der fünf Buddha's behüten, der für die Erhaltung des Menschengeschlechts aus sich selbst das Eine Licht schuf u. s. w." Der Inbegriff der fünf Buddha's ist Adi-Buddha selbst, da sie nur Entfaltungen von ihm ausmachen, und man scheint hiernach wohl berechtigt, sie in den fünf Abbildungen, und die Flamme ihres Urwesens in der Halbkugel des Javanischen Denkmals zu erblicken. Es stimmt sowohl hiermit, als mit der Annahme des höchsten Seins ohne persönliche Gottheit, überein, daſs man in Ländern Buddhistischen Glaubens Kapellen findet, welche bloſs Bilder von Heiligen in Priesterkleidung, gewöhnlich in anbetender Stellung, ohne irgend ein Bild der Gottheit selbst, enthalten. (⁴) Auch Abel Rémusat, und gerade an der Stelle, (⁵) wo er die Buddha-Lehre als eine ganz theistische schildert, giebt zu, daſs im östlichen Asien der Dienst der Heiligen die Anbetung der Götter fast verwischt habe.

Das *Sûnya* ist aber nicht bloſs eine metaphysische Idee. Es entspricht demselben in der Buddhistischen Architektonik des Weltgebäudes

---

(¹) Mem. der Petersb. Akad. I. 95-98.

(²) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 238.

(³) *Asiat. res.* XVI. 460. Anm. 6.

(⁴) *Asiat. res.* VI. 295.

(⁵) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 264.

die erste, oberste, aus vier Abtheilungen bestehende Welt ohne Gestalt und Farbe, (1) die vier *Arûpalôka's* (2) des Ceylonischen Systems. Diese gleichsam vermittelnde Vorstellungsweise ist für die Erklärung der Dagop's nicht unwichtig. Denn wie man auch über die Richtigkeit der hier versuchten urtheilen möge, so ist schwerlich zu läugnen, daſs diese Bauwerke in gewisser Beziehung mit den Buddhistischen Himmeln oder himmlischen Sphären stehen. Schon die Kuppel selbst galt als eine Andeutung des Himmelsgewölbes. (3) Dies stimmt auch ganz mit der im Vorigen gegebenen Deutung überein. Denn die Himmel sind, nach ihrer Reihefolge, die Wohnsitze der immer vollkommner gewordenen Geister, und das Gelangen zur höchsten Vollendung wird daher ganz richtig durch sie dargestellt. In Nepal haben die pyramidalischen Aufsätze der, die eigentlichen Göttertempel (*chaitya's*) bildenden Halbkugel unveränderlich dreizehn Stufen, nach der Zahl derjenigen Himmel, welche unmittelbar unter dem obersten auf einander folgen (4). Im Tempel bei Calanee sollten die schon vorhin erwähnten an einer der Wände gemalten sechzehn Dagop's die sechzehn vorzüglichsten Heiligthümer dieser Art bezeichnen, welche Ceylon umfaſste. Unter diesen werden unstreitig diejenigen der sechzehn Stellen verstanden, auf welchen sich Sâkyamuni bei den Besuchen, die er angeblich auf Ceylon machte, niedersetzte, und von welchen die Wohlfahrt der Insel abhing. Auf achten dieser Plätze hatten schon frühere Buddha's dasselbe gethan (5). Vermuthlich war aber die Zahl sechzehn auch symbolisch, und deutete auf die, nach dem dortigen Religionssystem angenommenen sechzehn Himmel der zweiten Classe (*Brahmalôka's*) hin (6). Es knüpften sich daher auch bisweilen astronomische Vorstellungen an die Dagop's. In Ellora in der Höhle Teen Lokh

---

(1) Mem. der Petersb. Akad. I. 101. Auch das Sanskritische *s'ûnyam* bedeutet zugleich Himmel, Aether.

(2) *Asiat. res.* VII. 410.

(3) Upham. Mahâvansi. I. 94.

(4) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 233. 248. Anm. 6. Pl. 3.

(5) Upham. Mahâvansi. II. 26. 170. Man vgl. auch III. 21. 35.

(6) *Asiat. res.* VII. 409. 410. Auch die Barmanen unterscheiden in den oberen Himmeln sechzehn sichtbare von vier unsichtbaren. Sie haben also mit den sechs unteren Himmeln ganz die auf Ceylon geltende Eintheilung (Crawf. *Ava.* 390.).

(Dreiwelt) ist ein in der Wand ausgehauener kleiner Dagop von neun sitzenden Figuren umgeben, welche die neun Planeten (*Now Grah*) genannt werden.

Der Meinung, daſs der Dagop ein Rostrum, eine Kanzel für die Buddhistischen Priester, vor dem Volke zu beten und zu predigen, gewesen sei, (1) ist es wohl hinlänglich nur im Vorbeigehn und bloſs der Vollständigkeit wegen zu erwähnen.

Zugleich also mit den in ihnen verborgenen Reliquien waren, wie es mir scheint, die Dagop's selbst sowohl in den Höhlentempeln, als frei stehend, Gegenstände der Verehrung durch die symbolisch in ihrer Gestalt ausgedrückte Idee und durch die mit ihnen verbundenen Buddha-Bilder. Man muſs daher doch jene Bestimmung noch von der eignen Bedeutsamkeit dieser Heiligthümer trennen.

Wie man andere Tempel im Alterthume aus verschiedenen Veranlassungen gründete, ebenso ist es vermuthlich mit den Dagop's gewesen. Der nach Kämpfer (2) zum Andenken eines Sieges der Siamesen über einen König von Pegu erbaute Puka Thon ist vermuthlich ein frei stehender Dagop, denn er wird als eine 120 Fuſs hohe Pyramide von massiver Construction beschrieben.

§. 24.

Über den Namen *Dagop.*

Der Name *Dagop* scheint nur auf der Halbinsel diesseits des Ganges und in Ceylon gebräuchlich zu sein; bei den Gebäuden auf der jenseitigen Halbinsel, in Nepal und Java finde ich ihn nicht erwähnt. Seine Ableitung kommt bei Joinville (3) vor, woher sie Erskine genommen hat. *Da* (4) heiſst hiernach Knochen, Gebein, *geb* Bauch, was Erskine als einen metaphorischen Ausdruck für Gefäſs ansieht (*bone-container*). (5) Es ist sonderbar, daſs, da die zweite Sylbe des Wortes in seiner Wurzel ein *e* hat, Joinville auch *Dageb* schreibt, Erskine und die anderen Englischen Schriftsteller *Dagop*, *Dhagop*, *Daghope*(¹), *Dagobah*(²), *Dawgob*(³) haben. In den von Upham herausgegebenen Ceylonischen Geschichtsbüchern ist die Schreibung dieses Namens durchaus ungleichförmig. Man findet *dagobah*, *daggoba*, *dagobba* und auch *dawgabba* (I. 94.). Ich muſs zwar die gründliche Herleitung dieser Benennung den Kennern der Pali- und der Ceylonischen Sprache überlassen. Wenn man aber bei religiösen Ausdrücken dieser Gegenden nicht mit Unrecht ein zum Grunde liegendes Sanskritisches Wort vermuthen kann, so dürfte der ursprüngliche Ausdruck *Dêhagup* oder *Dêhagópa*, körperverbergend, des Körpers Bewahrer, gewesen sein. Dem Worte *Dagop* wird, entweder allgemein, oder zur Bezeichnung vorzüglicher Gebäude dieser Art, *wahanse* (⁴) beigefügt. Dies bedeutet, nach Joinville, Herr (*Lord*), und wird der Benennung jedes Ehrfurcht fordernden Gegenstandes, wie z. B. eines *dhâtu* Buddha's (⁵), beigegeben. Es entspricht also dem auf der jenseitigen Halbinsel üblichen *pra* oder *praw*, oder *burâ*.(⁶) Ohne Hinzufügung irgend einer Erklärung wird in Erskine's

---

(1) Lieutenant I. E. Alexander in den *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 367.

(2) Bei Malte-Brun. IV. 214.

(3) *Asiat. res.* VII. 423.

(4) Eigentlich *dhá.* Clough's *Pali grammar.* Für denselben Begriff kommt ebendaselbst auch *dhátu* vor, das aber hernach auf alle Überbleibsel Buddha's übergegangen zu sein scheint.

(5) *Bombay transact.* III. 508.

(¹) *Bombay transact.* I. 47. *Asiat. res.* VI. 450.

(²) Davy. *Acc. of Ceylon.* 221. Upham. *Hist. of Budhism.* 19.

(³) *Essai sur le Pali.* 46. nach dem Râjâwali in den *Annals of oriental litt.*

(⁴) Auch *wansa* (Upham. Mahâvansi. II. 239.), also noch offenbarer, trotz der verschiedenen Anwendung des ursprünglichen Begriffs, doch das Sanskritische वंश *wanśa* (Geschlecht, Stamm). *Wanse* ist auf Ceylon auch das für Caste übliche Wort (Davy. *Acc. of Ceylon.* 111.). Über den, eben dieses Sanskritische Wort enthaltenden Namen Mahâvansi nehme ich hier Gelegenheit eine Bemerkung zu machen. Der Druck dieser Schrift war bis hierher gediehen, als ich aus dem Anfange der Recension des Upham'schen Werkes durch Burnouf (*Journ. des savans.* 1833. Sept. 557.) sahe, daſs der Titel des Ceylonischen Geschichtsbuches eigentlich nach der Original-Handschrift Mahâvamsa lautet. Ich hatte bisher an dem auffallenden End-*i* des Titels bei Upham nichts zu ändern gewagt, weil darin vielleicht eine Eigenthümlichkeit der Ceylonischen Sprache liegen konnte. Dies bestätigt sich auch durch Burnouf's immer, auch in diesen Einzelnheiten, so gründliche Genauigkeit. Da ich den Namen meistentheils nur als Titel der Upham'schen Schrift anführe, so bleibe ich auch in der Folge dieser Bogen bei der auf demselben gewählten Schreibung.

(⁵) Upham. Mahâvansi. II. 102.

(⁶) *Brah* ist (Burnouf und Lassen. *Ess. sur le Pali.* 77.) ein Pali-Wort, wohl eins mit भर, *bhara* (s. unt. §. 30.). Nach Upham (Mahâvansi. I. 172.) ist *bura* (Herr) einer oft erwähnter Abhandlung (¹) geſagt, daſs die Gebäude in den Höfen der Buddha-Tempel auf Ceylon dort das *Taut* von Buddha (*the taut of Boodh*) genannt werden. Captain F. Dangerfield (²) erzählt in der Beschreibung der Höhlen bei Baug, daſs die Eingebornen den Dagop dort *the Churn*, das Butterfaſs, nennen, was also bloſs ein vulgärer, von der Ähnlichkeit der Gestalt hergenommener Ausdruck zu sein scheint. Es ist sonderbar, daſs Erskine (³) in seiner Anmerkung zu dieser Beschreibung hieraus *Churna* macht, und also an das Sanskritische चूर्ण, *chûrṇa*, zu denken scheint. Wäre dies richtig, so wäre das Denkmal durch den Begriff des Zermalmens, Zerstoſsens mit einem Mörser verglichen, eine Bedeutung, die aber das Sanskritwort, das im Gegentheil auf die zerriebene Sache geht, nicht hat.

§. 25.

Pflanzen-Ornamente der Javanischen Tempel.

Die Verzierungen der Pyramide von Boro-Budor, so wie überhaupt auf den Javanischen Tempelresten, sind meistentheils aus dem Pflanzenreiche entlehnt. Darstellungen von Thieren sind verhältniſsmäſsig seltener, und es kommen nur Elephanten, Löwen und Antelopen vor, nirgends erscheint die Kuh. Das Übergewicht der Pflanzen-Ornamente wird nicht mit Unrecht auf die milde, das Tödten der Thiere und das Fleischessen nur unter sehr beschränkenden Bedingungen (⁴) gestattende Buddha-Lehre bezogen. (⁵) Das Laubwerk, welches sich in Verbindung mit menschlichen Figuren in verschiedenen Lagen an mehreren Gebäuden in Brambanan findet, soll auch in Ava in Buddhistischen Tempeln angetroffen werden. (⁶)

Schild.

!

---

der Titel, welche beständig den Buddha-Priestern gegeben werden. Man sehe ferner *Asiat. res.* VI. 293. La Loubere. I. 477. Symes. II. 62. Judson's *Burman Dict.* hat *brayh*, *a Pegu title*. Nach Crawfurd (*Ava.* 181. Anm.) ist *baren* ein Barmanisches Wort für Fürst, Landesherr (*sovereign*).

(¹) *Bombay transact.* III. 519.

(²) *l. c.* II. 98.

(³) *l. c.* II. 202.

(⁴) *Asiat. res.* VII. 42.

(⁵) Crawf. *Archip.* II. 202.

(⁶) Raffles. II. 13.

§. 26.

Beziehung der Pyramide von Boro-Budor zu den sie umgebenden Tempeltrümmern.

Wir haben oben gesehen, daſs die compacten Bauwerke oder Dagop's auf Ceylon gewöhnlich in der Nähe der eigentlichen, inwendig mit Statuen der Gottheit versehenen Tempel, und im Bezirke derselben stehen, und daſs in der jenseitigen Halbinsel solche Tempel, aber viel geringer an Umfang und Höhe, als die verschlossenen Pyramiden, rund um diese her angetroffen werden. Ob nun für Boro-Budor eine ähnliche Verbindung mit davon abgesonderten Tempel-Gemächern bestanden habe? läſst sich jetzt nicht mehr entscheiden. Unter den, aber zum Theil bis auf die Fundamente zerstörten Tempeln des Distriktes Kĕdu, welche Crawfurd beschreibt, ist der nächste doch eine Englische Meile von der Pyramide entfernt. Die Statuen, die in dieser Gegend gefunden worden sind, gehen gröſstentheils den Siwa-Dienst an, und von den andren, dem Monumente von Boro-Budor ähnlichen Pyramiden auf Java sagt Crawfurd ausdrücklich, daſs sie von unbezweifelt Brahmanischen Tempeln umgeben sind. Er schlieſst hieraus, daſs die Pyramiden, Boro-Budor mit eingeschlossen, und jene Tempel Einem und demselben Gottesdienst angehörten. (¹) Dieser Schluſs ist auch gewiſs vollkommen richtig. Die Pyramiden waren Dagop's, wahre und ausschlieſsliche Buddha-Heiligthümer, und spielten auf die höchsten, mithin reinsten Ideen der Lehre an. Zugleich war aber dem Buddhismus, wie man überall sieht, die Brahmanische Götterwelt keineswegs fremd.

§. 27.

Spuren des Buddha-Cultus in andren Javanischen Tempeltrümmern.

Die Trümmer von Brambanan und die Pyramide von Boro-Budor geben einen vollständigen und unwiderleglichen Beweis, daſs Buddha-

---

(¹) *Bombay transact.* II. 165. 166.

Cultus auf Java vorhanden war. Ich habe daher bei ihrer Beschreibung länger verweilen zu müssen geglaubt. Die übrigen Indischen Tempelreste auf Java können nur als die Sache bestätigend angeführt werden, da sie bloſs einzelne, unzusammenhängende Spuren enthalten.

Die sich auf Java findenden Tempel aus Ziegelsteinen sind aber, nach Crawfurd, gleichfalls Buddhistische gewesen. (¹) Er führt jedoch keine Beweise dafür an.

Endlich erwähnt er noch einiger Buddha-Bilder in den zerstörten Tempeln von Majapahit. (²) Mackenzie (³) gedenkt eines in nachdenkender Stellung vorgestellten, Jain Saniassi, wie er ihn nennt. Er fügt nicht hinzu, ob das Bildwerk eine Statue oder ein Basrelief ist. Unter dem von ihm gebrauchten Namen kann aber auf jeden Fall nur ein sitzender Buddha gemeint sein. Der Platz, an welchem sich dies Bild befindet, giebt ihm ein höheres Interesse. In der Hügelreihe, welche in kleiner Entfernung von Brambanan liegt, sind an einer Stelle drei kleine Gemächer in den Fels gehauen, und das Bild steht einem von diesen gegenüber. Mackenzie hält dieselben für Einsiedlerzellen.

Ich habe oben (S. 116.) angeführt, daſs Crawfurd die Trümmer im Gebirge Lawu, namentlich die von Suku, als die einzigen bezeichnet, welche keine Buddha-Bilder enthalten und an alle Embleme und Vorstellungen des ausschweifendsten Siwa-Dienstes erinnern. Wenn man aber die Beschreibung dieser Trümmer bei Raffles (⁴) nachliest, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daſs das Hauptgebäude, eine abgestumpfte Pyramide, eine auffallende Ähnlichkeit mit dem von Boro-Budor besitzt. Es erhebt sich auf drei stufenweis abnehmenden Terrassen. Auf der obersten von diesen steigt es in groſsen, immer abnehmenden Steinlagen in die Höhe, und es führen enge Treppen hinauf. Der wichtigste Punkt jedoch, ob in diesem Monumente ein hohles Gemach gewesen ist oder nicht? läſst sich nicht mehr mit Gewiſsheit ausmachen. Die Bildwerke, die sich in diesen

---

(¹) *Archip.* II. 223.

(²) *l.c.* 211.

(³) Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 26.

(⁴) II. 45-51. Vignette zu S. 1.

Trümmern noch finden, enthalten die sonderbarsten Vorstellungen, und eine ebenso auffallende Erscheinung ist es, daſs, da nach dort gefundenen Inschriften diese Trümmer aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts herstammen, auch die Schlechtigkeit des Bauwerks und der Sculptur eine späte Zeit anzeigt, die Inschriften dagegen ein von allen übrigen auf der Insel gefundenen verschiedenes Alphabet enthalten, das man, dem ersten Anblicke nach zu urtheilen, eher für ein sehr altes erklären möchte. (1)

Die dem Umfange nach bedeutendsten Trümmer Indischer Gebäude auf Java, nach den Tempelresten von Brambanan, sind die von Singa Sari im Distrikte Malang. Es ist auffallend, daſs unter den dort gefundenen Statuen gar keine Buddha-Bilder angeführt werden, (2) obgleich man sie, nach Crawfurd's allgemeiner Versicherung, auch dort voraussetzen muſs. Der Haupttempel unter diesen Trümmern wird zwar mit dem groſsen in Brambanan verglichen, es scheinen aber dort keine solche Gruppen zu einander gehörender kleiner und groſser Tempel zu sein.

Wenn man das bis hierher von den Javanischen Tempeltrümmern Gesagte durchgeht, so läſst sich nicht läugnen, daſs man auf mehrere Spuren einer Verbindung Buddhistischer Vorstellungen mit Siwaitischen stöſst. Man muſs hierzu noch den Umstand rechnen, daſs sich theils in den Ornamenten, theils in den erhaltenen und halb zertrümmerten Bildwerken eine groſse Menge von *Lingam's* und *Yôni's* finden. Selbst Buddha-Bilder mit dem *Lingam* auf dem Haupte sah Crawfurd mehrmals. (3) Ich behalte mir vor, auf diese Verbindung, auf welche auch die Javanischen mythologischen Überlieferungen führen, weiter unten (§. 43.) zurückzukommen.

Aus den im Obigen angeführten Thatsachen ergiebt sich, daſs die Abbildungen Buddha's an denselben Orten in bedeutender Anzahl vorkommen. In Brambanan beruht dies zwar mehr auf Vermuthung, die Wahrscheinlichkeit gränzt aber an Gewiſsheit, und in Boro-Budor sind die wirklichen Statuen noch vorhanden. Diese Vielheit derselben Figuren ist zwar gewiſs groſsentheils ebenso, wie die Reihen von Sphinxen, Widdern u. s. f. in den

---

(1) Raffles. II. Kupfertaf. S. 59.

(2) *l. c.* 41-43.

(3) *Asiat. res.* XIII. 365. Anm.

Ägyptischen Denkmälern, nur architektonische Verzierung. Sie setzt aber doch hier, wo von religiösen Vorstellungen die Rede ist, ein System voraus, welches die Vielheit von Buddha's erlaubt, wie es in der That mit der aus Indien verdrängten Lehre der Fall ist. (¹) Man würde nicht enden, wenn man die Beispiele einzeln anführen wollte, wo an und in Buddhistischen Tempeln Buddha-Bilder in Menge gehäuft sind, auch da, wo die Architectur in keiner Verbindung mit ihnen steht. In einem, an den groſsen Shoemadoo in Pegu angelehnten Tempelgemache stehen an den Wänden fünf- bis sechshundert Buddha-Bilder herum. (²)

Daſs eine Abbildung Buddha's einzeln als Gegenstand und Mittelpunkt der Verehrung bestanden habe, davon ist in den Javanischen Tempeltrümmern, soweit sie bis jetzt bekannt sind, keine irgend sichere Spur vorhanden. In Brambanan vielmehr ist kaum zu bezweifeln, daſs Siwa und die mit ihm zusammenhängenden Gottheiten den Gegenstand der Verehrung ausgemacht haben.

§. 28.

Vergleichung der Überreste von Buddha-Gayâ in Indien.

Die Trümmer von Buddha-Gayâ auf dem Indischen Festlande, im südlichen Bahar, bieten, wie auch schon von Raffles(³) bemerkt worden ist, Punkte auffallender Ähnlichkeit mit den hier beschriebenen auf Java dar. Auch um Buddha-Gayâ herum giebt es längst keine Buddhisten mehr, der Ort wird aber nicht selten von wallfahrtenden Anhängern dieser Secte besucht. Zwei von dem König von Ava dahin abgesandte Beamte befanden sich noch vor einigen zwanzig Jahren bei diesen Trümmern, erkannten darin einen der heiligen Örter, die sie aufzusuchen geschickt waren, und nahmen Wasser von dort zum Bade für ihren Beherrscher mit sich. Auch unabhängig von ihrem Zeugniſs aber, leidet es keinen Zweifel, daſs der jetzt groſsen-

---

(¹) Mem. der Petersb. Akad. I. 98. 99. Buchanan-Hamilton in den *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 50. 51.

(²) *Two years in Ava.* 114. 115.

(³) II. 62.

theils zerstörte Tempel ein Buddhistischer, und die Stadt einstmals in dieser Gegend ein Mittelpunkt dieser Lehre war. (¹)

Es befinden sich zwar in Buddha-Gayâ keine Tempelgruppen, auch keine zur Aufnahme einer einzelnen Buddha-Statue bestimmten kleinen Tempel. Aber die Zahl der in den Trümmern zerstreuten Buddha-Bilder übersteigt fast alle Begriffe (*is a most inconceivable*). Die Beschreibung, welche von ihnen gegeben wird, stimmt mit den Vorstellungen auf Java überein. Nur trifft man auf einigen der Indischen Bilder das einer Lotusblume ähnliche Zeichen in der Fläche der Hände und auf den Fuſssohlen an.

Der groſse Tempel (*mandir*)(²) ist eine hohe, jetzt aber oben abgebrochene, viereckige Pyramide, welche drei Gemächer über einander enthält. Um das zweite Stockwerk läuft auf drei Seiten eine Terrasse herum, zu welcher Treppen neben dem unteren Eingange führen. Der Tempel ist mit einem Stuck-Anwurf (*plaster*) bedeckt, an dem man noch jetzt erkennt, daſs er zahllose vorspringende Ecken, kleines Simswerk (*mouldings*) und Nichen gehabt hat. Jede der letzteren enthielt einen Buddha in Stuck (*plaster*). An jeder vorstehenden Ecke befindet sich ein Stein, der einem

---

(¹) Dr. Francis Buchanan-Hamilton hat eine Beschreibung der Trümmer von Buddha-Gayâ in den Verhandlungen der Englischen Asiatischen Gesellschaft (II. 40-51.) gegeben, der ich hier folge. Bei der Bestimmung des Alters und des Erbauers des Tempels, für welchen Amara Siṇha angegeben wird, ist zu bedauern, daſs der Verfasser gar keine Rücksicht auf die trefflichen Forschungen Wilson's (Lex. Vorr. *p.* 5-20.) über das Zeitalter Amara's genommen hat. Wilson bezweifelt nicht die Ächtheit der Inschrift (*Asiat. res.* I. 284.), auf die es hier zugleich ankommt. Hamilton dagegen (*p.* 42. 43.) hält diese Inschrift, welche die Jahrzahl 1005 nach Wikramâditya's Aera führt, für neu, und glaubt sogar, da er den Stein an Ort und Stelle nicht auffinden konnte, daſs ihn der Einsender der Abschrift über die Seite geschafft habe. Da die Vorstellung, daſs Buddha eine Niedersteigung Wishṇu's ist, wirklich dem Buddhistischen Systeme widerspricht, so scheint es in der That kaum möglich, daſs die ganz in dem Sinne dieser Vorstellung abgefaſste Inschrift wahrhaft die Erbauung dieses offenbar Buddhistischen Tempels richtig bezeugen könne, und so entsteht allerdings der Verdacht einer Verfälschung. Diese braucht aber gar nicht, was überhaupt kaum wahrscheinlich ist, jetzt begangen worden zu sein. Ein Waishṇawa früherer Zeit kann die Absicht gehabt haben, die Abkunft Buddha's von Wishṇu als in das eigentlich Buddhistische System verwebt darzustellen. Auch insofern ist der Streit über die Ächtheit der Inschrift von nicht geringem Interesse.

(²) Wohl vom Sanskritischen *maṇḍala* (Kreis), von dem Begriffe des Runden ausgehend. Im Hindostanischen ist *munḍul* ein Haus.

Bienenkorbe gleicht (*somewhat like a bee-hive*), und an jeder der vier Seiten dieser Steine ist ein Buddha ausgehauen. Oben haben die Steine eine zu Weihrauch bestimmte Vertiefung. Ebenso befinden sich Buddha-Bilder in dem Stuck-Anwurf des den Eingang bildenden Bogens, der deshalb in kleine Compartimente getheilt ist. Die Ähnlichkeit der von den beiden Beobachtern, Crawfurd und Hamilton, mit Bienenkörben verglichenen Verzierungen in Buddha-Gayâ und Boro-Budor ist merkwürdig. Doch paſst es nicht auf die an dem letzteren Orte, daſs die in Gayâ zu Weihrauch-Behältnissen bestimmt scheinen, oder doch, wenn sie auch nicht wirklich dazu dienten, solche vorstellen sollen. Unter den verschiedenartigen Buddha-Bildern und Trümmern derselben in Buddha-Gayâ werden, wenn man sich auf das Zeugniſs der dahin gesendeten Avanen verlassen kann, vier gefunden, in welchen sich die vier letzt erschienenen groſsen weltregierenden Buddha's erkennen lassen. Welche Gottheit eigentlich in dem Tempel von Buddha-Gayâ angebetet wurde, bleibt zweifelhaft. Das unterste und das mittlere der drei Gemächer haben Throne, aber nur das erstere enthält eine Bildsäule. Das dort befindliche Götzenbild ist eine aus Lehm zusammengeklebte Miſsgestalt (*a misshapen daub of clay*), deren Form Hamilton nicht genauer beschreibt, sondern sich bloſs auf eine davon erschienene Abbildung bezieht. Nach einer am Orte verbreiteten Sage soll jedoch diese Miſsgestalt an die Stelle eines ursprünglich dort gewesenen goldenen Bildes getreten sein. Zu dem obersten Gemach kann man jetzt nicht mehr gelangen, es ist aber, nach dem Zeugniſs derer, welche es früher gesehen, so wie die Kuppel in Boro-Budor, gänzlich leer. (¹) Wenn es wirklich vier sich unter den übrigen auszeichnende Buddha-Bilder in Buddha-Gayâ giebt, so würde man diese, entweder alle, oder eins derselben, als die Gegenstände der Verehrung ansehen können. Hamilton aber ist nicht abgeneigt, auch in Buddha-Gayâ Siwa und Durgâ dafür zu halten. Er bezieht sich auf die in den Trümmern vorhandenen Bilder der letzteren, und die groſse Menge von *Lingam's.* Die gröſste Zahl der Buddha's hält er für Vorstellungen der in früheren Weltperioden durch ihre Frömmigkeit zur Vollendung gelangten Personen, die aber nie angebetet, nicht einmal verehrt wurden. Er giebt dabei zugleich

---

(¹) Hamilton. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 48-50.

zu, daſs in den Hindu-Tempeln aller Secten eine groſse Menge von bildlichen Vorstellungen nur künstlerische Verzierungen waren.

Auffallend ist es, in der Beschreibung dieser Trümmer die Erwähnung eines Dagop's, des sichersten Kennzeichens eines Buddhistischen Tempels, zu vermissen. Die Frage, ob ein solcher ehemals daselbst vorhanden gewesen ist? läſst sich aber jetzt nicht mehr beantworten, da mehrere ursprünglich in der Nähe des groſsen Tempels aufgeführte Gebäude jetzt bloſse Schutthaufen ausmachen. Sehr leicht kann es unter diesen einen frei stehenden Dagop gegeben haben. Auch das oberste Gemach des *Mandir's* könnte man dafür halten, so daſs der Dagop sich hier über dem Tempel befände. Es scheint immer leer gewesen zu sein. Die Beschreibung schweigt aber über den hier allein entscheidenden Umstand, ob dieser hohle Raum eine Thür gehabt hat, oder ursprünglich so verschlossen gewesen ist, daſs man, wie in Boro-Budor, hat gewaltsam eine Öffnung brechen müssen, um hinein zu dringen. Die Kammer von etwa 20 Fuſs im Quadrat und in Höhe, ohne Thür, Fenster und Treppe, die man an einer anderen Seite der Trümmer gefunden und erbrochen hat (¹), scheint, ihrer Lage nach, kein Dagop, sondern eher ein Grab gewesen zu sein.

§. 29.

Alter der Javanischen Tempelgebäude.

Die Bestimmung der Zeit der Erbauung der sich vorzugsweise als Buddhistisch ankündigenden Tempel von Brambanan und Boro-Budor ist zwar von denselben Schwierigkeiten umgeben, welche der genaueren chronologischen Anordnung der Javanischen Geschichte überhaupt im Wege stehen. Allein mit Sicherheit führen uns diese wahrhaften und unläugbaren Überreste Indischer Baukunst nicht höher, als bis in die Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung hinauf. Ich beziehe mich nämlich hier, vorzüglich mit Crawfurd (²), auf die sehr allgemein angenommene

---

(¹) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 45.

(²) Über Brambanan. *Archip.* II. 482. 483. 299. *Asiat. res.* XIII. 150. 361. 362. Über Boro-Budor. *Archip.* II. 484. 223. *Asiat. res.* XIII. 362. *Bombay transact.* II. 165. Daſs Crawfurd in der Abhandlung über Bali (*Asiat. res.* XIII. 161. Anm. C.) für Boro-Budor

Angabe, nach welcher der älteste Tempel von Brambanan in das Jahr 1188 der Aera (A. D. 1266), der neueste in 1218 (A. D. 1296), und die Pyramide von Boro-Budor in 1260 (A. D. 1338) gesetzt wird. Ein strenger Beweis läſst sich zwar für diese Zahlen nicht führen, sie beruhen sämmtlich auf Jahresangaben in Denksprüchen. Von diesen wird uns der die Zahl 1218 der Aera bezeichnende allein mitgetheilt (s. oben S. 28.). Er sagt bloſs, daſs der Brahmane den Mond hält, und daraus schlieſst man, daſs die Tempel, wo man die Inschrift gefunden, Bauwerke von Brahmanen und in dem angegebenen Jahre aufgeführt worden sind. Ob die Inschrift sonst etwas enthält? wird nicht gesagt. Wenn die beiden anderen Denksprüche gleicher Art sind, so sieht man, wie traurig es um diese historischen Beweisgründe steht. Eine, jedoch immer nur schwache Bestätigung der Jahrzahl 1188 kann man darin finden, daſs ein in der Nähe von Brambanan gefundenes Buddha-Bild in Bronze diese Jahrzahl enthält. Sie ist darauf in *Déwanágarí*-Charakteren eingegraben. Es bleibt hierbei zweifelhaft, ob damit die gewöhnlichen Indischen Zahlen, oder die Wörter gemeint sind, deren man sich auch in Indien bisweilen statt der Zahlen bediente. Nach dem Ausdruck sollte man das Letztere glauben. Man fand übrigens diese Bronze doch einige Englische Meilen weit von den Trümmern. Den bestimmten obigen Jahresangaben möchte ich daher keinen vollständigen Glauben beimessen. Es dürfte indeſs auch schwer sein, dieselben ganz zu verwerfen und der Entstehung dieser Überreste aus wahrhaft entscheidenden Gründen andre Epochen anzuweisen. Später kann man sie gewiſs nicht annehmen, da Boro-Budor hiernach nur 140 Jahre vor die Einführung des Islams fällt. Der Zustand groſser Zerstörung, in dem sie sich befinden, nöthigt aber auch nicht zu einer viel früheren Annahme. Er läſst sich, wenn man von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ausgeht, in beinahe sechshundert Jahren bei der Mächtigkeit tropischer Vegetation und der Häufigkeit von Erdbeben wohl begreifen. Die Schuld der Zerstörung durch üppige Vegetation trägt gerade am meisten der im Indischen Alterthum für heilig geachtete Banyanenbaum (*Ficus religiosa*, Sanskr. *aśwattha*). Er sprengt

---

939 angiebt, rührt wohl nur daher, daſs er, wie ich schon oben bemerkt habe, in dieser Abhandlung noch den Javanischen Angaben mehr folgte. 1288 für Brambanan an derselben Stelle ist vermuthlich ein bloſser Druckfehler für 1188.

die kleinen Tempel, oder einzelne Theile der gröſseren, und überschattet sie, nachdem sie in sich zusammengesunken sind. Hierdurch scheinen diese mit Baumwuchs verbundenen Trümmer ein gleichförmiges Ansehen zu erhalten, und vorzüglich wird dadurch der Gipfel der Gebäude fast durchgängig unkenntlich. Diese Wirkung der Bäume auf die Tempel ist so merkwürdig, daſs ich es der Mühe werth halte, die Schilderung eines solchen einzelnen Falls aus Mackenzie (1) hier übersetzt mitzutheilen.

„Der Baum hat sich zwischen die kleinsten Fugen der Steine eingedrängt, und nach und nach das Ganze untergraben und umklammert. Sich zuerst einzelnen Theilen der Mauer dicht anpressend, verschwindet er auf einmal, und plötzlich sieht man ihn in wechselnden Gestalten, hier wie eine Schnur, dort wie einen knotigen Ast, wieder hervorkommen. Schweigend und heimlich trägt er das Verderben in jeden einzelnen Theil, bis wir ihn endlich das Ganze übergipfelnd finden, stolz auf die durch ihn gebildete, prachtvolle Ruine herabblickend, sich gleichsam mitleidsvoll um den schönen ehrwürdigen Überrest ehemaliger Anmuth herumschlingend und ihn mit seinen Armen umfassend, um ihn noch wenige Jahrhunderte länger vor unheilbarem Untergange zu schützen."

Als ein wirklich erheblicher Grund, diesen Trümmern ein höheres Alter zuzuschreiben, kann der Umstand gelten, daſs man, nach Raffles, bei Brambanan eine Inschrift in solchen *Déwanágarí*-Charakteren fand, als, Wilkins Urtheile zufolge, auf dem Indischen Festlande vor acht- bis neunhundert Jahren üblich waren. Dies würde jene Gebäude in das zehnte oder elfte Jahrhundert versetzen, und also um zwei- bis dreihundert Jahre weiter hinaufrücken. Entscheidend ist indeſs auch dieser Grund nicht. Denn abgerechnet, daſs wir den Inhalt jener Inschrift, die vielleicht mit einem früheren Ereigniſs zusammenhing, nicht kennen, so kann auch eine Schriftgattung bei einer Indischen Colonie auf Java noch im Gebrauche gewesen sein, als sie in Indien selbst längst schon vergessen war (2).

Raffles ist allerdings anderer Meinung. Er führt diese Gebäude bis in das sechste und siebente Jahrhundert zurück, und äuſsert an einer anderen

---

(1) Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 39.

(2) Auch Mackenzie fand in den Trümmern bei Brambanan eine Inschrift in schönen und leserlichen Buchstaben des ächten *Déwanágarí*-Alphabets. Verhandl. der Batav. Ges. Th. VII. Abh. 9. S. 24.

Stelle die Meinung, daſs die Tempel von Singa-Sari, und die, welche uns hier beschäftigen, dem nämlichen Zeitraum angehören und sämmtlich zwischen das sechste und neunte Jahrhundert fallen (1). Er läſst sich aber, wie es mir scheint, hierbei zu sehr von den Javanischen Angaben leiten, und wie unsicher diese sind, sieht man schon daraus, daſs sie zwischen den Jahrzahlen 525, 1018 und 1188, also zwischen einem Zeitraum von sechs und einem halben Jahrhundert für Brambanan allein schwanken. Boro-Budor wird nach Einigen in das sechste Jahrhundert, nach Andren in das zehnte der Aera versetzt; also auch hier die gleiche Ungewiſsheit. Von den Pyramidenbauen der jenseitigen Halbinsel scheinen nur wenige bis zum zwölften Jahrhundert oder früher hinaufzureichen. Der Thapin-nyu bei Pugan soll zwischen 1081 und 1151 erbaut sein; den Shoesegum verweist man in den Anfang des elften Jahrhunderts (2). Dies mögen aber auch die ältesten irgend sicheren Angaben sein. Denn daſs man den ältesten Tempel in Pugan zwischen 846 und 864 hinaufrückt, verdient wohl keinen unbedingten Glauben (3), und das 2300jährige Alter des Shoemadoo in Pegu ist offenbar fabelhaft (4).

Einen in der That zuverlässigeren Leitfaden zur Beurtheilung des Alters dieser Javanischen Gebäude scheint der Zustand an die Hand zu geben, in welchem wir die Kunst in denselben antreffen. Alle Stimmen kommen darin überein, daſs Brambanan und Boro-Budor dieselbe in Java auf ihrem Gipfelpunkte zeigen, und dagegen die Bauwerke bei Suku gesunkenen Geschmack und untergegangene Kunstfertigkeit verrathen. Dennoch setzen die Jahresangaben nur einen Zwischenraum von einem Jahrhundert zwischen die letztgenannten Bauwerke und Boro-Budor. Dies scheint offenbar zu wenig zu sein, und hierin möchte ich den einzigen wahrhaft triftigen Grund finden, die Erbauung der Pyramide von Boro-Budor wenigstens in dieselbe Zeit, als die ersten Tempel von Brambanan, oder beide noch um ein oder zwei Jahrhunderte früher hinaufzurücken. Entscheidend ist indeſs auch dieser Umstand nicht, da die Verschiedenheit der Bauart auch uns unbekannte locale Ursachen haben konnte. Noch schwieriger ist, wenn man die vorhandenen Angaben verläſst, die Festsetzung eines andren bestimmten Zeitpunkts, da selbst die Epochen der Baukunst und Bildnerei in Indien noch nicht genug fest stehen (1). Sogar über das Alter der Felsentempel weichen die Meinungen sehr von einander ab. Einige rücken dieselben in das höchste Alterthum hinauf. Wilson dagegen versucht aus dem Umstande, daſs die Buddhisten erst im dritten Jahrhundert nach Christo in die Halbinsel kamen, und daſs die Grottentempel der Saiwa's die früheren sein muſsten, zu beweisen, daſs die der Bauddha's erst aus dem fünften oder sechsten Jahrhundert sein können (2). Diese schon in sich nicht sehr wahrscheinliche Meinung wird aber durch das Zeugniſs des bereits oben erwähnten Chinesischen Reisenden Fa-hian widerlegt. Wir verdanken auch hier dem von Abel Rémusat übersetzten Fo-koue-ki eine ganz neue Belehrung und das erste geschichtliche Datum über die Felsentempel der diesseitigen Halbinsel. Fa-hian macht nämlich eine pomphafte Schilderung der unterirdischen Heiligthümer im Dakshin (Dekan), und schreibt dieselben dem Gaya zu, welcher der erste Nachfolger Sâkyamuni's war und neun Jahrhunderte vor Christo lebte (3). Diese Angabe mag allerdings auch unzuverlässig sein. Da aber Fa-hian diese Gegenden in den ersten Jahren des fünften Jahrhunderts besuchte, so müssen die Grottentempel, von denen er redet, wenn man ihr Alter auch so gering als möglich annehmen wollte, immer in den Anfang unsrer Zeitrechnung fallen. Ein Alter von 8- und 900 Jahren v. Ch. kann man dagegen auch wenigstens gewiſs nicht allen beilegen. Einige erinnern in der That ausnehmend an Griechische Sculptur, weshalb ich vorzüglich auf die Abbildungen derer bei Baug verweisen möchte (4).

---

(1) Man sehe über Brambanan Raffles. II. 62. 86. 232., über Boro-Budor II. 29. Daſs für das letztere Gebäude (II. 233.) die Jahrzahl 1360 angegeben wird, kann zwar nicht leicht ein Druckfehler, muſs aber sonst ein zufälliger Irrthum sein.

(2) Crawf. *Ava.* 64. 322.

(3) *l. c.* 63.

(4) *Two years in Ava.* 113.

---

(1) Höchst lesenswerthe und der Lösung der Frage offenbar viel näher führende Untersuchungen hierüber hat A. W. v. Schlegel in der Indischen Bibliothek II. S. 452. u. folgd. angestellt.

(2) *Mackenzie collection.* I. Einleit. S. 69. 70.

(3) Malte-Brun. Geogr. 2te Ausg. I. 465.

(4) *Bombay transact.* II. Kupferpl. nach S. 198. und 200.

In Absicht der Javanischen Tempelgebäude, namentlich der Pyramide von Boro-Budor, verdient noch eine Stelle aus einer schon oben (¹) in anderer Rücksicht angeführten Inschrift beachtet zu werden, da sie, wenn die angegebene Jahrzahl 894 (A. D. 972) richtig ist, auch ein früheres Dasein ähnlicher Bauwerke beweisen und uns auch in das zehnte Jahrhundert der Aera führen würde. Sie enthält nämlich die, wie es mir scheint, nicht zu verkennende Erwähnung eines frei stehenden Dagop's. Ein König findet die Wittwe seines besiegten Feindes an einer Erhöhung sitzen, welche sich in Gestalt eines Berges erhebt und wo fromme Büſsungen geübt wurden. Der König preist diese Stätte des Gottesdienstes. Sie war, heiſst es, an der Vorderseite mit Perlen und Edelsteinen verziert. Die daran entwickelte Kunst gab dem Herzen Freude, und diese regte zur Andacht an. Auf Ceylon wird oft der Verzierungen der Dagop's mit Perlen und farbigen Steinen gedacht.

Um die hier abgehandelte Materie vollständig zu übersehen, ist es dem Leser vielleicht angenehm, die, wenn auch sehr unsicheren Angaben der Zeit der Erbauung der verschiedenen Javanischen Tempel zusammengestellt zu finden. Sie scheinen oft nur von den Perioden hergenommen, in welchen an den verschiedenen Orten die einzelnen Staaten bestanden haben sollen, welche in Java theils neben, theils nach einander blühten. Die Jahrzahlen sind die der Javanischen Aera.

Chandi Maling. 211. (Raffles. II. 232.)
Singa-Sari. 551. (Crawf. *Asiat. res.* XIII. 161. Anm. C.)
Die Bauwerke in den westlichen Gebirgen. 924. (Raffles. II. 232.)
Daha. 1117. (Crawf. *Archip.* II. 299.)
Brambanan, Chandi sěwu. 1188.
Brambanan, Kali Bening. 1218. (Raffles. II. 232.)
Boro-Budor. 1260.
Salatiga (²). 1300. (Raffles. II. 232.)

(¹) S. 88. In der zweiten Ausg. des VIII. Theils der Verhandl. der Batav. Ges. findet sich die hier angeführte Stelle S. 325.

(²) Eine interessante Schilderung von Salatiga (eigentlich Sěla-tiga, die drei Steine) und dessen Umgebungen findet sich in den Verhandl. der Batav. Ges. X. 105-130. Man vergleiche auch VI. 10-22.

Die aus Mauersteinen gebauten Tempel sollen einen Zeitraum von 1240 bis 1356 einnehmen (Crawf. *Archip.* II. 222. 223.).

Suku. 1356. 1361. 1362. (Crawf. *Archip.* II. 223. *Asiat. res.* XIII. 366. Raffles. II. 51.)

§. 30.

Über die heutige Bedeutung des Wortes *budha* auf Java.

Bei den sichtbaren Überbleibseln Buddhistischer Vorstellungen auf Java sollte man glauben, daſs Buddha, es sei nun als Gott oder als Heiliger, in dem Andenken des Volks, welches so viele Götter- und Heldennamen aus noch älterer Zeit sorgfältig darin erhalten hat, gleichfalls fortleben müſste. Wunderbarerweise ist aber gerade das Gegentheil der Fall. Es ist in dem Gedächtniſs der heutigen Javanen keine Spur davon übrig, daſs es je einen göttlich Verehrten, oder nur einen Religionslehrer dieses Namens gegeben habe, und auch die Namen des zuletzt auf Erden erschienenen Buddha's, Gautama (1), Sákyamuni u. s. f., finden sich nirgends bei ihnen. Das Wort *budha* hat sich allerdings in der Javanischen Sprache erhalten, aber nicht als Name, sondern als ein appellatives Adjectivum. Nach Crawfurd (2), mit welchem hierin auch Raffles (3) übereinstimmt, heiſst

---

(1) Ein Königsname Gutama kommt bei Raffles (II. 73. 81.) vor.

(2) *Archip.* II. 220. 221. Crawf. *Voc. h. v.*

(3) *Mem.* 159. Er übersetzt daher auch *aksara budha* durch altes Alphabet, und die gleiche Bedeutung scheint der Ausdruck *Sandi Budus* zu haben, welchen Domis (Verhandl. der Batav. Ges. X. 120.) von der Alt-Javanischen Schrift braucht. Das Javanische *sandhi* heiſst (Crawf. *Voc.*) geheim, verborgen, und *sanding* nahe bei, dicht an. Beide, nur verschieden geschriebene Wörter sind offenbar das Sanskritische *sandhi*, und so wie dieses im grammatischen Sinne von der Vereinigung und der Veränderung zusammentreffender Buchstaben gebraucht wird; so scheint in dem obigen Javanischen Ausdruck *sandi* vom Aneinanderfügen der Buchstaben überhaupt Schrift zu bedeuten, wobei vielleicht der Nebenbegriff des Geheimniſsvollen der alten Schrift mitwirkt. Raffles sagt auch (II. 35.), daſs die Eingebornen alle Vor-Mahomedanische Alterthümer von *wong kuna*, *kapir* oder *buda* ableiten, d. h. von altem, heidnischem Volk; *buda* ist also hier gleichbedeutend mit *kuna*, vormals, und mit dem ursprünglich Arabischen *kapir* (Ger. Malayisch *kāfir*), heidnisch, ungläubig, gebraucht. Im Sinne von alt, ehemalig ist das Wort zu nehmen, wenn in dem Verzeichniſs der von Lady Raffles der Asiatischen Gesellschaft in London geschenkten Javanischen Manuscripte bei einem derselben nr. 11. *Budha-Kawi* (alt Kawi) steht (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 254.).

budha alt, über die Zeiten der Einführung des Islams hinausgehend, und in Beziehung auf Religionsbegriffe heidnisch. Noch merkwürdiger ist es, daſs die Javanen zwar die Bilder der Indischen Gottheiten, wenn sie dieselben auch nicht einzeln immer richtig unterscheiden, doch allemal als solche anerkennen, da sie hingegen die Buddha-Bilder *Pandita sabrang* (¹), auswärtige Pandits, nennen, und sie daher nicht nur bloſs für Darstellungen von Menschen, sondern auch für mehr fremd auf ihrer Insel, als die Gottheiten des Indischen Festlandes, halten. Dadurch leiten sie jedoch die Buddha's nicht gerade aus einem anderen Lande, als Indien, ab. An sich ist der Ausdruck *sabrang* zwar ganz allgemein, und wird für alle jenseits des Meeres liegende Inseln und Länder gebraucht. In einem bei Raffles (²) theilweise übersetzten geschichtlichen Javanischen Aufsatz werden die Fürsten vieler nahe und weit von Java liegenden Inseln bis Celebes und bis zu den Philippinen hin Fürsten von Sabrang genannt. Vorzugsweise jedoch wird *sabrang* in Java vom Indischen Festlande verstanden. Die Javanen scheinen, wenn die Thatsache richtig ist, dadurch nur anzuzeigen, daſs diese Pandits später zu ihnen gelangt sind, und nicht der Zeit angehören, in welcher sich Indisches und Javanisches gänzlich vermischt, und die Indischen Götter und Helden auf Java für einheimisch gelten. Das Sanskritische *buddhi*, Verstand, Weisheit, ist auch in das Javanische, und sogar in die Volkssprache übergegangen. Nichts verräth aber, daſs man heutiges Tages auch nur die leiseste Ahndung hätte, daſs dieser Begriff unmittelbar mit Buddha zusammenhängt.

Crawfurd versichert, nie von einer neuen oder alten Javanischen Handschrift gehört zu haben, in welcher das Wort Buddha als auf ein vergöttertes Wesen anwendbar vorkäme. In einer Inschrift aber, die sich bei Raffles (³) findet, wird Buddha in einem Sinne gebraucht, der mir wohl der ächte und wahrhaft von der Religionslehre hergenommene zu sein scheint, obgleich die Sache noch immer, da man das Original der Inschrift nicht vor sich hat,

---

(¹) Dies, auch dem eigentlichen Malayischen angehörende Wort bedeutet im Javanischen über etwas, namentlich über einen Strom, übersetzen, und dann auch das, was an der entgegengesetzten Seite liegt.

(²) II. 121.

(³) II. *App.* 229. 230.

zweifelhaft bleibt. Die Inschrift handelt von einem Javanischen Könige, und ist in der Gegend von Mauspati geschrieben. Sie ist nicht vollständig übersetzt mitgetheilt. In der Mitte befinden sich, ohne Bemerkung des Grundes, zwei mit Sternen bezeichnete Lücken. Der Zusammenhang läſst sich daher nicht vollkommen übersehen. Es wird aber ein Kriegszug jenes Königs in die Gebirge erzählt, und in dem letzten Theile der Inschrift heiſst es von einem, aus einem andren Distrikt zu Hülfe gerufenen Fremden: „Sri Kerta Najara, als er starb, starb wie ein Buddha-Mann (*when he died, died like a Buda-man*).“ Dies könnte man nun, wenn man die Inschrift aus der Zeit des Islams herleitete, übersetzen: er starb, als er starb, wie ein heidnischer Mann. Dieser Erklärung aber stehen erhebliche Gründe entgegen. Zuvörderst muſs der Panembahan von Sumenap, mit dessen Hülfe der Capitän Davey, auf Raffles Veranstaltung (1), die Übersetzung niederschrieb, dem Ausdruck hier diesen Sinn nicht beigelegt haben, da er das Wort selbst beibehalten und nicht übersetzt hat. Dann ist die Inschrift in Kawi-Charakteren, und endlich trägt sie, vermuthlich in einem Denkspruch, die Jahrzahl 1216. In der Inschrift selbst werden die Distrikte von Gegelang (Singa-Sari) und Kediri erwähnt, wo zur Zeit des groſsen Javanischen Helden Panji Staaten geblüht haben sollen. Dies würde uns, nach den von Raffles angeführten Überlieferungen, in sehr frühe, noch fabelhafte Zeiten führen. Allein Crawfurd (2) beruft sich auf Inschriften, welche diesen Fürsten vor nicht mehr als 500 Jahren an dem östlichen Ende der Insel herrschen lassen, so daſs die Inschrift nahe mit seiner Zeit zusammenfallen würde. Diese Annahme scheint mir nun zwar wirklich den im ganzen Volke fast mythisch behandelten Helden in viel zu späte Zeiten zu versetzen; auf keinen Fall aber liegt in der Jahresangabe der Inschrift etwas Verdächtiges, da wir oben (S. 14. 15.) gesehen haben, daſs es Inschriften mit Jahrzahlen in Ziffern, die durchaus keinen Zweifel erlauben, von 1220 giebt. Es scheint mir nicht anzunehmen, daſs eine Inschrift in Kawi-Charakteren hätte zu einer Zeit verfaſst werden können, in welcher der Name Buddha schon in Vergessenheit übergegangen war. In den Trümmern von Majapahit finden sich noch heute Buddha-Bilder. Majapahit war aber, nach Crawfurd, erst

---

(1) II. 59.

(2) *Archip.* II. 26.

1271 der Aera gegründet worden(1). Sollte indeſs die Gründung dieses Staats auch um ein halbes Jahrhundert früher angenommen werden müssen, so muſs immer zwischen diesem Zeitpunkt und der Zerstörung der Stadt im Jahr 1400, also zwischen A. D. 1299 oder 1349 und 1478, noch Buddha-Cultus im Schwange gewesen sein. Von diesem Zeitraume an aber bis zur Zeit, wo man schwerlich mehr Kawi-Inschriften verfaſste, konnte der Name unmöglich in Vergessenheit gerathen, wenn man auch die Jahrzahl der Inschrift für falsch erklären und diese bis an die äuſserste Gränze der Zeit, wo Kawi-Schrift noch gebraucht wurde, heranrücken wollte. Man schrieb zwar noch in Kawi-Sprache, als bereits der Islam sich sehr auf Java zu verbreiten anfing, und man findet in Schriften, die ganz oder doch zum Theil in Kawi verfaſst sind, Anspielungen auf Mahomedanische Sitten. Aber lange kann der Gebrauch der Kawi-Sprache die Zerstörung des letzten einheimischen Reiches auf Java nicht überlebt haben. Die späteste Jahresangabe eines Kawi-Gedichtes, die ich bei Raffles finde, ist die des von dem Betragen der Niedrigen gegen Vornehme handelnden Sruti. In diesem Gedichte enthält ein Denkspruch die Jahrzahl der Verfertigung 1340 (A. D. 1418) (2). Nach allen diesen zusammentreffenden Umständen glaube ich daher, daſs in der Inschrift wirklich gemeint ist, daſs Sri Kerta Najara als ein Buddha-Mann, d. h. als ein frommer Anhänger der Lehre, starb, und daſs der Stein, von dem die Inschrift, welche Crawfurd nicht gekannt zu haben scheint, entnommen ist, eine Ausnahme von seiner zu allgemeinen Behauptung bildet. Zur Steuer unparteiischer Wahrheit muſs ich freilich bemerken, daſs das obige von den Kawi-Charakteren hergenommene Raisonnement dadurch geschwächt wird, daſs, nach Crawfurd, die Charaktere in dieser Classe von Inschriften sich oft wenig von den heutigen Javanischen unterscheiden, und nur runder, als diese, sind (3). Bei einer solchen Annäherung ist dann auch auf kein hohes Alter zu schlieſsen, und man schwebt nun in völliger Ungewiſsheit, ob die Charaktere der gedachten Steinschrift zu den früheren oder den späteren gehören, und noch mehr, ob die Sprache in derselben sich mehr dem reinen Kawi oder dem heutigen Javanischen nähert. So bleibt man in diesen Javanischen Untersuchungen fast immer in einem unglücklichen Schwanken, und dies oft, wie hier, nur darum, weil die Sammlung der Materialien mit so gar keiner Sorgfalt für historische Kritik gemacht worden ist.

---

(1) Crawf. *Archip.* II. 216. Raffles setzt die Gründung von Majapahit (II. 98.) in das Jahr 1221 der Javanischen Aera, 1299 unserer Zeitrechnung. In einer Abhandlung über die Insel Lingga (Verhandl. der Batav. Ges. XI. 24.) wird aus Malayischen Chroniken eines Versuches erwähnt, welchen ein König von Majapahit im Jahr 1250 machte, in den Besitz von Singapura zu kommen. Dem Zusammenhange nach muſs man die Jahrzahl von unsrer Zeitrechnung verstehen. Es mag aber eine Verwechslung mit der Javanischen vorgegangen sein.

(2) Raffles. I. 393.

(3) *Archip.* II. 213.

Als einen zweiten Beweis der Erhaltung des Namens *Buddha* auf Java könnte man anführen, daſs der Mittwoch durch *Budha* bezeichnet wurde. Dies war aber nur die Versetzung des Namens des Beherrschers des Planeten Mercur von Indien nach Java, und beweist also nichts für den Buddha-Cultus. Auch in andrer Beziehung dürfen der Religionsstifter und jener Planeten-Regent, Sanskritisch Buddha und Budha, nicht mit einander verwechselt werden (1). Selbst die Javanische Schreibung unterſcheidet sie, obgleich, wenn man sich auf Crawfurd's Wörterbücher auch in diesen Kleinigkeiten der Schreibung verlassen darf, gerade umgekehrt mit dem Sanskrit (2). Diese Indischen, von Raffles (3) und Crawfurd (4) aus älteren Schriften entlehnten Namen der sieben Wochentage sind übrigens jetzt nicht mehr auf Java gebräuchlich, wo man sich heutiges Tages der Arabischen Benennungen bedient. Es ist aber höchst merkwürdig, daſs hiervon das Tengger-Gebirge eine Ausnahme macht, bei dessen Bewohnern jene Indische siebentägige Woche mit den gleichen Namen der Tage, als im alten Java, noch in vollständigem Gebrauch ist (¹). Dasselbe findet auf der Insel Bali statt.

---

(1) Zwar stammen beide Wörter von der Wurzel *budh*, kennen, wissen, her, allein als Eigennamen werden sie unterschieden, und Budha ist der Sohn Sôma's, des Mondes, und der Rôhini (Amara Kôsha. S. 18. *sl.* 27.). In mythologischen Werken werden beide Wesen häufig zusammengeworfen, und nicht einmal immer in der Schreibung sorgfältig unterschieden (Moor. 283. und 286.). Das Letztere aber scheint mir durchaus unerlaſslich.

(2) Im Sinne von alt schreibt sein Javanisch-Englisches Wörterbuch das, ohne allen Zweifel von dem Namen des Religionsstifters herrührende Wort mit demjenigen *d*, welches der sechste Javanische Consonant ist, und Mittwoch wird in seinem Englisch-Javanischen Wörterbuche so geschrieben, daſs das *d*, welches der zwölfte Javanische Consonant ist, dem anderen *d* unmittelbar vorausgeht, beide Namen also *Budha* und *Buddha*.

(3) I. 475.

(4) *Archip.* I. 291.

Auch in dem Verzeichniſs der Zahlwörter bei Raffles (²) kommt *Buda*, als 1 gebraucht, vor; das Wort wird dort, aber gewiſs irrig, durch alt, ursprünglich (*original*) übersetzt. Es ist unstreitig damit der Planet Mercur, also Budha gemeint, der auch in Indien die Beinamen *êkadêha*, *êkâṇga*, einen einzigen, das heiſst hier: den vortrefflichsten, Körper, oder solche Glieder habend, führt. Indeſs könnte man auch hierher ziehen, daſs ein Bauddha in Indien auch *êkachâri*, ein Alleinwandelnder, oder vielleicht auch ein dem Einzigen Nachfolgender, genannt wird, so daſs das als Zahl gebrauchte Wort den Heiligen, Buddha, bedeutete.

Eine merkwürdige Spur dieses Letzteren scheint in dem Namen eines Königs von Tumapĕl zu liegen, welcher im dreizehnten Jahrhundert der Aera, also im vierzehnten unsrer Zeitrechnung, lebte. Seine Regierung war sehr unglücklich, und er selbst wurde in einem feindlichen Angriffe des Königs von Kediri vor seinem Pallaste getödtet. Er hieſs Sang Sri Siwabuda (³). Es scheint mir nicht zulässig, den letzten Theil dieses Namens

---

(¹) Ich habe schon oben (S. 111. Anm. 2.) dieses kleinen Gebirgsvolkes erwähnt, und hinzugefügt, daſs aus Raffles wenig über dasselbe zu entnehmen ist. Seit dem Abdruck jener Stelle ist mir aus Batavia der neueste Theil der Verhandlungen der dortigen gelehrten Gesellschaft zugekommen, und dieser enthält (XIII. 323-356.) eine, wenn auch nicht in allen Stücken genügende, doch höchst interessante, durch den Residenten von Surabaya, Herrn Domis, verfaſste Schilderung der Wohnplätze, Sitten und Religion dieses Stammes. Es bestätigt sich durch dieselbe vollkommen, daſs diese Bergbewohner ihren alten Indisch-Javanischen Glauben beibehalten haben, und nur bisweilen aus Furcht den Schein annehmen, als wären sie zu einigen Mahomedanischen Gebräuchen übergegangen. Domis nennt diese Gegend das Tinger-Gebirge. Ich halte aber die Schreibung bei Raffles für richtiger, da der Name nicht unwahrscheinlich von dem Javanischen Worte *tĕnggar*, ein weiter, entfernter Ort, abgeleitet werden kann; *tinggar* ist ein Flintenschloſs (*matchlock*), und paſst also nicht hierher, man müſste denn die Ideenverbindung in dem feuerspeienden Berge Brama, welcher dort liegt, suchen wollen; *tĕngngĕr* heiſst ein Zeichen. Die von Raffles (I. 332. Anm.) nach der Sage der Einwohner mitgetheilte Ableitung von dem erstarrenden Staunen (Jav. *jĕngngĕr*) über die Höhe des Gebirges ist offenbar spielend und unrichtig, beweist aber auch die Schreibung mit kurzem *e*. Über die Wochentage sehe man Domis *l. c.* 339.

(²) II. *App.* 202.

(³) Raffles. II. 105.

in der Bedeutung von alt zu nehmen; ich glaube vielmehr darin eine, wie wir sehen werden, dem ganzen Gange der Javanischen Religionsbegriffe entsprechende Verbindung Siwa's mit Buddha zu entdecken. Eine bei Surabaya gefundene, auf eine Kupferplatte eingegrabene Kawi-Inschrift nennt (¹) einen König Singa-Buda. Das Zeitalter wird nicht angegeben, und der König regierte auch in Tumapĕl und verlor gleichfalls sein Leben in einem feindlichen Anfall. Nach den andren dabei genannten Personen zu schlieſsen, scheint jedoch dieser Singa-Buda (Löwen-Buddha) nicht derselbe mit Siwa-Buda zu sein. *Buddha* kam also häufiger als Name vor.

Es ist hier der Ort auf den Namen Boro-Budor zurückzukommen. *Boro* ist nur Javanische Aussprache für *bara*; der Vocal in beiden Sylben ist der dem Consonanten selbst anhängende, in der Schrift nicht erscheinende Laut. Raffles schreibt Boro Bodo, und erklärt an einer Stelle *Bodo* durch alt und *Boro* als den Namen des Distrikts; an einer zweiten bleibt er dieser Ableitung getreu, und hält sogar *Bodo* in der Bedeutung von heidnisch für einen, dem Ort spottweise von den Mahomedanern beigelegten Namen; an einer dritten (²) aber sagt er, daſs das Wort vielleicht Bara-Buddha, der groſse Buddha, heiſsen solle. Bei dieser letzteren Meinung muſs er, oder derjenige, welcher ihm dieselbe mittheilte, da er kein Sanskrit gewuſst zu haben scheint, die Sanskritwörter *bharadwâja* und *bhâradwâja* im Sinne gehabt haben, die zugleich Namen merkwürdiger Heiligen sind. Es ist dabei offenbar, gegen die bisherige Meinung, die Etymologie zum Grunde gelegt, der auch ich weiter unten (2. Buch) mehr beipflichte. Die Sache möchte aber doch in der Anwendung auf Buddha mehr sinnreich, als wahr sein. Hätte man diese Zusammensetzung des Gröſse anzeigenden Adjectivums *bhara* mit *Buddha* je gemacht, so käme sie, wie meines Wissens der Fall nicht ist, gewiſs auch sonst vor. Man vergleiche übrigens oben S. 169. Anm. 6. Crawfurd hat, wie es scheint, in der Abhandlung über Bali, wo er Boro Buddha schreibt, das erste Wort auch für den Namen des Distrikts, das zweite für den des Heiligen gehalten. In seiner Abhandlung über die Pyramide selbst (³) geht er ganz hiervon ab. Er schreibt

---

(¹) Verhandl. der Batav. Ges. VIII. 329. 330.

(²) II. 29. 62. *Mem.* 159.

(³) *Asiat. res.* XIII. 161. Anm. C. *Bombay transact.* II. 164.

Boro Budor, und versichert, daſs das zweite Wort genau so geschrieben und ausgesprochen wird. Boro, oder vielmehr Bara, heiſst allerdings der kleine, die Pyramide umgebende Distrikt. Crawfurd hält es aber für wahrscheinlicher, daſs derselbe nach dieser, als umgekehrt, benannt sei. In *Budor* glaubt er nicht eine verderbte Aussprache von *Buddha* erkennen zu dürfen, eine solche Umformung des Lautes würde nicht nur ein ganz einzeln dastehendes Beispiel solcher Lautverdrehung eines Sanskritischen Wortes im Javanischen, sondern auch um so wunderbarer sein, als dasselbe Wort, nur in verschiedener Bedeutung, richtig ausgesprochen werde. Man kann nicht läugnen, daſs diese Gründe ein groſses Gewicht haben. Zwar würde ich es nicht für geradehin unmöglich halten, daſs ein Sanskritisches Wort in einem einzelnen Distrikt auf diese Weise verändert werden könnte. Wenn aber, wie es scheint, in demselben Distrikte *budha*, alt, richtig, und im Namen der Pyramide so ganz verschieden ausgesprochen wird, so ist diese Annahme allerdings kaum haltbar. Ich möchte daher auch mit Crawfurd an der Möglichkeit verzweifeln, den Namen, ohne Auffindung neuer Data, richtig zu erklären. Von *Bara* sagt Crawfurd, daſs er keine bestimmte Bedeutung davon habe auffinden können. In dem mir von ihm selbst mitgetheilten Javanisch-Englischen handschriftlichen Wörterbuch aber heiſst es eine Art Fischernetz.

§. 31.

Batara Guru.

Ein von den Englischen Schriftstellern nicht aufgefundener, oder wenigstens nicht beachteter Beweis, daſs die Buddha-Lehre auch, und in früher Zeit, auf Java überging, liegt in dem Namen des in den Javanischen Mythen so oft vorkommenden Gottes Batara Guru. In dem ersteren dieser Wörter hatte man zwar immer das Sanskritische *awatára* erkannt. Aber beide Wörter zusammengenommen auf Buddha zu beziehen, ist erst ein glücklicher Gedanke A. W. v. Schlegel gewesen (1). Verfolgt man jedoch denselben weiter, als es Schlegel's Absicht war es zu thun, so findet man sich auch da von Schwierigkeiten umringt, die es mir mehr obliegen wird zu entwickeln, als ich mich der vollständigen Lösung derselben werde rühmen können. Es wird dabei vorzüglich darauf ankommen, zu zeigen, was man sich auf Java unter Batara Guru denkt, und, soviel wir die Spur davon verfolgen können, früher gedacht hat. Wir werden uns dann gestehen müssen, daſs wir dadurch oft sehr weit von Buddha abgeführt werden. Ich beginne hierin bei der Rolle, welche Batara Guru in den religiösen Sagen und den Javanischen Mythen spielt. Dies dürfte sich am besten an die bisher betrachteten plastischen Darstellungen anschlieſsen, und den Beschluſs könnte dann das Wenige machen, was sich von tieferen, mit dem Namen Batara Guru verknüpften Religionsbegriffen zusammenfinden läſst.

---

(1) Ind. Biblioth. I. 422. 423.

Obgleich in der ältesten Javanischen Geschichte die Bewohner des Himmels und der Erde in beständiger Berührung mit einander stehen, und daher wohl alle, diese Periode umfassende Erzählungen auch religiöse Mythen enthalten, so finden sich doch diese letzteren vorzugsweise in zwei Werken, von welchen Raffles ausführliche Auszüge mittheilt (1), in dem Kanda und Manek Maya. Beide enthalten eine Theo- und Kosmogonie, und führen durch dieselbe in die älteste Geschichte Java's ein.

§. 32.

Batara Guru nach dem Kanda.

Nach dem Kanda ist Sang ywang (2) Guru der dritte Sohn von Sang ywang Tunggal, welcher selbst Sang ywang Wĕnang (3), den Mächtigen, zum Vater hatte, und durch diesen der siebente Abkömmling von

---

(1) Kanda. I. 373-383. Manek Maya. II. *App.* 206-220. In den drei ersten Theilen der Batavischen Verhandlungen befindet sich die Übersetzung einer Javanischen Chronik (*Sajara raja Jawa*). In dieser werden im Anfang (Th. I. 94-122. Th. II. 149-155.) dieselben Mythen, als im Kanda, jedoch mit mehreren Abweichungen, erzählt. Die Einkleidung ist aber prosaischer, und unstreitig viel neuer, daher dann auch der Arabische Einfluſs sichtbarer wird. Das Geschlechtsregister fängt gleich mit Adam an, der bei Raffles mit Javanischem Namen Purwa-ning jan, der Uralte, erste, der Menschen, genannt wird.

(2) Um Miſsverstand zu verhüten, und in Beziehung auf das oben (S. 101.) von mir Beigebrachte, schreibe ich *ywang*. Raffles hat in diesen Fällen immer *yang*.

(3) Crawfurd (*Voc.*) schreibt *wĕnnang* und giebt das Wort zugleich als einen Namen Mahâdêwa's an.

Purwa-ning Jan, dem ersten der Menschen, ist. Tunggal (wörtlich der Einzige) sahe ein, daſs er über alles erhaben war, verlieſs daher die Weise seines Vaters, und baute unter dem Namen von Surêndra-Buana (der Welt des ersten der Götter) oder Surâlaya (der Götterwohnung) die Himmel mit allem, was sie enthalten. Als er sein Geschlecht fortzupflanzen wünschte, pflückte er ein Blatt des *Kastuba*-Baumes, erwies ihm Verehrung, und das Blatt nahm die Gestalt einer schönen Frau an, welche die Mutter seiner vier Söhne wurde. Die beiden ältesten, Sang yw̃ang Pugu (den Starken, Entschlossenen) und Sang yw̃ang Punggung (den Stolzen, Boshaften), warf der Vater, da sie sich um den Besitz des Himmels stritten, zur Erde herab. Den ältesten schleuderte er mit der Rechten nach Sabrang (dem jenseitigen Lande), den zweiten mit der Linken nach Java. Zugleich verwandelte er beide in monströse Gestalten, Lachen erregend durch ihr Aussehen und ihre Sprache, und bestimmt, Kriegern zur Begleitung zu dienen. Punggung ist derselbe mit Semar (vom Sanskritischen *samara*, Krieg, Zusammentreffen in der Schlacht), Arjuna's Waffenbegleiter. Dem vierten Sohne, Sang yw̃ang Pangat, gab Tunggal den Namen Kanika putra, der kleine Sohn (vom Sanskritischen *kaṇîka*). Der dritte aber, Sang yw̃ang Samba (1), war es, auf welchen der Vater sein eigentliches Vertrauen setzte. Tunggal soll unsichtbar gewesen sein, und wird in den Schauspielen (Wayang. s. unten 2. Buch) durch eine Sonne oder eine Licht-Glorie vorgestellt, was merkwürdig genau mit dem oben (S. 166.) Gesagten übereinstimmt, daſs, nach den Religionsmeinungen in Nepal, Adi-Buddha auch unsichtbar und bloſs Licht ist. Samba war von glänzender und schöner Haut, hatte aber eine schwarzblaue Färbung auf der vorderen Seite der Kehle, weswegen ihn sein Vater Nilakaṇṭha (der Sanskritische, dasselbe anzeigende Beiname Siwa's) nannte. Tunggal übergab ihm die Herrschaft des Himmels und empfahl ihm Einigkeit mit dem jüngeren Bruder. Sri

---

(1) In Crawfurd's Javanisch-Englischem Wörterbuch wird Samba ein Name Mahâdêwa's genannt, unstreitig nach der Ansicht der Javanen, welche Batara Guru und Siwa für eine und dieselbe Person halten. Vielleicht ist das Wort dasselbe mit dem Sanskritischen *sambhawa*, Dasein, Ursprung, wahrscheinlicher aber steht, so wie weiter unten das Sanskritische *Swayambhû* sich in *Sambu* zusammenzieht, *Samba* für *Swayambha*, der Selbstleuchtende. Hier an das Javanische *sĕmbah*, Verehrung, zu denken, scheint nicht passend.

Nilakaṇṭha, wie jetzt Samba genannt wurde, nahm mehrfache Namen und Titel an; der hervorstechendste unter diesen aber war der von Pramêsti Guru (¹) (s. oben S. 105.), unter welchem Namen und Titel er durch alle östliche Inseln hindurch, als der Höchste, anerkannt ist. Diesen Titel erhielt er, als die Götter in der Götterwohnung, Surâlaya, zahlreich versammelt waren und alle zu ihm, als ihrem Lehrer oder *Guru*, aufblickten. Sein jüngerer Bruder nahm den Namen Resi (das Sanskritische *ṛishi*) Nârada an.

Hier verwandelt sich also die Herrschaft des Himmels durch einen einigen, unsichtbaren Gott plötzlich in eine durch Wesen, welche den Charakter von Heiligen und Religionslehrern annehmen. Auch ist die Äuſserung von der Anerkennung Pramêsti Guru's, als des höchsten Gottes, in dem ganzen Archipel merkwürdig. Nârada spielt in der Indischen Mythologie eine mehrfache, und in seinen Verbindungen mit Kṛishṇa nicht immer sehr ehrwürdige Rolle. In den Javanischen Sagen muſs man ihn sich, wie aus ihrem ganzen Zusammenhange hervorleuchtet, in der doppelten Gestalt (²) denken, in welcher er in Indien als der erste der *Dêwarshi's* und als Bote der obersten Gottheiten erscheint und selbst ein Sohn Brahmâ's ist. Er gehört also zu den Urwesen, die zwischen den ersten und obersten Grund aller Dinge und die geschaffene Welt gesetzt werden.

Als sich eines Tages Guru's Gedanken auf Frauen richteten, so nahm er, wie sein Vater, seine Zuflucht zum *Kastuba*-Baum, und das Blatt ward zur Gestalt von Umâ, die er anfangs als seine Tochter, bald aber mit veränderten Gefühlen liebte (vgl. unten §. 35.). Umâ floh unwillig vor ihm; Guru, sie nicht erhaschen könnend, schuf sich vier Arme; aber auch so, und noch in seiner Umarmung, widerstand sie seinem Verlangen, und es entsprangen zwei Râkshasa's, ohne daſs sie ihre Mutter war. Hierüber entrüstet, rief Guru zu Umâ, ihre Gestalt solle der einer Râkshasî gleichen. In demselben Augenblick verwandelte sie sich in eine solche, ihre Bitten waren vergebens, und Guru legte ihr den Namen Kâli Durgâ bei. So, und mit dem Namen Yama Dipati (*adhipati*), ertheilt er ihr die Herr-

---

(¹) In Crawfurd's Englisch-Javanischem Wörterbuch Pramêsthi, und als der groſse Gott, d. h. Mahâdêwa, erklärt.

(²) Moor. 94. 267.

schaft über die Hölle (*Nâraka*), und verweist in diese auch die beiden, wider seinen Willen entsprungenen, nicht als seine Kinder anerkannten miſsgestalteten Wesen. Das eine von diesen erhält den Namen Batara Kâla. Guru wünschte zwar zum *Kastuba*-Baum zurückzukehren, aber der üble Erfolg schreckte ihn davon zurück. Doch ohne weibliche Dazwischenkunft, bloſs nach angestellten Reinigungen, standen, seinem Verlangen gemäſs, nach einander fünf schöne Knaben vor ihm: Sambû, Brahmâ, von lebendiger Farbe, reizend und kräftig, Mahâdêwa, voll Stärke, und zum Zorne geneigt, Basuki (wohl dem Indischen Schlangenkönig Wâsuki entsprechend), reizend, weiſs glänzend und stolz von Wuchs, mit scharf funkelnden Augen, Wishṇu, von tief schwarzer Farbe, aber ausnehmend schön. Die Reihe der Söhne beschloſs eine Tochter, Warsiki (Warshiki?), von glänzend gelber Farbe, reizend und schlank. Nârada betrat, nach dem Beispiel seines älteren Bruders, denselben Weg der Reinigungen, und erhält auf diese Weise fünf Söhne: Suria, die Sonne, einer reinen Flamme gleich glänzend, Indra, schwach und zart, aber wohlgestaltet und schön, Sakra oder Chakra, kurz und stark, Bayu, von blauer Farbe, durch sein Aussehen zu groſser Höhe emporzuwachsen versprechend, mit krauslockigem Haar, wie ein Papua, endlich Chandra, der Mond, überaus schön, aber von traurigem und sorgengedrücktem Aussehen. Nach diesen Erzeugungen hielt Guru die Götterwohnung für hinlänglich bevölkert. Er wandte nun seine Liebe zu seiner Tochter Warsiki, aber alle Götter widersetzen sich dem Verlangen. Nârada bringt ihm ein irdisches Mädchen, noch in sehr zartem Alter, die er Sri nennt und Batara Sakra zur Erziehung anvertraut. Da aber Batara Wishṇu sich heimlich mit ihr vermählt, wird er von Guru zur Erde, auf eine, die sieben Banyanen (*waringen pitu*) genannte Stelle verstoſsen.

Die Vergleichung des vierten der Söhne Nârada's mit einem Papua ist in mehreren Beziehungen merkwürdig. Ich hebe hier nur die heraus, daſs man zur Zeit der Entstehung der Sage schon mit dieser Menschenart auf Java bekannt sein muſste. Eine wollhaarige Sklavin kommt in einer durch Raffles (1) übersetzt mitgetheilten Javanischen Erzählung vom Jahre 1360 (A. D. 1438) vor, wo einem Javanischen Fürsten, als Heilmittel einer

---

(1) I. 123.

Krankheit, sich mit ihr zu verbinden gerathen wird, und hieraus ein Sohn entspringt. Die Araber kannten schon im neunten Jahrhundert diese Menschengattung des östlichen Archipels (1). Es wäre interessant, zu wissen, ob der Name *Papua* ein einheimischer der Sprache dieses Stammes oder ein Malayischer ist. *Papūah* heiſst im eigentlich Malayischen kraus gelockt, und wird zwar vorzüglich als Benennung jener Menschengattung und ihrer Wohnsitze (*ōrang, tānah papūah*), allein auch in Anwendung auf krausblättrige Pflanzen gebraucht. Es kann indeſs diese letztere Bedeutung erst später aus dem fremden Namen entstanden sein. Freycinet (2) sagt zwar, daſs die Papua's sich selbst diesen Namen geben, bezieht sich aber zugleich auf eine Stelle in Crawfurd, nach welcher das Wort von den Malayen herzurühren scheint (3). Barros übersetzt es geradezu durch Neger (4). *Bayu* (das Sanskritische *wāyu*) heiſst Wind, und wird als Name dem Gott des Windes beigelegt. Es drückt aber auch Lebendigkeit (1), Stärke aus. Dieser Bayu wird, wie Raffles in einer Anmerkung sagt, als der *Pateh* (bei Crawf. *Voc. patih*, das Sanskritische *pati*) oder Minister Sang yw̃ang Guru's vorgestellt.

---

(1) Nämlich, wie es scheint, auf den Andaman-Inseln. In der durch Renaudot gegebenen Übersetzung einer Arabischen Reisebeschreibung (*Anciennes relations des Indes et de la Chine. p.* 5.) aus jener Zeit heiſst es, daſs an der Küste des Meeres, welches man das von Andeman nenne, Menschen von schwarzer Farbe mit krausem Haar, gräſslichem (*affreux*) Gesichte und sehr langen Füſsen wohnen. Wahrscheinlich ist hier die Küste der Inseln zu verstehen. Denn in der That befinden sich auf den Andaman-Inseln kraushaarige, negerähnliche Menschen (Malte-Brun. Geogr. IV. 189. 253. Marsden's *miscellaneous works. p.* 76. 77.).

(2) II. 47. I. 521.

(3) *Archip.* I. 25. *Papua* soll hiernach eine verderbte Aussprache von *Pua-pua*, dem gewöhnlichen Namen sein, mit welchem die braunfarbigen Stämme die ganze Negerrace bezeichnen. In meinen Javanischen und Tagalischen Hülfsmitteln finde ich das Wort nicht. Der Name Papuah, der von den Malayen für alle schwarze und kraushaarige Bewohner des südlichen Oceans gebraucht wird, bezeichnet übrigens richtiger einen besonderen Stamm dieser Race, und es ist eine scharfſinnige Vermuthung D'Urville's (*Mémoire sur les îles du grand océan; extrait du bulletin de la société de géographie. p.* 18.), daſs die Papuah's im eigentlichsten Verstande dieses Namens erst später von Westen, vielleicht von den Andaman-Inseln, von Ceylon und selbst von Madagascar, in ihre jetzigen Wohnsitze in und um Neu-Guinea gekommen sind. Sollte auch vielleicht die specielle Angabe ihrer früheren Wohnsitze zu gewagt sein, so schlieſst D'Urville doch nicht mit Unrecht auf eine spätere Ansiedlung aus dem Umstande, daſs man sie allemal an den Küsten der Länder findet, und daſs wahrhaft schwarze und kraushaarige Stämme unter anderen Namen in ihrer Nähe wohnen. Man vergleiche auch Marsden's *miscellaneous works.* 437. 49. 64.

(4) Sprengel's Geschichte der geographischen Entdeckungen. 2te Aufl. S. 411.

Bei dem Punkte, zu dem wir bis jetzt in der Erzählung gekommen sind, bricht dieselbe ab, und es folgt nun die Geschichte eines Irdischen, Watu Gunung, der Stein des Berges.

Dieser wird, auf der Erde beginnend, zu einer astronomisch-mythischen Gestalt. Denn nachdem Watu Gunung seiner Mutter, als Kind, entfloh, erst ein Büſsender, was ihm von dem unbeweglichen steinartigen Stehen seinen Namen giebt, dann ein König wurde, heirathete er, ohne es zu wissen, seine Mutter und Mutterschwester, und zeugte mit der ersteren sieben und zwanzig Kinder. Da sie ihn zufällig erkannt hat, scheidet er sich von ihr und beginnt einen Krieg gegen den Himmel und Sang yw̃ang Guru, weil er Sri, Wishṇu's Gemalin, vergeblich zur Frau zu erhalten verlangt. Dies führt Wishṇu's Rückkehr in den Himmel herbei. Watu Gunung wird besiegt und getödtet, und seine sieben und zwanzig Söhne wollen sich opfern, worin wahrscheinlich schon eine Anspielung auf die sich selbst verzehrende Zeit liegt. Diese spricht sich noch deutlicher in Wishṇu's Entscheidung aus: „Die Welt soll in ihnen ein Zeichen dieses Sieges erblicken. Alle sieben Tage will ich einen dieser sieben und zwanzig dem Tode weihen, so daſs sie im Kreislauf hinsterben sollen." Die Mutter war untröstlich; sie weinte sieben Tage lang, und Wishṇu nahm sie in die Götterwohnung auf und bildete aus ihrem Namen, aus dem ihrer Schwester, ihres Mannes und Sohnes Watu Gunung, und aus denen der sieben und zwanzig Erschlagenen die dreiſsig *Wuku's* (2) im Javanischen Jahre. In der Woche der Mutter fällt sieben Tage lang Regen auf die Erde. Jedes *Wuku* trägt nach der obigen mythologischen Erzählung seinen eigenen Namen (1), und dieselben Namen, nur mit kleinen, bloſs in der Schreibung liegenden Abweichungen, finden sich noch heute bei den Bewohnern des Tengger-Gebirges (2). Wenn aber Domis sich nicht in diesem Punkte geirrt hat, so werden bei diesem Volksstamm nicht die *Wuku's*, deren er gar nicht erwähnt, sondern die Tage der Monate mit den gedachten Namen belegt. Nach Raffles und Crawfurd's Berichten, gegen deren Genauigkeit kein irgend gegründeter Zweifel obwaltet, sind die *Wuku's* siebentägige Wochen (3) und machen also Jahresabschnitte aus. Nach denselben Schriftstellern aber gab es zugleich eine andere Jahreseintheilung in zwölf Monate, oder vielmehr Jahrszeiten, von ungleicher Länge. Diese letztere Jahreseintheilung dauert noch heute fort, dahingegen die der *Wuku's*, welche wieder in sechs Abschnitte, jeder von 35 Tagen, abgetheilt werden, nur noch in astrologischem Gebrauch ist. Beide Eintheilungen geben ein Jahr von ganz verschiedener Länge, die der *Wuku's* von 210 Tagen, die der Jahrszeiten, von welchen die kürzeste 23, die längste 41 Tage enthält, von 360 Tagen (4). Diese Schwierigkeit ist um so gröſser, als beide Eintheilungen einheimisch zu sein scheinen. Denn sowohl die Namen der *Wuku's*, als der Jahrszeiten, gehören der einheimischen Sprache an und enthalten keine Beimischung von

---

(1) *spirits*. Crawf. *Voc.*

(2) Ich zweifle, daſs das Wort *wuku* unmittelbar von dem Sanskritischen *bhúka*, und noch mehr, daſs es von demselben in dessen Bedeutung Zeit, in welcher ich eher das Stammwort von Woche darin erkennen möchte, herkommt. Im eigentlich Malayischen werden *būkū* (Gelenke) die Knoten, Zwischenwände im Bambusrohre genannt, welche den Schaft desselben regelmäſsig in Höhlungen abtheilen, und dies kann sehr leicht auf die Abtheilungen des Jahres bildlich angewendet worden sein. Das Malayische Wort *būka*, öffnen (Jav. *buka*), aufdecken, anfangen, stammt unstreitig von dem obigen Sanskritworte her. Denn das Sanskritische *bhúka* heiſst auch Loch, Kluft (*hole*, *chasm*), und diese Bedeutung scheint mir die ursprüngliche, nachher in sinniger Metapher auf die Zeit ange-

---

wandte. In dieser ersten Bedeutung ist es das Lateinische *vacuus*, woraus Spanisch *hueco*, Italienisch *buco* geworden ist. Das auch im Malayischen übliche, aber aus dem Arabischen gestammende *waktu*, Zeit, Jahrszeit, wird im Javanischen bei der Eintheilung des Tages gebraucht (Raffles. I. 475.).

(1) Man vergleiche über diese ganze Materie der Zeiteintheilung Raffles. I. 114. 115. 474-479. Crawf. *Archip*. I. 285-305.

(2) Man vergleiche die Verhandl. der Batav. Ges. XIII. 340. mit Raffles. I. 476. und Crawf. *Archip*. I. 293. 294. Darüber, daſs die den *Wuku's* beigegeben Beschirmer im Tengger-Gebirge verschieden sind, s. unten §. 41.

(3) Ich brauche den Ausdruck Woche in dem bei uns gewöhnlichen Sinne. Die Javanische einheimische Woche hatte nur fünf Tage; die späterhin angenommene siebentägige stammt aus Indien. Fünf *Wuku's* entsprachen daher sieben Javanischen Wochen, und die Gesammtzahl der 30 *Wuku's* betrug 42 solcher Wochen.

(4) Raffles bringt, indem er einem Monate 2 und einem andren 3 Tage mehr, als Crawfurd, zutheilt, 365 Tage heraus. Der Unterschied mag darin liegen, daſs Raffles ein Schaltjahr vor Augen gehabt hat.

Sanskritwörtern. Die der *Wuku's* lassen sich auch zum Theil ohne alle Mühe aus der heutigen Javanischen Sprache erklären, und die der Jahrszeiten sind die Javanischen Ordinal-Zahlen (1). Hierzu kommt noch die vollkommene Übereinstimmung der Eintheilung nach den Jahrszeiten mit dem Javanischen Klima und Boden. Crawfurd unterscheidet daher ein bürgerliches oder religiöses und ein Ackerbau-Jahr. Es bleibt jedoch auch hierbei immer die Schwierigkeit zurück, daſs 30 siebentägige *Wuku's* auch für ein Mondjahr eine viel zu geringe Zahl von Tagen geben. Crawfurd vermuthet daher, daſs ein *Wuku* 14 Tage, eine halbe Mondsdauer, anzeigte und das Jahr mithin 420 Tage zählte. Die Schwierigkeit wird hierdurch aber nicht einmal recht gelöst, und alle Javanischen Berichte nehmen ein *Wuku* nur zu sieben Tagen an. Ich möchte daher eher glauben, daſs die *Wuku's* nicht sowohl jemals eine Jahreseintheilung, als immer ein astronomischer oder astrologischer Cyclus waren. Der Calender der Bewohner des Tengger-Gebirges hat zwar die Eintheilung in zwölf Jahrszeiten oder Monate, und giebt denselben auch genau die im übrigen Java noch heute geltenden Namen. Er miſst aber jedem dieser Monate die gleiche Länge von 30 Tagen zu, auf welche er die Namen der *Wuku's* überträgt. Dieser Volksstamm scheint also die älteren Begriffe über diese Zeitrechnung nach neueren umgeformt zu haben (2).

Ich kehre nach dieser Abschweifung zu der Erzählung des Kanda zurück. Wishṇu ergriff auch Watu Gunung's vier vornehmste Räthe, und verwandelte sie in vier, Umwälzungen andeutende Schlangen, der Erde (*Naga bumi*), des Tages (*N. dina*), des Mondes (*N. wulan*) und des Jahres (*N. tahun*). Der Erde nahm er beide Augen, damit sie nie wieder den Himmel angriffe, dem Tage aber nur das linke, dem Monde das rechte Auge.

---

(1) Dies gilt jedoch nur von den ersten zehn Monaten; von den Namen des elften und zwölften, *dĕstha* und *sada* oder *kasada*, ist mir die Ableitung bis jetzt gänzlich unbekannt. Über die Benennungen der ersten zehn Monate, die auch Abweichungen von den heutigen Zahlwörtern enthalten, s. weiter unten 2. Buch.

(2) Der Anfang des Jahres wird in diesem Gebirge in den Junius gesetzt. In der dortigen Zeitrechnung vergleicht Domis unser Jahr 1827 mit 1755 im Tengger-Gebirge. Es ist wunderbar, daſs nicht hierin, wie in andren Punkten, zwischen den Gebräuchen des Tengger-Gebirges und denen der Insel Bali Gleichförmigkeit herrscht. S. oben S. 10. Anm. 3.

Die Schicksale Watu Gunung's werden in den geschichtlichen Sagen Java's auch noch auf andre Weise erzählt, wie Raffles [1] aus einer solchen vom Panembahan von Sumenap gemachten Sammlung anführt. Im Kanda wird Sinta, seine Mutter, durch einen Traum, in welchem sie glaubt, daſs sich der Rishi Gana vertraulich ihr naht, mit ihm schwanger. In der historischen Legende heiſst zwar sein Vater auch Gana, er stammt aber aus Dêsa Sangala im Lande Kling her, und Sinta ist nicht seine Mutter, sondern wohnt mit ihrer Schwester auf Java in Giling Wesi unter der Aufsicht des dort regierenden Tritresta. Dieser ist nun der König, welchen Watu Gunung erschlägt, da er nämlich von der Schönheit der beiden Schwestern gehört hatte. Er bemächtigt sich darauf des Throns des Erschlagenen, und regiert 140 Jahre lang. In dieser Zeit adoptirte er 40 Söhne und ebenso viele Töchter der Landesfürsten, und gab ihnen die Namen der Gottheiten des Himmels (*surga, swarga*), wofür ihn Wishṇu zuletzt im Jahre 240 der Aera mit dem Tode bestraft. Die Ähnlichkeit und Verschiedenheit beider Erzählungen zeigt, wie wirklich alle Überlieferungen späterhin, mehr oder weniger ins Fabelhafte hinübergespielt, umgeändert wurden. Über Sinta's Abkunft enthalten beide Erzählungen nichts.

Es erfolgten, nach dem Kanda, noch zwei Angriffe auf den Himmel, und jeder wurde immer von dem im nächst vorhergehenden Besiegten vorausgesagt. Es würde unnütz sein, in diese, mit anderen Fabeln vermischten Erzählungen ausführlich einzugehen. Ich hebe nur zwei Züge davon heraus, die mit unsrem Gegenstande in Verbindung gesetzt werden können. Ein Nachkomme eines Sohnes von Brahmâ verliebt sich im hohen Alter in eine, ihm nur zur Aufbewahrung anvertraute Verwandte. Sie widersteht ihm, und die Kinder, welche aus diesen Kämpfen hervorgehn, sind Ungestalten verschiedener Art, bis sie endlich den Widerstand aufgiebt und einen schönen, mädchenähnlichen Knaben ans Licht bringt. Von den miſsgestalteten Erzeugungen hat ein Sohn ungeheure Ohrlappen, weil die Mutter den Vater gewaltsam beim Ohre ergriffen hat.

Bei Gelegenheit der Himmelsstürmungen wird Wishṇu durch Nârada, welchen Guru immer zur Ausführung seiner Befehle braucht, abermals auf die Erde verwiesen. Guru läſst ihm aber ausdrücklich sagen, daſs, da er

---

(1) II. 73.

sich schämen möchte, als Gott, die Erde zu bewohnen, er dort in menschlicher Gestalt erscheinen solle. An seiner Stelle wird ein Abkömmling Brahmâ's unter dem Namen Batara Asmara (1) oder Kâmajaya, als Gott der Liebe, in die Götterwohnung aufgenommen und Batari Rati ihm zur Gemalin gegeben.

Hier endet im Kanda die Erzählung des ersten Zeitalters der Welt. In dem darauf folgenden werden Incarnationen Wishṇu's, erst in einen König von Mauspati, Namens Arjuna Wijaya, dann in Râma, geschildert, und so geht alsdann die Geschichte in die Heldenzeit über.

§. 33.

Batara Guru nach dem Manek Maya und anderen Alt-Javanischen Werken.

Nach dem Manek Maya waren vor Erschaffung der Himmel und der Erde der allmächtige Ordner (*the Almighty Ruler*) (2), und in dem Mittelpunkt des Universums Sang yw̃ang Wisêsa (Jav. der mit Stärke Begabte, ursprünglich aber das Sanskritische *wiśêsha*, unterscheidende Eigenthümlichkeit) allein vorhanden. Auf das inbrünstige, an den Allmächtigen gerichtete Gebet Wisêsa's entstand ein furchtbarer Streit der Elemente, von glockenähnlichen Tönen begleitet. Wie Wisêsa aufblickte, sah er eine Kugel über sich schweben, und wie er sie ergriff, zersprang sie und bildete drei Theile: Himmel und Erde, Sonne und Mond, und den Menschen oder Manek Maya (3). Diesem menschlichen Wesen ertheilte Wisésa den Namen Sang yw̃ang Guru, und übergab ihm zu freier Verfügung die Erde und alles zu ihr Gehörende. Die noch von jedem Winde hin und her geworfene Erde flehte um einen sicheren Standort; Sonne, Mond und Himmel, von ihrer Angst gerührt, kamen zu ihrer Hülfe herbei, und in einem heftigen Orkane wurde die Erde befestigt, aber die streitenden Gewässer erhielten ihren Salzgeschmack und ihre Neigung sich zu trüben. Durch die gleichzeitige, beständige Gegenwart der Sonne und des Mondes leuchtete ein ewiger Tag. Guru gab durch die von der Gottheit erhaltene Machtvollkommenheit beiden Gestirnen ihre abwechselnde Bestimmung; die Sonne zog sich am Abend in den Schooſs des Feuers, der verschwindende Mond in den der Gewässer zurück. Auf sein Verlangen erhält Guru von der Gottheit, daſs ihm, ohne weibliche Mitwirkung, neun Söhne und fünf Töchter entstehen. Diese neun Söhne bekommen die Herrschaft über die Weltgegenden, und diese Bestimmung ist sichtbar die Ursach ihrer Zahl. Denn die fünf ersten sind die hauptsächlichsten; vier nehmen, indem der fünfte den Mittelpunkt der Erde beherrscht, die vier Cardinalpunkte des Compasses ein. Den vier übrigen fallen die Zwischenpunkte zu. Unter den Weltgegenden selbst ist die schon im Vorigen (S. 131.) angegebene Ordnung von Osten nach Süden, dann Westen und Norden, die auch Alt-Indisch ist, beobachtet. Jeder der fünf ältesten Söhne hat einen Pallast von verschiedenem Metall: Silber, Kupfer, Gold, Eisen und Glockenmetall; jeder einen See von verschiedener Flüssigkeit: Cocosnuſsmilch, Blut, Honig, Indigo und heiſsem Wasser; jeder einen eignen Vogel, einen ihm geweihten Tag nach der Alt-Javanischen fünftägigen Woche, und fünf Javanische Buchstaben, vermuthlich als Zauberformeln, nach der Ordnung des Alphabets. Da dieses aber mit den vier ersten Söhnen erschöpft ist, so werden dem fünften, vermuthlich nach einer in ihren zusammengelesenen Namen liegenden Bedeutung, auſser der Reihe gewählte Javanische Buchstaben gegeben. Der Grund der Vertheilung einzelner

---

(1) Offenbar der Indische Gott Smara, nur mit Javanischem Vorschlag *ha* oder *a*; noch mehr im Laute verändert durch die Umbildung des Anfangsbuchstabens nach dem Endbuchstaben des vorhergehenden Wortes: Yw̃ang Ngasmara (Crawfurd's bloſs Javanisches Wörterbuch). In einer weiter unten zu beleuchtenden Stelle der Javanischen Paraphrase des Brata Yuddha (3, *a*.) ist Hasmara der Name eines himmlischen Paṇḍita's.

(2) Raffles giebt leider nicht den an dieser Stelle im Javanischen Text gebrauchten Ausdruck.

(3) Raffles Worte *and the third part was man or* Manek Maya scheinen anzudeuten, daſs er die letzten Javanischen Wörter in der Bedeutung von Mensch nimmt. Diese aber kann ich nicht darin finden. *Māyā* ist die aus dem Indischen bekannte Erzeugung durch Zauber, oder auch Schöpfung von Truggestalten. *Manek* müſste man Javanisch geschrie-

---

ben sehen. Ich möchte es für ***mannik*** nehmen, das, vom Sanskritischen *maṇi*, einen Edelstein, aber auch die Mitte bedeutet. ***Manek Maya*** wäre also, je nachdem man die Wortfügung Sanskritisch oder Javanisch nimmt, Zauber der Mitte oder Mitte des Zaubers. Das End-*k* scheint mir der, auch sonst vorkommende Zusatz (s. unten §. 41.), und ich halte das Wort nicht für eine Abkürzung des eigentlich Malayischen ***mânikam***, Edelstein.

Buchstaben unter die vier übrigen Söhne ist auch nicht klar; doch sieht man an einigen, daſs sie Bedeutung haben. So ist *nara-śûnya*, Menschenleere, die Formel des in Südosten sitzenden Kuwêra. In anerkannt Buddhistischen Schriften werden die bildenden und verändernden Kräfte der Natur auch durch Buchstaben des Alphabets symbolisirt. Es spielen aber da die Elemente der heiligen Sylbe *óm* (=*aum*) eine Hauptrolle, da diese Sylbe das nach der ursprünglichen Leerheit zuerst offenbar werdende Licht war, und von ihr aus das Alphabet, dessen Buchstaben die Samenkörner des Weltganzen sind, entstand (¹). Die mystische Sylbe findet sich auch auf Java und Bali, aber in dieser Vertheilung der Buchstaben unter Guru's Söhne wird man ihres Einflusses nicht gewahr. Auf diese Weise thronen nun, um bei den fünf ältesten Söhnen stehen zu bleiben, im Osten Mahâdêwa, im Süden Sambu, im Westen Kâmajaya, im Norden Wishṇu, im Mittelpunkt Bayu; der jüngste der neun ist Siwa im Nordwesten. Jeder der fünf hat zur Gemalin eine der Schwestern in der Reihefolge des Alters, Mahâdêwî, Sangyana (wohl das Sanskritische संयान, *saṇyâna*, begleitend), Rati, Sri und Sumi (vielleicht vom Sanskr. *sûma*, Himmel, Milch, Wasser, mit weiblicher Kawi-Endung). Man sieht, wie verschieden die Aufzählung dieser Kinder Guru's von der im Kanda ist. Der dort dem Nârada beigelegte Bayu gehört hier Guru an. Brahmâ und Basuki, so wie auch die Tochter Warsiki, fehlen hier ganz, und nur Mahâdêwa, Sambû und Wishṇu sind in beiden Angaben.

Guru begiebt sich im Verfolge der Erzählung unter die Erde, welche aus sieben unter einander liegenden Regionen besteht. Er setzt jeder einen göttlichen Herrscher vor, wobei nur bemerkenswerth ist, daſs Gangâ als männliche Gottheit erscheint. Bei seiner Rückkehr aus diesen unterirdischen Reichen bemerkt er das der Erde fehlende Gleichgewicht, und ordnet zur Herstellung desselben die Bergeversetzung an, deren ich oben (S. 70.) bei einer andren Gelegenheit ausführlicher erwähnt habe. Er erhält hier auf eben die Weise, wie Siwa in der Indischen Mythe von der Umbutterung des Oceans, den Namen Nîlakaṇṭha (Blauhals), welcher ihm im Kanda, ohne Anführung einer Ursach der Färbung, von seinem Vater Tunggal gegeben wird. Nach vollendeter Bergeversetzung gebraucht er die Götter, ihm

---

(¹) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 232. 246. Anm. 1.

einen Himmel zu bauen, und wetteifert in der Gestaltung, wie in der Bevölkerung desselben durch männliche und weibliche himmlische Wesen mit dem Himmel des Allmächtigen, um mit diesem auf gleicher Linie zu stehen. Darauf heirathet er Batari Umâ. Allein, wie im Kanda, wird Umâ in ein Ungeheuer, unter dem Namen Durgâ, verwandelt, einer anderen Ungestalt, Sang yw̃ang Kâla, zum Weibe gegeben, und aus der Götterwohnung verbannt. Der Zusammenhang dieser Erzählung ist, da Raffles zwei Lücken, die eine wegen des Anstandes, die andre ohne Anführung einer Ursach, in derselben läſst, nicht klar zu erkennen. Doch scheint es, als sei das Ungeheuer Kâla von Umâ selbst entsprungen, und dies die Ursach des Zornes ihres Gemals gewesen. In einem Gespräche zwischen Kâla und Guru antwortet der letztere auf die ihm vom ersteren gemachte Frage: wer er sei? daſs er ein mächtiges Wesen und der Beherrscher vieler Gottheiten sei. Er nennt sich also nicht die oberste Gottheit, und auch in der Erzählung der Bergeversetzung wendet er sich an Wisêsa, um den lebenden Vulcan (Empu, das Javanische *hĕmpu*, ein Schmiedemeister) zu erhalten.

Wir haben gesehn, daſs im Kanda Kanika-putra, nachher Nârada genannt, der jüngere Bruder und beständige Gehülfe Guru's war. Im Manek Maya spielt Kaneka-putra eine verschiedene, und doch wieder einigermaſsen ähnliche Rolle; Nârada wird in diesem Werke nicht genannt. Wisêsa erschafft neben und auſser Sang yw̃ang Guru eine andere Stufe der Menschheit, Sang yw̃ang Derma Jaka genannt, und dieser erzeugte den Chaturkanaka, der wieder auf seine Bitte einen Sohn, Sang yw̃ang Kaneka-putra, erhielt. Dieser Sohn übertraf alle geschaffenen Wesen an Fähigkeiten, und wurde von seinem Vater angewiesen, Büſsung im Ocean zu bestehn, und während derselben ein ununterbrochenes Stillschweigen zu beobachten. Schon an diesen Zügen läſst sich erkennen, daſs Kaneka-putra, wenn gleich ein wenig anders geschrieben, doch das gleiche Wesen mit dem im Kanda sein soll. Der Name seines Vaters mag als Adjectivum vom Sanskritischen *kaṇa*, die Seite, Facette eines Edelsteins (also: der mit vier Strahlenseiten Begabte), abstammen, und auch bei dem Namen des Sohnes, der sich, da hier von einem einzigen Sohne die Rede ist, nicht, wie im Kanda, deuten läſst, mag die Mythe auf den Namen des Vaters hinausgegangen sein. Wie Guru den Büſsenden dazu bringt, sein Stillschweigen zu brechen, werde ich weiter unten erwähnen. Hier bemerke ich nur, daſs

Kaneka-putra Guru's Aufforderung, ihm zu folgen und gemeinschaftlich mit ihm die Herrschaft über die himmlischen Gottheiten zu führen, annimmt. Die weitere Verzweigung der im Manek Maya enthaltenen Mythen verfolge ich nicht, da sie mit unserem Gegenstande in keiner wesentlichen Verbindung stehen. Aber auch aus ihnen geht deutlich hervor, daſs Guru und Kaneka-putra gar nicht die obersten, selbstständigen Wesen sind. Wisésa mischt sich auch hier noch ein. Dagegen werden die unteren Gottheiten, wozu hier aber alle des Indischen Pantheons gerechnet scheinen, von jenen beiden beherrscht.

In dem Kawi-Gedichte Wiwâha (1) (die Vermählung) scheinen dieselben mythischen Vorstellungen, als im Kanda, zu herrschen. Batara Guru hat die Obergewalt im Himmel, und Nârada ist sein beständiger Gehülfe; über Guru stehende Wesen erscheinen hier nicht; das Hauptthema ist auch hier der Angriff eines Râkshasa's auf den Himmel. Die Wiederkehr dieser Stürmungen in den Javanischen Mythen entspringt sichtbar aus der Häufigkeit der Erderschütterungen und vulcanischen Ausbrüche auf dieser Insel.

Im Javanischen Râmâyana (2) dagegen findet sich eine von der des Kanda verschiedene Theogonie, über die sich jedoch Raffles leider nur sehr kurz ausläſst. Das erste Wesen im Anbeginne der Welt ist Wishṇu; er wohnte in dem Antaboga (3) genannten Theile des Himmels, dem Schlangenaufenhalte. Von ihm entsprang Brahmâ, welcher zuerst den Menschen die Kenntniſs des *Sâstra's*, des heiligen Gesetzes, mittheilte. Von Wishṇu werden neun Niedersteigungen oder Incarnationen angenommen: als Schildkröte, als Löwe, als Arjuna Wijaya, als Râma, als Kṛishṇa; die sechste, siebente und achte werden nicht erwähnt; in der neunten sollte er in der Person eines groſsen Fürsten Prabhu puruśa erscheinen.

Im Kanda und Manek Maya wird, soviel sich aus den Auszügen sehen läſst, Guru niemals Batara genannt, sondern mit dem Titel, der höhere Gottheiten zu bezeichnen scheint, Sang yw̃ang, belegt. In dem Vermählungsgedichte aber heiſst er Batara. Im Manek Maya wird auch nicht seiner Eigenschaft als eines Lehrers gedacht.

---

(1) Raffles. I. 383-387.

(2) *l. c.* 387. 388.

(3) In Crawf. *Voc. hontaboga*.

§. 34.

Alter und Ächtheit der beiden groſsen Javanischen Mythensammlungen.

Um aus dem hier Angeführten mit einiger Sicherheit geschichtliche Resultate ziehen zu können, wäre es vorzüglich nothwendig, zu wissen, welchem Zeitalter die beiden hier ausgezogenen Werke angehören. Leider giebt Raffles hierüber gar keine Auskunft; selbst daſs ein Kawi-Text dem Kanda zum Grunde liegt, beruht nur auf Voraussetzung *(is probably a translation from the Kavi)*, und vom Manek Maya wird dasselbe nicht einmal behauptet. Kanda scheint in höherer Achtung zu stehen, denn dies Werk wird häufig schlechtweg *Pepakam* genannt. Dieser Name ist sonst ein allgemeiner für alle Werke der höheren und ernsthafteren Schreibart, und schlieſst neuere Geschichtserzählungen und Chroniken aus (1). Dem Inhalte des Ganzen nach zu urtheilen, würde ich beide Schriften, obgleich Kanda in weniger hohem Grade, für spätere Bearbeitung früherer, und vielleicht sogar sehr alter Überlieferungen halten. Diese mögen aber zum Theil falsch verstanden, zum Theil, aus verschiedenen Zeiten herstammend, mit einander vermischt, auch eigenmächtig verändert sein. Was ich schon im Vorigen bemerkte, trifft hier in hohem Grade zu. Die Indische Mythe ist mannigfaltig mit einheimischen Zusätzen und Verdrehungen wiedergegeben. Einzelne Spuren späterer Abfassung, oder wenigstens späterer Überarbeitung, wüſste ich im Kanda nicht anzugeben, es müſste denn eine solche im Worte *papua* liegen. Ich sage im Worte. Denn die Bekanntschaft mit dieser Menschengattung muſste sich nothwendig aus sehr früher Zeit herschreiben; der Gebrauch des Ausdrucks aber läſst mich zweifelhaft. Vom Manek Maya kann man an einem bestimmten Beweise wenigstens die Interpolation zur Musulmanischen Zeit darthun. In der Stelle (2), wo Guru sich seinen

---

(1) Er kommt vermuthlich von dem Javanischen *pĕpak*, vollständig, nicht mangelhaft (Crawf. *Voc.*), und dies wahrscheinlich vom Sanskritischen *pâka*, die Reife.

(2) Raffles. II. *App.* 209.

Himmel durch die Götter bauen läſst, heiſst es, daſs er für sich ebensoviel *Jawata's* schuf, als der Allmächtige selbst *Malaikat's* hatte. Das erstere dieser Wörter gehört dem Malayischen Stamme an. Im eigentlich Malayischen heiſst *jābat* fassen, behandeln, die Sorge für etwas übernehmen, und daher *men-jābat*, amtliche Geschäfte verrichten. Das Javanische *malahékat*, Engel (*Ev. Marci.* 1, 13.), Malayisch *malāikat*, ist, nur mit kleiner Lautveränderung, der in einige Sprachen des Indischen Archipels übergegangene Plural des gleichbedeutenden Arabischen Wortes und schreibt sich also erst von der Einführung des Islams her. Es verdient auch hier bemerkt zu werden, daſs der Arabische Ausdruck bei dem Allmächtigen, der Malayische bei Guru gebraucht ist. Dies führt auf eine andre Stelle des Werkes, welche mir den Verdacht einer tieferen und mehr das Ganze angehenden Unächtheit zu erregen scheint. Wir haben gesehen, daſs Kaneka-putra von seinem Vater befehligt wird, unter beständigem Stillschweigen eine Büſsung im Oceane zu bestehn. Guru, der durch die Traumerscheinung eines Regenbogens hiervon Kenntniſs erhielt und den Büſsenden, der im Schooſse des Wassers vollkommen unbenetzt stand, auskundschaften lieſs, setzte allen seinen Eifer daran, ihn zu einem Bruche seines Stillschweigens und seiner Büſsung zu bringen. Das in den Indischen Gedichten in solchen Fällen gewöhnliche Mittel, die Lockungen und Reizungen einer Menge von himmlischen Schönheiten, blieb fruchtlos. Der Heilige bekümmerte sich weder um sie, noch um die sie begleitenden Götter, und lud sie nicht einmal zum Sitzen ein, obgleich Brahmâ ihn mit ihrem hohen Range bekannt macht. Gleich vergeblich sind alle übrigen Versuche. Siwa bittet ihn um ein Mittel für Batari Umâ, Sambû greift ihn mit Wasser, andere mit Stöcken, Bayu sogar mit Steinen, die an seinem Hirnschädel zerspringen, ohne Erfolg an. Brahmâ hüllt ihn in Flammen. Alle Götter bedienen sich endlich gegen ihn ihrer eigenthümlichen, einzeln aufgezählten Waffen. Der Büſsende bleibt unversehrt und schweigend. Da erscheint endlich Guru selbst, und sagt: „Ich habe den Zweck Deiner Büſsung errathen. Du willst die Herrschaft und Macht, welche ich besitze, an Dich bringen. Wisse aber, daſs dies ein vergebliches Unternehmen ist. Denn nach dem Lichte (*téjas* oder *chhāyā*), der Erde (*būmi*) und dem Himmel (*langngit*) stehe ich als das älteste Werk der Schöpfung da, und der Höhere über uns ist Sang yw̃ang Wisésa, welcher der älteste und gröſste von allen ist." Hier konnte sich der Heilige nicht länger halten, brach in Gelächter aus, und sagte: ,,Du irrst; was Du von Wisèsa gesagt, ist allein vom Allmächtigen selbst wahr, dessen Mifsfallen Du Dir durch Deine Worte zugezogen hast. Wisse, dafs ich Sang yw̃ang Kaneka-putra bin; um Dir zu beweisen, dafs ich zu gut unterrichtet bin, um Deinen Behauptungen von Wisèsa zu glauben, möchte ich Dich nur fragen, wer die Ursach jener von Wisèsa, als es noch weder Himmel noch Erde gab, gehörten Töne war? Ohne Zweifel rührten sie von einer älteren und gröfseren Macht her, als er war." Hier wurde Guru zum Stillschweigen gebracht, und wufste kein Wort zu erwiedern. Er bat Kaneka-putra, ihm zu sagen, wer dies älteste und mächtigste aller Wesen sei? Da antwortete dieser: ,,Jene Töne waren die Stimmen des Allmächtigen, der seinen Willen verkündigte, dafs da geschaffen werden sollten Dinge einander entgegengesetzter Natur, wie männlich und weiblich, oben und unten, Vater und Mutter, schön und häfslich u. s. f. Denn jedes geschaffene Ding hat seinen Gegensatz, Dich und mich allein ausgenommen, die wir einer und ebenderselbe sind." Hierauf folgt die oben erwähnte Verbindung beider und ihre gemeinschaftliche Beherrschung des Himmels.

In der eben angeführten Stelle mufs Guru beschämt verstummen, und wird von seinem irrthümlichen Glauben an ein untergeordnetes Wesen auf das höchste und wahrhaft ursprüngliche zurückgeführt, und dies, gestehe ich, sieht mir gar sehr nach einer, erst seit der Einführung des Islams gemachten Erfindung, oder wenigstens Umänderung dieser Erzählung aus. Wenn dies richtig ist, so wäre alsdann auch die an den Anfang des Manek Maya gesetzte Vorstellungsweise und Wisèsa's Gebet zum Allmächtigen späterer Zusatz. Fremdartig erscheint ferner die Schöpfung der Gegensätze. Aus diesen Gründen glaube ich dem Manek Maya ein späteres Zeitalter, als dem Kanda, anweisen zu müssen.

§. 35.

Folgerungen aus den obigen Thatsachen.

Versucht man es nun, sich nach beiden Werken einen Begriff von den religiösen Vorstellungen vor dem Islam auf Java zu machen, so ist zuerst offenbar, dafs weder das Brahmanische, noch Buddhistische System in ihnen irgend rein enthalten ist. Die Idee des *Tṛimûrti* findet sich gar nicht, und alle Indischen Gottheiten werden dem einzigen Sang yw̃ang Guru untergeordnet. Unter diesem aber läſst sich auch Buddha nicht bestimmt denken, vielmehr passen die hauptsächlichsten von ihm angegebenen Züge offenbar auf Siwa. Man kann zwar nicht eigentlich sagen, daſs Guru in diesen Werken selbst Siwa ist. Denn Siwa, Mahâdêwa, Kâla kommen, indem sie zu verschiedenen Gottheiten gemacht werden, als von ihm abgesonderte, seiner Herrschaft untergeordnete Wesen vor. Allein Dinge, die ganz ausschlieſslich nach der Indischen Mythe Siwa angehören, werden ihm beigelegt, und er daher doch, dem Begriffe nach, zu Siwa gemacht. Ich brauche hier nur an den Beinamen Nilakaṇṭha und dessen Veranlassung, an Umâ, seine Gemalin, welche in Indien die des, nach ihr auch Umâpati und Umêśa genannten Siwa ist (¹), und an die Verwandlung von Umâ in Durgâ oder Kâli zu erinnern. Alle diese Züge, namentlich der letzte von der Verstoſsung Umâ's in die Unterwelt, kommen, bis auf unbedeutende Nebenumstände, in beiden Werken mit einander überein. Die Erzählung von Umâ's Flucht vor ihrem Gemal kenne ich zwar in Indischen Dichtungen nicht, dagegen paſst das in den Javanischen Mythen von Umâ Gesagte groſsentheils auf Satarûpa (die Hundertgestaltige), welche auch zugleich Tochter und Gemalin Manu's war (²). Wenn man also sagt, daſs Batara Guru als Siwa geschildert wird, so ist dies von dieser Seite eine vollkommen richtige Ansicht. Diese Ähnlichkeit mit Siwa überwiegt auch bei weitem die, welche man sonst, namentlich nach dem Manek Maya, wohl zwischen Batara Guru und dem ältesten Manu zu finden geneigt sein kann.

Zugleich aber giebt es in beiden Werken Andeutungen, welche sich sehr füglich auf Buddhistische Vorstellungen hinziehen lassen. Ich gestehe sogar, daſs mir das Wesen dieses Systems, nur unendlich mit ihm nicht angehörenden Fabeln überdeckt, weit mehr, als das des Brahmanischen, in diesen Erzählungen zu liegen scheint. Eigentlich reine Lehre darf man in Geschichten, die man wirklich nicht zu hart mit dem Namen von Volksmährchen belegt, nicht suchen. Es scheint mir schon hinzureichen, wenn man an deutlichen Spuren sieht, daſs bei der Abfassung Buddhistische Vor-

---

(¹) Moor. 175.

(²) *Asiat. res.* VIII. 441.

stellungen vorgeschwebt haben, und daſs, ohne solche gewisse Züge gar nicht in die Erzählung gekommen sein würden. Dies scheint mir nun aber wirklich der Fall.

Sang yw̃âng Guru ist für die Erde, die er wirklich beherrscht, das höchste Wesen. Wenn man aber auf seinen Ursprung und die Reihefolge der ihm Vorausgegangenen sieht, so ist er weder der Erste, noch überhaupt selbstständig, sondern gehört sogar zu dem Gebiete der menschlichen Urwesen. Nun aber hat es mir immer geschienen, daſs, wenn man die rein Buddhistische Mythologie von den verschiedenen Abstufungen der Buddha's mit etwas in der Brahmanischen in Parallele stellen kann, es gerade diese Classe zwischen dem Urgrunde alles Daseins und der geschaffenen Welt schwebender Wesen ist, die unter den Namen der *Prajâpati's*, *Brahmâdika's*, *Pitṛi's*, *Manu's* und *Rishi's* vorkommen, und die es so schwer, ja fast unmöglich ist, in ein ganz übereinstimmendes System zu bringen.

Batara Guru bleibt im Manek Maya sogar in beständiger Unterordnung unter Wisésa, an den er sich gelegentlich mit Bitten wendet, da hingegen im Kanda sein über ihm stehender Vater Tunggal mehr in Ruhe überzugehen scheint. Höchst merkwürdig ist es, daſs Tunggal erst dadurch eigentlich zum Gotte wird, daſs er die Lebensweise seines menschlichen Vaters bei Seite legt, daſs er begreift, daſs er der Höchste ist, und nun zur Schöpfung der Himmel schreitet. Diese Erhebung der Seele zum höchsten Dasein, oder vielmehr die Erkennung, daſs, wenn nur alles, was kein reines und einfaches Sein besitzt, hinweggeräumt ist, das Höchste in der Seele selbst liegt, ist zwar überhaupt Indische Vorstellungsweise, allein als Verwandlung und Übergang in die Gottheit dem Buddhistischen Systeme ganz besonders eigen. Der Übergang der Weltherrschaft an zwei Wesen, die, wie Guru seinem Namen und Nârada seinem Wesen in den Indischen Mythen nach, geistliche Lehrer, himmlische Heilige sind, versetzt schon an und für sich auf das Gebiet des Buddhismus. An diesen erinnert ferner, wie es mir scheint, die wiederkehrende Zahl fünf. Guru und Nârada haben jeder fünf Söhne im Kanda, und unter den neun des Manek Maya sind fünf die hauptsächlichsten, besitzen auch allein von ihrem Vater abstammende Gemalinnen, und erinnern dadurch, wie verschieden auch vieles Andere ist, an die fünf männlichen und weiblichen Dhyâni-Buddha's. Die Art der Abweichung von der Indischen Mythe in diesem Punkt ist in der That sehr merkwürdig. Die letztere fügt zu den acht Weltgegenden drei andre Punkte, nämlich den Scheitelpunkt, den demselben unten entsprechenden und den Mittelpunkt, hinzu, so daſs es elf diese Gegenden beschützende Gottheiten giebt. In den Namen der Götter sind in der Indischen Mythologie mehrfache Abweichungen (¹), aber in der Zahl der Elf wird kein so sichtbarer Unterschied zwischen ihnen gemacht. Die Javanische Mythe hebt offenbar unter den, mit Weglassung des Zenith- und Nadir-Gottes (²) angenommenen neun Weltbeschützern die der Hauptpunkte der Windrose und den des Mittelpunkts heraus. An der Vertheilung des Alphabets unter diese fünf sieht man sogar deutlich, daſs anfangs und eigentlich nur auf sie gerechnet war. Bei der Anordnung der Wohnplätze dieser fünf Söhne Guru's ist vermuthlich auch dem Leser die Richtung der vier verschiedenen Buddha-Bilder in Boro-Budor nach den Weltgegenden und die Verschlieſsung des fünften in dem Gitterbehältniſs eingefallen. Die fünf ältesten der neun Söhne Batara Guru's stehen aber auch in einer astronomischen Beziehung. Denn wie wir oben gesehen haben, so ist jedem, und zwar in der richtigen Reihefolge des Alters, einer der fünf Tage der alten Javanischen Woche beigelegt, und wenn Crawfurd (³) sagt, daſs zwischen diesen Wochentagen und den Weltgegenden eine mystische Verbindung angenommen werde, so daſs den vier ersten eine derselben, dem fünften der Mittelpunkt der Erde angehöre, so muſs man hier die von ihm nicht bemerkte Mittelidee der fünf Söhne Guru's ergänzen. Dies sieht man auch aus den den Wochentagen beigelegten Farben, die mit den Farben der Seen, der Palläste und der Vögel der fünf Guru-Söhne übereinstimmen.

In der Buddhistischen Vorstellungsweise erscheint die Zahl fünf in den fünf Dhyâni-Buddha's, und darin, daſs nach dem Ceylonischen System

---

(¹) Moor. 261. 268.

(²) In Kârtikêya's sechsfachem Antlitz waren diese beiden Punkte in der Indischen Mythologie auch bildlich dargestellt. Denn vier seiner Antlitze richteten sich nach den vier Weltgegenden, eines nach dem Zenith und das andere nach dem Nadir. Der Gott hieſs deshalb Shaḍânana. Doch mochte diese Vorstellung die ungewöhnlichere sein. Meistentheils haben die sechs Gesichter des Gottes die natürliche, bei Indischen Gottheiten mit mehreren Köpfen gebräuchliche Stellung. Auch wird dann die sechsfache Zahl daraus erklärt, daſs Kârtikêya zugleich an den Brüsten der sechs Pleiaden (Kṛittikâ's, nach welchen er auch den Namen führt) ernährt wurde (Moor. 52. 53. 176. Pl. 19. 46.).

(³) *Archip.* I. 290.

auch fünf Buddha's als Regierer der Welt durch gewisse Zeitalter hindurch angenommen werden, drei vorhanden gewesene, ein noch waltender und ein zukünftiger (¹). Der vorvorletzte der groſsen menschlichen Buddha's führt den Namen Kanaka-muni, und da in der Mythe des Manek Maya Kanekaputra eine so bedeutende Rolle, als Büſsender und Heiliger, von einer andren Stufe der Menschheit herstammend, spielt, so kann man leicht veranlaſst werden, beide für eine und dieselbe Person zu nehmen. Vielleicht beweist diese Übereinstimmung wenigstens soviel, daſs in sehr früher Zeit Namen Buddhistischer Heiligen auf Java im Schwange waren, deren Leben und Thaten in den mythischen und religiösen Erzählungen auf verschiedene Weise ausgeschmückt wurden. Wenn man aber diesen groſsen Buddha hierher zieht, muſs man die oben (S. 203.) angedeutete, auf den Namen des Vaters von Kaneka-putra so vorzüglich gut passende Ableitung aufgeben, da der Buddhistische Heilige (von *kanaka*, Gold) mit einem nasalen Zahnlaut, und nicht mit einem solchen Zungenlaut geschrieben wird (²).

(¹) Buchanan-Hamilton beruft sich auf örtliche Überlieferungen in Nepal, nach welchen Sâkya-Siṇha, als der fünfte Buddha-Weltregierer, um den Anfang unsrer Zeitrechnung gelebt haben, und daher verschieden von dem vierten, Gautama, im sechsten Jahrhundert vor Christo, sein soll. Es wird aber schon von Wilson (*Asiat. res.* XV. 111.) bemerkt, daſs dies allem, was hierüber in andren Buddhistischen Gegenden angenommen ist, zuwiderläuft, da Sâkya-Siṇha nur ein anderer Name von Gautama, und der fünfte erst zu erwartende Buddha ein ganz anderer ist.

(²) Man sehe hierüber das von Hodgson (*Asiat. res.* XVI. 447. nr. 54.) gegebene Verzeichniſs der zur Vollendung gelangten Buddha's (*Tathágata's*). Es findet sich aber in seinen Angaben über diesen Heiligen eine unaufgeklärt bleibende Verschiedenheit. In dem in den Verhandlungen der Groſsbritannischen Asiatischen Gesellschaft gedruckten Aufsatz werden dem *Trétá Yuga*, dem zweiten Zeitalter, drei Heilige zugetheilt (II. 239. 240.), in dem im sechzehnten Theil der Asiatischen Untersuchungen dagegen (*p.* 445.) nur zwei. Kanaka-muni fällt also nach der ersteren dieser Angaben in das zweite Weltalter, welches er beschlieſst, nach der letzteren in das dritte (*Dwápara Yuga*), das mit ihm anfängt. Die Stelle, welche er in der Reihe dieser Buddha's einnimmt, bleibt indeſs darum doch immer dieselbe; er ist immer, wenn man aufwärts rechnet, der zweite vor Gautama, dem jetzt Waltenden. Dies ändert sich auch da nicht, wo nur von vier weltregierenden Buddha's geredet wird, wie auf Ceylon und bei den Barmanen, wo man seinen Namen in den Entstellungen von Konagammeh und Gonagon (*Asiat. res.* VII. 32. VI. 265.) wiederfindet. Bekanntlich wechselt die Angabe der Zahl der als Menschen erschienenen Buddha's zwischen vier und sieben, welchen alsdann ein künftiger fünfter oder achter zugegeben wird. In Tibet rechnet man fünf schon erschienene und einen sechsten künftigen (*Nouv. Journ. Asiat.*

Die bis hierher aus den beiden mythologischen Werken herausgehobenen Spuren können vielleicht noch Zweifel übrig lassen. Allein eine, wie es mir scheint, nicht zurückzuweisende liegt in der Erwähnung der glockenähnlichen Töne im Anfang des Manek Maya. Ich habe schon oben (S. 200. 201.) darauf aufmerksam gemacht, daſs die Glocken den Buddha-Cultus ganz gewöhnlich zu begleiten pflegen.

Wenn man die Überreste Indischer Tempel auf Java mit diesen Mythen vergleicht, so drängt sich der Betrachtung auch hier eine gewisse Ähnlichkeit, sowohl im Ganzen, als in einigen einzelnen Umständen, auf. Zu den einzelnen Zügen gehört das so eben von Guru's fünf ältesten Söhnen Gesagte. Ich möchte jedoch noch zwei andere Umstände ganz eigentlich hierher ziehen, nämlich das gekräuselte Haar Bayu's, Nârada's Sohns, und die langgedehnten Ohren Amba-Karṇa's, des Sohnes Chitra-Bahar's. Man kann sich kaum enthalten, darin eine Anpielung auf die sitzenden Buddha-Bilder zu finden. Es tragen hierzu auch zwei andre Umstände sichtbar bei; der erste, daſs diese Bilder jetzt auch als Vorstellungen von Ausländern gelten und Bayu im Kanda mit fremder Menschengattung verglichen wird, und daſs man sie nicht als Göttergestalten, sondern als Priester betrachtet, so wie auch Bayu nur als Beamter und Gehülfe Guru's gilt. Ebenso lebhaft erinnert an diese Statuen die in einer Javanischen Chronik (¹) vorkom-

---

VII. 106.). Nach einer von Nepal, wo übrigens die Zahl der sieben herkömmlich ist, herrührenden Gebetsformel, redet Wilson von zehn menschlichen Buddha's (*Asiat. res.* XVI. 459.). Bei den Mittel-Asiatischen Völkerschaften werden zwar gewöhnlich nur vier derselben gezählt; einige Mongolische Bücher aber fügen diesen noch drei frühere hinzu. Die Wahrheit scheint daher die zu sein, daſs man diesen Umstand nicht als wirkliche Verschiedenheit Buddhistischer Lehrbegriffe ansehen kann. Die allgemeine Meinung war wohl ursprünglich die von sieben Buddha's, wie auch Hêmachandra, der in Indien in Guzerat lebte, annimmt. Von diesen aber mochten die drei ältesten, weil sie zu entfernten Zeitaltern gehörten, nach und nach in Vergessenheit gekommen sein. Es ist sogar kaum zu bezweifeln, daſs nicht eine noch viel gröſsere Anzahl, als zu schon untergegangenen Welten gehörend, genannt worden sein sollte. Doch werden in der oben angeführten Liste Hodgson's, auſser den letzten sieben, die übrigen nicht ausdrücklich menschgewordene Buddha's genannt. (Man vergleiche über diesen Gegenstand noch *Asiat. res.* XVI. 445. 455. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 41. 239. 240. Schmidt in den Mem. der Petersb. Akad. I. 105. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 263.)

(¹) Sajara Raja Jawa (Chronik der Könige Java's), übersetzt in den Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft. I. 101.

mende Schilderung Wishnu's, wie er, erschrocken über den Zorn seines Vaters Batara Guru, büſsend unter den sieben Banyanen-Bäumen sitzt, ihn um Verzeihung zu bitten. Er hält die Hände über der Brust kreuzweis zusammen, und sitzt mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen, Augen, Nase und Ohren dicht geschlossen. Dies ist die deutliche Beschreibung der Stellung eines Vertieften (*Yôgî*). Auch bei den Jaina's war es eine hergebrachte Vorstellung, daſs Wishnu erst ein groſser König und Eroberer war, nachher aber sich als Sannyâsî in die Einsamkeit zurückzog (¹). Indeſs könnten allerdings die Verfasser oder Zusammensteller der mythischen Werke die Erinnerung an die Buddha-Bilder in die Mythe zu verweben und durch sie zu erklären beabsichtigt haben; alsdann würde dies selbst ein Zeichen späterer Abfassung sein. Im Ganzen stimmt der Eindruck der Tempelgebäude mit dem der Mythen darin überein, daſs in beiden Siwa, oder doch eine sein Wesen an sich tragende Gottheit, die herrschende Vorstellung ist, daſs aber auſserdem noch viele andere Indische Gottheiten ihre, wenn gleich untergeordnete Rolle spielen. Eine solche Unterordnung und eine solche Vielfachheit mythologischer Darstellungen ist mit dem Buddhismus vollkommen vereinbar, und findet sich in unbezweifelt Buddhistischen Tempeln. Von einer besonderen Verbindung des Buddha- mit dem Siwa-Cultus werde ich weiter unten (§. 43.) ausführlicher reden. In diesen Mythen ist, wie man offenherzig gestehen muſs, die Beziehung Siwaitischer Vorstellungen auf Guru unläugbar und in die Augen fallend, da hingegen die von Buddhistischen nur aus einzelnen Andeutungen zusammengesucht werden muſs. Wenn man für den Begriff, den die beiden Mythensammlungen von Guru geben, eine bildliche Darstellung in den Tempelresten sucht, so kann man ihn unmöglich in den krauslockigen, sitzenden Figuren, die doch ohne allen Zweifel Buddha-Bilder sind, finden wollen, sondern muſs ihn im Gegentheil in den Siwa-Statuen erkennen. Bleibt man aber auch dabei stehen, daſs Guru wirklich Buddha sei, so würde man immer sehr in Verlegenheit gerathen, wenn man sich bestimmt erklären sollte, welcher Gestalt des Buddhistischen Systems nun eigentlich Guru in diesen Mythen entspreche? Mit Adi-Buddha scheint zwar nur Sang yw̃ang Tunggal, dieser dagegen auch sehr genau, übereinzukommen. Ob man aber nun in Batara Guru einen

---

(¹) *Asiat. res.* IX. 281.

der Dhyâni-Buddha's, oder den weltregierenden Gautama erkennen soll, bleibt durchaus zweifelhaft, und in der That ist doch damit, daſs man in Guru allgemeinhin Buddha antreffen will, noch eigentlich sehr wenig geschehen. Diese nähere Bestimmung dürfte auch durchaus unmöglich sein, da diejenigen, welche diesen Mythen diese Gestalt gaben, sich doch unter Guru wohl hauptsächlich nur Siwa dachten, und in Gemäſsheit der ganzen Richtung der älteren Javanischen Litteratur die Indische Himmelsbevölkerung, nicht Buddhistische Legenden, vor Augen hatten, was schon Raffles Klage beweist, daſs er der Keuschheit seiner Leser so viele anstöſsige Stellen, da doch noch einige starke deutlich genug übrig geblieben sind, entziehen muſste. Die Buddhistischen Spuren scheinen mir nur in diesen Erzählungen zu liegen, weil Buddhismus wirklich auf der Insel herrschte, der oberste Gott einmal *Guru*, geistlicher Lehrer, hieſs und als solcher galt, und Buddhistische Darstellungen dem Auge überall in den Tempeln begegneten. Über die Absicht oder eigene Überzeugung der Verfasser oder Umarbeiter läſst sich nicht mit Gewiſsheit entscheiden. Wie aber so oft ein Götterdienst im Alterthum, neben seinem reinen Theile, eine volksmäſsige Fabellehre besaſs, so mag eine solche auch in der Buddhistischen Zeit Java's aus Indischen und einheimischen Mythen zusammengewebt und dann mit dichterischer Freiheit behandelt worden sein. Ich habe, um die verschiedenen Quellen, aus welchen hier geschöpft werden muſs, nicht zu vermischen, mich hier mit Absicht auf die Resultate beschränkt, die sich aus den beiden mythologischen Werken ergeben. Die der ferneren Untersuchungen über Batara Guru als Buddha können erst später (§. 41.) nachfolgen.

Eine Verbindung des Namens Umâ mit Guru findet sich auch in Indien. Aber das Sanskritische Umâguru deutet den Himâlaya, den *Guru* und Vater Umâ's, an.

Wishṇu wird zwar in diesen Javanischen Mythen auch auf die Erde verbannt, und lebt auf derselben, mit Verläugnung seiner Gottheit, in menschlicher Gestalt. Aber die Reihefolge der Indischen Awatâren ist beiden Werken fremd; sie findet sich dagegen im Kawi-Râmâyana. Wenn in diesem ein rein Brahmanisches System herrschte, so würde dies, meines Erachtens, nichts weder für noch gegen den Buddhismus auf Java beweisen, da das Werk die Nachbildung einer Indischen Dichtung ist. Dagegen ist es sehr merkwürdig, daſs, nach dem Wenigen, was Raffles aus diesem

Râmâyana anführt, Wishṇu an die Spitze aller Dinge gestellt und Brahmâ demselben, als von ihm entsprungen, untergeordnet wird. Dies kann nur aus den wirklichen Meinungen, welche bei Übertragung des Gedichtes auf der Insel vorwalteten, entstanden sein, und es mufste also in dieser Zeit Wishṇu-Dienst und das System der Waishṇawa's daselbst gelten. Auf jeden Fall scheint zwischen dem Râmâyana auf der einen und dem Kanda und Manek Maya auf der andren Seite ein Brahmanischer und Buddhistischer Gegensatz zu sein. Dafs die Awatâren Wishṇu's in den beiden Mythen-Werken fehlen, scheint mir ein Beweis mehr der Buddhistischen Tendenz dieser letzteren; ich werde aber in der Folge (§. 41.) noch auf diesen Punkt zurückkommen.

Ohne irgend eine Anspielung auf Awatâren, wissen aber auch diejenigen Javanischen Sagen, welche Guru an die Spitze stellen, von einem frühen Aufenthalte Wishṇu's auf der Insel. Ehe es noch irgend Bewohner auf Java gab, heifst es in der oben angeführten Sagensammlung des oft erwähnten Panembahan (¹), herrschte Wishṇu daselbst. Da er aber Sang yw̃ang Guru beleidigt hatte, so wurde Tritresta nach Java, die Insel zu beherrschen, gesandt. Dieser heifst in derselben Sage ein Enkel Brahmâ's.

§. 36.

Batara Guru nach zwei Javanischen Steinschriften. Allgemeine Beschreibung und Alter derselben.

Ich habe weiter oben (S. 184.) einer Inschrift in Kawi-Charakteren gedacht, deren Übersetzung von Raffles mitgetheilt worden ist. Auf dieselbe Art in das Englische übertragen, finden sich bei ihm (²) noch zwei andere, beide ganz moralischen und religiösen Inhalts. Sie scheinen mir von grofser Wichtigkeit, da sie, soviel mir bekannt ist, die einzigen Javanischen Denkmäler sind, aus welchen wir wirklich Javanische Religionsbegriffe der älteren Zeit, nicht blofs Mythen und Sagen, kennen lernen. Es mufs daher auffallen, dafs Crawfurd dieser Inschriften nicht einmal gedenkt, und Raffles

---

(¹) Raffles. II. 73.

(²) II. 59. *App.* 221-229.

wenigstens von ihrem Inhalte nicht den mindesten Gebrauch macht. Crawfurd's Stillschweigen wird indeſs begreiflich. Er sagt (¹), daſs man die triftigsten Gründe habe, die Genauigkeit der Versuche, solche Inschriften zu übersetzen, in Verdacht zu ziehen, da nicht zwei dieser Übersetzungen mit einander übereinstimmen und die Kenntniſs der alten Sprache in Java verloren sei; er konnte daher keinen Werth auf die Übersetzungen bei Raffles legen; sein Miſstrauen scheint mir aber zu weit zu gehen. Es ist allerdings ungemein zu bedauern, daſs nicht wenigstens den wichtigsten Stellen und bedeutsamsten Ausdrücken der Text beigefügt ist. Die Übersetzung mag mangelhaft und vielleicht oft unrichtig sein. Man kann dies auch schon aus den Irrthümern schlieſsen, welche sich in der, auch unter der Aufsicht des Panembahan von Sumenap gemachten Übersetzung des Brata Yuddha finden, wo doch nicht einmal die Entzifferung des alten Alphabets zu überwinden war. Indeſs war doch der Panembahan wirklich mit dem Kawi bekannt, so daſs, was Crawfurd allgemein von Java sagt, nicht auf ihn angewendet werden kann. Seine Kenntniſs schrieb sich von Bali her, wohin auch Crawfurd für eine solche verweist, und gerade seine Übersetzung des Brata Yuddha giebt den Maaſsstab an, in welchem Grade man sich auf die hier in Rede stehende, von der wir den Text nicht besitzen, verlassen kann. Sie drückt den Sinn in den meisten Stellen im Ganzen richtig aus, in mehreren aber auch mit so feinen Nüancen, daſs diese auf die Spur des genauen Verständnisses des Originals führen. Hier läſst sich aber überdies noch weniger, als in einer dichterischen Erzählung, wo sich leichter Gelegenheit zu allgemeinen Verschönerungen darbietet, annehmen, daſs entweder der Panembahan, oder Captain Davey von sich selbst viel hinzugesetzt oder geändert haben sollten. Der Panembahan konnte Irrthümer begehen, die Übertragung ins Englische neue Entfernungen vom genauen Sinne des Originals veranlassen; unmöglich aber konnten beide eine sehr lange, zusammenhängende Inschrift gleichsam erfinden, und auf gewisse einzelne Begriffe, wie auf den des *Nirwâṇam*, wären sie schwerlich von selbst gekommen. Ich würde daher glauben, Unrecht zu thun, wenn ich das Zeugniſs dieser Denkmäler ganz überginge, so sehr ich erkenne, daſs es zu einem vollkommen zuverlässigen erst durch die Einsicht und das Verständniſs des Originals werden kann. Der angeblich

---

(¹) *Archip.* II. 213.

jüngere dieser beiden Steine wurde von Raffles im Jahre 1812 an Lord Minto nach Bengalen geschickt. Dieser aber hat ihn auf seine Güter nach Schottland bringen lassen (1), wo sich derselbe, wie ich von dem jetzigen Besitzer, dem Lord Minto, der gegenwärtig Groſsbritannischer Gesandter in Berlin ist, weiſs, noch heute wirklich befindet. Von dem anderen Steine, so wie von dem dritten, weiter oben angeführten, wird nirgends gesagt, wo sie geblieben sind. Man sieht nicht einmal, ob man ein Facsimile davon gemacht, oder bloſs die Inschrift vom Steine abgelesen hat.

Die Jahrzahlen der beiden Steine sind, vermuthlich nach Denksprüchen, 467 (A.D. 545) und 506 (A.D. 584). Diese Angaben einer so frühen Zeit sind schwerlich zu verbürgen und kaum glaublich. Daſs aber derjenige, von dem die Erklärung herrührt, keinerlei Absicht gehabt haben kann, diesen Inschriften ein höheres Alter anzudichten, ist, wenn es auch nicht an sich anzunehmen wäre, daraus deutlich, daſs die dritte, von dem gleichen Manne übertragene, die späte Jahrzahl 1216 führt. Er setzte die Zahlen sichtbar so hin, wie er sie las, nur in seiner Lesung und Auslegung kann Irrthum gewesen sein. Der Name des in der älteren Inschrift gefeierten Königs ist Brama Wijaya; der, dessen die jüngere gedenkt, heiſst Sri Wijaya, und seine Residenz wird Lorkoro genannt. Diese beiden Königsnamen kommen in den Javanischen Regentenlisten bei Raffles, wenigstens nicht auf diese Weise vor (2), und der Zeitpunkt der Abfassung der Inschriften wird durch keinen einzelnen darin vorkommenden Umstand bestimmt angedeutet. Nur soviel sieht man, daſs sie aus einer Epoche sind, wo Java in jeder Art der Civilisation blühte. Es werden mehrere Gewerbe darin genannt, unter diesen zwar zuerst, was ich, wegen einer oben (S. 85.) gemachten Bemerkung heraushebe, das der Schmiede, dann aber auch der Goldarbeiter, und derer, welche Figuren aller Art zeichnen. In der jüngeren dieser beiden Inschriften wird erzählt, wie der Fürst die Wohnung seiner Gemalin mit Gemälden verziert, wie Abbildungen von Thieren, namentlich von Rhinocerossen, an den Wänden eingegraben sind, und wie dieser Pallast sonst mit Allem versehen ist, und gehörig bewacht wird (¹). Ganz ausführlich wird ferner des Handels, der Geschicklichkeit, das Geld in Umlauf zu bringen und dadurch zu gewinnen, so wie des Ausleihens auf Zinsen, nicht aber der Schiffahrt gedacht. Die Schreibkunst wird an mehreren Stellen gepriesen, und gesagt, daſs Schriften jede Art der Wissenschaft aufklären. Die Staatsverfassung wird als vollkommen eingerichtet betrachtet; namentlich heiſst es, daſs der Fürst (*ratu*) aus seinen Unterthanen sich Gehülfen wählt, und daſs diese vier sind, welche Säulen des Staats werden und sein Glück und seine

---

(1) II. *App.* 221.

(2) Ich muſs nämlich hier an meine oben (S. 12.) geäuſserte Meinung erinnern, daſs ich Brama Wijaya nicht für denselben Namen mit Browijaya halte. Denn dieser letztere ist in der Javanischen Geschichte häufig, und die Sache wird hier um so wichtiger, als das Zeitalter Browijaya Sawela Chala's sich von dem angeblichen der Inschriften nicht sehr weit entfernt, und Majapahit, wo fünf Browijaya's hinter einander herrschten, nur wenig südlich von Surabaya, dem Auffindungsorte der Steine, lag. Allerdings aber kann hier an Sawela Chala nicht gedacht werden, da das von ihm gegründete Reich Mendang Kamulan an der Südküste Java's, im Distrikte von Matarem, lag; die Könige von Majapahit aber würden die Inschriften uns um mehrere Jahrhunderte näher rücken. Ich bemerke noch einmal, daſs mir keine Analogie vorgekommen ist, welche zur Annahme der Abkürzung von Brahmâ in Bra berechtigte. Um indeſs über die Etymologie von Browijaya ganz ins Reine zu kommen, müſste man den Namen, was mir bis jetzt nicht gelungen ist, mit Javanischen Lettern geschrieben auffinden, um zu sehen, ob das *o* der ersten Sylbe wirklich das

---

reine *o*, oder der dunkle Laut ist, welchen das den Consonanten inhärirende *a* in gewissen Fällen annimmt. Wird der Name zusammen geschrieben, so wie ihn Raffles und Crawfurd geben, so kann nach den Gesetzen der Javanischen Aussprache das *a* nicht den dunklen *o*-Laut annehmen, und es fällt alsdann jede Ähnlichkeit mit Brahmâ hinweg. Hierauf und auf den Umstand, daſs Raffles den dunklen Laut, gewiſs nur mit sehr wenigen Ausnahmen, immer durch *a* wiedergiebt, gründet sich die oben von mir versuchte Herleitung. Trennt man aber die erste Sylbe von dem Überreste des Namens, so wird die Geltung des *o* zweifelhaft, und in der That thut dies Raffles (II. 82.) in einem andren Königsnamen, Bro Kamara, wo das letzte Wort wohl das gleichbedeutende Sanskritische, begierig, lustvoll, ist, allein auch für *kamala*, Lotus, stehen kann. Ein König von Ternate hieſs wirklich Kamala Pulu. *Bra* (auch *brah*) kommt oft im Brata Yuddha vor (84, *c.* 101, *a.* 104, *c.* 105, *d.*), nicht aber bei Namen, sondern als Beiwort von Wagen, Waffen und Schmuck. Die Übersetzung bei Raffles giebt es gewöhnlich durch glänzend, golden wieder. Die Paraphrase der Javanischen Handschrift erklärt es durch *murub*, helles Feuer, oder durch *habang*, roth. Auf die Ableitung werde ich weiter unten (2. Buch) zurückkommen.

(¹) Ich bemerke hier ein für allemal, daſs da, wo ich nicht bestimmt die jüngere, kürzere Inschrift namhaft mache, immer die ältere, längere gemeint ist. Jene ist bei Raffles im Anhange zum zweiten Theil der Geschichte von Java S. 221. bis 223., diese ebendaselbst S. 184. bis 229. abgedruckt. Diese beiden Inschriften sind, so wie die dritte, weiter oben S. 184. angeführte, bei Surabaya gefunden worden.

Wohlfahrt begründen. Man erinnere sich hier, daſs auch in der astronomischen Mythe des Kanda vier von Wishṇu in Schlangen verwandelte Räthe Watu Gunung's vorkommen. Die jüngere Inschrift enthält funfzehn von den Übersetzern für ganz unverständlich erklärte Charaktere, welche sie in einer Parenthese kabalistische nennen. Ich glaube nicht, daſs man darum diese Zeichen gleich für neu und Arabisch halten darf. Wer weiſs, welchen Ursprung diese Charaktere haben? und solche Zauberformeln können vor Einführung des Islams vorhanden gewesen sein. Übrigens ist die ganze Stelle sehr dunkel, beweist aber gerade dadurch, daſs die Übersetzer aufrichtig zu Werke gingen, und den nicht gehörig verstandenen Text nicht durch Veränderungen und Zusätze deutlich zu machen versuchten (1). Die wenigen Anspielungen, welche die Inschriften, namentlich die ältere, auf Geschichte und Sitten enthalten, tragen ganz dasselbe Gepräge an sich, als alle, angeblich oder wirklich ältere Javanische Aufsätze. Yudhishṭhira und Arjuna, ersterer unter dem Namen Derma Wangsa (धर्मवंश, Dharmawaṇśa), werden als Muster von Regenten und Helden, und sichtbar als auf Java selbst gelebt habend, aufgeführt. Von Arjuna wird seine Büſsung (*tapas*) erwähnt, von der man ja noch den Ort auf Java zeigt. Aji Saka wird, übereinstimmend mit anderen Überlieferungen, als derjenige genannt, der zuerst die Schrift nach Java gebracht hat. In einer Stelle, in der von Waffen die Rede ist, erscheint die Keule, *gadâ*, eine Indische, auf Java nicht übliche Waffe. Dieselbe kommt auch häufig im Brata Yuddha vor, und Crawfurd bemerkt, daſs auf den Basreliefs von Boro-Budor die ganze Bewaffnung der Krieger Indisch ist.

Die Verfasser beider Inschriften sind Pandits. In der jüngeren wird dies nur durch den allgemeinen Ausdruck: die Paṇḍita's angedeutet. In der älteren aber heiſst es, daſs ein Pandit sie verfertigte. Sein Name wird nicht genannt, wohl aber wird gesagt, daſs er Geschicklichkeit besessen und Wunder gethan habe. Er redet auch in der ersten Person von sich, und rühmt sich besonderer Kenntnisse in der Schreibkunst und der Art sie zu verbreiten, worauf ich weiter unten zurückkommen werde.

---

(1) Ich setze die Stelle wörtlich her: *It is related, that only persons who are steadfast in the acquirement of letters, cause such as the following to be made (here follow fifteen cabalistic characters, which are totally unintelligible): those will certainly serve the purpose of your forefathers, who have been the medium of existence; they are the veil which separates you from that which is exalted, and also written on the stone. Give credit to them in a moderate degree.*

Beide Inschriften befinden sich auf Stein. Die ältere ist auf vier Seiten des Steines geschrieben, die jüngere scheint es nur auf Einer Seite zu sein. Sie ist bedeutend kürzer, obgleich sich ihre wahre Länge, da die Übersetzung sechs mit Sternen bezeichnete Lücken angiebt, nicht genau beurtheilen läſst. Die ältere hat keine solcher Lücken, und die Schrift geht von der Vorderseite des Steins, nachdem diese ausgefüllt ist, zu der linken Seite desselben, dann ebenso zur Rückseite, und endlich zur rechten über. In der Englischen Übersetzung sind Vorder- und Rückseite, bis auf wenige Zeilen, von gleicher Länge, was wenigstens beweist, daſs man in der Übersetzung dem Text ohne Sprünge Zeile für Zeile folgte. Zwischen den beiden schmalen Seiten ist der Unterschied gröſser, was aber nicht wundern darf, da die eine von diesen das Ende der Inschrift enthält, und also vielleicht nicht ganz beschrieben war. Beide Inschriften sind, soviel man sehen kann, in Prosa verfaſst.

Steine, die, bedeckt mit religiösen und sittlichen Ermahnungen, gleichsam als offne Lehrbücher dastehen, sind für uns eine zu sonderbare Erscheinung, als daſs ich nicht einen Augenblick dabei verweilen sollte (1). Sie waren zu öffentlicher Belehrung bestimmt und wurden von dem Regenten aufgestellt, der über ihren Inhalt die Rathschläge der Regierungshäupter und der Groſsen des Reichs einholte (2). Doch war Belehrung nicht ihr einziger Zweck; man erwies ihnen auch selbst gottesdienstliche Verehrung und leistete Eide bei denselben. Dasselbe geschieht noch heute auf anderen Inseln des östlichen Archipels (3). Die ältere Inschrift sagt ausdrücklich:

---

(1) Drei ähnliche Alt-Javanische Inschriften, bloſs moralischen und belehrenden Inhalts, kann man bei Raffles (II. 58. 60.) und in den Verhandlungen der Batav. Ges. (X. 120. 121. 129. 130.) übersetzt nachlesen. Sie sind aber kurz und enthalten keine besonderen Angaben über die Religionsbegriffe ihrer Zeit.

(2) Verhandl. der Batav. Ges. VIII. 320.

(3) Van Hogendorp (Verhandl. der Batav. Ges. II. 425.) erzählt von einem solchen Stein auf der Insel Savu in der Nähe von Timor. Man vergleiche, was Marsden (*miscellaneous works*. 69.) über diese Insel und die nahgelegene Rotté sagt. Die Mundarten auf beiden sollen stark den Charakter der Negrito-Sprachen an sich tragen, dennoch aber die Bewohner von Rotté, mit langem glattem Haar, in ihren Gesichtszügen mehr den Indiern des Fest-

„Dieser Stein ist das Mittel, euch den Zugang zu den Dêwa's, welche ihr anfleht, zu erleichtern; denn die menschliche Natur ist schwach und fehlt oft gegen den Höchsten." Und ferner: „wenn ihr einen Wunsch in der Welt heget, so flehet Hülfe von diesem Stein und schmückt ihn mit allen Arten von Weihrauch und Speisen, welche die lieblichsten sind. Wenn ihr dies thut, dann sicherlich wird sich der Batara schämen, euch nicht zu gewähren, was ihr immer verlangen möget." Daſs indeſs der Stein selbst nicht der wahre Gegenstand der Anbetung ist, scheint eine Stelle der jüngeren Inschrift anzuzeigen. Nachdem darin auf die wahre Sinnesart und Gemüthsstimmung gegen die Gottheit gedrungen ist, heiſst es: „Ja, der gebildete Stein, welchen ihr verehrt, ist nur zu betrachten als ein Schleier zwischen euch und der wirklichen Gottheit." Jedoch spricht diese Inschrift mit nicht weniger Ehrfurcht von den Steinen. „Steine," sagt sie, „an Orten des Gottesdienstes aufgestellt, sind mit vielen Arten des Schmuckes verziert; sie werden gefürchtet von denen, welche Vergebung zu erhalten wünschen, und können nicht zerstört werden." Höchst merkwürdig ist der Eingang der jüngeren Inschrift. Er lautet folgendergestalt: „Wahrhaft wisse die ganze Welt, daſs die Paṇḍita's schrieben auf diesem Gegenstand der Verehrung, schildernd die Gröſse des *Ratu* (Fürsten), und daſs das Ganze auf einen, zu diesem Endzweck zugerichteten Stein gebracht worden ist. Als dieser groſse Stein zuerst als eine Stätte des Gottesdienstes betrachtet wurde, waren die Menschen gewohnt, bei demselben zu schwören, er wurde in groſser Ehrfurcht gehalten und als ein Abwender von Unreinheit angesehen. Hierzu nun ist mit Wahrheit und Aufrichtigkeit des Herzens eine Erzählung der Vollkommenheit der Monarchie hinzugefügt, deren Provinzen blühend sind." Hier scheint es, als wäre der Stein schon längst vor der Inschrift aufgestellt und verehrt gewesen, und als hätte man ihn nur benutzt, um die Thaten des regierenden Herrschers, in Unterweisungen verwebt, darauf zu preisen. Daſs aber die Zeit, in der dies geschah, der öffentlichen und ganz verbreiteten Verehrung von Steinen und Bildsäulen keinesweges fremd war, beweist der übrige Inhalt. Denn es wird ausdrücklich zum Lobe des Fürsten angeführt, daſs er Befehl gab, Bilder (*images*)

---

landes, als den Bewohnern des Archipels, gleichen. So wunderbar sind in diesem Erdstrich in Gestalt, Sprache und Sitten die Volksstämme vermischt.

zu verfertigen. „Keine anderen," heiſst es dann weiter, „wurden gemacht, als *Archa's*, funfzig an der Zahl, alle aufrecht (*erect*), und sie wurden für göttlich gehalten, da sie zu diesem Endzweck auf geweihten Boden gestellt sind." Welcher Unterschied hier zwischen *Archa's* und andren Bildern gemacht wird, wenn unter dem Gegensatze nicht bloſs profane Bildwerke zu verstehen sind, weiſs ich nicht. Das Wort ist kein anderes, als das Sanskritische *archâ*, gottesdienstliche Verehrung, Bild. Auch daſs diese Bildsäulen besonders als aufrecht stehend geschildert werden, ist sonderbar. Sollten dadurch die sitzenden Buddha-Bilder ausgeschlossen werden? Stellen, wie diese, sind es vorzüglich, welche die Abwesenheit des Textes bedauern lassen. Die Anfertigung von Bildern in menschlicher Gestalt wird in derselben Inschrift ausdrücklich empfohlen. „Machet Bilder aus Stein, gleich menschlichen Wesen, an welche die Gebete gerichtet werden können. Menschen, welche dieselben verwerfen, werden Krankheit und Elend leiden bis an ihren Tod, was höchst bitter sein wird; deswegen ist es nothwendig, um die Gunst der Dêwa's zu flehen und zu beten."

Ein bestimmter Zweck, ja vielleicht, wenn auch nicht anerkannt, der hauptsächlichste, der Inschriften dieser Art scheint oft die Verherrlichung des jedesmaligen Regenten gewesen zu sein, theils durch die bloſse Aufrichtung des Steines, der seinen Namen verewigte, theils durch das bestimmte, ihm darin ertheilte Lob. Das der Minister und Räthe (*Mantri's*) wird dabei nicht übergangen. Die jüngere Inschrift nennt sogar den ersten Minister (*Pepati*). Er heiſst *Brata Wismara*, und wird als seinem Herrscher unentbehrlich geschildert.

§. 37.

Genauere Darlegung des Inhalts dieser Inschriften.

Ganz vorzüglich wird in diesen zwei Inschriften die Ehrfurcht und der Gehorsam gegen die Panḍita's eingeschärft und ihr Lob auf die höchste Spitze gestellt. Ihre Weisheit wird mit der des Vogels *Garuḍa* verglichen. „Gehorchet," heiſst es an einer anderen Stelle, „den Befehlen der Pandits, betrüget nicht euren Guru, ihr gehet sonst sicherlich auf ewig in die Hölle. Besser ist es, ihr gehorcht eurem Guru. Eure Trefflichkeit wird dann hinabsteigen zu euren Söhnen und Enkeln, und sie werden

Vortheil ziehen aus eurem Verdienste." Sich dem Batara zu widmen, ist der Gipfel menschlicher Trefflichkeit; und wenn gesagt wird, daſs die Religionsbücher (*Sastra*) durch die Tugendhaften in der Welt verbreitet worden sind, so werden hiermit natürlich nur die Paṇḍita's gemeint. Mit der Ehrfurcht vor ihnen hängen die gottesdienstlichen Plätze zusammen. Die Könige von Java errichteten solche Stätten, welche *Sangga Pamalungan* (1) genannt werden.

In mehreren Stellen wird die Erweiterung der Kenntnisse empfohlen, und unter allen menschlichen Dingen auf sie das höchste Gewicht gelegt. „Wahre Kenntniſs mit allen ihren Trefflichkeiten und ihrem ganzen Nutzen wird geehrt von den Tugendhaften; diese wahre Kenntniſs wird begünstigten Menschen sicherlich von dem Dêwa gesandt." An einer anderen Stelle wird der menschlichen Weisheit noch gröſsere Ausdehnung beigelegt, als dem Fluge des Vogels Garuḍa. „Die Weisheit des Menschen ist ausgebreitet, wie das Firmament, unmeſsbar selbst für den Vogel Garuda, der doch versteht in die Himmel zu fliegen, wenn er auch zu dem Ende des Raumes gelangen sollte; so ist menschliche Weisheit." Der fabelhafte Garuḍa wird hier wohl nur als ein dichterisches Gleichniſs, und ohne Beziehung auf seinen, in den Inschriften gar nicht genannten Gebieter Wishṇu, aufgeführt. Sonderbar ist es aber, daſs an einer anderen Stelle, wo die groſsen, von dem Batara der Menschheit eingeräumten Vorzüge gepriesen werden, derselbe Vogel als den Menschen unterwürfig geschildert wird. „Obgleich der König (*ratu*) Löwe das Haupt der Thiere heiſst, wird er doch vom Menschen gefangen gehalten. Das Gleiche gilt von Garuda, dem König der Vögel, welcher in den Lüften thront; er ist gleichfalls unterwürfig den Befehlen des Menschen; nicht also die Sonne, der Mond, die Erde, das Meer, die Luft, das Firmament, die Gestirne; sie stehen sicherlich nicht unter der Herrschaft des Menschen. Aber sie sind ausgesetzt, günstig und ungünstig in ihrem Laufe erachtet zu werden, gleich den Wolken, welche Regen herabgieſsen und in der regnigten Jahrszeit das Entzücken des Landmanns sind." In dieser Stelle wird Garuḍa bloſs als eine Benennung des Mächtigsten und Gewaltigsten des Vogelgeschlechts genommen. Weder im Sanskrit aber, noch im Javanischen, braucht man das Wort sonst von einem wirklichen Vogel. Im eigentlich Malayischen bedeutet *garŭda* oder *grŭda*, auſser dem eigentlich Indischen Begriff, noch ein besonderes geflügeltes Ungeheuer, eine Art Greif. Bei der Stelle, die uns hier beschäftigt, darf nicht übersehen werden, daſs Garuḍa, zu einem ganzen Geschlechte fabelhafter Vögel erhoben, häufig in Buddhistischen Legenden erscheint.

---

(1) Von dem ersteren dieser Wörter s. oben (S. 99.) und weiter unten §. 42.; das zweite wird in der Javanischen Übersetzung des neuen Testaments (Apostelg. 3, 1. 4, 1.) für Tempel gebraucht, aber *pamĕllĕngngan* geschrieben, der Ort der Unterweisungen, von dem Javanischen *mĕlling* (Crawf. *Voc.*).

Als das wesentlichste und sicherste Mittel zur Erweiterung und Aufbewahrung der Kenntnisse wird die Schrift (das Alphabet) gepriesen und anempfohlen. Daſs Aji Sâka zuerst sich ihrer bediente, ist die Ursache seines Ruhms. Die Schrift ist in religiöser Hinsicht wesentlich wichtig. ,,Was sie euch mittheilt," heiſst es, ,,wird eurem Körper höchst qualvoll sein, aber eure Hoffnungen werden erfüllt werden." Hier sind offenbar geschriebene Büſsungsregeln gemeint. Der Nutzen der Schrift im praktischen Leben wird aber nicht übergangen. ,,Vernachlässige nicht, dich auf die Buchstaben zu legen, gieb jedem seine richtige Stelle. Denn diese Buchstaben sind höchst nützlich in den Verhandlungen der Menschen in dieser Welt während ihres Aufenthalts in derselben. Der Nutzen der Schrift für die Völker der Erde ist, die Herzen der Unwissenden zu öffnen und so die Erinnerung der Vergeſslichen lebendig zu erhalten. Denn ich gebe Menschen, die schreiben können, Unterricht, damit das ganze Wissen, was ich im Busen trage, bekannt werde, und dies habe ich euch gelehrt, weil diese Kenntniſs das Wesen des Körpers ist und ihn erleuchtet." Um sich einen guten Namen zu erwerben und endlich das Vertrauen des Fürsten zu erlangen, soll man immer unmittelbar niederschreiben, was man irgend Nachahmungswürdiges wahrnimmt.

Einige Einzelnheiten über die Buchstaben und die Art des Schreibens werde ich weiter unten (2. Buch) bei Gelegenheit des Javanischen Alphabets genauer erwähnen. Es scheint aber in der That aus der älteren Inschrift hervorzugehen, daſs zu der Zeit derselben und durch ihren Verfasser sich etwas Besonderes in Absicht der Schreibkunst und ihrer Verbreitung wenigstens in dem Distrikte, von welchem die Rede ist, zugetragen habe.

In der älteren Inschrift wird die Religion, welcher die vorgetragenen Lehren angehören, mit keinem besondren Namen belegt. Es heiſst immer nur allgemein, daſs das *Sastra* (Gesetz, Religionsschrift, das Sanskritische *śâstram*) sie vorschreibt. In der jüngeren Inschrift aber befindet sich eine in dieser Rücksicht höchst merkwürdige Stelle. ,,Euer Glaube," heiſst es darin, ,,welchen ihr von Sang yw̃ang Sudriya und Sang yw̃ang Taya empfinget, ist anerkannt (*acknowledged*) durch die Ausdehnung eurer Geschicklichkeit (*ability*) und ist verschieden von anderen Gefühlen." Unmittelbar auf diese Worte folgt eine Lücke, und was ihnen vorhergeht, ist allgemeiner Natur, und dient zu keiner Erläuterung. Hier werden also zwei, ihren Titeln nach, göttliche Wesen als Religionslehrer genannt, die ich wenigstens bis jetzt vergeblich in der Javanischen und Indischen Geschichte und Mythologie, so wie in der Buddhistischen Terminologie, aufzufinden gesucht habe. Die Namen sind aber offenbar Sanskritisch, und schlieſsen sich an bekannte Wurzeln von ganz hierher passender Bedeutung, halten, tragen, ausharren, verehren, schützen u.s.f., an. Des *Sastra's* geschieht häufige Erwähnung in der älteren Inschrift, und man sieht, daſs es zugleich Religions- und Sittenlehre in sich begriff.

Bei der letzteren halte ich mich hier nicht auf. Sie umfaſst die gewöhnlichen Vorschriften und Verbote. Einen Zug aber hebe ich um so mehr heraus, als das Loos des weiblichen Geschlechts in dem Volke sonst auf Java nicht das glücklichste ist: die sorgfältige Auszeichnung, mit welcher in beiden Inschriften von den Frauen gesprochen wird. ,,Drei Dinge zieren den Mann: ein schönes Weib, Waffen und ein Haus. Ein Weib ist die Vertreiberin des Kummers aus einem traurigen Herzen; Waffen sind der Schild des Lebens, und ein Haus Heilmittel für einen ermüdeten Körper." Ferner: ,,Ihr, die ihr für Weiber und Kinder zu sorgen habt, nehmt es nicht leicht damit. Denn ein Weib, wenn sie wahrhaft ihre Pflicht gegen ihren Gatten übt, ist unschätzbar. Sie ist Gewanddruckerin, Spinnerin, Weberin, Nähterin und Stickerin. Solch ein Weib liebet, denn das wird euch in Ansehn bringen. Wenn ein verheirathetes Paar sich gegenseitig liebt, so können sie durchsetzen, wonach sie immer streben mögen. Denn das ist der Weg zur Erlangung eurer Wünsche." In den Lobpreisungen der Könige und Staatsmänner wird gewöhnlich auch ihr Betragen gegen die Frauen herausgehoben. ,,Wenn der König," sagt die ältere Inschrift von Yudhishṭhira, ,,in seinem Pallaste saſs, so war seine Unterredung und sein Scherz mit seinen Frauen sehr süſs. Sie hingen daher ungemein an ihm, und weil die Weisheit des Königs so groſs war, so wurde er von allen Frauen aufgesucht, und war sehr sorgsam in der Aufmerksamkeit, die er ihnen bezeigte." Der erste Rathgeber des Königs, von welchem die jüngere Inschrift spricht, und der eigentlich ausführlicher, als sein Gebieter, gepriesen wird, macht die Bewunderung der Frauen aus; „dies aber," setzt die Inschrift weislich hinzu, „zieht ihn nicht ab von der Achtsamkeit auf das Wohl des Landes."

Der wahrhafte Gott, der oberste, an welchen der Mensch sich zu richten hat, wird in beiden Inschriften immer als einzig angegeben. Zwar wird er nirgends ausdrücklich so genannt, und die Lehre der Einheit nicht wirklich ausgesprochen, sie liegt aber in den gebrauchten Benennungen. Diese sind an einigen Stellen allgemeine: die Gottheit (*the Deity*), der Höchste (*the Supreme*), der Allmächtige (*the Omnipotent*), an noch mehreren aber schlechthin der Batara (*the B.*), und nur an zweien der älteren Inschrift Batara Guru, jedoch so, daſs die Hinzufügung und Weglassung des zweiten Wortes keinen Unterschied zu begründen scheint. Es ist sehr zu bedauern, daſs die Übersetzung nicht die Ausdrücke des Textes für jene allgemeinen Benennungen giebt. An einer Stelle wird zwar Sang yw̃ang Jagat (¹) in einer Parenthese durch: der Allmächtige erklärt. Vielleicht ist daher dieser Ausdruck auch überall da anzunehmen, wo die Übersetzung den letzteren allgemeinen Ausdruck hat. Von den Eigenschaften dieser obersten Gottheit wird nur wenig gesprochen, mehr von dem Verhalten der Menschen gegen sie. Besonders wird nirgends gesagt, daſs dieselbe die Welt geschaffen habe. Alle über sie gemachten Äuſserungen beziehen sich auf Kenntniſs und Gesinnung. Der *Batara* ist es, welcher dem Menschen Weisheit und Trefflichkeit gegeben hat. Der Höchste erleuchtet das Herz derer, die einen wahren und lauteren Wandel führen. Ein vollkommenes Herz entspringt nur von der Gottheit. Niemand kennt die Handlungen eines Fisches im Meere, den Allmächtigen ausgenommen, der allein mit der Wahrheit davon vertraut ist. Batara Guru befiehlt anderen Göttern, und wenn von allen zusammen die Rede ist, so heiſst es: der Batara und alle Dêwa's, so daſs er an der Spitze steht.

(¹) Vom Sanskritischen *jagat*, Welt, dem Wortbegriff nach, wohl dieselbe Gottheit, als *jagannâtha*, der Weltherrscher.

Mehrere Stellen beider Inschriften beweisen, daſs die *Déwa's*, die auch die Reinen genannt werden, die Schutzgeister der Menschen sind. Daher heiſst es, daſs kein lebender Mensch aufhören soll, seinen *Déwa* anzuflehen, und von Arjuna, der zugleich ein Held und ein Büſsender war, daſs er durch seine Déwa's begünstigt wurde. Sie wählen auch die Seele aus, welche bestimmt ist, in der Welt in die Hülle eines Königs eingeführt zu werden. Ihre Geschäftigkeit bezieht sich aber nicht allein auf das irdische Dasein. Es sind auch *Déwa's*, welche dem Tode vorstehen, den Platz auswählen, zu welchem die Gestorbenen gelangen sollen, und sie durch die verschiedenen Stufen, die sie zu durchgehen haben, geleiten. Dieser Déwa's wird in der jüngeren Inschrift gedacht.

Von Göttern, welche durch eigne Namen bezeichnet sind, kommen nur drei vor, die aber keineswegs, wie diese Zahl sonst vermuthen lassen könnte, mit einander in Zusammenhange stehen. Nachdem von der, gleich zu erwähnenden Verehrung der Voreltern die Rede gewesen ist, folgen die Worte: „Wahrlich Sang yw̃ang Jagat und Sang yw̃ang Suria (die Sonne) wird euch huldreich sein. Denn Sang yw̃ang Suria ist der Erleuchter der Welt und giebt der Finsterniſs jeden Tag Licht." Es bleibt sehr zweifelhaft, ob wirklich unter dem ersteren Namen der aus der Indischen Mythologie und von der Küste Coromandel her wohlbekannte Weltherrscher Jagannâtha gemeint ist. Wenn dies aber auch der Fall wäre, so kann man doch darin, daſs an dem Feste dieses letzteren aller Castenunterschied aufhören soll (1), noch nicht einen Beweis der Herrschaft des Buddha-Cultus finden, da (s. oben S. 86. Anm. 2.) es auch Brahmanische Secten gab, die sich über den Castenunterschied hinwegsetzten. Eine unbekanntere Gestalt, über die man mehr Aufklärung zu erhalten wünschte, ist Kalamĕrta; die Stelle lautet wörtlich folgendermaſsen. „Es sei aber kund dem Landmann (*the cultivator*), daſs der, welcher über das Ackergeräth (*the implements of tillage*) gesetzt ist, der Sohn eines Déwata, Namens Sang yw̃ang Kalamĕrta, ist. Er ist sehr gut, denn er beschützt alle Ackerbauer des Landes. Sang yw̃ang Kalamĕrta erregte vom Anbeginn an Schrecken allen solchen, die nicht den Befehlen Batara Guru's gehorchen, weil er Macht erhalten hat von Batara Guru, zu verderben zuerst alle lasterhafte Personen, zweitens die Übles Sprechenden, und drittens die Lügner. Diese drei Laster werfet von euch, und ihr werdet wohl thun, Verzeihung zu erbitten von dem Batara, daſs ihr entgehet der Wuth Sang yw̃ang Kalamĕrta's." Diese Verbindung der Beschützung des Ackerbaues mit der, doch wohl vorzugsweise in die Unterwelt zu versetzenden Bestrafung der Lasterhaften ist sehr auffallend. Sollte hier auf die, in den Griechischen Mythen so sinnvoll ausgeführte Idee angespielt sein, daſs das Samenkorn, der Erde, also gleichsam der Unterwelt, anvertraut, erst durch Tod in das Leben übergehen kann? Aber auch in der Indischen Mythe ist mir keine Spur davon bekannt (¹).

---

(1) Moor. 358.

Eine Art göttlicher Verehrung genieſsen, nach diesen Inschriften, auch die Voreltern. ,,So wie einer eurer Voreltern," sagt die ältere Inschrift, ,,stirbt und zum Himmel eingeht, so laſst sogleich ein Gemälde machen, denselben abzubilden, und schmückt und verseht es mit allen Arten von Eſswaaren, und ehret es, als euren Vorvater, der zu euch herabgestiegen ist und alle eure Bedürfnisse befriedigen will. Denn dies wird der Fall mit demjenigen sein, der seinen Voreltern Ehrfurcht zollt. Bei Nacht brennet Weihrauch und viele Lampen." Dann folgt die schon oben dagewesene Stelle über Jagat und Suria. Da, wo von den Plätzen des Gottesdienstes und den Königen, die sie anlegten, die Rede ist, wird von den letzteren gesagt, daſs sie Abbildungen ihrer Voreltern darin aufstellten. Auch die Verehrung der Asche weiser und tugendhafter Menschen im Allgemeinen wird in der jüngeren Inschrift erwähnt. ,,Seid achtsam auf ächte Erkenntniſs.

(¹) In dem Namen Kalamĕrta ist *kála* entweder die Zeit, oder ein Name Siwa's, oder auch eine Benennung des Gottes der Unterwelt Yama. *Mĕrta* könnte das Sanskritische *mṛita*, gestorben, sein. Da aber *mĕrta* für sich im Javanischen Leben, lebendig heiſst, so vergleicht man das Wort besser mit dem Sanskritischen *martya*, Sterblicher, Mensch. Der Sinn des Namens wäre also: der Unterweltsgott der Menschen. Zugleich mag der Name mit der Javanischen Benennung eines der beiden öffentlichen Nachrichter, *mĕrtalulut* (Crawf. *Voc.*), zusammenhängen. Die Zusammensetzung dieses Wortes ist mir zwar auch nicht ganz klar. Da aber *lulut* zahm, abgerichtet heiſst, so mag der Begriff eines Bändigers, Bezähmers der Menschen darin liegen. Das Javanische reduplicirte *lulut* führt übrigens auf die Sanskritwurzel *luṭh* (verwandt mit *luṭ*), tödten, schlagen, und mag in der obigen Zusammensetzung dieser Bedeutung näher kommen, als das Wörterbuch es angiebt. *Mĕrta* findet sich übrigens auch in menschlichen Eigennamen. So kommt in der Geschichte von Majapahit (Raffles. II. 111.) ein Königssohn Ino Mĕrta Wangsa vor.

Die Tugend guter Menschen gleichet aufgehäuftem und gehütetem Golde. Dem Schein nach besitzen sie nichts, aber in Wahrheit wird das, was sie hinentwickeln, durch Zuwachs geschärft. Durch ihre ganze Laufbahn hindurch wird von ihnen, als bis zum Tode Fleckenlosen, gesprochen, ihre Asche wird dann verziert und geschmückt und in Verehrung gehalten."

Einmal wird auch von einem verführenden Dämon gesprochen. „Seid auf eurer Hut vor den Freveln des Dämons (*the demon*) böser Handlungen, welcher feindlich quält und miſsleitet." Wir werden weiter unten (S. 239.) sehen, daſs auch einer der drei Götter der Batta's auf Sumatra ein solcher übelwollender Verführer war.

Râkshasa's, oder, wie der Name oft Javanisch lautet, *Rasaksa's*, werden auch genannt, aber das Wort scheint nur als eine Benennung verächtlicher und verworfener Geschöpfe, also, wie Garuḍa, nur allgemein und allegorisch, gebraucht zu werden. „Denn," heiſst es in der älteren Inschrift, „nichts auf der Welt ist von gröſserer Trefflichkeit, als das Geschlecht der Menschen, verschieden von dem Dasein eines *Rasaksa*, von dessen Handlungen nicht gesprochen werden kann, gleich denen eines Fisches im Meere;" wo dann die oben angeführte Stelle folgt.

Das Wesen, und gleichsam der Gipfel der hier vorgetragenen Lehre ist die Art, wie das Leben der Menschen und ihr Betragen gegen die Gottheit mit dem Dasein nach dem Tode zusammengeknüpft wird.

Seele und Körper sind vollkommen getrennt, der letztere ist vergänglich und nichts ohne die erstere. „Leben und Tod des Menschen sind gleich, aber sein Körper ist werthlos, wenn ihn die Seele verläſst, und hat keinen ferneren Nutzen auf Erden. Es ist daher besser, er sei verloren, so daſs er zurückkehre zu seinem Urstoff; ein Anderes ist es, wenn die Seele darin ist während des Lebens. Das Dasein des Körpers wird aufgelöst und geht verloren. Er kehrt zurück zu seinem vorigen Zustand, d. h. zu Erde, Wasser, Feuer, Luft." Hier fehlt nach Indischen Begriffen das fünfte Element, der Aether (*âkâśa*); denn nach diesen ist der Tod die Rückkehr des Körpers in die Fünfheit (*paṇchatwam*). Diese Auslassung ist aber dem Buddhistischen System ganz eigenthümlich gemäſs (1), und ich werde daher weiter unten (s. §. 45.) darauf zurückkommen. Die Verschiedenheit des

---

(1) Colebrooke. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 559.

Körpers und der Seele wird auch in einem Gleichniſs dargestellt. „Blicket auf den Menschen. Wenn ihr seinen Zustand während des Lebens betrachtet, so ist sein Dasein nichts mehr, als das eines Grashalms, der auf der Oberfläche der Erde emporsprieſst. Eure Seele aber ist gleich dem Thau, der an den Spitzen des Grases hängt. So ist ihr Zustand." Die leichte Beweglichkeit, wit welcher die Seele gleichsam nur den Körper berührt, ohne sich fest an ihn zu heften, ist in der That in dieser Stelle schön ausgedrückt. Denn alles in dieser Lehre ist darauf gerichtet, daſs die Seele sich bald wieder und glücklich des Körpers entledige, um in einen besseren Zustand überzugehen. „Ein Mann, der die Hälfte seiner Lebensdauer erreicht hat, siehet die Trennung seiner Seele von ihrer Hülle wohl ein. Euer Dasein gleichet dem des Mondes, d. h. von dem ersten Viertel bis zum Vollmond und von da bis zu seinem äuſsersten Schwinden am neun und zwanzigsten Tage seines Alters. Wenn sich der Mond also in Osten verliert, erscheint er gewiſs in Westen wieder, und beginnt auſs neue den ersten Tag seines Alters. So lange ihr lebet, wendet euch mit Bitten an die, welche sich auf den Niedergang (*the setting*) der Seele verstehen. Wer sich darauf versteht, der wird sicherlich an seinen Handlungen erkannt. Aber das beste Verlieren dieser Hülle geschieht durch vier Ursachen: Wasser, Feuer, Luft und Erde. Wenn sie durch diese vier verloren geht, wird der Körper sicherlich schnell entfernt."

Das angestrengteste Bemühen des Menschen muſs dahin gehen, auf die Stelle bedacht zu sein, welche er nach der Auflösung des Körpers einnehmen wird. Auch hier kommt es darauf an, sich von demselben recht schnell zu befreien. Nach der älteren Inschrift muſs aber die Seele in neue Körper übergehen, in welche sie, wie in Hüllen, eingeführt wird. Es ist in dieser Inschrift von drei Plätzen die Rede. „Ein lebender Mann sollte die Vorzüge jener Plätze kennen, welche sind die Erde, das Firmament (*the sky*) und der Raum dazwischen. Denn morgen, wenn ihr todt seid, wird euer Körper (1) und eure Seele dort sein. Ehe diese den Weg kennt, wird sie ihre Wohnung in ein lebendes Wesen verändern. Wenn ihr dort Gefallen findet, könnet ihr nach einem Platze suchen, weil ihr durch euer

---

(1) Hier dürfte leicht ein Irrthum der Übersetzung sein, die auch, obgleich zwei Dinge genannt sind, nun im Singular mit *it* fortfährt. Die ganze Stelle ist überhaupt dunkel.

Herz das Unterscheidungsvermögen besitzet." Wenn die Könige Java's beteten, so flehten sie den Batara um nichts an, als um ihr Dasein, nämlich das künftige, überirdische, „daſs, wenn sie stürben, sie ihre Plätze einnehmen möchten, schnell ihren Körper veränderad, weil ihr voriger Körper zu seinem Urzustande zurückgekehrt war." In der jüngeren Inschrift werden, vermuthlich in Bezug auf sieben Himmel, ebenso viel Plätze der Menschen nach dem Tode erwähnt. Man sieht, daſs nach der oben angeführten Nennung der Gründer des Glaubens in der gelassenen Lücke der Übersetzung von dem Zustande der Lasterhaften oder doch minder Guten nach dem Tode die Rede gewesen sein muſs. Denn die Inschrift fährt unmittelbar nach dieser Lücke also fort: „Verschieden sind die Belohnungen derer, welche in den Himmel gelangen; Glückseligkeit ist über sie ausgegossen; entzückend ist ihr Zustand. Wahrlich sie haben das Land des Silbers erreicht (1). Was immer als eure Belohnung bei eurem Tode festgesetzt sein mag; wenn es erlangt ist, kann es nicht wieder verloren werden; alles ist bestimmt, das Ganze ist vertheilt, ebenso als die Gewiſsheit des Todes. In der That, ihr seid zu einem Platz hingewiesen, der ein erhabener ist, ausgemittelt durch die Dêwa's, welche dem Tode vorstehen und eure Geleiter werden. Denn die Todten sind in einem weiten und ebenen Lande. Es werden ihnen Beschäftigungen gegeben, und sie gehen schnell, jeder dem ersten Platze zufliegend, bis sie an den siebenten gelangen. In Wahrheit, sie kommen zuletzt zu dem äuſsersten Ende mit ihren Begleitern. Keiner unter ihnen hat Furcht empfunden; das Dasein des Körpers ist aufgelöst; es giebt keinen der in Büchern Erfahrenen, der in Schrecken gesetzt würde." An einer anderen Stelle derselben Inschrift heiſst es: „Wenn ihr sterbet, werdet ihr bewacht und erhöhet werden, und nicht ohne Gefährten. Ein solches wird das Loos dessen sein, welcher das Wohl des Landes sucht; denn er fördert das Glück des Volks."

---

(1) Die Wahl gerade dieses Metalles könnte zwar durch seine Weiſse und Lauterkeit bestimmt worden sein. Sie scheint aber doch noch einen speciellen Grund zu haben, und dieser liegt vielleicht darin, daſs, nach der Erzählung des Manek Maya, der älteste der Söhne Batara Guru's, Mahâdêwa, einen silbernen Pallast hat. Das Gold nimmt in dieser Vertheilung der Metalle unter die fünf ältesten Söhne Guru's erst die dritte Stelle ein, da ihm auch das Kupfer vorausgeht.

Das Mittel nun, zu diesen letzten Gipfeln des Daseins zu gelangen, ist die Losmachung von allem Irdischen, bis zur Verläugnung des Daseins selbst, und die Ertödtung jeder körperlichen Begierde. Zuerst wird Enthaltsamkeit und Mäſsigkeit im Essen und Trinken empfohlen. Dann aber gehen die Buſsübungen weiter. „Die beste Art zu beten," heiſst es, „ist, euch vertraut zu machen mit Abgeschiedenheit (*seclusion*), was geschieht, indem ihr den Körper ungeheuer martert." Sonderbar ist es, daſs unmittelbar hierauf wieder gegen dies Übermaſs gesprochen wird. „Wenn ihr aber solltet sehr zurückgekommen sein (*much reduced*), so wird eure Seele nicht zu jenen drei Plätzen gelangen." Am entschiedensten spricht sich dies System in folgender Stelle aus: „Wenn ihr je wünscht, eure Seele zu stärken, so gehet auf den Gipfel eines Berges. Das ist der Platz für ernstliches, stummes Gebet. Erwecket euer festes und aufrichtiges Gemüth, lasset darin keinerlei Bodensatz (*dregs*) eurer Natur zurück, sondern lasset die Seele Nicht-Sein annehmen (*non-existence*) und betet." Hiermit kommen folgende Worte der jüngeren Inschrift von der nothwendigen Concentration des Gemüths überein. „Die Kenntniſs dessen, was zu aufrichtigem Gebete erfordert wird, ist diese: euch selbst zu bestrafen, euch zu entkleiden vom Hören, zu verwerfen das Übelthun jeder Art, euer Auge geheftet zu halten auf Eines." Auch von Arjuna sagt die ältere Inschrift, daſs er, um ein Büſsender zu werden, seinen Körper vernichtete. Der Erwähnung seiner Büſsung geht unmittelbar eine sonderbare Äuſserung vorher. „Eure bösen Neigungen," heiſst es, „zerstören euren Körper. Denn derjenige, welcher zuerst Krieg anfing, seine Zauberkraft (*magic*) war sehr groſs, da er die Leidenschaften der Menschheit (*the passions of mankind*) abzuwerfen vermochte, wie Arjuna, dessen Stärke im Kriege und in Besteigung seines Wagens berühmt war. Denn er wurde von allen Dêwa's beschützt, ja er konnte ein Büſsender werden, erlöst von allen Bedürfnissen, welchen die Menschheit unterworfen ist, und konnte mit Inbrunst beten." Die Abwerfung der menschlichen Leidenschaften bei Unternehmung eines Krieges, wo man sie gerade in groſser Aufregung glauben sollte, scheint auf die Stellen im Mahâ-Bhârata und Brata Yuddha zu gehen, wo Arjuna aus Mitleid und Menschlichkeit nicht die Schlacht beginnen will und durch philosophische Gründe zur Überwindung dieser Gefühle bewogen wird.

Daſs diese Lehre vollkommen eine innerliche genannt werden muſs, geht aus allem Obigen hervor. Es wird aber auch ausdrücklich mehrmals wiederholt, daſs, ohne Reinheit und wahre Aufrichtigkeit der Gesinnung, keine wahre Richtung des Gemüths auf die Gottheit gedacht werden kann. „Die menschliche Natur, wenn sie nicht Ermahnung annehmen will, gleicht einer steinigen Ebne ohne Gras; kein Thier will sich ihr nähern, alle bleiben davon fern. Ich will euch unterweisen, gewährt mir Aufmerksamkeit, und unterlasset nicht, Unterricht anzunehmen, so daſs ihr ihm so nahe als möglich nachkommt; aber zuerst reiniget euer Herz, welches Ehrfurcht zollt, nicht Ehrfurcht, die mit dem Ohre gehört wird. Worte, die vom Munde ausgehen, sind eitel ganz und gar, und es ist kein Verlaſs auf ihre Wirkung. Die Andacht eines reinen Herzens ist wie der Schein des Mondes, nicht heiſs, sondern kühl und entzückend, und die Schönheit, in welcher die Sterne, als bildeten sie das Gefolge des Mondes, ausgestreut sind, erhöhet die Gröſse des Schauspiels."

§. 38.

Folgerungen aus diesen Inschriften.

Ich habe mit Absicht ausführliche Auszüge aus diesen Inschriften mitgetheilt, um den Leser in den Stand zu setzen, selbst ein Urtheil zu fällen. Batara Guru erscheint hier auf keine Weise, welche Veranlassung gäbe, bei ihm an Siwa zu denken. Dagegen ist auch, seinen Namen ausgenommen, nichts gerade bestimmt auf Buddha Hindeutendes in ihm zu finden. Er ist der oberste Gott, durch nichts andres, als durch diese Eigenschaft, charakterisirt. In dem gröſsten Theile des übrigen Inhalts dieser Inschriften liegt, so viel ich sehe, nichts, was man nothwendig auf Buddhistische Lehre beziehen müſste. Was darin von dem Zustande nach dem Tode, von der Nothwendigkeit der Unterdrückung des Körpers, von der Sammlung des Gemüthes auf Einen Punkt, endlich von der Vernichtung des Daseins selbst, dem wahren *nirwâṇam*, gesagt wird, ist ebensowohl Brahmanische, oft, und namentlich in der Bhagawad-Gitâ, ausgesprochene Lehre. Dagegen ist die Aufzählung von vier Elementen mit Ausschlieſsung des fünften (s. oben S. 229. und unten §. 45.) ein wahrhaft charakteristischer Lehrsatz des

Buddhismus, und da die Inschriften diesen klar und entschieden aufstellen, so ist man wohl berechtigt, auch dasjenige, was an sich auf beide Lehren gedeutet werden könnte, zum Buddhismus hinzuziehen. Auch was Erskine als ein charakteristisches Kennzeichen rein Buddhistischer Tempel angiebt, daſs die vierarmigen, mehrköpfigen, oder sonst sich von der menschlichen Natur entfernenden Gestalten sparsam oder gar nicht in ihnen erscheinen, das möchte ich auf diese Inschriften anwenden. Keiner der höheren Indischen Gottheiten geschieht in ihnen Erwähnung, und wie wir gesehen haben, kommen überhaupt nur wenige Götternamen darin vor. Wenn man nun in diesen Punkten den Charakter Buddhistischer Lehre nicht verkennen kann, so läſst sich der übrige Inhalt nicht allein mit derselben vereinigen, sondern kleine einzelne Züge, die allerdings einzeln wenig bedeutend sein würden, bestätigen auch diese Meinung. Hierzu rechne ich die häufige Erwähnung der Tugendhaften, der Weisen, welche das Gesetz verbreitet haben, der Gefährten auf den Bahnen jenseits des Lebens, der Verehrung ihrer Asche. Alle diese Züge lassen sich auf den Begriff einer Mehrheit von Buddha's hindeuten.

In die Augen fallend ist es, daſs in beiden Inschriften sowohl in Absicht des Betragens gegen die Gottheit, als in der Schilderung ihrer Natur selbst, eine gewisse Reinheit und Freiheit von Begriffen eigentlichen Götzendienstes herrscht. Hierin möchte vielleicht Mancher einen Einfluſs mahomedanischer Lehre erkennen wollen. Wenn man aber nicht in den Fehler eines zu weit getriebenen Miſstrauens gegen angebliches höheres Alter verfallen will, so scheint es mir unläugbar, daſs vielmehr diese Denkmale das ächte Gepräge des eigenthümlichen Javanischen Hinduismus, wie er sonst auf der ganzen Insel erscheint, an sich tragen. Ihr Inhalt, so wie ihr Charakter, ist allerdings sehr von dem in den mythologischen Schriften herrschenden verschieden. Dies rührt aber eben daher, daſs jene von einer ganz anderen Absicht ausgehen, die Landesgeschichte an vorhistorische mythische Zeiten anknüpfende Sagensammlungen sind. In den Inschriften werden religiöse und sittliche Lehren eingeschärft, sie haben, neben der Verherrlichung der Regenten, keinen anderen Zweck. Sie enthalten nicht Mythe, sondern Philosophie. Man kann sie daher wohl als triftige Zeugen für das Religionssystem ihrer Zeit ansehen. Die geläuterten Ideen der Einheit der Gottheit und der Innerlichkeit ihrer Anbetung sind aber dem Brahmanismus so wenig fremd, daſs sie demselben vielmehr sichtbar zum Grunde liegen, und im Buddhismus treten sie, nicht vielleicht an sich, aber doch durch den Umstand noch sichtbarer hervor, daſs die mythische Bevölkerung des Himmels bald wirklich fehlt, bald mehr in Schatten gestellt ist. Als Denkmäler, wäre ich geneigt, die Inschriften in ein höheres Alter zu setzen, als jene Mythensammlungen in der Gestalt, in der sie auf uns gekommen sind. Brahmanismus und Buddhismus haben in Indien und im ersten Ursprung des letzteren einander auch in ihren Lehren wohl sehr nahe gestanden, und aus dieser Epoche den Buddhismus auf Java abzuleiten, ist auch sonst sehr viel Grund vorhanden.

Bei Beurtheilung der Ächtheit dieser Inschriften ist die Gleichförmigkeit nicht zu übersehen, die in dem Inhalte beider, nur um 39 Jahre von einander entfernter Inschriften herrscht, und die um so beweisender ist, als dieselben zwar in dem gleichen Distrikte, nicht aber, wie es scheint, an der nämlichen Stelle gefunden wurden. Auch ist auf den Umstand sehr viel Gewicht zu legen, daſs sie gerade Inschriften und auf Steinen sind. Hier ist Verfälschung durch einzelne Personen viel umständlicher, und daher weniger wahrscheinlich.

Einen Anhänger des Islams kann man einer solchen Erdichtung nicht beschuldigen wollen. Kein mahomedanischer Missionar würde das Accommodations-System so weit getrieben und von den offenbar localen und Indischen Meinungen so viel aufgenommen haben, als die Denkmäler wirklich enthalten. Es könnte nun zwar, da der Islam in einem weiteren Zeitraum auf Java allmälig Wurzel schlug, diese neue Religion unmerklichen Einfluſs auf die einheimische gewonnen, und es könnten sich in diese Lehren aus jener eingeschlichen haben. Wollte man aber auch in den beiden Inschriften, wie es mir auf keine Weise nothwendig scheint, einen solchen Anflug mahomedanischer Ideen erkennen, so würden diese Denkmäler doch darum nicht aufhören, beachtenswerthe Zeugnisse über den Landesglauben zu sein, der nur durch das Fremdartige eine etwas andere Färbung erhalten hätte.

Raffles sagt von den Inschriften des Distrikts Surabaya, daſs sie ohne Ausnahme auf groſse, flache Steine, die er mit Grabsteinen vergleicht, eingegraben sind, und daſs sie auf einer Art Thron von Lotusblättern ruhen (¹). Er scheint hierunter horizontal liegende Steine zu verstehen, so daſs die Beschreibung wenigstens nicht auf die ältere unserer beiden Inschriften passen kann, da diese auf beiden breiten Seiten Schrift enthält. Allein in dem Lotussitze scheint mir ein nicht undeutliches Kennzeichen des Buddha-Cultus zu liegen, da auch die Buddha-Bilder einen solchen Sitz haben und dies ein bestimmter heiliger Gebrauch war (s. oben S. 128.).

§. 39.

Batara und *Guru* in dem Javanischen Heldengedichte Brata Yuddha.

Im Brata Yuddha kommen die Wörter *Batara* und *Guru* vereint als Name eines bestimmten Gottes nicht vor, einzeln jedoch häufig (²), was auf keine Weise auffallend ist, da dies Gedicht nur Indische Erzählungen enthält. *Guru* hat ganz die im Sanskrit übliche Bedeutung. In *Batara* würde man vergebens auch nur den leisesten Anklang des Begriffs einer göttlichen Herabkunft (*awatâram*) suchen. Es hat, gerade wie wir es bisher gesehen haben, nur die allgemeine Bedeutung eines Gottes, und wird in diesem Sinne, als ein Titel für Götter und Menschen, vor Namen gebraucht. Daher findet man Batara Siwa, Batara Rudhra, und an einer Stelle der Paraphrase Batara Brama. Allein auch Batara Giri Nata, der Herrscher der Berge, und Batara Hari, der Gott des Tages, nach der Paraphrase Batara Surya, führen diesen Titel. Man kann ihn daher auch bei Kṛishṇa nicht anders nehmen, und nicht etwa für eine Anspielung darauf halten, daſs Kṛishṇa eine Incarnation Wishṇu's, ja identisch mit dem Gotte selbst war. In einer der, auch in Indischen Gedichten oft vorkommenden Aufzählungen der göttlichen Wesen steht Batara voran und die Dêwa's folgen nach. Auch wo der Gott dem Könige Jaya Baya verheiſst, daſs er wie ein Gott werden solle, wird *Batara* gebraucht. Dagegen heiſst auch der König selbst schon Batara Nata, der Gott-Herrscher, und

---

(¹) II. 58. *These are invariably engraved on large flat stones, in the shape of tombstones, resting upon a kind of throne of lotus leaves.*

(²) *Batara* findet sich 2, *b.* 3, *a.* 4, *c.* 7, *a.* 33, *a.* 35, *c.* 76, *b.* 79, *c.* 81, *a.* 212, *a.* u. s. f.

Kunti, Paṇḍu's Gemalin, mehreremale, mit Sanskritischer weiblicher Endung, *Batari.*

Es ist interessant, bei allen diesen Stellen die Javanische Paraphrase nachzuschlagen, weil man aus ihr wenigstens die heutige Art, das Wort zu nehmen, erkennt, vielleicht aber sie sich auch auf ältere Überlieferungen gründet. In der Aufzählung der Himmelsbewohner nun erklärt sie das allgemein gebrauchte *Batara* durch *Déwa*, dagegen in den Worten der Verheiſsung an Jaya Baya, wie es mir scheint, fälschlich, durch *ratu*, König. Batara Siwa, Batara Rudhra des Javanischen Textes giebt die Paraphrase durch Batara Guru wieder, und ebenso erklärt sie Batara Giri Nata in derselben Gleichstellung mit Siwa, der vorzugsweise der Gott der Berge ist, und auch in der Indischen Mythologie den Namen Giriśa führt. Hier ist also ein positiver Beweis, daſs man sich heutzutage unter Batara Guru wirklich Siwa denkt und beide mit einander verwechselt. *Batari* übersetzt die Paraphrase richtig durch das gleichfalls als Titel gebrauchte *Dhêwi* (¹).

Es bedarf kaum erst bemerkt zu werden, daſs man Unrecht haben würde, für das richtige Verständniſs des Textes des Brata Yuddha dieser Paraphrase unbedingten Glauben zu schenken. Es beweisen dies aber auch einzelne Stellen. In der schon oben erwähnten Aufzählung der Himmelsbewohner werden ganz richtig, und den, wie wir im Vorigen gesehn haben, auf Java üblich gewesenen Begriffen gemäſs, die Déwa's den Batara's untergeordnet, und der Text bedient sich des Ausdrucks *dhêwagana*, Götterschaaren. Als mit diesem Wort gleichgeltend, setzt nun die Paraphrase *Pandita hing langngit*, die Pandits des Himmels (²). Man wäre geneigt, dies für ein bloſses Versehen zu halten, wenn nicht in demselben Verse ein zweiter offenbarer Beweis der Unkenntniſs Sanskritischer Wörter vorkäme. Der Vers des Textes schlieſst mit *sura*, was hier sichtlich Götter bedeutet. Die Paraphrase erklärt es aber durch *prajurit*, Krieger, und hat also die Wörter शूर, *śûra*, Held, und सुर, *sura*, Gott, weil beide im Javanischen Alphabete gleich geschrieben werden, mit einander verwechselt.

(¹) So 35, *c.*, wo Raffles Text eine andere, wohl aber unrichtige Lesart, nämlich *Batara*, in Bezug auf Kṛishṇa, hat.

(²) B. Y. 76, *c.*

§. 40.

Batara Guru auf andren Inseln des östlichen Archipels auſserhalb Java.

Die Behauptung des Kanda, daſs Batara Guru auch auf andren östlichen Inseln verehrt wird, bestätigt sich noch durch die heutige Erfahrung. Schon ohne mühsames Nachsuchen findet man ihn, dem Begriff und dem Namen nach, an sehr von einander entfernten Orten des östlichen Archipels, und an andren mögen die Spuren nur unbeachtet geblieben sein. Am deutlichsten sind sie natürlich da, wo der Islam noch wenig oder gar nicht eingedrungen ist, und am merkwürdigsten, sowohl in dieser, als in anderer Rücksicht, sind die religiösen Vorstellungen der Batta's (1) auf der Insel Sumatra.

Die Batta's verehren drei oberste Gottheiten, von welchen jedoch zwei einigermaſsen von dem ersten abhängig sind. Diese drei göttlichen Wesen heiſsen Batara Guru, Seri Pada und Mangala Bulan; aber nach den Nachrichten der Missionare steht über ihnen ihr Vater Debata

---

(1) Die mir bekannten Hauptstellen über dieselben finden sich in den Batavischen Verhandlungen. III. 9-12., in Marsden's Geschichte von Sumatra. 384-387., in den Verhandlungen der Groſsbritannischen Asiatischen Gesellschaft. I. 499-504. und in Raffles Abhandlung über die Malayische Nation (*Asiat. res.* XII. 1816. S. 124.), dann aber auch in einem Briefe an Marsden vom Jahre 1820 (*Memoir.* 435.). Den beiden ersten dieser Schilderungen liegt ein an Radermacher, welcher Mitglied der Batavischen Gesellschaft war, mitgetheilter Aufsatz des Holländischen Gouverneurs Siberg zum Grunde, und beide kommen daher genau mit einander überein. Noch befriedigender sind aber die von der Asiatischen Gesellschaft bekannt gemachten Nachrichten, indem sie einige Umstände enthalten, die erst das Ganze der Vorstellungsweise klar machen. Sie wurden im Jahre 1824 auf Raffles Veranlassung durch zwei Missionare, Burton und Ward, gesammelt. Die Stelle in Raffles *Memoir* fügt, ihrer Kürze ungeachtet, eine wichtige Angabe zu diesen Nachrichten, mit welchen sie übrigens übereinstimmt, hinzu. Raffles und Crawfurd schreiben den Namen des Volksstammes und der Gegend Batta. Radermacher giebt ihm nur ein einfaches *t*, und die beiden Missionare schreiben Batak. Das End-*k* ist aber unstreitig nichts anderes, als der mehreren Malayischen Wörtern beigegebene Laut, von dem weiter unten die Rede sein wird. Ich bleibe bei der ersteren Schreibung, als der gewöhnlichsten, der auch Marsden noch in seinem neuesten Werke (*Miscellaneous works.* 81.) folgt, obgleich er (*Sumatra.* 365.) Batak für die eigentlich richtige erklärt.

Hasi Asi, als der wahre, alleinige, höchste Gott und der Schöpfer der Welt. Dieser ist indeſs nach Vollendung des Schöpfungswerkes in gänzliche Ruhe zurückgekehrt, und hat die Weltherrschaft seinen drei Söhnen übergeben. Doch regieren auch diese nicht unmittelbar selbst, sondern durch dreifache Stellvertreter (*Wakīl's*), nämlich Debata digingang, Debata detora und Debata dostonga, die Götter in der Höhe, in der niedrigen, unteren Region (*of below*), wohl der Erde, und in der Mitte. Der Stellvertreter in der Höhe scheint gemeint, wenn in einem Wortverzeichniſs (1) der Sprache der Batta's Gott *jinjang* und Herr Gott (Holländisch *Heer God*) *Batada jinjang* heiſst. Denn in demselben Wortverzeichniſs kommt *ginjan* für hoch vor (2). Nach den Missionaren unterscheiden sich die beiden älteren Söhne des höchsten Gottes bloſs dadurch, daſs Batara Guru der Gott der Gerechtigkeit, Seri Pada der Gott der Gnade ist. Guru wird zugleich als der oberste Lehrer und Erzieher des Menschengeschlechts angesehen, und Pada sucht seine Strenge, wenn sie ihm zu groſs scheint, zu mildern. Der jüngste Bruder ist, nach beiden Angaben, der Ursprung des Übels, und, immer zum Bösen verleitend, beständig beschäftigt die guten Absichten seiner Brüder und ihren Erfolg zu hintertreiben. Doch hat er gerade den bedeutendsten Einfluſs auf die menschlichen Angelegenheiten. Auch nach Siberg's Bericht herrscht er auf der Erde, der zweite Bruder in der Luft zwischen Erde und Himmel, und der älteste, Guru, im Himmel. Nach einem astrologischen Buche der Batta's, dessen Raffles in der oben angeführten Abhandlung erwähnt, sind die Gottheiten, welche bei ihnen die glücklichen und unglücklichen Epochen bestimmen, Mesewara (Mahêśwara), Bisnu, Brehma, Sri, Cala. Hier sind, wie es scheint, die Götter nicht nach ihrem Range geordnet, und den einheimischen Namen Indische untergeschoben. Dem Sibergischen Berichte fehlt der eigentliche Weltschöpfer. Denn obgleich Batara Guru der Vater des Menschengeschlechts ist, so ist er nicht wahrer Schöpfer, sondern mehr Wiederhersteller der Erde. Nach Siberg steigen die Batta's gar nicht bis zu dem wahren Ursprunge der Erde und des Wassers hinauf. Die erstere ruhte von dem Anbeginn aller Zeit an auf dem Haupte, oder vielmehr den drei Hörnern Naga Padoha's. Der Sibergische Bericht nennt bloſs diesen Namen, und erwähnt der Hörner, ohne weiter die Classe von Thieren zu bezeichnen, welcher das Ungeheuer angehört. Die Missionare beschreiben dasselbe als eine Schlange mit Hörnern gleich einer Kuh (¹), und Marsden hält es für eine Erinnerung an die Schlange Wishnu's. Die Folge der Erzählung zeigt aber, daſs man sich Naga Padoha mit äuſseren Gliedmaſsen, Füſsen und Händen denken muſs. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daſs der ganzen Sage die Idee eines welttragenden Elephanten zum Grunde liegt und daſs die doppelte Bedeutung des Sanskritischen *nâga*, Elephant und Schlange, Verwirrung in die Sage gebracht hat. Hieraus ist dann in der eigenthümlichen Phantasie des Volkes eine dreigehörnte und mit Händen versehene, und vielleicht doch noch schlangenartige, Kuh geworden. Übrigens dürfen die Hände und Füſse Padoha's nicht in Verwunderung setzen. Auch in der Ceylonischen Sage werden die Schlangen, eine Art göttlicher Wesen, mit Händen geschildert (²). Sie können sogar jede beliebige Form annehmen, und sind nur in gewissen, genau bestimmten Augenblicken des Lebens unwiderruflich an die Schlangengestalt gebunden. Als Naga Padoha müde wurde die Erde zu tragen, und das Haupt schüttelte, versank die Erde in das Wasser, und hier nun beginnt Batara Guru's Geschäftigkeit, die Welt wiederherzustellen und zu bevölkern. In dieser Absicht schickte er seine Tochter Puti-orla-bulan auf ihr eignes Verlangen herab; sie kam auf einer weiſsen Eule, und von einem Hunde begleitet, in die niederen Regionen, konnte aber, da alles mit Wasser bedeckt war, nicht Fuſs fassen. In dem ersten Elemente ihres Namens liegt der Begriff des Weiſsen, in dem letzten der des Mondes; man sollte daher den der Eule in dem mittleren vermuthen, und man darf vielleicht bei *orla* an das Sanskritische *ulûka* denken. Ich mache hier auf die Farbe aufmerksam, da sie in den Berichten über Celebes eine wichtige Rolle spielt. Auch alle bei den Batta's den obersten Gottheiten dargebotenen Opferthiere müssen durchaus weiſs sein (³). In dieser Verlegenheit lieſs Batara Guru zum Wohnsitze für sein Kind den

---

(1) Verhandl. der Batav. Ges. III. 291.

(2) *l. c.* 289. Wenn an derselben Stelle lang *ganjang* heiſst, so könnte dies, nach der eigentlich Malayischen Sprache zu urtheilen, wohl ein Druckfehler für *panjang* sein.

(¹) *the fabled serpent Naga Padoha which they represent with horns like a cow.* S. 499.

(²) Upham. Mahâvansi. I. 183.

(³) Verhandl. der Batav. Ges. III. 11.

in dem Lande der Batta's liegenden Berg Bakarra vom Himmel herabfallen, und von diesem entsprang nach und nach alles übrige Land. Die Tochter hatte nachher, man sagt nicht von wem, drei Söhne und drei Töchter, die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts. Die nun hergestellte Erde wurde aber wieder von den Hörnern Naga Padoha's getragen, und nun geht durch die ganze Mythe ein Kampf zwischen der Neigung des Ungeheuers, die Erde abzuwerfen, und Guru's Bemühen, diesem Abwerfen zu wehren, also ein Kampf der ordnenden Gottheit mit der in Chaos versinkenden Materie, der in den Begriffen der Bewohner eines oft von Erdbeben heimgesuchten Eilands doppelt natürlich war. Überhaupt sieht man durch alle weiter oben und hier angeführte Mythen recht deutlich, wie in der Periode der Entstehung der Volkssage ein sich aus der Localität ergebender Begriff mit Geschichte gleichsam umkleidet wird, wenn die Localität die gleiche ist, derselbe bleibt, aber an verschiedenen Orten ein verschiedenes Gewand annimmt. Guru sandte seinen Sohn Layang-layang mandi (¹), wörtlich die Taucherschwalbe, um Naga Padoha die Hände und Füße zu binden. Das Ungeheuer unterläßt aber darum sein Kopfschütteln nicht, verursacht vielmehr dadurch die häufigen Erderschütterungen; ja sein Eigensinn siegt zuletzt, da die Zeit allmälig seine Fesseln zerreibt. Alsdann wird die Erde noch einmal versinken und die Sonne sich ihr bis auf eine Elle nähern. Die zu dieser Zeit lebenden Menschen werden, nach ihrem Verdienst, wie überhaupt immer, entweder in den Himmel versetzt werden, oder zu dem Kessel wandern, in welchem Guru, der dadurch an Siwa, als Kâla, erinnert, die Lasterhaften, bis sie ihre Sünden abgebüßt haben, in Flammen foltert. Bei der Weltzerstörung wird sich der Brand der Sonne zu den Flammen des Kessels gesellen, und es wird alsdann dem Batara Guru ein Diener, Suraya Guru, beigegeben. Das erstere dieser beiden Wörter ist das Sanskritische *sûrya* (Sonne), das letztere aber soll vermuthlich hier nur Priester bedeuten, da die Priester der Batta's, die zugleich Weissager und Geisterbeschwörer sind, Guru's genannt werden. So wie aber hier der Name *Guru* einer ganzen Caste ertheilt wird, so ist es merkwürdig, daß den eines *Batara* nur der älteste Sohn des urewigen, selbst-

---

(¹) Die beiden ersten Wörter zusammen sind im eigentlich Malayischen, von dem einfachen *lăyang*, fliegen, die Benennung einer Schwalbengattung. *Mandi* heißt baden.

ständigen Gottes trägt. Von einer darauf folgenden Wiederherstellung der Erde ist zwar nicht ausdrücklich die Rede. Die ganze Erzählung aber enthält doch die, auch dem Buddhismus eigenen Ideen von der Ursprünglichkeit der Materie und periodisch wiederkehrenden Weltzerstörungen.

Ich muſs jetzt noch über die im Obigen vorgekommenen Namen einige Bemerkungen hinzufügen, mit welchen ich den Zusammenhang der Berichte nicht habe unterbrechen wollen. *Debata* ist von selbst verständlich. Es findet sich mit mehrfachen Abweichungen des Lautes, sogar mit Verwandlung des *d* in *l*, auf mehreren Inseln des östlichen Archipels, und ist dort auch in den Namen des Paradiesvogels übergegangen, der auf den Molukken mit einem, auch in die eigentlich Malayische Sprache aufgenommenen Worte *mānuk dēwāta* (Vogel der Götter) heiſst (1), woraus bei einigen Schriftstellern *Manucodiata* und endlich bei Buffon *Manucode* geworden ist. Die Benennung rührt vielleicht von den schönen Farben des Vogels und von dem Umstande her, daſs derselbe immer in der höchsten Luftregion fliegt und die höchsten Bäume zum Aufenthalt wählt, was mit der Gestaltung seiner Flügel zusammenhängt. Die Portugiesen nannten ihn in Anspielung auf den Phoenix der Alten Sonnenvogel. *Hasi Asi* wird in Raffles *Memoir* mit doppeltem *s* geschrieben. So sehr man auch hier versucht sein möchte, an Adi-Buddha zu denken, so glaube ich nicht, daſs man in *Asi* das Sanskritische *âdi* suchen darf, da mir eine Verwechslung dieser Consonanten bis jetzt nicht vorgekommen ist. Ich leite daher den Namen von dem Malayischen *ăsa*, allein, einzig, eins, ab, obgleich mich doch auch hier der Umstand zweifelhaft läſst, daſs ich in keinem Dialekt diesen Begriff mit *i* als schlieſsendem Vocal bezeichnet finde (¹). Wäre jedoch die Ableitung richtig, so fände sich hier eine merkwürdige Übereinstimmung mit dem Sang yw̃ang Tunggal des Kanda. Seri Pada wird so nur in Raffles *Memoir* geschrieben. Bei den Missionaren und Marsden lautet der Name Sori, bei Radermacher, wohl nur in Holländischer Orthographie, Sorie. Ich halte dies erste Element desselben bloſs für das Sanskritische *śrí*, worin mich die Erwähnung von Sri, als einem Gotte, bei Raffles (²) bestätigt. Denn hierunter scheint doch Seri Pada verstanden zu sein (³). Ich bin daher der einfachsten Schreibung gefolgt. Das zweite Element, *Pada*, kann, da der Gott ein Gott der Gnade ist, das Malayische gleichlautende Verbum (*păda*) zufrieden stellen, Genugthuung gewähren, genügen sein. Am schwierigsten ist es, über den Namen des dritten der drei Söhne zu urtheilen, da hier die Schreibungen gänzlich von einander abweichen. Radermacher und Marsden haben Mangalla, Raffles im *Memoir* ebenso, aber mit einfachem *l*, dagegen die Missionare Mangana. Ist die erste dieser Varianten die richtige, so möchte ich doch unter diesem Namen nur den Indischen Maṇgala, den Beherrscher des Planeten Mars, suchen (⁴). Ich wüſste zwar aus der Indischen Mythologie keinen bestimmten Zug aufzufinden, der dies himmlische Wesen dem von dem Gotte der Batta's geschilderten Charakter nahe brächte. Aber die Mythen dieses Theils des östlichen Archipels sind so enge mit den Indischen verbunden, daſs man immer zuerst ihren Ursprung in diesen aufsuchen muſs. Auch einer der in der Liste, von welcher schon oben gesprochen worden ist, aufgeführten

---

(1) So schreibt das Wort, und offenbar richtig, Marsden (Mal. Lex. *v. sūpan*). Reinhold Forster (*Zoologia Indica. p.* 29-31.) giebt es, von der Insel Ternate her, als *manu-co-dewata.* Der Malayische Sprachstamm besitzt mehrere, auf verschiedenen Inseln übliche Wörter für Vogel. *Manu* ist dem östlicheren Theile des Archipels, namentlich den Südsee-Inseln, eigenthümlich, aber so auch in das eigentlich Malayische übergegangen. Die wahre Benennung für Vogel in diesem ist jedoch *būrong* und für Paradiesvogel *būrong sūpan*, der höfliche, gesittete, zierliche Vogel. Forster hat zwar den Sinn der Benennung verstanden, vergleicht aber, da ihm *manu* aus den Südsee-Inseln bekannt war, *dewata* mit dem Tahitischen Worte für Gott, nach seiner Schreibung *t'eatuka.* Dies Wort, das in Wahrheit bloſs das Tahitische *atua*, Gott, ist, von welchem Forster den Artikel *te* nicht getrennt hat, hängt indeſs auf keine Weise mit dem Sanskritischen *déwatá* zusammen. Dagegen macht Forster aus der Sylbe *co* seiner Benennung des Paradiesvogels einen Artikel, da, wenn nicht hierin von der Sprache der Molukken etwas mir Unbekanntes gilt, diese Sylbe in der That nur das End-*k* ist, das mehrere Wörter des Malayischen Stammes bisweilen an sich tragen und abwerfen. Ich verdanke es der Güte meines Bruders, auf diese Stelle Forster's aufmerksam gemacht worden zu sein.

(¹) Bloſs im Lampung-Dialekt finde ich (Crawf. *Archip.* I. 264.) *sai*, wo aber das schlieſsende *ai* vielleicht als Diphthong ausgesprochen werden muſs. *Siji* (Jav.) gehört nicht hierher, da es eine Zusammenziehung von *sa-wiji* ist. S. unten 2 Buch.

(²) *Asiat. res.* XII. 124.

(³) Die Vorsetzung von *śrí* vor Benennungen, mit welchen man eine gewisse Heiligkeit verbindet, ist natürlich überhaupt häufig. So muſs man höchst wahrscheinlich dies Wort auch in der Anfangssylbe des oben (S. 76. Anm. 1.) angeführten Namens der Insel Ceylon, Silakdiwa, suchen, da als solcher (Upham. Mahâvansi. II. 163.) auch Srilake vorkommt.

(⁴) Moor. 176. 281-284.

Buddha's (1) trägt den Namen Maṇgala; doch ist er schwerlich hier gemeint, und noch weniger kann hier an die Buddhistischen acht *Maṇgala's*, Gegenstände von guter Vorbedeutung, die Incarnationen der *Bódhisatwa's* in leblose Dinge, gedacht werden (2). Schwer läſst sich jedoch mit der obigen Erklärung das zweite Element des Namens, Mond, in Verbindung setzen (3). Giebt man dem Namen ein *n* statt des *l*, so wird man an das Javanische Wort *mang-ngan*, essen (Crawf. *Voc.*), erinnert, und zu einem bösartigen Dämon könnte wohl, in Bezug auf die Mondfinsternisse, das Verschlingen des Mondes passen. Doch erwartete man freilich ein Nominal-, kein Verbal-Präfix. Über den Namen des stellvertretenden Gottes der oberen Regionen habe ich schon das Nöthige aus der Sprache der Batta's selbst beigebracht. In dem oben erwähnten Wortverzeichniſs ist *di-tourou* niedrig, und so erklärt sich der Name der Götter hier unten, *de-tora*. Doch würde dieser auch aus dem eigentlich Malayischen verständlich sein. Denn *de* ist die Malayische, z. B. in *de-bāwah*, unten, auf gleiche Weise gebrauchte Partikel. Der Überrest des Wortes aber kommt mit dem Malayischen *tūrun*, niedersteigen, heruntergehen, überein. Der Name der Götter der Mitte, *dostonga*, ist ebenso sicher das Malayische *tan̄gah*, Mitte; nur ist in diesem letzten Namen die Vorschlags-Partikel, die aber verschrieben sein mag, sonderbar. Daſs für Stellvertreter hier das aus dem Arabischen stammende Malayische *wakīl* gebraucht wird, kann nicht das Alter der ganzen Vorstellungsweise verdächtig machen. Es ist hier bloſs ein neueres Wort auf einen lange vorher dagewesenen Begriff angewendet, und das Wort wird nicht als ein feierlicher Ausdruck dieser Götter gegeben. Die Ableitung des Namens *Padoha* läſst mich sehr zweifelhaft. Im Malayischen ist *pāduka* oder *padūka* ein Zärtlichkeits-Ausdruck, den man aber zu einem sehr üblichen Titel Malayischer Fürsten gemacht hat. Auf gleiche Weise als Titel wird das Wort in der Einleitung des Brata Yuddha gebraucht (¹). Von diesem Worte könnte *padoha* sehr leicht eine veränderte Aussprache sein. Ich gestehe indeſs, daſs mich diese Erklärung um so weniger befriedigt, als auch der Ursprung von *pāduka* dunkel ist (²). Zergliedert man den Namen nach den Grundsätzen der Malayischen Wortbildung, so zeigt sich *pa* als ein gewöhnliches Nominal-Präfix, welches mit einem, dem Worte hinten angehängten *an* oder *n* den Ort anzeigt. Als Grundwort bleibt alsdann *doha* übrig. Dies könnte das Sanskritische Milch bedeutende Wort und hier in Beziehung auf die Kuhgestalt des Unthiers gebraucht sein. Ich wüſste aber nicht, daſs dies Indische Wort in Malayische Sprachen übergegangen wäre. Es ist daher hier vielleicht eher an das Tagalische *dòhong*, fallen, und den Javanischen Klagelaut *doh* oder *duh* (Crawf. *Voc.*) zu denken. So wäre *padoha* der Ort des Klagelauts, oder des Fallens, welches Letztere vorzüglich gut hierher paſst.

---

(1) *Asiat. res.* XVI. 446. nr. 24.

(2) *l. c.* 460. Anm. 8.

(3) Man könnte wohl, um dieser Schwierigkeit zu entgehen, an das Javanische *ngalih*, verändern, umwandeln, mit dem Verbal- und Adjectiv-Präfix *ma* denken und *Mangala Bulan* auf die Veränderungen des Mondes beziehen. Doch würde mir diese Erklärung mehr gesucht als wahr scheinen.

Auſser den hier genannten höheren Gottheiten haben die Batta's eine Menge von untergeordneten für jeden Gegenstand der Natur und jedes Ereigniſs des Lebens; auch besitzt jedes Dorf seinen eigenen Schutzgeist. Der Sibergische Bericht erwähnt namentlich vier böser Geister, die auf vier ver-

---

(¹) 2, *c.* Der Text lautet bei Raffles: *Paduka Batara Jaya Baya*, in der Javanischen Handschrift aber: *Padhuka Nata Raja Jaya Baya.* Die Paraphrase giebt diese Worte durch *Bathara Jaya Baya* und die Javanische Übersetzung durch *Haji Jaya Baya* wieder, so daſs immer ein Titel gegen den andren vertauscht ist. Das in Raffles Kawi-Wortverzeichniſs (II. *App.* 169. *col. b.*) in der Bedeutung von Fuſs vorkommende *paduka* ist ein ganz andres Wort, das Sanskritische *páduká*, Schuh, Pantoffel. Das Tagalische *paròca*, eine Art der Beschuhung (*zuecos*), ist sichtlich dasselbe Wort, und es ist für die Geschichte des Übergangs Indischer Ausdrücke auf die Inseln des Archipels bemerkenswerth, daſs diese Benennung im heutigen Tagalischen groſsentheils veraltet ist und nur noch in wenigen Gegenden angetroffen wird. De los Santos schreibt, was übrigens die Ableitung nicht stören würde, im Spanisch-Tagalischen Theile seines Wörterbuchs *patóca.* Offenbar richtiger aber ist *paróca*, wie er das Wort im Tagalisch-Spanischen Theile giebt, da *d* in der Mitte Tagalischer Wörter regelmäſsig zu *r* wird.

(²) Upham (Mahâvansi. III. 20.) erwähnt einer Classe von Göttern, die er *Uppa-Padooka*-Götter nennt. Man muſs sich aber nicht verleiten lassen, diese Wesen hierher ziehen zu wollen. In seiner wunderbar verdrehten Schreibung liegt ein ganz anderer Buddhistischer Ausdruck, als der Name bei ihm vermuthen läſst, nämlich *upapádakás*, diejenigen, welche von Menschen geboren sind. Denn die göttlichen (*Dhyáni-*) Buddha's werden in Buddhistischen Schriften als *anupapádakás* den menschlichen entgegengesetzt. *Asiat. res.* XVI. 440. 441.

schiedenen Bergen des Landes hausen, und also wieder zu den Localmythen gehören (1). Daſs auf ähnliche Weise auf Ceylon und auf Bali vier bergbewohnende Gottheiten verehrt werden, habe ich schon oben (S. 107.) bemerkt, und werde weiter unten (§. 43.) darauf zurückkommen. Die Missionare erwähnen allgemein gute und böse Geister: *Bogu's* (vermuthlich das Sanskritische *bhóga*, Schlange) und *Saitan's*. Dies letzte Wort ist das Arabische, den Teufel (Satan) bezeichnende, welches als *shĕtān* oder *sĕtān* in das eigentlich Malayische, so wie in das Javanische (2), und als *sytan* (nach Englischer Aussprache) sogar in die Sprache der Papua's auf Neu-Guinea (3) übergegangen ist.

Die Batta's scheinen ein geistliches Oberhaupt zu haben, welches allgemein anerkannt, und bei allen Unglücksfällen des Landes um Hülfe angerufen wird. Sein Titel ist, nach Raffles, *Sa Singah Maha Rajah*, der Löwe groſse König (4). Derjenige, welcher diese Würde bekleidet, wohnt in Bakarra, also in der Nähe des vom Himmel herabgeschickten Berges, an dem Nordwestende des Sees Toba. Er beobachtet, besonders im Essen und Trinken, eigenthümliche Gebräuche, und man schreibt ihm übernatürliche Kräfte zu. Er stammt von den Königen von Menangkabu ab, und das Alter seines Geschlechts wird nicht bestritten. Man will mit Gewiſsheit dreiſsig Generationen zählen, was uns 900 Jahre aufwärts führen würde. Seine weltliche Macht soll, nach den Missionaren, nicht bedeutend sein (5).

Den hier entwickelten religiösen Ideen scheinen unläugbar Buddhistische zum Grunde zu liegen. Wie auf Bali, giebt es hier eine Dreiheit von Göttern, über welcher ein ursprünglicheres, selbstständiges Wesen steht. Ein Zug scheint mir aber im Batta-System noch charakteristischer, nämlich daſs Guru der Gott der Gerechtigkeit genannt wird. Man weiſs, daſs die Buddhistische Terminologie in die Sprachen der Länder, in welche die

---

(1) Vor den besonderen Namen eines jeden dieser Geister steht, gleichsam als Titel, immer *Sombaon*. Die Missionare haben auf ähnliche Weise *Sambaon*. Wenn dies richtig ist, scheint es das Malayische Wort *sambah* (Jav. *sĕmbah*), Ehrfurcht bezeigen, zu sein.

(2) Apostelgesch. 5, 16.

(3) Forrest. *Voyage to New-Guinea. App.* 12.

(4) Das *sa* ist unstreitig ein Titel, wie *sang* im Javanischen in ähnlichen Fällen.

(5) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 512.

Lehre übergegangen, übersetzt wird, und hier scheint mir nun *dharma* zum Grunde zu liegen, also ein Wort, das sich nicht nur unter den Namen Buddha's (Dharmarâjâ) befindet, sondern auch bestimmt ein Wesen der Buddhistischen Dreiheit bezeichnet. Weiter aber darf man die Verwandtschaft der Ideen nicht verfolgen. Denn unter dem wahrhaft Buddhistischen *dharma* wird nicht die Gerechtigkeit, sondern das Gesetz, das Wort, die Lehre Buddha's verstanden. Auch ist in der Buddhistischen Dreiheit Dharma eine von Buddha verschiedene Person. Noch mehr aber weichen diese Vorstellungen darin von der Buddha-Lehre ab, daſs Seri Pada, als Gnade, die Strenge Guru's mildert, und daſs ein übelwollendes Wesen, ein wahrer Geist der Finsterniſs, mit in die Reihe aufgenommen wird. Späterer Aberglaube hat jedoch vielleicht hier nur die frühere Lehre entstellt und verdunkelt, und wenn man alles, was über den Glauben und die gottesdienstlichen Gebräuche der Batta's gesagt wird, zusammennimmt, so erkennt man deutlich, daſs wenigstens jetzt ein bloſs abergläubischer Dienst feindseliger Geister darin alles Übrige in Schatten stellt. Auch daſs über jener göttlichen Dreiheit ein selbstständiges Wesen, als Ursprung derselben, steht, ist nicht Buddhistische Lehre, da in dieser vielmehr der Buddha der Dreiheit selbst dies Wesen ausmacht (1). Dagegen vernimmt man einen wahren Anklang Buddhistischer Lehre darin, daſs die oberste Gottheit seit der Schöpfung zu vollkommner Ruhe zurückgekehrt ist, und daſs auch die drei von ihr erzeugten Gottheiten nicht durch sich selbst, sondern durch ebenso viele Stellvertreter, die Welt regieren. Denn auch Adi-Buddha erschafft die Dhyâni-Buddha's, und diese übernehmen nicht selbst, die Ruhe der Vertiefung verlassend, die Weltregierung, sondern erzeugen durch dieselbe Kraft, welcher sie das Dasein verdanken, die *Dhyâni-Bôdhisatwa's* (2).

Der zweite ganz charakteristische Zug im Systeme der Batta's ist die Anerkennung eines geistlichen gemeinschaftlichen Oberhauptes. Denn dem wahren Brahmanismus ist eine solche Hierarchie bekanntlich fremd, dagegen sie im Buddhismus wirklich liegt.

---

(1) Man vergleiche über die Lehre der Buddhistischen Dreiheit und ihre verschiedenen Bedeutungen das von Hodgson (*Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 230. 231. 246. Anm. 1. 247. Anm. 2), Schmidt (Mem. der Petersb. Akad. I. 114.) und von Rémusat (*Nouv. Journ. Asiat.* VII. 265.) Gesagte. Doch muſs man gestehen, daſs bei Hodgson das Verhältniſs, in welchem sich Adi-Buddha zu der Dreiheit befindet, nicht bestimmt und deutlich genug auseinander gesetzt ist.

(2) *Asiat. res.* XVI. 441.

Die Nachrichten über Celebes sind leider sehr mangelhaft; man verdankt aber die wenigen vorhandenen gleichfalls Raffles (¹) einsichtsvollem Sammlungsfleiſse. Er giebt zwei, von einander abweichende, aber in einigen Punkten wieder merkwürdig übereinstimmende Berichte. Sie sind aber eigentlich historische, und berühren die religiösen Ideen nur insofern, als in den meisten ursprünglichen Volkssagen Götter und Menschen immer in genauer Verbindung mit einander stehen. Alle civilisirten Theile von Celebes sind durch eine der merkwürdigsten Bekehrungen, welche in Makasar 1603, und um dieselbe Zeit begann, als der Insel durch die Portugiesen das Christenthum angeboten worden war (²), zum Islam übergetreten. Die älteren Religionsideen haben sich also natürlich verwischen müssen.

Der erste dieser Berichte enthält den Namen Batara Guru gar nicht, und geht vorzüglich die Bevölkerung des Distrikts Boni an. Die ersten Menschen entsprangen aus der Verbindung eines göttlichen weiblichen Wesens und eines männlichen, aus der Erde hervorkommenden. Von diesem Paare stammte die älteste Königsfamilie in Boni ab. Da sie aber ausgestorben war, blieb das Land sieben Menschenalter hindurch ohne König, bis wiederum ein aus dem Volke Entsprungener es als Fürst regierte. Als einmal ein ungeheures Ungewitter und Erdbeben entstand, sahe man bei wieder aufgeklärtem Himmel in der Mitte einer Ebne einen in Weiſs Gekleideten, der zwar von menschlicher Gestalt war, allein allgemein für ein übernatürliches Wesen gehalten wurde. Das Volk versammelte sich um ihn mit dem Zuruf: „bleibe hier und fliehe nicht herum von Ort zu Ort." Das Wesen erwiederte: „was ihr sagt, ist ganz gut, aber ihr könnt mich nicht zu eurem Könige nehmen; denn ich bin selbst nur ein Sklave. Verlangt ihr aber in der That nach einem König, so ist mein Herr zu euren Diensten." Die Gestalt führte darauf das Boni-Volk zu der Ebene Matajam. Es entstand abermals Ungewitter und Erdbeben, von einem dichten, alle Gegenstände gänzlich verdunkelnden Nebel begleitet. Als aber die Heitre zurückgekehrt war,

---

(¹) II. *App.* 179-182.

(²) Die Epoche der ersten Portugiesischen Niederlassung auf Makasar fällt aber schon in das Jahr 1525. Malte-Brun. Geogr. IV. 298.

sahe man, auf einem Steine sitzend, vier übernatürliche Wesen, von welchen drei beschäftigt waren, dem vierten, in Gelb gekleideten, Sonnenschirm, Fächer und Betelbüchse zu tragen. Das Wesen in Weiſs sagte nun dem Boni-Volke: „Dies ist mein Herr, von dem ich euch gesprochen habe;" und das Volk bat wiederum das Wesen in Gelb, als ihr König unter ihnen zu bleiben, und nicht fortzufahren von Orte zu Orte herumzuwandern. Die Bitte wurde erfüllt. Die gelbe Gestalt siedelte sich in Matajam an, hatte einen Sohn und vier Töchter, und verschwand nach vierzig Jahren. Der Sohn folgte in der Regierung von Boni. Er übertraf alle Menschen des Stammes an Stärke und Tapferkeit, und war der Erfinder der *Kris* genannten Waffe, die er ohne Werkzeuge, allein mit seinen Händen, verfertigte.

In dieser Erzählung ist, auſser den Farben der Kleidung, der Umstand merkwürdig, daſs beide zwar menschlich gestaltete, aber doch für übernatürlich gehaltene Wesen von dem Volke gebeten werden, nicht weiter umherzuirren. Sie muſsten also auf einer Wanderung begriffen sein, von der sich sonst in dem Berichte keine Spur findet. Man kann sich kaum enthalten, hierbei an vertriebene Buddha-Priester zu denken. Zugleich wird man bei den vier Zusammensitzenden lebhaft an Bilder erinnert, wo Buddha gleichfalls von Dienern umgeben ist, die Werkzeuge für ihn in Händen halten.

In dem zweiten der von Raffles mitgetheilten Berichte spielt Batara, oder wie er mit kleiner Namensveränderung hier heiſst, Bitara (¹) Guru die Hauptrolle. Er ist der älteste Sohn von Dewata Pitutu, von dessen Gemalin Dewi Palengi, und bewohnte den siebenten Himmel. Dieser Umstand scheint auch die Veranlassung des Namens des Vaters. Denn *pitu* heiſst in der Sprache der Bugis, im Javanischen und in mehreren Malayischen Dialekten sieben (²). Guru's Vater hatte zum Bruder Guru Reslang, den Regierer der Unterwelt, und überhaupt neun Kinder. Dewata Pitutu sandte seinen Sohn Guru auf die Erde, und gab ihm fünf Dinge mit, den auszustreuenden Samen alles Lebendigen und Leblosen in allen

---

(¹) So schreibt auch Roorda im Malayischen Wörterbuch, dagegen Marsden Batāra. Die Arabische Schreibung bezeichnet bei beiden den Vocal der ersten Sylbe gar nicht, der der zweiten Sylbe ist das lange *a* (Elif).

(²) Crawf. *Archip.* I. 265.

drei Reichen der Natur, was in dem Distrikte Lawat, auf den sich diese Mythe vorzüglich bezieht, gefunden wird. Zu seiner Niederfahrt von dem Vater in ein hohles Bambusrohr eingeschlossen, und dann unter furchtbarem Sturm, Donner und Blitzen aus den geöffneten Thoren des Himmels heruntergeschleudert, warf Guru in der Angst über seine schreckliche Lage den ihm mitgegebenen Samen aus. Angekommen, durchbrach er nach drei Tagen und Nächten seine Hülle, und durchwanderte die Wälder, bis er an dem Ufer eines Flusses einem gelb gekleideten König der Götter begegnete. In einer Nacht erhob sich ein mächtiger Sturm, von Ungewitter begleitet, und da er sich gelegt hatte, sahe man ein schönes Land vor sich, mit einem Pallast, einer Festung und Häusern von der reizendsten Bauart. Hier lieſs sich Bitara Guru als König nieder und gab dem Lande den Namen Lawat.

In diesen Berichten kommen keine Namen Brahmanischer Gottheiten vor. Es sollen sich aber mehrere, nach Raffles Versicherung, unter den Gottheiten der Bugis finden. Er nennt indeſs keinen andren, als Baruna (Waruṇa).

Nichts vermöchte den Buddhistischen Cultus bestimmter zu charakterisiren, als die Erwähnung der gelben Kleidung, da ihm diese Farbe ganz eigenthümlich ist (¹). Von weiſser Priesterkleidung ist schon oben (S. 115. 116.) gesprochen worden. Hier aber scheint in dem Gegensatz der Farben eine andere Bedeutung zu liegen. Nur der Diener ist weiſs, sein Herr, das göttliche Wesen, gelb gekleidet. Die erste dieser Farben ist daher offenbar die geringer geachtete, vielleicht die der Laien. Eine Stelle in dem Ceylonischen Geschichtsbuch Râjaratnâcari (²) scheint diesen Umstand zu erklären. Ein in Ceylon 1153 unserer Zeitrechnung zur Regierung kommender König versammelte, da der Buddha-Cultus auszuarten anfing, die abtrünnigen und die ächten Priester und lieſs beide vor sich predigen. Denjenigen nun, welche nicht die reine Lehre vortrugen, nahm er die gelbe Kleidung ab, lieſs sie eine weiſse anlegen und sandte sie fort. Es kann sich indeſs diese Stelle auch auf einen Streit zwischen Buddha- und Jaina-Priestern beziehen. Immer aber scheint sie mit der Erzählung auf Celebes in Verbindung

---

(¹) Man wird gern bei dieser Gelegenheit sich eine scherzhafte Stelle A. W. v. Schlegel's über die farbigen Religionen (Berl. Kal. 1831. S. 95.) ins Gedächtniſs zurückrufen.

(²) Upham. Mahâvansi. II. 86-91.

gebracht werden zu müssen. Die gelbe Farbe ist nicht bloſs überhaupt dem Buddhismus eigenthümlich, sondern bezeichnet auch, vermuthlich als die der wahren Priesterkleidung, noch in einem besonderen Sinne, wie wir oben (S. 134.) gesehen haben, die zu Menschen gewordenen Buddha's. Denn die fünf Dhyâni-Buddha's unterscheiden sich jeder durch eine besondere (1).

Nicht zu übersehen ist auch, daſs den Namen **Guru** nicht bloſs Batara führt, sondern daſs er auch dem in der Unterwelt herrschenden Wesen gegeben wird.

Ein sehr hohes Alter möchte ich übrigens diesen Berichten, wenigstens nicht so, wie wir sie vor uns haben, verbürgen. Es scheint sogar eine gewisse Verwirrung darin zu herrschen, da Batara Guru, den man selbst für den gelben Gott halten sollte, doch erst auf Erden einem solchen begegnet. Vielleicht soll aber hierdurch angedeutet werden, daſs einem zum Menschen gewordenen Buddha (hier Batara Guru) sein himmlisches Urbild erscheint.

Auf den Philippinischen Inseln ist es den Spanischen Geistlichen, wie es scheint, gelungen, fast alle Erinnerung an den ehemaligen Zustand zu verwischen. Denn auch in den ausführlichsten Beschreibungen dieser Gegenden findet man nichts über den ursprünglichen Volksglauben, und sieht nicht einmal, ob und inwiefern dieser groſse Archipel eine einheimische Litteratur besessen hat. Nur die Wörterbücher enthalten einige dürftige Nachrichten (s. oben S. 73-77.). Bei den Tagalen auf der Insel **Luçon** zeigt das Wort *Bathala* den obersten Gott oder die Gottheit überhaupt an, und wenn sie jemals damit den ursprünglichen Begriff verbanden, so ist also der Begriff der Herabkunft eines göttlichen Wesens auch bis dahin gedrungen (2). Dieser Bathala wurde als der Schöpfer aller Dinge angesehen. Das auf der Insel **Magindanao** für den Begriff der Gottheit geltende *Alatalla* (3) ist der bekannte Arabische, die Erhabenheit Gottes bezeichnende Ausdruck, eine der fremden Benennungen, welche die Mahomedanischen Malayen (4) auf die östlicheren Inseln gebracht haben. Denn die Benennung ist auch in das Malayische und Javanische übergegangen, in die erstere dieser beiden Sprachen unverändert, in die letztere als *Allah tangala* (Ger.).

---

(1) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 230.

(2) *Vocabulario de la lengua Tagala por Fr. Domingo De Los Santos. v. Dios.*

(3) *Forrest. Voy. to New-Guinea. App.* 5.

(4) Nach Marsden's Schreibung im Malayischen Wörterbuche *allah-tăāla*, الله تعالى.

Ob das Papua-Wort für Gott, *wat* (1), für eine Verstümmlung von *awatâram* gehalten werden kann? ist sehr zweifelhaft. Es dürfte wohl richtiger sein, dasselbe mit Marsden (2) als eine Abkürzung von *dêwatâ* anzusehen, obgleich es immer merkwürdig bleibt, daſs in keiner der von Marsden angeführten Verdrehungen dieses Sanskritwortes die Sylbe *dê* ganz weggefallen ist.

In dem schon oben erwähnten Arabischen Reisebericht aus dem neunten Jahrhundert kommt ein Götzenbild *bod* (3) vor. Hiermit ist, wie auch schon Andre bemerkt haben, unstreitig Buddha gemeint. Es ist nur zu bedauern, daſs der ganz unbestimmte Ausdruck: *Il y a dans les Indes cet.* auch nicht einmal aus dem Zusammenhange errathen läſst, von welcher bestimmten Gegend die Rede sein soll.

Die hier gemachte Aufzählung beweist, daſs der Begriff sowohl, als der Name Batara's auf sehr verschiedenen Punkten des östlichen Archipels angetroffen wird. Dennoch scheint er nicht in alle Theile desselben gedrungen zu sein, in welchen sich Malayische Sprache oder stammverwandte Mundarten finden. Denn der genauesten Nachsuchungen ungeachtet, ist er mir weder an dem westlichen, noch östlichen Endpunkt der Verbreitung des Malayischen Stammes, weder auf Madagascar, noch den Südsee-Inseln, vorgekommen.

In der Neu-Seeländischen und der Tahitischen Sprache giebt es einen eigenen Ausdruck für Eltern, welche ihre Kinder unterrichten, und dieser wird nachher auf jeden Lehrer überhaupt ausgedehnt, in der ersteren *kóro matúa* (4), in der letzteren *oro-medua* (5). Hierin, und in der Ähnlichkeit des Lautes von *koro* und *Guru* könnte man eine Spur der Indischen

---

(1) Forrest. *Voy. to New-Guinea. App.* 12.

(2) *Sumatra.* 291.

(3) Renaudot. 109.

(4) Lee. *Vocab. of New-Zealand. h. v.*

(5) Tahitische Bibelübers. Matth. 26, 49. Ev. Joh. 3, 2. 10.

Guru's zu finden versucht sein. Ich habe mich aber vollständig überzeugt, daſs beide Wörter nichts mit einander gemein haben. Ich bemerke hier zuvörderst, daſs das Neu-Seeländische *matúa* die Eltern, oder einen derselben, oder auch einen älteren Verwandten von gleicher Abstammung mit den Eltern, bedeutet, und daſs diesem Worte das Tahitische *metua* oder *medua* genau entspricht. Beide Wörter sind nämlich zusammengesetzt aus der Vorschlags-Partikel der Adjective, *ma*, und dem Malayischen Stammwort, welches sich auf Malacca in *tūah*, alt, bejahrt, einfach erhalten hat. In der Tongischen Sprache hat *matooa* (¹) bloſs diese Bedeutung. Das Neu-Seeländische *kóro* bedeutet auch eine ausgewachsene Person, ferner einen auf einer Reise oder in irgend einer andren besondren Beschäftigung begriffenen oder in einem bestimmten Beruf stehenden Menschen, und *kóro ké* einen Fremden, worin, da *ké* verschieden, anders heiſst, *kóro* die gleiche Bedeutung hat, was dadurch noch deutlicher wird, daſs man für Fremder auch ebenso das für Mensch gewöhnliche Wort *tángata ké*, anderer Mensch, braucht. Durch eine sehr merkwürdige Übereinstimmmung, heiſst in der Mundart der Eingebornen von Neu-Süd-Wales der Mann *kore* und *kora* (²). Im Neu-Seeländischen aber dient *kóro* nicht gewöhnlich zur Bezeichnung des Begriffs des Menschen überhaupt, sondern verbindet mit diesem Begriff, wie wir gesehen haben, den des vollreifen Wuchses oder einer besondren Beschäftigung (³). Immer aber kann bei *kóro matúa* der

---

(¹) Mariner. *h. v.*

(²) *man.* Threlkeld. S. 5. nr. 9. S. 14. nr. 18.

(³) Es ist hier nicht der Ort, den Ursprung dieses Worts weiter zu verfolgen. Wenn man dies versuchen wollte, müſste man auf das in den Hauptbedeutungen sehr ähnliche *ko* zurückgehen. *kóro matúa* heiſst auch der Daumen und die groſse Zehe, und *kóro iti* (klein) der kleine Finger. Das erste dieser Wörter scheint aber nicht Finger zu bedeuten, sondern beide Benennungen sind wohl metaphorisch alter und kleiner Mensch oder nehmen *koro* in einer noch ursprünglicheren Bedeutung. Im Tongischen wird *motooa* (alt, reif), mit Hand oder Fuſs verbunden, für den Daumen und die groſse Zehe gebraucht. Sollten *ko* und *kóro* ursprünglich bloſs Körper, Stück bedeuten, so könnten beide mit *kore* zusammenhängen, das zerbrochen heiſst, und dadurch zum allgemeinen Ausdruck der Verneinung wird. Wenn *koréro* (Sandw. *olelo*), sprechen, hierher gehört, so hängt es nicht mit lehren zusammen, sondern deutet auf das einzelne Hervorbrechen der Wörter hin, oder muſs aus einer andren Ideenverknüpfung abgeleitet werden. Denn die Zunge

Begriff des Erziehens und Lehrens nur in dem letzten der beiden Wörter, als der einer dem elterlichen Ansehen zukommenden Beschäftigung, liegen, so daſs alle Verwandtschaft und Ähnlichkeit mit *Guru* verschwindet.

§. 41.

In wiefern unter Batara Guru Buddha zu denken ist, und über diesen als neunte Herabkunft Wishnu's.

Ich habe mir oben (S. 106.) vorbehalten, wenn ich die Angaben der mythologischen Werke durchgegangen sein würde, auf die religiösen Vorstellungen zurückzukommen, welche noch heute auf der Insel Bali gelten, und muſs daher den Leser bitten, diesen (§. 11.) aufs neue seine Aufmerksamkeit zu schenken. Das Wesentlichste in den beiden dort mitgetheilten Berichten war, daſs Batara Guru der Gegenstand der höchsten Verehrung ist, daſs aber andere Gottheiten unter und neben ihm stehen. Eine Verschiedenheit zwischen den Angaben liegt darin, daſs der erste jener Berichte der drei Indischen oberen Gottheiten erwähnt, Batara Guru aber einer noch höheren Gottheit, dem Alleinigen, unterordnet, da hingegen in dem andren, mehr der Buddha-Lehre angehörenden, Batara Guru, jedoch mit einem, seinen höchsten Standpunkt anzeigenden Beinamen, Nârada und der Alleinige eine, wie es scheint, unabhängige Dreiheit bilden. Man muſs indeſs gestehen, daſs beide Berichte nicht von der Art sind, strenge Schluſsfolgen aus ihren Verschiedenheiten oder Auslassungen zu erlauben.

Ehe ich aber hier weiter gehe, muſs ich an den Zustand in Bali das Göttersystem der Bewohner des Tengger-Gebirges (s. oben S. 187. 188.) anknüpfen. Denn die Insel Bali und das Tengger-Gebirge geben hierin gewissermaſsen noch heute ein Bild des Zustandes, der vor dem Islam vermuthlich der allgemein herrschende war. Raffles nennt nur einen in diesem Gebirge verehrten Gott (s. oben S. 106.), und von Batara Guru geschicht

---

heiſst Tongisch und Sandwichisch *elelo*, Tahitisch *arero* (Marc. 7, 33.). Man kann sich kaum enthalten, bei der einfachsten Form dieser Wortfamilie, dem Neu-Seeländischen *ko*, an das Chinesische *kó* zu denken, das im neueren Styl als ganz allgemeines, sich zugleich auf Personen und Sachen beziehendes Verbindungswort zwischen Zahlen und Substantiven (Rémusat. *Gramm. Chinoise.* nr. 309.) gebraucht wird, und hierin mit unserem Worte Stück übereinkommt.

bei ihm dort gar keine Erwähnung. Aus Domis Berichten sieht man aber im Gegentheil, daſs dies Wesen bei jenem Volksstamm, wie auf Bali, gerade die Hauptrolle spielt (1). Er steht als oberste Macht über den drei höchsten Hindu-Göttern, Brahmâ, Wishṇu und Siwa, und führt eigentlich den Namen Prabu Guru Ingluhur; doch wird dieser Name selten ausgesprochen, und gewöhnlich in Anrufungen mit Betara Guru vertauscht. Die ersten drei Namen sind offenbar unrichtig abgetheilt, und müssen *prabu Guruhing* (2) *luhur* lauten. Die Worte heiſsen alsdann: der Vortreffliche, der Guru der Höhe (3), und sind also eine Übersetzung des Namens Pramésthi oder, nach weniger richtiger Aussprache, Permisti, welchen Batara Guru auf Bali führt (s. oben S. 105.). Diese Rangordnung der obersten Götter weicht also von der auf Bali darin ab, daſs nach dem einen der dortigen Berichte Guru mit den drei Hindu-Göttern in eine Vierheit verbunden wird, allein unter einem anderen, noch höheren Wesen, dem Alleinigen, steht, daſs er aber nach dem anderen Berichte auf Bali diesen Alleinigen und Nârada zur Seite hat. Auſser diesen vier Göttern werden Halbgötter angebetet, zu welchen man auch die Seelen der verstorbenen Vorväter rechnet. Die Seelenwanderung und die Belohnung und Bestrafung der Abgeschiedenen durch Guruhing luhur bilden einen Theil der dortigen Glaubenslehre. Vorzüglich aber liegt in dieser eine Anbetung des Feuers. Der Heerd, der immer am Ende des Hauses angebracht ist, macht das Heiligthum desselben aus. Es wird nicht gern gesehen, daſs ein Fremder sich ihm nähere; das Feuer auf ihm darf nie ausgehen, und alle Gebete und Opfer werden dort verrichtet.

---

(1) Raffles. I. 329-332. Verhandl. der Batav. Ges. XIII. 333-354. Ich werde bei den hier folgenden Götternamen nur die Holländische Schreibung in die von mir gewählte umändern und, wie ich überall gethan, den dunklen *o*-Laut, welchen die Javanen in gewissen Fällen dem inhärirenden Vocal geben (s. unten 2. Buch), da, wo ich ihn mit Sicherheit erkenne, in *a* verwandeln, also z. B. *Betara Guru* anstatt *Betoro Goeroe* schreiben. Domis läſst sich durchaus auf keine Erklärung dieser Namen ein. Ich werde darüber mittheilen, was mir meine Hülfsmittel verstatten.

(2) Bei der Verbindung der in *u* endenden Wörter mit dem Genitiv-Zeichen *hing* geht gewöhnlich eine Lautveränderung vor. Nach Gericke's Grammatik S. 41. wird das *u* in *o* und *hing* in *nning* verwandelt, also im obigen Fall *Guronning* geschrieben. Doch findet man auch im Brata Yuddha bei Raffles (592, *a.*) *Guruwing*, also eine Erweiterung des einzelnen Vocallauts zu der Sylbe *uw*, deren Gericke bloſs bei der Anfügung des Imperativ-Suffixes (Gr. 54.) erwähnt. Man läſst aber auch das Wort ganz unverändert, und so ist die eben angeführte Stelle des Brata Yuddha in dem handschriftlichen Texte geschrieben.

(3) Wir haben oben (S. 101. Anm. 5.) *luhur* als Adjectivum gesehen. Es wird aber auch substantivisch gebraucht.

In dem letzten Monat ihres Jahres, welcher einen Theil unsres Mai's und Junius einnimmt, feiern die Bewohner des Gebirges eins ihrer gröſsten Feste. Sie ziehen alsdann auf eine Ebne am Berg Brama und die Männer besteigen den Berg und werfen, indeſs sie die Frauen in der Ebne lassen, Eſswaaren als Opfer in den Krater. Die Hauptanbetung ist alsdann auch an Guruhing luhur gerichtet, dem sie aber in den Gebeten andere Gottheiten beigesellen, deren Namen ich gleich anführen werde. Man sieht hieraus deutlich, daſs bei den Bewohnern dieser Gegend der auf der Insel ehemals übliche Gottesdienst durch ihre örtliche Lage eine eigenthümliche Richtung bekommen hat. Der furchtbare Vulkan in ihrer Nähe, der noch im Jahre 1827 Asche und Lava auswarf, war der Gegenstand ihres Schreckens und ihrer Besorgnisse. Sie vermischen ihn daher mit dem Begriff ihrer obersten Gottheit, und sehen das Feuer als das Sinnbild der höchsten Macht an.

Die Gottheiten, welche bei dem groſsen Feste zugleich mit dem obersten Wesen angerufen werden, sind, auſser den schon genannten drei oberen Hindu-Göttern, Sunan Raja Pati, Sunan Dêwa Pati und Sunan Ibu. Man sieht, daſs diese drei Wesen einen Gattungsnamen *Sunan* mit einander gemein haben. Ich weiſs denselben jedoch nicht zu erklären, er müſste denn mit dem Javanischen *sunnu*, Kind, zusammenhängen, worauf der Name der zuletzt genannten Gottheit gewissermaſsen führt, da *hibu* Javanisch (Malayisch *îbû*) Mutter heiſst. Die übrigen Namen sind von selbst verständlich. Die drei Hindu-Götter führen in diesen, im Angesicht des Berges Brama gesprochenen Gebeten den gemeinschaftlichen Namen *Prabu Guru*, und auſserdem jeder vor seinem Indischen noch einen andren, ihm gleichfalls eigenthümlichen: Brahmâ den von Wĕnang (s. oben S. 191.), Wishṇu den von Wisêsa (s. oben S. 200.), Siwa den von Tinangonarang (1). Hier ist also eine Vereinigung von sieben Gottheiten. Bei anderen Gelegenheiten, Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen, spricht Domis von den fünf Gottheiten, als einer gewöhnlich zusammen verbundenen Anzahl. Sie scheinen alle den Titel *Betara* zu führen, und den drei oberen Hindu-Göttern gesellt sich in dieser Vereinigung Mahâdêwa als ein eigenes göttliches Wesen bei. Der fünfte, dem Range nach aber, wie es scheint, der erste, ist Betara Sewara. Wo Domis diesen bei den fünf Gottheiten nennt, fehlt bei denselben Guru. Bei den Hochzeit-Feierlichkeiten aber ist unter den fünf Gottheiten Guru mit begriffen und Sewara ausgelassen, so daſs man hieraus auf die Identität dieser beiden Wesen schlieſsen muſs. *Sewara* ist offenbar das Sanskritische *śawara* oder *sawara* (शवर, सवर), ein Beiname Siwa's, so daſs dieser Gott, wenn man ihn auch hier unter Guru denken muſs, in dieser Verbindung in drei verschiedenen Gestalten, als Guru, als Mahâdêwa und als Siwa, erscheint.

---

(1) Das *in* in diesem Namen halte ich für das eingeschobene Passiv-Zeichen. Dann bleibt als erstes Element des Worts *tangon* übrig, und das Javanische *tanggon* bezeichnet einen des Vertrauens Würdigen, so daſs dies Wort mit dem Infix einen, dem Vertrauen geschenkt

Die vier zuerst genannten göttlichen Wesen, so wie die jetzt angeführten fünf, sind unstreitig als die wahren Götter dieses Cultus anzusehen. Die mit dem gemeinschaftlichen Namen belegten mögen wohl schon zu den Halbgöttern gehören, und gewiſs scheinen zu diesen sechs andere gerechnet werden zu müssen, welchen neugeborne Kinder bei den Geburts-Feierlichkeiten empfohlen werden. Es sind dies folgende: Kaki Amon, Nini Amon; Kaki Yurutulis, Nini Yurutulis; Kaki Raja Niti, Nini Raja Niti. *Nini* ist hier wohl gewiſs der bei Crawfurd (*Voc.*) *ninni* geschriebene Titel, den man in Anreden vornehmen jungen weiblichen Personen giebt; *kaki* bezeichnet das männnliche Geschlecht (¹). Offenbar also

---

wird, andeuten kann. In dem letzten Element, dessen ich aber nicht sicher bin, könnte das Sanskritische *nara*, Mensch, mit Javanischer Endung liegen, wenn man nämlich das *n* im Namen verdoppelt.

(¹) *Kakung* heiſst Javanisch Mann, das Männliche, und hängt, wie es scheint, mit *kaku*, steif, unbeugsam (Crawf. *Voc.*), zusammen. Da das Wort ursprünglich nur das Geschlecht andeutet, so mag es daher stammen, daſs es auf verschiedene Alter angewendet wird. Denn *kakki* ist bei Crawfurd (Jav.-Engl. Wörterb.) ein Greis, ein Groſsvater, dagegen bei Gericke offenbar dasselbe Wort, wenn auch *kaki* geschrieben, ein Jüngling, und nach beiden (Crawf. Engl.-Jav. Wörterb.) *kakung* Sohn, und *kakang* bei Crawfurd der ältere Bruder oder die ältere Schwester (Crawf. *Voc.*). Im eigentlich Malayischen herrscht bloſs die Beziehung auf das höhere Alter. *Kāka* hat die Bedeutung des Älteren unter Geschwistern, doch scheint dieselbe Analogie der Begriffe in diesem Worte, als im Javanischen, zu herrschen. Denn *kāki* heiſst Fuſs, Bein und überhaupt jedes Fuſsgestell, also das, worauf die Festigkeit beruht.

sind in diesen sechs Wesen drei weibliche und drei männliche gemeint, von welchen immer ein weibliches und ein männliches, denselben Namen tragend, zusammen gehören. Von diesen Namen könnte in *Amon* das Javanische *hammong*, Tiger (Crawf. *Voc.*), liegen, da der Aberglaube jener Völker den Tigern eine Art göttlicher Natur beimiſst. In *Yurutulis* ist offenbar das Javanische *tulis*, Schrift, enthalten; das erste Element des Worts aber ist mir unbekannt. Wenn *niti* nicht das Sanskritische *nīti*, welches wirklich in das Kawi übergegangen ist, sein soll, so muſs man dabei an das Javanische *niti*, ansehen, aufmerksam beobachten (Crawf. *Voc.*), denken. Doch können alle drei Namen auch bloſs Eigennamen sein, da zu den Halbgöttern die Seelen der Abgeschiedenen gerechnet werden.

Bei einer Hochzeit wird noch von Domis der **Dêwa Telaga** genannt, dessen Bild mit dem einiger abgeschiedenen Voreltern zusammenstand (¹).

Die Bewohner des Tengger-Gebirges haben keine Tempel; der oben beschriebene Platz in jeder Wohnung vertritt ihre Stelle. Dieser Platz wird *sangngar pamellengngan* genannt (²), und führt also denselben Namen, mit dem zum Gottesdienst bestimmte Plätze auch in Alt-Javanischen Inschriften belegt werden. Eigentliche Priester giebt es im Tengger-Gebirge nicht. Das Vorlesen der Gebete und die Verrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche geschieht durch die *Dukun's*, die aber eigentlich in der That und nach der Bedeutung dieses Javanischen Wortes Ärzte sind. Bei gottesdienstlichen Verrichtungen tragen sie ein breites Band, welches über beide Schultern geht und mit zwei Spitzen auf den Rücken herabhängt. Dieser von Domis berichtete Umstand liefert uns den Beweis, daſs auch auf Java eine heilige Schnur üblich war, obgleich ich dieselbe sonst, weder dort, noch auf Bali, erwähnt finde. Die Bewohner des Tengger-Gebirges haben ein religiöses Buch, welches ihre Gebete (³) und gottesdienstlichen Verrich-

---

(¹) *Tĕlaga* (verwandt mit dem Sanskritischen *tala* und *talaka*) heiſst Javanisch **See, Teich** (Crawf. *Voc.*).

(²) s. oben S. 223. Anm. 1.

(³) In einer im Jahre 1815 in der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia gehaltenen Rede (Verhandl. VIII. 40.) sagt Raffles, daſs man diese Gebete ihrer ganzen Länge nach in den Verhandlungen der Gesellschaft finden werde, und in seiner Geschichte von Java (I. 330.) führt er bestimmt den 9^{ten} Theil der Verhandlungen an. Sie sind aber weder in diesem, noch in einem andren der dreizehn mir vorliegenden Theile enthalten.

tungen enthält, sich aber auch über den Ursprung der Welt und die Eigenschaften der Gottheit verbreitet und hiernach aus drei Tractaten besteht. Es macht, wie Domis, welcher es sah, erzählt, etwa hundert zusammengeheftete *Lontar*-Blätter (1) aus und wird in groſser Heiligkeit gehalten. Nach Raffles trägt es den Titel Panglawu (2). Wenn Domis dasselbe den *Wéda* der *Dukun's* nennt, so darf man wohl darum nicht annehmen, daſs dieser Ausdruck in dem Gebirge selbst üblich sei. Raffles sagt, daſs die Sprache dieser heiligen Tractate nicht wesentlich vom heutigen Javanischen abweicht. Wenn dies richtig ist, so sind sie offenbar ein späteres Machwerk, oder wenigstens neuere Umänderungen älterer Schriften. Domis dagegen getraut sich nicht Übersetzungen der Gebete zu geben, und kennt auch keine davon vorhandene. Raffles versichert, Abschriften jener heiligen Bücher an Ort und Stelle genommen zu haben. Ich finde aber in dem Verzeichniſs der von ihm hinterlassenen Handschriften keine Spur derselben.

Wenn man Alles zusammennimmt, was ich hier aus den Javanischen Quellen zusammengetragen habe, so muſs es, dünkt mich, sehr zweifelhaft erscheinen, ob man sich in der That Buddha unter Batara Guru denken dürfe. Die Eingebornen auf Java thun dies jetzt bestimmt nicht; bei ihnen ist Batara Guru kein anderer, als Siwa. Die Schriften und Mythen, in welchen diese Gottheit erscheint, charakterisiren dieselbe zum Theil wirklich ebenso; allein auch wo dies nicht der Fall ist, würde man, wenn dieselbe einen anderen Namen führte, gewiſs nicht bei ihr an Buddha denken zu müssen glauben. Als Adi-Buddha kann Batara Guru schwerlich gelten, da er in den meisten Zeugnissen einen höheren Gott über sich hat, und zum eigentlichen, himmlischen oder menschlichen, Buddha fehlt ihm, daſs nirgends gesagt ist, daſs er vom Gotte zum Menschen geworden sei, oder sich durch Vertiefung vom Menschen zum Gotte emporgeschwungen habe. Er ist, wenn man ihn, in Übereinstimmung mit den Zeugnissen, definiren will, der oberste Weltregierer, ohne aber darum nach allen zugleich auch das uranfängliche, selbstständige göttliche Wesen zu sein.

---

(1) *Lontar* ist der Malayische Name der Wein gebenden Fächer-Palme, *Borassus flabelliformis*, Sanskritisch *tála*.

(2) So schreibt er in der Geschichte von Java (I. 332.); im *Memoir* S. 169. lautet das Wort bei ihm Panglawa.

Man begreift daher sehr wohl, wie Crawfurd zu der Behauptung (1) kam, daſs Siwa unter der Benennung Batara Guru verehrt werde, und beide Wesen identisch seien. Es ist zwar sehr auffallend, daſs, wenn Batara Guru Siwa ist, dieser letztere Gott doch noch, sowohl in den Javanischen mythologischen Werken, als im Tengger-Gebirge und auf Bali, unter seinem besonderen Namen neben und unter ihm erscheint. Ich möchte jedoch hierin allein keine Widerlegung der Crawfurdischen Behauptung erblicken. Es ist in mythischen Vorstellungen nicht ungewöhnlich, daſs dasselbe Wesen erst verschiedene Namen trägt, und sich dann nach denselben in verschiedene Wesen spaltet. So konnte es in diesem Punkte auch auf Java gewesen sein, und, mitten unter Javanen lebend, und mit dem Inhalte ihrer Schriften vertraut, konnte Crawfurd schwer einem andren Begriffe Raum geben. Doch kann man, meines Erachtens, hierbei nicht stehen bleiben, und wird auch, wenn man die Untersuchung fortsetzt, von selbst auf einen richtigeren Gesichtspunkt geführt.

Denn auf der andren Seite scheint es, besonders wenn man den Namen im Auge behält, sehr natürlich, sich unter Batara Guru geradezu Buddha, den menschlichen, Gott gewordenen Lehrer, zu denken. Man begreift sogar kaum, wie man nicht gleich darauf gefallen ist. Erst bei tieferer Prüfung finden sich freilich auch darin viele und erhebliche Schwierigkeiten.

Obgleich Buddha nach der Brahmanen-Lehre zu den *Awatâren* Wishṇu's gehört, und man ihm zugleich den Beruf des Lehrers nicht absprechen kann, so finden sich diese beiden Wörter weder vereint, noch einzeln, in den unter seinen Anhängern von ihm üblich gewordenen Namen (2).

Bleiben wir zuerst bei *Batara* stehen, so ist es ganz offenbar, daſs dies Wort auf Java auch nicht einmal eine Nebenbeziehung auf eine göttliche Herabkunft, ein wahres *Awatâram*, hat. Was Crawfurd (3) hierüber sagt, ist vollkommen richtig. Das Wort ist nichts, als ein Titel, welcher Erhabenheit bedeutet und Ehrfurcht gebietet, in diesem Sinne aber sowohl Göttern, als Menschen, gegeben wird. Man kann hiergegen nicht einwenden, daſs dies nur eine spätere Vorstellungsweise auf Java sei. Sie ist wenigstens ebenso alt, als das Andenken der ältesten Mythen, Sagen und Inschriften. Würde in diesen damit irgend ein Gedanke an wahre Incarnation verbunden, so würde nicht das Wort ganz gleichgültig allen Göttern beigelegt, und nicht gerade bei Guru so oft mit *Sang yw̃ang* vertauscht werden. Ich glaube bemerkt zu haben, daſs diese letzten Worte einen höheren Grad der Ehrerbietung anzeigen, doch erscheint dies in andren Stellen wieder zweifelhaft. Gerade dies aber beweist, daſs beide Ausdrücke nichts anderes als Titel sind, von deren Anwendung in jedem einzelnen Falle wir die Gründe nicht mehr erkennen. In den Berichten über das Tengger-Gebirge kommt *Sang yw̃ang* bei den Götternamen gar nicht vor. Wenn dem Worte *Batara* jemals auf Java und im östlichen Archipel überhaupt der wahre Indische Begriff beiwohnte, so war dies also in einer Zeit der Fall, in welche keine der uns vorliegenden Nachrichten hinaufreicht.

---

(1) *Archip.* II. 219. 220.

(2) Man vergleiche nur die im Amara Kôsha *p.* 2. 3. *sl.* 8-10. gegebenen mit den bei Hodgson (*Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 239.) und Davy (*Acc. of Ceylon.* 213. 214.) vorkommenden.

(3) *l. c.*

Die wahre Bedeutsamkeit des Namens, und seine nähere Beziehung auf Buddha, liegen daher nur in dem zweiten Theile desselben, in *Guru*. In einer schon oben (S. 193.) herausgehobenen Stelle wird Batara Guru ausdrücklich als der Lehrer (*guru*) der Götter bezeichnet. Zugleich aber bedeutet das Wort im östlichen Archipel, wie man namentlich an den Batta's sieht, überhaupt einen Priester, nicht bloſs, nach der ursprünglichen Bedeutung in Indien, die aber auch dort nicht die einzige geblieben ist, einen immer in Beziehung auf bestimmte Personen, als Schüler, gedachten geistlichen Lehrer. Genau in dem Sinne der in den vorhandenen Nachrichten herrschenden Vorstellungsweise übersetzt, heiſst daher *Batara Guru* der erhabene Lehrer, der Gott-Priester, und paſst mithin vorzugsweise auf Buddha. Man muſs indeſs gestehen, daſs der Name auch auf Siwa gedeutet werden kann, da es (s. unten §. 43.) in dem späteren Cultus dieses Gottes eine stehende Form war, denselben als seine Gemalin Pârwati in Religionsgegenständen unterweisend vorzustellen (¹).

(¹) *Asiat. res.* V. 54.

In dem Tengger-Gebirge führen, wie wir gesehen haben, die drei oberen Hindu-Götter bisweilen den Titel *Prabu Guru*, und der wahre Batara Guru wird nur durch den Zusatz des höchsten unterschieden. Es giebt also nach dieser Vorstellungsweise vier Guru's: den der Höhe (Guru-hing luhur), Brahmâ, Wishṇu und Siwa. Man darf dies aber wohl nur als eine Übertragung des Namens Guru auf mehrere Götter ansehen, ohne darum in dem Namen selbst eine andere Bedeutung zu suchen.

Eine überraschende Spur, daſs Guru und Buddha als Eins betrachtet und mit einander verwechselt wurden, findet sich bei der Vergleichung der den dreiſsig *Wuku's* (s. oben S. 196.) beigegebenen Regentennamen. Diese sind so gut als alle, in einem merkwürdigen Gegensatz gegen die ganz einheimischen der *Wuku's* selbst, deutlich (1) aus Indien hergenommen und also Sanskritisch. Sie weichen aber in den drei Verzeichnissen, die wir bei Raffles, Crawfurd und Domis (2) von ihnen haben, sowohl an sich, als besonders in der Vertheilung, von einander ab. Der Regent des achten *Wuku* ist bei Domis Guru, dagegen bei Crawfurd Pancharĕsmi (vom Sanskritischen पञ्चन्, *paṇchan*, fünf, und रश्मि, *raśmi*, Strahl), der Fünfstrahlige, und bei Raffles Pancharĕsi. Crawfurd fügt zu dem Worte *Pancharĕsmi* ganz richtig die Erklärung: der Planet Budha, hinzu, da dieser (Mercur) in Indien पञ्चार्चिस्, *paṇchârchis*, mit fünffachem Glanze, hieſs. Das Wort *Pancharĕsi* deutet die fünf Heiligen des Himmels an, und so hat man hier, an der Stelle von Guru, in den beiden andren Verzeichnissen zwei Namen, die sich auf Buddha und seinen Cultus beziehen können. Dieser Beweis wird dadurch freilich sehr geschwächt, daſs man die Varianten dieser Verzeichnisse durchaus nicht unbedingt als eine Art Übersetzung der Namen des einen durch gleichgeltende im andren ansehen kann. So entspricht dem sieben und zwanzigsten *Wuku* bei Crawfurd und Raffles die Göttin Srî, bei Domis der Gott Brahmâ. Guru selbst ist, nach Domis, auch der Regent des zwei und zwanzigsten *Wuku's*, in den beiden andren Verzeichnissen hingegen ist dies Kuwêra. Das dreiſsigste *Wuku* hat nach den Verzeichnissen bei Raffles und Domis übereinstimmend Guru zum Regenten, dagegen bei Crawfurd, in dessen Verzeichniſs Guru gar nicht vorkommt, Antabaga (Antaboga) und Naga-giri. Pancharasmi findet sich auch in Raffles Verzeichniſs, allein als Regent des funfzehnten *Wuku's*.

---

(1) Bei einigen weicht nur die Aussprache oder die Schreibung ab. So steht Ludra und Lodra für Rudra.

(2) Raffles. I. 476. Crawf. *Archip.* I. 293. 294. Verhandl. der Batav. Ges. XIII. 340.

Wenn in dem eben angeführten Pancharĕsi bei Raffles eine Anspielung auf die fünf Dhyâni-Buddha's liegt, so ist dieselbe um so merkwürdiger, als derselben sonst gar keine Erwähnung in den Javanischen Quellen geschieht. Ich wüſste freilich nicht, daſs diese Buddha's je *Rishi's* genannt würden, aber in dem Begriffe beider Gattungen von Wesen liegt eine unverkennbare Verwandtschaft.

Buddha als die neunte Herabkunft Wishṇu's anzusehen, ist eine dem ächten Buddhismus ganz fremde, ja man kann wohl sagen, entgegengesetzte Vorstellung (1). Wishṇu ist in dieser Lehre Buddha immer untergeordnet, und kann daher nicht als der primitive Gott angesehen werden, von dem jener nur eine Emanation sein soll. Es ist aber auch sehr wahrscheinlich, daſs unter den Brahmanen selbst die Idee dieser Herabkunft erst zur Zeit des ausgebildeten Buddhismus entstanden ist, und ohne denselben gar nicht entstanden sein würde. Es konnten dabei zwei verschiedene Zwecke obwalten. Man konnte, aus Haſs gegen die Buddhisten, die neunte Incarnation Wishṇu's als ein Mittel ansehen, Ketzer und Lasterhafte durch einen Irrlehrer noch tiefer in Sünde zu verstricken, und dadurch desto sicherer der verdienten Strafe zuzuführen (2). Man konnte aber auch sich durch eine Art von Accommodation dem neuen Systeme nähern wollen, ohne darum das alte aufzugeben, und dies Bemühen konnte wohl nur von den Wishṇu-Anhängern ausgehen, die nach Colebrooke's chronologischer Aufzählung der Indischen Religionssecten (3) einer Zeit angehören, wo der Buddhismus schon blühend war. Wenn die bereits oben (S. 175. Anm. 1.) angeführte, angeblich in den Trümmern von Buddha-Gayâ gefundene Inschrift nicht viel neuerer Erfindung ist, so kann sie ihren Ursprung nur dem Bemühen verdanken, einen so heilig gehaltenen Tempel mit dem Wishṇu-

---

(1) Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 118. *Bombay transact.* III. 315.

(2) Moor. 235. Erskine. *Bombay transact.* III. 529. A. W. v. Schlegel. Berl. Kal. 1831. S. 96.

(3) *Asiat. res.* IX. 293.

Dienste in Verbindung zu setzen. Dies möchte um so mehr anzunehmen sein, als die Jahrzahl die Inschrift in eine Zeit versetzt, wo die Verfolgungen der Buddhisten schon ihren Gipfel erreicht hatten (1). Erskine (2) sucht zu beweisen, daſs in älterer Zeit auch die ächte Brahmanen-Lehre, in wahrem Glauben und ohne Nebenabsicht, Buddha, als eine wohlthätige Gottheit, für die neunte Herabkunft Wishṇu's angesehen habe. Er gesteht indeſs selbst zu, daſs eine wahrhaft kritische Untersuchung über Buddha, als ein *Awatāram* Wishṇu's, und über das wahre Alter dieser Ansicht, ein Desideratum in der Indischen Religionslehre sei, und, wie die Sache jetzt stehe, diese Herabkunft Wishṇu's eine sehr zweideutige Rolle in den Indischen Mythen spiele. Wenn aber der Glaube an dieselbe auch nicht immer noch sehr zweifelhaft bliebe, so könnte daraus doch kein Schluſs auf eine so späte Inschrift, als die von Buddha-Gayâ ist, gemacht werden.

Überhaupt widerspricht die Idee eines Niedersteigens der Gottheit dem Buddhistischen Lehrsystem, in welchem gerade die entgegengesetzte Richtung, die Erhebung zum göttlichen Wesen, in der Vereinigung beider Naturen vorherrschend ist (3). In diesem Verstande also, und je mehr man sich Brahmanischen Ideen nähert, liegt, wenn man sich unter Guru bestimmt Buddha denkt, ein gewisser Widerspruch darin, damit das Wort *awatāra* zu verbinden.

Wenn aber auf diese Weise die menschliche Seele sich bis zur Identität mit der Gottheit erhebt, so ist dies gewissermaſsen auch ein Herabsteigen der letzteren zu ihr zu nennen, und in dem Buddhismus selbst waren diese Vorstellungsweisen nicht bis auf diesen Grad getrennt. Denn ohne noch zu erwähnen, daſs bei den *Dalailama's* (1) an eine wirkliche Herabkunft Gottes geglaubt wird, so führt auch Hodgson von Nepal an, daſs einige Buddha's einen göttlichen Ursprung hatten, andere aus dem Aether, und noch andere aus dem Lotus entstanden sein sollten (2). Das Mongolische System erklärt sich über die verschiedene Beziehung der Buddha's zur Endlichkeit vorzüglich bestimmt. Die Buddha's müssen allerdings dem Irdischen angehört haben und durch alle Grade desselben durchgegangen sein, um endlich im ewigen *Nirwâṇa* zur Buddha-Würde zu gelangen. Dies ist also ein Aufsteigen. Zu gewissen Zeiten aber erscheinen sie wieder als Menschen auf Erden, und nehmen einen irdischen Körper an, ohne darum jedoch etwas von ihrer eigenthümlichen Machtvollkommenheit aufzugeben. Hierin liegt nun zwar nicht wahrhaft das Indische *Awatâram*, wo ein eigentlicher und ursprünglicher Gott sich irdisch zu werden bequemt. Es ist doch aber immer eine Herabkunft, das Erscheinen eines zum göttlichen gewordenen Wesens auf Erden (3). Rémusat setzt bei Gelegenheit der Bôdhisatwa's in einer Stelle (4), wo er Schmidt's Meinung über sie zu widerlegen versucht, mit seiner gewöhnlichen Zuverlässigkeit und Klarheit aus einander, daſs dieselben sowohl Ausflüsse noch höherer göttlicher Wesen, als zur Göttlichkeit erhobene Menschen sein können, und fügt sehr richtig hinzu, daſs dies wechselseitige Auf- und Niedersteigen, dieser Kreis von himmlischen Ausflüssen und von Rückkehr zum Himmel die wahre Grundlage der höheren Buddhistischen Religionslehre sei. Nichts ist daher gewöhnlicher, als dieselben Gestalten im Buddhismus auf Erden und im Himmel zu erblicken. Wilson bemerkt bei Gelegenheit eines Buddhistischen religiösen Tractats ausdrücklich, daſs in diesem Werke alle jene metaphysischen Wesen, namentlich der groſse Demiurg Padmapâṇi, in irdische Wirklichkeiten und sterbliche Lehrer des Buddha-Glaubens verwandelt werden (1). Wie Colebrooke (2) sehr richtig sagt, war der Übergang der Menschheit zur Gottheit schon in der Indischen Philosophie gegründet. Hier lag also der wahre Ausgangspunkt beider Systeme, und es war daher wohl natürlich, daſs eine so alte und in sich so wundervolle Lehre nicht immer auf dieselbe scharf geschiedene Weise genommen wurde.

---

(1) Die Inschrift trägt nämlich die Jahrzahl 1005 der Aera Wikramâditya's (A. D. 949.). Erskine vergleicht das Jahr 1005 der Aera Wikramâditya's durch einen sonderbaren Irrthum mit 1061 unserer Zeitrechnung. *Bombay transact.* III. 530. Nach Wilson's (Lex. S. XX.) so gründlichen Untersuchungen müssen die heftigsten und siegreichsten Angriffe auf die Buddhisten in das fünfte und sechste Jahrhundert gesetzt werden. Der Streit scheint aber schon im dritten begonnen zu haben, und die gänzliche Ausrottung der angeblichen Irrlehre erfolgte erst zwischen dem zwölften und funfzehnten.

(2) *Bombay transact.* III. 528-532. I. 231.

(3) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 239. 240.

---

(1) Wie die Dalailama's Manifestationen des an *die* Stelle Sâkyamuni's, nach dessen Tode, getretenen Bôdhisatwa Padmapâṇi und seines himmlischen Erzeugers, des Dhyâni-Buddha Amitâbha, sind, erklärt Schmidt nach dem Mittel-Asiatischen System in den Memoiren der Petersb. Akad. I. 110 - 112. Allein auch nach diesem System muſs doch jeder Buddha, wenn er sich auch wieder vom Himmel aus offenbart, um zum Wesen eines Buddha zu gelangen, alle Grade der Geburten in dem Weltgewirre (*sansâra*) durchwandert haben. *l. c.* 105. Eine geistvolle, aus philosophischer Ansicht der Geschichte geschöpfte Bemerkung über die Vergötterung der Lama's macht Rémusat im *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 49. Der Widerspruch, den er darin zu finden glaubt, daſs derselbe Dalailama eine Emanation von Awalôkitês'wara (welcher derselbe mit Padmapâṇi ist. *Asiat. res.* XVI. 459.) und Sâkyamuni sein soll (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 154.), hebt sich wohl dadurch, daſs Padmapâṇi, nach Schmidt's Darstellung, der Stellvertreter Sâkyamuni's ist, also beide gleichsam Eine Person, nur in verschiedenen Regionen und Beziehungen erscheinend, ausmachen.

(2) *Asiat. res.* XVI. 444. Die Erscheinung eines Buddha wird immer als eine Geburt aus der Padma-Blume betrachtet. Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 114.

(3) Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 108. 241.

(4) *Nouv. Journ. Asiat.* VIII. 529 - 532.

Guru ist zwar nicht gerade ein feierlicher Name Buddha's (s. oben S. 260. Anm. 2.), dagegen besteht nicht bloſs der Beruf aller Buddha's in dem Lehramte, sondern der heutige Buddha Sâkyamuni ist auch in allen gröſseren religiösen Schriften immer die sprechende Person (3). Maṇjughôsha, die harmonische Stimme, ein in dem religiösen System des Buddhismus hochstehendes Wesen (4), wird der Guru der Welt genannt (5).

---

(1) *Asiat. res.* XVI. 471.

(2) *ib.* IX. 289. und in einer vortrefflichen Stelle über das *Nirwâṇa. Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 565. 566.

(3) *Asiat. res.* XVI. 422.

(4) Es ist dasselbe mit Maṇjuśrî. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* III. 161. *Nouv. Journ. Asiat.* VIII. 518. Über Maṇju-nâth, der als menschlicher Priesterkönig Nepal von Überschwemmungen befreit und den Buddhismus zuerst dort gelehrt haben soll, sehe man Wilson. *Asiat. res.* XVI. 469. u. flgd. Nach den von Neumann (Pilgerfahrten Buddhistischer Priester von China nach Indien. Abth. 1. S. 65. Anm. 62.) benutzten Chinesischen Quellen, war Nepal schon im siebenten Jahrhundert vor Christus zur Buddha-Lehre übergetreten. Die Nachrichten bei Wilson scheinen von viel späterer Zeit zu reden.

(5) In einer Abhandlung von Overbeck in den Verhandlungen der Batavischen Gesellschaft wird (X. 251.) gesagt, daſs Brahmâ diesen Namen in Indien führe. Mir ist ein solcher Beiname Brahmâ's bis jetzt nicht vorgekommen.

Hierauf fuſsend, und damit die nicht abzuläugnenden Beweise und Spuren des Buddhismus verbindend, die aus allen bisher angeführten Thatsachen hervorblicken, bleibe ich bei der Überzeugung stehen, daſs Batara Guru doch kein anderer, als das göttliche Wesen desjenigen Systemes, in welchem der Begriff der Gottheit mit dem des priesterlichen Lehramtes zusammenfällt, mithin Buddha selbst ist. In welchem bestimmten Sinne, da Buddha allerdings ein mehrdeutiger Name ist, derselbe hier gerade genommen wird, darüber lassen uns allerdings die Quellen in Dunkelheit. Im Ganzen aber scheint doch darunter ein stellvertretender Beherrscher und Regierer der Welt verstanden zu werden, also der groſse Buddha des jetzigen Weltalters, so sonderbar es allerdings bleibt, daſs Gautama oder Sâkyamuni nie genannt werden. Am sichersten scheint mir dies die im Tengger-Gebirge und auf der Insel Bali herrschende Ansicht zu beweisen. Die obersten Hindu-Götter sind Guru untergeordnet, und er allein ist der höchste Gegenstand der Verehrung. So steht Buddha in allen Ländern, in welchen wir seine Lehre antreffen. Die Verbindung und Vermischung Siwaitischer Begriffe mit Buddha mag späterer Zeit angehören. Sie scheint auch mehr Java und Bali, als dem übrigen Archipel, eigenthümlich zu sein, was dadurch sehr begreiflich wird, daſs gerade auf diesen beiden Inseln die Brahmanische Lehre und Mythe sich hauptsächlich festgesetzt hatte.

Awatâra wurde auch in Indien als Titel, jedoch nur für fromme und tugendhafte Personen, die man aus Ehrerbietung oder Schmeichelei als vom Himmel herabgekommen ansah, gebraucht, von Göttern wohl niemals anders, als in bestimmter Beziehung auf eine mythologische Herabkunft. Vielleicht ging das Wort nach Java und den Inseln niemals anders, als in diesem titelartigen Gebrauche, über. Um hierüber jedoch etwas mit Sicherheit zu entscheiden, müſste man zuerst wissen, zu welcher Zeit diese, gewiſs erst spätere Ausdehnung des Ausdrucks auf dem Festlande entstand.

Es ist indeſs auch sehr möglich, daſs das Wort ganz ursprünglich, und vor den uns vorliegenden Nachrichten, in wirklicher Beziehung auf den eigentlichen Sinn von *awatâram* genommen wurde, nur nicht als eine Herabkunft Wishṇu's, und überhaupt nicht einmal als eigentliche Herabkunft der Gottheit, sondern bloſs als die Offenbarwerdung (Manifestation) einer religiösen Lehre oder Idee. In diesem Sinne scheint das Wort in einigen Titeln Buddhistischer Religionsschriften verstanden werden zu müssen. Denn

Laṇkâwatâra, der Titel eines der neun in religiöser Verehrung stehenden Werke (*dharma's*) in Nepal, heiſst sichtbar: die Schrift von dem auf Laṇkâ (Ceylon) offenbar Gewordnen (1). Eine ähnliche Bedeutung scheint der Titel eines der *tantra* genannten Werke, Piṭhâwatâratantra (2) zu haben. Das erste Glied des Namens bedeutet Stuhl, Sitz, besonders aber den Sitz eines geistlichen Schülers, und man müſste nun den Inhalt der Schrift kennen, um zu bestimmen, welche Beziehung hier die Manifestation auf einen solchen Sitz hat. Durch sich selbst verständlicher, und gewissermaſsen näher zu unserm Gegenstand gehörend, ist der Titel eines Puràṇa in Nepal, Bôdhicharyâwatâra (3); *bôdhicharya* (von *bôdhi*) ist, nach Analogie von *brahmacharya*, ein Schüler (4) der tiefsten Erkenntniſs der Gottheit, und die Schrift spricht daher von der Manifestation eines solchen. Indeſs entscheidet die Schreibung nicht, ob nicht hier (von *charyâ*) die Manifestation der ganzen Observanz dieser Lehre gemeint ist. So ist das Wort in dem Titel eines *Awadâna's* genommen, wo es durch Hodgson die Buddhistischen Pflichten übersetzt wird (5). *Batara Guru* wäre nach diesen Analogieen die Offenbarwerdung Guru's, des Gott-Priesters. Daſs die Stellung der beiden Wörter hier die umgekehrte der in den obigen Zusammensetzungen ist, darf nicht wundern, da die im Genitiv stehende Sache, die in den Sanskritischen Zusammensetzungen immer das erste Glied ausmacht, in den Malayischen Sprachen regelmäſsig nachsteht.

§. 42.

Buddhistische Ausdrücke im Brata Yuddha.

Im Brata Yuddha, dem schon oft angeführten Kawi-Gedichte, finden sich mehrere zu der Buddhistischen Terminologie gehörende Ausdrücke. Die meisten derselben sind zwar von der Art, daſs sie auch ohne Beziehung auf Buddha-Lehre im Sanskrit gebraucht werden. Da ich aber hier einmal allen Spuren des Buddhismus auf Java nachgehe, so scheint es mir nothwendig, auch diese genauer zu untersuchen.

---

(1) *Asiat. res.* XVI. 424. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 295. *Essai sur le Pali.* 43. 58.

(2) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 227.

(3) *l. c.* 225.

(4) Zugleich mit den *Bôdhicharya's* werden auch die *Buddhamârga's*, die den Weg Buddha's betretenden, d. h. die Lehre annehmenden, genannt. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 239.

(5) *Asiat. res.* XVI. 429.

1.

Sugata, schon von A. W. v. Schlegel für Buddhistisch erkannt (1). Der König Jaya Baya, welcher in der Einleitung zu diesem Gedichte verherrlicht wird, besiegt seine Feinde, und macht seinen Namen berühmt, so daſs er von allen Edlen im Volke und den Priestern aller Gattungen gepriesen wird (B. Y. 2, *d.*). Diese Gattungen der Priester werden aber einzeln genannt: *dhwĕja-wara*, *rĕsi*, *séwa*, *sogata* (2). Die Englische Übersetzung dieser Stelle faſst alle diese Namen allgemein unter dem Ausdruck: die vier Classen der Pandits, zusammen, und erklärt die einzelnen in einer Note folgendermaſsen:

duijawara, Pandits der Gemeine oder Ortspriester;
rĕsi, Pandits, welche Büſsungen in den Wäldern bestehen;
séwa, Pandits, welche fasten und wachen;
sugata, Pandits, welche Ermahnung und Unterricht ertheilen.

Ich führe diese Erklärungen mit Absicht an, weil sie gewiſs von dortigen Landeseingebornen herrühren, und mithin klar beweisen, daſs die historischen Bedeutungen einiger dieser Namen von denselben nicht mehr erkannt wurden. Denn *sogata* ist offenbar ein Buddhistischer Ausdruck, wovon auch noch eine Andeutung in dem Lehrberufe liegt. Man muſs nicht auſser Acht lassen, daſs diese ganze Stelle nicht zum eigentlichen Heldengedicht, sondern zu der Einleitung gehört, welche der Dichter auf ähnliche Weise, als Wâlmiki die seinige dem Râmâyana, vorausgeschickt hat. In dieser spricht er natürlich von der Lage der Dinge zu seiner Zeit, und wirklich stimmt seine Schilderung sehr mit dem Zustande überein, welcher noch heute auf Bali fortdauert. Noch jetzt giebt es dort Siwa-Brahmanen (*séwa*) und Buddha-Priester (*sogata*); auſserdem aber hat jedes Dorf seinen besonderen Priester (*dhwĕja-wara*) (1). Die Rishi (*rĕsi*) sind wohl nur hinzugefügt, weil sie in der Indischen Mythologie eine groſse Rolle spielen. Die Paraphrase der Handschrift erklärt dieselben auch durch *pandita hing langngit*, Pandits des Himmels. *Dwĕja* giebt sie als gleichbedeutend mit *pandita*, und *sogata* mit *lagawa*. Dies letztere Wort, das mir sonst nicht vorgekommen ist, bedeutet nach Crawfurd's Javanisch-Englischem Wörterbuch, wo es *lĕgawa* geschrieben wird, als Adjectivum, groſsherzig, freisinnig, als Substantivum einen Pandit. Es ist das Sanskritische Substantivum *lâghawa*, von *laghu*, welches man jedoch hier, wie es scheint, mehr in der Bedeutung nehmen muſs, welche, den Wörterbüchern nach, in der Wurzel *lâgh* liegt, die aber wohl auch der Wurzel *lagh* nicht fremd gewesen sein mag, so daſs das Javanische *lagawa* ursprünglich ein Starker, durch sich Vermögender, an Leib und Seele Gesunder, zu heiſsen scheint. *Sĕwa* erklärt die Paraphrase nicht, es kann aber wohl nichts anderes, als das Sanskritische *Saiwa*, Anhänger des Siwa, sein (2).

---

(1) Wilson's Lex. v. *Sugata*. Ind. Biblioth. I. 422. Anm.

(2) Dies ist die Schreibung der Javanischen Handschrift. Raffles hat *duija*; *siwa* im Text, dagegen in der Anmerkung *sewa*; *sugata*.

Sogata ist nur eine veränderte Aussprache für *sugata*, und die metaphorische Anwendung von gehen (*gam*), Weg (*mârga*), für Lehre und Fortschritte in der Lehre in der Buddhistischen Terminologie ist schon oben (S. 98. 268. Anm. 4.) bei Gelegenheit von *âgama* und *Buddhamârga* erwähnt worden. Ein verwandter Buddhistischer Ausdruck, dessen ich hier gedenke, weil er häufiger vorkommt, ist *tathâgata*, von Klaproth *le véritablement venu*, von Rémusat ungefähr ebenso, *l'avenu*, der wirklich Gekommene, der Erschienene, übersetzt (3). Schmidt drückt das Wort durch: der wahrhaft Gewordene (4), aus, und es kann ein kleiner Unterschied des Begriffs darin liegen, wenn man dasselbe, wie die Analogie von *sugata* zu fordern scheint, aus *tathâ* und *gata*, und wenn man es aus *tathâ* und *âgata* zusammengesetzt annimmt. Bei dem Letzteren würde mehr der Begriff eines irgend wohin, also auch an ein Ziel Gekommenen, liegen. Hodgson erklärt das Wort durch einen, die Vollendung in dem stufenartigen Wachsthum in der Weisheit, durch welches ein Mensch zum Buddha wird, andeutenden Titel (1). *Sugata* ist, nach der gleichen Analogie, der zum Wohle, zum Heil Gekommene, Seiende oder Gewordene. Ich habe aber nirgends bemerkt, daſs beide Ausdrücke in einer solchen Verschiedenheit genommen würden, daſs einer einen höheren Grad des andren bezeichnete; beide sind vielmehr in ihrem Gebrauche identisch.

---

(1) Wörtlich: der Trefflichste der zwiefach Gebornen (Brahmanen). Das letzte Glied des Wortes scheint, nach der Abtheilung der Handschrift, weniger gut zu dem folgenden *rĕsi* gezogen zu sein.

(2) A. W. v. Schlegel scheint sich bei dieser Erklärung, die ihm unmöglich entgehen konnte, nicht beruhigt zu haben, da er (*l. c.*) sagt, daſs ihm dieser Name nicht klar sei.

(3) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 195. 276.

(4) Mem. der Petersb. Akad. I. 108.

Dagegen ist es sehr merkwürdig, daſs sie, soviel ich immer habe auffinden können, nur einem Buddha, einem der zur Buddha-Würde gelangten Heiligen gegeben werden. Nach dem Amara Kôsha sind beide Synonyme eines solchen, und nach Hodgson (2) in Nepal sogar Namen von Adi-Buddha, obgleich auf diesen, als den Ursprünglichen, Selbstständigen, Unsichtbaren, der Begriff des Fortschreitens, Werdens und Erscheinens gar nicht zu passen scheint. Namentlich werden die in verschiedenen Weltaltern wirklich erschienenen Buddha's *Tathâgata's* (3) genannt, und eben sie tragen auch den Namen *Sugata* (4). In dem Titel einer Nepalischen religiösen Schrift, Sugatâwadâna, in welchem ein zur Ehre der Bôdhisatwa's gegebenes Fest beschrieben wird, hat der Ausdruck vermuthlich dieselbe Bedeutung; die *Awadâna's* haben die Belohnung der Handlungen zum Gegenstand (5). Schlechterdings aber ist mir nicht vorgekommen, daſs die Priester, der Buddhistischen Terminologie nach, den Titel *sugata* führten. Er ist durchaus der Name eines Buddha selbst, so daſs auch das von *sugata* abgeleitete *Saugata* gemeinhin für gleichbedeutend mit *Bauddha* genommen wird. Bei genauerer Unterscheidung der Hindu-Secten aber werden die Anhänger der Lehre von Sugata Muni bestimmt, und unterschieden von den Bauddha's, so genannt (6). Von der Eigenthümlichkeit ihrer Lehre giebt man aber bloſs an, daſs Zärtlichkeit gegen die ganze belebte Natur alle sittlichen und Frömmigkeits-Pflichten in sich begreife, so daſs sie nur einem, auch von den Bauddha's und Jaina's angenommenen Satze gröſsere Ausdehnung gegeben zu haben scheinen. Wilson setzt mit Recht hinzu, daſs die Beschreibung eines *Saugata* als eines Menschen von fettem Körper und kleinem Kopfe wenig zur Entdeckung des Ursprungs und der Geschichte der Secte beitragen werde. Um aber zu dem Ausdruck in seiner allgemeineren Bedeutung zurückzukehren, so erklärt Wilson in seinem Wörterbuche *sugata* gar nicht überhaupt durch einen Buddhistischen Lehrer, sondern durch einen Buddha im Allgemeinen, durch einen Gattungs-Ausdruck für einen zum Gott gewordenen Weisen der Bauddha-Secte. Unter den bei Hodgson vorkommenden Benennungen der Priester in Nepal findet sich *sugata* nicht (1). Es sind dies aber auch nicht eigentlich Priestergattungen, sondern verschiedene Classen in der Gesammtheit der Gemeinde. Der ächte Buddhismus hat keine Priesterschaft; der Heilige verachtet den Priester, und erkennt weder auf Erden noch im Himmel einen Vermittler zwischen sich und der Gottheit an (2) (s. unten S. 273.). Es ist daher nicht zu läugnen, daſs es über die eigentlich Buddhistische Terminologie hinausgeht, daſs in der obigen Stelle des Brata Yuddha *sugata* für einen Priester gebraucht und im Kawi-Wortverzeichniſs bei Raffles (3) geradehin durch Lehrer (*instructor*) erklärt wird. An die vier Rangclassen und die vier Weihen der Mongolisch-Buddhistischen Geistlichkeit ist hier nicht zu denken, da diese in ein zu spätes Zeitalter, das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, fallen (4).

---

(1) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 255. Anm. 29.

(2) *l. c.* 239.

(3) *Asiat. res.* XVI. 446.

(4) So wird in einer Anrufung Kakutsanda, der vierte der sieben groſsen Buddha's, der unvergleichliche Sugata genannt. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 102.

(5) *Asiat. res.* XVI. 227-230. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 225.

(6) Wilson in den *Asiat. res.* XVI. 17. 18.

In einer dem Jahre 894 der Javanischen Aera zugeschriebenen Kawi-Inschrift wird von einem Könige gesagt, daſs er wie ein vollendeter *Sugata* gelebt habe (5).

---

(1) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 244. 245.

(2) *l. c.* 254. Anm. 29.

(3) II. *App.* 170. *col. a.*

(4) Schmidt. Geschichte der Ostmongolen u. s. w. S. 231. 235. *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 160.

(5) Verhandl. der Batav. Ges. VIII. 315. 320. Der Ausdruck des Textes lautet *sugata-patyasanya*, wohl genauer zu schreiben *sugata-patÿa-samÿa*, gleich einem mit einem *Sugata* Übereinkommenden. *Patya* halte ich hier für das Sanskritische पथ्य, *pathya*, passend, zuträglich, angemessen, hier vom Seelenheil, wie im Sanskrit von der körperlichen Gesundheit, gebraucht. Sonst steht das Wort im Kawi für das Javanische *pati*, Tod (B. Y. 137, *b.* Paraphr.) *Samÿa* ist im Javanischen, wie *sama* im Sanskrit und *sāma* im eigentlich Malayischen, gleich, übereinstimmend.

2.

Sanggỹa, ebenso gebildet von *saṇga* oder *saṇgha* (¹), wie das Kawi-Adjectivum *yogỹa* von *yôga*.

Saṇga ist das dritte der sogenannten Buddhistischen Kleinode, das dritte Wesen der Buddhistischen Dreiheit, vorgestellt als die Frucht oder der Sohn der beiden anderen, nach der richtigsten Erklärung der Verein der treuen und reinen Anhänger Buddha's, welche sich schon der Verwirrung der Welt entzogen haben (²). Dieser Verein ist ursprünglich kein irdischer, und begreift die schon aus der Welt hinausgetretenen Bôdhisatwa's, Pratyêka's und Srâwaka's in sich (³). Demungeachtet machte derselbe, durch die gewöhnliche Übertragung himmlischer Zustände auf die irdischen, die Grundlage (⁴) der ausgebreiteten Buddhistischen Priesterherrschaft aus, die es, ungeachtet einer oben (S. 272.) gemachten Bemerkung, nur in einem der Lehre eigenthümlichen Sinne, als Verein von Frommen und künftigen Heiligen, dennoch giebt. Zuletzt wird der Begriff geradezu auf die im klösterlichen Leben der *Wihare* gebildete Vereinigung der Buddha-Anhänger unter einander und mit ihrem Lehrer angewendet (⁵).

(¹) Sowohl bei dem Kawi-Worte, als bei dem Buddhistischen Ausdruck *saṇga*, kann das doppelte Sanskritische सङ्ग, *saṇga*, Zusammenkunft, Begegnung, und सङ्घ, *saṇgha*, Menge, Haufe, zum Grunde liegen. Das Kawi-Wort vereinigt wirklich beide Bedeutungen in sich. Bei dem Buddhistischen Ausdruck hat denen, welche darüber geschrieben, verschiedentlich das eine oder andere vorgeschwebt. Schmidt schreibt immer *sanggha*, Wilson (*Asiat. res.* XVI. 477.) *sangha*, Hodgson und Rémusat, ohne Aspiration, *sanga*, welches mir richtiger scheint. Ich folge der letzteren Schreibung, indem ich nur den Nasenlaut bestimmter anzeige. Mit Sanskritischen Buchstaben aus ächt Buddhistischen Schriften habe ich das Wort bisher nicht gesehen. Auch Burnouf scheint hierüber zweifelhaft, da er (*Journ. des savans.* 1832. Oct. S. 589.) das dritte der drei Kleinode mit Sanskrit-Buchstaben auf beide Weisen schreibt; er setzt *saṇgha* in Parenthese, schreibt aber mit lateinischen Lettern dennoch *samgha*.

(²) Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 117. 118. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 246. Anm. 1. 247. Anm. 2. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 265. 286.

(³) Von diesen einzelnen Classen handelt mit gewohnter Gründlichkeit Rémusat im *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 259. VIII. 529.

(⁴) Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 252.

(⁵) Hodgson. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 255. Anm. 29.

Das Kawi-Wort *sanggy̆a* (denn dies ist die richtige Schreibart, von welcher der von Raffles gegebene Text mannigfaltig abweicht) hat die zwiefache Bedeutung: 1) ein Pandit, 2) alle (Crawf. *Voc.*) (1). Die beiden verschiedenen Bedeutungen gründen sich wohl offenbar auf die verschiedene Ableitung aus dem Sanskrit. Denn man mag सङ्ग, *saṇga*, von गम्, *gam*, gehen, oder von सञ्ज्, *saṇj*, sich bewegen, ableiten, so paſst der Begriff eines Pandits eher dazu, als zu सङ्घ, *saṇgha*. Diese Bedeutung aber, welche dem Sanskrit ganz fremd ist, scheint mir eben Buddhistisch; *Sanggy̆a* ist ein zum *Saṇga* Gehörender. Doch ist in der Buddhistischen Terminologie mir das Wort nie in individueller, immer in collectiver Bedeutung vorgekommen.

Die Paraphrase des Brata Yuddha erklärt das Wort, ohne Ausnahme, durch *sĕdhaya*, alle, und nach ihr findet sich dasselbe daher gar nicht in Buddhistischem Sinne in dem Gedichte. In einer Stelle kann ihm offenbar nur die Bedeutung alle, insgesammt, gegeben werden, da (618, *d.*) dort nur von himmlischen Wesen des Hinduismus die Rede ist, und das Wort ihre Aufzählung beschlieſst. In den übrigen Stellen (3, *a.* 4, *d.* 32, *a.* 82, *a.*) ist es immer mit *rĕsi* (*ṛishi*), den himmlischen Heiligen, zusammengestellt. Untersucht man diese Stellen genauer, so bietet sich bei dreien derselben keine Schwierigkeit dar, den Begriff alle darauf anzuwenden. Es ist von Mehreren (2) die Rede, und die Stellung erlaubt, ja fordert, das Wort als Adjectivum anzusehen. Die vierte Stelle aber (3, *a.*) läſst, ihrer Construction nach, diese Übersetzung nicht zu, wie sie nämlich bei Raffles und im Text der Handschrift gelesen wird. Denn *sanggy̆a* ist mit dem folgenden *rĕsi* durch und verbunden, und hat kein Substantivum vor sich. Es scheint also selbst eins zu sein. Die Paraphrase aber enthält eine andere Lesart (1), nach welcher das Substantivum *hasmara* vor *sanggy̆a* zu stehen kommt, und das letztere Wort erhält also natürlich adjectivische Bedeutung. Das Substantivum (eigentlich der Gott der Liebe, der Indische Smara) wird in der Paraphrase durch *Pandita ring langngit*, Paṇḍita des Himmels, gegeben, und in der Übersetzung steht dafür *dhĕwa*. Auf diese Weise finde ich also die Buddhistische Bedeutung von *sanggy̆a* nur in den Wörterbüchern, nicht im Gedichte.

---

(1) Raffles Kawi-Wortverzeichniſs giebt das Wort unter der Englischen Übersetzung *instructor*. II. *App.* 170. *col. a.*

(2) In 82, *a.* erklärt die Paraphrase *rĕsi* durch *sang Naradha*, und dann doch *sanggy̆a* durch *sedhaya*, alle, worin ein Widerspruch zu liegen scheint. Dieser löst sich aber gewissermaſsen in der darauf folgenden Javanischen Übersetzung, worin es heiſst: *sang Naradha sakyĕhi pandita sami hing langngit*, Naradha mit allen Panḍita's des Himmels. Ich finde *sakyĕhi* nicht, halte es aber für ein Adverbium von *sakĕh*, alle, und übersetze es durch mit.

3.

Buwana (in Raffles Text *buana*), das Sanskritische *bhuwana*, eine Welt, Weltregion, in der Paraphrase der Handschrift durch ein andres, in das Javanische übergegangenes Sanskritwort, *jagat* (2), die Welt, das Universum (Brata Yuddha. 2, *a*. 79, *d*.), erklärt. Als eine einzelne solcher Weltregionen führt Raffles (3) aus dem Kawi-Gedichte Wiwâha die des höchsten der Götter, Surĕndra Buana, an.

Die verschiedenen Abtheilungen der Welt, oder bestimmter, die den verschiednen himmlischen Wesen, so wie den Menschen nach ihrem Tode, angewiesenen Wohnsitze (4) (*the mansions of the universe*) tragen in der Buddhistischen Terminologie, namentlich in Nepal (5), den Namen der *Bhuwana*. Auf Ceylon scheint an der Stelle dieses Wortes *lóka* (6) gebräuchlich. Die Dreiwelt findet sich im Gedichte als *tri buwana* und als *tri loka* (7) (75, *d*. 98, *d*.); in der Einleitung kommt nur der erstere Ausdruck vor.

---

(1) Die beiden Varianten sind: im Text *lawana sira*, in der Paraphrase *lawan Hasmara*. Die erstere ist wohl gewiſs fehlerhaft, weil *lawan*, und, mit, kein End-*a* hat. Dagegen bleibt doch die Erwähnung von Hasmara an dieser Stelle, und die Erklärung dieses Namens, sehr zweifelhaft.

(2) Gericke schreibt dies Wort *jagadh*.

(3) I. 383.

(4) Man vergleiche hierüber Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 100-104.

(5) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 233. 248. Anm. 6.

(6) *Asiat. res.* VII. 410.

(7) Das Sanskritische Wort für Welt, in der Paraphrase durch *hĕnggon* wiedergegeben, das nach Crawfurd (*Voc.*) allgemein einen Platz, Aufenthaltsort bezeichnet.

4.

Chakrawarti, das Sanskritische *chakrawartin*, ein Beherrscher der Erde, der Oberherr vieler, einzelne Theile derselben regierenden kleineren Fürsten, von *chakra* (1), das bekanntlich Rad, Wurfscheibe, aber auch ein Königreich, ein Landstrich, und namentlich ein ungeheuer groſser, sich von Meer zu Meer ausdehnender, heiſst, und von *wartin*, von der Wurzel *wṛit*, gehen, sein, im prägnanten Sinne, also walten. Der Ausdruck wurde aber im Sanskrit bestimmten Fürsten auf der Gränze der fabelhaften und historischen Zeit gegeben, und war namentlich bei den Jaina's und Buddhisten im Gebrauche. Die Jaina's rechnen zwölf solcher Fürsten, welche in der Aufzählung der 63 erhabenen Wesen unmittelbar auf die 24 Awatâren folgen, und die alle sechs Abtheilungen (*khaṇḍa*) des Bhâratawarsha (Indien) beherrschten (2). Die Ostmongolen, zu welchen dieser Begriff und Ausdruck nur durch den Buddhismus gelangt sein kann, zählen nur sechs, alle vier Welttheile (*dwîpa*) beherrschende Fürsten dieser Art, und versetzten dieselben in so uralte Zeit, daſs erst von dieser Epoche an die Menschen diesen Namen führten und ihr jetziges Dasein erhielten, indem sie vorher Wesen gröſserer Vollkommenheit und durch keine Zahl auszudrückender Lebensdauer waren (3). Der Grund der Benennung wird aber verschieden angegeben. Nach Wilson liegt er in der Bedeutung eines groſsen Landstriches. Aber in der schon oben angeführten bei Islamabad gefundenen Inschrift wird das Wort in der Bedeutung des Rades genommen, da drei Pandits aus einem radähnlichen Flecken in der Hand des kleinen Sâkyamuni's schlieſsen, daſs er ein *Chakrawartin* sein werde (4). Die Ostmongolen gehen auf die Bedeutung von Rad zurück, und der *Chakrawartin* ist der das goldene Rad durch alle vier Welttheile Drehende. In der einen und andren Erklärung muſs man wohl von der Bedeutung des Runden, des ganzen Erdkreises ausgehen. Dies scheint auch das Sanskritische *chakrawâla* zu beweisen, welches, nur in etwas anderer Bedeutung (1), auch in das eigentlich Malayische übergegangen ist. Es ist im Sanskrit der sichtbare Gesichtskreis, dann aber auch eine Reihe von Bergen, welche die Erde umkreist und die Gränze zwischen Licht und Finsterniſs zieht. Die Herrschaft des *Chakrawartin* ist also die des Umfangs der Erde. Davon mag, als Emblem und als sichtbares Zeichen der königlichen Würde dieser Fürsten, das *Chakram* (Rad, Wurfscheibe) entstanden sein, wozu sich auch die Begriffe von Wishṇu's *Chakram* gesellen konnten. Der Gott selbst soll ein *Chakrawartin* gewesen sein, was wohl mit der Buddhistischen Vorstellung, daſs er eine Zeit lang auf Erden herrschte, zusammenhängt. Der Begriff des rollenden, die Wechsel der Schicksale bestimmenden Rades trat natürlich hinzu (2). Bei den mächtigsten Herrschern konnte das Königszeichen nur von dem edelsten Metalle, von Gold, sein. Man hatte aber auch *Chakrawartî's* mit Reichen geringeren Umfangs, von drei, zwei und Einem Welttheil, und so verwandelte sich das Zeichen ihrer Würde aus dem Golde in Silber, Erz und Eisen (3). Auch die Jaina's kannten halbe *Chakrawartî's* (*Arddhachakrawartin*), scheinen aber in der Theilung nicht tiefer heruntergegangen zu sein (4). Bei den Mittel-Asiatischen Völkern dauerte der Titel weiter fort, und der 845 gestorbene König Thisrong wird der tausend goldene Räder drehende König *Chakrawartî* der Mitte genannt. Hier geht das Emblem in eine bloſse Übertreibung schmeichlerischer Sprache über (5). Auch in der Geschichte des südlichen Indiens findet sich das Wort im Königreiche Chola, als in Namen übergegangener Titel, und zwar bei einem Fürsten, welcher, weil ihn seine ungesetzmäſsige Geburt von dem väterlichen Throne ausschloſs, ein eignes Reich gründete (6).

---

(1) Wilson. Lex. *v. chakra* und *chakrawarttin*. Amara Kôsha. *p.* 182. *sl.* 2. *p.* 343. *sl.* 184.

(2) *Asiat. res.* IX. 245. 246. 315. 316. Ihr Reich hieſs, wohl auch in Andeutung der runden, den Erdkreis umfassenden Gestalt, *Maṇḍalam* (Wilson. *h. v.*).

(3) Schmidt. Gesch. d. Ostmong. 9. *Nouv. Journ. Asiat.* VIII. 522.

(4) Moor. 227. Davy. *Acc. of Ceylon.* 207.

Im Brata Yuddha hat das Wort den allgemeinen Sinn eines oberen, andre, zinsbare Fürsten unter sich habenden Königs. Die Englischen Übersetzer bei Raffles (1) scheinen es nicht in seiner eigentlichen Bedeutung verstanden zu haben. Sie übersetzen es einmal Kreis von Fürsten (4, *b.*), und ein anderesmal alle Fürsten rund herum (112, *d.*); doch verbinden sie an beiden Stellen mit der ganzen Redensart den Sinn eines Oberherrschers. Die Paraphrase der Handschrift hat mir über das Wort kein Licht geben können. An der ersteren Stelle erläutert sie es bloſs grammatisch, indem sie es durch die Veränderung des Anfangsbuchstabens und den Verbal-Vorschlag in ein Verbum (*hannyakrawarti*) verwandelt. An der letzteren erklärt sie nur, und zwar durch ein mir bis jetzt unbekannt gebliebenes Wort (*midhĕr*), den ersten Theil der Zusammensetzung, *chakra*, und übergeht den letzten mit Stillschweigen. Der Text der beiden Verse läſst aber keinen Zweifel über den Sinn des Ausdrucks. In dem ersten verheiſst der herabgestiegene Gott dem Könige Jaya Baya, daſs er ein solcher Oberherrscher werden soll; in dem letzten wird von Gehülfen gesprochen, welche der älteste der Kuru-Fürsten bei seinen Kriegszurüstungen als Oberherrscher findet. Bemerken muſs ich noch, daſs nach Raffles Kawi-Wortverzeichniſs (2) *warti* Fürst (*prince*) heiſst, eine Bedeutung, welche das entsprechende Sanskritwort für sich allein stehend nicht hat.

---

(1) Es heiſst nämlich die Sternensphäre, das Firmament.

(2) Man vergleiche *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 431. Anm. †.

(3) Schmidt. Gesch. d. Ostmong. 304. Anm. 22.

(4) *Asiat. res.* IX. 246.

(5) Schmidt. Gesch. d. Ostmong. 47. *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 43.

(6) Wilson. *Mackenzie collection.* I. *Introd.* S. 84.

5.

Chudamane, (B. Y. 125, *a.*) im Text bei Raffles, das Sanskritische *chûḍâmaṇi*, Edelstein des Diadems, der Scheitel des Hauptes. Dies Wort gehört vielleicht nicht hierher. Ich führe es jedoch an, weil es gerade von Priestern und Heiligen im Gedichte gebraucht wird, und weil dasselbe, nur mit Umstellung seiner Elemente, *maṇichûḍâ*, Diadem von Edelsteinen, als Titel eines Buddhistischen *Awadâna's* vorkommt (3). Das Wort Edelstein (4) (*maṇi*) findet sich in mehreren solchen Titeln. Es ist jedoch hierbei nicht zu übersehen, daſs *maṇi* auch die Benennung des Cylinders (¹) ist, in welchem die Gebete herumgedreht werden.

---

(1) Das Compositum ist daher auch bei ihm in zwei Wörter getrennt geschrieben.

(2) II. *App.* 170. *col. a.*

(3) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 225.

(4) *Maṇikarṇikâtantra* kann zwar von Ohrring herkommen, aber auch den Namen des heiligen Teiches bei Benares enthalten. *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 227.

Im Brata Yuddha steht *chudamane* bei der Stelle, wo Arjuna sich aus seinem Heere fortschleicht, um den Guru's des feindlichen seine Ehrfurcht zu bezeugen. Nachdem er dies gethan hat, heiſst es: „die Guru's, welche also, auf den Gipfel erhoben, zu Edelsteinen der Scheitel gemacht wurden, antworteten" u. s. w. Das Wort ist also hier metaphorisch genommen. Die Englischen Übersetzer haben es bloſs umschrieben (²).

Die Handschrift hat eine etwas verschiedene Lesart, nämlich *chundamannik*. Das End-*k* ist der schon öfter da gewesene, gleichgültige Malayische Zusatz. Sehr wunderbar aber ist das in die erste Sylbe eingeschobene *n*. Da mir kein Beispiel sonst bekannt ist, daſs ein Sanskritwort auf diese Weise Javanisch verändert wird, so glaube ich eher, daſs ein in meinen Wörterbüchern nur fehlendes Javanisches Wort als erstes Glied mit *mannik* verbunden ist. Die Verdopplung des *n* in dem letzteren Worte ist um so weniger zu beachten, als die Handschrift in den wenigen Zeilen, die von diesem Verse handeln, es auch mit Einem *n* schreibt. *Chundamanni* ist, nach Crawfurd's Javanisch-Englischem Wörterbuch, ein Edelstein, ein wilder Hahn, und der Oberfeldherr eines Heeres. In diesem letzteren Sinne nimmt die Paraphrase der Handschrift das Wort, und giebt es durch *sĕnapati* wieder. Auch diesen Sinn erträgt die Stelle, da einer dieser Guru's an diesem Tage zum Feldherrn gewählt war und, bei dem Mangel aller Bezeichnung des Numerus, die Antwort auch diesem allein in den Mund gelegt sein kann. Diese Erklärungsart mag sogar, ob sie gleich weniger dichterisch ist, die richtigere sein: der auf den Gipfel des Feldherrn (d. h. zur obersten Feldherrnwürde) Erhobene antwortete u. s. w.

In der ganzen obigen, nun vollendeten Zusammenstellung der unverkennbaren Spuren des Buddhismus auf Java muſs nichts so auffallend erscheinen, als das Vorwalten Siwaitischer Vorstellungen darin. Bisweilen scheinen dieselben die Buddhistischen ganz und gar zu verdrängen, in anderen Punkten sich mit ihnen zu vermischen. Ich habe schon im Vorigen

---

(¹) So in *Maṇi pothi. Asiat. res.* XVI. 432.

(²) *Then spoke those who were thus made a brilliant object of adoration and respect.*

auf jeden einzelnen Fall dieser Art aufmerksam gemacht, und will nur hier noch von der Erscheinung im Ganzen und der Möglichkeit ihrer Erklärung reden.

§. 43.

Verbindung Siwaitischer Vorstellungen mit dem Buddhismus.

Es ist anerkannt, daſs die Buddhisten in Indien eine groſse Anzahl Indischer Gottheiten in ihre Tempel aufnahmen, und auch jetzt in den Ländern, wo sie herrschend sind, Local-Gottheiten nicht ausschlieſsen, aber dieselben, jetzt wie ehemals, immer den ihrer Lehre eigenthümlichen heiligen Wesen unterordnen, oder auch eine, der ursprünglichen fremde Idee mit diesen Gestalten verknüpfen (¹). Auf sehr merkwürdige Art ist die Anbetung untergeordneter Gottheiten auf Ceylon zwar von der rein Buddhistischen Gottesverehrung geschieden, aber doch, in einem weiteren Kreise, wieder mit ihr in Verbindung gesetzt. Beide Cultus haben ihre eigenen Tempel, die Buddha-Verehrung die *Wihare*, der Götterdienst seine *Dewale's* (das Sanskritische *dêwâlaya*, Götterwohnung). Kein Buddha-Priester würde oder dürfte in einem Dewale Gottesdienst halten. Diese Tempel haben nicht einmal eigentlich wahre Priester, sondern nur eine Art Wächter. Die wahren Priester, welche die zweite Caste ausmachen, sind ausschlieſslich mit der Buddha-Lehre beschäftigt, und halten sich von höherem Range, als die Götter selbst. Sie setzen sich ohne Umstände in ihren Dewale's nieder, laden aber doch selbst die Götter zu ihren Versammlungen ein. Wie man mit Recht anzunehmen scheint, so hat der Buddhismus diesen Götzendienst vorsichtigerweise gewissermaſsen selbst sanctionirt, doch ihn von seiner Lehre geschieden. Mit dem Dämonendienst ist er weniger glimpflich verfahren, und hat ihn zum Theil geradezu untersagt. Daſs sowohl auf der Insel Bali, als bei den Batta's auf Sumatra, sich ganz Ähnliches zeigt, habe ich schon oben (S. 107. 245.) erwähnt, und die weitere Verfolgung dieser Verbindung eines wahrscheinlich früheren Cultus mit der später eingeführten Buddha-Lehre dürfte für die Kenntniſs des Religionszustandes im ganzen östlichen Archipel von Wichtigkeit sein. Die vier Götter auf Ceylon

---

(¹) Colebrooke. *Asiat. res.* IX. 288. 289.

sind wenigstens zum Theil auch Indischen Ursprungs, wie man an Wiśwakarmâ sieht (1).

Wo sich aber vorzugsweise und entschieden Brahmanische Göttergestalten mit Buddhistischen Vorstellungen verbinden, da kommen alle Nachrichten darin überein, daſs Siwa und die mit seinem Dienste zusammenhängenden mythischen Wesen sehr häufig und ganz gewöhnlich darin erscheinen, da man dagegen selten Brahmâ und Wishṇu oder Gestalten dieser Zweige des Indischen Pantheons findet. Schmidt bemerkt dies ausdrücklich auch von den Mittel-Asiatischen Völkern (2).

Erskine wurde schon durch die Untersuchung des Grottentempels von Elephanta auf den Gedanken gebracht, daſs vielleicht in alter Zeit eine Verbindung des Buddhismus mit dem Siwaismus versucht worden sei. Die Gründe zu einer solchen Annahme gerade in diesem Tempel scheinen nicht haltbar, und lassen wenigstens groſse Zweifel übrig (3). Es bleibt jedoch immer wichtig, daſs ein so gründlicher und so gar nicht von vorgefaſsten Meinungen ausgehender Forscher eine solche Verbindung beider Secten für möglich hielt.

Der Tempel von Elephanta ist ein durchaus Brahmanischer, und auf ähnliche Weise ist bei Ellora die einzelne Kailâsa-Höhle ausschlieſslich dem Siwa-Dienste gewidmet. Allein auch in dieser findet Erskine in vielen Punkten ein Buddhistisches Ansehen, und macht sogar eine Niche namhaft, in der, seiner Vermuthung nach, ehemals ein *Dagop* gestanden hat (¹). Auch auf das gekräuselte Haar der *Piśâcha's* macht er aufmerksam, hält jedoch diese Ähnlichkeit mit den Buddha-Bildern für eine Beschimpfung, welche die Siwaiten durch diese miſsgestalteten Diener ihres Gottes den Buddhisten zufügen wollten (²).

---

(1) Davy. *Acc. of Ceylon.* 225-229. Upham. *Hist. of Budhism.* 49-52. Ich kann hier einen höchst lehrreichen und diesen Gegenstand durch wichtige und scharfsinnige Bemerkungen erläuternden Aufſatz Burnouf's (*Journ. des savans.* 1832. Oct. 585.) nicht unerwähnt lassen. Nach den Ceylonischen Gedichten, deren Englische Übersetzung in diesem Aufſatz angezeigt wird, zu urtheilen, scheint doch Davy den Cultus der Dèwa's und der Dämonen zu scharf von einander abzusondern.

(2) Mem. der Petersb. Akad. I. 119., wo er auch zugleich von dem Sinne spricht, in welchem der Buddhismus diese fremden Gottheiten nimmt. Über die wechselseitige Verbindung Buddhistischer und Brahmanischer Gestalten vergleiche man Erskine. *Bombay transact.* III. 531-533. 535. und die Legende bei Wilson. *Asiat. res.* XVI. 465. Anm. 26.

(3) *Bombay transact.* I. 231-233. Man vergleiche die dagegen von A. W. v. Schlegel (Ind. Biblioth. II. 447.) mit Recht erhobnen Einwendungen. Wenn Erskine an derselben Stelle von einer Verbindung mit der Wishṇu-Secte spricht, so bezieht sich dies bloſs auf die Inschrift von Buddha-Gayâ, und beweist nur noch mehr gegen diese letztere. Die Trümmer des Tempels zeugen für Siwa.

Klaproth vermuthet mit vielem Rechte, daſs, wenn die bekannte mystische sechssylbige Anrufung der Gottheit auch in Indien (unabhängig vom Buddhismus) gefunden wird, dieselbe sehr leicht bei den Anhängern Siwa's entstanden sein könne, so wie sie jetzt bei den Mittel-Asiatischen Buddhisten heilig gehalten wird (³). In Nepal ist diese sechssylbige Formel gleichfalls in Gebrauch. Hodgson führt, ob er gleich sonst nicht derselben erwähnt, einen Büchertitel an, in welchem sie vorkommt, *shaḍaksharî dhâraṇî*, das aus den sechs Sylben bestehende Gebet (⁴). Auf Java und Bali finde ich keine Spur dieser Formel. Dagegen kommt in Bali, nach Crawfurd's Zeugniſs, die erste Sylbe derselben, das bekannte *óm*, vor, wird jedoch ohne Umstände und Geheimniſs, nicht mit der in Indien üblichen Zurückhaltung, ausgesprochen. Es ist bekanntlich den Buddhisten und Brahmanen gemeinschaftlich, und Hodgson führt auch einen, *ékâkshara-kósha*, der Schatz der Einen Sylbe, betitelten Tractat an (⁵), der sich vermuthlich auf diese Sylbe bezieht. Sie lautet in Bali *ong*, und als ein Beispiel ihres Gebrauchs giebt Crawfurd die Redensart *ong Siwa chaturboja*, Ehrfurcht dem vierarmigen Siwa!

(¹) *Bombay transact.* III. 524. 525.

(²) *l. c.* 515.

(³) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 205. in der Abhandlung (185-206.), in welcher der gelehrte Verfasser die Erklärung eines hölzernen Täfelchens giebt, das mein Bruder auf seiner Reise in das Asiatische Ruſsland aus Sarepta erhalten hat, und worauf jene Formel in Landza-Charakteren eingeschnitten ist. Die Tafel befindet sich jetzt auf der Königl. Bibliothek in Berlin. Man vergleiche auch Schmidt's Erklärung derselben Formel. Mem. der Petersb. Akad. I. 112-114.

(⁴) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 228. *Dhâraṇî* ist eine kurze, aber gewichtige Gebetsformel, die demjenigen, der sie beständig wiederholt, oder sie auch nur bei sich trägt, zauberartigen Schutz verleiht. *Asiat. res.* VI. 429. Anm.

(⁵) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 226.

Ebenso, nur, wie alle vocalisch anlautende Wörter im Javanischen, mit einem Anfangs-*h* versehen, findet sich dieser Anruf im Kanda (1).

Das bis hierher Gesagte beruht jedoch mehr oder weniger nur auf Vermuthung; sichrere Beweise einer Verbindung des Buddhismus mit Siwaismus gewähren dagegen die Trümmer von Buddha-Gayá und der religiöse Zustand in Nepal. In den ersteren finden sich so viele zu dem Siwa-Dienst gehörende Bildwerke, daſs Buchanan-Hamilton es für wahrscheinlich hält, daſs die ehemaligen Buddhisten dieser Gegend vorzugsweise Siwa und die zerstörende weibliche Macht, welche ihn begleitet, verehrten. Die Zahl dieser Überreste ist vollkommen der der Buddha-Bilder gleich, und einige sind so groſs und merkwürdig, daſs man sie nicht bloſs als Verzierungen betrachten kann. In Nepal ist in den Volksbegriffen und der Volksreligion der Siwa-Dienst so mit Buddhistischen Gebräuchen und Begriffen vermischt, daſs man die reine Buddha-Lehre nur unmittelbar aus den heiligen Schriften ziehen kann (2). Die Einwohner haben, auſser den *Chaitya's* und den *Wiharen*, noch gemeinschaftliche Tempel, die in völliger Gleichheit den untergeordneten Gottheiten der Buddhisten und allen der Siwa-Anhänger gewidmet sind (1). Auch bei anderen Gelegenheiten vermischen sich Saiwa's mit Buddha-Anhängern und feiern gemeinschaftliche Feste (2). In einer Buddhistischen Legende erfährt Siwa das Geheimniſs des *Yóga* von Adi-Buddha, und erzählt es am Meeresufer seiner Gemalin. Auf Befehl Adi-Buddha's, steigt der Weltherrscher Padmapâṇi in den Bauch eines Fisches, als Matsyêndra, der oberste der Fische, herab, behorcht Siwa, erscheint aber, auf dessen Ruf, als Haupt der *Yógî's*, so daſs hier eine Verbindung dieser Secte des Siwaismus und des Buddhismus ist (3).

---

(1) Raffles. I. 381. Bei Gelegenheit eines Gefechtes wird mit dem ausdrücklichen Zusatz, daſs derselbe in der Erinnerung der nachfolgenden Zeitalter aufbewahrt worden sei, ein Anruf an die Gottheit erwähnt, von welchem aber leider Raffles bloſs die Anfangsworte giebt. Diese lauten: *Hong! Awigna; Hong! Widadania; Hong! Widadani. Awigna* halte ich für das Sanskritische *awighna*, die Befreiung oder Abwesenheit von Schwierigkeiten und Hemmungen, obgleich das Wort bei Wilson nicht mit dem verneinenden Vorschlage vorkommt. *Widadania* ist das Sanskritische *widyádhanya*, und ebenso erklärt sich das letzte Wort: reich an Erkenntniſs. Auch die himmlischen Nymphen *Widyádharí* werden im Javanischen zu *Widadari's*. Das Wort *Widyádhanya* ist aber selbst vielleicht eine Buddhistische Benennung entweder der Gottheit überhaupt oder gewisser Götter insbesondere. Das im Brata Yuddha bei einer ähnlichen Gelegenheit, als freudiger Götteranruf, vorkommende *hungkara* (96, *b.*) aber gehört wohl nicht hierher, und darf, wie es scheint, nicht mit dem Sanskritischen *ónkára* verwechselt werden. Es kommt von der, gleichfalls Sanskritischen, mehrdeutigen Interjection *húm* oder *hum*. Die heilige, aus der durch die Nase gesprochenen Verbindung des ersten und letzten kurzen Vocals entstehende Sylbe hat, soviel ich sehen kann, Javanisch immer genau dieselbe Schreibung mit dem reinen *o*, *hong*. So findet sie sich auch in Crawfurd's Javanisch-Englischem Wörterbuch. Vgl. ferner Raffles. I. 330. Anm.

(2) *Asiat. res.* XVI. 451.

Der Zustand in Nepal aber enthält noch eine Merkwürdigkeit, welche aufgehellt zu werden verdient. Es fragt sich nämlich, ob die dortigen Siwa-Anhänger ganz von den Buddhisten getrennt sind, und ob man sie denen im übrigen Indien völlig gleichstellen kann? Hodgson läſst sich zwar leider auf diesen Punkt nicht genauer ein, sondern schiebt ihn, als seine Untersuchung nicht angehend, ausdrücklich zurück; allein die Art, wie er von den Siwaiten redet, führt auf jene Zweifel. Es wird ganz und gar nicht von eignen abgesonderten Siwa-Tempeln gesprochen, und was das merkwürdigste ist, so sollen die Siwaiten dies nur in einem ihnen eigenthümlichen Sinne sein, woraus natürlich zu folgen scheint, daſs sie es auf andere Weise sind, als ihre Namensverwandten im übrigen Indien nach der ächten Brahmanen-Lehre (4). Auf der Insel Bali bestehen auch, wie wir gesehen, Siwa-Brahmanen neben Buddhisten, und auch bei ihnen bemerkte Crawfurd Abweichungen von der Sitte des Festlandes, namentlich den Mangel der heiligen Schnur (5) (*yajṇôpawîta*, *the sacred thread.* S. oben S. 107. 258.)

---

(1) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 241. Anm.

(2) *Asiat. res.* XVI. 471. Anm.

(3) *l. c.* Man sieht aus dem Gespräche Siwa's mit Pârwati, daſs diese Erzählung vermuthlich aus einem *Tantra* genommen ist (*Asiat. res.* V. 53. 54.).

(4) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 257. Anm. 32. *The Buddhists comprize the vast majority of the Newar race, and the majority* (muſs wohl *minority* heiſsen) *are Saivas; but in a sense peculiar to themselves, and with which my subject does not entitle me here to meddle.*

(5) Über die Beschaffenheit und andere Benennungen der heiligen Schnur sehe man Moor. 40. Anm. 379.

Ich stehe indeſs doch sehr an, diese beiden Abweichungen geradezu mit einander in Verbindung zu setzen, und noch weniger läſst sich aus dem Zustande von Bali in diesem Punkte unmittelbar auf Java schlieſsen, da wir oben (S. 113.) gesehen haben, daſs die Siwa-Brahmanen auf Bali erst kurz vor ihrer Übersiedelung dahin nach Java gekommen waren.

Wilson erwähnt zwar in dem Aufsatze, in welchem er über den Religionszustand in Nepal redet, nicht der eben angeführten Äuſserungen Hodgson's. Er zeigt aber an einem, nach den 25 Strophen, aus welchen er besteht, betitelten Tactat, daſs die darin enthaltene Mythologie groſsentheils aus den Tantra's herstammt, und bei einem anderen ähnlichen Tractat ist dies nach ihm so sehr der Fall, daſs derselbe ganz einem von Buddhisten angenommenen *Tantrika*-Ritual gleicht (¹). Er macht es sehr wahrscheinlich, daſs der Siwaismus in Nepal der der Secten der *Tantrika's* und *Pâśupata's* ist, und zeigt auf eine scharfsinnige Weise aus den beiden letzten der 25 Strophen, daſs der von dem König des Landes, der Sage nach, hereinberufene Arjapâṇi, der von *Bhairawa's* und von *Jaṭâdhara's*, also von Siwa-Begleitern und Priestern, umringt ankam, vermuthlich selbst ein Siwa-Priester der *Pâśupata*-Secte war. Denn sein Weg wird vom Osten oder Norden von Bengalen her bezeichnet, und jene Secte und die Tantrika's haben gerade dort in den östlichen Provinzen Hindostans festen Fuſs gefaſst. Die Epoche, in welche die Nepalische Geschichte diese Begebenheit und eine spätere Veränderung des National-Cultus setzt, ist das siebente und zwölfte Jahrhundert, und die erste würde, nach Wilson, zugleich mit der Zeit, wo die *Pâśupata*-Secte aufblühte, die letztere mit der der Tantrika's zusammenstimmen. Die Einführung des reinen Buddhismus legt er dem Maṇju Nâth bei (²). Die *Tantra's* sind bekanntlich Rituale und Gebetformeln voll des ausschweifendsten und sinnlosesten Aberglaubens in Form von Gesprächen Siwa's mit seiner Gemalin Pârwati, und mithin ganz im Sinne der Saiwa's und Sâkta's (³). Von der Secte der *Pâśu-*

(¹) *Asiat. res.* XVI. 452. 472. Einzelne Stellen der 25 Strophen, welche vorzugsweise zum Belag für diese Behauptungen dienen können, sind *l. c.* 460. §. 6. 461. Anm. 11. 463. §. 15. 465. Anm. 25.

(²) *l. c.* 469-472.

(³) *Asiat. res.* V. 53. 54. VII. 279-282. VIII. 436-438. Moor. 401.

pata's giebt Colebrooke ausführliche Nachricht (¹). Es ist ursprünglich eine philosophische Secte, aber eine für ketzerisch gehaltene, welche ihr eigenes *Sástra* an die Stelle der Wéda's setzte. In dieser Verwerfung der Wéda's kommt sie mit dem Buddhismus überein, und noch bestimmter darin, daſs sie sich auch ursprünglich an die *Sáṇkhya*-Philosophie anschloſs, in vielen Punkten dem Kapila, in dem theistischen Systeme dem Pataṇjali folgte. Obgleich in Colebrooke's Darstellung nur von der philosophischen Seite geschildert, zeigt sich doch auch schon da ein ausschweifender Mysticismus. Denn in dem Ritual wird den Anhängern vorgeschrieben, sich wie Leute in groſser Entzückung und Extase zu betragen, daher zu lachen, zu tanzen, ja sogar wie ein Stier zu brüllen, und zwischen diesem allem Gebete herzusagen, ferner zu thun als schliefen sie, sich lahm zu stellen, unzusammenhängend zu reden, und bei vollem Verstande die Wahnsinnigen zu spielen.

Daſs diese späteren Secten des Siwaismus auf Bali oder Java Eingang gefunden hätten, ist wenigstens durch nichts erwiesen; sehr möglich ist es dagegen, daſs Hodgson unter dem eignen Siwaismus in Nepal nichts anderes gemeint hat. Wenn irgend eine Erscheinung auf Java demselben entspricht, so müſsten es die an obscönen Vorstellungen des ausschweifendsten Siwaismus so reichen Tempel von sehr schlechter Architectur in dem Gebirge Lawu sein. Gerade da aber findet sich gar kein Buddha-Bild. Ganz möchte ich indeſs nicht über die Sache aburtheilen. Der Gebrauch, den auch die Siwaiten auf Bali so ganz besonders vom Worte *ágama* machen, beweist vielleicht, daſs sie, wie es Wilson von denen in Nepal für wahrscheinlich hält, der Lehre der Tantra's folgen (s. oben S. 98. Anm. 6.). Um wahrhaft mit Sachkunde darüber zu entscheiden, müſste man den Inhalt der Religionsschriften Bali's kennen und zugleich tief in die Legenden der Tantrika's eingeweiht sein, um sie mit den Javanischen zu vergleichen. In den letzteren finden sich allerdings solche, die sich um die Kenntniſs oder das Aussprechen mystischer Formeln drehen, was den Tantra's angemessen ist, aber ihnen nicht ausschlieſslich angehört. Soviel ist gewiſs, und darüber kann kaum eine Täuschung obwalten, daſs die Bildwerke, welche Indische Götter vorstellen, auf Java den reinen Charakter der Brahmanischen Reli-

---

(¹) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 569-574.

gion an sich tragen, und daſs im Ganzen dasselbe Urtheil über die Mythen und Sagen gefällt werden kann, wenn man die offenbar Javanischen Einschiebsel ausnimmt.

Sollten indeſs auch jene späten Ausgeburten der Indischen Religionsphilosophie wirklich bis zu den Inseln gedrungen sein, so würde dies immer noch nicht hinreichend erklären, daſs auf Java Buddhismus und Siwaismus einander so nahe zu berühren scheinen. Batara Guru, den man wohl eine Zwittergestalt zwischen Buddha und Siwa zu nennen berechtigt ist, erscheint schon in den ältesten Javanischen Sagen. Die Vermischung dieses zwiefachen Cultus auf Java scheint daher in der That eine andre und ältere, als die so eben beschriebene in Nepal, zu sein.

Dasselbe läſst sich wohl auch von den weiter oben (S. 281-284.) angeführten Beispielen sagen. Wenn diese aber dazu dienen, die Verbindung begreiflich zu machen, die wir, wenn wir Batara Guru als Buddha betrachten, so vielfältig auf Java und auch auf andren Inseln des Archipels zwischen diesem und Siwa antreffen, so wird auch Java wiederum dadurch selbst zu einem der wichtigsten Beweise jenes Zusammenhanges.

Immer bleibt jedoch gerade zwischen diesen beiden Secten irgend eine Annäherung auffallend. Es ist historisch bekannt, daſs die schwärmerischsten Verfolger der Buddhisten in Indien die Anhänger Siwa's waren, und die zum Theil bis ins Gräſsliche gesteigerte Furchtbarkeit der Lehre der Letzteren scheint dem milden und wohlwollenden Sinne des Buddhismus am meisten entgegenzustehen. In der tieferen Lehre mochten sich indeſs auch einige gemeinschaftliche Anklänge finden. Bei den ***Pâśupata's***, einer, wie wir gesehen haben, Siwaitischen Secte, ist Siwa, wie auf Java Batara Guru, die oberste Gottheit, und auch bei ihnen spielt die Vertiefung des Gemüths (***yôga***) eine wichtige Rolle. Man muſs sich nicht wundern, daſs ich diese späte Secte hier erwähne, wo ich von einer frühen Zeit zu reden beabsichtige. Ehe diese Secte zu einer abgesonderten wurde, und sich durch ausschweifende Meinungen auszeichnete, lag ihr sichtbar ein ernstes und beachtungswerthes philosophisches System zum Grunde, das nur nach und nach übertrieben ward. So verwandelte sich, was ursprünglich abgezogenes Verweilen bei dem Gedanken der Gottheit war, in dumpfes Hinbrüten über die Sylbe *ôm*, und auch die wahnsinnige Extase ging wahrscheinlich nur aus der schönen Heiterkeit und Freudigkeit hervor, welche die Tiefe des Nachdenkens, besonders des religiösen, über die Seele verbreitet (¹). Auch in Bildwerken findet sich Siwa sehr oft, den Buddha's ganz ähnlich, in dieser nachdenkenden Vertiefung vorgestellt. Die gemeinsame Abneigung der Buddhisten und Siwaiten gegen die Wittwenverbrennung möchte ich weniger hierher ziehen.

Vielleicht aber lagen die Ursachen der Annäherung beider Lehren an einander auch gar nicht in ihrem inneren Gehalte, sondern in äuſseren Umständen. Auch in der Indischen Religionsgeschichte, vorzüglich der früheren, sind zwar immer nur noch wenige Punkte mit einiger Sicherheit chronologisch bestimmt. Doch scheint es, wie Wilson überzeugend dargethan hat, eine ausgemachte Thatsache zu sein, daſs in sehr frühen Perioden, wo sich Hindu-Religion im südlichen Indien, woher gerade der östliche Archipel vorzüglich seine Indische Bevölkerung erhielt, festsetzte, der Siwa-Cultus vorherrschend war, und wenigstens gewiſs schon um den Anfang unsrer Zeitrechnung (²). Vielleicht war dies auch in der Zeit und an den Orten der Fall, wo Siwaismus und Buddhismus sich einander näherten. Die Verehrung Wishṇu's war vielleicht dort bereits mehr in Schatten getreten. Dies scheint besonders von Java zu gelten. Denn Crawfurd und Raffles kommen darin überein, daſs fast alle Brahmanische Überreste von Bildwerken dem Siwa-Kreise angehören, und der Wishṇu-Dienst sich nur in wenigen übriggebliebenen Spuren zeigt. Auch der Mythe nach, fällt die Herrschaft Wishṇu's in die uranfängliche Geschichte der Insel. Nach Colebrooke machen, was man aber freilich nicht mit jenem früheren Vorwalten des Siwa-Cultus vermischen darf, die ausschlieſslichen Anhänger Siwa's die späteste der Indischen Religionssecten aus (³). Nach ihm ist die Verehrung Mahâdêwa's und Bhawânî's durch die Saiwa's und Sâkta's überhaupt erst seit der Verfolgung der Buddhisten eingeführt worden (⁴). Da gerade diese beiden Gottheiten so häufig in den Javanischen Bildwerken vorkommen, so würde sich die Epoche derselben danach einigermaſsen, obgleich immer, da die Verfolgung durch mehrere Jahrhunderte hindurch währte, sehr unbe-

---

(¹) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 570. 571.

(²) Wilson. *Mackenzie collection.* I. *Introd.* S. 32. 61.

(³) *Asiat. res.* IX. 293. 294.

(⁴) *ib.* VIII. 495. 491.

stimmt, angeben lassen. Auch kann man den Bildwerken gewiſs kein sehr hohes Alter beimessen. Ob aber Batara Guru nicht eine viel frühere Gestalt im Indischen Archipel ist? bleibt eine andere Frage, die ich sogleich weiter unten wieder berühren werde.

Endlich mag noch ein Grund hinzukommen, der zwar im Inneren beider Lehren, aber nicht in ihrer Ähnlichkeit, sondern gerade in ihrem Gegensatze liegen würde. Die reine, speculative Buddha-Lehre konnte, und kann nie eine wahre Volksreligion werden. Um dies scheinbar möglich zu machen, muſste erst, gegen die ursprüngliche, einen abgesonderten Priesterstand von sich stoſsende Vorstellungsweise, in einer ausgedehnten Priesterschaft die beschauliche Vertiefung durch die Lockungen der Arbeitslosigkeit und des Eigennutzes in irdische Neigungen und Verhältnisse eingreifen. Das Volk bedurfte also anderer, die Sinne und die Einbildungskraft näher berührender Vorstellungen, und nach allen Nachrichten sind die vielgestalteten Götterbilder in den Buddhistischen Heiligthümern vorzugsweise hierzu bestimmt. Nothwendig muſste nun da ein, die Phantasie und das Gemüth gewaltig erschütternder und vorzüglich mit den Begriffen der Unterwelt und der Bestrafungen nach dem Tode beschäftigter Dienst, wie der Siwaismus, die Oberhand gewinnen.

§. 44.

Endresultate. Theilung des Buddhismus in verschiedene Zweige. Sprachverschiedenheit seiner heiligen Bücher.

Daſs die Lehre Buddha's nach Java und nach andren Inseln des östlichen Archipels wirklich gelangt ist, und auf Java Jahrhunderte hindurch geherrscht hat, kann nach den im Vorigen aufgestellten Thatsachen nicht mehr zweifelhaft erscheinen. Es geht aus der Ansicht des gesammten Javanischen Alterthums, wie wir dasselbe sowohl aus den Überresten von Tempeln und Bildwerken, als aus Inschriften und Sagen, kennen, im Groſsen und Ganzen hervor. Es verräth sich aber auch durch einzelne Kennzeichen, auf die ich, wie sie sich gelegentlich darboten, aufmerksam gemacht habe. Um daher die Resultate der angestellten Untersuchung zusammenzufassen, bleiben nur noch die nachfolgenden Punkte zu prüfen übrig:

1) Zu welchem der verschiedenen Buddhistischen Systeme das Javanische gehört haben mag?

2) In welches Zeitalter man die Einführung des Buddhismus in Java zu setzen hat?

3) Wie sich auf dieser Insel der Brahmanismus zu dem Buddhismus, sowohl überhaupt, als besonders der Zeit nach, verhielt?

Daſs der Buddhismus in Indien selbst, in dem mittleren, an den Ufern des Ganges gelegenen entstanden (¹) ist, und daſs er sich erst von dem Brahmanismus, in der inneren Lehre durch die Verwerfung der Wêda's, in der äuſseren durch die der Casteneintheilung, trennte, ist nach dem heutigen Stande dieser Forschungen länger keinem Zweifel unterworfen. Sowohl die Annahme eines Vor-Brahmanischen, als eines ursprünglich Auſser-Indischen Buddhismus bedarf keiner Widerlegung mehr.

In der Buddha-Lehre selbst aber unterscheiden sich durch die Periode, in welche der Stifter der Lehre gesetzt wird, und worin ein Unterschied von ungefähr 400 Jahren liegt, zwei Zweige derselben. Die Buddhisten auf Ceylon, im Königreich der Barmanen, und überhaupt in dem gröſsten Theile der Halbinsel jenseits des Ganges rücken die Geburt Buddha's um den genannten Zeitraum näher an den Anfang unserer Zeitrechnung herunter, als die in Tibet, China und bei den Mittel-Asiatischen Völkern (²).

Ein anderer wichtiger Unterschied aber liegt in der Sprache der bei ihnen als heilig geltenden Bücher. Die von Ceylon nach der Halbinsel jenseits des Ganges übergewanderte Lehre gründet sich auf Schriften in der Pali-Sprache, die in andren Ländern Buddhistischen Glaubens, namentlich in Nepal, auf Sanskritische. Ursprünglich waren jedoch auch die in Pali verfaſsten gewiſs gleichfalls aus Sanskritischen entnommen, und die erste Grundlage aller Buddhistischen Schriften und Terminologie bleibt immer

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 239.

(²) Es ist Klaproth's Verdienst, dies besonders ins Licht gestellt und die Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu haben. *Nouv. Journ. Asiat.* V. 310. Vgl. auch seine *tableaux hist. de l'Asie.* 62. Anm. Die beiden angeblichen Geburtsjahre sind nämlich 1027 für China und 628 für Ceylon. Die letztere Jahrzahl stimmt mit der Annahme überein, daſs Buddha (Sâkyamuni) 543 im fünf und achtzigsten Jahre seines Alters (*Essai sur le Pali.* 56.) von der Erde verschwand.

das Sanskrit (¹). Ich möchte daher auch nicht bestimmt behaupten, daſs beide Unterschiede in einem nothwendigen Zusammenhange mit einander ständen. Doch lieſse sich wohl die Vermuthung rechtfertigen, daſs die heiligen Bücher in Pali-Sprache von einem späteren Buddha geredet hätten. Um aber hierüber etwas mit Gewiſsheit entscheiden zu können, müſste man die früheren Religionsmeinungen Ceylon's authentischer kennen. Die Buddha-Schriften scheinen auch dort ursprünglich Sanskritisch verfaſst gewesen zu sein. Die von der Insel selbst herstammenden Nachrichten geben indeſs doch keine eigentliche Gewiſsheit hierüber. Die sichere Thatsache ist bloſs, daſs am Ende des vierten oder am Anfang des fünften Jahrhunderts heilige Bücher der Buddha-Lehre aus Indien nach Ceylon kamen, und daſs von diesen ausdrücklich gesagt wird, daſs sie in Pali-Sprache abgefaſst waren. Nach dem Râjâvali (²) lieſsen unter der Regierung des Königs Manam zwei Personen, in Upham's Schreibung Bandagotnam-watawak und Tenmaha Sin genannt, diese Bücher aus Indien kommen, und verbreiteten sie auf der Insel. Die beiden andren Geschichtsbücher stimmen zwar in der Angabe der Regierung, unter welcher dies Ereigniſs sich zutrug, mit dem Râjâvali überein, weichen aber darin von ihm ab, daſs nach ihnen ein Priester Namens Budhu-gosha (Buddhaghôsha) aus Indien nach Ceylon kam und eine groſse Anzahl von Predigten Buddha's den früheren Schriften hinzufügte (³). Nach dem Mahâvansi schrieb er diese selbst auf ausdrückliche Veranlassung des Königs Manam oder Maha-nawma (wie ihn diese beiden Geschichtsbücher nennen) nieder. Im Mahâvansi wird an dieser Stelle der Pali-Sprache nicht gedacht (⁴). Nach Barmanischen Berichten

---

(¹) Vgl. Schmidt. Mem. der Petersb. Akad. I. 43. 44.

(²) Upham. Mahâvansi. II. 242.

(³) *l. c.* I. 239. II. 74.

(⁴) In dem Versuch über das Pali (S. 60.) wird die Dauer der Regierung des Königs Manam, während welcher die erwähnten Bücher nach dem Râjâvali ankamen, von 407 bis 427 unsrer Zeitrechnung angegeben. Dies gründet sich aber auf die Annahme, daſs das Todesjahr Sâkyamuni's und der Anfang seiner Zeitrechnung auf Ceylon in das Jahr 525 vor Christo falle. Nach der von den Verfassern als richtiger anerkannten des Jahres 543 fand sie achtzehn Jahre früher statt. Auf den König Mahasen, welcher 844 jener Zeitrechnung starb, folgten nämlich nach dem Râjâvali vier Könige in einer Regierungsdauer von zusammen 88 Jahren, nach welchen Manam den Thron bestieg (Upham. II. 238-242.).

brachte ein Brahmane Buddhaghôsha die heiligen Buddha-Bücher und die Pali-Schrift von Ceylon nach Pegu [1], und die Übereinstimmung der Zeit macht es wahrscheinlich, daſs dies derselbe Priester war. Aus dem hier Angeführten folgt nun zwar allerdings nicht, daſs die Pali-Sprache nicht schon früher auf Ceylon vorhanden gewesen sei, und sogar als heilige Sprache daselbst gegolten habe. Es wird jedoch bei der Erwähnung der früheren Sammlungen der Schriften Buddha's im Râjaratnâcari [2] und Râjâvali der Pali-Sprache nicht gedacht, so daſs sich allerdings hieraus auf die spätere Einführung derselben schlieſsen läſst. Der Mahâvansi dagegen bringt die Pali-Sprache nicht nur überhaupt schon mit Sâkyamuni und den unmittelbar auf seinen Tod folgenden Zeiten (S. 31-39.) in Verbindung, sondern es geht auch aus einer Stelle desselben deutlich hervor, daſs der Verfasser auch die vor unserer Zeitrechnung vom König Walagam-abba gemachte Sammlung von Buddha-Büchern als in Pali-Schrift abgefaſst ansah [3]. Es scheint mir aber doch in dieser Stelle weniger ein bestimmtes historisches Zeugniſs, als die allgemeine Ansicht des ausschlieſslichen Zusammenhanges der Buddha-Lehre mit der Pali-Sprache zu liegen. Denn

---

Der Mahâvansi dehnt die Dauer dieser vier Regierungen auf 108 Jahre aus (*l. c.* I. 236-239.) und läſst Manam zwei und zwanzig Jahre regieren. Die Angabe der Regierungsdauer Manam's von 422 bis 427 in der Tabelle des Versuchs über das Pali muſs, da Manam, auch nach dem Râjâvali, doch zwanzig Jahre regierte, auf einem Druckfehler beruhen. Es ist sehr zu bedauern, daſs Upham in seiner neuen Schrift die drei Ceylonischen Geschichtsbücher auch nicht mit einer einzigen Note über die chronologischen Bemerkungen versehen hat, zu welchen der frühere Abdruck des letzten derselben den Verfassern des Versuchs über das Pali Veranlassung gegeben hatte. So ist die von ihnen mit so triftigen Gründen (*Essai.* 49.) angefochtene Zahl 703 in der neuen Ausgabe (II. 236.) ohne alle Erläuterung und Rechtfertigung stehen geblieben.

(1) *Essai sur le Pali.* 62.

(2) Upham. Mahâvansi. II. 43-74. 97. 106. u. s. w.

(3) *Because the Budhu's doctrines, being written in the Palee language, which aforetimes had been borne by heart by those great learned priests, had been committed to books at the time of the King Walagam-abha, since which the same books had been disused, as a thing shut up in a vessel, without exercising them in the minds of priests; at last the books also were lost, and thus the Palee doctrine of Budhu vanished, like the day without the sun, and the night without the moon.* Upham. Mahâvansi. I. 322. Man vgl. auch S. 218. 219.

daſs diese Ansicht auf Ceylon herrscht, beweist auch ein von Upham (1) herausgegebener Inbegriff der Lehre Gautama's, in welchem geradezu gesagt wird, daſs Buddha seine Predigten in Pali-Sprache gehalten habe. Wirklich sind die Pali-Bücher die wahre Grundlage der Lehre auf Ceylon, und der Râjaratnâcari giebt (S. 106.) mehrere Buddha-Priester an, durch welche diese Bücher bis in das dreizehnte Jahrhundert herunter erklärt und erweitert wurden. Ein positives Zeugniſs aber von früherer Existenz des Pali auf Ceylon liegt in der Angabe des Mahâvansi, daſs schon unter der Regierung des Vaters von Manam, des Vorgängers von Upatissa, die Pali-Schriften in die Ceylonische Sprache übersetzt wurden. Hiernach muſs man, wenn Mahasen's Tod im Jahre 844 der Buddha-Zeitrechnung angenommen wird, die Pali-Sprache auf Ceylon wenigstens schon zwischen 338 und 367 unserer Zeitrechnung suchen, da Upatissa's Vorgänger nach dem Mahâvansi (I. 238.) neun und zwanzig Jahr regierte. In den drei Geschichtsbüchern kommt der Ausdruck Sanskrit nicht vor. Daſs es aber unter den auf Ceylon jetzt befindlichen Handschriften auch Sanskritbücher giebt, kann über die hier vorliegende Frage nichts entscheiden. Es werden bei Upham (2) mehrere als grammatische angeführt, unter denen jedoch, den Titeln nach, einige auch religiösen Inhalts sind.

Wenn indeſs, wie nicht zu läugnen ist, die Zeit zweifelhaft bleibt, in welcher das Pali zuerst auf Ceylon die Sprache der Buddhistischen heiligen Schriften geworden ist, so beweist dagegen die schon im Anfange dieser Schrift mehrmals erwähnte Reise der Chinesischen Buddhistischen Priester, deren Haupt Fa-hian war, daſs noch im Anfange des fünften Jahrhunderts solche Schriften in Sanskritsprache auf Ceylon vorhanden waren. Denn es wird ausdrücklich darin berichtet, daſs Fa-hian eine bedeutende Sammlung solcher Sanskritischer Bücher während seines zweijährigen Aufenthaltes auf der Insel machte (3). Da Fa-hian vermuthlich die ältesten Bücher, als die ächtesten, suchte, so kann dieser Umstand wohl mit Recht als ein Beweis der Priorität der Buddhistischen Sanskritschriften vor den Schriften in Pali-Sprache auch in Ceylon angesehen werden. Denn an sich liegt es in der Natur der Sache, daſs, da die ersten Stifter der Lehre ächte Brahmanen waren, diese sich keiner anderen, als ihrer heiligen Sprache, bedienten, wenn man auch in gar keine Untersuchung über das Alter der Pali-Sprache selbst eingeht.

---

(1) Mahâvansi. III. 154.

(2) *l. c.* 205.

(3) Malte-Brun. Geogr. 2^{te} Ausg. I. 465. 466. nach Mittheilungen Abel-Rémusat's aus einer noch ungedruckten im Jahre 1830 im Institut gelesenen Abhandlung. Fa-hian brauchte beinahe ein Jahr zu seiner Rückkehr von Ceylon nach China. Da diese nun im Jahre 414 erfolgt sein soll, so müſste seine Ankunft in Ceylon in das Jahr 411 fallen. An derselben

Der Buddhismus auf Java hat sich offenbar auf Sanskritische Bücher gegründet. Eine bestimmte historische Nachricht kommt darüber nicht vor; selbst von den Büchern auf Bali, deren Titel angegeben sind, weiſs man nicht mit Genauigkeit, in welcher mehr oder weniger reinen Art des Kawi sie verfaſst sind. Daſs aber durchaus das Pali keinen Antheil an ihnen haben kann, ja daſs diese Sprache auf Java gar nicht eingewirkt hat, zeigt sich daran, daſs man im Kawi, so wie im Javanischen selbst, keine Spur derselben antrifft. Das Kawi führt bloſs auf reines Sanskrit zurück, und giebt gar keinen Anlaſs, Pali darin zu vermuthen, so daſs es ganz überflüssig sein würde, den Beweis davon noch im Einzelnen führen zu wollen. Dies ist eine wichtige Thatsache, und eine der wenigen, welche, meiner Überzeugung nach, als vollkommen erwiesen angenommen werden können. Die Buddha-Lehre gelangte nach Java, ohne durch das Medium der Pali-Sprache hindurchzugehen, also in einer Zeit und aus einer Gegend Indiens, wo die heiligen Buddha-Schriften in Sanskritsprache gelesen wurden.

Ich möchte auch glauben, daſs, was hier von Java gesagt wird, von dem ganzen östlichen Archipel gilt. Wenigstens ist mir, so weit ich die Sprachen desselben kenne, nichts darin aufgestoſsen, was nothwendig auf die Pali-Sprache zurückführte. Es ist sehr schwer, ja unmöglich, allgemeine Behauptungen, besonders negative, über eine, in so viele, zum Theil noch ganz unbekannte Mundarten getheilte Inselmenge zu wagen. Da aber die bekannten Hauptsprachen des Archipels, soviel ich gefunden habe, nach allen bisher angestellten Forschungen keinen Zusatz von Pali enthalten, wenn man vielleicht einige wenige, von der Halbinsel jenseits des Ganges herüber-

---

angeführten Stelle wird aber gesagt, daſs er 12 Jahre abwesend gewesen sei, und da nun das Jahr seiner Abreise 399 fest zu stehen scheint (*l. c.* 461. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 237.), so muſs entweder in dem Jahre der Ankunft oder in der Dauer der Abwesenheit ein Irrthum von einigen Jahren liegen.

gekommene Wörter ausnimmt, so scheint die Thatsache dennoch festzustehen. Es kann bloſs zufällig keine Auswanderung dahin aus dem Theil Indiens, wo man Pali sprach, statt gefunden haben. Wenn man aber bedenkt, daſs auch bei den Buddhisten auf Ceylon das Sanskrit dem Pali vorausging, so scheint es mir nicht unrichtig, anzunehmen, daſs der Einfluſs Indiens auf den östlichen Archipel dadurch in eine Zeit zurückfällt, wo das Pali noch nicht Indien verlassen hatte, und wo Indische Schiffahrt und Colonisation den Völkern nur noch reines Sanskrit zuführte, so daſs hieraus eine neue Bestätigung der in den vorhergehenden Abschnitten aufgestellten Behauptungen hervorgeht. Wenn einmal aber sich das Sanskrit auf Java im Kawi eine feste Form geschaffen hatte, so würde es überdies schwer gewesen sein, dasselbe durch einen neuen Dialekt zu verdrängen. Auch mag der Übergang des Pali nach Ceylon durch einen Zusammenhang zufälliger Umstände entstanden sein, die früher nicht vorhanden waren und sich später nicht wiederholten.

Merkwürdig bleibt es indeſs immer, daſs man auf Java keine bestimmteren Spuren eines Zusammenhanges mit Ceylon wahrnimmt, da man dies sowohl nach der Nähe, als nach der Wichtigkeit, welche diese Insel für die Buddha-Lehre besitzt, hätte vermuthen sollen. In der Pyramide von Boro-Budor und ihrer Ähnlichkeit mit gleichen Gebäuden auf Ceylon und der Halbinsel jenseits des Ganges kann ich eine solche Spur nicht finden. Denn auch auf dem Indischen Festlande gab es, wie die obigen Untersuchungen zeigen, solche Gebäude, die ich freistehende Dagop's genannt habe. Die scheinbar gröſsere Ähnlichkeit Java's und Ceylon's in diesem Punkt rührt nur daher, daſs sich jene Gebäude auf Ceylon besser erhalten haben, als die Buddhistischen Verfolgungen es auf dem Festlande verstatteten. Die Indische Colonisation Java's scheint, wie längst erkannt worden ist, wenn auch nicht ausschlieſslich, doch hauptsächlich von Kalinga ausgegangen zu sein. Auch das Wenige, was sich über die Religionsgeschichte der Insel der Dunkelheit der Sagen und Überreste entreiſsen läſst, widerspricht dieser Voraussetzung so wenig, daſs es dieselbe vielmehr durch einzelne Umstände sichtbar bestätigt.

§. 45.

Inwiefern bestimmt Buddhistische Lehrsätze auf Java erkennbar sind?

Zu bestimmen, inwiefern sich, dem Inneren der Lehre nach, der Buddhismus auf Java mehr diesem oder jenem Buddhistischen Systeme genähert habe, erlaubt der Mangel an gehörigen Materialien kaum in einigen wenigen Punkten.

Das Erheblichste und Zuverlässigste, was man bisher über die innere Lehre des Buddhismus in verschiedenen Gegenden kennt, beruht auf mehreren höchst wichtigen, gröſstentheils im Pariser Asiatischen Journal abgedruckten, Abhandlungen Abel-Rémusat's und Klaproth's, einer Darstellung der Buddha-Lehre in China durch Deshauterayes (1), Hodgson's oft im Obigen angeführten Nachrichten über den Buddhismus in Nepal, Schmidt's so überaus gehaltvollen, zwei Vorlesungen in der Petersburger Akademie (2), Colebrooke's (3) Darstellung der Buddha-Lehre in Indien, als sie sich noch im Kampfe mit der Brahmanischen befand, und endlich auf den von Upham, als Nachtrag zu den drei groſsen Ceylonischen Geschichtsbüchern, herausgegebenen Buddhistischen Tractaten. Hodgson's, Colebrooke's und Schmidt's Arbeiten gehören, wenn auch die letztere unmittelbar aus Tatarischen Schriften gezogen ist, dem Systeme an, welches sich ursprünglich auf Sanskrit-, nicht auf Pali-Schriften gründet, eine Bemerkung, welche ich hier nur der Genauigkeit wegen, nicht in der Absicht mache, zu behaupten, daſs dieser Unterschied der Sprache der Schriften auch einen in dem inneren Systeme mit sich führt. Der Colebrookische Aufsatz ist gar nicht aus Buddhistischen Schriften selbst, sondern nur aus den Widerlegungen der Gegner der Secte gezogen.

---

(1) *Journ. Asiat.* VII. 150.

(2) Diese Abhandlungen konnten in Rémusat's Arbeiten im *Nouv. Journ. Asiat.* noch nicht berücksichtigt werden, was bei Durchlesung dieser letzteren nicht aus den Augen zu lassen ist. Rémusat spricht aber in einer, nur kurz gegebenen Übersicht der Arbeiten, die er noch über den Buddhismus zu liefern gedachte, mit verdienter Achtung von denselben (*Nouv. Journ. Asiat.* VII. 495.).

(3) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 558-566.

Der wichtigste Unterschied zwischen dem in Nepal geltenden Systeme und zwischen den aus Tatarischen Schriften entnommenen liegt in dem in Nepal an die Spitze der Lehre gestellten Adi-Buddha. Das von Schmidt entwickelte Mongolische nimmt gar keine persönliche Gottheit, als Urheber des Weltalls, an, sondern das Immaterielle, keiner Veränderung Unterworfene, das wahre Sein Ausmachende, jedoch von allem besonderen Sein Geschiedene, also ein Etwas ohne Persönlichkeit, ist, dieser Vorstellungsweise nach, das Höchste in der Reihe der Dinge (1). Auch von Ceylon bezeugt Davy (2), dafs die dortigen Buddhisten nicht an ein höchstes, selbstständiges und ewiges Wesen, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, glauben. In dem von Upham (3) mitgetheilten Inbegriff der Lehre Gautama's lautet die Antwort auf die Frage, ob das höchste Wesen auch der Schöpfer des Himmels und der Erde sei? bestimmt folgendergestalt: ein höchstes Wesen wird geläugnet und Alles geht von der Natur aus. Gäbe es einen Schöpfer, so würde die Welt nicht untergehen, sondern durch ihn unversehrt erhalten werden. Aber die Regierung des Himmels und der Erde ist zuerst Buddha anvertraut, nach ihm (im Range nämlich) herrscht Sagampati (*jagatpati,* Weltherrscher) Mahâ Brahmâ, und nach diesem die Götter in ihren verschiedenen Classen (4). Weder in den Buddhistischen Schriften von Tibet, noch der Mongolei, noch China's hat sich bis jetzt, nach Klaproth, eine Nachricht oder der Name von Adi-Buddha gefunden (5). Mit der Annahme der Existenz dieser Gottheit ist dann die Entstehung der *Dhyâni-Buddha's* durch ihn, eine Reihe weiblicher Gottheiten, als der *Sakti's* (weiblich göttlicher, hervorbringender Kräfte der männlichen), und mithin eine wirkliche

---

(1) Auch Klaproth (*Nouv. Journ. Asiat.* V. 310.) sagt in einer Darstellung des Buddhistischen Systems ausdrücklich, dafs der Buddhismus das Dasein eines höchsten Wesens nicht zulasse. Pallas (II. 75.) drückt sich auf eine ähnliche Art aus.

(2) *Acc. of Ceylon.* 188.

(3) Mahâvansi. III. 138. 139.

(4) Mit diesen Behauptungen steht zwar Abel-Rémusat (*Nouv. Journ. Asiat.* VII. 263. 264.) in nicht abzuläugnendem Widerspruch. Es läfst sich aber wohl mit Grunde annehmen, dafs die genaue Erwägung der ihm später bekannt gewordenen Schmidtischen Abhandlungen, wenn Rémusat seine Forschungen hätte fortsetzen können, namentlich diese Stelle bedeutend modificirt haben würde.

(5) *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 111. Anm.

Theogonie verbunden. Man kann aber nicht behaupten, daſs dies bloſs Localglaube von Nepal sei, wenn es auch nur das System einer besonderen Secte, der *Aiśwarika's,* ist. Es scheint vielmehr ausgemacht, daſs ein Theil derselben Lehre auch auf dem Indischen Festlande galt, da sich bei Hêmachandra Göttinnen mit ähnlichen Namen (1) finden, obgleich auch da, so wie überhaupt in den bis jetzt bekannten unmittelbar Indischen Quellen, Adi-Buddha nicht erscheint.

Das Buddhistische System, das sich auf Java aus schriftlichen Quellen herleiten läſst, gehört offenbar zu dem theistischen. Es kann nur zweifelhaft bleiben, ob man sich die höchste Gottheit, den wahren Adi-Buddha, als Tunggal (den Einzigen, wie er auf Bali und in den Javanischen Sagen vorkommt und sich bei den Batta's als Asi-Hasi wiederfindet) oder als Batara Guru denken soll. Das Erstere scheint jedoch richtiger; denn es ist der ganzen Buddhistischen Ansicht gemäſs, das oberste Wesen in durchgängiger Ruhe, die welterschaffende Thätigkeit Anderen überlassend, zu denken, und der Javanische Batara Guru ist, wenn er sich gleich allerdings auch oft wieder eines noch mehr Untergeordneten (Nârada's oder Wishṇu's) bedient, in beständiger Geschäftigkeit. Von der Colebrookischen Arbeit ist schon an sich alles Mythologische entfernt, da sie bloſs von dem philosophischen Systeme spricht. Allein auch aus diesem geht über die höchste Intelligenz nichts mit Bestimmtheit hervor. Der den Buddhisten von ihren Gegnern gegebene Name der *Nâstika's,* Läugner des Daseins, bezieht sich zwar mehr auf den Unglauben an ein Dasein nach dem Tode (2). Aber nach der Ansicht des ganzen entwickelten Systems zu schlieſsen, scheint es nicht auf eine oberste Gottheit zu führen. Doch möchten die Anhänger wohl ihre Lehre von ihren Widersachern mangelhaft oder entstellt vorgetragen finden.

Die Pyramide von Boro-Budor enthält, wenn ich sie richtig erläutert habe, die bestimmtesten Buddhistischen Vorstellungen, und man kann hinzusetzen, die reinsten, welche sich auf der Insel wahrnehmen lassen. Wie schwer es ist, über die Gestalt Batara Guru's in den Sagen ein sicheres Urtheil zu fällen, hat sich oben gezeigt. Aus den Überresten von Statuen Buddha's und der Hindu-Götter läſst sich wenig Bestimmtes schlieſsen, da man, das einzige Brambanan allenfalls ausgenommen, nirgends mehr den Zusammenhang und die Beziehung erkennt, in welcher beide zu einander standen. An der Pyramide von Boro-Budor aber sind die Hauptvorstellungen bloſs Buddha's. Hindu-Götter erscheinen nur auf eine, dem Buddha-Cultus ganz angemessene, untergeordnete Weise auf den Basreliefs. Wenn die fünf vorgestellten, durch die Lage der Hände und die Richtung nach den Weltgegenden hin unterschiedenen Buddha's wirklich, wie ich glaube, die fünf Dhyâni-Buddha's sind, so ist dies eine unmittelbare Übereinstimmung dieses Javanischen mit dem Nepalischen und Tatarischen Buddhismus, und eine um so mehr merkwürdige, als, Wilson's (1) Behauptung nach, nichts diesen, wie er sie nennt, metaphysischen Wesen Entsprechendes im südlichen Indien vorkommt. Indeſs erforderte diese Behauptung wohl noch eine ausführlichere und gründlichere Prüfung, und jede verneinende Behauptung dieser Art läuft immer Gefahr, durch spätere glücklichere Forschungen wieder über den Haufen geworfen zu werden.

---

(1) *Asiat. res.* XVI. 469.

(2) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* I. 558.

Ein zweiter ganz bestimmt Buddhistischer Lehrsatz ist die Verwerfung des fünften Elementes, des Äthers (*âkâśa*), die wir oben (S. 229.) in einer der von Raffles übersetzt mitgetheilten Inschriften angetroffen haben. Er wird schon von den Brahmanischen Widersachern der Lehre angeführt, und gehört also dem Systeme an, wie es auf dem Indischen Festlande vor der Verfolgung bestand. In der obersten Weltregion, den höchsten Himmeln, kehrt aber der Äther dennoch wieder zurück. In dem Ceylonischen Systeme befindet er sich in dem Namen des untersten der vier gestaltlosen Himmel (2), und nach dem Systeme der Swâbhâwika's in Nepal ist er der erste der sieben Grade der Leere (*śûnyatâ*). Er wird dort für die einzige wesenhafte Substanz erklärt. Doch nennt Hodgson dies System den dunkelsten Winkel des metaphysischen Labyrinths dieser Secte (3).

Ich habe oben (S. 37. 38.) geäuſsert, daſs das Wort *warṇa*, insofern es die Zahl 4 bezeichnen soll, wohl fälschlich durch Farbe übersetzt werde, da es vielmehr in diesem Sinn von den Indischen Casten zu verstehen sei. Da aber auf der Insel Ceylon den vier, die Schicksale der Erde leitenden

---

(1) *Asiat. res.* XVI. 469.

(2) Upham. Mahâvansi. III. 137.

(3) *Transact. of the Asiat. soc. of Gr. Brit.* II. 238. 252. Anm. 20.

Gottheiten die vier Farben weiſs, schwarz, blau und roth beigelegt wurden (1), so könnte es wohl auch auf Java mit der Heraushebung von gerade vier Farben eine ähnliche Bewandtniſs haben. Es wäre alsdann auch in diesem Umstande eine Spur Buddhistischer Ideen zu erkennen.

Die hauptsächlichsten der hier herausgehobenen Umstände scheinen mir bestimmt dafür zu sprechen, daſs Java die Buddha-Lehre unmittelbar aus dem mittleren oder südlichen Indien erhielt, und wenn sich, wie wir hier gesehen haben, Ähnlichkeiten zwischen Java und Nepal finden, so darf man diese nicht einem directen Zusammenhange, sondern nur dem Umstande zuschreiben, daſs beide Länder aus Quellen im Mittelpunkte Indiens schöpften, daſs wir aber die zuverlässigen Nachrichten über die Lehre nicht mehr dort, sondern nur an der Gränze Indiens und auſserhalb desselben finden.

§. 46.

Zeit und Art der Einführung des Buddhismus auf Java.

Der in den vorigen Abschnitten geschilderte Zustand Java's und das Verhältniſs der Insel zu Indien muſs bei Erforschung der Zeit und Art der Einführung des Buddhismus in dieselbe hauptsächlich in Betrachtung gezogen werden. Man kann Java nicht als ein Land ansehen, wohin der Buddhismus erst, als er in Indien verfolgt wurde, gelangen konnte. Es nöthigt nicht allein nichts zu dieser Annahme, sondern ich halte sie auch nicht einmal für sehr wahrscheinlich. Das tiefe Eindringen Indischer Eigenthümlichkeit und reinen Sanskrits in die Sitten, Sagen und die Sprache Java's weist, meiner Überzeugung nach, auf einen sehr frühen Zusammenhang, besonders dieses Theils des Archipels, mit Indien hin, und wenn dies gegründet ist, so konnten beide Lehren, die Brahmanische und Buddhistische, friedlich neben einander dort geblüht haben. Der Zustand auf Java kann alsdann dem in Indien selbst ähnlich gewesen sein, und daſs in Indien ein Zusammenwohnen der orthodoxen und ketzerischen Partei lange vor der Verfolgung und noch während des Kampfes beider bestanden hat, ist nicht bloſs zu schlieſsen, sondern durch sichere Zeugnisse erwiesen (1). So kann, wenn auch alle unsre bildlichen und schriftlichen Denkmäler viel neueren Ursprungs sind, um Jahrhunderte früher Buddha-Lehre auf Java gegolten haben. Allein aus den Überresten geschöpfte Gründe machen es mir zugleich wahrscheinlich, daſs der Buddhismus auf dieser Insel, so wie er sich auch in Indien selbst in Secten theilte, nicht immer derselbe blieb. Besonders mag seine Verschiedenheit überhaupt in dem allmäligen Übergange von einer philosophischen Secte zu wahrem Religions-Cultus und in einem damit verbundenen mythologischen Zuwachs zu den abgezogenen Lehrsätzen liegen. Es geht sogar aus der Vergleichung desselben in den verschiedenen Ländern hervor, daſs dieser mythologische Theil mehr oder weniger ausgebildet ist, und sich, wie es scheint, gerade durch das, was Wilson mit Recht metaphysische Wesen nennt, an die innere Lehre anschlieſst. Solche Umänderungen des Systems können später, und vielleicht mehr als einmal, nach Java gelangt sein. Wenn, wie ich wahrscheinlich machen zu können glaube, der Buddhismus auf Java nicht nur früh entstanden, sondern wirklich herrschend geworden war, so muſste dies in der Zeit des Kampfes und der Verfolgung die Indischen Buddhisten reizen, besonders diese wahrhaft Indische und ihrer Lehre zugethane Insel zum Zufluchtsort zu wählen.

---

(1) Upham. Mahâvansi. I. 10. und III. 139. 140., wo aber die Farben anders, nämlich weiſs, blau, roth und golden, angegeben werden.

Ich finde nun in den obigen Untersuchungen drei Punkte, welche mich auf die hier geäuſserte Vermuthung führen, da sie sich auf eine andere Weise nicht füglich zusammenreimen lassen, nämlich: die Pyramide von Boro-Budor, die oben in Auszügen gegebenen Inschriften und Batara Guru.

Die Pyramide enthält gerade die metaphysischen Wesen, von welchen eben die Rede war, wenigstens, wenn man auch meine Erklärung nicht annehmen, sondern die sitzenden Gestalten auf die fünf menschlichen Buddha's deuten wollte, rein Buddhistische Personificationen der Idee erlangter göttlicher Vollkommenheit. Man wird nicht genöthigt, dies Denkmal in ein sehr frühes Zeitalter zu setzen, ja man kann ihm nicht einmal ein sehr weit hinaufgerücktes beilegen. Ähnliche Gebäude sollen im östlichen Theile der Insel vorhanden sein. Vielleicht sind diese älter; immer aber haben wir hier eine Zahl von Gebäuden, an welchen sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Vorstellungen rein Buddhistischer Mythologie finden, und die auch durch ihre Form und ihre wahrscheinliche Bestimmung zur Aufbewahrung von Reliquien ausschlieſslich Buddhistische Heiligthümer sind. Diesen Denkmälern kann man vielleicht nicht mit Unrecht die Tausend Tempel bei Brambanan an die Seite stellen, da auch hier ganze Reihen von Buddha-Bildern, jedoch nach einem inneren Heiligthum schauend, die Seiten mehrerer Vierecke einnahmen. Diese Tempel scheinen älter, als die Pyramide, doch braucht der Unterschied nicht nothwendig sehr groſs angenommen zu werden. Das meiste von Brambanan Gesagte beruht aber in Absicht der Buddha-Bilder nur auf Vermuthung. Aus den einzelnen sitzenden Buddha's, wo sie unter den Trümmern angetroffen werden, läſst sich nicht erkennen, ob sie, wie die in Boro-Budor, mythologische Personificationen sind. Sie können den letzten menschlichen Buddha, als Gegenstand der Anbetung, oder auch nur fromme, dem Zustande der Vollendung entgegengehende Personen vorstellen.

---

(1) Rémusat. *Nouv. Journ. Asiat.* VII. 240. Erskine. *Bombay transact.* III. 532. In der letzten Stelle aber wird dem freundlichen Zusammenbestehen beider Lehren offenbar eine zu lange Ausdehnung gegen unsere Zeiten herunter eingeräumt.

Die Inschriften sind, ihrem angegebenen Datum nach, bedeutend höheren Alters. Wie es sich aber auch mit den bestimmten Jahrzahlen verhalten möge, so würde ich ihnen auch auſserdem ein solches beilegen. Man kann es ihnen, dünkt mich, nur dann absprechen, wenn man sie überhaupt für unächt, d. h. nicht aus rein Indischer Zeit herstammend, erklärt, was mir weder nothwendig, noch zulässig erscheint. Daſs sie Buddhistisch sind, beweist, meiner Überzeugung nach, die Annahme von vier Elementen, statt der gewöhnlichen fünf der Brahmanischen Philosophie, neben anderen oben angeführten aus dem Ganzen der in ihnen vorgetragenen Lehren geschöpften Gründen. In ihnen nun ist keine Spur jener Personificationen. Sie enthalten bloſs religiöse und moralische Lehrsätze, und ihr Inhalt ist philosophisch, nicht mythologisch. Die wenigen in ihnen vorkommenden Götternamen, Batara Guru an der Spitze, scheinen dem Cultus anzugehören, der auch aus den Sagen hervorgeht. Da es mir nun natürlich scheint, die Ausbildung des Buddhismus durch personificirte metaphysische Wesen für später zu halten, als den rein philosophischen Inhalt der Lehre, so lege ich schon darum diesen Inschriften ein höheres Alter, als jenen Buddhistischen Tempelgebäuden, bei. Die eine derselben redet bestimmt von zwei Personen, welche den darin angepriesenen Glauben in das Land gebracht haben sollen.

Hier hätten wir also ein historisches Zeugniſs für eine Einführung aus der Fremde. Ich gestehe zwar, daſs ich es für bedenklich halten würde, diesem Umstande eine zu groſse Wichtigkeit beizumessen, da vielleicht darin nur von der Einführung aus einem Javanischen Distrikt in den anderen die Rede ist. Merkwürdig bleibt indeſs diese Anführung immer, besonders wenn man mit ihr die Angabe einer andren Inschrift (¹) verbindet. In dieser letzteren heiſst es, daſs in Absicht von Gebeten nichts vorzüglicher sei, als die sieben Bücher. Es werden also hier offenbar und noch bestimmter, als in den von Raffles mitgetheilten Inschriften, heilige Bücher genannt, und da diese Inschrift uns in das Jahr 427 verweist, so finden wir hier in einem Zeitraum von ungefähr achtzig Jahren (zwischen 427 und 506 der Javanischen Aera, 505 und 584 unserer Zeitrechnung) ganz hauptsächliche und mit einander übereinstimmende Data über die Religionsgeschichte Java's. Die übrigen, mir bekannten Materialien zur Javanischen Geschichte enthalten indeſs durchaus nichts, was man hierher ziehen könnte. Die drei Inschriften sind übrigens in sehr verschiedenen Theilen der Insel gefunden worden, die von Raffles mitgetheilten im Distrikte von Surabaya, im östlichen Theile Java's, der Insel Madura gegenüber, die der sieben Bücher erwähnende viel westlicher, auf dem fast im Mittelpunkte der Insel liegenden Berg Merbabu, von wo Domis dieselbe nach Salatiga bringen lieſs.

Es bleibt uns endlich noch Batara Guru zu betrachten übrig. Er hängt zwar nur mit der ganzen verworrenen und unzuverlässigen Javanischen Chronologie zusammen, und es läſst sich nicht einmal, wie bei den Tempeln und Inschriften, ein angebliches Datum für ihn auffinden. Allein die beiden Umstände, daſs er schon in die uranfängliche Geschichte der Sagen verwebt ist, und daſs er auch auf andren Inseln des Archipels angetroffen wird, berechtigen zu der Annahme eines früheren Zeitalters für ihn. Wir haben schon oben gesehen, daſs, auſser seinem Namen, wenig oder nichts in ihm auf Buddha, mehreres aber auf Siwa hinweist. Dies gilt jedoch vorzugsweise von Java. Auf Bali und bei den Batta's liegt in der unter einem obersten Gotte stehenden göttlichen Dreiheit schon eine gewisse Ähnlichkeit mit Adi-Buddha und der Dreiheit (den drei Kleinoden), die auch im Buddhistischen Lehrsysteme enthalten und auch nach Ceylon übergewandert

---

(¹) Verhandl. der Batav. Ges. X. 120. 129. 130.

ist (1). Wenn Java, wie ich im Vorigen geäuſsert habe, schon um den Anfang seiner Zeitrechnung und vielleicht vor derselben Siwa-Dienst aus dem südlichen Indien empfangen konnte und wahrscheinlich empfangen hat, so mag dadurch der gleichfalls eingeführte Buddhismus sich mit diesem vermischt haben, und durch den Volksglauben so entstellt worden sein, daſs unter dem Namen Buddha's, als Batara Guru's, dem Wesen nach, mehr Siwa und seine Götterschaar angebetet wurde. Auf diese Weise wäre es noch begreiflicher, daſs durch bedeutend spätere Einwanderungen wieder ein reinerer, d. h. mehr ausschlieſslicher Buddhismus eingeführt worden sei. Sehr groſsen Antheil mögen aber auch an der Vermischung Batara Guru's mit Siwa die Künstler und die Urheber der Sagensammlungen haben. Mit Indischen Mythen vertraut und ihre dichterischen und künstlerischen Schöpfungen aus ihnen entnehmend, mögen sie das höchste Buddhistische Wesen theils mit, theils ohne Absicht zum Kreise der Hindu-Götter hingezogen haben. Es liegt ein nicht abzuläugnender doppelter Widerspruch einmal in der ächt Buddhistischen Pyramide von Boro-Budor und den ganz zum Brahmanismus hingedrehten Mythen Batara Guru's, dann aber in diesen und dem Namen dieser wunderbaren Zwittergestalt. Diese beiden Widersprüche lassen sich, wie es mir scheint, nicht anders lösen, als indem man annimmt, daſs sich zuerst wahrer Buddhismus auf der Insel festsetzte, nach und nach aber durch Fabeln und Volksglauben fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde, bis späterhin wieder die reine Lehre aus der Fremde vielleicht in verschiedenen Überwanderungen erschien.

Ceylon erhielt Buddhistische Lehre schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Christo (2), und es ist kein Grund vorhanden, es für unmöglich zu halten, daſs eine ähnliche frühe Einführung auf Java statt gefunden habe. Sie geschah, nach der wahrscheinlichsten Annahme, auf Ceylon durch den 332 vor Christi Geburt (3) gestorbenen zwölften Indischen Patriarchen, welcher den Namen oder vielmehr den Titel *Bôdhisatwa* führte. Wir haben oben gesehen, daſs, da *Guru* auf Inseln des Archipels, namentlich bei den Batta's, geradehin der Name der Priester ist, und *Batara* vielleicht bloſs als ein Titel angesehen werden darf, *Batara Guru*, genau genommen, der Gott Priester heiſst. Hätte Java die Lehre auf ähnliche Weise, als Ceylon, durch einen obersten Priester empfangen, so konnte dies um so eher die Veranlassung sein, die Lehre nicht nach Buddha, sondern nach dem Gott Priester zu benennen, als gerade der Buddhismus die Göttlichkeit und Menschlichkeit am meisten in Einer Person zu verbinden gewohnt ist. Man konnte aber auch *Batara* im ächteren Wortsinne nehmen, das Erscheinen dieses Lehrers die Herabkunft des Priesters nennen, und dieser Name konnte die Benennung der obersten Gottheit werden.

---

(1) Burnouf. *Journ. des savans*. 1832. 588. Davy, welcher die drei Kleinode *Tisarana* (Sanskritisch *Triśaraṇa*, wörtlich der Dreischutz) nennt und ganz richtig erklärt (*Acc. of Ceylon*. 226.).

(2) *Essai sur le Pali*. 54.

(3) Rémusat. *Mélanges Asiat*. I. 122.

Der Annahme einer so frühen Buddhistischen Einwanderung nach Java steht allerdings Wilson's (¹) Behauptung entgegen, daſs der Buddhismus erst im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in die südliche Halbinsel Indiens gelangte, da die Indischen Übersiedlungen nach Java doch wohl nur daher stammten. Ich bekenne indeſs, daſs mir diese Behauptung des gelehrten Forschers sehr viele Zweifel übrig läſst. Zuerst ist dieselbe mit dem Reiseberichte des Chinesischen Buddhisten Fa-hian (s. oben S. 181.) sehr schwer in Übereinstimmung zu bringen. Wenn man auch gar nicht auf die Angabe des hohen Alters, welches dieser Reisende Buddhistischen Grottentempeln in Dekan beilegt, achtet, sondern genau abscheidet, was er als Augenzeuge berichtet, oder als Meinung oder Überlieferung erzählt, so muſsten immer jene Tempel schon geraume Zeit vor seiner Ankunft vorhanden sein, um auch nur der Volksmeinung eines Alters von dreizehn Jahrhunderten einigen Eingang zu verschaffen; und gleichergestalt läſst sich nicht annehmen, daſs eingewanderte Buddhisten im ersten Augenblick so weitläuftige Werke gründeten. Da nun Fa-hian schon 414 unserer Zeitrechnung nach China zurückkehrte, so ist es nicht glaublich, daſs die Tempel, von welchen er in Südindien spricht, von Buddhisten herstammen sollten, die erst im dritten Jahrhundert nach der Halbinsel kamen. Zweitens aber scheint mir auch die viel frühere Einführung des Buddhismus auf Ceylon dafür zu sprechen, daſs dieser Cultus auch schon viel früher auf der Halbinsel im Schwange war. Zwar konnte derselbe nach der Insel durch Schiff-

---

(¹) *Mackenzie collect.* I. *Introd.* S. 65. 69. 70.

fahrt, ohne die Halbinsel zu berühren, gelangen. Wahrscheinlicher ist es jedoch wohl, daſs die Schicksale Ceylons (1) dem Zustande des ihm gegenüberliegenden Festlandes auch hierin folgten, und daſs der Buddhismus in diesen südlichen Gegenden nicht auf Ceylon zuerst erschien, sondern sich nur auf dieser Insel, wie in einem mehr gesicherten Bollwerk, gegen die Angriffe des Brahmanismus und, wie Wilson gezeigt hat, noch mehr der Jaina's erhalten hat. Der Grund, auf welchen Wilson seine Behauptung stützt, ist eine Localnachricht, und mag daher auch nur die Einwanderung in diese bestimmte Gegend betreffen sollen, oder doch nur für dies örtliche Ereigniſs als geschichtliches Zeugniſs Gültigkeit haben.

Allein etwas Genaueres über die Epoche des Überganges des Buddhismus nach Java mit einiger Zuverlässigkeit bestimmen zu wollen, würde ein vergebliches Bemühen sein. Das Beispiel Ceylon's, verbunden mit dem ganzen Zustande von Java, beweist nur soviel, daſs man für die Einführung des Buddhismus auf der Insel nicht gerade auf die Jahrhunderte der durch die Verfolgung veranlaſsten Buddhistischen Auswanderungen beschränkt ist.

Dagegen verdient ein anderer Umstand ernstliche Erwägung. Der Anfang einer Zeitrechnung pflegt bei den Völkern auf einen wichtigen Zeitpunkt in ihrer Geschichte, eine merkwürdige Begebenheit hinzuweisen. Dies könnte geneigt machen, die Einführung des Buddhismus nicht früher hinaufrücken zu wollen. Eine Nothwendigkeit scheint mir indeſs in dieser Folgerung nicht zu liegen. Ihre Zeitrechnung haben die Javanen offenbar aus dem südlichen Indien erhalten, und dies mag in eine spätere Periode fallen, wo ihnen aus Indien genauere wissenschaftliche Kenntnisse zuflossen. Sie versuchten es nun natürlich, die im Volke im Schwange gehenden Überlieferungen und Sagen nach dieser Zeitrechnung an einander zu reihen, konnten aber damit natürlich nicht weiter hinaufgehen, als die Aera selbst reichte. Auf diese Weise scheint mir der Anfang dieser Zeitrechnung, das Jahr 78 der unsrigen, gar nicht eine Gränze Javanischer Geschichte festzustellen, jenseits welcher es keine Begebenheit, wie die der Einführung des Buddhismus und Indischer Einwanderungen, zu setzen erlaubt wäre. Was aber, meiner Überzeugung nach, wirklich dadurch erwiesen wird, ist, daſs vor jenem Anfangspunkt, und wohl gewiſs noch einige Jahrhunderte nach demselben, vollkommene Ungewiſsheit und Dunkelheit über der Geschichte Java's schwebte. Jene Epoche war der äuſserste Punkt, bis zu welchem die Anordner Javanischer Annalen noch irgend einiges Licht dringen zu lassen hoffen konnten. Es muſs auch gar keine Aera nach Buddha's Erscheinung gegeben haben, und dies wird gewissermaſsen begreiflich, wenn man nach dem Obigen annimmt, daſs zuerst Brahmanismus und Buddhismus neben einander auf der Insel blühten. Es hob sich dann viel weniger eine eigentliche Einführung des letzteren heraus. Vielleicht aber bestätigt auch jene Thatsache nur, daſs auf das erste Erscheinen des Buddhismus eine vollkommene Verdunklung desselben folgte.

---

(1) Dies hat Burnouf sehr scharfſinnig ausgeführt und zum Beweise gebraucht, daſs, trotz der frühen Einführung des Buddhismus auf Ceylon, dennoch auch dort rechtgläubiger Brahmanismus vor demselben herrschend war (*Journ. des savans*. 1832. 593.).

Bei Batara Guru ist in den Javanischen Materialien von gar keiner Epoche die Rede. Er herrscht seit so langer Zeit, als es irgend eine Kunde erster Bevölkerung der Insel und der Erde überhaupt giebt. In den oben erwähnten Inschriften wird einer bestimmten Einführung gedacht. Die sitzenden Buddha-Bilder werden von den heutigen Bewohnern nicht als Götterstatuen, sondern als aus der Fremde, jenseits des Meeres, hergekommene Priester bezeichnet. Sollte hierin nicht eine klare Andeutung des wirklich historischen Zustandes liegen? Der früh eingeführte Buddha-Cultus war in Siwa-Dienst übergegangen, hatte aber den von seinem Erscheinen entlehnten Namen für die oberste Gottheit beibehalten. Viel später waren wieder wahrhaft Buddhistische Begriffe und bildliche Vorstellungen durch andere Einwanderer hingelangt. Dieser Cultus war aber eben deshalb von kürzerer Dauer auf der Insel, vielleicht auch nur von localer Art. Hierfür scheint die Beschränkung des pyramidenförmigen Baues auf einen bestimmten Theil der Insel zu sprechen, obgleich die in allen Theilen verbreiteten Buddha-Bilder dagegen zeugen. Doch mochten diese, wie in Indien selbst nicht selten, in den Brahmanischen Cultus aufgenommen sein. Auf diese Weise scheint es nun nicht unnatürlich, daſs sich die, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch tief eingewurzelten Sagen von Batara Guru im Gedächtniſs der Bewohner erhalten haben, daſs dagegen Buddha in der neueren und reineren Wiederherstellung seines Cultus (der sich übrigens vermuthlich auch, nur in anderem Sinne, als die Volksreligion, an Batara Guru anschloſs) in Vergessenheit gerathen ist. Denn fiel auch diese Wiederherstellung in eine spätere Zeit, so war sie doch von kürzerer Dauer, vielleicht sogar nur partiell, und konnte sich nicht auf gleiche Weise in die Vorstellungsart des Volkes verweben.

Mackenzie hat sehr richtig und vielleicht zuerst erkannt, wie so Vieles in den Javanischen Tempelüberresten ein ächt Buddhistisches Ansehn trägt, und Baker, von dem ihre Beschreibung bei Raffles herrührt, scheint sich durch den ihn begleitenden Sepoy davon haben abbringen zu lassen. Indeſs befriedigte Mackenzie doch die rein Buddhistische Erklärung nicht ganz, und er kommt, was sehr merkwürdig ist, auf die, obgleich ganz unbestimmte Vermuthung eines dritten, unbekannten Gottesdienstes. An der oben (S. 149.) angeführten Stelle, wo er die Altäre unbrahmanisch nennt, fährt er folgendergestalt fort. „Überhaupt läſst sich im Allgemeinen bemerken, daſs Einfachheit, Keuschheit des Styls und eine Abneigung gegen Überladung durch Verzierungen die Gebräuche und Tempel dieser Religion, welche sie immer gewesen sein mag, auszeichnen. Hier finden wir nicht armselige Nichen für übel riechende Lampen, nicht Ruſs oder Spuren brennenden und das Innere beschmutzenden Öles, keine Anhäufung von Thoren, heimlichen Winkeln, miſsgestalteten Figuren und unzüchtigen Symbolen. Alles ist Einheit, Licht und Wahrheit." Auf diese, vielleicht etwas übertriebene Schilderung mag allerdings die Stimmung eingewirkt haben, in welche diese einsamen, mit üppig zerstörender Vegetation wehmüthig verbundenen Trümmer ein gefühlvolles Gemüth nothwendig versetzen müssen. Aber gerade die Darstellung des allgemeinen Eindrucks dieser Tempel darf sichrer, als einzelne kleinlich zusammengesuchte Umstände, für ein wahrhaft historisches Zeugniſs gelten, und auch an anderen Stellen, und namentlich bei Bildwerken, hebt Mackenzie die Einfachheit, Milde und Reinheit des Geschmackes heraus.

Crawfurds Hypothese, daſs Buddha auf der Insel nie wahrhafter Gegenstand der Anbetung gewesen sei, sondern daſs die vorhandenen Buddha-Bilder Buddhistische Reformatoren des Siwa-Dienstes vorstellen, scheint mir doch von vielen Schwierigkeiten umringt, so ungern ich auch den Behauptungen dieses sachkundigen und denkenden Schriftstellers widerspreche. Daſs Buddha nicht angebetet worden sei, widerlegt schon, dünkt mich, allein die Pyramide von Boro-Budor. Als wirklicher Dagop, wahrscheinlich auch zur Aufbewahrung heiliger Buddhistischer Reliquien bestimmt, ist sie ein wahres Buddhistisches Heiligthum, ein der Anbetung des ganzen, in ihr symbolisirten Buddhistischen Himmels geweihtes Tempelgebäude, und es scheint mir nicht natürlich, sie bloſs als ein Nebenwerk anzusehen, das zu den kleinen Tempeln in ihrer Nähe gehört habe, welche allerdings Siwa-Statuen enthalten haben mögen. Vielmehr, wenn diese Tempel mit ihr in Zusammenhang standen, waren sie Nebenwerke des wahren und groſsen Heiligthums, so wie auch die verschlossenen Tempelgebäude in der jenseitigen Halbinsel oft von kleinen Capellen umgeben sind. Bei den gewaltsamen Zerstörungen, welche die Indischen Überreste auf Java erfahren haben, würde, selbst wenn alle diese Überreste in allen Theilen der Insel, wie es bei weitem der Fall nicht ist, genau erforscht wären, auf den Umstand, daſs man keinen Buddha als Gegenstand der Anbetung gefunden habe, kein entscheidendes Gewicht gelegt werden können. Soll diese Bestimmung an der Statue selbst erkannt werden, wie möchte man wohl darum, daſs man bis jetzt keinen deutlich zu erkennenden stehenden Buddha gefunden hat, behaupten wollen, daſs es wirklich keinen gegeben habe? Konnte nicht auch ein Sitzender göttliche Ehre genieſsen und wie in Buddha-Gayâ an gewissen Zeichen erkennbar sein? Will man aber, wie allerdings natürlich ist, den Grad der Heiligkeit, in welchem ein Bild stand, nach seiner Stellung zu den übrigen, am gleichen Orte befindlichen, beurtheilen, so läſst sich, da von so vielen Tempeln bloſs einiges offenes Mauerwerk übrig ist, hierüber aus den Trümmern wenig oder nichts entscheiden. Crawfurd übersieht ferner ganz und gar, daſs in dem Namen Batara Guru's doch ein deutliches Kennzeichen des Glaubens an Buddha liegt. Wie sehr diese mythologische Gestalt mit Brahmanischen Begriffen und Legenden vermischt sein mag, so trägt sie doch in ihrem bloſsen Namen eine wichtige Thatsache aus dem Dunkel der Jahrhunderte zu uns herüber. Aus Beispielen in Indien wenigstens dürfte es auf keine Weise erklärbar sein, wie Siwa auf den Inseln gerade zu diesem Namen eines Priester-Awatâren gekommen sei. Was weiter oben (S. 261.) über die Beziehung gesagt worden ist, in welcher auch Siwa die Benennung eines *Guru* führen konnte, dürfte doch, wenn man damit auch verbinden wollte, daſs *Batara* bloſs Titel sein mochte, nicht zu der Annahme berechtigen, daſs der Indische Gott auf Java gewissermaſsen habe seinen ursprünglichen Namen durch den von *Batara Guru* verdrängen lassen. Endlich ist die ganze Annahme, daſs Buddha-Priester bloſs beabsichtigt hätten, dem Siwa-

Cultus, indem sie denselben, als die wahre und eigentliche Religion, bestehen lieſsen, eine mildere Gestalt zu geben, durch kein Beispiel in der Indischen Religionsgeschichte zu rechtfertigen. Sie widerspricht vielmehr durchaus dem Geiste des Buddhismus, der, indem er Brahmanische Gottheiten aufnahm, sie doch immer unterordnete. In dem Sinne, in welchem Crawfurd es nimmt, hat sich wohl nie eine Vereinigung des Siwaismus mit dem Buddhismus gefunden, und aus einem, auch noch so sehr durch Reform gemilderten Siwa-Cultus konnte doch niemals ein ganz Buddhistisches Denkmal, wie die Pyramide von Boro-Budor, hervorgehn.

§. 47.

Rechtgläubiger Brahmanismus auf Java.

Über den Brahmanismus, insofern man ihn sich gänzlich dem Buddhismus entgegengesetzt denkt, ist es schwer auf Java zu urtheilen. Gewiſs ist es wenigstens, daſs es unter den Indischen Überresten der Insel, wenn man die aus sehr später Zeit herstammenden im Gebirge Lawu ausnimmt, kein einziges so offenbar und so rein Brahmanisches Heiligthum giebt, als Boro-Budor ein ächt Buddhistisches ist. Es läſst sich jedoch hieraus kein entscheidender Schluſs ziehen, da die Beschaffenheit der Brahmanischen Tempel auf der Insel, als kleiner, von frei stehenden Mauern umschlossener Gebäude, sie natürlich der Zerstörung mehr aussetzte, als die Buddhistischen Pyramidenwerke, die eine groſse, compacte, oft mit dem Terrain selbst in Verbindung gesetzte Masse ausmachten. Ist Batara Guru, wie mir darüber kein Zweifel übrig bleibt, eine Buddhistische Gottheit, so fehlt es uns, genau genommen, an allem directen Beweise, daſs überhaupt je Brahmanismus auf der Insel geherrscht hat. Denn es giebt keine Zeit, in welcher man nicht schon Batara Guru's Namen begegnete, und, jenen späteren Siwaismus ausgenommen, kein Tempelgebäude, was nicht möglicherweise auch hätte Buddhistischem Cultus dienen können. Die einzelnen, wahrhaft Brahmanischen Bildwerke konnten mit diesem verbunden sein. Man würde aber dennoch, meiner innigsten Überzeugung nach, sehr irren, wenn man sich auch nur den Zweifel an wahrhaft Brahmanischem Cultus auf der Insel erlaubte. Selbst jene Bildwerke sind doch zu häufig, und alles, was wir auf Java antreffen, trägt zu sehr das Gepräge des ursprünglichen und reinen Hinduismus, als daſs man annehmen könnte, daſs ausschlieſslich Buddhistische Lehre ihren Sitz daselbst aufgeschlagen hätte. Wahrscheinlich waren die ersten Einwanderer Anhänger des Brahmanismus, und später mochten, wie ich schon oben geäuſsert habe, diese friedlich neben Buddhisten in verschiedenen Theilen der Insel, oder auch bisweilen in demselben Distrikt zugleich leben. Eher kann man zweifeln, wie lange sich die orthodoxe Lehre unvermischt und rein von Buddhistischen Begriffen erhalten habe. Denn es könnte sich leicht durch die Einmischung von Batara Guru ein eigenthümlicher, aber in seinen Grundlagen doch hauptsächlich Brahmanischer Volksglaube gebildet haben, da in Allem, was diese Gottheit betrifft, der ursprüngliche Hinduismus über die Buddhistische Vorstellungsweise überwiegend zu sein scheint. Nach den Mythen zu urtheilen, ist dies wirklich der Fall gewesen. Ob dies aber so weit gehe, daſs nur der Name Batara Guru, ohne andere wesentliche Begriffe der Lehre in den Brahmanismus überging, und in welcher Zeit dieser, noch vor aller solcher Beimischung, auf der Insel herrschend war? darüber schwebt ein Dunkel, über welches Licht zu verbreiten auch für künftige Forschungen schwerlich Hoffnung übrig bleibt.

Wie früh auch Buddha-Lehre Eingang in Java gefunden haben mag, so zeigt jeder Blick auf das Javanische Alterthum doch deutlich, daſs dieselbe, wenn man die einzigen pyramidenförmigen Gebäude und die Reihen von Buddha-Bildern ausnimmt, gar nicht dazu beigetragen hat, dem Lande, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, Gestalt und Farbe zu geben. Sprache, Sitten, Sagen, Litteratur und Bildwerke, Alles trägt ein ebenso Indisches Gepräge in ursprünglicher, von Buddhismus reiner Form, als in Indien selbst in der Zeit, wo der Buddhismus dort nicht vorwaltete. Daſs der Mangel der Casten-Eintheilung aus anderen geschichtlichen Ursachen herrühren konnte, habe ich schon oben bemerkt. Selbst die Namen der menschlichen Buddha's, sogar der des Stifters der letzten Form dieses Cultus, hat sich an keine übrig gebliebene Kunde geheftet, und auch Buddhistische Legenden scheinen sich nicht im Munde des Volkes erhalten zu haben. Der ältere Zustand Java's unterscheidet sich dadurch ganz wesentlich von dem heutigen der jenseitigen Halbinsel und Nepals. Brahmanischer Hinduismus muſs sich in Sprache und Litteratur so kraftvoll und siegreich festgewurzelt haben, daſs nichts sich mehr neben ihnen dauernd festzusetzen im Stande war. Aber auch gerade diese Erscheinung bestätigt mich in der Meinung, daſs der früh nach Java gekommene Buddhismus fast ganz wieder in Brahmanismus überging, und die viel später eingewanderte rein geschiedene Lehre nur kurze Herrschaft behauptete. Es erklärt sich hieraus aber zugleich, daſs Java in der Kawi-Litteratur immer das Bestreben behielt, dem wahrhaft dichterischen Schwunge der ältesten Indischen Gedichte und der ganzen reichen Phantasie der Indischen Mythologie gleich zu bleiben. Daſs durchaus in allen Javanischen Überlieferungen ein Stillschweigen über die Wêda's herrscht, liegt vielleicht auch darin, daſs sich auf der Insel gewissermaſsen ein dritter Cultus aus Brahmanismus und Buddhismus, der Dienst Batara Guru's, bildete. Vielleicht gehörten aber auch schon die Siwaiten, von welchen jene Vermischung herzustammen scheint, zu der nicht orthodoxen Partei.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daſs man weder auf Bali, noch Java, Spuren eines klösterlichen Zusammenlebens der Buddhistischen Geistlichkeit findet. Nach Erskine (¹) gehört es zu den charakteristischen Merkmalen Buddhistischer Tempel, daſs in oder neben ihnen ein Platz dazu angewiesen ist. Auf Java läſst sich in den architektonischen Überresten nichts für einen solchen ansehen. Vermuthlich hat die Zeit diese Gebäude zerstört. Denn wenn sich auch wohl erwarten lieſse, daſs an einem oder dem anderen Orte wenigstens Trümmer davon zurückgeblieben wären, so scheint es doch beinahe unmöglich, anzunehmen, daſs diese klösterlichen Einrichtungen den Javanischen Tempelgebäuden in der That gänzlich gefehlt haben sollten.

(¹) *Bombay transact.* III. 511. Nr. 4.

◆

Druckfehler im ersten Buche.

Seite 4. Anm. 1. Z. 1. ist statt *Râmâyana* zu lesen *Râmâyaṇa*.
- 4. Anm. 1. Z. 3. ist statt *Râwana* zu lesen *Râwaṇa*.
- 7. Z. 9. v. u. ist statt ausführlicher zu lesen ausführlich.
- 9. Text. Z. 4. v. u. ist statt Wishnu zu lesen Wishṇu.
- 9. Anm. 1. Z. 5., S. 11. Anm. 2. Z. 2. 3., S. 53. Z. 14., S. 78. Z. 1. und 4., Anm. Z. 2., Anm. 1. Z. 5., Anm. 2. Z. 5. v. u., und noch einige Male später, ist statt Malacassisch zu lesen Madecassisch.
- 13. Anm. 3. Z. 3. ist statt weibliche zu lesen männliche.
- 43. Z. 6. v. u. ist statt vor den zu lesen vor denen.
- 106. Z. 2. ist statt Mohamedaners zu lesen Mahomedaners.
- 132. Anm. 1. vorletzte Zeile ist statt Ayustêjâ zu lesen Ayustêjâs.
- 152. Z. 13. ist statt sehr zu lesen sechs.
- 169. Anm. 4. Z. 2. ist statt *wanśa* zu lesen *waṇśa*.
- 218. Anm. 1. Z. 3. v. u. ist statt S. 184. zu lesen S. 223.
- 238. Z. 14. ist statt von dem ersten zu lesen von der ersten.
- 276. Z. 14. 15. ist statt versetzten zu lesen versetzen.
- 285. Z. 9. ist statt Taetat zu lesen Tractat.
- 289. in der Columnen-Überschrift ist statt im tdem zu lesen mit dem.

Über

die Kawi-Sprache auf der Insel Java,

nebst

einer Einleitung

über

die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues

und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

Von

WILHELM von HUMBOLDT.

Zweiter Band.

(Fortsetzung der Kawi-Sprache; Malayischer Sprachstamm im Allgemeinen und dessen westlicher Zweig.)

Bib

Berlin.
Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie
der Wissenschaften.
1838.

In Commission bei F. Dümmler.

Vorwort.

Es war ein ernster Augenblick für mich, als ein frühes Schicksal den Schöpfer dieses Werks unter groſsen Plänen für dasselbe abrief. Der Entschluſs, die Kawi-Sprache zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Prüfung zu machen, war eine späte Frucht der Theilnahme, welche Wilhelm von Humboldt im Vorkampfe dem das Alterthum, wie das jüngstgeborne Jahrhundert plötzlich mit neuem Lichte durchstrahlenden Sanskrit gewidmet hatte; dieser Entschluſs ging unmittelbar aus seiner durch frühere Studien belebten Kenntniſs der vorzüglichsten Idiome jenes oceanischen Sprachverbandes hervor, dessen Schoſse sie entsproſs. Er reiſte bei ihm in einer Zeit, wo ausgezeichnete Forschungen über das Pali den Glauben rege gemacht hatten, daſs die alte Dichtersprache von Java in ähnlichen Beziehungen zu der Sprache Indiens stehe, als das heilige Idiom der südlichen Buddhistischen Reiche.

Wilhelm von Humboldt fühlte den Beruf, durch eine genaue Darlegung des grammatischen Systems jenes dem Sanskritischen ganz fremden und dem gelehrten Europa wenig bekannten Sprachstammes den Beweis gegen diese Annahme zu führen. Es war ihm eigenthümlich, eine einzelne Mundart aus den weiteren und engeren Kreisen ihrer Verwandtschaft immer auf ihrem heimischen Boden zu entwickeln; selbst wo sie als ein irrender Fremdling erschien, gewann er durch eine unendliche Schonung und Unpartheilichkeit des Verfahrens ihr das Vaterland. Dies ist es, was seiner Sprachforschung ganz eigentlich ein Recht gab, sich ordnend und gebietend über den gesammten Erdkreis zu verbreiten. Er wollte auf solchem Wege ein neues Beispiel davon liefern, wie der ergreifende Andrang geistiger Übermacht die festen Wurzeln nicht zu erschüttern im Stande ist, welche eine angeborne Sprache in die Nationalität geschlagen hat. Er wollte den tiefen Sinn des Wortes Sprachstamm enthüllen, jene Gewalt, welche Völkermassen trennt und der Ergründung des Ursprungs des Menschengeschlechts ein Ehrfurcht erheischendes Gesetz auferlegt. Dieses war, und ich wage hinzuzusetzen noch mehr in meiner Auffassung, der Zweck seiner Schrift über das Kawi. Die Darstellung des grofsen Malayischen Sprachstammes, innerhalb dessen diese Sprache liegt, in seinen allgemeinen Umrissen und in der Besonderheit seiner einzelnen Idiome, welche ich in diesem Werke zugleich dem gelehrten Publikum überliefre, steht mit seiner Aufgabe in dem Verhältnisse eines Mittels, bildet aber nach ihrer Ausdehnung in Wahrheit eine zweite, selbstständige Tendenz desselben. Beide Theile hinterliefs der Verfasser in einer Reihe vorläufiger Ausarbeitungen, deren keine so für den Druck, sondern welche alle von ihm einer gänzlichen Umformung bestimmt waren. Die glückliche Fügung meines Lebens, welche mich den linguistischen Arbeiten des groſsen Staatsmannes nahe gestellt, hatte mich diese seine letzten Studien nur oberflächlich zu gelegentlicher Hülfsleistung berühren lassen; mir war die Bestimmung geworden, die Erforschung Amerikanischer Sprachen, an welcher Theil zu nehmen ich in einer späteren Periode durch die Gunst des Verewigten berufen wurde, einstweilen fortzusetzen. In einem dunklen Vorgefühl, wie ich jetzt sagen kann, begann ich erst wenige Monate vor seinem Hinscheiden, als noch nichts die Nähe desselben ahnden lieſs, unter seinem Beifalle, das genaue Studium der Malayischen und Javanischen Sprache. Ich hatte den Muth, mitten unter der Betrübniſs, und mit Unternehmungen beschäftigt, deren nahe Beendigung für meinen Eintritt in die gelehrte Welt wichtig war, die Möglichkeit der Herausgabe des Werkes auszusprechen. Die leichte Hoffnung täuschte mich über den Umfang der übernommenen Verpflichtung; auch war ich nicht so kühn, an das Eingehn in andere Theile dieses Werks, als den engen Kreis der Sprachen Java's und Malacca's, zu denken. Mit jedem Fortschreiten auf der neuen Laufbahn erweiterten sich aber meine Pläne; und ich kann nicht dankbar genug für das Vertrauen, und die Geduld und Nachsicht sein, mit welcher, bei der alle meine eignen

Berechnungen immer mehr hinter sich zurücklassenden Zeitausdehnung, die Königl. Akademie der Wissenschaften, die dem Werke eine Stelle in ihren Abhandlungen angewiesen, und die Familie des Verewigten mich in ihnen unterstützt haben.

Die einzelnen Schriften Wilh. von Humboldt's, wie man sie in diesen beiden letzten Bänden aneinandergereiht findet, sind beinahe in umgekehrter Zeitfolge unabhängig unter sich entstanden. Allein schon ihre Durchsicht und grammaticalische Prüfung hat mich genöthigt, die in ihnen dargestellten Sprachen selbst kennen zu lernen. Ich habe dies Ziel am besten auf dem Wege zu erreichen gehofft, daſs ich mir, allerdings mit groſsem Zeitaufwande, aber doch stets in der Eile, zu welcher die Nothwendigkeit baldiger Bekanntmachung des Werkes mich trieb, selbstständig eine Reihe von lexicalischen und grammatischen Hülfsmitteln schuf, die mir für immer eine sichre Grundlage zu geben im Stande wären. Dies hatte freilich den Nachtheil, daſs am Ende derselben kaum die Zeit übrig war, sie im Fluge zu dem Hauptzwecke zu benutzen. Ich bin bei der Besorgung der Herausgabe des vorliegenden Werks von der Ansicht ausgegangen, die mich auch bei späteren Unternehmungen leiten wird, daſs den Schöpfungen Wilh. von Humboldt's, so ängstlich er durch immer neue Umgestaltungen bemüht war ihnen eine höhere Vollkommenheit zu geben, schon in ihrem ersten Entwurfe eine Vollendung innewohnt, die sie für die Öffentlichkeit tüchtig macht, und daſs die Andeutung dieser Umstände, wie sie eine Pflicht gegen den Verstorbnen ist, genüge, um die Mit- und Nachwelt damit zu beschenken. Denn dieses nie befriedigte Streben nach innerer und äuſserer Form hat ihn vorzüglich abgehalten, die Ergebnisse der Studien mitzutheilen, in welchen er unter den mächtigen Anforderungen seines politischen Lebens und einer tiefbewegten Zeit sich ganze Gebiete menschlichen Wissens erobernd unterwarf. Jene Meinung lieſs es mir nicht als nöthig erscheinen und mein Verhältniſs zu der gegenwärtigen Publication brachte es nicht mit sich, daſs ich das Wenige, was ich der Gunst der Umstände, auf dem von ihm Erreichten fortbauen zu können, verdanke, unmittelbar mit dem Seinigen vereinigte; ich habe vielmehr getreu an dem Grundsatze festgehalten, daſs das unter seinem Namen Bekanntgemachte, unwesentliche Abweichungen abgerechnet, wirklich und so von ihm herrühre, und meine Zusätze in Anmerkungen (*) oder gröſseren Einschiebungen als solche bezeichnet würden. Für dasjenige, was er selbst nach späteren Daten würde verworfen haben oder was einer ganz veränderten Darstellung bedurft hätte, habe ich mich der einfachen Weglassung als Auskunftsmittels bedienen zu müssen geglaubt. Ich würde aber meinen Beruf verkannt haben, wenn ich dieses Verfahren auf Gegenstände ausgedehnt hätte, über die es verschiedene Ansichten geben kann.

(*) Diese sind durch eckige Klammern und ein B. am Schlusse erkennbar.

Es läſst sich kaum schildern, auf wie mühsamem Wege Wilh. von Humboldt zu den Resultaten gelangte, welche er uns in seinem zweiten Buche über die Kawi-Sprache vorgelegt hat, und von wie geringen Mitteln der Anfang dieser Forschungen ausging. Diesen Abschnitt empfing ich in einer vollendeten Redaction. Sie gründete sich aber auf den Text des Gedichtes Brata Yuddha, wie er in Raffles Geschichte von Java mit Lateinischen Lettern abgedruckt ist, welcher, bei allem Verdienste der Mittheilung, nimmermehr die sichre Basis einer so scharfen grammatischen Analyse bilden konnte. Der Verfasser hatte daher diesen Abschnitt von dem Augenblicke an, wo die Güte des Herrn John Crawfurd ihn mit einer Originalhandschrift des ganzen Gedichts belieh, ausdrücklich zur Überarbeitung bestimmt; sie würde nach dem Abschlusse seiner Betrachtungen über den menschlichen Sprachbau der nächste Gegenstand seiner nie ruhenden Thätigkeit gewesen sein. Diese Lage der Kawi-Schrift hat mich zu den umfänglichsten Vorarbeiten aufgefordert; ich fühlte zu sehr, daſs es mehr zugänglicher Hülfsmittel und einer energischen Anstrengung bedurfte, um der überaus schwierigen Aufgabe der Entschleierung einer in ihrer eignen Heimath beinahe unbekannten oder mit Fabeln umhüllten Sprache nur einigermaſsen zu genügen. In solcher Weise vorbereitet, haben aber meine Dienstleistungen bei der Revision des zweiten Buches sich auf eine allgemeine Prüfung der grammatischen Punkte, auf ihre theilweise Ergänzung in Anmerkungen, und auf die Substitution des ächten Textes und berichtigten Sinnes der angeführten Stellen beschränken können. Denn so seltsam die Rafflesschen Wortgestalten bisweilen erscheinen, in so bewundernswürdiger Ausdehnung hatte der Verewigte, vermöge der unübertrefflichen Sorgfalt und Behutsamkeit seiner Arbeitsweise und jener durch das tiefste Studium des classischen Alterthums ausgebildeten und an Meisterwerken bewährten Feinheit der Kritik, seine Beobachtungen zu sichern gewuſst. Ich habe mit innigem Danke der mir erwiesenen Güte und ausgezeichneten Liberalität des oben genannten Englischen Gelehrten zu erwähnen, dessen wichtige Unternehmungen und nur theilweise dem Publikum in werthvollen Schriften bekannt gewordene wissenschaftliche Thätigkeit eine Hauptstütze für das vorliegende Werk geworden sind. Herr John Crawfurd hat mir nicht nur zur Fortbenutzung seiner Handschrift des Brata Yuddha, ohne welche die Arbeit über die Kawi-Sprache kaum hätte erscheinen können, und seiner drei Javanischen und Kawi-Wörterbücher die unumschränkteste Erlaubniſs ertheilt, sondern sich auch bereit erklärt, fernere Bestrebungen für die Sprachen des Indischen Archipelagus durch andre in seinen Händen befindliche Schätze zu befördern. Jene von mir so geschaffnen und durch eignes Textstudium vermehrten Hülfsmittel versahen mich für die Idiome von Java und Malacca mit einem Stoffe, welchem allerdings das, besonders nach den eingetretnen Weglassungen, in der herauszugebenden Arbeit Dargebotne an Reichhaltigkeit nachstehn muſste. Ich habe die Lage dieser Publication genugsam auseinandergesetzt, um hoffen zu können, daſs die mit der Sprache von Java vertrauten Gelehrten an dasjenige, was sowohl in diesem zweiten Buche, als in sprachlichen Stellen des ersten über beide Dialekte der Insel von dem Verfasser geliefert ist, in Beziehung auf die, von ihm nicht einmal bezweckte, grammatische Ausführlichkeit den richtigen Maaſsstab anlegen und die Zusätze erwarten werden, welche eine weniger geschickte Hand demselben schuldig ist. Es war anfänglich meine Absicht, diese Zusätze, in der Gestalt einer vergleichenden Grammatik der westlichen Malayischen Sprachen (*), der ich die Rafflesschen Stellen des Brata Yuddha nach Hrn. Crawfurd's Handschrift mit Übersetzung, Erklärung und einem etymologisch geordneten Wortverzeichnisse vorausschicken werde (**), in das gegenwärtige Werk Wilhelm von Humboldt's aufzunehmen; nachdem aber sein Umfang durch den Polynesischen Sprachzweig so bedeutend gewachsen und es mir geglückt war, es über das ganze Weltmeer auszudeh-

---

(*) Für diese Arbeit spare ich auch die Erläuterung der dem 2. Bande angehängten, von mir nach eigner Entzifferung gesammelten Tafeln des Javanischen Schriftsystems auf. Die, wegen der Ökonomie der beiden letzten Bände dem zweiten Bande beigefügten Abhandlungen Wilh. von Humboldt's über die Schrift der Völker dürften dem Leser als eine passende Zugabe zu den philosophischen Untersuchungen über den menschlichen Sprachbau willkommen sein.

(**) Eine ähnliche, nur kürzere Arbeit wollte der Verfasser seiner Schrift als Anhang beigeben, und unter diesem letzteren Namen ist sie häufig von ihm citirt.

nen, habe ich mich zu einer eignen Schrift über den Malayischen Sprachstamm entschlossen, die das Humboldtsche Werk in allen seinen so sehr vermehrten Tendenzen zu vervollständigen bestimmt ist. Ich werde dieselbe mit den eben genannten Abschnitten eröffnen und in ihr zugleich auf diejenigen Sprachen dieses mit zahllosen Inseln besäeten Meeres eingehn, von denen wir nur beschränkte Wortsammlungen besitzen; daselbst gedenke ich auch ein Urtheil über das Verhältniſs abzugeben, in welchem die Sprachen der Australneger und der sogenannten Haraforen zu den Malayischen stehen. Die Verwirklichung dieses Unternehmens muſs ich aber von dem Beifalle und der Unterstützung des ersten gelehrten Instituts des Königreichs abhängig machen.

In dem ausschlieſslich der Kawi-Sprache gewidmeten Theile des Werks, von dem ich zuletzt sprach, wird der Leser schon wahrnehmen, welchen gewichtigen Stoff der Verfasser bloſs als Hülfsmittel seinem Gegenstande unterordnet; die Verarbeitung dieses der bisherigen Wissenschaft noch gröſstentheils fernliegenden Materials, welchem keine Erscheinung fremd bleiben darf, die der Ocean mit seinen Sprachmassen darbietet, konnte nicht anders als eine zweite Richtung seines Werkes sein. Er hatte derselben das dritte Buch bestimmt. Ich lege in diesem, so wenig auch den verschiednen Bestandtheilen, aus denen ich es habe zusammensetzen müssen, solche unmittelbare Vereinigung zugedacht war, hier dem gelehrten Publikum, nach mühsamer eigner Arbeit, eine mit allen Tendenzen neueſter Wiſſenſchaft ausgeſtattete Betrachtung eines die unendlichen Räume des gröſsten der beiden Oceane durchlaufenden Sprachſtammes vor; ich verwirkliche damit den eignen Plan des Verfaſſers, welchen er in der letzten Zeit hegte (*), an deſſen Ausführung er aber nicht mehr gehen konnte. Es war mein alleiniger Entſchluſs und mein höchſtes Intereſſe an dieſem Werke; ich konnte mich nicht darüber täuſchen, daſs nie die hier gebotnen günſtigen Umſtände wiederkehren würden.

Die genaue Erforſchung der Südſee-Sprachen, welcher ſich Wilhelm von Humboldt in einer ſehr frühen Arbeit unterzogen hatte, war ein zu wichtiger Gegenſtand, daſs ich ihn von dieſem Werke hätte ausſchlieſsen können; er dehnte den Schauplatz deſſelben um das Doppelte aus und ſtellte das gröſste aller in ihm enthaltenen Reſultate, die allgemeine Verwandtſchaft dieſer Völkerwelt, in Ausſicht. Es geſellten ſich dazu ſpecielle, von mir nur theilweiſe angedeutete Umſtände, welche die Aufnahme und Vollendung dieſer Schrift unmittelbar zur Pflicht machten. Das Werk hat dadurch unvorhergeſehen einen Umfang gewonnen, daſs eine Trennung des jetzt Erſcheinenden in zwei Bände nöthig geworden iſt. Ich habe dieſe vergleichende Grammatik in dem

---

(*) Man findet ihn ſehr klar ausgeſprochen auf S. XIV. und XVI. der Einleitung des erſten Bandes.

von mir herrührenden Theile auf die Sprachen der Westhälfte des Groſsen Oceans ausgedehnt. Ich wiederhole nicht, was ich in einleitenden Worten vor den einzelnen Abschnitten meiner Arbeit entwickelt habe (*). Am Ende dieser Untersuchungen stehend, war es mir vergönnt, die in dem Werke behandelten Sprachen inniger zu verknüpfen; es kam mir darauf an, zu zeigen, daſs die ideale Sprachforschung, aus der dasselbe hervorgegangen, der Wirklichkeit nicht abhold ist, sondern daſs diese Richtung sie ebensowohl zu einer praktischen Kenntniſs, so materiell man den Ausdruck auch immer nehmen wolle, führen und dazu Hülſsmittel erzeugen könne. Wie gering das Bedürfniſs des Details bei Idiomen so entlegener Meere sein mag, so glaube ich die Umständlichkeit meiner Arbeit, die sich übrigens ganz an den von ihrem Urheber gewählten Maaſsstab hält, durch eine Tendenz gerechtfertigt, welche sie ganz durchdringt. Die Stammverwandtschaft der Sprachen der Südsee mit denen des groſsen Indischen Meeres fand sich von Wilhelm von Humboldt mehrmals im Allgemeinen, jedoch immer noch behutsam ausgesprochen, und von ihm insofern begründet, als er mit Ausführlichkeit die Methode, aber lautlich nur eine Anzahl von Ausdrücken, kaum grammatische Wörter zur Vergleichung gebracht hatte. Mir blieb das Ziel zu verfolgen, diese Übereinstimmung beider Sprachzweige sowohl an den den Begriffen die-

---

(*) s. besonders S. 695-709.

nenden Wörtern, als an den grammatischen Lautganzen und Lauttheilen speciell zu beweisen. Man wird einzelnen Combinationen das Mühsame ansehn, manche von dem Lichte der Analogie noch unerreichte Punkte bieten dem Scharfsinne und der Sprachkunde künftiger Zeiten ein freies Feld dar, aber das Meiste muſs einfach überzeugend wirken; und jenes für die Geschichte des Erdballs und des Menschengeschlechts so wichtige Ergebniſs ist, man verzeihe mir die Zuversicht, nunmehr gesichert. Es ist die Verbreitung des Malayischen Sprachstammes über beinahe zwei Drittheile des Umfangs der Erde. Ungeheure Meeresstrecken beherrschend, berührt er in seinen Endpunkten, Madagascar und der Osterinsel, zwei groſse Continente, und schlieſst in seine nördliche Gränzlinie auch Formosa ein. Ich habe zugleich durch diese Arbeit eine Probe von der Art liefern wollen, wie ich einmal, wenn die Gunst der Zeiten es mir möglich machte, die Sprachen Amerika's, gestützt auf die groſsartigen Forschungen Wilhelm von Humboldt's, welche ich binnen Jahresfrist zur Öffentlichkeit bringen werde, massenweise darstellen und das Problem ihrer Verwandtschaft zu lösen versuchen würde. Das Verhältniſs des Polynesischen Sprachzweiges gegen den westlichen, die bewiesene Einheit beider, welche vor dieser Unternehmung sehr zweifelhaft erschien, wird diejenigen ermuthigen, welche den, durch ausgezeichnete Untersuchungen aufgeklärten Sanskritischen Sprachstamm weiter auszubreiten sich bestreben. Ich wünsche lebhaft, daſs das vorliegende ganze Werk dazu beitragen möge, den richtigen Weg der Darthuung von Sprachaffinitäten zu bezeichnen, das erforderliche Maaſs derselben zu lehren, und ganz vorzüglich, indem es diesem groſsen Sprachgeschlechte und dem schon früher bekannten Semitischen ein gleich groſses und auch achtungswerthes entgegensetzt, von dem Wahne zurückführe, in der Ausdehnung eines Sprachstammes keine Gränzen anzuerkennen und eine, nur durch gänzlichen Miſsbrauch der Mittel mögliche, Vereinigung zwischen den verschiedenartigsten Idiomen der Welt zu Stande bringen zu wollen.

Verhältnisse, welche meiner weiteren Ausbildung förderlich waren und die ich in jeder Beziehung glückliche nennen muſs, führten es mit sich, daſs ich von ausgedehnten Studien kurz vor ihrer Bekanntmachung reihenweise zu neuen habe übergehn müssen. Indem die hinterbliebne Familie im Vereine mit der Königl. Akademie der Wissenschaften dem zu früh Entschlafnen dieses Monument errichtet, wage ich es daher, an die schwachen eignen Versuche, welche ein Verhängniſs mir unter dem Schutze eines Namens zu veröffentlichen erlaubt, den schon lange die Bewunderung der Zeitgenossen feiert, einen bescheidnen Wunsch zu knüpfen. Es ist der, daſs es diesen Versuchen gelingen möge, mir in der gelehrten Welt, von welcher ich nach dem eben bezeichneten eigenthümlichen Gange meiner Schicksale bisher wenig Ermuthigendes erfahren konnte, einiges Wohlwollen zu erwerben.

So allein würde es mir möglich werden, ferner Studien obzuliegen, die in einem kleinen Maaſsstabe doch nur eine Fortsetzung jener sein können, welchen der des irdischen Daseins überhobene Genius einen groſsen Theil seines den höchsten Interessen der Menschheit und des Staats geweihten Lebens ruhmvoll geopfert hat.

Berlin, im December 1839.

J. C. Eduard Buschmann.

Erklärung

der im zweiten und dritten Buche gebrauchten Abkürzungen.

a. — anders, andere.

ä. — ähnliches, ähnliche.

Acc., Accus. — Accusativ.

act., Act. — activ, Activum.

Adj. — Adjectivum.

Adv. — Adverbium.

Anh. — Anhang (s. hierüber S. X. Anm.** des Vorworts vor dem 2. Bande).

ausschl. — ausschlieſsend (von der 1. Person Dualis und Plur. der persönlichen Pronomina).

B. — Beispiel.

B. Y. — (s. am Schlusse dieses Buchstabens.)

Bat. (in den Tafeln der Jav. Schriftzüge vorkommend) — bezeichnet den Druck von Batavia, wie er in Gericke's Jav. Lehrbuche (*eerste Gronden der Javaansche Taal.* Batavia 1831. 4°.) erscheint.

Bed. — Bedeutung.

bes. — besonders.

Bisay. — Bisayisch (eine Sprache der Philippinischen Inseln).

Br. — *Proeve eener Javaansche Spraakkunst door* Gottlob Bruckner. Serampore 1830. 8°.

Bug. — Bugis, Bugisch (eine Sprache von Celebes).

B. Y. — das Kawi-Gedicht Brata Yuddha (d. h. der Kampf der Nachkommen des Bharata).

Card. — Cardinalia.

Cas. obl. — Casus obliquus.

caus. — causale, causalia.

C. e. — s. Cr.

Cham. — Über die Hawaiische Sprache. Von Adelbert v. Chamisso. In den Abhandlungen der Königl. Akad. der Wiss. zu Berlin aus dem J. 1837, und besonders erschienen Leipz. 1837. 4°.

C. j., C. j. j. — s. Cr.

Cl. — Classe.

Co. — *Javaansche Spraakkunst, door wijlen* A. D. Cornets de Groot; *uitgegeven in naam en op verzoek van het Bataviasche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, door* J. F. C. Gericke. Batavia 1833. 8° (den 15. Theil der *Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap* bildend).

Compar. — Comparativ.

Conj. — Conjunctiv.

Cr. — John Crawfurd's drei handschriftliche Javanische und Kawi-Wörterbücher gemeinschaftlich; mit C. e. bezeichne ich das Englisch-Javanische, mit C. j. das Javanisch-Englische und mit C. j. j. das ganz Javanische Wörterbuch, in welchem ein Javanisches oder Kawi-Wort durch ein gleichbedeutendes oder durch eine Umschreibung erklärt wird. Die Ziffer 1 bei dem letzten geht auf die schwarz, die Ziffer 2 auf die roth geschriebene (erklärende) Columne; bei dem Engl. Jav. Wörterbuche beziehn sich diese beiden Ziffern auf zwei darin unterscheidbare Hände.

dass. — dasselbe.

Dat. — Dativ.

dem., demonstr. — demonstrativum.

Du. — Dual.

E. — Die Englischen Quellen für die Sprache von Madagascar (s. S. 798. Anm. 2.).

eig. — eigentlich.

einschl. — einschliefsend (von der 1. Person Dualis und Plur. der persönlichen Pronomina).

Engl. — Englisch.

Fut. — Futurum.

Gen. — Genitiv.

Ger. — J. F. C. Gericke, *eerste Gronden der Javaansche Taal, benevens Javaansch Leer- en Leesboek met eene Woordenlijst ten gebruike bij hetzelve.* Batavia 1831. 4°.

gleichbed. — gleichbedeutend.

Gr., Gramm. — Grammatik.

Haw. — Hawaiisch (Sprache der Sandwich-Inseln).

Holl. — Holländisch.

ib. — *ibidem.*

id. — *idem.*

Imper. — Imperativ.

Imperf. — Imperfectum.

Ind. — Indicativ.

Inf. — Infinitiv.

int., interr. — interrogativum.

intrans. — intransitiv.

it. — *item.*

Jav. — Javanisch.

Jeffr. — Handschriftliches Madecassisches Wortverzeichniſs und Grammatik des Missionars Jeffreys (s. S. 324. und 325.).

K., Kaw. — Kawi, Kawisch.

Kr. — Krama, Basa Krama, die vornehme Sprechweise des Javanischen, von dem Geringeren gegen den Höheren gebraucht.

Mad. — Madecassisch (Sprache von Madagascar).

Mal. — Malayisch (Sprache der Halbinsel Malacca).

Mar. — *An account of the natives of the Tonga Islands. With an original grammar and vocabulary of their language. Compiled and arranged from the extensive communications of Mr.* William Mariner. *By* John Martin. 2^{d} *ed. Vol.* 1. 2. Lond. 1818. 8°. — Meine Anführungen beziehn sich fast immer auf die Grammatik, die ihr nachfolgenden Sprachtexte und das Wörterbuch, welche den 2. Band beschlieſsen. (Vgl. noch S. 576. Anm. 1.)

Mdh., Mdhy. — Madhya, die mittlere, zwischen dem Ngoko und Krama stehende Sprechweise des Javanischen, welche sich durch einige eigenthümliche Ausdrücke von beiden unterscheidet.

Ng. — Ngoko, die gewöhnliche Sprechweise des Javanischen, von dem Höheren gegen den Geringeren gebraucht.

Nom. — Nominativ.

Nr., nr. — Nummer (die in den Tafeln S. 241-256. und in den Theilen S. 335-424. und S. 527-1028. des Werks angewandten, in dem letzten den Rand einnehmenden Nummern).

N. Seel. — Neu-Seeländisch.

Ord. — Ordinalia.

Partic. — Participium.

pass., Pass. — passiv, Passivum.

Perf. — Perfectum.

pers. — personale; Dat. pers. — Dativus personae.

Plqperf. — Plusquamperfectum.

Plur. — Plural.

Plusqpf. — Plusquamperfectum.

Polynes. — Polynesisch.

poss., Poss. — possessivum, possessiva, Possessivum.

Präpos. — Präposition.

Prät. — Präteritum.

Pron. — Pronomen.

R. — Raffles Javanisches und Kawi-Wortverzeichnifs in seiner *History of Java, Vol.* II. *Appendix.* p. LXXII-CLXXIV.

Rarot., Rarotong. — Rarotongisch (Sprache von Rarotonga oder der Hervey-Inseln, westlich von Tahiti).

rel. — relativum.

Ro. — *Algemeen Nederduitsch en Javaansch Woordenboek, door* P. P. Roorda van Eijsinga. Kampen 1834. 8°. — *cf. Algemeen Javaansch en Nederduitsch Woordenboek. ib.* 1835. 8°.

Sanskr. — Sanskrit, Sanskritisch.

Ser. (in den Tafeln der Javanischen Schriftzüge vorkommend) — bezeichnet den Druck von Serampore, wie er in Gottlob Bruckner's *Proeve eener Javaansche Spraakkunst* (Seramp. 1830. 8°.) und in seiner Javanischen Übersetzung des Neuen Testaments (Seramp. 1829. 8°.) erscheint.

Sing. — Singular.

subst., Subst. — substantivisch, Substantivum.

Superl. — Superlativ.

Tag. — Tagalisch (eine Sprache der Philippinischen Inseln).

Tah. — Tahitisch (Sprache von Tahiti [Otaheite], d. h. der Gesellschafts- oder Societäts-Inseln).

Term. — Terminus.

Tong. — Tongisch (Sprache der Tonga- oder Freundschafts-Inseln).

trans. — transitiv.

Ü. — die (neuere) in Crawfurd's Handschrift des Brata Yuddha hinter jedem Verse stehende Javanische Übersetzung des Kawi-Textes.

v. — Vers.

v. a. — Verbum activum.

vergl. Worttaf. — die vergleichende Worttafel im 2. Bande S. 241-256.

viell. — vielleicht.

v. n. — Verbum neutrum.

wahrsch. — wahrscheinlich.

◆

Inhaltsverzeichniſs.

(Des zweiten Bandes.)

Zweites Buch.

Über die Kawi-Sprache.

§. 1. Kawi-Sprache; Eingang. S. 1.
    — Bedeutung des Namens. S. 1.
  Kawi-Werke. S. 2.
  Das Javanische Schauspiel. S. 4.
  Kenntniſs der Kawi-Sprache bei den Javanen. S. 6.
§. 2. Der Brata Yuddha; Bedeutung des Namens. S. 8.
  Der Brata Yuddha bei Raffles. S. 9.
  Zeit der Entstehung des Gedichts. S. 9.
  Der Brata Yuddha. S. 11.
    — Beurtheilung des Gedichts. S. 14.
    — Schlachtordnungen. S. 17.
  Der Brata Yuddha bei Raffles. S. 20.
§. 3. Das Kawi- und Javanische Alphabet. S. 23.
  Abtheilung der Wörter in Raffles Brata Yuddha. S. 26.
§. 4. Standpunkt der gegenwärtigen Schrift. S. 26.
  Beschaffenheit der Hülfsmittel zur Kawi-Sprache. S. 27.
  Bestandtheile des Kawi und ihre Aufsuchung in andren Malayischen Sprachen. S. 29.
  Sanskritischer Theil des Kawi. S. 30.
  Kawi-Wortverzeichnisse. S. 32.
§. 5. Pronomina. S. 33.
  Pronomina 1. Pers. S. 33.
  Pronomina 3. Pers. S. 35.
  Pronomina personalia; ein- und ausschlieſsender Plural. S. 38.
  Pronomina 3. Pers. S. 43.
  Pronomina possessiva 3. Pers. S. 43.
  Pronomina 3. Pers. S. 46.
  Pronomina poss. 3. Pers. S. 48.

§. 6. Sanskrit-Partikeln im Kawi. S. 48.
Sanskritwörter im Kawi. S. 50.
— Veränderung der Form. S. 50.
— veränderte Bedeutung. S. 51.
— Buchstabenveränderung. S. 52.
Sanskritwörter mit Javanischen grammatischen Sylben. S. 55.
Sanskritwörter im Kawi. S. 56.
Sanskritische flectirte Formen im Kawi. S. 56.
Ob Sanskritische Wurzeln in das Kawi übergegangen sind? S. 58.
Sanskrit-Nomina im Kawi. S. 59.
Sanskritwörter im Kawi. S. 62.
§. 7. Die nicht Sanskritischen Wörter des Kawi. S. 62.
Über die Grammatik der Kawi-Sprache. S. 63.
§. 8. Artikel. S. 64.
§. 9. Substantivum; Bildung desselben. S. 66.
— Geschlecht. S. 68.
— Numerus. S. 68.
— Declination. S. 72.
— Genitiv. S. 73.
Substantivum mit Präpositionen. S. 75.
§. 10. Adjectivum. S. 77.
§. 11. Bezeichnung des Verbums im Malayischen Sprachstamme überhaupt. S. 79.
§. 12. — in der Javanischen Sprache. S. 86.
§. 13. Bezeichnung des Javanischen Verbums; Passivum. S. 119.
§. 14. Bezeichnung des Verbums im Kawi. S. 129.
§. 15. — — Passivum. S. 141.
§. 16. Verbum; Gattungen. S. 143.
§. 17. — Modi. S. 148.
§. 18. — Tempora. S. 152.
§. 19. — Numerus. S. 161.
— Personen. S. 162.
§. 20. Adverbia. S. 163.
Präpositionen und Conjunctionen. S. 164.
§. 21. Syntaxis. S. 169.
§. 22. Lautveränderungen. S. 178.
§. 23. Feststellung des Begriffs des Kawi. S. 188-203.

Drittes Buch.

Über den Malayischen Sprachstamm.

Erster Abschnitt.

Stammverwandtschaft der Malayischen Sprachen.

§. 1. Ausdehnung des Malayischen Sprachstamms. S. 207.
§. 2. Seine Benennung. S. 208.
§. 3. Art des Zusammenhanges der Malayischen Sprachen. S. 212.
§. 4. Über Sprachverwandtschaft im Allgemeinen. S. 220.
§. 5. Wortvergleichung der Malayischen Sprachen. S. 223-228. von **Wilh. v. Humboldt**, S. 229-240. von **Buschmann**.
§. 6. Vergleichende Worttafel der Malayischen Sprachen. S. 241-257.
§. 7. Übereinstimmung der Malayischen Sprachen im Pronomen. S. 257-261.
§. 8. — — in den Zahlwörtern. S. 261-264. von **Wilh. v. Humboldt**, S. 264^{b}-279. von **Buschmann**.
§. 9. Übereinstimmung der Malayischen Sprachen in der Wortbildung. S. 279.
§. 10. — — in der Wortbeugung. S. 282.
§. 11. Allgemeine Charakteristik der Malayischen Sprachen. S. 283.
§. 12. Classificirung der Malayischen Sprachen. S. 288-293.

Zweiter Abschnitt.

Betrachtung der einzelnen Sprachen des Stammes, besonders der im engeren Sinne Malayisch genannten oder des westlichen Zweiges.

§. 13. Allgemeine Betrachtung der Südsee-Sprachen. S. 294.
  Südsee-Sprachen; Tahitische und Sandwich. S. 296.
  — Fidgi. S. 297.
  Allgemeine Betrachtung der Südsee-Sprachen. S. 299.
  Südsee-Sprachen; Tongische. S. 301.
  Allgemeine Betrachtung der Südsee-Sprachen. S. 303.
§. 14. Die westlichen Malayischen Sprachen; Schrift. S. 309.
§. 15. Allgemeine Betrachtung der Bugis-Sprache. S. 310.
§. 16. — der Tagalischen Sprache. S. 315.
§. 17. — der Javanischen Sprache. S. 320.
§. 18. — der Madecassischen Sprache. S. 323-335.

Von dem grammatischen Bau der Malayischen Sprachen.

1. Capitel.

§. 19. Vom Nomen. S. 335.
— Artikel. S. 337.
— Numerus. S. 340.
— Casus. S. 341.
Pronomen. S. 345.

2. Capitel.

§. 20. Vom Verbum. S. 347.
Das Tagalische Verbum: Form desselben. S. 347.
zwiefacher Ausdruck desselben. S. 349.
Ausdruck activer Construction. S. 354.
Bildung der Conjugationen. S. 356.
Bedeutung und Umfang der Conjugationsformen. S. 365.
die siebzehn Conjugationen. S. 379.
Conjugationen. S. 389.
Modi. S. 390.
Tempora. S. 392.
Numerus. S. 395.
Schluſs. S. 396.
§. 21. Das Madecassische Verbum; Ausdruck desselben. S. 396.
Ausdruck passiver Construction. S. 397.
Affixa. S. 401.
Infix *um*. S. 401.
Präfixa. S. 404.
doppelte Präfixa. S. 418-424.

(Beilage zur Einleitung des ersten Bandes:)

Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Einleitung. S. 1.
— — Von der Bilderschrift. S. 10.
— — Über die phonetischen Hieroglyphen des Hrn. Champollion des jüngeren. S. 49.
Lettre à Mr. Jacquet *sur les alphabets de la Polynésie Asiatique.* S. 78-97.

(Beilage zum zweiten Buche:)

Elf lithographirte Tafeln, die Javanischen Schriftzüge enthaltend, gesammelt und gezeichnet von Buschmann:

Javanisches Alphabet.

Einfache obere Consonanten (*haksara*). Taf. I.
Verbundene Consonanten (*pasangngan*) in der Reihe. Taf. II.
— unter der Reihe. *ib.*
Untergesetzte Consonanten mit *u*. Taf. III.
Sechs besondre Consonanten (zu den *sandangngan* gehörig). *ib.*
chakra, layar gantung und *layar, pingkal* in Verbindung mit anderen Buchstaben. *ib.*
patén, re, le. Taf. IV.
Groſse Consonanten (*haksara gedé*). *ib.*
Anfangs-Vocale (*haksara panjén*). *ib.*
Zeichen bei Arabischen und anderen fremden Consonanten. *ib.*
Vocalzeichen. Taf. V.
Zahlzeichen. *ib.*
Unterscheidungszeichen. Taf. VI.

Javanische Schriftproben.

Druck von Batavia (Gericke). Taf. VII.
Druck von Serampore (Bruckner). *ib.*
Crawfurd's Handschrift des Brata Yuddha. Taf. VIII.
Raffles Handschrift des Brata Yuddha. *ib.*
Roorda's Handschrift der christlichen Lehre. *ib.*
Crawfurd's Javanisch-Englisches Wörterbuch. Taf. IX.
Crawfurd's ganz Javanisches Wörterbuch. *ib.*
Crawfurd's Englisch-Javanisches Wörterbuch, in zwei Händen. Taf. X.
Probe der auf den Gütern des Grafen von Minto in Schottland befindlichen Steinschrift. Taf. XI.

(Inhalt des dritten Bandes.)

Dritter Abschnitt.

Über die Sprachen der Südsee-Inseln.

§. 22. Über die allgemeine Sprachkunde. S. 425.
§. 23. Die Südsee-Sprachen an sich, und gegen die Asiatischen und Amerikanischen. S. 427.
§. 24. Die Tongische, Neu-Seeländische und Tahitische Sprache; Hülfsmittel. S. 435.

§. 25. Die Tongische, Neu-Seeländische und Tahitische Sprache; allgemeines Bild ihrer Grammatik. S. 439.
§. 26. Tongische Sprachproben; die Sage vom Gotte Tangaloa und von seinen Söhnen. S. 442.
§. 27. Betrachtungen, die sich an die Tongische Sage vom Gotte Tangaloa knüpfen. S. 448.
§. 28. Tongische Sprachproben; Lied. S. 456.
— Rede des Königs Finau. S. 460.
§. 29. Neu-Seeländische Sprachproben. S. 464.
§. 30. Tahitische Sprachproben. S. 471.
§. 31. Betrachtungen über diese Sprachproben. S. 476.
§. 32. Hawaiische Sprachproben (von Buschmann). S. 478-486.

Vierter Abschnitt.

Vergleichende Grammatik der Südsee-Sprachen.

Arbeit von Wilh. v. Humboldt:

Lautsystem.

§. 33. Vocale. S. 487.
Diphthongen. S. 490.
§. 34. Consonanten. S. 494.
§. 35. Tabellen des Alphabets. S. 502.
§. 36. Sylben und Wörter. S. 510.
Accent. S. 511.
§. 37. Grammatische Buchstabenveränderungen. S. 511.
§. 38. Allgemeine Bemerkungen über das Lautsystem. S. 516.
§. 39. Buchstabenveränderungen zwischen den einzelnen Sprachen. S. 519.

Vorbereitende Entwicklung zu den Redetheilen.

§. 40. Über die Redetheile. S. 524.
§. 41. Tahitische Partikeln. S. 527.
§. 42. Neu-Seeländische Partikeln. S. 550-568.

Vergleichende Grammatik der Südsee-Sprachen und beiläufig des Malayischen Sprachstammes überhaupt, von Buschmann.

Vorwort zur ganzen Arbeit. S. 569.
Schluſs der Neu-Seeländischen Partikeln. S. 571.
§. 43. Tongische Partikeln. S. 576.
§. 44. Hawaiische Partikeln.

- Vorwort. S. 602.
- Entwicklung der Partikeln. S. 605.

§. 45. Verzeichniſs der Partikeln.
- Vorwort. S. 634.
- Verzeichniſs der Tongischen Partikeln. S. 638.
  - — der Neu-Seeländischen Partikeln. S. 641.
  - — der Tahitischen Partikeln. S. 647.
  - — der Hawaiischen Partikeln. S. 654.
- Allgemeines Verzeichniſs der Partikeln. S. 662.

Redetheile.

§. 46. Einleitung. S. 695.

§. 47. Artikel.
- Hauptform. S. 709.
- Nebenform. S. 714.
- Mangel des Artikels. S. 716.
- Wörter, die den Artikel vertreten.
  - Pronomina demonstrativa. S. 717.
  - Das Zahlwort ein. S. 718.
  - Substantiva. S. 718.

§. 48. Substantivum.
- Bildung. S. 718.
  - Gentilia. S. 719.
- Geschlecht. S. 719.
- Plural. S. 720.
- Casus. S. 728.
  - Nominativ und Accusativ. S. 728.
  - Nominativ. S. 740.
  - Genitiv.
    - Durch Präpositionen angedeutet. S. 740.
    - Elliptischer Genitiv. S. 743.
    - Der Genitiv durch Nachstellung angedeutet. S. 744.
  - Dativ und Accusativ. S. 744.
  - Dativ. S. 745.
  - Accusativ, unbezeichnet. S. 746.
  - Vocativ. S. 746.

- §. 49. Adjectivum.
  - Einzelne Punkte.
    - Nachstellung nach dem Substantivum. S. 747.
    - Vorsätze. S. 748.
    - Das Adjectivum substantivisch gebraucht. S. 748.
    - ganz. S. 748.
  - Comparation.
    - Comparativ. S. 749.
    - Superlativ. S. 750.
- §. 50. Zahlwörter.
  - Cardinalia. S. 751.
    - Zahlausdrücke.
      - 1 S. 752., 2, 4 S. 755., 6-9 S. 756., 10 S. 759., 40 S. 764., 100 S. 765., 1000 und höhere Zahlen S. 770., Million S. 772.
    - Grammatische Punkte.
      - Numerische Vorsätze. S. 772.
      - Artikel. S. 774.
      - Das Pluralzeichen vor dem Zahlworte. S. 775.
      - Pluralzeichen vor dem Hauptworte. S. 775.
      - Allgemeines Substantivum. S. 776.
      - Bildung der Zehner. S. 776.
      - Bildung der Hunderte, Tausende u. s. w. S. 777.
      - Zusatz kleinerer Zahlen zu gröſseren. S. 777.
      - ungefähr. S. 778.
      - Stellung gegen das Substantivum. S. 778.
  - Ordinalia.
    - der erste. S. 778.
    - Bildung. S. 783.
  - Bruchzahlen. S. 784.
  - Zahlwörter des Vielfachen. S. 784.
  - Distributiva. S. 784.
- §. 51. Pronomina.
  - Pronomina personalia.
    - Schema. S. 785.
    - Tongische Sprache. S. 785.

- Wortvergleichung, und Gebrauch der N. Seel., Tah. und Haw. Sprache. S. 790.
  - 1. Pers. Sing. S. 791.
  - 2. Pers. Sing., Du. und Plur. S. 794.
  - 3. Pers. Sing.
    - *ia*. S. 796.
    - *na*. S. 806.
  - Dual und Plural. S. 807.
    - 1. Pers. einschliefsend. S. 808.
      - — ausschliefsend. S. 808.
    - 2. und 3. Person. S. 808.
- Einzelheiten. S. 809.
- selbst. S. 810.
- sich. S. 810.
- Pronomina possessiva.
  - Ein Substantivum bei sich führende.
    - Durch eine Besitzpräpos. aus den Pron. pers. gebildet. S. 811.
    - Selbstständige Possessiva. S. 814.
    - Durch das Pron. pers. ausgedrückt. S. 815.
    - eigen. S. 815.
  - Ohne Substantivum stehende. S. 816.
- Pronomina demonstrativa.
  - *ia*; allein S. 816., mit dem Nominativzeichen S. 817.
  - Haw. *ua*, Tah. *taua*, *aua*, Rarot. *taua*. S. 817.
  - Pronomina, die aus der Verbindung des Artikels mit einem Ortsadv. entstanden sind. S. 819.
  - Grammatische Punkte.
    - Gebrauch der Ortsadv. neben den Pron. demonstr. S. 824.
    - Nominativzeichen. S. 824.
  - Stellvertretende Ausdrücke. S. 824.
- Pronomina relativa.
  - Allgemeiner Überblick. S. 825.
  - Ausführung.
    - 1. wo ein Subst. vorhergeht, auf welches sich das Pron. rel. bezieht. S. 828.
    - 2. wo ein Pron. demonstr. vorhergeht und das rel. nachfolgt. S. 829.
    - 3. wo das Pron. rel. vorangeht und das demonstr. nachfolgt. S. 831.

Pronomina interrogativa.

Ausdrücke. S. 831.

Das Pron. interr. mit einem Ortsadverbium. S. 837.

Gemischte Pronomina.

Polynesische Ausdrücke. S. 837.

alle. S. 841.

ein andrer. S. 841.

§. 52. Verbum.

Form. S. 842.

Adverbia nach dem Verbum. S. 842.

Passivum. S. 843.

Zeiten. S. 845.

Das bloſse Verbum, ohne Partikel. S. 848.

Verbal-Partikeln. S. 849.

im Begriff sein. S. 869.

Modi.

Indicativ. S. 869.

Conjunctiv. S. 869.

Imperativ.

1. Der gebietende.

Ohne Andeutung.

Ohne Verbal-Partikel. S. 870.

Mit den gewöhnlichen Verbal-Partikeln. S. 870.

Angedeutet.

Durch Partikeln. S. 872.

Durch Endungen. S. 872.

Durch ein Hülfsverbum. S. 873.

2. Der verbietende. S. 873.

Infinitiv. S. 874.

Das bloſse Verbum. S. 875.

Partikeln. S. 875.

ohne zu. S. 876.

Participium.

Durch das bloſse Verbum ausgedrückt. S. 876.

Durch Partikeln ausgedrückt. S. 876.

Einzelne Verba.

sein.

Ohne alle Andeutung. S. 877.

Verbal-Partikeln. S. 880.

Ausdruck durch das Pron. 3. Pers. S. 881.

Durch Ortsadverbia. S. 882.

Durch Verba. S. 882.

es giebt, gehören, haben S. 883., können, wollen S. 884., nennen, geben, nehmen S. 885.

riro Tah., *lilo* Haw. S. 885.

loaa Haw. S. 886.

pono Haw. S. 887.

Frage. S. 888.

Richtungs-Partikeln beim Verbum. S. 889.

Haw. Sprache S. 889., Tah. S. 900., N. Seel. S. 901., Tong. S. 902.

Etymologie. S. 903.

§. 53. Adverbia.

Von anderen Redetheilen gebildete. S. 909.

Adverbia des Orts und der Zeit. S. 910.

Adverbia des Orts. S. 921.

wo (rel.). S. 924.

Adverbia besondrer Ortsbeziehungen. S. 925.

Adverbia der Zeit. S. 926.

Gemischte Adverbia.

nicht S. 926., sehr S. 933., nur S. 934., noch, auch, beinahe oder fast S. 935., vielleicht, so S. 936., wie S. 939., wie? denn, deshalb oder deswegen, warum? oder weshalb? als S. 940.

ane Haw. S. 940.

lewa Tong. S. 941.

Adverbia mit Richtungs-Partikeln. S. 941.

§. 54. Präpositionen.

Der Ruhe und Bewegung. S. 942.

Der Ruhe. S. 958.

bei (der Nähe). S. 958.

mit (der Gesellschaft). S. 959.

Der Zeit.

Des Zeitpunktes. S. 959.
Der Zeitdauer. S. 963.
Der besondren Zeit: vor, nach. S. 963.

Ortspräpositionen der Bewegung.

zu, an S. 963., bis zu S. 964.
für. S. 965.
für (vom Preise). S. 965.
Präpositionen des Terminus a quo. S. 965.
Präpositionen besondrer Ortsbeziehungen. S. 966.

Präpositionen besondrer Verhältnisse.

Des Werkzeugs. S. 968.
Der Ursach. S. 969.
Des Gegenstandes. S. 969.
Des Maaſsstabes. S. 969.

Syntaktische Punkte.

Stellung der Präposition. S. 970.
Weglassung der Präposition. S. 970.
Präpositionen mit Richtungs-Partikeln. S. 970.

§. 55. Conjunctionen.

und.

Conjunctivische Ausdrücke. S. 972.
Durch das Pron. pers. Dualis ausgedrückt. S. 974.
Ohne Ausdruck. S. 974.
und Gesellschaft, Gesellschaft. S. 974.
oder, aber S. 975., sondern, daſs S. 976., auf daſs oder damit, damit nicht, bis daſs S. 977., wenn (der Bedingung) S. 978., wenn (der Zeit), als (der Zeit), während, nachdem, weil S. 979., wie, ob, so (des Nachsatzes) S. 980.
ka, aká. S. 980.

§. 56. Interjectionen.

ja. S. 981.
siehe! S. 981.
Gemischte Interjectionen. S. 982.

§. 57. **Partikeln.** S. 983.
    Leere Partikeln im Anfang des Satzes. S. 983.
    Leere Partikeln. S. 983.
    Unbekannte oder dunkle Partikeln. S. 984.

§. 58. Wortbildung. S. 984.
  Ableitung durch Präfixa und Suffixa. S. 984.
    Präfixa. S. 988.
    Suffixa. S. 1006.
  Verdopplung. S. 1024.
  Zusammensetzung. S. 1025-1028.

◆

Zweites Buch.

Über die Kawi-Sprache.

§. 1.

Die Kawi-Sprache ist das Eigenthum der, schon durch ihre Lage eng verbundenen Inseln Java, Madura und Bali. Ganz der Vergangenheit angehörend, bewahrt sie die Schätze einer untergegangenen, von Indischem Geiste durchdrungenen Litteratur. Die Beantwortung der Frage, ob sie zu irgend einer Zeit die Sprache dieser Inseln war, oder ob sie, als lebende Sprache einer anderen Gegend des Malayischen Völkerkreises, nach Java verpflanzt wurde? kann, so weit sie überhaupt möglich ist, nur das Endresultat der hier anzustellenden Untersuchungen sein. Auf Bali sind die Brahmanen fast allein im Besitze derselben, das Kawi ist dort ausschlieſslich heilige Sprache; Indische Bildung ist nie auf dies Eiland übergegangen. Auf Java ist es gerade umgekehrt. Daher geht noch heute das Streben der Mode dahin, einige Kenntniſs des Kawi aufzufassen, obgleich wir gleich sehen werden, wie gering dieselbe in der That ist. Nach der gänzlichen Erlöschung des Indischen Cultus ist aber das Kawi bloſs die Sprache der Sagen, der Dichtung, und im heutigen Zustande nur die des Theaters, wenn es Stoffe der frühesten Vorzeit behandelt, geblieben (1).

Es führt also hier seinen Namen mit der That. Denn bekanntlich bezeichnet *kawi*, von der Wurzel *ku*, tönen, Sanskritisch einen Dichter, und in abgeleiteter Bedeutung einen weisen, unterrichteten Mann. Wann sie diesen Namen erhalten, wird nicht gesagt; ich finde sogar bei Raffles nur Einen Originalausdruck, in dem er ihr unbezweifelt beigelegt wird. Es ist dies der Name, unter dem die Kawi-Sylbenmaſse allgemein zusammengefaſst werden, *sekar kawi*, die Kawi-Blumen (*flowers of the language*). Denn *sekar*, Blume, ist der gewöhnliche Ausdruck für Poesie (2). In demselben Sinne scheint *kawi* im Titel einiger Schriften, wie

---

(1) Raffles. I. 367. 372.

(2) Raffles. I. 398. Das Wort ist das Sanskr. शेखर, *śékhara*, Blumenkranz. Eines der zwölf alten Kawi-Sylbenmaſse führt den, auch seinem Suffix nach Sanskritischen Namen *sekarini*, Menge von Blumenkränzen.

Rama kawi, Niti Sastra kawi, genommen zu sein, obgleich es hier auch Gedicht heiſsen könnte. Die von Raffles zu Rathe gezognen Eingebornen scheinen das Wort *kawi*, wo es an zwei Stellen vorkommt, nicht in seiner ursprünglichen Bedeutung erkannt zu haben. An einer Stelle des Brata Yuddha bedeutet das ganz Sanskritische *kawindhra* offenbar den ersten der Sänger, oder allgemein einen vortrefflichen Sänger, in der Übersetzung erscheint aber hiervon nichts. Es ist nicht unmerkwürdig, daſs auch die Tagalische Sprache den Dichter mit einem Sanskritworte bezeichnet, *ma-kathà*, von *kathā*, Erzählung, und dem Tag. Praefix *ma*. Das heutige Malayische borgt seinen Ausdruck vom Arabischen.

Auch ein Berg Kawi kommt südlich unter dem Berge Arjuna auf der nach der alten Heldensage angefertigten Karte der Insel vor, und sogar bis jetzt haben sich, wie aus Raffles Karte des heutigen Java hervorgeht, die Namen dieser beiden Berge erhalten (1).

Die theils noch im Grundtext, theils in Javanischen Übersetzungen vorhandenen Kawi-Werke macht Raffles namhaft (2). Von vielen führt er nur die Titel an, von einigen aber giebt er sehr ausführliche Auszüge. Einige dieser Werke sind noch zur Arabischen Zeit, wo das Reich von Majapahit schon zu sinken begann, in Kawi verfaſst worden. Die historisch-poetischen bilden eine chronologische Reihefolge. An der Spitze stehen die ganz mythologischen Werke Kanda, auch *pepakem* genannt (3), und der Manek Maya (4). Die andren älteren bei Raffles genannten mythisch erzählenden

---

(1) Raffles. I. 412. und am Ende des Theils.

(2) Raffles. I. 373-392. II. *App. p.* CCVI-CCXX.

(3) Vom Sanskrit. काण्ड, *kāṇḍa*, Capitel, Abschnitt, oder खण्ड, *khaṇḍa*, Bruchstück, Theil, auch Capitel, Abschnitt. *Pakem* ist Jav. Buch, Schrift (Raffles. II. *App. p.* CXXIII. Crawf. *Voc.*); Crawf. ganz Jav. Wörterbuch erklärt es durch *sejarah* (Geschichte, Chronik), das Arabische شَجَرَةٌ, *shajaratun*, Baum, Stammbaum, genealogische Geschichte. Hiervon ist *pepakem*, nach Crawf. Engl. Jav. Wörterb. Buch [nach Cornets Jahrbuch, Chronik. B.], durch Verdopplung der ersten Sylbe gebildet. Nach Raffles (I. 393.) geben die Javanen allen Schriften höherer Art (*literary compositions of the higher cast*) den Namen *pepakam*. Man beliebe nach der eben gegebenen Ableitung meine Anm. 1. auf S. 205. des ersten Buches abzuändern.

(4) Über das letztere Werk s. 1. Buch. S. 46, 70, 200-205.

[Es sei mir erlaubt, zu der im 1. Buche S. 200. Anm. 3. versuchten Ableitung des Wortes eine Vermuthung nachzutragen. Sollte es nicht ganz einfach ein Sanskrit. Adjectivum

Kawi-Gedichte sind folgende: **Wiwaha kawi**, Vermählungs-Gedicht, wo ein Rasaksa (Râkshasa) eine Widadari (Apsaras) zur Ehe verlangt; **Rama kawi**, der Javanische Râmâyaṇa; **Anraka sura** (¹), nach Raffles: der tapfre Sohn der Sonne, in der Javanischen Übersetzung nach dem Hauptbelden **Buma Kalantaka** genannt; **Brata Yudha**, von dem gleich ausführlicher gehandelt werden wird; **Parikesit**, von einem Enkel Arjuna's (²) so benannt, dessen ruhige und wohlthätige Regierung hauptsächlich darin geschildert wird. Durch diese Folge mythischer Gedichte wird die Javanische Sage bis auf den oben erwähnten Aji Jaya Baya, also bis zum Anfange des Verkehrs zwischen Indien und Java, geführt. Zu dieser Reihe gehört noch ein ganz kurzes Gedicht, **Surya Ketu** (³), und ein in grofsem Ansehn stehendes, **Mintaraga** (⁴), welches Arjuna's Büfsung auf dem Berg Indra beschreibt. Von den beiden grofsen ethischen Kawi-Gedichten gehört der

---

मणिमय, *maṇimaya*, aus Edelsteinen gebildet, mit Edelsteinen besetzt, sein? In der letzteren Bed. kommt das Wort (das bei Wilson nicht steht) im B. Y. 105, *b.* vor, wo der Text richtig *mani*, die Erklärung *manik* hat. B.]

(¹) Das Sanskritische शूर, *śûra*, Held. *Anraka* bleibt mir dunkel, obgleich das Sanskr. *arka*, das Madecassische *anrou*, Tag, und wenn man an Versetzungen denkt, das allgemeine Wort aller Südsee-Inseln für **Sonne**, *ra*, verbunden mit *anak*, Kind (*anraka* für *anakra*), Stoff zu Ableitungen an die Hand geben. (*Tahitian Gramm. p.* 4.)

(²) परीक्षित्, **Parikshit** (Wilson. Lex.). Die oben von mir gewählte Schreibung des Namens, welche ich auch überall in Crawfurd's Wörterbüchern beobachtet finde, ist hiernach die richtige. Raffles schreibt in einer Stelle (I. 338.) ebenso, in zwei anderen aber (I. 369. II. 67.) **Parakisit**.

(³) Raffles übersetzt diesen Titel: *the lofty Sun*, und nimmt also das Sanskr. केतु, *kêtu*, in seiner astronomischen Bedeutung in Beziehung auf den Sonnenstand. Dies entspricht vermuthlich dem Inhalt des Gedichts. Sonst lassen sich die Worte auch **Sonnen-Fahne** übersetzen.

(⁴) Raffles. I. 338. *Mintaraga* ist nach Raffles. II. *App. p.* CLXXIII. ein Kawi-Wort für **Bufse, Bufsübung** (*penance*). Es besteht aus *minta* (Mal. und Jav.), fordern, bitten, und dem Sanskr. राग, *râga*, heftige Begierde, eine richtige Schilderung der Brahmanischen Büfsungen, durch welche man vermittelst beharrlichen Verlangens eine Forderung bei den Göttern durchzusetzen suchte. Ich gestehe aber, dafs mir die Verknüpfung der beiden Wörter nicht ganz deutlich ist. Crawf. *Voc.* erklärt das Wort nur durch: Name einer Höle, wo Arjuna Büfsungen that, Crawf. ganz Jav. Wörterbuch erklärt es einmal durch die Schrift, ein anderes Mal durch das mir unbekannte Wort *mendita*, welches wohl nicht von *pandita* abgeleitet sein könnte. Übrigens kann man *minta* (von *pinta* abgeleitet) adjectivisch nehmen: bittend.

Es findet sich auch Witaraga, also = वीतरागा [illegible] [illegible] [illegible]

Niti Sastra kawi, in welchem das Kawi das reinste jetzt vorhandene sein soll, in die Zeit des Brata Yuddha; das andere, Sruti, ist bedeutend jünger, und enthält schon Anspielungen auf den Islam. Die bekannten, in diesen Titeln vorkommenden Sanskritwörter zeigen die nahe Verbindung, in welcher auch diese Werke mit der Indischen Litteratur stehen.

Ob es eigentliche Übersetzungen von Sanskritwerken in Kawi gegeben hat, läſst sich aus den vorhandenen Materialien nicht genau beurtheilen. Die bei Raffles angeführten Kawi-Werke, welche Sanskritischen entsprechen, scheinen freie und mehr oder weniger eigenthümliche Behandlungen gleicher Gegenstände. Vom Brata Yuddha im Vergleich mit dem Mahâbhârata ist dies offenbar. Bei dem Javanischen Râmâyaṇa scheint es der gleiche Fall zu sein, doch läſst sich aus dem wenigen von Raffles darüber Beigebrachten kein vollständiges Urtheil fällen. Von dem aus Bali erhaltenen Gesetzbuch Sastra Menawa sagt Raffles ausdrücklich, daſs es sich auf die besondren Volks- und Landessitten bezieht (Raffles. I. 392.). Es ist also keine Übersetzung der Indischen Gesetze des Manu. Diese Behandlung der Werke des Indischen Festlandes entspricht genau dem im Vorigen allgemein über die Verbindung Indiens mit Java Gesagten. Man studirte sie nicht, wie man eine fremde Litteratur kennen zu lernen strebt, man wollte sie zu sich herüber verpflanzen, sie soviel, als möglich, auf Java einheimisch machen.

Das Javanische Theater ist zwar in der Regel nur ein Puppenspiel, besitzt aber durch seine zur stätigen Sitte gewordene Anordnung ein so groſses nationales Interesse, daſs es dadurch eine ganz andre und höhere Bedeutung gewinnt, als solche Volksbelustigungen in andren Ländern zu haben pflegen. Diese mit einem Worte des Malayischen Sprachstamms *wayang*, Schatten (1), benannten Puppenspiele umfassen nämlich die ganze Javanische

---

(1) Ich halte nämlich das Mal. *wāyang*, welches nur noch die besondere Bedeutung von Schauspiel (Marsden. Lex.) hat, für ursprünglich identisch mit *bāyang*, welches die von einem Körper geworfene Schattengestalt, also Schatten, dem Körper entgegengesetzt, bedeutet. Daſs *wayang* in dieser Bedeutung ein Wort im heutigen Javanischen ist, geht aus einer Stelle eines Liedes bei Raffles (I. 407.) hervor, wo dies Wort da steht, wo gesagt wird, daſs zwei Brüder sich gleich sehen, *as a substance and its shadow*. So nimmt es auch Raffles beim Puppenspiel (I. 336.), indem er *scenic shadows* übersetzt, wenn dies auch gleich, wie man aus der obigen Schilderung sieht, genau nur auf die beiden älteren Wayangs paſst. Auf dieselbe Ableitung ist auch Hr. Jacquet (*Nouv. Journ. Asiat.* IX. 255. *nt.* 1.) gekommen. [In Brückner's Jav. Übersetzung des Neuen Testaments und in Roorda's Wörterbuche habe

Geschichte von der frühesten fabelhaften Zeit an bis zur Zerstörung von Majapahit. Sie sind, nach den verschiedenen Geschichtsperioden, die sie behandeln, dreifacher Gattung. Jede dieser Gattungen hat ihre eigenthümlichen Sylbenmaſse und Instrumentalbegleitung. Die erste dieser Gattungen umfaſst die gleiche Periode, als die oben angeführten ältesten Gedichte bis auf Parikesit hinunter. Die Gegenstände der Schauspiele werden aber gewöhnlich nur aus dem Rama kawi, Mintaraga und Brata Yuddha entnommen. Rama und Arjuna sind die Haupthelden. In der zweiten Gattung spielt Panji, der ächt Javanische Volksheld, die vorzüglichste Rolle; die zu dieser Gattung gehörenden Schauspiele führen aber die Javanische Geschichte bis zu seinem Nachfolger Lalean und der Gründung des Reiches von Pajajaran (um 1000 oder 1200 der Aera) (1) fort. Die dritte Gattung behandelt aus der Periode von da bis 1400 der Aera entlehnte Episoden. Hier sind die Figuren aus Holz und puppenartig, und treten frei ohne vorgespanntes Tuch auf. In den beiden ersteren Gattungen sind sie aus Leder ausgeschnitten, flach, schattenartig, und erscheinen hinter einer durch eine dahinter gehängte Lampe erleuchteten durchsichtigen weiſsen Gardine. Der Unternehmer (*dalang*) bewegt die Figuren, redet für sie, und verrichtet alles allein; kenntlich werden die Figuren durch die ihnen conventionell beigelegten, aber streng der Überlieferung nach beibehaltenen, immer, aber vor-

---

ich für Schatten *hayang-hayangngan* gefunden; auch *bayang* giebt Roorda im Holländisch-Jav. Theile dafür an; es fällt aber auf, daſs die übrigen Wörterbücher nichts davon sagen, sondern das Wort nur in Crawf. *Voc.*, in der Bed. *the act of lifting by a number of hands*, vorkommt. B.] Ich kann daher Marsden (Lex. 352.) nicht beipflichten, der das Wort, obgleich mit hinzugefügtem Fragezeichen, für ein Chinesisches hält. Er ging, indem er nicht an *bāyang* dachte, vermuthlich auf die Puppenbude, da *wāyang kōrong* Mal. die Kajüte am Hintertheil der Boote ist. Es bedeutet aber nicht sowohl die Kajüte selbst, als die Bretter, Rippen, aus welchen sie gezimmert ist; und dies hängt mit einer andren Bedeutung von *wayang* zusammen, in welcher das Wort (Raffles. II. *App. p.* CLXV. *col. b.*) einen Gränzbaum bedeutet. Diese aus dem Kawi, d. h. hier nur dem Alt-Javanischen, entnommene Bedeutung mag mit der des Schattens zusammenhangen, weil ein solcher Baum, auch verdorrt, zum Schatten geworden, immer Gränzbaum bleibt. Daſs man *wayang wong*, auf Menschen-Schauspieler angewendet, sagt, kann eine Widerlegung meiner Ableitung scheinen. Ich glaube aber vielmehr, daſs man nur auf Menschen, die ja auch in der Regel nur stumm gesticuliren, den generischen Namen *wayang*, in dem die Begriffe von Schatten, Puppen- und Schauspiel zusammenflieſsen, übergetragen hat.

(1) Raffles. II. 80 - 82.

züglich in der ersten Gattung, fratzenhaft verdrehten Gesichtszüge und Gestalten. Die Dramen selbst, wenn man sie so nennen darf, bestehen immer aus der Hersagung der bezüglichen Stellen der Gedichte, aus welchen die Stoffe entnommen sind, und aus dem vom Dalang herrührenden, theils eingelernten, theils improvisirten Dialog. Die Kawi-Sprache geht nur die erstere Gattung an. Denn in dieser werden die Stellen der Gedichte allemal nach dem Urtext in Kawi hergesagt, der Dalang läſst aber eine Javanische Übersetzung nachfolgen. Die beiden ersten Perioden werden bisweilen auch durch Menschen vorgestellt, und so unterscheidet man Leder- und Menschen-Wayang (*wayang kulit* und *wayang wong* (1)). In der Geschichte des Panji tragen diese Schauspieler Masken, und dann heiſst die Vorstellung danach *topèng* (2). Bei sehr feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. vor dem Fürsten, reden sie selbst; sonst spricht der Dalang, und sie machen nur die Geberden (3).

Das Interesse, welches die Javanen an diesen Schauspielen nehmen, ist nicht zu beschreiben; ganze Nächte hören sie mit Entzücken und gespannter Aufmerksamkeit zu. Mit denen der älteren Gattung verbinden sich auch abergläubische Meinungen. So darf der Brata Yuddha nie in Einem Abend ganz gegeben werden, weil man sonst das Ausbrechen eines groſsen Krieges für unausbleiblich hält (4).

Obgleich aber das Kawi sich auf diese Weise im Javanischen Puppenspiele in lebendigem Gebrauch erhalten hat, so ist die eigentliche Kenntniſs desselben doch auf der Insel als erloschen anzusehen. Was bei den Puppenspielen hergesagt wird, ist durch alte Überlieferung auswendig gelernt, und ebenso die hinzugefügte Javanische Übersetzung, so daſs der hersagende Dalang kaum etwas selbst davon zu verstehen braucht. Dies muſs man wenigstens daraus schlieſsen, daſs Raffles versichert, daſs zu seiner Zeit nur ein einziges Individuum als der Sprache wirklich kundig angesehen werden konnte. Dies war Nata-Kasuma, der Fürst (*Panambahan* (1)) von Sumenap auf der Insel Madura, ein Mann, der, nach Raffles Versicherung, unter den gebildetsten Nationen wegen seiner Einsicht und Talente würde geschätzt worden sein (2). Allein auch dieser besaſs doch nur eine sehr mangelhafte Kenntniſs des Kawi, und muſste sich, indem er für Raffles den Brata Yuddha übersetzte, sehr oft damit helfen, den Sinn nach dem Zusammenhange zu rathen. Auch merkt man diese seine Ungewiſsheit, wenn man den Text mit seiner Übersetzung vergleicht. Dies trifft vorzüglich diejenigen Stellen, wo die Übersetzung ungleich viel weitläuftiger, als der Kawi-Ausdruck, ist. Diese geringe Kenntniſs des Kawi unter den heutigen Javanen ist sehr begreiflich, da sich die des Sanskrits gänzlich verloren zu haben scheint. Auch Nata-Kasuma scheint das Indische gar nicht gekannt zu haben. Hätte Raffles einen gründlich unterrichteten Indischen Pandit bei sich gehabt, so daſs er den Javanischen Fürsten nur hätte zur Erklärung des einheimischen Theiles des Kawi brauchen dürfen, so würde es ihnen leicht geworden sein, eine vollkommen genügende Übersetzung zu liefern. Denn nur die Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel zur Kenntniſs des Javanischen macht uns das Verstehen der Bruchstücke des Brata Yuddha schwierig (3). Hätte Raffles diese Zusammensetzung des Kawi aus Sanskrit und Javanischem gehörig eingesehen, so würde er eine richtigere Methode angewendet und nicht gesagt haben (4), daſs vom Kawi sich nur die Bedeutung einiger Wörter erhalten habe, da der ganze Sanskritvorrath offen daliegt, und daſs die Grammatik (*the idiom and grammatical construction*) längst verloren gegangen sei, da sie noch im Javanischen fortlebt. Sehr gute Dienste hätten auch die Handschriften leisten müssen, die, nach Raffles Versicherung, eine Erklärung jedes Worts und eine Paraphrase des ganzen Sinns im Javanischen enthalten (¹).

---

(1) *Kulit*, Haut (Raffles. II. *App. p.* LXXIX.), ein ächt Malayisches Wort, im Mal. ebenso, auf Madagascar *houlitse*, *houditse*, *oditz*, das aber doch mit der Sanskrit. Wurzel कूल्, *kûl*, bedecken, einschlieſsen, verwandt sein könnte. *Wong*, Mensch (Raffles. II. *App. p.* LXXVI.), Jav.

(2) Jav. *topèng* (Crawf.), Mal. *tŭpïng*, Maske.

(3) Raffles. *Memoir*. 165. 166.

(4) Raffles. I. 336-340. 412.

---

(1) Nach Raffles Javanischem Wörterbuch heiſst dies Wort Fürst, Regent (II. *App. p.* CXVIII.). Unter den Mahomedanischen Regierungen wurde es nur dem Nächsten im Range nach dem Fürsten gegeben (I. 313.), und dieser selbst hieſs *Susuhunan* oder Sultan. Über die Ableitung von *panambahan*, *panembahan* s. unt. §. 14.

(2) Raffles. II. *p.* 73.

(3) Raffles. I. *p.* 370. II. *p.* 73.

(4) *Memoir. p.* 161.

§. 2.

Ich gehe jetzt zu diesem Gedichte über. Da es die einzige Quelle der Kenntniſs des Kawi für uns ist, so halte ich es für nothwendig, einige Notizen über das Werk selbst vorauszuschicken.

Höchst befremdend ist die Deutung, welche Raffles dem Titel giebt. Er übersetzt ihn: der heilige Krieg oder vielmehr der Krieg des Unglücks (*holy war, or rather the war of woe*). Wie aber dieser Sinn aus den beiden Worten *brata yudha* (nach seiner Schreibung) herauszubringen ist, darauf läſst er sich nicht ein. In dem Gedichte selbst kommt *yudha* gar nicht, *brata* nur in zwei Namen vor. Über *yudha* kann man nicht zweifelhaft sein; es ist das bekannte Sanskritwort für Kampf und Krieg, युद्धं, *yuddham* (²). *Brata* wird, als gleichbedeutend mit *yoga*, durch Büſsung (*penance*) erklärt (³). Wie diese Bedeutung aber aus dem Sanskrit, aus dem doch das Wort ohne Zweifel stammt, herzuleiten sei, errathe ich nicht. In den Namen *Déwa-brata* und *Sura-brata* hat man es wohl für Bruder zu nehmen, Bruder der Götter (ein Beiname des Rishi Bhishma) (⁴), Bruder der Helden. Hiernach könnte man die Überschrift Bruderkrieg

---

(¹) *Memoir. p.* 164.

(²) In dem Kawi-Wörterbuch (Raffles. II. *App. p.* CLXX. *col. a.*) wird *yodha* durch Aufruhr, Menschenmasse erklärt. Im Gedicht findet sich *yodha* für Krieger, Kämpfer (das Sanskr. योध, *yôdha*), jedoch auch in einem weiteren Sinne, als Begleiter, zum Gefolge Gehörender, genommen; das Wörterbuch übersetzt es geradezu durch Diener (*l. c.*).

(³) Raffles. II. *App. p.* CLXXIII. *col. a.*

[Crawf. in seinem Jav. Engl. Wörterbuche übersetzt das Wort auch durch *penance*, ferner durch *trouble*, *affliction*, *bitter*, *army*, in seinem ganz Jav. Wörterb. erklärt er es durch *karep* (Wunsch). Roorda giebt es als ein Kawi-Wort in der Bed. Büſsung, Büſsung thun, ein Einsiedlerleben führen. Ich kann nicht umhin, alle diese Bedeutungen, ebenso wie die von *yodha* als Aufruhr, Menschenmasse, für fehlerhafte Überlieferungen zu halten, und bin überzeugt, daſs sowohl *brata*, als *yodha*, in Texten in keiner anderen Bedeutung werden gefunden werden, als den aus dem Sanskrit herflieſsenden. Man vergleiche den ebenso merkwürdigen Fall von *bretya* im Anhange st. 111, *a.* und 591, *c.* B.]

(⁴) Raffles. I. *p.* 414. 415. B. Y. 135, *d.* 136, *b.*

übersetzen. Aber der Verwandtschaftsname müſste dann in viel weiterer Bedeutung genommen werden. In einer Note zu Crawfurd's Abhandlung über die Hindu-Religion auf der Insel Bali wird *brata* für eine Abkürzung von *Bhárata* erklärt, und der Titel Krieg des Geschlechtes des Bharata übersetzt, da Kuru und Pâṇḍu von diesem abstammten (1), und in seinem Wörterbuche führt Crawfurd *Brata* in der Bed. *name of the ancestor of the Pandus* auf. Der im Mahâbhârata besungene Krieg wird nun allerdings nie in Indischen Schriftstellern der Krieg der Bharatiden genannt; aber es kann doch kaum zweifelhaft bleiben, daſs dies der alleinige Sinn des Namens des Gedichtes ist.

Das Originalgedicht hat 719 vierzeilige Stanzen. Von diesen aber giebt Raffles nur 135, zu welchen Crawfurd in seiner vorerwähnten Abhandlung 19 hinzufügt (2). Die ausgelassenen Stellen liefert Raffles in kurzen Auszügen. Sowohl aber in diesen, als im Texte selbst, übergeht er alle Stellen, welche das Zartgefühl des Lesers durch schlüpfrige Bilder beleidigen könnten. Dieselbe schonende Rücksicht beobachtet er bei allen Berichten von Javanischen Sagen; und da, seiner Versicherung nach, solche Schilderungen ungemein häufig darin vorkommen, so verliert man dadurch allerdings viel in der Übersicht des Zusammenhanges der einheimischen Mythen. Die sich auf Zeugung beziehenden Vorstellungen müssen nothwendig in der uralten Fabelwelt eine groſse Rolle spielen; und es giebt eine ernste Art, dieselben zu behandeln, welche alle Schlüpfrigkeit der Phantasie entfernt, und wogegen die bloſse Auslassung nicht zu billigen ist.

Die Zeit, in welcher das Gedicht verfaſst ist, wird zwar ganz genau angegeben; die Angaben weichen aber sehr weit von einander ab. Die Volksmeinung setzt nämlich das Gedicht in das Jahr 706 der Aera. Eine in der Einleitung zu dem Gedicht selbst vorkommende Angabe wird vom Jahre 1079 erklärt. Ob aber auch nicht diese noch zu früh sein dürfte, steht sehr dahin. Auch mag es leicht mehrere auf einander folgende Umbildungen desselben gegeben haben, und der uns vorliegende Text zu den späteren unter diesen gehören. Crawfurd behauptet geradezu, und empfing diese Meinung doch wohl von den Eingebornen, daſs die Sprache im Brata Yuddha sehr viel neuer ist, als das Kawi einiger anderer Werke (1). Ich war schon, ehe ich dies las, auf dieselbe Vermuthung gekommen, da der Antheil von Sanskritwörtern, wenn man auch annimmt, daſs man vielleicht noch eine gewisse Anzahl derselben nicht herauserkennt, doch nicht so groſs ist, als man sich denselben im ältesten Kawi vorzustellen geneigt ist. Die Angabe des Jahres 706 scheint darauf zu beruhen, daſs der König, unter dessen Regierung, der Einleitung nach, das Gedicht gedichtet wurde, Aji Jaya Baya, um das Jahr 700 gelebt haben soll (2). Auf keine Weise wird dieser Fürst für denselben gehalten, mit welchem, nach dem oben Erzählten, die Javanische Geschichte beginnt. Sein wahrer Name ist vielmehr unbekannt, und der von Jaya Baya wurde ihm nur als ein Ehrentitel beigelegt. Das Gedicht endet damit, daſs, nach Besiegung der Kurawas, Dharmawangsa (धर्मवंश), wie Yudhishṭira gewöhnlich darin genannt wird, die Regierung von Astina übernimmt, und daſs ihm der Titel Bathara Jaya Baya beigelegt wird. Hierin liegt offenbar wieder eine schmeichlerische Anspielung auf den in der Einleitung genannten Fürsten. Das Glück der Regierungen beider wird auch auf ganz ähnliche Weise geschildert. Zugleich schlieſst sich der Brata Yuddha an den im Vorigen als das letzte der mythischen Gedichte genannten Parikesit an; denn dieser König ist der am Ende des Krieges noch ungeborene Sohn Arjuna's und Uttari's, und Dharmawaṇśa verwaltete nur eigentlich die Regierung für ihn. Es soll aber auch an der Stelle, wo das Gedicht selbst die Zeit bestimmt, Verschiedenheiten der Handschriften geben, welche eine verschiedene Entzifferung zulassen (3). Denn da die Angabe nicht in Zahlwörtern, sondern in solchen geschieht, welche mystisch auf Zahlen bezogen werden, so ist die Ungewiſsheit natürlich. Nach der ausführlichen Untersuchung, welche ich dieser Bezeichnungsart im ersten Buche dieser Schrift (4) gewidmet habe, wird man nicht erwarten, daſs ich die Ungewiſsheit der Epoche, in welche das Gedicht Brata Yuddha zu setzen ist, nach der in Worten darin angegebenen Jahrzahl zu beweisen versuchen sollte (¹). Die Erwähnung einer auf diese Weise in umgekehrter Richtung geschriebenen Jahrzahl kann wohl den Verdacht erregen, daſs die Einleitung zu dem Gedichte erst seit der Einführung des Islams in Java geschrieben worden sei, man müſste denn bloſs eine spätere Interpolation dieser einzelnen Stelle annehmen, wozu aber kein Grund vorhanden ist.

---

(1) *Asiat. res.* XIII. 145. Crawf. *Archip.* II. *p.* 19.

(2) *Asiat. res.* XIII. 162-170.

---

(1) *Asiat. res.* XIII. 146.

(2) Raffles. II. *p.* 81.

(3) Raffles. I. *p.* 411. 418.

(4) 1. Cap. §. 3. *Chandhra Sangkala.* S. 19-42.

Als Verfasser des Gedichts wird ein Pandit Namens Pusedah in der Einleitung selbst angegeben.

Der Schauplatz der Handlung wird, wie schon im Vorigen bemerkt worden ist, in den östlichen Theil von Java, in die Nähe der Insel Madura versetzt; und man kann darüber die kleine von Raffles gegebene Karte nachsehen (²). Aus dem Mahâbhârata bekannte Ortsnamen finden sich hier mit kleinen Lautveränderungen wieder. Die Stadt Astina ist die Residenz der Pandawas, Hastinâpura.

Die Zeit, welche die Handlung durchläuft, ist ungefähr die eines Monats, und zwar, nach Raffles Angabe, des fünften im Jahre.

Ich habe schon im Vorigen von der Einleitung des Gedichtes gesprochen (³). Nachdem erzählt ist, daſs der Allmächtige dem Könige Jaya Baya den Sieg verliehen habe, und nach einer kurzen Schilderung seiner glücklichen Regierung, wird gesagt, daſs der Gott Siwa den Dichter Pusedah aufgemuntert habe, den Krieg zwischen den Abkömmlingen Pâṇḍu's und Kuru's zu besingen. Diese Erzählung, so habe der Gott gesprochen,

---

(¹) Die Jahreszahl lautet (6, *a.*) $\underset{9}{\textit{risanga}}$ $\underset{7}{\textit{kudha}}$ $\underset{0}{\textit{sudha}}$ $\underset{1}{\textit{chandhrama}}$.

Raffles scheint keine ihm genügende Erklärung davon erhalten zu haben, da er keine Übersetzung dieser Worte mittheilt. Das erste besteht aus der Präposition *ri* und dem Zahlworte für 9; das zweite heiſst Pferd, und kann Beziehung auf den Krieg haben; die beiden letzten sind die Sanskritischen शुद्ध चन्द्रमाः, *śuddha chandramâḥ*, reiner Mond. Sie können die Zeit der Handlung des Gedichtes anzeigen. *Kudha* hält Marsden, wie wir weiter unten sehen werden, mit Recht für das Sanskritische घोट, *ghôṭa*. Das Wort ist auch in das heutige Malayische übergegangen. Auf Java gehört es nur dem Basa krama, nicht der Volkssprache an. Raffles. II. *App. p.* LXXXVIII. In keiner anderen Malayischen Sprache finde ich einen Ausdruck für Pferd angeführt.

(²) I. 411. 412.

(³) [Ich darf nicht unterlassen, zu erinnern, daſs der hier gegebene Auszug allein nach Raffles und seiner Auffassung des Gedichtes ausgearbeitet ist, und an einigen Stellen von den Berichtigungen getroffen werden wird, welche ein zuverlässiger Text und vollständigere grammatische und lexicalische Hülfsmittel an die Hand geben. B.]

beabsichtige nicht Belehrung über die Verwaltung des Landes und das Betragen der Menschen, aber sie gewähre innerliche Genugthuung und Vergnügen. Das Gedicht umfaſst nun in ununterbrochener Folge den ganzen Krieg. Kṛishna giebt den Pandawas den Rath, von den Nachkommen Kuru's die Hälfte des Landes zu fordern, und im Verweigerungsfall den Krieg anzukündigen. Kṛishṇa übernimmt selbst die Sendung zu dem Haupte der Kurawas; der Krieg wird beschlossen, geführt, und endigt sich mit dem Tode Suyudhana's (Duryôdhana's) und dem völligen Siege der Pandawas. Ihr Haupt Dharmawaṇśa (Yudhishṭhira) wird König von Astina, bis Arjuna's noch ungeborner Enkel von seinem Sohn Abimanyu (Abhimanyu) die Regierung übernehmen kann. Kṛishṇa's erstes Erscheinen in Astina, seine Zusammenkunft mit den Kurawas, die Zurüstungen zum Kriege und die Schilderung des Zuges der fünf Söhne Pâṇḍu's und ihres Heeres nehmen einen groſsen Raum ein. Hier, auf dem Schlachtfelde von Kurukshêtra, weigert sich Arjuna, den Kampf gegen seine Verwandten und geistlichen Führer zu beginnen, giebt aber den Gegenvorstellungen Kṛishṇa's nach. Es ist dies also die nämliche Situation, als die, mit welcher die Bhagavad-Gitâ anhebt. Sie wird aber nur in sechs Stanzen geschildert, und man darf hier nur sehr wenig von der Schönheit und Erhabenheit des Indischen Gedichtes suchen. Von der philosophischen Ausführung ist durchaus keine Rede. Eine schwache Andeutung, daſs Leben und Tod nur in gewisser Umänderung ein und dasselbe Dasein sind, liegt in dem halben Verse, in welchem gesagt wird, daſs die Feinde der Pandawas schon eigentlich des Lebens beraubt sind. Der Krieg theilt sich in sieben groſse Schlachten, zwischen welchen auf allerlei Weise benutzte Ruhepunkte eintreten. Gleich in der zweiten fällt Bisma (Bhishma), der schon betagte Rishi und der Anführer der Kurawas. Es ist zu bedauern, daſs Raffles gerade diese vielversprechende Episode nur in einem ganz kurzen Auszuge mittheilt. Bhishma erklärt nämlich seine Bereitwilligkeit, von Kṛishṇa's Wurfscheibe (*chakram*) zu sterben, und dadurch den Eintritt in den Himmel zu erlangen. Der immer milde Arjuna räth ab, ihn zu tödten. Es kommt aber doch zum Gefecht; Bhishma sinkt, ist aber noch nicht verschieden. Sein Blut steigt zu den oberen Räumen empor, und kehrt als ein Blumenregen zur Erde zurück. Die feindlichen Helden kommen, dem Verwundeten ihre Ehrfurcht zu bezeigen; nur der starrsinnige Bima (Bhima) bleibt zurück, und sein furchtbarer Anblick schreckt die Kurawas ab, ihrem Anführer zu nahen. Bhishma will nur von Arjuna zu trinken annehmen, der ihm Wasser in seinem Köcher darreicht. Seinen Tod verschiebt Bhishma bis zu der sieben Monate später erfolgenden gröſsten Abweichung der Sonne, worin eine ältere astronomische Sage verborgen liegen mag. In der vierten Schlacht fällt Arjuna's Sohn Abhimanyu, nachdem sein Vater und Bhima mit List auf eine entfernte Stelle des Schlachtfeldes gelockt worden sind. In der auf diese Schlacht folgenden Zwischenruhe tritt ein Gespräch zwischen den beiben Gemalinnen Abhimanyu's über die Verschiedenheit ihrer Lage und die daraus hervorgehenden Gefühle ein. Denn die eine, Sundhari, besteigt den Scheiterhaufen, die andere, Utari (Uttarî), erhält ihr Leben, um das ihres noch ungeborenen Sohnes zu retten. Auch dieses Gesprächs gedenkt Raffles bloſs, ohne auch nur den kürzesten Auszug daraus zu geben. Die fünfte Schlacht, die längste und furchtbarste, währt mehrere Tage, und theilt sich eigentlich in mehrere. Arjuna sucht den Tod seines Sohnes an Jaya Drata zu rächen. Er hat gelobt, ihn vor dem Untergange der Sonne zu tödten. Die Gewalt der Feinde macht es ihm lange unmöglich. Da wirft Kṛishṇa seine Wurfscheibe gegen die Sonne, und verdunkelt ihre Strahlen. Die Kurawas glauben die Nacht hereingebrochen und den verhängniſsvollen Tag vorübergegangen. In der Finsterniſs vollbringt Arjuna sein Vorhaben; die Sonne tritt, da Kṛishṇa seine Scheibe zurückruft, wieder leuchtend hervor, und das Gelübde ist erfüllt. In derselben Schlacht fechten Karna (Karṇa), welchen Pâṇḍu's Gemalin Kuntî als Jungfrau vom Sonnengotte gebar, und Bhima's Sohn Gathotkacha (Ghaṭôtkacha) im Zweikampf mit einander, und der letztere wird getödtet. In der sechsten Schlacht fällt Karṇa von Arjuna's Hand. Der Sonnengott bezeigt seine Trauer über seinen Tod. Unter Donnerschlägen und Regenschauern schieſsen Strahlenblitze aus dem Gestirne des Tages. Die über den Verlust ihres Führers bestürzten Kurawas fliehen bis zur Stadt zurück, und werden bis dahin von den siegreichen Feinden verfolgt. Karṇa's Stelle nimmt in der siebenten und letzten Schlacht Salya, der Mutterbruder der beiden jüngsten Pandawas, ein. Er sieht sein Schicksal voraus, wünscht auch aus Neigung zu den Pandawas sich dem Kampf zu entziehen. Er hat aber sein Wort einmal gegeben; und da einer seiner Schwestersöhne ihm abzurathen versucht, erklärt er, daſs er nicht zurückgehen könne, aber sein Leben willig den Geschossen Dharmawaṇśa's hingeben wolle. Dies geschieht, da der sanfte und ruhige Dharmawaṇśa von **Kṛishṇa** in der Schlacht gegen seinen Willen beredet wird, Salya zu tödten. Dieser ist vor dem Kampf in sein Haus zu seiner Gemalin **Satyawati** zurückgekehrt, und hat ihr seinen Entſchluſs, zu sterben, mitgetheilt. Nach langen, wieder von Raffles übergangenen, Scenen der Liebe und des Schmerzes zwischen beiden stiehlt sich Salya des Nachts von ihrer Seite weg zum Schlachtfelde hin. Wie sie erfährt, daſs ihr Gemal unter Haufen von Erschlagenen liegt, ist sie entschlossen, ihm zu folgen. Sie ordnet ihren Anzug, kämmt ihr Haar, ergreift ihren Dolch, und besteigt ihren Wagen. Sie sucht lange vergebens unter den Todten, und verzweifelt schon, ihn zu finden, als ihr der Allmächtige Stärke zu neuem Suchen verleihet. Sie erblickt endlich Salya's Wagen, ein Blumenregen hat ihn gleichsam unter Blumen begraben; der Himmel trauerte mit Donner und Thränen um den gefallenen Helden. Ehe sie ihm im Tode folgt, trägt sie ihrer alten Wärterin **Sugandhika** (Sugandhikâ) auf, ihrem Volke den letzten Abschied zu bringen, und die Dichter zu bitten, die Geschichte ihrer Leiden zu besingen, daſs sie gehört und bekannt werde, fühlende Herzen mit Liebe und Mitleid fülle, und Thränen bei der wehmüthigen Schilderung flieſsen. Aber die treue Alte will sich nicht von ihr trennen. „Wann", sagt sie, „habe ich „Dich je verlassen? in welches Dasein Du gehest, begleite ich Dich. Wen „wolltest Du haben, nach Wasser zu senden? Wer wird meiner edlen Gebieterin Füſse waschen, bin ich nicht mit ihr?" Sie endet ihr Leben mit dem Dolch, den sie aus Satyawati's Brust zieht. Diese schöne und rührende Episode hat Raffles groſsentheils ausführlich im Originaltext gegeben. **Duryôdhana** hat sich nach der allgemeinen Flucht versteckt, wird aber gefunden, und von Bhima getödtet und barbarisch behandelt. Wie schon alle Kurawas besiegt sind, überfällt noch Aswatama (Aśwatthâmâ), einer ihrer Anhänger, der Sohn eines Büſsers, die Stadt Astina, und es entspinnt sich in den Gebirgen, in die er sich zurückgezogen, ein Kampf zwischen ihm und **Arjuna**. Da derselbe die Welt zerstört haben würde, so steigt **Nârada** vom Himmel herab, und vergleicht die Kämpfenden. Aśwatthâmâ vereinigt sich aber doch nicht mit den Pandawas, sondern begiebt sich in die Einöde.

Ich habe diese gedrängte Übersicht des Inhalts des Gedichts so einzurichten gesucht, daſs sie zugleich einen Begriff von dessen Manier und dem darin herrschenden Tone zu geben im Stande ist. Vorzüglich war es dabei meine Absicht, den Leser zu reizen, selbst nachzulesen, was in Raffles davon mitgetheilt ist. Man müſste ungerecht sein, wenn man dem Gedicht nicht sogar einen recht hohen poetischen Werth einräumen wollte. Es besitzt Stellen erhabener und erschütternder Schilderungen des Schlachtgewimmels, und andere freundlicher und lieblicher Scenen. Besonders sind Naturschilderungen schön und malerisch ausgeführt. Bei Raffles Manier, gerade diejenigen Stellen, die in eine gewisse Breite des Gesprächs oder bloſs ruhiger Schilderungen ausgehen, zu unterdrücken, entbehrt man noch überdies, wie ich im Vorigen angedeutet habe, mehrere der interessantesten Episoden. Zu läugnen aber ist es auf der andren Seite nicht, daſs der Eindruck dieses Gedichts auf keine Weise dem der groſsen Indischen Epopöen zu vergleichen ist. Man darf in diesen nur eine Seite lesen, um von einer ganz anderen Empfindung getroffen zu werden, als diese Nachbildung jemals hervorbringen kann. Offenbar liegt dies doch in dem hier fehlenden Gepräge des hohen und ächten Alterthums. Der Gegenstand, die Namen, die Vorstellungsweise und die erzählten Begebenheiten sind dieselben, aber es fehlt doch der Farbe des Ganzen das, wodurch die Seele sich in die entfernteste Vergangenheit, als in die nächste Verwandtschaft mit einem noch reiner ursprünglichen Dasein der Menschheit, versetzt fühlt, wenn auch nur sehr wenige Stellen, und die man leicht übergeben könnte, an offenbar Modernes erinnern. Indeſs finden sich auch solche. Am meisten möchte ich zu diesen die Schilderung der ungeduldigen Neugier zählen, mit welcher die Einwohner von Astina herbeieilen, um Kṛishṇa's Ankunft zu sehen. Sie laufen halb angezogen, mit noch zum Theil weiſsen und zum Theil geschwärzten Zähnen, den Spiegel in der Hand, aus ihren Häusern, und vollenden ihren Anzug auf dem Wege; anderen entfallen die Kleider im Laufen; Kinder bringen ihre elfenbeinernen Puppen und heben sie in die Höhe, den Gott zu begrüſsen u. s. w. Diese ganze mit Anspielungen auf neuere Sitten angefüllte Erzählung sieht gar sehr einem zur Belustigung des Volks beim Puppenspiel gemachten Zusatz ähnlich.

Ich habe schon im Vorigen erwähnt, daſs die Kawi-Werke, welche gleiche Gegenstände mit Indischen behandeln, nicht Übersetzungen, sondern nähere oder entferntere Nachbildungen scheinen. Auch in der von Crawfurd gegebenen Stelle des Brata Yuddha befindet sich, nach einer genauen vom Herausgeber angestellten Vergleichung mit dem Sanskritischen

Original, nur eine einzige, in wenigen Worten bestehende Anrede, welche wirkliche Gleichförmigkeit beweist. Alles übrige weicht sehr stark ab. Dieser Herausgeber vermuthet daher, daſs das Kawi-Gedicht gar nicht nach dem ursprünglichen Mahâbhârata gemacht sei, sondern vielleicht nach dem Jaimini-Bhârata, oder nach einer der Übertragungen des Sanskritwerkes in eine der neueren Indischen Mundarten (¹). Das Letztere läſst sich aber durchaus nicht annehmen, da das Kawi, wo es nicht Javanisch ist, nur reines Sanskrit enthält. Die Einleitung zu dem Gedichte und der, wie ich oben erwähnt, damit übereinstimmende Schluſs machen es überhaupt aber viel wahrscheinlicher, daſs das Werk wirklich bloſs nach dem ursprünglichen Gedichte auf Java selbst entstanden ist. Die Bestimmung, dasselbe zu theatralischer Vorstellung zu brauchen, war ein hinlänglicher Grund, es mit den gröſsten Abweichungen von dem Original in eine ganz neue Form zu gieſsen.

Da es dem Leser vielleicht angenehm sein dürfte, die Stelle genauer zu vergleichen, in welcher das Gedicht mit dem Anfang der Bhagavad-Gîtâ übereinkommt, so habe ich am Ende dieser Schrift diese Stanzen mit der Englischen Übersetzung abdrucken lassen, und, soviel es mir möglich gewesen ist, eine Zergliederung der einzelnen Kawi-Wörter hinzugefügt.

Man wird darin eine merkwürdige Abweichung von dem Sanskrit-Original antreffen. Ich meine hiermit die Stelle, wo Arjuna sich von dem Schlachtfelde wegstiehlt, um den im feindlichen Heere befindlichen Heiligen und Weisen, als seinen geistlichen Lehrern, seine Ehrfurcht zu bezeigen. Auch ihre Antwort ist merkwürdig. Sie wünschen und verkündigen ihm geradezu den Sieg, ihr Herz ist offenbar ihm und seinem Geschlechte zugewandt, sie erkennen die Gerechtigkeit seiner Sache, aber ein unvermeidliches Verhängniſs scheint sie an die Gegenparthei zu knüpfen. Es wird als eine allgemeine Sitte vorgestellt, die Weisen und Heiligen des feindlichen Heeres vor der Schlacht ehrend zu begrüſsen. Ob dies auch in den alten Indischen Heldengedichten vorkommt, weiſs ich nicht. In dem Javanischen sieht man aber auch bei anderen Gelegenheiten, daſs die feindliche Gesinnung und die kriegerische Wildheit sich vor der Ehrfurcht, welche diese höheren Sterblichen einflöſsen, beugt. Ich habe oben erwähnt, wie der

---

(¹) *Asiat. res.* XIII. 167-170.

sterbende Bhishma auch von den Pandawas geehrt wird. Als ein anderer der feindlichen Gurus, Dangyang Drona (1), getödtet worden ist, gehen Kṛishṇa, Arjuna und sein ältester Bruder auf das Schlachtfeld, um sein getrenntes Haupt mit seinem Körper zusammenzufügen, seinen Überbleibseln die letzte Huldigung zu erzeigen und ihn um Verzeihung der begangenen That zu bitten.

Einer im Brata Yuddha vorkommenden Sitte muſs ich noch gedenken, da es interessant sein würde, ihrem Ursprunge weiter nachzuforschen. Vor dem Anfange der Schilderung der Schlachten wird erzählt, welche Schlachtordnung von den Heerführern gewählt worden sei. Diese Schlachtordnungen führen eigne Namen, bilden irgend eine Gestalt, z. B. die eines Thieres, nach, scheinen aber wenigstens oft auch noch hierin eine mystische Anspielung zu enthalten. Das Letzte ist z. B. der Fall in der *kageng patch* genannten. Denn obgleich Raffles dies durch königlicher Geier (*royal vulture*) übersetzt, so ist es offenbar das Sanskritische खगपति, *khagapati*, der Herr der Vögel, ein bekannter Beiname des Garuḍa, des mythologischen Vogels, auf welchem Wishṇu einherreitet (2). Eine ähnliche Anspielung scheint in der Schlachtordnung *bahui makara* (3) zu liegen. Das erste dieser Wörter ist mir zwar unbekannt (4). Das letzte aber ist offenbar der Indische Name des Thierkreiszeichens, welches bei uns dem Steinbock entspricht, des zehnten in der Ordnung. Denn Raffles und Crawfurd übersetzen es durch Seekrebs, und gerade als ein solcher ist das Thierkreiszeichen, welches bei den Indiern mit Antelopen-Vorderleib wie ein Ungeheuer dargestellt wird (¹), auf einem Gemälde abgebildet, das Raffles aus einer alten Handschrift des Tumenggung (²) von Telaga in Cheribon entnommen hat. Sehr merkwürdig und die Anhänglichkeit des Volkes an alte Indische Sitte bestätigend ist es, daſs noch in ganz späten Kriegen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts die Javanen sich rühmen diese Stellungen der alten mythischen Kriege angewendet zu haben. Zum Theil aber scheinen sie darin andere Anspielungen zu suchen. So wird die Makara-Stellung unter dem Namen *mangkara boyewa* durch: Krebs, welcher seine Seele verbirgt, übersetzt, weil der Führer des Heeres sich in der Mitte der Stellung befindet (³). In den Alt-Indischen Heldengedichten erinnere ich mich keiner Andeutung dieser Sitte, sie kommt wahrscheinlich erst in den späteren Umbildungen derselben vor. Allein aus Indien stammt sie in Java offenbar. Ein sichtbarer Beweis findet sich davon im Brata Yuddha. Denn eine der Stellungen heiſst *chakra-bahui* (⁴), und bei Wilson

---

(1) Da er auch im Gedicht (B. Y. 322-393.) als der Vater von Aśwatthâmâ erscheint, so kann er nur der bekannte Drôṇa sein. *Dang yang*, da die Wörter wohl zu trennen sind, ist Javanischer Zusatz, wie auch *sang yang* (einer, welcher) vor Namen steht.

(2) B. Y. 146, *d*. So wie Raffles das Wort schreibt, würde es bedeuten: der Vogel (खग, *khaga*) des (*king*) ersten Ministers (*patih*).

(3) B. Y. 408. An einer andren Stelle, in welcher er sich aber auf diese bezieht (I. 297.), schreibt Raffles *mangkara*. Die Thierkreiszeichen führen im heutigen Javanischen, wie im Malayischen, Arabische Namen. Die einzige Ausnahme macht der Skorpion, Jav. *kala*, Arab. *akrab*. Allein *kāla* bedeutet Malayisch namentlich den Antares, das Herz des Skorpions, und so ist es wohl das Arabische *kalb*, der Name jenes Sterns. Vgl. Ideler's Sternnamen. S. 179.

(4) In *chakra bahui* kommt es weiter unten nachgesetzt vor. An बहु oder बाहु, oder gar an भाव dabei zu denken, führt nicht weiter.

(¹) Bohlen. Altes Indien. II. 257.

(²) Raffles. I. 478. Dies Wort ist die Benennung einer hohen Javanischen Staatswürde. *l. c.* 312. Raffles schreibt *tumunggung*; ich ziehe aber Crawfurd's Schreibung vor, indem ich das Wort von *tanggung*, Mal. *tan͂ggong*, tragen, für etwas verantwortlich sein, herleite.

(³) [Ganz ebenso übersetzt und erklärt Roorda den Ausdruck. Soll man *bahui* und *boyĕwa* für dasselbe, nur das eine Mal fehlerhaft geschriebene, Wort halten? Auf der Platte vor I. 297. schreibt Raffles *buhia*. Aus *boyĕwa* die obige Übersetzung herauszubringen, halte ich für ganz unmöglich, nicht aber, daſs es aus den Wörtern *baya*, Krokodil, und *hiwah*, *hĕwah*, Fisch (das letztere Wort habe ich nur in Crawfurd's Wortverzeichnisse in seiner Geschichte des Archipelagus und einmal in der Erklärung der Crawfurdschen Handschrift des B. Y. gefunden, da es sonst *hiwak* lautet), zusammengezogen sein und eine Erklärung von मकर, *makara*, enthalten könnte. Denn Wilson sagt, daſs dieses Seeungeheuer gewöhnlich mit dem Krokodile und Haifische verwechselt werde. Den einzigen Anstoſs gäbe das lange *o* von *boyĕwa*; doch lautet im Mal. das Wort für Krokodil *būāya*. In Beziehung auf *bahui* will ich nur der Vollständigkeit wegen anführen, daſs Crawfurd in seinem eben erwähnten Wortverzeichnisse den Ausdruck für Schwein (Jav. *babi*, Mal. *bābi*) *bahwi* schreibt. Übrigens habe ich den Namen der Schlachtordnung in Crawfurd's Handschrift des B. Y. an der Stelle nicht gefunden. Man sehe jedoch gleich weiter Anm. 4. B.]

(⁴) [Der Umstand, daſs ich diesen Namen im B. Y. (Crawfurd's Handschr. st. 231, *c.* und wird als eine der Bedeutungen von *chakra* der Name einer kriegerischen Heeresstellung angegeben. Da *chakra* einen runden Körper (Rad, Scheibe) bedeutet, so ist die Anwendung davon auf eine Heeresstellung sehr natürlich; es lag in diesem Namen wohl auch zugleich eine Anspielung auf das *chakram*, die furchtbare Waffe Wishṇu's (1). Andere Namen von Heeresstellungen, welche diejenigen, die belesener in Indischen Schriften sind, vielleicht auch in diesen aufspüren können, sind: *gajah*, Elephant; *rawan* (2); *wulan tumanggal* (3), Neumond oder das erste Vier-

---

232. *a.*) wirklich aufgefunden habe, führt auf einmal zu einer glücklichen Lösung des ganzen Räthsels mit *bahui*, *boyēwa* und *buhia*. Ich finde es nämlich beide Male *bȳuha* geschrieben. Dies Wort, welches ich in keinem Wörterbuche angetroffen habe, kann hier nichts anderes, als Schlachtordnung, Schlachtreihe, heiſsen, auch wird es in der zweiten Stelle durch das gleichbedeutende *glar* erklärt. Ebenso erscheint es 109, *c.* (s. Anh.), wo es durch dasselbe Wort wiedergegeben wird. In der ersten Stelle übergeht es die Erklärung, wie die Übersetzung. 231, *c.* lautet die Stelle *chakrabȳuha harani glar*, kreisförmige Schlachtordnung (ist) der Name der Heeresstellung: 232, *a.* steht im Texte *patmabȳuha*, Lotus-Schlachtordnung (von पद्म, *padma*), aber die Übersetzung giebt, indem sie *patma* sehr falsch deutet, *glar chakrabȳuha*. Aus der substantivischen Bed. von *bȳuha* muſs man augenblicklich folgern, daſs man hier Sanskritische Zusammensetzungen vor sich hat, daſs es also ein Sanskritwort sein muſs. Es ist daher व्यूह, *wyúha*, Schlachtordnung (von der Wurzel ऊह्, *úh*, mit der Präp. वि, *wi*). In diesem Artikel giebt nun auch Wilson beispielsweise sieben Schlachtordnungen an, unter denen sich auch die Makara-Stellung befindet. In einem besonderen Artikel führt er auch das Compositum चक्रव्यूह, *chakrawyúha*, kreisförmige Schlachtordnung, auf. Wer könnte nun wohl noch zweifeln, daſs *bahui* und *boyēwa* regellose Verdrehungen des Indischen Wortes sind? Die in Anm. 3. von mir versuchte Übersetzung der letzteren Form durch Krokodil (und) Fisch verliert nun allerdings allen Schein von Wahrheit; doch wäre es möglich, daſs die Javanen in früherer Zeit diesen Sinn hineingelegt und sie darum so gestaltet hätten, wenn sie auch jetzt einen ganz anderen, gleich fabelhaften, wie oben bemerkt ist, damit verbinden. B.]

(1) Guigniaut. *Religions de l'Antiquité. T.* 1. *P.* 1. *p.* 194.

(2) [B. Y. 116, *b.* Raffles nimmt das Wort für eine Art Schlachtordnung; ob dies richtig ist, will ich im Anh. zu untersuchen mich bemühn. Ich finde das Wort nur bei Roorda, als ein Kawi-Wort für Wolke, und im B. Y. 14, *a.* s. Anh. B.]

(3) *Wulan* ist Javanisch der Mond. *Tanggal*, wovon *tumanggal* durch Einschiebung von *um* abgeleitet ist, heiſst ursprünglich Gewinn, Vortheil, gewinnen, und daher Mondtag (Tag des Alters des Mondes, z. B. *tanggal sapisan*, Neumond, *t. pingnem blas*, der sechzehnte Tag des Mondes).

tel des Mondes (1); *bajra tiksna lungit*, scharfgespitzte Waffe (2) von Raffles übersetzt, aber eigentlich: der Donnerkeil, वज्र, *wajra*, auch *bajra* (103, *d.*), welchem die beiden Adjectiva *tiksna* (तीक्ष्ण, *tíkshṇa*, brennend, scharf) und *lungit*, scharf, zugespitzt, beigegeben sind; *dhiradha mata*, wüthender Elephant (3).

Als Quelle der Kawi-Sprache und Material zu ihrer Beurtheilung hat man nun auf dem Continent von Europa nichts andres, als die Stellen, welche Raffles aus dem Brata Yuddha im Original mitgetheilt hat (4), eine von ihm gleichfalls gegebene Stanze des Niti Sastra kawi ungerechnet (5). Die Handschrift, aus welcher Raffles den Text des Gedichtes entnommen hat, befindet sich jetzt in der kostbaren Sammlung von Handschriften, welche seine Wittwe der Asiatischen Gesellschaft in London schenkte. Sie ist in heutiger Javanischer Schrift, da das eigentliche Kawi-Alphabet wohl nur auf Inschriften gefunden wird. Raffles hat die Javanische Schrift, wie er nicht anders konnte, in Lateinische Lettern umgesetzt. Er entschuldigt sich selbst darüber, daſs dies vielleicht nicht überall mit Genauigkeit und Consequenz geschehen sei (6). Zu beklagen ist es, daſs er auch seine Grundsätze der Buchstabenübertragung nicht genauer angegeben hat. Er sagt nur im Allgemeinen, daſs er der, von der Asiatischen Gesellschaft in Calcutta angenommenen Orthographie von William Jones folge, nach welcher die Vocale so ausgesprochen werden, wie wir es beim Lesen des Lateinischen zu thun pflegen. Er bleibt sich aber auch hierin nicht gleich, indem er z. B. wunderbarer Weise in der Übersetzung des Brata Yuddha immer Kresna, im Texte dagegen Krisna schreibt. Unter diesen Umständen kam es mir vorzüglich darauf an, zu erforschen, wie weit Raffles Genauigkeit oder Ungenauigkeit hierin gehe; und obgleich es mir nicht geglückt ist, hierin ganz auf's Reine zu kommen, so ist es mir doch bis auf eine zu meinem gegenwärtigen Zweck hinreichende Weise gelungen. Crawfurd nämlich hat, wie schon oben erwähnt worden ist, ein Stück desselben Gedichtes nach einer andren Handschrift gegeben, welche ihm von Nata Nagara (¹), einem Fürsten in Sumenap auf Madura, mitgetheilt worden zu sein scheint. Glücklicher Weise finden sich nun fünf Stanzen derselben Stelle auch bei Raffles, und ich habe dieser Schrift diese zwanzig Verse nach beiden Ausgaben beigefügt. Man wird bei der Vergleichung finden, dafs die Unterschiede zum Theil sehr bedeutend sind. Einige sind offenbar verschiedene Lesarten der Handschriften selbst, andere hingegen erkennt man selbst mit geringer Übung in solchen Dingen als die Folgen verschiedenen Verfahrens bei der Übertragung in unser Alphabet. Da mir nun daran lag, beurtheilen zu können, welche von beiden Übertragungen, und in welchen Stücken, die genauere sei, so habe ich mir ein Facsimile einer Seite der Originalhandschrift von der Asiatischen Gesellschaft aus London verschafft, und nun die Javanische Schrift mit der Übertragung verglichen, was mit Hülfe des von Raffles und Crawfurd gegebenen Alphabetes (²) mit keiner Schwierigkeit verbunden war. Leider habe ich zwar nicht dieselbe Stelle bekommen können, welche Crawfurd giebt. Diese aus der Mitte der Handschrift hervorzufinden, würde niemandem möglich gewesen sein, der sich nicht schon viel mit diesen Sprachen beschäftigt hätte. Da aber in der Art der Übertragung bei jedem der beiden Englischen Schriftsteller doch sicher eine gewisse Gleichförmigkeit herrscht, so konnte auch eine jede andere Stelle zu meinem Zwecke ausreichen; und ich habe mich in der That überzeugt, dafs in mehreren der Verschiedenheiten zwischen den beiden Übertragungen die von Raffles weniger mit dem Original übereinstimmt, was indefs, wenn man einmal davon unterrichtet ist, dem von ihm gegebenen Texte

---

(1) B. Y. 116. 174. 414. Raffles. I. 297.

[In keiner dieser drei Stanzen des B. Y. finde ich die Schlachtordnung genannt; sie findet sich nur in Raffles Auszuge. B.]

(2) B. Y. 121, *a.*

(3) *Dhiradha*, Elephant, ein Kawi-Wort (Raffles. I. *App. p.* CLXIX. *col. a.*), das Sanskritische द्विरद, *dwirada*, wie *dhipangga* aus द्विप, *dwipa*. *Mata*, eigentlich *matta* (मत्त), bei Crawf. auch *metta*, wüthend.

(4) Raffles. I. 416-447. 452. 453. 455-463.

(5) *l. c.* 399.

(6) *l. c.* 410. 411.

(¹) Dieser scheint verschieden von dem oben genannten Nata Kasuma. *Nata*, das bekannte Sanskritwort, bedeutet hier Fürst, Herrscher, *nagara* ist Stadt, Land, also: Fürst des Landes.

(²) Raffles. I. 362. Crawf. *Archip.* II. 71. Beide müssen in einigen Punkten durch einander berichtigt werden; nur das erstere giebt eine vollständige Anweisung zum Lesen, das letztere fügt aber einige Zeichen hinzu, die dem ersteren fehlen.

nichts an seiner Brauchbarkeit raubt. Damit der Leser auch dies genau beurtheilen könne, gebe ich das Facsimile lithographirt, mit einer genauen Zergliederung der einzelnen Buchstaben, und lasse darauf die Stelle nach Raffles folgen. Man wird hieraus sehen, daſs Raffles die *h* sowohl im Anfang und in der Mitte der Wörter, als am Ende (1), oft ausläſst, und ebenso das *w*. Durch die letztere Auslassung wird z. B. das in der Javanischen Handschrift ganz richtige Sanskritische *bhuwana* bei Raffles in *buana* verwandelt. Ferner setzt Raffles sehr häufig *o*, wo in der Handschrift sehr deutlich *u* (der im Javanischen Alphabet *suku* genannte Vocal) steht. An anderen Stellen setzt Raffles ein *e* zwischen zwei Consonanten, wo die Handschrift dieselben unmittelbar auf einander folgen läſst. Hierüber läſst sich aus ihm nichts weiter entnehmen. Es wäre aber wichtig, zu wissen, ob die Handschrift vielleicht schon nach Arabischer Weise Vocale, wo kein Irrthum zu befürchten ist, ausläſst, oder ob diese Schreibung ein drittes, noch kürzeres *e* neben den zwei bezeichneten andeutet. Daſs die Aussprache in diesen Fällen die beiden Consonanten durch irgend einen Vocallaut trennt, daſs man also *sekar* und nicht, wie die Handschrift angiebt, *skar*, Blume, sagt, ist wohl schon darum nicht zu bezweifeln, weil sonst das, von Raffles sehr sorgfältig bezeichnete Sylbenmaaſs nicht herauskommen könnte. Wo Raffles *oa* setzt, ist es mir immer sehr zweifelhaft gewesen, was er damit andeuten will. In der Sylbe *yoa* hat die Handschrift *hyu*. In allen diesen Punkten stimmt Crawfurd mit der in der Handschrift gebrauchten Schreibung überein.

Eine andere Schwierigkeit liegt darin, daſs Raffles die von ihm gebrauchten Zeichen nicht erklärt. So weiſs ich noch nicht genau, was er in jeder Stelle mit dem Apostrophe meint. Die Vergleichung der Handschrift hat mich nun zwar gelehrt, daſs, wo er *ng* (welches man als einen einfachen Nasenconsonanten aussprechen muſs) setzt, es derjenige Nasenlaut ist, auf welchen am Ende eines Wortes oder einer Sylbe kein Vocal folgt, wie in

---

(1) Dies End-*h* kommt in dem ersten Verse der ersten Stanze des Facsimile's offenbar vor, da in den Worten *mrih hayahnya* das erste *h* nur ein End-*h* sein kann. Das Zeichen ist das in Raffles Alphabet *signian* genannte *h*, dessen man sich da bedient, wo in der Sylbe kein Vocal folgt. Raffles *signian* sieht zwar mit seinem Köpfchen nach der rechten Seite hin, in Crawfurd's Alphabet und der Handschrift aber ist das Köpfchen nach der linken gekehrt.

sang. Dahingegen wo der Nasenlaut mit einem nachfolgenden Vocal ausgesprochen wird (der Vocal möge nun unmittelbar folgen, wie in *nga*, oder ein zweiter Consonant dazwischen stehen, wie in *ngla*) und wo er also die Sylbe beginnt, schreibt er *ng'*. Das Jav. Alphabet hat für diesen letzten Fall ein eigenes Consonantenzeichen. Den ersteren deutet es durch ein Sanskrit. Anuswara an, und ebenso macht es Crawfurd, nur daſs er wunderbarer Weise diesem Anuswara noch ein eigenes *n* zum Träger giebt (*saṅ*). Wenn aber Raffles *mr'i*, mit einem Apostroph, schreibt, wo die Handschrift ganz einfach *mrih* hat, und ebenso nach *t*, *k*, *j*, ja vor *a*, so begreift man gar nicht, warum er dies Zeichen gebraucht. Soll es hier Elision anzeigen, so hätte er es nicht zur Unterscheidung des doppelten *ng* brauchen müssen.

§. 3.

Um vollkommen zu übersehen, auf welche Verschiedenheiten der Schreibung bei der Beurtheilung der Kawi-Wörter Rücksicht genommen werden muſs, ist es auch nothwendig, in das Kawi- und Javanische Alphabet selbst genauer einzugehn. Die Kunst zu schreiben ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, erst aus Indien nach Java gekommen; ob es aber überhaupt gar kein Vor-Indisches Malayisches Alphabet gegeben haben möge, darüber möchte ich nicht aburtheilen. Vorzüglich verdienten die Schriftzeichen der Sprachen der Philippinen genauere Untersuchung, obgleich in einigen Buchstaben der zwei mir davon vorliegenden Alphabete die Ähnlichkeit mit dem Dewanagari unverkennbar ist (1). Wenn indeſs auch die Zeichen in allen einheimischen Alphabeten des Inselmeeres bloſs Sanskritisch wären, und man niemals dort andere gekannt hätte, so muſs man doch den Inbegriff der Töne, gleichsam das Innere des Alphabets, von der äuſseren Gestalt unterscheiden; und von dieser Seite betrachtet, ist das Malayische Alphabet, unter welchem ich allgemein das dem ganzen Sprachstamm gemeinschaftliche verstehe, von dem Indischen Alphabete unabhängig, und unterscheidet sich von demselben in mehreren Stücken. Eine groſse Anzahl verschiedener Nasentöne hat es mit dem Sanskrit gemein. Wenn aber diese aus dem Sanskrit entsprungen wären, so erschiene es wunderbar, daſs das Malayische, und namentlich das Javanische, nicht auch die übrigen Consonantenverschiedenheiten, namentlich die der aspirirten und der Zischlaute, angenommen hat. Diese Eigenthümlichkeit mag also eher einem Hange zu diesen Tönen in den Völkern dieses Stammes zuzuschreiben sein.

---

(1) Ein Tagalisches Alphabet giebt Crawfurd (*Archip.* II. 71.), ein Bisayisches findet sich in Ezguerra's *arte de la lengua Bisaya. fol.* 1. Beide sind wohl dasselbe Alphabet, und die, zum Theil groſsen Abweichungen scheinen von den Herausgebern herzurühren.

Das Kawi-Alphabet ist kein anderes, als das heutige Javanische, die Verschiedenheit der Zeichen abgerechnet. Es ist bei weitem nicht so vollständig, als das Sanskrit-Alphabet. Denn es fehlen ihm von jeder Consonantenreihe die beiden aspirirten, ferner, wenn man den bloſs mit einem Punkte über dem Vocal bezeichneten abrechnet, ein Nasenlaut und zwei Zischlaute (श, ष). Es hat also nur zwanzig Consonanten, statt der dreiunddreiſsig des Sanskritischen. Welcher Unterschied zwischen der Aussprache des zwiefachen *t* und des zwiefachen *d* sein, oder gewesen sein mag? wage ich nicht zu entscheiden. Raffles und Crawfurd geben zwar das in der Ordnung des Javanischen Alphabetes zuerst vorkommende *t* und *d* für cerebrale, die beiden zuletzt vorkommenden für dentale Laute. Vielleicht ist auch ursprünglich dies ihr Unterschied gewesen. Jetzt aber scheint die richtige Unterscheidung dieser Buchstaben verloren gegangen zu sein. Denn ich finde in den wenigen Versen, welche ich von der Javanischen Handschrift besitze, in den beiden Wörtern *tri* und *batara*, welche nach dem Sanskrit beide das dentale *t* haben sollten, beide Javanische *t* gebraucht, und zwar das cerebrale in *tri*, das dentale in *batara*. Auch beide Arten des *d* finden sich in diesen Versen, aber gerade das cerebrale ist in dem Worte *śabda*, Wort, wo also der ursprüngliche Sanskritlaut dental ist, gebraucht. Im eigentlich Malayischen finden sich diese Laute gleichfalls, scheinen sich aber schon mehr verloren zu haben. In diesem Alphabet sind die der Reihe nach zuerst vorkommenden *d* und *t* die dentalen; sie werden durch das Arabische *dal* und *te* bezeichnet. Zum cerebralen *t* dient das Arabische *ttah*. Das entsprechende cerebrale *d* wird jetzt zwar noch immer in den Lesebüchern aufgeführt, Marsden hat es aber, nach dem Beispiele seiner Holländischen Vorgänger, aus seinem Wörterbuche gänzlich weggelassen, da es sich, seiner Versicherung nach, in Malayischen Schriften höchst selten, wenn nur überhaupt irgend, findet (1). Er führt nicht einmal ein einziges Beispiel davon an. Merkwürdig ist es, daſs dies *d* einer von den Buchstaben ist, welche die Malayen dem Arabischen Alphabete hinzufügen muſsten, weil sie dessen Laut im Arabischen nicht fanden. Dies beweist, daſs dieses Malayische *ḍ*, und nicht das *dal*, das cerebrale, oder wenigstens ein von dem gewöhnlichen abweichendes ist. Ob sie übrigens noch zur Zeit der Einführung der Arabischen Schrift diesen Laut ihrer Sprache so unentbehrlich fanden, daſs sie ein eigenes Zeichen dafür feststellten, oder ob dies nur Folge einer ängstlich genauen Darstellung des ursprünglichen einheimischen Alphabetes war, läſst sich jetzt nicht mehr entscheiden. Daſs im Malayischen alle Rücksicht auf den Unterschied cerebraler und dentaler Laute untergegangen ist, beweist das Wort *dănda*, Strafe, in welchem die beiden Gattungen des Sanskrit-*d* mit dem gewöhnlichen *dal* geschrieben werden. Nicht anders geht es dem *te*. Es deutet in *tatkāla*, Zeit, ein dentales, in *kōta* (कूट, *kuṭa*), Festung, ein cerebrales *t* an. Marsden erwähnt auch dieses Unterschiedes gar nicht. Nach ihm ist das selten vorkommende, durch das Arabische *ttah* bezeichnete *t* bloſs in Nicht-Malayischen, aber nicht ausschlieſslich in Arabischen Wörtern, üblich. Im Tagalischen und Madecassischen finde ich keines zwiefachen Lautes dieser Buchstaben erwähnt, und kann dies bei der ersteren dieser Sprachen nicht der Ungenauigkeit der Hülfsmittel zuschreiben. Von dem Sunda-Dialekt auf Java führt Crawfurd ausdrücklich an, daſs ihm die beiden cerebralen Laute fehlen und er nur 18 Consonanten besitze (¹).

---

(1) *Gramm. p.* 8. 9.

Von Vocalen hat das Javanische Alphabet, auſser den drei kurzen und den beiden langen *e* und *o*, noch ein kurzes *e*. Dagegen fehlen ihm die Diphthongen *ai* und *au*, welches in der Erkennung der Sanskritwörter bisweilen Schwierigkeit erregen kann.

Schon aus dem früher Gesagten wird man ersehen haben, daſs die von Raffles gewählte Schreibung, besonders wenn man noch dabei die darin begangenen einzelnen Fehler in Betracht zieht, das Verständniſs sehr erschwert. Einige in der Javanischen Schrift deutlich unterschiedene Laute, wie die oben erwähnten *d* und *t*, den Nasenlaut *nya* und die Sylbe *nya*, endlich die beiden Gattungen des *e* unterscheidet er gar nicht, *o* und *u* nicht gehörig. Es mag zwar sein, daſs, so wie im Tagalischen, auch im Javani-

---

(¹) *Archip.* II. 67.

schen beide Vocale in der Aussprache nicht deutlich geschieden werden. Wo aber, wie im Kawi, auch Sanskritwörter vorkommen, da wäre die Unterscheidung unumgänglich nothwendig gewesen; und das Javanische Alphabet besitzt für den *o*-Diphthong zwei Zeichen, welche, nach Art früherer Dewanagari-Alphabete und einiger neuer Indischer, den Consonanten in ihre Mitte nehmen. Dies *o* hätte Raffles mit *o*, das andere Zeichen (*suku*) regelmäſsig mit *u* bezeichnen sollen.

Ein anderer wichtiger Umstand bei der Entzifferung des Kawi-Textes ist die Art der Abtheilung der Wörter. Die Javanische Handschrift hat natürlich gar keine, sondern bezeichnet bloſs das Ende jedes Verses. Indeſs enthält das Javanische Alphabet selbst ein Hülfsmittel, in einigen Fällen wenigstens das Ende der Sylben erkennen zu können, da *h*, *ng* und *r* eigne Zeichen besitzen, wenn sie die Sylbe beschlieſsen. Raffles hat, meiner Ansicht nach, sehr richtig gefühlt, daſs, um dem Leser die logisch grammatische Übersicht zu erleichtern, er die Wörter abgetheilt liefern müſste. Sein Text scheint aber hierin gerade von Fehlern zu wimmeln. Ganz leicht erkennbar ist dies bei einigen Sanskritwörtern, wie wenn er *sahap sari* für *sahapsari*, mit Apsarasen (1), schreibt. Doch auch in Javanischen Wörtern ist mir Ähnliches aufgestoſsen. Diese Schwierigkeit nun lieſse sich zwar durch gehörige Sprachkenntniſs leicht lösen; man muſs aber bei der Entzifferung des Kawi-Textes die Wortabtheilung, wie sie dasteht, immer mit Miſstrauen behandeln, und kommt aus vielen Stellen erst heraus, wenn man den ganzen Vers wieder zusammenstellt.

§. 4.

Unter diesen Umständen dürfte, wenn es auf eine wörtliche Übersetzung und Zergliederung des ganzen Gedichtes ankäme, auch derjenige, welcher eine vollständige Kenntniſs des Sanskrits und Javanischen besäſse, doch bei vielen Stellen in Verlegenheit gerathen, wenn er bloſs Raffles Text ohne die Urschrift vor sich hätte. Indeſs ist es wirklich zu bewundern, wie viel dennoch Raffles und seine Gehülfen, bei ihnen gänzlich mangelnder Kenntniſs des Sanskrits, geleistet haben; und nie kann es dankbar genug erkannt werden, daſs ein Mann, dessen Thätigkeit politische Verhältnisse und wichtige Verwaltungsgegenstände an sich rissen, und der, wie man offenbar sieht, sich nie gerade mit Sprachstudien beschäftigte, den Eifer besessen hat, die Trümmer einer ganz verloren gegangenen Sprache zu retten, und dies mit einem Fleiſse und einer Gewissenhaftigkeit durchzuführen, daſs seine Arbeit zur Grundlage ganz in die feinsten Einzelheiten gehender grammatischer Forschungen dienen kann. Denn zu dem Zwecke, welchen ich mir hier vorsetze, reicht Raffles Text, auch ohne die Urschrift, vollkommen hin, da sich darin für jeden irgend wichtigen Punkt eine zum Beweise genügende Anzahl von Stellen auffinden läſst, die von den Schwierigkeiten und Unrichtigkeiten, von welchen ich oben sprach, frei sind. Es kommt hier durchaus nicht auf eine vollständige Zergliederung des ganzen Gedichts, oder selbst nur weitläuftiger Stellen desselben an, zu welcher die wenigen Hülfsmittel, die man zur Kenntniſs des Javanischen besitzt, durchaus nicht zureichend sind. Es kommt nicht einmal darauf an, eine Kawi-Grammatik vollständig aufzustellen, obgleich ich allerdings in die hauptsächlichsten dahin einschlagenden Punkte eingehen werde. Meine eigentliche Absicht ist nur, die Natur der Kawi-Sprache genau zu bestimmen, und zu zeigen und mit Beweisen zu belegen, wie sie in dem Umfange der Sprachen, zu welchen sie zu rechnen ist, classificirt werden muſs. Nur soviel es hierzu nöthig ist, muſs ich in den Wortvorrath und die Grammatik derselben eingehen.

---

(1) B. Y. 618. *d.*

Ehe ich dies aber zu thun anfange, muſs ich mich über einen Umstand erklären, in welchem eine Hauptschwierigkeit, ja, wie ich offenherzig gestehe, noch eine gewisse Blöſse meiner Arbeit liegt.

Wenn man alles aus dem Sanskrit Abstammende von dem Kawi sondert, so bleibt ein Theil, und zwar, der Masse und der grammatischen Form nach, gerade der hauptsächlichste, übrig, den ich Javanisch nenne. Diesen nun sich verständlich zu machen, giebt es nur höchst dürftige Hülfsmittel. Käme es bloſs darauf an, die Bedeutung der Wörter dieses Theiles zu kennen, so leistet hierin die Vergleichung der verschiedenen Stellen, in welchen dasselbe Wort in den Kawi-Texten erscheint, sehr viel. Zu meinem Zweck aber ist dies nicht hinlänglich, da es mir natürlich vorzüglich darauf ankommt, zu erfahren, welcher Sprache ein solches Wort angehört, und einen materiellen Beweis zu erhalten, daſs dasselbe wirklich Javanisch ist. Unter allen bedeutenden Malayischen Sprachen ist die Javanische noch am wenigsten bearbeitet. Es scheint unglaublich, ist doch aber eine reine Thatsache, daſs es von dieser Sprache, obgleich sie im Alterthum eine der gelehrten war, ob man gleich Denkmäler und Handschriften von ihr besitzt, und obgleich eine Europäische gelehrte Gesellschaft auf der Insel selbst Jahre hindurch bestand, doch durchaus keine, noch so unvollständige oder unförmliche Grammatik giebt, selbst nur einige, noch immer sehr mangelhafte, vergleichende Wortverzeichnisse, mit welchen, wenn es auf das innere Wesen der Sprachen ankommt, immer sehr wenig anzufangen ist (¹). Die einzigen wirklich brauchbaren Hülfsmittel sind indeſs doch noch diese Wortverzeichnisse bei Raffles (²) und Crawfurd (³), vorzüglich das des Ersteren. Allein der Unbequemlichkeit nicht zu gedenken, daſs dies Verzeichniſs nicht alphabetisch, sondern nach Classen von Begriffen, und darin zum Theil so sonderbar geordnet ist, daſs z. B. die Farben unter der Überschrift von dem menschlichen Körper und seinen Theilen vorkommen, so enthält dies Verzeichniſs eine Menge von wissenschaftlichen, technischen und conventionellen Wörtern, bei weitem aber nicht genug von denen, welche leichter in den inneren Zusammenhang der Sprache führen. Vorzüglich unzulänglich ist es in den so wichtigen Classen der Pronominen und Partikeln. Ein Englischer Geistlicher Trout soll sich, während Raffles Aufenthalt auf der Insel, sehr glücklich auf das Javanische gelegt haben; man bereitete damals auch Javanische Typen vor (⁴). Von dem Erfolge dieser Bemühungen aber erfährt man nichts. Hiernach scheint es daher, daſs der Erforschung der Kawi-Sprache ein unübersteigliches Hinderniſs für jetzt im Wege liegt; und wirklich würde dies der Fall sein, wenn nicht ein anderes, obgleich indirectes Hülfsmittel hinzukäme, welches glücklicher Weise hinreicht, die Bahn brechen und sogar ziemlich weit verfolgen zu können, nämlich die Kenntniſs anderer, vollständiger bearbeiteter Malayischer Sprachen. Dies

---

(¹) Raffles. I. 356. 364. *Begin ende voortgangh van de vereenighde Nederlantsche Oost-Indische Compagnie.* 1646. Th. 1. *fol.* 43 - 56. Wenn Raffles und nach ihm Leyden dies kaum noch irgend brauchbare Wortverzeichniſs *a short comparative view of the Javan and Malayan languages* nennen, so muſs man sich durch diesen viel versprechenden Ausdruck nicht irre leiten lassen.

(²) II. *App. p.* LXXI - CLXI.

(³) *Archip.* II. 125 - 191.

(⁴) Raffles. *Mem.* 164. *nt.*

Mittel hat mir hauptsächlich dienen müssen, theils in den Wörtern durch Marsden's vortreffliches Wörterbuch des Malayischen, theils in der Grammatik.

Hier aber entsteht doch noch immer der Zweifel, ob das auf diesem Wege Erkannte, wenn es auch unbezweifelt dem Malayischen Sprachstamm angehört, auch wirklich im engsten Verstande Javanisch, und ob es das heutige Javanische oder eine frühere Form dieser Sprache ist? Da Sprachuntersuchungen in der That nur dann Werth haben, wenn sie den höchsten, unter den jedesmaligen Umständen erreichbaren Grad der Genauigkeit besitzen, so führe ich dies ausdrücklich an, und schlieſse keine der Möglichkeiten aus, welche es als irrig erweisen könnten, daſs der nicht Sanskritische Theil des Kawi Javanisch sei. Die Malayischen Sprachen haben zum Theil eine solche Ähnlichkeit in ihren Ausdrücken, daſs ein Javanisches Wort sich sehr gut auch auf einer näheren oder ferneren Insel finden könnte. Es wäre daher immer möglich, daſs das Kawi sich in einer anderen Gegend gebildet hätte, und nach Java übergebracht worden wäre, nur müſste freilich der Ursprung desselben immer in einem Malayisch redenden Volke liegen.

Was zu diesen Zweifeln einigermaſsen führen könnte, ist die wesentliche Verschiedenheit des nicht Sanskritischen Theils des Kawi in seinem grammatischen Baue von dem der eigentlichen Malayischen Sprache auf Malacca. Jener nicht Sanskritische Theil kommt darin weit mehr, und auf eine wirklich wunderbare Weise, mit dem Tagalischen auf den Philippinen überein. Es betrifft dies auch nicht allgemeine grammatische Verhältnisse, noch einzelne solche Sylben, sondern tief in den Sprachsinn der Nationen eingehende Bildungsmethoden.

Dieser Theil der Kawi-Sprache infigirt nämlich in einigen Fällen Sylben, durch welche das Wort alsdann eine ganz andere Gestalt erhält, und gleichsam zerrissen wird, was die Tagalische Sprache gerade in denselben Fällen und mit denselben Sylben thut, was hingegen der heutigen Malayischen ganz fremd ist.

Dennoch bin ich weit entfernt, die Kawi-Sprache von den Philippinen herzuleiten. Ich hege vielmehr die Überzeugung, daſs sie auf Java selbst entstanden ist, nur lassen mir einige Punkte der Grammatik den Verdacht, daſs dies Javanisch der Kawi-Sprache doch nicht das wahre heutige, sondern ein veralteter Dialekt sein möchte. Dies schlieſse ich besonders aus dem Pronomen und seinem Gebrauch. Ich schliefse sogar aus den Vergleichungen einiger Texte, dafs jene Formen noch im heutigen Javanischen fortleben. Die Sprachen der Philippinischen Inseln sind unläugbar Malayisch. Die Sprachen dieses Stammes haben sich aber, ebenso wie die anderer Stämme, von einem kunstvollen Bau in einen kunstloseren aufgelöst. Der kunstvollere erhält sich auf den Philippinen, und, wenn meine Nachforschungen richtig sind, auf Java. Eine der oben erwähnten Formen zeigt sich noch deutlich, obgleich in einer sehr kleinen Anzahl von Wörtern, auf Madagascar; selbst im eigentlichen Malayischen, das sich fast von aller Grammatik losgemacht hat, scheint es mir Spuren dieser Formen, obgleich nur äufserst wenige und unsichere, zu geben. Auf der anderen Seite spricht die vollkommene Übereinstimmung einer bedeutenden Anzahl von Wörtern des Kawi-Gedichtes mit dem Wortverzeichnifs bei Raffles wieder dafür, dafs der nicht Sanskritische Theil des Kawi wirklich heutiges Javanisch ist. Immer aber fehlt mir ein eigentliches Zeugnifs darüber. Die Übereinstimmung der Wörter liefert keinen vollständigen Beweis; und was ich so eben von dem grammatischen Baue sagte, und gleich noch sagen werde, das habe ich nirgends auch nur von fern angedeutet gefunden, sondern blofs durch eigne Zergliederung der Wörter herausgebracht. Erst seit wenigen Wochen ist es mir gelungen, durch die Vermittelung des ehemaligen Gouverneurs von Java, Freiherrn van der Capellen, mit einem jungen Holländischen Gelehrten, Herrn Roorda van Eysinga, welcher denselben nach Java begleitet und sich viel mit dem Javanischen beschäftigt hat, in Briefwechsel zu treten. Auf diesem Wege werde ich wenigstens zur Gewifsheit, ob der dem Kawi zum Grunde liegende Malayische Dialekt das heutige Javanische ist? vielleicht aber auch, wenn Hr. Roorda seine Forschungen sollte weiter ausgedehnt haben, noch zu wichtigeren Aufschlüssen gelangen.

Nach dem hier ausführlich Gesagten mufs man es nun verstehen, wenn ich den Malayischen Theil des Kawi geradezu Javanisch nenne. Ich glaubte nicht blofs dem Leser diese Erklärung schuldig zu sein, sondern hielt es auch für gut, einige der leitenden Ideen über das Kawi hier allgemein hinzustellen. Es wird mir nun im Folgenden sie einzeln auszuführen und zu beweisen obliegen.

Man hat bisher, wenn man vom Kawi sprach, und die Natur desselben bestimmen wollte, einzig auf das Verhältnifs der Sanskritwörter in demselben zu den übrigen gesehen. Ich verweile jetzt nicht dabei, daſs dieser Maaſsstab, wenn er allein, ohne Zergliederung der Wörter und ohne Beachtung des grammatischen Baues angewendet wird, immer nur einseitige Behauptungen begründen kann, sondern halte mich nur an dasjenige, was dies Verfahren besonders auf das Kawi unanwendbar macht. Man hat von $\frac{8}{10}$ Sanskritwörter im Kawi gesprochen (¹). Diese übertriebene Behauptung rührt aber vermuthlich nur daher, daſs man die Zahl der in den sogenannten Kawi-Wörterbüchern aufgeführten Ausdrücke verglichen hat. Es ist aber natürlich, daſs die Verfasser dieser Wörterbücher vorzugsweise diejenigen Wörter aufzeichneten, die nicht mehr heut zu Tage zur Volkssprache gehören. Sie sind nur als Glossare anzusehen, deren Zweck es ist, das unverständlich Gewordene zu erklären. Dahin gehörte nun der gröſste Theil der Sanskritwörter. Schon A. W. von Schlegel bemerkt sehr richtig den Unterschied zwischen den Glossaren und den Gedichten, und nimmt, nach ungefährer Ansicht des Brata Yuddha, die Hälfte der Wörter als Sanskritisch an (²). Auch dies halte ich für zu viel, insofern man nämlich auf dies Gedicht sieht. Denn wohl gewiſs scheint es, daſs verschiedene Schriften, nach den Zeiten und Gegenständen, auch einen verschiedenen Antheil von Sanskritwörtern enthielten. Jede Berechnung dieser Art würde aber voraussetzen, daſs es eine geschlossene Anzahl von Sanskritwörtern gegeben habe, welche nur in das Kawi hätten übergehen dürfen. Nun giebt es allerdings, meiner Meinung nach, wie ich weiter unten auseinandersetzen werde, ein Princip der Ausschlieſsung gewisser Classen von Sanskritwörtern. Allein jene Behauptung läſst sich durch nichts begründen. Vielmehr läſst sich aus der ganzen Einrichtung des Kawi schlieſsen, daſs es dem Dichter überlassen blieb, mehr oder weniger Sanskritwörter einzumischen. Höchstens mag sich durch die Gewohnheit ein Kreis derselben gebildet haben, an den man sich zu halten pflegte; dieser aber ist jetzt nicht mehr bestimmbar.

Auf diese Weise läſst sich überhaupt ein Kawi-Wörterbuch nicht eigentlich denken; es wäre von selbst in einem Javanischen und Sanskritischen enthalten. Nur jetzt, wo die Sprache längst todt ist, lieſse sich ein

---

(¹) Raffles. I. 367.

(²) *Introduction à l'Atlas ethnographique du globe par* Adrien Balbi. *p.* 126. Indische Bibl. Bd. I. S. 407.

solches Wörterbuch aus den vorhandenen Handschriften zusammenstellen, wäre aber in der That eine überflüssige Arbeit. Wer gehörig Sanskrit und Javanisch weiſs, ist auch im Besitze des Kawi, man mag auf die Wörter oder die Grammatik sehen. Das Einzige, was alsdann zu thun übrig bleibt, ist die Beobachtung, wo und wie die Wörter und Formen beider Sprachen angewendet werden, und welche Veränderungen und Zusätze die Sanskritwörter in ihren Lauten erfahren. Wenn es eine Javanische Grammatik gäbe, so würde ich mich auch hierauf allein beschränken. Da dies aber nicht der Fall ist, so werde ich auch in die Grammatik des Javanischen Theils der Sprache sorgfältiger eingehen.

Die Wortverzeichnisse, welche sich, nach dem jetzigen Zustande der Hülfsmittel für das Kawi, zu Rathe ziehen lassen, sind zwei von Raffles mitgetheilte, und eins bei Crawfurd. Das eine (¹) bei Raffles rührt von eben dem einheimischen Fürsten in Sumenăp her, welchem Raffles die Übersetzung des Brata Yuddha verdankte. Es enthält in vierzehn eng gedruckten Columnen eine bedeutende Anzahl Englischer Wörter mit den entsprechenden Kawi-Ausdrücken, von denen es für einen Begriff oft eine groſse Anzahl giebt. Auch hier ist die alphabetische Anordnung verabsäumt, und die Wörter folgen nur in sehr losem Zusammenhange auf einander. Das andere Wortverzeichniſs (²) ist eine Zusammenstellung von etwa 40 Sanskrit-, Pali- und Kawi-Wörtern. Es kann höchstens dazu dienen, die Übereinstimmung der Form dieser letzten mit dem Sanskrit und die Abweichung vom Pali zu zeigen. Crawfurd giebt 266 Englische Wörter in mehreren Malayischen Dialekten, und hat für das Javanische auch gewöhnlich die Kawi-Ausdrücke, welche er durch ein *a* (*ancient*) als die der alten Sprache bezeichnet. Daſs dieser Ausdruck nicht wahrhaft auf die Eigenthümlichkeit des Kawi paſst, bedarf nach dem Vorigen keiner Bemerkung. Auſserdem finden sich Kawi-Wörter in dem Stücke, welches Raffles uns aus den in Java üblichen Schulvocabularien mittheilt. Um den Kindern eine Menge von Ausdrücken in der gewöhnlichen, der vornehmen (*Basa krama*) und der alten Dichtersprache beizubringen, fertigt man in Java Wörterbücher nach einer eigenen Einrichtung an, welche auf die Erleichterung des Gedächt-

---

(¹) II. *App. p.* CLXVIII - CLXXIV.

(²) *l. c. p.* CLXVII.

nisses berechnet ist. Das Vocabularium ist nämlich in Abschnitte getheilt, und jeder Abschnitt hebt mit einem Worte oder einer Redensart an, welche die Classe von Wörtern anzeigt, die in dem Abschnitt weiter ausgeführt wird. Auf diese erste Redensart (z. B. Schlangen erscheinen, als glitten sie über das Wasser hin) folgen nun gleichbedeutende Ausdrücke, oder verwandte Begriffe (z. B. vier Wörter, welche das Schwimmen auf der Oberfläche des Wassers bedeuten, zwei für das eigentliche Schwimmen, eins für das Schwimmen in aufrechter Stellung und das Treten des Wassers u. s. w.). Diese Vocabularien führen den Namen der 10 Benennungen, *dhasa nama*, wie Raffles sagt, weil ein Wort nicht leicht weniger, als 10 Synonyma, hat, eigentlich aber wohl, weil jeder der angeführten Abschnitte wenig über oder unter 10 Wörter enthält (1). Alle diese Verzeichnisse leisten aber bei Lesung eines Kawi-Textes nur äuſserst geringe Hülfe, und man bleibt immer dabei hauptsächlich auf die Kenntniſs des Wortvorrathes des Sanskrits und der Malayischen Sprachen verwiesen.

§. 5.

Am wenigsten kommen Sanskritwörter in den Kawi-Pronominen und Partikeln vor. Vom Pronomen finde ich keine einzige Sanskritische Form, doch erfordert dieser Punkt eine sorgfältigere Auseinandersetzung. In jener allgemeinen Behauptung hat mich eine Zeit lang das im Brata Yuddha vorkommende *twan* wankend gemacht, das ich für das Sanskritische *twam* hielt. Ich habe mich aber später überzeugt, daſs beide Wörter nichts mit einander gemein haben (2).

Bei der im Brata Yuddha herrschenden concisen und abgebrochenen Constructionsweise werden die Pronomina häufig ausgelassen; sie finden sich also viel seltner, als man vermuthen sollte. Für das selbstständige der 1. Person geben die Kawi-Wörterbücher bei Raffles (3) *pinuna*, *kami*, und, von Dienstboten gebraucht, *ulun*, bei Crawfurd (¹) *kita*, *kami*. Gericke führt als aus dem Kawi stammend und nur in Gedichten gebräuchlich an *hamba* (das ebenso gebrauchte Mal. *amba*), *mami* (Crawf. *Voc. mammi*), *ngong* (auch mit dem Vorschlag von *hing*, *hingngong*), *hingwang*, *patik* (vom Niedrigeren gebraucht, eig. Sklave), und *hulun* (das obige *ulun*). *Pinuna* ist mir gänzlich unbekannt. Wenn es ein Ausdruck groſser Erniedrigung gegen Vornehme wäre, so könnte es vielleicht das durch Einschiebung von *in* gebildete passive Participium von *puna*, *punnah*, zermalmen, zerstören (²), sein. *Ulun* wird im Kawi (³) als Diener gebraucht, und seine Anwendung auf das Pronomen entspricht also dem Mal. *sāya*, Sklave, für ich. *Kita* und *kami* heiſsen eigentlich wir, sie mögen wohl aber auch im Sing. gebraucht werden. Besondere Plural-Pronomina führen die Kawi-Wörterbücher nicht auf, und auch die Beispiele im Brata Yuddha zeigen, daſs dasselbe Pronomen für beide Numeri gilt. Im Brata Yuddha kommt als selbstständiges Pron. 1. Pers. *hulun* in einer Anrede Satyawati's an ihren Gemal (⁴), und *haku* vor, das letztere einmal in seiner vollen Form (⁵), und zweimal abgekürzt, als Possessivum, 125, *c*. *kit-anak-ku*, o du, mein Kind, zusammengezogen aus *kita anak-ku*; und ähnlich 4, *c*. Man sieht also, daſs das Kawi hier sich des Javanischen *haku*, und als abgekürzten Suffixums *ku*, mein, unser, bedient. Fernere Beispiele des Possessivums sind *hurip-ku*, unser Leben (⁶), *bapa-ng-ku*, unser Vater (⁷), *yaya-ku*, dasselbe (⁸), *kakang-ku*, mein älteres

---

(1) Raffles. I. 365. II. *App. p.* CLXII - CLXVI.

(2) Ich betrachte es für das Mal. *tūan*, Herr, welches nach Marsden auch als Pron. der zweiten Person gegen einen Höheren gebraucht wird. Im B. Y. 37, *c.* kommt es auch so in einer Anrede an Duryôdhana vor. Crawf. *Voc.* führt *tuwan*, Herr, auf.

(3) II. *App. p.* 170. *col. b.*

(¹) *Archip.* II. 186. *col. b.*

(²) Crawf. *Voc.*

(³) Crawf. *Archip.* II. 186. *col. b.*

(⁴) B. Y. 607, *c.*

(⁵) *Asiat. res.* XIII. *p.* 165. *st.* 3. *v.* 2.

(⁶) B. Y. 125, *b.* *hurip.* Jav. Raffles. II. *App. p.* 120.

(⁷) B. Y. 125, *b.* *Bapa* (Mal. *bāpa*) und *bapak* ist Vater. Im B. Y. wird es aber, wie das Sanskr. *tāta*, allgemein als freundliche und ehrende Anrede gebraucht (s. auch 34, *a.*). Über das hier und in einigen folgenden Beispielen eingeschobene *ng* werde ich später (§. 22.) reden.

(⁸) Kawi-Wort (Raffles. II. *App. p.* 171. *col. b.*), B. Y. 607, *d.* von Satyawati an ihren Mann gerichtet. Die Übersetzung übergeht diese Anrede.

[illegible]
[illegible]

Geschwister (1), *mas-ku*, meine Theure, eigentlich: mein Gold, 614, *d.*, *anugraha-ku*, meine Gabe, *weka-ng-ku*, mein Sohn (2), *pamales-ku*, meine Rache (588, *c.*), *lara-ng-ku*, mein Kummer (612, *b.*), *gati-ng-ku*, mein Wandel, Schicksal (612, *c.*).

Die Pron. 1. Pers. des heutigen Javanischen sind nach Gericke: *haku*, Ng.; *kula*, Kr., nach Crawfurd's handschr. Grammatik: Sklave; *kawula* oder *kahula* (3), von gleicher Bed., ein Basa-Krama-Wort; *tak* oder *dhak*, seltnen Gebrauchs; *hingsun* (*hisun*, *sun*, R.), nur vom Monarchen, und *mannira*, nur von hohen Beamten gegen Untergebne gebraucht. Crawfurd's handschr. Gramm. giebt, auſser den hier und oben genannten, noch *riki* und *mara*. Dies letzte Wort, das ursprünglich sich nähern, herankommen heiſst und vielleicht dasselbe mit dem Mal. *mari*, komm hierher, ist, giebt einen neuen Beweis der Anwendung von Ortsbeziehungen auf die persönlichen Pronomina. Bloſs gewissen Districten eigen sind *hinnyong*, *menna* und *réyang*. In Hrn. Roorda's Briefen finde ich noch *hamba* (das Mal. *amba*) und *patik*.

Als Pronomina der 2. Person, wieder ohne Unterscheidung des Sing. und Plur., geben die Kawi-Wörterbücher bei Raffles *rakrian* (*rakrĵan*), *kita*, *ta*, bei Crawfurd *jangandhika* (4). Nach Gericke sind *hanta*, *padhuka* (5) und *pukulun* (beide eig. Herr, Crawf. *Voc.*) noch andere Kawi- oder poetische Formen. Als solche des heutigen Javanischen führt er an *kowé* Ng., *dhika*, *handhika* (6), *jengngandhika*, *sampéyan* Kr., *sira*, nur vom Monarchen, *pakennira*, nur von hohen Beamten gebraucht (Mal. *pakanîra*, doch nur in einigen Districten (1)). In Crawfurd's Gramm. werden noch angeführt: *riha* und *kamu*, dessen letzte Sylbe *mu* als Suffix zum Possessivum dient. Gericke scheint nur das letztere zu kennen. In *kami*, ich, und *kamu*, du, ist die Gleichheit des Consonanten, *m*, ebenso merkwürdig, als die Verschiedenheit des Endvocals. Durch die Vergleichung des Jav. Dem. Pron. wird man darauf hingeführt, den Vocalunterschied wirklich in Absicht auf die Person bedeutsam zu finden. Die Jav. Sprache besitzt nämlich drei Demonstrativa, deren jedes eine auf ganz gleiche Weise durch den Endvocal unterschiedene Form hat:

---

(1) *Kāka* (Mal.), *kakang* (Jav.), älterer Bruder oder Schwester. Es gilt von dem Wort dasselbe, als von *bapa*. B. Y. 611, *c.* redet Satyawati ihre alte Dienerin so an. Raffles. II. *App. p.* 77.

(2) *Tanggap tosn-anugraha-ku, ri weka-ng-ku* (B. Y. 4, *a.*), empfange freudig meine Gabe, mein Sohn. *Wekka*, Abkömmling, Kind (Crawf. *Voc.*). Über *anugraha* s. Anh.

(3) *Kahoelo* in Chamberlayne's Vaterunser (Mithridates. I. 594.) ist nur Holländische Orthographie.

(4) Raffles. II. *App. p.* 171. *col. a.* Crawf. *Archip.* II. 157. *col. a.*

(5) Im B. Y. 2, *c.* steht *padhuka* als Titel des Königs Jaya Baya.

(6) Diese Form ist auch auf Madura üblich. Raffles. II. *App. p.* 149. Auch findet sie sich in dem aus Chamberlayne genommenen Vaterunser im Mithridates (I. 594.).

Ng. *hiki, hika, hiku,*
Mdy. *niki, nika, niku,*
Kr. *punniki, punnika, punniku.*

Nach Crawfurd's Gramm. zeigen nun die Endvocale den Grad der Entfernung, *i* den kleinsten, *u* den gröſsten, *a* einen dazwischen liegenden mittleren an, und dieser aus ihrer Natur selbst hergenommene Gebrauch der Vocale scheint auch auf die Personen, das Ich, als das immer Nahe, und das Du, als das gewiſs davon Geschiedene, also Entfernte, übertragen. Der mittlere Grad bleibt dann für den dritten Gegenstand, der nah und fern sein kann. Wahrscheinlich aber muſs Crawfurd's Erklärung dahin berichtigt werden, daſs die drei Formen die Standpunkte der Redenden bezeichnen, die in *a* also dem Lat. *iste* gleichkommt. Dann ist es, wie im Tag., wo die Consonanten der Dem. Pron. zwar nicht ganz gleich, aber doch zu wenig verschieden sind, um die Bedeutsamkeit, die dagegen sichtbar in den Endvocalen liegt, in ihnen zu suchen. Von diesen zeigt auch *i* die Nähe, den Ort des Redenden, *o* aber den des Angeredeten, *an* und *on* die Örter des dem Angeredeten näher und des beiden gleich nahe stehenden Dritten an. Man muſs sich hierbei erinnern, daſs die Tagalische Aussprache *o* und *u* verwechselt, und daſs das *a* der Jav. Form kein reines, sondern ein breites, undeutliches *a* ist. Daher ist das Tag. *ito* und *iyan* nicht so verschieden vom Jav. *hiku* und *hika*. Um nun zu *kami* und *kamu* zurückzukehren, so bleibt in ihnen die Gleichheit des *m*-Lauts schwer zu erklären. Doch auch die Griechen haben, neben den *m*-Formen der ersten Person, *min* für die dritte, und das *m* könnte daher wohl Ausdruck für die Person, den Gegenstand überhaupt sein. Die Formen des Sing. dienen auch im heutigen Jav. zugleich durch alle Personen hindurch für den Pluralis, man kann ihnen aber, um die Mehrheit zu bezeichnen, *sedhaya* Kr., *sekabĕh* Ng., viele, alle, hinzufügen (Raffles). *Rakrỹan* wird der Dienerin Satyawati's gegen ihre Herrin in den Mund gelegt (¹), und muſs also ein ehrender Ausdruck sein. Er ist mir sonst nicht vorgekommen, so wie auch nichts, was ihn erläutern könnte. *Jangandhika*, *jengngandhika* ist deutlich aus einem Subst. *jeng* oder *jengngan* und dem, possessiv gebrauchten Pron. *dhika* oder *handhika* zusammengesetzt. *Jeng* ist ein Kawi-Wort für Fuſs, und ferner finde ich es in Crawfurd's Wörterbüchern und bei Gericke mit dem Artikel *kang* vor sich in der Bed. das Hohe, Hoheit (auch als Titel) (²). Ob es in diesem Gebrauche dasselbe Wort (Füſse) oder ein ganz anderes, dessen eigentliche Bed. hoch oder groſs ist, sei, muſs dahin gestellt bleiben. Hätte es wirklich diese letztere adjectivische Bed., so erklärte sich *jengngan* leicht als ein davon abgeleitetes abstractes Substantivum. *Dhika* entspricht dem Mal. *dīkau*. Dies, *dūku* (1. Pers.) und *dīya* (3. Pers.) werden zwar, und jetzt nicht ganz mit Unrecht, nur für euphonische Umänderungen der einfachen Formen *aku*, *kau* und *iya* gehalten. Ich werde aber in meiner Schrift über den Malayischen Sprachstamm zeigen, daſs sie Überbleibsel einer Declination der Pronomina, und Casus obliqui jener einfachen Formen sind. Es geht dies aus der Vergleichung des Tagalischen hervor. Nach Marsden's eignem Geständniſs (³) wird *dīkau* nie als Nominativ gebraucht. Da sich aber das bestimmte Gefühl der Bedeutung des Vorschlags verloren hat, so ist es mit *dīya* schon anders. Der Vorschlag von *han* in *han-dhika* ist derselbe mit dem im Mal. *añg-kau*, du; und da auch *di* Vorschlag ist, so bleibt der ächt Malayische Pronominallaut bloſs

---

(1) Marsden. *Gramm. p.* 48.

(¹) B. Y. 614, *b.*

(²) [Cornets führt als Titel des Königs der Niederlande an: *kang jeng raja kang mahahageng.* Ein anderes Beispiel seines Gebrauchs findet sich bei Roorda *v. hormat*: *hinggih kawula sampun ngormatti kang jeng raja, hingkang saweg rawuh badĕ punika*, ich habe dem durchlauchtigsten Fürsten, welcher so eben gekommen ist, gehuldigt. B.]

(³) *Gramm. p.* 46. 48.

ka oder *ko*. Im B. Y. finde ich für du *sira* (1), an einer Stelle *rakrŷan*, und gewöhnlich *kita* und *ta*.

Dennoch ist *kita* unläugbar in einigen Malayischen Sprachen eine Form des den Angeredeten mit einschlieſsenden Plur. der 1. Pers., wir. Im Mal. steht dem einschlieſsenden *kīta* das ausschlieſsende *kāmī* gegenüber. Im Tag. heiſsen die beiden Formen zwar *tàyo* und *cami*; aber *quità* und *catà* sind dialektische Nebenformen der ersteren, und kürzen sich gleichfalls in *ta* ab. Im Bisayischen ist *quità* die einzige Form des einschlieſsenden Plurals. Nach Crawfurd sind *kita* und *kami* im Kawi auch Pronomina für ich. Herr Roorda sagt nicht nur dasselbe von *kita*, sondern setzt ausdrücklich hinzu, daſs er niemals entdeckt habe, daſs *kita* du bedeuten könnte (2). Mit wirklichen Stellen wüſste ich diese Behauptungen nirgends zu belegen; *kami* kommt im B. Y. nicht vor, und in *kita* erkenne ich immer nur du. Doch ist in der Tongischen Sprache *gita* wirklich ich (3), also in einer Malayischen oder wenigstens den Malayischen sehr nahe verwandten. Man hat hier die Erscheinung, daſs der den Angeredeten einschlieſsende Plural auch für den Singularis gebraucht wird, ich und du für ich, oder für du allein. Forscht man der Natur und dem Gebrauch dieser Formen in diesen und anderen Sprachen nach, so findet man den Gang, auf welchem der Sprachsinn der Nation zu dieser Vertauschung der Begriffe gekommen ist. Wenn in der ersten Person des Plurals, wir, der Zustand, wo das du aus- oder eingeschlossen ist, unterschieden wird, so neigt sich der Ausdruck von selbst dazu hin, das du oder das ich allein darin mehr herauszuheben, und so erklärt sich schon von selbst der Gebrauch des Plurals als eines Singulars. Die Sache ganz allgemein betrachtet, kann nun die Form, welche das ich und du zusammen in sich faſst, zum einzelnen Ausdrucke beider dienen. Indeſs ist es doch bei weitem natürlicher, den einschlieſsenden Plural vorzugsweise auf das du, den ausschlieſsenden auf das ich zurückzurichten. Der Gebrauch der Tongischen Sprache bleibt daher immer abweichend. *Gita* ist aber in ihr auch niemals Pluralform. Der ganze Sprachstamm dieser Inseln folgt in der Unterscheidung des doppelten Plurals einer Ansicht, bei welcher die Unterscheidung der Person, auf welche sich die zwiefache Gattung des wir richtet, minder ins Auge fällt. Denn bei meiner Untersuchung der Sprachen, welche das wir also spalten, entdecke ich ein zwiefaches System in der Art der Bezeichnung. Die einen nehmen dazu bei dem einschlieſsenden Plural das Pron. der zweiten, bei dem ausschlieſsenden das der ersten Pers. des Sing.; sie setzen daher den Unterschied in das Pronomen. Die andren thun dies nicht, sondern legen ihn in die dem Pron. hinzugefügten Sylben, bisweilen mit deutlicher Sichtbarkeit, daſs die dem einen und dem andren Plural zugetheilten eine engere oder weitere Verbindung andeuten, wie ich an einem andren Ort vom Polynesischen Sprachstamm klar nachweisen werde. Eine Sprache, welche dem ersteren dieser Systeme folgte, aber die Personen verwechselte, dem ausschlieſsenden Plural die zweite, dem einschlieſsenden die erste Person des Sing. zutheilte, ist mir nicht vorgekommen. Um nun einige Beispiele anzuführen, so bildet die Delawarische Sprache ihren doppelten Plural geradezu aus den beiden ersten Personen des Sing. *K'pendameneen* heiſst: wir alle, ihr so gut, als wir, haben gehört; dagegen hat dasselbe Verbum, wenn ihm statt des *k* ein *n* vorgesetzt ist, einen das Hören bloſs auf die mit dem Sprechenden verbundenen Personen (unser Stamm, unsre Familie) beschränkenden Sinn (¹).

---

(1) 3, *d*. Obgleich in der Erklärung des ganzen Verses groſse Schwierigkeiten übrig bleiben, so kann doch *sira* darin keinen andren Sinn haben.

(2) [In seinem Wörterbuche fehlt *kita* ganz, in seiner Gramm., *p*. 24., sagt er aber, daſs *kita* häufig in Gedichten vorkomme und sowohl für die erste, als für die zweite Person gebraucht werde. B.]

(3) Mariner. *Account of the Tonga islands.* II. *Grammar. Pronouns.* (*p*. 354. *Gita* ist gar kein Ausdruck im Munde vornehmer Personen.)

(¹) *Transactions of the hist. and lit. committee of the American philos. society.* I. 428. 429. Zeisberger. *Grammar of the language of the Delaware Indians. p.* 47. 51. 97. Vergleicht man diese Formen genauer, nämlich:

1. Pers. { *n'pendameneen*, wir allein,
k'pendameneen, wir zusammen,
2. Pers. *k'pendamohkumo*, ihr,

so liegt im Ausgange der beiden ersten der Pronominallaut von ich, der sie beide, als wir, von der zweiten, ihr, unterscheidet. Aber vorn trennen sie sich durch Pronominallaut der 1. und 2. Pers. Das einschlieſsende wir stimmt da mit der zweiten überein, und faſst also beide Pronominallaute zusammen. Das ausschlieſsende wir enthält den der ersten zweimal, gewiſs eine sinnreiche Bezeichnungsmethode. In der Massachusetts-Sprache hat Hr. Du-Ponceau mit dem ihm eigenen Scharfsinn die zwiefache Gattung des Plur. in *neenawun* und *kenawun* entdeckt. *Neen*, ich, bildet den ausschlieſsenden, *ken*, du, den einschlieſsenden Plural; *awun* ist beiden gemein. (Eliot. *Grammar of the Massachusetts Indian language.* Boston. 1822. *p.* 7. *Notes. p.* XIX.)

Nun aber sind *k* und *n* die eigentlichen Stammlaute der 2. und 1. Pers., im selbstständigen Pron. *ni*, ich, *niluna*, wir (ausschl.); *ki*, du, *kiluna*, wir (einschl.). In der Guaranischen Sprache ist zwar die Ableitung des ausschlieſsenden Plurals dunkel, da derselbe gar nicht im Laut mit der 1. und 2. Pers. des Sing. übereinstimmt, in dem einschlieſsenden Plural dagegen, *ñandé*, oder auch *yande*, liegt deutlich das Pron. der 2. Pers. des Sing., *nde* (1). Nicht in das Pronomen, sondern in die Hülfssylben setzen den Unterschied des Plur. die Quichua-, Tamulische, Telingische und andere Sprachen.

Kehren wir nun zu *kita* und *kami* zurück, so glaube ich in dem *mi* des letzteren die erste, in dem *ta* des ersteren die 2. Pers. des Sing. zu erkennen. Wir haben oben eine Form des Pron. 1. Pers. *mami* gesehen, und diese finde ich in *kami*, wir ohne dich, wieder. Es erinnert an das Sanskr. *mê*, *mama*. Eine aus viel älteren Zeiten, als die Übertragung ganz geformter Sanskritwörter in die Malayischen Sprachen, herstammende, tiefliegende Verwandtschaft beider Sprachen findet sich überhaupt, wie ich an einem andren Orte zeigen werde, in dem ganzen Pronomen. Dieser Spur folgend, halte ich das *ta* in *kita* für Eins mit dem Sanskr. *twam* (त्वम्), oder vielmehr mit *tê* (ते), das, nach der Analogie von *mê* (मे), eine verlängerte Form von *ta* ist. Da sich in den Vêdas *twê*, das auf तु, *tu*, führt, und *tê* findet, so läſst sich über die Priorität beider Formen aus dem Sanskrit nicht entscheiden (2). Daſs die Malayischen Sprachen in dieser Stelle gröſstentheils ein *k* haben, läſst sich aus der, diesem Inselmeere eigenthümlichen Verwechslung der beiden Buchstaben erklären. Die erste Sylbe, *ka* und *ki*, ist nur der im Malayischen Sprachstamm auch bei vielen Substantiven übliche, welcher in der Regel ein Zusammenfassen, eine Einheit anzeigt. Auch im Tagalischen ist es durchaus sichtbar, daſs der Pronominallaut von *kita* bloſs *ta* ist. Denn im Genitiv wird es nur in *ta* abgekürzt. Der Unterschied von *ka* in *kami* und von *ki* in *kita* deutet auf gar keine Verschiedenheit der Pronominal-Person hin, sondern beweist nur, daſs das *ta* der 2. Pers. auch mit einem Vocalvorschlag *ita* lautete. Dies geht deutlich aus der mit *kita* gleichbedeutenden Tag. Form *kata* hervor; und mit dem Vorschlag *kan* hat *kita* wirklich auch *kanita* zum Genitiv. Eine merkwürdige Bestätigung des Zusammenhanges des einschlieſsenden Pluralis und der 2. Person des Singularis findet sich in der Sprache von Madagascar. Wir heiſst in derselben, so wie alle Grammatiken es aufführen, *zahaie*, *zahaye*, *zaïe*, *izahai*, und es ist sichtbar, daſs diese Formen von *zaho*, *izaho*, ich, herstammen; unser ist *hanay*, *anay*. Nur bei Chapelier fand ich für den letzteren Begriff *antsika*, was ich lange nicht begreifen konnte. Durch eine handschriftliche Grammatik des Missionars Jeffreys, die ich vor kurzem erhielt (1), lernte ich aber, daſs auſser dem oben angeführten *izahaye* es für wir noch einen zweiten Ausdruck, *isika*, giebt, und daſs jene Form wir im eingeschränkteren Sinne (2), diese wir im allgemeineren anzeigt. Von der ersteren ist das Possessiv-Pron. *anay*, von der zweiten *antsika*. Es ist hier also deutlich, daſs auch diese Malayische Sprache einen doppelten Plural der 1. Pers. hat. Sie nimmt ihn aber, wenigstens im jetzigen Gebrauch, nicht so, wie die Malayische Sprache im engeren Verstande und wie andere Sprachen mit ihr den ein- und ausschlieſsenden Plural gebrauchen, nämlich bloſs in Einschlieſsung oder Ausschlieſsung der angeredeten Person, sondern bedient sich des einschlieſsenden nur da, wo sich das wir ganz allgemein auf alle Menschen, oder doch auf eine unbestimmte Menge bezieht.

---

(1) *ñandé* finde ich in Ruiz gedruckter und Legal's handschriftlicher, mir durch die ausgezeichnete Güte des Herrn Etatsraths Schlözer aus dem Nachlasse seines Vaters mitgetheilten Grammatik des Süd-Guaranischen Dialekts, *yande* in der des Nord-Guaranischen, der auch Brasilianische und Tapi-Sprache heiſst, von Figueira (*Arte da grammatica da lingua do Brasil. p.*53.). Das einschlieſsende wir, *ore*, ist wahrscheinlich, so wie sie mehrere Sprachen besitzen, eine von ich, *xe* (Figueira), *che* (Ruiz), ganz verschiedene Form des wir. Auch *pee*, ihr, weicht auf gleiche Weise von *nde*, du, ab.

(2) *Rig-Vedae specimen ed.* Rosen. *p.*6. *sl.*2, *a.* ते, *tê. p.*26. *nt.* त्वे, *twê.* Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1831. S. 377. Bopp hatte, ehe er die Bestätigung durch die Vêden kannte, richtig auf eine Form त्वे, *twê*, geschlossen (Lateinische Gramm. 42. 265.). Er erklärt ते, *tê*, für eine Verstümmelung von त्वे, *twê*, und nimmt nicht, wie bei मे, *mê*, eine Form म, *ma*, so eine त, *ta*, an. Wirklich findet sich auch im Sanskrit von dieser keine Spur. Aber die allgemeine Analogie, das Nebeneinanderbestehen beider Formen in den Vêdas, und das *ta* der Tagalischen und Kawi-Sprache machen mir die oben vorgetragene Meinung wahrscheinlich.

---

(1) Ich verdanke diese, zwar kurze, und vorzüglich nur in Paradigmen bestehende, aber interessante Grammatik der gütigen Mittheilung seiner hinterlassenen Frau, der Mrs. Metcalfe, welche mir dieselbe mit seltner Liberalität zu jedem Gebrauch überlassen hat. Der immer rege wissenschaftliche Eifer Hrn. Alexander Johnston's hatte mich mit ihr in Verbindung gesetzt.

(2) *in a restricted sense — in a more general.*

Dies sieht man aus den Madecassischen Bibelübersetzungen (1). Sowohl für den ausschlieſsenden Plural, als für den einschlieſsenden, wie bei der Anrede des einen Schächers am Kreuz an den andren, steht die beschränktere Form; in dem allgemeinen Sinne des Wunsches dagegen: Gott sei mit uns! wenden sie den allgemeineren Plural an. Zergliedert man nun *isika*, so besteht es offenbar aus demselben Vorschlag, der in *izaho iz* geschrieben wird, und eigentlich das Pron. demonstr. ist, und aus *ka*, dem Pron. der 2. Pers. des Sing. in den meisten Malayischen Sprachen. Ebenso ist *antsika* offenbar nichts anderes, als das oben angeführte Jav. *handhika* und das Mal. *dīkau*. Es giebt, da es Possessivum ist, einen neuen Beweis dafür ab, daſs *dīkau* selbst keine euphonische Veränderung, sondern ein Casus obliquus von *kau* ist. In der Madecassischen Sprache aber ist die 2. Pers. Sing. nicht *ka*, sondern *hano*, *ano* u. s. w.; die Sylbe *ka* als du hat sich daher in dieser Sprache nur in der Form des einschlieſsenden Plurals erhalten; und es ist sehr wunderbar, daſs diese buchstäblich, ohne alle Andeutung des Begriffes von wir, nur du heiſst. Man sieht hier, wie die Formen, wenn sie in Sprachen desselben Sprachstammes von einer zu der andren übergehen, zwar ihre Bedeutung stark verändern können, allein doch immer wieder einer dunkel gefühlten Analogie folgen. Zum wirklichen Gebrauche von *kita* für die 2. Pers. des Sing. neigt sich schon die Tag. Sprache in gewissen Redensarten hin. Denn wir werden beichten, durch *kita* ausgedrückt, heiſst geradezu du sollst mir beichten. Indeſs beschränken sich freilich diese Redensarten auf solche Fälle, wo die Handlung oder das Leiden der angeredeten Person als eine Folge des überwiegenden Willens der Redenden angekündigt wird (1).

---

(1) Beschränkterer Madec. Plur.: im ausschlieſsenden Sinne des Mal. *kāmī*. Matth. 2, 2. *fa izahay efa nahita*, wir (die Weisen des Morgenlandes, nicht ihr) haben gesehen (*hita*, sehen, *na* Vergangenheits-Präfix unbestimmt, *efa* ganz und gar vergangen). Im einschlieſsenden Sinne des Mal. *kīta*. Luc. 23, 41. *fa izahay mandray ny endreha'ny ny natao nay*, denn wir (ich und du) empfangen den Lohn unsrer (*nay*) Thaten. Allgemeiner Madec. Plur.: Matth. 1, 23. *Andriamanitra amin' tsikia*, Gott mit uns (allen); *amin*, mit; die Präpositionen verbinden sich mit den abgekürzten Fürwörtern; das End-*a* ist die Imperativsylbe *a*, *ha*; *antsika* verliert in der Anfügung sein Präfix, nur das zweite *i* verstehe ich nicht. Es ist sonderbar, daſs die Malayischen Bibelübersetzungen diesen Unterschied von *kāmī* und *kīta* nicht beobachten. Eine in Amsterdam 1692 gedruckte Evangelien-Übersetzung hat an allen hier angeführten Stellen *kīta*, die von der Bibelgesellschaft in London 1821 herausgegebene Übersetzung der ganzen Bibel (die ein wörtlicher Abdruck der Amsterdamer von 1733 ist) an allen *kāmī*. Da aber Marsden (*Gramm.* 45. 46.) den Unterschied bestimmt festsetzt, so ist dies wohl nur der mangelhaften Sprachkenntniſs der Verfertiger dieser Übersetzungen zuzuschreiben.

In dem Gebrauche im Kawi läſst sich eine solche Einschränkung nicht beweisen, obgleich in einigen Stellen (2) allerdings auch mit dem Begriffe des Du der des wirkenden Ichs unmittelbar verbunden werden kann. Wahrhaft als wir kann ich *kita* in keiner Stelle erkennen. Wo der Begriff durch ein Pron. ausgedrückt ist, geschieht es nur durch das der 1. Pers. des Sing. Es fehlt alle Spur, daſs die Kawi-Sprache einen ein- und ausschlieſsenden Plural unterschieden habe; und auch dem heutigen Javanischen ist dieser Unterschied fremd. Das abgekürzte *ta* ist schwerer zu erkennen, da es auch eine gleichlautende Partikel giebt; Ng. *toch*, *yata*, *ja toch* (Ger.), bei Raffles *tah*, im Lampung-Dialekt *ta*, darauf, ferner (*still then*).

Es soll eine Eigenheit der Jav. Sprache sein, kein wahres persönliches Pron. der 3. Pers. zu haben; *déwé* (bei Raffles (3) *déwékké*) Ng., und *piyambak* Kr., die man bisweilen dafür braucht, heiſsen eigentlich selbst. Hr. Roorda ist jedoch anderer Meinung, und führt sie geradezu als Pron. 3. Pers. auf; und wenn Crawfurd, nachdem er dies ganz richtig bemerkt hat (4), dies Pron. dem ganzen Malayischen Sprachstamm absprechen will, und sogar vermuthet, daſs es auch in die Mal. Sprache auf Malacca erst seit der Einführung des fremden Alphabets gekommen sei, so ist diese Behauptung offenbar irrig. Das Mal. *iya* liegt schon im Polynesischen *ia* (Tah. N. Seel. u. Tong.), und das Tag. *siya* ist dasselbe, nur ein wenig anders gestaltete Wort. Auf Lampung ist es, wie auf Malacca, üblich, und auf Madura und Bali lautet es *hia*; *ria* auf Sumenap, wohl Eins mit *reo* auf Madagascar, möchte dasselbe sein. Auch die Jav. Sprache besitzt dasselbe Pron., gebraucht es nur aber nicht als ein selbstständiges. Denn sie hängt den Subst. als Possess. 3. Pers. *hira* an; und da es allgemeine Sitte dieser Sprache ist, die persönlichen Pron. suffigirt als possessiva gelten zu lassen, so erkennt man hieran die wahre Natur dieses *hira*. Der bedeutsame Grundlaut in allen diesen Pron. ist nämlich *i*. Er ist auch der herrschende in allen Tag. (*dini*, *dito*, *diya*, *dion*), Jav. (*hika*, *nika*, *niki* u. s. w., wo der erste, sich immer gleiche Vocal dem Demonstrativum als Pron. 3. Pers. überhaupt, der letzte, dreifach verändert, der Bezeichnung seiner verschiedenen Arten angehört), Mal. (*ītu*, *īni*) und Mad. (*ity*, *iroua*, *izy*) Demonstrativen. Es ist also dies derselbe Pronominallaut, der in der gleichen Person auch durch den Sanskrit. Sprachstamm geht. Neben *hira*, das jedoch nur noch im dichterischen Gebrauch ist (Ger. Gramm.), giebt es im Jav. noch zwei andre Possessiv-Suffixe 3. Pers., nämlich *hipun* Kr. und *hê* Ng. In *hê* ist das *i* im Volksgebrauch in *ê* übergegangen, in *hi-ra* (wo *ra* Zusatz ist) und *hi-pun* hat es sich rein erhalten. Das letzte Suffix ist das Mal. *iya pūn*, obgleich dies nur selbstständig gebraucht wird, und *pūn* ist ein im Mal. auch sonst bei allen Redetheilen oft gebrauchtes Anhängsel ohne bestimmte Bedeutung (Marsden. *Gramm.* 100.). Der Gebrauch dieser drei Suffixa ist ein doppelter, einmal als Besitzpron., *rawuh-hira*, seine, ihre Ankunft, dann als Genitivzeichen der Nomina, *homah-hê tetongga*, das Haus des Bauern. Es bedarf kaum der Bemerkung, daſs auch im letzten Fall diese Suffixa eigentlich Besitzpron. sind: sein Haus der Bauer. Das Anfangs-*h* dieser Wörter verwandelt sich aber, einer allgemeinen, auch in anderen Fällen geltenden Analogie der Sprache gemäſs, nach einem Endvocal des Nomens in *nn*, nach einem Endconsonanten desselben in diesen, alsdann sich verdoppelnden. So lautet z. B. *hira*: *galih-hira*, sein Herz, *karsa-nnira*, wo aber in der Aussprache das erste *n* der zweiten Sylbe angehört, sein Wille, *hê*: *karep-pê*, sein Wunsch. Ein schlieſsendes auf *i* folgendes *h* (*wignỹan*) wird auch weggelassen, dann aber das *h* des Suff. wegen des *i* in *y* verwandelt. Gericke giebt diese Regel (Gramm. 38.) nur bei dem Suff. der Subst. *han*, doch dort als nothwendig. Allein im Wörterbuch (*v. mulih*) bildet er *samuliyê*, bei seiner Zurückkunft (s. unt. §. 9.).

---

(1) Totanes. *Arte de la lengua Tagala. p.* 12. nr. 40.

(2) B. Y. 4, *b*, *c*.

(3) II. *App. p.* 149.

(4) *Asiat. res.* XIII. 144. Crawf. Gramm.

In den Kawi-Texten nun finden sich *hira* und *nira* als Besitzpron., und beide, so wie auch *hê*, als Gen. Zeichen, allein meistentheils ohne Beobachtung der legitimen Lautveränderungen des heutigen Jav., dann aber *sira*, was einer eignen Erörterung bedarf. Die Vernachlässigung der Lautregeln ist wohl nur Schuld falscher Schreibung; so hat die Handschrift (1, *c.*) ganz richtig *kunda-nnira* für *kunda hira*, dagegen gleich darauf *nagara-ning* (für *nagara hing*), wo man heute *nagara-nning* schreiben würde. Die doppelte oder einfache Schreibung eines Consonanten möchte freilich ziemlich willkührlich sein, da ich in Crawfurd's Wörterbüchern, bei Raffles, und selbst in Marsden's Lexicon darin keine Beständigkeit finde. In Raffles Brata Yuddha habe ich die Verdopplung in dem gegenwärtigen Falle nur höchst selten angetroffen, z. B. *pa-dhulur-rira* (für *hira*) *nararya Pandawa* (12, *a.*). Das Suff. *nya*, das aber nur als Besitzpron., nie als Gen. Zeichen gebraucht wird, ist dem Kawi und Malayischen gemeinschaftlich.

Hira finde ich unbezweifelt als Besitzpron. in einigen Gerundiv-Redensarten, wo ein Verbum, das aber der gramm. Form nach ebensowohl ein Subst. sein kann, mit dem Präf. *sa* steht und *hira* angehängt ist. B. Y. 40, *a. sadatengira*, als er angekommen war, wörtlich: mit seinem Kommen (1). Gericke giebt unter dem Worte *dateng*, kommen, Ankunft, an, nach, durch, dasselbe Beispiel aus dem heutigen Jav. an, nur mit einem andren der drei Suffixe: *sadatengngipun*, bei seiner Ankunft (2), und von *mulih*, zurückkommen, *samuliyé*, bei seiner Zurückkunft (s. unt. S. 49.). In andren Stellen ist, auch ohne *sa*, die Construction die nämliche (3). Mit einem Subst. geradezu als sein, ihr (wie *nya*) finde ich es sonst nicht, wohl aber als Gen. Zeichen (4).

Nira findet sich sowohl hinter Consonanten, als Vocalen, und ist Possess. 3. Pers. (5) und Gen. Zeichen (6).

Im Jav. helfen *hipun* und *hira* auch Partikeln bilden; so macht man von *sampun*, bereits, vergangen, *sasampunnipun*, *risampunnira* (Ger.). Solche Verbindungen bietet auch der B. Y. dar, z. B. *risampunira*, darauf, danach, *karananira*, deshalb, *tekapira* und *tekapnira*, deshalb, von (Lat. *a*) (7).

---

(1) Doch unterliegt diese, sonst ganz gewöhnliche Bed. des *sa* in dieser Stelle noch einem Zweifel, indem man vielleicht übersetzen muſs: von (Lat. *de*) seiner Ankunft. s. Anh.

(2) Vgl. auch B. Y. 33, *a.*

(3) 35, *d.* 38, *d.*

(4) 35, *a.* 109, *a.*

(5) B. Y. 2, *a.* 39, *a.* *wêsmanira*, ihr Haus, वेश्मन् (*wêśman*), *wisma*, Crawf. *Voc.* B. Y. 100, *c.*

(6) B. Y. 8, *a.* 32, *c.*

(7) 287, *b.* 21, *b.* 37, *a.* 123, *a.* 119, *a.*

Ich knüpfe hieran gleich *sira*, das im B. Y. offenbar auch Pron. 3. Pers. ist. Im heutigen Jav. giebt es kein so von Nebenbegriffen reines Pron. 3. Pers., und *sira* gilt nur für die zweite. Von diesem Gebrauche des Worts s. ob. S. 35. 38. Das Kawi weicht also hier vom heutigen Jav. ab; doch ist es merkwürdig, daſs sowohl Crawfurd, als Raffles und Gericke, es nur als Pron. 2. Pers. aufführen (¹). Die Herleitung des wahren Sinnes bloſs aus den Stellen ist in einer die Construction so wenig bezeichnenden und lange nicht genug durchschauten Sprache schwierig, doch halte ich den Begriff, den ich mir von dem Worte gebildet habe, für vollkommen richtig und in den Stellen begründet.

In einigen Versen ist *sira* Haupt (²); diese Bed. hat mit dem Pron. nichts zu schaffen. Das Wort muſs dann wohl *sirah* geschrieben werden.

In andren Stellen wird es Eigennamen vorgesetzt, und scheint eine Art Ehrenbezeichnung. Von andren ähnlichen Vorsätzen der Eigennamen werde ich bei der Behandlung der Malayischen Sprachen überhaupt reden. Da *sang* (s. unt. §. 8.) ebenso gebraucht wird, das nur eine Art Artikel ist, so halte ich *sira* in diesem Gebrauch nur für das persönliche Pron. 3. Pers. (³)

(¹) [Auch bei Brückner und Cornets de Groot, welche sonst so vollständig in Anführung der Wörter sind, finde ich keine Erwähnung von *sira* als Pron. 3. Pers., so wie auch nicht in Roorda's Gramm.; in seinem Wörterb. fügt er nur sehr kurz die Bed. *zij* bei. Ich bin auf die Vermuthung gekommen, ob es nicht das Sanskrit. शरीर्, *s'arîram*, Körper, sein möchte? *Sarira* wird in den Wörterb. sonst nur in dieser substantivischen Bed. aufgeführt, doch führt Ger., welcher es *srira* schreibt, noch *srira-nnira*, Roorda *srina-nnira*, du selbst, an; in der Gramm. bemerkt Ger., und so auch Brückner, daſs es mit Pron. poss. die reflexiven Pronomina bildet. In Crawf. Handschr. des B. Y. 3, *b.* Übers. habe ich *sarira-nné* sogar für er (ihn) gefunden. Das Merkwürdigste, und was meine Vermuthung, sogar in ihrer weitest möglichen Ausdehnung, geradezu bestätigen könnte, ist, daſs Roorda *sarira* auch in der Bed. du (*gij*) aufführt. Die subst. Natur des *sira* ist auch wirklich die passendste Erklärungsweise des unten vom Verf. erwähnten verschiedentlich eigenthümlichen Gebrauchs dieses Wortes. Wenn man meine Herleitung, wie man wohl thun muſs, auf das Pron. der 2. Pers. ausdehnt, so erklärt sich durch sie auch auf eine ganz einfache Weise, je nachdem man das Pron. poss. der zweiten oder der dritten Person ergänzt (dein Körper, sein Körper), wie dasselbe Wort zugleich für die zweite und dritte Person dienen könne. Ich hoffe, in meiner Erklärung des B. Y. im Anhange noch Gelegenheit zu haben, einige Beweise mehr für meine Aufstellung anzuführen. B.]

(²) B. Y. 76, *a. tri sira*, drei Häupter; 113, *b.* Anh. Jav. Kr. *sirah.* Sanskr. शिर्, *s'ira*, und शिरस्, *s'iras.*

(³) Beide Wörter finden sich B. Y. 82, *b.* S. ferner 18, *a.* 123, *c.* 124, *a.*

Wo diese beiden Bed. nicht Anwendung finden, da ist *sira* wirklich das selbstständige Pron. der 3. Pers., von welchem *hira*, euphonisch verändert in *nira* u. s. f., das zum Besitzpron. dienende Suffixum ist, wie *ku* von *aku* (1. Pers.), *mu* von *kamu* (2. Pers.). Diese meine aus der Zergliederung der Texte geschöpfte Meinung finde ich auch durch Hrn. Roorda's Briefe bestätigt. Er sagt darin ausdrücklich, nachdem er *sira* als Pron. 2. Pers. aufgeführt hat, dafs es auch er (*il*, *lui*) bedeuten könne. Das Kawi weicht also hierin vom heutigen Jav. ab, in dem kein selbstständiges Pron. der 3. Pers. mehr vorhanden ist. Auf die gesagte Weise wird *sira* im Masc. und Fem. Sing. und Plur. gebraucht. Bisweilen steht es nicht geradezu und blofs als Stellvertreter des Nomens, sondern wird mit einem gewissen besondren Nachdruck gesetzt, und kann sogar wie das *déwé* des heutigen Jav. durch selbst übersetzt werden. Denn es steht auch wohl das Nomen selbst als Subject in dem nämlichen Satz. Hieraus wird der Gebrauch bei Eigennamen noch begreiflicher. Sehr oft aber ist ein solcher Nachdruck gar nicht darin bemerklich. *Sira* hat, wie alle Jav. Pronomina, keine Casusveränderung, sondern nur die Verwandlung in das, allemal suffigirte Possessivum, die man allenfalls als einen Genitiv ansehen kann. *Sira* kann daher Nominativ und Subject, allein es kann auch Accusativ und Object, und mit hinzugedachter Präposition, oder ohne solche, jeder Casus obliquus sein. In einigen Stellen kann es gar keinen andren Sinn haben, als er oder sie (¹), es ist in diesen offenbar Subject und steht im Nominativ; in andren bleibt dies wenigstens das Wahrscheinlichere (²). Im heutigen Jav. ist zwar das Subject immer unmittelbar mit dem Verbum verbunden, und geht demselben voraus; dies kann aber hier nicht entscheiden, da es im B. Y. offenbar nicht immer der Fall ist. In einer andren Anzahl Stellen aber ist *sira* deutlich ein Casus obliquus, oder wird wenigstens natürlicher als ein solcher angesehen (³).

Wenn man die kleine Lautveränderung von *y* in *r* annimmt, so kommen *sira* und sein Affixum mit dem Bisayischen Pron. 3. Pers. überein. Denn dieses lautet selbstständig und als Subject im Nom. *siya*, als affigirtes

---

(¹) 107, *b.* 107, *d.* 9, *a.* 84, *c.*

(²) 107, *c.* 21, *a.* 91, *b.* 288, *c.* 116, *d.*

(³) 124, *b.* 7, *a.* 10, *a.* 74, *b.* 103, *a.* 591. *c.*

Poss. *iya* und *niya*. Die Tag. Sprache setzt noch *kan* vor *iya*. Nur brauchen diese Sprachen nie *siya*, sondern immer mit gewissen vorgesetzten Sylben *iya* und *kaniya* als Cas. obliq., so daſs sich die Construction deutlicher in ihnen darlegt. Der Bis. Dialekt hat auch im Plur. neben *sila* noch *sira*, und dies wird vor Eigennamen so gebraucht, daſs es die genannte Person mit ihrer Familie anzeigt, wie bei Homer *οἱ ἀμφὶ* und im Sanskrit als Endung आदयः, *âdaya*. Dies läſst sich aber durchaus nicht auf alle Stellen, wo *sira* im Kawi steht, anwenden; 124, *a*. wird es von Arjuna da gebraucht, wo er ausdrücklich ohne alles Gefolge (*tan tumut*) geht.

Bloſs als Possessiv-Suffixum kommt das aus dem Mal. bekannte, im Jav. nach Gericke nur in der Dichtersprache gebräuchliche *nya* sehr häufig vor. Es ist wohl eine Zusammenziehung des Tag. *niya*. Beispiele aus dem B. Y. sind *ratu-nya*, sein Fürst (1); *susu-nya*, ihre Brüste (2). Es dient auch, wie *nira*, Partikeln zu bilden: *hêtu-nya*, seine Ursach, weil (3).

Hê ist, da Raffles das lange *e* (*taling*) nicht immer zum Unterschiede vom kurzen (*pepet*) accentuirt, nicht immer leicht zu erkennen, kommt aber in mehreren Stellen deutlich vor (4). In einigen dieser Fälle, wie *suku-nê*, ist, bis auf die vernachlässigte Verdoppelung des *n*, die heutige euphonische Regel befolgt; in andren aber ist eine wirkliche Zusammenziehung vorgegangen: *nrepê Hastina*, den König von Astina (115, *b*.). Auch erscheint das Pron. mit einem festen *n*, welches nach *ng* in *dateng-nê satrunira*, die Ankunft seiner Feinde (eig. ihre Ankunft seine Feinde), besonders auffallend ist. Diese Abweichungen von den Jav. Lautgesetzen sind wohl nur dem Kawi eigen.

§. 6.

Von selbstständigen Sanskrit-Partikeln sind mir nur folgende bis jetzt im Kawi vorgekommen:

---

(1) 99, *b*.

(2) 24, *a*.

(3) Raffles. II. *App. p.* 170. *col. b. because.* हेतु, *hêtu*, Ursach.

(4) *Tusthanê manah*, Freude der Seele, 29, *a*. und 109, *a*.; *sukunê sang pejah*, die Füſse des Todten, 605, *a*.

यदि, *yadi*, wenn. Das Jav., im B. Y. auch gebrauchte Wort ist *yan*, *if*, Crawf. *Voc.*, und *yên* (1), die ich im Mal., Tag. und Mad. nicht finde. यदि, *yadi*, zeigt sich im Kawi als *yadhi* (2), *yadhin* oder *yadhên* (3), *yadhyan* (4).

परम्पर, *parampara*, einander (wenn man dies hierher rechnen will), im Kawi (Raffles. II. *App. p.* 173. *col. b.*) *parampara*, aber in der Bed. so viele, so viel als (*as many, as much as*), die Verdopplung des Wortes *para*, alle.

सह, *saha*, mit (Raffles. II. *App. p.* 172. *col. b.*), ist bald als untrennbar, bald als selbstständig anzusehen. Es ist auch im Basa-Krama (Ger.). In diesem und dem Ng. zugleich gilt in derselben Bed. *sarta* (Ger.), das Mal. *serta*. Dies ist das Sanskr. सार्थ, *sârtha*, nur nicht in den bestimmten Bedeutungen dieses Worts, sondern in der allgemeinen, seiner Abstammung aus स, *sa*, und अर्थ, *artha*, angemeſsnen, mit Dingen. Es hat vermuthlich eine Präpos. सार्थम्, *sârtham*, mit, ganz ähnlich gebildet als सार्द्धम्, *sârddham*, gegeben.

Aus der Bed. mit entsteht ein doppelter grammatischer Gebrauch des untrennbaren *sa*:

a. zur Bildung von Adverbien aus Subst. (Ger. Gramm. S. 68.)

b. zur Bildung gerundiver Constructionen (s. oben S. 45.), die als ganze, durch *sa* in adverbialische Form gebrachte Redensarten anzusehen sind: bei seinem Sehen, als er sah, *eo vidente*. Denn auch die Construction der absolut gestellten Participia verwandelt ganze Sätze in Adverbia, wo nur Zeit, Ort, Ursach u. s. f. durch Begebenheiten, Umstände, materielle Verkettungen u. s. f. angegeben sind.

Im Mal. heiſst die untrennbare Partikel, wo sie nicht eins, *sa*, ist, oder nicht noch ganz sichtbar die Bed. von mit an sich trägt, *se* (5), hat aber denselben Gebrauch (Marsden. *Gramm.* 90. Vgl. auch *p.* 35.).

---

(1) Raffles. II. *App. p.* 153. *if.* Crawf. *Voc.*

(2) B. Y. 8, *d.*

(3) B. Y. 127, *d.*

(4) B. Y. 80, *a.* 125, *d.*

(5) Marsden scheidet (*Gramm.* 93.) die untrennbare Präp. *sa*, die er als eine Abkürzung von *sāma*, mit, zusammen, oder von *sātu*, eins, ansieht, von der adverbialen Partikel *se.*

Samantara (s. Anh. 17, *b.*) ist aus Sanskr. Partikeln zusammengesetzt, aber nicht selbst im Sanskrit üblich. Crawf. *Voc.* führt es in der Bed. sogleich, bald darauf (*forthwith, shortly*) an. *Semantāra* im Mal. bedeutet: unterdessen (Adv.), während (Präpos. und Conjunction). Im B. Y. finde ich es 17, *b.* 22, *b.* 115, *a.* 119, *c.*; in zweien dieser Stellen ist mir die Bed. noch nicht sicher, in den zwei andren scheint es aber darauf zu heiſsen.

Wenn man diese, enger mit der grammatischen Sprachform verbundenen Wortclassen ausnimmt, so habe ich keine Regel in der Aufnahme Sanskritischer Wörter bemerken können; sie kommen für alle Arten von Gegenständen und Begriffen vor.

Ihr Laut ist rein erhalten, indeſs allerdings nicht ohne Ausnahme. Einige in die Volkssprache übergegangene Wörter haben Veränderungen erfahren, auch ist die Bedeutung nicht immer ganz dieselbe, und endlich liegt ein Grund kleiner Entstellungen in einigen Sanskritischen, im Javanischen ungewöhnlichen Lauten. Sehr viel muſs man aber hiervon auf die durchaus incorrecte Übertragung der Javanischen Buchstaben in Lateinische bei Raffles schieben, wo sehr oft z. B. *e* für *a* und *i*, *o* für *u* steht. Dagegen sieht man aber doch an mehreren Wörtern, daſs das alte Gedicht den Indischen Laut reiner erhalten hat, als die heutige Sprache. So ist जगत्, *jagat*, Welt, im B. Y. 4, *c. jagat*, bei Ger. aber *jagadh*. Diese hier aufgezählten Fälle abgerechnet, läſst sich ein Sanskritwort immer in Laut und Bedeutung rein aus den es oft vorn und hinten begleitenden, und selbst in sein Inneres eindringenden Javanischen grammatischen Sylben ausscheiden.

Beispiele wesentlicher Veränderungen, die zum Theil nur haben durch häufigen Volksgebrauch entstehen können, sind folgende: *bathara* (s. 1. Buch. S. 236.), Mal. *batāra*, Tag. noch mehr abweichend *bathala*, अवतार, *awatâra*; *bra*, *brah*, Gold, अभ्र, *abhra* (s. zu 84, *c.*); *datulaya*, Pallast (Raffles und Crawf.), vom Jav. *ratu*, Fürst, und आलय, *âlaya*; *nugraha*, Gabe, Segen, अनुग्रह, *anugraha* (s. zu 4, *a.*); *yuta*, eine Mil-

---

Ich halte beide für dasselbe Wort. Wo das Bewuſstsein des Ursprungs sich erhalten hatte, ist der Vocal unverändert geblieben, wo dies Bewuſstsein sich verlor und Häufigkeit des Gebrauchs hinzukam, hat er sich zu *e* abgestumpft. Marsden selbst gesteht, daſs in einigen Fällen beide Vorschläge schwer zu unterscheiden sind. Über den Zusammenhang aller Bedeutungen von *sa* s. unt. §. 9.

lion (Raffles. I. 414. II. *App. p.* 172. *col. a.*), im heutigen Jav. *sa-yuta*, wo das *sa* eins heiſst (Ger. Gramm. 30. 31.), अयुत, *ayuta*, oder नियुत, *niyuta* (B. Y. 114, *c. yuta*, wo aber der Anfangsvocal wegen des unmittelbar vorhergehenden *a* elidirt sein kann); *Pandutmaja*, von पाण्डु, *Páṇḍu*, und आत्मज, *átmaja*, Sohn des Pâṇḍu (34, *d.*); *gama* (es giebt aber auch *hagama*), Glaube, Religion (Ger.), आगम, *ágama*; *kudha*, Pferd, घोट, *ghóṭa* (6, *a.*); *byakta*, sichtbar, offenbar, व्यक्त, *wyakta* (s. zu 7, *a.*); *banchana*, Betrug, वञ्चन, *wañchana* (s. zu 588, *b.*); *panah* (137, *c.* Mal. *pānah*, Tag. *pana*), Pfeil, वाण, *wáṇa*; *rasaksa*, Dämon (Raffles), राक्षस, *rákshasa*; *jeng*, Fuſs (32, *c.*), जङ्घ, *janggha*; *kethi*, 100,000 (Raffles. I. 414. Crawf. Ger. Gramm.), कोटि, *kóṭi*. *Marwata* (120, *d.* 590, *a.*) neben *parwata* (99, *b.*), Berg, führe ich hier nicht an, da auch im Sanskrit die Wurzel, von der पर्व्वत, *parwata*, abgeleitet wird, sowohl मर्व्, *marw*, als पर्व्, *parw*, heiſst, mithin auch das abgeleitete Subst. leicht schon in Indien zwei Formen haben konnte. Einige Wörter finde ich im B. Y. rein, und in späteren Quellen verändert; so ist Weib im B. Y. (41, *d.*) richtig *strí*, स्त्री, *strí*, in Raffles Kawi-Wörtern (II. *App. p.* 167.) *istri*, im heutigen Basa-Krama, namentlich zur Bezeichnung des Weiblichen bei Thieren, *hèstri* (Raffles). Ebenso ist Landesherrscher im B. Y. *bupati* (17, *d.*), भूपति, *bhûpati*, aber als Titel des Jav. Adels, aus dem die Districtaufſeher genommen werden, in Crawf. *Voc. bopati.* Dagegen kann *haji*, König, Fürst, nicht leicht etwas andres, als eine verderbte Aussprache von आदि, *ádi* (der Erste), sein; und viele Eigennamen und der beständige Gebrauch im B. Y. (24, *d.* 25, *d.* 26, *b.*) beweisen, daſs diese Entstellung des Wortes schon alt ist. Gleichwohl ist nach Ger. auch *hadhi*, der erste, vornehmste, ein Kawi-Wort. Die so eben von *haji* gegebene Herleitung bestätigt sich durch das Mal. *ūjan*, *hūjan*, Regen, von उद, *uda*, Wasser, Jav. Ng. *hudhan*. Die unter den obigen Wörtern im heutigen Javanischen schon veralteten zeigen durch ihre Form, daſs ehemals viele Kawi-Ausdrücke wirklich im Munde des Volks waren, und sich so von ihrem ursprünglichen Laute entfernten.

Veränderte Bedeutung findet sich in mehreren der über 1000 aufsteigenden Zahlen: *laksa*, 10,000 (Raffles. I. 414.), लक्षा, *lakshá*, 100,000; *kethi*, 100,000 (*ib.*), कोटि, *kóṭi*, 10 Millionen; auch *yuta*, Million (s. ob.), scheint eher अयुत, *ayuta*, 10,000, als नियुत, *niyuta*, Million, zu sein.

Feinere Nüancen der Begriffe kommen natürlich oft in mannigfaltiger Verschiedenheit vor.

Im heutigen Jav. ist der Unterschied bisweilen so groſs, daſs man auf den ersten Anblick über die Ableitung irre wird. So ist *kerta*, Kr. und Ng., bei Ger. Ruhe, Friede; dennoch ist das Wort nichts, als das Sanskr. कृत, *kṛita*, gemacht, wie man deutlicher aus *karta*, bei Crawf. *Voc.*, gute Ordnung in einer blühenden Regierung, Polizei, sieht. Es kommen auch Wörter vor, die zwar gleichbedeutend mit Sanskritischen sind, aber diese Grundbedeutung auf Begriffe weiter übertragen, in welchen wir das Sanskritwort nicht kennen; so heiſst *manik*, von मणि, *maṇi*, zwar ein kostbarer Stein (nach Raffles. II. *App. p.* 162. *col. b.* eine Art harten schwarzen Steines), aber auch: die Regenbogenhaut des Auges (*iris*) (1) und die Mitte, der Mittelpunkt (Crawf. *Voc.*). Im B. Y. finde ich diese letzte (287, *b.*) und die erste Bed. (99, *a. manik sarwawarna*, Edelsteine von allen Farben.)

Am häufigsten sind die kleinen aus ungewohnter Aussprache entspringenden Lautveränderungen, auf deren manche aber auch Raffles Schreibung Einfluſs hat.

Auslassung eines *y*. *Wagra* (135, *b.* Raffles. II. *App. p.* 169. *col. a.* Crawf. *Voc.*), Tiger, व्याघ्र, *wyâghra*.

Aussprache und Schreibung des Indischen Vocal-*r*. नृप, *nṛipa*, नृपति, *nṛipati*, *nerepa* (92, *b.*), *narepa* (84, *a.*), *naropa* (115, *b.*), *nerpa* (84, *a.* 92, *b.* Raffles. II. *App. p.* 170. *col. a.*), *narpo* (Crawf. *Archip.* II. 174. *col. a.*), *nerpati* (27, *b.*), *nerepati* (88, *d.*) (2); हृदय, *hṛidaya*, Herz, *redhaya* (287, *b.*), *wardhaya* (Crawf. *Voc.*); मृदङ्ग, *mṛidangga*, eine Art Trommel, *merdhangga* (104, *d.*); कृति, *kṛiti*, कृत, *kṛita*, von कृ, *kṛi*, machen, *kerti* (Raffles. II. *App. p.* 173. *col. a.* Crawf. *Voc.*), *kerta* (s. oben); दृष्टि, *dṛishṭi*, Auge, Gesicht, *drasti*, weit geöffnetes Auge (Raffles. II. *App. p.* 169. *col. a.*); भृत्य, *bhṛitya*, Diener, Söldner, *bretya* (s. zu 111, *a.* 591, *c.*), in Crawf. *Voc.* durch Heer übersetzt.

Der Doppelconsonant *dw*, द्व, wird durch einen Vocal getrennt, oder durch Weglassung von *d* oder *w* zum einfachen gemacht. Dies letztere geschieht auch im Sanskr. Stamm in δὶς und *bis*. ***Duwara***, Thür (Raffles. II. *App. p.* 173. *col. a.*), द्वार, *dwara*; ebenso ist *swēta*, weiſs (104, *a.*), *sētta* (Crawf. *Voc.*), श्वेत, *s'wēta*; *dipangga*, *dirada* (Raffles. II. *App. p.* 169. *col. a.*), *dhiradha* (Crawf. *Voc.*), Elephant, द्विप, *dwipa*, द्विरद, *dwirada*; *wija*, Priester (Crawf. *Voc.*), द्विज, *dwija*; *waja*, Zahn (Crawf. *Voc.*), von द्वाज, *dwâja*, für द्विज, *dwija*, wie in द्वादशन्, *dwâdas'an*, zwölf, und द्वापर, *dwâpara*, Zweifel, und wie im Kawi selbst *duaja* für Vogel (Raffles. II. *App. p.* 170. *col. a.*) in *bara-duaja*, *wild birds or wild fowl, birds of the forest* (¹).

---

(1) [Nach Roorda: Augapfel. B.]

(2) [Dies sind nur Schreibungen in Lateinischen Buchstaben bei Raffles und Crawfurd; die Jav. Schrift hat dafür Ein bestimmtes Zeichen, nach welchem man *nerpa*, *nrepa* oder *nerepa* aussprechen muſs. B.]

Von *ksh*, क्ष्, wird das *k* abgeworfen. क्षत्रिय, *kshatriya*, Crawf. *Voc.* *satriya*, *princes of the blood, a soldier, a man of the military class*, und bei Raffles (II. *App. p.* 175.) *a nobleman*, (*ib. p.* 169. *col. a.*) *a young unmarried man, bachelor*.

Das Wisarga wird nicht beachtet, weder im Nomin. der mit Vocalen endenden Wörter, noch in der Mitte. ***Dhuka***, Schmerz, Trauer (34, *a.*), दुःख, *duḥkha*, wie *suka*, Freude, Vergnügen (Raffles. Crawf. Ger.), सुख, *sukha*. *Nir*, verlieren (Ger.), *lost, to lose* (Crawf. *Voc.*), und *dur*, schlecht (*dhur*, *bad*, Crawf. *Voc.*), werden, wie es scheint, in ihren Endbuchstaben als unveränderlich angesehen, und erscheinen nun meistentheils zwar nach Sanskritischen Regeln richtig, wie in *nirmala*, rein, fleckenlos (3, *b.*), *dhurga*, schwer zugänglich (107, *b.*), aber auch bisweilen falsch, wie in *dhursila* (schlecht, boshaft, Ger.; *a thief, a rogue*, Crawf. *Voc.*), von दुस्, *dus*, schlecht, und शील, *s'ila*, Charakter (²). Wenn man aber

---

(¹) Die natürlichste Ableitung dieses Worts ist die von भर, *bhara*, viel, und द्वाज, *dwâja*, Vogel, also die Benennung von der Menge hergenommen. *Bara* ist ein Jav. Wort für 10 Millionen, also eine bestimmte Menge für eine unbestimmte, von भर, *bhara*. Dies Wort bedeutet auch ein bestimmtes Maaſs, und भार, *bhâra*, ein Gewicht; dem Mal. *bhāra* giebt Marsden einen Arabischen Ursprung. Das Sanskr. भरद्वाज, *bharadwâja*, heiſst Feldlerche (*skylark*), und wird nach Wilson von भरत्, *bharat*, *upholding*, und वाज, *wâja*, Flügel, abgeleitet. Vielleicht aber ist die obige Ableitung einfacher, und nur, wie so häufig, eine allgemeine Benennung auf ein einzelnes Thier fixirt worden. Dafür spricht auch der Name des Muni Bhâradwâja, ein Zwiegeborner von dem Goldgewicht *bhâra*. Ob nicht auch वाज, *wâja*, ein Muni, abgeleitet von वज्, *waj*, gehen, bloſs eine Lautveränderung von द्विज, *dwija*, sein sollte?

(²) [Raffles schreibt in seinem B. Y. (37, *a.* 38, *d.* 138, *d.*) immer richtig *Dusasana*

dhurta, lasterhaft (*tyrannical, vitious*, Crawf. *Voc.*), ebenso erklären wollte, so müſste man auf दुष्ट, ***dushṭa*** (*improbus*), fallen und ein gänzliches Verkennen dieses Worts annehmen. Man könnte zwar ***dhurta*** auch von धुर्, ***dhur***, धूर्, ***dhûr*** (tödten, beschädigen), ableiten, von dieser Wurzel lautet aber das Part. praet. pass. धूर्ण, ***dhûrṇa***. दुष्ट, ***dushṭa***, ist im B. Y. (37, *b.*) richtig ***dustha***, und so bei Raffles übersetzt (II. *App. p.* 173. *col. b.*) durch **Dieb**, und (*ib. p.* 167.) durch **schlecht**, Crawf. *Voc. wile, stratagem,* 2) **stehlen**.

Das **Anuswâra** wird in Raffles, wie der letzte Buchstabe des Jav. Alphabets, durch den Nasenlaut *ng*, der als ein einfacher zu betrachten ist, wiedergegeben, und steht gewöhnlich ganz richtig so angezeigt, wie in ***singha***, Löwe (77, *a.*), सिंह, ***singha***, ***sangsaya***, Zweifel, Furcht (3, *c.*), संशय, ***saṇśaya***. Ebenso geschieht es mit den Nasalen der beiden ersten Sanskr. Consonanten-Classen: ***sangka***, Muschel als Blaseinstrument (113, *d.*), शङ्ख, ***śangkha***, ***sangga*** (s. 1. Buch. S. 274.).

Das **Guna** ist in zusammengesetzten Sanskr. Wörtern oft beibehalten; ***narêndhra*** (25, *b.*), ***kagêndhra*** (104, *c.*), ***surêndhra*** (96, *d.*), ***Korawêswara*** (7, *b.*), ***singottama*** (131, *d.*), aus सिंह, ***singha***, Löwe, und उत्तम, ***uttama***, der vorzüglichste; da sich aber auch häufige Vernachlässigungen des zusammengezogenen Lauts finden, wie ***narindra*** (98, *b.*), ***nariswara*** (Raffles. II. *App. p.* 170. *col. a.*), und *ê* und *i*, *o* und *u* beständig verwechselt werden, so läſst sich nicht mit Sicherheit auf ein eigentliches Gefühl des Guna beim Gebrauche desselben schlieſsen. Wo ich aber ein Wort mit Guna Jav. geschrieben finde, hat es bei der Zusammenziehung von *a* und *i* ein langes *e*.

Das **Wriddhi**-*a* läſst sich in der Jav. Schrift nicht unterscheiden, und die Diphthongen *ai*, ऐ, und *au*, औ, lassen sich in ihr gar nicht ausdrücken, da sie dieselben nicht besitzt, und zwei auf einander folgende Vocale nicht bezeichnen kann. Wo daher zwei Vocale in zusammengesetzten Wörtern zusammenstoſsen, wird ein *h* oder *w* dazwischengesetzt; so (100, *c.*) ***ma-w-udhan***, von उद्, ***uda***, Wasser (***hudhan***, Regen, Ger.). Man findet zwar bei Raffles (603, *b.*) ***sumaiwaka***; wenn aber dies, mir bis jetzt nicht klare

---

(दुःशासन, ***Duhśâsana***), aber Crawfurd's Handschrift in allen diesen Stellen ***Dhursasana***. B.]

Wort (¹) sonst richtig geschrieben ist, so heiſst es in Jav. Schrift gewiſs *sumahiwaka*. Nun wird zwar auf dem Titelblatt der Übersetzung des Neuen Testaments von Brückner ἡ καινὴ διαθήκη Jav. *ê kahinê dihathêkê*, und also der Diphthong *ai* durch *ahi* geschrieben. Es fragt sich aber sehr, ob dies in alten Handschriften geschah, und ob also jenes Wort ein wriddhirtes *i* enthalten kann? *Au* findet sich bloſs mit *u* geschrieben in dem Namen द्रौपदी, *Draupadî* (B. Y. 80, *c.* und Crawf. *Voc. Dhrupadhi*); hier ist also das Wriddhi des Patronymicums ganz übergangen. *Somya* (32, *d.*) halte ich für सौम्य, *saumya*, mild, gefällig, schön; *sumya* bei Crawf. *Voc.* (zahm) halte ich für dasselbe Wort.

Die in die Kawi-Sprache aufgenommenen Sanskritwörter werden nun mit den Javanischen grammatischen Sylben umkleidet, und erhalten dadurch eine bisweilen bis zur Unkenntlichkeit veränderte Gestalt. Dies wird bei der Entwicklung der einzelnen Theile der Kawi-Grammatik deutlicher hervorgehen; hier, wo es nur darauf ankommt, zu zeigen, wie die Sanskritwörter im Kawi erscheinen, begnüge ich mich, die Veränderungen einiger beispielsweise, für jetzt ohne weitere Erklärung, aufzuzählen.

भुक्ति, *bhukti* (Handlung des Essens), *b-in-ukti, ma-mukti.*
द्विज, *dwija* (Vogel, Zahn, Brahmane), *dhwija, dhwijangga.*
घुष्, *ghush* (tönen), घुषित, *ghushita, gosthi, g-in-usitan.*
मानुष, *mánusha* (Mensch), *manusa, ka-manus-an.*
कार्य, *kárya* (That), *karya, k-in-arya, ma-karya.*
स्तु, *stu* (loben), स्तव, *stawa*, स्तुति, *stuti* (Lob), *ka-stawa, nga-stawa, ng-um-a-stawa, ma-stwa-ken, hin-a-stawa-ken, nga-stuti, manga-stuti, na-stuti.*
अर्णव, *arṇawa* (Meer), *mang-arnawa.*
शब्द, *śabda* (Schall), *sabdha, ma-sabdha, pa-sabdha, s-in-abdha.*
वचन, *wachana* (Rede), *ma-wachana.*
अभिवाद, *abhiwáda* (Begrüſsung), *hin-abiwadha.*
उपकार, *upakára* (Hülfe, Gegendienst), *pang-upakara.*
रण, *raṇa* (Schlacht), *rana, ranangga, rananggana.*
शेखर, *śêkhara* (Blumenkranz, der auf dem Scheitel getragen wird), *sekar, s-in-ekar.*

(¹) S. unt. §. 14.

Das bei der Zergliederung der Kawi-Sprache zuerst Nothwendige ist, zu bestimmen, in welchem grammatischen Zustande die Sanskritwörter in sie aufgenommen werden. Hier zeigt sich nun, daſs auf der einen Seite zwar die Sanskritwörter ihrer ihnen beiwohnenden Flexion beraubt, aber auf der anderen Seite doch aus der wirklichen Rede, aus dem Leben für das Leben entnommen werden. Es geht also keine Wurzel und keine Grundform über; es wird aber vom flectirten Zustande der Nominativ des Sing. der Nomina (Subst., Adj., Participia) erhalten, und dadurch der in dem eben angegebenen allgemeinen Verfahren liegende Widerspruch ausgeglichen. Der so übertragene Nominativus dient dann im Kawi zur Grundform, und durch und an ihm wird auch das Verbum gebildet. Indeclinabilia gehen natürlich unverändert über.

Diese allgemein vorausgeschickten Grundsätze werde ich nun einzeln durchgehen und mit den nöthigen Beweisen belegen.

1. Übergang flectirter Formen. Die 3. Pers. sing. praes. und imper. von अस्, *as*, sein, bilden im Sanskrit Indeclinabilia, अस्ति, *asti*, und अस्तु, *astu*, und beide sind in das Kawi übergegangen: *asti*, *it is, it was* (Raffles. II. *App. p.* 170. *col. a.*) (1); अस्तु, *astu*, findet sich in *satyastu* (4, *b.*) und *yadhyastun* (608, *c.* — das *n* ist Jav. Wohllautszusatz), das letzte aus यदि, *yadi* (wenn), wenn — es sei! also obgleich, das vorletzte aus सत्य, *satya*, wahr, wahr sei es! also sicherlich, oder von सति, *sati*, Gabe, also gewährt sei! Das eine und andre paſst zur angeführten Stelle (2). Für den negativen Begriff von *asti*, es ist nicht, hat Raffles (*l. c.*) *aspi*, was ich durchaus nicht zu erklären weiſs (3). In Raffles Kawi-Wörterbuch (II. *App.*

---

(1) [Auch Roorda führt es auf, aber nicht Crawf. In Texten ist es mir noch nicht vorgekommen. B.]

(2) [4, *b.* hat Crawf. Handschr. *swastastu*; es läſst sich nicht läugnen, daſs *astu* als Imper. in beiden Stellen, vorzüglich aber in der Verbindung mit *yadhi*, Schwierigkeit macht. Ich will daher die Sache im Anhange noch einmal aufnehmen. Übrigens findet sich weder das einfache *astu*, noch die obigen Zusammensetzungen, in irgend einem Wörterbuche. B.]

(3) [Roorda führt ebenfalls im Kawi *haspi*, nicht existiren, ist nicht, auf, ferner im Ng. und Kr. das Adj. *ngaspi*, einsam, todtenstill, düster (*somber*), und in derselben Bed. *hangngaspi* in dem Beispiel *manjing guwa hangngaspi*, in eine einsame Grotte gehn. Im B. Y. 40, *c.* giebt die Erklärung *tis-tis* durch *haseppi*; ich hielt dies sogleich für die genauere Form des obigen *aspi*, und wurde dadurch auf die wahre Ableitung des

p. 171. *col. b.*) kommt *lunati*, *to cut, chop*, vor, was genau die 3. Pers. sing. praes. von लू, *lú*, ist; und die Bildung des Worts als Nomen läſst sich nicht erklären, da es kein hier passendes Sanskr. Suff. *ti* giebt, das an *lúna*, das Part. praet. pass. der Wurzel, getreten sein kann. Das Wort aber als eine Sanskr. Verbalform im Kawi anzusehen, widerspricht der gesammten Sprachanalogie; und wenn das Wort, das ich sonst nicht finde, richtig ist, muſs es auf irgend eine Weise aus *lú* zum Nomen gebildet sein (¹). Einige Wörter im B. Y., *kundani*, *nimitani*, *sabdhani*, *warnani*, könnte man, ihrer Endung nach, für geschlechtslose Sanskr. Plural-Nominative ansehen. Dies ist aber nur scheinbar; das *ni* ist das, nach Vocalen sich so verwandelnde *hi*, welches theils eine Endung transitiver Verba, theils, wie im Jav. (S. 44.) *hé*, das Pron. poss. der 3. Pers. ist, das auch den Genitiv andeutet und Partikeln bildet, so *nimitani*, deshalb (B. Y. 20, *c.* 115, *d.*). Da *śabda* ein Sanskr. Masculinum ist, so sieht man schon bei diesem Worte, daſs an jene Flexion nicht zu denken ist. So kommt B. Y. 99, *c.* *sabdha-ni méga*, der Schall der Wolke, vor. Ich ziehe auch *saksat*, साक्षात्, *sák-shát*, hierher, da es für eine Ablativform gehalten wird (²). Es ist im Sanskrit indeclinabel, und dient als Präp., vor, im Angesicht, als Adv., deutlich, offenbar, und als Conjunction, *as, like*. In dieser letzten Bed. finde ich es im B. Y. 10, *d.*; s. auſserdem noch 6, *b.* Zu den flectirten Wörtern gehört im Sanskrit auch der Infinitivus; und ich erinnere mich nicht, die ihm eigenthümliche Endung *tum* an Sanskr. Wörtern im Jav. oder Kawi gefunden zu haben (³).

Wortes geführt, nämlich von *sepi*, leer, einsam, öde, ruhig (Crawf., Raffles, Roorda, der es als Kawi-Wort angiebt, Mal. *sepī*, sanft, z. B. vom Winde), mit vorgesetztem *ha*. Es ist also ein Wort des Mal. Stammes. Die Sprache gab auch keine Möglichkeit an die Hand, in *pi* eine Verneinung zu finden. Ich zweifle nun auch etwas an der genauen Richtigkeit der Bed. nicht sein. S. noch Anh. 40, *c.* B.]

(¹) [Ich finde das Wort auch nur noch bei Roorda, welcher überhaupt in solchen Fällen mit Raffles übereinzustimmen pflegt, auch als Kawi-Wort, und mit derselben Bed. B.]

(²) Bopp. Deutsche Gramm. r. 675. Anm. **) Ich gestehe aber, daſs mir diese Abl. nicht recht einleuchtet. Sie dürfte schwerlich eine Analogie für sich haben; der, eher eine Entfernung bezeichnende Ablativ paſst nicht zu सं, *sam*, und die Ableitung der Indischen Grammatiker von अत्, *at*, beständig mit dem Auge gehen, ist dagegen sehr natürlich.

(³) Marsden fügt dem Mal. Worte *hantam*, schlagen, niederschmettern, हन्तुम्, *hantum*,

2. Übergang Sanskritischer Wurzeln. Ich untersuche hier wieder die einzelnen Fälle, welche Ausnahmen von der oben angegebenen Regel zu bilden scheinen. *Hangkas hangkas* findet sich in Crawf. *Voc.* in der Bed. *being in prospect, prospective, presumptive*; im B. Y. 609, *d.* ist mir seine Bed. noch ungewiſs; es könnte nun allerdings von काश्, *káś*, scheinen, abgeleitet sein. Im Mal. ist *añgkas* Äther, der obere Luftraum, आकाश, *ákáśa*, im Kawi *hakasa* (¹). *Ngol* oder *hangol* im B. Y. 33, *d.*, einschlieſsen, umarmen, kann von कूल्, *kúl*, *to cover, to hide, to screen, to enclose* (Wilson), kommen. Wilkins hat mehr die abgeleitete Bed. des Vertheidigens, aus der sich aber nicht so, wie aus der ursprünglichen des Aufnehmens, Einschlieſsens, alle Derivata herleiten lassen; ich erinnere hier an कूलं, *kúlam*, Teich, Pfuhl, und das Jav. *kulah*, Wassergefäſs. Bei *lut*, *lot*, Pass. *l-in-ut* (vgl. besonders 589, *b.*), so wie dem Mal. *lut* (*to enter, penetrate, pierce*, Marsd. *lot*, *to retreat, fall back*, Crawf. *Voc.*), könnte man an die Sanskrit. Wurzeln लुट्, लुठ्, *luṭ*, *luṭh*, denken, welche heftige Bewegung, Wälzen, Schlagen, Zerreiſsen, Zerstören andeuten. Wenn das Zusammentreffen dieser Wörter nicht zufällig ist, so sind sie doch noch nicht beweisend, da, wie das Beispiel des Mal. *añgkas* zeigt, man sie auf Sanskrit. Substantiva auf *a* zurückführen könnte. Die Einwendung, daſs es von diesen Wurzeln nicht gerade hierher passende derivirte Nomina in dem uns bekannten Sanskrit giebt, dürfte bei dem, gewiſs bei weitem nicht ganz auf uns gekommenen Reichthum der Sprache wohl hier nicht gemacht werden können. Entscheidender, ob ein Kawi-Wort unmittelbar eine Sanskritwurzel oder ein derivirtes Nomen ist? würden Fälle mit Wurzeln in *i*, *u* und Vocal-*r* sein, weil bei diesen sich durch die Verwandlung in ein Nomen der ganze Laut des Wortes ändert. *Rĕh*, das im B. Y. öfter vorkommt (s. Anh. zu 5, *a.* 109, *c.* 604, *d.*) und in Raffles Kawi-Wörterbuch (II. *App. p.* 170. *col. b.* 173. *col. a.*) *conduct, proceeding, manner, action*, und durch Crawf. (*Voc.*) *commands, orders, cause, because* übersetzt wird, ist, wenn man es aus dem Sanskrit ableiten darf, nicht die Wurzel ऋ, *ṛi*, sondern रीः, *rí*, der Nominativ (*going, moving*, Wilson) der Nominal-Grundform र, *ra*; Crawf.

---

als Etymologie hinzu. Er hat dabei aber wohl auch nicht die Endung, sondern nur die Grundsylbe vor Augen gehabt.

(¹) [Auch *hangkasa* nach Roorda, der es nur unrichtig *ngangkasa* schreibt. B.]

(*Voc.*) giebt auch in denselben von Raffles aufgeführten Bedeutungen *ri, conduct, character, behaviour.* In *ka-srep-an*, das durch Liebe (Raffles. II. *App. p.*173. *col. a.*) und Fieber (*l. c. p.*86. Jav. bei Crawf. *Voc. kasreppen, ague, cold fit, cold*) übersetzt wird, für dessen ursprüngliche Bed. ich aber jede heftige und plötzliche Bewegung im Körper oder Gemüth halte (Crawf. ganz Jav. Wörterbuch giebt es durch *kammiwclassan*. Mitleid, Erbarmen, wieder), glaube ich die Wurzel सृप्, *sṛip* (gehn), unverändert zu erkennen. Da sie aber auch ebenso in abgeleiteten Sanskrit. Subst. erscheint, so lieſs sich dieselbe ohne künstliche Zerlegung aus der lebendigen Sprache selbst schöpfen (B. Y. 122, *a.*). Das einfache Wort, *srep, serep*, bedeutet untergehn (von der Sonne) (¹), *hasrep*, *hasrap* (mit vorgesetztem *ha*): kalt, Kälte, geschmacklos, fade; das Mal. *sarap* bedeutet wohlfeil (*reasonable, moderate, cheap*).

Auf diese Weise kenne ich keinen Fall, welcher auch nur ausnahmsweise anzunehmen nöthigte, daſs Wurzeln, als solche, in die Kawi-Sprache übergegangen wären, eine Thatsache, deren Feststellung mir für die Beurtheilung der Natur der Wurzeln selbst wichtig geschienen hat (²).

3. Übergang Sanskritischer Nomina (Subst., Adj. und Partic.). Da das End-*s* (Wisarga) und End-*m* (Anuswâra) des Sanskrit. Nominativs

---

(¹) [Ein nicht zu übergehender Umstand in der Untersuchung ist der, daſs die Formen *srep*, *serep*, *hasrep* und *kasreppan* der höheren Sprache angehören, und das Ngoko-Wort für das Untergehen der Sonne *surup* ist, da man hiernach *serep* für abgeleitet von letzterem, durch absichtliche Änderung der Vocale, halten müſste, und die Ableitung aus dem Sanskrit ganz wegfallen würde. Der Einwurf, daſs *serep* wegen seiner Bedeutung (untergehn) von *hasrep* und *kasreppan* ganz zu trennen sei, wird durch Roorda's Wörterbuch entkräftet, der *serep* auch die Bed. kalt und *kasreppan* auch die von Kälte giebt. Nun fällt es allerdings auf, daſs *surup* in keiner anderen Bed., als der vom Sonnenuntergange, aufgeführt wird, und bliebe es möglich, daſs der Begriff der Gemüthsbewegung, wenn auch nicht der von kalt, geschmacklos, mit jenem in keinem Zusammenhange stände und rein aus dem Sanskrit herzuleiten wäre. Das Mal. *sarap*, wenn es dasselbe Wort, als das Jav. *serep*, ist, würde sogar zu der Annahme zwingen, daſs *surup* eine künstliche Bildung aus *serep* wäre, obgleich mir keine Beispiele absichtlicher Veränderung der Wörter der gewöhnlichen Sprache aus höheren vorgekommen sind. B.]

(²) [Sollte auch eines der oben angeführten Wörter mit der Sanskritwurzel identisch sein, so läge es näher, den Grund in einer ursprünglichen theilweisen Übereinstimmung des Mal. und Sanskrit-Sprachstammes, für welche der Verf. sich an anderen Stellen dieser Schrift erklärt hat, zu suchen, als die Aufnahme einer Wurzel in die Zeit des allgemeinen Indischen Einflusses zu versetzen. B.]

im Kawi weggelassen werden, so gleichen die vocalisch auslautenden Sanskrit-Nomina im Kawi vollkommen ihren Grundwörtern; daſs aber nicht die Grundlaute gemeint sind, beweisen die Fälle, wo der Nomin. im Sanskrit den Endconsonanten des Grundworts abwirſt oder verändert, wie नामन्, *náman*, Grundwort, नाम, *náma*, Nom., *nama*, Kawi; und ebenso दिश्, *diś*, दिक्, *dik*, Kawi *dhik*; हस्तिन्, *hastin*, हस्ती, *hastí*, Kawi *hasti*. Die in स्, *s*, ausgehenden Sanskritwörter verlieren im Kawi dieses ihr primitives, ihnen im Sanskrit auch im Nomin. bleibendes *s*, weil dasselbe, wenn der Nomin. in seinem Laut nicht durch ein folgendes Wort afficirt wird, sich in Wisarga verwandelt: तेजस्, *téjas*, Grundform und Nomin., तेजः, *téjaḥ*, vor einer Pause, *téja*, Kawi. Daſs man Wisarga und Anuswára nicht bezeichnete, mochte daran liegen, daſs dieser Hauch- und Nasenlaut sich vielleicht weder durch das Jav. End-*h*, noch durch das *ng* des Jav. Alphabets, noch durch *s* und *m* genau wiedergeben lieſsen. मनः, *manaḥ*, wird zwar auch im Kawi *manah* geschrieben, aber es läſst sich daraus nichts schlieſsen, da dieser Endlaut in den bei weitem meisten anderen Fällen fehlt. Im heutigen Jav. hängt bei den ein *a* enthaltenden Wörtern die Hinzufügung des End-*h* wohl hauptsächlich davon ab, ob jenes *a* ein reines, oder ein zwischen *a* und *o* schwebendes ist; denn mit dem End-*h* lautet das Wort *manah*, ohne dasselbe *mano*.

Die aufgenommenen Nomina sind theils durch **Kṛidanta**-, theils durch **Taddhita-Suffixa** gebildete. Doch kommen solche vor, welche in unsren Wörterbüchern, wenn auch die Wurzeln vorhanden sind, fehlen, auch einige, deren Bildung gegen die grammatischen Regeln anstöſst, wie *boja*, Speise, Nahrung, von भुज्, *bhuj* (essen).

Ich werde jetzt an einer Reihe von Beispielen zeigen, wie die übergegangenen Sanskritwörter nach ihren verschiedenen Nominativ-Formen im Kawi lauten.

1. Declination.

Masc. *harsa*, हर्षः (*harshaḥ*); *atmaja*, आत्मजः (*átmajaḥ*); *atyanta*, अत्यन्तः (*atyantaḥ*); *baswara*, भास्वरः (*bháswaraḥ*); *buja*, भुजः (*bhujaḥ*); *chandhra*, चन्द्रः (*chandraḥ*); *dharma*, धर्मः (*dharmaḥ*); *dhésa*, देशः (*déśaḥ*); *dhina*, दिनः (*dinaḥ*); *gajah*, गजः (*gajaḥ*); *gandha*, गन्धः (*gandhaḥ*); *jaladha*, जलदः (*jaladaḥ*); *jaya*, जयः (*jayaḥ*); *kama*, कामः (*kámaḥ*); *késa*, केशः (*kéśaḥ*); *krodha*,

क्रोधः (*kródhaḥ*); *loka*, लोकः (*lókaḥ*); *manusya*, मनुष्यः (*manushyaḥ*); *matangga*, मतङ्गः (*matanggaḥ*); *manimaya*, मणिमयः (*maṇimayaḥ*); *méga*, मेघः (*méghaḥ*); *nadha*, नदः (*nadaḥ*); *nara*, नरः (*naraḥ*); *nata*, नाथः (*náthaḥ*); *pandita*, पण्डितः (*paṇḍitaḥ*); *partiwa*, पार्थिवः (*párthiwaḥ*); *pisacha*, पिशाचः (*piśáchaḥ*); *rata*, रथः (*rathaḥ*); *sagara*, सागरः (*ságaraḥ*); *sama*, समः (*samaḥ*); *sambrama*, सम्भ्रमः (*sambhramaḥ*); *tanaya*, तनयः (*tanayaḥ*); *turangga*, तुरङ्गः (*turanggaḥ*); *wanara*, वानरः (*wánaraḥ*); *warsa*, वर्षः (*warshaḥ*); *wibrama*, विभ्रमः (*wibhramaḥ*); *yaksa*, यक्षः (*yakshaḥ*); *yodha*, योधः (*yódhaḥ*); *yogya*, योग्यः (*yógyaḥ*).

Fem. *basa*, भाषा (*bháshá*); *dhayita*, दयिता (*dayitá*); *gadha*, गदा (*gadá*); *praja*, प्रजा (*prajá*); *saba*, सभा (*sabhá*).

Neutr. *bala*, बलं (*balam*); *busana*, भूषणं (*bhúshaṇam*); *chakra*, चक्रं (*chakram*); *griya*, गृहं (*gṛiham*); *karana*, कारणं (*kâraṇam*); *nagara*, नगरं (*nagaram*); *nétra*, नेत्रं (*nétram*); *pangkaja*, पङ्कजं (*pangkajam*); *puspa*, पुष्पं (*pushpam*); *rana*, रणं (*raṇam*); *rudhira*, रुधिरं (*rudhiram*); *rupa*, रूपं (*rúpam*); *suka*, सुखं (*sukham*); *wachana*, वचनं (*wachanam*); *wahana*, वहनं (*wahanam*); *wisa*, विषं (*wisham*).

2. Declination.

Wörter mit End-इ (*i*). *b-in-ukti*, भुक्तिः (*bhuktiḥ*); *budhi*, बुद्धिः (*buddhiḥ*); *chudamani*, चूडामणिः (*chúḍámaṇiḥ*); *gati*, गतिः (*gatiḥ*); *giri*, गिरिः (*giriḥ*); *hari*, हरिः (*hariḥ*); *jaladhi*, जलधिः (*jaladhiḥ*); *jalanidhi*, जलनिधिः (*jalanidhiḥ*); *mani*, मणिः (*maṇiḥ*); *m-in-usthi*, मुष्टिः (*mushṭiḥ*); *murti*, मूर्तिः (*múrtiḥ*); *narapati*, नरपतिः (*narapatiḥ*); *paramarsi*, परमर्षिः (*paramarshiḥ*); *rawi*, रविः (*rawiḥ*); *resi*, ऋषिः (*ṛishiḥ*); *sakti*, शक्तिः (*śaktiḥ*); *sarati*, सारथिः (*sárathiḥ*); *wanadhri*, वनाद्रिः (*wanádhriḥ*).

Wörter mit End-उ (*u*). *guru*, गुरुः (*guruḥ*); *madhu*, मधुः (*madhuḥ*); *prabu*, प्रभुः (*prabhuḥ*); *ripu*, रिपुः (*ripuḥ*); *sadhu*, साधुः (*sádhuḥ*); *satru*, शत्रुः (*śatruḥ*); *wibuh*, विभुः (*wibhuḥ*).

3. Declination.

Wörter mit End-ई (*í*). *dani*, धानी (*dhání*); *dhéwi*, देवी (*déwí*); *kasturi*, कस्तूरी (*kastúrí*); *mahisi*, महिषी (*mahishí*); *patni*, पत्नी (*patní*); *puri*, पुरी (*purí*); *putri*, पुत्री (*putrí*); *réh*, री (*rí*); *stri*, स्त्री (*strí*).

Mit End-ऊ (*ú*). *wadhu*, वधूः (*wadhúḥ*).

4. Declination.

mata, माता (*mátá*); *pita*, पिता, (*pitá*).

6. Declination.

Wörter mit End-त् (*t*). *jagat*, जगत् (*jagat*).

mit End-न् (*n*). *dhasa*, दश (*daśa*), und so alle in न्, *n*, endigende Cardinalzahlen; *janma*, जन्म (*janma*); *nama*, नाम (*náma*); *warma*, वर्म (*warma*); *wésma*, वेश्म (*wéśma*).

mit End-श् (*ś*). *dhik*, दिक् (*dik*); *widhik*, विदिक् (*widik*).

mit End-स् (*s*). Masc. *chandhrama*, चन्द्रमाः (*chandramáḥ*). Neutr. *manah*, मनः (*manaḥ*); *téja*, तेजः (*téjaḥ*).

mit End-इन् (*in*). *hasti*, हस्ती (*hastí*); *chakrawarti*, चक्रवर्ती (*chakrawartí*).

Man sieht aus diesem Verzeichniſs, daſs, einige Partikeln ausgenommen, hauptsächlich Substantiva, jedoch auch Adjectiva und Participia, eigentlich aber gar keine Verba in die Kawi-Sprache aufgenommen sind. Zu Verben bildet sie die Sanskritwörter erst, indem sie die Nomina geradezu und unverändert als Verba gebraucht, oder indem sie ihnen Javanische Affixa beigiebt.

Ich habe im Vorigen alles beigebracht, was die Behandlung der Sanskritwörter bei ihrer Aufnahme in das Kawi betrifft, gezeigt, welche Gattung von Wörtern ganz ausgeschlossen wird, welche Lautveränderungen die aufgenommenen erfahren, und in welchen Flexionsverhältnissen, der Sanskrit-Grammatik nach, sie aufgenommen werden. Der Leser kennt also nun das Sanskritische Material in der gemischten Dichtersprache.

§. 7.

Die nicht Sanskritischen Wörter sind, wie sich aus zahlreichen Anführungen beweisen lieſse, in der Regel noch heute in der Jav. Volkssprache oder im Basa Krama übliche Wörter. Doch habe ich selbst schon Beispiele gefunden, in welchen mich der Briefwechsel mit Hrn. Roorda überzeugt hat, daſs auch er zu anderen Malayischen Dialekten seine Zuflucht nehmen muſste. Auch ist es an sich natürlich und kann wohl nicht bezweifelt werden, daſs eine gewisse Anzahl von Kawi-Wörtern im heutigen Jav. veraltet sind. Hierin aber tiefer einzugehen, würde nur mit einem ganz vollständigen

Jav. Wörterbuche, wie Hr. **Roorda** ein solches herauszugeben denkt, möglich sein. Die jetzigen Hülfsmittel sind dazu durchaus unzulänglich.

Ich wende mich daher gegenwärtig sogleich zur Grammatik der Kawi-Sprache. In dieser ist es nun nicht, wie z. B. im Telingischen, wo die in die Sprache aufgenommenen Sanskritwörter in mehreren Stücken grammatisch anders, als die einheimischen, behandelt werden. In der Kawi-Grammatik verschwindet jeder Unterschied, der von dem Ursprung des Wortes herrühren könnte; wie ein fremdes in der Rede erscheint, wird es den Regeln der einheimischen Sprache unterworfen.

Die Kawi-Grammatik ist keine andere, als die Javanische selbst; es ist aber hier wieder gerade derselbe Fall, den wir so eben bei den Wörtern gefunden haben, und der sich hier vollständiger nachweisen läſst. Auch von den grammatischen Formen des Kawi sind mehrere veraltet, und erschweren dem Javanen, welcher nur seinen häuslichen Dialekt kennt, das Verständniſs. Mir haben hier die anderen Malayischen Sprachen, namentlich die Tagalische, bedeutende Hülfe geleistet. Denn ich muſs hier bemerken, daſs es auch nicht den kleinsten und unbedeutendsten Abriſs einer Kawi-Grammatik giebt, und daſs ich mich nur habe der eigenen Zergliederung des Textes des Brata Yuddha überlassen können. Auf diese Weise habe ich ausgemittelt, was von den grammatischen Formen des heutigen Javanischen im Kawi vorhanden ist, und ebenso habe ich, wie das oben über die Pronomina Vorgetragene beweist, auch einige veraltete aufgefunden. In Java besitzt man, wie ich schon oben bemerkt habe, als Hülfsmittel zur Kenntniſs der Kawi-Sprache, einzig mehr oder weniger vollständige Verzeichnisse von Kawi-Wörtern, welche Javanisch erklärt sind. Diese Verzeichnisse enthalten durchaus nichts Grammatisches, sogar nichts Etymologisches, und wenn ich nach dem in Raffles Werke urtheilen soll, so geben sie die Sanskritwörter oft in minder reiner Gestalt, als das Kawi-Gedicht. Könnte ich eine genauere Kenntniſs der Javanischen Grammatik voraussetzen, so dürfte ich nur kurz andeuten, was ich davon im Kawi angetroffen habe oder nicht. Da jedoch dies nicht der Fall ist, so werde ich zugleich auf die Javanische Grammatik, so wie auf die des Malayischen Sprachstammes überhaupt, eingehen müssen, werde mich jedoch hierbei nur auf das schlechterdings Nothwendige beschränken.

Ich werde zunächst vom Nomen, und dann vom Verbum reden, endlich aber Einiges über die Syntaxis hinzufügen. Vom Pronomen habe ich bereits oben gehandelt (S. 33-48.).

§. 8.

Nomen.

Artikel.

Die meisten Malayischen Sprachen, namentlich die Tag. und Mad., aber auch die Tah., N. Seel., Tong., besitzen einen Artikel, und einige unterscheiden sogar den bestimmten vom unbestimmten. Sie haben aber auch die Eigenthümlichkeit, den gewöhnlichen nur vor Appellativen, und einen andren vor Eigennamen zu gebrauchen. Der letztere gilt dann für einen auszeichnenden Ausdruck, und wird in dieser Art auch andren, doch immer nur Personen oder Lebendiges andeutenden Wörtern vorgesetzt, so im Bis. (¹) dem Pron. bei Fragen und Antworten: wer kam? Ich, hier nicht bloſs *ako* (das Pron.), sondern *si* (Art.) *ako.* Insbesondere gilt dieser Artikel als Ehrfurchts- und Liebesbezeigung. So geht derselbe Verwandtschafts- und Herrschafts-Namen voran, jedoch nur im Munde des Niedrigeren, wenn er vom Höheren spricht, nicht umgekehrt, es müſste denn in besonderer Zärtlichkeit geschehen. Der Sohn und der Diener sagen Tag. *si ama* (Vater), *si pan͠ginóon* (Herr), dagegen der Vater *ang* (Art. der Appell.) *aquing* (mein) *anàk* (Sohn), doch wieder aus besondrer Liebe zum jüngsten Sohn: *si bongso* (²).

Die Jav., so wie die Mal. Sprache bedient sich zwar keines Artikels, dagegen findet sich auch in ihr die Sitte, Ehrfurcht und Liebe durch ein vorgesetztes Wort anzudeuten und ebenso Eigennamen herauszuheben. *Sang* wird den Benennungen von Würden, welche Männer bekleiden, vorgesetzt, dagegen den Namen geringer Personen das auf den Philippinen ehrende *si* (Ger.). Doch wird Tag. auch dies im üblen Sinne gebraucht; man sieht aber nicht deutlich, ob es nicht bloſs ironisch geschieht.

Das hierher gehörende Kawi-Wort ist *sang*, nach Hrn. Roorda in der Schriftsprache der Artikel und bisweilen ein Relativ-Pron. Nach genauer Untersuchung aller Stellen finde ich es aber niemals im B. Y. als blo-

---

(¹) Ezguerra. nr. 3.

(²) Totanes. nr. 13. 21. 24.

ſsen Artikel gebraucht. Die Stellen, wo es Rel. Pron. ist, bei Seite gelassen, begleitet es männliche und weibliche Eigennamen, die in dem Gedichte, seinem Inhalte nach, immer nur mit Achtung ausgesprochen sind, und von Appellativen nur Verwandtschaftsnamen und Benennungen von Würden, Titel, aber von Personen beiderlei Geschlechts.

Sang Kresna (32, *b.*), *sang Dhropadhi* (102, *a.*).

Verwandtschaftsnamen. *Sang yayah* (131, *c.*), Vater, aber auch von der Mutter gebraucht, und auſserdem gleich als, gleichend, ähnlich bedeutend (Crawf. *Voc.*); *sang paman* (287, *c.*), jüngerer Vatersbruder (Ger.), *sang priya* (603, *b.*), Gemal, *sang kakung* (604, *c.*), dass. Ebenso steht *sang*, wo eine Person durch ihre Verwandtschaft bezeichnet ist: *sang Pandupatni* (109, *a.*), die Gemalin des Pâṇḍu, *sang Arkasuta* (289, *c.*), der Sohn (सुत, *suta*) des Sonnengotts.

Würden, Titel und Ehrenbenennungen, welchen ich *sang* vorgesetzt finde, sind folgende: *sang dhéwi* (39, *c.*), die Fürstin (देवी, *déwí*, Göttin, als Titel), *natadhéwi* (108, *b.*), die Herrscher (नाथ, *nátha*) - Gemalin, *nata* (38, *c.*), *nrepa* (116, *c.* s. ob. S. 52.), *naranata* (89, *a.*), der Herrscher, *bupati* (17, *d.*), der Herr des Landes (भू, *bhú*, Land, पति, *pati*, Herrscher), *sumantri* (32, *b.*), die trefflichen Rathgeber, Minister, *resi* (32, *a.*), Rishis, *dhwija* (124, *b.*), Priester, *sura* (1, *a.*), *prawira* (118, *b.*), die Helden, Krieger (शूर, *śúra*, प्रवीर, *prawíra*), *kawéndhra* (s. zu 612, *a.*), die trefflichsten Sänger; endlich die zu Titeln werdenden ehrenden Beiwörter: *prawarya* (80, *b.*), der Vortreffliche (वर्य, *warya*, mit vorgesetztem प्र, *pra*) (1), *prabu* (124, *c.*), die Hervorstehenden, *Warabisma* (137, *a.*), der treffliche Bhishma (mit वर, *wara*, zusammengesetzt), *nararya* (85, *c.*), der Ehrwürdige unter den Menschen. Wo den Namen oder Titeln *watek* vorgesetzt ist, geht demselben meistentheils *sang* voran (81, *b.*).

Indem nun *sang* auf die hier entwickelte Weise etwas Bestimmtes anzeigt, daher nicht geradezu von dem, auch unbestimmt (im Tag. ausdrücklich im Gegensatz mit *sang*, *sangtaon*, ein ganzes Jahr (2)) gebrauchten Zahlwort eins (Mal. *sā*, Tag. *isa*), so innig es auch wieder mit demselben zusammenhängt, abgeleitet werden darf, kann es bequem zum Relativum gebraucht werden. Es vertritt nämlich alsdann selbstständig die Person, von der etwas auszusagen ist. Im Jav. vermischt sich aber der Begriff des Relat. sehr oft mit dem des bestimmten Artikels, theils überhaupt, da das Verbum sein so oft ausgelassen wird und das Nomen undeclinirbar ist, so daſs die Ausdrücke: welche gut sind und die Guten grammatisch zusammenfallen, theils aber auch besonders durch die in der Syntaxis näher auszuführende Gewohnheit der Sprache, das Relat. mit ausgelassenem ist einem Nomen vorauszuschicken. So kann das Relat. *kang* oft geradezu als bestimmter Artikel übersetzt werden, und so gilt das mehr artikelartige *sang* für ein Relat. Pron. Beispiele dieses Gebrauchs sind folgende: 30, *d. sang*, welche, *tuhu*, gerecht, wahrhaft (Crawf. *Voc.*), *sadhu*, gut (साधु, *sádhu*), *ring*, in, *rat*, der Welt (Raffles. II. *App. p.* 168. *col. a.*); 97, *a. sang*, welcher, *inuchap*, genannt (wurde) (Pass. von *huchap*, nennen. Raffles), *angaran* (1), mit Namen, *Bima*, Bhima. 105, *a.* 125, *a.* 285, *c.* (s. Anh.); 480, *a. sang mat-ing rana*, welcher gestorben in der Schlacht; 605, *a. sukuné* (*suku*, Fuſs. Ger. mit dem Pron. *hé* als Gen. Zeichen), die Füſse des, *sang*, welcher, *pejah*, todt (s. zu 1, *b.*), nämlich war.

---

(1) [Crawf. Handschr. liest *prawararya*. B.]

(2) Totanes. nr. 359.

Sang bleibt übrigens, von welchem Genus, Numerus und Casus das damit verbundene Wort sein möge, immer unverändert.

§. 9.

Bildung des Substantivums.

Wie in den meisten Sprachen, so ist im Javanischen und im Kawi ein Theil der Nomina primitiv, und ein andrer abgeleitet: *mata*, Auge, *rana*, Schlacht, *ka-dato-n*, Pallast, von *ratu*, Fürst, *pa-sabdha*, Rede, von *ma-sabdha*, sprechen.

Die primitiven Nomina tragen kein Kennzeichen an sich, welches sie von andren Redetheilen unterscheidet; und was die Sanskritischen hiervon in das Kawi mit hinübernehmen, hat in diesem nicht die nämliche Geltung, da wir sehen werden, daſs man diese Nomina auch ganz unverändert zugleich als Verba gebraucht.

---

(1) Von *haran*, Name, durch das Präfixum *han* abgeleitet. In adjectivischer Bed. steht es mit dem Präf. *man* 106, *a. mangaran Panchawala*, mit Namen P.

Einige Sanskritwörter erscheinen, neben ihrer im Sanskrit üblichen einfachen Gestalt, in einigen Stellen des B. Y. in ungewöhnlicher Verlängerung: so *sura*, शूर (*śûra*), *surangga*, *rana*, रण (*raṇa*), *ranangga*, *rananggana*. Auch diese Formen sind vermuthlich dichterische, wie man sich denn in Kawi-Gedichten, des Sylbenmaſses wegen, sowohl viele Verkürzungen, als Hinzufügung ganz bedeutungsloser Sylben, erlauben soll. Sie lassen sich aber wohl auch grammatisch erklären: und ich habe in der Einleitung zu dieser Schrift (p. ccccxvi - ccccxxi.) es zu thun versucht.

Abgeleitete Nomina entstehen, nach Ger. Jav. Gramm., durch Veränderung des Anfangsbuchstaben und durch Affixa. Von den ersteren, und von denjenigen der letzteren, deren Affixa bestimmten Verbal-Affixen gegenüberstehen, werde ich, da diese beiden Classen die Kenntniſs des Verbums voraussetzen, bei diesem reden. Es bleiben also hier nur diejenigen übrig, deren Affixa keinen Verbal-Affixen entsprechen.

Von diesen führt Gericke das Suff. *han* und das Präf. *ka*, gleichzeitig verbunden mit dem Suff., an.

Suff. *han*. *paprangngan* (126, *a*.), Kampf, Schlacht, von *prang*, Krieg, Kampf, aber auch als Verbum, kriegen, kämpfen, mit Verdopplung der ersten Sylbe.

Die Ansetzung des *han* ist im Jav. von Buchstabenveränderungen begleitet; so erleiden zusammenstoſsende Vocale eine Zusammenziehung, und im Kawi habe ich, im Gegensatze gegen diese Zusammenziehung, die Verwandlung eines End-*u* in den Halbvocal *w* gefunden (s. unten *kadatwan*).

Die Wörter mit vorgesetztem *ka* drücken in der Regel einen Zustand aus, und haben insofern eine passive Bedeutung. Wir werden beim Verbum (unt. §. 13.) sehen, daſs *ka* als Präf. Passiva bildet.

ka Präf. mit *han* Suff. *ka-manus-an*, Mitleid, von *manusa* (620, *c*.), Mensch, मानुष, *mánusha*, eig. der Zustand, wo man Menschlichkeit fühlt; *ka-datw-an*, Pallast, von *ratu*, König (s. zu 107, *d*.); *ka-srep-an*, heftige Gemüthsbewegung (122, *a*. s. ob. S. 59.).

Diese Wörter sieht auch Ger. (Gramm. S. 49.) mehr für Subst., als für Passivformen, an, und sie sind offenbar bloſs Subst. Wenn aber das Suff. fehlt, nähern sie sich mehr dem Passivum, und müssen, wenn ihr Primitivum als Verbum gebraucht wird, wirklich als Passiva gelten; so *katon*, gesehen werden (113, *b.*), gesehen. Ähnlich ist *kaparchaya*, glaubhaft, worauf vertraut werden kann (s. zu 591, *c.*).

ka Präf. und *han* suffigirt bilden Subst. des Orts: *hem*, versammelt (92, *b.*), welches an das Persische هم, *hem*, erinnert, *pahemman*, Audienzhalle (Crawf. *Voc.* B. Y. 75, *a.* Raffles schreibt weniger richtig *pahman*).

Geschlecht des Substantivums.

Die Sprachen des Malayischen Stammes unterscheiden dasselbe nicht anders, als durch den Zusatz Mann oder Weib; und auch das Kawi trägt die weibliche Sanskritendung ई, *î*, nur in der Befolgung der allgemeinen Regel, den Sanskrit-Nominativ aufzunehmen, in sich über. Es behandelt diese Feminina nicht als Flexionen der Masc., sondern als eigne und unabhängige Wörter. Beispiele habe ich oben (S. 61.) bei den Wörtern der 3. Declination gegeben; und wenn einige solcher im B. Y. vorkommender Formen sich auch nicht in den uns bekannten Sanskritschriften finden sollten, so sind sie so regelmäſsig geformt, daſs sie sehr füglich im Gebrauch gewesen sein können. Dahin rechne ich *bathari* (33, *a.* अवतारी, *awatârî*), *naranati* (83, *a.*) (¹), *Uttari* (s. ob. S. 13.), und selbst *Apsari* (618, *d.*), für अप्सरा, *Apsarâ*. Die weibliche Endung in आ, *â*, läſst sich im Jav. Alphabet nicht unterscheiden, kommt aber auch im B. Y. vor: *dhayêta* (91, *a.*), von Pâṇḍu's Gemalin gebraucht, दयिता, *dayitâ*. Daſs nicht auch diese in *î* geformt ist, beweist das oben ausgesprochene Princip dieser Übertragungen und spricht für die Indische Abstammung von *Apsari*.

Numerus des Substantivums.

Die Malayischen Sprachen bezeichnen ihn nur, wo es der Deutlichkeit wegen nothwendig scheint, dann aber in der Regel durch eigne hinzugefügte Wörter, und ebensowohl den Singularis, als den Pluralis.

Den Sing. deutet das heutige Jav. durch die Präfigirung von *sa* an, welches Ger. (Gramm. 43.) eine Verkürzung von *satunggil* Kr. und *siji* Ng. nennt, obgleich diese im Jav. Zählen für eins üblich gewordenen Wörter richtiger Zusammensetzungen mit jenem *sa* (Tag. *isa*) heiſsen müssen. In

---

(¹) [Crawf. Handschr. hat aber die Lesart *naranata dhêwi*, wahrscheinlich ein Compositum, wie ob. S. 65. *natadhêwi.* B.]

satunggil ist dies von selbst deutlich; *tunggil* übersetzt Crawf. *Voc.* durch *together, along with, united.* Das Wort ist also ohne Zweifel das Mal. *tuñggal*, nur, allein, einzeln, denn man sagt nach Ger. auch *satunggal.* Auch führt *tunggal* in Crawf. *Voc.* die obige Bed. von *tunggil*, und auſserdem die von *same*, bei Raffles sammeln (1). *Siji* heiſst auch *sawiji* (Ger.), und ist also eine Zusammenziehung von *sa wiji*, ein Samenkorn (*wiji, seed*, Crawf. *Voc. zaad*, Ger. Mal. *bīja*, बीज, *wīja*; über die Ableitung s. näher §. 14.). Viele Völker lieben, den abstracten Begriff der Zahl an ein concretes Subst. zu heften (2). Von diesem Präfix finde ich im B. Y. bloſs bei Zahlen, und da gerade wie im heutigen Jav., Gebrauch gemacht: *sapuluh* (127, *b.*), N̄g. (Ger.) zehn, eig. ein Zehn, *sagulma* (128, *b.*), nach Raffles 10,000 Billionen, nach Ger. 1000 Millionen, nach Crawf. Gramm. (3) 100,000 Mill., von dem, im Sanskrit auch auf eine Heeresabtheilung angewandten गुल्म, *gulma*, jede dieser Zahlen als Einheit genommen. Die Einheit auszudrücken, bedient sich das Kawi auch des eben erwähnten *tunggal* und des Sanskr. *ĕka*, beide dem Subst. nachgestellt; *gaja tunggal* (127, *b.*), Ein Elephant, *rat-ĕka* (*l. c.*), Ein Wagen, *kudh-ĕka* (127, *c.*), Ein Pferd.

Der Pluralis wird im Jav. bisweilen durch Wiederholung des Worts ausgedrückt, und dies durch Zusammenziehung in Ein Wort, durch Veränderung des Anfangsbuchstaben des zum zweitenmal gebrauchten Worts, wenn der Fall dazu eintritt, und bisweilen durch Hinzufügung der Endung *han* zu einer wirklichen grammatischen Form ausgebildet: *jurang-jurang*, Thäler, *hanggon-nanggon*, Kleider, *holah-holah-han*, Speisen. Bisweilen wird auf gleiche Weise, aber nur mit Wiederholung der Anfangssylbe, verfahren: *pa-parĕntah-han*, Befehle. Die Wiederholung des Worts findet sich, jedoch noch durch ein hinzugefügtes eignes Wort verstärkt,

---

(1) [Cornets übersetzt *tunggal* durch einzig (*eenig*), Einheit, Roorda ebenso, und auſserdem vermischen. Nach ihm gehören beide Wörter der höheren Sprache an. Man sieht leicht, daſs *tunggal* die ursprüngliche Form, und *tunggil* durch absichtliche Vocalveränderung daraus gebildet ist. B.]

(2) S. ob. Einleitung *p.* CCCCXXIX.

(3) [und Brückner; ich bemerke, daſs Ger. die Zahlwörter *perti*, 1000 Mill., und *pertama*, 10,000 Mill., nach Crawf. Gramm. und Brückner, überspringt, und daher die letzten Zahlwörter um zwei Ordnungen zu gering angiebt. B.]

B. Y. 110, *b. sang*, die, *watek*, verschiedenartigen (s. S. 71.), *wira wira*, Krieger (वीर, *wîra*).

Sa heiſst nicht bloſs ein, sondern auch zusammen, und man kann den ersten dieser Begriffe aus dem letzteren, oder, was ich für richtiger halte, umgekehrt ableiten. Der Urbegriff ist der des Seins. Dies beweist das Sanskr. सत्, *sat*, ursprünglich das Seiende, Part. von अस्, *as*, in dem selbst das *a* nur Vorschlag, oder vielmehr ein hinzukommendes Element scheint. Im Tag. ist *sa* auf das beständige, feste Sein (*estar de asiento*, Totanes. nr. 77. 78.) an einem Ort beschränkt. In diesen Bedeutungen wird das Wort im Sanskrit zum Pronominalstamm. Davon leite ich den Begriff der Einheit ab: सकृत्, *sakṛit*, einmal, *sa* mit mehreren Verlängerungen, aber auch allein, eins, Mal., *isa* Tag., u. s. f. Da, was verbunden, zusammen ist, Einheit bildet, wird es Ausdruck der Verbindung. Hieraus entspringt ein dreifacher Gebrauch: *a.* (s. ob. S. 49.) als untrennbare Präposition mit, selbstständig nur mit Verlängerungen und Zusammensetzungen, *saha*, सह (*saha*), *sarta* (über seine Ableitung s. ob. S. 49.), nicht als Verkürzung dieser anzusehen; häufig im Sanskrit, im Kawi *s-astra* (B. Y. 74, *c.*), mit Waffen, *Sa-korawa* (B. Y. 112, *b.*), mit den Kurawas, im heutigen Jav. *sa-garwa sampêyan*, mit deiner Frau (Ger. Gramm. 68. *garwa*, Kr. Ehefrau, wahrscheinlich Sanskr. Ursprungs, vielleicht von गर्भ, *garbha*, Mutterleib, doch, da es die rechtmäſsige Ehefrau ist, eher von गर्व, *garwa*, Stolz). *b.* als das Ganze der Sache anzeigend, deren Benennung es präfigirt wird, im Tag., aber auch im Kawi, häufig im B. Y., *sa-buwana* (4, *b.*), *sa-rat* (2, *c.*), die ganze Welt (*rat, world, a particular country*. Crawf. *Voc.*), *sa-nagara* (592, *a.*), die ganze Stadt, das ganze Land. *c.* vor Benennungen von individuellen Dingen, um anzuzeigen, daſs alle der Gattung, die ganze Gattung, ein collectives Ganzes, gemeint sind. In dieser Bed. wird das Präfix zum Pluralzeichen, und deswegen erwähne ich es hier. Die Herleitung war nothwendig, um zu zeigen, wie es zugleich Zeichen der Einheit und Mehrheit sein kann. Hier kann nun der Begriff der Allheit streng, oder nur als Mehrheit genommen werden. Beisp. *Sa-pandu-putra* (93, *a.*), alle Söhne Pâṇḍu's, *sa-musuh* (5, *b.*), alle Feinde, das ganze Verfeindete.

Von den Allheit, Mehrheit oder Zusammensein ausdrückenden eignen Wörtern, die man im Jav. zur Andeutung des Plurals gebraucht, finde ich im Kawi nur *kabêh*, alle (121, *d.*), und *pada* (113, *d.*). Das letztere findet sich sowohl vor dem Subst., als nach ihm (114, *b.* 592, *a.*).

Da keines der hier angeführten, noch der im Jav. dafür üblichen Wörter wahres Pluralzeichen ist, indem keines den Gegensatz der Einzelheit ohne Nebenbegriff ausdrückt, sie vielmehr alle bloſs durch einen materiellen Begriff, der sich nicht mit dem der Einzelheit verträgt, den grammatischen Zweck erreichen, so rechne ich auch *watek* hierher. Es kommt häufig im B. Y. vor, und steht, mit Ausnahme Einer Stelle (115, *b.*), wo es einen Singularis, *nrepê Hastina*, den Herrscher von Hastina, begleitet, immer vor Subst. im Plural, und wird alsdann regelmäſsig bei Raffles durch alle übersetzt. Diesen Begriff allein kann aber das Wort nicht ausdrücken; denn 121, *d.* steht *watek ratu kabêh*, wo dies letzte Wort offenbar (Ger. *v. kabêh*) alle heiſst, mithin das erste noch etwas andres ausdrücken muſs. Auch steht *kabêh*, wie nach grammatischer Regel alle Adjectiva, nach dem Subst. (1) Das beständige Vorangehen des Wortes deutet ein das folgende Subst. in den Gen. stellendes Subst. an. In Crawf. *Voc.* ist *watak heart, disposition, character, watek custom, way, manner, disposition, character, customs, manners*, bei Ger. Gewohnheit, Art (2). *Watek Pandawa* könnte also wörtlich heiſsen: die Charaktere oder die verschiedenen Charaktere der P. So bildet das Wort wohl zunächst, ähnlich dem Homerischen ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο, einen die Person mit mehr Würde umgebenden dichterischen Zusatz, so daſs es auch dem Sing. zur Seite stehen kann. Dabei mag aber auf die Verschiedenartigkeit der Charaktere gesehen, und darum der Ausdruck mehr mit Pluralen üblich sein. Das so häufig ihm vorangehende *sang* macht diese ganze Annahme noch wahrscheinlicher.

---

(1) [Es sei mir erlaubt, zu bemerken, daſs allerdings aus dem Gebrauche eines anderen Pluralwortes und aus seiner Stellung gegen dasselbe noch nicht hervorgeht, daſs *watek* kein solches sein könne. Ich werde in meinem grammatischen Anhange Beispiele von dem Gebrauche zweier solcher Wörter, wo bald beide dem Subst. folgen, bald eines ihm vorangeht und das andere ihm folgt, anführen. Dagegen ist das beständige Voranstellen des *watek* der Umstand, auf welchen der Verf. mit Recht Gewicht legt. B.]

(2) [Roorda *watak*, *watek*, Gewohnheit, Art, Gebrauch. Es ist höchst auffallend, daſs die Bed. alle, welche, wie man sie auch abzuleiten habe, das Wort ganz bestimmt im B. Y. führt, von keinem Wörterbuche angegeben wird. Das Tag. *uatac* heiſst getrennt (von Personen). B.]

Eine Methode, Mehrzahl, Menge anzudeuten, ist im Sanskrit die Anheftung von आदि, *ádi* (der erste), die, indem sie aussagt, daſs die genannte Person die erste ist, zugleich dadurch anzeigt, daſs andere mit ihr sind. Eine solche Form könnte *Naradhadhi* (79, *a.*) sein, obgleich ich, ohne weitere Beispiele, über die Stelle noch nicht abzusprechen wage.

Declination des Substantivums.

Die Casus werden im Kawi, wie in den übrigen Mal. Sprachen, niemals an den in sie gestellten Wörtern bezeichnet. Sie bleiben oft ganz unangedeutet; wo sie aber kennbar gemacht werden, geschieht es durch die Stellung oder durch Präpositionen. Die Präp. *hing* wird im Jav. sehr gewöhnlich als Genitivzeichen gebraucht, sie wird, vielleicht weil dieser Casus am frühesten und bestimmtesten den Flexionssinn der Nationen weckt, mit dem regierenden Nominativ, den dem regierten Genitiv vorausgehn zu lassen die Weise der Sprache ist, durch die oben (S. 44.) erwähnten Veränderungen zu Einem Worte verbunden, und so erscheint sie gewissermaſsen als eine den nachfolgenden Genitiv ankündigende Flexion des Nominativs; *parĕntah-hing*, der Befehl des, *karsa-nning*, der Wille des, *serrat-ting*, der Brief des, *ratu*, Fürsten. Wo *hing* nicht Genitivzeichen, sondern Präp. ist, da bleibt auch sein *h*, ohne Rücksicht auf den vorhergehenden Consonanten, unverändert. Dies geht aus vielen Stellen von Ger. Lesebuch (S. 40. Z. 5. 7. S. 64. Z. 7.) hervor. Besonders erwähnt er nichts davon; die Sache ist aber wichtig, da die Lautveränderung deutlich das Bestreben bezeichnet, der angehefteten Präp. durch Verschmelzung mit dem Grundwort ihre selbstständige Bedeutung zu nehmen, und sie dadurch zur wahren Flexion zu machen. Im B. Y. 107, *d.* findet sich die wirkliche und deutliche Präp. dennoch in ihrem Anfangs-*h* dem vorhergehenden Worte assimilirt: *sira huwus manjing-nging jro kadatwan* (s. Anh.), sie gingen hinein in das Innere des Pallastes. Ich lasse es dahin gestellt sein, ob dadurch die im Vorigen gemachte Bemerkung entkräftet wird. Vielleicht entstand aber auch der Unterschied erst aus der sorgfältigeren Schreibung neuerer Zeit. Die Präp. zeigt ein Sein, oder eine Bewegung nach einem Orte an, heiſst in, an, zu, nach. Ihr Gebrauch beim Gen. erklärt sich, wenn man sie sich als Beziehungszeichen denkt: dieser bestimmte Befehl ist ein solcher, weil ihn der Fürst giebt, d. h. er ist es im Fürsten, oder in Beziehung zu ihm. Eine andre Art der Casusbezeichnung, die aber nur beim Gen. möglich ist, liegt, wie wir oben (S. 44.) gesehen haben, im Besitzpron., das man dem regierenden Nominativ anheftet, und das alsdann auch gleichsam zur Genitiv-Flexion an ihm wird. Man vernimmt am Pronomen, daſs etwas Besitz eines andren ist, und begreift die Beziehung, indem nun dies andre unmittelbar genannt wird; so entsteht aus: sein Pallast der König der Begriff der Pallast des Königs. Ich gehe nun hiernach die einzelnen Casus durch.

Den Nominativ deutet da, wo nicht dichterische Versetzungen eintreten, seine Stellung an; er geht dem Verbum voraus. B. Y. 32, *b.*

Der Genitiv hat noch zwei andere Bezeichnungsweisen:

a. die Stellung und Zusammenfügung in Ein Wort mit dem Nominativ. Die Jav. Construction ist in diesen Fällen der Sanskritischen geradezu entgegengesetzt: in dieser, im Tatpurusha, steht der Genitiv zuerst, im Jav. umgekehrt. Das Kawi vereinigt beide Stellungen in sich. *Pandudhayita*, des Pâṇḍu Gemalin (91, *a.*). *Musuh*, die Feinde, *sang nata*, des Herrschers (38, *c.*).

b. die Anfügung von *hing* an den Nominativ. Ich habe oben gezeigt, wie dieselbe einer Flexion des Nomin. gleicht. Sie wird dies in der Jav. Dichtersprache, wo *hing* nach einem Vocal oft sein *h* wegwirft, und eine Zusammenziehung beider Vocale eintritt. Doch ist dies eigentlich nur die Weise der Präp., da das Genitiv-Verhältniſs sonst nach Wörtern, die auf einen Vocal enden, durch Verwandlung des *h* in *nn* angedeutet wird: *kang murb-êng jagadh*, der Schöpfer der Welt, von *kang murba*, eig. einer Participialform, welcher schafft. Hier ist der Endvocal mit *i* zu *ê* zusammengezogen. In der Schreibung bei Raffles läſst sich, ohne Ansicht der Handschrift, über die Weglassung des *h*, und selbst über das so oft mit *i* verwechselte und seiner Quantität nach nicht unterschiedene *e* nicht genau urtheilen. Wie aber schon bei *hira* bemerkt worden, so sind auch bei *hing* die Regeln der Buchstabenverwandlung selten beobachtet. Wirklich Genitivzeichen scheint *hing* 287, *b. manik-ing redhaya*, der Mittelpunkt (s. ob. S. 52.) des Herzens.

Sehr häufig steht *hing* bei wirklichen Gen. in der Lautveränderung von *ning*: *rah-ning musuh*, das Blut der Feinde (102, *d.*), *pejah-ning musuh*, der Tod des Feindes (138, *c.*).

Euphonisch merkwürdig ist die Verwandlung von *hing* in *wing* nach

Wörtern in *u*: *guru-w-ing sanagara*, die Gurus des ganzen Landes (592, *a.*); dann mit Zusammenziehung durch Weglassung des *u*: von *munggu* 108, *a. mungg-w-êng swawisma*, gelangen zu seiner Wohnung. Der Endvocal des Worts zieht in diesen Fällen den ihm verwandten Halbvocal, End-*i*, aber auch End-*ê*, den Halbvocal *y*, End-*u* den Halbvocal *w*, herbei, um ihn zum Anlaut eines mit schwacher Aspiration beginnenden Suffixes an der Stelle dieser Aspiration zu machen. Dasselbe geschieht auch bei andren grammatischen Suffigirungen (s. ob. S. 44., unt. §. 22.) (1), und im Sanskrit, häufig mit *y*, seltner, allein doch auch, z. B. in ऊवे, *úwê*, mit *w*.

Beispiel der Vocalveränderung von *hing* in *êng*: *pradhês-êng Kuru*, das Land des Kuru (112, *c.*), von प्रदेश, *pradêśa*.

Auf ganz gleiche Weise, als *hing*, wird im B. Y. sehr häufig *ring* gebraucht; in den Wörterbüchern finde ich es nur bei Raffles (II. *App. p.* 150.) als ein Wort der Insel Bali, *to*, zu, und in Crawf. Engl. Jav. Wörterb. in der Bed. nach (*after*). Am häufigsten ist es im B. Y. Präposition: *ring samara*, im Gefecht (1, *a.*, von समर, *samara*), *ring jro*, im Innern, *puri*, des Pallasts (22, *a.* s. zu 107, *d.* und 10, *d.*), *ring sayaka*, mit Pfeilen (134, *a.*, von सायक, *sâyaka*; als eine Art Pfeil hat auch Crawf. das Wort). Genitivzeichen ist *ring* 21, *d. sapaksa ring Pandawa*, ein Anhänger (सपक्ष, *sapaksha*) der P., 133, *d. hudhan ring langit*, der Regen des Himmels (s. zu 4, *d.*).

Einen eignen Genitiv des Pron. rel. *kang* glaube ich in *nikang* zu entdecken, obgleich meine Hülfsmittel gänzlich darüber schweigen. Wir haben oben (S. 66.) gesehen, wie dies Pron. sich im Jav. mit dem bestimmten Artikel vermischt. In diesem Gebrauch finde ich nun *nikang* in offenbaren Genitivstellungen, und muſs es um so mehr für ein Zeichen derselben halten, als auch im Tag. und Mad. das *n* beim Gen. gebraucht wird. Doch wird dadurch der Gebrauch des Rel. allerdings noch sonderbarer. Denn das Dach welches Hauses wird ohne allen sich auf das Rel. beziehenden

---

(1) Gericke läſst, indem er (Gramm. S. 38.) offenbar diese Regel giebt, das Wesentlichste, die Gegenwart eines *i*, aus, führt aber nur Beispiele mit *i* an. Der Endhauch, den nach ihm das Wort hinter *i* in diesen Fällen haben muſs, und der dann verloren geht, ist zu schwach, um der Kraft des *i* zu widerstehen. S. 54. giebt Ger. die Regel vollständiger.

Nachsatz gesagt für das Dach desjenigen, welches ein Haus ist. Beisp. *dhésa nikang Gajahwayapura*, die Gegend welcher (d. h. der) G. Stadt (9, *c*.); *pang nikang bujagapuspa*, die Zweige welcher (d. h. der) Schlangenblume (10, *c*. s. Anh.); *sabdha nikang walik-tadahasi*, die Laute welcher (d. h. der) W. (Name eines Vogels) (11, *d*.); *pang nikang tahen*, die Zweige welcher (d. h. der) Bäume (*wood*, Raffles. II. *App. p.*170. *col. a.*) (*ib.*). Übrigens halte ich es für wahrscheinlich, daſs *ni* das Pron. poss. *hi* ist, dessen *h* nach Vocalen sich in *nn* verwandelt, welches aber auch selbstständig die Form *ni* hat, wie im B. Y. 132, *a*. 590, *c*. 617, *a*.

Der Accusativ wird im B. Y., wenn er rein, ohne Zwischenbegriff, vom Verbum regiert ist, demselben bloſs nachgestellt. Beisp. 4, *a*. 32, *c*.

Der Dativus und die Fälle, wo das Nomen sich durch irgend einen Zwischenbegriff auf das Verbum bezieht, werden, wenn sie angedeutet sind, durch Präpositionen bezeichnet, stehen aber oft ganz ohne Bezeichnung, dann jedoch in der Regel hinter dem Verbum. Beisp. *Dhusthadhyumna lawan Dhrupadha* (101, *b*.), D. mit (*ka-lawan, lawan*, mit, auch, und. Ger. Raffles.) D. Ohne Präp. 74, *a*. *Satyaki majari sang Kresna*, S. spricht (zu) K. oder erzählt dem K.

Nach Gericke's Gramm. wird, um eine Bewegung nach einem Orte auszudrücken, der erste Buchstabe des denselben bezeichnenden Subst. in *ng* verwandelt: *ngadaton*, nach dem Pallast, von *kadaton*; *ngidhul*, nach Süden, von *kidhul*; *ngĕtan*, nach Osten, von *wĕtan*. Im Kawi-Gedicht habe ich kein Beispiel hiervon gefunden, ich wüſste auch diese grammatische Bildung aus keiner anderen Malayischen Sprache zu erklären. Das Auffallende daran ist, daſs jeder Anfangsbuchstabe sich immer in *ng* verändern soll, da bei den übrigen euphonischen Veränderungen der Sprache jeder Consonant nur immer in einen seiner Classe übergeht. Zu bedauern ist es, daſs Ger. nicht mehr Beispiele angeführt hat. Die Veränderung des *k* in *ng* ist der allgemeinen Regel gemäſs. Bei der von *w* in *ng* läſst sich nicht dasselbe behaupten, doch läſst sie sich noch einigermaſsen begreifen, da *w* als ein leichter, fast vocalartiger Hauch dem *h* gleichkommt, und aus *h* regelmäſsig *ng* wird. In der That scheint *w*, wo ein euphonischer Grund dazu vorhanden ist, überhaupt in *ng* übergehen zu können, denn im B. Y. steht nach einem *ng*, welches das vorhergehende Wort schlieſst, *ngukir* für *wukir*, Hügel. *W* und *h* werden in diesen Fällen als nicht vorhanden angesehen, und vor den Vocal wird alsdann, wenn ein Grund zur Assimilirung der Laute vorhanden ist, *ng* gestellt. Auch im Tag. gilt, jedoch nur bei wirklich vocalisch anfangenden Wörtern, dieselbe Regel (¹).

(¹) [Indem ich keinesweges in Abrede stellen will, daſs bei fortwährender Aufmerksamkeit auf den hier in Rede stehenden Punkt sich noch einige Beispiele mehr, als ich bisher beobachtet habe, finden werden, so ist es doch sicher, daſs Hr. Gericke seine Regel, welche auſserdem noch grammatisch etwas anders gestellt werden muſs, zu allgemein ausgedrückt hat. Es sind nämlich, nach meinen bisherigen Erfahrungen, unter derselben nur das Wort *kadaton* und die Weltgegenden begriffen, zufällig alles Wörter, welche *ng* zum abgeleiteten Anfangsconsonanten annehmen. Bei *lor*, *lér* (Norden) geschieht dies nur in Folge des Umstandes, daſs die Ableitung von dem Präfix *ha* ausgeht, bei *wétan* in Folge einer wirklichen Ausnahme; denn ich habe kein anderes Wort gefunden, in welchem ein wirklich ursprüngliches Anfangs-*w* in *ng* übergeht. Doch nimmt auch dieses Wort in der Form *hangawétan* noch das Präfix *ha* zu sich. So hatte Hr. Ger. auſserdem nur mit *k* anfangende Wörter (*kulon*, *kilén*, West) vor sich. Was nun die Bed. dieser Bildung anbelangt, so kann man nur uneigentlich sagen, daſs durch die abgeleitete Consonantenreihe (denn in diese allgemeine Kategorie gehört diese Formation; fänden sich Beispiele von mit *t*, *s* anfangenden Wörtern, so würden wir die Buchstaben *n*, *ny* eintreten sehen) am Subst. eine Präp. angedeutet werde. Es entsteht vielmehr durch diese Bildung hier, wie immer, ein Verbum, welches auch Participium und Adverbium sein kann; und die Sache wird noch klarer dadurch, daſs auch die volle Verbalform, mit dem Präf. *hang* und *mang*, vorkommt. Ich stelle hier alle in den Wörterbüchern und Texten mir vorgekommenen Formen dieser Wörter her, aus welchen meine Behauptung sich zur Genüge rechtfertigen wird. *Lor* Ng., *lér* Kr. (Norden): *mangngalor* Ng. (Crawf. *Voc.* Cornets. Roorda), *mangngalér* Kr. (Roorda), sich in nördlicher Richtung bewegen, nordwärts gehn. *Wétan* (Osten): *mangngétan*, sich in östlicher Richtung bewegen (Crawf. *Voc.* Cornets), *kêsah m.*, ostwärts gehn (Crawf. ganz Jav. Wörterb.). *Kidhul* (Süden): *mangngidhul*, sich in südlicher Richtung bewegen, südwärts gehn (Crawf. *Voc.* Cornets. Roorda), südwärts (Roorda, mit dem Beispiele: *majeng m., zuidwaarts oprukken*); *ngidhul*, südwärts, südwärts gehn (Roorda), *kêsah ng.*, südwärts gehn (Crawf. ganz Jav. Wörterb.). *Kulon* Ng., *kilén* Kr. (Westen): *hangngulon* Ng. (Crawf. *Voc.*), *hangngilén* Kr. (Roorda), in westlicher Richtung gehn, westwärts gehn, *lumaku hangngulon*, westwärts gehn (Crawf. Handschr. des B. Y. 115, *b.* Übers.); *mangngulon* (Crawf. ganz Jav. Wörterb. Cornets. Roorda), *mangulw̃an* (B. Y. 115, *b.*), westwärts gehn; *ngilén* Kr., westwärts, westwärts gehn (Roorda), *kêsah ng.*, westwärts gehn (Crawf. ganz Jav. Wörterb.). *Ngadaton*, *ngedaton* führt Roorda in seinem Wörterb. nur als Verbum an: in den Pallast gehn, den Pallast beziehen, einen Pallast haben, Hof halten, und zwei Beispiele bei ihm bestätigen diese rein verbale Bedeutung. Cornets bemerkt in seiner Gramm., daſs das Präfix *man* das Verbum und Adverbium zugleich anzeigen kann, nur sind seine Beispiele (*mangngalor*, *mangngidhul*, beide als Verbum, *manduwur*, aufwärts, *mangngisor*, niederwärts), indem er sie nur als Einen Redetheil übersetzt, keine Belege dafür. Aber an anderen Stellen seiner Gramm. übersetzt

Vor dem Vocativ finde ich bisweilen *ri* (4, *a.*) oder *hé* (30, *b.*) (*hé* Raffles. *héh* Ger.).

§. 10.

Adjectivum.

Ich finde in meinen grammatischen Hülfsmitteln durchaus nicht, daſs sich das Adj. im Jav. durch eine Bildungssylbe von dem Subst. unterschiede; man erkennt es bloſs an der Bedeutung oder der Stellung, da es in Prosa, ohne Gründe besondren Nachdrucks, seinem Subst. folgt. So auch im B. Y. *manik sarwawarna*, Edelsteine allfarbige (99, *a.*), *ratna pradhipta*, Edelsteine glänzende (रत्न, *ratna*, प्रदीप्त, *pradípta*) (103, *b.*), *gadha bisana*, Keule schreckliche (गदा, *gadá*, भीषण, *bhíshaṇa*) (136, *a.*). Diese Stellung des Adj. hinter dem Subst. folgt aus derselben Vorstellungsart mit der des Gen. nach dem Nomin. Denn die Beziehung des Gen. zum Nom. wird sehr natürlich als eine Beschaffenheits-Beziehung gedacht: der Sohn des Fürsten, oder der fürstliche Sohn. Dies fällt am meisten da ins Auge, wo die Materie angegeben wird, aus der eine Sache verfertigt ist: *pajeng mas*, Sonnenschirm von Gold oder goldner (99, *a.*).

Es giebt aber im B. Y. auch eine grammatisch geformte Classe von Adjectiven. Sie werden aus den Grundwörtern durch Vorsetzung von *ma* gebildet (1). Sie zeigen an, daſs eine Person oder Sache dasjenige hat oder ist, was ihr Grundwort ausdrückt; ihre Bed. ist also immer adjectivisch, nur bald reiner so, bald, nach Art eines Sanskr. Bahuwríhi's, mehr mit dem Begriff des Besitzes verbunden. Beispiele sind *ma-nama* (105, *a.*), benannt, mit Namen; *ma-gadha* (131, *b.*), eine Keule habend (गदा, *gadá*); *ma-purwa*, im Beginnen (124, *d.* Raffles. II. *App. p.* 170. *col. b. beginning.* पूर्व, *púrwa*, früher, eher. *purwa*, Beginn, *murwa*, beginnen. Ger.).

Man findet öfter im Jav. *ha* als bloſsen Anlaut, ohne Veränderung der Bed., vorgesetzt, und an die Stelle von *ha* tritt bisweilen *ma*. So lie-

---

er *manduwur* als Verbum: heraufsteigen, nach oben gekehrt sein. Diesem Worte der gewöhnlichen Sprache entspricht das höhere *mengnginggil* (von *hinggil*, dem Mal. *tiñggi*, welches, wie *duwur*, die Bed.: Obertheil, hoch, oben, hat), nach oben, herauf (Brückner), heraufgehn (Crawf. *Voc.*). Man sieht hier durch das Präfix Verba und Adverbia der Bewegung oder Richtung aus örtlichen Adverbiis, wie oben Substantivis, gebildet. B.]

(1) Auch auf den Nassau-Inseln findet sich diese Bildung durch *ma*. *Asiat. res.* VI. 90.

ſsen sich diese Wörter bloſs phonetisch erklären. Die richtige Ansicht ist aber, wie ich mich bemühen werde weiter unten zu zeigen, daſs, wo *ma* und *ha* verwechselt scheinen, das erstere das ursprüngliche ist, welches nur in *ha* sein *m* abgeworfen hat. Dies ist namentlich auf die hier in Rede stehenden Formen anwendbar, die dadurch einen ganz andren Ursprung erhalten. In der Tag. Sprache werden zwar auch die Grundwörter sehr häufig, ohne alle Umänderung, in adjectivischer Bedeutung gebraucht, es entstehen aber auch grammatisch geformte Adjectiva durch die Präfigirung von *ma*, und dies ist ihre regelmäſsige Bildungsweise (Totanes. Gramm. *p.* 20. nr. 67.). Dies *ma* scheint den Begriff des Habens auszudrücken, denn *ma* oder *mey* heiſst haben (*l. c. p.* 23. nr. 80.). In der Mad. Sprache finde ich dieselbe Art von Adj.: *fane*, Wärme, *ma-fanne*, warm. Da dies also eine Bildungsform des Malayischen Sprachstamms ist, und der ursprüngliche Begriff von haben gerade auf jene Kawi-Wörter sehr gut paſst, so muſs man in ihnen dieselbe Form erkennen, die aber im heutigen Jav. nicht durchgebildet zu sein scheint. Doch giebt es auch Javanische mit *ma* gebildete Adjectiva: *ma-larat*, arm, dürftig (Ger.). *Ma* ist auch ein Verbalpräfix, und zwar eigentlich intransitiver Verba. Man sieht, daſs dies wieder mit dem Adjectiv-*ma* zusammenhängt; warm, warm sein, Wärme haben kommen auf Eins hinaus; und in Sprachen, welche, wie dies besonders der Fall der Malayischen ist, den Begriff des Verbums nicht mit grammatischer Schärfe auffassen, müssen hier die Gränzen in einander überflieſsen. In mehreren Amerikanischen Sprachen ist das Verbum sein regelmäſsig im Begriff des Adj. mit eingeschlossen. Die weitere Verfolgung dieses Präfixes führt auf eine merkwürdige Ähnlichkeit des Malayischen mit einem andren Sprachstamme. Auch in der Thai-Sprache werden Adj. durch Vorsetzung von *mi* gebildet, und dies ist nichts andres, als die Verbindung eines Nomens mit dem Verbum sein. Die bestimmte Bedeutung dieses Verbums ist ein Vorhandensein, der Begriff, daſs es von einem Gegenstande etwas giebt, das Französische *il y a*, also vollkommen passend zur Adjectiv-Bed. (¹) *Mi* er-

---

(¹) Man sehe hierüber Herrn Burnouf's vortreffliche Anzeige von Low's Thai-Grammatik, welche sehr vieles über die Sprache enthält, was in der Grammatik selbst nicht vorkommt, sondern nur hat mühsam aus den in ihr angeführten Beispielen gezogen werden können. *Nouv. Journ. Asiat.* IV. *p.* 224-226.

innert an das Mad. *misse*, das auch schon von Andren mit den Verbalpräfixen, welche wieder mit dem, auch im Mad. üblichen Adj. Präf. zusammenhangen, in Verbindung gesetzt worden ist (s. unt. §. 11.).

Ein anderer Gebrauch des Präf. *ma* geht von dem Begriff des bei sich Habens, des Begleitens, wodurch das Begleitende gleichsam zu einer Eigenschaft der Sache wird, aus. Man verbindet dasselbe nämlich mit Eigennamen, um dadurch, so wie in andren Fällen durch *sa*, auszudrücken, daſs eine Person die andre begleitet, sich in ihrem Gefolge befindet: *ma-kanwa*, den Kanwa bei sich habend, mit Kanwa (B. Y. 17, *c.*).

Die Steigerung der Adjective wird in den Mal. Sprachen bloſs durch Redensarten und Umschreibungen gebildet, und macht keine grammatische Form aus.

§. 11.

Verbum.

Um das Kawi-Verbum von dem rechten Standpunkte aus zu betrachten, muſs man von der Beschaffenheit des Verbums im Malayischen Sprachstamm überhaupt und in der Javanischen Sprache insbesondere ausgehn.

Bezeichnung des Verbums im Allgemeinen.

Die Sprachen des Malayischen Stammes überhaupt.

So wie das Nomen in diesen Sprachen der Declination ermangelt, ebenso fehlt, genau genommen, auch dem Verbum die Conjugation in ihnen. Partikeln und die persönlichen Pronomina deuten die Modi, Tempora und Personen an, bleiben in dieser Andeutung, bis auf äuſserst wenige Ausnahmen, unverändert und unabgekürzt, verschmelzen daher nicht mit dem Grundwort, und fehlen endlich sehr häufig ganz. Vorzugsweise tragen das Malayische und Jav. diesen Charakter an sich. Im Tag. macht die Bezeichnung der Tempora durch Buchstabenveränderung und Reduplication hiervon eine Ausnahme. So steht der Ausdruck des Verbalbegriffs sehr oft allein, und in den meisten Fällen wenigstens nackt und abgesondert da.

Wo nun dies der Fall ist, da ist auch die Bezeichnung des Verbums nothwendig unvollkommen. Denn das actuale Sein, welches in der grammatischen Vorstellung das Verbum charakterisirt, läſst sich nicht leicht an sich ausdrücken, sondern verkündigt sich nur dadurch, daſs es ein Sein auf eine bestimmte Weise, in einer bestimmten Zeit und Person ist, und daſs der Ausdruck dieser Beschaffenheiten unzertrennlich in das Grundwort verwebt ist, zum sichren Zeichen, daſs dasselbe nur mit ihnen und gleichsam in sie versetzt gedacht werden soll. Wo daher das Verbum in Sprachen diese ächte grammatische Form besitzt, da läſst sich sein Begriff gar nicht ohne jene Beschaffenheiten anders, als in dem, sich schon dem Substantiv nähernden Infinitiv, auffassen. Seine Natur ist gerade diese Beweglichkeit, liegt in der Unmöglichkeit, anders, als in einen einzelnen Fall, fixirt zu werden.

Es ist eine nothwendige Folge aus dem hier Gesagten, daſs in den Malayischen Sprachen der Ausdruck durch das Verbum sehr oft nur vermittelst der Construction, und bisweilen auch nicht einmal durch diese, von dem Ausdruck durch das Nomen mit ausgelassenem Verbum sein unterschieden werden kann. So künftig sprechen Krishṇa kann ebenso gut so wird künftig Krishṇa's Sprechen sein, als so wird Krishṇa sprechen, heiſsen. Sogar die, dem Modus und Tempus nach, vollkommen und nach Art anderer Sprachen flectirten Formen des Tag. Verbums gelten, je nachdem sie das Pronomen oder der bestimmte Artikel begleitet, als flectirte Verbalformen (*amo, amas* u. d. m.), oder als Participia, oder Adjectiva. Sie selbst sind also gegen den Verbal- und Nominal-Ausdruck gleichgültig, und es kommt dabei bloſs auf die Behandlung derselben in der verbindenden Rede an.

Die geringe Schärfe, mit welcher das Verbum von dieser Seite in den Mal. Sprachen bezeichnet wird, ist vielleicht Ursach, daſs der Ausdruck durch das Nomen, auch bestimmt grammatisch als solches angedeutet, dem Ausdruck durch das Verbum vorgezogen wird. In der That ist in den uns bekannten Mal. Hauptsprachen die directe Construction durch das Activum mit dem im Nominativ stehenden Subject und dem im Accusativ stehenden Object die seltnere, und man findet dieselbe auf mannigfaltige, und uns oft ganz unnatürlich erscheinende Weise in eine Construction durch das Nomen umgestellt, wie wenn im Tag. die einfache Redensart: du gabst mir das Buch, in die sonderbare: dein Gebungsort des Buches war ich, verändert wird. Das Verbum sein bleibt aber in diesen Redensarten immer ausgelassen; und dies ist vermuthlich der Grund, daſs die wahre Natur dieser Formen, oder vielmehr Redensarten, von den Grammatikern verkannt, und dieselben als Passiva behandelt werden. Denn jeder der Mal. Hauptsprachen wird eine Vorliebe für den Gebrauch des Passivums zugeschrieben, was nur insofern wahr ist, als man unter dem Passivum den eben bezeichneten Ausdruck durch eine Nominalform versteht. Denn das wahre Pass. läſst sich in einer Sprache, in welcher das Act. keine reine und ächt grammatische Form hat, gar nicht denken. Es fehlt selbst einigen der Sprachen, in welchen dies der Fall ist, und zeigt dadurch, daſs sein Begriff schwerer zu fassen ist. In der That geschieht beim Pass. da, wo der Begriff rein genommen ist, nichts, als eine Umkehrung der Richtung des Act.; das actuale Sein ist in ihm, wie im Act., enthalten, wird aber durch die Passivform dergestalt umgeändert, daſs der die Wirkung Erfahrende zum Subject wird. Gerade weil dieser Begriff dem Ausdruck, wo man das Sein vom Prädicate (dem Verbalbegriff) trennt und diesen in einer Nominalgestalt allein bringt, so sehr nahe liegt, werden beide in vielen Sprachen verwechselt, und der letztere wird oft vorgezogen, weil er der am leichtesten zu fassende ist. Denn im wahren Passivum muſs die Verbalform mit dem Verbalbegriff ebenso unzertrennlich, wie im Act., verbunden bleiben, worin allerdings eine gröſsere Schwierigkeit liegt. Wie aber sehr oft in Sprachen, auch da, wo sie die ächte Form verfehlen, dennoch ein Streben nach derselben sichtbar ist, so wird auch im Malayischen Sprachstamm dem Ausdruck durch das Nomen mit ausgelassenem Verbum sein bisweilen eine besondere Gestalt gegeben, welche sich wirklich dem Pass. einigermaſsen nähert. Vorzüglich ist dies im Jav. der Fall, wo die Passivform wirklich in der Behandlung, wie ich unten (§. 13.) zeigen werde, als ein Pass. angesehen werden kann. In den übrigen Sprachen (1) ist aber auch mehr, als irgend sonst, ein Umstellen des Verbalausdrucks in Nominalausdruck, und wieder ein Streben, von diesem zu jenem zurück überzugehen, vorhanden.

Dasselbe Wort dient in den Malayischen Sprachen, wie es freilich auch in den meisten andren bisweilen geschieht, zum Nomen und zum Verbum, ohne seine Gestalt im geringsten weder durch Flexion, noch durch Affixa zu verändern. Dies ist immer häufiger der Fall, je weniger eine Sprache grammatisch geformt ist. Der Ausdruck für einen Gegenstand wird als Nomen, oder als Verbum, oder als beides gebraucht, je nachdem sich der Gegenstand selbst dem Gedanken am natürlichsten in der einen oder andren dieser Formen, oder in beiden darstellt. In der Tag. Sprache ist dieser Gebrauch der Wörter selten, und das Verbum erscheint gewöhnlich und regelmäſsig in der angenommenen Verbalform, oder mit den dazu bestimmten Affixen. Häufiger findet sich die doppelte Anwendung der Grundwörter in den übrigen Sprachen des Stammes.

---

(1) Man vergleiche jedoch unten die Anm. am Ende von §. 19.

Soll nun das Verbum wirklich, als solches, bezeichnet werden, so muſs dem Grundworte etwas hinzugehen; und da dieser das Wort bestimmt in Verbum umwandelnde Zusatz, wie wir oben gesehen haben, nicht die nothwendig mit dem Verbum auszudrückenden Beschaffenheiten der Zeit, Person u. s. w. betrifft, so muſs er, abgerechnet, daſs ihm die Bezeichnung von mancherlei Nebenbegriffen beigegeben wird, nothwendig die eigentliche Natur des Verbums selbst theils an sich, theils in seinen verschiedenen Gattungen, als transitive, intransitive, causale u. s. f., angehen. Insofern ist daher jedes wirkliche und durch die Sprache gestempelte Verbum derivativ. Die Sprache erlaubt aber auch, jedes Wort ohne Ausnahme, selbst Adverbia, Präpositionen u. s. f., durch einen solchen Zusatz in ein Verbum zu verwandeln. Es liegt daher jedem Verbum ein vollkommen ausgebildetes, primitives Wort zum Grunde, welches entweder wirklich ein Nomen von irgend einer Nominal-Kategorie ist, oder die unbestimmte Anwendbarkeit zum Nomen und Verbum in sich trägt, aber nur dann, und auch dann nur materieller Weise, schon ursprünglich ein wahres Verbum heiſsen kann, wann sein Begriff ganz und ausschlieſslich verbal ist. Es ist daher eine vielleicht zu weit gehende, aber gewiſs keine ganz unrichtige Ansicht, im Mal. Sprachstamm das Nomen als die Grundlage des Verbums anzusehen, da jedes Nomen zum Verbum werden kann, und das Grundwort auch des, seinem Begriff nach ursprünglichen Verbums so unbestimmter grammatischer Natur ist.

Die Mittel nun, durch welche ein Wort in den grammatischen Zustand des Verbums übergeht, sind in den verschiedenen Sprachen des Stammes, wie in jeder einzelnen selbst, verschieden, und im Ganzen genommen folgende:

a. Die Einschiebung der Sylbe *um*, also eines nach vorn hin erweiterten Nasenlautes, unmittelbar nach dem Anfangsconsonanten, oder, bei vocalisch anlautenden Wörtern, vor den Anfangsvocal des Wortes. Diese Methode ist dem Tag. und Jav., obgleich auf verschiedene Weise, eigen: im

Mad. scheint sie, als Form, verloren gegangen, ist aber noch an einzelnen Wörtern, z. B. *toumanghe* (Tag. *tangis, tumangis*), weinen, *houman* (Tag. *káin, kumain*), essen, bemerkbar; im Mal. sind auch solche Spuren ungewisser und schwerer aufzufinden (1).

b. Der Gebrauch von Präfixen und Suffixen, in einigen Fällen verbunden mit, durch das Präf. hervorgebrachter Veränderung des Anfangsconsonanten des Wortes. Diese Methode geht durch alle mir bekannte Sprachen des Stammes, und ist auch den Mundarten der Südsee-Inseln nicht fremd. Den geringsten und für die Bezeichnung des Verbums unwesentlichsten Gebrauch von diesen Präfixen macht das Jav. Die Präfixa fangen, bis auf wenige Ausnahmen, mit *m* an, im Jav., obgleich die Sprache auch Präf. in *m* kennt, häufiger mit *h*, was aber, da das *h* nicht ausgesprochen wird, mehr eine Abwerfung, als eine Umänderung des *m* ist. Hier ist also der Verbalzusatz ein vocalischer. Den häufigsten und mannigfaltigsten Gebrauch von Präfixen macht die Tagalische Sprache, und nach ihr die Madecassische. Klare Verbalsuffixa, namentlich das angehängte *i*, finden sich aber nur im Malayischen und Javanischen.

c. Veränderung der Anfangsconsonanten des Wortes ohne zugleich angewendetes Präfixum. Diese Methode ist die vorherrschende im Jav., findet sich aber, obgleich seltner angewendet, auch im Tag. Im Mad. kenne ich sie nicht, und auch im Mal. erwähnt ihrer die Grammatik nicht, es müſsten sich denn einzelne Beispiele im Wortvorrath auffinden lassen. Wir werden aber weiter unten sehen, daſs im Tag. diese Veränderung keine eigne grammatische Bildungsgattung ist, sondern durch den doppelten Proceſs der Einschiebung von *um*, und nachherigen Abwerfung der Anfangssylbe entsteht. Im Jav. könnte diese Methode einen ähnlichen Ursprung in der Vorsetzung eines mit Buchstabenveränderung verbundenen Präfixes, und nachherigen Abwerfung des Präfixes haben. In diesem Falle wäre sie dieselbe mit der unter *b.* aufgeführten. Die Buchstabenveränderung ist übrigens bei beiden Methoden gleich, und besteht, allgemein ausgedrückt, darin, daſs das Verbum einen Nasenlaut zum Anfangsbuchstaben annimmt, dieser

---

(1) [Ich habe mehrere Beispiele dieser Einschiebung in der Mal. Sprache aufgefunden, und werde sie in meinem Anhange vollständig angeben. Übrigens wird der Leser in der Fortsetzung dieser Schrift finden, daſs auch dem Verf. diese Erscheinung nicht entgangen ist. B.]

Laut aber nach der Beschaffenheit des ursprünglichen Anfangsconsonanten des Wortes verschieden ist. Wo ein Präfix und Buchstabenveränderung zugleich vorhanden sind, da ist auch der Endbuchstabe des Präfixes allemal ein Nasenlaut.

Die hauptsächlichste Methode der Verbalbildung bleibt daher die Anheftung von Präfixen, und man kann dieselbe als die Verbindung des Grundworts mit einem Hülfsverbum ansehen. Dadurch lieſse die Verbalbildung im Mal. Sprachstamm wesentlich auf die mögliche Verbindung jedes Wortes der Sprache mit einem Verbum allgemeiner Bedeutung: machen, haben, sein, hinaus. Das Mad. Wort *manghe*, machen (Froberville: *magne*, *faire, créer, édifier, produire au grand jour, ordonner, construire*), zu dem man wohl auch das Jav. *mangun*, bauen, bewirken (Ger., *to adjust, to put right.* Crawf. *Voc.*), rechnen kann, führt ganz natürlich darauf. Dazu gehören auch das Tag. *mei*, haben, das Mad. *misse*, sein, und das gleichbedeutende *mi* der Thai-Sprache (s. S. 78.). Das Mad. *magne* (¹) leitet Froberville von *maha aigne* oder *maha angan* ab, und führt als gleichbedeutende Lautformen davon *manghe angan*, *manano*, *manaho*, *manghano*, *manguinou*, *magnanou*, *manganou*, *mangnianou*, *mouine*, *manguéhanou* und *manguihounou* auf. Man muſs sich aber wohl erinnern, daſs diese Hülfsverba nicht, nach Art der unsrigen, für sich conjugirt, sondern rein als ein bloſser Vorschlag behandelt werden. Auch führen auf diese ganze Erklärungsweise nur einzelne Andeutungen, und die Sache ist bei weitem nicht so klar und gewiſs, als z. B. die Präfigirung des *er* in der Koptischen Sprache.

Den Verbalpräfixen, welche, nach dem Vorigen, in der Regel mit *m* anfangen, entsprechen mit groſser Genauigkeit im Tag., Mal. und Mad. Präfixa, die ich Nominalpräfixa nennen möchte, und die regelmäſsig mit *p*, auf Madagascar auch mit *f* und *h* anfangen. Dem Jav. sind diese Präf. nicht fremd; da aber die Sprache sich überhaupt seltener der Präf., und noch seltner derer mit *m* bedient, so ist der Gegensatz beider Arten des Vorschlags in demselben kaum zu erkennen. Die Verwandlung der Verbalpräf. in diese Nominalpräf. wird in den Tag. Grammatiken als eine Umstellung

---

(¹) Chapelier redet in einigen handschriftlichen Bemerkungen ausdrücklich von der Verbindung dieses Verbums mit andren Wörtern zur Bildung neuer Verba.

der Activform in eine Passivform behandelt, ist es aber eigentlich nicht. Wenn im Mad. *monengh* **wohnen** und *fonengh* ein **Bewohner** heiſst, so kann das letztere Wort nicht als Passivum des ersteren gelten, und auch im Tag. muſs, um die Form hervorzubringen, welche einem eigentlichen Passivum näher steht, immer noch etwas anderes hinzukommen. Die Umstellung in die Nominalform aber, die Entfernung des Activ-Verbalbegriffs, muſs vorausgehen. Die Sache ist also nur die, daſs aus dem grammatisch formlosen primitiven Nomen durch Präfigirung ein Verbum, dann aber aus diesem durch Umänderung der Präfigirung wieder ein derivatives Nomen gemacht wird.

Hierbei bleibt jedoch die Tag. Sprache nicht stehn. Sie braucht das Wort, aus welchem durch die Veränderung des Präfixes der Activ-Verbalbegriff entfernt worden ist, wieder, um eine neue Form zu bilden, die sich darin wieder mehr, als Passivum, dem Verbum nähert, daſs das an die Stelle des Activ-Verbums tretende Wort wirklich ein **Geschehen** oder ein **Geschehen sein** anzeigt. Doch auch hier ist, genau genommen und der deutlichen Construction nach, nur unter dem Gepräge eines Pass., ein Nominalausdruck mit ausgelassenem Verbum **sein** in eine Redensart von bestimmtem Typus verflochten. Ich erinnere hierbei an das oben (S. 80.) gegebene Beispiel: **dein Gebungsort des Buches war ich.** Indeſs kann eine solche Redensart im Tag. nicht ohne besondere grammatisch bestimmte Veränderung des Wortes vor sich gehen. Denn zu dem durch veränderte Präfigirung des Activ-Verbalbegriffes entledigten Nominalausdruck muſs, nach ganz bestimmten Regeln, eine neue Präfigirung, Suffigirung, oder Infigirung hinzukommen, bei welcher die Affixa nicht wahre Wörter, sondern in sich bedeutungslose Sylben sind. So ist im obigen Beispiel der Begriff des Ortes durch das Suff. *an* ausgedrückt. Ist die Bezeichnung des Verbums durch die Infigirung von *um* geschehen, so bleibt, um das Wort zum angeblichen Pass. zuzurichten, bloſs dies *um* hinweg (vgl. unt. §. 13.).

Wenn wir nun der Kürze wegen diese Bildungsarten Passiva nennen wollen, so giebt es im Mal. Sprachstamm grammatisch geformte Passiva und Umschreibungen des Pass. durch Redensarten eines bestimmten Typus, wie wenn ich sagte: **mein Sehen war der Stern,** für: **ich sah den Stern.** Beide Mittel sind sich durch die in denselben gebildeten Redensarten ähnlich, jedoch darin verschieden, daſs das erstere einer besondren grammatischen Zurichtung desjenigen Wortes bedarf, welches, als Nomen, an die Stelle des Verbums tritt.

Die bloſse Umschreibung des Pass. durch Redensarten, welche dem Mad. und Mal. (¹) eigen ist, kann ich hier ganz übergehen, und der Behandlung der Mal. Sprachen überhaupt vorbehalten, da das Jav. und Kawi sich derselben nicht bedienen. Diese beiden Sprachen besitzen das geformte Passivum, jedoch nur das durch Infigirung der Sylbe *in* gebildete, nicht die beiden andren, noch auſser dieser im Tag. üblichen Arten.

§. 12.

Javanische Sprache.

Im Ganzen sieht man schon aus dem Obigen, wie das Verbum in ihr behandelt wird. Da sie aber die grammatische Grundlage des Kawi ausmacht, so ist es nothwendig, hier noch mehr in das Einzelne einzugehn.

Zuerst stellen sich die Fälle dar, wo dasselbe Wort unverändert zum Nomen und zum Verbum gebraucht wird. Ich führe davon folgende Beispiele an:

hichal, verlieren, Verlust.
charita, erzählen, Erzählung.
karya, machen, Werk.
dhosa, sündigen, Sünde.
dhuga, denken, Gedanke.
turu, schlafen, Schlaf.
teka, kommen, das Kommen.
sarè, schlafen, Schlaf.
wanni, wagen, Tapferkeit.
lenggah, sitzen, Amt, Beruf.
dateng, kommen, das Kommen.
gessang, leben, das Leben.

Wir werden gleich in der Folge sehen, daſs es im Jav. einander entsprechende Anfangsbuchstaben giebt, von welchen immer der eine, z. B. *n*, mehr dem Verbum, der andre, z. B. *t*, mehr dem Nomen angehört. Die obi-

---

(¹) Man sehe zwar weiter unten die letzte Anm. in §. 19., jedoch ist auch das, was dort Passivconjugation genannt wird, nur eine Umschreibung dieser Form.

gen Wörter aber sind dennoch fast aus allen Buchstaben des Alphabets, und doch nur aus einem kleinen Wortvorrath genommen. Dies wird dadurch möglich, daſs jene Buchstaben, unabhängig von ihrer grammatischen Anwendung, auch primitive Anfangsbuchstaben des Redetheils sein können, welchem die Grammatik sie eigentlich nicht zutheilt. So ist, um bei dem Beispiel der hier gewählten Buchstaben zu bleiben, in dem aus dem Sanskrit genommenen Subst. *nata*, Regent, das *n* primitiv. Es bleibt natürlich, indem das Wort in der Bed. von regieren als Verbum gebraucht wird; allein aus diesem Verbum bildet die Sprache nun nach ihrer gewohnten Weise ein neues Subst., *tata*, Ordnung, Einrichtung.

Die schwächste Veränderung, welche mit einem Worte vorgeht, um es in ein Verbum zu verwandeln, ist die bloſse Verdopplung seiner Anfangssylbe, oder auch die Wiederholung des ganzen Worts. Es kann damit nur eine Verstärkung des Begriffs, oder eine Häufigkeit der Fälle gemeint sein. Dieselbe Verdopplung findet auch, ohne dem Worte Verbalbedeutung zu geben, bisweilen als eine bloſse Verlängerung statt, und die Sprache hat von mehreren Wörtern einfache und verdoppelte Formen, z. B. *dhalan* oder *dhadhalan*, Weg, *lurung* oder *lulurung*, Straſse, *bekel* oder *bebekel*, Oberhaupt eines Dorfs, *nemu* oder *nanemu*, finden. Aber Ger. sagt ausdrücklich, daſs die Verdopplung Substantiva in Verba verwandelt, und in seiner Gramm. und seinem Wörterbuche finden sich mehrere Beispiele, wo das einfache Wort als Subst. und das verdoppelte als Verbum gebraucht wird: *tulung*, Hülfe, *tutulung*, helfen, *buru*, Jagd, *buburu*, jagen, *hundang*, Befehl, *hundang-ngundang*, befehlen, *griya*, Haus, *gagriya*, wohnen. Die Verdopplung wird auch zur Bildung von Verben aus Subst. bisweilen mit Präfixen verbunden: *hapuputra*, zeugen, von *putra*, Sohn, Kind (Matth. 1, 2.).

Ich habe oben schon der Veränderung des Anfangsbuchstaben vieler Jav. Wörter als eines Unterscheidungszeichens der Nominal- und Verbalformen erwähnt; ich habe diese Veränderung sogar als das vorherrschende Mittel der Sprache, Verba zu bilden, angegeben. Diese Ansicht und die ganze Erklärung dieser Lautveränderungen erfordert aber eine ausführlichere Auseinandersetzung, da dieselbe nur aus der Sprache selbst und der Vergleichung mit den verwandten Dialekten geschöpft ist, sich aber nicht auf Zeugnisse derer gründet, welche die Sprache bisher grammatisch behandelt haben. Hr. Roorda sieht diese Veränderungen bloſs als euphonische an, und geht in seinen Briefen nicht in die Fälle ein, in welchen sie statt finden müssen. Hr. Gericke thut zwar dies, scheint aber mehr die Ansicht zu haben, daſs durch diese Veränderungen Substantiva aus Verben, als umgekehrt, entspringen. Es wird daher am sichersten sein, hier zuerst dasjenige zum Grunde zu legen, was seine Grammatik über die Sache enthält, da anzunehmen ist, daſs dies den wirklichen Thatbestand der heutigen Sprache am reinsten und einfachsten in sich faſst.

Hr. Gericke spricht von der Buchstabenveränderung in zwei Stellen seiner Gramm., beim Subst. und beim Verbum, §. 21. 32. 33. Die Buchstabenveränderung selbst ist in beiden Fällen dieselbe, und bildet folgende zwei Reihen von Consonanten, welche in der genauen Folge, wie sie hier angegeben sind, in den gleich zu bestimmenden Fällen einer in den andren verwandelt werden.

Erste Reihe: *n*, *ny*, *m*, *ng*, *ngr*, *ngl*.
Zweite Reihe: *t*, *ch* oder *s*, *w* oder *p*, *h*, *r*, *l*.

Wie Ger. diese Veränderungen schreibt, hätte ich die Reihen eigentlich mit dem dem Consonanten inwohnenden Vocal, *na*, *nya* u. s. w., aufführen sollen. Die Beispiele zeigen aber, daſs dies unnütz gewesen wäre, da die Veränderung immer nur den Consonanten trifft, den ursprünglichen Vocal aber unverändert läſst.

Beim Subst. sagt nun seine Gramm., daſs die abgeleiteten Substantiva entweder durch Affixa oder durch Buchstabenveränderung entstehen, und daſs die letztere durch Verwandlung der Consonanten der ersten Reihe in die entsprechenden Consonanten der zweiten bewirkt wird. Er sieht also hier das Subst. als abgeleitet, das Verbum als primitiv an. Denn ob er es gleich nicht bestimmt sagt, so zeigen doch seine Beispiele, daſs er nur von der Ableitung der Subst. aus Verben, nicht aus andren Redetheilen, spricht. So entsteht nun nach ihm aus

neda, essen, *teda*, Speise; *nulis*, schreiben, *tulis*, Schrift; *nitik*, beweisen, *titik*, Beweis;

nyatur, erzählen, *chatur*, Erzählung; *nyelak*, sich nähern, *chelak*, Nähe;

nyerrat, schreiben, *serrat*, Schrift; *nyenjata*, schieſsen, *senjata*, Gewehr;

miyos, geboren werden, beginnen, *wiyos*, Geburt, Beginn; *misésa*, Macht haben, *wisésa*, Macht;

maréntah, befehlen, *paréntah*, Befehl;

ngaranni, nennen, *haran*, Name; *ngaturri*, antworten, *hatur*, Antwort;

ngrasa, fühlen, *rasa*, Gefühl; *ngratu*, Jemanden als Herrscher anerkennen, *ratu*, Herrscher;

nglilanni, zugestehen, *lila*, Zugestehung, Erlaubniſs; *nglakonni*, gehen machen, *laku*, Gang.

Es werden zwar in dieser Stelle auch noch Veränderungen von *h* in *k*, von *m* in *h* und von *ma* in *pa* angeführt, deren ich aber, da sie zu einer andren Classe von Wörtern gehören, erst weiter unten gedenken kann.

Bei dem Verbum lautet Gericke's Regel folgendergestalt: Die Verba, welche mit einem Consonanten der ersten Reihe beginnen, verändern denselben in den entsprechenden Consonanten der zweiten

a. in den Passivformen;

b. wenn die Partikeln, welche die vergangene und zukünftige Zeit ausdrücken, weggelassen sind;

c. wenn dieselben, gegen die gewöhnliche Regel im Verbum, vor das Pronomen (nicht nach demselben und unmittelbar vor das Verbum) gestellt werden;

d. in der Gattung von Verben, welche ein Handeln Mehrerer unter einander andeuten;

e. im Imperativus, und zwar: wenn derselbe in den Verben der Volkssprache rein gebietend ist; wenn in der höheren Sprache, um einen Befehl auszudrücken, das Pronomen bloſs vor das Verbum gesetzt wird; endlich im Imperativus und in dem, auch imperativ, als Zumuthung, gebrauchten Conjunctiv der Causalverba;

f. in allen aus Verben abgeleiteten Substantiven.

Dieser Regel fügt nun die Gramm. Beispiele jeder einzelnen Buchstabenveränderung hinzu, wo aber nur die Fälle genannt sind, in welchen die Veränderung wirklich statt findet. Ich begnüge mich, von diesen Beispielen nur eins herzusetzen.

ningngalli, Kr. sehen; das Anfangs-*n* wird zu *t*:

a. in den Passivformen, *dhipun tingngalli*, *katingngallan*, oder *tinningngallan*;

b. bei Auslassung der Tempus-Partikeln, *kula tingngalli*, ich habe gesehen, oder ich werde sehen;

c. bei der Stellung der Tempus-Partikeln vor dem Pronomen, *sampun kula tingngalli*, ich habe gesehen, *badè kula tingngalli*, ich werde sehen;

d. wenn ein Handeln Mehrerer ausgedrückt ist, *tingngal-tinningngallan*, sich unter einander sehen;

e. im Imperat., wenn er gebietend durch Vorsetzung des Pronomens ausgedrückt wird, *sampéyan tingngalli*, siehe du! und im Conjunctiv, *kula tingngallana* daſs ich sehen möge, endlich im Conjunctiv des Causalverbums, *tingngallenna*, daſs man sehen machen möge;

f. im Subst., *tingngal* oder *tingngallan*, Gesicht.

In allen hier nicht angegebenen Formen der Verbal-Abwandlung bleibt der Anfangsconsonant des Verbums unverändert einer der ersten Reihe, da hier nur die Ausnahmen namhaft gemacht sind.

An diese Theorie der Buchstabenveränderung muſs man gleich anknüpfen, was Ger. über die Präfixa der Verba sagt. Er bringt diese in seiner Gramm. bloſs unter dem Titel (§. 27.): verlängerte Form der Verba bei, und legt zum Grunde, daſs beinahe jedes Verbum eine kurze und eine, entweder durch Verdopplung, oder durch Präfigirung verlängerte Form hat, setzt jedoch am Ende des Paragraphen hinzu, daſs, wenn eine solche Verlängerung vor ein Subst. zu stehen komme, dasselbe dadurch in ein Verbum verwandelt werde. So entstehen aus *galih*, Herz, *hanggalih*, beherzigen, und aus *gusti*, Herr, *hanggusti*, Jemanden als Herrn erkennen. Als Präfixa führt er bloſs mit *h* beginnende an, nämlich *ha*, *han*, *ham*, *hang*. Man sieht leicht aus der Analogie der Sprache, obgleich Ger. es nicht sagt, daſs die Endbuchstaben dieser Präf. sich nach den Anfangsbuchstaben der Verba richten, für welche sie bestimmt sind. Dies zeigen auch die von Ger. angeführten Beispiele:

ha; *hadhamel* von *dhamel*, arbeiten.
han; *handhadhos* von *dhadhos*, werden, entstehen.
ham; *hambekta* von *bekta*, tragen, *hambégal* von *bégal*, rauben, *hambéngkas* von *béngkas*, abmachen, entscheiden.

hang; *hanggawa* von *gawa*, bringen, *hangganjar* von *ganjar*, belohnen.

Ich hebe aus diesem Auszuge zuerst die Verwandlung der Subst. durch die Präf. in Verba heraus. Sie zeugt deutlich für die oben von mir gegebene Darstellung des Malayischen Verbums. Eine groſse Menge von Verben sind danach abgeleitete, und die Grundlage derselben sind Nomina, das Mittel der Ableitung aber Präfixa. Dann kommen auch freilich die ganz einfachen und unveränderten Verba, die aber, bei der Gleichgültigkeit, mit welcher das heutige Jav. die Präfixa zu behandeln scheint, auch in jedem Augenblicke dieselben annehmen können, und wenigstens auf keinen Fall nothwendig als ursprünglich präfixlos anzusehen sind, und die Wörter hinzu, wo sich Verbum und Nomen durch veränderten Anfangsbuchstaben unterscheiden, welche jedoch sehr oft gleichfalls mit Präfixen verbunden werden können.

Im Übrigen geht aus dem Auszuge hervor, daſs Gericke

a. die oben angeführten beiden Reihen von Consonanten nicht als Unterschiede des Nomens und Verbums ansieht, sondern die gewöhnlich den Subst. eignen auch der Conjugation beimischt;

b. daſs er, wo der eine beider Redetheile abgeleitet ist, das Verbum für primitiv, das Nomen für abgeleitet hält, wodurch denn auch die erste Consonantenreihe zur primitiven, die zweite zur abgeleiteten wird;

c. daſs, nach ihm, die Verbalpräfixa da, wo schon das einfache Wort als Verbum genommen wird, nur Verlängerungen des Wortes sind, die ebenso gut wegfallen können, und wirklich oft ausgelassen werden;

d. daſs Ger. keinen Zusammenhang irgend einer Art zwischen den Präfixen und der Bildung durch Buchstabenveränderung anzunehmen scheint, sondern auch da, wo ein Wort mit verändertem Anfangsbuchstaben ein Präfix erhält, dies nur als eine gleichgültige Verlängerung des Wortes betrachtet.

Ich wiederhole hier, daſs ich dies eben Vorgetragene als den einfachen und reinen Thatbestand der Sprache in ihrem heutigen Gebrauche ansehe, und keinesweges Hrn. Gericke mit meinen, gleich weiter auszuführenden Behauptungen widersprechend entgegentrete. Es ist ganz etwas anderes, wie er es zur Absicht hatte, die Regeln einer Sprache zum Behuf der Anwendung beim Verstehen und Sprechen derselben darzulegen, und, wie ich es hier versuche, der wahren und inneren Bedeutung der grammatischen Formen und ihrem ursprünglichen Zusammenhange, dem Wege ihrer Entstehung, auf welchem sie sich oft wesentlich verändern, nachzuforschen. Man stöſst bei einem solchen Unternehmen oft auf Punkte, wo nur der Vermuthung Raum bleibt, darf es aber darum nicht aufgeben, da man nur auf diese Weise die Analogie der Sprache und ihr Verhältniſs zu den stammverwandten zu erkennen vermag. Die erste und nothwendigste Bedingung zum Gelingen eines solchen Versuches ist aber die genaueste Beachtung des factisch in der Sprache Vorhandenen; und dies kann man nur bei denen finden, welche die Sprache unter den Eingebornen, aus langer Übung und eigenem Gebrauche kennen gelernt haben; ihrem Zeugniſs muſs man sich daher in allem Factischen ohne Widerrede unterwerfen.

Dies vorausgeschickt, sehe ich nun allerdings die Buchstabenveränderung und Präfigirung, von welcher hier die Rede ist, und den Zusammenhang beider anders an, als es in der Gerickeschen Gramm. dargestellt ist. Ich glaube nämlich,

a. daſs von den beiden oft erwähnten Consonantenreihen bloſs die erste für wahre Verbalformen, die zweite dagegen theils für wirkliche Substantiva und Adjectiva, theils für solche Formen bestimmt ist, die, streng genommen, auch nur Nominalformen sind, wenn gleich die Sprache einen scheinbar verbalen Gebrauch von ihnen macht;

b. daſs in der Regel, und bis auf sehr wenige Ausnahmen, die erste Consonantenreihe aus der letzten abgeleitet ist;

c. daſs diese ganze Buchstabenveränderung aber im genauesten Zusammenhange mit der Anheftung von Präfixen steht, und aus derselben entsprungen ist, so daſs sie keine besondere Eigenthümlichkeit des Jav. Verbums ausmacht, sondern daſs das Verbum auch in dieser Sprache seine grammatische Form nur durch Affixa empfängt;

d. daſs dies aber jetzt nicht mehr im Bewuſstsein des heutigen Volkes liegt, sondern daſs dieses in dem veränderten Anfangsbuchstaben gar keinen Zusammenhang mit irgend einem Präfix ahndet, und die Präfixa wirklich da, wo sie nicht offenbar einem Nomen Verbalbedeutung geben, als gleichgültige, beizubehaltende oder wegzulassende Verlängerungen betrachtet, so wie auch allerdings in einigen Fällen, namentlich da, wo ein Consonant der ersten Reihe wirklich primitiv ist, abgeleitete Substantiva durch Verwandlung in den entsprechenden Consonanten der zweiten Reihe gebildet werden.

Es hat mir erleichternd für das Verständniſs geschienen, meine Ansicht gleich ganz und geradezu auszusprechen; ich füge jetzt, als Beweis, dasjenige hinzu, was mich auf dieselbe geführt hat.

a.

Die Fälle, in welchen in der Conjugation die Consonanten der zweiten Reihe gebraucht werden, sind zwar in andren Sprachen gewöhnlich verbaler Natur, gehören indeſs doch zu denen, die sich leichter mit nominalen Formen verwechseln lassen.

An der Spitze derselben stehn die drei verschiedenen Bildungen des Jav. Passivums. Wir werden aber weiter unten sehen, daſs die eine dieser Bildungen nicht viel mehr, als die Verwandlung des Verbums in ein abgeleitetes Subst. mit leidender Bedeutung, ist, die zweite eine wirkliche Verbindung des Wortes mit dem Verbum sein scheint, und daſs die dritte, schon nach ihrer Entstehung aus der gleichen Tag. Form, Redensarten bildet, welche man ursprünglich auch nicht als wahre Verbalausdrücke ansehen kann. Die gröſsere Annäherung des Jav. zum wahren Passivum liegt nicht in der Form, als von welcher hier allein die Rede ist, sondern in der Construction, welche oft in Sprachen die ursprüngliche Bedeutung der Formen in ihrer Anwendung umändert. Überhaupt aber scheint das Pass., seiner Natur nach, die Beschaffenheiten eines Nomens da zu theilen, wo es nicht in der Schärfe seiner wahren Bedeutung aufgefaſst wird, welches gerade, wie wir oben gesehen haben, in den Malayischen Sprachen der Fall ist.

Auffallender scheint es allerdings, daſs auch der Imperativus den Substantiven vorzugsweise eigene Anfangsbuchstaben annimmt. Die hauptsächlichste Art, diesen Modus zu bilden, ist die Hinzufügung der Sylbe *ha*, was nur wegen der verschiedenen Wohllautsveränderungen, welche dies *ha* erfährt, in einigen Fällen weniger sichtbar ist. Gerade auf dieselbe Weise bildet auch der Dialekt auf Madagascar den Imperativus; die Sylbe *ha* kann aber dort mit jedem Worte, zu welchem Redetheile es gehören möge, verbunden werden, und hat dann immer den Sinn, daſs dasjenige, was das Wort ausdrückt, sein oder geschehen müsse.

Wahrscheinlich ist dies *ha* nichts, als ein ermunternder Ausruf, der mit dem Begriff der zu gebietenden Handlung verknüpft wird, was auch durchaus nicht unnatürlich ist; und dieser Begriff kann alsdann ebenso leicht in der Gestalt eines Nomens, als in der eines Verbums, hingestellt werden. Auch in anderen Sprachen pflegt der Imperativ am wenigsten von der wahren Verbalformung an sich zu tragen, enthält nur den Grundlaut des Verbums, oder wird auch wohl durch den Infinitiv, also auch in gewisser Annäherung zum Substantiv, ausgedrückt. Der angebliche Conjunctivus hat so sehr dieselbe Formung mit dem Imperativ, daſs es nicht nothwendig ist, seiner hier besonders zu erwähnen.

Die Auslassung der Tempus-Partikeln in der Conjugation angeführt zu finden, muſs jeden mit andren Sprachen Bekannten befremden. In dem Abschnitt über die Tempora sagt Gericke ausdrücklich, daſs es in der Jav. Conjugation eine unbestimmte Tempusbildung gebe, welche sowohl die vergangene, als die zukünftige Zeit bezeichnen könne, so daſs nur der Zusammenhang der Stelle, wo diese Bildung vorkomme, ergeben müsse, ob damit ein Präteritum oder ein Futurum gemeint sei. Die Andeutung der Zeit ist dem Verbum so eigenthümlich und nothwendig, daſs es ein sehr richtiges Sprachgefühl verräth, das Wort, welchem diese Andeutung fehlt, durch ein sichtbares Zeichen aus der Classe der Verba zu entfernen, und als Nomen darzustellen, oder vielmehr demselben nicht die Attribute zu geben, die es zum Verbum gestalten. Dies scheint mir hier dadurch zu geschehen, daſs man dem Worte seinen Consonanten der zweiten Reihe läſst. Es bleibt nur ein Nomen, kündigt sich als solches an, und wird mit hinzugedachtem war oder wird sein mit dem Subject verbunden; durch die Verwandlung dieses Anfangsbuchstaben in den entsprechenden der ersten Reihe würde es zum Verbum, und führte den bestimmten Begriff des Präsens mit sich. In der Conjugation der eigentlichen Malayischen Sprache auf Malacca führt Marsden auch einen sogenannten Aorist an, welcher mit der Tempusbildung, von der wir hier reden, einige Ähnlichkeit hat. Schon Marsden aber hat bemerkt (*Gramm.* 69.), daſs dieser Aorist dem Verbum eine passive Gestalt giebt, obgleich die Bedeutung activ ist. In der That ist jener Aorist, meiner Überzeugung nach, nichts andres, als eine Redensart, in welcher vermittelst des wirklich ausgedrückten Verbums sein das Grundwort des Verbums als ein wahres Nomen, das aber dort nicht als solches besonders charakterisirt ist, behandelt wird. Hieraus entsteht dann zwar nicht ein ächtes Passivum, allein allerdings ein demselben ähnlicher Ausdruck, welcher, nach unsrer Art, die Sprachen zu behandeln, natürlicher in einen activen umgesetzt wird. Eine ähnliche Bewandtniſs scheint es mit der unbestimmten Jav. Tempusbildung zu haben, nur daſs bei dieser umgekehrt das Nomen durch den veränderten Anfangsbuchstaben charakterisirt ist, das sein dagegen hinzugedacht werden muſs. Auch ist die Form der Redensart im Mal. durch die übrige Construction klarer, wie ich unten näher zeigen werde.

Ein eigner Fall ist es, daſs die Versetzung der Tempus-Partikeln von der Stelle zwischen dem Pronomen und Verbum, welche sie gewöhnlich einnehmen, vor das Pronomen die Verwandlung des Anfangsbuchstaben in einen Consonanten der zweiten Reihe, also, meiner Behauptung nach, die Umstellung des Verbums in ein Nomen, mit sich führt. Durch diese Verrückung wird jedoch die gewohnte Zusammenfügung des Verbums gestört, und mithin schon dadurch der wahre Verbalbegriff mehr bei Seite gestellt. Eine noch gröſsere Veränderung aber entsteht dadurch, daſs das Pronomen nunmehr hinter der Tempus-Partikel zu stehn kommt, was durch die wahre Bedeutung dieser Partikeln noch wichtiger wird. Denn diese Partikeln sind eigne, selbstständige und bedeutsame Wörter, einige, wie *badé*, sollen, wirkliche Verba. Das Pron. nun kann, nach der allgemeinen Constructionsweise, wenn es das Subject des Verbums anzeigt, nur vor dem Verbum stehen. Hinter ein Wort gestellt, wird es zum Besitzpronomen; *kula badé ningngalli* heiſst demnach ganz richtig ich soll oder werde sehen, *badé kula tingngalli* dagegen drückt, genau genommen, aus mein Sollen Sehen, wobei natürlich wieder ist hinzugedacht werden muſs. Man sieht daher, daſs die Partikel durch diese Umstellung in genauere Verbindung mit dem Pron. gebracht, dagegen aus der mit dem Verbum losgerissen wird, wodurch dann auch das letztere seinen grammatischen Charakter einbüſst.

Die Verba, welche ein Handeln Mehrerer unter einander anzeigen, werden im Jav. immer als gegenseitige genommen, so daſs die Wirkung des Verbums sowohl hervorgebracht, als gelitten wird. Gericke nennt sie daher geradezu Reciproca, obgleich dieser Begriff ihnen wiederum nicht ganz entspricht. Ihre Bildung ist ihrem Begriff analog: sie haben zum Schluſsgliede allemal die Passivform des Worts. Ihr Anfangsglied ist nach Ger. die Activform desselben, und dies ist nach seiner Art, die Sache darzustellen, vollkommen richtig, da nach ihm der Anfangsbuchstabe des Verbums auch im Activum in einen Consonanten der zweiten Reihe, wie es bei diesen Verben immer der Fall ist, übergehen kann. In Wahrheit aber scheint mir das Anfangsglied dieser Verba nicht das Verbum selbst, sondern das ihm entsprechende Substantivum. Da das Verbum in seiner Passivform auch nur ein Nominalausdruck ist, so sind diese Verba eigentlich bloſs eine Verbindung zweier Subst., von welchen das eine die Bedeutung eines Thuns, das andere die eines Leidens hat. Hierfür spricht auch, daſs, wenn dem Verbum ein Verbalsuffixum anhängt, wie bei *ningngalli*, dies Suffix im Anfangsgliede dieser Verba immer hinwegfällt, so daſs dasselbe alsdann dem Subst., insofern dies nicht eigne Ableitungssylben hat, gänzlich gleich wird. Das angebliche Verbum reciprocum *tingngal-t-inn-ingngallan* heiſst daher wörtlich Sehen (und) Gesehen werden.

Ich glaube durch das Obige wenigstens so viel bewiesen zu haben, daſs die Fälle, in welchen nach Gericke's allgemeiner Regel die Consonanten der zweiten Reihe eintreten, von der Art sind, daſs der wahre Verbalbegriff sich leichter aus ihnen entfernen läſst, als aus den entgegengesetzten; und da nun der wichtige Umstand hinzukommt, daſs die unbezweifelten Nomina, auch wenn man sie als abgeleitet ansehen wollte, da, wo Verbum und Substantiv verschiedene Anfangsbuchstaben haben, die Consonanten der zweiten Reihe an sich tragen, so glaube ich mich auf keine Weise zu irren, indem ich die Consonanten der zweiten Reihe für Bezeichnungen des Nomens, die der ersten aber für dem wahren Verbalbegriff gewidmet halte.

Weil aber das Verbum in diesen Sprachen, und namentlich im Jav., eine so ungemein lockere Gestalt hat, so ist es wirklich schwer, etwas gegen jede Einwendung Gesichertes über diese Fragen zu entscheiden, und Nomen und Verbum in völlig bestimmte Formen zu bannen, da die Sprache selbst wenigstens scheinbare Anomalieen darbietet. Ein sehr befremdender Fall dieser Art ist es, daſs, da das Präsens des Activums, als in der oben angeführten Regel nicht ausgenommen, seinen Verbalconsonanten der ersten Reihe behält (*kula numpak*, ich reite), dennoch in Ger.'s Wörterbuch Fälle vorkommen, wo auch in diesen Stellungen der Consonant der zweiten Reihe eintritt. So führt er von *mundutti*, fordern, bitten, *mannira pundutti*, ich fordere, von *ngaturri*, anbieten, *kula haturri*, ich biete an, von *nyukanni*, geben, *kula suka*, ich gebe, an.

b.

Um über die Frage zu entscheiden, welche der beiden Consonantenreihen die abgeleitete ist, muſs ich zuerst hinzufügen, daſs dem *ng* in der ersten auch noch, auſser *h*, in der zweiten *k* entspricht: *kandang*, Stall, *ngandangngaken*, in einen Stall eintreiben. Prüft man die Consonanten beider Reihen, so zeigt sich, daſs die erste derselben bloſs Nasenlaute, also lauter Buchstaben derselben Classe, enthält, dahingegen sich in der zweiten Buchstaben ganz verschiedener Classen befinden. Schon dies scheint mir klar darzuthun, daſs nur die erste die abgeleitete sein kann. Die Übereinkunft der Laute deutet an, daſs sie etwas Gemeinschaftliches an sich tragen, und weist dadurch auf eine gemeinschaftliche Ursach, eine künstliche Bildung hin, indeſs die zweite Reihe die Verschiedenheit der Consonanten an sich trägt, welche die Anfangsbuchstaben der Wörter einer Sprache überhaupt haben; in ihr scheint also der natürliche, ursprüngliche Zustand zu liegen.

Zu diesem Beweise gesellt sich ein zweiter darin, daſs eine groſse Anzahl von Wörtern, deren Anfangsbuchstaben der zweiten Reihe angehören, ihrem Begriff und ihrer Herleitung nach, ganz unbezweifelt die ursprünglichen Nomina sind, aus welchen man nur später Verba gebildet hat. Am sichtbarsten ist dies bei fremden in die Sprache aufgenommenen Wörtern: *rasa* (रस, *rasa*, und रास, *rása*), *suka* (सुख, *sukha*, Vergnügen), *wisésa*, Macht (विशेष, *wiśésha*, nur mit sehr veränderter Bedeutung, die aber von dem Begriff des sich von allen andren Unterscheidenden, Hervorstechenden vermittelt ist), sind offenbar die Grundlagen der Verba *ngrasa*, fühlen, denken, *nyukanni*, geben, *misésa*, Macht haben, und kommen nicht umgekehrt von diesen letzteren her. Ebenso ist auch das einheimische Subst. *ratu*, Herrscher, das Stammwort der Verba *ngratu*, Jemanden als Herrscher anerkennen, und *ngratonni*, als König herrschen.

Ich halte daher die Anfangsconsonanten der zweiten Reihe für die ursprünglichen Laute der Wörter, welche durch eine, sogleich näher zu entwickelnde Ursach in Nasenlaute verwandelt werden, um dadurch grammatisch geformte Verba zu bilden. Ich habe indeſs schon oben erinnert, daſs bisweilen allerdings auch durch Verwandlung eines Consonanten der ersten Reihe in den entsprechenden der zweiten wirkliche Verbalsubstantiva abgeleitet werden. Dies findet aber nur da statt, wo das ursprüngliche Nomen mit einem Consonanten der ersten Reihe anhebt, und daher bei der Bildung des Verbums keine neue Änderung des Anfangsbuchstaben eintreten kann. Denn natürlich sind auch die rein Javanischen ursprünglichen Wörter nicht auf jene Anfangsbuchstaben, je nachdem sie einen verbalen oder nominalen Grundbegriff ausdrücken, beschränkt, sondern Nomina dieser Art fangen mit Nasenlauten, und Verba mit anderen Consonanten an. Die Sache ist nur die, daſs die zweite Consonantenreihe, bis auf die genannten Ausnahmen, sich in unverändertem Zustande befindet, die Consonanten der ersten aber allemal eine Veränderung erlitten haben konnen, und in der groſsen Mehrzahl der Fälle wirklich durch Veränderung entstanden sind. Statt, wie Gericke thut, zu sagen, daſs die Consonanten der ersten Reihe in gewissen Fällen in die der zweiten übergehen, ist es daher richtiger, sich so auszudrücken, daſs in diesen Fällen die Consonanten der zweiten Reihe unverändert bleiben.

c.

Die Verschiedenheit der Consonanten der ersten Reihe richtet sich nach dem Organ, zu welchem die der zweiten gehören; der Zahnlaut *t* verwandelt sich in den Nasenlaut seiner Gattung, *n*, die Lippenlaute *p* und *w* in den Nasenlaut desselben Organs, *m*; *l* und *r* haben keinen eignen Nasenlaut, die Sprache setzt also nur den allgemeinen Nasenlaut ihnen vor, und bildet auf diese Weise *ngl* und *ngr*; *s*, wenn es der Zahnlaut ist, sollte sich auch in *n* verwandeln, wie es im Tagalischen wirklich geschieht, es thut dies auch im Jav. nicht selten, wird aber meist, so wie *ch*, zu *ny*; aus *k* entsteht der allgemeine Nasenlaut *ng*, und eben dies *ng* wird auch bei den mit *h* anfangenden Wörtern gebraucht, oder vielmehr, da man das *h* nicht ausspricht, wie im Tag., den vocalisch anlautenden vorgesetzt. Daſs aber alle diese Laute gerade nasale sind, läſst eine allgemeine Ursach dieser Veränderungen vermuthen, die wohl schwerlich bloſs im Begriff des Verbums zu suchen ist. Indem ich die Analogie der übrigen Malayischen Sprachen zu Hülfe nehme, mich aber zugleich auf directe Beweise im Jav. selbst stütze, finde ich den Grund dieser Verwandlung in Nasenlaute in dem End-*n* des Verbalpräfixes *han* oder *man*, von welchem die beiden ersten Buchstaben, *ha* oder *ma*, in der Aussprache wegfallen. Im Tag., Mad. und eigentlich Mal. geht, wenn das Verbalpräfix *man* vor die Consonanten der zweiten Reihe tritt, jeder von diesen in den entsprechenden Nasenlaut über, oder dieser Nasenlaut entsteht vielmehr aus dem End-*n* des Präfixes, indem der ursprüngliche Consonant hinwegfällt; das End-*n* des Präf. wird also, vor Zahnlauten unverändert, vor anderen Lauten in den ihnen entsprechenden umgewandelt, zum Anfangsbuchstaben des Verbums. Denn in allen den genannten Sprachen gehört, wo diese Veränderung vorgeht, der Endnasenlaut des Präf. zur ersten Sylbe des Wortes, und trennt sich von der des Präfixes. *Tubùs* (Tag.) wird zu *ma-nubus*, loskaufen, *soratse* (Mad.) zu *ma-noratse*, schreiben, *tōlong* (Mal.) zu *me-nōlong*, helfen. Dieses Übergehen des Endbuchstaben des Präf. in den Anfangsbuchstaben des Grundwortes macht das Wegfallen des ersten Buchstaben des letzteren noch begreiflicher. Darüber, daſs in den eben genannten Sprachen die Präfixe immer mit *m*, im Jav. gewöhnlicher mit *h* beginnen, werde ich weiter unten reden. Auf diese Weise sieht man also bei meiner Erklärung die vollkommene Analogie, welche auch in diesem Punkt zwischen dem Jav. und den übrigen Mal. Sprachen herrscht.

Verfolgt man die Sache noch tiefer, so kann man freilich auch auf der andren Seite wohl zu der entgegengesetzten Meinung, und dahin geführt werden, die Buchstabenveränderung als unabhängig von den Präfixen anzusehen. In den hier in Rede stehenden Sprachen entspricht dem verbalen Präfix *man* das nominale *pan*, und die Verwandlung des Anfangsbuchstaben des Worts geht in beiden Fällen auf gleiche Weise vor sich. Der Übergang von den verbalen Formen in die nominalen, und umgekehrt, liegt nicht in dieser Buchstabenveränderung, sondern allein in der Natur des Präfixes. Denn in der Veränderung des Verbalpräfixes *man* in *pan* liegt schon dieselbe Umwandlung; und es ist vielleicht nicht unrichtig, zu behaupten, daſs sich in dem *p* mehr die Ruhe des Nomens, in dem *m* mehr die Beweglichkeit des Verbums ausdrückt. Die Verwechslung der Buchstaben des gleichen Organs, die überhaupt in den Sprachen, und, wie ich bei einer anderen Gelegenheit zeigen werde, in der Verwandtschaft des Malayischen mit dem Sanskritischen Stamme von sehr bedeutendem Einflusse ist, liegt natürlich weit tiefer, als die grammatische Verbindung mit Affixen, und kann weder aus dieser abgeleitet, noch in sich abgeläugnet werden. Ich rede aber hier nur von dem bestimmten, und in diesen Sprachen offenbar grammatischen Übergange der sich entsprechenden Consonanten in einander. Allein auch hier läſst sich allerdings gegen meine Ansicht der Umstand anführen, daſs in der Tagalischen Sprache diese Buchstabenveränderung auch in einigen Fällen vorgeht, wo das Präfix kein End-*n* hat, sondern mit einem Vocal schlieſst, namentlich nach *hi*, *manhi* und *maki*. Hier kann die Veränderung also keine Wirkung des Nasenlautes im Präfix sein. Wendet man indeſs dieselbe Erklärungsart auf die oben genannten Beispiele an, so muſs man entweder annehmen, daſs das End-*n* von *man* vor dem unveränderten Anfangsbuchstaben des Grundwortes weggefallen ist, oder daſs das Präfix ursprünglich in diesen Fällen nicht *man*, sondern *ma* war. Eine solche Behauptung aber widerspräche nicht nur dem Zeugniſs aller derer, welche diese Sprachen bisher bearbeitet haben, sondern sie hat auch den inneren Grund gegen sich, daſs das Präfix *ma* immer intransitive Verba, *man* mit Buchstabenveränderung aber transitive bezeichnet, und zugleich, daſs, wenn die Buchstabenveränderung ursprünglich wäre, dieselbe wohl bei allen Verben statt finden würde, da sie sich im Gegentheil in keiner Malayischen Sprache nur über alle diejenigen erstreckt, bei welchen sie statt finden könnte. In allen bekannten Malayischen Sprachen, die Javanische ausgenommen, findet sich die obige Buchstabenveränderung durchaus nur nach Präfixen, und eine scheinbare Ausnahme von dieser Behauptung wird weiter unten widerlegt werden. Es scheint mir daher immer das Natürlichste, den Grund der Veränderung hier in dem Laut des Präfixes zu suchen; und da findet er sich bei *man* zu offenbar im schlieſsenden Nasenlaut, als daſs man nicht ihn mit Gewiſsheit darin setzen sollte. Für die Erscheinung der Veränderung nach *hi* und *ki* weiſs ich allerdings keine Ursach anzugeben, es lassen sich indeſs nicht alle und jede Lautveränderungen in den Sprachen erklären.

Abkürzungen, namentlich durch Wegwerfung anlautender Buchstaben, sind in allen Sprachen, besonders aber im Jav., nicht ungewöhnlich. Ich führe hiervon nur Ein, gerade aber hierher passendes Beispiel an; *hupama*, Ng. Gleichniſs, Ähnlichkeit (उपमा, *upamâ*), bildet mit dem Besitzpron. der 3. Pers. die Redensart zum Beispiel, *hupamannê*, und statt dessen sagt man ebensowohl, mit Wegwerfung der beiden ersten Buchstaben, *pamannê* (Ger.). Ähnliches findet sich wohl fast in allen Sprachen, besonders wenn man die Volksdialekte hinzunimmt; ich darf hier nur an unser eignes runter, rein, statt herunter und herein, erinnern, die im Munde des Volkes ganz gewöhnlich sind.

Einen ganz directen Beweis aber der Abwerfung der Anfangsbuchstaben des Präfixes vor dem veränderten Anlaut des Grundwortes geben die Fälle, wo sich, neben der verstümmelten Form, zugleich die unverstümmelte, noch das ganze Präfix an sich tragende erhalten hat. Sie sind schon in dem kleinen Wortvorrathe, dessen ich mich mit Sicherheit zu grammatischen Bemerkungen bedienen kann, nicht selten, und ich hebe davon hier folgende heraus.

mundutti, fordern, *pundutti*, *hamundutti*;
murih oder *mrih*, streben, unternehmen, *purih* oder *prih*, *hamrih*;
marêntahhi, befehlen, *parêntah*, *hamarêntah*;
muruggi, an sich ziehen, holen, *hamuruggi*;
maringngi, geben, *paring*, *hamaringngi*;
hamék, nehmen, *pék*; hier finde ich die verstümmelte Form gar nicht;
ngutus, senden, schicken, *hutus*, *hangutus*;
ngêstokhaken, Gehorsam leisten, *hêstokken*, Imper., also Nominalform, *hangêstokhakê*;
nganggê, kleiden, anziehen, gebrauchen, *hanggê*, die Weise, wie etwas geschieht, *hanganggê*.

In allen diesen Beispielen enthalten die mit dem Präfix versehenen Formen deutlich die bei den verstümmelten mit veränderten Anfangsbuchstaben weggefallenen Laute. Von einigen Wörtern haben sich zugleich auch Formen mit dem mit *m* beginnenden Präfix erhalten, so daſs diese Wörter den ähnlich gebildeten in den übrigen Mal. Sprachen vollständig gleichkommen:

mamukti, essen (B. Y. 31, *d.*), kommt von *bukti*, essen und Speise (Crawf. *Voc.*) (भुक्ति, *bhukti*), *hamukti*, welches zwar bei Ger. angenehm heiſst, jedoch offenbar dasselbe Wort ist (1); auch hier aber fehlt die verstümmelte Form;
dagegen ist auch diese in *muwus*, sprechen, erzählen, *mamuwus* (B. Y. 288, *a.*);
macha, lesen, dasselbe Wort mit dem Mal. *bācha* (das Sanskr. वचस्, *wachas*, Wort, Rede), welches mit dem Präf. sowohl *membācha*, als *memācha*, bildet, *mamacha*.

---

(1) [Roorda. Kawi. essen, angenehm. B.]

Eine ganze Gattung hierher gehörender Fälle liegt in der Äuſserung des Hrn. Roorda, daſs ein Anfangs-*p* sich häufig in *mem* verwandelt, was nichts andres, als das Präf. *man* oder *men* mit der gewöhnlichen Buchstabenveränderung, ist.

Die mit Consonanten der zweiten Reihe beginnenden Formen in den obigen Beispielen haben häufig gleichfalls verbale Bedeutung. Dies kann nach dem im Allgemeinen über diese Sprachen Gesagten nicht wundern. Die grammatische Kategorie der Grundwörter trägt diese Unbestimmtheit einmal immer an sich, der Unterschied ist nur der, daſs ohne Präfix oder Buchstabenveränderung kein grammatisch geformtes Verbum vorhanden ist.

Allen diesen Beispielen läſst sich freilich die Einwendung entgegensetzen, daſs hier nichts anderes geschehen ist, als daſs man, was im Jav. überaus häufig vorkommt, diesen mit veränderten Buchstaben beginnenden Wörtern die Sylben *ha* oder *ma* präfigirt hat, daſs aber übrigens diese Verba mit veränderlichem Anlaut gar keine verstümmelten, sondern ganz vollständige Formen sind. Diese Möglichkeit läſst sich allerdings nicht wegstreiten; wahrscheinlich aber ist es wenigstens nicht, daſs der Ursprung dieser Formen ein solcher gewesen sei. Die heutige Sprache mag aber zu dieser Ansicht Veranlassung geben; denn wirklich werden in vielen Fällen diesen Verben mit veränderlichen Anfangsbuchstaben Präfixe vorgesetzt, welche die oben gegebene Erklärungsart nicht begünstigen. Eine Hauptgattung dieser Fälle ist die, wo Verba, welche das *t*, *ch* oder *s* des ursprünglichen Grundwortes in *n* und *ny* verwandelt haben, auch mit dem Präf. *han* vorkommen, so daſs das *n* dadurch verdoppelt, nicht rein an die Stelle des ursprünglichen Anfangsconsonanten gesetzt wird. Wenn man z. B. von *nengga*, bewachen, bewahren (*tengga*), *hanengga*, von *nyariyossaken*, erzählen (*chariyos*), *hannyariyossaken*, von *nyupenna* (¹), träumen (*supenna*, स्वप्न, *swapna*, Traum), *hannyupenna* findet, so ist allerdings hier nicht das End-*n* des Präf. in den entsprechenden Consonanten übergegangen, sondern dem schon mit verändertem Consonanten beginnenden Worte *han* vorgesetzt. Ich habe aber aus dem schwankenden Gebrauche einfacher oder

---

(¹) Aus diesem Worte scheint das Madecassische *inous*, in welchem der Anfangsvocal nur ein Vorschlag ist, entstanden zu sein.

doppelter Consonanten in meinen Wortverzeichnissen die Überzeugung gewonnen, daſs hier bloſs eine euphonische Verdopplung des *n*, wie im Jav. überhaupt häufig, namentlich (s. ob. S. 44.) bei der Anfügung mit *h* beginnender Sylben an Endvocale, eintritt, vorgegangen ist. Wir werden sogar weiter unten (§. 13.) sehen, daſs die Javanische Rechtschreibung in Absicht der Verdopplung des *n* nicht immer gleichförmig ist. Vielleicht aber hat man auch zwei Bildungen mit einander verwechselt, die nämlich, wo man dem unveränderten Consonanten des Grundwortes ein mit einem diesem Consonanten entsprechenden Endconsonanten versehenes Präfix vorsetzt, und die, wo das Präfix den Anfangsconsonanten des Wortes verändert, wie man z. B. im eigentlichen Mal. zugleich *membācha* und *memācha* hat. Diese beiden Gründe passen auch auf einige andere ähnliche Fälle, die man sonst meiner Behauptung entgegenstellen könnte. So liegt dem Verbum *mangnglong-mangnglong*, ansehen, anstarren, offenbar ein mit *l* anfangendes Wort zum Grunde, in welchem das *l* zu *ngl* geworden ist. Wäre nun diese Bildung allein dem Präfix zuzuschreiben, so sollte dieses nicht auch sein End-*ng* vor dem *ng* des Grundwortes behalten. Derselbe Fall ist mit *pangnganggé*, von dem wir oben das ursprüngliche *hanggé* gehabt haben, und mit *pangngajeng-hajeng*, Begierde, Wunsch, wo auch das Präfix sein End-*ng* bloſs an das Grundwort abgeben, nicht aber dasselbe zugleich behalten sollte. Immer aber beweisen doch diese Fälle, daſs sich das Bewuſstsein der wahren grammatischen Bildung jener Wörter verloren hat, und daſs der nur durch die Anfügung der Präfixe zum Anfangsbuchstaben gewordene Consonant als wirklich dem Grundwort angehörig behandelt wird. Von diesem Vergessen der wahren Bedeutung und Einwirkung der Präfixe zeugen mehrere Beispiele. So hat man von *neda*, essen (*teda*), *hanneda*, dann aber auch mit doppeltem Präf. *hannaneda*, worin das *h* von *hanneda*, weil man das Wort noch durch ein *ha* verlängern wollte, in *nn* übergegangen, das durch die Verbalform entstandene *n* aber, richtiger, als in *hanneda*, einfach gelassen ist. Hier besteht also von demselben Wort die richtige Form neben der falschen. Als Widerlegungen aber der oben gegebenen Erklärungsart kann ich diese Fälle nicht ansehen, und finde in ihnen keine hinreichende Ursach, von dem Grundsatze abzugehn, daſs in den Malayischen Sprachen die Verbalbildung nur durch Präfixa vor sich geht, und die Buchstabenveränderung bloſs eine Folge der Anfügung dieser ist. Vielmehr bestätigt mich ein anderer, nicht unwichtiger Umstand in dieser Ansicht.

Wir haben schon oben an *hasuka* und *nyukanni* gesehen, daſs es von mehreren Wörtern zugleich Formen mit verändertem Anlaut, und andere mit unverändertem, aber ein Präfix vor sich tragende, giebt. Diese Fälle sind durchaus nicht selten, und ich kann, ohne groſses Nachsuchen, davon noch folgende anführen:

hatengga, *nengga*, *hannengganni*, bewachen;
hakintun, *ngintunnaken*, senden;
hachegah, *nyegah*, sich einer Sache enthalten;
halungguh, *nglungguhhi*, sich niedersetzen, u. s. f.

In allen diesen Verben haben die Wörter mit ursprünglichem, unverändertem Anfangsconsonanten das Präfix *ha*, und nicht *han*, in dem richtigen Gefühle erhalten, daſs ein hinzukommendes End-*n* des Präfixes den Anfangsconsonanten des Wortes verändern müſste.

d.

Indem die Javanische Sprache die Präfixa, ihre wahre Bedeutung verkennend, bald abwirft, bald als bloſs euphonische Verlängerungen behandelt, giebt sie dadurch der Veränderung der Anfangsbuchstaben eine ihr ursprünglich nicht zukommende Bedeutsamkeit. Denn die Unterscheidung des verbalen und nominalen Ausdrucks beruht nun auf ihr; und so geschieht es in einigen, obgleich seltenen Fällen, daſs da, wo der ursprüngliche Anfangsconsonant ein Nasenlaut ist, derselbe wieder verwandelt wird, um ein Nomen zu bilden, so daſs dadurch die an sich und in der Regel ursprünglichen Consonanten der zweiten Reihe wirklich zu grammatisch abgeleiteten werden. Ein Beispiel dieser Art haben wir oben (S. 87.) an dem Worte *tata*, herstammend von dem Sanskr. नाथ, *nâtha*, gesehen. Der gleiche Fall findet sich höchst wahrscheinlich bei den Wörtern *mati*, todt, *matênni*, tödten, und *pati*, der Tod, und in passiver Form *kapatên* und *pinnatên*. Denn nach der Analogie aller übrigen Malayischen Sprachen zu schlieſsen, ist das *m* in diesem Worte primitiv, und das *p* daraus grammatisch gebildet. Das Wort ist dasselbe mit dem Sanskr. मथ्, *math*, oder beiden Wörtern liegt eine andere, ähnliche Wurzel zum Grunde. Doch ist es merkwürdig, daſs auch im Tagalischen und Madecassischen *mataì* und *pataì*, *mate* und *fate* dieselbe Bildung an sich tragen, so daſs in allen diesen Sprachen eine Verwechslung des primitiven *m* des Grundworts mit dem Anfangsbuchstaben des so anhebenden Präfixes vorgegangen ist.

Eine wichtige Bestätigung für meine hier zur Erklärung der Veränderlichkeit der Anfangsconsonanten beim Nomen und Verbum vorgetragene Theorie findet sich in der Bildung der distributiven Zahlwörter. Nach Gericke's Gramm. (S. 34.) werden diese durch eben die Veränderungen der Anfangsconsonanten der Cardinalzahlen geformt, welche wir oben beim Verbum gesehen haben, und zwar so, daſs die zweite Reihe den Cardinalzahlen, die erste den distributiven zukommt: *siji*, eins, *nyiji*, je eins, oder jedem eins, *tiga*, drei, *niga*, je drei, oder jedem drei, u. s. w. Da nun niemand zweifeln kann, daſs die Cardinalzahlen die ursprünglichen, die vertheilenden die abgeleiteten sind, so liegt hierin der directeste Beweis der Ursprünglichkeit der zweiten Consonantenreihe. Allein auch die Entstehung der Veränderung überhaupt aus einem abgeworfenen Präfix *man* bestätigt sich durch die Vergleichung der Bildung dieser Zahlen im Tag.; denn da werden sie zwar nicht alle und immer, aber einige und in einigen Fällen, ebenso wie die Verba der dritten Tag. Conjugation, durch *man*, verbunden mit Buchstabenveränderung, aus den Cardinalzahlen abgeleitet: *mamolo*, jedem zehn, von *polo*, zehn (Totanes. nr. 398.). Um in diesen Sprachen die Distributiva auszudrücken, verwandelt man nämlich bloſs die gewöhnlichen Zahlen in Verba, als wenn man im Deutschen, statt jedem zwei, verzweien sagte, bedient sich aber dann dieses Verbums als eines undeclinirbaren Wortes. Die Jav. und Tag. Sprache wenden dabei jede die ihr eigenthümliche Methode an, aber der Zweck und der Sinn des Verfahrens ist sich in beiden gleich (1). In einer Stelle des B. Y. 127, *b.*, wo distributive Zahlen vorkommen, ist, um dies im Vorbeigehen zu bemerken, diese Bildung nicht gebraucht. Um zu sagen, wie viel Elephanten in einem Heere auf einen Wagen und wie viel Pferde auf einen Elephanten gehn, sind die Zahlen und Gegenstände bloſs neben einander gestellt, jedoch ist in einem Fall dem Substantivum ein Possessivum beigegeben: *rat-éka sapuluh gajanya, gaja tunggal* (2) *aswa dhasa*, Ein Wagen, ein Zehen seine Elephanten, Ein Elephant Pferde zehen. Man sieht zugleich, daſs hier Sanskritische und Jav. Zahlen ohne Unterschied gebraucht sind.

---

(1) [Aus Cornets Gramm. ersieht man, daſs im Jav. auch das Präf. *han* (mit der hier in Rede stehenden Buchstabenveränderung) distributive Zahlen bildet. B.]

(2) Über *tunggal* sehe man oben S. 69.

Auf diese Weise glaube ich gezeigt zu haben, wie die Javanische Sprache in dem hauptsächlichsten Theil der Grammatik, in der Bildung des Verbums, zugleich genau die Analogie der übrigen Sprachen ihres Stammes, dabei aber auch eine besondere Eigenthümlichkeit, nämlich die Verkennung der wahren Bedeutsamkeit der Präfixe in einer groſsen Menge von Fällen, bewahrt. Denn durch die ganze Sprache geht diese Verkennung allerdings nicht, da wirkliche und offenbare Nomina doch auch im heutigen Zustande der Sprache durch die Präfixe zu Verben umgebildet werden.

Woher nun diese Eigenthümlichkeit historisch stammen mag, ist schwer zu bestimmen, vorzüglich darum, weil wir, mit Ausschluſs der Sprachen der Südsee-Inseln, nur von vier Malayischen Hauptsprachen grammatische Hülfsmittel besitzen. Wären uns solche von allen Dialekten gegeben, so würden wir höchst wahrscheinlich die Abstufungen zwischen den Erscheinungen, die jetzt schroff einander gegenüber stehen, wahrnehmen, und das allmälige Entstehen der Abweichungen würde sich daraus von selbst erklären. Ich behalte jedoch, was sich hier noch allenfalls historisch beibringen läſst, meiner Schrift über die Malayischen Sprachen überhaupt vor, und fahre hier nur fort, den Zusammenhang der Erscheinungen in der Sprache selbst weiter zu verfolgen.

Das Verkennen der Bedeutsamkeit der Präfixa hängt mit der häufigen Abwerfung derselben, die ich nämlich an dem präfixlosen Gebrauche der Verben mit veränderlichen Anfangsbuchstaben dargethan zu haben glaube, unmittelbar zusammen. Das Ringen der Bedeutsamkeit mit dem Laute ist in allen Sprachen, deren Gang man durch lange Perioden hindurch verfolgen kann, eine gewöhnliche Erscheinung; und ist die Bedeutsamkeit einmal im Verschwinden, so folgt die Umgestaltung der Wörter sehr bald bloſs den organischen Gesetzen oder den Volksgewohnheiten des Lautes. Das Abwerfen der Präfixa steht nun in der nächsten Verbindung mit der Verwandlung des Anfangs-*m* derselben in ein Anfangs-*h*. Auch hier stehen die Formen der beiden, vermuthlich successiven Bildungen noch neben einander in der heutigen Sprache (z. B. *hanut* und *manut* von *tut*), nur mit dem merkwürdigen Unterschiede, daſs die mit *m* beginnenden Präfixa viel seltner zu sein scheinen, und daſs als euphonische Verlängerungen der Verba und zur

Bildung neuer Verben aus Substantiven bloſs die mit *h* beginnenden gebraucht werden. Diese letzteren sind also allein das jetzige Bildungsmittel der Sprache, und die mit *m* anhebenden scheinen nur einzeln aus einem früheren Zustande in einzelnen Verben im Gebrauche gebliebene Formen. Das Javanische *h* am Anfange der Wörter und Sylben ist, wie wir oben gesehen, ein durchaus stummes, und vielleicht gar nicht zur Aussprache gehörend, sondern bloſs in einer früheren Form des Alphabetes gegründet. Verwandlung des *m* in ein solches *h* ist also nur ein Abwerfen des *m*, und alle mit *h* beginnende Präfixa sind eigentlich vocalisch anlautende. Dies Abwerfen des Anfangsconsonanten der Präfixa ging nun wahrscheinlich dem Abwerfen derselben voraus, und macht dieses erklärlicher. Denn wenn die Bedeutsamkeit der Präfixe zu verschwinden anfing, und das Anfangs-*m* derselben nicht mehr geachtet wurde, so folgte der seines Schutzes beraubte Vocal leicht nach, und es blieb nur der Endnasenlaut am Verbum selbst, als dessen Anfangsconsonant, hangen. In allen übrigen Mal. Sprachen stehen den mit *m* anlautenden Verbalpräfixen mit *p*, oder, wie im Mad., mit *f* beginnende, als Nominalpräfixa, gegenüber. Bei den vocalisch anlautenden Javanischen läſst sich nun ein solcher Gegensatz nicht denken, und daher führte die Abwerfung des verbalen *m* zugleich eine Verwirrung der Bildungsmittel des verbalen und nominalen Ausdrucks im Volksbewuſstsein mit sich, welcher natürlich wieder auf die Sprache zurückwirkte. Woher die Abwerfung des *m* zuerst entstehen mochte, ist schwerer zu bestimmen. Wenn die Verbalpräfixa wirklich ursprünglich Hülfsverba sind, wo denn ihre primitive und unverstümmelte Form *manghe* sein würde, so zerfällt sehr leicht dieses *manghe* wieder in *anghe* und das Präfix *m*. Wirklich ist im Madecassischen, nach Chapelier, *manghe* aus *misse*, sein, wovon nur das *m* gebraucht wird, und *anghe*, handeln, zusammengesetzt. Auch insofern das Stammwort dieser Präfixa *manao* (Tag.) und *manana* (Mad.) ist, findet sich auch dieses Wort auf Madagascar ohne *m* in dem Begriffe von **Habe**. Das Wahre hierin scheint immer das zu sein, daſs, womit auch die Analogie anderer Sprachen übereinstimmt, in dem *m* ursprünglich ein Verbalbegriff lag, daſs dieser zuerst zum Gebrauch als Präfix Anlaſs gab, daſs aber eben deswegen, weil das selbstständige Wort sich in ein grammatisches verwandelte, das *m* nun nicht immer fest gehalten wurde. Die Abwerfung desselben ist aber leichter zu erklären, wenn auch der Überrest des Präfixes ein ehemals selbstständiges Wort war. Vielleicht jedoch ist die Abwerfung des *m* auch bloſse Lautgewohnheit. Hr. Gericke redet in seiner Grammatik gar nicht von mit *m* beginnenden Präfixen, und Hr. Roorda sagt nur ganz kurz, daſs ein Anfangs-*h* sich nicht selten in *m* verwandle. Ich halte es aber, nach der obigen Auseinandersetzung, für ausgemacht, daſs der wirkliche Hergang in der Sprache der hier beschriebene gewesen ist.

In andren Malayischen Sprachen liegt in der Art der Präfixe der Unterschied der transitiven und intransitiven Verba, da die durch keinen Endconsonanten geschlossenen Präfixa *ma*, *mi*, *me* gewöhnlich die letzteren, dagegen *man*, *mag*, *mang* die ersteren zu bezeichnen pflegen. Gericke's Jav. Grammatik erwähnt eines solchen Unterschiedes mit keinem Worte, und aus den Beispielen sieht man deutlich, daſs derselbe wenigstens bei den mit *h* anfangenden Präfixen nicht beobachtet ist. Von den mit *m* beginnenden läſst sich aus der bloſsen Vergleichung der Wörter, da man dazu eines viel gröſseren Vorrathes derselben bedürfte, nicht vollkommen urtheilen. Es hängt auch dies mit der Verkennung der Präfixa, die im Jav. ihre bedeutsame Kraft gröſstentheils verloren haben, zusammen. Wir werden gleich sehen, daſs jener Unterschied, nach Ger.'s Grammatik, andere Kennzeichen an sich trägt.

Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, Beispiele der Präfixa anzuführen. Die mit *m* beginnenden habe ich aus Ger.'s Wörterbuche zusammensuchen müssen, dabei aber die gehörige Vorsicht gebraucht, nicht für präfigirt zu halten, was vielleicht dem Grundwort selbst angehört.

ma; *mawrat*, in sich fassen, enthalten, *kawrat*, Inhalt, das Festgesetzte, Bestimmte; *malebet*, hineingehen, *lebettan*, das Hineingebrachte, Eingelieferte.

Diesem *ma* entspricht als Nominalpräfix *pa*; *patiba*, Fall, von *tiba*, fallen; *pagawé*, Beruf, Gewinnung des Lebensunterhalts, *gawé*, machen, arbeiten.

mi; *mituhu*, an Jemand glauben, auf ihn vertrauen, ihm gehorchen, von *tuhu*, recht, wahr (Crawf. *Voc.*).

Statt des Präfixes *ma* wird auch, wenn das Grundwort vocalisch anlautet, ein bloſses *m* gesetzt, welches alsdann an die Stelle des Anfangs-*h* tritt; *menneng*, schweigen, von *henneng*, das Innehalten, Stillschweigen, *miber*, fliegen, von *hiber*, Flug. Eben diese Bildung mit dem bloſsen präfigirten *m* findet sich in der Mad. Sprache; die Tag. (Totanes. nr. 182.) präfigirt vocalisch anlautenden Wörtern und verwandelt ein Anfangs-*h* in *ng*, behandelt also das Anfangs-*h* und Anfangsvocale auf gleiche Weise. Im Javanischen, wo jedes vocalisch anlautende Wort im Schreiben ein *h* vor sich hat, bedient man sich beider Bildungen, der mit *m* und der mit Verwandlung des *h* in *ng*, welche jedoch die häufigste ist. Vermuthlich liegt diesem Verfahren ein verschiedener Grad leiser Aspiration des *h* zum Grunde, die aber vielleicht auch nach Zeiten verschieden war. Einige Wörter haben beide Bildungen zugleich; so ist *hungngel*, Laut, Inhalt, *mungngel*, lauten, in sich enthalten, *ngungngellaken*, laut machen, lesen.

man; dies Präfix liegt, wie ich oben ausgeführt habe, immer da zum Grunde, wo der Anfangsbuchstabe des Verbums verändert wird, wie in *mamacha*, lesen.

Ebenso verhält es sich mit dem entsprechenden nominalen *pan*; *pamuji*, Wunsch, Bitte, Gebet, vom gleichbedeutenden *puji*. Es findet sich aber auch in Fällen ohne Buchstabenveränderung; *panjenneng*, Regierung, von *jenneng* oder, mit dem Verbalinfix, *jumenneng*, regieren.

mang; das schon oben erwähnte *mangnglong-mangnglong*, ansehen, anstarren.

pang; *panggugat*, Beschuldigung, Anklage, vom gleichbedeutenden *gugat*, und die schon oben dagewesenen *pangngajeng-hajeng* und *pangngangge*.

peng; *pengkul*, Umarmung, Crawf. *Voc.* (vom Sanskr. कूल्, *kûl*, in der Bed. des Einschlieſsens, Bedeckens herstammend). Im B. Y. kommt *ngol* (mit regelmäſsiger Buchstabenveränderung), und *mekul* (1) (33, *d.* 605, *a.*) für umarmen vor. Bei Raffles und Crawf. finde ich das Wort mit einem mir unbekannten zusammengesetzt, *rangkul*, umarmen.

Es finden sich auch mit *h* und mit *m* beginnende Präfixe zugleich vor einigen Verben. So giebt es *miturut* und *hamiturut* von *turut*, folgen, und ebenso *midangnget* und *hamidangnget*, hören.

Die Beispiele der mit *h* beginnenden Präfixa entlehne ich aus Ger.'s Grammatik.

---

(1) *mekul sukuné sang pejah*, umfaſste die Füſse des Todten.

ha; *hadhamel* von *dhamel*, machen, arbeiten.
han; *handhadhos* von *dhadhos*, werden, entstehen.
ham; *hambekta* von *bekta*, tragen.
hang; *hangganjar* von *ganjar*, belohnen.

Auſser der Bildung von Verben durch Präfixa habe ich oben präfixlose durch die Infigirung von *um* und Suffigirung von *hi* erwähnt. Beide werden in Ger.'s Grammatik nur als Mittel angeführt, intransitive Verba durch *hi* zu transitiven, und umgekehrt transitive durch *um* in intransitive (*onzijdige werkwoorden*) zu verwandeln. Ich bleibe zuerst bei *um* stehen. Gericke drückt die Regel für diese Bildung darin etwas anders aus, daſs er sagt, es müsse ein *m* zwischen den ersten und zweiten *haksara* eingeschoben, und dann der Vocal des ersten allemal in *u* verändert werden. Diese Beschreibung des Verfahrens wird dadurch dunkel, daſs man nicht sieht, was aus dem ursprünglichen Vocal der Anfangssylbe des Wortes wird; und diese Zweideutigkeit entsteht aus der in dem Ausdruck *haksara* liegenden. Vermuthlich aber wurde Ger. zu dieser Bezeichnung der Bildung dadurch verleitet, daſs keine Javanische Sylbe im Schreiben mit einem Vocal anfangen kann. Die Tagalischen Grammatiker drücken die Regel, so wie ich gethan habe, aus, und diese ganze präfixlose Bildung erscheint in ihrer Vollständigkeit eigentlich nur in dieser Sprache des Malayischen Stammes. Sie macht in derselben die erste Conjugation bei Totanes aus, und bereitet ihre Wörter zum Passivum bloſs durch Abwerfung des *um* zu. Sie kehren dadurch in ihren ursprünglichen natürlichen Zustand zurück; und da diese zum Passivum zubereiteten Formen bloſs darin bestehen, daſs das Wort in den Zustand eines Nomens gebracht wird, so rechtfertigt sich schon hierdurch die Ansicht, das Infix *um* als ein Bildungsmittel des Verbums zu betrachten. Für ein Zeichen der intransitiven Verba gilt *um* im Tag. eigentlich nicht, die durch dasselbe gebildete erste Conjugation wird vielmehr zu den transitiven gerechnet. Ezguerra (Gramm. nr. 130.) sagt vom Bisayischen Dialekte ausdrücklich, daſs *um* (auch *om* geschrieben) transitive Verba, ein vorgesetztes *ma* oder *na* (nach Verschiedenheit der Tempora) aber intransitive bildet: *somonog*, etwas verbrennen, *masonog*, sich verbrennen. Dennoch liegt in diesem Punkte, so schneidend auch der Gegensatz auf den ersten Anblick erscheint, keine wesentliche Abweichung des Jav. von diesen Sprachen, am wenigsten vom Tagalischen. Denn wenn man die der ersten Tag. Conjugation zukommenden Bedeutungen genau untersucht, so begreift man, wie das *um* für eine intransitive Partikel gehalten werden konnte, und sieht sogar, daſs die meisten zur ersten Tag. Conjugation gerechneten Verba in der That intransitive sind, wie gehen, laufen, springen u. s. w., die man wohl nur dahin gerechnet hat, weil diese körperlichen Bewegungen dem Volkssinne zu kräftig und gewaltig erschienen, um sie für intransitiv zu halten. Zu derselben Conjugation gehören ferner wahrhaft intransitive Verba, aber innerlicher Handlungen, wie traurig, fröhlich machen u. s. w., oder solcher Handlungen, welche durch ihre Häufigkeit die innere Gewohnheit oder den äuſseren Zustand eines Menschen ausmachen, wie schreiben in dem Sinne, daſs Jemand das Handwerk des Schreibens ausübt. Es war also hinreichender Grund vorhanden, das *um* als intransitiv machend anzusehen, wenn man auch nicht darauf zurückgeht, daſs überhaupt die Ansicht des Transitiven und Intransitiven in den einzelnen Anwendungen oft in den Sprachen schwankend ist. Spürt man dem Symbolischen in den grammatischen Lauten nach, so deutet vielleicht der Nasenlaut, und gerade zwischen das Verbum eingeschoben, etwas Innerliches, Immanentes an. Dieses eingeschobene *um* hat in der Jav. Sprache noch eine eigenthümliche Bedeutung. Es wird nämlich gebraucht, wenn man bei Substantiven die Ähnlichkeit einer Sache mit einer andren bezeichnen will. Nach Gericke's Worten, daſs man den Buchstaben *m* mit dem nachfolgenden Vocal des ersten *haksara* zwischen den ersten und zweiten *haksara* einschiebe, sollte man glauben, daſs die Bildung eine andere, als die eben erwähnte, wäre. Wie man aber aus den Beispielen sieht, ist sie nichts, als die obige Einschiebung von *um*; nur der Umstand, daſs zufällig seine Beispiele in der ersten Sylbe des einfachen Wortes den Vocal *u* haben, hat ihn zu einer ganz verschiedenen Fassung der Regel verleitet. Man lernt jedoch durch diese Beispiele noch einen besonderen Fall kennen. Beginnt nämlich das Wort mit zwei Consonanten, so werden diese durch *um* getrennt, welches zwischen sie tritt. So wird aus *gludug*, der Donner, *gumludug*, gleich dem Donner, aus *kukus*, der Rauch, *kumukus*, gleich Rauch.

Als Beispiel der Bezeichnung des Überganges vom Transitiven zum Intransitiven durch *um* führt Ger.'s Gramm. *gantung*, etwas aufhängen, und *gumantung*, etwas, das hängt, an, und solcher Beispiele lieſsen sich in der Sprache gewiſs mehrere auffinden. Sonst scheint mir die Bedeutung dieser eingeschobenen Sylbe im Jav. dieselbe, als im Tag., zu sein. Wenn man aber Hrn. Gericke's Ansicht so verstände, daſs diese Sylbe gerade immer Verba umbildete, und also von Verbalformen ausginge, so wäre dies durchaus falsch. Sie geht vielmehr umgekehrt ganz eigentlich von Nominalformen aus. Denn es giebt eine Menge von Fällen, wo das einfache Wort ein Subst. ist, und erst durch das eingeschobene *um* zum Verbum wird. So sind

lampah, Reise, Gang, *lumampah*, gehen;
geter, Schrecken, Ekel, *gumeter*, sich erschrecken, beben;
rahos, Meinung, Vorsatz, *rumahos*, fühlen, denken, einsehen, hoffen;
kawula, Unterthan, Knecht, und daher als Pronomen der ersten Person gebraucht, *kumawula*, sich unterwerfen, erniedrigen, u. s. f.

Gegen diese Beispiele läſst sich allerdings die unbestimmt zwischen Verbal- und Nominalgebrauch schwankende Natur der einfachen Javanischen Wörter einwenden. Was aber den sichren und vollen Beweis giebt, ist, daſs bei Wörtern mit veränderlichen Anfangsbuchstaben *um* niemals mit dem Verbalconsonanten der ersten Reihe, sondern immer mit dem Nominalconsonanten der zweiten in Verbindung tritt. Es heftet sich also, gerade wie im Tag., an das ursprüngliche, nicht schon grammatisch zum Verbum gebildete Wort;

sugih, reich, vermögend, *sumugih*, sich reich erzeigen, ausgeben;
tut, folgen, begleiten (Crawf. *Voc.*), *tumut*, dass. (B. Y. 85, *b.* 101, *b.* Raffles.), nicht, wie bei *hanut* der Fall ist, *numut*;
tumurun, herabsteigen, von dem das grammatisch mit verändertem Anfangsbuchstaben gebildete transitive Verbum *nurunni* ist.

Wenn meine Behauptung von der Abwerfung des Präfixes vor der Buchstabenverwandlung richtig ist, so wird diese Bildung sehr begreiflich. Denn wenn die Einschiebung von *um* sich mit dem verwandelten Buchstaben verbände, so träte eine präfixlose und eine mit Präfixen versehene Bildung zusammen, welches durchaus widersinnig wäre. Ich darf daher auch wohl dies als einen neuen Beweis meiner Meinung ansehen.

Das eben angeführte *sumugih* lieſse sich vollkommen wie die oben erwähnte zu Vergleichungen dienende Bildung ansehen. Denn in den meisten Fällen würde sich diese letztere durch den Begriff dem Stammworte gleich, von der Natur desselben, wie dasselbe sein, ausdrücken laſsen. Der vor das *m* des Infixes im Tag. tretende Vocal ist übrigens nicht immer *u*, sondern kann *i* sein, wenn dies der erste Vocal des Wortes ist. Im Bisayischen Dialekt gilt dieselbe Assimilation auch vom *e* und *o*, wenn sie die Vocale der Anfangssylbe des Wortes sind.

Bisweilen wird die Bedeutung der die Sylbe *um* in sich tragenden Wörter auch als ganz nominal angegeben. So heiſst *tunda* doppelt, und *tunda-tumunda* vielfältig. Doch liegt hier wohl nur ein Mangel an richtiger Unterscheidung des Adjectivs vom Verbum zum Grunde. Die Eigenschaft wird mit dem Zustande, sie zu besitzen, verwechselt.

In der Bisayischen Sprache entsteht aus der Bildung der Verba durch *um* eine neue, die, im Gegensatze von jener, welche *conjugacion intercalar* heiſst, von den Spanischen Grammatikern *conjugacion concisa* genannt wird (1). Es wird nämlich in dieser, wenn das Wort durch *um* verlängert worden, von dieser Form wieder die erste Sylbe (wenn das *um* bei consonantisch anhebenden Wörtern eingeschoben war, der Anfangsconsonant mit dem *u* des Infixes, wenn das *um* bei vocalisch anhebenden Wörtern vorgesetzt war, bloſs das *u* desselben) abgeworfen. So entsteht aus *koha*, nehmen, durch Einschiebung *komoha*, und durch Abwerfung *moha*, und ebenso aus *oli*, zurückkehren, *omoli* (da das *u* des Infixes sich dem Vocal der Anfangssylbe des Wortes assimilirt) und *moli*. Die Tagalischen Grammatiker erwähnen diese Bildungsmethode nicht ausdrücklich. Allein Totanes führt, auſser der präfixlosen Formation durch *um*, noch eine andre, auch zu seiner ersten Conjugation gehörige an, in welcher der Anfangsbuchstabe des Stammworts, *b*, *p*, *k*, *t*, immer in *m* verwandelt wird, und man dies *m* auch vocalisch anhebenden Stammwörtern vorsetzt. So bildet er *mása*, lesen, aus *bása*, *móha*, nehmen, aus *kóha*, *malìs*, weggehen, aus *alìs*. Diese Formation ist nun offenbar keine andere, wie jene Bisayische, und Totanes hat sie nur unrichtig aufgefaſst. Daſs hier keine Buchstabenverwandlung vorgegangen, sondern bloſs der Consonant der infigirten Sylbe in einer Abwerfung des Wortanfanges stehen geblieben ist, beweist der Umstand, daſs alle diese Wörter, welches ihr Anfangsconsonant sein mag, immer ein *m* annehmen. Wäre hier Buchstabenverwandlung, so würde sich der neu entstehende Anfangsconsonant, wie wir es im Vorigen gesehen haben, nach dem Organ des ursprünglichen richten, *t* würde zu *n*, *k* zu *ng*, und nur *b* und *p* zu *m* werden. Man muſs daher diese wirklich präfixlose Bildung sehr genau von der oben erwähnten Formation durch Übergang in Nasenlaute unterscheiden, obgleich in beiden die Wörter neue Anfangsbuchstaben erhalten. In der ersteren folgt Abwerfung auf Einschiebung, in der letzteren auf Vorsetzung und dadurch bewirkte Buchstabenverwandlung. Daſs in den Philippinischen Sprachen diese Verwandlung mit der Tempusbildung zusammenhängt, gehört nicht hierher und ändert nichts in der Sache.

---

(1) Ezguerra. Bis. Gramm. nr. 133.

Hr. Gericke und Hr. Roorda erwähnen dieser Bildungsweise im Javanischen nicht. Es ist aber an mehreren Wörtern offenbar, daſs sich auf Java, wie im Bisayischen Dialekte, die Formen durch Einschiebung und durch Abwerfung des ersten Theils des so verlängerten Wortes zugleich erhalten haben. Unwiderlegbare Beispiele sind *humatur* und *matur*, sprechen, antworten, und *humantuk* (B. Y. 35, *d.*) und *mantuk*, zurückkehren, weggehen. Die einfachen Formen dieser Wörter sind *hatur* und *hantuk*. Vom letzteren s. unten §. 14. Das erstere (Ger. *v. ngaturri*) heiſst Anerbieten, Antwort. Vermuthlich ist aber der Stamm bloſs *tur*, denn *tutur*, der reduplicirte Stamm, ist Erzählung, Unterweisung, Lehre (Ger.), Sprache, Unterredung (Crawf. *Voc.*), also ganz das Mal. *tūtur*. Wenn dies der Fall ist, so ist hier in *hatur* der Vorschlag mit dem Stamm verwachsen, und hat in *humatur* das *um* in sich aufgenommen. Dies sieht man auch aus *katur*, angeboten, was nach Ger. das Passivum von *ngaturri*, anbieten, antworten, ist. Crawfurd (*Voc.*) nennt *tur* eine Abkürzung von *katur*, was durch eine Absonderung des Stammes vom Vorschlag richtiger ausgedrückt wäre (¹). Andere Beispiele des verstümmelten *um*

(¹) *Tur* heiſst auch und, überdies, auſserdem, ferner (*daarenboven.* Ger.). Sonderbar ist es, daſs *chatur*, in welchem man nicht etwa eine Lautverstärkung von *hatur* suchen muſs, da *h* und *ch* im Jav. gar nichts mit einander gemein haben, und *charita* auch sprechen, erzählen heiſsen. Wenn man mit diesen Wörtern noch *turut*, folgen, *turun*, herabsteigen, und selbst *tut* und *tutut* (Ger. *v. nututti*), folgen, vergleicht, so wird man auf Betrachtungen über die Verbindung und Verdopplung der einfachen Sprachstämme geleitet, die in das Tiefste der Wortbildung führen, die es aber hier nicht zu verfolgen der Ort ist. Im Begriffe des Aufeinanderfolgens und Sprechens wäre wohl nicht mit Unrecht eine Verwandtschaft zu suchen, da sich im Sprechen Wörter an Wörter reihen. Alle hier genannten Wurzeln können Eins mit तुर्, *tur*, sein, da der Begriff der Schnelligkeit sehr gut zu dem Reden paſst, und die Sanskrit. Wurzel auch in तुर्, *tur*, auf Töne werden wir weiter unten sehen. Die Mangelhaftigkeit der bis jetzt vorhandenen Wörterbücher ist aber hier ein sehr groſses Hinderniſs. Denn wenn sich die vollständige und die verstümmelte Form nicht zugleich von demselben Worte auffinden lassen, so giebt es keinen sicheren Beweis für die Entstehung eines solchen Anfangs-*m*. Ich habe weiter oben (S. 108. 109.) gesagt, daſs bei vocalisch anhebenden Wörtern das Anfangs-*m* das gewöhnliche Präfix sein kann. Es fragt sich aber, ob dies richtig ist, oder ob nicht vielmehr ein solches *m* immer aus einer Verstümmlung von *um* herrührt, so daſs es z. B. statt *miber* auch vielleicht *humiber*, fliegen, in der Sprache giebt oder gegeben hat. In solchen Fällen bloſs an eine Verwandlung des *h* in *m* zu denken, kann ich nicht für richtig halten. Das *m* ist entweder Anfangsbuchstabe von *ma*, oder Endbuchstabe von *um*. Denn wenn z. B. *miring* (s. §. 14.) bloſs für eine Lautveränderung von *hiring* angesehen wird, so bleibt der Zusammenhang dieser beiden Formen mit dem doch auch in der Sprache vorhandenen *humiring* ganz unbeachtet und unerklärt, da sich doch, wenn man die Analogie der verwandten Sprachen hinzunimmt, der regelmäſsige Zusammenhang aller drei Formen ohne Zwang darstellen läſst. Meine Überzeugung aber, daſs die Ansicht von Männern, die eine Sprache zu ihrem ausschlieſslichen Studium gemacht haben, immer irgend einen Grund in ihr haben muſs, hat mich zu einer Bemerkung geführt, die für den Geist der Javanischen Sprache wichtig ist. Ich glaube nämlich, daſs jene Ansicht des bloſsen Überganges von *h* in *m* in diesen Fällen daraus entstanden ist, und sich dadurch einigermaſsen rechtfertigt, daſs die Jav. Sprache sich diese Verstümmlungen wirklich nur da erlaubt, wo das Wort vocalisch anhebt, d. h., nach der heutigen Art zu schreiben, mit *h* anfängt. Ich habe wenigstens bis jetzt kein Beispiel gefunden, wo bei einem consonantisch anfangenden Worte eine durch *um* gebildete vollständige Form eine verstümmelte neben sich hätte, da doch dieser Fall nur den wahren Beweis abgeben könnte, wie wenn z. B. von *dumateng* auch *mateng* gefunden würde. Die Sprache scheint also diese Verstümmlungen nur, im Vergleich

---

angewandt wird. Man könnte zwar auch an das Tag. *toro* denken, da es auch mit Worten bezeichnen, unterrichten, wo sich etwas befindet, bedeutet. Dieses hat aber wenigstens mit dem Sanskr. Worte nichts gemein, da sein ursprünglicher Begriff das Zeigen einer Sache mit dem Finger ist, und in ihm die Richtung auf einen bestimmten Punkt liegt.

mit der Philippinischen, in einer gewissen Beschränkung angenommen zu haben, was vermuthlich aus einem dunklen, aber richtigen etymologischen Gefühl entstanden ist. Denn wenn in jenen Sprachen aus *koha*: *moha*, und aus *tokso*: *mokso* u. s. f. werden kann, so wird die Wiedererkennung der Wörter zu schwierig. Auch erleiden diese Verstümmlung im Tagalischen regelmäſsig nur die zweisylbigen mit *b* und *p* anhebenden Wörter, mit andren Anfangsconsonanten verstattet sie der Gebrauch nur bei wenigen einzelnen. Dagegen fragt es sich, ob nicht auch die eben von mir in Absicht des Javanischen gemachte Bemerkung ihre Ausnahmen, besonders in der Volkssprache, hat? Einen starken Verdacht einer solchen Ausnahme erregt mir *mudun*, Ng. (Raffles) heruntersteigen. Bei der häufigen Verwechslung des *d* und *r* scheint mir dies *murun* zu sein, und alsdann ist es die regelmäſsige Verstümmlung von dem gleichbedeutenden *tumurun*. Hat das Wort wirklich diesen Ursprung, so giebt es einen vollständigen und strengen Beweis der von mir aufgestellten Entstehungsart dieser Formen. Denn durch keine bei Hrn. Gericke und Roorda vorkommende Bildungsart und durch keine sonst in der Sprache zu beweisende Lautveränderung kann *turun* in *murun* übergehen (1).

---

(1) [Indem der Verf. bei der obigen Erörterung die Unvollständigkeit seiner Hülfsmittel erwähnt, wird es, bei der Wichtigkeit der hier behandelten Sache, der Leser mir verzeihen, wenn ich über dieselbe eine eigne Meinung ausspreche. Der Verf. ist geneigt, das im Jav. vor Anfangs-*h* erscheinende *m* (intransitiv verbaler und adjectivischer Bedeutung) für Überbleibsel des infigirten *um* zu halten; und es ist gegen diese Annahme, wenn man bei dem einzelnen Falle dieses Anfangsbuchstaben stehen bleibt, nichts hauptsächliches einzuwenden. Es wird aber dadurch nicht die Entstehung des überall vor consonantisch anhebende Wörter tretenden Präfixes *ma* erklärt: *lebu*, *lumebu* und *malebu*, hineingehn. Dieses *ma* wirft, nach einer allgemeinen Analogie der Sprache, und nach der Meinung der Grammatiker, der ich keinen Anstand nehme beizutreten, vor Anfangs-*h* seinen Vocal ab, und erscheint so in der Gestalt eines bloſsen *m*. Da ich keine Möglichkeit sehe, das selbstständige *ma* vor Anfangsconsonanten, wie in dem Beispiel *malebu*, von dem Infix *um* abzuleiten, so glaube ich, daſs man in der Sprache neben dem transitiven Präfix *man* und *han* (mit Consonantenveränderung) ein anderes, intransitiver Beziehung, *ma* und *ha* (ohne Consonantenveränderung), welches ursprünglich, wie jenes, ein selbstständiges Wort gewesen sein mag, annehmen müsse. Übrigens trifft das Infix *um* mit diesem Präfix wohl in den vornehmsten Arten seines Gebrauches zusammen, die Beziehungen des *ma* sind aber mannigfaltiger, und es würden sich Beispiele auffinden lassen, wo die Herleitung des *m* vor mit *h* anfangenden Wörtern von dem Infix *um*, in Rücksicht der Bedeutung, Schwierigkeiten machen möchte. B.]

Von dem Suffix *hi*, zu welchem ich nun bei der Darstellung der Verbalbildung übergehe, muſs ich zuerst bemerken, daſs es die oben (S. 44.) erwähnten Lautveränderungen erleidet, wie man an den Beispielen sehen wird. Da das *h* in der Jav. Aussprache ein vollkommen unaspirirtes ist, so besteht das Suffix eigentlich nur in dem Vocal *i*. Es ist also dasselbe, das sich in der gleichen Bedeutung, als transitive Verba bezeichnend, auch in der eigentlich Malayischen Sprache findet. Die Javanische, welche sich sonst mehr dem künstlichen Formenbau der Philippinischen nähert, trennt sich hier von demselben. Denn diese und die Madecassische bedienen sich des Suffixes *i* nicht in dieser Art, was vielleicht an der in ihnen sehr ausgebildeten Methode der Verbalbezeichnung durch Präfixa liegt. Dennoch halte ich dasselbe der Philippinischen Sprache nicht für fremd; es scheint nur von den Spanischen Grammatikern verkannt, und für etwas anderes gehalten worden zu sein. Ich habe schon oben bemerkt, daſs die Tagalische Sprache selten das bloſse Stammwort, ohne daſs es in die grammatisch gebildeten Conjugationen übergeht, als Verbum brauche, obgleich es bisweilen wirklich geschieht. Indem nun Totanes von diesen, nach der Terminologie jener Grammatiker absoluten Verben spricht, unterscheidet er bei denselben eine besondere Art des Gebrauches für Fälle, wo man etwas recht schnell und kräftig zu thun gebieten will, und erklärt, wie man auf diese Weise auch (Gramm. nr. 130.), aber auf andere Art, als gewöhnlich, Passiva bilden kann. In den Fällen nun, wo das gewöhnliche Passivum *an* zum Suffix haben würde, erhält es hier, statt desselben, *i*. Als Beispiele führt er *bukasi* und *tigasi* an, und übersetzt diese Formen durch öffne, arbeite mit Kraft (*con brio*). Der Sinn ist also hier vollkommen der eines Activums, und das suffigirte *i* wird ganz auf dieselbe Weise, wie im Jav. und Mal., angewendet. Man begreift kaum, wie Totanes da ein Passivum ahnen kann. Es rührt dies aber nur von der unglückseligen Methode her, überall die Ausdrücke unsrer Grammatik anzuwenden. Alle Tagalischen Passivausdrücke sind eigentlich durch ein Nomen mit ausgelassenem Verbum sein geformte Redensarten, oder bloſse Nomina mit passiver Bedeutung. So sind auch die absoluten Verba nicht sowohl Verba, als vielmehr der in völliger grammatischer Unbestimmtheit hingestellte Begriff der Sache oder Handlung. *Bugsai* (Bisayisch. Ezguerra. Gramm. nr. 110.) heiſst Ruder, allein, als absolutes Verbum im Imperativus gebraucht, rudere; *tigas* ist: Kraft, Muth, Anstrengung, *brio*, und bildet, wie wir eben gesehen, mit dem Suffix *i* das absolute Verbum. Vielleicht liegt in diesem *i* ein bloſser Ausdruck der Richtung des Begriffs auf seine, und zwar augenblickliche Vollstreckung. Wir haben oben (S. 36.) gesehen, daſs beim Demonstrativ-Pronomen das *i* die Nähe, das hier, anzeigt, und dies findet auch bei diesem Suffix Anwendung. Denn der Begriff der unmittelbaren Nähe, verbunden mit dem einer Handlung, kann sehr gut zur Andeutung des Imperativs, und dann in weiterer Ausdehnung zu der des transitiven Verbums überhaupt dienen. Die Spanischen Grammatiker kommen hier nur auf den Begriff eines Passivums, weil doch grammatische Formung vorhanden ist, ihre Theorie aber einmal dahin geht, daſs diese im Activum nur durch Präfixa geschieht. Wirklich ist auch dies in der Sprache der so gewöhnliche Fall, daſs der andere nur zur Ausnahme gerechnet werden könnte. Wurde aber einmal dies *i* für das der Passivform gehalten, so war es natürlich, zu behaupten, daſs dasselbe an die Stelle des *an* gesetzt wäre, da dies immer suffigirt, dagegen das *i* der Passivform ohne Ausnahme präfigirt wird. Dieser Unterschied kann indeſs, meiner Überzeugung nach, nicht hindern, das *i* in beiden Fällen für dasselbe zu halten. Vielmehr scheint es mir offenbar, daſs der Begriff des Werkzeuges, den die Passivform mit *i* gewöhnlich an sich trägt, mit dem auf die Bildung eines Imperativs angewendeten der unmittelbaren Nähe zusammenhängt. Im Mal. und Jav. muſste das suffigirte *i* richtiger erkannt werden, weil es die Verba so häufig an sich tragen. Daſs aber bei jenen absoluten auf *i* endenden Verben wirklich an kein Passivum zu denken ist, davon liegt der deutliche Beweis in ihrer Construction. Da die Tagalischen Passiva, genau genommen, nur Nomina sind, so führen sie, so oft die handelnde Person ausgedrückt werden soll, dieselbe im Genitiv bei sich. Eben dies thun auch die absoluten Verba, wenn sie passivisch genommen werden. Man sagt gleichsam im Act. *ayào akò*, ich will nicht, aber als Pass. *ibigmo itò?* von dir gewollt oder dein Wollen ist dies? Nun bemerkt Totanes ausdrücklich, daſs bei dem Gebrauch der absoluten Verba, in welchem sie, statt *an*, *i* annehmen, niemals ein solcher Genitiv der handelnden Person hinzugefügt wird. Dies zeigt deutlich die Verschiedenheit dieser Formen selbst von denen, welche im Tag. für Passiva gelten; es wird in ihnen gerade das aufgehoben, was wirklich allein nur ein wahres Passivum andeutet, die indirecte Stellung der handelnden Person.

Im Jav. findet es sich nun sehr häufig, daſs ein Substantivum, Adjectivum, ja selbst ein Adverbium, durch die Endung *hi* in ein Verbum verwandelt wird, so daſs diese Endung wirklich als ein Mittel, Verba zu bilden, angesehen werden kann.

ratu, König, *ngratonni*, als König herrschen;
jenneng, Name, *jennengngi*, nennen;
mati, todt, *maténni*, tödten;
langkung, mehr, *nglangkungngi*, übertreffen.

Die wirkliche transitive Bedeutung des Suffixes ist in einigen Fällen vollkommen in die Augen leuchtend:

lenggahhi, setzen, von *lenggah*, sitzen;
numpakki, ein Pferd oder sonst ein Thier reiten (*berijden.* Ger.), von *tumpak*, reiten überhaupt.

Bisweilen aber findet zwischen dem einfachen Verbum und dem suffigirten gar kein Unterschied in der Bedeutung statt.

Das End-*i* geht, wie wir gleich sehen werden, auch in passiven Formen mit über, was insofern ganz natürlich ist, als das vollständige Activum zur Passivform umgebildet wird. Man sieht hieraus, daſs das Suffix sich bei Wörtern mit veränderlichen Anfangsconsonanten auch mit den Formen verbindet, welche die ursprünglichen an sich tragen. Wie im Mal., kann dasselbe Verbum das Suffix *i* und zugleich ein Verbalpräfix haben; so giebt es für bewachen, bewahren: *nengga*, *nengganni*, *hannengganni*; bisweilen aber entstehen aus demselben Nomen Formen mit bloſsem Prä- und bloſsem Suffix: *griya*, Haus, *hagriya* oder *griyanni*, wohnen, bewohnen, wo vermuthlich die Form mit dem Präfixe die intransitive ist. Ich finde kein Wort, das zugleich *ha* vor und *hi* nach sich trüge. Wenn sich diese Bemerkung bestätigte, und der Übergang des Präfixes *ha* in *han* nicht bloſs ein euphonischer ist, so wäre es sehr natürlich, daſs sich das, nach der Analogie anderer Malayischer Sprachen, intransitive *ha* nicht mit dem transitiven *hi* verbinden kann.

§. 13.

Ich habe schon oben (S. 81.), als ich vom Passivum der Mal. Sprachen überhaupt redete, erwähnt, daſs die Javanische Formen besitzt, die am meisten für wirkliche Passiva gelten können. Es liegt dies vorzüglich in der Constructionsweise in der verbundenen Rede. Gericke berührt zwar diesen Punkt in seiner Gramm. gar nicht, ich habe mich aber davon durch mehrere Stellen seines Lesebuchs und der Brücknerschen Übersetzung des Neuen Testaments überzeugt, und werde daher zuerst von der Bildung, dann von der Construction des Jav. Passivums reden.

Die Bildung ist eine dreifache, durch den Vorschlag von *ka*, Kr. und Ng., oder den Vorsatz von *dhipun*, Kr., oder *dhi*, Ng., oder *dhên*, Madhya, oder endlich durch Einschiebung der Sylbe *inn*, Kr. und Ng. An die Form mit dem Präfixe *ka* wird, wie Ger. ausdrücklich bemerkt, auch bisweilen noch *han* angefügt, und dasselbe habe ich in einigen Beispielen bei der Form durch Einschiebung gefunden.

Das Präfix *ka* bildet, seiner Natur nach, besonders wenn es mit dem Suffix *han* verbunden wird, abgeleitete Nomina, und Ger. gesteht selbst, daſs die Passivform mit diesem Prä- und Suffix mehr wie ein Subst. zu betrachten sei. Diese Nominalnatur trägt das Passivum mit *ka* auch in anderen Stücken sichtbar an sich. Denn wenn das Verbum das transitive End-*hi* hat, so wirft es dasselbe entweder ab, oder verwandelt es in das Suffix *han*:

ningngalli, sehen, Pass. *katingngal*;
maringngi, geben, Pass. *kaparing*;
ngaturri, anbieten, antworten, Pass. *katur*;
matênni, tödten, Pass. *kapatên*;
machakki, verbieten, Pass. *kapachakkan*.

Wo das Verbum das End-*hi* nicht mit sich führt, bleibt es in seiner Endung unverändert:

nannem, pflanzen, Pass. *katannem*;
nemu, finden, Pass. *katemu*;
wengku, Kreis, Gränze (1) (*omtrek, grens.* Ger.), Pass. *kawengku*.

Beispiele der Anfügung von *han* sind:

seksi (साक्षिन्, *sâkshin*, Zeuge), zeugen, Zeuge sein, Pass. *kaseksên*;
wajib, Pflicht (وَاجِبٌ, *wājibun*, nothwendig), Pass. *kawajibban*;
dawah, befehlen, auftragen, Pass. *kadawahhan*.

---

(1) Crawf. hat (*Voc.*) die vermittelst des Begriffs des Gebiets abgeleiteten Bedeutungen *authority, power, jurisdiction, to govern, to administer.*

Dhipun, dhi, dhên sind in der Bedeutung und Behandlung vollkommen gleich, und nur darin verschieden, daſs das erstere der vornehmeren, das zweite der Volks-, das dritte der mittleren Sprache angehört. Stammhaft ist in diesem Vorsatze (1) nur *dhi*; *pun* ist ein bloſser, die Bedeutung nicht angehender Anhang. Seine Ableitung habe ich bis jetzt nicht ergründen können, es wird aber in der eigentlich Mal. Sprache (Marsden. *Gramm.* 100.) als eine bloſse Ausfüllungspartikel, oder, wenn man will, als ein Anhang, der sich bei allen Redetheilen finden kann, gebraucht. Auch im Jav. kommt es in mehreren Verbindungen, namentlich, wie wir oben (S. 44.) gesehen haben, beim Besitzpronomen der 3. Pers., vor. Nach Ger.'s Wörterbuch wird es auch sehr gewöhnlich Eigennamen von Männern vorgesetzt. ***Dhi*** ist, wie sich kaum bezweifeln läſst, das substantive Verbum sein; denn *dhadhi*, das Mal. *jŭdi*, heiſst werden, und ich werde bei der Behandlung der Malayischen Sprachen überhaupt zeigen, daſs auch das Mal. *de* dieselbe Bedeutung zu haben scheint. Daſs diese angebliche Partikel bisweilen ganz offenbar eine sogenannte passive Bedeutung (eigentlich nur die Bildung eines Ausdrucks mit dem Verbum sein) mit sich führt, hat schon sehr richtig Marsden (*Gramm.* 85.) bemerkt (2). Die drei hier genannten Wörter sind also, wie ich glaube, nur das passive Hülfsverbum sein, werden. Diese Wörter lassen nun das Verbum, wie es ist, und werfen auch nicht die transitive Endung *hi* ab. Obgleich hierin etwas Widersinniges zu liegen scheint, da das Hülfsverbum sich mit einem Nomen verbinden sollte, so muſs man bedenken, daſs in diesen Sprachen die Personen des Verbums selbst wieder als Participia genommen werden können, und also die Erhaltung des transitiven *hi* nur beweist, daſs diese Sprachform mehr im Bezirke des Verbums bleibt, und nicht, wie bei *ka*, in ein Subst. übergeht. Beispiele:

ningngalli, sehen, Pass. *dhipun tingngalli*;
nampênni, empfangen, Pass. *dhipun tampênni*;
numpak, reiten, Pass. *dhipun tumpakki*;

---

(1) Ich bediene mich dieses allgemeineren Ausdruckes hier, da nach dem gleich Anzuführenden ich diese Formen nicht, am wenigsten *dhipun* und *dhên*, Präfixe nennen kann.

(2) Eine noch viel gröſsere Bestätigung aber des hier Gesagten wird man weiter unten (§. 19. letzte Anm.) finden.

nututti, verfolgen, Pass. *dhi tutti*;
neda, essen, Pass. *dhipun teda*;
kèchu, ein Räuber, Pass. *dhipun kèchu*, beraubt werden:
kon, auftragen, machen lassen, Pass. *dhi kon.*

Die dritte Art der Passivbildung geschieht durch Einschiebung der Sylbe *in* zwischen den ersten Consonanten und den ersten Vocal des Wortes, jedoch so, dafs (wie mich Hr. **Roorda** belehrt hat) das *n* dieser Sylbe mit dem nachfolgenden Vocal verbunden, und mithin *ki-narya*, gemacht werden, nicht *k-in-arya* abgetheilt wird. Dies folgt auch schon aus der allgemeinen Gewohnheit der Sprache, keine Sylbe mit einem Vocal zu beginnen. Hr. **Gericke** drückt die Regel, vermuthlich wegen des letzteren Umstandes, anders, und etwas weitläuftiger aus. Nach ihm soll zwischen den ersten und zweiten Consonanten des Worts, wenn der erste vorher *i* zum Vocal erhalten hat, ein *nn* mit dem nachfolgenden ersten Vocal des Wortes eingeschoben werden. Statt des doppelten *n* tritt ein einfaches ein, wenn der erste Vocal des Wortes ein *u* ist. Der wesentliche Unterschied zwischen Hrn. Roorda und Hrn. Gericke besteht hier allein in der Verdopplung des *n*, welches bei Hrn. Roorda immer einfach zu sein scheint. Denn er schreibt nicht blofs, wie auch Hr. Ger. thut, *tinut* von *tut*, sondern auch *ginawa* von *gawa*, wo Hr. Ger. *ginnawa*, gebracht werden, hat. Es läfst sich aus dieser Verschiedenheit wohl so viel schliefsen, dafs die Verdopplung des *n* nicht einen etymologischen, sondern oft, und namentlich hier, nur euphonischen Grund hat, wo denn die Schreibung, wie auch im Sanskrit der Fall ist, nicht immer gleichförmig bleibt.

Auch bei dem Passivum mit *in* erhält sich das transitive End-*hi*; *nampènni*, empfangen, Pass. *tinnampènni.*

Von *mundutti* wird zwar in Ger.'s Wörterbuch das Pass. *pinundut* angegeben, die Sprache kann aber leicht auch eine solche Activform ohne End-*hi* besitzen.

Mit angehängtem *han* finde ich dies Pass. in *ngèring*, Schrecken einjagen, *kinnèringngan*, erschreckt werden, und in *talang*, eine Wasserröhre, *banyu tinnalangngan*, durch eine Röhre geleitetes Wasser.

Übrigens bringt gewöhnlich diese Passivform, aufser der Einschiebung und der Umwandlung des Anfangsconsonanten bei Verben, die ihn verändern, keine Umgestaltung des Activums hervor:

nitah, hervorbringen, schaffen, Pass. *tinnitah*;
nemu, finden, Pass. *tinnemu*;
charita, erzählen (चारितं, *charitam*), Pass. *chinnarita*.

Die Passivform durch Einschiebung des *in* ist dem Jav. mit dem Tagalischen gemeinschaftlich. Der Ursprung scheint aber in dem letzteren zu liegen, weil die Form dort weiter entwickelt und mit zwei anderen, ganz ähnlichen in Verbindung gebracht ist. Da nämlich, wenn man ausdrücken will, daſs etwas von jemand vermittelst eines Werkzeuges und an einem gewissen Orte gemacht wird, der Nachdruck bald auf die gemachte Sache, bald auf einen jener Nebenumstände gelegt werden kann, so verlangt und bildet die Tag. Sprache Redensarten, in welchen jeder dieser Hauptpunkte des Satzes: die Sache, das Werkzeug, oder der Ort, nach dem jedesmaligen Bedürfniſs des Sinnes, im Nominativ an der Spitze des Satzes stehen kann. Mit einem Passivum nach gewöhnlichem Begriff wäre dies nicht zu bewirken. In dem Satz: das Buch werde von dir mit dem Lichte in der Kammer gesucht kann, wenn das Verbum gesucht werden bleiben soll, weder das Licht, noch die Kammer Subject sein. Die Tag. Sprache nimmt nun das schon, der Bedeutung nach, passiv umgestellte Wort, wovon ich oben (S. 85.) gesprochen habe, und fügt ihm, je nachdem bloſs das Geschehen sein, oder das Werkzeug, oder der Ort mit Nachdruck angedeutet werden soll, ein anderes Affix bei, so daſs daraus gleichsam drei Nomina, im obigen Beispiel die Suchung, das Suchungswerkzeug und der Suchungsort, entstehen, aus welchen nun, mit ausgelassenem Verbum sein, die drei Redensarten

1. das Buch sei deine Suchung mit dem Lichte in der Kammer,
2. das Licht sei dein Suchungswerkzeug des Buches in der Kammer,
3. die Kammer sei dein Suchungsort des Buches mit dem Lichte,

hervorgehen können.

Dies nennen die Spanischen Grammatiker die drei Tag. Passiva in *in*, *i* und *an*. Die Bedeutungen dieser Formen werden hernach im Gebrauche oft vertauscht und anders gestellt. Ich habe aber den Fall hier nach Totanes (Gramm. nr. 116.) rein und einfach gegeben, bloſs um dadurch das Verständniſs des Zusammenhanges und der Verschiedenheit beider Sprachen zu erleichtern.

Die Javanische hat nun von diesen drei Passivformen nur die von *in*, als die natürlichste, einfachste und allgemeinste, aufgenommen. Von anderen Mal. Dialekten ist mir dies nicht bekannt. Unter den Mal. Sprachen, von welchen wir grammatische Hülfsmittel besitzen, hat, auſser den Philippischen, nur die Javanische ein wirklich geformtes Passivum. Da aber diese Sprache auf den durch die dreifache Form im Tag. bezweckten Vorzug Verzicht leistet, so kann sie die Construction des Pass. der Natur dieser Verbalart näher bringen, und thut dies in der That. In der Hauptsache befolgt sie die auch beim Tag. Passiv von *in* übliche Stellung, die erste der im obigen Beispiel gegebenen Abänderungen, sie stellt nämlich den leidenden Gegenstand, das wahre Subject des Pass., vor dasselbe, und also der üblichen Constructionsart nach als regierenden Nominativus. Sie nähert sich aber auch noch durch einen andren Umstand dem wahren Verbalausdruck. Die Tagalische fügt der Passivform, wenn die handelnde Person durch ein Pronomen ausgedrückt wird, dasselbe immer im Genitiv, und wo dieser Genitiv zum abgekürzten Suffix wird, in dieser Gestalt an. Man wird also dadurch gezwungen, die Passivform als ein mit dem Suffix des Besitzpronomens verbundenes Subst. anzusehen, nicht von dir gesucht werde, sondern deine Suchung zu übersetzen. Die Jav. Sprache scheint in diesem Fall niemals die bei Substantiven in ihr gewöhnlichen Suffixa zu brauchen, sondern immer das volle selbstständige Pronomen unmittelbar hinter die Passivform zu setzen, oder dasselbe durch eine ausdrückliche Präposition damit zu verbinden. Bei dem unmittelbar auf die Passivform folgenden selbstständigen Pronomen bleibt die Construction zwar zweifelhaft. Denn das so gestellte Pronomen kann auch ein im Genitiv stehendes Besitzpron. sein, man kann aber auch dabei eine wirkliche Präposition als ausgelassen annehmen. Der Mangel der grammatischen Bezeichnung an dem einen Redetheil, dem Pron., macht hier, und häufig in diesen Sprachen, auch die Natur des andren, des Verbums, zweideutig. Auf diese Weise kann man nun die Jav. Passivformen, und die heutigen Bearbeiter der Sprache scheinen dies wirklich zu thun, vollkommen wie die Passiva in andren Sprachen ansehen und gebrauchen: *kula tinningngallan*, ich werde gesehen, *kula sampun* (¹) *tinningngallan*, ich bin gesehen worden, u. s. f. Da indeſs diese Formen sonst

---

(¹) *sampun* und das in den folgenden Beisp. vorkommende *wus* sind die Partikeln des Präteritums (s. unt. §. 18.). Ich übersetze sie daher nicht besonders.

nichts gerade das Verbum Bezeichnendes an sich tragen, so kann man sie auch als passive Participien betrachten, die noch des ausgelassenen Verbums sein bedürfen, um mit dem Pron. verknüpft zu werden; und nach anderen in dem sonstigen Gebrauch dieser Formen und der Analogie der Sprache liegenden Gründen scheint mir diese Ansicht die richtigere.

Beispiele passiver Redensarten:

hawit kapal kula sampun lami boten dhipun tumpakki, weil Pferd mein lange nicht geritten (Ger. Leseb. S. 6. Z. 5. 6.);

kula wonten hing dusun Chibukan dhipun bêgal hing titiyang (Plur.) *dhursila* (s. ob. S. 53.), ich bin im Dorfe Ch. beraubt worden von Leuten schlechten Charakters. Hier ist der Gebrauch des Verbums sein (*wonten*) vor *dhipun* sehr auffallend; ich glaube aber, daſs man den Satz so verstehen muſs: ich befand mich im Dorfe Ch. (und) wurde beraubt, oder: mich daselbst befindend, wurde ich beraubt (*l. c.* S. 14. Z. 13. 14.);

hingkang dhipun griyanni siti Pranaragi, welcher behauset (ansässig ist) in P. (*l. c.* S. 20. Z. 10.);

sarta punnapa gadahhannipun Chinten, hingkang pejah wahu, dhipun pariksanni, hingkang wonten wujudhdhipun, und was das Besitzthum des Chinesen (sei), welcher gestorben (war), der vorgemeldete, wurde untersucht, welches war sein Betrag. Das letzte *dhipun* ist nicht die Passivpartikel, sondern das Besitzpron. *hipun*, welches sein Anfangs-*h* wegen des End-*dh* des Wortes, dem es angefügt wird, auch in *dh* verwandelt (*l. c.* S. 22. Z. 4-6.);

tatkala Hérodês hamirsa, yén wus dhi bodonni dhêning wong sujana, zu der Zeit, als (तत्काल, *tatkâla*) Herodes einsahe, daſs er betrogen durch die Menschen weisen (*wise, clever, able.* Crawf. *Voc.* सुजान, *sujana*) (Matth. 2, 16.);

Yêsus prapta (प्राप्त, *prâpta*) *sangking* (*from.* Crawf. *Voc.*) *Galilêya maring Yordhan maring Yohannês, harep dhi baptissaken dhêning Yohannês*, Jesus kam aus Galiläa zum Jordan zu Johannes, um Taufe gemacht zu werden (d. h. daſs er getauft würde, aus dem fremden *baptis* und dem Suffix der Causalverben *haken*) durch Johannes (Matth. 3, 13.);

boten kênging, mawi-mawi hingkang katannem, (das) nicht kann (bestimmt werden), nach Maaſsgabe (dessen), was gepflanzt ist (Ger. Leseb. S. 4. Z. 1. 2.);

wondhènning (¹) *Chinten wahu, kala* (²) *sakit, kabekta dateng sami bangsannipun* (³) *Chinten*, sofort der Chinese, der vorgemeldete, wenn krank, wird getragen zu seinen Landsleuten, den Chinesischen (*l. c.* S. 20. Z. 11-13.);

sareng pejah, kawangsullaken (⁴) *dateng balé pagriyannipun* (⁵) *malih*, als er gestorben war, wurde er zurückgebracht zu seiner Wohnung wiederum (*l. c.* S. 20. vorletzte Z.);

mongka tatkala Yésus wus kababar (⁶) *hing jro* (⁷) *Betlehem*, und als Jesus geboren (war) in Bethlehem (Matth. 2, 1.);

kala Yésus wus kabaptissaken, als Jesus Taufe gemacht (d. h. getauft) (war) (Matth. 3, 16.);

hiya wus katulis maning, auch schon geschrieben (d. h. es ist geschrieben) wiederum (Matth. 4, 7.);

mongka sira wus hangngrungngu (⁸), *yèn wus katutur hing*

(¹) Zusammengesetzt aus *wonten*, sein, und *dhènning*; man sagt auch *wonten dhènné*. Es heiſst nach Ger. und, ferner (*en, voorts*). *Dhènning* (bei Brückner mit einfachem *n*), das schon oben da war, durch, wegen, weil, scheint auch wieder aus *dhèn*, das als Passivpartikel gebraucht wird, aber wohl ursprünglich, so wie *dhi*, gleichbedeutend mit *dhadhi*, sein, ist, und aus dem Genitivsuffix *hing* zu bestehen, so wie die ganz gleichbedeutende Form *dhènné* aus *dhèn* und *hé*, dem Pron. 3. Pers. Den Gebrauch dieser Suffixe zur Bildung der Partikeln haben wir schon oben öfter gesehen.

(²) Zeit (काल, *kâla*), wenn, als.

(³) *Sami*, zusammen, Zeichen des Plur. *Bongso*, dessen *o* wegen des angehefteten Suffixes in *a* übergeht, ist das Sanskr. वंश, *waṇśa*, Mal. *bon̄gsa*, bei Ger. Volk, bei Crawf. *Voc. class, race, tribe, nation.*

(⁴) Causalform von *wangsul*, zurückkehren.

(⁵) Ger. erklärt (s. v. *balé*) das ganze Wort mit dem Suff. durch *woning*. Ich würde das Suff. hier nur als Possess. der 3. Pers. nehmen. Sonst besteht das Wort aus *balé* (*rustbank*. Ger.), Ruheort, Lager, Streu, und *griya*, Haus, verbunden mit *pa*, Wohnplatz, Ort, wo das Haus steht (Ger. *v. griya*).

(⁶) Von भृ, *bhṛi*, tragen, ernähren, ganz wie die Gothische gleichbedeutende Wurzel, unser gebären und das Lateinische *peperit*.

(⁷) s. Anh. zu B. Y. 109, *a*.

(⁸) Die Bibelübersetzung hat, wie oben, *hangngrungngu*, aber bei Ger. und Crawf. *Voc.* ist das Verbum ohne Präf. nur *ngrungu*, hören.

wong kuna, und ihr habt gehört, daſs gesagt worden (ist) von den Leuten vormaligen (Matth. 5, 21.);

tur sira dhi lebokkaken (¹) *hing kunjara*, und du werdest hineingehen gemacht ins Gefängniſs (Matth. 5, 25.);

tatkala Yêsus wus hamireng, yên Yohannês kakunjaran, als Jesus gehört hatte, daſs Johannes eingekerkert (worden war) (Matth. 4, 12.);

hingkang kabawah (²) *kawula* (Holl. *het geen onder mij behoort*), welches unterthan ist (unter) mir (Ger. Wörterb. *v. bawah.*). In diesem Beispiele läſst sich das sogenannte Pass. wohl als ein Subst. ansehen, und übersetzen: welches ist meine Dienstbarkeit, das Gebiet, worüber ich zu sagen habe;

hingkang mugi-mugi (³) *pinnanjangngenna* (⁴) *hing yuswannipun* (⁵) *sarta ginnanjarra wilujeng hing paparêntahhannipun* (⁶), *satitiyangngipun* (⁷) *sedhaya, dhênning*

(¹) Causalform von *lebu*, hineingeben.

(²) *bawah*, das was unter Einem steht, Dienstbarkeit, Inbegriff des Dienstbaren (*onderhoerigheid.* Ger.), vgl. das Sanskr. भव, *bhawa*, das ebenso von Gesinde, Vieh u. s. w. gebraucht wird.

(³) *mugi* heiſst bei Ger. daſs, auf daſs; verdoppelt, wie es hier steht, nennt es Crawf. den Ausdruck eines Wunsches oder Verlangens. Es ist also das Mal. *mūga-mūga.*

(⁴) Dieses Wort und das folgende *ginnanjarra* sind Conjunctive (s. unt. §. 19.), das erstere vom Causalverbum von *panjang*, lang, *panjangngaken*, verlängern; von der andren Form ist *ganjar*, belohnen, das einfache Wort.

(⁵) *yuswa*, Alter, Lebenszeit, ist unstreitig आयुस्, *âyus*; nur weiſs ich die Endung *wa* nicht zu erklären, da die possessive Bed. des Suff. व, *wa*, nicht hierher paſst.

[Ger. schreibt wirklich *w*, nicht *pingkal*; Crawf. schreibt aber in seinen Wörterbüchern das Wort mit *pingkal*, und hat auſserdem noch die Form *yusa*. Das Mal. *ūsīa*, welches auſser dem Anfangs-*â* des Sanskritwortes sogar auch das *y* abgeworfen hat, zeigt, daſs *yusya* die richtige Aussprache ist, welches auf ein Subst. आयुष्यम्, *âyushyam*, führt; in Wilson's Lex. findet sich nur das Adj. आयुष्य, *âyushya*. B.]

(⁶) Das einfache Wort ist *parêntah*, Befehl, wovon das Verbum *marêntahhi*, befehlen, stammt; aus *parêntah* ist durch Verdopplung der ersten Sylbe und das Suff. *han* ein abstractes Subst. gebildet.

(⁷) Vom einfachen *tiyang*, welches im Plur. *titiyang*, Menschen, bildet. Das *sa* hat hier die Bed. von mit.

> *Gusti Allah hing salami-laminnipun* (¹), welcher möge verlängert werden in seinem Leben und belohnt werden (durch) Gedeihen in seinem Regiment mit seinen Leuten allen durch den Herrn, Gott, immerdar (Ger. Leseb. S. 26. Z. 11-14.).

In dieser Redensart steht das Subject des Pass., *hingkang*, welcher, ganz richtig als Nominativus voran.

Die Passivformen *pinnanjangngenna* und *ginnanjarra* könnten, ihrer Form nach, wie wir weiter unten sehen werden, wohl auch als Nomina gelten; denn der den angeblichen Conjunctivus bildende Zusatz *ha* (aus welchem im ersteren Wort, weil es ein Causalverbum ist, *ngenna*, im letzteren *ra* wird) enthält an sich nichts wahrhaft Verbales. Allein die Stellung des Subjectes zeigt, daſs die Sprache hier nach dem wahren Pass. hinstrebt. Die Präposition *dhĕnning* paſst vollkommen zum Passivum.

Ich bin absichtlich über das Passivum ausführlich gewesen, weil man daraus, durch die mehreren Sprachen des gleichen Stammes hindurch, sieht, wie der Sprachsinn immer strebt, eine einmal nicht ganz angemessen aufgefaſste Form ihrer richtigen Gattung näher zu bringen; denn offenbar ist dies im Jav. der Fall, wenn man es mit den übrigen verwandten Sprachen vergleicht, da es aus dem Tag. die passive Wortformung aufgenommen, sie aber in der Construction richtiger angewendet hat.

Das durch die Einschiebung von *in* gebildete Pass. wird auch oft bloſs als passives Participium gebraucht. So geht in Jav. Briefen dem Datum gewöhnlich *sinnerrat*, geschrieben, voraus.

Es sind im Vorhergehenden mehrere Fälle vorgekommen, wo ein Pass. unmittelbar aus einem Subst. gebildet schien. Es bedarf kaum der Bemerkung, daſs alsdann das letztere im verbalen Sinne genommen wird, oder ein wirkliches grammatisch gebildetes Activum dazwischen liegt, wie ich von *kĕchu*, Räuber, bei Ger. das Verbum *ngĕchu*, rauben, finde. Es zeigt sich aber in diesen Fällen doch die Natur des Grundwortes nicht an der

---

(¹) *hing salami-laminnipun* gehört zusammen und macht gleichsam Ein Adverbium aus, in welchem das wirklich bedeutsame Wort allein *lami*, lang, von der Zeit, Vergangenheit und Zukunft, gebraucht, ist; das *sa* drückt hier einen Inbegriff der Zeit aus, und *hing*, in, und das Pron. *hipun*, das nur euphonisch umgestaltet ist, sind in der Sprache nicht ungewöhnliche Behelfe der Verwandlung des Ausdrucks in ein Adverbium, oder eine Partikel.

Form; und wenn *dhipun* sein heiſst, so könnte *dhipun kĕchu* ebensowohl Räuber sein, als beraubt werden, bedeuten. Es ergiebt sich hieraus zweierlei, für den Bau der beiden Sprachen nicht Unwichtiges, einmal daſs die Tagalische sehr wohl thut, bei ihren Passivformen das Grundwort allemal an sich oder in seinem Präfix umzugestalten und dadurch seine Natur kenntlich zu machen, und daſs die Javanische ihr *dhipun* schon dermaſsen als eine Passivbezeichnung ansieht, daſs sie auch bei der Unbestimmtheit der grammatischen Natur des Grundwortes keine Zweideutigkeit befürchtet. Ebenso liegt zwischen *kunjara*, Kerker, und *kakunjaran*, eingekerkert werden, der active Begriff der Einkerkerung.

§. 14.

Kawi-Sprache.

Um diese in ihrem wichtigsten grammatischen Theile, dem Verbum, richtig zu erklären, war die lange obige Abschweifung unentbehrlich. Es muſste erst festgestellt werden, wie das Verbum in den Malayischen Sprachen überhaupt, und in der Javanischen insbesondere behandelt wird, um das Verhältniſs des Kawi zum Javanischen beurtheilen zu können, und daraus auf sein Alter und seine Abstammung zu schlieſsen. Es wird aber auch nun hinreichend sein, bei jedem im Obigen durchgegangenen Punkte die Beschaffenheit desselben im Kawi kurz anzugeben und mit Beispielen zu belegen. Dennoch bleibt dies der schwierigste und mühsamste Theil der gegenwärtigen Arbeit, da die Entscheidung hier oft auf Feinheiten in der Construction beruht, deren Einsicht ein genaues Verstehen des Kawi-Textes, welches durch die weiter oben angegebenen Gründe so sehr erschwert wird, voraussetzt.

Ich werde die einzelnen Punkte, die ich im Vorigen bei der Bezeichnung des Verbums geprüft habe, wieder durchgehen, mich groſsentheils aber begnügen können, Beispiele dafür aus dem Kawi-Text hinzusetzen, welche auf diese Weise am besten und ungesuchtesten die Art und Gewohnheit der Sprache zeigen werden.

1.

Mangel der Flexion.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, daſs diese dem Kawi, wie allen Malayischen Sprachen, auch am Verbum abgeht. Die Person und die

Zahl, Singularis und Pluralis, bleiben allemal unbezeichnet; und das Kawi hat darin eine gröſsere Dunkelheit, daſs es auch meistentheils den Gebrauch der Pronomina verschmäht. In der Tempusbezeichnung ist ihm zwar, wie wir unten sehen werden, eine Flexion des Präteritums vorzugsweise vor dem Javanischen eigen. Diese fehlt aber häufig, und im Ganzen wird auch das Tempus im Kawi weniger deutlich bestimmt, da die Sprache weder die sehr ausgebildeten Tagalischen Formen, noch den regelmäſsigen Gebrauch der heutigen Javanischen Hülfswörter dafür hat. Man muſs bei diesem Punkte wohl erwägen, daſs man es mit einer Dichtersprache zu thun hat, welche sich den genauen Bestimmungen der gewöhnlichen Rede, bald durch das Metrum gezwungen, bald aber auch absichtlich, entzieht.

2.

Gebrauch desselben Worts als Substantivum und als Verbum.

Beisp. *pejah*, Tod 130, *a*. 138, *c*.; todt 605, *a*., getödtet, gefallen in der Schlacht 83, *d*. 128, *d*.; getödtet werden, fallen 130, *c*. 132, *a*.

Es würde unnütz sein, die Beispiele hier häufen zu wollen; die Sprache bedient sich offenbar mit Willkühr des ungeformten Wortes in Kategorieen, für welche sie auch von ihm abgeleitete grammatisch geschiedene Formen besitzt. Es ist aber sehr häufig auch schwierig, ja man möchte sagen, unmöglich, zu entscheiden, ob ein Wort als Verbum oder als Nomen genommen ist. Wenn dasselbe aller grammatischen Affixa entbehrt, so kann nur die Construction entscheiden, ob das sich auf das zu bestimmende Wort beziehende Nomen regierend im Nominativ oder regiert im Genitiv steht. Fehlen dem Genitiv aber die ihn bestimmt anzeigenden Partikeln, so entscheidet nur die Stellung, nämlich vor oder hinter dem zwischen Verbum und Nomen schwankenden Wort; diese wird aber in der Dichtersprache häufig verrückt. *Wuwus* und *ling* drücken beide den Begriff des Sprechens aus. Geht man aber alle Stellen, in welchen sie gebraucht sind, durch, so fühlt man die Schwierigkeit einer auf sichere Gründe gestützten Bestimmung ihrer grammatischen Kategorie. Wo *wuwus* mit einem angehängten Pron. (34, *b*. 35, *a*.) verbunden ist, kann es natürlich nur das Subst. Wort oder Rede sein. Als Nomen scheint es auch genommen werden zu müssen, wenn der Name des Sprechenden unmittelbar darauf folgt (84, *a*.). *Ling* ist 35, *d*. 37, *c*. 38, *d*. sicher Subst., in den übrigen Stellen (81, *b*.

110, *a*.) bleibt man über seine Natur mehr zweifelhaft. Der Fall ist offenbar der, daſs die Sprache, unbekümmert um die grammatische Kategorie, sich begnügt, den Begriff auszudrücken, und daſs man, um in ihrem Geist zu verfahren, nun auch nicht zu ängstlich danach suchen muſs.

3.

Entstehen des Verbums aus dem Nomen.

Was schon oben (§. 11.) als eine Eigenschaft der Malayischen Sprachen überhaupt bezeichnet worden ist, daſs man das Nomen als die eigentliche Grundlage des Verbums anzusehen hat, findet auf das Kawi noch in weit höherem Grade Anwendung. Es entsteht dies aus der groſsen Zahl der in dasselbe aufgenommenen Sanskritwörter. Ich habe nämlich oben (S. 62.) gezeigt, daſs die Kawi-Sprache gar keine Verba aus dem Sanskrit entlehnt, sondern nur Nomina, und gröſstentheils Substantiva. Aus diesen werden nun aber doch sehr häufig Verba gebildet, die Sanskr. Substantiva selbst aber werden, ohne Rücksicht auf ihre Form und Bedeutung, in der Ursprache ganz unverändert, auch, oder sogar ausschlieſslich, als Verba gebraucht. So heiſst *sabdha*: sagen, sprechen. Im Kawi-Text kommt es aber in der Regel als Nomen vor. Es versteht sich von selbst, daſs, wenn aus solchen Sanskrit-Substantiven Verba gebildet sind, aus diesen wieder andere Substantiva entstehen können. So findet sich neben *sabdha* auch *pasabdha*. In vieler Rücksicht hält alsdann die Bedeutung des einfachen Wortes mit der des geformten zusammen. Ein beständiger Unterschied aber zwischen beiden liegt darin, daſs das geformte Wort ein ihm entsprechendes Verbum voraussetzt, und nun immer das Nomen dieses Verbums die Handlung desselben bezeichnet, nie selbst als Verbum gebraucht werden kann, und auch in der Regel nicht die Sache bedeutet, wovon das Verbum hergenommen ist, wogegen das einfache Wort die Sache, das Verbum und die Handlung desselben (z. B. Wort, sprechen, das Sprechen; Thräne, weinen, das Geweine) darstellen kann. Neben diesen Substantiven giebt es dann noch das Passivum, wenn es als Participium gebraucht wird, und die zwischen Passivum und Nomen schwankenden Bildungen mit dem Präfix *ka*. Diese beiden drücken immer das durch das Verbum Hervorgebrachte, oder die Handlung auf den, welcher sie erfährt, bezogen aus, da die Nomina mit dem Präfix *pa* dieselbe objectivisch nehmen.

4.

Verbalformen mit verändertem Anfangsconsonanten.

Ich sondere hier die Fälle, wo noch ein Präfix vorhanden ist, von den präfixlosen Formen ab.

a.

Formen mit Präfixen.

manulung (594, *a.*), helfen, beistehen, und im heutigen Jav. verstümmelt *nulungngi*, beide von *tulung*, Hülfe, Beistand, welches (131, *a.*) in der Passivform *tinulung* vorkommt (Mal. *menōlong* von *tōlong*).

mamukti (31, *d.*) (s. ob. S. 101.).

mamuwus (288, *a.*) (s. ebendas.).

panguchap (31, *a.*), Wort, Rede, von *huchap*, anreden, nennen (Raffles), aber wohl auch reden, sprechen, wie das Mal. *ūchap* zeigt. Es giebt auch die präfixlose Form *nguchap* (Ger. Crawf. *Voc.*). Eine andere Form ist (19, *b.*) *muchap*, mit präfigirtem *ma*, und könnte, nach meiner obigen Auseinandersetzung, eine Verstümmlung aus *humuchap*, mit eingeschobenem *um*, sein.

mamursita (3, *b.*), wie man aus dem Pass. *winursita* (18, *c.*) sieht, vom einfachen *wursita.*

mangiring s. zu Ende dieses §.

pananggap (30, *c.*), die Handlung des Empfangens, von *tanggap* (4, *a.* Crawf. *Voc.*), empfangen.

panambahi (10, *b.*), sich ehrfurchtsvoll verbeugen (1), woher der Titel der Reichsbeamten, welche dem König am nächsten stehen, *panambahan* (Person, vor der man sich ehrerbietig verneigt), von *sembah* (84, *b.*), eine ehrfurchtsvolle Verbeugung (*an obeisance.* Crawf. *Voc.*). Es liegt aber, wie man aus dem Mal. *sambah*, Ehrfurchtsbezeigung, Anbetung, und dem Tag. *simbahan*, Kirche, Ort der Verehrung, sieht, nur dieser Begriff in dem Worte, nicht der des Verbeugens.

paninggal, verlassen (Partic.) (9, *d.*), von *tinggal.*

---

(1) [Ich bemerke, daſs diese Übersetzung von mir herrührt. Es wird dem Leser auffallen, das Präfix *pan* verbal genommen zu sehen; ich habe dies im Kawi beobachtet, und verspare die Beispiele und die Nachweisung dieser Bildung in der Bugis-Sprache für meinen grammatischen Anhang. B.]

mangapuyi, Feuer anmachen, anzünden (37, *b.*), von *apui* (99, *b.*), dem heutigen *hapi*, Feuer. Auch bei Raffles (II. *App. p.* 168. *col. b.*) heiſst das Wort im Kawi, wie noch heute auf Madura, *apoi* (¹). Es geht, so viel ich weiſs, durch alle Malayischen Sprachen. *Apui* ist die Tag. Form; sonst wechseln die Laute theils im Endvocal, theils im Consonanten: *āpi, āpī* Mal., *afou, af, affe, afo* Mad., *afi* Tong., *ahi, ai* N. Seel., *ahi* Hawaiisch, endlich *api* auf Bali, bei den Bugis, und auf mehreren Inseln.

manangis (11, *d.*) und *anangis* (587, *d.*), weinen, Thränen vergieſsen, von dem ursprünglichen Subst. *tangis* (s. Anh. 35, *a.*).

pangling (606, *b.*), Sprechen, Rede, von *ling*, Rede, sprechen (s. ob. S. 130.), und *pan*, mit Verwandlung des *l* in *ngl*.

pangupakara (31, *c.*), Vergünstigung, Handlung des Gunstbezeigens, von उपकार, *upakára*, Hülfe, Dienst, den man erweist.

mangabisĕka, besprengen, dadurch jemanden zu etwas einweihen (111, *a.*), von अभिषेक, *abhishĕka*, Besprengung.

mangarnawa (590, *b.*), einem Meere ähnlich, von अर्णव, *arṇawa*, Meer.

anglugas (603, *b.*), entblöſsen, von *luggas*, nackt, bloſs, einfach, ungeschmückt (Crawf. *Voc.*).

hanglayang (9, *b.*), durch die Luft gleiten, fliegen, von dem gleichbedeutenden *layang-layang* (Crawf. *Voc.*), woher das einfache *layang* ein Brief heiſst.

mangungsir (108, *c.*), wohin fliehen, und *ngungsir* (39, *a.*); die einfache Form finde ich nicht, wenn man nicht *husir* (Crawf. *Voc.*), Mal. *ūsir*, verfolgen, jagen, dafür halten soll.

mangulw̃an (115, *b.*), offenbar dasselbe Wort mit *mangngulon*, sich in der Richtung nach Westen bewegen (Crawf. *Voc.*), von *kulon*, Westen (s. ob. S. 76.).

haminta, bitten (123, *b.*); wovon im Mal. das einfache *pinta* und *minta*

(¹) [In der Erklärung von Crawf. Handschr. des B. Y. 99, *b.* wird das Wort *hapuyya* oder *hapuywa* (mit *pingkal*) geschrieben; daſs dies nicht die rechte Form sein könne, möchte aus dem Schluſs-*a* zu folgern sein. Ich glaube, daſs das Anfangs-*a* des folgenden Wortes (*alari*, vor welchem auch *api* im Texte in *apy* verwandelt ist) die Veranlassung dazu gegeben hat, und daſs die richtige Schreibung, wie schon *mangapuyi* zeigt, *hapuyi* ist; dieses würde vor *a* zu *hapuyy* werden. *Apui* ist Raffles Schreibung. B.]

und im Kawi *pinta* (bitten. Crawf. *Voc.* B. Y. 608, *a.*) vorhanden ist. ***Paminta*** (612, *a.*), Bitte, Forderung.

hangawĕtan (117, *c.*), nach Osten hin, von ***wĕtan*** (Ger. Gramm. 43.).

manulup (126, *c.*), ***anulup*** (115, *c.*), von ***tulup***, bei Crawf. *a blow pipe.* Nach dieser Erklärung wäre das Wort zwar eigentlich ein zum Schmelzen gebrauchtes Blaserohr. Es muſs aber hier von einem musikalischen Instrument gebraucht sein, und in der angeführten Stelle ist das Wort zum Verbum gemacht, ein solches Instrument blasen. Pass. *tinulup* (113, *d.*).

b.
Formen ohne Präfixa.

mijil (95, *b.*), ausgehen, herauskommen, von *wijil*, welches bei Crawf., der beide Wörter ohne Verbindung aufführt, dieselben Bedeutungen, und auſserdem die von: Ursprung, Herkunft, Stammbaum (*source, pedigree*) hat. Das Wort ist vielleicht eins mit *wiji*, Samenkorn, dem Sanskr. वीज, *wīja*, das aber schon tiefer in das Jav. übergegangen, oder beiden Sprachen aus einer dritten zugekommen ist, da es mehrere Verzweigungen und Umänderungen desselben giebt, auch schon die Anwendung von *wiji* auf den Begriff der Einheit (s. ob. S. 69.) ein hohes Alter in der Sprache anzeigt. Im Mal. finde ich bloſs *bīji*, Samen; ob aber nicht das Mad. *vihi* und das Tag. *binhi*, Samenkorn, hierher gehören möchten, läſst mich zweifelhaft. Wäre es der Fall, so würde die Präpos. वि, *wi*, vielleicht auch hierher gezogen und die Bedeutung des Zeugens in der Wurzel वी, *wī*, als eine vom Herkommen abgeleitete angesehen werden müssen. Im B. Y. findet sich noch *wijili* (19, *d.*), hervorkommen, und *pawijil* (6, *c.*), Auszug (gegen die Feinde).

marek, sich nähern, vom ursprünglichen ***parek*** (285, *c.*).

nut, gehorsamen (5, *b.*), wovon auch (36, *b.*) ***tut***, und häufig (21, *b.*) dessen Pass. ***tinut*** vorkommt. Gleich häufig findet sich ***tumut*** (124, *a.*).

ngungsir s. ***mangungsir*** (S. 133.).

mapag (285, *a.*) und ***mapagi*** (288, *d.*), entgegengehen, begegnen, vom gleichbedeutenden ***papag*** (608, *a.*), beide bei Crawf. *to meet.*

Die Reihe der hier angeführten Beispiele beweist eigentlich nicht mehr, als daſs sich im Kawi, wie im heutigen Jav., eine Anzahl von Verben finden, welche die Veränderung des Anfangsconsonanten mit und ohne Präfix an sich tragen, und daſs von andren nur die eine dieser beiden Formen vorkommt. Es wäre wichtig, zu entscheiden, ob die mit Präfixen versehenen Verba dieser Art sich, wie wohl zu vermuthen ist, im Kawi im Ganzen häufiger zeigen, als im heutigen Javanischen. Dazu müſste man aber ein vollständiges Javanisches Wörterbuch und mehr Kawi-Texte besitzen.

5.

Formen, welche mit *m* beginnende Präfixa haben.

m, wenn das Wort vocalisch anhebt.

mojar, von *hujar*, reden, sprechen, sagen (31, *b.* 79, *c.* Crawf. *Voc.*).

mulat (132, *c.*), sehen (Crawf. *Voc.*), auch *mulati* (287, *d.*), von *hulat*, Gesicht (Crawf. *Voc.*).

ma.

makarya (116, *a.*), *akarya* (112, *c.*), machen, ins Werk richten, von *karya* (31, *d.*), Werk, Geschäft (कार्यं, *kâryam*).

masabdha (93, *a.*), sprechen, *pasabdha* (83, *c.*), Rede, von *sabdha*, Rede, Wort (2, *b.*), Schall (99, *a.*), Sanskr. शब्द, *śabda*.

Die meisten Beispiele des Präfixes *man* fallen in die Classe der Verba mit verändertem Anfangsconsonanten, da das End-*n* des Präfixes diese Veränderung bewirkt.

6.

Formen, welche mit *h* anfangende Präfixa haben.

hasambat (587, *d.*), von *sambat*, wehklagen (Crawf. *Voc.*).

hatuturri (33, *c.*), von *tutur* (s. S. 114.).

akarya (s. oben).

Auch über die verhältniſsmäſsige Häufigkeit der mit *h* beginnenden Präfixa gegen die mit *m* anhebenden im Kawi und heutigen Jav. wäre es wichtig Nachforschungen anzustellen, wird aber durch die Unvollständigkeit der Wörtersammlungen unmöglich.

7.

Formen, die mit *p* anfangende Präfixa haben.

pasabdha, von *sabdha* (s. oben).

Mehrere Beispiele dieser Präfixa finden sich unter den Fällen mit verändertem Anfangsconsonanten; und da, der Gewohnheit der Sprache nach, jedem Präfix, welches mit *m* anhebt, ein mit *p* beginnendes entsprechen muſs, so schien es die Mühe nicht zu belohnen, eine gröſsere Anzahl hier zusammenzustellen.

8.

Formen mit dem Suffix *hi.*

mujarri (74, *a.*), jemandem etwas sagen, von *hujar*, reden, sprechen (Crawf. *Voc.*), Mal. *ūjar*, wovon eine noch einfachere Form, *jar*, vorkommt (82, *c.* 591, *c.*), auch *jari*, erzählen (92, *c.*).

harepi, wünschen, verlangen (103, *c.*), von *harep*, Wunsch, wünschen.

Eine Anzahl mit diesem Suffix verbundener Verba finden sich unter allen in anderen Beziehungen hier aufgeführten Wörtern. Dagegen dürfte es schwer sein, gerade bei allen die transitive Bedeutung aufzufinden. Es läſst sich nur sagen, daſs das Suffix bestimmt die Verbalform anzeigt.

9.

Formen mit angehängtem *kan.*

katrangngan, beschienen (von der Sonne) (106, *d.*), von *terrang*, klar, hell (Raffles. Crawf. Ger.), Mal. *trang*, hell, Licht.

Diesem Beispiele getraue ich mir nicht mehrere andere hinzuzufügen, weil es zu schwierig ist, hier immer zu bestimmen, was Substantiv- und Verbalform ist, welches in der Sprache gewissermaſsen auf Eins hinausläuft. Vorzüglich gilt dies von den Formen mit den Präfixen *pa* und *ka*, welche schon eigentlich Nomina sind.

10.

Vollständige Verbalformen mit eingeschobenem *um.*

numungga (126, *b.*), von *hunggah*, hinaufsteigen (Crawf. *Voc.*). Es findet sich auch *nungga* (103, *a.*). Über das *n* werde ich weiter unten sprechen.

tumiba, fallen (135, *d.*), vom gleichbedeutenden *tiba* (138, *a.*).

tumon (138, *b.*), sehen, von *ton* (138, *d.* Crawf. *Voc.*), Anblick, 2) sehen.

gumanti (18, *b.*), in jemandes Stelle sein, von *ganti*, jemandes Stelle einnehmen (Ger. Gramm. 50.).

lumampah (117, *c.*), gehen, vorschreiten (Ger. Crawf. *Voc.*), von *lampah* (87, *d.*), Reise, Gang (Ger.).

chumunduk, begegnen, finden (27, *d.* Crawf. *Voc. to meet, to find*), *chunduk* gleichbedeutend.

gumeseng (99, *b.*), verbrennen, von *geseng* (s. Anh. 1, *c.*).

gumeter (119, *a.*), beben, von *geter.* Auch *kumeter* (592, *b.*), von *keter* (Herzklopfen. Crawf. *Voc.*).

lumaku (97, *c.*), gehen, von *laku* (22, *d.*), Gang.

lumayep (480, *b.*), *layep* (619, *c.*).

lumangkah (77, *a.*), schreiten. Bei Crawf. ist das einfache *langkah*: schreiten, mit groſsen Schritten, die Füſse spreizen, über etwas weggehen, *to stride, to step, to pass over.*

lumawan (287, *d.*); das einfache Wort ist *lawan*, gewöhnlich gebraucht als Präposition und Partikel, mit, und, auch, doch auch hauptsächlich und ursprünglich gegen, wider. Denn bei Crawf. (*Voc.*) wird es ausdrücklich Feind, Gegner, Nebenbuhler übersetzt, und Tagalisch ist *laban* widerstehen (Raffles. II. *App. p.* 151.); das Mal. *läwan* bedeutet: Widerstand leisten, sich widersetzen, wetteifern, Genosse, Gegner, *a match, counter-part*, gegen, gegenüber. Davon ist das obige *lumawan*, angreifen im Kampf, es mit Einem aufnehmen.

lumumpat (98, *c.* 587, *b.* Crawf. *Voc.*), springen, vom gleichbed. *lumpat* (136, *b.* Crawf. *Voc.*).

lumut (19, *d.*), *lut* (133, *d.*) drücken eine Bewegung aus; über die Bedeutung und den möglichen Zusammenhang dieses Wortes mit einer Sanskrit. Wurzel habe ich schon oben S. 58. gesprochen.

ngumastawa (s. Anh. 7, *a.*).

sumaiwaka (603, *b.*), ergeben, anhänglich sein. Bei Crawf. ist das einfache *sêwaka*, von सेवक (*sêwaka*, Diener): sich in das Gefolge, den Dienst eines Fürsten begeben. Dasselbe heiſst *sĕba.* Man kann indeſs auch hier an den Gott Siwa (s. B. Y. 7, *a.*) denken. Alsdann ist *saiwaka*: ein Anhänger des Siwa, und, da dies ein sehr schwärmerischer Dienst war, allgemein: ein Mensch, der sich einem Herrn gänzlich dahingiebt, ihm schwärmerisch anhängt (1).

---

(1) [*Séwaka* ist auch der Name eines Jav. Werkes (Crawf. ganz Jav. Wörterb. Raffles. I. 393.); Roorda giebt den Namen vollständiger an: *layang séwaka*, Erzählung, ein gewisses Werk, das über Gottesdienst und Gebräuche handelt. *Séwaka* selbst giebt er als Kawi-Wort für: erzählen, 2) erscheinen (d. h. vor dem Fürsten). Er führt noch im Kawi

sumelang (608, *c.*), nach Crawf. *Voc.* und Ger. Zweifel, Verlegenheit, nach Ger. auch: zweifeln, verlegen sein, nach Raffles: ängstlich, zweifelhaft. Das einfache ***selang*** heiſst im Mal.: Zwischenraum, in der Zwischenzeit, *interchanged, intermixed, placed at intervals, variegated, chequered, diversified, mottled*; im Jav. finde ich nur ***selang***, borgen (Crawf. *Voc.*) (¹), und ***selang-seling***, *alternately placed, checkered* (Crawf. *Voc.*).

sumahur, antworten (606, *d.*), vom gleichbed. ***sahur*** (Mal. ***sāhut***).

sumarasa (479, *c.*), vielleicht: sich zu einem See ausdehnen, vom Blute auf dem Schlachtfelde durch den Regen gebraucht. Ich leite es von सरसं, ***sarasam***, See, Teich, ab.

tumurun (3, *a.*), herabsteigen, vom gleichbed. ***turun***.

tumingal (23, *a.* 105, *d.*), ansehen, betrachten (in der letzteren Stelle als Participium gebraucht), von ***tingngal***, Anblick.

tumut, von ***tut*** (s. ob. S. 134.).

numasah (130, *a.*), er griff an, wohl von ***masah***, bei Crawf. *to pierce*, durchbohren, eindringen. ***Mase*** (s. Anh. 119, *a.*) scheint dasselbe Wort, da die Bedeutungen von angreifen und eindringen verwandt sind.

11.

Verbalformen, in welchen, nach der Einschiebung von *um*, die erste Sylbe des dann entstehenden Wortes wieder abgeworfen ist.

a.

Fälle, wo die vollständige und die verstümmelte Form noch neben einander bestehn.

antuk (594, *a.*), ***mantuk*** (32, *b.* 82, *b.* 611, *c.*), ***umantuk*** (35, *d.* 38, *d.*); die Bed. der mit *um* gebildeten Formen dieses Worts ist im Kawi-Text, wie bei Ger., zurückgehen, nach Hause kehren. ***Antuk*** ist in der eben angeführten Stelle vom Zurückkehren zur Besinnung

---

swaka, vor jemand erscheinen, auf, in Raffles Kawi-Verzeichniſs: vor, in Gegenwart. Es wäre noch möglich, daſs in der obigen Stelle des B. Y. das Wort sich auf das Nachfolgen im Tode bezöge. Crawf. Handschr. hat ***sumawaka***. ***Sumawak*** ist nach Raffles Kawi-Verzeichniſs Erwähnung, nach Roorda (Kawi) melden. Die Ähnlichkeit der Bedeutung dieses Wortes mit dem obigen ***sêwaka*** ist etwas auffallend, und kann einiges Miſstrauen gegen die Wörterbücher erregen. सावक, साविक (***sâwaka, sâwika***), von सू, ***sû***, bedeutet: erzeugend, geburtshelfend. B.]

(¹) [Roorda: Kluft (*kloof*); zwischen. Dem Mal. ***selang*** entspricht auch das Jav. ***sedeng***. B.]

aus einer Ohnmacht gebraucht. Dagegen ist *hantuk* bei Ger. bekommen, empfangen, bei Crawf. können, fähig sein. Wie verschieden scheinbar diese Bedeutungen sind, sieht man doch leicht den Zusammenhang unter denselben (1).

numulih (91, *a.*), ein Präter., von *mulih* (82, *a.*), zurückkehren. Das Subst. davon ist nach Ger. *hulih* (Rückkehr). In den Bed. empfangen, können, im Stande sein finde ich das Wort bei Crawf. und Raffles *hulih*, *holih* und *holĕh* geschrieben (2). Man kann nicht zweifeln, daſs das Stammwort das Tag. und Bis. *oli* und die Mal. Präpos. *ūlih*, durch, von, ist. *Būlih* heiſst Mal. können, und *ber-ūlih* erlangen, erwerben, bewirken. Da es im Jav. (Crawf. *Voc.*) auch *pulih* in der verwandten Bed. wiedererlangen, wiederherstellen (*to recover, to restore*) giebt (3), so kann *mulih* aus diesem durch Veränderung des Anfangsconsonanten entstanden sein, ohne eine Verstümmlung von *um* zu sein. Denn bei allen mit Lippenbuchstaben anfangenden Wörtern bleibt die Herleitung aus der Einschiebung von *um*, oder der Veränderung des Anfangsconsonanten, weil beide Methoden auf *m* zusammentreffen, zweifelhaft. *Numulih* aber kann keinen andren, als den oben angegebenen Ursprung haben.

numaring (18, *a.*), eine der vorigen ganz ähnliche Form, von *mara*, vorwärts schreiten (Crawf. *Voc.*), sich nähern. Über das *ing* am Ende werde ich in §. 20. bei Gelegenheit der mit diesem Wort eng zusammenhangenden Präpos. *maring* sprechen. Sollte das einfache Wort gar

---

(1) [*Hantuk* ist ein Wort der höheren Sprache, aus dem niederen *holĕh* künstlich gebildet. Die Wiederkehr derselben Erscheinungen in Bezug auf das Präfixum und Infixum und auf den Wandel der Bedeutung läſst kaum einen Zweifel an der Einheit beider Wortreihen übrig. B.]

(2) [Ich bin so glücklich gewesen, das Wort in der Jav. Sprache auch in der Bed. kommen, herankommen (von der Zeit) anzutreffen: *wus holĕh dhina sabat*, als der Sabbath gekommen war (Ev. Marc. 6, 2.). B.]

(3) [So sehr man auch geneigt sein möchte, *pulih* nur für Subst. zu halten, welches durch Crawf. *Voc. pulih getih*, *retaliation* (aber bei Roorda rächen), auch eine Bestätigung erhält, so scheint es doch auch Verbum zu sein. Dies beweist Crawf. Handschr. des B. Y. 82, *a. pulih*, zurückkehren (Raffles hat *mulih*), Roorda *pulih*, Crawf. *Voc. polih*, können, im Stande sein. Ich habe schon oben (S. 132. Anm. 1.) geäuſsert, daſs *pan* im Kawi auch Verbalpräfix ist; dasselbe gilt von *pa*. B.]

para sein, wie dies in einer anderen Bed. (*para* und *mara*, theilen) wirklich der Fall ist, so wäre die Form noch merkwürdiger. Vielleicht gehört auch *paring*, *maringngi*, geben (1), hierher.

miringngaken (103, *a.*), begleiten; das einfache Wort ist *hiring*, Seite, zur Seite sein oder haben, begleiten, oder begleitet sein (Crawf. *Voc.*), folgen, Mal. *īring*, folgen, begleiten, *to be dependant upon*; *miring* bedeutet im Jav.: *to lean, incline* (Raffles), im Preise fallen, schräg, quer, seitwärts (Crawf. *Voc.*), Abhang (ders. und Ger.), *mīring* im Mal.: *to lean downward or to one side, to incline, decline, to look askance.* Von dem Grundworte *hiring* ist durch Einschiebung von *um* zuerst vollständig *humiring* (Crawf. *Voc.*), dann verstümmelt *miring*, und mit dem Präf. *man* wieder vollständig *mangiring* (105, *a.*) und verstümmelt *ngiring* (Ger.) gebildet. Vgl. d. Anh. zu obigen Versen.

lumiyati (26, *b.* 604, *c.*), ausspähen, entdecken, erblicken (*lumiyat, to descry, observe.* Crawf. *Voc.*), vom einfachen *liyat* (s. Anh. 33, *a.*), Mal. *līat.* Von diesem Worte finde ich nun aber bei Crawf. (*Voc.*) auch die verstümmelte Form *miyat, to know, to see* (2), und kein anderes Wort, das mit einem Lippenbuchstaben anfinge, aus dem das *m* entstanden sein könnte; denn *wiyat* ist bloſs das Sanskr. वियत्, *wiyat*, Himmel. In Crawfurd's Wörterbüchern sind Kawi- und heutige Wörter nicht zu unterscheiden. Dieser ganze Wortstamm aber muſs dem heutigen Javanischen fremd sein, da Hr. Roorda die Bed. von *lumiyati* auch nur, wie ich Anfangs, nach dem Mal. fand.

lumumpat (s. S. 137.).

b.

Fälle, wo ich nur die verstümmelte Form kenne.

muchap (s. S. 132.).

Unter den obigen Beispielen ist zwar nur eins, *miyat*, wo die verstümmelte Form von einem consonantisch anhebenden Worte herstammt; ich halte aber das Wort für entscheidend, da sich kein anderer Ursprung des *m* angeben läſst.

---

(1) [Roorda auch *maring*, geben, schenken, 2) gehn. B.]

(2) [Roorda giebt dem Worte die Bed. *afmaken, verwoesten.* B.]

§. 15.

Passivum.

Das durch das Hülfsverbum *dhi, dhên, dhipun* gebildete Passivum (S. 121.) kommt in den von Raffles abgedruckten Stellen des Brata Yuddha nicht vor, obgleich ich allerdings das Verbum sein, werden, *dhadhi*, einigemal, aber in ganz selbstständiger Stellung, darin finde. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit zugleich, daſs ich *pun* weder allein, noch in Zusammensetzungen irgendwo im Kawi antreffe.

Über die leichte Verwechslung des mit dem Präfix *ka* zusammengesetzten Passivums habe ich mich schon oben (S. 67.) ausführlich erklärt. Indeſs kommen in dem Kawi-Text offenbar im Sinn eines Pass. gebrauchte Zusammensetzungen vor, die auch durch die Construction keinen Zweifel an ihrer Bedeutung zulassen. Ich führe einige davon an.

kapanggih (17, *d.* 28, *a.*), gefunden werden, von *manggih* und der ursprünglichen Form *panggih*, finden, erlangen, begegnen (Ger. Crawf. *Voc.*).

kaparchaya (591, *c.*) s. ob. S. 68. und Anh.

katemu (92, *b.*), gefunden werden, von *temu*. Es ist hier das Passivum für das Activum gebraucht. Der Vers heiſst nämlich: *Prapt-êng Wiratha katemu nrepa Pandawa hem*, gekommen nach Wirata, wurden gefunden (von ihm) die Pandawa-Fürsten versammelt. Ebenso 590, *d. dhatan katemu*, er wurde nicht gefunden.

katon (124, *a.*; gesehen werden, Gesicht. Ger.), von *ton*. Es steht gewöhnlich im B. Y., ohne daſs der Sehende genannt wird, allgemein es wurde gesehen, es erschien. Vgl. *tumon*. S. 136.

kawenang (131, *d.*); *wenang* wird in der adject. Bed. fähig, mächtig (Crawf. *Voc.*), aber auch in der verbalen von können (Crawf. Engl. Jav. Wörterb.) aufgeführt; die präfigirte Form führt aber auf die transitive Bed. Kraft üben, überwältigen, also im Pass. überwältigt werden, Kraftübung leiden, was ganz zur angeführten Stelle paſst, wo die Englischen Übersetzer *make them feel his superiority* übersetzen.

Am häufigsten finde ich im Kawi das Pass. durch ein eingeschobenes *in* sowohl bei Sanskrit-, als bei Mal. Wörtern gebildet. Beispiele:

dhinulur (9, *a.*), gefolgt, von *dhulur* (s. Anh.).

binukti (620, *b.*), gegessen werden (doch gestehe ich, daſs die Anwendung des Wortes mir hier dunkel bleibt), von *bukti* (s. S. 101.).

kinon, befehligt, mit Auftrag ausgesandt werden, von *kon* (s. Anh. 21, *a.*).

ginusitan (s. Anh. 21, *a.*).

linut (589, *b.*) steht in der Bed. eines mit einer Keule gestampft werdenden Körpers. Über die Ableitung s. S. 58.

kinarya (125, *a.*), gemacht, von *karya* (s. S. 135.).

sinabdhan (611, *b.*), gesprochen werden, von *sabdha* (s. ebendas.).

minusthi, von *musthi*, zielen, zum Ziel nehmen (Crawf. *Voc.*). Genau in dieser Bed. steht das Wort 137, *d.* An andren Stellen (594, *c.* 610, *a.*) hat es die Bed. des Fassens, Ergreifens eines Dolches. Ich leite es daher von मुष्टि, *mushṭi*, die geschlossene Hand, ab.

pinuja (110, *d.*), gepriesen werden, von *puja* (पूजा, *pûjâ*, Verehrung), das aber im heutigen Jav. (bei Ger. *puji*, bei Crawf. *Voc. puja*) Wunsch, Bitte, Gebet heiſst.

winarahi (591, *b.*), benachrichtigt werden, von *warah*, lehren, unterrichten (Crawf. *Voc.*).

pinapag, begegnet werden (134, *a.*), von *papag* (s. S. 134.).

pinrih (131, *a.*), von *mrih*, streben (Ger.).

tinulung, geholfen werden, von *tulung* (s. S. 132.).

tinut (21, *b.*), gehorsamt werden, von *tut* (s. S. 134.).

hinundhang (107, *c.*), gerufen werden, von *hundhang*, rufen (Crawf. *Voc.*). Wir haben also hier ein eigentlich vocalisch anhebendes Wort, welchem das *in* des Pass., wie im Tag., vorgesetzt ist.

In der Construction des Passivums habe ich keine Abweichung von der gewöhnlichen Javanischen gefunden, als daſs dieselbe, wie überhaupt in diesem Gedicht, abgebrochen ist und Versetzungen und Auslassungen häufig erduldet. Doch findet sich auch in ganz natürlicher und vollständiger Folge die Passiv-Construction. So z. B. 134, *a. Kurunata sigra pinapag dhê Bima ring sayaka*, der Herrscher der Kurawas wurde schnell begegnet durch Bhima mit Pfeilen. Als Präp. von dient auch manchmal *tekap*: 131, *a. ngkan pinrih tinulung tekapnira watek yodha hanêng Korawa*, sodann wurde gestrebt, daſs geholfen werde, von den verschiedenen Streitern unter den Kurawas. Ferner 131, *d. kawenang tekapnira sang* *arya Swêta singottama*, er wurde überwältigt durch den ehrwürdigen S., den besten der Löwen (ein ehrender Beiname im Sanskrit. s. ob. S. 54.). In anderen Fällen fehlt die Erwähnung der handelnden Person, indem sie alsdann von selbst aus dem Zusammenhang klar ist. So 285, *a. sang Gathotkacha kinon mapag Arkasuta*, G. wurde beordert zu begegnen (d. h. anzugreifen) dem Sohn der Sonne. 589, *b. sawanira sang arya Sakuni linut ring gadha*, der Körper des ehrwürdigen S. wurde zerstampft mit der Keule (*sawa*, todter Körper, Gerippe, Crawf. *Voc.* शव, *śawa. nira* Genitivzeichen).

§. 16.

Gattungen der Verba.

Ich habe in dem so eben beendeten Abschnitt alles zusammengestellt, was dazu dienen kann, zu zeigen, nicht nur wie die Sprache das Verbum bildet, sondern auch, welches überhaupt das Verhältniſs des Nominal- und Verbalausdrucks in ihr ist. Bei dieser Gelegenheit ist schon von dem Unterschiede des Activums und Passivums und der transitiven und intransitiven Verba alles Nothwendige beigebracht worden. Es ist also hier nur noch von den Causal- und reciproken Verben zu reden.

Die Tag. Sprache bedient sich zur Bildung der Causalverba eines doppelten Präfixes. Wenn nämlich nur das Hervorbringen einer Sache, das bloſse eigne Bewirken ausgedrückt werden soll, so wird dem Grundworte *maka*, wenn aber in der ächten Bedeutung des wahren Causalverbums die Veranlassung einer Handlung durch einen Andren, so daſs nun zwei handelnde Subjecte eintreten, anzudeuten ist, *mapag* vorgesetzt. Das erste dieser Präfixe hat in der Passiv-, oder richtiger Nominalform *ka*, das letztere *papag*, *pagpa* oder *pa*. Das *ka* zeigt deutlich, wie im Jav. dies Präfix zur Bezeichnung des Pass. geworden ist; im Tag. muſs, der genaueren Form der Sprache nach, immer noch eine der eigentlichen Passivsylben hinzutreten. Ob das oben mehrmals erwähnte Jav. Wort *papag* mit jenem Präfixe zusammenhängt? wage ich nicht zu entscheiden. Es könnte indeſs leicht der Fall sein, da auch im Begriffe des Wortes immer zwei Personen sich zusammengesellen.

In die Madecassische Sprache ist dies Präfix nicht übergegangen, dagegen *maka* nur mit kleinen Lautveränderungen und zur Bildung beider

Gattungen der Causalverba, sowohl in sie, als in die Sprachen der Südsee-Inseln.

Die eigentlich Malayische Sprache bildet die Causalverba durch das Suffix *kan*, welches aber noch weit häufiger das einfache Transitivum bezeichnet (1).

Die Javanische Sprache bietet eine ähnliche Erscheinung dar. Sie heftet nämlich in Gestalt eines Suffixes an das Ende des Wortes in der höheren Sprache *haken*, in der des Volkes *hakê*; *dawuhhaken*, auftragen machen, befehlen machen, von *dawuh*, auftragen, befehlen. Wenn das Grundwort sich mit einem Consonanten endigt, so geht das Anfangs-*h* des Suffixes in die Verdopplung des Endconsonanten über; *numbassaken*, kaufen machen, von *numbas*, kaufen. Dies ist der allgemeinen (s. S. 44.) euphonischen Regel von der Anfügung eines *h* gemäſs. Von dieser Regel aber weichen die Causalverba ab, wenn das Grundwort in einen Vocal ausgeht. Man schiebt nämlich alsdann zwischen das Grundwort und das Suffix ein *k* ein, und ein End-*i* oder *u* wird in *ê* oder *o* verwandelt; *mirsa*, sehen, *mirsakhaken*, sehen machen, *dhadhi*, werden, *dhadhêkhakê*, machen, daſs etwas werde, *ngrungngu*, hören, *ngrungngokhakê*, hören machen. Wenn aber die Jav. Sprache in diesem Falle von einigen ihrer Schwestersprachen abweicht, so läſst sich diese Abweichung doch sehr gut mit der sonstigen grammatischen Übereinstimmung aller Malayischen Sprachen vereinigen. Das Suffix *haken* scheint mir nämlich ein eignes Wort zu sein, das vermuthlich nur nach und nach in diesen Fällen mit dem Grundworte zusammengeflossen ist, und dessen Gebrauch an die Stelle des Präfixes *maka* getreten ist. Daſs sich dieses im Jav. nicht erhielt, ist eine mit der Verkennung der Bedeutsamkeit der Präfixe und ihrer daher entstandenen Vernachlässigung verwandte Erscheinung. So nahe auch *haken* und *maka* dem Tone nach einander liegen, da die Abwerfung des *m* so häufig im Jav. eine scheinbare Verwandlung des *m* in *h* bewirkt, so glaube ich dennoch nicht an die etymologische Gleichheit beider Affixe. *Hakên* ist im heutigen Jav. die durch das Präfix *ha*, oder vielmehr *a*, verlängerte Form des Verbums *kên*

---

(1) [Auch die Jav. Endung *haken*, *hakê* hat zum groſsen Theil diese Bed., bei weitem nicht bloſs die causale; nur enthält Ger. nichts darüber, der auch in seinem Wörterbuche diese Form immer causal übersetzt. B.]

Kr., oder *kon* Ng.; und da dies Verbum **auftragen, lassen, verursachen** heiſst, so zweifle ich kaum, daſs das Suffix etwas anderes, als dieses Verbum ist (¹). Das Verbum hat ein langes *e*, ein *taling*, das Suffix in der vornehmen Sprache ein kurzes *e*, ein *pepet*, aber in der Volkssprache hat sich das lange erhalten; dagegen ist in dieser das in der vornehmen gebliebene End-*n* weggefallen. So spricht selbst in der Verschiedenheit noch eine gewisse Übereinstimmung für die behauptete Identität. Für diesen Bildungsgang dieser Formen möchte ich auch die abweichende euphonische Behandlung derselben anführen. Der allgemeinen Regel zufolge sollte das *h* nach einem Vocal zu *nn* werden. Hier aber scheint das Bewuſstsein, daſs das scheinbare Suffix ein selbstständiges Wort ist, diese zu starke Lautveränderung verhindert zu haben, und man hat sich, um die Zusammenkunft der beiden Vocale zu trennen, nur des verstärkten *h*-Lautes bedient. Das oben erwähnte *maka* kommt im B. Y. öfter vor; darüber aber, ob es mit dem Tag. Präfixe zusammenzustellen sei? will ich hier noch keine Behauptung wagen, sondern die Untersuchung im Anhange führen (s. zu 6, *b.* 7, *b.* 37, *b.* 75, *d.* 109, *b.*). Ein eingeschobenes *k* bei *haken* habe ich nicht entdecken können. Das oben erwähnte *dhadhêkhaken* heiſst im B. Y. *dhadhyaken* (612, *b.*). Das End-*i* des Grundworts ist also nur wegen des folgenden Vocals in seinen Halbvocal übergegangen. Dies beweist, daſs die Worteinheit hier noch loser ist. Die Verwandlung des *h* in den Endconsonanten des Wortes, der alsdann doppelt erscheint, findet sich in *kĕnonnaken* (20, *c.*), dem Passivum von *konnaken*, machen, daſs Auftrag gegeben werde, oder: befehlen. Wenn die Sprache einmal ein Affix gestempelt hat, wendet sie es überall an; daher steht bei dem Causalverbum der Begriff **machen, verursachen, veranlassen** ganz richtig zweimal.

(¹) [*hakĕn* bedeutet in der höheren Sprache (so wie *hakon* in der niederen) nach Crawf. *Voc.*: befehlen, *to instruct*, nach Roorda: schicken, absenden, befehlen, nach Ger.: lassen, verursachen, nach Raffles: für. Wahrscheinlich dient es auch, unser **zu**, um zu beim Infinitiv auszudrücken: *radhĕn patih sigra hanudhing hakĕn nimballi hing M.*, der Minister schickte sogleich, den M. zu rufen (Brückner. Gramm.). Hierdurch wird seine Einheit mit der Mal. Präp. *akan*, welche auch diese Bed. hat, besonders deutlich. Brückner führt in seiner Gramm. (S. 58.) sogar *haken* (mit kurzem *e*) in der Bed. **lassen, befehlen** an. Es ist nicht unwichtig, daſs das Suffixum aus der höheren Sprache entnommen, und nicht *hakon* dazu gebraucht ist. Man muſs daraus schlieſsen, daſs die Bildung ursprünglich für die höhere Sprache bestimmt war, und erst später in das Ngoko überging. B.]

Beispiele mit *haken*:

kinonnaken (s. vorhin).

dhadhyaken (s. vorhin).

henengaken (40, *a.*), schweigen, von *heneng* (606, *a.* bei Ger. *henneng*), der Stillstand, das Stillschweigen, 2) schweigen, aufhören. In dem Causalverbum müſste, der Regel nach, das *ng* verdoppelt sein. In dem zuletzt angeführten Verse ist Raffles falsche Abtheilung folgendergestalt zu verbessern: *tuhan apa* (im heutigen Jav. *hapa*) *nimita-ning heneng*, Herr, welches (ist) die Ursach des Stillschweigens?

dhinukakna (589, *d.*), der Conjunctiv des Pass., zu Wind gemacht, in den Wind zerstreut werden. Ich leite es nämlich von dem Sanskr. धूक, *dhûka*, Luft, Wind, ab. Die Bedeutung paſst alsdann genau in den Zusammenhang der angeführten Stelle, wo ein Held in seiner Wuth die Stücke seines zermalmten Feindes überallherum verstreut.

pinangkwaken (619, *a.*), umarmt werden, folglich das Pass. der Causalform von *pangku*, mit der gewöhnlichen Lautveränderung des *u* in *w*, nach Crawf. auf die Kniee, in den Schooſs nehmen, nach der Art zärtlichen Zusammensitzens, wie es nach Indischer Sitte auf der schönen Titelvignette des Schlegelschen Râmâyaṇa zu sehen ist.

jinampyaken, Pass. eines von *jampi*, Arznei (Crawf. *Voc.*), gebildeten Causalverbums (605, *d.*), mit einem Heilmittel behandelt, bestrichen werden.

Insofern man unter reciproken Verben solche versteht, wo die Handlung vom Subjecte ausgeht und zu demselben zurückkehrt, also eigentliche Verba reflexiva, bilden dieselben keine eigne Form im Javanischen. Man drückt sie, wenn nicht schon die in sich zurückkehrende Bewegung im Worte selbst liegt, durch das doppelt, einmal vor und einmal hinter das Verbum, gesetzte Pronomen aus. Was hier reciprokes Verbum genannt wird, führt allemal zugleich den Begriff einer Mehrheit von handelnden Subjecten, die aber nicht zusammen gegen einen Dritten, sondern gegen einander selbst ihre Thätigkeit richten, mit sich.

Ich habe schon oben (S. 95.) von der hauptsächlichsten Art, diese Verba zu bilden, gesprochen, und füge nur hier hinzu, daſs bisweilen bei der Zusammenfügung des Activums, oder vielmehr der Substantivform, mit dem Passivum beide Glieder der Zusammensetzung das Suff. *han* annehmen; so wird von *mara*, kommen, nahen, *paran-pinnaran*, einander nahen.

Eine andere Art, diesen Begriff auszudrücken, entsteht aus der Wiederholung der ersten Sylbe des Wortes, mit Anfügung dieses *han*; *rarangkullan*, Viele, die sich einander umarmen, wovon das Grundwort *rangkul* ist. Auch diese Form nimmt bei veränderlichen Anfangsconsonanten immer die der zweiten Reihe, nach der obigen Ausführung die ursprünglichen, an; *nukar*, schlagen, *tutukarran*, einander schlagen, handgemein werden. Die Reduplication wird in diesen Formen bisweilen vernachlässigt; *pamit*, Abschied, *pamittan*, von einander Abschied nehmen; dagegen fehlt niemals das angehängte *han*. Man sieht leicht, dafs diese ganze Form eigentlich ein Collectiv-Substantivum ist: ein allgemeines Umarmen, eine gänzliche Schlägerei, ein Abschiednehmen. Die Reduplication ist schon an sich eine Bezeichnung des Plurals, und von *han*, als Suffixum der Substantiva, ist auch oben (S. 67.) gesprochen worden. Ein solches Mehrheits-Substantivum wird nun aber in der Sprache als ein Verbum gebraucht, entweder unverändert, wie das Nomen sehr oft, oder mit ausdrücklich hinzugefügtem Verbalpräfix; so *hararassan*, Rede wechseln, mit einander sprechen.

Endlich finde ich von *rembag*, Vorstellung, Rath, *pirembaggan*, und dasselbe auch mit vorgesetztem *ha*, mit einander Rath pflegen. Die Substantivformung ist hier dieselbe, als in der vorhergehenden Gattung dieser Verba; die Reduplication ist weggeblieben.

Vergleicht man die beiden zuerst genannten Gattungen dieser Verba, so findet man, dafs, auch der äufseren Form nach, in der ersteren ein Gegensatz (Activum und Passivum), in der zweiten durch die Reduplication und das zusammenfassende Suffix eine Mehrheit liegt. Auf den Gebrauch und die Bedeutung im Ganzen hat dies keinen Einflufs, einander schlagen wird nach der ersten Gattung durch *pukul-pinnukul*, und nach der zweiten Gattung durch *tutukarran* angedeutet; die Nüance des Begriffes aber ist unstreitig eine verschiedene.

Im eigentlich Malayischen kann die erste dieser Formen nicht statt finden, da es kein grammatisches Passivum in demselben giebt. Die Sprache deutet aber den Gegensatz, welcher bei ihr nicht im Begriffe liegt, durch den Ton an, indem sie von demselben Worte die präfixlose und die mit Präfix versehene Form dergestalt an einander fügt, dafs die präfixlose vorangeht;

tōlong-menōlong, einander gegenseitig Hülfe leisten; da beide zusammengestellte Wörter Verba activa sind, so ist das Leiden der Handlung, welches mit dem Thun hier zusammentrifft, gar nicht ausgedrückt.

Im B. Y. habe ich die Zusammenfügung der Activform mit der darauf folgenden passiven bis jetzt nicht entdecken können. Man könnte hiergegen *sinesep-sesep* (589, *c.*) anführen. Allein diese Form ist bloſs das Pass. des zur Verstärkung verdoppelten Verbums, stark gesogen werden. Es ist hier nicht von gegenseitigem Saugen, sondern von dem gewaltigen eines Einzigen, die Rede. Dies ergiebt sich schon daraus, daſs das Passivzeichen im Anfange der Zusammensetzung steht, welche wie ein einfaches Verbum behandelt wird. Bei dem reciproken Verbum wird das Passivum an das Ende gesetzt. Dagegen kommen mehrere Fälle vor, wo ein Wort mit veränderlichem Anfangsconsonanten zweimal so an einander geknüpft ist, daſs beim ersten Gliede der Consonant der ersten Reihe oder das ihn veranlassende Präfix, beim zweiten der ursprüngliche der zweiten Reihe steht. Der Sinn ist alsdann eine Verstärkung des Begriffs der Handlung, oder auch eine Wiederholung derselben; *angunggut-unggut* (134, *b.*). *Ngunggut* ist bei Crawf. stille stehen, und so heiſst die obige Form: er hielt an und hielt an, stockte und stockte, was an der angeführten Stelle von einem ungern vor dem Stärkeren zurückweichenden Krieger gesagt ist. Das ursprüngliche *h* des Wortes ist in *ng* verwandelt. Ebenso sind *angambek-kambek* (77, *b.*), *ngebang-abang* (603, *d.*), deren Bedeutungen aber ich nicht mit Sicherheit bestimmen kann. Es bleibt indeſs ungewiſs, ob in diesen Wörtern wirklich etwas mit der Veränderung des Anfangsconsonanten gemeint ist, oder ob die Bedeutsamkeit bloſs in der Wiederholung liegt. Denn weil der veränderte Consonant hier beim ersten Gliede der Zusammensetzung steht, so kann die Veränderung in dem vorhergehenden Wort ihren Grund haben; und dies ist sogar wahrscheinlich, da ich ein solches Compositum auch ohne alle Veränderung finde; *akuwung-kuwung* (604, *a.*).

§. 17.

Modi der Verba.

Der Indicativus fügt dem Verbum, als Modus, nichts hinzu; und auſser ihm giebt es, der grammatischen Formung nach, nur noch einen Modus, welcher gewöhnlich die Bedeutung des Imperativus hat. Zwar spricht Hrn.

Gericke's Grammatik noch von einem Conjunctivus. Was aber von diesem gesagt wird, läſst sich bloſs auf einen höflichen, mehr zumuthenden, als befehlenden Imperativ zurückführen (1). Ich glaube jedoch, wie ich gleich näher anführen werde, den Conjunctivus im B. Y. seiner wahren Natur nach, und so, daſs er nicht als Imperativus erklärt werden kann, gefunden zu haben.

Der Imperativus wird durch die Anhängung der Sylbe *ha* bewirkt. Ich habe dieser schon oben (S. 93.) erwähnt. Bloſs euphonische Folge ist es, daſs die consonantisch endenden Verba das *h* der Imperativbezeichnung zur Verdopplung des Endconsonanten umändern; *ganjar*, belohnen, *ganjarra*, belohne du. Ebenfalls euphonische Änderung ist es, wenn aus dem *h* wegen eines vorhergehenden *i* oder *é* ein *y*, oder wegen eines vorhergehenden *u* ein *w* wird; *hanggaliya*, beherzige, *hawéhya*, gieb, *turuwa*, schlafe. Dagegen bleibt das *h* unverändert, wenn der Endvocal des Verbums ein *a* ist, *gawaha*, bringe, obgleich die allgemeine euphonische Regel hier ein *nn* erwarten lieſse.

Eine andre Art der Imperativbezeichnung, die nicht mit der eben erwähnten euphonischen Regel zusammenzuhangen scheint, wird durch die Anheftung der Sylbe *hana* bewirkt. Hr. Gericke schreibt da, wo er in seiner Grammatik von der Bildung des Imper. spricht, diese Form nur den Verben zu, deren letzter Consonant verdoppelt ist, und wo demselben ein *i* nachfolgt; *maténni*, tödten, *paténnana*, tödte du. Man sieht hier, daſs das *i* verloren geht, wie auch Hr. Ger. ausdrücklich erwähnt.

Bei Causalverben wird die sie bezeichnende Endung *haken* und *haké* in *henna* verwandelt, von welchem bei consonantisch endenden Verben das *h* in die Verdopplung des Endconsonanten übergeht; *dawuhhenna*, mache daſs befohlen werde, von *dawuhhaken*; *rungngokhenna*, mache hören, *panjangngenna*, verlängere.

Zwischen dem Imperativus und dem angeblichen Conjunctivus sehe ich in Absicht der Bildung durchaus keinen Unterschied. Insofern der Conj. gleichfalls als Imper. gebraucht wird, scheint der Unterschied zwischen ihm und dem wahren Imper. auch nur darin zu bestehen, daſs in der Volkssprache diese Formen immer als gebietend, mithin als wahrer Imper. gelten, daſs hingegen die vornehme Sprache ihnen die Bedeutung einer höflichen Zumuthung giebt, und wenn sie sich gebietend ausdrücken will, bloſs das Pronomen vor das unveränderte Verbum stellt, welches eine dritte Art, den Imper. zu bilden, abgiebt. Dadurch entsteht alsdann in den Verben der vornehmen Sprache allerdings ein Unterschied zwischen dem Conjunctivus und Imperativus, oder vielmehr zwischen dem zumuthenden und dem gebietenden Imper.; *sampêyan tingngallana*, daſs du sehen mögest, und *sampêyan tingngalli*, siehe du.

---

(1) [Die Kürze dieser Gramm. mag die Schuld tragen. Der Conjunctiv fehlt der Jav. Sprache nicht. B.]

Daſs bei veränderlichen Anfangsconsonanten der Imper. immer die ursprünglichen (die der zweiten Reihe) annimmt, ist schon oben (S. 93.) gesagt, und zugleich gezeigt worden, wie der Imper. darin gleichsam wie ein Nomen mit hinzukommendem Verbum sein, oder als die bloſse Hinstellung des Begriffs ohne grammatische Form, behandelt wird. Nach Crawf. fügt man dem höflichen Imper. der vornehmen Sprache häufig das Wort *mugi* bei, welches zwar daſs, auf daſs heiſst, allein eigentlich den Begriff des Mögens, Wünschens, Hoffens hat. Auch wird, nach ihm, dieser höfliche Imper. noch gewöhnlicher im Pass. gebraucht, um die Zumuthung noch weniger geradezu an die Person zu richten.

In dem Kawi-Gedicht habe ich als Imperative nur das unveränderte Verbum und die Bezeichnung durch ein angefügtes *a* gefunden.

Das unveränderte Verbum hat an einigen Stellen gar kein Pronomen bei sich; *tanggap*, empfange (4, *a*.), *warah* (611, *d*.), sage, erzähle. In andren Fällen folgt das Pronomen nach; *mantuk ta* (611, *c*.), kehre du zurück; dies *ta* könnte in 611, *d*. auch in dem auf *warah* folgenden *tikang* enthalten sein (1).

Auch mit eingeschobenem *um* finde ich den Imper.; *sumahura* (606, *d*.), antworte, von dem S. 138. dagewesenen *sahur*. Auch kommt er in der dritten Person vor; *swarga ngola* (83, *d.*), der Himmel umschlieſse, empfange, von *ngol*, umarmen, umfassen (s. ob. S. 109.).

---

(1) [Cornets giebt dem *ta* beim Imper. die Bed. von doch, die auch Ger. Wörterb. anführt; Brückner sagt, daſs es, dem Verbum nachgesetzt, ganz bestimmt, unfehlbar, gewiſs ausdrücke; ob er dabei den Imper. im Sinne gehabt hat, läſst sich nicht sehen. Im B. Y. kommt das Wort öfter vor, wo an du nicht zu denken ist; da *ta* aber erweislich auch das Pron. 2. Pers. ist (B. Y. Crawf. *Voc.* Roorda), so entsteht die Frage, ob es vorzuziehen sei, ihm diese Deutung beim Imper. zu geben, so lange nicht das Vorkommen eines anderen Pron. mit ihm dazu nöthigt, sich der Meinung der Grammatiker anzuschlieſsen? B.]

Der Vollständigkeit wegen muſs ich schlieſslich hier noch eines Gebrauchs und einer Bezeichnung des Imperativus erwähnen, die ich aber auch nicht im Kawi-Gedichte gefunden habe. Es wird nämlich an das Verbum in einem verschiedenen Sinne *hen* oder *hana* geheftet. Nach Hrn. Ger. bedeutet die Endung *hen*, daſs der Imperativ sich nur auf einen einzelnen Gegenstand, die Endung *hana*, daſs er sich auf mehrere Gegenstände bezieht; *wong kahê hundhangngen*, rufe den Mann dort, *wong kahê hundhangngana*, rufe die Leute dort. Vermöge dieses Unterschiedes entstehen, so viel ich es mir erklären kann, die verschiedenen Imperativformen, welche Hr. Ger. bei den Paradigmen einiger Verba anführt. So z. B. S. 64. bei dem Verbum *nyekel*, greifen, anpacken (*to catch, to seize.* Crawf. *Voc.*), *chekella, chekellen, chekellana.* Ob die von Hrn. Ger. nur den mit einem Doppelconsonanten und *i* ausgehenden Verben angewiesene Imperativform dieselbe mit der hier angegebenen ist, läſst sich aus seiner Darstellung nicht deutlich ersehen, obgleich es mir sehr wahrscheinlich ist. Nach Crawf. bezieht sich der Unterschied dieser Formen nicht auf die Mehrheit der betroffenen Gegenstände, sondern auf die Mehrheit der Handlungen, so daſs durch *hana* ein Frequentativum im Imper. entsteht; *gitikken*, schlage sie (*them*), *gitikkana*, schlage sie oft.

Von dem Conjunctivus, insofern er nicht statt des Imperativus dient, kann ich nur mit einiger Ungewiſsheit sprechen, da ich keine Autorität dafür anzuführen weiſs, sondern ihn nur selbst im Kawi-Gedichte gefunden zu haben glaube, mir aber auch dabei nicht alle Zweifel habe lösen können. Es findet sich nämlich im B. Y. häufig, und meistentheils an Verben, ein End-*a* auch in Fällen, wo es weder zum Stamme des Wortes gehören, noch den Imper. andeuten kann. Dies End-*a* nun halte ich in diesen Stellen für das Zeichen eines von dem vorhergehenden Worte regierten Conjunctivus mit ausgelassener, ihn in anderen Sprachen gewöhnlich begleitenden Conjunction. Ich muſs jedoch zuvörderst bemerken, daſs man zuerst von diesen Fällen diejenigen sorgfältig absondern muſs, wo das End-*a* dem Worte, an welchem es sich befindet, nur durch unrichtige Abtheilung beigegeben sein kann. Allein auch so bleiben mehrere solcher Endungen übrig.

Falsche, oder doch durchaus zweifelhafte Abtheilungen sind:

lumompata layu (587, *b.*) für *lumumpat alayu*, er sprang fliehend, oder springend floh er.

tan wenanga sabdha für *tan wenang asabdha* (592, *b.*), sie war unfähig zu reden.

hasambata (587, *d.*), wo das *a* zum folgenden *nangis* gehört. Beide Worte heiſsen: er wehklagte (von *sambat* und *tangis*. Crawf. *Voc.*) weinend, oder wehklagend weinte er.

Dagegen halte ich für vollkommen richtig abgetheilt: *kantuna* (23, *b.*) und *tangisa* (479, *d.*), wo, da das Wort den Vers schlieſst, aller Zweifel abgeschnitten ist;

tumingala (23, *a.* s. S. 138.);

matya (82, *d.* 116, *d.*), welches ich in beiden Stellen für den Conjunctiv halte, von *mati*, sterben;

tumutta (85, *b.*), folgen, gehorchen, von *tut* (s. S. 134. und 138.).

In die Zergliederung dieser Formen gehe ich jedoch hier nicht weiter ein, da es mir zweckmäſsiger scheint, von der Bedeutung und Construction derselben in der Syntaxis (§. 21.) zu reden.

Der Infinitivus unterscheidet sich in nichts von dem Grundwort des Verbums, hat aber bei Verben mit veränderlichem Anfangsconsonanten immer den wahrhaft verbalen (den der ersten Reihe).

Das Participium, um desselben gleich hier zu erwähnen, entsteht durch eine Vereinigung des Relativpronomens mit dem Verbum in seiner wahren Verbalform; *hingkang* oder *kang bekta*, eigentlich: diejenigen, welche da tragen, die Tragenden. Vermuthlich bleibt aber, besonders in Gedichten, das Relativpronomen oft auch ganz weg, so daſs, wie es im Tag. Participium immer geschieht, das bloſse Verbum wie ein Participium genommen wird.

§. 18.

Tempora der Verba.

Die Unterscheidung des Präsens, Präteritums und Futurums scheint ursprünglich in dem grammatischen Baue der Malayischen Sprachen zu liegen, und nur in einigen derselben, wie es der Gang der Sprachen überhaupt mit sich bringt, dem Gebrauche von Hülfswörtern gewichen zu sein. Hiernach theilen sich die Mal. Sprachen in zwei Classen, zu deren erster die Philippinischen, die Mad., und gewissermaſsen, indem sie nämlich dazu Sylben gebrauchen, deren Bedeutung sich nur durch Vermuthung errathen läſst, die der Südsee-Inseln, zur letzten aber die eigentlich Malayische und Javanische gehören.

Am regelmäſsigsten ist auch hierin die Tag. Sprache; sie ist die einzige, welche die Sylbenverdopplung zur Tempusandeutung gebraucht. Indem sie mit dieser die Verwandlung des *m* ihrer Präfixa in *n* verbindet, oder nicht verbindet, bezeichnet sie durch bloſse Reduplication das Futurum, durch diese und Verwandlung das Präsens, und durch Verwandlung ohne Reduplication das Präteritum. Es erscheint vielleicht sonderbar, daſs die in mehreren andren Sprachen dem Prät. zugetheilte Verdopplung hier gerade dem Präs. und Fut. eigen ist. Die Verdopplung ist aber immer nur eine Verstärkung des Begriffs, und es kommt bei ihrer Bedeutung in den Sprachen auf die Idee an, welche man damit verknüpft. Dies kann ebensowohl die Lebendigkeit der Gegenwart, als die Entfernung, gleichsam die Vervielfältigung, der Zeit sein.

Die übrigen mir bekannten Mal. Sprachen bedienen sich zu dem hier in Rede stehenden Zwecke der Reduplication gar nicht, und beschränken den Gebrauch des *n* auf die vergangene Zeit, so die Mad. (man vergleiche jedoch unt. 3. Buch.), Tongische und Tahitische, die zur Andeutung des Fut. zum Theil andere und eigne Vorsylben haben, welche den Philippinischen Inseln fremd sind.

Der Verwandlung des *m* in *n* liegt höchst wahrscheinlich eine wirkliche Partikel, nämlich *na*, zum Grunde; und auf diese Weise geschieht doch, wenn man in ein noch höheres Alterthum zurückgeht, die Tempusandeutung nur durch den Gebrauch einer Partikel. Diese hat sich hernach in das Verbum selbst verflochten, und ist zuletzt bei Vereinfachung des Baues wieder aus demselben verschwunden, um noch ausdrücklicheren Partikeln und Hülfsausdrücken Platz zu machen. Denn den Südsee-Sprachen, in welchen man den noch alterthümlicheren Bau nicht verkennen kann, ist das *n* als Verwandlung gar nicht eigen, sondern nur die ausdrückliche Partikel *na*.

In dieser scheinen sich zwei Begriffe zu befinden, von welchen bald der eine, bald der andere gebraucht wird. Im Tahitischen nämlich (Gramm. 34.) ist *na* ein Ortsadverbium, und drückt mit seinem stumpferen Vocal den Ort der angeredeten Person, das dort, gegen das mit schärferem Vocale versehene *nei*, den Ort des Redenden, das hier, aus. Dieser Begriff der verschiednen Entfernung scheint nun auch auf die Zeit übergegangen zu sein, da *nei*, hier, die das Präs. (Gramm. 20. 34.), *na*, dort, die das Prät. andeutende Partikel ist. Zugleich aber wird *na* auch als Aufruf gebraucht (Gramm. 36.) und heiſst: siehe hier! Dieser Gebrauch, in welchem das Wort auch verlängert als *naha* erscheint, ist auch, nicht aber der zur Tempusandeutung, der Neuseeländischen Sprache eigen. Vielleicht unterscheidet der Accent, oder vielmehr der besondere mit dem gleichen Vocal verbundene Beilaut beide Wörter. Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daſs in diesen Sprachen nicht in das Alphabet übergegangene Modificationen der Aussprache Unterschiede zwischen Wörtern gründen, welche uns ganz und gar dieselben scheinen. Aus dieser zwiefachen Bedeutung des *na* lieſse sich nun der gleichzeitige Gebrauch, welchen die Tag. Sprache davon zum Präs. und Prät. macht, erklären. Denn es ist offenbar, daſs auch im Tag. das Wort die zwiefache Bedeutung der Vergangenheit und der augenblicklichen Gegenwart besitzt. Denn auf der einen Seite bezeichnet es nicht bloſs überhaupt die Vergangenheit, sondern drückt, dem bloſsen Worte nachgesetzt, die gänzliche Vollendung des durch dasselbe angedeuteten Ereignisses aus; *sirà-na*, es hat sich vollkommen zerstört (Totanes. nr. 99.), von *sira*, in welchem man, wenn man sich an शिरि, *śiri*, Schwert, Mörder, Heuschrecke, शीर, *śîra*, eine Schlangengattung, सीर, *sîra*, Pflug, सीरक, *sîraka*, Skorpion, erinnert, wohl das Sanskr. शॄ, *śṛî*, und सॄ, *sṛî*, nicht verkennen dürfte. Auf der andren Seite jedoch wird *na* als Zeitbegriff nur von einem vorübergehenden, nicht von einem beständigen Aufenthalte gebraucht; *nadini*, er ist gerade hier (Totanes. nr. 77.). Aber auch im Tag. scheint, wie im Tahitischen, der Gebrauch der Partikel der Verwebung in den Grundlaut vorangegangen zu sein. Denn im Gebirge wird bei den Wörtern, welche durch die Einschiebung von *um* ihr Verbum bilden, das Präs. häufig ohne solche Einschiebung durch Vorsetzung von *na* gemacht; *nasulat*, er schreibt, ist eben im Schreiben (Totanes. nr. 140.). Wenn nach den Spanischen Grammatikern das *na* gleichsam als das Verbum sein im Sinne des Aufenthalts an einem Orte, oder in einer Lage (Spanisch *estar*) gebraucht wird, so ist dieser Gebrauch gerade dasselbe, und *nadini* insofern Eins mit *nasulat*, beides vielleicht bloſs der Aufmerksamkeit anregende Aufruf, welcher, wie dies mit jedem Worte der Sprache der Fall sein kann, als Verbum gebraucht wird. Auch im Tahitischen scheint diese Verbindung des Verbal-

und Interjections-Begriffs vorhanden zu sein. Die gedruckte, überhaupt viel zu wenig ausführliche, Grammatik schweigt zwar hierüber, allein in der Übersetzung der Stelle Evang. Joh. 17, 17. *o to parau na te parau mau*, wo unsre Übersetzungen dein Wort ist die Wahrheit haben, vertritt *na* offenbar das Verbum, und man kann es in jenen Worten als die mit dem Verbum sein verbundene Interjection ansehn, wodurch der Ausdruck noch lebendiger wird. Die wörtlliche Übersetzung wäre: das dein Wort siehe (ist) das Wort wahr. Da, wo das Verbalpräfix, wie es zwar selten, aber doch bisweilen der Fall ist, nicht mit *m* anfängt, so daſs die Verwandlung nicht möglich ist, wird auch im Tag. die vollständige Partikel vorgesetzt.

Die Kawi-Sprache bleibt nun auch in diesem Theil der Grammatik ihrem allgemeinen Charakter getreu. Sie bedient sich zum Theil zur Tempusandeutung der im heutigen Jav. üblichen Hülfswörter, hat aber auch die Verwandlung des *m* in *n* beibehalten, und zeigt auch in der Partikel *na* eine merkwürdige Analogie mit den Sprachen älteren Baues.

Auch im Kawi muſs man *na*, Zeichen des Prät., von der mit dem Begriff der Vergangenheit nichts gemein habenden Partikel unterscheiden. Diese letztere kommt, wie im Tahitischen, auch verlängert als *nahan* vor. Denn daſs *na* und *nahan* dasselbe sind, beweisen Stellen, wo sie (84, *a.* und 35, *a.*) völlig dieselbe Stellung haben, und wo *na*, weil ihm ein Subst., sichtlich als solches gebraucht, nachfolgt, gar nicht Zeichen des Prät. sein kann. *Nahan* wird, nach Crawf., ohne bestimmt anzugebende Bedeutung, an den Anfang eines Verses oder neuen Satzes gestellt. Wirklich kommt es im B. Y. nicht anders vor; und der Sinn, in welchem es, so wie das einfache *na*, gebraucht wird, scheint durch unser so, also am besten ausgedrückt zu werden, gleichsam einen leichten Übergang von einem Satze zum andren bildend; *nahan wuwus nrepawadhu* (84, *a.*), und *na wuwusira* (35, *a.*), so die Worte der Fürstengemalin, und so ihre Worte, völlig gleich in Stellung und Bedeutung. In einer andren Stelle (91, *a.*) ist *na* als erstes Glied mit *hêtu*, dem Sanskr. हेतु, *hêtu*, Grund, Ursach, im Sinne von deshalb, darum, verbunden, und das nachher folgende Verbum führt als Prät. *n* vor sich: *na hêtu Pandudhayita numulih sasoka*, deshalb kehrte die Pandu-Gemalin betrübt zurück (¹). In den Stellen da-

---

(¹) [Ich wäre geneigt, *na hêtu* so zu nehmen: dies (war) die Ursach (warum u. s. w.) B.]

gegen, wo *na* sichtbar das Prät. anzeigt, läſst sich nicht mit Bestimmtheit behaupten, daſs das Wort wirklich eine abgesonderte Partikel sei. Es ist sogar viel wahrscheinlicher, daſs das *na* in ihnen nur aus *ma* entstanden ist; *nahem* (111, *b*.), *nahemhem* (37, *a*.), in der letzteren Stelle: sie berathschlagten, von *hem* (s. ob. S. 68.). Es kann auffallen, daſs in diesen Stellen der Anfangsconsonant des Verbums unverändert bleibt. Dies beweist aber nur, daſs die Wörter hier mit dem Präfix *ma*, welches nichts an den Verben verändert, verbunden, und daher hier intransitiv genommen sind.

Da das *n* des Präteritums immer aus einem vorher dagewesenen *m* entstehen muſs, so kommt es im Kawi überall vor, wo auf irgend eine Weise ein *m* Anfangsbuchstabe des Verbums ist oder wird, namentlich bei Verben mit Activpräfixen, welche mit *m* beginnen, bei solchen, welche das Präfix verloren haben, wo dasselbe aber ein durch Verwandlung des ursprünglichen Anfangsconsonanten entstandenes *m* zurückgelassen hat, bei Verben mit eingeschobenem *um*, welche mit *m* anfangen, bei solchen, die einen andren Anfangsconsonanten haben, wo aber, nach Einschiebung des *um*, die erste Sylbe abgeworfen ist, endlich bei solchen mit ursprünglichem und stammhaftem Anfangs-*m*. Auch die Tag. Sprache, in welcher in der Regel *n* als Tempuszeichen nur in der vollständigen Präfixform vorkommt, verändert in *n* dasjenige *m*, welches durch Abwerfung der ersten Sylbe, oder nach Totanes (Gramm. nr. 143.) durch unmittelbare Verwandlung entsteht; *basa*, *masa*, lesen, *nasa* Prät. In nachfolgenden Beispielen finden sich diese verschiedenartigen Fälle;

von *ma*: *nastuti* (18, *c*. s. Anh.);
von *man*: *naminta* (594, *b*.), von *pinta*, bitten, fordern (s. S. 133.);
von Verben mit eingeschobenem *um*:
  numungga (126, *b*. s. S. 136.),
  numulih (91, *a*. s. S. 139.),
  numaring (18, *a*. s. S. 139.),
  numasah (s. S. 138. und Anh. zu 119, *a*.);
von einem, wenigstens jetzt im Jav. als stammhaft betrachteten *m* herrührend: *nungga* (103, *a*. s. S. 136.) (¹).

(¹) [Doch findet sich in Crawf. Jav.-Engl. und ganz Jav. Wörterb. *hunggah*, heraufsteigen. — Den oben vom Verf. angeführten Fall von Verben, welche, seiner Ansicht zufolge, Ich gehe jetzt zu der Tempusbezeichnung durch abgesonderte Partikeln über. Ich habe zwar schon oben angedeutet, daſs auch die zur Buchstabenveränderung gewordene eine solche gewesen ist. Es zeigt sich aber auch hier der merkwürdige Unterschied zwischen Partikeln aus dem frühesten Zustande der Sprache, die nachher in ihr zu Formen werden, und solchen, welche in ihren späteren Perioden entstehen, und mehr Redensarten bleiben. Die ersteren sind tief in die Sprache verwachsen, erhalten sich in ausschlieſslichem Gebrauch, und werden mehreren Sprachen desselben Stammes gemeinschaftlich; so *na*, das *n* des Präteritums, welches sich im Tag., Mad. und Kawi findet. Von den letzteren sind in einer Sprache mehrere im Gebrauch, und auch in verschiedenen Sprachen desselben Stammes giebt es verschiedene. So haben die sonst einander so nahe verwandten Sprachen, die Jav. und eigentlich Mal., jede ihre besonderen das Prät. begleitenden Partikeln, jene *sampun* Kr., *wis*, *wus* Ng., diese *ūbis* (1), *lālu*, *sudah*, *telah*. Im Mad. giebt es, neben der Veränderung des *m* in *n*, auch die Partikel *efa*, *effa*.

Das Präsens wird gewöhnlich von keiner Partikel begleitet, sondern unterscheidet sich vielmehr durch die Abwesenheit einer solchen. Doch drückt *lagi* (bei Ger. gerade jetzt, so eben) nach Crawf., der es durch *still* übersetzt, eine gegenwärtige Handlung aus; *saha wuwus-ira masret dhĕning luh lagi pinegeng* (34, *b.*), zugleich ihre Worte wurden erstickt (*serret*, zurückdrängen, stopfen, hineinzwängen, Crawf. *Voc.*) durch Thränen noch verhaltene (von *pegeng*, den Athem anhalten, allein auch: ein Kind entwöhnen, Crawf. *Voc.* Mal. *pegang*, ergreifen, halten, besitzen, regieren).

Von den Partikeln des Präteritums werden im Kawi *wis*, *wus*, so viel ich sehen kann, einfach nicht angetroffen. Aber das letztere scheint in *huwus* zu liegen. Denn es findet sich bei Ger. *huwis* und *wis*, und derselbe Vorschlag verbindet sich daher auch wahrscheinlich mit dem anderen, nur

---

nach der Einschiebung von *um* die erste Sylbe verloren haben, habe ich hier übergeben müssen, da das von ihm aus Raffles B. Y. aufgestellte Beispiel nach der Crawf. Handschrift unsicher schien. — Die Anführung von *hunggah* auf S. 136. rührt von mir her. B.]

(1) [*ūbis* ist das Jav. *wis*. s. meine Anm. auf der folgenden Seite. B.]

durch den Vocal davon verschiedenen Wörtchen (1). Die Bedeutung sagt in mehreren Stellen genau zu, und in 107, *d.* nimmt auch die Partikel zwischen dem Pronomen und Verbum gerade die Stelle ein, welche ihr im heutigen Jav. angewiesen ist; *sira huwus manjing* (107, *d.* s. Anh.), sie ging hinein. In anderen Stellen gilt das Wort mehr für ein abgesondertes Adverbium, da es (125, *b.*) hinter dem Verbum oder (39, *a.*) gar auch noch hinter dem von ihm regierten Subst. steht; *ngungsir wismanira huwus*, sie hatten sich bereits in ihre Wohnung zurückgezogen. Ich kann jedoch nicht unbemerkt lassen, daſs es auch Stellen giebt (2, *b.* 101, *d.* 610, *b.*), wo das Wort eine andere Bedeutung zu haben scheint, und die mir wenigstens bis jetzt unverständlich geblieben sind. Ich bleibe bloſs bei *sampun* stehen. Über die Stellung dieser Partikel und ihre dadurch entstehende verschiedene Beziehung zum Pronomen und Verbum habe ich schon oben (s. S. 95.) gesprochen. Die Bedeutung derselben geht ganz klar im Jav. aus *sampunni*, endigen, hervor. Daraus entspringt ganz natürlich die von Ger. bei *sampun* angegebene Bed. vergangen, gewesen, bereits; und nur so ist es zu verstehen, nicht aber als wenn es mit dem Verbum sein zusammenhinge, wenn Raffles es durch *it was* übersetzt (*Vol.* II. *App. p.* 138.). Das Wort läſst sich auch im eigentlich Mal. und im Tag. nachweisen. Im ersteren ist *sampei*: ankommen, erreichen, erlangen, sich zutragen, bis, so weit als, sich auf so viel belaufend, hinreichend, Wirkung hervorbringend, und *sampat*: kräftig sein, können, jemanden überholen, nach, nachfolgend (Jav. *sampet*, vollständig. Crawf. *Voc.*). In allen diesen verschiedenen Bedeutungen liegt der gemeinschaftliche Begriff des Erreichens, Einholens, also auch der der Vervollständigung, der Vollendung, und, drückt man die Sache ganz einfach aus, des Zusammengehens, Zusammenkommens. Diese Bed. liegt in dem Tag. *sampon*, gemeinschaftlich, in Verbindung mit jemand, und *sampay*, Wäsche auf eine Leine oder einen Pfahl hängen, also mit demselben verbinden, woher *sampayan* (die bloſse Substantivform des vorigen), ein Ding, woran man etwas aufhängt, Leine, Pfahl u. s. w. (*colgadero*), kommt, welches auch entweder noch im Jav. vorhanden sein oder ehemals dazu gehört haben muſs, da bei Raffles *sampai* ein Kawi-Wort für Fahne, Flagge (*Vol.* II. *App. p.* 173. *col. a.*) ist (¹). Denn dies ist offenbar das eben angeführte Tag. Wort, und deutet die Verbindung der Fahne mit dem Fahnenstock an. Man kann in diesen Wörtern nicht das Sanskr. सम्, *sam*, zusammen, und eine mit *p* beginnende und gehen bedeutende Wurzel verkennen. सम्पद्, *sampad*, und सम्पत्ति, *sampatti*, Glück, Fortgang, Vollendung, sind, der Bildung und Bedeutung nach, dieselben Wörter. Man kann das in einigen der entsprechenden Malayischen mangelnde End-*d* und *t* hiergegen einwenden. Allein das Sanskr. सम्प, *sampa*, Herunterfallen, Herabsteigen, wird selbst von den Indischen Grammatikern aus पत्, *pat*, mit weggefallenem Endconsonanten, erklärt, wo es vielleicht richtiger wäre, zu sagen, daſs पद्, *pad*, und पत्, *pat*, selbst schon zusammengesetzte Wurzeln sind, und es eine andere, noch einfachere Grundform gegeben haben kann, wie es denn eine solche in पि, *pi*, gehen, sich bewegen, in der That giebt. Zweifelhafter kann es scheinen, ob auch समीप, *samípa*, welches im B. Y. ganz ebenso (117, *b.*) als ein später in die Sprache aufgenommenes Wort vorkommt, die gleiche Ableitung erlaubt, und das *i* nur euphonisch eingeschoben ist; die Ableitung der Indischen Grammatiker scheint mir wenigstens sehr zweifelhaft.

---

(1) [Roorda ist der einzige, welcher *huwus* anführt. Diese Wörter sind nur durch den Vorschlag *ha* vermehrt, dessen *a* wegen des folgenden *w* zu *u* wird (*huwong* und *wong*, *huwit* und *wit*), wodurch die Einerleiheit des Mal. *ābis* und des Jav. *huwis* deutlich wird. B.]

Als wahres Verbum, mit dem Präfix *ma*, findet sich die Partikel, von der wir hier reden, in *masampuna* (86, *d.*), es ende. Das Adv. *risampunira*, darauf, habe ich schon früher erwähnt.

So, daſs man unverkennbar darin das Zeichen des Prät. anträfe, findet sich *sampun* nur in einer Stelle (74, *c.*). An anderen, wo ihm *mangka*, *mangkana* folgt (5, *a.* 104, *a.* 108, *a.*), scheinen beide Wörter zusammen darauf zu bedeuten; in den übrigen (113, *b.* 603, *b.*) ist es mir noch dunkel. Es scheint daher offenbar, daſs in dem Zustande der Jav. Sprache, in welchen das Kawi verlegt werden muſs, *sampun* erst auf dem Wege war, von einem eigenen Worte zum grammatischen Zeichen zu werden, und daſs seine eigenthümliche Bedeutung noch seine grammatische Geltung überwog. Man sieht übrigens aus dem Obigen, da ich alle Stellen angeführt habe, in welchen *sampun* erscheint, wie wenig häufig sein Gebrauch in dem uns vorliegenden Kawi-Gedicht ist.

(¹) [Kein Wörterbuch enthält dieses Wort sonst, als Roorda's. B.]

Die Partikeln des Futurums im heutigen Javanischen sind *mangké* Kr., *mengko* Ng., welche das Zukünftige, Bevorstehende, und dadurch auch sollen, *badé* Kr., *bakal* Ng., die geradezu sollen, müssen, und *hajeng* Kr., *harep* Ng., die wollen, begehren bedeuten. Die beiden ersten dieser Wörter scheinen, so viel ich aus den Wörterbüchern schlieſsen kann, mit der Partikel, von der ich eben bei *sampun* redete, nichts gemein zu haben. Die Partikel lautet bei Gericke *mengkana*, *mekana* und *mangkénné*, in welcher letzteren Form schon ein nach Jav. Methode den Partikeln angeheftetes Pronomen der dritten Person zu liegen scheint. Im B. Y. ist der erste Vocal allemal ein *a*, man findet aber auch in verstümmelter Form *ngka* (2, *c*.). In keiner einzigen Stelle kann aber auf das Wort der Begriff des Zukünftigen, des Sollens bezogen werden. *Badé* und *bakal* kommen im Kawi-Gedichte gar nicht vor. *Harep* findet sich allerdings öfter; allein in keiner dieser Stellen kann man es als Zeichen des Fut. ansehen. Man bleibt darüber sogar nicht einmal zweifelhaft, da deutliche Substantivformen auf das Wort folgen. Ich kann überhaupt ganz und gar kein Unterscheidungszeichen des Fut. im Kawi auffinden. Auch im eigentlich Malayischen ist die Bezeichnung dieses Tempus nach Marsden (*Gramm.* 69.) höchst mangelhaft; im Jav. scheint sie durch bestimmtere Partikeln geregelter, und im Tag., wo die Reduplication und der unveränderte Anfangsbuchstabe der Verbalform sie bilden, im Mad., und selbst in einigen Sprachen der Südsee-Inseln, wo es für das Fut. eigne Vorsylben giebt, ist sie gerade ebenso bestimmt, als die des Präteritums. Der Mangel eines sicheren Kennzeichens im Kawi ist daher auffallend. Vielleicht rührt er daher, daſs das Kawi überhaupt, wie es mir scheint, geringen Gebrauch von der Reduplication macht, und doch seine grammatische Formung den Philippinischen Sprachen, wo gerade die Reduplication das Fut. bezeichnet, am nächsten verwandt ist. In den wenigen Stellen, wo man durchaus im B. Y. ein Fut. ausgedrückt annehmen muſs, ist der Sinn in Form eines Imperativus gegeben. So in den Verheiſsungen des Gottes gegen den König im Anfange des Gedichts.

Ich habe schon im Vorigen (S. 94.) von einer unbestimmten Zeit oder vielmehr von einer Art gesprochen, den Verbalbegriff ohne alle Zeitbestimmung hinzustellen. Denn ein Aorist, welcher Vergangenheit und Zukunft in sich begriffe, widerspricht aller Möglichkeit, sich die Tempora des Verbums geordnet zu denken. Ein Beispiel für diesen Sprachgebrauch einzeln aufzufinden, dürfte nicht leicht möglich sein. Es würde voraussetzen, daſs alle übrigen Verba in ihren Zeiten gehörig bezeichnet wären. Da dies aber gar nicht der Fall ist, so läſst sich gewiſsermaſsen sagen, daſs wenigstens zwischen Präsens und Präteritum ihre Unbestimmtheit, bis auf die einzelnen ausdrücklich als Präteritum bezeichneten Fälle, allgemein ist.

Im Jav. hat die Tempuspartikel ihre eigne durch Regeln festgesetzte Stellung gegen das Pronomen und das Verbum (s. S. 95.). Da im Kawi-Gedicht sowohl diese Partikeln, als die ausdrückliche Hinzufügung des Pronomens sehr selten ist, so weiſs ich hierüber nichts Bestimmtes anzuführen.

§. 19.

Numerus der Verba.

Es geht schon aus dem beim Pronomen und Nomen Gesagten hervor, daſs die Unterscheidung des Numerus auch im Verbum wegfällt. Indeſs hat die Javanische Sprache auf eine Weise, die es mir aber nicht gelungen ist im Kawi wiederzufinden, eine Methode, Mehrheit der handelnden Personen durch die Form des Verbums anzuzeigen, und auch am Imperativus nicht zwar zu bezeichnen, ob der Befehl sich an Einen oder Mehrere richtet, aber doch, ob die Absicht des Befehles selbst Einen oder Mehrere zum Gegenstand hat. Das Erstere geschieht durch die Gattung des Verbums, das Letztere durch das Suffix des Imperativus (s. S. 146. 151.). Im Tag. giebt es auch in den Verbalpräfixen liegende eigne Bezeichnungsarten der Fälle, wo eine Mehrheit der handelnden Personen oder der Handlungen selbst angedeutet werden soll. Im letzteren Fall entstehen Frequentativa. Im ersteren dient gewiſsermaſsen eine Verbalgattung der andren zum Plural, wie z. B. die Wörter mit präfigirtem *mag* denen mit eingeschobenem *um*, wenn, was nicht immer geschieht, die Bedeutung dieselbe ist; *sumúlat*, Einer schreibt, *magsúlat*, Viele schreiben, *umasáva*, der Mann heirathet, nimmt ein Weib, *magasáva*, Mann und Weib heirathen beide. Der Grund liegt eigentlich darin, daſs der Vorschlag *mag* auch bei Substantiven eine collective Bedeutung hinzubringt. Es ist leicht einzusehen, daſs hieraus niemals das hervorkommen kann, was die wahre Andeutung des Numerus beim Verbum in anderen Sprachen ist.

Personen des Verbums.

Die Hinzufügung des Pronomens ist die einzige Art, dieselben anzudeuten. Ich habe aber schon oben erinnert, daſs diese Andeutung in dem Kawi-Gedichte nur selten vorkomme und in den Fällen, wo das handelnde oder leidende Subject nicht genannt sind, sondern durch ein Pronomen anzuzeigen wären, hinzugedacht werden müsse.

Die Stellung der das Verbum regierenden und von demselben regierten Personen ist in den Kawi-Proben, welche wir vor uns haben, durchaus keine feste und regelmäſsige, sondern wird auf dichterische Weise nach den Forderungen des Ausdrucks verändert.

Es ist übrigens merkwürdig, daſs im Tag. das Pron. dem Verbum nachfolgt, da es im Jav. und eigentlich Mal. ihm vorangeht. Marsden bemerkt (*Gramm.* 60.), daſs in dem Tempus unbestimmter Vergangenheit, welches die Partikel *de* bei sich führt, das Pron. nachfolge. Dies Pron. ist nämlich in der dritten Person alsdann immer *nia*, und Marsden giebt mithin hier dieses für eins und dasselbe mit dem selbstständigen, sonst als Subject das Verbum regierenden *diya*. Es sei mir aber erlaubt, in diesem Punkte von der Meinung dieses gelehrten Kenners des Malayischen abzuweichen, und zwar auf eine Weise, die er selbst, jedoch nur schwach und ohne weitere Anwendung, angedeutet hat. Der ganze von ihm aufgestellte Aorist ist gar kein Tempus des Verbums, sondern nur eine der Redensarten, in welchen der Verbalausdruck in einen nominalen umgewandelt wird. Diese Redensarten vertreten im Mal. und Mad. die Stelle des Passivums; das Pron. *nia* ist das Possessivum der 3. Pers., sein, und steht als solches hinter dem Worte, zu welchem es gehört, und das hier ebendadurch aus einem Verbum zum Substantiv, wenigstens zum Infinitiv wird. Das *de* ist nichts andres, als das Verbum sein (Jav. *dhi*), was auch daraus klar ist, daſs (*l. c.* 65.) es gleich hinwegfällt, so wie ein anderes, noch jetzt in der Sprache geltendes Verbum sein hinzutritt; *de surŭh-nia* heiſst nicht eigentlich er befahl, sondern es war sein Befehlen; *amba de pŭkul, arta amba de rampas-nia* heiſst nicht eigentlich mich schlug er, meine Habe plünderte er, sondern wörtlich: ich war sein Schlagen, meine Habe war sein Plündern. Da diese Redensarten bisweilen ganz natürlich in ihrem mehr passiven Ausdruck die Präposition *ŭlih*, durch, von, nach sich führen, so findet, wie ich oben bemerkte, Marsden selbst (*l. c.* 69.) eine Spur von Passivum hierin; *de dangar ūlih raja*, es war ein Hören durch den König, läſst sich allerdings noch weniger activ übersetzen: der König hörte. Es könnte aber gar nicht so stehen, wenn nicht, auch ohne *ūlih*, die Redensart dieselbe Geltung hätte. Ich werde dies in meiner Schrift über die Malayischen Sprachen weiter ausführen (¹).

§. 20.

Adverbia.

Hr. Gericke verweist alle, ihrer grammatischen Natur nach, nicht declinirbare Wörter in das Wörterbuch und erwähnt derselben in seiner Grammatik nur hier und da gelegentlich. So führt er (S. 68.) vom Adverbium an, daſs Nomina und Pronomina durch das Präfix *sa* in Adverbia verwandelt werden; *hupami*, Beispiel, *sahupami*, beispielsweise, *hiki*, dieser hier,

---

(¹) Erst nachdem ich dies geschrieben hatte, erhielt ich Hrn. Roorda's Holländisch-Malayisches und sein Malayisch-Holländisches Wörterbuch, beide, das erstere 1824, das letztere 1825, in Batavia gedruckt. In der Einleitung zu dem ersteren befindet sich ein sehr kurzer Abriſs einer Mal. Grammatik, und ich sehe daraus, daſs auch Hr. Roorda das Tempus, von welchem ich hier rede, nicht in seine Conjugation aufnimmt, in welcher, den Imperativus ausgenommen, das persönliche Pron. immer dem Verbum vorausgeht, niemals aber nachfolgt. Es ist jedoch auffallend, welche Verschiedenheit zwischen diesem Abriſs und der Marsdenschen Gramm. in Absicht der Bildung des Passivums herrscht. Nach Marsden kommt eine eigentliche Passivbildung bloſs im Participium vor, und auch nur in diesem erwähnt Marsden des Pass. in den Paradigmen seiner Conjugation (*Gramm. p.* 61-72.). Roorda dagegen bildet eine vollständige Passivconjugation, in welcher immer das Pron. vorausgeht, und dann *di* unmittelbar vor dem Verbum steht (*l. c. p.* XIV.). Daſs dies *di* dasselbe Wort, als das bei Marsden *de* lautende, ist, sieht man aus der Arabischen Schreibung, in welcher beiden د entspricht. Auch sagt Roorda im Malayisch-Holländischen Wörterbuche (*v.* د) ausdrücklich, daſs dies Wort aus dem Activum des Verbums ein Pass. macht. Es entstehen nun aus dieser Verschiedenheit beider Sprachlehren mannigfaltige Abweichungen in den angegebenen Formen, die es jedoch hier nicht aufzuklären der Ort ist. Man vergleiche indeſs über diese ganze Materie noch weiter oben S. 80. 81. 86. 123. Robinson (*Malayan Orthography. p.* XLVI.) bemerkt auch schon gegen Marsden, daſs *de* nicht immer eine vergangene Zeit, sondern oft die gegenwärtige, ja auch den Infinitiv bezeichne, und belegt beides mit Beispielen. In dem letzteren Gebrauch ist meine oben gemachte Behauptung besonders deutlich bestätigt; *maka handak de bawā-nia Sati Dēwī ītu pūlang ka-negrī-nia*, er wünschte Sati Dewi in sein eignes Land zu bringen, wörtlich aber: Wünschen sein (*esse*) sein (*suus*) Bringen zurück u. s. w. Robinson läſst sich jedoch nicht auf eine weitere Erklärung dieser Redensarten ein.

sahiki, jetzt, gegenwärtig (s. S. 49. 70.). In anderen Fällen erhalten die Adverbia zugleich eines der Besitzpronomina als Suffixum, eine Methode, von der ich gleich ausführlicher reden werde.

Außerdem finde ich weder im Kawi, noch im Jav., ein irgend bestimmtes Kennzeichen des Adverbiums; und es ist nicht zu verwundern, daſs eine Sprache, die überhaupt so wenig grammatisch unterscheidet, Adjectiva und Adverbia in dieselbe Classe wirft.

Präpositionen und Conjunctionen.

Ich habe schon oben (S. 49. 50.) einiger Sanskritischer in das Kawi übergegangenen erwähnt. Eine Aufzählung der sich in dem abgedruckten Theile des Brata Yuddha befindenden Malayischen würde, da sie zu keinem Zwecke vollständig gemacht werden könnte, unnütz sein, und über die von den Präp. regierten Casus läſst sich bei dem Mangel der Bezeichnung derselben gar nichts sagen. Ich werde mich also auf einige allgemeine Bemerkungen über den Ursprung und die Bildung dieser Wörter beschränken.

Man findet wohl in allen Sprachen sichtbare Beweise, daſs die Präpositionen und Conjunctionen groſsentheils von Wörtern selbstständiger Bedeutung herrühren. Im Jav. und auch im Kawi werden häufig Verba der Bewegung dazu gebraucht, die zum Theil sogar ohne allen Unterschied des Lautes bald die Verbalbedeutung, bald die der Präposition haben. So heiſst *dateng* (Ger.) kommen, Ankunft, zu, an, nach, durch. Im B. Y. finde ich dagegen das Wort nicht als Präposition, wohl aber als Verbum (20, *b.*) und als Participium (33, *a.*); doch mag dies zufällig sein. In anderen Fällen verändert sich der Laut. So kommt *maring* (s. Anh. 124, *b.*) offenbar von *mara*, sich nähern, heranbewegen. Allein sowohl nach den Jav. Wortverzeichnissen, als im B. Y., heiſst nur *maring*, *mring* und *marang* zu, nach, durch, und die Verbal- und Substantivbedeutung verbindet sich nur mit dem nicht in einen Nasenlaut endenden Worte; *maring nrepati Hastiṇa* (19, *b.*), zum Fürsten von Astina, *numalya* (¹) *maring paprangan* (126, *a.*), kehrte zurück zum Schlachtfelde. Von *teka*, kommen und Ankunft, lautet im heutigen Jav. bei Ger. und Crawf. die Präposition *tekan*, im B. Y. *tekĕng* und *teking*, zu, nach. Bei diesem Worte aber erscheint der Ur-

---

(¹) [Das Anfangs-*n* in diesem Worte ist nicht sicher. B.]

sprung des Gebrauchs von Verben zu Präpositionen noch deutlicher. In dem Begriffe der Bewegung liegt natürlich schon zugleich der ihrer Richtung; und der grammatische Übergang läſst sich nur so denken, daſs Anfangs die Bewegung allein, also gleichsam mit Auslassung der Präposition, aufgefaſst wurde, darauf beide Begriffe neben einander bestanden, endlich aber der der Richtung allein die Oberhand behielt, und ein anderes Verbum der Bewegung, wie im eben angeführten Beispiel, hinzugefügt werden muſste. Bei *teka* fällt dies im B. Y. vorzüglich in die Augen. Es steht mehrere Male mit suffigirtem *ring*, also mit einer andren Präposition, nach, zu, und hat daher bestimmt Verbalbedeutung, so 87, *c.* Auf gleiche Weise steht auch *teka* allein, (604, *c.*) *china tinut narêswarawadhu teka lumiyati gatra sang kakung*, das Zeichen wurde verfolgt von der Herrscher-Frau, sie kam zu sehen (oder bis sie erblickte) den Leichnam (गात्रं, *gâtram*; *gatra, figure, semblance.* Crawf. *Voc.* Gesicht, *face*, Raffles. II. *App. p.* 169. *col. b.*) des Gemals (bei Crawf. Mann, männlich, *man, male.* Ebenso bei Raffles. II. *App. p.* 169. *col. a.*, bei Ger. Sohn). Auch *tekéng* und *teking* sind manchmal so gebraucht, daſs man zweifelhaft bleibt, ob man sie geradezu als Verba nehmen, oder, sie für Präpositionen ansehend, das Verbum bei ihnen ergänzen oder im Vorhergehenden suchen soll.

Sedeng (s. Anh. 111, *a.*) wird im eigentlich Malayischen zugleich als Nomen und als Partikel gebraucht. In meinen Javanischen Hülfsmitteln kommt es in Verbal- und Nominalbedeutung, die Mitte halten, sowohl vom Ort, als metaphorisch, Mäſsigung, vor, und auſserdem führt Crawf. *Voc.* von ihm die Bed. Zeit (*time, season*) und während (*while, whilst*) an. Im Kawi-Gedichte dient es als diese Conjunction, und ich werde in der Syntaxis darauf zurückkommen.

Ich möchte *teking, maring* für Verbindungen mit der Präpos. *hing* halten, obgleich die heutigen Jav. Wohllautsregeln den Vocal *é*, statt *i*, fordern. In meinen Hülfsmitteln finde ich nur *maring* und *tekéng* (letzteres in Crawf. ganz Jav. Wörterb.). Da aber *marang* gerade in derselben Art, wie *maring*, als Präpos. gebraucht wird, so wäre es möglich, daſs *ing* eine selbstständige Endung ist. Die Anwendung von Verben zu Präpositionen verräth, wie es mir scheint, einen feineren Sprachsinn, als die von Substantiven, Rücken, Antlitz u. s. f., zu demselben Zweck. Das Verbum wird seiner Richtung im Raume nach genommen, und Raumbegriffe machen auch, wenn man es tiefer untersucht, den Hauptbestandtheil aller Präpositionen aus. In ganz zu grammatischen Wörtern gewordenen ist dieser Begriff rein und ohne allen materiellen Zusatz ausgedrückt, und diesem Ausdruck kommt die Beimischung einer Handlung, und zwar einer so allgemeinen, als die der Bewegung ist, am nächsten.

Daſs mit Präfixen versehene Verba diese in ihrem Gebrauch als Partikeln beibehielten, ist mir wenigstens nicht vorgekommen. Dagegen wird *dumateng*, mit eingeschobenem *um*, ebensowohl, wie *dateng*, als Präpos. gebraucht (Ger. Gramm. S. 42.), und mithin das Wort auch im Gebrauch als Präpos. durchaus wie ein Verbum gedacht.

Es dienen jedoch auch Nomina, theils unmittelbar und ohne Veränderung, theils in Verbindung mit anderen Wörtern, zu Partikeln. So wird *karana*, Ursach, Grund, auch als deshalb, deswegen gebraucht. Aus *dhalem*, Haus, Pallast, wird, mit vorgesetztem *hing*, innerhalb, *hing dhalem*, und aus *liya* oder *haliya*, ein Anderer, Fremder, mit nachgesetztem *saking*, von, durch, wegen, *haliya saking*, auſser, ausgenommen.

Eine eigne Methode der Jav. Sprache ist es, Partikeln durch die Suffixa des Pronomens der dritten Person zu bilden, wobei zugleich häufig die Präfixa *sa* und *ha* und die Präpos. *ri*, *hing* vorgesetzt werden. Auf ganz gleiche Weise wird *hing* angehängt. Besonders deutlich ist die Entstehung dieser zu Wortbildungen gewordenen Redensarten bei dem angeführten *karana*. Wenn dies allein als Partikel steht, so ist es so viel, als würde, mit ausgelassenem Verbum ist, gesagt: die Ursach ist. Bei der Anhängung des Suffixes *hira* kommt nun der Begriff dessen, wovon es Ursach sein soll, hinzu, und die Worte *ya karananiran pasabdha ri nararya Kresna teher* (123, *a.*) können ebenso gut übersetzt werden: Ursach war des Sprechens zu dem ehrwürdigen Krishṇa schnell, als: deswegen war das Sprechen u. s. w. Gleich klar erkennt man diese Verwandlung eines Nomens in ein Adverbium oder eine Partikel in dem 129, *c.* (s. S. 168.) vorkommenden *namanira*. Ursprünglich heiſst dasselbe bloſs: sein Name; mit ausgelassenem war in der Verbindung aber hat es denselben Sinn, als stände: mit Namen. In allen diesen Fällen heftete sich der Begriff der Partikeln nach und nach fester an diese Zusammensetzungen, die Bedeutung der Suffixa blieb nun nicht mehr gegenwärtig; und wahrscheinlich rührte es daher, daſs dieselben auch ohne alle Veränderung der Bedeutung an gewisse Wörter gehängt wurden. Denn daſs dies geschieht, bezeugt Ger. (Gramm. 26.) ausdrücklich, und führt zu Beispielen *gangsal-lipun*, gleichbedeutend mit *gangsal*, fünf, *boten-nipun*, gleichbedeutend mit *boten*, nein, nicht, an. Selbst in der ursprünglichen Bedeutung der hier angeführten Wörter kann ich keinen Grund zu der Anfügung des Suffixes entdecken (1). In einigen andren, wo sich auch nicht sagen läſst, daſs gerade Partikeln gebildet sind, sieht man aber, wie das Suffix die Bedeutung des einfachen Wortes verändert. So in *sira-nnira*, selbst, von *sarira* oder *srira*, Körper (Ger.); hier ist, der Allgemeinheit wegen, das Pron. der 3. Pers. gebraucht, und nach einer, auch anderen Sprachen eigenen Metapher sein Körper für selbst genommen. Von *warni*, Art, Sorte, kommt *sawarnné-nnipun*, von allen Arten, alles. Hier wird der Genitiv gewissermaſsen durch den in *sa* liegenden Begriff des Ganzen herbeigeführt. Dieser Bildung ähnlich ist die von *sakathah-hipun* und *sakathah-hé*, alle, von *kathah*, viele, und von *sathithik-ké*, das Geringste, von *thithik*, einige. Mit dem letzteren Worte wird aber auch das Affix *sa*, gleichsam nur den Positivus bildend, ohne Suffix gebraucht, *sathithik*, ein wenig. Beispiele auf diese Weise gebildeter Partikeln sind die nachfolgenden:

sasampun-ning, *sasampun-nipun*, *ri sampun-ning*, *ri sampun-nira*, danach, darauf;

tersanda-nné, zum Beweise, von *tersonda*, Beweis, dessen Vocal *o* wegen des Zuwachses, welchen das Wort bekommt, zu *a* wird;

sawis-sé, hernach, darauf, von dem oben dagewesenen *wis*;

hing lami-lami, sehr lange vorbei, *hing salamé-nnipun*, so lange als, *hing salami-lami-nnipun*, lange (von der Zeit gebraucht), lange vergangen;

hing sahunni-nné, dem Inhalte gemäſs, von *hunni*, der Inhalt (Ger. *v. munni*).

Die Mannigfaltigkeit dieser Formen zeigt, daſs auch das Wohlgefallen des Ohres an tönenden Wortverlängerungen Antheil an derselben hat.

---

(1) *gangsal* ist ein Krama-Wort, allein als fünf mir in keiner andren Mal. Sprache bekannt. Im Tag. heiſst es Ungleichheit, unvollkommen, und wird dann als eine allgemeine Benennung der ungeraden Zahlen gebraucht. Es ist gewiſs schon selbst zusammengesetzt, und die Bedeutung der Endung hängt wahrscheinlich mit einem der vielen negativen Begriffe zusammen, welche dem Worte *sala* eigen sind.

Im Kawi finden sich dieselben gleichfalls; und ich erwähne hier zuerst einer, die mit und ohne Suffix darin vorkommt und deren Ursprung nicht so klar zu beweisen ist; ich meine *dhê* und *dhêning*, über die ich schon (S. 121.) Einiges gesagt habe. Dem heutigen Javanischen ist das einfache *dhê* fremd, es kennt nur die Verbindungen desselben mit *hê* und *hing* in *dhênnê* und *dhênning*, daſs, durch, wegen. Es ist jedoch wohl keinem Zweifel ausgesetzt, daſs die Malayische Partikel *de* dieselbe ist; und auch die Identität mit dem Verbum substantivum *dhi* bleibt mir immer sehr wahrscheinlich. *Dhê* wird in unsrem Gedichte in der Bed. von durch, von, wie das Mal. *ūlih*, gebraucht, was sich am deutlichsten da zeigt, wo es auf ein Passivum folgt; *Kurunata sigra pinapag dhê Bima ring sayaka* (134, *a.*), der Kuru-Herrscher sogleich wurde begegnet von Bhima mit Pfeilen; *hinabiwadha dhê sang prabu*, er wurde begrüſst durch die Fürsten (124, *c.*). In gleicher Bedeutung, aber ohne Passivum, steht dies Wort in andren Stellen; *prakasa wara Sangka namanira mati dhê sang dhwija* (129, *c.*), der ruhmvolle (प्रकाश, *prakâśa*), treffliche Sangka sein Name (d. h. mit Namen) starb durch den zwiefach Gebornen; und ebenso 137, *b.* Denselben Sinn findet man verbunden mit *dhêning* 34, *b.* (s. S. 157.) und 605, *d.*

Von *karananiran* habe ich schon S. 166. gesprochen.

risampunira (119, *a.* 126, *a.*) heiſst in beiden Stellen, in welchen demselben zugleich noch eine andere Partikel nachfolgt, darauf.

tekapnira (21, *b.*), *tekapira* (11, *a.*), von (Lat. *a*), *tekapira* (287, *b.*), deshalb, *tekaping* (288, *b.*), weil; noch kommen die Formen *tekapning*, *tekapi*, *tekapni* vor.

Die Jav. Präpos. *saking*, von, durch, wegen, möchte ich nicht hierher ziehen, sondern mit dem obigen *maring* zusammenstellen, da wohl eher ein Stammwort *saka*, als das Präf. *sa*, darin liegt. Diese Partikel findet sich 117, *b.* *tlas metu saking ḍhalam kutha samipa-ning panchaka*, völlig herausgegangen (d. h. nachdem sie herausgegangen waren) (Ger. gleichbedeutend mit *medhal*) aus dem Inneren (1) der Festung in der Nähe des Schlachtfeldes (पञ्चक, *paņchaka*) u. s. w.

---

(1) *Dhalem* ist nach Ger. ein Haus, Pallast, und zugleich ein Beiname des Fürsten; *hing dhalem* heiſst innerhalb, und nach Crawf., der das Wort durch Haus und kö-

In keinem meiner Hülfsmittel erwähnt, aber in mehreren Stellen des Gedichtes offenbar die Beziehung des Verbums auf das demselben nachfolgende Nomen ausdrückend, mithin völlig als Präposition gebraucht, finde ich *ri*. Wenn ich mich in diesem Gebrauch nicht irre, so muſs man es für eine von den Partikeln ansehn, welche, ohne an irgend eine materielle Bedeutung zu erinnern, ganz zu grammatischen Wörtern geworden sind. Wenn es, wie ich glaube, Eins mit *hi* ist, so liegt die Kraft des Wortes vielleicht bloſs im Vocal, der, indem er auf das örtliche hier hinweist, gleichsam das nachfolgende Wort im Gedanken zu dem vorhergehenden herüberzuziehen sucht.

Von den aus dem Sanskrit aufgenommenen indeclinablen Wörtern habe ich schon oben (S. 49. 50.) gesprochen.

§. 21.

Syntaxis.

Die Entwicklung der syntaktischen Regeln einer Sprache setzt eine viel vollständigere Kenntniſs derselben voraus, als ich mir vom Kawi zu be-

---

niglichen Besitz (*royal belonging*) erklärt, hat dieselbe Bed. von in, darinnen auch das einfache Wort ohne *hing*. Im Tag. wird nach De los Santos (*v. casa*) an einigen Orten der Vornehmste und der aus dem gröſsten Hause herstammt, *dálam* genannt; an anderen versteht man unter dem Worte die Gesammtheit der Diener und Sclaven eines Mannes. Marsden unterscheidet in seinem Wörterbuch zwei Wörter *dālam*, ein wahrhaft Malayisches, in, tief, Tiefe, und eins Javanischen Ursprungs, der Hof, der königliche Wohnort, fisch, zum Hofe gehörig. Die Scheidung der beiden Bedeutungen von Tiefe und Hof, Residenz zwischen der Mal. und Jav. Sprache scheint daher nicht gegründet. Ich halte das Wort gar nicht ursprünglich für ein Malayisches, sondern für Sanskritisch. Im Tag. zeigt seine ganz einzeln stehende und ganz mit conventionellen Begriffen zusammenhangende Bedeutung, daſs es nicht einheimisch in der Sprache, sondern mit fremder Herrschersitte hineingekommen ist, vielleicht aus Java selbst, wo sich schon früher Indische Sitte festgesetzt hatte, da der Tagalischen und Javanischen Sprache die Übertragung der Benennung des Fürstenhauses auf den Fürsten oder Vornehmen selbst gemeinschaftlich ist, und ich dies sonst nicht gefunden habe. Dem Madecassischen ist das Wort gar nicht eigen. Ich leite es von दल्, *dal* (dem Deutschen theilen), trennen, durchbohren, schneiden, her, wodurch eine Hölung entsteht. So wie das davon abstammende दल, *dala*, ein Futteral, eine Scheide heiſst, kann es auch als Haus gebraucht worden sein. Die Beschränkung auf ein Fürstenhaus, einen Hof darf man vielleicht in nichts anderem, als darin suchen, daſs das Wort ein Sanskritisches, nur von Vornehmen gebraucht war. Der Begriff der Tiefe liegt in dem ursprünglichen Begriff, könnte indeſs auch, wie die Bedeutung in, erst aus dem Begriff des Hauses entstanden sein.

sitzen anmaſsen darf. Ich werde mich daher um so mehr nur auf einzelne Bemerkungen beschränken, als Hrn. Gericke's Grammatik diesen Gegenstand nur mit wenigen Worten behandelt.

Die Construction der Kawi-Sprache ist, der Natur derselben gemäſs, die Javanische; da sie aber wesentlich eine Sprache zum Dichten ist, so kommen in ihr alle die Freiheiten und kühneren Wortfügungen vor, welche der Dichtung in allen Sprachen angehören; und schon eine kleine Belesenheit im Brata Yuddha zeigt, daſs die Javanische Dichtersprache in dieser Kühnheit eher andere übertrifft, als hinter ihnen zurückbleibt.

Die Erkenntniſs der Construction beruht natürlich zunächst auf der Unterscheidung der Redetheile und der wirklichen Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse. Wir haben aber schon im Vorhergehenden vielfach gesehen, daſs diese Bezeichnung bei weitem zu mangelhaft ist und zu oft gänzlich fehlt, um nicht eine viel festere Stellung der Redetheile gegen einander wünschenswerth zu machen, als die Wortfolge im Kawi verräth. Denn sehr häufig werden die Regeln, welche die prosaische Construction hierin vorschreibt, verletzt, ohne daſs man dafür einen Ersatz an bestimmter Bezeichnung findet. Indeſs ist natürlich die Wortfolge nächst der Bezeichnung das wichtigste Mittel, den Faden der Construction festzuhalten. Die Schwierigkeit hiervon wächst aber durch eine andere Eigenthümlichkeit des Kawi, nämlich durch die häufige und fast beständige Auslassung der Wörter, welche zwar keine neuen Begriffe hinzufügen, aber das Verhältniſs der in dem Satze ausgedrückten in ein klareres Licht stellen, ich meine nämlich vorzüglich die Auslassung der Pronomina und des Verbums sein. Die letztere, verbunden mit dem Umstande, daſs die bestimmten Kennzeichen des Nomens und Verbums so oft fehlen und jedes Wort alsdann in beiden Gestalten gebraucht werden kann, macht es in sehr vielen Fällen schwierig, ja oft unmöglich, das Verbum mit Bestimmheit zu erkennen und sich dadurch in den Mittelpunkt des Perioden zu versetzen. Man sieht aus dieser Schilderung, daſs man auch im Jav., wenigstens in dichterischen Werken, darauf verwiesen wird, die Construction nur an dem Sinne herauszubringen. Hierin, in dem Mangel an grammatischer Bezeichnung, in der Schwierigkeit der Ausmittlung des Verbums, und der Auslassung der die Verhältnisse der Begriffe zu einander bezeichnenden Wörter, nähern sich die Javanischen Compositionen, wenigstens die dichterischen, in der That den Chinesischen. Nur muſs man gestehen, daſs die Wortfolge in den letzteren, gerade weil sie sich auf keinerlei grammatische Bezeichnung stützen kann, ungleich fester bestimmt ist, als im Jav., wo man sich doch auch so oft von der Bezeichnung verlassen sieht. Denn sogar die Unterscheidung des Verbums ist im Chinesischen dadurch gesicherter, daſs gewisse Wörter immer nur Verba, andere nur Substantiva sind. In den Malayischen Sprachen hängt der Unterschied an den Affixen, und diese wirft das Jav., sie mehr als euphonische Verlängerungen betrachtend, häufig ab. So viel ich habe aus den, leider zu unvollständigen Wörterbüchern ersehen können, haben nun zwar wohl auch oft die Jav. Wörter die Eigenschaft, unabhängig von allen Affixen, bloſs für Verba zu gelten. Namentlich ist dies bei mehreren aus dem Sanskrit entlehnten Substantiven der Fall. Wenn ich mich aber nicht ganz in der Erkennung der Kawi-Construction geirrt habe, so finden sich im B. Y. mehrere solcher Wörter wirklich als Substantiva gebraucht, was sich sehr gut daraus erklären läſst, daſs die Kawi-Sprache dem lebendigen Verkehre mit der Indischen näher stand und daher auch weniger an der Eigenthümlichkeit der aus der letzteren entnommenen Wörter abänderte.

Die Hauptregeln der Wortstellung und der Syntaxis überhaupt habe ich schon oben bei der Betrachtung der einzelnen Redetheile aufgeführt, und kann mich begnügen, nur wieder darauf hinzuweisen. Namentlich ist dies bei der Bezeichnung des Genitivs S. 73., bei der Stellung des das Verbum regierenden und von demselben regierten Nomens und bei der Stellung des Adjectivums gegen das Substantivum (S. 77.) der Fall gewesen.

Die ganz allgemeine Regel, von der nur der dichterische Styl sich bisweilen entfernt, ist, in allen grammatischen Verbindungen das als Subject im Nominativ stehende Wort den von ihm abhangenden vorangehen zu lassen. So steht der Nominativus vor dem Genitivus, das Substantivum vor dem Adjectivum, das Subject des Verbums vor demselben und dem von ihm regierten Nomen. Es geht also eine einzige Regel durch alle gleichartigen Fälle in der Sprache, da im Chinesischen, nach Rémusat's vortrefflicher, ebenso kurzer, als erschöpfender Darstellung, zwei entgegengesetzte Regeln neben einander hinlaufen (Chinesische Grammatik. S. 166.). Denn die eben entwickelte gleichsam directe Stellung findet beim Verbum und den zu demselben gehörenden Nominen statt. Wo dagegen Begriffe einander modificiren, geht das die Modification ausdrückende Wort der Genitiv, das Adjectivum, das Adverbium, den dadurch modificirt werdenden, dem Nominativus, Substantivum und Verbum, voran. Im Sanskrit kommt es zwar, da alle Redetheile mit vollständiger Flexion versehen sind, auf die Stellung, als Constructionsmittel, nicht an. Was aber die natürliche Richtung der Sprache in diesem Punkte ist, sieht man an den zusammengesetzten Wörtern. Denn diese sind nichts andres, als Methoden, grammatische Fügungen durch Wortbildung zu umgehen, und tragen daher in die letztere die Ideenfolge über, welche sie in der ersteren beobachtet haben würden. Nun sind auſser dem *dwandwa* alle übrigen fünf Classen der Sanskritischen Composita verschiedenartige Modificirungen der Begriffe, und in allen steht der modificirende voran, und der modificirte schlieſst das Compositum. Das Sánskrit befolgt also hier denselben Weg, als das Chinesische, und steht mit dem Javanischen und eigentlich Malayischen hierin in directem Gegensatz. Bei genauerer Erwägung muſs man dem Chinesischen und Sanskrit hierin den Vorzug einräumen. Die Javanische und Malayische Wortfolge ist zwar unläugbar einfacher und natürlicher. Allein die Methode, die directe Wortfolge des Satzes nach einer anderen Regel zu ordnen, als die Fälle, wo Begriffe einander modificiren, ist dem Zwecke des Periodenbaues und der Erreichung einer wahrhaft gegliederten Construction angemessen. Es wird nämlich nach dieser letzteren Methode aus dem Nominativ und Genitiv, dem Substantiv und Adjectiv ein eigenes Ganzes gebildet, welches nun als Einheit in den Satz eintritt, und es ist durchaus das Wesen der Sprache, die gröſseren Ganzen immer eher aus kleineren, als aus Einheiten, zusammenzusetzen. Die Einschlieſsung dieser Redetheile in eine Einheit liegt schon in der Stellung selbst. So wie die Modification früher ausgesprochen wird, als das Modificirte, so werden beide nicht einzeln, sondern das letztere unzertrennlich mit der ersteren zusammengedacht. Geht hingegen das Modificirte voran, so ist nur Verknüpfung vorhanden und diese natürlich lockerer und den Gegenstand weniger scharf hinstellend. Auch der Übergang dieser Methode in wahre Composita spricht für diese Ansicht. Endlich verräth sie sich deutlich durch die dabei gebrauchten Partikeln in der Tagalischen Sprache. Dieser nämlich sind beim Genitiv beide Stellungen, aber auf verschiedene Weise, geläufig. Wenn der Genitiv nachfolgt, wird er an den Nominativ durch die Partikel *nang*, welche dem Jav. *hing* gewissermaſsen ähnlich ist, angeknüpft; wenn er dagegen vorausgeht, so führt er den Vorschlag *sa* mit sich, den wir schon, sein Urbegriff mag nun im Sein oder im Ort liegen, als zusammenschlieſsend zu einem Ganzen kennen (Totanes. nr. 27.).

In den Malayischen Sprachen läſst sich, wenn ich auch nur die wenigen zu Rathe ziehe, von welchen es grammatische Hülfsmittel giebt, in ihrem jetzigen Zustande keine ganz allgemeine Regel der Wortfolge aufstellen; und dies beweist, daſs hierin die Sprachen desselben Stammes nicht in jeder Zeit übereinstimmen. Es ist dies auch sehr natürlich, da es bei diesem Punkte nicht bloſs darauf ankommt, was zuerst oder zuletzt gedacht wird, sondern auch vorzüglich auf die Hülfsmittel, welche die Sprache besitzt, unabhängig von der Stellung, diese Verhältnisse zu bezeichnen.

Dennoch ist die ursprüngliche allgemeine Gewohnheit der Malayischen Sprachen offenbar die oben angegebene Stellung, die Voransetzung des Hauptbegriffes, des handelnden oder leidenden Subjects, des einen Theil in sich begreifenden Ganzen, der mit einer Eigenschaft begabten Substanz, gewesen. Dies beweist die, gewiſs sehr alte, Benennung der Sonne. Im Chinesischen und in den Mal. Sprachen hat es ursprünglich nur Ein Wort für Sonne und Tag, als immer zugleich erscheinendes Licht, gegeben. Später hat man die Begriffe durch Zusätze getrennt, im Chinesischen die Sonne des Tages Haupt, den Tag (Pindar's heiteres Sonnenkind) der Sonne Sohn genannt (Rémusat's Gramm. *p.* 111. nr. 293. Anm.), in den meisten Malayischen Sprachen von Madagascar aus bis über Malacca hin die Sonne das Auge des Tages. In keiner Mal. Sprache nun steht in dieser Benennung das Auge nach, und man sieht also hier deutlich den ursprünglichen Typus der Sprache (s. Anh. zum B. V. 6, *b.*).

Das Javanische und Malayische (Marsden. *Gramm.* 32-37.) stellen, wie schon oben bemerkt worden, in Prosa ohne Ausnahme beim Verbum, Genitiv, Adjectivum den Hauptbegriff, das Subject, voran.

Die Tagalische Sprache läſst das Adjectivum gewöhnlich vorausgehen, thut aber auch das Gegentheil, und besitzt Mittel, die Verbindung desselben mit dem Subst. noch besonders kenntlich zu machen (San Augustin. Gramm. *p.* 4. §. 4.).

Im Madecassischen folgt in der Regel das Adjectivum dem Subst. (Chapelier's Gramm. in den *Annales marit. et colon.* 1827. nr. 2. *p.* 98.), der Genitiv steht in gleicher Behandlung dem Nominativ nach (*l. c.* 99. Ev. Joh. 11, 4. 9. 27.), jedoch findet sich auch, und ohne weitere Bezeichnung, die umgekehrte Stellung (*Annales.* 102.).

Die drei Sprachen der Südsee-Inseln, die Tongische, Tahitische und Neu-Seeländische, weichen darin sowohl von der Wortfolge der oben genannten Malayischen Sprachen, als von der des Chinesischen, ab, daſs sie das Subject des Verbums diesem nachfolgen lassen und es überhaupt ganz an das Ende des Satzes stellen. In Absicht des Genitivs und Adjectivums kommen sie mit dem Jav. überein, indem sie in der Regel beide nachstellen; doch weichen sie auch bisweilen hiervon ab (Mariner. II. 351. 372. Tahitische Gramm. 38. 39. Übers. des Evang. Joh. 11, 4. 9. 27. Lee. 10. 58.).

Von dem Relativpronomen habe ich schon oben (S. 65. 66.) gesprochen. Die Fälle, wo dasselbe auf ein Subst., um es mit einem anderen Begriff zu verknüpfen, folgt, sind im B. Y. höchst selten, wenn sich nur überhaupt ein solcher findet. Der gewöhnliche Gebrauch dieses Pronomens ist der, gleichsam einen kurzen Zwischensatz zu bilden, und alsdann einem Subst. nicht anders, als wie ein Artikel, voranzugehen.

Zu dem S. 124. über die Construction des Passivums Gesagten wüſste ich hier weiter nichts hinzuzufügen.

Dagegen wird es hier der Ort sein, meine S. 151. über den Conjunctivus, welcher sich durch ein suffigirtes *a* (eigentlich *ha*) ankündigt, geäuſserte Meinung weiter auszuführen. Wir haben oben S. 127. an einem Beispiel gesehen, daſs das *mugi*, welches einen Wunsch, ein Verlangen ausdrückt, das Verbum in den Conjunctivus versetzt; und Crawfurd bezeugt ausdrücklich, daſs dem höflichen Imperativus dies Wort oft zugesellt zu werden pflegt. Von dieser Constructionsart aus muſs man sich nun auch den Conjunctivus und sein Zusammenfallen in der grammatischen Form mit dem Imperativus erklären. Am beweisendsten nun ist hier eine Stelle des Kawi-Gedichts (23, *b.*), *wdhi kantuna*, aus Furcht, nachzubleiben. Wie durch den Ausdruck des Wunsches in *mugi* das Verbum die Form des Imperativus annimmt, so thut es dasselbe hier in Folge des Begriffes der Furcht. In beiden Fällen ist der verbindende Begriff der, daſs etwas geschehen oder nicht geschehen möge, aber auf eine Weise ausgedrückt, die man nicht imperativisch nehmen kann. Der Conjunctivus geht also hier vom Begriff des Imperativus aus, hat aber die wahre Natur eines Conjunctivus, weil das in ihn versetzte Verbum in Abhängigkeit von einem andren, vorhergehenden Worte steht und eine noch nicht geschehene, noch zweifelhafte Sache anzeigt. Andere Beispiele, in welchen diese Bedeutung sichtbar ist, sind die nachfolgenden:

aharep tumingala (23, *a.*), wünschten, verlangten, daſs sie sähen. Es ist hier nicht unmerkwürdig, daſs dasselbe Wort (*harep*), welches hier als ein selbstständiges Verbum ein anderes im Conjunctivus regiert, im heutigen Jav. zur Bezeichnung des Futurums geworden ist.

paksa malwa (136, *b.*), er verlangte, strebte (¹), daſs er schlüge (²).

paksa murudha (137, *a.*), er strebte, daſs er zurückwiche (*murudh.* Crawf. *Voc.*).

In zwei andren Stellen (12, *b.* 603, *b.*) führt *paksa* gleichfalls das Verbum mit suffigirtem *a* nach sich.

kinon-ira tumutta (85, *b.*), er wurde befehligt, daſs er folgte.

sinapa matya (116, *d.*), wurde geschworen, daſs sie sterben würden.

Bemerken muſs ich noch, daſs die verbietende Partikel *haja*, wenigstens im heutigen Jav., das Verbum ganz unverändert läſst; *haja lali*, daſs du nicht vergessest (Ger. *v. lali*).

Sätze, welche sich auf einander beziehen, werden zum Theil durch Conjunctionen verbunden. Eine von diesen ist das oben (S. 165.) erwähnte *sedeng*. Beispiel (22, *a.*): *sedeng masaji boga …… ring jero puri, samantara dateng cet.*, während man zurichtete Speisen (Crawf. *Voc.* भोग, *bhóga*) im Innern des Pallastes, inzwischen kam u. s. w. Man vergleiche auch 111, *a. b.*, wo der im Ganzen genommene Sinn der ist: während die Pandawas Heerführer ernannten, versammelte der Herrscher der Kurawas einen Rath. Eine andere solche Partikel ist *yan*, als, wenn. Diese steht auch, einen ganz kurzen Satz bildend, mit ausgelassenem Verbum *sein*, so wie wir es vom Relativpronomen gesehen haben; *yan katiga* (6, *b.*), wann (ist) die dritte Jahreszeit, d. h. in der dritten Jahreszeit.

(¹) *peksa, to force, compel, to wish, will.* Crawf. *Voc.* Es scheint das Sanskr. पक्ष्, *paksh*, nehmen, annehmen, denn wir haben schon oben *sapaksa*, सपक्ष (*sapaksha*), Anhänger, gehabt.

(²) *malwa* kommt von *palu*, schlagen, hauen, eine Keule, ein Hammer.

Wenn zwei Sätze unmittelbares Folgen auf einander oder Gleichzeitigkeit ausdrücken, so wird der eine, kürzere, häufig durch das suffigirte Besitzpronomen und durch das präfigirte *sa* in Eins zusammengezogen, und so dem anderen beigegeben. Will man die Form, in welcher dies geschieht, mit einem grammatischen Namen belegen, so kann man sie nur als ein Adverbium betrachten. Anstatt zu sagen: er sahe und griff an, heiſst es nun: mit seinem Sehen griff er an. Das *sa*, welches aber bisweilen fehlt, übt hier seine, ein Ganzes, eine Einheit ausdrückende Kraft. Von dieser Construction habe ich schon oben (S. 45. 49.) Beispiele angeführt.

Wenn man den ganzen Charakter des in dem Kawi-Gedichte herrschenden Styles von der grammatischen Seite aus betrachtet, so liegt in ihm eine unmittelbare Nebeneinanderstellung der Wörter materieller Bedeutung mit möglichster Vermeidung derer, welche nur grammatische Verhältnisse andeuten. Hieraus entspringt zwar auf der einen Seite Undeutlichkeit und Zweideutigkeit, auf der andren aber auch eine edle Kürze und eine verstärkte Wirkung der unmittelbar auf einander folgenden dichterischen Bilder. Schon zum bloſsen Verständniſs wird eine Anstrengung erfordert, die den Geist auch zum kraftvolleren Aufnehmen des Gesagten anspannt. Zum Theil wird dieser Styl fast nothwendig durch den in der Sprache selbst liegenden Mangel an grammatischer Bestimmtheit, und noch mehr an grammatischer Bezeichnung hervorgebracht. Groſsentheils ist aber auch mit Absicht darauf hingewirkt, gerade um eine mehr dichterische Wirkung zu erreichen. Wollte man in einer bei weitem weniger geschmeidigen und gegliederten Sprache mit dem Sanskrit wetteifern, wie dies doch in allen Kawi-Gedichten der Fall ist, so konnte man dies auf keine Weise anders, als auf Kosten der leichteren und faſslicheren Zusammenfügung der Begriffe, erreichen. Das Sylbenmaſs wirkte durch den Zwang, welchen es dem Dichter auferlegte, zugleich dazu mit, und endlich mochte man sich an dunkler und räthselhafter Kürze gefallen. Dies ist auch, und in viel höherem Grade, in späteren Sanskritgedichten der Fall; und wie alt auch die Kawi-Gedichte sein mögen, so sind sie doch sicherlich durch einen sehr langen Zeitraum, den man schwerlich bloſs nach Jahrhunderten messen kann, von den groſsen, gerade durch ihre einfache Klarheit bezaubernden Indischen Heldengedichten getrennt. Was ich indeſs hier von der Dunkelheit auch unsres Kawi-Gedichtes gesagt habe, gilt, wenn man bloſs auf die inneren Schwierigkeiten sieht, nur von wenigen Stellen, zu denen ich besonders Stanze 9. bis 16, *b.* (s. Anh.) rechnen möchte. In den meisten anderen Stellen rührt die etwanige Dunkelheit oder Schwierigkeit nur aus der Sprache her, und sehr viele haben ganz die oben erwähnte klare und anmuthige Leichtigkeit.

Von der grammatischen Unbestimmtheit und dem Mangel der gehörigen Verbindung in der Construction finden sich in einer groſsen Anzahl der zu anderen Zwecken in dieser Schrift angeführten Verse die überzeugendsten Beweise. Indeſs halte ich es doch nicht für überflüssig, noch besonders auf einige Stellen hinzuweisen, die vorzüglich zu Belegen dieser Behauptungen dienen können; und um in diesen die Eigenthümlichkeit der Sprache noch deutlicher darzuthun, werde ich in der Übersetzung, so viel es nur unsre Sprache immer erlaubt, bei jedem einzelnen Worte die Unbestimmtheit der grammatischen Kategorie und die Abwesenheit ihrer Bezeichnung pünktlich beibehalten.

2, *a.* (s. Anh.) So Gebet sein zu Drei-Welt gesprochen werden Sieg in Schlacht, d. h. so ward sein Gebet um Sieg in der Schlacht zu den drei Welten gesprochen.

113, *b.* (s. Anh.) Gesehen besprengt darauf bekränzt Haupt Schmuck, d. h. er ward gesehen besprengt, darauf sein Haupt bekränzt, im vollen Schmuck.

21, *d.* (s. Anh.) Denn wissen in Geist Janârdana Anhänger von Pandawa, d. h. sie wuſsten im Geist, daſs J. der Anhänger der P. war.

138, *b. c.* (s. Anh.) Darauf traurig die Pandawas betrübt sehen den Swêta getödtet kämpfend verschieden und hundert Kurawas jauchzen laut Freude Tod von Feind, d. h. die P. waren darauf betrübt, den S. im Kampfe getödtet zu sehen; anders war es mit den hundert K., welche vor Freude über den Tod des Feindes laut aufjauchzten.

619. (s. Anh.) Vollendet umarmt werden er Fürstin zurückkehren er Bahn Götterwagen wimmelnd (bevölkert). Gelangen zum Himmel erblicken (?) Schönheit (?) seine Haus vielfarbig glänzend alle Edelsteine; d. h. nachdem er die Fürstin in den Arm gefaſst hatte, kehrte er heim auf der bevölkerten Bahn der Götterwagen. Zum Himmel gelangt, schaute er (?) seine Schönheit (?), die Häuser vielfarbig, glänzend, mit bunten Edelsteinen geschmückt. Ich habe hier *ramya* in der Bed. genommen, welche mir die am meisten dichterische

schien. Es kann aber auch, als **anmuthig, lieblich,** bloſs ein Beiwort der Götterwagen sein.

Mit der Verbindungslosigkeit und Kürze, in welcher die bedeutsamen Worte schroff an einander gestellt sind, contrastiren in dem Style des Kawi-Gedichts sehr wunderbar die vielen bedeutungslosen Verlängerungen mehrerer Partikeln, ja der häufige Gebrauch einiger von diesen, die dem Sinne anerkannt nichts, oder doch kaum bemerkbare Schattirungen hinzufügen. Ich brauche hier nur an Wörter wie *karanannira*, *risampunnira*, an alle Verbindungen der Pronominal-Suffixe mit Partikeln, an *hirika* für *hika*, *nahan*, *apan* u. s. w. zu erinnern.

§. 22.

Lautveränderungen.

Die Theorie der Lautveränderungen sollte in jeder systematisch geordneten Grammatik der Behandlung der Redetheile vorausgehen und gleich auf die Darstellung des Alphabetes folgen, da sie einentheils aus diesem entspringt und andrentheils die wesentlichste Grundlage der, nur aus ihr vollständig zu erklärenden Formenbildung ist. Ein solcher Gang erfordert aber eine bei weitem umfassendere Sprachkenntniſs, als die vorhandenen Hülfsmittel für das Javanische und das Kawi gewähren; und ich habe mich daher genöthigt gesehen, so wie Hr. **Gericke** es in seiner Grammatik thut, der Lautveränderungen nur bei den einzelnen Formen zu erwähnen, zu deren Bildung sie mitwirken. Es scheint mir jedoch zweckmäſsig, diese einzelnen Fälle hier am Schlusse dieses grammatischen Entwurfes in einer allgemeinen Übersicht zusammenzustellen, und einige aus der Vergleichung von Javanischen und Kawi-Texten geschöpfte Bemerkungen hinzuzufügen, zu deren Erwähnung sich bisher keine passende Gelegenheit zeigte.

Die Veränderungen betreffen theils die Consonanten, theils die Vocale. Von der Reihe von Consonanten, welche in die ihnen entsprechenden Nasenlaute übergehen, habe ich schon oben S. 88. und 97. gesprochen. Wenn die von mir dort dargelegte Ansicht richtig ist, so gründen sich alle diese Veränderungen auf die allgemeine Regel, daſs der schlieſsende Nasenlaut eines Präfixes den Anfangsconsonanten des Wortes, dem es vorgesetzt wird, in den ihm entsprechenden Nasenlaut umwandelt. Übersieht man die Reihe der sich so verwandelnden Consonanten in Vergleichung mit dem ganzen

Alphabet, so bleiben in diesen Fällen unverändert *b*, *d*, *dh*, *g*, *j*, *th*, *w* und *y* (1), wovon ich, besonders was einige dieser Buchstaben betrifft, keinen Grund anzugeben wüſste.

Am häufigsten findet sich *h* in einen anderen Buchstaben verändert. Man muſs hierbei jedoch wohl im Auge behalten, daſs das Jav. *h* nicht ausgesprochen wird, und nur ein Nothbehelf des geschriebenen Alphabetes, ein bloſses Zeichen für das Auge ist. Wenn also dies *h* sich verwandelt, so heiſst dies eigentlich, daſs ein anderer wirklicher Consonant vor das vocalisch anlautende Wort gesetzt wird.

Die allgemeine bei den mit *h* beginnenden Suffixen geltende Regel ist nun (s. S. 44.), bei consonantisch endenden Grundwörtern die Wegwerfung des *h* vom Suffixe und die Verdopplung des Endconsonanten des Grundwortes, und bei vocalisch endenden Grundwörtern (nur mit Ausnahme der Causalverba) gleichfalls die Abwerfung des *h*, aber die Einschiebung eines verdoppelten *n* zwischen das Grundwort und das Suffix. Bloſs also wenn sich das Grundwort mit einem *h* schlieſst, in welchem Fall es *wignyan* heiſst und dem Sanskritischen *wisarga* ähnlich ist, erhält sich das *h* des Suffixes, als dessen Verdopplung; *galihhipun*, sein Herz, von *galih*.

Das *n* scheint eine besondere Neigung in der Sprache zu besitzen, sich, an der Stelle des *h*, vor vocalische Wörter zu stellen. Man sagt gleichbedeutend *hamung* und *namung*, nur, und das *n* findet sich auch ohne grammatische Formung für *h* bei Grundwörtern. So giebt Gericke's Grammatik die drei Demonstrativ-Pronomina mit *h* und *n* beginnend an: *nika* und *hika* u. s. w.

Wenn dem suffigirten *h* ein *i* oder *u* vorausgeht, so verwandelt es sich (s. S. 44. 74.) durch den Einfluſs dieser Vocale in *y* und *w*. Auch ein vorhergehendes *o* bringt bisweilen dieselbe Wirkung hervor. Doch scheint die Verwandlung nicht gerade nothwendig zu sein, da sie bisweilen unterlassen wird und beide Formen neben einander bestehen. Sie geht übrigens nicht bloſs bei Anschlieſsung von Suffixen, sondern auch bei Vorsetzung von Präfixen und mitten im Grundworte vor, und wird durch ein schlieſsendes *h* nicht gehindert, sondern verdrängt dasselbe. Beispiele: *kariyin* und *karihin*, der erste, *miharsa* und *miyarsa*, hören, *sohan* und *sowan*, erscheinen, hervorkommen (vermuthlich von सू, *sú*, erzeugen), *panuhun* und *panuwun*, Bitte, Ansuchen. Von *tebih*, fern, kommt *tebiyan*, die Ferne, der Abstand, dagegen, in einer ein Übermaſs ausdrückenden, durch ein vorgesetztes *ka* und nachgesetztes *hen* gebildeten Form, *katebihhen*, allzufern.

---

(1) [Von diesen, nach Ger.'s Darstellung übrig bleibenden Consonanten würden hier noch wegfallen *th*, welches nach Cornets, ebenso wie *t*, zu *n*, ferner *w*, welches zu *m* wird, und vielleicht *y*. Von diesem letzten Buchstaben sagt nämlich derselbe Grammatiker, daſs er (so wie *l* und *r*) *ng* vor sich nimmt; er führt aber kein Beispiel dafür an, und mir selbst ist keines vorgekommen, sondern nur einige, in denen dem *y* noch *a* vorgesetzt wird, welches natürlich dann *ng* vor sich nimmt. B.)

Wenn zwischen *a* und *i* ein consonantischer Laut zur Verkürzung wegfällt, so ziehen sich beide Vocale bisweilen, wie im Sanskrit, in *é* zusammen; so wird *hira-hiki* zu *hirêki*, und *wusana-hing* zu *wusanêng*. Doch bleibt der Vocal bisweilen auch unverändert. Denn aus *sawiji*, eins (eigentlich ein Korn), wird nicht durch Abkürzung *séji*, sondern *siji* (Ger. S. 28.).

Eine sehr beständige Veränderung ist die des End-*i* in ein langes *e* (*taling*) und des End-*u* in das reine *o* (*taling-tarung*), folglich eine wahre Gunirung der einfachen Vocale. Die allgemeine Regel scheint die zu sein, daſs, wenn das in *i* oder *u* ausgehende Wort einen Schluſsconsonanten erhält, jene beiden Vocale den verwandten Laut annehmen; ein Grund davon ist schwer anzugeben, da eine Menge von Wörtern vor schlieſsenden Consonanten die Vocale *i* oder *u* haben, mithin diese Wortausgänge durchaus nicht ungewöhnlich sind. Die Guna-ähnliche Umschleifung des Lautes scheint also doch den Zweck zu haben, die mit dem Wort vorgegangene grammatische Veränderung anzuzeigen. Auf diese Weise wird also bei Bildung abgeleiteter Substantive durch Anfügung von *n* (*han*) (Ger. Gramm. S. 39.) aus *mangsi*, Dinte, *mangsên*, Dintenfaſs, aus *wengku*, Umfang, Bezirk, *tiyang hingkang gadah wawengkon*, Leute, die in dem Bezirk ihre Besitzung haben; aus *siti*, der Grund, der Boden, wird *pasitên*, Landschaft, aus *bupati* (भूपति, *bhûpati*), Herr, Regent, wird *kabupatên*, Regierung, aus *kayu*, Holz, *kakayon*, Gebüsch. Da die Causalverba (s. S. 144.), wenn der einfache Stamm vocalisch ausgeht, ein *k* annehmen, so findet die Vocalveränderung, wie wir schon oben gesehen haben, gleichfalls alsdann in ihnen Platz. Derselben Regel gemäſs entsteht auch aus *dhadhi* (Ger. Gramm. S. 48.), oder vielmehr aus *dhi*, werden, *dhên*. Die Veränderung findet sich aber auch in Fällen, wo das Suffix nicht ein einzelner Consonant ist, sondern aus einer oder mehreren Sylben besteht. *Mati*, todt, wird zu *matĕnni*, tödten, *ratu*, König, zu *ngratonni*, regieren, *laku*, Gang, zu *nglakonni*, gehen machen, zu Stande bringen, *sami* zu *sasamĕnnipun*, desgleichen, *warni* zu *sawarnnĕnnipun*, von allen Arten, *lami* zu *hing salamĕnnipun*, so lange als.

Das reine *o* (*taling-tarung*) wird aber auch in *a* verwandelt, wenn das Wort sich durch ein Suffix verlängert und dadurch die vorhergehenden Vocallaute gleichsam in engere Gränzen zusammenzieht; *tersonda*, Beweis, *tersandanné*, zum Beweis. Dasselbe findet statt, wenn das Wort einen schlieſsenden Consonanten erhält; *titimongsa*, Datum (z. B. eines Briefes), *katitimangsan*, datirt. Man sieht, daſs diese Lautveränderung im Principe genau mit der zwiefachen Aussprache des nicht geschriebenen, sondern immer im Consonanten enthaltenen *a* zusammenhängt. Wie sich die zwischen *a* und *o* schwankende Aussprache zu der reineren, so verhält sich das *taling-tarung* hier zum *a*.

Wie in allen Sprachen, so sind auch in der Javanischen Abkürzungen der Wörter durch Zusammenziehungen oder Verstümmlungen nicht ungewöhnlich. Zusammenziehungen mit Ausstoſsung eines Mittelconsonanten sind schon oben dagewesen. Die Verstümmlung besteht in der Abwerfung der End- oder Anfangssylbe, ist aber in mehreren Fällen mehr für die Unterlassung einer Verlängerung, als für eine wahre Abkürzung, anzusehen. In *hi* für *hiki*, dieser, und in *ko* für *kowé*, du, sind die letzten Theile der ursprünglichen Wörter weggeblieben; und die Abkürzung zeigt, daſs in dem ersten Wort der scharfe Vocal, im letzten der breitere (obgleich ich über die Wesentlichkeit des Consonanten zum Begriffe des Worts nicht aburtheilen möchte) die stammhaften Laute sind. Die weggebliebene zweite Sylbe wiederholt den Stammlaut mit abgeänderten Consonanten im ersten beider Wörter, und ist im letzten nur die Verbreitung des Stammvocales in zwei Sylben vermittelst des entsprechenden Halbvocales. In *hiya*, ja, für *ya*, ist die erste Sylbe wohl eine, nur nicht immer beibehaltene, Verlängerung. Dasselbe scheint der Fall, wenn *ku* für *hiku*, jener dort, steht. Dagegen sind bei einigen Sanskritwörtern wirklich zum Begriff wesentlich gehörende Anfangsbuchstaben im Jav. durch Verkürzung abgeworfen; so sagt man *dhi* für आदि, *ádi*, der erste, *pamanné*, zum Beispiel, von उपमा, *upamá*, obgleich die vollständigen Formen *hadhi* und *hupama* gleichfalls gebräuchlich sind.

Die Reduplication besteht gewöhnlich, wenn bloſs die erste Sylbe wiederholt wird, da dies auch häufig mit dem ganzen Worte geschieht, aus dem unveränderten Consonanten und Vocal derselben. Von einer Veränderung des Consonanten ist mir kein Beispiel vorgekommen; dagegen ist der Reduplicationsvocal sehr häufig *a*, wo die erste Sylbe des Worts einen andren enthält, bisweilen auch *e*, jedoch alsdann nur das kurze (*pepet*). Diese Veränderungen treten oft da ein, wo die erste Sylbe das lange *e* oder das reine *o* in sich faſst. Doch möchte ich nicht zu behaupten wagen, daſs diese beiden Vocale nicht auch in der Reduplicationssylbe stehen könnten. Gericke's Grammatik schweigt leider ganz über diesen Punkt und erwähnt der Reduplication nur, insofern sie, wie beim Plural und Verbum, zur grammatischen Formung mitwirkt. Beispiele von *a* als absichtlichem Reduplicationsvocal: *hawawudha* von *wudha*, nackt, bloſs, *dhadhosan*, Sünden, von *dhosa* (दोष, *dósha*), *tatongga*, Bauern, Landleute, von *tongga*, *wawengkon* von dem oben dagewesenen *wengku*, *tatengga*, bewachen, von *tengga*, *nanemu* von *nemu*, finden, *gagriya*, wohnen, von *griya*, Haus. Beispiel von *e*: *dhedhalan* und *dhalan*, Weg.

Aus dem B. Y. Beispiele für diese Lautveränderungen anzuführen bin ich durch die Unmöglichkeit abgehalten worden, in Raffles Schreibung die wirklich im Originaltext stehenden Vocale mit der zu diesen Untersuchungen nöthigen Bestimmtheit zu erkennen.

Die bis jetzt durchgegangenen Lautveränderungen fanden alle in der Mitte der Wörter statt; und in der That glaube ich mit Gewiſsheit behaupten zu können, daſs die Anfangs- und Endbuchstaben getrennter und von einander unabhängiger Wörter in der Regel und im Allgemeinen keine Einwirkung auf einander ausüben. Man darf nur einige Seiten von Ger.'s Lesebuch in dieser Rücksicht aufmerksam durchgehen, um sich hiervon zu überzeugen. Indeſs finden sich doch einige Fälle des Gegentheils; in allen diesen aber scheint die Sache nur die zu sein, daſs ein Wort von selbstständiger und materieller Bedeutung ein nur eine Nebennüanee bezeichnendes und sich einem bloſsen grammatischen Worte näherndes entweder an seinem Ende oder an seinem Anfang an sich heranzieht, und im ersten Falle den Anfangsbuchstaben dieses Wortes seinem eigenen Endbuchstaben, im letzteren aber seinen eigenen Anfangsbuchstaben dem Endbuchstaben jenes Wortes assimilirt. Da, wie wir gleich sehen werden, nur das *h* diese Veränderung erleidet, und dies ein völlig lautloser Buchstabe ist, so ist es richtiger und einfacher, zu sagen, daſs sich in den Fällen dieser Lautanziehung der Endconsonant eines Wortes vor dem Anfangsvocal eines anderen verdoppelt. Es finden sich zwar auch hiervon in ganz gleichen Redefügungen wiederum Abweichungen, so z. B. bei der Behandlung des Demonstrativpron. nach einem vorhergehenden Worte. In der Regel findet die Assimilirung des *h*, oder vielmehr die Verdopplung des Consonanten statt; *bagus siku* (S. 100. Z. 12.), schön jener, *hujar riku* (S. 102. Z. 11.), sprach jener, *grumbul liku* (S. 108. Z. 16.), Dickicht jenes; dagegen *dhalil hiku* (S. 102. Z. 12.), Wegweiser jener, *tangĕl hiku* (S. 110. Z. 1.), hoch jenes. Die beiden letzten Wörter sind Arabische, doch pflegen sonst auch diese ganz nach den Regeln der einheimischen Sprache behandelt zu werden. Vielleicht giebt es bei dieser Lautveränderung noch andere, mir unbekannte Bedingungen. Denn daſs man sie ganz dem Wohllautsgefühle überlieſse, läſst sich aus so wenigen Ausnahmen wohl nicht gleich schlieſsen. Immer scheint aus dem oben (S. 72.) über *hing* Gesagten hervorzugehen, daſs Lautveränderung auch zugleich Verschmelzung zur Worteinheit mit sich führt. Hier verbindet das gewichtigere Wort das minder gewichtige mit sich. Doch ist die Verbindung nur eine halbe, nicht eine so innige, als bei den wahren Suffixen. Bei diesen wird auch nach vocalisch auslautenden Wörtern das *h* weggeworfen und ein doppeltes *n* an die Stelle gesetzt. Hier aber erhält es sich in diesem Fall unverändert. Ich muſs mich bei diesem Punkte nur auf einzelne Bemerkungen und Beispiele beschränken.

Alle Veränderung, die ich auf diese Weise auffinden kann, beschränkt sich auf die Assimilirung eines Anfangs-*h* mit dem ihm vorhergehenden Consonanten. Alle andere Consonanten bleiben unverändert.

Das Pron. 1. Pers. *hingsun* wird nach *tutur*, sprechen, zu *ringsun* (S. 100. Z. 4.), *haku* nach *mennyang*, an, zu, nach, zu *ngaku* (S. 38. Z. 9.). Dagegen bleibt nach demselben Worte das Pron. *kowé* unverändert, obgleich sonst *k* eine ebenso groſse Affinität mit *ng*, als *h*, und gleiche Neigung hat, in dasselbe überzugehen. Von dem Demonstrativpron. ist schon im Vorigen gesprochen worden. Nach *lan* und *lawan*, und, wird *haja*, daſs nicht, zu *naja* (S. 100. Z. 7. S. 102. Z. 15.). Nach dem Relativpron.

kang verändert sich *hibu*, Mutter, in *ngibu* (S. 48. Z. 7.) und *hannĕm*, die jüngere, in *ngannĕm* (S. 50. Z. 14.). Dagegen finde ich wieder hinter demselben Relativum *katingngal* (S. 54. vorletzte Z.), so daſs die Lautveränderung immer nur das *h* betrifft. *Hapti*, wollen, wird, wenn ihm die Verneinungspartikel *tan* vorangeht, zu *napti* (Ger. *v. hapti*). Nach *saking*, von, durch, wegen, finde ich in einer Stelle, wo es mit dem Verbum übertreffen und einem nachfolgenden Subst. als Ausdruck des Superlativs steht, das Anfangs-*h* des Subst. in *ng* verwandelt, *hanglangkungngi saking ngageng*, der gröſste (S. 54. Z. 6. übertreffend an Gröſse, von *hageng*). Wahrscheinlich giebt es nun, auſser den hier angeführten Wörtern, noch andere, bei welchen dieselbe Anheftung und Lautveränderung statt findet, doch gehören hierher z. B. nicht alle Präpositionen, denn ich finde *dateng hingkang* (S. 56. Z. 2.).

Im B. Y. kommen diese Lautveränderungen auch nur beim Anfangs-*h*, d. h. bei vocalisch anlautenden Wörtern, vor. Zwar findet sich (95, *c.*) nach *mwang*, und, *ngukir* (1), sonst *wukir*, Hügel, so daſs auf den ersten Anblick *w* in *ng* übergegangen scheint. Dies ist aber nicht eigentlich der Fall. Wenn *h* gar eigentlich kein Laut ist, so ist *w* ein überaus schwacher; und es giebt einige mit Vocalen anhebende Wörter, die mit einem Anfangs-*h* oder Anfangs-*w* geschrieben, d. h. entweder bloſs vocalisch, oder mit einem schwachen Anhauch ausgesprochen werden. So kommt in unsrem Gedicht *ukir* (120, *a.*) und *wukir* (16, *c.*) in der Bed. von Hügel, Berg vor, und in dieser letzten Stelle endigt sich das unmittelbar vorhergehende Wort auch in *ng*, und das *w* bleibt doch unverändert. Wo also das Wort durch Veränderung mit *ng* erscheint, muſs man es von der vocalischen Form ableiten. Von *hudhan*, Regen (133, *d.*), findet sich die Ableitung *mawudhan* (100, *c.*). Dieser Fall ist aber der umgekehrte, da *w* hier bloſs nach dem Präfix zur Vermeidung des Hiatus eingeschoben sein kann, und man nicht berechtigt ist, eine einfache Form *wudhan* darum anzunehmen.

---

(1) [Crawf. Handschr. hat *wukir*, und ebenso in der Stelle 120, *a.* Raffles führt in seinem Wortverzeichnisse *ukir*, Hügel, auf; da es aber bei niemand sonst sich findet, und das Wort im Mal. *bŭkit* lautet, so wird die Sache vorläufig nur noch durch die Bildung *mangngĕtan* von *wĕtan* (s. meine Anm. zu S. 76.) gestützt. *Hukir* (Mal. *ŭkir*) heiſst zerschneiden, schnitzen. B.]

Raffles läſst, wie es an mehreren Stellen sichtbar ist, in seiner Umschreibung des Jav. Textes in Lateinische Lettern sehr häufig das *ng* aus, wenn es auf ein unmittelbar vorhergehendes folgen sollte; und da zugleich seinen Worttheilungen nicht zu trauen ist, so bleibt man sehr häufig zweifelhaft, ob ein sich bei ihm vorfindendes *ng* nicht verdoppelt werden sollte, und ob es dem Schlusse eines Wortes oder dem Anfange eines folgenden angehört. Aus allen den Stellen, wo nur Ein *ng* zwischen zwei Wörtern steht, läſst sich daher nichts mit Gewiſsheit schlieſsen, und ich halte mich mithin allein an die, in welchen es wirklich zugleich am Anfange und am Schlusse zweier zusammenstoſsender Wörter angetroffen wird. Ich erwähne hier nur des *ng*, weil es die häufigsten Fälle dieser Lautveränderung bildet, und in Raffles Schreibung um so mehr Ungewiſsheit erregt, als, wie wir gleich sehen werden, in diesem Kawi-Gedichte die Wörter auch oft ein schlieſsendes *ng* an sich nehmen, das ihnen sonst nicht eigen ist.

Das Demonstrativpron. findet sich deutlich mit verwandeltem *h* 12, *c.* in *tanjung ngika*, jener Tanjung (Name einer Blume). Von der Lautveränderung nach *sang* haben wir schon oben ein Beispiel gesehen. Es findet sich aber auch ein ganz ähnliches (s. Anh.) 285, *c. sang nginujaran*, der Angeredete. Mehr Beispiele zu häufen, würde, da die Regel schon auſserdem feststeht, und sich aus den angeführten Gründen über die Ausnahmen nicht mit Sicherheit entscheiden läſst, unnütz sein.

Ich gehe daher sogleich zu dem andren schon oben erwähnten Fall über, wo ein Wort einen Schluſslaut an sich trägt, der ihm an sich nicht angehört, und ebensowenig, wenn man auch falsche Wortabtheilung annehmen wollte, dem unmittelbar folgenden beigegeben werden kann, wie in *Kurupatin panguchap* (31, *a.*), wo, da beide Wörter bekannt sind, das *n* des ersten auf keine andere Weise erklärt werden kann (1). Diese Laute, welche man als zwischen zwei Wörtern eingeschoben annehmen muſs, sind bloſs *n* oder *ng*, also immer nasale. Sie schlieſsen sich natürlich nur an vocalisch auslautende Wörter an, und stehen in den allermeisten Fällen vor consonantisch anhebenden, jedoch in einigen wenigen auch vor Vocalen. Die Sorgfalt, das Zusammentreffen sogar ganz gleicher Vocale zu verhindern, wird jedoch sehr oft in dem Gedichte vernachlässigt, woraus man nicht mit Unrecht schlieſsen möchte, daſs das vorgesetzte *h* den Vocal doch mit einer, nur sehr schwachen Aspiration schützte. Ich glaube mit Sicherheit behaupten zu können, daſs eine solche Einschiebung in der heutigen Jav. Sprache in prosaischen Schriften nicht vorkommt, da ich wenigstens keinen Fall dieser Art bemerkt habe. Wird dies von gründlichen Kennern des Jav. bestätigt, so gehört diese Eigenheit gleichfalls dem Zustande der älteren Sprache an, und wird für die Untersuchung ihres Ursprunges doppelt wichtig.

---

(1) [Ich bemerke in Bezug auf sämmtliche hiernächst folgende aus Raffles B. Y. entnommene Stellen, daſs der Text von Crawf. Handschr., obwohl er manchmal auch darin übereinstimmt, meistentheils diese Zusatzbuchstaben nicht hat (die übereinstimmenden Stellen sind: *sirang chumunduk*, *kramaniran tuhu*, *wekanniran mijil*, *iran mimpun*, *ginusitan sira*, und alle, welche das *ng* vor dem Pron. *ku* betreffen). Da sie dieselben aber auf gleiche Weise an anderen Stellen enthält, so ist an der Richtigkeit der Rafflesschen Lesung gewiſs nur in wenigen Fällen zu zweifeln, zu welchen wohl *tambangkun marya* gehören möchte. B.]

Die Tagalische Sprache besitzt einige Laute, nicht bloſs, aber doch gröſstentheils nasale, welche sie nach fest bestimmten, obgleich sehr verwickelten und die Anwendung im Sprechen erschwerenden Regeln zwischen zwei Wörter einschiebt, und die man, nach dem ihnen von den Spanischen Grammatikern gegebenen Namen, *ligazones*, Verbindungslaute nennen kann. Sie haben immer einen syntaktischen Zweck, und sind auf eine für die Theorie des Sprachbaues sehr wichtige Weise wesentliche Hülfsmittel der Construction in einer Flexion entbehrenden Sprache. Bei der Wahl desjenigen Lautes aber, welcher, unter der Zahl der vorhandenen, in jedem einzelnen Falle gewählt werden muſs, treten euphonische Regeln ein. In der Mad. und eigentlich Mal. Sprache finde ich diese Eigenthümlichkeit nicht. Was ich so eben vom Kawi gesagt, hat zwar auf den ersten flüchtigen Anblick groſse Ähnlichkeit damit, ist aber in der That in der Hauptsache gänzlich davon verschieden. Denn ich halte mich für überzeugt, daſs die Einschiebung dieser zwei Nasenlaute im Kawi gar keine syntaktische Bedeutsamkeit hat. Sie scheint daher bloſs euphonisch, ist aber auch so schwer zu begreifen, da sie vor den verschiedenartigsten Buchstaben und auf eine Weise, wie man sie nach der Natur der Laute nicht erwarten sollte, wie im obigen Beispiel *n* vor *p*, wo *m* natürlich wäre, eintritt. Sie ist auch in ihrer Anwendung nicht beständig, und findet sich und fehlt in Stellen, in welchen man vergebens nach einem Grunde der Verschiedenheit sucht. Der natürlichste Gedanke wäre, daſs durch den hinzugefügten Consonanten eine kurze Sylbe verlängert werden, oder vor Vocalen ein Hiatus vermieden werden sollte. Beides mag in einigen Stellen der Fall sein, läſst sich aber nicht nachsuchen. Denn bei dem uncorrecten Abdruck des Gedichtes in Raffles wäre es wohl die undankbarste aller Bemühungen, die Sylbenlänge in diesen Stellen ergründen zu wollen, obgleich allerdings Raffles das Sylbenmaſs, wo ein verschiedenes eintritt, jedesmal bezeichnet. Auffallend aber und der Annahme des Zwecks der Sylbenverlängerung entgegen ist es, daſs die Einschiebung auch vor zwei unmittelbar auf einander folgenden und also die vorhergehende Sylbe schon von selbst verlängernden Consonanten vorkommt; *siran tkangka* (27, *c.*), *siran tri* (76, *a.*), *Kresnan sdeng* (36, *a.*). Ich werde nun hier eine Reihe von Beispielen dieser eingeschobenen Nasenlaute folgen lassen.

Ein vocalisch auslautendes Wort hat, wenn es sich mit dem Pronominal-Affix der 1. Pers. verbindet, in mehreren Stellen des Gedichts ein eingeschobenes *ng*; *bapangku* (125, *b.*), Vater mein, von *bapa* (s. ob. S. 34. Anm. 7.); *tambangku* (34, *c.*), Arznei meine (d. h. hier: mein Arzt; *tamba*, Arznei).

Einschiebung eines Nasenlauts vor *k*: *nirang Kurupatin* (31, *a.*), *Palgunang karya Nakula* (100, *a.*), von dem Sanskr. Beinamen des Arjuna फाल्गुन, *Phâlguna*;

vor *ch*: *siran chumunduk* (27, *d.*), er fand, begegnete (Crawf. *Voc.*, der auch das einfache *chunduk* in der gleichen Bed. anführt);

vor *t*: *kramaniran tuhu Wisnumurti* (75, *c.*);

vor *d*: *narĕndhran dateng* (23, *a.*), den Männerfürsten kommend, dagegen *narĕndhra dateng* (25, *b.*); *surĕndhrang dhulur* (96, *d.*);

vor *n*: *sirang nrepati* (112, *d.* 125, *d.*);

vor *p*: *sirang parasura* (17, *c.*), sie die vorzüglichsten Götter, *sirang parama sapta Pandita* (18, *b.*), sie die trefflichsten sieben Pandits;

vor *b*: *sampurnang busana* (105, *d.*), vollständig (सम्पूर्ण, *sampûrṇa*) (im) Schmuck;

vor *m*: *wekanniran mijil* (88, *c.*), *iran mimpun* (102, *d.*), *tambangkun marya* (34, *c.*);

vor *l*: *Kresnan laku* (17, *b.* 20, *a.*);

vor *s*: *ginusitan sira* (21, *a.* s. Anh.).

Gänzlich dem Begriff einer Einschiebung zwischen zwei Wörter widerspricht es, wenn ein den Vers beschlieſsendes Wort einen Nasenlaut an sich trägt, der ihm sonst nicht gehört. So ***busanan*** (20, *c.*), sonst immer ***busana*** (105, *d.* 106, *c.* 113, *b.* s. Anh.) (¹).

§. 23.

Schluſsfolgerungen aus den bisherigen Untersuchungen.

Feststellung des Begriffs des Kawi.

Ich komme nunmehr zu der Frage, was eigentlich das Kawi für eine Sprache ist? wo man seinen Ursprung zu suchen und wie man die Art seines Entstehens zu erklären hat? Die Beantwortung dieser Frage machte die in den vorhergehenden Capiteln enthaltenen Erörterungen, vorzüglich die grammatischen, wie schon A. W. v. Schlegel (²) darauf aufmerksam gemacht hat, unerlaſslich nothwendig. Es wäre eher zu wünschen, daſs diese weniger vermissen lieſsen, als es in der That noch der Fall ist; und die aus denselben zu ziehenden Schluſsfolgen würden fester und besser bewiesen dastehen, wenn jenen Erörterungen eine tiefere und vollständigere Kenntniſs der heutigen Javanischen Sprache zum Grunde läge. Ich schmeichle mir jedoch, daſs sie auch so zur vollkommenen Feststellung des Begriffs der Javanischen Dichtersprache hinreichen.

Wenn ich nun Alles zusammennehme, was mir aus diesen Erörterungen zu flieſsen scheint, so halte ich das Kawi für eine ältere Form der heutigen Javanischen Landessprache, die aber in der Bearbeitung wissenschaftlicher, aus Indien nach Java verpflanzter Kenntnisse, und in der Nachahmung Indischer Dichtung eine unbestimmbare Menge reiner Sanskritwörter in sich aufgenommen hat, und dadurch, so wie durch die Eigenthümlichkeiten ausschlieſsend dichterischer Diction, zu einer von der gewöhnlichen Sprache abweichenden, in sich abgeschlossenen Sprachart geworden ist.

In einer frühen, historisch nicht zu bestimmenden Zeit waren Indische Religion, Philosophie, Wissenschaft, Dichtung und Kunst nach Java übergewandert und dort von einem bildungsfähigen, lernbegierigen Volke

---

(¹) [Crawf. Handschr. hat auch in dem ersten Verse *busana*. B.]

(²) Indische Bibl. I. 411.

aufgenommen, jedoch mehr wie fremde Cultur bloſs aufgenommen, als wirklich zu eigener Bildung bearbeitet und verschmolzen worden. Zugleich waren die Herrscher und die Regierung mehr oder weniger Indischen Ursprungs, und alles daher auf Indische Sprache und Sitte als den Weg hingewandt, sich dem Kreise zu nähern, in welchem Gröſse und Glanz ihren Sitz hatten. In dieser höchsten Blüthe des Indischen Wesens auf Java denke ich mir die Entstehung des Kawi. Die gebildetsten Classen der Nation bearbeiteten auf ihre Weise den fremden, wissenschaftlichen und dichterischen Stoff. Sie thaten dies in der gewöhnlichen Landessprache ihrer Zeit, in keiner fremden oder gar eigen gebildeten, so daſs das Kawi ursprünglich das Javanische jener Zeit ist. In dieser wissenschaftlichen Anwendung der einheimischen Sprache fand man es aber bald nothwendig, bald bequem, Sanskritwörter, auch über die Zahl derer, die schon in die gewöhnliche und in die Höflichkeitssprache übergegangen waren, theils wegen ihrer Bedeutsamkeit, theils wegen des schönen dichterischen Klanges, oft gewiſs aber auch bloſs aus dem Hange, die fremde gelehrtere und vornehmere Sprache einzumischen, nebenher aufzunehmen. So wurde der Grund zu einer eigenen Dichtersprache gelegt. Diese Bahn war Anfangs dieselbe, als auf der, nur aus anderen Gründen, auch die Höflichkeitssprache entstand. Beide waren und sind mit absichtlicher Abweichung von den gewöhnlichen Ausdrücken, aber mit strenger Beibehaltung des grammatischen Baues gebildete Abarten der gewöhnlichen Landessprache. Die Höflichkeitssprache, immer in das tägliche Leben verwebt, folgte jedoch mehr den Veränderungen, welche die Landessprache erfuhr; die Dichtersprache, die aber, wie man wohl beachten muſs, zugleich und noch viel mehr Sprache der Gesetzgebung und der Religion war, hielt sich strenger an ihre ursprünglichen Muster, und trennte sich auf ihrem Gange dadurch von der Höflichkeitssprache, daſs sie sich viel mehr in sich selbst abschloſs. Die Dichtung aller Sprachen behält gern alterthümliche und ungewöhnliche Fügungen und Formen bei, holt dieselben sogar geflissentlich, wenn sie beinahe der Vergessenheit übergeben sind, wieder hervor. So lange Indische Herrschaft und Religion auf dem Gipfelpunkte stehen blieben, welchen sie in Java erreicht hatten, muſste das Kawi nicht bloſs den gebildeten Classen der Nation, sondern auch dem Volke bis auf den Grad verständlich sein, in welchem die Dichtersprache überhaupt es dem Volke da sein kann, wo sie nicht unmittelbar natürlicher Ausbruch seiner Gefühle ist, sondern eine künstliche Bildung dazwischen tritt. Das Letztere war in Java im höchsten Grade der Fall, da diese Bildung sogar eine ausländische war; und das Volk hatte gewiſs damals, wie jetzt, seine vom Kawi verschiedenen Gesänge und Lieder. Allein die Sprache wimmelt schon an sich von Sanskritischen Ausdrücken, und in jener Zeit muſsten Indische Verhältnisse, Begriffe und Laute das Volk von allen Seiten umgeben. Der Javanische Theil des Kawi konnte noch weniger Schwierigkeit erregen, da es das Javanische jener Zeit selbst oder doch einer nicht sehr entfernten war. Die allgemeine Verständlichkeit der Chöre in der Attischen Tragödie kann gewissermaſsen hier zur Erläuterung angeführt werden. Der in den Chören herrschende Dialekt ist, wenn auch kein künstlich gebildeter, doch ein künstlich behandelter, und das Volk in Athen konnte ihn sich nur durch die Übung des Hörens im Theater aneignen. Wie aber das Indische Wesen zu sinken und zu zerfallen begann, und dies geschah nicht erst durch die Überwandrung der letzten Brahmanen aus Majapahit nach Bali, sondern schon allmälig lange Zeit früher, muſste alles mit Indien Verwandte auch dem Volke fremder werden, und die aus der entferntesten Zeit herstammenden und vermuthlich noch sehr spät in demselben Typus fortgedichteten Kawi-Werke ihm auch in seiner eigenen Sprache so viel Alterthümliches und Fremdartiges darbieten, daſs sie ihm nun wirklich und wahrhaft unverständlich wurden.

Diejenigen, von welchen bisher Meinungen über das Kawi geäuſsert worden sind, haben nicht den Weg eingeschlagen, der doch seit der Herausgabe von Raffles Geschichte von Java jedem offen stand, ich meine den der eigenen Untersuchung der vom Kawi übrig gebliebenen Bruchstücke; sie haben vielmehr nur aus allgemeinen Ideen geurtheilt. Den Englischen Schriftstellern, Raffles und Crawfurd, deren Verdienste um diesen Punkt der Geschichte und Sprachkunde man nie hoch genug anschlagen kann, ging zu diesen Erörterungen, so viel man wenigstens aus ihren Schriften schlieſsen muſs, die Kenntniſs des Sanskrits, denen auf dem Continent die der Malayischen Sprachen ab. Schon die Vereinigung mäſsiger Kenntniſs beider muſste hier, ohne weiteres persönliches Verdienst, mehr leisten; und so gestehe ich, daſs mir alle bisherigen Meinungen über das Kawi irrig scheinen. Sehr viel Schaden hat es auch diesen Untersuchungen gebracht, daſs man, durch den Begriff heiliger oder classischer Sprachen verleitet, das Kawi mit

Pali in Zusammenhang gestellt hat, da beide durchaus nichts mit einander zu theilen haben. Das Kawi läſst sich durchaus nicht als ein verdorbenes oder entartetes Sanskrit behandeln; und die Meinung, welche am bestimmtesten durch die obigen grammatischen Untersuchungen widerlegt wird, ist die in dem so vortrefflichen und gründlichen Versuche über das Pali (1) geäuſserte, welche den Ursprung des Kawi in den allmäligen Veränderungen sucht, die das Sanskrit auf Java entstellt haben, indem dasselbe durch jene Veränderungen alle seine Flexionen eingebüſst habe und in den Zustand einer analytischen Sprache übergegangen sei. Zwar wird diese Umwandlung hauptsächlich der ursprünglichen Sprache Java's beigemessen, und daher ganz richtig anerkannt, daſs das Kawi auf Java selbst entstanden, nicht erst dahin verpflanzt worden ist. Es wird auch anerkannt, daſs die Sanskritwörter ihre natürliche Reinheit darin erhalten haben, ein Zugeständniſs, das aber mit der gedachten Voraussetzung in sichtbarem Widerspruch steht. Wenn eine sogenannte synthetische Sprache in eine analytische übergeht, so liegt es in der Natur dieses Überganges, daſs die Flexionen sich nicht alle und nicht rein abscheiden, sondern daſs man das Werk der Zeit an zufälligen Ungleichheiten wahrnimmt. Es lieſse sich auch noch darüber streiten, ob die Javanische Sprache eine durchaus analytische ist (2). Der Annahme, daſs das Sanskrit allmälig zu Javanischem geworden sei, widerspricht die reine Scheidung beider Sprachstämme im Kawi, da die Entartung und allmälige Entstellung des Sanskrits nothwendig Spuren hinterlassen haben müſste. Der Weg ist, meiner Überzeugung nach, gerade der umgekehrte gewesen. Javanen haben Indische Weisheit und Dichtung sich angeeignet, sind der Sprache mächtig gewesen, und haben aus ihr mit Bedacht und mit Absicht Wörter entlehnt, gerade so, wie Persische Schriftsteller Arabische aufnehmen. Die Richtigkeit dieser Voraussetzung beweist der im Vorigen an vielen Beispielen (S. 55-62.) aufgeführte Umstand, daſs sie bei dieser Aufnahme eine feste, zugleich in der Natur ihrer und der fremden Sprache und in dem Zweck ihres Unternehmens gegründete allgemeine Regel beobachteten. Sie nahmen, auſser einigen Partikeln, nur Nomina auf, weil sich das Verbum in einer flectirten Sprache nicht, seinem bloſsen Begriff nach, von dem einzelnen und bestimmten Zustande, in welchem es erscheint, abscheiden läſst, dagegen ihre einheimische Sprache ihnen das Mittel darbot, jedes Nomen als Verbum gebrauchen oder in ein Verbum verwandeln zu können. Selbst der Sanskritische Infinitiv konnte ihnen, was sehr zu beachten ist, nicht als ein Verbalnomen dienen, da er, wie in jener Zeit vielleicht mehr, als jetzt, gefühlt wurde, nur ein mit Accusativ-Endung verbundenes Supinum ist.

---

(1) *Essai sur le Pali par* E. Burnouf *et* Chr. Lassen. *p.* 152. 153.

(2) Ich gestehe, daſs ich mich ungern dieser Ausdrücke bediene; die unendliche Verschiedenheit der Sprachformen und Sprachveränderungen läſst sich nicht so in zwei allgemeine Formen zwängen, und die Bequemlichkeit des Ausdrucks, die sie bisweilen gewähren, wird viel zu theuer durch die fast immer bei ihrer Anwendung zurückbleibende Unrichtigkeit erkauft.

Die Verfasser der eben angeführten Schrift haben, wie es scheint, ihre Meinung über das Kawi, welches nur sehr entfernt und nebenher den Kreis ihrer Untersuchungen berührte, von Crawfurd entlehnt. Crawfurd's Hypothese ist aber doch nicht ganz dieselbe; und wenn ihr allerdings der Umstand entgegensteht, daſs eine Sprache, wie das Kawi, gar nicht auf dem von ihm vermutheten Wege gebildet werden konnte, so ging er doch von einer richtigeren factischen Ansicht aus. Er sieht nämlich diese heilige Sprache als in Java entstanden an, nicht aber durch allmäligen Gebrauch und Entstellung, sondern absichtlich und künstlich gebildet. Sie war nämlich, nach ihm, die geschriebene Sprache der Priestercaste, und diese machte sich aus Nachlässigkeit und Unwissenheit von den Unbequemlichkeiten der Sanskritischen Grammatik los, um die Affixa der einheimischen Sprache an ihre Stelle zu setzen (1). Crawfurd sahe ganz richtig die Abwerfung der Sanskritischen Flexionen als absichtlich, nicht als durch zufälligen Gebrauch entstanden an. Er widerspricht auch ebenso richtig der Meinung, daſs das Kawi eine fremde, nach Java verpflanzte Sprache sei, welche Raffles (2), obgleich er sich, wie gewöhnlich, nur zweifelhaft darüber ausdrückt, zu begünstigen scheint. Crawfurd scheint mir nur darin auf irrigem Wege, daſs er, was von A. W. v. Schlegel mit Recht bestritten wird, das Kawi zu sehr als ein bloſs künstliches Machwerk betrachtet, und sogar behauptet, daſs es immer nur eine todte, höchstens von der Priestercaste gesprochene Sprache gewesen sei. In seiner, so wie in der Meinung der Verfasser des Versuchs über das Pali, ist schon das eine ganz unrichtige Vorstellung, daſs man die Flexionen des Sanskrit abgeworfen, oder daſs sie sich durch falschen Gebrauch verloren hätten. Von einer solchen künstlichen Absonderung oder solcher zufälligen Umwandlung kann hier gar nicht die Rede sein. Es ist sogar factisch unrichtig, daſs die Sanskritwörter im Kawi alle und vollkommen unflectirt wären; man wollte vielmehr im Gegentheil nur Nominative aufnehmen, und konnte keine Grundformen, noch Wurzeln brauchen, da man aus der lebendigen Rede schöpfte, in der diese nicht erschienen. Die Kawi-Schriftsteller bearbeiteten überhaupt gar nicht das Sanskrit, um gleichsam eine neue Sprache daraus zu machen. Ihr ganz natürliches und einfaches Verfahren war das, was in allen Sprachen bei jeder Nation, die eine fremde weiter vorgeschrittene Litteratur benutzt, nur nicht in so hohem Grade, gefunden wird. Sie entlehnten aus der Sprache, die ihre Lehrerin geworden war, Wörter, und nahmen diese in dem einfachsten Zustande, in welchem die Rede sie ihnen darbot. Sie wollten den Sanskritisch ausgedrückten Begriff, aber nichts mehr, als diesen. Was demselben, um in die fremde Rede verwebt zu werden, hinzugehen muſste, theilten sie ihm aus ihrer Sprache mit.

---

(1) Um Crawfurd's Meinung ganz zu erkennen, muſs man die in dem Versuche über das Pali aus dem dreizehnten Theil der Asiatischen Untersuchungen angeführten Stellen mit einer anderen aus seiner Geschichte des Indischen Archipelagus II. *p.* 17. 18. vergleichen, die ich, da sie kurz ist, hier folgen lasse. *The opinion I am inclined to form of this singular language is, that it is no foreign tongue introduced into the island, but the written language of the priesthood, to whom it is probable, in early times, the use of letters was confined.* Daſs Crawfurd von einer absichtlichen Abwerfung der Sanskr. Flexionen spricht, zeigen die Worte (*Asiat. res.* XIII. *p.* 161.): *endeavouring to get rid of the difficult and complex inflections of the Sanscrit.*

(2) I. 367.

Die Javanischen Wörter, die sich in so groſser Anzahl im Kawi finden, hält Crawfurd für nach und nach darin übergegangen, und erklärt daraus den reineren und weniger reinen Styl, welcher die Kawi-Werke unterscheidet.

Die Crawfurdsche Meinung läſst sich, meines Erachtens, bloſs dadurch, daſs man sie von der ihr ohne Nothwendigkeit beigemischten Unnatürlichkeit befreit, auf die wahre und richtige zurückführen. Man darf nur nicht verkennen, daſs die Grundlage des Kawi wirklich die Javanische Sprache, nur aus einer älteren Periode und daher in etwas veränderter Form, ist. Wollten nun die einheimischen Priester, Weisen und Dichter den Reichthum des Sanskrits in die Javanische Cultur verweben, so bedienten sie sich dieser lebenden, zu ihrer Zeit allgemein verständlichen, aber auch jetzt noch dem Javanen nicht ganz unzugänglichen Sprache, und versetzten, aber mit sorgfältiger Hinsicht auf die Erhaltung der Verständlichkeit, in dieselbe eine Anzahl Sanskritischer Wörter. Wörter lassen sich immer leichter dem Gedächtnisse einprägen, als der Verstand, einmal an andere gewöhnt, ihm fremde grammatische Formen aufnimmt; und alle im Vorigen aufgeführten Regeln der Behandlung der Sanskritwörter im Kawi beruhen auf dieser einfachen Erfahrung und jener Sorgfalt für die allgemeine Verständlichkeit. Die auf den ersten Anblick auffallende Erscheinung, daſs die Amerikanischen Eingebornen so häufig vier und mehrerer Sprachen mächtig sind, und dieselben ohne Verwechslung nach dem vorkommenden Bedürfniſs sprechen, und daſs die Incas so wenig Schwierigkeit fanden, ihre Sprache den fremden unterjochten Nationen aufzudringen, erklärt sich bloſs aus der groſsen Ähnlichkeit des grammatischen Baues der meisten Amerikanischen Mundarten. Die Jesuiten gründeten hierauf den, jedoch nie zur Ausführung gekommenen Plan, die ihnen untergebenen Missionen nicht an die Erlernung des Spanischen, sondern an eine der dazu am meisten passenden Amerikanischen Sprachen zu gewöhnen. Der Unterschied des reineren und mehr entarteten Kawi's läſst sich dennoch sehr gut begreifen. Das Kawi entfernt sich von der heutigen Landessprache durch die Beimischung in ihr nicht üblicher Sanskritwörter und durch den Gebrauch alterthümlicher Formen und Ausdrücke. Je nachdem nun jene Beimischung und dieser Gebrauch verringert, und noch heute gewöhnliche Formen und Ausdrücke an die Stelle der fremden und alterthümlichen gesetzt werden, desto mehr nähert sich die geringere Reinheit des Kawi der heutigen allgemeinen Verständlichkeit; und es kann kaum fehlen, daſs bei dem im Vorigen erwähnten Recitiren von Kawi-Versen bei den Puppenspielen, und selbst bei der Abschrift von Handschriften häufig auf diese Weise ein gewöhnlicheres Wort und eine leichtere Form den ursprünglichen Lesarten untergeschoben werde. Insofern rechtfertigt sich Crawfurd's Meinung von dem Eindringen Javanischer Wörter in das Kawi um so mehr, als in späteren Zeiten verfaſste Kawi-Gedichte sich theils absichtlich, theils aus Mangel gelehrter Kenntniſs der gewöhnlichen Sprache mehr nähern mochten.

Allen über das Kawi bisher geäuſserten Meinungen liegt sichtbar stillschweigend die Voraussetzung zum Grunde, daſs das wahre reine und älteste Kawi sich gar nicht mit dem heutigen Javanischen in Verbindung bringen läſst, sondern eine ganz eigne, in ihrer wahren Natur immer noch unbekannte Sprache ausmacht. Nur dadurch konnte ein so scharfsinniger und mit den Malayischen Sprachen, namentlich dem Javanischen, durch eignes Studium und mühevolle Arbeiten vertraut gewordener Schriftsteller, als Crawfurd, auf die Hypothese einer gleichsam todtgebornen Sprache gerathen. Aus dem gleichen Grunde schrieb ihr Raffles einen fremden Ursprung zu. Crawfurd sagt mit dürren Worten, daſs das Kawi sich weit von dem jetzigen Javanischen, ja selbst von den ältesten bekannten Überbleibseln desselben entferne (¹). Hierin vorzüglich weicht meine Meinung von den bisherigen ab; und dasjenige, was ich vorzüglich zu beweisen habe, ist der Punkt, daſs das Kawi wirkliches Javanisch, nur in einer älteren Form, also nicht, im wahren Verstande, eine eigne und abgesonderte Sprache, sondern in seiner Mischung mit Sanskritwörtern, so wie die ihm darin ganz ähnliche Höflichkeitssprache, bloſs eine Sprachart, in seinem einheimischen Theile ein älterer Dialekt ist.

Der Beweis für den ersten Theil dieser Behauptung scheint mir in der obigen Zergliederung der Sprache des Brata Yuddha deutlich und von selbst zu liegen. Wer dieser Zergliederung aufmerksam gefolgt ist, kann, dünkt mich, keine andere Überzeugung haben, als daſs der hauptsächlichste Bestandtheil dieser Sprache Javanisch ist, namentlich der ganze grammatische, nur allerdings mit einigen Abweichungen von dem heutigen Gebrauche der Sprache, sowohl in Wörtern, als Formen. Hierüber kann kaum nur ein Zweifel obwalten. Eher läſst sich bestreiten, ob die Abweichungen aus Veränderungen entstehen, welche die Zeit hervorgebracht hat. Ich erlaube mir über Beides hier noch folgende allgemeine Bemerkungen.

Die Meinung, daſs das Kawi, auch in seinem reinsten, alterthümlichlichsten Zustande, bloſses Sanskrit gewesen, oder auch nur vom Sanskrit eigentlich ausgegangen sei, scheint mir nach dem bis hierher Gesagten keiner weiteren Widerlegung zu bedürfen. Von Anfang an hatte diese Sprache höherer Cultur zwei verschiedene Grundlagen, und die eine derselben war die Sprache des Landes, in welchem das Kawi entstand. Es war dies sogar die

---

(¹) *We may be prepared to explain the singular fact of the Kawi differing so widely from the present Javanese or even from the most ancient specimens of the ordinary speech of which we are possessed. Archip.* II. *p.* 18.

hauptsächlichste, weil ihr die grammatische Form, also dasjenige angehörte, was einer Sprache den Charakter giebt und sie zu demjenigen macht, was sie ist. Dies scheint sich namentlich Crawfurd nur nicht deutlich genug gedacht zu haben. Denn er sagt nirgends bestimmt, daſs auch der ursprüngliche, nicht Sanskritische Theil des Kawi nicht Javanisch gewesen sei. Er drückt sich darüber gar nicht aus, und spricht bloſs von später eingedrungenen Javanischen Wörtern, und scheint zu meinen, daſs früher nur grammatische Affixe und Hülfswörter die ursprüngliche Gestalt des Sanskrits verändert hätten. Waren aber diese Affixe und Hülfswörter ursprünglich Javanisch, wie man bei seiner Behauptung der Entstehung des Kawi auf Java selbst voraussetzen muſs, so ist er von dieser Seite, nur ohne es bestimmt genug zu sagen, der von mir geäuſserten Meinung. Wir kennen das Kawi nur nach dem in Raffles abgedruckten Theile des Brata Yuddha; und es fehlt uns an sicheren Kennzeichen, zu entscheiden, ob dies Gedicht und diese Ausgabe desselben zu der reineren oder mehr entarteten Gattung der Kawi-Werke gehört. Ich möchte es wenigstens nicht in der Gestalt, in der wir es besitzen, zu den reinsten und ältesten rechnen, da die Anzahl der, meiner Meinung nach, auch im Javanischen jüngeren Formen immer sehr ansehnlich darin ist. Die uns vorliegenden Bruchstücke sind aber von so bedeutendem Umfange, daſs sich wohl annehmen läſst, daſs sich auch im ältesten Kawi nicht leicht eine Gattung grammatischer Formen gefunden habe, von welcher hier nicht wenigstens einzelne Beispiele vorkommen sollten.

Nun ist aber alles nicht Sanskritische in dem Gedichte mit dem heutigen grammatischen Baue der Javanischen Sprache übereinstimmend oder läſst sich, wo dies nicht der Fall ist, auf eine der andren uns bekannten Malayischen Sprachen zurückführen. Der gröſste Theil ist aber von der ersten Art. Da ich in der Darlegung des grammatischen Charakters des Kawi immer zugleich bei jedem Punkte die grammatischen Regeln des heutigen Javanischen angeführt habe, und, wo es nöthig war, auf die anderen Malayischen Sprachen zurückgegangen bin, so liegt der Beweis meiner Behauptung durch alle Theile der Grammatik hindurch schon in jenen Erörterungen. Ich erinnere hier nur an einige Punkte, welche das Javanische selbst unter den übrigen Malayischen Sprachen auszeichnen, die Suffixa der 3. Pers. des Pronomens, ihren Gebrauch als Genitivzeichen, die Eigenthümlichkeit, sich derselben zur Bildung von Conjunctionen zu bedienen, die Abwerfung des *m* von den Verbalpräfixen, welche die des ihm folgenden Vocals nach sich zieht, oder wenn man diese von mir aufgestellte Theorie nicht annimmt, die Veränderung des Anfangsconsonanten der Verba nach bestimmten Regeln u. s. f. Alles dies findet sich nun nicht bloſs im Kawi wieder, sondern die Affixa sind auch, ihrem Laute nach, groſsentheils dieselben; und insofern sie es nicht sind, ist der Unterschied nur der, daſs die neuere Sprache einige solcher Hülfswörter mehr anwendet. Von Wörtern finden sich im Brata Yuddha eine sehr bedeutende Menge rein Javanischer, die Gericke in dem Wortverzeichniſs seines Lesebuchs als Wörter der heutigen Sprache aufführt, und die in dem Crawfurdschen Wortverzeichnisse, wovon ich gleich ausführlicher reden werde, mit keinem Kreuze bezeichnet sind.

Auf der andren Seite aber finden sich allerdings auch in dem Kawi-Gedichte Abweichungen von dem grammatischen Baue des heutigen Javanischen, und Wörter, welche der heutigen Mundart fremd sind. Über diese letzteren würde ich mich bei der Unvollständigkeit der bisherigen Jav. Wortverzeichnisse nicht zu äuſsern wagen, wenn ich nicht durch einen doppelten Umstand dahin gekommen wäre, eine Anzahl derselben als solche zu erkennen. Ich habe oben (S. 32. 33.) von den Kawi-Wortverzeichnissen gesprochen, deren man sich auf Java bedient. Der bei weitem gröſste Theil der in denselben enthaltenen Wörter ist Sanskritisch; kommen jedoch andere vor, so beweist schon der Umstand, daſs man sie diesen Glossarien einverleibt hat, daſs sie auſser dem Kreise der heutigen gewöhnlichen Sprache liegen. Aber einen noch mehr aus dem Leben gegriffenen Beweis liefert Crawfurd's handschriftliches Javanisch-Englisches Wortverzeichniſs. Er hatte dasselbe, als er sich noch an Ort und Stelle befand, einem jungen Javanischen Häuptling, der in Calcutta Englisch studirte, zur Durchsicht gegeben, und dieser hat mehrere Wörter desselben, zum Zeichen seiner Nicht-Anerkennung, mit Bleistift mit einem Kreuze bezeichnet. Daſs diese Wörter nicht fehlerhaft sind, geht aus der Vergleichung vieler derselben hervor. An den Sanskritischen, die auch im B. Y. vorkommen, läſst sich dies leicht erkennen. Allein auch die Richtigkeit anderer läſst sich beweisen. Jener Javane hatte sich nie mit Kawi beschäftigt, und seine Kreuze geben also den zwiefachen Beweis, daſs die im B. Y. vorkommenden nicht von ihm damit bezeichneten Wörter noch richtige Wörter der heutigen Sprache, die bekreuzten aber derselben fremd sind. Man hat hier ein wahrhaft praktisches

Exempel, welche Kawi-Wörter man mit bloſser Kenntniſs der heutigen Sprache ohne weitere Hülfe verstehen kann. Von den nicht Sanskritischen Wörtern des B. Y. ist nun in diesem Verzeichniſs der bei weitem kleinste Theil mit Kreuzen versehen. Wo sich das Kreuz findet, sind die Wörter sehr häufig im Malayischen oder Tagalischen nachzuweisen.

Die grammatischen Verschiedenheiten des Kawi von dem heutigen Javanischen liegen theils bloſs in den Lauten einiger grammatischer Wörter, wie *ring* für *hing*, *rika* für *hika* u. s. w., theils in solchen Abweichungen, welche sich auf den ersten Anblick und unläugbar als Folge der Zeit, die in den Sprachen den Formenbau nach und nach durch Umschreibung ersetzt, verrathen. Hierhin rechne ich, daſs das Kawi, wenn man die Bildung durch das Präfix *ka* dem Nomen beizählt, das Passivum, für welches die heutige Sprache noch *dhi*, *dhipun* und *dhèn* als Hülfswörter besitzt, bloſs durch Einschiebung von *in* bildet u. s. f. Allein es giebt auch wesentlichere Abweichungen, z. B. den Gebrauch des Artikels *sang*, den des Pron. der 3. Pers. im Nominativ *sira*, wofür es dem heutigen Jav. ganz an einem wahrhaft entsprechenden Ausdruck fehlt, und, was ganz sicher ist und auch von Kennern des Jav. bestätigt wird, die Verwandlung des *m* der Verbalpräfixe in *n* zur Bezeichnung des Präteritums. Diese Veränderungen lassen sich allerdings auch aus dem Fortrücken zur Formlosigkeit erklären; indeſs sind sie doch erheblicher, und es ist immer auffallend, daſs von der Bezeichnung des Präter. durch Lautveränderung im Jav., welches die künstlichen Bildungen der Einschiebung von *in* und *um* beibehalten hat, keine Spur geblieben ist. Jedoch läſst sich hiergegen auch mit Recht anführen, daſs die Abwerfung der mit *m* beginnenden Präfixa auch diese Verwandlung auſser Gewohnheit bringen muſste. Daſs alle diese Abweichungen das Kawi den Dialekten der Philippinischen Inseln noch näher bringen, als denselben das Javanische schon steht, ist bereits oben bemerkt.

Das also ergiebt sich klar und unläugbar aus der Zergliederung des Kawi-Textes, daſs auch dasjenige, was in ihm, ohne Sanskritisch zu sein, im heutigen Jav. nicht gefunden wird, diesem doch auf das engste verwandt ist; und es bleibt nur die Frage übrig, ob man diese Abweichungen der Zeit oder einer Dialekt-Verschiedenheit zuschreiben soll. Ich erkläre mich für das Erstere, schon darum, weil die Kawi-Sprache sich auch in diesen Abweichungen, welche sämmtlich auf mehr Formung hinausgehen, demselben

Punkte, als die Javanische, nämlich den Philippinen, zuwendet, und nichts in ihnen liegt, was nicht, nach bewährten Beispielen in anderen Sprachstämmen, durch das Vorrücken der Zeit wirklich erklärbar werden könnte. Es ist indeſs zugleich meine völlige Überzeugung, daſs sich diese Frage durch die Untersuchung der Sprache nicht gänzlich entscheiden läſst. Die Malayischen Sprachen theilen sich in eine so groſse Menge einander zum Theil so nahe liegender Dialekte, daſs es sehr leicht an einer anderen Stelle dieses mit Inseln besäeten Meeres einen gegeben haben könnte, welcher dieselbe Verwandtschaft mit dem Jav. bei den gleichen Abweichungen besessen hätte. Ja, es könnte einen solchen noch heute geben, da die Sprachkunde die Kenntniſs dieser Dialekte noch bei weitem nicht erschöpft hat, und genaue grammatische Untersuchungen, wie sie hier erfordert werden, theils wegen ihrer Schwierigkeit, theils weil das Sprachstudium bisher nicht ernsthaft genug auf sie gerichtet war, noch seltener sind. Insofern könnte das Kawi auch auf einer andren, benachbarten Insel entstanden sein. Da aber hier die aus der Sprache zu ziehenden Gründe nicht ausreichen, muſs man seine Zuflucht zu den historischen nehmen.

Aus der geschichtlichen Lage der Dinge, die ich in dem ersten Buche dieser Schrift dargestellt habe, ergiebt sich klar, daſs Java von der frühesten Zeit her vermuthlich der erste, gewiſs aber der hauptsächlichste Sitz Indischer Bevölkerung in diesem Völkermeer war. Selbst Sumatra kann ihm diesen Vorzug nicht streitig machen. Madura und Bali liegen ihm so nahe, daſs sie beinahe Theile von Java ausmachen; Bali ist aber mehr ein Ort gewesen, auf welchem sich die Indische Religion und Cultur, als sie auf Java selbst dem Islam weichen muſste, Zuflucht suchte, als einer, auf dem sie ursprünglich blühte. Die groſse Anzahl und der Umfang der Überreste Indischer Baukunst, die bedeutende Menge der, auch ganz abgesehen vom Kawi, sogar der gewöhnlichen Sprache beigemischten Sanskritwörter, die Indischen Benennungen der meisten Staatswürden und öffentlichen Einrichtungen, die Verwebung Indischer Götter- und Heldensage in die ältesten Javanischen Überlieferungen, die Versetzung der gröſsten Begebenheiten jener mythischen Zeit auf den heimathlichen Boden selbst lassen Java, jedoch nur Java allein, als ein zweites Indien erscheinen. Es dürfte sogar schwer zu entscheiden sein, ob die meisten der übrigen Inseln, was man auf ihnen von Indischer Sprache und Überlieferung antrifft, nicht erst aus zweiter Hand von

Java aus erhielten. Ich habe auch schon oben auf den Umstand aufmerksam gemacht, daſs man auf Java nicht sowohl fremde, noch als ausländisch erkennbare Indische Colonieen, sondern vielmehr die Javanen selbst in Indischen Sitten und Einrichtungen wahrnimmt. Schon dadurch war der Zustand auf Java durchaus von dem jenseits des Ganges verschieden, wohin in gewiſs späterer Zeit Buddha-Priester eine eigne fremde Sprache, das Pali, von dem auf Java keine Spur anzutreffen ist, dergestalt verpflanzten, daſs dieselbe, auſser ihren Einmischungen in die Landessprache, als abgesonderte heilige und gelehrte Sprache fortblüht. Das Kawi hat bloſs Indische Elemente, und ist, wenn es auch für Java könnte als ausländisch angesehen werden, immer eine wahrhaft Malayische, also mit der einheimischen zu Einem Stamme gehörende Sprache. Wie wäre es nun denkbar, gerade die Kawi-Sprache und Litteratur auf einem anderen Punkte, als auf Java selbst, entstanden anzunehmen? Gerade sie setzt das tiefſte Eindringen in Indische Sprache und Bildung, die gröſste Vertraulichkeit mit beiden voraus, und sie nun wollte man aus dem Zusammenhange mit aller übrigen Indischen Eigenthümlichkeit auf Java herausreiſsen, mit welcher sie in der engsten und in wirklich nothwendiger Verbindung steht! Wenn man in Erwägung zieht, wie unendlich Vieles vorausgehen muſs, ehe sich eine solche Litteratur in einer ihr eigen angepaſsten Sprachart bilden kann, so fühlt man die an Unmöglichkeit gränzende Unwahrscheinlichkeit, daſs die Spuren der Entstehung einer solchen Erscheinung auf einem anderen Punkte, als Java, gänzlich sollten untergegangen oder doch unsren Blicken verborgen geblieben sein. Die Meinung, daſs die Kawi-Sprache keine Javanische, sondern erst nach Java verpflanzt worden sei, ist daher die unwahrscheinlichste unter allen; und es bleibt ein wesentliches Verdienst Crawfurd's, den einheimischen Ursprung des Kawi auf Java als unbezweifelt angenommen zu haben.

Wenn es für durchaus nothwendig gehalten würde, die Abweichungen des Kawi vom heutigen Javanischen einer Dialekt-Verschiedenheit zuzuschreiben, so müſste man doch immer annehmen, daſs ein solcher Dialekt auf Java selbst zur Zeit und an dem Punkte der Entstehung des Kawi geherrscht habe. Unmöglich wäre eine solche Annahme durchaus nicht zu nennen; und wenn man von Java so ausführliche und ins Einzelne gehende Kenntniſs besäſse, als man dem sorgsamen Fleiſs der Spanischen Missionare von den Dialekt-Verschiedenheiten der Philippinischen Inseln, bis auf die Lauteigenthümlichkeiten einzelner Ortschaften herab, verdankt, so würde sich hierüber mit Gewiſsheit entscheiden lassen. Wir kennen aber von Mundarten auf Java nur einigermaſsen die von Sunda, im westlichen Theile der Insel, von der hier nicht die Rede sein kann. Der Niederlassungsort der Indier war gerade entgegengesetzt der östliche Theil, und jene Mundart soll viel weniger Sanskritwörter und eine bei weitem unvollkommner ausgebildete Höflichkeitssprache besitzen (1). Auch von ihr aber ist bisher, so viel ich weiſs, niemals etwas Grammatisches mitgetheilt worden. Dieser ganze Punkt erfordert also, wenn man es für wichtig hält, ihn weiter zu verfolgen, erst neue historische Aufklärungen, da die bis jetzt vorhandenen nicht hinreichen (2).

Ungeachtet dieses Raisonnements und aller angeführten Gründe dürfte man sich dennoch vielleicht fragen, woher, wenn das Kawi wirklich in seinem hauptsächlichsten Elemente reines Javanisch ist, die heutige Unverständlichkeit dieser Sprache auf Java stammt? Denn Raffles fand nur einen einzigen Mann, welcher im Stande war, den B. Y. auszulegen, und auch dieser muſste doch oft zur bloſsen Errathung des Sinnes seine Zuflucht nehmen. In wie vielen Stellen aber er dabei noch irrte, ganze Sätze des Originals unübertragen lieſs und andere willkührlich hinzufügte, zeigt die Vergleichung des Textes mit der Englischen Paraphrase bei Raffles. Ich gestehe jedoch, daſs mich diese Erscheinung durchaus nicht wundert, und ich weder in ihr, noch in dem oben angeführten Ausspruche Crawfurd's von dem weiten Abstande des Kawi vom Javanischen, der sich doch nur auf Urtheile der Eingebornen stützt, irgend einen hinreichenden Grund finde, von den obigen Behauptungen abzugehen. Alle nicht noch heute im Jav. übliche Sanskritwörter des Kawi müssen dem heutigen Leser solcher Werke schon ohnehin gänzlich unverständlich sein. Fast gleiche Schwierigkeit muſs er in den alterthümlichen Formen und Ausdrücken finden, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man bedenkt, wie schwierig einem ungebildeten Deutschen Leser das Verstehen des Nibelungenliedes ist. Eine dritte und hauptsächliche Dunkelheit aber entspringt aus der abgebrochenen, in Metaphern gehüllten und an Inversionen reichen dichterischen Diction, durch welche der an die einfache Klarheit und die feste Wortstellung der Jav. Prosa Gewöhnte sich wie in eine ganz andere Welt versetzt fühlen muſs. Die Inversionen allein können ein groſses Hinderniſs abgeben. Wir haben oben gesehen, daſs die feste und durchgängige Stellung des Genitivs zum Nominativ in den Sanskritisch zusammengesetzten Wörtern und im Jav. (***Kurukshêtram*** und ***tegal Kuru***, Kuru-Feld) gerade entgegengesetzt ist. Der gleichzeitige Gebrauch beider Stellungen im Kawi muſs daher verwirrend erscheinen. Die Kawi-Sprache war eigentlich schon in ihrem Entstehen eine gelehrte, nur durch Studium zugängliche. Sie ist aber für das heutige Java durch den Verlauf der Jahrhunderte, die Veränderung aller Verhältnisse und die lange Entwöhnung von aller Gemeinschaft mit Indischer Bildung noch zehnfach mehr zu einer solchen geworden. Nicht Eine der uns über den Zustand Java's zugekommenen Mittheilungen berechtigt uns aber zu der Voraussetzung, daſs ein solches Studium auf irgend eine ernsthafte Weise vorgenommen wird. Es ist zwar, nach Raffles Zeugniſs, Mode und Ton, sich einige Kenntniſs des Kawi anzueignen, man erwirbt dieselbe aber vermuthlich, indem man nach einzelnen Ausdrücken bei den Puppenspielen hascht (1). Denn sonst sind selbst gute Handschriften auf Java selten und müssen aus Bali herbeigeschafft werden. Legten sich Javanen ernstlich auf Kawi-Studium, so müſste auch Raffles solche Individuen gefunden haben, und es würde ihm nicht entgangen sein, dieselben zu benutzen. Nicht einmal die einheimische Sprache wird, wie es scheint, grammatisch betrieben, da Raffles ausdrücklich erwähnt, daſs es gar keine einheimische Grammatiken giebt (2). Dasselbe bezeugt Marsden (3) von der eigentlichen Malayischen Sprache. Es ist daher kaum denkbar, daſs ein Javane, nach der heutigen Art seiner Ausbildung, ehemalige und jetzige Formen seiner Sprache als identisch anzuerkennen und aus einander zu erklären im Stande sei. Allein auch insofern wirklich Kawi-Studium getrieben wird, herrscht dabei eine Methode, die unmöglich zur eigentlichen Einsicht des alten Dialekts führen kann. Die wahre Methode dieses Studiums ist offenbar die, Sanskrit zu erlernen und sich mit den Malayischen Sprachen bekannt zu machen, welchen das Jav., nicht in seinem Übergange zur Formlosigkeit, wie der Sprache auf Malacca, sondern in seinem früheren Zustande, wie den Philippinischen Sprachen, nahe liegt. Ohne Sanskrit und Tagalisch mit der Kenntniſs des Javanischen zu verbinden, ist kein wahres Eindringen in das Kawi möglich. Ist man aber im Besitz des Hauptbestandtheils dieser Sprache und der Quellen, aus welchen das von diesem Hauptbestandtheile in ihr Abweichende entspringt, so hat man nun nur auf den verschiedenen Gebrauch zu achten, welchen das Kawi bisweilen von den fremden Elementen macht. Denn allerdings legt es den Sanskritwörtern hier und da Bedeutungen bei, welche aus den uns bekannten nur entfernt abzuleiten sind; auch kommen wohl Wörter des Malayischen Stammes, und wenigstens Sanskritformen vor, die wir in unsren Hülfsmitteln in diesen Sprachen vergebens suchen. Zur Auffindung dieser sind nun die oft im Vorigen erwähnten auf Java sich findenden Verzeichnisse von Kawi-Wörtern nützlich, ja selbst unentbehrlich. Macht man sie dagegen, wie auf Java geschieht, zur einzigen Quelle des Kawi-Studiums, so können sie weder hinreichen, noch ohne Gefahr des Irrthums zur Leitung dienen, am wenigsten aber Einsicht in den Zusammenhang der Elemente der Sprache gewähren. Sie sind natürlich nicht vollständig, und geben auch, so viel sich wenigstens aus dem bei Raffles schlieſsen läſst, häufig die Bedeutungen nicht auf adäquate Weise, da sie nicht auf den Ursprung der Wörter zurückgehen. An grammatische Aufklärungen ist bei diesen Verzeichnissen gar nicht zu denken. Ein gelehrtes Studium des Kawi und ein richtiges Urtheil über dasselbe wird daher immer nur bei Ausländern zu suchen sein. Auch hat es wirklich nur insofern Interesse, als es sich an allgemeine Sprach- und Geschichtsuntersuchungen anknüpft, und muſs auf diesem seinem eigenen Wege fortgehen. Es ist hier einer der Punkte, wo man sich durch die Urtheile der Eingebornen nicht irre machen lassen, sondern davon frei erhalten muſs.

---

(1) Raffles. I. 358. 366.

(2) Einige einzelne, aber ganz unzulängliche und sich bloſs auf die Aussprache beziehende Bemerkungen über Javanische Mundarten finden sich bei Raffles. I. 359. Vgl. auch 332.

---

(1) Raffles. I. 367. 338.

(2) *l. c.* 364.

(3) *Gramm.* 126.

Drittes Buch.

Über den Malayischen Sprachstamm.

Erster Abschnitt.

Stammverwandtschaft der Malayischen Sprachen.

§. 1.

Der groſse Ocean, welcher, südlich vom Asiatischen Festlande, Afrika und Amerika durch ungetrennte Schiffahrt verbindet, bietet in den zahllosen, in ihm zerstreuten Inseln eine merkwürdige Gleichförmigkeit der Bewohner und ihrer Sprachen dar. Die ersteren sind entweder negerfarbig, gröſstentheils mit krausem Wollhaar, wild und der Civilisation abgeneigt, oder bald heller, bald dunkler olivenfarbig, mit langem glattem Haar, sanftmüthig, und in Sitten und Kunstfertigkeiten zu einem hohen Grade menschlicher Bildung gelangt. Beide befinden sich entweder in gemeinschaftlichem Besitz einiger Inseln, wie auf Borneo, den Philippinen und anderwärts, oder nehmen jede für sich Inseln und Continente allein ein, die schwarze Race Neu-Holland und einige nördlich davon gelegene Inseln, die olivenfarbige die übrigen zahllosen gröſseren und kleineren Eilande, auf denen zum Theil aber die schwarze erst später untergegangen zu sein scheint. Die weiſsere ist überall die zahlreichere und bei gemeinschaftlichem Besitz die herrschende, die schwärzere die geringere an Zahl und die in das Innere und die Gebirge zurückgedrängte. Auch steht nur die weiſse in wahrem gesellschaftlichen Verkehr mit den fremden Ansiedlern in diesem Theile der Welt, mit den Arabern und Europäern. Von den Sprachen der schwarzen Race ist es jetzt nicht meine Absicht zu reden, auch besitzt man bis jetzt nur überaus mangelhafte Hülfsmittel zur Kenntniſs derselben. Alle bis jetzt bekannt gewordenen Sprachen der olivenfarbigen Race aber verrathen, von dem westlichsten Punkte, Madagascar, bis zum östlichsten, der Osterinsel, und von Süden nach Norden bis zum Asiatischen Festlande, und im freien Meere bis zu den Sandwich-Inseln hin, eine, auch bei flüchtiger Vergleichung unverkennbare Gleichförmigkeit. Diese Behauptung bedarf, was die Inseln östlich von Sumatra anbetrifft, keines Beweises mehr, sie ist von Allen, welche diesen Theil des Erdbodens in den Kreis ihrer Sprachforschungen aufgenommen haben, einmüthig anerkannt. Von Madagascar konnte sie bedenklich erscheinen, da ein fast ganz von Inseln freies Meer über 50 Grade weit Madagascar von der westlichsten Spitze Sumatra's trennt. Doch auch von der Sprache dieses Landes herrschte schon seit älterer Zeit die Meinung ihrer Verwandtschaft mit den Malayischen, war aber so mangelhaft und unzulänglich bewiesen, daſs man es der schärferen Sprachkritik nicht zum Fehler anrechnen kann, an der Richtigkeit derselben gezweifelt zu haben (1). Durch bessere Hülfsmittel, deren ich weiter unten ausführlich erwähnen werde, unterstützt, habe ich mich aber überzeugt, daſs sie nicht bloſs in Rücksicht ihres Wortvorraths, sondern ganz besonders in Rücksicht ihrer Form, also desjenigen, was jede Sprache eigentlich zu der individuellen Sprache macht, die sie ist, durchaus mit den Malayischen Sprachen übereinkommt.

§. 2.

Man hat die hier in Rede stehenden Sprachen die Polynesische, oder auch im Plurale die Polynesischen genannt; und es kann auffallend scheinen, daſs ich mich nicht desselben, einmal eingeführten Namens bediene, sondern ihnen die Benennung der Sprachen des Malayischen Stammes gebe. Es haben mich aber hierzu mehrere, mir nicht unwichtig scheinende Gründe bewogen. Der Name Polynesische Sprachen ist gleichsam ein geographischer, und würde daher, streng genommen, alle in dem mit Inseln besäeten Meere herrschende Sprachen, mithin auch die der negerfarbigen Race, in sich begreifen. Er sagt eigentlich nicht mehr, als daſs diese Sprachen auf einer Menge von Inseln gesprochen werden, und es wird daher durch denselben schlechterdings nichts über das Verhältniſs dieser Sprachen zu einander angedeutet. Nimmt man die Benennung gar im Singularis, so geht sie viel zu weit, da man die Sprache auf Madagascar, den Philippinen und der Südsee östlich von Neu-Seeland aus gewiſs verwandte, auf keine Weise aber dieselbe Sprache nennen kann. Gerade das aber ist es für das Sprachstudium wichtig anzudeuten, wenn man jemals auf eine richtige Classification der Sprachen des Erdbodens kommen will, daſs diese Sprachen zu einem und ebendemselben Stamme gehören. Endlich wird auch der Name Polynesische Sprache schon jetzt von verschiedenen Schriftstellern, ihren verschiedenen Theorieen gemäſs, sehr verschieden genommen, selbst von den Englischen Schriftstellern, deren groſsen Verdiensten um diesen Theil der Völkerkunde man es fast ausschlieſslich verdankt, ein richtigeres Urtheil über diese Sprachen fällen zu können. Marsden (1) nimmt Polynesische Sprachen in demselben Sinne, als ich Malayische, indem er jedoch darunter nur eigentlich den Theil dieser Sprachen begreift, der ihnen ursprünglich und unvermischt mit fremdem Zusatze angehört. Er unterscheidet nachher das diesseitige westliche, und jenseitige östliche Polynesien. Crawfurd (2) spricht zuerst von den jeder dieser Sprachen, ihrer Localität nach, eigenthümlichen Wörtern, als ihrem ersten constitutiven Element. Er scheint darunter die Sprache der noch uncivilisirten Ureinwohner zu verstehen. Über diese verschiedenen Dialekte hat sich alsdann, nach ihm, die Sprache einer groſsen civilisirten Völkerschaft, welcher er Java zum Sitz anweist, durch Schiffahrt, Handel und Verkehr verbreitet. Die Sprache dieses Volkes nennt er die Polynesische, und rechnet zu derselben alle den Malayischen Sprachen gemeinschaftlichen Wörter. Er giebt auf diese Weise sogar eine Probe eines Polynesischen Wörterbuches (3). Bei ihm ist also die Benennung ganz in das System verwebt, das er sich über diese Sprachfamilie gebildet hat. Die Englischen Missionare in der Südsee endlich beschränken den Namen Polynesische Sprache auf den Kreis ihrer Beobachtung, und belegen damit die Sprachen der von Neu-Seeland, dieses mit eingeschlossen, östlich gruppenartig bis zur Osterinsel und zu den Sandwich-Inseln liegenden Eilande. Diese Sprachen, von welchen wir jetzt bereits vier, die Tahitische, Sandwichische, Neu-Seeländische und Tongische, auch grammatisch kennen, der Wortverzeichnisse vieler anderen nicht zu gedenken, haben allerdings wieder im Malayischen Stamme selbst eine nähere Verwandtschaft unter sich, und es lassen sich ihnen allen gemeinschaftliche Wörter von den abweichenden jeder besonderen unterscheiden, eine Erscheinung, die sich in allen groſsen Sprachstämmen, und in dem, von welchem wir reden, in den Philippinischen Mundarten, der Javanischen Sprache, zusammengenommen mit den Dialekten von Sunda, Bali und Madura,

---

(1) Mithridates. Th. 1. S. 604. 616. Th. 3. Abth. 1. S. 255. 256.

---

(1) *Gramm. Introduction. p.* I. XVIII. XXIII.

(2) *History of the Indian Archipelago.* II. *p.* 78. 81-95.

(3) *l. c. p.* 192.

u. s. w., findet. Der Name Polynesische Sprache, welchen sogar die einzige bisher im Druck erschienene Tahitische Grammatik führt, ist hier noch sonderbarer angewandt, da der Theil des südlichen Meeres, von welchem hier gesprochen wird, nicht der einzige, ja nicht einmal der am meisten inselvölle desselben ist. Wollte man einen geographischen Namen dafür wählen, so würde man diese Dialekte eher, obgleich dies wieder nicht auf Neu-Seeland paſst, die Dialekte der Inselgruppen, im Gegensatze der Inselreihen, nennen können. Ich glaube durch das bisher Gesagte mich vollkommen über den Nicht-Gebrauch des Ausdrucks Polynesische Sprachen gerechtfertigt zu haben. Auch darin wird man leicht mit mir einverstanden sein, daſs es zweckmäſsig ist, diese Sprachen gleich als Sprachen eines und desselben Stammes zu bezeichnen. Dagegen läſst sich allerdings die Benennung Malayische Sprachen aus mehr als Einem Grunde bestreiten. Geht man von dem Charakter der Sprachen selbst aus, so ist es sogar auf keine Weise zu rechtfertigen, dem ganzen Stamm gerade den Namen der einzelnen auf der Halbinsel Malacca herrschenden Sprache beizulegen. Denn diese, sowohl wie sie auf dem eben erwähnten Theile des Festlandes, als wie sie als Handelssprache durch den ganzen Indischen Archipelagus gesprochen wird, ist nach dem heutigen Sprachgebrauche allein unter Malayischer Sprache zu verstehen. Jeder Sprachstamm sollte nach der Sprache benannt werden, aus welcher die übrigen zu ihm gehörenden geflossen sind. Da sich aber dies, ja selbst die Priorität des Alters, nicht immer, oder fast nie, mit Gewiſsheit bestimmen läſst, so ist es besser, einer solchen objectiven Grundlage der Benennung eine für den Zweck des Sprachstudiums gewählte, gleichsam subjective unterzuschieben. Nun pflegt sich in jedem Sprachstamme eine Sprache zu finden, welche, alles zur Sprache Gehörende, Wurzeln, Wortform und Redefügung, zusammengenommen, mehr, als irgend eine der übrigen, zur Erklärung des organischen Baues der anderen dienen kann; und nach dieser halte ich es für zweckmäſsig alsdann den ganzen Stamm zu benennen. So pflege ich die zu der gelehrten Alt-Indischen Sprache gehörenden, wieder in so viele und so groſse Familien getheilten Sprachen den Sanskritischen Sprachstamm zu nennen. In diesem Verstande nun kann der Ausdruck Malayischer Sprachstamm keinesweges genommen werden. Denn die Sprache auf Malacca ist gerade die, aus welcher sich der Gesammtbau des Stammes am wenigsten erschöpfend erklären läſst, da diese Sprache sich unter allen ihren Schwestersprachen am meisten von grammatischen Formen losgemacht, dieselben abgeschliffen und durch umschreibende Redensarten ersetzt hat. Aus diesem Gesichtspunkte müſste man den Stamm eher den Tagalischen nennen. Ich bin aber, nicht nur um einen Ausdruck zu wählen, der sich von den gewöhnlichen minder entfernte, sondern darum bei dem Namen Malayischer Sprachstamm geblieben, weil ich dabei nicht an die Sprache, sondern an das Volk gedacht habe. Bekanntermaſsen dehnt man den Namen der Malayen viel weiter, als bloſs auf die Stämme aus, welche die Sprache der Halbinsel reden. Man hat daraus eine fünfte Menschenrace gebildet, und diese nimmt gerade den Raum auf dem Erdboden ein, welchen die hier in Rede stehenden Sprachen ausfüllen. Streng genommen, halte ich zwar auch so die Benennung für nicht vollständig gerechtfertigt. Denn selbst nach der jetzigen Kenntniſs dieser Völker dürfte es wohl nicht so ausgemacht erscheinen, daſs alle von Madagascar bis zur Südsee hin zu einer und ebenderselben Menschenrace gehören. Wenn wir auf diesem ungeheuren Meeresstriche von zwei, der Farbe nach verschiedenen Menschenarten reden, so müssen wir dadurch nur diesen Unterschied festhalten, nicht aber darum jede dieser Menschenarten in sich für eine einzelne gleichförmige Masse ansehen wollen. Höchst wahrscheinlich sind sowohl die negerfarbigen, als die olivenfarbigen Menschen, wenn man die Verschiedenheiten ihres organischen Baues im Einzelnen untersucht, wieder von verschiedener Herkunft. Zwischen den olivenfarbigen schlieſst aber die gleichförmige Sprache wirklich ein allgemeines Band; und wie es auch mit dem Begriffe einer Malayischen Race stehen mag, so verdienen auch selbst die jetzt ganz eigentlich Malayisch Redenden, daſs diese Völkerstämme hauptsächlich nach ihnen benannt werden. Denn obgleich diese allein auf der Halbinsel Malacca jetzt wahrhaft einheimisch genannt werden können, und von einer groſsen Menge von Inseln gänzlich ausgeschlossen sind, so haben sie sich doch auf so viele andere so vielfach verbreitet, daſs auf diesen, z. B. auf Java und den Philippinen, ihre Sprache die wahre Ansiedlungs- und Handlungssprache der Küsten geworden ist, indem die eigentlich einheimischen Sprachen, die Javanische, Tagalische u. a. m., die Landessprache ausmachen. Auf Sumatra, das ihr ursprünglicher Wohnsitz gewesen zu sein scheint, kann man sie wohl noch jetzt sogar als einheimische betrachten. Sie verdanken diese Verbreitung ihrer Neigung zu

Handlung und Schiffahrt; derselbe Geist hat auch wohl andere und ältere ihrer Stämme beseelt. Sie sind in dieser Hinsicht die Phönicier und Griechen des neueren, vielleicht aber auch schon des älteren Orients, und trugen, als schiffahrttreibender Volksstamm, so wesentlich zur Bevölkerung und Verbindung jener Inselwelt bei, daſs dieser ganze Sprachstamm dennoch am natürlichsten nach ihnen benannt wird.

§. 3.

Crawfurd spricht sich in seiner gehaltreichen und mit Recht sehr geschätzten Geschichte des Indischen Archipelagus (¹) am bestimmtesten über den allgemeinen Zusammenhang und die Art und Ursachen der Verbreitung des Malayischen Sprachstamms aus, und geht, mehr, als seine Vorgänger, Raffles und Marsden, in einzelne Behauptungen darüber ein. Jeder, welcher dieselbe Bahn der Forschung nach ihm betritt, muſs fühlen, welche lichtvolle Anordnung er in die Übersicht dieser sonst verwirrenden Menge von Inseln und Sprachen gebracht hat. Ich bedaure es daher doppelt, daſs ich demungeachtet seine Meinung in einigen sehr wesentlichen Punkten nicht theilen kann; und das Miſstrauen, das ich in einem solchen Zwiespalt der Meinungen billiger Weise in die meinige setze, wird nur dadurch vermindert, daſs Crawfurd, weil ihm einige nothwendige Hülfsmittel fehlten, von den Sprachen, auf die es gerade bei diesen Punkten ankommt, zu unvollständig unterrichtet war.

Crawfurd nimmt mit Recht an, daſs die Verbindung Madagascars mit der Asiatischen Inselwelt von dieser und nicht von der isolirt liegenden Insel ausgegangen ist; er irrt auch gewiſs nicht, indem er diese Verbindung in ein Alterthum zurückversetzt, wo vor aller Arabischen und Indischen Einwirkung der Zustand des Archipelagus noch ein durchaus von dem heutigen verschiedener war. Wenn er aber (²) behauptet, daſs die kritische Prüfung der Madecassischen Sprache zeige, daſs die übereinstimmenden Wörter in den Sprachen des Archipelagus rein, in ihr aber verderbt seien, daſs diese Wörter nicht die Grundbegriffe der Sprache angehen, sondern nur solche Gegenstände betreffen, die vorgerückte Civilisation mit sich bringt, wie z. B.

(¹) *Vol.* II. *p.* 1-192.

(²) I. *p.* 29.

die Zahlwörter, daſs sie besonders nicht einer der lebenden Sprachen des Archipelagus angehören, so daſs die Madagascar und den Asiatischen Inseln gemeinschaftliche Sprache jetzt eine todte Sprache, und die von ihm die groſse Polynesische genannte sei; so sind dies theils ganz irrige, theils durchaus anders zu stellende Behauptungen. Schon die in dieser Abhandlung angeführten Madecassischen Wörter sind groſsentheils zur Widerlegung derselben hinreichend. Eine groſse Anzahl stimmt ganz mit denen des Archipels überein. Wenn andre in Endungen oder sonst abweichen, so fragt sich erst, welche Sprache die ursprünglichen treuer bewahrt hat? Wir besitzen aber auch gewiſs sehr oft gar nicht die genuine Form der Mad. Wörter, theils wegen der verschiedenen und oft wunderlichen Orthographie, theils wegen der Ungenauigkeit der Wortsammler. Denn die Vergleichung der Wörterbücher ergiebt in der genauen Form der Wörter Verschiedenheiten, die nur Folge abweichender Dialekte oder Irrthümer sein können. Wo aber solche Umstände nicht eintreten, da zeigen einzelne Beispiele, daſs vielmehr gerade die Mad. Sprache die ältere Form der Wörter treu erhalten hat. Daſs die Übereinstimmung der Mad. und der Asiatischen Inselsprachen in den von Civilisation abhängigen Wörtern liege, ist eine so sonderbare Behauptung, daſs ich sie kaum begreife. Gerade im Gegentheil liegt die Ähnlichkeit recht in den Grundbegriffen. Daſs die übereinstimmenden Wörter der Polynesischen Sprache angehören, ist nicht unrichtig, wenn man den Inbegriff der Wörter, welche allen, oder doch mehreren der Inselsprachen gemein sind, Polynesische Sprache zu nennen für gut findet, oder darunter die älteste Sprache versteht. Daſs aber nun darum diese Wörter keiner lebenden Sprache des Archipels angehören sollten, ist eine unbegreifliche Behauptung, da doch *vatou, voulan, massou, olon* u. s. f. nur mit ganz kleinen, auch in den verwandtesten Dialekten vorkommenden Lautabweichungen noch heute auf Madagascar, Java, Malacca u. s. f. gesprochen werden. Crawfurd bemerkt ferner, daſs keine Sanskritwörter in die Mad. Sprache geflossen sind. Auch dies ist nur bedingungsweise und unter Einschränkungen wahr. Nach besseren und vollständigeren Hülfsmitteln, als Crawfurd vor sich hatte, betrachtet, steht die Mad. Sprache gerade in demselben Verhältniſs zu den übrigen, als z. B. die Tagalische. Sie nähert sich keiner bis zu dem Grade, daſs man sie bestimmt von einer einzelnen derselben herleiten könnte. Sie ist durch die allgemeinen Ursachen gebildet worden, welchen alle Hauptsprachen des

Malayischen Stammes ihr Dasein verdanken, es sei nun, daſs sich kleine nachbarlich wohnende Volkshaufen nur nach und nach verzweigt haben, oder daſs es eine ausgebildete, nunmehr verloren gegangene Ursprache gegeben habe, deren Trümmer noch in ihnen fortleben.

Die sonst in jeder Rücksicht trefflichen Untersuchungen Marsden's, Raffles und Crawfurd's über diesen wichtigen Theil des Erdkreises haben, wenn man sie von dem Standpunkt der Sprachforschung aus betrachtet, doch den Fehler, sich nicht genug über das Ganze des sichtbar zusammenhangenden Sprachgebiets auszudehnen, sondern einen Theil auszuschneiden, und sich zu einseitig auf diesen zu beschränken. Der Indische Archipelagus, wie ihn Crawfurd begränzt, von Sumatra bis Neu-Guinea und vom 11° südlicher bis 19° nördlicher Breite, macht zwar ein eignes, in dem Ganzen besonders zu behandelndes Gebiet aus. Die Verwandtschaft der Sprachen unter sich ist dort noch enger, als die zwischen ihnen und Madagascar westlich und den Südsee-Inseln östlich. Der Einfluſs Indischer Bildung ist nicht über diesen Kreis hinausgegangen. Was aber das Wichtigste ist, so ist dies das Gebiet, in welchem allein wollhaarige Australneger mit vergleichungsweise weiſsen Menschen mit schlichtem Haare neben einander wohnen, ja wo man mit geschichtlichem Grunde annehmen kann, daſs der Aufenthalt jener, jetzt von Sumatra und Java verschwundenen Neger ehemals allgemein war. Östlich von Neu-Guinea giebt es weder jetzt Neger, noch Spuren früheren Aufenthalts derselben. In Madagascar wohnen Neger, Malayisch braune und, gewöhnlich zur Caucasischen Race gerechnete Arabische Stämme neben einander. Allein die Neger sind, allen Beschreibungen nach, Afrikanische und nicht Australneger, und die Verschiedenheit der Racen bildet keine der Sprachen, sondern höchstens der Dialekte. Alle Bewohner Madagascars sprechen, nach dem einstimmigen Zeugniſs aller Reisenden, dieselbe Sprache. Allein darum darf doch die genaue Vergleichung der Endpunkte mit der Mitte dieser Inselwelt nicht verabsäumt werden. Aber auch in diesem Centrum selbst haben die Englischen Gelehrten die Tagalische Sprache mit ihren Mundarten vernachlässigt. Crawfurd und Raffles beachten sie gar nicht; Marsden verkennt (*Gramm. p.* XXI.) ihre Wichtigkeit nicht, hat sie aber doch selbst von seiner kurzen Wortvergleichung in der *Archaeologia Britannica* (*Vol.* VI. *p.* 154.) ausgeschlossen. Die Tagalische Sprache ist aber gerade in diesen Untersuchungen von der höchsten Wichtigkeit, 1. weil sie eine überaus groſse

Übereinstimmung mit dem Malayischen zeigt, 2. weil sie unter diesen Sprachen die reichste grammatische Ausbildung besitzt, und die Grammatik der übrigen erst aus ihr vollkommen verstanden werden kann. Sie steht darin zu ihnen in einem ganz ähnlichen Verhältniſs, als die Sanskrit-Grammatik zur Griechischen; 3. weil weder Arabische, noch die in Java und Sumatra geschäftig gewesene Indische Religion und Litteratur ihre eigenthümliche Farbe verändert haben, 4. weil es von keiner der andren Sprachen so reiche Hülfsmittel, ganze Reihen immer wieder aufgelegter Wörterbücher und Grammatiken giebt. Auch hier sind die Früchte der Gründlichkeit und des unermüdlichen Fleiſses der Spanischen Geistlichkeit sichtbar. Überall wo sie im 17. und noch im 18. Jahrhundert bei Auſser-Europäischen Nationen thätig gewesen ist, giebt es Hülfsmittel, die schon darin einen unschätzbaren Werth haben, daſs sie allemal einen sehr groſsen Theil der in den Sprachen liegenden Thatsachen enthalten.

Crawfurd verwirft (*Vol.* I. *p.* 27.) mit Recht die, allerdings sehr rohe Vorstellung, die Australneger einer Afrikanischen, und die Malayen einer Tatarischen Einwanderung zuzuschreiben. Sein System ist, daſs, Indischen, Arabischen und Europäischen Einfluſs abgerechnet, jede der einzelnen Inselsprachen aus der Sprache der rohen Horde, der ihr Ursprung angehört, als ihrem Radicaltheile, dann zweitens aus dem Zuwachs der groſsen Polynesischen Sprache, und drittens aus den Wörtern der unmittelbaren Nachbarsprachen besteht. Unter den rohen Horden versteht er sowohl die schwarzen, als weiſsen, was mir vorzüglich fehlerhaft scheint. Denn es geht aus allem hervor, daſs Crawfurd mehr Gewicht auf den Unterschied des Culturzustandes, als auf den der Racen, legt. Die groſse Polynesische Sprache ist ihm eine jetzt nicht mehr vorhandene eines durch Ackerbau, Gewerbe und Handel cultivirten, ohngefähr mit den Mexicanern zur Zeit der Ankunft der Spanier auf gleicher Bildungsstufe stehenden Volkes, das er nach Java versetzt, und das seine Sprache östlich und westlich fortpflanzte. Die Überreste dieser Sprache sind die der ganzen Inselreihe oder einem groſsen Theile derselben gemeinschaftlichen Wörter (*Archip. Vol.* II. *p.* 78-105.), von denen er, als Probe der groſsen Polyn. Sprache (*Vol.* II. *p.* 192.), ein eignes Verzeichniſs giebt. Dieser ganzen Theorie liegt nun, soviel ich einsehen kann, keine andere Thatsache zum Grunde, als die sich in allen groſsen Sprachstämmen findet, die nämlich, daſs ein Theil der Wörter den meisten Sprachen des Stammes gemeinschaftlich ist, ein andrer nur in den einzelnen gefunden wird. Man sieht aber leicht, wie sehr diese Unterscheidung selbst von der Genauigkeit der angestellten Forschungen und der Vollständigkeit der Hülfsmittel abhängt. Daraus, dafs ein Wort nur Einer der Sprachen des Stammes angehört, folgt noch durchaus nicht, dafs dasselbe der Ursprache, wenn man eine solche voraussetzt, fremd gewesen sei. Die Sprachen haben sehr oft für Einen Gegenstand vielfache Ausdrücke, und die Erhaltung, Fortpflanzung und Verbreitung dieser bestimmt oft nur der Zufall. Die Unterscheidung einer gemeinschaftlichen Stammsprache von besonderen Horden-Mundarten würde erst dann gerechtfertigt sein, wenn die nicht gemeinsamen Wörter in ihrem Bau, sei es in ihren materiellen Lauten, oder ihrer grammatischen Bildung, etwas mit dem Organismus der gemeinschaftlichen Wörter nicht Verträgliches verriethen. Dies aber ist hier nicht der Fall und wird auch von Crawfurd gar nicht behauptet. Die so specielle Annahme einer Polynesischen Sprache und Nation ist aber überhaupt sehr bedenklich.

Was Crawfurd mit Recht sagt, ist, dafs die wahren Ursachen der Verbreitung so gleicher Sprachlaute über eine so ungeheure Meeresfläche in unergründlichem Dunkel (*unfathomable obscurity*) begraben liegen. Die unläugbare Thatsache ist, dafs alle diese Sprachen zu Einem Stamm gehören, auf durchaus ähnliche Weise, als die Sanskritischen. Für die natürlichste Erklärung einer solchen Erscheinung halte ich nun immer das nachbarliche Wohnen stammverwandter Völkerschaften, bei denen sich Verkehr, Abkunft und Gleichheit der Umgebungen zur Bildung derselben Sprache verbinden. Nähme Crawfurd die Polynesische Sprache in diesem Sinne, so wäre nichts dagegen zu sagen. Allein eine solche Sprache zu begränzen, ihren Ursprungsort bestimmen, sie andren entgegensetzen zu wollen, mufs zu willkührlichen Hypothesen führen. Wir kennen sie immer nur in ihren einzelnen Überresten an den Sprachen, in die sie übergegangen ist, und da verschmilzt sie mit dem Gange und den Umwandlungen der Zeit, und wird nirgends auf selbstständige Weise sichtbar. Wer möchte wohl das, was wir im Griechischen nicht aus dem Sanskrit herleiten können, darum Pelasgisch oder Hellenisch nennen? Wenn Völkerstämme Colonieen aussenden, so können sie sich in schon bewohnten Ländern festsetzen, und die Sprachen können sich mischen. Allein das geschieht nicht immer, oder die Mischung ist auch nur unbedeutend, tritt nur für einzelne Wörter ein. Es läfst sich aber nicht vorweg ein solcher ungleichartiger Grundtheil in den Sprachen annehmen, er muſs vielmehr thatsächlich nachgewiesen werden. In dieser Inselwelt ist zur Annahme von Sprachmischungen noch weniger Veranlassung. Gewiſs fanden sich Inseln oft unbewohnt, und zwischen den Negern und Malayen fand wenigstens in der Regel keine Verbindung statt. Die ersteren wurden in die Wälder und Gebirge zurückgedrängt.

Ein eignes Verhältniſs bringt in diesem Theil des Erdbodens die Inselnatur hervor. Wenn man aber detaillirte Reisebeschreibungen liest, so sieht man, wie der nachbarliche Verkehr der Völker dadurch wenig gehemmt wird. Daſs das Meer für die Bevölkerung entfernter Punkte erleichternd ist, fällt in die Augen.

Die heutigen Malayen sind, wie Marsden gründlich bewiesen hat, Eingewanderte in Malacca. Ich möchte aber nicht behaupten, daſs darum die ganze Inselbevölkerung ursprünglich dem Asiatischen Continent fremd sei. Schon die *Orang benūa* sprechen dagegen. Ich habe an verschiedenen Stellen dieser Schrift zu zeigen versucht, daſs die Sprachen der Südsee-Inseln den ursprünglichsten Typus der Stammsprache aufbewahrt haben. Ich meine aber darum nicht, daſs der Indische Archipel von ihnen aus bevölkert worden sei, vielmehr ist das Gegentheil bei weitem wahrscheinlicher. Daſs die Sprachen des Archipels diesen Typus umwandelten, kann in vielen Ursachen, am meisten in dem höheren Culturzustande der Völker liegen. Die Versetzung Malayischer Bevölkerung nach Madagascar muſs man als die Folge eines geschichtlichen Ereignisses ansehen. Sie muſs aber in sehr hohem Alterthume statt gefunden haben, weil die Sprache der dort neben dem weiſsen Stamm wohnenden Neger spurlos verschwunden ist.

Daſs in der That alle hier zusammengefaſsten Sprachen zu demselben Stamme gehören, ergiebt sich sowohl aus der Gleichheit der Wörter und Wurzeln, als aus der des grammatischen Baues, wie mich ausführliches Studium derselben überzeugt hat. Nur höchst selten wird man ein nicht sichtbar aus der Fremde genommenes Wort bloſs in Einer derselben antreffen; die meisten lassen sich durch mehrere, viele durch alle verfolgen, und gewöhnlich ist der Fall so, daſs man, bei gehörigem Nachsuchen, auf den, bisweilen nur noch in Einer vorhandenen Grundbegriff stöſst, welcher hernach in den anderen gleichförmig oder verschieden auf andere Bedeutungen übergetragen wird. Wenn man sich damit begnügt, die für einen bestimmten Begriff in den verschiedenen Sprachen geltenden Wörter zu vergleichen, so finden sich allerdings häufige Verschiedenheiten. Die Ursach hiervon ist leicht begreiflich. In einem so groſsen Sprachstamm giebt es natürlich fast für jeden irgend bedeutenden Begriff mehrere, für die geläufigsten aber eine Menge von Ausdrücken. Von diesen sind verschiedene in verschiedenen Zeiten und Orten im Schwange geblieben, und es wird nun natürlich oft für denselben Begriff an verschiedenen Orten Verschiedenartigkeit der Ausdrücke gefunden. Auf diese Weise können auch ganz ursprüngliche Begriffe, für welche es der Sprache unmöglich an Wörtern fehlen konnte, bisweilen durch fremde Wörter bezeichnet werden. Tieferes Eindringen aber beweist die wirkliche Verwandtschaft der Sprache auch in solchen Wörtern nur dadurch desto stärker, daſs sie in anderen Sprachen desselben Stammes in verwandter Bedeutung erscheinen. So wird im Tahitischen und Neu-Seeländischen *mahana* als Tag (1) gebraucht, in welcher Bedeutung ich es in keiner der anderen Malayischen Sprachen finde. Da es aber auch warm und Wärme heiſst (Tah. Gramm. 17, 38. Lee. *h. v.*), so ist es sichtbar dasselbe Wort mit dem Madecassischen *mafanhe* (Challan), warm, und stammt, da *ma* nur Vorschlag ist, von dem Malayischen *panas*, warm, Wärme (2), und dem Tagalischen *banas*, Wärme, Hitze. Von dem, gleichfalls Madecassischen, einfachen *fane* (Flacourt) kommt mit dem lautverändernden Vorschlag *mamana* (Jeffreys), erhitzen, z. B. Wasser, welches wieder in doppelt verschiedener Anwendung brüten und uriniren heiſst. Mit den Wörtern für Stein, Tag. *bátu*, Mal. *bātu*, Jav. und Mad. *watu*, kommt, so viel mir bekannt ist, kein Wort der Südsee-Sprachen, die Fidgi-Inseln ausgenommen (s. unten §. 13.), überein. Das Neu-Seeländische *watu*, Hagel, ist aber eine bloſse Übertragung desselben Begriffes auf diese Naturerscheinung. Ganz dieselbe Metapher, nur mit anderen Wörtern, findet sich in dem

---

(1) Ein anderes Wort in beiden Sprachen ist *ao* (vielleicht अहस्, *ahas*), welches auch Licht, und dann metaphorisch Welt bedeutet. *Po* ist eigentlich Nacht, wird aber, da man nach Nächten rechnet, bei Zeitangaben auch für Tag gebraucht. Die Übertragung des Begriffes des Lichts auf den der Welt, gleichsam als des Reiches des Lichts, findet sich häufiger auch in anderen Sprachen. *Máma* führt im Tongischen beide Bedeutungen, und लोक, *lôka*, Welt, wird ganz richtig schon von den Indischen Grammatikern von लोक्, *lôk*, sehen (*lux*), abgeleitet.

(2) [Ebenso Jav. *panas*. B.]

Tongischen *ooha macca* und dem Mal. *ŭjan bătu*, Regen von Steinen. In der Sprache der Sandwich-Inseln ist Stein und Fels *pohaku* (Morineau), im Tong. Stein *macca*. Das Tahitische *mato* läſst mich sehr zweifelhaft. Es kann ein eigenes Grundwort sein, ist aber vielleicht auch nur eine Abänderung von *batu*, oder, da auf Tahiti das *k* immer zu *t* wird, von *macca*. *Laki-lăki*, Mal. männlich (in der Bed. von Ehemann bloſs *lăki*), *laki* (aber auch *lannang*. Crawf. *Voc.* Matth. 19, 4.) Jav., *lahy* Mad., und *laláqui* Tag. gleichfalls männlich, in keiner mir bekannten Mal. Sprache aber ein Synonymum von Mensch als beide Geschlechter in sich begreifend (1), stammt von dem Südsee-Worte *lahi* Tong., *rahi* Tahit. (Gramm. 13, 36.) und Neu-Seel., groſs, breit, stark. Als männlich ist das Wort diesen Sprachen (die Tongisch *tangata*, Tahit. [Matth. 19, 4.] und Neu-Seel. *tane* sagen) fremd. Die Bed. der Gröſse, Stärke hat sich in der Tag. Sprache neben der anderen in *laqui*, groſs werden, wachsen, und *malaqui*, groſs, allein mehr von Umfang (2), als von Länge, zugleich erhalten. Zu diesen Beispielen könnte ich allein aus meinen gemachten Vorarbeiten eine bedeutende Anzahl hinzufügen. Vorzüglich dankbar für die Auffindung der durchgängigen Stammverwandtschaft ist die Zergliederung des Pronomens, so wie der Zahlwörter, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde. Von den Zahlwörtern bemerke ich hier nur, daſs sich von mehreren die Wurzeln in anderen, nur auf die Zahlen übertragenen Bedeutungen mit vollkommener Sicherheit in dem Sprachstamm selbst auffinden lassen. Gleich genügenden Erfolg gewährt die Untersuchung der grammatischen Formen. Denn nicht nur die grammatische Ansicht, sondern auch, was überall der überzeugendste Beweis der Stammverwandtschaft ist, die grammatischen Laute stimmen mit einander überein oder lassen sich sichtbar von einander ableiten. Hiervon sind schon bei der Entwicklung des grammatischen Baues der Kawi-Sprache vielfältige Beweise gegeben worden.

---

(1) Bei der Vergleichung von *laki* mit dem Ossetischen *lag. lach* (Klaproth. *Asia polygl.* S. 383.) kommt es daher erst darauf an, ob diese letzteren Wörter, so wie das Malayische *ŏrang*, vom Menschen überhaupt, oder ausschlieſslich vom Manne gebraucht werden.

(2) Die Verschiedenheit des Accentes in *malaquì* und *laláqui* hat mich einen Augenblick bei diesen Beispielen zweifelhaft gemacht. Ich habe mich aber überzeugt, daſs diese ganze Materie von den Spanischen Grammatikern nicht vollständig genug bearbeitet worden ist, und man sich daher nicht zu viel auf ihre Bezeichnung verlassen muſs. Der obige Fall ist ein Beispiel davon. De los Santos accentuirt die vorletzte Sylbe von *laláqui*. Gaspar de San Augustin aber sagt ausdrücklich in seiner Gramm. S. 161. §. 19., daſs dies Wort den beschleunigten Accent hat, unter welchem er nach S. 154. §. 3. den auf der letzten Sylbe ruhenden versteht. Es fällt also jede Verschiedenheit des Accentes hinweg, und Augustin ist gerade der einzige unter den drei Grammatikern, die ich benutzen kann, welcher die Materie von den Accenten mit einiger Ausführlichkeit behandelt.

§. 4.

Ich werde daher nicht bei den Wörtervergleichungen stehen bleiben, sondern vorzüglich in das Grammatische eingehen. Es wird sich alsdann zeigen, daſs diese Völker nicht bloſs viele Begriffe auf gleiche Weise bezeichnen, sondern auch denselben Weg in der Gestaltung der Sprache nehmen, mit gleichen Lauten nach gleichen Gesetzen Wörter bilden und Sätze zusammenfügen, und daher concrete grammatische Formen, eine aus der andren entlehnt, besitzen. Man kann die Sprachen nicht als Aggregate von Wörtern betrachten. Jede ist ein System, nach welchem der Geist den Laut mit dem Gedanken verknüpft. Das Geschäft des Sprachforschers ist es, den Schlüssel zu diesen Systemen zu finden. Man verwechselt sehr häufig die Verwandtschaft der Nationen mit der der Sprachen, und die Forderungen der geschichtlichen und ethnographischen Forschung mit den sprachwissenschaftlichen. Dem Historiker genügt es oft, nur zu wissen, wie und welche Völkerstämme mit einander in Verbindung getreten, in Verkehr gekommen sind, und dies läſst sich sehr gut an der Wörtervermischung erkennen, welche immer die Völkerverbindung begleitet. Allein die Sprache, die alsdann fremde Wörter aufnimmt, wird darum nicht immer in ihrem Bildungssysteme verändert, und tritt daher, wie sich auch die Nationen verschwistern mögen, mit der fremden Sprache nur in äuſsere Verbindung, nicht in innre Verwandtschaft. Wo aber ein Theil eines Volks sich vom Überrest absondert, und nun in neuen Umgebungen, neuen Verknüpfungen ein individuell verschiedenes, aber generisch gleichförmiges System annimmt, da ist unverkennbare Verwandtschaft der Sprachen selbst. Denn da ist Gleichförmigkeit der Weltansicht, der Lautbehandlung und der Ton und Begriff verknüpfenden Einbildungskraft, die sich nur durch wirkliche Abstammung erklären läſst. Diese Verwandtschaft führt zwar natürlich auch Übereinstimmung vieler Ausdrücke mit sich, aber als wahre Stammverwandtschaft läſst sie sich, wenn man wissenschaftlich streng und genau verfahren will, nicht ohne ein wirkliches Eindringen in die Gesetze der Bildung und Fügung erkennen. Denn es soll hier nicht die Übereinstimmung der Sprachen, als todtes Resultat, sondern die der sprachbildenden Kraft selbst bewiesen werden, die man daher in ihrer Wirksamkeit überraschen muſs. Diese Übereinstimmung verräth sich aber unmittelbar da, wo Gleichheit der Bildung in Gleichheit der Laute und Gesetze zusammentrifft; und daher ist die Übereinkunft zweier Sprachen in Einer Declination, Einer Gattung der Wortbildung, Einer grammatischen Form für die Stammverwandtschaft der Sprachen beweisender, als ganze Reihen gleicher Begriffsbezeichnungen. Es liegt in der Natur alles Organischen, auch an dem kleinsten Theile seines innren Zusammenhanges erkennbar zu sein.

Für den Sprachforscher kann aber auch die bloſse Thatsache, daſs zwei Sprachen stammverwandte Sprachen sind, auf keinerlei Weise ausreichend sein. Es muſs ihm vorzüglich daran liegen, die Art und den Grad dieser Verwandtschaft genau kennen zu lernen. Denn die Sprachen stehen offenbar in sehr verschiedenen Arten des Zusammenhanges; und um diese, so viel es möglich ist, genau zu erforschen, ist es nothwendig, sie in der Totalität ihres Baues zu betrachten, und in alle Theile desselben einzugehn. Überhaupt hieſse es die Natur der Sprache verkennen, wenn man sich einbildete, den grammatischen und lexicalischen Theil derselben durch völlig scharfe Gränzlinien von einander absondern zu können, und eine Abtheilung, die man nur zum Behuf des Unterrichts machen darf, in die Sprache selbst zu verlegen. In den meisten unsrer Grammatiken ist das unbestimmte Schwanken, wie viel eigentlich in die Grammatik hineingezogen werden soll, noch fast überall sichtbar, und ich werde suchen an einem andren Orte zu zeigen, daſs sie, um von dem ganzen Zusammenhange der Sprache Rechenschaft zu geben, sollten nach einem andren, mehr in sich begreifenden Plan abgefaſst werden. So wie ein Laut auch zum einfachsten Worte wird, stempelt ihn derjenige, welcher ihn dazu macht, schon auf eine Weise, die er auch bei andren gleichartigen und zu gleichen Zwecken bestimmten anwendet. Es ist ein vergebliches Bemühen, auch in einer für noch so ursprünglich gehaltenen Sprache noch wirklich Ungeformtes antreffen zu wollen. Der Begriff der Sprache steht und verfliegt mit dem der Form, denn sie ist ganz Form und nichts als Form. Die Grammatik hebt nicht von, sondern mit dem Wurzellaut an, und jedem Wurzellaut ist, weil er Sprachlaut ist, schon Subjectives, mithin der Veränderung Unterworfenes beigemischt. Dies ist selbst bei dem wahren Wurzellaute der Fall. Was soll man aber gar von demjenigen sagen, was wir, die wir bloſs Wörter der Sprachen kennen, welche schon Jahrtausende hindurch auf der Zunge der verschiedensten Völker gerollt haben, Wurzellaute nennen? Sie sind im eigentlichsten Verstande nur künstliche Gebilde, die auf dem Wege der Abstraction und Bezeichnung vielleicht gerade das wesentlich Bezeichnende ihrer Individualität verlieren. Dieser Weg kann nirgends kürzer und einfacher sein, als bei dem Mexicanischen *a*, das, nur mit der gewöhnlichen Substantiv-Endung verbunden, Wasser bedeutet. Was ist aber dies *a* anders, als eine bloſse Angabe der Gränzen, zwischen denen der wahre Laut gelegen hat? Denn wenn wir auch durch die Grammatiker wissen, daſs es ein langes *a* ist, so giebt es noch manche andere Nüancirungen dieses einfachen Vocals. Daſs für diesen Begriff diese oder jene bestimmte gewählt wurde, stand im Munde des Urvolks (wenn eine, ihre Gränzen nicht verkennende Sprachforschung sich so weit zurückzugehen erlauben dürfte) gewiſs schon in Zusammenhang mit den andren durch den gleichen Vocal bezeichneten Begriffen, z. B. der unzertrennlichen Verneinungs-Partikel *a*, die im Mexicanischen kurz ist, und in diesem Zusammenhang lag schon ein Keim der individuellen Sprachformung. Der Laut erlitt nachher natürlich alle die Veränderungen vom Breiteren zum Feineren, Höheren und Tieferen, welchen die ganze Vocalleiter der Sprachen im Laufe der Zeiten, und unter dem Einfluſs der Bildung unterworfen ist; der Urlaut würde, wenn man mit diesen Veränderungen vertraut wäre, am heutigen genau zu erkennen sein, aber man kann mit Sicherheit voraussetzen, daſs er nicht mehr vollkommen der nämliche ist.

Von diesen Ansichten ausgehend, habe ich es mir zum Gesetz gemacht, indem ich mit der Wörtervergleichung, als dem zuerst in die Augen fallenden Versuche, die Ähnlichkeit der Sprachen zu prüfen, beginne, jedes zu vergleichende Wort, so weit es die Hülfsmittel und meine Fähigkeiten erlauben, in seinen Lauten und seiner Bedeutung zu untersuchen, um möglichst sicher zu sein, wirklich nur Gleiches neben einander zu stellen, dann aber die ganze Wörtervergleichung nur als die Hälfte des, allerdings mühevollen Geschäftes anzusehen, und nun mit dem Streben nach gleicher Gründlichkeit in den organischen Bau der Sprachen nach allen seinen Theilen und Beziehungen hin einzudringen. Dies Verfahren, das nichts verwirft, nichts abschneidet, sondern nur nach Ergänzung und Vervollständigung dessen strebt, was der Untersuchung etwa noch abgehen könnte, müſste, dünkt mich, auch die verschiedensten Ansichten befriedigen.

§. 5.

Zum ersten, gewissermaſsen rohesten Versuche der Prüfung der Übereinstimmung der Malayischen Sprachen habe ich eine Liste von 109 Wörtern, deren Zahl man leicht vermehren könnte, entworfen und die Ausdrücke der verschiedenen Sprachen, nämlich der Madecassischen, Malayischen, Tagalischen, Tahitischen, Neu-Seeländischen und Tongischen, zusammengestellt. Ich habe bei der Wahl dieser Wörter gar nicht auf ihre Gleichheit oder Ungleichheit gesehen, auch wo ein Wortverzeichniſs für einen Begriff mehrere Ausdrücke angiebt, alle hingesetzt, da es meine Absicht war, alles Absichtliche und im Voraus Angenommene zu entfernen, und die reine comparative Beschaffenheit einer Anzahl von Begriffsbezeichnungen zu zeigen. Ähnlichkeiten mit Sprachen, die nicht zum Malayischen Stamm gehören, habe ich nicht regelmäſsig angeführt, da es mir rathsamer scheint, bei Sprachvergleichungen immer vom Besondren zum Allgemeinen, und stufenweis vom näher Verwandten zum Entfernteren vorzuschreiten. Mit einem Malayischen Wort geradezu ein Deutsches, oder gar ein Französisches oder Italienisches zu vergleichen, scheint mir darum bedenklich, weil man zu viele Mittelglieder, die auf die Formung des Worts Einfluſs gehabt haben können, überspringt, und daher Gefahr läuft, das bloſs zufällig ähnlich Klingende für dasselbe zu halten. Auch würde ich für mich persönlich fürchten, bei dieser Methode, wenn ich sie zu beständiger Befolgung in meinen Plan aufnähme, oft auf Sprachen zu stoſsen, die ich nicht im Stande gewesen bin eigentlich zu studiren, und also Wörter ohne die vorhergängige Untersuchung ihrer Bildung hinzustellen. Die Arabischen Wörter habe ich, mit wenigen Ausnahmen, ganz ausgeschlossen, die Sanskritischen zwar mit aufgenommen, aber bezeichnet.

Bei den Madecassischen Wörtern habe ich es für nothwendig gehalten, sie gerade so aufzuführen, wie sie in den verschiedenen Hülfsmitteln, die mir zu Gebote standen, vorkommen. Ihre Form ist aber in diesen bei weitem nicht übereinstimmend, und es scheint mir hieran mehr die verschiedene Schreibung, vielleicht selbst die Ungenauigkeit der Bearbeiter, als Dialekt-Verschiedenheit, Schuld zu sein. Einiges liegt indeſs gewiſs auch an dieser. Die Englischen Missionare geben, nach Sir Alexander Johnston's Versicherung, die Mundart des Nordens und Nord-Ostens der Insel. Flacourt hielt sich gewöhnlich in Fort Dauphin auf der Südspitze auf, scheint aber alles zu geben, was ihm von der Sprache bekannt wurde. Er versichert übrigens bestimmt und wiederholentlich in der Einleitung zu seinem Wörterbuch, daſs die Sprache auf der ganzen Insel nur Eine und ebendieselbe ist, und daſs die Dialekt-Verschiedenheit der einzelnen Provinzen nur einestheils in Abweichungen des Accents, und andrentheils im Gebrauch verschiedener Ausdrücke für denselben Begriff, die jedoch alle überall verständlich sind, besteht. Dies, so wie was er von den Wörtern *ampele* und *vaivave* anführt, daſs das erstere im Süden beständig gebraucht werde, im Norden aber als Schimpfwort gelte, ist bei allen Dialekten und sehr nahe verwandten Sprachen eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und findet sich in demselben Beispiel auch im Dänischen und Schwedischen fast auf dieselbe Weise wieder.

Bei der Auswahl der zu vergleichenden Wörter habe ich nicht ganz frei handeln können, sondern habe mehreremale solche nehmen müssen, die, wenn auch an sich weniger brauchbar zur Vergleichung, sich in den meisten meiner Hülfsmittel fanden. Denn die Formen der Madecassischen Wörter nach den Englischen Missionaren, und die Tahitischen Wörter muſste ich aus den Bibelübersetzungen zusammenlesen, wozu noch die Schwierigkeit kam, daſs ich bloſs die ersten Capitel Matthäi in beiden Sprachen, sonst in jeder andre Evangelien übersetzt besitze. Das Neu-Seeländische Wörterbuch ist nur nach den Neu-Seeländischen Wörtern geordnet, so daſs das Aufsuchen von Ausdrücken für gegebne Begriffe, auch bei schon erlangter Bekanntschaft mit der Sprache, sehr mühselig, und ohne dieselbe kaum durchzuführen ist. Ich habe indeſs gesucht, so wenig Fächer in der Tabelle, als möglich, unausgefüllt zu lassen, und solche Begriffe zu wählen, welche dem Zweck einer solchen Vergleichung angemessen sind. Hierbei muſs man vorzüglich darauf sehen, nicht Gegenstände zu wählen, die sich verschiednen, wenn auch völlig sprachverwandten Völkern unter zu mannigfaltigen Beziehungen darbieten können, so daſs die Verschiedenheit der Benennung an der Wahl unter diesen Beziehungen liegt. Dieser Einwurf trifft zum Theil die einfachsten, und im ersten Zustand der Menschheit vorkommenden Begriffe, wie z. B. die Sonne, die Jahrszeiten, die Weltgegenden, viele Zahlwörter u. s. f. Daſs man in solchen Fällen die Vergleichung doppelt, nach dem metaphorisch gebrauchten, und nach dem ursprünglichen Ausdruck, anstellen muſs, versteht sich von selbst. Wie sehr selbst bei einem zu den ursprünglichsten Begriffen der Menschheit gehörenden die Wörter in ganz nahe verwandten Sprachen verschieden sein können, beweist nr. 8. der anliegenden Tabelle, wo jede Sprache ihren verschiedenen Ausdruck hat, es müſste denn das Mal. *mālam* das Mad. *hale* und *alin* sein, wobei aber erst zu beweisen ist, daſs das *m* nur von grammatischer Formung herstammt. Eben dies *mālam* kommt aber, nur nicht in derselben Anwendung des Begriffs, mit dem Polyn. *maloo*, Schatten, sonnenfrei, kühl, erfrischend, überein. An die Übereinstimmung des Tag. *gaby* mit dem Vaskischen *gaba*, das durch *cacus* mit dem Sanskritischen Stamm zusammenhängt, erinnere ich hier nur im Vorbeigehen.

Übersieht man die Tabelle genauer, so findet man, daſs nur etwas über den dritten Theil der ganzen Anzahl der Madecassischen Wörter mit einer oder mehreren der andren Sprachen verwandt ist, daſs das Verhältniſs der Tagalischen Wörter sich ebenso, das der Polynesischen aber etwas geringer stellt. Gerade auch in etwas mehr, als einem Drittheil, gehen die Wörter aller Sprachen aus einander. Die Fälle zweifelhafter Verwandtschaft sind bei diesen beiden Angaben aus der Berechnung herausgelassen worden. Wo Verwandtschaft vorhanden ist, besteht sie in den meisten Fällen zwischen allen oder doch dreien der verglichenen Sprachen, und geht alsdann hauptsächlich durch die Malayische (1). Der Fälle, wo die andren drei alle, oder zwei von ihnen allein Verwandtschaft verrathen, sind nur sehr wenige. Viel häufiger trifft das Mal. allein (2) mit dem Tag. oder Mad. zusammen.

Als die besten Beispiele merkwürdiger Übereinstimmung aller Sprachen lassen sich anführen nr. 11. 23. 33. 46. 60. In einigen Fällen zeigen sich regelmäſsig jeder der Sprachen eigne Buchstabenverwechslungen. So zwischen *r*, *l* und *d* in nr. 1. und 35. Wie das Mad. *tadign*, und gelegentlich *danghitsi*, die Wörter Himmel und Ohr in *d* bildet (obgleich auch die Formen in *l* vorkommen), so sind dieselben Wörter analog gebildet im Mal. *telīnga* und *langit*, im Tongischen *telinga* und *langi*, im N. Seel. *taringa* und *rangi*, und im Tah., mit Auslassung des Nasenlautes, *taria* und *rai*. Hiermit zu vergleichen, nur mit noch stärkerem Buchstabenwechsel, ist nr. 45., ferner (nr. 122.) *mora* und *mudah*, Mad. und Mal. leicht, und die Mad. Formen für Haut, *hoditte*, *houlitse*, *oditz* mit dem Mal. *kūlit* (nr. 121.). In nr. 48. ist ein ähnlicher Übergang von *d* und *l*, und ein zweiter, indem *v* durch *b* ersetzt wird, und auch ganz fehlt. Auf der andren Seite setzt das Mad. bisweilen, ohne daſs man einen Grund dafür einsieht, einen Consonanten vor. Denn *zanak*, Kind (nr. 25.), ist sichtbar eins mit dem Tag. und Mal. *anak*. Nach Drury's Wörterverzeichniſs haben auch die Madecassen eine Form *annach*. In dem Tah. *ite*, sehen (Mex. *itta*), scheint aber (nr. 40.), wenn man das N. Seel. *kitea*, Tag. *quita*, Mad. *hita*, *mahita* vergleicht, der ursprünglich vorhandene Consonant weggelassen. Das Tag. *bala* und Tahit. *parau* (nr. 30.), sagen, scheinen dasselbe Wort zu sein. Bisweilen scheint der Laut sehr verschieden, und trägt doch deutliche Spuren der Identität an sich. So das Tah. *ioa* und Mad. *angara*, Name (nr. 36.), wenn man die Mittelglieder Tag. *ngalan* (¹), Tong. *hingoa*, N. Seel. *ingoa* hinzunimmt. Der Tah. Dialekt nimmt, wie wir auch oben sahen, immer *k* und *ng* hinweg, und sucht das Zusammenstoſsen der Vocale. Das Mad. *maïnti*, schwarz (nr. 38.), ist nichts andres, als das mit einem Nasenlaut verstärkte Tag. *maytim*, das im Mal., ohne die Adjectiv-Bezeichnung, *ĕtam* und *itam* (²) lautet. Das Tag. *soso*, Mal. *sūsū*, die weiblichen Brüste (nr. 42.), geht im Tong. in *hoohoo* über. Das Mad. *nounou* gehört, wenigstens der reduplicirenden Form und dem dumpfen Vocal nach, auch dahin (³). Die Mal. und Tong. Wörter bedeuten zugleich Milch, zu dem Mad. muſs erst Wasser hinzukommen. Im Tag. giebt es für Milch einen abgesonderten Ausdruck. Auch die Reihe der Wörter für Stern (nr. 89.) leitet sich sehr gut

---

(1) [Nach Aufnahme der Jav. und Bugis-Sprache in die Tabelle darf man statt dreien fünf sagen. B.]

(2) [das Mal., Jav. und Bugis. B.]

(¹) [Jav. *haran*. B.]

(²) [im Jav. *hireng* oder *hitheng*. B.]

(³) [In der Jav. Verbalform geht das *s*, aber nur das der ersten Sylbe, wie dies öfter geschieht, in *n* über, *nusu*, saugen (Crawf. *Voc.*). — Sehr merkwürdig ist das Hawaiische *u*, in welchem sowohl der Consonant, als die Verdopplung geschwunden ist. B.]

von einander ab: Tag. *bitoin*, Mal. mit dem Nasenlaut *bintang* (1), Tong. *fetoó*, N. Seel. *wétu*, Tah. *fetia*. Ob aber auch das Mad. *vasia* hierher gehört? müssen andre analoge Fälle entscheiden. Das Tag. *cahui* und Mal. *kāyū* (nr. 106.), Baum, Pfahl, Zimmerholz, gehören sichtlich zusammen, und das Mad. *hazoube*, *cacazou*, *cacazoube* bei Challan scheint dasselbe Wort. Das hinzugefügte *be* heiſst groſs. Das Mad. *tsiare*, nicht (nr. 24.), an einigen Orten der Insel auch *tiare* ausgesprochen, ist nichts, als das Mal. *tīāda*, die Verbindung des Verbums sein mit der Verneinungs-Partikel, die auch im Tag. *di*, *dili* gleichlautend ist (2). Aus diesen hier angeführten Fällen läſst sich der in diesen Sprachen vorkommende Lautwechsel übersehen.

In einigen Fällen wird, auch bei sehr in die Augen fallender Ähnlichkeit, die Bestimmung der zusammengehörenden Wörter doch schwer. So sind nr. 22. die beiden Wörter *amu* und *kai*, essen (3), die beide auf Neu-Seeland gebräuchlich sind, offenbar verschiedene Ausdrücke. Mit dem ersteren ist das Mad. *homan*, *houman*, mit dem letzteren das Tag. *cain* verwandt. Wie aber ist das Mal. *mākan* zu erklären? (4) Beide Sylben sind wurzelhaft, die erste stammt gewiſs aus *māmah*, kauen (nr. 130.), das dem Mal., Tag. und Tong. (5) gemeinschaftlich ist. Denn es heiſst auch durchdringen, schneiden, und das Essen ist also durch das Zermalmen der Speisen bezeichnet. Ist nun aber *kan* in dem Worte das Tag. *cain*? Dies wüſste ich, da das Mal. auf keine bestimmte Spur führt, nicht zu entscheiden. Wie nahe sich aber diese Sprachen begleiten, beweist das angeführte *mama*, das nicht nur im Tag. und Tong. ganz gleichlautend ist, sondern auch in beiden Sprachen nur von dem leeren Kauen ohne Gegenstand, oder ohne Hinunterschlucken gebraucht wird.

---

(1) [Jav. *lintang*; *witoeng* der Bugis-Sprache schlieſst sich an das Tag. Wort eng an, hat aber den Nasenlaut mit dem Mal. und Jav. gemein. B.]

(2) [Noch zu beachten ist die Ähnlichkeit zwischen dem Jav. *hora* und dem *ore* der Südsee-Sprachen. B.]

(3) [Haw. *ai*. B.]

(4) [Jav. *mangan*, Bugis *manre*. B.]

(5) [und Jav. B.]

Unter den jetzt verschieden scheinenden Ausdrücken wird tieferes Eindringen in die Sprache gewiſs noch viele Analogieen zeigen. Gleiche Wörter haben sehr oft in den Sprachen verschiedne Bedeutungen, wo ein Begriff durch den andren bezeichnet wird.

Die im Malayischen ziemlich häufig vorkommenden Sanskritwörter sind, wie man schon aus diesem kleinen Wortverzeichniſs sieht, von zwiefacher Natur. Der gröſste Theil derselben, wie (nr. 30.) *kāta*, *sabda*, *cheritera*, sagen, *nāma*, Name (nr. 36.), *ūtāra*, Nord (nr. 73.), *swāra* Stimme (nr. 80.), befinden sich bloſs im Mal. (1), ohne in die andren Sprachen des Stammes übergegangen zu sein. Sie müssen also in einer verhältniſsmäſsig späteren Zeit, nach der Verzweigung des Stammes, in die Sprache gekommen sein. Wieder muſs doch aber diese Zeit schon eine sehr frühe gewesen sein, da die Sanskritwörter vollkommen reine und ächte, von aller Verderbniſs der späteren Indischen Sprachen freie sind. Die andre Gattung der Wörter findet sich in andren, oder zugleich in mehreren Sprachen des Stammes, und dürfte wohl dem Einfluſs einer Vor-Sanskritischen Sprache, welche den gleichen auch auf die Indische ausübte, zuzuschreiben sein. Wie klein oder groſs die Anzahl dieser Wörter ist, kann erst eine genau in alle Sprachen des Stammes eingehende Untersuchung zeigen. Die beiden wichtigsten Beispiele hiervon werden gleich bei der näheren Beleuchtung des Pronomens und der Zahlwörter vorkommen. Einzelne andre aus dem hier angehängten Wortverzeichniſs sind das oben angeführte Tong. *aho*, das Mal. *mēga* und Mad. *mica*, Wolke (nr. 61.), das Mad. *ma-lafa*, nehmen (लभ्, *labh*) (2).

---

(1) [und im Javanischen. B.]

(2) [Der Verfaſser hatte, wie ich anderwärts bemerkt habe, der Betrachtung der in den Malayischen Sprachen sich findenden Sanskritwörter ein eignes umfaſsendes Capitel in dieser allgemeinen Schrift über den ganzen Sprachstamm bestimmt. Das Schicksal hat die Ausführung nicht gewollt. Ich setze das wenige hierher Passende, welches mir in der Tagalischen, Madecassischen und den Südsee-Sprachen gelegentlich aufgestoſsen ist, her. — Die Ähnlichkeit des Hawaiischen *ino* und Neu-Seeländischen *kino*, schlecht, mit dem Sanskr. हीन (*hina*), dem Jav. und Mal. *hina*, *hīna*, gering, verächtlich, kann zufällig sein. Aber ein unbestreitbares, und wahrscheinlich das merkwürdigste Beispiel eines Sanskritwortes in den Südsee-Sprachen ist वारि (*wāri*), Wasser (s. Tabelle nr. 3.), im Kawi *warih* (und, wohl, nach Ausstoſsung des *r*, daraus zusammengezogen, *wē*), Tah., Neu-Seel. und Haw. *wai*, Tong. *wei* (von Martin, nach dem Englischen Lautsystem, *vy* geschrieben), Bugis *uwae* (wo *u* nur als

[Es liegt mir ob, über die nachfolgende vergleichende Worttafel, nach dem, was der Verf. bereits über dieselbe gesagt hat, fernere Rechenschaft zu geben. Wie ich an einer anderen Stelle erwähnt habe, rührt

---

Vorschlag des *a* zu betrachten ist). — Das Sanskr. चर् oder चार् (*chara*, *chāra*) muſs, wie die Malayischen Sprachen deutlich beweisen, noch verschiedene andere, sich aus der Wurzel चर् (*char*) und anderen Derivaten derselben leicht ergebende Bedeutungen gehabt haben, als aus Wilson's Lexicon ersichtlich sind. Das Mal. *chāra* bedeutet (ebenso wie आचार्, *āchāra*) *mode, manner, style, fashion*, das Jav. *chara*: Art und Weise, 2) Sitte, Gebrauch, *fashion*, 3) Sprache (vgl. nr. 30. der Tab.). Dasselbe Wort ist das Mad. *tsara*, wenigstens in der Bed.: Gestalt, Bild, Ebenbild, Portrait, wahrscheinlich auch in seinen anderen Bedeutungen: schön, gut, gesund, Gesundheit, 2) sich in Acht nehmen. Man wird hierbei an चारु (*chāru*), schön, erinnert, welches die Indischen Grammatiker auch von der obigen Wurzel ableiten. Dasselbe Wort ist ferner das durch das gewöhnliche Verbalpräfix davon abgeleitete Mad. *mitsara*, reden, 2) *sentir, opiner, figurer*, welches durch seine Bedeutung mit dem Subst. विचार् (*wichāra*) zusammenfällt; *wichara* heiſst im Jav. sprechen, das Mal. *bechāra*: Unterredung, Berathschlagung, Rath, Plan, Gedanke. Ich glaube mich nicht zu weit von der Wahrscheinlichkeit zu entfernen, wenn ich, bei dem so genauen Zusammentreffen der Bedeutungen mit den eben erwähnten, obgleich die Form etwas verändert und von den bisher genannten Wörtern bestimmt geschieden erscheint, mit dem Sanskrit. Substantivum noch folgende Madecassische Wörter zusammenstelle: *tserech*, *tsereche*, Gedanke, Urtheil, Geist, Rath, *mitserech*, denken, überlegen, fühlen, meinen, rathen, *fitserech*, Rath, Berathschlagung, *mampitsereche* und *ompitsereche*, rathen, *mitzeri*, Rath, berathschlagen, *tserouanni* und *tserouano*, denken, sich erinnern, fühlen, glauben. Die Endung der letztgenannten beiden Formen findet sich öfter affigirt, und *ch*, *che* ist, wie allein schon das Beispiel des Mad. *taiche*, Meer, Mal. *tāsek*, Jav. *tasik* (s. nr. 4. der Tab.), und hier die Form *mitzeri* beweist, ein häufiger Zuwachs Madecassischer Wörter, wie im Mal. und Jav. *k*, und wird auch öfter bloſs *c* geschrieben. So kommt das in Rede stehende Wort selbst bei Chapelier *tserec* und im Catechismus *tsereq* geschrieben vor. Die wesentliche Abweichung dieser Wortreihe von der Sanskritform und von *tsara* besteht also nur in der Veränderung der beiden *a* in *e*, und würde sich genugsam, wie vielleicht auch noch näher die Endung *ch*, rechtfertigen, wenn man das Wort unmittelbar von चरितं (*charitam*) ableitete. Das *e* in der ersten Sylbe zeigt schon das Mal. *cherīta* und *cheritera* (चरित्रं, *charitram*), Erzählung, erzählen. Für die Bed. sich in Acht nehmen, welche *tsara* noch hat, besteht auch eine Form *tsauran*. — Das Sanskr. मुखं (*mukham*, s. nr. 87. der Tab.), Mal. *mūka*, Kawi *muka*, Gesicht, findet sich in derselben Bed., sogar mit beibehaltener Aspiration des *k*, im Tag. als *muc-ha*, und noch merkwürdiger ist in derselben Sprache *acsaya*, zerstören, Sanskr. क्षय (*kshaya*), Zerstörung, und *sira*, im Kawi *sirna*, zerstören, vernichten, das Partic. शीर्णं (*śīrṇa*), von der Wurzel शॄ (*śṝ*). Das Tag. *sacsi*, Zeuge, zeugen, ist das Sanskr. साक्षिन् (*sākshin*), im Mal. und Jav. *saksi*. — Diese Beispiele zeigen hinlänglich, daſs man hoffen darf, im Tag. und Mad. noch eine gewisse, obgleich geringe Anzahl von Sanskritwörtern zu entdecken, wenn man nur, was ich dieser erste Abschnitt des dritten Buches gröſstentheils aus einer früheren Zeit her, wo der Verf. sich noch nicht mit der Javanischen und Kawi-Sprache beschäftigte, und wo ihm zur Beurtheilung der Hawaiischen kein anderes Hülfsmittel zu Gebote stand, als ein ganz kurzes ABC-Buch für Kinder. Aus dieser Zeit stammt auch die Worttafel. In dem Gedanken, daſs dieselbe besonders geeignet sei, das gröſsere Publicum zu interessiren, habe ich alle mögliche Zeit aufgewandt, um ihr eine gröſsere Vollkommenheit zu geben. Ich habe ihr namentlich die Javanische und Kawi-Sprache, das Bugis und Hawaiische beigefügt. Die Bugis-Wörter habe ich aus dem unten in §. 15. erwähnten in Serampore gedruckten Vocabularium, die Hawaiischen aus Hrn. v. Chamisso's Schrift über die Hawaiische Sprache (Leipzig 1837. 4.) gezogen; die in derselben nicht vorkommenden Wörter, etwa ein Viertheil des Ganzen, hat Herr von Chamisso selbst die Güte gehabt aus den Texten nachzutragen. Ich hätte diese Hawaiischen Wörter aus mehreren sehr schätzbaren handschriftlichen Wortverzeichnissen, welche Wilh. v. Humboldt aus Nord-Amerika und anderen Welttheilen geschenkt erhalten hatte, und aus einem von ihm selbst aus dem Munde eines Eingebornen der Sandwich-Inseln gesammelten Verzeichnisse durch verschiedene wegen weiterer Verknüpfungen mit den anderen Sprachen wichtige Ausdrücke vermehren können, es hat mir aber bei ihrer abweichenden, öfter auch unsicheren Orthographie besser geschienen, bei dem gleichförmigen Systeme der Missionare dieser Inseln stehn zu bleiben. Diese Sprache, die Tahitische und Neu-Seeländische sind nach dem Deutschen Lautsysteme, die Tongische nach dem Englischen geschrieben. Der Verf. hat später noch zu den oben von ihm erwähnten vollständig ausgeführten Wörtern (nr. 1-109.) eine Anzahl solcher hinzugefügt (nr. 110-131.), welche nur insoweit ausgeführt sind, als die Ausdrücke wirklich übereinstimmen.

Wenn es bei der Herausgabe des vorliegenden Werkes überall mein Bestreben gewesen ist, dem Publicum dasselbe unverändert, wie es der Verf. geschrieben hat, zu übergeben, und das wenige von mir Hinzuge-

---

bisher nicht habe thun können, in dieser Absicht die Wörterbücher durchgeht. Noch wichtiger, als in diesen beiden Sprachen, bleibt aber immer das Erscheinen eines Sanskritwortes in den Mundarten der Südsee. B.]

fügte oder Geänderte als solches bemerklich zu machen, so habe ich einige in dem vom Verf. ausgearbeiteten Theile dieser Worttafel gemachte Änderungen und Zusätze nicht gerade bezeichnen können, sondern kann nur das bemerken, daſs die Beifügung der Sanskritischen und Arabischen Etymologien überall von mir herrührt.

Die Javanischen und Kawi-Wörter habe ich aus meinem, wie ich anderwärts erwähnt habe, aus sämmtlichen bisher vorhanden gewesenen Druckschriften und besonders den drei unschätzbaren geschriebenen Wörterbüchern des Herrn John Crawfurd zusammengetragenen und aus meiner Lectüre vermehrten handschriftlichen Wörterbuche, mit Hinzunahme des gedruckten des Herrn Roorda, gezogen, und schmeichle mir mit der Hoffnung, daſs aus den zahlreichen in dieser Columne gelieferten Wortreihen ebensowohl der merkwürdige Wortreichthum dieser beiden Sprachen, als die wichtige Stelle, welche sie in dieser Kette von Sprachen, nicht bloſs in Hinsicht auf den westlichen Zweig, sondern auch auf die Mundarten der Südsee, einnehmen, ersichtlich sein werde. Um in dieser Beziehung nichts zu versäumen, habe ich schlieſslich noch mein ganzes Wörterbuch durchgelesen, und dadurch noch eine bedeutende Anzahl, gerade durch ihre Alterthümlichkeit und ihren Zusammenhang mit den Wörtern der entfernteren Inseln wichtiger Ausdrücke gewonnen, welche weder das Gedächtniſs sogleich an die Hand geben konnte, noch der, seiner Bestimmung nach sich oft nur auf die geläufigste Phraseologie beschränkende Holländisch-Javanische Theil des Roorda'schen Wörterbuches darbot. Indem ich in diesem Bestreben, alle für ein Wort vorhandenen Ausdrücke zu erschöpfen, nur dem Beispiele des Verf. folgte, habe ich dennoch diesen Grundsatz oft wichtigeren Rücksichten aufopfern müssen. Es hat mir namentlich unrichtig geschienen, die Sanskritwörter mit aufzuführen, sobald sie, wie dies in den meisten Fällen so ist, aus der Zeit des allgemeinen Indischen Einflusses herrühren, da sie nicht in den Beweis der Stammverwandtschaft dieser Sprachen gehören. Ich habe sie daher, so wie die Arabischen, in den beiden Sprecharten des Javanischen und im Kawi auch dann weggelassen, wenn sie die einzigen Ausdrücke für einen Begriff sind. Bei der Beibehaltung einiger leiteten mich andere gelegentliche Rücksichten. Diese Auslassung habe ich auch theilweise im Malayischen beobachtet. Nicht minder habe ich mehrere dem Malayischen Stamme zugehörende Wörter, welche sich in den Wortverzeichnissen finden, besonders im Kawi, übergegangen, weil sie, in Bezug auf die beigefügte Bedeutung, manchmal auch ihre Form, mir nicht verbürgt genug schienen, ohne dafs ich darum alle von mir wirklich aufgenommene von einem solchen Zweifel freizusprechen wage. Denn es ist an verschiedenen Stellen dieser Schrift und des Anhanges von mir mit Beispielen belegt worden, welche abentheuerliche Bedeutungen oft den der Gegenwart entschwundenen Wörtern beigelegt werden, und es ist von diesen Incorrectheiten die geringste, und nur eine ganz natürliche, wenn sie in einer zu allgemeinen, wie gehen, sprechen, sehen, aufgeführt werden. Nur gelegentlich habe ich meinen Zweifel durch ein nachgestelltes Fragezeichen oder durch Beisetzung der Quelle angedeutet. Ich habe durch diese letztere Citation nämlich sagen wollen, dafs es auffallend bleibe, dafs das Wort nur in Einer Quelle vorkommt, dafs es wenigstens deshalb ein seltenes, besonders ein Kawi-Wort zu sein scheine. Die Anführung der Crawfurdschen Wörterbücher hat jedoch öfter auch einen anderen, gleich anzugebenden Zweck. Bei diesen Citationen habe ich mich der in meinem Anhange gebrauchten Abkürzungen bedient.

Wenn man die von dem Verf. in diesem Werke über die Sprache gesammelten Resultate in Erwägung nimmt, und besonders noch den Umstand berücksichtigt, dafs eine Menge noch im jetzigen Javanischen üblicher Wörter auch im Kawi schon gebräuchlich sind, so wird man es nicht tadeln, dafs ich dieser letzteren Sprache keine eigne Columne angewiesen habe, und wird es verstehen, dafs unter Kawi-Wörtern nur solche gemeint sind, welche der alten Dichtersprache ausschliefslich angehören. Die Ausdrücke der gewöhnlichen Volkssprache und der höheren oder vornehmen Sprechweise habe ich gesondert, die letzteren durch Kr. (Krama), die Kawi-Wörter durch K. bezeichnet; bei den Wörtern der gewöhnlichen Sprache, welche, unbezeichnet, vorangehn, habe ich aber nicht weiter unterschieden, ob sie allein dieser, oder, wie es bei mehreren der Fall ist, zugleich der vornehmen angehören. Bei dieser Unterscheidung der Wörter in Ngoko-, Krama- und Kawi-Wörter habe ich mich meist an die Bestimmung meiner Quellen hierüber halten müssen. Da einige derselben, vorzüglich die Crawfurdschen Wörterbücher, die Wörter in dieser Beziehung gar nicht bezeichnen, so habe ich in einem solchen Falle das Wort als Ngoko-Ausdruck aufgeführt, aber die Unsicherheit dieses Punktes durch Citirung von Crawfurd oder durch ein vorgesetztes Kreuz (×) angedeutet. Solche Wörter gehören sehr häufig, vielleicht zum gröſsten Theile, dem Kawi an. Aus der Reihe der Krama-Wörter habe ich aber die künstlich aus Wörtern der gewöhnlichen Volkssprache umgebildeten Formen, über welche der Leser in einem ausführlichen Capitel meines grammatischen Anhangs Aufklärung finden wird, gänzlich weglassen zu müssen geglaubt, habe darin aber nur so weit vorgehen können, als die Gewiſsheit darüber für den Augenblick reicht. Denn ich habe in jenem Abschnitte meines Anhanges an sehr merkwürdigen Beispielen bewiesen, daſs diese Umformung, indem sie sich leicht aller Fesseln uns wahrnehmbarer Analogie entledigt, schon von einer geringen Ferne aus unsrem Auge gänzlich entschwindet, so daſs nur aus dem Umstande, daſs das vornehme Wort, nach der sorgfältigsten Durchsuchung, wie sie in Jahrhunderten noch nicht möglich sein wird, sich in keiner anderen Malayischen Sprache findet, die negative Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daſs es ein absichtlich gebildetes sei. Es befinden sich also sicherlich in der Reihe des Krama noch eine Anzahl Ausdrücke, welche nur diesem Verfahren ihren Ursprung verdanken, und nie in die Vergleichung mit den Schwestersprachen eingehen können.

Wenn sich der Leser die aus diesen verschiedenartigen Gründen weggebliebenen Wörter, von denen die Sanskritischen, besonders im Kawi, oft, wie z. B. die für Wasser, Meer, Sonne, beinahe unerschöpfliche Reihen bilden, hinzudenkt, so wird er sich einen Begriff von dem erstaunenswerthen Wortreichthum dieser beiden Sprachen zu bilden im Stande sein, welche in ihrem Schoſse den Stoff der Malayischen, Polynesischen, Indischen und Arabischen Welt zusammengehäuft und ihn durch einen, wenn gleich seltsamen, eignen Bildungstrieb noch mehr ausgedehnt haben.

Über die in diesen beiden Sprachen beobachtete Schreibung merke ich an, daſs ich nirgends einen Consonanten verdoppelt habe. Ich gehe hier nicht auf eine Rechtfertigung dieses Verfahrens ein, noch habe ich damit eine Überzeugung aussprechen wollen, daſs dies in allen Fällen ohne Ausnahme geschehen dürfe, weil ich in meinem Anhange die Sache näher erwägen werde. Da es aber in so vielen Fällen gleichgültig, ja rathsam ist, den einfachen Consonanten zu gebrauchen, so habe ich es in dieser Zusammenstellung mit den verwandten Sprachen, von denen keine sich der Consonantenverdopplung im Schreiben bedient, der Gleichförmigkeit wegen für passend gehalten, durchgängig die einfache Schreibung anzuwenden. Von den Verben habe ich, mit Ausnahme der wenigen Fälle, wo die Existenz des Wortes ohne Präfix oder Infix zweifelhaft und durch nichts verbürgt war, überall die einfache (substantivartige) Form, ohne Affixa, aufgestellt, da die Mannigfaltigkeit derselben die Aufnahme mehrerer Formen desselben Wortes nothwendig gemacht hätte, und es der leichteren Erkennung der Übereinstimmung wegen auch bei anderen Redetheilen rathsam war, abgeleitete Formen zu vermeiden. Dasselbe habe ich bei der Malayischen Sprache befolgt. Wo dennoch die Aufnahme einer solchen nicht zu umgehen war, ist die Ableitung angedeutet. Doch habe ich sowohl dieses, als jenes bei der Tagalischen, Madecassischen und Bugis-Sprache meistens unterlassen müssen, weil die Durchführung dieses Principes an ihnen sehr weitläuftige Untersuchungen, welche bei dem unvollkommenen Zustande der Wörterbücher oft nicht zu einem einfachen Schlusse zu bringen sind, nöthig gemacht haben würde.

Die Aneinanderreihung der 131 Wörter dieser Tabelle ist eine rein ungefähre, wie der Verf. die Ausdrücke bei dem ersten Entwurfe sammelte; und es wäre, allein schon zum Behufe des Auffindens bei der Vergleichung anderer Sprachen dieser Inselwelt, die in ihr noch nicht erscheinen, irgend eine systematische Reihefolge, in welcher wenigstens das Gleichartige mehr zusammenstände, durchaus wünschenswerth gewesen. Die Zeit erlaubte mir aber nicht, eine Umschreibung vorzunehmen. Diesem Mangel abzuhelfen, setze ich hier die Wörter der Tabelle in einer doppelten Zusammenstellung, einer nach Materien geordneten, und einer alphabetischen, her. Die jedem Worte beigesetzte Ziffer ist die Nummer, unter welcher sich dasselbe in der Tafel findet.

A. Nach Materien geordnetes Verzeichniſs.

I. Substantiva.

1) **Elemente und Stoffe:** Wind 52, Feuer 60, Licht 10, Wasser 3, Erde, Land 2, Stein 78, Salz 5.
2) **Geistige Dinge:** Gott 18, Geist 17, Seele 29.
3) **Himmel und was dazu gehört:** Himmel 1, Sonne 6, Mond 9, Stern 89, Wolke 61, Norden 73, Osten 74, Süden 75, Westen 76.
4) **Dinge auf der Erde:** Meer 4, Berg 62, Wald 64, Feld 63, Haus 55.
5) **Zeit:** Tag 7, Nacht 8, Morgen 58, Abend 59, Jahr 33.
6) **Raum:** Mitte 67, Zahl 65.
7) **Der Mensch und seine Verhältnisse:** Mensch 16, Mann 26, Weib 27, Kind, in Bezug auf das Alter 92, in Bezug auf die Abstammung 25, Jungfrau 15, Vater 53, Mutter 54, Sohn, Tochter 25, Bruder, Schwester 57, Wittwe 86, Herr 131, Sclave, Diener 88, Feind 102, Name 36.
8) **Der Körper und seine Theile:** Körper 28, Leben 49, Stimme 80, Haut 121, Fleisch 51, Blut 34, Kopf 79, Gesicht 87, Haar 48, Auge 109, Mund 71, Zunge 45, Zahn 90, Ohr 35, Backe 110, Hand 77, Fuſs 81, Knie 91, Brust 41, weibliche Brüste 42, Bauch 44, Herz 43.
9) **Thiere:** Thier 99, Vogel 100, Fisch 101, Rind 56, Eidechse 124.
10) **Pflanzen:** Baum 106, Saame 108, Blume 107, Frucht 23, Wurzel 105.
11) **Werkzeuge:** Fackel 50, Löffel 125, Segel 117.

II. Adjectiva.

Groſs 93, klein 94, gut 21, schlecht 19, weiſs 37, schwarz 38, neu 116, alt 95, rechts 84, links 85, warm 46, kalt 47, voll 69, leer 70, tief 126, süſs 129, hungrig 97, durstig 98, blind 103, taub 104, krank 20, betrunken 114, reif 123, leicht (*facilis*) 122, halb 66.

III. Verba.

Sein 128, werden 127, geboren werden 13, sterben 11, tödten 39, gehen 31, fallen 96, sehen 40, hören 32, sagen, reden, sprechen 30, essen 22, kauen 130, öffnen 83, verschlieſsen 82, begraben 72, hängen 119, baden 111, kaufen 68, bezahlen 112, nähren 14, lieben 12, fordern 118, wählen 113, folgen 115, ändern, wechseln 120.

IV. Conjunctionen.

Nicht 24

B. Alphabetisches Verzeichniſs.

Abend 59
ändern 120
alt 95
Auge 109
Backe 110
baden 111
Bauch 44
Baum 106
begraben 72
Berg 62
betrunken 114
bezahlen 112
blind 103
Blume 107
Blut 34
Bruder 57
Brust 41
Brüste, weibliche 42
Diener 88
durstig 98
Eidechse 124
Erde 2
essen 22
Fackel 50
fallen 96
Feind 102
Feld 63
Feuer 60
Fisch 101
Fleisch 51
folgen 115
fordern 118
Frucht 23
Fuſs 81
geboren werden 13
gehen 31
Geist 17
Gesicht 87
Gott 18
groſs 93
gut 21
Haar 48
hängen 119
halb 66
Hand 77
Haus 55
Haut 121
Herr 131
Herz 43
Himmel 1
hören 32
hungrig 97
Jahr 33
Jungfrau 15
kalt 47
kauen 130
kaufen 68
Kind 25, 92
klein 94
Knie 91
Körper 28
Kopf 79
krank 20
Land 2
Leben 49
leer 70
leicht (*facilis*) 122
Licht 10
lieben 12
links 85
Löffel 125
männlich, Mann 26
Meer 4
Mensch 16
Mitte 67
Mond 9
Morgen 58
Mund 71
Mutter 54
Nacht 8
nähren 14
Name 36
neu 116
nicht 24
Nord 73
öffnen 83
Ohr 35
Ost 74
rechts 84
reden 30
reif 123
Rind 56
Saame 108
sagen 30
Salz 5
schlecht 19
schwarz 38
Schwester 57
Sclave 88
Seele 29
Segel 117
sehen 40
sein (*esse*) 128
Sohn 25
Sonne 6
sprechen 30
Stein 78
sterben 11
Stern 89
Stimme 80
Süd 75
süſs 129
Tag 7
taub 104
Thier 99
tief 126
Tochter 25
tödten 39
Vater 53
verschlieſsen 82
Vogel 100
voll 69
wählen 113
Wald 64
warm 46
Wasser 3
wechseln 120
Weib, weiblich 27
weiſs 37
werden 127
West 76
Wind 52
Wittwe 86
Wolke 61
Wurzel 105
Zahl 65
Zahn 90
Zunge 45

Die Reihefolge, in welcher man die neun hier aufgestellten Sprachen geordnet findet, habe ich selbst bestimmen müssen. Die Aufgabe war von der Art, daſs sie sich jetzt noch in keiner Weise genügend lösen lieſs. Es hätte allein schon die groſse Hauptfrage entschieden sein müssen, ob der mehr vollkommene Wortbau des westlichen Stammes als successiv aus dem auf die gröſste Einfachheit und Dürftigkeit herabgehenden des Polynesischen durch Anwachs entstanden anzunehmen sei, ob man in der letzteren groſsen Familie wirklich die so weit verzweigte Sprache mehr in dem Zustande ihrer Entstehung, in der Kindheit stehen geblieben, erkennen solle, oder ob der Urtypus vielmehr in den vollkommneren Sprachen des Westens zu suchen sei, deren Laut- und Formenfülle von einem mit dürftigeren Articulations-Fähigkeiten begabten kindlichen Volke überall beschnitten und vereinfacht wurde, oder, da man bestimmt weder diese, noch jene Thatsache ausschlieſslich und in ihrem Extreme wird beglaubigen können, in wie weit man das Eine und das Andere im Allgemeinen und im Einzelnen werde annehmen dürfen. Es ist dies eine bei allen groſsen Sprachstämmen schwebende, überaus schwierige, und nie bis in alle Einzelheiten unbestreitbar zu lösende Frage, und, bei der noch so geringen Verbreitung allgemeiner, aus der Kenntniſs vieler und verschiedenartiger Idiome des Erdkreises hervorgehender Ideen über die menschliche Sprache, ein Punkt, bei welchem die verschiedenen herrschenden Ansichten gerade zu den entgegengesetztesten Annahmen führen müssen. Unter diesen Umständen kann ich mir am wenigsten anmaſsen, über jene Frage hier ein eignes Urtheil auszusprechen, obgleich ich gestehe, sie für den Augenblick in einer bestimmten Richtung zu verfolgen, wenn dieser Weg auch nur zum Beweise des Gegentheils führen sollte. Indem ich also keine Hypothese in die Bestimmung der Reihefolge dieser Sprachen habe einmischen wollen, habe ich sie nur im Ganzen nach der gröſseren oder geringeren factischen Formenausbildung auf einander folgen lassen und nach der gröſseren oder geringeren Formenähnlichkeit neben einander gestellt. Ich muſste sagen im Ganzen; denn es finden sich natürlich viele Beispiele, in denen die eine oder die andere in Bezug auf diese beiden Punkte sich unmittelbar neben eine ihr entfernt stehende und weit von der, neben welcher sie hier erscheint, stellt; so ordnen sich abwechselnd öfter das Kawi, Bugis, Madecassische mitten unter die Südsee-Sprachen. Besonders schwer ist es, den westlichen Sprachen eine genügende Folge neben einander zu geben; und die hier für das Bugis, Madecassische und Tagalische gewählte Stellung dürfte manchem Tadel ausgesetzt sein. Es liegt dies darin, daſs diese Sprachen, und vorzüglich die beiden letzten, in Rücksicht auf ihre Wortform und ihren Wörtervorrath einen eigenthümlichen, mehr von den anderen gesonderten Charakter, der auf das Fehlen verschiedener Zwischenglieder schlieſsen läſst, offenbaren. Wenn man daher eine Wortform in ihrer successiven Ausbildung, oder verschiedene für denselben Begriff sich findende Ausdrücke verfolgt, wird man öfter eines oder mehrere Glieder dieser Reihe überspringen oder anders ordnen müssen. Die vier Südsee-Sprachen bilden eher, wie sie hier absteigend zusammengeordnet sind, eine folgerechte Reihe, und sind auch von Wilh. v. Humboldt so dargestellt worden.

Der Eindruck, welchen die hier erscheinende Übereinstimmung der in den verschiedenen Sprachen für einen Begriff bestehenden Wörter hervorbringt, muſs bei der hier gewählten Gestalt ein weit unvollkommnerer sein, als wenn man der Vergleichung die Richtung gegeben hätte, nur die Wortform, ohne Rücksicht auf die Bedeutung, durch alle zu verfolgen. Der Verf. hat es aber oben ausgesprochen, daſs es gerade seine Absicht gewesen sei, auf diesem, mancherlei Abweichungen unterworfenen Wege dennoch die bedeutende Übereinstimmung zu zeigen. Denn es ist bekannt und überall aus der Tabelle ersichtlich, daſs in verschiedenen Sprachen desselben Stammes eine vollkommen oder genügend übereinkommende Form eine andere Bedeutung erhält, eine ganz ähnliche, aber auch, nach der weitausgreifenden Macht des Symbolisirens und der Begriffsverknüpfungen eine factisch bedeutend verschiedene. Weil das Resultat so nur ein untergeordnetes ist, so hatte der Verf. schon selbst in dem von ihm bearbeiteten Theile den Weg eingeschlagen, durch Parenthese der eine abweichende Bedeutung tragenden, sonst aber übereinstimmenden Formen das Bild zu vervollständigen; und ich habe es für durchaus gerecht gehalten, diesen Weg bei dem von mir nachgetragenen sorgsam zu verfolgen. Ich hatte mir hierzu durch eine, nicht sowohl zu diesem, als zu allgemeineren Zwecken unternommene durchgängige Vergleichung des Marsdenschen Malayischen Lexicons mit meinem Javanischen ein besonders mächtiges Hülfsmittel verschafft, und bin so im Stande gewesen, das erwähnte Princip an diesen beiden Sprachen vorzüglich vollständig durchzuführen und die bedeutende Übereinstimmung ihres Wortvorraths besonders hervorzuheben. Auch ist es mir dadurch möglich geworden, in der der Malayischen Sprache gewidmeten Columne mehrere für den wirklichen Begriff vorhandene wichtige Ausdrücke hinzuzusetzen, die sich nicht durch Marsden's Englisch-Malayisches Wörterbuch ergeben. Recht sehr zu vermissen ist eine solche Bearbeitung des Tagalischen und Madecassischen Wortvorraths; nur aus diesem Grunde stehn diese Sprachen, vorzüglich die erstere, in einem so bedeutenden Theile der hier verglichenen Wörter ohne Analogien da. Überhaupt müſste jede Sprache dieses Sprachstammes mit jeder der übrigen in Beziehung auf die Wortform verglichen werden, das Resultat würde unendlich wichtig und belehrend sein, und würde dem Kenner der einen die Erlernung der anderen auf eine wunderbare Weise erleichtern; dazu würde aber eine Allgegenwart des Gedanken gehören, wie sie, auch bei der umfassendsten praktischen Kenntniſs, allein schon wegen der mannigfaltigen möglichen Buchstabenveränderungen, Einsetzungen und Weglassungen, unerreichbar ist. Denn es fehlt uns z. B. noch sehr an Aufklärung und Beobachtungen über die vielfach räthselhafte Schreibung und die Buchstaben-Combinationen in den vorhin genannten beiden Sprachen, um beurtheilen zu können, welche Laute eigentlich damit gemeint sind, welchen in den verwandten, sichtlich ein klareres und consequenteres orthographisches System befolgenden sie geradezu entsprechen, oder vermittelst gewisser, durch Reihen von Analogien gehender Eigenthümlichkeiten sich anschlieſsen. Es würde ferner dazu gehören, daſs wir, andere, weniger bekannte hier ganz auſser Acht gelassen, von den in diese Tabelle aufgenommenen Sprachen nicht nur vollständige, schon mit Berücksichtigung der Etymologie, so weit sie innerhalb der einzelnen Sprache selbst liegt, ausgearbeitete Wörterbücher, in welchen die fremde Sprache voransteht, sondern ganz vorzüglich solche besäſsen, in denen die erklärende Europäische Sprache den ersten Platz einnimmt. Die Tagalischen Wörter sind aber vom Verf. bloſs aus dem Spanisch-Tagalischen Theile des Wörterbuches, und die Madecassischen aus lauter einzelnen, die Auffindung meistens sehr erschwerenden Materialien und Wortverzeichnissen zusammengebracht.

Indem so die Tagalische Sprache in einem Grade, der nicht der Wirklichkeit entspricht, hier dürftig an Anklängen mit den westlichen des Stammes dasteht, wenn es auch ausgemacht bleibt, daſs ihr Wortvorrath in einem vielfach geringeren, als dies zwischen der Malayischen, Javanischen und Bugis-Sprache der Fall ist, mit ihnen übereinkommt, wäre es, besonders nach der Aufnahme der zahlreichen Javanischen Formen, welche viele neue Ausdrücke, und damit einen nicht unbedeutenden Theil der ganzen Sprache, in die Vergleichung bringen, sehr nöthig gewesen, das Tagalische Lexicon, und zwar das Tagalisch-Spanische Verzeichniſs, zu diesem Behufe durchzugehn und diese Parthie zu ergänzen. Denn, um hier nur von den directen Ausdrücken, welche die Sprache für die in der Tafel aufgestellten Begriffe besitzt, gar nicht von der Formen-Übereinstimmung bei veränderter Bedeutung, zu reden, so hat mich der gelegentliche Gebrauch der Tagalisch-Spanischen Nomenclatur des Wörterbuches von Fray Domingo de los Santos gelehrt, daſs aus ihr noch eine reiche Anzahl, gerade vorzugsweise zur Vergleichung dienender hervorgeht, welche in dem Spanisch-Tagalischen Theile sich nicht unmittelbar darbieten. Auch die Columne der Madecassischen Sprache würde bedeutende Zusätze gewonnen haben, wenn ich im Stande gewesen wäre, das von mir vor mehreren Jahren ausgearbeitete Madecassische Wörterbuch, zu welchem ich in der letzten Zeit noch den Französisch-Madecassischen Theil hinzugefügt habe, durchzulesen. Ich habe aber, überall von der Zeit gedrängt, der Erfüllung dieses Wunsches, wie manches anderen, den ich für die Vervollkommnung dieser Arbeit hegte, entsagen müssen. — Buschmann.]

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.					Tagalisch.	Polynesisch.			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
1. Himmel	langit	langit	langi	langhitsi (d. m.)	lanitra [illegible]	langhitse	lanchitsi, lanhitsi langoitsi		langit	langi	rangi	rai	lani
2. Erde	tânah benûa (Land)	tanah lemah (im Ngoko) Kr. siti (im Kromo)	tana wanua (Land)	tane (d. m.)	tany	tane	tane, tani	tâne	lupa [illegible] bayan [illegible] [illegible] [illegible]	[illegible]	wenua	fenua [illegible]	honua aina (Land)
3. Wasser	âyer [illegible]	banyu kr. toya K. [illegible]	uwai	ranou (d. m.)	rano [illegible]		ranou		tubig	vy	wai [illegible]	vai pape	wai
4. Meer	lâut [illegible]	lahut K. [illegible]	tasik		ranomasina [illegible]	[illegible]	ranomasse [illegible]		dagat	tahi moana [illegible]	tai moana	tai	kai
5. Salz	gâram [illegible]	[illegible] [illegible] Kr. [illegible]	pôje	[illegible]		[illegible]	sira [illegible]		asin [illegible]	masima [illegible]	tai [illegible] [illegible]	[illegible]	paakai
6. Sonne	mata âri (Auge des Tages)	srengenge	mata âsô (Auge des Tages)	masso andro [illegible]	masoandro [illegible]	massou andro (Auge des Tages)	massoandro, masoandro [illegible]		araw [illegible]	laa	ra	ra	la
7. Tag	hâri [illegible]	[illegible] Kr. [illegible] K. [illegible]	[illegible]	andro (d. m.)	andro [illegible]	andro [illegible]	andro		araw	aho [illegible]	ao [illegible]	ao [illegible]	ao [illegible]
8. Nacht	mâlam	wengi [illegible] [illegible] Kr. dalu K. [illegible]	[illegible]	[illegible] (d. m.) [illegible]	alina [illegible]	halin, haleen, [illegible]	alina [illegible]		gab-y	po [illegible]	po	po ruy	po

[illegible]

	Malayisch	Javanisch	Bugis	Madecassisch					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch	Neu-Seeländisch	Tahitisch	Hawaiisch
9. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
10. Licht	tĕrang châya	tĕrang K. chahya [illegible]	tĕrang		[illegible]	[illegible] [illegible] mazava [illegible]	[illegible]		liuanag	mama	ao	ao [illegible] maramarama [illegible]	lama, malama-lama
11. sterben	mati	mati [illegible]	mate	matte [illegible] fatte [illegible]		mate fate [illegible]	mate, matte		matay patay [illegible]	mate	mate [illegible]	mate [illegible]	make
12. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
13. geboren werden	[illegible]	[illegible]		[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	fanau	[illegible]	fanau	hanau
14. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			fafanga	[illegible]		hanai
15. Jungfrau	dâra [illegible] prawan	dara [illegible], rara prawan K. [illegible]		[illegible]		[illegible] [illegible]							

[illegible]

	Malayisch	Javanisch	Bugis	Madagassisch					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongaisch	Neu-Seeländisch	Tahitisch	Hawaiisch
26. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
27. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
28. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
29. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
30. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
31. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]
32. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
33. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]

	Malayisch	Javanisch	Bugis	[illegible]					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch	Neu-Seeländisch	Tahitisch	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]		[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]

	Malayisch	Javanisch	Bugis	Madagassisch					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch	Neu-Seeländisch	Tahitisch	Hawaiisch
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

	Malaiisch	Javanisch	Bugis	Madagassisch					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongaisch	Neu-Seeländisch	Tahitisch	Hawaiisch
[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]			[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]

	Malayisch	Javanisch	Bugis	Madagassisch					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch	[illegible]	Tahitisch	[illegible]
43. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
44. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
45. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
46. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
47. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
48. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
49. [illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
50. [illegible]	[illegible]	[illegible]				[illegible]	[illegible]			[illegible]	[illegible]		[illegible]

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.					Tagalisch.	Polynesisch.			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]		[illegible]						[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]

	[illegible]	[illegible]	Bugis	Madecassisch					Polynesisch			
	[illegible]	[illegible]	Bugis	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Tongisch	[illegible]	Tahitisch	Hawaiisch
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	api	[illegible]	[illegible]			[illegible]	af, affe [illegible]		afi	[illegible]	[illegible]	ahi
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]		[illegible]	[illegible]
[illegible]	padang [illegible]	[illegible]	padang			[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]				[illegible]			[illegible]		[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.					Tagalisch.	Polynesisch.			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
68. [illegible]	beli [illegible]	tuku [illegible]	[illegible]	mividi [illegible] [illegible]	mividi [illegible]	[illegible]	[illegible]		bili	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
69. voll	[illegible] [illegible]	kebak u. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]	[illegible]			fenou	fenou		puno [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	piha
70. leer	kosong hampa [illegible]	kosong u. kothong gabug [illegible] [illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		guang, puang	maha			
71. Mund	[illegible] [illegible] Schnabel der Vögel	[illegible] [illegible]	[illegible]	[illegible]		vava [illegible]	vava [illegible]		bibig [illegible]	[illegible]	waha	vaha	waha
72. [illegible]	[illegible]	[illegible] [illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
73. [illegible]	[illegible]	lor K. [illegible]	[illegible]			avarats, avaratra [illegible]			[illegible]	[illegible]			[illegible]
74. Ost	timor	wetan timor [illegible]	timoro	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		silang-an [illegible]	[illegible]			hikina [illegible]

[illegible]

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch					Tagalisch.	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
75. Süd	selatan [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	gi Tonga [illegible]		[illegible]	[illegible]
76. West	barat [illegible]	kulon	barat	ankandrefana, andrefana [illegible]	andrefana [illegible]	andrefan [illegible]	[illegible] andrefana [illegible]		[illegible]	gi Fiji [illegible]			komohana [illegible]
77. Hand	tangan (lima, fünf)	tangan [illegible] (lima, fünf)	lima [illegible]		[illegible]	tangh [illegible]	[illegible]		camay (lima, fünf)	[illegible]		rima [illegible]	lima [illegible]
78. Stein	batu	watu	batu			vato	vatu		bato	maka	[illegible]	ofai	pohaku
79. Kopf	[illegible]	endas [illegible]	ulu		[illegible]	loha [illegible]	[illegible]		ulo [illegible]	[illegible]	upoko	upoo	poo
80. Stimme	suara [illegible]	swara [illegible]				[illegible]	[illegible]		[illegible]	leo	reo [illegible]	reo	leo
81. Fuß	kaki	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	paa	vae	wae wae [illegible]	avae	[illegible] wawae [illegible]
82. [illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

	Malayisch	Javanisch	Bugis	Madekassisch					Tagalisch	Polynesisch			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch	Neu-Seeländisch	Tahitisch	Hawaiisch
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]				[illegible]	[illegible]		[illegible]			[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]				[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.					Polynesisch.			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
89. [illegible]	bintang	lintang K. [illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		fetu	wetu	fetu	[illegible]
90. Zahn	gigi	untu K. waja [illegible]	isi			[illegible]	[illegible]		nifo	niho		niho
91. Knie	lutut [illegible]	dengkul dhekung oder dekung [illegible] K. [illegible]	uto	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	turi	turi [illegible]	kuli
92. Kind, in Beziehung auf das Alter	[illegible]	anak, [illegible] K. [illegible]		[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]			[illegible]
93. groß	besar gadang agung, [illegible]	gedé agung, [illegible] [illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		lahi	rahi nui	rahi	nui
94. klein	kechil [illegible]	chilik [illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		iki [illegible]	iti [illegible]	iti	[illegible]
95. alt	[illegible]	[illegible] K. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]			[illegible]

Go

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Bugis.	Madecassisch.					Tagalisch.	Polynesisch.			
					[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
96. Silber	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
97. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]
98. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]
99. Thür	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]			[illegible]				[illegible]
100. Vogel	[illegible]	manuk	manuk	manuk		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	manu	manu	manu	manu
101. Fisch	[illegible]	[illegible]	bale	bale	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	ika	ika	ia	ia
102. [illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]		[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]
103. Blut	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
104. [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]			[illegible]	[illegible]		[illegible]	[illegible]			[illegible]

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.					Tagalisch.	Polynesisch.			
				[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
105. Wurzel	akar	kovodh [illegible] danghal, bonggol dhotog [illegible]	urat	fourouch, [illegible]	fourona [illegible]	vahas fourou [illegible]	vahats [illegible] fouroo [illegible]		ugat	aca tefito	[illegible]		aa
106. Baum	kâyu pôhon [illegible]	kayu [illegible] wit [illegible] K. [illegible]	pepang	azou, [illegible]	hazo [illegible]	hazou, azou	[illegible]	[illegible]	cahoy [illegible]	foo-acow [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
107. Blume	bunga kembang	kembang [illegible]	bunga [illegible]	voungourouna [illegible] folo, folon	[illegible]	vongho [illegible] vongh [illegible]	[illegible]		bulaclac (bonga, Frucht)	[illegible]	(kakaro, [illegible])		pua
108. Samen	biji [illegible]	wiji u. biji [illegible]	campang	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]		binhi [illegible]	tenga [illegible]	kakano [illegible]	huero [illegible]	ano-ano
109. Auge	mata	mata Kr. mripat [illegible]	mata	masso, masou	masou [illegible]	masso, masou [illegible]	masso, masou		mata	mata [illegible]	kanohi [illegible]	mata	maka

Nur in Bezug auf Übereinstimmung ausgeführte Wörter. (Bemerkung. [illegible])

110. [illegible]	pulut	pepe	pulut			fouhe	fofo, fof		pucoli				
111. baden	mandi			mandrou		mandrou [illegible]	mandrou [illegible]						
112. [illegible]	kâbur	kaywar [illegible]					sfavonna		lawar				
113. weiss	putih	putih				fùti, Weiss	mo-fute		puti	fila-fila			

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.					Tagalisch.	Polynesisch.			
				[illegible]	[illegible]	Flacourt's Dict.	Challan's Voc. Français-Madécasse.	[illegible]		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
114. betrunken	mâbuk					mamou	mamou						
115. [illegible]	tûwak, tring, arak (im [illegible])	tuak, tuwak tirung arak [illegible]				arik (arac [illegible])	magoarac, arakonas		aug				
116. neu	bhârû (auch [illegible])	[illegible]	barru	vaôu, vao		vaio ([illegible])	vao ([illegible])		bago				hou
117. Segel	lâyer	layar				laye, lacha	laye, saigna		layag				
118. bitten	pinta, minta	pinta (Kr.)	makutana	ma-ngano, hapo		ma-hontane	ma-ontane		pintacasi ([illegible])				
119. hängen	gantông	gantung	gatungi						gantong				
120. ändern, wechseln	ûbah ganti ([illegible])	owah ganti u. genti		ma-ôva	([illegible])	ma-ova, ma-[illegible]			oba (ganti, [illegible])				
121. Haar	bûlu	bulu	ulu			[illegible]	[illegible], odits						[illegible]
122. leicht ([illegible])	mudah ([illegible]) mûrah ([illegible])	murah, [illegible]			moura ([illegible])		mora		mora, [illegible]				
123. reif	mâsak		masak			masac	masac						
124. Eidechse	chichak	chechak	chichak			tsatsac	tsatsac						
125. Löffel	sendok u. sûduk	sendhok, suru (Kr.)	sirouh		soutrou (Adj.)	sotrou, sotrouc	sotrouc		saro, sandoc, [illegible]				
126. tief	dâlam ([illegible])		maraloug			lalen	lali, lalen		ma-lalim ([illegible])				
127. werden	jâdi	dhadhi	monchaji	ni tsori ([illegible])									
128. sein ([illegible])	âda	kana	angka	[illegible]	([illegible])	oho, ma-oho, [illegible]	[illegible]		ca				
129. [illegible]	[illegible]	maana				mama	mama						
130. kauen	mâmah, kûnyah	mamah, kr. kamoh	mama			mama	mihoura		ngata, [illegible]	mama			
131. Herr	tûan, inchi	tuwan ([illegible])	puang ([illegible])	([illegible])	[illegible]	tompon ([illegible])	tompon, toue	tompo	po, poon	eiki			haku, [illegible] haku

[Es ist mir gelungen, den auf S. 240. ausgesprochenen Wunsch, die Columne der Madecassischen Sprache in der vergleichenden Worttafel mit Hülfe meines Wörterbuches einer Überarbeitung zu unterwerfen, noch während des Druckes auszuführen. Ich habe mich bemüht, in Fällen, wo es mir nützlich schien, die Etymologie durch einige Bemerkungen aufzuklären. Da dieselben dem Urtheile des Publikums unterliegen, und ich sie, den Umständen nach, seiner Nachsicht empfehlen muſs, so bekenne ich mich namentlich zu den die Mad. Sprache betreffenden Bemerkungen in nr. 12, 14, 17, 18, 30, 31, 49, 52, 56, 57, 73-76, 81, 84, 88, 99. Mangel an Raum hat mich oft genöthigt, zu anderen Columnen meine Zuflucht zu nehmen und Zusammengehörendes zu trennen. Im Anhange will ich zu dieser Tafel, sowohl in Beziehung der Mad., als der anderen Sprachen, noch einige Zusätze und Berichtigungen liefern. Daselbst sollen auch die Wörter der Tong., Neu-Seel. und Tah. Sprache, welche nach dem von Wilh. v. Humboldt im 4. Abschnitte dieses Buches dargelegten und in der Tabelle noch nicht befolgten Systeme einer gleichförmigen Schreibung der Südsee-Sprachen eine andere Orthographie erheischen, ihre Stelle finden. B.]

§. 7.

Das Pronomen der 1. Pers. sing. läſst sich, ungeachtet einiger scheinbarer Verschiedenheit, durch alle Sprachen des Stammes hindurch als identisch erkennen. Das Neu-Seel. *ahau* steht gleichsam in der Mitte der verschiedenen Formen, und ihm ist das Mad. *ahe*, *ahy*, wie es im regierten Zustande, entkleidet vom Vorschlag *iz*, vorkommt, am nächsten. Beide sind sichtbar eins mit dem Sanskrit. *aham*, wogegen es merkwürdig ist, daſs die Pronominalform auf *m*, wie das Sanskrit. *mama*, im ganzen Malayischen Sprachstamm gar nicht erscheint (1). Der Kehllaut von *ahau* verhärtet sich zu *gūā*, *co*, *aco*, *ku*, *aku* in allen verglichenen Sprachen, die einzige Tahitische ausgenommen. In dieser und zum Theil in der Tong. erweicht er sich zu *wau* und *u* (1). Das Gleiche geschieht im Sanskrit. Stamm, wo die Endpunkte das Lateinische *ego* und Englische *I* sind.

---

(1) [Doch kommt im Kawi (s. oben S. 34.) *mami* vor. Auch ist das *mi* in *kami* (oben S. 36. u. flgd.) und im Bugis-Pron. *yakmi* (s. S. 258. Anm. 1.) zu beachten. Der ausschlieſsende Dualis (*maua*) und Plur. (*makou*) des Haw. zeigt auch den Laut *ma*. B.]

Die Tong. Sprache hat noch zwei für die 1. sing. sonst nicht vorkommende Formen, *gita* und *te*. Über die erstere habe ich im 2. Buche S. 38-43. bereits ausführlich gesprochen. Das *te* bietet gar keine Analogie in den anderen Sprachen dar, es hängt jedoch so eng mit der Conjugation zusammen, da man es nur im Präsens gebraucht, daſs es noch sehr zweifelhaft ist, ob es in Mariner's Gramm. wirklich mit Recht als ein Pronomen angesehen wird.

Die 2. Pers. sing. weicht im Mad. gänzlich von den Ausdrücken der anderen Sprachen ab. Denn der wesentlich stammhafte Laut darin ist *n*, das in keiner in dieser Person gefunden wird. Denn im Mal. *an̆gkau* gehört die erste Sylbe, wie man aus dem abgekürzten *kau* sieht, nicht zu dem Stamme des Worts. Eher liegt eine schwache Analogie dieses *n* in dem Tag. Possessivum *mo* (2). In den übrigen Sprachen ist, bis auf geringe Ausnahmen, *ko* der vorherrschende Laut. Nur das Tah. stöſst hier, wie gewöhnlich, den Kehlconsonanten hinweg und bildet *oe*. Die Neu-Seel. Sprache hat als Abkürzung gleichfalls den bloſsen Vocal *u*, die Tong. als Possessivum *ho*. In dieser letzteren steht zwar das der Conjug. dienende *ger* allein, aber die eigentlich selbstständigen *koi* und *akoi* schlieſsen sich den übrigen Sprachen des Stammes eng an. Der *o*-Laut ist in dieser Person durch alle Sprachen des Stammes hindurch sehr beständig. Bloſs die Mal. hat, statt desselben, *au*, und die Tag. in einer abgekürzten Form *a*. Die groſse Ähnlichkeit dieser zweiten Person mit der ersten im Consonantenlaut führt natürlich die Frage herbei, ob nicht die Bedeutsamkeit des Wortes mehr im Vocal liegen sollte? Das Tah. Possessivum 2. Pers. sing. heiſst *to*, was aber wohl nur daher kommt, daſs die Tah. Mundart niemals *k*, sondern, wo *k* bei den andren Mundarten vorkommt, entweder gar keinen Consonanten, oder *t* hat (1).

---

(1) [Im Haw. ist *au* und *wau* das Pron. 1. Pers., das Possessivum lautet *kuu*, mein. Das Bugis-Wörterbuch führt drei Formen für das Pron. 1. Pers. auf: *iyak*, *yakmi*, *ata*, welche abweichend erscheinen. Doch wäre es möglich, daſs die beiden ersten auf *aku* hinausgehn, da *i* und *y* sich in mehreren Pron. dieser Sprache als Vorschlag finden; *ta* gehört in diesen Sprachen der 2. Person, doch auch in einigen, wie die Formen *kita* und *gita* (s. oben S. 38. u. flgd.) davon Beweise liefern, der ersten an. Vielleicht darf man das, dem Madhya eigne Jav. *tak* oder *dhak* auch hierher ziehn. B.]

(2) [im Mal. und Jav. *mu*. B.]

In der 3. Pers. sing. herrscht unter allen Mal. Sprachen eine groſse Gleichförmigkeit. Bis auf wenige, nur in Abkürzungen gebrauchte Formen, ist *i*, meistentheils mit auslautendem *a*, der bezeichnende Buchstabe. Beim Possessivum tritt ein *n* hinzu, und im Polynesischen verschwindet dann das *i*. Aber im Hinzukommen des *n* ist absolute Gleichförmigkeit: Mad. *ny mpiana 'ny*, die Jünger seine (Luc. 8, 9.); Mal. *kapalā-nia*, sein Kopf; Tag. *ang yna-niya*, die Mutter seine; Tah. *to'na ahu*, sein (von ihm) Kleid; Neu-Seel. gerade ebenso *tóna toki*, seine Axt; Tong. *ana falle*, sein Haus (2). Selbst in Nebenlauten ist Übereinstimmung, so im Mad. *isi* und Tag. *siya*. Ob auch das *r* im Mad. *ri*, *ric* nur ein Nebenlaut ist, möchte ich nicht entscheiden. In dem Mad. *reo* und *zareo* kann man es kaum für anders, als die Person eigentlich bezeichnend, halten, und in dem Neu-Seel. und Tah. Dual und Plural unterscheidet es dieselbe sichtlich allein. Durch fast alle Sprachen des Stammes hindurch zeigt es sich, daſs dies *ri* ein mit dem gleichlautenden Ortsadverbium verwandtes Pron. demonstrat. ist. Im Mad. bezeichnen *reho*, *indreo* (Chall.), *indroni* (Chap. in den *Annal. p.* 114.), *iroche* (Flac.), *inro* (Gouda) alle den Ort. Die angeführten Wortverzeichnisse bestimmen nur nicht genau die Stelle desselben, sondern vermischen dies offenbar. Die Tag. Sprache hat soviel Ortsadverbia, als demonstrative Pronomina, und bildet sie alle, so wie die Besitzpronomina aus den persönlichen, aus dem angeblichen Genitiv. Dieser selbst aber wird abweichend vom Nom. geformt, und fängt immer mit *d* an; so sind die Adverbien *diri, dito, diyan* und *doon* abgeleitet, und das Mal. *diya* für das Pron. 3. Pers. sing. ist wohl nicht, wie Marsden will (*Gramm. p.* 48.), da, um den Hiatus zu vermeiden, sondern ist ein eignes Pron. demonstrat., dem im Tag. *yian*, im sogenannten Gen. *diyansa* entspricht. Das sogenannte Pron. 3. Pers. *siya* ist hiervon nur eine andre Form, und das Beispiel des Tag. beweist hier, daſs man in diesen Sprachen, wie auch sonst in vielen andren, das persönliche Pron. 3. Pers. nicht vom demonstrativen trennen kann. Man darf sich daher nicht wundern, daſs das Mad. *reo* sich im Plur. auch mit dem Pron. 2. Pers. verbindet, *ano*, du, *anareo*, ihr. Es verbindet sich hier nicht das Pron. 2. und 3. Pers., sondern das erstere mit dem Demonstrativum: ihr dort. Auch der Laut *ri* findet sich im Tag. Pron. demonstrat. *yari*, ebenso im Neu-Seel. und Tah. *tera*, das aber ganz genau den entfernteren, von dem beider Sprechenden verschiedenen Ort anzeigt. Bei Chapelier (*Ann. p.* 100. 119.) wird *ahe*, als regiertes Pronomen, sowohl für die 1., als 3. Person gebraucht, was nicht wohl zu erklären ist. Ich habe oben einige Pronominallaute des Mal. Sprachstamms mit Sanskritischen verglichen. Die Vergleichung mit den Chinesischen ist nicht minder fruchtbar. *'O, 'oû, iù* erinnern an den Endvocal von *ego* und das Tah. *u*. In *ahan* und seinen Verstärkungen liegt die Nachbildung des Athmens, das Ich, der unmittelbare Aushauch der Brust. Allein auch der breite und tiefe Vocal *o, u* mag mitbezeichnend sein. Das isolirt stehende Mad. *ano*, du, *nao*, *no*, dein, findet im Alt-Chinesischen *nàï* (1) einen erklärenden Vergleichungspunkt, und das in den Chinesischen Pron. 3. Pers. *ĭ*, *khĭ*, *kiouĕï* vorherrschende *i* ist auch im Mal. Stamm der Hauptlaut für diese Person. Im Plural hat die Mad. Sprache zum Pron. 1. Pers., ebenso wie im Besitzpron. der 3. sing., eine Form mit dem Nasenlaut: *naie* (*Ann. p.* 101.), *anay* (Luc. 9, 49.), *nay* (Luc. 11, 4.), doch nur wenn das Pron. als regiert in Casu obliquo steht. Es erinnert dies an das Sanskrit-Pron., in welchem die 1. Pers. plur. auch nur in diesen Fällen ein *n* (*na*) annimmt.

---

(1) [Dieser Bemerkung über das Tah. *to* schlieſst sich das Hawaiische Poss. *ko*, dein, an. Im Bugis erkennt man den Grundlaut *ko* in der Form *iko*; die beiden andren Formen der Sprache, *puang* und *puwak*, sind abweichend. Im Haw. ist das persönliche Pron. im Sing. *oe*, wie im Tah.; der Dual, *olua* (*lua*, zwei), zeigt den Stamm *o*, der Plur. *oukou* (vgl. *kakou*, wir, einschlieſsend, *makou*, ausschlieſsend, *lakou*, sie) *ou*. Im Jav. *kowĕ* erkennt man auch *ko*. Eines zweiten, dem Sanskritischen ähnlichen Stammes dieses Pron., *ta*, der besonders in den Kawi-Formen *ta*, *kita*, *hanṭa* ersichtlich ist, habe ich schon in Anm. 1. auf S. 258. erwähnt. B.]

(2) [Im Haw. lautet das Pron. sing. *ia* und *na*; die letztere Form wird nach Präpositionen gebraucht, und so besonders bei der Bildung des Pron. poss., ganz in der Art, wie die Beispiele der andren Südsee-Sprachen zeigen. Dem Dualis (*laua*) und Plur. (*lakou*) liegt wahrscheinlich das Ortsadverbium *la*, dort, zum Grunde. Im Bugis ist der Sing. des Pron. *ioh* und *yatu*. Das vom Verf. erwähnte *n* erscheint ebenfalls in den Pron. poss. des Jav. und Kawi. B.]

Es ist sonderbar, daſs die Unterscheidung der ein- und ausschlieſsenden Form im Pron. der 1. Pers. plur. der Mad. Sprache fehlt, da die Mal.,

---

(1) Rémusat. *Gramm. Chin. p.* 99. nr. 262.

Tag. und Polynes. sie besitzen. Doch beruht dies auf Gewohnheiten, die sehr leicht auch in Sprachen desselben Stammes verschieden sein können. In diesem doppelten Plural liegt im Mal. eigentlich der Dualis, da die Pronominal-Formen der 1. Pers. eigentlich immer nur von zweien verstanden werden, und, um eine weitere Ausdehnung zu erhalten, das Wort *ŏrang*, Menschen, nach sich nehmen müssen. Im Tag. verhält es sich auf ähnliche Weise. Die Polynes. Sprache bildet den, in ihr beständig unterschiednen Dualis ganz einfach durch Hinzufügung der Zahl zwei. Die Tong. deutet den Plur. durch die Zahl drei an; und wenn diese Zahlen fehlen, bleibt es unbestimmt, ob von zweien oder mehreren die Rede ist. Die Tahitische und Neu-Seel. (1) bezeichnen nur den Dualis mit der Zahl, und brauchen für den Plural eine Endung, in der auch ursprünglich keine zu liegen scheint. Auf diese Weise ist der Polynesische Dualis, der Lautbildung nach, nicht sowohl ein eigner grammatischer Typus, als eine Zusammensetzung des Pronomens mit der Zahl zwei, die gelegentlich entstanden sein kann, und dann zur Gewohnheit geworden ist. Es wird dadurch noch begreiflicher, wie nur diese Sprachen aus dem ganzen Malayischen Stamm zu einem durchgängigen Dualis des Pronomens gekommen sind.

§. 8.

In den Zahlwörtern findet sich bei allen verglichenen Sprachen eine nur von wenigen Ausnahmen unterbrochene Gleichförmigkeit. In den Zahlen 2, 3, 4, 5, 6, 10 ist sie, bis auf leicht zu erklärende Dialektverschiedenheiten, vollkommen. In 7, 8, 9 haben die Tag., Mad. und Polynes. Sprache verwandte Ausdrücke, die Mal. aber *tūjuh*, *delāpan* (auch *dūlāpan* und *salāpan*), *sambīlan*. Das letztere bedeutet nach Crawfurd (*Archip.* I. 207.) eins weggenommen, nämlich von zehn. Crawfurd leitet das Wort also von *ambèl*, nehmen, und *sa*, eins, ab, und dies scheint ganz richtig, da das Suffixum *an*, welches aus dem Verbum ein Nomen macht, das kurze *e* des Verbums in ein langes *i* verwandelt. Hiernach schiene nun die erste Sylbe von *salāpan* auch eins, und die erste von *dūlāpan* zwei (von *dūa*) zu bedeuten. Für *lāpan* finde ich im Mal. keine Ableitung, wohl aber im Mad. *ma-lafa*, nehmen (Chall.), wohl verwandt mit dem Tag.

---

(1) [Ebenso die Haw. Sprache. B.]

lapac, ausrenken. Im Javanischen Sunda - oder Gebirgsdialekt bedeutet nun wirklich *dalapan* (zwei genommen) 8, *salapan* (eins genommen) 9, und dies kann, da Raffles (*hist. of Java*. II. *App. p.*cxxviii.) und Crawfurd *l. c.* I. 205. 206.) es beide, jeder aus eignen Quellen, anführen, kein Irrthum sein. Raffles hat nur *selapan* statt *salapan*. Daſs im Mal. beide Wörter bloſs Synonyma von 8 sind, beweist, daſs, auch in nahe verwandten Dialekten, verkannte Etymologie den Wörtern im Gebrauch irrige Bedeutungen geben kann. Zur Bezeichnung der Einheit haben fast alle diese Sprachen eigenthümliche Ausdrücke, die Mad., neben *issa*, noch *rec*, das wohl mit dem Pron. 3. Pers. zusammenhängt, die Polynes. *tahi*; nur in der Mal. und Tag. finde ich bloſs *sa* und *ysa*, die mit der gleichlautenden, auch im Sanskrit vorhandenen Partikel in Verbindung stehen. Das Sanskrit. *trī* ist im Tah. *toru*, Neu-Seel. *todu*, Tong. *tolu*, Mad. *télou*, selbst noch im Tag. *tatlò*, wo *ta* wohl nur ein Vorschlag ist, kenntlich. Nur das Mal. *tīga* weicht allein bedeutend ab. In 100 entfernt sich das Mad. *zatou* doch zu wenig vom Mal. *rātus*, als daſs man dabei an eine andre Verwandtschaft mit dem Sanskr. *śata* denken könnte, als die auch dem Mal. Wort zum Grunde liegen möchte. Das Tag. *daan* scheint ein ganz andres Wort zu sein. In 1000 geht das Polynes. *mano* vom Mal. *rību* und dessen Tag. und Mad. Lautverwandten ab. Allein auch im Polynes. bedeutet *mano* nur im Tah. und Neu-Seel. 1000, im Tong. ist es 10,000. Für 1000 hat die Sprache *afe*. Diese, sich aber wohl nur bei hohen Zahlen zeigende Erscheinung, daſs dasselbe Wort in stammverwandten Sprachen verschiedene Zahlen bezeichnet, kehrt im Tag. *yòta* wieder, das in dieser Sprache 100,000, im Mal. aber 1,000,000 bezeichnet (¹). Man sieht aus den hier angestellten Vergleichungen, daſs mehrere Ausdrücke für dieselbe Zahl in diesem Sprachstamm, ja zum Theil in derselben Sprache im Schwange gewesen sind, von welchen dann der Gebrauch einen bestimmten fixirt hat. In Tahitischen Übersetzungen aus der Bibel (Joh. 6, 9. 10. 13.) kommen für 2 und 5 zwei Synonyma, *piti* und *pae*, vor. In der Sprache der Insel Bali ist für 8 ein sonst in keiner dieser Sprachen sich findendes Wort, *kutus*.

(¹) [*Yuta* bedeutet im Jav. auch eine Million, das Sanskr. अयुत, *ayuta*, 10,000, नियुत, *niyuta*, Million; das Sanskr. लक्षा, *lakshâ*, ist 100,000, *laksa* im Jav. und Mal. aber 10,000; s. oben S. 51. B.]

Das Denar-System ist im ganzen Malayischen Sprachstamm, wie wir ihn jetzt kennen, allgemein. Crawfurd macht aber (a. a. O.) sehr scharfsinnig auf Spuren des quaternaren, quinaren und senaren in der Bedeutung einzelner Wörter einiger Sprachen aufmerksam, so daſs zwar alle diese Systeme zuletzt in das denare übergegangen sind, aber in diesem Ausdrücke hinterlassen haben, die nur in ihnen eigentlich Sinn hatten. Den von Crawfurd angeführten Beispielen kann ich aus der Madecassischen ein seine Bemerkung bestätigendes beifügen. Wie in dem Sunda-Dialekt *ganap*, 6, durch seine Bedeutung geendet, vollständig (*meñgganap*, Mal. endigen) das Senar-System verräth, so liefert das Mad. *effat*, 4, da *effa* (Chall. *fin, qui est fini, voilà la fin*) dasselbe bedeutet, den Beweis für das ehemalige Dasein des quaternaren. Da aber der Grundlaut von *effat* dem Zahlwort 4 in den hauptsächlichsten Mal. Sprachen gemeinschaftlich ist, so muſs das quaternare System durch alle diese gegangen sein, insofern nicht ein Übergang der Zahl ohne ihre Bedeutsamkeit angenommen wird. Indeſs bleibt es freilich noch zweifelhaft, ob der Vocal vor dem Lippenlaut in diesen Zahlwörtern stammhaft, oder der Consonant der Stamm- und Anfangsbuchstabe ist. Auf das erste führen die Ausdrücke der verwandten Sprachen *effat* (Mad.), *epat* (Biajuk), *apa* (Bugis), *apat* (Tag. und Magindanao), *opat* (Sunda). In diesem Fall nun entspricht dem *effa*, Ende, das gleichbedeutende Mal. *ābis*. Es fragt sich nun, ob die übrigen consonantisch anlautenden Wörter des Sprachstamms für 4, *pa* (Lampung), *fa* (Tong.), *papat* (auf Bali und Java), *ampat* (Mal.), derselben Wurzel angehören? Sie haben höchst wahrscheinlich nur den anlautenden Vocal aus verderbter Aussprache abgeworfen, so daſs die Frage zu bejahen ist. Daſs wirklich die Formen mit und ohne Anfangsvocal dieselben sind, zeigt die Tag. Sprache, in welcher der Begriff des Mad. *effa* durch beide, nämlich durch *abar, ibos, obos* mit Anfangsvocal, und durch *pahit* mit Anfangsconsonanten, ausgedrückt wird. Man könnte aber auch, wie hier die Herleitung von *effa* aus gemacht ist, so dieselbe von dem Tong. *fa* aus anstellen. Dies heiſst viel, übermäſsig, und auch so würde die Zahl ein Beweis des quaternaren Systems bleiben. Denn es ist bekannt, daſs in vielen Sprachen der Begriff oder das Bild einer unbestimmten Menge zur Bezeichnung der Zahl genommen wird, die man als den Endpunkt des Systems, als diejenige ansieht, über die man nicht hinausgehen will.

Es ist auffallend, daſs in den Chinesischen Zahlwörtern auch nicht ein einziger Vergleichungspunkt mit den Malayischen liegt, das einzige *pă* ausgenommen, welches 8, mithin ein Vielfaches von 4, bedeutet. Daſs die Chinesischen Sprachforscher bei *pă* an ein Vielfaches gedacht haben, beweist wenigstens der Umstand, daſs sie das Zahlzeichen als Schlüssel der doppelten Dinge angenommen haben, zu dem sie auch 6 (2 × 3) rechnen. Die zugleich in *pă* liegende Bedeutung ist die des Theilens, Zerreiſsens, so daſs es wohl nicht unwahrscheinlich ist, daſs die 8, wie im Malayischen die 4, eine Rolle im Chinesischen Zahlensystem gespielt hat. Nicht zu übersehen ist auch, daſs, entsprechend dem im Chinesischen Wort liegenden Begriff, im Tag. *pa* noch einmal soviel bedeutet, so daſs das Wort, je nachdem man den Vergleichungspunkt annimmt, mehr als Eine Zahl bezeichnen könnte.

[Es scheint mir nicht unwichtig, die Zahlwörter der neun hier hauptsächlich verglichenen Sprachen in einer Tabelle zusammenzustellen. Diese Wörter sind immer bei der Wortvergleichung zwischen Sprachen vorzüglich berücksichtigt und von Reisenden aufgezeichnet worden, und sind oft, neben wenigen anderer Redetheile, das Einzige, was uns von einer bekannt ist. Ich werde deshalb auch an diese Tafel im Anhange eine zweite, welche die Zahlwörter anderer, weniger bekannter Sprachen dieser Meere enthalten soll, anknüpfen. Nach des Verf. Vorgange, beschränke ich mich auf die Einer und die Zahlen hundert und tausend, obgleich die Bildung und Zusammensetzung der dazwischen liegenden einen zweiten, und oft entscheidenderen Punkt der Prüfung der Stammverwandtschaft ausmacht. Er ist aber mehr grammatischer Natur, und gehört schon aus diesem Grunde zum gröſsten Theil nicht an diese Stelle der Untersuchung des bloſsen Wortvorrathes.

Das Kawi fällt hier ganz aus, da seine Zahlwörter geradezu die des Sanskrits sind. Das Javanische hat in den Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 und 10 besondere Ausdrücke für die gewöhnliche und die höhere Sprechweise, in den übrigen (6, 7, 8, 9, 100 und 1000) denselben für beide.

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.				Tagalisch.	Polynesisch.			
				Chapelier.	Jeffreys.	Flacourt.	Challan.		Tongisch.	Neu-Seeländisch.	Tahitisch.	Hawaiisch.
1.	sa-, asa sātu od. sătu	sa- (Ng. u. Kr.) sawiji od. siji Kr. satunggal od. satunggil	sedi	ree	isa	isse iraiche	ree	isang- ysa	taha	tahi	tahi	kahi
2.	dūa	loro od. ro Kr. kalih	duwa	roui	róua	roöé, roé, rohe	roue	alaua, dalaua, dalua	ua	dúa	rua (piti)	lua
3.	tiga	telu Kr. tiga	tělu	telou		telou, tellou, tela	telou	tatlo	tolu	tódu	toru	kolu
4.	ampat	papat od. pat Kr. sakawan	ĕpak	effatch	efatrá	effats, effatr, effatra	effat	apat	fa	wá	eha	ha (hauna)
5.	lima	lima Kr. gangsal	lima	dimi		limi, limin	dimi	lima	nima	dima	rima (pae)	lima
6.	anam	nem od. nenem	ĕnĕng	enine	enina	enem	henne	anim	ono	óno	fene	ono
7.	tūjuh	pitu	pitu	fitou	fitou	fitou	fitou	pito	fitu	witu	hitu	hiku
8.	salāpan dūlāpan u. delāpan	wolu (u. walu)	aruwa	valou		valou	valou	ualo	walu	wádu	waru	walu
9.	sambīlan	sanga	aséra	sivi		sivi, civi	civi	siyam	hiwa	iwa	iwa	iwa
10.	sa-pūluh	sa-puluh Kr. sa-dhasa ([illegible])	sĕ-pulo	foulou, poulou	foulou	foulo	polou	polo, puuo	fulu, ulu	ádu	huru	umi
100.	sa-rātus	s-atus (hatus)	si-ratu	zatou		zatou	zatou	daan	te-au	rău	rau (nach hanere, im Engl. hundred)	hanere (a. d. Tah.) (lau, 400)
1000.	sa-rību	s-ēwu (hēwu)	si-sēbu	arivou, arrivou		arivou, arrivou	arrivo	libo	afe (mano, 10,000)	mano	mano (nach tausani, im Engl. thousand)	tausani (a. d. Tah.) (mano, 4000)

Ich erlaube mir noch einige Bemerkungen über diese Zahlen.

In einigen Jav. und Tag. Zahlwörtern ist eine Verdopplung der ersten Sylbe bemerkbar. Das Tag. *dalua*, 2, scheint mir aus *dua* oder *lua* verdoppelt; die Verdopplung hat einen anderen Consonanten, als die ursprüngliche Sylbe, aber einen eng mit diesem verwandten. In *dalaua* ist das zweite *a* räthselhaft; ich werde unten bei der Betrachtung der einzelnen Zahlen darauf zurückkommen. Die Verdopplung im Tag. *tatlò*, 3, hat schon Wilh. v. Humboldt oben (S. 262.) angemerkt. Im Javanischen kommen die einfachen und die verdoppelten Formen zugleich vor, *ro* und *loro*, wo die Verdopplungssylbe, wie im Tag., nicht denselben, sondern einen verwandten Consonanten gebraucht, für 2, *pat* und *papat* für 4, *nem* und *nenem* für 6. Von der verdoppelten Form wird nur Gebrauch gemacht, wo das Zahlwort nach dem Subst. steht (*wong loro*, zwei Menschen); in allen übrigen Fällen wird die einfache gebraucht: *patang dhina*, zwei Tage, *rong pikul*, zwei Pikuls (ein Maaſs), *rong puluh* 20, *ro las* 12, *nem blas* 16.

Wie im Mal. und Jav. das Subst. manchmal mit einem vorgesetzten *a*, auch wohl *ĕ*, erscheint (Mal. *nānas* und *anānas*, die Ananas, Mal. und Jav. *mas*, Mal. *amas*, Jav. *hemmas*, Gold), und in mehreren Südsee-Sprachen die Cardinalia regelmäſsig ein präfigirtes oder vorgesetztes *a*, *e* oder *he* gebrauchen (1), so tragen auch mehrere Zahlwörter sichtlich solche Vorschläge an sich: *a* das Mal. *asa* 1, Tag. *alaua* 2, und *apat* 4, Bug. *aruwa* 8, und *asera* 9, und das Mad. *arivou* 1000; *e* das Mad. *effat* und Tah. *eha*, 4; *ö* das Bug. *öpak*, 4; *am* (mit Hinzunahme des dem folgenden Consonanten entsprechenden Nasals oder Lippenbuchstaben, wie diese Erscheinung auch beim Mal. und Jav. in andren Redetheilen wiederkehrt) das Mal. *ampat*, 4. Der Gebrauch des Vorschlages in der Zahl 4 ist so häufig, daſs schon Wilh. v. Humboldt oben (S. 263.) die Meinung aufgestellt hat, der Vorschlag möchte bei diesem Zahlworte stammhaft, und in den Sprachen, welche ihn nicht haben, nur abgeworfen sein. Dies ist ganz bestimmt bei der Zahl 6 der Fall, wo er nur dem Jav. fehlt.

---

(1) *a* findet sich so im Tah. und Haw., *e* in denselben Sprachen und im Tong., *he* im Tong. und Haw. Im Neu-Seel. lautet der Vorsatz *ka*. S. hierüber den 4. Abschnitt dieses Buches.

Mehrere Zahlwörter haben das Präfix der Einheit vor sich, Mal. und Jav. *sa*, Bug. *si* und *sö*. Sie werden dadurch zu Substantiven und zu Zahlclassen gestempelt. Dies sind im Jav. das vornehme Wort für 4, *sakawan*, 10 im Mal. (*sapūluh*), Jav. (Ng. *sapuluh*, Kr. *sadhasa*) und Bugis (*söpulo*), 100 im Mal. (*sarātus*), Jav. (*satus*), Bugis (*siratu*), doch wohl nicht im Mad. (*zatou*); 1000 im Mal. (*sarību*), Jav. (*sĕwu*) und Bugis (*sisöbu*). Die hierdurch gebildeten Zahlclassen gehören dem Denar-Systeme an, nur das Jav. *sakawan* ist ein Beweis für das oben vom Verf. erwähnte Quaternar-System. Im Jav. finde ich kein Subst. *kawan*, aber das Mal. *kāwan* bedeutet: Gefährte, Genosse, 2) Heerde, Trupp, Bande. Hr. v. Chamisso erwähnt in seiner Schrift über die Hawaiische Sprache eines volksthümlichen auf der Grundzahl 4 basirten Denarsystems auf den Sandwich-Inseln, welches durch die Europäische Arithmethik der Missionare verdrängt worden zu sein scheine. Die Zahlclassen sind nach seiner Angabe: *kauna* 4 (welches vielleicht das Jav. *kawan* selbst sein könnte), *kanaha* 40 (dieselbe Zahl gilt auch in dem Zahlsysteme der Missionare), *lau* 400, *mano* 4000, *kini* 40,000, *lehu* 400,000. Die Zahlen *lau* und *mano* sind um so beweisender für dieses Zahlsystem, als die erstere Form in den anderen Sprachen 100, *mano* im N. Seel. und Tah. 1000 bedeutet. Eine Verwirrung des Begriffs in den höheren Zahlen ist bei diesen Völkern sehr natürlich, wie sich davon schon (s. oben S. 262.) im Mal. und Jav. Beispiele finden, und wie *mano* selbst ein solches im Tong. darbietet, wo es 10,000 bezeichnet (¹). Im Jav. giebt es auch eine Spur des denarischen Weiterzählens von

---

(¹) Ich nehme eine Erzählung Mariner's (*Tonga Islands*. II. *p.* 370-371.) auf über den boshaften Scherz, den die Tonga-Bewohner sich mit Labillardière erlaubt haben, als er sie nach hohen Zahlen fragte, einestheils weil er unterhaltend genug ist, und andrentheils, weil ähnliche Abentheuerlichkeiten in manchen, uns sehr ernsthaft mitgetheilten Wortsammlungen wilder Völker enthalten sein mögen, wie denn meine eigne Erfahrung bei den Eingebornen des Spanischen Amerika's mich gelehrt hat, daſs solche Nationen sehr geneigt sind, mit dem Reisenden, welcher sie nach Wörtern in ihrer Sprache fragt, Scherz zu treiben, und daſs ihnen dieses Beginnen um so lächerlicher vorkommt, je systematischer es betrieben wird. Bis 1000 blieben sie ehrlich; *kilou afey*, 10,000, muſs einen Irrthum enthalten, da *kilou* unbekannt ist; *mano*, das Labillardière 100,000 übersetzt, bedeutet 10,000. Für Million gaben ihm die Tonga-Bewohner das Wort *panu* an, welches Mariner nicht kennt, für 10 Millionen *laoualé*, nach Mariner *löüle*, *πόσθη*, *ἀκροβυστία* (vielleicht ist es aber das folgende *lau*, welches ich im Wörterbuche entblättern, abschälen übersetzt finde, und

4 aus; *samas* ist nach Crawfurd's handschriftlicher Grammatik ein besonderes Wort für 400 (statt des gewöhnlichen *patang ngatus*, Kr. *kawan natus*), und *dō mas* nach ihr und nach Brückner für 800. *Mas* bedeutet Gold, und ist im Mal. ein Goldgewicht und eine Münze, woraus das Englische *mace* entstanden ist (1).

---

wale, verrückt, beides zusammen also ein ähnlicher Ausdruck, als *lau noa*; *ali* bedeutet kahl, und Mariner setzt hinzu: *a term applied only to the parts of generation*; *löule* ist von *ule*, φαλλός, abgeleitet; der erste Theil des Wortes ist mir ungewiſs), für 100 Millionen *laounoua*, nach Mar. *lau noa*, Unsinn (*noa* ist: vergeblich, nutzlos, *ill-directed*, verstandlos), für 1000 Millionen *liagui*, Mar. *liagi*, ein Spiel mit den Händen, weil er sie wahrscheinlich viel bewegte, um sich verständlich zu machen. Für 10,000 Millionen gaben sie ihm den Ausdruck *tolo*, für 100,000 Millionen *tafé*. Mariner scheint alle diese Sachen aus der Erinnerung zu schreiben, und behauptet, daſs ihm für die eine Zahl 10,000 Millionen *tolo tafai* angegeben worden wäre, welches er in *tole ho fáĕ*, τὸ αἰδοῖον τῆς σου μητρός, umwandelt (*ho*, dein, *fáĕ*, Mutter); dies scheint eine Ungerechtigkeit zu sein; *tolo* ist der Name eines Spieles, *tolo-afi*: Feuer durch Zusammenreibung zweier Hölzer anmachen, *tafe*, flieſsen; man kann noch an *afe*, 1000, denken. Für Billion wurde ihm angegeben *lingha*, Mar. *linga*, φαλλός (merkwürdiger Weise das Sanskr. लिङ्ग, *liṇgam*), für 10 Billionen *nava*, *glans virilis*, für 100 Billionen *kaïmaau*, nach Mar. *kei ma au*, welche Worte bedeuten, daſs er die eben genannten Dinge aufeſsen soll (*kei*, essen, *ma*, für, *au*, du). Für 1000 Billionen giebt er *tolomaguitangha kaïmaau*, und für eine unendlich groſse Zahl *oki*; beide Ausdrücke erwähnt Mariner nicht mehr, und ihr, sonst ziemlich verständlicher Sinn scheint in dieselbe Kategorie mit den vorhergehenden zu gehören. Ich habe seine einzelnen Ungenauigkeiten aus Labillardière's Reise berichtigt und das von ihm Übergangene ergänzt, und der Leser kann sich von der Wirklichkeit dieser wunderbaren Wortsammlung, deren oft unangenehme Deutung ich leider nicht weiter habe umgehen können, durch eigne Ansicht überzeugen (Labillardière, *relation du voyage à la recherche de* La Pérouse, *fait par ordre de l'assemblée constituante. T.* 2. *Vocabulaires. p.*50.).

(1) Die Mexicanische Sprache zeigt, wie andere Amerikanische, ein Vicesimal-System. Sie beginnt aber mit einem quinaren. 5 heiſst *macuilli*, 10 *matlactli* (in diesen zwei Wörtern erkennt man vorn im *ma* das Wort Hand, *ma-itl*), 15 *caxtulli*. Die Zahlen zwischen diesen Ordnungen werden durch Zusatz von 1 bis 4 (*ce* 1, *ome* 2, *yei* oder *ei* 3, *nahui* 4) gebildet, z. B. *matlactli-om-ei* 13 (*om* deutet hier die Verbindung an); doch erscheint in dieser Zusammensetzung für 5 *chicu*, statt *macuilli*, welches nur allein vorkommt: *chicunahui* 9. Erst von 20 an beginnt das Vicesimal-System: 20 *pohualli* (eig. ein Gezähltes), 400 *tzontli* (eig. Haar), 8000 *xiquipilli* (ein Beutel, weil darin so viele Cacaobohnen enthalten sind). Vor diese Classenwörter werden die Zahlen von 1-19 (die Einer des Mex. Systems) als Vielfaches gesetzt: *cempohualli* 20, *ompohualli* 40, *macuilpohualli* 100, *chiquacempohualli* 120, *caxtulpohualli* 300. Statt *pohualli* gebraucht man aber, wenn Matten, Decken, Häute, Papier, Tortillas (Maiskuchen) gezählt werden, *ipilli*, und für Decken auch *quimilli* (Bündel).

Ich glaube nicht, daſs das Mad. *zatou*, 100, wirklich den Vorschlag der Einheit enthält; es ist zu auffallend, daſs von diesem *sa* sonst im Mad. keine Spur ist und daſs das *za* bei dem Vielfachen ſtehen bleibt. Es könnte daher das *z* wohl, wie in *zanac*, Kind (s. die vergl. Wortafel nr. 25.), ein Lautzuwachs sein. In den anderen drei Sprachen weicht das *sa* dem Vorsatze des Vielfachen: 20 Mal. *dūa pūluh*, Jav. *rong puluh*, Kr. *kalih dhasa*, Bugis *duwa pulo*, 300 Mal. *tīga rātus*, Jav. *telung ngatus*, Kr. *tigang ngatus*; Mal. *sambīlan rību* 9000, Jav. Kr. *kalih hĕwu* 2000, und selbst im Jav. *sakawan*, 4, welches nicht in diesen Fall kommen kann, wenn es als Vielfaches vor eine Zahlclasse tritt: *kawan dhasa*, Kr. 40.

Das Ergebniſs der Vergleichung der neun Sprachen in diesen Zahlwörtern ist für die behauptete Stammverwandtschaft, und noch besonders für den Zusammenhang der Südsee-Sprachen mit den westlichen, ein äuſserst günstiges. Der Fälle sind verhältniſsmäſsig sehr wenige, wo eine Sprache sich in einer Zahl ganz ausscheidet. Der wichtigste ist das übereinstimmende Abgehen der vier Polynesischen Sprachen in der Zahl 1, welches in dieser Zahl, wo auch das Mad. die besondere Form *rec* hat, sehr natürlich ist; vielleicht gelingt es aber späteren Untersuchungen, auch hier einen Zusammenhang etymologisch aufzufinden. Ebenso scheiden sich die vier Sprachen in dem Ausdrucke für 1000 aus.

Ich wende mich nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den einzelnen Zahlen. Von 1 habe ich nur noch anzuführen, daſs die Malayischen Sprachen im engeren Sinne dafür den schon oben ausführlich erörterten Ausdruck *sa* haben. Er wird im Mal., Jav. und Tag. (hier als *sang*) dem gezählten Subst. präfigirt, und vertritt in den ersten beiden Sprachen ebensowohl den unbestimmten Artikel (ein ohne Nachdruck), als das Zahlwort (ein mit Nachdruck); im Mad. ist er ein selbstständiges Wort mit dem Vorschlag *i* (*isa*), ebenso auch im Tag. *ysa*, wie denn auch dies *i* vor *rec* im Mad. tritt (*iraiche* bei Flac.); das Mal. hat ihn auch selbstständig mit dem oben betrachteten Vorschlag *a* (*asa*). In den Sprachen, welche das Präfix und das selbstständige Wort neben einander besitzen (der Mal. und Tag.), dient das letztere zum Gebrauche ohne Substantivum; Mal. *dūa pūluh asa* 21, Tag. *ysa yeri, uno es este* (de los Santos. *v. uno*). Die Mal. und Jav. Sprache verbindet mit dem Präfix *sa* aber nicht nur das gezählte Subst.

selbst, sondern auch allgemeine Substantiva, welche nach der Beschaffenheit der gezählten Gegenstände verschieden sind und auch mit allen anderen Zahlen gebraucht werden. Diese Eigenthümlichkeit hat Wilh. v. Humboldt bereits in der Einleitung zu dieser Schrift (S. ccccxxix.) erörtert, und daselbst die Chinesische, Barmanische, Siamesische und Mexicanische Sprache als diejenigen genannt, in denen sie vorzüglich in Anwendung kommt. Im Mal. führt Marsden's Grammatik eine ziemliche Anzahl solcher Substantiva an, welche ich noch durch einige zu vermehren Gelegenheit gefunden habe; im Jav. stehn mir wenigere zu Gebote, da die Grammatiker (Brückner und Cornets de Groot) nicht lange bei dem Gegenstande verweilen und ich noch nicht die Zeit gehabt habe, wie ich es beim Malayischen gethan, das Lexicon zu grammatischen Sammlungen durchzulesen. Das allgemeine Zahlsubstantivum steht in beiden Sprachen nach dem Zahlworte, so wie es bei der Einheit dem *sa* angehängt wird; das gezählte Substantivum geht diesem Ausdrucke bald voraus, bald steht es ihm nach. Auch mit diesen allgemeinen Subst. drückt *sa* in beiden Sprachen zugleich den Einheits-Artikel aus. In der Malayischen Sprache habe ich folgende Zahlsubstantiva beobachtet:

ōrang (Mensch), für Personen: *ōrang s'ōrang*, eine Person, *laki-lāki dūa ōrang*, 2 Männer, *perampūan tīga ōrang*, 3 Frauen. *Sōrang* bedeutet auch allein, ebenso wie *sōrang dīrī* (*dīrī*, selbst) und *dangan* (mit) *sōrang dīrī*: *berjālan sōrang*, allein gehn, *tīāda hārus pergi-pergīan perampūan sōrang dīrī*, es paſst sich nicht, daſs ein Frauenzimmer allein geht; es steht auch allein für einer: *sōrang īni sāja*, dieser Eine. *Sōrang pūn tīāda* (mit folgendem Verbum) ist niemand, *sōrang sātu* (zwei Zahlsubstantiva zusammen, jedes mit *sa*) und *sasōrang* (mit reduplicirtem *sa*), auch das bloſse *sōrang*, jeder.

īkur (Schwanz), für Thiere: *kūda līma īkur*, 5 Pferde, *āyam sābōng ampat īkur*, 4 Streithähne;

bātu (Stein): *gīgī sabātu*, ein Zahn. Merkwürdig ist, daſs das Wort selbst eines anderen Zahlsubst. bedarf: *bātu dūa bīji* oder *dūa bīji bātu*, 2 Steine;

bīji bedeutet: Saame, Saamenkorn (s. vergl. Worttafel nr. 108.), und ich finde damit auch Eier und Augen gezählt;

būah (Frucht) hilft Früchte, Edelsteine, Häuser, Städte, Schiffe, Berge, Brote zählen: *pīsang līma būah*, 5 Bananen, *negrī sabūah* oder *sabūah negrī*, eine Stadt, *tīga būah prāu*, 3 Schiffe;

lei, für Blätter, Haare, Kleider; das Beispiel *kartas salei*, ein Bogen oder Blatt Papier, ist dem Deutschen gleich, da wir auch ein Subst. zu Hülfe nehmen müssen;

bīlah, für Bretter, Schwerdter, Dolche, Messer; ferner: *kūlak dūa bīlah*, 2 Gallonen (ein Maaſs für Flüssigkeiten);

keping (platt, 2) eine kleine Kupfermünze), für Schwerdter, Bretter, Tuch, Papier;

bātang (Stamm): *kāyu sabātang* oder *sabātang kāyu*, ein Baum, ein Stück Bauholz, *pūhn dūa bātang*, 2 Bäume, *sabātang būluh*, ein Rohr;

pūchuk (ein junger Pflanzenschuſs), für Elephantenzähne, Flinten, Kanonen; ferner: *sūrat sapūchuk*, ein Billet;

bantok (krumm, 2) Krümmung, Beugung), für Ringe;

rāwan (*a bunch of fruit, a head of corn, a set of buttons*), für Fischnetze;

pātah (Zug, Zeichnung): *kāta sapātah* oder *sapātah kāta*, ein Wort.

Die Javanischen Wörter sind:

lembar für lange und breite Gegenstände: *gadong salembar*, ein Blatt;

ler (gerade, 2) *line, fibre, shred*, Crawf. *Voc.*, das obige *lei* des Mal.) für bloſs lange: *rambut saler*, ein Haar (Mal. *rambut salei*);

hiji, nur eine andere Form des sogleich zu erörternden *wiji*; *pirang kahiji roti hana hing sira*, wie viele Brote habt ihr? Antwort: *kathahhipun hamung gangsal hiji saha kalih hiji hulam toya*, es sind ihrer (eig. ihre Anzahl ist) nur fünf, und zwei Fische (Ev. Marci. 6, 38.); *hamendet roti limang hiji lan hiwak rong hiji hiku mahu*, er nahm die 5 Brote und die 2 Fische (*ib.* 6, 41.), und gleich darauf, mit vorangestelltem Zahlausdruck: *rong hiji hiwak hiku*, die 2 Fische.

Ich habe diesen grammatischen Punkt wegen des Folgenden erwähnen müssen, und bin nur deshalb ausführlich über ihn gewesen, weil er zur

Vergleichung mit dem Mexicanischen (¹) und den anderen oben genannten Sprachen wichtig ist und ich in dieser Schrift keine Gelegenheit mehr finden werde, auf ihn zurückzukommen.

Die Grammatiker führen nun im Mal. *sūātu* oder *sātu*, im Jav. für die gewöhnliche Sprechweise *sawiji* oder *siji*, für die vornehme *satunggal* oder *satunggil* als wirkliche, einfache Zahlwörter auf. Es springt aber nach der obigen ausführlichen Betrachtung der allgemeinen Zahlsubstantiva in die Augen, daſs sie, wenigstens die zwei ersten, nur solche Substantiva mit dem Einheits-Präfix *sa* sind. Das Mal. *sūātu* ist unläugbar aus *sabātu*, eig. ein Stein, ein Stück, entstanden; es scheint aber noch niemand auf diese Etymologie gefallen zu sein; *sātu* ist daraus abgekürzt. *Bātu* habe ich schon oben als ein Zahlsubst. angeführt, und es fällt nur auf, daſs dort die regelmäſsige Form *sabātu* vorkommt. Man kann annehmen, daſs die Ableitung von *bātu* und das Gefühl, daſs das Wort ein Subst. enthält, bei dem Volke verloren gegangen ist. Dies zeigt sich auch darin, daſs die contrahirte Form einen weiteren Gebrauch angenommen hat, als bei dem Bewuſstsein des Subst. möglich gewesen wäre; das Subst. blieb nun, auſserhalb dieses Kreises, in seiner beschränkten Anwendung. Aus diesem unbeschränkten Gebrauche, der das Mal. und Jav. Wort wirklich zu einem bloſsen Numerale macht, sieht man nun auch, daſs die Grammatiker sie mit Recht als solche aufführen. Das Jav. *sawiji*, *siji* unterscheidet sich jedoch von dem Mal. *sūātu*, *sātu* dadurch, daſs in ihm das Gefühl des Subst. nicht

---

(¹) Die Mexicanische Sprache bedient sich besonders folgender allgemeiner Zahlsubstantive:

tetl (Stein), für runde oder cylinderförmige Gegenstände, als da sind: Eier, Bohnen, Cacao, Kirschen, *tunas* (die Frucht der Nopalpflanze), Obst, Kürbisse, Melonen, Rüben, *xicamas* (eine Wurzel), *tamales* (gekochte Maisähren), Spanisches Weiſsbrot, Küchengefäſse; auſserdem für Bücher und Hühner; z. B. *centetl* 1, *nauhtetl* 4.

pantli (von der Präpos. *pan* abgeleitet), für lange Reihen von Personen oder Dingen, von Mauern, Furchen;

tlamantli (von *mana*, auf den Boden hinbreiten), für Schuhe, Teller, Schüsseln, Papier, Maisbehälter, Reden, Predigten;

olotl (die leere Maisähre, ohne die Körner), für Maisähren, Cacao-Schoten, Bananen, für eine gewisse Blumenart (*yeloxochitl*) und eine Art Brot aus Saamen (*tzohualli*) oder Mais (*tlaxcalmimilli*), ferner für steinerne Pfeiler.

völlig verloren gehn konnte und der Gebrauch des Subst. mit dem *sa* und mit anderen Zahlen dem Volke als gleichartig erscheinen muſs. Vielleicht kommt mit diesen auch die Form *wiji* vor, obgleich die Beispiele, welche ich oben habe anführen können, nur *hiji* zeigen. *Siji* enthält diese letztere Form, *sawiji* das von Wilh. v. Humboldt oben S. 69. besprochene *wiji*, wozu noch nr. 108. der Worttafel zu vergleichen ist. Den weiteren Gebrauch des Mal. und Jav. Wortes und [illegible] Beweis, daſs die Bedeutung des Subst. dem Bewuſstsein entschwunden ist, suche ich darin, daſs 1) diese Wörter auch allein, ohne Subst. und ohne Beziehung auf ein wirklich im Satze stehendes, vorkommen (Mal. *sātupūn tīāda*, es ist nicht einer, es ist nichts, *dūa pūluh sātu*, 21), und 2) daſs sie auch von Personen gebraucht werden, eine Bedeutung, die dem Begriffe Stein, Stück, Korn sehr entgegenläuft. Sie dienen auch als Einheitsartikel (ein ohne Nachdruck): Mal. *adalah sūātu negrī besar*, es ist eine groſse Stadt. Von dem Mal. Worte ist sogar ein Abstractum, mit einem neuen Präfix, abgeleitet: *persūatūan dan kaasūan*, Einheit und Einzelheit oder Individualität (Marsden. *Dict. v. sūātu*). Mit reduplicirtem *sa*, *sasūātu* oder *sesūātu*, bedeutet es jeder: *barang sasūātu*, *any whatever*, *segala sasūātu*, alles, alle Dinge.

Ich habe oben angedeutet, daſs vielleicht das Jav. *satunggal*, *satunggil* von diesen Wörtern verschieden sei. Es fällt mir nämlich auf, daſs ich noch kein Beispiel des Vorkommens von *tunggal* mit einer anderen Zahl gefunden habe. Sollte es wirklich so sein, so könnte man annehmen, daſs das Wort nur Adjectivum, nie Substantivum wäre (1), und daſs *sa* in dieser Zusammensetzung nicht die Bedeutung der Zahl eins hätte, sondern diese schon in *tunggal* läge, und *sa* nur verstärkend (ganz, zusammen) stände, mithin wieder ein Adjectivum bildete. Für diese adjectivische Bedeutung spricht sehr, daſs in einer, oben S. 69. citirten Stelle des Brata Yuddha *tunggal* allein als Zahlwort vorkommt: *gaja tunggal*, ein Elephant. Keines der oben angeführten Mal. und Jav. Zahlsubstantive könnte des *sa* zum Ausdrucke von eins entbehren. Dieser Annahme widersprechend ist es aber wieder, daſs Cornets und Roorda (s. meine Anm. auf

---

(1) Seine Bedeutungen sind oben S. 69. nach den Wörterbüchern und Grammatiken angegeben worden.

S. 69.) das Wort auch **Einheit** übersetzen. Diese Bedeutung könnten sie jedoch auch bloſs von dem Zahlworte abstrahirt haben, und man müſste dafür ein Beispiel wünschen. Das Mal. *tuñggal* ist nur Adjectivum (einzeln, einzig), und nur als Adj. und Adverbium giebt Crawfurd das Jav. *tunggil* an. Auch ganz allgemein betrachtet, ist es nicht sehr wahrscheinlich, daſs man ein Subst. dieser Bedeutung gewählt hätte und z. B. **zwei Einheiten**, für 2, sagte. Die oben aufgezählten Zahlsubstantiva verfolgen eine ganz andere Idee. Wenn *satunggal* nie vor dem Subst. stände, so würde auch dies seine adjectivische Bedeutung beweisen. Nun finde ich es aber allerdings auch vor demselben, und da einen Genitiv regierend: *satunggalling tiyang*, ein Mensch (Brückner. Gramm.), ebenso wie *sawiji* der gewöhnlichen Sprache: *sawiji-ning wong*. Dies ist ein unumstöſslicher Beweis, daſs es in dieser Stellung ein Subst. ist. Es handelt sich also nur noch um die Beantwortung der Frage, ob die einfache Form mit Vielfachem vorkommt?

In dem *sedi* des Bugis ist vielleicht auch das Präfix mit einem Substantivum verschmolzen.

Die Übereinstimmung aller neun Sprachen unter sich und mit dem Sanskritischen Sprachstamme in der Zahl 2 ist höchst merkwürdig. Es ist zwar nicht die Grundform des Sanskr. Wortes, द्वि, *dwi*, wie sie im Kawi (*dhwi, dhuwi*) und in Sanskr. Ableitungen vorkommt; aber die Declination der Sanskritzahl beruht auf der Form *dwa* im Masc. und Neutr., *dwâ* im Fem., und *dwâ* tritt in der Composition vor andere Zahlen (द्वादशन्, *dwâdaśan*, 12). Im Jav. bestehen *ro* und, verdoppelt, *loro* neben einander; die Form *ro* findet sich auch im Mad. *ropoul*, 20 (Flac.). Das Tag. *dalua, dalaua* enthält auch eine Verdopplung, und *alaua* einen Vorschlag; über letzteren und über die Verdopplung habe ich schon oben (S. 265.) ausführlich gesprochen. Fremdartig bleibt also nur das Jav. *kalih* der vornehmen Sprache, und das Tah. *piti*, welches, so wie *pae* für 5, Wilh. v. Humboldt (oben S. 262.) in der Bibelübersetzung nachgewiesen hat, während die Wortsammlungen das regelmäſsige *rua* und *rima* anführen. Es muſs mit jenen zwei Wörtern eine seltsame Bewandtniſs haben.

Das Jav. *kalih* nöthigt mich zu einer umständlichen etymologischen Auseinandersetzung. Crawfurd's handschriftliche Wörterbücher führen *lih* in der Bedeutung **verändern** auf. Obgleich man an dem Vorhandensein dieser Form durchaus nicht zweifeln kann, so kommt sie doch wohl kaum im Kawi vor; dagegen ist *halih* und, in der vollständigen Verbalform, *hangalih* oder *ngalih* noch in dem jetzigen Jav., und zwar in der gewöhnlichen Sprechweise, ganz gebräuchlich, und bedeutet: verändern, 2) seinen Wohnsitz verändern, ausziehn, auswandern, das Mal. *alīh* (auch *alī*): verändern, umdrehn, sich verändern, sich wenden, und Tag. *halili* (mit reduplicirter Stammsylbe): *trocar, suceder, substituir*. Von *lih* ist nun, durch das bekannte Suffix *han*, *liyan*, Ng. ein anderer, verschieden, abgeleitet; es findet sich dafür auch *liya*, eine seltsame Form, da ein Suffix *a* in dieser Art nicht vorkommt. Dem Jav. *liyan* entspricht das Mal. *lāīn* und das Tag. *lainlain*; davon kommt das Mal. *lāīnkan*, verändern, und *meleinkan*, welches als nach einer Verneinung (das Engl. *but*), wenn nicht nach einer Frage, sondern u. ä. ausdrückt, und merkwürdiger Weise das Präfix und Suffix eines Verbums hat. *Layyan* (1), das ich nur bei Crawfurd finde, heiſst und, mit, und gehört vermuthlich dem Kawi an; denselben Sinn hat das Jav. *lawan*; es bedeutet aber noch auſserdem, wie das Mal. *lāwan*: Widerstand leisten, sich widersetzen, kämpfen, Gegner, Nebenbuhler, gegen. *Kalawan*, mit dem Präfix *ka*, heiſst im Ngoko: und, mit (sowohl der Gesellschaft, als des Werkzeugs), durch (*instrumenti*), bei (von der Nähe), als (nach dem Comparativ); und alle diese Bedeutungen hat in der gewöhnlichen Sprechweise auch das durch dasselbe Präfix *ka* von dem Zahlworte *ro* abgeleitete *karo*, und in der vornehmen *kaliyan*, *kalayan* und *kalih*; *kalih* bedeutet auſserdem noch zwei und beide, und *karo* beide. Die letzterwähnten zwei Wortreihen, *karo* und *kalawan* auf der einen Seite, und *kalih*, *kaliyan* oder *kalayan* auf der andren, können keinen Zweifel übrig lassen, daſs die Form *lawan* mit Veränderung des *r* in *l* ebenso durch das Suffix *han* von *ro* abgeleitet ist, als *kaliyan* von *lih*, und daſs *ro* und *lih*, wenigstens für das Javanische, zwei einander entsprechende Stämme sind. *Lwan*, bei Crawf. ein anderer, verschieden, liefert durch diese seine Bedeutung einen neuen Beweis ihrer Übereinstimmung. Die Auflösung des *o* in *aw* und des *i* in *ay* (*kalayan*) vor dem Vocal des Suffixes hat im Kawi und Jav. mannigfache Belege, und ist im Sanskrit ganz gewöhnlich. In dem Mal. *lāīn* und Tag. *lainlain* sind vielleicht die Vocale des Jav. *liyan* umgestellt; doch ist es auch möglich, daſs eine Einschiebung von *a* nach dem *l* von *lih* vorgegangen ist. Da ich jedoch nichts Ähnliches in diesen Sprachen beobachtet habe, so wage ich diese Bemerkung, welcher ich keine Wahrscheinlichkeit beilege, nur mit Rücksicht auf das Tag. *alaua* und *dalaua* (zwei), verglichen mit *dalua* (1). Das *i* von *lih* (*laih*) wäre dann mit dem Suffix *an* in *īn* (*lāīn*) zusammengezogen. Der regelmäſsige aus *i* und *a* im Jav. und Mal. entstehende Vocal ist freilich *ĕ*, und so ist *lĕn* im Kawi, ein anderer, 2) und, mit, eine Zusammenziehung aus *liyan*. Die Form *lan* der Jav. gewöhnlichen Sprache, und, mit, das Mal. *dan*, ist ebenfalls durch eine Zusammenziehung, die aber keine regelmäſsige ist, aus *lawan* entstanden. Da der Stamm *lih* sich nach dem Obigen auch im Mal. und Tag. findet, und, mit Ausschluſs der Formen mit präfigirtem *ka* und *pa* (2), im Jav. der gewöhnlichen Volkssprache angehört, so ist nicht daran zu denken, daſs *lih* durch absichtliche Vocalveränderung aus *ro* oder *lo* entstanden sei, es ist vielmehr deutlich, daſs die Javanen sich in jenen präfigirten Formen dieser zwei in dem Sprachstamme schon vorhandenen Stämme nach ihrer Weise bedient haben, um Krama und Ngoko zu scheiden. Man darf ferner wohl annehmen, daſs der Begriff von zwei erst auf dieser Gränzscheide in das Jav. *lih* eingeführt ist, so verwandt er auch mit den anderen Bedeutungen der zwei Stämme, ein anderer, verschieden, verändern, widerstehen, Gegner, und, mit, in denen sich die Mal. und Tag., und auſser den Präfixformen die Jav. Sprache bewegt, genannt werden muſs. Der einzige Unterschied zwischen dem *karo* der gewöhnlichen und dem *kalih* der höheren Sprache ist der, daſs die gewöhnliche Sprechweise für zwei das einfache *ro*, die vornehme *kalih*, mit dem Präfix, hat, und daſs *karo* ausschlieſslich, *kalih* noch nebenber beide bedeutet. Das Präfix *ka* hat nämlich im Mal. vor den Zahlwörtern, auſserdem daſs es Ordinalia bildet, zusammenschlieſsende Kraft: *kadūa*, der zweite, 2) beide, *katīga*, der dritte, *ka*-

---

(1) Das zweite *y* ist durch *pingkal* ausgedrückt, welches auch *w* bedeutet; doch ist die Form *laywan* wenig wahrscheinlich. Die Hinzunahme des zweiten *y* ist wohl nur eine dichterische Freiheit zur Gewinnung einer Länge; vgl. *kalayan* weiter unten.

---

(1) Doch könnten diese Formen auch durch Auflösung des *u* in *aw* erklärt werden; das Tag. *u* zwischen Vocalen ist meist für den Consonanten *w* zu nehmen.

(2) Auf das letztere Präfix werde ich sogleich kommen.

tīga ārī, die 3 Tage, alle 3 Tage, *kadūablas mūrīdnia*, seine 12 Jünger (Ev. Matth. 11, 1.). Im Jav. finden sich von diesen Bedeutungen des Präfixes nur vereinzelte Spuren, wenn nicht längere Beobachtung hierin die Grammatiker und Wörterbücher vervollständigt. Einen zweiten Fall der Benutzung von *lih* im Jav. für den Begriff zwei bietet das Präfix *pa* dar: *palih* Kr., *paro* Ng., in zwei Hälften theilen, *sepalih* Kr., *separo* Ng., halb, Hälfte. Das Mal. gleichbedeutende *sapārō* ist darum merkwürdig, weil, mit einziger Ausnahme des Jav. *ro* und der Mad. Form *ropoul*, 20, das Zahlwort in allen hier verglichenen Sprachen des Stammes die Vocale *ua* zeigt.

Die Ähnlichkeit des Zahlwortes 3 mit dem Sanskr. त्रि, *tri*, hat schon der Verf. oben (S. 262.) bemerkt; ich möchte sie aber, besonders im Vergleiche mit der des vorigen, nur eine sehr untergeordnete nennen, welche ebensowohl eine ganz zufällige sein kann. Der Vocal des *t* ist in den westlichen Sprachen *e*, in den Polynesischen *o*; der Endvocal ist immer *u*, nur im Tag. (*tatlò*) *o*. Dieses enthält eine Reduplication (s. oben S. 265.). Weit eher würde man, meiner Meinung nach, das Mal. *tīga*, Jav. vornehme *tiga* mit dem Sanskrit zusammenstellen können, wenn man einmal auf eine Vergleichung ausgeht. Es ist, wie auch Wilh. v. Humboldt annimmt, ein ganz anderes Wort, als das in den übrigen Sprachen herrschende.

Die Formen für 4 beginnen in der Mehrzahl dieser Sprachen mit einem Vocalvorschlag, *a*, *e*, *ö*, *am*, und es mag sein, daſs dieser wesentlich zum Worte gehört und nur in einigen Sprachen weggefallen ist. Man sehe oben S. 263. die Betrachtung des Verf. hierüber, und ferner S. 265., und über das einfache *pat* und verdoppelte *papat* des Jav. S. 265. In den Südsee-Sprachen ist das End-*t* weggefallen. Ein ganz anderes Wort erscheint im Krama des Jav., *sakawan*, und im Haw., *kauna* (neben dem regelmäſsigen *ha*). Über diese zwei Formen habe ich oben (S. 266.) gesprochen.

Die Zahl 5 ist durch das Subst. Hand ausgedrückt (s. die vergl. Worttafel nr. 77., und das oben über die Mexicanischen Zahlwörter 5 und 10 Gesagte). Fremdartig ist nur das Jav. *gangsal*, über welches Wilh. v. Humboldt in der Anm. auf S. 167. gesprochen hat. Ich mache darauf aufmerksam, daſs die Jav. höhere Sprechweise in allen Zahlen sich als abweichend von den im Sprachstamme herrschenden Wörtern erwiesen, dagegen die gewöhnliche bisher immer gerade diese gezeigt hat. Der Tah. Nebenform *pae* habe ich schon oben bei der 2 erwähnt.

Für die Zahl 6 geht ein einziges Wort durch alle Sprachen des Stammes, zweisylbig und mit einem Vocal anlautend; dieser ist im Jav. *nem* weggefallen, über dessen Verdopplung ich oben S. 265. gesprochen habe. In der Tah. Sprache ist merkwürdiger Weise diesem Vocal ein *f* vorgesetzt, womit man das Mad. *henne* vergleichen kann. Der anlautende Vocal ist *a* im Mal. und Tag., *e* im Mad. und Tah., *ö* im Bugis, *o* im Tong., N. Seel. und Haw. Das Schluſs-*m* findet sich nur im Mal., Jav., Mad. und Tag., im Bugis hat es sich schon zum Nasenlaute verflacht, und ist in den eben genannten drei Südsee-Sprachen mit dem vorhergehenden Vocal in *o* übergegangen. Im Tah. und im Mad. *henne* ist es bloſs weggefallen.

Ebenso geht, jedoch mit Ausnahme des Mal. *tūjuh*, welches, wie schon der Verf. S. 261. bemerkt hat, sich weder in dieser, noch in einer anderen Bedeutung in den verwandten Sprachen bis jetzt hat entdecken lassen, für 7 Eine Form, und mit den geringsten Abweichungen, durch alle Sprachen.

Gleich beständig ist die 8. Es ist sogar möglich, daſs das *aruwa* des Bugis (s. über das Anfangs-*a* S. 265.) noch dazu gehört, indem man eine Sylbenumstellung, *ru-wa* statt *wa-ru*, annähme. Die stärkste Abweichung ist das *o* der ersten Sylbe im Jav., wo alle andren Sprachen *a* haben. Wirklich schreibt auch Brückner nur *walu*, aber Gericke, Cornets, Roorda, Crawfurd immer *wolu*. Das lange *o* für das *a* der andren Sprachen in der vorletzten Sylbe ist eine Eigenthümlichkeit des Jav., welche aber sonst nur da statt findet, wo die letzte Sylbe mit einem *a* schlieſst, und meist auch nur, wenn zwischen beiden Vocalen zwei Consonanten stehn: *tonda*, Mal. und Tag. *tanda*, Zeichen, *wonna*, Sanskr. वनं, *wanam*, Wald. Dieses *o* gehört aber nur der Schrift an, welche dadurch eine Nüance der Aussprache des *a* auszudrücken sich bemüht. Denn daſs der Laut nicht vollkommen der eines langen *o* ist, sieht man daraus, daſs die Wörterbücher ihn ebensowohl mit *a* schreiben (*tanda*, *wana*). Das Mal. Zahlwort scheidet sich allein aus, seine merkwürdige Etymologie hat der Verf. oben (S. 261. 262.) entwickelt.

Die Form für 9 ist in den Polynesischen Sprachen übereinstimmend, und ich glaube auch die Tag. und Mad. damit zusammenschlieſsen zu können. Die erstere hat statt des *w* das dem vorhergehenden Vocale gleichartige *y*, die Mad. das *w* des Polynesischen und das *si* des Tag.; und weicht nur durch das Schluſs-*i* von allen ab. Für diese Vertauschung des *a* der letzten

Sylbe mit *i* bieten andere Zahlwörter Analogieen dar, die sichersten das Mad. *limi*, *dimi*, 5, und das Tag. *anim*, Mad. *enina*, *enine*, 4; hiermit kann man das Tong. *taha*, 1, gegen das *tahi* der drei übrigen Südsee-Sprachen, wenigstens zu vergleichen versuchen. Von den bisher betrachteten Formen scheidet sich ganz aus das Bugische *asera*, wenn es nicht doch mit dem Tag. *siyam* zusammenzustellen ist, das Jav. *sanga*, und das Mal. *sambīlan*, dessen Bedeutung (eins weggenommen, nämlich von 10) und Etymologie Wilh. v. Humboldt (S. 261.) sehr treffend angegeben hat. Ich würde, mit Rücksicht auf das *s* im Anfange, eine Vermuthung ähnlicher Bedeutung in dem allgemeinen Zahlworte, so wie in dem Jav. *sanga*, wagen, wenn nicht der Vorsatz in jenem *si* lautete (1), und das Fragmentarische des zweiten Theiles der Formen nicht jeden Versuch der Ableitung dieses letzteren als miſslich oder willkührlich erscheinen lieſse, und wenn nicht solche Äuſserungen, deren Beglaubigung meist kaum mehr, sogar in dem Laufe der Jahrhunderte, möglich ist, den, welcher sie thut, in den Verdacht setzten, daſs er eine Partheilichkeit für sie hegte.

In dem Zahlworte 10 tritt der merkwürdige Fall ein, daſs die Hawaiische Sprache sich von den übrigen, welche mit vollkommner Gleichmäſsigkeit sich Einer Wortform anschlieſsen, durch den Gebrauch eines ganz anderen Wortes, *umi*, lossagt. Die Jav. vornehme Sprache bedient sich eines Sanskritwortes, das auch dem Kawi angehört. Über das den Zahlen 10, 100 und 1000 im Mal., Jav. und Bugis vorgesetzte Präfix der Einheit habe ich mich schon (s. S. 266. 268.) ausführlich erklärt.

In dem Ausdrucke für 100 weicht allein das Tag. *daan* (s. Wilh. v. Humboldt oben S. 262.) ab. Alle übrigen Sprachen, selbst die Polynesischen, bedienen sich eines übereinstimmenden. Bemerkenswerth ist, daſs in den letzteren (mit Ausnahme des Tong.) das *r* sich hält, während das Jav. hier die sonst diesen Sprachen eigne Weichheit des Zerschmelzens fester Consonanten in *h* annimmt. Das Schluſs-*s* verschwindet schon jenseits des Jav., das *t* zwischen den beiden Sylben aber erst in den Südsee-Sprachen. Über das *z* des Mad. s. oben S. 268. Am meisten reducirt ist die Form im Tong. *Tëáu* erscheint freilich auf den ersten Anblick als ein ganz verschiedenes Wort; wenn man aber in dem Vielfachen (*ua ngëáu*, *tolu ngëáu* u. s. f.)

---

(1) Doch erscheint diese Form als eins im Bug. 100 und 1000.

dieselbe Form mit einem anderen Vorsatze wiederkehren sieht, so kann man darin *au*, das gemeinschaftliche Zahlwort mit geschwundenem Anfangsconsonanten, als den wesentlichen Theil nicht verkennen. Das Tong. *ua*, 2, wo die Schwestersprachen ebenfalls den Anfangsconsonanten beibehalten, liefert eine vollständige Analogie für das Wegfallen des *r*. Ich habe im 4. Abschnitte dieses Buches unter den Tong. Partikeln nachgewiesen, daſs *te* der Singular-, *ng* (eigentlich *nga*) der Plural-Artikel ist, und daselbst auch der Schwierigkeit erwähnt, welche das *e* in der Form *ngëáu* macht. Die Tah. und Haw. Sprache haben, beide unnöthiger Weise, da sie ein einheimisches Wort besitzen, für diese Zahlclasse noch aus dem Engl. *haneri*, und die Haw. und N. Seel. für **1000** ebenso *tausani* von den Missionaren angenommen; neben diesem hat die letztere Sprache auch das einheimische Wort.

In dem Ausdrucke für **1000** scheidet sich der Sprachstamm, wie dies bei den Zahlwörtern nur noch in Einem Beispiele, bei der Eins, in anderen Redetheilen und Ausdrücken aber sehr gewöhnlich der Fall ist, in die zwei groſsen Abtheilungen der westlichen oder im engeren Sinne Malayisch zu nennenden, und in die Südsee-Sprachen. In jenem Hauptzweige herrscht das Wort *ribu*, in diesem *mano*. Das *r* des ersteren wird im Jav., wie bei **1000**, zu *h*, und im Bugis, wie im Mad. *zatou*, **100**, zu *s*. Die Mad. Sprache hat ein *a* präfigirt (s. S. 265.). *Mano* gilt nur in der N. Seel. und Tah. für **1000**, in den beiden anderen hat die Höhe des Begriffes zu Abweichungen geführt; denn im Haw. drückt es das Vierfache, im Tong., wo ein eignes Wort, *afe*, für die Zahlclasse erscheint, das Zehnfache davon aus.

Es sei mir schlieſslich noch erlaubt, auf das in so vielen zweisylbigen Zahlen (3, 7, 8, **10**, **100**, **1000**) sich in der letzten Sylbe, meist selbst schlieſsend, findende *u* (gelegentlich *o*) aufmerksam zu machen. Buschmann.]

§. 9.

Eine noch innigere, und wirklich in der Form der Sprache gegründete Verwandtschaft zeigt es an, wenn gleichlautende Partikeln, deren ursprüngliche Bedeutung längst verloren gegangen ist, in zwei Sprachen auf gleiche Weise gebraucht werden, Wörter bestimmten logischen oder grammatischen Kategorieen anzueignen. Es sind alsdann solchen Sprachen nicht einzelne, in ihrer ganzen, vielleicht nicht einmal erkannten Zusammenfügung aufgenommene Wörter, sondern ganze, auf eine unbestimmte Zahl verwandter und nicht verwandter Wörter anwendbare Bildungsgesetze gemeinschaftlich. Dies nun trifft man im Madecassischen und in den übrigen Sprachen des Malayischen Stammes durchgängig an.

Im Mal. und Tag. (Marsden. *Gramm.* 33. Totanes. nr. 301 - 305.) werden aus Adjectiven und Verben durch Vorsetzung von *ca* und Anfügung von *an* Substantiva gemacht. Ebenso ist das Mad. *han-ompou-an*, Dienst, von *man-ompo*, dienen. *Cabaro*, Neuigkeiten, könnte man zu derselben Bildung rechnen. Es ist aber wohl, wie das Mal. *kh̄ab̆ar*, geradezu Arabisch. Dagegen scheint die Substantiva bildende Vorsylbe *ha* (auch bloſs *h*, wie *fi* zu *f*, *mi* zu *m* wird) die Mal. und Tag. *ca*, wie *ha-tahere*, Breite, von *ma-tahets*, breit, *h-onengh*, Wohnung, *f-onengh*, Bewohner, *m-onengh*, wohnen.

Das Mad. *fi*, das (*Annal. marit. p.* 97.) gleichfalls Substantiva bildet, ist das Mal. *pe*. *Fi-teia*, Liebe, von *mi-teia*, lieben, *fi-efah*, Friede, *fi-ambou*, Höhe, ist wie das Mal. *pe-sūruh*, ein Bote.

Das Tag. Adjectiv-Praefix *ma*, wie *ma-puti*, weiſs, ist auch der Mad. Sprache eigen: *haihai*, Feinheit, *ma-hai*, fein, *ma-tahets*, breit, *ha-tahere*, Breite.

Die Mal. Sprache unterscheidet die transitiven Verba durch die Vorsylbe *men*, mit ihren euphonischen Veränderungen, von den intransitiven, welche *ber* und dessen Lautveränderungen vor sich nehmen, obgleich dieser Unterschied nicht immer festgehalten wird. Im Mad. entsprechen den Mal. *men*, *meng* und *me* die Partikeln *man*, *mangh* und *mi*, sie sind aber nicht alle transitiv. *Mi* bezeichnet, zwar nicht ausschlieſslich, aber häufig, Intransitiva. Wie, das Transitive und Intransitive in noch prägnanterem Sinne genommen, im Mal. *bel-ājar* und *meng-ājar*, so heiſsen im Mad. *mi-hanats* und *mangh-anats* lernen und lehren. Die Tag. Sprache besitzt auch mit *man* verbundene Verba, ohne dadurch die transitive Eigenschaft zu bezeichnen. Überhaupt steht die Mad. in diesem Theile der Wortbildung der Tag. näher, als der Malayischen. Die befehlenden Verba haben im Tag. (Totanes. nr. 208.) *magpa* (*magpa-sulat*, befehlen zu schreiben), im Mad. *manpangh* zu Vorsylben, *manpangh-aterre*, befehlen zu bringen. Sehr merkwürdig wegen ihrer Verbreitung über entfernte Punkte des Sprachstamms sind die Tag. Verba mit *maca* (Totanes. nr. 190.). Zwei ihrer hauptsächlichsten Bedeutungen sind die des **Könnens**, ***maca-lacar***, gehen können, und des **Verursachens**, ***maca-buhay***, Leben hervorbringen. Gerade diese beiden Bedeutungen vereinigen sich auch im Mad. ***maha***; ***maha velonne***, leben können (*Annal. marit. p.* 94.), ***maha-tserongh***, umgeben (Flac. *v. environner*). Auch bilden beide Sprachen mit diesen Vorsylben die Verbal-Adjectiva, die eine Fähigkeit oder Möglichkeit anzeigen; Tag. ***maca-caen***, Eſsbares, Mad. ***maha-teia***, liebenswürdig, ***maha-fate***, sterblich (Flac. *Cat. p.* 29.). Dasselbe ***maca*** ist unverkennbar im N. Seel. causativen ***waka***, Tong. ***fækka***, Tah. ***haa*** und ***faa*** (1). Die Englischen Bibelübersetzer auf Madagascar haben eine der Tah. ganz nahe kommende Form ***haha***; ***hahamasina***, heiligen (Exod. 20, 8.). Dem Mal. fehlt dies Präfix. Es bildet diese Gattung von Verben, indem es ***men*** vor- und ***ī*** nachsetzt; **betrunken machen**, Mal. ***me-mābuk-ī***, Mad. ***maha-mamou***. Einen stärkeren Beweis der Stammverwandtschaft können Sprachen nicht geben, als wenn sie, wie hier, den Grundlauten nach gleiche Wörter ganz frei auf eigne Weise grammatisch behandeln, diese Behandlung aber wieder genau mit der einer andren Sprache desselben Stammes übereinkommt.

Die Mad. mit ***mi-tan*** gebildeten Verba gesellschaftlicher Handlungen, wie ***mi-tam-pouli***, zusammen zurückkehren (Flac. *v. retourner*, *Annal. marit. p.* 94.), können von der Mal. Präposition ***dangan***, mit, herkommen, die aber sonst nicht im Mad. gefunden wird.

Die Anfügung des Verbal-Präfixums ***men*** im Mal. und ***man*** im Tag. bringt Veränderungen in dem Anfangs-***t*** und ***s*** des Wortes hervor, an welches die Anfügung geschieht. Nach Marsden (*p.* 54.) fällt alsdann das ***t*** hinweg und das ***s*** verwandelt sich (indem das ***men*** sein ***n*** verliert) in ***nia***; so wird aus ***tōlong***, helfen, ***menōlong***, aus ***senang***, zufrieden, ***meniénang***, zufrieden stellen. Hätte aber Marsden das Tag. zu Rathe gezogen, so hätte er vermuthlich seine Regel anders, und so wie die Tag. Grammatiker gefaſst. Nach diesen verwandelt sich das ***t*** und ***s*** in ***n***, und das ***n*** des Präfixums geht verloren; so wird aus ***tubùs***, loskaufen, ***ma-nubùs***, aus ***súlat***, schreiben, ***ma-núlat***. Die Sache ist im Mal. für das ***t*** ebenso, denn Marsden sagt ausdrücklich, daſs das End-***n*** der Partikel mit dem Anfangsvocal des Wortes zusammenschmilzt; man muſs also auch *me-nölong*, nicht *men-ölong* abtheilen. Sie ist aber nicht gleichgültig, im Tag. nicht, weil dort die Anfangssylbe des verwandelten Wortes aus andren grammatischen Gründen bisweilen verdoppelt wird, so daſs aus *diquit*, schlagen, im Fut. *ma-ni-niquit* wird, überhaupt nicht, weil nun, was bei Marsden's Regel sehr auffallend ist, klar wird, daſs *t* und *s*, so nahe verwandte Buchstaben, nicht ganz verschieden, sondern im Tag. ganz gleich, im Mal. mit geringer Abweichung behandelt werden. Beide Zahnlaute verwandeln sich in ihren Nasalen, die zischende Natur des *s* bringt aber wieder eine Alteration des Lautes für sich hervor. Im Mad. findet sich in deutlichen Beispielen dieselbe Buchstabenveränderung, aber für das *s* nicht wie im Mal., sondern wie im Tag. Bezahlung heiſst *siui* und *tambe* (Flac.), daher bezahlen *maniui*, *manambe*. *Tapere* heiſst Ende, daher *manapere* endigen, und, da dasselbe vom Substantiv-Präfix *fan*, ebenso wie vom Mal. *pen* (Marsden. *Gramm. p.* 35.), gilt, *fanapere* Gränze (Flac.). Man könnte, indem man *manapere* vom Mal. *ăbis* ableitete, gegen dies Beispiel einwenden, daſs hier schon das Primitivum kein Anfangs-*t* habe; man würde aber alsdann zwei ganz verschiedene Wörter verwechseln. *Abis* hängt mit dem Mad. *effa* und dem Tag. *abar*, *ibos*, *obos* zusammen, das Mad. *tapere* aber mit dem Tag. *tapus*. Dieses ist endigen, aufhören überhaupt, jenes das bestimmte Aufhören, wenn zum Wegnehmen nichts mehr vorhanden, zum Thun nichts mehr übrig ist, also aufgezehrt und vollendet. Man könnte hierher auch *manompo*, dienen, rechnen wollen, da der Herr *toumpou*, *tompo* heiſst: einen Herrn haben. Allein in *manompo* ist *ompo* das Grundwort, in *toumpou* ist das *t* (abgekürzt aus *tai*) ein Vorschlag, der das Werkzeug andeutet, also: der, durch den man Diener ist, d. h. der Herr. Die andren Sprachen des Stammes haben daher wohl verwandte Ausdrücke für *ompo*, aber nicht für *toumpou*.

---

(1) [Auch Haw. ***haa***. B.]

§. 10.

Auch die Vergleichung der wenigen Wortbeugung, welche diese Sprachen besitzen, zeigt durch auffallende Übereinstimmungen ihre nahe Verwandtschaft, und namentlich die der Mad. mit den übrigen. Das Kennzeichen der Vergangenheit in der Conjugation ist in derselben die Vorsetzung von *ni* vor das Verbum; *zaho ni tcia*, ich habe geliebt (*Annal. marit. p.* 94.

Flacourt. *Dict.* Vorr.), *izy ni-laza*, er sagte (Luc. 17, 19.). Da aber das Verbum im Präsens *milaza* heiſst, so wird nicht sowohl *ni* vorgesetzt, als das *m* von *mi* in *n* verwandelt. Ebenso wird von *mambonatsi*, schaffen, *nambonatsi*, er hat geschaffen, aus *mahavelonne*, *nahavelonne*, er hat leben können u. s. f. Gerade auf die gleiche Weise verwandelt auch die Tag. Sprache das Anfangs-*m* der Verba in *n*; und da fast alle Verba mit *m* anfangen, oder ihren Anfangsvocal in *m* verwandeln, so kann die Vorsetzung des *n* als allgemein angesehen werden. Sie ist nun zwar auch dem Präsens eigen, doch da mit andren Veränderungen verbunden. Das Prät. bezeichnet sie ausschlieſslich. Bisweilen nimmt dies Tempus auch die Partikel *na* an (Totanes. nr. 98. 99. 108. 140-143.). Diese begleitet das Perfectum auch im Tah. und Tong. Im Tah. ist sie deutlich das Ortsadverbium dort, und steht dem dem Präsens zugegebenen *nei*, hier, entgegen. Die Mal. Sprache, die überhaupt am wenigsten grammatischen Apparat bloſser Verbindungswörter besitzt, macht ihr Präteritum, auf eine höchst merkwürdige Weise, durch Hinzufügung eines eignen, nicht einmal dem Mal. Sprachstamm, sondern dem Sanskrit angehörenden Wortes *sudah*, vergangen, vollendet, kenntlich.

§. 11.

Ich habe hier lauter Fälle gewählt, wo die Gleichheit der grammatischen Behandlung auch mit Gleichheit des grammatischen Lautes zusammentrifft, da diese doppelte Übereinstimmung erst den Beweis der Stammverwandtschaft der Sprachen wahrhaft vollendet. Allein auch der allgemeine grammatische Typus aller hier verglichenen Sprachen ist insofern derselbe, daſs sie alle zu einem und ebendemselben grammatischen System gehören, und ihre, sehr groſsen eigenthümlichen Verschiedenheiten des grammatischen Baues sämmtlich innerhalb dieses Systems liegen.

Sie bezeichnen weder am Nomen Genus und Casus, noch am Verbum die Personen, und besitzen insofern weder Flexion, noch Agglutination. Sie geben aber das grammatische Verhältniſs der Wörter in der Redeverbindung durch grammatische Wörter an, die nicht mit den Bezeichnungen der Begriffe zusammenschmelzen. Dies unterscheidet sie wesentlich von den eigentlichen Flexionssprachen, wie das Sanskrit ist, allein auch ebenso sehr von den agglutinirenden, wie fast alle Amerikanischen sind. Dagegen nähern sie sich dadurch dem Chinesischen. Sie bleiben jedoch hierbei nicht stehen. Sie streben, den Wörtern durch Prä-, Suf- und Infixa Nüancen mitzutheilen, die zum Theil grammatisch sind, zum Theil aber auſser dem Gebiet der Grammatik liegen. Hierin suchen sie auch euphonische Lauteinheit zu erreichen, nehmen Buchstabenveränderungen vor, versetzen den Accent, und bieten so die sonderbare Erscheinung höchst verwickelter grammatischer Formen bei sehr mangelhafter Declination und Conjugation dar. Es ist ein auffallend charakteristischer Zug dieses Sprachsystems, daſs das Pronomen sich weder mit dem Verbum anders, als auf die lockerste Weise, verbindet, noch auch an demselben durch Personenzeichen ersetzt wird. Hierin liegt ein Hauptgegensatz dieser Sprachen gegen die Amerikanischen, in denen nicht bloſs das Verbum, sondern auch das Nomen die engsten Verbindungen mit dem Pronomen eingeht.

Sucht man sich ein Totalbild aller in dem Stamme begriffener bekannten Sprachen zu machen, so kann man folgende Merkmale als allen zugleich angehörig ansehen, wenn man nur einen gewissen Spielraum für den verschiedenen Grad zuläſst, in welchem jeder der einzelnen diese Beschaffenheiten eigen sind.

Ihr Alphabet ist eher beschränkt, als zahlreich an Lauten; die Reihen der sogenannten lingualen und der aspirirten Buchstaben fehlen denselben ganz, wie man wenigstens aus den geschriebenen Alphabeten schlieſsen muſs. Sollten auch einige Dialekte wahre Aspirationen enthalten, so ist der Unterschied zwischen aspirirten und unaspirirten Buchstaben in keiner in die Sprachform übergegangen. Dagegen sind Nasenlaute, vorzüglich am Ende der Sylben, jedoch auch am Anfang derselben, sehr häufig. Die Vocallaute sind zum Theil nicht rein von einander geschieden.

Der Sylbenbau ist einfach, und das Urprincip des Sprachstammes scheint nicht weiter über die Verbindung eines Anfangsconsonanten mit einem darauf folgenden Vocal hinauszugehen, als insofern sich einige Consonanten, vorzüglich *h*, *r* und die Nasenlaute, leicht und gewissermaſsen unzertrennlich an den Vocal anschlieſsen und, so zu sagen, mit ihm zusammenschmelzen. Zwei unmittelbar auf einander folgende Consonanten beschlieſsen oder beginnen eine Sylbe nur bei vorgegangener Zusammenziehung, wovon man nur in einigen Sprachen, wie in der Jav. und Mal., die Verbindung der Mutae mit *l* und *r* im Anfange ausnehmen muſs.

Die hauptsächlichsten Sprachen des Stammes besitzen Schriftalphabete, von welchen diejenigen, die nicht das ganze System, durch welches die Sanskritschrift einer alphabetischen gleichkommt, angenommen haben, durch ihre Beschaffenheit, namentlich durch den Mangel der Bezeichnung der Endconsonanten, die hier geschilderte Eigenthümlichkeit des Sylbenbaues deutlich angeben.

Einsylbige Wörter sind die seltneren, wenn man nämlich die Gewohnheit, besonders einiger dieser Sprachen, das Wort immer doppelt auszusprechen, wie man muſs, in die Wortbildung aufnimmt. Mehr als zweisylbige Wörter finden sich noch seltner, ohne daſs man sie nicht beim ersten Anblick als durch Affixa abgeleitet, oder als zusammengesetzt erkennen sollte. Die gröſste Zahl der Malayischen einfachen und nicht zusammengezogenen Grundwörter ist zweisylbig, und besteht daher aus der sich selbst wiederholenden oder sich mit einer verschiedenen Endsylbe verbindenden Wurzel. Ob diese Endsylbe bloſse Lautendung, oder eine neue Wurzel ist? habe ich in der Einleitung zu dieser Schrift (S. ccccii - ccccxi.) zu bestimmen versucht.

In der verbundenen Rede bleiben die Grundwörter insofern ganz unverändert, als ihnen weder durch Anheftung, noch durch Beugung eine Veränderung widerfährt. Dieses Merkmal ist von der gröſsten Allgemeinheit, und auf ihm beruht die groſse, indeſs doch darum, weil man von dem ganzen Stamm nur das Malayische auf Malacca gehörig kannte, sehr übertrieben geschilderte Einfachheit dieser Sprachen und die gepriesene Leichtigkeit ihres Gebrauches.

Anders verhält es sich jedoch mit der Methode, Grundwörter als einer bestimmten grammatischen Kategorie angehörend zu bezeichnen, oder auch an ihnen allgemeine Verhältnisse und Beziehungen auszudrücken, wodurch eine ganze Anzahl derselben einem Gattungsbegriff untergeordnet wird. Um dies anschaulicher in Beispielen auszudrücken, muſs man hierher die verschiedenen Gattungen von Substantiven und Adjectiven, ferner die der Verba, Causalverba, Frequentativa u. s. f., den verschiedenen Zustand des Verbums in seiner Beziehung auf das Subject und Object, also das transitive und intransitive, das Activum und Passivum u. s. w., ferner die Verbindung der Verben mit Bestimmungen, welche ihre ursprüngliche Bedeutung abändern (was in den Sanskritischen Sprachen durch untrennbare Präpositionen bewirkt wird), rechnen. Alle diese Veränderungen werden durch vor- oder nachgesetzte oder zwischengeschobene Affixa, zum Theil auch durch Sylbenverdopplung angedeutet, und ihre Andeutung macht ein zusammenhangendes, aber künstlich zusammengesetztes System aus. Unter den Affixen ist in Absicht der aufzufindenden Spuren des näheren oder entfernteren Zusammenhanges der einzelnen Sprachen vorzüglich die oben vielfach besprochene Einschiebung von *in* und *um*, die sich nicht in allen findet, merkwürdig. In diesen Zusammenfügungen zeigt sich nun bestimmt ein gelungenes Streben, das Wort und seine Anfügungen zu einem Lautganzen zu verbinden. Es entstehen von dieser Seite in dem Sprachstamm wahre grammatische Formen. Denn die Anfügungen sind mit Lautveränderungen und Accent-Umstellungen, also mit sichtbaren Zeichen des Strebens nach Worteinheit, verbunden.

Zu den nicht in jeder einzelnen seiner Sprachen, aber überhaupt in dem Stamm durch Formung gebildeten gehören auch die Beziehungen der Zeit. Wir sind zwar gewohnt, dieselben nur in Verbindung mit dem Verbum, als Theil der Conjugation zu denken. Sie lassen sich aber auch mit dem Nomen verbinden, und in den hier bezeichneten Sprachen kann man ihren Gebrauch bisweilen nicht anders erklären. Auf diese Weise, so daſs man sie als zur Feststellung des Begriffs der Grundwörter beitragend ansieht, läſst sich begreifen, warum dieser Punkt gerade aus der, sonst vernachlässigten Conjugation herausgehoben ist.

Geht man nun auf die Formung der Grundwörter überhaupt, als auf das Mittel hin, die Rede verständlich und die Sprachform der Gedankenform entsprechend zu machen, so findet sich also in diesem Sprachstamm hierin eine merkwürdige Verschiedenheit. Um das in der Rede beständig Bewegliche, die immer wechselnden Beziehungen der Wörter auf einander in Rücksicht auf Subject und Object, und das Zusammenfassen beider in die Einheit des Satzes zu bezeichnen, wird die Formung gar nicht gebraucht. Dagegen wendet sich der auf sie gerichtete Trieb der Sprache ausschlieſslich auf die Ausbildung des Grundbegriffs für sich nach allgemeinen logischen oder grammatischen Beziehungen. Es werden von einem Worte eine ganze Anzahl derselben mit verschiedenen Nüancen gebildet, dadurch aber allerdings auch das Bedürfniſs der Sprache, dem es in ihr an Formung gebricht, die Satzbildung, indirect gefördert. Obgleich aber diese Sprachen im Besitz der erwähnten Formen sind, so können sie auch in mehreren Fällen nach Willkühr den Gebrauch derselben bei Seite setzen und durch die Anwendung des bloſsen Grundworts die grammatische Bestimmung zweideutig lassen. Hiervon haben wir oben im Javanischen merkwürdige Beispiele gesehen.

Der Mangel an Formung in der Redefügung kann nur durch die Stellung und durch grammatische Wörter ersetzt werden. Der groſse Gebrauch, welchen die anheftenden Sprachen vom Pronomen beim Verbum machen, findet in diesem Sprachstamm so gut als gar nicht statt; das Pronomen fügt sich, wie schon gesagt, nur äuſserst lose zur Bezeichnung der Personen an das Verbum an, was um so auffallender ist, als diese Sprachen vollständige und abgekürzte Pronomina besitzen und in anderer Rücksicht gebrauchen. Da sie der Redefügung so geringe Sorgfalt widmen, so konnten sie nicht dahin gelangen, sich das Verbum in seiner wahren Natur, als die Seele des Satzes, zu denken. Sie nehmen dasselbe nur materiell nach seiner Bedeutung, umgehen es, so viel sie können, im Ausdruck, und lassen, da nun auch die Freiheit hinzukommt, sich von den oben erwähnten dasselbe bestimmt ausdrückenden Formen loszumachen, es sehr oft zweideutig, in welcher Kategorie, ob als Nomen oder Verbum? es genommen werden soll. Dies ist bei einer höheren Sprachansicht das hauptsächlichste Gebrechen der Sprachen dieses Stammes. Gerade die Hauptsache in der Redefügung wird am wenigsten bestimmt ausgedrückt, gerade in dem Punkte, wo sich die Gedankeneinheit durch die innigste Lautverschmelzung symbolisch in der Sprache ausprägen sollte, entbehrt sie der Form, in welcher allein symbolische Bezeichnung liegen kann. Hierin stehen die Malayischen Sprachen im directesten Gegensatz mit den Sanskritischen, und dies hat gewiſs viel dazu beigetragen, daſs sie, der groſsen Begierde ungeachtet, Sanskritische Wörter sich einzuverleiben, nur Nomina, nie das, bloſs in seiner Wurzel, und also immer erst durch Zergliederung auffaſsbare Verbum sich haben aneignen können.

Aus dieser, absichtlich kurz zusammengedrängten Charakteristik ergeben sich vorzüglich zwei wesentliche Punkte: die Sylbenbildung und der Formentrieb.

In dem ersteren liegt zwischen den Sprachen des Malayischen Stammes ein bedeutender Unterschied, und der Begriff scheint sich innerhalb des Stammes sowohl, als einzelner Sprachen, erweitert zu haben. Das Erstere zeigt die Vergleichung der Philippinischen Schrift mit der Javanischen, das

Letztere scheint aus der, durch die gründlichsten Bearbeiter dieser Sprache bezeugten und sich durch den eigenen Anblick offenbarenden Unzulänglichkeit der Tagalischen Schrift für ihre Sprache hervorzugehen. Die Sprache scheint hier der Schrift gleichsam entwachsen zu sein.

In dem zweiten der oben bezeichneten Punkte ist die dem Stamme wesentlich anhangende Formlosigkeit, nämlich die sich auf die Redefügung beziehende, durchgängig und wahrhafter Charakter des Stammes, nicht eines wechselnden Zustandes in demselben. In dem Gebiete aber, in welchem Formung herrscht, ist in den einzelnen Sprachen ein bedeutender Unterschied sowohl in dem Grade, als in der Art, aber, insofern man diesen Unterschied als einen fortschreitenden ansehen wollte, ein eher als ein Herabsteigen zur Formlosigkeit, nicht als ein Aufsteigen zur Formung, sichtbarer.

§. 12.

Die einzelnen zu diesem System gehörenden Sprachen haben so mehr oder weniger Tendenz zu grammatischer Formung, mehr oder weniger grammatischen Stoff, und es lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus drei Abtheilungen unter ihnen machen.

1. Die Tahitische, Neu-Seeländische und Tongische. Sie haben am meisten, oder fast allein den oben erwähnten, sich dem Chinesischen nähernden Zuschnitt. Alle grammatischen Verhältnisse werden in ihnen durch Partikeln bezeichnet, die allein und unverbunden dastehen. Von den Affixen, welche den Wörtern grammatische und andre Nüancen mittheilen, finden sich in ihnen einige, genug, um auch dadurch ihre Stammverwandtschaft zu beweisen, aber wenige, und einfach, ohne Buchstabenveränderung, angefügte. Dennoch ist der Bau dieser Sprachen bestimmt, klar und leicht zu übersehen, die Anordnung des Pronomens insbesondre einfacher und vollständiger, als in irgend einer der andren. Unter diesen drei Polynesischen Sprachen entfernt sich die Tongische ein wenig von dem hier beschriebnen Charakter, hat weniger grammatische Partikeln, und verbindet sie zum Theil mit den Begriffswörtern.

2. Die Tagalische und Madecassische Sprache.

Bei der Tag. glaubt man auf den ersten Anblick in ein ganz neues Gebiet zu kommen. Sie besitzt lange und künstlich gebildete Formen, und hat eine schwer zu übersehende, verwickelte Grammatik. Allein genauer untersucht, findet sich dasselbe System der Polyn. Sprache wieder, Flexionslosigkeit in Declination und Conjugation, und Andeutung der grammatischen Verhältnisse durch abgesonderte Partikeln. Aber die Methode der nüancirenden Affixa ist so weit, als immer möglich, getrieben; es giebt allein siebzehn Modificationen des Verbums, deren jede ihr Activum und Passivum besitzt, und die man, um sich einen Begriff davon zu bilden, noch am besten mit den Arten des Arabischen Verbums vergleichen kann, obgleich sie auch wieder von diesen sehr verschieden sind. Jedes Verbum geht nach einer oder mehreren dieser 17 Conjugationen. Wie schwer es aber ist, die Grundverba immer richtig aus den Formen herauszuerkennen, werden einige wenige Beispiele beweisen. *Sungmùlat* ist das Perf. von *sùlat*, schreiben, *pungmàsoc* von *pàsoc*, hineingehn.

Einer grammatischen Eigenthümlichkeit der Tag. Sprache muſs ich noch erwähnen, die ich gerade auf diese Weise in keiner andren Sprache des Erdbodens kenne. Sie knüpft nämlich nach festen Regeln in gewissen Fällen zusammengehörende Worte durch eigne Verbindungslaute, welche die Spanischen Grammatiker *ligazones* nennen, an einander. Die fünf hierzu gebrauchten Laute sind *g*, *ng*, *na*, *n* und *ay*, mithin Partikeln und Buchstaben, welche letzteren an das Ende des mit den nachfolgenden zu verknüpfenden Wortes treten. Die Wahl zwischen diesen Lauten hängt von dem Endbuchstaben des Wortes ab; und da *g* sich nur an ein End-*n* hängt, so geschieht die Verbindung, auſser im Fall von *ay*, allemal durch einen Nasenlaut. Indeſs ist die Wahl der Laute nicht bloſs phonetisch. Denn da die auf Vocale auslautenden Wörter eigentlich den palatalen Nasenlaut *ng* annehmen, so tritt, statt dieses, der reine dentale, *n*, ein, wenn die beiden zu verknüpfenden Worte die Eigenthümlichkeit, Gewohnheit u. s. w. eines Menschen, einer Nation u. s. f. anzeigen. So sagt man, um die aus den kindlichen Gefühlen entspringende eigenthümliche Reue auszudrücken, nicht *pagsisisi-ng anac*, sondern *pagsisisi-n anac*. Allein der Zweck oder die Ursach der Verknüpfung ist, wie man aus den Fällen ihres Gebrauchs sieht, durchaus syntaktisch, und die phonetische Rücksicht wirkt nur insofern mit, daſs in einigen wenigen, und nicht in den hauptsächlichsten Fällen die Verbindung bei vocalisch, nicht aber bei consonantisch auslautenden Wörtern statt findet. Die Verbindunng unterbleibt auch, wenn der Redende aus irgend einer zufälligen Ursach gerade mit dem zu verknüpfenden Worte inne hält. Die allgemeine Regel dieser Verknüpfungen, auf die es hier allein ankommen kann, ist, daſs sie da angewandt werden müssen, wo zwei Wörter der Construction nach zusammen gedacht werden, und wo doch keine, ihr Verhältniſs ausdrücklich bestimmende Conjunction oder Präposition vorhanden ist. Eine solche hebt die Verbindung sogleich auf. Niemals werden daher auf diese Weise verknüpft der Genitiv mit dem ihn regierenden Substantiv, das Verbum mit seinem Complement, Substantiva, die zusammen ein Verbum regieren, oder Adjectiva, die Prädicate desselben Satzes sind, unter sich, dagegen immer das Subject mit dem von ihm regierten Verbum, das Substantivum mit seinem Adjectivum, oder mit einem, ihm zu näherer Bestimmung nachfolgenden Substantiv, das Adverbium mit dem Verbum, zu dem es gehört, u. s. f. Da, wo die Grammatik der Sprache sehr unbestimmt ist, beruht das Verständniſs allein auf der Verknüpfung. *Alinman*-g *tauo*-ng *magcasala sa Dios* (1) heiſst: jeder Mensch, der Gott beleidigt, weil *tauo*, Mensch, mit *magcasala* (dem Imperativ und Subjunctiv von beleidigen) durch *ng* verbunden ist, woraus allein sichtbar wird, daſs *magcasala* hier das zu seinem ihm vorangehenden Substantiv gehörende Participium ist. Da die Sprache sonst gar keinen Unterschied zwischen Participium und Verbum kennt, so würden die Worte ohne den Verbindungslaut den Sinn haben: jeder Mensch beleidige Gott.

Wenn man abrechnet, daſs die Tag. Verbindungslaute zum Theil zwei Worte in eins verschmelzen, was im Chinesischen nicht möglich ist, so besitzt diese letztere Sprache in einem gewissen Gebrauch einiger ihrer Partikeln etwas der Tag. Verknüpfungsmethode sehr Ähnliches. Denn *tchî* wird auch zwischen Substantiv und Adjectiv eingeschoben, und verbindet das Subject mit dem Verbum (Rémusat. *Gramm. Chin.* nr. 190. 315.). Allein im Chinesischen läſst die Unbestimmtheit zwischen Verbum und Nomen es immer ungewiſs, ob nicht in diesen Fällen, nach Rémusat's scharfsinniger Vermuthung (2), *tchî*, wo es zwischen Subject und Verbum steht, bloſs das Verhältniſs zweier Nomina, wie seine eigentliche Bestimmung ist, feststellt. Im Tag. ist diese Bezeichnung des Subjects gröſstentheils überflüssig, da die

---

(1) Die Verbindungslaute sind durch den Druck ausgezeichnet.

(2) Meine Schrift: *Lettre à Mr.* Abel-Rémusat *sur la langue Chinoise. p.* 104. *nt.* 10.

Substantiva immer durch ihren Artikel den Nominativ kenntlich machen. Aber die beiden Wörter wurden zusammen gedacht, und also auch zusammen ausgesprochen.

Die Verknüpfungsmethode scheint übrigens der Tag. Sprache im Mal. Sprachstamm allein eigenthümlich zu sein. Wenigstens erwähnen die Grammatiken der übrigen Sprachen derselben mit keinem Wort, und auch ich habe in den Sprachen selbst bis jetzt keine Spur davon angetroffen.

Die Madecassische Sprache besitzt zwar eine viel einfachere Grammatik, als die Tagalische, allein doch viel mehr die Bedeutungen der Wörter nüancirende Affixa, als die Mal., und kommt in den ihr eigenthümlichen der Tag. näher. Ich habe sie darum mit dieser in Eine Classe gesetzt.

3. Die Malayische Sprache.

Sie läſst sich mit keiner der andren Sprachen zusammenstellen. Sie hat nicht die Menge abgerissen dastehender Partikeln der Polynesischen, und daher nicht den lallenden Kindheitscharakter dieser Sprache. Ebensowenig ist ihr der Reichthum der Tag. an grammatischem Stoff eigen. Sie besitzt nur wenige, aber zur Worteinheit durch Buchstabenveränderung verbundene Affixa. In der Flexionslosigkeit übertrifft sie beinahe die Schwestersprachen, und die Einfachheit ihrer Grammatik, der es doch darum weder an Bestimmtheit, noch Gewandtheit fehlt, ist gröſser, als die der Persischen und Englischen, obgleich sonst diese drei Sprachen jede in ihrem Stamm ganz und gar dieselbe Stelle einnehmen. Bei dieser grammatischen Beschaffenheit ist sie vorzugsweise fähig, wie sie es seit Jahrhunderten ist, die Verbindungssprache zwischen Menschen höchst verschiedener Wohnsitze zu sein. Zum Theil mag aber auch die Einfachheit ihrer Grammatik darin ihren Grund haben. Die Mal. Sprache ist zugleich eine gelehrte Sprache, auf deren Litteratur Indische Bildung und Wissenschaft eingewirkt haben. Aber ihr Bau bleibt immer unvollkommen und dürftig, und zeugt weniger, als der ihrer, in andrer Rücksicht roheren Schwestersprachen, von dem befruchtenden Walten des Bewuſstseins des grammatischen Typus und der lebendigen Geschäftigkeit lautbildender Phantasie. Äuſsere politische und geschichtliche Umstände haben sichtbar zu sehr auf sie eingewirkt. Nicht einmal ihr Pronomen hat sie von den unverkennbarsten Spuren sclavisch-Asiatischen Cärimoniels rein erhalten können. Hierin sind die andren Sprachen glücklicher gewesen. Allein die Polyn. und Mad. sind nur Volkssprachen, ohne Alphabet und Litteratur, aber, wie wir von der Polyn. bestimmt wissen, nicht ohne Volkstraditionen und Lieder. Die Tag. besitzt ein, nur auſser Gebrauch gekommenes Alphabet, und steht wohl überhaupt auf einer höheren Stufe. Ungeachtet ihrer Einfachheit besitzt aber doch die Mal. Sprache eine sehr künstliche Bildungsmethode in Absicht der Quantität der sich durch Suffixa, oder durch Reduplication verlängernden Wörter. Sie versetzt alsdann die langen und kurzen Vocale, fordert die ersten an einer bestimmten Stelle, duldet nur Einen, wie auch das Sanskrit in einigen Fällen, und leidet nicht, daſs eine schon durch an- und auslautende Consonanten lautschwere Sylbe es noch durch einen langen Vocal werde. Da sie aber doch diesen an der gegebenen Stelle liebt, so trennt sie in der Aussprache, wenn das Suffixum mit einem Vocal anfängt, den Endconsonanten vom Wort und heftet ihn an das Suffixum; so wird aus *ādap-an adā-pan.* Um also grammatisch-euphonische Worteinheit hervorzubringen, geht die Sprache auf das eigenmächtigste mit den bedeutsamen Stammlauten um. Diese Regeln sind aber nicht von Grammatikern und Litteratoren der Sprache aufgedrungen, sondern liegen in den natürlichen Forderungen, welche das Ohr des Volkes an Wohllaut macht. Es ist übrigens nicht unmerkwürdig, daſs, nach Marsden's Forschungen (*Gramm.* 126.), die Malayen niemals einen Versuch gemacht haben, eine Grammatik ihrer Sprache zu verfassen. Auch die Chinesische Gelehrtengeschichte kennt keine Grammatiker. Vergleicht man hiermit das tiefe und weit in verschiedene Schulen verzweigte Studium der Grammatik im alten Indien, so erkennt man deutlich, daſs der Geist, der sich in den Sprachen ausdrückt, auch in ihren Bearbeitern Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch nachklingt.

Nach dem bisher Entwickelten fehlen also den Sprachen des Malayen-Stammes die hauptsächlichsten grammatischen Mittel, an welche andre das Verständniſs der Rede knüpfen, und sie kommen darin dem Zustande des Chinesischen nahe. In dem eigentlichen Flexionstheile der Grammatik, der Declination und Conjugation, entfernt sich keine irgend bedeutend von diesem Typus, in der grammatischen Wortbildung aber (dem Stempeln der Begriffswörter zu den Redetheilen und der Classificirung derselben in diesen) weichen alle von ihm ab, die Pol. zwar nur sehr schwach, die Tag., Mad. und Mal. aber durchaus wesentlich, und zwar in der Folge, wie sie hier genannt sind, in höherem und absteigend niedrigerem Grade. Auf diese Weise sind die Pol. und Mal. die dürftigsten an grammatischen Formen. In jener tritt aber an deren Stelle ein Reichthum von Partikeln. In den übrigen Sprachen ist diese wuchernde Partikelfülle weggeschnitten, und zur Worteinheit verbundene Formen treten hervor. In das Mal. sind aber von diesen vergleichungsweise nur wenige übergegangen, die Sprache hat sich mit diesen eingerichtet, ihr Bedürfniſs erfüllt gefunden und abgeschlossen.

Die Polynesischen Sprachen scheinen mir unter den hier verglichenen den alterthümlichsten Charakter an sich zu tragen. Dies beweist schon der Typus ihrer Grammatik. Sie haben ferner die meisten einsylbigen Wörter, da in den andren dagegen Mangel an solchen charakteristisch ist, besonders am Mal. (Marsden. *Gramm.* 122. 123.) Es kommen aber auch einzelne für diese Meinung sprechende Umstände hinzu. Ein sehr kleiner Volksstamm auf Malacca, den man dort für viel älter, als die Malayen selbst, hält, führt den Namen *ōrang benūa*. Nun aber hat *benūa* im heutigen Mal. eine sehr beschränkte Bedeutung, und wird nur von ganz groſsen Landstrichen, wie China, Arabien u. s. f., gebraucht. Im Pol. dagegen sind *wenua* (N. Seel.), *fenua* (Tah.), *fonnua* (Tong.): Land, Gegend, verwildertes, unbearbeitetes Land überhaupt. Ein andrer Stamm solcher Landeseinwohner heiſst *ōrang udái.* Dieser ist nach Raffles derselbe mit den Semang, oder wollhaarigen Negern. Es ist aber sonderbar, daſs auch dieser Name auf ein Pol. Wort *uta* (N. Seel. Ufer, Tong. Land überhaupt) führt. Von der Sprache der *ōrang benūa,* die auch Jókóng heiſsen, giebt Raffles etwa 30 Wörter, von denen ein Drittel rein Mal. sind; und wo der Fall eintritt, daſs, wie bei Vogel, Erde u. s. f., die Pol. von den Mal. abweichen, haben die Jókóngs die Mal. Unter den 20 nach Raffles nicht Mal. sind die Wörter *hantu,* Geist, und *jūhat,* böse, schlecht, auch noch Mal. Von den übrigen sind mehrere Benennungen von Thieren, die es auf den Südsee-Inseln nicht giebt (Marsden. *Gramm. p.* IV-VI. *Asiat. res.* XII. *p.* 108-110.). Da die Jókóng in beständigem Verkehr mit den Malayen und Negern sind, so darf das Resultat dieser Wörtervergleichung uns nicht wundern. Sie geben immer einen Beweis ab, daſs das Pol. Wort, nach dem sie genannt werden, älter, als das heutige Mal., ist.

Zweiter Abschnitt.

Betrachtung der einzelnen Sprachen des Stammes, besonders der im engeren Sinne Malayisch genannten.

§. 13.

Nachdem ich zu Ende des vorigen Abschnittes eine allgemeine Charakteristik und Classificirung der Sprachen des Malayischen Stammes zu geben versucht habe, ist es jetzt meine Absicht, die zu wissenschaftlicher Beurtheilung hinreichend bekannten einzelnen Hauptsprachen desselben in wenigen Worten zu bezeichnen, und, damit diesen allgemeinen Theil schlieſsend, in dem gegenwärtigen und den folgenden Abschnitten ebendiese Sprachen einer umständlicheren Betrachtung zu unterwerfen, wie ich dies im zweiten Buche bereits für das Kawi und Javanische gethan habe. Denn wenn man, wie ich es hier mit mehreren beabsichtige, den Standpunkt einer Sprache in einem Stamme von Sprachen bestimmen will, so genügt es nicht, auszusprechen, welchen anderen desselben Stammes sie näher oder entfernter steht, sondern es kommt darauf an, im Einzelnen zu zeigen, in welchen Beschaffenheiten sie mit gewissen übereinkommt, von anderen abweicht. Man muſs daher, von allen Seiten in sie eingehend, sich ein vollständiges Bild ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, ihrer wahren Form verschaffen.

Ich beginne billiger Weise mit den Sprachen der Südsee, da sie mehr, als alle übrigen, sowohl im Baue, als selbst in den Wörtern, abweichend allein stehen. Bei der Anwendung der gewöhnlichen Methode, einen Begriff durch seine Benennungen in einer Reihe von Dialekten durchzuführen, stöſst man in ihnen häufiger, als bei den anderen, auf Verschiedenheiten. Sehr oft aber findet sich, wie ich schon im Vorigen davon Beispiele gegeben habe, gerade bei diesen Verschiedenheiten dennoch der Wurzelbegriff in ihnen, so wie man überhaupt bei der Übereinstimmung einer so groſsen Anzahl von Wörtern, und einiger grammatischen Laute, und da man doch auch in diesen Sprachen das Wesentliche der Form der Malayischen antrifft, an der Stammverwandtschaft durchaus nicht zweifeln kann. Ob sich indeſs der von den übrigen Malayischen Sprachen abweichende Charakter bloſs als eine Folge der Zeitveränderung erklären läſst, oder doch wieder auf eine verschiedene Mundart, welche gerade auf diese Stämme einen gröſseren Einfluſs gehabt hat, geschlossen werden muſs, darüber möchte ich in diesem Augenblick nicht absprechend urtheilen, und es dürfte wohl überhaupt schwer mit Sicherheit zu entscheiden sein. Es liegen aber diesen, schon in ihrem jetzigen Zustande so alterthümlich erscheinenden Sprachen sichtbar frühere, zum Theil wieder untergegangene Dialekte zum Grunde. Auf mehreren der dortigen Inseln giebt es eine, jetzt durchaus unverständliche, heilige Sprache, die man sich doch auch nicht anders, als ehemals gesprochen, denken kann (1). Auch die wunderbare Gewohnheit, bisweilen Wörter aus der Sprache zu verbannen und durch andere zu ersetzen, könnte nicht geübt werden, wenn es nicht eine bedeutende Anzahl veralteter Wörter gäbe, die bei solchen Gelegenheiten der Vergessenheit entrissen werden. Dies trifft aber sogar die allergewöhnlichsten Begriffe. Als z. B. auf Tahiti der König Pomare seinem Vorgänger Otou folgte, muſsten die beiden sich in seinem Namen zusammenfindenden Wörter *po*, Nacht, und *mare*, Schnupfen oder Husten, neuen Platz machen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit wich auf derselben Insel das Wort *wai*, Wasser, dem heutigen *pape* (2). Von solchen Wörtern muſs es eine sehr groſse Anzahl geben, da es auf den Sandwich-Inseln dem durch kühne Eroberungen und wohlthätige Einrichtungen zur Civilisation seines Volkes bemerkenswerthen Könige Tameamea im Jahre 1800 bei der Gelegenheit der Geburt eines Kindes einfallen konnte, eine ganz neue Sprache einzuführen (3). Sie sollte, seiner Absicht nach, mit keinen Wörtern der bisherigen zusammenhangen, und auch die grammatischen Partikeln sollten verschieden sein. Hierüber wurde doch aber die Verwirrung so groſs, daſs mächtige Häuptlinge des Volks das Kind mit Gift aus dem Wege räumten. Zum Theil erklärt sich diese Erscheinung auch aus der Vielheit der Dialekte; indeſs beweist doch der Umstand, daſs ein Theil solcher Wörter allgemein verständlich ist, daſs ehemals einer derselben allgemein herrschend war, und daſs sich nun für viele Gegenstände die allgemeinen Ausdrücke in der Überlieferung neben den besonderen erhalten haben. Ich führe dies alles nur deshalb an, um zu zeigen, auf welche Masse ganz oder halb untergegangenen Stoffes man in den Sprachen an jedem Punkte des Erdbodens stöſst.

---

(1) Chamisso im dritten Bande von Kotzebue's Entdeckungsreise S. 45. Mariner (II. 217.) giebt eine, doch sehr kleine Probe dieser Sprache, wie sie bei Begräbnissen gebraucht wird. In dieser befinden sich einige leicht kenntliche noch heute gebräuchliche Tagalische Wörter.

(2) Adrien Balbi. *Introduction à l'atlas ethnographique. p.* 262., wo aber fälschlich *vae* gedruckt ist; Tah. Gramm. *p.* 4. wird *vai* als eines der primitiven Wörter angegeben, welche überall verstanden werden. In der 1821 erschienenen Übersetzung des Evang. Joh. kommt in der That nur *pape* vor.

(3) Chamisso. *l. c.* S. 46. Bei den Abiponen herrscht eine ähnliche Sitte. Bei dem Tode eines Menschen wird, wenn sein Name ein bedeutsamer war, das Wort, woraus er bestand, mit einem ähnlichen vertauscht. Bei zufälligen Todesarten trifft die Vertauschung auch das Wort des Gegenstandes, der den Tod veranlaſst. Die neuen Wörter werden förmlich aus-

Man begreift wohl, wie ich schon oben angeführt habe, alle Sprachen der Südsee-Inseln unter dem Namen der Polynesischen Sprache, aber man geht offenbar zu weit, wenn man auch nur diesen Theil des Malayischen Stammes als Eine Sprache ansieht. Die Sprachen desselben sind allerdings sehr nahe verwandt, aber dennoch zu verschieden, um sie bloſs als Dialekte zu betrachten.

Am ehesten dürfte das Letztere zwischen der Tahitischen Sprache und der der Sandwich-Inseln der Fall sein, obgleich ich die zuletzt genannte Sprache, da ich die Hülfsmittel dazu erst ganz vor Kurzem erhalten (¹) habe, noch nicht genau genug kenne. Aber der Sylbenbau und der

---

gerufen, und ihre Festsetzung, so wie das Anrufen, geschieht durch betagte Frauen. So wurde bei dem Tode eines jungen Mannes, der an einer Verwundung durch einen Dorn starb, das damals gebräuchliche Wort *hana* mit *nichirencate* vertauscht. Dobritzhoffer. *Historia de Abiponibus. T. 2. p.* 199. Bemerkenswerth ist hier die Ursach dieser Sprachveränderung; bei dem Amerikanischen Volke ist sie ein natürlich menschliches Gefühl, in der Südsee eine vom Beherrscher ausgeübte Willkühr oder ihm bezeigte Schmeichelei. Die Abiponische Sprache ist sehr reich an gleichbedeutenden Wörtern, und vermuthlich benutzt man bei dieser Sitte den Umstand, daſs bei der Verzweigung groſser Volksstämme in kleine Haufen den einzelnen von diesen besondere Ausdrücke eigen sind, ohne daſs sie allgemein geltende verlieren, oder den besondren Ausdrücken andrer Mundarten ganz fremd werden.

(¹) Einige mir durch Hrn. Laiber in Boston mitgetheilte kleine Schriften religiösen Inhalts, und die Übersetzung der Evangelien Matthäus, Marcus und Johannes durch die Güte des Hrn. Prof. Neumann. Die vier ersten Capitel des Evang. Luc. besitze ich durch die Sorgfalt meines Bruders in einer handschriftlichen Übersetzung, die von Hrn. Morineau, welcher sie ihm gegeben, herzurühren scheint. Derselben Quelle verdanke ich ein, gleichfalls handschriftliches Wörterverzeichniſs der Sandwich-Sprache.

regelmäſsige Übergang gewisser Buchstaben in einander in beiden Sprachen scheint es zu beweisen. Auch sind die Partikeln, dem Laut und der Anordnung nach, gröſstentheils dieselben. Die Sandwich-Sprache wirft häufig, wie die Tahit., harte Anfangsconsonanten anderer Dialekte fort. So wie aus dem Neu-Seel. *koromatua* das Tahit. *oromedua* wird, so verändert sich das Neu-Seel. *korero* in das Sandwichische *olelo*, sprechen, Rede (Morineau. *olelo maikai*, die Rede gute, das Evangelium). In anderen Punkten scheint aber die Verschiedenheit wiederum gröſser (1).

Diesen beiden am nächsten dürfte die Neu-Seeländische Sprache stehen. Von allen dreien aber entfernt sich bedeutend die der Freundschafts-Inseln oder Tongische, und in ein sehr anderes Gebiet möchte eine genaue Untersuchung der der Fidgi-Inseln führen. Ich besitze von derselben ein Wörterverzeichniſs, das man, so viel ich weiſs, bisher nicht hatte (2). Das Ausführlichste, was man über diese Inseln besaſs, findet sich in Mariner's Beschreibung der Tonga-Inseln. Nach der dort enthaltenen Beschreibung der Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner weichen diese auch hierin bedeutend ab. Man sieht darin, wie z. B. in der Sitte, dafs die Frauen ihren Männern im Tode folgen, einen von Westen herkommenden Einflufs. Obgleich diese Sitte in der Familie des priesterlichen Häuptlings auch auf den Tonga-Inseln galt, so hatten diese sie wohl, wie auch die Art der Kriegführung, von ihren Nachbarn erhalten. Von der Sprache wird in der Tahit. Gramm. gesagt, dafs sie zwar viele Polynesische (1), aber auch andere, die-

---

(1) Oft ist aber auch die Verschiedenheit bloſs scheinbar. Ein sehr passendes Beispiel hiervon, so wie von der dialektartigen Verschiedenheit beider Sprachen, geben die Worte (Ev. Joh. 3, 13.) des Menschen Sohn, Tah. *o te tamaidi a te taata*, Sandw. Sprache *o ke keiki a ke kanaka*. Hier sind, wenn man den Übergang von *t* in *k* kennt, die Partikeln gänzlich dieselben. *Kanaka* und *taata*, Mensch, erklären sich auf gleiche Weise. *Keiki* und *tamaidi*, Sohn, scheinen gänzlich verschieden, beweisen aber, gehörig zergliedert, gerade die Identität der Sprachen. *Tamaidi* besteht aus *tama* und *iti*, klein, und so heiſst auch Neu-Seel. Sohn, Knabe. *Tama* ist Embryo, Kind in der letzteren Sprache, wird aber auch in ihr mit dem Zusatz von *ra*, Stärke, Gesundheit, und: sich erheben, aufstehen, (*tama ra*) von erwachsenen Personen beider Geschlechter gebraucht. In *tamaidi* wird das männliche Geschlecht, als das hauptsächlichste, vorausgesetzt; die Tochter heiſst *tamahine*, von *wahine*, Weib. Tongisch ist *tama* ein Knabe. Die Sandwich-Sprache braucht dies Wort wenigstens hier nicht, sondern bezeichnet den Begriff des Kindes bloſs durch den der Kleinheit. Denn *keiki* (Tah. *te iti*) ist die Zusammensetzung von *iki* mit dem Artikel. Die Tochter heiſst *keiki-wahine*. So ist überall die vollkommenste Gleichheit der Wörter. Sehr bemerkenswerth ist hier die feste Verwachsung des Artikels mit dem Worte, welches dergestalt Eins mit ihm geworden ist, daſs es einen neuen Artikel vor sich nimmt.

(2) Dies Wörterverzeichniſs ist von Hrn. William P. Richardson aus Salem im Jahre 1811 an Ort und Stelle gesammelt. Es enthält etwa 300, nach Englischer Aussprache geschriebene Wörter, wobei nur zu bedauern ist, daſs darunter zu viel ganz specielle Benennungen von Pflanzen, Kräutern und Handelsartikeln aufgenommen sind, die bei allgemeinen Sprachvergleichungen weniger Dienste leisten. Allein auch so ist es äuſserst schätzbar. Ich verdanke eine Abschrift desselben Hrn. Pickering in Boston, dessen Name den Sprachforschern durch mehrere Schriften, namentlich durch die Herausgabe der Grammatiken Eliot's

---

und Edwards und die lehrreiche Vorerinnerung über die Verwandtschaft der eingebornen Nord-Amerikanischen Stämme, vortheilhaft bekannt ist. Ein besonderes Verdienst hat er sich durch seinen Vorschlag einer gleichförmigen Rechtschreibung für diese Sprachen erworben, den er in einer in Cambridge (in Amerika) 1820 herausgegebenen Abhandlung bekannt gemacht hat, und der schon vielfältig angewendet worden ist. Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, mit welcher unermüdlichen Güte und zuvorkommenden Gefälligkeit Hr. Pickering seit einer langen Reihe von Jahren meine Sprachstudien durch die schätzbarsten Mittheilungen befördert, und wie er mich auch dadurch zur wärmsten und aufrichtigsten Dankbarkeit verpflichtet hat.

(1) Beispiele solcher Polynesischer Wörter sind: *ta ta*, Bäume fällen (*ta*, schlagen, hauen, Tong.), *tanghnie*, Ehemann (*tane*, Neu-Seel.), *goulie*, Hund (*guli* Tong., *uri* Tah., *iko* Sandw. Kotzebue. III. 45. Anm. **)), *ahwhye*, Wasser, sichtlich das Polynes. *wai*; das *ah* ist nur ein Vorschlag, vielleicht ein Artikel, denn ein befestigter, mit Wasser umgebener Platz heifst *koro whye*; *fenoah*, Land, das Neu-Seel. *wenua*, Erde, und Tah. *fenua*, Land, Gegend (Ev. Joh. 3, 22.); *matte matte*, tödten, todt, welches in der Bed. von sterben durch alle mir bekannte Polynesische Dialekte geht; *moi moi*, schlafen (*mohe* Tong., *moe* Tah. und Neu-Seel.), *moorie*, nach, hinter, der letzte (Tah. *mure*, Ende, Ev. Joh. 3, 15. *muri*, nach, Ev. Joh. 3, 22. Neu-Seel. *mudi*, hinter, nach, Tong. *mui*, sichtbar das Jav. *buri*, Mal. *bûrit*, Hintertheil des Schiffes, beide von भूरि, *bhûri*, viel, nämlich das starke, dicke Ende), *ouly*, Haupthaar (Mal. *bûlû*, Jav. *wulu*, Mad. *voulou*, Tong. *fulu*, Sandw. *hulu* [auf dem Leibe], Tag. *bohoc* [*bolo*, an Früchten], N. Seel. *udu udu*), *manoo*, Vogel (*manu* Tong., Neu-Seel., Tah. und Sandw., *manuk* Jav.; im Tag. *manuc*, Huhn; das Mal. und Mad. weichen hier ab); *tumattah*, Mensch, scheint nichts anderes, als das Neu-Seel. *tangata*, Tah. *taata*. In der Tahit. Gramm. wird das Fidgi-Wort *tamata* geschrieben (S. 4.). Ebenso scheint *tummunnah*, Vater (welchem *tunneenah*, Mutter, entspricht), verwandt mit dem Tong. *tammei*. In *kunny kun*, essen, scheint mehr das Tag. *cain*, als das Neu-Seel. und Tong. *kai*, zu liegen. In einigen Fällen erklären die Fidgi-Wörter die Herleitung der Polynesischen; *bongi-bongi* heifst Tong., und *nebongybong* (wo *ne* nur Vorschlag ist) in der Fidgi-Sprache morgen. In der letzteren aber ist *ne bongy*, Nacht, offenbar das Tong. *bo*, Tah., N. Seel. und Sandw. *po*, die auch, da man nach Nächten rechnet, als Tag gebraucht werden. *Metua* ist Tah. und *makua* Sandw. (Ev. Joh. 6, 42.), *matua* Neu-Seel. eine Benennung der Eltern und der Verwandten in auf-

sen Sprachen ganz fremde, und unter denselben einige Malayische (1) Wörter (nämlich der Sprache der Halbinsel) besitze. Dies würde auch den westlichen Einfluſs beweisen.

Eine gründliche und vollständige Untersuchung würde vielleicht hier einen merkwürdigen Scheidepunkt zwischen den näher unter sich verwandten

---

steigender Linie; das Fidgi-Wort *mattuah* bedeutet geradezu jede bejahrte Person, und es scheint also, daſs die Benennung bloſs vom Alter hergenommen ist. Das Wort ist das Mal. *tūah*, alt, mit dem Adjectiv-Präfix. Im Tong. ist *motua*: alt. Ob nicht ebendaher das Polynes. Wort für Gott, Tong. *hotua*, N. Seel. und Tah. *atua*, Sandw. *akua*, herkommen möchte, bleibt zweifelhaft. Im Mal. ist *tūan*, Herr, und *tūhan*, Gott, wohl eigentlich dasselbe Wort, und von *tūah*, alt, durch die Substantiv-Endung abgeleitet. Im Polynes. ist der Ausdruck für Herr (Tah. *fatu*, Sandw. *haku*) auch abweichend. Nach dem Fidgi-Wörterverzeichniſs werden die Gottheit und ein sehr alter wegen seiner Weisheit berühmter Mann mit demselben Ausdruck *kallou* genannt. Die Begriffe des Alters und der Gottheit scheinen also auch hier mit einander verbunden zu sein. *Matou*, Eisen, ist das Tong. und Neu-Seel. *matau*, Angelhaken, und Eisen heiſst in der ersteren Sprache *ukæmmea*. *Marammah*, die Gemalin eines Häuptlings, ist wohl nur das Neu-Seel. *marama*, Licht, Mond, metaphorisch angewandt. In *guou*, ich, erkennt man deutlich das gleichbed. Tong. *kou*, obgleich eigentlich noch mehr die Formen anderer Malayischen Stämme, *gūa*, *acò* (Tag.) u. s. f. *Guego*, du, ist, obgleich weniger sichtbar, dennoch unbezweifelt verwandt mit dem Neu-Seel. *koe*, dem Tong. *koi* und Mal. *kau*.

(1) Malayische und Polynesische Wörter bilden eigentlich keinen Gegensatz, man kann sie also nur insofern einander entgegenstellen, als Fidgi-Wörter für einen gewissen Begriff mit den Benennungen der westlichen Sprachen da übereinstimmen, wo die der östlichen abweichen. Als solche Beispiele lassen sich *booloo*, Mond, und *battoo*, Stein, Fels, anführen. Das erstere Wort kommt mit den Benennungen des Mondes in den westlichen Mal. Sprachen überein, und ist den östlichen Sprachen der Südsee, die *marama*, Neu-Seel. und Tah. (*malama* ist Sandw. Monat), und *mahina*, Tong. und Sandw. (die Benennung scheint vom bleicheren Lichte hergenommen; denn *hina* ist Tong. grau, vom Haar des Alters gebraucht, *hina-hina*: weiſs, im Neu-Seel. ist *ina*: grauköpfig, Greis; *ma* ist Adjectiv-Präfix, also eigentlich: der Bleiche), dafür brauchen, fremd. Von *battoo* ist schon oben (S. 218. 219.) gesprochen worden. *Salago* heiſst nach dem Fidgi-Wörterverzeichniſs weggehen, *sa* ist aber nur eine angeheftete Partikel, denn *lago my* heiſst: komm hierher! Das Wort scheint also das Jav. *laku*, Tag. *lakar*. Eine bedeutende Zahl von Fidgi-Wörtern ist mir beim ersten Anblick fremd geblieben. Beispiele dieser Art sind *levah*, Weib, *kisee*, ein Armer, Sclave (vgl. jedoch Mad. *ankizy*, Diener, Exod. 20, 10.), *assuey*, Haus, *singa*, Sonne. Viele dieser Wörter aber würden sich gewiſs bei genauerer Untersuchung doch als Wörter des Mal. Stammes erweisen; und dann darf man nicht vergessen, daſs man bei weitem nicht alle Wörter des groſsen Stammes kennt. Ich würde daher darum noch nicht an einen Einfluſs der schwarzen Bewohner des Insel-Oceans denken, da von einem solchen Einfluſs in keiner Mal. Sprache, so viel ich weiſs, sichere Spuren vorhanden sind.

westlichen Malayischen Sprachen und den im Gebiete der Inselgruppen der Südsee, von den Fidgi-Inseln östlich, aufdecken. Hierzu fehlt es aber bis jetzt noch an Hülfsmitteln. Am dankbarsten würde bei einer solchen Arbeit, auſser der Untersuchung der Fidgi-Sprache selbst, die der Hebridischen Inseln sein. Wesentlich kann aber auch die Kenntniſs der Sprache der Marianen-Inseln dazu beitragen, von der wir Grammatik und Wörterbuch in Kurzem von Hrn. Freycinet zu erwarten haben.

Von den in einigen dieser Sprachen vorkommenden Zischlauten werde ich im vierten Abschnitte dieses Buches reden (¹).

Wenn ich in dieser Schrift von den Südsee-Sprachen rede, verstehe ich immer darunter vorzugsweise diejenigen, von welchen man grammatische Hülfsmittel besitzt oder sich, wie es bei der Sandwich-Sprache der Fall ist, von der ich keine Grammatik habe, durch Zergliederung von Bibelübersetzungen verschaffen kann, namentlich also die Tongische, Tahitische, Sandwichische und Neu-Seeländische. Unter diesen vieren tragen aber nur die drei letzteren den wahren Charakter dieses Theiles des Malayischen Sprachstammes rein und unvermischt an sich. Die Tongische liegt schon dem Striche zu nahe, wo der Charakter der Sprache den westlicher liegenden ähnlicher ist, und weicht schon darum mehr von den anderen ab.

(¹) Ein Beispiel von der Scheidung der Zischlaute giebt das Wort Salz. Es heiſst in der Fidgi-Sprache *marsima*, Tong. *masima*. Beide Wörter sind dieselben; das *r* ist ein bloſs in den Vocal verschlungener Laut, der höchst schwierig alphabetisch auszudrücken ist. Mariner bemerkt ausdrücklich, daſs *marlei*, ein öffentlicher zu Spielen bestimmter Platz, eigentlich *malai* ausgesprochen wird. Beide obige Wörter stammen von dem Tagal. *ásim*, sauer, herbe (*agrio*), her. Dies findet sich auch im Mal. *āsam*, *māsam* (*acid, sour*) und im Mad. *masi*, *macin* (Challan), *masse* (Flacourt), woher *ranoumasse*, bitteres, saures Wasser, d. h. Meer. Von dieser Wurzel ist nur durch den Endungslaut und Accent verschieden das Tag. *asin*, Salz, *maasin*, salzig. Im Mal. wird das Subst. durch ein anderes Wort, *gāram*, bezeichnet, das Adj. salzig (*briny, brackish*) aber ist *māsin*. *Asin*, Salz, und *ásim*, sauer, sind offenbar in diesen Sprachen dasselbe Stammwort und haben sich nur zu bestimmten Bedeutungen und verschiedenem Accent geschieden. Die Analogie von sauer und Salz beweist auch das Mad. *sira*, Salz, und *masirasira* (Luc. 13, 21.), Sauerteig. Östlich von den Tonga-Inseln finden sich für Salz im Tah. *miti*, in diesem und im Neu-Seel. *tai tai*, in der Sandw. Sprache, mit einem anderen, mir unbekannten Elemente zusammengesetzt, *paakai* (Matth. 5, 13. Marc. 9, 49. 50.); im Tong. ist *tahi-tahi* salzig, und *mahe* (sichtlich das obige Wort mit geschwundenem Zischlaut) sauer. *Tahi* Tong., *tai* N. Seel. und Tah., *kai* Sandw. bedeutet Meer und ist das Mal. *tāsek*, ein See, Kawi *tasik* und Mad. *taiche* (Flac.), Meer.

Da eine möglichst scharfe Abgränzung der sich zeigenden Verschiedenheiten der Sprachform zur Beurtheilung der geschichtlichen Verhältnisse dieser Völkerstämme wichtig ist, so habe ich die Abschweifung über die Fidgi-Sprache für nothwendig gehalten.

Die Abweichungen der Tongischen Sprache scheinen aber auch noch in anderen Ursachen, als in der Nachbarschaft der Fidgi-Inseln, zu liegen. Aus dieser lassen sich mit Sicherheit, nach dem jetzigen Standpunkte unsrer Kenntnisse, nur die eingemischten Zischlaute erklären. Bei Gelegenheit dieser muſs ich erwähnen, daſs unter diesen Sprachen auch allein die Tongische den dumpfen Gaumenlaut, das Sanskritische च, *ch*, besitzt. Er steht aber immer nur vor einem nachfolgenden *i*; *chi*, klein, unstreitig nur mit verändertem Laute das Neu-Seel. und Tah. *iti*, Sandw. *iki*. Der Mangel oder das Vorhandensein eines Anfangsvocales unterscheidet oft in diesen Sprachen übrigens gleiche Wörter; *wae* ist Tong. Fuſs, Neu-Seel. *waewae*, Sandw. nach Morineau *wawa*, nach der Bibelübersetzung (Joh. 11, 2.) *wawae*, Tah. *awae*. Das Stammwort ist das einfache Tag. *paa*. Der übrige abweichende Charakter kann auch nicht gerade als sich den westlichen Mundarten nähernd betrachtet werden, und besteht im Ganzen darin, daſs sowohl in den Lauten, als in der grammatischen Fügung, die anderen Südsee-Sprachen etwas noch Einfacheres und Kindlicheres haben, die Tong. dagegen etwas Festeres und Männlicheres an sich trägt. Dies zeigt sich in den stärkeren und häufigeren Consonanten, der geringeren Fülle von Partikeln, und einigen wirklichen mit Lautveränderung verbundenen Zusammenziehungen von Partikeln unter sich und mit den Grundwörtern. Auch scheint der grammatische Bau in der Regelmäſsigkeit des Gebrauchs der Partikeln fester.

In einer ziemlich bedeutenden Anzahl von Wörtern fängt das Wort oder die Sylbe mit *gn* oder *tw* an (¹). Ob eine Sylbe auch wirklich je mit einem Consonanten (wozu man aber freilich den bloſs nachklingenden Nasenlaut nicht rechnen darf) endigt, scheint mir zweifelhaft; wenigstens aber kommt dies gewiſs nie anders vor, als wo die folgende mit dem gleichen Consonanten anhebt. Denn über das End-*r*, das ich auch nur in zwei Wörtern, *marlei*, und *ger*, du, kenne, habe ich schon oben (S. 300. Anm. 1.) gesprochen. Ob nun die Verdopplung der Consonanten eine wirk-

---

(¹) [Dies sind aber keine Doppelconsonanten. S. meine Anm. über *gn* unt. §. 34. B.]

liche zwiefache Aussprache desselben Buchstaben ist, oder ob man nur die Kürze des vorgehenden Vocals beim Niederschreiben auf diese Weise aufgefaſst hat, ist schwer zu entscheiden. Alles, was ich von der Sandwich-Sprache gedruckt besitze, ist frei von diesen Verdopplungen, und doch gestehe ich, bei einigen Versuchen, die ich mit einem sich zufällig in Berlin aufhaltenden Eingebornen dieser Inseln angestellt habe, immer zweifelhaft über diesen Punkt geblieben zu sein. Ebenso muſs man, wie ich im Vorbeigehn bemerken will, auch das Tahit. *t* und Sandw. *k* nicht so rein geschieden denken, wie wir es zu thun gewohnt sind. Man glaubt, wie ich bei dem eben erwähnten Individuum und bei Tahitiern, mit welchen ich mich in London beschäftigt habe, bald den einen, bald den anderen Laut stärker und deutlicher zu hören (1).

Beispiele der Zusammenziehungen mit Lautverändrung im Tongischen sind *na-i*, bestehend aus dem Zeichen der Vergangenheit *na* (welches wir oben S. 155. 156. als *n* auch im Kawi gefunden haben) und aus *ia*, dem Pron. 3. Pers. er mit abgeworfenem *a*; ferner *ta-mate-a*, ihn tödten, bestehend aus dem Grundworte *mate*, Tod, sterben, aus *ta*, schlagen, und *ia*, demselben Pron. der 3. Pers., das aber hier seinen wesentlichen Stammlaut *i* verliert. Daſs dies Wort diese drei Elemente wirklich zur Einheit verbindet, beweist seine Accentuirung. Denn *tamatéa* hat den Accent auf der letzten Sylbe des Grundwortes. *Ta* hat im Neu-Seel. speciellere Bedeutungen, und ist im Tahit. zur Vorschlags-Partikel der Causalverba geworden (2), aber in dieser Bed. jetzt von seltnerem Gebrauch, als *faa*. Wenn man die Zusammenziehungen mit bloſser Verdopplung, wie *tegger*, bestehend aus dem Zeichen des Fut. *te* und dem Pron. der 2. Pers., und *tenne*, bestehend aus der eben angeführten Partikel und einem andren Pron. 3. Pers., ausnimmt, so mögen indeſs dies die einzigen Fälle grammatischer Lautveränderungen der Sprache sein.

Im Ganzen bildet jedoch die Tonga-Sprache auf keine Weise eine besondere, als solche, den östlicheren Sprachen entgegenzustellende Sprachform. Der Charakter dieser letzteren spricht sich nur nicht so rein, so voll und so entschieden in ihr aus.

---

(1) Ebenso scheint es Anderen, dieser Sprache weit mehr Kundigen ergangen zu sein. Denn Hr. Morineau schreibt in seinem Wörterverzeichniſs *maitai*, gut, wo die Übersetzer der Evangelien *maikai* haben.

(2) Tah. Gramm. 20.

In diesen nun zeigen sich zuerst eine viel gröſsere Zahl von Vocalen und Diphthongen, als sich wenigstens in den Alphabeten der andren Mal. Sprachen finden, dann eine ungemeine Einfachheit des Sylbenbaues. Keine Sylbe in ihnen hat mehr als Einen Consonanten, und diesen anders, als im Anfange. Bei schlieſsenden Consonanten muſs man in den Sprachen, um genau zu sein, den doppelten Fall unterscheiden, wo ein entschiedener, für sich bestehender Consonant, wie *t*, *k*, *p* u. s. f., auf den Vocal folgt, und wo die Sylbe nur mit einem Hauch-, Nasen-, Zisch- oder *r*-Laut schlieſst. In allen diesen letzteren Fällen sind die genannten Laute dergestalt mit dem Vocal zerschmolzen, daſs sie nur als zur Aussprache des Vocals gehörig betrachtet werden können. Diese Fälle finden sich daher auch, allein auch nur diese, in den einsylbigen Sprachen. Man hat bisher diesen Unterschied nicht beachtet, ich betrachte ihn aber als von der gröſsten Wichtigkeit für die Erklärung der Sprachbildung, und werde an einem anderen Orte auf ihn zurückkommen. Die hier benannten Sprachen kennen nun auf keinen Fall die Sylbenendungen mit verschiedenen Consonanten; auch die mit den verschmolzenen Consonantlauten sind ihnen am Ende der Wörter fremd. In den gedruckten Wörterbüchern wenigstens endigen alle Wörter rein vocalisch. Allein in der Mitte der Wörter schlieſsen die in dieser Stellung vorkommenden Nasenlaute die Sylbe, auf deren Vocal sie folgen, und sind mithin wahre Nachklänge (*anuswára*). Vom Tong. bemerkt dies Mariner (1) ausdrücklich, und es läſst sich also wohl auch mit Sicherheit vom Neu-Seel. annehmen. Die westlicheren Sprachen des Mal. Stammes haben auch am Ende der Wörter häufig sowohl jene Laute, als entschiedene Consonanten, und die Fälle sind besonders merkwürdig, und führen auf tiefere Betrachtungen, wo ganz dieselben Wörter in westlichen Dialekten sich von denen der Südsee bloſs durch den angenommenen Endconsonanten unterscheiden. Beispiele dieser Art sind *manu*, Neu-Seel., Tah., Tong., aber auch in der Bugis-Sprache (2), Vogel, und *manuk* Jav.; *rai*, Himmel (Eins oder verwandt mit *ra*, Sonne) Tah., *rangi* N. Seel., *langi* Tong., *langit* Tag.,

---

(1) II. 347.

(2) Leyden in den *Asiat. res.* X. 201.

lanitra (jedoch auch *lanhits*, *langhitsi* u. s. f.) Mad. (Exod. 20, 4.); *namu*, Mücke, Tong., *niamok* Mal.; *tai*, Meer, N. Seel. u. Tah., *tasik* Kawi (s. S. 300. Anm. 1.); *ſoa*, platzen, bersten, brechen, Tong., *ſolac*, *ſoulac* Mad.; *tangi*, weinen, schreien, Tong. u. Neu-Seel., *tangis* Tag.; *tui*, bezeichnen, nähen, schreiben, Neu-Seel., *tohi*, Gemälde, schreiben, Tong., *tulis* Tag. Bisweilen findet sich dieser Unterschied auch zwischen den westlichen Sprachen selbst; so die oben angeführten Wörter, das Jav. *buri*, Hintertheil, Rücken, hinten, nachher, entsprechend dem Südsee-Worte *muri*, und das Mal. *bŭrit*, Hintertheil (sowohl im Allgemeinen, als besonders des Schiffes), hinten (1).

Nach der Behauptung der Tahit. Gramm. giebt es im Tah. gar keine Nasenlaute. Dennoch enthält Monkhouse's Wörterbuch Zeichen für solche Laute. Überhaupt ist es nicht glaublich, daſs die Alphabete und Sylbenverzeichnisse in unsren Hülfsmitteln die Mannigfaltigkeit der vorhandenen Laute erschöpfen. Das Wort *oe*, du, aber auch Schwert, soll noch eine viel gröſsere Anzahl von Bedeutungen haben, aber auch ebenso viel verschiedene Arten, es auszusprechen (2). Die sogenannten Chinesischen Accente sind bekanntlich nicht eigentlich Betonungen, sondern nur Lautmodificationen, die sich nach unsrer Weise nicht alphabetisch behandeln lassen. Ähnliche solche Modificationen haben andere Sprachen jener Gegenden, namentlich die Siamesische, und diese Materie ist noch lange nicht genug bearbeitet und in ihrem Zusammenhange mit der Sprachbildung untersucht worden. Vielleicht besitzen auch die Südsee-Sprachen etwas Ähnliches; gewiſs ist es immer, daſs die Sprachen sehr einfachen Sylbenbaues darum doch eine viel gröſsere Anzahl, dem Ohre unterscheidbarer Laute in sich fassen, als wir nach unsrer Schreibung uns vorstellen.

Wie in allen Mal. Sprachen, sind zwar auch in diesen die einsylbigen Wörter am wenigsten häufig, und die gröſste Anzahl machen auch hier die zweisylbigen aus. Doch ist die Zahl der ersteren verhältniſsmäſsig viel bedeutender, als in den westlichen Sprachen; und das Verhältniſs würde sich beinahe umkehren, wenn man die Fälle, wo dasselbe Wort zweimal hinter einander ausgesprochen wird, zu den einsylbigen Wörtern rechnen wollte. Dies wäre aber kein richtiges Verfahren. Denn es wird ausdrücklich bemerkt, daſs das so verdoppelte Wort nicht immer dieselbe Bedeutung mit dem einfachen hat; man sieht dies an einzelnen Beispielen, wie im N. Seel. *tai* Meer, dagegen *taitai* Salz heiſst. Der Sprachgebrauch hat einmal gewisse Begriffe auf diese Weise gestempelt; und diese Schöpfung neuer Wörter durch Verdopplung, die nun nicht mehr Ausbruch des Affects bleibt, sondern wahres Sprachgesetz wird, ist von groſser Wichtigkeit für die Wortbildung, und vielleicht als eine bedeutende Stufe in derselben anzusehen. Keine dieser Sprachen wendet übrigens die Verdopplung so häufig und, da sie gar nicht immer eine bloſse Wiederholung desselben ganzen Wortes ist, auf so vielfache Weise an, als die Tahitische.

---

(1) Über die häufige Anhängung eines, nicht immer ausgesprochenen *k* vergleiche man Marsden's sehr gründliche Bemerkungen. *Gramm.* 114-116.

(2) Balbi. *Introduction.* 262.

In der Redefügung zeichnen sich die Südsee-Sprachen durch einen besonders groſsen Reichthum an Partikeln aus, wenn man unter Partikeln alle Wörter zusammenfaſst, welche die Chinesen leere Wörter nennen, da dieselben, wenn sie auch ursprünglich eine materielle Bedeutung besitzen, doch in ihrem Gebrauche nicht Sachbegriffe ausdrücken, sondern Bezeichnungen von Modificationen und Verbindungen sind, in welchen die andren, selbstständig ausgedrückten Sachbegriffe genommen werden sollen. Von diesen nun giebt es in diesen Sprachen eine wahrhaft wuchernde Fülle. Es verräth sich darin gleichsam ein frisches und lebendiges Streben, die Begriffe mit den Nüancen, in welchen sie gedacht und verbunden werden sollen, zu umkleiden. Es ist, als schiene der Ausdruck dem Sprechenden noch immer nicht klar und lebendig genug, und als würden ihm daher immer neue Bestimmungen und Zusätze beigegeben. In diesem Reichthum von Partikeln, besonders aber auch in dem Gebrauche und der Stellung derselben, sind alle übrigen Mal. Sprachen von diesen verschieden. Denn obgleich diese Partikeln der Südsee-Sprachen in ihren grammatischen Bedeutungen gewöhnlich eine bestimmte Stellung zu dem Grundworte annehmen, so wechselt dieselbe doch auch bisweilen, und so schmelzen sie niemals mit dem Worte zusammen, und können, da sich gar kein Streben zu einer solchen Verschmelzung in ihnen äuſsert, nicht als Affixa betrachtet werden. Die Grundwörter selbst erfahren natürlich, nach dem allgemeinen Charakter des ganzen Stammes, gar keine Veränderungen, und so weichen die Südsee-Sprachen von dieser Seite, in der Isolirung aller Redeelemente, wenig vom Chinesischen ab, und könnten mit Chinesischen Zeichen geschrieben werden. In ihrer festeren grammatischen Bedeutsamkeit, in der Bestimmung ihrer Stellung zum Grundworte und in der dadurch hervorgebrachten deutlicheren Unterscheidung der Redetheile liegt jedoch auf der andren Seite wieder ein so bestimmter und so groſser Unterschied, daſs die Form beider Sprachen gar nicht verwechselt werden kann.

Indeſs ist die Natur dieser Partikeln und ihr Verhältniſs zum Formenbau der Sprache, wenn man sie mit denen anderer Sprachen vergleicht, wiederum ganz eigenthümlich. Ihre Anwendung steht natürlich unter den allgemeinen Gesetzen des Sprachbaus, welche alles Sprechen beherrschen. Aber man vermiſst die feste logische Übereinstimmung zwischen diesen Gesetzen und der Vertheilung der verschiednen Partikeln unter dieselben. Das ganze Geschäft der Sprachformung in diesem Theil ist, wenn ich mir den Ausdruck erlauben darf, nicht von der Vorstellung der Form, sondern von dem Stoff ausgegangen. Dadurch ist das Princip, welches hätte das allein herrschende sein sollen, nur bei der Anwendung des Stoffs und nach dessen Bedeutsamkeit ein schwach leitendes geworden. Die Sonderung der Partikeln ist nun weder rein, noch bestimmt genug. Mehrere dienen zur Bezeichnung derselben Form, und in einer und ebenderselben verbinden sich mehrere, sehr verschiedenartige Formen. Sie werden auch wohl zu bloſs ausfüllenden, gänzlich bedeutungslosen, oder begleiten die Sätze gewissermaſsen als tönende Interpunctionszeichen. Von dem ursprünglichen Sachbegriff, oder wenn kein solcher erweisbar vorhanden ist, von der hauptsächlichsten grammatischen Bedeutung ausgehend, hat der Sprachgebrauch die Partikel in ähnlichen Verhältnissen angewendet, und so schlingt sich die Bedeutung einiger, sehr häufig vorkommender durch eine Reihe von Formbegriffen, welche nach unsrer Ansicht zu sehr verschiedenen Kategorieen gehören.

Bei dieser Beschaffenheit der Partikeln erhält man durchaus keinen richtigen Begriff von der Sprache, wenn man diese letztere, der Anlage unsrer Grammatiken gemäſs, nach den Redetheilen durchgeht. Man zerreiſst und zerstreut da, was, seiner Natur nach, zusammenhing. Ich habe daher bei der Behandlung derselben zuerst eine Zusammenstellung sämmtlicher Partikeln gemacht, und erst auf diese eine kurze Übersicht der Art, wie die grammatischen Kategorieen gebildet werden, folgen lassen. Auf diese Weise habe ich jede Partikel in ihrem Zusammenhange darstellen und die verschiedenen Bedeutungen aus einander ableiten können. Um hierin genauer zu verfahren, habe ich überall im Tahit. die Evangelien-Übersetzung, im Neu-Seel. die in der Gramm. vorkommenden Sprachproben zum Grunde gelegt, um den Sinn der Partikeln unmittelbar aus ihrer Verflechtung in die Rede zu schöpfen. Diese Arbeit, verbunden mit der grammatischen Übersicht, gewährt dann einen möglichst vollständigen Begriff des ganzen Sprachbaues. Die Erfahrung hat mich überzeugt, daſs man bei allen nicht mit wahrer Flexion versehenen Sprachen diese zwiefache Arbeit nach einander vornehmen muſs. Es kommt alsdann auf die gröſsere oder geringere Hinneigung der Sprache zu regelmäſsigem Formenbau an, welchen dieser beiden Theile ihrer grammatischen Darstellung man dem andren voranschickt.

Die hier erwähnten Partikeln fehlen, wie wir es auch bei dem Gebrauche der Affixa in den andren Mal. Sprachen gesehen haben, bisweilen ganz in der Rede, und die Wörter entbehren alsdann aller anderen grammatischen Bezeichnung, als der, auch nicht immer entscheidenden Stellung. Beim Durchlesen der Grammatiken empfindet man dies weniger, da ihre Verfasser in ihren Paradigmen natürlich nach fester Regelmäſsigkeit streben. Bei den Sprachproben aber stöſst man häufig auf solche Stellen, besonders in den aus dem Munde des Volkes selbst entlehnten in Mariner's Beschreibung der Tonga-Inseln. Doch ist der Fall immer selten, daſs in einem Satze ein durch die beigefügten Partikeln bestimmter Theil den in sich unbestimmt gebliebenen hinlänglich erläutern sollte.

Überhaupt ist offenbar in diesen Sprachen ein nicht zu verkennendes Streben nach grammatischer Formung, und es liegt in ihnen sichtlich eine Voranlage zum Übergange zu derjenigen, die wir an den westlichen Sprachen des Stammes in vielen Theilen dieser Schrift einzeln betrachtet haben. Die Partikeln deuten gewissermaſsen schon an, daſs sie, auch ohne Verschmelzung zur Worteinheit, als Affixa betrachtet werden. Sie wechseln ihre Stellung zum Grundwort selten, und mehrere, wie z. B. die der Causalverba, thun dies nie; einige unter ihnen stimmen auch dem Laute nach mit Affixen der westlichen Sprachen überein. Die Tongische Sprache besitzt, jedoch freilich nur durch Abwerfung, nicht durch Umwandlung von Buchstaben, einige wirkliche Lautveränderungen bei Zusammenziehung zur Worteinheit; und da sie sich dennoch im Übrigen nicht von dem Gesammtbau dieser Sprachen entfernt, so ist dies nichts andres, als gleichsam ein weiter vorgerückter Schritt in dem, auch in den andren eigenthümlichen Streben.

Aus der hier gemachten Schilderung des Baues dieser Sprachen, und vorzüglich aus der Einfachheit ihrer Sylbenbildung, scheint, ohne daſs es eines anderen Beweises bedürfte, von selbst ihre Alterthümlichkeit hervorzugehen. Die westlichen Sprachen des Stammes scheinen neuer, indem ihre mehr zusammengesetzten Wörter und ihr mehr auf Worteinheit gerichteter grammatischer Bau, so wie auch die geringe Fülle der Partikeln, eine gröſsere und längere Arbeit des sprachbildenden Geistes in ihnen verräth. Den in sehr jugendlichen Sprachen immer üppigen Partikelreichthum pflegt das Vorrücken der Sprachbildung überall zu beschneiden, und dies bringt hier die Erscheinung hervor, daſs die Südsee-Sprachen zum Theil mehr Mittel zur Bezeichnung der Beziehungen, namentlich der Casus, besitzen, als einige der mehr ausgebildeten Sprachen des Stammes.

Ein Beweis des höheren Alters scheint auch in den Zahlwörtern, sowohl dieser Sprachen, als der des Stammes überhaupt, zu liegen. Die Südsee-Sprachen enthalten nämlich von mehreren die Wurzeln, in noch lebendiger anderer Bedeutung, deren Begriff man auf die Zahlen übergetragen hat. In den anderen Sprachen ist dies theils gar nicht, theils weniger der Fall. So bedeuten *lima*, *rima*, *nima*, *dima*, welche dieselben Laute sind, fast in allen Mal. Sprachen die Zahl fünf, allein nur in den Südsee-Sprachen, auf Bali, Borneo und Celebes hat sich dies Wort für Hand erhalten. Die Zahl zehn wird in sehr vielen Mal. Sprachen nach dem Wort Haar benannt. Im Tong. ist dies auch der Fall. Aber auſser dem Wort *fulu*, Leibhaare (mit dem Zusatz *he manu*, Haare des Vogels, d. i. Federn), hat sich auch *fuli*, alles, und zwar nur von Zahl, nicht von Gewicht gebraucht, erhalten, so daſs dies noch bestimmter den Übergang zum Begriff der Zahl bildet. Auf ähnliche Weise bedeutet in derselben Sprache *fa* vier und viel. Crawfurd's aus der Ende-Sprache (¹), deren Zahlwörter übrigens sehr mit denen der andren Mal. Sprachen übereinkommen (²), gezogene Folgerung, daſs man in ihr auch nach einem Zahlsystem von vieren gerechnet habe, erhält hierdurch eine neue und viel evidentere Erweiterung. Denn

---

(¹) *Archip.* I. 255.

(²) Raffles. II. *App. p.* CXCVIII.

die gröſste Zahl des Systems pflegt als unbestimmte Menge bezeichnet und mit einem solchen Gegenstande (wie z. B. die Haare sind) verglichen zu werden. Die Tahit. Sprache hat auch, was in Sprachen ein seltner Fall ist und immer einen auf hohes Alter hindeutenden Wörterreichthum beweist, doppelte Ausdrücke für dieselben Zahlen, für zwei und fünf neben *rua* und *rima* noch *piti* und *pae* (1).

§. 14.

Wir treten jetzt in ein Gebiet des groſsen Sprachstammes, in welchem sich die Sprachen von den so eben betrachteten durch etwas auszeichnen, das allemal eine höhere Bildung und einen vollendeteren Bau entweder voraussetzt oder allmälig nach sich zieht. Die Südsee-Sprachen haben keine Schrift, es sind auch, so viel ich weiſs, keine Spuren vorhanden, daſs sie jemals eine solche besessen haben. Die Wörter, welche jetzt in denselben für schreiben gebraucht werden, bedeuten ursprünglich malen und Zeichen machen. Von dem Neu-Seel. *tui*, mit dem das Tong. *tohi* dasselbe Wort ist, ist dies in beiden Sprachen offenbar. Der Ursprung dieser Bedeutung liegt in der Wurzel *tu*, Neu-Seel. schlagen, Tong. schneiden, und rührt also von dem Verfahren bei dem Anfertigen der Zeichen her. Es ist eine sinnreiche Bemerkung von Hrn. **Jacquet**, daſs dies mit dem Bezeichnen der Haut mit eingeritzten Figuren, dem Tattuiren, zusammenhängt, und es ist merkwürdig, daſs dieselben Wörter, nur in weniger einfacher Lautform, in den westlichen Mal. Sprachen gefunden werden. So ist im Tag. *tulis*: Spitze und schärfen, *tuli*: beschneiden, im Jav. *tulis*: Schrift, im Mal. zeichnen, malen, schreiben. Der Ursprung des Tah. *papai* und Sandw. *pala pala* (Ev. Joh. 1, 45.) ist mir bis jetzt unbekannt (2). Die westlichen Mal. Sprachen haben dagegen groſsentheils Alphabete; und von einigen, bei welchen keine mehr im Gebrauche gefunden werden, läſst sich beweisen, daſs ehemals vorhandene nur in Vergessenheit gerathen sind. Dies scheint der Fall mit der eigentlich Mal. Sprache, da es auf Sumatra, wo diese Sprache eigentlich herstammt, bekanntlich mehrere einheimische Alphabete giebt. Zweifelhafter bleibt es, ob auf Madagascar vor der Einführung des Arabischen Alphabets ein eignes vorhanden gewesen ist. Wenn, wie es höchst wahrscheinlich bleibt, alle Mal. Alphabete mit dem Indischen zusammenhangen, so wäre es nicht zu verwundern, daſs gerade die beiden Endpunkte des Sprachstammes der Schrift entbehrten. Es würde dies jedoch zugleich beweisen, daſs die Überwandrung nach Madagascar zu einer Zeit und von einem Punkte aus gemacht worden wäre, wo noch kein Indisches Alphabet hingedrungen war, da sonst höchst wahrscheinlich Sprache und Schrift sich mitgetheilt haben würde. Denn im Gegentheil diese Überwandrung so jung anzunehmen, daſs man sie bloſs von den Arabisch schreibenden Malayen auf Malacca herleiten wollte, macht der grammatische Bau der Sprache unmöglich, die viele aus dem eigentlich Malayischen ganz unerklärbare und auf grammatisch reichere Mundarten des Stammes zurückweisende Formen enthält.

---

(1) Tah. Gramm. *p.* 17. Matth. 5, 41. 25, 2. Die Sandwich-Übersetzung hat die gewöhnlichen Ausdrücke *lua* und *lima*.

(2) [Im Haw. bedeutet *pai*: mit der flachen Hand schlagen, 2) stempeln, drucken, 3) Reihe, Linie, *papai*: mit der flachen Hand schlagen, *pala*: bestreichen, beschmieren, *pala pala* auſser schreiben auch: malen, zeichnen, bezeichnen; im N. Seel. ist *para*: *unctuous*. B.]

§. 15.

Ich kann nicht umhin, in der Folge der einzelnen Malayischen Sprachen der Bugis-Sprache mit wenigen Worten zu erwähnen, obgleich die Hülfsmittel, wie man sie bis jetzt besitzt, durchaus kein eigentliches Studium derselben erlauben. Denn selbst die Handschriften, die, da Raffles zwei derselben besaſs, sich vermuthlich jetzt in den Sammlungen der Asiatischen Gesellschaft in London befinden, würden nur mit der gröſsten Schwierigkeit und unsäglichem Zeitaufwande zur Erlangung einer irgend vollständigen Kenntniſs der Sprache benutzt werden können. Mir hat bloſs, was in den Werken von Raffles (II. *App. p.* CLXXXVIII.) und Crawfurd (¹) und in Leyden's bekannter Abhandlung (*Asiat. res.*.X. 192.) über diesen Gegenstand enthalten ist, nebst den ersten acht Octavseiten eines angefangenen, aber nicht fortgesetzten Wörterverzeichnisses zu Gebote gestanden. Dies Wörterverzeichniſs verdanke ich der gefälligen Güte des Hrn. Prof. Neumann, der es auf seiner Reise nach Canton, welche Deutschland mit einer so wich-

---

(¹) Die Bugis-Zahlen befinden sich *Archip.* I. 264., Nachrichten über die Sprache und Litteratur II. 59., das Alphabet II. 70. *pl.* 17., eine Anzahl von Wörtern II. 125.

tigen Sammlung Chinesischer Bücher bereichert hat, aus den Händen des Verfassers selbst empfing. Dieser ist nämlich Hr. Thomsen, Präsident der Christlichen Gesellschaft (*Christian Union*) in Singapore. Es enthält auf diesem ersten halben Bogen etwa zweihundert Wörter, die nach den Materien geordnet sind, und wo auf das Englische Wort das Bugis-Wort erst mit Lateinischen Lettern, dann aber mit den einheimischen Charakteren gedruckt, folgt. Da die Fortsetzung des Drucks wegen Mangels an Fonds aufgegeben worden ist, so suche ich durch Hrn. Prof. Neumann's Vermittlung das Manuscript und auch einige grammatische Notizen von Hrn. Thomsen zu erhalten, und schiebe, bis mir dies gelingt, oder ich die Hoffnung dazu aufgeben muſs, die Herausgabe einer vergleichenden Sprachlehre der uns bekannt gewordenen Sprachen des Malayischen Stammes, die ich für die Südsee-Sprachen, das Tag., Mad. und Jav. bereits vollendet habe, auf (1).

---

(1) [Der Verf. hat späterhin dieses Wörterbuch vollständig im Druck erhalten. Es führt den Titel: *A vocabulary of the English, Bugis, and Malay languages.* Singapore 1833. 8°. Ich habe oben S. 230. Z. 10. irrthümlicher Weise Serampore als Druckort angegeben. Es ist ein neuer Druck, in kleineren Typen. Der Text ist dabei unverändert geblieben, nur daſs die Malayische Sprache mit hinzugenommen, und in der Umschreibung der Bugis-Schrift in Lateinische Buchstaben der Vocal, welcher in dem früheren Abdruck sich durch cursives *o* wiedergegeben findet, durch *ó* ausgedrückt ist. Bei dem kleineren Drucke läuft der Text, welcher die acht Seiten des ersten Abdrucks einnimmt, in dem neuen nur bis gegen das Ende der siebenten Seite. Dieser vollständigen Ausgabe habe ich die Bemerkungen über das Bugis-Alphabet entnommen, welche ich dem neuen Abdrucke von Wilh. v. Humboldt's *Lettre à Mr. Jacquet* am Ende dieser Schrift (S. 78-97.) beigegeben habe. Diese Bemerkungen werden zu gleicher Zeit dazu dienen, die hier vom Verf. über das Lautsystem der Sprache gemachten in einigen Stücken zu vervollständigen. Da ich erst später den Entwurf dieses Briefes aufgefunden habe, so sei es mir erlaubt, aus ihm hier die Stellen zu ergänzen, welche Hr. Jacquet aus Bescheidenheit weggelassen hat. Der Brief beginnt so:

Monsieur,

Je m'empresse à Vous présenter mes vifs et sincères remercîmens de Votre intéressant mémoire sur les Alphabets des Philippines, et des expressions infiniment trop flatteuses dont Vous avez bien voulu l'accompagner. Occupé depuis quelque temps de l'étude des langues Malaies, j'ai dû diriger mon attention sur le même objet, Vos savantes recherches sont venues à mon secours, et j'aime à me flatter qu'il ne Vous sera pas désagréable, Monsieur, si je prends la liberté de Vous communiquer quelques idées qu'elles m'ont suggérées.

Hierauf folgen die Worte (S. 78.): *Je commence par Vous envoyer etc.* Vor dem Satze (S. 96.): *Votre interprétation du passage de Diodore etc.* ist einzuschalten:

Veuillez, Monsieur, excuser la longueur de cette discussion. Mais l'intérêt que Votre

Die Sprache der Marianen-Inseln gehört gleichfalls nothwendig zur Vervollständigung dieser Arbeit. Zu dieser darf ich aber hoffen durch Hrn. Freycinet's Werk früher und leichter zu gelangen. Ich halte es nämlich, obgleich ich für jetzt nichts darüber entscheiden möchte, für wahrscheinlich, daſs die Bugis-Sprache gewiſsermaſsen ein Mittelglied zwischen denen der Südsee und den westlichen abgeben kann. Die der Marianen-Inseln ist darum so merkwürdig, weil wir bis jetzt keine einzige Sprache aus dem Theile der Südsee in einiger Vollständigkeit kennen, welchen Hr. d'Urville (1) Mikronesien, Hr. von Chamisso die erste Provinz des Beckens des groſsen Oceans (2) nennt.

Die Bugis-Sprache wird dadurch so merkwürdig, daſs sie einen noch einfacheren Sylben- und Wortbau, als die Tag., zu verrathen scheint, und doch zugleich eine ausgedehnte Litteratur in der einheimischen Sprache besitzt, von der man sich noch jetzt Handschriften verschaffen kann. Die Sylben scheinen fast bloſs einfache, nur consonantisch beginnende zu sein. In den zweihundert Wörtern des erwähnten Verzeichnisses finde ich von schlieſsenden Consonanten bloſs *m* und *n*, beide nur am Ende von Sylben in der Mitte des Worts, das erstere nur vor *p*, das letztere vor *r*; ferner *h* und *k*, beide bloſs am Ende der Wörter; endlich den Nasenlaut *ng*, sowohl am Ende der Sylben in der Mitte des Worts, als am Ende desselben. In den wenigen von Leyden gegebenen Sprachproben findet sich *n* und *m* auch am Ende, sonst aber lauten alle Wörter bloſs vocalisch aus. Dies mag aber daran liegen, daſs diese Sprachproben nach den einheimischen Charakteren gegeben sein mögen, und in diesen werden die Schluſsconsonanten nicht be-

---

mémoire répand sur ces matières, d'ailleurs sèches et minutieuses, m'a entraîné plus loin que je ne pensais. Si je n'ai pas lassé Votre patience, j'en retirerai l'avantage d'avoir soumis bien des doutes et bien des conjectures à Votre décision.

Vor der Unterschrift endlich (S. 97.), nach den Worten: *différer de Votre opinion*, ist einzuschalten:

Mais je termine ici ma lettre dont la longueur a déjà besoin de toute Votre indulgence. Veuillez me l'accorder, Monsieur, et agréer l'assurance de mes sentimens les plus distingués. — B.]

(1) *Mémoire sur les îles du grand Océan. p. 8. Bulletin de la Société de Géographie.* nr. 103.

(2) Kotzebue's Entdeckungsreise. III. 30. Ein Wortverzeichniſs einiger hierher gehörigen Sprachen ist ebendas. S. 55.

zeichnet. So hat Leyden für Sonne *mataso*, da Thomsen *mata-osok* giebt. Das Wort ist Auge des Tages (s. ob. S. 173.): In *tajang osok*, Sonnenstrahlen (Thomsen), ist *osok* allein Sonne, *tajang* Licht. Das erste *o* in *osok* ist nasal. Leyden's *aso* für Tag scheint falsch. In andren Wörtern des Verzeichnisses, z. B. *salok*, Fluſs, hat er das End-*k* richtig. Dann fehlt es wieder, wie in *tasi*, für *tasik*, Meer. Dagegen finden sich in den Sprachproben in der Mitte der Wörter auch drei auf einander folgende Consonanten, wie in *matindro*, *andraguru*. Das letzte Wort, das Feldherr übersetzt wird, verräth seinen Indischen Ursprung (1), und die classischen Werke des Volks mögen auſserdem schon Fremdes aufgenommen haben. Auch Leyden bemerkt, daſs sich in ihnen in der gewöhnlichen Sprache nicht vorkommende Ausdrücke finden. In dem Ortsnamen *Sedéndreng* bei Raffles (2) glaube ich eine Zusammensetzung des Sanskr. *siddha* mit *indra* anzutreffen.

So wenig sich auch bei so dürftigen Hülfsmitteln über das Grammatische dieser Sprache urtheilen läſst, so scheint dieselbe doch den Charakter des Tag. und Jav. an sich zu tragen. *Ma* ist in ihr ein Adjectiv-Präfix, wie in jenen. Dies zeigen besonders die Namen der Farben bei Leyden (3). *Pa* präfigirt und *an* suffigirt zeigen den Ort an. Denn *patunan* bedeutet: Verbrennungsplatz (4), nämlich der Todten, wo das Grundwort dem Mal. *tūnu* verwandt ist, welches wieder seine noch einfachere Wurzel in dem Tong. verdoppelten *tutu* zu haben scheint. Auch das durch die Einschiebung von *in* gebildete Passivum glaube ich bei Leyden in dem Worte *tinumbukkeya* zu entdecken. Es wird durch unbesiegt übersetzt. Nun ist *tumbuk* Mal.: im Mörser zerstoſsen, wiederholt schlagen, um etwas zu zerstückeln, und davon scheinen die ersten drei Sylben des Wortes das Pass. zu sein; das Ende weiſs ich nicht zu erklären.

---

(1) Es scheint, wie sonderbar auch die Verbindung wäre, aus अन्ध्र, *andhra*, Jäger, und dem bekannten *guru* zusammengesetzt. Von den beiden andren Wörtern desselben Verses (S. 197.) glaube ich in *laseï* das Mal. *lāsa*, verstümmelt, eines Gliedes beraubt, und das Tag. *laslàs*, zerstören, in Stücke reiſsen, in *maliaï* aber das Mal. *mālas*, träge, säumig, langsam, zu erkennen, so daſs das *castrato* der Übersetzung auf das erste, das *timidun* auf das zweite dieser Wörter ginge. Ob das mit *lasei* verbundene *ta* das Tah. Präfix der Causalverba ist, lasse ich dahingestellt.

(2) II. *App. p.* CLXXXIV.

(3) *Asiat. res.* X. 200. 201.

(4) Raffles. II. *App. p.* 186.

Es soll, nach Crawfurd (¹), unter den Bugis eine verborgene, alte, noch von Wenigen gekannte Sprache geben, welche er mit dem Kawi und Pali vergleicht. Es wäre sehr interessant, zu untersuchen, ob in dieser das Bugis ebenso mit Sanskritwörtern vermischt ist, als das Javanische im Kawi. Daran, daſs der Ursprung der Bugis-Litteratur dem Einflusse des Indischen angehört, kann wohl kein Zweifel sein. Schon in der Reihe von Titeln, welche Leyden von ihm bekannt gewordenen Werken giebt (²), kommen mehrere Sanskritwörter vor; Nama-Saguni, Batara Guru, Guru de Sillang, Lapa Bichara Lari Sindenare (लाप, *lápa*, Rede, Gespräch, विचार, *wichára*, Untersuchung, Erörterung, woher auch das Mal. *bechāra* stammt), Aji (s. ob. S. 51.) Ledeh. In Savira Gading, welches zusammen der Name eines Helden ist, scheint वीर, *wíra*, Held, zu liegen, und Satya-bonga ist wohl Blume der Wahrheit, von dem Mal. *būnga*, Blume. Vorzüglich wichtig zur Kenntniſs der Sprache würde es sein, sich die vorhandene Übersetzung des Korans zu verschaffen, nicht bloſs um dadurch eine leichtere Anleitung zur Kenntniſs der Sprache zu erlangen, sondern auch um daraus die eigentliche Volkssprache besser kennen zu lernen. Ob übrigens der Indische Einfluſs auf Celebes unmittelbar vom Indischen Festlande oder nur mittelbar durch Java ausgeübt worden ist, bleibt sowohl in diesem Falle, als bei mehreren ähnlichen die Civilisation dieses Erdtheils betreffenden Fragen schwer zu entscheiden.

Merkwürdig ist es, daſs sich, wie Raffles (³) erzählt, noch bis zum heutigen Tag auf Celebes eine Art Knotenschrift, jedoch nur in einem einzigen Falle, erhalten hat. Wenn nämlich ein Lehnsherr seine Vasallen vorladet, so schickt er ihnen ein Blatt eines Baumes, an welchem mit Knoten die Zahl der Tage bezeichnet ist, nach deren Verlauf sie erscheinen sollen. Dies Blatt heiſst in der Bugis-Sprache *bila-bila*, Zählung, Rechnung, aber auch: Zeit, Zeitbestimmung, nach dem Tag. *bilang*, zählen, rechnen, und dem Mal. *bīlang*, welches dasselbe, aber auch sprechen, erzählen be-

---

(¹) *Archip.* II. 61.

(²) *Asiat. res.* X. 195.

(³) II. *App. p.* 185.

deutet, und *bīla*, Zeit, durch welchen Mittelbegriff das Wort (dann *bīlā*) auch auf den Tod, wie es aber scheint, nur auf einen freiwillig selbst bestimmten, angewendet wird. Es ist merkwürdig zu sehen, wie diese Wörter in allen ihren verschiedenen Bedeutungen mit den Sanskritischen वेल्, *wêl*, und वेला, *wêlá*, übereinstimmen.

Die Sprachen, von welchen ich jetzt noch zu reden habe, sind auch grammatisch näher mit einander verwandt, und unterscheiden sich im Ganzen von denen der Südsee-Inseln durch gröſsere Zusammenfügung des Wortbaues und der grammatischen Formen. Ich werde aber bei ihnen kürzer sein können, da ich im Laufe dieser Schrift schon zur gehörigen Erklärung der Javanischen Sprachform das Wesentlichste, besonders was das Verbum betrifft, über sie beigebracht habe.

§. 16.

Ich beginne hier mit der Tagalischen, da sie insofern für die primitive und den Ursprung der übrigen angesehen werden kann, als sie den diesen Sprachen eigenthümlichen Bau am vollständigsten und am klarsten enthält. Sie besitzt alle Formen zusammengenommen, von welchen sich in den anderen nur einzelne finden, und hat dieselben, bis auf sehr unbedeutende Ausnahmen, unverstümmelt und in durchgängiger Analogie erhalten.

Sie ist aber nur eine der mehreren auf den Philippinischen Inseln herrschenden Sprachen. So viel man jedoch aus dem, was über die mir bekannten vier hauptsächlichsten, die Tagalische, die Bisayische, Pampanga- und Iloco-Sprache, einzeln gesagt wird, schlieſsen kann, bilden alle diese Mundarten zusammen mit ihren Unterarten, deren z. B. Ezguerra in seiner Bisayischen Gramm. viel mehrere anführt, in dem groſsen Malayischen Sprachstamm wieder einen kleineren, enger verwandten. Meine Hülfsmittel erstrecken sich nur auf das Tagalische und Bisayische, und ich beschränke mich, da der allgemeine Typus beider derselbe ist, bloſs auf das erstere.

Die Tagalische Sprache hat insofern dieselbe Einfachheit des Sylbenbaues mit den bisher betrachteten, als sie nicht in derselben Sylbe zwei Consonanten unmittelbar auf einander folgen läſst. Dagegen schlieſsen sehr viele

Sylben, sowohl in der Mitte, als am Ende der Wörter, mit Consonanten, und es liegt wohl nur an Eigenthümlichkeiten der Aussprache, wenn ein Consonant hiervon ausgeschlossen scheint. So erinnere ich mich keines Wortes, welches seine erste Sylbe mit *r* endigte, obgleich das *r* am Ende sehr vieler Wörter steht. In denjenigen Wörtern, welche nach festen grammatischen Regeln eine Zusammenziehung (Syncopa) erfahren, wären es auch nur eine bestimmte Anzahl dieser, stellt sich auch *r* bisweilen vor dem Anfangsbuchstaben einer nachfolgenden Sylbe in die Mitte des Wortes; so wird aus *hiran*, entlehnen, *hirmin* (1). Aber auch die Zusammenziehung bringt niemals zwei Consonanten in derselben Sylbe an einander.

Mit den einsylbigen Wörtern ist es, wie im Allgemeinen bereits angemerkt worden ist. Sie sind, wenn man die Wiederholung desselben Wortes ausnimmt, die seltneren; die drei- und mehrsylbigen dürften sich wohl alle bei genauerer Untersuchung als zusammengesetzt erweisen, und so ist auch hier die Zweisylbigkeit die Regel. Die Wiederholung desselben einsylbigen Wortes ist weniger häufig, als in den Südsee-Sprachen.

In der grammatischen Form scheint zwar auf den ersten Anblick der Unterschied gegen jene überaus groſs, im Wesentlichen nimmt man aber bald die, noch merkwürdigere Übereinstimmung wahr. Der allgemeine Charakter, daſs das Wort sich nicht verändert, um declinirt oder conjugirt zu werden, und daſs die ihm beigegebenen Modificationen durch Partikeln ausgedrückt sind, ist auch hier der nämliche, und ebenso die Anheftung dieser Partikeln an den Anfang des Worts.

Dagegen liegt die sehr eigenthümliche Verschiedenheit in der groſsen Regelmäſsigkeit im Gebrauch dieser Partikeln, in ihrer Verbindung mit dem Grundwort zur Worteinheit, und in einigen wenigen Fällen in der Veränderung des Wortes selbst. Dadurch erhält die Sprache einen verwickelten, ehe man den Schlüssel dazu gefunden hat, schwer zu übersehenden Formenbau, und das Grundwort ist nicht immer gleich aus der Form, in der es erscheint, herauszufinden. Auf der andren Seite aber beruht nicht allein das Verfahren, so wie man es einmal kennt, doch auf einer sehr einfachen Zusammensetzung der Wörter mit den Partikeln, sondern man kann sich auch in gewissen Fällen von diesen Formen losmachen und, wie im Chinesischen, das nackte Wort hinstellen. Auch im Tag. führt eigentlich die Kenntniſs der Bedeutung der Partikeln und der Wörter zum Verständniſs, und es bedarf nur wenig, was bei Flexionssprachen ein unerlaſsliches Erforderniſs ist, der eigentlich grammatischen Erläuterung.

---

(1) Totanes. S. 144. Das *r* fängt niemals im Tag. ein Wort an, sondern verwandelt sich dann in den verwandten Laut des *d*. Dies geschieht auch in der Mitte der Wörter bisweilen. So lautet die Zusammenziehung von *sonorin*: *sondim*.

Ihre Hauptsorgfalt scheint die Tag. Sprache dem Verbum zugewandt zu haben. Zwar kann auch dies, wie ich oben bemerkt habe, ohne allen grammatischen Zusatz in die Rede eingeführt werden, allein es geschieht nur selten. Die, bis auf diese einzelnen Ausnahmen allgemeine und den Charakter der Sprache ausmachende Regel ist die, daſs das Verbum in der Rede nie ohne dasselbe bezeichnende Affixa erscheint, daſs aber auf diese Weise, und durch dieselben jedes Wort, ohne alle Ausnahme, in ein Verbum verwandelt werden kann. Alle Tag. Verba sind sogenannte Denominativa, oder, nach der Indischen Terminologie, aus Wurzeln gebildete, die man *lidhu* nennt. Wie das Verhältniſs des Nomens zum Verbum die Sprache vielfach beschäftigt, haben wir im 2. Buche bei der Passivbildung gesehn. Ungeachtet dieser Sorgfalt und Beschäftigung aber gelingt ihr, wie ich schon oben (S. 287.) bemerkt habe, die wahre Charakterisirung des Verbums am wenigsten. Das vielfache Bemühen danach entsteht sogar gerade daraus, daſs sie den einzig richtigen natürlichen und einfachen Weg verfehlt. Anstatt die Verbindung der Person mit dem Verbum, ohne welche die wahre Symbolisirung seines Begriffs unmöglich ist, gehörig mit ihm zu verschmelzen, und wieder mit dieser auch die Zeitbedingungen in Verbindung zu setzen, bildet sie die Seiten des Verbums aus, die ihm, auch wenn es unpersönlich und gleichsam in der Flüchtigkeit seiner Natur fest geheftet erscheint, zukommen können. Hiervon ist der Numerus ein auffallendes Beispiel. Statt diesen zugleich mit der Person in das Verbum zu verflechten, versetzt sie denselben zugleich oft in den Grundbegriff selbst, und vermischt also wenigstens die Begriffe, indem sie ein Präfix in gewissen Fällen dem Verbum nur dann zugiebt, wenn dasselbe Mehrheit der Handlungen anzeigt. In der verbundnen Rede kann nun daraus freilich keine Undeutlichkeit entstehen, da das Pronomen in der Mehrzahl verschiedene Formen hat; aber in das Verbum wird der Begriff dadurch um nichts mehr verflochten.

Wie sich die verschiedenen Affixa zur Modificirung des Grundbegriffs des Verbums verhalten, und wie durch sie eine gewisse Anzahl von Formen entstehen, von denen sich einige, wie die causativen, auf alle Verba, andere aber nur auf einzelne anwenden lassen, habe ich im Ganzen schon im vorigen Buche an einigen Stellen angedeutet. Diese von den Spanischen Grammatikern Conjugationen genannten Formen, welche man am passendsten mit den Verbalformen der Semitischen Sprachen vergleichen kann, werden nun wieder darin nach einem, in genaue Regeln zu bringenden Systeme verschieden behandelt, dafs die Sylbenverdopplung, welche z. B. die Tempusandeutung erfordert, bald das Grundwort, bald das Präfix trifft. Auch stellt sich unter gewissen Bedingungen bei einigen derselben der Accent um. Ich erwähne dies ausdrücklich, um zu zeigen, wie thätig sich der Formentrieb in dieser Sprache erweist, und wie er nur gewissermafsen nicht in das Gebiet eingedrungen ist, in welchem er vorzüglich walten sollte.

Von der Sylbenverdopplung macht die Tag. Sprache einen viel gröfseren Gebrauch, als die anderen, die uns noch zu betrachten übrig bleiben; namentlich wendet keine von diesen sie zur Tempusbezeichnung an. Die Art, wie es mit *in* (S. 86. 122.) und *um* (S. 82. 110. 111.) geschieht, Affixa zur grammatischen Bezeichnung in die Wörter selbst durch Abtrennung ihres Anfangsbuchstaben einzuschieben, gehört auch zu den künstlichen Mitteln der grammatischen Bildung, die man sich nur durch ein zur Gewohnheit gewordenes Streben nach Worteinheit erklären kann. In ähnlicher Art finden solche Einschiebungen, sogar mit entschiedenen Consonanten, wie im Arabischen mit *t*, auch in anderen Sprachen statt. Im Tag. wird der Vocal der eingeschobenen Sylbe auch in einigen Fällen dem Vocal des Grundwortes assimilirt, und dadurch noch ein höherer Grad der Lautverschmelzung zur Worteinheit bewirkt. Diese Einschiebungen sind im Mal. Stamm vorzüglich zu beachten, weil der Umstand, ob sie sich in einer der einzelnen Sprachen desselben finden oder nicht, über die nähere und entferntere Verwandtschaft derselben unter einander entscheiden kann.

Eine andere Einschiebung von einzelnen Buchstaben oder Sylben, nicht zwischen die Buchstaben desselben Wortes, aber zwischen die Wörter desselben Satzes, scheint das Tag. nur mit den andren Mundarten der Philippinen zu theilen (s. oben S. 289. 290.). Wenigstens ist es mir bis jetzt nicht gelungen, in irgend einer andren Mal. Sprache mit Sicherheit eine

Spur davon in der Art aufzufinden, daſs diese Einschiebung auch grammatisch bedeutsam wäre. Denn von der bloſs euphonischen Anfügung eines Nasenlautes im Kawi habe ich oben (S. 185-188.) gesprochen (1).

Die Tagalische Sprache enthält also den Formenbau des Mal. Stammes, so viel wir urtheilen können, in seiner entwickelten Reife und noch unabgekürzt und unverstümmelt durch die Zeit. Von den drei andren uns grammatisch genau bekannten Sprachen befindet sich keine ganz in diesem Fall. Man muſs dieselben aus ihr ableiten und ihre Formen auf die Tagalischen zurückführen, man macht sich ohne die Kenntniſs der Philippinischen Sprachen keinen vollständigen Begriff von ihnen und gewinnt keinen freien Überblick weder über ihren Wortvorrath, noch ihren grammatischen Bau. Das Tagalische verhält sich zu ihnen, wie das Sanskrit zu den aus ihm abstammenden alten und neuen Sprachen.

Sie stehen aber in verschiedenem Verhältniſs zu diesem ihrem primitiven Vorbilde, und ihre Verwandtschaft unter einander läſst sich daher nicht einfach bestimmen, indem sie in einem Punkte mehr Ähnlichkeit mit dieser, in einem anderen mit jener unter ihnen haben. Wahrscheinlich würde dies historisch zu erklären sein, wenn man die Mittelglieder kennte, die es vermuthlich noch zwischen ihnen und den Philippinischen Sprachen giebt oder gegeben hat. Sehr viele Aufklärungen über diese Frage würde man schon besitzen, wenn die Reisenden, die uns Wortverzeichnisse vieler Mal. Dialekte hinterlassen haben, uns einige Notizen nur über wenige, aber hauptsächliche grammatische Punkte mitgetheilt hätten. Leider aber läſst sich aus den vorhandenen Nachrichten nicht einmal beurtheilen, ob alle übrigen Dialekte auf Java und Sumatra im Formenbau mit dem Javanischen und der Sprache der Halbinsel übereinstimmen, oder nicht?

---

(1) [In der Jav. Sprache findet sich ein einzelner Fall der grammatischen Anwendung von *ng* als Verbindungslaute. Die auf einen Vocal ausgehenden Zahlwörter von 2 bis 9 nämlich setzen, wenn das zu ihnen gehörende Subst. unmittelbar folgt, oder wenn sie als Vielfaches vor einer Zahlclasse stehn, *ng*, *papat*, 4, *ang* an, wobei das letztgenannte Zahlwort und *loro*, 2, die Verdopplung verlieren: *telung prahu*, 3 Schiffe, *patang dhina*, 4 Tage, *rong puluh* 20, *pitung dhasa* Kr. 70, *limang ngatus* 500, *sangang ngĕwu* 9000, *wolung leksa* 80,000. Diese Eigenschaft theilt das Pron. interrog. *pira*, wie viele? vor Subst. und Ordnungen der Cardinalzahlen: *pirang pikul*, wie viele Lasten? *pirang ngatus*, wie viele Hunderte? Bei den Tag. Zahlwörtern werden in demselben Falle die Verbindungslaute gebraucht, aber in gröſserer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit. B.]

In der That käme es hier nur auf die Beantwortung einiger einzelnen Fragen an, um über den Zusammenhang, der uns hier beschäftigt, sehr viel Licht zu verbreiten. Denn wenn wir aus dem Bau der Tag. Sprache die beiden charakteristischen Merkmale, die Mannigfaltigkeit und systematische Zusammensetzung der Verbalpräfixe und die künstlich durch Infigirung gebildeten Formen, herausheben, theilen sich die übrigen Sprachen hiernach gewissermaſsen in zwei Classen. Das Javanische besitzt vorzugsweise vor den beiden andren Sprachen die künstlicheren Formen, vernachlässigt dagegen die Präfixa. Die Madecassische und Malayische Sprache verhalten sich entgegengesetzt. Die erstere verbindet mit dem Verbum viele einfache und zusammengesetzte Präfixa, aber die Bildung durch Infigirung hat sie entweder nie besessen, oder wiederum verloren. In der eigentlich Mal. habe ich von der letzteren bis jetzt keine sichere Spur wahrgenommen (¹), der Bau der Präfixa ist in ihr einfacher, als im Tag., aber bei weitem mehr und bedeutsamer geregelt, als im Jav. In ihr findet sich ohne Zweifel am wenigsten von dem vollständigen Tag. Formenbau. Von den beiden andren Sprachen läſst sich schwer entscheiden, welche mehr von demselben in sich aufgenommen hat. Sie haben sich jede an einen verschiedenen Theil desselben gewandt und dagegen den anderen vernachlässigt.

§. 17.

Um hier von der **Javanischen** Sprache das Nöthige beizubringen, brauche ich nur mit wenigen Worten an das in dem grammatischen Theile dieser Schrift bereits hinlänglich Ausgeführte zu erinnern.

Was sie in Absicht des Sylben- und Wortbaus charakterisirt, beruht wohl schon groſsentheils auf Indischem Einfluſs. Den einfachen Sylbenbau, selbst nur wie er im Tag. herrscht, darf man natürlich bloſs in den wahrhaft Mal. Wörtern erwarten; der in sie übergegangenen Sanskritischen giebt es aber eine sehr bedeutende Anzahl. Auch macht die Sprache Zusammenziehungen durch Ausstoſsung kurzer Vocale, so daſs daraus Sylben mit zwei auf einander folgenden Consonanten, wie *tr*, *ngl*, *ngr* u. s. f., und auch mehr einsylbige Wörter entstehen. Es lassen sich nicht einmal alle Fälle

---

(¹) [S. meine Anm. auf S. 83. B.]

dieser Art auf diese Weise erklären, besonders die nicht, wo die zusammentretenden Consonanten nicht beide entschiedene Consonanten sind, sondern wo z. B. ein Nasenlaut hinzutritt. Ein Beispiel hiervon giebt die Entstehung des Anfangs-*ngr* und *ngl* durch grammatische Formation (s. S. 98.).

Im Formenbau und in der grammatischen Fügung hat die Sprache ihre bestimmteste Eigenthümlichkeit in der Vernachlässigung der Verbalpräfixe und der durch ihre Abwerfung entstehenden Veränderung der Anfangsconsonanten. Die Sache selbst habe ich oben (S. 92. u. f., besonders von S. 98. an) ausführlich auseinandergesetzt; und wenn man auch meiner Annahme, daſs diese Lautveränderung von einem verstümmelten Präfixum herrührt, nicht beitreten sollte, so bleibt der Erfolg für den Charakter, welchen die Sprache dadurch annimmt, dennoch derselbe. Sie hat auf der einen Seite durch die Einschiebung des *in* und *um* und durch die Lautveränderung des Verbums, die sich nicht deutlich als die Folge eines angehängten Präfixes darthut, den Schein, den flectirenden Sprachen näher zu stehn. Sie entledigt sich dadurch der vielfachen, die Tag. Wörter beschwerenden Vorsylben, zerstört aber wieder durch eine gleichsam willkührliche Anhängung solcher verlängernden Laute diesen Eindruck ohne Nutzen, da diese Vorschläge der Bedeutung nichts hinzufügen. Diese vernachlässigende Behandlung der Verbalpräfixa ist ihr zwar gewissermaſsen mit dem eigentlich Malayischen gemein, da diese Sprache auch sehr häufig das Verbum ohne und mit Präfix gebraucht; sie führt aber in der letzteren niemals zu einer, auch nur scheinbaren Veränderung des Anfangsbuchstaben des Verbums. Wo diese statt findet, ist sie vom vollständigen Präfixum begleitet und erscheint daher in der Mitte des Worts. Aber darin kommen wieder beide Sprachen mit einander überein, daſs sie nur eine kleine Zahl von Verbalpräfixen aufgenommen haben. Dies unterscheidet beide vom Madecassischen. Endlich sind beide in ihrem Bau auch darin einander ähnlich, daſs sie die Andeutung des Tempus beim Verbum bloſs durch Hülfswörter bewirken, und daher in der Flectirung des letzteren gar keine einfachen Formen haben, dergleichen doch die Tag. Sprache, durch Annahme des Anfangs-*n* im Präter., besitzt. Auch hierin ist die Mad. beiden unähnlich.

Ebenso zeigt sich ein Übergang zur Formlosigkeit in dem Pronomen der Jav. Sprache, sogar gegen die eigentlich Malayische. Man wird dies an mehreren Punkten im Gebrauche des Pron. gewahr, vorzüglich aber daran, daſs die Unterscheidung der aus- und einschlieſsenden Form der 1. Person der Mehrheit, welche sich im Mad. und Mal. erhalten hat, gänzlich untergegangen ist, so daſs das ursprünglich für die letztere bestimmte *kita* zur Singular-Bezeichnung geworden ist.

Nimmt man das hier Gesagte zusammen, so scheint daraus zu folgen, daſs das Jav. ursprünglich seinen Formenbau vom Tag. ableitete, davon aber durch den Verlauf der Zeit wiederum sehr Vieles einbüſste. Dies scheint auch noch vollständiger durch den Bau des Kawi bewiesen, der in Absicht der grammatischen Formung ein Mittelglied zwischen beiden Sprachen bildet. Auf ähnliche Weise läſst sich die Entstehung des eigentlichen Mal. erklären, nur daſs dieses, wenn man in dieser Hypothese bleibt, noch mehr Formung aufgegeben hat. Sehr leicht kann es aber auch mit diesem Unterschiede noch eine andere, durch einen dazwischen liegenden, uns unbekannten Dialekt vermittelte Bewandtniſs haben.

Dadurch, daſs der Indische Einfluſs keinen Theil des Archipelagus so stark, als Java und Sumatra, traf, entsteht ein neuer Punkt der Gemeinschaft zwischen dem Javanischen und eigentlich Malayischen. Die Anzahl der Sanskritwörter ist zwar, wenn man nicht bloſs bei den auf den ersten Anblick in die Augen fallenden Ähnlichkeiten stehen bleibt, sondern auch tiefer liegende Etymologieen verfolgt, auch im eigentlich Mal. bedeutend groſs. Ich halte sie jedoch noch für viel gröſser im Jav., wenn man auch nicht die ausschlieſslich der Höflichkeitssprache eigenthümlichen Wörter dahin rechnet. Die Nähe von Java, Sumatra und Malacca macht überhaupt, daſs die beiden in diesen Gegenden herrschenden Hauptsprachen einander in ihrem Wortvorrathe sehr ähnlich, in vielen Wörtern gleich sind, und daſs man im Tag. oft nur die entferntere Wurzel wiederfindet. Meiner, ehe ich Javanische Wörterbücher besaſs, gemachten Erfahrung nach, ist für die Wortbedeutung das eigentlich Malayische am hülfreichsten für das Verständniſs des Jav., ob es gleich auch eine bedeutende Zahl von Wörtern giebt, welche bloſs, oder directer auf das Tag. hinweisen. Aus den Javanischen grammatischen Formen aber hätte ich mich, vor dem Besitz einer Grammatik, niemals ohne Kenntniſs des Tag. zurecht gefunden, da ich mit Wahrheit behaupten kann, bloſs mit diesem Hülfsmittel so weit gekommen zu sein, daſs ich, bis auf wenige Punkte, der Jav. Grammatik, als ich eine solche erhielt, nur zur Bestätigung des mir schon Bekannten bedurfte. Man muſs zur Erklärung dieses Unterschiedes nicht vergessen, daſs der Einfluſs des eigentlich Malayischen durch die Handlungsunternehmungen und Ansiedlungen der Malayen sich seit Jahrhunderten beständig wiederholt, und in der That dauernd fortwirkt, und daſs daher schon durch diesen Einfluſs die Malayischen Wörter im Jav. mehr in Umlauf gekommen sein mögen, besonders da es immer Wörter desselben Stammes sind, und der Unterschied nur theils in ihrer Form, theils darin liegt, daſs in der einen Sprache Ausdrücke veraltet sind, welche in der anderen fortblühen.

Die Übereinstimmung des Javanischen mit dem Charakter und dem Bau der übrigen Sprachen des Stammes geht aus allem über die Wörter und den grammatischen Organismus desselben Gesagten hervor.

§. 18.

Ich nenne die Sprache Madagascars mit Flacourt und mehreren Französischen Schriftstellern die Madecassische, da dieser Name wohlklingender ist, als der von Challan und Andren gebrauchte *langue Malgache*, auch *Malegache*, und der gegenwärtig bei den Englischen Missionaren übliche *Malagazy*. Bei dem so gewöhnlichen Übergange des *r* und *l* in *d* laufen übrigens alle diese Benennungen auf Eins hinaus, und Hr. Jacquet schreibt daher gleich richtig *langue Malecasse* (¹).

Obgleich die Aufmerksamkeit der Sprachforscher schon längst auf diese Sprache und ihre Verwandtschaft mit dem Malayischen gerichtet war, so scheinen doch alle bisher über sie bekannte Nachrichten nur aus Flacourt's Geschichte von Madagascar und Drury's (²) höchst unvollständigem Wörterverzeichniſs geschöpft. Dagegen scheint des eben erwähnten Flacourt (³) 1658 in Paris, und Challan's (⁴) 1773 in Isle de France her-

---

(¹) *Nouv. Journ. Asiat.* IX. 264.

(²) *Bibliotheca Marsdeniana. v.* Drury.

(³) *Dictionnaire de la langue de Madagascar avec un petit Catéchisme cet. par* le Sieur de Flacourt. Paris. 1658. 8. (*Dict.* 176 S. Nach den Gegenständen geordnete Wörter 53 S. Kat. 112 S.)

(⁴) *Vocabulaire Malgache par* Mr. Challan. à l'Isle de France. 1773. 8. (*Voc. M. F. p.*1-54. *Voc. F. M. p.*55-92.)

ausgegebenes Wörterbuch gar nicht bekannt geworden zu sein. Ich verdanke die Benutzung dieser beiden höchst wichtigen Schriften der Königl. Bibliothek in Paris und namentlich der Güte des Herrn Van Praet, der schon vor einer langen Reihe von Jahren meine Vaskischen Untersuchungen mit so zuvorkommender Gefälligkeit unterstützte. Das Flacourtsche Werk ist bloſs Französisch-Madecassisch, das Challansche zwar ebenso, doch auch in einem zweiten, kürzeren Theile Madecassisch-Französisch geordnet. Challan war Missionar und Pfarrer in St. Louis auf Isle de France, und man sieht aus der Zueignung, daſs es damals eine Französische, wie jetzt eine Englische, von dieser Insel aus geleitete Missionsanstalt in Madagascar gab. Beide Schriften ergänzen sich auf sehr zweckmäſsige Weise, da Flacourt gewöhnlich dasselbe Wort in verschiedenen grammatischen Kategorieen Madecassisch wiedergiebt, und dadurch die Wortbildung der Sprache kennen lehrt, Challan dagegen reicher an gleichbedeutenden Wörtern für denselben Begriff ist. Mit diesen gedruckten Wörterbüchern habe ich zwei handschriftliche verbinden können. Das eine hat Hr. Lesson, dem ich auch für andre interessante wissenschaftliche Mittheilungen zum lebhaftesten Danke verpflichtet bin, die Geneigtheit gehabt mir in Paris zu überlassen. Es hat den durch Aufsätze in den *Annales des voyages* bekannten Naturforscher Chapelier zum Verfasser, der von der Französischen Regierung nach Madagascar geschickt wurde und nach einem etwa zehnjährigen Aufenthalte daselbst starb. Hr. Lesson kam, indem er als Arzt die Freycinetsche Entdeckungsreise in die Südsee begleitete, in Besitz desselben. Es ist vorzüglich reich an Redensarten, aber leider sehr undeutlich geschrieben, und sichtbar ein unvollendet gebliebener erster Entwurf, den der Verfasser erst später umarbeiten wollte. Es ist bloſs Madecassisch-Französisch, und nur in den Anfangsbuchstaben der Wörter alphabetisch geordnet. Das zweite handschriftliche Wörterbuch ist mir durch Hrn. Alexander Johnston's Aufmerksamkeit, meine Sprachuntersuchungen zu unterstützen, zugekommen. Es ist klein, aber dadurch schätzbar, daſs demselben auch schwer aufzulösende grammatische Formen beigemischt sind. Der Verfasser ist der auf seiner Mission gestorbene Missionar Jeffreys. Die vier hier genannten Wörterbücher habe ich in ein alphabetisches nach der Folge der Madecassischen Wörter zusammentragen lassen, und es war meine Absicht, dasselbe herauszugeben. Ich bin aber von diesem Vorsatze durch die Nachrichten abgekommen, welche ich, gleichfalls durch die Vermittlung von Sir Alexander Johnston, über ein handschriftliches in London befindliches Wörterbuch dieser Art empfangen habe. Es ist im Jahre 1816 von Barthélemi Huet Ritter von Froberville verfertigt, und befindet sich im Besitze von Sir Robert Farquhair, dessen verstorbener Bruder Sir Thomas es an Ort und Stelle erworben hat. Es besteht aus sieben Bänden, ist Madecassisch-Französisch und Französisch-Madecassisch, und unterscheidet bei den Wörtern, ob sie im nördlichen oder südlichen Dialekte der Insel üblich sind. Eine solche Arbeit müſste nothwendig bei einer jetzigen Herausgabe eines Mad. Wörterbuches benutzt werden, ja die Grundlage davon ausmachen, so daſs sie nur durch die vorhin genannten Hülfsmittel vermehrt oder vielleicht in einzelnen Fällen berichtigt würde. Diese Hülfsmittel allein führen die groſse Unbequemlichkeit mit sich, daſs die Dialekte nicht deutlich unterschieden sind, auch wohl verschiedene Schreibungen gebraucht sein mögen, so daſs man von einer groſsen Zahl von Wörtern mehr als Eine Form aufführen müſste, ohne dennoch gewiſs zu sein, ob die Verschiedenheit wirklich in der Sprache selbst läge. So lautet Himmel bei Flacourt und Chapelier *langhitsi* und *langhits*, bei Challan *languets*, *lanhits*, *lanéhits*, in den Bibelübersetzungen der Englischen Missionare *lanitra*. Bei etymologischen Untersuchungen sind diese, sich leicht aus einander erklärenden Verschiedenheiten wenig hinderlich, ganz anders aber ist es in einem Wörterbuche, wo die ganze Form des Wortes richtig gegeben werden soll. Das Verdienst, die Sprachkunde zuerst mit einer Madecassischen Grammatik bereichert zu haben, gebührt ebenfalls Hrn. Lesson. Sie ist auch von Chapelier verfaſst und in den *Annales maritimes* (1) abgedruckt. Ob sie gleich noch Vieles vermissen läſst, beweist sie doch, daſs Chapelier die Zusammenfügung der Sprache in ihren verschiedenen Verbalpräfixen und in mehreren ihrer Lautveränderungen richtig aufgefaſst hatte. Von einer handschriftlichen Grammatik des oben erwähnten Missionars Jeffreys habe ich, da sie mir durch die Wittwe desselben im Originale zugeschickt wurde, eine genaue Abschrift nehmen können. Sie enthält vorzüglich nur vollständig ausgeführte Verbal-Paradigmen, in den wenigen hinzugefügten Bemerkungen kommen aber höchst wichtige und sich sonst nicht findende Notizen vor. Ein überaus wichtiges Hülfsmittel zur Kenntniſs des Baues der Sprache gewähren die Übersetzungen einiger biblischen Stücke, durch welche aus leicht begreiflichen Gründen ausschlieſslich die evangelischen Missionen der Sprachkunde so wesentliche Dienste leisten. Ich besitze Madecassisch die Evangelien Lucas, Johannes (1) und einige Capitel des Ev. Matthäus. Auſserdem ist auch noch ein Theil der Bücher Moses übersetzt, den ich aber nicht habe benutzen können. Durch die freundschaftliche Sorgfalt von Sir Alexander Johnston, der jedes wissenschaftliche Unternehmen auf die freisinnigste Weise zu fördern bemüht ist, und zugleich durch seine Stellung als Vice-Präsident der Asiatischen Gesellschaft in London, so wie ehemals als Gouverneur von Ceylon, mit unermüdetem Eifer zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse mitwirkt, habe ich mich mit dem Gouverneur von St. Mauritius (Isle de France) Sir Charles Colleville und dem sehr sprachkundigen Missionar Freeman in Briefwechsel setzen können, und verdanke dieser Quelle schon einige wichtige grammatische Aufschlüsse.

---

(1) *Annales maritimes ou recueil cet. publié par* Mr. Bajot. 1827. *nr.* 2. *p.* 90-121.

Auf ganz Madagascar herrscht nur Eine, bloſs in verschiedene, jedoch höchst verwandte und gar nicht als eigene Sprachen anzusehende Dialekte getheilte Sprache. Dies sagt Flacourt (2) ausdrücklich, und alle anderen Schriftsteller von Madagascar bestätigen es. Diese Thatsache ist aber wichtig, da die Bevölkerung der Insel, auch abgesehen von einigen dort angesiedelten Arabischen Stämmen, aus zwei Racen, einer weiſsen und einer schwarzen, zusammengesetzt ist.

Dabei, daſs diese Sprache im eigentlichen Verstande und bis in ihr Innerstes hinein dem Malayischen Stamme angehört, verweile ich nicht mehr. Ich habe mich im Vorigen (§. 1-3.) darüber ausgesprochen, und es ist dies keine Behauptung, die noch eines ausdrücklichen Beweises bedürfte. Gelegentlich wird man überall, wo Einzelnes aus der Sprache berührt wird, von selbst neue Beweise antreffen.

Der Sylbenbau ist in dieser Sprache zwar nicht so rein und einfach, als z. B. im Tagalischen; das Zusammentreffen zweier Consonanten in derselben Sylbe findet sich oft, so wie überhaupt Zusammenziehungen und Veränderungen der ursprünglichen Gestalt der Wörter durch die Aussprache häufiger in ihr zu sein scheinen. Bei der Verschiedenheit aber, in welcher sich die Wörter in meinen Hülfsmitteln, wenn man auf ihre genaue Form sieht, wie ich schon oben bemerkt habe, darstellen, möchte ich nicht wagen, über diesen Punkt etwas Weiteres zu bestimmen. In der Aussprache der Eingebornen scheinen sich noch einige der Eigenthümlichkeiten zu finden, welche die reine Articulation der Laute undeutlich machen und Hindernisse in der alphabetischen Schreibung hervorbringen. Denn nach Flacourt's Versicherung (1) lassen die Eingebornen im Schreiben nicht selten Consonanten, die einem andren vorausgehen, weg, und aus den angeführten Beispielen sieht man, daſs dies mit dem Vocal der Sylbe verschmolzene Nasenlaute sind, die also die Eingebornen nicht gehörig im Schreiben zu trennen vermögen. Er citirt *abohits*, *laba* und *labou*, statt *anbohits* (2), *lanba* (3) und *lanbou* (4); diese Wörter sollten aber, wie man aus seinem eignen Wörterbuche sieht, ein *m* statt des *n* haben, da sich das letztere vor dem Lippenbuchstaben *b* in das erstere verwandelt (5). Noch merkwürdiger ist die sich in dem Frobervilleschen Wörterbuche *v. magne* (6) findende Bemerkung, daſs es Wörter giebt, welche bis auf sieben verschiedene Arten, sie auszusprechen, haben. Ähnliches erwähnte ich oben von Tahiti. Es ist zu bedauern, daſs Froberville nicht hinzusetzt, ob sich nun auch, wie zu vermuthen steht, die Bedeutung nach diesen verschiedenen Aussprachen abändert.

---

(1) Sie sind 1828 und 1829 auf Madagascar in Tananarivo, bei Malte-Brun (*Géographie.* V. 125.) Tanane-Arrivou, im Nordosten der Insel, gedruckt und im Dialekt der Hovas in der Provinz Ankove, des kunstverständigsten Stammes der Insel, verfaſst. Flacourt hielt sich in Fort-Dauphin, im Südosten der Insel, auf.

(2) Vorr. zum Wörterbuch. S. 1.

Einsylbige Wörter, wenn man bloſse Partikeln ausnimmt, sind im Madecassischen vielleicht noch seltner, als im Tag. und Jav.

---

(1) Vorr. zum Wörterbuch.

(2) Zusammengesetzt aus der Präposition *an*, in, auf, und *vohits*, Berg (*Annales*. 92.).

(3) Leinwand, Zeug zur Bekleidung, und Bekleidungsstücke selbst (*toile, linge, harde* Chall., *manteau, nappe* Flac. *pet. rec.* 30.). Da *d* und *l* verwechselt werden, so ist das Wort vielleicht dasselbe mit dem gleichbed. Tag. *damit*.

(4) Schwein.

(5) Diese beiden Buchstaben werden bei Flac. und Chall. sehr häufig verwechselt.

(6) Ich verdanke nämlich der freundschaftlichen Güte des Hrn. Dr. Rosen die Abschrift einiger Artikel dieses Wörterbuches, die mich gerade vorzüglich interessirten.

Der grammatische Bau ist, wie ich kaum zu erinnern brauche, im Ganzen derselbe, als in den Malayischen Sprachen überhaupt.

Beim Nomen hat die Sprache offenbar mehr grammatische Formung, als die Jav. und Mal., und kommt darin der Tag. näher. Sie unterscheidet das Subst. durch einen Artikel, hat im Pron. für die Casus obliqui eine andre Form, als für den Nominativ, bildet regelmäſsige Affixa derselben, und besitzt verschiedene Formen für die gröſsere oder geringere Allgemeinheit, in welcher die 1. Pers. des Plur. genommen werden soll.

Im Verbum braucht sie allerdings auch die affixlosen Formen, welche mithin aus dem bloſsen Grundworte bestehen, neben den grammatisch zu Verben gestempelten. Besonders bezeichnet sie auf diese Weise den Imperativ. Die Fälle dieses Modus abgerechnet aber, ist dieser Gebrauch nicht so häufig, als im Mal., jedoch weit mehr, als ihn sich die Tag. Sprache erlaubt.

Verbalformen, wo das Verbum kein Präfix erhielte, und doch verändert würde, um aus dem Zustande des bloſsen Grundwortes in den Verbalzustand überzugehen, kenne ich im Mad. gar nicht, und glaube dieselben ihm absprechen zu müssen.

Fälle, wo, wie im Tag. (S. 83.) und im Jav., theils auf dieselbe (S. 114.), theils auf andre Weise (S. 87. u. flgd.) ohne Präfix bloſs ein anderer Anfangsconsonant, als demselben ursprünglich eigen ist, am Worte erschiene, habe ich mit der gröſsten Aufmerksamkeit nicht entdecken können (1).

---

(1) Wenn ich mich über die Bildung des Mad. Verbums nicht mit Zweifel, da ich es richtig und ganz zu durchschauen glaube, aber mit Behutsamkeit ausdrücke, so rührt es daher, daſs ich dieselbe so gut als ganz habe aus Wörterbüchern und Sprachproben abstrahiren müssen. Chapelier und Jeffreys führen gewissermaſsen nur Bruchstücke derselben an, wie z. B. einzelne Präfixformen, lassen sich aber auf den Zusammenhang dieser gar nicht ein. Chapelier spricht nirgends einmal von der Veränderung des Anfangsbuchstaben der Verba nach dem Präfix *man*, wie *tapere* und *manapere*, endigen. Jeffreys (dessen Aufſatz ich übrigens erst erhielt, als ich meine grammatischen Arbeiten über das Mad. schon gänzlich vollendet hatte) erwähnt derselben bloſs gelegentlich als einer Zusammenziehung zur Erklärung von *manoulou*, verändern, wechseln, aus *manao-soulou*, und hat offenbar keinen richtigen Begriff von dem Verfahren der Sprache in diesen Formen. Es ist dies beiden auch keinesweges zu verargen, da sie nicht einmal das eigentlich Malayische kannten. Auf dem Wege aber, welchen ich einschlagen muſste, können Einem immer Fälle entgehen, die zu anderen Schluſsfolgerungen führen würden. Das obige *soulou* hat die doppelte Bed. von kahlköpfig (Mal. *sūlah*) und von Stellvertreter (bei Challan *soulouh*, *remplacer*). In dieser entspricht ihm das Mal. *sīlih* oder *sīlī*, ersetzen, zurückzahlen, entschädigen, woher *menyīlī*

Daſs die Einschiebung der Sylbe *um* nicht als grammatische Form mehr in der heutigen Sprache üblich ist, sich aber an einigen Verben unverkennbar erhalten hat, habe ich bereits oben (S. 83.) erwähnt. In dem Gebirgsdialekte des Tag. findet sie sich auch nicht, sondern man braucht, statt derselben, das Präfix *ma*, welches also dort transitiv genommen wird (¹), da das Tag. auſser dem Gebirge es immer zum Kennzeichen des intransitiven Verbums macht. Im Bisayischen (²) ist es willkührlich, sich in demselben Sinne der Einschiebung von *um* oder der Vorsetzung von *ma* zu bedienen. Dieselbe Freiheit lag vermuthlich auch im Mad., die Vorsetzung von *ma* aber gewann die Überhand. Dies ist aber keine leere Hypothese. Denn das Mad. hat mit einem Dialekt des Bisayischen, der Zebu-Mundart, das dem Tag. fremde Präfix *mi* (das Mal. *me*) gemein, und das Mad. Präfix *ma* giebt dem Verbum ungefähr dieselben Modificationen, als die Tag. Einschiebung von *um*. Die Verbalbildung der Sprache beschränkt sich also auf den Gebrauch der Präfixa, der aber durch die Verschiedenheit derselben, da auch zusammengesetzte vorhanden sind, nicht allein häufig, sondern auch mannigfaltig ist. Man kann diesen Theil als den am meisten und sorgfältigsten in der Grammatik der Sprache ausgebildeten ansehen. Sie kommt darin dem Bau der Tag. unter den hier betrachteten Sprachen am nächsten, wenn man bloſs den einzigen Punkt ausnimmt, daſs das intransitive Verbum im Tag. durch *ma*, im Mad., wo dagegen *ma* transitiv ist, durch *mi* bezeichnet wird. Allein auch dies *mi* findet sich in andren Philippinischen Dialekten, so daſs es immer auf dieselbe Quelle zurückweist. In anderen Punkten sind die Formen beinahe identisch.

Man trifft einzelne Conjugationen des Tagalischen ganz im Madecassischen an. Ich habe schon oben erwähnt, welche Verwandtschaft zwischen der Tag. infigirenden Conjugation und dem Mad. Präfix *ma* in den Bedeutungen herrscht. Das Tag. Präfix *maka* entspricht dem Mad. *maha*, und in beiden Sprachen deuten diese Präfixa das Machen und Können an. Ferner sind beiden Sprachen die Buchstabenveränderungen gemein, welche die Vorsetzung des Präf. *man* in den Anfangsconsonanten der Grundwörter hervorbringt, und zwar verwandelt die Mad. Sprache, wie die Tag., das *s* in

---

(¹) **Totanes.** *p.* 44. nr. 140.

(²) **Ezguerra.** nr. 130.

n, da die Mal. es in *ny* und die Jav. gewöhnlich in dieses, seltner in *n* umändert. Hier findet es sich sogar, daſs, auch den Bedeutungen nach, dieselben Classen von Wörtern in beiden Sprachen gleiche Conjugationsbehandlung erfahren. Im Tag. gehen die aus Werkzeugen des Jagens, Fischens, Fangens u. s. w. gebildeten Verba nach dieser mit Buchstabenveränderung verbundenen Conjugation: *bícas*, Angelhaken, *mamícas*, angeln. Ganz das Gleiche findet in den Mad. Wörtern *vinta*, Angelhaken, *maminta*, angeln, *vovo*, Fischernetz, *ompamovo*, ein mit Netzen Umgehender, ein Fischer, statt. Alle Verbalpräfixa beginnen mit *m*, und aus ihnen werden, wie im Tag., Jav. und eigentlich Malayischen, mit *p* beginnende, jenen genau entsprechende Nominal-Präfixa. Im Mad. steht nur oft an der Stelle des *p* ein *f* oder *h*. Eine besondere und genauere Verwandtschaft des Mad. mit dem Tag. liegt aber wieder darin, daſs beide Sprachen die mit *m* beginnenden Präfixa mit andren verbinden, und daſs die in die Verbindung aufgenommenen nicht wieder mit *m*, sondern nur mit *p* anhebende sein können. Diese letzteren nämlich sind nichts andres, als Verbal-Nomina, und das Verbalpräfix kann sich nur mit einem Nomen verbinden. Das Grundwort bildet durch das mit *m* beginnende Verbalpräfix ein Verbum, aus dieser Bildung geht vermittelst des mit *p* beginnenden Präfixes ein Verbal-Nomen hervor, und durch die abermalige Verbindung von diesem mit einem Verbalpräfix entsteht ein neues abgeleitetes Verbum. Das präfixlose Grundwort kann, auch der Bedeutung nach, ein Verbum sein, die mit Präfixen in *p* anhebenden Wörter sind allemal Nomina. Auf diese Weise muſs man sich die zusammengesetzten Präfixa denken; *soulou*, verändern, Veränderung, *manoulou*, verändern, *panoulou*, der Veränderer, *mampanoulou*, jemanden verändern machen.

Wenn aber das Madecassische dem Tagalischen auf dem Wege seiner angeblichen Passivbildung bis zur Formation der Verbal-Nomina folgt, so verläſst es dasselbe in der Hinzufügung der sogenannten drei Passiv-Affixe. Ich möchte indeſs nicht vollkommen läugnen, daſs die Infigirung von *in* sich nicht auch in einzelnen Wörtern, so wie die von *um*, erhalten hätte. Ich weiſs jedoch bis jetzt nur Ein Wort, was mir diese Vermuthung erregt hat (¹). Es ist dies *finoulac*, Riſs, Bruch. Das Grundwort ist hier offen-

---

(¹) [Ich habe unten in einer Anm. zu §. 21. noch zwei andere Beispiele nachgewiesen. B.]

bar *foulac* (*cassé, rompu* Flac., *folac, casser* Froberville v. a.), von welchem auch das abgeleitete Verbum *mamoulac*, zerbrechen, angetroffen wird. Nach den Regeln der Mad. Grammatik, lieſse sich nun *finoulac* aus dem Grundworte nicht anders, als so erklären, daſs das Präfix *mi* das Anfangs-*f* des Wortes in *m*, bei Flacourt verwechselt mit *n*, verändert hätte, und daraus ein Verbal-Nomen entstanden wäre. Für diese Buchstaben verändernde Kraft des intransitiven Präfixes *mi* giebt es aber im ganzen uns bekannten Sprachstamm keine Analogie, so daſs das Wort sich nur nach Tagalischer Weise richtig herleiten läſst.

Die Madecassische Sprache drückt das Passivum durch Redensarten aus, die ganz nominaler Natur sind, indem wirkliche Nomina mit ausdrücklicher oder stillschweigender Hinzufügung des Verbums sein dazu angewendet werden. Ich habe schon oben (S. 85.) gezeigt, wie dies eigentlich aus der Tagalischen Passiv-Construction herrührt und sich gleichfalls, wie im Mad., ohne wahre Passivform im Malayischen findet. Spuren davon kommen auch im Tahitischen vor (¹), aber am meisten ausgebildet erscheinen diese Redensarten im Madecassischen. Wahrhaft zu sagen, giebt es also keine Passiv-Conjugation in dieser Sprache. Jeffreys giebt zwar eine solche, durch alle Tempora durchgeführte in mehreren ausführlichen Paradigmen. Sie verrathen aber gleich ihre Natur durch die Art ihres Gebrauchs des Pronomens. Das Grundwort ist nämlich in denselben nicht, wie beim Activum, dem allein wahren Verbum in der Sprache, mit dem persönlichen Pron., sondern mit den Possessiv-Suffixen desselben verbunden, wodurch das Grundwort sich als Nomen zeigt. Es ist hier ganz derselbe Fall, als mit dem, von Marsden auch in die Conjugation aufgenommenen sogenannten unbestimmten Vergangenheits-Tempus (s. ob. S. 162.). Wie in diesem das *de* das Verbum sein enthält, so findet sich dies Verbum auch in den Mad. Redensarten, nur daſs diese die drei bestimmten Zeiten unterscheiden, jedoch wohlverstanden nicht am Grundwort, sondern am Hülfsverbum (²).

(¹) Das Subject des Activverbums steht alsdann im Genitiv, das Verbum selbst als Nomen, und der vom Activum regierte Accusativ im Nominativ; *na te atua i hamani te rai*, Gott machte den Himmel, aber wörtlich: des Gottes Machen (war) der Himmel. Tahit. Gramm. 37.

(²) In Jeffreys Paradigmen steht im Pass. das Grundwort ohne Verbalpräfix, aber mit nachfolgendem Possessiv-Suffix des Pron. Vor dem Grundwort steht im Präter. *nou*, im

In der Tempusbezeichnung bleibt zwar die Sprache durchaus im Charakter des Stammes, kommt aber darin mit keiner der einzelnen uns bekannten Sprachen vorzugsweise überein, sondern geht ihren eignen Weg. Sie macht keinen Gebrauch von der Sylbenverdopplung zu diesem Behuf, wie die Tag., kennt aber auch nicht die Bezeichnung der Tempora durch abgesonderte Hülfswörter, wie sie die Mal. und Jav. Sprache haben. Es giebt zwar ein solches, *efa*, welches man mit dem Jav. ***sampun*** und Mal. ***sudah*** vergleichen kann. Es deutet ursprünglich vollendet, geschehen, aus sein an und wird, zur Verstärkung des Begriffs der Vergangenheit, dem gewöhnlich geformten Prät. hinzugefügt. Jeffreys bildet daraus, die ganze Conjugation hindurch, ein dreifach zusammengesetztes Tempus, wo immer diese Partikel dem einfachen Tempus vorausgeht. Aus seinen Benennungen, — Übersetzungen giebt er nicht —, *present*, *past*, und *future perfect* muſs man schlieſsen, daſs er damit die drei Tempora der vollendeten Handlung meint. Die einfachen Tempora, die Jeffreys indefinite nennt, werden durch Vorsetzung von *n* im Prät. und *h* im Fut. gebildet. Das Präsens unterscheidet sich hinlänglich durch das Anfangs-*m* des Präfixes, welches den Vorlauten der andren Tempora weicht. Das *n* kommt, wie wir

---

Fut. *hou*. Beide sind gleich den in der Bibelübersetzung gebrauchten *no* und *ho*; denn Jeffreys schreibt auch *Tananarivou* statt *Tananarivo*. Ein mehr wesentlicher Unterschied aber zwischen ihm und den, vermuthlich von andren Missionaren angefertigten Bibelübersetzungen ist der, daſs er im Präsens der Passivform gar keine Vorsylbe hinzufügt (*vidy kou*, ich werde gekauft), die Bibelübersetzungen aber auch da, wie im Prät., *no* brauchen, gerade wie im Tag. das *n* zugleich im Präsens und Prät. steht. Hr. Freeman übersetzt in einem Briefe an mich *no* einmal durch ist (*is*), ein andresmal durch war (*was*). Die wahre Bedeutung des Präsens hat das Wort in der biblischen Stelle (Ev. Joh. 6, 48.) ich bin das Brot des Lebens, *izaho no mofon' aina* (vgl. ob. S. 154.). In diesen Übersetzungen wird *no*, dessen Fut. in diesem Fall *ho* ist, als wahres Verbum sein genommen. Beide Wörter sind aber viel wahrscheinlicher nur Partikeln, zu welchen jener Begriff hinzugedacht wird. Als Infinitiv des Pass. giebt Jeffreys *amidy*, *to be bought*, an, bei Flacourt *hamili*, *acheté*, welches nichts andres ist, als das durch das Präfix *fan* oder *han* aus dem Grundworte *vidy* gebildete Verbal-Nomen. Das Wort selbst ist das Tag. *bili*, welches in der Conjugation mit bloſser Abänderung des Anfangsconsonanten für kaufen, in der mit vorgesetztem *mag* für verkaufen gebraucht wird, und das Mal. *bilī* oder *blī*. Tiefer etymologisirt, kommt das Wort wohl vom Tag. *biling*, sich herumdrehen, weil die verhandelte Sache hin- und hergeht. In den Südsee-Sprachen sind davon die Tongischen Wörter *wilo*, *to twirl*, und *wili*, ein Bohrer, *gimlet*. Auch im Mad. ist *vidi* zugleich kaufen und verkaufen (Chall. *v. ambidi*).

schon gesehen haben (S. 153. u. f.), mit mehreren Mal. Sprachen überein, und entsteht aus der Partikel *na*, welche im Tag. zur Andeutung gänzlicher Vollendung gelegentlich hinzugefügt wird. Im Mad. könnte dieselbe im eben angeführten *no* stecken. Das *h* des Fut. entspringt aus *ho*, welches nach Froberville's Bemerkung (*v. ho*) eine Abkürzung der Zweck, Absicht andeutenden Partikel *nahou*, *naho* ist, auf daſs, damit. Im südlichen Dialekt macht, nach Flacourt's Angabe (1), noch die vollständige Partikel das Zeichen des Fut. aus. Es ist daher offenbar, daſs die Mad. Dialekte in der Tempus-Andeutung sich dem System der Südsee-Sprachen enger, als jedem andren in dem Stamme, anschlieſsen, nämlich der Methode, sich dazu einsylbiger Partikeln zu bedienen, die dann in der Aussprache mit dem Grundwort zusammenflieſsen.

Ich glaube in der Madecassischen Sprache auch sichere Spuren gefunden zu haben, daſs in ihr, wie im Jav., in mehreren Verben das *m* der Präfixa in ein *h* übergegangen, oder vielmehr ganz weggefallen ist. Nur bis zur Abwerfung auch des Vocales ist es in der Sprache nicht gekommen. Die Sache ist aber schwierig zu untersuchen, weil auch den mit *p* oder *f* anfangenden Präfixen ein Anfangs-*h* wird, und es nun schwer ist, in jedem einzelnen Fall die beiden verschiedenen Anwendungen genau zu unterscheiden. Denn obgleich in einigen Fällen die Wörter, welche eigentlich ein *p* oder *f* haben sollten, wirklich mit *h*, die aber, die mit *m* beginnen sollten, mit *a* geschrieben werden, so ist dieser Unterschied nicht immer beobachtet, wenn er auch durch die Aussprache vermuthlich begründet wird, indem in dem einen Fall aus *f* eine wirkliche Aspiration entsteht, in dem andren bloſs ein Anfangsconsonant wegfällt. So schreibt Flacourt (*v. acheter*) ganz richtig kaufen *amili* für *mamili*, und gekauft *hamili* für *famili*. Denn für das letztere Wort giebt er als gleichbedeutend *fivili*, und hat auch *famili* selbst, aber als *vénalité*. So muſs man es auch erklären, wenn Flacourt *reporter* zugleich durch *afouli* und *mamouli* übersetzt; das letzte Wort ist mit *man* und Buchstabenveränderung vollständig gebildet, im ersteren hat das Präfix *ma*, das im Mad. auch transitiv ist, sein *m* abgeworfen. Es ist eine unverkennbare Thatsache, daſs eine nicht kleine Anzahl von Verben mit *a*, *am*, *an* beginnen, und Froberville, durch den ich auf die Entdeckung dieser Veränderung der Präfixe gekommen bin, bemerkt ausdrücklich, daſs das *a* oft Anfangsbuchstabe der Verba in Abwesenheit ihres Kennzeichens (*par l'absence du caractéristique*) ist. Als Beispiele führt er *arinri* (ebenso bei Chall.) für *marinri* (ebenso bei Flac.), verschlieſsen, von *rinri* (auch bei Flac.), Schluſs, Verschluſs, *afehch* für *mamehch* (auch bei Flac.), binden, von *fehch*, Band (bei Flac. *attaché, paquet, bandage*), an. In andren Fällen scheint er nur dieselbe Formation nicht richtig erkannt zu haben. So führt er an, daſs mehrere Wörter, ohne Verändrung ihrer Bedeutung, bald ein Anfangs-*a* haben, bald nicht. Seine Beispiele sind *dian* und *adian*, gehen, *dienne* und *adienne*, Langeweile machen oder haben. Dieselben Wörter hat ebenso auch Challan. Ferner soll nach ihm ein Anfangs-*a* die Bedeutung verstärken, was er, jedoch nicht sehr glücklich, durch *folac*, *casser*, *amolac*, *briser, mettre en pièces*, beweist. In allen diesen Fällen ist offenbar nichts andres, als die Abwerfung des *m* des Präfixes. Am besten übersieht man die Reihe dieser Lautverändrungen in dem obigen Worte für gehen. Das Grundwort ist *dian*; daraus entstehen *mandea* (Chall.) und *andea* (Chap.), ferner *mandehan* (Chall. Flac.), *andehan* (Chall.). Ich habe mich mit Absicht länger bei diesem Punkte aufgehalten, weil man hier gleichsam eine Stufe zu der im Jav. noch weiter gegangenen Verstümmlung der Präfixe entdeckt, und weil auch dieser Fall beweist, daſs, wenn man nur immer tiefer in den Bau dieser Sprachen eindringt, man auch immer auf mehr und auffallendere Punkte des Zusammenhangs unter ihnen stöſst.

---

(1) Vorr. zum Wörterbuch.

Beurtheilt man, nach der eben gemachten Schilderung, die Art der Verwandtschaft der Madecassischen Sprache mit den übrigen Malayischen, so ist es zuerst offenbar, daſs auf Madagascar nicht eine schon bestehende Sprache Malayische Wörter und Formen in ihren Schooſs aufgenommen, sondern daſs ein wirklich nach der Insel übergesiedelter Malayischer Stamm die Sprache der vorgefundenen Bewohner gänzlich verdrängt hat. Wenn behauptet worden ist, daſs die Verwandtschaft mit den übrigen Malayischen Sprachen allein, oder doch hauptsächlich auf Wörtern des Verkehrs oder der Civilisation beruhe, so kann man dies nur aus mangelhafter Kenntniſs der Sprache erklären. Denn aus einer nur irgend vollständigen leuchtet offenbar das Gegentheil hervor. Von wo aber diese Auswandrung nach Madagascar ausgegangen sein mag? bleibt doch genau zu bestimmen unmöglich.

Die Sprachverwandtschaft deutet entweder auf die Philippinischen Inseln, oder auf Java hin. Indeſs hätte sich doch wohl mehr von der künstlichen Formung der Philippinischen Dialekte in der Sprache erhalten, wenn sie unmittelbar von dort herstammte. Läge ihr Ursprung in Java, so müſste die Überwandrung in die Zeit vor dem Indischen Einfluſs fallen. Denn sonst würde das Madecassische unstreitig viel mehr Sanskritwörter enthalten. Ich bemerke hier im Vorbeigehn, daſs sich indeſs auch solche, und zwar für ganz allgemeine Begriffe und in sehr wenig veränderter Form, im Madecassischen finden. Ich erinnere hier bloſs an *mica*, मेघ, *mēgha*, Wolke, Mal. und Jav. *mēga*, *vihi*, Saamenkorn (Flac.), Tag. *binhì*, Jav. *wiji*, वीज, *wíja*. Es ist daher zu vermuthen, daſs andere, uns unbekannte, als Mittelglieder zwischen den Philippinischen und der Madecassischen stehende Sprachen die stufenartigen Übergänge der ersteren in die letztere bilden.

Eine Litteratur hat wahrscheinlich Madagascar nie besessen. Denn diese stammt in diesem ganzen Inselmeere wohl nur aus Indien her. Von eigner Schrift findet sich gleichfalls keine Spur.

Auch darin steigt die Sprache mit der Tagalischen gegen die Malayische und Javanische in ein höheres Alterthum hinauf, daſs sie der einfachen Sitte treu bleibt, sich in der Rede des bloſsen Pronomens zu bedienen, und diesem nicht, wie die beiden zuletzt genannten Sprachen, mit Rangbegriffen zusammenhangende Substantiva, wie Herr und Diener, beimischt. Auch im ächten Sanskrit lag schon der Ursprung dieses, die natürliche Anwendung der Personen des Pronomens verkehrenden Gebrauches, doch nur in der Erhebung der angeredeten, nicht in der Erniedrigung der eignen Person. Von hochcultivirten Sprachen haben sich überhaupt nur die Semitischen, die Griechische und Lateinische davon frei erhalten.

Von dem grammatischen Bau der Malayischen Sprachen.

1. Capitel.

Vom Nomen.

§. 19.

1. Das Substantivum unterscheidet sich in keiner dieser Sprachen durch ein allgemeines Kennzeichen von den übrigen Redetheilen; der gram-

matisch an den Wörtern selbst bezeichnete Unterschied liegt mehr in den andren Redetheilen, sehr oft aber bloſs in der Behandlung und Construction.

2. Im Tag. fallen Verbum und Substantivum nur bisweilen in der 2. Pers. sing. des Imperativs (s. unt. nr. 36.) zusammen, da das Verbum in der Regel seine unterscheidenden Partikeln hat. Das Adject. ist in demselben Fall; und wo der Adjectivbegriff der ursprüngliche ist, da nimmt das Substant. Kennsylben an. Man erkennt daher den Redetheil in den meisten Fällen am Worte selbst.

3. In der Mal. Sprache fallen Subst., Adject. und Verbum sehr oft zusammen, und dasselbe Wort gehört unverändert zwei oder mehr Redetheilen an. Die Bildung der Abstracta, die oft nur Verwandlung in ein Subst. ist, theilt sie mit dem Tag., die Bildungen aus dem Verbum aber durch *per* und *pen*, die auch oft nur Umtausch der Kategorieen sind (vorzüglich die durch *pen*), sind ihr eigenthümlich.

4. Das Mad. vereinigt die Unterscheidungsmittel des Tag. und Mal. zur Unterscheidung der Redetheile, indem es, gleich dem ersteren, dem Verbum immer Partikeln anhängt, und, wie das letztere, Kennzeichen anwendet, aus Adject. und Verben Substantiva zu machen. Der Fall des Mal., daſs dasselbe Wort ganz unverändert zwei Redetheilen angehöre, scheint im Mad. nur selten (*masse*, sauer, Säure, *mandre*, Schlaf, schlafen, Flac.) vorkommen zu können.

5. Die Polynesischen Sprachen besitzen zwar auch Unterscheidungszeichen der Redetheile, allein weniger, und wenden sie weniger an. Sie haben nur für die Verba, welche die Handlung auf einen Andren übertragen, eine Partikel, und besitzen nicht die Mal. Mittel, aus Verben Substantiva zu machen (¹). In ihnen ist es also fast allgemeine Regel, daſs dasselbe Wort Nomen und Verbum ist.

6. Im Tag. ist das affixlose Grundwort in der Regel ein mit gewissen Affixen conjugirbares Nomen, und am häufigsten ein Substantiv; im Mal. und Polyn. ist es sehr oft ein grammatisch unbestimmbares, mehrdeutiges Wort. Im Mad. ist der Fall nicht selten, daſs, wenn Verbum und Substantivum Affixa haben, das Grundwort gar nicht ohne dieselben erscheint (*mamoule*,

---

(¹) [Auszunehmen ist hiervon die Endung *anga*, Tong. und N. Seel., und *ana*, Haw. und wohl auch Tah., das *an* des Mal., Jav., Mad. und Tag. B.]

spinnen, *famoule*, Gespinnst. Flac.). Indeſs können in allen diesen Sprachen alle diese Fälle zugleich vorkommen. Der Unterschied liegt nur in der Häufigkeit.

7. Da die Umänderung der Redetheile aus einander durch Anfügungssylben meistentheils auch Modificationen der Bedeutung mit sich führt, so ist sie, um die Materie nicht zu zerreiſsen, oben bei der Wortbildung abgehandelt worden (¹).

Artikel.

8. Die Tag. Sprache bedient sich überall des vor das Substant. zu setzenden Artikels *ang*, wo der Begriff vollständig oder bestimmt ist. Im entgegengesetzten Fall bleibt er weg. Statt unsres unbestimmten Art. ein dient im Tag. *sa*, in der Verbindung mit einem Nomen *sang*, die Abkürzung des Zahlworts *isà*. Ein Artikel ist aber auch das Substantiv-Präfixum *ca*, den man dem bestimmten entgegensetzen kann, da er nicht die Universalität der Gattung bezeichnet, der aber zugleich als unbestimmter, *catávo*, ein Mensch, und als individueller, *católong*, einer von den beiden, die einander helfen, dient. Verdopplung deutet die Einzigkeit an; *ca-cata-catávo*, ein einziger Mensch. Doch wird nicht gesagt, ob man bei allen Wörtern dies *ca* anbringen kann; und wirklich ist das Präfixum in das bisweilen seine Form ändernde Wort verwachsen. Aus *dagot*, Faustschlag, wird *ca-racot*, eine Handvoll. Das den Ordinalzahlen vorgesetzte *ica* ist dasselbe Wort. Der Bis. Dial. unterscheidet förmlich den bestimmten Art. *an* oder *ang*, und den unbestimmten *i*, *in*, *ing*, und erhält diesen Unterschied auch in den Partikeln der Casus *sa* oder *san*, *sin*.

Anm. Das Mal. *īang* scheint aus dem Pron. 3. Pers. *iya* und dem Tag. *ang* zusammengesetzt zu sein.

9. Die Tah. und N. Seel. Sprache unterscheiden bestimmten und unbestimmten Artikel, geben dem letzteren den vagen Vocallaut *e*, und fügen, um daraus den ersteren zu machen, den harten Consonanten *t* hinzu. Sie dehnen den Gebrauch des unbestimmten viel weiter, als sonst eine

---

(¹) [Der Verf. bezieht sich hier, so wie öfter im Folgenden, auf eine Arbeit über die Wortbildung in den Malayischen Sprachen, von welcher ich, zu meinem groſsen Bedauern, im Nachlasse nichts gefunden habe. B.]

Sprache, aus, und geben fast allen Redetheilen, und ohne bestimmte Bedeutung, diesen anklingenden Laut. S. Tah. und N. Seel. Partikeln *e*, *te*.

10. Die Tong. Sprache dehnt ihren unbestimmten Artikel *he* nicht so weit aus, entbehrt aber eines eignen bestimmten, und bedient sich desselben Wortes für beide.

11. Die Mal. braucht den, auch vom Zahlwort abgekürzten, unbestimmten Artikel nicht häufig, und hat eigentlich keinen bestimmten. Das Pron. *īang* vertritt in einigen Fällen dessen Stelle.

12. Das Mad. macht keinen Gebrauch von dem Zahlwort zum unbestimmten Artikel, bedient sich aber des *gni*, *ni* (Chap.), *ny* (Bibelübers.) zur Bezeichnung dieses und des bestimmten.

13. Die hier vom Tag., Pol. und Mad. angegebenen Artikel gelten aber nur beim Nomen appellativum. Die Eigennamen haben einen verschiedenen, der im Tag. und Mad. auf sie beschränkt ist, aber im Polyn. einen sinnvoll weiter ausgedehnten Umfang hat. Im Tag. ist dieser Artikel *si*, im Mad. *ra* oder *i*.

Anm. 1. Im Dialekte von Sumenap ist *si* das dem Mal. *īang* entsprechende Pron., so wie *sibáni* in dem von Madura (Raffles. II. *App. p.* 149.).

Anm. 2. Von *ra* merkt es Flacourt (*hist. de Madagascar*, hinter dem Inhaltsverzeichniſs) an. Es wird den Namen selbst präfigirt: *Radavoudou*, David, *Radama*, Adam, *Ramaria*, Maria (Flac. *Catéchisme. p.* 10. 12.). *Ra* (Chap.), *raha*, *raa* heiſsen etwas. Von *i* reden Gramm. und Wörterbücher nicht. Aber die Englischen Missionare brauchen es so. Es steht, wie das Tag. *si*, vor dem Namen: *i Abirahama* (Matth. 1, 2.).

14. Das Tag. *si* wird nicht nur ausgedehnt auf alle Arten Namen, Liebkosungsnamen, Spitznamen, die Namen, welche nach der Mal. Sitte Eltern nach ihren Erstgebornen annehmen (Marsden. *hist. of Sumatra. p.* 286.), sondern auch auf die mit *ca* präfigirten Wörter, mit welchen sich diejenigen bezeichnen, die sich beim Essen oder Trinken einer Sache Freundschaft geschworen haben (*si ca-túbig*, der Wasser-Verbrüderte). Auch den Verwandtschaftsnamen wird von Seiten derer, die Ehrfurcht schuldig sind, *si* vorgesetzt, da die Respectspersonen selbst, z. B. Eltern, bei den Ausdrücken Sohn, Tochter *ang* gebrauchen. Im Bisayischen Dialekt steht es auch vor dem Demonstr. Pron., sobald sich dies auf Personen bezieht, in gewissen Fällen vor dem persönlichen Pronomen, ja in andren Dialekten auch bei

dem auf Sachen gehenden Pron. Die Beschränkung auf Eigennamen ist also mehr Sache einzelnen Sprachgebrauchs (Ezg. nr. 3. 35.).

15. Im Tah. ist *o*, im Tong. und N. Seel. *ko* der die Eigennamen begleitende Artikel. Aber sie werden dann auch auf andre Fälle angewendet, wo ein für sich bestehendes Ganzes zu bezeichnen ist, und sind gleichsam Artikel der lebendigen Individualität (s. Tahit. und N. Seel. Partikeln). Im Tong. braucht man *ko*, um mehrere Unterarten einer Gattung zu bezeichnen, so daſs auch der Begriff eines Individuums, einer Einheit herauskommt. Die Verbindung dieses Artikels der Individualität mit dem allgemeinen, *o te*, *ko he* (*koe*), ist nur diesen Sprachen eigen. Der Begriff erhält dadurch die gröſste Bestimmtheit, deren er fähig ist.

16. Zu diesen Artikeln oder artikelartigen Vorschlägen ist auch das Tah. *a*, N. Seel. *ka* zu rechnen (s. Partikeln).

Anm. Da *ka* vor Adjectiven nur dann steht, wenn kein Substantivum vorhanden ist, und *ko* vor Ordinalzahlen bei ausgedrücktem Subst. ganz, oder doch von seiner Stelle weicht, so bedeuten beide sichtlich ein Allgemeines (Ding, Sache), welches das Specielle ersetzt, und zwar im Polyn. *ko* ein individuell abgesondertes Wesen, *ka* ein Etwas überhaupt. Damit stimmen das N. Seel. *ko*, heranwachsendes Mädchen, *kōro*, dasselbe ohne Rücksicht auf Geschlecht, und auch ein Mensch auf einer Reise oder bei einem bestimmten Geschäft, bestimmten Beruf. Das Tagalische *ca* hängt ungeachtet der Vocalverschiedenheit mit dem Polyn. *ko*, nicht *ka*, zusammen. Daſs im Tag. *ca* der Begriff der selbstständigen Einheit liegt, geht auch daraus hervor, daſs es mit Verben die Vollendung der Handlung anzeigt (Tot. nr. 272.). Nur eine Lautveränderung von *ko* ist das N. Seel. *kau*, das aber allein, bloſs, abgesondert von andrem heiſst (*e tángata kau*, ein nackter Mensch), ein Begriff, der mit dem der Einheit zusammenhängt, weshalb in der Numeration die Einer *ka te kau*, ohne Zusatz, heiſsen. Im Tong. *kau* ist der Begriff auf die, eine Einheit bildende Verbindung angewendet, und wird, wie wir gleich sehen werden, auf diese Weise zu einem Mehrheitszeichen.

17. Das Mal. setzt den Eigennamen keine Partikel vor. In einigen Gegenden Sumatra's aber geschieht es vor den Geburtsnamen, und die Partikel ist auch *si*; *Si Bintang* wörtlich: der Stern (Marsden. *hist. of Sumatra. p.* 286.). Die Sitte ist also nicht der Sprache überhaupt, sondern

nur dem zur Schriftsprache gewordenen Dialekt fremd. Dagegen besitzt die Sprache auch das Tag. *ka* als Vorschlag der Ordinalzahlen, und im Begriff des Zusammenfassens in Einheit bei den Cardinalzahlen. *Ka-dūa* ist der zweite, aber auch beide.

Numerus.

18. Da die Mal. Sprachen ihn nie am Worte selbst ausdrücken, so besteht seine Bezeichnung auch in Vorschlägen, die sehr von unsrem Begriff des Plurals abweichen, aber um so mehr artikelartig sind, als sie das Maafs andeuten, in dem man sich den Gegenstand denken soll. Der Art, wie diese Sprachen den Mangel eines Plurals in der Conjugation und Wortbildung ersetzen, wird nicht hier, sondern am gehörigen Orte gedacht werden.

19. Die Tag., N. Seel. und Tah. Sprache bezeichnen den Plural durch eigen dazu bestimmte Partikeln, die Tag. aber nur durch Eine, blofs dazu gebrauchte, die beiden andren nach Maafsgabe der gröfseren oder geringeren Mehrheit oder auch der Gegenstände durch mehrere (s. Tah. Partikeln *na*, *ma*, *maa*, *mau*, *tau*, *pue*, *hui*, N. Seel. *nga*, *niki*, *toko*, *ma*). Das Pluralzeichen schliefst den Artikel nicht aus, sondern steht, als wäre es (was auch wohl die richtige Erklärungsart ist) selbst ein Subst., dem das andre wie Apposition folgt, zwischen dem Artikel und dem Subst. (*ang mañga távo*, Tag. die Menschen). Die Verwandtschaft dieser drei Sprachen ist sichtbar in dem Tag. *mañga*, N. Seel. *ānga*, zu einer Arbeit verbundene Menschen, und dem daraus zusammengezogenen *nga*, endlich dem Tah. *na*. Wenn in das Tag. Verbum ein Mehrheitszeichen eingeschoben wird, lautet es auch nur *nga* (Tot. nr. 236.). Das *m* oder *ma* von *mañga* könnte mit dem Theilung, Vielheit, Verbindung andeutenden *ma* (s. Polyn. Partikeln; indefs ist auch *ma*, als Mehrheitsbezeichnung, den Philipp. Sprachen eigen und wird im Bis. den Verben infigirt. Ezg. nr. 154.) zusammenhangen, ich halte es aber für denselben, weiter unten zu erklärenden Vorschlag, der bei den Adject. und Verben aller Mal. Sprachen vorkommt. Sehr leicht kann *nga* der ursprüngliche, in *anga* schon zusammengesetzte Laut sein. Wirkliche Zusammensetzung von *nga* mit der intransitive Bedeutung habenden Partikel *ma* findet sich in der sogenannten 8. Tag. Conjugation.

20. Die Tong., Mal. und Mad. Sprache bezeichnen den Plural meistentheils gar nicht, oder nur gelegentlich durch Mehrheits-Adjectiva. Die

erste braucht jedoch noch bei Menschen und Thieren oft die, gleichsam zu Partikeln gewordenen Subst. *kau* (s. ob. nr. 16.), Verbindung, Gesellschaft, und *tunga*, Haufen, dazu.

21. Vom Mal. behauptet Marsden (*Gramm. p.* 30.) scharfsinnig, daſs das bloſse Subst. den Plur. andeutet, und der Sing., als Ausnahme, bezeichnet wird. So sind im Mad. Augen (*yeux*) *massou*, Auge aber (*oeil*) *massou rec* (Ein Auge). Die Sache ist wohl die, daſs man den Numerus nur da bezeichnet, wo man Undeutlichkeit befürchtet, und zur Bezeichnung dann nach der Natur der Gegenstände bald den Sing., bald den Plur. wählt.

22. Der ein- und ausschlieſsende Plural und der Dualis treffen nicht allein bloſs beim Pronomen ein, sondern sind so in dasselbe verwebt, daſs ihrer schon oben beim Pron. in der Wortbildung gedacht worden ist.

Casus.

23. Keine Mal. Sprache deutet sie durch Veränderung des Wortes an. Alle bezeichnen sie, wenn sie nicht ganz unangedeutet bleiben, durch den Wörtern vorangehende Partikeln, oder durch einen vermöge eines Zwischenlautes angedeuteten Status constructus. Auch giebt es, den Nominativ eingerechnet, im Mad. nur 2, im Tag. und N. Seel. 3 Bezeichnungs-Verschiedenheiten aller möglichen Casusbeziehungen.

24. Im Tag. sind, auſser dem, den Nominativ bezeichnenden Artikel *ang*, die Casus-Part. nur *nang* für den Gen., den Accus., wenn er die eigentlich durch das Verbum leidende Sache bezeichnet, und alle Fälle, wo die Präp. mit gebraucht werden kann, und *sa* für alle übrigen Beziehungen. Diese Partikeln würde man fälschlich für Präpositionen halten. *Sa*, auch, mit einem Ortssuff. verbunden, *saan*, deutet einen jedesmal bestimmten Ort an, bildet hiervon ein intransitives Verbum: sich an einem Orte befinden (*s-u-ng-masa Pila si Iuan*, Johann wohnt in Pila), und heiſst, mit transitiven Partikeln vor ein Subst. gesetzt: etwas an den durch dies Wort angedeuteten Ort legen oder stellen (*mag-sa-arao nang damit*, lege [an die] Sonne das Kleid) (Tot. nr. 78. 362.). In der Redensart *pasasa-búquir acò*, ich werde aufs Saatfeld gehen, scheint zwar *sa* ganz den Sinn einer Präpos. zu haben. Allein es ist auch hier nur der Ortsbegriff, der in der Bewegung andeutenden Form zum Verbum gemacht wird. Dies sieht man auch daraus, daſs, wenn in derselben Verbalform an der Stelle des Subst. ein Ortsadv.

steht, *sa*, als dadurch unnöthig werdend, wegbleibt; *pa-rito-ca*, komm hierher, von dem hier zum Verbum gemachten Adv. *dito*, hier (Tot. nr. 233.). Im Bis. Dialekt heifst *sa amun*, was nichts andres ist, als die Form der obliquen Casus des Plur. Pron. 1. Pers. mit vorangehendem *sa*: in unsrem Lande (Ezg. nr. 25.). Was also hier die Stelle des Casuszeichens vertritt, ist eher ein Substantiv zu nennen.

25. Der Ursprung von *nang* ist nicht so klar nachzuweisen. Das Bedeutsame scheint aber im Nasenlaut zu liegen, und so verbreitet sich das *n* in diesem grammatischen Gebrauch über einen grofsen Theil des Stammes. Die genaue Bedeutung von *nang* ist das Zusammengehören, es sei nun, dafs Dinge sich wie Theile zum Ganzen verhalten, oder nahe an einander geknüpft werden. *Nang* heifst als Conjunction und. Vgl. auch unt. nr. 170. Daher dient auch *nang* bei weitem nicht in allen den Fällen, wo wir den Accusativ setzen, sondern nur da, wo das Verbum, wie schaffen, machen, tragen, bringen, das Object ganz dem Gebiete des Subjects aneignet. In vielen andren wird der Accusativ wie ein Locativus behandelt, z. B. nicht gesagt mit *nang*: die Arznei erleichtert den Kranken, sondern mit *sa*: erleichtert (stiftet Erleichterung) im Kranken. Der Genitiv läfst sich ganz natürlich als ein Zusammengehören denken. Ich halte es nur für eine Abkürzung dieses *nang*, wenn die Sprache in der Construction zusammengehörende Wörter durch Nasenlaute verbindet. Diese, welche die Span. Grammatiker Ligationen nennen, haben denselben Zweck, als *nang*, nur in einer weiteren und mannigfaltigeren Beziehung. Den Übergang selbständiger Partikeln in Endbuchstaben des vorhergehenden Worts sieht man deutlich im Bisayischen Dialekt. Denn auf der einen Seite werden die, wieder untergeordneten Dialekten angehörenden Partikeln (angebliche Casuszeichen) *san*, *ac*, *ug* blofs zu End-*n*, *c*, *g*; Bis. *nañgáyo aco-n* (od. *aco-c*, od. *aco-g*) *canùn*, fordre ich zu essen. Auf der andren erscheint in diesem Dialekt eine ganze, jedoch bisweilen auch abgekürzte Partikel *nga* als blofser Verbindungslaut; *maáyo nga távo*, ein guter Mensch (Ezg. nr. 12. 73.).

26. Beim Genitiv ist zwar *nang* die eigentliche Partikel, welche das regierte Subst. an das vorausgehende regierende anknüpft. Läfst man aber umgekehrt das regierte Subst. vorausgehen, so nimmt dies *sa* vor sich, d. h. es wird räumlich als ein Ganzes behandelt, von dem das regierende Subst. einen Theil ausmacht; im Vater das Haus für das Haus des Vaters.

Allein in diesem letzteren Fall werden doch beide Subst. durch eine Ligation verknüpft; *sa Càpita-ng bàhai*, des Capitains Haus.

27. Im Mad. beruht die Casusbezeichnung fast allein auf dem verknüpfenden Nasenlaut; *gni*, od. *ni*, od. *n'*, die auch die Stelle des Artikels vertreten (s. ob. nr. 12.), dienen für den Gen. und Accus., nur im letzteren Fall bisweilen mit vorangehendem *a*, *ani*, zusammengezogen in *an*. Für einige Beziehungen hat die Sprache wirkliche Präpos.; *tabini*, durch, in u. s. w., und mit Verlust des *t* (s. oben) *abini* (Chap. *Ann. p.* 99.), aber auch (*l. c. p.* 101.) *amini* (in welchem Wort wieder *ni* einen Theil ausmacht; *amy ny trano*, in den Häusern, Luc. 7, 25.), und *naho*, für. Doch duldet die Sprache auch die Bezeichnung des Gen. und Accus. ohne Verbindungszeichen durch bloſse Stellung; *zanhare anak*, Gottes Sohn (Chap. *Ann. p.* 102.). Eine bestimmte Vocativ-Partikel ist bei den Englischen Missionaren vor Eigennamen (Matth. 4, 10. Luc. 16, 24.) und Appellativen (Luc. 14, 10.) *ry*. Statt des *ry* wird auch dem Wort ein *r* präfigirt: *r-ankizy*, o du Mädchen! Luc. 8, 54. Wenn das Subst. ein Besitzpron. mit sich führt, wie in *tompo ko*, mein Herr, finde ich sie nicht.

28. Die Tah. und N. Seel. Sprache unterscheiden drei oblique Casus: den Gen., den Dativ und Acc. (welche durch dieselbe Präpos. bezeichnet werden), und den Instrumentalis. Den Gen. deuten die Präpos. *a*, *o*, *na*, *no*, *ta*, *to*, den Dat. und Acc. im N. Seel. *i*, *ki*, *kia*, im Tah. *i*, *ia*, den Instrum. im N. Seel. *i*, im Tah. *e* an. Das Bedeutsame im Gen. beruht also in diesen Sprachen nicht auf dem Nasenlaut, sondern auf den Vocalen *a*, o, denen, wo sie einen Consonanten annehmen, nach Maaſsgabe der Entfernung *t* oder *n* beigesellt wird. Unter diesen beiden Vocalen ist der Unterschied, daſs *a* den Besitz als Eigenthum, *o* ein unbestimmtes Angehören anzeigt. Man sieht, daſs diese Partikeln wirkliche Präpositionen sind.

29. Die Tong. Sprache bezeichnet die Casus sehr selten, und setzt selbst im Genitiv nur gewöhnlich die mit ihren Artikeln versehenen Wörter, den Gen. zuletzt, nach einander hin; *he hingoa he jiéna*, der Name der Person. Indeſs verläugnet die Sprache auch hierin ihre Stammverwandtschaft nicht. Denn für den Dativ hat sie die Präp. *gi* (vor Appellat.), *gia* (vor Eigennamen) und *giate* (vor dem Pron.), und in einigen, doch seltnen Fällen setzt sie dem Gen. ein *a* vor, *malánga a Fináu*, die Rede Finau's. *Gi*, *gia* sind das N. Seel. *ki*, *kia*.

30. Dem Mal. ist gar keine Casusbezeichnung eigenthümlich. Es deutet den Gen. und Accus. bloſs durch Stellung an; und wo eine Specificirung der Beziehung erforderlich ist, gebraucht die Sprache wirkliche und ausführ-Präpos., die gar nicht als Analoga von Casusbezeichnungen angesehen werden können.

31. Bei dem Pron. weicht die Bezeichnung der Casus von der beim Nomen ab, jedoch nur im Tag. und Mad. Die anderen vier Sprachen wenden entweder dieselben Mittel an, oder entbehren der Bezeichnung auch hier.

32. In den Mal. Sprachen dienen aber auch Abkürzungen des Pron. zur Bezeichnung der Casus. Von diesen wird jedoch weiter unten die Rede sein, da sie immer mit der Anhängung an andre Redetheile zusammenhangen.

Anm. Im Mal. glaube ich noch eine von Marsden nicht erkannte Spur zu finden, in der sich die Casusbezeichnung der Philippinischen Inseln erhalten hat, nämlich in *dāku* (*d-áku-n*, Zeb.), *dīkau* (für das es nur darum keine Zebuische entsprechende Form giebt, weil dieser Dialekt sie mit *mo*, dem andren Pron. für du, bildet, *dí-mo*) und *dīya* (ganz gleichlautend Zeb.). Marsden (*Gramm. p.* 44. 46-48.) mag Recht haben, daſs gegenwärtig der Gebrauch dieser Formen nur als euphonisch gilt; daſs ihm aber auch noch heute etwas Andres zum Grunde liegt, ist offenbar. Denn *dāku* (Engl. *me*) und *dīkau* (Engl. *thee, ye* (*)) bezeichnen immer den Fall eines obliquen Casus, und *dīya* (Engl. *he, him*) thut dies meistentheils. Daſs jedoch *dīya* auch als Nomin. vorkommt, kann daher rühren, daſs sich die wahre Bedeutung der Form im Bewuſstsein des Volkes verloren, und mit dem euphonischen Zwecke vermischt hat. Man vgl. über dies präfigirte *d* ob. nr. 31.

Im Tag. hat der Gen. (ohne von den oben betrachteten Fällen zu sprechen, wo er ein ganz verschiedenes Thema ist) weder die Partikel *sa*, noch *nang* vor sich, besteht aber, wie beim Nomen, immer aus zwei Formen, einer vor- und einer nachzusetzenden; und die erste von diesen dient dann mit *sa* für alle Casus, auch den beim Nomen mit *nang* bezeichneten Accus. Es kommt daher nur auf die Bildung der beiden Genitivformen an. Diese geschieht nun in der Regel nach der allgemeinen Analogie vermittelst

---

(*) Marsden setzt zwar (Lex. *h. v.*) auch *thou, you*, belegt dies aber mit keinem Beispiel. *Gramm. p.* 46. sagt er selbst, daſs es niemals Nomin. ist.

eines Nasenlauts, der entweder einfach suffigirt wird (*acu-n*, meiner, von *aco*, da *o* und *u* immer verwechselt werden, Bis.), oder durch Suffigirung der Sylbe *in* (*aquin*, meiner, von *aco*, Tag.), oder durch bloſse Präfigirung von *n* (*nacu*, meiner, von *aco*, Zebu-Dial.), oder durch Vorsetzung von *can* (*can acu*, dass. in dems. Dial.), oder endlich durch Verbindung der Prä- und Suffigirung von *n* (*n-acu-n*, dass. in dems. Dial.). Die Consonanten aber, mit denen einige Pron. anfangen, fallen bei der Anfügung von *n*, und auch wo diese, wie in *ata* von *catà*, du und ich, nicht statt findet, ohne Ausnahme hinweg, und so wird Tag. von *cami*, wir, *ámin*, *námin*, von *quità*, du und ich, *canità*, von *siya*, er, *caniya*, von *silà*, sie, *canilà*. Die demonstr. Pron. haben bei Totanes eine vom eben Gesagten abweichende Casusbezeichnung. Wo beim Appellat. *nang* gebraucht wird, haben sie eine Form mit präfigirtem *n*. Wo dort *sa* steht, setzen die vier Pron. *d-ini*, *d-ito*, *d-iyan* und *d-oon*, worauf sie *sa* und dann das vorkommende Nomen folgen lassen. Hier gehört *sa* gar nicht zum Pron., sondern zum Nomen, und jene Formen mit *d* sind bloſse Adverbia. *Diyan sa báyan* heiſst nicht: in jener dir näheren Ortschaft, sondern: dort, dir näher, in der Ortschaft. Die Casus von *yari* und *ito* sind nicht, wie sonderbarer Weise Totanes sagt, *dini sa*, *dito sa*, sondern *niri*, *nito*. Aber wo die Bedeutung von *sa* eintritt, bedient man sich nicht des Ausdrucks durch die Casus des Pron., sondern durch die Adverbia. Allein von einer andren Seite hat Totanes wieder nicht so ganz Unrecht, da die Adverbia offenbar Ableitungen von den Pron. und gleichsam Casus derselben sind. Denn alle haben das Praefix *d*, und dieses ist nach Ezguerra auch eins der mehreren Präf. der obliquen Casus der persönl. Pron. Bei den demonstrat. dagegen führt er es gar nicht an.

33. Im Mad. sind die Quellen nicht vollständig, und vorzüglich in der Orthographie nicht genau genug, um die Sache gleich umfassend zu verfolgen. Aber die Hauptmodificationen, die Anfügung des Nasenlauts und Unterdrückung des Anfangsconsonanten, finden sich sichtbar. Denn aus *zahaïe*, wir, wird in den obliquen Casus *an-aïe*, oder *n-aïe*.

Pronomen.

34. Nach dem schon oben vom Pron. Gesagten ist hier nur noch von dem Gebrauch der Pron. als Affixa zu reden, worunter ich nur die Fälle

verstehe, wo eine Abkürzung des gewöhnlichen Pron. an andre Redetheile angehängt wird. Dies ist in allen Mal. Sprachen, jedoch nur in wenigen Fällen, üblich. Es geschieht in der Regel durch Nachsetzung. Die Pronominalabkürzung tritt dann unmittelbar hinter das Hauptwort. Wenn im Tag. eine Verbalform zur Bezeichnung der Vollendung einer Handlung das Adv. *na*, schon, nach sich nimmt, so schliefst sich dies *na*, sobald die Verbalform ein Pronominal-Suffix hinter sich hat, an dieses, und nicht an jene, an; *na-ba-basa co na ito-ng libro*, im-Begriff-geendet-zu-werden-zu-lesen von-mir schon (ist) dieses (Bindelaut) Buch (Tot. nr. 203.). Insofern sieht also die Sprache das Pronomen als zum Verbum gehörend an. Auf keine Weise aber kann es für ein Suffix der Verbalform gelten. Denn die Sprache thut nicht allein nichts, um das Zusammenschmelzen des Pronomens mit dem Wort zu befördern, sondern sie giebt auch durch den Accent ausdrücklich zu erkennen, dafs keine solche Verschmelzung statt findet. Bei einem wirklichen Suffix rückt nämlich der Accent des Stammwortes, wenn dies ein Paroxytonon ist, auf die letzte Sylbe. Bei dem Hinzutreten der Pronominalabkürzung aber bleibt er ohne Unterschied unverändert; von *áral*, lehren, *hánap*, suchen, wird im Pass. *aràl-an*, *hanàp-in*, weil *an* und *in* wahre Suffixe sind, dagegen sagt man *pinaghahánap co*, gesucht werdend von mir. Am allgemeinsten findet die Affigirung im Genitiv statt; *anac-co*, mein Kind, Tag., *rajā-mu*, dein Fürst, Mal., *zoqué ko* (Chap.), mein Bruder, *sakaiza ko* (Luc. 12, 4.), meine Freunde, Mad. Die Polyn. Sprachen bedienen sich dieser Anhängung nicht, sondern bilden ihre Possess. anders. Die N. Seel. und Tah. thun es durch Verbindung der Pron. mit den Casuszeichen des Gen., bedienen sich aber hierbei der Suffigirung abgekürzter Formen; *tō-ku*, von mir, mein, von *ahau*, ich; *tō-u*, von dir, dein, von *koe*, du, N. Seel.; *to'u*, von *wau*, ich; *to'na*, von ihm, sein, von *na*, dort, Tah. (1). Das Tong. setzt auch einige Pron. possess. dem Nomen nach. Es sind aber nicht sowohl abgekürzte, als verschiedene Laute, und sie nehmen immer ein *a* vor sich, was die oben (nr. 29.) erwähnte Präp. zu sein scheint. Der Nom. scheint blofs im Tag. und Mal. abgekürzt suffigirt zu werden, im Tag. nur der der 2. sing., *ca*, meistentheils im Imperat.; *malo-ca*, prügle du. Das Mal. präfigirt aber auch die abgekürzten Pron. dem Verbum; *ku-būnoh* (Marsden. *Gramm. p.* 46.), ich tödte, *kau-būat*, du thust; im Imperat. suffigirt sie; *matī-lah kau*, stirb du.

---

(1) [Im Haw. werden die Pron. possess. ebenso durch Vorsetzung der Besitzpräpos. vor das persönliche Fürwort gebildet: *ka'u*, mein, *kau*, dein, *kana*, sein, u. s. w. Für *mein* und *dein* haben aber die Polyn. Sprachen auch Suffixformen (z. B. Haw. *kuu*, *ko*). B.]

2. Capitel.

Vom Verbum.

§. 20.

35. Der Bau des Malayischen Verbums (vom ganzen Sprachstamm zu reden) ist vollständig nur am Tag. Verbum zu erkennen. Das Mad. und eigentlich Mal. enthält nur Bruchstücke davon, die Polyn. Sprachen haben eine primitivere, weniger zu Formen verbundene Gestalt des Verbums. Es wird daher am angemessensten sein,

zuerst das Tag. Verbum vollständig, ohne alle Rücksicht auf die andren Sprachen darzustellen;

zweitens das Mad. abzuhandeln, das sehr vieles aus demselben Bau an sich trägt;

drittens zu zeigen, was die Mal. Sprache in ihrem Abwerfen und Wegschleifen der grammatischen Formen davon dennoch erhalten hat;

viertens endlich zu untersuchen, wie sich der einfachere, aber rohere Polyn. Verbalbau zu dem zum Theil künstlichen Tag. verhält.

Form des Tagalischen Verbums.

36. Die einfachste Verbalform der Sprache ist die von Totanes die **absolute**, von Ezguerra die **radicale** genannte. Sie läſst die Wurzel, wenn dieselbe auch ein Nomen wäre, ganz unverändert, und fügt ihr, allein in abgesonderten Wörtern, ein Pron., auch Zeit andeutende Wörter hinzu. Bisweilen unterläſst man aber auch dies. *Lacar*, gehe! *ayào aco*, nicht-will ich, Tag.; *bugsai*, Ruder, *bugsai camo*, rudert ihr! *obus na aco caun*, vollendet schon ich essen, d. h. ich habe gegessen, Bis. Zur Verstärkung wird bisweilen dem seine Anfangssylbe reduplicirenden Worte *ca* vorgesetzt (Tot. nr. 275.). Da dies ein Präf. des Nomens ist, so gehen dadurch Nomen und Verbum ganz in einander über; *ca-lalácar ca*, gehe-schnell du! eig. (das) wirkliche-Gehen-Gehen du. Diese Art des Verbalausdrucks

ist aber bloſs eine gelegentliche, in der Sprache selbst vermuthlich eine frühere. Denn dieselben Wörter werden auch auf dem der Sprache eigenthümlichen künstlicheren Wege zu Verben geformt, und auch der Imperat. hat sonst keine so einfache Bildung. Wo ein Präfix die wirkliche Bedeutung des Wortes verändert, bleibt sie auch in der absoluten Verbalform; *áral*, lehren, *pag-áral ca*, studire! (Tot. nr. 129. 130. 238. Ezg. nr. 110.) Vgl. unt. nr. 174.

37. Den so eben erklärten absoluten Verbalausdruck ausgenommen, erscheint das Verbum in allen seinen Modificationen beständig theils von bestimmenden Partikeln begleitet, theils mit Lautveränderungen des Grundworts selbst. Dieses steht, als Verbalausdruck, niemals allein und unverändert da; und was Verbalbedeutung an sich trägt, ist abgeleitet.

38. Diese Ableitung, und mithin die Verwandlung in Verbalausdruck kann aber von jedem Wort in der ganzen Sprache geschehen, und es giebt hiervon, der grammatischen Form nach, durchaus keine Ausnahme. Der Materie nach können insofern Ausnahmen gedacht werden, als sich mit gewissen Wörtern kein Verbalbegriff verbinden läſst. Von *oo*, ja, wird *p-in-a-pa-o-óo mo siya*, wird-befehligt-ja-zu-sagen von-dir er? von *dayopai*, Heuschrecke, *d-in-ayopai ang palai*, ist-geheuschreckt-worden der Reiſs, d. h. von den Heuschrecken abgefressen (Ezg. nr. 111.).

39. Mit Ausnahme des absoluten Verbalausdrucks, erscheint also in der Rede ein Grundwort, allein und unverändert, immer nur als Nomen oder Partikel, und der Verbalbegriff liegt immer in den begleitenden Partikeln und der Wortveränderung, selbst da, wo die Bedeutung, wie in gehen, werfen, schon an sich verbal ist.

40. Dagegen kann jeder Verbalausdruck, ohne die geringste Veränderung zu erleiden, durch bloſse Vorsetzung des bestimmten Artikels und der als Casuszeichen dienenden Präpositionen (mithin durch Behandlung als Nomen) in ein Participium verwandelt werden, oder vielmehr, da er gar kein Zeichen des Particip. äuſserlich an sich trägt, seine Verbalnatur grammatisch gänzlich ablegen. *S-u-ng-m-u-súlat siyà*, schreibt er, *ang s-u-ng-m-u-súlat*, der Schreibende, *ang mañga b-in-ili mo*, die (Pluralz.) gekauft-wordenen von-dir, die von dir gekauften Sachen, *sa su-sulat*, für den, der schreiben wird, *su-sulat siyà*, schreiben wird er. Nur der wirklich befehlende Imperativ macht hiervon eine Ausnahme (Tot. nr. 118.).

41. Die angeblichen Verbalformen der Sprache sind also an und für sich gegen die Nominal- und Verbalnatur gleichgültig, und es hängt erst von der Behandlung in der Construction ab, ob man sie als Participia oder als Formen des flectirten Verbums betrachtet. Setzt man ihnen ein Pron. nach, so sind sie Verba, setzt man ihnen einen Artikel vor, so sind sie Participia oder richtiger Verbal-Adjectiva. Die Worte: *alinman-g tavo-ng magca-sala sa Dios* heiſsen: jeglicher Mensch beleidigend (Casusz.) Gott, weil die Form *magca-sala* durch die Ligatur *ng*, wie ein Adjectivum, mit dem Subst. *tavo* verbunden ist. Hebt man diese Verbindung auf, so wird das nun selbstständige *magca-sala* zum flectirten Verbum, und die Worte heiſsen: jeglicher Mensch beleidige Gott.

42. Kein Tag. Verbum enthält die Andeutung der Personen in sich. Wo dieselbe erforderlich ist, geschieht sie durch ausdrückliche Hinzufügung der persönlichen Pronomina. Auch die Anheftung der Pronominal-Affixa (s. ob. nr. 34.) macht hierin keine Ausnahme.

43. Ebensowenig wird der mit der Person verbundene Numerus auf andre Weise angedeutet. Alles, was in dieser Beziehung bisweilen angedeutet wird, ist der Begriff einer unbestimmten Mehrheit der Handelnden oder der Handlungen.

44. Die Bezeichnung der Verbalformen trifft also die transitive oder intransitive, active und passive Natur, die Modi, Tempora, und andre, theils die Verbalbeschaffenheit überhaupt (z. B. Frequentativa, Inchoativa), theils die einzelne materielle Bedeutung angehende Modificationen.

45. Die Partikeln, welche die jedesmalige Verbalform am Grundwort bestimmen, werden derselben präfigirt oder infigirt, so daſs das Grundwort immer das letzte Glied in der Form ist.

Anm. Hiervon giebt es in der Conjugation activer Construction nur Eine Ausnahme, wenn nämlich zur Andeutung der ganz vollendeten Handlung an ein Prät. *na* (eig. das Adv. schon) angehängt wird. Die Ausnahmen bei der Conjugation passiver Construction werden weiter unten vorkommen.

Von den zwei Hauptverschiedenheiten des Tagalischen Verbalausdrucks.

46. Der eine betrachtet die Handlung als eine Thätigkeit des Subjects, und als sich auf ein Object beziehend, und stellt daher das Verbum in

natürlicher Folge mit seinem Subject und Object zusammen; *ang bálang ai s-u-ng-m-ira nang pálai*, die Heuschrecke (Bindepart.) hat-zerstört den Reiſs. Der zweite Verbalausdruck betrachtet die Handlung bloſs als etwas Geschehenes, und kleidet also das Verbum in eine Nominalform mit ausgelassenem Verbum sein; *sisirà-in co ang bibig mo*, wörtl. zerstören-werden mein der Mund dein, d. h. dein Mund wird von mir zerstört werden, oder wird mein Zerstören sein. Dieser Ausdruck stellt auch die Handlung in den verschiednen Beziehungen dar, in denen sie bald auf den Handelnden, bald auf das Gewirkte, bald auf Nebenumstände (Werkzeug, Ort) genommen werden kann. Er hat daher mehrfache Formen, der erste nur Eine. Denn in diesem wird die mit Thätigkeit vollbrachte Handlung als die Hauptsache angesehen, welche so nur Eine Richtung erlaubt. Bei jenem ist noch ungewiſs, auf welche der verschiedenen vorkommenden Beziehungen der Redende seine Aufmerksamkeit richten will.

47. Die Tag. Grammatiker nennen den ersten dieser beiden Verbalausdrücke den activen, den zweiten den passiven. Jenes ist vollkommen richtig, dieses aber nur insofern, als wirklich die Construction immer eine passive, wenigstens intransitive ist. Allein übrigens umfaſst der zweite Tag. Verbalausdruck auf der einen Seite mehr, als unser einfaches Passivum, und auf der andren wird das Passivum auch durch eigne, aus der Verbalform activer Construction abgeleitete Partikeln bezeichnet, so daſs die Benennung zugleich zu eng und zu weit ist.

48. In Wahrheit ist die Sache offenbar die, daſs die Sprache da, wo der Gedanke ein Verbum erfordert, an dessen Stelle eine Nominalform anwenden will, und daſs ihr diese Richtung des Ausdrucks so geläufig geworden ist, daſs sie dieselbe dem wahren Verbalausdruck vorzieht. Sie geht daher bei diesem angeblichen Passivum gar nicht hauptsächlich von der Darstellung des Thuns und des Leidens aus. Die Form des Ausdrucks wird nicht durch die Natur des Auszudrückenden nothwendig gemacht, sondern liegt weit mehr, wenn nicht ganz, in der Eigenthümlichkeit der Sprache. Sie benutzt dieselbe aber, um dadurch zugleich einen anderen Zweck und, wie man nicht läugnen kann, einen eignen Vorzug zu erreichen. Es soll nämlich durch diese zwei verschiedenen Darstellungen des Verbalbegriffs deutlich gemacht werden, worauf der Redende die Wichtigkeit seiner Aussage legt. Thut er dies in die Handlung, so braucht er die active Construction. Liegt

ihm aber der Nachdruck in dem Subject oder Object, oder den Nebenumständen, so wendet er die passive an, und wählt die seiner Absicht entsprechende Form. In der activen Construction, und wo die Thätigkeit der Handlung die Hauptsache ist, kann einzig und allein das handelnde Subject im Nominativ stehen, im reinen Passivum ebenso nur das Object. Weil aber die Sprache sich die Freiheit erhalten will, jeden im Satz vorkommenden Begriff zum Ausgangspunkt des Gedanken, als Nomin., zu machen, so muſs sie den reinen Verbalbegriff durch Nebenbestimmungen hierzu in Stand setzen. Folgende zwei Beispiele werden dies klar machen. Wenn in den Sätzen: gieb mir das Wasser und: die Gnade verschönert die Seele die Wörter mir und die Gnade im Nomin. stehen sollen, und in beiden doch der Ausdruck passiv sein, um das Gewicht jener beiden Begriffe recht herauszuheben, so ist dies durch das gewöhnliche Pass. unmöglich. Die Sprache verbindet also mit dem Verbalbegriff im ersten Fall den des Orts, im letzten den des Werkzeugs, und sagt nunmehr: *bigy-an mo aco n-ang tubig*, nach der jetzt in die Form gelegten Bedeutung: gegeben-werde von-dir ich des Wassers, aber eig. und der wahren Construction nach: Gebungsort dein (sei) ich des Wassers, oder ich sei der Ort, wo du das Wasser hingiebst; im andren Beispiel: *ang Gracia i i-qu-in-a-bu-buti n-ang calolova* (Tot. Gramm. nr. 119.), die Gnade (Bindepart.) wird-verschönert der Seele, allein eig. die Gnade (ist) das Verschönerungswerkzeug der Seele. Untersucht man die angeblichen Passivformen, so ist in *bigyan* das Suffix *an*, in *iquinabubuti* das Präfix *i* der die besondre Species des zweiten Verbalausdrucks bezeichnende Laut. In *bigyan* ist dieser bloſs mit dem Grundwort *bigai*, geben, verbunden, dem sein *a* genommen ist, und wo sich das übrig bleibende *i*, als Halbvocal *y*, an den Vocal des Suff. anschlieſst. In *iquinabubuti* ist, auſser dem reduplicirten Grundwort *buti*, noch die ihm den Passivbegriff, als leidend Gewirktes, allgemein anhängende Part. *ca*, die aber, weil ihr zur Bezeichnung des Präs. *in* infigirt ist, *quina* lautet.

49. Das Mittel, wodurch die Sprache den hier ausgedrückten Constructionszweck erreicht, ist nun die Bildung drei verschiedner Formen (der drei Passiva bei Tot. und Ezg.), deren Grundgesetz in der Verbindung von *in* (*Pasiva de in*), *i* (*Pasiva de i*), *an* (*Pasiva de an*) mit dem Grundwort besteht. *I* ist immer Prä-, *an* immer Suffix; *in* ist nur im Fut. und im Imperat. Suffix; sonst trennt es bei consonantisch anfangenden Wurzeln, als

Infix, den Consonanten der Anfangssylbe von seinem Vocal; *h-in-anap*, gesucht werden, von *hanap*, und wird vocalisch anfangenden präfigirt. Die genauere Bildung dieser Passiva sehe man, da sie sich nicht füglich ohne die Modus- und Tempusbildung erklären läſst, unt. nr. 173. Die aus der ersten Hauptgattung des Verbalausdrucks abgeleitete wirkliche Passivpartikel wird in der hier betrachteten dreifachen Passivform allemal beibehalten; s. das Beisp. in nr. 48.

50. Die mit den drei Partikeln verbundenen Grundwörter sind an und für sich, und vermöge dieser Verbindung gar keine Passiva, sondern Nomina. Dies beweist die in vielen Fällen bei ihnen gebrauchte Construction. Die Sylben *an* und *in* sind Substantiva bildende Suffixa, *an* des Ortes und sonst (Tot. *p.* 98. §. 4.), *in* der Handlung, des oftmaligen Leidens derselben Sache u. s. f. (Tot. *p.* 97. §. 3.). Das Prät. der angeblichen Passivform in *an* wird auch geradezu, und ohne alle Änderung, als Subst. und Adject. gebraucht; *b-in-ating-an*, er ist verschnitten worden, von *báting*, allein auch: ein Verschnittener (*capon*), verschnitten. Der Grundbegriff ist sogar nur der des Verschneidungsortes. Die passive Bedeutung kommt erst durch die Construction nebenher hinein, indem diese nur durch Hinzufügung des ausgelassenen Verbums sein möglich ist. Dagegen erhält das Grundwort durch die aus der ersten Gattung des Verbalausdrucks abgeleiteten Partikeln, die im Gegensatz mit den activen stehen (*pag* gegen *mag*, *ca* gegen *maca*), wirklich und geradezu passive Bedeutung.

51. Diese dreifache Art des Verbalausdrucks passiver Construction kann nun auf gewisse Verba vollständig angewendet werden, so daſs dieselben dadurch drei Passivformen erhalten; andre können nur von zweien, andre nur von einer Gebrauch machen. Dies hängt nämlich von der Bedeutung ab. Diese ist nun so, wie sie oben, jedoch nur in sehr groben Umrissen (nr. 46. 48.), geschildert worden ist. Das Pass. von *an* wird überall gebraucht, wo die Vorstellungsweise, körperlich oder bildlich, auf irgend eine Art auf den Ort bezogen werden kann. Das Pass. in *i* scheint zwar vom Begriff des Werkzeuges auszugehen, wird aber auf alles angewendet, was man von sich absondert (reden, geben, leihen u. s. f.), aus sich ausstöſst, und dient überall, wo die Span. Präpositionen *con* und *por*, mit, durch, für, eintreten, also auch zur Bezeichnung von Ursach, Rücksicht, Beweggrund, endlich zur Andeutung einer bestimmten Zeit (die Zeit gleichsam als Mittel, Werkzeug

betrachtet, wodurch etwas geworden ist). In allen hierin nicht begriffenen Fällen tritt das Pass. von *in* ein. Nun hat sich aber der Sprachgebrauch dieser allgemeinen, in der Natur der Part. liegenden Bedeutungen bemächtigt, und sie auf seine Weise angewendet, so daſs für jedes Verbum gewisse gebräuchlich geworden sind. Es geht damit, wie in Flexionssprachen mit den von den einzelnen Verben regierten Casus, daſs sehr oft für ein Verbum eine uns gar nicht natürlich scheinende Passivform üblich ist.

52. Nach der obigen allgemeinen Angabe sollte man glauben, daſs der Ausdruck des einfachen Pass. immer durch *in* geschähe. Aber der Sprachgebrauch macht, daſs auch dieser einfache Fall durch alle drei Passivformen bezeichnet werden kann; *cán-in mo itò,* gegessen-werde von-dir dies, dein Essen (sei) dies; *i-bigài mo sa caniyà ang libro,* werde-gegeben von-dir (Casusz.) ihm das Buch, dein Gebungs-Werkzeug (das, womit du das Geben übst) an ihn (sei) das Buch; *pag-arál-an mo ang doctrina,* werde-gelernt von-dir die Lehre, dein Lerneort (sei) die Lehre.

53. Aus dem Obigen ergiebt sich schon von selbst, wann man sich jeder der beiden Hauptgattungen des Verbalausdrucks zu bedienen hat. Die von den Span. Grammatikern gegebene allgemeine Regel stimmt, obgleich sie diese Formen viel zu sehr, ihre wahre Natur nicht erkennend, mit dem Passivum anderer Sprachen vermischen, dennoch mit dem Obigen überein. Nach ihnen muſs die passive Construction eintreten, wo der Redende unter mehreren das Verbum begleitenden Begriffen auf Einen hauptsächliches Gewicht legen will, und allgemein da, wo von einem bestimmten Gegenstande gesprochen wird, die Bestimmung möge nun durch den bestimmten Artikel, oder ein possessives oder demonstratives Pron. geschehen. Dagegen wird die Construction activ, wenn das Object des Verbums auf unbestimmte Weise genommen wird. Man muſs also activ sagen: *t-um-avag ca nang isa-ng báta,* rufe du (Accusativz.) einen (Bindelaut) Knaben, dagegen passiv: *tavágu-in mo ang aquin-g báta,* gerufen-werde von-dir (deine Handlung des Rufens sei) der mein (Bindelaut) Knabe.

54. Die Sprache, einmal den Nominalausdruck für das Verbum liebend, geht auch noch weiter, und wendet Wörter ohne alle Veränderung, oder mit den Passivpräf. der Conjugationen verbunden, dazu an, indem sie denselben bloſs *ca* vorsetzt. Dabei wird die Anfangssylbe des Worts wiederholt, die Actualität auszudrücken. Die Construction ist, wie bei den hier

betrachteten Passivformen. Die Bedeutungen sind mehrfach. Ein Beispiel wird genügen: *ca-aalìs din ngaiòn ni Pedro, aora se acaba de ir Pedro,* wörtl. (das) gethane-wirkliche-Gehen gewiſs jetzt von Peter (ist): *ca-pa-nga-ngáral din nang Pare,* (das) gethane-wirkliche-Predigen (Pass. 3. Conjug.) gewiſs des Paters (ist), d. h. der Pater hört eben auf zu predigen. Hier ist also der oben betrachtete zweite Verbalausdruck in einer Nominalform ohne die drei angeblichen Passiv-Charakteristiken (Tot. nr. 272. flgd.). Die hier beschriebenen Formen kommen auch in andren Bedeutungen mit suffigirtem *an* vor, und sind dann bald mehr als Passivformen von *an*, bald mehr als wahre Substantiva anzusehen. Ähnliche Formen, als hier mit *ca*, finden sich auch mit *na* (Tot. nr. 281.).

55. Der Verbalausdruck passiver Construction bedarf für jetzt keiner weiteren Entwicklung. Der active aber theilt sich in mehrere Unterarten, und erfordert eine eigne Betrachtung.

Vom Verbalausdruck activer Construction.

56. Es ist schon oben (nr. 37.) gesagt worden, daſs, ehe ein Wort, welcher Art es sein möge, als Verbum gebraucht werden kann, es erst eine Zubereitung erhalten muſs, welche es dazu stempelt. Durch diese Zubereitung entsteht nichts, als eine Verbalform, die noch von allen, den Verbalbegriff grammatisch begleitenden Modificationen (Modus, Tempus u. s. f.) unabhängig und entblöſst ist, und die man am besten mit der Gestaltung vergleichen kann, welche die Sanskritwurzeln in denjenigen Conjugationen erleiden, die wirklich durch eigne Behandlung der Wurzel bezeichnet sind. In der That verhält sich die Tag. Verbalform *s-um-úlat,* schreiben, darin, daſs an dieselbe sich nun erst die grammatischen Modificationen anschlieſsen (die übrigen Verschiedenheiten abgerechnet), ebenso, als das Sanskritische युञ्, *yuṇj.*

57. Die einzige grammatische Modification, die dennoch durch die Verbalform selbst angedeutet wird, ist die, welche man unter dem Namen des Genus zusammenfassen kann. Denn die Unterscheidung des Act. und Pass. findet sich allemal, die der transit. oder intransit. Natur in einigen Verbalformen.

58. Wie hier, wo vom Verbalausdruck activer Construction gehandelt wird, doch vom Passivum die Rede sein kann, ist schon oben (nr. 47.

50.) hinlänglich erklärt worden. Die Passivpartikeln müssen hier angegeben werden, um den systematischen Gegensatz zu zeigen, in dem sie mit den Activpartikeln stehen; die durch sie gebildete Form geht aber dann in die Gestaltung des Verbalausdrucks passiver Construction über. Sie bringen nur Passivbegriffe, nicht Passiv-Verba hervor. An die activen Formen kann unmittelbar Modus und Tempus angebracht werden; damit das bei ihnen möglich sei, müssen sie erst (s. ob. nr. 49.) die Verbindung mit *in*, *i* oder *an* eingehen.

59. Die oben (nr. 56.) beschriebene Verbalform enthält zwar nichts einen Modus oder ein Tempus Charakterisirendes; sie ist indeſs doch nicht ohne allen Gebrauch in der Rede, und unterscheidet sich auch dadurch von der mit ihr verglichenen Sanskritischen. Denn da der Imperativus keine Charakteristik verlangt, so sind alle activen Verbalformen an und für sich Imperative; *mag-hánap*, act. Form der 2. Conjug., *mag-hánap cayò*, suche du! Bei den pass. Formen gilt dasselbe erst nach ihrer Verbindung mit *in*, *i* oder *an*.

60. Totanes zählt, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, siebzehn verschiedene Arten der Umwandlung des Grundworts in die Verbalform auf, und nennt dieselben *especies de verbos*. Dieser Ausdruck Verbalarten ist insofern nicht unrichtig, als zum Theil wirklich Arten des Verbums, Frequentativa, Reciproca, so gebildet werden. Da dies aber nicht immer der Fall ist, so ist es besser, die Benennung von dem Mittelzustand herzunehmen, in dem sich diese Verbalformen zwischen dem Grundwort und dem vollständig, dem Modus, Tempus u. s. f. nach, ausgebildeten Verbum befinden, und der ihren grammatischen Charakter ausmacht. Ich werde sei, analogisch mit den ähnlichen Bildungen der Sanskritsprache, Conjugationen nennen, da Classe, Form u. s. f. zu unbestimmte Ausdrücke sind.

Anm. Will man sich von den Tag. Conjugationen nach der Sanskrit-Grammatik einen Begriff machen, so muſs man die ersteren so ansehen, als begriffen sie die Sanskr. Conjugationen und die Sanskr. abgeleiteten Verba (beides natürlich nur nach dem allgemeinen grammatischen Standpunkt dieser Bildungen, nr. 60.), und hier und da noch die mit Präp. verbundenen Verba zugleich in sich. Die Analogie ist nur vollkommen, wenn man alle diese Gattungen der Verba des Sanskrits, besonders aber die beiden ersten, in Eine Classe zusammenfaſst. Wie nah aber auch im Sanskrit selbst einige dieser Gattungen zusammengehören, beweisen die 4. und 10. Sanskrit-Conjugation.

61. Jede dieser Conjugationen hat ihre eigne Lautbildung, und jede ihre bestimmte Bedeutung. Einige sind von der Art, daſs jedes Verbum der Sprache sie annehmen kann, die meisten aber haben jede einen besondren Kreis von Verben, der ihnen angehört. Auf alle diese drei Umstände muſs man achten, wenn man sich einen vollständigen Begriff des Tag. Verbums machen will.

62. Zu diesem Zweck würde es aber auf keine Weise führen, wenn man gleich hier die 17 Conjugationen der Reihe nach durchgehen wollte. Auch ist dies bereits bei Totanes geschehen. Eine klare und fruchtbare Übersicht der ganzen Verbalgestaltung kann nur erlangt werden, wenn man alle 17 Conjugationen zusammengenommen nach den obigen drei Gesichtspunkten (nr. 61.) zergliedert. Ist dies geschehen, so kann ein Rückblick auf die einzelnen Conjugationen, die allerdings in dieser Zergliederung theils zusammengeworfen, theils zerstückelt werden, von Nutzen sein.

Bildung der Conjugationen.

63. Obgleich, wie schon (nr. 56. 59.) bemerkt worden ist, Tempus und Modus erst an die Conjugationsform an- oder in sie hineingebildet werden, so ist doch die Conjug. Form selbst bisweilen vom Tempus abhängig, und nicht bei jedem dieselbe.

Anm. Es liegt hierin eine Analogie mit der, sich nur auf die ersten vier Tempora erstreckenden Conjug. Form des Sanskrits. Was aber dort Regel ist, bildet hier eine Ausnahme. Der Grund aber mag in beiden Fällen derselbe sein, daſs die von der Conjug. Form nicht betroffenen Tempora (welche in beiden Sprachen die Wurzel reiner enthalten) einer andren Zeit oder einem andren Dialekt angehören.

64. Die beiden hauptsächlichsten Arten der Conjugationsbildung sind die ohne Präfixa (1. Conjug.), und die vermittelst derselben (2-17. Conjug.). Die letztere scheint aber die der Sprache allein ursprünglich eigenthümliche zu sein. Denn im Gebirge wird (Tot. nr. 140.), statt der ersten, die Präfigirung von *na* und *ma* gebraucht, und im Bisayischen Dialekt ist es der Willkühr anheimgegeben, sich dieser Präfigirung, oder der präfixlosen Bildung zu bedienen (Ezg. nr. 130.). Vermuthlich haben beide Bildungen dialektweise

gleichzeitig geherrscht, die präfixlose aber den Vorzug erhalten, da *ma* und *na*, als bestimmte Präfixa der intransitiven Conjugationen, Zweideutigkeit erregen konnten.

Anm. Indem ich, der Kürze wegen, die Bildung der 1. Conjug. die präfixlose nenne, muſs ich daran erinnern, daſs die hier vorkommende Infigirung im Tag. vor vocalischen Wörtern allemal Präfigirung ist.

65. Die präfixlose Bildung ist es auch vorzüglich, die in Einem Fall einen Unterschied nach den Zeiten erleidet. Sie läſst bis auf Einen auszunehmenden Fall dem Fut. der währenden Handlung den unveränderten Stamm des Verbums.

66. Die präfixlose Bildung geschieht durch Infigirung von *um*, also von einem vorn vocalisch erweiterten Nasenlaut, in den Stamm des Worts nach den allgemeinen Regeln der Infigirung; *súlat*, schreiben, *s-um-úlat*, *áral*, lehren, *um-áral*.

Anm. Im Sanskrit wird der zu infigirende Nasenlaut nach hinten vocalisch erweitert, und tritt daher hinter den Vocal des Stammes. Sonst ist eine auffallende Ähnlichkeit zwischen *s-um-úlat* und *yu-na-kti*.

67. Wenn der Vocal der Anfangssylbe *i* ist, so kann der Vocal von *um* sich demselben assimiliren; *línao*, heiter, klar, *l-um-ínao* oder *l-im-ínao*, *inùm*, trinken, *um-inùm* oder *im-inùm*.

68. Totanes führt noch eine andre Art präfixloser Conjug. Form an, welche bloſs durch Verwandlung des Anfangsbuchstaben in *m* im Imperat. und *n* im Präsens und Präter. entsteht. Diese ist zwar eigentlich auf Wörter mit Anfangs-*b* oder *p*, und zwar mit dem Unterschiede beschränkt, daſs die zweisylbigen Verbalstämme beide Bildungen, durch Infigirung oder Verwandlung, die mehrsylbigen mit *pa* beginnenden nur die letztere annehmen können. Dann aber giebt es auch Verbalstämme mit ganz andren Anfangsconsonanten, z. B. *k*, *t*, welche die obige Verwandlung zulassen, ja vocalisch anlautende, die *m* oder *n* präfigiren. Beispiele: *bása*, lesen, *cóha*, nehmen, *alìs*, weggehen, *mása*, *móha*, *m-alìs* Conjug. Form und Imperat., *nása*, *nóha*, *nális* Präterit. Diese verwandelnde Bildungsart verhält sich in Absicht der Tempora wie die infigirende, nur daſs sie in den mit *pa* beginnenden sich auch auf das Fut. der währenden Handlung erstreckt.

69. Ich stehe aber an, diese Bildungsart für eine eigne und zweite anzuerkennen, und glaube, daſs sie auf die infigirende zurückgeführt werden

muſs. Es ist in hohem Grade auffallend, daſs aus *b*, *k*, *t* immer *m* und *n* werden sollen, da die sonst in der Sprache vorkommende Buchstabenveränderung diese Laute regelmäſsig in die Nasale ihrer Classen *m*, *ng*, *n* verwandelt, und auch vor Vocale in diesem Fall *ng* tritt. Es ist aber, da hier den Verbalstämmen gar nichts vorausgeht, auch gar kein phonetischer Grund zu einer Verwandlung vorhanden; und darauf, daſs dieselbe bloſs zum Behuf grammatischer Andeutung geschähe, führt keine Analogie in der übrigen Sprache. Da es nun in dem Bis. Dialekt eine Form giebt, aus der sich diese Bildungsart durch Verwandlung als aus der durch Infigirung hervorgehend erklären läſst, so scheint es, als habe Totanes dies nur nicht erkannt. Im Bis. Dialekt wird nämlich, wenn die Bildung durch Infigirung geschehen ist, häufig bei consonantischen Wortstämmen die erste Sylbe, bei vocalischen der erste Vocal der so gebildeten Form abgeschnitten, und der Überrest, die eigentliche Conjugationsform, dient sodann als Imperat. und Fut.; *coha*, nehmen, *oli*, zurückkehren, *c-um-oha*, *om-oli* Bildungsart durch Infigirung, *m-oha*, *m-oli* Bildungsart durch Abschneidung. Ezguerra nennt die erstere dieser beiden Arten *conjugacion intercalar*, die andere *conjugacion concisa* (nr. 133.). Um daraus das Präs. und Prät. zu bilden, wird zwischen das *m* der Conjugationsform und den Vocal des Verbalstamms *in* (nach der unten zu erklärenden Analogie der Tempusbildung) eingeschoben; *m-in-oha*, *m-in-oli*, Präs. und Prät. Die Tag. Sprache bildet kürzer *n-oha*, und von *alis*, gehen, *nalìs*, wie sie immer das zum Imperat. und Fut. dienende Conjugations-*m* im Präs. und Prät. in *n* verwandelt.

70. Es giebt also, auſser den präfigirenden Bildungsarten der Conjugationsformen, nur eine, nämlich die infigirende, und diese besteht wesentlich in der Einschiebung oder Vorsetzung eines bald vocalisch erweiterten, bald unerweitert bleibenden Nasenlauts.

71. In das Pass. geht die Infigirung von *um* nicht über, und die Passivform der 1. Conjug. ist daran kenntlich, daſs sie eine bloſse Verbindung des Verbalstamms mit einer der drei Pass. Partikeln (s. ob. nr. 49.) ist. So ist *s-in-asálot*, ein Verpesteter, ein Pass. der 1. Conjug., und *maquitova*, sich mit freuen (s. unt. nr. 117.), eine Verbindung von *maqui* mit solchem Pass.

72. Die Conjugationsbildung durch Präfigirung erstreckt sich über alle Tempora. Sie veranlaſst aber für das Plusquamperf. und Fut. perf. da,

wo (4. 8. Conjug.) die Ähnlichkeit der Präfixa der Conjugationsform mit denen dieser Tempora Zweideutigkeit hervorbringen könnte, eine andre Bezeichnung.

73. Die besondren Arten dieser Conjugationsbildung unterscheiden sich durch die Verschiedenheit der Präfixa, die aber, das einzige *pa* (7. Conjug.) ausgenommen, im Act. alle mit *m* anfangen. Mit diesen Präfixen ist aber immer Verschiedenheit in der Art der bei der Tempusbildung vorkommenden Reduplication, und bisweilen Umwandlung des Anfangsbuchstaben des Verbalstamms, auch wohl Veränderung des Accents verbunden.

74. Die Präfixa sind entweder einfach, und bestehen dann bloſs aus den mit *m* beginnenden: *ma* (8. Conjug.), *mag* (2. Conjug.), *man* (3. Conjug.), oder aus *pá* (7. Conjug.); oder sie sind zusammengesetzt, indem die drei mit *m* beginnenden Präfixa andre Präfixe, von denen keines mit *m* beginnt, wie *hi*, *ca*, in der Zusammensetzung *manhi*, *magca* u. s. w., nach sich nehmen (4-6. 9-17. Conjug.).

75. Die mit *m* beginnenden Präfixa sind sichtbar immer die wirklich den Verbalbegriff enthaltenden, unter den anderen muſs man *pa* und *ca* von den übrigen unterscheiden. Die letzteren geben nur die specielle Bedeutung an, oder modificiren den allgemeinen Verbalbegriff. *Pa* und *ca* theilen, nach Verschiedenheit des Gebrauchs, die Natur der einen oder der andren. Diese Eintheilung rechtfertigt sich dadurch, daſs *a*) die mit *m* beginnenden, und *pa* und *ca* (letzteres jedoch nur im Passivum) einfache Präfixe sein, d. h. den Verbalbegriff allein tragen können; und daſs *b*) die mit *m* beginnenden, allein ihr *m* regelmäſsig im Präs. und Prät. in *n*, im Pass., jedoch mit Ausnahmen, in *p* verwandelnd, zu *mag*, *man*, *nag*, *nan*, und *pag*, *pan* werden, mithin den wesentlich dem Verbum angehörenden Zuständen folgen, da alle übrigen Präfixe durch alle Tempora und Genera des Verbums unverändert bleiben.

Anm. Der eben angegebene Gang der Verwandlung von *m* in *n* ist Totanes Ansicht. Ezguerra (nr. 115. u. f.) legt die Formen mit *n* zum Grunde, und läſst sie sich im Fut. in *m* verwandeln. Allein das *n*, herstammend von dem Adv. *na*, jetzt, schon, ist offenbar Tempusbezeichnung, da *m*, Zustand, Sein andeutend, dem Verbalbegriff allgemein angehört. Selbst wenn Totanes (nr. 77-79.) angiebt, daſs *na* eine Art des Ausdrucks des Verbums **sein** im Sinne: sich aufhalten, befinden (*estar*), ist, so waltet darin immer der Zeitbegriff vor. Denn *na* wird auch so nur von augenblicklichem, oder gelegentlichem, nie von beständigem Aufenthalte gebraucht. Auch hat das Mal., ohne alle Veränderung, nur die Formen mit *m*, und das Mad. verändert sie nur im Prät., nicht im Präs., in *n*. Totanes Ansicht ist also die richtigere.

76. Wo nicht die Passiv-Präfixa mit *p* eintreten, da (4. 8. Conjug.) hat das Pass. zu Präfixen *ma* oder *ca*. *Ma* ist allgemein intransitiver Bedeutung, und *ca* bildet Nomina. Die 2. Conjug. hat die Eigenthümlichkeit, ihr Pass. nicht immer durch *pag*, sondern häufig auf dieselbe Weise, wie die 1., die infigirende (s. ob. nr. 71.), zu bilden. Soviel sich dies in Regeln fassen läſst, wird *pag* da gebraucht, wo die 2. Conjug. Mehrheit anzeigt (s. unt. nr. 120.), wo ein Verbum der infigirenden Conjug. in ihr eine andre Bedeutung annimmt, und wo bei Pass. in *an* in Fällen, in denen *an* den Ort bildlich oder körperlich andeuten kann, das Letztere bezweckt wird (s. ob. nr. 51.).

77. Kein mit *m* anfangendes und folglich actives Präfix nimmt in zusammengesetzten Präfixen je die zweite Stelle ein, sondern alle stehen, als erst den Verbalbegriff bestimmend, immer voran. Die mit *p* beginnenden Passiv-Präf. stehen aber auch in der zweiten Stelle, und verändern, ohne Einfluſs auf die Bedeutung, sogar ihre Stelle, was, da diese Passivformen (s. oben nr. 58.) sich ganz dem Nomen nähern, begreiflich ist. Die Passivformen haben daher in zwei Conjug. mehrere Präfixe, da die Activform immer nur Eine kennt, die 5. Conjug. nämlich gegen das Activpräf. *mag-pa* im Pass. *pag-pa*, *papag* und *pa*, die 14. Conjug. gegen das Activpräf. *mag-pa-ca* im Pass. *pag-pa-ca*, *pa-ca-pag*, *pa-ca* und *pa*.

78. Das Präfix *pa* kommt auch im Act. als angeheftet an mit *m* beginnende Präfixe vor (5. 14-16. Conjug.), und nur in solcher Verbindung erscheinen im Act. *ca* (4. 9. 14. 16. Conjug.), *can* (17. Conjug.), *guin* (10. Conjug.), *hi* (13. Conjug.) (*maguin*. Tot. 10. Conjug.), *sa* (12. Conjug.), *si* (11. Conjug.), *ti* (15. Conjug.). Unter allen diesen Präfixen finden nur *ca* und *pa*, beide näher mit grammatischen Begriffen verwandt, allgemeinere, die übrigen nur beschränkte Anwendung. Sie und *ti* sind es auch nur, die sich unter einander verbinden, so daſs daraus die zweifach zusammengesetzten Präf. *ma-pa-ti* (15. Conjug.), *mag-ca-pa* (16. Conjug.), *mag-pa-ca* (14. Conjug.), *mag-pa-ti* (15. Conjug.) entstehen.

79. Von der Reduplication ist hier nur die Rede, insofern sie die Conjugationsform mit zu bestimmen beiträgt, nicht insofern sie sonst gelegentlich (meistentheils nach Maaſsgabe der Bedeutung), regelmäſsig oder optionell, bei Verben vorkommt. Einige Tempora haben nämlich (s. unt. nr. 172.) unausgesetzt Sylbenverdopplung; und da kommt es auf die Conjugationsform an, ob die Anfangssylbe des Verbalstamms, oder die letzte des Präfixes verdoppelt wird. Die aus Totanes einzelnen Angaben hervorgehende allgemeine Regel ist folgende: in allen Conjugationen, deren Präfixa bloſs den Verbalbegriff bezeichnen, wird die Anfangssylbe des Verbalstamms, in allen, zu denen ein die besondre Bedeutung des Worts angehendes Präfix hinzukommt, dieses reduplicirt. Die Verdopplung richtet sich also nach der oben (nr. 75.) gemachten Eintheilung der Präfixe, und ihr wahrer Sinn ist eigentlich der, daſs immer und ohne Ausnahme die Anfangssylbe des Wortstamms wiederholt wird, es aber in Absicht des Präfixes darauf ankommt, ob dasselbe zur Bezeichnung des Worts als Verbums, oder zum Wort selbst gehört.

80. Nach der obigen Regel und Eintheilung redupliciren nun die Conjugationen der mit *m* beginnenden Präfixe da, wo diese Präfixa allein stehen (2. 3. 8. Conjug.), allemal die Anfangssylbe des Wortstamms,

die, welche in ihren Präfixen *gui* (10. Conjug.), *hi* (13. Conjug.), *can* (17. Conjug.), *qui* (6. Conjug.), *sa* (12. Conjug.), *si* (11. Conjug.) enthalten, diese Präfixa,

die, in deren Präfixen *ca* (4. 9. Conjug.) oder *pa* (5. 7. 14-16. Conjug.) vorkommt, bald die Anfangssylbe des Wortstamms, bald diese Präfixa.

81. Die präfixlose Conjugation (1. Conjug.) folgt insofern derselben Regel, als sie, da sie kein Präfix hat, welches dem Wortstamm angehören könnte, die Anfangssylbe von diesem verdoppelt. Sie setzt aber die verdoppelte Sylbe der durch Infigirung veränderten nach, und macht auf diese Weise eine zweite Infigirung. Man vergleiche das reduplicirende Präs. *s-u-ng-m-u-sú-lat* mit dem nicht reduplicirenden Prät. *s-u-ng-m-úlat.*

82. *Pa* bewirkt da, wo die Verbalbezeichnung auf ihm beruht, wo es mithin als einfaches Präfix steht (7. Conjug. Pass. der 5. 14. Conjug.), oder in einem zusammengesetzten die erste, leitende Stelle einnimmt (Pass. *pa-pag* der 5., *pa-ca-pag* und *pa-ca* der 14. Conjug.), die Verdopplung der Anfangssylbe des Wortstamms; wo es dagegen nachfolgendes Element

eines zusammengesetzten Präfixes ist (Act. und Pass. *pag-pa* der 5., Act. und Pass. *pag-pa-ca* der 14. Conjug.), wird es selbst verdoppelt.

83. Die Verdopplung der Conjugation, deren Präfixe *ca* enthalten, richtet sich danach, ob das *ca* wesentlich zur Charakteristik des Verbalbegriffs gehören soll. In diesem Fall wird die Anfangssylbe des Wortstamms, sonst das Präfix wiederholt. Das Erste geschieht bei dem Präfix *maca* (4. Conjug.), und bei dem Präfix *magca* (9. Conjug.) in dem einzigen Fall, wo bei Verben, die ein Zusammentreffen von Handelnden bezeichnen, die Zufälligkeit desselben, gegen die durch das Präfix *mag* (2. Conjug.) angedeutete Absichtlichkeit, ausgedrückt werden soll. In diesen beiden Conjugationen folgt die Nichtverdopplung des *ca* aus dem Sprachgefühl, daſs das *ca* nicht zum Wortstamm, sondern eng und nothwendig zum Präfix (dem Verbalbegriff) gehört, da sonst die 4. Conjug. (*maca*) mit der 8. (*ma*), der angegebene Fall in der 9. (*magca*) mit der 2. (*mag*) zusammenfallen würde. In allen übrigen Fällen der 9. Conjug. wird *ca* verdoppelt.

Anm. Das Obige gilt, wo *ca* in einfach zusammengesetzten Präfixen vorkommt. In zweifach zusammengesetzten findet es sich nur mit *pa* zusammen, und da reiſst *pa* die Reduplication an sich (14. Conjug.).

84. Auch bei *pa* und *ca* richtet sich daher die Verdopplung nach der obigen allgemeinen Regel, und die scheinbare Abweichung liegt bloſs in dem verschiedenen Gebrauch dieser Partikeln.

85. Die bei der Conjugationsform vorkommende Buchstabenveränderung ist die im Vorigen allgemein auseinandergesetzte. Soviel man aus Totanes sehen kann, findet sie nur statt, wo *man* oder seine Lautverwandlungen *nan*, *pan* das Präfix allein oder zum Theil ausmachen (3. Conjug. *man*, 13. Conjug. *man-hi*). Wo *man* unmittelbar vor dem Verbalstamm steht, verliert es sein *n*. Da nun der an die Stelle des Anfangsbuchstaben des Stammes tretende Buchstabe allemal der Nasal seiner Classe ist, so besteht hiernach die phonetische Bildung bloſs darin, daſs der Nasenlaut vom Ende des Präfixes zum Anfang des Verbalstammes, aber dergestalt übergeht, daſs, indem er den wahren Anfangsbuchstaben verdrängt, er doch die Natur und die Andeutung seiner Classe beibehält; *man-cóha* wird zu *ma-ñgoha*, *man-tubùs* zu *ma-nubùs*, loskaufen. Eine kleine Zahl von Verben der 3. Conjug. fügt sich dieser Lautveränderung nicht. Dann aber wirft das Präfix oft vor dem unverändert bleibenden Anfangsbuchstaben

des Stammworts sein End-*n* ab; *man-* oder *ma-bagyòbagyò*, zum Orkan werden (vom Winde). Doch verändert dies Wort auch bisweilen sein *b*, denn de los Santos hat im Prät. nach der 1. Conjug. (s. ob. nr. 68.) *nagyò*, es gab einen Orkan (*p.* 877. *v. tempestad*). Unerklärbar scheint es nun, daſs im Präfix *man-hi* (13. Conjug.) das dazwischen tretende *hi* diese Lautumwandlung nicht verhindert, sondern darin nur die Veränderung hervorbringt, daſs auch *man* seinen Endnasenlaut behält; *bacàs*, Fuſsstapfe, *man-hi-macàs*, dieselben verfolgen. Tieferes Nachsuchen hat mich aber überzeugt, daſs Totanes die Sache weder genau, noch vollständig darstellt. Das *hi* in *man-hi* gehört, nach der allgemeinen Natur dieser mit *mag* und *man* zusammengesetzten Präfixe, eigentlich zu dem die Verbalform annehmenden Wort, nicht aber zu den diese Verwandlung bewirkenden Mitteln, und kommt mit denselben nach der 13. Conjug. gehenden Wörtern auch da vor, wo diese nach andren Conjugationen gehen, oder für Subst. gelten. In diesen beiden Fällen nun, wo gar kein *man* hinzutritt, geht dennoch dieselbe Verwandlung des Anfangsbuchstaben des Worts in seinen Nasal vor; *toma*, Leiblaus, *h-i-ng-m-i-hi-noma*, Präs. der 1. Conjug. sich davon reinigen, *coto*, Kopflaus, *mag-hi-ñgoto*, Imperat. der 2. Conjug.; *sáyang*, Schade durch Verlust oder sonst, *na-hi-hi-náyang*, Präs. der 8. Conjug. sich über solchen Schaden beklagen; *hi-ñgo-ñgó-to*, Krankheit an den Nägeln, von *cocò*, Nagel, wo es merkwürdig ist, daſs die Lautveränderung beide Sylben afficirt. Es zeigt deutlich, daſs man das Wort *cocò* noch immer nur als ein zweimal ausgesprochenes *co* ansieht. Das Präfix *man* hat also an der ganzen Lautveränderung der 13. Conjug. gar keinen Antheil, und die oben erwähnte Sonderbarkeit hebt sich von selbst. Totanes hätte nur die lautverändernde Formation mit *hi*, unabhängig von *man*, anführen und erklären sollen, was er aber durchaus nicht thut. Dadurch, daſs er dieselbe gerade als der 13. Conjug. eigenthümlich angiebt, führt er den Leser offenbar irre. Dieselbe Bewandtniſs hat es vermuthlich auch, obgleich ich es nicht so nachzuweisen wüſste, mit den Fällen, wo einige Wörter nach dem Präfix *maqui* (6. Conjug.) dieselben Veränderungen erleiden; *sóso*, saugen, *maqui-noso*, fordern zu saugen. Die Grammatiker sind aber in der Annahme der Grundform bei diesen Verben mit wechselnden Anfangsbuchstaben nicht immer übereinstimmend. So heiſst gebären bei de los Santos *pañganàc* (1. Conjug.), bei Totanes *mañganàc* (3. Conjug. Tot. nr. 184.), Unterstützung fordern bei dem ersteren *maáva*, bei dem letzteren (nr. 228.) *paáva*. Das letztere scheint richtiger. Denn das Wort ist ursprünglich *áva*, Mitleid, in der 7. Conjug. (*pa*): Mitleid für sich verlangen. In dieser Form wird es dann, als ein eignes einfaches Wort, nach der 6. Conjug. behandelt (s. unt. nr. 137, 3.).

86. Die Accentveränderung läſst sich nicht eigentlich zu den Bezeichnungsmitteln der Conjugationen rechnen, indeſs ist sie doch in Einer Conjug. (der 12.) allen Wörtern, in andren aber Hauptbedeutungen derselben eigen, so daſs sie hier dennoch in Betrachtung zu kommen verdient. Auch in dem angegebenen Gebrauch ist ihr Zweck aber immer Verstärkung des Nachdrucks, und mithin aus der Bedeutung entstehend. Es ist alsdann immer die letzte Sylbe des Wortstamms, welche ihren Ton verändert. Diese Veränderung besteht dann entweder bloſs in der Verlegung des gewöhnlichen Accents des Worts, d. h. die Paroxytona werden oxytonirt. Dies geschieht z. B. in der 2. Conjug. (*mag*), um Vielheit der Handlungen da anzuzeigen, wo das Präfix allein dies nicht thut; *um-áral*, lehren (1. Conjug.), *mag-áral*, lernen (2. Conjug. mit gleichem Accent), *mag-aràl*, viel lehren (2. Conjug. mit verändertem Accent) (1); ferner in der 9. (*magca*) in ihrer Hauptbedeutung, wo sie anzeigt, daſs der Begriff des Verbums sich über Viele oder Alle erstreckt. Bei dem ersten dieser Fälle wird angemerkt, daſs, wo die Wortstämme schon von selbst Oxytona sind, die Verdopplung der Anfangssylbe derselben an die Stelle tritt, so daſs, da die 2. Conjug. auch bei der Tempusbezeichnung die gleiche Verdoppelung vornimmt, die verdoppelnden Tempora nun die Anfangssylbe des Worts dreimal enthalten; *nag-bi-bi-bilì aco*, ich verkaufe viel.

87. In anderen Fällen geht nicht bloſs eine Oxytonirung vor, sondern der Endvocal wird mit solchem Aushalten der Stimme ausgesprochen, daſs er gleichsam doppelt lautet. Dies trifft aber nicht die Endsylbe des Worts, sondern die des Präfixes. Es geschieht bei *macà* (das schon für sich Oxytonon ist) und *ma* (4. Conjug.) da, wo diese beiden Präfixe den Sinn verbietender Imperative haben, so wie in den meisten ihrer übrigen Bedeutungen

---

(1) Nach de los Santos bringt die Mehrheitsbedeutung der 2. Conjug. allemal die Oxytonirung der Paroxytona hervor; *c-um-acáin*, essen (1. Conjug.), *mag-cain*, viel essen (2. Conjug.). Vorr. S. 3. *in init.*

auſser denen der Causalität und der Möglichkeit. Ferner ist es der Fall mit *pa*, wenn dieses im Pass. der 14. Conjug. da, wo dieselbe Verstärkung anzeigt, für sich, nicht, wie gewöhnlich, verbunden mit *ca* steht. Dadurch unterscheidet sich dies Präfix *pa* von einem dem Worte nachgesetzten, Währung anzeigenden; *pā-hampas-in mo siyà*, stärker-gegeiſselt-werde von-dir er, *hampas-in mo pa siyà*, gegeiſselt-werde von-dir noch er.

88. Einen, jedoch nicht so, wie die gewöhnliche Oxytonirung, anhaltenden, sondern flüchtigeren Ton nehmen die Endsylben der Verbalformen der 12. Conjug. (*magsa*) an, welche anzeigt, daſs man sich in Tracht, oder Sprache, oder Sitten, oder in allem diesem, ganz nach einer Nation richtet (Tot. nr. 255. vgl. mit nr. 262.).

89. In einigen Conjugationsformen beruhen auch besondre Bedeutungen der Verba auf der Suffigirung von *an*. Beispiele sehe man unten nr. 128. 141, 3.

Bedeutung und Umfang der verschiedenen Conjugationsformen.

90. Im Allgemeinen ist zu bemerken, was auch schon aus der ganzen Natur des Tag. Verbums (s. ob. nr. 37. 38.) flieſst, daſs dasjenige, wodurch sich ein Wort in Vereinigung mit der Conjugationsform von seiner gewöhnlichen Bedeutung im isolirten Zustande unterscheidet, durchaus nicht in ihm, sondern immer einzig in der Conjugationsform liegt. In *d-in-agà* (von *dagà*, Maus), von Mäusen aufgezehrt, bedeutet *dagà* nichts, als das Thier; das Aufzehren liegt in dem *in*, dem Kennzeichen des Passivums der 1. Conjug., welche mit Thiernamen den Begriff des von ihnen gemachten Schadens verknüpft. Die Conjugationsform verwandelt nämlich das nicht schon für sich einen Verbalbegriff enthaltende Wort in ein Verbum, bisweilen allgemein, bisweilen auf eine bestimmte Art; und nun hängt es oft von der Bedeutung des Worts ab, welcher Begriff dazwischen geschoben werden muſs, um diese Verwandlung in der Idee zu bewirken. So heiſst *mag-dúhon*: Wellen schlagen, *mag-báhai*: ein Haus bauen, *mag-bigàs*: reinen Reiſs verkaufen. In allen diesen Wörtern drückt *mag* aus: eine Sache, oder etwas mit einer Sache machen. Die Specification des Machens wird durch die Bedeutung des Wortes gegeben, aber wo sie mehrfach sein könnte, durch den Sprachgebrauch fixirt, oder durch verdeutlichende Zusätze im Reden bestimmt. Man sieht also hieraus, daſs es unmöglich sein würde, alle

Bedeutungen der Conjugationsformen erschöpfend und classenweise aufzuzählen. Man kann sie nur im Allgemeinen anführen, und muſs die specificirte Anwendung auf einzelne Wörter oft der Beurtheilung oder Sprachkenntniſs überlassen.

91. Die Bestimmung, welcher Conjugation ein Verbum folgt, richtet sich in keinem Fall nach seinem Laute in Folge phonetischer Regeln, sondern immer nach seiner Bedeutung und der der Conjugationsform.

Anm. Die einzige mir bekannte Ausnahme hiervon ist, daſs die infigirende Conjugation (1. Conjug.) alle mit *m* anfangende Verba im Act. ausschlieſst, wovon der Grund nur in dem Zusammentreffen des *um* der Conjugationsform mit dem *m* der Wortstämme liegen kann. Indeſs giebt es, obgleich Totanes es nicht sagt, Ausnahmen von dieser Regel. Bei de los Santos kommt von *múlat*, die Augen aufsperren, das Präs. *nu-núlat*, bezeichnet mit 1. *act.*, vor. Allein um das eben berührte Zusammentreffen der beiden *m* zu vermeiden, ist die Bildung durch Verwandlung des Anfangsbuchstaben (s. ob. nr. 68.) gewählt, als gäbe es ein Wort *púlat* oder *búlat*, was wenigstens de los Santos nicht hat.

92. Wenn man das in den beiden vorigen Paragraphen Gesagte bedenkt, so begreift man, daſs es nicht thunlich ist, die Wörter nach allgemeinen und festen Regeln unter die Conjugationen zu vertheilen. Das hier Nachfolgende kann also nicht diesen Zweck haben, sondern nur den, die Natur der Conjugationsformen näher zu erläutern.

Anm. In de los Santos Wörterbuch wird gewöhnlich angegeben, in welchen Conjugationen ein Wort gebräuchlich ist; allein diese Anführungen sind bei weitem nicht ausreichend. Im Sanskrit führt gar keine, sei es aus dem Laut, oder aus der Bedeutung zu entnehmende Regel dahin, zu erkennen, zu welcher der 10 Conjugationen eine Wurzel gehört.

93. Die Conjugationsformen zeigen nicht Eine, sondern mehrere der Kategorieen an, unter die ein einzelnes Verbum gebracht werden kann, nämlich:

a. Modificationen des Verbalbegriffs selbst, transitive oder intransitive Natur;

b. allgemeine innere Beziehungen der Handlung an sich oder auf das Subject, die man zum Theil unter den Begriff der Modi bringen kann, Möglichkeit, Willkührlichkeit oder Nothwendigkeit, Absichtlichkeit oder Zufälligkeit u. s. f.;

c. mehr äuſserliche Beziehungen der Handlung, vorzüglich auf Raum und Zeit, welche andre Sprachen durch untrennbare Präpositionen ausdrücken, hin, her, in, mit u. s. f.

d. Neben diesen allgemeinen Bestimmungen, richtet sich aber die Conjugationsform auch nach der speciellen Bedeutung des Worts, so daſs man z. B. unser fischen, angeln (*isdà*, Fisch, *bívas*, Angel) nicht nach der 2. (*mag-isdà*), sondern nach der 3. Conjug. (*ma-ñgisdà*, *ma-mívas*) bildet.

Alle diese verschiedenen Bedeutungen können sich aber bei einer und ebenderselben Conjugationsform zugleich befinden.

94. Die Sache ist offenbar die: die Sprache verbindet jedes als Verbum gebrauchte Wort mit einem oder einer bestimmten Anzahl wechselnder Präfixe (die infigirende Conjug. hier mit eingerechnet), sie giebt vermittelst derselben dem Verbalbegriff gelegentlich alle im vorigen Paragraphen erwähnte Modificationen, und es liegt in ihr hierbei die doppelte Eigenthümlichkeit, daſs sie für sehr verschiedene Kategorieen (untrennbare Präpos., transitive und Causalverba) eine und die nämliche Bezeichnungsart durch die Conjugationsform hat, und daſs sie Dinge durch die Verbalform ausdrückt, die andre Sprachen besser besonderer Erläuterung durch adverbialische Zusätze überlassen, z. B. ob man absichtlich oder zufällig an etwas denkt, was die Tag. Sprache für den ersten Fall durch die 2. Conjug. (*mag-ísip*), für den letzten durch die 4. (*maca-ísip*) andeutet, so daſs nur die erste Form des Worts einen Imperativ haben kann.

Anm. Ich muſs hier vorläufig (da ich auf den Gegenstand zurückkommen werde) bemerken, daſs die Sanskr. Nominal-Verba, zu welcher Classe alle Tag. gehören, eine auffallende Ähnlichkeit mit den Tag. Conjugationsformen darin haben, daſs sie den Verben durch grammatische Bezeichnung ganz particuläre Bedeutungen, von verlangen, nachahmen, dann aber auch zugleich ganz allgemeine, eine Eigenschaft bekommen, hervorbringen, geben. Auf die Nominal-Verba in den abgeleiteten Sanskr. Sprachen ist noch nicht genug geachtet worden.

95. Die Grammatiker haben nun die mit gleichen Präfixen verbundenen Verba zusammengestellt, ihrer Bedeutung nachgeforscht, und danach

ihre Conjugationsformen, die man für nichts anderes ansehen darf, gebildet. Es ist nun sehr begreiflich, daſs sie dem, oft sehr feinen Ideengange, nach welchem der Sprachgebrauch Verba demselben Präfixe unterordnete, oder mit verschiedenen verband, nicht immer nachgehen, noch weniger die factischen Umstände errathen konnten, auf welchen dies in einzelnen Fällen beruht haben mochte. Der Natur des Unternehmens selbst nach, konnte dasselbe weder ganz erschöpfend, noch in der Angabe der Bedeutungen der Conjugationsformen überall durchaus richtig sein. Bisweilen scheint es ihnen auch begegnet zu sein, bloſs dialektweise verschiedne Formen als wesentlich in der Bedeutung verschieden aufzustellen. Daher ist die Zahl und die Bestimmungsart der Conjugationsformen nicht von Willkührlichkeit frei.

Anm. Man sieht aus Totanes selbst, daſs er der Eintheilung des Tag. Verbums in 17 Conjugationen nur darum folgt, weil sie einmal die hergebrachte in der grammatischen Schule ist, die sich nach und nach unter den Spanischen Missionaren in den Philippinen gebildet hat, nicht aber weil diese Zahl gerade in der Natur der Sprache gegründet wäre. Ezguerra hat gar nicht die Eintheilung in eine bestimmte Anzahl von Conjugationen, und dies rührt durchaus nicht von dem Bau des Bisayischen Dialekts, den er behandelt, her, sondern einzig von der Verschiedenheit der von ihm gewählten Methode. Er handelt zuerst die infigirende Conjugation (*conjugacion intercalar*) ab, und geht dann die verschiednen Präfixa in einzelnen Capiteln durch. Man gewinnt bei dieser Behandlungsart nicht eben an Leichtigkeit und Klarheit der Übersicht; aber verbunden mit dem Umstande, daſs Ezguerra viele Varietäten untergeordneter Mundarten anführt, gewährt sie den Vortheil, daſs man bei der Vergleichung von Totanes und Ezguerra nunmehr deutlicher einsieht, was der Sprache, und was dem systematisirenden Sinn der Grammatiker angehört.

96. Auch diejenigen Conjugationsformen, welche Modificationen des Verbalbegriffs angeben, haben doch nebenher die Eigenthümlichkeit, mit Ablegung jener allgemeinen Bedeutung, Verben von specieller Bedeutung ausschlieſslich anzugehören. So hat *macà* ganz gewöhnlich causale Bedeutung, *macáhapis*, betrüben; dagegen heiſst *macátalastàs*: zufällig hören.

Anm. Es erinnert dies daran, daſs auch im Sanskrit dieselbe Formation in den abgeleiteten Verben den causalen, in der 10. Conjug. einer bestimmten Anzahl von Verben angehört, und daſs es der gleiche Fall mit dem Pass. und der 4. Conjug. ist.

97. Da die Conjugationen allgemeine Modificationen des Verbalbegriffs angeben, so folgt hieraus von selbst, daſs dasselbe Wort nach mehr als Einer Conjugationsform gebildet werden kann. Doch gehört es, diesen wechselnden Ausdruck des Verbalbegriffs abgerechnet, immer Einer in seinem von diesen Nebenbegriffen freien Sinn an. In verschiedner Bedeutung aber gehn die Wörter oft nach mehr als Einer Conjugation: *um-áral*, lehren (1. Conjug.), *mag-áral*, lernen (2. Conjug.). Derselbe Fall ist im Sanskrit. Daſs Wörter, wie in diesem, in gleicher Verbalform und gleicher Bedeutung mehr als Einer Conjugation angehörten, sagen die Grammatiker nicht ausdrücklich, man findet aber bei ihnen solche Beispiele. So steht bei Totanes für das Anlegen des Weiberrocks, der Tag. *tápis* heiſst, (nr. 175.) *mag-tápis* und (nr. 188.) *ma-nápis* (2. 3. Conjug.).

98. Der reine Verbalbegriff, die bloſse Verwandlung des Worts in ein Verbum, liegt, soviel ich sehen kann, ausschlieſslich in der einfachen Verbindung der mit *m* beginnenden Präfixa mit dem Worte, und in der infigirenden Conjugation, also in der 1., 2. (*mag*), 3. (*man*), 8. (*ma*). Umgekehrt läſst sich aber der Satz von der 2. und 3. nicht behaupten, da sie zugleich die Bestimmung haben, bei Wörtern, die in gleicher Bedeutung nach der 1. gehen, Vielheit der Personen oder der Handlungen anzuzeigen. Eher gilt es von der 1. und 8., allein auch nicht ganz. Denn da diese Conjugationsformen nur bei Wörtern bestimmter Bedeutungen gebraucht werden, so leidet die Allgemeinheit des Verbalbegriffs bisweilen sichtbar durch diese Einschränkungen.

99. Daſs eine unter den verschiednen Conjugationsformen könnte, bis auf die Ausnahmen, als die allgemeine angesehen werden, wird durchaus nicht gesagt; es scheint aber dennoch, daſs die 2. (*mag*) so betrachtet werden kann, da sie den Verbalbegriff am allgemeinsten enthält, und ihre Bildung in einfacher Präfigirung ihrer Partikel besteht. Die künstlichere durch Infigirung und Buchstabenverwandlung (1. 3.) dürfte der Sprachgebrauch wohl auf eine bestimmte Anzahl von Verben beschränkt haben. Daſs dies auch die Ansicht der Missionare ist, zeigt sich darin, daſs alle in die Tag.

Sprache eingeführte Lateinische und Spanische Wörter durch Vorsetzung von *mag* in Tag. Verba verwandelt werden. Mit den Sanskritischen und Arabischen ist dies nicht unbedingt der Fall; *sulat*, schreiben, das Arab. *sūrat*, bildet *sumulat*.

100. Das eben Gesagte kann aber nur von transitiven Verben gelten, und muſs für intransitive auf die 8. Conjug. (*ma*) bezogen werden. Denn der hauptsächlichste Unterschied zwischen den hier betrachteten einfachen Conjugationsformen ist der, daſs die infigirende, und die mit *mag* und *man* verbundenen (1-3.) transitiver sind, die mit *ma* (8.) aber intransitiver. Doch ist die Unterscheidung durchaus nicht scharf, und die ganze Abtheilung nur unter folgenden Modificationen richtig.

101. Das Präfix *ma* drückt allerdings die intransitive Beschaffenheit aus, wie wir es denn auch als allgemeines Präfix der Adject. gefunden haben. Es sagt das Sein in einem Zustande aus. Die Conjug. mit *ma* (8.) zeigt auch dadurch ihre intransitive Natur, daſs sie zu Passivpartikeln *ma* und *ca* hat. Das erste sagt nur, daſs hier an kein, dem Act. entgegenzusetzendes Pass. zu denken ist, und die Partikel *ca* enthält (s. ob. nr. 48.) allgemein den Begriff des Geschehenen, Gewirkten. Sie ist ganz der Natur des Nomens, und konnte daher nicht so wie *ma*, das, als Sein, Verbalnatur hat, zur Bezeichnung des intransitiven Verbums (in der Sprache der Tag. Grammatiker zum Act. der 8. Conjug.) gebraucht werden. *Ma* und *ca* unterscheiden sich ungefähr wie Sein und Sache, und *ca* dient daher vorzüglich da, wo der Ort eines Vorfalls, *ma* da, wo die betroffene Person oder die Ursach herauszuheben ist (s. ob. nr. 46. 47.). Auch ist das angebliche Passivum in *an* (nr. 48. 49. 50.) das einzige in der 8. Conjug. übliche, was sehr richtig ist, da es nur den Ort der intransitiven Handlung wirklich oder bildlich bezeichnet.

102. Die zur 8. Conjug. gerechneten Verba sind daher auch im eigentlichsten Verstande Neutra und Intransitiva, nicht solche, die nur durch reflexive Natur, sich waschen, oder, indem man, von der transitiven Natur absehend, sie zu immanenten macht, viel schreiben, dem Sinn nach zu solchen werden. Es gehören daher zur 8. Conjug. Wörter wie: trauern, fürchten, untergehen, sitzen, ähnlich sein, zu etwas werden. In mehreren Fällen werden die Wörtern der 8. Conjug. gegenüberstehenden transitiven Verba nach der 1. Conjug. gebildet: traurig machen, zerstören, sich hinsetzen. Eine scheinbare Ausnahme bestätigt diesen Begriff der 8. Conjug.

Sie drückt nämlich aus, daſs etwas, ohne Absicht, durch bloſsen Zufall geschieht; und wenn dies Geschehende eine transitive Handlung ist, so läſst sie auf ihr eignes Präfix die Präfixe des jedesmaligen transitiven Verbums folgen; so wird im Prät. *na-papaqui-pag-bili* vom zufällig Verkauften gesagt. Die transitive Natur der Handlung wird dann durch die transitiven Präfixe bezeichnet; das *ma* der 8. Conjug. drückt, seiner Natur getreu, den intransitiv leidenden Zustand aus, in dem sich der Mensch wirklich befindet, wenn er etwas, ohne es zu wollen, oder indem er sich nur dem Zufall überläſst, thut. Wenn Absicht auszudrücken ist, stehen in mehreren dieser Fälle die transitiven Conjugationen allein. So wird das absichtliche und zufällige Kommen eines Menschen zu mir bloſs durch die Conjugationsform unterschieden.

Anm. In dem angeführten Tag. Wort ist das Präfix der 8. Conjug. *ma* (im Prät. *na*) verbunden mit dem Pass. Präf. der 6. *paqui*, sich in etwas hineinbegeben, und mit dem der 2. *pag*, weil *bili* allein kaufen, nicht verkaufen heiſsen würde. Von diesem Verbinden mehrerer Conjugationsformen unter einander wird unten (nr. 110.) die Rede sein.

103. Nicht alle intransitive Verba aber gehen nach der 8. Conjug., und die Bezeichnung der transitiven Verbalnatur, zu der wir jetzt kommen, ist bei weitem weniger rein und erschöpfend, als die der intransitiven.

104. Das *g* fügt dem *ma* allerdings transitive Bedeutung hinzu. Wir werden weiter unten (5. Conjug. nr. 135, 5.) den Unterschied zwischen *mag-pa* (5. Conjug.) und *ma-pa* (8. und 5. Conjug.) sehen; und ebenso deuten *mag-pati* und *ma-pati* das plötzliche Annehmen körperlicher Stellungen, aber das erstere mit Willen und Absicht, das letztere ohne es zu wollen und zufällig an. Da aber das transitive Verbum sich auch im Medium reflexiv auf den Handelnden zurückbeziehen kann, so hat *mag* erstlich diese Bedeutung: *magáhit*, sich barbieren. Dann wird aber auch die 2. Conjug. auf wahre Intransitiva angewendet; so *mag-taquindi*, auf Einem Fuſse gehen. Merkwürdig ist es, daſs dies Verbum nach allen drei transitiven Conjugationen gebildet werden kann. Denn man sagt auch nach der 1. *t-um-aquindi*, und nach der 3. *ma-naquindi* (de los Santos. *p.* 99. *v. andar*).

105. Allein die Wörter körperlicher Bewegung gehören der 1. Conjug. eigenthümlich an, und gehen nur sehr ausnahmsweise (wie *limbàng*, von einem zum andren übergehen, das zugleich nach der 1. *l-im-imbàng*,

nach der 2. *mag-limbàng*, und im Pass. der 8. *qu-in-a-li-limbáng-an* macht. De los Santos. *p.* 99. *v. andar*) zugleich nach der 8. Vermuthlich wurde es dem noch logisch ungeübten Volkssinn schwer, eine Handlung, welche den Körper zu rühren und anzustrengen zwingt, als ein Neutrum zu behandeln, indem man den Begriff des Intransitiven noch nicht grammatisch auffaſste. Man rechnete also zu demselben nur vorzugsweise innerliche, dem Willen nicht unterworfene, unmerklich von selbst vorgehende Veränderungen, oder wirkliche von aller Bewegung und Veränderung entfernte Zustände. Dies beweisen die oben angegebenen Bedeutungen von *ma*; und wenn man diesen Gesichtspunkt faſst, so ist gegen die Vertheilung der Tag. Verba unter die transitiven und intransitiven Präfixa wenig oder nichts zu erinnern.

106. Schwieriger ist es, den Unterschied zwischen der 1. und 2. Conjug. richtig und einigermaſsen erschöpfend aufzufassen. Beide sind transitiv in der oben angegebnen Bedeutung; wenn ich aber den Eintheilungsgrund der Sprache hier richtig verstehe, so gehört das, auch seiner grammatischen Construction nach transitive Verbum vorzugsweise dem Präf. *mag* an, und die 1. Conjug. steht der intransitiven theils an sich, theils dadurch um einen Schritt näher, daſs es ihr eigen ist, den direct activen Ausdruck, wo das Verbum einen von ihm regierten Accusativ hinter sich hat, gern zu umgehn. Sie ist und scheint daher immanenter; und es dürfte vielleicht nicht unrichtig sein, den infigirten Nasenlaut als Symbol davon anzusehen. Geht man ihre Bedeutungen durch, so finden sich darunter wirklich intransitive, wie die Verba der Bewegung: laufen, gehen u. s. f., reflexive, wie: sich weiſs, schwarz machen, solche, die zwar transitive Handlungen ausdrücken, aber als habituelle Verrichtung, wie: das Geschäft des Schreibens üben, ein Schreiber sein; ferner Verba innerlicher Verrichtungen oder Leiden: traurig, krank machen, Hunger leiden lassen, mit Absicht nachdenken; körperlicher Handlungen, wie: sich setzen, hinknieen, spucken; der Richtung nach sich, daher kaufen nach der 1., verkaufen nach der 2. Conjug. geht; Verba von dem, was aus dem Innern einer Sache hervorgeht, wie das Keimen, Sprieſsen von Pflanzen u. s. f. Wunderbar ist es dagegen, daſs, wie schon oben gesagt worden, einige Verba gerade in der 1. Conjug. Activa und in der 2. Media sind. Auch die Verba der Erregung von Empfindungen gehen nur nach der 1. Conjug., wenn diese in Andren erregt werden (s. unt. nr. 141.).

107. In einigen dieser Bedeutungen, namentlich bei den Verben von Erregung von Empfindungen, ist in der 1. Conjug. das Act. nur sehr selten, in andren, namentlich bei den Verben der Beschädigungen durch Thiere, gar nicht gebräuchlich. In allen diesen Fällen bedient man sich des Passivums.

108. Die Eigenthümlichkeit der 3. Conjug. (*man*) beruht gröſstentheils auf der mit ihr verbundenen Buchstabenveränderung, und ist insofern phonetisch. In Absicht der ihr ausschlieſslich eignen Bedeutungen ist sie von sehr geringem Umfange, und auf Verba des Jagens, Fischens, des Tragens von Waffen und Kleidungsstücken (wo aber auch die 2. eintritt), des Lebens an einem Ort, und des sich zu einer Sache Machens, ihr ähnlich Seins beschränkt.

109. Der transitive Verbalbegriff in der bestimmten Bedeutung des Machens, Hervorbringens, Verursachens wird auſser den eben betrachteten drei ersten Conjugationen angedeutet durch das Präfix *macà* (4. Conjug.), und diese Andeutung ist durchaus allgemein, auch da, wo andre Conjugationsformen dasselbe, aber nur für bestimmte Fälle, ausdrücken. Beispiele: *macá-bùhai*, Leben hervorbringen; *macá-hapis*, Traurigkeit verursachen (allgemein), *hapis-in*, Imperat. Pass. 1. Conjug. es in einem Andren thun.

110. Der reine Verbalbegriff, dessen Andeutung durch die Conjugationsformen wir bis hierher in Erwägung gezogen haben, erhält durch einige derselben ganz allgemeine Modificationen, die es jetzt durchzugehen gut sein wird. Diese (4-7. 11. Conjug.) finden dann in diesen ihren allgemeinen Bedeutungen (denn sie haben gröſstentheils nebenher auch specielle) Anwendung auf alle Verba ohne Unterschied; und da diese, entblöſst von ihren charakteristischen Conjugationsformen, ihre Bedeutung verlieren würden, so muſs hier eine Verbindung der Präfixa der allgemeinen Conjugationsformen mit den Präfixen der besondren Wörter vorgehen, auf welche sie angewendet werden. Auch in andren Fällen (s. ob. nr. 102.) kommt eine Verbindung der Präfixa verschiedner Conjugationen vor.

111. Die allgemeine Regel für diese Verbindungen (Tot. nr. 85.) ist die, daſs die Präfixa der allgemeinen Bedeutung vorangehen, und auf sie die des speciellen Worts, aber im Passivum, folgen. Dies ist logisch und grammatisch richtig. Denn da das Passivum offenbar eine Nominalform ist, so

sind diese verbundenen Formen nichts anderes, als daſs ein Verbum erst mit seinen Präfixen in ein Nomen, und dann wieder in ein Verbum verwandelt wird. Da nun die Passivform der 1. Conjug. gar kein Affixum hat, so kann bei Verben der 1. Conjug. die verbundene Form auch nur die Präfixa der Conjugationsformen allgemeiner Bedeutungen mit sich führen. Beispiele: *maca-gavà*, können machen (1. und 4. Conjug.), *maqui-pagpa-sùlat*, sich darein mischen zu befehlen zu schreiben (6. und 5. Conjug.). Eine Ausnahme von dieser Regel, wo das Präfixum der hinzutretenden Conjugation sich nicht mit dem Passivum, sondern mit dem Activum der andren verbindet, kommt weiter unten (nr. 127, 12.) bei der 1. und 2. mit der 9. Conjug. vor. Es ist in dieser Form vermöge der präfigirten und der infigirten Partikel ein doppelter Verbalausdruck, der durch die Umstellung des Präfixes in sein Passivum mit Beibehaltung des andren Activums in ein Nomen verwandelt wird. Beispiel: *ang i-p-in-agca-ca-d-um-ito co ai si covàn.* Die Construction ist hier folgende: *si*, der, *covàn*, NN., *ai*, ein Äquivalent von ist, *ipinagcaca*, das Passivum mit *i* des Präfixes *pagca* der 9. Conjug. mit der Reduplication des Präsens, *dumito*, die Activform der 1. Conjug. von *dito*, hier, die Verbalform zusammen mit *ang*, die Ursach des hier Seins, wörtlicher: das, wodurch das hier Sein gemacht wird, *co*, meiner; NN. ist die Ursach meines Hierseins (Tot. nr. 249.).

112. Die allgemeinen dem Verbalbegriff durch die auf alle Verba anwendbaren Conjugationsformen zugehenden Modificationen sind: die des Befehlens oder Veranlassens, daſs die Handlung durch einen Andren, oder vermittelst seiner Zulassung geschehe, die des Könnens, der Möglichkeit, die des Verbietens, die der Allgemeinheit der Handlung in Beziehung auf die Handelnden, und die der absichtlichen Theilnahme an gemeinschaftlichen Handlungen.

113. Die erste dieser Modificationen bildet Causalverba, insofern man unter diesen nicht solche versteht, welche allgemein ein Hervorbringen, Bewirken andeuten, als von denen oben (nr. 109.) gehandelt worden ist, sondern im wahren grammatischen Sinne des Worts, wo die Hervorbringung die einer Handlung ist, mithin bestimmt oder unbestimmt ein neues Subject, oder das nämliche zweimal auftritt. Für diese Verba hat die Tag. Sprache eine doppelte Form, eine allgemeine vermittelst des Präfixes *mag-pa* (5. Conjug.), und eine die Beschränkung in sich schlieſsende, daſs die zu bewir-

kende Handlung für den sie Veranlassenden selbst geschehen, ihm zu etwas dienen solle, vermittelst des Präfixes *pa* (im Präs. und Prät. *na-pa*, 7. Conjug.). Beide Bildungen werden aber, wie es scheint, nur da gebraucht, wo von Bewirkung einer Handlung durch Befehl, Auftrag, Bitte, oder Erlaubniſs, nicht auf andre Art, die Rede ist. Die Andeutung des Befehles liegt in beiden Conjugationen sichtbar im *pa*; in der 7. scheint die reflexive Bedeutung, die hier gerade das Charakteristische ausmacht, und dadurch die Aufmerksamkeit mehr an sich zieht, als das transitive Bewirken, das *mag* auszuschlieſsen. Wenn der Befehl in einem zweiten zu gebenden Befehl besteht, so wird bloſs das *pa* verdoppelt.

114. Obgleich die Sprache zwei ausdrückliche Wörter für können besitzt, so drückt sie diesen Begriff doch viel gewöhnlicher durch das Präfix *macà* an den Verben, deren Möglichkeit angedeutet werden soll, aus; und der Unterschied, daſs das Präfix das körperliche, die Verba das moralische Können bedeuten, scheint mehr von den Grammatikern herzurühren, als vom Sprachgebrauche begünstigt zu werden (Tot. nr. 195.). Nur vor der 8. intransitiven Conjug. (*ma*, Pass. *ma, ca*), wo die verbundene Form *maca-ma* oder *maca-ca* lauten müſste, braucht man gewöhnlicher die ausdrücklichen Verba, so wie auch da, wo das causale (s. ob. nr. 109.) und potentiale *macà* zusammentreffen würden, ob man gleich auch beide unmittelbar auf einander folgen läſst; *maca-maca-guinhàva*, (einem Kranken) Erleichterung schaffen können.

115. Den verneinenden Imperativ, der aber durch eine hinzugesetzte Verneinungspartikel wieder zu einem verstärkt befehlenden werden kann, drückt die Sprache durch das Präfix *macā* mit dem (s. ob. nr. 87.) verlängerten Endvocal (Pass. *mā*) und dem Imperativ aus. Dieselben Wörter können aber auch als selbstständige Wörter vorausgehen, und dann das die zu verbietende oder abzuwehrende Sache anzeigende Verbum in jedem beliebigen Tempus des Indicativs stehen.

Anm. In diesem und dem ähnlichen Fall, wo im Sanskrit das verbietende *mā* mit dem sein Augment, also sein Vergangenheitszeichen, ablegenden Prät. verbunden wird, kann man es wohl nur als mit ausgelassenem Verbum sein einen eignen Satz bildend ansehen, dem ein andrer, von ihm vermittelst zu supplirender Conjunction regierter nachfolgt; Sanskr. *mā́ bhawat*, es sei nicht, daſs es geschehe! Tag. *macā siya y* *napa-roon*, es-sei-nicht, (daſs) er war-dort-gewesen. Es ist merkwürdig, daſs dies verbietende *ma* sich, meiner bloſs jetzigen zufälligen Kenntniſs nach, in drei offenbar zu verschiedenen Sprachstämmen gehörenden Sprachen findet, im Sanskrit, Tagalischen und Mexicanischen.

116. Den Umstand, daſs Alle ohne Ausnahme das vom Verbum Ausgesagte erfahren (thun oder leiden), deutet das Präfix *mag-si* an (11. Conjug.). Ganz ähnliche Bedeutung hat das Präfix *mag-ca* (9. Conjug.) in seiner Hauptbedeutung. Es drückt aber nicht so rein den Begriff der Allheit, sondern oft nur den einer Mehrheit aus, und bildet nur intransitive Verba. Es wird daher auch in dieser Bedeutung nicht mit andren Präfixen verbunden.

117. Die absichtliche Theilnahme an gemeinschaftlichen Handlungen liegt in dem Präfix *ma-qui* (6. Conjug.). Es ist damit gewöhnlich der Begriff unberufener, wenigstens unaufgeforderter Theilnahme verbunden. Totanes sagt nur, daſs sich dies Präfix mit den Präfixen der 1-7. (transitiven) Conjug. verbinde. Unter seinen Beispielen sind jedoch auch Verba intransitiver Bedeutung; *maqui-tova*, sich mit freuen. Allein der grammatischen Form nach ist dies keine Verbindung von *maqui* mit der 8. intransitiven Conjug., sondern eine mit dem Passivum der 1. transitiven. Das intransitive *matova*, freudig sein, ist nämlich durch Aufnahme in die 1. Conjug. transitiv (freudig machen) geworden, und durch Verwandlung in die Passivform wieder zur intransitiven Bedeutung (freudig gemacht) zurückgekehrt (s. ob. nr. 71.).

118. Auſser den hier angeführten hauptsächlichsten Fällen giebt es noch mehrere andre, wo sich Präfixa einer Conjugation, deren Bedeutung es zuläſst, mit Präfixen anderer verbinden, um ein Wort zum Verbum zu stempeln. Die Sprache besitzt aber auch andere Weisen, den Verben allgemeine Modificationen mitzutheilen, aus welchen neue Beziehungen der Conjugationsformen auf einander entspringen. Der wichtigste Fall hierunter ist der, wo in irgend einer Art eine Mehrheit am Verbalbegriff angedeutet werden soll.

119. Der Plural wird im Tag., wie in jeder andren Sprache, am Verbum durch Hinzufügung des Plural-Pronomens bezeichnet. Die Sprache verwebt ihn aber doch noch in vielen Fällen in den Begriff des Verbums, so daſs man gleich der grammatischen Form von diesem ansieht, ob von Einem

Subject, oder von mehreren die Rede ist. So haben wir oben (nr. 116.) geſehen, daſs *magca* (9. Conjug.) Mehrheit anzeigt. Ohne daſs also *sila*, sie, dabei zu stehen brauchte, verräth die bloſse Form, daſs *nag-ca-ca-tóva* sie freuen sich, und nicht: er oder sie freut sich, sagen soll. Doch werden auch mit diesen Formen die Pluralpron. häufig auſserdem verbunden. Bisweilen aber folgt auf diese Formen ein Collectivum im Sing.; *mag-ca-ca-sálot ito-ng bayan*, wörtlich: sie-werden-Pest-leiden dieser (Verbindungslaut) Ort.

120. Nach Totanes wird der Begriff der Mehrheit auch so angedeutet, daſs eine Conjugation mit ihrem Präfix dieſelbe an den Wörtern einer andren bezeichnet, mithin diese beiden Conjugationen sich zu einander wie Singular und Plural verhalten. Bei genauerer Untersuchung sieht man aber, daſs der Grund davon bloſs darin liegt, daſs *mag* zwei Bedeutungen, nämlich auſser der des transitiven Verbalbegriffs auch eine sich auf Mehrheit beziehende hat. Statt nun zu sagen, daſs die präfixlose Conjugation am Verbum niemals Mehrheit ausdrückt, sondern, wenn dies geschehen soll, mit Abwerfung der Infigirung, *mag* vor sich nimmt, behandelt er die Mehrheitsbedeutung als eine der mit *mag* (2. Conjug.) verbundenen Conjugationen, und giebt nun da die zweite Regel, daſs diese 2. Conjug. nur da Mehrheitsbedeutung hat, wo das Verbum in derselben Bedeutung, die es in der zweiten hat, nach der ersten geht, sonst aber nicht. Beispiel: *súlat*, schreiben, nach der 1. Conjug. (Imper. *s-um-úlat*), ändert seine Bedeutung nicht in der 2., oder geht, wie natürlicher zu sagen wäre, gar nicht nach der 2.; daher deutet *mag-súlat* Mehrheit an und ist eigentlich gar keine Form der 2. Conjug., sondern eine in der ersten am Verbum selbst Mehrheit ausdrückende. Dagegen verändert *áral* (1. Conjug.) wirklich seine Bedeutung in der zweiten, und geht nach beiden zugleich, nach der 1. *um-áral*, in der Bedeutung von lehren, nach der 2. *mag-áral*, in der Bedeutung von lernen, und mithin kann *mag* hier nicht Mehrheit andeuten, sondern es muſs dies durch andere Mittel geschehen. Nach dem angenommenen System der Conjugationsformen ist Totanes Vorstellungsweise nicht zu tadeln, aber der Grund in der Sprache läſst sich nur in der Bedeutung von *mag* nachweisen, die hier ganz unabhängig von der Verbalnatur ist. Wir haben oben gesehen, wie *mag* als Präfix von Subst. denselben einen collectiven Sinn giebt. Dies ist auch hier der Fall. Wie man sich in *mag-ama* die ganze

Vaterschaft (Vater und Kind) zusammendenkt, so liegt in *mag-súlat* das gesammte Schreiben, nicht als ein einzelnes, sondern als eine Masse genommen.

121. Aus dieser Bedeutung von *mag* rührt es auch her, daſs, was uns Anfangs so sehr auffällt, der Begriff der Mehrheit in diesen Fällen bald auf die der Handelnden, bald auf die der Handlungen, und von da noch weiter auf die gewöhnliche Beschäftigung mit solchen Handlungen bezogen wird. Denn *magsúlat* kann nach Umständen heiſsen, ähnlich einem gewöhnlichen Plural: Viele schreiben, oder als Frequentativum: er schreibt viel, oder gleichsam als habitueller Modus: es ist sein Geschäft, zu schreiben. *Mag* drückt nie den einfachen Plural aus, *mag-ama* heiſst nicht die Väter, sondern der Vater-Complexus, daher ist auch im Verbum seine wahre Bedeutung nur das viele Schreiben; weil aber dies ebensowohl ein vieles Schreiben eines Einzigen, als ein Schreiben Vieler sein kann, so kommt indirect auch der letztere dieser Begriffe in den Ausdruck. Alsdann kann der Begriff der Vielheit ganz bis auf den der Zweiheit zurückgehen; *um-asáva* (1. Conjug.), heirathen, vom Mann, der eine Frau nimmt, *mag-asáva* (2. Conjug.), sich heirathen, von beiden Theilen gebraucht.

122. Die Fälle dieser Mehrheitsandeutung kommen nun vor bei der 1. und 2., bei der 1., 2. und 3., und bei der 7. und 5. Conjug. Von der 1. und 2. ist so eben geredet worden. Die 3. Conjug. hat nun zwar nicht *mag* zum Präfix, sondern *man*. Aber dies *man* scheint eine bloſse Lautveränderung von *mag* zu sein. Doch hat die 3. Conjug. das Eigenthümliche, daſs sie nur Vielheit der Handlungen, nicht der Handelnden anzeigt, und sogar den Begriff der Vielheit zu dem des Grades hinüberzieht; *muti* (1. Conjug. von *puti*, weiſs), sich weiſs machen, *ma-muti* (3. Conjug.), sich sehr weiſs machen.

123. In der 7. und 5. Conjug. bezieht sich die Mehrheitsandeutung bloſs auf eine ihrer einzelnen Bedeutungen. *Pa* (7. Conjug.) drückt nämlich unter andren aus, daſs man dasjenige sagt, was der Wortstamm andeutet; *oo*, ja, in ein Verbum verwandelt *pa-oo*, bejahen; *aco i napa-diablo*, ich (Verbindungspart.) habe-Teufel-gesagt. Dieselben Wörter mit *mag* dazu (d. h. mit *magpa* nach der 5. Conjug.) deuten, und zwar, wie bei der 1. und 2., ohne genaue Unterscheidung der Handelnden und der Handlungen, Mehrheit an; *aco i nagpa-diablo*, ich habe oft Teufel gesagt.

124. Auch in Modificationen einzelner Bedeutungen beziehen sich häufig zwei oder mehr Conjugationen auf einander, so daſs dasselbe Verbum, nach Maaſsgabe seiner Bedeutung, zu allen gehört. So heiſst von *lohòr* *l-um-ohòr* (1. Conjug.): hinknieen, *ma-lohòr* (8. Conjug.): schon wirklich knieen, *mag-pa-ti-lohòr* (15. Conjug.): sich plötzlich auf die Kniee werfen, *ma-pa-ti-lohòr* (auch nach Totanes 15. Conjug.): zufällig plötzlich auf die Kniee fallen.

125. Ich habe mich im Vorigen (nr. 56 - 124.) bemüht, die Art, wie, und den Zweck, wozu die Sprache mannigfaltige Conjugationsformen bildet, so allgemein, als möglich, anzugeben, und die Methode der Sprache erläuternde Zusammenstellungen zu machen. Da aber auf diese Weise viel Specielles hat übergangen werden müssen, so lasse ich hier eine in tabellarischer Kürze abgefaſste Zusammenstellung der angeblichen 17 Conjugationen, durchaus nach Totanes, folgen.

1. Conjugation.

126. Bildung. Activum: Infigirung von *um* bei consonantisch, Präfigirung bei vocalisch anlautenden Wortstämmen. Bisweilen bloſse Verwandlung des Anfangsbuchstaben. Passivum: der bloſse Wortstamm mit einem der allgemeinen Passiv-Affixa (s. ob. nr. 64 - 71.).

127. Bedeutungen. 1. Verba des Werdens, von abstracten Subst. Von andren Wörtern, als abstracten Substantiven, und vermuthlich mehr im intransitiven Sinne, nach der 8. Conjug.

2. Transitive Verba des Zerstörens, wenn die zerstörende Ursach ein lebendes Wesen ist. Sonst 4. Conjug. Wenn die Zerstörung als in sich selbst vorgehend, intransitiv angesehen wird, nach der 8. Conjug.

3. Verba des Erregens von Empfindungen, Leidenschaften, Krankheiten u. s. w. in Andren. Meist im Passivum gebraucht (s. nr. 106.). Der Zustand, in dem man diese Empfindungen, Leidenschaften, Krankheiten an sich erfährt, wird durch die 8. Conjug. ausgedrückt.

4. Verba der Zerstörung durch Thiere. Nur im Passivum.

5. Verba der Verrichtung mit Werkzeugen; *gunting*, Scheere, *g-um-unting*, damit schneiden.

6. Verba körperlicher Stellungen, wie knieen, sitzen, mit dem Begriff des Annehmens derselben, hinknieen, sich setzen (vgl. 5. Conjug. nr. 135,

4). Die Stellung selbst, oder vielmehr das Befinden in derselben wird durch die 8. Conjug. angedeutet, sitzen, knieen.

7. Verba des Auswerfens aus dem Körper, spucken, Wasser abschlagen. Einige solcher Verba, wie schwitzen, nach der 2. Mit dem Nebenbegriff der Unwillkührlichkeit, nach der 17. Conjug.

8. Verba des Hervorkommens, erzeugt Werdens einer Sache aus der andren, wie keimen, sprossen. Einige solche nach der 3.

9. Verba des an sich Ziehens, wie kaufen; des von sich Gebens, wie verkaufen, nach der 2.

10. Verba gegenseitiger Handlungen, wenn die beiden Subjecte nicht in demselben Casus stehen (s. ob. nr. 121.). Wenn sie im gleichen Casus stehen, nach der 2.

11. Verba von Bewegungen, die in dem Bewegten selbst vorgehen, wie rennen, hinausgehen. Wo die Bewegung den Gegenstand betrifft, wie in herausnehmen, nach der 2.

12. Mit Ortsadverbien und Verben der Bewegung bedeutet diese Conjugation, indem man sie ins Activum stellt, und dann das Präfixum der 9., oder in seltenen Fällen der 2. davor setzt: die durch das Adverbium oder Verbum ausgedrückte Bewegung machen, und zwar nach Totanes, obgleich es aus den Beispielen nicht immer hervorgeht, dies aus einer bestimmten Ursach thun; *ai aī nagca-ca-d-um-íto ca*, von *díto*, hier: warum stehst du hier? (9. und 1. Conjug.); *mag-d-um-ali ca*, von *dalì*: komm geschwind!

13. Verba von Handlungen, die man an Andren verrichtet, wie einen Kranken heilen. Die an sich selbst verrichteten, wie sich heilen, nach der 2.

14. Verba von Geistesverrichtungen und Empfindungen, wenn sie absichtlich sind. Wenn der Zufall sie herbeiführt, nach der 4.

Bei allen diesen Bedeutungen ist die gänzliche Abwesenheit des Mehrheitsbegriffs das charakteristische Kennzeichen dieser Conjugation.

Man sieht aus dieser Aufzählung die nahe gegenseitige Beziehung der beiden ersten Conjugationen auf einander. Totanes Abtheilungen sind aber oft einander sehr nahe berührend. So sagt er selbst, daſs die Unterscheidung von Bewegung und Handlung (nr. 11. 13.) sehr zweifelhaft sein kann. Die Wahrheit ist, daſs bei nr. 11. die 1. Conjug. Intransitiva enthält, welche das *mag* durch wahre Causalbedeutung in Transitiva verwandelt. Dagegen enthält nr. 13. immer wahre Transitiva, die ein Activum und Medium haben können.

2. Conjugation.

128. **Bildung.** Activum: *mag.* Passivum: *pag*, oder wie die 1. Conjug. (s. ob. nr. 76.).

129. **Bedeutungen.** 1. Bei Verben der 1. Conjug., die ihre Bedeutung in ihr nicht ändern, zeigt sie Mehrheit an (s. ob. nr. 120. 121.), wobei zum Theil der Accent des Wortes sich verändert (s. nr. 86.).

2. Die schon bei der 1. Conjug. angegebenen (nr. 127, 7. 9. 10. 11. 12. 13.).

3. Mit angehängtem *an*, Verba des gemeinschaftlichen, oder gegenseitigen Handelns, mit dem Begriff der Verstärkung verbunden. Auch nach der 13. Conjug. mit *ṃanhi.* Die der gröſsten Verstärkung nach der 14. Conjug. Diese Verba der Gemeinschaftlichkeit oder Gegenseitigkeit, mit und ohne (s. nr. 127, 10.) *an*, schlieſsen in der 2. Conjug., als einer transitiven, Absichtlichkeit ein. Ist die Handlung zufällig, so gehen sie nach der 9., als einer intransitiven, und nehmen auch da das Suffix *an* nach sich, jedoch nur mit vorangehender Negation, und dann in der Bedeutung des nicht Könnens; von *quíta*, sehen, *di nagca-qui-quitá-an*, sie können sich nicht sehen.

4. Ebenso und mit Paroxytonirung, Verba von Handlungen, zu denen Mehrere nach einander concurriren, wie: von Hand in Hand geben; Verba, um das gebrauchte Verbum und dessen Gegentheil zugleich auszudrücken, *nag-la-labàs-an siyà* (¹), er geht hinaus und hinein, von *labàs*, hinausgehen; Verba, um das feste Beharren in derselben Stellung anzudeuten.

5. Ebenso gebildet, aber mit Reduplication: sich anstellen, etwas heucheln, oder wenn Wahrheit dabei ist, sehr wenig davon thun.

6. Mit Namen von Nationen, Ständen, Geschlechtern: sich in irgend einer Sache wie sie benehmen oder verhalten. Wenn es ganz und in Allem ist, nach der 6., und (mit Namen von Nationen) nach der 12. Mit Wörtern von Ämtern: sie verwalten.

7. Hervorbringen, machen, brauchen, halten, achten, in verschiedenartigem Gebrauch: von Naturgegenständen, wie Wellen schlagen, von anzu-

---

(¹) Totanes accentuirt, trotz seiner gegebenen Regel, wie ich hier gethan.

fertigenden Sachen, wie **ein Haus bauen**, von Waaren: sie verkaufen, von Kleidungsstücken: sie tragen, von Eſswaaren: sie verzehren, mit dem persönlichen Pron.: für dein, mein achten, sich zueignen, metaphorisch: als Vater, als Kind halten, auch Kinder zu halten (in Nahrung, Lehre) verstehen.

8. Mit Nominen, welche durch ihre grammatische Form anzeigen, daſs man eine Sache so oft thut, daſs sie Geschäft, oder Gewohnheit wird: sich dazu machen, dazu werden, es üben, z. B. ein Schreiber werden, den Sänger machen, vergeſslich werden.

9. Dient diese Conjug., die in die Sprache aufgenommenen Spanischen und Lateinischen Wörter zu Tag. Verben zu machen.

10. Mit abstracten, durch gleichzeitige Präfigirung von *ca* und Suffigirung von *an* gebildeten Substantiven: das thun, was das Abstractum ausdrückt.

11. Mit Adjectiven, denen aber immer *ma* vorgesetzt wird, wenn sie es nicht schon an sich haben, und mit Oxytonirung: sich für das durch das Adjectivum Bezeichnete halten.

3. Conjugation.

130. **Bildung.** Mit Buchstabenveränderung. Activum: *man.* Passivum: *pan* (s. ob. nr. 85.).

131. **Bedeutungen.** 1. Sie zeigt bei Verben der 1. und 2. Conjug., die in ihr nicht die Bedeutung ändern, und von denen es mit dem Präfix *pan* gebildete, Werkzeuge andeutende Substantiva giebt, Mehrheit der Handlungen, und noch bestimmter eine solche an, die aus der Verwaltung eines Amts, Übung eines Geschäfts herrührt.

2. Die bei der 1. Conjug. nr. 127, 8. angezeigte Bedeutung.

3. Mit Dingen, die sich, wie Thiere, Holz, Gras, im Lande, oder Wasser befinden, bedeutet diese Conjug.: sie fangen, holen, danach gehen. Ebenso mit Wörtern von Werkzeugen des Fangens, Fischens u. s. f.

4. Mit Wörtern von Waffen, Kleidungsstücken u. s. f.: sie brauchen, tragen.

5. Mit Wörtern und Namen von Ländern, Gegenden und Dingen, in denen sich wohnen läſst: in ihnen leben.

6. Mit Wiederholung des ganzen Stammworts und bei unverändert bleibendem Anfangsbuchstaben mit *ma*, statt *man*: einer Sache gleich, fast wie sie sein.

4. Conjugation.

132. **Bildung.** Activum: *macà.* Passivum: *ca,* oder *ma.*

133. **Bedeutungen.** 1. Mit dem Passivum *ca*: machen, hervorbringen im Allgemeinen (s. ob. nr. 109.). Vgl. 1. Conjug. nr. 127, 2. Wenn bestimmt ausgedrückt werden soll, daſs es ein freiwilliges Hervorbringen ist, nach der 5. Conjug.

2. Mit dem Passivum *ma*: können (s. ob. nr. 114.).

3. Mit dem Passivum *ma* und verlängertem End-*a*: verbieten (nr. 115.).

4. Ebenso, mit Wörtern, die ein Bemühen nach etwas anzeigen, drückt sie das gelungene Erreichen aus; *h-u-ng-m-ingì acò sa Pare,* ich habe vom Pater gefordert, *nacà-hingi acò sa Pare,* ich habe erlangt vom Pater; *nána* (1. Conjug. von *pána*) *acò sa osà,* ich habe einen Pfeil nach dem Hirsch geschossen, *nacà-pána cet.,* ich habe getroffen u. s. f.

5. Das, was das Verbum bedeutet, zufällig, ohne Absicht thun. Mit verlängertem End-*a*. Mit allen Conjugationen zu verbinden.

6. Ebenso: etwas auf's Gerathewohl hin thun, ob es gelinge oder nicht. Diese Redensarten sind im Grunde nur durch die Aussprache mit mehr Gewicht bezeichnete Futura perfecta mit vorgesetztem wenn.

7. Mit *ma* im Passivum und suffigirtem *na,* schon: im Begriff stehen, etwas zu beendigen.

8. Die Conjugation deutet an, daſs eine Epoche, oder ein Ereigniſs jemanden getroffen hat, überhaupt, oder an einem bestimmten Ort.

9. Einer Sache in einer bestimmt angegebenen Rücksicht gleich sein. *Macà* oder *ma* verbinden sich dann mit dem Wort der Sache, der man gleich ist. Mit verlängertem End-*a*.

10. Die bei der 1. Conjug. nr. 127, 14. angegebene Bedeutung.

5. Conjugation.

134. **Bildung.** Activum: *magpa.* Passivum: *pagpa, papag,* oder *pa* (s. ob. nr. 77. 82. 84.), das letzte nämlich da, wo sich diese Conjugation an Wörter der 1. anschlieſst.

135. **Bedeutungen.** 1. Befehlen, auftragen, fordern, bitten, erlauben, daſs jemand das durch das Verbum Ausgedrückte mache oder leide, im Allgemeinen. Mit der Beschränkung des Handelns für, oder in sich, nach der 7. Conjug. (s. ob. nr. 113.)

2. Etwas freiwillig (vgl. 4. Conjug. nr. 133, 1.) machen oder hervorbringen, nämlich ohne Dazwischentreten eines Andren, und in erweiterter Bedeutung: zulassen, erlauben, ja sogar erwarten. Dahin gehört (Tot. nr. 219.), wenn man sich selbst mit Absicht eine Eigenschaft beizulegen sucht; die Paroxytona werden dann oxytonirt und die Stimme eilt zum Endaccent; von *búti*, schön, *nag-papa-butì*, er macht sich schön, von *púri*, Lob, Ruhm, *nag-papa-purì*, er thut oder spricht, damit man ihn lobe, er verherrlicht sich. Ferner gehören die Fälle dahin, wo das Machen darin besteht, daſs man (Tot. nr. 220.) jemandem etwas gewährt, also: zu essen geben, nähren, Wohnort geben, beherbergen, *magpa-misa*, bei der Messe helfen u. s. f.

3. Etwas fordern, wie Tribut, Almosen, Gewinn, wo also das Präfix sich mit einem Nomen verbindet.

4. Etwas, durch sich selbst Unbewegliches in eine angegebene Stellung oder Lage bringen, z. B. von Bildsäulen, Gemälden u. s. f.

5. Mit Ortsadverbien, oder mit Substantiven, denen *sa* (s. ob. nr. 24.) vorausgeht: sich absichtlich wohin begeben, wie das Deutsche provinzielle: an einen Ort hinmachen. Mit Substantiven (Tot. nr. 219.) auch ohne *sa*, und sowohl intransitiv auf sich bezogen (dann mit Oxytonirung), als transitiv vom Legen und Bringen von Sachen. Wenn die Bewegung zufällig, oder von selbst durch die Natur der Sache, wie beim Aufsteigen des Rauches, geschieht, wird das transitive *magpa* (vgl. 8. Conjug. nr. 141, 2. 15. Conjug. nr. 155.) zum intransitiven *mapa* (s. ob. nr. 104.).

6. Durch diese Conjugation wird auch angedeutet, daſs das zum Verbum gemachte Wort von Vielen, oder oft gesagt wird (s. ob. nr. 123.). Wird es nur einmal gesagt, nach der 7. Conjug.

Man sieht, daſs alle Bedeutungen dieser Conjugation sich mehr oder minder leicht auf den Begriff der Causalität zurückbringen lassen.

6. Conjugation.

136. **Bildung.** Activum: *maqui.* Passivum: *paqui.*

137. **Bedeutungen.** 1. Sich zu etwas, das Andre thun, von selbst gesellen (s. ob. nr. 117.).

2. Auf Wörter, die Stand, Amt, Eigenthümlichkeit bezeichnen, wird diese Bedeutung so angewandt, daſs die Conjugation ausdrückt: sich so ver-

halten, betragen, sein, dem gleichen; von *láqui*, Mann, *maqui-láqui*, sich männlich betragen (sich gleichsam zu den Männern gesellen), von Weibern (vgl. nr. 129, 6. und nr. 149.). Mit dem Präfix der 8. (intransitiven) verbunden, bedeutet diese Conjugation: durch Zufall oder Schicksal zu dem Ausgedrückten kommen; *na-paqui-alipìn*, er ist zufällig zum Sclaven heruntergekommen.

3. Mit Wörtern von Dingen oder Handlungen, die der Gegenstand einer Forderung oder Bitte sein können: ein wenig davon fordern, gleichsam nur Theilnahme daran verlangen. In einigen dieser Fälle verwandelt sich (Tot. nr. 228.) der Anfangsbuchstabe des Worts (s. ob. nr. 85.).

4. Bei Wörtern von Dingen, welche den Begriff einer Theilung in sich tragen, wie Erbschaft, Stück, die Ordinalzahlen: sie oder den bestimmten Theil fordern.

7. Conjugation.

138. **Bildung.** Activum: *pa* (im Präs. und Prät. *napà*), Passivum: *pa*.

139. **Bedeutungen.** 1. Die in der 5. Conjug. angegebenen Bedeutungen (nr. 135, 1. 6.).

2. Sich wohin bewegen, auf dieselbe Weise, wie es *magpa* und *mapa* (5. Conjug. nr. 135, 5.) ausdrücken, nur, wie es scheint, allgemein und ohne Beachtung des Unterschiedes von Absicht oder Zufälligkeit.

Diese ersten sieben Conjugationen sind die transitiven (Tot. nr. 236.) des Tagalischen Verbums. Es folgen nun (8-10. Conjug.) die drei intransitiven (s. ob. nr. 100-109.).

8. Conjugation.

140. **Bildung.** Activum: *ma*. Passivum: *ma*, oder *ca*.

141. **Bedeutungen.** 1. Die bei der 1. Conjug. nr. 127, 1. 2. 3. 6. angegebenen Bedeutungen.

2. Etwas ohne Absicht, vom Zufall geleitet, gleichsam ohne es zu wollen, thun (s. ob. nr. 102.).

3. Mit Namen von Nationen und suffigirtem *an*: viel von dieser Nation an sich haben, ihr sehr gleichen, gleichsam sich in ihrem Lande befinden.

Man sieht, daſs diese Conjugation der allgemeine und hauptsächlichste Ausdruck für alle intransitiven Verba ist. Daher steht sie in ihren wesentlichsten Bedeutungen im Gegensatz mit der 1., als einer ebenso allgemeinen transitiven, und weil die 1. Conjug., wodurch sie sich von der 2. unterscheidet, groſsentheils wahrhaft intransitive Begriffe, trauern, sitzen, untergehen u. s. f., auf die einzige bei ihnen mögliche Weise transitiv behandelt (s. ob. nr. 106.).

9. Conjugation.

142. Bildung. Activum: *magca.* Passivum: *pagca.*

143. Bedeutungen. 1. Die Conjugation zeigt an, daſs Mehrere oder Alle sich in dem ausgedrückten Zustande befinden. Bestimmt Allheit, und auch an transitiven Handlungen, drückt die 11. Conjug. aus.

2. Eine Sache, die man vorher nicht hatte, oder von der man frei war, neu besitzen, oder neu damit behaftet sein. Von da geht aber auch dies Präfixum auf Fälle über, in welchen diese Nüance nicht vorhanden ist, und wo es sich in nichts vom bloſsen *mag* der 2. Conjugation unterscheidet. Nur der Sprachgebrauch bildet alsdann zwischen beiden ganz willkührlich scheinende Unterschiede. So bedeutet *loob*, Wille, nach dieser Conjugation zum Verbum gemacht: wohlthun, nach der 2.: erlauben (de los Santos. *p.*211. *v. bien hacer*, *p.*833. *v. voluntad*).

3. Die bei der 1. Conjug. nr. 127, 12. und der 2. nr. 129, 3. angegebenen Bedeutungen.

4. Sich zufällig in dem, was man thut oder erfährt, irren.

10. Conjugation.

144. Bildung. Activum: *maguìn.* Passivum: *paguìn.*

145. Bedeutungen. 1. Die Conjugation deutet an, daſs irgend eine Sache sich in diejenige verwandelt hat, die durch Verbindung mit dem Präfix zum Verbum gestempelt wird, wie unsre Redensart: das Holz hat sich versteinert, verkohlt. Diesen wirklichen Erfolg zeigt nur das Präteritum an. Im Präsens liegt mehr die abgeleitete Bedeutung, daſs die eine Sache der andren gleicht, dieselbe zu sein scheint, im Futurum die, daſs die eine die andre werden könne.

2. Diese Bedeutung wird auf Ämter, Laster, Krankheiten, mit Einem Wort auf Alles angewendet, was jemanden, als eine Veränderung, betreffen kann; allein diese ganze Conjugation führt immer den Nebenbegriff mit sich,

daſs die Veränderung und Verwandlung durch die Natur der Sache, von selbst, nicht durch absichtliches Zuthun des Subjects vor sich gehe. In diesem Fall treten andre Conjugationen, die 1., 2., 9. u. a. ein. Diese 10. wird daher nie im befehlenden Imperativ gebraucht.

3. In Verbindung mit Zahlwörtern wird die Conjugation gebraucht, um anzudeuten, wie viele Menschen, Stücke u. s. f. vorhanden sind? gleichsam: sie haben sich zu so vielen gemacht; mit nachgesetztem Adverbium schon, *nà*, bedeutet sie, daſs die Zahl, z. B. von Tagen oder dergleichen, ganz vollendet ist.

Die hier durchgegangenen zehn Conjugationen nennt, ohne daſs man recht den Grund davon einsieht, Totanes die hauptsächlichen (*principales*) im Gegensatz gegen die folgenden sieben weniger wesentlichen (*menos principales*).

11. Conjugation.

146. **Bildung.** Activum: *magsi.* Passivum: *pagsi.*

147. **Bedeutung.** Die bei der 9. Conjug. nr. 143, 1. angegebene Bedeutung. Vgl. ob. nr. 116.

12. Conjugation.

148. **Bildung.** Activum: *magsa.* Passivum: *pagsa.* Mit dem oben nr. 88. geschilderten Accent.

149. **Bedeutung.** Die bei der 2. (nr. 129, 6.) und 6. (nr. 137, 2.) Conjug. angegebene, aber bloſs auf Namen von Nationen angewendet. Das *sa* scheint anzuzeigen, daſs man sich gleichsam in das Land derselben versetzt.

13. Conjugation.

150. **Bildung.** Activum: *manhi.* Passivum: *panhi.* Mit Veränderung des Anfangsbuchstaben (s. ob. nr. 85.).

151. **Bedeutungen.** Sie sind so schwer zu fixiren, daſs Totanes, was er bei keiner andren Conjugation thut, dabei hauptsächlich auf das Wörterbuch verweist. Was er angiebt, ist, daſs das Präfix bei allen Wörtern gebraucht wird, die eine Reinigung des Körpers anzeigen; *totolì*, Ohrenschmalz, *manhi-nolì*, es ausräumen; bei denen, die Nachlese bedeuten, und auf mannigfaltige metaphorische Weise; *pálar*, das Innere der Hand, *manhi-málar*, (aus der Hand) wahrsagen.

Was das *hi* der Bedeutung hinzufügt, ist schwer zu sagen. Sonst scheint auch hier *man* dasselbe, als *mag*. Dies verräth die Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Auch kann man mit dem Präfix *hi* und Suffix *an* Verba des gegenseitigen Handelns (nr. 129, 3.) sowohl mit *mag*, als *man* bilden; *mag-hi-ngotó-han*, oder *man-hi-ngotó-han*, sich gegenseitig von Ungeziefer reinigen. Nach Ezguerra (nr. 93.) nehmen die mit *h* anfangenden Verba niemals *mag*, sondern immer *man* zum Präfix.

14. Conjugation.

152. **Bildung.** Activum: *magpaca*. Passivum: *pagpaca* oder *pacapag*, oder *paca*, oder *pa*.

153. **Bedeutungen.** 1. Mit seinem freien Willen etwas thun, oder leiden; *magpacamatai*, sich tödten, oder sich dem Tode hingeben.

2. Bei allen eines verschiedenen Grades fähigen Begriffen deutet diese Conjugation besondre Verstärkung an (nr. 129, 3.), und hierin hängt dieselbe so genau mit der 2. zusammen, daſs sie in ihren Passiven in denselben Fällen *pacapag*, statt *paca* oder *pa* mit lang gehaltenem End-*a* (s. ob. nr. 87.), brauchen muſs, wo die 2. Conjug. *pag* nicht entbehren kann (s. nr. 76.).

3. Mit Zeit andeutenden Wörtern: diese ganze Zeit bei etwas ausharren.

4. Durch Hinwegnahme des *g*, also mit *mapaca*, wird die Conjugation intransitiv, und heiſst: an ein Ziel, ein Ende gelangen.

In allen diesen Bedeutungen läſst sich die Idee der Verstärkung des Grundbegriffs wiederfinden.

15. Conjugation.

154. **Bildung.** Activum: *magpati*. Passivum: *pagpati*.

155. **Bedeutung.** Mit Wörtern körperlicher Stellungen: sie schnell und plötzlich annehmen, aber mit Absicht. Geschieht es zufällig, so wird das Präfixum durch Auslassung von *g* intransitiv gemacht, und in *mapati* oder, ähnlich der 5., in *mapa* (nr. 135, 5.) verwandelt.

16. Conjugation.

156. **Bildung.** Activum: *magcapa*. Passivum: *pagcapa*.

157. **Bedeutung.** Wie im Vorigen *mapati*, nur noch schneller,

und mit der Nebenbestimmung, daſs man, wie vor Schrecken oder Staunen, in der genommenen Stellung verharrt.

17. Conjugation.

158. Bildung. Activum: *magcan*. Passivum: *pagcan*.

159. Bedeutung. Die bei der 1. Conjug. nr. 127, 7. angegebene Bedeutung.

160. Obgleich diese Abtheilung in Conjugationen nur das Werk der Spanischen Grammatiker ist, so läſst sich nicht läugnen, daſs die Sprache dazu nicht nur veranlaſst, sondern wirklich nöthigt. Sehr oft fügen zwar die Conjugations-Präfixa der Materie des Worts Nebenbestimmungen, so wie in andren Sprachen die untrennbaren Präpositionen, bei; *bilì*, her handeln, kaufen, *magbilì*, hin handeln, verkaufen; *umáral*, hin unterrichten, lehren, *magáral*, her unterrichten, lernen; *maguinbatòn*, sich versteinern. Allein immer wird auch dabei zugleich der Verbalbegriff selbst auf irgend eine Weise, als transitiv, intransitiv, causal oder sonst, bestimmt; die Präfixe sind immer der auf specielle Weise modificirte Verbalbegriff. Daher greifen sie auch, wie man besonders aus der Reduplication im Präsens und Präteritum (s. ob. nr. 79-84.) sieht, tief in die ganze grammatische Behandlung des Worts, dem sie angefügt werden, ein, und unterscheiden sich dadurch gänzlich von den untrennbaren Präpositionen. Sie können daher nicht bloſs lexicalisch, sondern müssen, als ganz eigentlich die Formung der Sprache im Reden angehend, grammatisch behandelt werden. Auch das Ineinandergreifen der verschiednen Conjugationsformen und ihr gegenseitiges Verhältniſs kann nur auf diese Weise klar werden.

161. In die Aufzählung der Conjugationen aber haben sich allerdings Willkührlichkeiten eingeschlichen. So ist schon oben (nr. 97. 108. 151.) darauf aufmerksam gemacht worden, daſs *mag* und *man* wohl nur phonetisch verschieden sind. Die 3. und 13. Conjug. würden daher vielleicht besser Nebenarten der 2., als eigene genannt. Dagegen lieſsen sich aus den Präfixen, welche durch Verwandlung von *mag* in *ma* zu intransitiven werden (s. ob. nr. 135, 5. 153, 4. 155.), mit gleichem Rechte noch Conjugationen mit *mapa*, *mapaca* und *mapati* bilden.

162. Ein Fall, wo auch Totanes Conjugationseintheilung nicht ausreicht, ist (Tot. nr. 271.) *pacà*. Dies wird nämlich ganz als ein Passiv-Präfix

mit der Passivform von *in* behandelt: *p-in-acà*. Nun aber ist es, nach Totanes, bloſs Passiv-Präfix der 14. Conjug.; und wenn deren Bedeutungen (s. ob. nr. 153.) auch einigermaſsen hierher passen, so rechnet Totanes selbst *paca* doch nicht zu dieser Conjugation, da er derselben nur die Passiva in *i* und *an* zutheilt. Die Bedeutung dieses *pacà* (auch *pacàn*) ist aber: etwas in Gedanken oder wirklich an die Stelle dessen setzen (daher auch für das halten), was durch *pacà* in die Passivform gestellt ist (*tener, juzgar, reputar ò suplir una cosa por otra poniendo en nominativo la que suple y haciendo verbo à la suplida*; vgl. auch de los Santos. Lex. *v. en lugar*); *p-in-acà chocolate nang Tagalog ang linógao*, an-die-Stelle-der-Chocolate-gesetzt (wird) vom Tagalen das (Getränk) Atole, d. h. er bedient sich dessen, *p-in-acà-mataì co si amà*, zu-dem-Sterben-gesetzt (wird) von-mir der Vater, d. h. für todt gehalten, *p-in-acà-pono namin si còvan*, an die Stelle des Hauptes oder Vorgesetzten gestellt (d. h. dafür gehalten) (näml. ist) von-uns-Andren (Plur. exclus.) der NN. Beide Begriffe lassen sich auf das Pass. von machen zurückbringen, also von *macà*, wo aber Totanes nur *ca* hat, und *pacà* auſser der Reihe der Conjugationen beibringt. Bei Ezguerra (*p*. 66. *b*.) ist *pacà* Imperat. act. von *macà*, wird aber auch als Passivform gebraucht, was jedoch, gegen alle Analogie, Ezguerra als eine Anwendung des Imperat. act. zur Passivform ansieht.

163. Diejenigen Conjugationen, welche den Verbalbegriff am freiesten von allen Nebenbegriffen und speciellen Modificationen darstellen, sind offenbar die 1., 2., 3., 13. und 8. Auch in den übrigen tritt bisweilen die specielle Bedeutung so in Schatten zurück, daſs, ebenso, als in jenen Conjugationen, bloſs der allgemeine Verbalbegriff (s. ob. nr. 143, 2.) übrig bleibt. Wenn vielleicht (denn mit Gewiſsheit möchte ich es nicht aussprechen) nicht alle Wörter unter Umständen nach einer der genannten Conjugationen geformt werden können, so liegt es sogar vermuthlich nur daran, daſs die nicht nach ihnen gehenden Wörter selten oder gar nicht in der Rede vorkommen, ohne daſs sich nicht die specielle Bedeutung ihrer Conjugation leicht an sie anschlösse, was natürlich von ihrer ursprünglichen Bedeutung abhängt.

Modi.

164. Der Begriff des **Modus** gehört sichtbar der Sprache selbst gar nicht an. Er wird am Verbum, worunter ich immer das Wort in der Con-

jugationsform verstehe, nie bezeichnet, sondern ist, wo er keine Tempusbezeichnung mit sich führt, daran, wo er sie hat, an begleitenden Conjunctionen kenntlich.

165. Der **Imperativus** ist die reine Conjugationsform, gewöhnlich mit nachfolgendem Pronomen (Tot. nr. 101.). In der Passivform mit *in* wird, wie auch im Futurum, das *in* nicht in- oder prä-, sondern suffigirt.

166. Der **Infinitiv** kann kein Pronomen bei sich haben, und unterscheidet sich schon dadurch. Im Präsens besteht er in der reinen Conjugationsform, im Präteritum und Futurum in dem Indicativus dieser Tempora, ohne das Pronomen.

167. Die **Gerundia** giebt Totanes folgendergestalt an. Das in *di* ist bloſs die Conjugationsform, mithin der Infinitiv selbst, das in *dum* das Futurum des Indicativs. Das in *do* wird durch den Wortstamm mit Präfigirung von *capag*, *capagca* gebildet. Ersteres deutet an, daſs man mit dem Anfang, das letztere, daſs man mit dem Ende der Handlung beschäftigt ist. Bei der Präfigirung wird das Tempus nicht an ihnen ausgedrückt. Aber man kann sie auch als abgesonderte Conjunctionen behandeln, und alsdann kann das Verbum in jedem Tempus stehen. Analysirt man sie selbst, so sind sie Verbindungen der einen Zeitpunkt (ein bestimmtes Sein) andeutenden Partikel *ca* mit den Präfixen, welche aus Verben die Handlung andeutende Verbalien bilden (Tot. nr. 133. *p.* 42. nr. 268-270.).

168. Der **Optativus** ist nichts, als der Indicativus mit der wünschenden Partikel *navà*. Sie folgt immer dem Verbum, allein bisweilen vor, bisweilen nach dem Pronomen. Im Präsens aber besteht er aus der Conjugationsform, und nimmt die Tempusformen des Indicativs nur in den übrigen Zeiten an.

169. Der **Subjunctivus**, im Präsens die bloſse Conjugationsform, sonst das entsprechende Tempus des Indicativus, hat vier, allein nicht gleichgültig zu brauchende Conjunctionen: *cun*, *nang*, *niòn* oder *noòn*, und *sa*. Ich muſs aber hier vorläufig bemerken, daſs hier unter Subjunctivus alle Fälle begriffen werden, wo das Verbum im Satze die Abhängigkeit eines nachfolgenden anzeigt. Dies bewirken aber auch andre Conjunctionen, als die hier genannten, z. B. (oben nr. 167.) *capag* oder *capagca*. Doch hat die Sprache darin wirklich einen Grund zur wahren Modusbezeichnung gelegt, daſs nach *cun* und *nang*, den wahren Modus-Partikeln, nicht das Prä-

sens des Indicativus, wie nach *capag* und *capagca*, sondern der bloſse Wortstamm folgt. In den übrigen Zeiten ist es allerdings anders, allein da war specielle Zeitandeutung unerläſslich.

170. *Cun* und *nang* sind der allgemeine Ausdruck, die Handlung einzuführen, welche mit der im Nachsatz angedeuteten in Zeit- oder Causalverhältniſs steht. *Cun* dient dem Präsens und Futurum, *nang* dem Präteritum, dem Imperfectum beide: *nang*, wenn im Nachsatz ein Perfectum folgt; im Fall aber auch der Nachsatz ein Imperfectum mit sich führt, *cun*, wenn der Nachsatz, der Idee nach, im Vordersatz gegründet ist; *nang*, wenn der Zusammenhang bloſs historisch ist. Es leidet wohl keinen Zweifel, daſs diese Nüancen vorzugsweise von den Spanischen Missionaren bestätigt und ausgebildet sind; allein ursprünglich liegen sie doch in der Sprache selbst, und ich erkläre sie gewissermaſsen aus der ursprünglichen Bedeutung der Conjunctionen selbst. In *nang*, der Begleiterin des wirklich Geschehenen, liegt mehr der Begriff entschiedener Gewiſsheit, *cun* führt eher Unbestimmtheit mit sich. Damit scheint nun nicht auſser Zusammenhang zu stehen, daſs *cun* auch die disjunctive Conjunction, oder, *nang* die verbindende, und, ist. Auch als Casuszeichen hat *nang* eine verknüpfende Bedeutung (s. oben nr. 25.).

171. *Niòn* oder *noòn* drücken den bereits vergangenen Zeitpunkt, in dem etwas geschehen ist, aber immer mit Beziehung auf einen nachfolgenden Satz aus: damals, als sich dies zutrug, geschah u. s. f. Sie sind der Genitiv des Pron. demonstr. *yari*, und heiſsen wörtlich: von jenem, in jenem. *Sa* drückt das augenblickliche Zusammentreffen beider Handlungen aus, und entspricht auch darin seinem Ortsbegriff, als fielen die Handlungen gleichsam zusammen.

Tempora.

172. Die Sprache unterscheidet auf das bestimmteste und regelmäſsigste Präsens, Perfectum und Futurum. Sie bedient sich dazu der Reduplication (im Act. und Pass.) und der Verwandlung des *m* des Activ-Präfixes in *n*. Die einzigen Conjugationen, welche kein solches *m* haben, die 1. mit *um* und die 7. mit *pa*, setzen, jene *ng* zwischen das *um*, diese ihrem *pa* in den Fällen der Verwandlung *na* vor. Die Reduplication gehört dem Präsens und Futurum an, die Buchstabenveränderung dem Präsens und Perfectum.

In Rücksicht des unveränderten Anfangsbuchstaben kommt also das Futurum mit der Conjugationsform, und mithin mit dem Imperativus und Infinitivus überein. Beisp. *maglarò*, spielen, Conjugationsform, *naglalarò* Präs., *naglarò* Perf., *maglalarò* Fut.; *s-um-úlat*, schreiben, Conjugationsform (1. Conjug.), *s-u-ng-m-usúlat* Präs., *s-u-ng-m-úlat* Perf.; *napa-totolong*, Hülfe fordern, Präs. (7. und 1. Conjug.); *napa-paglabas*, befehlen wegzunehmen, Perf. (7. und 2. Conjug.) In der 1. Conjug. weicht das Futurum darin ab, daſs es das charakteristische *um* der Conjugation nicht annimmt, sondern bloſs im reduplicirten Wortstamm besteht: *susùlat*. Über die zu verdoppelnde Sylbe sehe man oben nr. 79-84., über die Bedeutung dieses *n* nr. 75.

173. Im Passivum bleibt die Anwendung der Reduplication wie im Activum. Die Verwandlung von *m* in *n* kann freilich nicht statt finden, da das Pass. in der Regel kein *m* in seinen Präfixen hat. Es kann aber im Pass. von *in* von selbst keine Verwechslung zwischen dem Präsens und dem Futurum, und zwischen dem Perfectum und dem Imperativus entstehen, da Futurum und Imperativ das *in* suffigiren, Präsens und Perfectum es in- oder präfigiren, wovon der Grund im gröſseren Nachdruck liegen kann, den Imperat. und Fut. fordern. Beisp. *hánap*, suchen, *p-in-ag-hahánap* Präs., *p-in-ag-hánap* Perf., *pag-hahanáp-in* Fut., *pag-hanáp-in* Imper.; *abùt*, erreichen, *in-aabùt* Präs., *aabùt-in* Fut. u. s. f.

Das Passivum von *an* bezeichnet das Präs. und Prät. durch ein in- oder präfigirtes *in*; *p-in-ag-hahanáp-an* Präs., *p-in-ag-hanáp-an* Perf., *pag-hahanáp-an* Fut., *pag-hanáp-an* Imperat.; *in-aarál-an* Präs., *aarál-an* Fut. u. s. f.

Das Passivum von *i* infigirt bei allen mit andren Consonanten, als *h*, anfangenden Wörtern der Anfangssylbe *in* im Präs. und Perf.; von *bigaì*, geben, *i-b-in-ibigaì* Präs., *i-b-in-igaì* Perf., *i-bibigaì* Fut., *i-bigaì* Imperat.

Den vocalisch anlautenden Wortstämmen setzt diese Passivform, jedoch nach dem Präfix *i*, im Präs. und Perf. die Partikeln *na* oder *ni* vor; *i-ni-aábut* oder *i-na-aábut* Präs.; von *áral*: *i-áral* Imperat. u. s. f. Hieraus entsteht aber die Unbequemlichkeit, daſs sich das Präsens des Pass. von *in* im Lesen nicht vom Perfectum des Pass. von *i* unterscheiden läſst, da z. B. *inaábut*, je nachdem man abtheilt (*in-aábut* Präs., *i-na-ábut* Perf.), das eine und das andere sein kann.

Die mit *h* anfangenden Wörter können, nach Willkühr, wie die consonantischen, oder, was üblicher ist, wie die vocalischen behandelt werden; von *hólog*, hinwerfen, *i-h-in-ohólog*, oder *i-ni-hohólog*, oder *i-na-hohólog* Präs.

Auch bei Wörtern, die mit andren Consonanten, als *h*, anfangen, ist hier und da, vorzüglich im Gebirge, die Bildung mit *ni* oder *na* gebräuchlich; und es ist fast wahrscheinlich, daſs sie die ursprüngliche und eigentliche ist, die man erst später aus Verwechslung mit der Passiv-Charakteristik in *in* umgeändert hat. Denn die Bildung des Präs. und Perf. durch *na* ist der Formation dieser Tempora im Act., namentlich der der 7. Conjug., analog; dagegen hat *in* mit der Tempusbezeichnung nichts zu schaffen. Auf jeden Fall aber ist das *in* der Passivformen von *i* und *an* durchaus von dem *in* der dritten Passivform verschieden.

174. Der Bildung des Präteritums kann man die hier und da geschehende Suffigirung von *na* hinzufügen. Sie drückt die gänzliche Vollendung des Ereignisses aus, und wird (Tot. nr. 99.) mit dem gewöhnlich gebildeten Perfectum verbunden; *nag-laró-na acò*, ich habe aufgehört zu spielen. Bisweilen, um bloſs die vorgegangene Thatsache anzuzeigen, wird das *na* nur an das präfixlose Grundwort, das aber dann seine Endsylbe betont, gehängt; *pa-tai-na*, er ist gestorben, *sirà-na* (von *sira*), es hat sich zerstört.

175. Die Natur der beiden Formen, welche Totanes Plusquamperfectum und Futurum perfectum nennt, hat er offenbar unrichtig aufgefaſst. Er hat nämlich nicht bemerkt, daſs *macà* (Präfix des Fut. perf.) und *nacà* (Präfix des Plusquamperf.) nichts andres sind, als das Fut. und Perf. der 4. Conjug., die sich zu andren Conjugationen gesellen, und dann allerdings die Bedeutung jener Tempora hervorbringen. Dies geht deutlich daraus hervor, daſs beide Präfixa nicht, wie alle andren Tempora, an die active, sondern an die passive Conjugationsform geknüpft werden; *naca-paghánap* Plusquamperf., *cun maca-paghánap* Fut. perf. Subjunct. (Tot. p. 41.) (1)

---

(1) Sonderbarer Weise schreibt er auf derselben Seite ganz entgegengesetzt *maca-hánap* Fut. perf., und *maca-hánap navà* Fut. perf. Opt. Allein die constante Schreibung im Plusquamperf. beweist, daſs dies nur Versehen, oder Druckfehler sind.

Bei der 1. Conjug. erklärt sich hieraus die von Totanes gegebene Regel, daſs diese beiden Tempora nicht das infigirte *um* enthalten. In *maca-súlat*, werden geschrieben haben, ist *súlat* nichts andres, als die passive Conjugationsform der 1. Conjug. (s. ob. nr. 71.) Auch die Wegwerfung des *ca* im Pass. dieser Tempora verräth ihren Ursprung, da das Präfix der 4. Conjug. in der hierher gehörenden Bedeutung *ma*, im Präs. *na* ist. Etwas von andren verbundenen Präfixen Abweichendes aber haben dies passive *ma* und *an* doch darin, daſs sie die Passiv-Partikel *in* nicht annehmen, man also im Plusquamperf. nicht *n-in-ahánap*, sondern *na-hánap* sagt, und daſs im Pass. von *i* das *na* und *ma* nicht, wie die übrigen Präfixe, dem *i* nach-, sondern vorstehen. Dies ist ihnen aber nicht vorzugsweise eigen, sondern allen Fällen, wo das Pass. *ma* lautet. Unter den Bedeutungen der 4. Conjug. gehört die der Vollendung der Handlung hierher, von der die der Erreichung des Erstrebten gleichsam ein höherer Grad ist (s. ob. nr. 133, 4. 7.).

176. Auſser den hier angeführten Zeiten spricht Totanes noch von einem Imperfectum, das aber bloſs das Präsens mit bestimmten Zeitadverbien, gestern u. s. f., ist, und grammatisch keine Aufmerksamkeit verdient. Als specielle Zeitbestimmung geht es aber auch in den Optat. und Subjunct. über.

177. Totanes giebt eine Anzahl von Fällen an, wo ein Tempus die Stelle des andren vertritt. Auſser den fast in allen Sprachen vorkommenden, sind nur die merkwürdig, wo, nach Totanes, der Imperat. gewisse Tempora ersetzt. Es ist aber nicht der Imperativ, sondern der Infinitiv, oder vielmehr der reine Begriff des unflectirten Verbums, wie man auch im Deutschen: wie Gott nicht lieben! statt: wie würde man Gott nicht lieben! sagen kann.

Numerus.

178. Er wird im flectirten Verbum durch das Pronomen angedeutet. Bisweilen aber wird er auch durch die Conjugationsform angegeben. Die der 1. Conjug. zeigt allemal den Sing. an, in andren, oben (nr. 118-123.) betrachteten war der Plur. im allgemeinen Mehrheitsbegriff enthalten. Auf eine andre Weise wird er aber durch Einschiebung von *nga*, dem Hauptbestandtheil der Plural-Partikel des Nomens (s. ob. nr. 19.), zwischen das Präfix der Conjugationsform und den Wortstamm gebildet. Totanes erwähnt dieser Einschiebung nur bei der 8. (*ma*) und 15. Conjug. (*mapati*); *ma-nga-*

ligáya cayò, freuet euch, *ma-nga-pa-rapà* (15. Conjug. intransit. ohne *ti*, von *dapà*, das Gesicht nach unten), Viele fallen auf diese Weise. Ezguerra giebt dieser Pluralandeutung eine allgemeine Ausdehnung (nr. 155.), und führt aus einem andren Dialekt eine andre durch Infigirung von *na* oder *ma* in *mag*, *nag* und *pag* an; *na-na-g*, *ma-na-g*, *pa-ma-g* (nr. 154.).

179. Mit dem Tagalischen Verbum ist die vollständigste und am meisten ausgebildete Verbalform des Malayischen Sprachstamms aufgestellt worden. Es war nothwendig, um gleichsam das Höchste zu zeigen, was der grammatische Organismus in diesem Sprachstamm vermag, und es war möglich, da schon systematische Bearbeitungen des Tagalischen Sprachbaues vorliegen. Beim Polynesischen sind diese weit unvollkommener, beim Madecassischen fehlen sie so gut als ganz, und das meiste kann da nur mühsam aus den in den Wörterbüchern zerstreuten Formen und den Bibelübersetzungen zusammengesucht werden. Man hat noch aufserdem mit verschiedenartiger, gewifs oft ungenauer Schreibung, höchst wahrscheinlich auch mit Vermischung verschiedner Dialekte zu kämpfen, so dafs es unmöglich ist, die bei Bestimmung grammatischer Formen nothwendige Schärfe und Genauigkeit zu erreichen. Ich werde mich daher beim Madecassischen Verbum vorzüglich nur auf die Angabe dessen beschränken, was darin mit dem Tagalischen Bau übereinstimmt und davon abweicht.

§. 21.

Madecassisches Verbum.

180. Der Gebrauch des Verbums ohne alle Präfixa ist schon darum häufiger, weil der Imperat. immer, oder doch sehr oft diese ganz einfache Form hat; *teia ha ano*, liebe du (*Ann.* 95.), *amio coüa*, gieb noch (Chall. *v. donner*), *andea*, gehe (Chap.). Allein auch aufser dem Imperat. findet sich dieser Zustand des Verbums; *acri tomèra no?* wo wohnst du? (Chall. *v. demeurer*), *zao tsi vidi*, ich kaufe nicht (Chap. *v. zao*). Überall, wo die Verbalbedeutung im Worte selbst liegt, erscheint es natürlich, dafs man ihrer Hinzufügung durch ein Präfix entrathen zu können glaubte, zumal bei oft und im gewöhnlichen Leben vorkommenden Verben.

Anm. Es mufs aber mit diesem Gebrauch des Verbums noch eine eigne Bewandtnifs haben. Denn so oft in den Bibelübersetzungen der Englischen Missionare *tia*, lieben, vorkommt (bei Flac. *tëia*, bei Chall. *tiane*, *teha*), hat es auch im Act. niemals ein Präfix bei sich, dessen sich doch sonst die Übersetzung regelmäfsig bedient (Matth. 5, 46. Luc. 7, 5. 19, 14. u. a. m.). Challan kennt das Wort auch nur ohne Präfix. Chapelier giebt es im Wörterbuch, auch in Phrasen, nur ebenso, aber in der Grammatik (*Ann.* 95.) mit Präfixen, *mi-teia* Präs., *ni-teia* Perf., *ho teia* Fut. Flacourt hat ebenso *mi-teia*, *ni-teia* (*Cat. p.* 34.). Es ist sonderbar, dafs Chapelier im Wörterbuch ohne Präfix (und ebenso Challan und die Missionare) *tia*, in der Grammatik mit Präfixen (und ebenso Flacourt) *teia* hat.

181. Diese Fälle ausgenommen aber, erscheint kein Wort in der Sprache als unverändert, und zwar tragen die Verba immer Präfixa mit sich (s. ob. nr. 37.). Diese Präfixa verwandeln, wie im Tagalischen, Substantiva und Adjectiva in Verba; *vinta*, Angelhaken, *ma-minta*, angeln, *foutsi*, weifs, *ma-moutsi*, weifsen (Flac.). Wie weit sich die Freiheit erstreckt, aus jedem beliebigen Worte ein Verbum zu bilden, wird nirgends gesagt, und die Wörterbücher können darüber nicht vollständig Auskunft geben, so wie auch das Tagalische bei weitem nicht alle in der Sprache mögliche Verba enthält. Man sieht aber keinen Grund der Beschränkung, und einzelne Beispiele zeigen, dafs auch aus Partikeln Verba entstehen.

182. Das Madecassische Verbum gleicht darin dem Tagalischen, dafs die Personen blofs durch die Pronomina angedeutet werden, und dafs die Endungen der Grundwörter keine Änderung erfahren, sondern alles Charakteristische seiner jedesmaligen Beschaffenheit immer in den Präfixen liegt.

183. Die Madecassische Sprache hat, wie die Tagalische, die Gewohnheit, den activen Verbalausdruck, dessen sie sich, verhältnifsmäfsig gegen andre Sprachen, viel weniger häufig bedient, in Redensarten umzustellen, in welchen der Sinn passiv oder intransitiv wird. Es wird ihr daher, wie der Tagalischen, eine Vorliebe für den Gebrauch des Passivums zugeschrieben. Die Worte der Bibel, Luc. 5, 8., da dies Petrus sahe lauten *rehefa hita 'ny ny Petera izany*, als sehen-sein von Petrus dies, d. h. als dies von Petrus gesehen wurde. Der grammatischen Bedeutung nach bestehen diese Redensarten darin, dafs der Ausdruck durch das flectirte Verbum in einen solchen verwandelt wird, wo der Begriff des Verbums als ein Verbal-Nomen ausdrücklich oder stillschweigend mit dem Verbum sein verbunden wird. Statt: Petrus sahe, sagt man: es war ein durch Petrus geschehendes

Sehen. Der Form nach ist das Wesentliche dieser Redensarten, daſs dem Verbalbegriff ein Pronomen in derjenigen abgekürzten Form angehängt wird, welche die Person in einem Casus obliquus anzeigt und beim Nomen die Stelle des Possessiv-Pronomens vertritt; *hita 'ny*, das Sehen durch ihn, oder sein Sehen. Das am meisten in die Augen fallende Beispiel hiervon ist die Übersetzung der Worte Matth. 5, 46. denn so ihr liebet, die euch lieben, *fa raha tia nareo izay tia anareo*, denn wenn lieben euer (durch euch), die lieben euch. Die Umstellung des ersten Theils des Satzes in ein Passivum (von euch geliebt werden) wird hier bloſs durch den Gebrauch des abgekürzten Pronomens *nareo* angedeutet.

184. Ich habe mich im Vorigen an die einfachsten Fälle dieses umgestellten Verbalausdrucks gehalten. Geht man aber alle, in welchen er vorkommt, vollständig durch, so sieht man, daſs es dabei auf folgende drei Stücke ankommt: *a.* die ausdrückliche oder stillschweigende Hinzufügung des Verbums sein; *b.* die Behandlung der mit dem abgekürzten Pronomen verbundenen Verbalform; *c.* die Hinzufügung eines Substantivums oder Pronomens da, wo der Sinn derselben zur Vervollständigung des Satzes bedarf.

185. Das Verbum substantivum wird, wie die obigen Beispiele zeigen, oft ausgelassen; da es aber zur Bildung des Satzes in diesen Fällen unentbehrlich ist, und so sehr oft wirklich dasteht, so ist kein Zweifel, daſs es, auch fehlend, immer hinzuverstanden werden muſs. Wo es steht, ist es niemals das in andren Fällen gewöhnliche *misy* (Matth. 5, 40., bei Challan *missi*, *méche* und, ohne Präfix, *isi*), sondern für das Präs. und Prät. *no*, für das Fut. *ho*. Chapelier (*Ann.* 94.) giebt *ho* als Präfix des Fut. an; *no* hat er nicht, da das Zeichen des Prät. bei ihm *ni* ist. Auffallend ist es, daſs *no* auch als Präs. gebraucht wird, da sonst, auch in den Bibelübersetzungen, das Präsens immer das unverwandelt bleibende Präfix *m* hat, das im Prät. in *n*, im Fut. in *h* verändert wird; *mitady*, er sucht, *nitady*, hat gesucht, *hitady*, wird suchen, Luc. 11, 10. Matth. 2, 20. 13. Ich würde daher anstehen, *no* und *ho* geradezu als ein Verbum (sein) anzusehen. Allein der Englische Missionar Freeman übersetzt in einer handschriftlichen Zergliederung einiger biblischen Verse, die er mir zugesandt hat, *no* ausdrücklich einmal durch *is* und ein andresmal durch *was*. Die Bedeutung von *ho* folgt analogisch hieraus, und die beider Wörter wird auf allen Seiten der Evangelien-Übersetzung bestätigt. Das Beweisendste für die Andeutung des Präs.

ist Joh. 6, 48. *izaho no mofon' aina*, ich bin Brot-(des) Lebens. Chapelier's Behauptung steht dem hier Gesagten nicht im Wege, da ein Hülfsverbum sehr leicht mit einem Tempuszeichen verwechselt werden kann. In den hier betrachteten Passiv-Constructionen steht *no* als Präsens Luc. 6, 44. *fa ny hazo rehetra no fantari 'ny*, denn die Bäume alle ist erkennen-ihr, d. h. alle Bäume werden erkannt; *no* als Prät. Matth. 2, 10. *ary no ny efa hita 'ny ny kintana*, und war das gewesen Sehen-ihr des Sternes, d. h. und es war das Gesehen-worden-sein des Sternes, Luther: da sie den Stern sahen; *ho* als Fut. Luc. 24, 47. *ary 'mba ho tori 'ny ny fibebahana*, und wird-sein predigen-ihr der Buſse, d. h. daſs Buſse gepredigt werden soll. *No* und *ho* dienen übrigens auch bei Umschreibungen activen und intransitiven Ausdrucks, und dann kann das abgekürzte Pronomen beim Verbum fehlen; Matth. 2, 3. *ary i Herodra no ny nandre izany*, und der Herodes war das Hören dieses, d. h. war dies hörend; Matth. 3, 1. *no ny avy ny Iaony*, war das Kommen des Johannes, d. h. kam Johannes.

186. Das den Verbalbegriff enthaltende Wort ist entweder von einem vorangehenden *ny* begleitet oder nicht, und steht entweder in seiner absoluten Gestalt, oder mit dem eigentlichen Verbal-Präfix. Fehlt das vorangehende *ny*, wie Luc. 24, 47. (s. ob. nr. 185.), so ist die grammatische Form des Worts nicht genau zu bestimmen. Es enthält, zwischen Nomen und Verbum schwankend, den allgemeinen Verbalbegriff: sehen, predigen. Durch das Hinzukommen des *ny*, welches der eigentliche Artikel der Substantive ist, nimmt das Wort bestimmt den Charakter des Nomens an; so Matth. 2, 10. (s. ob. nr. 185.). Die Präfixe erhalten zwar dem Verbum die eigentlich ihm ausschlieſslich zukommende Zeitbestimmung, verhindern aber das Wort nicht, in ein Verbal-Nomen überzugehen, wie es ja auch bei den Participien und Infinitiven des Prät. und Fut. unsrer Sprachen der Fall ist. Die Madecassische, wie die Tagalische Verbalform wird überdies unmittelbar zum Participium, so wie ihr ein Pronomen als Ausdruck des handelnden Subjects fehlt. Beisp. Matth. 4, 20. *ary nilaoza 'ny faingiana ny fanihifa 'ny*, und verlassen-worden-sein-ihr (oder durch sie) sogleich die Netze-ihre, d. h. ihre Netze wurden von ihnen verlassen; Matth. 2, 4. *aiza no hiteraha 'ny any Kraisty*, wo ist geboren-werden-werden-sein dort Christus, d. h. wo ist der Ort der künftigen Geburt Christi? Man sieht, daſs in diesen Fällen bei dem Hinzukommen des Verbums sein zwei Zeitbestim-

mungen zusammentreffen, nach dem Bedürfniſs des Sinnes entweder verschieden, wie hier, oder gleich, wie Matth. 2, 3. (s. ob. nr. 185.), wo die Verbalform auch durch den Artikel zum wahren Nomen wird.

187. Von dem abgekürzt suffigirten Pronomen läſst sich nichts andres sagen, als daſs dasselbe eine in indirecter Beziehung auf den Verbalbegriff stehende Person oder Sache anzeigt. Ob dies *ny* das Pron. possess. oder ein von einer ausgelassenen Präposition regierter obliquer Casus des persönlichen sei, was übrigens auf Eins hinausläuft, muſs man bei diesen Sprachen nicht fragen. Das Pronomen braucht aber nicht immer eine bestimmte Person anzuzeigen, es kann auch eine unbestimmte, überhaupt jemand andeuten; und hierin liegt es eigentlich, daſs diese Suffigirung den Übergang des Act. in das Pass. oder, besser, des Verbums in ein Nomen bewirkt. Denn sie hebt die directe Beziehung des Handelnden auf die Handlung auf, und setzt eine indirecte an die Stelle; und wo sie keine bestimmte Person andeutet, thut sie nichts, als dies. Schreiben von jemand ist jemandes Schrift oder durch jemand geschrieben, und, so wie mit dem jemand nichts Besondres gemeint ist, Schrift oder geschrieben überhaupt. Daher lauten die Worte unsrer Bibelübersetzung Luc. 24, 46. also ist's geschrieben Madecassisch: *izany no sorata-ny*, dies ist schreiben-(durch) jemand. *Ny* ist das abgekürzte Pron. 3. Pers. sowohl sing., als plur.; und wenn nichts in dem Satze vorhanden ist, worauf es sich beziehen könnte, wird es von selbst zur Andeutung einer unbestimmten Person. Ich muſs jedoch hier bemerken, daſs in mehreren Fällen das den Verbalbegriff enthaltende Wort schon eine gegen das Verbum abgeänderte Gestalt hat; so hier, da schreiben *soratra* ist. Es mag also wohl, obgleich ich dies noch nicht ganz habe ergründen können, hier schon eine Verwandlung des Verbums in ein wahres Subst. vorgegangen sein. Dies ändert aber in der Erklärung dieser Construction nichts ab, sondern bestätigt nur noch mehr, daſs die Sprache an die Stelle des activen Verbums eine Nominalform zu setzen liebt. In den meisten Fällen aber ist, wie in *hita 'ny*, das Wort das wirkliche Verbum.

188. Da gewöhnlich auſser dem Hauptbegriff andere Nebenbestimmungen in demselben Satze auszudrücken sind, so enthalten die hier zu erklärenden Constructionen da, wo der Verbalbegriff nicht selbst das Subject ausmacht (wie in Matth. 3, 1. s. ob. nr. 185.), noch einen Nominativus, der vorn oder hinten stehen kann, oder ein zur Andeutung der durch das suffi-

girte Pronomen gemeinten Person oder Sache dienendes, und unmittelbar darauf folgendes Substantivum, oder beides zugleich. In Luc. 24, 46. (s. ob. nr. 187.) steht der Nominativ voran. In Matth. 4, 11. steht er hinten, und das suffigirte Pron. wird zugleich durch ein Substantivum erklärt. *Ary no ny efa nilaoza 'ny ny Devoli izy*, und war das gewesen Verlassen-sein des Teufels er (näml. Christus), d. h. der Teufel verlieſs ihn. In diesem und in allen Fällen, wo das mit dem suffigirten Pron. versehene Wort den Artikel vor sich und ein das Pron. erklärendes Subst. nach sich hat, ist diese angebliche Verbal-Construction vollkommen der gleich, wo die Genitiv-Beziehung zweier Subst. auf einander ausgedrückt wird. Man vergleiche die eben zergliederte Stelle mit Luc. 1, 6. *ny fitandrema 'ny ny Tompona*, den Gesetzen-seinen des Herrn. Wenn der vorausgehende Artikel fehlt, entspricht es unsren grammatischen Ansichten mehr, die Verbalform als ein Partic. pass. anzusehen. Luc. 5, 8. (s. ob. nr. 183.) gesehen durch ihn, den Petrus. Verschieden von den hier angeführten Constructionen, aber auf dieselbe Weise zu erklären ist die Luc. 23, 33. *any no namonoa 'ny azy*, dort war tödten-durch-sie ihn; Luther: kreuzigten sie ihn daselbst. Hier regiert das activ genommene Verbal-Nomen den Gegenstand der Handlung, führt den Urheber derselben als suffigirtes Pronomen bei sich, und bildet so, im Nominativ stehend, das Subject des Satzes: es war daselbst das ihn tödten durch sie.

189. Ich gehe nunmehr zu den oben (nr. 56.) genauer definirten Verbalformen über, auf welche sich der Unterschied der Tagalischen Conjugationen gründet. Von diesen fallen im Madecassischen die präfixlosen weg. Denn die durch bloſse Verwandlung des Anfangsbuchstaben (s. nr. 68.) habe ich bis jetzt, aller angewandten Mühe ungeachtet, gar nicht auffinden können, und die durch Infigirung (s. nr. 66.) hat zwar deutliche und unverkennbare, obgleich seltene Spuren auch im Madecassischen zurückgelassen, ist aber sichtbar nicht mehr im lebendigen Gebrauch, und vom Volke nicht mehr erkannt.

190. Da dieser Punkt für den Übergang und das Veralten der Formen von groſser Wichtigkeit ist, so werde ich die sehr wenigen aufgefundenen Wörter, an denen die Infigirung noch kenntlich ist, hier einzeln durchgehen. Es kann darin immer nur das Infix *um* liegen, nicht auch das Tagalische *ng* (s. ob. nr. 172.), da dies nur Charakteristik des Tempus ist.

t-oum-angue (Chall.), *toumanghe* (Flac.), *tomany* (Luc. 7, 38.), weinen, ist offenbar das nach der 1. Conjug. gehende Tag. *tangis*, *t-um-angis* (1).

t-oum-ouhere, sich setzen. Von diesem Wort findet sich der Beweis, daſs das *oum* nicht dem Grundwort, sondern der Verbalform angehört, in der Sprache selbst. Denn die Substantiva *fi-touhere*, Sitz (Flac. *v. siege*), und *fi-touherane sambou* (Chap.), Sitz, Station der Schiffe, Hafen, Rhede, lassen die infigirte Sylbe weg, und das Grundwort ist *touhere*, *touhets* (*itoerana* Luc. 4, 17., *fitoerana* Luc. 9, 12., *hitoerana* Luc. 2, 7.), der Ort, der im Raume bestimmte Punkt, Wohnung. Bei den Englischen Missionaren fehlt auch dem Verbum, *mitoetra* (auch *mitoera* Luc. 10, 7. 9, 4.), das *um*. Matth. 4, 16. Luc. 5, 17. Das entsprechende Tagalische Wort ist *toho*, das Spanische *hincar*, feststecken, anheften, auf das Hinsetzen, sich an einen Ort Heften bildlich angewandt. Völlig sichtbar ist der Zusammenhang des Verbums mit dem Subst. Ort dadurch, daſs die Englischen Missionare *mitoetra* eigentlich für an einem Ort bleiben (Luc. 10, 7. 9, 4.), wohnen (Luc. 1, 56. 19, 5.), währen (Joh. 12, 34.), für sitzen aber nur da gebrauchen, wo dies Wort den gleichen Sinn hat (Matth. 4, 16.). Das eigentliche Sitzen ist bei ihnen *mipetraka* (Luc. 4, 20.), und Sitz *lapa* (Luc. 1, 32.). *Mitoera* ist nichts, als das durch das Präfixum zum Verbum gemachte *itoerana*, Ort. So richtig dieser Beweis zu sein scheint, so wird man doch wieder dadurch darin irre, daſs der Hacken *toumoutte* heiſst, und es um so natürlicher scheint, das Verbum davon abzuleiten, als das Sitzen der Malayischen Völker ganz gewöhnlich ein Niederhocken auf den Fersen ist. Die obige Ableitung ist aber zu sicher, um dadurch umgestoſsen werden zu können, und der Körpertheil scheint vielmehr, so wie unser Gesäſs, nach dem Verbum benannt. In diesem Fall sollte, nach richtiger Analogie, das infigirte *um* sich nicht darin befinden. Es gehört aber nicht, was mir auch für meine Behauptung zu sprechen scheint, dem Tagalischen, sondern nur dem Mad. und Mal. an, und mag ältere Ausdrücke zu einer Zeit verdrängt haben, wo man schon das *um* nicht mehr grammatisch erkannte (1).

---

(1) [Auffallend ist, daſs die Form auch Subst. sein kann: *toumânge* Flac., *tomani* Jeffr., Thränen. Eine Form ohne das Infix findet sich nicht, ja dasselbe bleibt dem Worte auch bei vortretenden Präfixen, was in den anderen Sprachen, die sich des *um* bedienen, seiner Natur widerspricht: Flac. *fitoumanghe*, geweint, *ompitoumanghe*, *pleurant*, *pleureux*. B.]

h-oum-an, essen, halte ich für das Tag. *c-um-ain*, von *cáin*. Der Unterschied des Lautes hindert die Annahme wohl nicht; man sagt im Madecassischen selbst *heli* (Chall.) und *keli* (Chap.); und *hanina*, Speise (Luc. 9, 12. 13.), wird nach *manan*, haben, zu *kanina* (Luc. 3, 11. Joh. 4, 32.). Das Verbum ist bei den Englischen Missionaren *mi-hinana* (Luc. 5, 33. 17, 27. 22, 30.). Man könnte an eine Verwandtschaft mit dem Tah. *amu* denken, allein die ganz verschiedenartigen Endungen halten die beiden Wörter aus einander (2).

h-om-ehe, *h-oum-ehe* (Flac.), *h-om-ehy* (Luc. 6, 21.), lachen. Die Sprache besitzt auch das einfache *hehé*. In den verwandten Sprachen finde ich das Wort nicht, es ist aber dem Laut nachgebildet. Challan hat *oum-alé*, was, wenn man es ebenso erklärt, an das Mal. *galák*, sehr laut lachen, Tag. sich freuen, erinnert (3).

---

(1) [Die Formen des infigirten Verbums werden so verschiedenartig am Schlusse desselben angegeben, daſs ich sie hier alle zusammenstelle. Schon in dem schlieſsenden Consonanten ist eine starke Abweichung, er ist bald *r*, bald *t*, *ts*, ja *z*; der Vocal nach *m* ist bald *ou*, und zwar allein: *toumout* Chall., sich setzen, oder mit folgendem *a*, *e*, *i*: *toumouatra* und *toumouéra* Jeffr., wohnen, *toumouhere* Flac., sich setzen, 2) rühre dich nicht von der Stelle (*ne te bouge pas*), *toumouetse* Flac., sich von der Stelle bewegen (*bouger*, wo gewiſs durch ein Versehen die Negation ausgelassen ist), *toumouhets* Flac., sitzend, *toumouite*, *toumouitte* Chall., wohnen, *tounouitte* Chall. (worin wohl das *n* verdruckt ist), sich setzen; bald bloſses *e*: *toméra* Chall., wohnen (*tomérano* Chall., *asseyez-vous*), *toumez anquéo* Chall., *arrêtez-vous là*. Das Subst. Hacken, Ferse zeigt bloſs *ou* (*toumouth*, *toumoutte* Chall.) oder *i* (*tomits*, *tommits* Flac.); es lautet im Mal. *tūmit*. Daran, daſs alle obigen Formen, trotz ihrer verschiedenen Schreibung und trotz dem, daſs ihnen bald die eine, bald die andere Bedeutung fragmentarisch beigegeben ist, ein einziges Verbum bilden, kann nach ihrer vollständigen Zusammenstellung kein Zweifel sein. B.]

(2) [Man sehe in der vergl. Worttafel nr. 22., daſs selbst *hani* für essen vorkommt. Betrachtet man aber hierzu Flac. *hane*, leben, Lebensmittel, *aina*, Chall. *viande*, Bibelübers. Athem, Leben, Flac. *ahinh*, Athem, Leben, so scheint das ganze Wort mit dem Mal. *angin*, Wind, zusammenzufallen (vgl. noch nr. 52. und 17. der Worttafel); wenigstens fühlt man sich in einen Kreis versetzt, aus welchem man nicht herauszukommen vermag. B.]

(3) [Ich finde das Wort (*homehe*, *oumehé*) bei Flac. nur als Subst., Lachen, Gelächter, ebenso *hehé*. Challan's *oumalé* ist Verbum, und ist wohl verschrieben, für *oumahé*

191. Wenn die hier aufgeführten Wörter wirklich als solche behandelt werden sollten, bei welchen der Verbalcharakter und seine besondre Modification im infigirten *om* oder *um* liegt, so könnte nicht wieder ein Präfixum mit ihnen verbunden werden, was auch in der Tagalischen Bildung niemals geschieht. In der That nun werden alle obigen Wörter in den Wörterbüchern, ohne Ausnahme, ohne Präfixe, so wie ich sie hingestellt habe, aufgeführt, allein in der verbundenen Rede werden sie, gleich allen andren Verben, mit Präfixen gebraucht. So steht Luc. 6, 21. *mitomany*, sie weinen, Luc. 13, 28. dieselbe Form als substantivartig gebrauchter Infinitiv, Luc. 6, 25. *mihomehy*, sie lachen, und in Flac. Katechismus *p.* 44. *mihouman*, sie essen. Der Grund hiervon scheint darin zu liegen, daſs das Volk die Erinnerung an die Bedeutsamkeit dieser Form verloren hat, und das *om*, *um* als integrirenden Theil des Grundworts ansieht. Zwar wird das in den obigen Fällen gebrauchte *mi* (*Ann. p.* 94. 95.) als Charakteristik des Präs. und Infin. angesehen; allein auch hierin scheint Miſsverständniſs zu sein (¹).

---

oder *oumehé.* Denn *oumalé* bei Chall., *omale, omalle* bei Flac., *houmale, loumalé* und *noumale* bei Chap. bedeutet gestern, ist aber ein neues Beispiel für das infigirte *um*, da es deutlich von *hale*, Nacht (s. alle Formen dieses Wortes in der Worttaf. nr. 8.), abgeleitet ist.

Auſserdem habe ich noch folgende Beispiele aufgefunden:

lomalam, lomalan, Flac. gehn (*cheminer, marcher*), von *lalam, lalan,* Weg (Jav. *dhalan,* Weg, Mal. *jālan,* gehn).

Flac. *moumeinou,* klug, treu, *soeur fidèle*, *meinou, soeur fidèle*, 2) *cuider.* B.]

(¹) [Ich bin beim Durchlesen meines Madecass. Wörterbuches auch auf Fälle des infigirten *in* gestoſsen:

Flac. *tsinambouts, tsinanbouts, sinamhouts* (das *h* ist offenbar falsch), gefangen, Gefangner, Sclav. Das Einfache ist: *sambouts, tsambouts* Flac., gefangen, Gefangner, Sclav, *prise*, *ma-nambouts, ma-nanbouts* Flac., *prendre*, *sambour* Chall., *sambouri* Flac., ergreifen, fassen, *prendre*, Mal. und Jav. *sambut*, ergreifen, fassen;

finoulac, Riſs, Bruch, hat der Verf. schon selbst oben S. 330. 331. angeführt;

Flac. *finitacke*, verrathen (*trahi*), *finintac*, *ravi*, *fitacq*, Verrath, *fitache*, Meuchelmörder.

Die Bedeutung der infigirten Form ist bei dem ersten und letzten der drei angeführten Wörter, wie in der Jav. Sprache, die eines passiven Participiums, und dies lieſse sich vielleicht auch auf die substantivische des zweiten (etwas Zerrissenes, Zerbrochenes) anwenden. Daſs das einfache Wort selbst (*sambouts* und *foulac*) diese Bedeutung (neben der des Verbums und eines Substantivum actionis) hat, raubt dem Infix nichts von seiner

192. Wir haben oben (nr. 64.) gesehen, daſs in der Gebirgsmundart der Tagalischen Sprache *na* (Präs. und Prät.) und *ma* (Fut.) als Präfixe statt der Infigirung gebraucht, und daſs in der Bisayischen beide Conjugationsbildungen willkührlich angewendet werden. Im Tagalischen auſser dem Gebirge kommt *ma* als Präfix transitiver Verba nie vor; die Madecassische Sprache aber hat es, als solches. Es ist also keine leere Vermuthung, wenn man annimmt, daſs in ihr, wie im Bisayischen, die infigirende und die *ma* präfigirende Bildung ohne Unterschied gebraucht werden konnten, daſs aber die letztere nach und nach die erstere verdrängte. Diese Gleichartigkeit des Zustandes gewinnt dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daſs auch das dem Tagalischen ganz fremde, aber sich in der Zebu-Mundart des Bisayischen (Ezg. nr. 130.) findende Präfix *mi* dem Madecassischen eigenthümlich ist.

193. Es gilt daher als eine allgemeine Regel, daſs, die oben (nr. 180.) erwähnten Fälle ausgenommen, kein Mad. Verbum anders, als von einem Präfixe begleitet, in der Rede erscheint; und an diese Regel lassen sich gleich die beiden nachfolgenden anschlieſsen.

194. *a*. Jedes Verbal-Präfix fängt, ehe es durch die Tempusbildung Veränderungen erleidet, also namentlich im Präsens, mit *m* an; dies *m* aber weicht immer, oder doch bisweilen, andren Charakteristiken der Tempora. Beisp. *mi-tomany*, weinen (Luc. 6, 21.), *ma-tahotra*, fürchten (Matth. 1, 20.), *maha-sitrana*, heilen, *mampi-anatra*, lehren; Veränderungen durch Tempusbildung: Prät. *ni-tomany* (Luc. 6, 52.), *na-tahotra* (Matth. 2, 22.), *naha-sitrana* (Luc. 8, 47.), *nampi-anatra* (Matth. 4, 23.); Fut. *hi-tomany* (Luc. 6, 25.), *ha-tahotra* (Luc. 12, 5.), *haha-sitrana* (Luc. 5, 17.), *hampi-anatra* (Matth. 5, 19.).

195. *b*. Jedem mit *m* anfangenden Präfix entspricht ein mit *f* anfangendes, und das *f* verwandelt sich, wenn ihm ein andres, mit *n* endendes Präfix vorausgeht, in *p*. Die mit *m* anlautenden Präfixe bilden allemal Verbalformen, die mit *f* und *p* anlautenden allemal Nominalformen. So entsprechen einander *m-onĕngh*, wohnen, *f-onengh*, Bewohner; *ma-moucats*, rächen, *fa-moucats*, Rache; *man-dehan*, gehen, *fan-dehan*,

---

Bedeutsamkeit, sondern hat seinen Grund in der Ungeschiedenheit der Redetheile und ihrer Kategorien, wie sie schon bei mit Affixen versehenen Formen, und weit mehr bei den unentwickelten Stämmen, die Eigenthümlichkeit dieses Sprachgeschlechts ist. B.]

Gang; *mi-teia*, lieben, *fi-teia*, Liebe; *maha-resse*, siegen, *faha-resse*, Sieg; *mampi-vili*, loskaufen, *fampi-vili*, Loskauf. Die gleiche Nominalbildung, aber durch ein neues Präfix wieder zum Verbum gemacht, liegt in dem eben erwähnten *mampi-vili*, in *manpan-dehan*, befehlen zu gehen, *manpang-horan*, regnen machen. An die Stelle des *f* wird auch, wie wir unten sehen werden, *h* gesetzt.

196. Man sieht, daſs die Präfixa mit *m* und *f* vollkommen die sogenannten Activ- und Passiv-Präfixe der Tagalischen Conjugationen sind (s. ob. nr. 58.). Auch die Tag. Passiv-Präfixe sind noch nicht für sich Passiva, sondern nur Nominalformen, aber mit passiver Bedeutung. Die den Unterschied begründenden Laute sind, bis auf wenige Ausnahmen, auch *m* und *p* (s. ob. nr. 75.); und wenn in einem Mad. Verbum zwei Präfixa verbunden werden, wie in *mi-fan*, *mam-pan*, *mam-pi*, so muſs immer, wie im Tagalischen (s. nr. 111.), das eine, in der zweiten Stelle stehende das der Nominalform sein, die in diesen Fällen, selbst aus dem Verbum stammend, in das Verbum zurückkehrt. Der Hauptunterschied zwischen beiden Sprachen hierin ist der, daſs da, wo die Activform der Verba in eine Nominalform mit dem Verbum sein (s. nr. 183.) verwandelt wird, die Tagalische Sprache diese Bildungen immer, die Madecassische selten braucht.

197. Im Tagalischen dienen den Verbalbildungen auſser den Präfixen noch zu Unterscheidungszeichen die Buchstabenveränderung, die Vorrückung des Accents, und die Verdopplung. Im Madecassischen findet sich nur die erste; die letzte tritt bei der Conjugation nicht ein, da die Tempora auf andre Weise unterschieden sind; und über den Accent läſst sich nicht urtheilen, da die Hülfsmittel nicht zureichen, sich über solche Feinheiten der Sprache hinlänglich zu belehren.

198. Man könnte im Madecassischen, wie im Tagalischen, eine Reihe von Conjugationen aufstellen, und würde dann die 3. Tag. Conjug., *man* mit Veränderung des Anfangsbuchstaben des Grundworts, ohne allen Unterschied, die 4. Tag., *macà*, im Madecassischen *maha*, das auch zugleich das Machen und Können (s. ob. nr. 133.) ausdrückt, wiederfinden, und auf gemeinschaftliche Eigenthümlichkeiten zwischen der Tagalischen infigirenden Conjugation und dem Madecassischen Präfix *ma* stoſsen. Es findet sich sogar, daſs, den Bedeutungen nach, dieselben Classen von Wörtern in beiden Sprachen gleiche Conjugationsbehandlung erfahren. So gehen (s. nr. 131.)

im Tagalischen die aus Werkzeugen des Jagens, Fischens gebildeten Verba nach der 3. Conjug.: *bivas*, Angelhaken, *ma-mivas*, angeln. Das Gleiche werden wir unten (nr. 215.) an mehreren Beispielen bemerken. Ich werde indeſs bei Aufzählung der Madecassischen Präfixa, ohne ängstliche Eintheilung in Conjugationen, das Gleichartige zusammenstellend, vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergehen.

199. Am einfachsten drücken den Verbalbegriff *mi* für intransitive, und *ma*, *man* mit seinen Lautveränderungen für transitive Verba aus. Ich beginne mit den transitiven.

Vor vocalisch anlautenden Grundwörtern wird *ma* oft zum bloſsen *m*, und ist dann nicht vom intransitiven *mi* zu unterscheiden; *m-alac*, *m-illa*, *chercher*, wie man aus den Beispielen sieht, im Sinne von holen, *m-ontana*, fragen. Auſser diesem *m* und *ma* finden sich *man*, *mam*, *mand*, *mandr*, *mang*, und bei vocalischen Grundwörtern tritt hinter *ma*, *man* und *mang* oft noch *h*. *Man* zieht auch, wie im Tagalischen, die Veränderung gewisser Anfangsbuchstaben der Grundwörter nach sich. Alle diese, die transitiven Verba angehenden Fälle werde ich einzeln durchgehen. Im Allgemeinen muſs ich aber Folgendes über sie vorausschicken. Die Verschiedenheit der Präfixe beruht groſsentheils auf der des Anfangsbuchstaben des Grundworts; ein *p* oder *b* assimilirt sich, wenn es nicht selbst verändert wird, das End-*n* des Präfixes zu *m*, ein Vocal sucht ein dazwischen tretendes *d*, *g* u. s. f. Nur mit *mang* hat es doch noch nebenher eine andre Bewandtniſs, und das vocalisch auslautende *ma* möchte sich wohl von den durch Endconsonanten verstärkten Formen noch in Absicht der Bezeichnung der transitiven Verbalnatur unterscheiden. Alles das kann aber bei dem jetzigen Zustande der Hülfsmittel schwer zu völliger Gewiſsheit gebracht werden, da diese unter einander abweichen. So finden sich vom oben angeführten fragen die Formen: bei Chapelier *m-ontana*, bei Challan *ma-ontane*, bei den Englischen Missionaren *man-ontany* (Luc. 2, 46.), bei Flacourt *man-hontane*, und als Nomen *fan-hontaneia* und *fang-hontaneia*. Die Sprache selbst aber scheint auch nicht immer die gleichen Bildungsarten zu wählen. Denn man findet die vocalischen Grundwörter mit verschiedenartigen Präfixen verbunden.

200. *Ma*. *Ma-évouc*, *m-évouc*, schwitzen, erhitzt sein, *ma-halenne*, regnen, *ma-hinoufisa*, träumen, *ma-houli*, langweilen, sich oder

Andre, ***ma-imbou***, stinken, ***ma-tahotra*** (Matth. 1, 20.), fürchten, ***ma-fante***, wissen, ***ma-hitouitch***, rauchen, ***ma-ontane***, fragen, ***ma-hetsia***, gerad richten (das Krumme), ***ma-hita***, sehen, ***ma-manoua***, tadeln, ***ma-ontrova*** (*avertir*), benachrichtigen, warnen, ***ma-raths***, zerreiſsen, ***ma-ratte***, kratzen, ***ma-halleuen***, begraben. Ich habe hier nur Wörter aufgeführt, wo ich sicher bin, daſs das nach dem *m* stehende *a* dem Präfix, und nicht dem Grundwort angehört. Sehr oft lassen die Hülfsmittel darüber zweifelhaft, da ***ma*** vor Vocalen auch zu *m* wird. Weil in den sogenannten Passiv-Constructionen das dem Verbum entsprechende Wort oft ohne Präfix steht (s. ob. nr. 183.), so dienen solche Redensarten zur Auffindung der ursprünglichen Formen. So läſst es ***mana*** (oder eigentlicher ***manan***), haben, bei Challan und Chapelier zweifelhaft, ob *m* oder ***ma*** das Präfix ist? Aber die Englischen Missionare, die im Präs. ***manana*** (Matth. 3, 9.), im Prät. ***nanana*** (Matth. 3, 4.), im Fut. ***hanana*** (Luc. 11, 5.), und ohne Präfix (Luc. 8, 18. 19, 26.) ***anana*** brauchen, geben hier den entscheidenden Aufschluſs.

201. Das dem ***ma*** entsprechende Präfix des Nomens ist ***fa***; ***fa-manoua*** von ***ma-manoua***. Vor Vocalen geht ***fa*** gleichfalls in ***f*** über; ***f-onengh***, Bewohner, von ***m-onengh***. Von ***m-anana*** kommt ***f-anana***, Habe, und reduplicirt ***f-ananana*** (Luc. 12, 19. 18, 22.), groſse Habe. Das ***f*** geht auch in ***h*** über, so ***ha-moucats***, wie ***fa-moucats***, Rache, von ***ma-moucats***, ***h-onengh***, Wohnung, von ***m-onengh***.

202. ***Mam***, wo das *m* Endbuchstabe des Präfixes ist, und daher wohl zu unterscheiden von den Fällen, wo es, als Veränderung von *p*, *b*, *v*, Anfangsbuchstabe des Grundwortes wird, scheint nur im Laut gegründete Veränderung von ***man*** vor Vocalen (jedoch nicht immer) und Lippenconsonanten. Beisp. ***mam-ompou***, verzeihen, ***mam-boly*** (Luc. 17, 28.), pflanzen; das Grundwort fängt mit *v* an (***tane vole***, Land bepflanztes, Flac. *v. plantage*; ***volim-boaloboka***, Pflanzung von Trauben, Weinberg, Luc. 20, 15.), das nach *n*, indem es dies *n* in *m* verwandelt, zu *b* wird.

203. Das Präfix der Nomina davon ist ***fam***; ***fam-boule*** (Flac.), gepflanzt.

204. ***Man***, wie bei ***mam***, wenn das *n* nicht für *s*, *t* eintretender Anfangsconsonant des Grundworts ist. Beisp. ***man-ontany***, fragen (Luc. 2, 46.), ***man-angona***, sammeln (Imperat., Matth. 6, 19. 20.), ***man-rava***,

zerstören (Flac. *v. abattre*); es giebt aber auch *mand-rava* (Flac. *v. ruiner*, wo *manhrava* Druckfehler ist; Luc. 21, 20. *fand-rava* und Luc. 6, 49. *rava*, zerstört); *man-resse*, besiegen (Flac.) (auch mit *mand-*: Luc. 11, 22. Fut. *hand-resy*), *man-ouranne*, regnen (Regen Matth. 5, 45. *orana*), *man-zara*, Antheil haben, von *zara*, Theil; *man-jaka*, regieren (Matth. 2, 22.).

205. Zur Bildung der Nomina entspricht *fan*, das auch *pan* und *han* lautet; *fan-resse*, Sieg, *fan-jaka*, Reich, *fan-hontaneia*, auch *fangh-ontaneia*, beide bei Flacourt, Frage.

206. *Mand* entsteht aus phonetischer Einschiebung eines *d* (s. ob. nr. 204.); *mand-rava* und *mand-resy* (nr. 204.), *mand-re*, hören (Matth. 2, 3. 5, 27. vgl. mit Matth. 2, 22. 4, 12.), ferner *mand-ombe*, helfen, wo das Grundwort bei Chall. *ombaye* und im verwandten Sinne von anhänglich sein Matth. 6, 24. *homba* ist.

207. Diesem entspricht für Nomina *fand*. Beisp. *fand-rava*, Zerstörung, *fand-ombe*, Hülfe.

208. *Mandr*, eine noch gröſsere phonetische Erweiterung; *mandr-embou*, fliegen (Flac.). Daſs *dr* zum Präfix gehören, geht aus den Formen *mi-henba*, *magn-imba*, *mi-emban* bei Challan hervor. Das Grundwort ist ohne Zweifel *ambou*, *ambone*, hoch, in der Höhe.

209. Diesem Wort entspricht als Nomen *fandr-embou*, Flug.

210. *Mang*, auch geschrieben *mangu*, *mangh*, und *magn*, immer vor Vocalen, erfordert eigne Erläuterung. *Manghe* bei Flacourt, auch *mangue* bei Chapelier, *magne*, *mangano* bei Challan, selbst zusammengesetzt aus dem abgekürzten Präfix *m* und *anghe* (wie das Wort selbst und Challan's einfaches *angan* zeigt, und wie Chapelier in einem ungedruckten Blatt von Bemerkungen ausdrücklich sagt), heiſst machen. Bei den Englischen Missionaren ist *m-anao* dasselbe Wort. Vgl. Matth. 5, 19. 6, 2. Luc. 1, 8. 49. 2, 48. 3, 11. 4, 36. 5, 29. 6, 2. 33. 48. Die Missionare, sei es Unterschied der Schreibung, oder des Dialekts, haben das Präfix *mang* gar nicht, und auch in andren Fällen ein bloſses *n* für *ngh*; *trano* (Luc. 6, 48.), Haus, für Challan's *trango*, *tarangue*, Flacourt's *trangh*. Flacourt hat auch *manaho*, als gleichbedeutend mit *manghe*. Mit diesem, als eignes Verbum, abgesondert vorgesetzten Wort werden nun andre Verba, oder viel-

mehr Redensarten im Sinne von Verben gebildet; *mangue hassa*, befehlen, bestellen, eig. arbeiten machen, *mangue hinoussi*, träumen, eig. Traum machen (Chap.), *manghe zahats*, Einen an etwas gewöhnen, eig. zum Gewöhnten machen (Flac.). Von diesem Verbum ist das Präfix eine bloſse Abkürzung. Dies geht daraus hervor, daſs dieselben Wörter mit dem ganzen Verbum und mit dem Präfixum vorkommen; *oran* und *haleine* sind Formen für Regen, und regnen heiſst bei Chap. *mangue haleine*, bei Flacourt *mangh-oran*. Auch *man* findet sich so: *mangue hanic* (Chap.), *man-hanic* (Flac. *v. grimper*), klettern. Inwiefern überhaupt *man*, und ob auch *ma* den gleichen Ursprung hat, wird weiter unten erörtert werden. Vgl. auch nr. 228. Im Tagalischen ist *ng* eine euphonische Veränderung von *n* auch vor Vocalen; hiermit hat aber das *ng* im Madecassischen Präfix nichts zu thun; auch ist es Endbuchstabe des Präfixes, nicht Anfangsbuchstabe des Grundworts, wie im Tagalischen; *áral*, *mangáral* (Tot. nr. 182.).

211. Beispiele: *mangh-otrac*, *mangh-aria*, verlassen (*abandonner*), *mangh-afac*, lossprechen (*absoudre*; eig. etwas zur geendeten Sache machen), *mangh-efa* (vielleicht besser *mang-hefa*), Einigkeit, Frieden stiften (*accorder*), *mang-atsara* (*raccommoder* Chall., bei Flac. *v. raccoutrer mangh-adzari*), flicken, *mangh-inouh*, träumen (Flac., bei Chall. *magn-inoffe* und *ma-hinoufisa*), *mang-hiache*, zählen, von *hiac*, Zahl, Anzahl (*nombre* Flac.), *mangh-oric* (*magu-arac, arahenne* Chall., *man-araka* Matth. 4, 20.), folgen, *mangh-atouli* (Flac.), *mang-atodi* (Chall.), Eier legen, von *atouli, atodi, atody* (Luc. 11, 12.), Ei, *mang-hourou*, verbrennen; *magn-ala*, auch *man-hala*, ausziehen, wo schon das einfache *alan* wegnehmen (aber auch wegnehmen, um zu bringen Luc. 15, 22.; bei Flacourt *mangh-alac*, niederlegen zum Verwahren, *harac*, das Niedergelegte, *v. déposer, dépôt*) heiſst (Chall.), *magn-assaha* (Chall. *insulter*), beleidigen, *magn-ava*, schelten, *magn-imba*, s. oben nr. 208. In *magnifatte*, beiſsen, bei Challan scheint das *n* von *niffe* (*nify* Matth. 5, 38.), Zahn, zusammengeflossen mit dem Endnasale des Präfixes, wenn nicht das ganze *gn* dem Stammnomen angehört; Flacourt *manifats*, und für Biſs *nifare*, Zahn, *nif*.

212. Als Präfix für Nomina entspricht dem *mangh* das Präfix *fangh*. Beisp. *fangh-oric*, Gefolge, *fangh-iva*, Erniedrigung, von *iva*, niedrig.

Bei denselben Wörtersammlern haben dieselben Nomina *fangh*- und *fan*- (s. ob. nr. 205.).

213. Das Tagalische *mag* findet sich im einzigen *magu-arac* (s. ob. nr. 211.), dessen Richtigkeit noch dahinsteht. Sonst ist es überall in einen Nasal, *n*, *gn*, *gh*, *nd*, *ndr*, verändert.

214. Wenn *man* vor ein mit einem nicht nasalen Lippenbuchstaben, *p*, *f*, *v*, oder mit einem *t*, oder *s* anfangendes Wort gesetzt wird, so tritt sein End-*n* an die Stelle des Anfangsconsonanten des Grundworts, wird aber, wenn dieser ein Lippenbuchstabe ist, zu *m*, dem Nasalen dieser Classe. Dies ist also wie in der 3. Tag. Conjug. Nur habe ich keine Veränderung der gutturalen Anfangsbuchstaben, wie im Tagalischen, bemerkt. Daſs *k* wenigstens nicht immer einem vor ihm stehenden *n* weicht, sieht man aus *nankasitraha*, Luc. 3, 22. Auch giebt es, wie im Tagalischen, Wörter, die ihren Anfangsbuchstaben unverwandelt lassen, wie *ma-man-toc* (s. unt. nr. 230.), *mi-fan-toche*, *han-toche* (nr. 243.). Wie weit sich aber diese Ausnahmen erstrecken, kann ich nicht bestimmen, da ich diese ganze Eigenthümlichkeit der Sprache nur habe aus der Wortvergleichung entnehmen können, indem die Hülfsmittel gänzlich davon schwiegen. Chapelier erwähnt bloſs des Wegfallens des Anfangs-*t* der Präposition *tábini* nach einem Consonanten. Das Hinüberziehen des Endnasalen zur folgenden Sylbe da, wo es möglich ist, scheint übrigens auch, wo keine Verwandlung eintritt, Sitte in der Sprache, wenn man annehmen darf, daſs die Englischen Missionare in ihrer Wortabtheilung richtig der Aussprache folgen. Denn sie nehmen das End-*n* des Präfixes *man* auch vor vocalisch anlautenden Wörtern zur Anfangssylbe des Worts hinüber; *na-naraka*, von *araka* (s. ob. nr. 211.), Luc. 23, 55. 24, 10. Vgl. auch Luc. 23, 36. 51.

215. Beispiele: *a.* der Verwandlung der Lippenbuchstaben in *m*. *Ma-more-porec*, verwickeln, in einander wirren (*tortiller* Flac.); das Wort ist zur Verstärkung reduplicirt, und sein Anfangsbuchstabe bleibt unverändert, wo er nicht das Präfix berührt. Daſs in *mi-fore-poreh p* mit *f* abwechselt, liegt darin, daſs *p* überhaupt selten Anfangsbuchstabe im Madecassischen ist, allein in der Mitte der Wörter aus *f* entsteht. Von gleicher Bildung ist *ma-moufoutse*, zur Strafe wegnehmen, das im passiven Sinn *mi-foufoutse* heiſst, von *foufoutse*, solche Wegnahme. *Foutsi*, weiſs, *ma-moutsi*, weiſsen; daſs Flacourt für weiſs machen können neben

maha-foutsi auch (*v. blanchir*) *maha-moutsi* hat, ist gegen die Sprachanalogie und ein sichtbarer Fehler; die Missionare brauchen (Matth. 5, 36.) nur das erstere. *Ma-mane*, welches die doppelte Bedeutung brüten und uriniren hat, ist offenbar wärmen, die transitive Form von *ma-fane*, warm sein, vom einfachen *fane*, warm. Intransitiv genommen, heiſst uriniren *mi-fane* (Chall.). *Ha-mili*, auch *a-mili*, gekauft, Kauf, aus *fan* und *vili* (Flac.); *ma-mincit* (Flac.), zur Ader lassen, *fa-mincit*, Aderlaſs, von *vinsit* (Flac. *pet. rec. p.* 10. 11.), voll, angefüllt, *replet*. Bei den Wörtern mit Anfangs-*f* muſs man jedoch in der Annahme dieser Verwandlung vorsichtig sein. Es kommt nämlich darauf an, ob das *f* stammhaft ist, da es auch von *fi* abgekürztes Präfix sein kann. Beispiele solcher zweifelhaften Wörter sind *foule* (*filasse*), das Material des Spinnens, *mamoule*, spinnen, und *foulac*, zerbrechen, *mamoulac*, wo die Frage entsteht, ob die Grundwörter *foule, foulac* oder *oule, oulac* sind. Bei *mamoule* bleibt es unmöglich, zu entscheiden. Die verwandten Sprachen geben keine Analogie, und im Madecassischen selbst weiſs man nicht, ob man das Wort lieber mit *mi-holac*, rund herumdrehen, *aolan*, zusammendrehen (*tordre*. Chall.), oder mit dem obigen *ma-moreporec* zusammenstellen soll. Doch scheint es für die Stammhaftigkeit des *f* zu sprechen, daſs *mamoulouts*, klebrig machen, von *foulouts*, Vogelleim, kommt. Das *f* mit dem dumpfen *u* scheint ein Aneinanderhängen durch Verwirrung, Kleben oder sonst anzuzeigen. Sehr sonderbar, und mir bis jetzt unerklärlich ist bei Flac. *afouli*, wegnehmen, und etwas zurücktragen (*reporter quelque chose*, *afoult*, wohl fehlerhaft statt *afouli*), *mamouli*. In *foulac* dagegen (vgl. Wortverz. *pu*) zeigt sich das *f* durch die stammverwandten Sprachen als primitiv. Vgl. unt. nr. 224. *Vinta*, Angelhaken, macht *ma-minta*, angeln (s. ob. nr. 181.), *vovo*, Fischernetz, *ompa-movo* (Matth. 4, 18.), die mit Netzen umgehen, Fischer, *fanrih*, Jagdnetz, *ma-manrih*, es aufstellen und brauchen, *voussits, vossiron*, ein Verschnittener, *ma-moussire*, verschneiden. In *vonoi*, tödten (Luc. 21, 16.), liegt das Grundwort von *ma-mono* (Matth. 5, 21., bei Chall. *vounoui, ma-mounou*), in *vaky* von *ma-maky*, brechen (Luc. 9, 16. 24, 30.), in *vory*, versammelt, von *ma-mory*, versammeln (Luc. 24, 33. 3, 17.). *Vahotse* (selbst zusammengesetzt, da *hots* Kette heiſst), gebunden, ist das Grundwort von *ma-mahotse*, *voa*, Frucht, von *ma-moa*, Früchte tragen (von Bäumen, Matth. 3, 10.).

216. *b.* der Abwerfung des Anfangs-*s*. *Soratse*, Schrift, *ma-noratse* (*sorata 'ny* Joh. 15, 25., verglichen mit *nanorata 'ny* Luc. 24, 44.), schreiben; *sassah*, gewaschen, *ma-nasse*, waschen; *siui*, Bezahlung, *ma-niui*, bezahlen; *sira*, Salz, *ma-nira*, salzen; *sambouts* (Luc. 5, 10. *hi-sambotra*), das Nehmen, genommen, und daher Sclave, *ma-nanbouts*, nehmen.

217. *c.* der Abwerfung des Anfangs-*t*. *Tambe*, Bezahlung, *ma-nambe*, bezahlen; *timbou*, *ma-nimbou*, gebären, in Wochen sein; *tapahenne* (Chall.), *ma-napache* (Flac.), schneiden; *tanguin* (bei Chapelier ohne Erklärung), *ampa-nanguin* (der den *tanguin* giebt); *tantely* (Matth. 3, 4.), Honig, *ompa-nantelle*, Honigsucher (Flac.); *tora*, Wurf (Luc. 22, 41., *mi-torah* Flac. *v. jetter*), *ma-noraka* (Luc. 13, 34. und Flac.), werfen; *tapere*, Ende, *ma-napere*, endigen; *tafic*, Feind (Chall.), *tafiche* Heer (Flac.), *ma-nafiche*, bewaffnen, Krieg führen; *mi-toulic*, sich drehen, *ma-noric*, drehen (Flac. s. unt. nr. 240.). Über *manompo*, dienen (bei Flacourt und häufig bei den Englischen Missionaren, Matth. 4, 11. 6, 24. Luc. 2, 37. u. s. w.), bin ich lange zweifelhaft geblieben, ob ich es von *tompo*, Herr, so dafs es hiefse: einen Herrn haben, um ihn beschäftigt sein, ableiten und also hierher ziehen sollte, oder ob das Grundwort *ompo*, verwandt mit dem Mal. *amba*, Diener, ist. Das Madecassische *ampouria*, Sclave (Chall.), entscheidet nicht ganz. Es kann leicht selbst eine Zusammensetzung des Präfixes *ampi*, *ompi* und eines vocalischen Grundworts (vielleicht *oric*, folgen) sein. Was aber allen Zweifel hebt, ist, dafs bei den Englischen Missionaren *tompoi* als präfixlose Form für dienen vorkommt. Matth. 4, 10. *ary izy hiany no ho tompoi' nao*, und er allein ist (welcher) sein-wird dienen-dir. Das Mal. *amba* kann mit mehreren Madecassischen Wörtern zusammenhangen. Im Sinne von Diener kommt von *manompo* blofs das abgeleitete *ompanompo* vor. Dies spricht aber gerade für die Ableitung von *tompo*, Herr.

218. *Saffe* und *taffe* heifsen beide decken, bedecken, und sind, obgleich das erstere (auch *safoutche*, *saffoutte*) von Bettdecken, das letztere (*tafon-trano* Luc. 5, 19.) vom Hausdach gebraucht wird, blofs verschiedene Form desselben Worts. In dem Verbum *ma-naffe*, decken, bedecken, zudecken, verschwindet ihr Unterschied.

219. Den hier angegebenen Buchstabenveränderungen folgt genau

auch das aus *man* entstehende Präfix der Nomina *fan*: *fa-minta*, das Angeln, und davon *om-pa-minta*, der Angelnde, von *vinta*; *om-pa-movo*, Fischer, von *vovo*; *mi-fa-mounou*, sich unter einander tödten, von *vounou*. Mehrere andre Wörter dieser Art sind schon oben bei dem Verbal-Präfix angeführt worden.

220. Das intransitive Präfixum ist *mi*, vor mit Vocalen anfangenden Wörtern auch bloſs *m*, dann aber schwer vom Präfix *ma* und vom primitiven *m* zu unterscheiden. S. das vergl. Wortverz. *v. matai* (1). Ein sichres Beispiel ist *m-oran* (Flac.), regnen, von *oran* (Flac.), *orana* (Matth. 5, 45.), Regen. Von *monengh*, wohnen, als Subst. *fonengh* (Flac.), Bewohner, finde ich zwar nicht *onengh*, aber die Veränderungen des Anfangs-*m* durch die Tempuszeichen (Joh. 1, 38. Matth. 2, 23. 4, 13.). In *mousarre*, hungern und Hunger bei Flac., *mosarena*, Hunger (Luc. 4, 25.), *mosary*, hungrig (Luc. 15, 17.), ist das *m* offenbar primitiv.

221. Statt *mi* findet sich auch *me*. So bei Chapelier *me*- und *mi-ala*, weggehen, verlassen; *me-hadi*, abwehren, und daher: vertheidigen und verbieten (Chap.), wovon Flac. das primitive Nomen *adili*, Verbot, und das transitive Verbum *manghadili* hat; *me-tongon*, nennen (Flac., vgl. dessen *Cat. p.* 9.). Hierher gehört auch *me-ty*, wollen (Luc. 5, 12.), Prät. *ne-ty* (Matth. 2, 18.), in dem das Grundwort so zusammengeschmolzen ist, daſs ich erst spät auf die richtige Ansicht gekommen bin, und erst bloſs *m* für den Vorschlag gehalten habe. Das Grundwort ist aber *tia* (Luc. 4, 6.), bei Flac. *teïa*, lieben. Flac. hat *mi-teïa* und (*pet. rec. p.* 12.) *me-teïa*.

222. Beispiele des Präfixes *mi*. *Mi-saona*, trauern (Luc. 7, 32.), *mi-aina*, leben (Luc. 20, 38.), *mi-voury*, in Überfluſs vorhanden sein (Flac.), *mi-pouli*, zurückkehren (Flac.), *mi-lignits*, schwitzen (Flac.), *mi-resse*, im Kampf unterliegen, wogegen *man-resse*, siegen (Flac.); *mi-ahan*, still stehen, aufhören zu gehen (Chall.), *mi-aho* (Flac.), *m-isy*, sein (Luc. 5, 36.), *mi-alegnenne*, sich ausruhen (Chall.), *mi-hiua*, sich demüthigen, wogegen *mang-hiua* einen Andren demüthigen ist (Flac.); *mi-antsese*, sich einem Andren unterwerfen, wogegen *mang-hantsese* einen Andren sich unterwerfen ist (Flac.); *mi-cintou* (Chall.), *mi-*

---

(1) [Der Verf. bezieht sich hier und auf S. 412. auf ein von ihm angefangenes vergleichendes Wortverzeichniſs der Mal. Sprachen, das ich der Kön. Bibliothek übergeben habe. B.]

hamou (Flac.), seufzen, *mi-haringh-harinh*, *mi-halou*, *mi-conga*, nackt gehen (Flac.), *mi-coudoudou*, donnern (Flac.), *mi-hohancoa*, bellen (Flac.), *mi-laza*, sprechen (Luc. 24, 43.), *mi-zara*, vertheilen (Luc. 12, 13.), *mi-hanats*, lernen, wogegen *mang-hanats*, lehren (Flac., *mi-anatra*, lernen Joh. 6, 45.; für lehren brauchen die Englischen Missionare die befehlende, vermögende Form *mampianatra*, jemanden zum Lernen bewegen, Matth. 2, 5.), *mi-tzera*, schlagen (Flac.), *mi-tsoka*, pfeifen (Luc. 7, 32.), *mi-jery*, den Accus. regierend, Einen ansehen (Luc. 20, 17.), *mi-hinana*, essen (Luc. 24, 43.), *mi-tory*, predigen (Luc. 4, 44.), *mi-vavaka*, beten (Matth. 6, 5., von *vava*, Mund, Matth. 4, 5., vermuthlich weil man oft leise betet, wie das Sanskr. *jap*; woher denn auch die intransitive Form: in sich sprechen), *mi-asa*, arbeiten (Matth. 6, 28.). Man sieht aus diesen, durchaus nicht absichtlich gewählten Beispielen, daſs die wahre und eigentliche Bedeutung von *mi* die intransitive ist. Das Grundverbum alles intransitiven Zustandes, sein, nimmt kein andres Präfix an, und bei vielen Verben bestimmen *mi* und *man* den Unterschied der intransitiven und transitiven Bedeutung. Sehr oft aber wird derselbe in der Sprache anders aufgefaſst, als wir ihn zu nehmen gewohnt sind; und wahre Verwechslung der Begriffe ist es, wenn Wörter mit *mi*, wie oben *mi-jery*, einen Accusativ regieren. Die intransitive Bedeutung geht dann bloſs in die einer wesentlich innerlichen Handlung, oder einer solchen über, die nicht nothwendig zum Verständniſs der ausdrücklichen Hinzufügung eines Objects bedarf.

In mehreren Fällen steht zwischen dem Präfix und dem Grundwort ein *h*, das nicht immer diesem angehört: *otrac*, die Verlassung, *mih-otrac*, *mangh-otrac*, verlassen (Flac.), *mih-oulouts*, begatten (*accoupler* Flac.). Allein in den meisten Fällen wird der Anfangsvocal durch kein *h* vom End-*i* getrennt, *mi-ala*. Challan hat *mihenba* und *miemban*, sich in die Luft erheben, fliegen.

223. Als Nominal-Präfix entspricht dem *mi* nach der allgemeinen Analogie *f* und *fi*. Ob in dem ersteren *fa* oder *fi* liegt, ist nicht immer zu erkennen; *fandre*, Abwesenheit, von *mandre*, abwesend sein (Flac.), *fery*, Wunde (Luc. 10, 34.).

Beispiele von *fi*. *Fi-voury*, Überfluſs (Flac.), *fi-hinana*, Speise (Matth. 6, 25.), *fi-anats*, Erlernung, Lehre (*apprentissage* Flac.), *fi-assa*, Geschäft, auch Übung, Handwerk, Werkzeug (Flac.), *fi-zara*, Vertheilung

(Flac.), *fi-teïa*, Liebe, Wunsch, Begierde (Flac.), *fi-tzera*, geschlagen (Flac.). Statt *fi* kommt auch *hi* vor; *mi-non*, trinken, *hi-non*, Getränk (Flac.), *mi-adi*, Krieg führen, *hi-adi*, Krieg (Chall., doch unrichtig verwechselt, bei Flac. *mi-ali*). Auch *hi-nouf*, Traumgesicht (Flac.), scheint hierher zu gehören, da die Englischen Missionare *nofy* (Matth. 2, 19.) haben.

In weiterer Anwendung ist *fi*, auch ohne Beziehung auf Verba mit dem Präfix *mi*, ein häufiges Substantiv-Präfix.

224. *Mi* nimmt auch euphonische Buchstaben an. Statt des obigen *mi-pouli*, zurückkehren, hat Chap. *mi-n-poudi*. Denn statt des *m*, welches eigentlich vor *p* stehen sollte, haben die Französischen Schriftsteller oft fälschlich *n*; Chap. *minboune*, Chall. richtiger *mimboun*. Ob aber in diesem Wort, und in *minpou*, schwimmen (*flotter* Chall.), das *m* und *n* auch euphonisch sind, möchte ich nicht entscheiden. In *mintaka*, Ehebruch begehen, scheint, da man auch *manintaka* (Matth. 5, 32.) hat, das Grundwort *intaka* zu sein. Eine gar eigne Form ist bei Flac. *finoulac*, Riſs, Bruch. Wir haben (s. ob. nr. 215.) gesehen, daſs *mamoulac* aus *foulac*, zerbrochen, entsteht. Offenbar gleichen Ursprungs ist *finoulac*, es möge nun das *f* in *foulac* stammhaft sein oder nicht. Ist das Erstere der Fall, so hätte *mi* ebenso wie *man* eine den Anfangsconsonanten verändernde Kraft. Oder sollte das Wort gar ein Überrest der durch ein infigirtes *in* im Tag. und Jav. entstehenden Passivformen sein, *f-in-oulac*?

225. Das Präfixum *maha* vereint die verwandten Bedeutungen von machen, bewirken, und von können, im Stande sein. Wir haben oben gesehen, daſs es eigentlich aus dem Präfix *ma* und dem Grundwort *hay* zusammengesetzt scheint.

Beispiele von der Bedeutung machen. *Maha-fotsy*, weiſs machen, *maha-mainty*, schwarz machen (Matth. 5, 36.), *maha-sitrana*, gesund machen, heilen (Matth. 4, 23.), *maha-faty*, todt machen (Luc. 23, 22.), *maha-mira*, gleich machen (Flac.), *maha-tsiaro*, wach machen, aufwecken (Matth. 1, 24.), *maha-foy*, verlassen (Luc. 5, 28.), *maha-kely*, klein machen, verzehren (Joh. 2, 17., bei Flac. *maha-chelle*), *maha-fehe*, blind machen (Flac.), *maha-fenou*, voll machen, *maha-mamou*, betrunken machen (Flac.), *maha-ratsi*, verschlechtern (Flac.). Sonderbar ist es, daſs für wissen, erkennen ebensowohl das einfache *fantatra* (Matth. 6, 8. Joh. 16, 18.), als *maha-fantatra* (Joh. 16, 19., bei Flac.

maha-fantats) gebraucht wird. Man mufs es in reflexiv-transitiver Bedeutung nehmen: sich erkennen machen. Ganz gleich ist *maha-lala*, wissen (Matth. 6, 32.), bei Flac. mit andrer Präfigirung *ma-hi-lala*. Die wahrhaft transitive Bedeutung fordert noch ein actives Präfix, *mam-paha-fantaria*, kund machen, eig. die Kenntnifs bewirken (Luc. 2, 15.). Wenn das Verbum mit einem *a* anfängt, wird nur Ein *a* gesetzt; *hahafaka*, wird befreien (Luc. 12, 58., wenn es nicht ein Druckfehler für *hanafaka*, Joh. 8, 32., ist), von *afaka*, frei (Joh. 8. 36.).

226. Beispiele von der Bedeutung können. *Maha-resse*, zu besiegen verstehen (Flac. *p.* 168.), *maha-teia*, zu lieben vermögen (Flac. *Cat. p.* 34.), *maha-foutsi*, weifs machen können (Flac.), *maha-tahotse*, der Furcht fähig sein, furchtsam (Flac. *v. peur*). Durch eben dies Präfix werden auch Adjectiva, den Lateinischen in *bilis* ähnlich, gebildet; *maha-ha-nompo*, dienstfertig, *maha-hassi*, ehrwürdig, *maha-teia*, liebenswürdig (Flac.), gleichsam: dessen man sich bedienen, den man ehren, lieben kann. Eine eigne Bildung ist *mahandombe*, der gern hilft oder dem Hülfe geleistet werden kann (Flac. *secourable*, nur verdruckt *mahandomgh*). Das Wort müfste *maha-fand-ombe* (s. ob. nr. 206.) heifsen. Ist es richtig, so hat sich der Sprachgebrauch geirrt und *andombe* für das Grundwort genommen.

227. Zur Bildung des Nomens wird aus *maha*, der allgemeinen Analogie nach, *faha*. Es finden sich aber Substantiva mit diesem Präfix, von welchen die vorhandenen Hülfsmittel kein entsprechendes Verbum aufweisen. Auch ist *faha* das Ordinalzahlen bildende Präfix; *faha-fitouana*, der siebente (Exod. 20, 11.), gleichsam: der sieben hervorbringt. Beisp. *faha-resse*, Sieg (Flac.), *faha-fatesana*, Tod (Matth. 4, 16.), *faha-valo*, Feind (Luc. 10, 19.).

228. Bisweilen findet sich als Präfix *mana*; *mana-paky*, zerbrechen (Luc. 8, 29.), von *vaky* (Luc. 5, 6.), brechen, reifsen. Dies kommt vermuthlich, wie das einfachere *man*, von *manao*, machen (Freeman's *Analyse.* Marc. 11, 1.). Es giebt aber eine präfixartige Zusammensetzung mit *manan*, von *manana*, haben (Luc. 1, 33., wovon *fanana*, Habe, und mit Reduplication, *fananana*, Vorrath, Schatz, Luc. 18, 22.); *manan-damba*, Kleidung anhaben (Luc. 8, 27.), von *lamba*, Kleid (Luc. 15, 22.), *manam-bady*, ein Weib haben oder nehmen (Luc. 20, 28.), *manam-bara* (s. unt.

nr. 238.). Vgl. ob. nr. 210. Der Übergang in *f-anana* zeigt, daſs das *m* Präfix ist. Das einfache *anana* habe ich oben nr. 200. nachgewiesen.

229. Die allgemeinen Verbal-Präfixe *man* und *mi* werden zu specielleren Bedeutungen mit anderen zusammengesetzt, und es giebt hierin einen doppelten Fall. Das hinzutretende Präfix ist entweder eines von denen, durch welche mit Präfixen versehene Verba in Nomina umgebildet werden, und die immer mit *f*, oder dessen Laut-Äquivalent *h* anfangen (wie die Verbal-Präfixa mit *m*, s. ob. nr. 195.), oder es ist ein andres. Ich beginne mit dem ersten, mehr durch die ganze Sprache durchgreifenden dieser Fälle.

230. Die in diese Classe gehörenden Wörter sind also durch Präfigirung in Verba verwandelte Nomina. Dies sind nun zwar alle Verba der Madecassischen Sprache und des ganzen Malayischen Sprachstamms überhaupt. Der Unterschied ist aber der, daſs bei den Verben mit einfacher Präfigirung das Nomen das unveränderte Grundwort, bei den Verben mit doppelter Präfigirung ein wirklich schon grammatisch geformtes Nomen ist. Sehr oft ist, und zum Theil in geringer oder gar keiner Verschiedenheit der Bedeutung, von demselben Nomen die doppelte Form vorhanden, und mag wohl in der lebendigen Sprache von jedem Wort beliebig gemacht werden können; *man-hefa* und *man-pi-efa*, Frieden stiften, welchen also das ursprüngliche und grammatisch abgeleitete Nomen *efa* und *fi-efa* (Flac.) zum Grunde liegt. Da diese abgeleiteten Nominalformen von den Tagalischen Grammatikern als passive angesehen werden, und sehr oft ganz richtig so angesehen werden können, so gilt die Tagalische Regel (s. ob. nr. 110. 111.), daſs sich ein actives Präfix nur mit einem passiven verbindet, und nie zwei active zusammentreten, auch im Madecassischen. Doch finden sich Ausnahmen, wo zwei Activ-Präfixa verbunden sind; *maha-m-anangh*, bereichern (Flac., vgl. ob. nr. 228.), *ma-man-toc*, warnen, *avertir* (Flac.). Vielleicht ist dies Irrthum der Hülfsmittel, vielleicht aber auch in der Sprache selbst verkannte Analogie.

231. Chapelier führt in seiner Grammatik *mampi* bloſs als befehlendes Verbum auf, und giebt als Beispiel *mampi-poulo*, zurückschicken, an. *Mampi* hat aber nicht immer befehlende Bedeutung (*mampi-torou*, zeigen, Flac.). Chapelier scheint gar nicht darin die Verbindung von *man* und *fi* zu ahnden, und sein Herausreiſsen dieser einzelnen doppelten Präfigirung zeigt, daſs er die Eigenthümlichkeit der Sprache in dieser ganzen Bildungs-

weise nicht einsah. Vergleicht man diese im Ganzen in Absicht auf die Bedeutung, so drückt die doppelte Präfigirung allemal ein Machen desjenigen aus, was das Grundwort mit dem Nominal-Präfix anzeigt; und daher giebt es viele Fälle, wo, wie oben, die einfache und doppelte Präfigirung gleichbedeutend sind, andre, wo es von demselben Nomen in derselben Bedeutung ein Verbum mit doppelter Präfigirung und eins mit der einfachen von *maha* giebt, so daſs diese, auch auf bestimmtere Weise causale, gleichbedeutend mit der doppelten Präfigirung wird; *maha-tahotse* (Flac.), *man-pa-tahotte* (Chall.), in Furcht setzen, erschrecken (s. unt. nr. 233.). In ihrer wahren Eigenthümlichkeit aber wird die doppelte Präfigirung gebraucht, um die Nüance auszudrücken, daſs das Machen ein anderes schon vorhandenes, oder noch zu bewirkendes Machen betrifft, als: ein Machen durch einen Andren vermöge eines Befehls, Rathes, Einflusses, *man-pandehan*, gehen machen, schicken (Flac.); oder Machen nach Art eines schon Gemachten, *ma-noratse*, schreiben, *mam-pa-norats*, abschreiben; oder Machen, um ein schon Gemachtes aufzulösen, *mi-vili*, kaufen, *mam-pi-vili*, loskaufen; oder ein Wiedermachen, Neumachen, *ma-harec*, sich erinnern, *man-pangh-arezou*, ins Andenken zurückführen, *ramentevoir* (Flac.), *mi-ha-zaza*, wieder jung werden (Flac. *rajeunir*); oder sonst ein Machen ähnlicher Art, wie die unten zu gebenden Beispiele zeigen werden. Wo eine solche eigenthümliche Bedeutung fehlt, da ist das derivirte Nomen vielleicht gebräuchlicher gewesen, als das primitive, oder die Sprache hat, wie es oft der Fall ist, an der Vervielfältigung dieser voller tönenden Formen Lust gefunden. Allein auch da, wo die doppelte und einfache transitive Präfigirung völlig gleichbedeutend scheinen, ist doch noch oft der Unterschied unter ihnen, daſs die doppelte eine Verstärkung anzeigt, wie (unten nr. 240.) *mam-pi-hetsikia* gegen *man-etsikia*. Die sehr feine Nüance ist da, daſs das letztere Wort bloſs ein Machen von Bewegung, wo also der Gegenstand leidend gedacht wird, das erste das Machen einer zu machenden Bewegung, wo also der Gegenstand handelnd gedacht wird, anzeigt, so daſs doppelte Handlung der Phantasie vorschwebt; das Haus übt eine erschütternde Bewegung auf sich selbst aus, diese aber wird durch das Andringen einer Wasserflut hervorgebracht. Bei der doppelten Präfigirung können beide Präfixe transitiv oder intransitiv sein, oder das verbale kann die eine, das nominale die andre dieser Eigenschaften, oder umgekehrt, an sich tragen. In einer cultivirten Sprache lieſsen sich nach diesen Verschiedenheiten Nüancen der Begriffe erwarten; in dem Zustande, welchen die Hülfsmittel zeigen, finde ich davon kein bemerkenswerthes Beispiel. Am häufigsten aber finde ich *mampi*, aus *man* und *fi*, also die Verbindung des allgemeinen transitiven verbalen mit dem allgemeinen intransitiven nominalen Präfix. In der That muſs sich auch diese Verbindung am häufigsten in der Sprache zeigen, da die Bedeutung dieser doppelten Präfigirung gewöhnlich die eines Bewirkens, und der allgemeinste Ausdruck des nominalen Zustandes der des Geschehenseins, also ein intransitiver ist. Ich werde jetzt die einzelnen Präfix-Verbindungen durchgehen.

232. Die Mad. Präfixe *mam-pa*, *mam-pan*, *mam-pi* könnten, da sie Causalverba bilden, dahin führen, sie und den *p*-Laut darin für identisch mit dem Tag. *mag-pa* (s. ob. nr. 113.) zu halten. Dies würde mir aber unrichtig scheinen. Das Tag. *pa* wird auch als actives, wahrhaft verbales Präfix gebraucht, und kann daher nicht, wie die Mad. *pa*, *pan*, *pi*, für bloſs nominal und passiv angesehen werden. Es scheint vielmehr die eigne Grundbedeutung des Befehlens zu enthalten. Dagegen hangen das Tag. *maca* und Mad. *maha* gewiſs zusammen, und man kann nicht *maha* als Verbindung von *ma* und *fa* ansehen. Wäre dies, so könnte *maha* nicht bei doppelter Präfigirung ein zweites nominales Präfix annehmen, wie doch geschieht; *maha-fi-conga*, nackt machen, enthüllen (Flac.).

233. Verbindung von *ma* und *hi*. *Ma-hi-noufi*, träumen, von *inouf* (Flac.), Traum; es sollte *hi-nouf* heiſsen, das *i* ist nicht stammhaft, *nofy* (Matth. 2, 19.). *Ma-hi-lala*, wissen, von *hi-lala*, Wissenschaft, *man-hi-lala* (Flac. *v. savoir, entendre*). Die Missionare haben *mahalala* (Matth. 6, 32. Luc. 4, 34.).

234. Verbindung von *man* und *hi*. *Man-hi-lala* (s. ob. nr. 233.).

235. Verbindung von *man* und *pa*. *Mam-pa-tsiia*, ärgern, von *fa-tsiia*, Ärger (Flac.). *Manpandehan*, gehen machen, schicken, scheint auch hierher zu gehören, da gehen allein *andehan* heiſst. Doch ist *an* wohl auch in dem Worte Präfix, denn als Gang hat Flac. *lehan*, offenbar nur regelmäſsige Lautveränderung für *dehan*, wie *lica* von *dica* aus *man-pan-dica*.

236. Verbindung von *man* und *fan*. *Mam-pan-intaka*, zur Unzucht (Hurerei, Ehebruch) verführen; Flac. (*v. suborner*) hat dafür mit ein-

facher Präfigirung *man-intac.* In der Übersetzung von Matth. 5, 32. sieht man die durch die Präfixe gesteigerte Nüancirung des Begriffs; *m-intaka*, Ehebruch begehen, von dem Weibe, *man-intaka*, wo Luther: der bricht die Ehe, hat, *mam-pan-intaka*, der machet, daſs sie die Ehe bricht. *Mam-pan-hiraca*, schicken, von *fan-hiraca* (bei Flac. fehlerhaft *fan-chiraca*), Sendung; Matth. 2, 8. die einfache Präfigirung *man-iraka* in derselben Bedeutung; *lica* (Flac. *passage*), Durchgang (auch *liha*, Flac. *v. allure*), *mandica* (Flac. *passer outre*), durchgehen, weiter gehen, *man-pan-dica* (Flac. *passer, couler quelque chose*), durchgehen machen, durchseihen; *mam-pan-angona*, versammeln (Matth. 2, 4.), *man-pan-hefa*, Frieden stiften. S. *mam-pi-efa*, nr. 240.

Wo das einfache *fan* den Anfangsbuchstaben des Worts verdrängt, thut es *mampan* auch; *mam-pa-norats*, abschreiben, von *soratse*; *mam-pa-nompo*, dienen machen, herrschen (Luc. 22, 25.) (s. ob. nr. 217.). Hierher gehört auch *mam-pam-mori*, versammeln (*rassembler* Flac.), was aber, so wie das einfache *mam-mori* (*assembler* Flac.), falsch geschrieben ist, da es, aus *man*, dem lautverändernden *pan*, und *voury*, Versammlung, zusammengesetzt, *mam-pa-mori* heiſsen müſste (s. ob. nr. 215.).

237. Wie *man* und *fan* bei der einfachen Präfigirung ihren Endlaut nach Maaſsgabe des nachfolgenden Grundworts verändern (s. ob. nr. 199.):

Verbindung von *man* mit *fangh*. *Man-pangh-oran*, regnen machen (*faire pleuvoir* Flac.), *oran*, Regen, *m-oran* und *mangh-oran*, also intransitiv und transitiv gefaſst, regnen, endlich causal mit doppelter Präfigirung. Challan hat auch für regnen *mahalenne*, von *oranne*, Regen; man bleibt aber ungewiſs, ob man hier *ma* oder *maha* als Präfix ansehen soll; das Letztere ist wahrscheinlicher. *Man-pangh-arezou*, sich oder Andren in Erinnerung bringen (*ramentevoir* Flac.), *areca*, Erinnerung, *ma-harec*, sich erinnern. *Man-pangh-aterre*, bringen, herbeitragen lassen (*faire apporter* Flac.). Das Verbum im Imperativ ohne Präfix ist *atterre*, das bloſse bringen, herbeitragen, führen *mangh-atets*, das von diesem abgeleitete Subst. *fangh-atets*, der Ort des Herbeibringens der Waaren, Markt (*apport* Flac.). *Man-pangh-ivou*, erleichtern, von *hivo*, Leichtigkeit; das abgeleitete Subst. ist *fangh-ivou*, Erleichterung (*allégeance* Flac.).

238. Bei Flacourt findet sich in zwei Wörtern eine Verbindung von

man und *fou*, die ich für irrige Schreibung halte, weil ich sonst gar kein Präfix *mou* oder *fou* antreffe. *Mam-pou-tahotse* (Flac. *Catéch. p.* 98.), *man-pou-tahotse* (Flac. *effrayer*), Furcht, Schrecken erregen, von *tahotse*, Furcht, *ma-tahotse*, Furcht haben. Als Causale führt Flacourt auch *man-pa-tahotse* (*v. faire peur*) und *maha-tahotse* (*v. effrayer*) auf. Challan hat *ma-taot*, *ma-tahotte*, *ma-taoch*, *man-pa-tahotte*, *man-pa-taoch*, die Missionare für fürchten *ma-tahotra* (Luc. 12, 4.). *Man-pou-vara*, *signifier* (Flac.), bedeuten. Als andeuten *manambara* Joh. 18, 32. S. ob. nr. 228.

239. Verbindung von *man* und *faha*. *Mam-paha-fantaria*, wissen machen, kund thun (Luc. 2, 15.), *mam-paha-talanjona*, Erstaunen erregen (Luc. 24, 22.), vom einfachen *talanjona*, sich wundern (Luc. 1, 21.).

240. Verbindung von *man* und *fi*. *Mam-pi-velome*, zeugen, Geburt, Leben hervorbringen (Flac. *Cat. p.* 92.), *velom*, geboren werden, aber auch: lebendig (*vellom* Flac.), Leben (*velon* Chall.), *fi-velome* bei Flac. nur als Lebhaftigkeit. *Mam-pi-tsoka* (Matth. 6, 2.), blasen, ertönen machen (ein Blaseinstrument); intrans. *mi-tsoka*, ohne nachfolgenden Acc. (Luc. 7, 32.) *Mam-pi-ala*, weggehen machen, vertreiben (Luc. 8, 35.), von *mi-ala* (Chall. *v. quitter*). *Mam-pi-taingenia* (Luc. 19, 35.), sitzen machen, setzen. *Mam-pi-posaka* (Matth. 5, 45.), aufgehen machen, von der Sonne. *Mam-pi-latsaka*, fallen machen, vom Regen (Matth. 5, 45.), von *latsaka* (Luc. 8, 6.), fallen. *Mam-pi-sambotra* (Luc. 6, 34.), Darlehn geben, *mi-sambotra*, Darlehn nehmen (Matth. 5, 42.). In *mam-p-indra*, *m-indra*, *h-indra* (Flac.) erscheinen die Präfixe in derselben Weise, das Grundwort aber in umgekehrter bedeutsam. Das zweite heiſst verleihen, *prêter*, das dritte danach Darlehn, das erste aber entlehnen, *emprunter*, und Miethe, *louage*. Der Begriff ist also beim ersten so zu fassen, als bewirkte der Darleihende das Entnehmen, beim zweiten, als bewirkte der Entlehnende das Darleihen. *Mam-pi-hetsikia* (Matth. 6, 48.), als wahres Causale, bewegen machen, von der Flut, die ein Haus erschüttert, gebraucht; *man-etsikia* (Joh. 5, 4.), das einfache transitive Bewegen, vom Umrühren des Wassers gebraucht, *mi-hetsikia* (*ib.*) intransitiv, sich bewegen. *Mam-pi-valiche*, bekehren (Chap. *convertir*), *avalic* (Flac. *à l'envers*), etwas umkehren; *mam-pi-valic-aliche*, verführen, bestechen (Flac. *suborner, corrompre*), ist wohl nur eine Verstümmelung einer Form mit verdoppeltem *ava-*

lic. Mit eben diesem *avalic* zusammenhangend ist *mam-pi-varingh*, umwerfen, *renverser*, *mi-varing*, stolpern, straucheln, *trébucher* (Flac.). *Mam-pi-hafats*, zusammenberufen (Flac.), von *mi-hafatz*, schreien (Chall.), also: zusammenschreien lassen. *Mam-pi-nai*, läutern, fein machen, aber auch: betrügen (Flac. *affiner, tromper*), *fi-nai*, Betrügerei. Vom Läutern der Metalle insbesondre gilt *man-pi-soũa*, von *soua*, gut, schön. *Mam-pi-tondre*, von einem Ort zum andren bringen lassen, *transporter*; *mi-tondra*, bringen (Luc. 5, 18.). *Mam-pi-torou*, *man-pi-tourou*, zeigen, eig. machen, daſs man sich auf etwas (achtsam) hinwende; *mi-toulic* ist: sich wenden, drehen, daher vom Hindrehen das Participial-Nomen *mi-touli*, auch *toulic*, der Blick, *regard* (Flac. *Voc.* und *pet. rec. p.* 13.), *ma-noric*, transitiv: drehen, wenden. *Mam-pi-tsanghan*, etwas in die Höhe richten (Flac.), *mi-tsangana*, sich aufrichten, aufstehen (Matth. 2, 13.). *Mam-pi-tsara*, umgestalten, *transfigurer* (Flac.), von *tsara*, Gestalt, *figure* (bei Flac.; sonst und bei Chap. und den Missionaren gut), *mi-tsara*, Figur machen, *figurer*. *Mam-pi-tsereche*, Rath geben, eig. denken, überlegen machen, von *tsereche*, Gedanke, doch auch allein von Rath gebraucht, *mi-tsereche*, denken, überlegen (Flac.). *Mam-pi-vili*, loskaufen, von *vili*, Kauf, Ankauf (Flac. *v. emplette*), *mi-vili*, kaufen, *fi-vili*, das Gekaufte; vom Loskaufen von Menschen sagt man (Flac. *v. rançonner*) *man-pi-vili-tengh*, wörtlich: loskaufen-Leib; denn das *tengh* ist Körper, bei Challan *teigne*, bei den Missionaren *teny* (Joh. 2, 21.), vielleicht aber heiſst es hier sich selbst, wie in *man-pi-tourou-teinghe*, sich zeigen (Flac.). Als Loskauf wird auch einfach *vili-tengh* (Flac.) gebraucht. *Mam-pi-zara*, theilen machen, von *zara*, Theil, *mi-dzara*, theilen, *fi-dzara*, Theilung (Flac.). *Man-pi-efa*, den Frieden herbeiführen (Flac. *v. procurer la paix*), von *fi-efah*, Friede, *man-hefa*, Frieden stiften, vereinigen. *Man-pi-trousse*, verpachten, pachten, eig. machen, daſs man schuldig wird (Flac. *v. affermer, tenir ferme*), von *trousse*, *fi-trousse*, Schuld, *mi-trousse*, schuldig sein. *Man-pi-herese*, befestigen, von *here*, Stärke (Flac.). *Man-pi-raits*, vergleichen (Flac. *v. accomparer*), von *iraiche*, eins, Einheit, also eig. verbinden. *Man-pi-sahada*, beweisen, von *sahada*, Beweis (Flac.). *Man-pi-non*, tränken, von *mi-non*, trinken, *hi-non*, Getränk (Flac.). Hiermit ganz nahe verwandt ist *man-pi-nono*, säugen, *mi-nono*, saugen, von *nono*, weibliche Brust (Flac. *Voc. pet. rec. p.* 17.). *Man-pi-voulanh*, dollmetschen, auslegen, gleichsam sprechen machen, von *voulanh*, Wort, *mi-voulanh*, sprechen, *fi-voulanh*, sprechend (Flac. *v. parlant*). Dieselbe Bedeutung des Dollmetschens hat auch *man-pi-tochi*, eig. errathen machen, von *mi-tochi*, errathen (Flac.).

241. Verbindung von *maha* und *fan*. *Maha-ha-nompo*. S. nr. 226.

242. Verbindung von *maha* und *fi*. *Maha-fi-conga*, entkleiden, nackt gehen machen, von *conga*, Nacktheit, *mi-conga*, nackt gehen.

243. Verbindung von *mi* und *fan*. *Mi-fan-toche*, *mi-han-toche*, benachrichtigen, warnen, *avertir*, von *han-toche*, Anzeige, Warnung (Flac.). Die Hinzufügung des intransitiven *mi* ist sonderbar, da *man-toche*, das ich aber nur in *ma-man-toc* bei Flac. finde, dasselbe und natürlicher allein sagen würde.

244. Verbindung von *mi* und *fa*. *Mi-ha-zaza*, sich verjüngen, von *zaza*, Kind (Flac.). *Mi-ha-tsara*, in Frieden leben, von *tsara*, gut (Chall.).

245. Aus den hier aufgeführten Verben mit doppelter Präfigirung werden, durch Verwandlung des Anfangs-*m* in *f* (s. ob. nr. 195.), wieder Nomina, in welchen sich also zwei Nominal- oder passive Präfixe mit einander verbinden. Beisp. *fam-pi-non*, die Tränke, von *mam-pi-non*, dasjenige, was trinken macht; *fam-pi-vili*, Loskauf; *fang-hi-lala*, das Eingesehene, Gewufste, von *man-hi-lala* (Flac.).

* * *

Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache (*).

Einleitung.

Es giebt bei der Betrachtung des Menschengeschlechts zwei Gegenstände, auf welche alle einzelnen Forschungen, als auf den letzten und wichtigsten Punkt, hinausgehen, die Verbreitung und die Steigerung der geistigen Entwicklung. Beide stehen zwar in nothwendigem Zusammenhang, aber nehmen nicht durchaus denselben Weg, und halten nicht immer gleichen Schritt, da es Zeiten gegeben hat, wo die Erkenntniſs an Einem Punkte eine ungewöhnliche Höhe erreichte, andere, wo sie, wenig über das schon Errungene hinausgehend, sich allgemeiner vertheilte. Das Letztere begann erst mit Alexanders des Groſsen Eroberungen, gewann Bestand durch die Erweiterung des Römischen Reichs, gehört aber im vollsten Maaſse nur der neueren Zeit an. Das Erstere ist gewiſs dieser nicht fremd, setzt uns aber im Alterthum mehr in Erstaunen, da ein plötzliches Licht aus tiefem Dunkel hervorbricht. Beide erregen auch weder an sich, noch überall den gleichen Antheil. Die Höhe, zu welcher Nachdenken, Wissenschaft und Kunst emporsteigen, die Stufe der Vollkommenheit, welche die von ihnen abhängigen menschlichen Werke und Einrichtungen erreichen, sprechen die bloſs nachdenkende Forschung, die dadurch den Umfang des menschlichen Geistes auszumessen sucht, und nicht in dem Kreise örtlichen Strebens befangen bleibt, mehr an, als die, immer zufälligere Mittheilung.

Dagegen weckt diese, der Einfluſs klarer und bestimmter Ideenentwicklung, geläuterter Empfindung, mit Schönheitssinn verbundener Kunstfertigkeit auf das häusliche und öffentliche Leben, einzelne und Gesammteinrichtungen, Gewerbe und Beschäftigungen, stärker das Mitgefühl und die

---

(*) Gelesen am 20. Mai 1824 in der Königl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin.

im Leben wirksame Thätigkeit, als näher verbunden mit dem Wohlstand, der Sittlichkeit und dem Glücke des Menschengeschlechts. Diese Verschiedenheit der Ansicht kann aber nie zu wahrem Gegensatz ausarten, da es unmöglich ist, zu verkennen, wie auch die bloſse Verbreitung des schon in der Erkenntniſs Errungenen dazu beiträgt, von da aus höhere Punkte zu gewinnen.

Der Wachsthum in geistiger Bildung ist zwar dem Menschen natürlich, da gerade in der Fähigkeit zu dieser Vervollkommnung, und in der Erzeugung des Begriffs aus sinnlichem Stoff das Unterscheidende seiner Natur liegt. Aber er ist in sich schwierig, wird oft auch von auſsen gehemmt, und nimmt daher einen verwickelten, nur in wenigen Punkten leicht aufzuspürenden Weg.

Zuerst muſs das geistige Streben im Einzelnen erwachen, und zur Reife gedeihen; und die Gesetze, nach welchen dies geschieht, könnte man die Physiologie des Geistes nennen. Ähnliche Gesetze muſs es auch für eine ganze Nation geben. Denn der Erklärung gewisser Erscheinungen, zu denen ganz vorzugsweise die Sprache gehört, läſst sich auch nicht einmal nahe kommen, wenn man nicht, auſser der Natur und dem Zusammentreten Einzelner, auch noch das Nationelle in Anschlag bringt, dessen Einwirkung durch gemeinschaftliches Leben und gemeinschaftliche Abstammung zwar zum Theil bezeichnet, allein gewiſs weder erschöpft, noch in ihrer wahren Beschaffenheit dargestellt wird. Die Nation ist Ein Wesen sowohl, als der Einzelne. Die Verbindung beider durch gemeinsame Anlage wird in sich schwerlich je enträthselt werden können; allein ihre Einwirkung fällt da in die Augen, wo das Nationelle, wie bei der Erzeugung der Sprache, ohne Bewuſstsein der Einzelnen, thätig ist. Auf diesem Durchbruchspunkt der Geistigkeit in den Einzelnen und den Völkern tritt nun das Streben derselben in die Reihe der übrigen geschichtlichen Erscheinungen, wächst an Stärke, oder Ausdehnung, erfährt Hindernisse, besiegt dieselben, oder erliegt ihnen, gewinnt oder verliert an Kraft, bildet und empfängt ihr Schicksal durch sich selbst, und unter der Herrschaft der leitenden Ideen, welchen alle Weltbegebenheiten untergeordnet sind. Von da an ist daher die Aufspürung des Bildungsganges das Werk der Geschichte, da dieselbe bis zu jenem Punkt mehr dem philosophischen Nachdenken und der Naturkunde des Geistigen angehört.

Das Studium der verschiedenen Sprachen des Erdbodens verfehlt seine Bestimmung, wenn es nicht immer den Gang der geistigen Bildung im Auge behält, und darin seinen eigentlichen Zweck sucht. Die mühevolle Sichtung der kleinsten Elemente und ihrer Verschiedenheiten, welche unerlaſslich ist zu dem Erkennen der auf die Ideenentwicklung einwirkenden Eigenthümlichkeit der ganzen Sprache, wird, ohne jene Rücksicht, kleinlich, und sinkt zu einer Befriedigung der bloſsen Neugier herab. Auch kann das Studium der Sprachen nicht von dem ihrer Litteraturen getrennt werden, da in Grammatik und Wörterbuch nur ihr todtes Gerippe, ihr lebendiger Bau aber nur in ihren Werken sichtbar ist.

Das Sprachstudium verfolgt aber den Bildungsgang der Völker aus seinem besonderen Standpunkt; und in dieser Rücksicht bildet die Einführung der Schrift einen der wichtigsten Abschnitte in demselben. Sie wirkt nicht bloſs auf die Sicherung und Verbreitung der gemachten Fortschritte, sondern befördert sie selbst, und steigert den Grad der erreichbaren Vollkommenheit, weshalb es mir zweckmäſsig schien, gleich im Anfang dieser Untersuchung auf diese doppelte Richtung aufmerksam zu machen. Es kann zwar scheinen, als wirkte die Schrift mehr auf die Erkenntniſs selbst, als auf die Sprache; allein wir werden sehen, daſs sie auch mit der letzteren in unmittelbarem Zusammenhange steht. Erkenntniſs und Sprache wirken dergestalt wechselweise auf einander, daſs, wenn von einem Einfluſs auf die eine die Rede ist, die andere nie davon ausgeschlossen werden kann.

Bei dieser groſsen Bedeutsamkeit der Schrift für die Sprache, habe ich es für nicht unwichtig gehalten, dem Zusammenhange beider eine eigne Untersuchung zu widmen, die zwar vorzüglich durch Prüfung der verschiedenen Schriftarten und der sie begleitenden Sprachen, zugleich aber auch, da die Thatsachen allein hier nicht auszureichen vermögen, aus Ideen geführt werden muſs. Auf diesem Wege wird es auch unvermeidlich sein, einige geschichtliche Punkte gerade aus den dunkelsten Zeiträumen zu berühren. Denn es ist gewiſs eine merkwürdige, und hier die genaueste Beleuchtung verdienende Erscheinung, daſs wahre Bilderschrift allein in Ägypten einheimisch war, und die nächst vollkommne, nach ihr, unter den Aztekischen Völkern in Mexico, daſs die Figurenschrift sich auf den Osten Asiens beschränkt, und ein schwaches Analogon in den Peruanischen Knotenschnüren vorhanden war, daſs es in dem übrigen Asien seit den ältesten Zeiten mehrere Buchstabenschriften gab, und daſs Europa ursprünglich gar keine Schrift besaſs, aber sehr früh gerade diejenige empfing und bewundernswürdig benutzte, welche die Fortschritte der Sprache und die Ideenentwicklung am meisten befördert.

Unter Schrift im engsten Sinne kann man nur Zeichen verstehen, welche bestimmte Wörter in bestimmter Folge andeuten. Nur eine solche kann wirklich gelesen werden. Schrift im weitläuftigsten Verstande ist dagegen Mittheilung bloſser Gedanken, die durch Laute geschieht.

Zwischen diesen beiden Bedeutungen liegt eine unbestimmbare Menge von andren in der Mitte, je nachdem der Gebrauch die Beschaffenheit der einzelnen Zeichen mehr oder weniger an eine bestimmte Reihe bestimmter Wörter, oder auch nur Gedanken bindet, und mithin die Entzifferung sich mehr oder weniger dem wirklichen Ablesen nähert.

Gegen die obige Bestimmung des Begriffs der Schrift könnte man einwenden, daſs sie auch die Geberde in sich schlieſst, und man doch immer Geberdensprache, nie Geberdenschrift sagt. Allein in der That ist die von Lauten entblöſste Geberde eine Gattung der Schrift. Nur gehen die Begriffe von Schrift und Sprache sehr natürlich in einander über. Jede Schrift, welche Begriffe bezeichnet, wird, wie schon öfter bemerkt worden ist, dadurch zu einer Art von Sprache. Sprache dagegen wird oft auch, obgleich immer uneigentlich, von einer Gedankenmittheilung, ohne Laute, gebraucht. Der Sprachgebrauch konnte überdies den in unmittelbarer Lebendigkeit vom Menschen zum Menschen übergehenden Geberdenausdruck unmöglich mit der todten Schrift zusammenstellen.

Wollte man jede Mittheilung von Gedanken Sprache, und nur die von Worten Schrift nennen, so hätte dies zwar auf den ersten Anblick etwas für sich, brächte aber in die gegenwärtige Materie groſse Verwirrung, und stieſse noch viel mehr gegen den Sprachgebrauch an. Denn man müſste dieselbe Schriftart, z. B. die Hieroglyphen, zugleich zur Sprache und zur Schrift rechnen, je nachdem sie in unvollkommenem Zustande Gedanken, oder im ausgebildetsten Worte anzeigte. Es ist daher richtiger und genauer, Sprache bloſs auf die Bezeichnung der Gedanken durch Laute zu beschränken, und unter Schrift jede andere Bezeichnungsart der Gedanken, so wie die der Laute selbst, zusammenzufassen. Es braucht übrigens kaum bemerkt zu werden, daſs auch da, wo die Schrift Gedanken bezeichnet, ihr in dem Sinne dessen, von dem sie ausgeht, doch immer einigermaſsen bestimmte Worte in einigermaſsen bestimmter Folge zum Grunde liegen. Denn die Schrift, auch da, wo sie sich noch am wenigsten vom Bilde unterscheidet, ist doch immer nur Bezeichnung des schon durch die Sprache geformten Gedanken. Die einzelne Geberde, die sich, als Schriftzeichen betrachtet, am meisten hiervon zu entfernen scheint, entspricht doch der Interjection. Der Unterschied zwischen verschiedenen Schriftarten liegt nur in der gröſseren oder geringeren Bestimmtheit der ihnen ursprünglich mitgetheilten Gedankenform, und in dem Grade der Treue, mit welcher sie dieselbe auf dem Wege der Mittheilung zu bewahren im Stande sind.

Daher ist Schrift ursprünglich immer Bezeichnung der Sprache, nur nicht immer für den Entziffernden, der ihr oft eine andere Sprache, oder andere Worte derselben unterlegen kann, und nicht immer in gleichem Grade der Bestimmtheit von Seiten des Schreibenden.

Die Wirkung der Schrift ist, daſs sie den, sonst nur durch Überlieferung zu erhaltenden Gedanken, ohne menschliche Dazwischenkunft, für entfernte oder künftige Entzifferung aufbewahrt, und die allgemeinste Folge hieraus für die Sprache, daſs durch die erleichterte Vergleichung des in verschiedenen Zeiten Gesagten, oder in Worten Gedachten nun erst Nachdenken über die Sprache und Bearbeitung derselben eigentlich möglich werden.

Wo die Schrift in häufigeren Gebrauch kommt, tritt sie auch im Reden und Denken nothwendig in Verbindung mit der Sprache, theils nach den Gesetzen der Verbindung verwandter Ideen, theils bei tausendfachen Veranlassungen, die eine auf die andere zu beziehen. Die Bedürfnisse, Schranken, Vorzüge, Eigenthümlichkeiten beider wirken daher auf einander ein. Veränderungen in der Schrift führen zu Veränderungen in der Sprache; und obgleich man eigentlich so schreibt, weil man so spricht, findet es sich doch auch, daſs man so spricht, weil man so schreibt.

Aus jener allgemeinen Wirkung der Schrift und dieser Ideenverknüpfung müssen sich alle einzelnen Einflüsse herleiten lassen, welche sie auf die Sprache ausübt, die aber erst bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten geprüft werden können. Die Macht dieser Einflüsse scheint, dem ersten Anblicke nach zu urtheilen, nur gering sein zu können. Denn da die meisten Nationen die Schrift erst spät zu empfangen pflegen, so hat ihre Sprache dann meistentheils schon eine Festigkeit des Baues angenommen, die keinen bedeutenden Änderungen mehr Raum giebt. Bei mehreren geht schon ein Theil ihrer Litteratur der Einführung der Schrift voraus; und man kann sogar annehmen, daſs dies bei allen der Fall ist, welche zu höherer geistiger Bildung Anlage haben. Es dauert lange, ehe die, auch schon bekannte Schrift in allgemeineren Gebrauch kommt; und ein groſser Theil jeder Nation bleibt der Schrift ganz, oder doch gröſstentheils fremd. Durch alle diese vereinten Umstände entzieht sich also die Sprache der Einwirkung, welche die Schrift auf sie ausüben könnte. Nun ist zwar keine Sprache von so festgegliedertem Bau, daſs nicht noch Veränderungen vieler Art in ihr vorgehen sollten; gerade der kleinere Theil der Nation, welcher sich vorzugsweise der Schrift bedient, ist auf den übrigen gröſseren, auch in Beziehung auf die Sprache, von unverkennbar bildendem Einfluſs. Allein dennoch mag es in jeder Sprache nur wenige, und gerade nicht die bedeutendsten Veränderungen geben, von denen sich mit Bestimmtheit nachweisen läſst, daſs sie durch bestimmte Eigenthümlichkeiten der Schrift entstanden sind.

Dagegen ist ein anderer Einfluſs der Schrift auf die Sprache unläugbar von der gröſsten Wirksamkeit, wenn er sich auch nur mehr im Ganzen erkennen läſst, nämlich der, welchen die Sprache dadurch erfährt, daſs überhaupt für sie eine Schrift, und eine die Ideenentwicklung wahrhaft fördernde vorhanden ist. Denn wenn die Nation nur irgend Sinn für die Form der Sprache besitzt, so weckt und nährt diesen die Schrift, und es entstehen nun nach ihrer Einführung, und durch sie diejenigen Umbildungen der Sprache, die, indem sie den mehr in die Augen fallenden grammatischen und lexicalischen Bau unverändert lassen, durch feinere Veränderungen die Sprache doch zu einer ganz verschiedenen machen.

Auf diesem Wege entsteht die höhere Prosa, wie schon sonst scharfsinnig bemerkt worden ist, daſs das Entstehen der Prosa den Zeitpunkt anzeigt, in welchem die Schrift in den Gebrauch des täglichen Lebens trat (¹).

Man muſs aber auch die Einwirkung der Sprache auf die Schrift in Anschlag bringen; und dadurch wird man auf einen viel tieferen Zusam-

---

(¹) Wolf. *Prolegomena ad Homerum.* LXX-LXXIII. *Scripturam tentare et communi usui aptare plane idem videtur fuisse, atque prosam tentare, et in ea excolenda se ponere.*

menhang beider, und in Zeiten zurückgeführt, in welchen von schon erfundener Schrift noch gar nicht die Rede ist.

Es kann nämlich schwerlich geläugnet werden, daſs die Eigenthümlichkeit der Sprachen in Vorzügen oder Mängeln gröſstentheils von dem Grade der Sprachanlagen der Nationen, und den fördernden, oder hindernden Umständen, die auf sie einwirken, abhängt. Ich habe zu einer andren Zeit in dieser Versammlung zu zeigen versucht, daſs man daraus den bestimmteren und klareren grammatischen Bau einiger Sprachen herzuleiten hat, und daſs es irrig sein würde, zu glauben, daſs alle einen gleichen Gang der Vervollkommnung, ohne jenen Einfluſs der Nationaleigenthümlichkeit, genommen haben. Dies ist nun auch für die Schrift nicht gleichgültig. Denn da diese sich am meisten der Vollkommenheit nähert, wenn sie die Wörter und ihre Folge in eben der Ordnung und Bestimmtheit wiedergiebt, in welcher sie gesprochen werden, so muſs der Sinn einer Nation in dem Grade mehr auf sie gerichtet sein, in dem es ihr darauf ankommt, nicht bloſs, wie es immer sei, den Gedanken auszudrücken, sondern dies auf eine Weise zu thun, in welcher die Form sich, neben dem Inhalt, Geltung verschafft. Mit diesem Sinne versehen, wird ein Volk, wenn man auch nicht von der in undurchdringliches Dunkel gehüllten Erfindung reden will, die ihm dargebotene eifriger ergreifen, zweckmäſsiger für die Sprache benutzen, auf den Gebrauch solcher Schriftarten, die der Ideenentwicklung wenig förderlich sind, nicht gerathen, ihre Spur nicht verfolgen, oder sie zu einer vollkommneren umformen. Die Wirkung des Geistes wird also gleichartig sein auf Sprache und Schrift, sie wird auf die Erlangung und Wahl der letzteren Einfluſs haben, und vollkommnere Sprachen werden von vollkommnerer Schrift, und umgekehrt, begleitet sein.

Zwar ist es hier, wie überall in der Weltgeschichte: die reine und natürliche Wirksamkeit der schaffenden Kräfte nach ihrer innren Natur wird durch äuſsere, zufällig scheinende Begebenheiten unterbrochen und verändert. Die Einführung einer unvollkommenen Schriftart kann eine vollkommnere Sprache, die einer vollkommneren eine unvollkommnere treffen; obgleich ich am Ersteren beinahe zweifeln möchte, da der richtige und kräftige Sprachsinn einer Nation eine mangelhafte Schrift vermuthlich zurückstoſsen würde. Indeſs darf, dieser Unterbrechungen ungeachtet, die Betrachtung des reinen Wirkens der Dinge nicht aus den Augen gelassen werden; jede geschichtliche Untersuchung kann vielmehr nur dann gelingen, wenn sie von dieser Grundlage ausgeht. Auch wird niemand den Einfluſs abzuläugnen vermögen, den eine Schrift in dem Gebrauche mehrerer Jahrhunderte insofern auf den Geist, und dadurch mittelbar auf die Sprache ausübt, als sie mehr, oder weniger Gleichartigkeit mit dieser besitzt; und zwar kommt es dabei auf eine doppelte Gleichartigkeit an, auf die mit der Sprache in ihrem vollkommensten Begriff, und auf die mit der besonderen Sprache, mit welcher die Schrift in Verbindung tritt. Nach Maaſsgabe dieser verschiedenen Fälle müssen auch verschiedene Bildungsverhältnisse entstehen.

Ohne nun die zuerst erwähnte Einwirkung auszuschlieſsen, welche die erfundene, oder eingeführte Schrift auf eine vorher mit keiner versehene Sprache ausübt, ist es doch vorzugsweise meine Absicht, in der gegenwärtigen Abhandlung von dem zuletzt geschilderten innern, in der Anlage des spracherfindenden Geistes gegründeten Zusammenhange der Sprache und Schrift zu reden. Ich habe mich im Vorigen begnügt, diesen nur im Ganzen anzugeben, und mich sowohl der Ausführung des Einzelnen, als der Belegung mit Beispielen, enthalten, weil beides nur bei der Betrachtung der einzelnen Schriftarten genügend geschehen kann. Ich wünsche überhaupt nicht, daſs man das Obige für entschiedene Behauptungen halten möge, da solche fester begründet sein müſsten. Es ist nichts anderes, als, was sich aus der bloſsen Vergleichung der reinen Begriffe der Sprache, der Schrift und des menschlichen Geistes ergiebt. Es kommt nun erst darauf an, es mit der geschichtlichen Prüfung der Thatsachen zusammenzuhalten, und, wenn diese verschiedenartig ausfallen sollte, zu sehen, worin der Grund dieser Verschiedenheit liegen kann.

Wohin aber auch die Untersuchung führen möge, so kann es nie unwichtig sein, von den merkwürdigsten Völkern, die sich der verschiedenen Schriftarten seit den frühesten Jahrhunderten bedient haben, Sprache, Schrift und Bildungszustand mit einander zu vergleichen, und auch die Betrachtung der Sprachen, und des geistigen Zustandes derer daran zu knüpfen, bei welchen man keine Spur irgend wahrer Schrift angetroffen hat. Sollte es auch miſslingen, dadurch über die Erfindung und Wanderung der Schriftarten helleres Licht zu verbreiten, so muſs doch die Natur der Sprache und der Schrift klarer werden, wenn man gezwungen ist, nach einem gemeinschaftlichen Maaſsstabe ihrer Vorzüge und Mängel, und deren

Einfluſs auf die Entwicklung und den Ausdruck der Gedanken zu forschen.

Diesen Weg werde ich nun in diesen Blättern verfolgen, nach einander von der Bilder-, Figuren-, und Buchstabenschrift, und der Entbehrung aller Schrift handeln. Vorher aber wird es nothwendig sein, einige Worte über diese verschiedenen Schriftarten im Allgemeinen zu sagen.

Alle Schrift beruht entweder auf der wirklichen Darstellung des bezeichneten Gegenstandes, oder darauf, daſs die Erinnerung an denselben durch ein mehr, oder weniger künstliches System an den Schriftzug geknüpft wird. Sie ist Bilder-, oder Zeichenschrift. Ihre Grundlagen sind also entweder die, allen Nationen beiwohnende, Neigung zur bildlichen Darstellung, welche nach und nach zur Kunst aufsteigt, oder das Bemühen, dem Gedächtniſs eine Hülfe, und dem Entziffern eine Anleitung zu geben, womit die bei den Alten vielfach, bei uns neuerlich sehr kleinlich und spielend bearbeitete Mnemonik, und die Zifferkunst zusammenhängt. Die Anfänge der Bilder- und Zeichensprache fallen daher mit Gemälden und rohen Gedächtniſshülfen, wie z. B. die Kerbstöcke sind, zusammen, und sind oft schwer davon zu unterscheiden. Die Bilder- und Zeichenschrift können Gegenstände, Begriffe und Laute angeben. Wo aber die erstere zur Tonbezeichnung dient, wird sie zur Zeichenschrift. Sie nähert sich dieser auch dann, und kann ganz in dieselbe übergehen, wenn die bildliche Gestalt so verzerrt, oder den Bildern eine so entfernte und gesuchte Bedeutung untergelegt wird, daſs nicht mehr das Auge den bezeichneten Gegenstand dargestellt erkennt, sondern Gedächtniſs und Verstand ihn aufzusuchen genöthigt sind.

Die Schrift stellt hiernach entweder Begriffe, oder Töne dar, ist Ideen-, oder Lautschrift.

Zu jener gehört in der Regel Bilder-, und ein Theil der Zeichenschrift. Alle Ideenschrift ist natürlich eine wahre Pasigraphie, und kann in allen Sprachen gelesen werden. Für die Nation aber, die sich ihrer täglich bedient, kommt sie zum Theil einer Lautschrift gleich, da diese jeden gehörig bestimmten Begriff doch auch mit einem bestimmten Worte bezeichnet. Hierin liegt nun ein merkwürdiger Unterschied der Bilder-, und der Chinesischen Figurenschrift. Die Bilderschrift kann den Eindruck einer Lautschrift niemals rein und ganz hervorbringen, da auch der Roheste durch das Bild auf eine von dem Ton durchaus verschiedene Weise an einen bezeichneten Gegenstand selbst erinnert wird. Bei der Chinesischen Figurenschrift aber wäre dies insofern möglich, als jemand, wenig oder gar nicht mit dem Systeme bekannt, nur mechanisch gelernt hätte, daſs gewisse Figuren gewisse Wörter bezeichnen.

Die Lautschrift kann Buchstabenschrift, oder Sylbenschrift sein, obgleich dieser Unterschied sehr wenig wichtig ist. Fruchtbarer für die gegenwärtige Untersuchung ist es, daran zu erinnern, daſs es auch eine Wortschrift geben könnte, und daſs eigentlich jede vollkommene Ideenschrift eine Wortschrift sein muſs, da sie den Begriff in seiner genauesten Individualisirung, die er nur im Worte findet, auffassen muſs.

Ich habe bei dieser Eintheilung der Schriftarten vorzüglich dahin gesehen, die Punkte bemerklich zu machen, in welchen die Art der Verbindung vorleuchtet, in der sie mit den verschiedenen Geistesanlagen stehen. Auch würde die gewöhnliche Eintheilung in Hieroglyphen-, Figuren-, und Buchstabenschrift nicht alles, z. B. nicht die Knotenschnüre umfassen, die aber, zugleich als Zeichen- und Ideenschrift, unmittelbar ihre richtige Stellung erhalten. Der Ausdruck Figurenschrift ist bisher, soviel ich weiſs, nicht gebraucht worden; er scheint mir aber passend, da die Chinesischen Schriftzeichen wirklich mathematischen Figuren gleichen, und alle Züge, die nicht Bilder sind, kaum einen andren Namen führen können. Bezeichnet man die Chinesische Schrift mit dem Ausdruck einer Begriffs- oder Ideenschrift, so ist dies zwar richtig, insofern man darunter versteht, daſs dem Zeichen nichts, als der Begriff, folglich nicht das Bild, zum Grunde liegt. Gewöhnlich aber nimmt man dieses Wort so, daſs die Zeichen nicht Laute, sondern Begriffe bezeichnen; und dann unterscheidet der Name nicht mehr diese Schrift von den Hieroglyphen, die sich, wenigstens zum Theil, in dem gleichen Falle befinden.

Von der Bilderschrift.

Die einfachste und natürlichste Mittheilung der Gedanken vor Entstehung der Schrift ist die durch Gemälde, wirkliche Darstellung des Vergangenen. Nennt man diese Hieroglyphenschrift, so wird es kaum eine so rohe Nation geben, bei der man sie nicht angetroffen hätte. Sie fehlt alsdann wohl nur denen, von deren rohestem Zustand man keine geschichtliche Kunde besitzt.

Der zweite, sich der Sprache mehr nähernde Grad ist das symbolische Gemälde, welches die Gestalten durch einzelne ihrer Theile, und unkörperliche Begriffe durch Bilder bezeichnet.

Zur Schrift werden diese Darstellungen eigentlich erst, wenn sie, wie oben bemerkt, eine Rede in ihrer Folge bestimmt darzustellen im Stande sind; allein auch ehe sie dahin gelangen, verdienen sie diesen Namen schon durch die mit ihnen verbundene Absicht der Gedankenmittheilung. Diese sondert sie gleich von der Kunst ab; und der Grad, in dem sie erreicht wird, bestimmt den Grad der Vollkommenheit der Schrift.

Das geschichtliche und symbolische Gemälde unterliegt sehr häufig einer gewissen Zweideutigkeit. Schon im Alterthum, wie Diodor (1) von einem Basrelief erzählt, von dem noch heute ein ähnlicher vorhanden ist, war man zweifelhaft, ob ein Löwe, der dem Osymandyas zur Seite stritt, einen wirklichen abgerichteten Löwen, oder figürlich den Muth des Königs bezeichnen sollte, so wie dies Thier sonst wohl den Abbildungen der Könige, mit andren Symbolen, zur Seite steht (2). In der Nähe dieser Vorstellung war, nach Diodor (3), eine andre, von Gefangenen, denen, um ihre Feigheit und Unmännlichkeit anzudeuten, die Hände und Zeugungstheile fehlten. Auf dem merkwürdigen groſsen geschichtlichen Basrelief am Peristyl des Pallastes in Medinet-Abou legen Krieger, die Gefangene führen, vor einen Sieger Hände und Zeugungsglieder nieder, und sie werden gezählt und aufgeschrieben (4). Die Herren Jollois und Devilliers erklären dies (¹) von den Gliedmaſsen, die man den in der Schlacht Gebliebenen abgehauen hätte, und deren Zahl nun bestimmt und aufgeschrieben würde; und diese Erklärung gewinnt dadurch sehr an Wahrscheinlichkeit, daſs ganz ähnliche Verstümmlungen von Gefangenen sowohl, als Gebliebenen, noch jetzt in einigen Theilen Afrika's im Gebrauch (²) sind. Wenn aber an der angeführten Stelle Diodor und seine Gewährsmänner beschuldigt werden, die von ihnen auf die Gefangenen gedeuteten Vorstellungen flüchtig angesehen zu haben, da so verstümmelte Gefangene sich nicht hätten dem Könige vorführen lassen können, und wenn dem Diodor die Behauptung aufgebürdet wird (³), daſs die Ägyptier ihre Gefangnen so grausam behandelt hätten, so ist das Letztere unrichtig und das Erstere zu weit gegangen. Diodor spricht offenbar von einer symbolischen Darstellung und Bedeutung der Verstümmelung. Er hatte gewiſs kein Bild, wie das in Medinet-Abou, konnte aber doch eines vor Augen haben, wo den vorgestellten Gefangenen diese Theile fehlten, wenn auch jetzt kein solches mehr sollte gefunden werden (⁴).

---

(1) I. 48.

(2) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 11.* Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 47. Ich bemerke hier ein für allemal, daſs ich die Kupfertafeln im gröſsten Format, zur Bequemlichkeit des Aufsuchens, da sie nicht mit den andren zusammengebunden werden können, mit einem Sternchen bezeichne.

(3) I. 48.

(4) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 12. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 41. 42. 148. Bei Hamilton, *remarks on several parts of Turkey. pl.* 8. sind, auſser den Händen, auch Köpfe und Füſse gezeichnet, und im Text (*l. c. p.* 145.) heiſst es *heaps of hands, and other limbs.* Die bloſse Ansicht der beiden Kupfertafeln entscheidet für die Genauigkeit der Französischen. Sollte aber die Originalvorstellung durch die Zeit undeutlich genug geworden

---

sein, um nur einen solchen Irrthum möglich zu machen? Hamilton bezieht die Verstümmlungen auf die Gefangenen. Vergl. hierüber Champollion. *Système hiéroglyphique. p.* 274. 275.

(¹) *Descript. de l'Égypte.* Text. *Ant. Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 130. und 148.

(²) Salt. *Voyage to Abyssinia.* London. 1814. *p.* 292. 293. Burckhardt. *Travels in Nubia. p.* 831. *nt.**

(³) *l. c. p.* 42. *nt.* 2.

(⁴) Es scheint mir durchaus kein Grund vorhanden zu sein, Diodor's Glaubwürdigkeit in diesem Stück zu bezweifeln. Er beschreibt an derselben Stelle zwei Bildwerke. Von dem einen, wo der Löwe den König begleitet, findet sich noch heute ein ähnliches. *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Descriptions. T.* 1. *p.* 148. Hamilton. *Remarks on several parts of Turkey. P.* 1. *p.* 116. In der letzteren Stelle ist von einem Basrelief am Pallast von Louqsor, in der ersten von einem am sogenannten Memnonium (Grab des Osymandyas nach dem Französischen Werk) die Rede. Vorstellungen dieser Art wiederholen sich aber öfter. Immer zeigt der Umstand mit dem Löwen, daſs Diodor das eine Bildwerk richtig beschrieb. Warum soll nun die Schilderung des andren, an derselben Stelle gesehenen, falsch sein? Es ist richtig, daſs in der Nähe des von Hamilton beschriebenen Basreliefs eine Vorstellung von Gefangenen ist, denen keinesweges die Hände zu fehlen scheinen. Allein wenn auch nicht andre Umstände so für die Meinung der Französischen Erklärer sprächen, das Grab des Osymandyas nach dem sogenannten Memnonium zu versetzen, so würde dieser hinreichen. An der letzteren Stelle sind die Bildwerke der Wände, welche Diodor die zweite und dritte nennt, zerstört. Hamilton's Meinung, daſs Diodor von allen Nachrichten über jene Gebäude ein phantastisches Grabmal des Osymandyas (*l. c. p.* 113.) zusammengesetzt habe, scheint doch

Die Vergleichung der Stelle Diodor's mit dem angeführten Basrelief am Pallaste von Medinet-Abou (der Diodorische war am Grabmal des Osymandyas) und jener grausamen Afrikanischen Sitte beweist aber immer, wie zweifelhaft oft bei diesen Bildwerken die Wahl zwischen der eigentlichen und symbolischen Vorstellung bleiben mochte.

Diese Unvollkommenheit der symbolischen Vorstellungen müssen die Ägyptier früh gefühlt haben, da sie in Denkmälern, die bereits zu Herodot's (¹) Zeiten zu den uralten gehörten, schon Bild, Symbol und Bilderschrift mit einander verbanden, den Eroberer, in seiner ganzen Gestalt und Bewaffnung gebildet, ein Zeugungsglied, die Gemüthsart des besiegten Volkes andeutend, und die heiligen Schriftzeichen (²). Gerade ebenso finden wir es noch auf den bis auf unsre Zeit erhaltenen Denkmälern. Fast überall sind die wirklichen Bilder von Bilderschrift begleitet, die sich durch Kleinheit, Anordnung und Stellung als von ihnen ganz verschieden auszeichnet. Viel seltner ist die, unstreitig auch rohere Manier, wo die Hieroglyphe dem Bilde selbst beigesellt ist. So hält auf einem, schon im Vorigen erwähnten Denkmal der über dem Haupthelden schwebende Falke Hie-

---

noch strengere Beweise zu verdienen. Doch giebt auch Hamilton Diodor's Genauigkeit in den einzelnen Schilderungen das günstigste Zeugniſs. *Yet there is scarcely*, sagt er, *any one circumstance, that he mentions, that may not be referred to one or other of the temples of Luxor, Carnack, Gournou, Medinet Abou, or the Tombs of the Kings among the mountains.* Damit stimmt eine so wesentlich falsche Schilderung eines Basreliefs nicht überein. Schlieſslich muſs ich darauf aufmerksam machen, daſs einige Theile der Gebäude in Medinet-Abou nach Hrn. Gau (Letronne. *Recherches pour servir etc. p.* XXIX. *nt.*) zur spätesten Periode gehören. Sollten dies aber auch die hier in Rede stehenden sein, so konnte man alte Bildwerke an neueren wiederholen. Nur fordert dieser Umstand immer die Vorsicht, Bildwerke, welche auch ganz solchen, die Diodor beschreibt, gleich scheinen, nicht darum gleich für dieselben jener Zeit zu halten.

(¹) II. 102. 106. Diodorus Sic. I. 55.

(²) Daſs man unter diesen wirklich Hieroglyphen, und nicht die sogenannte enchorische Schrift zu verstehen habe, geht aus dem Anblick der noch heute vorhandenen Denkmäler, welche ganz dieselbe Einrichtung haben, hervor. Auch Zoëga, *de origine et usu obeliscorum.* 428-432., ist dieser Meinung, nur daſs sein Beweisgrund, daſs die enchorische Schrift nie auf Steinen eingegraben vorkomme, durch die Inschrift von Rosetta widerlegt ist. Warum er aber die von Herodot aufbewahrte Inschrift in Ionien nicht für hieroglyphisch hält? ist nicht abzusehen.

roglyphen in seinen Klauen, und in einem nicht abgebildeten Basrelief gehen Hieroglyphen aus dem Munde eines Belagerers (1).

Die meisten auf uns gekommenen Bilder enthalten symbolische Figuren, und groſsentheils eben solche Handlungen. Oft aber, wie bei den Festzügen, lagen die Symbole, z. B. die Thiermasken (2), schon in dem abgebildeten Gegenstand, so daſs das Symbolische in diesem und nicht in der Abbildung zu suchen ist. Es finden sich aber auch von allem symbolischen Zusatz freie Vorstellungen, theils geschichtlicher Handlungen (3), theils bloſser Beschäftigungen (4), so wie eben solche, aber mit wenigen und einzelnen Symbolen, wie der schwebende Falke, oder einzelne Göttergestalten sind, verbundene (5).

Diese so entschiedene Absonderung der Bilderschrift von den Bildern scheint mir überaus merkwürdig. Es liegt in dem gewöhnlichen Entwicklungsgange des menschlichen Geistes, daſs ein Volk, auf demselben, einmal betretenen Wege fortschreitend, stufenweis Verbesserungen erreicht; und so konnte die symbolisirende, der Sprache nacheifernde Kunst immer klarer und bestimmter werden. Bei den Ägyptiern aber, sieht man, ist ein Zeitpunkt eingetreten, wo man einsah, daſs dieser fortschreitende Gang, da der Weg einmal nicht der rechte war, nie zur Schrift führen konnte, und hat einen neuen eingeschlagen. Die Hieroglyphenschrift wurde nun nicht eine verbesserte Bildnerei, sondern eine ganz neue Gattung, ein Übergang in ein ganz neues System. Es scheint mir dies ein Beweis mehr, daſs man den Ursprung groſser Erfindungen nicht bloſs in stufenweisen Fortschritten suchen, und die plötzliche Entstehung ganz neuer und mächtig einwirkender

---

(1) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 11.* Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 48. 130.

(2) Daſs die thierköpfigen Figuren oft nur Masken sind, geht aus einigen Vorstellungen in der *Descript. de l'Égypte* deutlich hervor. Bei den Mexicanern findet sich dieselbe Sitte, nur dort zu kriegerischem Gebrauch, um sich dem Feinde furchtbarer zu machen. Diesem ganz ähnlich ist Diodor's (I. 18.) Erzählung von Anubis und Macedo, Osiris Begleitern, und von dem Kopfschmuck der Könige. *l. c. c.* 62. Vgl. Champollion. *Système hiéroglyphique. p.* 293.

(3) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 3. *pl.* 38. nr. 32. *pl.* 40.

(4) *l. c. T.* 4. *pl.* 45. 65. 66.

(5) *l. c. T.* 2. *pl.* 10.* *T.* 3. *pl.* 32. nr. 4.

Gedanken ausschlieſsen darf. Die Ägyptische Verwandlung der Bilder in Schrift konnte nicht vor sich gehen, ohne wirkliche Reflexion über die Natur der Sprache, oder ohne plötzlich erwachendes richtiges Gefühl derselben; sie war aber um so schwieriger, als man im Gebiete der Bilder blieb, und sich daher schwerer von den Fesseln losmachen konnte, womit jede Vorstellung durch Bilder, als der Sprache in vielfacher Beziehung gänzlich entgegengesetzt, den Geist befangen hält. Dennoch geschah die Trennung bei den Ägyptiern so fest und entschieden, daſs auch die bildliche Vorstellung fortfahren konnte zu symbolisiren, und nach ihrer Art zu erzählen, wie dies in den Ägyptischen Basreliefen wirklich der Fall ist, da sie in einem ganz andren Sinne zusammengesetzt sind, als die aus dem Griechischen Alterthum. Das Symbolische in ihnen liegt nicht immer in wirklichen symbolischen Gestalten, sondern oft nur in der Art der Stellungen und Handlungen gewöhnlicher. So sind die Menschengruppen, die ein Priester an den Haaren, wie im Begriff sie zu opfern, hält, bei denen das Symbolische schon zum Theil in der sich immer gleichen Menschenzahl von 30 gesucht wird (1). In einem ähnlichen, aber doch etwas verschiedenen Basrelief scheint die drohende Figur kein Priester, sondern ein Fürst zu sein. Es sind zwei Gruppen, eine von bärtigen Fremden, eine andre von Einheimischen, und der allegorische Sinn soll sein, daſs der Herrscher ebensowohl die äuſseren, als die inneren Feinde zu züchtigen weiſs (2). Auf einem andren Bildwerk verfolgt ein Held auf seinem Wagen zwei Löwen, deren einen er getödtet, den andren verwundet hat. Indem die Rosse immer den Löwen nacheilen, schieſst er, rückwärts gewendet, Pfeile auf einen mit Ägyptiern kämpfenden Feindeshaufen ab (3). Die Französischen Erklärer deuten diese Vorstellung mit vielem Scharfsinn, nach Diodor's (4) Erzählung, auf Sesostris Jugendaufenthalt in Arabien, wo er die Jagd übte, und die damals noch unbezähmten Bewohner bezwang. Sollte man aber nicht hinzusetzen können, daſs durch das Umwenden des Helden, und die sonderbare Verbindung von zwei, nach entgegengesetzten Seiten hin vorgehenden Handlungen symbolisch bezeichnet werden sollte, daſs Sesostris sich zu gleicher Zeit mit der Jagd und dem Kriege beschäftigte?

---

(1) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 1. *pl.* 15. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 1. *p.* 25.

(2) *l. c. Chap.* 9. *p.* 30.

(3) So nach der Beschreibung; auf der Kupferplatte ficht er mit der Lanze. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 9. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 53. 54. 60. Hamilton (*l. c. pl.* 8. *p.* 147.) giebt auch nur die Jagdscene, und erwähnt in seiner sehr flüchtigen Beschreibung nicht einmal der zurückgewandten Stellung des Helden.

(4) I. 55.

Indem auf diese Weise bei den Ägyptiern zwei Hieroglyphensysteme neben einander hinlaufen, von denen das eine, wie mein Bruder, bei Gelegenheit des Mexicanischen, treffend gezeigt hat (1), den Hieroglyphen viel roherer Völker ähnlich ist, wurde dieses in den Gränzen edlerer Kunst nicht bloſs durch wirklich höheren Kunstsinn, sondern auch dadurch gehalten, daſs man nicht in der Nothwendigkeit war, die Schönheit der Deutlichkeit aufzuopfern, weil immer noch die Hieroglyphenschrift da war, die etwa gebliebenen Dunkelheiten aufzuklären. Es fielen daher in dem Bilder-Hieroglyphensystem alle Vorstellungen des Ganzen durch einen einzelnen Theil, die in dem Schrift-Hieroglyphensystem so häufig sind, hinweg, und ebenso die roheren Bezeichnungen, wie z. B. auf den Mexicanischen Bildern die Richtung der Bewegung der Personen durch Fuſsstapfen angedeutet ist (2). Der Rang der Könige, Helden, Priester wurde bei den Mexicanern durch ihre Tracht angezeigt, was die Figuren mit Kleidung und Farben überlud (3). Der feinere Geschmack der Ägyptier lieſs diese Personen vor den übrigen hervorragen (4), wodurch nicht bloſs der Gestalt ihre Reinheit erhalten, sondern der Künstler in den Stand gesetzt wurde, sie noch vollkommner auszuführen. Diese Manier ging für die Göttergestalten auf das Griechische Alterthum über; und **Visconti** bemerkt, ob er gleich der Ägyptischen Sitte dabei keine Erwähnung thut, sehr scharfsinnig, bei Gelegenheit eines der Basreliefs am Fries des Parthenons, daſs Phidias das Abstechende übermenschlicher Gestalten dadurch künstlerisch milderte, daſs er sie sitzend neben den vor ihnen stehenden Sterblichen darstellte (1). Dies geschah aber bei weitem nicht immer auf Griechischen Bildwerken dieser Art (2). Wenn auf einigen Mexicanischen Gemälden die Besiegten auch kleiner, als die Sieger, erscheinen, so kann dies leicht nur Folge fehlerhafter Zeichnung sein. Dagegen zeichnen sich vornehmere Personen neben dem Schmuck ihrer Kleidung häufig durch die Gröſse der Nasen aus (3).

---

(1) A. v. Humboldt. *Vues des Cordillères et Monumens des peuples de l'Amérique. p.* 63 - 65. Ich werde dies für die erste Völkergeschichte, und die Verbindung der Asiatischen mit der Amerikanischen so ungemein wichtige Werk künftig, der Kürze wegen, bloſs unter dem Titel: *Monumens* citiren.

(2) Humboldt. *Monumens. p.* 55. *pl.* 59. nr. 6.

(3) In Purchas *pilgrimes. p.* 1111. A - F. ist eine ganze Reihe von Abbildungen zu sehen, wo ein Priester, je nachdem er mehr Gefangene im Kriege machte, mit andrem Waffen- und Kleiderschmuck geziert ward. An diesen Auszeichnungen sind sie dann auf allen Vorstellungen zu erkennen. S. ferner Humboldt. *Monumens. pl.* 11.

(4) *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 55. *Planches. T.* 1. *pl.* 51.* *T.* 2. *pl.* 10.* 11.* und auf vielen andren. Vulcan's Zwerggestalt (Hirt, über die Gegenstände der Kunst bei den Ägyptiern. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. in Berlin. Hist. philol. Classe. *p.* 115.) hat eine besondre Beziehung.

Da die Ägyptische Kunst in den geschichtlichen und symbolischen Bildwerken immer ein eignes, vom Einflusse des Zwanges und der Flüchtigkeit der Schrift freies Feld behielt, so trifft die Ägyptier nicht die, sonst sehr wahre Bemerkung (4), daſs der Gebrauch der **Hieroglyphen** dem Fortschreiten der **Kunst** nachtheilig ist. Vielmehr ging der höhere Schönheitssinn von den Bildern auf die Bilderschrift über, die wir, wenige Fälle ausgenommen, mit einer Reinheit und Bestimmtheit der Züge ausgeführt finden, welche eine bewundernswürdige Richtigkeit des Auges und Sicherheit der Hand voraussetzt. Dies gilt nicht bloſs von den in Stein gehauenen Hieroglyphen, sondern auch groſsentheils von den Papyrusrollen, auf denen es schon merkwürdig ist, daſs, ungeachtet der Kleinheit, jede Thiergattung deutlich zu erkennen ist (5). Unstreitig hatte aber die Gewohnheit, so viele Hieroglyphen in harten Stein zu graben, hierauf einen günstigen Einfluſs, da es die Festigkeit der Umrisse beförderte, und immer sichtbare Muster jedes Zeichens unbeweglich dastanden (6), obgleich dieselbe Härte der Masse wohl die nöthigende Ursach war, daſs alle Ägyptische Basreliefs fast nur den Schattenrissen gleichen.

---

(1) *Lettre du Chev.* A. **Canova** *et deux mémoires sur les ouvrages de sculpture dans la collection de* Myl. C^{te} d'**Elgin** *par* **Visconti.** *p.* 61. 62.

(2) *Museum Pio-Clementinum. T.* 5. *p.* 52. 53. Pl. 27.

(3) Humboldt. *Monumens. p.* 49.

(4) *l. c. p.* 69.

(5) **Jomard** in der *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 366.

(6) Indeſs giebt es auch in Granit, namentlich auf der Insel Philae, sehr ungenau gezeichnete Hieroglyphen, die **Jomard** cursive nennt, die aber auch nur von Privatpersonen herzurühren scheinen.

So wurden daher die Ägyptier von zwei Seiten zu der, soviel wir wissen, allein von ihnen vorgenommenen Absonderung der Bilderzeichnung und der Bilderschrift getrieben, einmal von der der Sprache, welcher jene unmöglich lange zu genügen im Stande war, dann von der Kunst, die sich ein eignes Gebiet zu schaffen strebte. Wenn man, wie ich glaube und weiterhin zu beweisen suchen werde, annehmen darf, daſs diese merkwürdige Nation weit mehr Anlage und Talent zur bildenden Kunst, als zur Behandlung der Sprache, besaſs, so konnte wohl der zuletzt erwähnte Antheil an jenem Erfolge der mächtigere gewesen sein. Immer aber muſsten beide zusammenwirken; denn, wie der Gedanke einer Schrift durch Sprache einmal gefaſst war, bedurfte es des Nachdenkens über diese, um ihn gelingend auszuführen. Die Sprache, und mehr oder weniger auch die, noch mit dem eigentlichen Bildwerk zusammenlaufende Bilderschrift gehören der ganzen Nation an; dagegen war die Absonderung der Schrift von dem Bilde vermuthlich das Werk einzelner Erfinder und Verbesserer, und muſste, wenn es vorher keine besonders auf Wissenschaft und Erkenntniſs gerichtete Classe gegeben hätte, unfehlbar eine solche hervorbringen. Dies aber bildet in der Geschichte aller Sprache und Schrift immer einen höchst merkwürdigen Abschnitt.

Gewisse Eigenschaften sind der malenden und schreibenden Bilderschrift, wenn mir diese Ausdrücke, die, nach dem Vorigen, nicht mehr dunkel sein können, erlaubt sind, gemeinschaftlich. Von dieser Art ist, wenigstens groſsentheils, die Bezeichnung der Gegenstände, sowohl die eigentliche (kyriologische), als die symbolische. In diesen kann also die erstere sich der letzteren nähern. Dagegen giebt es zwischen beiden einen wesentlichen und hauptsächlichen Unterschied, der Ursache wird, daſs, welche Fortschritte man ihr beilegen möge, die erstere niemals in die letztere übergehen kann, so lange sie nämlich ihrer Gattung getreu bleibt. Dieser Unterschied liegt darin, daſs bei der malenden Schrift der Gegenstand, wie er ist, die Sache, wie sie erscheint, die Handlung, wie sie vorgeht, das Unkörperliche, wie man es auf Körpergestalt zurückgeführt hat, bei der mit Bildern schreibenden der Gegenstand, wie man ihn denkt, bezeichnet wird. Das Eigenthümliche beider Methoden liegt also in der Objectivität und Subjectivität; die Sache muſs, auf welchem Wege es geschehen möge, zum Worte herabsteigen. Dies erfordert eine Zerlegung des Bildes, damit nicht ein Vorgang oder ein Gedanke überhaupt, sondern jedes Wort, durch welches ihn die Rede ausdrückt, bezeichnet werde. Die malende Bilderschrift steht in ähnlichem Verhältniſs zur Ideenschrift (sie sei Bilder- oder Figurenschrift), wie diese zur Buchstabenschrift. Die letztere kann man nur mit den gleichen Wörtern, die Ideenschrift auch mit andren Worten in andrer Folge, ja zum Theil mit anders modificirten Begriffen lesen. Zu dieser Stufe waren die Ägyptier unläugbar gelangt; die Hieroglyphenschrift besteht aus wahren Elementen der Rede; dies beweist schon ihr Anblick. Daſs der Schritt, welcher von dem Malen zu dem Schreiben mit Bildern führte, wahrhaft ein Übergang in eine neue Gattung war, läſst sich leicht an einem Beispiel versinnlichen. Wenn man malend einen Jäger, der einen Löwen erlegt, vorstellte, so konnte man durch mannigfaltige Abstufungen das Bild in allen seinen Theilen sowohl bestimmen, als vereinfachen, und dadurch dem Begriff Genauigkeit und Klarheit geben; aber man blieb dabei immer in dem Gebiet des Malens. Auf den Einfall, die Vorstellung zu zerlegen, das Abschieſsen des Pfeiles von dem Schieſsenden zu trennen, konnte man nicht auf jenem Wege gerathen; er konnte nur durch ein sich vordrängendes Gefühl der von der bildlichen Darstellung ganz abweichenden Natur der Sprache entstehen, die eine solche Trennung verlangt. Die Ägyptier waren aber in ihrer Hieroglyphenschrift durchaus dahin gekommen; ihre Hieroglyphen gehen nicht wieder in das Malen über, sondern folgen, wie wiederum der Anblick beweist, darin einem consequenten System. Dies ist ein zweiter wichtiger Punkt. Einzeln findet sich ein solches Übergehen in wahre Bilderschrift wohl auch bei roheren Völkern, namentlich bei den Mexicanern. Gewöhnlich wird in ihren Handschriften die Handlung der Eroberung, ganz malend, durch die Gefangennehmung eines Menschen vorgestellt. Man sieht daher zwei handgemein, von welchen der Eine sichtbar unterliegt (1). Es kommen aber auch in demselben Sinn ein sitzender König, ein auf Pfeilen ruhender Schild, seine Waffen, und die Namens-Hieroglyphen der von ihm eroberten Stadt vor (2). Dies ist nicht mehr Gemälde, läſst sich nicht, als vorgestellte Handlung, von selbst erkennen, kann aber, als wirkliche Schrift, gelesen werden: der König erobert die Stadt. Das Verbum ist durch eine Sache (wie es auch Sprachen giebt, die zwischen Verbum und Substantivum nicht überall unterscheiden) angedeutet, und die Vorstellung ist ganz und gar der bekannten Ägyptischen gleich: die Gottheit haſst die Schaamlosigkeit, wo das Verbum hassen auch, nur viel dunkler, durch einen Fisch angedeutet ist (¹). Allein in demselben, äuſserst merkwürdigen Mexicanischen Gemälde wird das Verbrennen, oder Zerstören einiger Schiffe wieder ganz durch die Handlung selbst vorgestellt. Vermuthlich wurde für den Begriff der Eroberung hier nur die Darstellung der Handlung selbst darum nicht gewählt, weil auch die eroberten Städte hier nicht personificirt sind. Da die Ägyptische Bilderschrift nun die Bilder nach dem Bedürfniſs der Rede zerlegt, und dies ohne Ausnahme, und ohne Rückfall in das entgegengesetzte System, that, so entfernte sie auch von den in Schriftzeichen umgeformten Bildern alles Überflüssige, und behielt nur das Unterscheidende des Begriffs bei. Das Wort thut dasselbe, und insofern vollendete dieser dritte Punkt die Übereinstimmung der Schrift mit der Sprache.

---

(1) Humboldt. *Monumens.* p. 109. pl. 21. Purchas. *Pilgrimes.* p. 1110. 1111.

(2) Purchas. *l. c.* p. 1071.

Sollte nun auch diese Schrift niemals wahre Vollkommenheit erreicht haben, so muſste doch schon ihr System selbst den Geist auf eine ganz andere Linie setzen, als die Beschauung und Entzifferung bloſser Gemälde; und ein Volk, welches ein solches System besaſs, muſste, von dieser Seite wenigstens, sich zu einer höheren Bestimmtheit und Genauigkeit der Gedanken und der Rede erheben können, als das, welches noch ganz in malend bildlicher Vorstellungsart befangen lag. Es gehörte aber auch eine glücklichere Anstrengung höherer Geisteskraft dazu, um nur überhaupt den Gedanken eines solchen Systems festzuhalten.

Immer aber blieb man innerhalb des Kreises der Bilder, und entfernte dadurch die Schrift noch um einen Schritt mehr, als es jede Ideenschrift thut, von der Sprache. Denn immer auf die Subjectivität dieser zurückkommend, sieht man leicht, daſs, wenn die, als wirkliche Schrift behandelte Hieroglyphe sich zwar derselben unterwarf, doch die Vorstellung

---

(¹) Plutarchus. *De Iside et Osiride.* c. 32. Clemens Alexandrinus. *Strom.* l. 5. c. 7. Zoëga (wenn ich ihn auf diese Weise anführe, meine ich immer das Werk über die Obelisken) *p.* 439.

eines Bildes immer ein Natur-Individuum giebt, und kein Gedanken-Individuum, die Sprache aber sich höchstens mit diesem begnügen kann, da sie eigentlich ein Laut-Individuum fordert. Denn bei der Betrachtung aller Wirkungen der Sprache und aller Einflüsse auf dieselbe darf man nie vergessen, daſs die Wörter zwar ihrer ursprünglichen Bestimmung nach Zeichen sind, allein im Gebrauch, als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es thut, noch so, wie ihre Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäſs ist, begränzt werden. Da mithin alle Sprachthätigkeit im eigentlichsten Verstande eine innerliche ist, so entspricht ihr eine Bilderschrift weniger, als eine, wo, nach bestimmten Gesetzen, willkührlich geformte Figuren nicht sowohl den Gegenstand selbst, als den abgezogenen Begriff desselben, anzeigen. Es ist unmöglich, Schriftzeichen, die Bilder sind, einen der Verwandtschaft der Begriffe entsprechenden Zusammenhang zu geben; und die Nothwendigkeit, sie in ideale Classen zu theilen, findet in den wirklichen, zu welchen ihre Vorbilder in der Natur gehören, beständige Hindernisse. Schon daſs diese beiden Arten von Classification, so wie der eigentliche und symbolische Sinn, immer neben einander hinlaufen, belästigt den Geist, und stört das reine und freie Denken.

Es ist daher eine der wichtigsten Fragen, ob, und in welcher Art, die Ägyptier nicht nachahmende Zeichen, bloſse Figuren, den Hieroglyphen beigemischt haben? Hr. Jomard, dessen beabsichtigtes Werk über die Hieroglyphen, wenn er es nach dem neuerlich dargelegten Plane (1) ausführt, unstreitig das vollständigste über diesen Gegenstand sein wird, und der wenigstens einen ungemein gründlichen und vorsichtigen Weg einschlägt, räumt den nicht nachahmenden Figuren ausdrücklich zwei Classen in seiner Eintheilung aller Hieroglyphen ein (2). Zoëga läugnet dagegen alle Ähnlichkeit der Hieroglyphen mit den Chinesischen Charakteren, deren Natur er sehr richtig bestimmt (3). Sein Zeugniſs aber ist, ungeachtet seiner Gelehrsamkeit, und des geistvollen Gebrauchs, den er von derselben macht, hier weniger gültig, da er zu wenig Hieroglyphen gesehen hatte, und die groſse, zuerst von Cadet, nachher in dem Französischen Ägyptischen Werk herausgegebene hieroglyphische Papyrusrolle zur Zeit der Herausgabe seines Werks noch in den Gräbern von Theben verborgen lag (1). Indeſs muſs man gestehen, daſs Zeichen von so vielfachen Linien, als die Chinesischen, nicht vorkommen, so daſs die Mexicanischen Handschriften sich auch darin von den Hieroglyphen unterscheiden, daſs sie den Chinesischen Coua's sehr ähnliche Zeichen enthalten (2). Auch ist es, bei der Kleinheit der Abbildungen, und bei unsrer, doch immer noch mangelhaften Kenntniſs der Einrichtungen der alten Ägyptier, schwer, mit Gewiſsheit zu behaupten, daſs ein Zeichen gewiſs kein nachahmendes ist. Als ganz entschieden darf man die Sache also wohl noch nicht annehmen. Auch würde wohl immer ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen, und den Chinesischen Zeichen sein, da Hr. Jomard ausdrücklich bemerkt, daſs die meisten von der Geometrie entlehnt waren (3), so daſs sie, ihren geometrischen Eigenschaften nach, wie andre Bilder, symbolisch auf Gegenstände bezogen werden konnten. Figuren dieser Art waren vermuthlich vorzugsweise für gewisse Classen von Gegenständen bestimmt. Zu diesen sollte man wohl zuerst die Zahlen rechnen. Auch scheinen unter den von Hrn. Jomard scharfsinnig entdeckten Zahlzeichen (4) die für 1 und 10, ohne alle Naturnachahmung, bloſs linienartig; das für 5 ist eine geometrische Figur (5), aber das für 100 vergleicht Hr. Jomard selbst mit einem Stück aus dem Hauptschmuck der Götter und Priester, und das für 1000 erklärt er geradehin für ein auf dem Wasser schwimmendes Lotusblatt, weil die Frucht dieser Pflanze beim Aufschneiden Tausende von Körnern zeigt. Dem Wesentlichen nach, beruhte daher die Ägyptische Hieroglyphenschrift doch immer nur auf einer Beziehung der eigenthümlichen Gestalt des Zeichens auf die Eigenschaften des Gegenstandes, und malte daher den Gegenstand selbst, wirklich, oder vermittelst irgend einer Anspielung. Insofern ist Zoëga's Ausspruch vollkommen wahr. Einzelne Ausnahmen willkührlicher Zeichen mag es gegeben haben. Allein von einem System, daſs man durch absichtlich in die Zeichen gelegte Verschiedenheiten, wie im Chinesischen durch die Zahl der Striche, Gegenstände wirklich bezeichnet habe, finde ich weder in den Hieroglyphen, noch in dem bis jetzt über sie Gesagten die mindeste Spur.

---

(1) *Descript. de l'Égypte.* Text. *Mémoires. T.* 2. *p.* 57 - 60.

(2) *l. c. p.* 60.

(3) *p.* 456.

---

(1) *Copie figurée d'un rouleau de Papyrus trouvé à Thèbes, publiée par* M. Cadet. Paris. 1805. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. 1812. *pl.* 72 - 75. Text. *Descriptions. T.* 1. 1809. *Chap.* 9. *p.* 357 - 367. In der kurzen Erläuterung der Kupferplatten ist gesagt, daſs Hr. Simmonel sie aus Theben gebracht hat. Es ist wunderbar, daſs Hr. Jomard, in seiner Beschreibung, der Herausgabe des Hrn. Cadet mit keinem Worte gedenkt. Daſs beide Abbildungen dasselbe Original darstellen, zeigt die Vergleichung beider. Daſs die letzte Seite der Cadetschen Beschreibung mehr Columnen angiebt, als das groſse Französische Werk, beruht auf Druckfehlern, oder irriger Zählung. Es sind in der Cadetschen Abbildung, wie in der andren, 515.

(2) Humboldt. *Monumens. p.* 267. *pl.* 45.

(3) Daſs von diesen viele vorkommen, giebt auch Zoëga *p.* 440. zu. Jedoch läugnet er gleich *p.* 441. ausdrücklich alle Zeichen ab, welche nicht wirkliche Gegenstände ganz, oder durch Abkürzung (*per compendium*, die sogenannten *kyriologumena*) ausdrücken.

(4) *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *Mémoires. T.* 2. *p.* 61 - 67.

(5) *l. c. T.* 1. *p.* 714 - 716.

Sehr wunderbare und bloſs linienartige Zeichen auf einem Fragment einer in Theben gefundenen Jupiterstatue aus Basalt sind in dem neuesten Theile des groſsen Ägyptischen Werks abgebildet (1). Nichts aber würde die Voraussetzung rechtfertigen, daſs dieselben zu den Hieroglyphen gehören.

Fand nun die Ägyptische Hieroglyphenschrift in der Welt, aus der sie ihre Zeichen entlehnte, feste und unveränderliche Bedingungen, und einen auf ganz andren Gesetzen, als welche das System der Sprache im Denken befolgt, beruhenden Zusammenhang, so ist die wichtigste Frage die, welches System sie in der Bezeichnung der Begriffe befolgte, um diese Verschiedenartigkeit zu verbinden, und zu dem letzten Ziel aller Schrift zu gelangen, Zeichen, Laut und Begriff schnell, sicher und rein zu verknüpfen? Denn darauf, ob diese Verknüpfung so gemacht werden kann, daſs über keines der drei zu verknüpfenden Dinge Zweifel zurückbleiben kann, und ob dies ohne zu groſse Schwierigkeit, ohne Gefahr des Miſsverständnisses, und ohne zu groſse Störung durch Nebenbegriffe möglich ist? beruht der Einfluſs jeder Schrift auf den Geist der Nation, wenn ihre Wirkung Jahrhunderte lang fortgesetzt wird.

Die groſse Menge der möglichen Zeichen, und ihrer Beziehungen scheint es nothwendig zu machen, sie einem einfacheren System unterzuordnen; indeſs war ein solches, das gewisse allgemeine Zeichen, unter welche sich die übrigen, wie unter die Chinesischen Schlüssel, bringen lieſsen, zu Grunde legte, der Natur der Sache nach, nicht leicht möglich. Wenn daher bei den Alten von ersten Elementen (*πρῶτα στοιχεῖα*) der Hieroglyphenschrift die Rede ist (1), so können darunter nur die unveränderten Abbildungen der Gegenstände (die sogenannten kyriologischen Zeichen) verstanden werden (2). Rechnet man mit Zoëga zu diesen diejenigen, wo der Gegenstand theilweis, oder abgekürzt (ein Kreis statt der Sonne u. s. w.) vorgestellt wird, die bei Clemens von Alexandrien *kyriologumena* heiſsen, so umfaſst diese Classe eigentlich alle Zeichen der ganzen Schrift, die willkührlichen Figuren abgerechnet, und bildet keine Abtheilung der Hieroglyphen, sondern ihrer Bedeutung, da den kyriologischen Zeichen die symbolischen gegenüberstehen. Wichtig ist Zoëga's Bemerkung (3), daſs ein einmal in vollständiger Abbildung (kyriologisch) vorkommender Gegenstand nie in nur angedeuteter (als *kyriologumenon*), oder umgekehrt, dargestellt wird. Es hob dies wenigstens Eine groſse Quelle von Verwirrungen auf, und zeigt auch die Befolgung fester Bezeichnungsregeln. Dagegen blieb in der Schrift, wie in den Gemälden, die Zweideutigkeit zwischen figürlicher und eigentlicher Bedeutung. Von dem Zeichen eines Weibes, welches die Isis und das Jahr anzeigte, bemerkt Horapollo (4) dies ausdrücklich. Daſs man auf andre Weise gewisse Classen von Gegenständen gewissen Classen von Begriffen gewidmet hätte, ist kaum wahrscheinlich, da z. B. Gemüthsbeschaffenheiten unter dem Zeichen von Thieren aller Art, und auch von leblosen Gegenständen gefunden werden, Muth als Löwe, Haſs als Fisch, Gerechtigkeit als Strauſsfeder, Unterthanengehorsam als Biene, Schwachsinn, der sich bevormunden läſst, als Muschel, in welcher ein Krebs sitzt, in die göttlichen Geheimnisse eingeweihte Frömmigkeit als Heuschrecke, vereinigende und herzengewinnende Gesinnung als Leier u. s. f. (5)

---

(1) *Antiquités. Planches. T.* 5. *pl.* 60. nr. 5.

---

(1) Clemens Alex. *Strom. l.* 5. *c.* 4. *p.* 657. *ed.* Potteri.

(2) Zoëga. *p.* 441.

(3) *p.* 440.

(4) *l.* 1. *c.* 3.

(5) Horapollo. *l.* 1. *c.* 17. Plut. *de Iside et Osiride. c.* 32. Horapollo. *l.* 2. *c.* 118. *l.* 1. *c.* 62. *l.* 2. *c.* 108. 55. 116.

Es scheint daher nicht, daſs sich die Hieroglyphenschrift, als ein Schriftsystem, unter allgemeine Gesetze fassen, und auf diese Weise erlernen lieſs. Man muſste, wie in der Sprache selbst, die Bedeutung jedes Zeichens einzeln dem Gedächtniſs einprägen; und es ist sehr zu bezweifeln, daſs dasselbe bei dieser Arbeit in den Beziehungen der Zeichen auf ihre Bedeutung und auf sich unter einander dieselbe Hülfe fand, welche die, in der Sprache herrschende Analogie gewährt. Vermuthlich gab es daher ehemals hieroglyphische Wörterbücher, obgleich eine bestimmte Erwähnung derselben nicht vorkommt. Die von Zoëga darauf gedeutete Stelle bei Clemens von Alexandrien sagt eigentlich nur allgemein, daſs der Hierogrammateus die hieroglyphischen Bücher des Hermes kennen muſste (¹). Da von diesen Büchern nichts auf uns gelangt ist, so bleibt uns nur die Vergleichung der von den Alten erwähnten Hieroglyphen mit ihren Bedeutungen übrig. Dieser giebt es aber verhältniſsmäſsig nur eine kleine Anzahl. Die meisten finden sich in der unter dem Namen des Horapollo auf uns gekommenen Schrift. Diese hat aber, auſser den wichtigen Einwürfen (²), welche man gegen ihre Glaubwürdigkeit erheben kann, für den gegenwärtigen Zweck noch die Unbequemlichkeit, daſs der Verfasser vorzüglich darauf ausgegangen zu sein scheint, solche Zeichen zu erklären, deren Bedeutung gesucht, weit hergeholt war, oder auf sonderbare, wahre oder angebliche, Erschei-

---

(¹) Clemens Alex. *Strom. l.* 6. *c.* 4. *p.* 757. Zoëga scheint mir vollkommen Recht zu haben, wenn er, gegen Fabricius, die Verbindungspartikel vor ἱερογλυφικὰ beibehält, und die Stelle so nimmt, daſs einige der Bücher, welche der Hierogrammateus wissen muſste, nicht aber alle, die hieroglyphischen genannt werden; und alsdann ist es allerdings wahrscheinlich, daſs diese von den Hieroglyphen und ihrer Bedeutung handelten. Die ganze Stelle von dem Hierogrammateus scheint aber noch einiger Verbesserung zu bedürfen. Denn nachdem offenbar immer von Büchern die Rede ist, und also die Bezeichnung ihres Inhalts entweder durch ein Adjectivum (τὰ ἱερογλυφικὰ) oder mit περὶ geschieht, tritt plötzlich ein Substantivum im Accusativ und ohne Präposition (χωρογραφίαν) dazwischen, auf das wieder ein Genitiv (τῆς τοῦ Νείλου u. s. w.) bezogen wird. Auch hatte Clemens schwerlich χωρογραφίαν τῆς διαγραφῆς geschrieben. Um diese Schwierigkeit zu heben, braucht man nur τῆς χωρογραφίας zu lesen, das dann von dem vorhergehenden περὶ regiert wird. Daſs die Eintheilung der Bücher des Hierogrammateus in zehn sowohl bei Zoëga, als bei Fabricius (*T.* 1. *p.* 84. §. 5. n. A.), sehr viel Willkührliches hat, fällt in die Augen.

(²) Fabricii *bibliotheca. T.* 1. *p.* 98. *nt.* 1. Zoëga (*p.* 459. *nt.* 102.) urtheilt über die Glaubwürdigkeit dieses Schriftstellers mit der, ihm so vorzüglich eignen Billigkeit und Mäſsigung.

mungen in der Thierwelt hinwies. Statt also das Leichte und Gewöhnliche anzutreffen, findet man meistentheils nur das Schwere und vermuthlich Seltnere, und hat, indem man ein brauchbares Lexicon sucht, gleichsam eine Erklärung von Glossen. Hierzu kommt noch, daſs, wie man aus mehreren Stellen sieht, das Wort Hieroglyphe im weiteren Sinn genommen ist, so daſs vieles darin bloſs symbolisches Bild gewesen sein kann, ohne gerade in die eigentliche Schrift überzugehen. Der Begriff einer zu bezeichnenden Sprache hat dem Verfasser nirgends vorgeschwebt, und man sucht daher vergebens bei ihm Spuren ihres lexicalischen oder grammatischen Systems.

Fruchtbarer für diesen Zweck müſste die Entzifferung der Hieroglyphen selbst sein, und ich habe daher die hierin gemachten Versuche vor allen Dingen zu Rathe gezogen. Man kann freilich, was darin bis jetzt geleistet worden ist, nicht durchaus für schon entschieden wahr und gewiſs ansehen; aber der Weg, auf dem Hr. Jomard, Young und Champollion der jüngere vorgehen, ist ein so gründlicher und vorsichtig gewählter, daſs man sich der Hoffnung nicht erwehren kann, daſs er nach und nach zum Ziel führen werde; sie versäumen auch nicht, selbst die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit ihrer Behauptungen zu bestimmen. Wenn auch daher Einzelnes ungewiſs bleibt, läſst sich im Ganzen schon sehr viel aus ihren Arbeiten über die Einrichtung der Hieroglyphenschrift entnehmen. Diese neuen Entzifferungen bestätigen nun in einigen Fällen den Horapollo. Wenn Hrn. Champollion's Entdeckungen über die nicht phonetischen Hieroglyphen werden bekannt gemacht sein, dürften sich hiervon mehr Beispiele finden. In dem bis jetzt Bekannten finde ich nur die Zeichen: Sohn, Schrift, und die der Zahlen 1, 5 und 10 übereinstimmend. Das Zeichen des Sohnes (1), eine Fuchsente mit einem daneben stehenden Kreise (dessen jedoch Horapollo nicht neben dem Thiere erwähnt), erscheint so häufig zwischen Namen tragenden Schilden, daſs man schon daraus seine Bedeutung schlieſsen konnte, ehe noch die Entzifferung einiger dieser Namen die Vermuthung bestätigte. Für Schrift giebt zwar Horapollo an einer Stelle einen Cynocephalus, nach Erzählungen von einigen zum Lesen abgerichteten Thieren dieser Art (1), an, allein an einer andren die Werkzeuge des Schreibens, welche Hr. Young ebenso auf der Rosettischen Steinschrift erklärt (2). Die Zahlzeichen hat Hr. Jomard nach ihren Bedeutungen überzeugend festgestellt, und scharfsinnig in Horapollo nachgewiesen (3). Die übrigen der, überhaupt nur sehr wenigen Fälle, wo Horapollo und die neuesten Entzifferer derselben Begriffe erwähnen, geben durchaus verschiedene Zeichen, was nicht auffallen darf, da man auch sonst Vielfachheit der Zeichen für denselben Begriff antrifft (4). Wenn Hrn. Young's Bezeichnung des Begriffs der Festigkeit durch einen Altar, als einen sicher gegründeten Stein (5), richtig ist, so beweist die bei Horapollo durch einen Wachtelknochen, weil dieser nicht leicht Schaden leide, das oben von diesem Erklärer Gesagte. Jahr und Monat unterscheidet Horapollo durch einen ganzen Palmbaum, und einen einzelnen Zweig, weil die Palme in jedem Monat einen Zweig verliere (6); Hr. Young (7) sieht in dem Zweige, den er aber nicht gerade als Palmzweig bestimmt, das Zeichen des Jahres. Der Weg der Entzifferung, auf dem die Schrift nothwendig wie eine Sprache behandelt werden muſs, konnte nicht anders, als auch auf lexicalische Zeichenbildung und grammatische Verbindung führen. Auch theilt Hr. Young mehrere solcher Zeichen mit, und Hr. Champollion (¹) glaubt bald im Besitz einer wahren Hieroglyphen-Grammatik zu sein.

---

(1) Horapollo. *l.* 1. *c.* 53. Young. *Hieroglyphical Vocabulary.* (dies sind die Platten 74-77. zu den Supplementen der *Encyclopaedia Brit. Vol.* 4. *Part* 1.) nr. 129. *Egypt.* (dies ist ein Artikel in den eben erwähnten Supplementen) *p.* 31.

---

(1) Horapollo. *l.* 1. *c.* 14. Aelianus. *De nat. anim. l.* 6. *c.* 10.

(2) Horapollo. *l.* 1. *c.* 38. Young. *Hierogl. Vocab.* nr. 103. *Egypt. p.* 29.

(3) *Descript. de l'Égypte. Ant. Mém. T.* 2. *p.* 61. 62. Horapollo. *l.* 1. *c.* 11. 13. *l.* 2. *c.* 30.

(4) Man vergleiche die Zeichen für Gott bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. 13. und Young. *Egypt.* nr. 1. 2. 4.; für Isis bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 3. und Young. nr. 14. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 18. *pl.* 2. nr. 52 - 55.; für Liebe bei Horapollo. *l.* 2. *c.* 26. und Young. nr. 162. Champollion. *l. c.*; für Monat bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 4. und Young. nr. 179.; für Priester bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 14. und Young. nr. 142. 144.; für Sieg bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. und Young. nr. 117.; für Stärke bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 18. und Young. nr. 115.; für Stern bei Clemens Alex. *Strom. l.* 5. *c.* 4. *p.* 657. und Young. nr. 86.; für Vater bei Horapollo. *l.* 1. *c.* 10. und Young. nr. 127.

(5) Horapollo. *l.* 2. *c.* 10. und Young. nr. 113. Es ist sehr zu bedauern, daſs Hr. Young, dessen Erklärungen sehr sinnreich, und oft wahrhaft überzeugend sind, nicht gesucht hat, sie durch genauere Angaben der Monumente und mehr ausgeführte Beweise noch besser zu sichern. Hr. Jomard ist hierin musterhaft.

(6) *l.* 1. *c.* 3. 4.

(7) *l. c.* nr. 180.

Betrachtet man nun die Bezeichnung der Begriffe, soviel sich davon aus den eben beschriebenen Quellen entnehmen läſst, so lassen sich folgende allgemeine Bemerkungen machen.

1. Die Zeichen sind, fast ohne alle Ausnahme, nur bestimmte Arten, nicht allgemeine Gattungen von Dingen. In keiner Stelle des Horapollo, und, soviel ich bemerkt habe, eines andren alten Schriftstellers finden sich Thier, Vogel, Baum u. s. f. als Hieroglyphen angegeben, sondern immer Löwe, Habicht, Palmbaum u. s. f. Nur der Fisch kommt allgemein vor in der schon oben berührten Stelle bei Plutarch, und bei Horapollo (²). Auch wäre es kaum möglich gewesen, die einzelnen Arten in den kleinen Abbildungen kenntlich zu machen. Doch geschieht des wiederkäuenden Scarus, als Bezeichnung eines Gefräſsigen, und des Krampfrochen, für einen Menschen, der viele aus dem Meere errettet, besondre Erwähnung (³). Aus dieser Sitte erklärt sich auch die von Hrn. Jomard in den kleinsten Hieroglyphen bemerkte Sorgfalt, jede Figur erkenntlich zu charakterisiren. Die allgemeinen Begriffe muſsten allerdings auch ihre Zeichen haben; allein bei der Unmöglichkeit allgemeiner Bilder, und der Schwierigkeit, den Leser zu unterrichten, wo von der bestimmten Art abgesehen werden muſste, sollte man glauben, daſs dies nur figürlich geschehen sei.

Es ist daher eine auffallende Erscheinung, daſs, nach Hrn. Champollion, fünf, und nach der von ihm gegebenen Kupfertafel sogar sieben Vogelarten den Vocal *a* bedeuten. Wenn dem wirklich so ist, so darf man es wohl nicht von dem Wort Geflügel, ϩⲁⲗⲏⲧ, ableiten, wie er es versucht (⁴), sondern man muſs annehmen, daſs alle, durch diese Vogelgattungen angedeuteten, eigentlich oder figürlich gebrauchten Wörter mit einem *a*, oder dem Hauchbuchstaben anfingen.

(¹) *Lettre à Mr. Dacier. p.* 1. 2.

(²) *l.* 1. *c.* 44.

(³) *l.* 2. *c.* 109. 104.

(⁴) *Lettre à Mr. Dacier. p.* 11. 38. *pl.* 4. Der Hauchbuchstabe im Anfange würde sonst dieser Ableitung nicht im Wege stehen, da er bisweilen ausgelassen wird.

2. Die wirklichen Gegenstände scheinen nicht häufig durch sich selbst, kyriologisch, sondern mehr durch andre, figürlich, angedeutet worden zu sein.

In Horapollo sind die Beispiele wahrhaft kyriologischer Bezeichnung sehr selten: ein Tuchwalker, angedeutet durch zwei in Wasser stehende Füſse, die Nacht durch einen Stern, der Geschmack durch Mund und Zunge, das Gehör durch ein Ohr, jedoch eines Stiers (1). Nach der Analogie der beiden letzten Bezeichnungen, sollte man nun für das Gesicht ein Auge erwarten. Er giebt aber, statt dessen, einen Geier an. Das Auge ist, mit der Zunge, bei ihm Zeichen der Sprache (2). Clemens von Alexandrien aber redet von Augen und Ohren aus edlen Metallen, die als Symbole des göttlichen Allsehens und Hörens den Tempeln geweiht wurden (3).

Es lag indeſs in der Natur der Sache, daſs selbst ein wahres Hieroglyphen-Wörterbuch kyriologischer Zeichen, da sie von selbst verständlich waren, kaum zu erwähnen brauchte. Mehr beweist es dagegen, wenn man körperliche Gegenstände durch ganz andre, kaum entfernt an sie erinnernde, den Mund durch eine Schlange, den Schlund durch einen Finger, die Milz durch einen Hund, einen essenden Menschen durch ein Krokodil mit geöffnetem Mund, einen Stundenbeobachter durch Einen, der die Stunden iſst, Wespen und Mücken durch Dinge, denen man ihre Entstehung zuschrieb, das Herz durch einen Ibis bezeichnet findet (4). Dagegen wurde das Bild des Herzens gebraucht, um, verbunden mit einem Rauchfaſs, Eifersucht, und, wegen des heiſsen, fruchtbaren Bodens des Landes Ägypten, an die Kehle eines Menschen gefügt, den Mund eines guten, wahrheitsliebenden Mannes anzuzeigen (5). Bei Hrn. Young kommen zwar mehrere Thierbilder als Zeichen derselben Gattungen vor; er gesteht aber die Ungewiſsheit ihrer kyriologischen Deutung zu (6), und bestätigt auch, wie schon früher Zoëga, die Seltenheit dieser Gattung der Zeichen (1). Es versteht sich aber von selbst, daſs hierdurch nicht das Dasein kyriologischer Hieroglyphen auf den noch vorhandenen Monumenten geläugnet werden soll. Ein Beispiel einer solchen ist die steinerne Tafel auf dem Rosettastein (2). Zum Theil konnte diese Erscheinung zwar von der Neigung der Sprache zu Bildern, oder einem im Gebrauch der Hieroglyphen zur Sitte gewordenen bilderreichen Styl herkommen; sie ist aber noch aus zwei andren Gründen von der gröſsten Wichtigkeit. Denn einmal zeigt sie, worauf schon im Vorigen hingedeutet ist, daſs das Ägyptische Hieroglyphensystem sich durchaus von der Malerei unterschied, die man bei beginnenden Nationen antrifft, und die dem Auge unmittelbar erkennbare Gegenstände darlegt. Dies geht, wie Zoëga in einer sehr merkwürdigen Stelle richtig bemerkt, aus den Zeugnissen des ganzen Alterthums über dasselbe hervor (3), und beruht nicht etwa bloſs auf einzelnen Beispielen von Zeichen, wie die oben berührten. Zugleich aber führt die Seltenheit der einfachen Bilder auf eine noch ganz andre Ansicht der Hieroglyphenschrift, auf welche ich erst in der Folge, nach dem über die Schrift selbst zu Sagenden, ausführlicher kommen werde. Sie beweist nämlich, daſs diese Schrift nicht bloſs durch ihre Bedeutung, den in der Rede in sie gelegten Sinn, sondern auch das einzelne Zeichen für sich, als Hieroglyphe, belehren sollte, theils wie es auch die Sprache hier und da durch sinnvolle Wortbildung thut, theils auf eine noch andre, tiefere und mystische Weise. Von diesen beiden Seiten her zeigt sich ihre wahrhaft ideale Richtung, der man genau folgen muſs, wenn man die Eigenthümlichkeit des Ägyptischen Geistes, und den Zustand seiner Bildung erkennen, und diesem wunderbaren Volke nicht sichtbar Unrecht zufügen will. Für jetzt wünsche ich nur so viel festzuhalten, daſs man irren würde, wenn man die Hieroglyphenschrift bloſs und ausschlieſslich wie eine Schrift, wie eine Bezeichnung der Rede ansehen wollte.

---

(1) *l.* 1. *c.* 65. *l.* 2. *c.* 1. *l.* 1. *c.* 31.

(2) *l.* 1. *c.* 11. 27.

(3) *Strom. l.* 5. *c.* 7. *p.* 671.

(4) Horapollo. *l.* 1. *c.* 45. *l.* 2. *c.* 6. *l.* 1. *c.* 39. *l.* 2. *c.* 80. *l.* 1. *c.* 42. *l.* 2. *c.* 44. 47. *l.* 1. *c.* 36.

(5) *l. et l.* 1. *c.* 22. *l.* 2. *c.* 4.

(6) *Ægypt.* nr. 72 - 79.

---

(1) *l. c.* nr. 161. Zoëga. *p.* 441. Auch in der *Descript. de l'Égypte. Ant.* Text. *T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 163. wird die Anzahl der Zeichen, *„dont la configuration représente bien les objets"*, klein genannt.

(2) Zeile 14. Hr. Champollion (*Rev. encyclop. T.* 13. 1822. *p.* 517.) erklärt dies für die einzige Form dessen, was man, wenn von Ägyptischen Denkmälern die Rede ist, στήλη nennt. Den Obelisken spricht er diese Benennung gänzlich ab. Zoëga (*p.* 33. 129. 151. 571.) nimmt den Begriff weiter, und dehnt ihn auch auf Obelisken, jedoch nur auf kleinere, aus. Hr. Letronne stimmt hiermit (*Recherches. p.* 333.) so sehr überein, daſs er, gegen Hrn. Champollion's Meinung, glaubt, daſs der, nicht groſse Obelisk von Philae wohl die in der Sockel-Inschrift erwähnte στήλη sein könne. Es fehlt aber doch wohl bis jetzt eine Stelle eines alten Schriftstellers, in welcher στήλη von einem Obelisken gebraucht wäre, und in der man das Wort nicht bloſs von einer Denktafel, oder Säule verstehen könnte. Vergleicht man viele Stellen mit einander, so scheint sich mir wenigstens ein viel bestimmterer Unterschied zwischen ὀβελὸς, ὀβελίσκος und στήλη zu finden, als Zoëga zugeben will.

(3) *Quis enim veterum unquam dixit hieroglyphicam scripturam notis tantum constare, quae res, quales sunt, imitarentur omnibusque essent noscibiles? Quis veterum qui hanc rem attigere, non ea dixit quae illi sententiae e regione sunt opposita? p.* 428.

3. Es kommen bei Horapollo Zeichen vor, von denen man nicht begreift, auf welche Weise sie sich überhaupt, oder wenigstens erkennbar für das Auge, darstellen lieſsen.

Ein Stier- und ein Kuhhorn, für Werk und Strafe, mochten sich noch allenfalls unterscheiden lassen; wie aber stellt man einen blinden Käfer, für einen am Sonnenstich Gestorbenen, dar? wie eine wachende Schlange, für einen schützenden König? einen gesunden Stier, für die Verbindung von Enthaltsamkeit mit Stärke? wie die Stunden, die in der oben angeführten Hieroglyphe der Stundenbeobachter aſs? das Ende, für Ägyptische Schrift, Reden, für das am längsten Vergangene (1)? Es läſst sich allerdings denken, daſs man in den ersten Fällen den Zustand des Thiers durch Stellung, oder Zeichen nach einmal hergebrachter Sitte, bestimmte, in den andren das nicht an sich Darzustellende wieder durch Hieroglyphe andeutete, so daſs z.B. eine Zunge (2) über einer Hand, das Zeichen der Rede, nun auch, als Bild zweiter Stufe, das Vergangene bezeichnete; und wenn Horapollo's Angaben richtig sind, und er sich nicht vielleicht in diesen Stellen verleiten lieſs, abgehend von den Schriftzeichen, mehr Symbole für den Geist, als das Auge, zu beschreiben, so muſste es sich wohl auf diese oder ähnliche Art damit verhalten.

Wirklich führt Horapollo ein Beispiel einer solchen zwiefachen Figürlichkeit an. Denn ein Palmbaum ist, nach ihm, Symbol der Sonne, und deutet dann Wasserfluth an, weil das Sonnenlicht alles durchdringt und überfluthet (3).

---

(1) Horapollo. *l.* 2. *c.* 17. 18. 41. *l.* 1. *c.* 60. 46. 42. 38. *l.* 2. *c.* 27.

(2) *l. c. l.* 1. *c.* 27.

(3) *l. c. l.* 1. *c.* 34.

Welche Methode man aber auch gewählt haben mag, so beweist diese Gattung der Zeichen immer, wie weit die Hieroglyphen sich von Abbildungen der Dinge entfernten, und wie künstlich ihre Entzifferung durch die Unterscheidung solcher nicht eigentlich darzustellender Zustände, und eine solche Steigerung der Figürlichkeit werden muſste.

4. Ein Zeichen hatte mehrere Bedeutungen, und Ein Begriff mehrere Zeichen.

In dem ersteren Fall waren vorzüglich gewisse sehr heilig gehaltene Zeichen, wie der Käfer, der Falk, der Geier, das Krokodil, in dem letzteren gewisse allgemeine Begriffe, die man von sehr verschiedenen Seiten ansehen konnte, wie Gott, Welt, Sonne, Zeit. Eine Eigenschaft eines Thiers, wie die Schnelligkeit des Falken (¹), wurde auf mehrere Gegenstände, auf welche dieser Begriff paſst, den Wind, die Gottheit, Höhe und Tiefe, welche dieser Vogel, gerade auf- und abwärts schieſsend, auf dem kürzesten Wege erreicht, Hervorragung, Sieg angewandt. Ebenso war es mit dem Käfer, dem Symbol der männlichen Kraft, und dem Geier, dem der weiblichen Empfänglichkeit (²). In anderen Fällen wurden aber auch verschiedene Eigenschaften desselben Thiers auf verschiedene Begriffe übergetragen, wie die Raubsucht, die Wuth und die Fruchtbarkeit des Krokodils auf die gleichen menschlichen Eigenschaften (³). Das Verständniſs muſste dadurch allerdings erschwert werden, indeſs kaum mehr, als es auch in der Sprache durch vieldeutige Wörter geschieht; und zur Vergleichung der Schrift mit der Sprache, kann hier daran erinnert werden, daſs diese Vieldeutigkeit sich vorzüglich in sehr alten Sprachen findet (⁴).

Die Verschiedenheit der Zeichen für denselben Begriff war vermuthlich, wie die der Wörter in den Sprachen, mit kleinen Veränderungen des Begriffs nach der Natur des Zeichens, und der Art seines Gebrauchs verknüpft. Die Zeit unter dem Bilde der Sonne und des Mondes, eines Ster-

---

(¹) Diodorus Sic. *l.* 3. *c.* 4. Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. *l.* 2. *c.* 15.

(²) Horapollo. *l.* 1. *c.* 10-12. Zoëga. *p.* 446-453. vorzüglich *nr.* 43. 47.

(³) Horapollo. *l.* 1. *c.* 67. Man vergl. auch *l.* 1. *c.* 35. 68-70. *l.* 2. *c.* 80. 81.

(⁴) Auch der Koptischen ist diese Vieldeutigkeit nicht fremd. Vgl. Lacroze. Lex. v. ⲟⲩⲱ. In welchem Grade sie aber dieselbe ehemals besessen habe, lieſse sich nur dann beurtheilen, wenn sich mehr und ältere Schriften in ihr erhalten hätten.

nes, oder einer ihren Schwanz unter ihrem Leibe verbergenden Schlange, oder, in Bezug auf eine heilige Erzählung, unter dem eines Krokodils (1) erregte nothwendig andre Nebenbegriffe, wenn diese auch für den Sinn der jedesmaligen Rede vielleicht gleichgültig sein mochten. Die Welt wurde bald in dem Bilde einer in ihren Schwanz beiſsenden Schlange gleichsam hingemalt, in den Schuppen der gestirnte Himmel, in der Schwere des Thieres die Erde, in der Glätte das Wasser, in dem jährlichen Abwerfen der Haut die, auch jährliche, Verjüngung in Keimen und Blüthen, in der in sich zurückgewundenen Gestalt die Idee, daſs, wie auch Alles in ewigem Wechsel wachse und abnehme, die Welt doch diesen ganzen, ewig in sich zurückkehrenden Kreislauf umschlieſst; bald aber erinnert das Bild des Käfers an die zeugenden, bald, mit dem Bilde des Geiers vereint, an die zeugenden und empfangenden Kräfte der Welt (2). Die Sonne theilt, aus leicht begreiflichen Gründen, das Zeichen des Käfers und Falken (3), sie erscheint aber auch als ein Mann in einem, auf einem Krokodil ruhenden Boot, um ihren Lauf durch die leicht trennbare, wasserähnliche, und, gleich dem durch das Krokodil vorgestellten Nilwasser, heilsame Luft anzudeuten (4); ferner als Dattelpalme (5), wegen des verwandten Begriffs des Jahres, dem dieses Zeichen angehört (6), endlich, ohne alle figürliche Deutung, bloſs als angedeutetes Bild (*kyriologumenon*), in einem einfachen Kreise (7). Für die Gottheit geben die neueren Entzifferer andre Zeichen, als die alten Schriftsteller, nämlich eine Art Streitaxt, und menschliche stehende und sitzende Figuren (1). Bei den Alten kommen der Falk, ein Stern und ein Auge auf einem Stab vor (2). Die Zeichen sollen aber verschiedene Eigenschaften darstellen, der Stern die Lenkung der Weltkörper bei Horapollo (3), die stehende Gestalt, ohne Hände, das Richteramt bei Hrn. Young (4).

---

(1) Horapollo. *l.* 1. *c.* 1. *l.* 2. *c.* 1. Clemens Alex. *l.* 5. *c.* 7. *p.* 670.

(2) Horapollo. *l.* 1. *c.* 2. 10. 12.

(3) *l. c. l.* 1. *c.* 6. 10.

(4) Eusebius bei Zoëga. *p.* 442. *nt.* 17. — Clemens von Alexandrien (*l.* 5. *c.* 4. *p.* 657.) erwähnt auch dieser Hieroglyphe, giebt aber für die Verflechtung des Krokodils in dieselbe den weniger wahrscheinlichen Grund, daſs die Sonne die Zeit, deren Sinnbild das Thier ist, erzeuge. Auch in der *Descript. de l'Égypte* wird die Bemerkung gemacht, daſs die, einem Zickzack ähnliche Hieroglyphe nur für das heilsame Nilwasser, nicht für das, den Ägyptiern verhaſste Meerwasser, gebraucht wurde. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 10.* 90. Text. *Descriptions. T.* 1. *Chap.* 9. *p.* 57. Bei Aelian (*l.* 10. *c.* 24.) ist das Krokodil das Zeichen des Wassers. Doch scheint auch da nur das heilsame des Flusses gemeint.

(5) Horapollo. *l.* 1. *c.* 34.

(6) *l. c. l.* 1. *c.* 3.

(7) Clemens Alex. *l. c.*

Wie aber war es in diesen Fällen mit dem Laut? Daſs Ein Wort mehrere Zeichen hatte, konnte das Lesen und Verstehen nicht zweifelhaft machen. Gab es aber für dieselbe vieldeutige Hieroglyphe auch nur Ein oder mehrere Wörter?

Es scheint mir unläugbar, daſs man nur das Letztere annehmen kann, wenn man nicht die Sprache als nach den Hieroglyphen geformt ansehen, und den ganzen natürlichen Lauf der Sprach- und Schrifterfindung umkehren will. Die Hieroglyphenschrift muſste zwar, da sie wirklich eine eigene gedachte und geschriebene Sprache war, auf die geredete einen mächtigen Einfluſs ausüben, und sehr leicht konnten Wörter, indem sie, dem Schall nach, dieselben blieben, nach Maaſsgabe des Zeichens, anders bestimmte Bedeutungen empfangen. Dies konnte aber nur feinere Nüancen der Begriffe treffen. Im Ganzen muſste die vor den Hieroglyphen dagewesene Sprache, welche auch nachher noch das Band zwischen den gebildeten Ständen und dem Volk war, dieselbe bleiben. Noch abentheuerlicher wäre es wohl, anzunehmen, daſs die eigentliche Bedeutung der Hieroglyphen wäre in Worten abgelesen, und das Zeichen, nicht sein Begriff, wäre in Laut übergetragen worden. Solche tönenden Hieroglyphen hätte wenigstens nur der Eingeweihte verstanden; und doch las man bei öffentlichen Versammlungen auch dem Volke vor. Aber auch für den Eingeweihten wäre daraus Verwirrung entstanden; und da man einmal nur vermittelst der Sprache denken kann, so hätten doch diese in Laute umgelesenen Zeichen wieder in wahre Sprache verwandelt werden müssen. Nach eignen und ganz verschiednen Gesetzen geformt, können sie sich nicht unmittelbar, sondern nur durch die, unabhängig von ihnen vorhandene Sprache auf den Begriff beziehen. Der bloſse ihnen gegebene Laut verändert darum nicht ihre Natur. Im Chinesischen giebt es allerdings auch mehrdeutige Charaktere, aber sie erlauben keine Anwendung auf die Hieroglyphen. Denn bei ihnen entsteht die Verschiedenheit der Bedeutungen aus dem Wort, und geht mit ihm auf die Figur über, welche an sich, die lose Verbindung mit dem Schlüssel ausgenommen, leer an Bedeutung und Inhalt ist. Hier aber wird die Hieroglyphe, nach ihr beiwohnenden Eigenschaften, auf mehrere Begriffe, und mithin auch auf mehrere Wörter übergetragen. Hatte Ein Wort mehrere Bedeutungen, so konnte, und muſste es wohl auch mehrere Zeichen haben. Die mehrdeutigen Hieroglyphen beweisen daher unläugbar, daſs nicht jedem Zeichen bloſs Ein Wort entsprach, sondern daſs der Leser bisweilen zwischen mehreren, dem Sinn nach, zu wählen hatte.

---

(1) Young. nr. 1-4. Champollion im *Panthéon Égyptien. Livr.* 1. Erkl. der 4. Kupfert.

(2) Horapollo. *l.* 1. *c.* 6. 13. Cyrillus bei Zoëga. *p.* 453. *nt.* 48.

(3) Horapollo. *l.* 1. *c.* 13. Es ist schwer zu glauben, daſs *τὴν νίκην* in dieser Stelle die richtige Lesart sei.

(4) Wenn der Mangel der Hände das Richteramt beweist, wie kommt es dann, daſs das Zeichen der Göttin bei ihm auch ohne Hände erscheint, als wäre mit deren Begriff der des Richtens, ohne Ausnahme, verbunden?

5. Der in Einer einfachen oder zusammengesetzten Hieroglyphe ausgedrückte Begriff ist häufig durch Nebenbegriffe so ins Einzelne hinein bestimmt, daſs nothwendig die Frage entsteht, ob dem Zeichen in der Sprache gleichfalls Ein Wort entsprochen habe?

Schon bei den Alten ist angemerkt, daſs die Hieroglyphen nicht bloſs Wörter, sondern auch ganze Redensarten andeuteten. Bei Horapollo kommen viele solcher, mit Bestimmungen des Begriffs überladener Zeichen vor; die meisten seines zweiten Buches gehören zu dieser Classe. Man kann sich nicht der Bemerkung erwehren, daſs man bei dem Lesen des Horapollo hierin eine ähnliche Empfindung, als bei den Wörterbüchern der Sprachen noch sehr ungebildeter Nationen, hat. Auch in diesen findet man die Begriffe so durch Besonderheiten bestimmt, daſs man oft groſse Mühe hat, zu dem reinen und einfachen zu gelangen. Horapollo hat über zwanzig Artikel von Menschen in allerlei Zuständen, Zeichen für eine Wittwe, ein schwangeres, ein säugendes, ein einmal Mutter gewesenes Weib u. s. f.; allein ein einfaches Zeichen für Mensch und Weib überhaupt sucht man vergebens bei ihm. Wie die Alt-Ägyptische Sprache hierin beschaffen gewesen sein mag, läſst sich in der Koptischen nicht erkennen, da wir in derselben bloſs nicht mehr in ihrem ursprünglichen Geist verfaſste Schriften haben, und dadurch, und durch die Vermischung mit Griechischen Wörtern alles verdunkelt wird, was den Charakter der Sprache im Ganzen sehen lieſse.

Einige der oben erwähnten Zeichen lassen sich nun zwar sehr gut in Einem, danach modificirten Worte ausgedrückt denken, und können in einer reichgebildeten Sprache gelegen haben. So die Verbindung der Stärke mit der Enthaltsamkeit durch einen Stier mit gefesseltem rechten Knie, eines schwachen und doch muthwillig unternehmenden Menschen durch eine Fledermaus, eines schnell, aber unbedachtsam Handelnden durch einen Hirsch und eine Viper u. s. f. (¹)

Wenn man sich aber Vorstellungen, wie die Eines, der sich selbst nach einem Orakelspruch heilt (in der Hieroglyphe eine wilde Taube, die einen Lorbeerzweig im Schnabel hält), oder eines Menschen, der, von Natur ohne gallichte Gemüthsart, durch einen andren dazu gebracht wird (in der Hieroglyphe eine zahme Taube, welche das Hintertheil in die Höhe hält), eines Clienten, der bei seinem Patron Schutz sucht, und nicht erhält (in der Hieroglyphe ein Sperling und eine Eule), Eines, der sein Vermögen einem verhaſsten Sohne hinterläſst (in der Hieroglyphe ein Affe mit dessen hinter ihm hergehenden Jungen), Eines, der aus Armuth seine Kinder aussetzt (in der Hieroglyphe ein Falke, der eben legen will), oder Eines, der viele aus dem Meere errettet (in der Hieroglyphe ein Krampfroche (²)), denen man noch viele andre hinzufügen könnte, in Rede ausgedrückt denkt, so erscheint es nicht natürlich, jede derselben in Ein Wort zusammenzufassen. Sie gleichen vielmehr Bildern, welche nur den Gedanken gaben, den jeder im Entziffern frei in Worten umschrieb.

Dennoch möchte ich hierauf kein entscheidendes Gewicht für die Beantwortung der wichtigen Frage legen, ob jeder Hieroglyphe ein bestimmtes Wort entsprach, und diese Schrift mithin gelesen, oder nur entziffernd erklärt werden konnte? Denn es läſst sich nicht allgemein beurtheilen, wie weit die Zusammensetzungsfähigkeit der Sprachen reicht; und manche im Alt-Indischen ganz übliche Zusammensetzungen dürften dem dieser Sprache Unkundigen leicht unmöglich erscheinen. Es konnten auch ganze Phrasen ein für allemal für solche Bilder gestempelt sein. Endlich aber ist, bei dem unverkennbaren Jagen des unter dem Namen Horapollo's gehenden Schriftstellers nach sinnreichen Einfällen und wunderbaren Thiergeschichten, schwer

---

(¹) Horapollo. *l.* 1. *c.* 46. *l.* 2. *c.* 78. 52. 87.

(²) *l. c. l.* 2. *c.* 46. 48. 51. 66. 99. 104.

zu unterscheiden, ob er nicht Hieroglyphe und Schriftzeichen (zwei wesentlich verschiedne Begriffe) in diesen Artikeln mit einander verwechselte, oder auch die Begriffe nach dem Bilde mehr, als der gewöhnliche Schriftgebrauch es that, individualisirte.

Was aber diese Vorstellungen mit Gewiſsheit beweisen, und was auch auf die andren, einfacheren Schriftzeichen, wenn es auch bei ihnen nicht immer gleich in die Augen fallend ist, trifft, ist der Gang, welchen der Geist bei der Bezeichnung durch Bilder nahm. Jedem, der irgend mit Sprachen vertraut ist, und auf die Art Acht gegeben hat, wie dieselben den Theil der Begriffe bestimmen, welchen Ein Wort umfassen soll, oder wie sie den, gleichsam in unendlicher Ausdehnung hinlaufenden Gedanken durch die Wortbildung in einzelne Stücke prägen, muſs es auffallend sein, daſs viele Hieroglyphenzeichen hierin eine ganz andre Eintheilung machen, als die Sprachen in den Wörtern. Am meisten leuchtet dies freilich bei denjenigen Zeichen ein, von denen wir hier reden, allein diese Verschiedenheit der Gedankeneinschnitte ist doch auch bei andren, einfacheren sichtbar. Dies bestätigt nun, was, wie ich in der Folge zeigen werde, auch das ganze Wesen der Hieroglyphen andeutet, daſs man nicht Zeichen für Wörter, nicht einmal für Begriffe, noch weniger malerische Darstellung für etwas Vergangenes suchte, mithin nicht von dem zu Bezeichnenden, sondern vielmehr in der, nach Symbolen suchenden Geistesstimmung von dem Bilde aus zu dem Gedanken, und endlich dem Worte überging. Mochte dies auch nicht immer geschehen, so machte es offenbar einen wesentlichen, und den charakteristischen Theil des Hieroglyphensystems aus, womit auch die oben berührte Seltenheit kyriologischer Zeichen zusammentrifft. Dem symbolisirenden Geiste war die ganze Natur Eine groſse Hieroglyphe, jeder Gegenstand forderte ihn auf, einem in demselben angedeuteten Begriff nachzuforschen. Das Erste in seiner Vorstellung war daher das Bild; und wenn er, was er in ihm zu entdecken glaubte, in Einem Begriff zusammenfaſste, so muſste dieser sehr natürlich anders ausfallen, als, wenn er in nicht symbolisirendem Denken an der Hand der Sprache zu ihm gelangt wäre. Bei einigen Zeichen springt diese Erscheinung ordentlich unwillkührlich ins Auge. Der Elephant soll einen Menschen andeuten, der, zugleich stark, überall das ihm Zuträgliche wittert. Die Verbindung der Klugheit mit der Stärke war schon an sich durch die Natur des Elephanten gerechtfertigt; allein auf die besondre Bestimmung der Art der Klugheit, als einer ausspürenden, von fern ahndenden, und auf die Metapher des Riechens, auch im Begriff, konnte man, wie auch Horapollo thut, nur von dem Anblick des Rüssels aus gerathen, der zugleich Waffe und Geruchswerkzeug ist. Gegen diese Hieroglyphe läſst sich einwenden, daſs sie, da das Ägyptische Alterthum sonst von Elephanten schweigt, zu den Einschiebseln des ausländischen Schriftstellers gehören könnte (1). Allein der Ibis bietet ein andres, und zu sinnreiches Beispiel dar, als daſs man es nicht sogar in das hohe Alterthum hinaufsetzen sollte.

Die weiſsen und schwarzen Federn dieses Vogels wurden zugleich auf den Mond, wegen seiner Licht- und Schattenseite, und auf den Hermes, und die Sprache bezogen, welche, erst im Gedanken verborgen, durch die Zunge hervortritt (2). So bildete man also durch dies Zeichen den Begriff des halb Offenbaren und halb Ungesehenen, worauf man, ohne das Symbol, wohl schwerlich gekommen wäre. Auf diesem Wege begreift man auch noch mehr, wie dasselbe Zeichen mehreren Begriffen diente. Die Hieroglyphen waren nicht bloſs Zeichen, sondern wirkliche Wörter für das Auge. Wie nun die Sprache ein Wort auf einen verwandten Begriff hinüberzieht, so wurde die Hieroglyphe, wegen einer neu beobachteten Eigenschaft, einem andren Begriffe gewidmet. Dies traf selbst die berühmtesten und am allgemeinsten aufgefafsten Hieroglyphen, welche dadurch Bedeutungen erhielten, die ihrem Grundbegriff durchaus fremd waren. So bezeichnete der Geier, das Grundsymbol der empfangenden und mütterlichen Kräfte der Natur, zugleich wegen seines scharfen Gesichts das Sehen, wegen der ihm beigemessenen Vorhersehungskraft, mit der er bei zwei schlagfertig stehenden Heeren sich das Feld seines Raubes unter den zu Besiegenden ausersah, die Begränzung (1). Immer stand also in erster Linie das Bild, der Begriff nur in zweiter. Dieser, nach dem Zeichen gebildet, erhielt dann freilich auch eine Bezeichnung in Wörtern, vielleicht auch in Einem, indem man entweder das Wort der Sprache wählte, das ihm am nächsten kam, oder ein zusammengesetztes bildete. Es ist daher sehr zu vermuthen, dafs die Zeichen oft prägnanter, als die Wörter, waren; und ihre Änderung und Vervielfachung mochte auch die Sprache mit neuen Zusammensetzungen bereichern. Denn in diesem Theile erfahren die Sprachen am leichtesten Umänderungen auch noch in späterer Zeit; und wenn auch richtiger, oder zu ekler Geschmack, wie wir es an der Lateinischen und Französischen Sprache sehen, die Zahl der Composita vermindert, so lehrt das Beispiel der Deutschen, dafs die Nachbildung fremder Sprachen, die, bei der Verschiedenheit des Gedankeneinschneidens in jeder, mit dem Fall der Ägyptier Ähnlichkeit hat, dieselben vermehrt.

---

(1) *l.* 2. *c.* 84. Andre Beispiele, wo der Elephant bei Horapollo, als Hieroglyphe, erwähnt wird, sind *l.* 2. *c.* 85. 86. 88. Man darf hier nicht vergessen, daſs seit den Zeiten der Ptolemaeer die Elephanten den Ägyptiern nicht mehr fremd waren, wobei man nur an den zu erinnern braucht, welcher nach Plinius (VIII. 5.) und Aelian (I. 38.) Nebenbuhler des Aristophanes von Byzanz bei der Kränzeflechterin in Alexandria war. Die Hieroglyphen erfuhren aber auch in späteren Zeiten Vermehrungen und Veränderungen, so daſs Zoëga (*p.* 455. 474. 475.) auf dem Pamphilischen Obelisk 194, auf dem Barberinischen 241 Zeichen fand, die auf den für älter erkannten nicht vorkommen. Ammianus Marcellinus (*l.* 17. *c.* 4.) bezeugt ausdrücklich, und der Anblick lehrt, daſs auch Thiere anderer Weltgegenden hieroglyphisch gebraucht wurden. Bisher kannte man zwar keinen Elephanten auf Ägyptischen Bildwerken. Allein ganz neuerlich lernen wir aus der Reise des Hrn. Grafen Minutoli, daſs in dem Isistempel auf der Insel Philae wirklich einer angetroffen wird. Auch ein Kamel findet sich dort zum erstenmal. Horapollo erwähnt eines Kamels als Hieroglyphe. *l.* 2. *c.* 100. Die Bildwerke im Isistempel auf Philae scheinen aber aus der Zeit der Ptolemaeer herzurühren. Letronne. *Recherches pour servir à l'hist. de l'Égypte. p.* XXXIV. 439. 440. Man vergleiche über die Elephanten in Ägypten A. W. v. Schlegel's Abhandlung über den Elephanten (Indische Bibl. B. 1. S. 130. 186.), die unter einem sehr anspruchslosen Titel, und in dem Gewande einer bloſs unterhaltenden Erzählung höchst wichtige Untersuchungen und Aufschlüsse enthält.

(2) Clemens Alex. *l.* 5. *c.* 7. *p.* 671. Aelianus. *De nat. anim. l.* 10. *c.* 29. Der Ibis hatte aber auch andre Beziehungen zum Monde. Aelianus. *l. c. l.* 2. *c.* 35. 38.

6. Die Gesetze aufsuchen zu wollen, nach welchen die Begriffe hieroglyphisch bezeichnet werden, würde ein vergebliches Bemühen sein. Es kann nicht einmal weiter führen, so, wie Zoëga gethan hat, die verschiedenen figürlichen Ausdrücke unter Classen zu bringen, und mit Beispielen zu belegen (2). Bemerkenswerth ist es nur im Ganzen, dafs, wo wir den Zusammenhang des Begriffs mit dem Zeichen bei den Alten angegeben finden, derselbe in den meisten Fällen, mit Übergehung des sich leicht darbietenden, ein unerwarteter und gesuchter ist. Gewifs mufs man zwar hierbei sehr viel auf die Berichtsteller schieben, deren Zeugnifs wohl gerade

---

(1) Horapollo. l. 1 c. 11.

(2) p. 441 - 445.

in diesem Stück, und weit mehr, als in den Angaben der Zeichen selbst, gerechten Verdacht erregt. Namentlich sind in Horapollo ein groſser Theil der angegebenen Bezeichnungsgründe so kindisch, spielend, und selbst lächerlich, daſs man sich des Argwohns nicht erwehren kann, daſs entweder die wahren nicht mehr bekannt waren, oder daſs spätere Deutelei ihnen absichtlich falsche unterschob. Nicht unmöglich wäre es auch, daſs die Priestercaste selbst exoterische und esoterische gehabt hätte. Zum Theil aber mag uns auch manches hierin mehr auffallen, als es sollte. So gehen die häufigsten Fälle sonderbarer Zeichenerklärungen auf Eigenschaften der Thiere hinaus, die wir an ihnen nicht zu bemerken gewohnt, oder die auch augenscheinlich fabelhaft sind.

Die Alten stellten aber, wie ihre Schriften beweisen, über die kleinsten Eigenthümlichkeiten des thierischen Lebens viel mehr ins Einzelne gehende Beobachtungen an, und legten einen viel gröſseren Werth darauf, als wir zu thun pflegen. Die Ägyptier mochten aus Gründen, die in ihrem Gottesdienst lagen, noch mehr in diesem Fall sein. Daſs alsdann auch eine Menge falscher Beobachtungen, und wirklicher Erdichtungen mit unterlief, war natürlich; und so mögen wir oft die Berichtsteller beschuldigen, wo sie getreulich das selbst Gehörte niederschrieben. Wie viel man aber auch auf ihre Rechnung, oder die ihrer, vielleicht schon nicht mehr hinlänglich unterrichteten Gewährsmänner setzen mag, so brachte es die Natur der Hieroglyphen, welche doch wesentlich auf dem Forschen nach Ähnlichkeiten zwischen Körperlichem und Unkörperlichem beruhn muſste, mit sich, daſs die subjective Nationalansicht einen sehr groſsen Einfluſs darauf ausübte. In der Nation selbst muſste dies ihr Verständniſs erleichtern; allein unmöglich hätte die Hieroglyphenschrift so leicht auf eine fremde Nation übergehen können, als dies bei der Chinesischen Figurenschrift möglich ist; und da das Symbolisiren der Hieroglyphensprache nothwendig den ganzen Geist der Nation befangen hielt, so muſste dies vorzüglich zu ihrer Absonderung von andren Nationen beitragen.

Verwandte, oder zu einander in gewisser Beziehung stehende Begriffe sollten, wie es scheint, durch gleiche, nur auch verschieden dargestellte Hieroglyphen bezeichnet sein, wie es im Chinesischen, dort aber, weil die Chinesische Schrift hierzu andre, besser zum Zweck führende Mittel besitzt, mit Recht nur selten, doch z. B. bei den Begriffen von rechts und links, geschicht (1). Ich finde indeſs bei Horapollo nur sehr wenige Zeichen dieser Art. Das Jahr wurde durch einen Palmbaum, der Monat durch einen einzelnen Zweig desselben, eine Mutter, je nachdem sie zuerst Töchter oder Söhne geboren hatte, durch einen Stier, der sich links oder rechts umwandte, auf ganz ähnliche Weise durch eine sich rechts oder links umdrehende Hyäne ein seinen Feind besiegender, oder von ihm besiegter Mensch, ein als Beherrscher der ganzen Welt betrachteter König durch eine ganze, ein König, der nur einen Theil beherrschte, durch eine halbe Schlange bezeichnet (2).

Bei weitem das merkwürdigste Beispiel bietet aber die Bezeichnung derjenigen Gottheiten bei den Ägyptiern dar, welche die weibliche und männliche Natur zugleich in sich vereinten. Denn indem sie dieselbe durch einen Käfer und Geier darstellten, setzten sie bei Hephaestos, dem Mannweibe, jenen, bei Athene, dem Weibmanne, diesen voran (3).

Nach der Bezeichnung der Grundbegriffe, wäre das Wichtigste, zu erforschen, inwiefern die Hieroglyphen die Anwendung eines lexicalischen Systems erlaubten, wie es in den Sprachen durch Ableitung und Zusammensetzung angetroffen wird.

Unmöglich wäre dies nicht gewesen; es käme nur darauf an, Beispiele dafür aufzufinden. Bei den Alten giebt es kaum einige, die sich dahin rechnen lassen. So kommen bei Horapollo natürlich oft verneinende Begriffe, bisweilen auch zugleich ihr Gegensatz vor. Nie aber ist alsdann dasselbe Bild, nur mit einem verneinenden Zusatz, gebraucht, sondern das Zeichen des verneinenden Begriffs ist ein verschiedenes, und in sich positives (4). Es scheint nicht einmal, daſs die neueren Entzifferer auf den reinen und allgemeinen Begriff der Verneinung in den Hieroglyphen gestoſsen sind. Hr. Young erwähnt einer Hieroglyphe, die im Bilde, und auch dem Begriff nach, einem mit einer Präposition verbundenen Verbum entspricht: aufstellen, auf die Beine bringen, einrichten, errichten (*set up, prepare*); einer auf einem Stiel ruhenden Leiter (1) (was auch als Kopfputz vorkommen soll) folgt ein ausgestreckter Arm über zwei Beinen. Diese Gruppe kommt in der Rosetta-Inschrift vor; aber die von Hrn. Young befolgte Methode, meistentheils nur die in der Griechischen Inschrift stehenden Worte, nachdem man sie in der enchorischen aufgefunden zu haben glaubt, auf die hieroglyphischen Zeichen anzuwenden, mag allerdings bis jetzt die einzige brauchbare sein, sie bleibt aber zu ungewiſs, um für so bestimmte Fälle, als der gegenwärtige ist, mit Sicherheit darauf zu fuſsen. Es darf auch nicht unbemerkt bleiben, daſs die Zeichen in dem Wörterbuch (Nr. 164. 165.) nicht vollständig so, wie sie in der Rosetta-Inschrift vorkommen, eingetragen sind. Nr. 164. findet sich allerdings ganz so in der 13ten Zeile, allein in der 14ten ist, statt der Leiter auf einem Stiel, eine bloſse Gabel, ohne daſs Hr. Young etwas andres über diese Verschiedenheit bemerkt, als daſs er *a fork or ladder* sagt, da das Zeichen doch schlechterdings keine Leiter sein kann (2). Nr. 165. hat die Rosetta-Inschrift nirgends so, wie es in dem Wortverzeichniſs mit einer Leiter gezeichnet ist.

---

(1) Rémusat's Grammatik. *p.* 2. §. 5.

(2) Horapollo. *l.* 1. *c.* 3. 4. *l.* 2. *c.* 43. 71. *l.* 1. *c.* 64. 63.

(3) Horapollo. *l.* 1. *c.* 12. Die Griechischen Namen können Verdacht gegen diese Stelle erregen, allein die Vorstellung war darum nicht weniger Ägyptisch. Vergl. Creuzer's Symbolik. B. 1. S. 672. 673. und besonders *nt.* 383.

(4) Man vergleiche bei Horapollo *l.* 2. *c.* 55. und 56. — *l.* 2. *c.* 118. und *l.* 1. *c.* 44. — *l.* 1. *c.* 43. und 49.; ferner *l.* 1. *c.* 58. und andre Stellen mehr.

Daſs die Hieroglyphen einfacher Begriffe zusammengestellt wurden, um den aus jenen zusammengesetzten zu bilden, davon haben wir oben an Hephaestos und Athene ein Beispiel gesehen, allein es ist mir auch kein andres, wenigstens nicht bei den Alten, bekannt. In mehreren zusammengesetzten Zeichen bei Horapollo entsprechen zwar die beiden Zeichen zwei in dem Begriff vorkommenden Gegenständen, wie in der Bezeichnung eines von einem Stärkeren Verfolgten durch eine Trappe (ὠτὶς) und ein Pferd, aber ohne daſs diese einzelnen Zeichen nun auch, auſser der Zusammensetzung, Hieroglyphen der einfachen Begriffe wären (3). Sehr oft aber führt er zusammengesetzte Zeichen für einfache

---

(1) Young. *Egypt.* nr. 164. 165. und *p.* 35.

(2) Ein ganz ähnliches Zeichen, nämlich die Gabel, und der Arm über zwei Beinen, nur mit noch zwei gegen einander gerichteten Stäben über dem Arm, steht Zeile 6., ohne daſs Hr. Young dessen erwähnt.

(3) Horapollo. *l.* 2. *c.* 50. Von ganz gleicher Art sind die Hieroglyphen *c.* 51. 75. 86. 91. 106. 108.

Begriffe, und umgekehrt, an. So Himmel und die Wasser ausströmende Erde für das Anschwellen des Nils, ein Herz über einem Rauchfaſs für Ägypten, eine Zunge über einem blutigen Auge für die Sprache (¹), dagegen eine Viper für Kinder, die ihrer Mutter nachstellen (²).

Zeichen grammatischer Verbindung, oder grammatische Wörter, Präpositionen, Conjunctionen u. s. f., liefern Horapollo und die alten Schriftsteller überhaupt gar nicht; und sollte man nach der im Alterthum hochberühmten, schon im Vorigen erwähnten Saitischen Inschrift schlieſsen, so standen die Hauptbegriffe zwar in der Ordnung, in der sie gedacht werden muſsten, aber ganz abgesondert, ohne alle grammatische Kennzeichen und Verbindungen, da. Es fragt sich aber, ob die in dieser Inschrift zusammengestellten Zeichen wirklich einen Spruch, eine bestimmte Wortreihe vorstellen sollten. Die Inschrift gehört vielleicht zu derjenigen Gattung von Hieroglyphen, die nur bestimmt waren, eine Wahrheit, oder Lehre symbolisch dem Geiste vorzuführen, wie die sogenannten *τέτταρα γράμματα* bei Clemens von Alexandrien. Ich werde von diesen weiter unten sprechen, man muſs sie aber sorgfältig von der eigentlichen Schrift unterscheiden. Sehr leicht konnte sich aber auch in verschiedenen Zeiten, oder für verschiedene Gegenstände in dem sparsameren und häufigeren Gebrauch grammatischer Zeichen eine Verschiedenheit in dem Hieroglyphenstyle finden. In den Chinesischen Schriften ist dies bekanntermaſsen der Fall, und es zeigt sich in denselben, daſs es wohl möglich ist, wenn Schriftsteller und Leser sich einmal in diese Art, unverknüpfte Begriffe hinzustellen, hineingedacht haben, der Grammatik bis auf einen gewissen Grad zu entbehren.

Hr. Champollion und Hr. Young glauben mehrere bloſs grammatische Zeichen in den Hieroglyphen gefunden zu haben. In dem jetzigen Zustande der Hieroglyphenentzifferung wäre es voreilig, auf die gemachten Entdeckungen schon andre Folgerungen gründen zu wollen, allein gewiſs noch mehr unrecht, sie, wenn sie auch nur glückliche Vermuthungen sein sollten, zurückzuweisen, und dadurch der weiteren Untersuchung vorzugreifen. Was mir in der That die Behauptung grammatischer Zeichen sehr

---

(¹) *l. c. l.* 1. *c.* 21. 22. 27.

(²) *l. c. l.* 2. *c.* 60.

zu unterstützen scheint, ist die **Häufigkeit**, in der gewisse Hieroglyphen in wenigen Zeilen erscheinen. Unter diesen fällt, auch dem Ungeübten, am leichtesten die wagerechte in lauter spitzen Winkeln auf- und abwärtsgehende Linie ins Auge. Hr. Young und Hr. Champollion erklären sie für die den Genitiv bildende Präposition, ohne jedoch andre bestimmte Beweise davon zu geben, als daſs sie dem Koptischen gleichbedeutenden ⲛⲧⲉ oder ⲛ̀ entsprechen soll, weshalb sie, nach Hrn. Champollion, auch den Buchstaben *n* bedeutet (¹). Daſs in der Hieroglyphenschrift ursprünglich das Wasser dadurch angedeutet werde, wie man nach der Ähnlichkeit mit den Vorstellungen dieses Elements in den Bildern (²) schlieſsen sollte, läugnet der Letztere gänzlich. Dieses Zeichen nun findet sich in den 14 Zeilen Hieroglyphenschrift des Rosettasteins über sechzig Mal, in Verbindung mit verschiedenen andren Zeichen, wo es denn auch andre Bedeutungen haben mag (³), und bestätigt daher allerdings dadurch die Vermuthung, daſs es keinen Hauptbegriff, der nicht so oft wiederholt sein könnte, sondern bloſs eine grammatische Bestimmung anzeigt. Auch in andren Hieroglyphen-Inschriften ist es häufig; dagegen kommt dies Zeichen in den 515 Columnen der oben erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle auch nicht ein einziges Mal vor, wie ich mich durch sehr genaue Durchsicht derselben überzeugt habe. Über diese auffallende Erscheinung, die vielleicht dadurch zu erklären ist, daſs in dieser Rolle an der Stelle dieses Zeichens ein andres, gleichbedeutendes gebraucht ist (⁴), darf man wohl erst von den ferneren Arbeiten der oft genannten Französischen und Englischen Gelehrten Aufschlüsse erwarten, vorzüglich von Hrn. **Jomard's** angekündigtem Verzeichniſs aller bekannten Hieroglyphen, aus dem sich auch

---

(¹) Young. *Egypt.* nr. 177. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 36.

(²) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 2. *pl.* 90. Über die Hieroglyphe des Wassers s. oben S. 33. Anm. 4.

(³) z. B. einer Substantivendung nach Young. *Egypt.* nr. 93.

(⁴) Eine einfache wagerechte Linie kommt in dieser Rolle ungemein oft vor, und ich habe einen Augenblick geglaubt, daſs der eckige Strich auf diese Weise vereinfacht sei, da diese Rolle die Zeichen überall nur in den äuſsersten Umrissen giebt. Dieselbe gerade Linie findet sich aber auch, neben der im Winkel gebrochenen, auf dem Rosettastein, und beide konnten daher wohl nicht, ohne Zweideutigkeit, zusammengeworfen werden.

unstreitig ergeben wird, welche dieser oder jener Art der Denkmäler eigenthümlich sind.

Die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts scheint durch vielfache Analogie begründet, und dürfte wohl als gewiſs angenommen werden können (¹). In der Regel steht sie den Zeichen des Subjects nach; doch will Hr. Young sie auch, nach Analogie des Koptischen Artikels, an dem allein das Geschlecht in der Sprache kenntlich ist, vor demselben gefunden haben. Das männliche Geschlecht wird nicht angedeutet. Im Koptischen sind Sonne und Mond (letzterer ⲓⲟϩ) männlichen Geschlechts, und auch die Hieroglyphe des Ioh, des Mondgottes, trägt kein weibliches Zeichen. Daſs auch der mythologische Begriff der Mondgöttin in das männliche Geschlecht hinüberschweifte, ist schon durch andre Untersuchungen bekannt (²).

Den Dualis und Pluralis findet Hr. Young durch zwei- oder dreifache Wiederholung des Gegenstandes, oder durch zwei und drei Strichelchen bezeichnet (³). Nach Hrn. Champollion wird, statt der Hinzufügung der Zahl, der Gegenstand auch so oft, als sie erfordert, wiederholt (⁴). Dies erklärte den Dual, der dem Koptischen fremd ist. Die Bezeichnung unbestimmter Mehrzahl durch drei wäre merkwürdig, selbst wenn die Zweideutigkeit, wie Hr. Young behauptet, durch die Stellung vermieden war; und es ist mir in keiner Sprache aufgestoſsen, daſs die Charakteristik des Plurals mit drei etymologisch zusammenhinge. Dagegen gilt fast in allen Sprachen diese Zahl, als eine Art Superlativus, für viel. Hrn. Young's Behauptung hat unläugbar das für sich, daſs auf dem Rosettastein keine einzige Hieroglyphenzeile ist, in welcher diese zwei- und dreifachen Strichelchen, oder Zeichen sich nicht wiederholten, und auch auf dem groſsen Hieroglyphen-Papyrus selten einer Columne ein Beispiel dieser Art fehlt. Fast unmöglich kann die Zahl drei dort so oft nöthig gewesen sein. Bei der groſsen Leichtigkeit, die Zweiheit dergestalt auszudrücken, läſst sich

---

(¹) Champollion. *Lettre à Mr. Dacier.* *p.* 9. 12. 46. *pl.* 1. nr. 21. Young. *Egypt.* nr. 3. 38.

(²) Hirt in den Abhandl. der Berl. Akad. d. Wissensch. Hist. philol. Classe. Jahrg. 1820. 1821. S. 133. Creuzer. Symbolik. B. 2. S. 8 - 10.

(³) *Egypt.* nr. 4. 11. 57. 187 - 196.

(⁴) *Panthéon Égyptien.* Heft 1. *p.* 2. *pl.* 1.

das Entstehen eines Dualis in der Schrift denken, wenn auch die Sprache keinen kannte; und kann er nicht im Koptischen mit der Zeit ebenso, als dies fast ganz in der Griechischen Prosa der Fall ist, verloren gegangen sein?

Sehr viel hat auch die Bemerkung für sich, daſs die Ordinalzahlen durch ein über die Cardinalzahlen gesetztes Zeichen unterschieden werden. Denn in der letzten Hieroglyphen-Zeile des Rosettasteins folgen diese Zeichen mit den Zahlen 1, 2, 3 in dieser Ordnung auf einander, und in der Griechischen entsprechenden Stelle sind die letzten Worte vor dem Bruch: *τῶν τε πρώτων καὶ δευτέρ..* (¹). Es wäre nur zu untersuchen, ob es nie allein vorkommt, wie auf dem Rosettastein wirklich nicht der Fall ist. Indeſs würde dies Hrn. Young's Behauptung nicht zerstören. Denn das Koptische ⲙⲁϩ, mit welchem Hr. Young es vergleicht, ist nichts andres, als ein, sich auf das mit der Ordinalzahl verbundene Substantivum beziehendes Adjectivum, da es mit ihm in gleichem Geschlecht stehen muſs, und wohl eins mit ⲙⲉϩ, der volle, von ⲙⲁϩ, anfüllen. Im Saitischen Dialekt lautet auch das Zahlaffixum ⲙⲉϩ.

Andre grammatische Bemerkungen bei Hrn. Young, die Bezeichnung einer Substantivendung (²), des Koptischen Präfixums ⲙⲉⲧ (³), des Superlativs (⁴), des Verbums durch Verdoppelung (⁵), scheinen mir ungewisser.

Substantiv, Adjectiv und Verbum bedurften wohl keiner besondren Bezeichnung. Sinn und Stellung machen sie kenntlich, und in mehreren Sprachen flieſsen sie grammatisch in einander, noch weniger haben alle Sprachen wirkliche Bildungsgesetze für die Steigerung der Begriffe.

(¹) Schon Åkerblad (*lettre sur l'inscript. de Rosette. p.* 62.) ergänzt, und zwar nach der enchorischen Inschrift, *..ων καὶ τρίτων*, und bemerkt die Übereinstimmung des Hieroglyphentextes.

(²) *Egypt.* nr. 93.

(³) *l. c.* nr. 143.

(⁴) *l. c.* nr. 120. 121.

(⁵) *l. c.* nr. 113. 114. Ich bin durch Hrn. Prof. Tölken darauf aufmerksam gemacht worden, daſs, was hier Hr. Young einen Altar nennt, die den Leichnam des Osiris einschlieſsende Säule vorstellt. Creuzer. Symb. B. 1. S. 261. Daher erklärt es sich, daſs diese Säule heiliger Bedeutung auch als einzelne Hieroglyphe von glasirter Erde vorkommt, wie Hr. Young sagt.

Sehr viele behelfen sich mit Hinzufügung von Adverbien. Der Natur der Hieroglyphe nach, muſste auch der Grad höherer, oder geringerer Vollkommenheit, selbst oft das Adjectivum, ohne eines besondren Ausdrucks zu bedürfen, in dem danach gewählten Zeichen des Hauptbegriffs liegen. Horapollo hat viele solche Fälle (¹), dagegen allgemeine Eigenschaftsbegriffe, wie bei Hrn. Young gut (²) ist, beinahe gar nicht. Auf gleiche Weise in das Zeichen des Hauptbegriffs gelegt, erscheinen bei Horapollo Activum, Passivum (³) und Medium (⁴). Ob die Hieroglyphenschrift aber auch abgesonderte Zeichen für diese Arten des Verbums, ob für die Tempora hatte? wäre eine sehr wichtige, aber nach dem jetzigen Zustande der Entzifferungskunde wohl unbeantwortbare Frage. Wenn es sich zu befriedigender Wahrscheinlichkeit bringen lieſse, daſs, wie Hr. Young vermuthet, die gehörnte liegende Schlange das Pronomen bedeutete (⁵), so wäre man dem Aufschluſs über das Verbum viel näher getreten. Häufig ist dieses Zeichen allerdings auch auf der Papyrusrolle.

Bei Gelegenheit der von Hrn. Young angegebenen Hieroglyphen für Präpositionen und Conjunctionen (⁶), ist es zwar ein glücklicher Einfall, den Kopf auf die Koptische Präposition **ⲉϫⲱⲙ**, über, zu beziehen, die wörtlich zum, beim Kopf heiſst (⁷). Allein die Hieroglyphe erscheint mit andren Zeichen zusammen, welche diese einfache und klare Beziehung wieder ins Dunkel stellen.

Aus allen diesen Angaben und Zusammenstellungen, bei denen ich absichtlich länger verweilt bin, geht für mich die Überzeugung hervor, daſs, wie ungewiſs auch noch die Bestimmung der einzelnen Zeichen sein mag, es doch in der Hieroglyphenschrift wirklich grammatische gab.

Daſs aber der Gebrauch derselben nicht so häufig und regelmäſsig ge-

---

(¹) Grade der Vollkommenheit *l.* 1. *c.* 31. *l.* 2. *c.* 27. 68. Eigenschaften, in den Begriff verflochten, *l.* 2. *c.* 4. 52. 78. 100. 101.

(²) *Egypt.* nr. 152.

(³) *l.* 2. *c.* 71.

(⁴) *l.* 2. *c.* 46. 65. 76. 88. 93.

(⁵) *Egypt.* nr. 74.

(⁶) *l. c.* nr. 166 - 177.

(⁷) *l. c.* nr. 174.

wesen sein mag, als in unserer Buchstabenschrift, läſst sich nicht nur schon an sich erwarten, sondern zeigt sich auch an Beispielen. So stehen da, wo ein König den Beinamen des Geliebten einer Gottheit erhält, die Zeichen für geliebt und für die Gottheit (deren Entzifferung ich für eine der sichersten unter den bisher entdeckten halten möchte) immer ohne ein verbindendes Präpositions- oder Casuszeichen (¹).

Ich bin bis hierher die Bildungsart der Hieroglyphen auf ähnliche Weise durchgegangen, wie man es mit der einer Sprache thun muſs, habe zuerst die ursprüngliche Bezeichnung der Begriffe, dann die lexicalische Analogie, endlich die grammatische Verbindung betrachtet. Ich habe dabei immer die Frage vor Augen gehabt, inwiefern sich die Hieroglyphen als wirkliche Schrift, d. h. als durch jedes Zeichen an einen bestimmten Laut erinnernd, lesen lieſsen?

Wir sind nun wesentlich nur auf zwei Dinge gestoſsen, welche dies zweifelhaft machen, nämlich die doppelte, eigentliche und figürliche, und die auch sonst mehrfache Bedeutung einiger Hieroglyphen, so wie die Häufung von Bestimmungen in dem Begriffe des Zeichens, die ein Wort nicht leicht in sich vereinigt.

Der aus dem letzteren Umstand herzunehmende Einwurf ist schon oben entkräftet worden, der in dem ersteren liegende hebt sich groſsentheils durch die Seltenheit des Gebrauchs kyriologischer Hieroglyphen, die gerade diesen Grund haben mochte, und durch die geringe Schwierigkeit, wenn eine Hieroglyphe mehreren Wörtern entsprechen konnte, das in jeder Stelle gemeinte ebenso zu errathen, als man in Sprachen den eigentlichen und figürlichen Sinn eines Wortes erkennt.

Daſs aber eine Hieroglyphe mehr als Ein Wort in der Sprache haben konnte, und einige in diesem Fall sein muſsten, fanden wir auf nicht abzuläugnende Weise.

(¹) Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 46. *pl.* 22. 23. *bis.* Das Zeichen für geliebt oder vielmehr für den Begriff der Liebe überhaupt ist eine Kette, also eine natürliche Metapher, bei Horapollo (*l.* 2. *c.* 26.) eine Schlinge (παγίς), also auch ähnlich. Hr. Young (*Egypt.* nr. 162.) rechnet zu dem Zeichen noch ein Viereck, und einen Zirkelabschnitt, die sich auch bei Champollion (*l. c. pl.* 1. nr. 23. *bis.*) finden. In nr. 22. bei ihm fehlen sie, aber nur durch einen Fehler des Kupferstechers. Denn die Cartouche nr. 22. ist aus der Rosetta-Inschrift genommen, und diese hat das Zeichen in diesem Ausdruck (der dreimal darin vorkommt) immer.

Hiermit scheinen aber die neuerlich aufgefundenen phonetischen Hieroglyphen, die nämlich keinen Begriff, sondern einen bloſsen Laut andeuten sollen, in Streit zu sein. Denn wenn man an einer, aus dem Zusammenhang herausgerissenen Hieroglyphe den Anfangsbuchstaben erkennen soll, so muſs es nur Ein mit derselben immer untrennbar verbundenes Wort geben. Es ist also hier der Ort, in diese Gattung der Hieroglyphen genauer einzugehen.

Über die phonetischen Hieroglyphen des Herrn Champollion des jüngern (*).

Hr. Young sprach, seit der Auffindung des Rosettasteins, zuerst von dem Hervorgehen alphabetischer Schrift aus hieroglyphischer, erinnerte dabei an die bekannte Methode der Chinesen, und zergliederte die Namen Ptolemaeus und Berenice. Er erklärte auch sehr glücklich die meisten Buchstaben des ersteren, und einige des letzteren, ging aber von einer Voraussetzung aus, die er nothwendig, auf dem Wege fernerer Entzifferungen, wieder hätte aufgeben müssen, daſs nämlich ein Zeichen eine Sylbe mit zwei Consonanten, oder eine mit einem anfangenden Vocal bedeuten könne. Er wurde schon in jenen beiden Namen dadurch gezwungen, überflüssige und nichtssagende Zeichen anzunehmen, da doch die Erfahrung lehrt, daſs wohl bisweilen Buchstaben fehlen, nie aber einer zu viel ist (1). Er scheiterte daher gleich bei dem Namen Arsinoe, gab in seinem hieroglyphischen Wörterbuch einen unrichtigen dafür, und deutete seine Ungewiſsheit selbst, seiner Wahrheitsliebe gemäſs, durch ein Fragezeichen an (2).

Hr. Champollion der jüngere setzte sein System phonetischer Hieroglyphen in einer kleinen, an Hrn. Dacier gerichteten Schrift aus

---

(*) Gelesen im März 1824 in der Königl. Akad. d. Wissenschaften zu Berlin.

(1) Young. *Egypt.* nr. 56. 58. Champollion. *Lettre à Mr. Dacier. p.* 15. *nt.* 2.

(2) Wenn Hr. Young die Inschrift nr. 58. genau nach einem Urbilde gegeben hat, so hätte ihn schon der Mangel des Zeichens des weiblichen Geschlechts erinnern sollen, daſs der Name nicht Arsinoe sein kann. Nach Hrn. Champollion's Alphabet heiſst das Wort Autocrator, aber die Zeichen sind nicht regelmäſsig gestellt.

einander, nahm in jedem Zeichen nur Einen Consonanten an, es sei nun, daſs der nicht besonders geschriebene Vocal bloſs in der Aussprache hinzugesetzt, oder als mit dem vorhergehenden Consonanten von selbst zusammenhangend gedacht wurde, und entzifferte auf diese Weise eine sehr bedeutende Anzahl in Hieroglyphen geschriebener Namen. Der Erfolg war, daſs man jetzt auf einer Menge Ägyptischer Denkmäler Griechische und Römische Namen von den Zeiten der Ptolemaeer an bis auf die Antonine herunter findet (1).

Bei einer Thatsache von dieser Wichtigkeit kommt alles darauf an, ob sie auf einer sicheren Grundlage beruht; und deshalb, und weil der Gebrauch der Hieroglyphen, als Laute, zur Bezeichnung fremder Namen, die für den Ägyptier keine Sachbedeutung haben konnten, sehr innig mit den Fragen über das Alphabet der Ägyptier überhaupt zusammenhängt, schien mir zuerst eine strenge Prüfung der Behauptung Hrn. Champollion's nothwendig. Ich habe diese nicht nur durch eine genaue Untersuchung der von ihm angeführten Beispiele vorgenommen, sondern bin auch nachher viele andre Namen-Hieroglyphen in dem groſsen Französischen Werke, und den früheren Abbildungen der Obelisken durchgegangen, um das neue System auch an den nicht von ihm angeführten zu versuchen. Ich glaube mich auf diesem Wege überzeugt zu haben, daſs man, mit Hrn. Champollion, phonetische Hieroglyphen annehmen muſs, und daſs bisher für sehr alt gehaltene Denkmäler spätere Namen an sich tragen. Aber die Gründe, auf welche er sein System stützt, erfordern, meines Erachtens, eine noch sorgfältigere Sichtung, als er mit denselben vorgenommen hat, und bei einigen seiner Behauptungen sind mir Bedenken aufgestoſsen. Ich glaube daher in eine genaue und ausführliche Erörterung eingehen zu müssen, um sowohl vor den Zweiflern an Hrn. Champollion's Alphabet, als vor den Vertheidigern desselben unpartheiisch zu erscheinen.

Hr. Champollion nimmt an, daſs die Ägyptier, um fremde Namen (da es am einfachsten ist, erst hierbei stehen zu bleiben) in Hieroglyphen zu schreiben, sich für jeden einzelnen Buchstaben der Hieroglyphe derjenigen Sache bedienten, welche mit diesem Laute anfing, oder aus demselben bestand (¹). Dies läſst sich allerdings nicht durch ein historisches Zeugniſs beweisen, da die Alten dieser Art phonetischer Hieroglyphen gar nicht, sondern nur einer ganz verschiedenen, von welcher in der Folge die Rede sein wird, erwähnen (²).

---

(1) Die wichtigen Schlüsse, die sich hieraus, verbunden mit den Griechischen Inschriften und der Beurtheilung des Styls der Gebäude und Bildwerke, auf das verschiedene Alter der Ägyptischen Denkmäler machen lassen, hat Hr. Letronne in seinen *recherches sur l'histoire de l'Égypte* mit scharfsinniger Kritik zusammengestellt. Man sehe besonders *Introduction. p.* 12-40. *p.* 459. und andre Stellen dieses gehaltvollen Werks.

Es liegt nicht allein in der Natur der Sache, wenn Ideenzeichen als Lautzeichen gebraucht werden sollen, sondern Hr. Champollion weist auch an mehreren Beispielen nach, daſs das Koptische Wort der als phonetische Hieroglyphe gebrauchten Sache mit dem Buchstaben anfängt, für welchen die Hieroglyphe gilt (³). Indeſs hätte er hier die Schwierigkeit zeigen sollen, welche diese Bezeichnungsart durch Hieroglyphen darin fand, daſs es nothwendig viele derselben gab, für die, nach Verschiedenheit des Gebrauchs, mehrere Wörter galten. Denn bei dem hieroglyphischen Zeichen kamen sehr häufig figürliche und eigentliche Bedeutung zusammen; Einem Zeichen entsprachen auch mehrere Begriffe, die nicht immer unter einander, sondern jeder mit dem Zeichen in Verbindung standen. Diese verschiedenen Bedeutungen derselben Zeichen konnten nun in der Sprache, die natürlich der Schrift voranging, nicht dieselben Laute mit sich führen. Dies ist im Vorigen an dem ganzen Ideengange der Bezeichnung durch Hieroglyphen gezeigt, und mit Beispielen belegt worden. Einer Hieroglyphe konnten daher mehrere Wörter entsprechen; und aus dem Zusammen-

---

(¹) *Lettre. p.* 11. 12.

(²) In einer Stelle des Horapollo (*l.* 1. *c.* 59.) sollte man auf den ersten Anblick wirklich glauben, daſs von einem geschriebenen Namen, und sogar in einem Ringe, wie wir die Namen auf den Denkmälern finden, die Rede sei. Nachdem gesagt ist, daſs ein sehr schlechter König durch eine, ihren Schwanz in dem Mund haltende Schlange angedeutet wird, heiſst es: *τὸ δὲ ὄνομα τοῦ βασιλέως ἐν μέσῳ τῷ εἰλίγματι γράφουσιν.* Man sieht aber aus dem Gegensatz im folgenden Capitel, wo die Ägyptier *ἀντὶ δὲ τοῦ ὀνόματος τοῦ βασιλέως φύλακα ζωγραφοῦσιν*, daſs nicht der Name, sondern das Wort König, entgegengesetzt dem Wort Wächter, gemeint ist. Auf den Unterschied der Wörter *γράφουσι* und *ζωγραφοῦσι* darf man hier kein Gewicht legen. Der Verfasser dieser Schrift braucht sehr häufig *γράφειν* für das Zeichnen der Hieroglyphe, so *l.* 1. *c.* 27. 29. 54. 56. *l.* 2. *c.* 1. u. s. f., obgleich, diese Ausnahmen abgerechnet, er gewöhnlich *γράφειν* mit dem auszudrückenden Begriff, *ζωγραφεῖν* mit der Hieroglyphe verbindet, wie *l.* 1. *c.* 52. *γνῶσιν δὲ γράφοντες, μύρμηκα ζωγραφοῦσιν.*

(³) *Lettre. p.* 12. 35-37.

hange herausgerissen, blieb das wirklich damit gemeinte ungewiſs. Wäre man aber auch hiermit nicht einverstanden, so ist wenigstens das Gegentheil eine bisher unerwiesene Voraussetzung. Es kommt nun daher, daſs Hr. Champollion bald, wie bei der Hand (*t*, ⲧⲟⲧ), die eigentliche, bald, wie bei dem Sperber (*a*, ⲁϩⲓ, das Leben), die figürliche, bald eine generische, wie Vogel (*a*, ϩⲁⲗⲏⲧ), auswählte (1). Daſs das Letzte durchaus unstatthaft ist, habe ich schon weiter oben bemerkt, und den Beweis davon aus der Analogie der Hieroglyphenbezeichnung geführt. Beruhte das System wirklich auf dieser Grundlage, so wäre ein solches Schwanken höchst verdächtig. Glücklicherweise aber steht das System, daſs die angegebenen Zeichen die angegebenen Buchstaben bedeuten, für sich selbst, und stützt sich auf ganz andre Beweise; und nur indem man sich die Gründe der Wahl dieser Zeichen deutlich machen will, kommt man auf die eben erwähnte Annahme. Diese scheint auch im Ganzen richtig zu sein. Bei der Vieldeutigkeit der Hieroglyphen folgt aber nothwendig daraus, daſs entweder die Ägyptier, nach uns unbekannten Regeln, von mehreren Bedeutungen einer Hieroglyphe, zum phonetischen Gebrauche, eine bestimmte auswählten, so wie die Chinesen (2) auch eigne Methoden für den ähnlichen Zweck haben, oder daſs diese ganze Art, Namen zu schreiben, doch unvollkommen war, und den, noch über den Inhalt ganz ununterrichteten Leser bisweilen über die wahre Geltung eines Zeichens in Ungewiſsheit lassen konnte. Daſs die letztere Folgerung von beiden die wahrscheinlichere ist, zeigen auch andre vielfache Mängel dieser Bezeichnungsart. Zugleich aber ergiebt sich hieraus, und hierauf ist es wichtig aufmerksam zu machen, daſs die etwanige Übereinstimmung der phonetischen Geltung eines Zeichens mit einem Koptischen Worte nicht für einen Beweis der Richtigkeit der aufgefundenen Bedeutung dieses Zeichens dienen kann, und daſs in der Champollionschen Schrift auf diese Beweisart noch immer zu viel Gewicht gelegt worden ist. Wenn auch die Koptische Sprache im Ganzen die Alt-Ägyptische war, so ist dies bei weitem nicht von jedem ihrer einzelnen Wörter (auch wenn es kein uns sonsther bekanntes ist) ausgemacht.

---

(1) *Lettre. p.* 12.

(2) Hr. Young und Hr. Champollion berufen sich auf das Beispiel der Chinesen, aber ohne tief genug in die Methode, welche das Chinesische hierbei beobachtet, einzugehen. In der Anzeige der Champollionschen Schrift im *Quarterly review. Vol.* 28. 1823. *p.* 191. 195. wird zwar auf mehrere Unterschiede zwischen der Chinesischen und Ägyptischen Lautbezeichnung durch Ideenzeichen aufmerksam gemacht, und auch bemerkt, daſs im Chinesischen, was jedoch nicht unbedingt richtig ist, jedem Zeichen nur Ein Laut, dagegen Ein Laut einer Menge von Zeichen entspricht. Daſs aber, und inwiefern es in den Hieroglyphen anders war, wird nicht angeführt.

Die Andeutung der Vocale wird bei dieser Entzifferungsart sehr mangelhaft angenommen. Es finden sich wenige Zeichen dafür, und diese auch dienen mehreren Lauten zugleich. Oft sind sie ganz ausgelassen, so daſs man sich alsdann die Geltung der Consonanten als syllabisch denken kann (¹).

Jeder Buchstabe hat, oder kann wenigstens mehr als Ein Zeichen haben. In Hrn. Champollion's Alphabet giebt es bis auf funfzehn und mehr für einen. Doch hat er auch sein Alphabet, ohne Noth, mit Zeichen überladen, indem er die Verschiedenheit der Richtung, die kleinste Veränderung der Form als eigene Zeichen giebt, unter *r* einige für *l*, unter *l* einige für *r* wiederholt, so wie unter *γ* und *δ* einige für *k* und *t*. Rechnet man dies ab, so bleiben zwischen 40 und 50. Indeſs hat seine Arbeit gewiſs nicht alle erschöpft, und es kann sogar hierin gar keine Gränze gezogen werden. Denn, und dies ist ausnehmend wichtig für andre, später zu berührende Untersuchungen, diese Bezeichnungsart ging gar nicht von der Idee eines Alphabets, d. h. der Andeutung aller nothwendigen Laute durch die möglichst kleinste Zahl von Zeichen, aus, sondern nur von der Nothwendigkeit, bedeutungslose Laute durch Hieroglyphen auszudrücken. Dieser Zweck nun wurde durch jedes Zeichen, dessen Wort nur an den beabsichtigten Laut mit hinreichender Bestimmtheit erinnerte, erreicht, und man sieht daher auch durchaus dieselbe Erscheinung bei den Chinesen (²). Indeſs finden sich doch bei denselben Namen meistentheils dieselben Zeichen, da sich natürlich hierin eine gewisse Gewohnheit bildete. Man braucht nur die 3 Kupfertafeln Hrn. Champollion's anzusehen, um sich zu überzeugen, daſs die erste, welche bloſs Griechische Namen enthält, meistentheils dieselben Zeichen giebt, und die auffallend neuen erst bei den Kaisernamen auf der zweiten und vorzüglich der dritten auftreten. Bisweilen hatte wohl auch auf die Wahl des Zeichens, so wie auf ihre Stellung, wovon gleich mehr, der Raum

---

(¹) Champollion. *Lettre. p.* 51.

(²) *l. c. p.* 33. *Quarterly review. Vol.* 28. *p.* 191.

und die Symmetrie Einfluſs, eine Rückſicht, die bei den Hieroglyphen auf Denkmälern nie aus den Augen gelaſsen werden muſs. Obgleich die Ovale, welche die Namen zu umſchlieſsen pflegen, von verſchiedener Gröſse ſind, ſo richtete ſich dieſelbe doch zum Theil nach der Einrichtung der ganzen Hieroglyphenſchrift; und meiſtentheils ſind zwei gleich groſse gepaart, oft kehren mehrere in gleicher Gröſse zurück. Ein längerer Name erhält daher oft nur denſelben Raum, als ein kürzerer. Es ſcheint gewiſs, daſs die Ovale bisweilen früher gemacht wurden, als man den Namen einſchrieb, obgleich ſich damit ſehr gut Hrn. Letronne's Behauptung (1), daſs es leere Ovale (*cartouches*) nur an nicht fertigen Denkmälern giebt, vereinigen läſst. Denn auf dem Barberiniſchen Obelisk (2) finden ſich zwei, auf dem Alexandriniſchen (*Aiguille de Cléopatre*) ein leeres (3), wo man doch demungeachtet die übrige Hieroglyphenſchrift fortgeſetzt hat, und daher die Namen nachtragen wollte. In dieſen Fällen nun muſste der Name, wie er auch war, in den Raum gebracht werden.

Bei der Leſung der Namen nach dem Champollionſchen Alphabet findet man bisweilen, jedoch ſelten, die Stellung der Zeichen ſehr ſtark verſetzt (4). Um *aoto* zu ſchreiben, ſteht faſt regelmäſsig das *a*, der Sperber, zwiſchen dem *o* und *to*, ſo daſs man eigentlich *oato* leſen müſste (5). Die beiden zuſammen *i* bedeutenden Federn ſind bisweilen, vermuthlich der Symmetrie wegen, durch einen andren Buchſtaben getrennt. Im Folgenden werde ich einiger Fälle erwähnen, wo man erſt in einer, dann einige Zeichen in der entgegengeſetzten Richtung leſen muſs. Allein in der Regel lieſt man, wie bei den Hieroglyphen überhaupt, von oben herab, und von der Seite in der den Köpfen entgegengehenden Richtung. In jenen Fällen kann daher ſchon darum die Leſung verdächtig ſcheinen.

Ich muſs bei dieſer Gelegenheit bemerken, daſs Hr. Champollion meistentheils nur die regelmäſsigen Inschriften für seine Kupferplatten gewählt, und einige angeblich fehlerhafte stillschweigend ergänzt hat, und überhaupt der von der gewöhnlichen Schreibart abweichenden nur selten erwähnt (¹). Er hat dabei offenbar die Absicht gehabt, den Leser nicht

---

(1) *Recherches. p.* XXXV.

(2) An der dritten Seite. Zoëga. Pl. 8.

(3) *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 5. *pl.* 33.^{a}

(4) Champollion. *Lettre. pl.* 3. nr. 72. c. *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 1. *pl.* 60. nr. 9. *pl.* 80. nr. 7. *T.* 4. *pl.* 33. nr. 5.

(5) Mehrere Beiſpiele bei Champollion. *Lettre. pl.* 2. Ferner *Descript. de l'Égypte. Ant. Planches. T.* 4. *pl.* 28. nr. 29. 31. 35.

(¹) Es ist zu bedauern, daſs Hr. Champollion in seinen Abbildungen die Originale bei weitem nicht mit diplomatischer Treue wiedergiebt. Es mag dies zum Theil an der Nachlässigkeit des Kupferstiches liegen. Allein zum Theil kommt es aus einer andren Ursach. Hr. Champollion hat mehrere Inschriften, die ihm vermuthlich fehlerhaft schienen, ergänzt. Bisweilen sind diese Ergänzungen bei ihm punktirt, so *pl.* 2. nr. 63. a. *pl.* 3. nr. 68.; bisweilen aber ist nicht die mindeste Andeutung der Ergänzung oder Veränderung weder auf den Platten, noch im Text, noch in der Erklärung der Kupfer gemacht. Daſs die Inschriften manchmal fehlerhaft sind, scheint wirklich die 52ste Kupfertafel des 3ten Bandes des groſsen Französischen Werks zu beweisen. Der Name Ptolemaeus kommt auf derselben achtmal mit denselben Buchstaben, wie auf dem Rosettastein, ohne alle Veränderung vor. Ein neuntesmal aber steht statt des *m* ein *t*, was nur durch Unachtsamkeit des Ägyptischen Bildhauers, oder des neueren Zeichners entstanden sein kann. So mögen auch Auslassungen geschehen sein, wie Hr. Champollion *p.* 46. nr. 26., aber zu beiläufig, und nur bei wenigen Fällen, erwähnt. Es mag daher nicht unrichtig sein, solche offenbaren Auslassungen zu ergänzen. Allein bei dem Vortrage eines Systems, das schon vielen Zweifeln ausgesetzt sein muſs, und wo man nicht genug thun kann, jeden Schein der Willkührlichkeit zu vermeiden, sollte man jede Ergänzung dieser Art anzeigen und mit Gründen belegen. Zu Beispielen des eben Gesagten mögen folgende Fälle dienen, bei denen Hr. Champollion die Originale selbst citirt.

1) *Pl.* 1. nr. 22. vom Rosettastein. Z. 14. nach *Lettre. p.* 6. 46. Es fehlen die beiden ideographischen Zeichen vor der Kette.

2) *Pl.* 1. nr. 41. aus der *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 8. nach *Lettre. p.* 20. Hier sind *t* und *m*, die im Original fehlen, eingeschaltet, das deutliche *s* des Originals vor dem *r* ist in eine Feder, *a* oder *e*, und das sehr dünne Mondsegment, das im Original zwischen *n* und *r* steht, in ein, *t* bedeutendes Zirkelsegment verwandelt worden. Diese Änderungen sind nach einer Inschrift *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 60. nr. 9. (Champollion. *pl.* 1. nr. 40.) gemacht, die aber gar nicht in den Zeichen, sondern nur in Hrn. Champollion's Lesung derselben mit jener übereinkommt.

3) *Pl.* 1. nr. 42. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 28. nr. 15. nach *Lettre. p.* 21. steht zwischen den beiden *s* ein Mund, der *r* anzeigen soll. Im Original aber ist ein deutliches Auge (nach Hrn. Champollion's Alphabet ein *a*). Von dieser Inschrift werde ich unten weitläuftiger handeln. Hier bemerke ich nur Folgendes. Im Original steht *κησας*, und Hr. Champollion will hierin Caesar erkennen. Es tritt aber hier gerade ein Fall ein, wo dies Wort sich nicht, aus andren sichren Gründen, erwarten läſst. Denn stände sonst fest, daſs der Name das Wort Caesar enthalten müſste, so könnte, wenn man einmal Auslassungen annimmt, *κησας* für *κησρας*, *i. e.* *καισαρος*, stehen. Denn Hr. Champollion hat *pl.* 2. nr. 52. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 28. nr. 9. *κησρατ* (nach ihm

durch Unregelmäſsigkeiten irre zu machen, welche, seiner Meinung nach, doch dem System keinen Eintrag thun. Ich stimme ihm hierin in mehreren Fällen bei. Da man aber nicht bei jedem Leser eigne Prüfung vorauszusetzen berechtigt ist, so werde ich, nicht um Hrn. Champollion zu berichtigen, sondern um unpartheiisch die Gründe für und wider seine Behauptungen zusammenzustellen, diese Auslassungen möglichst nachholen. Um jedoch gerecht zu sein, darf man nicht vergessen, daſs Hrn. Champollion's Brief an

---

Caesar Autocrator), und *T.* 4. *pl.* 28. nr. 12. steht in einem eignen Schilde *κησας*, was man ebenso, mit ausgelaſsnem *ρ*, erklären könnte. Die Lesung verliert aber, wo solche Voraussetzungen nothwendig sind, immer an Gewiſsheit.

4) *Pl.* 2. nr. 61. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 20. nr. 8. nach der Beschreibung des Basreliefs *Lettre. p.* 26. Hier ist in dem Schilde, welches Caesar gelesen werden soll, das erste *σ* (Hr. Champollion hat *κησρς*, das Original *κηρς*) und eines der beiden Zeichen des weiblichen Geschlechts unter dem Thron, der ideographisch die Isis anzeigt, hinzugesetzt. Man sieht aber, daſs hier der Kupferstecher gefehlt hat. Denn da die letzte Ergänzung punktirt ist, war es gewiſs die Absicht des Verfassers, auch die erste punktiren zu lassen. Nur sollte der Text diese Verbesserungen angeben.

5) *Pl.* 3. nr. 72. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 27. nr. 12. nach *Lettre. p.* 30. Hier hat das sechste Zeichen einen deutlichen Henkel, als *k*, von dem im Original jede Andeutung fehlt. Ich habe gefunden, daſs diese henkellosen Gefäſse (◡) sehr häufig auf den Inschriften sind, indem andre, sonst ganz gleiche Gefäſse einen deutlichen Henkel haben. Hr. Champollion sagt nichts hierüber, und nimmt die Abweichung nicht in sein Alphabet auf, scheint aber beide Zeichen für gleich zu halten.

Hr. Champollion citirt selten seine Originale anders, als bloſs nach dem Gebäude, wo sie waren; und man kann daher nicht behaupten, wenn man auch an denselben Gebäuden ganz gleiche Inschriften findet, ob sie die Urbilder der seinigen sind. Dies vorausgeschickt, bemerke ich noch folgende Abweichungen.

1) *Pl.* 3. nr. 72. c. gleich mit *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 80. nr. 9. hat das zwölfte Zeichen eine ganz andre Gestalt bei Hrn. Champollion, wo es ein *r* ist, als im Original, wo es deutlich einen Bogen vorstellt. Für seine Verbesserung aber spricht auf derselben Tafel nr. 7., welche, die wagerechte Stellung des Schildes und den einen Buchstaben ausgenommen, gänzlich mit nr. 9. übereinkommt.

2) *Pl.* 3. nr. 78. vom Typhonium zu Denderah. Das Schild mit dem Namen Antoninus kommt mit *Descript. de l'Égypte. T.* 4. *pl.* 33. nr. 6. überein; aber das damit verbundene weicht von nr. 5. derselben Platte in der Stellung der ersten drei und im letzten Zeichen so ab, daſs ich glauben möchte, beide Schilde (obgleich die Bilder von jener Platte auch von dem Typhonium sind) wären wo anders hergenommen. Ich bemerke schlieſslich, daſs ich einen Theil der Champollionschen Abbildungen nicht mit den Originalen verglichen habe, weil mehrere nicht aus dem Französischen Werke genommen sind, und andre mir haben beim Durchblättern dieses entgehen können.

Hrn. Dacier nur eine vorläufige Entwicklung eines Theils seines Systems ist, daſs die Form einer Flugschrift ihn nöthigte, sich in der Zahl der, als Beweise, angeführten Inschriften zu beschränken, und daſs er an einem Orte lebt, wo ihn eine Menge hieroglyphischer Denkmäler aller Art umgiebt. Er konnte daher seiner Behauptungen in mehreren Punkten durch einen Totaleindruck sicher sein, den es ihm unmöglich war dem Leser in einer kurzen, nur einem Theil seines Systems bestimmten Schrift wiederzugeben. Es konnten ihm auf diese Weise Abweichungen als unbedeutend erscheinen, auf welche der, bloſs diese Schrift, und eine beschränkte Anzahl von Denkmälern vor Augen habende Leser, aus seinem Standpunkt nicht mit Unrecht, Gewicht legt.

Hr. Letronne bemerkt sehr richtig (¹), daſs man nur durch Hülfe der Griechen das alte Ägypten kennen zu lernen hoffen darf; und hierauf, auf eine Vergleichung der Hieroglyphen mit entsprechenden Griechischen Inschriften, gründet sich ursprünglich auch das System der phonetischen Hieroglyphen. Auf dem Rosettastein ergab die Vergleichung mit dem Griechischen Text viermal (zweimal ohne Anhängung ideographischer Zeichen) den Namen Ptolemaeus, auf dem Obelisk von Philae, dessen Griechische Sockel-Inschrift auch einen Ptolemaeus, und zwei Cleopatren nennt, fand sich in der Hieroglyphenschrift derselbe Name Ptolemaeus mit denselben Zeichen, und ein zweiter, dessen Zeichen zum Theil mit jenem übereinkamen, und an dessen Ende sich die Hieroglyphen des weiblichen Geschlechts fanden (²). Durch die Griechischen Inschriften stand also fest, daſs der erstere Name gewiſs Ptolemaeus, der zweite wahrscheinlich Cleopatra war, allein allerdings auch nicht mehr. Ob die Zeichen nur zusammen eine untrennbare Gruppe ausmachten, oder ob die einzelnen, und welche Geltung sie hatten? blieb ungewiſs. Wenn man aber hypothetisch annahm, daſs die Zeichen alphabetisch waren, worauf in beiden Namen die Vielheit, in dem ungewisseren die genaue Übereinstimmung ihrer Zahl mit der Zahl der Buchstaben in Cleopatra führte, so fand sich nun, daſs von den, beiden Namen gemeinschaftlichen Buchstaben *p*, *o*, *l* in ihnen in regel-

---

(¹) *Recherches. p.* 9.

(²) Diese Inschriften des Obelisks in Philae habe ich nicht Gelegenheit gehabt selbst zu sehen. Ich kenne sie nur aus Hrn. Champollion's Nachbildungen. *pl.* 1. nr. 23. 24.

mäſsiger Ordnung (wie es die Lesung der Buchstaben und der Hieroglyphen forderte) mit denselben Zeichen vorkamen, *e* in Cleopatra auf analoge Weise mit *η* oder *αι* in Ptolemaeus, *t* aber mit einem verschiedenen Zeichen; daſs ferner von den Buchstaben, welche nur einer der beiden Namen hat, keiner in dem anderen war, und endlich daſs genau an der Stelle, wo in Cleopatra derselbe Buchstabe (*a*) wiederkehren muſste, auch pünktlich dasselbe Zeichen wirklich wiederkehrte. Dies, gestehe ich, kann ich nicht für das Spiel eines Zufalls halten, sondern die alphabetische Geltung der Zeichen in diesen beiden Namen, so wie die richtige Deutung des weiblichen, scheinen mir so sicher und vollständig erwiesen, als Beweise bei Dingen möglich sind, die einmal, ihrer Natur nach, nichts andres, als mit allen Umständen zutreffende Hypothesen, zulassen.

Gegen die Wirklichkeit bloſs als Laute geltender Hieroglyphen, und einer Bezeichnung von Namen durch sie läſst sich, meines Erachtens, schon hiernach kein andrer, als der allgemeine Zweifel erheben, daſs, trotz aller dieser Wahrscheinlichkeiten, die Andeutung der Namen doch habe anders gemeint sein können.

Tritt man der Hypothese bei, so sind durch sie elf Buchstaben gefunden.

Ehe ich aber diesen Punkt verlasse, muſs ich, der Genauigkeit wegen, noch einen andren berühren. Ob die hieroglyphische Inschrift auf dem Obelisk von Philae mit der Griechischen auf dem Sockel (1) in Zusammenhange steht, so daſs jene aus dieser erklärt werden kann, wie wir oben voraussetzten? ist nicht als ganz ausgemacht anzusehen, jedoch höchst wahrscheinlich (2). Daſs die beiden Inschriften nicht Übersetzungen, eine der andren, sind, darüber ist man einverstanden (3). Die Griechische Inschrift enthält eine Bitte der Priester an den König Ptolemaeus Euergetes 2., gewissen, sie drückenden Miſsbräuchen abzuhelfen, und ihnen zu erlauben, zum Gedächtniſs hiervon eine Stele zu errichten (1). Es fragt sich nun, ob der Obelisk selbst diese Stele ist? Hrn. Letronne scheint dies nicht unmöglich. Hr. Champollion ist aber aus den beiden, mir überwiegend scheinenden Gründen dagegen, daſs ein Obelisk nie eine Stele genannt werde (2), und daſs dieser Obelisk noch einen zu ihm gehörenden, der noch unter Trümmern daliege, neben sich gehabt habe. Er geht sogar so weit, allen Zusammenhang zwischen dem Obelisken und der Sockel-Inschrift abzuläugnen, doch nennt er den Obelisken einen von einem Ptolemaeus errichteten (3). Von dieser, in einer eignen Abhandlung in der *Revue encyclopédique* geäuſserten Meinung scheint er in seinem Brief an Hrn. Dacier (4) zurückgetreten zu sein. Denn ob er sich gleich zweifelhaft ausdrückt, so zieht er doch den möglichen Zusammenhang beider Inschriften mit in seine Beweisgründe für die Entzifferung des Namens Cleopatra. Indeſs geschieht dies nur beiläufig. Denn seine Hauptbeweise nimmt er immer von der Übereinstimmung her, die, unter Voraussetzung seines Alphabets, zwischen allen von ihm angeführten, vermöge desselben lesbar gewordnen Inschriften herrscht. Wenn man bedenkt, daſs in der Hieroglyphenschrift deutlich und mit den ganz gleichen Buchstaben der Rosetta-Inschrift Ptolemaeus vorkommt, und daſs die Griechische Inschrift von einem Ptolemaeus redet, so wird der Zusammenhang beider Inschriften wahrscheinlich. Der Obelisk braucht darum nicht die auf dem Sockel verheiſsne Stele zu sein. Oft waren Obelisken ursprünglich (wie noch mehrere in Rom) von Hieroglyphen leer, und konnten nachher Inschriften erhalten. Des Namens Cleopatra habe ich hier nicht erwähnt, obgleich die Sockel-Inschrift zwei Cleopatren, Mutter und Tochter, und beide Gemalinnen Euergetes 2., nennt, weil die Deutung der hieroglyphischen Zeichen desselben mit auf dem Zusammengehören des Obelisks und des Sockels beruht.

---

(1) Hr. Champollion (*Lettre. p.*6.) sagt: *l'obélisque était lié, dit-on, à un socle etc.* Hiernach wäre selbst ungewiſs, ob der Sockel mit der Griechischen Inschrift wirklich der des Obelisks war? Hr. Letronne (*Recherches. p.*297.) sagt bestimmt: *il fit déblayer l'obélisque ainsi que le socle, qui le supportait.* Auf alle Fälle fand man also den Obelisk nicht mehr auf dem Sockel stehend.

(2) Hr. Letronne nennt es sogar gewiſs. *l. c. p.*333.

(3) Letronne. *Recherches. p.*338-340. Champollion in der *Revue encyclopédique. T.*13. *p.*517.

Die Beweise aus Inschriften in bekannten Sprachen gehen nun über das bis jetzt Gesagte nicht hinaus. Die Sicherheit der übrigen Zeichen des Champollionschen Alphabets gründet sich darauf, daſs unter mehreren jener zuerst gefundenen neue vorkommen, und durch jene erkennbar werden, oder, um mich bestimmter auszudrücken, in die gemachte Hypothese einer Namensdeutung mit jenen passen, daſs dadurch die Zahl der gedeuteten Zeichen wächst, und dieselbe Operation nun mit neuen, und der, sich immer vermehrenden Zahl der alten vorgenommen, und darin so weit gegangen wird, als die Zahl und Art der Inschriften es erlaubt.

---

(1) Letronne. *l. c. p.* 300.

(2) Über den Begriff von *στήλη* habe ich mich schon oben S. 30. Anm. 2. ausführlich erklärt, und verweise daher auf das dort Gesagte zurück.

(3) *Revue encyclop. T.* 13. *p.* 512. 517. 518.

(4) *p.* 6. 7.

Gegen diese Methode kann eine strenge Kritik nun freilich erhebliche Einwendungen machen. Denn erstlich kann die hypothetisch gemachte Deutung vielleicht unrichtig sein. So giebt die Inschrift, auf der Alexander gelesen wird, von den ersten elf Zeichen αλ.σε.τρ.., und drei neue an den mit Punkten bezeichneten Stellen. Diese ergänzt Hr. Champollion durch ..κ..ν..ς. Man kann allerdings nun nicht mit Gewiſsheit behaupten, daſs nicht vielleicht andre Laute einen ganz andren Namen bezeichneten (1).

Zweitens, und das ist das Wichtigste, wird man auf diese Weise von einem Zeichen zum andren fortgezogen, die Grade der Gewiſsheit der einzelnen sind nicht dieselben, ohne daſs doch Hr. Champollion sie unterscheidet, oder nur eines solchen Unterschiedes erwähnt. Es kann, und muſs daher der Verdacht entstehn, daſs man vielleicht, auch von einer wahren und richtigen Grundlage ausgehend, zu ganz falschen, oder wenigstens ganz unsichren Behauptungen gelangt, indem die Ungewiſsheiten allmälig zunehmen.

Drittens kann die häufigere Wiederkehr derselben Inschriften, insofern man sich darauf berufen sollte, nichts für die Richtigkeit der Lesung beweisen. Nur wo, bei der Wiederkehr, die Zeichen verschieden sind, und, nach der früher angenommenen Geltung, doch denselben Namen geben, sind sie wirklich beweisend.

---

(1) Champollion. *Lettre. p.* 10. *pl.* 1. nr. 25. Er sagt, nachdem er den Namen αλκσεντρς, mit ε zum fünften Zeichen, geschrieben hat: *qui est écrit ainsi, lettre pour lettre en écriture démotique dans l'inscription de Rosette et dans le papyrus du cabinet du roi.* Diese Papyrusrolle kann ich nicht beurtheilen; aber auf der Rosetta-Inschrift (Zeile 2.) steht deutlich und nach Hrn. Champollion's eigner Lesung (*p.* 45. *pl.* 1. nr. 1.) αλκσαντρς, mit α zum fünften Zeichen, und so schreibt er auch *p.* 14. und 15. Es fällt also entweder der Beweis der Übereinstimmung mit der demotischen Schrift hinweg, oder der Name hat nicht drei, sondern vier neue Zeichen. Denn die einzelne Feder, die hier das fünfte Zeichen ist, bedeutete im Namen Cleopatra ε, und muſs hier α sein.

Dieser Einwendungen ungeachtet, halte ich die beobachtete Methode im Ganzen, wenn sie nur mit Behutsamkeit, und mit Beachtung der verschiedenen Wahrscheinlichkeitsgrade der Geltung der einzelnen Zeichen angewendet wird, durchaus nicht für verwerflich; man darf vielmehr den Scharfsinn bei ihrer Auffindung nicht verkennen. Sie ist künstlich, auch wohl gefährlich; allein ich möchte fragen, ob man durch andre, als sehr künstliche Methoden, stumme Hieroglyphen zum Reden bringen kann?

Die neuen Zeichen, wo sie jenen ersten beigemischt sind, für Buchstaben anzusehen, kann ich nicht mehr eine bloſse Vermuthung nennen, da jene als Buchstaben erkannt sind, und die übrigen Namenschilde durchaus Gleichheit der Anordnung mit denen auf dem Rosettastein und dem Obelisken zu Philae zeigen, und jene ersten Zeichen bald vor, bald hinter, bald zwischen den neuen erscheinen, mithin die Idee einer Geltung, als zusammenhängender Gruppen, ganz wegfällt. Hiermit aber ist sehr viel gewonnen; denn es fragt sich nun bloſs, welche Buchstaben man darunter zu verstehen hat?

Die Grade der Wahrscheinlichkeit der Deutung sind bei den verschiedenen Zeichen allerdings verschieden, und ich möchte nicht alle von Hrn. Champollion aufgestellten Buchstaben für gewiſs halten.

Den ersten Grad der Sicherheit haben immer jene oben erwähnten elf.

An diese schlieſsen sich diejenigen neuen Zeichen an, die man in denselben Namen Ptolemaeus und Cleopatra an der Stelle einiger von jenen findet. Doch ist ihre Gewiſsheit nicht dieselbe mit jenen, da sie bloſse Fehler, oder die Namen andre, nur wenig von jenen abweichende, sein könnten. Es sind, soviel ich habe finden können, vier (1). So hangen also mit der Vergleichung mit den Griechischen Inschriften funfzehn Zeichen zusammen, ein Drittel des Champollionschen Alphabets. Der Grad der Gewiſsheit der übrigen kann nur auf der Häufigkeit der Fälle, und der Verschiedenartigkeit ihrer Mischung, in welcher sie, unter der einmal angenommenen Geltung immer lesbar, vorkommen, beruhen. Ich möchte indeſs, ungeachtet dieser Unterscheidung der Wahrscheinlichkeitsgrade, bei weitem die meisten dieser Zeichen nicht für weniger gewiſs ansehen, als jene funfzehn.

---

(1) Champollion's *m*, nr. 3. Champ. *pl.* 1. nr. 40. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 1. Champollion's *m*, nr. 5. Champ. *pl.* 1. nr. 31. Champollion's *o*, nr. 5. und 6. Champ. *pl.* 1. nr. 30. Champollion's *p*, nr. 2. 3. Champ. *pl.* 1. nr. 31. 34. 36. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 11. Dies Zeichen gilt auch ideographisch für dasselbe mit Champollion's *p*, nr. 1., wie *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 9. zeigt, wo es vor dem Zeichen geliebt ebenso steht, als sonst jenes. Nachgesehen zu werden verdient *T.* 3. *pl.* 69. nr. 17., wo statt des *t* das Zeichen um-

Denn erstlich findet man die hier in Classen gesonderten Zeichen so mit einander untermischt, daſs man weit mehr sie wie sich gegenseitig haltend, als wie die einen, weniger gewissen, sich auf die andren, sichreren, stützend ansieht.

Zweitens wird (die Verwechslung des *l* und *r*, und die Nichtbeachtung des Unterschiedes einiger harten und weichen Laute abgerechnet) jedes Consonantenzeichen nur in Einer Geltung angenommen, und giebt in dieser die behauptete Lesung.

Drittens kehren die Namen gar nicht immer in denselben Zeichen wieder, sondern sehr häufig mit einigen verschiedenen, und die Geltung der einzelnen ist doch immer dieselbe. Dies zeigen besonders die Reihen der Wörter: Autocrator, Caesar, Tiberius, Domitianus bei Hrn. Champollion.

Viertens finden sich eins, oder das andre der elf ersten Zeichen auf allen von Hrn. Champollion angeführten Inschriften, und einige, auch der auf weit spätere Römische Kaiser gedeuteten, bestehen ganz, oder so weit aus denselben, als sie gleiche Buchstaben enthalten, so Autocrator (1) hier und da, Tiberius (2), Domitianus (3); dagegen ist mir Caesar nie so vorgekommen, sondern immer mit einem oder dem andren der später aufgefundenen Zeichen.

---

gekehrt (also *k* ohne den Henkel) und ein neues Zeichen statt des *m* steht. Bedeutet dies auch Ptolemaeus? Ein Ptolemaeus ähnlich kommender Name ist *T.* 5. *pl.* 30. nr. 3.

(1) Champollion. *pl.* 2. nr. 45. aus *Descript. de l'Égypte. T.* 1. *pl.* 23. nr. 18.

(2) Von dem West-Tempel auf Philae. Champollion. *p.* 28. *pl.* 2. nr. 64. Ich habe im groſsen Französischen Werk diese Inschrift vergebens gesucht.

(3) Auch von Philae. Champollion. *p.* 28. *pl.* 2. nr. 65. Auch diese Inschrift habe ich nicht gefunden.

Hiernach glaube ich, daſs Hrn. Champollion's oben beschriebene Methode wirklich haltbar ist, nur allerdings in der Anwendung Vorsicht erfordert, daſs man bei weitem nicht alle Zeichen für unsicher ansehen kann, welche sich nicht mehr auf die Inschriften des Rosettasteins und des Obelisken von Philae stützen, und daſs sogar die in diesen enthaltenen durch die später entdeckten neue Bestätigung erlangen. Indem nämlich, unter der vorausgesetzten Bedeutung, alle diese Zeichen zusammen Reihen articulirter Laute geben, welche bekannte Namen dadurch zu lesen erlauben, stützen sich die Theile des Gebäudes gegenseitig, ohne daſs darum doch das Ganze in der Luft schwebt. Dies Urtheil kann indeſs nur von dem System überhaupt gelten; die einzelnen Zeichen müssen einzeln geprüft werden (¹).

(¹) Da ich alle Buchstaben Hrn. Champollion's genau durchgegangen bin, so bemerke ich hier die seltneren, und füge die mir vorgekommenen Beispiele hinzu, die Hr. Champollion nicht angeführt hat, indem ich jedoch bloſs vollständig lesbare Inschriften auswähle:

1) *a*, vorletzte Nummer. Champ. *pl.* 3. nr. 79. *Descr. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 15.
2) *b*, nr. 1. Champ. *pl.* 1. nr. 32. *pl.* 2. nr. 64. *pl.* 3. nr. 73. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 5. *pl.* 49. nr. 10. 19. 20.
3) *b*, nr. 2. Champ. *pl.* 2. nr. 62. 63. *bis. pl.* 3. nr. 77. 77. b. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 22. nr. 1. *pl.* 23. nr. 19.
4) *b*, nr. 3. Champ. *pl.* 3. nr. 70. 72. c.
5) *u* oder *w*, nr. 8. 9. Champ. *pl.* 3. nr. 69. 70. 76. 77.
6) *k*, nr. 5. Champ. *pl.* 2. nr. 45. 46. 49.
7) *k*, nr. 6. Champ. *pl.* 3. nr. 72. c. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 5. *pl.* 49. nr. 8. 9.
8) *k*, nr. 7. 8. Champ. *pl.* 3. nr. 72. c., wo die Form noch dazu in etwas verschieden ist.
9) *k*, nr. 11. Champ. *pl.* 1. nr. 32.
10) *k*, nr. 14. Champ. *pl.* 3. nr. 60. 67.
11) *l*, nr. 3. 4. scheint bloſs der Verwechslung des *l* und *r* wegen gesetzt. Ich kenne wenigstens kein Beispiel, wo diese Zeichen nicht *r*, sondern *l* bedeuteten.
12) *m*, nr. 4. Champ. *pl.* 3. nr. 67. 68. b. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32.
13) *s*, nr. 6. Champ. *pl.* 1. nr. 32. 77. b.
14) *s*, nr. 9. 10. Champ. *pl.* 3. nr. 71. 72.
15) *s*, nr. 11. auſser den Beispielen bei Champ. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32.
16) *s*, nr. 12. Champ. *pl.* 3. nr. 70. *bis.* 71. 72.
17) *s*, nr. 13. Champ. *pl.* 2. nr. 57. *pl.* 3. nr. 66. 76.
18) *s*, nr. 14. läſst mich sehr zweifelhaft. In zwei Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 43. nr. 3. 4., beidemale im Namen Ptolemaeus, vertritt dies Zeichen die Stelle des *m*. Bei Hrn. Champollion findet es sich zweimal, *pl.* 3. nr. 75. a. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 27. nr. 16. (τβτ(?)τ), und *pl.* 3. nr. 76. von dem Barberinischen Obelisk

Hrn. Champollion's System der phonetischen Hieroglyphen hängt mit einem weitläuftigeren auch über die ideographischen, und die hieratische und demotische Schrift zusammen; und da er diese verschiedenen Schriften nur als Abkürzungen, eine von der andren, betrachtet, so stützt er sich auch bisweilen darauf, daſs zwei verschiedene hieroglyphische Zeichen, die jedoch denselben Buchstaben bedeuten, nur Einen und ebendenselben entsprechenden in der hieratischen Schrift haben (¹). In diesen Beweisen habe ich ihm jedoch nicht folgen können, da man hierzu das Ganze seines Systems mehr kennen müſste, seine Citate zu unbestimmt sind, und gewiſs nur ein an dies System schon gewöhntes Auge in der Abkürzung leicht die Hieroglyphe entdeckt.

Wenn aber auch in einer Inschrift die Buchstaben feststehen, so kommt es darauf an, ob diese die von Hrn. Champollion angegebenen Namen bedeuten, oder überhaupt, bei dem Mangel vieler Vocallaute, und der Vieldeutigkeit der Vocalzeichen, eine sichre Lesung, oder bloſs ein schwankendes Rathen erlauben. Die wenigen Griechischen Namen lassen, wenn man die Buchstaben für sicher hält, nicht gerade Zweifel übrig; Cleopatra findet sich mit allen Consonanten und Vocalen; bei den Römischen aber ist der Fall anders. Doch spricht diese Verschiedenheit für Hrn. Champollion, da den Ägyptiern die Griechischen Namen natürlich geläufiger waren.

(Zoëga. Pl. 8.), eine Inschrift, über die ich weiter unten sprechen werde. Soll man nun in den beiden ersteren, in allen andren Buchstaben deutlichen Fällen *Ptolsäs* lesen, oder hier, in den weniger deutlichen, das Zeichen nicht für ein *s* halten? Es wäre zu wünschen gewesen, Hr. Champollion hätte sich hierüber erklärt, und jener beiden Inschriften wenigstens erwähnt. Sonderbar genug ist es, daſs dies Zeichen sehr leicht sowohl aus dem gewöhnlichen *m* (nr. 1. 2. bei Hrn. Champollion), als aus dem *s* (nr. 13.), welches er (*p.* 48.) für eine Panflöte erklärt, entstehen konnte. War dies der Fall, und vertrat es hiernach zugleich die Stelle von *m* und *s*?

19) *s*, nr. 15. Champ. *pl.* 3. nr. 70.

20) *t*, nr. 4. Champ. *pl.* 3. nr. 66. 68. b. *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32.

21) *to*, auſser Hrn. Champollion's zahlreichen Beispielen, *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. 32. *pl.* 33. nr. 4.

Nicht in das Alphabet aufgenommen, aber in der Schrift gedeutet sind zwei andre Zeichen, noch eins für *a* oder *ha* (*pl.* 3. nr. 76.) und eins für *n* (*pl.* 3. nr. 77. a.).

(¹) *Lettre. p.* 13.

Der Name Ptolemaeus kommt, da es so viele Könige dieses Namens gab, sehr häufig vor, und, die wenigen oben angeführten Beispiele ausgenommen (¹), immer mit denselben Zeichen, als auf dem Rosettastein (²), bisweilen auch abgekürzt, oder fehlerhaft: *Ptolc*, *Ptoleäs*, *Ptoles*, *Poläs* (³).

Cleopatra habe ich nur ein einzigesmal mehr gefunden, als es Hr. Champollion hat, und zwar als Claoptra (⁴) (einmal (⁵), wo Hr. Champollion Cleopatra liest (⁶), steht, wenn man nicht in entgegengesetzter Richtung der Zeichen lesen soll, *κλεοαπτρα*), Berenice, auſser den beiden Beispielen dieses Namens bei Hrn. Champollion, welche beide dieselbe Inschrift, nur in umgekehrter Ordnung, sind, und Alexander gar nicht. Arsinoe (⁷) ist hieroglyphisch bis jetzt nicht vorgekommen.

Die Römischen, von Hrn. Champollion entzifferten Namen und Benennungen sind Autocrator (*αυτοκρτρ*, *αυτκρτρ*, *αυτακρτρ*, *αυτοκλτλ*, *αυτοκρτλ*, *αυτοκρτορ*, *αυτκρτλ*, *αυτκροτορ*, *ατ*), Caesar (*κησρς*, *κησλς*, *κησρ*, *κισρς*, *κσρς*, *κης*, *κσρ*), Tiberius (*τβρς*, *τβλς*, *τβρις*), Domitianus (*τομτηνς*, *τομτνς*, *τμτηνς*, *τμτενς*), Vespasianus (*ουσπσηνς*), Trajanus (*τρηνς*), Nerva (*νρουα*, *νλουα*, *νρο*), Claudius (*κλοτης*, *κροτης*, *κρτης*), Hadrianus (*ατρηνς*), Sabina (*σαβηνα*), Antoninus (*αντωνηνς*, *ατωνηνς*), Germanicus (*κρμνκς*, *κρμηνκς*, *κλμηνκς*), Dacicus (*τηκκς*), Sebastos (*σβστς*), Sebaste (*σβστη*) (⁸).

(¹) Siehe S. 61. Anm. 1.

(²) Neunmal wiederholt (einmal darunter mit einem neuen, oder fehlerhaften Zeichen) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 52., zweimal *pl.* 61., ferner *pl.* 69. nr. 11., auch *T.* 1. *pl.* 16. nr. 1. *pl.* 59. nr. 4. 5. *pl.* 60. nr. 7. 8. *pl.* 63. nr. 5., endlich die Abbildungen bei Hrn. Champollion.

(³) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 69. nr. 70. *T.* 1. *pl.* 12. nr. 10. 11. *pl.* 23. nr. 8. (mit einem neuen Zeichen, das hier, nicht aber an andren Stellen, ein *m* zu sein scheint). Ich brauche hier wohl kaum daran zu erinnern, daſs die Namen auf den Münzen auch bei weitem nicht immer vollständig sind.

(⁴) *l. c. pl.* 43. nr. 11.

(⁵) Champ. *pl.* 1. nr. 36. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 16.

(⁶) *Lettre. p.* 47. *pl.* 1. nr. 36.

(⁷) Siehe oben S. 49.

(⁸) Ich habe in den Parenthesen bei diesen Namen immer Hrn. Champollion's Art, sie zu lesen, gegeben.

Von allen diesen Namen darf man, wie man aus dem eben Gesagten sieht, regelmäſsig und richtig geschrieben, nur die Consonanten erwarten; die Vocale fehlen theils, theils steht einer für einen andren. Hierdurch werden einige Namen allerdings sehr entstellt. Da man aber mit diesen Namen die Benennungen Caesar, Autocrator, und Beinamen, wie Germanicus, Dacicus, und zwar auf denselben Cartouchen, verbunden findet, nicht bloſs auf neben einander stehenden, so unterstützt dies die Richtigkeit der Lesung. Was auſserdem für dieselbe spricht, ist, daſs bisweilen die Schreibung der Vocale verschieden ist, und eine den wahren Lauten näher kommt, als die andre; so *τυμτηνς* mehr (¹), als *τομτηνς*, für Domitianus. Man darf dabei nicht vergessen, daſs den hieroglyphischen Inschriften immer die Griechische Aussprache zum Grunde liegt, und die Römischen Namen mithin einer doppelten Verdrehung unterworfen waren, was bei Lauten, wie *j* in Trajanus, sehr bemerkbar werden muſste. Sehr beweisend für Hrn. Champollion's Lesung ist, daſs *ianus* in Domitianus, Vespasianus und Trajanus ganz gleich geschrieben ist. Alle diese Namen endigen sich regelmäſsig in *ηνς* (²).

In einigen Namen, Caesar, Autocrator, Tiberius, Germanicus, steht nicht selten *l* für *r*, eine Verwechslung, die allerdings, wie in mehreren Sprachen, so in demjenigen Dialekt der Koptischen gefunden wird, welchen man wohl den Baschmurischen zu nennen pflegt, und den Hr. Champollion für die alte Landessprache von Mittel-Ägypten hält (³).

Wenn aber in demselben Namen von zwei *r* eins richtig, und eins in *l* verwandelt steht (⁴), so fällt dies immer sehr auf.

Daſs *γ* und *κ*, *δ* und *τ* für dieselben Laute gelten, ist schon bemerkt worden. Dagegen finde ich *β* und *π* nicht verwechselt.

Bei den Kaisernamen stützt sich Hr. Champollion mit Recht auch auf

---

(¹) Champ. *Lettre. pl.* 3. nr. 69. aus Kircher's Obel. Pamphilius. 72. 434.

(²) Von Domitianus und Trajanus sind die Beispiele häufig, von Vespasianus auf dem Pamphilischen Obelisk. Champ. *pl.* 3. nr. 70. *bis.*

(³) *Lettre. p.* 21. Es heiſst: *je persiste à considérer etc.* Hr. Champollion hat also vermuthlich diese Meinung schon öffentlich irgendwo ausführlicher geäuſsert.

(⁴) Wie Champ. *pl.* 2. nr. 56. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 35.

die Übereinstimmung der hieroglyphischen Inschriften mit denen der Münzen (¹).

Ich habe jedoch schon oben bemerkt, daſs, wenn man auch alle Voraussetzungen Hrn. Champollion's zugiebt, die Entzifferung aller Namen bei weitem nicht gleich deutlich und gewiſs ist. Ich werde hier die Schwierigkeiten, die sich bei einigen finden, um so mehr zusammenstellen, als einige dieser Fälle nicht unwichtige Thatsachen betreffen.

Unter den vier Beispielen für den Namen Alexander ist nur eins, wo die Consonanten vollständig und zweifellos sind (²): *αλκσεντρς*; das fünfte Zeichen hier schwankt zwischen *α* und *ε*. Im zweiten, *αλκστρης* (hier ist das vorletzte Zeichen der schwankende Vocallaut), fehlt das *ν* (³). Hr. Champollion giebt diese Inschriften entschieden als aus Karnak (Theben) stammend, und Alexander dem Groſsen zugehörend an (⁴). Allein die Erklärer des Französischen Werks sagen nur: *Légendes que l'on croit avoir été recueillies à Karnak;* und daſs gerade Alexander der Groſse gemeint sei, ist wenigstens nicht gewiſs, obgleich es wahrscheinlich sein mag. Die beiden Inschriften des Ptolemaeus Alexander (⁵) haben *αρκσντρς*. Hier kommt mehreres zusammen, was Bedenken erregen kann. Der Anfangsvocal ist nicht der Falke, der immer bestimmt *a* anzuzeigen scheint, sondern das zwischen *a* und *e* schwankende Zeichen; für *l* ist *r* gesetzt, was auch sonst nicht vorkommt; und eine dieser beiden Inschriften ist die oben (⁶) erwähnte, stillschweigend stark von Hrn. Champollion ergänzte (⁷), wofür sich jedoch sagen läſst, daſs die andre Inschrift die veränderten Buchstaben deutlich hat.

(¹) *Lettre. p.*27. 28.

(²) Champollion. *pl.* 1. nr. 25. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 3. *pl.* 38. nr. 15.

(³) Champollion. *p.* 46. *pl.* 1. nr. 26. aus *Descript. de l'Égypte. l. c.*

(⁴) *Lettre. p.* 10. 21. *le nom d'Alexandre le Grand que nous avons lu sur les édifices de Karnak. p.* 46.

(⁵) *Lettre. p.* 20. *pl.* 1. nr. 40. 41. In nr. 40. bleibt ein von Hrn. Champollion nicht erklärtes Zeichen übrig, das aber schwerlich die Namen angeht. Es steht unmittelbar vor der ideographischen Gruppe für: zubenannt.

(⁶) Siehe oben S. 55. Anm. 1. nr. 2.

(⁷) Bei Hrn. Champollion steht nämlich *αρκσντρς*, im Original *τρκσν* (ein Viertel-Mondsegment) *ρς*.

Der Name **Caesarion's**, des Sohnes der Cleopatra, soll sich, als **Ptolemaeus Neo-Caesar**, auf einer Inschrift in Denderah befinden (¹). Allein um den Ägyptischen Hieroglyphenschriften diesen Königsnamen einzuverleiben, würde ich doch ein anderes Beispiel abwarten. Denn einmal bemerkt Hr. Champollion nicht, daſs, wo auf seiner Platte ein *r* ist, das Original ein *a* hat, folglich nicht, wie er sagt, *νηο κησρς*, sondern *νηο κησας* steht (²); dann muſs das *η*, welches nur einmal steht, zweimal, zu *ν* und zu *κ*, gelesen werden. Dies nun wäre nicht so wichtig, da, nach Hrn. Champollion, dies auch sonst vorkommt (³), und **Caesar** auch in andren Beispielen ohne allen Vocal geschrieben steht (⁴). Wichtiger ist, daſs, um deutlich *νηο* lesen zu können, das *η* doch zu dem *ν* gehören müſste. Nun aber giebt die Lesung der Inschrift, wenn man das *η* schlechterdings zu dem *ν* ziehen will, eigentlich *ονη*, und nur wenn man der übrigen Hieroglyphen-Richtung auf dem Stein entgegen liest, *νηο*. Mit ungezwungener Anwendung der gewöhnlichen Regeln, lautet die Inschrift *νοκησας*, und die Frage ist nun, ob man dies für *νέου Καίσαρος* nehmen soll? Hr. Champollion führt von derselben Kupfertafel des groſsen Französischen Werks den Namen **Cleopatra**, als des der Mutter Caesarion's, an, und stützt sich auch auf zwei Inschriften **Ptolemaeus** und **Caesar** (⁵), die er *deux cartouches accolés* nennt. Aber gerade dieser Hauptumstand ist sehr zweifelhaft. Die angeführte Kupfertafel des Französischen Werks giebt kein Gebäude, an dem man die Stellung der Inschriften sehen könnte, sondern jede einzeln in vermuthlich willkührlicher Ordnung. Es ist nicht einmal gewiſs, ob jene beiden sich in demselben Tempel befinden. Die Erklärung sagt bloſs, von allen diesen Inschriften: *dessinées dans les temples de Denderah.* Gründet sich Hrn. Champollion's Behauptung auf andre Thatsachen, so wäre es gut gewesen, sie anzu-

---

(¹) *Lettre. p.* 21. *pl.* 1. nr. 42. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 15.

(²) Siehe oben S. 55. Anm. 1. nr. 3.

(³) Er citirt seine *pl.* 3. nr. 71. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 27. nr. 2., wo dies aber nur dann statt findet, wenn **Sebastos** einen Vocal haben soll, was, streng genommen, nicht nöthig ist. In dieser sowohl, als der daneben stehenden Cartouche hat Hr. Champollion in seiner Zeichnung richtig scheinende Ergänzungen gemacht.

(⁴) Champ. *pl.* 2. nr. 59. und *pl.* 3. nr. 72. c. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 80. nr. 9.

(⁵) *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 25. 26. Champ. *pl.* 1. nr. 43.

führen (¹). Hat aber Caesarion wohl jemals den Namen *νέος Καῖσαρ*, oder Ptolemaeus Caesar getragen? Mir ist keine Stelle eines alten Schriftstellers bekannt, aus der sich der eine, oder andere Name rechtfertigen lieſse. Bei Dio Cassius (²) heiſst er deutlich Ptolemaeus, mit dem Beinamen Caesarion, nicht Caesar. Man muſs daher annehmen, daſs er sich den Namen seines angeblichen Vaters so zugeeignet habe, als ihn August durch Caesar's Testament empfing. Für den ersteren Namen würde Hr. Champollion vielleicht anführen, daſs Cleopatra sich *νέα Ἶσις* (³), Ptolemaeus Auletes *νέος Διόνυσος* (⁴) nannten, und daſs Nero auf einer Ägyptischen Münze *νέος Ἀγαθοδαίμων* (ΝΕΟ.ⲀΓⲀΘ.ΔⲀ3Μ.) (⁵) heiſst. Allein diese Fälle erlauben hier nur insofern Anwendung, als man annimmt, daſs Caesar, nach seinem Tode, göttliche Ehre in Ägypten genoſs. Die Sache in sich ist aber nicht unwichtig, da es einen Beweis gegen Hrn. Champollion's System abgeben würde, wenn die von ihm Caesar gedeuteten Zeichen in einer Verbindung vorkämen, wo sich dies Wort, mit Berücksichtigung der Geschichte, gar nicht, oder nicht leicht erwarten lieſse.

Die einzige auf Augustus zu deutende Inschrift wird dadurch unsicher, daſs Hr. Champollion auf ihr hat ein Zeichen ergänzen müssen, und ohne dasselbe Caesar, in einer sonst ungewöhnlichen Abkürzung, *κρς*, vorkommt (⁶).

Die Inschrift auf dem Zodiacus von Denderah (⁷) lautet, wenn man der bei den Hieroglyphen sonst gewöhnlichen Richtung folgt, da der Kopf des Falken (*a*) nach der Linken hinsieht, und man daher nach der

---

(¹) Hr. Young ist mit diesem Sohn der Cleopatra noch viel weniger glücklich gewesen. Für seinen Cleopatriden (*Egypt.* nr. 65.) läſst sich kaum ein irgend scheinbarer Grund anführen.

(²) *l.* 47. *c.* 31. *l.* 49. *c.* 41. Die andren Hauptstellen über ihn sind *l.* 50. *c.* 1. 3. *l.* 51. *c.* 6. 15. Plutarchus *in Caesare. c.* 49., *in Antonio. c.* 55. 71. 81. 82. Suetonius *in Caesare. c.* 52., *in Augusto. c.* 17.

(³) Plutarchus *in Antonio. c.* 55.

(⁴) Diodorus Siculus. *l.* 1. *c.* 44.

(⁵) Zoëga. *Nummi Aegyptii Imperatorii. p.* 23.

(⁶) Champollion. *Lettre. p.* 27. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 20. nr. 8. Siehe oben S. 63. Anm. nr. 4.

(⁷) Champollion. *Lettre. p.* 25. *pl.* 2. nr. 50. *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 4. *pl.* 21.*

Rechten lesen muſs, je nachdem man die beiden ersten Zeilen senkrecht, oder wagerecht liest, σκατρτρ, oder σακτρτρ. Um, wie Hr. Champollion thut, αοτκρτρ, oder, wie es senkrecht möglich wäre, ατοκρτρ zu lesen, muſs man die Buchstaben entgegengesetzt, mithin der Richtung des Kopfs folgend, ordnen (¹).

Diese Bemerkungen mögen kleinlich scheinen, und die eben angeführte Inschrift mag dennoch Autocrator heiſsen. Indeſs vermiſst man immer mit Bedauern, daſs diese Inschrift gerade nicht eine so klare und deutliche Lesung, als andre, erlaubt, da es hier auf die Zeitbestimmung eines wichtigen Denkmals ankommt. Ich läugne dabei aber keineswegs die Wichtigkeit der von Hrn. Champollion versuchten Erklärung. Sie erschüttert vollständig den Glauben an das hohe Alterthum dieses Thierkreises.

Auf dem Barberinischen Obelisk hat Hr. Champollion die Namen Hadrianus Caesar und Sabina Sebaste (²) entdeckt; und hiermit stimmt sehr wohl überein, daſs Zoëga auch den Barberinischen Obelisk für neuer hielt, obgleich er ihn, nach den damals herrschenden Ideen, immer in die Zeiten des Psammetichus versetzt (³). Vergleicht man aber, was er von dem Styl der Bildwerke desselben sagt, mit seiner Beschreibung einer Marmortafel, die er bestimmt den Zeiten Hadrian's zuschreibt (⁴), so wundert man sich, daſs ihm nicht selbst die Übereinstimmung aufgefallen ist. Für Hrn. Champollion's Entzifferung spricht ferner, daſs das Wort σεβαστη auch in den Hieroglyphen deutlich weibliche Endung in η hat. Übrigens aber ist die Lesung der beiden Namen gar nicht ohne Schwierigkeit, da in jedem ein durchaus neuer Buchstabe vorkommt, den auch Hr. Champollion sehr rich-

---

(¹) Mit denselben Zeichen, aber in streng richtiger Folge, steht das Wort Champ. *pl.* 2. nr. 45. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 23. nr. 18. — nr. 61. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 20. nr. 8. — nr. 62. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 1. *pl.* 23. Auch in den übrigen Inschriften kann man beim Lesen des Worts die Ordnung richtig beobachten. Wie schon oben bemerkt ist, steht wohl *οατο* für *αοτο*, dies hat aber auf die Consonanten keinen Einfluſs. Daſs Hr. Champollion sonst streng der Ordnung der Zeichen folgt, beweist *pl.* 2. nr. 46. aus *Descr. de l'Eg. Ant. T.* 4. *pl.* 28. nr. 17. Hier sind zwei *α*, von denen man das eine gern zwischen κρ und τ setzen möchte. Er liest aber, streng nach der Zeichenrichtung, αοτακρτρ.

(²) *Lettre. p.* 31. 50. 51. *pl.* 3. nr. 76. 77. a. b. Zoëga. Pl. 8.

(³) *p.* 598. §. 2.

(⁴) *p.* 618.

tig, weil die Geltung nur auf diesem Einen Beispiel beruhen würde, nicht in sein Alphabet mit aufnimmt. Hadrian ist nämlich gerade so, wie sonst Trajan, aber mit einem neuen Zeichen davor, geschrieben (1). Auf den Namen folgen die drei Buchstaben *κτϱ*, von denen aber der zweite das oben erwähnte mir zweifelhafte *s* ist (2). Erwarten sollte man eher, daſs Hadrian, wie auf den Griechischen Münzen, mit Vernachlässigung der Aspiration, mit einem deutlichen *a* geschrieben wäre. In Sabina, *σαβηνα*, ist das *ν* ein neues Zeichen, oder dieser Buchstabe fehlt ganz. Über der Hieroglyphe, welche ideographisch Göttin bedeutet, steht nämlich das Bild eines Kopfschmuckes, welcher dem sogenannten Pschent (3) ähnlich sieht, und nur einfacher, als dieser, ist. Wenn hier ein *ν* sein soll, muſs dies Zeichen diesen Buchstaben vorstellen. Hr. Champollion sagt: *ce cartouche contient en toutes lettres le nom de l'Impératrice Σαβηνα*, ohne des mangelnden, oder neuen *ν* zu gedenken. In *σεβαστη* ist das erste Zeichen ein Vogel, das, als *s*, auch, soviel ich habe finden können, keine andre Autorität für sich hat, als die beiden Inschriften der Berenice, *βϱνικς* (4). In diesen aber kann es ebenso gut einen Vocal bedeuten, wie sonst in Hrn. Champollion's Alphabet mehrere Vogelgattungen einen solchen anzeigen.

---

(1) Hr. Champollion sagt *p.* 50., ein neues Beispiel müsse erst entscheiden, ob dieser Buchstabe *ha*, oder *a* sei. Auf eine artige Weise hat Hr. Champollion diesen Buchstaben mit *k* verbunden, um unter die Kupferplatten seiner Schrift seinen eignen Namen hieroglyphisch zu setzen.

(2) Siehe oben S. 63. Anm. 1. nr. 18.

(3) Über diese Kopfbedeckung vergleiche man Champollion. *Lettre. p.* 26. Als ideographisches Zeichen kommt sie sehr häufig in der Rosetta-Inschrift vor, so daſs dadurch Young's Meinung, der sie für eine Partikel hält (*Egypt.* nr. 177.), Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sehr merkwürdig ist gleichfalls das häufige Erscheinen der gebrochenen Linie (in den Namenschilden das *n* Hrn. Champollion's) auch in den fortlaufenden, nicht phonetischen Hieroglyphen. Auf der Rosetta-Inschrift findet es sich über sechzigmal. Dagegen steht es auch nicht einmal weder in der langen hieroglyphischen Papyrusrolle in der *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 2. *pl.* 72-75.*, noch in den beiden ähnlichen, jetzt hier aufgerollten Papyrusschriften aus der Sammlung des Grafen Minutoli. Ich habe mich hierüber schon oben (S. 44. und daselbst Anm. 4.) ausführlich geäuſsert, und auch der in jener Papyrusrolle so häufig wiederkehrenden, aber sich auch auf dem Rosettastein, neben der gebrochenen, findenden, einfachen wagerechten Linie erwähnt.

(4) Champollion. *Lettre. pl.* 1. nr. 32. 33.

In den beiden Inschriften (¹), welche Hr. Champollion Autocrator (αυτοκρτρ) Caesar (κηϛ) Nerva (νλσα) Trajanus (τρηνϛ) Germanicus (κρμνηκϛ) Dacicus (τηκκϛ) liest, bleiben hinter Nerva zwei Zeichen unerklärt übrig, die nicht ideographisch scheinen, und nach dem Alphabet *oi* heiſsen; ebenso zwischen Germanicus und Dacicus ein unerklärtes *n*.

Hr. Champollion hat natürlich nur eine Auswahl von Inschriften seinen Lesern mitgetheilt. Ich habe, soviel ich konnte, auch andre, von ihm übergangene, nachgesehen, nicht um eine Nachlese zu halten, was ich billig schärfer blickenden und geübteren Entzifferern überlasse, sondern um mich zu überzeugen, von welcher Art diejenigen Inschriften wären, die Hr. Champollion entweder nicht errathen konnte, oder die er aus andren Gründen unerwähnt lieſs. Ein vollständiges Urtheil über die phonetischen Hieroglyphen schien mir nur insofern möglich, als man das Ganze derselben zu umfassen suchte. Die Auffindung hieroglyphisch geschriebener Namen wird dadurch erleichtert, daſs dieselben, wenn auch vielleicht nicht ganz ohne Ausnahme, doch so gut, als immer, in ovale Schilde eingeschlossen sind. In diesen vermuthete schon Zoëga (²) Namen, und neuerlich hat wohl Hr. Young zuerst auf sie aufmerksam gemacht. Bemerkenswerth scheint es mir, daſs auf der groſsen, oft erwähnten hieroglyphischen Papyrusrolle im Französischen Werk kein einziges dieser Ovale zu finden ist (³). Sollte darum in derselben gar kein Name vorkommen?

Diese Namenschilde enthalten aber auch Beinamen, und nicht bloſs phonetische, sondern oft auch ideographische Zeichen, dergleichen, wie man nicht vergessen muſs, die phonetischen ursprünglich auch sind. Wenn man, wie ich glaube, annehmen darf, daſs Hrn. Champollion's Alphabet, wenn es auch bei weitem nicht vollständig sein mag (⁴), doch einen groſsen

---

(¹) *pl.* 3. nr. 74. aus *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 41. nr. 56.

(²) *p.* 465. Er nennt sie *schemata ovata sive elliptica planae basi insidentia.*

(³) *T.* 2. *pl.* 75.* *col.* 129. ist zwar ein Viereck mit einem kleineren in einer seiner Ecken, das Hieroglyphen einschlieſst. Allein diese Vierecke dürfen wohl nicht mit jenen Ovalen verwechselt werden. Sie finden sich auch mit Ovalen zugleich; so *T.* 5. *pl.* 74. nr. 1., und etwas verschieden *T.* 1. *pl.* 59. nr. 5. Bei Hrn. Young (*Egypt.* nr. 16.) bedeutet ein Habicht in solchem Viereck die Horus-Amme Bato, doch nach bloſser Vermuthung.

(⁴) Hr. Champollion glaubt, daſs seinem Alphabet nur wenige Buchstaben fehlen. Wenn man die von ihm nicht erklärten Namen durchgeht, findet man Zeichen mit so vielen der

Theil der phonetischen Zeichen enthält, so kann man, immer im Sinn seines Systems gesprochen, hierauf die Vermuthung gründen, daſs die Schilde, in welchen nur wenige, oder keine dieser Zeichen vorkommen, bloſs ideographische, und andre die wenigen, bisweilen phonetisch gebrauchten, nur in ideographischer Geltung enthalten.

Diese Schilde mögen nur die einheimischen Namen umfassen. Denn wie würden die Ägyptier, deren ganze Schrift ideographisch war, darauf gekommen sein, Namen alphabetisch, bloſs nach den Lauten, zu schreiben, die in ihrer Sprache eine leicht erkennbare Bedeutung hatten? Wir lernen aus Horapollo (¹), daſs ein Falke, weil er Baiäth hieſs, die Seele in ihrem Sitze, dem Herzen (*ψυχὴν ἐγκαρδίαν*), anzeigte, und haben daher hieran ein Beispiel, daſs der Name einer Hieroglyphe, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, einen andren bezeichnete. Hatte aber ein Name, und dies konnte auch bei einem einheimischen der Fall sein, keine Bedeutsamkeit, oder war seine Bedeutung nicht leicht erkennbar, so muſste man zur Bezeichnung des Lautes theilweise, nach Sylben oder Buchstaben, vorschreiten; und hierin scheint mir der Übergang von den ideographischen Bezeichnungen der einheimischen Namen zu den phonetischen der fremden zu liegen.

Hr. Champollion behauptet (²), daſs die phonetische Hieroglyphenschrift als Hülfsschrift (*écriture auxiliaire*) bei der rein ideographischen

---

seinigen verbunden, daſs man sich nicht erwehren kann, sie auch für phonetische zu halten; so auf dem Pamphilischen Obelisk (Kircher. 434.) eine Schlange, vielleicht als *t*, so ferner anderswo einen kleinen Kreis (○), und den Strich, der den obern Theil der Sylbe *to* bei Hrn. Champollion ausmacht. Doch ist es mir nicht gelungen, die beiden letzteren in den verschiedenen Stellen, wo ich sie gefunden, gleichmäſsig zu erklären. Der Kreis scheint *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 23. nr. 8. ein *m*, *T.* 4. *pl.* 28. nr. 30. ein *n*, *T.* 5. *pl.* 49. nr. 19. ein *a*, und *T.* 1. *pl.* 36. nr. 8. ist mir die Bedeutung zweifelhaft geblieben. Der Strich ist, wie es auch die Zusammensetzung *to* angiebt, ein deutliches *t* *T.* 1. *pl.* 22. nr. 6. *pl.* 23. nr. 19. *pl.* 27. nr. 17., scheint aber ein *k* *pl.* 80. nr. 8. *T.* 5. *pl.* 49. n. 19. ist ein Zeichen, das nichts andres, als *k*, sein zu können scheint, und vielleicht dasselbe, als Champollion's *k* nr. 14., nur anders gewandt, ist. Ein neues Zeichen für *r* geht aus der Vergleichung von *T.* 5. *pl.* 49. nr. 10. und 20. hervor.

(¹) *l.* 1. *c.* 7. Über die Alt-Ägyptischen hierbei zur Sprache kommenden Wörter s. Zoëga. *p.* 454. *nt.* 53.

(²) *p.* 40.

lange vor der Griechischen und Römischen Herrschaft bestanden, einen nothwendigen Theil derselben ausgemacht, und auſserdem, vor und nach Cambyses Zeit, zum Schreiben fremder Namen gedient habe. Sein aus der Unvollkommenheit des hieroglyphischen Alphabets hergenommener Grund hierfür scheint mir zwar auf keine Weise entscheidend. Allein da er im Besitz der Entzifferung auch der ideographischen Hieroglyphen zu sein behauptet, so würde es voreilig sein, zu bestreiten, worüber man Belehrung erwarten muſs.

Ich erlaube mir daher bloſs die Bemerkung, daſs Hr. Champollion keine entzifferte Inschrift gegeben hat, welche über die Zeiten der Griechen, und da es unsicher ist, ob die mit dem Namen Alexander dem groſsen Welteroberer angehören, über die der Ptolemaeer hinausginge; so wie, daſs mir die Prüfung vieler andren Namenschilde die Ansicht gegeben hat, daſs frühere Namen wenigstens nicht mit den Champollionschen Buchstaben zu lesen sind. Ist dies richtig, so muſs doch ein andres System in ihrer Schreibung vorherrschend sein. Soll man die von Hrn. Champollion nicht angeführten Namen-Inschriften bloſs nach dem Eindrucke schildern, den ihre ungefähre Vergleichung mit seinem Alphabete macht, so enthält ein Theil wenig, oder gar keine Buchstaben aus demselben, ein zweiter mehr, aber mit fremden Zeichen vermischt, ein dritter so wenige von diesen, daſs jemand, mit Talent zum Entziffern begabt, sie wohl sollte lesen können (¹). Die ersten will ich, ohne jedoch darum das Mindeste über sie

---

(¹) Zu diesen rechne ich eine an der mittäglichen Seite des Pamphilischen Obelisks (Kircher. 434.), in der *τμτιανς* (Domitianus) deutlich zu erkennen, das Übrige aber mir dunkel ist. Am Ende stehen die Zeichen des weiblichen Geschlechts, die sich, nach der Analogie von der Inschrift der Sabina (Champ. *pl.* 3. nr. 77. a.), nicht auf das ideographische Zeichen der Göttin am Ende zu beziehen scheinen. Hr. Champollion erwähnt *p.* 29. der Inschriften auf der östlichen und mittäglichen Seite, allein so, als wären sie gleich. Seine Abbildung *pl.* 3. nr. 69. stimmt nur mit der ersteren, bis auf eine kleine, wohl richtige, Abänderung im vierten Zeichen, überein. Ferner *Descript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 22. nr. 6.; es steht vor einem deutlichen Caesar ein andrer Name. *pl.* 27. nr. 8. 19 - 22. *pl.* 36. nr 5. *pl.* 80. nr. 10. *T.* 3. *pl.* 69. nr. 14. 37. 54.; auf allen diesen kommt ein fremdes Zeichen zwischen *e* und *n* als Anfangssylbe vor, und diese Gruppe kehrt auch sonst oft wieder. *pl.* 69. nr. 38.; das vorletzte Zeichen findet sich auch auf dem Obeliscus Campensis mit einem *p*, einem *s*, und einem *m* vor, und einem *k* hinter sich. *T.* 5. *pl.* 26. nr. 3. vom Obelisken zu Heliopolis, wo die lesbaren Buchstaben auf der Kircherschen Abbildung (Oedipus. *T.* 3. *p.* 332.) gar nicht würden zu erkennen gewesen sein. *pl.* 49. nr. 8. mit einem deutlichen Autocrator. nr. 11., behaupten zu wollen, ideographiſch nennen. Als Beiſpiele führe ich die des Lateranenſiſchen und Flaminiſchen Obelisks an (1). Finden ſich unter lauter ſolchen ideographiſchen Inſchriften einige phonetiſch lesbare, wie *T.* 3. *pl.* 38. des groſsen Franzöſiſchen Werks, ſo iſt dem Auge der Unterſchied beim erſten Anblick ſo auffallend, als wenn man wirkliche Schrift mitten unter Bildern anträfe.

Vorzüglich aufmerkſam bin ich auf ſolche Inſchriften geweſen, die, bloſs aus Zeichen des Champollionſchen Alphabets beſtehend, dennoch im Leſen keinen zu deutenden Namen geben. Ich habe ihrer nur wenige gefunden (2), ſo daſs jeder Verdacht, Hr. Champollion habe nur die lesbaren ausgewählt, wegfallen muſs. Daraus aber, daſs ich dieſe nicht habe entziffern können, folgt noch nicht, daſs man überhaupt nicht Namen auffinden könnte, welchen ſich ihre Laute anpaſſen laſſen. Denn da oft Vocale zu ergänzen, die vorhandenen Vocalzeichen mehrdeutig ſind, die harten und weichen Buchſtaben, *r* und *l* verwechſelt ſein können, bisweilen (vorzüglich, wo in der Inſchrift keine Thiergeſtalten vorkommen) auch die Richtung unſicher iſt, ſo iſt dies Entziffern, kein bloſses und einfaches Leſen; und die Furcht, bloſsen Einfällen Raum zu geben, ſchreckt ſogar vom Rathen ab.

Der fünfte Theil des groſsen Franzöſiſchen Werks liefert die Inſchriften mit dem Namen des Kaiſers Claudius, deren Hr. Champollion, ohne ſich aber weiter, als über die drei nicht in ſeinem Alphabet befindlichen Buchſtaben, darauf einzulaſſen, erwähnt (3).

---

wo die Ordnung der Buchſtaben ſchwer herauszufinden, ſonſt nur Ein Zeichen (eine Schlange. ſiehe S. 73. Anm.) neu iſt.

(1) Kircher. Oedipus. *T.* 3. *p.* 161. 213. Zu dieſen möchte ich die meiſten von Hrn. Young als Namen aufgeführten Inſchriften (*Egypt.* nr. 36-54.) rechnen, deren Erklärung aber, wie man ſich durch das über ſie Geſagte überzeugen kann, auf ſehr ſchwachen Gründen beruht.

(2) *Deſcript. de l'Égypte. Ant. T.* 1. *pl.* 36. *nr.* 3.; den gehenkelten Schlüſſel halte ich nämlich für ein ideographiſches Zeichen. *T.* 4. *pl.* 33. nr. 4.; der Anfang iſt deutlich Autocrator. Am Ende iſt das ſenkrechte *s* durch das wagerechte *n* gezogen. Was ich hier nicht leſen kann, kehrt, aber ohne *n*, *T.* 4. *pl.* 34. nr. 1. zurück. Beide Inſchriften ſind aus Denderah, die erſte aus dem Typhonium, die andre aus dem Süd-Tempel. *T.* 5. *pl.* 30. nr. 4., womit, wegen der gleichen zwei Anfangs- und vier Endbuchſtaben, *T.* 3. *pl.* 52. zu vergleichen iſt. *T.* 4. *pl.* 34. nr. 1. ſteht Hrn. Champollion's *k* nr. 11. aufrecht, und die Thierfigur ſcheint kein Löwe, ſondern eine Sphinx, übrigens lauter bekannte Zeichen.

(3) *p.* 50. *Deſcript. de l'Égypte. Ant. T.* 5. *pl.* 49. nr. 10. 19. 20. Siehe S. 72. Anm. 4.

Für das Ganze des Systems des Hrn. Champollion, wie ich es hier zu prüfen versucht habe, muſs ich noch an einen sehr für dasselbe sprechenden Beweis erinnern, den nämlich, daſs gerade Denkmäler, auf welchen er spätere Namen zu finden glaubte, auch durch ihren Styl, oder andere Kennzeichen einen späteren Ursprung verrathen. Zu den in dieser Beziehung schon von Hrn. Letronne (1) angeführten kann man noch den Pamphilischen und Barberinischen Obelisken (2) rechnen. Daſs der Sallustische Obelisk, den Zoëga in die Zeiten nach den Antoninen setzt, und dessen Bildwerke er in Rom gemacht glaubt, keine Namen Römischer Kaiser zu enthalten scheint, mag wohl daher kommen, daſs seine Hieroglyphen, absichtlich, aber schlecht, älteren Werken, namentlich dem Flaminischen Obelisken, nachgeahmt sind (3). Dieser und der Lateranensische, und vermuthlich ebenso viele andre unter den Obelisken, sind, soviel ich urtheilen kann, von späteren Inschriften frei, und ebenso finden sich ihrer wenige, wie es scheint, in den Gebäuden des alten Thebens, ob es gleich sehr vom Zufall abhängt, wie viel und welche gerade von Reisenden abgeschrieben, und uns auf diese Weise bekannt wurden.

Es ist bei weitem leichter, gegen ein aufgestelltes System Zweifel zu erheben, und zwischen den Gründen dafür und dagegen herumzuschwanken, als ein bestimmtes Urtheil darüber auszusprechen. Indeſs ist ein solches Ende einer im Einzelnen sehr ermüdenden Arbeit wenig erfreulich. Ich stehe daher nicht an, meine Meinung hier zusammenzufassen.

Ich glaube, Hrn. Champollion's Behauptung über die beiden Namen auf dem Rosettastein und dem Obelisken von Philae von den ferneren trennen zu müssen. In den ersteren finde ich überzeugende Beweise für den Gebrauch phonetischer Hieroglyphen bei den Ägyptiern in der Art, wie Hr. Champollion ihn angiebt. Sie würden auch stehen bleiben, wenn man das ferner auf sie Gegründete, als bloſse Hypothese, bei Seite setzte.

Dieses, und besonders die Erklärung der Römischen Namen und Benennungen, ist nun zwar scharfsinnig und kunstreich mit jenen Behauptungen in Verbindung gebracht, und stützt sich zum Theil auf sie. Strenger beurtheilt aber, bilden doch nur diese Behauptungen mit jenen ein Gebäude, das sich selbst gegenseitig tragen muſs, und, um nicht in der leeren Luft zu schweben, darauf beruht, daſs die Befolgung der aufgestellten Regeln eine Reihe von Inschriften hervorbringt, welche mit sich, und äuſseren in Betrachtung kommenden Umständen übereinstimmt. Auf diese Weise betrachtet, finde ich in Hrn. Champollion's Erklärungen einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, und gewiſs einen hinreichenden, um ihm den Dank und die Theilnahme aller Sprach- und Geschichtsforscher zu gewinnen, und das Bemühen zu rechtfertigen, auf dem eröffneten Wege weiter zu gehen. Immer aber wird, meines Erachtens, die gröſste Aufmerksamkeit darauf zu wenden sein, ob, bei fortgesetztem Forschen, vermittelst des schon vorhandenen, oder neuen Stoffes, auch noch, so wie es jetzt scheint, alle erforderlichen Bedingungen zusammentreffen? Um diese Art der Prüfung möglich zu machen, müſste man suchen, häufig alle Namenschilde Eines Gebäudes, oder wenigstens Eines abgesonderten Theiles desselben, vollständig mit einander zu vergleichen. Jetzt, wo man gröſstentheils nur einzelne Schilde vor sich hat, ohne ihre Stellung gegen einander zu kennen, läſst sich zu wenig entscheiden, ob nicht vielleicht Inschriften neben einander stehen, die, nach Champollionscher Weise gelesen, zu einander nicht gehörende Namen und Benennungen geben. Vorzüglich wünschenswerth aber bleibt es, daſs das System, auſser der auf dem eben beschriebenen Wege zu erreichenden Bestätigung, auch noch eine neue in entsprechenden Griechischen Inschriften finden möge.

---

(1) *Recherches. p.* XXXVII.

(2) Siehe oben S. 70.

(3) Zoëga. *p.* 591. 616. 617.

Ich muſs es andren überlassen, ob sie diesem Urtheil, zu welchem meine Prüfung mich führt, beitreten werden, oder nicht? Immer aber hoffe ich dazu beigetragen zu haben, diese Untersuchung dem nachtheiligsten Standpunkt zu entreiſsen, auf dem sich wissenschaftliche Forschungen befinden können, dem nämlich, wo die, auch gegründete Behauptung nicht vollkommen gesichert ist, und der auch ungegründete Zweifel immer noch Anhaltspunkte findet.

Lettre à Mr. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie Asiatique (*).

Je commence, Monsieur, par vous envoyer une copie exacte des paragraphes où les PP. Gaspar de S. Augustin et Domingo Ezguerra, dans leurs grammaires *tagala* et *bisaya*, parlent des alphabets de ces langues. Vous verrez par-là que vous avez eu parfaitement raison de supposer que ces deux dialectes et l'*ylog* se servent du même alphabet (¹); car quoique l'alphabet *bisay* offre quelques variétés plus considérables que les deux autres, l'identité n'en est pas moins évidente. Vous trouverez aussi, Monsieur, dans les deux alphabets que j'ai l'honneur de vous transmettre, le *v de corazon* de Totanes et toutes les dix-sept lettres dont se compose l'alphabet des Philippines.

Vous attribuez l'expression de *baybayin* aux grammairiens espagnols (²), et cela m'a paru très-probable. Je vois cependant par le diction-

---

(*) *Hr. Jacquet hat die Güte gehabt, diesen Brief im neunten Bande des* Nouveau Journal Asiatique *abdrucken zu lassen. Er erscheint hier durch einige spätere Zusätze vermehrt, und durch Stellen des Aufsatzes des Hrn. Jacquet erläutert, welcher die Veranlassung zu demselben gab.*

(¹) *Jacquet.* Notice sur l'alphabet Yloc ou Ylog *im* Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 3-19.

(²) La réunion de ces dix-sept lettres est nommée dans les dictionnaires Tagala, *baybayin* (*el A. B. C. Tagalo*). Il est facile de s'apercevoir que ce mot est de nouvelle formation et qu'il a été imaginé par les Espagnols, quand ils se sont occupés de donner des formes régulières à la grammaire et à la lexicographie de cette langue. Le mot *baybayin* est composé d'une formative finale et de *baybay* qui me paraît être le vocable de la lettre *B* (ainsi que les langues de l'Inde, le *Tagala* possède une formule pour citer chaque lettre grammaticalement; cette formule est le redoublement de la lettre même: *caca*, *haha*, *nana*, C, H, N). La consonne *B*, les voyelles mises en dehors comme dans l'ordre alphabétique des langues indiennes, se trouve être la première de l'ordre alphabétique européen introduit par les Espagnols et combiné avec les restes du क-ह sanskrit: c'est du nom de cette première lettre qu'on a nommé l'ensemble de toutes les autres: *baybayin* signifie donc proprement alphabet. (Jacquet. *l. c. p.* 7. 8.)

naire du P. Domingo de los Santos, que ces grammairiens ne reconnaissent pas ce mot pour le leur; il paraît appartenir aux indigènes, et l'étymologie qu'on en donne est assez curieuse. ***Baybayin*** est un substantif formé du verbe ***baybay*** (épeler, nommer une lettre après l'autre). Le même verbe signifie aussi, marcher sur la côte de la mer et naviguer près de la côte sans vouloir s'exposer aux dangers de la haute mer; c'est de cette métaphore que de los Santos dérive le mot, dans le sens d'épeler. J'ose aussi croire que la lettre *b* serait plutôt nommée ***ba*** que ***bay***. De los Santos dit expressément que les indigènes nomment les consonnes ainsi: ***baba, caca, dara, gaga,*** *etc.*

Je suis entièrement d'accord avec vous, Monsieur, sur l'alphabet des Bugis (¹). Les consonnes sont à peu près les mêmes que dans l'alphabet tagala; mais la manière d'écrire les voyelles en diffère beaucoup, non pas pour la forme seulement, mais pour le principe même de la méthode. C'est précisément ce point principal dont il est impossible de se former une idée juste d'après Raffles. L'alphabet bugis manque de signes pour les voyelles initiales, à l'exception de l'*a*: mais le fait est que cet *a*, outre sa fonction de voyelle, est en même temps un *fulcrum* pour toutes les autres voyelles, un signe qui, de même que toute autre consonne, leur sert pour ainsi dire de corps. Vous aurez peut-être déjà observé, Monsieur, en consultant la grammaire de Low, que la même chose a lieu dans le *thaï*. Dans la dernière série des consonnes thaï, se trouve un *ă* dont Low donne l'explication suivante: *ă, which is rather a vowel than a consonant, and is placed frequently in a word, as a sort of pivot, on which the vowel points are arranged. It forms, as it were, the body of each of the simple vowels.* C'est ainsi qu'on place en javanais un *h* devant chaque voyelle initiale, mais sans le prononcer; et c'est encore ainsi que les mots malais commençant par *ī* et *ū* sont précédés tantôt d'un إ, tantôt d'un ع.

M. Thomsen, missionnaire danois, a commencé à imprimer à Sincapore, en types fort élégans, un vocabulaire anglais-bugis, où l'écriture indigène est placée à côté de la transcription anglaise. Le manque de fonds nécessaires a fait abandonner l'entreprise; mais je tiens de l'obligeance de M. Neumann la première feuille de ce vocabulaire, qu'il a rapportée de

---

(¹) Jacquet. *l. c. p.* 10-12.

son intéressant voyage à Canton (1): l'analyse de deux cents mots, qu'elle renferme, m'a fourni ce que je viens de dire sur l'emploi de l'*a* bugis: *noouvae* (*low water*) y est écrit *na-o* pur-*a* avec le point de l'*ou-va-e-a*; *makounraï* (femme), *ma-ka* avec *ou-ra-a* avec le point de l'*i* Vous voyez par ces exemples, Monsieur, que la difficulté que ces alphabets (qui considèrent les voyelles médiales comme de simples appendices de consonnes) éprouvent d'écrire deux voyelles de suite, est levée par le moyen de cet *a*. Le dévanagari, qui, parce que la langue sanscrite ne permet jamais à deux voyelles de se suivre immédiatement dans le même mot, a destiné les voyelles indépendantes à être exclusivement employées au commencement des mots, s'est mis par-là dans l'impossibilité d'écrire le mot bugis *ouvae* (eau). Je trouve dans un seul mot le redoublement d'une voyelle médiale, *lelena*, écrit *e-e-la-na*: ce n'est là qu'une abréviation; on répète la voyelle, on néglige d'en faire autant pour la consonne, et le lecteur ne peut pas être induit en erreur; comme une consonne ne peut être accompagnée que d'une seule voyelle, il reconnaît de suite qu'il faut en reproduire le son.

Ce qui m'a frappé dans ce vocabulaire, c'est de trouver transcrit en anglais par *o*, le signe que Raffles rend par *eng* (2). Cet *o*, que je nommerai nasal, diffère à la vérité, dans l'impression anglaise, de l'autre qui répond à l'*o* bugis placé à la droite de la consonne, en ce que ce dernier est plus grêle et que l'autre est plus arrondi; mais cette différence typographique, très-peu sensible en elle-même, ne nous apprend rien sur la différence du son ou de l'emploi des deux signes bugis. Je crois m'être assuré que l'o noté au-dessus de la consonne a en effet un son nasal, tandis que le signe placé à la droite de la consonne ne s'emploie que là où le son de l'*o* est pur et clair. C'est le mot *sopoulo,* dix, qui m'a mis sur la voie de cette distinction: il s'écrit *sa* avec l'*o* nasal-*pa* avec *ou-la-o* pur; il renferme donc les deux *o*. Or, *sopoulo* est le *sanpóvo* tagala (Totanes, n°. 359), et l'*o* nasal bugis répond ainsi exactement au son nasal du mot tagala. L'*o* nasal est souvent suivi, dans la prononciation, du son nasal *ñg*; mais ce son n'en forme pas une partie nécessaire. Il se détache dans la prononciation, et l'*o* reste nasal dans l'écriture: *oulong,* lune, *a* avec *ou-la* avec l'*o* nasal; *oulo tepou,* pleine lune, *a* avec *ou-la* avec l'*o* nasal-*e-ta-pa* avec *ou*. L'*o* nasal se trouve aussi dans des mots qui ne se terminent pas par le son *ñg*; *oloe,* air, *a* avec l'*o* nasal-*la* avec l'*o* nasal-*e-a*: il est même suivi de consonnes autres que *ñg*; *alok,* bois, *a-la* avec l'*o* nasal; tandis que cette consonne nasale peut être précédée par un *o* pur, *tandjoñg, ta-dja-o* pur. Il résulte de tout cela que l'*o* nasal est un *anousvara,* qui peut encore être renforcé par la consonne nasale.

---

(1) *Ich habe später dieses Wörterbuch vollständig erhalten; es führt den Titel:* A vocabulary of the English, Bugis, and Malay languages, containing about 2000 words. *Singapore.* 1833. 8°. *Es sind ihm ein Alphabet und einige Bemerkungen über die Aussprache vorausgeschickt, und der erste Bogen erscheint verändert.*

(2) *Marsden giebt in seinen* miscellaneous works (*Platte* 2. *nach Seite* 16.) *auch eine Abbildung des Bugis-Alphabets; er nennt das Zeichen* n̆g *und spricht es in der Verbindung mit einem Consonanten* an̆g *aus. Das vollständige Bugis-Wörterbuch giebt ihm die Aussprache des ö in Königsberg, und setzt hinzu:* it is *ŏ*, *ŏn* and *ŏn̆g*, according to its place in the word, or the letter which follows it. *Es wird darin auch immer* ŏ *bezeichnet.*

L'uniformité avec laquelle les différens alphabets dont j'ai parlé placent l'*e* et l'*i* à la gauche de sa consonne et en sens contraire de la direction de l'écriture, est très-singulière: l'alphabet javanais assigne la même place à l'*e*.

Les quatre lettres composées *ñgka, mpa, nra, ntcha,* manquent dans mon vocabulaire (1); et ce qui est plus singulier encore, c'est qu'au cas échéant, la première des deux consonnes réunies n'est pas exprimée dans l'écriture bugis: elle n'est donc point regardée, ainsi qu'on devait le croire d'après Raffles, comme initiale, mais comme terminant la syllabe précédente; exemple: *lempok* (inondation), *e-la-pa* avec l'*o* nasal; *onroma-*

---

(1) *Hr. Jacquet hat schon* (Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 11. *Anm.* 1.) *bemerkt, daſs diese zusammengesetzten Buchstaben auch in einer andren von Raffles gegebenen Abbildung eines Bugis-Alphabets fehlen, welches, nach Raffles, sich in einer alten Handschrift findet. Auffallend bleibt es, daſs, obgleich das Bugis-Wörterbuch nie sich eines dieser zusammengesetzten Buchstaben bedient, sie dennoch in dem vor demselben gegebenen Alphabete aufgeführt sind, merkwürdigerweise aber in der Aussprache der Nasal fehlt; denn für* ñgkak (*das Wörterbuch fügt allen diesen zusammengesetzten Buchstaben in der Benennung* ak, *den einfachen aber nur* a *bei*) *wird die Aussprache* k, *für* mpak *nur* p, *für* nrak *nur* r, *für* nchak *nur* ch *angegeben. Marsden's oben erwähntes Alphabet enthält ebenfalls die vier zusammengesetzten Buchstaben.*

lino (endroit retiré), *a-o* pur *-ra-o* pur *-ma-la* avec *i-na-o* pur. Je ne trouve pas d'exemple des syllabes *ñgka* et *ntcha* (¹).

Vous supposez, Monsieur, que le *r* initial est remplacé dans la langue tagala par l'*y* (²); vous m'excuserez si je ne puis partager cette opinion.

(¹) *In den ferneren Bogen des Bugis-Wörterbuches finde ich nun allerdings dafür Beispiele:* garañgkañg, *Spinne, geschrieben* ga-ra-ka, gonchiñg, *Scheere, geschrieben* ga-*reines* o-cha *mit* i *(ich schreibe hier* ch, *was ich im Französischen Texte* tch *bezeichne).* — *Ja ich finde auch noch andre zusammengesetzte Consonantenlaute, als die vier oben erwähnten:* ñgga, *z. B. in* geñggo tedoñg, *Käfer, geschrieben* e-ga-ga-*reines* o-e-ta-da-*reines* o: mba, *in* gumbañg, *Wasserkrug, geschrieben* ga *mit* u-ba, sumbu, *Docht, geschrieben* sa *mit* u-ba *mit* u: nta, *in* lantera, *Laterne, geschrieben* la-e-ta-ra: nda, *in* landak, *Igel, geschrieben* la-da, tandak, *Sieb,* ta-da: nja *(ich verstehe unter* j *den Englischen Laut dieses Buchstaben), in* injili, *Evangelium, geschrieben* a *mit* i-ja *mit* i-la *mit* i, junjuñgi, *auf dem Kopfe tragen,* ja *mit* u-ja *mit* u-ñga *mit* i. *Hierdurch erweitert sich auf einmal der Gesichtskreis, und wird man in den Stand gesetzt, diese Eigenthümlichkeit des Bugis-Alphabets klar zu übersehen. Es wird nämlich deutlich, daſs die Bugis-Sprache, wie die ihr verwandten Malayischen Sprachen, die eigentlich Malayische, die Javanische u.a., alle Zusammensetzungen des Nasallauts mit dem dumpfen und tönenden Consonanten der vier ersten Classen (von einer Zusammensetzung des Nasals mit* s *finde ich kein Beispiel, und scheint das Bugis diese Verbindung mit den verwandten Sprachen nicht zu theilen), wozu noch die Verknüpfung desselben mit dem Halbvocal* ra *kommt (eine Verbindung mit* la *finde ich nicht, und die mit dem* ya *wird durch einen eignen, einfachen Consonanten, wie in den verwandten Sprachen, ausgedrückt), in ihrem Lautsysteme besitzt, daſs sie aber den Nasal nicht schreibt, sondern es dem Leser überläſst, ihn, wo er in der Aussprache vorkommt, vor dem geschriebenen zweiten Consonanten, nach Maaſsgabe seines Organs* (n, ñg *oder* m), *zu ergänzen. Dennoch hat die Schrift, und, wie ich glaube, in späterer Zeit, für die Verbindung des Nasals mit den dumpfen Consonanten, merkwürdigerweise aber nicht mit dem dentalen, und mit dem Halbvocal* ra *eigene Zeichen gebildet, welche aber nicht viel im Gebrauche zu sein scheinen. Für die spätere Einführung dieser vier Consonantenzeichen spricht auch in der That ihre complicirtere Gestalt; und man kann wohl sicher behaupten, daſs das Zeichen für* ñgka *(durch bloſse Umkehrung) von dem für* ñga, *und durch bloſsen Zusatz einer Linie das für* mpa *von* pa, *das für* nra *von* ra *abgeleitet sind, wogegen nur das Zeichen für* ncha *keine Analogie darbietet. Daraus, daſs man für die Verbindung des Nasenlauts mit dem dumpfen dentalen und mit allen vier tönenden Consonanten kein Zeichen besaſs, geht deutlich genug hervor, wie man sich nun auch der wirklich vorhandenen vier Zeichen beim Schreiben entschlagen konnte.*

(²) Le tagala est comme plusieurs dialectes de la Tartarie septentrionale, privé de l'*r* initial: mais il parait le remplacer par le *y*, que ne possède pas l'*Ugi*, ces deux lettres se permutent souvent dans les langues de l'Inde ultérieure. (Jacquet. Notice sur l'alphabet Yloc. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 11. *Anm.* 2.) — *Es sei mir erlaubt, hier noch zu bemerken, daſs dem Bugis-Alphabet das* y *nicht fehlt; es findet sich in dem zweiten von Raffles gegebenen*

Les deux lettres *y* et *r*, il est vrai, se permutent souvent dans ces dialectes; le pronom tagala *siya*, il, est indubitablement le *sira* javanais ou plutôt kawi: mais le *r* initial est remplacé par le *d*; on dit *ratou* et *datou*, roi, *kadatoan* et *karaton*, palais. Les indigènes des Philippines confondent sans cesse le *d* et le *r*; mais de los Santos donne pour règle que le *d* doit être placé au commencement et le *r* dans le milieu des mots. Cette règle paraît constante pour le tagala; mais elle est aussi observée dans d'autres dialectes: le *danau* (lac) malais est le *ranou* (eau) de Madagascar et le *dano* ou *lano* de l'île de Magindanaõ. L'*y* entre aussi dans ces permutations, mais moins régulièrement, et dans la langue tagala, autant que je sache, jamais comme initiale. Un des exemples les plus frappans est le suivant. Ouir: *dingig* en tagala, *ringue* Madagascar, *rongo* Nouvelle-Zélande, *roo* Tahiti, *ongo* tonga; oreille: *tayinga* tagala, *telinga* malais, *talinhe*, *tadigny*, Madagascar, *taringa* Nouvelle-Zélande, *taria* Tahiti.

Vous avez expliqué d'une manière fort ingénieuse, Monsieur, comment on a pu se méprendre sur la direction des signes de l'écriture tagala, et vous avez réfuté en même temps l'opinion de quelques missionnaires espagnols sur l'origine de cet alphabet. Cette opinion est certainement erronée: je ne voudrais cependant pas nier toute influence de l'écriture arabe sur les alphabets de l'archipel indien. Vous observerez, Monsieur, que, dans le § 11, page 152, le P. Gaspar de S. Augustin écrit les mots *gaby* et *gabe* en caractères tagalas, de droite à gauche. Ce n'est là peut-être qu'une méprise du P. Gaspar. Mais ne pourrait-on pas supposer aussi que les indigènes, ou pour flatter leurs nouveaux maîtres, ou pour leur faciliter la lecture de leur écriture, l'ont en certaines occasions assimilée en ce point à l'arabe? Je soumettrai même à votre décision, Monsieur,

---

Alphabete, in dem in Marsden's miscellaneous works *und dem des Bugis-Wörterbuches, und kommt auch in dem letzten öfter vor, z. B.* apeyañgi, *werfen, geschrieben* a-e-pa-ya-ñga *mit* i, ekayak, *Geschichte (das Arabische* حكاية*)*, e-a-ka-ya, yatu, *er, sie, es,* ya-ta *mit* u. *Im Anfange des Wortes spricht es das Wörterbuch auch* ĭya *aus, z. B. in dem letztgenannten Pronomen mit* puna, ĭyatu puna, *sein, ihr, und bezeichnet diese Aussprache manchmal durch den Vocal* i *über dem* ya, *z. B. in* ĭyak, *ich, welches einfach durch diese Verbindung dargestellt wird,* ĭyapega, *welcher, geschrieben* ya *mit* i-e-pa-ga.

une autre conjecture plus hasardée, mais plus importante. Vous témoignez avec raison votre étonnement de ce que l'alphabet bugis n'ait adopté que la première des voyelles initiales de l'alphabet tagala, et de ce que ces deux alphabets, d'ailleurs si conformes, diffèrent l'un de l'autre dans un point aussi essentiel. J'avoue ingénuement que cette différence ne me paraît pas avoir dû toujours exister. Il est très-naturel de supposer que les Bugis ont eu, de même que les Tagalas, les trois voyelles initiales, mais que, voyant l'écriture malaie faire souvent servir l'*a* de signe introductif de voyelle initiale (Gramm. mal. de Marsden, page 19), ils ont inventé une méthode analogue et ont laissé tomber en désuétude leurs deux autres voyelles initiales. Je conviens que le cas n'est pas tout-à-fait le même, puisque le و et le ي arabes font en même temps les fonctions de voyelles et de consonnes, et que leur qualité de voyelles longues entre aussi en considération; mais ces nuances ont pu être négligées. Il est très-remarquable encore que des trois alphabets sumatrans, le *batta* ait les trois voyelles initiales, tandis que le *redjang* et le *lampoung* ont l'*a* seulement. Cette diversité est explicable dans mon hypothèse, puisque le hasard a pu faire que l'écriture arabe ait exercé une plus grande influence sur différens points de l'archipel. Mais hors de cette hypothèse, elle reste inconcevable dans les alphabets dont le principe est évidemment le même. Marsden ne dit pas, au reste, de quelle manière les Redjangs et les Lampoungs écrivent l'*i* et l'*o* initiaux; mais j'aime à croire qu'ils usent de la même méthode que les Bugis.

J'ai cru ne devoir pas m'éloigner de la supposition que le signe en question est vraiment un *a*, un signe de voyelle. S'il était permis de révoquer ce fait en doute, contre le témoignage des auteurs, toute difficulté serait levée par-là: le prétendu *a* n'aurait rien de commun avec les voyelles sanscrites et tagalas; il serait le signe d'une aspiration infiniment faible, un *h*, un *v* ou un *y*, et pourrait, comme une consonne, s'unir à toutes les voyelles.

L'erreur dans laquelle seraient tombés les auteurs à qui nous devons ces alphabets, serait facile à expliquer. Comme, dans ces langues, toute consonne, lorsqu'elle est indépendante, se prononce liée à un *a*, ceux qui entendaient proférer un *a* avec une aspiration très-faible, pouvaient regarder ce son comme celui d'une voyelle. Ce qui me confirme dans cette opinion, c'est que mon vocabulaire bugis ne fournit aucun signe pour le *h* (¹), et que l'*a* thaï est rangé parmi les consonnes. Le prétendu *a* bugis ressemble moins à l'*a* qu'au *h* tagala, et l'*a* redjang n'a aucune ressemblance avec le véritable *a* batta, tandis qu'à la position près, il a la même forme que le pseudo-*a* lampoung. Mais ce qui me paraît presque décider la question, c'est que les signes de l'*a* et du *v* bugis sont absolument les mêmes, à l'exception d'un point ajouté au premier: les lettres *h*, *v*, *y* de ces alphabets peuvent être des consonnes plus prononcées (²). Si donc, Monsieur, vous ne trouvez pas trop hardi de nommer *h* le signe que Low, Marsden et Raffles, d'après le témoignage des indigènes, nomment *a*, j'abandonne l'hypothèse de l'influence arabe sur ce point, en m'en tenant simplement à la supposition que ces peuplades, d'après leur prononciation, ont admis dans leurs alphabets les signes des voyelles initiales, ou adopté à leur place un signe d'aspiration infiniment faible, qui, sans presque rien ajouter au son des voyelles dans la prononciation, peut néanmoins leur servir de consonne dans l'écriture. La consonne *h* qui précède toute voyelle initiale des mots javanais, est entièrement dans ce cas, et ressemble en cela au *spiritus lenis* que nous ne faisons pas entendre non plus en prononçant les mots grecs.

Je ne puis cependant pas quitter cette question sans faire encore mention de l'alphabet *barman*. Il possède dix voyelles initiales et autant de médiales; et cependant il use de cette même méthode de lier à la première les signes médiaux de tous les autres, en écrivant *aou* pour *ou*. Carey (Gramm. barm. page 17, n°. 72) prescrit cette manière d'exprimer les voyelles initiales en les liant à un *a* muet, comme règle générale pour la formation des monosyllabes. Judson, dans la préface de son dictionnaire barman (page 12), s'exprime plus généralement. *The symbol* (la forme

---

(¹) *Auch in den späteren Bogen kommt es nicht vor, und dennoch erscheint ein besonderer Buchstabe* ha *in dem Alphabete, welches dem Wörterbuche beigegeben ist, so wie in Raffles erstem und in Marsden's Alphabete; in einem Falle, wo man am ersten ein wirkliches* ha *zu finden vermuthen sollte, dem oben angeführten Arabischen Worte* حكاية, *fehlt es.*

(²) *Auch das Zeichen für* y *ist von dem für* w *abgeleitet, indem zwei Punkte, wie bei* a *einer, darunter gesetzt sind.*

médiale) *of any vowel,* dit-il, *may be combined with* a (initial) *in which case the compound has the power of the vowel which the symbol represents, thus* ai *is equivalent to* i. Aucun de ces grammairiens ne dit à quel usage sont réservés les signes des autres voyelles initiales. Il faut cependant que l'usage en ait réglé l'emploi. Mais le nombre de mots où on les conserve est si peu considérable, que l'article de l'*a* occupe 42 pages dans le dictionnaire, tandis que ceux des autrès neuf voyelles en remplissent huit; encore y a-t-il beaucoup de mots palis dans ces derniers. Lorsqu'on réfléchit sur cette circonstance et qu'on y ajoute cette autre, que la méthode de se servir de l'*a* comme d'une consonne est consacrée particulièrement aux monosyllabes, on est tenté de croire que l'alphabet barman se servait anciennement de la même méthode que l'alphabet des Bugis, celle de combiner les voyelles médiales avec l'*a* initial, et que l'usage des autres voyelles initiales n'a été introduit que postérieurement.

Je ne me souviens pas d'avoir rencontré la particularité dont nous parlons ici, dans aucun des alphabets dérivés du dévanagari et usités dans l'Inde même, à l'exception naturellement des cas où, comme dans la langue hindoustanie, on emploie l'alphabet arabe.

Il y a cependant, dans la langue telinga, un cas où l'*a* lié à une voyelle reste muet et conserve à la voyelle sa prononciation ordinaire; mais c'est pour la convertir de voyelle brève en voyelle longue. Campbell dit, en parlant de ces cas dans sa *Teloogoo Grammar* (page 10, n°. 23): *In such cases, the symbol of the long vowel* a *is to be considered as lengthening the short vowel* i, *rather than as representing the long vowel* a.

Au reste, je ne cite ces cas que parce qu'ils sont autant d'exemples, que l'*a* est chargé d'une fonction étrangère à son emploi primitif. La solution la plus simple du problème qui nous occupe ici, est sans doute de supposer que les peuples de ces îles, ayant à leur disposition des voyelles médiales et initiales, ont trouvé plus simple de se passer de ces dernières, et d'accoler les premières (lorsqu'elles n'étaient point précédées de consonnes) à l'*a*, qui, inhérent de sa nature aux consonnes, était la seule parmi les voyelles dont il n'existât pas de forme médiale. Le procédé n'en est pas moins étrange, et c'est pour cela que j'ai essayé de trouver une circonstance qui ait pu le faire adopter.

Les Tagalas trouvaient d'ailleurs, dans leur langue même, une raison particulière pour marquer bien fortement leurs trois voyelles, comme initiales de syllabes dans l'intérieur des mots. La langue tagala a deux accens, dont l'un prescrit de détacher entièrement la voyelle de la dernière syllabe d'un mot, de la consonne qui la précède immédiatement (*haciendo que la sylaba postrera no sea herida de la consonante que la prefiere, sino que suene independente de ella* (Gramm. du P. Gaspar de S. Augustin, page 154, n°. 3). Il faut donc lire *pat-ir, big-at, dag-y, tab-a,* et non pas *pa-tir,* etc. Comme, dans ce cas, la voix glisse légèrement sur la première syllabe, on a coutume de noter cet accent par les lettres *p. c.* (*penultimâ correptâ*); l'accent opposé, noté *p. p.* (*penultimâ productâ*), appuie sur la pénultième et laisse tomber la finale. Il est de la plus grande importance de ne pas confondre ces deux accens; car un grand nombre de mots changent entièrement de signification, selon l'accent qu'on leur donne. C'est donc à cet usage que les Tagalas réservaient spécialement leurs voyelles initiales. Ils les employaient aussi au milieu des mots, là où il importait de renvoyer une consonne à une syllabe précédente et de commencer la suivante par une voyelle. C'est ce qui résulte clairement de l'extrait de grammaire que je joins à cette lettre, et le P. Gaspar observe très-judicieusement que c'était là un grand avantage de l'écriture indigène sur la nôtre.

Soulat et *sourat* sont sans aucun doute des mots arabes; Marsden l'observe expressément de *sourat*: on peut y ajouter le *serrat* des Javanais et le *soratse* de Madagascar. Veuillez encore remarquer la conformité grammaticale de ces quatre langues, qui forment de ces mots *manounoulat, menyourat, nyerrat, manorats,* en changeant toutes le *s* en un son nasal. Il m'a été fort agréable d'apprendre qu'il existe dans la langue tagala une expression indigène pour l'idée d'écrire. Je ne connaissais pas le mot *titic,* qui ne se trouve pas dans le dictionnaire de de los Santos. Mais y aurait-il assez d'analogie entre *toulis* et *titic* pour dériver l'un de l'autre? Ce dernier ne serait-il pas plutôt le *titik* malais, qui veut dire goutte, mais aussi tache (idée qui n'est pas sans rapport à l'écriture)? Quant à *toulis,* qui est le *tohi* de la langue tonga, j'ai toujours cru le retrouver dans le *toulis* tagala, pointe, aiguiser: on trace ordinairement les lettres avec un instrument pointu.

Nous venons de voir que les langues malaies font subir aux mots arabes les changemens de lettres de leurs grammaires; la même chose a lieu pour les mots sanscrits qui passent dans le kawi: *boukti* devient *mamoukti*; *sabda*, parole, devient *masabda*, dire, et *sinabda*, ce qui a été dit.

On est naturellement porté à regarder l'alphabet indien comme le prototype de tous les alphabets des îles du Grand Océan. Ces pleuplades pouvaient, comme vous le dites, Monsieur, l'adapter chacune à la nature de sa langue et à son orthophonie. Cette opinion a été néanmoins contestée: quelques auteurs regardent comme très-probable que les différens alphabets ont été inventés indépendamment l'un de l'autre chez les différentes nations. Je ne puis partager cette opinion. Je ne nie point la possibilité de l'invention simultanée de plusieurs alphabets; mais ceux dont nous parlons ici sont trop évidemment formés, sans parler même de la ressemblance matérielle des caractères, d'après le même système, pour ne pas être rapportés à une source commune. Il n'existe pas de données historiques qui puissent nous guider dans ces recherches; mais il me semble que nous devons les diriger dans une voie différente, mettre un moment de côté tout ce qui est tradition ou conjecture historique, et examiner les rapports intérieurs qui existent entre ces alphabets, voir si nous pouvons trouver les chainons qui conduisent de l'un à l'autre: car il semble naturel de supposer aussi, dans le perfectionnement des alphabets, des progrès successifs.

Les alphabets dont nous parlons ici ont cela de commun, qu'ils tracent les syllabes par des groupes de signes, dans lesquels la seule lettre initiale à laquelle on ajoute les autres comme accessoires est regardée comme constitutive. Ces alphabets, lorsqu'ils sont complets, se composent ainsi: 1°. de la série des consonnes et des voyelles initiales; 2°. de la série des voyelles proférées par les consonnes initiales; 3°. des consonnes qui se lient à d'autres consonnes sans voyelles intermédiaires; 4°. de quelques signes de consonnes, qui, en terminant la syllabe, se lient étroitement à sa voyelle, tels que le *repha*, l'*anousvara*, le *visarga*. Si les consonnes finales des mots ne passaient pas ordinairement, dans l'écriture de ces langues, aux lettres initiales des mots suivans, il faudrait encore ajouter à cette dernière classe toutes les consonnes pourvues d'un *virama*. Ces alphabets se distinguent entièrement des syllabaires japonais: les syllabes n'y sont pas considérées comme indivisibles; on en reconnaît les divers élémens; mais cette écriture est pourtant syllabique, parce qu'elle ne détache pas toujours ces élémens l'un de l'autre, et parce qu'elle règle sa méthode de tracer les sons, d'après la valeur qu'ils ont dans la formation des syllabes, tandis qu'une écriture vraiment alphabétique isole tous les sons et les traite d'une manière égale.

Dans ce système commun, nous apercevons deux classes d'alphabets très-différens: les uns, tels que le dévanagari et le javanais, possèdent toute l'étendue des signes que je viens d'exposer; les autres, tels que le tagala, le bugis, et à ce qu'il paraît les sumatrans, se bornent aux deux premières classes de ces signes. Si l'on examine de plus près cette différence, on trouve qu'elle consiste en ce que les derniers de ces alphabets ne peuvent point détacher la consonne de sa voyelle, et que les premiers sont en possession de moyens pour réussir dans cette opération. Les alphabets tagala et bugis n'expriment en effet aucune consonne finale d'une syllabe; ils laissent au lecteur le soin de les deviner. La seule adoption du *virama* aurait levé cette difficulté, et l'on est étonné de voir que ces peuples l'aient exclu de leurs alphabets. Mais je crois que nous nous représentons mal la question, en transportant nos idées d'aujourd'hui et de notre prononciation à des époques où les langues étaient encore à se former, et à des idiomes tout-à-fait différens. Si l'invention et le perfectionnement d'un alphabet exercent une influence quelconque sur la langue dont il rend les sons, c'est certainement celle de contribuer au perfectionnement de l'articulation, c'est-à-dire, de l'habitude des organes de la voix de séparer bien distinctement tous les élémens de la prononciation. Si les nations, pour être capables de faire usage d'un alphabet, doivent déjà posséder cette disposition à un certain degré, elle augmente par cette invention, et l'écriture et la prononciation se perfectionnent mutuellement.

Le premier pas était fait par l'invention des lettres initiales de syllabes, des voyelles qui en forment une à elles seules et des consonnes accompagnées de leurs voyelles. Les langues dont nous parlons ici forment presque tous leurs mots de syllabes simples se terminant en voyelles; on pouvait donc, jusqu'à un certain degré, se passer des moyens de marquer aussi les consonnes finales: dans les 200 mots que renferme la première feuille du vocabulaire bugis, je ne trouve de consonnes finales que *m*, *n*, *k*, *h*, *ñg*, les deux premières dans l'intérieur des mots seulement, *m* devant *p*, *n* devant *r*; *h* et *k* ne paraissent qu'à la fin des mots, mais *ñg* occupe les deux places et est employé plus souvent que les autres (¹).

Il n'était cependant pas si aisé d'aller plus loin. On ne pouvait écrire la terminaison des syllabes composées qu'en faisant une double opération. Après avoir privé la consonne finale de sa voyelle inhérente, par laquelle elle aurait formé une nouvelle syllabe, il fallait encore, pour en isoler entièrement le son, la détacher de la voyelle qui la précédait immédiatement; car le son de la consonne et celui de la voyelle se confondaient. Il faut observer en effet que les peuples qui se servaient d'alphabets semblables à ceux des Bugis et des Tagalas, ne croyaient pas représenter leurs syllabes d'une manière incomplète: ils ne voyaient pas, comme nous, dans les signes de leurs voyelles finales, un *i* ou un *ou* seu-

---

(¹) *Die mir später zugekommenen übrigen Bogen des Bugis-Wörterbuchs liefern noch als am Ende der Wörter vorkommend die Consonanten* m, n, t, s, *aber nur in einigen als ausländisch zu betrachtenden Wörtern, und zwar nur in folgenden:* batu pulam, *Marmor (das Malayische* bātu pūālam), apiun, *Opium (Malayisch* apyūn *oder* afyūn, *vom Arabischen* أَفْيُون, *das Griechische* ὄπιον), intan, *Diamant (ebenso im Malayischen)*, sapu chat, *malen (das Malayische Verbum* sāpū, *fegen, übertünchen, und das Substantivum* chap, *Siegel, welches, wie Marsden in seiner Grammatik S.* 113. *der dialektischen Verwandlung eines Anfangs-*p *in* t, *z. B.* tūkul *statt* pūkul, *schlagen, und umgekehrt eines End-*t *in* p, kīlap *für* kīlat, *Blitz, erwähnt, wahrscheinlich in einigen Gegenden* chat *lautet; denn die beigesetzte Malayische Paraphrase giebt* sapu chat *ebenso für den Malayischen, wie für den Bugis-Ausdruck)*, añgaris, *Englisch* (pawale angaris, *Kreide)*, *im Malayischen* iñggris. *Man kann daher von diesen Consonanten ganz absehen, und behält allein die drei oben genannten,* h, k *und* ñg, *als beständig am Ende der Wörter wiederkehrende. Merkwürdig ist noch eine Einzelheit; ich finde nämlich* paak, *Meifsel, nur durch den einzigen Buchstaben* pa *ausgedrückt; man hat es also nicht für nöthig erachtet, für den Endlaut* ak *den Buchstaben* a *zu gebrauchen, welches ein neuer Beweis ist, wie sorglos man mit dem Wortschlusse umging; denn eigentlich würde man diese Schreibung* pak *zu lesen haben.*

lement, mais, selon les circonstances, aussi un *ik*, un *ing*, etc.; ils ne concevaient pas même la possibilité de décomposer encore des sons déjà si simples. Le *virama* privait bien la consonne de sa voyelle inhérente; mais l'opération de détacher la consonne de la voyelle qui la précédait, était plus difficile: car la voyelle qui s'exhale, pour ainsi dire, en consonne, rend naturellement un son plus obscur et moins distinct que la consonne qui commence la syllabe; de même la voyelle qui est coupée par une consonne finale, se trouve arrêtée dans sa formation. Il résulte des deux cas que la voyelle et la consonne des terminaisons de mots se modifient mutuellement.

L'écriture barmane offre un exemple très-curieux de ces modifications; j'observe que cette particularité se trouve dans les monosyllabes, qui constituent le fond primitif de cette langue. Les consonnes, lorsqu'elles viennent à terminer un mot, reçoivent dans presque tous les cas une autre valeur, et altèrent même celle de la voyelle qui les précède. Le monosyllabe écrit *kak*, est prononcé *ket*, un *p* final devient *t*, un *m* final *n*, etc. (Carey, page 19; Judson, p. 13). On se demande naturellement d'où il vient que l'écriture ne suive pas ici la prononciation: si l'on prononce constamment *t*, d'où sait-on que ce *t* est proprement un *k* ou un *p*? L'étymologie du monosyllabe renferme, très-probablement, la réponse à ces questions. Les racines se terminant en une consonne bien prononcée, peuvent être et sont vraisemblablement, pour la plupart, des mots composés; la combinaison des syllabes japonaises, par exemple, offre des cas où de deux syllabes ainsi réunies, la dernière perd sa voyelle. De *fa-tsou* vient *fat* (Gramm. japonaise de Rodriguez, publiée par M. Landresse, p. 27). Or il ne serait pas étonnant qu'une consonne qui, comme initiale, se prononçait *k*, changeât de valeur en devenant finale. Quoi qu'il en soit, cette divergence de l'écriture et de la prononciation des monosyllabes barmans ne permet pas de méconnaître qu'il existe encore dans la langue une lutte qu'il serait important de faire cesser, entre les deux grands moyens de représenter la pensée.

Les voyelles se terminent souvent aussi, et surtout dans les langues dont nous parlons ici, en des sons qui ne s'annoncent pas comme des consonnes très-prononcées, mais seulement comme des aspirations ou des sons nasaux qu'il serait difficile ou même impossible de réduire en articulations. Le sanscrit même a dû encore accorder une place dans son alphabet à deux caractères, le *visarga* et l'*anousvara*, qu'on ne peut considérer comme de véritables lettres, sous le rapport de la clarté et de la précision de leur son. M. Bopp a en effet prouvé, dans son excellente grammaire sanscrite, que l'*anousvara*, bien qu'il ne fasse souvent que remplacer les autres lettres nasales, possède aussi un son à lui, qui n'est représenté par aucune autre lettre.

Il restait donc, sous tous les rapports, beaucoup de chemin à faire pour arriver de l'alphabet tagala au dévanagari.

D'après ce que je viens d'exposer, il me semble évident qu'il existe, dans les deux classes d'alphabets désignées ici, une tendance progressive au perfectionnement de l'écriture. Je ne prétends cependant pas soutenir, sur ces données seules, que telle ait été réellement la marche historique de ce perfectionnement, et bien moins encore que l'alphabet tagala ait nécessairement dû servir d'échelon pour s'élever au dévanagari: je me borne, pour le moment, simplement à prouver, par la nature même de ces alphabets, qu'ils sont réellement du même genre, mais que le dévanagari complète le travail que le tagala et ceux qui lui ressemblent laissent imparfait.

Comme le système de ces alphabets moins parfaits est renfermé, pour ainsi dire, dans le système plus étendu du dévanagari, on peut supposer que les Tagalas n'ont pris de cet alphabet venu à leur connaissance que ce qu'il fallait à leur langue, beaucoup plus simple et moins riche dans son système phonétique. L'alphabet tagala serait, d'après cela, le dévanagari en raccourci. Mais c'est cette supposition surtout que je voudrais combattre; elle me semble être dénuée de toute probabilité. Quelque simple que soit l'alphabet tagala, il est complet dans son système; et dès qu'on lui accorde le principe sur lequel il est calqué, de ne noter les syllabes composées que par leurs voyelles seulement, il ne s'y trouve rien de superflu ni de défectueux. Il aurait été vraiment difficile d'abstraire aussi méthodiquement du dévanagari un système qu'il renferme en effet, mais qui ne forme que la moitié de sa tendance vers l'écriture alphabétique. Les syllabes des mots tagalas sont pourtant assez souvent terminées par des consonnes suffisamment prononcées; l'inconvénient de ne pas les noter se fait considérablement sentir, comme nous le voyons par le témoignage des missionnaires espagnols: pourquoi donc aurait-on repoussé l'adoption du *virama*, moyen si simple et si facile à adapter à toute écriture? La langue barmane est, sous le rapport de la formation des mots, pour le moins tout aussi simple que la langue *tagala*; elle a cependant adopté, même dans la partie qui lui est entièrement propre, tous les moyens de marquer les sons que le dévanagari lui offrait. Le même cas existe chez les Javanais et les Telougous: l'alphabet tamoul est moins nombreux en signes, mais fait également usage du *virama* et de la réunion des consonnes par ce moyen. Pourquoi, si le dévanagari, dans l'état où nous le connaissons à présent, avait donné origine à leurs alphabets, les Tagalas, les Bugis et les Sumatrans n'auraient-ils pas fait de même? On peut dire que les Hindous avaient des établissemens moins fixes dans ces pays; mais cette circonstance, qui n'est même pas exacte pour Sumatra, change peu à l'état de la question: car il est beaucoup moins croyable qu'on ait pu à la hâte adapter l'alphabet hindou aux langues indigènes, d'une manière à la fois aussi méthodique et aussi incomplète.

Mais ce qui tranche la question, c'est qu'un examen plus réfléchi du dévanagari lui-même prouve qu'il a existé avant lui peut-être plus d'un alphabet dressé sur le même système, mais moins parfait que lui. Le dévanagari est visiblement sorti d'un système syllabique d'alphabets; il n'est pas une invention, mais seulement un perfectionnement du système. Le dévanagari ne se distingue d'une écriture vraiment alphabétique que par des choses qu'avec raison l'on peut nommer accessoires. Traiter l'*a* bref de voyelle inhérente aux consonnes, se servir par cette raison du *virama*, placer l'*i* bref avant sa consonne, combiner les signes des consonnes au lieu de les écrire l'une après l'autre, voilà les seules différences entre lui et l'alphabet grec ou toute autre écriture alphabétique. L'isolement des syllabes dans les manuscrits est plutôt une habitude purement calligraphique. Les inventeurs du dévanagari avaient certainement, aussi bien que nous, le principe de l'écriture alphabétique; ils avaient franchi la grande difficulté qui arrête le progrès de la prononciation à l'écriture;

ils savaient détacher en tout sens les voyelles des consonnes, ils leur assignaient leurs limites et les marquaient avec précision. S'ils n'avaient eu aucun alphabet déjà existant sous les yeux, s'ils avaient dû travailler tout à neuf, ils auraient très-probablement formé une écriture alphabétique; car pourquoi, sachant parfaitement bien détacher les voyelles des consonnes et leur assigner leurs valeurs d'après leurs différentes positions, auraient-ils, par exemple, renfermé une voyelle dans une consonne, pour l'en détacher un moment après par un signe inventé pour cet usage? Mais ils ont visiblement pris à tâche de perfectionner une écriture syllabique au point qu'elle rendît tous les services d'une écriture alphabétique; car voilà ce qu'on peut dire de l'admirable arrangement du dévanagari.

Je ne crois pas que l'écriture alphabétique ait dû être nécessairement précédée de l'écriture syllabique; une telle supposition me paraît trop systématique: mais toute la structure du dévanagari me semble prouver qu'il n'a pas été fait d'un jet. Tout y est explicable, dès qu'on suppose qu'on a voulu rendre plus parfait un système déjà existant, remplir ses lacunes, corriger ses défauts; sans cette supposition, il est inconcevable comment, connaissant si bien la nature des sons, étant habitué à les faire passer par toute la série de leurs modifications, sachant parfaitement balancer et contre-balancer leurs valeurs dans la formation des mots, on ait voulu se traîner encore dans la route des écritures syllabiques, tandis que l'écriture alphabétique est évidemment la seule véritable solution du grand problème de peindre la parole aux yeux. Je crois donc que l'alphabet tagala, avec tous ceux qui sont basés sur le même système, appartient à une classe d'alphabets antérieurs au dévanagari, ou du moins qu'il n'en est pas tiré. On pourrait plutôt croire ces alphabets des îles entièrement étrangers à l'alphabet du continent de l'Inde (et, dans ce cas, ils pourraient même lui être postérieurs), si la ressemblance des caractères ne s'opposait pas à une pareille supposition.

Je trouve avec vous, Monsieur, l'alphabet tagala très-remarquable, puisqu'il offre précisément la moitié du travail qu'il fallait faire pour se former une écriture capable de représenter la prononciation toute entière. Il appartient à la même classe que le dévanagari; je n'oserais décider si, pour cela, cet alphabet est d'origine indienne. De plus profondes recherches prouveront peut-être que la partie fondamentale du sanscrit a de fréquentes affinités avec les langues à l'est de l'Inde et avec celles des îles; les Hindous auraient donc bien pu avoir des alphabets d'une nation de ces contrées devant les yeux. Ce qui me paraît certain, c'est que les alphabets syllabiques, ceux surtout du genre de l'alphabet tagala, ont des rapports fort intimes avec la structure des langues monosyllabiques de ces contrées, et avec le passage de cet état des langues à un autre plus compliqué. Autant que chaque syllabe forme un mot à elle seule, les syllabes sont simples, mais variées dans les modifications et les accens des voyelles; on note alors facilement l'articulation principale, et l'on néglige impunément le reste: mais si des nations viennent à réunir plusieurs syllabes dans le même mot, et qu'elles visent à donner à chaque mot l'unité d'un ensemble, en quoi repose principalement l'artifice grammatical des langues dans le sens le plus étendu, il arrive des compositions, des contractions, des intercalations. Alors naît la tendance vers l'écriture alphabétique: car on sent, en voulant tracer les mots, la nécessité d'aller aux premiers élémens, pour avoir la liberté de les réunir entièrement à volonté. Le dévanagari et le système grammatical que nous admirons dans le sanscrit datent probablement à-peu-près de la même époque; une langue tellement organisée supposait une nation à laquelle le dernier perfectionnement et même l'invention de l'alphabet ne pouvaient pas rester long-temps étrangers. Le tagala était évidemment resté en arrière, avec son alphabet beaucoup trop borné pour la structure grammaticale de la langue.

Rien, au reste, n'empêcherait aussi que les habitans des Philippines fussent redevables de leurs alphabets aux Hindous. L'influence de l'Inde sur l'archipel qui l'avoisine a été exercée de manières et à des époques fort différentes; et l'on reconnaît ces époques, en quelque façon, au genre et à la coupe des mots que les langues de ces contrées ont adoptés du sanscrit. Les communications avec les Philippines m'ont paru, d'après ces considérations, être très-anciennes: le difficile est seulement de trouver une époque où l'on pourrait attribuer à l'Inde un alphabet aussi incomplet. Le sanscrit n'a certainement jamais pu être écrit par son moyen. Il est donc peut-être plus juste de dire que ces alphabets sont d'origine inconnue, que leur prototype doit être d'une haute antiquité, qu'il a servi de base au dévanagari lui-même; mais que c'est toujours de l'Inde que l'alphabet indien a obtenu tous les perfectionnemens de son système. Le dévanagari lui-même a éprouvé des changemens; mais si je nomme cet alphabet, je parle seulement de sa constitution, et plus particulièrement du principe qui tend en lui à réunir, dans l'écriture syllabique, tous les avantages de l'écriture alphabétique.

Votre interprétation du passage de Diodore me semble très-juste, Monsieur, et elle a le mérite de prouver combien ce passage est remarquable. Je n'hésite pas à avancer que c'est le seul, dans tous les auteurs grecs et romains, où une propriété très-particulière d'une langue étrangère ait été saisie avec autant de justesse. Le principe fondamental des alphabets syllabiques de l'Asie orientale y est exposé clairement; mais personne ne l'y avait découvert avant vous (¹). Je prends avec vous, Monsieur, les *γράμματα* pour les groupes syllabiques, et les *χαρακτῆρας*

(¹) Diodore de Sicile a donné dans le IIe livre de son histoire universelle un extrait des voyages d'Iamboule dans les îles de l'Océan: *περὶ δὲ τῆς κατὰ τὸν Ὠκεανὸν εὑρεθείσης νήσου κατὰ τὴν μεσημβρίαν* etc. Ce Grec, qui traversait l'Arabie pour se rendre aux Pays des Aromates, *ἐπὶ τὴν ἀρωματοφόρον*, fut enlevé par des brigands, trainé en Éthiopie, et de là déporté, comme l'exigeait une superstition nationale, dans une île australe située au milieu de l'Océan: ce ne fut qu'après une longue traversée qu'Iamboule aborda à cette île mystérieuse; *τούτους δὲ πλεύσαντας πέλαγος μέγα καὶ χειμασθέντας ἐν μησὶ τέτταρσι προσενεχθῆναι τῇ προσημανθείσῃ νήσῳ, στρογγύλῃ μὲν ὑπαρχούσῃ τῷ σχήματι, τὴν δὲ περίμετρον ἐχούσῃ σταδίων ὡς πεντακισχιλίων. Ἑπτὰ δ' ἦσαν αὗται νῆσοι παραπλήσιαι μὲν τοῖς μεγέθεσι, σύμμετρον δ' ἀλλήλων διεστηκυῖαι, πᾶσαι δὲ τοῖς αὐτοῖς ἔθεσι καὶ νόμοις χρώμεναι.* Contraint de sortir de l'île, Iamboule atteignit les côtes de l'Inde après quatre mois de navigation: *πλεῦσαι πλεῖον ἢ τέτταρας (πέντε) μῆνας· ἐκπεσεῖν δὲ κατὰ τὴν Ἰνδικὴν εἰς ἄμμους καὶ τεναγώδεις τόπους* etc. Iamboule, rendu à sa patrie par le roi de *Polibothra* (Palibothra), écrivit une relation de ses voyages: *Ὁ δὲ Ἰαμβοῦλος οὗτος ταῦτά τε ἀναγραφῆς ἠξίωσε, καὶ περὶ τῶν κατὰ τὴν Ἰνδικὴν οὐκ ὀλίγα συνετάξατο τῶν ἀγνοουμένων παρὰ τοῖς ἄλλοις.* (Jacquet. De la relation et de l'alphabet indien d'Iamboule. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 20.) — *Die Stelle Diodor's über das Alphabet dieser Insel lautet so: Γράμμασί τε αὐτοὺς χρῆσθαι, κατὰ μὲν τὴν δύναμιν τῶν σημαινόντων, εἴκοσι καὶ ὀκτὼ τὸν ἀριθμόν· κατὰ δὲ τοὺς χαρακτῆρας, ἑπτά· ὧν ἕκαστον τετραχῶς μετασχηματίζεσθαι. Γράφουσι δὲ τοὺς στίχους οὐκ εἰς τὸ πλάγιον ἐκτείνοντες, ὥσπερ ἡμεῖς, ἀλλ' ἄνωθεν κάτω καταγράφοντες εἰς ὀρθόν.* (l. c. p. 23. 24.) *Man lese die geistreiche Kritik selbst nach, welcher Hr. Jacquet diese letzte Stelle Diodor's, so wie seine ganze Erzählung von der Reise des Iambulos, unterwirft.* (l. c. p. 20-30.)

pour les consonnes; non pas que Diodore les ait reconnues comme telles, mais parce que, dans ces alphabets, les consonnes seules s'annoncent par leurs formes comme de véritables lettres. Je crois donc que Diodore parle d'abord du nombre des signes de tout le syllabaire, et qu'il passe de là à celui des consonnes et des voyelles. Ce sont ces nombres seuls que je crois erronés dans le texte de Diodore, et encore ne le sont-ils que pour leur valeur: les rapports dans lesquels ils se trouvent sont parfaitement justes; car le nombre des signes du syllabaire est le plus considérable, et égal au produit de celui des consonnes multipliées par les voyelles. Il ne me parait pas nécessaire de faire entrer les *vargas* dans le passage; c'est en quoi seulement je voudrais, Monsieur, différer de votre opinion.

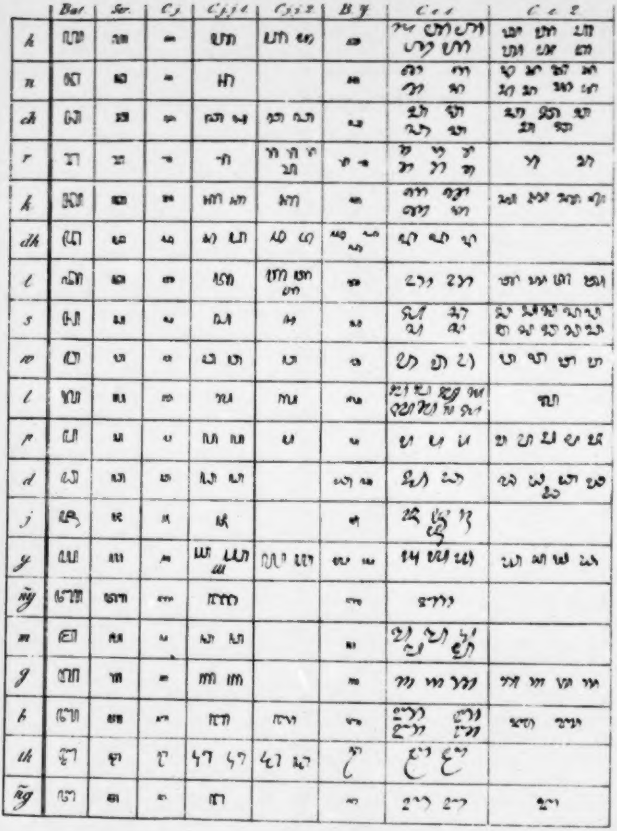
Tegel, ce 10 décembre 1831.

G. DE HUMBOLDT.

* * *

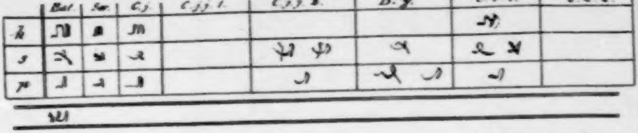
Javanisches Alphabet.

I Einfache oder Consonanten [haksara]

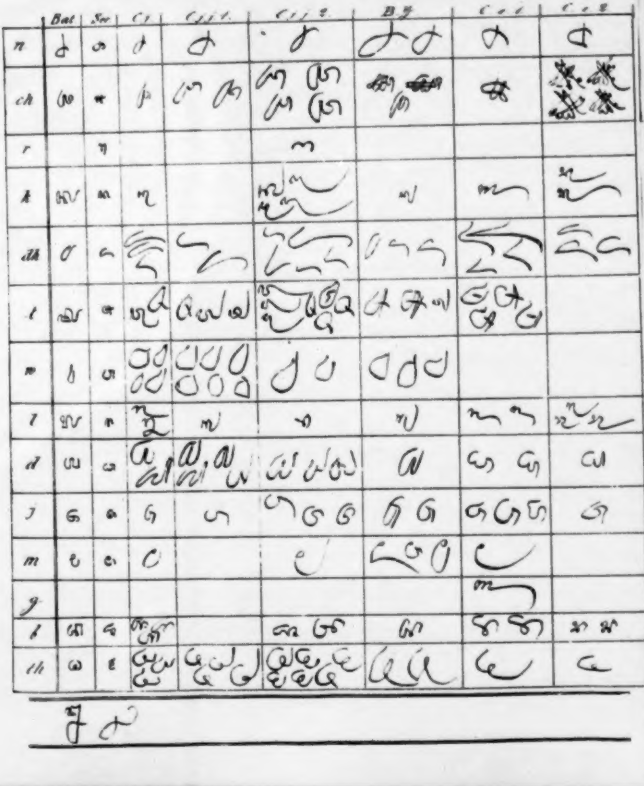

Bat.
Sr.
C.j
C.j.j.1
C.j.j.2
B.J
C.c.1
C.c.2
h
n
ch
r
k
dh
t
s
w
l
p
d
j
y
ñy
m
g
b
th
ñg

Javanisches Alphabet.

II. Verbundene Consonanten [pasangngan] in der Reihe.

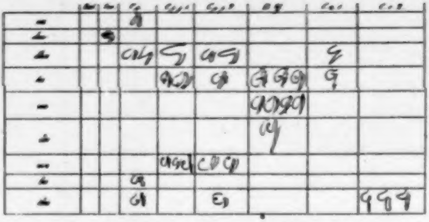

Bat.
Sw.
C.j.
C.j.j. 1.
C.j.j. 2.
B.g.
C.e. 1.
C.e. 2.
k
s
p

III.a. Verbundene Consonanten [pasangngan] unter der Reihe

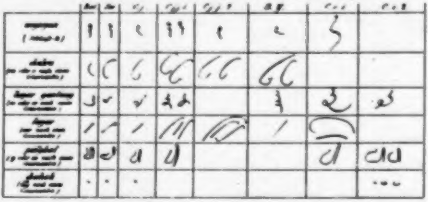

Bat
Sw.
C.j.
C.j.j. 1.
C.j.j. 2.
B.g.
C.e. 1.
C.e. 2.
n
ch
r
k
th
t
w
l
d
j
m
g
b
th

Javanisches Alphabet.

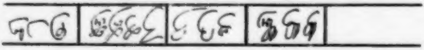
III. b [illegible]



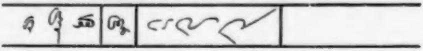
IV. a [illegible]



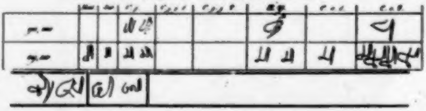
IV. b [illegible]



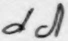
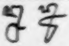
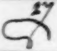
IV. c [illegible]



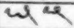
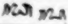
IV. d [illegible]



V. palĕn, rĕ, lĕ.

	Bat.	Sc.	C.j.	C.j.j.1	C.j.j.2	B.Y.	C.c.1	C.c.2
palĕn								
pa cĕrĕk (rĕ)								
ñga lĕlĕt (lĕ)								

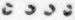
VI. Grosse Consonanten (haksara gedé).

	Bat.	Sc.	C.j.	C.j.j.1	C.j.j.2	B.Y.	C.c.1	C.c.2
n								
r								
h								
t								
s								
p								
j								
ñy								
g								
ḃ								
kikamait								

VII. Anfangs-Vocale (haksara panjĕn).

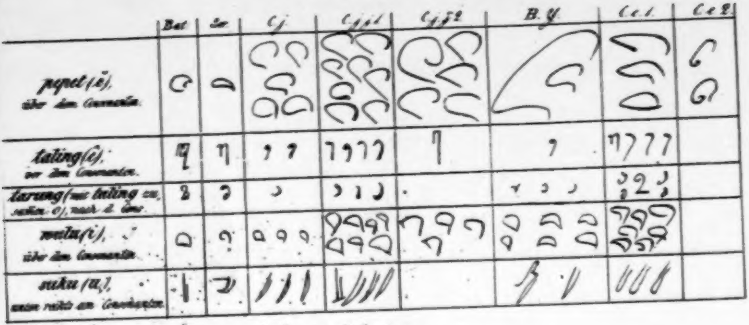
	Bat.	Sc.	C.j.	C.j.j.1	C.j.j.2	B.Y.	C.c.1	C.c.2
a								
ĭ								
ī								
e								
u								

VIII. Zeichen bei Arabischen und anderen fremden Consonanten.

	Bat.	Sc.	C.j.	C.j.j.1	C.j.j.2	B.Y.	C.c.1	C.c.2
								

Javanisches Alphabet.

IX. Vocalzeichen (zu den sandangngan gehörig).

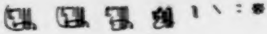

Bat.
Sur.
C.j.
C.j.f.1
C.j.f.2
B.Y.
C.e.1
C.e.2
pepet (ĕ), über dem Consonanten.
taling (é), vor dem Consonanten.
tarung (mit taling zusammen: o), nach d. Cons.
wulu (i), über dem Consonanten.
suku (u), unten rechts am Consonanten.

X. Zahlzeichen.

	Bat.	Sur.
1	꧑	꧑
2	꧒	꧒
3	꧓	꧓
4	꧔	꧔
5	꧕	꧕
6	꧖	꧖
7	꧗	꧗
8	꧘	꧘
9	꧙	꧙
0	0	0

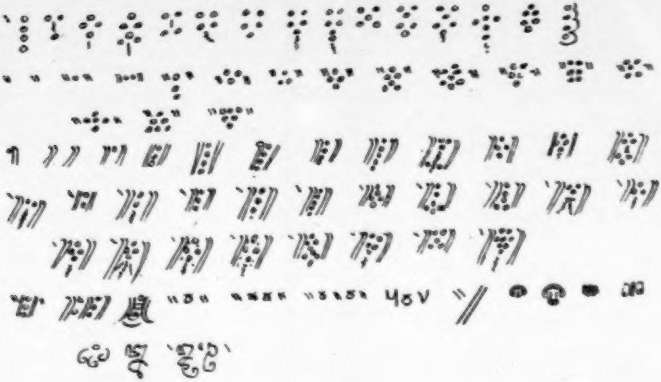
Javanische Unterscheidungszeichen.

Zeichen in der Druckschrift.



Zeichen in Crawfurd's Handschrift des Brata Yuddha.

1. Zwischen dem Texte, der Erklärung und der Übersetzung.



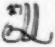
2. im Anfange der Verse.

1.

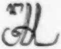
2.

3.

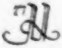
4.



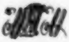
5.



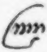
6.



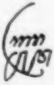
7.



8.

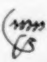


9.

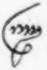


10.

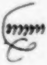
11.



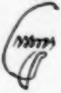
12.



13.



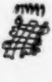
14.



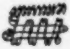
15.

16.

17.

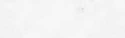


18.



19.

20.



Javanische Schriftproben.

I. Druck von Batavia.

[illegible]

[illegible]

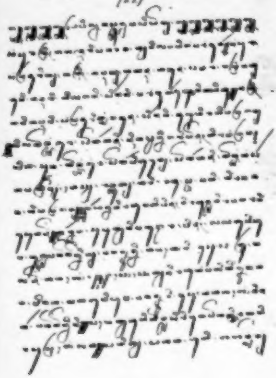
II. Druck von Serampur.

[illegible]

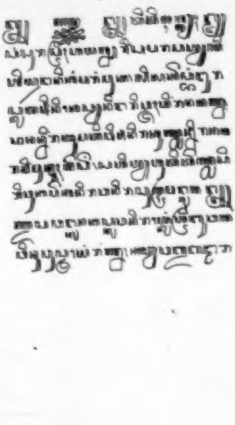
[illegible]

Javanische Schriftproben.

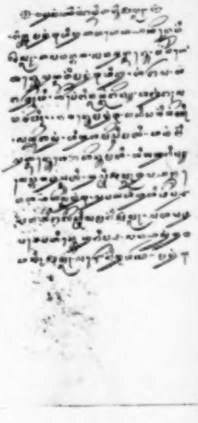
[illegible]



[illegible]

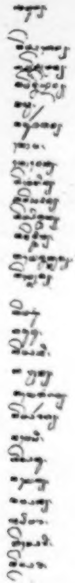


[illegible]

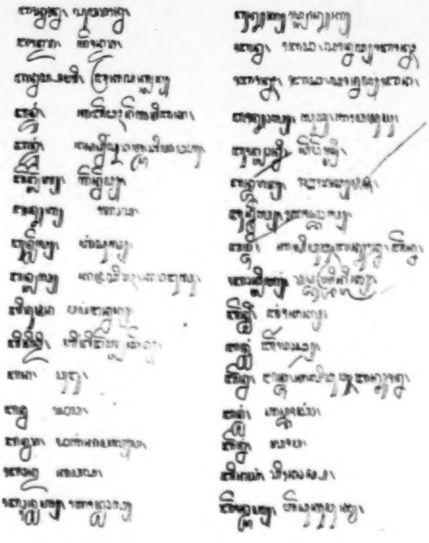


Javanische Schriftproben.

IV [illegible] Javanisch - Englisches Wörterbuch.
[illegible]

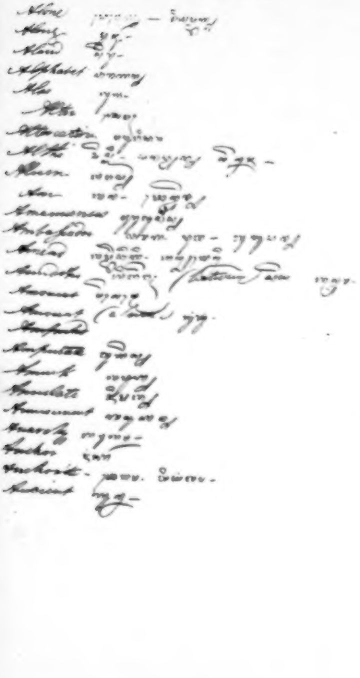


IX [illegible] Javanisches Wörterbuch
[illegible]

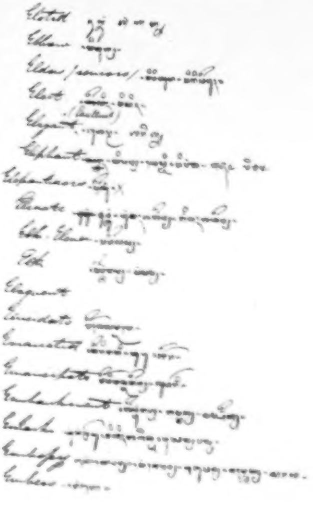


Aramäische Schriftproben

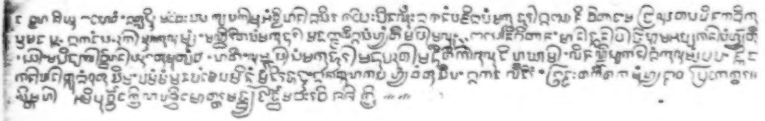
VIII. [illegible]



IX. [illegible]



Probe der auf dem Gute des Grafen von Minto in Schottland befindlichen Steinschrift.



Über

die Kawi-Sprache auf der Insel Java,

nebst

einer Einleitung

über

die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues

und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

Von

WILHELM von HUMBOLDT.

Dritter Band.

(Südsee-Sprachen, als östlicher Zweig des Malayischen Sprachstammes.)

Berlin.
Gedruckt in der Druckerei der Königlichen Akademie
der Wissenschaften.
1839.

In Commission bei F. Dümmler.

Dritter Abschnitt.

Über die Sprachen der Südsee-Inseln.

§. 22.

Die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues aufzusuchen, sie in ihrer wesentlichen Beschaffenheit zu schildern, die scheinbar unendliche Mannigfaltigkeit, von richtig gewählten Standpunkten aus, auf eine einfachere Weise zu ordnen, den Quellen jener Verschiedenheit, so wie ihrem Einfluſs auf die Denkkraft, Empfindung und Sinnesart der Sprechenden nachzugehen, und durch alle Umwandlungen der Geschichte hindurch dem Gange der geistigen Entwicklung der Menschheit an der Hand der tief in dieselbe verschlungenen, sie von Stufe zu Stufe begleitenden Sprache zu folgen, ist das wichtige und vielumfassende Geschäft der allgemeinen Sprachkunde. Es bedurfte der Zeit und mannigfaltiger Zurüstungen, ehe nur der Begriff dieser Wissenschaft vollständig aufgefaſst werden konnte, von welcher die Alten noch keine Ahndung besaſsen. Zwar bereiteten die Griechen dasjenige vor, was die nothwendigste und festeste Grundlage derselben ausmacht. Denn die Neueren verdanken ihnen die wesentlichsten Ideen der allgemeinen Grammatik, von welcher alle Sprachkunde zuerst ausgehen muſs. Die besondere, immer auf die philosophisch genaue Bezeichnung der grammatischen Begriffe gerichtete Natur ihrer Sprache leitete sie von selbst darauf hin. Aber bei aller Stärke, Tiefe und Regsamkeit des Sprachsinnes gelangten die Griechen nie zu dem Punkt, auf welchem das Bedürfniſs der Erlernung fremder Sprachen, um der Sprache willen, fühlbar wird. Sie erhoben sich zu dem reinen Begriffe derselben; daſs es aber ein geschichtliches Studium der Sprachen geben könnte, welches, auf jenem einseitig verfolgten Wege unerreichbare, allgemeine Übersichten gewährte, blieb ihnen fremd. Dennoch muſs man sich gestehen, daſs auch im Alterthum ein genügender Theil der Erde, und hinlänglich bekannt war, um auch dem Sprachstudium Nahrung darzubieten. Es fehlten aber nicht bloſs eine Menge von Antrieben zu der Verbindung der Nationen, sondern es waren offenbar auch hemmende Ursachen vorhanden.

Ich setze diese vorzüglich in die Abgeschiedenheit, in welche sich im Alterthum, und noch tief bis in das Mittelalter hinein, die Nationen ummauerten, und in eine unrichtige Ansicht von der Natur der Sprache in ihrer möglichen Verschiedenheit. Die erstere hinderte, sich so angelegentlich mit fremden Nationen zu beschäftigen, als es nothwendig aller Sprachkunde vorausgehen muſs; die letztere machte, daſs auch die hinlänglich bekannten Sprachen lange, und bis in ganz späte Zeiten hin, für die Wissenschaft unbenutzt blieben. Wenn es eine Idee giebt, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher miſsverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes beweist, so ist es die der Menschlichkeit, das Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen stellen, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen groſsen, nahe verbrüderten Stamm, ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte, äuſserste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit, ihm entdeckbar, ihn Gestirne umflammen, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, die Seen hinaus, die seine enge Heimath umschlieſsen, und sich dann gleich wieder pflanzenartig zurück, wie das überhaupt das Rührende und Schöne im Menschen ist, daſs Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschlieſslich am Augenblicke zu haften. So festgewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechts zu einer der groſsen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit, und es läſst sich stufenweis zeigen, wie und durch welche Mittel sie in immer zunehmendem Grade verwirklicht worden ist. Alle solche Ideen, ununterbrochen ihrem Zwecke zueilend, erscheinen, neben ihren reinen Offenbarungen, auch in oft fast unkenntlichen Abarten. Abarten jener sind, ihrem Ursprunge und Zwecke nach, alle aus selbstsüchtigen oder doch, nach dem Ausdruck der Indischen Philosophie, der Irdischheit entnommenen Absichten begonnenen Länder- und Völkerverbindungen, ihrem Principe nach, wenn sie auch das Heiligste vorkehren, die die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen gewaltsam, unzart oder gleichgültig behandelnden. Die stürmenden Eroberungen Alexanders, die staatsklug bedächtigen der Römer, die wild grausamen der Mexicaner, die despotischen Ländervereinigungen der Incas, und so viele andere Ereignisse gehören hierher. Alle in beiden Welten haben dazu beigetragen, das vereinzelte Dasein der Völker aufzuheben und weitere Verbindungen zu stiften. Groſse und starke Gemüther, ganze Nationen handelten unter der Macht einer Idee, die ihnen in ihrer Reinheit gänzlich fremd war. In der Wahrheit ihrer tiefen Milde sprach sie zuerst, ob es ihr gleich nur langsam Eingang verschaffen konnte, das Christenthum aus. Früher kommen nur einzelne Anklänge vor. Die neuere Zeit hat den Begriff der Civilisation lebendiger aufgefaſst und wohlthätig auf diesen Zweck gewandt; die civilisirten Nationen fühlen das Bedürfniſs, die unter ihnen herrschende Verbindung und Cultur weiter zu verbreiten; auch die Selbstsucht gewinnt die Überzeugung, daſs sie auf diesem Wege weiter gelangt, als auf dem gewaltsamer Absonderung; und menschenfreundliche Philosophie und weise Gesetzgebung haben den Grundsatz klar und rein aufgestellt. Die Sprache umschlingt mehr, als sonst etwas im Menschen, das ganze Geschlecht. Gerade in ihrer völkertrennenden Eigenschaft vereinigt sie durch das Wechselverständniſs fremdartiger Rede die Verschiedenheit der Individualitäten, ohne ihrer Eigenthümlichkeit Eintrag zu thun; und die Religion und Civilisation sind es, allein neben so vielen andren, die Brust öde lassenden menschlichen Bestrebungen, welche dasjenige aufsuchen müssen, wozu nur die heimathliche Sprache den Schlüssel bewahrt.

§. 23.

Es schien gewissermaſsen nothwendig, diese Betrachtungen vorauszuschicken, wenn man im Begriff ist, von Sprachen zu reden, die sich, unter viele Inselvölker vertheilt, gleichsam vereinsamt in einem weiten und fernen Oceane finden. Es bedurfte einer groſsen Ausdehnung der Kenntniſs des Erdbodens, eines regen Eifers, auch in den entlegensten Gegenden Verbindungen anzuknüpfen, und sich mit den Eingebornen zu befreunden, um dem Begriff der Sprachkunde die Entwicklung zu geben, welche es möglich macht, so entfernte und so vereinzelte Mundarten in die allgemeine Sprachenverkettung einzuführen.

Um jedoch die innern Inselgruppen der Südsee in allen Beziehungen ihrer Sprachen zu übersehen, muſs man seine Blicke auf den ganzen ungeheuren Archipel (1) werfen, der sich, von Abend nach Morgen, von Sumatra bis zur Oster-Insel, und, von Mittag gen Mitternacht, von Neu-Seeland bis zu den Sandwich-Inseln erstreckt. Diese Inselwelt besitzt eine sehr groſse Anzahl von Sprachen oder Mundarten. Hr. Adrian Balbi, um das neueste Werk der allgemeinen Sprachkunde anzuführen, zählt in seinem ethnographischen Atlas (2) gegen 120 derselben, und natürlich können solche Aufzählungen nie ganz vollständig sein.

Die gründlichen und gelehrten Forschungen Leyden's, Crawfurd's, Marsden's und Raffles, und ganz neuerlich die geistreichen Bemerkungen eines unsrer Mitbürger, des Herrn von Chamisso, welcher diesen Archipel auf der Kotzebueschen Entdeckungsreise besuchte, haben zwar sehr viel Licht über diese Sprachen verbreitet; indeſs bleibt doch zur genauen Bestimmung ihrer Eigenthümlichkeit noch immer nicht wenig zu thun übrig. Die Sprachen dieser Inselkette werden für Schwestersprachen gehalten, und zum Malayischen Sprachstamm gerechnet. Wenn man aber den Grad der Genauigkeit fordert, welcher Sprachuntersuchungen, nach der heutigen Lage des Studiums, gebührt, so kann dies noch nicht als mit Sicherheit festgestellt erscheinen.

Dennoch haben die Untersuchungen dieses Sprachgebiets gerade vorzugsweise eine groſse Wichtigkeit. Denn auf der einen Seite gränzen diese Sprachen an die Indischen, und einige derselben enthalten eine nicht unbedeutende Anzahl Sanskritischer Wörter. Ihre Geschichte hängt also insofern mit den Schicksalen des Sanskrits zusammen; und es ist schwer zu bestimmen, ob dies gegen den Zustand, in welchem wir diese Sprache kennen, die früheren oder späteren sein dürften? Auf der andren Seite könnte zwischen ihnen und den Amerikanischen ein Zusammenhang irgend einer

---

(1) Zur näheren Bezeichnung bemerke ich, daſs ich hier den ganzen Theil des Erdbodens meine, welchen Malte-Brun nach einer, in mancher Hinsicht bequemen, aber doch immer willkührlichen Abtheilung, Océanique nennt.

(2) Tafel 22.

Art vorhanden sein (1). Indem ich keinesweges die Wichtigkeit einiger hauptsächlicher Grundzüge, in welchen diese beiden Sprachmassen übereinkommen, verkenne, so hat mich aber doch mein bisheriges Studium der Amerikanischen Sprachen überzeugt, daſs man sich dieser Richtung nicht leichtgläubig anvertrauen darf. Allein die Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu behalten, bewegen mich mehrere, nicht unwichtige Thatsachen, von welchen ich hier nur einige anführen will.

In Nord-Amerika, namentlich in Kentucky und Tenessee, finden sich eine groſse Menge von Grabhügeln mit getrockneten Leichnamen, an welchen man einen andren Schädel- und Knochenbau, als an den heutigen Eingebornen dieser Gegenden, bemerken will. Die Leichname waren in netzartige Gewebe von starken Fäden mit eingeflochtenen Federn eingewickelt, und diese Gewebe gleichen vollkommen den noch jetzt auf den Sandwich-, den Carolinen-, und den Fidgi-Inseln verfertigten, wie man sich durch die unmittelbare Vergleichung mit solchen, zufällig gerade aus der Südsee nach Newyork gekommenen überzeugte (2).

Von der übereinstimmenden Sitte auf Tahiti und bei den Abiponen, bei gewissen Gelegenheiten Wörter auſser Gebrauch zu setzen und dafür andere Ausdrücke einzuführen, so wie über den sonderbaren Gedanken des Königs der Sandwich-Inseln, eine ganz neue Sprache anzuordnen, habe ich schon oben (S. 295. 296.) gesprochen.

---

(1) Hr. v. Chamisso, dessen geistreichen Bemerkungen, vorzüglich über Polynesien, in Kotzebue's Entdeckungsreise (Th. 3. S. 1-179.) man nur eine gröſsere Ausführlichkeit wünschen möchte (*l. c.* S. 48-50.), erinnert mit Recht, daſs, wenn Zusammenhang vorhanden sei, er nur auf eine Einwanderung nach, nicht auf eine Auswanderung aus Amerika hindeute. Die von ihm auch gegen die erstere angeführten Gründe betreffen aber nur die, allerdings sehr voreilig behauptete, bestimmte Verwandtschaft der Südsee-Insulaner mit den Araucanen und Patagoniern. Nicholas (*Narrative of a voyage to New Zealand. Vol.* 2. *p.* 265. 266.) erklärt sich auch gegen den Amerikanischen Ursprung der Neu-Seeländer, gewiſs mit Recht, aber aus sehr schwachen Gründen.

(2) Hr. Mitchill gründet hierauf in der *Archaeologia Americana* (*p.* 231. 323. 324.) die Vermuthung, daſs Colonien von Austral-Asiaten und Malayen in Nord-Amerika landeten, in die Gegend zwischen den groſsen Seen und Mexico eindrangen, dort die noch vorhandenen Erdwälle, Hügel und Festungswerke aufwarfen, aber von Tatarischen (d. h. doch wohl Mongolischen) Stämmen besiegt und vernichtet wurden, die durch die Nordost-Küste von Amerika einwanderten, und die Stammväter der jetzigen dortigen Eingebornen sind. Man vgl. A. v. Humboldt, *relation historique. T.* 3. *p.* 156.

Endlich, um auch von der Sprachform einen auffallenden Zug der Ähnlichkeit anzuführen, wird der doppelte Ausdruck der 1. Person des Plurals, je nachdem die angeredete Person darin mit aufgenommen, oder davon ausgeschlossen wird, in mehreren Amerikanischen Sprachen angetroffen, und galt bisher sogar ausschlieſsend für eine Eigenthümlichkeit des Amerikanischen Sprachbaues. Er findet sich aber in den meisten hier betrachteten Sprachen, im Malayischen, auf den Philippinen, und in denen Polynesiens. In den letzteren ist er dergestalt ausgebildet, und auch auf den Dualis erweitert, daſs man, wenn man bloſs auf den Begriff sieht, ohne über den geschichtlichen Ursprung entscheiden zu wollen, diese Sprachen als den Sitz und die Heimath dieser grammatischen Form ansehen muſs. Auſser der Südsee und Amerika kenne ich ihn nur im Mandschuischen.

An das Chinesische erinnern die Südsee-Sprachen bisweilen durch ihre Constructionsart, allein auch dadurch, daſs die Wörter durch so leise und zarte Beugungen des Lauts, daſs das Ohr eines Fremden sie kaum zu unterscheiden vermag, ganz verschiedene Bedeutungen erhalten. Auf diese Weise soll *oe* (das als ein kurzer Diphthong auszusprechen ist) zu den Bedeutungen du, Schwert (1), Glocke, Hungersnoth, Irrthum kommen können.

Vielleicht liegt hierin eine Andeutung, welche Bewandtniſs es mit der Vielheit von Begriffen hat, die auch in andren Sprachen, selbst im Sanskrit, bisweilen durch dasselbe Wort bezeichnet sind, und ein Wink, nicht zu sehr dem innren Zusammenhang dieser Begriffe nachzuforschen. Die feineren Unterschiede der Aussprache konnten nach und nach untergehen, und die Vielfachheit der Begriffe blieb nun demselben Laut (2).

An das Chinesische erinnern diese Sprachen auch dadurch, daſs die Wörter, welche in ihnen die grammatischen Verhältnisse bezeichnen, meistentheils abgesondert dem Ausdruck des Begriffes vorangehen oder nachfolgen, so daſs sie eher, als die meisten andren Sprachen, mit einer der Chinesischen ähnlichen Schrift geschrieben werden könnten. Durch die Beständigkeit und Regelmäſsigkeit dieser Bezeichnungen bilden sie aber eine Art Übergang von der Chinesischen zu den mit Affixen versehenen Sprachen.

---

(1) Die ersten beiden dieser Bedeutungen kommen in der Tahitischen Gramm. *p.* 14. 16. und in der Übers. des Evang. Joh. 18, 10. vor, die letzten drei finde ich nur, mit der ganzen obigen Bemerkung, in Balbi's *introduction. p.* 262.

(2) Über die Behauptungen, daſs das Schwein und der Hund in Chile vor den Spaniern einheimisch gewesen, und von Westen dahin gekommen sei, und daſs die Chilesen den berauschenden Kava-Trank unter demselben Namen besitzen, vergleiche man Ad. v. Chamisso in Kotzebue's Entdeckungsreise. Th. 3. *p.* 50.

Bisher hat man für die hier in Rede stehenden Sprachen gröſstentheils nur die Vergleichung von Wörterverzeichnissen angewendet. Obgleich diese Methode allein nicht ausreichen kann, so ist sie keinesweges zu tadeln. Man muſs nur die Wörter zur Vergleichung gehörig vorbereiten, und sie nach ihrem richtigen Laut und ihrer scharf aufgefaſsten Bedeutung zusammenstellen. Man muſs aus dem Mangel auffallender Ähnlichkeit nicht gleich auf Verschiedenheit der Sprachen schlieſsen, da tiefere Untersuchung oft Einerleiheit in, dem ersten Anblick nach auffallend abweichenden Lauten entdeckt, und muſs aus der sich findenden Gleichheit vieler Wörter nicht weitere Schlüsse ziehen, als sie zu machen berechtigt. Unmittelbar nämlich beweist sie nichts mehr, als daſs Wörter aus der einen Sprache in die andre übergegangen sind, was bei gar nicht verwandten Sprachen der Fall sein kann. Ob es endlich thunlich sein sollte, von derjenigen Wortähnlichkeit, welche Stammverwandtschaft begründen kann, die einer allgemeinen Sprachverwandtschaft angehörenden Wörter abzusondern? halte ich für sehr zweifelhaft. Hr. Klaproth (1) hat ein solches Wörterverzeichniſs aufzustellen versucht. Allein es scheint mir von diesen Zusammenstellungen von Wörtern eine gewisse Willkühr gar nicht getrennt werden zu können. Wollte man sie machen, so könnten sie sich, dünkt mich, nur auf Umstände gründen, welche eine gewisse Wahrscheinlichkeit enthalten, daſs derselbe Begriff an sehr verschiedenen Orten mit demselben Laut bezeichnet worden sei, was, wenn man das Nachmachen des Geräusches natürlicher Gegenstände ausnimmt, nur auf eine, immer unsichre Symbolik des Lautes hinauslaufen könnte. Auſserdem wäre wohl auch allerdings eine Sammlung vollkommen gleicher Laute unter Umständen, die keinem Gedanken an Stammverwandtschaft Raum geben, anziehend. Es würde sich alsdann zeigen, ob wirklich so viele Wörter zugleich nicht bloſs in zwei, drei, sondern in mehreren Sprachen vorkommen, daſs man berechtigt wird, sie als Trümmer einer verloren gegangenen Ursprache anzusehen? oder ob man sie dennoch verkannter Stammverwandtschaft oder dem bloſsen Zufall beimessen muſs? Daſs alle Wörtervergleichungen, um zu entscheidenden Erfolgen zu führen, an einer bedeutenden Anzahl von Wörtern vorgenommen werden müssen, versteht sich von selbst; und nun ist der Fall meistentheils so, daſs man von verschiedenen Sprachen entweder so wenige Nachrichten besitzt, daſs sich aus der Vergleichung nichts schlieſsen läſst, oder daſs, wenn die Quellen reichlicher flieſsen, man Unrecht hätte, bei bloſsen Wörtervergleichungen stehen zu bleiben. Wer wollte z. B. dies thun, um die Stammverwandtschaft des Sanskrits und Griechischen zu beweisen?

---

(1) *Asia polyglotta.* p. 35. 39.

Die Untersuchung des grammatischen Baues führt tiefer in die Natur der Sprache, und die Gleichheit concreter grammatischer Formen ist der sicherste und unwiderleglichste Beweis der Stammverwandtschaft, da alsdann Einerleiheit des Materials und Gebrauchs, folglich der gesammten Sprachbehandlung, zusammentrifft. Dagegen ist das bloſse Dasein, oder der Mangel dieser oder jener grammatischen Form in einer Sprache, wie z. B. das oben vom Plural Gesagte, kaum mehr, als ein Anstoſs, bestimmteren Verwandtschaftsspuren nachzuforschen. Überhaupt ist die Frage, ob die Untersuchung der Grammatik oder des Wörtervorraths wichtiger für das Erkennen der Verwandtschaft sei? durchaus unrichtig gestellt. Es ist weder das Eine, noch das Andre abgesondert, die ganze Sprache ist es, die aus beidem besteht. Ohne die, der Sprache erst Individualität gebenden Laute, ist der bloſse grammatische Bau ein ideales Gewebe, in dem auch sehr verschiedenartige Sprachen einander gleich sehen können. Durch genaue Kenntniſs der Grammatik wird aber der Wörtervorrath erst verständlich. Das Eine kann und darf nicht vom Andren getrennt werden. Nur so viel ist gewiſs, daſs selbst die einseitige grammatische Einsicht richtiger, als die bloſse Wörterkenntniſs, zum Ziel führt, und daſs der Mangel derselben zu gefährlichen Irrthümern verleiten kann.

Für die Prüfung der Sprachen des Südsee-Archipels ist nun, auch nach den bisherigen Hülfsmitteln, eine Arbeit noch übrig, auf die ich mich zunächst allein beschränke, nämlich die vergleichende Zergliederung derjenigen Sprachen desselben, von welchen wir hinlängliche grammatische Kenntniſs erlangen können. Diejenigen, bei denen die Hülfsmittel dazu nicht hinreichen, übergehe ich jetzt ganz, oder erwähne ihrer nur gelegentlich.

Da der grammatisch bekannten Sprachen in diesem Gebiete nur wenige sind, so fühle ich sehr wohl, daſs die ganze hier gestellte Aufgabe durch die gegenwärtige Arbeit nur zum kleinsten Theile gelöst werden kann. Aber sie ist doch bisher noch nicht gehörig unternommen worden, sie bildet eine nothwendige Grundlage, auf der es weiter fortzubauen möglich ist, und sie kann wenigstens im Einzelnen dahin führen, was jetzt als Vermuthung dasteht, als bewiesene Wahrheit zu befestigen, oder als Irrthum anzuerkennen.

Die Sprachen, zu denen mir jetzt Hülfsmittel zu Gebote stehen, sind die

Malayische,
Tagalische,
Pampangische,
Bisayische,
Tongische,
Neu-Seeländische und
Tahitische.

Von diesen werde ich jetzt die drei letzten zusammennehmen.

Man hat neuerlich angefangen, diese drei Sprachen mit der der Marquesas- und Sandwich-, so wie andrer Inseln des stillen Meers Dialekte der Polynesischen Sprache zu nennen, und die 1823 in Tahiti gedruckte Grammatik führt diesen Titel. Es wird in ihr von einer uralten, allgemeinen, nur in sehr viele Mundarten getheilten, in der Südsee einheimischen Polynesischen Sprache geredet. Es ist auch gewiſs, daſs wohl die meisten, wenn nicht alle diese Inseln sehr viele Wörter und die allgemeine Sprachanlage mit einander gemein haben. Aber eine und dieselbe Sprache sind darum diese Mundarten nicht; und es ist problematisch, ob eine der heutigen Mundarten, und welche die Ursprache, oder ob diese ganz untergegangen ist, und in den jetzigen Dialekten nur sehr verändert und vermischt fortbesteht?

Die vollkommene Übereinstimmung der heutigen Sprachen dieser Inseln selbst ist noch zweifelhaft. Von der Sprache der Fidgi-Inseln sagt die Tahitische Grammatik ausdrücklich, daſs sie einem von den Bewohnern der Freundschafts-Inseln und allen Polynesisch Redenden ungezweifelt verschiedenen Volksstamm angehöre, zwar mit Polynesischem vermischt sei, aber auch Elemente ganz fremder Art enthalte.

Die Fidgi-Bewohner haben krauseres Haar (1). Es ist nur sehr zu bedauern, daſs es doch noch an ausführlichen Nachrichten über die Fidgi-Inseln (2) fehlt. Nach demjenigen, was in Mariner's Werk darüber enthalten ist, zu urtheilen, sind ihre Bewohner zwar in einigen Einrichtungen und Erfindungen mehr vorgeschritten, aber auch grausamer, argwöhnischer und feindseliger gegen einander und gegen Fremde, als die der Freundschafts-Inseln. Die letzteren hatten aus eigner Erfindung nur schwache, zur Vögel- und Ratzenjagd taugliche Waffen, und Krieg und blutige Zwiste waren kaum unter ihnen bekannt. Erst durch häufigere Fahrten nach den Fidgi-Inseln, und durch den Antheil, den muthige und rüstige junge Leute an den dortigen Partheiungen und Fehden nahmen, lernten sie stärkere Bogen und Speere verfertigen und geschickter gebrauchen, sich das Gesicht bemalen, und im Gefecht durch ihren Anzug Furcht erregen. Auch gewannen sie, nach Mariner's Behauptung, die durch eine Stelle eines einheimischen Liedes, welches ich weiter unten mittheile, bestätigt wird, erst durch diese Züge Gefallen an Kriegen und innerlichen Unruhen. Die Epoche dieser Umänderung fällt in die Zeit der Ankunft Cook's auf den Freundschafts-Inseln, bereitete sich aber damals erst vor, da die Tonga-Bewohner kriegerische Zwiste in dieser Zeit noch nicht bei sich, sondern nur als freiwillige Theilnehmer auf den Fidgi-Inseln kannten (3). Der Argwohn der Fidgi-Bewohner erstreckt sich so weit, daſs, was erst durch sie auch einigermaſsen auf die Freundschafts-Inseln übergegangen ist, sie sich auch gegen ihre Freunde in beständiger Hut halten. Die Sitte, daſs bei dem Tode des Mannes diejenige seiner Frauen, die von der vornehmsten Familie ist, ihm im Grabe folgt, ist allgemein auf den Fidgi-Inseln verbreitet, und die Frauen hangen so sehr an diesem Recht, daſs eine, die ihren Mann auf Wawaü (einer Tonga-Insel) verlor, sich nicht davon abbringen lieſs, neben dem Leichnam ihres Mannes erdrosselt zu werden (4). Auf den Tonga-Inseln galt dieser Gebrauch nur in der Familie des Tuitonga, welche die vornehmste dieser

---

(1) Mariner. I. 327.

(2) Die Eingebornen dieser Inseln nennen sie Nawihi; hieraus ist Fidgi eine verderbte Tongische Aussprache. Mariner. I. *p.* 316.

(3) Mariner. I. 66. 319.

(4) Mariner. I. *p.* 329-331.

Inseln ist, und wurde während Hrn. Mariner's Anwesenheit auch in dieser abgeschafft. Wenn man daher sieht, welcher häufiger und beständiger Verkehr, nach Mariner's Nachrichten, zwischen den Tonga- und Fidgi-Inseln obwaltet, so wird es schwer, an eine sehr groſse Verschiedenheit der Sprache zu glauben. Auf jeden Fall fehlt es indeſs an den nöthigen Hülfsmitteln, den Umfang und die Beschaffenheit einer angeblich allgemeinen Polynesischen Sprache zu bestimmen; und es ist daher sichrer und einfacher, jede der besondren Sprachen und Mundarten für sich zu betrachten, und die Annäherung der einen zur andren einzeln zu prüfen.

§. 24.

Schon zwischen den dreien, die ich hier zu behandeln denke, herrscht ein verschiednes Verhältniſs. Denn indem die Neu-Seeländische und Tahitische Sprache wirklich nur fast wie Mundarten von einander abweichen, ist die Tongische viel mehr von beiden, auch grammatisch, verschieden.

Unter den Hülfsmitteln zur Kenntniſs dieser Sprachen verdient in Rücksicht auf die Authenticität, wie es scheint, die Tahitische Grammatik (1) den Vorzug, da sie von Missionaren an Ort und Stelle und unter beständiger Berathung mit den Eingebornen abgefaſst ist. Nur muſs man ihre Kürze und Unvollständigkeit bedauern. Auch hat man bis jetzt kein gedrucktes Wörterbuch der Tahitischen Sprache. Die hiesige Königliche Bibliothek besitzt aber schriftliche Aufsätze des älteren Forster, die schätzbare Materialien enthalten (2). Gedruckt giebt es ferner ein Abc-Buch mit

---

(1) *A grammar of the Tahitian dialect of the Polynesian language.* Tahiti. 1823. 8.

(2) Der bei weitem gröſste Theil dieser, hier und da nur mit Bleistift und sichtbar auf der Reise selbst aufgezeichneten Notizen besteht in Wörterregistern. Nur über die Tahitische Sprache kommen auch grammatische Nachrichten vor. Die Mundart der Gesellschafts-Inseln ist überhaupt am ausführlichsten behandelt, und das davon gegebene Wörterverzeichniſs gründet sich auf ein im Jahre 1769 von dem Schiffswundarzt Dr. Monkhouse angefertigtes handschriftliches; auch ist demselben das Bougainvillische einverleibt. Auſserdem giebt Forster Wörterregister von den drei Tongischen Inseln Namocka (Rotterdam), Ea-oowhe (Middelburg) und Tofooa, von einer der Marquesas-Inseln, Wäitäho (S. Christina), den beiden Hebridischen Mallicollo und Tanna, Neu-Seeland und der Oster-Insel. Zu allgemeinen Vergleichungen und zu genauerer Prüfung da, wo man dieselben Wörter aus andren Quellen kennt, leisten diese Materialien sehr nützliche Dienste. Doch ihnen allein zu

Leseübungen aus der biblischen Geschichte, eine Anweisung zum Rechnen mit einer chronologischen Tabelle der Geschichte der Gesellschafts-Inseln, einen Katechismus, eine Gesetzsammlung, und Übersetzungen der Evangelien auſser dem Evangelium Marcus, der Episteln Paulus, Judas und Johannes, und mehrere Stücke des alten Testaments (¹). Hierher ist nur das Abc-Buch, die Anweisung zum Rechnen und das Evangelium Johannis gekommen, das, da es am wenigsten Geschichtliches und die schwierigsten religiösen Begriffe enthält, gerade gar nicht tauglich ist, die Sprache eines ungebildeten Volkes daraus zu erlernen.

Die Tongische und Neu-Seeländische Grammatik sind von Wörterbüchern begleitet, aber beide in England nach schriftlichen und mündlichen Mittheilungen von Personen, die auf jenen Inseln gewesen und der Sprachen mächtig waren, verfaſst.

Die Tongische ist in William Mariner's (²) Beschreibung der Einwohner der Tonga-Inseln enthalten, und Dr. John Martin ist der Ver-

---

vertrauen, müssen billig folgende Gründe abschrecken. Erstlich ist sonderbarer Weise der bei weitem gröſste Theil dieser Wörterverzeichnisse durchstrichen, bald eine der beiden Spalten, bald in beiden jede einzelne Zeile, doch so, daſs die Schrift lesbar bleibt. Obgleich nun das allgemeine Ausstreichen nur anzuzeigen scheint, daſs von diesem ersten Concept eine andre Umarbeitung gemacht ist, so wird man doch dadurch irre, ob nicht auch Unrichtigkeiten damit vernichtet sind. Zweitens ist die Orthographie zwar zum Theil, und sogar mit Accenten und Zeichen, angegeben, aber doch nicht überall mit der nöthigen Genauigkeit und Deutlichkeit. Drittens enthalten die grammatischen Bemerkungen grobe Irrthümer und Mängel. So haben weder Monkhouse, noch Forster auch nur eine Ahndung des Duals und des ausschlieſsenden Pronomens gehabt, und der Dual wird so gegeben, als wäre es der Plural, und in der 1. Pers. bloſs einschlieſsend, was vermuthlich daher kommt, daſs er diese Pronominalformen aus Gesprächen mit einem Tahitier genommen, der, da sie nur zwei Sprechende waren, sich des Dualis und des einschlieſsenden Pronomens bedient hat. Endlich sind viele der von Forster angegebenen Wörter so sehr von denen der Missionare verschieden, daſs man nicht weiſs, was man daraus machen soll, und daſs nichts verwirrender sein könnte, als beide in demselben Wörterbuch mit einander zu vermischen. Man vergleiche nur Herz, Fuſs, Haar bei Forster, *ahòutoo*, *toboi* (dann auch *etapoüe*), *ourou* (auch *horoo*), mit den Ausdrücken der Missionare *aau*, *awae* und *roura*.

(¹) Balbi. *Introduction. p.* 263.

(²) *An account of the natives of the Tonga Islands with an original grammar and Vocabulary of their language, compiled and arranged from the extensive communications of Mr. William Mariner by John Martin, M. D.* London. 1817. 2. *Ed. with additions.* 1818. 2 Bände. 8. Ich folge in dieser Schrift der zweiten Ausgabe.

fasser und Herausgeber. Hr. Mariner lebte vier Jahre auf den Tonga-Inseln, war ein Günstling des Königs von Wawaü, Finau, und seines Sohnes, und redete die Sprache geläufig (1). Unter den Tonga-Inseln werden in diesem Werk die Freundschafts-Inseln, aber mit Einschluſs der Insel Wawaü, welche Cook, da er sie nicht besuchte, nicht dazu rechnete, verstanden, und es ist dies der Name, welchen ihnen die Eingebornen selbst geben (2). Wawaü ist die gröſste unter ihnen, aber Tonga wird für die edelste und vornehmste gehalten. Seit undenklicher Zeit pflegen die vornehmsten Häuptlinge dort ihren Sitz aufzuschlagen, und sich dort in den Gräbern ihrer Vorväter begraben zu lassen. Sie hat daher auch das Beiwort Tonga tabu, die geheiligte Tonga, in Beziehung auf den *tabu* erhalten, unter dem man ursprünglich die Heiligung einer Sache, die Handlung, sie irgend einem Gotte zu widmen, und in hieraus abgeleiteter Bedeutung das auf allen jenen Inseln, nur in verschiedenen Bestimmungen, auf mehrfache Gegenstände, bald beständig, bald gelegentlich gelegte religiöse Interdict versteht (3). In der Tahitischen Grammatik wird Tonga-tabuan sogar als Name der ganzen Gruppe und der Sprache gebraucht. In Mariner's Werk deutet Tonga allein die ganze Gruppe an; wo das eine so genannte Eiland gemeint ist, steht: die Insel Tonga. Diese immer Tonga tabu zu nennen, wird getadelt, da es nur eine gelegentliche Benennung sei (4). Mariner's oder vielmehr Martin's Grammatik ist offenbar die ausführlichste, und die am meisten Rechenschaft von jeder Eigenthümlichkeit der Sprache zu geben versucht. Beide Verfasser aber entbehrten immer des Vortheils, in zweifelhaften Fällen wieder bei den Eingebornen, den einzigen wahrhaften Quellen, Berichtigung schöpfen zu können.

Zu der Neu-Seeländischen Grammatik lieferten Thomas Kendall, der nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Neu-Seeland im Jahr 1820 nach England zurückkam, und zwei von ihm mitgebrachte Eingeborne die Materialien, welche Hr. Samuel Lee, Professor in Cambridge, wohin man jene drei Personen auf drei Monate schickte, ordnete. Die Grammatik ist sehr dürftig, und enthält fast nur Paradigmen. Das Wörterbuch aber und die Sprachproben sind reichhaltiger (1). In der Tahitischen Grammatik wird gesagt, daſs Hr. Lee ein schätzbares Werk geliefert haben würde, wenn er mit genauen und hinreichenden Materialien versehen gewesen wäre (2). Ein Wörterverzeichniſs und Sprachproben sind auch in Nicholas Reise nach Neu-Seeland enthalten (3).

---

(1) Mariner. I. *p.* XXI.

(2) *Waü* bedeutet Tongisch: Busch, Wald, Dickicht, ein mit Gras oder Unkraut überwachsenes Feld; und hieraus könnte der Name der Insel durch Reduplication der Anfangssylbe, zur Verstärkung des Begriffs, entstanden sein.

(3) Mariner. II. 220-224.

(4) *Vol.* I. *p.* XXX. 68. Anm. *Vol.* II. *p.* 77.

Noch giebt es eine Grammatik der Sprache der Marquesas-Inseln von S. Greatheed, die ich bis jetzt nicht habe erhalten können. Doch wird auch bei ihr geklagt, daſs die Materialien dazu nicht vollständiger und genauer waren (4).

Endlich muſs ich noch der mündlichen Aufklärungen erwähnen, die ich Gelegenheit habe mir durch den jungen Südsee-Insulaner zu verschaffen, welchen der Mentor, das von der Königl. Seehandlung ausgerüstete Schiff, mitgebracht hat, und der sich hier im Hause des Präsidenten Rother befindet. Er ist von der Insel Owahu (5) (einer der Sandwich-Inseln), und nennt sich, indem er seinen Englischen Vor- und einheimischen Eigennamen zusammensetzt, Harry Maitai. Er ist sehr schwer zu zusammenhangenden Redensarten in seiner Sprache zu bringen, so daſs er zur Erlernung der Grammatik weniger zu gebrauchen ist, als zur Wörterkenntniſs.

---

(1) Der vollständige Titel dieser kleinen, auf Kosten der Missionsgesellschaft in London herausgegebenen Schrift ist: *A grammar and vocabulary of the language of New Zealand. Published by the Church Missionary Society.* London. 1820. 8.

(2) *He would have realised the expectation of a valuable work, had he been furnished with accurate and sufficient materials. p.* 5.

(3) *Narrative of a voyage to New Zealand, performed in the years* 1814 *and* 1815 *in company with the Rev.* Samuel Marsden *by* John Liddiard Nicholas. London. 1817. 2 Bände. 8.

(4) Tahitische Gramm. *p.* 5. In Balbi's *introduction à l'Atlas ethnographique du globe. p.* 260. ist der Verfasser dieser Grammatik Greathead geschrieben, was richtiger scheint.
[Aus der Bemerkung der Tah. Gramm. zu der, gleich darauf erwähnten Tong. Gramm. Martin's, daſs „diese gedruckt und herausgegeben sei", muſs man schlieſsen, daſs die Marquesische nur handschriftlich existirt. B.]

(5) Kotzebue's Entdeckungsreise. Th. 3. S. 143.

Überhaupt scheint er schon viel von seiner Sprache vergessen zu haben. Doch habe ich das vollständige Sandwich-Pronomen durch ihn erhalten, und mich deutlich überzeugt, daſs die Sandwichische und Tahitische Sprache sich bloſs als Mundarten, meistentheils nur durch leicht zu erkennende Buchstabenverwechslung, von einander unterscheiden, und daher diese beiden und die Neu-Seeländische einander ganz nahe stehen, was bei der Abgelegenheit der Sandwich-Inseln doppelt merkwürdig ist. Daſs Tameamea die Sandwich-Inseln beherrschte, wuſste Harry Maitai sehr genau (1), allein über die Thatsache der neu eingeführten Sprache von ihm etwas zu erfahren, ist er nicht gebildet genug.

Lernte ich aber durch meine Unterredungen mit ihm auch noch viel weniger über die Sandwich-Sprache selbst, so hätte ich immer daraus die verwahrende Überzeugung gewonnen, daſs Sprachnachrichten, die aus kurzen Vernehmungen von Eingeborenen durch Reisende geschöpft sind, ungemein wenig Vertrauen verdienen. Ich kann versichern, daſs ich in die gröbsten Irrthümer verfallen sein würde, wenn ich nicht auf Harry Maitai's Aussagen immer die Kritik der anderen mir bekannten Mundarten angewendet hätte. Man erhält metaphorische Ausdrücke für eigentliche, Redensarten für Wörter, ja auch ganz falsche Bezeichnungen der Begriffe, wenn man nicht die gröſste Behutsamkeit anwendet; und oft führt auch diese nicht zum Zweck.

§. 25.

Wenn man die Grammatiken der drei Sprachen, die ich hier gemeinschaftlich behandle, genau durchgelesen, mehrere Sprachproben aus jeder betrachtet und möglichst vollständig zergliedert hat, und sich dann die einfachste und erste aller grammatischen Fragen vorlegt: wodurch diese Sprachen die zusammengefügte Rede von den einzelnen Wörtern unterscheiden, und woran sie die bestimmte Art der Zusammenfügung zu erkennen geben? so erhält man, wie es mir scheint, in allen dieselbe und folgende Antwort:

1. Jedes Wort, das man lexicalisch, es sei einfach oder zusammengesetzt, als ein einzelnes ansehen kann, steht auch in der Redeverbindung für sich allein.

---

(1) Er spricht den Namen desselben so aus, wie er bei Mariner. I. *p.* XLII. lautet, nicht wie ihn Campbell (*Voyage round the world*) giebt. Man hört nur gar kein *h* in demselben.

2. Eben dies thun, im Ganzen genommen, auch diejenigen, welche grammatische Bestimmungen anzeigen.
3. Keines dieser Wörter erfährt in der Redeverbindung irgend eine Veränderung.
4. Die Wörter grammatischer Bestimmungen schmelzen, im Ganzen genommen, nicht mit den durch sie bestimmten Wörtern zusammen. In der Regel bleiben sie von ihnen getrennt, und ihre Verbindung oder Trennung scheint eine bloſs orthographische Willkühr. *Faa* oder *haa* bildet im Tahit. Causalverba, und ihnen entsprechen im Neu-Seel. *waka*, im Tong. *fœkka*; *mate* heiſst in allen drei Sprachen Tod, sterben. Nun schreiben die drei Sprachlehren: *faamate*, *waka mate*, *fœkka-mate*.

In diesen vier Eigenschaften sind die drei Sprachen vollkommen der Chinesischen gleich, und könnten mit Chinesischen Zeichen geschrieben werden.

5. Die grammatischen Verhältnisse finden aber in diesen Sprachen bestimmte und von einander abgesonderte Ausdrücke in grammatischen Wörtern.
6. Diese Verhältniſswörter begleiten die Begriffswörter.
7. Sie haben ihren ihnen angewiesenen Platz in Beziehung auf das Begriffswort, zu dem sie gehören, und müſsten, wenn sie mit demselben in eins verschmölzen, Prä- oder Suffixa heiſsen.
8. Allein diese (5-7.) geschilderte Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse ist von der Art, daſs sie diese Sprachen in vielen einzelnen Stellen um wenig oder nichts aus der Grammatiklosigkeit der Chinesischen heraushebt, dagegen im Ganzen ihnen doch ein ganz andres Gepräge aufdrückt, und sie dem Gebiet der grammatisch geformten aneignet.
9. Denn auf der einen Seite sind *a*) die Zeichen der grammatischen Verhältnisse (gegen 5.) nicht alle so genau gesondert, daſs sich diese daran immer bestimmt erkennen lieſsen;

   begleiten *b*) die Verhältniſswörter (gegen 6.) nicht immer und ohne Ausnahme die Begriffswörter, sondern diese stehen sogar bisweilen von allen Verhältniſswörtern entblöſst da;

   verändern *c*) die Verhältniſswörter (gegen 7.) bisweilen ihre gewöhnliche Stelle, und werden, wenn man sie sonst zu suffigiren pflegt, zu Präfixen;

treten *d*) auch andre Wörter zwischen die Verhältniſs- und Begriffswörter, und stören dadurch die Ähnlichkeit, welche die unmittelbare Nebeneinanderstellung mit wahrhaften Beugungsformen hervorbringt.

10. Auf der andren Seite aber ist der Gebrauch der Verhältniſswörter doch im Ganzen so häufig, die Entblöſsung eines Begriffsworts von allen nur Ausnahme, und die Wiederkehr einiger grammatischen Bezeichnungen, namentlich der Artikel, so regelmäſsig, daſs in jedem Satz ein grammatisch bezeichneter Theil den grammatisch unbezeichneten bestimmen hilft, und die Absicht der Sprache, neben den Begriffen, ihre Verhältnisse in der Rede durch eigne Laute anzudeuten, in dem Eindruck auf den Leser unverkennbar bleibt.

11. Was aber in dieser Hinsicht das Entscheidendste ist, so giebt es, jedoch, soviel ich habe auffinden können, nur im Tong., sogar Umstände, unter denen zwei Verhältniſswörter sich zusammen verbinden, und ihre einzelnen Laute verändern, ein im Chinesischen unerhörter Fall.

Das Pron. 3. Pers. sing. *ia* giebt sein *a* auf und wird mit *na*, dem Zeichen des Prät., zu *nai*; es giebt sein *i* auf und hängt sich an *mate*, Tod, welches *ta*, schlagen, vor sich nimmt, so daſs aus dem Ganzen *tamatea*, ihn todtschlagen, wird; das als eben dies Pron. geltende *ne* verbindet sich mit *te*, dem Zeichen des Fut., und wird zu *tenne* (1).

Daſs in dem zweiten dieser Beispiele das suffigirte Pronomen mit dem Verbum zu Einem Worte wird, beweist der Accent, der in *tamáte* auf der vorletzten Sylbe steht, aber in *tamatéa* um eine Sylbe näher gegen das Ende des Wortes rückt.

Von diesen Eigenschaften findet sich Vieles in mehreren Amerikanischen Sprachen, aber der ganze Bau ist dennoch ein andrer. Die Amerikanischen Sprachen haben durchaus mehr Verschmelzungen der Verhältniſs- und Begriffswörter, mehr wahre Agglutination durch eigentliche Affixa, ja fast allen sind Wortveränderungen eigen, die sich jetzt schwer von wirklicher Flexion unterscheiden lassen. Ich kenne keine, welche nur ebenso sehr, als die hier abgehandelten, an das Chinesische erinnerte. Der Unterschied zwischen diesen und den Sanskritischen, und allen ihnen ähnlichen Sprachen fällt von selbst in die Augen.

---

(1) Mariner. *Vol.* II. *p.* 355. nr. 4. *Vocab. v. tamatéa.*

12. Die Redetheile sind also in diesen Insel-Sprachen gewöhnlich an der Begleitung bestimmter Verhältniſswörter in vorgezeichneter Ordnung kenntlich; die Wortstellung hat, wo sie, was nicht häufig ist, allein zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse dient, ihre bestimmten Regeln, und man ist wohl nur selten genöthigt, zur Enträthselung der Redefügung bloſs auf den Sinn und den Zusammenhang zurückzugehen.

    Die Sätze sind der Anwendung der Constructionsregeln fähig, und das Wörterbuch braucht nicht, wie es so oft im Chinesischen muſs, die Stelle der Grammatik zu vertreten.

13. Allein die Verhältniſswörter sind nicht Ausdrücke bloſser Verhältnisse, sondern wieder Begriffswörter, Adverbia aller Art, Pronomina, den Verbalbegriff vertretende Verba allgemeiner Bedeutung.

14. Sie machen daher, wenn man mit dem durch den Bau unsrer Sprachen gebildeten Sinn urtheilt, die Rede nicht zu einem, vor dem Geist ununterbrochen zusammenhangenden Ganzen, sondern bestimmen nur immer bald das eben Ausgesprochene, bald das eben Auszusprechende. So setzen sie den Gedanken, der sich in den Sanskritischen Sprachen, als Eins gefaſst, wieder als Eins ausprägt, gleichsam stückweise zusammen, und manches schon in den einfachen, vorzüglich aber in den zusammengesetzten Sätzen bleibt, wenn man nicht auf die in die Sprache hineingetragene, sondern auf die in ihr liegende Einheit sieht, einzeln und getrennt stehen.

§. 26.

Die hier gemachte Schilderung zu rechtfertigen und einen allgemeinen Eindruck von dem Charakter dieser Sprachen zu geben, werden am besten mit buchstäblicher Übersetzung versehene Sprachproben dienen.

Von der Tongischen Sprache läſst sich glücklicher Weise eine sehr anziehende geben, die einheimische, durch Überlieferung erhaltene Sage der ersten Schöpfung und Bevölkerung Tonga's, das heiſst, da jedes Volk sich zuerst setzt, der Erde. Als noch überall nichts vorhanden war, als Himmel und Wasser und der Sitz der Götter, die Insel Bolotu, wollte der Gott Tangaloa, dem alle Erfindungen angehören, und dessen Priester auf Tonga immer Zimmerleute sind, eines Tages im groſsen Ocean fischen, und lieſs seine Schnur und seinen Angelhaken vom Himmel in das Wasser hinab.

Plötzlich fühlt er einen groſsen Widerstand; in der Meinung, daſs ein ungeheurer Fisch angebissen habe, wendet er seine äuſsersten Kräfte an, und siehe! es erscheinen über dem Wasser Felsspitzen, die an Zahl und Ausdehnung zunehmen, je mehr er zieht. Sein Haken hatte in den felsigten Grund des Meeres gefaſst, und dieser hatte schon beinahe die Oberfläche des Wassers erreicht, wo er ein groſses Festland gebildet haben würde, als unglücklicher Weise die Schnur riſs, und die Tonga-Inseln allein, als ein immerwährender Beweis des miſslungenen Strebens Tangaloa's, über dem Meere zurückblieben. Der Fels, der zuerst aus der Tiefe hervorkam, wird noch auf der Insel **Hunga** gezeigt, so wie das Loch in demselben, in dem der Angelhaken Tangaloa's steckte. Das felsigte Eiland ward bald durch die Gunst der Götter mit Kräutern und Gräsern bedeckt, und mit allen Arten von Bäumen und Thieren ausgestattet, alle, wie sie im Göttersitz Bolotu waren, nur von geringerer Trefflichkeit, und der Vergänglichkeit und dem Tode hingegeben. Allein es fehlten noch Menschen ([1]). Wie der Gott diese nach Tonga versetzte, beschreibt die nachfolgende Erzählung ([2]).

i. Erste Bevölkerung des Landes.
ii. Der Gott Tangaloa mit seinen beiden Söhnen, sie wohnten in Bolotu.
iii. Sie wohnen und wohnen (d. h. sie wohnen lange), und Tangaloa spricht zu seinen beiden Söhnen:
iv. Gehet hin mit euren Weibern, und wohnet beisammen im Irdischen, in Tonga.
v. Theilet das Land in zwei Hälften, und bewohnt es geschieden. So gingen sie hin.
vi. Des Älteren Name war Tubó, des Jüngeren Waka Akáu-uli.
vii. Der (jüngere) Knabe war sehr klug, er verfertigte zuerst Beile und Schmuckkügelchen und Papalangi-Zeug und Spiegel.
viii. Der (ältere) Knabe, Tubó, handelte ganz anders, er war träge.
ix. Er ging immer spazieren und schlief, und beneidete sehr die Werke seines Bruders.
x. Müde, seine Sachen zu erbetteln, beschloſs er ihn zu tödten, und versteckte sich, daſs er vollbrächte sein Bubenstück.

([1]) Mariner. *Vol.* I. *p.* 271. 272. *Vol.* II. *p.* 109. 114. 115.

([2]) *Ib.* *Vol.* II. *p.* 377. 378.

XI. Seinem Bruder also begegnend, schlug er ihn todt.

XII. Zu dieser Zeit kam ihr Vater von Bolotu, und zürnete sehr,

XIII. Fragte demnach: warum hast du deinen Bruder getödtet? konntest du nicht arbeiten, gleich ihm? Pfui des Bubenstücks! Gehe von hinnen!

XIV. Sage den Angehörigen Waka-Akáu-uli's, sage ihnen, hierher zu kommen.

XV. Sie kamen also; da befahl ihnen Tangaloa:

XVI. Gehet, stoſset ein Schiff ins Meer, und segelt gen Morgen zu dem groſsen Land dort, und wohnet daselbst bei einander.

XVII. Und eure Haut sei weiſs, wie euer Gemüth; euer Gemüth ist gut.

XVIII. Ihr werdet klug sein, Beile verfertigen, und allerlei Geräth und groſse Schiffe.

XIX. Indeſs geh' ich, zu sagen dem Winde, daſs er komme von eurem Lande gen Tonga.

XX. Durchaus nicht sollen sie segeln zu euch mit ihren schlechten Schiffen.

XXI. Zum Erstgebornen darauf sprach Tangaloa: du sollst schwarz sein, dein Gemüth ist schlecht; und du sollst freundlos sein.

XXII. Du sollst nicht viel Gutes haben, du sollst nicht gehen zum Land deines Bruders. Wie könntest du dahin gehen mit euren schlechten Schiffen?

XXIII. Dein Bruder allein soll nach Tonga kommen, mit euch Handel zu treiben (1).

---

(1) Bei allen in dieser Schrift gegebenen Sprachproben ist die von Hrn. Abel-Rémusat im Tschoung-young beobachtete Methode befolgt. Zuerst steht der Text der fremden Sprache. Dann kommt eine Übersetzung oder Erklärung jedes Wortes desselben, ohne Ausnahme, in der nämlichen Folge, in welcher es steht. Ist die Übersetzung im Deutschen nicht mit Einem Worte zu geben, so sind die mehreren mit Strichen verbunden; ist ein weiterer Zusatz oder eine Erklärung nöthig, so steht sie in einer Parenthese. Diese wörtliche Erklärung enthält also immer genau so viel einzelne Wörter oder Wortverbindungen, als Wörter im Text enthalten sind, und in gleicher Ordnung. Hierdurch wird das, immer sehr unbequeme Beziffern der Wörter unnöthig. Auf die Worterklärung folgt da, wo es nothwendig ist, eine treue, doch auch Deutsch verständliche Übersetzung. Bei den drei Tongischen Stücken habe ich diese letztere im Zusammenhange vorausgehen lassen.

[Die Sprachen, von welchen hier Proben gegeben werden, sind nach der gleichmäſsigen Methode geschrieben, welche der Verf. im 4. Abschnitte dieses Buches festgestellt und befolgt hat. B.]

I. *Tomua kakéi he fonnua.*

Erste Bevölkerung das Land.

II. *Koe hotua ko Tangaloa mo enne foha toka ua na nau nofo gi Bolotu.*

Der Gott der Tangaloa mit seinen Söhnen, Personen zwei (d. h. mit seinen beiden Söhnen), (Zeichen des Präteritums) sie wohnten in Bolotu.

III. *Nau nofo nofo, bea lau lewa Tangaloa gi enne foha toka ua:*

Sie wohnen, wohnen, und spricht demgemäſs Tangaloa zu seinen Söhnen, Personen zwei (d. h. zu seinen beiden Söhnen):

IV. *Alu gimoũa mo ho ohana, mo nonofo gi mama gi Tonga.*

Gehet ihr-beide mit deinem (¹) Weib, und wohnet-zusammen (dies liegt in der Verdopplung der ersten Sylbe des Verbums) im Irdischen (*mea mama*, die Dinge dieser Welt, *mea hotua*, die göttlichen, jener Welt), in Tonga.

V. *Wahe ua he fonnua, be mo nonofo gehe gehe; nau alu lewa.*

Theilet zwiefach das Land, und ihr zusammen-wohnet geschieden, geschieden; sie gehen demgemäſs.

VI. *He hingoa he jiena lahi ko Tubó, he hingoa he jiena chi ko Waka Akáu-uli.*

Der Name der Mensch groſse (d. h. des groſsen, nämlich älteren) der Tubó, der Name der Mensch kleine der Waka Akáu-uli (wörtlich: Schiff Holz-schwarz).

VII. *Koe tama boto obito; ko ia na tomua ngahi he togi, moe kula, moe papalangi, moe jiata.*

Der Junge klug sehr; er (*ko ia*; *ko*, der Artikel, *ia*, er) (Zeichen des Präteritums) zuerst machte (Artikel) Axt (d. h. Äxte), und (*moe* aus *mo* und dem Artikel *he* zusammengezogen) Glaskügelchen, und (*moe* enthält den Artikel) Papalangi-Zeug und (*moe* enthält den Artikel) Spiegel.

VIII. *Koe tama fei gehe obito, ko Tubó; fækka biko-biko.*

(¹) Da sich dies Pronomen auf einen Dualis bezieht, müſste es selbst im Dualis oder Pluralis stehen, und statt *ho* (welches das Pron. 2. Pers. sing. ist) *mo* lauten (welches das allgemeine Pron. 2. Pers. dualis oder pluralis ist). Vielleicht ist es ein Fehler, vielleicht aber auch Eigenthümlichkeit der Sprache, kein Pluralzeichen zu setzen, da das Subject deutlich im Plural steht. Vgl. nr. XXI. Der Numerus des Substantivs Weib wird nur durch den des Possessiv-Pronomens bestimmt.

Der Junge handelt anders sehr, der Tubó; war-träge (das Kennzeichen des Verbums liegt in *fækka*: das unverdoppelte *biko* bedeutet krumm, *fækka biko* krümmen).

IX. *Na nofo ewa ewa beia, moe mohe, moe manako obito he ngáuē enne taugete.*

(Zeichen des Prät.) Blieb Gehen Gehen nur-er, und-das (*moe*, aus *mo* und dem Artikel *he*, der wohl hier den Infin. andeutet) Schlaſen, und-das Beneiden sehr das Werk sein älterer-Bruder (d. h. seines älteren Bruders) (1).

X. *Fiu he kale enne mea, manatu ger tamatéa, mo toi-toi ger féia enne kowi.*

Müde das Betteln (d. h. zu betteln) seine Sache, denken zu tödten-ihn (s. S. 441.), und verstecken, daſs thäte-er sein Bubenstück.

XI. *Fekkatagi lewa he ewa enne tehina, téia* (2) *lewa ger mate.*

Begegnen demgemäſs (*he* Zeichen des Participiums) gehend sein Bruder, schlägt-er demgemäſs zu sterben.

XII. *Lolotonga he hau nau tamméi me Bolotu moe fu ita obito.*

Zur-Zeit das (3) Kommen ihr Vater von Bolotu und-der groſs Zorn sehr.

XIII. *Fehui lewa ia:-kochá na ger tamate ho tehina? ikéi tegger ngáuë koi ángekŏ ia? wi! moe kowi! fiamo* (eig. *fia mo*) *alu!*

---

(1) Wenn *taugete*, wie es Mariner's Wörterbuch sagt, ausschlieſsend der ältere Bruder heiſst, so muſs hier ein Fehler vorgegangen sein, da an dieser Stelle der Erzählung offenbar von dem jüngeren Bruder die Rede ist. Die etymologische Untersuchung des Worts läſst das Urtheil zweifelhaft. *Gete* ist der Leib, Bauch, *tau* hat unter mehreren Bedeutungen die: bis irgendwohin reichen, sich erstrecken, und scheint das Neu-Seel. *tai* (s. unt. §. 29.). Unter den übrigen, wohl von dieser abgeleiteten Bedeutungen ist die hauptsächlichste: Jahr, Jahrszeit, Frucht einer Jahrszeit. Auch heiſst *tau-gete* der oder die zuerst Geborene, und die Begriffe Sohn, Tochter und Bruder, Schwester fallen darin zusammen. Nr. XXI. übersetzt man es natürlicher der Erstgeborne, als der ältere Bruder. Wo nun der Begriff des Älteren, Ersten darin zu suchen sei, scheint zweifelhaft; vielleicht in der Bedeutung des Wortes *tau*, in der es das Äuſserste einer Sache heiſst, und namentlich vom Vorder- oder Hintertheil eines Schiffes gebraucht wird?

(2) Mariner im Wörterbuche (v. *teia*) setzt es aus *ta*, schlagen, und dem Pron. *ia* zusammen; man muſs also eine Vocalveränderung im Verbum annehmen.

(3) Mariner nimmt in seiner Übersetzung *he* hier als Zeichen des Participiums: ihr Vater, kommend, fragte.

Fragt demgemäſs er: warum (zusammengesetzt aus *ko he ha*, dieses das was?) (Zeichen des Prät.) du tödtetest dein Bruder? nicht kannst-du (zusammengesetzt aus *te*, dem Zeichen des Fut., das auch können und sollen ausdrückt, und *ger*, du) arbeiten du wie er? Pfui! und-das Bubenstück! Verlange ihr gehet (d. h. ich verlange, daſs ihr gehet).

XIV. *Talangi gi he kau-mea a Waka Akáu-uli, talángi ger nau hau gi-heni.*

Sage-hin (zusammengesetzt aus *tala* und *angi*) zu den Gefährten (¹) von Waka Akáu-uli, sage-hin (d. h. ihnen), daſs sie kommen zu-hier.

XV. *Nau hau lewa, bea fekáu giate ginàutólu lewa Tangaloa:*

Sie kommen demgemäſs, und befiehlt zu ihnen demgemäſs Tangaloa:

XVI. *Mo wo toho waka gi tahi, mo feláu gi tokaláu gi he fonnua lahi gi-ai, mo nonofo ai.*

Ihr gehet stoſsen Schiff in Meer, ihr segelt nach Osten zu dem Lande groſsen in-dort, ihr wohnet-zusammen dort.

XVII. *Be mo gili tea ange-bé-ko mo loto, koe loto lillé.*

Und eure Haut weiſs, wie-das (*angebé*, gleich, *ko*, das) euer Gemüth, ein Gemüth gutes.

XVIII. *Te mo boto, ngahi togi, moe koloa fuli-be, be mo waka lahi.*

Werdet ihr klug-sein, machen Äxte, und (*moe* enthält zugleich den Artikel *he*) werthvolle-Dinge allerartige, und auch Schiffe groſse.

XIX. *Kauka alu au talangi gi he matangi ger hau me mo fonnua gi Tonga.*

Indeſs gehe ich, sagen-hin zu dem Winde, zu kommen von eurem Lande nach Tonga.

XX. *Ikéi chi te nau feláu giate gimótólu moe nau waka kowi.*

Nicht ein-wenig (d. h. durchaus nicht) werden sie schiffen zu euch mit-den ihren Schiffen schlechten.

(¹) [Martin übersetzt: die Familie des W. *Kau-mea* ist nach dem Wörterbuche: Anhänger. Ich habe unten bei der Entwicklung der Tong. Partikeln gezeigt, daſs *kau* unser mit in Zusammensetzungen wie Mitmensch ist. *Mea* ist in den Südsee-Sprachen sowohl Sache, als Person; ich nehme also *kau-mea* hier als Mit-Personen. Die Sache wird ganz deutlich, wenn man *kau-tangata*, Gefährte (Mit-Mann), *kau-fafine*, Gefährtin (Mit-Frau), hinzuzieht. Hier ist das Geschlecht geschieden; das allgemeine *mea* schlieſst aber beide Geschlechter in sich. B.]

xxi. *Lea-angi lewa Tangaloa gi he taugete: tegger uli-uli koi, ko-mo* (1) *loto kowi, be ger sese.*

Sagt-hin demgemäſs Tangaloa zu dem Älteren (s. nr. IX.): sollst-du (eig. *te ger*) schwarz-schwarz-sein du, das euer Gemüth schlecht, und du freundlos.

xxii. *Ikéi obito tegger mea lillé, ikéi tegger alu gi he fonnua ho tehina: fefe tegger alu ai moe mo waka kowi?*

Nicht sehr sollst-du Dinge gute (haben), nicht sollst-du gehen zu dem Lande dein Bruder; wie wirst-du (oder: kannst-du) gehen dort mit-den euren Schiffen schlechten?

xxiii. *Ko ho tehina be tenne hau gi Tonga fækkatáu mo gimótólu.*

Der dein Bruder (2) nur wird-er (*te* Zeichen des Futurums) kommen nach Tonga, handeln mit euch.

§. 27.

Mariner, der seine Erzählung aus dem Munde der Einwohner von Tonga aufnahm, fand bei genauer Nachforschung, daſs sie den meisten unter dem Adel (den *egi*) und ihren Rathgebern (den *matabule*), bei denen man, nach der dortigen strengen Castenabsonderung, die jedoch, da Söhne desselben Vaters zu verschiedenen Casten gehören und von einer in die andre hinaufrücken, mehr eine Rangordnung ist (3), allein Kenntnisse erwarten kann, durchaus aber nicht dem groſsen Haufen bekannt war. Die ältesten Leute versicherten, sie sei eine uralte, einheimische Sage; und erst als Mariner ihnen die Geschichte Kain's und Abel's erzählte, stimmten ihm einige bei, daſs die Sage von den Söhnen Tangaloa's wohl nichts, als eine Umbildung der, vielleicht erst vor wenig Menschenaltern von Europäern dort hingebrachten Mosaischen Erzählung, sei. Andre aber blieben bei der Behauptung des einheimischen Ursprungs. Der Sage von dem Heraufziehen

---

(1) Vielleicht verschrieben für *ho*, dein. Doch kehrt es nr. XXII. wieder, und ist also doch vielleicht richtig. Vgl. auch nr. IV.

(2) Da der Bruder getödtet war, muſs man unter diesem Wort hier seine Angehörigen und Nachkommen verstehen.

(3) Mariner. II. 85.

Tonga's durch Tangaloa kann man diesen wohl nicht streitig machen. Sie trägt in dem Angeln, der natürlichsten und häufigsten Beschäftigung noch ungebildeter Inselbewohner, und dem Abreiſsen der Schnur, durch das nur die höchsten Felsspitzen über dem Wasser bleiben, alle Spuren der Örtlichkeit. Sie ist eine eigentlich geognostische Mythe. Die vulkanische Erscheinung des Emporhebens des Meeresgrundes, das sich auch bei der zu verschiedenen Malen emporgekommenen und wieder untergegangenen Azorischen Insel Sabrina, und öfter im Ägäischen Meere gezeigt hat, ist mit merkwürdiger Wahrheit darin geschildert. Vulkanischen Revolutionen verdanken aber wohl die meisten jener Eilande ihr Dasein (1). In der Geschichte der Söhne, in dem Befehligen des Windes, nur gegen Tonga zu blasen, u. s. f. liegt eine alterthümliche Wendung, die gewiſs nicht von christlichen Seeleuten herrührt. Die beiden Erzählungen haben übrigens nur die allgemeine Form der Charakter-Verschiedenheit und des Bruderzwistes mit einander gemein; sonst ist die Mosaische sehr verschieden, und hat nicht bloſs einen moralischen, sondern viel tiefer liegenden, auf die ursprüngliche Scheidung des Menschengeschlechts in Hirten- und Ackerbauvölker gehenden Sinn. Die Übereinkunft aber mit jener allgemeineren Form ist sehr merkwürdig, da fast auf allen Punkten der Erde diese frühesten Sagen, wie die eines ersten Menschenpaares, welche auch Tahiti angehört (2), einer allgemeinen Flut, die den Sandwich-Inseln nicht fremd ist (3), der Rettung einer Familie u. s. w., und fast in der nämlichen Gestalt, wiederkehren.

Auch auf Owahu, einer der Sandwich-Inseln, fand Kotzebue in einem Tempelgehege eine weibliche und männliche Statue, von denen jene, zu dieser hingewandt, nach einer Frucht auf einer mit Bananen behangenen Stange zwischen ihnen greift, und diese die Hand danach ausstreckt, eine unwillkührlich an Adam und Eva und den verbotenen Baum im Paradiese erinnernde Vorstellung (4).

---

(1) Man sehe über die Vulkane dieser Inseln Leop. v. Buch's physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln. S. 347-350. 360-364.

(2) Forster. *Observations. p.* 551.

(3) Ad. v. Chamisso bei Kotzebue. Th. 3. S. 148.

(4) Kotzebue's Entdeckungsreise. Th. 2. S. 115.

Viel auffallender scheinen mir die Züge, daſs das östliche Volk groſse Schiffe baut, Handel mit Tonga treibt, und zwar Tonga besucht, nie aber von dieser Insel aus besucht wird. Von Amerika kann dies nicht leicht erklärt werden. Sollte es aber vielleicht nur eine Erinnerung an die ersten Europäischen Ankömmlinge in jenen Meeren sein? Denn gerade die Entdecker dieses Oceans, Alvaro Mendaña (1595), Quiros (1) (1608), Lemaire u. a. m., gelangten von Osten dahin. Tangaloa's Befehl an den Wind ist aber gerade das Alterthümlichste in der ganzen Erzählung, die an dieser Stelle eine sichtbare Andeutung der Passatwinde und der Äquatorialströmungen enthält, deren Richtung von Morgen nach Abend geht.

Wie jedoch auch über dies Alles geurtheilt werden mag, so verdient die Unterscheidung der Menschen nach ihrer Hautfarbe, und der Vorzug, welcher der weiſsen gegeben wird, die gröſste Aufmerksamkeit. Durch einen bedeutenden Theil von Amerika, wie mein Bruder in vielen Stellen seiner Reise erzählt, geht dieselbe Idee. Die ursprünglichen Gesetzgeber, die Gründer der Nationen waren, den Volksüberlieferungen nach, Weiſse (2). Allein dort werden diese Wohlthäter der Menschheit als Fremde betrachtet. Quetzalcoatl, Amalivaca, Bochica, Manco Capac waren von fern her in Amerika eingewandert. Nach den Tahitischen Sagen führte der erste Mensch, der Sohn des Gottes Taròa-t'eay-etoòmoo und der Göttin O-te-papa, den Namen O Tea, d. i. der Weiſse (3). Es wäre sehr interessant, nachzuforschen, ob bei den Negerstämmen in Afrika ähnliche Mythen und eine ähnliche heilige Ehrfurcht vor der weiſsen Farbe sich findet. Da auf den Südsee-Inseln Neger und Malayen neben einander wohnen, so könnte die Tongische Sage sich auch hierauf beziehen, und dann wären unter Weiſsen vielleicht nur die klimatisch gebräunten Stämme zu verstehen. Jetzt giebt es allerdings auf den Inseln ostwärts von Neu-Seeland, und namentlich in Tonga, keine Negerstämme, allein früher kann dies anders gewesen sein; auch hat eine Mythe nicht immer da ihren Ursprung, wo sie von uns angetroffen wird.

---

(1) In Forster's *Observations* wird Quiros wohl irriger Weise (*p.* 513.) der erste Entdecker der für Tahiti gehaltenen Insel Sagittaria genannt.

(2) *Vues des Cordillères et monumens des peuples de l'Amérique. p.* 30. 318. *Relation historique.* III. *p.* 160.

(3) Forster's *Observations p.* 551., wo aber die Herleitung des Namens nicht gegeben ist. O Tea's Schwester und Frau hieſs Otetorro. *Torro* ist, nach Forster's schriftlichen Aufſätzen (*p.* 17.), der Name der Yam-Wurzel.

Der in der eben gegebenen Erzählung (VII.) vorkommende Ausdruck *papalangi* könnte, da er heutiges Tages als Benennung der Europäer und ihrer Waaren, Leinwand, Zeuge u. s. f., gebraucht wird, Verdacht gegen das Alter der Erzählung, wenigstens in ihrer jetzigen Form, erregen; bei genauerer Untersuchung aber bestätigt er vielmehr dasselbe. Papalangi ist nicht etwa ein aus einer fremden Sprache verderbter, oder den Ausländern zufällig gegebener Name, so wie man auf den Sandwich-Inseln England, weil die ersten Engländer von Tahiti kamen, das diese Inselbewohner, durch Verwechslung des *t* mit *k*, Kaheite nennen, mit diesem Namen belegt (¹), es ist vielmehr ein einheimischer und längst vor der Ankunft der Europäer in ähnlicher Bedeutung gebrauchter Name. Papalangi, welches in der obigen Erzählung vorkommt, ist in den Tongischen Mythen, wie der Göttersitz Bolotu, ein fabelhaftes, weit entferntes Land, wo es gehörnte Ferkel giebt, die Häuser durch ungeheure Vögel fortgezogen werden u. s. f. Bolotu wird in den Nordwesten (²) von Tonga versetzt. Auffallend ist es, daſs *tonga* in der Neu-Seeländischen Sprache Osten und Ostwind heiſst. Mehrere Tongische Gesänge beschäftigen sich mit Erzählungen aus alter Überlieferung und Beschreibungen entfernter und auſser menschlichem Bereich liegender Länder. Denn die Tongische Dichtung ist vorzugsweise beschreibend und erzählend, und betrifft auch neuere Vorfälle, Schlachten, innere Unruhen, Ankunft von Fremden, wie Cook und Entrecasteaux (³); doch machen Liebe und Krieg seltner ihre Gegenstände aus, mehr Naturschilderungen und moralische Betrachtungen. Die dortigen Dichter pflegen, um der Begeisterung freier nachzuhangen, sich auf eine Zeitlang in die Gebirge zurückzuziehen, und kehren dann in die bewohnten Theile der Inseln zurück, um ihre Gedichte und Weisen dem Volke vorzutragen. In vielen solcher Gedichte spielen nun Bolotu und Papalangi eine Hauptrolle. Dem Laut nach ist der Name Papalangi unläugbar ein einheimischer; die beiden Wörter, in die er natürlich zerfällt, *papa* und *langi*, geben zwar zusammen keinen

---

(¹) Mariner. I. *p.* XLIII.

(²) *ib.* II. 101.

(³) *ib.* II. *p.* 319. I. *p.* 292. 293.

passenden Sinn, da *papa*: das männliche Glied, der Stengel des Bananen-Blatts, und ein bei der Anfertigung des *ngatu* (des aus Rinde verfertigten Zeuges) gebrauchtes Brett, heiſst (¹); *langi* aber könnte von mehr als Einer Seite bezüglich auf ein so beschriebenes Land gedeutet werden. Es ist das Malayische *lāngit* (Neu-Seeländisch *rangi*, Tahitisch *rai*, Hawaiisch *lani*), und seine gewöhnliche Bedeutung ist Himmel; es bedeutet aber auch, als Verbum, singen, und ist der Name eines Gottes, von dem weiter unten die Rede sein wird. Es ist ferner der Name der Begräbniſsfeierlichkeit eines Tuitonga, des Hauptes derjenigen Familie, welche den höchsten, selbst über den des Königs gehenden Rang auf Tonga hat; und bei dieser, wie bei allen Begräbniſsfeierlichkeiten, werden Lieder in einer alten, ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung nach unbekannten Sprache abgesungen. Der Name gehört also vielleicht dieser Sprache an (²). Sie erinnert an eine ähnliche unverständliche, nur noch in Liedern gebrauchte der Tamanaken am Orenoco (³); sie enthält zwar einige heutige Tongische Wörter, es läſst sich aber aus diesen in der Verbindung mit fremden oder gänzlich veralteten kein Sinn mehr herausbringen (⁴).

(¹) [*Lau papa* heiſst ein Brett; *lau* ist Blatt. Im N. Seel. ist *papa*: ein dünnes Brett, im Mal. *pāpan*, Jav. *papan*, Haw. *papa* Brett. B.]

(²) Mariner. II. *p.* 217.

(³) Gilij. *Saggio di storia Americana.* II. 278.

(⁴) [Es sei mir erlaubt, hier noch einen Gedanken mitzutheilen, dessen Beglaubigung ich selbst, wenigstens nach dem, was ich bis jetzt dafür habe zusammenbringen können, für unsicher halte, der aber wesentlich in die Untersuchung gehört. Es läſst sich nämlich die Frage aufwerfen: ob nicht *papalangi* das Wort Franken oder das Englische oder Französische France, Portugiesische França ist? Im Hawaiischen heiſst Frankreich Farani. Wie man aber jetzt die Sache beurtheilen muſs, so scheint es, als wenn dieses Wort erst in neuester Zeit durch die Nord-Amerikanischen Missionare dem Englischen France nachgebildet sei. Doch wäre es nicht unmöglich, daſs sich späterhin einmal, z. B. durch das Vorkommen derselben Form auf Tahiti oder Neu-Seeland, Gründe fänden, es für älter und allgemeiner zu halten. Wenn man von der Reduplication der Anfangssylbe, welche überhaupt für diese ganze Aufstellung sehr ungünstig ist, absieht, so giebt es aber keine genauere Analogie, als die zwischen dem Haw. *farani* und dem Tong. *palangi*: nach dem Lautsysteme beider Sprachen müſsten die Formen gerade so sich gegenseitig modeln. Ein Umstand würde die Hypothese unterstützen. In der Mal. Sprache heiſst nämlich Christ, Europäer *frin̄ggi*, und dies erklären die Schriftsteller für das Wort Franken. Hierin ist das erste *i* auffallend, das *i* am Schlusse stimmt mit der Tong. und Haw. Form überein. Im Tag. ist *palangas*, In einer uralt angegebenen Erzählung kann auch die Erwähnung der Spiegel auffallen. Allein auch in Amerika sind längst vor der Einwanderung der Europäer unverkennbare Spuren des Gebrauchs von Spiegeln und der Liebhaberei daran. Wohl an funfzig Orten und fast in allen Nord-Amerikanischen geöffneten Grabstätten fand man gröſsere und kleinere Stücke von Glimmer (*Mica membranacea, isinglass*), die höchst wahrscheinlich nur können zu Spiegeln gedient haben (¹). Die Mexicanische Sprache besitzt ein einheimisches Wort für Spiegel, wie die Tongische. In jener ist es *tezcatl*, welches vielleicht mit *teztic*, weiſs, zusammenhängt, in dieser *jiàta*, von *jio*, ansehen, anstarren, Tahitisch *hio.* In dem Umfang des Mexitli-Tempels in Mexico gab es ein inwendig ganz mit Spiegeln bedecktes Haus (*tezcacalli*) und einen, vermuthlich wegen der Klarheit seines Wassers Spiegelort (*Tezcapan*) genannten Teich (²). In Yucatan führten die Männer

---

palanghas: prahlen, Prahlerei, ein Groſssprecher, *palangan estimar, parangalan*: sich rühmen, sich loben. Das N. Seel. *pārangi* bedeutet: in einem Kreise herumsitzende Personen, *rangi*: Himmel, 2) ein Kreis von Personen. In der Mad. Sprache ist das Wort für: Ausländer, Weiſser, Christ, Europäer *vazaa* (Challan) oder *vazaha* (Flacourt und Chapelier). Dies von dem Portug. França herzuleiten, scheint mir, ohne unterstützende Gründe, zu gewaltsam. In der N. Seel. Sprache heiſst (nach dem Wörterb.) ein Europäer, Weiſser: *pakeha.* Im Haw. hieſs nach dem Wörterb. ein Ausländer früher *okaka*; *malihini* ist: ein Fremder, Durchreisender, *kahiki*: fremdes Land (Tahiti, s. ob. S. 451.). B.]

(¹) *Archaeologia Americana. p.* 178. 225. 246-249.

(²) Clavigero. *Storia antica del Messico.* II. 31.

[Ich erlaube mir, die übrigen mir bekannten Mexicanischen Eigennamen, in denen *tezcatl* vorkommt, hier herzusetzen. In Yepes Otomitischem Wörterbuche kommt Tescatepec (von *tepetl*, Berg) als ein Ort im Lande der Otomiten vor. Das Spanische *s* darin könnte aber auch aus dem Mex. *texcan*, Wanze, entstanden sein. Das Wort Tezcatl selbst ist der Name eines der zwanzig Fürsten, unter denen das Mex. Volk bei der Gründung der Stadt Mexico stand (Clavigero). Mit dem Reverencial-Zusatze *tzin*, Tezcatzin, ist es ein Bruder Motezuma's II. (Clav.) Tezcatzoncatl (von *tzontli*, Haar) ist der Name des Gottes des Weines (Clav.), Tezcatlamiahuatl (*miahuatl*, Maisähre, Maisblüthe) die Gemalin des Acamapitzin, des ersten Königs der Mexicaner (regierte von 1352-1389. Clav.). Tezcatlipoca ist der höchste Gott nach Teotl, die Vorsehung, Weltseele, der Schöpfer des Himmels und der Erde, und der Herr aller Dinge. Der zweite Theil des Wortes kann nichts anderes, als den Begriff Rauch (*poctli*), rauchen (*popoca*), enthalten, obwohl ich das einfache *poca* nicht finde; und man begreift nicht, woher Clavigero die Übersetzung glänzender Spiegel nimmt. Die Bildsäule des Gottes hielt, nach seiner Beschreibung, in der linken Hand einen wie einen Spiegel geglätteten goldenen, am Rande mit Federn besetzten

Spiegel mit sich (1). In den Peruanischen Gräbern (*huacas*) fand man schöne, sehr gut polirte Steine, die zu Spiegeln gedient zu haben scheinen (2). Endlich war einer der Ruheörter auf der Aztekischen Wanderung Tezcatitlan, Spiegelort. Auf der hieroglyphischen Abbildung dieses Zuges ist diese Station durch eine Figur bezeichnet, die sichtbar keinem Europäischen Spiegel nachgebildet ist (3). Die Mexicanischen Spiegel waren von Obsidian (4). So viele Zeugnisse vermag Garcilasso de la Vega's Bemerkung (5), daſs man in Peru die Europäischen Spiegel bewunderte, nicht zu entkräften. Wirkliche Glasspiegel muſsten durch ihre Vollkommenheit als etwas ganz Neues erscheinen.

Zu der Ähnlichkeit, welche zwischen Amerikanischen und Südsee-Mythen in der Annahme einer uralten vorzüglicheren weiſsen Menschenrace herrscht, kann ich mich nicht enthalten, da mich der Gegenstand einmal zu einer Abschweifung von der Sprache verleitet hat, noch eine zweite hinzuzufügen. Amalivaca, der Urvater und erste Gesetzgeber der Tamanaken am Orenoco, muſste seinen Töchtern die Füſse zerbrechen, um ihre Lust zum Reisen zu hemmen, und sie zur stillen Bevölkerung des Landes zu nöthigen (6). Der Tongische Gott Langi hatte zwei ebenso reiselustige Töchter. Nachdem sie lange nicht hatten von ihrem Vater erhalten können, die

---

Fächer, womit angedeutet werden sollte, daſs er alles sähe, was in der Welt vorgeht. An dem goldenen Bande, das sein Haar zusammenhielt, hing ein goldenes Ohr, auf dem Rauch abgebildet war, die Bitten der Bedrängten bezeichnend. Dieses letzte Emblem scheint das von mir über *poco* Gesagte zu bestätigen. B.]

(1) Robertson. *History of America.* I. 481. nt. 75.

(2) Robertson. *l. c.* II. 321. Garcilasso de la Vega. *Comment. reales. l.* 2. *c.* 28. *l.* 5. *c.* 14.

(3) Man muſs hinzusetzen, daſs man Mühe hat, sie für einen Spiegel zu erkennen. Allein der abgebildete Cylinder kann einen Spiegel abgegeben haben, wenn man sich das Obsidianstück dick und die gerade Seite als die polirte Fläche denkt.

(4) Humboldt. *Vues des Cordillères. p.* 228. Pl. 32. nr. 31. Mein Bruder schreibt an dieser Stelle Techcatitlan, und dies gäbe der Hieroglyphe eine andere, und wirklich mit ihrer Gestalt sehr leicht zu vereinigende Deutung. Denn *techcatl* ist die zu Menschenopfern bestimmte Steinplatte, die mein Bruder, in ihrem Unterschiede von dem sogenannten Gladiatorenstein, *temalacatl*, bei Pl. 21. desselben Werkes beschreibt.

(5) *Comment. reales. l.* 1. *c.* 22.

(6) Humboldt. *Relation historique.* II. 587.

eben geschaffene Tonga und das neue Erdenvolk zu besuchen, wurde dieser durch die höheren Gottheiten in Bolotu von dem Himmel, den er bewohnte, und dem er vermuthlich seinen Namen dankt, zu einer Rathsversammlung auf ihrem Eiland berufen. Die dringenden Ermahnungen des besorgten Vaters, sich während seiner Abwesenheit ruhig zu Hause zu halten, verschmähend, wanderten die beiden Schwestern nach Tonga, und zeigten sich dem im Hauptort versammelten Volk. Ihre überirdische Schönheit erregte Eifersucht und blutigen Zwist; die erzürnten Götter überhäuften den unschuldigen Vater mit den bittersten Vorwürfen. Er flog nach Tonga, trennte das Haupt der jüngeren Tochter vom Rumpf und warf es in die See, und es entstand daraus eine Turteltaube, von der alle heutigen Turteltauben abstammen, die darum für heilig gehalten und gar nicht, oder nur selten, und nie, ohne den Göttern einen Theil davon zu opfern, gegessen werden. Die ältere Schwester war schon, da sie irdische Speise gekostet hatte, dem Tode anheimgefallen (¹).

Auch der letzte, an den Granatapfel der Proserpina erinnernde Zug ist merkwürdig. Überhaupt kann es keine Gemeinschaft zwischen dem Lande der Götter und der Menschen geben, und die Vertauschung des Wohnplatzes bringt beiden den Tod. Von den Fidgi-Inseln zurückkehrende Tonga-Bewohner wurden durch Stürme nach Bolotu verschlagen. Sie landeten, unwissend, welches Ufer sie betraten. Sie sehen Häuser, Bäume, Vorräthe, aber nichts leistet körperartig Widerstand, sie können mitten durch die Bäume und Wände gehen; wo sie die Hände ausstrecken, fassen sie nur leere Schatten. Endlich erscheinen einige Götter, die, gleich geisterartig, ohne Umstände durch ihre Körper durchgehen. Diese versprechen ihnen günstigen Wind und schnelle Rückfahrt. Sie kehren in wenig Tagen nach Tonga zurück, sterben aber alsbald, nicht zur Strafe, sondern weil die Luft des Götterlandes sterbliche Körper verzehrt (²).

Auf der andren Seite schifften vor der Bevölkerung Tonga's zweihundert der untern Götter und Göttinnen in einem sehr grofsen Nachen dahin, begierig, die neue von Tangaloa heraufgeangelte Welt zu sehen. Entzückt über die junge Schöpfung, beschlossen sie, dort zu bleiben, und zer-

---

(¹) Mariner. II. 121-126.

(²) *Ib.* 102. 103.

brachen ihr groſses Boot, um zur Küstenfahrt und Fischerei taugliche kleine daraus zu machen. Aber in wenigen Tagen sterben zwei oder drei von ihnen. Erschreckt durch die ungewöhnliche Erscheinung des, ihnen bis dahin unbekannten Todes, wissen sie nicht, was sie beginnen sollen. Allein ein höherer, aus Bolotu kommender Gott versetzt sich in einen von ihnen, und erklärt ihnen aus ihm heraus, daſs, da sie irdische Luft eingehaucht und irdische Speise genossen, sie sterblich werden und die Erde mit sterblichen Wesen bevölkern müſsten. Sie und Alles um sie gehöre nun der Irdischheit an. Traurig hierüber, suchten sie zwar in einem neuen Schiff in die Götterheimath zurückzukehren, aber sie konnten das Eiland nicht wieder auffinden, und waren, nach langem, vergeblichem Umherirren, nach Tonga zurückzuschiffen gezwungen (¹).

Man sieht, daſs dieser Mythus zwar die Sage von Tangaloa's Schöpfung, aber nicht von der Bevölkerung der Erde durch seine Söhne beibehält. Immer aber wird, was auch Forster von Tahiti bemerkt (²), das Geschlecht der Menschen von dem der Götter abgeleitet, und seine Urheimath in den fernen Nordwesten gesetzt. Dies deutet auf den Ursprung aus Asien. Gegen Norden liegend wird auch der heilige Berg der Hindus, Meru, gedacht.

Ich habe mich absichtlich nicht gescheut, in diese Abschweifung einzugehen. Die Untersuchung der Sprache eines Volks vornehmen zu wollen, ohne sich mit der Sinnes- und Empfindungsweise desselben bekannt zu machen, heiſst muthwillig auf dasjenige Verzicht leisten, wodurch allein man den Geist und Charakter der Sprache auffassen kann, der in der Zerstückelung in die einzelnen Elemente unbemerkt und unbeachtet verfliegt.

§. 28.

Ich gebe jetzt noch ein höchst liebliches Lied, das zwar ganz lyrischer Natur ist, und zu der Gattung gerechnet wird, die man *fækka Nuha* (Nuha-Weise) nennt. Die Nuha-Inseln liegen zwischen Hamoa und Wawaü, und sind den Schiffern unter den Namen der Verräther- und der Cocos-Insel bekannt. Diese Gesangweise muſs von daher gekommen sein; doch wird die Nuha-Weise jetzt, nach Mariner's Zeugniſs, immer ausschlie-

---

(¹) Mariner. II. 119. 120.

(²) *Observations. p.* 551.

ſsend von Worten in Tongischer Mundart begleitet, da andre Gesänge auch in Hamoa-Mundart gesungen werden. Die Nuha-Weise ist auch immer ohne Tanz. Von der Gewohnheit der dortigen Dichter, sich in die abgelegensten Örter von Wawaü zurückzuziehen und von dort mit ihren fertigen Liedern und Weisen zum Hauptort (*mua*) zurückkehren, habe ich schon oben (S. 451.) gesprochen. Mariner nennt zwei solcher Dichter, einen für scherzhafte, und einen für erstere und höhere Gegenstände. Einige der Tongischen Gesänge haben regelmäſsiges Sylbenmaſs und Reime, andre keines von beiden. Von der letzteren Art ist der folgende Gesang (¹).

I. Wir saſsen plaudernd über Wawaü Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber:

II. Laſst uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; laſst uns auf das Zwitschern der Vögel horchen und die Klage der Turteltaube.

III. Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matato.
Wir wollen bleiben und vertheilen die uns von Liku One gebrachten Lebensmittel.

IV. Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im süſsen Wasser Waü Aka's, salben mit wohlriechendem Öl; wir wollen Kränze flechten, und die Blumen winden, die wir pflückten von Matato.

V. Stehend unbeweglich am Abhange bei Ana Manu, starren wir athemlos hinunter in die Ferne des Meers in der Tiefe.

VI. Wie unser Gemüth sinnet, rauschet von den hohen Toa-Bäumen in den Ebnen des Inlands der mächtige Wind zu uns her.

VII. Mein Gemüth erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe, die sinnlos strebende zu durchbrechen die festen Felsen.

VIII. O wie glücklich ist unser Weilen hier gegen unser Weilen auf Mua!

IX. Es ist Abend; lasset uns gehen zum Orte. Horch! es tönt her von den Sängern! bereiten sie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?

X. Dahin lasset uns wandern!

XI. Sollten wir nicht gedenken unsres früheren Zustands, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land?

(¹) Mariner. II. 378-381.

XII. Wehe! Ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schauet hin! Wüst ist das Land, und getödtet grausam der Menschen Menge.

XIII. Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam bei Mondlicht zu ihren Geliebten.

XIV. Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In Krieg ist unser Land.

XV. Das Land Fidgi hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie.

XVI. Lassen wir fahren das schwermüthige Sinnen! morgen vielleicht sind wir todt.

XVII. Wir wollen uns bekleiden mit der Chikula, anlegen die Tapa, die Stirn schmücken mit vollen Jiale-Kränzen, und den Hals umwinden mit weiſsen Huni-Blumen, zu zeigen unsre Sonnenbräune.

XVIII. Höret das Preisen des Volks!

XIX. Zu Ende gehet der Tanz, und sie vertheilen das Mahl unsres Festes. Lasset uns morgen zum Wohnort kehren.

XX. Die Männer sind begierig auf uns, bitten um unsre Blumenkränze; die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also zu uns:

XXI. Schön sind unsre Frauen von Liku, reizend ist ihre sonnengebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigten Abhang Mataloko's und Weibua's; mich verlangt zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns wandern dahin!

Es ist, nach Mariner's Bemerkung, eine der gewöhnlichsten Redefiguren im Tongischen, wenn man etwas sehr herausheben will, es durch das gerade Gegentheil anzudeuten; und so muſs man die letzten Verse des obigen Liedes verstehen. Ich habe schon danach übersetzt, und die Tongischen Negationen weggelassen. Ebenso steht oben, wo ich, mit Mariner, glücklich übersetzt habe (VIII.), *kowi*, schlecht.

I. ***Mau nofo-nofo talanoa gia Wawaū Tua Liku, bea behe mei he tunga fafine:***

Wir (den Angeredeten ausschlieſsend) bleiben-bleiben reden-eitel über Wawaū Tua Liku (1), und sagt zu-uns (genauer: hierher) der Hauſe (*tunga* ist eine Art der Pluralbezeichnung) Weib:

---

(1) *Liku* ist (Wörterb. h. v.) der Theil einer Insel, welcher wegen seiner felsigten Ufer wenig von Böten besucht wird; und dies ist bei den Tongischen Inseln gewöhnlich die Ostküste.

II. *Tau alu fononga gi Liku ger mamata he hifo he laa: tau fonongo gi he mabu he manu mo he tangi he lube.*

Wir (den Angeredeten einschlieſsend) gehen Wanderung nach Liku, zu sehen den Untergang die Sonne; wir horchen auf das Zwitschern der Vogel und die Klage die Turteltaube.

III. *Tau toli he kakala gi he hifoanga gi Matatō.*

Wir pflücken den Blumenkranz an dem Abhang bei Matato.

V. *Ka tuange* (besteht aus *tu* und *ange* (¹)) *gitáutólu gi he hifoanga gi Ana Manu, tau jio hifo mo tai-manawa gi he mamaü he tahi gi lalo.*

Indem stehen-fortwährend wir an dem Abhang bei Ana Manu, wir starren hinunter auch (Mariner übersetzt: wir wollen hinunterstarren; *mo* übergeht er) ohne-Athem (nämlich vor der Gröſse des Anblicks) in die Ferne die See in unten.

VI. *Gua tau loto manatu, he fu matangi gua mabuange mei me he fu toa gi tugu-uta* (²) *gi tafanga-fanga* (³).

(Zeichen des Präsens) Unser Gemüth sinnet, der groſse Wind (Präsenszeichen) rauscht-fortwährend (*mabu*, rauschen; über *ange* s. unt. Anm. 1.) zu-uns-her von dem groſsen Toa in Inland in Ebenen.

VII. *Gua te loto lahi* (⁴) *he mamata he ngalu gi-laio, futeange noa-ai-be ger leiïgi he makka fefeka.*

(Zeichen des Präs.) Ich Gemüth groſs (das hier so steht, wie sonst gewöhnlich das Verbum, z. B. *gua te alu*, ich gehe), das Sehen die Brandung in unten strebend (*fute*, streben; ob *ange* die Bed. hat, aus dem Verbum ein Partic. zu bilden, lasse ich dahin gestellt sein) sinnlos (⁵), zu durchbrechen den Fels feſten.

(¹) Martin erklärt *ange* in diesem Gebrauch nicht. Vergleicht man aber die zwei Stellen des Liedes (v. vi.) und die in Finau's Rede (iii.) mit einander, und nimmt man Martin's Übersetzung von *loloa-ange*, *long enough* (*Vocab. h. v.*), und den Umstand hinzu, daſs *ange* beim Comparativ dient, so sieht man, daſs es eine Verstärkung des Begriffs, also bei Handlungen eine gröſsere Dauer andeutet.

(²) *Tugu-uta* übersetzt Mariner durch *inland*; *tugu* ist: aufhören, Ende, *uta*: Strand.

(³) *Fanga* ist: Strand, Küste, *shore, beach*; das *ta* vor dem Wort verstehe ich nicht. Den zusammengesetzten Ausdruck übersetzt Mariner: Ebenen, offnes Land.

(⁴) Eine ganz ähnliche Redensart kommt in Finau's Rede weiter unten (vii.) vor.

(⁵) *Noa-ai-be.* Martin übersetzt *in vain*, vergeblich. Dies scheint aber nicht genau

XVI. *Oüa na tau manatu-natu, tau mate abé abongi-bongi.*

Ablassen, daſs wir sinnen-sinnen (*natu* ist dasselbe, in der Wiederholung nur abgekürzte Wort), wir sterben vielleicht morgen.

Ich beschlieſse diese Sprachproben mit der Rede (¹), welche der junge Finau hielt, als er seinem Vater in der Herrschaft über die Insel Wawaü folgte. Sie wird von Mariner für das merkwürdigste Stück Tongischer Beredsamkeit erklärt. Sie hat auch schwierigere und weniger einfache Constructionen und Wendungen.

Ihr Hauptinhalt ist eine Anmahnung zu Frieden und Eintracht, da unter seinem Vater, der sich vom zinsbaren Häuptling zum unabhängigen Herrscher aufgeschwungen hatte, die Inseln sehr viel von Krieg und bürgerlichen Unruhen gelitten hatten.

Finau's Rede.

I. Höret auf mich, ihr Häupter und Männer des Kampfs!

II. Ist jemand unter euch unzufrieden mit unsrem Zustand, dem ist es Zeit, daſs er auswandre nach Hapai.

III. Keinen werde ich dulden, in Hafulu Hau zu bleiben mit unzufriedenem und unbeständigem Sinne.

IV. Denn schwer belastet war meine Seele, zu sehen die groſse Zerstörung, die angerichtet der unaufhörliche Kampf des, der jetzt liegt auf dem Grabplatz.

V. Wir haben viel gethan, und was ist der Gewinn? Ohne Bevölkerung und wüst ist das Land, keiner da, es zu bearbeiten. Blieben wir ruhig, es wäre bevölkert noch heute.

VI. Zahllos sind gefallen die mächtigen Häupter und Männer des Kampfs, und wir bleiben, in Eins gemischt mit dem Hefen des Volks. Wem in den Sinn kam dies?

VII. Wir sind wahnsinnig im Gemüth! Unser Leben ist schon kurz.

VIII. Beweis ist das des Mannes, daſs er beharre in Liebe und Zufriedenheit mit seinem Standpunkt.

IX. Eitel Thorheit ist es, noch zu verkürzen, was schon nicht überlang ist!

Noa ist *at random*, auſs Gerathewohl, ohne Zweck und Richtung, was auf das blinde Wüthen der See paſst. *Ai* heiſst dort, *be* gewöhnlich allein, nur.

(¹) Mariner. II. 381-383.

x. Wer unter uns wird sagen in seiner Seele: ich wünsche zu sterben, ich bin satt des Lebens?

xi. Seht her, handelten wir nicht wie Leute wahnsinnigen Gemüths?

xii. Wir suchten Sachen, die uns berauben unsrer wahren Sachen (d. h. die uns wahrhaft nützlicher Dinge berauben).

xiii. Nicht will ich euch sagen: höret auf zu gedenken des Krieges!

xiv. Lasset die Schlachtreihe sich herwenden zu unserem Lande, lasset sie kommen, zu plündern unsre Wohnungen! wir werden ihnen zeigen, daſs, wie unser Ackerwerk groſs ist, ebenso in gleichem Maaſs unsre Tapferkeit.

xv. Laſst uns unser Ackerwerk betreiben, dies ist unsres Landes wahre Wache.

xvi. Was gierten wir nach fremdem Erdreich?

xvii. Groſs genug ist dieses Land, uns zu nähren; wir vermögen nicht, seine Ernte zu verzehren.

xviii. Ich habe vielleicht nicht mit weisem Sinne zu euch gesprochen. Die älteren Männer sitzen mir zur Seite. Ich bitte sie, mir zu sagen, wenn ich irre.

xix. Ich bin noch jung; ich weiſs, ich würde nicht weise sein im Regieren, wenn gleich wäre mein Sinn dem Sinne des jetzt Ruhenden, willkührlich zu handeln nach eigner Wahl, und nicht zu hören auf ihre Rede.

xx. Dank euch für eure Liebe und Treue gegen ihn!

xxi. Finau Fidgi und die Rathgeber sitzen hier. Sie kennen mein eifriges Nachfragen nach der Wohlfahrt in unsrem Zustand.

xxii. Sprechet nicht in eurem Herzen: warum hören wir auf das eitle Schwatzen eines Knaben?

xxiii. Bedenket, daſs, indem ich zu euch rede, zu euch wiederhallt der Geist Toi Umu's, Uluwalu's, Afu's, Fotu's und Alo's, und aller Häupter und Rathgeber von Wawaū.

xxiv. Höret mich! Ich warne euch; ist einer von einem andren Land, ist einer unzufrieden mit seinem Verbleiben in dieser Weise, so ist dies der einzige Augenblick, den ich ihm verstatte, zu gehen. Denn ist dieser vorüber, so giebt es keine Verbindung mehr zwischen hier und Hapai.

xxv. So wählet denn euren Wohnplatz. Es ist Fidgi da, und Hamoa, und Tonga, und Hapai, und Fotuna, und Lotuma.

XXVI. Die besonders, welche einmüthig sind, zu lieben zu wohnen in dauerndem Frieden, solche nur sollen bleiben in Hafulu Hau.

XXVII. Es ist nicht meine Absicht, zu unterdrücken den Muth Eines kriegerischen Gemüths.

XXVIII. Seht dorthin! die Lande Tonga und Fidgi beharren im Krieg. Wählet nach eurem Wunsch, zu gehen in eines, zu üben dort euren Muth.

XXIX. Stehet auf nun! ein jeder kehre heim und sinne über die morgende Abfahrt der Nachen nach Hapai.

VII. *Gua tau loto wale! Lau gita, gua ge chi he tau moúine* (*ne* ist nur ein Wohllauts-Suffixum).

(Zeichen des Präsens) Wir Gemüth wahnsinnig (was hier wie sonst das Verbum steht (1))! Sage ich (diese Worte werden sprichwörtlich gebraucht statt: mir scheint), (Zeichen des Präs.) schon klein das unser Leben (klein steht wieder hier wie sonst das Verbum, und das angebliche Präsenszeichen kann geradezu als das Verbum substantivum angesehen werden).

VIII. *Ilonga be tangata bea nofo ia ger fækka-manako mo fækka-lata enne nofone* (*ne*, Wohllauts-Suffixum).

Zeichen allein Mann, wenn beharrt er zu lieben und gern-zu-haben sein Bleiben.

IX. *He mea kóia tai lau-noa ger fækka-nónó he mea gua tegichi loloa-ange.*

Ein Ding wirklich ohne sprechen eitel, zu verkürzen das Ding (Präsenszeichen) noch-nicht lang sehr (der Ausdruck ist ironisch, und der Redende meint das gerade Gegentheil).

X. *Kohái giate gitáutólu tenne behe enne loto: gua te fia mate, gua te fiu he moúi?*

Wer unter uns (2) (die Angeredeten einschliefsend) wird-er sagen (in) seinem Gemüthe: (Präsenszeichen) ich wünsche sterben, (Präsenszeichen) ich habe-genug das Leben?

XI. *Wakkéi-mei! na ikéi tau fei gitáutólu ange-ko he tungamea loto-noa?*

Schaue auf-mich! (eig. wohl: hierher, eine Redensart, die Aufmerksamkeit auf etwas zu richten) (Zeichen des Präteritums) nicht wir handelten, wir-alle, wie ein Haufe (d. h. Zeichen des Plurals) Leute Gemüth wahnsinnig?

---

(1) Vgl. die ganz ähnliche Redensart im obigen Lied (VII.).

(2) Martin übersetzt irrig: *among you.*

XII. *Na tau gumi he mea, gua faū fua-be he tau mea moóni.*

(Zeichen des Präteritums) Wir suchten (Artikel) Sachen, (Präsenszeichen) nehmen-hinweg allzumal die unsre Sachen wahren.

XIII. *Ikéi teū behe-atu giate gimótólu: óūa-na mo manatu gi he tau.*

Nicht werde-ich (*te*, Zeichen des Futurums, *u*, ich) sagen hin zu euch: laſst-ab, daſs ihr denket auf den Krieg.

XIV. *Ofa-be ger matta-tau mei he fonnua, bea hau nihi ger wete he tau abi, tau fakka-ha-angi giate ginάutólu, ka lahi lewa he tau ngóue, tattau-be mo ia he tau toa.*

Laſs nur (¹), daſs Kriegsschaar (eig. Kriegsauge, *front of battle*) zu-uns (eig. wohl: hierher) das Land, auch kommen einige, zu plündern die unsre Wohnung, wir zeigen hin zu ihnen, wenn groſs demgemäſs der unser Ackerbau, gleichmäſsig (*tattau-be*) mit ihm die unsre Tapferkeit.

XV. *Tau fei be lewa gitáutólu he ngóue, koe leo moóni ia he tau fonnua.*

Wir machen auch demgemäſs wir-alle den Ackerbau, die Wache wahre er das unser Land.

XVI. *Gua tau holi gi he fonnua gehe ko-umá?*

(Präsenszeichen) Wir gierig nach dem Lande fremden warum?

XVII. *Gua lahi-ange-fau he fonnua koeni ger fafanga gitáutólou: ikéi-chi te tau fa gena enne tau.*

(Präsenszeichen) Groſs sehr genug das Land dies, zu nähren uns, nicht wenig (ironisch, also: sehr wenig, durchaus nicht) (Zeichen des Futurums, manchmal auch des Präsens) wir fähig (zu) verzehren seine Ernte.

Die Wichtigkeit, welche in dieser, schon durch ihre gar nicht zu bezweifelnde Ächheit merkwürdigen Rede dem Ackerbau und dem Eigenthum beigemessen wird, zeigt, daſs der Grund aller besseren gesellschaftlichen Einrichtungen unter diesem Volke schon fest gelegt ist. Überraschend ist die Ähnlichkeit der Besorgniſs vor der Vermischung der Geschlechter nach den

---

(¹) Ausführlich wird diese Redensart erklärt in Mariner. II. 374. nr. 24. *Ofa* bedeutet nämlich: Liebe, Mitleid.

Verheerungen des Kriegs mit einer gleichen Äuſserung **Arjuna's** in der **Bhagavad-Gîtâ** (I. 41.). Ähnliche Einrichtungen, wie hier die Castenabtheilung, müssen aber überall ähnliche Erscheinungen hervorbringen.

§. 29.

Ich gehe nun zu Proben des Neu-Seeländischen über (Lee. 61-66).

I. *Eaha te mea ki tōu dinga dinga?*

Was (ist) die Sache in deiner Hand?

(*Dinga dinga* heiſst zusammen **Hand**, doch auch (Lee. 61.) die **Finger**. Vielleicht ist dies die ursprüngliche Bedeutung, so daſs der Begriff **Hand** erst aus der Wiederholung von **Finger** entsteht. Indeſs gilt *dinga dinga* als Singular, da sonst das sich darauf beziehende Besitzpronomen *ōu* heiſsen müſste.)

II. *E matau kau ano.*

Ein Angelhaken bloſs (*ano*, Gegenwart anzeigendes Wort, über das ich noch zweifelhaft bin, ob es ein Verbum, wie **sein**, oder eine Partikel ist.

III. *Na wai ra* (1) *oki i o mai te matau ki a koe?*

Von (2) wem (*ra oki*, zwei die Verba gewöhnlich begleitende Wörter, welche aber auch allein stehn, und wirkliches Geschehen, Sein andeuten. Soviel ich sehen kann, ist *oki* ein Wort allgemeiner Verbalbedeutung, und *ra* ein versicherndes Adverbium. Denn *ra oki* begleitet den Indicativ, *pe oki*, da *pe* **vielleicht** heiſst, den Subjunctiv. *Ra* als Substantivum heiſst: die Sonne, Gesundheit, Stärke) (Zeichen des Präteritums) gab (dem *o* giebt Lee die Bedeutung *to produce*, und fügt hinzu, daſs es mit folgendem *mai* oft **geben** ausdrückt) hierher (dies *mai*, was wohl eins ist mit dem Tong. *mei*, so wie *atu*, dort, mit dem Tong. *atu*, begleitet oft die Verba) der Angelhaken zu (3) dir?

Wer gab dir den Angelhaken?

---

(1) Ich habe dies hinzugefügt, weil Lee es in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle thut, und um die vollständige Redensart *ra oki* zu erklären. Es wird aber auch *oki* allein gesetzt; s. nr. XXXI.

(2) [Man muſs übersetzen: **wer gab?** Es ist eine Eigenthümlichkeit des N. Seel., Tah. und Haw., das dem Verbum vorangehende Subject in den Genitiv zu setzen, wenn das Verbum die Zeitpartikel *e* oder *i* bei sich führt. B.]

(3) [*Ki a*, auch *kia* geschrieben, ist, wie im Tah. und Haw. *ia*, die Form der Präpos. (sonst *ki*, *i*) vor Pron. pers. und Personennamen. B.]

IV. *Na Taka ra oki.*

Von Taka (über *ra oki* s. nr. III.).

Taka.

V. *E tūngata pai ra nei ia?*

Ein Mann guter (*ra nei* übersetzt Lee vielleicht, ob aber richtig? möchte ich bezweifeln. *Ra* scheint sonst vielmehr wirklich zu heiſsen, s. nr. III. *Nei* finde ich zuerst in Zusammensetzungen, wo es einen Ortsgegensatz mit *na* und *ra* bildet: *tenei*, der hier in der Nähe, *tena*, der da im Angesicht, *tera*, der dort in der Ferne; in diesen drei Wörtern ist *te* der Artikel. Ebenso ist *penei, pena, pera* und *konei.* Ferner steht es allein hinter Substantiven, diese unter mehreren bestimmend zu bezeichnen (1). In allen diesen Fällen scheint *nei* das Adverbium hier. Wenn Lee es im Wörterbuch durch *being removed hither* übersetzt, so ist das dasselbe, nur mit Hinzufügung eines ausgelassenen Verbums) er?

Ist er ein guter Mann?

VI. *Ai ra oki: e tūngata pai, e tūngata hoha.*

Ja (über *ra oki* s. oben; von jetzt an werde ich diese Worte immer übergehen und durch Punkte andeuten); ein Mann guter, ein Mann edler.

VII. *Ke ihēa kōia tona kāinga?*

Bei (oder: in, zu) (*ihēa* finde ich nicht für sich, *ke ihēa* ist zusammen wo?) wahrhaft sein Wohnort?

Wo ist sein Wohnort?

VIII. *Ke Port Jakson ra oki, ke Parramatta.*

In Port Jackson . . . . . ., in Paramata.

IX. *Koa tai oti koe ki reira?*

(Zeichen des Perfectums) Gekommen (Fragewort) du nach dort?

Bist du dahin gekommen? nach Lee: bist du da gewesen?

X. *Koa tai ra oki au.*

(Zeichen des Perfectums) Gekommen . . . . . . ich.

Ich bin hingekommen, bin da gewesen.

XI. *I nahēa?*

In (*nahēa* finde ich nicht für sich; *i nahēa*, wann?)?

---

(1) So in mehreren Redensarten bei Lee. *p.* 70. 71. Sonderbarer steht in einer andren *p.* 69. *nei* zwischen dem Besitzpronomen und dem Substantivum: *dite tonu to rāua nei ngākău*, gleich ganz von ihnen-beiden (das zu erklärende *nei*) Herz (beider Herz ist gleich).

XII. *I te e āu toke ra oki; katai ano 'ȧu ka e oki mai.*

In dem (*e āu toke* heiſst nach Lee (*p.*61.) Winter. Im Wörterbuch findet man, ohne *e*, bloſs *āu toke*; *āu* heiſst der Wind, und *e* ist vielleicht der zu diesem Wort gehörende Artikel; *toke* finde ich nicht allein) (die folgenden Worte drücken aus: ich bin eben zurückgekommen, scheinen aber eine Redensart, deren einzelne Elemente sich nur unvollkommen erklären lassen: *katdi*, von Lee *present arrival* übersetzt, aber sichtbar zusammengefügt aus *ka*, das eine allgemeine Bedeutung haben muſs, und bisweilen (1) das Verbum im Präsens und Futurum begleitet, und dem obigen *tai*, nr. IX.; *ano* s. oben nr. II.; *'ȧu*, ich; *ka e oki mai*, von Lee übersetzt *present return here*: *ka* s. oben; *e*, hier der das Präsens des Verbums begleitende Laut; *oki*, hier zusammengezogen aus *ōhoki*, zurückkehren; *mai*, hierher).

(Nach Lee:) Es war im Winter; eben bin ich hierher zurückgekehrt.

XIII. *E wahine oti ta Taka?*

Ein Weib (Zeichen der Frage) von Taka?

Hat Taka eine Frau?

XIV. *E wahine ra oki.*

Ein Weib . . . . . .

Er hat eine Frau.

XV. *Toko hia ana tamariki?*

(In *toko* liegt sowohl der Plural, als daſs Personen gemeint sind) Wie-viele seine (der Plural liegt im *a*) Kinder?

Wie viele Kinder hat er?

XVI. *Toko ono.*

(*Toko* s. nr. XV.; es steht immer vor den Zahlen, wenn Personen gemeint sind.) Sechs.

XVII. *Eaha tana māhinga?*

Was sein Werk?

Was ist sein Geschäft?

XVIII. *E·karakīa ra oki ki tona Atūa.*

Ein Anrufen . . . . . . zu seinem Gott.

Zu Gott zu beten.

XIX. *E tohūnga pe oki ia?*

Ein Priester vielleicht (*pe oki*, s. nr. III.) er?

Ist er etwa ein Priester?

---

(1) Lee. *p.*49.

XX. *E tohānga ra oki.*

Ein Priester . . . . . .

Ja, er ist ein Priester.

XXI. *Ko wai oki tona Atūa?*

Der (*ko* steht oft wie sonst ein Artikel) wer (*oki* s. nr. III.; hier kann man es geradezu ist übersetzen) sein Gott?

Wer ist sein Gott?

Ko Jihova ra oki, ko Jizus Kraist, ko te Waidūa pai.

Der Jehovah . . . . . ., der Jesus Christus, der (*ko te*) Geist gute.

XXII. *E todu ra nei enei Atūa?*

(*E*, Artikel, wie er vor Zahlwörtern gebräuchlich ist) Drei (*ra nei* s. nr. V.; Lee übersetzt die Worte hier durch *possibly*) diese (der Plural liegt im Anfangs-*e*) Gott?

Sind dies etwa drei Götter?

XXIII. *E teka. Ko tahi ra oki ratu: ko Jihova ra oki to ratu ingōa waka era era.*

Eine Falschheit. (*Ko*, Artikel, vor dem Zahlworte eins gebräuchlich) eins . . . . . sie; der Jehovah . . . . . von ihnen (*ratu*, sie, *to ratu*, von ihnen, d. h. ihr) Name groſs (*waka era era*, groſs; einzeln weiſs ich es nicht zu erklären; *waka* ist sonst das Tong. *fakka*).

Nein, sie sind eins, Jehovah ist ihr groſser Name.

XXIV. *E aire* (¹) *ana koe?*

Ein Gehen (*ana* steht regelmäſsig beim Verbum, aber nur im Präsens, Lee nennt es ein Auxiliare, geschehen, handeln, sein. Die ganze obige Redensart wird in Lee als 2. Pers. sing. praes. indicat. des Verbums *aire* betrachtet) du?

Gehst du weg?

XXV. *E aire ana ra oki åu. Apopo ka e oki mai, kia wakako tåu.*

Ein Gehen (*ana*, Zeichen des Präsens, s. nr. XXIV.; die ganze Redensart ist die angebliche 1. Pers. sing. praes. indicat. von *aire*) . . . . ich. Morgen (*ka* s. nr. XII.) ein Zurückkehren hierher, machen (²) Lehrstunde wir-beide (den Angeredeten mit einschlieſsend, eig. *tåua*).

Ich gehe weg. Morgen werde ich wiederkommen, damit wir beide eine Lehrstunde halten.

(¹) Bei Lee *p.* 65. steht durch einen Druckfehler *aira*.

(²) [So übersetzt Lee hier *kia*; es ist aber die Conjunction auf daſs, damit. B.]

XXVI. *Aire atu ra.*

Gehe dorthin Gesundheit.

Reise glücklich!

XXVII. *I ko na ra.*

(*I ko*, von Lee übersetzt: hier, hinter mir. Sollte hier eine Verbindung von der Präposition *i* und dem Pronomen 1. Pers. sing. sein?) (keine der Bedeutungen von *na* paſst auf diese Stelle; *ko i na* heiſst dort, vielleicht ist dies hier anwendbar) Gesundheit.

Bleibe gesund! (die Abschiedsformel des Weggehenden an den Bleibenden.)

XXVIII. *Aire mai ra, aire mai, aire mai. Te na ra ko koe.*

Gehe hierher gesund, gehe hierher, gehe hierher. Der da (*tena*, der da im Angesicht) (über *ra* s. nr. V. und XXVI.) der (s. nr. XXI.) du.

(Begrüſsungs- und Bewillkommnungsformeln: sei willkommen! es gehe dir wohl!)

XXIX. *Emara ma! nohēa tenei kai?*

(*Emara ma*, eine Anredeformel an mehr als Eine Person, buchstäblich: eine Gesellschaft, *ra*, wie in *tera*, jener, Gesellschaft) woher (wörtlich: von was?) diese Speise?

O meine Freunde! woher ist diese Speise?

XXX. *No te Wai Mate.*

Von dem Wai Mate (Ortsname, eig. todtes Wasser; *wai*, Wasser).

XXXI. *Na e Ongi Ika oki i o mai ki a kodūa?*

Von (warum *e* vor dem Eigennamen steht, weiſs ich nicht) Ongi Ika (*oki* s. nr. III.) (Zeichen des Präteritums) gab her zu (*ki a*) euch-beiden?

Hat Ongi Ika sie euch beiden gegeben?

Ich will versuchen, noch die wörtliche Übersetzung eines Neu-Seeländischen Liedes zu geben. Lee's Grammatik enthält davon mehrere; er fügt aber nur von einem die Übersetzung hinzu, indem er offenherzig bekennt, die andren nicht hinreichend zu verstehen. Diese Lieder scheinen alle neu; bei einigen ist es aus darin vorkommenden fremden Wörtern und Anspielungen sichtbar. Das hier folgende besteht aus acht Versen, die ungefähr gleicher Länge sind, nämlich alle zwischen 12 und 15 Sylben haben. Genau lassen sich die Sylben nicht zählen, da man nicht bestimmt genug sehen kann, welche zusammenstoſsende Vocale Diphthongen sind, oder nicht. Obgleich Lee's Übersetzung des hier folgenden Liedes so frei ist, daſs sie gänzlich vom Originale abweicht, so ist sie mir doch sehr behülflich gewesen, dieses besser zu verstehen (1).

Der Gegenstand ist eine Klage bei der Seereise einer geliebten Person.

Wai ata.

Gesang.

1. *E taka to e āu ki te tiu marūngai,*

Ein Wechseln (*taka* bedeutet: fallen, 2) sich drehen, vom Winde) von (*e* ist zwar der unbestimmte Artikel; *āu*, Wind, hat aber immer, und selbst mit dem bestimmten Artikel, dies *e* vor sich. Es ist also wohl hier von andrer Bedeutung) Wind zu dem durchdringenden Nord,

Windeswechsel zum durchdringenden Nord,

2. *i wiua mai ai e kōinga du anga,*

(Zeichen des Präteritums) trieb (das Wörterbuch giebt nur *wiu*, die Ursache der Hinzufügung des End-*a* ist mir unbekannt) hierher (*ai*, auch ein Ortsadverbium, das häufig auf *mai* folgt (2)) eine scharfe-Ecke (hier wohl: Schärfe, Schmerz) (*du* ist mir nicht recht klar; vielleicht aber ist es wegen des End-*a* des vorhergehenden Wortes für *adu*, weg, gesetzt, wie im Tahitischen (3) geschieht. In diesem Fall drückt es aus: der Schmerz, der hinwegtreibt (4)) Besorgniſs (eigentlich ist *anga* Werk: aber mehrere Redensarten in Lee beweisen, daſs es auch: auf etwas mit Sorge und Liebe achten, darauf Rücksicht nehmen, heiſst, Bedeutungen, die wohl alle durch die der Beschäftigung mit etwas vermittelt werden (5)),

---

(1) Es scheint mir nicht unnütz, die Lee'sche Übersetzung ganz hierher zu setzen und nach den Versen des Originals abzutheilen:

1. *The strong and irresistible wind blowing from the tempestuous north*
2. *made so deep an impression upon my mind for thee, o Taua,*
3. *that I ascended the mountain, even to the very top, to witness their departure.*
4. *The rolling billows extend nearly as far as Stivers* (über diesen Eigennamen s. unt. S. 470. Anm. 1.).
5. *Thou art driven to the eastward, far away.*
6. *Thou hast given me a garment to wear for thy sake;*
7. *and happy shall I be in the remembrance of thee, when I bind it on my shoulders.*
8. *When thou art arrived at thy intended port, my affections shall be there.* (*p.* 107.)

(2) Lee. *p.* 36.

(3) Tahit. Gramm. *p.* 25.

(4) [Nach dem N. Seel. Wörterbuche ist *du*: ein schnelles Achselzucken, *du ake*: Krankheit, 2) *to vomit.* B.]

(5) Da in Lee's Wörterverzeichniſs diese Bedeutung fehlt, so führe ich hier einige Stellen

Angst trieb mich hierher . . . . . Sorge,

3. *tai rawa nei ki te puke ki ere atu.*

erreichen (oder: ankommen; dies Verbum steht hier ohne alle Beugungs-Andeutung) zum-Äuſsersten (oder: zum Gipfel) (*nei* s. 1. N. Seel. Sprachpr. nr. v.) zu dem Hügel zu gehen (*ere* findet sich im Wörterbuche nicht; ich halte es aber für eine Abkürzung von *aere*, gehen, das jedoch gewöhnlich in *aire* zusammengezogen wird) weg.

ich kam bis zum Gipfel hier auf den Hügel wegen deiner Abfahrt.

4. *E tata te wīunga te tai ki a Taiwa:*

Ein Nahen das Treiben (*wīunga* ist zusammengesetzt aus *wiu*, treiben, und *anga*, Werk, Handlung, das, als Suffixum, Abstracta oder überhaupt Substantiva bildet) das Meer zu (*ki a*) Taiwa;

Es naht sich das Wogen des Meeres bis zu Taiwa (1);

5. *ki a koe, e Taua, ka wiua ki te tonga.*

(*ki a*, hier Zeichen des Accusativs) dich, o Taua, (*ka*, Vorschlag des Verbums, s. ob. S. 466. nr. xii., hier Zeichen des Präs.) treibt (s. nr. 2.) zu dem Osten.

dich, o Taua, treibt es nach Osten.

6. *Nāu i o mai e kahu, e tūriki,*

Von-dir (Zeichen des Präteritums) gab hierher (d. i. mir) ein Kleid, ein (*tūriki* finde ich nirgends),

Du hast mir ein Kleid gegeben, ein . . . . .,

7. *e takowe e o mo toku nei rangi.*

ein (*takowe* finde ich nirgends) ein Geben für mein hier Zuneigung (eig. Himmel, dann: Bekanntschaftskreis, Gewohnheit, Zuneigung).

---

an, welche sie beweisen. Von Personen, die nach England gereist sind, wird *p.* 97. gesagt, daſs sie wohl wiederkommen werden, und hinzugesetzt: *they perhaps regard their children*, *e anga mai ana pe oki ratu ki nga tamaniki*, (*e* vor und *ana* nach dem Verbum sind Zeichen des Präsens) berücksichtigen (*mai*, eig. hierher, allein häufige Begleitungs-Partikel des Verbums) (über *ana* habe ich eben gesprochen) vielleicht (*pe oki*, s. 1. N. Seel. Sprachpr. nr. iii.) sie auf (Pluralzeichen) Kinder. *p.* 118. wird *e anga* durch *love* übersetzt, und *p.* 119. bei dem Verbot des Ehrens andrer Götter in der Übersetzung der zehn Gebote gebraucht, und *p.* 120. von dem Verbot, nach fremdem Gut zu trachten.

(1) Lee schreibt in seiner Übersetzung diesen Namen Stivers, und bemerkt, daſs dies ein Mann sei, von dem erzählt werde, er habe diese Gegenden vor Cook besucht. Die Neu- daſs ein Ort nach diesem Manne genannt sei, welchen die Flut nur, wenn sie sehr hoch ist, Seeländer sprechen kein *s* aus. Zum Verständniſs dieser Stelle muſs man immer annehmen, erreicht.

8. *Ka tai ki reira, aku rangi auraki* (1).

(*Ka* s. nr. 5.) Ankommen nach dort, meine Zuneigung geht-festen-Schrittes.

Sobald du dort sein wirst, werden meine Gefühle bei dir sein.

§. 30.

Von der Tahitischen Sprache besitze ich keine andren Texte, als die Übersetzung des Evangeliums Johannis, das Abc- und Rechenbuch (bei welchem keine Übersetzung ist), und kann, bei dem Mangel eines Wörterbuchs und der Unvollständigkeit der Grammatik, nur einzelne Stellen dieser Schriften in sichrer Worterklärung geben.

Evangelium Johannis.

I. 1, 18. *Aore e taata i ite i te Atua; o te tamaidi fanau tahi ra, i nia i te ouma o te medua ra, oia tei faaite mai iana.*

Nicht ein Mensch (Zeichen des Präteritums) sah (*i*, Zeichen des Accusativs) den Gott; der (*o te*, beide Artikel, wie das Tongische *koe*) Sohn geboren eins (*ra*, das einzeln schwer zu übersetzende Wort, das auch im Neu-Seeländischen vorkommt) in oben in dem Schooſs von dem Vater (*ra* s. oben), er, welcher macht-kennen hierher (d. h. uns) ihn.

Kein Mensch hat Gott gesehn; der eingeborne Sohn auf dem Schooſse des Vaters hat ihn uns kennen gelehrt.

II. 1, 26. *Ua parau adura Joane: i bapatizo au i te pape, te tia nei ra te hoe i rotopu ia outou, aore outou i ite iana.*

(*Ua*, hier Zeichen der Vergangenheit) Sprach hin (*adu*; *ra* begleitet oft das Verbum, besonders im Imperf., aber auch im Präs.) Johannes: (*i*, sonst Zeichen des Präteritums, hier aber, wie öfter, des Präs.) taufe ich mit dem Wasser; (Zeichen des Präs.) steht hier (der Grammatik zufolge, bezeichnet *nei* in dieser Stelle das Praesens indicat.) (*ra* s. vorhin) ein jemand in Mitte in euch, nicht ihr (*i* s. oben) kennet ihn.

Johannes sprach zu ihnen: ich taufe mit Wasser; es stehet aber Einer unter euch, den ihr nicht kennet.

III. 1, 37. *E ite aera na pipi i taua parau ra, ua pee atura raua ia Jesu.*

---

(1) Lee. *p.* 73. 86.

(*E* steht vor dem Verbum in allen Zeiten) Erkannten (hier: hörten) darauf (1) (*ua*, Zeichen des beschränkten Plurals) Jünger (*i*, Accusativzeichen) diese Rede (*ra* s. nr. I.) (*ua* steht vor dem Verbum in allen Zeiten) folgten (*atura* s. nr. II. (2)) sie-beide nach Jesus.

Zwei Jünger hörten diese Rede und folgten Jesu nach.

IV. 1, 43. *E ao aera ua manao roa aera Jesu e haere i Galilea, e ua farerei aera ia Philipa, u'a parau adura iana: a pee mai ia'u.*

Ein Tag darauf (*ua* s. nr. III.) gedachte weiter (eig. lang) darauf (1) Jesus (*e*, Zeichen des Infinitivs nach der Grammatik *p.* 26., aber wohl nichts, als der unbestimmte Artikel) gehen nach Galiläa, und (s. Gramm. *p.* 37.) (*ua* s. nr. II.) fand darauf (1) (*ia*, Casuszeichen) Philippus, (*ua* s. nr. II.) sprach (*adura* (2)) zu-ihm: (*a*, Präfixum des Imperativs in den zweiten Personen) folge her zu-mir (für *ia au*).

Den folgenden Tag gedachte Jesus wieder nach Galiläa zu gehen, und fand Philippus; da sprach er zu ihm: folge mir nach!

V. 6, 3. *Haere adura Jesu i nia i te hoe moua, e parahi ihora i raro, e tana mau pipi atoa.*

Ging weg (*adu*, weg, *ra* s. nr. I.) Jesus in oben zu einem (*te hoe*, s. nr. II.) Berg, und setzte-sich (*ihora* (3)) in unten, und seine (*mau*, Pluralzeichen, das von einer nicht groſsen Zahl gebraucht wird) Jünger auch.

Jesus ging hinauf auf einen Berg, und setzte sich nieder, und seine Jünger auch.

VI. 6, 32. *Ua parau maira Jesu ia ratou: amene, amene, e parau adu wau ia outou: aore Mose i horoa mai i te maa o te rai na outou, ua horoa mai rá tau medua i te maa mau o te rai na outou.* -

(*Ua* s. nr. II.) Sprach her (*mai*, her, *ra* s. nr. I.) Jesus zu ihnen: amen, amen! (4) (*e* s. nr. III.) spreche weg ich zu euch: nicht Moses (Zeichen des Präteritums) gab her (*i*, Casuszeichen) die Speise von dem Himmel für euch,

---

(1) [*ae* ist verbale Richtungs-Partikel, *ra* Zeichen des Imperf. B.]

(2) [*atu*, *adu* ist eine andre Richtungs-Partikel, *ra* wieder Zeichen des Imperf. B.]

(3) [*iho* ist eine Richtungs-Partikel, welche besonders abwärts bedeutet; *ra* ist Zeichen des Imperf. B.]

(4) Ich nehme nämlich diese Wörter hierfür.

(*ua* s. nr. III.) giebt her (*ra* s. nr. I.) mein (eig. von mir, für *ta au*) Vater (*i*, Casuszeichen) die Speise ächte von dem Himmel für euch.

Jesus sprach zu ihnen: wahrlich, wahrlich! ich sage euch, Moses hat euch nicht Speise vom Himmel gegeben, aber mein Vater giebt euch die ächte Himmelsspeise.

VII. 6, 67. *Ua parau maira Jesu i te ahuru ma piti* (¹) *ra: E haere atoa anei outou?*

(*Ua* s. nr. II.) Sprach her (*mai*, her, *ra* s. nr. I.) Jesus zu den zehn und (bei Zahlen) zwei (¹) (*ra* s. nr. I.): (*e* hier Zeichen des Fut.) gehen auch (*anei* scheint die Frage anzudeuten) ihr?

Jesus sprach zu den Zwölfen: wollt ihr auch weggehen?

Von folgenden drei Stellen desselben Evangeliums giebt die Tahitische Grammatik selbst die zergliedernde Erklärung (²):

VIII. 14, 15. *Ua hinaaro outou ia'u ra, e haapao i ta'u parau.*

(*Ua* s. nr. III.) Liebet (die Grammatik nennt diese Form 2. Plur. subjunct. modi, und sagt, daſs eine Bedingung darin liege. Davon steht aber im Original nichts, beide Sätze des Verses sind unbedingt, und grammatisch unverknüpft, die Verknüpfung muſs hinzugedacht werden) ihr mich (*ia*, Casuszeichen, *'u*, abgekürzt für *au*, ich) (*ra* s. nr. I. Die Grammatik sagt bei dieser Stelle: ein Adverbium des Orts oder der Zeit), (*e*, Präfixum des Imperativs, aber eigentlich nach der Grammatik in den dritten Personen. Man könnte es also hier eher für das Zeichen des Futurums nehmen. Die Grammatik sagt an dieser Stelle bloſs: *a sign of the tense of the following verb*) haltet (aus dem Causal-Präfix *haa* und *pao* zusammengesetzt. Was *pao* allein heiſst, weiſs ich nicht. Die Grammatik giebt gar keine Übersetzung des Worts) (*i*, Casuszeichen) mein Wort.

Wenn ihr mich liebt, so haltet mein Gebot!

(¹) Es geht aus mehreren Stellen der Übersetzung des Evangeliums Johannis (4, 40. 43. 6, 7. 9. 13.) hervor, daſs *piti* für zwei gebraucht wird. Die Tahitische Grammatik übersetzt es auch ausdrücklich so *p.* 17., und im Rechenbuch findet sich der Ausdruck auch *p.* 4. Woher mag es aber kommen, daſs, wo die Reihe der Zahlen gegeben wird, *piti* nicht vorkommt? (Rechenb. *p.* 1-3.) In der Zahlenreihe haben alle drei hier betrachteten Sprachen dasselbe, nur der Aussprache nach wechselnde, mit dem Sanskrit übereinstimmende Wort für zwei, N. Seel. *dua*, Tah. *rua*, Haw. *lua*, Tong. *ua*. Ebenso finde ich in der Übers. Joh. 6, 10. 13. *pae* für fünf, da in der Zahlenreihe fünf N. Seel. *dima*, Tah. *rima*, Haw. *lima*, Tong. *nima* heiſst.

(²) *p.* 39-41.

IX. aus 1, 29. *Ahio na i te arenio a te Atua, o te hopoi e adu i te hara o te ao.*

Siehe (*ahiona*, hier getrennt geschrieben, nach der Grammatik hier und *p.* 36. ein Adverbium siehe! *ahio* aber ist deutlich 2. Imperat. des Verbums *hio*, sehen; *na* nennt die Grammatik auch hier ein Ortsadverbium) (*i*, Casuszeichen) das Lamm (das tahitisirte Wort *ἀρνίον*) von dem Gott, welches (*o te* oder *o tei*, nach der Erklärung der Grammatik das Pron. relat.) nimmt weg (*e adu*, weg, scheint so viel, als sonst *adu* allein, zu heiſsen (1)) (*i*, Casuszeichen) die Sünde von der Welt.

Siehe das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde hinwegnimmt.

X. 10, 14. *O wau te tiai mamoe maitai ra, ua ite au i ta'u iho, e ua itehia wau e ratou.*

Der (Artikel, der im Nominativ vor dem selbstständigen Pronomen und Eigennamen steht) ich der Schäfer (*tiai*, halten, warten, *to keep*, *mamoe*, Schaf, zusammen: Schäfer (2)) gute (*ra* s. nr. VIII. Hier erklärt die Grammatik das Wort richtiger, als eine emphatische, den Schäfer als gut bezeichnende Partikel), (*ua* s. nr. III.) kenne ich (*i*, Casuszeichen) Meinige (*ta'u*, von mir, mein, *iho*, selbst, das meineigne (3)), und (*ua* s. nr. III.) werde-gekannt (*ite*, kennen, *hia*, Zeichen des Passivs) ich von ihnen.

Ich bin ein guter Schäfer; ich kenne die Meinigen, und werde von ihnen gekannt.

Schlieſslich mögen hier einige Stellen aus den, dem Tahitischen Buchstabirbuch angehängten Fragen aus der biblischen Geschichte folgen (4).

---

(1) *E an adverb of place followed by adu, from, away, or away from.* Diese Erklärung scheint nur ein Behelf, denn unter den Ortsadverbien (*p.* 34.) kommt *e* nicht vor. Die Wahrheit ist wohl, daſs solchen Partikeln nicht überall ein bestimmter Sinn beigelegt werden kann. Indeſs kommt der Gebrauch des *e* an dieser Stelle auch einigermaſsen mit der Bedeutung der Präposition *e*, durch, von (Tah. Gramm. *p.* 36.), überein.

[Luther übersetzt tragen: welches der Welt Sünde trägt, und *hopoi* finde ich auch sonst als tragen, bringen; die Englische Bibel hat aber wegnehmen. B.]

(2) Evang. Joh. 18, 16. steht *te wahine tiai uputa*, die Thürhüterin, eig. das Weib warten Thür. *Tiai* kann hier und oben auch als Substantivum genommen werden.

(3) [*iho* nach den Pron. possess. bildet die absolute Classe derselben: der meinige, deinige u. s. w. B.]

(4) Diese, nur aus 24 Duodezseiten bestehende Schrift enthält kein Wort der Übersetzung oder Erklärung in Englischer oder einer andren Sprache, sondern ist ganz Tahitisch. Vorn ist aber mit einer Englischen Hand, vermuthlich an Ort und Stelle, geschrieben: *Spelling book and Catechism of Scripture names in the language of the Society Islands.*

1. *Eaha Ewa?*

Wer (ist) Eva?

2. *Te wahine matamua ia, to te taata toa ia medua wahine.*

Das Weib erste sie, von dem Menschen auch sie Mutter (*medua*, Eltern, im Sing. das Lateinische *parens*, *wahine*, Weib).

Sie ist das erste Weib und die Mutter des Menschengeschlechts.

3. *Eaha Sara?*

Wer (ist) Sara?

4. *E wahine ia na Aberahamo, e medua wahine ia no Isaaka.*

Ein Weib sie von Abraham, eine (man begreift diesen unbestimmten Artikel hier nur, wenn man ihn auf *medua*, *parens*, allein bezieht) Mutter (*medua wahine*, s. nr. 2.) sie von Isaak.

Sie ist (oder war) die Frau des Abraham und die Mutter Isaak's.

5. *Eaha Aarona?*

Wer (ist) Aaron?

6. *To Mose ia tuaana* (¹), *o te tahua rahi matamua ia no Iseraela.*

Von Moses er Bruder, der (*o te*, das Tong. *koe*; *o* begleitet im Tahitischen oft den Nominativus) Priester groſse (zusammen: Hohepriester) erste er von Israel.

Er war der Bruder des Moses und der erste Hohepriester Israels.

7. *Eaha Ahaba?*

Wer (ist) Ahab?

8. *Te hoe ia arii ino no Iseraela, e ua faahara oia ia ratou, riri ihora te Atua iana.*

Ein (*te hoe*) er König schlechter von Israel, und (*ua* s. 1. Tah. Sprachpr. nr. 11.) machte-sündigen (*faa*, das Präfixum der Causalverba, *hara*, sündigen) er (*ia*, Casuszeichen) sie, zürnte (*ihora* (²)) der Gott ihm.

Er war ein gottloser König Israels, er verführte sie zur Sünde, und Gott zürnte ihm.

9. *Eaha Isaia?*

Wer (ist oder war) Jesaias?

(¹) Im Evang. Joh. 11, 2. heiſst das Wort *tuaane*.

(²) [s. oben S. 472. Anm. 3. B.]

10. *Te perophet a ia i faaite mai i te parau rahi o Jesu Christ i te mau perophet a toa ra.*

Der Prophet er, (*i*, Zeichen des Präteritums) machte-kennen (s. nr. 8.) hierher (1) (*i*, Casuszeichen) das Wort groſse von Jesus Christus zu den (*mau*, Pluralzeichen einer beschränkten Menge) Propheten auch (*ra* s. 1. Tahit. Sprachpr. nr. 2.).

Er war ein Prophet, und lehrte die Propheten die groſse Weissagung von Jesus Christus erkennen.

§. 31.

Es kann vielleicht scheinen, als hätten viel weniger ausführliche Proben hingereicht, einen Begriff dieser Sprachen zu geben, und als sei es unnütz, in so viele und lange zergliedernd einzugehen. Allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daſs man bei Sprachen dieser Art, die einen sehr eigenthümlichen, man weiſs nicht, ob man sagen soll, grammatischen, oder ungrammatischen, Bau haben, und von Männern beschrieben worden sind, welche immer von unsren oder den classischen Sprachen ausgehen, nicht tief und sorgfältig genug wirkliche Sprachtexte, vorzüglich aus dem Munde des Volkes selbst entnommene, untersuchen und mit den gegebenen Regeln und Paradigmen vergleichen kann. Man fühlt sich dann meistentheils in eine ganz andre Welt versetzt, als in die man sich durch die Grammatik eingeführt glaubte, findet eine viel geringere Stätigkeit und Regelmäſsigkeit der Formen, und überzeugt sich, daſs der Sinn der ausländischen Grammatiker die Sprache in ein ihr im Munde des Volks, wenigstens als solches, fremdes System zu zwängen sucht. Was z. B. das Verbum bei dem Ausdruck bestimmter Beziehungen bisweilen, auch oft mit sich führt, was ihm aber auch hier und da fehlt, stellen sie als dasselbe beständig und nothwendig begleitend dar. So findet sich zwar in den eben durchgegangenen Stücken bisweilen eine Beugung des Verbums gerade so, wie sie das Paradigma der Grammatik giebt, aber in andren Stellen zeigt es sich unvollständig oder anders gebildet. In der Erzählung von Tangaloa steht nr. II. die 3. Pers. plur. perf. ganz regelmäſsig, und ebenso nr. IX. die 3. Pers. sing., nur daſs da schon das

---

(1) [*mai* ist, wie *atu*, *ae*, *iho*, eine Richtungs-Partikel, welche das Verbum begleitet. B.]

Pronomen durch einige andre Wörter vom Verbum getrennt ist. Aber in nr. III. und V. mangelt das Tempuszeichen, und das Verbum ist bloſs vom Pronomen begleitet. In nr. VII. geht das Pronomen, gegen die Regel der Grammatik, dem Tempuszeichen voran, und letzteres ist durch ein gelegentliches Adverbium vom Verbum getrennt. In nr. X. ist das Verbum zweimal von allen Flexions-Partikeln entblöſst, hat weder Tempus- oder Moduszeichen, noch Pronomen oder zum Subject dienendes Nomen bei sich, sondern steht, grammatisch genommen, bloſs im Infinitiv, gerade wie im Chinesischen. Derselbe Fall kommt nr. XI., und überhaupt nicht so selten vor. In der Probe aus Neu-Seeländischen Gesprächen entsprechen die Verbalbeugungen den in der Grammatik gegebenen Vorschriften. Aber diese Gespräche sind von den Missionaren zum Unterricht in der Sprache verfertigt, und die gröſsere Regelmäſsigkeit beweist also keine Verschiedenheit zwischen der Neu-Seeländischen und Tongischen Sprache in diesem Punkt. In dem, unstreitig von Eingebornen verfaſsten kleinen Liede kommen einige Verba ohne alle Beugungs-Partikeln vor, wie man in v. 3., 5. und 8. sehen kann. Auch fehlen in diesem Liede die zum Sinn nothwendigsten Pronomina, und der Zusammenhang der Sätze muſs fast durchgängig im Kopfe ergänzt werden. Die Tahitische Übersetzung des Evangeliums Johannis scheint das Verbum nie so ohne alle Beugungs-Partikeln hinzustellen, wie wir es im Vorigen gesehen haben; allein, obwohl von Missionaren verfaſst, stimmt sie da, wo Conjugationsbeugungen vorkommen, bei weitem nicht durchaus mit dem Paradigma der Grammatik überein. In den zehn oben übersetzten Versen findet sich nur ein einzigesmal (nr. II.) eine Verbalbeugung ganz, wie sie die Grammatik vorschreibt. Sonst steht bald das Activum (nr. V.), bald das Passivum (nr. X.) ohne Tempuszeichen; oder die Tempuszeichen der Grammatik werden anders, als sie es vorschreibt, gebraucht. Dieser zufolge ist *i* die Partikel des Perfectums, fordert aber, indem es vor dem Verbum steht, *na* nach demselben. In diesen Stellen findet es sich immer ohne *na* (s. nr. I.), und auch so gebraucht, daſs das Verbum die gegenwärtige Zeit anzudeuten scheint (s. nr. II.). Der Grammatik nach ist *e* Partikel des Futurums; nr. III. und VI. steht es offenbar bei einem andren Tempus, in der ersteren Stelle in Verbindung mit einem Adverbium der Vergangenheit, in der letzteren im Präsens.

Zur Rechtfertigung der Tahitischen Grammatik muſs man hinzufügen, daſs sie ausdrücklich bemerkt, daſs die Tempora [1] gewöhnlich (folglich nicht immer) die von ihr angegebenen Bezeichnungen haben. Allein diese Verwahrung, und weit mehr das oben Gesagte, beweist, daſs man sich aus den bloſsen Sprachlehren einen noch bedeutend irrigen Begriff von dem grammatischen Bau dieser Sprachen bilden würde; und diese Bemerkung läſst sich wohl auf alle Sprachen ausdehnen, deren Bau sehr stark von dem der unsrigen abweicht.

Jedoch auch da, wo man sich vollkommen auf die Richtigkeit und Vollständigkeit der Grammatik verlassen kann, bleibt zum genaueren Eingehn in den Bau einer Sprache das Lesen von Aufsätzen oder Redensarten in ihr unausbleiblich nothwendig; man muſs von dem bloſs grammatischen Studium dazu vorschreiten, und von dem Lesen zum grammatischen Studium zurückkehren. In der Zerstückelung, welche die Grammatik mit der Sprache vornimmt, geht Vieles von dem, was die Rede zu einem Ganzen verbindet, und gerade oft das Feinste und Wesentlichste, verloren. Auch waltet in einer Grammatik, wie man es anfangen möge, der allgemeine Sprachtypus immer so überwiegend vor, daſs der besondre und eigenthümliche dadurch verdunkelt, und man beim Lesen der bloſsen Grammatik sehr verschiedne Sprachen für gleichartig zu halten verleitet wird.

Da ich jedoch hoffen darf, jetzt von dem Baue der hier behandelten drei Südsee-Sprachen im Allgemeinen einen hinreichenden Begriff gegeben zu haben, ist es nunmehr Zeit, in das Einzelne einzugehen. Ich werde hierbei immer die drei in Betrachtung zu ziehenden Sprachen zusammennehmen, da sie in der Art der Auffassung der grammatischen Begriffe einander sehr nahe bleiben, und gewöhnlich nur in den bezeichnenden Lauten, die aber auch wieder sichtbare Verwandtschaftspunkte an sich tragen, verschieden sind.

§. 32. (2)

Zur ersten Probe der Hawaiischen Sprache wähle ich die Versuchung Christi durch den Teufel aus dem Evang. Matthäi (Cap. 4, v. 1-11.),

---

(1) *These four tenses have commonly these marks. p.* 20.

(2) Ich habe mir erlaubt, dem vierten Abschnitt dieses Buches eine umständliche Betrach-

und folge dabei dem Texte der zweiten Ausgabe des Neuen Testaments (Oahu 1835. 8.), deren Änderungen gegen die alte Ausgabe (das Evang. Matthäi erschien 1828 zu Rochester in den Vereinigten Staaten) vermuthen lassen, daſs die Missionare in der Zwischenzeit bedeutende Fortschritte in der Kenntniſs der Sprache gemacht haben. Die Interpunction der Missionare behalte ich bei.

v. 1. ***Alaila, alakaiia 'ku la o Jesu e ka uhane i ka waonahele e hoowalewaleia 'ku ai e ka diabolo.***

Da wurde-geführt (von *ala*, Weg, dem Jav. *dhalan*, und *kai*, führen; *ia* ist die Endung des Pass.) weg (oder: hin, *aku*, dessen *a* mit dem vorhergehenden zusammengezogen ist) (*la*, eig. da, Zeichen der Vergangenheit) (*o* Zeichen des Nominativs (1)) Jesus von dem Geiste in die Wildniſs (2), um versucht-zu-werden (*wale-wale*, versuchen; *hoo* Verbal-Präfix, *ia* Endung des Pass.) (*ku*, statt *aku*, ist eine Partikel der Richtung, wie die Sprache deren vier, für verschiedene Tendenzen, hat, welche das Verbum begleiten) (*ai* ist ein häufiger Begleiter des Verbums, wenn dasselbe die Partikel *e* oder *i* vor sich hat, und bildet hier mit dem vorstehenden *e* das um zu) von dem Teufel.

v. 2. ***Hookeai iho la ia i hookahi kanaha la, a me na po he kanaha, a mahope iho, pololi iho la ia.***

Fastete (vom Verbum *hooke*, oder ohne Verbal-Präfix *ke*, zur Seite schieben, sich enthalten, unberührt lassen, und *ai*, Speise) (*iho* eine der vier Verbal-

---

tung der Hawaiischen Sprache anzufügen, zu welcher die jüngste Zeit uns so reichlichen Stoff geschenkt hat. Der Leser wird es mir daher verzeihen, wenn ich, ehe ich die Arbeit Wilh. v. Humboldt's folgen lasse, zu der seine obigen Schluſsworte überleiten wollen, hier zwei Proben von dieser Sprache mitzutheilen wage. Buschmann.]

(1) Ich habe mich in meiner unten folgenden Bearbeitung der Polynesischen Redetheile bemüht, die verschiedenen, groſsen Schwierigkeiten, denen die bisherige Auffassung der Artikelformen der vier Südsee-Sprachen unterliegt, durch Aufſtellung einer eignen Theorie wegzuräumen. Die Hauptpunkte meiner Aufſtellung sind: daſs diese Sprachen nur Einen Artikel haben, der sowohl bestimmt, als unbestimmt gebraucht wird (N. Seel. und Tah. *te*, Haw. *ke*, *ka*, Tong. *he*), und daſs die bisher für den bestimmten oder persönlichen Artikel ausgegebene Form, das Tong. und N. Seel. *ko*, Tah. und Haw. *o*, das Zeichen des Nominativs und des vor dem Verbum oder ohne Verbum stehenden Accusativs des Objects ist.

(2) Das Wort besteht aus zweien; *nahele* ist wachsend; den ersten Theil finde ich im Wörterbuche nicht besonders, es ist aber das Tong. *waü*, Wildniſs (s. ob. S. 437. Anm. 2.). Das Wörterbuch bemerkt ausdrücklich, daſs *waonahele* ein Ort mit Vegetation ist, gegen *waoakua* (Wüste, Ort, wo Götter und Geister hausen, von *akua*, Gott).

Partikeln der Richtung) (*la* Zeichen der Vergangenheit) er (*i* Zeichen des Accusativs) ein (*kahi*, eins, mit dem Präfix *hoo*) Vierzig Tag und (*a me*) (*na* Artikel des Plurals) Nächte (*he* Artikel, welcher vor Zahlen steht) vierzig, und darauf (*mahope iho*: *iho* Richtungs-Partikel, *hope*, Ende) hungerte (*iho* Partikel der Richtung) (*la* Zeichen der Vergangenheit) er.

Er fastete 40 Tage und 40 Nächte, und darauf hungerte ihn.

v. 3. *A hiki aku ka hoowalewale io na la, i aku la ia, Ina o ke Keïki oe a ke Akua, e i maï ae i këia mau pohaku, i lilo i berena.*

Kommend (*a hiki*; *a* bildet hier eine der Lat. ähnliche Participial-Construction) hinzu der Versucher (s. die Etymologie in v. 1.) zu ihm dort, sprach hin (d. h. zu Jesus) (*la* Zeichen der Vergangenheit) er: Wenn (*o* Zeichen des Nomin.) der Sohn du (bist) von dem Gotte, (so) (*e* Zeichen des Imperativs) sprich her (d. h. von deinem Standpunkte aus) du zu diesen (*mau* Zeichen des Plurals) Steinen, zu werden zu Brot (das Engl. *bread*).

Der Versucher, zu ihm tretend, sprach: Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich zu diesen Steinen, daſs sie Brot werden.

v. 4. *Olelo maï la o Jesu, i maï la, Ua palapalaia, Aole e ola ke kanaka i ka berena wale no, aka, ma na mea a pau maï ka waha maï o ke Akua.*

Sprach her (*la* Zeichen der Vergangenheit) (*o* Zeichen des Nomin.) Jesus (und) sagte her (*la* Zeichen der Vergangenheit): (es) ist geschrieben: nicht (*e* Zeichen des Präsens) lebt der Mensch von dem Brote allein (*wale no*), sondern von den Dingen allen (*a pau*) aus dem Munde her von dem Gotte (d. h. Gottes).

v. 5. *Alaila, kai aku la ka diabolo ia ia i ke kulanakauhale hoano: a hookau aku la ia ia maluna iho o kahi oioi o ka luakini,*

Da führte hinweg (*la* Zeichen der Vergangenheit) der Teufel ihn (das erstere *ia* Präpos. des Accus., das zweite das Pron.) in die Stadt (1) heilige, und stellte hin (*la* Zeichen der Vergangenheit) ihn (*ia ia*, s. vorhin) auf

---

(1) *Kulana*, Ort, wo mehrere Dinge zusammen sind (so drückt sich das Wörterbuch aus), z. B. ein Dorf, ein Garten, *hale*, Haus; auch *kulanahale* bedeutet: Dorf, Stadt. *Kau* ist wahrscheinlich das Wort, welches in den verwandten Sprachen Zeichen des Plurals ist. *Kula* ist das offne Land nach dem Innern zu, abwärts von der Küste, auch: Feld, Weide.

(*maluna*, welches das Adverbium der Richtung *iho* und die Präpos. *o* des Genitivs zu sich nimmt) (die) Zinne (*kahi oioi*; *kahi* ist Ort, *oioi* scharf) von dem Tempel.

v. 6. *I aku la ia ia, Ina o oe ke Keiki a ke Akua, e lele iho oe ilalo: no ka mea ua palapalaia, E kauoha maï no ia i kona poe anela nou, e kaikai lakou ia oe ma ko lakou mau lima, o kuia kou wawae i ka pohaku.*

Sprach hin (Zeichen der Vergangenheit) zu ihm: wenn (*o* Zeichen des Nomin.) du der Sohn von dem Gotte (d. h. wenn du Gottes Sohn bist), (so) (*e* Zeichen des Imperativs) spring herab du nach-unten; denn (wörtlich: wegen der Sache) (es) ist geschrieben (*ia* Suffix des Passivums): (es) wird befehlen her (*no* eine ausfüllende Affirmativ-Partikel) er zu seinen (*poe* Zeichen des Plurals) Engeln (das Engl. *angel*) über-dich (*no*, über, Lat. *de*, *u* Pron. 2. Pers. in der Zusammenziehung mit Präpositionen, selbstständig *oe*), (es) werden tragen sie (*ia* Präpos. des Accusativs) dich mit ihren (*ko lakou*, eig. von ihnen; das Pron. possess. wird durch Vorsetzung der Präpos. von vor das Pron. pers. gebildet) (*mau* Zeichen des Plurals) Händen, damit-nicht gestoſsen-werde (*ia* Suffix des Passivums) dein Fuſs an einen Stein.

v. 7. *I maï la o Jesu, Ua palapalaia no hoi, Maï hoao aku oe ia Jehova i kou Akua.*

Sprach her (*la* Zeichen der Vergangenheit) (*o* Zeichen des Nomin.) Jesus: (es) ist geschrieben (*ia* Suffix des Passivums) auch (*no hoi*; auch *hoi* allein bedeutet dies, vgl. *no* v. 6.): nicht (*maï* ist das Lat. *ne*, Griech. *μή* beim Imperativ) versuche (*ao* mit dem Verbal-Präfix *hoo*, dessen zweites *o* weggefallen ist) (*aku* Partikel der Richtung) du (*ia* Präpos. des Accus. bei Eigennamen) Jehova, (*i* Präpos. des Accus. bei Subst. appellativis) deinen Gott.

v. 8. *Kai hou aku la ka diabolo ia ia i kahi mauna kiekie loa, a hoïke aku la ia ia i na aupuni a pau o ka honua, a me ko lakou nani:*

(Es) führte wiederum hinweg (*la* Zeichen der Vergangenheit) der Teufel ihn (*ia ia*, s. v. 5.) auf einen Berg hohen sehr (d. h. auf einen sehr hohen Berg), und zeigte (von *ike*, sehen, wird durch das Präfix *hoo* das Causale *hoïke*, zeigen, abgeleitet) (*aku* Partikel der Richtung) (*la* Zeichen der Vergangenheit) ihm (*ia ia*, s. v. 5., die Präpos. bezeichnet hier den Dativ) (*i* Präpos. des Accus.) die Reiche (zusammengesetzt aus *au*, Landstrich, und *puni*, ringsum) alle (*a pau*) von der Erde und (*a me*) ihre (*ko lakou*, s. v. 6.) Herrlichkeit.

v.9. *I aku la hoi ia ia, O kĕia mau mea a pau ka'u e haawi aku aī ia oe, ke kukuli iho oe, a hoomana maī ia'u.*

Sprach hin (*la* Zeichen der Vergangenheit) auch (*hoi*; so nachgesetzt, drückt es unser und aus: und sprach) zu ihm: (*o* Zeichen des dem Verbum vorausgehenden Accus.) diese (*mau* Zeichen des Plurals) Dinge alle (*a pau*) ich (eig. von-mir; das vorangestellte Subject wird bei den Zeitpartikeln *e* und *i* mit den Genitiv-Präpositionen construirt) werde geben hin (*aī* drückt mit dem *e* vor dem Verbum die Zeit aus) zu dir (d. h. dieses alles werde ich dir geben), wenn knieest (durch Reduplication von *kuli*, Knie, abgeleitet) nieder du und anbetest (eig. Einem Macht beilegen, durch das Verbal-Präfix *hoo* von *mana*, Macht, abgeleitet) (*maī* Verbal-Partikel der Richtung) mich (*ia* Präpos. des Accus., *'u*, statt *au*, Pron. 1. Pers. sing.).

v.10. *Alaila, olelo maī la Jesu ia ia, E hele pela oe, e Satana; no ka mea, ua palapalaia, E hoomana aku oe ia Jehova i kou Akua, a e malama aku oe ia ia wale no.*

Da sprach her (*la* Zeichen der Vergangenheit) Jesus zu ihm: (*e* Zeichen des Imperativs) gehe-weg (*pela* bedeutet so, und hat hier eine eigenthümliche Anwendung) du, o Satan; denn (*no ka mea*, s. v.6.) (es) ist geschrieben (*ia* Suffix des Passivs): (*e* Zeichen des Imperativs) bete-an (*aku* Verbal-Partikel der Richtung) du (*ia* Präpos. des Accus. bei Eigennamen) Jehova, (*i* Präpos. des Accus. bei Subst. appellativis) deinen Gott, und (*e* Zeichen des Imperativs) diene (*aku* Partikel der Richtung) du ihm (*ia ia*, s. v. 5. 8.) allein (*wale no*).

v.11. *Alaila, haalele aku la ka diabolo ia ia; aïa hoi hele maī la na anela, a lawelawe nana.*

Da verlieſs (*lele* mit dem Verbal-Präfix *haa*) (*aku* Partikel der Richtung, welche hier die Trennung bezeichnet) (*la* Zeichen der Vergangenheit) der Teufel ihn (*ia ia*, s. v. 5.); und siehe! (*aïa hoi* bedeutet siehe!) (es) kamen herzu (*la* Zeichen der Vergangenheit) die Engel und bedienten (1) ihn (der Deutsche Accus. ist hier durch die Präpos. *na* ausgedrückt, wahrscheinlich in derselben Bedeutung, wie sie den Dativ der Person bei geben und unser an bei der Zuschrift eines Briefes bezeichnet).

---

(1) *lawe*, nehmen, und: in der Hand tragen, *lawe-lawe*, oft tragen, viel in den Händen haben, z. B. von einem Buche, das man durchblättert, von Werkzeugen, die man gebraucht, daher aufwarten, z. B. bei Tische.

Ich setze noch den Artikel **Deutschland** aus der zweiten Ausgabe der **Erdkunde** her (*he hoikehonua* (1). Oahu 1836. 8.). Das Buch ist mit Holzschnitten versehen; über dem Artikel **Preuſsen** ist die Stadt Berlin dargestellt, merkwürdiger Weise in der Gestalt, welche sie etwa zur Zeit des groſsen Churfürsten hatte; der Stadttheil Cöln ist mit Festungswerken umgeben, eine Esplanade davor trennt ihn von den übrigen Stadttheilen.

(*p.* 131-132.)

Geremania.

He aina palahalaha o Geremania ma ka aoao akau, he mau mauna no ma ka hema. He one wale no kau wahi he maikai no ka nui.

He mau aupuni huipuia kĕia aina: he alii okoa ko kekahi, he alii okoa ko kekahi.

Eha aupuni o Bavaria, o Wuretemebege, o Sakone, a me o Hanova: a na kanakolu a keû o na aina liilii, a me na kulanakauhale e ae ka i huipuia, a me kekahi aoao o Perusia, a me Auseturia. Ua nui na mea i uluia ma ia aina a ua nui hoi na mea i hanaia e ko laila poe akamai. Eia ka mea i kaulana loa i öia aina, i ka naauao o kekahi poe kanaka. E huli no lakou i ka palapala me ka luhi ole i ka po a me ke ao, e noke aku aï i akaka a i maopopo ka oiäio, a me na mea e pono aï na kanaka. He poe lohi i ka hana; aka, aole pauaho koke, aole molowa.

---

(1) Dies Wort zeigt, wie die Missionare auf eine geschickte Weise die Sprache innerhalb ihrer Gränzen mit Ausdrücken für Begriffe, welche das Volk bisher nicht kannte, bereichert haben, obgleich sie in anderen Fällen nicht unterlassen haben, durch Aufnahme Englischer Wörter den fremden Einfluſs in der Sprache zu bezeichnen. *Ike* ist: sehen, 2) wissen, kennen, davon ist durch das Präfix *hoo* das Causale *hoïke*, zeigen, kennen lehren, gebildet; das Präfix kann aber auch rein activ sein (wissen, kennen), und in das Substantivum übergehn, und zwar in der doppelten Bedeutung der Handlung (activ: das Wissen von etwas, causal: das Kennen Lehren von etwas) und des Handelnden (activ: Kenner, causal: Lehrer); *honua* ist **Erde**. *Hoïkehonua* kann also ebensowohl bedeuten: Kenntniſs (activ), Lehre (causal), als Kenner (activ), Lehrer (causal) der Erde.

Deutschland.

Eine Ebene (1) ausgedehnte (2) (ist) (*o* Zeichen des Nomin.) Deutschland auf der Seite nördlichen (3), (es sind) (*he* unbestimmter Artikel vor Wörtern der Menge) (*mau* Zeichen des Plurals) Berge dagegen auf der südlichen (eig. linken (3)). (Es sind) (*he* unbestimmter Artikel, der besonders beim Prädicate gebraucht wird) Sand nur (*wale no*) einige (4) Örter, (es ist) (*he* Zeichen des Prädicats) gut aber der gröſste-Theil (*nui* eig. groſs, Gröſse).

(Es sind) (*he* Artikel vor Wörtern der Menge, s. vorhin) (*mau* Zeichen des Plurals) Reiche (die Ableitung s. oben v. s.) verbündete (5) dieses Land; (es ist) ein Fürst verschiedener von dem-einen, ein Fürst verschiedener von dem-andren (6) (d. h. jedes steht unter einem eigenen Fürsten).

(Es sind) vier (*e*, ein artikelartiger Vorsatz der Zahlwörter, *ha*, 4) Königreiche: (*o* Zeichen des Nomin.) Baiern, Würtemberg, Sachsen und (*a me*) Hannover, und (*na* Artikel des Plurals) dreiſsig auſserdem (*a keü; keü, remaining, over and above*) (*o* Zeichen des Nomin.) (*na* Artikel des Plurals) Länder kleine, und (*a me*) (*na* Artikel des Plurals) Städte (die Ableitung s. oben v. s.) andere dazu (*ae* tritt in dieser expletiven Bedeutung oft an *e*, ein anderer) noch (7) (*i* Zeichen des Participiums) verbündete (s.

---

(1) Im Wörterbuche finde ich diese Bedeutung gerade nicht, aber es ist die einzige, welche hier einen Sinn giebt, und die Übersetzung Feld (*field*), neben der gewöhnlichen von Land, in demselben rechtfertigt mich einigermaſsen.

(2) *laha* und *palaha-laha* heiſsen beide: breit, ausgedehnt.

(3) eig. rechten. Wie andre Völker nach Osten, wendet der Hawaier bei der Bestimmung dieser beiden Weltgegenden das Gesicht nach Westen.

(4) Ich finde im Wörterb. *kauwahi, different places*; im Tong. ist *kau*, im Tah. *tau* Zeichen des Plurals, und dies scheint mir hier seine Bedeutung zu sein, s. S. 480. Anm. 1.

(5) *ia* ist die Endung des Passivs. *Huipu*, nach dem Wörterb. zusammenmischen, besteht aus *hui*, mischen, verbinden, sammeln, und *pu*, zusammen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden genannt *o Amerika huipuia*, das vereinigte Amerika. Sonst wird das Participium durch vorgesetztes *i* angedeutet, wie es unten bei diesem Verbum wirklich vorkommt.

(6) *kekahi* ist aus dem Artikel *ke* und dem Zahlworte *kahi*, eins, zusammengesetzt.

(7) oder vielleicht eher auch. Ich finde die Bedeutung, welche ich *ka* hier gebe, nirgends angeführt, und nur Eine Beobachtung bestärkt mich in dieser Annahme, deren Richtigkeit noch sehr dahinsteht. Das so oft im Neuen Test. vorkommende siehe! Griech. ἰδού, wird durch *aïa no, aïa hoi, aïa ka* ausgedrückt. Die Bedeutung von *aïa* erörtere ich hier nicht; aber *no* und *hoi* bedeuten auch.

oben), und eine (¹) Seite (ist) (*o* Zeichen des Nomin.) Preuſsen und (*a me*) Östreich. (Es) sind viele die Dinge (*i* Zeichen des Participiums oder des Präsens; bei letzterem würde man das Pron. relat. zu ergänzen haben) erzeugten (²) (oder: welche erzeugt werden) in diesem Lande, und (es) sind viele auch die Dinge (*i* wie vorhin) verfertigten (*hana*, machen, *ia* Endung des Passivs) (oder: welche verfertigt werden) von den dortigen (³) (*poe* Zeichen des Plurals) geschickten-Leuten. Dies (ist) die Ursach, (warum) ist (d. h. *i*, Zeichen der Vergangenheit) berühmt-geworden sehr (*'i*, statt *ai*, welches mit dem *i* vor dem Verbum die Zeit bezeichnet) dieses Land, durch die Weisheit (⁴) von einigen (*poe* Zeichen des Plurals) Menschen. (Es) (*e* Zeichen des Präsens) studieren (⁵) (*no* entweder leere Affirmativ-Partikel, s. oben v. b., oder auch) sie (*i* Präpos. des Accus.) die Schrift (d. h. collectiv, Bücher) unermüdet (*me ka luhi ole*, wörtlich: mit einer Ermüdung nicht, mit Unermüdlichkeit) während (*i* Präpos. der Dauer der Zeit, des Accusativus temporis) der Nacht und (*a me*) des Tages (d. h. Nacht und Tag), (es) (*e* Zeichen des Präsens) streben (⁶) (*aku* Richtungs-Partikel) (*ai* Partikel, welche das Tempuszeichen begleitet) zu erhellen (⁷) und zu begrei-

---

(¹) Die Anwendung von *kekahi* ist hier nicht klar. Natürlich ist es immer, den Sinn in die Stelle zu legen, daſs diese beiden gröſsten Reiche, welche das Lehrbuch, indem es sie in besonderen Artikeln behandelt, nicht zu Deutschland zu rechnen scheint, die nördliche und südliche Gränze ausmachen. In einer [illegible]deren Stelle des Buches scheint mir *aoao* geradezu Gränze zu heiſsen.

(²) Ich denke mir darunter die von der Natur hervorgebrachten. Diese Übersetzung finde ich aber nicht geradezu durch das Wörterbuch bestätigt; *ia* ist die Endung des Passivums, doch auch öfter des intransitiven Verbums; *ulu* bedeutet: wachsen (von Pflanzen), zunehmen, stark, heftig werden, sich weit verbreiten (von einem Gerüchte); ein anderes Verbum bedeutet: *to have spiritual possession either good or bad, to be inspired, to influence the affections of the mind*, und von diesem wird das Pass. *uluia* aufgeführt: *to be possessed by a spirit, to be inspired.* Man sieht, daſs auch schon das einfache Verbum diese angeblich passive Bedeutung hat.

(³) *Laila*, dort, wird wie ein Subst. behandelt, und hat daher die Präpos. *ko* des Genitivs vor sich; der Gen. geht seinem Regens voraus, und die Construction ist deutlicher diese: von den geschickten-Leuten des dortigen-Orts.

(⁴) von *naau*, Eingeweide, 2) Herz, Verstand, und *ao*, Licht, Kenntniſs, Unterricht.

(⁵) näher: durchblättern, und ursprünglich: oft drehen, umwenden, hin und her etwas durchsuchen.

(⁶) Ich finde *noke* im Wörterb. nur als Adjectivum: energisch, beharrlich.

(⁷) Im Wörterbuche wird *akaka* nur als verb. neutr., klar, deutlich, verständlich sein, und *hoakaka* als Causale, klar machen, ins Licht setzen u. s. w., aufgeführt.

ſen (¹) die Wahrheit (²) und (*a me*) die Dinge, (welche) sich-gebühren (oder: welche recht sind, *e pono ai*; *e* und *ai* bezeichnen das Präsens), die Menschen (³). (Sie sind) (*he* Artikel vor Ausdrücken der Menge) (*poe* Zeichen des Plurals) langsam in der Arbeit, aber nicht ermüdend (⁴) bald (d. h. nicht so bald ermüdend), (und) unverdrossen (*aole molowa* (⁵)).

(¹) *mao* bedeutet: verwelken, verwesen, 2) mild, weichlich (von Menschen), *popo*: verfault, *the rot in timber and vegetables.*

(²) aus zwei gleichbedeutenden Wörtern zusammengesetzt: *oia*, Wahrheit, *io*, wahr. Hier findet sich das *i*, welches sonst den Accus. bezeichnet, nicht.

(³) Die Menschen ist das Subject zu streben.

(⁴) *paua ho*, athemlos, *faint hearted*, ohne Beharrlichkeit, ist aus *pau*, geendet sein, aus sein, verzehrt sein, und *aho*, Athem, 2) Geduld, Muth, Entschlossenheit, zusammengesetzt.

(⁵) *molowa*, träge, unthätig, unwillig zur Arbeit und zur Anstrengung.

◆

Vierter Abschnitt.

Vergleichende Grammatik der Südsee-Sprachen.

Lautsystem (¹).

§. 33.

Vocale und Diphthongen.

Die in der Tongischen, Neu-Seeländischen und Tahitischen Sprache vorkommenden sind, nach ihrer natürlichen Aussprache und Deutscher Orthographie, folgende:

(¹) Die drei Grammatiken beobachten zwar glücklicher Weise nicht durchaus die Englische Orthographie, und schreiben z. B. nicht *i* durch *e*, *ei* durch *i*. Aber sie thun es doch in vielen Fällen, wie bei *au*, das sie *ou* und *ow* schreiben; und derselbe Laut ist bei ihnen, da sie nicht nach gemeinschaftlicher Verabredung gearbeitet haben, bisweilen verschieden bezeichnet. So ist *au* (der Laut des Englischen *how, house*) bei Martin *ow*, bei den beiden andren Sprachlehrern *ou*, und *ei* bei Martin *y*, bei den andren *ei*. Sie sind also ungleich unter sich und vermischen Englische und fremde Orthographie. Hieraus findet man sich nun wohl, so lange man bloſs eine dieser Grammatiken liest. Allein hier, wo ich von allen dreien zu sprechen habe, und wo es darauf ankommt, durch die Schreibung die wahre Aussprache kenntlich zu machen, wird es unvermeidlich, eine eigene gleichförmige Orthographie zu befolgen. Ich schreibe daher die Wörter so, wie sie, nach der angegebenen Aussprache, müſsten Deutsch ausgesprochen werden, oder, wo der Laut nicht im Deutschen vorhanden ist, oder die Aussprache ungewiſs bleibt, mit einem eigenen Zeichen. Dadurch und durch die genaue Angabe der von dem fremden Laut gegebenen Beschreibung suche ich zu verhüten, daſs nicht zweideutige Aussprachen fälschlich mit Gewiſsheit zu dieser oder jener gestempelt werden. Bei jedem Laut gebe ich genau an, wie er in den Grammatiken geschrieben ist; und wo dennoch Undeutlichkeit entstehen könnte, setze ich das ganze Wort mit dem Namen des Verfassers, der es so schreibt, in Klammern dabei, z. B. *fei* (*fy*, Martin). Auf diese Weise hoffe ich den doppelten Vortheil zu erreichen, daſs der Leser die Wörter der drei Sprachen zur leichten und sichren Beurtheilung ihres Lauts unter derselben Orthographie erblickt, und daſs er doch mit geringer Mühe das Wort in der Originalschrift nachschlagen kann, ein Vortheil, der zwar, da wohl nur eine geringe Zahl von Lesern dies thun, weniger wichtig ist, allein für den doch die Möglichkeit frei erhalten werden muſs. Der ā — Tong. N. Seel. Tah. (*a* M., *á* L., *a* T.) (1)

ă — (*a* vor zwei Cons. M., *a* L. T.) es bleibt zweifelhaft, ob eine dieser Sprachen unser kurzes Deutsches *a* besitzt. *Man, can, began, lad, bad, pad*, die hier als Beispiele angegeben werden, haben nämlich nach der richtigen, gewöhnlichen Aussprache mehr den Ton eines kurzen *æ* (2), als eines kurzen *a*: doch scheint hier mehr das letztere gemeint.

ȧ — Tong. das sehr breite Englische *a* von *law, fall* (*aw* M.). Nach Dr. Monkhouse's (3), gar nicht unwahrscheinlicher Behauptung ist dieser Laut auch im Tahitischen, z. B. in *fare*, Haus.

ă̆ — äuſserst kurzes *a*. Tah. (*a*); so in *tătau*, zählen, rechnen. Da nur einzelne Beispiele angegeben sind, ist es unmöglich, es zu bezeichnen (4).

ē — Tong. N. Seel. Tah. (*e* M., *é* L., *e* T.)

ĕ — Tong. N. Seel. Tah. (*e* vor zwei Cons. M., *e* L. T.) Siehe auch unten *r* (5).

Accente bediene ich mich niemals zur Bezeichnung der Art des Lauts. Bei Namen behalte ich die bisherige Orthographie bei und bemerke die Aussprache in Klammern. Sollte man hierin oder in meiner Anwendung des hier allgemein beschriebenen Verfahrens Inconsequenz finden, so bitte ich, zu bemerken, daſs bei Dingen, wo, wie hier, jede Methode Unbequemlichkeiten mit sich führt, nichts so schädlich ist, als übersystematische Befolgung einer und ebenderselben.

(1) Diese in Klammern gesetzten Bemerkungen zeigen an, wie der Buchstabe von den verschiedenen Sprachlehrern geschrieben wird; M. bezeichnet Martin, L. Lee, T. die Tahitische Grammatik.

(2) Die Umlaute von *a, o, u* sind einfache Laute, und sie durch *ae, oe, ue* zu schreiben, kann sogar Zweideutigkeiten hervorbringen. Den Umlaut oben anzuzeigen, ist lästig, wenn man oben oft andre Zeichen anbringen muſs; und gar zwei Punkte dazu zu gebrauchen, beraubt des Vortheils der *puncta diaereseos*. Ich schreibe daher *æ, œ, ue*.

(3) s. oben S. 435. Anm. 2.

(4) [Nach dem Sandwich. Wörterbuche lautet das Haw. *a* gewöhnlich wie unser Deutsches (es wird mit dem Engl. *a* in *father, ask* verglichen), manchmal aber, besonders vor *k, l, m, n* (*paka, lama, mana*), wie dumpfes *ö*, und in einigen Wörtern, z. B. *waho*, wie das Engl. *au* oder *aw*. B.]

(5) [Das Haw. Wörterbuch bemerkt (Art. *E*) über *e*, daſs dieser Buchstabe lang (wie in der letzten Sylbe des Engl. *obey*), in einer unbetonten Endsylbe aber mit dem schwankenden Laute des Engl. *y* am Ende ausgesprochen wird. Manchmal werden *e* und *a* verwechselt: *elelo* und *alelo*, Zunge, *mahana* und *mehana*, warm, *anuhe* und *enuhe*, ein Wurm, *kaa* und *kea*, Kreuz, *kaai* und *keai*, umgürten, ein Kleid anziehn, *kaena* und *keena*, Stube, Gemach, *kaao* und *keao*, Erzählung. B.]

ī — Tong. N. Seel. Tah. (*i* M., *í* L., *i* T.)

ĭ — Tong. N. Seel. Tah. (*i* vor zwei Cons. M., *i* L. T.)

ō — Tong. N. Seel. Tah. (*o* M., *ó* L., *o* T.)

ŏ — Tong. N. Seel. Tah. (*o* vor zwei Cons. M., *o* L. T.)

ū — Tong. N. Seel. Tah. (*oo*, oder *u* bei Martin. Wenn er aber *u* schreibt, ohne daſs zwei Consonanten folgen, so will er *yū* gelesen haben. S. Cons. *y* S. 493. *ú* L., *u* T.)

ŭ — N. Seel. Tah. (*u* L. T.) Martin kennt das kurze *u* nur wie im Englischen *luck, tuck, suck,* also als *œ*.

Die langen Vocale werden bei Martin mit den Englischen Wörtern *car, say* (auch *bate* und der Endsylbe im Franz. *accablé*), *see, mole* und *cool,* die kurzen mit *man, ten, ink, god* und *full* verglichen. Das Hawaiische Buchstabirbuch schweigt über die Quantität der Vocale, vergleicht sie aber bloſs mit Englischen Wörtern, die lange Vocale haben. Die Unterscheidung der langen und kurzen Vocale ist im Tongischen leicht, da die Verkürzung des Vocals nur vor zwei Consonanten statt findet. Doch ist es sonderbar, daſs Martin sein *oo* (nach den Beispielen langes *u*) vor seinem *ch* stehen läſst, als wäre das letztere ein einfacher Buchstabe; *amoochi* (spr. *amūchi*), *to snatch.* In den beiden andren Sprachen stoſsen niemals zwei Consonanten zusammen (1), und die Unterscheidung ist daher schwieriger, und müſste auf andre Weise angezeigt werden. Die Tahitische Grammatik ermangelt aller solcher Zeichen. Die Neu-Seeländische fügt im Alphabet den langen Vocalen einen Acutus hinzu. Ich werde unter diesen Umständen die Länge und Kürze nur in den Neu-Seeländischen Wörtern bemerken (2).

---

(1) Man könnte zwar das Neu-Seeländische *ng* für einen Doppelconsonanten halten, es ist aber bloſs ein durch die Nase gesprochenes *n*, und mithin ein einfacher Laut. Wäre es ein Doppellaut, so gälte im Neu-Seeländischen die Regel der Vocalverkürzung nicht. Denn die Vocale vor *ng* sind oft lang, wie in *ánga*. Über die scheinbare Ausnahme des Tongischen *marléi* s. unten S. 496.

(2) [Man wolle mir verzeihen, daſs ich dieser Bestimmung des Verf., die Vocale in den N. Seel. Wörtern mit dem Längezeichen zu versehen, nur zum Theile nachgekommen bin. Auſserdem, daſs diese, sich in jedem Worte wiederholende Bezeichnung für den Leser lästig wird, habe ich die Überzeugung, daſs der Accent, dessen sich die N. Seel. Grammatik bedient, nur die Tonsylbe andeutet; und ich halte es für fraglich, wenn auch nicht für unmöglich, daſs der Vocal derselben immer lang, und nie kurz sein sollte. Der Accent steht, wenn man die, meist die Accentsylbe des einfachen Wortes beibehaltenden, also meist auf der

Der Leser erkennt also im Neu-Seeländischen hieran, im Tongischen an den zwei Consonanten, oder deren Mangel die Kürze und Länge der Vocale. Im Tahitischen bleibt man darüber in Unkenntniſs.

æ — Ich finde diesen Laut 1) wie oben bemerkt worden, in dem kurzen *a* aller drei Sprachen. Da mir dies aber doch nicht ausgemacht genug scheint, sich auch das kurze *a* im Tahitischen, wie unsre Schriften gedruckt sind, nicht unterscheiden läſst, so wage ich nicht, die Eigenthümlichkeit dieses Lauts zu bezeichnen, sondern schreibe ihn bloſs mit *a*. 2) Als Diphthong nur im Tahitischen, und *ae* geschrieben. Auch hier bleibe ich bei der Schreibung *ae*, da die Grammatik sich nicht deutlich genug ausspricht, ob jedes auf *a* folgende *e* im Laut mit ihm zusammenfällt; nur *pæ* und *ræ* werden ausdrücklich als Beispiele angeführt. In diesen Fällen soll *ae* so lauten, wie einige Personen *say* aussprechen; der Laut ist also ein langer. Das Hawaiische Buchstabirbuch sagt: *ae as in ayes*. Auch das Tah. *haere*, kommen, ist nur zweisylbig (Gramm. 34.).

œ — kurz. Es findet sich 1) im Tongischen, bei Martin *u* geschrieben, vor zwei Consonanten, wo der Laut mit dem Englischen *suck* verglichen wird. Hier bezeichne ich ihn durch *œ*. 2) Im Tahitischen, und zwar in einigen wenigen Wörtern, als *a* geschrieben, wo aber dies *a* wie das *a* im Englischen *liar* ausgesprochen wird, welches bekanntlich ein sehr kurzer und dunkler *œ*-Laut ist. So in *pape* (spr. *pœpe*), Wasser. Da die Grammatik hier bloſs beispielsweise einige Wörter anführt, so schreibe ich dieselben mit *a*, und begnüge mich, die richtige Aussprache in Klammern in Erinnerung zu bringen. 3) Auch im Tahitischen, als *oe* geschrieben, mit der Bemerkung, daſs beide Vocale kurz in Einer Sylbe auszusprechen sind. In der Ungewiſsheit, ob jedes vorkommende *oe* ein Diphthong ist, schreibe ich hier *oe*.

---

vorvorletzten betonten, durch das Suffix *nga* abgeleiteten Substantiva ausnimmt, fast immer auf der vorletzten Sylbe, und ich konnte es als genügend betrachten, dies negativ zu bezeichnen. Dazu kommt noch, daſs in den mir vorliegenden Texten die Accentuation sehr häufig unterlassen ist. Ich habe daher mit dem von Wilh. v. Humboldt gewählten Längezeichen nur die auf der letzten oder drittletzten Sylbe accentuirten Wörter, und alle die, in denen Doppelvocale Zweifel erregen könnten, endlich alle jene Substantiva auf *nga* versehen, sie mögen den Accent auf der vor-, oder drittletzten haben. Alle frei geschriebenen Wörter sind ohne Schwierigkeit auf der vorletzten Sylbe zu betonen. B.]

Ob *ue* als Umlaut vorkommt, läſst mich zweifelhaft. Nur die Tahitische Sprache hat einen Diphthongen *ue*, der kurz und in Einer Sylbe ausgesprochen werden soll. Dies kann aber, nach der Natur des Anfangs-*u*, sehr wohl auch anders, als durch den einfachen Umlaut des *u*, geschehen.

ei und
ai — Alle drei Sprachen unterscheiden diese beiden Diphthongen. Die Tongische Grammatik vergleicht den einen, den sie durch *y* schreibt, mit dem Englischen *sigh, die, white*, und dem Deutschen mein, sein, nur daſs er kürzer und rascher ausgesprochen werde, vielleicht eher wie das *y* im Englischen *apply*. Den zweiten, den sie *ai* schreibt, vergleicht sie mit dem Englischen *dine, mine, whine*. Beide Laute sollen wahre Diphthongen, im letzteren das *a* schwer, das *i* leicht sein. Da alle diese Englischen Wörter, wenn man etwa den Druck (*stress*) des Accents auf *apply* ausnimmt, vollkommen die gleiche Aussprache haben ([1]), so läſst sich aus dieser Beschreibung bloſs so viel nehmen, daſs *ai* langsamer gedehnt, *y* schneller herausgestoſsen wird. — Die Neu-Seeländische und Tahitische Grammatik vergleichen den von ihnen *ei* geschriebenen Vocal mit dem Englischen *nay*, das bei richtiger Aussprache gar keinen Diphthonglaut hat, allein nur annähernd (*similar, nearly*), so daſs er wohl ein Mittellaut zwischen unsrem *ei* und langem *ä* ist. Den andren, von ihnen *ai* geschriebenen Diphthong erklären sie durch die Aussprache des Englischen *mine, thine, time, cry*. Die im Tongischen durch *y* geschriebenen Wörter haben in den beiden andren Sprachen *ai*; *my* Tong., *mai* N. Seel. Tah., hierher; *ky* Tong., *kai* N. Seel., essen. Ob aber darum der Laut derselbe ist, bleibt dennoch ungewiſs. Die Hawaiische Aussprache kommt der Tahitischen gleich. *Ai* soll wie das *i* im Englischen *idol*, *ei* annähernd wie *eight* sein. Ich werde, um kein Wort unrichtig zu entstellen, und bei der Ungewiſsheit, ob jedes *ei* und *ai* ein Diphthong ist, die Laute *ei* und *ai* der drei Grammatiken ebenso, als sie es thun, Martin's *y* aber, das einem Deutschen Leser ganz fremd sein würde, durch *ei* bezeichnen.

In Rücksicht aller Diphthongen bemerke ich hier ein-für allemal, daſs man sich vielen Irrthümern aussetzen würde, wenn man die Diphthongen bezeichnen wollte, da die Grammatiken nur die in den Sprachen vorkommenden mit einigen Beispielen angeben, aber weder durch Zeichen, noch Regeln bestimmen, wo zusammenstoſsende Vocale Diphthongen sind oder nicht. Die Bezeichnung ist also nur ausnahmsweise möglich, und dann soll sie bei wahren Diphthongen durch einen die Vocale verbindenden Haken geschehen, *a͡o*. In dem Hawaiischen Buchstabirbuch, wo die Sylben getrennt sind, findet sich z. B. *ai* als Eine und als zwei Sylben, und gewiſs giebt es dieser Fälle auch in den andren Mundarten (1). Im Neu-Seeländischen kommen Vocalverbindungen, die sonst Diphthongen sind, wie *ei*, mit lang bezeichnetem erstem Vocal vor, und dies zeigt vielleicht die Trennung der Vocale an. Auf keinen Fall kann das *ei* in *méinga*, Wort, und in *nei* eine gleiche Aussprache haben. Das Tahit. Verbum *pou*, herabsteigen, wird in der Grammatik (*p.* 41.) ausdrücklich als zweisylbig behandelt, ohne mit Trennungspunkten bezeichnet zu sein.

---

[1] Walker giebt ihnen allen sein langes mit der Ziffer Eins bezeichnetes *i*.

ao—ist bloſs im Tahitischen und Hawaiischen (wo es wie das *a* im Englischen *far* mit nachklingendem *o* beschrieben wird) ein Diphthong, und wird Tahitisch kurz in Einer Sylbe ausgesprochen.

au—bei Martin *ow*, bei Lee und in der Tahitischen Grammatik *ou*, im Hawaiischen Buchstabirbuch *au* geschrieben, und mit dem Laut der Englischen Wörter *how, allow, now, cow, house* verglichen. Ich werde es in den Tongischen, und den Neu-Seeländischen Wörtern, in welchen nicht einer der beiden Vocale lang bezeichnet ist, *au* schreiben, in den Tahitischen aber wage ich dies nicht, und lasse also *ou* stehen. Ich glaube nämlich, daſs das *ou* der Tahit. Gramm. nicht immer den *au*-Laut hat, sondern in einigen Fällen wie *u*, oder wie *o* mit nachklingendem *u* ausgesprochen werden muſs, und daſs die Verfasser der

---

(1) [In dem gedruckten Haw. Wörterbuche sind, wie ich S. 494. Anm. 1. bemerkt habe, die zu Diphthongen zu verbindenden und die zu trennenden Vocale bezeichnet. Auffallend ist es nur, daſs öfter ein durch Zusammensetzung entstandener Doppelvocal als Diphthong erscheint. So sollte man *hai*, reden, in zwei Sylben gesprochen erwarten, da es aus dem Präfix *ha* und dem Verbum *i* besteht; ebenso ist *u* und *hou*, durchbohren (von dem Präfix *ho*). Man muſs daraus schlieſsen, daſs die Sprache solche Zusammenziehungen vornimmt. Merkwürdig ist es ferner, daſs in dem Wörterbuche häufig Vocalverbindungen als Diphthongen erscheinen, die man, ihrer Natur nach, sich nicht wohl anders, als getrennt, denken kann, namentlich die Wiederholung desselben Vocals, wie *aa, ii, uu*. B.]

Gramm. dies nur anzugeben vergessen haben. Was mich zuerst auf diese Vermuthung führte, war das Pronomen. In diesem kommen *tatou, matou, outou, ratou* vor. Bedenkt man nun, daſs die Tongischen und Neu-Seeländischen diesen entsprechenden Formen alle in *u* (bei Martin *oo*) endigen, daſs im Hawaiischen die Sylbe *ou* wie ein *o* mit unmittelbar nachklingendem *u* gesprochen werden soll, und daſs ich an dem Hawaier Maitai ganz deutlich diese schwer nachzumachende Aussprache an den Pronominalformen *makou, kakou* (den Tahitischen *matou, tatou*) gehört habe, so trug ich mit Recht Bedenken, bei der so sehr nahen Verwandtschaft des Hawaiischen und Tahitischen jene Tahitischen Pronomina *tatau, matau* u. s. f. zu schreiben. Später ist mir diese Vermuthung über den doppelten durch *ou* von den Tahitischen Missionaren bezeichneten Laut dadurch fast zur Gewiſsheit geworden, daſs Forster das Wort Busen, im Evang. Joh. *ouma*, in dem zusammengesetzten Wort Brustharnisch *tă-ȯomee* schreibt (was nach seiner Schreibung in der meinigen *tȧ-úmi* sein würde). Nach andren Autoritäten, da er immer mehrere anführt, hat er aber auch *tằ-ằme* (spr. *tȧ-ȧme*) und *taume*. Der Laut mag also wohl noch von besondrer Natur sein.

āu — so bezeichne ich den Tongischen Diphthongen, der etwas länger ausgesprochen werden soll, als der von Martin durch *ow* (bei mir durch *au*) bezeichnet ist.

ȧu — bezeichne ich einen Neu-Seeländischen Diphthongen (bei Lee *au*), den er mit der, mir unbekannten Aussprache von *house* in einigen Gegenden von Lincolnshire vergleicht, und einen Tahitischen kurzen, von dem bloſs gesagt wird, daſs ihn die Englische Sprache nicht kennt, in der Grammatik *au* geschrieben. Im Tahitischen werde ich ihn aber aus dem oben angegebenen allgemeinen Grunde gar nicht, im Neu-Seeländischen nur, wo keiner der Vocale accentuirt ist, angeben.

eo — kurz, Tah.

eu — N. Seel. Tah., und zwar kurz. Hawaiisch als *e* in dem Englischen *late* mit nachklingendem *u* beschrieben.

oe — kurz, Tah.

oi — verglichen mit den Englischen Wörtern *coy, joy, toy*. Tong. N. Seel. Tah. (*oy* M., *oi* L. T.)

ou — Hawaiisch. S. oben S. 493. *au.*
ue — kurz, Tah.
ui — kurz, Tah. (¹)

§. 34.

Consonanten.

h — Tong. N. Seel. Tah. Haw. Wie stark oder leise die Aspiration sei, wird nicht gesagt. Nur die Tahitische Grammatik vergleicht das ihrige mit dem Englischen *holy, how*, so daſs es Tahitisch also unsrem Deutschen gleichkommt. In der Mitte der Tahitischen Wörter bleibt es zweifelhaft, ob es zu dem vorhergehenden oder nachfolgenden Vocal gehört. S. unten §. 37. Auch wird im Tahitischen sehr oft und ohne

---

(¹) [Die Missionare der Sandwich-Inseln scheinen, im Allgemeinen, die Buchstaben, namentlich die einfachen Vocale, nach Deutscher Aussprache geschrieben zu haben, ebenso wie Marsden die Malayischen schreibt. Wir finden daher in den Hawaiischen Schriften die einfachen Vocale *a, e, i, o, u,* und kein *y*. Doppelvocale oder Diphthongen zählt das Hawaiische Buchstabirbuch vom J. 1825 und zwei vom J. 1832 dreizehn auf: *aa, ae, ai, ao, au, ee, ei, eu, ii, oo, ou, ua, uu*; das *palapala mua* vom J. 1830 und 1831 hat deren sechzehn, indem es *ua* ausläſst und *iu, oa, oe, oi* hinzufügt. Wir wissen bis jetzt sehr wenig über die Aussprache der Buchstaben und die Quantität der Vocale; über den Accent der Wörter werden uns nur die allgemeinen Grundzüge angegeben (s. unten §. 36.). Die obigen Vocale und Doppellaute sind in den Texten ohne irgend eine Bezeichnung geschrieben; und es ist bei den letzteren nicht ersichtlich, ob sie getrennte Vocale oder wirkliche Diphthongen, oder, da bei mehreren beides statt finden kann, wann sie das Eine oder das Andere sind. Erst durch das kürzlich auf der Insel Maui erschienene Hawaiische Wörterbuch wird dies bestimmbar, in welchem, mit lobenswerther Aufmerksamkeit, die Sylben jedes Wortes durch Trennstriche abgesondert sind. Wenn es hiernach möglich ist, diesen Punkt der Aussprache genau anzudeuten, so ist es doch nicht meine Absicht, in dem von mir in diesem Werke zu gebenden Haw. Text durch die Menge der Zeichen, welche eine systematische Ausführung dieses Zweckes erfordern würde, den Leser zu ermüden. Ich werde mich des von Wilh. v. Humboldt (oben S. 492.) sehr passend vorgeschlagenen Diphthongzeichens niemals, und der Trennpunkte nur in einfachen und Hauptfällen bedienen. Da wir von der diphthongischen Aussprache von Vocalen, welche wir nie zu Einem Laute verbinden, uns keinen deutlichen Begriff machen können, so schien es mir namentlich unnöthig, ihre Aussprache durch das Trennungs- oder Verbindungszeichen anzudeuten. Bei solchen, die wir sowohl diphthongisch, als getrennt aussprechen, reicht die Bezeichnung der Trennung hin. — Hr. v. Chamisso führt einige Beispiele schwankender Schreibung der einfachen Vocale an: *berena* und *barena*, Brot, *haneri* und *hanere*, hundert, *gula, kula* oder *goula*, Gold; man sieht, daſs dieses Englische Wörter sind, *bread, hundred, gold.* B.]

alle Regel *f* mit *h* verwechselt. Das Präfixum, welches Verba causalia bildet, lautet *haa* und *faa*. S. auch §. 38.

Im N. Seel. Wörterbuch geht der Buchstabe *h* nur bis *hinga* (¹), und eine groſse Anzahl von Wörtern werden mit Anfangsvocalen geschrieben, welche in der Grammatik und den Sprachproben ein *h* haben. Hieraus sollte man, wenn man auf Genauigkeit zählen darf, schlieſsen, daſs es zwei Aspirationen in der Sprache gäbe, von denen eine so leise sei, daſs es kaum die Mühe belohne, sie zu bezeichnen, oder daſs einige Wörter bald aspirirt werden, bald unaspirirt bleiben. Die stärkere oder beständige Aspiration scheint im Anfange der Wörter nie vor *o* und *u* zu stehen (¹).

y, nämlich unser Deutsches *j* — Die Tahitische Grammatik will *ia* ausgesprochen haben wie die Engl. Sylbe *ya* oder das Franz. *diable*, und *iu* wie das Engl. *u* in *cube*. Martin giebt für das lange *u* denselben Ton, den er mit *you* und *few* vergleicht, an, und schreibt das lange *u* ohne den *y*-Laut durch *oo*. In beiden Sprachen ist also dieser Laut an die Vocale *a* und *u* gebunden. Lee führt in seinem Alphabet den Consonanten *y* auf, ich halte dies aber für einen Irrthum, da ich kein Beispiel sonst dafür bei ihm finde. Ich lasse den Laut, da nicht jedes *i* vor *a* und *u* ihn hat, im Tah. unbezeichnet, und schreibe ihn sonst mit *y* (²).

f — Tong. Tah. S. oben *h* und unten *w*.

w, unser Deutsches — ist gewiſs im Tahitischen vorhanden, da es mit dem Engl. *vow* verglichen wird. Die Missionare schreiben es *v*, ich *w*. Lee macht einen Unterschied zwischen *v* und *w*, ohne aber die Laute zu bestimmen; *v* soll den N. Seel. Wörtern fremd sein, er braucht also in diesen bloſs *w*. Ich halte dies letztere aber für unser *w*; *f* und *v* braucht man in ausländischen Wörtern vermuthlich bloſs nach Maaſsgabe der ausländischen Rechtschreibung. Ich schreibe immer *w*. Lee bedient sich in einigen Wörtern des *wh*, ohne anzugeben, welchen Laut er damit meint. Er muſs doch aber einen eignen im Sinn haben, da er *uhu*, *uwa* und *uwha* unterscheidet. Martin bedient sich für die Tongischen Wörter des *f*, *v* und *w*, und man muſs also glauben, daſs er sie wie im

---

(¹) [Ich finde jedoch anderwärts *hoha*, edelmüthig, *hohonu*, tief, *wai hu*, Milch, *hue*, Seite. B.]

(²) [Das Haw. Wörterbuch bemerkt, daſs *i* vor *u* oft wie *y*, also consonantenartig, ausgesprochen wird; vielleicht hat es diesen Laut auch vor andren Vocalen. B.]

Englischen unterscheidet. Ich werde sein *v* mit *w*, sein *w* mit *ẇ* bezeichnen. Das Hawaiische Buchstabirbuch hat kein *f*, aber *v* und *w* (¹).

w, das Englische — S. vorhin.

s — Tong. Lee führt im Alphabet den Laut auf, aber vermuthlich irrig, da er in keinem Wort bei ihm vorkommt.

Das Englische sanfte *g*. S. unten *ch*.

t — Tong. Haw. Vom N. Seel. gilt das oben vom *s* Gesagte.

m — Tong. N. Seel. Tah. Haw.

n — Tong. N. Seel. Tah. Haw.

r — Tong. N. Seel. Tah. Haw. Von der Tongischen Sprache bemerkt Martin, daſs das *r* niemals hart ist, und daſs, auf *e* folgend, es kaum (*scarcely*) ausgesprochen wird, sondern bloſs das *e* in ein stummes, wie das Franz. *le, me, te,* verwandelt. Er hätte sich aber vielleicht richtiger ausgedrückt, wenn er gesagt hätte, daſs das *r*, als wahrer Buchstabe, der Sprache ganz fehlt, und bloſs, als den vorhergehenden Vocal, als Nachklang, modificirend, darin gehört wird. Selbst ob überhaupt der hier gemeinte Laut richtig durch ein *r* bezeichnet wird, bleibt zweifelhaft. Ich kenne nur zwei Wörter, wo es vorkommt, *ger*, du, und *marléi*, ein offener zu Feierlichkeiten bestimmter Platz. Dieser heiſst aber auch *malái*, und Martin bemerkt, daſs dies die richtige Aussprache von *marléi* (bei ihm *marlý*) sei (²). Im Tahitischen nähert sich die Aus-

---

(¹) [Hr. v. Chamisso sagt (S. 7. seiner Schrift über die Hawaiische Sprache), wahrscheinlich nach seiner eigenen Beobachtung an Ort und Stelle, daſs der Laut des *w* zwischen dem des Engl. *w* und des Franz. *v* schwanke, und bemerkt, daſs die Missionare in ihren Schriften bis zum Jahre 1826 noch beide Consonanten, seitdem aber nur noch *w* gebrauchen. Die katholischen Missionare bedienen sich in ihrem 1831 zu Macao erschienenen Katechismus (*He olelo hoonaau ao*, d. h. das belehrende Wort) noch beider. In vielen Artikeln des Haw. Wörterbuches wird die vocalartige Aussprache des *w* dadurch sichtbar, daſs dafür auch geradezu *u* oder *uw* geschrieben wird und, umgekehrt, für *uw* bloſs *u*: *nowe* und *naue*, zittern, *kauwowo* und *kauouo*, sich wuchernd ausbreiten (von Pflanzen), sich schnell vermehren (von einem Volke), *aue* und *auwe*, ach! 2) wehklagen, seufzen, weinen. Das Wort Mutter schreibt Cham. *makuwahine*, das Wörterbuch *makuahine*. Ja *w*, *uw* steht einmal statt des Vocals *o*, in *wau* oder *uwau*, ich, eigentlich *o au*. B.]

(²) [Mir scheint dieses Wort das Malayische *bālei* zu sein, welches Marsden (*Dict. h. v.*) durch: öffentliche Halle, Stadthalle (wo Gericht gehalten, Gastmäler gegeben, Fremde empfangen und beherbergt werden), ein nicht regelmäſsig bewohntes, nur gelegentlich gebrauchtes Haus, *a lodge or summer-house*, ferner *a frame, stand, stage* übersetzt. Mit *ruwang*, Platz sprache so sehr der des *d*, daſs ein Europäisches Ohr oft *daro, rido* für *raro, riro* zu hören glaubt. In andren Fällen sollen *r* und *n* so verwechselt scheinen (¹). Auch im N. Seel. wird *d* mit *r* verwechselt: *tădinga* und *tăringa*, Aufschub, Verzug (²).

b — Tong. Tah. Haw. Vom N. Seel. gilt das oben vom *s* Gesagte.

p *d* *t* } Tong. N. Seel. Tah. Haw. Im Tongischen ist aber *d* kaum vorhanden, und nur eine nachlässige Aussprache des *t*, und *b* ist ein Zwischenlaut zwischen *b* und *p*, doch näher dem *b*.

Die Tah. Gramm. bemerkt, daſs kein Tahitier *b* und *p*, *d* und *t* vollkommen unterscheidet, und daſs es schwerlich ein einziges Tahitisches Wort giebt, in welchem *b* und *d* allgemein gebräuchlich sind (³).

Obgleich der Haw. Dialekt die Tahitischen *t* fast durchgängig in *k* verwandelt, so hat er doch auch ein *t*, und das Buchstabirbuch giebt es an. Ich habe mich aber durch die Unterredungen mit Maitai überzeugt, daſs er

---

(*space*), 2) Gränze, zusammengesetzt, *balĕrōng*, bedeutet es den Pallasthof, die Staatshalle, wo der Fürst Audienz giebt und öffentlich zu Gericht sitzt. Hiernach schiene das *r* in dem Tongischen Worte ebenfalls entbehrlich. B.]

(¹) [Das Haw. Wörterbuch spricht auch von einer häufigen Verwechslung von *l* und *n*. B.]

(²) [Im Hawaiischen sollen die Laute *l* und *r* schwer unterscheidbar in einander übergehen; die Missionare haben bis 1826 beide gebraucht, von diesem Jahre an aber *r* aus ihren Schriften entfernt. Dennoch müſste man aus der früheren Anwendung beider Buchstaben schlieſsen, daſs das jetzt allein angewandte *l* zwei Laute vertritt, einen mehr unsrem *l*, und einen mehr unsrem *r* gleichenden. Auch sagt Hr. v. Chamisso (S. 7.), daſs er sowohl, wie frühere Reisende, *ilio*, Hund, dagegen *taro* (eine Pflanze, *arum*), *aroha*, Friedensgruſs, gehört hätten. Wie sehr die Missionare nun auch durch den, durch Wilh. v. Humboldt's Bemerkung über *t* noch bekräftigten Umstand hierin gerechtfertigt werden mögen, daſs vielleicht dennoch der Laut immer so gemischt ist, daſs er sich nicht in zwei bestimmt verschiedene sondern läſst, so scheint mir doch Hrn. v. Chamisso's Vorwurf (S. 6.) nicht ungerecht, daſs sie für diese schwankenden Laute gerade die Consonanten gewählt haben, welche im Tahitischen nicht gebräuchlich sind (*l* und *k*, Tah. *r* und *t*), da hierdurch die Erkennung der Übereinstimmung beider so nahe verwandten Sprachen unnöthig erschwert werde. Daſs auch im Hawaiischen manchmal das *l* oder *r* wie *d* klingt, wird aus meiner folgenden Anm. hervorgehen. B.]

(³) [In der ersten Auflage des Haw. Buchstabirbuchs werden noch *b* und *d* aufgeführt. Nach Hrn. v. Chamisso (S. 5. 6.) finden sie sich aber nur in dem 1826 erschienenen Gesangbuche (*he mau himeni.* Oahu. 2te Aufl.) angewandt, und auch da nur in den Wörtern *tabu* (auch *tapu*), für das jetzige *kapu*, verboten, *raido* (jetzt *laila*), dort, *rido* (und *riro*), jetzt *lilo*, werden. B.]

eigentlich den Unterschied zwischen *k* und *t* gar nicht festzuhalten weifs, ebensowenig als ächte Thüringer den zwischen *d* und *t*, ja dafs man oft zweifelhaft bleibt, welchen beider Buchstaben er ausgesprochen hat (1).

g — wie das unsrige. Tong. Lee führt es im Alphabet auch auf, aber in Wörtern finde ich es nicht. Martin vergleicht das Tongische mit dem Englischen in *game, begin.*

k — Tong. N. Seel. Haw. (Bei Martin *c* vor *a, o, u*, *k* vor *e, i*, bei den andren *k*.) Das Tongische soll ein wenig von dem Laut von *g* annehmen, und scheint also ein Zwischenlaut zwischen *k* und *g*. Über das Haw. s. oben bei *t*.

Anuswara.

Ein gutturaler Nasenlaut. — Die Tong. und Neu-Seel. Grammatik führen einen Laut auf, den sie mit *ng* schreiben, und mit der Aussprache des *ng* in dem Engl. *king, among, wrong, song* vergleichen. Mit demselben Laut fangen im Neu-Seeländischen auch Wörter an. Martin bemerkt ausdrücklich, dafs dies *ng* niemals dürfe, wo es in der Mitte eines Wortes steht, wie im Tongischen immer der Fall scheint, unmittelbar mit dem folgenden Vocal verbunden werden, und dafs man nicht *To-nga* oder gar *Tong-ga*, sondern *Tong-a* aussprechen müsse. Vergleicht man hiermit den rein und richtig ausgesprochenen Laut von *song, sing-ing*, so bleibt es mir nicht zweifelhaft, dafs das sich an einen vorhergehenden Vocal anschliefsende *ng* nichts andres ist, als ein Anuswara, oder richtiger, als die nasale Aussprache des Vocals. Nach Sanskritischer Art müfste man also *Tonga* durch *Tȯ-a* schreiben. Ein Anuswara aber kann keine Sylbe anfangen, da es Nachhall ist; oder richtiger, ein blofses Aussprechen durch die Nase erfordert einen Buchstaben, der ausgesprochen wird. Kann nun kein Vocal da sein, wie, wenn der Nasenlaut selbst, als Consonant, den nachfolgenden Vocal anschlagen soll, der Fall ist, so muſs ein Nasenconsonant eintreten, d. h. der bloſse Nasenlaut muſs eine Gattung der Consonantenreihen anklingen, und dadurch zum eignen Nasenconsonanten werden. So erkläre ich mir die Sanskritischen ङ, ञ, ण. Das Neu-Seeländische anfangende *ng* müſste also eigentlich ङ geschrieben werden. Die Englische und Deutsche Art, ein *g* in diesen Ton zu mischen, ist nur ein orthographischer, in der Aussprache irre leitender Behelf (¹). Ich werde ihn indeſs doch beibehalten, theils der Leichtigkeit des Lesens wegen, theils weil ich nicht bestimmt zu unterscheiden weiſs, ob im Neu-Seeländischen das *ng* in der Mitte der Wörter die erste Sylbe schlieſst, oder die zweite anfängt (²).

---

(1) [Über das Haw. *h* s. meine letzte, über das Haw. *t* meine vorletzte Anm. Hr. v. Chamisso hörte (s. S. 7.) *kanaka*, Mensch, dagegen *maitai*, gut, und Tamehameha aussprechen. In dem *t* des zweiten Wortes stimmt ihm Wilh. v. Humboldt, in dem des letzten Hr. Prof. Meyen bei, welcher diesen König Tamehamea schreibt. Wie das *r*, so verschwindet das *t* nach dem J. 1826 aus den Haw. Schriften, und es wird überall nur noch *k* geschrieben. Das Haw. Wörterbuch (Art. *ka*) sagt, dafs *t* an der Spitze, *k* an der Wurzel der Zunge ausgesprochen wird, dafs es schwer sei, dem Hawaier den Unterschied des Engl. *k* und *t* bemerklich zu machen, und dafs die Bewohner der Insel Hawaii den Buchstaben gewöhnlich mit dem Gaumen, d. h. als *k*, die von Kauai (gewöhnlich Atuai, Atui genannt) aber mit dem Ende der Zunge, als *t*, sprechen. B.]

(¹) Hr. Bopp hält es fast für unmöglich, daſs ein Wort mit *ng*, ङ, anfange. Er erklärt sich auch, und zwar, glaube ich, mit Recht, gegen die Gleichstellung von ङ und *ng*. Allein die Natur der Nasenlaute, die noch gar nicht aufgeklärt genug ist, scheint mir in seiner Grammatik §. 15. 24. 70. Anm. nicht gehörig beachtet und genau aufgefaſst zu sein. Vorzüglich wichtig ist es, das Orthographische rein von der Aussprache zu unterscheiden. So leiden, nach meinen Begriffen, Enge und Ende gar keine Vergleichung: das *n* im ersten ist bloſs orthographisch und im letzten ein reiner Zahn-, gar kein Nasenlaut. Enge ist, dünkt mich, Sanskritisch geschrieben, *ė-e*, wie das Engl. *song*, *sȯ*, das Franz. *Anquetil*, *ȧquetil*; wo im Deutschen dieser Nasenlaut vor einen Consonanten tritt, gehört er, wie in bang-te, dem vorhergehenden Vocal an; und vom Engl. *singer* macht Walker (*pron. Dict. p.* 61. § 409.) dieselbe Bemerkung. In *m* kann ich durchaus nichts Nasales finden, der Laut hat mit den nasalen nur eine gewisse Dunkelheit gemein. In dem über अङ्ग (*anga*) und अङ्क (*anka*) Gesagten scheint sich mir Hr. Bopp zu sehr an das bloſs orthographische *ng* zu halten. In Absicht des Lauts sind die wichtigen, aber schwer zu beantwortenden Fragen folgende: sind die Sanskritischen Nasenconsonanten (auſser *n* und *m*) nur Verschiedenheiten der Schreibung oder wirklich des Lautes? Drücken sie im letzten Fall nur aus, daſs der folgende Consonant mit nasalem Vorschlag ausgesprochen werden soll (bei welcher Annahme die Verschiedenheit der drei auch bloſs orthographisch sein würde), oder giebt es einen gutturalen u. s. f. Nasenlaut, der kein nasales क, ख, ग, घ (*k*, *kh*, *g*, *gh*), sondern ein verschiedener fünfter Buchstabe ist? Nach der verschiedenen Beantwortung dieser Fragen gehört ङ (*ng*) in अङ्ग (*anga*) entweder zu dem अ (*a*) oder dem ग (*g*), oder endigt für sich die erste Sylbe des Worts.

(²) [Martin hat noch einen Buchstaben, den er meist nur im Anfange des Wortes gebraucht, *gn*. Er sagt von ihm, daſs *g* darin wenig gehört werde. Es kann nicht der geringste Zweifel darüber obwalten, daſs damit derselbe Laut gemeint ist, welchen wir in den übrigen Malayischen und in unsren Sprachen durch *ng* ausdrücken (z. B. Finger), und welchen Martin selbst in der Mitte des Wortes *ng* schreibt. Die Vergleichung des Anfangsbuchstaben *gn* im Tongischen und des Anfangs-*ng* im N. Seel. Wörterbuche beweist dies sogleich durch eine Anzahl übereinstimmender Wörter. Nur der Umstand, daſs im Englischen und in an-

tsch — Tong. immer nur mit nachfolgendem *i*, und verglichen mit dem Engl. *choose, change, chair.* (Bei Martin und bei mir *ch.*)

Ein dergestalt zwischen dem Englischen *j* und *s* liegender Laut, daſs das Engl. *jest* zwischen *jest* und *sest*, und nicht viel anders (*not very much unlike*), als *chest*, klingen würde. Martin bezeichnet ihn mit *j*, giebt aber leider dasselbe Zeichen auch dem Engl. sanften *g*. Da letzterer Laut in der Sprache selten zu sein scheint, werde ich sein *j* immer mit *j̍* bezeichnen (1).

tw — Tong.

Noch kommt bei Martin *gh* vor (*ghe*, Zank), ohne daſs es ein Druckfehler, noch bloſs orthographisch zu sein scheint, da er sonst vor *e* und *i* bloſs *g* schreibt. Weil indeſs gar nichts über die Aussprache gesagt ist, und ich es, auſser jenem Wort, nicht finde, so habe ich es nicht in das Alphabet aufnehmen mögen.

Ebenso habe ich *kw* nicht aufgenommen, da ich es auch nur im einzigen *mawquaw* (sprich: *ma̍kwa̍*), warte ein wenig! finde.

Über vermuthlich im Polynesischen vorkommende Kehllaute s. unten §. 37. (2)

---

deren dem Verfasser des Tongischen Werkes vorschwebenden Sprachen dieser Buchstabe im Anfange des Wortes nicht vorkommt, scheint ihn zu jener Schreibung bewogen zu haben. Ich habe daher geglaubt, obgleich Wilh. v. Humboldt das *gn* beibehalten hatte, seiner Absicht, eine gleichförmige Schreibung für diese Sprachen zu gebrauchen, auch darin zu entsprechen, wenn ich auch im Anfange Tongischer Wörter *ng* schriebe. Auſserdem schreibt Martin sein *gn* auch manchmal nach einem Präfixum (*pagnatá, pagnofua*) und im zweiten Theile der Zusammensetzung (*kanognatá*). Am auffallendsten ist es in *fygna* (sprich: *feinga*), einer Zusammenziehung aus *feianga*, That, von *fei*, thun. B.]

(1) [Ich habe wegen der groſsen Unbequemlichkeit der Ziffer nur *j* gebraucht, da Martin's Beschreibung doch keine Klarheit über die Aussprache gewährt. Wenn der Laut zwischen dem Engl. *j* und *s* liegt, eine Beschreibung, die auf die Vermuthung führt, daſs etwa das Französische *j* (welcher Laut der Englischen Sprache nicht fremd ist: *vision, measure, azure*) gemeint sei, so kann er nicht dem Engl. *ch* nahe kommen. Da dies *j*, nach dem Tong. Wörterbuche, immer *i* mit einem folgenden Vocal nach sich hat, so könnte der Verf. der Gramm. dies *i* mit in die Aussprache des *j* verwebt oder das *j* danach individualisirt haben. Wenn dieselbe dennoch eine eigenthümliche ist, so reicht der bloſse Buchstabe schon hin, daran zu erinnern. B.]

(2) [In den neuen Hawaiischen Schriften (nach dem J. 1826) finden sich nur sieben Consonanten: *h, k, l, m, n, p, w*; denn acht andere, welche das Buchstabirbuch für die Schreibung fremder Namen aufführt (*b, d, g, r, s, t, v, z*), darf man nicht der Sprache beizählen. Der katholische Katechismus weicht, sowohl was die Consonanten, als was die Vocale be-

Ich habe geglaubt, mich in dieser Aufzählung bloſs an die Schriftsteller halten zu müssen, bei denen es offenbar ist, daſs sie der Untersuchung der Sprache eine groſse Aufmerksamkeit geschenkt haben. Hätte ich die bei allen Reisenden vorkommenden Laute, ohne eine solche Kritik, zusammentragen wollen, so würde das Polynesische Alphabet viel lautreicher geworden sein (¹). Nichts aber ist bei Untersuchungen über diese Sprachen so wichtig, als Sichtung des Gewissen und Ungewissen.

Ich bin indeſs weit entfernt, zu wähnen, daſs die obige Aufzählung der Tongischen, Neu-Seeländischen, Tahitischen und Hawaiischen Laute vollständig sei, und noch weit mehr, daſs man dadurch einen genauen und vollkommen richtigen Begriff ihrer Aussprache erhalte. Gegen das Erstere streitet schon das oben über die feinen Unterschiede in der Aussprache einzelner Sylben (wie *oe*) Gesagte. Forster bemerkt auch (²) ausdrücklich, daſs die Vocallaute so mannigfaltig und fein unterschieden sind, daſs ein ungeübtes Ohr ihre Aussprache schwer faſst, und man in groſse Verlegenheit geräth, sie zu schreiben. Meine Absicht aber ist nur gewesen, dasjenige System der Aussprache und Rechtschreibung dieser Sprachen aufzustellen,

---

trifft, nur in wenigen Kleinigkeiten von der Orthographie der Amerikanischen Missionare ab. Hr. v. Chamisso beklagt sich (S. 6.), daſs die Consonanten, welche verwechselt werden können, in den verschiedenen Druckschriften, ja in einer und derselben, oft nicht übereinstimmen.

Das Hawaiische gedruckte Wörterbuch befolgt, obgleich sich kein Vortheil davon absehen läſst, in merkwürdiger Ähnlichkeit mit dem Neu-Seeländischen, eine eigenthümliche, in der Rücksicht systematische Anordnung der Buchstaben des Alphabets, daſs die Vocale, der Reihefolge nach, welche sie in dem unsrigen haben, den Consonanten vorausgehen. Auf sie folgen die obigen sieben Consonanten, und hiernach erst die der Sprache fremden (*b, d, f, g, r, s, t, v, z*). Die N. Seel. Anordnung weicht nur darin hiervon ab, daſs 1) die Doppelvocale *ai, au, oi, ou* eine besondere Stelle nach dem letzten einfachen, *u*, einnehmen, 2) daſs die dritte Buchstabenreihe, die von fremden Consonanten, wegfällt, und 3) daſs *ng*, ganz dem Javanischen ähnlich, als ein besonderer Consonant behandelt, und ganz an das Ende, nach *w*, gestellt ist. B.]

(¹) So findet man bei Nicholas (*narrative of a voyage to New-Zealand.* London. 1817.) in Neu-Seeländischen Namen und Wörtern Laute, die bei Lee durchaus nicht vorkommen; z. B. *th* (I. 69.), *sch* (das Engl. *sh*) (I. 121.), *dd* (I. *p.* XVI.), *nn* (II. 9.), *pp* (I. 199.), *tt* (I. *p.* XVIII.). Es ist möglich, daſs diese Laute sich wirklich finden, allein sie erfordern erst weitere Bestätigung.

(²) Handschrift. *Vocabulary cet. from* Dr. Monkhouse's *mscpt.* Bl. 50.

welches sich aus den Quellen ergiebt, die wir jetzt als die sichersten ansehen müssen; und dies halte ich für eine unentbehrliche Grundlage bei der Bearbeitung aller Sprachen dieser Art. Die jetzt leider herrschende Sorglosigkeit über die Feststellung der wahren Laute bringt nothwendig Unsicherheit in die Etymologieen, führt zu abentheuerlichen, oder verdunkelt wahre Ableitungen. Der Einwurf, daſs auch die gröſste Sorgfalt doch ihren Endzweck nur unvollständig erreicht, darf hier nicht gemacht werden. Die Fortschritte können hier nur allmählich geschehen; ohne einen gründlichen Anfang aber sind alle Fortschritte unmöglich.

§. 35.

Obgleich man schon aus den beiden vorigen Paragraphen sieht, welche von den in den vier Sprachen überhaupt vorkommenden Lauten in jeder einzelnen vorhanden sind, oder nicht, so scheint mir, zur Erleichterung der Übersicht, dennoch eine kurze Angabe des Alphabets jeder einzelnen nothwendig.

In den hier folgenden Tabellen enthält die erste Columne die kurze Angabe des Lauts ohne Erklärung, da diese schon im Vorigen gegeben ist, die zweite die von mir gewählte Schreibung des von mir benutzten Schriftstellers (1). Wo in der ersten Columne ein Buchstabe ohne Zusatz steht, ist derselbe nach Deutscher Aussprache gemeint. Aus der Vergleichung der zweiten Columne mit der ersten erkennt man daher die Aussprache des Worts in meiner Schreibung, und durch die Vergleichung der zweiten mit der dritten kann man meine Schreibung in die des benutzten Schriftstellers verwandeln, um das Wort bei ihm wiederzufinden.

---

(1) Es hat mir unnöthig geschienen, mich auf die Orthographie andrer Schriftsteller, als der eigentlichen Sprachlehrer, einzulassen. Man würde auch gar nicht fertig werden, alle Verschiedenheiten anzumerken. Nach der sorglosen Art, wie mit diesen Sprachen umgegangen wird, schreibt jeder ihre Laute, wie er sie zu hören und wiederzugeben glaubt, ohne sich um Früheres oder Allgemeineres zu bekümmern. Nicht einmal Nicholas, der doch ein Wörterbuch sammelte, hat sich die Mühe gegeben, die von ihm beobachtete Lautübertragung anzugeben. Wer erkennt in seinem (II. 327.) *acquoi*, das er auf Englische Weise *you* übersetzt, das Pron. 2. sing. *a koe* von Lee? und in *whyeenee* (II. 341.) Lee's *wahine*, Weib? Forster (*Observations. p.* 402.) schreibt das Tahitische Fisch (in der Gramm. *ia*) *eiya*, worin *e* nur der Artikel ist. Indeſs darf derjenige, welcher diese Sprachen eigentlich studiren will, diese Schreibungen nicht vernachlässigen, und man thäte sehr Unrecht, sie ganz zu tadeln. Ihre Abweichung kann zum Theil daher kommen, daſs sie Nüancen der Aussprache wiederzugeben bemüht sind, welche die systematischeren Sprachlehrer vernachlässigt haben. Von *iya* werde ich weiter unten reden; und die erste Sylbe von *whyeenee* beweist vielleicht, daſs das kurze *a* von *wahine* kein reines Deutsches oder Englisches *a* (*man*) ist, sondern einen schwer wiederzugebenden dunklen Laut hat.

Tongisches Alphabet.

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung bei Martin.
langes *a*	*a*	*a*
breites Englisches *a*	*ȧ*	*aw*
kurzes *a*. Ungewiſs. S. *æ*.	*a*	*a*
langes *e*	*e*	*e*
kurzes *e*	*e*	*e*
das Französische stumme *e*	*e*	*e*
langes *i*	*i*	*i*
kurzes *i*	*i*	*i*
langes *o*	*o*	*o*
kurzes *o*	*o*	*o*
langes *u*	*u*	wo ein *y*-Laut vorhergeht, *u*, sonst *oo*
kurzes *æ* liegt vermuthlich in Martin's kurzem *a*.	*a*	*a*
kurzes *æ*	*æ̨*	*u* vor zwei Consonanten
rasch ausgestoſsenes kürzeres *ei*	*ei*	*y*
langsamer gedehntes *ei*	*ai*	*ai*
au	*au*	*ow*
längeres *au*	*a͞u*	*au*
oi	*oi*	*oy*

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung bei Martin.
h	*h*	*h*
y vor dem Laute *u*	*yu*	*u*
w	*w*	*v*
das Englische *w*	*ẇ*	*w*
s	*s*	*s*
das Englische sanfte *g*	*j*	*j*
l	*l*	*l*
m	*m*	*m*
n	*n*	*n*
r, bloſs als seltner, den vorhergehenden Vocal modificirender Nachklang	*r*	*r*
ein Mittellaut zwischen *b* und *p*, näher dem *b*	*b*	*b*
p	*p*	*p*
d, bloſs als nachlässige Aussprache des *t* vorhanden		
t	*t*	*t*
g	*g*	*g*
k, welches jedoch sich dem *g* nähert	*k*	*c, k*
Nasenlaut, der das wahre Anuswara scheint	*ng*	*ng*
tsch	*ch*	*ch*
dem *tsch* sehr ähnlicher, zwischen dem Engl. *j* und *s* liegender Laut	*j̇*	*j*
tw.	*tw*	*tw*

Martin ist sorgfältiger, als Lee und die Tahitische Grammatik, in Bezeichnung der getrennten Vocale, die auch Diphthongen sein könnten; und ich werde mich nach seinem Beispiel in diesen Fällen der Trennungspunkte bedienen. Da bisweilen im Tongischen nach seiner Orthographie drei *o* zusammenstoſsen, so bemerkt er, daſs, wenn keine Trennungspunkte vorhanden sind, und das erste accentuirt ist, die beiden letzten für *u* gelten; *óoo*, sprich *óū*.

Neu-Seeländisches Alphabet.

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung bei Lee.
langes *a*	*ā*	*á*
kurzes *a*. Ungewiſs. S. *æ*.	*a*	*a*
langes *e*	*ē*	*é*
kurzes *e*	*e*	*e*
langes *i*	*ī*	*í*
kurzes *i*	*i*	*i*
langes *o*	*ō*	*ó*
kurzes *o*	*o*	*o*
langes *u*	*ū*	*ú*
kurzes *u*	*u*	*u*
kurzes *æ* Liegt vermuthlich in Lee's kurzem *a*.	*a*	*a*
ei	*ai*	*ai*
Mittellaut zwischen *ei* und langem *æ*. Ungewiſs.	*ėi*	*ei*
au	*au*	*ou*
besondres, mir nicht genau deutliches *au*	*ȧu*	*au*
eu	*eu*	*eu*

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung bei Lee.
oi	*oi*	*oi*
h	*h*	*h*
w	*w*	*w*
m	*m*	*m*
n	*n*	*n*
r	*r*	*r*
p	*p*	*p*
d	*d*	*d*
t	*t*	*t*
k	*k*	*k*
Nasenlaut, der das wahre Anuswara scheint	*ng*	*ng*
gutturaler, Wörter anfangender Nasenlaut	*ng*	*ng*

Tahitisches Alphabet.

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung der Tah. Gr.
langes *a*	*a*	*a*
kurzes *a*. Ungewiſs. S. *æ*.	*a*	*a*
äuſserst kurzes *a*	*a*	*a*
langes *e*	*e*	*e*
kurzes *e*	*e*	*e*
langes *i*	*i*	*i*
kurzes *i*	*i*	*i*
langes *o*	*o*	*o*

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung der Tah. Gr.
kurzes *o*	*o*	*o*
langes *u*	*u*, doch kann dieser Laut auch in *ou* liegen.	*u*, doch kann dieser Laut auch in *ou* liegen.
kurzes *u*	*u*	*u*
kurzes *æ*	*a*	*a*
langes *æ*	*ae*	*ae*
kurzes *œ*	*a, oe*	*a, oe*
ei	*ai*	*ai*
Mittellaut zwischen *ei* und langem *æ*. Ungewiſs.	*ei*	*ei*
ao, kurz	*ao*	*ao*
au	*ou*	*ou*
au, ganz kurz	*au*	*au*
eo, kurz	*eo*	*eo*
eu, kurz	*eu*	*eu*
oe, kurz	*oe*	*oe*
oi	*oi*	*oi*
ue	*ue*	*ue*
ui	*ui*	*ui*
h	*h*	*h*
y, nur vor *a* und *u*	*i*	*i*
f	*f*	*f*
w	*w*	*v*
m	*m*	*m*
n	*n*	*n*

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung der Tah. Gr.
r	*r*	*r*
b, doch in keinem Wort allgemein und gleichförmig gebraucht	*b*	*b*
p, in beständiger Verwechslung mit *b*	*p*	*p*
d, in keinem Worte allgemein und gleichförmig gebraucht	*d*	*d*
t, in beständiger Verwechslung mit *d*	*t*	*t*

Hawaiisches Alphabet.

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung der Tah. Gr.
a	*a*	*a*
e	*e*	*e*
i	*i*	*i*
o	*o*	*o*
u	*u*	*u*
æ	*ae*	*ae*
ei	*ai*	*ai*
Mittellaut zwischen *ei* und dem langen *æ*	*ei*	*ei*
ao	*ao*	*ao*
au	*au*	*au*
eu	*eu*	*eu*
ou	*ou*	*ou*
h	*h*	*h*
w. S. den folgenden Buchstaben	*w*	*v*

Angabe des Lauts.	Schreibung bei mir.	Schreibung der Tah. Gr.
das Englische *w*. Ob dieser und der vorhergehende Buchstabe sich so unterscheiden, ist ungewiſs	$\overset{1}{w}$	*w*
l	*l*	*l*
m	*m*	*m*
n	*n*	*n*
r	*r*	*r*
b	*b*	*b*
p	*p*	*p*
d	*d*	*d*
t, in häufiger Verwechslung mit *k*	*t*	*t*
k, in häufiger Verwechslung mit *t*	*k*	*k*

[Ich halte es nicht für überflüssig, hier die Einzelheiten zusammenzufassen, in denen die Schreibweise des Verfassers von der der drei Grammatiken abweicht, so weit sie im Drucke befolgt sind.

Im Tongischen ist Martin's *aw* geschrieben $\overset{1}{a}$,
——— *au* ——— $\overline{au}$,
——— *ow* ——— *au*,
——— *y* ——— *ei*,
——— *oy* ——— *oi*,
——— *u* vor zwei Consonanten
——— *æ*,
sonst ——— *yu*,
——— *oo* ——— *u*,
——— *v* ——— *w*,
——— *w* ——— $\overset{1}{w}$ (mit Ausnahme von *tw*, welches ohne Ziffer steht),
——— *c* u. *k* ——— *k*,
——— *gn* ——— *ng*.

Im Neu-Seeländischen ist Lee's *ou* geschrieben *au*,
dagegen sein *au* ——— *a̍u*.
Im Tahitischen ist die einzige Abweichung, daſs das *v* der Gramm. hier *w* geschrieben ist. B.]

§. 36.

Sylben und Wörter.

In der Neu-Seeländischen, Tahitischen und Hawaiischen Sprache giebt es keine Sylbe mit mehr, als Einem Consonanten, und dieser steht immer im Anfange derselben, nie am Ende (1).

Im Tongischen fangen Sylben mit Doppelconsonanten an, und Consonanten stehen auch am Ende von Sylben. Das Erstere ist indeſs bloſs mit *ch*, wenn man dies als Doppelconsonant betrachtet, *ng* und *tw* der Fall; *chi*, klein, *ngakau*, die Eingeweide, *twa̍fa*, die Heide. Daſs ein Consonant die Sylbe schlieſst, geschieht nur dann, wann derselbe Consonant in einem Wort die folgende beginnt. Die beiden Wörter *ger* und *marlé̍i* bilden hiervon nur eine scheinbare Ausnahme. S. oben S. 496. Wenn Martin in beiden Theilen seines Wörterbuchs *fetchi*, brechen, schreibt, so ist dies offenbar falsch, da ein *t* einem folgenden *ch* nichts hinzufügen kann. Es ist also bloſs eine Verdopplung der Consonanten in der Mitte der Wörter, die aber mit allen, auſser *h, j, w, s* und *r*, vorgehen kann; *foffolla*, ausbreiten, *higgi*, aufrichten, *fekke*, eine Fischgattung, *falle*, Haus, *hamma*, das kleinere von den zwei ein Doppelboot ausmachenden Booten, *fonnua*, Land, *kappa-kappa*, mit Geräusch die Flügel schlagen, von Vögeln, *matta*, Auge. Es bleibt hier aber allerdings zweifelhaft, ob wirklich zwei Consonanten ausgesprochen, oder bloſs der Vocal verkürzt wird. Bei dem Hawaier Maitai ist es mir nicht gelungen, dies genau zu unterscheiden. Im

---

(1) Der Name des höchsten Tahitischen Berges bei Forster (*Observ.* 33.), Tobreonoo, kann unmöglich richtig sein. Das Zusammentreffen von *b* und *r* widerspricht der ganzen Analogie der Südsee-Sprachen.

[In der Haw. Sprache wird sogar in der Nachbildung fremder Namen das Zusammenstoſsen zweier Consonanten und ein Consonant am Ende des Wortes, theils durch Wegwerfung des einen, theils durch Einschiebung eines *e* u. s. w., vermieden: Bonepate, Bonaparte, Ladana, London, Beluka, Blücher, *kakerema*, Sacrament. Die einzige Ausnahme ist Kristo, in älteren Drucken Kraist, Christus. Auch im N. Seel. lautet dieser Name Kraist (s. ob. S. 467.), im Tah. Christ (ob. S. 476.). B.]

Buchstabirbuch kommt keine Consonanten-Verdopplung vor; doch spricht er *elle-elle*, schwarz, immer so aus, als müſste man das *l* verdoppeln. Daher mag es kommen, daſs Forster in den handschriftlichen Bemerkungen den scheinbaren Widerspruch begeht, zu behaupten, daſs kein Consonant eine Sylbe schlieſst, und doch Consonanten in gewissen Wörtern ausdrücklich als verdoppelt zu bezeichnen.

Die Wörter sind meistentheils ein-, zwei- und dreisylbig. Mehr als viersylbige habe ich nicht bemerkt.

Kein Tong. Wort fängt mit *u* (d. h. *œ* od. *yu*) oder *y* (d. h. unsrem *j*) an.

Accent.

Die Neu-Seeländische und Tahitische Grammatik schweigen ganz über die Betonung. Die Accente der ersteren sind Quantitätszeichen.

Martin sagt, daſs in den zweisylbigen Wörtern gewöhnlich die erste Sylbe die betonte sei, in dreisylbigen die zweite, in viersylbigen die erste und dritte. Wo diese Regel Ausnahmen leidet, bezeichnet er die Betonung, wie ich nach ihm gleichfalls thun werde. Wenn Ein Wort mehr als Einen Accent hat, muſs einer wohl dem andren untergeordnet sein. Das Hawaiische Buchstabirbuch bemerkt dies ausdrücklich.

Diesem zufolge giebt es im Hawaiischen zweisylbige Wörter mit dem Accent auf der ersten, und andre mit demselben auf der zweiten Sylbe, dreisylbige, wo die mittlere, und andre, wo die erste schwach und die dritte voll betont ist, und viersylbige auf der ersten und dritten betonte (¹).

§. 37.

Grammatische Buchstabenveränderungen.

Da in keiner dieser Sprachen jemals zwei verschiedne Consonanten zusammenstoſsen, so fallen alle in andren Sprachen hieraus entstehende Lautveränderungen von selbst hinweg.

(¹) [Hr. v. Chamisso hat bei den Liedern der Haw. Missionare beobachtet, daſs sie keiner genauen Prosodie folgen, sondern die Sylben nur gezählt werden. Acht Lieder des Gesangbuches sind nämlich, nach ihm, unsren Melodien angepaſst; die Deutschen Verse sind drei- oder vierfüſsige Jamben. Er hat nun zweisylbige Wörter, wie *Jesu, maikai, kakou, naau*, bald trochäisch, bald jambisch gebraucht gefunden, und ebensowohl *ălŏ̄hă*, als *ālŏhā*. Daſs der Artikel und andre einsylbige Wörter bald als Längen, bald als Kürzen gelten, ist nichts Auffallendes. B.]

Das Einzige, was in Absicht von Consonanten-Veränderungen möglich bleibt, ist Verdopplung da, wo sie an sich nicht vorhanden ist, und diese bloſs im Tongischen. Ich finde sie aber nur in den Verbindungen des Pronomens 2. und 3. sing. mit der Partikel des Futurums; aus *te ger*, du wirst, *te ne*, er wird, zieht man *tegger, tenne* zusammen (¹).

Das Zusammenstoſsen von Vocalen wird zwar in diesen Sprachen auf eine unsren Begriffen von Wohllaut wenig zusagende Art geduldet, allein bisweilen wird dasselbe dennoch durch eine absichtliche Lautveränderung verhindert.

Im N. Seel. und Tah. giebt es, wie wir gleich sehen werden, einen unbestimmten Artikel *e*. Wenn nun dieser vor ein mit einem Vocal anfangendes Wort tritt, so wird er zu einem gutturalen *e*, d. h. es wird ihm ein *h*-Laut beigemischt. Forster, Lee und die Tah. Gramm. sprechen alle von diesem Laute; und ihre abweichenden Beschreibungen zeigen, wie schwer derselbe genau zu charakterisiren ist (²). Lee behauptet, der Artikel laute vor einem Vocal wie unser *sch*, und schreibt *e ŏngi* (das Riechen, und das Grüſsen durch Nasenberührung) nach Englischer Aussprache *shŏngi*. Die Tah. Gramm. nennt dies einen Irrthum, und schreibt das Wort *hongi* oder *eh'-ongi*. Aus dieser letzteren Schreibung sieht man, daſs die Aspiration nicht dem Anfangsvocal des Worts voraus-, sondern dem Artikel nachhallen soll, was nichts andres, als ein Hervorstoſsen des *e* aus der Kehle, ist. Forster will das *e* ganz nachlässig und dunkel ausgesprochen wissen, fast wie das gutturale Französische (?) *e*, oder als eine leichte Aspiration. Sonderbar ist es aber, daſs er dem Artikel *e* überhaupt, und auch vor Consonanten, diesen Laut anweist (³). Lee macht diese Bemerkung allgemein über das

---

(¹) Mariner. II. 371. 372. Ich bemerke hier ein für allemal, daſs ich bei den Auszügen aus den Grammatiken nur da citire, wo das Angeführte nicht leicht zu finden ist, auſser seinem Platz als einzelne Bemerkung steht. Da die Grammatiken gehörig nach Materien geordnet sind, so wäre das Citiren in andren Fällen eine unnütze Weitläuftigkeit.

(²) Lee. *Preface. p.* 2. nt. †. Tah. Gramm. *p.* 7. Forster's Handschr. *Vocab. cet.* Bl. 52.

(³) *It seems to me, that it ought to be pronounced very slenderly, nearly as the* e *guttural* (dies Wort ist über die Zeile geschrieben, und *mute*, das er erst gesetzt hatte, ausgestrichen) *in the French language, or as a slender aspiration. l. c.* Daſs man sich indeſs nicht zu viel auf Forster's Zeugniſs über Dinge, welche die Sprache angehen, verlassen muſs, geht aus dem hervor, was ich oben (S. 436. Anm.) über seine Unbekanntschaft mit dem Dualis und dem ausschlieſsenden Pronomen im Tahitischen erwähnt habe.

Zusammenstoſsen aller Vocale, wo sie sich finden mögen (1). Die Tah. Gramm. widerspricht dem nicht, läſst sich aber auch nicht darüber aus. Sie giebt jedoch ein Beispiel von dem Zusammenstoſsen in der Mitte eines Wortes, indem sie vorschreibt, *iho*, selbst, mit demselben Hauchlaut, *ih'-o*, so daſs das *h* zur ersten Sylbe gehört, auszusprechen. Ja sie hat diesen Laut mit dieser Schreibung auch im Anfange der Wörter, *h'aah'aa*, niedrig, wobei man aber freilich nicht vergessen darf, daſs im Tahitischen die dem Anfange eines Worts vorangehende Endsylbe auch immer nur in einen Vocal endigen kann, und daſs das schnelle Sprechen die Wörter nach ihren Lauten zusammenhängt. Da aber im Evangelium Johannis immer *iho*, nie bloſs *io*, geschrieben wird, so geht dies Wort nicht die Buchstabenveränderung, sondern die Aussprache des *h* in der Mitte der Wörter an. Zugleich sollte man daraus schlieſsen, daſs, wo kein *h* steht, die reinen Vocale zusammenstoſsen. Nach Forster's Schreibung *iya* für *ia*, Fisch (*Observations. p.* 402.), sollte man einen Consonantlaut zwischen den beiden Vocalen vermuthen, wenn er nicht wieder in den handschriftlichen Wörterbüchern *eea* schriebe. Sehr leicht aber könnte von dem N. Seel. *k* in diesem Worte (*ika*) im Tah. eine Spur zurückgeblieben, oder aus solchem leisen Hauch jenes *k* entstanden sein.

Ein wahres Beispiel grammatischer Buchstabenveränderung ist es, daſs, da das bei dem Tahitischen Verbum gebrauchte Pron. 1. sing. immer *au* lautet, in dem Falle, wo das unmittelbar vorhergehende Wort mit *a* endigt, *wau* gebraucht wird.

Bisweilen wird auch ein zu starker Hiatus durch Wegwerfung eines Vocals vermieden. So fällt von dem Tahitischen *adu* (eigentlich hinweg, dann aber auch als Vergleichungs-Partikel, darüber hinaus) nach einem mit *a* endenden Wort das Anfangs-*a* weg; *e mea ino rahi roa du*, eine Sache schlechte viel lang weit-hinaus, eine sehr schlechte Sache (2). Andre Fälle dieser Art kommen im Tah. und N. Seel. bei andren Partikeln und beim Pronomen vor, die aber hier noch nicht verständlich genug sein würden.

Immer jedoch wird im Tah. nur *a*, und nur nach einem andren *a*, abgeworfen, im N. Seel. aber auch nach ungleichen Vocalen; *te tamaiti*

---

(1) *When two vowels concur cet. l. c.*

(2) Tah. Gramm. 14.

'nake 'nake, für *ānake*, der Sohn einzige, einzige (Lee. 127.). Es fallen auch Endvocale vor mit *h* und mit *w* anfangenden Wörtern aus, so daſs dann ein Consonant mit *h* zusammentrifft; *ter' hia* für *tere hia*, bringe (Lee. 96.), *k' wai* für *ko wai*, wer? (Lee. 116.)

Im Tongischen findet das Zusammenziehen zweier Wörter, das wir oben doppelte Consonanten bilden sahen, auch auf andre Weise, und bei Vocalen statt, und zwar meist so, daſs ein Buchstabe wegfällt oder verändert wird. *Ko* und *he*, die bei den Artikeln vorkommen werden, geben *koe*, ebenso die Conjunction *mo*, und, *moe*, die Vergangenheits-Partikel *na* und das Pronomen *ia*, er, *nai*, dasselbe Pronomen und die Conjunction *be*, wenn, *bea*, die Vergangenheits-Partikel *na* und das Pronomen *u*, ich, *neü*. Das *e* des Artikels *he* verwandelt sich auch in der Zusammenziehung in ein *a* (1).

Bei den Buchstabenveränderungen darf die Verdopplung der Sylben und Wörter nicht übergangen werden, in welcher sich vorzüglich eigenthümliche Lautgewohnheiten der Nationen aussprechen. In den Polynesischen Sprachen findet sie sich ungemein häufig, und bezeichnet feine und auch grammatische Unterschiede. Ich werde aber hier nicht von diesen, sondern nur von den materiellen Lautveränderungen reden. In diesem Betracht sind nun die verschiedenen Arten, wie die Verdoppelung im Tahitischen geschieht, folgende: Man wiederholt

1) entweder das ganze Wort; *rairai*, dünn;
2) oder die erste Sylbe des Worts, *rarahi*, *iino*, von *rahi*, groſs, *ino*, schlecht;
3) oder einen gröſseren Theil des Anfangs des Worts mit Auslassung des Endes desselben; *paraparau*, *horohoroi*, *hohoe*, von *parau*, sprechen, *horoi*, waschen, *hoe*, rudern;
4) oder umgekehrt das Ende des Worts mit Auslassung des Anfangs; *opanipani*, *manaonao*, *patiatia*, von *opani*, verschlieſsen, *manao*, denken, *patia*, schlagen;
5) oder eine Sylbe in der Mitte des Worts; *maitatai*, *pararahi*, von *maitai*, gut, *parahi*, sitzen, wohnen.

Diese verschiedenen Arten der Sylben- und Wortverdopplung werden bisweilen bei demselben Worte gebraucht. So entsteht von *parahi* sowohl *pararahi*, als *parahirahi* (1).

---

(1) Martin. *Vocab.* v. *foa.*

In der Tong. Sprache finden sich deutlich die beiden ersten Arten dieser Verdopplung; *manumanu*, *obitoobitoobito*, *nofonofo* und auch *nonofo*, *bibiko*, von *manu*, Schmerz, *obito*, ausnehmend, *nofo*, wohnen, *biko*, schief.

Im N. Seel. treffe ich deutlich nur die Wiederholung des ganzen Wortes an; *wakawaka* (Lee. 16.), *kurakura*, von *waka*, Boot, *kura*, roth. Es giebt aber so viele Wörter mit zwei ganz gleichen Anfangssylben, auch einige mit wiederholter Endsylbe (*pakaukau*, *a küe*), daſs man an diesen Arten der Verdopplung kaum zweifeln kann.

Ob die übrigen Arten Tahitischer Verdoppelung in diesen Sprachen auch vorkommen, oder ihnen fremd sind, muſs aus genauerer Untersuchung derselben hervorgehn (2).

Im N. Seel. werden bisweilen, doch ohne grammatischen Grund, nur aussprachsweise, zwei durch ein *h* getrennte Sylben in eine zusammengezogen; so *ahi*, Feuer, in *ai* (3). Auch entstehen durch gänzliche Auswerfung von Sylben Abkürzungen, wie aus *ŏhoki*, zurückkehren, *ŏhoko*, Handel treiben, *oki*, *oko*. Die Sprache bildet auch Composita, wo das letzte Element seinen Anfangsvocal verliert; *āpa-nga* (*apa* und *anga*), Vernachlässigung, *aire-nga*, Gang, *kāi-nga*, Mahlzeit, *taŏ-nga*, mit dem Speer Erworbenes, *mūtu-nga*, Ende. Ob ein andrer Vocal, als *a*, wegfällt, wage ich nicht zu entscheiden. Mit dem Artikel *te* zusammengezogen, bleibt *anga* unverändert, und wird *tanga* (4).

---

(1) Tah. Gramm., vorzüglich *p.* 41 - 43., aber auch *p.* 13. 32 - 34. 39.

(2) [Im Haw. kommen sie alle in gleicher Art vor, wie ich unten bei der Polynes. Wortbildung nachweisen werde. B.]

(3) Lee. *Vocab. h. v.*

(4) [Von der Vocal-Elision im Haw. habe ich bei den Partikeln dieser Sprache Beispiele gegeben. Cham. erwähnt noch der des *a* von *alii*, Fürst; er bemerkt ferner, daſs in den Liedern der Missionare ungewöhnliche vorkommen, z. B. die der Partikel *i* sogar vor Consonanten durch einen Apostroph bezeichnet werde. Eine Elision vor einem Consonanten zeigt auch das Compositum *makuwahine* nach Cham., *makuahine* nach dem Wörterbuche, Mutter (dagegen *makuakane*, Vater), dessen erster Theil das Mal. *tūah*, alt, mit dem Präfix *ma* ist. B.]

§. 38.

Allgemeine Bemerkungen über das Lautsystem der vier Sprachen.

Die Zahl und Verschiedenheit der Vocale ist auffallend überwiegend über die der Consonanten, um so mehr, als man nicht vergessen darf, daſs die obige Aufzählung gewiſs nicht alle Schattirungen der Vocal- und Diphthongen-Laute enthält, da sie, der Natur der Sache nach, in den Consonanten kaum unvollständig sein kann (1). Bei diesem Reichthum aber ist wieder der höchst wahrscheinliche Mangel eines reinen kurzen *a* in allen vier Sprachen sehr merkwürdig.

Die Vocale können, zur Bildung neuer Lautverschiedenheiten, mit Zisch-, Kehl- und Nasenlauten verbunden sein. Dies ist aber in diesen Sprachen, vergleichungsweise mit andren, wenig der Fall. Indeſs mögen hier unsre Nachrichten am mangelhaftesten sein, da so viele zusammenstoſsende Vocale Zwischenspiranten wahrscheinlich machen. Auch beweist diese Unvollständigkeit schon das S. 512. 513. über einige Kehlvocale Gesagte; und Mehreres mag uns ganz fehlen. Wenigstens hat Monkhouse im Tah. eigne Bezeichnungen für Nasenlaute (die nach den Missionaren gar nicht darin vorkommen) und für eine sehr starke Aspiration. Von den ersteren finde ich aber in seinem Wörterbuch kein Beispiel. Die letztere giebt er z. B. den Wörtern *horo*, laufen, *hio*, sehen, wogegen *hopoi*, senden, bringen, die sanfte hat. Die Missionare schreiben alle diese Wörter bloſs mit *h*, welches also, wenn jene Angabe richtig ist, einen doppelten Laut anzeigt. Man muſs jedoch die Richtigkeit hiervon bezweifeln, da die Tah. Gramm. die harte Aspiration, die aber aus Martin's Schilderung nirgends zu erkennen ist, als einen

---

(1) [Von dem groſsen Vocalreichthume liefert auch die Haw. Sprache merkwürdige Proben; Hr. v. Chamisso führt (S. 7.) als eine solche das Wort *hooiaioia*, beglaubigt, aus *iaio* durch das Verbalpräfix *hoo* und das Passivsuffix *ia* gebildet, und einen ganzen Satz an, welcher nur aus Vocalen besteht: *Ua öia au, e ue ae oe ia Ii, e ao ae oe ia ia, e i ae oe ia ia, ua cet.*, ich bin es, grüſse du den Ii, lehre du ihn, sage du ihm, daſs u. s. w. Diese Überfülle an Vocalen in den Südsee-Sprachen rührt besonders daher, daſs sie, gegen die Sprachen des westlichen groſsen Hauptstammes gehalten, so oft die Consonanten im Anfang der Sylbe, und nicht bloſs solche, welche sie nicht besitzen, sondern auch diejenigen, die sich in ihrem Lautsysteme wirklich befinden oder die sie in anderen Fällen durch ähnliche ihres Lautsystemes ersetzen, gänzlich wegwerfen, wie der Leser aus der vergleichenden Worttafel im ersten Abschnitte dieses Buches an vielen Beispielen ersehen kann. B.]

Punkt angiebt, in welchem sich die Tongische von allen übrigen Südsee-Sprachen unterscheidet.

Der Sylbenbau ist der einfachste, der nur irgend gefunden werden kann, und erlaubt in denjenigen Sprachen, die wieder die einfachsten von den vieren sind, nur eine geringe Anzahl von Sylben, im Tahit. etwa 250, im N. Seel., wenn es nicht mehr, als die angegebenen Diphthongen hat, kaum über 200. Indeſs ist hierbei gar keine Rücksicht auf die Betonung genommen, und überhaupt können solche Berechnungen bei so unvollständig bekannten Sprachen keine Genauigkeit gewähren. Man rechnet auf der einen Seite zu wenig, weil man nicht alle Lautschattirungen kennt, und auf der andren zu viel, weil nicht jede mögliche Sylbe darum auch in der Sprache wirklich vorhanden ist. Zur annähernden Vergleichung bleiben sie jedoch immer nützlich.

Unter den Wörtern sind die einsylbigen bei weitem die seltneren. Die geringe Anzahl der Consonanten scheint davon der erste und hauptsächlichste Grund. Man findet aber auch nicht einmal die bei derselben möglichen Buchstabenverbindungen zu Wörtern Einer Sylbe, und endlich wird die Einsylbigkeit durch die Gewohnheit der Wiederholung derselben Sylbe zum Ausdruck des Begriffs gestört. In diesen letzteren Fällen läſst sich nicht immer mit Sicherheit behaupten, daſs die Wiederholung bloſs den Begriff verstärke. Wenn z. B. *meumeu* Tah. dick heiſst, so ist darum nicht gesagt, daſs dieser Begriff schon ganz in *meu* liege. Alles in der Sprache wird durch die Gewohnheit gestempelt, und sie kann der verdoppelten Sylbe eine andre Schattirung des Begriffs, als der einfachen, anweisen (¹). Selbst aber wo dies der Fall nicht ist, verliert doch die Sprache den Anschein der Einsylbigkeit ihrer Wörter. Die Verdopplung ist übrigens im Tahit. häufiger und mannigfaltiger gestaltet, als in den beiden andren Sprachen.

Das Wichtigste und Charakteristischste in dem hier geschilderten Lautsystem sind die wenigen grammatischen Lautveränderungen. Sie beweisen, daſs die Völker, unter welchen diese Sprachen entstanden, weder groſses Verlangen, noch Talent zu mannigfaltiger Behandlung des Lautes besaſsen. In den Urhebern der Sanskritischen Sprachen hat sichtlich ein vorwaltendes

---

(¹) Martin bemerkt ausdrücklich, daſs bei diesen Wiederholungen das einfache Wort bisweilen gar nichts, bisweilen ganz etwas andres bedeutet.

Gefallen an kunstreicher Mischung und Verschlingung der Töne und ein feines Gefühl, mit dem Laute zu symbolisiren, geherrscht. Dies mag groſsentheils in der körperlichen Organisation liegen, und dem natürlichen, verschiedenartigen Gesange der Vögel vergleichbar sein. Allein der höhere Sprachsinn weiſs sich dieser Eigenthümlichkeit zu bemächtigen, und es entwickeln sich zum Theil daraus die zartesten Feinheiten des grammatischen Baues. Das Chinesische hat keine einzige grammatische Lautveränderung aufzuweisen. In den Amerikanischen Sprachen sind dieselben ziemlich häufig. Die Südsee-Sprachen stehen auch hier zwischen beiden in der Mitte.

Unter den hier betrachteten Sprachen unterscheidet sich das Lautsystem der Tongischen sehr von dem der übrigen.

Sie hat mehr Consonanten, unter welchen einige Doppelconsonanten sind, und besitzt allein Zischlaute.

Ihr Sylbenbau ist weniger einfach, da Sylben mit Consonanten schlieſsen, und einige mit Doppelconsonanten anfangen. Nach derselben Berechnung, welche für die Tahitische Sprache 250 Sylben giebt, erhält man für die Tongische 3366.

Endlich hat sie zwar auch wenig, aber doch mehr Lautveränderungen, als die übrigen.

Am auffallendsten ist in dieser Verschiedenheit das Dasein der Zischlaute. Sie sind indeſs auch im Tongischen wenig häufig, und unter den einzigen im Wörterverzeichniſs aufgeführten zehn mit *s* anfangenden Wörtern sind zwei, von welchen ausdrücklich gesagt ist, daſs sie Wörter der Fidgi-Inseln sind, die nur in Tonga das Bürgerrecht gewonnen haben. Wenn ich in Forster's handschriftlichen Nachrichten alle Wörter andrer Inseln, als die hier in Betrachtung kommen, durchgehe, so finde ich Zischlaute nur auf Namocka (Rotterdam) und Ea-oowhe (Middelburg), die beide Tonga-Inseln sind, hier aber nur in sehr kleiner Zahl, dann, und häufig, auf den beiden Hebridischen Inseln Tanna und Mallicollo. Zwischen den Hebriden und Tonga-Inseln liegen die Fidgi-Inseln. Östlich, nördlich und südlich bis nach Neu-Seeland, den Sandwich-Inseln und der Oster-Insel, und auf allen diesen selbst, ist mir kein Zischlaut vorgekommen. Diese Laute scheinen daher den Hebriden, vielleicht auch von ihnen aus westlich andren Inseln, und östlich den Fidgi-Inseln eigen, und bis auf die Tonga-Inseln, aber nicht weiter, übergegangen zu sein. Wenigstens verdient diese Bemerkung über die Abgränzung der Zischlaute in den Südsee-Sprachen weiterer Prüfung empfohlen zu werden, ob ich sie gleich bei weitem nicht als schon gehörig erwiesen annehmen möchte. Von dem abweichenden Charakter der Fidgi-Sprache und Bewohner ist schon oben gesprochen worden, so wie auch von dem Übergange Fidgischer Gebräuche und Erfindungen auf die Tonga-Inseln. Auch die Tah. Gramm. leitet die Eigenthümlichkeiten der Tongischen Laute von den Fidgi-Inseln, Neu-Caledonien, den Marianen und Diebes-Inseln, also immer von Westen her.

Dem Tongischen gegenüber erscheinen in den hier betrachteten Punkten das Neu-Seeländische und Tahitische näher mit einander verwandt. Sie sind es namentlich in der Einfachheit des Sylbenbaues. Sie unterscheiden sich aber wieder wesentlich dadurch, daſs die Tah. Sprache häufigeres Zusammenstoſsen von Vocalen, in der Mitte desselben Worts und am Ende und Anfang auf einander folgender Worte, und nach der Gramm. der Missionare gar keinen Nasenlaut hat. In diesen beiden Eigenthümlichkeiten sind ihr das N. Seel. und Tong. entgegenzusetzen. Im Hawaiischen habe ich keinen Nasenlaut bemerkt; und da das N. Seel. und Tong. *tangata*, Mensch, auf den Fidgi-Inseln in *tamata* und auf den Marquesas in *anata* (¹) übergeht, so scheinen auch diesen Mundarten die Nasenlaute fremd. Unter den von Forster (²) angegebenen Wörtern der Oster-Insel finde ich *korahūngūhū* als Benennung der dortigen steinernen Götzenbilder.

§. 39.

Die hier behandelten Sprachen sind so nahe mit einander verwandt, daſs sich regelmäſsige Buchstabenveränderungen aufstellen lassen, durch welche die Wörter der einen in die andere übergehen. Ich werde hier die hauptsächlichsten aus der Vergleichung der Wörterbücher zusammenziehen. Es wird dies zugleich den Nutzen haben, zu Bemerkungen Anlaſs zu geben, ob in einem Wort das wesentlich Bedeutsame des Lauts mehr in den Vocalen oder den Consonanten liegt. Der Mensch z. B. heiſst Tah. *taata*, N. Seel. und Tong. *tangata*, auf den Marquesas-Inseln *anata*, auf den Fidgi-Inseln *tamata*, auf den Sandwich-Inseln *kanaka*. Man sollte daher

---

(¹) Tah. Gramm. 4.

(²) Handschrift. Wörter der Oster-Insel. Bl. 67. *b*.

das Wesentliche des Lauts in dem sich wiederholenden *a* finden. Doch scheint das *t* auch ursprünglich darin. Daſs man wenigstens nicht immer auf den, allen Mundarten gemeinschaftlichen und einfachsten Laut gehen muſs, beweist der Name der Sonne. Sie heiſst Tah., N. Seel. und in der Sprache der Oster-Insel *ra*, Tong. *laa*, auf den Marquesas-Inseln *a* (¹). Der Hauptlaut scheint also *a*. Vergleicht man aber dasselbe Wort bei Forster in noch mehr Mundarten (wie entstellt auch da die Laute sichtlich durch die Schreibung und die nicht gehörig vorgenommene Scheidung von Artikeln u. s. f. sind), so sieht man klar, daſs das Wesentliche des Wortes im *r* liegt, und daſs dasselbe zu denen gehört, die, weil sich eine natürliche Laut-Analogie in ihnen findet, durch sehr viele Sprachen gehen, wie das Ägyptische *rœ*, das Indische *râja*, unser roth u. s. f. beweisen.

Auch zeigt diese Vergleichung, welche Mundarten einander in den Lauten näher, welche entfernter stehen. Denn so hangen *anata*, *kanaka* und *tamata*, als aus dem Nasenlaut von *tangata* entstanden, oder ihn veranlaſst habend, näher mit ihm, als mit dem reinen *taata*, zusammen. Was aber hier als ursprünglich anzusehen ist, der nasale oder der klare Laut, und, wovon in der Folge gleich die Rede sein wird, das Zusammenstoſsen der Vocale, oder das Einschieben von Consonanten, bleibt durchaus zweifelhaft; und auch hier möchte ich mich nicht immer für das scheinbar Einfachste erklären.

Regelmäſsige Buchstabenveränderungen (²).

Ehe ich dieselben aufzähle, muſs ich bemerken, daſs sie nicht als feste für alle Wörter geltende Regeln, sondern nur als von einer Anzahl einzelner Fälle abgezogene Beobachtungen zu nehmen sind.

1. Das N. Seel. und Tong. schneiden von Tah. Wörtern ein Anfangs-*a* ab; Fuſs: Tah. *awae*, N. Seel. *wae wae*, Tong. *wae*.
2. Ebenso das Tong. ein *i*; klein: Tah. und N. Seel. *iti* (Haw. *iki*), Tong. *chi*.
3. Tahitische Vocale nehmen im N. Seel. und Tong. ein *k* vor sich. So tritt *k* im N. Seel. und Tong., doch da seltener, vor Anfangsvocale, na-

---

(¹) Tah. Gramm. 4.

(²) Ich werde bei jeder nur ein oder ein paar Beispiele anführen; es versteht sich aber von selbst, daſs ich meine Bemerkung immer auf eine gehörig beweisende Anzahl gründe.

mentlich *i* und *o*; schlecht: Tah. und Haw. *ino*, N. Seel. *kino*; du: Tah. und Haw. *oe*, N. Seel. *koe*, Tong. *koi*. Das N. Seel. hat aber auch dieselben Wörter in doppelter Form, mit und ohne Anfangs-*k*; *ore* und *kore* heifsen beide nicht, jedes hat aber eine verschiedene, andre Bedeutung daneben.

4. Im Tong. wird auch das N. Seel. die Tah. Wörter verstärkende Anfangs-*k* zu *h* geschwächt; Freude: Tah. *oaoa*, N. Seel. *koa koa*, Tong. *hua*.
5. Ein Tong. *h* tritt auch vor Tah. Wörter, die im N. Seel. ihren Anfangsvocal behalten. S. nr. 9.
6. *k* tritt auch im N. Seel. und Tong. zwischen zwei Vocale in der Mitte Tah. Wörter; Fisch: Tah. und Haw. *ia*, N. Seel. und Tong. *ika*.
7. Das Tong. schwächt auch das N. Seel. Zwischen-*k* Tah. Wörter in *g*; untertauchen: Tah. *duu*, N. Seel. *duku*, Tong. *hugu*.
8. Wie *k*, nehmen N. Seel. und Tong. Wörter, die im Tah. mit Vocalen anfangen, den Nasenlaut vor sich; Herz: Tah. *aau*, N. Seel. und Tong. *ngakau*.
9. Ebenso stellt sich der Nasenlaut im N. Seel. und Tong. zwischen Tah. Vocale; Name: Tah. *ioa*, N. Seel. *ingoa*, Tong. *hingoa*.
10. Tah. mit Vocalen anfangende Wörter erhalten im N. Seel. und Tong. ein Anfangs-*m*; recht (von der Hand): Tah. *atau* (Haw. *akau*), N. Seel. *matau*, Tong. *matau*.
11. Im Tong. tritt *ma* vor Wörter, die im Haw. mit einem Consonanten anfangen; Herz: Haw. *puu*, Tong. *mafu*.
12. Tah. Wörter nehmen zwischen ihre Vocale im N. Seel. ein *h*; wenig, klein: Tah. *noi noi*, N. Seel. *nohi nohi*.
13. Dagegen verlieren auch Tah. Wörter Consonanten in den andren Mundarten, jedoch nur *h*, *w* und *r*; *h* im Anfange der Worter; tief: Tah. *hohonu*, N. Seel. *okonu*;
14. *w* ebenso im N. Seel. und Tong.; Feuer: Tah. *wahie*, N. Seel. und Haw. *ahi*, Tong. *afi*;
15. *r* in der Mitte der Wörter im Tongischen; greifen, einfangen: Tah. *haru*, Tong. *faü*; auch im Anfange; Baum, Holz: Tah. *raau*, N. Seel. *rakau*, Tong. *akau*.
16. Von Verwandlungen eines Consonanten in einen andren kenne ich zwi-

schen der N. Seel. und Tah. Sprache folgende: *h* in der Mitte Tah. Wörter wird zu *k* in N. Seel.; *pihai*, Tah. nahe, *piki*, N. Seel. sich anhängen, andrängen. Dieser Fall gehört noch zu dem oben entwickelten Charakter des N. Seel., die Vocale Tah. Wörter auseinanderzuhalten.

17. Das dem N. Seel. fehlende *f* Tah. Wörter wird zu *w*; Land, Erde: Tah. *fenua*, N. Seel. *wenua*; das Weibliche von Thieren: Tah. *ufa*, N. Seel. *uwha*.

18. So wie das N. Seel. und Tah. schon für sich *r* und *d* verwechseln, so auch in Wörtern, die beiden Sprachen angehören; kalt: Tah. *maariri*, N. Seel. *maka ridi* (¹) und *maka didi* (²); drei: Tah. *toru*, N. Seel. *todu*. Fälle, wo ein *r* N. Seel. Wörter in Tah. in *d* überginge, finde ich für jetzt nicht.

19. Tah. *m* wird N. Seel. zum Nasenlaut; Hand, und, nach bekannter Analogie, fünf, heiſst Tah. *rima*, Hand N. Seel. *dinga dinga*, dagegen fünf *dima*, so daſs die Schwächung des Nasenlauts in *m* auch schon in der Sprache selbst liegt.

20. Consonantenverwandlungen zwischen dem Tah. und Tong. Wie das Tah. selbst *h* und *f* verwechselt, so geht Tah. *h* in Tong. *f* über; Wärme: Tah. *mahana*, Tong. *mafanna*.

21. Das dem Tong. fehlende *r* der Tah. Wörter wird zu *l*; Mitte: Tah. *roto*, Tong. *loto*; groſs, viel: Tah. *rahi*, Tong. *lahi*; Haus: Tah. *fare*, Tong. *falle*; Ohr: Tah. *taria*, Tong. *telinga*.

22. Im Tong. ist Tah. *r* bisweilen *n*, wie auch das Tah. diese Consonanten in sich verwechselt; fünf: Tah. *rima*, Tong. *nima*.

23. Tah. *t* (jedoch nur wenn *i* folgt) wird zu *ch*; Ende: Tah. *oti*, Tong. *ochi*; klein: Tah. *iti*, Tong. *chi*.

24. Tah. *t* wird zu *h*; der Tah. Artikel *te* lautet Tong. *he*. S. auch nr. 7.

25. Consonantenverwandlungen zwischen dem N. Seel. und Tong. — N. Seel. *p* wird zu *f*; das Tong. *fi*, flechten, und *fihi fihi*, in einander wirken, verweben, ist das N. Seel. *piki*, sich andrängen.

26. N. Seel. *h* ist Tong. *f*. S. nr. 14.

27. N. Seel. *k* wird *h*. S. nr. 25.

(¹) Lee. *Vocab. h. v.*

(²) Lee. *p.* 68.

28. N. Seel. *w* wird *f*; Land (nr. 17.), Tong. *fonnua*.
29. Da Tah. *r* N. Seel. zu *d* und Tong. zu *l* wird, so geht N. Seel. *d* in *l* über; drei (nr. 18.), Tong. *tolu*.
30. Auf gleiche Weise (nr. 18. 19.) ist N. Seel. *d* bisweilen Tong. *n*; fünf, Tong. *nima*.
31. Tong. *f* ist bisweilen N. Seel. *h*; Wärme, N. Seel. *mahana* (nr. 20.).
32. Das N. Seel. *r* ist immer Tong. *l*; Haus, N. Seel. *ware* (nr. 21.).
33. N. Seel. *t* vor *i* ist Tong. *ch*; Ende, N. Seel. *oti* (nr. 23.).

Ich habe hier nur die allgemeinsten Beobachtungen von Lautveränderungen gleicher Wörter aufgenommen, vorzugsweise solche, nach welchen sich ein Wort einer Sprache geradezu in die andere übersetzen läſst; die weniger sichren behalte ich dem Wörterbuche vor. Übergänge eines Vocals in einen andren habe ich gar nicht angeführt, weil ich keine hinreichend beständige Regel darin fand, obgleich einige in den obigen Beispielen vorkommen (Land: Tah. *fenua*, N. Seel. *wenua*, Tong. *fonnua*), und andre (Blut: Tah. und N. Seel. *toto*, Tong. *tȧto*) mir sonst bekannt sind.

Vergleicht man die drei Sprachen unter einander, so läſst sich nicht behaupten, daſs in diesen Lautveränderungen irgend zwei auch nur in den meisten Punkten, als näher verwandt, der dritten gegenüberständen. Darin, die im Tah. so häufigen Vocale durch Consonanten zu trennen oder zu verstärken, bieten sich allerdings die N. Seel. und Tong. Sprache, bald durch gleiches, bald durch verschiedenes Verfahren, die Hand. Allein in dem Gebrauche der Consonanten scheidet sich das Tong. durch den Mangel des *r* von den beiden andren, die in den Consonantenveränderungen überhaupt oft den gleichen Laut beibehalten. Dagegen trennt wieder der Mangel des *f* die N. Seel. Sprache von der Tongischen und Tahitischen.

Über das, mir sehr unvollständig bekannte Hawaiische bemerke ich hier nur Folgendes:

es verändert regelmäſsig das *t* der andren drei Sprachen in *k*; Auge: Tah. und N. Seel. *mata*, Tong. *matta*, Haw. *maka*;

es hat immer *l* statt des Tah. und N. Seel. *r*; Baum: Tah. *raau*, N. Seel. *rakau*, Haw. *laau*;

es besitzt, wie es scheint, keinen Nasenlaut; Himmel: Haw. *lani*, Tah. *rai*, N. Seel. *rangi*, Tong. *langi*;

es läſst sehr oft, wie das Tah., die Vocale von Consonanten entblöſst, wo das N. Seel. und Tong. solche hinzufügen; essen: N. Seel. *kai*, Tong. *kei*, Haw. *ai*; roth: N. Seel. *kura*, Tong. *kula kula*, Tah. *ura ura*, Haw. *ula ula*.

Redetheile.

§. 40.

Es geht schon aus dem in der Einleitung über den allgemeinen grammatischen Charakter dieser Sprachen Gesagten hervor, daſs sich dieselben von dem Chinesischen System, die grammatisch ganz unverändert bleibenden Wörter in gewisser, den Sinn der Zusammenfügung bedingender Ordnung auf einander folgen zu lassen, auf der einen Seite durch Wörter, welche die grammatischen Verhältnisse bezeichnen, auf der andren, und vielleicht eben darum, durch eine weniger strenge Wortstellung unterscheiden. Jene grammatisch bezeichnenden Wörter sind zwar in der Regel von den Sachwörtern getrennt, es giebt aber auch, doch nur wenige, Fälle, wo sie sich denselben anschlieſsen, und dies durch die Aufopferung eines ihrer Elemente unbezweifelt beweisen (s. oben §. 37.): *ăpa-nga* führt ebenso ein Suffixum bei sich, als Vernachlässig-ung. Wir haben ferner gesehen (S. 477.), daſs die Hinzufügung dieser Wörter nicht immer gleich regelmäſsig geschieht. Es liegt daher hierin eine Andeutung, daſs diese Sprachen sich nur in einer Annäherung zur grammatischen Bezeichnung, in einem Mittelzustande zwischen dem Chinesischen und den dem Sanskritischen Baue zustrebenden befinden. Den Spuren dieser merkwürdigen Erscheinung ist es vorzüglich wichtig mit der äuſsersten Sorgfalt nachzugehen; und sie werden unkenntlich, und verwischen sich beinahe ganz, wenn man dem Gang der Grammatik der Sanskritischen Sprachen folgt, von der Voraussetzung beginnt, daſs jeder Redetheil grammatisch bezeichnet werden muſs, Paradigmen aufstellt u. s. f. Um daher den eigenthümlichen Bau dieser Sprachen in nichts zu verdunkeln, werde ich hier damit anfangen, zuerst eine Zergliederung der grammatischen Partikeln zu geben, und daran nachher die Untersuchung knüpfen, ob und wie die Redetheile bis zur Möglichkeit bestimmter grammatischer Redefügung in diesen Sprachen bezeichnet werden.

Unter Partikel verstehe ich hier aber nicht, wie unsre Grammatiken thun, eine oder mehrere Classen der nach unsrer Abtheilung abgegränzten

Redetheile. Ich bediene mich dieses Ausdrucks bloſs der Kürze wegen, und begreife darunter alle diejenigen Wörter, welche, sie mögen nun einen erkennbaren Sachbegriff haben oder nicht, ausschlieſslich oder hauptsächlich in der Sprache bestimmt sind, Beziehungen der Redeverbindung, also grammatische Begriffe, oder allgemeine Bezeichnungsformen (wie unser heit, thum u. s. f. und die Indischen Kṛidanta und Taddhita-Suffixa) anzudeuten. Die Chinesen nennen diese Wörter nicht übel leere Wörter, obgleich, genau genommen, nur wahre Expletiva so heiſsen dürfen. Man muſs daher hier nicht alle Wörter der Classen suchen, die bei uns Partikeln heiſsen, und nicht wiederum bloſs diese. Alle Wörter, welche, wie die meisten Adverbia, keine grammatische Bestimmung haben, verweise ich ins Wörterbuch, dagegen ich mehrere grammatisch angewendete Adverbia hier abhandle. Genau läſst sich die Gränze nicht ziehen, weil in der Natur selbst der Übergang vom vollen zum leeren Wort ein allmählicher ist. Was nun, nach unsren Begriffen von Redetheilen, die hier aufzuführenden Partikeln eigentlich sind, lasse ich für jetzt gänzlich dahingestellt. Ich bleibe hier bei dem Historischen stehen, und über jene Frage läſst sich nur philosophiren. Sie wird aber, und ausführlich, in einem der folgenden Abschnitte zur Sprache kommen.

Aus der Zergliederung der Partikeln wird dann schon die Natur dieser Sprachen hervorgehen, und ihr Verhältniſs zur Grammatik noch mehr aus der Betrachtung der Redetheile. Ich habe in einer andren Schrift (1) zu zeigen versucht, daſs die Partikeln, die sogenannten leeren Wörter der Chinesischen Sprache, nicht den Endzweck grammatischer Bezeichnung erfüllen, oder vielmehr nicht einmal diesen Endzweck wirklich haben. Hr. Abel-Rémusat hat das Gegentheil behauptet, und will die Eigenthümlichkeit des Chinesischen einzig darin finden, daſs die Verhältniſswörter sich nicht mit den Sachwörtern in der Aussprache verbinden und vermischen. Ohne hier in die Gründe dieses gleich scharfsinnigen und sachkundigen Gegners einzugehen, erwähne ich seiner Behauptung bloſs deshalb, weil die von ihm (*l. c. p.* 106.) gegebene Ansicht des Chinesischen eine vollkommen treue Schilderung des Polynesischen Sprachbaues, dem auch die Verschmelzung der Partikeln fast gänzlich fremd ist, sein würde, wenn die Polynesischen Partikeln wahre grammatische wären, was ich vor ihrer Zergliederung dahingestellt lassen will. Wirklich solche müssen einen bestimmten grammatischen Begriff mit sich führen, und, wenn auch ihr Ursprung ein anderer ist, demselben getreu bleiben; sie dürfen den grammatischen Formen im Redegebrauch wenigstens nur in seltenen Ausnahmen fehlen, jede nur einer, oder dieselbe doch nur sehr nahe verwandten Formen angehören, und müssen durch ihren Begriff selbst auf eine bestimmte und reine Eintheilung dieser Formen führen. Nur mit diesen Eigenschaften versehen, können sie der Sprache ein wahrhaft grammatisches Gepräge aufdrücken; und, aus, der Nation wirklich eigenthümlichem, grammatischem Sprachsinn entstanden, werden sie von selbst diese Eigenschaften an sich tragen. Wo es dagegen dem Sprachsinn an dieser scharfen Bestimmtheit und energischen Lebendigkeit fehlt, da nehmen auch die Partikeln einen andren Charakter an. Sie bleiben, meistentheils von Raum- und Zeitverhältnissen hergenommen, ihrer materiellen Bedeutung nahe, werden zwar auch, da dem Menschen die allgemeinen grammatischen Gesetze immer beiwohnen, nach grammatischen Analogieen gebraucht, zeigen aber in diesem Gebrauch den Mangel scharfer und richtiger Sonderung der grammatischen Formen, begleiten dieselben nicht immer, erscheinen zugleich bei mehreren, wenig mit einander verwandten, und nicht selten auch da, wo ihnen gar keine grammatische Bedeutung beizulegen ist. In diesen Fällen werden sie sogar zu bloſs ausfüllenden, dem Sinne gar nichts hinzufügenden. Denn man sollte, meiner Überzeugung nach, keine solche, nur aus zu logischer und einseitiger Sprachansicht entstehende, Scheu vor der Annahme bloſs ausfüllender Partikeln haben. Mögen sie auch noch einen Schatten der Bedeutung in den Sinn hineinbringen, so läſst sich dieselbe weder übertragen, noch mit Worten bestimmt umgränzen; und es liegt im naiven und melodischen Sprachgebrauch, hier und da Laute anzuwenden, nur um sie die Rede anklingen oder austönen zu lassen. Dies erklärt den Gebrauch mancher Partikeln Homer's und des feinsten Atticismus. Oft tritt auch Gewohnheit hinzu. Bisweilen beziehen sich auch Partikeln auf die Vertheilung der Redesätze, nicht um, als wahre Conjunctionen, ihre Verhältnisse anzudeuten, aber um, gleichsam als laute Interpunctionszeichen, zu Ruhepunkten des Gedanken zu dienen.

---

(1) *Lettre à M.* Abel-Rémusat *sur le génie de la langue Chinoise. p.* 25-39., mit den zu dieser Stelle gehörenden Anmerkungen, namentlich nt. 13. *p.* 106.

Ich glaubte bei Sprachen, in welchen, da sie gar keine Flexion besitzen, die ganze Grammatik auf Partikeln beruht, diese kurze Übersicht der möglichen Natur derselben ihrer Zergliederung selbst vorausschicken zu müssen. Bei dieser werde ich die Partikeln nach der Verwandtschaft ihres Gebrauchs auf einander folgen lassen. Die Polynesischen Sprachen haben das Eigenthümliche, daſs sie die Sachwörter meistentheils mit Partikeln einführen, welche die Grammatiker mit Recht und mit Unrecht Artikel nennen. Diese werde ich zuerst stellen, dann diejenigen, welche die Verhältnisse der Begriffe, räumliche, chronische und logische, angeben, endlich die zum Verbum gehörenden. Allein auch mit dieser Classification würde man, wollte man sie strenge durchführen, der Sprache etwas Fremdes aufdringen. Es giebt Partikeln, die allen drei Classen angehören. Ich führe daher jede Partikel hinter einander für sich aus, und bediene mich jener Eintheilung bloſs als eines ungefähren Anhaltpunktes. Um das Auffinden der einzelnen Partikeln zu erleichtern, werde ich alle den alphabetischen Wörterverzeichnissen einverleiben.

Die drei hier betrachteten Sprachen werde ich zwar immer mit einander vergleichen, allein doch, um Verwirrung zu vermeiden, die Partikeln jeder besonders aufführen. Da, soviel ich aus den Sprachproben sehen kann, die Tahitische Sprache den gröſsten, die Tongische den wenigsten Gebrauch von denselben macht, so werde ich jene anfangen, diese beschlieſsen lassen.

§. 41.

Tahitische Partikeln.

e — ist allen drei Dialekten gemein, und nimmt im Tah., jedoch nur 1
in dem einzigen Wort *wetahi*, einen *w*-Laut vor sich.

1) ist es eine Bejahungs- und Versicherungs-Partikel, ja (Gramm. 35.). 2
2) geht es unmittelbar vor den Substantiven da, wo weder Bestimmung, 3
noch Nachdruck verlangt wird, voran, sowohl im Singular, *e taata*,
ein Mensch, als im Plural, *e raau*, Bäume, *e atua outou*, Götter
(seid) ihr (Joh. 10, 34.); es wird aber auch auf ganz gleiche Weise vor 4
Zahlwörter, *e pae tausani*, fünf tausend (Joh. 6, 10.), *erua ahuru*,
zwei zehn, zwanzig (Arithm. *p.* 2.), *e tahi* (wofür auch *wetahi*), ein,
was wieder als Artikel dient (Gramm. *p.* 9.), vor Infinitive, *e haapii*, 5

6 lehren (Gramm. 26.), und vor Wörter gesetzt, die, unsrem Begriff nach,
Adverbien, Präpositionen u. s. f. sind, so vor *adu*, dort: *e adu*, weg,
7 hinweg; vor *rahi*, viel, und *rawe*, sehr; vor die Frage-Partikel *aha*,
8 die aber auch allein gebraucht wird, *e aha*, wer, was? vor Verneinungen,
jedoch, nach der Grammatik (*p.* 35.), nur von gegenwärtiger und
künftiger, nicht vergangener Zeit, *e ere*, *e ore*; vor *muri*, nach, was
sehr begreiflich ist, da *mure* Ende heiſst: *e muri*, nachher, darauf (Joh.
9 5, 14.). Indem *e* sich, als unbestimmter Artikel, ebenso vor einen ganzen
Satz, als vor ein einzelnes Nomen stellt, wird es zu einer Conjunction,
welche einen Satz vom andren abhängig macht, bei uns daſs. Joh.
10, 38. *ia faaroo hoi outou e tei roto ia'u te Medua, e tei roto
hoi au iana*, wörtlich: auf-daſs glaubet auch ihr ein (d. h. daſs) in
Mitte in mir der Vater, ein (d. h. daſs) in Mitte auch ich in-ihm, d. h.
auf daſs ihr glaubet, daſs der Vater in mir ist und ich in ihm. Ebenso
ite aera oia e ua cet. (s. die Folge unten nr. 98.), wuſste (erfuhr) dar-
10 auf er ein (d. h. daſs) u. s. f. (Joh. 4, 47.) (1) Bisweilen steht *e* auch mit
Nachdruck, *aore e taata i ite i te Atua*, nicht Ein Mensch hat gesehen
Gott (Joh. 1, 18).

11 3) ist es, als Präposition, das Casuszeichen des Instrumentalis oder Ablativs, *e mea hinaarohia e au te parau maitai*, eine Sache geliebt von mir das Wort gute (Gramm. 19.), d. h. das Evangelium wird von mir geliebt; *e ua itehia wau e ratou* (Joh. 10, 14.), und wirklich gekannt ich (bin) von ihnen (s. unten nr. 75.).

12 4) bezeichnet es den Vocativus, wohl als bloſse Interjection, *e te fatu*, o Herr! (Joh. 9, 36.).

13 5) vermuthlich in gleicher Bedeutung geht es dem Imperativus voran, den Paradigmen der Grammatik nach zwar nur den 3. Personen, allein in der Übersetzung des Evang. Joh. auch den zweiten: *e haamaitai i te Atua*, preise Gott (9, 24.), *e haapao i ta'u parau*, haltet ihr meine Worte (14, 15.).

---

(1) In diesen Fällen, vorzüglich wenn ein andres *e* unmittelbar folgt, so daſs eines Artikel des ganzen Satzes, das andre des Verbums oder Substantivs desselben ist (wie Joh. 10, 34.), machen die Übersetzer des Evang. Joh. wohl ein Komma nach dem den Satz einführenden *e*. Man darf sich aber dadurch nicht verleiten lassen, dies *e* für eine am Ende der Sätze stehende Ausfüllungs-Partikel zu halten.

6) ist es Zeichen des Futurums (Gramm. 20.); *e nana iho e parau mai*, 14
und von sich selbst wird er sprechen (Joh. 9, 21.).

7) als begleitende Partikel des Präsens giebt die Gramm. *e* nicht an, und 15
scheint diese Bestimmung ihm eher abzusprechen; aber bei den Para-
digmen des Passivums steht es (*p*. 23.) allerdings so (obgleich wieder
p. 30. *te*), und in der Übersetzung des Ev. Joh. steht bei dem Präsens
ganz gewöhnlich *e*; *e parau adu wau ia outou*, ich spreche zu euch
(10, 1.).

8) wird es im Ev. Joh. auch beim Präteritum gebraucht; *e tono wau ia* 16
outou, ich sendete euch (4, 38.).

Auch in der eigenthümlichen Ansicht des Volkes scheint *e* allen Zei- 17
ten anzugehören, da es sich mit den Verneinungs-Partikeln aller Zeiten
(s. unt. nr. 87.) zusammen findet, *e aore* Joh. 16, 5., *e e ore* Joh. 16, 22.,
e eita Joh. 16, 10.

9) ist es eine Conjunction, die Wörter verbindet, *te rui e te ao*, die Nacht 18
und den Tag (Gramm. 37.), *no te oire o Anederea e Petero ra*,
von der Stadt des Andreas und Petrus (Joh. 1, 44.), allein auch trennt,
teie anei e tera, dies hier oder das dort (Gramm. 37.); so auch Sätze,
e na te ubuta ect., aber von der Thür u. s. w. (Joh. 10, 2.)

10) endlich steht *e* bei Interjectionen der Verwunderung; *aue te piri e!* 19
aue te poupou e! (Gramm. 38.) *piri* und *poupou* sind sichtlich Sub-
stantiva, das letztere scheint das N. Seel. *pupu*, Menge, Fülle.

Man sieht, wie unendlich schwankend der grammatische Gebrauch 20
dieser Partikel ist. Dem natürlichen Zusammenhange ihrer Bedeutungen
nach, erkläre ich mir dieselbe folgendergestalt. Ich nehme sie als einen an-
klingenden Laut, der die Aufmerksamkeit anregen (nr. 12. 13.), auf etwas
wirklich Vorhandenes versichernd hinweisen soll. Die bejahende Kraft ist
also (nr. 2.) die ursprüngliche Bedeutung. Auf diese Weise steht die Partikel
vor allen Arten der Wörter, sie mögen, unsren Begriffen nach, einen Arti-
kel ertragen können oder nicht (nr. 3-10. 14-16.), vor dem Nomen und dem
Verbum (daſs nur gewisse Tempora sie vor sich nehmen sollten, fällt als
scharfe Charakteristik über den Haufen), gleichergestalt vor Sätzen oder
Wörtern, ohne darauf zu achten, ob sie zu verbinden oder zu trennen sind
(nr. 18.). In diesem höchst allgemeinen Gebrauch wird sie aber dadurch be-
schränkt, daſs sie, gegen das ihr zur Seite stehende *te*, unbestimmter und

nachdrucksloser ist. Dies kann in der Unbedeutendheit ihres Lautes, und ihrem nur allgemein bejahenden, aussagenden Sinne liegen. Von da aus erleidet nun ihre Anwendung Einschränkungen, die grammatisch bedeutsam werden können, und es vielleicht in Hinsicht der Tempora zum Theil geworden sind.

Der einzige Fall, der in dem eben Gesagten seine Erklärung nicht findet, ist der, wo *e* (nr. 11.) durch, von heiſst. Von diesem wird bei den Redetheilen weiter gesprochen werden.

21 Ein von der Partikel, wie es scheint, ganz verschiedenes Wort ist das im Ev. Joh. immer circumflectirt geschriebene *ê*, welches ein andrer bedeutet und dem N. Seel. *ke*, Tong. *gehe* entspricht. Von diesem sehe man das Wörterverzeichniſs.

Über die Bedeutung der Partikel selbst s. die N. Seel. (unt. nr. 142.)

22 *te* — dem Tah. und N. Seel. gemeinschaftlich, im Tong. *he*.

23 1) Es wird auf ganz gleiche Weise, als unser bestimmter Artikel, vor
Substantiven gebraucht, im Singular, *te mahana*, der Tag (Joh. 6, 54.),
24 und im Plural, *te mau mea*, die mehreren Dinge (Joh. 4, 45.); auch vor
Fragewörtern, *no te aha?* aus was? aus welchem Grunde? (Gramm. *p.* 35.)
25 und zeigt seine bestimmende Natur dadurch, daſs es nicht vor den Cardinal-,
dagegen vor den Ordinalzahlen steht, *te ono*, der sechste (Joh. 4, 6.) (1).

26 2) Dem Verbum wird dieser Artikel nur im Präsens und Imperfectum vorgesetzt; *te haere nei au*, ich gehe (Joh. 21, 3.), *te tia ra Jesu*, Jesus stand (Joh. 21, 4.). Wenn es dem Futurum wirklich ganz fremd ist, so kann dies nur darin liegen, daſs die Zukunft immer ungewiſs ist, obgleich auf der andren Seite gerade der bestimmende Wille das nachdrucksvollere Wort suchen könnte.

27 *teie* ist ein Pron. demonstrat., dieses hier, und ebenso *tei*, was jedoch auch als relat. dient. Da aber *eie* gerade dieselbe Bedeutung hat, so ist es zweifelhaft, ob der Artikel von diesem Pronomen abstammt, oder das letztere sein *t* dem Artikel verdankt.

---

(1) Lieſse sich ohne Unbilligkeit von Übersetzungen, die, von Fremden gemacht, in unvollkommenen Druckereien gedruckt werden, Genauigkeit fordern, so müſste man sich wundern, daſs Joh. 10, 1. *e eia ia e te haru*, ein Dieb der und der Räuber, steht, wo beide Substantiva den gleichen Artikel erheischen (Luther: wer nicht zu Thüre hinein gehet u. s. w., der ist ein Dieb und ein Mörder).

te hoe. Diese Zusammensetzung sollte, der Abstammung nach, bloſs 28
Eine bestimmte, einzige Sache bedeuten. Denn *te* ist bestimmend, und *hoe*
bedeutet für sich allein, eigentlich ein abgesondertes Ganzes, wie das entsprechende
Tong. Wort *foe* oder *foi* zeigt, das ein runder Körper,
Ball, Kugel, dann aber auch eins heiſst, und das N. Seel. *poi* lautet, dort
aber nur Ball ist. Als einzig steht *hoe*, aber von *te* getrennt, Joh. 11, 29
52. *ia haabutubutu ra oia i te wahi hoe i te tamarii a te Atua,*
daſs versammle er in den Ort Einen die Kinder Gottes. Gewöhnlich aber 30
dient es als unbestimmter Artikel (Gramm. 9.), *haere adura oia i te hoe
wahi i pihai iho i te fenua aihere ra,* ging fort er nach einem Ort
in der Nähe von dem Lande wüsten (Joh. 11, 54.) (¹).

o — N. Seel. und Tong. *ko.* Ein eigner, vorzüglich den persönlichen 31
Pronominen, *o wau,* ich, *o oe,* du, und den Eigennamen, wo man ihn, wie 32
in Otahiti, Ohuahine, erst wegnehmen muſs, um den Namen rein zu erhalten,
gewidmeter Artikel. Er steht aber auch vor dem demonstrativen 33
Pronomen *tei* da, wo wir der, welcher sagen, *o wau te maa e ora 'i,
o tei pou mai mai te rai,* ich bin die Speise, die lebendige, die, welche
herabsteigt hierher vom Himmel (Joh. 6, 51.); vor *mea,* Ding, wenn da- 34
durch eine nicht namentlich angegebene Person angezeigt wird, *o mea,* ein
gewisser; vor Ortsadverbien, *i o na,* dort (Gramm. 34., s. ein Beispiel unten 35
nr. 97.), vor *tahi,* eins, in der Bedeutung einzig, *tamaidi otahi,* Sohn 36
der einzige (Gramm. 36.), u. s. f.

Der Laut ist daher ein Artikel der Individualität und Persönlichkeit, 37
dadurch unterschieden von *te,* daſs er ein wirkliches eignes Wesen andeutet.

Dieser Begriff bleibt auch der vorherrschende da, wo *o* mit *te* zusam- 38
mengestellt wird, eine Verbindung, welcher das Tong. *koe* (*ko he*) entspricht.
So wird es gebraucht vor Substantiven zu nachdrucksvollerer Bestimmung,
o te tamaidi a te taata, der Sohn von dem Menschen, d. h.
des Menschen Sohn (Joh. 3, 13.), vorzüglich aber vor Verben, woraus 39
alsdann, dem Sinn nach, entweder Participien, oder Redensarten, wie

---

(¹) [Noch ein Beispiel führt der Verf. in nr. 56. an: *tehoe maa pape,* ein wenig Wasser. Einheits-Artikel ist es auch ob. S. 472. v. und, da aber durch ein fremdes Wort vom Subst. getrennt, S. 475. 8. Allein für sich bedeutet es jemand S. 471. 11. Mit dem Pluralzeichen *pae* nach sich, drückt es einige aus: *te parahi noa ra te* (die Tah. Gramm. S. 18. hat hier *to,* zwei Zeilen früher aber *te*) *hoe pae,* einige sitzen müſsig da. B.]

wir sie mit wer bilden, werden, *o te parau i te parau nona iho ra*, der Sprechende die Worte von sich selbst, d. h. wer von sich selbst redet (Joh. 7, 18.), *o te ore e hinaaro mai ia'u ra*, wer nicht liebet mich (Joh. 14, 24.) (1).

40 *o* (im N. Seel. gleichfalls *o*, und niemals *ko*) ist auch eine Präposition; dies ist aber, soviel ich sehen kann, ein ganz verschiedenes Wort, und wird weiter unten (nr. 67. u. flgd.) gemeinschaftlich mit *no* und *'to* abgehandelt werden. Über die Ableitung s. das N. Seel. (unt. nr. 158.)

41 *a* — N. Seel. *ka* und *a*; das Tong. *ka* scheint verschieden. Ich finde *a* vor den Zahlen, vor verneinenden und fragenden Partikeln, *aore*, nicht, *ahea*, warum (2)? vor den 2. Personen des Imperativs, Joh. 6, 12. *a haaputu*, sammelt.

In dem ersten Gebrauch scheint es bloſs eine Lautveränderung von *e*, im zweiten soll *a* der vergangenen Zeit, *e* den beiden andren (3) gehören, der dritte scheint, wie wir oben (nr. 13.) gesehen, schwankend und willkührlich.

Allein der wahre Sinn und der bestimmte Unterschied von *e* bleiben mir dunkel. Warum steht z. B. vor den Zahlen von 1 bis 10 immer *a*, *arua*, 2, *atoru*, 3, u. s. f., vor den Zehnern dagegen *e*, *erua ahuru*, 2mal 10, 20, *etoru ahuru*, 30, u. s. f., und dann bei den Hunderten und Tausenden wieder *a*, *arua rau*, 200, *atahi mano*, 1000? (Arithm. *p.* 1. 2.)

42 Ich finde auch *a* in Verbindungen, in welchen ich seine Bedeutung gar nicht einsehe; so Joh. 12, 5., und vor *hoi*, wie sonst *ra* steht, Joh. 5, 20.

43 In vielen Stellen des Evang. Joh. (5, 20. 6, 70. 71. 12, 37.) stöſst man auf ein circumflectirtes, also langes *a* (*â*). Sollte das nicht dasselbe sein, was im N. Seel. (s. unt. nr. 164. 169.) Dauer, Währung anzeigt? Der Begriff läſst

---

(1) Wenn die Gramm. *o te* auch als Conjunction, daſs nicht, Engl. *lest*, *p.* 37. aufführt, so ist das ein Beispiel, wie, aus Miſsverstand eigenthümlicher Ausdrucksweisen, die Bedeutungen der Wörter fälschlich vervielfältigt werden. Die angeführte Redensart *e ara o te pohe hoi* (Gramm. *take care, lest he should die*) heiſst bloſs: gebt Acht, der da todt auch, und ist ein figürlich verstärkter Ausdruck der nahen Todesgefahr.

[Doch heiſst *o* im Haw. damit nicht. B.]

(2) [*ahea* oder *afea* heiſst aber nach nr. 131. wann? von der Zukunft. B.]

(3) [nach nr. 129. soll aber *e ore* von der Vergangenheit und Zukunft gebraucht werden. B.]

sich den obigen Stellen anpassen; *aore á hoi i tae i to'u ra hora mau*, nicht (ist) fortwährend-jetzt (es) gekommen zu meiner Stunde wahren, d. h. meine Zeit ist noch nicht erfüllt (Joh. 7, 8.).

Endlich ist *a* auch ein Suffixum des Passivums (Gramm. *p.* 20.), *ite-a*, 44
gewuſst werden. S. unt. nr. 125.

Von der Präposition *a*, die N. Seel. immer *a*, niemals *ka* ist, s. unten 45
nr. 67. u. flgd.

na — hat mehrere Bedeutungen, und man kann unterscheiden: 46

1) die Bezeichnung des Plurals, wenn die Menge unbestimmt oder sehr klein ist; *eaha to outou na manao?* was (sind) eure Gedanken? *ia tii ra ratou i na medua o taua taata ra*, daſs sie herbeiführten die Eltern von diesem Menschen (Joh. 9, 18.). Es ist das N. Seel. *nga*, das aber dort allgemeiner gebraucht wird.

2) Die Präposition, s. unt. nr. 67. u. flgd. 47

3) Das Ortsadverbium, die Stelle, wo die angeredete Person steht, im 48
Gegensatz mit *nei*, hier, der Stelle der redenden (Gramm. 34.).

Für dasselbe Adverbium halte ich das dem Präteritum, überhaupt aber 49
oft dem Verbum hinzugefügte *na*, das auch im Tongischen Vergangenheits-Partikel ist. Dem Ausdruck von Handlungen werden oft Ortsadverbien beigegeben, und diese finden dann Anwendung auf die Zeit. So ist *nei*, hier, dem Präsens, *na* dem Präteritum vorzugsweise eigen.

Vielleicht muſs man hierher rechnen, daſs *na* auch zuerst, der Ord- 50
nung nach, heiſst, als ginge man in der Reihenbestimmung von der Ferne auf sich zu, *o oe na*, du zuerst (Gramm. 35.).

4) Den anregenden Aufruf *na*, siehe hier! was auch dem N. Seel. 51
eigen ist, verlängert in *naha* (Gramm. 36.), wohl gleich mit dem Tong.
naa, welches jedoch nur in *fœkka naa*, vom Beschwichtigen unruhiger
Kinder, gebraucht wird. *I naha*, siehe! (Joh. 12, 19.) In dieser Bedeutung 52
nehme ich das Wort in Joh. 17, 17. *o to parau na te parau mau*, Luther: dein Wort ist die Wahrheit; Tah. das dein Wort siehe! das Wort wahre. Die Stelle ist aber merkwürdig, weil *na* hier wirklich das Verbum substantivum vertritt.

5) Das Verbum *na*, sagen, sprechen; es wird ganz als ein Verbum ge- 53
braucht, *i na reira adura oia*, er sprach dort, Joh. 11, 51., und an mehreren andren Stellen.

54 In der Zusammensetzung mit dem verneinenden *ai* und *ei, aina, eina,* scheint es dem Sinn nichts Eignes hinzuzufügen, da in der Anwendung dieser Partikeln auf die verschiedenen Zeiten nur die ersten Sylben, *a, ai, e, ei,* wechseln, aber die Nachsylben, *na, ma, pa, ta,* durch alle durchgehen (Gramm. 33.).

55 In der Ableitung des Worts in diesen verschiedenen Bedeutungen sondre ich die des Plurals von den übrigen ab. Mit jener kommt das N. Seel. *nga,* mit diesen sehr genau das N. Seel. *na* überein. In der Bedeutung von sprechen finde ich das Wort zwar in dieser Sprache nicht, aber in einer allgemeineren, welche diesen Tahitischen Sprachgebrauch aufklärt. Denn nach Lee (*Vocab. v. ana*) ist *na*: hinausstellen, hinauszeigen (*putting or shewing it forth*), was sehr gut auf sprechen angewendet werden kann. Zugleich aber zeigt dies die Verwandtschaft dieser Bedeutung mit der Ortsbezeichnung. *Na* ist dort und dort hinstellen, und die adverbiale Bedeutung ist sichtbar die ursprüngliche. Die verbale wird im Geist hinzuverstanden und wurde vermuthlich anfänglich durch die Geberde angedeutet. *No* erklärt Lee (*Vocab. v. ano*) durch den Ort, wo etwas hinausgestellt wird (*station*). Es ist aber in der hier allein wichtigen Bedeutung des Consonanten eins mit *na.* Der Gebrauch als Präposition muſs wohl aus den Vocalen erklärt werden, die Consonanten fügen nur den Unterschied gegen *ta* und *to* hinzu.

56 *ma, maa, mau* — Das Thatsächliche des Gebrauchs dieser verwandten Partikeln ist folgendes:

1) *maa* wird, als ein gleichsam partitiver Artikel, vor Substantive gesetzt, die zusammenhangende und individuell untheilbare Dinge bedeuten, um eine gewisse Quantität zu bezeichnen: *maa pape,* etwas Wasser, *maa matai,* ein Wind, und nimmt dann auch die vorigen Artikel an: *tehoe maa pape,* ein bischen Wasser, *te maa fenua a Jacoba i horoa du no tana tamaidi ra no Josepha,* das Stück Land (Luther: Dörflein), (welches) Jacob gab weg seinem Sohne Joseph (Joh. 4, 5.), *te maa parau,* nach dem Englischen Bibelausdruck *that saying* (das Gesprochene, Joh. 4, 37.).

57 2) *ma* finde ich nicht so gebraucht. Es hängt aber bei Zahlen die kleinere an die gröſsere an; *ahuru ma toru,* 10 und 3. Man sagt auch (Joh. 6, 13.) *ahuru e ma piti,* 12. Dies findet seine Erklärung im N. Seel. (unt. nr. 180. u. flgd.), und heiſst wörtlich: 10 und Gesellschaft (nämlich) zwei.

Auſserdem (auch in allen drei Mundarten) die Präposition für.

3) *mau* bezeichnet vor Benennungen individuell theilbarer Gegen- 58
stände eine bestimmte oder unbestimmte Vielheit: *fetia*, Stern, *mau fetia*, 59
Sterne, *tana mau pipi*, seine Jünger (Joh. 6, 16.).

Der Unterschied zwischen *maa* und *mau* ist also wie der zwischen dem Engl. *much* und *many*.

4) Im Tah. und N. Seel. findet sich *ma*, im Tong. *mau* in den Pro-
nominalformen des ausschlieſsenden, also Verbindung des Redenden mit an- 60
dren anzeigenden Plurals der 1. Person, Tah. *ma-ua, ma-tou.*

Geht man nun dem Zusammenhange und dem Ursprung dieser Aus-
drücke nach, so liegen ihnen die Begriffe der Vielheit und der Zerstückelung 61
(von denen dieser der frühere sein mag) zum Grunde.

Im N. Seel. ist *ma*: eine Gesellschaft, ein Haufe Menschen (Lee. 57. *party*), *maha*: viel, *maka*: ein plötzlicher Ausbruch, im Tong. *ma*: ein Mundvoll, ein Bissen, *mama* kauen, nicht zum Essen, wo es *lamu* heiſst, sondern zum bloſsen Zerbröckeln, *mafa*: Riſs, Borste, *mau* viel, doch nur bei gewissen Gegenständen, *maumau*: zerbrechen, zerstören.

Wie auch das Tah. *maa*, Speise, damit zusammenhängt, s. im Wörterb.

tau — als Pluralzeichen, wie *mau*, vor individuell theilbaren Ge-
genständen, aber, wie *na*, von kleiner Zahl, jedoch in nicht weiter angege- 62
bener Verschiedenheit von beiden gebraucht.

Im Tah. und N. Seel. findet sich *ta*, im Tong. *tau* in den Pronominal-
formen des einschlieſsenden, das Zusammentreffen des Redenden mit dem 63
Angeredeten bezeichnenden Plurals der 1. Person.

Der Ursprung des Ausdrucks wird durch das N. Seel. *tau*, ein Bündel, 64
2) begegnen, deutlich (¹).

pue und

hui — sollen eine zusammengehörende Anzahl individuell theil- 65
barer Gegenstände anzeigen, also Collectiv-Artikel sein, *pue arii*, die obersten Häuptlinge, auch: die königliche Familie. Der Begriff wird aber nicht immer collectiv genommen; *e o e toopiti pue pipi ana ra*, Joh. 1, 35., wo nur zwei aus den Jüngern gemeint sind (und zwei seiner Jünger); *na te hui tupuna ra*, von den Voreltern (Joh. 7, 22.).

(¹) [Namentlich wird es durch das Tong. *kau* aufgeklärt, s. unten Tong. Partikeln. B.]

N. Seel. ist *puke*: Hügel.

66 *too* — (N. Seel. *toko*, Tong. *toka*) ist, der Bedeutung nach, unser Stück, wird aber nur von Personen gebraucht; *toopiti* (s. nr. 65.), Personen zwei, *toofanu*, ein unbestimmtes Pronomen, Leute (¹), *toohia*, wie viele?

---

67 *a, na, ta, o, no, to* — sind sämmtlich Präpositionen, ein Angehören bezeichnend.

In den Vocalen liegt der feine Unterschied, daſs *a* ein Angehören als Eigenthum, *o* ein unbestimmteres bezeichnet, wovon ausführlicher bei den Redetheilen.

Daſs durch die Consonanten ein Unterschied bewirkt würde, kann ich
im Tah. nicht finden. Joh. 10, 33., wo als Ursachen der Steinigung die
Werke der Gotteslästerung entgegengesetzt sind, und also dieselbe Präposi-
tion gebraucht sein müſste, heiſst es *to te ohipa maitai* (um des guten
68 Werks willen) und *no te tuhi* (um der Gotteslästerung willen). Das Ver-
bum act. wird oft so ausgedrückt, daſs der Handelnde im Genitiv voraus-
geht, dann das Verbum, als seine Sache, folgt. Hier nun dienen *na*, *ta* und
a: *na te Atua i hamani te rai*, von Gott machen der Himmel, d. h.
Gott machte den Himmel (Gramm. *p.* 37.); *e te mau mea toa ta oe i ho
mai ia'u ra*, und die Dinge alle von dir geben her zu mir, d. h. und alles,
was du mir gegeben hast (Joh. 17, 7.). Wenn es dennoch einen Unterschied
giebt, so ist er wohl dem der Adverbien *na*, dort, also entfernter, *teie*,
jetzt, also näher, zu vergleichen, und dies paſst wirklich auf das erste der
gegebenen Beispiele, wo die Werke frühere, die Gotteslästerung die angeb-
69 lich eben geschehene ist. Ebenso werden *na* und *no* mehr, als *ta* und *to*,
im Anfang von Redensarten (z. B. in allen Überschriften der Capitel des Ev.
Joh.) gebraucht, wo sie sich nicht auf etwas unmittelbar Vorhergegangenes,
70 Gegenwärtiges beziehn. Allein es läſst sich auch dies nicht durchführen, wie
man an einem schlagenden Beispiel Joh. 17, 10. sieht: *e to'u atoa ra,
no oe ia; e to oe ra, no'u ia*, und das von mir alles, von dir dies; das
von dir, von mir dies, d. h. und alles, was mein ist, das ist dein, und was
dein ist, das ist mein; wo vollkommene Verwechslung, ohne allen sichtba-
ren Grund, ist.

(¹) [*e toofanu mau Pharisea*, einige Pharisäer. Tah. Gramm. S. 18. B.]

na soll, nach der Gramm. (37.), auch für heiſsen, und auch *no* steht 71
wirklich so Joh. 17, 19., *no ratou*, für sie. Die Begriffe gränzen sehr nahe
an einander.

ta bildet auſserdem, als Vorschlagssylbe, Causalverba.

72 *i, ia* — Die Grammatik nennt *i* Casuszeichen, Präposition im Da- 73
tiv, Accusativ und Ablativ, Vergleichungs-Partikel beim Comparativus, Zeichen des Perfectums, und Conjunction, und fügt (*p*. 40.) noch hinzu, daſs es bisweilen bloſs ausfüllend ist. Es ist die häufigste aller Tahitischen Partikeln, und es giebt schwerlich einen Vers des Evangeliums, in dem sie sich nicht findet. Ihr Gebrauch ist aber darum doch bestimmt, und ich glaube nicht einmal, daſs sie je bloſs ausfüllend ist.

74 In der N. Seel. Sprache sind die mannigfaltigen Bedeutungen des Tah. *i* zwischen zwei Partikeln, *ki* und *i*, vertheilt; und da sich begreifen läſst, daſs *ki* und *i* (weil die Tahitier kein *k* aussprechen) in *i* übergingen, nie aber, wie aus dem einfachen *i* hätte können das doppelte *ki* und *i* entspringen, so nehme ich an, daſs in *i* eigentlich zwei verschiedene Wörter stecken, welche einzeln betrachtet werden müssen.

Der nach dem N. Seel. zu bestimmende Unterschied ist nun darin fest, daſs *ki* niemals beim Verbum gebraucht wird, immer das ist, was wir Präposition oder Casuszeichen nennen würden, und auch in dieser Eigenschaft den Begriff des Instrumentalis ausschlieſst, daſs dagegen *i* diese Bedeutung festhält und zur Zeitbezeichnung beim Verbum gebraucht wird. Allein darin flieſsen wieder beide Partikeln in einander, daſs das N. Seel. *i* (obgleich Lee es nicht erwähnt) bisweilen auch gerade wie *ki* gebraucht wird, und wenigstens *kia* beim Instrumentalis, wie *i* (s. unt. nr. 200.).

Nimmt man beide Partikeln, insofern sie Casuszeichen gleichkommen, 75
zusammen, so stehen ihnen die (Genitiv-) Partikeln *a, na, ta, o, no, to* entgegen, deren Gebiet sie niemals berühren; sonst aber giebt es keine denkbare Casusrichtung, auf die sie nicht bezogen werden könnten; und nur in der des Instrumentalis giebt es im Tahit. noch *e* (oben nr. 11.), das sich aber auf die Fälle zu beschränken scheint, wo das Passivzeichen *hia* vorausgeht.

76 Das dem N. Seel. *ki* entsprechende *i*. Es drückt eine Richtung auf einen Gegenstand, ein Sein in, bei, mit einer Sache aus, und entspricht also wohl unsrem Dativ und unsrer Präposition in, wird aber auch da ge-

braucht, wo das Wort, bloſs als directer Gegenstand einer Handlung, im Accusativ steht: *ua parau adura oia i tana mau pipi*, sagte heraus er seinen Jüngern (Joh. 6, 12.); *ua duu adura i te mau pipi ra*, vertheilte (er) heraus den Jüngern (Joh. 6, 11.); *aita outou i ite i tona reo*, nicht ihr habt gehört seine Stimme (Joh. 5, 37.); *ei faaamu raa du i teie nei mau taata*, zum machen essen diese vielen Menschen (Joh. 6, 5.); *haere adura Jesu i nia i te hoe moua, e parahi ihora i raro*, ging fort Jesus hinauf auf einen Berg, und setzte sich nieder (Joh. 6, 3.).

77 Der Gebrauch vor andren Präpositionen, die dadurch noch Substantiv-Eigenschaft behalten, ist sehr häufig.

78 Bisweilen scheint *i* eine Bedeutung zu haben, die dem eben Gesagten entgegenläuft, nämlich die von aus: *ia hopoi e adu oe ia ratou i teie nei ao*, daſs tragest hinweg du sie aus dieser hier Welt (Joh. 17, 15.). Ferner Joh. 4, 30. (s. unt. nr. 98.)

In diesen Fällen liegt aber die Bedeutung von aus in dem *adu* und *mai-mai*, und das zugleich stehende *i* bezeichnet gerade das darin Sein, den Ort, in dem das Wegtragen geschah, von welchem das her ausgeht. Auf ähnliche Weise läſst sich Joh. 12, 34. erklären: *i ite aenei matou i te ture ra*, wissen hier wir aus dem Gesetz (durch das Gesetz). Hier kann indeſs auch *i* das andre sein, welches auch N. Seel. *i* heiſst.

79 *i* wird auch, wie unser gegen, bei Vergleichungen gebraucht; *e iti teie i tera*, ist klein dies gegen jenes (Gramm. 14.), *e rahi Tahiti i Moorea*, Tahiti ist gröſser, als Moorea (*ib.*), *e rahi tana e faariro ei pipi e tana e bapetizo ra i ta Joane*, groſs sein Machen zu Jüngern und sein Taufen gegen (das) von Johannes ([wie] Jesus mehr Jünger machte und taufte, als Johannes) (Joh. 4, 1.).

80 Es deutet endlich sogar den Nominativ an. S. ein Beispiel Joh. 4, 29. (unten nr. 129.) Allein alsdann ist dieser Nominativ von einem andren, das ausdrückliche oder ausgelassene Verbum regierenden, abhängig: ist dieser nicht der Messias? gleichsam wie: verhält sich dieser nicht zum Messias?

81 *ia* hat, wie man aus dem Vorigen schon sieht, sehr oft dieselbe Bedeutung, als *i* allein, bei Bezeichnung des Dativs und Accusativs (¹). Über

---

(¹) Joh. 17, 12. *na'u ia ratou i tiai i to ioa na*, ich hielt sie (*ia ratou*) in dei-

einen möglichen Unterschied zwischen *i* und *ia*, wie *ki* und *kia* im N. Seel.,
s. unten nr. 197. Es wird aber auſserdem auch als Conjunction gebraucht, 82
und nimmt seine Bedeutung alsdann vom Begriff des Dativs, dem Zweck,
der Bestimmung her. Dadurch wird es im Verbalausdruck zur Bezeichnung
des bedingten Futurums, und tritt so in directen Gegensatz mit *i*.

So ist es zu erklären, wenn *ia* in der Grammatik durch wenn und bis übersetzt (*p*. 37.), ein Zukunfts-Adverbium (*p*. 7.) genannt, und als Charakteristik des Subjunctivus (*p*. 23.) gebraucht wird, und wenn es häufig unsrem daſs entspricht. Zu bemerken ist jedoch, daſs es als Zukunfts-Adverbium *iœ* ausgesprochen werden soll: *ia ore te taata ia fanau i te pape e te warua*, wenn nicht der Mensch geboren werden wird in dem Wasser und dem Geiste (Luther: es sei denn, daſs jemand geboren werde. Joh. 3, 5.); *ia faaroo outou iana*, daſs glaubet ihr an ihn (Joh. 6, 29.); *e tiai adu wau e ia tae mai oia ra*, will warten ich, bis (daſs) kommt her er (Gramm. *p*. 37.).

i (aber im Ev. Joh. immer circumflectirt) heiſst voll, erfüllt sein, 83
faai: anfüllen (Joh. 2, 7. 16, 6.); im N. Seel. sind *ki*, *waka ki* dasselbe, und *ki ki*: dicht an einander hangen, zusammenstecken. Hiervon stammt die Partikel sichtbarlich ab. Wieder von ihr selbst herkommend scheint die Bedeutung des N. Seel. *ki*, Art der Anrede (*manner of address*), Unterredung (¹). Im Tong. heiſst sie *gi*, *gia*, *giate*.

Die im N. Seel. auch *i* lautende Partikel. 84

In der Bedeutung des Instrumentalis habe ich bisher nur *ia* gefunden: *ua oti ia'u*, geendet (ist) durch mich (Joh. 17, 4.).

Bei dem Verbum ist *i* Zeichen der Vergangenheit: *i amu na to ma-* 85
tou hui medua i te mana i te fenua aihere ra, gegessen haben von euch die Väter das Manna in dem Lande wüsten (Joh. 6, 31.); *aore te mau pipi i ite i taua mau parau nei i mutaa iho ra*, nicht die Jünger wuſsten (verstanden) diese Worte hier im ersten (zuerst) (Joh. 12, 16.); *mai ta'u medua i here mai ia'u nei ra*, wie mein Vater geliebt hat mich

---

nem Namen. Die Gramm. scheint mir hier fälschlich *ia* für das Pron. (*p*. 18.) zu nehmen. Ebenso, nur anders gestellt, ist *ua ite ra wau ia outou*, kenne ich euch (*ia outou*) (Joh. 5, 42.).

(¹) [Dieses letzte *ki* ist das Haw. *i*, sprechen, reden. B.]

hier (Joh. 15, 9.); *i haapao outou i ta'u ra parau*, habt gehalten ihr
meine Worte (d. h. Gebote. Joh. 15, 10.); *no te mea aore ratou i ite
iana*, von der Sache (deshalb weil) nicht sie kannten ihn (Joh. 15, 21.).

86 Ob *i* allemal Vergangenheit andeutet, und nie bei einer gegenwärtigen
Handlung stehen kann, ist sehr schwer zu sagen. Welcher Zeit ein Ereigniſs
angehöre, so kann es in der Rede, nach der Darstellungsweise des Redenden,
in eine andre versetzt werden. So lassen sich, wenn man auch durchgängige
Richtigkeit in der Übersetzung annimmt, viele Stellen des Tahit.
87 Evang. Joh. erklären, wo *i* im Präsens zu stehen scheint. Daſs die in der
Sprache liegende Ansicht von *i* die einer Vergangenheits-Partikel ist, beweist
der Umstand, daſs es in verneinenden Sätzen ausschlieſslich nur mit *aore*,
der verneinenden Vergangenheits-Partikel, zusammensteht, was (oben nr. 17.)
mit *e* der umgekehrte Fall ist.

88 Im N. Seel. ist *i* auch ein Substantivum, und bedeutet den Mittelpunkt,
namentlich den Mittelpunkt der Bewegung, dann Macht, Gröſse, endlich *the
vital part of the body*. Die erste dieser Bedeutungen paſst vortreflich auf
die Partikel *ki*, und beweist, daſs *i* und *ki* ursprünglich wohl dasselbe Wort,
nur in doppelter Aussprache, und nachher durch den Sprachgebrauch geschieden,
sind.

ia ist zwar als Partikel im N. Seel. nicht gebräuchlich, greift aber durch
seine Bedeutung: Richtung, Lauf, z. B. eines Stroms, in die der obigen Partikeln
ein.

89 *tei, ti, ei* — in.

tei (*ti* soll gleichbedeutend sein) steht, gerade wie *i*, vor andren Präpositionen,
tei raro, unten, *tei roto*, immitten.

90 *ei* wird in der Grammatik gar nicht erwähnt, kommt aber im Ev. Joh.
oft vor. Nach der Bedeutung in diesen Stellen, und nach der durchgehenden
Analogie, in der Partikeln und Pronomina mit und ohne *t* einander entsprechen
(*te, e, tena, ena, tera, era, teie, eie*), halte ich es aber für eine
Lautveränderung von *tei*, der jedoch der Sprachgebrauch einen Schatten
91 andrer Bedeutung gegeben haben mag. In Präpositionen finde ich es selten,
92 doch Joh. 5, 26. *ei roto iana iho*, in ihm, ganz wie *tei roto*; dagegen
auch in Bedeutungen, wie *tei* nicht steht: *ia riro ratou atoa ei
hoe*, auf daſs kommen sie alle in eins (Luther: auf daſs sie alle eins sein.
Joh. 17, 21.); *ia tiai mai rá oe ia ratou eiaha ei ino*, daſs bewahrest

du sie, daſs sie nicht (seien) im Übel (Luther: daſs du sie bewahrest vor dem Übel. Joh. 17, 15.); *mai ia oe i faeriro ia'u ei Aposetolo*, her zu dir (d. h. gleichwie du) hast gemacht kommen mich zum (als) Apostel (Luther: gleichwie du mich gesandt hast. Joh. 17, 18.). Man vergleiche oben nr. 76. Joh. 6, 5., wo *ei* mit dem Infinitiv zusammen ein Gerundium bildet; *i iritihia ei parau Tahiti*, eröffnet (erklärt) in Tahitischer Sprache (d. h. in sie übersetzt) (Titel der Übers. des Ev. Joh.); *ua horoa mai hoi oia i to te Tamaidi, ei ora toa tona ei roto iana iho*, gab her auch er zu (dem) des Sohnes (d. h. dem Sohn) zum Leben auch sein immitten ihm selbst (Luther: [denn wie der Vater das Leben hat in ihm selbst,] also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selbst. Joh. 5, 26.). Er gab dem Sohne; nun folgt die durch *ei* ausgedrückte Bestimmung, die sich aber nicht bloſs auf das unmittelbar dahinter stehende Leben, sondern auf den ganzen nachfolgenden Satz bezieht, daſs auch Leben sein sei in ihm, daſs er Leben in sich habe. In diesem richtigen Gefühl haben die Missionare hinter *tamaidi* ein Komma gesetzt, das aber, der einheimischen Construction nach, falsch ist. *Ei* wird hier dem Sinn nach zur Conjunction.

mai, *adu*, auch *atu* — Adverbien, welche die Richtung einer
Bewegung anzeigen, und zwar *mai* auf den angenommenen Standpunkt zu, 93
her, *adu* von dem angenommenen Standpunkt weg, hin. Uncultivirte Völ-
ker bezeichnen diese Ortsverhältnisse mit groſser und scharfer Genauigkeit,
aber sehr oft da, wo sie uns unnütz erscheinen. Sie vertreten bei ihnen da-
her die Stelle der grammatischen Beziehungs-Bezeichnungen, werden aber
auch bisweilen ganz unnöthige bloſse Gewohnheits-Partikeln. Die eben ge-
nannten haben den bestimmtesten grammatischen Gebrauch im Tong. Die 94
Richtung vom Standpunkt hinweg wird aber da wieder unterschieden in die
zur angeredeten Person, *atu*, und die zu einer dritten, fremden, *angi*; und
da der Standpunkt streng immer in den Redenden gesetzt wird, so werden
mei, *atu* und *angi* dadurch, vollkommen dem Pronomen ähnlich, zu Be-
zeichnungen der drei Personen. Im N. Seel. und Tah. kann ich die Rich- 95
tung nach dem dritten Ort nicht entdecken (¹); das N. Seel. macht von *atu* 96

(¹) *angi* führt, der Buchstabenverwechslung nach, auf *ani*. Das Tahitische *ani*, mit *faa* verbunden, heiſst auch weggeben. *Ani* scheint aber doch nichts mit jenem Adverbium geviel geringeren und von *mai* bei weitem nicht so häufigen Gebrauch, als das Tah., wo beide in jeder Zeile vorkommen, und wo besonders *adu*, mit *ra* verbunden (*adura*, und abgekürzt *dura*), in den meisten Fällen ohne allen Nachtheil des Sinnes weggenommen werden können.

97 Im Tah. lassen sich aber diese Adverbien nicht nach einem einmal angenommenen Standpunkt erklären, sondern man sieht erst aus ihnen, wohin der Standpunkt versetzt ist; *ua parau maira oia ia raua*, sagte her er zu ihnen beiden (Joh. 1, 39.), *ua parau adura Jesu ia ratou*, sagte hin Jesus zu ihnen (Joh. 2, 7.). In beiden Stellen ist der Sinn derselbe, aber der Standpunkt verschieden genommen. Dagegen ist, wo es auch ganz gleich scheint, bei genauerer Untersuchung, bisweilen ein feiner Unterschied beobachtet. Ein merkwürdiges Beispiel ist hiervon Joh. 1, 39. Jesus spricht: kommt her, sehet, *a haere mai, a hio*, sie kamen hin, *haere adura raua* (weil sie ihren Platz verlassen haben), und sahen seinen Wohnort, *e ite adura i tona parahi raa* (weil das Unbekannte, das man sieht und kennen lernt, immer auſser dem Standpunkt des Sehenden liegt), und blieben dort (1) diesen Tag, *e parahi adura i o na i taua mahana ra* (weil dort immer fern ist).

Andre Stellen erhalten eine logische Symmetrie der Darstellung durch den Gegensatz. So wechseln sich bei Rede und Erwiederung die beiden Adverbien ab: *ua parau maira te medua wahine o Jesu iana iho*, sagte her die Mutter von Jesus zu ihm (Joh. 2, 3.), *ua parau adura Jesu iana*, sagte hin Jesus zu ihr (Joh. 2, 4.), worin der Begriff des Antwortens liegt.

98 *mai* doppelt, einmal vor und einmal nach einem Nomen gesetzt, hat die Bedeutung von aus; und wenn dies Nomen den Begriff nicht erschöpft, sondern selbst nur einer Präposition gleichkommt, so folgt der wahre Gegenstand mit der Partikel *i* nach: *ua tae mai Jesu i Galilea mai Judea mai*, kam her Jesus nach Galiläa her Judäa her, d.h. Jesus kam aus Judäa nach Galiläa (Joh. 4, 47.); *haere adura ratou iana ra*,

---

mein zu haben; es heiſst bitten, fordern, und wird mit allen Personen verbunden (Joh. 4, 9. 10.). Fordern machen kann leicht mit weggeben, was davon der Erfolg ist, verwechselt werden.

(1) [Luther: bei ihm. B.]

mai roto mai i te oire ra, gingen hin sie zu ihm, her Mitte (Inneres) her in der Stadt (d. h. her aus dem Inneren in der Stadt, und schlechtweg aus der Stadt (Joh. 4, 30.).

99 Da jede Vergleichung ein Heranziehen einer Sache zu einer andren ist, so dient *mai* zum Ausdruck der Gleichheit, in einzelnen Sätzen, und in verschiedenen, auf einander bezogenen (gleichwie, wie — so). Der zweite Satz hat keine eigne Partikel, enthält aber gewöhnlich *hoi*, auch. Die verglichene Sache steht hinter *mai* mit oder ohne *ia*, zu: *mai iana te rahi*, her zu ihm die Gröſse, ihm gleich an Gröſse; *mai te medua ra, e ora tona tei roto iana iho, ua horoa mai hoi oia cet.*, her (zum) Vater, ein Leben sein inmitten in ihm selbst (wie der Vater Leben hat in sich), hat gegeben her auch er *cet.* (Joh. 5, 26.); *mai ia oe i faariro ia'u ei Aposetolo na oe i teie nei ao ra, ua faariro hoi au cet.*, her zu dir hast machen kommen mich als Apostel von dir in diese hier Welt, mache kommen auch ich u. s. f. (gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt. Joh. 17, 18.)

100 *adu* bezeichnet bei Vergleichungen den Abstand einer Sache von der andren; *rahi adu*, groſs weit über, viel gröſser.

adu heiſst N. Seel. folgen, verfolgen, treiben, und dies ist sichtbar dasselbe Wort mit der Partikel, obgleich diese im N. Seel. *atu* ist.

101 *nei* — hier, der Gegensatz von *na*, dort, dient, wie dieses zur Bezeichnung der Vergangenheit (oben nr. 49.), so zu der der Gegenwart; *e te ite nei au*, und das Sehen hier ich (und ich sehe. Joh. 9, 15.).

nei und *na* bilden zusammen Gegensätze in der Construction; *eaha oe te ati Juda na i ani mai ai ia'u i te wahine o Samaria nei i te pape?* wie du (von) dem Volk Juda dort, hast gefordert her von mir, dem Weibe von Samaria, hier das Wasser? (Luther: wie bittest du von mir zu trinken, so du ein Jude bist, und ich ein Samaritisches Weib? Joh. 4, 9.)

102 *iho* — als Adverbium nahe, dicht bei (*close to*. Gramm. 37.); als Zusatz zum persönlichen Pronomen selbst, auch eigen: *ua inu oia iho e tana mau tamarii*, trank er selbst und seine Kinder (Joh. 4, 12.); *e rawe rahi hoi tei faaroo i tana iho parau*, und sehr viele auch (waren), die glaubten wegen seines eigenen Wortes (Luther: und viel mehrere glaubten um seines Worts willen. Joh. 4, 41.).

Es ist das N. Seel. *kiko*, in welchem die ursprüngliche Bedeutung liegt.

Dies heiſst nämlich: das Fleisch des Menschen, der Nahrungssaft der Pflanzen. Daher die Bedeutung selbst, und die adverbiale dicht daneben.

103 Wie wir oben von *adu* (nr. 100.) gesehen haben, so giebt es auch andre den Grad einer Eigenschaft bestimmende Wörter, welche die Stelle der Comparative und Superlative vertreten, wie

104 *ae* — ein wenig, *e mea maitai ae*, ein Ding gut ein wenig (nämlich mehr), ein schwacher Grad des Comparativs.

105 Bisweilen allein, vorzüglich aber mit *nei* oder *ra* verbunden, dient *ae* auch als Adverbium der Vergangenheit und kleiner Ortsverschiedenheiten nach allen Richtungen hin: *ua parau aera ratou*, sprachen darauf sie (¹) (Joh. 4, 42.).

106 Diese Partikeln stehn aber auch da, wo keine materielle Orts- und Zeitbestimmung ist, nur um das Fortschreiten der Rede und die Verbindung der Sätze anzudeuten: *a toopae aenei hoi a oe tane*, denn fünf sind deine Männer gewesen (Luther: fünf Männer hast du gehabt. Joh. 4, 18.); *e ite aera Jesu*, erkannte also J. (Luther: da nun der Herr inne ward. Joh. 4, 1.)

107 Oft ist die Modification des Sinnes so leise, daſs *ae* bloſs ausfüllend wird (s. unt. nr. 129. Anm. 1.).

108 *roa* — eig. lang. N. Seel. ebenso, Tong. *loa*. Ein höherer Grad des Comparativs (²).

109 *hau* — in der Gramm. *h'au* geschrieben (ob. §. 37.), soll (Gramm. 13.) bedeuten, daſs eine Sache die andre übertrifft (*outstretches or outdoes*), *ua hau teie i te maoro*, dies ist länger, eig. übertrifft in der Länge.

Was das Wort eigentlich ist, errathe ich nicht. Doch könnte das N. Seel. *kau*, allein, bloſs (so viel mehr, daſs das Andre verschwindet), damit zusammenhangen.

110 *ino* — N. Seel. *kino*, schlecht, dient nach einer, sich auch in andren Volksmundarten findenden Analogie als Superlativ-Partikel; *rahi ino*, übermäſsig (abscheulich) groſs.

111 *ua* — Die Bedeutung dieser Partikel wird sogleich klar werden, wenn man sieht, was im Wörterverzeichniſs auseinandergesetzt werden wird,

---

(¹) [Luther hat nur sprachen, nicht darauf. B.]

(²) [Es ist gemeint, daſs es, wie das Haw. *loa*, sehr beim Adj. bedeutet; es steht nach demselben: *rahi roa*, sehr groſs, Tah. Gramm. S. 13. B.]

daſs die ursprüngliche Bedeutung derselben beginnen (N. Seel. *waka hua*, beginnen machen), annähern, kommen ist. In dieser finde ich *ua* jedoch nur in der N. Seel. Mundart, die es dagegen nicht zur Partikel anwendet. Von der Bedeutung des Beginnens aus, bezeichnet *ua* zwar das wirkliche 112 Dasein einer Sache oder Beschaffenheit, vor Eigenschafts- und Handlungswörtern, aber immer ausschlieſslich nur die jedesmal gegenwärtig gewordene, mit ausdrücklich darunter verstandener früherer Verschiedenheit. Wenn daher *ua* dem Verbum sein gleichgestellt wird, so ist dies zwar an sich richtig, führt aber doch irre, da es eigentlich dem werden, im Perfectum genommen, entspricht: *ua poto, ua meumeu*, es ist jetzt kurz, jetzt dick, da es vorher nicht so war, also kurz, dick geworden.

Bei Handlungswörtern hat es durchaus keine andre Bedeutung, sondern 113 zeigt immer das vorher nicht vorhandene, nun entstandene Dasein an. Es bezeichnet also immer die Gegenwart. Da aber die so entstehende Gegenwart in alle drei Zeiten verlegt werden kann, so ist es ganz richtig, was die Verfasser der Tah. Gramm. sagen, daſs es nicht als ein Zeichen eines unsrer Tempora angesehen werden kann (1).

Der Vergangenheit entgegengesetzte Gegenwart bezeichnet *ua* Joh. 16, 29. Jesus hatte erst in Gleichnissen, dann geradezu und eigentlich gesprochen; seine Jünger sagen ihm: *ua parau papu hua mai oe i tena na*, sprichst (*papu hua* muſs das παῤῥησίᾳ des Textes, oder das *plainly* der Engl. Übersetzung sein (2)) her u. s. w. In diesen Worten allein liegt schon durch *ua*, daſs Jesus vorher verdeckt redete.

In seinem eigenthümlichen Sinn ist *ua* oft von bewundernswürdig pas- 114 sendem Gebrauch; Joh. 2, 24., wo gesagt wird, daſs Jesus sich nicht den Juden vertraute, διὰ τὸ αὐτὸν γινώσκειν πάντας, ist *ua* gebraucht, *ua ite oia ia ratou atoa*, kannte er sie alle. *Ua* bezeichnet hier kein Präteritum (was die Deutsche und Englische Bibelübersetzung hier brauchen), sondern das jedesmalige Entstehen, immer Werdende der Herzenskenntniſs. Es wird in der Erzählung ganz gewöhnlich gebraucht, um die immer entstehenden Ereignisse vorzutragen, und entspricht da meistentheils in den Übersetzungen dem erzählenden Präteritum. Man sieht, wie genau hierauf der Begriff des Kommens paſst; *ua parau adura Jesus iana,* sprach Jesus zu ihm, ist nichts andres, als: kommt Sprechen Jesus zu ihm.

---

(1) Tab. Gramm. *p*.32., wo sehr unklar über den wahren Verbalgebrauch von *ua* gesprochen wird, und wo man deutlich sieht, was hervorkommt, wenn man nach unsren Begriffen in solchen Sprachen herumhascht. *Ua* soll ein zweites Futurum, ein drittes Präteritum, ein Plusquamperfectum sein!

(2) [Haw. heiſst *papu*: Ebne, 2) *plainly, clearly*. Luther übersetzt: nun redest du frei heraus. B.]

Wo aber bestimmt die Vergangenheit angedeutet werden muſs, fällt *ua*
hinweg. Hiervon geben Joh. 9, 20. und 23. ein treffliches Beispiel. In der
ersten Stelle, wo bloſs die Folge der Erzählung fortgeht, heiſst es: *ua pa-
rau maira na medua nona ra,* sagten her die Eltern von ihm; in der
zweiten, wo dieses nun bestimmt Geschehene erklärt werden soll, heiſst es:
i parau adu ai na medua nona ra, haben gesagt hin dort die Eltern
von ihm. Der Text hat in beiden Fällen den Aoristus, und unsre Über-
115 setzungen das Imperfectum. Wenn von einem in der Zukunft zu erwarten-
den Entstehen die Rede ist, entspricht *ua* unsrem Futurum, hat aber immer
seinen eigenthümlichen Sinn der eben gewordenen Gegenwart: *ia roaroa
iti ae eita adura outou e hio mai ia'u, e roaroa iti aera hoi ua hio
mai outou ia'u,* wenn weit-weit klein wenig, nicht werdet ihr sehen mich,
und weit-weit klein wenig (gleichsam plötzlich) sehet her ihr mich (Luther:
über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und aber über ein Klei-
nes, so werdet ihr mich sehen. Joh. 16, 16.). In beiden Sätzen fordert der
Sinn das Futurum: im ersten ist es an der negativen Partikel und dem Ver-
bum (*eita-e*) bezeichnet, im zweiten aber viel ausdrucksvoller die Partikel
der gewordenen Gegenwart gebraucht. *A wawahi na teie nei nao, e ua
rui toru anae, ua tia faahou ia ia'u,* zerstöret diesen hier Tempel,
und (*ua,* gleichsam: es sind da) Nächte drei nur, stehet neu gemacht er
durch mich (Luther: brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich
ihn aufrichten. Joh. 2, 19.).

116 *ua* ist auch zu Redensarten tauglich, die bei uns den Conjunctiv erfordern, wenn nämlich von etwas gesprochen wird, was nicht gewesen ist, und unter gewissen Voraussetzungen gewesen sein würde. Wo Jesus zur Samariterin sagt: wenn du erkennetest die Gabe Gottes — —, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser (Joh. 4, 10.), heiſsen diese letzten Worte Tahitisch: *e ua horoa oia i te pape ora na oe,* und giebt er das Wasser lebendige dein. Wir könnten auf ähnliche Weise sagen: wenn du erkenntest, siehe! du bittest ihn, und siehe! er giebt dir. Denn offenbar

liegt, gegen unsren kalten Ausdruck durch Futurum und Conjunctiv eine Verinnlichung in dem *ua*.

117 In der Stelle Joh. 2, 19. (s. nr. 115.) hat das erste *ua*, gegen seinen in der Grammatik angegebenen Gebrauch, weder ein Adjectivum, noch Verbum, sondern ein Substantivum nach sich, und zeigt dadurch, daſs es, auch beim Adjectivum, gar nicht eine Art Artikel, und beim Verbum keine Zeitpartikel ist, sondern den Begriff des auf die angegebene Weise bestimmten Seins oder vielmehr Entstehens vollständig in sich enthält.

118 In den beiden andren Mundarten finde ich kein dem Tahit. *ua* genau entsprechendes Wort, obgleich das N. Seel. *ka* im Gebrauch, und das Tong. *gua* auch im Laut damit Ähnlichkeit hat.

119 **ra** — wird in der Gramm. die Charakteristik des Imperfectums, ein Ortsadverbium, eine trennende Conjunction, und eine emphatische Partikel genannt. Richtiger aber ist es, zu sagen, daſs es bei allen Arten von Sätzen und Wörtern vorkommt, daſs sich aber an keiner Stelle eine bestimmte Bedeutung davon angeben läſst. Keine andre Tah. Partikel ist so häufig, und keine scheint so bloſs ein aus Gewohnheit überall eingeschobener Laut; bald ist sie allein, bald hängt sie sich an andre Wörter an, wie an *mai*, *adu* u. s. f.

120 Der Begriff der Anregung scheint ihr zum Grunde zu liegen. *Ara* (wovon sie wohl eine Abkürzung ist, wie das N. Seel. *ra oki* von *ara oki*, ja, Lee. 54.) heiſst wach sein (Tah. Gramm. 19.), und entspricht dem Tong. *aa*; das N. Seel. *ra* bedeutet aufstehen, sich erheben, dann Kraft, Gesundheit, Sonne; im Tong. ist *ala* der Anruf, durch den Kinder die Aufmerksamkeit zu erregen suchen. Darin liegt von selbst die versichernde Anzeige der Wirklichkeit, die vorzüglich im N. Seel. klar ist, wo *ra oki* das wirkliche Geschehen (den Indicativ), *pe oki* das vielleicht Geschehen anzeigt.

121 Nur in dem Ortspronomen *tera*, der dort, bringt *ra* die bestimmte Bedeutung hinzu, daſs es, wie *tena*, dem *teie*, der hier, entgegensteht, aber sich davon noch so unterscheidet, daſs *tena* den bei der angeredeten Person, *tera* den an einem dritten Ort bedeutet.

122 Wir werden im N. Seel. sehen, daſs *ra* mit nachfolgendem *oki* eine eigne Rolle beim Verbum spielt. Hiervon finde ich im Tahit. keine Spur. *Oki* führt auf

tik die doppelte Bedeutung des Verbindens und der Beſorgniſs (daſs nicht) beigelegt wird. Aber *hoi* ist unstreitig dasselbe Wort, und *ra hoi* findet sich, obgleich nur selten, beim Tahit. Verbum; *hoi* allein heiſst auch; *te bapatizo atoa ra hoi Joane*, taufte auch Johannes (Luther: Johannes taufte auch noch. Joh. 3, 23.). Das auch liegt hier in *atoa*, und *ra hoi* steht ganz wie das N. Seel. *ra oki*, über dessen Erklärung ich weiter unten reden werde. Ebenso Joh. 12, 17.

123 *raa* — drückt, nach der Grammatik (*p.* 33.), den Ort oder die Zeit, wo, im Gebrauch aber auch die Art aus, wie etwas geschieht, und bildet also gewissermaſsen Verba zu Substantiven um, wobei aber die Construction der vom Verbum regierten Wörter gar keine Änderung leidet. Die sogenannten Verba führen dann die Passivsylbe *hia* bei sich oder nicht: *hamani raa hia*, Zeit oder Ort des gemacht, *parau raa hia*, des gesprochen, *faa ora raa hia*, des (gemacht Leben, d. h.) geheilt Werdens (Gramm. 33.); *ia ite atoa ra ia Lazaro i tana i faatia i te pohe raa ra*, daſs sähen (sie) auch Lazarus, sein Auferwecken (eig. machen stehen) von dem Sterbens-Ort (oder Sterbens-Zeit) (Luther: daſs sie auch Lazarum sähen, welchen er von den Todten erweckt hatte. Joh. 12, 9.); *te ui raa i te ioa taata i roto i te Baibara*, der Frage-Ort nach dem Namen der Menschen in der Bibel, ist die Überschrift eines Capitels des Katechismus (*p.* 15.); *tera te iriti raa, ia iritihia te numera iti no roto i te numera rahi ia itea i te toea*, dieses die Subtrahir-Art, daſs abgezogen werde die Zahl kleine von mitten in der Zahl groſsen, daſs gewuſst werde der Überrest (Arithm. *p.* 5.).

124 Der Ursprung von *raa* scheint das N. Seel. *ranga*, Tong. *langa*. Beide werden vom Verfertigen von Körben und Matten, das letztere aber auch von jedem Verfertigen überhaupt gebraucht. Das Tong. *anga* ist (gerade wie *raa*) Ort und Art, das N. Seel. Werk; *ranga* und *langa* können leicht aus *anga* und *ra* zusammengesetzt sein, und darum habe ich *raa* seine Stelle hinter *ra* angewiesen.

125 *hia* — wird hinter Wörter des Handelns gesetzt, entweder unmittelbar, oder nach einem dazwischentretenden Wort, und bezeichnet alsdann das Passivum: *i tonohia mai ra wau*, gesendet her ich (bin) (Joh. 3, 28.); *e faateitei atoa hia ia*, machen hoch auch geworden er (Luther:

Sonderbarer Weise kommt es aber auch bisweilen hinter einem Verbum neutrum vor, wo seine Bedeutung ganz verschwindet: (du weiſst nicht) *te wahi e haerehia du e ana ra*, der Ort kommt weg (wohin er [der Wind] fährt. Joh. 3, 8.). 126

Dieser Gebrauch erklärt sich wahrscheinlich aus der ursprünglichen Bedeutung des Worts, die mir aber unbekannt ist. N. Seel. ist *hia* ein anregendes, Imperativ-Bedeutung habendes Auxiliare (Lee. *h. v.*).

faa oder *haa*, und 127

ta bilden, als Vorsylben, Causalverba und machen Nomina zu Verben; *ite*, sehen, kennen, *faa ite*, zeigen; *ioa*, Name, *faa ioa*, benennen.

faa ist das N. Seel. *waka*, Tong. *fakka*, die Bedeutung machen, welche aber auſser der Zusammensetzung nur das Tongische Wort behalten zu haben scheint.

ta giebt die Gramm. in dieser Bedeutung an (*p.* 20.); Beispiele finde ſich nicht, und der Gebrauch scheint daher selten; *ta* ist Tong. schlagen.

Die verneinenden Adverbia würden zwar an sich, wie so viele andre Wörter dieser Gattung, bloſs in das Wörterverzeichniſs gehören; sie müssen aber hier Erwähnung finden, weil nach dem Zeitpunkt, von dem jedesmal die Rede ist, verschiedenartige gebraucht werden, ohne daſs dies erkennbar in ihrer Bedeutung liegt, so daſs sie dadurch eine grammatische Bedeutsamkeit erhalten, und bei verneinenden Sätzen die Zeit zugleich an diesen Partikeln angezeigt wird. 128

e ere, e ete werden von der Gegenwart, 129

aore, aima, aina, aipa, aita von der Vergangenheit,

eima, eina, eita von der Zukunft gebraucht.

e ore kommt in den beiden letzten Bedeutungen vor (Gramm. *p.* 35.).

Von *ore* allein wird nicht gesprochen, es scheint gegen die Zeitbestimmung gleichgültig.

Die Gramm. bemerkt, daſs diese Zeitunterschiede sehr genau (*most exactly*) beobachtet werden; und es liegt dies in der Ausdrucksweise aller der Natur näher stehenden Völker. Auch die Übersetzung des Ev. Joh. beweist es, wo in einigen Stellen die wirklich im Sinn liegende Zeit in der Tahitischen Partikel nachläſsigt ist; (sehet) *e ere anei tera'e* (¹) *i te Mesia?* (ist) nicht jener der Messias? (Luther: ob er nicht Christus sei? Joh. 4, 29.); *aore outou i faaroo*, nicht ihr hörtet? (Luther: habt ihr es nicht gehört? Joh. 9, 27.); *eita dura wau e parau adu ia outou e e tawini* (²), nicht werde ich sprechen hin zu euch ein ihr Diener (³) (Joh. 15, 15.).

130 Was die Ableitung angeht, so giebt es im N. Seel. die Verneinungen *ore* (wovon *ka ore*) und *kore*. Das letztere heiſst auch gebrochen; ob an die andere Bedeutung des ersteren, das Bohren eines Loches, hier zu denken ist, lasse ich dahingestellt sein. *Ere ere* ist Tah. schwarz. Wie in *ete* und den Zusammensetzungen mit denselben Endsylben die Verneinung liegt, habe ich bis jetzt nicht aufgefunden.

131 Auch bei der Frage-Partikel der Zeit findet ein solcher Unterschied statt, aber nur bei der Vergangenheit und Zukunft; und auch hierin spricht sich das richtige Volksgefühl aus. Die Frage wann? kann von der streng (nicht aoristisch) genommenen Gegenwart nicht aufgeworfen werden.

nahea oder *nafea* gehört, indem wieder die Ortspartikel der Entfernung auf die Zeit übergetragen ist, der Vergangenheit,
ahea oder *afea* der Zukunft an.

§. 42.

Neu-Seeländische Partikeln.

132 *e* — ist der Tahitischen Partikel darin gleich, daſs es

1) als unbestimmter Artikel dient; vor Substantiven, *e manu*, ein Vogel,

---

(¹) Hier scheint *a* von *ae*, das aber an dieser Stelle nur den Sinn ganz leise modificirend steht, abgeworfen.

(²) Das erste *e* ist das den hier anfangenden neuen Satz, das nicht mehr zu Sagende einführende; das zweite kann der Anruf des Vocativs sein, aber auch der bloſse Artikel; ich werde nicht sagen: Diener (nämlich: seid ihr).

(³) *οὐκέτι ὑμᾶς λέγω δούλους*, Luther: ich sage hinfort nicht, daſs ihr Knechte seid. In beiden Ausdrücken liegt die Bezeichnung des Futurums im Gebrauch des Präsens. Es giebt indeſs andre Stellen der Tahit. Übersetzung, wo die Verneinungswörter nicht nach der Zeit richtig gewählt scheinen. So 15, 16. 3, 10. 12. 16, 5. 21. Aber auch in diesen sieht man, daſs, wenn man den genauen Zusammenhang des Sinnes oder die ursprüngliche Bedeutung des gebrauchten Verbums erwägt, der erste Anblick trügen kann. Doch mögen sich auch Irrthümer in die Übersetzung eingeschlichen haben. Die Absicht, die Partikeln zu unterscheiden, bleibt im Ganzen immer sichtbar.

e kai mūodi, süſse Kartoffeln (Plur.) (Lee. 9.); vor dem Zahlwort *tahi* 133
auch bei untheilbaren Sachen, wie im Oberdeutschen: gieb mir ein Wasser!
und vermuthlich in demselben unbestimmten, die Zahl nicht beachtenden
Sinn vor mehreren getheilten, *e tahi rūkȧu*, *some timber*, eine Parthie
Bäume (Lee. 99.); vor Partikeln, *e kore*, nicht (ursprünglich ein Zerbro- 134
chenes), *e aha*, warum?

2) beim Vocativ gebraucht wird; *e Taka!* o Taka!
3) beim Imperativus: *e noho ki raro*, setze dich nieder! 135
4) beim Verbum, nach Lee's Paradigmen im Präsens und Futurum 136
(Lee. 30. 31.), allein auch im Präteritum: *e kai ana te manu*, isset der 137
Vogel; *no nahēa te ware e oti ai?* wann (war) das Haus beendigt? *ko*
ahēa e anga ai? wann wirst du arbeiten?
5) Als Präposition führt es Lee nicht an. Doch kommt es in diesem
Sinn in Beispielen vor: *ka tudi te kotiro ki te waha nga wāhia e* 138
Taka, sind taub die Mädchen zum tragen (wollen nicht tragen) Brennholz
für Taka (Lee. 92.).
6) Über *e* als Plural von *te* s. unt. nr. 189.

Bisweilen findet sich *e* zweimal hinter einander, ohne daſs man den 139
wahren Sinn einsieht: *e kore ra matu e e oko*, nicht werden wir han- 140
deln (Handel treiben) (Lee. 85.); *e e no ano ki roto ki te puāka*, es ist
immitten (in) der Büchse (Lee. 83.); *ahēa ratu e e oki mai ai?* wann
(werden) sie zurückkehren? und auch einfach steht es manchmal, wo es ganz
überflüssig erscheint: *ka mate 'ȧu e te tahi matȧu maku*, ermangelnd 141
ich einen Angelhaken für mich, d. h. mir fehlt ein Angelhaken (Lee. 83.) (¹).

Auch in dieser Sprache darf man sich daher unter *e* keinen bestimmten
grammatischen Begriff denken, sondern muſs es als einen bloſs vorschlagen- 142
den, den Gedankenausdruck einführenden Laut ansehen. Für die Ableitung
wichtig ist es, daſs *e* auch ein eignes Verbum, bewegen, sich auf etwas
beziehen, und, gleichbedeutend mit *he* (dem Tong. *hee*), wandern,
herumstreifen, vom Ziel abirren, in Irrthum verfallen ist.

In der Redensart *ēaha tia tono koe e 'ȧu?* warum thust befehlen du 143
mir? scheint *e* den Dativ anzuzeigen. Sonst steht bei *tono* (Lee. *Voc. h. v.*) *ki*.

(¹) [Dunkel ist es auch oben S. 466. xii. S. 465. xxvi. S. 469. 1. und in der Präposition *raro e o*, unter (*sub*). B.]

144 *te* — gleich dem Tahit. *te*, der bestimmte Artikel sowohl im Singular, *te rara*, die Rippe, als bisweilen auch im Plural, *te anga ranga tira*, die Groſsen (Adlichen) des Landes, und auch ohne Pluralzeichen, *te Pākeha*, Weiſse, Europäer (Lee. 102.).

145 *te* unterscheidet die Ordinal- von den Cardinal-Zahlwörtern, *ko tahi*, eins, *ko te tahi*, der erste. Indeſs findet sich *te* auch vor *tahi*, wenn dies Cardinalzahl ist; *maku te tahi toki*, für mich ein Beil (Lee. 181.).

146 Bei dem Verbum steht es nach Lee's Conjugations-Paradigmen gar nicht; und wo ich es in den Sprachproben scheinbar so gebraucht finde, schwankt der Begriff des Wortes, vor dem es sich befindet, zu sehr zwischen Substantivum und Verbum.

147 Daſs *te* wahrscheinlich nur eine Verbindung des so eben betrachteten *e* mit dem bestimmenden Consonantlaut ist, s. unt. nr. 189.

148 *ko* — entspricht ganz dem Tahit. *o*, insofern dies als Artikel dient. Es zeigt Individualität und Einheit an, und vertritt, wo kein besondres In-
149 dividuum genannt ist, den allgemeinen Begriff desselben. Es findet sich daher bei den Cardinalzahlen nur vor der Einheit, *ko tahi*, eins (*ka dua*,
150 zwei, und so bei den folgenden *ka*). Bei den Ordinalzahlen weicht es entweder dem Substantivum, wenn dies genannt ist, oder geht demselben vor-
151 an, *po te witu*, oder *ko te po witu*, die achte Nacht. Es begleitet oft
152 die Ortsadverbien, *kōnei*, hier, *ko i na*, *kona*, dort. Auch enthält es, obschon auch von leblosen Dingen gebraucht, insofern den Nebenbegriff der lebendigen Individualität, als vor Eigennamen, *ko Moka tēnei*, Moka (ist) dieser, und dem persönlichen Pronomen, *ko ahȧu tēnei*, ich (bin) dieser, nur *ko*, und nicht *te*, stehen kann.

153 Mit Wörtern, die *te* vor sich haben, drückt es aus, daſs ein mit dem durch diese Wörter Bezeichneten versehenes Wesen gemeint ist, *ko te pai*, die Güte, *ko te mahi ra oki 'ȧu*, der Arbeitende ich, d. h. ich gehe eben an die Arbeit (¹). Der bestimmende Artikel scheint dazu nicht nothwendig, sondern *ko* überhaupt für sich ein durch das folgende Wort beschriebenes
154 Ding oder Wesen zu bezeichnen. Wenn Lee *ko hea kōia ia i aire ai?*

(¹) [*ko te* vor dem Verbum drückt aus: im Begriff sein etwas zu thun; nach dem Verbum steht *ra oki*: *ko te kai ra oki 'ȧu*, ich bin im Begriff zu essen (*kai*, essen, *'ȧu*, ich). B.]

ko dunga, ko te rangi, ko tona matūa where did he go? to heaven, to his father übersetzt, so giebt die Übersetzung keinen Begriff der einheimischen Ansicht der Phrase, und so heiſst *ko* nicht *to*, zu, in. *Ko hea* ist: welchen Ort? welchen Weg? und die Antwort fährt ebenso fort: den oben, den des Himmels, den seines Vaters, ohne daſs man aber hier in der einheimischen Ansicht an Genitiv denken muſs (Lee. 122.).

Als eignes Wort heiſst *ko*: ein heranwachsendes Mädchen, und ein 155
Werkzeug, mit welchem man beim Pflanzen Löcher in die Erde macht. In
der ersten Bedeutung liegt vermuthlich der Ursprung der Partikel.

ka — scheint gegen *ko*, wie das Tah. *a* gegen *o*, unbestimmterer 156
Natur, und befindet sich überhaupt in einem gewissen Gegensatze mit dem-
selben. Wie *ko* vor Eigennamen, dem Pronomen, den Ordinalzahlen und 157
der Zahl eins, steht es vor Adjectiven, den Cardinalzahlen auſser eins, und
verneinenden Adverbien, *ka ore*, nicht. Die Ortsadverbien haben das be-
stimmtere *ko* vor sich. Ich finde zwar auch bei Lee *p. 74. ko kore*, ein
Nichts, allein in einer Stelle, wo bestimmt ausgedrückt werden soll, daſs
etwas ganz zu nichts geworden ist.

Vor Adjectiven, *ka ma*, weiſs, ist es darin *ko* gleich, daſs es dem ausgedrückten Substantiv weicht; *ka kino*, schlecht, *e tāngata kino*, ein schlechter Mensch. Warum einmal bei Lee (*p. 73.*) *ka* mit *ko* vor einem Adjectiv verbunden ist, begreiſe ich nicht; *ka koīti te marama*, klein (ist) der Mond.

Im Verbum begleitet *ka* nach Lee's Paradigma die 1. und 3. Person des 158
Imperativs (Lee. 32. 43.), jedoch auch nicht immer, den Sprachproben nach
aber auch die zweite; *ka orŭi e o*, wasche den Raum (d. h. *floor*. Lee. 81.)
(s. oben nr. 40.).

Was den sonstigen Gebrauch von *ka* im Verbum betrifft, so scheint es 159
mir keinem einzelnen Tempus anzugehören, sondern vor dem zum Verbum
gestempelten Wort ebenso, wie vor dem Adjectivum, zu stehen; *ka kai*,
essen (Lee. 30.), *ka pau ra oki 'au*, ein Verzehrtes ich (bin). Nomen und
Verbum unterscheiden sich ja überhaupt so wenig in dieser Sprache. Nur bleibt
ka weg, wenn die Vergangenheits-Partikel *koa* eintritt; *koa pau ke ra oki*
'au, ich bin verzehrt worden (Lee. 49.). Dagegen steht es im Präteritum; *ka*
kite' oti koe? hast thou seen it? (Lee. 98.) und im Futurum; *ka aire*
ra nei 'au apopo, ich werde vielleicht morgen geben (Lee. 94.). Sein ge-

wöhnlichster Gebrauch aber ist der, Gegenwart anzudeuten. Es wird dies zwar nicht ausdrücklich, wie in der Tah. Gramm. von *ua*, gesagt. Aber im Gebrauch ist *ka* bisweilen darin *ua* ganz gleich, daſs es einen nach einem vorher verschiedenen eben eintretenden Zustand andeutet; *ki a paki te rangi, ka eūko*, zu jetzt ruhig der Himmel (wie das Wetter still wird), ebenda ein Handeln (ist der Handel da (1)) (Lee. 71.). Man sieht, daſs hier *ka*, was bei *ua* nie der Fall ist, noch die Partikel *e* vor dem Hauptwort duldet (2). Denselben Sinn hat *ka* in der Redensart *ka matūa tia te Atūa ki tēnei tāngata*, Vater wird Gott diesem Menschen. Der Begriff des Werdens liegt hier in *ka*, nicht in *tia* (Lee. 123.). Es heiſst nicht *e matūa, te matūa*, ein, der Vater wird, sondern *ka matūa*, Vater, was er vorher nicht war. Hieraus erklärt sich auch der Gebrauch von *ka* im Verbum, vorzüglich im Imperativ und Futurum.

Immer aber bleibt *ka* darin von *ua* unterschieden, daſs es bei weitem nicht immer diesen Sinn hat, sondern allgemeines artikelartiges Vorschlagswort ist.

160 Als bedeutsames Wort heiſst *ka*: eine auſsteigende Flamme, etwas Brennendes, dann: Belebendes, Wirksames, Starkes.

161 *o* — als Präposition s. nr. 188. u. flgd.

162 *a* — insofern es zum Genitivzeichen dient, s. nr. 188. Auſserdem
163 giebt ihm Lee die ganz unbestimmten Bedeutungen von: Dasein, Leben,
Handlung, Kraft, Licht, und Besitz, sowohl allgemein, als auf besondre We-
164 sen angewendet. Vorzüglich erklärt er es für ein Zeichen der Gegenwart,
und wenn die Stimme den Ton lang auszieht, von Dauer, Fortsetzung desselben Zustandes, derselben Handlung: *ka mahi ȧu ahīnei ū* (sehr verlängert) *po noa, ka oti*, gegenwärtig arbeite ich jetzt immerfort, Nacht noch, dann-erst Ende (ich arbeite bis in die Nacht, wo ich erst fertig werde). Das doppelte *ka* drückt hier die Gegenwart, vor *oti* mit Anzeige des vorigen verschiedenen Zustandes aus.

165 Geht man nun mit diesem Begriff zu den Stellen über, in welchen *a* gebraucht wird, so muſs man erst mehrere ganz absondern, wo *ki* davor steht, und *kia* in einigen die Tah. Präposition *ia*, Tong. *gia*, in andren

---

(1) [Lee's Übersetzung heiſst aber: wenn der Himmel hell ist, handle (*barter, trade*). B.]

(2) [*ka e* vor einem Verbum s. ob. S. 466. xiii. 467. xxv. B.]

das von Lee als Auxiliar-Verbum dargestellte Wort scheint. Von beiden nachher.

Sonst findet man *a* vor mehreren Zeitadverbien, und zwar immer als zu- 166
künftige Zeit; *a mudi*, nachher, *a te tahi ra*, übermorgen (wörtlich: nach einem Tag), *a popo*, morgen (nach Nacht, welches Wort doppelt steht), *a te ata*, am Morgen, *a te ai ai*, am Abend, heute. In diesen beiden letzten Redensarten wird immer der künftige Morgen und Abend verstanden. Wenn es sich vom vergangenen handelt, steht *a* nicht; *e 'aha māu i te ata*, was für dich diesen Morgen? (von Lee übersetzt: *what didst thou want in the morning?*) Auch vor nicht Zeit anzeigenden Wörtern steht es, als zukünftigen Zeitpunkt, wie unser zu, bedeutend, *a te ōranga*, zur (Zeit der künftigen) Belebung (s. nr. 175.). Über *ahīnei*, heute, das nicht hierher gehört, weil es nicht, wie Lee sagt, von *a*, *hi*, *nei*, sondern von *ahi* (Tong. *afi*) herkommt, s. das Wörterbuch.

Bei einigen Verben wird das Futurum (Lee. 32.) ausdrücklich durch 167
ein verlängertes *ā* angedeutet (s. unt. nr. 220.), und dies verbindet sich mit *ke* zu *ake* (s. unt. nr. 233.).

Die Andeutung der Gegenwart scheint in folgenden Redensarten darin 168
zu liegen: *e mea ana ā koe ki 'ȧu*, *art thou speaking to me?* (wörtlich: ein Ding, etwas, thun du zu mir?) *ka kite' a koe?* siehest du? (Lee. 85.) *e mȧu ana mea ki te ware skul ā koe?* setzest Dinge in das Haus-Schule (Schulhaus) du? (Lee. 78.) *na mea ra oki a anga?* von wem dieses (hier) Werk? (Lee. 84. *what person made it?*) Dauer ist offenbar 169
angezeigt in folgender Stelle: *koā diro ke no ra, i mura 'ȧu ā: ka tai ano 'ȧu ka e oki mai*, ich bin lange abwesend gewesen, eben jetzt bin ich zurückgekehrt (¹). In der Bedeutung des Währens steht *e* vor *ā*, als wenn letzteres ein Nomen wäre; *kati e ā koe*, genug weiter du! (Lee. 73. *stop thou*) *ko te aha patu e ā koe?* von was (warum) schlagen jetzt fort (sie) dich? (Lee. 84. warum schlagen sie dich?) Bisweilen trifft man auch *a* 170
von einer vergangenen Zeit gesagt an; *i nanahi a 'ȧu ki roto*, gestern (war) ich darin (nämlich im Hause. Lee. 71.); und ähnlich Lee *p.* 85.

Dies enthält aber keinen Widerspruch, so wie auch Gegenwart und Zu- 171

(¹) Mehreres Einzelne ist mir in der Redensart dunkel, aber der Gegensatz von *ā* und *ka* in dem oben angegebenen Sinn ist unverkennbar (Lee. 83.).

kunſt ganz richtig hier zusammentreffen. Man muſs nur den durch *a* bezeichneten Begriff der Gegenwart, vorzüglich im Gegensatz mit *ka*, richtig auffassen. *Ka* ist die eben eintretende, das Sein einer Sache, die vorher nicht war, *a* die aoristische, das Währen, Dauern. Dies erstreckt sich natürlich auch auf die Zukunſt, und kann ebenso in die vergangene Zeit verlegt werden: ich verweilte mich dort, und dies war gestern.

172 Das oſt an Verba suffigirte *a*, das im Tahitischen Zeichen des Passivs war, übergehe ich noch hier.

173 *nga, anga* — die allgemeine Andeutung des Plurals, *nga matūa*, die Eltern, *nga rākau*, die Bäume. Es führt keinen der beiden Artikel, weder *e*, noch *te*, vor sich. Man bildet aber auch den Plural durch das Wort *anga*, welches von sehr allgemeiner Bedeutung (s. das Wörterverzeichniſs) ist, aber besonders von einer Anzahl Arbeiter gebraucht wird; und dies hat dann immer *te* vor sich; *nga* oder *te anga tāmaniki*, die Söhne, *no nga* oder *no te anga t.*, der Söhne. *Nga* ist also eine Abkürzung von *anga*; das letztere gilt noch als Sachwort, und fordert den Artikel, die Abkürzung ist schon zum Verhältniſswort in dem Sinne des Volks geworden, ist selbst Artikel und bedarf keines eignen.

174 *anga* hat aber auch auf eine andre Weise einen grammatischen Gebrauch. Nämlich einem andren Wort ganz nachgesetzt, oder, zu *nga* abgekürzt, als Endsylbe angehängt, verwandelt es das Wort, wenn dies kein Substantivum ist, in ein solches, oder bestimmt seinen Begriff dahin, daſs es die Zeit, den Ort, den Zustand dessen anzeigt, was es ausdrückt, fügt aber bisweilen auch der Bedeutung gar nichts hinzu. Lee's Wörterbuch enthält davon eine Menge von Beispielen; *ono*, in einander flechten, *splicing*, *ono anga*, ein solches Geflecht, und auch *ōnonga*, Verbindung; *oko*, Handel treiben, *ōkonga*, Handel; *moe*, schlafen, *mōenga*, Schlafzeit, Bett; *mutu* und *mūtunga*, Ende, und auch *mutu anga* (Lee. 87.), so daſs die Zusammenziehung willkührlich scheint.

175 Ausschlieſslich den Zweck, Verba in Substantiva zu verwandeln, hat nach Lee der Sprachgebrauch, dem Verbum *anga* mit dem bestimmten Artikel *te*, zusammengezogen zu *tanga*, folgen zu lassen; *taehae*, stehlen, *taehae tanga*, Diebstahl (Lee. 71.). Man muſs aber den Begriff weiter ausdehnen, und sagen, daſs *tanga* in diesem Gebrauch das vorhergehende Wort, adjectivisch oder substantivisch, zu einem Collectiv-Wesen macht; *te*

ōranga katōa tanga, die Belebung alle . . ., d. h. die allgemeine Bele-
bung (die allgemeine Auferstehung) (Lee. 123.).

Neben *mĕanga*, Wort, Befehl, kommt zwar auch *mĭnga* vor. Dies 176
kann aber nicht in der Ableitung dieses End-*nga* von *anga* irre machen;
Lee giebt offenbar in den oben angeführten Bedeutungen den Begriff von
anga zu eng an. Bei Martin (*Vocab.*) ist es: Ort, Lage, Gemüthsstimmung,
Gewohnheit, Sitte, Eigenthümlichkeit, Eigenschaft, Beschaffenheit, also eins
der ganz allgemeinen Wörter, die zum grammatischen Gebrauch vorzugs-
weise passen. — Es bedeutet auſserdem im Tong. noch Haifisch.

niki — wird von Lee nicht einmal im Wörterverzeichniſs erklärt, 177
sondern erscheint bloſs bei ihm in dem eben dagewesenen *tūmaniki*, da
aber als Pluralzeichen, indem der Sing. *tāmaiti*, Sohn, heiſst (1). *Niki* ist 178
das Tong. *nihi*, einige, mehrere, das nur von lebendigen Wesen gebraucht
wird. Der Begriff der Vielheit scheint in der ersten Sylbe zu liegen, da *ni*
als eine in Zusammensetzungen Vielheit andeutende Partikel angegeben wird:
nīkau, ein Gesträuch, das den Namen von den vielen an Einem Stamm
kommenden Blättern hat.

toko — hat dieselbe Bedeutung, als das Tah. *too*. Es wird bei Fra- 179
gen und Antworten gebraucht, wenn von der Zahl von Personen die Rede
ist; *toko hia ana tūmaniki?* wie viel seine Kinder? *toko ono*, sechs.

ma — S. ob. nr. 56-61. *Maa* und *mau* finde ich nicht im N. Seel. 180
Um den Gebrauch von *ma* zu verstehen, muſs man den Begriff von Gesell-
schaft festhalten. Es geht, auſser bei den Zahlen, immer nur auf Personen.
Ohne also geradezu Pluralzeichen zu sein, wird es indirect dazu.

In diesem Sinn steht es dem Nomen nach, *e pa*, o du einer der bei- 181
den Eltern, *e pa ma*, o ihr Eltern, eigentlich: o du einer, Gesellschaft;
e mara, o du (die gewöhnliche Anrede, wörtlich: du mir gegenüber), *e
mara ma*, o ihr. So wird es aber von Lee nur im Vocativ gebraucht, in
den andren Casus immer *nga*. Wo es sich nicht von selbst versteht, wer, 182
auſser der genannten Person, die Gesellschaft ausmacht, und dies doch ge-

---

(1) [Es ist auffallend, daſs *tāmaiti* nur vom männlichen Geschlechte gebraucht wird, da das Wort nur aus *tama*, Kind (beiderlei Geschlechts), und *iti*, klein, zusammengesetzt ist und das Haw. *kamalii* (von *lii*, klein) Kind, beiderlei Geschlechts, bedeutet. In *tamaine*, Tochter, liegt dagegen *wahine*, Weib, dessen erste Sylbe mit dem *ma* von *tama* zusammengezogen ist. B.]

sagt werden soll, nennt man die andren Personen nach *ma*: *ko Taka ma,*
ko Tuma, der Taka, Geſellschaft (nämlich:) der Tuma (Lee. 56. Taka und
183 Tuma). In diesem Gebrauch kommt es auch auſser dem Vocativ vor. Auf
diese Weise erkläre ich es bei den Zahlen, *e dua te kau ma, dima*, 25.
So ist es zu verstehen, wenn Lee (*p.* 56.) sagt, daſs *ma* die verbindende
Conjunction und bei Dingen gleicher Art und Beschaffenheit ist.

184 Man setzt auch *ma* dem in den Genitiv gestellten Gegenstand nach, dessen Genossenschaft angedeutet werden soll; *e tudi oki to Tete ma ra*, taub ist des Tete Gesellschaft (Lee. 93. *Tete and his party do not hear or obey*).

185 In andrer Verbindung, aber ähnlicher Bedeutung, steht *ma* in der mir dunklen Redensart *ma te todu*, dick. *Todu*, als Zahl, heiſst drei, und *todu todu*: wenige, dünn (Lee. 53. 70.) (1).

186 *ma* ist auch Präposition (Lee. *Vocab.*); *maku*, für mich (Lee. 181.). Wie dies *maku* gebraucht wird, um das Futurum zu umschreiben, werden wir in der Syntax sehen.

187 *ma*, weiſs, rein, scheint, wie *mama*, leicht, ein ganz andres Wort.

188 *a, na; ta, o, no; to* — im Ganzen wie im Tah. (oben nr. 67.) Im Einzelnen ist noch Folgendes zu bemerken.

Der Unterschied der Vocale in allen sechs Partikeln ist derselbe. Die Gegenwart und Art der Consonanten begründet aber einen, dem Tahit. fehlenden Unterschied. In der Declination braucht Lee im Sing. und Plur. bei Appellativen bloſs *na, no*, bei Eigennamen auch auſserdem *ta, to*. In einem Beispiel finde ich bei einem Appellativum auch *o* gebraucht: *e adi adi ana te ngākau o te tāngata*, ein hüpfen, hüpfen (vor Freude) thut das Herz von dem Mann (Lee. 131.). Ebenso muſs es wohl erklärt werden, wenn *k'wai ra te tāngata o mua?* wer war der erste Mensch? (wörtlich: der Mensch von vor, der Mensch des Anfangs) heiſst (Lee. 116.). Der zwischen *na, no* und *ta, to* gemachte Unterschied erklärt sich aber leicht. Das *t* bezeichnet, wie im Tahit., der Zeit und dem Ort nach, das Nahe (*tata*, nahe), das *n* das Entferntere (*ko i na*, dort). Da nun bei Personen, die man nennt, und beim Pronomen in der Regel vom Nahen und Gegenwärtigen gesprochen wird, die Appellativa aber mehr ins Allgemeine fallen, so ist der Gebrauch von *to* bei jenen, von *no* bei diesen häufiger. Im einzelnen Fall richtet man sich nach der wirklichen Beschaffenheit: *ko te tăngata naku i korero atu*, der Mann, von mir habe gesprochen (von dem ich sprach), *ko to tăua nei tăngata*, der, unser, hier Mann (von dem wir eben sprechen). Hier stehen *na* der Ferne und *i* der Vergangenheit, *to* der Nähe und *nei* der Gegenwart in sichtbarer Beziehung auf einander.

---

(1) [Daſs das Zahlwort *drei* diesem Adjectivum zum Grunde liegt, beweist das Tong. *matolu*, Haw. *makolu*, dick; *ma* ist Adjectiv-Präfix. B.]

Allein grammatisch viel wichtiger und sehr auffallend, da ich in den 189 beiden andren Mundarten keine Spur davon entdecke, ist es, daſs bei dem Besitz-Pronomen *a, o* andeuten sollen, daſs die auf das Pronomen bezogene Sache im Plural steht, indem beim Singular dieser Sache immer im Pronomen der Consonant hinzutritt; *toku toki*, mein Beil, *oku toki*, meine Beile, und ebenso *taku* und *aku* und durch alle Personen des Pronomens hindurch. Derselbe Unterschied ist auch bei dem Pronomen demonstrativum beobachtet: *tĕnei, tena, tera* Sing., *ĕnei, ena, era* Plur. (Lee. 27.) Die Ursach dieses Sprachgebrauchs scheint darin zu liegen, daſs *t* und *n* nur zu den bloſsen Vorschlagsvocalen *e, a, o* die Bestimmtheit hinzubringen, und man sie daher beim Plural, dem diese individuelle Bestimmtheit fehlt, wegläſst.

In Rücksicht der Ableitung ist zu bemerken, daſs *o*: Raum, den Auf- 190 enthaltsplatz eines Wesens oder einer Sache, Erquickung, dann auch: bewegen, geben, bedeutet, *to*: Leben, inwohnende Bewegung, Fortschreiten, und bei Weibern: Schwangerschaft.

na ist, auſser seinem Gebrauch als Präposition, wie im Tah., die Auf- 191 merksamkeit anregende Partikel siehe! (Lee. 89.) und Ortsadverbium dort, 192 d. h. bei dem Angeredeten. Als Zeichen der Vergangenheit hat Lee es im 193 Verbum nicht, aber in Zusammensetzungen kommt es bei ihm so vor; *i na mate*, vormals, *napo*, gestern Abend. In den Sprachproben findet es sich 194 auch gerade wie im Tempuszeichen, *i te ai ai oki na*, am Abend that (er es) (Lee. 91.).

Über die Ableitung s. oben nr. 55. 195

ki, kia, i — Die ausführliche, auch auf das N. Seel. passende Er- 196 klärung dieser Partikeln ist schon oben (nr. 73. 74.) gegeben worden. Hier trage ich nur einige Bemerkungen und Beispiele nach: *o atu te taro ki* *te manu*, gieb hin die Taro (Wurzel) an den Vogel (Fall des Dativs); *e tuki tuki ana te matūa ki te tāmaiti*, schlagen schlagen thut der Vater das Kind (Fall des Accusativs); *ka aire tatu ki waho*, gehen wir heraus; *ka noho 'au ki roto*, sitze ich in der Mitte (d. h. darin); *e mēinga 'au ki nga manu*, ein Wort ich über die Vögel (d. h. ich sprach u. s. w. Lee. 79.). Bei Vergleichungen: *mea pani ki te mea mangu*, Sache bemalt zu der Sache schwarzen (wie mit Schwarz bemalt. Lee. 68.).

197 *kia* kommt sehr oft bei Lee so vor, daſs es durchaus gleichbedeutend mit *ki* scheint. Er erwähnt es aber nicht auf diese Art, schreibt es immer in zwei Wörtern, und erklärt in einem von ihm (*p.* 62.) zergliederten Stück *ki ā koe*: dir gegenwärtig (1). Die Gegenwarts-Bedeutung von *a* (oben nr. 164.) mag also wohl einen Schatten von Unterschied zwischen *ki* und *kia* legen; *e tātari ana 'au ki ā koe*, ein Warten thue ich auf dich (Lee. 68.); *e adi ana aku ki a paipai 'au*, ein Freuen thun meine auf hübsche-Sachen ich (ich freue mich auf meine erwarteten hübschen Sachen. Lee. 81.); *mo to koūtu ware ki a tata mai*, für von euch Haus in Nähe her (damit euer Haus nahe sei. Lee. 80.).

198 *kia* geht auch, wie das Tah. *ia* (oben nr. 82.), zu der Bedeutung von wenn und daſs über: *ki a kite 'au toku mara, ki a oki mai ra*, zum Sehen ich meinen Meierhof, zum Zurückkehren her (d. h. wenn ich meinen Meierhof besehen haben werde, werde ich zurückkehren. Lee. 78.); *kia kite oki 'au*, damit ich sehen möge (Lee. 92.).

199 *kia*, gewöhnlich bei Lee als Ein Wort geschrieben, wird beim Imperativ gebraucht. Hiervon unten (2).

200 *i* Zeichen der Ursach oder des Werkzeugs; *koa pau te kai i te manu*, ist verzehrt das Futter durch den Vogel.

201 Bisweilen aber steht es, wie *ki*, für in. S. oben nr. 166., ferner: *aire*
202 *i co*, gehe in den Platz (Lee. 81. komm herab); auch für den bloſsen Acc., *ka*
orōi ra oki 'au i toku kānohi, wasche ich mein Gesicht (Lee. 76.).

203 Als Zeichen der Vergangenheit wird *i*, soviel ich sehen kann, nur dann gebraucht, wenn eine bestimmte Angabe der Zeit oder des Ortes vorhanden ist, und *koa* nicht in Anwendung kommt. Es ist alsdann gewöhnlich, doch

---

(1) *ā koe*, thou (*present*).

(2) [s. nr. 260. 261. B.]

nicht immer, von *ai* (s. unten nr. 221.) begleitet. Diese Vergangenheits-Bedeutung läſst sich aber dennoch nicht von der Ortsbedeutung, als eine Rückweisung auf die angegebene Stelle oder Zeit, erklären, da sonst *i* in denselben Fällen auch dem Futurum, wie *ai*, und nicht ausschlieſslich der Vergangenheit angehören müſste. Recht sichtbar ist die Vergangenheits-Bedeutung, wenn *i* unmittelbar auf *ki* folgt; *nāu ko 'àu ki i tonga atu*, von dir ich zum (in Bezug auf) (Vergangenheits-Partikel) nehmen weg, d.h. du nahmst mich hinweg (Lee. 88.); *no nanahi ra oki 'àu i waka kite' ai*, gestern ich habe gemacht sehen (gezeigt) (Lee. 50.); *i napo i hu mai ai*, gestern Abend ist gekommen her (er) (Lee. 83.).

In der Vergangenheits-Bedeutung wird *i* mit dem Zeitadverbium *mua*, 204
vor, verbunden, *i mua*, *heretofore* (Lee. 53.).

i dient auch in der Wortbildung als Suffixum, um den Platz der Sache 205
anzudeuten, an die es gehängt ist. S. *kei* (unten nr. 229.). *Nei* ist ebenso,
aus *nene*, leicht hingleiten, den Platz ändern, einfach *ne* (unten nr. 241.),
und *i* zusammengesetzt, wie auch Lee gefühlt hat (*Vocab. v. ne, nei*). Vgl.
im Wörterb. *nei.*

mua — vor, und

mudi — nach, hinter, sind zugleich Zeit- und Ortspartikeln. Ich 206
erwähne derselben hier nur, weil an ihnen die Sitte dieser Sprachen zurückkehrt, die Zeit, welche in andren nur im Verbum ihren Ausdruck findet, an Partikeln zu bezeichnen. Denn nur wenn sie Zeitpartikeln sind, werden *mua* und *mudi*, und dann jenes mit dem Vergangenheitslaut *i* (oben nr. 203. 204.), *i mua*, vormals, dies mit dem Zukunftslaut *a* (ob. nr. 166.), *a mudi*, nachher, verbunden.

Beide Wörter stammen übrigens von *mu*, das Äuſserste einer Sache, ab, wie im Wörterbuch gezeigt werden wird.

mai, atu — s. oben nr. 93 - 97. — *Mai* steht geradezu statt 207
des persönlichen Pronomens 1. Pers.; *e aroha mai ra oki koe*, du sollst
lieben her (d.h. mich) (Lee. 118.). Es kommt aber auch im N. Seel. vor, daſs 208
diese Partikeln, ohne daſs sie das Verständniſs eigentlich nothwendig macht,
gesetzt werden; *korero mai*, sprich her.

Dagegen stehen sie auch, da die Richtung die Bewegung oder Hand- 209
lung von selbst in sich schlieſst, für sich als Verba; *ēaha atu ana 'àu ki
a koe? what am I doing to thee?* (Lee. 87.) Hier ist zwar in *ana* ein Verbal-

begriff; aber *atu*, das sonst immer dem Verbum folgt, steht hier ebenso un-
mittelbar vor *ana*, wie es sonst wahre Verba thun, z. B. *e aire ana 'a̍u*,
210 ich gehe (Lee. 84.). Nach einem *a* verliert auch bisweilen entweder *atu*
sein Anfangs-, oder das vorhergehende Wort sein End-*a*. Lee schreibt
mĕingātu, mĕangātu, ein Wort her (Lee. 92. 98.).

211 *atu* dient, wie das Tah. *adu*, zum Ausdruck des Comparativs; *e waka
nui atu*, ein Boot groſs hinweg (gleichsam: darüber hinaus, ein gröſseres
212 Boot). Ganz dieser Bedeutung getreu bleibend, heiſst *me tera atu*: andere
solche Dinge, wörtlich wie dieses darüber-hinaus (Lee. 99.), und *ka
ore atu oki*: keiner sonst (weiter) (Lee. 114.).

213 **nei** — Es scheint nicht, wie im Tah., in der Gewohnheit zu liegen,
nei und *na*, im Verbum, als Tempus-Bezeichnungen zu brauchen. Sonst
aber ist in der Verbindung mit dem bestimmten Artikel *te* derselbe Unter-
schied zwischen *nei, na* und *ra*, wie im Tahit. (oben nr. 48. 101. 121. 192.)

Diese Partikeln stehen aber auch abgesondert hinter dem Nomen, in-
dem sie den Artikel vor demselben lassen; *e tāngata wanaunga kore
te tāngata nei*, ein Mensch Verwandter-derselben-Generation nicht der
Mensch hier (dieser [*te-nei*] Mensch ist verwandtenlos. Lee. 70.).

214 Auch *nei* steht oft, wo wir es nicht erwarten, drückt aber dann doch
Gegenwart der Zeit oder den Ort aus, s. das Beispiel S. 465. Anm. 1.

215 **ai** — deutet an, daſs etwas in einer Zeit oder einem Ort geschieht,
216 ohne diese Zeit oder Ort zu bestimmen, ähnlich unsrem da. Im Leeschen
Paradigma macht es einen regelmäſsigen Bestandtheil des Verbums aus, fin-
det sich aber nur da, wo 1) eine wirkliche besondre Orts- oder Zeitbestim-
mung vorhanden ist, und 2) das Verbum, dem es alsdann sich unmittelbar
anschlieſst, zuletzt steht: *i toku waka ra oki 'a̍u i korero ai*, in mei-
nem Boot ich habe gesprochen da; *apopo ra oki 'a̍u e korero ai*, mor-
gen ich werde sprechen da; -*no nanahi ra oki a̍u i korero ai*, gestern
ich habe gesprochen da.

Es steht daher nicht, wenn das Verbum dem bestimmten Orts- oder Zeitausdruck vorausgeht; *e waka rongo ana ra oki 'a̍u i nanahi*, machen hören ich gestern.

Keine dieser Bedingungen aber scheint zur Anwendung von *ai* so nothwendig, daſs es nicht Ausnahmen davon geben sollte. In *i madingi ai ia tona toto*, er hat sein Blut verspritzt, befindet sich gar keine besondre

Zeitangabe (Lee. 126.). Wo aber die besondre Angabe da ist, folgt sie bisweilen
auch nach; *naku ano nga pipi i tunu ai i te ata ra*, von mir
die Muscheln haben gekocht da an dem Morgen (Lee. 79. meine Muscheln
wurden am Morgen gekocht).

Bisweilen ist die Orts- oder Zeitbestimmung in einem eignen Satz ausgedrückt. 217
Alsdann deutet das sich darauf beziehende *ai* die Abhängigkeit
der beiden Sätze von einander an, und vertritt im Nachsatz die Stelle der
im Vordersatz fehlenden Conjunction; *ki a tai atu 'au, ka aire ai tau*,
zum Kommen hin ich (wenn ich kommen werde), laſs gehen da uns beide
(Lee. 89.). Hier macht das *ki* die Verbindung gleichfalls sichtlich.

Wenn keine bestimmte Anzeige des Orts oder der Zeit, weder durch 218
ein solches Adverbium, noch sonst, vorhanden ist, findet sich *ai* in Lee's
Paradigmen nie; dennoch ist es mir, wie ich eben gesagt, zweifelhaft, ob es
nicht so vorkommen sollte. Von Zeit oder Ort ist zwar die Bestimmung
nicht immer. Sie kann aber auch in der Art und dem Urheber der Handlung
liegen, z. B. *na wai oki i waka kino ai te ngākau?* von wem ist
schlecht gemacht da das Herz? (Lee. 82. wer verdarb das Herz?) Dem Prä- 219
teritum und Futurum pflegt, nach Lee's ausdrücklicher Bemerkung, die Zeit,
wann, und der Ort, wo etwas geschieht, hinzugefügt zu werden. Indem nun
der Gebrauch von *ai* an diese Bedingung geknüpft ist, fehlt diese Partikel
im Präsens, da in diesem jene Gewohnheit nicht herrscht; *e kai ana ra
oki 'au*, esse ich. Zwar übersetzt Lee (*p.* 88.) *ēaha te mea i wawahi
ai? what is the dispute about?* Indeſs mag hier die einheimische Ansicht die
des Präteritums sein, da schon gestritten sein muſs, ehe die Frage geschehen
kann. Im Präteritum fehlt *ai*, — und dies mag das einzige Feste und All- 220
gemeine im Gebrauch von *ai* sein —, wo die allgemeine Vergangenheits-
Partikel *koa* dem Verbum vorausgeht, *koa kai ke ra oki 'au*, habe gegessen
ich; und vermuthlich auch im Futurum bei dem Gebrauch der allgemeinen
Zukunfts-Partikel *ā* (s. oben nr. 167.). Im Präteritum mit allgemeiner
Zeitbestimmung tritt *ke* an die Stelle von *ai* (s. unten nr. 230.). Aus dem 221
Gesagten geht nun hervor, in welcher Art, und aus welchen Gründen *ai* als
Bezeichnung des Präteritums und Futurums angesehen werden kann. Im
Präteritum wird es fast immer von *i* begleitet (oben nr. 203.).

Bisweilen steht *ai* bloſs als Ortspartikel, und auf eine Art, die uns 222
bloſs ausfüllend scheint, aber aus der Eigenthümlichkeit uncultivirter Natio-

nen entsteht, gern einer Bestimmung noch eine andre, wieder mehr particularisirende, beizufügen. So findet sich *ai* unmittelbar hinter *mai* und *atu*, und fügt, indem beide die Richtung der Bewegung anzeigen, noch den Ort, wo sie nun ruhet, hinzu; *e dua marama i* (¹) *te anga anga atu ai, e dua marama i te anga anga mai ai*, zwei Monate auf der Überfahrt von hier da, zwei Monate auf der Überfahrt nach hier da (Lee: zwei M. auf der Fahrt von hier weg [*from hence*], zwei M. auf der Rückfahrt).

Im Tah. findet sich nicht selten das Nämliche; Joh. 4, 9. Der übrige Gebrauch von *ai* ist aber nicht so in der Sprache vorhanden. Im Tong. deutet *ai* den entfernteren Platz, dort, an.

223 Neben der Ortsbedeutung hat *ai* auch die der versichernden Bejahung; *ka kite' a koe?* siehst du? Antwort: *ai*, ja! (Lee. 85.) Auf die Äuſserung, daſs ein Abwesender bald zurückkehren wird, lautet die Erwiederung: *ai! k'wai tona kaipuke i eke ai ia?* wirklich! in welchem seinem Schiff hat sich eingeschifft da er? (Lee. 97. in welchem Schiffe hat er sich eingeschifft?)

224 Für sich ist *ai*, obgleich Lee es nicht so aufführt, ein wahres Ortsadverbium, und wird, wie die übrigen dieser Gattung, mit *ki* verbunden; *ki ai wai ano*, in dort Wasser ist (²).

225 *ai*, Feuer, ist eine Abkürzung von *ahi*, Tong. *afi*.

226 *mo* — für; *mo Taka tera ware*, für Taka jenes Haus (Lee. *Vocab. h. v.*) (³).

227 *ke, ake* — *ke* heiſst ursprünglich verschieden, anders; *e tāngata ke*, ein verschiedener Mann, ein Fremder. Grammatisch wird aber
228 dies Wort als Präposition, und als bezeichnend im Verbum gebraucht; als Präposition ganz ähnlich wie *ki*; *ke Otcheiti*, nach Tahiti (Lee. 88.), *ke te mara*, in dem Garten (Lee. 116.), *ke te rangi*, in dem Himmel (Lee. 115., wo gleich darauf *ki te rangi* steht). So gleichbedeutend mit *ki*, als in diesen beiden letzten Phrasen, finde ich jedoch *ke* nur da, wo es

---

(¹) In Lee steht hier (*p.* 79.) durch einen offenbaren Druckfehler *e*.

(²) Lee (89.) übersetzt wunderbarer Weise: *there is no river*. Es ist aber keine Spur einer Verneinung in der ganzen Redensart.

(³) [In dieser Bedeutung drückt es den Imperativ der Verba geben und nehmen aus, das erstere, wenn der Dativ das Pron. der 1. Person ist: *moku te tahi toki*, für mich eine Axt! d. h. gieb mir eine Axt, *mou tēnei toki*, für dich diese Axt! d. h. nimm diese Axt. Lee. *p.* 59. B.]

die unmittelbare Antwort auf ein vorhergehendes *ke ihea*, und gleichsam
der Wiederhall davon ist. Man findet es auch mit *i* verbunden. Denn in *ke* 229
ihea, wo? (Lee. 53.) ist *i* augenscheinlich die Präposition, und *kei*, welches
Lee: der Ort, wo ein entfernter oder verschiedener Gegenstand sich befindet,
übersetzt, scheint nur eine Zusammensetzung von *ke* und dem Substantivum
i, Mittelpunkt, was dasselbe mit der Präposition ist (¹) (s. ob. nr. 83.).
Bisweilen scheint es nur orthographischer Unterschied, ob das *i* an das *ke*
gezogen ist, oder nicht: *kei dunga*, oben (Lee. 122.). Der Begriff der Verschiedenheit
scheint auch hier vorwaltend; anderswo Himmel wird im
Gebrauch zum Begriff im Himmel.

Im Verbum steht *ke* beim Präteritum, und zwar, im Gegensatz mit *ai* 230
(oben nr. 216.), nur wenn eine bestimmte Orts- oder Zeitangabe mangelt.
Es ist daher der regelmäſsige Begleiter von *koa*, indem dies den Verbalausdruck
beginnt, und *ke* unmittelbar auf das Verbum folgt; bei der bestimmten
Zeitangabe entsprechen einander auf gleiche Weise *i* und *ai*: *koa
kai ke ra oki 'au*, habe gegessen ich (Lee. 31.).

In der Redensart (Lee. 94.) *emo kau ano ke nga waka*, dahingegangen
rein (d. h. gänzlich zerstört sind worden) die Böte, könnte zwar
ke auch, als anderswohin, den Begriff der Vernichtung anschaulicher zu
machen dienen. Allein Lee's Übersetzung *some time ago* zeigt, daſs es die
Partikel der Vergangenheit ist. Es steht also hier ohne *koa*.

Dagegen findet sich *koa* ohne *ke* in mehreren Stellen der Gespräche 231
über christliche Gegenstände bei Lee (²), wo es aber zweifelhaft bleibt, ob
die Auslassung nicht fehlerhaft ist, und kommt auch bei den übrigen Redensarten
in folgender so vor: *toko hia koa ware ware ki te karakīa!*
wie viele haben vergessen das Lesen! (Lee. 72.)

Die Anwendung von *ke* auf die Bezeichnung der Vergangenheit erklärt 232
sich leicht aus dem Begriff der Verschiedenheit. Dieser Begriff leidet aber 233
auch ebensowohl die Anwendung auf die Zukunft; und in der That wird *ke*
auch von dieser gebraucht, obgleich es in Lee's Paradigmen, die im Fut.

(¹) Aus diesem Grunde vorzüglich läſst sich, wie es mir scheint, nicht annehmen, daſs *ke* und *ki* nur Lautveränderungen desselben Wortes wären, wenn auch dieser Vermuthung nicht schon der ganze Zusammenhang aller Bedeutungen von *ke* widerspräche.

(²) Im Paradigma heiſst es bei Lee (*p.* 31.): *koa kai ke ra oki rāua*, sie beide haben gegessen, und *p.* 118. kehrt dieselbe Form im ganz gleichen Sinn ohne *ke* wieder.

immer bestimmte Zeitangabe mit sich führen, nicht vorkommt. Im Wörterverzeichniſs hat er: *ake*, Adverb. ein verschiedener, zukünftiger oder fortschreitender Zeitraum, Ort oder Schauplatz einer Handlung; *ake ake* (*paulo post futurum*); *e kore e oki mai ake, ake, ake: mate atu*, nicht wird er kehren her, lang, lang, lang, sterben fern (Lee. 72. er wird nicht eilig zurückkehren; er wird in der Fremde sterben). *Ake* ist offenbar aus der Zukunfts-Partikel *ā* (s. oben nr. 167.) und *ke* zusammengesetzt.

234 Das Wort wird aber auch zur Bezeichnung des Präsens der anfangenden Handlung, wenn die Handlung augenblicklich verwirklicht werden soll, gebraucht. Dem *ke* wird alsdann das allgemeine, alle Augenblicke gebrauchte Wort *mea*, Ding, vorgesetzt, auf *ke* folgt das Pronomen und dann das Verbum mit dem ihm vorgesetzten Artikel *e*; *mea ke ia e korero*, er ist im Begriff zu sprechen, *he is about to speak* (Lee. 48.). Bisweilen bleiben das Pronomen und der Artikel weg; *mea ke hu*, fast (so gut als) angekommen, *nearly arrived* (Lee. 74.). Statt eines Verbums folgt aber auch ein Nomen; *mea ke koe e mata po* (¹), du bist fast blind, *thou art nearly blind* (Lee. 71.). Lee trennt, indem er von diesen Redensarten spricht, den Verbalgebrauch vom Nominalgebrauch, führt jenen als eine besondre Form des Futurums an, und zählt, um diesen zu erklären, *mea ke, in like manner as*, zu den Vergleichungs-Adverbien; *mea ke* heiſst ein Ding nahe bei, und hieraus gehen beiderlei Arten von Wortfügungen hervor. Dieser Fall zeigt auſs neue, wie irrig es ist, in diesen Sprachen das Verbum streng vom Nomen unterscheiden zu wollen. Beide Formen fallen unaufhörlich in einander.

235 *me* — ist eine Vergleichungs-Partikel, und die gewöhnliche Verbindungs-Conjunction und; *me te tohora te nui*, wie der Wallfisch die Gröſse, d. h. so groſs, wie der Wallfisch (Lee. 180.); *na wai oki te ra me te marama?* von wem (Verbalanzeige) (d. h. wer machte) die Sonne und den Mond?

Bei in der Vergleichung sich auf einander beziehenden Sätzen wird es doppelt gebraucht; *me waka rongo te tāngata o te wēnua nei ki a koe, me te tini anga o dunga o te rangi ka rongo*; ebenso Gehör

---

(¹) *mata po*, Augen Nacht, nach Art der Sanskritischen Bahuwrîhis, der Nacht der Augen hat, blind ist.

verschaffen die Menschen der Erde hier dir, wie der Mehreren Gesammtheit der Höhe des Himmels (dich) hören (die 3. Bitte des Vaterunsers).

236 Bisweilen scheint *me* eine Abkürzung von *mea* (Lee. 84. 97.), sprechen, und von *mea*, Ding; aber in der allgemeinen Bedeutung Ding scheint mir sein Ursprung zu liegen. In der abgebrochenen Sprechweise uncultivirter Völker kann dieser Begriff zur Vergleichung und Verbindung dienen; als seine Abkürzung, als Partikel, dazu gestempelt wurde, brauchte man es noch ferner, aber nur mit Hinzunahme von *ke* (oben nr. 234.) (1).

237 *pe, pea* — Die ursprüngliche Bedeutung ist die des Weg- oder zu etwas Hinstoſsens; *pe hia te tatau*, stoſse die Thür von dir. Da hierin der Begriff der Annäherung einer Sache an die andre liegt, so entsteht daraus der abgeleitete der Gleichheit, Ähnlichkeit, und, da das Ähnliche, Gleiche nicht dasselbe ist, der des ungefähren, aber doch nicht völligen und gewissen Zusammentreffens.

238 Mit den Wörtern der dreifachen Ortsbestimmung verbunden, heiſst *pe* in *pēnei, pena, pera*: gleich diesem hier u. s. w., da der Artikel *te* in derselben Verbindung, *tēnei* u. s. w., das bestimmte dieses hier u. s. w. ausdrückt (Lee. 27. 54.).

239 Als allein stehendes Adverbium ist *pe* vielleicht, und in Fragen unser wohl; *pe hea mai ana koe?* wohl was thust du? d. h. wie befindest du dich? (Lee. 89.) Daher giebt es, nach Lee's Paradigmen, im Verbum das Zeichen des Subjunctivs ab, da der Indicativus durch *ra* bezeichnet wird; *e kai ana ra oki koe, thou eatest, e kai ana pe oki koe, thou mayest be, or perhaps art eating.* Man sieht schon aus der Übersetzung, daſs hierbei nicht an den wahren Begriff eines Modus zu denken ist. *Pe* fügt nur den Begriff der Ungewiſsheit hinzu.

240 *pea* kommt als Verbum und in der Bedeutung von vielleicht als durchaus gleichbedeutend mit *pe* vor.

241 *ne* — deutet ein Wegbewegen an; *ne kia mai*, bringe es her, *remove it hither* (Lee. *Vocab. h. v.*); *nene*, die bloſse Verdopplung des Lauts, heiſst leicht hingleiten; daher bedeutet die Partikel nach Lee (*Vocab. h. v.*) eine Ortsveränderung.

242 In den Sprachproben finde ich dieselbe bloſs in Fragen, dann am Ende

---

(1) Unverständlich ist mir *me* bei Lee. *p.* 81. 89.

stehend, [illegible] mit langem oder betontem Vocal. Sie forscht alsdann nach der Zustimmung des Angeredeten; ***ma tūua e watu nē?*** für uns beide ein Matteflechten . .? Lee: *let us both work: shall we?* (*p.* 101.) ***apopo ka aire nē?*** morgen gehen . .? Lee: *to morrow we shall go, is that agreeable?*

Diese Bedeutung einer Erkundigung, ob es genehm ist, etwas zu verrichten, stimmt offenbar mit der obigen des leichten Hingleitens überein.

243 ***kai*** — deutet, vor ein Verbum gestellt, einen die durch dasselbe ausgedrückte Handlung Verrichtenden an, und vertritt also grammatisch die Stelle der in andren Sprachen für diese Verbal-Substantiva üblichen Affixa: ***e kai tere wāhia ko Tuma,*** ein Bringer (***tere,*** schnell, sich schnell bewegen, Lee. *Vocab.*) (von) Brennholz (ist) der Tuma (Lee. 71.); ***ēaha te utu' ki te kai ūrahi kodūa?*** was der Preis für die Geleitenden (***ūrahi,*** geleiten) euch beide? *what did you give to your conductors?* (Lee. 103.)

244 Der eigentliche Begriff ist Essen, als Handlung und Sache. Der Begriff der Sache, der Nahrung wird auf die Person, den Genieſsenden übergetragen; ***kai tangi,*** Lee: *mourners, mourners' food* (*Vocab. h. v.*), wörtlich: Essen wehklagen. Alsdann wird der ursprüngliche Begriff des Essens Nebenbegriff, und der der Person tritt vorzugsweise hervor. Ob aber die Eingebornen den ursprünglichen materiellen Begriff auch ganz in Schatten stellen, so wie es die Missionare thun, welche die Redensart von Gott und dem heiligen Geist gebrauchen (***e kai waka ora ra' oki ia,*** ein Lebensgeber ist er, wörtlich: ein Essen machen Leben gewiſs er. Lee. 123.), wäre

245 interessant zu erfahren. Auſser ***kai*** bedient man sich aber zur Bezeichnung dieser Verbal-Substantiva auch geradezu des Wortes ***tāngata,*** Mann; ***e tāngata aka,*** ein Tanzmann, Tänzer (Lee. 133. *v.* ***aka***).

Vergleichende Grammatik der Südsee-Sprachen und beiläufig des Malayischen Sprachstammes überhaupt, von Joh. Carl Ed. Buschmann.

[Der Leser verzeihe mir die Kühnheit, wenn ich von hier an 246 das Wort ergreiſe. Ich habe das Letzte mitgetheilt, was Wilh. von Humboldt über den Gegenstand geschrieben hat. In dem ganzen Laufe dieses Werks habe ich die wirkliche Entwicklung der in diesen Kreis gehörenden Sprachen mit besonderem Interesse verfolgt und, neben dem Allgemeinen, so viel Specielles, als nur irgend sich in den hinterlassenen Papieren über die einzelnen ausgearbeitet fand, mitzutheilen mich bemüht. Es war mir daher in jeder Hinsicht schmerzlich, das Werk mit einer unvollständigen Arbeit schlieſsen zu müssen; der abgeschiedene Geist möchte zürnen, welcher nie anders zur Öffentlichkeit sprach, als in hoher Vollendung des Gegenstandes. Ich habe deshalb den Muth gefaſst, die fehlenden Theile dieser Grammatik der Südsee-Sprachen durch eigne Arbeit zu ergänzen. Sie macht in allen Beziehungen Anspruch auf die gröſste Nachsicht des gelehrten Publicums; meine Lage hat mir nicht erlaubt, derselben die Zeit zu widmen, welche ich ihr um so lieber hätte zuwenden mögen, als ich wenig vorbereitet die Untersuchung der Polynesischen Sprachen begann. Die bisherigen Abschnitte beweisen hinlänglich, daſs es nicht möglich ist, bei den einfachen Quellen für diese Sprachen, dem grammatischen Abrisse Mariner's, der Tahitischen und Neu-Seeländischen Grammatik, und ich setze hinzu der Chamisso'schen Schrift, stehen zu bleiben. Ich habe Eignes hinzugetragen. Alle Umstände legten mir die Verpflichtung der Beschränkung auf, und ich durfte nur das Ziel verfolgen, dem Stoffe, der sich ohne groſse Abschweifung zusammenbringen lieſs, eine genügende Gestalt zu geben. Das so zu Formende ist dennoch, gegen meinen Willen, viel geworden. Ich beginne damit, die noch fehlenden Partikeln der N. Seel. Sprache auszuführen, und gebe dann die Tongischen und Hawaiischen. Ich schlieſse dabei jedoch die zur Wortbildung dienenden aus, weil ich ihnen einen eignen Abschnitt hinter den Redetheilen gewidmet habe. Hierauf lasse ich ein alphabetisches Verzeichniſs der hier und bei der Wortbildung behandelten Partikeln jeder einzelnen der vier Sprachen mit ihren verschiedenen Anwendungen und Bedeutungen folgen; der Verf. beabsichtigte ein solches nicht, es scheint mir aber dem Bedürfnisse zu entsprechen. Ich stelle darauf ebendiese Partikeln von allen vier Sprachen mit ihren Bedeutungen in einem allgemeinen alphabetischen Verzeichnisse, in welchem ich zugleich die Verwandtschaft der Sprachen unter sich und mit den westlichen des Stammes nachweise, zusammen; ein solches allgemeines Partikel-Verzeichniſs sollte nach Wilh. v. Humboldt's Plane ein Hauptbestandtheil seines oben öfter angeführten Wörterbuchs der Südsee-Sprachen werden. Endlich erfülle ich ebenso seine, S. 524. und 525. ausgesprochene Absicht, nach Abhandlung der Partikeln der einzelnen Sprachen von den letzteren einen vergleichenden Abriſs der Redetheile und ihrer Erscheinungen, nach Art unsrer Sprachlehren, zusammenzustellen; und indem dieser die beiden Theile der Grammatik begreift, welche man die Formenlehre und die Syntax nennt, so schlieſse ich, da der erste, die Lautlehre, schon vom Verf. vorangeschickt ist, mit dem vierten Theile, welcher eigentlich die zweite Stelle hätte einnehmen müssen, der Wortbildung. Was ich über die Ausführung dieser Arbeiten näher zu sagen hätte, werde ich den einzelnen Abschnitten in wenigen einleitenden Worten vorausschicken. Ich bemerke hier nur dies, daſs ich bei der groſsen Ausdehnung, welche diese Stücke erreicht haben, leider den zu gebenden Beispielen nur eine gewöhnliche Deutsche Übersetzung, aber keine wörtliche, deren seltsamer Klang ohnehin oft ebenso unangenehm ist, als er das Verständniſs erschwert, noch Worterklärungen beifügen kann, so wünschenswerth dies auch besonders bei Bibelstellen, bei denen ich immer Luther's Worte gebrauche, erscheinen möchte. Ich muſs mich auf die bedeutende Hülfe berufen, die meine alphabetischen Partikel-Verzeichnisse bei diesem Mangel zu leisten im Stande sind. **Buschmann.**]

---

ra – Diese Partikel, die im Tah. und Haw. (hier *la*) als Adv. des 247
entfernten Orts, dort, eine so wichtige Rolle spielt, hat in der N. Seel.
Sprache meist einen sehr dunklen Gebrauch. Jene Hauptbedeutung finde
ich in der Gramm. sogar nirgends angegeben, als in dem Pron. dem. *tera*,
jener, gegen *tēnei*, dieser, und *tena*, der da (*iste*), im Plur. *era* (gegen
ēnei, ena), und dem Adv. *pera* (gegen *pēnei, pena*). Ich habe *ra* aber
in nr. 665. 741. 903-905. in Anwendungen nachgewiesen, die dem N. Seel.
mit jenen beiden Sprachen gemein sind.

Auſserdem erscheint die Partikel im Imperat. nach dem Verbum, welches
dazu noch das eigentlich diesen Modus bildende Hülfswort vor sich hat: 248
e kai ra koe, iſs, *ka kai ra ia*, er esse, laſs ihn essen, und so im Dual und
Plur. (Gramm. S. 32.); *ki a pàu ra koe*, werde verzehrt (*pàu*, verzehrt
werden). Dunkel ist es Beisp. 1. nr. 146.

Andere, nicht hierher gehörende Bedeutungen des Wortes hat Wilh. 249
v. Humboldt oben nr. 120. angegeben, wozu noch die von: Tag, Körper,
gesunder Körper, Segel, kommen. Die Bed. von Gesundheit soll es in 250
Begrüſsungsformeln haben. Zu den oben S. 468. XXVI-XXVIII. vorkommenden
füge ich aus dem Wörterb. noch die das Wort *tena* enthaltenden hinzu.
Dieses Wort, sonst der da, aber im Wörterb. auch übersetzt durch *go
on, proceed!* ist hier ebenso dunkel, wie die ganze Construction in allen
diesen Formeln: *tena ra, be cheerful or well, go on cheerfully! tena ra
ko koe* (die letzten beiden Worte heiſsen du), es gehe dir wohl! guten Tag!
gute Nacht! Die letzte Redensart kommt auch in der erwähnten Nr. XXVIII.
vor. Sollte es hier nicht eine Abkürzung von *ora* Gesundheit, gesund, genesen,
sein? *Tama ra* (von *tama*, Kind) ist: erwachsene Person.

251 *ra nei* ist das Zeichen der Frage, das Tah. und Haw. *anei.* Ich habe bis jetzt nur Beispiele gefunden, wo es bei ausgelassenem Verbum sein nach dem Prädicate steht (S. 465. v., S. 467. xxii.). Es bedeutet auch vielleicht, und folgt da nach dem Verbum (Beisp. S. 553. letzte Z.).

252 Von seinem Gebrauche mit *oki* zusammen wird sogleich die Rede sein.

253 *oki* — nennt das Wörterbuch ein Hülfsverbum, in der Bed. es ist. Diese könnte es in drei schon (nr. 235. 194.) vom Verf. angeführten Beispielen und S. 467. xxi. haben; in dem ersten drückt es machen im Perf. aus, wobei das vorangehende Subject die Präpos. von vor sich hat; in dem zweiten wird es durch thun übersetzt; das Imperf., in welchem dieses Verbum steht, ist durch das ihm nachgesetzte *na* angedeutet, und die Pron. des Subjects und Objects fehlen; im dritten enthält der Satz kein Verbum, ebenso Beisp. nr. 184. In den Stellen S. 464. iii., S. 468. xxxi. und nr. 218. steht es vor dem Verbum und der Verbal-Partikel, Beisp. 2. nr. 198. nach dem Verbum ohne Bed. S. ferner Beisp. nr. 212. Ich bin weit entfernt, über das Wesen dieses Wortes in diesen und seinen übrigen Anwendungen die geringste Vermuthung zu äuſsern. *Oki* heiſst zurückkehren, und soll eigentlich *ōhoki* lauten; *oki oki* ist: Erfrischung, Rast, Ruhe auf der Reise, *ara oki* (auch bloſs *ara*) ja (Gramm. S. 54.).

254 Das Wort *oki* findet sich besonders in den Verbindungen *pe oki* und *ra oki* beim Verbum gebraucht. Das erstere drückt vielleicht oder eine eigne Art von Conjunctiv aus, wobei *oki*, da *pe* (nach nr. 239.) dies schon allein bedeutet, unwesentlich erscheint; es steht so in allen drei Zeiten, sowohl vor, als nach dem Verbum: *e kai ana pe oki 'au*, ich mag essend sein, bin vielleicht essend (Gramm. S. 33.); *koa kai ke pe oki 'au*, ich möchte gegessen haben, habe vielleicht gegessen (*ib.* S. 34.); (nachher) *pe oki 'au e kai ai*, werde ich vielleicht essen (*ib.*).

255 Ohne Verbum, bei ausgelassenem sein, finde ich es als Zeichen der Frage, nach dem Prädicat und vor dem Subjecte (S. 466. xix.).

256 *ra oki* hat der Verf. schon oben in nr. 122. erwähnt und mit dem Tah. *ra hoi* verglichen, und in nr. 120. hat er die Vermuthung geäuſsert, daſs es eine Verkürzung aus *ara oki*, ja, sein könnte. Es wird in allen Zeiten des Ind. und im Imper. gebraucht, und steht, auſser dem letzteren Modus, wo es stets dem Verbum folgt, wieder bald vor, bald nach demselben, immer aber, wie schon bei *pe oki* sichtbar war, vor dem Pron. Subj. Nirgends

sieht man die Nothwendigkeit seines Gebrauchs ein, da das Tempus und der Modus durch die sie sonst bezeichnende Partikel angedeutet sind.

Präs. — *e kai ana ra oki 'a̍u*, ich esse (Gramm. S. 30.), und so in den übrigen Personen. Die Gramm. bemerkt hier selbst, daſs *ra oki* auch wegbleiben könne; dasselbe kann auch wohl in den anderen Zeiten statt finden. Eine andre Art des Präs. ist mit *ka*: *ka pa̍u ra oki 'a̍u*, ich werde verzehrt (*pa̍u*, verzehrt werden).

Prät. — 1) durch vorgesetztes *koa* und nachgesetztes *ke*: *koa kai ke ra oki 'a̍u*, ich habe gegessen (Gramm. S. 31.);

2) durch vorgesetztes *i* und nachgesetztes *ai*: (gestern) *ra oki 'a̍u i aire mai ai*, kam ich (*ib.* S. 36.);

3) durch vorgesetztes *a*, Beisp. 3. nr. 168.

Fut. — 1) durch vorgesetztes *e* und nachgesetztes *ai*: (morgen) *ra oki 'a̍u e kai ai*, werde ich essen (Gramm. S. 31.);

2) durch *ka*: *ka pa̍u ra oki 'a̍u*, ich werde verzehrt werden, dieselbe Redensart, welche oben als Präsens vorkam.

Imper. — 1) ohne irgend eine andeutende Partikel: *aire mai ra oki koe*, komm; *aire mai ra oki ia*, laſs ihn kommen (Gramm. S. 38. 39.);

2) wo er in den 2. Personen durch *tia*, in den 3. durch *kia* angedeutet ist: *korero tia ra oki koe*, sprich; *kia korero ra oki ia*, laſs ihn sprechen (*ib.* S. 47.).

Wie *ra oki* mit dem dem Verbum vorgesetzten Ausdrucke *ko te* die eben anzufangende Handlung (im Begriff sein etwas zu thun) ausdrückt, habe ich oben (nr. 153. Anm. 2.) schon erwähnt.

ra oki finde ich aber auch nach einem Subst. (S. 465. IV. VIII. 466. XII. 257
XIV. 467. XXI.) und nach *ai*, ja (S. 465. VI.). S. 467. XXIII. kommt es zweimal so vor, daſs es das Verbum sein ausdrücken könnte.

oti — finde ich als Zeichen der Frage mitten im Satze (S. 465. IX. 258
466. XIII. S. 553. Z. 2. v. u.). Im Wörterbuche wird es übersetzt: *is it? will it?* Es bedeutet auch endigen (v. a.).

koa — das Zeichen des Präter., und zwar, nach dem Wörterb., des 259
wirklich vollendeten, also unsres Perf., hat schon Wilh. v. Humboldt oben bei Gelegenheit von *ke* (nr. 230. 231.) erörtert, wie es vor dem Verbum vorhergeht und dabei das Verbum noch *ke* nach sich nehmen kann; ich habe ferner vorhin (Z. 8. 9.) ein Beispiel gegeben, wie zu dem vollständigen Aus-

drucke dieses Tempus durch *koa* und *ke* noch *ra oki* hinzutritt. Es ist das Tong. *gua*, Tah. und Haw. *ua*, und identisch mit dem Mal. Adv. *jūga*, *jūa*, Jav. *huga*, wie ich nr. 775-777. näher entwickelt habe.

260 *kia, tia, hia, mia, nia* — Der N. Seel. Gramm. zufolge
bildet *tia* nach dem Verbum die 2. Personen des Imper., *kia* vor ihm die
1. und 3. Personen desselben: *korero tia ra oki koe*, sprich; *kia korero*
261 *ra oki ia*, laſs ihn sprechen (Gramm. S. 47.). Obgleich man auch ein B.
für die 1. Person wünschen möchte, so zeigt dies eine von *kia* doch wohl
schon, daſs es den auffordernden Modus bildet; und es kann kein Zweifel
sein, daſs diese Partikel die nr. 198. behandelte Conjunction daſs ist,
welche mit der Präpos. *ki a* genau zusammenhängt; denn auch diese
schreibt die Gramm. bald getrennt, bald in Einem Worte. Wie daher das
Wörterbuch dieses *kia* des Imper. ein Hülfsverbum nennen kann, sieht
man nicht ein.

262 Durch das Wörterbuch lernt man aber noch drei andere Partikeln des Imper. kennen, welche alle dem Verbum nachgesetzt werden. *Hia* nennt dasselbe ein Hülfsverbum der Bed. thue es: *udi hīa*, drehe es um. Ich finde das *h* auch nach *o* in *w* übergehend: *āmo-wia*, trage auf den Schultern: das Verbum selbst, *amo*, führt das Wörterbuch nicht an, es findet sich aber im Haw. und Tong., und wird in der letzteren Sprache nach Mar. (Wörterb.) nur von dem auf diesen Inseln üblichen Tragen der Lasten auf einer Stange, welche zwei Menschen zwischen sich auf die Schulter nehmen, gebraucht; die Stange heiſst nach Mar. auch *amo*. Ich finde *hia* auch in der 1. Pers. des auffordernden Modus: *oe hia*, rudre, laſs uns rudern (von *oe*).

263 *mia* nennt das Wörterbuch eine häufige Partikel zur Bildung des Im-
per.: *inu mia*, trink, *tanu mia te tāngata*, begrabe den Menschen;
264 *nia* nennt es eine Partikel, die gewöhnlich an Wörter gehängt wird, und
führt das Beispiel *tinīa te mura*, lösche das Licht aus, an; nur finde ich
kein Verbum *ti*.

265 Man könnte darauf kommen, sowohl *tia*, als *hia* für ein Verbum der Bed. wünschen, wollen zu halten; das Mad. *tia* heiſst beides, und das Tong. *fia*, wünschen, erscheint sogar in einer Construction zur Bildung des Imper. (s. nr. 820.) Im N. Seel. finden sich auch Spuren desselben in der Form von *hia*; von *moe*, Schlaf, schlafen, kommt *hia moe*, schläfrig

sein; und *hia kai*, hungrig (von *kai*, Speise, essen), ist geradezu das gleichbed. Tong. *fia-kei*. Doch ist dieser Gedanke, bei dem auch die Nachstellung von *hia* auffällt, schwerlich haltbar (¹). Es muſs vielmehr auf den ersten Blick auffallen, daſs der wirkliche Imper. durch eine Anzahl von nachgesetzten Wörtern ausgedrückt wird, die alle auf *ia* enden; und es ist kaum fraglich, daſs sie sämmtlich eins und als Endungen zu betrachten sind, deren Consonanten zum Theil von Wohllautsgesetzen abhangen; so erscheint *wia* nach *o*, *mia* nach *u*. Zur Erklärung dieser Endungen bietet sich zweierlei dar, von welchem aber keines ganz genügend erscheint. Am nächsten liegt die Imperativ-Endung *a*, die ich nr. 818. im N. Seel. nachgewiesen habe und die auch das Jav., Kawi und Mad. besitzt. Dabei bleibt aber immer noch das *i* und der Consonant räthselhaft. Vollständiger erklärt sich die Form, wenn man in diesen Endungen eine Spur des Passivs annähme, von dem die N. Seel. Grammatik ganz schweigt; es würde dadurch begreiflich, warum in den beiden B. nr. 263. 264. der Nom. des Subst. steht. Das Passivum wird im Tah. durch die Endung *hia*, im Haw. durch *ia* gebildet; die letztere Sprache wendet aber manchmal auch *hia*, ja auch *lia* an, welches letzte ebenso fremdartig ist, als das obige *tia* (vgl. noch nr. 959.). Diese Endungen haben auch neutrale Verbalbedeutung. Nach dieser Hypothese wäre aber der Modus eigentlich gar nicht angedeutet. In einem B. S. 554. Z. 8. scheint *tia* werden auszudrücken; dunkel ist es vor dem Verbum B. nr. 143.

ana — ist von Wilh. v. Humboldt oben nr. 52. bei Gelegenheit des 266
Tah. *na* erwähnt worden. Seine Natur ist schwer zu bestimmen. Die Erklärung des Verfassers des Wörterb. ist wunderbar genug; er nennt es ein Hülfsverbum, welches bedeute: thun, handeln, verrichten, glänzen, und setzt es aus *a*, Belebung, und *na*, zu Tage fördern (*putting, or shewing it forth*), zusammen. Der Gebrauch des Wortes ist aber, so viel ich bis jetzt zu übersehen vermag, so beschränkt, daſs ich an die Anwendbarkeit dieser Erklärung nicht glauben kann. Ich finde es nämlich nur im Präs. und Perf. (über letzteres s. nr. 789.) nach dem Verbum, wo dieses die Partikel *e* vor

---

(¹) Im Wörterb. wird *tia* die Bed. gegeben: eine Feder (zum Putz) in das Haar, einen Stock in die Erde stecken (vgl. Tah. *tia*, stehn 2) gerade, Haw. *kia* und Mal. *tīyang*, Pfeiler, groſser Pfahl, Mast des Schiffes).

sich hat: *e kai ana ra oki 'au*, ich esse; *e ua ana*, es regnet: *e kai ana pe oki 'au*, ich mag essend sein, bin vielleicht essend. S. noch ein Beispiel nr. 137. Schon diese Übersetzung der Gramm. durch das Participium führt zu der Annahme, daſs das Verbum durch jenen Zusatz in ein Nomen umgeformt werde. Nun findet sich im Haw. das Partic. in allen drei Zeiten, und ebenso das Verbum fin. in allen drei Zeiten auf dieselbe Weise, durch *e* vor dem Verbum und *ana* nach ihm ausgedrückt, und letzteres könnte da das allgemeine Subst. Suffix (nr. 1099.) sein, das hier die Bed. eines Subst. actionis mit sich führte. Dieser Annahme, welche auch dort noch manches Bedenken erregt, tritt aber hier der Umstand sehr schroff entgegen, daſs dies Suffix im N. Seel. (s. nr. 174.) *anga* lautet (vgl. noch nr. 789.).

267 ***kore, ore*** – s. nr. 130. 134. 157. 927.

§. 43.

Tongische Partikeln.

268 ***he*** – ist der bestimmte und unbestimmte Artikel zu gleicher Zeit. Da auch *te* in einigen einzelnen Fällen als Artikel vorkommt (s. nr. 377.), so glaube ich, daſs *he* nur eine Verstümmlung daraus ist; im N. Seel. und Tah. lautet dieser Artikel immer *te*. Beisp. *he tangata*, der Mensch, ein Mensch; *he fafine*, eine Frau; *he guli*, ein Hund (1). Mit dem Casuszeichen *ko* wird er in *koe* (s. nr. 305-309.) und mit *mo*, und, in *moe* zusammengezogen (s. S. 445. VII.). Mar. giebt nur Beispiele von seinem Gebrauche als Einheits-Artikel, allein im Wörterb. übersetzt er ihn auch als den bestimmten, und in den Sprachproben sind häufige Belege für diese Anwendung (s. nr. 493.). Er steht auch, wenn das Subst. ein Pron. dem. nach sich hat: *he mea koeni*, diese Sache; *he mea koia*, jene Sache.

269 Mar. sagt, daſs der Artikel vor dem Pron. poss. stehe, wenn es ein Subst. bei sich habe; er gehört aber zum Subst.: *he nau waka*, ihre Böte.

---

(1) Wo ich bei Tongischen Beispielen nicht citire, sind sie aus der kurzen Grammatik im 2. Bande Mariner's (*p.* 345-375.) genommen. Ich bediene mich des Namens **Mariner's** in dieser meiner Arbeit nur im bibliographischen Sinne. Seinem Schicksale verdanken wir unsre Kunde von der Sprache der Freundschafts-Inseln, er lieferte den Stoff zu dem Werke; das Verdienst seiner Abfaſsung gebührt dem Dr. **John Martin**. Letzterer ist also mehr, als Herausgeber; für die in demselben gelieferte Grammatik und das Wörterbuch ist er geradezu Verfaſser.

Nau ist übrigens das Pron. pers. (sie, *illi*), und die Possessiv-Bed. nur an der Construction kenntlich.

Ein Artikel ist *he* vielleicht in dem Pron. int. *he-ha*, was? welches 270 immer ganz hinten gestellt wird: *te ger fei he-ha*, was willst du thun? Das Pron. was für einer? wird durch dasselbe Wort, mit oder ohne *ko*, ausgedrückt, wenn von Thieren oder Dingen die Rede ist (bei Personen durch *ko-hái* oder *ahái*): *koe togi koena he-ha*, was ist das für eine Axt?

Alle diese und ähnliche Anwendungen dieses Artikels finden sich in der 271 Form *koe* wieder, die ich unter der Partikel *ko* (nr. 305-309.) behandelt habe, und die wesentlich hier mit hergehört.

Als Artikel steht *he* auch sowohl vor Cardinal-, als Ordinalzahlen; das 272 Zahlwort finde ich seinem Subst. nachgestellt: *aho he tolu*, 3 Tage oder der dritte Tag.

Nach Mar. drückt es auch den Inf. aus, wenn er substantivisch steht: 273 *gua lillé he feláu*, es ist angenehm, zu segeln. Hier könnte man es als Artikel und das Verbum als Subst. ansehn (das Segeln); vgl. noch S. 446. x.

Es ist ferner Zeichen des Partic. Präs.: *naï fekkatagi he ewa he* 274 *tangata*, er traf den Mann gehend. Mar. hält hier *he* für den Artikel und das Verbum für ein Subst.; dies bleibt allerdings das Wahrscheinliche, nur daſs sich nicht bestimmt sagen läſst, wie die Construction zu nehmen sei. Ein andres Beispiel, ähnlich einer Participial-Construction zur Verbindung zweier Sätze, s. S. 446. xII.

In dem Ausdrucke *he mui*, *thereafter*, erscheint es wie eine Präpos., 275 ist aber gewiſs der Artikel, im Accus. oder mit einer Präpos. gedacht.

Nebenher ist *he* noch das Ortsadv. *there*. 276

e — erscheint als Artikel in dem Falle, wo *lahi*, viele, vor dem 277 Subst. steht, und Mar. erklärt es selbst für den Artikel *he*; er giebt diese Construction als eine Art, den Plural auszudrücken, an, übersetzt aber immer viele, wonach es noch nicht als ein reiner Plural zu erkennen wäre. Bei Thieren und Dingen reicht diese Zusammenstellung hin: *lahi e togi*, viele Äxte; *lahi e waka*, viele Böte; *lahi e guli*, viele Hunde; bei Menschen aber tritt vor den Ausdruck noch *toka*, wobei wieder das Subst. *e* vor sich nimmt (s. nr. 292-295.).

Ferner steht es vor den Card. und Ordin., wenn Thiere und Dinge ge- 278 zählt werden: *aho e tolu*, 3 Tage, der dritte Tag; *waka e fa*, 4 Böte; *guli e ua*, 2 Hunde (bei Menschen steht *toka*, und *e* wird nicht gebraucht).

279 Mar. hat die Ansicht, daſs es der Artikel *he* wäre, dessen *h* nur ausgefallen sei; und dies ist wohl für beide Anwendungen des *e* ganz richtig. Eine Verstümmlung des eigentlichen Artikels (der N. Seel. und Tah. *te*, Haw. *ka, ke* lautet) kommt in den genannten drei Sprachen in einzelnen Anwendungen bei Subst. appell. vor: Haw. *he*, N. Seel. und Tah. *e*, und im Tong. und Haw. werden *he* und *e*, im Tah. *e* vor Zahlwörtern gebraucht.

280 Wahrscheinlich ein ganz anderes Wort ist das *e*, welches in der 3. Pers. Sing. Zeichen des Fut. ist: *e mohe ia*, er wird schlafen. Es möchte sich vielleicht ergeben, daſs sein Gebrauch sich auf den einzelnen Fall beschränkt, wo das Pron. pers. selbst das Subject ist, und daſs die überall sonst das Fut. bezeichnende Partikel *te*, welche in dieser 3. Person *tenne* lautet und selbst in dem obigen Falle von *e* gebraucht werden kann, da angewandt wird, wo das Subject ein Subst. ist.

281 *nga* — Von diesem N. Seel. Pluralzeichen, welches im Tah. und Haw. *na* lautet, sind einige wenige Überbleibsel in der Tong. Sprache sichtbar, und zwar nur bei Zahlwörtern. Am unzweideutigsten zeigt es sich in dem Worte *ngakáu*, welches, wenn Yam-Wurzeln und Fische gezählt werden, mit den Zahlen 2, 3, 4 als Vielfachem vor sich, 20 ausdrückt, so wie das einfache 20 mit dem, ebenfalls veralteten Sing. Artikel *tekáu* heiſst (s. nr. 287. 377.).

282 Ich vermuthe diese Partikel auch in dem Worte *ngahoa*, Paar, zur Zählung derselben Gegenstände, dessen zweiter Theil vielleicht eine vollere Form für *ua*, 2, ist. Seltsam und von dem Ausdruck *ngakáu* abweichend ist es bloſs, daſs dieses Wort nicht nur die vervielfachenden Zahlen, sondern auch die Eins vor sich nimmt: *ufi taha ngahoa*, 2 Yams; das N. Seel. *ka nga* und Tong. *ongo* wird aber auf gleiche Weise bei der Einheit einer Zahlclasse gebraucht. So wird mit *ngahoa* paarweise bis an 20 fortgezählt, von wo an der Ausdruck *kau* (s. nr. 287.) die Ikosaden bis an 100 bildet. Auch innerhalb dieser Ikosaden dient *ngahoa* für die hinzuaddirten Paare, z. B. *tekáu mo taha ngahoa*, 22.

283 Im Gebrauche dem *ngakáu* ganz ähnlich ist *ngeaŭ*, 100, d. h. nur mit Vielfachem vor sich: *ua ngeaŭ* 200, *tolu ng.* 300 u. s. f.; aber das *e* darin ist befremdend. Es für den numerischen Vorsatz zu halten, hieſse

eine groſse Anomalie in der Sprache voraussetzen; es bliebe daher besonders zu prüfen, ob es eine euphonische Veränderung von *a* genannt werden könne. Das einfache 190 hat, wie *kau*, den Artikel *te* vor sich: *teaū.*

284 Vielleicht liegt es auch in *ngafa*, ein Faden (als Längenmaaſs); *ofa* heiſst dasselbe, und auſserdem: nach Faden ausmessen. Es wäre nämlich zu untersuchen, ob diese Ausdrücke etwa auf *fa*, 4, zurückgehn.

285 *ongo* — findet sich vor der Zahl 10. Ich habe nr. 605. die Meinung geäuſsert, daſs es das Pluralzeichen *nga* mit einem numerischen Vorsatze sein möchte. Es begleitet jenes Zahlwort, sowohl wenn es allein steht, als wenn es mit Einern nach sich die Zahlen 11 bis 19, als auch, wenn es mit Einern vor sich die Zehner bildet. Mar. bemerkt ausdrücklich, daſs die Zahlen 10 und 20, allein für sich, auch das Präfix entbehren können, die andren aber nicht. Mit diesem Vorsatze, und überall bei 20, hat das Zahlwort nun die vollere, mit den westlichen Sprachen übereinstimmende Form *fulu*, ohne denselben büſst es aber bei 10 das *f* ein und lautet *ulu*. Auf diese Weise ist 10 *ulu* oder *ongofulu*, 11 *ongofulu ma taha*, 12 *ongofulu ma ua* u. s. w., 20 *uafulu* oder *ua ongofulu*, 30 *tolu ongofulu* u. s. f.

286 *kau* — bildet, dem Subst. vorgestellt, den Plural bei lebenden Wesen: *kau tangata*, Menschen; *kau buaka*, Schweine.

Mar. sagt, daſs es ursprünglich Gesellschaft, Corps, Menge zu bedeuten scheine, und im Wörterb. giebt er noch die Bed. Stiel (der Pflanze), Stamm, *bunch* an. Im collectiven Sinne kommt das Tong. Wort auch öfter mit einem folgenden Subst. vor: *kau meia*, Tauwerk (*meia*, Tau); *kau ufi*, eine Parthie Yams, d. h. 20. Aus dieser Anwendung entspringt es, wenn Mar. anmerkt, daſs es auch ausnahmsweise bei Leblosem den Plur. bezeichne, so wenn man *kau meia* Taue und *kau ufi* Yams übersetzen wollte. Hiervon zu trennen ist der Gebrauch, wo es vor Subst. lebloser Gegenstände und vor einem Adj. die Bed. Leute hat: *waka*, Schiff, *kau waka*, die Schiffsmannschaft, die Matrosen eines Schiffes; *wale*, närrisch, *kau wale*, ein Haufe Narren. Einem dieser beiden Punkte gehört *kau tau*, Heeresabtheilung, Heer, an, von *tau*, Krieg, Schlacht, Heer, Feind.

287 Mit der alterthümlichen Artikelform *te* (s. nr. 377.) dem Subst. nachgesetzt, bedeutet es 20, aber nur von Yam-Wurzeln und Fischen. Bis zu

18 (19) werden diese Sachen nach Paaren gezählt und dazu das Wort *ngahoa* (s. nr. 282.) gebraucht. 20 Yams heiſst *ufi tekáu*; von da bis 38 werden die einzelnen Paare vermittelst *ngahoa* zu diesem Ausdrucke hinzugefügt (s. *ibid.*). Von 40 an, wo das Vielfache sich vor die Ikosade stellt, ändert sich der Artikel *te* in das Plural-Zeichen *nga* um: *ua ngakáu*, 40; und so wird bis an 100 gezählt, für welches der Ausdruck *tefuhi* eintritt (s. nr. 377.). — Im N. Seel. ist *te káu* 10, s. nr. 584. 585.

288 Eine andre Anwendung, welche, wie vielleicht die Bed. des N. Seel. *táu*, begegnen, in dem allgemeinen Begriffe des Zusammenseins ihre Begründung findet, aber von Mar. nicht deutlich herausgehoben wird, ist die, wo es vor einem Subst. wie unser mit steht: *kau-tangata*, Gefährte, Freund (vgl. Mitmensch); *kau-fafine*, Gefährtin; *kau-mea*, Anhänger, jemandes Familie (S. 447. xiv.); *kau-nofo*, jemand, der mit Einem zusammenwohnt, Hausgenosse (auch Familie, wohl: Zusammenwohnende); *kau-tau*, (auſser der nr. 286. angeführten Bed.) Verbündeter. Wenn man dieses *kau* für ein verschiedenes Wort halten dürfte, so würde es das Tag. Präfix *ca* sein.

Ich habe hier nur einfach den Gebrauch dieses merkwürdigen Wortes darlegen wollen, und verweise auf die ausführliche etymologische Betrachtung, die ich ihm in nr. 516. gewidmet habe.

289 *kau* heiſst noch ich, und Mar. vermuthet, daſs es aus *ko āu* zusammengezogen sei.

290 *tunga* — ist in seiner ursprünglichen Bed. und in seiner grammatischen Anwendung mit *kau* gleichartig. Es heiſst: Haufe, ein Zweig Bananen, eine Leiter 2) Saame, Kern in Früchten, Kernhaus, und scheint durch die Subst. Endung *anga* von *tu*, stehn, aufstehn, abgeleitet zu sein, was besonders das Causale des letzten Verbums, *fokkatú*, aufhäufen, sammeln, beweisen möchte. Denn obgleich es von *tu* noch eine Form *tuanga*, ohne Elision des *a* (Ort, wo man steht, Posten), giebt, so kann immer der Sprachgebrauch beide Formen mit verschiedener Bedeutung auseinandergeworfen haben; von dem letzten Worte sagt Mar. sogar, daſs es auch in *tunga* corrumpirt werde. Das N. Seel. kommt hier zu Hülfe, in welchem *tu* stehn, *tunga*: Ort, wo Einer oder etwas steht, Ankerplatz (eines Schiffes), bedeutet. Im Haw. ist *ku* stehn.

291 In seinem Gebrauche zur Bezeichnung des Plur. an lebenden Wesen

bemerkt man keinen Unterschied von *kau*: *tunga tangata*, Menschen; *tunga buaka*, Schweine; *tunga mea* (Wörterb. *v. toonga*), eine Anzahl Leute, Leute. Ich finde den Artikel *he* davor S. 458. I. Ebenso wird es gebraucht, wenn das Subst. ein Pron. poss. bei sich hat; es behält dabei seine Stellung vor dem Subst. (das Pron. kann, je nach der Art der angenommenen Form, vor oder nach diesem Ausdrucke stehn, s. nr. 317. 322. 323.): *ho tunga buaka* oder *tunga buaka ahó*, deine Schweine; *ginauua tunga guli* oder *tunga guli anauua*, ihre Hunde.

toka — ist das N. Seel. *toko*, Tah. *too*, Haw. *koo*, oder vielmehr 292 *kokoo*. Mar. nimmt es im Wörterbuche als Person, Individuum. Tong. ist *toko*: Pfahl, an dem man Böte befestigt, *toko toko*: Stock, N. Seel. *toko toko*: Spazierstock, Haw. *koo*: Stütze, stützen, *kookoo*: Stock, Stab.

In der Bed. von Person wird es dem Subst., welches ein vernünftiges 293 Wesen bezeichnet, da beigegeben, wo es von Wörtern der Menge begleitet ist, als da sind die Zahlwörter, *lahi*, viele, *chi*, wenige, und zwar nicht nur im Plur., sondern auch im Sing. bei der Zahl 1, zu welcher das ausfüllende *be*, nur (s. nr. 383.), hinzugesetzt wird: *tangata be toka taha*, ein Mensch (dagegen stehn Thiere und Dinge ohne ein solches allgemeines Subst.: *guli be taha*, ein Hund; *falle be taha*, ein Haus). Es steht auch ohne das specielle Subst., wo dieses bei der Antwort auf eine Frage wegbleibt, in welchem Falle *be* ganz ans Ende, nach dem Zahlworte gesetzt wird: (wie viele Leute waren da?) *toka taha be*, Einer.

Wo die folgenden Zahlen gebraucht werden, führen dieselben nicht, 294 wie sonst (bei Thieren und Dingen), den Vorsatz *e* mit sich: *tangata toka ua*, 2 Menschen; *fafine toka tolu*, 3 Weiber; *mo enne foha toka ua*, mit seinen beiden Söhnen (S. 445. II.). Aber *lahi* erfordert auch hier, wie sonst, das *e* vor dem Subst., welches mir überhaupt nicht mit dem *e* vor den Zahlwörtern identisch zu sein scheint: *toka lahi e tangata*, viele Menschen; *toka lahi e hotua*, viele Götter. Von *chi* finde ich nur abgerissen *toka chi*, wenige, angeführt.

Der Plur. kann dabei noch besonders durch *kau* oder *tunga* angedeutet sein: *kau* oder *tunga tangata toka teaū*, 100 Menschen.

Aus allem diesem geht deutlich hervor, daſs man *toka* nicht als Plural- 295 Bezeichnung betrachten darf, sondern nur als ein allgemeines Subst. der Persönlichkeit, das Wörtern der Menge beigegeben wird, wie die Zahlwörter im Mal. und Jav. eine ganze Anzahl solcher allgemeiner Subst. zu Hülfe nehmen (s. ob. S. 269-270.). Den einzigen Fall bei *lahi*, wo das dem Subst. vorgesetzte *e* eine Veränderung bewirkt, ausgenommen, steht der Ausdruck immer nach dem gezählten Subst., und in allen Fällen geht *toka* dem numerischen Worte voran.

296 *foi*, auch *foe* — ist auch ein allgemeines Subst., das zugleich das Zahlwort 1 oder den Einheits-Artikel in sich schlieſst, und keine Zahl vor sich zu nehmen scheint. Seine Grundbedeutung ist die eines runden oder ovalen Körpers (*foi manu*, ein Ei, von *manu*, Vogel; *foi wae*, Wade, von *wae*, Bein), daher dergleichen Gegenstände mit ihm zusammengestellt werden: *foi ufi*, ein Yam; *foi niu*, eine Kokosnuſs; auſserdem *foi waka*, ein Boot eines Doppelbootes. Mar. übersetzt es auch durch ganz: *foe ulu*, *a single head* 2) der ganze Kopf; *foe ufi*, *a single yam* 2) eine ganze Yam-Wurzel. Wegen der Etymologie s. nr. 589. 590.

297 *ko*, *koe* — hat man, so wie die verwandten Formen der übrigen drei Sprachen, bisher für einen Artikel angesehn. Schon Mar.'s Darstellungsweise kann hierin behutsam machen. Er rechnet nur *he* wirklich als einen Artikel, doch sagt er, daſs *ko* und *koe* groſse Verwandtschaft mit ihm haben. Ich gehe in die Untersuchung der Schwierigkeiten, welche der bisherigen Annahme entgegenstehn, hier nicht ein, da ich sie in nr. 532-538. weitläuftig geführt habe, sondern äuſsere hier kurz meine nr. 524-531. entwickelte neue Ansicht, daſs *ko* eine Bezeichnung des Nominativs und des allein oder dem Verbum voranstehenden Accusativs sei. Mar. sagt, daſs *ko* und *koe* hauptsächlich bei Antworten auf die Frage wer? was? ständen und es ist, es war übersetzt werden könnten. Die letztere Bemerkung kann nicht irre führen, da an dieses Verbum hier nicht zu denken ist; und jener Gebrauch selbst ist auf keinen Fall ein ausschlieſslicher. Ich behalte diese Vorstellung Mar.'s aber in den von ihm so gegebenen Beispielen bei, um nichts zu verwischen.

298 Er sagt nun zunächst, daſs *ko* vor Subst. appellat. gebraucht werde, führt aber kein einfaches Beispiel an. Es wäre möglich, daſs es nur in den verwickelten Fällen vorkommt, die ich hiernach aufzählen werde.

Er sagt weiter, daſs es vor Arten derselben Gattung stehe: *ko tua*, *ko kaumele*, *ko kaho-kaho*, *ko ngu* seien Arten der Yam-Wurzel, aber bei dem allgemeinen Namen der Wurzel müsse man *koe* sagen (*koe ufi*).

299 Es ist der gewöhnliche Vorsatz vor Eigennamen: (wen hast du gesehn?)

ko Fináu, den F. Wenn mehrere Personennamen nach einander genannt sind, steht es nur vor dem ersten: (wer kam nachher herein?) *ko Hawili, mo Muala, mo Talu, mo Latu*, H. und M. u. s. w. Der Grund mag hier in *mo* liegen, welches eigentlich die Präpos. mit ist; denn ich glaube behaupten zu können, daſs das Wort in keiner der vier Südsee-Sprachen eine Präpos. vor sich duldet. Ebenso steht es vor Eigennamen der Thiere, und sogar vor einigen leblosen Gegenständen, deren Wichtigkeit und Neuheit das Volk dazu führten, sie wie Persönliches zu behandeln, als da sind: Böte, Keulen, Äxte. Mar. bemerkt dabei, daſs Äxte früher wegen ihrer Seltenheit Eigennamen hatten, auch Keulen, wegen ihrer Furchtbarkeit. Diese Äuſserung macht es zweifelhaft, daſs der Gattungsname selbst, z. B. Axt, diesen Vorsatz haben könnte. Mar. führt kein Beispiel an, und vor dem genannten Subst. finde ich *he*.

Er behandelt darauf mit besonderer Umständlichkeit den Fall, wo ne- 300 ben dem Eigennamen noch der Gattungsname genannt wird. Der erstere hat immer *ko* vor sich, und nur vor dem Gattungsnamen wechseln nach Umständen die Wörter *ko*, *koe* und *he*. Ist die Person dem Angeredeten bekannt, so steht oft *ko* vor dem Gattungsnamen: *ko egi ko Ulu Walu*, der Häuptling U. W.; *ko tangata ko Boboto*, der Mensch B.; ist sie ihm aber unbekannt, so steht vor dem Gattungsnamen *koe* (s. nr. 307.). In einer Anmerkung setzt er jedoch hinzu, daſs auch oft gegen diese Regel gehandelt werde, sie daher noch nicht recht sicher sei. Dieser Gebrauch von *koe* beschränkt sich aber auf den Fall, daſs der Ausdruck vorn im Satze steht; denn wenn er (immer die Unbekanntheit der Person vorausgesetzt) hinten im Satze vorkommt, so kann vor dem Gattungsnamen nur der bloſse Artikel *he* gebraucht werden: *naï hau giate āu he tangata ko Palu*, es kam zu mir der Mensch P.; (er schwur) *gi he egi ko Tubó Totái*, bei dem Gott T. T. (Wörterb. *v. mooni.*) — Befindet sich der Ausdruck in einem wirklichen Satze, wie hier, so kann für den Fall, wo die Person dem Angeredeten bekannt ist, nur der obige Ausdruck mit *ko* angewandt werden, und muſs vorn im Satze stehn: *ko tangata ko Palu naï hau giate āu* Dagegen kann man nie in irgend einer Beziehung sagen: *naï hau giate āu ko tangata ko Palu*; diese Worte würden gar keinen Sinn haben.

Dieser Vorsatz kann vor die Pron. pers. Sing. der 2. Classe treten, doch 301 nur in den Formen *āu*, ich, *koi*, du, *ia*, er, wogegen ihn die Formen *gita*, ich, *akói*, du, *aía*, er, nicht annehmen. Die Pron. des Du. und Plur. können ihn annehmen oder nicht. Mar. führt diesen Gebrauch wieder nur an in der Antwort auf die Frage wer? (wer that es?) *ko āū*, ich, *ko koi*, du, *ko ia*, er, oder *gita*, *akói*, *aía*.

302 Das eben erwähnte Pron. pers. *ko ia* ist auch Pron. dem. (dieser), und dann schreibt es Mar. in Einem Wort (*koía*). Er sagt, daſs es oft getrennt wird, so daſs *ko* ganz vorn, *ia* ganz hinten im Satze steht, und führt als B. an: *ko he leo mooni ia*, *that is the true watching.* Beispiel und Regel sind mir gleich verdächtig. Mar. nimmt *ko* in dieser Zusammensetzung als Verbum sein. Vielleicht ist *ko he* der Artikel des Prädicats, und *ia* allein Pron. dem. (wie es dies im Haw. ist, s. nr. 685.)

303 *ko* steht auch vor dem selbstständigen Pron. poss. (S. 448. XXIII.) und vor den als poss. gebrauchten Pron. pers. Plur. (*ib.* XXI.) Es gehört jedoch in beiden Fällen zum Subst.

304 Ferner kommt es im Pron. int. *ko-hái*, wer? was für einer? (nur von Menschen) vor. Dieselben Bed. hat auch *ahái*, und der Unterschied zwischen beiden ist nur der, daſs *ko-hái* ganz vorn, *ahái* ganz hinten im Satze steht: *ko-hái na fei*, wer that (es)? *ko-hái tangata koena*, was für ein Mensch ist das? (vgl. über dieses B. nr. 738.)

305 *koe* ist eine Zusammenziehung aus dem Nominativ- oder Accusativ-
306 Zeichen *ko* und dem Artikel *he*. Es steht wohl nur bei Subst. appell., und
ist da, wie *he* selbst und wie das Haw. *o ke*, ebensogut bestimmter, als un-
bestimmter Artikel. Mar. führt zwar in der Gramm. nur Beispiele vom un-
bestimmten an, und nimmt *ko* hier wieder als Verbum sein (s. nr. 297.):
(wer ist da?) *koe tangata*, ein Mensch; (was ist das?) *koe togi*, eine Axt;
(wer war bei dir?) *koe fafine*, eine Frau. Aber S. 445. VII. bedeutet es
der, und als bestimmter ist es wohl auch zu nehmen, wo es mit einem dem
Subst. nachgesetzten Pron. dem. (*koe togi koena*, jene Axt; *koe togi ahái*
koeni, wessen Äxte sind dies?) oder Ortsadv. (*koe guli heni*, dieser Hund)
das Pron. dem. ausdrückt.

307 Diese Artikelform wird nach Mar. bei der Zusammenstellung des Gattungsnamens mit einem Eigennamen vor dem ersteren dann gebraucht, wenn die Person dem Angeredeten unbekannt ist und der Ausdruck den Satz beginnt: *koe egi ko Ulu Walu*, ein gewisser Häuptling U. W.; *koe tangata ko Palu naï hau giate āū*, der Mensch P. kam zu mir. Steht der

Ausdruck hinten im Satze, so wird der Artikel *he*, ist die Person bekannt, so wird *ko* gebraucht (s. nr. 300.).

koe findet sich in den Pron. dem. *koeni*, dieser, und *koena*, jener, 308 über deren Bildung ich in nr. 689. 690. 701. ausführlich gehandelt habe.

Das Pron. int. *koe-ha*, welcher? was? ist eine Ableitung von *he-ha* 309 (nr. 270.); *ko* ist das Casuszeichen, und *he*, *e* könnte der Artikel sein. Dies Pron. hat seine Stelle ganz im Anfang der Frage: *koe-ha te ger fili*, welchen wirst du wählen? *koe-ha te ger fei*, was willst du thun? Wo es in der Bed. was für einer? mit einem Subst. vorkommt, kann es (so wie *he-ha*) nur von Thieren und Dingen gebraucht werden (bei Menschen steht *ko-hái* oder *ahái*).

gi, gia, giate — sind die allgemeinste Präpos., das N. Seel. 310 *ki*, *kia*, Tah. und Haw. *i*, *ia*. Der Unterschied der 3 Formen ist der, daſs *gi* vor Subst. appell. und Ortsnamen, *gia* vor Personennamen, *giate* vor Pron. pers. gebraucht wird. Was das *te* in der letzten ist, kann ich nicht auffinden. Denn es für den Artikel (N. Seel. und Tah. *te*, Haw. *ka*, *ke*, Tong. in einzelnen Spuren *te*, sonst *he*) zu halten, verhindert schon der Umstand, daſs derselbe nur vor Appellativen anwendbar ist.

Der ganze Gebrauch der Präpos. liegt darin zusammengeschlossen oder 311 geht davon aus, daſs es die Präpos. des Orts, sowohl der Ruhe, als der Bewegung ist; Ruhe: S. 445. II. IV. 459. III. Sie bedeutet so auch unter (*among*), S. 462. X. Bewegung: S. 447. XVI. XX. 463. XIII.; *gi uta*, ans Ufer, in das Innre des Landes.

Als diese Ortspräpos. bildet *gi*, wie das N. Seel. *ki*, Tah. und Haw. *i*, 312 aus örtlichen Subst. oder Adverbien Adverbia oder Präpositionen des Orts;

Ruhe: (*botu*, Seite) *gi botu*, auf einer Seite 2) *towards*; (*loto*, Mitte, Mittelpunkt) *gi loto*, in der Mitte, drinnen 2) in;

Bewegung: (*matáu*, rechts) *gi matáu*, nach rechts hin; (*fe*, wo?) *gi fé*, wohin? (*he*, da) *gi he*, dahin; (*hage*, *up*) *gi hage*, nach oben, aufwärts (*hifo*, unten) *gi hifo*, nach unten; (*muli*, fremd, Fremder) *gi muli*, in die Fremde, ins Ausland;

Ruhe und Bewegung zugleich: (*heni*, hier) *gi heni*, hier, hierher; (*hena*, da, dort) *gi hena*, da, dorthin; (*lalo*, Boden, tief, unten) *gi lalo*, unten, nach unten; (*mua*, Vordertheil) *gi mua*, vorn, *in front*, in Gegenwart 2) nach vorn, vorwärts 3) vor; (*tua*, Rücken 2) hinten 3) äuſserlich) *gi tua*, auſserhalb, heraus 2) hinten 3) hinter; (*mui*, Ende, hinten) *gi mui*, hinten 2) rückwärts.

313 Obgleich es Mar. nicht sagt, so sind alle 3 Formen, als Ortspräpos. der Bewegung, auch Zeichen des Dativs (S. 445. iii. 447. xiv. xv. 463. xiii. xiv.), aber nicht des Accus., wie in den übrigen 3 Sprachen (vgl. nr. 341.).

314 Speciellere Bedeutungen der Präpos. führt Mar. nur von *gi* allein an: gegen, gegenüber 2) durch (*through*) 3) von, über (Lat. *de*), in Betreff; man kann aber sicher annehmen, daſs sie alle drei, nach ihrem gewöhnlichen Unterschiede, sich auch hier gebrauchen lassen, wie ich schon *gia* als Lat. *de* finde (S. 458. i.).

315 Aus der Bed. von **gegen, gegenüber** entspringt es, daſs alle 3 Formen das **als** nach dem Comparativ ausdrücken; und wohl nur in dieser Beziehung übersetzt Mar. im Wörterbuche *gi* auch durch **vor** (vom Vorzuge): *gua lahi ange he mea koeni gi he mea koia*, diese Sache ist gröſser, als jene; *gua lahi ange Tubò gia Afu*, T. ist gröſser, als Afu.

316 *gi* allein hat nun noch die eigenthümliche Anwendung, aus den einfachen Pron. pers. Plur. der 1. Classe die Pron. Du. und Plur. der 2. Classe zu bilden; es tritt vor die Formen der 1. Cl., und im Dual wird *ua*, 2, im Plur. *tolu*, 3, daran gesetzt. Nur in dieser 2. Cl. kann der Dual angedeutet und der Plural von ihm unterschieden werden. Die Formen selbst und den Gebrauch dieser Pron. s. nr. 622-635.

317 Dieselben Pron. mit präfigirtem *gi* drücken auch, indem sie vor das Subst. gestellt werden, die Pron. poss. Du. und Plur. aus. Steht das Poss. nach dem Hauptworte, so tritt *a* statt *gi* vor (s. nr. 323.).

318 Da *gi* nichts andres, als Präpos., ist, so erscheint sein Gebrauch in den Pron. pers. höchst seltsam. Die beständige Nachstellung nach dem Verbum würde die Präposition, das Verbum möge das einfache Pron. auſserdem noch vor sich haben (nr. 631.) oder nicht (nr. 628.), freilich immer noch eher erklären, indem die Sprache es für einen Obliquencasus ansähe, als wenn sie (was nie geschieht) als Subject vor ihm ständen; aber es giebt in ihrer Construction eine Menge von Umständen, von denen ich nur die Anwendung der Präposition selbst (*giate*, nr. 635.) und des Casuszeichens *ko* (nr. 633.) vor ihnen hier anführen will, welche dieser Erklärung des *gi* nur dann eine Möglichkeit übrig lassen, wenn man annimmt, daſs das Volk die Bedeutung des *gi* ganz vergessen habe. Ein Gefühl derselben im Gegentheil

verräth wieder die Weglassung des *gi* nach *ma* (s. nr. 635. 336.). Als Poss. stehn diese Pron. bestimmt vor dem Subst., und hier wäre die Präpos. eher begreiflich, obgleich die Polynes. Sprachen sonst zur Bildung der Besitzpron. keine Ortspräpos., sondern Präpositionen des Besitzes wählen. Die Präposition erscheint aber wieder als gänzlich unnöthig zur Darstellung des Poss., wenn man sieht, wie die Sprache auch das einfache Pron. pers. Plur. vor dem Subst. in dieser Eigenschaft gebraucht.

319 *i* — eine abgekürzte Form der vorigen Präpos., wie sie die drei übrigen Sprachen besitzen, finde ich, in der Bed. der Ruhe und Bewegung vor ein Ortsadv. gesetzt: *fe*, wo? *ifé* und *gi fé*, wo? wohin?

320 *a* — finde ich als Präfix der Pron. pers. *akói*, du (eine andere Form ist *koi*), und *aía*, er (eine andere Form ist *ia*). Alle 4 Pronomina gehören zu Mar.'s zweiter Classe. Ich habe über den Gebrauch dieser Classe, so wie über den besonderen dieser zwei Wortpaare in nr. 625-635. gesprochen, und es bliebe nur noch die schwierige Frage zu beantworten, wofür man dies *a* zu halten habe. Am wahrscheinlichsten ist es Präpos.; hierfür spricht der ähnliche Gebrauch des Mal. *de, di* (S. 344.), die Bildung der Dual- und Pluralpron. der 2. Tong. Classe durch *gi* (nr. 316-318.) und der Umstand, daſs die beiden einfachen Formen das Casuszeichen *ko* annehmen können, die mit präfigirtem *a* aber nicht (s. nr. 633.). Wie dies sich aber auch verhalten möge, so ist dieses *a* dem vor Pron. dem. und int. ganz ähnlich.

321 *a* findet sich den Pron. poss. des Sing. präfigirt: *aku*, mein, *au*, dein, *ana*, sein (über *na* s. nr. 659.). Es wird durch die Vergleichung der übrigen drei Südsee-Sprachen unzweifelhaft, daſs *a* hier die Präpos. von ist.

322 Wiederum tritt *a* als Präfix vor die Pron. poss., sowohl des Sing., als des Du. und Plur., wenn sie dem Subst. nachstehn. Jene Singularformen nehmen dabei ein zweites *a* an: *aku falle* oder *falle aaku*, mein Haus, meine Häuser; *waka aáu*, dein Boot; *ana togi* oder *togi aana*, seine Axt, seine Äxte. Bei dieser Nachstellung entsteht, aus dem Pron. pers. *ia*, er, gebildet, eine zweite Form für die 3. Person, *aía*, sein: *ngatu aía*, sein Mantel. Für die 2. Person besteht noch ein eignes, stammhaftes (nicht vom Pron. pers. abgeleitetes) Poss. *ho*, dein, das Mal. *kau*. Dieses wird vor dem Subst. gebraucht; soll es ihm nachgesetzt werden, so nimmt es *a* an: *ho buaka* oder *buaka ahó*, dein Schwein.

323 Die Pron. poss. des Du. und Plur. können vor und nach dem Subst.

stehn. Werden sie ihm vorgesetzt, so haben sie das Präfix *gi* (und sind dann in der Form ganz den Pron. pers. gleich); werden sie ihm aber nachgestellt, so vertauschen sie das *gi* mit dem Präfix *a*: *gitauua waka* oder *waka atauua*, unser beider Boot oder Böte (einschl.).

324 So verschieden und zum Theil seltsam die hier zusammenkommenden Fälle sind, so bleibt es doch immer natürlicher, in einem Pron. poss. eine Besitz-Präpos., auch wenn sie doppelt stände, anzunehmen, als irgend etwas anderes. Die Pron. pers. des Plur. der 1. Classe stehn (nr. 681.), wie das wirkliche Poss. *ho* (nr. 679.), mit dem Artikel *he* oder dem Casuszeichen *ko* vor sich vor dem Subst. als poss. Die Formen *aku, au, ana* und *ho* sind schon an und für sich Poss., und das neu vortretende *a* ist, wenn es die Präpos. sein soll, allerdings hier sehr sonderbar. Bei den Pron. des Du. und Plur. und bei *aia* ist der Fall aber ein anderer; man muſs sie ohne das *a* für Pron. pers. halten, und hier hätte seine Erklärung durch von keine unmittelbare Schwierigkeit.

325 Sehr schwer zu bestimmen, aber vielleicht auch präpositionell, ist die Natur des Präfixes in den Pron. dem. *aheni*, dieser, und *ahena*, jener (von *heni*, hier, *hena*, dort), wofür man auch, mit dem Casuszeichen *ko, koeni, koena* (s. nr. 689. 690. 701.) sagt, ohne daſs der Unterschied nach Mar. ein andrer wäre, als daſs letztere gebräuchlicher sind.

326 Mit dem Casuszeichen *ko* wechselt es auch im Pron. int.: *ahái* und *ko-hái* (s. über dieses nr. 304.). *Ahái* steht immer zuletzt und bedeutet wer? nach einem Subst. was für einer? *koe tangata ko-hena ahái*, was für ein Mann ist das? Die Bed. wessen? hat es allein, und hier ist das *a* geradezu die Präpos. von.

327 Ein einziger bestimmter Fall seiner Bed. als Besitz-Präpos. ist der, daſs
es manchmal an Eigennamen von Personen oder Örtern den Gen. bezeich-
net; *malánga a Finău*, Finau's Rede; *he ngatu a Wawaū*, der Mantel
328 von (der Insel) W. Sonst ist dieser Casus nur an der Stellung nach dem
regierenden Subst. kenntlich: *he hingoa he jiéna*, der Name der Person.

329 Ich finde auch Spuren seiner Bed. als Präpos. der Zeit, und zwar gilt es hier vielleicht nur von der Zukunft: *abó*, heute Abend; *bongi-bongi* und *abongi-bongi*, morgen; *afé*, wann? (von der Zukunft; *fe*, wo?) *anéi*, bald (wohl von der Zukunft; über diese Bildung s. nr. 902.).

330 Diesem *a* des Fut. entspricht der Vorsatz *ani* der vergangnen Zeit,

über dessen Ableitung ich nr. 993. gesprochen habe: *aniafi*, gestern (von *afi*, Feuer); *anibò*, gestern Abend; *anifé*, wann? (bei der Vergangenheit) *aninéi*, vor kurzem, eben jetzt. Eine Ausnahme davon scheint *aniẇiha*, übermorgen, zu machen. Es liegt auch in *kani*, wenn der Bedingung (von der vergangenen Zeit), wogegen *kapáu* dasselbe von der Gegenwart oder Zukunft ist. *Ka* bedeutet auch wenn, *pau* finde ich nicht.

me — ist die Präpos. des Term. a quo, von; vor Subst.: S. 446. 331
XII., S. 447. XIX.; bei Adv.: *me fe*, woher? *me heni*, von hier; *me hena*, von dort; *me hage*, von oben; *me hifo* oder *me lalo*, von unten.

mo — ist die Präpos. mit der Gesellschaft: S. 447. XX., S. 448. XXIII. 332

Ferner bedeutet es und, sowohl zwischen einzelnen Wörtern (S. 445. 333
VII.), als zwischen Sätzen (S. 462. VIII.), und, in der Mitte des Satzes stehend, auch (S. 459. V., S. 463. XIV.).

Als und wird es besonders gewöhnlich vor dem Zahlworte *afe*, 1000, 334
gebraucht, wenn diese Zahl oder ihr Vielfaches zu gröſseren hinzugezählt wird: *mano mo afe* 11,000, *mano mo ua afe* 12,000. Vor andren Zahlen, und, nach einem B., auch vor *afe*, gebraucht man *ma* (nr. 338.).

Es ist auſserdem das Pron. 2. Pers. Plur., ihr (s. nr. 640. 641.). 335

ma — wird nach Mar. in der Bed. für vor den Pron. poss. nach 336
den Ausdrücken *mei*, *atu* und *angi* für geben gebraucht, um den Dat. pers. zu bezeichnen. Ich fände hier für weniger passend, wie als (*tanquam*). Z. B. gieb es mir kann ausgedrückt werden: *mei ia giate āu* oder *mei ia ma aku*, letzteres nach Mar.: gieb es für mein, besser wohl: her es als meines! Dabei kann man aber die Possessiv-Formen *éüku*, mein, *ho*, dein, *enne*, sein (die drei, welche ich für eigentliche Possessiva halte, s. nr. 679. 680.), nicht gebrauchen, sondern nur *aku*, mein, *au*, dein, *ana*, sein. Fernere B.: *angi ia ma ana*, gieb es ihm; *teū atu ia ma au*, ich will es dir geben. Ebenso stehn die durch vorgesetztes *gi* gebildeten Pron. Du. und Plur. nach *ma*; doch finde ich im Wörterb. (*v. give*) diese Pluralformen ohne *gi* gebraucht: *mei ia ma mautolu*, gieb es uns (ausschl.); *teū atu ia ma motolu*, ich will es euch geben; *angi ia ma nautolu*, gieb es ihnen.

Nun steht aber dieses Wort auch vor dem Subst., jedoch nach Mar.'s 337
Beispiele nur dann, wenn das Subst. ein wirkliches Pron. poss. vor sich hat. Er giebt nämlich nur den Satz an: *angi ia ma enne guli*, *give it for his*

dog. Ich finde an der ganzen Sache mancherlei Anstoſs. Zuvörderst muſs ich noch bemerken, daſs er hinzusetzt, daſs hier gerade, vor dem Subst., die Pron. *éüku, ho* und *enne* gebraucht werden, und nicht die vorigen. Soll man das B. übersetzen: gieb es seinem Hunde, so ist der Fall ein ganz anderer, als oben beim Pron.; *ma* wäre hier geradezu Zeichen des Dativs, und es fände keine Verwandlung des poss. Pron., dem Sinne nach, in das persönliche statt; man begriffe dann auch nicht, warum es nicht auch mit dem bloſsen Subst. (gieb es dem Hunde) gebraucht werden sollte. Hat man die Engl. Worte zu verstehn: gieb es als seines des Hundes (als Eigenthum des Hundes), so wäre das Englische sehr gewaltsam gestellt, und man sähe ferner nicht ein, warum hier andere Possessiv-Formen in Anwendung kommen müssen. Beobachtung an Texten selbst muſs die Sache entscheiden.

338 *ma* heiſst zweitens und, und Mar. vermuthet im Wörterb., daſs es eine Corruption für *mo* sei. Es wird nur zur Verbindung zwischen Zahlwörtern gebraucht: *ongofulu ma taha* 11, *ongofulu ma ua* 12, *uafulu ma ua* 22, *teaü ma taha* 101, *teaü ma uafulu ma taha* 121, *afe ma taha* 1001, *afe ma teaü* 1100. Nach Mar. soll vor *afe*, 1000, dieses und durch *mo* ausgedrückt werden (s. nr. 334.), dennoch finde ich auch *ma*: *hiwa mano, ma nima afe, ma fitu ngeaü, ma fa ongofulu, ma taha*, 95, 741.

339 *mei, atu, angi* – Die andren drei Südsee-Sprachen besitzen diese merkwürdigen Wörter auch, aber keine bedient sich ihrer in der genauen Gesetzmäſsigkeit, welche im Tong. herrscht. Sie sind ganz einfach nichts anderes, als Partikeln der Bewegung oder Richtung: *mei* her (für die 1. Person bestimmt), *atu* hin, bei dem Angeredeten (für die 2. Person), *angi* hin, d. h. an den Ort, der beiden Sprechenden fern ist (für die 3. Person). Ich übersetze sie absichtlich nicht durch hierher, dahin, dorthin, weil sie nicht als wirkliche Adverbia gebraucht werden, wofür die Sprache andere Wörter hat, sondern ihre Function auf zwei besondere Fälle beschränkt ist.

340 Der erste Fall ihres Gebrauchs, welcher in den andren drei Sprachen nicht so hervortritt, ist der, daſs sie selbst das Verbum geben ausdrücken, wenn dieses einen Dat. pers. (nach Mar.'s Beispielen nur des persönlichen Pron.) bei sich hat. Ist dieser Dativ das Pron. der 1. Person, so steht *mei*, ist er das Pron. 2. Pers., so steht *atu*, ist er das Pron. 3. Pers., so steht *angi*.

Natürlich ist nicht daran zu denken, daſs diese Partikeln das Verbum geben selbst wären. Mar. bemerkt nun ferner, daſs das Präs. des Verbums nie durch sie ausgedrückt wird, sondern daſs man dafür das Fut. gebraucht. Dies ist nicht ganz deutlich. Er meint wahrscheinlich das Präs. Indic., denn der Imperativ (Präs.) kommt gerade in seinen B. besonders oft vor; ferner übersetzt er das Fut., welches vor der Partikel durch das Hülfswort der Zeit mit zugegebenem Pron. Subj. angedeutet ist, durch das Fut. selbst oder durch wollen, und man muſs auch wohl glauben, daſs das Fut. gemeint ist. Ich erinnere daran, daſs ganz im Allgemeinen die Zeitpartikel der Zukunft auch dem Präs. dienen kann (nr. 372.). Ob auch die vergangene Zeit dieses Verbums auf dieselbe Weise, wie das Fut., durch ihr Hülfswort *na* an den drei Partikeln sich bezeichnen läſst, erfährt man durch Mar. nicht. In seinem Wörterbuche finde ich ein wirkliches Verbum geben, *fuagi.* Seine Beispiele sind zu einfacher Art, als daſs man entscheiden könnte, ob der ganze Gebrauch dieser Wörter sich wirklich in so engen Gränzen bewegt. Er gebraucht nämlich als Object immer nur das Pron. es, und bei dem Dativ der 1. und 3. Person den Imper., bei dem Dativ der 2. das Fut.: *mei ia gíate āū* oder *gíate gimautolu*, gieb es mir oder uns (ausschl.); *angi ia gíate ia* oder *gíate ginautolu*, gieb es ihm, ihr, oder ihnen; *teü atu ia gíate koi* oder *gíate gimotolu*, ich will es dir oder euch geben. Der Dativ der Person kann auch durch *ma* mit dem Pron. poss. ausgedrückt werden (nr. 336. 337.). Wie man diese Wörter für den Imperativ gebraucht, ist leicht einzusehn, nicht so aber, wie nach dem Präformativ eines Tempus die bloſse Partikel zum Ausdrucke des Verbums werden kann. Nach Mar. wird der Dat. pers. oft nicht hinzugefügt, sondern kann in der Partikel mit inbegriffen sein: *mei*, gieb mir (eig. her!). Vielleicht geht dies nur beim Imper. — Man sollte wohl denken, daſs diese Wörter auch mit einem Subst. als Objecte, und *angi* mit einem Subst. als Dat. pers. gebraucht werden könnte; das Letztere tritt wirklich bei *ma* (nr. 337.) ein.

Den andren Polynesischen Sprachen gleich ist der zweite Gebrauch der 341 drei Wörter, indem sie nämlich als leere Partikeln der Richtung dem Verbum nachgesetzt werden, und zwar nicht nur, wie man denken sollte, wenn das Verbum selbst eine Bewegung bedeutet und eine Ortspräpos. der Bewegung auf dasselbe folgt, sondern auch nach Verben von ganz anderer, einfach transitiver Art. Nach Mar.'s Beispielen müſste aber das Verbum immer ein Rectum, entweder als Object des transitiven Verbums, oder als Präposition der Bewegung bei einem Intransitivum, nach sich haben. Da jedoch in denen des ersteren Falles das Object immer durch die, auch in dem letzteren dienende, Präpos. *gi* eingeleitet ist, welche nur als Zeichen des Dativs, nie des Accus., in der Sprache erscheint, so verschwindet derselbe in den zweiten Fall, da man das trans. Verbum absolut auffassen und die Präpos., als die der Bewegung, von ihm abhängig annehmen muſs. Die Partikel hält sich dicht hinter dem Verbum, und auf sie folgt die Präpos.; man sagt vielleicht besser, daſs die Präpos. *gi* durch die Richtungs-Partikel hervorgerufen wird. Auch in diesem Gebrauche der Partikeln offenbart sich wieder im Tong., abweichend von den drei andren Sprachen, jene vollständige Regelmäſsigkeit, die schon im ersten sichtbar gewesen ist, daſs nämlich *mei* dann steht, wenn das Verbum als Rectum das Pron. 1. Pers., *atu*, wenn es das Pron. 2. Pers., *angi*, wenn es das Pron. 3. Pers. oder ein Subst. nach sich hat. Beispiele:

1) nach intrans. Verben der Bewegung, die eine Präpos. nach sich haben: *na lelle mei ia gíate āu*, er lief auf mich zu; *neü lelle angi gi he falle*, ich lief nach dem Hause; *na buna atu he manu gíate koi*, der Vogel flog nach dir hin; *neü jio atu gíate koi*, ich blickte nach dir, oder ich sah dich an.

2) nach trans. Verben, die ein Object bei sich haben: *gua te ofa atu gíate koi*, ich liebe dich; *gua te ofa angi gíate ia*, ich liebe sie (die Frau); *teü ofa angi gíate ia*, ich werde sie lieben; *na ta mei ia gíate āu*, er schlug mich.

342 Nach dem Wörterb. (*v. towards*) darf auch nach Verben der Bewegung das persönliche Pron. mit der Präpos. wegbleiben; und man kann dies nur für eine sehr natürliche Abkürzung halten, da beide in der Partikel schon liegen: *hau mei*, komm zu mir (komm her); *teü alu atu*, ich will zu dir gehn; *alu angi*, gehe zu ihm; s. noch S. 459. vi., S. 462. xi. Ebenso finde ich den Dativ pers. weggelassen, S. 458. i.; sogar das Verbum der Bewegung fehlt, S. 463. xiv. Vgl. ferner (Mar. im Wörterb.) *jio mei*, siehe hier! *jio atu*, sieh dich an! (z. B. im Spiegel) *jio angi*, siehe dort!

Mit *tala*, sagen, erzählen, werden die Partikeln zusammengeschrieben, und *atu* und *angi* damit zusammengezogen: *tálaméi, talatu, talangi*: von *talangi* s. ein B. S. 447. xiv.

Daſs die Wörter auch nach einem Adj. eintreten können, muſs man aus *tonu*, deutlich, einleuchtend, *tonumei*, mir, uns, *tonuatu*, dir, euch, *tonuangi*, ihm, ihr, ihnen einleuchtend (Mar. Wörterb.), abnehmen.

angi finde ich in einigen Beispielen, wo es nicht ganz klar ist. In 343
hifoangi, herabsteigen (*hifo* dass. 2) unten, herab), und *foliangi*, umringend
2) rings herum (*foli* dass. 2) umringen, sich ringsum verbreiten),
scheint es mir eher, wie das Haw. *ae* (s. nr. 883-886.), und wie *ange* einmal
(s. nr. 352.), absolut, gleichsam zum Wortbegriffe gehörig, zu stehn, als
daſs es zur Bildung des Redetheils diente.

ange — Es ist sehr schwer, über die Natur dieses Wortes ins Klare 344
zu kommen; auf der einen Seite scheint es in der Grundbedeutung und in seiner Nachsetzung nach dem Worte, an welchem es etwas bezeichnet, mit *angi* beinahe identisch zu sein, auf der anderen sind seine grammatischen Anwendungen ganz verschiedener Art. Ebenso stellt es sich gegen die Tah. und Haw. Partikel *ae*; der Form nach sollte man diese für das Tong. *ange* halten, ihre Function ist aber aus *angi* und *ange* gemischt und die hauptsächlichste stimmt mit dem ersteren überein. Wieder hat das letztere oft in der Anwendung eine so groſse Verwandtschaft mit der Präpos. *gi*, daſs man es geradezu für das nachgesetzte *gi* halten kann. In einem Theile seiner Bed. gleicht es dem Mal. *lāgi* (s. nr. 797.).

Mar. übersetzt es erstens durch *against, leaning against*. Ich finde die 345
Bedeutung einer Präposition der Bewegung, aber auch der Ruhe, in dem 346
Falle, wo es örtlichen Substantiven, aus ihnen Adv. bildend: *mua ange*,
vorwärts 2) vorn, in Gegenwart; *mui ange*, rückwärts, hinten; *lotoange*,
innerlich; und eher müſsig wirklichen Adverbien nachgesetzt ist: *ofi* und
ofi ange, nahe; *ofi ange gi fé, whereabout? near what place?* Denselben
Gebrauch hat das vorgesetzte *gi*. Dies *ange* scheint geradezu die Haw.
Richtungs-Partikel *ae* zu sein, nur daſs diese weniger häufig und allgemein
ist, und daſs in dieser Sprache in demselben Falle auch die Richtungs-Partikeln
maï, *atu* und *iho* stehn.

Eine andere Bedeutung ist die von sehr nach einem Adjectivum, welche 347
ange in einem B. (S. 462. ix.) ganz deutlich hat, obgleich Mar. es hier durch

genug überſetzt. Das Wort genug findet ſich ſelbſt dem Ausdrucke hinzugefügt S. 463. xvii.

348 In dieſer Bed. von ſehr, oder genauer von weiter fort, iſt es, dem
Adject. nachgeſetzt, ein Zeichen des Comparativs, aber auch wohl des Superlativs:
chi, klein, *chiange*, kleiner, der kleinſte; *mamaü*, fern, *mamaüange*,
ferner; *gua lillé ange he mea koeni gi he mea koia*, dieſe
349 Sache iſt beſſer, als jene. Auch am Subſt., denſelben nachgeſtellt, bezeichnet
es einen Comparativ, unſer gröſser: *gua egi ange Finau gi Tubó*,
F. iſt ein gröſserer Häuptling, als T. (*egi*, Häuptling).

350 Die Bed. weiter finde ich auch in *feiange*, fortfahren (in einer Arbeit, Rede; von *fei*, machen, thun); und inſofern ſcheint es mir, dem Verbum nachgeſetzt, die Dauer der Handlung, namentlich beim Präs., anzuzeigen: S. 459. v. vi. Wilh. v. Humboldt hat es in dieſen beiden Stellen auch durch fortwährend überſetzt. Wenn Mar. hier ſeine Überſetzung der Partikel *against* anwenden will, und *tuange* im Wörterb. durch *standing against* wiedergiebt, ſo ſcheint dies wenig paſſend.

351 Ob es in dieſem Sinne auch das Partic. Präs. ausdrücken könne, wage ich nicht zu beſtimmen (B. S. 459. vii.). Näher ſcheint es mir zu liegen, anzunehmen, daſs die Verknüpfung (das Adjectiviſche des Verbums, oder das Pron. rel.) unangedeutet geblieben iſt, und daſs durch *ange* nur die Dauer der Handlung bezeichnet wird.

352 Gar keine Bedeutung, höchſtens die der Haw. Richtungs-Partikel *ae*, fände ich in *filiange*, umwenden, umſtürzen, wovon ich kein Stammwort finde, da *fili* wählen heiſst; doch muſs es wohl, wie das Compoſitum *teggafili*, niedergeworfen, auf dem Boden liegend, beweiſt, ein anderes *fili* gegeben haben, von welchem das mit *filiange* gleichbedeutende *filihi* durch das Affix *hi* abgeleitet iſt.

353 Mar. überſetzt ferner *ange* durch gleich, ähnlich, welche Bed., ſo wie
deren gleich zu entwickelnde Anwendung, mit der von *gi* und von Mar.'s
gegen (s. nr. 345.) zuſammenhängt. Die Bed. gleich, ähnlich belegt er
354 mit keinem Beiſpiele, führt aber im Wörterb. *angeko*, wie, an. Das *ko*
gehört ſchwerlich dazu, ſondern iſt, wie ſonſt, das Zeichen des Nomin. für
das zu dem Adv. gehörende Nomen, und ſo laſſen ſich auch alle Beiſpiele,
welche ich für dieſe Bed. von *ange* gefunden habe, löſen: S. 462. xi.,

S. 446. xiii. *ángekó ia*, wie er (¹). An *ange* kann auch *be* treten, und das Wörterbuch überſetzt *angebé*, ohne da das *ko* hinzufügen, durch wie. Ein B. zeigt *ange be ko* (S. 447. xvii.). Merkwürdig bliebe es immer, wenn *ange* in dieser Bed. nie ohne das Nominativ-Zeichen vorkäme. Diese seine Anwendung weicht insofern von allen übrigen ab, als es hier nicht an ein Wort antritt, sondern vor dem von ihm Abhängigen steht; denn es befindet sich offenbar in keiner Verbindung mit dem ihm vorhergehenden Worte.

Eine Folge seiner Bed. eines vergleichenden Adv. oder der Präpos. gegen, wie *gi* selbst gebraucht wird, ist es, daſs *ange*, dem Adject. nachgesetzt, aus ihm ein Adv. bildet: *lillé ange*, gut (*bene*), *mamafa ange*, *heavily*, *malohi ange*, *strongly*, *wei wei ange*, *weakly*. Über den Unterschied dieser Adverbial-Bildung von der durch das Präfix *fækka* s. nr. 1073. Es fällt auf, daſs diese Form von der für sehr nicht verschieden ist: *lillé ange* kann ebensowohl heiſsen sehr gut, als gut (*bene*); und doch muſs man eingestehn, daſs, so sehr auch die mannigfachen Anwendungen der Partikel in Einer Grundbedeutung zusammengehen mögen, hier zwei ziemlich verschiedene specielle neben einander herlaufen. 355

Etwas gemischt sind die Beispiele: *bo uli*, Nacht, *bo uliange*, dunkel (Adj. und Adv.) 2) bei der Nacht; *aho*, Tag, *ahobe* und *ahoangebé*, täglich (*daily*, bei welchem es sich nicht entscheiden läſst, ob es Adj. oder Adv. sein soll).

Ehe ich zu den drei Zeitpartikeln des Tong. Verbums, *gua*, *na*, *te*, übergehe, mögen hier einige die Wortstellung betreffende Bemerkungen Platz finden, welche auf sie gemeinschaftliche Anwendung haben. 356

Das Tempuszeichen eröffnet nach Mar. den Satz, auf dasselbe folgt das persönliche Pron. Subj., dann das Verbum; das Pron. *ia*, er, aber steht nach dem Verbum, mit Ausnahme Eines Falles (s. nr. 365., vgl. noch nr. 370.).

(¹) Ich würde dies *ange koia* schreiben. Mar. giebt zwar in seinem Wörterb. *kóia* als: recht! wohl! wahrhaftig! dagegen *koia* als das Pron., aber in *kóiabé*, derselbe, welches er selbst vom Pron. ableitet, hat er die umgekehrte Betonung. Auch im N. Seel. findet sich *kōia*, *truly*, *certainly*. Dasselbe Wort ist *oia*, im Tah. ja, im Haw. (nach dem Wörterb.) ja, es ist so (eine starke Versicherung), daher *hoooia*, Wahrheit, beistimmen, versichern 2) ja. Das Haw. Wort unterscheidet sich durch die Aussprache (*oiá*) vom Pron. (*ōia*). Die weitere Untersuchung über diese Form s. nr. 1058.

Im Plur. kann auſser dem vor dem Verbum stehenden Pron. der 1. Classe noch die *gi* präfigirende Form der 2. dem Verbum nachgesetzt, ja diese zusammengesetzte Form kann ohne die einfache gebraucht werden. Ich finde auch im Sing. so ein doppeltes Pron.: S. 446. XIII., S. 448. XXI. Der Dual läſst sich nur durch die Form mit *gi* bezeichnen.

357 Nach Mar.'s Angabe müſste ein Subst. des Subjects ganz zuletzt im Satze stehn, nicht bloſs nach dem Verbum, sondern nach allen Wörtern, die etwa noch zum Satze gehören: *na fekáu giate ginautolu lewa Tangaloa*, T. befahl ihnen demzufolge. Es finden sich aber mancherlei Abweichungen von dieser Regel. Das Subst. hat auch seine Stelle zwischen der Zeitpartikel und dem Verbum (S. 459. VI.), selbst vor der Partikel (*ib.*), wobei dieselbe noch das Pron. 3. Pers. müſsig nach sich nehmen kann (S. 445. II., nr. 365. 371.). Ich finde auch ein Adv. zwischen die Zeitpartikel und das Verbum gestellt (S. 445. VII., S. 462. XI.).

358 Das Tempuszeichen soll nach Mar. das Verbum im Indicativ beständig begleiten, und die Form ohne dasselbe der Imperativ, manchmal der Infinitiv, sein. Das bloſse Verbum ist aber auch, ohne Partikel, der Indicativ, sowohl im Präs. (S. 445. V., S. 460. XVI.), als im Imperf. (S. 445. VIII., S. 446. X. XI. XIII., S. 447. XV., S. 458. I.) Wo mehrere Verba in derselben Zeit auf einander folgen, reicht die Partikel vor dem ersten hin (S. 447. XVIII.).

Den Fall, daſs die Zeitpartikeln gleichsam das Verbum sein ausdrücken, s. nr. 362. 363.

359 *gua* — ist das Zeichen des Präs., lautet aber vor dem Pron. *ger*, du, *gu*: *gua mohe ia*, er schläft; *gua mau alu*, wir (ausschl.) gehn; *gu ger mohe*, du schläfst. Das Pron. 1. Pers. Sing. heiſst nach ihm *te*.

360 Es drückt nach Mar.'s Bemerkung oft die Vergangenheit aus, besonders wenn das Ereigniſs noch nicht lange her ist. Man möchte ein Beispiel wünschen, um zu beurtheilen, ob vielleicht das Imperf. gemeint ist.

361 Das Wort ist das Mal. *jūga*, von welchem es noch eine kürzere Form, *jūa*, giebt, und lautet im N. Seel. *koa*, im Tah. und Haw. *ua*. Das Mal. Wort drückt in der Bed. von noch, schon die Gegenwart und Vergangenheit aus (s. nr. 775-777.). Als Adv. erscheint es auch im Tong. *gua loa* (Wörterb.), vordem, ehemals, vor langer Zeit.

362 Wie das *ua* des Tah. und Haw., drückt es scheinbar auch das Verbum sein in den ihm zugewiesenen Zeiten an. Dabei steht *gua* bald ganz vorn,

und es folgt ihm das Prädicat und diesem das Subject: *gua lillé ange he mea koeni gi he mea koía*, diese Sache ist besser als jene; *gua lahi enne togi*, seine Äxte sind viele, d. h. er hat viele Äxte; bald steht das Subject vor und das Prädicat nach der Partikel: *koe togi koeni gua lillé obito* oder *koe togi be koeni gua lillé*, diese Axt ist die beste. — Man 363 sieht wohl, daſs die Partikel hier keine andere Function, als die der Zeitandeutung, hat und daſs das Verbum sein selbst fehlt, oder, wie Wilh. v. Humboldt im 3. Abschnitt in einigen Stellen (S. 459. VII., S. 462. VII., vergl. noch *ib.* IX.) bemerkt hat, daſs das Adj. des Prädicats als Verbum behandelt wird, und darauf die Zeitpartikel zu beziehen ist. Hieraus kann man gleich weiter schlieſsen, daſs auch die Partikeln der Vergangenheit und Zukunft dieses Verbum ausdrücken können, und ich kann wenigstens für *te* davon Beispiele anführen: S. 447. XVIII., S. 463. XVII.

na, *ne* — *Na* ist das Zeichen der Vergangenheit, wie auch im 364 Kawi und Tag. (s. nr. 795.), und scheint auch eigentlich ein Adv. (schon oder ä.) zu sein: *na ger alu*, du gingst; *na nau nofo*, sie blieben. Ob- 365 gleich das Pron. *ia*, er, nach der obigen allgemeinen Bemerkung (nr. 356.) erst nach dem Verbum folgen soll, so kann es doch an diese Partikel herantreten und wird dann mit ihr in *naï* zusammengezogen: *naï mohe*, er schlief. Ich finde dieses *naï* auch gebraucht, wenn ein wirkliches Subst. Subj. im Satze ist (vgl. nr. 357.); dabei steht *naï* vorn und das Subst. hinter dem Verbum: *naï hau giate āū he tangata ko Palu*, der Mensch P. kam zu mir; oder beide stehn vor ihm, das Subst. vor *naï*: *ko tangata ko Palu naï hau giate āū.*

Das Pron. 1. Pers. Sing., *āū*, ich (vgl. nr. 624. 636. 637.), wird mit der Partikel, welche dann die Gestalt von *ne* annimmt, zusammengezogen (*neü*): *neü alu*, ich ging. S. das vollständige Schema dieses Tempus bei Mar. II. S. 360. 363.

na ist auch eine Conjunction und bedeutet nach Mar.'s Wörterb.: 1) da- 366 mit nicht (*lest*) 2) im Fall daſs (also wohl wenn der Bedingung). Die erstere Bed. möchte auf einem Irrthume beruhen, es scheint vielmehr daſs zu heiſsen. Ich finde es nämlich mit *óua* (s. über dieses Wort nr. 822.) vor sich den verbietenden Imperativ bildend (S. 460. XVI., S. 463. XIII.).

ne ist nach Mar. oft ein euphonischer Anhang an Wörter, welchen be- 367 sonders die Frauen gebrauchen; *e* soll dabei wenig gehört werden: *nofo* und *nofone*, wohnen, bleiben. Mar. sagt, daſs *e* hier nur zur Verlängerung des *o* der vorigen Sylbe diene und die Sylbe *fone* wie das Engl. *prone* ausgesprochen werde. *Nofone* kommt, in der Bed. des substantivischen Infinitivs, S. 462. VIII. vor. Andere B. sind (nach dem Wörterb.) *takotone* für *takoto*, liegen, *behene* für *behe*, so.

368 *ne* ist auch das Pron. er nach der Partikel des Fut. *te* (*tenne*, s. nr. 370. 371.) und in dem Poss. *enne*, sein; über beide Formen s. nr. 680.

369 *te* — ist das Zeichen des Fut.: *te mo alu*, ihr werdet gehn. Das
Pron. ich wird mit ihm zusammengezogen (*teü*: vgl. nr. 624. 636. 637.):
teü alu, ich werde gehn; ebenso findet es sich in Mar.'s Texten mit *ger*,
du, zusammengeschrieben, wobei *g* verdoppelt wird (*tegger*), aber in den
370 Paradigmen schreibt er *te ger mohe*, du wirst schlafen, u. ä. Das Pron. 3.
Pers. Sing. (sonst *ia*) lautet bei dieser Partikel *ne*, wird von ihr angezogen,
und diese Verbindung immer *tenne* geschrieben: *tenne mohe*, er wird
schlafen; dieses *tenne* hängt wahrscheinlich mit dem Poss. *enne* nahe zusammen
(s. nr. 680.). In dem Falle, wo das Pron. er das Subj. ist, kann die
Zeitpartikel auch *e* lauten; dann steht aber die gewöhnliche Pronominalform,
ia, und zwar (nr. 356. zufolge) nach dem Verbum (s. nr. 280.). Das
371 vollständige Schema des Fut. ist bei Mar. II. S. 361. 363. zu sehn. Die Form
tenne wird sehr oft dann gebraucht, wenn das Subject ein Subst. ist, und
liefert so einen neuen Beleg zu meiner obigen Bemerkung (nr. 357.), daſs in
diesem Falle die Zeitpartikeln oft das Pron. 3. Pers. überflüssig bei sich führen.
Das B. S. 448. XXIII. ist von der Art, daſs das Subst. Subj. den Satz beginnt
und darauf *tenne* mit dem Verbum folgt. Es fragt sich nun besonders,
ob nicht das Subst. ohne das redundirende Pron. stehn kann, und ob dann
te oder *e* gebraucht wird. Ich finde die Form *tenne* auch, wo ein Pron. int.
als Subject ihr vorausgeht (S. 462. X.).

372 Mar. äuſsert, daſs das Fut. auch das Präsens ausdrücken könne: *ikéi teü iloa*, ich weiſs nicht; und ich glaube dies so verstehn zu müssen, daſs die Partikel *te* auch das Präs. bezeichnen kann.

373 Im Tah. ist *te*, im Haw. *ke* Zeichen des Präs. und Imperf., je nachdem auf das Verbum die Partikel *nei* oder *ra, la* folgt. Von der Aufklärung, welche Mar.'s Übersetzung von *te* durch beinahe im Wörterb. über die Natur dieser Partikel zu geben im Stande ist, habe ich nr. 783. näher gesprochen.

Mar. sagt, daſs dieses *te* auch *can, could, should, would* ausdrücken 374
könne. Die beiden letzten Engl. Wörter sind zu vieldeutig, als daſs sich der
Gebrauch ohne Beispiele beurtheilen lieſse, und das abgerissene: *kapáu tenne
alu, if he should go,* gewährt auch nicht hinreichende Klarheit. Dagegen 375
ist seine Bed. als können im Präs. und Imperf. einfach ersichtlich: *te
ger* oder *tegger*, kannst du? *te nau*, können sie? *tenne alu*, kann er
gehn? s. ferner S. 446. xiii. Vollständige Schemata s. bei Mar. II. S. 371-372.

te ist auch ich nach der Präsens-Partikel *gua* (s. nr. 629.). 376

377 Es erscheint in einigen einzelnen Fällen auch als Artikel, und ist unläugbar eine ältere Form desselben, die sich in den andren drei Südsee-Sprachen erhalten und aus der sich das jetzige *he* erst abgeschliffen hat (vgl. nr. 268.). Die Wörter, in denen *te* so vorkommt, sind lauter Zahlausdrücke:

teaü, 100 (s. nr. 587. 588.);

tefuhi, ein besonderer Ausdruck für dieselbe Zahl, zur Zählung von Yams und Fischen: *ufi tefuhi mo tekáu*, 120 Yams: über die Bed. und Etymologie von *fuhi* s. nr. 589. 590.;

tekáu, 20 (s. nr. 287.): und vielleicht

tefua, allein (*fua*, alle, alles; *fua-be*, alle, jeder).

Die Verwandlung dieses *te* vor *aü* und *kau* in *nga*, sobald die Mehrzahl eintritt (s. nr. 281. 283.), bestätigt dies noch mehr.

378 Endlich findet sich das Wort, aber ganz dunkel, in der Präpos. *giate* (s. nr. 310.).

379 **ger** — ist das Pron. du, aber, wie es scheint, nur nach den drei Zeitpartikeln des Verbums: mit *te* wird es bald zusammengeschrieben (*tegger*), bald nicht (*te ger*) (s. nr. 369.).

380 Auſserdem nennt es Mar. Zeichen des Conjunctivs, was aber nicht genau ist; denn wenn es dies wäre, so müſste eine diesen Modus erfordernde Conjunction noch besonders vorhanden sein. Es ist aber vielmehr diese Conjunction selbst, nämlich daſs, und zwar immer in wirklichen conjunctivischen Sätzen, daher auch damit; und im Wörterb. übersetzt es Mar. auch richtig durch die erstere Conjunction. Hierbei ist keine Zeitpartikel möglich, sondern das nackte Verbum drückt alle Zeiten aus. Die Partikel steht ganz vorn, und wie bei den Tempuszeichen, folgt darauf das Pron. Subj. und dann das Verbum, mit Ausnahme von *ia*, er, welches dem Verbum nachgesetzt wird. In der 2. Pers. Sing. ist das doppelte *ger*, einmal als die

Partikel, das andremal als du, nicht anstöſsig. Das ganze Paradigma findet sich bei Mar. II. S. 362. 363. B. von daſs s. S. 447. xiv., mit ausgelaſsnem Verbum S. 463. xiv., B. von damit S. 446. x.

381 Hiermit ziemlich identisch ist es, daſs *ger* den Infinitiv mit zu ausdrückt, und zwar wieder nur, wo Zweck oder Absicht zu bezeichnen ist: *na hau ia gi heni ger mohe*, er kam her, zu schlafen; ferner S. 459. ii., S. 463. xiv., S. 446. x. Der Unterschied dieser Construction von der bei daſs beruht nur auf der Weglassung des bei beiden Verben sich gleich bleibenden Subjects beim zweiten. Etwas eigen ist *ger* in der Stelle S. 446. xi.

Das Wort ist das Mal. *āgar*, welches das conjunctivische daſs, auf daſs, damit, und um zu mit dem Inf. ausdrückt.

382 *be* — ist ein vieldeutiges Wort; über seine etymologischen Verknüpfungen s. nr. 945. 1027. 1032. Es heiſst:

1) und, auch; als auch steht es müſsig S. 463. xiv.; hierher gehört wohl *köiabé*, derselbe;

2) oder (Mar. Gramm.);

3) *when*;

4) nur;

5) durchaus. Diese Bed. nehme ich aus einem B. Mar.'s (Wörterb. *v. be*): *gua nofo malohi-be ia he tau*, er ist durchaus mächtig oder glücklich im Kriege (nach Mar.: er ist nie anders, als glücklich). Ähnlich verstärkend scheint es öfter zu stehn; so ist *fuli* und *fuli-be* alle;

6) allein (Adj., wenn Mar.'s *by oneself* so zu verstehen ist).

Hiermit sind dieses Wortes sehr verworrene Bedeutungen noch nicht erschöpft: *tau*, Jahr, *taubé*, jährlich (Adj.); *aho*, Tag, *ahobé* und *aho angebé*, täglich; *ilonga*, Zeichen, Kennzeichen, *ilonga be*, *peculiar to* 2) besonders (Adv.); *fei*, thun, *fei-be*, immerfort thun; *ei-be*, dessenungeachtet, doch 2) noch; *abé*, vielleicht. Es steht, wie auch schon hieraus ersichtlich ist, oft, ohne daſs man irgend eine Bedeutung überhaupt oder mit Bestimmtheit ihm zuweisen kann (so S. 459. vii., S. 462. viii., S. 463. xiv.), und ich finde sowohl in dieser Dunkelheit und Mannigfaltigkeit der Anwendungen, als auch in einigen wirklichen Bedeutungen selbst eine groſse Ähnlichkeit zwischen diesem Worte und dem Mal. *jūga* oder *jūa* (s. nr. 776. 777.).

383 Ich verweile bei der Bed. nur etwas länger. Es steht expletiv bei dem Zahlworte *taha*, dem Deutschen ein mit Nachdruck. Ist ein Subst. vor-

handen, so geht dasselbe voran, dann folgt *be*, und darauf *taha:* ich lasse in der Übersetzung der B. nur weg, welches Mar. beibehält: *togi be taha*, Eine Axt; *falle be taha*, Ein Haus. Wird aber in der Antwort auf eine Frage das Subst. unterdrückt, so steht *be* nach *taha:* (wie viele Hunde sind da?) *taha be*, einer. Ebenso wird es diesem Zahlworte nachgestellt, wo von einer Person die Rede ist und *toka* (s. nr. 293.) gebraucht wird: *toka taha be*, Einer.

Mar. sagt etwas dunkel, daſs es diese Bed. von nur auſserdem beson- 384
ders am Ende eines Satzgliedes oder vor dem Pron. *ia* (er) habe.

In dieser Bed. nur hilft es den Superlativ wiedergeben, und zwar in 385
umständlicher Umschreibung. Will man nämlich z. B. den Satz ausdrücken: diese Axt ist die beste, so wendet man ihn, wenn die übrigen Äxte auch ziemlich gut sind, so: nur diese Axt ist gut, *koe togi be koeni gua lillé*, und es steht also *be* unmittelbar nach dem Subst. Sind aber die übrigen schlecht, so fügt man entweder zu diesem Ausdrucke noch den: denn sie sind alle schlecht: *koe togi be koeni gua lillé, ka gua kowi fulibé ginautolu:* oder, was gebräuchlicher ist, man setzt vor ihn: alle Äxte sind schlecht: *gua kowi fulibé he togi, koe togi be koeni gua lillé.*

bea bedeutet auch, aber wohl auch und: *bea-ha*, und was? d. h. 386
was ist die Folge (*the result*)? 2) oder 3) dann, darauf; 4) ist es nach Mar. eine Zusammenziehung aus *be ia*, und er, wenn er. Doch finde ich es auch als wenn, und zwar der Bedingung, nicht der Zeit, wo *ia* selbst dasteht, S. 462. VIII., vielleicht auch S. 463. XIV.

behe ist: so, auf gleiche Weise (*alike*) 2) (was wohl nicht damit zusam- 387
menhängt) zeigen, andeuten, zu verstehn geben, berichten, sagen; beschlieſsen (*to resolve*).

obito — ist ein Adv. und bedeutet sehr, recht sehr, äuſserst. 388
Vielleicht ist es von dem Zahlworte *fitu*, 7, abgeleitet. Es dient besonders, 389
den Superlativ auszudrücken, an sich nur einen sehr hohen Grad der Eigenschaft des Adject.; denn die einfachen Beispiele Mar.'s sind noch keine wirklichen Superlative im wahren Sinne des Worts. Die Partikel steht nach dem Adj.: *koe togi koeni gua lillé obito*, diese Axt ist die beste. Zur Verstärkung setzt man sie wohl doppelt oder dreifach: *koe togi koeni gua lillé obito obito obito.* Räumt man den zur Vergleichung herangezogenen Gegenständen keinen Theil an der erhobenen Eigenschaft ein, so fügt man

den Satz hinzu, welchen wir schon bei dem *be* des Superl. (nr. 385.) gesehn haben, und jedes der einander entgegengestellten Adj. bekommt einmal oder öfter *obito* nach sich: *koe togi fulibé koeni gua kowi obito, ka koe togi koeni gua lillé obito obito,* wörtlich: alle diese Äxte sind sehr schlecht, aber nur diese Axt ist auſserordentlich gut.

390 *ikéi obito* heiſst: durchaus nicht (*ikéi*, nicht).

§. 44.

Hawaiische Partikeln.

391 Ich habe es unternommen, der von Wilh. v. Humboldt nur für die Sprachen von Tonga, Neu-Seeland und Tahiti bestimmten Grammatik die der Sandwich-Inseln hinzuzufügen, und habe daher dieser von ihm angefangenen Arbeit den allgemeineren Titel einer vergleichenden Grammatik der Südsee-Sprachen gegeben. Die Urtheile und Aufklärungen über das Idiom von Hawaii, denen der Leser in anderen Theilen dieses Werkes begegnet, rühren aus einer späteren Periode her, und liefern den ehrenden Beweis, daſs der Verf. sich durch Studium der Texte eine weitere Kenntniſs von demselben verschafft hatte. In der frühen Zeit aber, in welche die zuletzt mitgetheilte Arbeit fällt, besaſs er diese Texte noch nicht; seine damaligen Hülfsmittel machten es ihm jedoch gerade möglich, diese Sprache in dem ersten Abschnitte, dem Lautsystem, in den nothwendigsten allgemeinen Zügen anzuschlieſsen, welche ich mir erlaubt habe mit einzelnen ergänzenden Anmerkungen zu verfolgen. Zu der ausführlichen Bearbeitung der Hawaiischen Sprache, mit welcher ich hier beginne, bot mir die in den Abhandlungen der hiesigen Akademie der Wissenschaften aus dem J. 1837 gedruckte und auch besonders (Leipzig 1837. 4.) erschienene Schrift des Hrn. **von Chamisso** über dieselbe ein wichtiges Hülfsmittel dar. Ich hatte die Gelegenheit benutzt, wo Hr. v. Chamisso, mit düstren Gedanken über ein mögliches frühzeitiges Ziel seines Lebens erfüllt, und den wehmüthigen Blick auf den Ocean zurückwerfend, dessen Wunder er in Jahren der Jugend und froher Hoffnungen geschaut hatte, mir den Wunsch äuſserte, auf irgend eine Weise für die Sprachen dieser Eilande thätig zu sein, und war so glücklich, ihn zu dem Studium der Sprache der Sandwich-Inseln zu bestimmen. Es ist niemandem, der Einmal die Erfahrung gemacht hat, unbekannt, eine wie groſse Hülfe selbst der roheste und unvollkommenste Entwurf einer Gram-

matik für den ist, welcher dieselbe in einer geordneten Weise ausarbeiten will, und wie viele Mühe und Zeit dazu gehört, ohne einen solchen und ohne ein Wörterbuch sie aus Texten zusammenzustellen. Ich habe hiermit zugleich ausgesprochen, wie dankbar ich Hrn. v. Chamisso für diese Bemühungen bin; denn nur seine Arbeit und deren zeitige Veröffentlichung machten es mir möglich, diese Sprache in das Werk aufzunehmen. Es kann schon aus allen diesen Gründen nicht die Rede davon sein, daſs ich hier ein Urtheil über dieselbe äuſsere; und ich bemerke ausdrücklich, daſs ich in dem ganzen Verlaufe dieser meiner Schrift es absichtlich vermieden habe, die Aufmerksamkeit des Lesers auf Punkte fallen zu lassen, welche ungünstig erscheinen könnten. Es lieſs sich dies um so eher bewerkstelligen, als alle Umstände, und allein schon die ganze Lage meiner Arbeit in der Mitte dieses groſsen Werks, mich dazu nöthigten, überall meiner eignen Ansicht und Darstellungsweise zu folgen, und mich eignen Untersuchungen und der Ergänzung des dargebotnen Stoffes durch Neues nach allen Seiten hin zu überlassen. Damit habe ich auch den Wunsch des Dichters erfüllt, welchen er so oft, und bis in die letzten Tage seines zu früh vollendeten Lebens geäuſsert hat, daſs sein mühsames Werk mit ihm nicht untergehn möchte, sondern daſs das darin gesammelte Material auf ein weiteres Gebiet versetzt und zu einem gröſseren Bau geschickt gemacht würde.

Zu diesem Hülfsmittel gesellte sich für mich noch ein anderes, schon wegen seiner Zuverlässigkeit so auſserordentlich bedeutendes, ich meine das von dem Missionar Lorrin Andrews bearbeitete und im Druck erschienene Wörterbuch dieser Sprache (*A vocabulary of words in the Hawaiian language.* Lahainaluna [auf der Insel Maui] 1836. 8.), dessen Benutzung ich der Güte des durch seine vieljährigen Reisen in Mexico dem Publicum bekannten Hrn. Ferd. Deppe verdanke, der es auf seiner Rückkehr von den Sandwich-Inseln mitbrachte.

Ich darf leider nicht unterlassen zu bemerken, daſs ich sehr gewünscht hätte, die von Hrn. v. Chamisso gegebenen Textbelege durch andre aus meiner eignen Lectüre zu ersetzen, wie ich dies auch in einem nicht unbedeutenden Umfange gethan habe. Es fällt ihm zwar nicht zur Last, daſs seine Sprachkenntniſs sich auf jene früheren Werke der Missionare gründet, welche der Natur der Sache nach, und aus den nicht unerheblichen in den neueren Ausgaben sich zeigenden Veränderungen zu schlieſsen, keine sehr sichre

Richtschnur für eine Grammatik abgeben können. Aber seine Beispiele haben das Nachtheilige, daſs sie oft von ihm selbst herrühren, was, auſserdem daſs es eine zu groſse Gleichförmigkeit herbeiführt, immer weniger überzeugend wirkt; und wo dies nicht ist, sind sie manchmal so abgerissen, daſs die wesentlichen Theile fehlen. Dazu begnügt er sich fast immer mit einer wörtlichen Übersetzung, die oft gänzlich unverständlich ist, oder wenigstens das Ungünstige hat, daſs dabei wesentliche Punkte (z. B. die Zeit, in der ein Verbum genommen werden soll) verloren gehn. Dieser Mangel ist um so fühlbarer, als Hr. v. Chamisso nur höchst selten die Quellen, aus denen er seine Beispiele entlehnt hat, citirt, und man daher sich nicht durch Nachschlagen helfen kann. Ich habe es deshalb für nöthig gefunden, die Beispiele ohne Nachweis, welche ich von ihm entliehen habe, immer mit seinem Namen zu bezeichnen. Die von ihm aus dem Neuen Testamente und der Geschichte Josephs (1. Mos. Cap. 37-50. Oahu. 1830. 8. min.) entnommenen habe ich, so oft sie deutlich erkennbar waren, mit Hülfe der Bibel-Concordanzen bestimmt und im ersteren den Text der zweiten, vollständigen Ausgabe (*ke kauoha hou a ko kakou haku e ola'i, a Jesu Kristo,* d. h. der neue Bund unsres Herrn und Heilandes J. C. Oahu. 1835. 8.) substituirt.

In den einleitenden Worten, welche ich der Ausarbeitung der Redetheile vorausgeschickt, habe ich mich darüber ausgesprochen, weshalb die eigentliche Ausführung der grammatischen Anwendungen der Haw. Partikeln von mir in jenen Abschnitt verlegt ist. Ferner habe ich hier alle die Lauttheile, welche in die Wortbildung gehören, ausgeschlossen. Der Leser findet daher die Haw. Partikeln hier mehrfach anders, und namentlich kürzer abgehandelt, als die der drei vorhergehenden Sprachen. Ich begnüge mich meistentheils mit der gedrängten, aber zugleich systematischen Anführung der verschiedenen Bedeutungen derselben, und verweise alles Weitere, und vorzüglich die Beweise durch Textstellen, an den Redetheil, welchen dieselben treffen. Daselbst vergleiche ich auch die anderen Polynesischen und die westlichen Malayischen Sprachen, und erwähne daher hier die Etymologie nur kurz oder übergehe sie. Da ich insofern hier so vieles ausschlieſse, was in den vorhin behandelten drei Sprachen bei den Partikeln bemerkt war, so hat dieser Theil meistens die Gestalt eines dürren Verzeichnisses angenommen, ähnlich den alphabetischen Partikel-Verzeichnissen, die ich darauf folgen lasse, ohne jedoch deshalb entbehrt werden zu können.

Neben den Anwendungen einer Wortform als Partikel habe ich regelmäſsig alle übrigen Bedeutungen derselben nach dem Wörterbuche, also auch diejenigen gegeben, welche mit der Partikel gar nicht zusammenhangen, um die Form ganz zu erledigen.

Nur in dem Falle, wo die Anwendung eines solchen Hülfswortes sich unter keinen Redetheil bringen lieſs, bin ich von dem oben bezeichneten Princip abgewichen, und findet man sie bei der Partikel selbst vollständig abgehandelt und mit Beispielen belegt. Dieser Fall ist aber sehr selten, da ich stets gesucht habe, derselben eine, wenn auch vielleicht sehr willkührliche Stellung unter einem Redetheile zu geben.

Es kam mir immer darauf an, um Zersplitterung und Wiederholungen, zu denen in dieser Arbeit, ihrer ganzen Anlage nach, schon ohnehin häufige Veranlassung entsteht, so viel als möglich zu vermeiden, die Hauptpunkte zur Erläuterung der Natur eines Wortes an Einer Stelle zu concentriren. Wo sein Gebrauch vorzugsweise einem bestimmten Redetheil und einer Kategorie desselben angehört, ist dies an dem Orte entwickelt, und bei der Partikel nur darauf verwiesen worden; wo aber die Beziehungen sich zu vielfach unter die Redetheile verzweigten, war es rathsam, dies in dem hier beginnenden Theile meiner Arbeit zu thun, welcher die hauptsächliche Bestimmung hat, das in der Anwendung Auseinandergehende durch einen allgemeinen Überblick zusammenzuhalten.

ka, ke — ist der allgemeine Artikel der Haw. Sprache (s. nr. 489. 392
492. 493.). Über die Wahl zwischen beiden Formen entscheidet der Anfangsbuchstabe des folgenden Subst. (s. nr. 490.) Ich halte dieses Wort für das westliche *si* (s. nr. 491.).

Als Artikel bilden beide Formen zugleich die Ordinal-Zahlen (s. nr. 617. 618.), indem sie vor die Card. treten.

ke tritt, zu verschiedenen Ausdrücken, als Artikel vor das Zahlwort eins (*kekahi*), s. nr. 571. 742. Ferner erscheint es in den Pron. dem. *kĕia* und *kela* (s. nr. 689. 690. 694. 698.), und stellt sich vor das Pron. int. *aha* (s. nr. 725. 726.).

ka als Präpos. wird weiter unten (nr. 412. u. flgd.) vorkommen.

ke vor dem Verbum in Verbindung mit *nei*, manchmal *la* nach ihm ist Zeichen des Präs. (s. nr. 782. 783. 796.) Allein erscheint es einmal beim Imper. (s. nr. 810. 812.)

Es ist auch ein seltnes Zeichen des Inf. (gegen das gewöhnliche *e*) (s. nr. 824. 828.) oder bedeutet daſs (vielleicht in denselben wenigen Fällen, s. nr. 1037.), und ist ferner ein Ausdruck für das wenn der Bedingung (s. nr. 1045.).

Seine übrigen, hier nicht hergehörenden Bed. sind: 1) ein Ausruf des Erstaunens, so wie *ka* 2) es wird oft im Anfange einer Erwiederung gebraucht 3) sich einer Sache enthalten 4) sich um jemand oder um die Thür eines Hauses drängen, ein Haus stürmen, auf Einen andringen, ihn bedrängen.

393 *he* – eine Verstümmlung aus *ke*, ist die Nebenform des Artikels, zu einem beschränkten Gebrauch bestimmt (s. nr. 494-498.), und zwar zunächst beim ausgelassenen Verbum sein vor dem Prädicate, nicht nur wenn dieses ein Subst., sondern auch wenn es ein Adj. ist, s. nr. 838. Ich habe daselbst auch *he* vor den Pluralzeichen *mau* und *poe* und vor dem Pron. int. *aha* angeführt, nur wird es in diesen beiden Fällen auch sonst gebraucht.

Sehr gleichartig hiermit ist seine Anwendung vor dem Prädicate zum Verbum nennen (s. nr. 858.), vor dem Adj. des Prädicats bei scheinen (s. nr. 497.), und nach dem Adv. wie (s. nr. 946.).

Gleichartig ferner mit allen diesen Fällen ist es, daſs es in Überschriften und Titeln vorkommt (s. nr. 497.).

Es tritt auch vor das Pron. int. *aha* (s. nr. 725. 727.), wahrscheinlich auch hier in den Gränzen seines Gebrauchs vor dem Subst.

Artikelartig steht es vor Wörtern der Menge, und zwar:

1) vor den Cardin. (s. nr. 598. 599.),

2) vor Pluralzeichen (s. nr. 509.),

3) vor *nui*: *he nui loa*, eine groſse Anzahl (Cham.); *aole he nui*, nicht viele (*id.*).

Vor einigen Verben erscheint das Wort als Verbal-Partikel (s. nr. 804.).

he bedeutet auſserdem noch Grab.

394 *e* – ist eine Partikel von sehr verschiedenartiger Bedeutung.

Es ist, wahrscheinlich als eine Verkürzung des Artikels oder vielmehr seiner Nebenform, ein Präfix der Zahlwörter (s. nr. 598. 600.) und des numeralen Pron. *hia*, wie viele? (s. nr. 740.) In entfernter Verknüpfung mit dem Artikel steht das *e* im Pron. dem. *eia* (s. nr. 689. 690. 694. 695.).

Als Interjection (Jav. *hé*, *hĕh*), vor dem Subst., manchmal auch noch nach ihm stehend, ist *e* Zeichen des Vocativs (s. nr. 552.).

Es ist die Präpos. des Werkzeugs und actoris beim Pass., selten beim Act. (s. nr. 964. 1009. — 958-965. 967-969.)

Für dasselbe Wort mit dem die sogenannte passive Conjugation bildenden Mal. *de*, Jav. *dhi* halte ich das *e*, welches, allein vor dem Verbum oder mit Partikeln nach ihm zusammen, beim Verbum fin. (s. nr. 787. — 784-786. 964.), allein vor ihm beim Imper. (s. nr. 810. 813.) steht, wohin auch wahrscheinlich das dem Pron. int. *aha* vorgesetzte *e* (s. nr. 728.) gehört.

e vor dem Zeitworte ist ferner Zeichen des Inf. und zugleich des zu, um zu beim Inf. (s. nr. 824. 831.), und drückt auch die Conjunction daſs aus (s. nr. 1038.). Dem Verbum nachgesetzt, soll es ein Fut. bilden (s. nr. 804.).

e vor und *ana* nach dem Verbum ist ein Zeichen des Partic. (s. nr. 835.) und ein Ausdruck des Verbi fin. in allen drei Zeiten (s. nr. 789.). Dieselben zwei Partikeln, um das Subst. des Prädicats gestellt, drücken den Imper. des ausgelassenen Verbums sein aus (s. nr. 845.).

e ist auch ein mehrdeutiges Adv. (weg u. a.), welches das Verbum begleitet (s. nr. 756.).

Es heiſst ja (s. nr. 1058.), ferner: ein anderer (s. nr. 751.), fremd, neu: *mea e, a stranger, a strange thing* (Wörterb. *v. e*).

Es steht auch leer im Anfange des Satzes (s. nr. 1115.).

Dunkel ist es

1) in *e like me*, wie, nach, gemäſs (s. nr. 477.),
2) in *maenei* (auch *manei* und *maanei*), hier,
3) vor *laa* (s. nr. 480.).

Endlich bedeutet *e* auch hineingehn.

na — ist das Zeichen des Plur. vor Subst. (s. nr. 511. 606.) und 395 Zahlwörtern (s. nr. 604.). Alle sonstigen Bedeutungen des Wortes werden unter der Präpos. (nr. 412. u. flgd.) angeführt werden.

mau — vor dem Subst. stehend, ist Zeichen des Plur. (s. nr. 512. 396 606. — 593.)

Es bedeutet auch: beständig, immerwährend (Adj. und Adv.), oft: fortfahren, dauern, immer bleiben 2) erhalten, retten 3) eine kleine Art Binsen 4) *to stock a ground* 5) *to fit or tie on* (von Schuhen oder Sandalen).

maü heiſst: Nässe, Feuchtigkeit; feucht werden, befeuchten, einweichen; von Wolken verdunkelt (von der Sonne gesagt), und scheint eine

Zusammenziehung aus *maüu* (Gras, Kräuter, Grünes, Binsen, Rohr, Stroh; grün, kühl, feucht; naſs machen) zu sein.

397 *kau, au* — Zeichen des Plur. in einigen Spuren, s. nr. 514-516. — Die andren Bed. beider Wörter sind zu mannigfaltig, um sie hier aufzuführen.

398 *poe* — ist nach dem Wörterb. ein wirkliches Subst.: eine Anzahl von Personen oder Dingen, eine Gesellschaft, *a cluster*; so finde ich es in folgender Stelle: *a ku ae la ko lakou poe a pau*, und ihr ganzer Haufe stand auf (Luc. 23, 1.).

Es ist Zeichen des Plur. vor Subst. (s. nr. 517.), und allein für sich, mit dem Artikel (*ka poe*), ein Ausdruck für das Pron. dem. des Plur. (s. nr. 704.) und für alle (s. nr. 750.). Seine Etymologie s. nr. 589. 590.

399 *pae* — ist nach dem Wörterb. ein Subst.: *a cluster, a few*. Es ist auch Zeichen des Plur., vor dem Subst. (s. nr. 518.)

Es bedeutet ferner: aufheben, aufrichten 2) abschälen (z. B. die Rinde vom Baume) 3) *to flap or shake* 4) von der Brandung fortgerissen werden; landen 5) aus der Entfernung schallen; *to be published extensively*.

400 *puu* — ist auch manchmal, vor dem Subst., Zeichen des Plur. (s. nr. 519.), und bedeutet als Hauptwort: Theil, Antheil, Loos, das Einem Bestimmte, Angewiesene (*appointment*), Eigenthum, Menge (*quantity*) 2) ein kleiner runder Hügel, Thurm, Citadelle; eine kleine Hitzblase, Warze, die Knöchel an den Fingern und Füſsen 3) Herz 4) als Verbum: aufhäufen, aufthürmen (z. B. Steine); sammeln. An die Bed. von Menge schlieſst sich *hapuu*, viele, an. Man vgl. noch *pu*, zusammen, und *muu, mui, opuu* (nr. 1128.). In den unter 2. und 4. verzeichneten Bed. halte ich das Wort für folgendes westliche:

Mal. *pūchuk* junger Schoſs, das zarte Ende eines Zweiges
ponchak Gipfel; Zinne
+*pūsū, būsut* Hügel, kleine Erhöhung
Jav. *puchak* Gipfel, Zinne, Ende
puchuk id. 2) Spitze, Schneide von Instrumenten
Mad. *fohots* Nabel 2) Scheitel (des Kopfes)
Haw. *puu* s. oben.

401 *pau* — ist ein Adv. mit der Bed.: gänzlich, und Verbum: ganz sein, beendet, verzehrt, alle sein; vergehn; verzehren; die Vergleichung der andren Sprachen s. nr. 593. Das Wörterbuch übersetzt es auſserdem als Adj. alles oder alle, und scheint zu meinen, daſs es auch allein dies bedeute.

Ich erwarte noch ein Beispiel davon, und bleibe vorläufig bei Cham.'s Angabe stehn, dafs es mit *a* vor sich, welches wahrscheinlich als Präpos. einen adverbialischen Ausdruck daraus bildet, *a pau*, ganz (s. nr. 559.), alle (s. nr. 749.) ausdrückt.

Sonst ist es auch: eine ärmliche Gattung von Mantel, *paü*: ein weibliches Kleidungsstück, das um die Mitte des Leibes getragen wird, und: ein solches Kleidungsstück anlegen.

puni — bedeutet nach dem Wörterb.: umringen, umgeben, um 402 etwas herumgehn 2) Einen betrügen, die Oberhand über ihn gewinnen 3) beendigen, vollenden; und merkwürdiger Weise auch mit passiver Bed.: umringt, eingeschlossen, betrogen werden. Cham. giebt ihm nur die passive Bed., und schreibt dem Worte eine ähnliche Construction, als dem Verbum *loaa* (nr. 862.), zu, indem das Umringte im Nom., das Umringende im Acc. stehe: (umringt sein) *i ke kai*, vom Meere. Das Pass. *puniia* bedeutet nach ihm umringen.

Das Wörterbuch giebt es dann nur noch als Adv.: rings herum, auf jeder Seite. Cham. führt aber *a puni*, worin *a*, wie in *a pau*, Präpos. zu sein und daraus ein Adv. zu bilden scheint, dem Subst. nachgesetzt, als einen Ausdruck für ganz an (s. nr. 519.).

koo, kokoo — *koo* scheint nach dem Wörterb. nicht in der sub- 403 stantivischen Bed. von Leute, Personen, wie das N. Seel. *toko*, Tong. *toka*, Tah. *too*, vorzukommen, sondern bildet, den Card. vorgesetzt, die Zahlclasse fältig (s. nr. 620.).

Das reduplicirte *kokoo* aber hat sowohl diese (s. nr. 620.), als die obige Bed. von Personen, und steht, den genannten Sprachen gleich, als ein allgemeines Subst. vor Zahlwörtern (s. nr. 607.) und vor dem Pron. *hia*, wie viele? (s. nr. 740.)

Andre Bed. beider Wörter s. nr. 292.

mea — ist ein allen vier Südsee-Sprachen eignes Subst., welches 404 sowohl Sache, als Person bedeutet, und in dieser Bed. besonders dazu dient, das Adj. und adjectivische Pronomina in ihrem absoluten Gebrauche, d. h. wo sie, ohne beigegebenes Subst., selbst substantivisch stehn, zu begleiten. Diese allgemeine Eigenschaft und die meisten einzelnen Erscheinungen derselben sind wohl allen vier Sprachen gemeinschaftlich, nur ist dem Worte in den Bearbeitungen der drei übrigen wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden, daher wenige Beispiele dafür zu Gebote stehn. Ich halte das Wort für das Mal. *bărang* (s. nr. 747.).

405 Seine einfachste Anwendung ist nun die, mit dem Artikel vor sich vor ein Adj. zu treten, wenn dasselbe substantivisch steht (s. nr. 557. 558.).

Etwas eigen erscheint es vor einem Hauptworte in der Bed. Herr, Besitzer: *ka mea hale*, der Hausherr (Cham.).

Es bildet, vor ein Verbum gestellt, daraus ein Subst. (s. nr. 506.)

Auſserdem hat es einen mannigfaltigen eigenthümlichen Gebrauch: *heaha la ka'u mea e hana'i*, was soll ich thun? (Marc. 10, 17.)

406 Ganz allein für sich mit dem Artikel *ka* oder dem Pluralzeichen *na* stehend, drückt es, da der Artikel ebensowohl bestimmte, als unbestimmte Bed. haben kann, und je nachdem *mea* Person oder Sache bedeutet, die Pron. der, das, derjenige u. s. w. (s. nr. 705.) und, als dem., das der Sprache in seinem reinen Begriffe fehlende Pron. rel. (s. nr. 714.), und jemand, etwas (s. nr. 746.) aus. Für alle diese absoluten pronominalen Anwendungen ist noch zu bemerken, daſs das Neutrum sowohl durch den Artikel des Sing., als durch das Pluralzeichen *na* gegeben werden kann, je nachdem man sich, ähnlich dem Gebrauche des Lat. *id* und *ea*, ein oder mehrere Dinge darunter vorstellt.

Mit dem Artikel *he* bedeutet es jemand (s. nr. 746.), und scheint ferner eine eigne Zugabe zum Adj. des Prädicats beim ausgelassenen Verbum subst. zu sein (s. nr. 838.).

Es tritt an Pron. dem., wenn sie mit keinem Subst. verknüpft sind (s. nr. 705.), und ebenso an *kekahī*, welches dann jemand, etwas bedeutet (s. nr. 742.).

'aole mea bedeutet niemand (s. nr. 746.), *mea ole* nichts (s. *ib.*).

407 Mit der Präpos. *no*, wegen, und dem Artikel, *no ka mea*, drückt es sowohl denn (s. nr. 949.), als weil (s. nr. 1053.) aus, und ebenso mit *no*, aber mit einem Pron. dem. vor sich, deswegen (s. nr. 950.).

mea wird manchmal in *me* abgekürzt, s. nr. 437.

Als Verbum bedeutet *mea:* thun, handeln, mit etwas zu thun haben, sich mit etwas befassen 2) Einen belästigen, ihn hindern.

408 ***loa*** — bedeutet eigentlich lang (von Raum und Zeit), Länge; die etymologische Vergleichung s. nr. 934. In der Bed. sehr steht es nach dem Adj. (s. *ib.*), und überhaupt im verstärkenden Sinne nach andren Redetheilen:

a pau loa, alle ohne Ausnahme (Cham.); *aole loa*, durchaus nicht, keinesweges (*id.*); *o ke kanaka mua loa*, der allererste Mensch (*id.*); *ua oi loa aku*, übertrefft (ihr nicht) bei weitem? (*id.*)

nui — bedeutet eigentlich groſs und ist das Mal. *lebih*, Jav. *lewih*, *luwih* (s. näher nr. 935.). Es drückt auch sehr aus, den Beispielen zufolge nur nach dem Verbum (s. *ib.*), auch das adverbialische viel: *manao nui*, viel denken (Cham.), und um vieles, bei weitem: *aole anei e oi nui aku*, übertreffen (sie) nicht bei weitem u. s. w.? (*id.*) 409

oi — bedeutet nach dem Wörterb.: über etwas hinausgehn, darüber hervorragen (*project*), übertreffen, vorzüglicher sein, auch: sich nähern: der erste, vorzüglichste, beste, gröſser; Übermaaſs, eine ungleiche Zahl, nach Cham. auch: Vorzug. Im Wörterb. ist es zweimal, als Adj. und Subst., einsylbig, als Verbum zweisylbig geschrieben, und man frägt natürlich, ob nicht das Letzte auf einem Druckfehler beruht. 410

Als Verbum übertreffen drückt es besser, gröſser aus (s. nr. 563.). Ich werde es in diesem Falle ohne Trennstriche schreiben.

Das Wort ist auch die Conjunction während (s. nr. 1051.).

Bedeutungen von *oi*, welche nicht hierher gehören, sind: scharf, spitzig; Schärfe, Schneide; Vertheidigungswaffen. *Oi* ist: *to limp, to walk stifly.*

o — hat man bisher, so wie das Tah. *o*, das Tong. und N. Seel. *ko*, für den bestimmten Artikel angesehn, weshalb Cham. das oben abgehandelte *ka* und *ke* für den unbestimmten hält. Die groſsen Schwierigkeiten und zum Theil Widersprüche, denen mir diese Annahme ausgesetzt scheint, haben mich dazu gebracht, eine ganz andere Auffassung dieser Polynes. Partikel zu versuchen, die ich in nr. 524-531. weitläuftig auseinandergesetzt und in nr. 532-538. mit den früheren Ansichten verglichen habe. Ich betrachte sie nämlich als das Zeichen des Nominativs und des dem Verbum vorangestellten oder absolut, ohne Verbum, gebrauchten Accusativs, oder, um diese beiden Stücke in Eins zusammenzufassen, als einen gewöhnlichen Vorsatz der Substantiva und gewisser Classen der Pronomina da, wo diesen Redetheilen keine Präposition vorausgeht. So steht das Haw. *o*: 411

1) vor Subst. appell., und zwar
   a) wenn sie ohne Artikel sind (s. nr. 499.);
   b) vor dem ihnen vorgesetzten Artikel *ka*, *ke* (s. nr. 493.);

c) vor dem ihnen vorgesetzten Pluralzeichen, wo es zu dem letzteren gehören könnte (s. nr. 509.);

d) vor dem dem Subst. vorangehenden Pron. poss. (s. nr. 674. 678. 684.);

2) vor Eigennamen (s. nr. 531.),

3) vor den Pron. pers. (s. nr. 669.),

4) vor dem persönlichen Pron. int. *wai* (s. nr. 735.),

5) vor Pron. dem. (s. nr. 686. 687. 695. 703.)

Auf die Präpos. *o* werde ich sogleich (nr. 412. u. flgd.) kommen, und da auch noch einige andre Bed. dieser Partikel anführen.

412 *a, ka, na — o, ko, no* — bezeichnen im Allgemeinen unsre Präpos. von. Nach Cham. und dem Wörterb. herrscht zwischen den dreien selbst keine Verschiedenheit, sondern nur zwischen den Formen mit *a* und denen mit *o*. Wenn jene Gleichartigkeit in Bezug auf ihre gemeinschaftliche Bedeutung wohl richtig ist, so finden sich doch in der Anwendung, wie ich unten sogleich auseinandersetzen werde, einzelne Punkte, die zeigen, daſs ihr Gebrauch gewisse Besonderheiten hat. Auſserdem bezeichnen sie aber auch ganz andre, mit dem Besitzbegriffe in keiner unmittelbaren Verbindung stehende Präpositions-Beziehungen, zwischen denen die possessive nur eine einzelne Stelle einnimmt; und auf diesem gröſseren Gebiete scheinen sie, wie ich dies in nr. 973. 974. versucht habe, mit Präpos. der westlichen Sprachen vereinigt und ihre Formenspaltung zum Theil erklärt werden zu können. Dennoch bleibt immer noch Veranlassung genug für die Frage, nach welchen Grundsätzen die drei Präpositionen innerhalb ihrer Besitzbed. wechseln, und ob vielleicht der Wohllaut und ähnliche Rücksichten darüber bestimmen. Einige Gedanken über einen Unterschied hat Wilh. v. Humboldt nr. 68-70. mitgetheilt, und andre werde ich unten anführen. Ich kann jene Besonderheiten einzelner von ihnen, bei der beschränkten Anzahl von Beispielen, nach denen ich urtheilen muſs, nur bei ihrer Anwendung als Zeichen des Genitivs und in Fällen beobachten, welche auſser ihrem allgemeinen Gebrauche liegen.

413 Diese Präpositionen bezeichnen nämlich alle das Verhältniſs der Abhängigkeit zwischen zwei Nominen, um es kurz zu sagen, das Verhältniſs des Gen. und der Präpos. von unsrer Sprachen; sie sind also Zeichen des Gen., aber, wie es scheint, nur des von einem Subst. oder Pron. regierten; und

in demselben Sinne bilden sie, indem sie vor die Pron. pers. treten, daraus die Pron. poss., welche also eigentlich nur ein Gen. der Pron. pers. sind. Diese zwei Anwendungen machen ihren gemeinschaftlichen Gebrauch aus. Auf sie beschränken sich nach den bisherigen Beobachtungen die Formen *ka* und *ko*, obgleich die causale Bed. des Tah. *to* (s. nr. 1015.) zeigt, daſs auch sie sich noch etwas weiter erstrecken; die vier andren haben einen noch gröſseren Wirkungskreis, auf welchen ich nachher kommen werde.

Indem ich wegen jenes gemeinschaftlichen Gebrauchs auf die ausführliche Auseinandersetzung desselben bei dem Gen. der Subst. (nr. 540.) und bei dem Pron. poss. (nr. 674. 684.) verweise, gehört es noch hierher, den bei beiden Anwendungen beobachteten schon vorhin erwähnten Unterschied zwischen den Formen mit *a* und denen mit *o* darzulegen. So bestimmt man darüber im Allgemeinen und im Einzelnen sprechen mag, so scheint damit dennoch die ganze Sache nur zum kleinsten Theil geregelt zu werden, und, nach einem zwar oberflächlichen und wenig ansprechenden Urtheile, aber dem einzigen für jetzt möglichen, ein nicht unbedeutender Theil wirklich der Willkühr anheimzufallen. Man hat nämlich den Unterschied abstract so bestimmen wollen, daſs der Vocal *a* ein abhängiges, *o* ein unabhängiges Verhältniſs bezeichne. Um diesen allgemeinen Ausdruck zu specificiren, so führe ich (als Regentia) für das abhängige die Wörter: Sohn, Nachkomme, Frau und Mann (*conjux*), Knecht, Schüler, für das unabhängige: Vater, Meister, Fürst, König eines Landes, Bruder, Genosse an (¹). Dieses reicht aber nicht aus; dem Vocal *o* ist, wie es scheint, ganz ausschlieſslich und mit keinen Ausnahmen das partitive Verhältniſs zugewiesen, so wenn das Regens ein Körpertheil ist. Wo der Gen. von einem Worte der Menge regiert wird (in welchem Falle wir wohl auch von oder unter sagen), steht sogar unbedingt die Präpos. *o*; dazu gehört der nach den Ordnungszahlen gebräuchliche Gen. mit *o* ebenfalls (s. nr. 618.). Nach einem Bruche finde ich aber sowohl *o*, als *no* (s. nr. 619.). Die aus örtlichen Subst. entstandenen Präpos. scheinen auch den von ihnen regierten Gen. nur durch *o* selbst zu bilden. Auf der andren Seite werden die Formen mit *a* allein zur Darstellung des Gen. gebraucht, in welchem das dem Verbum vorangesetzte Subst. oder Pron.

(¹) Das Wörterbuch bemerkt (*v. a*), daſs *a* eine etwas nähere Verwandtschaft (*relationship*), als *o*, auszudrücken scheine.

des Subjects bei den Partikeln *e* und *i* steht, s. nr. 785. 786. Daselbst ist auch der eigenthümliche Fall erwähnt, wo die Präpos. dem Worte, an welchem sie den Gen. bezeichnet, nachgestellt wird. Gerade für den häufigsten Gebrauch des Gen. und Pron. poss. aber, für den des Besitzes, hat man gar keinen Unterschied zwischen den beiderseitigen Formen entdecken können; und von den vorhin erörterten, sogar speciellen, des abhängigen und unabhängigen Verhältnisses giebt es einzelne Abweichungen. Indem das Wörterbuch ferner zu der Präpos. *o* bemerkt, daſs in wenigen Wörtern *a* und *o* sich neben einander gebrauchen lassen, so erregt das von ihm dafür angeführte Beispiel *ka pane ana o* oder *a ka waha*, das Aufmachen des Mundes, die Besorgniſs, daſs dieser Fall sich auf die ganze Classe der Substantiva actionis als Regentien erstrecken könnte. In dem Ausdrucke: das Flackern des Feuers, habe ich die Präpos. *o* gefunden. Wenn für die Ausdrücke: That, Wort jemandes der Vocal *a* angegeben wird, so fragt man sehr natürlich, ob derselbe etwa bei jedem Subst. acti gebraucht werde. Ich habe in nr. 973. die Frage aufgeworfen, ob man vielleicht die Formen mit *o* für eine Corruption aus *a* mit einem bindenden Consonanten ansehen könne.

Um zu einer Sammlung über die zweifelhaften, gemischten, oder durch ihre Allgemeinheit unklar werdenden Fälle, vermittelst welcher allein der so weitschichtige Gegenstand nach und nach erledigt werden kann, den Anfang zu machen, setze ich hier einige wenige einzelne Beobachtungen her. Bei dem Regens Ort finde ich sowohl den Vocal *a*, als *o*. Bei Geschenk steht *a*. Der Vocal *o* steht bei den Regentien: Name, Stimme, Wille, und den Ausdrücken: die Angelegenheiten (*mea*) des Reichs, die Berge der Erde.

415 Zwischen den drei Präpositionen besteht der syntaktische Unterschied, daſs der durch *a* und *o*, *na* und *no* gebildete Gen. nach dem regierenden Nomen, der durch *ka* oder *ko* gebildete aber vor ihm steht. Ebenso hat das durch *a, o, na, no* formirte Pron. poss. seine Stellung nach, das durch *ka, ko* gebildete vor seinem Subst. Vor diese beiden letzten Präpos. dürfen die zum Regens gehörenden Präpositionen treten; denn die Sprache hat vor dieser Zusammenstellung zweier Präpos. hier keine Scheu. Die Nachsetzung von *na* und *no* begünstigt eine von mir nr. 974. geäuſserte Vermuthung, daſs ihr *n* ein Bindelaut sein könnte. Wir haben hier endlich eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den drei Präpos. vor Augen.

Einen neuen Beweis für meine obige Behauptung, daſs einer einzelnen 416 der drei Präpos. ein Gebrauch ausschlieſslich eigen ist, liefert eine seltsame Anwendung des *ka* und *ko*, wo sie zur Bezeichnung verschiedener Beziehungen, bei ausgelassenem Subst. regens, vor einem Hauptworte oder Pron. stehn. Obgleich die durch diese Construction ausgedrückten zum gröſsten Theil nicht gerade dem Gen. angehören, so halte ich es doch für das Beste, zumal da es durchaus unrathsam ist, die Sache an mehrere Stellen zu zerstreuen, den ganzen Punkt unter dem Gen. (s. nr. 507. 542.) abzuhandeln; denn die Haw. Construction ist nichts, als dieser Casus.

Eine Bed., welche ich von *ko* im Wörterb. finde, ist wegen der Ähn- 417 lichkeit, die sie mit der possessiven Bed. aller dieser Präpositionen hat, merkwürdig; es wird nämlich als Verbum in dem Sinne: erzeugen 2) abstammen (wie ein Kind von den Eltern), angeführt. Noch näher paſst diese Bed. zu dem zuletzt genannten elliptischen Gebrauch von *ko*, freilich nicht von *ka*. Alles dies muſs man zufällig nennen, da nur die etymologische Durchsuchung der übrigen Sprachen des Stammes den, sehr unwahrscheinlichen, unmittelbaren Zusammenhang dieses Wortes mit der Präpos. beweisen könnte.

no drückt, indem es einen Gen. des Besitzenden bildet und das ausge- 418 lassene Verbum sein im Hintergrunde liegt, das Verbum gehören aus (s. nr. 853.), und auf ähnliche Weise nach *lilo*, werden (s. nr. 861.), daſs etwas in jemandes Besitz kommt.

na und *no* bedeuten ein Herkommen von etwas; ich finde nie ein Ver- 419 bum vor ihnen. Die Abkunft von einer Person wird durch *na*, die von einem Orte durch *no* bezeichnet. Auſserdem steht *na* vor dem Absender von Briefen (s. alles dieses nr. 1003.).

Nach dem eben Gesagten muſs es sehr auffallen, daſs *na* auch manch- 420 mal die Person dessen, an den ein Brief gerichtet ist (s. nr. 1000.), und in derselben Bed. der Präpos. der Bewegung auch bisweilen den Dativ der Person bei geben bezeichnet (s. nr. 546.).

Indem schon diese letzte Bed. von *na* das Gebiet verläſst, auf welchem 421 sich der gemeinschaftliche Begriff der drei Präpositionenpaare bewegt, so weicht *no* in seiner nun anzuführenden Anwendung davon noch mehr ab. *Na* bleibt hier nur aus Mangel an Nachrichten zurück, wie das Tab. *na* beweist.

422 *no* bedeutet für, der Bestimmung und des Nutzens (nr. 1002.), manchmal auch des Preises (s. nr. 1003.); dann ist es Präpos. der Ursach: wegen, um willen, vor (s. nr. 1014.); endlich bedeutet es von, über des Gegenstandes, ich meine das Lat. *de* (s. nr. 1018.).

423 *a* erscheint manchmal als Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (s. nr. 981.). Es ist ferner die Präpos. der zukünftigen, bisweilen auch der vergangnen Zeit (s. nr. 989. 991.), und drückt in Folge seiner Bed. der örtlichen Bewegung die Conjunction bis daſs (s. nr. 1044.), vielleicht auch daſs (s. nr. 1040.) und zu, um zu beim Inf. (s. nr. 830.), aus. An die Zeitpräpos. läſst sich die Bed. nachdem (s. nr. 1052.) und wenn (der Bedingung) (s. nr. 1046.) anknüpfen.

424 *o* erscheint auch als Ortspräpos. der Ruhe (s. nr. 983.).

425 Ich habe jetzt alles, was über diese Wörter in ihrer Eigenschaft als Präpositionen zu sagen ist, beendigt, und gehe dazu über, von jedem einzelnen die anderweitigen Bedeutungen, welche sie als Partikeln oder als nicht weiter in die Grammatik gehörende Wörter haben, aufzuzählen. *O* ist auſserdem schon oben als Nominativ- und, unter Umständen, Accusativ-Zeichen, *ka* als Artikel und *na* als Andeutung des Plur. vorgekommen.

426 *a* ist Präfix vor Zahlwörtern (s. nr. 589. 601.) und vor dem ihnen homogenen Pron. *hia* (s. nr. 740.).

Es bedeutet und, sowohl allein (s. nr. 1024.), als mit *me* verbunden (*a me*, s. nr. 612. 1026.); ferner oder (s. nr. 1032.) und aber (s. nr. 1035.).

Es ist eine Interjection, siehe! (nr. 1059. 1061.) und steht oft leer im Anfange des Satzes (nr. 1061.).

Ob es bisweilen eine vorgesetzte Verbal-Partikel ist, kann ich noch nicht bestimmen (s. nr. 802.); *ā* nach dem Verbum soll Dauer, Fortsetzung der Handlung anzeigen (s. nr. 803.). Über das dem Worte nicht vortretende *a* s. nr. 924. 925.

Dunkel ist das eigentliche Wesen des merkwürdigen *a*, welches in allen vier Südsee-Sprachen an die allgemeine Präpos. (*ki, gi, i*) tritt, wenn ein persönlicher Eigenname oder ein persönliches Pron. auf dieselbe folgt (s. nr. 966.).

Auſserdem bedeutet *a*: Feuer; feurig, brennend; brennen 2) dursten 3) Kinnbacken.

427 *o* bedeutet damit nicht (s. nr. 1043.), nach Ausdrücken der Furcht

daſs (*ib.*), und ist vor dem Verbum ein seltneres Zeichen des Imper., gegen das gewöhnliche *e* (s. nr. 810. 816.).

Es ist auch ein Ausdruck für das Ortsadv. (s. nr. 912-914.)

o hat ferner die Bed.: ein spitzes Werkzeug, Gabel u. ä.; stechender Schmerz, Seitenstechen; stechen, durchbohren, durchdringen; tödten 2) das Klingeln, der Schall einer Glocke; so schallen 3) antworten (bei einem Anruf) 4) ausstrecken (die Hand, den Finger) 5) Lebensmittel für die Reise.

ka steht nach dem Wörterb. leer im Anfang eines Satzes (s. nr. 1061.), 428 ist ein Ausruf des Erstaunens (ho[illegible]ch!) oder Miſsvergnügens (*hush!*), bedeutet genug! höre auf! steht am Ende eines Satzes ([1]), ist eine starke Versicherung mit Miſsbilligung, wird gebraucht bei der Entdeckung eines Versehns und zum Ausdrucke einer entgegengesetzten Meinung. Mit dem Letzten hängt wohl die Verbalbed.: Einem fluchen, ihm von Gott Böses wünschen, zusammen. An die obigen Bed. schlieſst sich auch wohl *aïa ka* (s. nr. 1059.), *aole ka* (s. letztes B. nr. 924.) und der Ausdruck *ae kapaha*, gerade so (Wörterb. *v. ae*), an.

ka ist der Stamm des einschlieſsenden Pron. 1. Pers. Du. und Plur., das westliche *ta* (s. nr. 629.).

Es bedeutet ferner: *to strike* (Tong. *ta*), *to dash, overthrow; a collision* 2) endigen 3) Vögel in einem Netze fangen 4) strahlen 5) Wasser aus einem Boote ausschöpfen, und das Geräth, womit dieses geschieht 6) *a vine the branches of which spread and run.*

ko ist auch das selbstständige Pron. poss. dein, das Mal. *kau* (s. nr. 429 678. — 640. 641.).

Es bedeutet ferner: Zuckerrohr, Zucker (Tong. *tà*) 2) erfüllen (z. B. ein Versprechen) 3) versprechen, einen Vertrag machen 4) in einer Wette gewinnen. Eine andre Verbalbed. habe ich schon nr. 417. angeführt.

na, in den verwandten Sprachen das Adv. da oder dort, vertritt nach 430 einigen Präpos. das Pron. 3. Pers. Sing. (s. nr. 659.)

Es bedeutet auſserdem: ruhig; ruhig sein (woher das Tong. *fœkka na*, s. nr. 795.) 2) genug oder genug sein.

no ist eine häufige leere Partikel, welche ich nr. 1062. ausführlich ab- 431 gehandelt habe. Sie drückt manchmal aber aus (s. nr. 1033.).

---

(1) Vielleicht ist so das dunkle *ka* S. 483. Z. 7. v. u. zu erklären.

Pppp

432 *i*, *ia* – Diese Präpositionen sind nur dadurch unterschieden, daſs *ia* vor Pron. pers., dem Pron. int. *wai* und Personennamen, *i* überall sonst, also vor Subst. appell., Ortsnamen und Pron. dem., gebraucht wird (s. weiter nr. 966.). Ob in allen Bedeutungen, in denen die eine oder andre dieser Präpos. vorkommt, beide, mit diesem Unterschiede, neben einander gebraucht werden, oder ob gewisse nur einer von ihnen eigen sind, kann ich bis jetzt noch nicht beurtheilen. Ich werde daher alle diese Bedeutungen, wie sie mir folgerecht scheinen, hier anführen, und bei jeder mit erwähnen, ob ich über diesen Punkt unterrichtet bin oder nicht. Manche ist von der Art, daſs sie nicht von der Persönlichkeit vorkommen kann und also nur *i* darin erscheint. Bei der des für vom Preise, von welcher wohl dasselbe gilt, scheint aber *i* und *ia*, ohne jenen Unterschied, zu gleicher Zeit gebraucht werden zu können. Über das Wegbleiben dieser Präpos. vor dem Pron. dem. und Artikel *ia* s. nr. 685. 502.

Zunächst sind beide Wörter die Ortspräposition der Ruhe und Bewegung (s. nr. 970.), *i* aber auch des Term. a quo (s. nr. 1004.).

An die Bed. der Ruhe des Orts schlieſst sich die von bei der Nähe (*i*, s. nr. 984.) und mit der Gesellschaft (*ia*, vielleicht auch *i*, s. nr. 985.), ferner die von *i* als Präpos. des Zeitpunkts (s. nr. 989. 990.) und der Zeitdauer (s. nr. 996.) und als wenn der Bedingung (s. nr. 1047.). Nach dem Wörterb. ist *i* auch die Conjunction *when*, *while*.

An die der Ortsbewegung reiht sich an, daſs beide Zeichen des Dat. und Acc. (s. nr. 544. 545.), *i* Vorsatz des Prädicats bei werden (s. nr. 861.), beide Präpos. der Bestimmung (für, zu, s. nr. 1002.) sind, *i* Ausdruck für auf daſs, damit (s. nr. 1042.); vielleicht die Anwendung von *i* zum Ausdrucke des Comparativs (s. nr. 565.), vielleicht auch, daſs beide die Präpos. des Gegenstandes (das Lat. *de*, s. nr. 1017.) sind.

i ist auſserdem bisweilen (statt *e*) Präpos. des Werkzeugs, und hat hier vielleicht *ia* neben sich (s. nr. 1010.).

i und *ia* sind (wie es scheint, ohne den sonst zwischen ihnen geltenden Unterschied) die Präpos. für des Preises (s. nr. 1003.).

433 *i* erscheint ferner vor dem Verbum im Präs., Imperf. und Perf. (s. nr. 790.), beim Imper. (s. nr. 810. 814.) und Partic. (s. nr. 836.), und ich halte es da für das Mal. *de*, Jav. *dhi* der sogenannten passiven Conjugation

(s. nr. 784-786. 964.). Über die Verbindung dieser Verbal-Partikel mit *ai* nach dem Verbum s. nr. 466.

i ist eine Apostrophirung von *aï* (nr. 466.).

i bedeutet schlieſslich: sagen, sprechen, rufen, einladen, nennen (N. Seel. *ki*).

ia, auch in *a* elidirt, ist Suffix des Passivs, welches, wenn das Verbum 434 einen adverbialischen Zusatz nach sich hat, sich vom Verbum trennt und nach dem Zusatze, als ein besonderes Wort, zuweilen aber mit ihm verbunden, steht. Manchmal lautet das Suffix auch *hia* oder *lia* (s. nr. 757-759. 761.). Über die eigentliche Natur und weitere Bed. dieser Formation habe ich nr. **1111. 1114.** gesprochen.

ia ist auſserdem Pron. 3. Pers. Sing., das Mal. *iya* (s. nr. 644.), und zu gleicher Zeit Pron. dem. (s. nr. 685. 686.); als letzteres drückt es auch bisweilen den bestimmten Artikel (s. nr. 502.), als ersteres das Verbum sein (s. nr. 846.) aus. Es bildet das zweite Glied in Pron. dem. (s. nr. 689. 690. 694-696.)

ia heiſst noch: hereingehn (z. B. in den Mund) 2) *to beat or pound as in making kapa.*

In diesen Bed. und in allen obigen der Partikel scheint *ia* eine einsylbige Aussprache zu haben, da das Wörterbuch es nur in der Bed. Fisch, Fleisch (*meat*) mit einem Trennstriche schreibt. In dieser ist es das Mal. *ĭkan* (s. vergl. Worttaf. nr. 101.).

io — (einsylbig) ist die Präpos. der Bewegung vor Personennamen 435 und Pron. pers. (s. nr. 999.) Die Beschränkung auf die Persönlichkeit ist auffallend, und liegt wohl nicht in der Form, da *o* das Subst. Ort sein möchte (s. nr. 912.).

Zweisylbig gesprochen, bedeutet *io*: mageres Fleisch, Fleisch (*flesh*) (das N. Seel. *kiko*, vgl. nr. 463.), metaphorisch: Verwandtschaft (*kindred*), ein naher Verwandter 2) Theil 3) ein Vorläufer, der die Ankunft des Häuptlings verkündigt 4) Habicht 5) wahr; in Wahrheit, gewiſs; Wirklichkeit 6) erschrocken; erschrocken fliehn, davon eilen.

ma — ist Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (s. nr. 982.), auch 436 des Term. a quo (s. nr. 1006.). Mit der Bed. der Ruhe des Orts hängt die von bei der Nähe (s. nr. 984.) und der Präpos. der Zeit (s. nr. 995.) zusammen. Eigenthümlich ist die Natur des Wortes da, wo es mit der Gesellschaft (s. nr. 986.) und die Conjunction und, sowohl im Allgemeinen (s. nr. 1025.), als zwischen Zahlen (s. nr. 612.), ausdrückt, so wie sein Gebrauch nach dem Namen einer Person, in welchem es die in der Gesellschaft derselben befindlichen Personen hinzufügt (s. nr. 1031.).

Es ist ferner Präpos. des Werkzeugs (s. nr. 1011.) und der Ursach (s. nr. 1016.), und bedeutet auch gemäfs, zufolge (s. nr. 1019.).

Etymologische Betrachtungen über dieses Wort findet man nr. 894-896.

Es heifst noch: verwelken; *to wilt, blush*; sich abarbeiten, abmühen.

437 ***me*** – ist bei der Nähe (s. nr. 984.), mit der Gesellschaft, in seiner Deutschen sowohl eigentlichen, als uneigentlichen Anwendung (s. nr. 987.), und bezeichnet in diesem Sinne und, *me* nur zwischen Zahlen (s. nr. 612.), *a me* zwischen Zahlen (*ib.*), wie andren Redetheilen (s. nr. 1026.).

Es ist auch das Adv. wie (s. nr. 946.), und, in Verbindung hiermit, Zeichen des Dat. bei *like* (s. nr. 477.) und die Grundlage einer Composition zum Ausdrucke von so (s. nr. 945.).

Es erscheint auch als die Präpos. des Werkzeugs (s. nr. 1012.).

Einen etymologischen Versuch über das Wort habe ich nr. 894-896. geliefert.

Ferner ist *me* eine in älteren Drucken vorkommende Abkürzung für *mea*, Sache u. s. w., die auch dem N. Seel. eigen zu sein scheint (s. nr. 236.).

438 ***loko, waho, luna, lalo, mua, muli, hope, waena*** – sind örtliche Substantiva (bisweilen auch Adjectiva), welche mit den Präpos. *a, i, aī, o, ko, no, ma, maī* vor sich, von denen *i, aī, o, ko* und *ma* mit ihnen in Ein Wort zusammengeschrieben werden (1), Adverbia, und mit dem durch die Präpos. *o* angedeuteten Gen., selten mit der Präpos. *i*, nach sich Präpositionen des Orts, sowohl der Ruhe, als der Bewegung, theilweise sogar des Term. a quo, *mua, muli* und *hope* auch der Zeit, bilden. Merkwürdig ist, dafs sie in dieser Verbindung mit einer Präpos., in welcher sie sich deutlich als Subst. zu erkennen geben, keinen Artikel vor sich haben. Sie scheinen auch allein für sich Adv. zu sein, obgleich dies meist nur, so wie in den andren drei Sprachen, auf dem Wörterbuche und den Grammatikern beruht, sind aber wohl nie für sich Präpos. (2)

---

(1) Doch habe ich in der 2. Ausg. des Neuen Test. auch *maī* mit ihnen vereinigt gefunden.

(2) Dies läfst sich in den Wörterbüchern und Grammatiken leider nicht unterscheiden, da im Engl. diese Ausdrücke (wie *behind, before, within, without*) meist Adv. und Präpos. zugleich sind.

Die Übereinstimmung sämmtlicher Mal. Sprachen in dieser Eigenthümlichkeit ist vollkommen. 439 Der Gebrauch von Präpositionen zur Darstellung eines Adv. oder einer Präpos., das einfache Wort möge eigentlich Subst. oder an sich schon der anzuwendende Redetheil sein und ihn auch allein ausdrücken können, ist allen, sowohl bei diesen speciellen, als den allgemeinen Orts- und Zeitbeziehungen (s. nr. 901. 902. 908. 910. 911.) u. s. w., gemeinschaftlich. Diesen Weg der Bildung von Präpositionen und Adverbien durch Zusammenstellung eines Subst. mit einer ursprünglicheren Präposition haben die verschiedenartigsten Sprachen der Welt eingeschlagen. Wo das Wort schon Adv. oder Präpos. ist, erscheint die Ortspräpos. der Ruhe, auch wohl der Bewegung, unnöthig, wenn auch nicht die des Term. a quo. Bei manchen dieser Wörter läſst es sich kaum entscheiden, ob sie Subst. sind: bei den meisten aber, und dazu rechne ich alle diese, eigentlich hierher gehörenden, Wörter des speciellen Orts- und Zeitverhältnisses, ist, in dem Geiste des Sprachstammes, von selbst gegeben, daſs sie, nach Kennzeichen der Construction, Subst., in der Nachstellung nach einem Subst. Adj., mit einer Präpos. vor sich Adv., mit einer solchen vor sich, und dabei auch wohl noch mit einer nach sich, Präpos. sein können. Namentlich treten vor sie die Ortspräpos. der Ruhe, der Bewegung und des Term. a quo; zur ersten wird im Mal. gewöhnlich *de*, im Jav. und Kawi *hing* (im Kawi auch *ri, ring, ning*), im Tag. *sa* gebraucht. Dieses *de, hing* und *sa* vorzüglich verbürge ich, um bei diesen drei Sprachen und dieser einen Präpos. hier stehn zu bleiben, in dem adverbialischen und präpositionellen Gebrauche folgender den sechs ersten obigen Polynesischen entsprechender Wörter:

	Mal.	Jav.	Tag.
darin, in	*dālam*	*jro*	*loob*
drauſsen, aus	*lūar*	*jaba*	*loual*
oben, auf	*ātas*	*duwur*	*ibabao*
unten, unter	*bāwah*	*handap*	*ibaba*
vorn, vor	*ādap*	*harep*	*harap*
hinten, nach	*blākang*	*buri, wuri*	*licor*

Ich schlieſse zwei praktische Beispiele an, wozu ich das mit dem Südsee-Worte in Bed. und Laut gleiche Jav. und Kaw. *buri, wuri* und das dem Polynes. *raro, lalo* nur im Laute entsprechende Mal. *dālam* wähle;

buri, wuri bedeutet als
Subst. der hintere Theil (B. Y. EE.); Hintertheil des Schiffes (R.)
Adj. der letzte, hinterste (Ro.), *posterior* (C. e.)
Adv. hinten, *back*, nachher (nach allen Wortverzeichn.)
Präpos. hinter, nach (*id.*);
hing wuri bedeutet: dahinter und hinter (B. Y. EE.), *hing buri:* hiernach (C. e., Co.), danach (Ro.); *sangking wuri:* von hinten (Br.).

Das Mal. *dālam* bedeutet: Tiefe, tief und in; *dedālam* ist: drinnen (Adv.) und in (Präpos.); die Präpos. der Bewegung ist im Mal. *ka*, die des Term. a quo *deri*, und so finde ich: *kadālam* als in der Bewegung und *deri dālam* als aus. Alle diese Bed. der Composition habe ich aus Texten entnommen, und sie sind daher alle verbürgt.

In der Tag. Sprache erscheint hier auch die Polynes. Präpos. *i* selbst: *ilalim*, unten, *sailalim*, unter; *itaas*, oben, von *taas*, hoch 2) hoch heben, erheben, welches wahrscheinlich das Mal. *ātas* ist; sie erschien schon oben in *ibaba* und *ibabao*. Im Mad. lautet die solchen Wörtern vortretende Ortspräpos. *a, ta* oder *ni*; im Bugis *i: iolo* (von *ulu*, Kopf), vorher; *ilalöng* (vom Mal. *dālam*), in; *iyasök*, oben; *iyawa* (vom Mal. *bāwah*), unten, unter; — oder *ri: rilalöng*, innerhalb; *riasök*, oben, auf; *riawa*, unten; *riolo*, vorn, *riolok*, vor; *rimunri* (vom Jav. *wuri*, Polynes. *muri*, *muli*), hinten, *rimonripi, hereafter*. Für die Bewegung dient die Bug. Doppelpräpos. *mari*, einmal *kori: korilalöng, into; mariasök*, herauf; *mariawa*, herab, herunter; *mariolok*, vorwärts, nach vorn; *marimonri*, rückwärts, nach hinten.

440 Ich werde nun von den Polynes. Wörtern, — da dieselben oder ähnliche in gleicher Behandlung allen vier Sprachen zukommen, — hier nur in der Kürze alle Bedeutungen anführen, die Adv. und Präpos. aber unter diesen Redetheilen noch besonders zusammenfassen, und die vorhandenen Beispiele da hinzufügen, daher nr. 918. 919. 997. 998. 1008. 1019. mit hierher zu ziehen sind. Ich beginne mit den einfachen Ausdrücken, um deren selbstständige Bed. und Etymologie zu entwickeln.

441 *loko* bedeutet: das Innere, daher: das Gemüth; Cham. übersetzt es auch darin. Es bedeutet ferner: Teich, See. Tong. *loto* ist: 1) Verzäunung 2) Mitte, Mittelpunkt 3) Gemüth; *temper, idea, opinion, disposition.* N. Seel. (Wörterb.) *roto, within;* Tah. (Gramm. S. 37.) *roto, among.* —

Man darf wegen zu geringer Formenähnlichkeit keine Vereinigung mit dem Tag. *loob* wagen, aber in seinen Bed. (namentlich: das Innere, die Eingeweide, Herz; Wille, Neigung; drinnen, hinein) stimmt es sehr mit dem Südsee-Worte zusammen.

waho bedeutet: das Äuſsere (s. B. nr. 545.). Das Wörterbuch übersetzt es als Adv.: *out, out of, outside, outward.* N. Seel. (nach dem Wörterb.) *waho*, drauſsen, Präpos. *without.* Im Tah. bedeutet *waho* mit einer Präpos. drauſsen u. s. w.; im Tong. erscheint das Wort nicht. Es könnte möglicher Weise das Jav. *jaba* sein. 442

Das Tong. besitzt ein eignes Wort, welches in sich das Verhältniſs auſserhalb und hinten vereinigt (s. nr. 918.) und vielleicht das Mal. *lūar* ist:

Mal.	*lūar*	heraus, hervor
	delūar	drauſsen, auswärts 2) auſser, ausgenommen
	kalūar	auswärts, nach auſsen, heraus; herauskommen, herausgehn 2) weg; wegnehmen
Jav. Kr.	*luwar*	herausgehn; losgelassen, befreit
Tag.	*loual*	auſserhalb, drauſsen
Tong.	*tua*	Rücken; hinten 2) Auſsenseite (nach dem B. *tua falle*, die Auſsenseite des Hausdaches), äuſserlich (Adj.) 3) das gemeine Volk
N. Seel.	*tua nui*	*the ridge of a house*
	iwi tuararo	Rückgrat (*iwi*, Knochen; *raro* s. nr. 444.)
	tūara	Rücken
Haw.	*kua*	Rücken; der Gipfel eines Bergrückens, Gebirgskamm.

Das Haw. *luna*, Tong. *lunga*, N. Seel. *dunga* ist durch die Subst. Endung *ana*, *anga* von *ulu*, Kopf, das seinen Anfangsvocal eingebüſst hat, abgeleitet; im Tong. erscheint auch *alunga*. Ihre Bedeutungen und die weitere Sprachvergleichung habe ich in nr. 581. 582. gegeben. — Im Tah. finde ich das Wort nicht, sondern dafür das, bis jetzt unter allen Sprachen allein stehende *nia* (s. nr. 918.) gebraucht. 443

lalo scheint mir das Mal. *dālam* zu sein; dieses bedeutet: Tiefe, tief 2) in 3) königlicher Hof, königliche Wohnung (¹). Dasselbe läſst sich weiter durch den Sprachstamm verfolgen; und da ich nicht zu entscheiden wage, ob die Bed. Haus, wofür in mehreren Sprachen desselben eine besondre Form existirt, davon zu trennen ist, so will ich diese Trennung hier, der Übersichtlichkeit wegen, beobachten: 444

(¹) In dieser dritten Bed. erklärt Marsden das Wort für ein Javanisches.

	tief, unten, drinnen.	Haus.
Mal.	*dălam* Tiefe, tief 2) in	königlicher Hof oder Wohnung
Jav.	*dhalem* drinnen	Haus 2) königlicher Hof *madhé* Haus
Bug.	*menralöng* tief 2) innerlich *ilalöng* in	
Mad.	*lalen, lalé* Tiefe, tief	
Tag.	*lalim* Abgrund; vertiefen *malalim* tief *ilalim* unten (*sailalim*, unter, *sub*) *calalim-laliman* Mittelpunkt	*dalam* Haus
Tong.	*lalo* der Boden einer Sache; tief; *down, below, beneath*	*falle* Haus *hala feláu a house where canoes are kept* (*feláu*, Boot)
N. Seel.	*raro* unten (Gramm.); westwärts	*ware* Haus
Tah.	*raro* (mit einer Präpos.) unten, nieder	*fare* Haus
Haw.	*lalo* das Untere, der unterste; (mit Präpos.) unten, unter (*sub*) *halalo* s. nr. 1089.	*hale* Haus

445 Das ebenfalls allen vier Südsee-Sprachen gemeinsame *mua* habe ich in etymologischer Beziehung in nr. 614. 615. behandelt und daselbst seine Bedeutungen zusammengestellt.

446 *muli* findet man ebenso in nr. 589. 590. entwickelt.

447 *hope* ist in den Bildungen, die hierher gehören, gleichbedeutend mit *muli*, obgleich seine Bed. etwas gemischt ist. Es heiſst nach dem Wörterb.: 1) Ort, Stelle, Amt 2) Ende oder Anfang, Schluſs einer Zeitperiode; Folge einer Sache; man kann es aber auch Zeitpunkt übersetzen: *ma këia hope aku*, von dieser Zeit an (Cham.) 2) danach (Apoc. 1, 19.); *ma ia hope aku*, fernerhin (Cham.); *ma ia hope maï*, seither (*id.*). Nach dem Compositum *hopepoo*, Hinterkopf, bedeutet es auch: Hintertheil. Ferner ist es Adj., der letzte: *a he nui loa na mea mua e lilo ana i hope, a me na mea hope i mua*, Viele aber werden die Letzten sein, die die Ersten sind; und die Ersten sein, die die Letzten sind (Marc. 10, 31.). In den andren Sprachen finde ich das Wort nicht, auſser im Tah. *hopea*, dessen *a* wahrscheinlich die verkürzte Subst. Endung *ana* (s. nr. 1102.) ist: *i te mahana hopea ra*, am jüngsten Tage (Joh. 6, 39. 40. 44.); und *hope* in einer Stelle, wo es nachfolgen zu bedeuten scheint (Joh. 12, 19.).

448 *waena* halte ich für ein durch die Endung *ana* abgeleitetes Subst. Als

Stammwort bietet sich zunächst das Tong. *wahe*, theilen, trennen, dar; von diesem kommt *wahcanga*, Theilung, Trennung; im Haw. lautet das Verbum *wahi*, trennen, durchbrechen. Die verwandten übrigen Formen des Sprachstamms findet man in nr. 570. Doch erregt auch das Haw. *wa* Aufmerksamkeit; das Wörterbuch übersetzt es ausdrücklich: Raum zwischen zwei Dingen, z. B. zwischen den Pfosten oder Sparren des Hauses; darauf: Raum überhaupt, daher: Zeitraum, Zeittheil, eine bestimmte Zeit. Als Subst. finde ich *waena* nicht geradezu, sondern nur: *waenakonu*, Mitte, Mittelpunkt, *konu waena*, in der Mitte. Es fällt mir auf, dafs das Haw. Wörterbuch *konu* allein als: Mittelpunkt, Mitte, angiebt, denn *tonu* bedeutet im N. Seel.: genau (Adv.), im Tong.: 1) klar, deutlich 2) gerade, eben 3) genau, bestimmt 4) offenherzig, aufrichtig, und ist vielleicht das Jav. *tuhu*. *Waena* heifst für sich: Leichnam, todter Körper 2) Feld, Meierei, Pflanzung. Sonst finde ich das Wort im Wörterb. nur als Adv.: in der Mitte, dazwischen. In den andren drei Sprachen erscheint es gar nicht.

Ich gehe nun zu der Verbindung dieser Wörter mit Präpos. über; und um zunächst über die ihnen nachgesetzten zu reden, so finde ich, wo sie *i, ki* vor sich haben, statt des *o* des Gen. manchmal dieselbe Ortspräpos. nach ihnen, im Haw. *i* (s. nr. 452. *mua*), im Tah. *i* und *ia* (s. *roto* nr. 452. 458., *pihai* nr. 984.), im N. Seel. *ki* (*ki roto ki* nr. 452.). In der letzten Sprache finde ich *dunga aki*, auf (Gramm.), und vor dem *o* des Gen. noch *e*: *raro e o*, unter (*sub*) (Gramm.). 449

Was die vorangestellten Präpos. betrifft, so habe ich im Haw. kein B. von *ko* und *no* gefunden, obgleich Cham. und das Wörterbuch sie für alle diese Wörter mit angeben, im Tah. aber *no* (s. nr. 458.). Im Tong. kommt einmal das unbekannte *to* vorgesetzt vor: *tomua*, zuerst (Adv.); der erste 2) *before*. 450

Die Wörter haben als Adv. und Präpos. auch öfter eine Richtungs-Partikel nach sich (s. nr. 955. 1022. 1023.). Zwischen der Form mit der Präpos. *i* und mit *ma*, welche letztere aber nur dem Haw. eigen ist und den andren drei Sprachen ganz fehlt, scheint kein Unterschied zu sein; sie bilden beide Adv. und Präpos. des Orts und der Zeit. In diesem ganzen Capitel herrscht der besondre Übelstand, dessen ich schon oben (nr. 438.) bei dem Gebrauche der Wörter ohne Präposition erwähnt habe, dafs man den Übersetzungen der Grammatiken und Wörterbücher nicht ansehn kann, ob sie 451 damit eine Präpos. oder ein Adv. meinen; und auch wo sie diese Bestimmung hinzufügen, ist es oft ausgemacht, daſs es das andre, oder beides ist. Ich kann daher bei den Redetheilen unter den Adv. (nr. 918. 919.) und Präpos. (nr. 997. 998. 1008. 1019.) nur dann die Sachen citiren, wenn mir der Redetheil gewiſs zu sein scheint. Ebenso lassen sowohl das Haw., als die andren Wörterbücher, wenn sie die Formen als Präpos. aufführen, die Genitiv-Präpos. *o* nach ihnen weg; ich werde dies beibehalten, es ist aber, mit Ausnahme der Tong. Sprache, fast immer gewiſs, daſs *o* hinzugenommen werden muſs.

452 Ich beginne mit der Präpos. *i* (N. Seel., Tah. und Haw.), dem Tong. *gi*, N. Seel. *ki* und *kei* und Tah. *ei* und *tei*.

iloko Haw., *i roto* Tah. (Gramm. S. 35.), *iroto* und *ki roto* N. Seel. (Gramm.), darin, drinnen; *gi loto* Tong., *id.*; in der Mitte; *half way*;

als Präpos.: N. Seel. *iroto*, zwischen, innerhalb (Gramm.), *ki roto ki*, in (B. 2. nr. 140.); Tong. *gi loto*, in der Mitte, unter (*among*); Haw. *iloko o*, in (der Ruhe und Bewegung des Orts); Tah. *tei roto i*, in, innerhalb, auch *ei roto ia* (vor einem Pron. pers.) (nr. 91.).

iwaho Tah., drauſsen, heraus; N. Seel. *ki waho*, heraus. Tong. *gi tua*, drauſsen, heraus. — Präpos.: *iwaho* Haw., *out, out of, without*; Tah. *tei waho*, auſserhalb.

iluna Haw. Adv.: *up, upward* (Wörterb.); Tong. *gi alunga, above, aloft*; N. Seel. *kei dunga*, oben. Tah. *tei nia*, oben.

Präpos.: Haw. *iluna*, auf, über, *upwards, above* (Wörterb.); Tong. *gi alunga, on, upon.*

ilalo Haw. Adv.: unten, herab, herunter; Tong. *gi lalo*, dass.; N. Seel. *ki raro*, nieder (B. nr. 136.); Tah. *i raro*, unten, herunter, nieder (Ev. Joh. 5, 4. 8, 2. 6., oben S. 472. v.), *tei raro*, unten.

i mua N. Seel., vormals, N. Seel. *ki mua, to the first* (Adv.); Tong. *gi mua, in front, forwards, before.*

Präpos.: Haw. *imua o, imua i*, vor (vom Orte).

imuli Haw., *coming after, in the rear*; Tah. *imuri*, rückwärts; Tong. *gi muli*, im Auslande, in der Fremde, *gi mui, behind, backwards, gi tua, outside, out, without*; N. Seel. *ki mudi, to the last* (Adv.).

Präpos.: Haw. *imuli, behind* (Wörterb.).

iwaena o Haw., unter (*inter*), *iwaena konu o*, mitten unter.

ma. 453

maloko Haw. Adv., *within, internally* (Wörterb.); *maloko o*, in (Präpos.).

mawaho Haw. Adv., draufsen, aufserhalb (Wörterb.); *mawaho mai o*, aus etwas heraus (Präpos.).

maluna Haw. Adv., *upwards;* Präpos. Haw. *maluna o, maluna iho o*, auf, über; nach Cham. steht auch die Richtungs-Partikel *ae* nach ihm.

malalo Haw. Adv., *down, downwards, below:* Präpos. Haw. *malalo o, malalo iho o*, unter (*sub*).

mamua Haw. Adv., vorn 2) vorher, zuvor, vormals; *mamua aku nei*, vorhin, vormals (Cham.), *mamua mai*, vorher (*id.*); Präpos. *mamua aku o*, vor (von der Zeit).

mamuli Haw. Adv., hinten 2) nachher, *hereafter*, künftig, bald.

Präpos.: Haw. *mamuli o*, nach, vom Orte; ich finde nur Beispiele, wo es bei folgen, gehorchen den Dativ der Person ausdrückt: *ae aku no lakou mamuli o ke alii*, sie gehorchen dem Könige (Cham.); *aia no lakou mamuli o ka pono*, sie folgen der Gerechtigkeit (*id.*). Im Wörterb. finde ich noch *mamuli* als Präpos. *according to, after the example of:* wahrscheinlich hat es das *o* des Gen. nach sich.

mahope Haw. Adv., hinten 2) nachher. Das Wort führt sowohl den Begriff der vergangenen, als der zukünftigen Zeit mit sich; das Wörterbuch drückt sich etwas unklar darüber so aus: es bedeutet die Zukunft mit Rücksicht auf die Zeit, in der eine Handlung vollbracht wurde, obgleich vergangene in Beziehung auf die sprechende Person. Von der Vergangenheit steht *mahope iho*, nach Cham. nachher, zuletzt, nach Beispielen, welche ich gefunden habe: darauf, danach; von der Zukunft: *mahope aku, mahope aku nei*, späterhin, in Zukunft (Cham.).

Präpos.: Haw. *mahope o*, hinter, in einem B. sollte ich aber glauben vor (vom Orte); 2) nach (von der Zeit).

mawaena und *mawaena konu* Haw., in der Mitte (Adv.); Präpos. Haw. *mawaena o*, unter (*inter*).

o — ist seltner und bildet ein Ortsadv. der Ruhe: 454

oloko Haw. Adv., darin.

omuli finde ich in einem B. im Wörterb., wo *o* vielleicht Zeichen des Gen. ist: *ka mea o muli mai, that which shall be hereafter.*

455 *a* — finde ich in Adv. 1) als Zeichen der Bewegung des Orts 2) als Zeichen der Zeit:

a lalo Haw., bis unten: (der Vorhang im Tempel zerriſs) *maïluna a lalo*, von oben bis unten (Marc. 15, 38.).

a muli aku Haw., nachher, nach einer Weile (Wörterb.); N. Seel. *a mudi*, nachher.

456 *aï* — bedeutet Haw. sowohl Ruhe, als Bewegung (s. nr. 466.):

aïluna, oben, herauf (Wörterb.).

aïlalo, unten; *down under* (also vielleicht auch Präpos.) (*ib.*).

457 *mai* — bezeichnet den Term. a quo des Orts:

maï loko maï o Haw., aus (etwas) heraus; Tah. *mai roto mai*, aus (nr. 98.).

maï waho maï o Haw., aus (etwas) heraus.

maïluna Haw., von oben (s. das B. nr. 455.).

Im Tong. lautet diese Präpos. *me*: *me lalo*, von unten.

458 Im Tah. finde ich auch *no*: *no roto i*, von (der Entfernung), letztes B. nr. 123.

459 ***maï, aku, ae, iho*** — sind Richtungs-Partikeln nach verschiedenen Redetheilen, wie man in nr. 865. speciell verzeichnet findet. Ich habe die merkwürdige und schwierige Natur dieser Partikeln in nr. 866-899. umständlich erörtert, und enthalte mich hier jeder weiteren Andeutung.

Auſserdem haben diese Wörter aber noch andere, theils mit der obigen Anwendung gar nicht, theils nicht unmittelbar zusammenhangende, Bedeutungen und Gebräuche, in denen ich sie hier der Reihe nach ausführen will.

460 *maï* — ist auch Präpos. des Term. a quo (s. nr. 1007.), bedeutet beinahe (s. nr. 942.) und: im Begriff sein, nahe daran sein (s. nr. 805.). Es ist ferner nicht bei dem verbietenden Imper. (s. nr. 821.) — Auſserdem heiſst es: krank, Krankheit, und ist vielleicht das gleichbed. Tong. *mahagi*, und demzufolge das Mal. *säkit* mit dem Präfix *ma*.

461 *aku* — drückt noch, noch dazu (s. nr. 879. 939.) und vielleicht auch (s. nr. 879.) aus. — Es bedeutet auſserdem: folgen (vgl. nr. 897.) 2) hell, unbewölkt (vom Monde) 3) eine Fischart.

462 *ae* — ist ja (s. nr. 1058.). Die lexicalischen Bed. des Wortes habe ich in nr. 898. angegeben.

463 *iho* — drückt nach dem Subst. oder Pron. pers. selbst (s.

nr. 671.), und wenn das Subst. ein Pron. poss. oder ein Hauptwort im Gen. des Besitzes vor sich hat, nach dem regierenden Subst. das zu der besitzenden Person gehörende eigen aus (s. nr. 682.); in eben dieser Bed. begleitet es die absolute Classe der Pron. poss. (s. nr. 684.)

Dies *iho* ist sicherlich ein ganz anderes Wort, als die Richtungs-Partikel, und wohl (s. Wilh. v. Humboldt nr. 102.) das N. Seel. Subst. *kiko*, Fleisch (*flesh*) des Menschen (auch: *substance of a tree*, der Saft in Pflanzen; Haw. *io*, *flesh*, vgl. nr. 435., *iho*, das Mark [*pith*] von Pflanzen). Andre Sprachen gebrauchen zu demselben Behufe ähnliche Wörter, die Jav. *hawak* Ng., *sarira* Kr. (Leib), die Hebr. נֶפֶשׁ, die Arab. نَفْس (Seele); nur ist der Unterschied, daſs sie grammatisch richtig mit diesen Subst. das Pron. poss. verbinden, mein Leib, meine Seele für ich selbst sagen, die Haw. und Tah. Sprache aber, ohne grammatische Verknüpfung, das persönliche Pron. mit dem Worte zusammenstellen.

Mit der Richtungs-Partikel hängt aber wohl unmittelbar die Verbalbed. von *iho*: herabsteigen, herabkommen, das Tong. *hifo* (s. nr. 899.), und die Bed. von *iho nei* (s. nr. 907.) zusammen.

nei, laila, la – Alle drei sind Adv. des Orts und der Zeit, 464 *nei* der Nähe, bei der redenden Person, hier, jetzt, *laila* und *la*, gleichbedeutend, der Ferne, da, dort, dann. Der Unterschied zwischen *laila* und *la* besteht nur darin, daſs *laila* substantivischer Natur ist, d. h. Präpositionen vor sich nimmt und so absolut steht, *la* ein wirkliches Adv. ist und sich namentlich an Subst., Pron. und Verba anschlieſst. *Laila* ist sichtlich von *la* abgeleitet. *Nei* vereinigt beide Naturen in sich. Man muſs daher zuerst in substantivischer Eigenschaft *nei* und *laila*, und 2) in adverbialischer *nei* und *la* neben einander abhandeln. Ich verweise auf diese beiden Stellen meiner Redetheile (1. nr. 901., 2. nr. 903-907.), deren mannigfaltigen Inhalt ich hier nicht wiederholen kann.

nei bedeutet noch, mit dem Präfix *hoo*: sich bewegen (wie Bäume im 465 Winde, jemand in einem Tumult), *to shove along*.

la ist noch: Sonne (s. vergl. Worttaf. nr. 6.), auch Tag, aber nur beim Zählen; 2) *a drought*.

aï – ist nach dem Wörterb. ein Adv.: *there, then* (s. nr. 908.) 466 2) eine Conjunction: *when, as* (s. nr. 1049.), und, was ich nicht glauben möchte, aus *aia* entstanden.

Im Anfange des Satzes drückt es das Verbum sein aus, und zwar, wie *aïa*, das Span. *estar* (s. nr. 847.); ich glaube, daſs beide Wörter nur dort bedeuten und sein ausgelassen ist.

In dem Sinne des dann der Zeit steht es, wie *nei* und *la*, und namentlich mit *la* zu vergleichen, nach dem Verbum, wenn dieses die Partikeln *e* oder *i* vor sich hat (s. nr. 792. 793.), und scheint zur Bed. dieser Formen nichts hinzuzutragen, da es diese Partikeln auch da begleitet, wo sie Conjunctionen vor dem Verbum ausdrücken, und das *e*, wo es Zeichen des Imper. (s. nr. 810. 815.) und Inf. (s. nr. 831.), das *i*, wo es Zeichen des Particips ist (s. nr. 836.).

Endlich finde ich es als Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (s. nr. 974.). Es ist hier ohne Zweifel dasselbe Wort mit dem Adv., und dies führt auf die Vermuthung, daſs *aï* überhaupt aus der Präpos. *a* und dem örtlichen *i* zusammengesetzt sein möchte.

ai bedeutet auch Hals.

ai heiſst: essen (Tag. *cain*, s. vergl. Worttaf. nr. 22.), verschlingen, verzehren (z. B. vom Feuer), genieſsen; Speise; verzehrend, zerstörend (vom Feuer) 2) *to have sexual intercourse* (*applied to both sexes*).

467 *aïa* — bedeutet dort und dann (s. nr. 909.); in dieser Bed. drückt es, im Anfange stehend, das zufällige Verbum sein aus (s. nr. 848.); 2) wenn der Zeit (s. nr. 1049.). Wie es sich in den drei ersten Bed. von *aï* unterscheidet, sieht man nicht, und die Allgemeinheit von *aï* in den andren Sprachen macht die Behauptung des Wörterb., daſs *aï* statt *aïa* stehe, wenig wahrscheinlich. Ich möchte glauben, daſs es aus der Präpos. *a* und dem Pron. *ia* zusammengesetzt wäre.

Es bezeichnet ferner sondern (s. nr. 1036.), und als nach einer Verneinung (s. nr. 932.).

aïa no, aïa hoi, aïa ka drücken im Anfang des Satzes siehe! aus (nr. 1059.).

Das Wort bedeutet auch: gottlos, irreligiös, ein solcher Mensch, Gottlosigkeit.

468 *hea* — ein Fragewort, ist eigentlich Adv., wo? wann? in welchem Falle es aber immer Präpositionen vor sich nimmt (s. nr. 910.). Es drückt aber auch das Pron. int. aus, und zwar mit einer Präpos. die Obliquencasus oder ein Verhältniſs von was? einem Subst. nachgestellt, welcher? (s. nr. 733.)

Es bedeutet auſserdem: rufen, nennen, ernennen, *to appoint*, wählen; Ruf, Schrei 2) gänzlich aufessen, besonders das Schwein, das am achten Tage bei der Einweihung eines Tempels (*heiau*) geopfert wurde. Dieses Schwein hieſs *puaa hea*, und muſste ganz aufgegessen werden: wer sich davon zu essen weigerte, wurde sogleich geopfert. Man hatte den Aberglauben, daſs, wenn etwas von ihm übrig bliebe, Alle durch irgend ein schreckliches Gericht des Himmels sterben würden (Haw. Wörterb.).

aha, eha, hia — sind Pron. int.; *aha* (das Mal. *āpa*) bedeutet was? (s. nr. 723-729.) *eha* welcher? was für einer? (nr. 732.) und *hia* (das Jav. *pira*) wie viele? (s. nr. 740.) 469

aha bedeutet auch 4, und ist der numerische Vorsatz *a* und *ha*, 4; es bedeutet 2) eine Versammlung von Menschen, eine Gesellschaft, gewöhnlich vor andre Subst. gesetzt; 3) ein kleines Stück Holz, welches, mit einem Stück Zeug (*kapa*) umwunden, der Priester beim Opfer in der Hand hielt; 4) Strick von der Schale der Cocosnuſs oder von Menschenhaaren 5) ein gewisses Gebet (das Wörterbuch stellt diese Bed. mit der vorigen zusammen, indem es sagt: wie ein solcher Strick sehr stark ist, ebenso glaubte man, daſs das Gebet dazu diene, das Reich zusammenzuhalten); 6) die ersten Pfosten (*posts*) eines Hauses einsenken.

eha ist 4, *ha* mit dem artikelartigen *e*; 2) Verletzung, Wundheit (*sore*), Schmerz, Kummer; wund (*sore*), beschädigt, schmerzlich; verletzt werden oder sein, wund, schmerzhaft sein, leiden.

hia bedeutet noch: 1) ein Kartenspiel 2) verwickelt 3) umherschweifend, unstät 4) nachdenken 5) zwei Stäbe zusammenreiben, um Feuer anzumachen.

ua — (nach Cham., in welcher seiner Bedeutungen, sieht man nicht, manchmal mit elidirtem *a*) ist Pron. dem. (s. nr. 687. 688.) 470

Als ein Adv. der Zeit, etwa schon, noch oder jetzt, das Mal. *jūga*, *jūa*, Jav. *huga* (s. nr. 775-777.), bezeichnet diese Partikel, vor dem Verbum, das Präs., Imperf. und Perf. (s. nr. 778.), und drückt ferner, vor dem Adj. des Prädicats stehend, das Präs. und Imperf. von sein aus (s. nr. 779. 842. 843.). Nach dem Wörterb. ist es einmal auch Zeichen des Imper. (s. nr. 810. 811.)

Es bedeutet auſserdem: 1) Regen, regnen, und ist das Mal. *hūjan*, das Jav. *hudhan*, Mad. *oran*, Tag. *olan*, Tong. *uha*, N. Seel. und Tah. *ua*: 2) weinen, trauern.

471 *ole, aole, aohe* — bezeichnen nicht (s. nr. 922-925.), und die einfache, erste Form ist das Mal. *kŏrang* (s. nr. 920. 921.). *Ole* ist auch Verbum: verweigern, verbieten, Einem etwas verweisen 2) etwas abschaffen 3) Einen von einer Schuld lossprechen, und Subst.: Nichtigkeit, Unwahrheit 2) Verweigerung. Ebenso bedeutet *aole* verweigern.

472 *wale* — ist ein Adv., welches müſsig (*e noho wale*, müſsig dasitzen, Wörterb.), umsonst (*e hana wale*, umsonst arbeiten, *ib.*, und so wohl bei geben: *na ke Akua ia i haawi wale mai ia Aberahama*, Gott gab dies dem Abraham, Cham.) und Ähnliches ausdrückt. Ich finde es auch als Adv. leicht: *heewale*, leicht zerschmelzen (Wörterb.), von *hee*, zerschmelzen; zufällig: *hele wale mai nei au*, ich kam zufällig (*ib.*). Das Wörterbuch führt von *helewale* die Bed. an: ohne einen bestimmten Zweck gehn 2) *to be destitute*, nackt, arm sein. Es übersetzt *wale* auch durch nur, allein, und diese Bed. hat es besonders mit nachfolgendem *no*, s. nr. 938. Die Etymologie des Wortes s. ebenda.

473 *hoi* — heiſst nach dem Wörterb. auch, noch 2) in der That. Ich finde es in der Bed. und, sowohl allein, als mit vorausgehendem *a*, in welchem letzteren Falle es noch *no* vor sich nehmen kann (s. nr. 1028.). *No hoi* für sich bedeutet auch (s. nr. 940.) und aber (s. nr. 1033.), *hoi* allein oder (s. nr. 1032.). *Aïa hoi* ist siehe! (nr. 1059.)

hoï hat die Bed. zurückkehren, zurückgehn, und ist das in fast allen Mal. Sprachen sich findende Wort, welches z. B. im Jav. *hulih* oder *holèh*, im Tong. *oli* lautet (s. ausführlich nr. 590.). Es bleibt höchst wahrscheinlich, daſs die Partikel *hoi*, obgleich sie einsylbig gesprochen wird, mit ihm identisch ist und ursprünglich wiederum bedeutet.

hoi ist ferner eine gewisse knolligte Wurzel.

474 *ea* — ist nach dem Wörterb. eine Interjection, um jemandes Aufmerksamkeit zu erregen; dasselbe führt *aloha oukou, ea* an, was wahrscheinlich bedeutet: seid gegrüſst! worauf die Antwort sei: *ae, aloha*. Unter dem gleichbed. *e* sagt es, daſs dieses meist im Anfange und *ea* in der Mitte oder am Ende einer Anrede stehe. Bemerkenswerth ist es in dem Satze: *o ka mea a oukou e paa nei, ea, e malama ia mea*, was ihr habt, das behaltet (Apoc. 2, 25.).

Verschieden scheint davon das *ea* zu sein, das nach dem Wörterb. eine

Antwort auf einen Ruf ist; es ist nach ihm ein mehr vertraulicher Ausdruck, als das höflichere *eo*.

Die Partikel ist zu unwichtig, um ihre fremdartigen Bed. hier noch aufzuzeichnen.

akā — bedeutet aber, sondern u. a. (s. nr. 1057.) 475

aka ist: 1) der Schatten einer Person (wie es scheint, in abergläubischer Bed.) 2) die Knöchel der Finger, Füſse und des Rückgrats 3) lachen (gewöhnlich verdoppelt); 4) nennt es das Wörterbuch ein Wort, welches vor Verben stehe und (wohl als Adv.) Sorgfalt und Regelmäſsigkeit andeute: *aka hele, hana*, gehe, arbeite sorgfältig; *aka holo*, segle langsam.

nae — s. nr. 1034.

ina, ine — drücken das wenn der Bedingung aus (s. nr. 1048.) 476 und erscheinen in adverbialischen Ausdrücken als Präpos. der vergangnen Zeit (s. nr. 989. 992.); *ina* bedeutet vielleicht auch dort (s. nr. 901.).

Ganz unverständlich ist mir folgender Artikel des Wörterbuchs: *ina, adv. with no: there, for indeed*: auch nicht ganz deutlich ist folgender: *ina, adv. be quick, used in exhortation to make speed, as come on, let us do this or that.*

ina ist ferner eine Interjection: möchte doch!

Die übrigen Bed. von *ina* sind: *to pry up*, mit einem Hebebaum aufheben, woher wohl die Bed.: *to judge, to set right*, eine Schwierigkeit beseitigen; 2) *a species of sea egg*.

like — das N. Seel. *dite*, gleich, wird vom Wörterb. auch als ein 477 Adj., gleich, ähnlich, angegeben, und diese Bed. hat es vielleicht in dem B.: *owai ka mea like me ia holoholona*, wer gleicht diesem Thiere? (Cham.) Sehr oft kommt es aber als Verbum, gleichen, gleich, ähnlich sein, vor; der Dat. pers. wird durch die Präpos. *me*, mit, ausgedrückt: *e like ke aupuni o ke Akua me ke aha*, wem (d. h. welcher Sache) ist das Reich Gottes gleich? (Luc. 13, 18.) *aole i like na wahine Hebera me ko Aigupita wahine*, die Hebräerinnen sind nicht gleich den Ägypterinnen (Cham.); *ua like ia me kekahi hua*, es gleicht einer Frucht (*id.*); *o kona mau maka ua like me ka lapalapa o ke ahi*, seine Augen waren gleich einer Feuerflamme (Apoc. 1, 14.). In folgendem B. ist mir die Construction und die Natur des Wortes dunkel: *owai kou mea like*, wer ist dir gleich? (Cham.)

e like me drückt das Adv. (s. nr. 947.) und die Conjunction wie (s. nr. 1054.) und die Präpos. nach, gemäſs aus (s. nr. 1020.); das *e* darin ist unerklärlich.

like bedeutet auſserdem: 1) verschwinden 2) umbinden, umgürten 3) drängen; durch eine Menschenmenge am Durchkommen verhindert werden.

478 *pe* — so, s. nr. 945. — Es bedeutet auſserdem nackt.

479 *paha* — hat die Bed. von vielleicht (s. nr. 613. 807. 943.), ungefähr, etwa (s. nr. 613.), zwar (s. nr. 943.); wiederholt, das zweite Mal mit der Negation *aole*, drückt es ob — oder nicht aus (s. nr. 1055.).

480 *ane* — s. nr. 953.

ha — ist nach dem Wörterb. eine Partikel von nicht sehr bestimmter Bed., vielleicht der Bejahung, wie *no: oia hoi ha,* so ist es in der That.

anoai — übersetzt das Wörterbuch *but, except, lest.*

malia — im Wörterb.: vielleicht 2) *but, then: if then, lest: malia paha o: lest, lest perhaps.*

ei — ist nach dem Wörterb. vielleicht ein Adv. der Zeit; *ei ae, now soon, when.*

laa — ist nach dem Wörterb. ein Adv.: und, zusammen mit (vielleicht das Jav. *lawan,* s. nr. 1027.), und bedeutet nach ihm 2) so.

make — nach dem Wörterb. Adv.: *even, nor, besides, neither.*

481 *hiki* — bedeutet eigentlich: ankommen, gelangen zu; daher entsteht der Ausdruck *a hiki i* für die Präpos. bis zu (s. nr. 1001.). Durch jene ursprüngliche Bed. wird es ein Ausdruck für können, indem die Person mit der Präpos. *i, ia* construirt wird. Dieses, so wie seinen adjectivischen Gebrauch für möglich findet man in nr. 856. entwickelt. Ich habe es auch als Subst., Ankunft, gefunden.

loaa — s. nr. 862.

pono — s. nr. 863.; *ponoï* — s. nr. 672. 683.

§. 45.

Verzeichniſs der Partikeln der Südsee-Sprachen.

482 Der Urheber dieses Werks verweist in den von ihm verfaſsten Theilen der Polynesischen Grammatik öfter auf ein gemeinschaftliches Wörterbuch

dieser Sprachen; man muſs daraus schlieſsen, und es ist aus einigen Stellen ganz deutlich, daſs er die Absicht hatte, ein solches anzufertigen. Aus jenen Citationen (s. besonders die Stelle S. 527.) geht auch hervor, daſs er auf die Partikeln, durch eine erschöpfende Aufführung ihrer Functionen, und durch Nachweisung dieser Wörter als selbstständiger in der Sprache vermittelst Begriffs- und Formenverknüpfungen, einen besondren Fleiſs verwandt haben würde. Ich führe seinen Plan nur in dieser einen Rücksicht aus, in derjenigen, welche für die vorliegende Grammatik von ausschlieſslicher Wichtigkeit ist, indem ich die Partikeln aller vier Sprachen mit ihren verschiedenen, systematisch geordneten Bedeutungen in einem allgemeinen alphabetischen Verzeichnisse zusammenstelle, und dabei die verwandten Formen und Wörter, nicht nur in den Südsee-Sprachen selbst, sondern auch in den westlichen Sprachen des Malayischen Stammes, so weit ich sie erkannt habe, anführe. Jeder einzelnen Anwendung ist die Nummer beigefügt, in welcher sie speciell abgehandelt wird. Diejenigen Nummern, welche sich nicht mit Einer, gesonderten grammatischen Anwendung, sondern mit der Aufzählung aller, mit der Etymologie, allgemeiner Untersuchung der Natur des Wortes, wohin auch die Angabe andrer, verwandter oder nicht verwandter Bedeutungen desselben auſserhalb seines Gebrauches als Partikel gehört, beschäftigen und also bei den isolirten Functionen des Hülfswortes oft nicht wiederkehren oder immer wiederholt werden müſsten, sind im Anfange zwischen einer Klammer beigesetzt. Wo sie der Nennung der einzelnen Sprachen vorausgehn, gelten sie für jede derselben. Ich habe in das Verzeichniſs auch alle Präfixa und Suffixa der Wortbildung mit aufgenommen (1).

Diese Arbeit, ein Verzeichniſs der grammatischen Wörter und Laute in einer Gestalt darzustellen, wie es keiner mit höheren Tendenzen unternommenen Sprachbetrachtung fehlen darf, erreichte für mich an vielen Punkten den Gipfel entmuthigender Mühseligkeit. Es lag dies zum Theil daran, daſs ich es vor meiner Ausarbeitung der Polynesischen Grammatik, bei der ich seiner stets benöthigt war, entwerfen muſste. Ich gründete es auf die von Wilh. v. Humboldt ausgeführten Tah. und N. Seel. Partikeln und meine eignen nach Mariner und Chamisso gemachten vorläufigen Anlagen für die beiden andren Sprachen. Dieser erste Entwurf des Verzeichnisses unterlag allen den Modificationen, zu denen die wechselvollen Ansichten über so viele grammatische Erscheinungen führten, und dennoch war jede Änderung mit einer Reihe von Schwierigkeiten verknüpft. Es war oft unmöglich, in der Eile des Augenblicks alle die vielen Stellen in den Qualificationen und den eingeklammerten Vergleichungen des allgemeinen Verzeichnisses, in dem jede Sprache für sich behandelnden, bei den Partikeln und den Redetheilen zusammenzufinden, über welche sich die von dem neuen Gedanken abweichende Auffassung des Punktes verbreitet hatte und an denen die, manchmal ganze Artikel nach sich ziehende Umwandlung vorzunehmen war; es fehlte auch nicht an Fällen, wo nach einiger Zeit alles wieder in den alten Stand zurückversetzt werden muſste. Dies ist der besondre Grund, warum ich mich gescheut habe, später in dem Lesen von Texten fortzufahren, und weshalb ich von einem bestimmten Zeitpunkte an es mir zum Gesetz machte, mich auf die Formung des bis dahin gesammelten Materials zu beschränken.

---

(1) Da dasselbe auf diese Weise in einem gewissen Grade auch die Stelle eines Index der Grammatik vertritt, so will ich hier die Nummern verzeichnen, welche, weil sie sich mit keiner Partikel, wenigstens direct, beschäftigen oder überhaupt keine Anführung hier erfordern und gestatten, von dem Abschnitte der Redetheile an in dem Verzeichnisse nicht erscheinen: 499-501. 503. 508-510. 543. 549-551. 554. 556. 567. 568. 574-583. 586-597. 608. 610. 611. 622-624. 626-628. 630-642. 647-657. 661-664. 666-668. 670. 673. 706-713. 715-722. 734. 739. 743. 748. 752-755. 762-774. 806. 809. 819. 820. 825. 833. 834. 837. 850-852. 855. 857-859. 861. 900. 917. 926. 931. 932. 936. 937. 944. 988. 1013. 1021. 1029. 1030. 1041. 1050. 1060. 1065-1069. 1104. 1129-1134.

Eine andere Anforderung, gegen die Schwierigkeit des Gegenstandes viel zu groſs, stellte sich dadurch auf, daſs es nöthig war, die oft so zahlreichen Bedeutungen der Partikeln in einer bestimmten Ordnung zu liefern und die verwandten zusammenzustellen. Diese Reihefolge, im Laufe der Arbeit von allen Schwankungen der Ansicht über die einzelnen Capacitäten abhängig, muſste an den meisten Punkten mit Sicherheit geregelt, und es durfte nur für einige die Entschuldigung geltend gemacht werden, daſs man die Schwierigkeit nicht überwunden habe oder daſs die Umstände zu ungünstig waren, um sich auf die Untersuchung einzulassen. Nach diesem Maaſsstabe habe ich die Bedeutungen in mehreren Massen oder ganz vereinzelt aufgeführt; es versteht sich von selbst, daſs ich manches nur erst versuchsweise an anderes angeschlossen habe und daſs der prüfende Leser in der Trennung andrer Einzelheiten wieder ein unverhältniſsmäſsiges Schwanken nach der entgegengesetzten Richtung wahrnehmen wird. Diese zusammenhangenden Congregate sind mit Klammern umschlossen, und innerhalb der allgemeinen Klammer ist wieder das sich näher Vereinigende durch besondere zusammengehalten. In welcher Ordnung die Massen oder Einzelheiten, die man jetzt noch oder für immer als fremdartig neben einander stehn lassen mufs, aufgeführt werden, ist im Allgemeinen gleichgültig; doch war es nützlich, dabei eine, nach äufsren Kriterien gewählte zu beobachten. Ich habe dies gethan; da aber die anzunehmenden Rücksichten bei verschiedenen Artikeln verschieden waren, so darf man keine übereinstimmende Anordnung zwischen allen suchen; und selbst habe ich nicht die Zeit zu einer allgemeinen Vergleichung und Umstellung gefunden, dafs nicht, sowohl in diesem ungewissen Gebiete, als sogar in jenem gewisseren, unter ganz gleichen Umständen die Ordnung bisweilen willkührlich umgekehrt erschiene.

Wie unbestimmt begränzt der Ausdruck Partikel sei, hat der Urheber dieses Werks selbst ausgesprochen; man findet daher, nach schwankenden Grundsätzen, bei denen sich zwischen dem Zuviel oder Zuwenig kein allgemeiner Maafsstab aufstellen liefs, gelegentlich Bedeutungen, ja Wörter aufgenommen, die nicht in diese Kategorie gehören. Im Wesentlichen sind aber nur mehr verwickelte Partikeln berücksichtigt, und man würde daher Wörter wie die Pronomina, Adverbia, Präpositionen oder Conjunctionen von ganz einfachem Gebrauche in der Regel vergebens im Verzeichnisse suchen. Es hätten aber alle diese in demselben erscheinen müssen, wenn man den umfassenden Zweck verfolgen wollte, eine Nomenclatur der in der Grammatik behandelten Wörter zu liefern.

Aufser diesem allgemeinen und vergleichenden Partikel-Verzeichnifs, von welchem ich bisher ausschliefslich geredet habe, weil es in dem Plane Wilh. v. Humboldt's lag, habe ich aber, über seine Absichten hinausgehend, noch ein besonderes für jede Sprache gegeben. Ich bin dabei meiner eignen Erfahrung gefolgt, indem ich ein solches als ein dringendes Bedürfnifs bei dem Studium eines einzelnen dieser Dialekte erkannt habe. Das allgemeine Verzeichnifs bietet die einer jeden Sprache zukommenden Partikel-Anwendungen in zu grofser Verwicklung und in zu geringer Übersichtlichkeit dar; es kommt demjenigen, welcher sich mit einem dieser Idiome beschäftigt, oft nur darauf an, einen kurzen lexicalischen Überblick der verschiednen Bedeutungen dieser schwersten Wörter der Sprache zu haben, deren Darstellung in den gedruckten Wörterbüchern am wenigsten vollkommen und befriedigend genannt werden kann, und die Umkleidung derselben mit dem Gebrauche der andren Südsee-Mundarten und mit den Verwandtschafts-Verhältnissen aller Sprachen des Stammes ist ihm darin nur hinderlich. Bei der Anfertigung der besondren Verzeichnisse habe ich daher das einfache Verfahren beobachtet, die jeder Sprache für sich eignen Bedeutungen, ganz in der Abfassung und Folge, wie sie in dem allgemeinen erscheinen, abzuschreiben, die Vergleichung der andren Idiome wegzulassen und in dem Falle, wo sie in die westlichen Sprachen übergeht und aus ihnen das innere Wesen des grammatischen Wortes zu entwickeln sucht, sie bloſs durch die in einer Klammer beigesetzten Nummern anzudeuten. Nur selten geboten die Umstände eine kleine Veränderung in der Qualification; auch konnte in dem speciellen Verzeichnisse manchmal ein Wort ganz wegbleiben, das nur neben einer andren Sprache erwähnt werden muſste. Wo schon in dem allgemeinen eine Partikelform Einer Sprache ausschlieſslich angehört, reicht in dem besondren die bloſse Verweisung auf jenes hin.

Ich habe es vorgezogen, die speciellen Verzeichnisse dem allgemeinen vorausgehn zu lassen.

483

Tongische Partikeln.

a — Präfix der Pron. pers. der 2. Classe (*akói*, *aia*) — 320, 625
— der Pron. dem. *aheni* und *ahena* — 325
— des Pron. int. *ahái* — 326, 738
Präposition der zukünftigen Zeit — 329, 989, 991
Zeichen des Gen. (vor Eigennamen und in *ahái*) — 327, 738
Präfix der Pron. poss. Sing. *aku*, mein, *au*, dein, *ana*, sein — 321, 675
— der Pron. poss., wenn sie nach dem Subst. stehn; auſserdem entsteht dabei aus dem Pron. pers. *ia*, er, das poss. *aia*, sein — 322-324
Suffix des Verb. neutr. und Adj. (Elision aus *ia*) — 1105, 1106
— des Verb. act. — 1106
vielleicht seltne Endung abgeleiteter Subst. und eine Corruption aus *anga*, *nga* — 1106

agi — s. allg. Verz.

aha — Pron. int. — 731

ai — da, dort; dahin — 908 (909)

anéi — s. *nei*

anga — Endung abgeleiteter Substantiva, von mehrfacher Bed., namentlich actionis, acti, des Werkzeugs, des Ortes, abstracti — 1099, 1100 (auch zu *nga* elidirt) *ange, angi, ani* — s. allg. Verz.

atu — (339, 865, 869, 871, 887, 892, 897)
Richtungs-Partikel nach dem Verbum, als Hindeutung auf das mit der Präpos. *gi* nachfolgende Pron. 2. Pers. als Rectum — 341, 891
— — drückt das vom Verbum abhängige Pron. 2. Pers. aus — 342, 891
es drückt geben aus, wenn das Pron. 2. Pers. als Dativ folgt — 340, 891
es drückt ein Verbum und das davon abhängige Pron. 2. Pers. zugleich aus — 891

be, bea, behe; chi, chia — s. allg. Verz.

e — (279)
vor Card. (nur bei Dingen und Thieren) — 278, 598
vor Ordin. (wohl auch mit dieser Beschränkung) — 278
vor dem Subst. nach *lahi*, viele — 277
in 3. Pers. Sing. Zeichen des Fut., vor dem Verbum, vielleicht aber nur, wenn das Subject das Pron. pers. ist — 280 (sonst *te*)

ei — Suffix — 1123

fa, fe — s. allg. Verz.

foe — s. allg. Verz. *foi*

fækka, foi, fon, ger; gi, gia, giate; gu, gua — s. allg. Verz.

he — (268, 271)
der allgemeine Artikel — 268, 275, 489, 492, 493 (491)
Artikel vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn — 269
viell. Artikel in dem Pron. int. *he-ha* — 270, 732
vor Card. — 272, 598
vor eins — 742
vor Ordin. — 272, 618
Zeichen des Inf., vor dem Verbum — 273, 824
Zeichen des Partic. Präs. — 274
da oder dort — 276, 915
es liegt in dem Adv. des nahen und entfernten Orts — 701

hi — Suffix des Verb. act. — 1117

ho — dein — 679 (640, 641)

i — Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung vor Einem Adv. — 319 (sonst *gi*)
Pron. 3. Pers. Sing. nach der Zeitpartikel *na* (*nai*) — 365 (eine kürzere Form des *ia*)
Suffix des Verb. act. — 1116

ia — Pron. 3. Pers. Sing. — 644
Pron. dem. (nur mit dem Casuszeichen *ko*) — 656, 701
Suffix abgeleiteter Adj., selten neutraler Verba und Subst. — 1111, 1112 (oft zu *a* abgekürzt, vgl. also *a*)

ka — wenn der Bedingung — 1046
aber — 1057

kau — (285, 516)

Zeichen des Plur., vor dem Subst. (nach Mar. von lebenden Wesen, selten von Dingen, doch ist in der Grundbed. des Wortes kein Unterschied der Art begründet) — 286, 513
20 (bei Yamwurzeln und Fischen) — 287, 584
ich (aus dem Casuszeichen *ko* und $\overline{au}$ zusammengezogen) — 289

ko — (297)

Zeichen des Nom. und Acc. (wurde bisher als Artikel betrachtet, s. die Bemerk. im allg. Vers.):
— — vor Eigennamen — 299, 300
— — vor Subst. appell. — 298, 300
— — vor dem Artikel (*he*) — s. *koe* im allg. Vers.
— — vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn (dazu werden sowohl die Pron. poss. selbst, als die pers. gebraucht; es gehört hier zum Subst.) — 303
— — vor den Pron. pers. — 301
— — vor dem persönlichen Pron. int. (*kohái*) — 304, 738
vor dem Pron. *ia*, wenn es demonstrativ gebraucht wird (*koia*) — 302, 686, 701

koe — s. allg. Vers.

lalo — Ausdruck für unten — 438-440, 444, 449-458

lewa, loto — s. allg. Vers.

ma — und zwischen Zahlen — 338
für, vielleicht vielmehr als (vor dem Pron. poss. und vor Subst., die das Pron. poss. vor sich haben, drückt es den Dat. pers. bei dem durch *mei, atu* und *angi* vertretenen Verbum geben aus) — 336, 337
Präfix des Verbums, Adj. und Subst. in seltenen Beispielen — 1070

me — Präpos. des Term. a quo — 331, 1007 (Etym. 894-896)

mea — eig. Sache, dann auch Person — 747
vor ein Verbum gestellt, bildet es ein Subst. — 506
Ausdruck für einige gemischte Pron. — 746
he mea Ausdruck für das Pron. rel. — 714

mei — s. allg. Vers.

mo — (Etym. s. 894-896)
mit (der Gesellschaft) — 332
und (ganz allgemein, doch zwischen Zahlen nur vor 1000) — 333, 334, 1023
auch (es steht in der Mitte des Satzes) — 333
ihr (Pron. 2. Pers. Plur.) — 335, 640, 641
Präfix in zwei Wörtern — 1071

mua — (Etym. 614, 615)
der erste (auch *tomua*) — 614, 616
Ausdruck für vorn — 438-440, 445, 449-458

mui — s. allg. Verz.
muli — Ausdruck für *behind* — 438-440, 446, 449-455 (Etym. 589, 590)
nā — zweites Glied des Pron. dem. des fernen Orts — 689-691, 701
— des Adv. des fernen Orts — 902
es vertritt das Pron. 3. Pers. Sing. (in *ana*, sein) — 659
Zeichen der Vergangenheit vor dem Verbum — 356-358, 364, 365, 794-796
wenn (der Bedingung) — 366
daſs — 366
ne — Pron. 3. Pers. Sing. (nur in *tenne*, mit der Zeitpart. *te*, und im poss. *enne*, sein) — 368, 660 (680)
Zeichen der Vergangenheit (nur in *neü*, ich, vor dem Verbum) — 365 (sonst *na*)
bedeutungsloser Ansatz am Ende von Wörtern — 367
nei — vielleicht — 902
anei — bald — 902
aninei — vor kurzem, eben jetzt — 902
nga — Zeichen des Plur. vor Card. — 281-284, 604
Abkürzung der Subst. Endung *anga* — s. *anga*
ni, obito, ongo, oua — s. allg. Verz.
pa — Präfix des Adj. und Subst. (in zwei Wörtern) — 1082
ta — Präfix in Einem Verbum — 1096
te — (378)
Artikel des Sing. vor Zahlclassen — 377, 603 (489, 491-493)
beinahe, im Begriff — 373, 942
Zeichen des Fut., und manchmal des Präs., vor dem Verbum — 350-355, 369-373, 783
— — bei ausgelaſsnem Verbum sein — 842, 844
es drückt können, vor einem Verbum, aus — 375
es drückt *should, would* vor einem Verbum aus — 374
ich (nur nach der Zeitpart. *gua*) — 376 (629)
to — unbekannter Bed., im Anfang Eines Wortes — 1097
toka, tua, tunga — s. allg. Verz.
u — Suffix des Verbums — 1128

Neu-Seeländische Partikeln. 484

a — (163, 165, 171, 188)
über das Wort als Präpos. s. 972-980
bis zu — 1001
Präposition der zukünftigen Zeit — 166, 989, 991
Zeichen des Gen. — 188, 541
bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. (beim Plur.) — 189, 676
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 786

- vor dem Verbum (beim Imperf. und Fut.) — 167, 170, 802
- *ā* nach dem Verbum — beim Präs. — 164, 168, 169, 803 (ich finde es weit vom Verbum entfernt)
- — Dauer, Fortsetzung der Handlung bedeutend — 164, 16
- dunkel — 1064
- Endung des Imper. — 818
- Suffix des Verb. neutr. und Adj. — 1105, 1107 (Elision aus *ia*)
  - — des Verb. act. — 1107

ahu — Pron. int. — 730 (733)

ai — (225)
- da, dort — 224, 908 (909)
- leere Ortspartikel, so nach *mai* und *atu* — 222 (auch hier scheint *ai* nur da, und *atu* davor den Term. ad quem, *mai* den Term. a quo anzudeuten)
- so des Nachsatzes — 217
- nach dem Verbum, wenn dasselbe *e* oder *i* vor sich hat — 792, 793
- *e* vor und *ai* nach dem Verbum (Prät. und Fut.) — 215, 216, 793
- *i* vor und *ai* nach dem Verbum (Präs. und Perf.) — 215, 216, 218-221
- ja — 223

aia — Ausdruck für das zufällige Verbum sein — 848

ake — s. allg. Verz.

ana — nach dem Verbum, wenn dasselbe *e* vor sich hat (beim Präs. und Perf.) — 260, 789

anga — (176)
- *te anga* vor Subst. — bildet den Plur. — 173 (auch *nga* vor dem Subst.; *te* scheint der Artikel zu sein)
- *anga* — Endung abgeleiteter Subst. von mehrfacher Bed., namentlich actionis, acti, des Werkzeugs, des Ortes, abstracti — 174-176, 1099, 1101 (auch in *nga* elidirt; auch *‘anga*)

ano — Ausdruck für das Verbum sein — 849

atu — (210, 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887, 892, 897)
- Richtungs-Partikel nach dem Verbum — 208, 872-876, 883
  - — — relative (gegen *mai*) — 890
  - — — mit der Bed. heraus, weg — 870, 890
  - — — in Folge der Bed. des Verbums — 883, 890
- es ist selbst verbal behandelt und bezieht sich auf den obliquen Casus des Pron. 2. Pers. — 209, 890
- noch dazu, nach einem Pron. — 890, 939
- nach dem Adj. bildet es den Compar. — 211
- ein andrer — 212

aua — Ausdruck für den verbietenden Imper. — 822

dunga — s. allg. Verz.

e — (142)
Nebenform des Artikels — 132, 133, 494-496, 498
Artikel vor dem Prädicat bei ausgelaſsnem Verbum sein — 840
— Pron. int. *aha* — 730
erstes Glied der Pron. dem. im Plur. — 689, 690, 693
vor dem Zahlworte eins — 133, 742
vor *hia*, wie viele? — 740
für (des Nutzens) — 138
Zeichen des Dat. — 143, 548
vor dem Verbum im Fut. — 137, 788 (784-786, 964) (vgl. noch *ana* und *ai*)
— im Imper. — 136, 810, 813
vor nicht — 134, 927
Zeichen des Voc., vor dem Subst. — 135, 553
es scheint leer — 141
dunkel — 140, 1064

hea — wo? 2) wann? (mit einer Präpos. vor sich) — 910, 911
pehea — s. *pe*

hi — Suffix des Verb. act. — 1117

hia — wie viele? — 740
Zeichen des Imper. und der 1. Pers. des auffordernden Modus, an das Verbum gehängt — 262, 265

i — (Etym. 958-965. 967-969)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (vor Subst. appell. und Ortsnamen) — 201, 970
als diese Präpos. vor örtliche Subst. gesetzt, bildet es Ortsadv. der Ruhe und Bewegung und Präpositionen — 970
Präpos. der vergangnen Zeit — 989, 990
Zeichen des Acc. — 202
Präpos. des Werkzeugs (vor Subst. appell.) — 200, 1010
Partikel vor dem Verbum — s. *ai*
Platz der Sache, der es als Suffix angehängt ist — 205 (der Punkt ist undeutlich, und ein B. wird nicht gegeben)
Suffix des Verb. act. — 1116

ia — Präpos. des Werkzeugs (vor Personennamen) — 1010 (966)
Pron. 3. Pers. Sing. — 646

ina — (in der Gramm. *i na* geschrieben) — Präpos. der vergangnen Zeit — 989, 992

ka — (156, 160)
vor Cardin., auſser eins — 157, 598, 601 (602)
vor nicht — s. *ore*
vor dem Verbum in allen Zeiten — 159, 801
— beim Imper. — 158, 810, 815 (in allen drei Personen)
es soll werden ausdrücken — 159
vor dem Adj., wenn es ohne Subst. steht — 157, 555

kai — vor ein Verbum gesetzt, bildet ein Subst. actoris — 243-245, 1091
kau — zehn — 584, 585 (516)
kaua — s. allg. Verz.
ke — nach dem Verbum — bei der Vergangenheit — 230, 232, 804 (vor dem Verbum kann dabei *koa* stehn)
 — beim Fut. — 233, 804 (vgl. *ake* im allg. Verz.)
 Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — 228, 970
 kē — ein andrer — 227 (751)
kei, ki, kia — s. allg. Verz.
ko — (155)
 Zeichen des Nom. und Acc. (galt bisher für einen Artikel, s. meine Bemerk. im allg. Verz.):
 — — vor Eigennamen — 152
 — — vor Subst. appell. — 148, 150
 — — vor dem Artikel (*ko te*) — 153, 493
 ko te vor dem Verbum — im Begriff sein — 153. Anm. 2., 805
 — — vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn — 676 (die Partikel gehört hier zum Subst.)
 — — vor den Pron. pers. — 152
 — — vor dem persönlichen Pron. int. (*k'wai*) — 152. Anm. 1., 736
 vor dem Zahlwort eins — 149, 571
 vor nicht — 927
 Ortsadv. — 151, 154, 912-914
koa, kore — s. allg. Verz.
ma — (180, 187)
 und — 1. im Allgemeinen — 182, 1025; 2. zwischen Zahlen — 183, 1025
 ma ra nach dem Gen. eines Personennamens — die mit ihm — 184, 1031
 nach dem Subst., Zeichen des Plur. — 181, 521
 für (die nähere Bed. erhellt nicht) — 186
 Präfix des Verbums, Adj. und Subst. in seltenen Beispielen — 1070
mai — Richtungs-Partikel nach dem Verbum — 207, 208, 865, 869, 871-878, 882, 883, 887 (Etym. 892-896)
 — — relative (gegen *atu*) — 890
 — — in Folge seiner Bed. — 883
 — — es drückt das Pron. 1. Pers. im Dat. und Acc. aus — 207, 890
me — (236; Etym. 894-896)
 und (wohl nur mit) — 1026
 wie (Adv. und Conjunction) — 235
 me-me — wie — so — 235
 me ake (Gramm. *mea ke*) — fast, beinahe — 234, 942
 fast sein, im Begriff sein — 234, 805
 Abkürzung von *mea*, Ding — 236

mea — (manchmal zu *me* abgekürzt 236)
  eig. Sache, dann auch Person — 747 (weitere Beobachtungen sind in dieser Sprache nicht gemacht worden, sie nimmt aber wahrsch. Theil an den speciellen Anwendungen, welche die übrigen drei von dem Worte machen, daher das allg. Verz. zu vergleichen ist)
mia — s. allg. Verz.
mo — (226)
  für (der Bestimmung, des Nutzens) — 226
  es drückt als Präpos. für den Imperativ von geben (d. h. gieb mir) und nehmen (d. h. nimm du) aus, indem es die hier bezeichneten Pron. zu sich nimmt — 226. Anm. 2., 859, 860
mua — (Etym. 614, 615)
  der erste — 616
  Ausdruck für zuvor — 206, 438-440, 445, 449-458
mudi — s. allg. Verz.
na — (188, 195)
  Präpos. — 972-980
  Präpos. des Gen. — 188, 541
  vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 786
  es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — 188, 189, 676
  da (am zweiten Orte) — nach Adv. — 907, 912
    — zweites Glied eines Pron. dem. — 689-691, 693
  es vertritt das Pron. 3. Pers. Sing. nach einigen Präpos. — 659
  Präpos. der vergangnen Zeit — 193, 989, 992
  Zeichen des Imperf., hinter dem Verbum — 194, 799 (794-796)
  siehe! — 191
ne — (241) — bildet, am Ende d. Satzes stehend, e. Frage, z. Ausdr. von laſs uns — 242, 808
nei — (213, 906)
  zweites Glied des Pron. dieser — 689-691, 693
  als Adv. des nahen Orts Redetheilen nachgesetzt — 903-905
    — — nach dem Subst. — 214, 907
    — — nach Pron. pers. — 907
    — — nach Adv. — 907, 912
  ra nei — vielleicht — 251
    Zeichen der Frage — 251, 864
nga — (176)
  Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 173, 511
  ka nga vor der Zahl zehn — 605
  Abkürzung der Subst. Endung *anga* — s. *anga*
nia — Zeichen des Imper., nach dem Verbum — 264, 265
niki — s. allg. Verz.

no — (188, 972-980)
  Präpos. des Gen. — 188, 541
  es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — 188, 676
o — (188, 190)
  Präpos. des Gen. — 188, 541 (972-980)
  es bildet, vor die Pron. pers. gesetzt, daraus die Pron. poss. (nur wenn das Subst. im Plur. steht) — 189, 676
  Zeichen des Imper., vor dem Verbum (in Einem B.) — 810, 816
oki — s. allg. Verz.
ore — nicht — 927 (auch *kore*, s. dies im allg. Verz.; Etym. 920, 921)
  ka ore — nicht — 157, 927
oti — s. allg. Verz.
pa — Präfix in Einem Subst. — 1083
pe — (237)
  vielleicht — 239
  als vielleicht, nach dem Verbum, eine Art Ausdruck für den Conjunctiv — 239
  pe oki — s. *oki* im allg. Verz.
  gleich, wie — 238, 945
  penei, pena, pera — so — 945
  pehea — wie? — 945, 946
pea — s. allg. Verz.
ra — (247, 249, 252)
  als Adv. des dritten Orts in einzelnen Anwendungen — 903-905:
    — — nach dem Pron. int. — 741
    — — nach einem Adv. — 907
    — — liegt im Pron. 3. Pers. Du. und Plur. — 665
    — — zweites Glied des Pron. jener — 689-693
  nach dem Verbum im Imper. (vor dem Verbum steht noch eine Partikel) — 248, 817
  in Begrüſsungsformeln (wo es eine Abkürzung aus *ora*, Gesundheit, zu sein scheint) — 250
  ra oki — s. *oki* im allg. Verz.
  ra nei — s. *nei*
raro — Ausdruck für unten, nieder, unter (*sub*) — 438-440, 444, 449-455
reira — dort, dorthin — 902 (viell. nur mit Präpos. davor)
roto — s. allg. Verz.
ta — (188)
  Präpos. des Gen., vor Eigennamen — 188, 541 (972-980)
  vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 796
  es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss., wenn das Subst. im Sing. steht — 188, 189, 676
  Stamm des einschl. wir — 629

tanga — s. allg. Verz.
te — (147)
  Artikel — 144, 489, 492, 493 (491)
  Artikel vor dem Pron. int. *aha* — 730
  vor dem Zahlworte **eins** — 145, 571, 742
  vor Zahlclassen — 603
  Zeichen der Ordin. — 145, 618
  erstes Glied der Pron. dem. im Sing. — 189, 689, 690, 693
  vor dem Verbum, dunkel — 146
tia — s. allg. Verz.
to — (188, 190)
  Präpos. des Gen., vor Eigennamen — 188, 541 (972-980)
  es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss., wenn das Subst. im Sing. steht — 188, 189, 676
toko, waho, waka — s. allg. Verz.

Tahitische Partikeln.

a — Präfix der Card. — 41, 598, 601
  über das Wort als Präpos. s. 972-980
  Präposition der zukünftigen Zeit — 989, 991
  Zeichen des Gen. — 67, 541
  bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — 677, 684
  vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 786
  vor der 2. Pers. des Imper. — 41, 810, 815
  ā nach dem Verbum, Dauer, Fortsetzung der Handlung bedeutend — 43
  vor **nicht** — s. *ore* und 930
  dunkel — 42, 1064
  Suffix des Pass., Elision aus *hia* — 44, 760
  seltne Endung abgeleiteter Subst., Corruption aus dem Haw. *na* — 1102
adu — s. *atu*
ae — (865, 869-871, 877, 878, 882, 887, 888, 892, 896)
  Richtungs-Partikel nach dem Verbum — 876, 883
  — — in Folge seiner Bed. — 893, 896
  — nach einem Adv. — 957
  dem Adj. nachgesetzt, bildet es einen Comparativ — 961
aha — Pron. int. — 731 (723)
ai — nach dem Verbum, wenn dasselbe *i* vor sich hat (Präs. und Imperf.) — 792, 794
aima, aina, aipa, aita — s. allg. Verz.
ana — seltne Endung abgeleiteter Substantiva — 1099, 1102 (auch *na* und *a*; sonst *raa*)

anci — hier — 902
  Zeichen der Frage, das Lat. num — 964
  ob — 1055

atu oder *adu* — (94, 95, 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887, 888, 892, 897)
  Richtungs-Partikel nach dem Verbum — 97, 872-876, 883
  — — relative (gegen *mai*) — 889
  — — mit der Bed. heraus, weg — 876, 889
  — — in Folge der Bed. des Verbums — 885, 889
  nach dem Adj. bildet es den Compar. — 100, 562

auaa — Ausdruck für den verbietenden Imper. — 822

auanei oder *aunei* —
  heute, von der Zukunft — 781 (heute von der Vergangenheit ist *naunei*)
  es bezeichnet die nahe Zukunft beim Verbum — 781 (über die Construction ist nichts bekannt; im Haw. steht das Wort 1. nach dem Verbum, mit *e* vor ihm; 2. vor dem Verbum)

e — (1, 20)
  Nebenform des Artikels — 3, 494-496, 498
  Artikel vor dem Prädicat bei ausgelaſsnem Verbum sein — 841
  manchmal ein mit Nachdruck vor dem Subst., also vielmehr das Zahlwort — 10
  erstes Glied der Pron. dem. — 689, 690, 694
  vor Card. — 4, 41, 598, 600
  vor eins — 571, 742
  vor viel — 6
  vor *fanu* — 745
  Präpos. — (die Etym. und Sprachvergl. s. 958-965, 967-969)
  — der vergangnen Zeit — 989, 994
  — des Werkzeugs — 11, 75, 964, 1009
  und — 18
  mit der Gesellschaft (aber eig. nur und) — 985
  oder — 18
  aber — 18
  Partikel vor dem Verbum fin. — *e* (in allen Zeiten, ferner müssen), *e-nei* (Präs.), *e-ra* (Imperf.) — 14-16, 783 (784-786, 964)
  — — im Imper. — 13, 810, 813
  Vorsatz des Pron. int. *aha* — 7, 41, 731
  vor nicht — 8, 17, 41, 129, 926-930
  Zeichen des Inf., des zu mit dem Inf., vor dem Verbum — 5, 824, 831
  daſs — 9
  ja — 2
  am Ende eines Ausrufes der Verwunderung — 19, 1059
  Zeichen des Voc., vor dem Subst. — 12, 553
  weg, nach dem Verbum — 6, 756

- *e* — ein andrer — 21
- *e* dunkel — 1064

ei — (die Etym. und Sprachvergl. s. 958-965, 967-969)
- Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — 971
- Präpos. der zukünftigen Zeit — 989, 994
  - zu (des Zweckes) — 92
  - um zu beim Inf. — 92, 76, 829
  - auf daſs — 92
  - als, wie — 92

eiaha; eima, eina, eita; ere, etc — s. allg. Verz.

faa, fea — s. *haa, hea*

haa (auch *faa*) — Präfix der Verba act. und caus. 2) des Subst. — 127, 1072, 1075

hau — s. allg. Verz.

hea (auch *fea*) —
- wo? 2) wann? (mit einer Präpos. vor sich) — 131, 910, 911
- Pron. int. — 733

hia — wie viele? — 740
- Suffix (obgleich getrennt geschrieben):
  - — des Verb. neutr. — 126
  - — bildet das Pass. — 125, 760, 761
  - — passiver Subst. actionis und pass. Partic. oder Adj. — 533, 836, 1113

hoe — s. allg. Verz.

hoi — (590)
- auch — 122, 940
- leere Partikel — 1063
- *ra hoi* — nach dem Verbum — 122, 800

hui — s. allg. Verz.

i — (Etym. 958-965, 967-969)
- Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (vor Subst. appell. und Ortsnamen) — 76, 970
- als diese Präpos. vor örtliche Subst. gesetzt, bildet es Ortsadv. der Ruhe und Bewegung und Präpositionen — 970
- wo diese Bildung eine Präpos. ist, hat das Hülfs-Subst. manchmal wieder *i* nach sich — 970
- als diese Präpos. vor Ortsadv. (der Ruhe und Bewegung) — 970
  - bei — 76, 984
  - mit (der Gesellschaft) — 76, 985
- Präpos. aller drei Zeiten — 989, 990
- Präpos. der Zeitdauer — 996
- Zeichen des Dat. und Acc. (vor Subst. appell., Ortsnamen und Pron. dem.) — 76, 544, 545
- es scheint Zeichen des Nom. — 80, 539
- Präpos. des Term. a quo — 78
- Präpos. des Werkzeugs (vor Subst. appell.) — 1010
- als bei der Vergleichung (d. h. das bloſse Adj. mit *i* nach sich bildet den Compar. mit als) — 79, 565

  Partikel vor dem Verbum fin. — *i* (Präs., Imperf., Perf., Plusqpf.), *i-nei* (Präs.), *i-na* und *i-ra* (Perf.) — 85-87, 791 (vgl. *ai*) (784-786, 964)
  Zeichen des Partic., vor dem Verbum — 836
  Suffix des Verb. act. — 1116

ia — (83, 88, 966)
  Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (vor Personennamen und Pron. pers.) — 970
  wenn (der Bedingung) — 82
  Zeichen des Dat. und Acc. (vor Personennamen und Pron. pers.) — 81, 544, 545
  auf daſs, damit — 82, 92
  bis daſs — 82
  wird Zeichen des Conjunctivs genannt — 82, 807
  Präpos. des Werkzeugs (vor Personennamen und Pron. pers.) — 84, 1010
  wann? — 991
  Pron. 3. Pers. Sing. — 643
  Pron. dem. — 655
  es drückt das Verbum sein aus — 840

iho — (102, 869, 888)
  Richtungs-Partikel — 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887, 892, 899
    — nach dem Verbum — 876, 883
    — — in Folge seiner Bed. — 883, 889
    — — in der Bed. nieder, herab — 889
    — nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — 1024
    — nach einem Adv. — 957
  iho nei — 907
  selbst — 102, 671
  eigen — 102, 682
  es begleitet die 2. Classe der Pron. poss. — 684

ina — Präpos. der vergangnen Zeit — 969, 992

ino — s. allg. Verz.

io — viell. bei — 912, 984

ma — (60, 61)
  und zwischen Zahlen (auch *e ma*) — 57
  für (die nähere Bed. erhellt nicht) — 58
  Präfix des Verbums, Adj. und Subst. in seltenen Beispielen — 1070

maa — s. allg. Verz.

mai — (94, 95, 888; Etym. 892-896)
  Richtungs-Partikel — 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887
    — nach dem Verbum — 95, 872-876, 883
    — — relative (gegen *atu*) — 889
    — — in Folge seiner Bed. — 883, 889
    — — es drückt das Pron. 1. Pers. im Dat. und Acc. aus — 889
    — nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — 95, 1023

Präpos. des Term. a quo — 95, 1007
gleich (Adj.) — 99
wie (Adv. und Conjunction) — 99, 1054

mau — Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 59-61, 512 (593)

mea — eig. Sache, dann auch Person — 747
Ausdruck für einige gemischte Pron. — 746
no te mea — weil — 1053

mua — (Etym. 614, 615)
Ausdruck für vor — 438-440, 445, 449-455
matamua — der erste — 614, 616

muri — s. allg. Verz.

na — (53-55, 70)
Zeichen des Plur., vor Subst. — 46, 511
Präpos. — 972-980
Präpos. des Gen. — 67, 541
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 786
es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — 677, 684
Zeichen des Dat. der Person bei geben — 546
für (ohne nähere Bestimmung) — 71
von (Lat. *de*) — 69
Präpos. der Art und Weise (in *nahea*) — 911
Adv. des zweiten Orts (da) — 903-905
— — nach dem Subst. — 52, 907
— — nach dem ein Pron. dem. vor sich habenden Subst. — 702
— — nach dem Pron. dem. — 702
— — nach Adv. — 912, 919
zweites Glied des Pron. dem. des zweiten Orts — 689-691, 699
es vertritt das Pron. 3. Pers. Sing. nach einigen Präpos. — 659
Präpos. der vergangnen Zeit — 989, 992
Partikel hinter dem Verbum, mit einer Partikel vor demselben — 799
nach dem Verbum im Imper., wenn dasselbe *a* vor sich hat — 810, 817
siehe! — 51
zuerst — 50, 919

nei — (906)
als Adv. des nahen Orts Redetheilen nachgesetzt — 903-905
— — nach dem Subst. — 907
— — nach Pron. pers. — 907
— — nach dem Pron. dem. — 702, 907
— — nach dem Subst., wenn es ein Pron. dem. vor sich hat — 702
— — nach Adv. — 907, 912
— — nach Richtungs-Partikeln — 957
nach dem Verbum, wenn ihm Partikeln vorhergehn — 794, 795, 797, 798
anei — s. bes.

- *nia* — Ausdruck für oben — 438-440, 443
- *no* — (70, 972-980)
  - Präpos. des Term. a quo — 1005
  - Präpos. des Gen. — 67, 541
  - es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — 677, 684
  - Präpos. der Ursach — 1014
  - für (der Bestimmung, des Nutzens) — 71
  - es drückt den Dat. pers. bei geben aus — 546
  - von (Lat. *de*) — 69
- *o* — (37)
  - Zeichen des Nom. und Acc. (wurde bisher für einen Artikel gehalten, s. meine Bemerk. zu *ko* im allg. Verz.) — 411, 524-531
  - — — vor Eigennamen — 32, 531
  - — — vor dem Artikel — 38, 493
  - — — vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn (es gehört zum Subst.) — 677, 684
  - — — vor den Pron. pers. — 31, 669
  - — — vor dem persönlichen Pron. int. (*wai*) — 737
  - — — vor dem Pron. dem. — 33, 703
  - vor dem Zahlwort eins — 36, 571
  - Präpos. des Gen. — 67, 541 (972-980)
  - es bildet, vor die Pron. pers. gesetzt, daraus die Pron. poss. — 677, 684
  - Ausdruck für das Ortsadv. — 35, 912, 913 (914)
  - damit nicht — 1043
- *oi* — Conjunction — 122
  - damit nicht — 122
- *ore* — (129, 130; Etym. 920, 921)
  - nicht — 129, 928
  - es bildet ein privatives Adj. — 923
  - *aore* — nicht — 41, 129, 924
  - *e ore* — nicht — 129, 928
- *pae* — fünf — 374; *te hoe pae* — einige — 744
- *paha* — vielleicht — 943
- *pe* — erscheint in *peneiae*, wahrscheinlich, vielleicht — 945
- *pue* — s. allg. Verz.
- *ra* — (119, 120)
  - als Adv. des dritten Orts (dort) Redetheilen nachgesetzt — 903-905
  - — — — nach dem Subst. — 907
  - — — — nach dem Pron. pers. — 907
  - — — — nach dem Subst., wenn es ein Pron. dem. vor sich hat — 702
  - — — — nach Richtungs-Partikeln — 957
  - — — — gemischter Gebrauch — 907

  - es liegt im Pron. 3. Pers. Du. und Plur. — 665
  - zweites Glied des Pron. dem. des dritten Orts (jener) — 689-692, 699, 70
  - nach dem Verbum fin. — 794-796
  - — — allein (Präs. und Imperf.) — 800
  - — — mit einer Partikel vor dem Verbum — 780, 800
  - *ra hoi* — s. *hoi*
- *raa* — s. allg. Verz.
- *raro* — Ausdruck für unten, nieder — 438-440, 444, 449-455
- *reira* — dort — 902; *then* — 902 (viell. nur mit Präpos. davor)
- *roa, roto* — s. allg. Verz.
- *ta* — (70)
  - Präpos. des Gen. — 67, 541 (972-980)
  - vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 78
  - es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — 677, 684
  - Stamm des einschl. wir — 629
  - Präfix, soll aus dem Nomen ein Verbum bilden — 127, 1094
  - Präfix des Verb. caus. — 72, 127, 1094
- *tau* — s. allg. Verz.
- *te* —
  - Artikel — 23, 489, 492, 493 (491)
  - Artikel vor dem Pron. int. *aha* — 24, 731
  - Zeichen der Ordin. — 25, 618
  - erstes Glied der Pron. dem. — 27, 689, 690, 694
  - Ausdruck für das Pron. rel. — 714
  - *te-nei* Zeichen des Präs., *te-ra* des Imperf. beim Verbum — 26, 782, 783, 79
- *tei, ti* — s. allg. Verz.
- *to* — (70)
  - Präpos. — (972-980)
  - Präpos. des Gen. — 67, 541
  - es bildet einen elliptischen Gen. — 542
  - es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — 677, 684
  - wegen, um-willen — 1015
  - dein (selbstständiges Pron. poss.) — 678 (640, 641)
- *toa, too* — s. allg. Verz.
- *ua* — (111, 117, 118)
  - vor dem Verbum in allen drei Zeiten — 113-115, 780 (775-777)
  - — beim Conjunctiv — 116
  - beim ausgelaſsnen Verbum sein — 112, 842, 843
- *waho* — s. allg. Verz.

486 Hawaiische Partikeln

a — (423, 426)
- Präfix der Card. — 598, 601
  - — vor *hia*, wie viele? — 740
- über das Wort als Präpos. s. 972-980
- Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — 981
- viell. daſs — 1040
- bis daſs — 1044
- viell. zu, um zu beim Inf. — 830
- Präposition der zukünftigen Zeit — 989, 991
  - — der vergangnen Zeit — 989, 992
- nachdem — 1052
- wenn (der Bedingung) — 1046
- gemischte Präposition — 981
- Zeichen des Gen. — 412-415, 540
- bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — 674, 684
- vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785. 78
- viell. vor dem Verbum — 802
- viell. bezeichnet *ā* nach dem Verbum Dauer, Fortsetzung der Handlung — 80
- vor nicht — s. *ole*, *aohe* im allg. Verz.
- und — 1024; oder — 1032; aber — 1035
- siehe! — 1059, 1061
- im Anfange des Satzes ohne Bedeutung — 1063
- Suffix des Adj., Elision aus *ia* — 1105, 1108
- Suffix des Pass., Elision aus *ia* — 757
- Suffix des Verb. act. — 1108

ae — (459, 462, 865, 868-871, 877, 878, 882, 887, 892, 898)
- Richtungs-Partikel nach dem Verbum — 866, 867, 876, 883
  - — — in Folge seiner Bed. — 883-886
  - — nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — 1022
  - — nach einem Adv. — 955
- noch, noch dazu (nach *e*, ein andrer) — 879
- ja — 1058

aha — Pron. int. — 469, 724-729 (723)

aï — (466)
- dort 2) dann — 908 (909)
- nach dem Verbum, wenn dasselbe *e* oder *i* vor sich hat — 792, 793
- *e-aï* beim Verbum fin. (Imperf. und Fut.) — 791
  - beim Imper. — 810, 815
  - beim Inf. — 831
- *i-aï* beim Verbum fin. (in allen Zeiten) — 793
  - beim Partic. — 836

im Anfang des Satzes stehend, drückt es das zufällige Verbum sein aus — 847
Ortspräposition der Ruhe und Bewegung — 971
wenn (der Zeit) — 1049

aia, akú, aku — s. allg. Verz.

ana — vor *hulu*, 10 (wohl der numerische Vorsatz *a* und das Pluralzeichen *na*) — 605
Endung abgeleiteter Subst. actionis, acti, actoris, des Orts (auch in *na* elidirt) — 1099, 1103 (es wird oft getrennt geschrieben, und es kann ein fremdes Wort dazwischentreten)
Endung des Verb. (zwei B.) — 1103
e vor und *ana* nach dem Verbum — beim Verb. fin. (in allen Zeiten) — 789
Zeichen des Partic. — 833
e vor und *ana* nach dem Subst. — drückt den Imper. von sein aus — 845

ane — s. allg. Verz.

anei — hier — 901
Zeichen der Frage, das Lat. *num* — 849, 864

ano — jetzt — 919

anoai — s. 480

aohe, au — s. allg. Verz.

auanei, nach End-*a* in *uanei* elidirt
es drückt das Fut. und sollen aus — 781 (es steht 1. nach dem Verbum, mit *e* vor ihm 2. vor dem Verbum)

e — (394)
erstes Glied des Pron. dem. *eia* — 689, 690, 694, 695
— des Adv. *eia* — 916
vor Card. — 598, 600
vor *hia*, wie viele? — 740
Präpos. des Werkzeugs — 964, 1009 (958-965, 967-969)
Partikel vor dem Verbum fin. — *e*, *e-nei*, *e-la* (Präs., Fut. und sollen) — 787 (784-786, 964; vergl. *ana*, *auanei*, *ai*)
vor dem Verbum im Imper. — 810, 813
Vorsatz des Pron. int. *aha* — 728
Zeichen des Inf., zu, um zu mit dem Inf., vor dem Verbum — 824, 831
daſs — 1038
nach dem Verbum soll es eine Art Fut. bilden — 804
ja — 1058
Zeichen des Voc., vor dem Subst. (manchmal noch nach ihm) — 552
weg und andre Bed., nach dem Verbum — 756
ein andrer — 751
leer im Anfange des Satzes — 1061
Suffix — 1115

e, eha — s. allg. Verz.

ei — viell. ein Adv. der Zeit — 480

ha — s. allg. Verz.

haa — ein seltnes Präfix der Verba act. und neut. 2. des Subst., Subst. acti und actoris 3. des Adj. — 1072, 1077 (die gewöhnliche Form ist *hoo*)

hapa — s. allg. Verz.

he — (393)
- Nebenform des Artikels — 494-498
- Artikel vor dem Prädicat bei ausgelaſsnem Verbum sein — 835
- — Pron. int. *aha* — 725, 727
- vor Card. — 598, 599
- vor Wörtern der Menge — 393
- vor dem Verbum fin. — 804

hea — (468)
- wo? 2) wann? (dies bedeutet es eigentlich, wobei es aber immer eine Präpos. vor sich hat) — 910
- was? welcher? — 733
- *pehea* — s. *pe*

hi — Suffix des Verb. act. — 1117

hia — (469)
- wie viele? — 740
- ein seltnes Suffix neutraler Verba, Adj. und Subst. — 1111, 1114 (gewöhnlich *ia*)
- — des Verbums zur Bildung des Pass. und passiver Subst. actionis, Partic. und Adj. (gegen das gewöhnliche *ia*) — 737, 833

hiki — s. allg. Verz.

ho — Elision von *hoo* — s. *hoo* im allg. Verz.
- Suffix — 1125

hoi — (473, 590)
- *hoi, no hoi* — auch — 940
- *hoi* — und — 1028
  - oder — 1032
- *no hoi* — aber — 1033
- *a-hoi* — und — 1028
- *aīa hoi* — s. *aīa* im allg. Verz.

hoo, hope — s. allg. Verz.

i — (432, 433; Etym. 958-965, 967-969)
- Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (nur vor Subst. appell. und Ortsnamen) — 970
- als diese Präpos. vor örtliche Subst. gesetzt, bildet es Ortsadv. der Ruhe und Bewegung und Präpositionen — 970
- wo diese Bildung eine Präpos. ist, hat das Hülfs-Subst. manchmal wieder *i* nach sich — 970
- als diese Präpos. vor Ortsadv. (der Ruhe und Bewegung) — 970

bei — 984
viell. mit (der Gesellschaft) — 985 (vgl. *ia*)
Präpos. aller drei Zeiten — 989, 990
— der Zeitdauer — 996
wenn (der Bedingung) — 1047
Zeichen des Dat. und Acc. (vor Subst. appell., Ortsnamen und Pron. dem.) — 544, 545
für, zu (der Bestimmung; vor Subst. appell.) — 1002
auf daſs, damit — 1042
Präpos. des Term. a quo — 1004
Präpos. des Werkzeugs (vor Subst. appell.) — 1010
von (Lat. *de*), in Betreff, in Rücksicht auf — 1017 (vgl. *ia*)
für (des Preises) — 1003
viell. als bei der Vergleichung — 565
Partikel vor dem Verbum — (784-786, 964; vgl. noch *ai*)
— — beim Verbum fin. (Präs., Imperf. und Perf.) — 790
— — beim Imper. — 810, 814 (er wird passiv genannt)
— — Zeichen des Partic. — 836
Suffix, besonders des Verb. act. — 1116

ia — (432, 434, 966)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (nur vor Personennamen und Pron. pers.) — 970
mit (der Gesellschaft) (vor Personennamen und Pron. pers.) — 985
Zeichen des Dat. und Acc. vor Personennamen und Pron. pers. (auch dem Pron. int. *wai*) — 544, 545
für, zu (der Bestimmung) (vor Personennamen und Pron. pers.) — 1002
viell. Präpos. des Werkzeugs — 1010 (vgl. *i* in dieser Bed.)
von (Lat. *de*), in Betreff, in Rücksicht auf (wohl nur in obiger Beschränkung) — 1017
für (des Preises) — 1003
Pron. 3. Pers. Sing. — 644
Pron. dem. — 685, 686
es vertritt den bestimmten Artikel — 502
es drückt das Verbum sein aus — 846
zweites Glied in Pron. dem. — 689, 690, 694-696
Suffix — (auch in *a* elidirt, vgl. daher *a*)
— neutraler Verba und Subst. — 1111, 1114
— des Passivs der Verba (es wird auch durch andere Wörter vom Verbum getrennt) — 757-759, 761
— passiver Subst. actionis und passiver Partic. und Adj. — 758, 833, 836

iho — Richtungs-Partikel — 459, 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887, 892, 899
— nach dem Verbum — 866, 867, 876, 883
— — in Folge seiner Bed. — 883-886
— — in der Bed. nieder, herab — 881
— nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — 1022

Richtungs-Partikel nach einem Adv. — 955
iho nei — 907
selbst — 463, 671
eigen — 463, 682
es begleitet die 2. Classe der Pron. poss. — 684
ina — (476, 901)
viell. dort — 901
Präpos. der vergangnen Zeit — 989, 992
wenn (der Bedingung) — 1048
ine — s. allg. Verz.
io — zu (der Bewegung) (vor Personennamen und Pron. pers.) — 999 (912, 435)
Suffix Eines Verbums — 1127
ka — (392, 428)
Artikel (vor gewissen Buchstaben; vor andren steht *ke*, 490) — 489, 492, 493
vor Cardin. — 598, 601 (602)
Zeichen der Ordin. (ebenso mit *ke* abwechselnd) — 617, 618
Präpos. — 972-980
— des Gen. — 412-415, 540
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 786
es bildet einen elliptischen Gen. — 416, 507, 542
es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — 674, 684
leere Partikel im Anfange des Satzes — 1061
aīa ka — s. *aīa* im allg. Verz.
Stamm des einschl. wir — 629
Präfix des Verb. act. und neutr. — 1095
kai — vor zwei Wörtern, schwerlich Präfix — 1091
kana — s. allg. Verz.
kau — (397)
Zeichen des Plur., vor ein Subst. gesetzt (nur in wenigen Spuren) — 514 (516)
ke — (392)
Artikel (vor gewissen Buchstaben; vor andren steht *ka*, 490) — 489, 492, 493 (491)
erstes Glied der Pron. dem. — 689, 690, 694, 698
Artikel vor dem Pron. int. *aha* — 725, 726
vor eins — 571, 742
Zeichen der Ordin. (vor gewissen Buchstaben; vor andren *ka*) — 617, 618
vor dem Verbum — beim Verbum fin. — *ke-nei, ke-la* Zeichen des Präs. — 782, 783, 790
— im Imper. (Ein B.) — 810, 812
— Zeichen des Inf. — 824, 828 (in einigen Fällen, sonst *e*)
daſs — 1037
wenn (der Bedingung) — 1045
ki — Präfix Eines Verbums — 1092
Suffix Eines Verb. act. — 1118

- *ko* — (417, 429)
  - Präpos. — 972-980
  - — des Gen. — 412-415, 540
  - es bildet einen elliptischen Gen. — 416, 507, 542
  - es bildet, vor die Pron. pers. gesetzt, daraus die Pron. poss. — 674, 684
  - dein (selbstständiges Pron. poss.) — 678 (640, 641)
- *koe* — Präfix in Einem Adj. — 1093
- *kokoo, koo, la, laa, laila* — s. allg. Verz.
- *lalo* — Ausdruck für unten und unter (*sub*) — 438-440, 444, 449-458
- *lia, like, loa, loaa, loko, luna* — s. allg. Verz.
- *ma* — (436; Etym. 894-896)
  - Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — 982
  - bei (der Nähe) — 984
  - ein Ausdruck für mit der Gesellschaft — 986
  - und — 1. im Allgemeinen — 1025; 2. an *kuma* gefügt, verbindet es die Zehner mit den Einern — 612
  - nach einem Personennamen — und die mit ihm — 1031
  - Präpos. der Zeit — 995
  - — des Term. a quo — 1006
  - — des Werkzeugs — 1011
  - wegen, um-willen — 1016
  - gemäſs, zufolge — 1019
  - Präfix des Verbums, Adj. und Subst. in seltenen Beispielen — 1070
- *mai* — (460; Etym. 892-896)
  - Richtungs-Partikel — 459, 865, 869-871, 877, 878, 882, 887
  - — nach dem Verbum — 866, 867, 872-876, 883
  - — — relative (gegen *aku*) — 871-876
  - — — in Folge seiner Bed. — 883, 886
  - — nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — 1022
  - — nach Adv. — 955
  - — nach *muli* — 880
  - Präpos. des Term. a quo — 1007
  - beinahe — 942
  - im Begriff sein, nahe daran sein — 805
  - nicht beim Imper., vor dem Verbum — 821
- *maka, make, malia* — s. allg. Verz.
- *mau* — (396)
  - Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 512, 606 (593)
- *me* — (437; Etym. 894-896)
  - bei (der Nähe) — 984
  - mit (der Gesellschaft) — 987
  - und zwischen Zahlen — 612
  - *a me* — und (wohl nur mit) — 612, 1026

- Präpos. des Werkzeugs — 1012
- wie (Adv.) — 946
- *menei, meneia* — so — 945
- Zeichen des Dat. bei *like* — 547
- Abkürzung von *mea*, Ding — 437

mea — (404-407) (manchmal in *me* abgekürzt)
- eig. Sache, dann auch Person — 747
- vor ein Verbum gestellt, bildet es ein Subst. — 506
- vor einem Adj., wenn es substantivisch steht — 557, 558
- es tritt an Pron. dem., wenn sie ohne Subst. stehn — 705
- Ausdruck für das Pron. dem. (mit *ka, na, ia* vor sich) — 705
  - — das Pron. rel. (mit *ka, na, ia* vor sich) — 714
  - — mehrere gemischte Pron. — 746
- *no ka mea* — denn — 949
  - weil — 1053
- *no*, Pron. dem., *mea* — deswegen — 950

mua — (Etym. 614, 615)
- der erste — 614, 616
- Ausdruck für vor, zuvor — 438-440, 445, 449-458

muli — Ausdruck für nachher, hinter — 438-440, 446, 449-458 (Etym. 589, 590)

na — (430, 901)
- Zeichen des Plur., vor Subst. — 395, 511, 606
  - — vor Zahlwörtern — 604
- Präpos. — 972-980
- von (des Herkommens von etwas) — 419, 1005
- Präpos. des Gen. — 412-415, 540
- vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — 785, 786
- es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — 674, 684
- an (der Richtung, in Briefen) — 420, 1000
- Zeichen des Dat. der Person bei geben — 420, 546
- es vertritt das Pron. 3. Pers. Sing. nach einigen Präpos. — 659
- Präfix — 1098
- Abkürzung der Subst. Endung *ana* — s. *ana*

nae — s. allg. Verz.

ne — Präpos. der vergangnen Zeit — 989, 992

nei — (464, 465, 906)
- hier — 901; jetzt — 901 (in beiden Bed. hat es Präpos. vor sich)
- als Adv. des nahen Orts Redetheilen nachgesetzt — 903-905
  - — — nach dem Subst. — 907
  - — — nach Pron. pers. — 907
  - — — nach dem Subst., wenn es ein Pron. dem. vor sich hat — 702

- als Adv. des nahen Orts nach Adv. — 907, 912, 919
- — — nach Richtungs-Partikeln — 955
- nach dem Verbum, wenn ihm Partikeln vorhergehn — 794, 795, 797, 798
- *néia* — dieser — 697
- *anei* — s. bes.

no — (422, 431)

- Präpos. — 972-980
- — des Term. a quo — 419, 1005
- — des Gen. — 412-415, 418, 421, 540, 853
- es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — 674, 684
- Präpos. der Ursach (wegen, vor, um-willen) — 1014
- für (der Bestimmung, des Nutzens) — 1002
- für (vom Preise, manchmal) — 1003
- von (Lat. *de*) — 1018
- leere Partikel — 1062
- aber — 1033

nui — s. allg. Verz.

o — (427)

- Zeichen des Nom. und Acc. (wurde bisher für einen Artikel gehalten, s. meine Bemerk. zu *ko* im allg. Verz.) — 411, 524-531
- — — vor Eigennamen — 531
- — — vor Subst. appell. — 499
- — — vor dem Artikel — 493
- — — vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn (es gehört zum Subst.) — 674, 678, 684
- — — vor den Pron. pers. — 669
- — — vor dem persönlichen Pron. int. (*wai*) — 735
- — — vor dem Pron. dem. — 686, 687, 695, 703
- Präpos. — 972-980
- Präpos. des Gen. — 412-415, 540
- es bildet, vor die Pron. pers. gesetzt, daraus die Pron. poss. — 674, 684
- Ortspräpos. der Ruhe — 424, 983
- Ausdruck für das Ortsadv. — 912, 913 (914)
- Zeichen des Imper., vor dem Verbum (selten) — 810, 816
- damit nicht — 1043
- dafs (nach fürchten) — 1043
- Präfix Eines Verbums — 1090
- Suffix Eines Verb. act. — 1124

oi — (410)

- als Verbum übertreffen drückt es besser, gröfser aus — 563
- während (Conjunction) — 1051

ole, ou, owo — s. allg. Verz.

pa — Präfix des Verbums, Adj., Subst. (in vereinzelten B.) — 1079, 1081
Präfix, welches aus Zahlwörtern (wozu auch *hia*, wie viele? gehört) Distrib., Multiplicativa und Verba verschiedener Bed. bildet — 620, 621, 1080

pae — seltnes Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 518

paha, papa, pau — s. allg. Verz.

pe — (478)
 so — 945
 pēia, penei, peneia, pela — so — 945
 pehea — wie? — 945, 948
  warum? — 945, 951

po, poe, pono, ponoï, pu, puni, puu — s. allg. Verz.

u — Suffix, besonders des Verbums — 1128

ua — (470) (*a* wird manchmal elidirt)
 vor dem Verbum im Präs., Imperf. und Perf. — 778 (775-777)
 — beim Imper. (Ein B.) — 810, 811
 beim ausgelaſsnen Verbum sein (Präs. und Imperf.) — 779, 842, 843
 Pron. dem. — 687 (688)

uanei — s. *auanei*

waena, waho, wale — s. allg. Vers.

Allgemeines Verzeichniſs.

a — Tong., N. Seel. (163, 165, 171, 188), Tah., Haw. (423, 426)
 Präfix der Pron. pers. der 2. Classe — Tong. (*akói, aia*) 320, 625
 — der Pron. dem. — Tong. (*aheni* und *ahena*) 325
 — des Pron. int. *ahái* — Tong. 326, 738
 — der Card. — Tah. 41, 598, 601, Haw. 598, 601 (Haw. auch *ka*, N. Seel. *ka*; Mal. *ka* 602)
 — vor *hia*, wie viele? — Haw. 740
 über das Wort als Präpos. s. 972-980
 Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Haw. 981 (Tag. *sa* und *ca* 973, 976; Tag. *ang* Ruhe 973, 974, Mal. *ka* Bewegung 973, 975; vgl. das Jav. Präfix *hn*, *han* 977)
 bis zu — N. Seel. 1001
 vielleicht daſs — Haw. 1040 (Tag. *ang* 973, 974)
 bis daſs — Haw. 1044
 viell. zu, um zu beim Inf. — Haw. 830 (Tag. *sa* 973, 976)
 Präposition der zukünftigen Zeit — Tong. 329, 989, 991, N. Seel. 166, 989, 991, Tah. 989, 991, Haw. 989, 991 (Mal. *sa*, *se*, Jav., Kaw. und Tag. *sa* Präpos. der Zeit 973, 976)
 — der vergangnen Zeit — Haw. 989, 991 (Mal. *sa*, Tag. *ca* 973, 976)

nachdem — Haw. 1052
wenn (der Bedingung) — Haw. 1046 (Tong. *ka*)
gemischte Präposition — Haw. 981 (ebenso Mal. und Jav. *sa, se,* Tag. *sa* 973, 976)
Zeichen des Gen. — Tong. (nur vor Eigennamen und in *ahái*) 327, 738, N. Seel. 188, 541, Tah. 67, 541, Haw. 412-415, 540 (Tag. *sa* 973, 976)
bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — Tong. (nur die Pron. Sing., *aku,* mein, *au,* dein, *ana,* sein) 321, 675, N. Seel. 189, 676 (nur wenn das Subst. im Plur. steht), Tah. 677, 684, Haw. 674, 684
Präfix der Pron. poss., wenn sie nach dem Subst. stehn — Tong. 322-324 (dabei entsteht aus dem Pron. pers. *ia*, er, das poss. *aia*, sein)
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — N. Seel. 785, 786, Tah. 785, 786, Haw. 785, 786 (ebenso *na, ta, ka*)
vor dem Verbum, beim Verbum fin. — N. Seel. (beim Imperf. und Fut.) 167, 170, 802, Haw. (noch fraglich) 802
— beim Imper. — Tah. 41, 810, 815 (N. Seel. *ka*)
ā nach dem Verbum — beim Präs. — N. Seel. 164, 168, 169, 803 (ich finde es weit vom Verbum entfernt)
Dauer, Fortsetzung der Handlung bedeutend — N. Seel. 164, 169, Tah. 43, viell. auch Haw. 803
vor nicht — Tah. s. *ore* und 930, Haw. s. *ole, aohe* (N. Seel. *ka*)
und — Haw. 1024 (Tah. *e*)
oder — Haw. 1032 (Tah. *e*)
aber — Haw. 1035 (Tah. *e*)
siehe! — Haw. 1059, 1061
im Anfange des Satzes ohne Bedeutung — Haw. 1061
dunkel — N. Seel. 1064, Tah. 42, 1064
Endung des Imper. — N. Seel. 818 (Mad. *a*, Jav. und Kawi *ha*)
Suffix des Verb. neutr. und Adj. — Tong. 1105, 1106, N. Seel. 1105, 1107, Haw. (nur Adj.) 1105, 1108 (Elision aus *ia*)
Suffix des Pass. — Tah. 44, 760, Haw. 757 (Elision aus *hia, ia*)
Suffix des Verb. act. — Tong. 1106, N. Seel. 1107, Haw. 1108
seltne Endung abgeleiteter Subst. — Tah. 1102 (Corruption aus dem Haw. *na*, welches wiederum eine Elision von *ana* ist, s. näher *ana*); vielleicht ebenso Tong. 1106

adu — Tah. — s. *atu*

ae — (865, 869-871, 877, 878, 882, 887, 892) — Tah. (888), Haw. (462) (Etym. 892, 898; zum Theil das Tong. *angi,* zum Theil das Tong. *ange*)
Richtungs-Partikel — Haw. 459, 868, 870, Tah.
— nach dem Verbum — Tah. 876, 883, Haw. 866, 867, 876, 883 (Tong. *angi* nur in Beziehung auf die 3. Person)
— — in Folge seiner Bed. — Tah. 883, 889, Haw. 883-886 (Tong. *angi* und *ange*)
— nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — Haw. 1022

Richtungs-Partikel nach einem Adv. — Tah. 957, Haw. 955 (Tong. *ange*)
dem Adj. nachgesetzt, bildet es einen Comparativ — Tah. 104 (Tong. *ange*)
noch, noch dazu (nach *e*, ein andrer) — Haw. 879
ja — Haw. 1058 (auch *ahe* und *e*; Tah. *e*, N. Seel. *ai*)

agi — Tong. — Suffix verschiedener Bed., besonders des Verb. act. — 1122 (vgl. das Suffix *i*, *hi*, *chi*, Bug. *angi*, *ěngi*)

aha — Pron. int. — Tong. 731, N. Seel. 730, Tah. 731, Haw. 469, 724-729 (Mal. *āpa* u. s. w. 723)

ai — Tong., N. Seel. (225), Tah., Haw. (*aī*) (466)
Adv. des fernen Orts — Tong. 908, N. Seel. 224, 908, Haw. 908 (es scheint aus der Präpos. *a* und dem localen Stamme *i* zusammengesetzt; ob es aus *aia* abgekürzt ist, bleibt zweifelhaft, s. 909)
Adv. der fernen Zeit — Haw. 908
leere Ortspartikel, so nach *mai* und *atu* — N. Seel. 222 (auch hier scheint *ai* nur da, und *atu* davor den Term. ad quem, *mai* den Term. a quo anzudeuten)
so des Nachsatzes — N. Seel. 217
nach dem Verbum, wenn dasselbe *e* oder *i* vor sich hat — N. Seel., Tah. (*i*) und Haw. — 792, 793
e-ai beim Verbum fin. — N. Seel. (Prät. und Fut.) 215, 216, 793, Haw. (Imperf. und Fut.) 793
beim Imper. — Haw. 810, 815
beim Inf. — Haw. 831
i-ai beim Verbum fin. — N. Seel. (Präs. und Perf.) 215, 216, 218-221, Tah. (Präs. und Imperf.) 793, Haw. (bei allen Zeiten) 793
beim Partic. — Haw. 836
im Anfang des Satzes stehend, drückt es das zufällige Verbum sein aus — Haw. 847 (ebenso *aīa*, N. Seel. *aia*)
Ortspräposition der Ruhe und Bewegung — Haw. 971 (viell. das N. Seel. *kei*, Tah. *ei*; s. 958-965, 967-969)
wenn (der Zeit) — Haw. 1049 (auch *aīa*)
ja — N. Seel. 223 (Haw. *ae* und *e*, Tah. *e*)

aia — N. Seel., Haw. (*aīa*) (467)
dort 2) dann — Haw. 909 (auch *aī*; es könnte aus der Präpos. *a* und dem Pron. *ia* zusammengesetzt sein)
wenn (von der Zeit) — Haw. 1049 (auch *aī*)
im Anfang des Satzes stehend, drückt es das zufällige Verbum sein aus — Haw. 848, N. Seel. (hier ist von der Construction nichts bekannt) 848 (Haw. auch *aī*)
sondern — Haw. 1036
als nach einer Verneinung (das Engl *but*) — Haw. 952
aīa ne, *aīa hoi*, *aīa ka* — siehe! im Anfange des Satzes (ziemlich leer) — Haw. 1059

aima, aina, aipa, aita — Tah. — nicht, bei der Vergangenheit — 129, 130, 930

aká — Haw. (475, 1057)
aber — Haw. 1057 (Tong. *ka*)
sondern — Haw. 1057

ake — N. Seel. — soll Zeichen des Fut. sein — 233, 804 (vgl. *ke* nach dem Verbum)
me ake — s. *me*

aku — Haw. (461, 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887) (das Tong., N. Seel. und Tah. *atu*; vgl. das Jav. *hatut* 892, 897)
Richtungs-Partikel — Haw. 459, 868, 870
— nach dem Verbum — allgemein — Haw. 866, 867, 872-876, 883 (*atu* Tong., N. Seel. und Tah., Tong. aber nur in Beziehung auf die 2. Person)
— — in Folge seiner Bed. — Haw. 883-886 (N. Seel. und Tah. *atu*)
— — mit der Bed. heraus, weg — Haw. 876 (N. Seel. und Tah. *atu*)
— nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — Haw. 1022
— nach einem Adv. — Haw. 955
noch, noch dazu — Haw. 879, 939 (N. Seel. *atu*)
vielleicht auch — Haw. 879

ana — N. Seel., Tah., Haw.
vor *hulu*, 10 — Haw. 605 (Tong. *ongo*, N. Seel. *ka nga*; wohl der numerische Vorsatz *a* und das Pluralzeichen *na*)
Endung abgeleiteter Subst. actionis, acti, actoris, des Orts (auch in *na* elidirt) — Haw. 1099, 1103 (auch in zwei Verben; es wird oft getrennt geschrieben, und es kann ein fremdes Wort dazwischentreten), Tah. (in wenigen B.) 1099, 1102 (sonst *raa*; bisweilen *a*, s. dieses) (Tong. *anga*, N. Seel. *anga*, *tanga*; die Endung *an* u. s. w. der westlichen Sprachen; s. näher hierüber und über die Etymologie bei *anga*)
e vor und *ana* nach dem Verbum — beim Verb. fin. — N. Seel. (Präs. und Perf.) 266, 789, Haw. (in allen Zeiten) 789
Zeichen des Partic. — Haw. 835
e vor und *ana* nach einem Subst. — drückt den Imper. von sein aus — Haw. 845

ane — Haw. (480)
beinahe — Haw. 953
ane-ole — kaum — Haw. 953

anei — Tong., Tah., Haw.
hier — Tah. 902, Haw. 901 (aus der Ortspräpos. *a* und *nei* zusammengesetzt)
bald — Tong. (*anéi*) 902
Zeichen der Frage, das Lat. *num* — Tah. 864, Haw. 839, 864 (N. Seel. *ra nei*, das auch vielleicht bedeutet)
ob — Tah. 1055

anga — Tong., N. Seel. (176)

te anga vor Subst. — bildet den Plur. — N. Seel. 173 (auch *nga* vor dem Subst.; *te* scheint der Artikel zu sein)

anga (auch zu *nga* elidirt) — Endung abgeleiteter Subst. von mehrfacher Bed., namentlich actionis, acti, des Werkzeugs, des Ortes, abstracti — Tong. 1099, 1100, N. Seel. 174-176, 1099, 1101 (N. Seel. auch *tanga;* Haw. *ana*, Tah. selten *ana*, meist *raa:* viell. ein ursprüngliches Subst. der Bed. Werk; Mal., Tag., Formos., Mad. *an*, Jav. und Kawi *han*, Bug. *ang*, *öng;* Mad. bei Engl. Schriftstellern *ana;* s. 1099)

ange — Tong. (344, 352, 865, 869, 871, 887, 892) (zum Theil das Tah. und Haw. *ae;* Etym. 892, 898)

against, leaning against — Tong. 345 (ohne B.)
gleich, ähnlich — Tong. 353 (ohne B.)
wie (Adv.) — Tong. 354 (hier wird es keinem Worte nachgesetzt)
nach einem Subst. oder Adv. des Orts bildet es ein Ortsadv. der Ruhe und Bewegung — Tong. 346, 956 (Haw. und Tah. *ae* Richtungs-Partikel nach Adv.)
nach einem Adj. bildet es ein Adv. — Tong. 355
sehr (nach dem Adj.) — Tong. 347
nach dem Adj. bildet es den Compar. und Superl. — Tong. 348, 561, 566 (Tah. *ae* den Compar.)
nach dem Subst. bedeutet es gröſser, zum Subst. gezogen — Tong. 349
es drückt, dem Verbum nachgestellt, Dauer aus, bes. im Präs. — Tong. 350
viell. ist es, nach dem Verbum, Zeichen des Partic. Präs. — Tong. 351
Richtungs-Partikel nach dem Verbum in Folge seiner Bed. — Tong. 891 (auch *angi;* Tah. und Haw. *ae*)

angi — Tong. (339, 865, 869, 871, 887, 892) (Tah. und Haw. *ae;* Etym. 892, 898)

Richtungs-Partikel nach dem Verbum, wenn das mit der Präpos. *gi* nachfolgende Rectum desselben das Pron. 3. Pers., und wahrsch. auch wenn es ein Subst. ist — Tong. 341, 891 (das Tah. und Haw. *ae* ist ebenso Richt. Part. nach dem Verbum, aber ohne die Beschränkung auf die 3. Person)
— — drückt das vom Verbum abhängige Pron. 3. Pers. aus — Tong. 342, 891
— — in Folge seiner Bed. (selten) — Tong. 343, 891 (wie das Tah. und Haw. *ae:* Tong. einmal *ange*)
es drückt geben aus, wenn das Pron. 3. Pers., und wohl auch wenn ein Subst. als Dativ folgt — Tong. 340, 891
es drückt ein Verbum und das davon abhängige Pron. 3. Pers. zugleich aus — Tong. 891

ani — Tong. — Präpos. der vergangnen Zeit — 330, 989, 993
— der zukünftigen Zeit (einmal) — 330, 989, 993

ano — N. Seel., Haw.
  Ausdruck für das Verbum **sein** — N. Seel. 849
  jetzt — Haw. 919

anoai — Haw. — s. 480

aohe — Haw. (471)
  nicht — 925 (es hängt wohl mit *aole* zusammen, s. *ole*)

atu — 865, 869, 871, 887 — Tong. (339), N. Seel. (210, 871, 877, 878, 882), Tah. (auch *adu*) (94, 95, 871, 877, 878, 882, 885) (es ist das Haw. *aku*; vgl. das Jav. *hatut* 892, 897)

Richtungs-Partikel nach dem Verbum — allgemein — Tong.; N. Seel. 208, 872-876, 883, Tah. 97, 872-876, 883 (Haw. *aku*)
— — als Hindeutung auf das mit der Präpos. *gi* nachfolgende Pron. 2. Pers. als Rectum — Tong. 341, 891
— — drückt das vom Verbum abhängige Pron. 2. Pers. aus — Tong. 342, 891
— — relative (gegen *mai*) — N. Seel. 890, Tah. 889 (Haw. *aku*)
— — mit der Bed. **heraus, weg** — N. Seel. 876, 890, Tah. 876, 889 (Haw. *aku*)
— — in Folge der Bed. des Verbums — N. Seel. 883, 890, Tah. 883, 889 (Haw. *aku*)

es drückt **geben** aus, wenn das Pron. 2. Pers. als Dativ folgt — Tong. 340, 891
es ist selbst verbal behandelt und bezieht sich auf den obliquen Casus des Pron. 2. Pers. — N. Seel. 209, 890

es drückt ein Verbum und das davon abhängige Pron. 2. Pers. zugleich aus — Tong. 891

noch dazu, nach einem Pron. — N. Seel. 890, 939 (Haw. *aku*)
nach dem Adj. bildet es den Compar. — N. Seel. 211, 562, Tah. 100, 562
ein andrer — N. Seel. 212

au — Haw. — Zeichen des Plur. in einigen Spuren — 397, 515 (wohl eine Verstümmlung aus *kau*, s. da die Wortvergl.)

aua N. Seel., ***auaa*** Tah. — Ausdruck für den verbietenden Imper. — 822 (N. Seel. auch *kaua*; Tong. *oua*; vgl. Kawi *haywa*, Tag. *houag*)

auanei — Tah. (auch *aunei*), Haw. (nach End-*a* in *uanei* elidirt) (von *ao*, Tag, und *nei*, *anei*, hier)

heute, von der Zukunft — Tah. 781 (*naunei* ist **heute** von der Vergangenheit)
es drückt das Fut. und **sollen** aus — Haw. (es steht 1. nach dem Verbum, mit *e* vor ihm 2. vor dem Verbum) 781 (Tah. soll es das nahe Fut. ausdrücken; über die Construction ist nichts bekannt — 781)

be — Tong. (vgl. N. Seel. und Haw. *pe*; vgl. Mal. *bāgei* 945; vgl. noch *bea* und *behe*; zum Theil sind diese drei Formen das Mal. *āgah*, Jav. *baya*, Tag. *baga*)

nur — 383-385
und — 382 (Tah. *e*)
oder — 382 (Tah. *e*)
eine Menge andrer Bed. — s. 382

bea — Tong. — ein vieldeutiges Wort — s. 386 (hängt mit *be* zusammen, s. dieses)

behe — Tong. (hängt mit *be* zusammen, s. dieses)
so — 387, 945 (vgl. N. Seel. und Haw. *pe*)
auf gleiche Weise — 387

chi — Tong. — Suffix des Verb. act. — 1120 (vgl. *i, hi, ki;* vgl. Mad. *che, eh*)

chia — Tong.
Suffix des Verb. act. — 1121 (vgl. N. Seel. *kia*, Haw. *lia*)
— eines Subst. actionis — 1121
— eines Adj. — 1121 (vgl. *ia* und *hia*)
— eines Partic. pass. — 1121 (Tah. *hia*, Haw. *hia* und *ia*)

dunga — N. Seel. — Ausdruck für oben, auf — 438-440, 443, 449-458 (Tong. *lunga, alunga*, Haw. *luna;* durch die Subst. Endung *anga* von *udu*, Kopf, abgeleitet)

e — Tong. (279), N. Seel. (142), Tah. (1, 20), Haw. (394)
Nebenform des Artikels — N. Seel. 132, 133, 494-496, 498, Tah. 3, 494-496, 498 (Haw. *he;* aus dem N. Seel. und Tah. *te* [Haw. *ke*] verstümmelt)
Artikel vor dem Prädicat bei ausgelaſsnem Verbum sein — N. Seel. 840, Tah. 841 (Haw. *he*)
manchmal ein mit Nachdruck vor dem Subst. (also vielmehr das Zahlwort) — Tah. 10
Artikel vor dem Pron. int. *aha* — N. Seel. 730 (Haw. *he*)
erstes Glied der Pron. dem. — N. Seel. (nur im Plur.) 689, 690, 693, Tah. 689, 690, 694, Haw. (*eia*) 689, 690, 694, 695 (Tong. *koe*)
— des Adv. *eia* — Haw. 916
vor Card. — Tong. (nur bei Dingen und Thieren) 278, 598, Tah. 4, 41, 598, 600, Haw. 598, 600 (Tong. und Haw. auch *he*)
vor eins — N. Seel. 133, 742, Tah. 571, 742
vor Ordin. — Tong. (wohl nur bei Dingen und Thieren) 278
vor viel — Tah. 6 (Haw. *he* vor Wörtern der Menge)
vor dem Subst. nach *lahi*, viele — Tong. 277
vor *hia*, wie viele? — N. Seel. 740, Haw. 740
vor *fanu* — Tah. 745
Präpos. — N. Seel. und Tah. — die Etym. und Sprachvergl. s. 958-965, 967-969
— der vergangnen Zeit — Tah. 989, 994 (vgl. *i*)
für (des Nutzens) — N. Seel. 138 (Tah. *ei*, Haw. *i*, Jav. *hing*)
Zeichen des Dat. — N. Seel. 143, 548 (vgl. die Präpos. *i* als Casuszeichen)
Präpos. des Werkzeugs — Tah. 11, 75, 964, 1009, Haw. 964, 1009 (N. Seel. *i*, Tah. und Haw. seltner *i;* Kawi *dhé*, selten *dhi* 964; Kawi *ri*, Jav. *hing*)

und — Tah. 15 (Haw. *a;* vgl. Tong. *be*)
mit, der Gesellschaft (aber eig. nur und) — Tah. 965
oder — Tah. 15 (Haw. *a;* vgl. Tong. *pe*)
aber — Tah. 15 (Haw. *a*)
Partikel vor dem Verbum fin. — 784-786, 964 (vgl. noch *ana, auanei, ai*) (wahrsch. das passive Mal. *de,* Jav. *dhi*):
N. Seel. *e* (Fut.) — 137, 788
Tah. *e* (in allen Zeiten, ferner müssen), *e-nei* (Präs.), *e-ra* (Imperf.) — 14-16, 788
Haw. *e, e-nei, e-la* (Präs., Fut. und sollen) — 787
— — Zeichen des Fut. — Tong. (nur in 3. Pers. Sing., und vielleicht nur wenn das Subject das Pron. pers. ist) 280 (sonst lautet das Zeichen des Fut. *te,* welches auch manchmal das Präs. ausdrückt)
vor dem Verbum im Imper. — N. Seel. 136, 810, 813, Tah. 13, 810, 813, Haw. 810, 813 (Mal. *de*)
Vorsatz des Pron. int. *aha* — Tah. 7, 41, 731, Haw. 728
vor nicht — N. Seel. 134, 927, Tah. 8, 17, 41, 129, 928-930
Zeichen des Inf., vor dem Verbum — Tah. (auch zu dabei) 5, 824, 831, Haw. (auch zu, um zu dabei) 824, 831
daſs — Tah. 9, Haw. 1038
nach dem Verbum soll es eine Art Fut. bilden — Haw. 804
ja — Tah. 2, Haw. 1058 (Haw. auch *ae;* Mad. *e*)
am Ende eines Ausrufes der Verwundrung — Tah. 19, 1059
Zeichen des Vocativs, vor dem Subst. — N. Seel. 135, 553, Tah. 12, 553, Haw. (hier manchmal noch nach dem Subst.) 552 (Jav. *hé, hèh* vor dem Subst.)
weg, nach dem Verbum — Tah. 6, 756, Haw. (hier noch mit mehreren Bed.) 756
ein andrer — Tah. (*ê*) 21, Haw. 751 (N. Seel. *kē,* Tong. *gehe;* viell. das Jav. *sèjè* 751)
leer im Anfange des Satzes — Haw. 1061
es scheint leer — N. Seel. 141
dunkel — N. Seel. 140, 1064, Tah. 1064
Suffix — Haw. 1115

ea — Haw. — Interjection — 474
Suffix eines Verbums — 1110

eha — Haw. — Pron. int. — 469, 732 (vielleicht ist *ha* der Stamm und *e* nur ein artikelartiger Vorsatz; vgl. *aha* und das Tong. *he-ha*)

ei — Tong., Tah. (die Etym. und Sprachvergl. s. 958-965, 967-969), Haw.
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Tah. 971 (auch *tei,* welches das N. Seel. *kei* ist; viell. das Haw. *aî*)
Präpos. der zukünftigen Zeit — Tah. 989, 994 (vgl. *î*)
zu (des Zweckes) — Tah. 92 (N. Seel. *e,* Haw. *i,* Jav. *hing*)
um zu beim Inf. — Tah. 92, 76, 829
auf daſs — Tah. 92 (Haw. *î*)
als, wie — Tah. 92 (auch *i;* Tong. *gi* als nach dem Compar.)

viell. ein Adv. der Zeit — Haw. 480
Suffix — Tong. 1123

ciaha — Tah. — nicht — (*non*) — 933; (*ne*) — 923

cima, cina, cita — Tah. (129, 130)
nicht, von der Gegenwart und Zukunft — 129, 930

ere, ete — Tah. (129, 130)
e ere — nicht — 129, 929
e ete — nicht — 129

fa — Tong. — bildet Adj. actoris, manchmal Adj. wie die Lat. auf *-bilis* — 1084 (vielleicht nicht Präfix, sondern ein besonderes Wort; das Jav. und Tag. *pa*, Mad. *fa* haben gerade nicht vorzugsweise diese Bedeutungen, wohl aber genau das Mal. *pen*)

faa — Tah. — s. *haa*

fe — Tong.
wo? 2. wann? (viell. nur mit Präpos.) — 911 (N. Seel., Tah. und Haw. *hea*, Tah. auch *fea*)
seltnes Präfix des Verbums und des Subst. — 1079, 1085 (*pa* in den westl. Sprachen und *fa* im Mad. Subst. Präfix, *pa* im Kawi und Bugis auch verbales; vgl. *pa* im Haw.)

fea — Tah. — s. *hea*

foe — Tong. — s. *foi*

fœkka — Tong. — Präfix der Verba act., caus., auch neut. 2. des Subst., Subst. actionis, actoris 3. des Adj. 4. des Adv. 5. es drückt eine Präpos. aus — 1072, 1073 (N. Seel. *waka*, Tah. *faa* oder *haa*, Haw. *haa* oder *hoo*; das Tag. *maca* und Mad. *maha* ist Verbal-Präfix)

foi (auch *foe*) — Tong. — ein, von runden, eiförmigen Gegenständen — 296, 504 (Etym. s. 389, 390; Tah. *te hoe* der Artikel ein)

fon — Tong. — Präfix in Einem Verbum — 1088 (vgl. *pan* im Kawi)

ger — Tong.
daſs, in conjunctivischer Bed. — 380 (Mal. *āgar*)
auf daſs, damit — 380, 1042 (Mal. *āgar*)
zu, um zu mit dem Inf. — 381, 824 (Mal. *āgar*)
du — 379

gi — Tong. (310) (über die Etym. und die verwandten Formen der östlichen und westlichen Sprachen s. 938-965, 967-969)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (vor Subst. appell. und Ortsnamen) — Tong. 311 (N. Seel. *ki* und *i*, Tah. und Haw. *i*; der Kaw. Verbal-Ansatz *hi* 961; Jav. und Kawi *hing*; Kawi *ni*, *ri*, *ring*; Mal. *de*)
als Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung vor örtliche Subst. gesetzt, bildet es Adv. und Präpos. des Orts — Tong. 312 (in Einem B. auch *i*; N. Seel. *ki* und *i*, Tah. und Haw. *i*; Mal. *de*, Kawi *hing*, *ning*, *ri*, *ring*, Jav. *hing*; Bug. *i*, *ri* Ruhe; Mad. *ni* und Tag. *i* Ruhe)
als dieselbe vor Adv. — Tong. 312 (N. Seel. *ki*, Tah. und Haw. *i*; Mal. *de* Ruhe; Jav. *hing*; Tag. *di*, *de*)

unter (*among*), vor Subst. appell. und Ortsnamen — Tong. 311
Zeichen des Dat. (vor Subst. appell. und Ortsnamen) — Tong. 313 (N. Seel. *ki* Zeichen des Dat. und Acc., *i* des Acc., Tah. und Haw. *i* des Dat. und Acc.; das Verbal-Suffix Mal. *ī*, Kawi u. Jav. *hi* Zeichen des Dat. und Acc. 961; Kaw. *hing*, *ni*, *ri*, *ring*, Jav. *hing* Zeichen beider Casus, Bng. *ri* und Mad. *ni* des Acc.)
gegen, gegenüber — Tong. 314
als nach dem Compar. (vor Subst. appell. und Ortsnamen) — Tong. 315 (Tah. *i*, Jav. *hing*, Mal. *deri*)
durch (*through*) — Tong. 314
von, über (Lat. *de*) — Tong. 314 (N. Seel. *ki*, Haw. *i*)
es bildet, vorgesetzt, mit nachgesetzter Zahl 2 und 3, aus den Pron. pers. Plur. der 1. Classe die Pron. pers. Du. und Plur. der 2. Classe — Tong. 316, 318 (vgl. Mal. *d*, Tag. *di* und *d*, *ni* und *n*)
diese Form wird auch für die Pron. poss. Du. und Plur. gebraucht, wenn sie vor dem Subst. stehn — Tong. 317, 318

gia — Tong. (310) (von *gi* abgeleitet; über *a* s. 966) (diese Form wird in allen ihren Bed. nur vor Personennamen gebraucht)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Tong. 311 (N. Seel. *kia*, Tah. und Haw. *ia*, in allen drei Sprachen nur vor Personennamen und Pron. pers.)
unter (*among*) — Tong. 311
Zeichen des Dat. — Tong. 313 (N. Seel. *kia*, Tah. und Haw. *ia* Zeichen des Dat. und Acc. vor Personennamen und Pron. pers.)
als nach dem Compar. — Tong. 315
von, über (Lat. *de*) — Tong. 314 (Haw. *ia*)

giate — Tong. (310) (von *gi* oder *gia* abgeleitet, über *a* und *te* s. 966; diese Form steht nur vor Pron. pers.)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Tong. 311
unter (*among*) — Tong. 311
Zeichen des Dat. — Tong. 313
als nach dem Compar. — Tong. 315

gu — Tong. — Abkürzung aus *gua*, vor dem Pron. *ger*, du — 359

gua — Tong. (361) (vor *ger* in *gu* abgekürzt, s. *gu*)
Zeichen des Präs., auch der Vergangenheit, vor dem Verbum — Tong. 356-360 (N. Seel. *koa* des Perf., Tah. *ua* vor dem Verbum in allen drei Zeiten, Haw. *ua* im Präs., Imperf. und Perf.; es ist das Mal. Adv. *jūga* oder *jūa*, *juga* des Kawi, *huga* des Jav., s. näher 775-777)
beim ausgelaſsnen Verbum *sein* — Tong. 362, 363, 842 (*ua* Tah. und Haw.)

ha — Haw. — Partikel — 400
Präfix, bes. des Verbums — 1089 (*ha* im Kawi, Jav. und Mad.)
Elision des Präfixes *haa* — s. dieses
Suffix des Verbums — 1109

haa — Tah. (auch *faa*), Haw. (in beiden Sprachen Präfix, daſs Tong. *fakka*, N. Seel. *waka*; im Haw. ist *hoo* die gewöhnliche Form, *haa*, auch zu *ha* elidirt, ist selten; im Tag. ist *maca*, im Mad. *maha* Verbal-Präfix)

Tah. — Präfix der Verba act. und caus. 2. des Subst. — 127, 1072, 1075
Haw. — Präfix der Verba act. und neut. 2. des Subst., Subst. acti und actoris 3. des Adj. — 1072, 1077

hapa — Haw. — Präfix vor Zahlwörtern, bildet die Brüche — 619 (viell. ein Subst. Theil)

hau — Tah. — es drückt den Compar. aus — 109, 564 (der Construction nach scheint es übertreffen zu bedeuten)

he — Tong. (268, 271), Haw. (393)

der allgemeine Artikel — Tong. 268, 275, 459, 492, 493 (in einzelnen Spuren *te*; N. Seel. und Tah. *te*, Haw. *ka*, *ke*; das westliche *si*, 2. 491)
Artikel vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn — Tong. 269 (er gehört zum Subst.)
Nebenform des Artikels — Haw. 494-496 (eine Verstümmlung aus *ke*, s. dieses; N. Seel. und Tah. *e*)
Artikel vor dem Prädicat bei ausgelaſsnem Verbum sein — Haw. 838 (N. Seel. und Tah. *e*)
Artikel vor dem Pron. int. *aha* — Haw. 725, 727 (N. Seel. *e*)
viell. Artikel in dem Pron. int. *he-ha* — Tong. 270, 732 (vgl. *aha* und Haw. *eha*)
vor Card. — Tong. 272, 598, Haw. 598, 599 (Tong. auch *e*, aber nur bei Dingen und Thieren; Haw. auch Präfix *e*, Tah. *e*)
vor eins — Tong. 742 (N. Seel. *te*, Haw. *ke*)
vor Ordin. — Tong. 272, 618 (N. Seel. und Tah. *te*, Haw. *ka*, *ke*)
vor Wörtern der Menge — Haw. 393 (Tah. *e* vor viel)
Zeichen des Inf., vor dem Verbum — Tong. 273, 824
Zeichen des Partic. Präs. — Tong. 274
vor dem Verbum fin. — Haw. 804
da oder dort — Tong. 276, 915
es liegt in den Adv. des nahen und entfernten Orts — Tong. 701 (Mal. *sīni*, hier)

hea — N. Seel., Tah. (auch *fea*), Haw. (466)

wo? 2. wann? (dies bedeutet es eigentlich, wobei es aber immer eine Präpos. vor sich hat) — N. Seel. 910, 911, Tah. 131, 910, 911, Haw. 910 (Tong. *fe*)
was? welcher? — Haw. 733 (Tah. auch Spuren davon 733)
pehea — N. Seel., Haw. — s. *pe*

hi — Tong., N. Seel. und Haw. — Suffix des Verb. act. — 1117 (s. das Suffix *i* und daselbst die Sprachvergl.)

hia — N. Seel., Tah., Haw. (469)

wie viele? — N. Seel. 740, Tah. 740, Haw. 740 (Tong. *fiha*; das Jav. *pira* u. s. w.)
Suffix — Tah. (getrennt geschrieben), Haw. (zusammengeschrieben; hier ist es selten, die gewöhnliche Form ist *ia*, s. dieses)

Suffix des Verb. neutr. — Tah. 126, Haw. 1111, 1114
— neutr. Adject. — Haw. 1114 (vgl. *ia*, Tong. *chia*)
— neutr. Subst. — Haw. 1111, 1114 (gewöhnlich *ia*, s. dies)
— bildet das Pass. — Tah. 125, 760, 761, Haw. 757
— passiver Subst. actionis und pass. Partic. oder Adj. — Tah. 833, 836, 1113, Haw. 833 (Tong. *chia* des Partic. Pass.)
— Zeichen des Imper. und der 1. Pers. des auffordernden Modus — N. Seel. 262, 265

hiki — Haw. — Ausdruck für können — 481, 856
a hiki i — bis zu — 1001

ho — Tong., Haw.
dein — Tong. 679 (Haw. *ko*, Tah. *to*; Mal. *kau* u. s. w. 640, 641)
Elision von *hoo* — Haw. — s. *hoo*
Suffix — Haw. 1125

hoe — Tah. (29) (Etymol. s. 589, 590)
te hoe — ein (Zahlwort) — 29; (Artikel) — 30, 504 (Tong. *foi, foe*)
jemand — 30. Anm. 1.
te hoe pae — einige — 30. Anm. 1.

hoi — Tah., Haw. (473) (Etym. 590)
auch — Tah. 122, 940, Haw. 940
und — Haw. 1028
oder — Haw. 1032
leere Partikel — Tah. 1063
ra hoi nach dem Verbum — Tah. 122, 800 (im N. Seel. ist *ra oki* ein müſsiger Zusatz zum Verbum in allen Zeiten des Ind. und im Imper.)
a-hoi — und — Haw. 1028
aia hoi — Haw. — s. *aia*
no hoi — auch — Haw. 940
aber — Haw. 1033

hoo — Haw.
Präfix der Verba act., caus., neut. 2. des Subst., Subst. acti, actionis, actoris 3. des Adj. 4. des Adv. — 1072, 1078 (es kann vor einem Vocal in *ho* elidirt werden; es ist aus *haa* entstanden, welches noch bisweilen vorkommt, und ist das Tong. *fakka*, N. Seel. *wako*, Tah. *haa* oder *faa*; das Tag. *maca* und Mad. *maka* ist Verbal-Präfix)
vor *kahi*, eins — 572

hope — Haw. — Ausdruck für hinten, hinter, nach (von der Zeit) — 438-440, 447, 449-458 (Tah. *hope*)

hui — Tah. — Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 65, 520 (Etymol. s. 589, 590)

i — Tong., N. Seel., Tah., Haw. (432, 433) (in fast allen Präpos. Bed. steht das Wort nur vor Subst. appell., Ortsnamen und Adv., s. 966; über seine Etymol. und über die verwandten Formen der östlichen und westlichen Stammsprachen s. 958-965, 967-969)

Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — N. Seel. 201, 970, Tah. 76, 970, Haw. 970 (in allen drei Sprachen nur vor Subst. appell. und Ortsnamen) (Tong. *gi*, N. Seel. auch *ki*; das Kaw. Verbal-Suffix *hi* 961; Kawi *hing, ni, ri, ring*, Jav. *hing*; Mal. *de* Ruhe)

als diese Präpos. vor örtliche Subst. gesetzt, bildet es Ortsadv. der Ruhe und Bewegung und Präpositionen — N. Seel., Tah., Haw. — 970 (Tong. *gi*, N. Seel. auch *ki*; Mal. *de*, Kawi *hing, ning, ri, ring*, Jav. *hing*; Bug. *i* und *ri* Ruhe, Mad. *ni* und Tag. *i* Ruhe)

wo diese Bildung eine Präpos. ist, hat das Hülfs-Subst. manchmal wieder *i* nach sich — Tah. und Haw. — 970 (N. Seel. *ki*)

als diese Präpos. vor Ortsadv. (der Ruhe und Bewegung) — Tong. (in Einem B. 319), Tah. und Haw. — 970 (Tong. sonst *gi*; N. Seel. *ki*; Mal. *de* Ruhe; Jav. *hing*, Tag. *di, d*)

bei — Tah. 76, 984, Haw. 984 (Kawi *ri*, Jav. *hing*)

mit (der Gesellschaft) — Tah. 76, 985, viell. Haw. 985 (Haw. *ia*; Jav. *hing*)

Präpos. des Zeitpunkts — (Kawi *ri, ring*, Jav. *hing*, Bug. *ri*)

— der gegenwärtigen Zeit — Tah. 989, 990, Haw. 989, 990

— der vergangnen Zeit — N. Seel. 989, 990, Tah. 989, 990, Haw. 989, 990

— der zukünftigen Zeit — Tah. 989, 990, Haw. 989, 990

— der Zeitdauer — Tah. 996, Haw. 996

wenn (der Bedingung) — Haw. 1047 (Tah. *ia*)

Zeichen des Dat. und Acc. — Tah. 76, 544, 545, Haw. 544, 545 (in beiden Sprachen vor Subst. appell., Ortsnamen und Pron. dem.) (Tong. *gi* Zeichen des Dat., N. Seel. *ki* Zeichen beider Casus; ebenso das Verbal-Suffix Mal. *ī*, Jav. und Kawi *hi* 961; Kawi *hing, ni, ri, ring*, Jav. *hing*; Bug. *ri* und Mad. *ni* Zeichen des Acc.)

Zeichen des Acc. — N. Seel. 202

es scheint Zeichen des Nom. — Tah. 80, 539

für, zu (der Bestimmung) — Haw. 1002 (vor Subst. appell.; *ia* vor Pron. pers. u. s. w.) (N. Seel. *e*, Tah. *ei*; Jav. *hing*)

auf daſs, damit — Haw. 1042 (N. Seel. *kia*, Tah. *ia* und *ei*)

Präpos. des Term. a quo — Tah. 78, Haw. 1004 (Mal. *deri*, Kawi *hing, ning, ri, ring*, Jav. *hing*)

Präpos. des Werkzeugs (vor Subst. appell.) — N. Seel. 200, 1010, Tah. 1010, Haw. 1010 (Tah. und Haw. gewöhnlicher *e*; Kawi *dhé*, selten *dhi* 964, *ri*, Jav. *hing*)

von (Lat. *de*), in Betreff, in Rücksicht auf — Haw. 1017 (auch *ia*; Tong. *gi*, N. Seel. *ki*)

für (des Preises) — Haw. 1003 (auch *ia*)

als (bei der Vergleichung) — Tah. 79, 565 (d. h. das bloſse Adj. mit *i* nach sich bildet den Compar. mit als), Haw. 565 (Tong. *gi* als nach dem Compar., Tah. *ei* als, wie bei der Vergleichung; Mal. *deri*, Jav. *hing*)

Partikel vor dem Verbum — N. Seel., Tah., Haw. — 754-786, 964 (wahrscheinlich das passive Mal. *de*, Jav. *dhi*) (vgl. noch *ai*)
— — beim Verbum fin. — Tah. *i* (Präs., Imperf., Perf. und Plusqpf.), *i-nei* (Präs.), *i-na* und *i-ra* (Perf.) 85-87, 791, Haw. *i* (Präs., Imperf. und Perf.) 790
— — beim Imper. — Haw. 810, 814 (er wird passiv genannt; Mal. *de* beim Imper.)
— — Zeichen des Partic. — Tah. 836, Haw. 836
Pron. 3. Pers. Sing. — Tong. (nach der Zeitpartikel *na*: *naï*) 365 (eine kürzere Form des *ia*, s. 680)
Platz der Sache, der es als Suffix angehängt ist — N. Seel. 205 (der Punkt ist undeutlich, und ein B. wird nicht gegeben)
Suffix des Verb. act. — in allen vier Sprachen — 1116 (Mal., Bug., Mad. *i*, Jav. u. Kawi *hi*; vgl. noch *hi*, *ki*, *chi*)
unbekanntes Suffix in Einem Worte — Haw. 1116

ia — Tong., N. Seel., Tah. (53, 88), Haw. (432, 434)
als Präpos. im N. Seel., Tah. und Haw. ist die Form von *i* abgeleitet und steht in fast allen Bed. nur vor Personennamen und Pron. pers., s. 966
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Tah. 970, Haw. 970 (in beiden Sprachen vor Personennamen u. Pron. pers.) (Tong. *gia*, N. Seel. *kia*; vgl. *i* in dieser Bed.)
mit (der Gesellschaft) — Haw. 985 (vor Personennamen und Pron. pers.) (vgl. *i*)
wenn (der Bedingung) — Tah. 82 (Haw. *i*)
Zeichen des Dat. u. Acc. — Tah. 81, 544, 545, Haw. 544, 545 (in beiden Sprachen vor Personennamen und Pron. pers.) (Tong. *gia* Zeichen des Dat., N. Seel. *kia* Zeichen beider Casus; vgl. *i* in dieser Bed.)
für, zu (der Bestimmung) — Haw. 1002 (vor Personennamen u. Pron. pers.; vgl. *i*)
auf daſs, damit — Tah. 82, 92 (auch *ei*; N. Seel. *kia*, Haw. *i*)
bis daſs — Tah. 82
wird Zeichen des Conjunctivs genannt — Tah. 82, 807
Präpos. des Werkzeugs — N. Seel. (vor Personennamen) 1010, Tah. (vor Personennamen und Pron. pers.) 84, 1010, viell. auch Haw. 1010 (vgl. *i* in dieser Bed.)
von (Lat. *de*), in Betreff, in Rücksicht auf — Haw. 1017 (dasselbe bedeutet *i*, daher wohl beide Formen in der gewöhnlichen Beschränkung gelten; Tong. *gia*)
für (des Preises) — Haw. 1003 (auch *i*)
wann? — Tah. 991
Pron. 3. Pers. Sing. — Tong. 644, N. Seel. 646, Tah. 643, Haw. 644 (Mal. *iya* u. s. w., s. 645, 646, 658)
Pron. dem. — Tong. (nur mit dem Casuszeichen *ko*) 686, 701, Tah. 685, Haw. 685, 686
es vertritt den bestimmten Artikel — Haw. 502
es drückt das Verbum sein aus — Tah. 846, Haw. 846 (ebenso Mal. *ītu*, Jav. *hiku*)
zweites Glied in Pron. dem. — Haw. 689, 690, 694-696 (Tah. *i*, *ie*, vgl. 699)

Suffix — (oft in *a* abgekürzt, s. daher zugleich *a*)
- — abgeleiteter Adj. — Tong. 1111, 1112 (auch *chia*)
- — neutraler Verba und Subst. — Tong. (selten) 1111, 1112, Haw. 1111, 1114 (Tah. und selten Haw. *hia*; vgl. N. Seel. *kia*)
- — des Passivs der Verba — Haw. (es steht auch durch andre Wörter vom Verbum getrennt) 757-759, 761 (selten *hia*, im Tah. immer *hia*)
- — passiver Subst. actionis und pass. Partic. und Adj. — Haw. 758, 833, 836 (Tah. *hia*; Tong. *chia* Partic. pass.)

iho — Tah. (102, 869, 885), Haw.
- Richtungs-Partikel — 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887, 892 — Haw. 459, 869, Tah. (Etym. 892, 899)
  - — nach dem Verbum — Tah. 876, 883, Haw. 866, 867, 876, 883
    - — — in Folge seiner Bed. — Tah. 883, 889, Haw. 883-886
    - — — in der Bed. **nieder, herab** — Tah. 889, Haw. 881 (Tong. *hifo*)
  - — nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — Tah. 1023, Haw. 1022
  - — nach einem Adv. — Tah. 937, Haw. 935
- *iho nei* — Tah. 907, Haw. 907
- **selbst** — Tah. 102, 671, Haw. 463, 671
- **eigen** — Tah. 102, 682, Haw. 463, 682
- es begleitet die 2. Classe der Pron. poss. — Tah. 684, Haw. 684

ina — N. Seel., Tah., Haw. (476, 901) (wahrsch. die Präpos. *i* und das Adv. des Orts und der Zeit *na* des Tong., N. Seel. und Tah.)
- viell. **dort** — Haw. 901
- Präpos. der vergangnen Zeit — N. Seel. (*i na*) 989, 992, Tah. 989, 992, Haw. 989, 992 (auch *na* N. Seel., Tah.; Haw. auch *ine*)
- **wenn** (der Bedingung) — Haw. 1048 (Tong. *na*)

ine — Haw.
- Präpos. der vergangnen Zeit — 989, 992 (auch *ina*, s. dies u. dessen Ableit.)
- **wenn** (der Bedingung) — 1048 (gewöhnlicher *ina*)

ino — Tah. — **sehr** (nach einem Adj.) — 110 (eig. **schlecht**, wie auch *ino* im Haw. und *kino* im N. Seel.)

io — Tah., Haw. (435)
- **zu** (der Bewegung) (vor Personennamen und Pron. pers.) — Haw. 999 (wohl aus der Präpos. *i* und dem örtlichen *o* zusammengesetzt 912)
- vielleicht **bei** — Tah. 912, 984
- Suffix Eines Verbums — Haw. 1127

ka — Tong., N. Seel. (156, 160), Haw. (392, 428)
- Artikel — Haw. 489, 492, 493 (vor gewissen Buchstaben; vor anderen steht die Form *ke*, 490; s. *ke* und daselbst die Wortvergl.)

vor Cardin. (außer eins) — N. Seel. 157, 595, 601 (Haw. 598, 601) (Tah. u. Haw. *a* vor allen Cardin.; es scheint das Mal. Präfix *ka* vor Zahlen 602)
Zeichen der Ordin. — Haw. 617, 618 (vor gewissen Buchstaben; vor andren steht *ke*, s. da die übrigen Sprachen)
vor nicht — N. Seel. — s. *ore* (Tah. und Haw. *a*)
Präpos. — Haw. 972-980
— des Gen. — Haw. 412-415, 540 (vgl. für diese Präpos. zunächst das Haw. *ko* und das N. Seel. u. Tah. *ta, to,* sodann die Präpos. *a, o, na, no*; Tag. *sa* 973, 976)
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — Haw. 785, 786 (N. Seel. und Tah. *ta*; ebenso in den drei Sprachen *a* und *na*)
es bildet einen elliptischen Gen. — Haw. 416, 507, 542 (ebenso *ko*)
es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — Haw. 674, 684 (N. Seel. *ta*, wenn das Subst. im Sing. steht; Tah. *ta*; vgl. die übrigen oben erwähnten Formen dieser Präpos.)
wenn (der Bedingung) — Tong. 1046 (Haw. *a*)
aber — Tong. 1057 (Haw. *akā*)
vor dem Verbum in allen Zeiten — N. Seel. 159, 801
— beim Imper. — N. Seel. (in allen drei Personen) 158, 810, 815 (Tah. *a* vor der 2. Person des Imper.)
es soll werden ausdrücken — N. Seel. 159
vor dem Adj. — N. Seel. 157, 555 (wenn es ohne Subst. steht)
leere Partikel im Anfange des Satzes — Haw. 1061
aia ka — Haw. — s. *aia*
Stamm des einschl. wir — Haw. 629 (N. Seel. u. Tah. *ta*, Tong. *tau*, das westliche *ta*)
Präfix des Verb. act. und neutr. — Haw. 1095 (Tah. *ta*)

kai — N. Seel., Haw.
vor ein Verbum gesetzt, bildet es ein Subst. actoris — N. Seel. 243-245, 1091
im Haw. vor zwei Wörtern, schwerlich Präfix — 1091

kana — Vorsatz der Zahlen von 30-90 — Haw. 609 (wahrsch. der numerische Vorsatz *ka* und das Pluralzeichen *na*)

kau — Tong. (288), N. Seel., Haw. (397) (Etym. 516)
Zeichen des Plur., vor dem Subst. — Tong. 286, 513 (nach Mar. von lebenden Wesen, selten von Dingen; doch ist in der Grundbed. des Wortes kein Unterschied der Art begründet), Haw. 514 (nur in wenigen Spuren, zusammengeschrieben) (Tah. *tau* Zeichen des Plur.)
10 — N. Seel. 584, 585
20 — Tong. 287, 584 (bei Yamwurzeln und Fischen)
ich — Tong. 289 (aus dem Casuszeichen *ko* und *a̅u̅* zusammengezogen)

kaua — N. Seel. — Ausdruck für den verbietenden Imper. — 822 (auch *aua*, s. daselbst die andren Sprachen)

ke — N. Seel., Haw. (492)
Artikel (vor gewissen Buchstaben; vor andren steht *ka*, 490) — Haw. 489, 492, 493 (N. Seel. und Tah. *te*; Tong. *he*, nur in einzelnen Spuren *te*; das westliche *si* 491)
erstes Glied der Pron. dem. — Haw. 689, 690, 694, 698 (N. Seel. *te* im Sing.; Tah. *te*)
Artikel vor dem Pron. int. *aha* — Haw. 725, 726 (N. Seel. und Tah. *te*)
vor eins — Haw. 571, 742 (N. Seel. *te*, Tong. *he*)
Zeichen der Ordin. (vor gewissen Buchstaben; vor andren *ka*) — Haw. 617, 618 (N. Seel. und Tah. *te*, Tong. *he*)
vor dem Verbum — beim Verbum fin. — *ke-nei*, *ke-la* Zeichen des Präs. — Haw. 782, 783, 796 (Tah. *te-nei* Präs., *te-ra* Imperf., Tong. *te* Fut., manchmal Präs.; N. Seel. *te* vor dem Verbum dunkel; Mal. *telah*, Jav. und Kawi *telas* vor dem Verbum Zeichen des Perf. 796)
— im Imper. — Haw. (Ein B.) 810, 812
— Zeichen des Inf. — Haw. 824, 828 (in einigen Fällen, sonst *e*)
daſs — Haw. 1037
wenn (der Bedingung) — Haw. 1045
nach dem Verbum — bei der Vergangenheit — N. Seel. 230, 232, 804 (vor dem Verbum kann dabei *koa* stehn)
— beim Fut. — N. Seel. 233, 804 (vgl. *ake*)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — N. Seel. 228, 970 (wohl mit *ki* verwandt: s. daselbst die Sprachvergl.)
kē, ein andrer — N. Seel. 227 (Tong. *gehe*, Tah. *ē*, Haw. *e*; viell. das Jav. *sêjê* 751)

kei — N. Seel. — Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — 229, 971 (wohl von der Präpos. *ke* abgeleitet; das Tah. *tei*, *ei*, viell. das Haw. *aī*; vgl. 958-965, 967-969)

ki — N. Seel., Haw. (über die N. Seel. Präpos., ihre Etym. und die ihr verwandten Formen der östlichen und westlichen Stammsprachen s. 958-965, 967-969; über den Unterschied der Form *ki* von *kia* s. 966)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — N. Seel. 196, 970 (vor Subst. appell. und Ortsnamen, sonst *kia*) (auch *i*, *ke*; Tah. *ti*, *i*, Haw. *i*, Tong. *gi*; *i* und *gi* dieser Sprachen in der angegebnen Beschränkung; der Kaw. Verbal-Ansatz *hi* 961; Kawi *hing*, *ni*, *ri*, *ring*, Jav. *hing*; Mal. *de* Ruhe)
als diese Präpos. vor örtliche Subst. gestellt, bildet es Adv. und Präpos. — N. Seel. 970 (auch *i*, s. daselbst die Sprachvergl.)
als diese Präpos. vor Adv. — N. Seel. 970 (Tong. *gi*, Tah. und Haw. *i*; Mal. *de* Ruhe; Jav. *hing*, Tag. *di*, *d*)
Zeichen des Dat. und Acc. — N. Seel. 196, 544, 545 (vor Subst. appell. und Ortsnamen, sonst *kia*) (*i* Zeichen des Acc., Tong. *gi* des Dat., Tah. und Haw. *i* des Dat. und Acc.; ebenso das Verbal-Suffix Mal. *ī*, Kaw. und Jav. *hi* 961; Kawi *hing*, *ni*, *ri*, *ring*, Jav. *hing*; Bug. *ri* und Mad. *ni* Zeichen des Acc.)
von (Lat. *de*) — N. Seel. 196, 1017 (Tong. *gi*, Haw. *i*)
wie — N. Seel. 196

Präfix Eines Verbums — Haw. 1092
Suffix Eines Verb. act. — Haw. 1118 (s. die Sprachvergl. bei *i*)

kia — N. Seel. (als Präpos. ist es von *ki* abgeleitet, s. 966; als solche schreibt es die Gramm. meist *ki a*)
Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung (vor Personennamen und Pron. pers.: sonst *ki*) — N. Seel. 197, 970 (Tong. *gia* vor Personennamen, Tah. und Haw. *ia* vor Personennamen und Pron. pers.)
Zeichen des Dat. und Acc. (in der vorigen Beschränkung) — N. Seel. 197, 544, 545 (Tong. *gia* Dat., Tah. u. Haw. *ia* Dat. und Acc., wie vorhin)
wenn (von der Zeit) — N. Seel. 108, 1049
auf daſs, damit — N. Seel. 198 (Tah. und Haw. *ia*; Haw. auch *i*)
in dieser Bed. von daſs Zeichen des auffordernden Modus in den 1. und 3. Pers., vor dem Verbum — N. Seel. 260, 261
Suffix Eines Verb., Subst. und Adj. — N. Seel. 1119 (vgl. *ia* und *chia*)

ko — Tong. (297), N. Seel. (155), Haw. (417, 429)
Zeichen des Nom. und Acc. — Tong. und N. Seel. 524-531 — (Bemerk. Bisher ist das Tong. u. N. Seel. *ko'* und das ihm entsprechende Tah. und Haw. *o* als bestimmter Artikel oder Artikel der Persönlichkeit betrachtet worden. Ich verweise auf nr. 532-538, wo ich die Schwierigkeiten und Widersprüche, welche diese Theorie darbietet, auseinandergesetzt und mich wegen der groſsen Veränderung, die ich mit dem Gegenstande vornehme, zu entschuldigen bemüht habe.)
— — vor Eigennamen — Tong. 299, 300, N. Seel. 152 (Tah. und Haw. *o*)
— — vor Subst. appell. — Tong. 296, 300, N. Seel. 145, 150 (Haw. *o*)
— — vor dem Artikel:
Tong. — vor *he* — s. *koe*
N. Seel. *ko te* — 153, 493 (Tah. *o te*, Haw. *o ka*, *o ke*)
ko te vor dem Verbum — im Begriff sein — 153. Anm. 2., 805
— — vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn (die Partikel gehört hier zum Subst.) — Tong. 303 (dazu werden sowohl die Pron. poss. selbst, als die pers. gebraucht), N. Seel. 676 (Tah. und Haw. *o*)
— — vor den Pron. pers. — Tong. 301, N. Seel. 152 (Tah. u. Haw. *o*)
— — vor dem persönlichen Pron. int. — Tong. (*kohái*) 304, 738, N. Seel. (*kowai, k'wai*) 152. Anm. 1., 736 (Tah. und Haw. *o* vor *wai*)
— — vor dem Pron. *ia*, wenn es demonstrativ gebraucht wird — Tong. (*koia*) 302, 686, 701 (Haw. *eia*)
vor dem Zahlwort eins — N. Seel. 149, 571 (Tah. *o*)

vor nicht — N. Seel. 927

Präpos. — Haw. 972-980

— des Gen. — Haw. 412-415, 540 (es ist unmittelbar das N. Seel. und Tah. *to*; zunächst verwandt damit ist das Haw. *ka*, N. Seel. und Tah. *ta*, und gleichartig sind mit diesen die Formen *a*, *o*, *na*, *no* aller drei Sprachen; Tag. *sa* 973, 976)

es bildet einen elliptischen Gen. — Haw. 416, 507, 542 (ebenso das Haw. *ka*, Tah. *to*)

es bildet, vor die Pron. pers. gesetzt, daraus die Pron. poss. — Haw. 674, 684 (ebenso sämmtliche oben beim Gen. genannte Formen der drei Sprachen; das N. Seel. *to* gilt nur für den Sing. des Subst.)

Ortsadv. — N. Seel. 151, 154, 912-914 (Tah. und Haw. *o*; s. da über die Etym.)

dein (selbstständiges Pron. poss.) — Haw. 678 (Tah. *to*, Tong. *ho*, Mal. *kau* 640, 641)

koa — N. Seel. — Zeichen des Perf. — 231 (es steht vor dem Verbum, nach dem Verbum steht manchmal noch *ke*) (Tong. *gua* Zeichen des Präs., manchmal der Vergangenheit, Tah. *ua* vor dem Verbum in allen drei Zeiten, Haw. *ua* im Präs., Imperf. und Perf.; es ist das Mal. Adv. *jūga* oder *jūa*, *juga* des Kawi, Jav. *huga*, s. näher 775-777)

koe — Tong. (297, 305), Haw.

Artikel vor Subst. appell. — Tong. 306, 307, 493 (nur im Nom. und Acc., und auch hier noch beschränkt) (es ist aus dem Casuszeichen *ko* und dem Artikel *he* zusammengezogen, vgl. daher *ko*; dem Tong. *koe* entspricht in jeder Beziehung das N. Seel. *ko te*, Tah. *o te*, Haw. *o ka*, *o ke*)

vor dem Pron. int. (*koe-ho*) — Tong. 309 (das Casuszeichen *ko* und viell. der Artikel, vgl. *he*)

es liegt in den Pron. dem. — Tong. 689, 690, 701 (enthält das Casuszeichen *ko*; vor die im Tah. und Haw. im ersten Gliede die Artikelform enthaltenden Pron. dem. kann das Casuszeichen *o* treten)

Präfix in Einem Adj. — Haw. 1093

kokoo — Haw. (403) (aus *koo* reduplicirt, s. dies)

allgemeines persönliches Collectiv-Subst. (Leute, Personen) vor Card. und dem Pron. *hia*, wie viele? (mit ihnen zusammengeschrieben) — Haw. 607, 740 (Tong. *toka*, N. Seel. *toko*, Tah. *too*)

den Card. präfigirt, bildet es die Classe -fältig — Haw. 620 (ebenso *koo*)

koo — Haw. (403) (s. bei *kokoo* die Vergleichung der andren Sprachen)

den Card. präfigirt, bildet es die Classe -fältig — Haw. 620 (ebenso *kokoo*)

kore — N. Seel.

nicht — 927 (auch *ore*; Tah. *ore*, Haw. *ole*; das Mal. *kōrang* u. s. w. 920, 921)

es bildet privative Adj. — 923 (Tah. *ore*, Haw. *ole*, Mal. *kōrang* u. s. w.)

la — Haw. (464, 465) (das N. Seel. und Tah. *ra*, vgl. dort die Etym.)

als Adv. des fernen Orts Redetheilen nachgesetzt — Haw. 903-905 (N. Seel. u. Tah. *ra*)

— — nach dem Subst. — Haw. 907 (Tah. *ra*)

— — nach dem Pron. pers. — Haw. 907 (Tah. *ra*)

— — nach dem Subst., wenn es ein Pron. dem. vor sich hat — Haw. 702 (Tah. *ra*)

als Adv. des fernen Orts nach Adv. — Haw. 919
— — nach Pron. int. — Haw. 741 (N. Seel. *ra*)
— — nach Adv. int. — Haw. 910
— — gemischter Gebrauch — Haw. 907 (Tah. *ra*)
es liegt im Pron. 3. Pers. Du. und Plur. — Haw. 665 (N. Seel. und Tah. *ra*, Tong. *nau*, vgl. noch 906)
zweites Glied des Pron. dem. des fernen Orts — Haw. 689-692, 698 (N. Seel. u. Tah. *ra*)
nach dem Verbum — Haw. 794-796:
allein — Zeichen des Imperf. — Haw. 800 (Tah. *ra* Präs. u. Imperf., Mal. *lah* Imperf., wahrsch. auch Präs.)
mit einer Partikel vor dem Verbum — Haw. 800 (Tah. *ra*)

laa — Haw. — und, mit — 1027 (viell. das Jav. *lawan*)
so — 450

laila — Haw. (464)
mit Präpositionen vor sich, meist mit ihnen zusammengeschrieben, bedeutet es dort 2. dann — Haw. 901 (deutlich von *la* abgeleitet; es ist das N. Seel. und Tah. *reira*)
alaila — dort — Haw. 901
dann — Haw. 901, 991
so des Nachsatzes — Haw. 1056

lalo — Tong., Haw. (N. Seel. und Tah. *raro*; das Mal. *dālam* u. s. w. 444)
Ausdruck für unten (Tong. u. Haw.) und unter (*sub*) Haw. — 438-440, 444, 449-458

lewa — Tong. also, folglich — 954
ohne Bed. — 954

lia — Haw.
seltnes Suffix des Pass. am Verbum und passiver Subst. actionis, Partic. und Adj. — 757 (gewöhnlich *ia*, manchmal *hia*)
Suffix des Verb. act. (in Einem B.) — 757 (vgl. Tong. *chia*)

like — Haw. (477) (N. Seel. *dite*)
e like me — nach, gemäſs — Haw. 1020
wie — Adv. — Haw. 947
Conjunction — Haw. 1054

loa — Haw.
sehr (dem Adj. nachgesetzt) — Haw. 408, 934 (Tah. *roa*; eig. lang, das Jav. *dhawa* u. s. w.)
in verstärkender Bed. (durchaus u. ä.) nach anderen Redetheilen — Haw. 408

loaa — Haw. — ein Ausdruck für haben — 862

loko — Haw. — Ausdruck für darin, in — 438-440, 441, 449-458 (Tong. *loto*, N. Seel. und Tah. *roto*)

loto — Tong. — Ausdruck für unter, zwischen — 438-440, 441, 449-458 (N. Seel. u. Tah. *roto*, Haw. *loko*)

luna — Haw. — Ausdruck für oben, über — 438-440, 443, 449-458 (Tong. *lunga, alunga*, N. Seel. *dunga*; das Wort ist durch die Subst. Endung *ana* von *ulu*, Kopf, abgeleitet; *ulu* kommt aber nur in den verwandten Sprachen vor, s. 581, 582)

ma — Tong., N. Seel. (180, 187), Tah. (60, 61), Haw. (436) (Etym. s. 894-896)
- Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Haw. 982 (Jav. *maring* und *marang* Präpos. der Bewegung, viell. auch der Ruhe 894, Mal. *pada* der Ruhe und Bewegung 894; das westliche Präfix *ma* 895)
- bei (der Nähe) — Haw. 984 (Jav. *maring, marang* [*by*], Bug. *mari* 894)
- ein Ausdruck für mit der Gesellschaft — Haw. 986 (auch *me*; Tong. *mo*; das westl. Präfix *ma* 895; Kawi *mawa, mwang*, mit, 894; Jav. *marang* 894; Jav. *pada, para*, zusammen, alle, 894)
- und — N. Seel. 182, 1025, Haw. 1025 (N. Seel. auch *me*, Haw. auch *a me*; Tong. *mo*)
- und zwischen Zahlen — Tong. 338 (vor 1000 auch *mo*), N. Seel. 183, 1025, Tah. 57, Haw. (hier an *kuma* gefügt) 612 (Haw. auch *me* und *a me*)
- *e ma* — und zwischen Zahlen — Tah. 57
  (*ma* scheint in keiner Sprache ganz einfach und zu sein; Kawi *mawa, mwang*, und, 894; Jav. *pada, para*, zusammen, alle, 894)
- nach einem Personennamen — und die mit ihm — Haw. 1031
- *ma ra* nach dem Gen. eines Personennamens — die mit ihm — N. Seel. 184, 1031
  (vgl. Jav. *pada, para*, zusammen, alle 2. Zeichen des Plur., Jav. *pada*, Tag. *para*, gleich, 894, Kawi *mawa, mwang*, und, mit, 894)
- nach dem Subst., Zeichen des Plur. — N. Seel. 181, 521 (Jav. *pada* und *para* 894)
- Präpos. der Zeit — Haw. 995 (Mal. *pada* 894)
- für — Tong. 336, 337 (vor den Pron. poss. und vor Subst., die das Pron. poss. vor sich haben, drückt es den Dat. pers. bei dem durch *mei, atu* und *angi* vertretenen Verbum geben aus; vielleicht ist es hier vielmehr für als zu nehmen), N. Seel. 186, Tah. 58 (die nähere Bed. in diesen beiden Sprachen erhellt nicht) (N. Seel. auch *mo*)
- Präpos. des Term. a quo — Haw. 1006 (auch *mai*; Tah. *mai*, Tong. *me*)
- — des Werkzeugs — Haw. 1011 (auch *me*)
- wegen, um-willen — Haw. 1016
- gemäſs, zufolge — Haw. 1019
- Präfix des Verbums, Adj. und Subst. in seltenen Beispielen — in allen vier Sprachen 1070 (*ma* ist in den westlichen Sprachen ein regelmäſsiges Präfix des Verbums und Adj.)

maa — Tah. (60, 61) — Ausdruck für den Artikel — 56, 505

mai — N. Seel. (207), Tah. (94, 95, 888), Haw. (*maī*) (460) (Etym. 892-896)
- Richtungs-Partikel — 865, 869, 871, 877, 878, 882, 887 — Haw. 459, 870, N. Seel., Tah. (Tong. *mei*; vgl. Mal. *mārī*, Jav. *mara* 893, 894)
- — nach dem Verbum — allgemein — 872-876, 883 — N. Seel. 208, Tah. 98, Haw. 866, 867

Richtungs-Partikel nach dem Verbum — relative (gegen *atu, aku*) — N. Seel. 890, Tah. 889, Haw. 871-876 (Tong. *mei* mit der bestimmten Beziehung auf die 1. Pers.)
— — in Folge seiner Bed. — N. Seel. 883, Tah. 883, 889, Haw. 883-886
— — es drückt das Pron. 1. Pers. im Dat. und Acc. aus — N. Seel. 207, 890, Tah. 889 (Tong. *mei*; über den westl. Stamm *ma* und *mi* des Pron. 1. Pers. s. 895)
— nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben — Tah. 95, 1023, Haw. 1022
— nach Adv. — Haw. 955
— nach *muli* — Haw. 880
Präpos. des Term. a quo — Tah. 95, 1007, Haw. 1007 (Haw. auch *ma*; Tong. *me*)
gleich (Adj.) — Tah. 99
wie (Adv. und Conjunction) — Tah. 99, 1054 (N. Seel. und Haw. *me*)
(Jav. *pada* u. Tag. *para*, gleich, wie, Bug. *pada*, gleich, 894)
beinahe — Haw. 942
im Begriff sein, nahe daran sein — Haw. 805
(N. Seel. *me ake*, Kaw. u. Jav. *mèh*)
nicht beim Imper., vor dem Verbum — Haw. 821 (Tag. *ma*)

maka — Haw. — Verbalpräfix (in Einem B.) — 1076 (N. Seel. *waka*; s. dort die Sprachvergl.)

make — Haw. — s. 480

malia — Haw. — s. 480

mau — Tah., Haw. (396)
Zeichen des Plur., vor dem Subst. — Tah. 59-61, 512, Haw. 512, 606 (vgl. Tong. *mau* und die Etymol. 593)

me — Tong., N. Seel. (236), Haw. (437) (Etym.. s. 894-896)
bei (der Nähe) — Haw. 984 (Jav. *maring, marang*, Bug. *mari* 894; Jav. *mèh*)
mit (der Gesellschaft) — Haw. 987 (auch *ma*; Jav. *marang* 894; Jav. *pada, para*, zusammen, alle, 894; Kawi *mawa, mwang*, mit, 894; das westliche Präfix *ma, me* 895)
und (wohl nur mit) — N. Seel. 235, 1026 (auch *ma*; Haw. *ma*, Tong. *mo*)
und zwischen Zahlen — Haw. 612 (*ma* in allen vier Sprachen; Tah. auch *e ma*)
a me — und (wohl nur mit) — Haw. 612, 1026
(Jav. *pada, para*, zusammen, alle, Zeichen des Plur. 894; Kawi *mawa, mwang*, und, mit, 894)
Präpos. des Term. a quo — Tong. 331, 1007 (Tah. und Haw. *mai*, Haw. *ma*)
— des Werkzeugs — Haw. 1012 (auch *ma*)
wie — N. Seel. 235 (Adv. u. Conjunction), Haw. (Adv.) 946 (Tah. *mai*; Jav. *pada* und Tag. *para*, gleich, wie, Bug. *pada*, gleich, 894)
me-me — wie-so — N. Seel. 235

menei, meneia — so — Haw. 945 (vgl. *penei, peneia* bei *pe*)
Zeichen des Dat. bei *like* — Haw. 547
me ake — fast, beinahe — N. Seel. 234, 942
fast sein — N. Seel. 234, 803
im Begriff sein — N. Seel. 234, 803 (in der Gramm. *mea ke* geschrieben; das Haw. *maī*, Kaw. und Jav. *mēh*)
Abkürzung von *mea*, Ding — N. Seel. 236, Haw. 437

mea — Tong., N. Seel., Tah., Haw. (404-407) (im N. Seel. und Haw. manchmal in *me* abgekürzt, s. *me*)
es bedeutet in allen vier Sprachen eigentlich Sache, dann auch Person, und ist das Mal. *bārang* u. s. w. — 747
vor ein Verbum gestellt, bildet es ein Subst. — Tong. und Haw. 506
vor einem Adj., wenn es substantivisch steht — Haw. 557, 558 (wohl ebenso in den übrigen drei Sprachen)
es tritt an Pron. dem., wenn sie ohne Subst. stehn — Haw. 705 (wohl ebenso in den übrigen drei Sprachen)
Ausdruck für das Pron. dem. — Haw. 705 (mit *ka, na, ia* vor sich)
— das Pron. rel. — Tong. (*he mea*) 714, Haw. (mit *ka, na, ia* vor sich) 714
— mehrere gemischte Pron. — Tong., Tah. und Haw. 746
no ka mea — denn — Haw. 949
weil — Haw. 1053
no te mea — weil — Tah. 1053
no, Pron. dem., *mea* — deswegen — Haw. 950

mei — Tong. (339)
Richtungs-Partikel — Tong. 865, 869, 871, 887 (N. Seel., Tah. u. Haw. *mai*; Mal. *mārī*, Jav. *mara* s. 892-896)
— nach dem Verbum, als Hindeutung auf das mit der Präposition *gi* nachfolgende Pron. 1. Pers. als Rectum — Tong. 341, 891 (*mai* N. Seel., Tah. u. Haw., ohne die Beschränkung auf eine bestimmte Person)
— — drückt das vom Verbum abhängige Pron. 1. Pers. aus — Tong. 342, 891 (N. Seel. und Tah. *mai*; über den westlichen Stamm *ma* und *mi* des Pron. 1. Pers. s. 895)
es drückt geben aus, wenn das Pron. 1. Pers. als Dativ folgt — Tong. 340, 891 (Jav. *maring* und *paring*, geben, 894)
es drückt ein Verbum und das davon abhängige Pron. 1. Pers. zugleich aus — Tong. 891

mia — N. Seel. — Zeichen des Imper., nach dem Verbum — 263, 265 (vgl. *nia*)

mo — Tong., N. Seel. (226) (Etym. s. 894-896)
mit (der Gesellschaft) — Tong. 332 (Haw. *ma* und *me*; Jav. *marang* 894; Jav. *pada*, *para*, zusammen, alle, 894; Kawi *mawa*, *mwang*, mit, 894; das westliche Präfix *ma*, *me* 895)
und (ganz allgemein, doch zwischen Zahlen nur vor 1000) — Tong. 333, 334, 1025 (vor

anderen Zahlen *ma*; N. Seel. *ma* und *me*, Haw. *ma* und *a me*; zwischen Zahlen N. Seel., Tah. und Haw. *ma*; Haw. auch *me*, *a me*; Tah. auch *e ma*; Jav. *pada*, *para*, zusammen, alle, Zeichen des Plur. 894; Kawi *mawa*, *mwang*, und, 894)
auch (es steht in der Mitte des Satzes) — Tong. 333
für (der Bestimmung, des Nutzens) — N. Seel. 226 (vgl. *ma*)
es drückt als Präpos. für den Imperativ von geben (d. h. gieb mir) und nehmen (d. h. nimm du) aus, indem es die hier bezeichneten Pron. zu sich nimmt — N. Seel. 226. Anm. 2., 859, 860
ihr (Pron. 2. Pers. Plur.) — Tong. 335, 640, 641 (Mal. *mu* u. s. w.)
Präfix in zwei Wörtern — Tong. 1071 (scheint nur eine Lautveränderung für *ma*)

mua — Tong., N. Seel., Tah., Haw. (viell. das Mal. *mula*, s. näher 614, 615)
der erste — Tong. (auch *tomua*) 614, 616, N. Seel. 616, Haw. 614, 616 (Jav. *mula-mula*, Bug. *pamulang*, Tag. *mona*, *pasimula*)
matamua — der erste — Tah. 614, 616
Ausdruck für vorn (Tong.), vor (Tah. und Haw.), zuvor (N. Seel. 206, Haw.) — 438-440, 445, 449-458

mudi — N. Seel. — Ausdruck für nachher — 206, 438-440, 446, 449-458 (Tong. *muli* und *mui*, Tah. *muri*, Haw. *muli*; Mal. *būrit*, Jav. *wuri* u. s. w., s. näher 589, 590)

mui — Tong. — Ausdruck für *after* — 438-440, 446, 449-458 (auch *muli*; N. Seel. *mudi*, Tah. *muri*, Haw. *muli*; Mal. *būrit*, Jav. *wuri* u. s. w., s. näher 589, 590)

muli — Tong., Haw. — Ausdruck für *behind* (Tong.), nachher, hinter (Haw.) — 438-440, 446, 449-458 (Tong. auch *mui*; N. Seel. *mudi*, Tah. *muri*; Mal. *būrit*, Jav. *wuri* u. s. w., s. näher 589, 590)

muri — Tah. — Ausdruck für rückwärts, hinter — 438-440, 446, 449-458 (Tong. *muli* und *mui*, N. Seel. *mudi*, Haw. *muli*; Mal. *būrit*, Jav. *wuri* u. s. w., s. näher 589, 590)

na — Tong., N. Seel. (188, 195), Tah. (53-55, 70), Haw. (430, 901)
Zeichen des Plur., vor Subst. — Tah. 46, 511, Haw. 395, 511, 606 (N. Seel. *nga*)
— vor Zahlwörtern — Haw. 604 (Tong. und N. Seel. *nga*; vgl. *ana*)
Präpos. — 972-980 — N. Seel., Tah., Haw.
von (des Herkommens von etwas) — Haw. 419, 1005 (auch *no*; Tah. und N. Seel. *no*)
Präpos. des Gen. — N. Seel. 188, 541, Tah. 67, 541, Haw. 412-415, 540 (vgl. zunächst *no*, dann *a*, *o*, *ta*, *to*, *ka*, *ko*; Tag. *nang* 973, 974)
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — N. Seel. 785, 786, Tah. 785, 786, Haw. 785, 786 (ebenso *a*, *ta*, *ka*)
es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die possess. — N. Seel. 188, 189, 676, Tah. 677, 684, Haw. 674, 684 (vgl. die oben beim Gen. genannten Präpos.)
an (der Richtung, in Briefen) — Haw. 420, 1000 (vgl. Tah. *nahea* 911)
Zeichen des Dat. der Person bei geben — Tah. 546, Haw. 420, 546 (Tah. auch *no*; Tag. *sa* Zeichen des Dat. und Acc. 973, 976)
für (ohne nähere Bestimmung) — Tah. 71 (vgl. *no*)
von (Lat. *de*) — Tah. 69
Präpos. der Art und Weise — Tah. (in *nahea*) 911

da, dort — Tong.; da (am zweiten Orte) — N. Seel. und Tah. (in den nachfolgenden Anwendungen:)

als Adv. des zweiten Orts Redetheilen nachgesetzt — N. Seel. u. Tah. 903-905 (wohl urspr. eins mit dem N. Seel. und Tah. *ra*, Haw. *la*; das westliche *na*, *lah*, *la*, *ra*, viell. manchmal *nya* des Mal. und Kawi 906)

— — nach dem Subst. — Tah. 52, 907

— — nach dem Pron. dem. — Tah. 702

— — nach dem ein Pron. dem. vor sich habenden Subst. — Tah. 702

— — nach Adv. — N. Seel. 907, 912, Tah. 912, 919

zweites Glied des Pron. dem. des fernen Orts — Tong. 689-691, 701; des zweiten Orts — N. Seel 689-691, 693, Tah. 689-691, 699

— des Adv. des fernen Orts — Tong. 902

es vertritt das Pron. 3. Pers. Sing. nach einigen Präpos. — Tong. (in *ana*, sein) 659, N. Seel. 659, Tah. 659, Haw. 659 (das Ortsadv. *na*, oder das Mal. und Kaw. *nya*, Tag. *níya*; vgl. noch 906)

Präpos. der vergangnen Zeit — N. Seel. 193, 989, 992, Tah. 989, 992 (auch *ina*; Haw. *ina*, *ne*)

vor dem Verbum, Zeichen der Vergangenheit — Tong. 356-358, 364, 365, 794-796 (Kawi und Tag. *na*, Mal. *lah*)

nach dem Verbum fin. — N. Seel. und Tah. 794-796:

— allein — N. Seel. (Imperf.) 194, 799 (Tag. *na* Zeichen des Prät.)

— mit Partikeln vor dem Verbum — Tah. 799

nach dem Verbum im Imper., wenn dasselbe *a* vor sich hat — Tah. 810, 817 (Tag. *na*, Jav. und Kawi *hana*, *henna*; vgl. *ra*)

wenn (der Bedingung) — Tong. 366 (Haw. *ina*)

daſs — Tong. 366 (Tag. *na*)

siehe! — N. Seel. 191, Tah. 51 (Kawi *na*)

zuerst — Tah. 50, 919

Präfix — Haw. 1098

Abkürzung der Subst. Endung *ana* — Haw. — s. *ann*

nae — Haw. — aber, doch — 1034
zwar — 1034

ne — Tong., N. Seel. (241), Haw.

Pron. 3. Pers. Sing. — Tong. (nur in *tenne*, mit der Zeitpartikel *te*, und im poss. *enne*, sein) 368, 660 (Jav. *ni* u. s. w. 680)

Zeichen der Vergangenheit — Tong. (nur in *neü*, ich, vor dem Verbum) 365 (sonst *na*)

Präpos. der vergangnen Zeit — Haw. 989, 992 (auch *ine*; N. Seel. und Tah. *na*)

bildet, am Ende des Satzes stehend, eine Frage, zum Ausdrucke von laſs uns — N. Seel. 242, 808

bedeutungsloser Ansatz am Ende von Wörtern — Tong. 367

nei — Tong., N. Seel. (213), Tah., Haw. (464, 465) (*ni* und *ri* der westlichen Sprachen, vgl. noch Mal. und Jav. *lagi* 906)

hier — Haw. (nur mit Präpos. vor sich) 901 (Tong. *heni*: wegen des N. Seel. und Tah. *nei* s. 902)
jetzt — Haw. (mit Präpos. vor sich) 901
vielleicht — Tong. 902
anéi — Tong. — s. bes.
aninéi — vor kurzem, eben jetzt — Tong. 902
zweites Glied des Pron. dieser — N. Seel. 689-691, 693 (Tong. und Mal. *ni*)
als Adv. des nahen Orts Redetheilen nachgesetzt — N. Seel. 903-905, Tah. 903-905, Haw. 903-905:
— — nach dem Subst. — N. Seel. 214, 907, Tah. 907, Haw. 907 (Tong. einmal *ni*)
— — nach Pron. pers. — N. Seel. 907, Tah. 907, Haw. 907 (Mal. *īni*)
— — nach dem Pron. dem. — Tah. 702, 907
— — nach dem Subst., wenn es ein Pron. dem. vor sich hat — Tah. 702, Haw. 702
— — nach Adv. — N. Seel. 907, 912, Tah. 907, 912, Haw. 907, 912, 919
— — nach Richtungs-Partikeln — Tah. 957, Haw. 955
nach dem Verbum, wenn ihm Partikeln vorhergehn — Tah. 794, 795, 797, 798, Haw. 794, 795, 797, 798 (vgl. Mal. *lagi* Zeichen des Präs. und Fut., Jav. *lagi* des Präs.)
nĕia — dieser — Haw. 697
anei — Tah., Haw. — s. bes.
ra nei — vielleicht — N. Seel. 251
Zeichen der Frage — N. Seel. 251, 864 (Tah. und Haw. *anei*)

nga — Tong., N. Seel. (176)
Zeichen des Plur., vor dem Subst. — N. Seel. 173, 511 (Tah. u. Haw. *na*; vgl. N. Seel. *anga*)
— vor Card. — Tong. 281-284, 604 (Haw. *na*)
ka nga — vor zehn — N. Seel. 605 (Tong. *ongo*, Haw. *ona*)
Abkürzung der Subst. Endung *anga* — Tong. und N. Seel. — s. *anga*

ni — Tong. (die Etym. s. bei *nei*)
zweites Glied des Pron. dieser — 689-691, 701 (N. Seel. *nei*, Mal. *ni*)
— des Adv. hier — 902 (Haw. *nei*)
als Adv. der nahen Zeit einem Subst. nachgestellt — 907 (903-905) (N. Seel., Tah. und Haw. *nei*)

nia — N. Seel. — Zeichen des Imper., nach dem Verbum — 264, 265 (vgl. *mia*)
Tah. — Ausdruck für oben — 438-440, 443

niki — N. Seel. — im Plur. Eines Subst. — 177, 178, 523 (es bedeutet klein, und ist kein Zeichen des Plur., s. 523)

no — N. Seel. (188), Tah. (70), Haw. (422, 431)
Präpos. — 972-980
— des Term. a quo — N. Seel. 1005, Tah. 1005, Haw. 419, 1005 (Haw. auch *na*)
— des Gen. — N. Seel. 188, 541, Tah. 67, 541, Haw. 412-415, 418, 421, 540, 853 (vgl. zunächst *na*, dann *a*, *o*, *ta*, *to*, *ka*, *ko*; Tag. *nang* 973, 974)
es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die poss. — N. Seel. 188, 676, Tah. 677, 684, Haw. 674, 684 (vgl. dieselben Präpos.)
Präpos. der Ursach (wegen, vor, um-willen) — Tah. 1014, Haw. 1014 (Tah. auch *to*)
für (der Bestimmung, des Nutzens) — Tah. 71, Haw. 1002 (vgl. Tah. *na*; Tag. *sa* 973, 976)
es drückt den Dat. pers. bei geben aus — Tah. 546 (auch *na*; Haw. *na*; Tag. *sa* Zeichen des Dat. und Acc. 973, 976)
für (vom Preise) — Haw. (manchmal) 1003
von (Lat. *de*) — Tah. 69, Haw. 1018 (Tah. auch *na*)
leere Partikel — Haw. 1062
aber — Haw. 1033

nui — Haw. — sehr — 409, 935 (N. Seel. *nui*, Mal. *lebih*, Jav. *lewih* oder *luwih* u. s. w. s. 935)

o — N. Seel. (188, 190), Tah. (37), Haw. (427)
Zeichen des Nom. und Acc. — Tah. und Haw. 411, 524-531 (bisher für einen Artikel gehalten, s. meine Bemerk. zu *ko* in diesem Verz.)
— — vor Eigennamen — Tah. 32, 531, Haw. 531 (Tong. und N. Seel. *ko*)
— — vor Subst. appell. — Haw. 499 (Tong. und N. Seel. *ko*)
— — vor dem Artikel — Tah. 38, 493, Haw. 493 (Tong. und N. Seel. *ko*)
— — vor den Pron. poss., wenn sie vor dem Subst. stehn (es gehört zum Subst.) — Tah. 677, 684, Haw. 674, 678, 684 (Tong. und N. Seel. *ko*)
— — vor den Pron. pers. — Tah. 31, 669, Haw. 669 (Tong. und N. Seel. *ko*)
— — vor dem persönlichen Pron. int. (*wai*) — Tah. 737, Haw. 735 (Tong. *ko* vor *hai*, N. Seel. *ko* vor *wai*)
— — vor dem Pron. dem. — Tah. 33, 703, Haw. 686, 687, 695, 703 (Tong. *kola*)
vor dem Zahlwort eins — Tah. 36, 571 (N. Seel. *ko*)
Präpos. — N. Seel., Tah. und Haw. — 972-980
Präpos. des Gen. — N. Seel. 188, 541, Tah. 67, 541, Haw. 412-415, 540 (vgl. zunächst *a*, dann *ka*, *ko*, *ta*, *to*, *na*, *no*; Tag. *sa* 973, 976)
es bildet, vor die Pron. pers. gesetzt, daraus die Pron. poss. — N. Seel. 189, 676 (nur wenn das Subst. im Plur. steht), Tah. 677, 684, Haw. 674, 684 (vgl. die genannten Präpos.)
Ortspräpos. der Ruhe — Haw. 424, 983 (Mal., Jav., Kaw., Tag. *sa* 973, 976, Mad. *a* [Ruhe und Bewegung]; Tag. *ang* Ruhe 973, 974)

Ausdruck für das Ortsadv. — Tah. 35, 912, 913, Haw. 912, 913 (N. Seel. *ko*; viell. der westliche Stamm mit dunklem Vocal für das Ortsverhältniſs 914)

Zeichen des Imper., vor dem Verbum — N. Seel. (in Einem B.) 810, 816, Haw. (selten) 810, 816

damit nicht — Tah. 1043, Haw. 1043

daſs (nach fürchten) — Haw. 1043

Präfix Eines Verbums — Haw. 1090

Suffix Eines Verb. act. — Haw. 1124 (vgl. das Suffix *u*)

obito — Tong. (390) (vielleicht von *fitu*, 7, abgeleitet)

recht sehr — Tong. 388

es bildet den Superl., nach dem Adj. stehend — Tong. 389

oi — Tah., Haw. (410)

es wird eine Conjunction genannt — Tah. 122

damit nicht — Tah. 122 (auch *o*; Haw. *o*)

als Verbum übertreffen drückt es besser, gröſser aus — Haw. 563

während (Conjunction) — Haw. 1051

oki — N. Seel. (253) (es ist das Tah. und Haw. *hoi*)

dunkel — N. Seel. 253

pe oki — vielleicht, eine Art der Andeutung des Conjunctivs, vor oder nach dem Verbum, immer vor dem Subjecte (*pe* bedeutet schon für sich vielleicht, und *oki* hat daher scheinbar keine Kraft; der Ausdruck gilt in allen Zeiten, das Verbum führt seine gewöhnlichen Partikeln bei sich) — N. Seel. 254

Zeichen der Frage — N. Seel. 255 (Tag. *baga*)

ra oki — 1) ein müſsiger Zusatz zum Verbum im Indicativ aller Zeiten (es steht vor oder nach dem Verbum, aber vor dem Subjecte; das Verbum führt dabei seine gewöhnlichen Partikeln bei sich) — N. Seel. 256 (vgl. Tah. *ra hoi*)

2) derselbe Zusatz, nach dem Verbum, im Imper. (der Modus selbst wird durch seine Partikeln angedeutet) — N. Seel. 256

3) nach einem Subst. und sonst — N. Seel. 257

ole — Haw. (471)

nicht — Haw. 922 (N. Seel. *kore* und *ore*, Tah. *ore*; das Mal. *kōrang* u. s. w. 920, 921)

es bildet ein privatives Adj. oder Subst. — Haw. 923 (Tah. *ore*, N. Seel. *kore*, Mal. *kōrang* u. s. w.)

aole — nicht, und nicht — Haw. 924 (auch *aohe*; N. Seel. *ka ore*, Tah. *aore*)

ohne zu mit dem Inf. — Haw. 832, 924

es bildet ein privatives Adj. oder Subst. — Haw. 924

ongo — Tong. — vor *fulu*, 10 — 285 (wahrsch. ein numerischer Vorsatz mit dem Pluralzeichen *nga* 605; es ist das N. Seel. *ka nga*, Haw. *ana* vor 10)

ore — N. Seel., Tah. (129, 130)

nicht — N. Seel. 927, Tah. 129, 928 (N. Seel. auch *kore*; Haw. *ole*; das Mal. *kōrang* u. s. w.)

es bildet ein privatives Adj. — Tah. 923 (Haw. *ole*, N. Seel. *kore*, Mal. *kōrang* u. s. w.)

- *ka ore* — nicht — N. Seel. 157, 927
- *aore* — nicht — Tah. 41, 129, 924 (Haw. *aole*)
- *e ore* — nicht — Tah. 129, 928

oti — N. Seel. — Zeichen der Frage — 258

ou — Haw. — Zeichen des Imper., vor dem Verbum — 810, 816 (selten; eigentlich *o*; *u* soll nur ein Wohllautszusatz sein)

oua — Tong. — Ausdruck für den verbietenden Imper. — 822 (N. Seel. *kaua*, *aua*, Tah. *auaa*; vgl. Kawi *haywa*, Tong. *houag*)

owo — Haw. — viell. Suffix — 1126

pa — Tong., N. Seel., Haw.
- Präfix des Verbums, Adj., Subst. — Haw. (in vereinzelten B.) 1079, 1081 (*pa* in den westlichen Sprachen Subst. Präfix, im Mad. *fa*; *pa* im Kawi und Bugis auch Verbalpräfix; vgl. Tong. *fe*)
- Präfix des Adj. und Subst. — Tong. (in zwei Wörtern) 1082
- — in Einem Subst. — N. Seel. 1083
- Präfix, welches aus Zahlwörtern (wozu auch *hia*, wie viele? gehört) Distrib., Multiplicativa und Verba verschiedener Bed. bildet — Haw. 620, 621, 1080 (es ist hier wahrscheinlich ursprünglich ein selbstständiges Subst., s. näher 1080)

pae — Tah., Haw. (499)
- fünf — Tah. 574
- Zeichen des Plur., vor dem Subst. — Haw. (selten) 518
- *te hoe pae* — einige — Tah. 744

päha — Tah., Haw. (479)
- vielleicht — Tah. 943, Haw. 613, 807, 943 (N. Seel. *pe*, *pea*, Tong. *abé*; Jav. *baya*, Tag. *baga*)
- ungefähr, etwa — Haw. 613 (Mal. *āgah*)
- zwar — Haw. 943
- *paha - aole paha* — ob - oder nicht (*utrum - nec ne*) — Haw. 1055

papa — Haw. — Präfix, welches aus Zahlwörtern Distrib. und Multiplicativa bildet — 620, 621, 1080 (ebenso *pa*; es ist wahrsch. ursprünglich ein eignes Subst., s. näher 1080)

pau — Haw. (401) (die Vergleichung der andren Sprachen s. 593)
- *a pau* — 1. ganz — Haw. 559
- 2. alle — Haw. 749

pe — N. Seel. (237), Tah., Haw. (478) (vgl. Tong. *be*)
- vielleicht — N. Seel. 239 (auch *pea*; Tah. und Haw. *paha*, Tong. *abé*; Jav. *baya*, Tag. *baga*; vgl. noch unten Tah. *peneiae*)
- als vielleicht, nach dem Verbum, eine Art Ausdruck für den Conjunctiv — N. Seel. 239
- *pe oki* — N. Seel. — s. *oki*
- gleich, wie — N. Seel. 238, 945
- so — Haw. 945 (Tong. *behe*; vgl. Mal. *bagei*)

pēia — so — Haw. 945 (enthält wohl das Pron. *ia*; vgl. formell Tong. *bea*)
penei, pena, pera — so — N. Seel. 945 } (Mal. *bagīni*; vgl. Haw. *menei, meneia*
penei, peneia, pela — so — Haw. 945 } bei *me*)
peneiae — wahrscheinlich, vielleicht — Tah. 945 (vgl. oben N. Seel. *pe*, vielleicht)
pehea — wie? — N. Seel. 945, 948, Haw. 945, 948 (Tong. *fefe*)
warum? — Haw. 945, 951

pea — N. Seel. — vielleicht — 240 (237) (auch *pe*; Tah. und Haw. *paha*, Tong. *abé*, Jav. *baya*, Tag. *baga*)

po — Haw. — Präfix — 1086

poe — Haw.
Zeichen des Plur., vor dem Subst. — Haw. 398, 517 (Tah. *pue*; weitere etymologische Betrachtungen s. 589, 590)
ka poe — Pron. dem. des Plur. — Haw. 704
alle — Haw. 750

pono — Haw. — ein Ausdruck für müssen — 863 (die Vergleichung der andren Sprachen s. 863)

ponoī — Haw. — selbst — 672 } (Etym. s. 672)
eigen — 683 }

pu — Haw. — Präfix in Einem Worte — 1087

pue — Tah. — Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 65, 517, 606 (Haw. *poe*; weitere etymologische Betrachtungen s. 589, 590)

puni — Haw.
a puni — ganz — Haw. 402, 559, 560

puu — Haw. — Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 400, 519

ra — N. Seel. (247, 249, 252), Tah. (119, 120) (Haw. *la*; wohl ursprünglich eins mit *na*; das westliche *lah, la, ra, na*, viell. manchmal *nya* des Mal. und Kawi 906)
als Adv. des dritten Orts (dort) Redetheilen nachgesetzt — N. Seel. 903-905, Tah. 903-905 (Haw. *la*):
— — — nach dem Subst. — Tah. 907 (Haw. *la*)
— — — nach dem Pron. pers. — Tah. 907 (Haw. *la*)
— — — nach dem Subst., wenn es ein Pron. dem. vor sich hat — Tah. 702 (Haw. *la*)
— — — nach dem Pron. int. — N. Seel. 741 (Haw. *la*)
— — — nach einem Adv. — N. Seel. 907
— — — nach Richtungs-Partikeln — Tah. 957
— — — gemischter Gebrauch — Tah. 907 (Haw. *la*)
es liegt im Pron. 3. Pers. Du. und Plur. — N. Seel. 665, Tah. 665 (Haw. *la*, Tong. *nau*; vgl. noch 906)
zweites Glied des Pron. dem. des dritten Orts (jener) — N. Seel. 689-693, Tah. 689-692, 699, 700 (Haw. *la*)

nach dem Verbum fin. — Tah. 794-796:
— — allein — Tah. (Präs. und Imperf.) 800 (Haw. *la* Imperf.; Mal. *lah* Imperf., wahrsch. auch Präs.)
— — mit einer Partikel vor dem Verbum — Tah. 780, 800 (Haw. *la*)
nach dem Verbum im Imper. — N. Seel. 248, 817 (vor dem Verbum steht noch eine Partikel) (vgl. noch *na* und *oki*; Mal. *lah*)
in Begrüſsungsformeln — N. Seel. 250 (es scheint hier eine Abkürzung aus *ora*, Gesundheit)
ra oki — N. Seel. — s. *oki*
ra hoi — Tah. — s. *hoi*
ra nei — N. Seel. — s. *nei*

raa — Tah. — Ansatz abgeleiteter Subst. — 123, 124, 1099, 1102 (eine Verstümmlung aus *rana*, einer volleren Form für das Haw. *ana*; im Tah. erscheint *ana*, *na* und *a* in wenigen B.; s. *a* und die übrigen Sprachen bei *anga*)

raro — Ausdruck für unten, nieder (N. Seel. und Tah.), unter (*sub*) (N. Seel.) — 438-440, 444, 449-458 (Tong. und Haw. *lalo*; das Mal. *dālam* u. s. w., s. 444)

reira — N. Seel. (901), Tah. (901) (deutlich von *ra* abgeleitet)
dort — N. Seel. 902 (auch dorthin), Tah. 902 (wohl nur mit Präpos., wie das Haw. *laila*)
then — Tah. 902 (Haw. *laila* mit Präpos.)

roa — Tah. — sehr, nach dem Adj. — 108, 934 (Haw. *loa*; eigentlich lang, das Jav. *dhawa* u. s. w.)

roto — N. Seel., Tah. — Ausdruck für darin, in — 438-441, 449-458 (Tong. *loto*, Haw. *loko*)

ta — Tong., N. Seel. (188), Tah. (70)
Präpos. des Gen. — N. Seel. 188, 541 (972-980) (nur bei Eigennamen), Tah. 67, 541 (972-980) (Haw. *ka*; vgl. hiernach *to*, *ko*, *a*, *o*, *na*, *no*; Tag. *sa* 973, 976)
vor dem vorangestellten Subjecte bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* — N. Seel. 785, 786, Tah. 785, 786 (Haw. *ka*; ebenso in den drei Sprachen *a*, *na*)
es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — N. Seel. 188, 189, 676 (nur wenn das Subst. im Sing. steht), Tah. 677, 684 (vgl. die oben genannten Präpos.)
Stamm des einschl. wir — N. Seel. u. Tah. 629 (Haw. *ka*, Tong. *tau*, das westliche *ta*)
Präfix, soll aus dem Nomen ein Verbum bilden — Tah. 127, 1094 (Haw. *ka* Präfix der Verba act. und neut.)
Präfix des Verb. caus. — Tah. 72, 127, 1094; viell. auch Tong. (in Einem B.) 1096

tanga — N. Seel. — Ansatz abgeleiteter Subst. — 175, 1099, 1101 (ebenso *anga*, für welches es wahrsch. nur eine vollere Form ist; s. bei *anga* die Vergleichung der andren Sprachen)

tau — Tah. — Zeichen des Plur., vor dem Subst. — 62-64, 513 (Tong. *kau*; das Haw. *kau* hat in einzelnen B. Collectivbed.; die Etymol. s. 516) *te* — Tong. (376), N. Seel. (147), Tah.

Artikel — Tong. (in einigen Spuren, und, wie es scheint, nur im Sing.) 377, 489, 492, 493, N. Seel. 141, 489, 492, 493, Tah. 23, 489, 492, 493 (das Haw. *ke*, nach Lautgesetzen mit *ka* abwechselnd; Tong. sonst *he*; das westliche *si* 491)

Artikel vor dem Pron. int. *aha* — N. Seel. 730, Tah. 24, 731 (Haw. *ke*; Mal., Jav. und Kawi *si* vor *apa*)

vor dem Zahlworte **eins** — N. Seel. 145, 571, 742 (Haw. *ke*, Tong. *he*)

vor Zahlclassen — Tong. 603, N. Seel. 603

Zeichen der Ordin. — N. Seel. 145, 618, Tah. 25, 618 (Haw. *ke* und *ka*, Tong. *he*)

erstes Glied der Pron. dem. — N. Seel. (nur im Sing.) 189, 689, 690, 693, Tah. 27, 689, 690, 694 (Haw. *ke*, Tong. *koe*)

Ausdruck für das Pron. rel. — Tah. 714

beinahe, im Begriff — Tong. 373, 942

te-nei Zeichen des Präs., *te-ra* des Imperf. beim Verbum — Tah. 26, 782, 783, 796 (Haw. *ke-nei* und *ke-la* Präs.; Mal. *telah*, Jav. und Kawi *telas* vor dem Verbum Zeichen des Perf. 796)

Zeichen des Fut., manchmal auch des Präs., vor dem Verbum — Tong. 356-358, 369-373, 783

Zeichen des Fut. bei ausgelaſsnem Verbum **sein** — Tong. 842, 844

vor dem Verbum, dunkel — N. Seel. 146

es drückt **können**, vor einem Verbum, aus — Tong. 375

es drückt *should, would* vor einem Verbum aus — Tong. 374

ich — Tong. (nur nach der Zeitpart. *gua*) 376 (viell. das *ta* westlicher Sprachen, s. 629)

tei — Tah.

Pron. dem. — Tah. 27, 689, 690, 694 (vgl. wegen der Etym. *te*)

Ausdruck für das Pron. rel. — Tah. 714

Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — Tah. 89, 971 (es ist das N. Seel. *kei* und wahrsch. eine vollere Form für *ei*; über seine Etymol. s. 958-965, 967-969)

ti — Tah. — Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — 89, 971 (es ist das N. Seel. *ki*, Tong. *gi*, Tah. und Haw. *i*; über seine Etymol. und über die verwandten östlichen und westlichen Formen s. 958-965, 967-969)

tia — N. Seel. — Zeichen des Imper. in den 2. Personen, nach dem Verbum stehend — 260, 265

to — Tong., N. Seel. (188, 190), Tah. (70)

Präpos. — N. Seel. und Tah. — 972-980

Präpos. des Gen. — N. Seel. 188, 541 (nur vor Eigennamen), Tah. 67, 541 (Haw. *ko*; vgl. ferner *ta*, *ka*, und *a*, *o*, *na*, *no*; Tag. *sa* 973, 976)

es bildet einen elliptischen Gen. — Tah. 542 (Haw. *ko* und *ka*)

es bildet, vorgesetzt, aus den Pron. pers. die Pron. poss. — N. Seel. 188, 189, 676 (nur wenn das Subst. im Sing. steht), Tah. 677, 684 (vgl. die vorhin genannten Präpos.)

wegen, um-willen — Tah. 1015 (auch *no*; Haw. *no*) unbekannter Bed., im Anfang Eines Wortes — Tong. 1097

dein (selbstständiges Pron. poss.) — Tah. 678 (Haw. *ko*, Tong. *ho*; Mal. *kau* u. s. w. 640, 641)

toa — Tah. — auch — 941
und — 1027
atoa — auch — 941

toka — Tong. (292, 295) — allgemeines Subst. in der Bed. Person, Personen vor Zahlwörtern (auch der Eins) und den Wörtern viele, wenige (das specielle Subst. kann auch fehlen) — 293, 294, 607 (N. Seel. *toko*, Tah. *too*; das Haw. *koo* hat einen andren Gebrauch, aber das reduplicirte *kokoo* denselben; in diesen 3 Sprachen scheint es nur als Plur. vorzukommen)

toko — N. Seel. — allgemeines Plural-Subst. in der Bed. Personen, Leute vor Zahlwörtern und vor *hia*, wie viele? — 179, 607 (Tong. *toka*, welches aber auch als Sing. vor eins steht, Tah. *too*, Haw. *kokoo*, s. näher unter *toka*)

too — Tah. — allgemeines Plural-Subst. in der Bed. Personen, Leute vor Zahlwörtern und den numeralen Pron. *hia*, wie viele? und *fanu*, einige — 66, 607, 745 (Tong. *toka*, welches aber auch als Sing. vor eins steht, N. Seel. *toko*, Haw. *kokoo*, s. näher unter *toka*)

tua — Tong. — Ausdruck für auſserhalb 2. hinten — 438-440, 442 (viell. das Mal. *lūar* 442)

tunga — Tong. — Zeichen des Plur. bei lebenden Wesen, vor dem Subst. — 291, 522 (wahrsch. durch die Endung *anga* abgeleitetes Subst., s. 290)

u — Tong., Haw.
Suffix des Verbums — Tong. 1128, Haw. 1128 (Mad. *u*)
— eines Adj., Subst. — Haw. 1128

ua — Tah. (111, 117, 118), Haw. (470) (im Haw. wird manchmal *a* elidirt)
vor dem Verbum in allen drei Zeiten — Tah. 113-115, 780
— im Präs., Imperf. und Perf. — Haw. 778
(Tong. *gua* Zeichen des Präs., manchmal Präter., N. Seel. *koa* des Perf.; es ist das Adv. *jūa*, *jūga* des Mal., *juga* des Kawi, Jav. *huga*; s. näher 775-777)
— beim Conjunctiv — Tah. 116
— beim Imper. — Haw. 810, 811 (Ein B.)
beim ausgelaſsnen Verbum sein — Tah. 112, 842, 843, Haw. (Präs. und Imperf.) 779, 842, 843 (Tong. *gua*)
Pron. dem. — Haw. 687 (Tah. *taua*, *aua*; am wahrscheinlichsten wieder das Mal. *jūga* 688)

uanei — Haw. — s. *auanei*

waena — Haw. — Ausdruck für unter, zwischen — 438-440, 446-458 (wahrscheinl. durch die Subst. Endung *ana* von einem Verbum abgeleitet, s. näher 448)

waho — N. Seel., Tah., Haw. — Ausdruck für drauſsen, heraus, auſserhalb, aus — 438-440, 442, 449-458 (viell. das Jav. *jaba*) *waka* — N. Seel. — Präfix der Verba act., caus. und neut. 2. des Adv. — 1072, 1074 (Tong. *fakka*, Tah. *faa* oder *haa*, Haw. *haa* und *hoo*, einmal *waka*; das Tag. *maca* und Mad. *maha* ist Verbal-Präfix)

wale — Haw. (472) (Tong. *wale*, N. Seel. u. Tah. *ware*; viell. das Mal. *lālei* u. s. w. 935)

wale no — nur, allein (es steht nach dem Subst. und Pron.) — Haw. 935

Redetheile.

§. 46.

Der Leser wird sich erinnern, daſs Wilh. v. Humboldt die Betrachtung der Partikeln dieser Sprachen nur als eine Einleitung zur Behandlung der Redetheile gegeben hat. 488 Der dadurch unterbrochene Faden (s. S. 524. 525.) muſs hier wieder aufgenommen werden. Den ersten Abschnitt der Grammatik, die Lautlehre, hat er selbst in den §§. 33-39. ausgearbeitet. Indem ich seinen fernern Plan verwirkliche, die Redetheile in ihren grammatischen und syntaktischen Erscheinungen, — da es schwerlich einen Vortheil bringen könnte, jeden dieser beiden Theile der Grammatik, welche man wohl in andren Sprachen zu trennen pflegt, in diesen besonders zu behandeln —, in der Form unsrer Sprachlehren darzustellen, und ich so die groſse Aufgabe einer vergleichenden Grammatik der Südsee-Sprachen, welche erst hier beginnt und zu der alles Bisherige nur Vorbereitung war, mit meinen alleinigen Kräften zu lösen habe, kann ich mich nicht eindringlich genug über die Schwierigkeit derselben und über die Mühe und Zeit, die mir deren Ausführung gekostet hat, erklären. Die Schwierigkeiten einer ordentlichen Lösung derselben sind so groſs, daſs ich für mehrere der hauptsächlichsten Rücksichten, in welchen ich meine Arbeit mangelhaft nennen muſs, gar keine Entschuldigung beizubringen brauche. Da es hier auf eine vergleichende Darstellung der vier Sprachen ankommt, so versteht es sich von selbst, daſs die gleichartigen Punkte in jeder auf eine genügende Weise beobachtet mir vorliegen müſsten, um sie mit einem entscheidenden Urtheil gänzlicher oder theilweiser Übereinstimmung zusammenstellen zu können. Hierin beruht aber gerade der gröſste Mangel meiner Materialien. Die einzelnen Erscheinungen der Redetheile und die Functionen der Partikeln sind oft in jeder der uns zu Gebote stehenden Quellen auf andre Weise ungenau, unvollständig und lückenhaft dargestellt, und solche, die für Eine Sprache angegeben werden, sind oft in der andren nur zufällig übergangen. Das einzige Mittel, diese Lücken auszugleichen, ist das, sich dem Studium von Texten zu überlassen; dazu gehört aber eine lange Muſse, und man könnte in dieser Art nur die Tahitische und Hawaüsche Sprache weit genug verfolgen. Denn von der Neu-Seeländischen besitzen wir nur sehr wenigen Text, von der Tongischen noch weniger. Denselben ist auch Wilh. v. Humboldt schon ganz durchgegangen, so daſs nur die Nachlese derjenigen, freilich nicht unbedeutenden Einzelheiten übrig bleiben würde, welche nach einer Übersicht des Ganzen und bei der Zusammenstellung mit den andren Sprachen noch als wesentlich erscheinen. Die Beobachtungen grammatischer Punkte, wie sie mir in den Idiomen von Tonga, Neu-Seeland und Tahiti vorliegen, leiden nämlich besonders oft an zu groſser Kürze, um mir zu der speciellen Betrachtung, in die ich eingehn muſs, gehörig dienen zu können. In dieser Kürze sind sie auf der einen Seite so allgemein ausgedrückt, wie sie schwerlich genommen werden dürfen, und auf der andren wieder, namentlich in der Wahl der beigegebenen Beispiele, zu theilweise, wo es wahrscheinlich ist, daſs man die Erscheinung weiter auszudehnen hat. Und wie durfte ich ohne Beweise diese Gränzen willkührlich verengern oder erweitern? Daſs dies alles die genaue Würdigung eines grammatischen Punktes und die richtige Darstellung einer Partikel unmöglich machen müsse, leuchtet ein. Es war daher, so sehr ich mich auch zu beschränken entschlossen war, für mich unerläſslich, noch eine Hauptanstrengung zu machen, um mir selbstständige Gewiſsheit zu verschaffen. Dies geschah, indem ich die in dieses Werk aufgenommenen Textproben und Beispiele auf's sorgfältigste benutzte und die Wörterbücher der vier Sprachen, da Wilh. v. Humboldt auch ein solches für die Tahitische angelegt hatte, nicht nur einem aufmerksamen Studium unterwarf, sondern auch die der drei oben genannten nach dem Plane etymologischer Anordnung umarbeitete. Ich konnte auf diesen beiden Wegen vieles ausgleichen, vieles aber blieb noch zurück. Weiter in den Texten zu forschen, war mir bis zur Vollendung meiner Arbeit, — ich fühlte es oft schmerzlich —, nicht vergönnt; denn man kann keine neue Zeile lesen, ohne darin etwas zu finden, das eine Lücke ausfüllt oder einen zweifelhaften Punkt zur Entscheidung führt. Nur um ein weniges überschritt ich diese Gränze im Tah. und Haw. durch Aufſuchung von Bibelstellen vermittelst der Concordanzen und im Haw. durch Lesen einiger Capitel des Neuen Testaments; aber die Hälfte der von Mar. gelieferten Sprachproben und den gröſsten Theil des, 60 Druckseiten einnehmenden Textes der N. Seel. Grammatik durfte ich bis zum Schluſs für meine Zwecke nicht benutzen. Unter diesen unwillkommnen Umständen vollendete ich meine Arbeit, und lieſs es mein Geschäft sein, dieses Material sorgfältig zu ordnen, die vorhandenen Lücken anzudeuten und über das Fehlende und Mangelhafte Vermuthungen zu äuſsern, um dadurch künftige Untersuchungen auf die wesentlichsten Punkte hinzuweisen. Ich glaube dies alles mit Aufrichtigkeit gethan zu haben und der Wahrheit der Wissenschaft nicht durch eigenmächtige Zusätze zu nahe getreten zu sein.

Ein unvorhergesehenes Ereigniſs brachte mich aber ganz spät in die glückliche Lage, meine Pläne für diese Sprachen noch einigermaſsen zu verwirklichen. Während des Abdruckes der Partikel-Verzeichnisse gewann ich nämlich eine freie Zeit, welche ich dazu benutzt habe, alle mir noch fehlenden Tongischen und Neu-Seeländischen Texte und einige Stücke des Tahitischen Alten Testaments durchzulesen und die daraus hervorgehenden Beobachtungen in meiner Arbeit nachzutragen. Ich konnte nur das Gewisse, Zweifellose, und was sich mit wenigen Worten darstellen lieſs, an dem Hauptorte einschalten, und muſste den mit aller Sorgfalt bis dahin in meiner Arbeit beobachteten Grundsätzen, sehr gegen meine Neigung, bei diesen Nachträgen meistens entsagen. Namentlich bedaure ich es, daſs das von mir mühsam erstrebte Ebenmaaſs in dem Entsprechen aller Theile und dem Zusammenhalten alles Stoffes an den vielen Stellen, welche der Combination der Einzelheiten in ihren verschiedenen Phasen gewidmet sind, wenig in diesem Zuwachs hat beobachtet werden können, so wie derselbe von dem eben beendeten Abschnitte der Partikeln hat ganz ausgeschlossen bleiben müssen. Diese, jetzt nur noch zum Theil mögliche, vielfache Vertheilung eines Gegenstandes, die mir schon früher nach der bloſsen Anlegung meiner Arbeit jede neue Beobachtung sehr unbequem erscheinen lieſs und die mich oft von dem Gedanken, weiter in diesen Sprachen zu lesen, zurückgeschreckt hatte, hat mich auch eine Zeit lang in dem Entschlusse wankend gemacht, überhaupt das Unternehmen zu wagen. Ich habe mich dafür entschieden, den Nachtheil unvollendeter Form um die Bereicherung des Stoffes zu vergessen; die einmalige Erwähnung, die bloſse Hinstellung der Behauptung muſs hier oft ausreichen; und wenn ich in dem früher Gearbeiteten stets die beweisenden Beispiele selbst beigebracht oder auf die Stellen, welche dieselben oder die Ansicht meiner Vorgänger enthalten, verwiesen habe, so muſste ich diese Weitläuftigkeit hier in der Regel umgehn. An dieser Art der Darstellung wird man den späteren Zusatz leicht erkennen und das Aphoristische seiner Einkleidung entschuldigen. Jedes unsichre, alles, was mit Behutsamkeit oder nur vermuthend hätte angedeutet und von weiterem Forschen abhängig gemacht werden müssen, habe ich von diesen Nachträgen ausgeschlossen und so mir selbst einen nicht unbedeutenden Stoff, welchen namentlich die, so oft in Einzelheiten dunklen, ächt nationalen Neu-Seeländischen Texte darbieten, für die Zukunft aufbehalten.

Dieselbe kurze Muſse habe ich auch angewandt, um dieses Werk noch mit einer Sprache zu bereichern, deren Name selbst noch nicht in ihm hat genannt werden können. Die ruhmvolle Thätigkeit der Missionare, welche mit schönem Erfolge an dem Werke arbeiten, die Völker dieser fernen Meeresstrecken dem Christenthume und der Gesittung zuzuführen, und die rastlosen Bemühungen der *British and Foreign Bible Society* haben uns mit einer Übersetzung des Neuen Testaments in die Sprache von Rarotonga, d. h. der Hervey-Inseln, westlich von Tahiti, beschenkt (1). Die Verfasser derselben sind die Herrn John Williams, Pitman und Buzacott, wie wir durch des Erstgenannten *narrative of missionary enterprises in the South Sea islands* wissen. Die hiesige Königl. Bibliothek empfing sie vor kurzem in einer reichen Sendung neuer Übersetzungen der Heiligen Schrift von der Bibelgesellschaft, durch deren unbegränzte Freigebigkeit sie sich schon früher ähnlicher Geschenke zu erfreuen gehabt hat. Ich kann nicht ohne Bewunderung erwähnen, daſs in der letzten sich auch die ganze Bibel in der Sprache von Tahiti (2) befindet. Um für die groſsartigen Bestrebungen, mit denen diese aufopfernden Männer die Sprachkunde zu bereichern bemüht sind, nicht undankbar zu erscheinen, habe ich diese letzten mir vergönnten

---

(1) *Te korero-motu ou a to tatou atu e te ora a Jesu Mesia, kiritiia i te reo Rarotonga* (d. h. das Neue Testament unsres Herrn und Heilandes Jesu des Messias, übersetzt in die Sprache von Rarotonga). *Lonedona* 1836. 8.

(2) *Te bibilia moa ra, oia te faufaa tahito e te faufaa api ra: iritihia ei parau Tahiti* (die ganze Bibel, d. i. das Alte und Neue Testament, übersetzt in die Sprache von Tahiti). *Lonedona* 1838. 8.

Augenblicke dazu benutzt, die genannte fünfte Südsee-Sprache noch in einigen Zügen, so viele sich aus dem Studium weniger Capitel gewinnen lieſsen, in diese Arbeit zu verweben. Man wird es verstehen, wenn ich, etwas widersprechend, meist von vieren, gelegentlich aber von fünf derselben rede. — Der Dialekt von Rarotonga stellt sich zwischen die Sprachen von Neu-Seeland und Tahiti und steht wechselsweise mit der einen und der andren derselben, hauptsächlich aber mit der letzteren, in der innigsten Verwandtschaft; er ist, näher gesagt, zum gröſsten Theile die Tahitische Sprache selbst, in den Umfang der Neu-Seeländischen Laute gekleidet. Er füllt in dieser Lage eine Lücke aus, ohne für den Zweck dieses Werks, die Ergründung des ganzen Malayischen Sprachstamms, und namentlich für die schwierige Aufgabe der Überleitung der Polynesischen Idiome in die der westlichen Meere, von unmittelbarer Wichtigkeit zu sein. In dieser Beziehung erreicht die Rarotongische Sprache die selbstständige Stellung der Tongischen durchaus nicht; ich habe durch sie nicht in Einem der in dieser Richtung zu lösenden Punkte eine neue Aufklärung erhalten; dieselbe müssen wir, da die Erforschung der Sprachen der Marquesas-, Austral- und Schiffer-Inseln oder Hamoa's zu demselben Resultate führen könnte, von andren Gebieten des Oceans, von dem Archipel der Carolinen und Marianen erwarten. In ihrem Lautsystem steht die Sprache von Rarotonga ungefähr auf der Stufe der Vollkommenheit der Neu-Seeländischen; sie besitzt die Consonanten *b*, *d* und *ng*, das *t* und *k* neben einander, aber das *l* fehlt, sie hat nur ein *r*; *f*, *g* und *h* fehlen, und von den Zischlauten des Tongischen ist keine Spur. Ihre Sylben sind voller, als die des Tahitischen und Hawaiischen, indem sie öfter mit einem Consonanten beginnen, da wo diese einen bloſsen Vocal haben; in ihrer nahen Verwandtschaft mit diesen beiden Sprachen ist sie daher geeignet, einen festeren Anhalt für die Etymologie darzubieten. So sehn wir das Wort *maitai, maikai* (gut) jener, welches sich weder im Tong., noch N. Seel. findet, in ihr in der gröſseren Ausbildung von *meitaki*. Merkwürdiger Weise sinkt sie aber wieder auf der andren Seite, an das Hawaiische heran- und über dasselbe hinausgehend, namentlich durch die Verschmähung des *h* (z. B. *waine*, Frau, s. vergl. Worttafel nr. 27.), auf die tiefste Stufe der Consonanten-Vernachlässigung unter allen Dialekten der Südsee. Die Wörter Haus (Mal. *dālam*) und Land (Mal. *benūa*) beginnen in diesen mit einem *f* oder *w*, wenigstens noch mit einem *h* (s. vergl. Worttafel nr. 55. und 2., und meine Südsee-Gramm. nr. 444.), im Rarotongischen lauten sie aber *are* und *enua*; und das Mal. *bhārū*, neu (Jav. *wahu, mahu*, s. vergl. Worttaf. nr. 116.), das im Haw. noch den Umfang von *hou* hat, erscheint hier als *ou*. Die Missionare, welche bei der Bearbeitung dieser Sprache sichtlich die Tahitische vor Augen hatten, wie die Tahitische Bibelübersetzung ihnen auch bei der übrigen eine bedeutende Hülfe gewährt haben muſs, bedienen sich hier wieder des *v* (vgl. oben S. 495.), das ich, wie im Tahitischen, durch *w* ersetze.

Der hier beginnende Abschnitt hat dadurch eine eigenthümliche Gestalt erlangt, daſs ich in demselben die Sprache der Sandwich-Inseln vorzugsweise und umständlich, namentlich mit Zugabe von Beispielen, dargestellt, die andren drei Sprachen aber nur in der Kürze und mit Verweisung auf die Stelle unter den Tah. und N. Seel. Partikeln, wo Wilh. v. Humboldt, und unter den Tongischen, wo ich den Punkt ausgeführt, behandelt habe. Es muſste genügen, kurz anzugeben, wie diese drei Sprachen, mit der Haw. gleichartig oder von ihr abweichend, den grammatischen Punkt nehmen. Dieses kurze Verfahren bei den letzteren leidet jedoch in den häufigen Fällen eine Ausnahme, wo ich Veranlassung zu haben glaube, neuen Stoff hinzuzutragen. Ich würde mir meine Arbeit um sehr vieles leichter gemacht haben, wenn ich die Haw. Partikeln in derselben Art und Ausdehnung, wie es mit denen der übrigen Sprachen geschehn ist, an Ort und Stelle ausgeführt hätte. Dann hätten die Redetheile aber, da man doch nicht eine förmliche Wiederholung der weitschichtigen Partikel-Behandlung eintreten lassen konnte, nur die Form einer Nomenclatur annehmen müssen. Es erschien mir dagegen durchaus wünschenswerth, dem Publicum ein volles Bild der Grammatik wenigstens in Einer Sprache vorzulegen, welches zugleich dazu dienen könnte, in den meisten Fällen den Gebrauch des Polynesischen Sprachzweiges ohne müſsige Wiederholung und ohne die Dunkelheit, die, wenn man zu einer solchen Methode seine Zuflucht nicht nähme, zurückbleiben würde, ganz im Speciellen zu zeigen. Ich habe dazu die uns am vollständigsten bekannte Sprache und zugleich die gewählt, welche ich selbst zu diesem Werke hinzufügte. Im Einklange hiermit habe ich die meisten Hawaiischen Partikeln in §. 44. ganz kurz ausgeführt, und bei jeder Bedeutung auf die vollständige Behandlung derselben unter den Redetheilen verwiesen.

Daſs es einige Umstände giebt, welche allein unter den Partikeln vorkommen und bei den Redetheilen nicht wiederkehren können, versteht sich von selbst, und ist hier von keiner Wichtigkeit. Es könnte nur beweisen, daſs eine Übersicht dieser Hülfswörter für sich in der Grammatik einer Polynesischen Sprache kaum zu entbehren sein möchte. Die Partikeln geben aber, — und das ist nöthig zu erwähnen —, nicht allen Stoff her, dessen ich hier bedarf. Ich habe daher die Grammatiken der andren drei Sprachen nochmals durchgehn müssen, um mir das Material für alle die grammatischen Punkte zu verschaffen, welche nicht durch ihre Vermittlung ausgedrückt werden. Dahin gehört z. B. das schwierige Capitel der Pronomina und Zahlwörter und alle die Fälle, wo eine Kategorie von den Sprachen gar nicht oder nur durch Stellung oder durch Wörter angedeutet wird, welche wegen ihrer ganz einfachen Bedeutung und einmaligen Anwendung sehr unnöthig die Reihe der Partikeln ausgedehnt hätten.

Die Wortbildung habe ich von diesem Capitel ganz ausgeschlossen und in dem nachfolgenden besonders behandelt, weil sie ein Recht hat, in allen Sprachen einen selbstständigen Abschnitt der Grammatik zu bilden. Da die Redetheile der Mal. Sprachen auch in dieser eigentlich zu ihrer Bezeichnung bestimmten Formation durch Präfixa und Suffixa so oft in ihre alte Unentschiedenheit zurücksinken, so hätte ihre Aufnahme in dieses mich in neue Verwicklungen und Weitläuftigkeiten gebracht.

Die gröſste Kürze in meiner Darstellung muſste überhaupt aus verschiedenen Gründen, und namentlich wegen der schon an sich so groſsen Ausdehnung und Mannigfaltigkeit des Stoffes, Gesetz für mich sein, und dieser Umstand hat in jeder Art Einfluſs auf die Gestalt derselben gehabt. Ich durfte daher im Wesentlichen die einzelnen Punkte, welche ich auszuführen hatte, nur fragmentarisch nach einander durchgehn, ohne mich auf die Zusammenfassung der Einzelheiten in einem allgemeinen Überblick einzulassen. Schon die Lückenhaftigkeit des Materials machte dies nothwendig. Ich muſste meine Anordnung meist nach den von den Sprachen gebrauchten Wörtern treffen und dieselben auf einander folgen lassen. Die umgekehrte Behandlung nach den Begriffen, und nach den Wörtern unsrer Sprachen allein anzuwenden, war ganz unmöglich, und dieselbe in einer Recapitulation oder Disposition des so vielfach Zerstreuten in gröſserer Einheit nachzuliefern oder vorangehn zu lassen, verbot der beschränkte Raum. Diese Combinationen müssen der eignen Bemühung des Lesers überlassen bleiben. In mehreren Fällen bin ich aber von allen diesen Grundlinien abgewichen und habe mich der entgegengesetzten, für die vollkommne Erledigung und deutliche Zusammenfassung des Gegenstandes günstigen Darstellungsweise überlassen.

Es ist ferner ein wesentliches Erforderniſs einer sorgfältigen Grammatik, das an verschiedenen Stellen zerstreute Gleichartige oder sich gegenseitig Unterstützende an jeder einzelnen zusammenzuhalten und auf einander zu beziehn. Wenn dies aber in vollkommenem Maaſse geschehen soll, so führt es, sobald man sich dazu der Worte bedient, zu einer endlosen, oft widrig werdenden Wiederholung. Ich habe daher die Auskunft getroffen, diese Anführung durch die bloſse Einschaltung der Nummer zu bewirken; und dies hat es mir möglich gemacht, sie sowohl in der gröſsten Ausdehnung auszuführen, als auch die ganze Arbeit bedeutend zu verkürzen. Diese Eintheilung der Polynes. Grammatik, sowohl in dem von Wilh. v. Humboldt, als dem von mir bearbeiteten Theile, von dem Abschnitte der Partikeln an, in kleinere, mit einer laufenden Nummer bezeichnete Stücke war mein Entschluſs; und so sehr diese Einrichtung die Mühe des Werks vermehrte, da ich z. B. die Nummern erst nach Vollendung und genauer Durchsicht der ganzen Arbeit, wo ich keine Versetzung oder Auswerfung ganzer Stücke mehr zu befürchten hatte, bestimmen und zu den unzähligen Citationen benutzen durfte, so hat sie doch den unberechenbaren Vortheil gewährt, daſs ich nicht nur auf Späteres, sondern bei den in stetiger Folge sich abstoſsenden Einzelheiten immer auf bestimmte Stellen und kleinere Sectionen der Seite verweisen konnte. Es geht aus dem Gesagten aber hervor, daſs jene eingeschalteten Citationen nicht vom Leser übergangen werden dürfen.

Ein Punkt, dessen Berücksichtigung hier besonders ihre Stelle finden muſs, ist die Vergleichung der grammatischen Behandlung der Redetheile in dem westlichen Hauptzweige des Malayischen Sprachstammes. Ich habe demselben, im Bewuſstsein seiner Wichtigkeit und mit Rücksicht auf die Umstände, eine besondre Sorgfalt angedeihen lassen, und von dem Anfange meiner Arbeit an dieser Schrift die Richtung gegeben, eine vergleichende Grammatik aller bekannten Idiome des Malayischen Sprachstammes in den Punkten zu sein, zu denen nur irgend die Mundarten der Südsee den Anstoſs gewähren. Ich darf nämlich darauf aufmerksam machen, daſs in den aus einer früheren Zeit herstammenden Stücken dieses 3. Buches, von welchen ich anderwärts gesagt habe, daſs dies zum Theil vorläufige, später umzuarbeitende Ausführungen sind, die ich mit den neuen, wirklich zum Drucke ausgearbeiteten habe vereinigen müssen, eine zu groſse Scheidung der beiden Hauptzweige dieses Stammes sichtbar ist. Es rührt dies besonders daher, daſs sie zu sehr verschiedenen Zeiten unabhängig von einander entstanden. So viel der Verf. in diesem und den neueren Theilen die Übereinstimmung beider Zweige dem Leser in groſsen Umrissen vorgeführt, und so genügend er die Einheit des ganzen Stammes im Allgemeinen und in den Wörtern an vielen Stellen dieser Schrift bewiesen und ausgesprochen hat, so fehlt doch gerade für die Südsee-Sprachen die specielle Vergleichung der grammatischen Erscheinungen und die Nachweisung ihrer Partikeln in den westlichen. Es ist vielmehr hier von ihm ein Princip, welches diese Richtung beinahe ausschlieſst, mit einer gewissen Consequenz durchgeführt worden, nämlich das, die verschiedenen Bedeutungen, die eine Wortform nicht nur als Partikel, sondern auch allgemein als lexicalisches Wort, als ein Subst., Adj., Verbum u. s. w., hat, auf dem Wege des Symbolisirens zu einigen und sie als sowohl gegenwärtig, wie ursprünglich ein und dasselbe Laut- und Begriffs-Individuum darzustellen. Ich zweifle nicht, daſs er diesen Abschnitt der Tah. und Neu-Seel. Partikeln späterhin einer beträchtlichen Umarbeitung unterworfen haben würde; und die Vollkommenheit, in welcher derselbe auch in seiner dermaligen Gestalt erscheint, und die bedeutenden Facta, die er als Resultate eigner Forschung überall enthält, sichern mich vor der Besorgniſs, daſs man die Mittheilung der ursprünglichen Arbeit tadeln werde. Die Übersicht der sich durch dieses ganze Werk hindurchziehenden Thatsachen und die Aufmerksamkeit, welche ich dem sich mit der Wortvergleichung beschäftigenden Theile desselben widmen muſste, haben mich zu einer eignen Ansicht über diese Verhältnisse geführt. Meine Meinung ist die, daſs die vieldeutigen Polynesischen Wortformen, wahrscheinlich oft auch im Laute verschieden (1), zum Theil Trümmer, zum Theil aber auch rohe Anfänge in einem reicheren Lautsysteme, wie es die westlichen Malayischen Sprachen besitzen, auseinandergehender verschiedener Wörter sind. Es ist nicht ohne Besorgniſs vor dem öffentlichen

---

(1) S. Wilh. v. Humboldt oben S. 430. und 501.

Urtheil, wenn ich, mich auf diese Ansicht stützend, gegen eigne Verantwortung in meiner Arbeit den historischen Weg betrete und auf das kühne Ziel hingehe, die grammatische Verbindung der Idiome des stillen Oceans mit denen des groſsen Indischen Meeres aufzufinden. Diese Aufgabe war ebenso schwierig, wie sie, nicht nur für die Polynesischen Sprachen und den ganzen Malayischen Sprachstamm, sondern auch für die allgemeine Völkerkunde und Sprachwissenschaft ein Gegenstand von erster Wichtigkeit genannt werden kann. Ich urtheile nach den Gefühlen und Ansichten, mit denen ich selbst an ihre Lösung ging. Die Übereinstimmung einer nicht unbedeutenden Anzahl der wichtigsten Wörter in beiden Sprachzweigen war augenscheinlich bewiesen; so weit dies bisher beobachtet war, bildeten dieselben aber nur einen verhältniſsmäſsig geringen Theil dieser Sprachen, und der übrige Wortvorrath schien sich gegen die Vergleichung zu sträuben; dieser Umstand gebot allein schon die gröſste Vorsicht in der Fällung eines Urtheils. Je mehr die Sprachkunde zur Gründlichkeit gekommen ist, desto fester ist ferner der Grundsatz gestellt worden, daſs die Übereinstimmung einer Sprache in ihrem grammatischen System und theilweise in den grammatischen Lauten ein unerläſsliches Erforderniſs zur Stammverwandtschaft ist und daſs die bloſse Übereinstimmung von Wörtern nicht dazu berechtigen kann. Diese Übereinstimmung des innren Baues hatte sich aber nach den bisherigen Resultaten nur in so wenigen und unsichren Einzelheiten gezeigt, der Typus erschien in den meisten und wichtigsten Fällen ein so ganz andrer, daſs man daran denken konnte, hier eine Schranke anzunehmen, über welche uns nur ein uns noch unbekannter Hauptsatz der allgemeinen Sprachkunde hinwegzuheben vermöchte. Dies war wenigstens mein Urtheil, so lange ich bei den in dem Werke enthaltenen Thatsachen stehen blieb und ehe ich in die Tiefen der Forschungen Wilh. v. Humboldt's, die er für sich selbst später gemacht, aber nicht aufgezeichnet hatte, einzudringen anfing. Es war nur die Wortähnlichkeit, mit dem bedeutsamen Merkmale, daſs sie Begriffe betrifft, deren Ausdruck nicht von fremden Sprachen erborgt zu werden pflegt, welche mich bei dem Gedanken festhielt, die innere Vereinigung müsse noch aufgefunden werden können. Der Versuch ist geglückt; die Einzelheiten sind auf mehreren Punkten so entscheidend, daſs sie unmittelbar zur Verfolgung dieses Weges berechtigen. Bei jedem ferneren Schritte auf demselben müssen sich die Entdeckungen mehren. Daſs man an diese Untersuchungen nicht die Anforderung machen darf, die ganze Zahl der Polynesischen Partikeln solle in wirklich grammatischem Gebrauche in den westlichen Sprachen nachgewiesen werden, sondern daſs es bei manchen genügen müsse, sie nur als Wörter in ihnen aufzuzeigen, davon wird jeder, der diese Bahn nach mir betritt, sich bald überzeugen müssen. Es ist diese Natur der grammatischen Wörter im ganzen Sprachstamme auch genugsam von Wilh. v. Humboldt ausgesprochen worden, und liegt in der Thatsache ganz einfach vor, daſs die für dieselbe grammatische Kategorie geltenden Hülfswörter zwischen den bekannten der westlichen Idiome so sehr wechseln, daſs sogar gelegentlich ein Sanskritwort zu diesem Behufe gestempelt ist, eine Erscheinung, welche von selbst auf eine gewisse Selbstständigkeit und zum Theil auf spätere eigne Wahl hindeutet.

Die neuen Resultate dieser von mir angestellten Vergleichung beschränken sch nicht auf die Redetheile, sie finden sich in demselben Verhältnisse in dem Abschnitte der Wortbildung, und können, nach der wichtigen Stelle, welche diese Formation in dem ganzen Sprachstamme einnimmt, und da die Natur dieser Bildungen der Vergleichung die enge Gränze vorschreibt, sich, ohne Ausweichung, an die gleiche, grammatische Anwendung genau entsprechender Formen zu halten, sich da noch günstiger zeigen.

Der Hauptzweck, welchen ich meiner Arbeit untergelegt habe, die beiden groſsen Zweige des Sprachstammes in einander überzuführen, versetzte mich in eine neue Lage, besonders ungünstig dadurch, daſs der Entschluſs dazu bei mir ein noch späterer war, als der, die von dem Urheber dieses Werks angefangene Polynesische Grammatik zu vollenden. Überall war in ihm mit Erfolg dahin gearbeitet worden, die westlichen Sprachen mit einander in unmittelbare Beziehung zu setzen; und das 2. Buch, durch Theile des 3. vervollständigt, hat die Gestalt einer vergleichenden Grammatik derselben. Der Umstand jedoch, daſs es der Verf. früher zur Seite legen muſste, als er die vorzüglichsten Hülfsmittel für die alte und neue Sprache von Java dazu benutzen konnte, hat die Folge gehabt, daſs eine nicht unbedeutende Anzahl grammatischer Punkte darin nicht erscheinen; und die ausschlieſsliche Richtung der Vergleichung auf das Kawi verwies ihn ferner noch auf eine Auswahl. Aber die Hinzunahme der Polynesischen Sprachen setzte nicht nur eine ganz vollständige und geordnete vergleichende Grammatik des westlichen Sprachzweiges voraus, sondern erheischte noch gröſsere Mittel.

Umstände, die, von dort aus gesehn, von keiner Bedeutsamkeit schienen, erlangten hier unmittelbare Wichtigkeit; Wörter, welche bei ihm nur im Lexicon eine Stelle zu finden brauchten, treten in der Südsee in die Grammatik ein; und ganz im Allgemeinen vermiſst man eine Bearbeitung der eigentlich sogenannten Malayischen Sprachen in der genau gebundenen Gestalt, welche wir denen des Südsee-Archipels gegeben haben, und namentlich die Aussonderung und homogene Behandlung der grammatischen Partikeln. Die bisherige freie Darstellung jenes Zweiges in der Weise Europäischer Grammatiken und die eigenthümliche des Polynesischen nach Partikeln hat vorzüglich dazu beigetragen, die letzteren Sprachen als etwas auſserordentliches und seltsames erscheinen und kaum den Gedanken an die Möglichkeit einer grammatischen Verwandtschaft zwischen beiden Sprachfamilien aufkommen zu lassen. So wenig es mir vergönnt war, den westlichen Grammatiken im Laufe der Arbeit diese strenge Form zu geben, so gewährten mir dennoch die genaue Ergründung so vieler Hauptpunkte derselben durch den Urheber dieses Werks und die Hülfsmittel, welche ich, nachdem seine Hand demselben entzogen war, mir durch eigne Bemühung für die Mal., Jav. und Kawi-Sprache schuf, eine mächtige Stütze; ich habe ihren Werth an verschiedenen Stellen dieser Schrift geltend gemacht. Schon geringere Hülfe fand ich für das Tagalische; denn die gedruckten Sprachlehren beschäftigen sich, alle mit einander in der Form übereinstimmend, fast nur mit dem Verbum, und drängen alles übrige auf ein paar Blätter zusammen. Ich habe aber wenige gelegentliche Muſsestunden dazu benutzt, auf das Studium von Texten und auf eine etymologische Umarbeitung des Wörterbuchs eine umständliche Grammatik dieses wichtigen Idioms in der Gestalt zu gründen, wie sie der Charakter des Sprachstammes bedingt; und diese Arbeit hat mich schon sehr unterstützt. Dasselbe für die Madecassische Sprache zu thun, über die wir nur einige, von Wilh. v. Humboldt schon vollständig benutzte, grammatische Notizen besitzen, war mir nicht möglich; ich muſste es mir zur Richtschnur machen, in ihr nie die Hülfe von Texten anzusprechen, sondern bei der stehn zu bleiben, welche mir mein Wörterbuch gewährte. In ähnlicher Lage befand ich mich bei dem Bugis.

Auſser dieser grammatischen Arbeit war es eine zweite, lexicalische für die westlichen Sprachen, deren ich nothwendig bedurfte, um die Aufgabe einer Ermittlung des Übereinstimmens grammatisch bedeutsamer Wörter auf eine erfreuliche Weise und in gröſserer Ausdehnung zu lösen. Es ist dies eine Sammlung aller grammatischer Hülfswörter und aller denjenigen Redetheilen angehörender Lautganzen, welche wir in unsren Sprachlehren unter dem allgemeinen Ausdrucke von Partikeln begreifen, namentlich der Adv., Präpos. und Conjunctionen, aus den Grammatiken und vorzüglich Wörterbüchern. Sie sind aus Gründen, über welche nur eine groſse Erfahrung in der Behandlung von Sprachmassen unter dem Gesichtspunkte der Verwandtschaft und eine darauf gegründete philosophische Erhebung Rechenschaft zu geben vermag, schon zwischen den näher verwandten Idiomen oft sehr wechselnd, und diejenigen, auf welche sich die Wortvergleichung immer am wenigsten einläſst. Ihre Zusammendrängung auf einen engen Raum, eine vielfache, unter den verschiedensten Ansichten und mit den mannigfaltigsten Zwecken immerfort wiederholte Durchsuchung ihrer kann, da die Gunst des Augenblicks, von der jede Entdeckung abhängt, so sehr verschieden ist, allein schrittweise dazu führen, sie zwischen den einzelnen Mundarten zu vereinigen, sie von andren Punkten der verschwisterten Idiome abzuleiten, und auf diesem wichtigen Gebiete des bedeutsamen Lautes, auf dem man den Beweis am meisten zu verlangen berechtigt ist, die Stammverwandtschaft der Sprachen geltend zu machen. Ich habe einige Schritte dazu gethan, aber bei der Bedrängniſs meiner Zeit unter so vielfachen Anforderungen des Werks an mich diese Arbeit im Ganzen nicht unternehmen dürfen. Nur in einzelnen Fällen, wo es sich um sehr wichtige Punkte handelte, habe ich, da es auch wünschenswerth war, einige Proben zu geben, groſse Anstrengungen gemacht, um mir alle nöthigen Mittel zu verschaffen; und solche Stellen werden, wie ich hoffe, mich rechtfertigen, wenn ich es schmerzhaft beklage, daſs ich auf diese Vorarbeit habe verzichten müssen.

Indem jene Haupttendenz meiner Grammatik mich unmittelbar darauf führte, die Aufmerksamkeit auf den ganzen Wortvorrath zu richten, so haben die mit groſsem Zeitaufwande verknüpften ausgedehnten Versuche, diese Verbindung zwischen beiden Theilen des groſsen Oceans an den Wörtern ganz im Allgemeinen herzustellen, auf sehr vielen Punkten den glücklichsten Erfolg gehabt, und ich kann so das oben geäuſserte beschränkende Urtheil durch Ausspruch der Überzeugung verbessern, daſs man sich der sichren Hoffnung hingeben darf, die Wortvergleichung zwischen beiden

Sprachzweigen ganz in dem Maaſse fortführen zu können, in welchem überhaupt eine Sprachfamilie sich in dem ganzen Stamme wiederfinden läſst.

Von dieser Methode der Wortvergleichung, eine bestimmte Form durch alle bekannte Sprachen des Stammes zu verfolgen, habe ich an mehreren Stellen dieser Arbeit Proben gegeben. Ich beabsichtige, in meinen Zusätzen zu dem gegenwärtigen Werke im Groſsen darauf zurückzukommen. Diese Art der Beweisführung für Wortverwandtschaft ist, wie ich es schon oben S. 238-239. ausgesprochen habe, die eigentlich vollkommene. Die bloſse Verfolgung eines Begriffes in seinen Ausdrücken ist nur unter seltenen Umständen geeignet, dieses Zusammenstimmen in einem günstigen und in seinem eigentlichen Lichte erscheinen zu lassen. Wo solche Umstände aber eintreten, ist der Eindruck der vollständigste, den es geben kann. So wenig die nach dieser letzteren Methode ausgearbeiteten Worttafeln im 1. Abschnitte dieses Buchs an solchen Lichtpunkten arm sind, so hat doch in mehreren Artikeln auch schon der Nebenweg eingeschlagen werden müssen, den verwandten Ausdruck, wo er einem andren Begriffe zugetheilt war, in Parenthese beizufügen; von dieser Verbindung beider Wege muſs man aber, wie einzelne Beispiele zeigen, wegen zu groſser Anhäufung verschiedener Wortformen sehr bald abstehn. Die von mir befolgte Methode ist schon darum die schwierigere, weil sie sehr vollkommene Wörterbücher und eine genaue Einsicht in dieselben voraussetzt. Ganz besonders vermisse ich, was die ersteren anbetrifft, ein Englisches alphabetisches Verzeichniſs zu den Wörterbüchern der N. Seel., Tah. und Haw. Sprache; die Sorge für das baldige Erscheinen dieses Werks erlaubte mir nicht, diese Nebenarbeit schon jetzt vorzunehmen. Dennoch liegt gerade in den Sprachen der Südsee die gröſste Schwierigkeit des Unternehmens. Denn mit ziemlicher Leichtigkeit schlieſsen sich in der Regel diese, wie wiederum mehrere westliche unter sich, in Formen und Begriffen an einander; aber ganz andere Mittel müssen meist zu Hülfe genommen werden, um eine Form aus dem einen Sprachzweige in den andren überzuführen. Diese Mittel sind eine gröſsere Nachgiebigkeit in der Bedeutung und in der Form; und die bisherigen Entdeckungen haben gezeigt, daſs man sogar auf ein sehr weites Abgehn beider Sprachelemente gefaſst sein muſs. In einzelnen Beispielen tritt dies auch bei nächst verwandten Sprachen ein. Um hier einen Augenblick allein von der Form zu reden, so ist eine der natürlichsten Fragen die, wo man die vielen scharf individualisirten Consonanten der westlichen Idiome, namentlich des Mal. und Jav., in dem so armen Lautsystem der Polynesischen suchen solle; und dieselbe berührt auch, wie alle oben erwähnte Divergenzen, schon einige Dialekte des westlichen Völkerkreises, vorzüglich das Tagalische und Madecassische. So fehlen den Polynesischen, mit Ausnahme der Sprache von Tonga, die Zischlaute *s*, *j* und *ch*; es hat sich nun beobachten lassen, daſs sie auf die verschiedensten Buchstaben ihres dürftigen Alphabets, z. B. *t*, *k*, *h*, *w*, *m*, vertheilt sind, und manchmal ganz fehlen. Die Gefährlichkeit beider Mittel, der Formveränderung und dem symbolischen Wandel des Begriffs eine so groſse Freiheit zuzugestehn, leuchtet ein; sie sind es gerade, welche der Unkenntniſs und der Willkühr ein offenes Feld einräumen, sie sind es, denen allein eine Anzahl von Schriften ihr Dasein verdanken, welche aus der kühnen Idee entsprungen sind, in die Uranfänge der Sprache zurückzugehn und die verschiedenartigsten Idiome der Welt als mit einander verwandt darzustellen. Die Schwere der Verantwortlichkeit fühlend, habe ich bei meinen etymologischen Untersuchungen alle mögliche Vorsicht beobachtet; ich verweise auf meine in nr. 589. abgegebene Erklärung. Die Formen, an deren Identität ich selbst zweifle, versehe ich mit einem Kreuz; und da ich dieses Mittel nur selten anwenden darf, so will ich alle in dieser Arbeit gelieferte Worttafeln, so weit sie nicht die unmittelbarste Überzeugung an der Stirn tragen, nur als vorläufige Versuche betrachtet wissen; und wo ich selbst eine Zuversicht zu einer oder der andren gröſseren Zusammenstellung hege, würde ich auch diese bei entstehendem Widerspruche eher aufgeben, als den Vorwurf auf mich laden, zu jenen bethörten Sprachvergleichungen, welche, immer mehr um sich greifend, uns um die besten Früchte der durch die genauere Erforschung des Sanskrits hervorgerufnen Wissenschaft zu bringen drohen, auf irgend eine Weise einen neuen Antrieb gegeben zu haben.

§. 47.

Artikel.

Hauptform.

Tong. *he*, N. Seel., Rarot. und Tah. *te*, Haw. *ka*, *ke* — Die fünf Sprachen 489 haben einen Artikel, den sie mit groſser Regelmäſsigkeit gebrauchen, und unterscheiden sich dadurch von den meisten westlichen Sprachen des Stammes, welche zwar Artikelformen besitzen, von ihnen aber nur einen gelegentlichen Gebrauch machen.

Die Bedeutung dieses Artikels ist ganz allgemein und völlig ununterschieden, da er sowohl den bestimmten, als den Einheits-Artikel, und den Fall in sich begreift, wo im Deutschen gar keiner, im Französischen der sogenannte Theilungs-Artikel gebraucht wird, daher diesen Sprachen mehrere der Hauptvortheile entgehen, welche dieser Redetheil andren gewährt. Ob die Auslassung des Polynes. Artikels, welche auch vorkommt, einen bestimmten Unterschied in der Bedeutung begründet, muſs noch weiter untersucht werden (s. nr. 499-501.). Eigennamen haben in der Regel keinen Artikel; doch steht er im Tah. bisweilen vor ihnen (Gramm. S. 9.), und im Vocativ ist dies auch im Haw. (s. nr. 552. 553.) Das Wort Gott hat ihn, auch im christlichen Gebrauche, vor sich.

Dieser Artikel lautet im N. Seel., Rarot. und Tah. *te*, im Tong. *he* und im Haw. *ka* und *ke*. Das Tong. *he* ist nur eine Abschleifung aus *te*, wie einzelne Fälle beweisen, in denen diese vollständige Form noch vorkommt (s. nr. 377.).

490 Die Haw. Artikelform *ka* ist hiernach sehr auffallend, da in keiner der andren Sprachen eine Spur davon ist, und um so mehr, da sie in den bei weitem häufigsten Fällen, *ke* nur zu einem sehr kleinen Theile gebraucht wird. Indem die Wahl zwischen beiden Formen im Allgemeinen von dem Anfangsbuchstaben des Subst. abhängig ist, so sollte man nicht denken, daſs *ka* ein ganz anderes Wort wäre, sondern müſste es für eine Wohllautsveränderung aus *ke* halten, wofür sich wohl Analogien finden lassen, wie z. B. und, oder, aber im Tah. *e*, im Haw. *a* lautet, und die letztere Sprache für gewisse Beziehungen *ma* und *me* zugleich anwendet; nur daſs das bei diesem Wechsel befolgte Gesetz nicht einleuchtet. Nach dem Haw. Wörterb. (*v. ke*), mit dessen Bestimmungen die des Hrn. v. Chamisso (S. 10.) fast wörtlich übereinkommen, steht nämlich *ke* vor allen Wörtern, welche mit *k*, vor wenigen, welche mit *p*, und noch wenigeren, welche mit *m* anfangen; vor Anfangs-*o* steht bald *ka*, bald *ke*, und vor Anfangs-*a* ist *ka* gewöhnlicher. Letzteres ist aber nicht so zu verstehn, als könnten bei demselben Worte beide gebraucht werden; denn dies ist nur der Fall je bei verschiedenen Bedeutungen der Wörter, d. h. bei ganz verschiednen Wörtern, die nur dieselbe Form haben. Vor allen übrigen Buchstaben steht *ka*. Um

die Sache von der andren Seite auszudrücken, so wird vor *e, i, u, h, l, n, w* immer *ka*, vor *k* immer *ke*, vor *a, m, p* meist *ka*, vor *o* bald *ka*, bald *ke* gebraucht. Man sollte glauben, daſs die schwankenden Fälle sich durch weitere Buchstabengesetze, nach dem zweiten Lautzeichen u. s. w., bestimmen lieſsen; Hr. v. Chamisso hatte aber die Hoffnung ganz aufgegeben, und war der Meinung, daſs es Sache des Wörterbuchs sein müſste, in den unbestimmbaren Buchstaben bei jedem Subst. die gebräuchliche Artikelform anzuführen.

Wenn man nach diesem Artikel, für dessen vollständigste Form *te* 491 angesehen werden muſs, in den westlichen Sprachen sucht, so scheint es mir immer am natürlichsten, daſs es das dortige *si* ist. Denn da drei dieser Sprachen (das Tong. ausgenommen, s. oben S. 518.) kein *s* besitzen, so liegt es sehr nahe, anzunehmen, daſs *t* für dasselbe eingetreten sei; es fehlt mir auch nicht an Belegen für diesen Lautwechsel, obgleich auch andere Polynes. Consonanten, z. B. *h*, dieses *s* ersetzen. Insofern läſst sich die Nebenform des Polynes. Artikels sogar noch günstiger mit dem *s* vereinigen. Der diesen Nebenformen beigelegte starke Hauch (s. nr. 700.) und der Gebrauch der Hauptform bei der Bildung der Pron. dem. (nr. 689. 690.) und vor dem Pron. interr. (s. nr. 723. 725.) beweisen ferner für meine Vermuthung, obgleich bei seiner Anwendung vor dem Subst. der oben schon erwähnte groſse Unterschied zwischen beiden Sprachzweigen ist, daſs das westliche *si* einen ganz speciellen Gebrauch hat, die Polynes. Form aber allgemein als Artikel gilt.

Dieses *si* findet sich im Mal., Jav., Tag. und Bugis. In der letztgenannten Sprache kann ich es bis jetzt nur als Einheits-Artikel vor Zahlclassen nachweisen (s. oben S. 266.). In den drei andren ist es allerdings Artikel, aber in einem eigenthümlichen und beschränkten Sinne; man kann es den Artikel der Persönlichkeit nennen. Seine Bed. ist die des bestimmten, aber nicht nothwendig, da es auch im Vocativ und vor unbestimmten Pronominen vorkommt. Ich werde es in jeder dieser Sprachen nach den bisherigen Aufschlüssen besonders entwickeln; es wird hieraus die Ähnlichkeit seines Gebrauchs in allen dreien hervorgehn und die eine Sprache wird die Nachrichten über die andre ergänzen. Im Mal. wird dieser Artikel *sī* und *si* geschrieben, ich habe aber in Marsden's Wörterb. auch sehr häufig im verächtlichen Sinne *se* (mit kurzem *e*) gefunden. Er steht 1) vor Eigennamen, aber nur vor dem wirklichen Geburtsnamen (*nāma daging*), nicht vor dem sogenannten *gālar* (Marsden: *name of manhood*), einem später der Person beigelegten titelartigen Beinamen; 2) nur im verächtlichen Sinne vor Subst. und vor Adj., sowohl wenn diese substantivisch, als wenn sie mit einem Hauptworte verbunden und nach ihm stehn; 3) vor einigen Pron., wie *ānō*, ein gewisser, ein solcher, *āpa*, wer? Soweit gehn unsre Nachrichten über seinen Gebrauch; ich habe aber *se* auch in sehr merkwürdigen B: als Artikel der Individualität, und nicht auf die menschliche oder thierische Persönlichkeit beschränkt, in Wörter verwachsen gefunden: *chūrang*, Engweg, *sechūrang*, ein Stück Geschütz; *dīngin*, kalt, *dāūn-sedīngin* oder bloſs *sedīngin*, die Pflanze *Cotyledon laciniata* L. (von der man glaubt, daſs ihre Blätter das Wasser abkühlen); *padas*, beiſsend, *sepadas*, Ingwer; *lāyer*, Segel, *īkan lāyer* oder *selāyer* (ohne *īkan*), ein groſser Fisch mit einer segelartigen Rückenflosse; *māti*, todt, sterben, *semāti*, der Tod (personificirt) 2) die Todten 3) (einem Subst. nachgesetzt) verstorben, selig. Das Jav. *si* gehört nach Cornets der gewöhnlichen Sprache an und steht 1) vor Eigennamen, Titeln und Verwandtschaftsnamen (z. B. jüngerer Bruder); 2) hat es einen verächtlichen oder spöttischen Sinn. Brückner erwähnt aller dieser Umstände nicht, sondern sagt ganz kurz, daſs es vor Thieren und Menschen stehe, und führt als B. das Kind und die Katze an; 3) steht es im Kawi vor wer? (*syapa*; Jav. *sapa*) Das Tag. *si* wird gebraucht 1) vor Eigennamen 2) vor Appell. der Verwandtschaft und Titeln, wenn man mit Zärtlichkeit spricht (Vater, Gevatter, Capitän, sowohl im Nom., als Vocativ); 3) als Artikel der Persönlichkeit vor einigen Pron. (wer? ein gewisser) Im Formosan. steht *ti* vor Eigennamen. Im Jav. kommt vor dem seinem Subst. nachstehenden Adj. *sing* und vor Eigennamen zur Geschlechts-Unterscheidung das männliche *ki* und weibliche *ni* vor, welche beiden letzten aber Verkürzungen der Subst. *kyahi* (eig. Groſsvater von väterlicher Seite; nach Marsden ist *kei, kīei* ein Titel auf Java, Borneo, Sumatra) und *nyahi* (Dame, Mal. *nyei, nyāī*, nach Marsden auch in Benculen) sind. Im Kawi ist *sang* ein ehrender Artikel (besonders vor Titeln und Verwandschaftsnamen), den ich auch im Tag. gefunden habe (*sang cachristianohan*, die Christenheit, de los Santos Wörterb.), und im Mal. *yang* der gewöhnliche Ausdruck für diesen Redetheil; beide Wörter sind aber ganz vorzüglich das Pron. rel., und diese Geltung steht mit ihrem artikelartigen Gebrauche in

Verbindung. In ihrer Anwendung vor absolut gebrauchten Adj. stimmen beide Sprachen überein, und das dem Subst. nachgestellte Beiwort wird im Mal. häufig durch dieses Wort angeschlossen.

Es bleibt sehr möglich, daſs der Mad. Artikel *ni* ebenfalls dieses *si* der westlichen Sprachen ist. Wenn das Haw. *ka* ein von *ke* verschiedenes Wort wäre, lieſsen sich auch dazu Analogien finden. So ist im Formosanischen *ka* und *ta* der gewöhnliche Artikel, und *kang* im Jav. eine Form für denselben. Im Tag. ist *ang* der gewöhnliche Artikel des Nominativs. Man sehe wegen der westlichen Artikelformen noch S. 64-65. 337-340.

Vom Haw. *ka, ke* sagt Cham., daſs es nur im Sing. vorkomme; eine 492 andre Äuſserung von ihm aber (S. 12.), daſs die Sprache öfter den Singular gebrauche, wo wir den Plural anwenden, die ihm dazu dienen soll, *na* als Plural-Artikel darstellen zu können, beweist gegen die Sicherheit der Behauptung. Von dem N. Seel. *te* wird ziemlich dasselbe bemerkt, da es nur bisweilen im Plural gebraucht werden soll (nr. 144.): B. nr. 138., letztes B. nr. 235., B. 2. nr. 243.; auſser diesen B. habe ich es sehr häufig im Plural gefunden. Beim Tah. *te* wird dieser Punkt zwar nicht berührt, ich finde aber ein B. vom Plural (Gramm. S. 9.); als Capitän Wallis die Insel im J. 1767 besuchte, sagten ihm einige bejahrte Personen, von der Bestürzung ihrer Landsleute sprechend: *tao aera ratou, e ere outou te taata*, sie dachten, ihr wäret keine Menschen (sondern Götter). Das Tong. *he* gilt ebensowohl für den Plural (B. nr. 269., S. 445. VII.), als Sing. — Das Wahre der Sache ist, daſs in allen vier Sprachen der Artikel auch Plural-Bed. haben kann, nur daſs meist dieser Numerus durch Hülfswörter bezeichnet wird (nr. 509. u. flgd.). Über den Gebrauch des Artikels vor ihnen s. nr. 509.

Bed. des bestimmten Artikels — Ich habe dafür bisher meist, zum Be- 493 hufe der Erläuterung des Casuszeichens *ko, o,* nur Beispiele, in denen dieses vor dem Artikel steht, gesammelt (Tong. s. nr. 300. 306. 307., N. Seel. S. 467. XXI., Tah. nr. 38. und S. 471. I.); bei den Präpos. finden sich aber deren überall; Beispiele, wo im Tah. *te* allein im Nom. steht, sind in nr. 9., vor dem Verbum B. 1. nr. 82., nach demselben B. 2. nr. 97.; N. Seel. nach dem Verbum B. S. 554. Z. 4., B. 1. nr. 188. Cham. giebt *o ke kanaka* in der Bed.: der Mensch, d. h. ein bestimmter; über diese Begriffsunterscheidung habe ich nr. 499. näher gesprochen.

Bed. des unbestimmten Artikels — ein: Tong. s. nr. 268. 306. 307., N. Seel. B. 1. nr. 970. und öfter; Tah. S. 476. 10., B. 2. nr. 823. und öfter; nr. 841. habe ich ein Tah. B. nachgewiesen, wo bei zwei durch und verbundenen Subst. das ein des ersten durch *e*, das des zweiten durch *te* ausgedrückt ist. Mit Tah. *hoe* drückt *te* den Einheits-Artikel und einige Pronomina aus, die alle vollkommen unbestimmt sind (s. nr. 28-30.). Haw. s. B. 1. nr. 550., B. nr. 753., B. 1. (Haw.) nr. 554. Der Deutsche artikellose Plural gehört hierher; vom Tah. habe ich eben (nr. 492.) ein Beispiel gegeben. Wo im Deutschen beim Sing. kein Artikel steht: Haw. *e haawi aku no au ia ia i ka mana*, ich werde ihm Macht geben (Apoc. 2, 26.); B. 2. nr. 987., B. 1. nr. 1026.; Tah. B. 2. nr. 101., B. nr. 116.

Der Haw. und Tah. Artikel steht auch nach dem *e* des Vocativs (s. nr. 552. 553.).

Wo der Artikel noch gebraucht wird, s. nr. 392.

Nebenform.

494 N. Seel. und Tah. *e*, Haw. *he* — Ich halte diese Wörter nur für Nebenformen des eigentlichen Artikels, welche sich aus ihm abgeschliffen haben. Das obige Tong. *he* vermittelt diese Annahme; und der Umstand, daſs dem N. Seel. und Tah. *e* vor einem Vocal, dem N. Seel. von Forster sogar auch vor Consonanten, eine Aspiration zugeschrieben wird (s. oben S. 512.), schlieſst dieses näher an das Haw. *he* an.

495 Diese Formen sind, meiner Meinung nach, von den obigen allgemeinen nicht durch den Begriff verschieden, sondern ich glaube, daſs die in dem Laute sich offenbarende Vernachlässigung auf den Artikel, wie er in den Südsee-Sprachen einmal gefaſst ist, übertragen werden muſs, und daſs sie einer nachlässigern Behandlung dieses Redetheils dienen. Es kann daher auch hier nicht davon die Rede sein, in ihnen eine Beschränkung desselben auf den unbestimmten Artikel anzunehmen, obgleich aus der eben gegebnen Ansicht natürlich folgt, daſs sie meist nur dieser sind. Ich habe nr. 841. zwei B. nachgewiesen, wo das Tah. *e* den bestimmten Artikel ausdrückt; das N. Seel. *e* finde ich B. nr. 158. als bestimmten Artikel im Acc., ohne daſs dieser Casus angedeutet ist. Ganz besonders wichtig ist mir in dieser Hinsicht Hrn. v. Cham.'s Bemerkung (S. 44.), daſs das Haw. *he* keine Präpos. vor sich duldet; als Belege dafür führe ich an die Nicht-Bezeichnung des Acc. beim Haw. *he* (nr. 599. 746.) und beim N. Seel. *e* (s. vorhin).

Doch steht nr. 201. dies *e*, in der Bed. dieser, also ganz bestimmt, nach der Präpos. *i*; über das Haw. *me* s. nr. 497. Ich füge hinzu, daſs die Artikelform mir auch nie mit dem Casuszeichen *o* vorzukommen scheint; und dieselben Umstände möchten auch in den beiden andren Sprachen statt finden. Daraus schöpfe ich die Vermuthung, daſs sie vorzüglich in Fällen des Nom. und Acc. da gebraucht wird, wo weder ein Verbum vorhanden ist, noch hinzugedacht werden kann, die Construction zu vermitteln, und daſs gerade in der letzteren klaren und bestimmten Construction das Casuszeichen mit dem wirklichen Artikel angewandt wird, welcher Verknüpfung also diese corrumpirte Artikelform genau zur Seite steht. Doch ist diese Unterscheidung nicht ganz durchzuführen. So haben die Haw. Büchertitel bald *he*, bald *ka*, *ke*, bald *o ka*, *o ke* vor dem Subst., und bei ausgelassenem Verbum sein führt das Subst. des Prädicats in diesen Sprachen zwar meist die Nebenform, aber auch öfter die Hauptform des Artikels vor sich (s. nr. 838. 841.). Hierher gehört folgendes Haw. B.: *he maka no ka maka, a he niho no ka niho*, Auge um Auge, Zahn um Zahn (Matth. 5, 38.). Wann die verstümmelte Form auch in vollständigen Constructionen vorkommt und in wie weit sie mit der Hauptform concurrirt (s. Tah. S. 471. 1. und B. nr. 10.), muſs erst durch längere Beobachtung ins Licht gesetzt werden. Die Sache läuft aber wahrscheinlich auch hier darauf hinaus, daſs die Nebenform ein kurzer und nachlässiger Gebrauch für den mit dem Nominativ- und Accusativ-Zeichen (*ko*, *o*) oder der Accusativ-Präposition (*ki*, *i*) verbundenen eigentlichen Artikel ist.

Vom N. Seel. (nr. 132.) und Tah. *e* (nr. 3.) wird gesagt, daſs es im 496
Sing. und Plur. vorkommt (¹); vom Haw. fehlt die Beobachtung noch, und vor den Haw. Pluralzeichen *mau* und *poe* möchte *he* eher zu diesen zu rechnen sein.

Das Haw. *he* steht nun besonders: vor dem Prädicate, und zwar 497
meist mit ihm den Satz eröffnend, beim ausgelaſsnen Verbum sein, ebenso N. Seel. und Tah. *e*; im Haw. und N. Seel. auch vor dem Adj. des Prädicats (s. nr. 838-841.).

In ähnlicher Art steht es vor dem Prädicate bei nennen (²) (s.

(¹) Vom Plural habe ich das N. Seel. *e* öfter gefunden.

(²) Ebenso finde ich *e* im Tah.

nr. 858.), und nach dem Adv. *me*, wie (s. nr. 946.): dieses könnte eine Präpos. und der Fall gleich auffallend mit dem des Tong. *ko* nach *ange* (s. nr. 354. 528.) sein. Ebenso finde ich es vor dem Adj. des Prädicats bei scheinen, aber nach dem Verbum: *ua ike maopopo ia he poepoe ka honua*, die Erde scheint offenbar rund zu sein (Cham.); auch beim activen *ike* im Acc. des Prädicats (jedoch vor *poe*): *ua ike oe ia lakou he poe wahahee*, du hast sie als Lügner erfunden (Apoc. 2, 2.).

Ein fernerer Beweis der obigen Anwendung bei constructionslosen Wörtern ist sein Gebrauch in Überschriften und Büchertiteln.

Auſserdem steht es vor Numeralien (s. nr. 599.) und Wörtern der Menge (s. nr. 393., wo auch noch andere Gebräuche vorkommen). Dahin gehört auch wohl das Tong. *e*, welches nach *lahi*, viele, vor dem Subst., also beim Plural steht, nur daſs die Construction hier eine andre ist (s. nr. 277.). Im Tah. findet sich *e* vor dem Ausdrucke *too* (B. nr. 65. und nr. 66. Anm. 1.).

498 Ich bemerke schlieſslich, daſs ich hier nur meine eigne Ansicht von den Polynes. Artikelformen vorgetragen habe, und daſs diese von allen bisherigen Ansichten sehr stark abweicht. Diese letzteren habe ich nr. 532-538. weitläuftig auseinandergesetzt.

Mangel des Artikels.

499 Cham. sagt (S. 10 - 11.), daſs, wo ganz im Allgemeinen geredet wird, z. B. vom Menschen oder von den Menschen überhaupt, kein Artikel steht. Dieselbe Behauptung wiederholt er bei dem Gebrauche des Casuszeichens *o* (ohne Artikel). Da diese Partikel gar nicht zur Sache gehört, so verfolge ich den Gegenstand hier. Nach Cham. wird dieses bloſse *o* gebraucht, wenn ganz allgemein, von der Gattung gesprochen wird: *o kanaka*, der Mensch, z. B. zum Unterschiede von den Thieren. Dasselbe scheint (nr. 148.) vom N. Seel. *ko* gesagt zu werden. Ich möchte an der ausschlieſslichen Geltung dieser Annahme noch zweifeln; sie wird durch den Gebrauch der Tong. Sprache, wenn nicht widerlegt, doch durchaus nicht bestätigt. Der Fall von nr. 298. scheint der obigen Behauptung entgegengesetzt, und durch die Figur des mit einem Eigennamen combinirten Appellativums (nr. 300. 307.) zieht sich das Gesetz hindurch, daſs der Artikel steht, wenn die Person dem Angeredeten unbekannt, und daſs er übergangen wird, wenn sie ihm bekannt ist. Vgl. noch nr. 299.

Ausgemacht bleibt es, daſs der Artikel in diesem Sprachzweige oft 500 fehlt, wo er sonst gebraucht wird; und ich möchte die oben (nr. 489. 493.) gezeigte Gleichgültigkeit dieser Dialekte gegen Artikel-Bestimmung auch auf seine Abwesenheit ausdehnen. In demselben Falle, wo, nach einem obigen Beispiel, ein Subst., dessen Begriff der Allgemeinheit oder Theilbarkeit es mit sich bringt, daſs es im Deutschen ohne Artikel steht (Macht, nr. 493.), im Haw. denselben vor sich hatte, bleibt er wieder aus: *ua haawi aku no au ia ia i manawa*, ich habe ihr Zeit gegeben (Apoc. 2, 21.). Ebenso fehlt der Artikel, wie im Deutschen, B. nr. 859. Mar. glaubt, daſs es Fälle gebe, wo der Artikel *he* wegbleiben müsse. Dahin gehört der Fall des Subst., 501 welches ein anderes von ihm im Gen. regiertes Subst. vor sich hat (s. nr. 540. 541.); das Subst. Gen. kann ihn im Haw. annehmen oder nicht (s. nr. 540.). In der umgekehrten Stellung beider finde ich ihn beim Gen. fehlen, sowohl wo dieser durch eine Präpos. angedeutet ist: Haw. *he poe lawaia ka nui o kanaka*, die Mehrzahl der Leute sind Fischer (Cham.), als wo beide Subst. unmittelbar zusammenstehn (Tong., Tah. und Haw. s. nr. 543.); beim Regens Tah. B. 4. nr. 92. Das Subst., welches ein durch die Präpos. *ka*, *ko* aus dem Pron. pers. gebildetes (nr. 674.) oder selbstständiges Pron. poss. (nr. 678.) vor sich hat, kann im Haw. nie einen Artikel vor sich nehmen.

Wörter, die den Artikel vertreten.

Pronomina demonstr.

ia Haw. — Es wiederholt sich hier der Fall des Deutschen der, die, 502 das gegen das Sanskr. तत्, *tat*, und des Artikels der Töchtersprachen des Lateinischen gegen *ille*, daſs ein Pron. dem. zum Artikel hingezogen wird. Das Haw. Dem. *ia* ist auch das Pron. pers. (er) Es könnte wohl nur den bestimmten ausdrücken: *o ke alii no ia aupuni Palusia*, o König des Reiches Preuſsen (Brief des Königs der Sandwich-Inseln an Sr. Maj. den König (1)). Das Wort duldet auch hier, wie als Pron. dem. (s. nr. 685.), keine Bezeichnung des Acc. durch *i* vor sich: *ia kanaka ia kanaka*, ein Mensch den andren, eig. der Mensch den Menschen (Cham.).

---

(1) Dieser Brief des Königs Kauikeaouli (über die Bed. des Namens s. nr. 1134.) oder Tamehameha's III. (der Einsame; *ia*, *ka* Artikel, *mehameha*, einsam), Oahu den 5$^{\text{ten}}$ März 1828 datirt, begleitete das Geschenk eines rothen Federmantels an Sr. Majestät den König, und befindet sich, nebst diesem, auf der hiesigen Königl. Kunstkammer.

taua Tah. — Dieses Demonstr. Pron. (nr. 687.) vor und *ra* nach dem Subst. finde ich oft als einen Ausdruck für den bloſsen bestimmten Artikel.

Das Zahlwort ein.

503 Mit dem Artikel vor sich, vertritt es den unbestimmten Artikel (N. Seel. *te tahi*, *e tahi*, Haw. *kekahi*), s. nr. 742.

Substantiva.

504 Tong. *foi*, Tah. *te hoe* — Sie scheinen dasselbe Wort, und drücken manchmal den unbestimmten Artikel aus, s. Tong. nr. 296. und Tah. nr. 28. 30.

505 *mau* Tah. — Dieses Wort drückt nach den nr. 56. angegebnen Beispielen mit dem Artikel *te* vor sich den bestimmten Artikel, mit *tehoe* vor sich das Deutsche artikellose Subst. (z. B. Wasser), ohne Artikel dasselbe und den unbestimmten Artikel aus. Seine Bed. wird partitiv genannt, s. näher nr. 56. Es könnte möglicher Weise das Tag. Pluralzeichen *manga* sein (¹) (vgl. Tong. *fuhi* gegen *foi* nr. 589.), doch ist seine Etymologie noch sehr ungewiſs (im Tong. ist *ma*: kauen, *ma* und *máanga*: Mundvoll, Bissen).

§. 48.

Substantivum.

Bildung.

506 *mea* Tong., N. Seel. und Haw. — Das Subst. *mea*, Sache (s. nr. 404-406.), bildet im Haw., vor ein Verbum gestellt, ein Subst. Acti, des Werkzeugs u. ä.: *ka mea ai*, Speise (von *ai*, essen); *ka mea inu*, Trank (von *inu*, trinken); *ka mea kalepa*, Waare (von *kalepa*, handeln); *ka mea pai palapala*, die Buchdruckerpresse (*pai*, drucken; *palapala*, Schrift); *ka mea hu*, Sauerteig (nach dem Wörterb. ist *hu*: gähren, gährend, und Sauerteig selbst). Alle diese B. sind von Cham. Ich finde auch die Bed. actoris: *ka mea hana*, Arbeiter (ein B. in nr. 863.). Man beachte ferner folgende Stelle: (ich will nicht auf euch werfen) *i kekahi mea kaumaha e ae*, eine andere Last (Apoc. 2, 24.); ich finde *kaumaha* im Wörterb. als: beladen, belasten, belastet, und als Subst. nur in abstracter Bed.: Schwere, Müdigkeit, Niedergeschlagenheit.

Im Tong. Actum, vom Verbum: *kei*, essen, *mea kei*, Speise; *inu*, trinken, *mea inu*, Getränk; *fuagi*, geben, schenken, *mea f.*, Gabe, Ge-

---

(¹) Im Rarotong. finde ich *manganui*, viele (*nui* s. nr. 935.).

schenk; Werkzeug, vom Subst.: *tau*, Krieg, *mea tau*, Waffen. — Im N. Seel. *mea kai*, Lebensmittel.

Gentilia.

507 *ka*, *ko* Haw. — Die Abkömmlinge einer Person werden im Haw. durch Vorsatz der Präpos. *ka* vor den Namen, die Einwohner eines Landes oder einer Stadt durch Vorsatz der Präpos. *ko* vor deren Namen gebildet. Dieser Ausdruck darf keinen Artikel vor sich haben. Den Beispielen nach kann er nur im Plural statt finden (s. näher nr. 542.).

Geschlecht.

508 Die Südsee-Sprachen sind, wie die westlichen Malayischen, gegen das Geschlecht grammatisch gleichgültig; es wird, wie in diesen, bei Menschen und Thieren, wo es nöthig ist und nicht schon geschiedene Ausdrücke vorhanden sind, durch Nachsatz des Wortes Mann (Tong. *tangata*, N. Seel. und Tah. *tane*, Haw. *kane*) und Weib (Tong. *fafine*, in den drei andren Sprachen *wahine*) ausgedrückt; beide Theile der Composition erleiden dabei manchmal Verstümmlungen und Veränderungen: *parens* N. Seel. *matua*, Tah. *metua* oder *medua*, Haw. *makua*; Vater N. Seel. *matua tane*, Tah. *metua* oder *medua tane*, Haw. *makuakane*; Mutter N. Seel. *matua wahine*, Tah. *metua* oder *medua wahine*, Haw. *makuwahine* oder *makuahine*; Haw. *keïki*, Kind, *keïkikane*, Sohn, *keïkamahine*, Tochter; Bruder Tah. *tuane*, Haw. *kaikunane*; Schwester Tong. *tuafafine*, Tah. *tuahine*, Haw. *kaikuwahine*; Haw. *pipi*, Rind, *pipikane*, Ochse, *pipiwahine*, Kuh. Das N. Seel. Wörterb. führt von *wahine* die verstümmelte Form *ine* an. Cham. bemerkt, daſs im Neuen Test. die Henne, die ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt (Matth. 23, 37.), und der Hahn in der Geschichte des Petrus beide bloſs *moa* genannt werden.

Beispiele vom Tong.: *buaka tangata*, männliches Schwein, *buaka fafine*, Sau; *moa tangata*, Hahn, *moa fafine*, Huhn.

Im N. Seel. kann das bezeichnende Wort sowohl nach-, als vorstehn: *tupuna tane*, Groſsvater, *tupuna wahine*, Groſsmutter; *tane tohūnga*, Priester, *wahine tohūnga*, Priesterin; *tane manu*, das Männchen, *wahine manu*, das Weibchen des Vogels. Die Gramm. giebt in dieser Sprache noch für das männliche Geschlecht *taurawi* und für das weibliche *uwha* an: das Beispiel ist von Thieren: *e kara ree taurawi,* ein männliches, *e kara ree uwha,* ein weibliches Thier.

Im Tah. wird sogar eine Bezeichnung des Geschlechts der Pflanzen durch obige beide Wörter erwähnt: *ninita tane, the male papaw, ninita wahine, the female papaw.* Hier wird für Thiere der Ausdruck *oni,* männlich, und *ufa,* weiblich, angegeben: *buaa oni,* das männliche Schwein, *buaa ufa,* Sau.

Im Mal. erwähnt Marsden gleichfalls der Andeutung des Pflanzengeschlechts, und zwar auch durch das für Menschen geltende Wort. Denn hier hat man auch für Menschen andere Ausdrücke, als für Thiere, im Jav. aber dieselben für beide Arten lebender Wesen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, ob nicht das obige *tane* das Jav. *jaler,* und *tangata* (Mann, Mensch) das Mal. *jantan* sein könnte; freilich steht letzteres gerade nur von Thieren.

Plural.

509 Dieser Numerus wird in den Südsee-Sprachen in groſser Ausführlichkeit, daher selbst da, wo es gar nicht erforderlich und rein überflüssig ist, wie bei dem Vorhandensein eines Numerale's, durch Wörter ausgedrückt, welche vielleicht alle Subst. sind (1) und fast alle (2) ursprünglich collective Bed. haben; sie stehn vor dem zu bezeichnenden Hauptworte. Wo sie den Artikel vor sich haben, es sei die Hauptform (Tong. *kau, tunga,* Tah. *mau* und *hui,* Haw. *poe*) oder Nebenform (Haw. *mau* und *puu*), scheint es natürlich, sobald man ihre substantivische Natur zugiebt, ihn zu ihnen und nicht zu dem vervielfältigten Hauptworte zu ziehn. Dem Hauptartikel geht öfter das Casuszeichen *ko, o* voraus (z. B. Haw. *poe,* nr. 517.), und dem Tah. und Haw. *na,* das keines Artikels fähig ist, unmittelbar. Nur selten überhebt sich die Sprache dieser Andeutung des Plurals, wenn hierin die Missionare nicht zu systematisch verfahren (3). Mar. bemerkt, daſs im Tong. öfter der Sing. statt des Plurals gebraucht wird, wenn es deutlich ist, daſs man die Mehrheit meinen muſs: *koe togi ahái ko-eni,* wessen Äxte sind

---

(1) *mau* könnte jedoch Adj. sein.

(2) *na* scheint auszunehmen.

(3) In den Texten der N. Seel. Gramm. fehlt die Andeutung des Plur. sehr häufig und der Artikel *te, e* gilt daher z. B. oft von der Mehrheit (vgl. nr. 492. 496.).

dies? In den obigen Textproben sind mehrere B. dafür, so S. 459. II. III. VI. Man darf dies jedoch nicht den Sing. nennen, es ist der Plural, nur nicht formell bezeichnet. B. dieses unbezeichneten Plur. im Tah. s. nr. 492., im Haw. nr. 501.

Im Tag. wird der Plural durch Vorsetzung von *manga* gebildet, welches eine Ähnlichkeit mit dem Polynes. *nga* hat. Die Mal., Jav. und Kawi-Sprache bedienen sich mehrerer solcher Hülfswörter, unter denen sich aber keines der Polynes. entdecken läſst, wenn man nicht *mau* für das Mal. *bānyak* halten darf (vgl. nr. 593.). Sie sind meist Adj., der Bed. alle oder viele, einige, und stehn zum Theil vor, zum Theil nach dem Subst. Diese Wörter sind im Mal. *bānyak*, viele (wahrscheinlich vorgesetzt); vor dem Subst.: *segala*, alle; *bārang*, einige (eigentlich aber Sache); *bebrāpa*, einige; nach dem Subst.: *sakalīan*, gänzlich. Im Jav. und Kawi können alle Wörter vor- oder nachstehn; sie sind: Ng. *pada*, *para*, Kr. *sami*, zusammen, alle; Ng. *kabêh* od. *sakêhhê*, Kr. *sedhaya*, alle; Ng. *hakêh*, Kr. *kathah*, viele; *sawetara*, *pira-pira*, einige. 510

N. Seel. *nga*, Tah. und Haw. *na* — Es entsteht einige Bedenklichkeit, ob man dies Wort Pluralzeichen oder Artikel nennen solle; Wilh. v. Humboldt hält sich im N. Seel. und Tah. an das Erstere, und ich schlieſse mich an ihn an. Das Einzige, was stark für den Artikel spricht, ist, daſs es denselben nicht, wie es andre Pluralzeichen können, vor sich zu nehmen scheint. Alle übrigen Punkte lassen sich beseitigen (¹) oder beweisen gerade gegen den Artikel (²). Für diesen aber hält Hr. v. Cham. das Wort (³). Das Haw. 511

(¹) Sein Erscheinen vor dem mit einem Zahlworte verknüpften Subst. kann nicht auffallen, da auf gleiche Weise auch andre Pluralzeichen gebraucht werden (nr. 606.). Die Combination zweier solcher Wörter ist im Jav. und Kawi häufig, und in einem Theile seines Gebrauchs vor dem Zahlworte selbst sinkt das in Rede stehende Polynes. Pluralzeichen zu einem bloſsen Index der Mehrheit herab (nr. 604. 605.). Durch die Häufung der Mehrheits-Ausdrücke erklärt sich das Haw. *na* und *poe* vor dem Hauptworte, welches *a pau*, alle, nach sich hat (nr. 749.), durch das Letztere das Haw. *na poe* (nr. 518.).

(²) So seine unten erwähnte Ableitung, wenn sie gegründet ist.

(³) Seine Theorie ist, daſs *na* der unbestimmte Artikel des Plur., *ka*, *ke* der unbestimmte Artikel des Sing. sei. Die Unbestimmtheit des *na* wird durch das einzige B. des Wörterb. *na alii*, Häuptlinge, die Häuptlinge, ohne Weiteres widerlegt, die von *ka*, *ke* durch das in nr. 489. 493. und seine Beschränkung auf den Sing. durch das in nr. 492. Beigebrachte.

Wörterb. (*v. na*) ist nicht mit sich einig, ob es das Wort Zeichen oder Artikel des Plur. nennen soll; es meint, man könnte es wohl Art. nennen, nur wäre dabei die Schwierigkeit, zu entscheiden, ob es der bestimmte oder unbestimmte zu nennen wäre. Vgl. nr. 552. Es kann das Casuszeichen *o* vor sich nehmen: S. 483. Z. 8. v. u. Seinen Gebrauch bei Zahlwörtern s. nr. 604-606.

Im Tah. ist *na* ebenso Pluralzeichen (nr. 46.), und Wilh. v. Humboldt bemerkt, daſs es gebraucht wird, wenn die Menge unbestimmt oder sehr klein ist. Es steht sogar nur von der Zweizahl (B. 2. nr. 46.), und scheint S. 471. m. geradezu **zwei** auszudrücken.

Im N. Seel. heiſst es *nga* (nr. 173.; ferner: ***tera nga manu***, diese Vögel, Gr. S. 72.; auch von zwei Dingen: Augen u. s. w.), und hier wird bestimmt gesagt, daſs es nie einen Artikel (weder *te*, noch *e*) vor sich nimmt. Diese Sprache scheint Aufklärung über die Entstehung des Wortes zu geben; es kann nämlich auch *anga*, das allgemeine Subst., welches zur Endung geworden ist (s. nr. 1099.), mit dem Artikel *te* vor sich, vor das Subst. treten (s. nr. 173., B. nr. 144.; ohne Artikel: *mo tana anga tăngata*, für seine Menschen, Gr.), und ein Theil der Bedeutungen dieses *anga* (s. nr. 1099.) hat eine Verwandtschaft mit dem Collectiv-Begriffe. Das allgemeine Tag. Pluralzeichen *manga* zeigt mit dem N. Seel. eine nahe Formähnlichkeit.

512 *mau* Tah. und Haw. — Im Haw. drückt es nach dem Wörterb. (*v. mau*) eine kleine Anzahl, ja sogar zwei aus; nach Cham. steht es bei Sachen und Personen, und kann von ersteren und von zwei Personen nur *mau*, von mehreren Personen sowohl dies, als *poe* gebraucht werden. Vgl. nr. 606. 749. Beispiele (1):

mit der Nebenform des Artikels — ***he mau halelu a Davida*** (Titel der Psalmen Davids, *Oahu* 1830. 8.), ***he mau himeni*** (Titel des Gesangb.);

bei einem Pron. dem. — ***keïa mau la***, diese Tage (Cham.); ***kela mau hale***, jene Häuser (*id.*);

beim Pron. poss. — ***kou mau makua***, deine Eltern (Cham.); ***kana mau keïki***, seine Kinder (Apoc. 2, 23.); ***kuu mau lima***, meine Hände (Cham.);

---

(1) Hr. v. Cham. nimmt noch eine weitere Beschränkung des *mau* gegen *na*, nach andren Kriterien, an, welche ich, da sie sich auf seine Ansicht von *na* als unbestimmtem Artikel des Plur. gründet, bezweiſle. Um die Untersuchung darüber einzuleiten, habe ich aber die Constructions-Figuren in seinem Sinne gesondert.

bei einem voranstehenden Gen. Subst. — *ko ke kanaka mau lala*, die Glieder des Menschen (Cham.).

Das Tah. *mau* ist dem Haw. ganz gleich (nr. 59.). Es hat oft den Artikel *te* vor sich (nr. 23. 68., S. 476. 10. und öfter), auch in unbestimmter Bed. B. 4. nr. 76. steht es gerade von einer sehr groſsen Menge.

Das Tong. *mau* bedeutet: fest, sicher; treu (s. nr. 396.) 2) viel, sehr. Diese zweite Bed. steht zweifelhaft da; Mar. sagt nämlich im Wörterb., ohne daſs man sieht, ob seine Bemerkung bloſs die Bed. sehr oder auch viel angeht, daſs es so nur von Ausdrücken der Höhe und Tiefe vorkomme, und führt dazu an: *mau he lalo*, tief; *mau he lunga*, hoch; *mau alunga*, hoch, Höhe, oben; wo *mau* am ehesten dem Adj. groſs entsprechen möchte. Was die Etymologie im Allgemeinen betrifft, so verweise ich auf die Wortgruppen, die ich nr. 593. geliefert habe.

513 Tong. und Haw. *kau*, Tah. *tau*, Rarot. *au*. — Im Tah. ist *tau*, ursprünglich ein Subst. collectiver Bed., auch Pluralzeichen (s. nr. 62.), nach der Gramm. von einer geringen Anzahl gebraucht. Eben solches Subst. und Pluralzeichen ist das Tong. *kau* (s. nr. 286. 287.), dessen anderweitige bestimmte Bed. von 20 (im N. Seel. 10, s. nr. 584.) aber daran zweifeln läſst, daſs es für eine kleine Zahl stände. Wenn Mar. sagt, daſs es fast nur zum Zählen lebender Wesen gebraucht werde, so sollte man nach verschiednen Beispielen von seiner Anwendung als collectiven Subst. glauben, daſs es ebensogut dazu diente, Dinge zu vervielfachen. Ich finde den Artikel *he* davor.

514 Im Haw. ist *kau* nicht Zeichen des Plur., es kommt aber in verwandten Bed. vor: *kau wahi*, einige Stellen, im Wörterb. so erklärt: *different places spoken of indefinitely, as one place, any one place.* Ebenso, aber wohl geradezu als Subst., in der Bed. des Tong. Subst. *kau* gebraucht, steht es in der Zusammensetzung mit *hale*, Haus: *kauhale*, Dorf, Stadt (nach dem Wörterb. ursprünglich: *a cluster of houses*); nur stimmt mit der Natur des Wortes nicht die andre im Wörterb. angegebne Bed. des Compositums: Haus, Ort, wo ein Haus gestanden hat oder wo man eins hinbauen will (vgl. nr. 515.). Das einfache *kau* führt es in keiner hierher passenden Bed. an.

515 Wahrscheinlich ist das in folgenden Haw. Wörtern vorkommende *au* aus diesem *kau* abgekürzt: *aukanaka*, Volk; *auwaa, a cluster of canoes.* Von einer andren Bed. von *au*, Gebiet, rührt die zweite von *aukanaka*

her, wo es Wohnsitz von Menschen heiſst. Diese Bed. Gebiet könnte der obigen unerklärlichen Bed. von *kauhale* zum Grunde liegen. Im Rarot. ist *au* vor dem Subst. Zeichen des Plurals.

516 Wenn ich hier darauf eingehe, die Etymologie dieses Wortes durch den Sprachstamm durchzuführen, so scheint es, als ob man ihm eine groſse Ausdehnung geben müsse. Obgleich ich die Sache noch nicht behaupten will, so ist es doch möglich, daſs die mehrfachen Bed., welche die Wortform zeigt, in die Einheit des Mal. *kāyū*, Baum, zurückgehn. Meine Meinung wäre im Fall der Bestätigung die, daſs aus dem Begriffe Stamm des Baums sich der einer ungetheilten und getheilten Menge entwickelte, und ferner der der Genossenschaft; das westliche *kawan, caban* halte ich für ein Derivatum von dem Tong. *kau* (s. S. 266. und nr. 576.). Es ist sogar nicht unmöglich, daſs der Begriff Jahr (Mal. *tāun*) auch hierher gehört. Die meisten Sprachen zeigen zwar für das Collectivum den Consonanten *k*, auf den man auch das Tah. Pluralzeichen reduciren muſs, da die Missionare der Sprache das *k* genommen haben; aber im N. Seel., in welchem *k* und *t* unterschieden wird, lautet jenes Wort, wie das für Jahr, *tau*; und wenn man den kühnen Schritt, für den es nicht eines Bodens ermangelt, thun darf, die Vertauschung von *k* und *t* als ein von dem Sprachsinn angewandtes Mittel zur Scheidung benachbarter Begriffe anzusehn, so hat der von begegnen, welcher neben dem von Jahr erscheint, eine nahe Verwandtschaft mit dem collectiven und der von Bündel, Masse oder Stamm paſst sehr wohl zu einem groſsen Zeitabschnitte. Nicht um die Idee einer solchen allgemeinen Vereinigung zu begünstigen, sondern nur um eine Anschauung davon zu geben, in welcher merkwürdigen Gestalt sich bisweilen die Wortgruppen dem Auge des Beobachters darstellen, wenn er alle Sprachen eines Stammes in Einen Überblick bringt, und um einer künftigen Untersuchung über das Verhältniſs der Mal. Sprachen unter dem Gesichtspunkte der Entstehung und der Priorität den Weg zu bahnen, setze ich diese vier Begriffe hier neben einander:

	Baum, Holz.	Bündel, Schaar.	Genosse.	Jahr; begegnen.
Mal.	*kāyū* Baum, Holz	*kāwan* Trupp, Heerde, Schaar	*kāwan* Gefährte, Genosse, Verbündeter	*tāun* Jahr
Jav.	*kayu id.*	*sakawan* Kr. vier		*tahun* Jahr
Bug.	*aju id.* (entnehme ich aus *uli aju*, Rinde des Baums, und *aju api*, Brennholz)			*taung* Jahr *taueng* Jahreszeit
Mad.	*hasou, haza, hason* *azou, azon* *cacazou* } *id.*			*taun, taon, taonne* Jahr
Tag.	*cahuy id.*	*caban* Heerde, Schaar, Bienenschwarm	*ca* Präfix, welches Genosse ausdrückt	*taon* Jahr 2) sich begegnen, zusammenstoſsen
Tong.	*kau* Stamm, Stiel der Pflanze *kau natu* das Stück Holz, welches man auf ein andres, plattes reibt, um Feuer anzumachen *kau nima* die Finger (*nima*, Hand) *kau wae* die Zehen 2) das Bein *akáu* Holz 2) Keule *fu akáu* Baum, Pflanze (*fu* könnte das Mal. *pūhn*, Stamm, sein)	*kau* Bündel 2) Gesellschaft, Schaar 3) 20 4) Pluralzeichen	*kau* Gefährte (als primum Compositi)	*tau* Jahr, Jahreszeit
N. Seel.	*k*$\overset{1.}{a}$*u ure* das Stück Holz, womit, *k*$\overset{1.}{a}$*u weti* dasjenige, worauf beim Feueranmachen gerieben wird *k*$\overset{1.}{a}$*uai* Querbalken *kak*$\overset{1.}{a}$*u* Griff (z. B. am Messer), Henkel *rāk*$\overset{1.}{a}$*u* Baum, Holz	*t*$\overset{1.}{a}$*u* Bündel *k*$\overset{1.}{a}$*u* zehn		*t*$\overset{1.}{a}$*u* Jahr 2) begegnen: Begegnung, Zusammentreffen 3) *to revolve, a revolution*
Barot.		*au* Zeichen des Plur.		
Tah.	*raau* Baum, Pflanze, Holz	*tau* Pluralzeichen *taau* 20		*tau* Jahreszeit

	(Baum, Holz)	(Bündel, Schaar)	(Genosse)	(Jahr; begegnen)
Haw.	*au* Stiel der Axt und ähnlicher Dinge *laau* Baum, Holz	*kau* in einigen Spuren Zeichen des Collectiven *au* Zeichen des Plur. in einigen Spuren *kauna* vier *kaau* 40 *kaukau* ein Haufe Steine, der einen rohen Altar bildet *kauoua, kauwowo* sich wuchernd ausbreiten (v. Schling- u. andren Pflanzen, welche den Boden bedecken), sich schnell vermehren (von einem Volke)	. . . .	*kau* Jahreszeit, Zeitperiode, Zeit 2) Sommer *au* Zeitperiode, Zeit

Hiermit sind noch nicht alle Rücksichten erschöpft, welche man zur Aufklärung dieser Formen nehmen muſs. Für den Begriff Genosse kann man folgendes westliche Wort vergleichen:

Mal. *abang* ältester Bruder oder Schwester 2) Freund
Jav. *habang, bang* id.
Mad. *havanh, haven* Verwandter 2) Freund .
Tag. *haua* Gefährte; ankleben, Theil nehmen,

und hiermit

Tah. *taua* Freund,

ferner

Tong. *taugete* (1) älterer Bruder 2) erstgebornes Kind (beiderlei Geschlechts)
N. Seel. *tao kete* Schwager, Schwägerin.

Für das obige begegnen ist eine andre Wahrscheinlichkeit die, es mit dem Worte Krieg zu vereinigen, welches ich für ein verschiedenes Wort, für das Jav. *tarung* halten möchte:

Jav. *tarung* streiten
Tag. *talo* streiten; besiegen
Tong. *tau* Krieg, Schlacht; Krieg führen, angreifen 2) Heer 3) Feind
N. Seel. *taua a meeting* 2) Schlacht 3) Heer
Haw. *kaua* Krieg, Schlacht, Heer in Schlachtordnung; kriegen, fechten.

---

(1) Über *gete* s. S. 446. Anm. 1.; N. Seel. ist *kete*: Korb, *matua keke*: Onkel, Tante, *keke*: Achselgrube.

Ungewiſs bleibt, mit welchem Begriff man das Haw. *au*, Gebiet (meist als erstes Glied der Zusammensetzung), und eine ähnliche Beziehung von *kau* (s. nr. 514.) zusammenordnen soll. Das Tong. *tau* hat noch andre Bedeutungen, z. B. passend, passen; Ende.

517 Tah. *pue*, Haw. *poe* — Über die Grundbed. des Haw. *poe* als Subst. s. nr. 398. und über seine etymologische Verknüpfung nr. 589. 590. In den Fällen, wo es geschehen kann, nimmt es den Artikel *ka* vor sich. Nach Cham. wird es bloſs von Personen gebraucht, und nur von einer gröſseren Anzahl, als zweien; es ist aber auffallend, daſs das Wörterbuch bei der Subst. Bed. noch besonders angiebt, daſs es auch eine Anzahl Dinge bedeute. Beispiele:

mit dem Artikel — B. 2. nr. 1009.;

mit dem Pron. poss. — *alaila i maï la o Jesu i kana poe haumana*, da sprach Jesus zu seinen Jüngern (Matth. 16, 24.).

Ich finde auch *ka poe* ohne Subst. in der Bed. alle (s. nr. 750.), ferner *o ka poe* nach Cham. diejenigen (s. nr. 704.); sogar vor dem Adj. finde ich es als Bezeichnung des Plur. bei ausgelaſsnem Verbum sein (s. nr. 838.), und bei Pron.: *kekahi poe*, einige (s. nr. 742.); *ka poe wai*, welche? (nr. 735.)

Es lautet Tah. *pue*. Das B. (nr. 65.) ist aber von zwei Personen; es hat ein Zahlwort vor sich.

518 *pae* Rarot. und Haw. — Es hat im Haw. eine ähnliche subst. Grundbed., als *poe* (s. nr. 399.), und ist nach dem Wörterb. mit diesem gleichbedeutend, nur daſs es seltner gebraucht wird; B. *këia pae aina*, diese Länder (Cham.). Es ist das Tah. *pae*, welches ein gelegentlicher Ausdruck für die Zahl 5 ist (s. nr. 574.) und in der Zusammenstellung *te hoe pae* (nr. 744.) auch als Subst. erscheint. Im Haw. kann es nach Cham. *na* vor sich nehmen. Im Rarotong. finde ich es nach dem Subst.

519 *puu* Haw. — ist ein ähnliches Subst. (s. nr. 400.), und nach dem Wörterb. bisweilen Zeichen des Plur. vor dem Hauptworte; ich finde es, mit dem Artikel *he* vor sich, bei lebenden Wesen gebraucht: *he puu kanaka*, Menschen (Wörterb.); *he puu puaa*, Schweine (*ib.*).

520 *hui* Tah. — Ich finde den Artikel *te* (in bestimmter Bed.) davor (nr. 65.). Über die Etymologie des Wortes s. nr. 589. 590.

521 *ma* N. Seel. — scheint nur beim Vocativ gebraucht zu werden und steht

nach dem Subst. (s. nr. 181.) Wilh. v. Humboldt giebt ihm die Bed. Gesellschaft (vgl. nr. 1031.).

522 *tunga* Tong. — bildet den Plural von lebenden Wesen (s. nr. 291.) und ist eigentlich ein collectives Subst. (Haufe u. ä., s. nr. 290.)

fua Tong. — (alle) finde ich nach einem Pron.: *ko-hái fua*, welche.

katoa, rawarai Rarot. — Sie bedeuten alle und stehn nach dem Subst. oder Pron.

523 (*niki* N. Seel.) — Das Wort Sohn (allgemein *tama*) hat im Sing. das Adj. *iti*, klein, bei sich, und im Plural erscheint dafür der Ansatz *niki*, welchen Wilh. v. Humboldt, und gewiſs mit Recht, für das Tong. *nihi* hält (s. nr. 177. 178.). Dieses von Mar. im Wörterb. *some, any* übersetzte Wort finde ich aber in der Bed. von irgend einer, und schon dies weist darauf hin, daſs der Zusatz nicht den Begriff der Mehrheit, sondern wieder den von klein in sich enthält, eine Vermuthung, welche durch die Haw. Sprache zur Gewiſsheit wird. In dieser heiſst *lii* klein, und das Wörterb. bemerkt zu *kamalii*, obgleich es dasselbe Kinder übersetzt, daſs es sowohl vom Sing., als Plural gebraucht werde. Die Composition nimmt selbst im N. Seel. ein Pluralzeichen vor sich: *te anga tamaniki*, die Knaben (Gr. *p.* 106.). Ich habe hiernach kaum hinzuzufügen nöthig, daſs ich im Tah. ebenso *tamarii* und im Rarotong. *tamariki* für Kinder gefunden habe.

Casus.

Ich begreife unter diesem Capitel die Pronomina mit.

Nominativ und Accusativ.

524 Tong., N. Seel. und Rarot. *ko*, Tah. und Haw. *o* — Die Südsee-Sprachen bezeichnen auch den Nominativ durch ein Wort, welches, wie seltsam dies klingen mag, als eine Präpos. zu betrachten ist (¹). Die Annahme von seiner präpositionalen Bed. gewinnt noch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daſs dasselbe Wort auch den Accus. Objecti andeutet. Diese Sprachen sind, die einzige Tong. ausgenommen, sehr regelmäſsig in der Bezeichnung der obliquen Casus durch Präpositionen; und hieraus nehme ich die Rechtfertigung dieser Ansicht, daſs sie auch den Nominativ so zu unterscheiden bedacht waren (²).

(¹) Wilh. v. Humboldt hat sich nicht gescheut, in nr. 80. von der Präpos. *i* in einem Tah. Beispiele zu sagen, daſs sie den Nominativ andeute.

(²) Im Rarotong. finde ich statt *ko* vor Personennamen und Pron. pers. (*ia*) auch *a*.

Der Gebrauch dieses Wortes beschränkt sich aber, mit gewissen Abweichungen, 525
auf den Fall, wo diese beiden Casus vor dem zu ihnen gehörenden
Verbum stehn. Demselben nachgestellt finde ich den Nom. Subj.
mit dieser Partikel: 1) bisweilen, wo er ein Subst. ist: Tong. B. 3. nr. 300.,
Haw. B. 1. nr. 517., B. 1. nr. 667., letztes B. nr. 789. und 859., B. 3. nr. 793.,
die beiden letzten B. (Haw.) nr. 1031.; 2) in dem Gebrauche des Tah. Pron.
wau, ich (s. nr. 638.), und *oia*, er (s. nr. 643.), wie auch öfter beim Haw.
wau (nr. 638. und letztes B. nr. 831.) und *öia* (B. nr. 669., B. 4. nr. 813.,
drittletztes B. nr. 924., B. 2. nr. 1030.). Sonst habe ich es in allen vier Sprachen
in einer groſsen Menge von Beispielen, die beinahe eine Regel begründen
können, in der Nachstellung nicht angewandt gefunden. Ich sollte vor
Allem nicht denken, daſs sein Gebrauch nach dem Verbum (höchstens die
Tong. Sprache ausgenommen, die den Acc. nicht bezeichnet) den Acc. träfe,
da gerade in diesem Falle die Präpos. *gi, ki, i* in Anwendung kommt; und
es ist mir wirklich bei aller Aufmerksamkeit auf den Punkt in meiner bisherigen
Polynes. Lectüre kein einziges Beispiel der Art aufgestoſsen. Wenn
kein Verbum im Satze vorkommt, so wird in dem Falle, wo ein solches aus
dem Vorigen zu ergänzen ist, die Partikel auch gebraucht, und unterscheidet
sich dadurch von der Nebenform des Artikels, welche hauptsächlich bei der
gänzlichen Abwesenheit eines Verbums angewandt zu werden scheint. Doch
finden sich auch beide Ausdrücke unter gleichen Umständen gebraucht (s.
nr. 495.). Eine Nothwendigkeit ist es nicht, daſs der Ausdruck mit dem 526
Casuszeichen ganz vorn im Satze stehe, obgleich auch diese Richtung zum
Theil die Sprachen durchdringt; er findet sich nicht selten nach andren
Worten (N. Seel. B. 1. nr. 243., Haw. B. nr. 586.). Dahin gehören die mit
dieser Partikel versehnen Pron. dem. im Tong. (nr. 529.), und in derselben
Sprache bei dem Falle der Concurrenz eines Eigennamens mit dem Appell.
das *ko* vor dem ersteren, welcher sich in allen Phasen dieser Construction
dem Gattungsnamen nachgestellt findet (s. nr. 300. 307.). Ich werde jedoch
unten vom Tong. auch Fälle anführen, wo der Ausdruck mit *ko* bestimmt
den Satz eröffnen muſs (s. nr. 529.). Nothwendig ist der Gebrauch dieser 527
Casus-Partikel nicht, sondern sie fehlt sehr oft und, wie es scheint, ganz
nach Willkühr. Ich finde sogar einmal im Tah. den dem Verbum vor-, dem
Subjecte aber nachgestellten Acc. Obj. durch die Präp. *ia* ausgedrückt (B. 1.
nr. 81. Anm. 1., vgl. das B. S. 561. Z. 6.), was ich aber bis auf weitere Be-

lehrung für ein Versehen halten möchte, da ich sonst diese Casus-Präpos. nie in diesen Sprachen vor dem Zeitworte angetroffen habe (s. nr. 544. 961.). In den Vocativ tritt die Partikel nicht ein, denn im Haw. erscheint nach dem *e* dieses Casus *o* weder vor Eigennamen, noch vor Appellativen.

528 Daſs es selbst als eine Präpos. von der Sprache angesehen wird, beweist sich besonders dadurch, daſs es keine solche vor sich duldet. Es kann jedoch von einer Präpos. regiert werden; dann steht aber, was sehr merkwürdig ist, die Präpos. nach dem Nomen (s. nr. 785., B. nr. 717.). Ob sich das N. Seel. B. S. 561. Z. 6. so löst, weiſs ich nicht (vgl. das Tah. *ia* nr. 527.). Im Tong. kommt *ko* einmal in der Apposition zu einer Präpos. vor (B. 4. nr. 300.).

Ein Fall, wo im Haw. *ma* in der Bed. mit (der Gesellschaft) wirklich vor dem Ausdrucke mit *o* vorhergeht, enthält eine andre Construction (s. nr. 986.). Beachtenswerth ist jedoch das *ko* nach dem Tong. *ange*, wie, da dies doch eine Annäherung an eine Präpos. haben kann (s. nr. 354.; vgl. Haw. *me he* nr. 946.). Der in der N. Seel. Gramm. (S. 88.) erscheinende Ausdruck *ke Oteheiti*, nach Tahiti, ist wohl nicht einheimisch, da man schwerlich annehmen kann, daſs die Neu-Seeländer das Tah. *o*, das bei ihnen *ko* lautet, nicht erkannt haben und z. B. ohne Präpos. *ko Oteheiti* sagen sollten.

Im Tong. kann *ko* nur vor den Pron. pers. *aū, koi* und *ia*, nicht aber vor *gita, akói* und *aía* stehn (nr. 633.); da die Vorsätze *a* und *gi* am natürlichsten für Präpositionen gehalten werden (nr. 318. 320.), so wäre dies eine neue Bestätigung seiner präpositionalen Natur. Vor den mit *gi* gebildeten Dual- und Pluralformen der persönlichen Pronomina aber kann *ko* stehn oder fehlen; hier ist jedoch, nach einem zweiten Kriterium (s. nr. 318.), vielleicht das eigentliche Wesen des *gi* schon zu sehr vergessen.

529 In derselben Sprache giebt es von dem fragenden Pron. *hai* eine Form mit *ko* und mit *a*, *ko-hái* und *ahái*, wer? was für einer? die erstere wird ganz vorn, die zweite ganz hinten im Satze gebraucht, was ein unmittelbarer Beweis für die von mir behauptete Vorstellung des Casuszeichens ist.

Von den Ortsadv. *heni*, hier, und *hena*, dort, werden in dieser Sprache auch doppelte Pron. dem., mit *ko* und *a*, abgeleitet: *ko-heni* oder *koeni* und *aheni*, dieser, *ko-hena* oder *koena* und *ahena*, jener. Hier sagt Mar. aber, daſs der Unterschied beider Formen kein andrer zu sein scheine, als daſs die mit *ko* gewöhnlicher sei. Die Festigkeit des *ko* in diesen beiden Dem., so wie in dem dritten, *koia*, der zufolge die Partikel wesentlich zu ihrer Bildung zu gehören scheint, und ihre beständige Nachsetzung nach dem Worte (s. nr. 701.) ist wahrhaft merkwürdig und etwas im Widerstreite mit den Bedingungen des Casuszeichens, welche ich hier feststellen wollte. Ich habe aber schon (nr. 701.) ein B. nachweisen können, wo *ko* fehlt.

Dem vorhin erwähnten Pron. int. schlieſst sich das Tong. *koe-ha*, welcher? was? an, von dem ausdrücklich gesagt wird, daſs es ganz im Anfang der Frage steht. Einen neuen Beleg liefert folgende von Mar. angegebene feine Unterscheidung des Ausdrucks, wo ein Eigenname mit dem Gattungsnamen zusammenkommt (s. nr. 300.). Wenn die Person dem Angeredeten unbekannt ist, wird, sobald der Ausdruck sich vorn im Satze befindet, bei dem Gattungsnamen *koe*, wenn er hinten im Satze steht, nur *he* gebraucht. Ist sie ihm bekannt, so hat, nach Mar., das Appell. oft *ko* vor sich; die Beispiele sind von der Art, daſs der Ausdruck ganz allein, nicht als Satz steht. Die Sache wird durch eine zweite Bemerkung Mar.'s vervollständigt; er sagt für diesen Fall: befindet sich der Ausdruck in einem wirklichen Satze, so kann der Gattungsname nur *ko* vor sich haben und der Ausdruck muſs vorn im Satze stehen. Die Nachstellung des mit *ko* verbundenen Appell. wird als reiner Unsinn in der Sprache angegeben.

Da die Beobachtung, daſs das Polynesische Wort auch dem Acc. 530 dient, nur mir selbst angehört, so führe ich als Belege dafür im Tong. die zwei B. nr. 309. und B. 1. nr. 299. an; für das Haw. stehn mir in diesem Augenblick nur solche zu Gebote, wo das Verbum die Partikel *e* oder *i* mit sich führt (B. nr. 474., B. nr. 716, γ., B. nr. 787, 3.), ein Fall, der den Nom. wahrscheinlicher macht.

Diese Partikel wird vor Subst., wie vor Pron. gebraucht. In jenem 531 Falle findet sie sich sowohl vor dem artikellosen Subst., dasselbe sei Eigenname (einer Person oder eines Orts) oder Appell., als vor dem gewöhnlichen Artikel (ja im Tah. einmal vor *e*, s. nachher) und vor dem Pron. poss. In allen diesen Fällen rechne ich sie zum Subst., nicht zu dem demselben unmittelbar vorausgehenden Worte. Sie erscheint auch vor einem dem Subst. vorstehenden Pluralzeichen, und da würde ich sie eher zu dem Hülfsworte rechnen, vorausgesetzt, daſs dessen Natur eine substantivische ist. Ich werde diese Fälle näher belegen oder nachweisen, zu denen noch im Allgemeinen der Gebrauch der Partikel in nr. 838. 840. 841. hinzuzufügen ist.

1) bei Substantiven:

vor Eigennamen — Über das Tong. *ko* s. nr. 299. 300., ferner S. 445. vi. viii.; über das N. Seel. *ko* nr. 152.; über das Tah. *o* nr. 32. (B. nr. 79. fehlt die Partikel vor dem Ortsnamen); Haw.: (des andren Tages) *ike ae la o Joane ia Jesu etc.*, siehet Johannes Jesum (zu sich kommen, Joh. 1, 29.); S. 483. Z. 1. 6. 8. des Haw. Textes.

vor Appell. ohne Artikel — s. nr. 499.

vor dem allgemeinen Artikel — s. nr. 493.

im Tah. finde ich *o* einmal vor dessen Nebenform *e*, wo sie vor *too*, Person, steht, B. nr. 65.

vor dem Pron. poss. — es kommt vor allen Classen desselben und in allen vier Sprachen vor, s. nr. 674. 676-682. 684.

vor dem Pron. dem. — s. nachher.

vor dem Pluralzeichen — s. nr. 509.

2) Von den Pron. findet es sich, da ich die poss. ausschlieſsen zu müssen glaube:

vor pers. — s. nr. 669.

vor dem. — sowohl vor einfachen (z. B. Haw. *ua*), als vor solchen, die den Artikel enthalten (z. B. Haw. *këia*, Tah. *tei*). Wenn sie ein Subst. nach sich haben, rechne ich es zu diesem. Es tritt auch in den vier Sprachen vor das Pron. *ta*, welches in einigen von ihnen selbst als Demonstr. gebraucht wird (s. über alles dieses nr. 686. 703.).

vor interr. — s. nr. 732. 735-738.

532 In der Darstellung dieser Partikel bin ich, wie in der des Artikels, meiner eignen Ansicht gefolgt, welche von der aller Schriftsteller, die bisher über die Polynes. Sprachen geschrieben haben, gänzlich verschieden ist. Es ist hier der Ort, die Ansichten dieser über beide Gattungen von Wörtern auseinanderzusetzen und zu untersuchen.

Schon sehr früh wurde ich gegen die Art und Weise, wie die Bearbeiter dieser Sprachen den Artikel darstellen, miſstrauisch; und ich glaube, daſs jeder, welcher diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit schenken will, in dieselbe Lage kommen wird. Einige Behauptungen haben den Anschein der Spitzfindigkeit und stoſsen gegen allgemeine Sprachansicht an, und man erkennt in ihnen deutlich eine gezwungene Accommodation und ein mühsames Wegläugnen des ganz einfach dem Blicke Vorliegenden; auſserdem sind diese Theorien voll von Schwierigkeiten und enthalten einzelne Widersprüche in sich, und namentlich sind die Ansichten der Schriftsteller manchmal einander geradezu entgegengesetzt. Die ganze Sache beruht darauf, daſs man das Casuszeichen als Artikel angesehen, und daſs man den Unterschied der als Artikel geltenden oder angenommenen Wörter in der Kategorie der Bestimmtheit und Unbestimmtheit gesucht hat. Mir hat der Umstand, daſs jenes Hülfswort nur im Nominativ vorkommt, eine Entdeckung, deren Verdienst der Tah. Gramm. gebührt, den ersten Gedanken zu jener Umgestaltung gegeben, indem ich darauf verfiel, daſs es Zeichen dieses Casus, und gar kein Artikel sei. Daſs es auch den Acc. vertritt und keine Präpos. vor sich duldet, sind Beobachtungen, welche ich selbst habe machen müssen. Ich habe aber nur sehr schrittweise an die Richtigkeit meiner Vermuthung geglaubt, und hatte erst die Absicht, die bedeutende Veränderung, welche die Aufnahme dieser Idee in meine Ausarbeitung hervorgebracht hat, nicht zu unternehmen, sondern diesen Theilen ihre alte Gestalt zu lassen und nur nebenbei meine Meinung zu entwickeln. Nachdem ich aber im Verlaufe der Zeit nicht fand, daſs dieser sich wirkliche Schwierigkeiten und Widersprüche in den Weg stellten, habe ich die Mühe und Zeit dieser, sehr vieles nach sich ziehenden Umwandlung nicht gescheut. Bei der Länge der Discussion, in die es hier nöthig ist einzugehn, muſs ich mich meist auf die genaue Entwicklung der fremden Ansichten über diese Wörter und die Aufdeckung dessen beschränken, was sie schwieriges und widersprechendes mit sich führen, und kann sie nur fragmentarisch und in einzelnen Punkten widerlegen. Die in meiner obigen Darstellung des Artikels und Casuszeichens schon gegebnen Beweise für meine Meinung kann ich nicht wiederholen, sondern lasse diese selbst für sich sprechen.

Im Tong. hatte man es nur mit zwei Wörtern (*he* und *ko*), in den 533
andren drei Sprachen aber mit dreien (N. Seel. *te*, *e* und *ko*, Tah. *te*, *e* und *o*, Haw. *ka* oder *ke*, *he* und *o*) zu thun; doch steigerte die Verbindung des Casuszeichens mit dem Hauptartikel diese Zahl bei der ersten Sprache auf 3, bei den übrigen auf 4 Artikel-Ausdrücke.

Mar. betrachtet nur *he* als den eigentlichen Artikel (s. nr. 534.); merkwürdig ist es aber, daſs er bloſs Beispiele seiner unbestimmten Bed. giebt.

Die N. Seel. Gramm. nennt (S. 8.) *e* den unbestimmten Artikel (Engl. *a, an*), *te* den bestimmten (Engl. *the*), und setzt hinzu, daſs keiner dieser Artikel immer nach den Regeln der Englischen Sprache gebraucht werden könne, da das Idiom der N. Seel. Sprache verschieden sei.

Die Tah. Gramm. sagt (S. 8.), „daſs gewöhnlich (nicht immer) *e* der unbestimmte (Engl. *a, an*), *te* der bestimmte Artikel (Engl. *the*) sei". S. 9. sagt sie, daſs *te* manchmal stehe, wo man im Engl. keinen Artikel setzen würde, führt aber nur das Beispiel Gott (s. nr. 489.) auf. Daselbst äuſsert sie, daſs es bisweilen vielmehr emphatisch, als bestimmt, zu sein scheine, und giebt das B. nr. 492. an.

Das Haw. Wörterbuch nennt *ka* und *ke*, ohne eine Beschränkung, den bestimmten Artikel (*the*). Im schroffſten Gegensatze gegen alle Schriftsteller macht aber Hr. v. Chamisso (S. 10.) diese Haw. Formen zum unbestimmten Artikel (des Sing.; *na* ist nach ihm der unbestimmte Artikel des Plur.), da es ihm darauf ankommt, *o* als den bestimmten darzustellen.

Ich muſs bedauern, daſs ich in dieser Untersuchung nicht umhin kann, dem Leser einige Male einen Einblick in die Chamissosche Schrift zu eröffnen, etwas, das ich sonst geflissentlich vermieden habe. Er durfte das Haw. *he* nicht den unbestimmten Artikel nennen, da er diese Kategorie schon vergeben hatte. Er schreibt über dies *he* daher (S. 13.) folgenden, meiner Meinung nach völlig unauflöslichen Satz: „es verdrängt den unbestimmten und den bestimmten Artikel, nimmt die Stelle des letzteren ein, „läſst eine Bestimmung des Plurals durch *mau* und *poe* zu, und unter der „Form eines Artikels begreift es in den mehrsten Fällen den Sinn des Verbindungswortes sein oder eines andren Zustandswortes mit ein." Er übersetzt es nun immer durch das Verbum sein, einmal durch es giebt. So giebt er *heaha o Mose? he kaula o Mose* (wer war Moses? M. war ein Prophet) nach seiner wörtlichen Weise so: sein was der Moses? sein Prophet der M. Aber nach *me*, wie, übersetzt er es durch ein. — Das Haw. Wörterb. nennt *he*, ohne irgend eine Clausel, den unbestimmten Artikel (*a, an*).

534 Die Verwicklungen, zu denen die Artikelformen selbst geführt haben, können nicht so bedeutend sein, als die, in welche die Annahme des Casuszeichens als Artikels führen muſste. Keine der Quellen für die Polynes. Sprachen hat dies eigentlich ausgesprochen.

Mar. sagt S. 347.: „wir finden in dieser Sprache einen sehr häufigen „Gebrauch der drei Partikeln *he, ko* und *koe*; bei genauer Nachforschung „finden wir jedoch, daſs nur die erste, *he*, eigentlich ein Artikel genannt „werden kann." Weiter sagt er: die Partikel *ko* wird vor Subst. und Eigennamen gebraucht, „*to mark certain significations more distinctly*; auſser„dem wird sie häufig Fürwörtern vorgesetzt." S. 348.: *koe* ist nur eine Zusammenstellung aus *he* und *ko*. „Nach diesen Betrachtungen können wir, „dünkt mich, annehmen, daſs nur Ein Artikel in der Tong. Sprache ist, „nämlich *he*; da aber die Partikeln *ko* und *koe* eine starke Verwandtschaft „mit ihm zu haben scheinen (*seem to have a strong relation to it*), so wollen „wir von ihnen unter demselben Capitel handeln." Er nennt *ko* nun immer Partikel, und schreibt an dieser Stelle statt *koe* immer *ko he*, was ihm den Vortheil verschafft, jedes getrennt benennen zu können, und ihn über die Schwierigkeit dieser Zusammenstellung hinweghebt. Daselbst sagt er, daſs *ko* vorzüglich in Antworten auf die Frage wer? oder was? erscheine und man es da gewöhnlich durch es ist oder war übersetzen könne; seine Beispiele sind von *koe*. Es ist merkwürdig, daſs er sich hier ebenso, wie Cham. beim Haw. *he*, des Auskunftsmittels des Verbums sein bedient. Mar. läſst es aber nicht immer so in Antworten stehn; denn an der Stelle (S. 348.), wo er von der Concurrenz des Eigennamens mit einem Appellativum zu sprechen beginnt, sagt er, daſs sein Gebrauch hier „*not particularly in an„swer to a question*" sei; und er giebt hier Beispiele wirklicher Sätze mit einem Verbum finitum, in denen es vorkommt. Seinen Gebrauch vor Pron. pers. führt er aber nur als in Antwort auf die obigen Fragen an.

Ich brauche kaum zu bemerken, daſs ein Schwanken der Auslegung zwischen ganz verschiedenen grammatischen Kategorien und Redetheilen unstatthaft ist, daſs man die Klarheit nicht so weit beeinträchtigen darf, ein und dasselbe Wort einmal durch das Verbum sein (Cham. *he*, Mar. *ko*) und das andre Mal durch ein (Cham. *he*) zu übertragen, oder in Sätzen, in denen ein wirkliches Verbum dasteht und deshalb oder aus andren Gründen an sein nicht zu denken ist, ganz dahingestellt sein zu lassen (Cham. *he* im B. nr. 495., Mar. *ko*); und daſs eine Theorie, welche so heterogene Begriffe mit einander verbinden will, in sich selbst zusammenfällt. Bei Mar. kommt noch hinzu, daſs in seinen Antworten nicht einmal das Verbum sein nothwendig liegt, sondern daſs er es nur willkührlich hineinträgt; denn die Frage kann ebensowohl jedes andre Verbum enthalten, z. B. wen hast du gesehn? Antw. den NN., nach Mar.: es ist oder war NN. Auf diesem Wege verwischt er hier auch die Accusativ-Bed. von *ko*. Auch in einem andren Falle (B. nr. 302.) nimmt er *ko* fälschlich für sein.

Der Verf. der N. Seel. Schrift geht am vorwurfsfreisten, aber auch am oberflächlichsten über die Schwierigkeit hinweg, indem er das *ko* in der Gramm. gar nicht erwähnt und es im Wörterb. eine häufig vor Subst., Adj., Pron., Verben und im Anfange der Sätze gebrauchte Partikel nennt.

Die Tah. Gramm. sagt von *o* (S. 9.): „es scheint die Natur eines Artikels zu haben, denn es wird als eine Hinweisung (*as an index*) vor das „Pron., wenn es im Nom. steht, und vor Eigennamen gesetzt". Auf diese Äuſserung folgt aber unten auf der Seite (nachdem auch die Pluralzeichen, welche die Gramm. mit als Artikel aufgeführt hat, behandelt sind) die Clausel: „sollte man einwerfen, daſs mehrere dieser Wörter vielmehr Adj., Bei-„Nomina (*adnouns*) oder den Plural andeutende Partikeln, als Artikel, zu „nennen wären, so mag dies sein (*it may be*)".

Das Haw. Wörterbuch erklärt *o* so: „dieser Buchstabe wird vor „Subst. appell. (*common nouns*), Eigennamen und Pron. gesetzt, um sie et-„was bestimmt oder emphatisch zu machen (*to render them a little definite* „*or emphatic*). Man kann ihn das emphatische *o* nennen. Es wird gebraucht „*in particularizing one or more persons or things from other persons and* „*things*. Das emphatische *o* steht nur vor dem Nominativ."

Cham. nennt (S. 12.) das Haw. *o* den bestimmten Artikel.

535 Ich habe bei meiner Behandlung des Artikels Thatsachen angeführt, daſs jede der beiden Formen der bestimmte und unbestimmte Artikel sein kann, und daſs die Hauptform beide ganz und gar in sich vereinigt. Ich weiſs sehr wohl, daſs sich über diese Kategorie viel philosophiren läſst, und gestehe zu, daſs beide Artikel der Deutschen und andrer Sprachen sowohl allgemein, als individuell genommen werden (im letzteren Falle ist der bestimmte vielmehr ein Pron. dem., gleichbed. mit dieser, jener), daſs sie in ihrer allgemeinen Bed. sogar manchmal mit einander wechseln können (z. B. eine Blume muſs gepflegt werden, die Blume muſs gepflegt werden) und zwischen einzelnen Sprachen wirklich in gröſserer Ausdehnung wechseln, und daſs es endlich Sprachen geben könne, welche diesen Unterschied grammatisch ausdrücken. Cham. hat ihn auch benutzt,

um aufzustellen, daſs die Haw. in der allgemeinen Bed. des Deutschen der das bloſse Subst. (*kanaka*, der Mensch als Gattung, z. B. zum Unterschiede von dem Thiere), in der besondren *o ka, o ke* gebraucht (*o ke kanaka*, der Mensch, ein bestimmter, S. 12.). Diese Theorie ist aber, wofür ich alle in den verschiedenen Theilen der gegenwärtigen Arbeit von mir angeführten oder nachgewiesenen Textbelege sprechen lasse, nicht anwendbar, auch nur theilweise angewandt worden, und zerfällt hier in ihren innren Gegensätzen und denen zwischen den verschiednen Meinungen. Es schlieſst sich hier ein Punkt der Chamissoschen Theorie an, welcher innerhalb seiner Ansicht einen merkwürdigen Widerspruch aufdeckt. Er giebt S. 12., nachdem er gesagt hat, daſs *o* der bestimmte Artikel sei, an, *o kanaka* bedeute der Mensch im Allgemeinen (also ganz dasselbe, als nach ihm *kanaka* allein). Der Gegensatz der Facta, daſs der Mangel des Artikels und die Anwendung des bestimmten ganz dasselbe ausdrücken soll, kann nicht schärfer sein; und wenn, was ich sehr bezweifle (s. nr. 499. 500.), das artikellose Hauptwort wirklich entschieden dieses allgemeine der bezeichnet, so ist jene Gleichheit beider Ausdrücke einer der einleuchtendsten Beweise für meine Meinung, daſs *ko, o* nichts mit dem Artikel zu thun hat.

Um das Widersprechende, daſs Cham. *o* für den bestimmten Artikel annimmt, gegen Mariner zu zeigen, mache ich auf Folgendes aufmerksam. Indem Letzterer *ko* als Verbum sein bei Antworten auch in *koe* ansieht, führt er nur Beispiele des unbestimmten Artikels an, und ich habe mich bemühen müssen, solche herbeizuschaffen, wo *koe* der bestimmte ist. Ferner wo ein Eigenname sich mit dem Appell. verbindet, wird, wenn die Person dem Angeredeten unbekannt ist und der Ausdruck den Satz beginnt, vor dem letzteren *koe* gebraucht, hinten im Satze *he*; ist sie ihm bekannt, so steht oft *ko* vor dem Appell. Dieser Gebrauch von *koe, he* und *ko* wechselt also nach ganz andren Umständen, und beweist genugsam, daſs es gleich falsch ist, *ko* bestimmt, als unbestimmt zu nennen. Alle jene Clauseln, welche die Schriftsteller dem Gebrauche des Artikels beifügen, und von denen der obige Ausdruck emphatisch ein bekannter Nothbehelf ist, entstehn nur daher, weil sie nicht wegläugnen können, daſs der wirkliche Artikel, allein oder mit dem Casuszeichen verbunden, auch da gebraucht wird, wo im Deutschen ein oder kein Artikel steht. Die merkwürdige Ansicht, allen übrigen Meinungen gegenüber das Haw. *ka, ke* als unbestimmten Artikel zu nehmen, hätte Cham. auch nicht durchführen können, wenn er nicht den seltsamen Widerspruch gegen sich selbst begangen hätte, es in seinen Sprachproben, ebenso wie *o*, immer durch der zu übersetzen. Die Verbindung beider Wörter (*o ka, o ke*), welche in diesen Proben nur einmal vor einem Subst. vorkommt, übersetzt er durch derselbige.

536 Der Gedanke, das Casuszeichen für einen Artikel zu halten (1), ist wahrscheinlich aus seinem Gebrauche vor Eigennamen entstanden; man hatte hier den Griechischen Artikel vor Augen, und im Tah. (*o*) selbst einen ähnlichen Laut. Man folgerte daher, daſs es der Artikel der Persönlichkeit sei, und ſchoſs seinen Gebrauch vor Pron. pers. gleich hinzu. Auch bei seiner Anwendung vor dem Pron. poss. hatte man im Griechischen, Italiänischen und Portugiesischen eine Analogie für den Artikel. Sein Gebrauch vor dem wirklichen Artikel brachte aber die Sache in die gröſste Gefahr; diese Verbindung steht vor allen Subst., denen vernünftiger Wesen, Thiere und aller leblosen Gegenstände. Man zog also hier den Artikel der Persönlichkeit auf den der Individualität oder Besonderheit zurück. Das Tong. *koe-ha* und *he-ha* kann, wenn es in der Bed. was für einer? mit einem Hauptworte verbunden wird, nur von Thieren und Dingen gebraucht werden, bei Menschen steht *ko-hài* oder *ahài*, ein recht deutlicher Beweis, daſs von Persönlichkeit im *ko* nicht die Rede sein kann, da der Unterschied hier bloſs in den Formen *ha* und *hai* liegt. Ich brauche wohl nicht das Seltsame der Vorsetzung eines Artikels vor den andren, nach Cham. gar des bestimmten vor den unbestimmten, zu zeigen; ich möchte dies so lange für unmöglich in irgend einer Sprache halten, bis davon ein sichrer Beweis geliefert ist.

537 Am allerungünstigsten zeigt sich die Annahme des Casuszeichens als Artikels vor persönlichen Fürwörtern. Wie könnte das Pron. pers., nament-

---

(1) Da es mir auf eine Sammlung aller Belege für und wider meine Ansicht und aller Umstände ankommt, die uns den Ursprung und das eigentliche Wesen der Partikel kennen lehren könnten, so darf ich nicht unterlassen, zu erinnern, daſs dieselbe Form in der N. Seel., Tah. und Haw. Sprache das Subst. Ort oder Adv. dort ist (nr. 913.) und daſs das Haw. Wörterbuch *onei* durch dieser hier (*ib.*) und *kolaila* durch der da (Ende von nr. 901.) übersetzt.

lich das der 1. und 2. Person, seiner Natur nach, in irgend einer Sprache den Artikel annehmen, und wo ist die Sprache, in der dies geschieht? Seine 3. Person geht sogar in mehreren in das Pron. dem. über, oder wird, richtiger, von ihm hergenommen, und wird durch diese Vermittlung zum bestimmten Artikel selbst. Cham. hat sich auch gescheut, der ich, der du zu übersetzen, und ebenso beim Pron. dem. der dieser; er hat aber etwas sehr eigenthümliches an die Stelle gesetzt. Er sagt S. 12.: „*o* steht vor den „persönlichen und dem. Fürwörtern, wenn der Gegenstand als ein ganz be„stimmter bezeichnet werden soll und der Zusatz und kein anderer oder „und keine anderen hinzugedacht werden kann". Diese Worte stellt er auch überall, wo in seiner Sprachprobe (S. 58-79.), dem 23. Cap. des Lucas, *o* vorkommt, in Klammern, z. B. Vs. 3. bist du der König der Juden? du (und kein anderer); *ib.* du sagst es, übersetzt er statt es: das (und nichts anderes). Vs. 18. 19. lautet der Satz: der Haufe schrie: gieb uns Barabbam los, welcher um eines Aufruhrs willen ins Gefängniſs geworfen war; *o ka mea,* welcher (eig. die Person), übersetzt er hier das (kein anderes) Ding. Vs. 34. Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun: sie (und keine Andere). Ebenso Vs. 35. 37. 43. u. s. w.

Das Pron. 3. Pers. Sing. beweist nicht gegen meine eben gemachte Behauptung. Es ist nämlich, wie ich beim Pron. deutlich gezeigt habe, in diesen Sprachen (doch bleibt dies im Tong. noch ungewiſs) auch, und vielleicht ursprünglich, Pron. dem., und nimmt hier sowohl den allgemeinen Artikel (aber nur im Haw.), als das Casuszeichen vor sich. Die bisherige Theorie hat die Sache aber so dargestellt, als wenn das Pron. pers. *ia* erst durch den Artikel (z. B. Haw. *ke, o*) zum Demonstr. würde. Das Haw. Dem. *këia* ist auch durchaus nicht eine rein materielle Zusammensetzung des Artikels *ke* und des persönlichen oder dem. Pron. *ia*, sondern steht, wie ich in nr. 690. und 694. genügend entwickelt zu haben glaube, auf einem weiten Gebiete und erfordert eine ganz andre Lösung. Der Gebrauch einer Artikelform vor einigen Pronominen ist zwar (nr. 723. 725-727. 730-732. 745.) eine merkwürdige Eigenthümlichkeit des Mal. Sprachstammes, aber die persönlichen und demonstrativen trifft er durchaus nicht. Über das *ko* in den Tong. Pron. dem. habe ich nr. 529. unpartheiisch gesprochen.

Wenn nun die Behauptung eines Artikels der Individualität die letzte 538
Möglichkeit ist, das Casuszeichen als Artikel durchzuführen, so bleibt die

Frage unbeantwortet, warum dieser Artikel nur in den von mir angezeigten Fällen des Nom. und Acc. und nie nach einer Präpos. vorkommt, und warum namentlich nach einer Präpos. und nach dem Verbum das Subst. oder Pron. nicht individuell behandelt werden kann. Da die Ansicht, welche das Wort zu einem Artikel macht, hiernach auf die letzten Zugeständnisse dringt, so kann es für den abstracten Punkt, daſs es ein Artikel und nichts anderes sei, wenn jemand unwandelbar bei ihm beharren wollte, keine andre Widerlegung geben, als darauf hinzuweisen, daſs diese Meinung an einem Namen ohne Inhalt festhält, und dabei alle Widersprüche und fast alle Schwierigkeiten auf ihrer Seite hat.

Nominativ.

539 Tah. *i* — Die Accusativ-Präpos. *i* findet sich zweimal vor dem Nom., beim Prädicate des ausgelassenen Verbums **sein** (s. nr. 80.), und vor dem dem passiven Verbum nachstehenden Subjecte (letztes B. nr. 123.).

Genitiv.

540 N. Seel., Tah. und Haw. *a*, *ta* (Haw. *ka*), *na* - *o*, *to* (Haw. *ko*), *no* — Um hier zunächst ausschlieſslich vom Haw. zu reden, so habe ich bei den Partikeln dieser Sprache (nr. 412-415.) alles Nöthige über die allgemeine Bedeutung dieser den Gen. zwischen Nominen ausdrückenden Präpositionen, so wie über den Unterschied sowohl zwischen denen mit dem Vocal *a* und *o*, als den sicheren oder noch zu beobachtenden zwischen den drei Präpos. selbst, und über die bei ihrer Anwendung zur Bezeichnung dieses Casus zu berücksichtigenden grammatischen Punkte gesagt, und es kommt mir hier nur darauf an, Beispiele aufzustellen. Da es wichtig ist, darin jene zwiefachen Formen-Unterscheidungen sichtbar zu machen, so werde ich die Eintheilung nach der logischen Bedeutung des Casus treffen, unter jeder dieser Abtheilungen aber die einzelnen Präpos. auseinanderhalten. Für manche Fälle kann ich kein Beispiel geben; dies wird sich aber durch die Vergleichung der Pron. poss. (nr. 674.) vervollständigen. Wo die Präpos. *ka*, *ko* gebraucht wird, steht der Gen. vor dem regierenden Subst. (s. nr. 415.), welches dann keinen Artikel vor sich nehmen kann; das vorangehende, im Gen. stehende Hauptwort führt ihn bald mit sich: *ko ke kanaka mea*, des Menschen Ding (nach Cham.'s Übersetzung), bald nicht: B. nr. 558.

abhängiges Verhältniſs:

a — *o ke keiki a ka hipa*, das Junge des Schafes (Lamm) (Cham.);

ke Keiki a ke kanaka, des Menschen Sohn (Marc. 14, 21. und öfter);

ka — *ka Iseraela poe mamo*, die Nachkommen Israel's (Cham.);

na — *he mamo makou na Aberahama*, wir sind Nachkommen
Abraham's (Luther: A.'s Samen, Ev. Joh. 8, 33.); *e kane ana ia na ka*
wahine hookahi, er sei eines einzigen Weibes Mann (Cham.); *o Petero,*
kekahi lunaolelo na Jesu Kristo, Petrus, ein Apostel Jesu Christi
(1. Petr. 1, 1.); (kaufe uns,) *a lilo makou - - - i kauwa na Parao*, damit
wir - - Knechte des Pharao werden (Luther: daſs wir - - leibeigen sein dem
Pharao, 1. Mos. 47, 19.).

unabhängiges Verhältniſs:

o — (und nahm mit sich) *i ka makuakane a me ka makuwahine o*
ua keiki la, den Vater des Kindes und die Mutter (Marc. 5, 40.);

ko — *ko ke keiki makua*, der Vater des Sohns (Cham.);

no — B. nr. 502.

partitives Verhältniſs — ich habe hier nur Beispiele des speciellen
Falles nach Wörtern der Menge, wo allein *o* stehen kann (s. nr. 414.): *ke-*
kahi o lakou, einer von ihnen (Cham.); *kekahi poe o oukou*, einige
von euch (*id.*): *ka nui o lakou*, die meisten von ihnen (*id.*): *ka nui o ka*
aina, der gröſste Theil des Landes (*id.*).

Verhältniſs des Besitzes:

a — *ka waiwai a ke alii*, das Eigenthum des Häuptlings (Wörterb.
v. *a*);

o — *ka hale o ke alii*, das Haus des Häuptlings (*ib.* v. *o*);

ko — *ko ke alii hale*, *id.* (*ib.*)

actum des Verbums:

a — *ka wanana a Isaia*, die Weissagung Jesaia (Matth. 13, 14.); *ke*
hana nei oukou i na hana a ko oukou makua, ihr thut eures Vaters
Werke (Joh. 8, 41.).

actio des Verbums:

a — *ka pane ana a ka waha*, das Aufmachen des Mundes (Wörterb.
v. *o*);

o — *ka pane ana o ka waha*, *id.* (*ib.*)

gemischtes Verhältniſs:

o — *ka lua o ka ahi*, die Grube des Feuers (Cham.); *ka laau o ke*
ola, der Baum des Lebens (Apoc. 2, 7.); *ka manao o na arii*, die Mei-

nung der Könige (Titel eines Buches); *ka poe misionari o Hawaii nei*, die Missionare von Hawaii (Cham.);

ko — *ko Aigupita poe kanaka*, die Ägypter (*id.*).

Wenn das regierende Subst. sich bei einem zweiten Genitiv wiederholt und kurz vorhergeht, steht es nicht wieder, sondern nur die Präpos. von, und diese nimmt z. B. das Accusativ-Zeichen *i* vor sich (s. letztes B. nr. 563.).

Das zu einem Ordin. gehörende Subst. steht im Gen. mit *o*, s. nr. 618.

Die beiden Formen *o* und *ko* bezeichnen auch den Gen. an Ortsadv.: *o nei, o laila, ko anei, ko laila* (s. nr. 901.), *o onei* und *ko onei* (nr. 912.), *ohea* (nr. 910.). Ich habe schon nr. 438. des Gen. mit *o* erwähnt, den die zusammengesetzten Präpositionen im Haw. regieren; dasselbe findet sich im N. Seel., ja nach einem Subst. nimmt das Hülfswort selbst dieses Casuszeichen vor sich: *tetahi mea o dunga o te rangi, o raro o te wenua*, irgend etwas oben im Himmel oder unten auf der Erde (Text der Gramm.).

541 Im Tah. werden auch alle drei Präpos. in ihrer doppelten Form, und wohl mit demselben Unterschiede zwischen denen mit *a* und denen mit *o* (s. nr. 67.) zur Bezeichnung des Gen. gebraucht. Die Gramm. führt S. 16-17. Beispiele, aber nur von *na* und *no*, an:

na — *parau na te Atua*, das Wort Gottes; *te oe na Golia*, das Schwert Goliath's; *tamaidi na te arii*, der Sohn des Königs;

no — *fare no te Atua*, das Haus Gottes; *fenua no Iseraela*, das Land Israel's; *te Atua no te rai*, der Gott des Himmels.

Diese Beispiele zeigen, daſs der mit *na, no* gebildete Gen. nach dem regierenden Subst. folgt, die B. S. 475. 2. 6., daſs der mit *ta, to* gebildete ihm vorausgeht und das nachstehende Regens des Artikels entbehrt.

Im N. Seel. soll bei Subst. appell. *na, no*, auch *o* (also wohl auch *a*), bei Eigennamen *na, no* und *ta, to* gebraucht werden, und zwischen den Formen auf *a* und denen auf *o* scheint derselbe Unterschied, als in den beiden andren Sprachen, zu sein (s. nr. 188. und eine Note der Gramm. S. 10.). Vgl. noch *nokonei* nr. 912. Auch in dieser Sprache finde ich den durch *ta, to* gebildeten Gen. vor, den durch *a, o* gebildeten nach, den mit *na, no* aber bald nach, bald vor dem regierenden Subst. Bei der Vorsetzung des Gen. verliert das Regens den Artikel. Alles dies gilt auch von den durch dieselben Präpos. gebildeten Pron. poss.

Die Präpositionen des Gen. drücken in diesen drei Sprachen auch, indem das Verbum **sein** zu ergänzen ist, **haben** aus (s. nr. 854.).

Die Tong. Sprache weicht von den drei genannten in dem wichtigen Punkte dieser Präpositionen ganz ab, die sie nicht kennt. Es erscheint nur manchmal *a* als Zeichen des Gen. vor Eigennamen (s. nr. 327.).

Elliptischer Genitiv.

Tah. *to*, Haw. *ka, ko* — Die Haw. Präpositionen *ka, ko* haben noch 512 einen eignen, sehr seltsamen Gebrauch für sich, indem sie am nachfolgenden Subst. oder Pron. den Gen. bezeichnen, aber das Subst. regens ausgelassen ist. Die zu ergänzenden Hauptwörter sind, so viel ich bis jetzt sehen kann: **Abkömmlinge** einer Person (vgl. nr. 417.), **Frucht** eines Baumes, **Einwohner** eines Ortes oder Landes, **Eigenthum** einer Person. Ich habe schon nr. 416. gesagt, daſs die durch diese Construction ausgedrückten Begriffe zwar meist nicht unter den Gen. gehören, daſs ich sie aber hier abhandeln wolle, um den Fall nicht zu zerstreuen.

Man sollte erwarten, daſs von dem regierenden Subst. wenigstens der Artikel vor der Präpos. stehn geblieben wäre; dies war aber darum unmöglich, weil die Präpos. *ka, ko* das Regens nach dem Rectum verlangt und das nachgestellte Regens keinen Artikel haben darf (s. S. 740. unt.). Befindet sich das ausgelaſsne Subst. in einem Obliquencasus oder in Verbindung mit einer Präpos., so wird die diese Verhältnisse ausdrückende Präpos. vor *ka, ko* gesetzt, so daſs zwei Präpos. zusammenstehn.

Es ist zu vermuthen, daſs der zwischen den Formen auf *a* und denen auf *o* in den obigen drei Präpos. sich ausprägende Unterschied auch in dieser Construction sich erhält; und ich behalte daher die obige logische Eintheilung bei; eine weitere nach den durch die Construction ausgedrückten Begriffen gebe ich nicht, sie werden aus den B. klar werden.

abhängiges Verhältniſs:

ka — *ka Iseraela*, die von Israel, die Israeliten (Cham.);

ko, mit einer Präpos. — *e haawi no wau ia ia, e ai i ko ka laau o ke ola*, ich werde ihm zu essen geben von dem Baume des Lebens (Apoc. 2, 7., wörtlich wohl: die Frucht des Baumes).

Eigenthum:

ka — *ka laua*, das Eigenthum beider (Wörterb. v. *ka*); *ka ke alii*, dem Häuptling gehörig (*ib.*);

mit einer Präpos. — *e haawi aku i ka Kaisara ia Kaisara, a i ka ke Akua hoi i ke Akua*, so gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist (Matth. 22, 21.).

Einwohner — nach den B. wird nur der Plural dadurch angedeutet: *ko* — *ko Farani*, die Franzosen (Cham.); *ko Poloni*, die Polen (*id.*); *a kanikau iho la ko Aigupita nona*, und die Ägypter beweinten ihn (1. Mos. 50, 3.); *ko ke ao nei*, diese Welt (eig. die von dieser Welt, Cham.);

mit Präpos. — (ich bin übergeben) *i na lima o ko Roma*, in die Hände der Römer (Apostelg. 28, 17.); (Paulus u. s. w.) *i ka ekalesia o ko Tesalonike*, an die Gemeine der Thessalonicher (Luther: der Gemeine zu Thessalonich, 1. Thessal. 1, 1.); (es wird kommen) *maluna o ko ke ao nei a pau*, über den ganzen Weltkreis (Apoc. 3, 10.).

Im Tah. finde ich einmal (B. 5. nr. 92.) *to* vor dem Subst., was dieselbe Construction scheint; doch ist sie hier unerklärlich. Ein sichres B. ist aber: *te riri ra Heroda i to Turia e to Sidonia*, Herodes gedachte wider die von Tyrus und Sidon zu kriegen (Apostelg. 12, 20.).

Der Genitiv durch Nachstellung angedeutet.

543 Im Haw. wird der Gen. auch, wie im Mal., durch bloſse Nachstellung nach dem regierenden Subst. ausgedrückt, wobei in den folgenden B. dem zweiten Hauptworte der Artikel fehlt: *o ke keïki hipa*, das Junge des Schafes (Lamm, Cham.); *ka lua ahi*, die Grube des Feuers (*id.*).

Ebenso ist der Casus im Tah., und auch ohne Artikel, ausgedrückt B. 2. nr. 123. Dasselbe finde ich im N. Seel., da aber merkwürdiger Weise auch den unbezeichneten Gen., mit dem Artikel *te*, vor dem Regens.

Im Tong. bleibt der Gen. bei Subst. appell. immer unangedeutet, bei Eigennamen zum Theil, zum Theil kann er durch die Präpos. *a* bezeichnet werden (s. nr. 327.); wo er nicht angedeutet ist, hat der Casus seine Stellung nach dem Regens. Hier finde ich auch den Artikel fehlen (S. 462. VIII.), doch steht er B. nr. 328.

Dativ und Accusativ.

544 Tong. *gi, gia, giate* (Dat.), N. Seel. *ki, kia* (für den Acc. auch *i*), Tah. und Haw. *i, ia* — Beide Casus werden, das Tong. ausgenommen, in den Südsee-Sprachen nicht unterschieden, und durch die, hier Bewegung bezeichnende, allgemeine Ortspräpos. angedeutet, über welche ich nr. 958-970. ausführlich gehandelt habe; daselbst habe ich auch die Ähnlichkeiten aufgeführt, welche

sich in den westlichen Sprachen für diese Casus-Bezeichnung vorfinden. Vor dem Verbum habe ich dieses Casuszeichen nie angetroffen, in welchem Falle vielmehr der Acc. Objecti durch das nr. 524-531. besprochene *ko, o* ausgedrückt wird oder ganz unangedeutet bleibt.

Beispiele des Gebrauchs des Haw. *i* und *ia* für den Dativ und Acc. kommen so häufig in dieser Schrift vor, daſs ich mich deren Beibringung 545 hier überhebe. — Einmal steht *ia* vor einem Appell.: *aole oe i manao ia waho*, du achtest nicht das Äuſsere (Luc. 20, 21.).

Diese Präpos, drückt auch im Haw., in ihrer Beziehung auf den Dativ, das Verbum haben aus (s. nr. 854.).

Im N. Seel. wird für beide Casus zugleich nur *ki* angegeben (nr. 196.), doch habe ich aus der Gramm. noch *kia* für sie gefunden:

Dativ — *ki a Taka*, dem Taka; vor Pron. pers. S. 464. III., S. 468. XXXI.;

Acc. — *e aroha ana au ki a koe*, ich liebe dich; ein andres B. vom Pron. pers. s. S. 470. 5.

i wird nur für den Acc. angeführt (nr. 202.).

Im Tah. wird *i* (nr. 76.) und *ia* (nr. 81.) für beide Casus gebraucht; in der Apposition zu diesen Casuszeichen steht wieder *i* B. 2. nr. 101.; *ia* als Zeichen des Dat. s. S. 471. III., 472. IV. VI. (*bis*), 475. 8., als Zeichen des Acc. S. 472. IV., S. 473. VIII., B. 1. nr. 123.

Die Tong. drei Formen *gi, gia* und *giate* sind nur Zeichen des Dat. (s. nr. 313.), denn den Acc. läſst die Sprache ohne Bezeichnung (s. nr. 551.).

Im Rarotong. finde ich den Acc. durch *i* angedeutet.

Dativ.

In sehr speciellen Fällen drücken den Dativ noch einige andre Präpos. aus.

na Rarot., Tah. und Haw., *no* Tah. — Der Dativ personae bei geben findet sich im Tah. auch durch die Genitiv-Präpos. *na, no* und im Rarot. und 546 Haw. durch *na* bezeichnet (Haw. s. nr. 859.).

me N. Seel. und Haw. — Im Haw. drückt *me* in Folge seiner Bed. von 547 mit (der Gesellschaft, s. nr. 967.) und des Adv. wie (s. nr. 946.) nach dem Verbum *like*, gleichen, den Dativ aus (Beispiele s. nr. 477.). Ebenso steht im N. Seel. *me* nach *dite*, gleich.

e N. Seel. — In nr. 143. erscheint in einem B. *e'*, wo aber der Apo- 548 stroph eine Elision vermuthen läſst (vgl. die Tah. Präpos. *ei*), als Zeichen des Dativs.

ma, mo N. Seel. — finde ich nach dem Verbum geben.

Accusativ.

Unbezeichnet.

549 Ich habe oben behauptet, daſs die Nebenform des Artikels keine Präpos. vor sich dulde; eine Folge davon ist, daſs beim Haw. *he* und N. Seel. *e* der Acc. nicht angedeutet wird (s. nr. 495.).

550 Im Haw. scheint das Pron. dem. (s. nr. 685.) und der Artikel *ia* (s. nr. 502.) die Bezeichnung auch nicht zu erlauben. Wo bei den Verbal-Partikeln *e* und *i* das Subject mit von vor das Verbum tritt, wird öfter der Acc. Obj. nicht angedeutet, sowohl wenn er vor, als wenn er nach dem Verbum steht (s. nr. 785.). Das dem Zeitworte nachgestellte Object ist auch sonst öfter ohne Bezeichnung, in welchem Falle, wenn auch der Artikel wegbleibt, der Ausdruck sich einer Composition nähert: (er redete mit ihnen) *ma ke kanaka hoohalike olelo*, durch einen Dolmetscher (wörtlich: durch einen die Sprache ausgleichenden Menschen, 1. Mos. 42, 23.); *maï pepehi kanaka*, du sollst nicht tödten (Cham.); *hana hewa*, Sünde begehn (s. B. 3. nr. 821.).

551 Im N. Seel. finden sich zahlreiche B., daſs das Object nach dem Verbum unbezeichnet bleibt: S. 464. iii., S. 562. letzte Z., B. 2. nr. 168., B. 1. nr. 196., B. 1. nr. 198. (dem letzten ganz entgegengesetzt ist das B. nr. 202.), B. nr. 237.

Im Tong. scheint der Acc. nie angedeutet zu werden: S. 445. v. vii., S. 446. x. xiii. u. s. w.

Vocativ.

552 *e* N. Seel., Rarot., Tah. und Haw. — Im Haw. wird *e*, welches wohl als eine Interjection zu nehmen ist, vor das Subst. (ebenso im Jav. *hé* oder *hĕh*), manchmal auch noch nach demselben gesetzt; das Subst. appell. hat dabei den Hauptartikel vor sich. Cham. bemerkt, daſs das doppelte *e*, vor- und nachgesetzt, gegen Vornehme sogar Sitte zu sein scheine. Hat ein Eigenname ein Appell. in Apposition bei sich, so können beide Subst. das *e* vor sich nehmen. Folgt auf das Hauptwort ein zu ihm gehörendes Adj., so nimmt das wiederholte *e* seine Stelle nach dem Adj. ein. Beispiele:

e ka honua, du Erde! (Cham.) *e ka haku*, Herr! (so du willst, kannst du mich wohl reinigen, Matth. 8, 2.) (darum freuet euch,) *e na lani*, o ihr Himmel! (Apoc. 12, 12.)

e ke alii e (Apostelg. 26, 13., Luther: lieber König!);

e Peseto maikai e (Apostelg. 26,25., Luther: mein theurer Feste!);

e ke alii e Agaripa e (Apostelg. 25, 24. 26. 26, 2. 7. 19., Luther: lieber König Agrippa! oder: König Agr.!); *e Jehova e ka haku e*, Jehova, Herr! (Cham.) *e Jehova ke Akua*, Jeh., Gott! (*id.*)

553 Ebenso ist *e* vor dem Subst. Zeichen des Voc. im Tah. (nr. 12.) und N. Seel. (nr. 135.) Das Tah. B. zeigt auch den Artikel *te* vor dem Subst. Die gleichzeitige Nachsetzung des *e* ist mir in diesen beiden Sprachen noch nicht vorgekommen. Im Rarot. ist *e* vor dem Subst., das den Artikel *te* vor sich hat, Zeichen des Vocativs.

§. 49.

Adjectivum.

Einzelne Punkte.

Nachstellung nach dem Substantivum.

554 Wie in den westlichen Mal. Sprachen (die Tag. ausgenommen), steht in diesen vieren das mit einem Subst. verbundene Adj. beständig nach dem Subst.; wo die umgekehrte Stellung statt findet, ist die Construction die des ausgelassenen Verbums sein und das voranstehende Adj. das Prädicat, das nachstehende Hauptwort das Subject. Dahin nur darf man, meiner Meinung nach, es deuten, wenn Mar. sagt, daſs im Tong. die Nachstellung des Adj. nicht immer geschieht, und wenn die Tah. Gramm. (S. 13.) sich dabei des einschränkenden Beisatzes gewöhnlich bedient. Die N. Seel. spricht die Nachstellung bestimmt aus (S. 58.). Beispiele:

Tong. — *he tangata lillé*, ein guter Mensch; *he togi machila*, eine scharfe Axt; *kau tangata lillé*, gute Menschen; *lahi he togi machila*, scharfe Äxte. — *Fu*, groſs (:, sehr), macht aber eine Ausnahme und steht immer vor dem Subst.: *fu ita*, groſser Zorn (:, sehr zornig).

N. Seel. — s. mehrere B. Gramm. S. 16. und 58.

Tah. — s. mehrere B. Gramm. S. 13.

Haw. — (und das Meer erhob sich) *i ka makani nui*, von einem groſsen Winde (Joh. 6, 18.); (gehet ein) *ma ka puka pilikia*, durch die enge Pforte (Matth. 7, 13.).

Vorsätze.

555 *ka, ka ko* N. Seel. — In nr. 157. wird gesagt, daſs das Adj., wenn es allein, ohne Subst. steht, *ka* vor sich nehme. Der Fall, wo dies vorkommen kann, scheint mir nur der zu sein, wenn es als Prädicat, namentlich beim Verbum sein, steht. Das dort gegebne vollständige B. ist auch der Art: voran steht das Adj. des Prädicats mit *ka ko* vor sich, dann folgt das Subst. des Subjects; sein ist ausgelassen. Hierzu füge ich das B. *ka kotti te marama*, der Mond ist klein (Gr.). Die Natur dieser beiden Wörter wage ich nicht zu bestimmen.

Das Adject. substantivisch gebraucht.

556 Im Haw. findet sich das Adj. auch substantivisch gebraucht, indem es z. B. den Artikel und Pluralzeichen vor sich nimmt: *ka poe nui*, die Groſsen (Cham.).

557 *mea* vor dem Adj., N. Seel. und Haw. — Besonders häufig aber tritt in diesem Fall im Haw. das allgemeine Subst. *mea*, Sache oder Person (s. nr. 404. 405.), mit dem Artikel vor das Adj.: *me he mea make*, wie ein Todter (Apoc. 1, 17.); *owau no ka mea mua a me ka mea hope*, ich bin der Erste und Letzte (*ib.*); *owau no ka mea ola*, ich bin der Lebendige (*ib.* 1, 18.). Ebenso finde ich *mea* im N. Seel. vor dem Adj., aber bei der Persönlichkeit auch oft *tāngata*.

558 Etwas anders, beinahe wie aus dem Adj. ein abstractes Subst. bildend, steht das Wort in der Haw. Stelle: (sie kennen nicht) *i ko satana mea hohonu*, die Tiefen des Satans (Apoc. 2, 24.); *hohonu* heiſst aber nach dem Wörterb. ebensowohl tief, als Tiefe.

ganz.

559 Haw. *a pau, a puni* — Beide Ausdrücke stehn gewöhnlich nach dem Subst., manchmal aber auch vor ihm, in welchem letzteren Falle *a* zugleich Präpositionen ausdrückt; *a pau* scheint das allgemeine Wort zu sein (s. nr. 401.):

nach dem Subst. — *e malamalama ana kou kino a pau*, wird dein ganzer Leib licht sein (Matth. 6, 22.); (und das Brausen erfüllte) *i ka hale a pau*, das ganze Haus (Apostelg. 2, 2.);

vor dem Subst. — *heaha ka oukou e ku hana ole nei a pau ka la*, was steht ihr hier den ganzen Tag müſsig? (Matth. 20, 6.)

560 *a puni* (s. nr. 402.) drückt dieses Adj. wohl nicht geradezu, sondern nur in den beschränkten Fällen aus, wo man es eigentlich rings umher zu übersetzen hat, wie in den Beispielen:

nach dem Subst. — (Jesus ging umher) *ma Galilaia a puni*, im ganzen Galiläischen Lande (Matth. 4, 23.); (dies Gerücht erscholl) *ma ia aina a puni*, in dasselbige ganze Land (*ib.* 9, 26.);

vor dem Subst. — (und diese Geschichte ward alle ruchbar) *a puni ka aina mauna o Judaia*, auf dem ganzen Jüdischen Gebirge (Luc. 1, 65.).

Comparation.

Comparativ.

561 Tong. *ange*, Tah. *ae* — Das Tong. *ange*, dem Adj. nachgesetzt, drückt, wohl in der Bed. sehr oder näher weiter fort, den Compar. aus (s. nr. 348.), manchmal auch, indem es einem Subst. nachgestellt wird, unser gröfser (s. nr. 349.); das als des Nachsatzes wird dabei durch die Präpos. *gi* gegeben (s. nr. 315.).

Ebenso findet sich im Tah. *ae* nach dem Adj., s. nr. 104.

562 N. Seel. *atu*, Tah. *adu* — Diese Partikel ist mit der eben behandelten gleichartig und hier gleichbedeutend, und bildet, ebenso dem Adj. nachfolgend, im N. Seel. (nr. 211.) und Tah. (nr. 100.) den Compar.

563 *oi* Haw. — Als Verbum in der Bed. übertreffen (s. nr. 410.) ist es ein Zeichen des Compar., aber nicht ganz absolut, sondern es drückt ein allgemeines Adj. in diesem Gradus, wie gröfser, besser, selbst aus, und zwar zum Theil nur so, dafs ein abstractes Subst. im Satze steht, welches Subject zum Verbum *oi* ist; das Pron. pers. des Subjects zu dem Verbum sein des ursprünglichen Satzes wird diesem Subst. als Pron. poss. beigefügt, und bei dem Objecte von *oi*, welches durch die, die Stelle des Deutschen als einnehmende Präpos. angedeutet wird, wiederholt sich nur dieses Poss., nicht das Hauptwort. *Oi* hat immer die Richtungs-Partikel *aku* nach sich: *e oi aku kona maikai i ko*, er ist besser, als du (wörtlich: seine Güte übertrifft die deine) (Cham.); *aole anei e oi aku ko oukou maikai i ko lakou*, seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? (Matth. 6, 26.) Es scheint auch die Partikel *he* (s. nr. 804.) anzunehmen: *he oi aku ko lakou hewa i ko na kanaka a pau*, ihre Sünde ist gröfser, als die aller Menschen (Cham.).

Dieſe, ſämmtlich von Cham. entnommenen Beiſpiele bewegen ſich, wie man ſieht, auf einem ſehr kleinen Raume, und ich zweifle nicht, daſs die Sprache noch andre Mittel hat, den Gradus auszudrücken; nur haben mir die Verſuche, dieſe zu verfolgen, gezeigt, daſs es zu viel Zeit koſten würde, die Lücke hier zu ergänzen. Ich habe jedoch den Ausdruck durch *oi* verbreiteter gefunden, als man denken ſollte.

564 *hau* Tah. — Dies iſt ein ganz ähnlicher Ausdruck, als das Haw. *oi*, und ſcheint, obgleich es ſich in der Tah. und den andren Südſee-Sprachen nicht nachweiſen läſst (1), der Conſtruction nach, übertreffen zu bedeuten; dieſe iſt nämlich ſo: A. übertrifft B. in der Länge, d. h. A. iſt länger, als B. S. näher nr. 109.

565 das bloſse Adj. mit der Präpos. *i* nach ſich, Tah. und Haw. — Im Tah. bildet auch das bloſse Adj. mit der Präpos. *i* (wohl: gegen, in Vergleich mit) den Compar. (nr. 79.) Vielleicht iſt dies ebenſo im Haw. und iſt es ſo zu erklären, wenn das Wörterbuch *i* durch mehr als überſetzt.

Superlativ.

566 *ange* Tong. — Es drückt wohl, dem Adj. nachgeſtellt, ebenſo den Superl. aus, wie es den Compar. bildet, ſ. nr. 348. 561.

obito Tong. — Es ſteht nach dem Adj., und bedeutet eigentlich recht ſehr, ſ. nr. 388-390.

be Tong. — Dieſes Wort hilft, in der Bed. von nur, in zwei Arten, einer langen Umſchreibung den Superl. bilden, ſ. nr. 385.

567 durch das bloſse Adj. ausgedrückt, Haw. — Nach einem B. wird der Superl., wenn er die Präpos. von oder unter (oder den Gen.) nach ſich hat, durch das bloſse Adj. mit folgender Präpos. *o*, von, ausgedrückt: *ma Asia ke kuahiwi kiekie o na kuahiwi a pau ma ka honua nei*, in Aſien befindet ſich der höchſte Berg (vielleicht: die höchſten Berge) aller Berge auf der Erde (Geogr. 1te Ausg. S. 11.).

---

(1) Man könnte an folgendes Wort denken:

Mal. *lālu* vorübergehn, vorbeigehn, ſich entfernen, vergehn 2) herübergehn, übertreten 3) vorbei, nachher, darauf

ter-lālu ſehr

Kawi. *lalu* (Bed. noch nicht beſtimmt)

Tag. *lalo pasar*; übertreffen; ſchätzen, vorziehn; mehr

lalar zu Ende gehn, zerſtört werden

§. 50.

Zahlwörter.

Cardinalia.

An der Stelle, wo von der Übereinstimmung der Malayischen Sprachen 568 in den Wörtern gehandelt wird, habe ich die Bemerkungen Wilh. v. Humboldt's über die Zahlwörter des Sprachstammes mitgetheilt (S. 261-264.) und in einer eignen gröſseren Arbeit (S. 264-279.) ergänzt, auch in einer vergleichenden Tafel (S. 264. *b.*) die Zahlen von 1-10, 100 und 1000 zusammengestellt. Ich komme hier wieder auf den Gegenstand zurück, da ich die grammatischen speciell auf die Südsee-Sprachen zu beziehenden Punkte und auſserdem einige diesen Idiomen, neben den gemeinschaftlichen Wörtern, allein eigne Zahlausdrücke zu erörtern habe. Zugleich werde ich die etymologischen Untersuchungen hier nochmals und mit gröſsren Mitteln aufnehmen. Die dadurch entstehende Ausdehnung des Abschnittes der Zahlwörter rechtfertigt sich vollkommen durch das groſse Interesse, welches, weit über das Gebiet der Sprachkunde hinaus, dieser Redetheil dem forschenden Geiste darbietet. Ich darf nur an die lebhafte Theilnahme erinnern, die Alexander von Humboldt diesem Gegenstande seit langen Jahren gewidmet hat. Die beiden Schriften, welche, nur als Auszug einzelner Theile eines gröſseren Werkes über die Zahlzeichen der Völker, bekannt geworden sind, enthalten die wichtigsten Resultate, sowohl philosophischer, als historischer Art. Die erste Probe dieser umfassenden Studien lieferte Alexander v. Humboldt in einer Abhandlung (1), die er im J. 1819 in der *Académie des inscriptions et belles lettres* las; das Manuscript selbst legte er in die Hände Champollion's des Jüng., der es in einer Arbeit über die verschiedenen Methoden der Ägyptischen Zahlzeichen bekannt machen wollte; es ist davon ein kurzer Auszug in den *Annales de chimie et de physique* von Gay Lussac und Arago (*T.* 12. *p.* 93. *seq.*) erschienen. Eine vollständigere Entwicklung gab der Verfasser unter dem Titel: über die bei verschiedenen Völkern üblichen Systeme von Zahlzeichen und über den Ursprung des Stellenwerthes in den indischen Zahlen, in Crelle's Journal der reinen und angewandten Mathematik für das Jahr 1829. Bd. 4. S. 205-231.

---

(1) *Considérations générales sur les signes numériques des peuples.*

Zahlausdrücke.

1

569 Tong. *taha*, N. Seel. und Tah. *tahi*, Rarot. *tai*, Haw. *kahi* — Ich habe in meinen früheren Bemerkungen über die Zahlwörter (S. 268.) der Schwierigkeit erwähnt, welche die Ableitung des Polynes. Ausdruckes für die Einheit mit sich führt, und daselbst keine Vermuthung darüber zu äuſsern gewagt. Ich will hier einen Versuch machen. Nichts wäre nach dem Fingerzeige, den uns die westlichen Sprachen geben, natürlicher, als darin das Zahlwort eins selbst mit einem allgemeinen Subst. zu finden; man könnte daher das *ta* für das dortige *sa* halten (vgl. nr. 491. Anfang, nr. 976.) und in der zweiten Sylbe ein Wort Stück, Theil oder Korn vermuthen [1]. Gegen diese Deutung seiner ersten spricht aber sehr, daſs das Zahlwort sich der Präfigirung von Lauten unterzieht, welche den andren, ihre Zahlbedeutung in ihrem Hauptheile tragenden Numeralien eigen sind (nr. 571., vgl. nr. 572.) und von denen einer (*e*) artikelartig ist, und daſs es sogar den wirklichen Artikel annimmt (nr. 742.). Obgleich man nun immer noch einen Unterschied zwischen dem Artikel und der numerischen Eins geltend machen kann, so erscheint doch die Zusammenhäufung beider oder überhaupt zweier solcher Vorsätze als etwas sehr abnormes; und ich gestehe, daſs nur eine Etymologie unmittelbaren Beifall verdienen würde, welche Eine numerische Function in beide Sylben legte, so daſs jene Präfixe ganz so, wie bei den höheren Zahlen, verwendet wären. Ein solches Wort würde das Mal. und Jav. *tunggal* (s. S. 68. 69.) sein, dessen *u* aber, so wie das *i* dreier Südsee-Sprachen, jede Vereinigung unmöglich macht. Wenn man jedoch diesen Weg weiter verfolgt, so scheint der Begriff Theil oder Stück, welcher aus dem Mal. Etymon *bhāgi*, dem ich mehr Wahrscheinlichkeit zuspreche, als dem Worte *bīji*, hervorspringt, zur Lösung der Sache hinzureichen. Der pronominale Gebrauch des N. Seel. und Haw. *wahi* (s. nr. 743.) neben *tahi*, *kahi* (nr. 742.) und der, auch durch beide Formen repräsentirte Begriff Ort setzen nämlich das *t* zu einer Variation des *w* herab, und der Eintritt von *tahi* nach einem Numerale im N. Seel. (*e todu tahi buka buka,* drei Bücher, Gramm. *p.* 73.) läſst das Wort geradezu als ein allgemeines Zahl-

---

[1] Man müſste sich dann z. B. vorstellen, daſs *wahi* in der Zusammenziehung mit *ta* sein *w* verloren hätte.

substantivum (s. ob. S. 269-271.) erscheinen. Der präfixlose Gebrauch des Tong. *taha* ist dann sehr auffallend (1), so wie sein von den übrigen Sprachen abweichendes Schluſs-*a* auch noch eine kleine Schwierigkeit macht. Ich füge den zwei Wörtern der folgenden Tafel noch das Mal. *pechah* und Haw. *pehi* bei, weil einige der darunter gesammelten Formen den unter *bhāgi* vereinigten sehr nahe kommen:

bhāgi Mal.

Mal.	*bhāgi* theilen
	bagi + zu, Zeichen des Dativs
Jav.	*bagi, bagé* Kr. theilen
Mad.	*vaki, vaqué, vaquin, vaquiou, mamachi, manapaki* zerbrechen
Tag.	*uahi* theilen
	uahil vertheilen
	uagay *dividirse* 2) *esparcir, desperdiciar*
	bahagui theilen
Tong.	*wahe* theilen, trennen
	fahe zerreiſsen, zerbrechen; zerbrochen, getrennt
	hai zerreiſsen 2) *to cut*
	mafá Riſs, Spalte
	mafahe *id.*
	fachi zerbrechen, zerbrochen 2) verrenken, verrenkt
	fetchi zerbrechen
	mafechi, mafachi zerbrochen; getrennt
	waka waka + Seite des Körpers
	taha (allein und mit *he*) eins
N. Seel.	*wahi* Theil; etwas, einige 2) Ort, Platz
	wawahi zerbrechen
	wati zerbrochen
	hae zerreiſsen
	taha Seite
	tahi (mit Vorsätzen) eins; etwas, einige
Rarot.	*wai* zerbrechen
	tai (wohl mit Vorsätzen) eins
Tah.	*wahi* Ort, Stelle
	ofati zerbrechen
	tahi (mit Vorsätzen) eins; einige
Haw.	*wahi* trennen, durchbrechen 2) etwas, einige 3) Ort, Platz 4) Wort
	hae zerreiſsen
	kahi Ort, Platz 2) (mit Vorsätzen) eins; einige

bīji Mal. 570

Mal.	*bīji* Saame, Saamenkorn
	benih, bani *id.*, auch: männlicher S.
Jav.	*wiji, hiji* Saame, Saamenkorn
	winih *id.*
Mad.	*viki* *id.*
	vidsi, vitsi wenig
Tag.	*binhi* Saame, Saamenkorn
Tong.	*hí* + männlicher Saame

pechah Mal.

Mal.	*pechah, pachah, pichah* zerbrechen
	pātah *id.*
Jav.	*pechah* *id.*
	bedah Loch, Riſs; platzen, bersten; zerreiſsen, zerbrechen; zerstören, zerstört
Tag.	*paca* zerbrechen

pehi Haw.

Haw.	*pehi* werfen, schieſsen
	pepehi schlagen 2) tödten
Mad.	*feca, feche* Axt
	fefech, fefehe getödtet

---

(1) Man könnte auf den Gedanken kommen, daſs das so gewöhnlich mit ihm verknüpfte *he* eine Artikelform (vgl. das Tah. *wetahi* nr. 742.) wäre; nur folgt diese Partikel ihm gelegentlich auch nach.

571 Das N. Seel. *tahi* nimmt *ko* vor sich (nr. 149.); das Tah. *otahi* finde ich nach dem Subst.: B. nr. 36. (wo es einzig bedeutet): *i te wahi otahi*, an Einen Ort (1. Mos. 1, 9.): eine Construction, die es sehr bedenklich macht, den Vorsatz für das Casuszeichen zu halten (vgl. nr. 572.). In der Tah. Arithm. wird auch *atahi* (s. nr. 601. 602.) angegeben und ebenso finde ich im Haw. *akahi* (s. nr. 601.). Auſserdem nimmt das Wort die Haupt- und Nebenform des Artikels, in mannigfachem Sinne, an. Ich verweise einen Theil der Bedeutungen zu nr. 742. und bemerke hier nur folgende. Das Haw. *kekahi* heiſst nach dem Wörterb. auch ein (*one*). Im Tah. ist *e tahi* oder *wetahi* eins und kann auch der unbestimmte Artikel sein (nr. 4.). Auch im N. Seel. erscheint der Artikel *te* vor *tahi* (nr. 145.), welche Verbindung ich als den Einheits-Artikel, so wie *etahi* als das Zahlwort gefunden habe. Das Tong. *taha* wird ohne einen solchen Vorsatz gebraucht, nur daſs es öfter *he*, nur, bei sich führt, welches nach Umständen bald vor, bald nach ihm steht (s. nr. 383.); ich finde es jedoch auch mit *he*: *ka ikéi obito teü tugu he taha ger nofo gi Hafulu Hau*, denn ich werde durchaus nicht Einem erlauben, in H. H. zu bleiben (Mar. II. *p.* 384.).

572 *hookahi* Haw. — Es gehört zu den mannigfachen durch das Präfix *hoo* (s. nr. 1072-1078.) ausgedrückten Beziehungen, daſs dasselbe auch vor dieses numerische Wort tritt; man könnte hiermit den N. Seel. und Tah. Vorsatz *ko, o* (nr. 571.) vergleichen. Das Wörterbuch übersetzt *hookahi*: eins, einzig (*only*), allein (*e hana hookahi*, allein arbeiten), derselbe, und als Verbum: auf Eine Sache achten 2) eins aus vielem machen. Ein B. der Bed. einzig führt Cham. an (*ka wahine hookahi*, s. S. 741. Z. 4. 5.); er übersetzt es auch einzeln. In einem andren von ihm gegebenen B. steht es, in distributiver Bed., doppelt: *hookahi makahiki hookahi kala*, jedes Jahr einen Dollar. Der Form und zum Theil auch der Bed. nach ist mit dem Worte gleich das Tong. *fækka taha*: zusammen, ungetrennt 2) in Gesellschaft mit Einem sein 3) vereinigen, verbinden, verknüpfen, vielleicht auch: eins sein, eins werden mit etwas (vgl. noch *taï f. t.*, getrennt, uneins; *loto f. t.*, einmüthig, Einmüthigkeit (¹); *na f. t.*, zusammenbinden). In der Bed. eins scheint das Haw. *hookahi* vor Zahlclassen gebraucht zu werden, sowohl wenn diese allein stehn (B. S. 479. 2.), als wenn eine klei-

---

(¹) Hier ist es geradezu ein.

nere Zahl oder ein allgemeiner Zahlausdruck zu ihnen hinzukommt: B. nr. 583.; *hookahi haneri makahiki a me kanahakumamahiku*, 147 Jahre (Cham.); *hookahi miliona a keü*, 1 Million und darüber (*id.*). — Sein Gebrauch vor *kanaha*, 40, fällt auf, da man dies Wort nicht eine Zahlclasse nennen kann, es müfste denn sein, dafs dies mit Rücksicht auf das alte Quaternar-System geschähe, in welchem das Zahlwort allerdings, jedoch nicht der Form nach, eine Classe ausmacht. Es wäre daher zu beobachten, ob es auch vor *kanakolu*, 30, *kanalima*, 50, u. ä. gebraucht wird oder nicht.

Tong. *foe, foi*, Tah. *te hoe* — Das Tong. *foe, foi* (s. nr. 296.) und Tah. *te hoe* (s. nr. 28. 29.) drücken manchmal das Zahlwort eins aus. 573

e Tah. — Das nachdrucksvolle ein (das Zahlwort) kann im Tah. auch durch den Artikel *e* gegeben werden (nr. 10.).

2

Im N. Seel. Wörterb. wird auch eine Form *tu* aufgeführt. 574

Das Tong. hat neben *ua* noch einen besondren Ausdruck *ngahoa*, Paar, den ich nr. 282. entwickelt habe (vgl. noch nr. 604.).

Über die Tah. Nebenform *piti* für 2 und *pae* für 5 hat Wilh. v. Humboldt oben S. 262. und S. 473. Anm. 1. gesprochen. Letzteres ist das Haw. *pae* (s. nr. 518.).

4

Ich habe das Tah. Zahlwort auf der Tabelle in der Gestalt *cha* angegeben; es frägt sich aber noch, ob das *c*, wie in den meisten westlichen Sprachen, stammhaft ist und die Form nicht vielmehr *ha* lautet, wie sie in den andren drei Südsee-Sprachen und im Jav. einsylbig erscheint. Die Tah. Arithmetik führt die Einer, wo sie bei der Bildung der Zehner als Vielfaches stehn, immer mit dem artikelartigen Vorsatze *e* auf, also *efene ahuru*, 60, und hat da *cha*, nicht *echa*; den Einern für sich giebt sie den Vorschlag *a*, und schreibt hier *acha*. 575

Der gewöhnliche Ausdruck im Haw. ist *ha*. Ein andrer ist *kauna*; und Cham. hat wohl nicht Unrecht, wenn er das letztere Wort dem Quaternar-, das erste dem Decimal-System zuweist. Ich habe S. 266. diesen Ausdruck mit dem Mal. und Jav. *kawan* verglichen; ich halte beide Formen für Ein Wort und für ganz regelmäfsige Ableitungen von dem nr. 516. aus- 576 führlich erörterten Subst. *kau* durch die Subst. Endung *an* der westlichen und *ana* (elidirt *na*) der östlichen Sprachen.

Ein andrer Ausdruck für die Zahl ist im Haw. nach dem Wörterb. *keīna*, dessen Stamm ich nicht finde, wo *na* aber wohl wieder Subst. Endung ist.

6 - 9

577 Wenn der Sprachforscher sich die Aufgabe stellt, die Bahnen zu entdecken, auf denen der sprachbildende Geist der Völker die Ausdrücke für die in einer Gesetzmäſsigkeit, so unmittelbar und sicher, wie sie keiner Wahrheit irgend einer Wissenschaft in höherem Grade beigelegt werden kann, auf einander folgenden Einheiten gefunden und festgestellt hat, so scheint es kaum möglich, daſs die ganze Reihe dieser Einer in einem Idiom der Erde auf, willkührlich fixirte, einfache Begriffe der Theilung, Vielheit u. ä. zurückgebracht werden könne. Da für die auf die Fünf folgenden kaum ein andrer, als der, ganz besonders bei den höheren Zahlclassen, aber auch schon bei niederen Einern (1), in Anspruch genommene Begriff der Vielheit, übrig bleiben würde, so wäre der Geist in dieser Arbeit ermüdet; diese Einförmigkeit und Willkühr läſst der hohe Schwung schöpferischer Kraft nicht zu. Der Geist muſste das schon Geschaffene, sich dessen freuend, vor sich hinstellen, es als sein eigen benutzen, und dadurch sich sein Geschäft erleichtern, ohne dies zu wollen. Die Ableitung mehrerer Einer von andren durch Addition, Subtraction und Multiplication ist daher ein sehr natürlicher Weg, den die Sprachbildung genommen haben kann und den die Etymologie aufzusuchen hat. Diese Bildung muſs sich wieder vorzüglich in den höheren Einheiten äuſsern; in den früheren, sogar bei 3, ist sie nicht unmöglich, aber weniger wahrscheinlich, und erfordert die gröſste Behutsamkeit. Sehr geschickt und unzweifelhaft richtig hat Wilh. v. Humboldt den Begriff der auf 10 bezogenen Subtraction in der Mal. 8 und 9 (S. 261 - 262.)

---

(1) Hr. Dr. Lepsius (in seiner gleich zu erwähnenden Abhandlung) scheint es für zu kühn gehalten zu haben, das Zahlwort 4 der Semitischen Sprachen von dem Begriffe wiel abzuleiten, und hat daher das grammatische Gesetz, nach welchem die Zehner dieses Sprachstamms durch Pluralbildung aus den Einern entstehen, hier umzukehren versucht. Er läſst nämlich aus dem Vielheits-Begriff, den er, nur innerhalb des Hebräischen, durch richtig gewählte verwandte Wurzeln und Derivata stützt, zunächst die 40 entstehn, und leitet erst von diesem Plural, rückwärtsschreitend, die 4 ab.

nachgewiesen (¹). Hr. Prof. Bopp hat in seiner im J. 1830 in der hiesigen Akademie gelesenen Abhandlung: über die Zahlwörter im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Altslawischen (Abhandl. der Kön. Akad. d. Wiss. zu Berlin aus dem J. 1833. Berl. 1835. Hist. philolog. Classe S. 163-169.), die Vermuthung geäuſsert, daſs die Sanskrit. 4 von 3 gebildet sein könnte; hierbei scheint mir aber die Annahme des und im ersten Theile aus mehreren Rücksichten nicht glücklich und die Ähnlichkeit des zweiten mit der 3 zu unbedeutend zu sein. Den obigen Weg der Ableitung und Zusammensetzung hat Hr. Dr. Lepsius in seiner Schrift: über den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indogermanischen, Semitischen und der Koptischen Sprache (Rich. Lepsius, zwei sprachvergleichende Abhandlungen. Berlin 1836. 8.), bei den Einern fast ausschlieſslich verfolgt: ob in allen Fällen mit Überzeugung des Lesers, möchte ich, namentlich in Bezug auf die Richtung bezweifeln, welche dieser talentvolle Gelehrte eingeschlagen hat, den Sanskritischen und Semitischen Sprachstamm und die Koptische Sprache zusammenzuwerfen. — In dieser Art der Bildung muſs man den Sprachen mehrere Zugeständnisse machen und darauf gefaſst sein, sie mehrfach willkührlich und inconsequent zu finden. Schon bei der obigen Ableitung der beiden Mal. Zahlen muſs die Hauptsache, die 10, von der die Subtraction gemacht ist, in Gedanken ergänzt werden. Ebenso darf man bei der additiven oder multiplicativen Zusammensetzung zweier Zahlwörter nicht den Anspruch einer Andeutung der Rechenoperation machen; die beiden Elemente werden sich oft zusammenfinden, gleichgültig, ob das eine mit dem andren zusammenzuzählen oder zu vervielfachen ist. Die Andeutung der Subtraction dürfte aber wohl kaum unterbleiben.

Wenn man den Gedanken dieser Bildung an den Zahlwörtern des 578 Malayischen Sprachstamms verwirklichen will, so sondern sich sogleich die Zahlen 4 - 6, als derselben fremd und einfach, ab; über die Entstehung der ersten und letzten habe ich keine Veranlassung irgend eine Vermuthung mitzutheilen. Ich habe schon am Ende meiner obigen Abhandlung über die Zahlwörter (S. 279.) auf das in dem Schlusse so vieler Zahlen sich findende *u* aufmerksam gemacht, eine Erscheinung, die auf eine theilweise gemein-

---

(¹) Ich erlaube mir jedoch zu bemerken, daſs in der 8 das Jav. *halap*, nehmen, liegt.

schaftliche Ursach zu schlieſsen erlaubt. In der zweiten Sylbe der 3 könnte man die 2 finden; man müſste jedoch eine Abwerfung des End- *a* der letzteren Zahl annehmen oder dieses *a* bei ihr für einen späteren Zusatz halten; die ausführliche etymologische Betrachtung, welche ich dem Zahlworte 2 S. 273-276. gewidmet habe, könnte die letztere Annahme begünstigen (vgl. noch das N. Seel. *tu* nr. 574.). In der zweiten Sylbe von 7 könnte man eine Zusammenziehung von 3 (wie im N. Seel. Plur. der Pron. pers., s. nr. 661.), in der ersten von 8 die Zahl 4, in der zweiten das Zahlwort 2 suchen. Auffallend ist in der That die Übereinstimmung der zweiten Sylbe bei der 3 und der 8 in fast allen diesen Sprachen; es scheiden sich nur aus die Mal., welche für beide ganz andre Wörter, als die übrigen Sprachen, hat, und das Bugis, das aber in der Abweichung der 8 von den andren Sprachen durch die vollkommene Übereinstimmung ihrer zwei letzten Sylben mit seinem Zahlworte 2 ganz besonders geeignet ist, diese Idee zu bekräftigen, welche wiederum in ihrer Wechselseitigkeit für die Zusammensetzung von 3 bestärkend wirkt. Dieses System wird aber dadurch erschüttert, daſs fast dieselbe Übereinstimmung sich in der zweiten Sylbe von 10 offenbart. Diese Zahl möchte ich bestimmt mit Wilh. v. Humboldt (s. nr. 581.) für das Wort Haar halten: der Gedanke, darin 5 × 2 zu finden, scheint mir gegen die jene Annahme unterstützenden Gründe sehr wenig Ansprechendes zu haben. Es bliebe hiernach einiger Raum für die Vermuthung, daſs die Form für 8 als zwei (abgezogen von) zehn zu verstehn sein könnte; doch müſste man dann annehmen, daſs das Anfangs- *d* von 2 und das Anfangs- *u* von 10 mit seinem Consonanten verloren gegangen wäre; und nur das Tong. würde sich hier leichter fügen: *ua ulu*, zusammengezogen *walu* (vgl. die Jav. Form *wolu* und das von mir S. 277. über deren *o* Gesagte (¹)). Da man hier

---

(¹) Das *o* würde sogar das Zahlwort 8 dem Worte Haar (s. nr. 582.) sehr ähnlich machen. Das Mad. Numerale wird selbst als ein allgemeiner Ausdruck der Vielheit behandelt, indem durch zwei Präfixe davon *fahavalou, armée, régiment*, abgeleitet ist. Ein Wort, das der 8 und 10 nahe kommt, ist auch folgendes:

Mal. *bŭluh* Bambu-Rohr
Jav. *wuluh id.*
Mad. *voulou, volou, valou id.*
voule Rohr.

Das Mal. in keiner andren Sprache sich wiederfindende *tūjuh* für 7 (s. ob. S. 277.) ist im Laute dem Verbum *tūjuk, tunjuk, tūju*, zeigen, sehr ähnlich.

schon zu Gewaltsamkeiten seine Zuflucht nehmen müſste und sich kein natürlicher Weg zeigt, das Wort 10 oder **Haar** auch auf 3 und 2 anzuwenden, so bleibt, wenn man einen Theil der Hypothese retten will, nichts andres übrig, als die Schwierigkeit dadurch zu zerschneiden, daſs man es für eine reine Zufälligkeit hält, wenn die zweite Sylbe des Subst., welchem die Zahl 10 ihre Entstehung verdankt, dem Zahlworte 2 ähnlich ist.

579 Bei der Polynes. 9 könnte jemand in der ersten Sylbe eine Verstümmlung von 5 und in der zweiten, die mit der ersten Sylbe von 8 genau übereinstimmt, die 4 finden; die Annahme jener starken Corruption liegt aber schon auf einem Gebiete, wo die Etymologie jede Gewiſsheit verliert und wo auch die absichtsvolle Willkühr freien Spielraum hat. Noch mehr mit Unrecht würde man in der ganzen Zahl das Wort **links** suchen, obgleich das Jav. *kiwa* (s. vergl. Worttaf. nr. 85., vgl. noch nr. 608.) den Polynes. Formen des Zahlworts sehr nahe kommt. Ich beziehe mich nämlich hier auf die scharfsinnige, besonders von der Analogie zwischen *δέκα* und *δεξιός*, *decem* und *dexter* (1) u. ä. ausgehende Bemerkung des Hrn. Lepsius (S. 125.), daſs sehr natürlich das Wort **links** für die 5, das Wort **rechts** für die 10 diene, wobei er sich an das Abzählen der Einer an den Fingern hält. Mir schiene aber die Priorität der rechten Hand in einer andren Weise, und wie bei der Richtung des Schreibens von der Rechten zur Linken, weit natürlicher, da man nämlich die volle Zahl (5, 10) nicht durch Abzählen an den Fingern, sondern durch Hinhalten der ganzen Hand darstellen würde. Und dann ist es immer dabei von Wichtigkeit, zu wissen, woher diese Seiten des menschlichen Körpers benannt sind; so ist z. B. eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daſs die Mal. Ausdrücke für **Hand** und **rechts** auf Ein Wort zurückgehn (s. vergl. Worttaf. nr. 77. und 84.).

10

580 Tong. *fulu, ulu*, N. Seel. *udu*, Rarot. *uru*, Tah. *huru*, Haw. *hulu* — In der Tabelle der Zahlen habe ich für die Haw. Sprache *umi* angegeben, worauf ich unten (nr. 583.) kommen werde. Ich habe später aber auch in dieser Sprache das allgemeine Zahlwort des Stammes als *hulu* in *anahulu* gefunden. S. hierüber, wie über den Vorsatz von *nga* vor die Zahl im N. Seel.

---

(1) Zwischen den für 5 und **links** ausgewählten Ausdrücken (S. 126.) würde ich keine Ähnlichkeit finden.

und Rarot. nr. 605., über die Tong. Doppelform *fulu* und *ulu* nr. 285. Das Tah. Rechenbuch schreibt wohl nur in Folge eines Druckfehlers 10 *aahuru*, da das *a* sonst einfach ist (z. B. *ahurumarua* 12, *eha ahuru* 40).

581 Wilh. v. Humboldt hat, zwar nicht unter den Zahlen, aber an einer andren Stelle (S. 308.) bemerkt, daſs wahrscheinlich das Zahlwort 10 von dem Worte Haar hergenommen sei. Ich trete dieser Ansicht vollkommen bei, und gehe noch weiter, anzunehmen, daſs die Ausdrücke für beide Begriffe mit dem Worte Kopf zusammenhangen und von ihm ausgegangen sind. Dieses Auseinandergehn einer Form in mehrere, zum Ausdrucke geschiedener, aber verwandter Begriffe, ist in der Sprachwissenschaft nichts neues mehr. Die Erscheinungen, welche ich hier entwickle, wiederholen sich fast in derselben Weise bei der Zahl 100. Wir überraschen hier die Sprache bei dem Werke ihrer Schöpfung, wie sie, um ihren Hauptzweck, das Verständniſs und die Abgränzung der Begriffe, bemüht, den uranfänglichen Stamm verzweigt. In den Südsee-Sprachen halten sich die Formen noch mehr an einander und sind zwischen zweien dieser Begriffe öfter identisch (N. Seel. in allen); in den westlichen ist die Form für Haar schon bestimmt von Kopf getrennt, und 10 schlieſst sich, mit geringer Lautveränderung, wie der Begriff, näher an Haar an. Das hier in Rede stehende Wort für Haar bezeichnet in den meisten Sprachen jedoch auffallender Weise das Haar des Leibes, bei Menschen und Thieren, Wolle, Borsten, Federn der Vögel, Haar an Früchten, in einigen aber auch das Haar des Kopfes, d. h. die ganze Bedeckung, nicht ein einzelnes. In der Mexicanischen Sprache bedeutet Haar (des Kopfes), *tzontli*, zugleich die Zahl 400: *centzontli* wörtlich: eine Kopfhaar-Bekleidung. An die Form für Kopf schlieſst sich im Mal. Sprachstamme ferner der Begriff vorn und oben an. Die eigentliche Gestalt derselben ist *hulu*; es findet sich aber auch in der ersten Sylbe statt *u* der Vocal *a*, ja im Mad. und in einer Jav. und Haw. Form ist die erste Sylbe ganz weggefallen und eine Schluſssylbe mit *a* angetreten. Das Polynes. Derivatum auf *nga, na* hat bei dem Begriffe des Oberen, oben das Anfangs-*u* abgeworfen, bei dem Begriffe Kissen aber beibehalten. Ich setze dieses ganze Lautwesen in einer vollständigen Übersicht her:

	Kopf.	Haar.	zehn.	582
Mal.	*hūlu* Kopf 2) Obertheil 3) Quelle 4) das Innre des Landes 5) Griff *daūlu* vorher, der erste (hierin liegt vielleicht die Präpos. *de*) *haluwan* Vordertheil, bes. des Schiffes	*būlū* Haar des Leibes, Wolle, Federn	*pūluh*	
Jav.	*hulu, wulu* Name des Vocals *i* (welcher über die Zeile in Gestalt eines Kopfes geschrieben wird; Cornets nimmt es hier als Kopf) *hulu-hulu* Anführer, Oberhäupter Cr. *luhur* Kr., *duwur* Ng. Obertheil, Gipfel; hoch; mit der Präpos. *hing*: oben; auf, über *lurah* Häuptling	*wulu* Haar des Leibes, Federn	*puluh*	
Bug.	*ulu* Kopf . . . . *riolo, riolok* vorn, *iolo* vorher *riulu* das Innre des Landes *pangulu* Griff	*bulu* Federn, Wolle *bulu marŏni pili* *weluak* Haar	*pulo*	
Mad.	*aulou* der erste, hauptsächlichste; Anfang *oudoun, oudon, onda, houdane,* Jeff. *oundana* Kissen *fohots boulou, foinghoulle* Scheitel des Kopfes (*fohots* ist: Nabel, *foh*: Herz) *loha, loua* Kopf *lohan* *capitaine, duc* *aloha* vorn, vor (von Ort und Zeit); Anfang *acaloha* Vordertheil des Schiffes	*voulou* Haar des Leibes, Federn (d. Kopfhaar wird durch Zusatz von Kopf ausgedrückt: *volondoha* u. ä. Formen)	*foulou, poulou*	
Tag.	*olo* Kopf . . . . *onan* Kissen *lohoran* Kissen (doch vgl. *lohor*, niederknien)	*bolo* Haar an Früchten *poloc* Federn *bohoc* Haar des Kopfes	*polo, poue*	
Tong.	*ulu* Kopf . . . . *ulunga, alunga* Kissen *lunga* (nur in *mau he lunga*, hoch), *alunga* hoch *gi alunga* oben; auf *uluagi* der erste (der Zeit nach), *the former*; Anfang	*fulu* Haar des Leibes, Federn	*fulu, ulu*	

	(Kopf)	(Haar)	(zehn)
N. Seel.	*udu* Kopf . . . . *udunga* Kissen *dunga* (mit einer Präpos.) oben, auf (*upoko* Kopf)	*udu udu* Haar des Kopfes *au* + Feder	*udu*
Rarot.	. . . .	. . . .	*uru*
Tah.	*rouro* Haar des Kopfes (darin vermuthe ich *uro* als Kopf, *ro* oder *rau* als Haar) (*upoo* Kopf)	*huruhuru* Haar des Leibes, der Thiere, Federn	*huru*
Haw.	*uluna* Kissen 2) den Kopf unterstützen *luna* das Obere, der Obertheil; der obere, höhere; Aufseher (*overseer, officer, ruler*), Befehlshaber: Herold, Bote, Gesandter, Repräsentant; (mit einer Präpos.) oben; auf, über *lauoho* Haar des Kopfes (*oho* nehme ich für Kopf, *lau* ist Laub) *loha an under head man* (*poo* Kopf)	*hulu* Haar des Leibes, Borste, Feder (*hulu hipa* Wolle; *hipa* Schaf) *oho* Haar	*hulu*

583 *kumi* N. Seel., *umi* Tah. und Haw. — Der gewöhnliche Ausdruck für 10 ist im Haw. *umi*; ich finde davor den Artikel *ka: hookahi haneri a me ka umi keü*, 110 (Cham.), aber auch *he* (s. nr. 599.). Dieses Wort finde ich auch im N. Seel., als *kumi*, in der Bed.: 10 Faden, und im Tah. *umi* als ein Längenmaaſs, welches 10 *rea* beträgt. Die weiteren Angaben der Arithm. über die Tah. Längenmaaſse sind: 1 *rea* ist = 6 *awae* oder Fuſs, 11 *umi* = 1 *setadia* (Stadium), 8 *setadia* = 1 *maile* (Engl. *mile*), 60 *maile* = 1 *degeri* (Engl. *degree*). In einer andren Gattung von Maaſsen erscheint 1 *umi* = 10 *etaeta*.

584 *kau* N. Seel. 10, Tong. 20, *au* Tah. 20, Haw. 40 — Das collective Subst. *kau*, über welches ich nr. 286. 287. und nr. 513-516. näher gesprochen habe, drückt im Tong., mit dem alterthümlichen Artikel *te* vor sich (bei Mar. mit ihm zusammengeschrieben), 20 aus; von 40 an tritt das Vielfache vor die Pluralform *ngakáu*. Daran knüpfen sich die einzelnen Paare, und so wird bis an 100 gezählt (s. nr. 287.). Es dient nur zur Zählung von Yams und Fischen.

Für dasselbe Wort halte ich das Tah. *taau*, welches ich, in der Bed. 20, mit Vielfachem (*piti taau*, 40) verbunden finde, und das Haw. *kaau*, dem im Wörterb. die Geltung von 40 gegeben wird. *Ta, ka* müſste dann der Artikel sein, wogegen freilich spricht, daſs derselbe im Tah. (vgl. nr. 489. 490.) beständig *te* lautet.

Im N. Seel. erscheint auch *te k̇au*, aber in der Bed. von 10; davor tritt das Vielfache, schon in der Einheit: *ko tahi te k̇au* 10, *ka dua te k̇au* 20, *ka todu te k̇au* 30, und so bis 90 (Gramm. S. 18.). Ein Französischer geschriebener Aufsatz, welchen ich unter Wilh. v. Humboldt's Papieren gefunden habe, behauptet, daſs dieser Ausdruck 11 bedeute und daſs überhaupt die Neu-Seeländer ein Undecimal-System, kein Decimal-System befolgen. Der Verfasser hat sich nicht genannt. Ich lasse den Aufsatz hier wörtlich folgen.

NUMÉRATION DES NOUVEAUX-ZÉLANDAIS.

Les auteurs de la Grammaire Zélandaise ont indubitablement commis une erreur, en donnant pour décimale la numération des peuples qui vivent sur les îles antarctiques de la nouv. Zélande, numération qui est évidemment ondécimale, comme nous en acquîmes la preuve par le moyen de plusieurs naturels intelligens. Ainsi, en plaçant devant un naturel de la Thames des pièces de monnaie, de petites pierres etc., cet insulaire (et nous répétâmes l'expérience de toutes les façons possibles), lorsqu'on lui en mettait dix sous les yeux, disait ka-gna-du, *et* katekau *à onze. En enlevant le* 11^{me} *corps et réduisant ainsi le total à* 10 *et disant à la manière numérique des missionnaires* katekau, *non, disaient plusieurs naturels de Mercury-bay et de la Thames,* ka-gna-du (1), *qu'ils prononcent suivant la manière française* kagniadou. *Plusieurs expériences successives, variées, nous permirent d'obtenir une numération fort différente de celle connue, et de conclure que chez ces peuples elle est ondécimale. Les missionnaires anglais, presque tous artisans, à l'exception de M. Kendall, homme instruit, n'ont jamais pu apprécier une manière de compter aussi opposée à celle qui leur est propre, et dans leur grammaire ils ont fait du* katekau, *ou de la dixaine de onze unités, un terme sans valeur qu'ils ne savent à quoi rapporter. De là l'inconvénient qu'il y aurait à consulter les naturels de Kiddi-Kiddi sur leur ancienne numération, car dans leurs relations journalières avec les navires ba-* 865

---

(1) Dies ist die Form, welche die gedruckte Gramm. *ka nga udu* schreibt und für die 10 giebt.

leiniers, ils ont été forcés de ployer leur manière de compter suivant celle des peuples civilisés, aussi n'ont ils pas aujourd'hui d'idées très-distinctes de ce qu'ils doivent appeller katekau, et les renseignements qu'on leur demande à ce sujet varient d'un naturel à l'autre. Onze unités font donc la dixaine des Zélandais, et onze onzaines la centaine, et onze de leur centaine le mille, ainsi:

10 — *ka-gna-du*
11 — *katekau*
12 — *katekau matahi*
13 — ——— *madoua*
14 — ——— *matodou*
15 — ——— *maoua*
16 — ——— *madima*
17 — ——— *maono*
18 — ——— *maouitou*
19 — ——— *maouadou*
20 — ——— *maouiva (sic)*
21 — ——— *magnadou*

22 — *kadoua*
23 — *kadoua matahi etc.*
33 — *katodou*
44 — *kawa*
55 — *kadima*
66 — *kaono*
77 — *kaouitou*
88 — *kaouadou*
99 — *kaioua*
110 — *kagnaoudou*
121 — *karaou (centaine)*
1331 — *kamano (mille)*

In den Zahlen von 22 bis 110, wie sie hier angegeben sind, mufs ein Fehler stecken, nämlich der der Weglassung von *tekàu*; denn nach der Grammatik und nach meiner eignen Überzeugung heifst, da wir hier nur die Einer mit ihrem gewöhnlichen Vorschlag *ka* vor uns haben, die für 22 aufgestellte Form 2, die für 33 heifst 3 u. s. f. Die für 110 aufgeführte bedeutet 10, wie der Verf. dieses Aufsatzes selbst oben, nur mit Weglassung des ersten *ou*, angegeben hat. Nach der Gramm. mufs an diese Einer *te kàu* angehängt werden, damit sie Zehner bilden: *ka dua te kàu* 20 (nach der Intention des Aufsatzes 22), *ka todu te kàu* 30 (nach dem Aufsatze 33) u. s. w.; und dies ist auch meiner Meinung nach das allein Richtige.

40

586 Der Haw. Ausdruck dafür ist *kanaha*, über dessen Ableitung ich nr. 609. gesprochen habe. Dieses Wort liefert einen Beweis des Haw. Quaternar-Systems, indem es nach einem Beispiele auch Vielfaches vor sich nimmt: *elua kanaha makahiki o Mose, a elua kanaha makahiki o Aarona a me kumamakolu*, Moses war 80 Jahr und Aaron 83 Jahr alt (2. Mos. 7, 7.).

Das Wörterbuch führt noch zwei Ausdrücke für diese Zahl an, *kaau* und *iako*. Über den ersteren habe ich nr. 584. gesprochen.

100

Tong. *aū*, N. Seel. und Tah. *rau*, Haw. *lau* (400) — Im Tong. ist die 367 Form *aū*, kommt aber nicht allein vor, sondern hat beim Einfachen den alten Artikel *te* vor sich, *teaū* (s. nr. 377.), beim Vielfachen das Präfix *nge.* in welchem *e* dunkel, *ng* aber das Pluralzeichen *nga* der verwandten Sprachen ist; vor diese Form (*ngeaū*) treten die Einer, als Vielfaches, s. näher nr. 283.

In der Tah. Arithm. ist eine Stelle (S. 2.), welche mir nicht klar ist, die aber besagen könnte, daſs *rau* 200 und *mano* 2000 heiſst, wo man dann die Annahme von *haneri* und *tausani* (s. oben S. 279.) begriffe.

Das Haw. *lau* bedeutet 400, herrührend von der Basirung des Decimal-Systems auf 4 in dieser Sprache; 100 wird daher durch das Engl. *haneri* ausgedrückt.

Ich glaube, daſs dieses Zahlwort ursprünglich das Wort **Blatt** ist [illegible] (d. h. collectiv, als **Blätter, Laub** genommen), obgleich in den meisten Sprachen die Formen für beide Begriffe geschieden sind. In mehreren Polynesischen ist unter demselben Worte damit auch die Bed. von **Haar** (des Kopfes) vereinigt, es scheint aber diese Benennung secundär und, nach den unten gegebenen Formen, der Zusatz von **Kopf** dabei nöthig zu sein. Wenn jene Annahme richtig ist, so haben die westlichen Malayischen Sprachen die Gestalt des Zahlwortes bedeutend individualisirt. Folgendes ist die Übersicht dieses Wortes:

	Blatt, Laub.	100.
Mal.	*dāūn* Blatt	*rātus*
Kaw.	*ron* Blatt, Blätter, Laub	
Jav.	*gadong, godong* Blatt *rondon* Blatt	*hatus*
Bug.	*daung* Blatt	*ratu*
Mad.	*raven, ravin, rave* Blatt	*zatou*
Tag.	*dayon* Blatt	*daan*
Tong.	*lau* Blatt 2) Haar des Kopfes (vgl. *lau*, zählen, rechnen, *lau wale, a countless number*) *lo* Blatt *lo ulu* Haar des Kopfes	*aū*
N. Seel.	*rāu* Blatt, Zweig (vgl. *waka rāu*, zusammenbringen [eine Menge Menschen, z. B. Sclaven, Gefangne])	2) 100

	(Blatt, Laub)	[illegible]
Tah.	*rau* Blatt	2) 100
	rouro Haupthaar (*uro* halte ich für Kopf, *ro* oder *rau* für Laub)	
Haw.	*lau* Blatt	3) 400
	lauoho Haar des Kopfes	

369 *tefuhi* Tong. — In der Tong. Sprache giebt es noch ein besonderes Wort für 100, beim Zählen von Yam-Wurzeln und Fischen, *tefuhi* (s. nr. 377.), in welchem man deutlich den alterthümlichen Artikel *te* erkennt. Es ist nicht unmöglich, daſs es mit dem Tong. *foe, foi* eins wäre und sein Begriff auf den eines runden Körpers zurückginge. Wenn ich so kühn sein darf, alle die Verknüpfungen zu machen, denen formelle Verwandtschaft Raum läſst, und unter diesem Worte den Begriff der Einheit und Vielheit zu vereinigen, so würde dasselbe einen merkwürdigen Beweis davon abgeben, wie der Sprachsinn eine Bildung zur Andeutung der entgegengesetztesten Kategorien anwenden kann. Ich gebe noch um einen groſsen Schritt weiter, indem ich dieses Wort an ein an Begriffsentwicklungen unendlich reiches Lautgebilde, dessen Einheit mir gewiſs zu sein scheint, anschlieſse. In dieser Mannigfaltigkeit von dem Mittelpunkte des Allgemeingefühls ausgehender Strahlen erkennt man recht eigentlich die schöpferische Kraft des Geistes und die Macht seines symbolisirenden Vermögens. Wie heterogen auch einzelne Bedeutungen auftreten, so muſs doch ihre innige Vereinigung mit andren unter derselben Form rein überzeugend wirken. Wenn wir hier staunend in die Anfänge der Sprache hineinblicken, so müssen wir eben in der Gröſse dieses Schauspiels anerkennen, daſs sich selten so günstige Umstände wiederfinden lassen, wie hier namentlich durch die beständige Wiederkehr einer sehr vollkommen individualisirten Form, ich meine die des dumpfen Vocals in der ersten und des hellen in der zweiten Sylbe, sich darbieten, und daſs der von dem historischen Schauplatz entfernte Geist des Forschers sich kaum in diese kühne Höhe anmaſsend erheben darf. Ich freue mich, hier die Bestätigung einer Idee zu finden, welche ich in meinen Universitätsjahren gefaſst und in einer Arbeit verfolgt hatte, die es sich zum Gegenstande machte, die Sprachvergleichung durch den Sanskritischen Stamm nach solchen allgemeinen Begriffen, ihren Individualisirungen und ihrem Ineinandergehn hindurchzuführen; ich hatte so die mit Vocalen und die Hälfte der mit *m* beginnenden Wörter ausgearbeitet. Diese Ansicht fand aber bei

einem verehrten Lehrer keinen Beifall. Indem ich dieses Lautwesen hier vollständig hersetze, halte ich an den Grundsätzen und an dem Verfahren fest, welche allein dazu führen können, die Idee, in der ich eine Zusammenhäufung so vieler Formen und Begriffe vornehme, zu empfehlen; ich trenne das Ganze nach einigen Hauptbegriffen und halte nur näher unter einander verwandte Lautformen zusammen. Während diese gruppenartige Aufstellung gewöhnlich zugleich die Individualisirungen kenntlich macht, in denen die Sprache den Laut und die Begriffe fixirt hat, überlasse ich es dem prüfenden Urtheile, ob man alle diese einzelnen Schichten, von denen ich einige und unter denen ich Einzelnes öfter nur versuchsweise aufstelle, für der Vereinigung würdig hält oder Einzelnes absondert; und schlieſse nicht aus, daſs eine und die andere Form bei einer reiferen Übersicht des Wortschatzes dieser Sprachen der gegenwärtigen Verbindung wieder entzogen werde. Unter dem Jav. *lih* lasse ich hier die Bildungen und Begriffe aus, welche nach meiner Auseinandersetzung S. 273-276. auf eine merkwürdige Weise mit denen des allgemeinen Zahlworts 2 parallel laufen.

	ūlih, būrit Mal.		[illegible]
	drehen, wenden, zurückkehren, herum, wieder.	Hintertheil, hinten.	runder Körper 2) Menge.
Mal.	*ūlih* durch (des Werkzeugs) *ber-ūlih* erlangen, erhalten, bewirken *būlih* können *gōling* rollen, wälzen *kolīling* rings herum	*būrit* Hintertheil, bes. des Schiffes; hinten *jūrōmūdī* Steuermann (*jūrō* Künstler, Handwerker) *kamūdī* Steuerruder	
Jav.	*hulih, holih, holèh* zurückkehren 2) bekommen, erlangen, erhalten 3) können *pulih* zurückkehren 2) wieder einholen, wiederbekommen; wiedergeben 3) können *mulih* zurückkehren 2) weggehn	*buri, wuri* Hintertheil, Rücken; Hintertheil des Schiffes; der hinterste, letzte, *posterior*; hinten, hinter; nachher *juru mudi* Steuermann *kemudi* Steuerruder	
Bug.	*ule* durch (des Werkzeugs) *paule* mächtig *pole* kommen	*monri* hinten	

	(drehen, wenden, zurückkehren, herum, wieder)	(Hintertheil, hinten)	(runder Körper u. Menge)
Mad.	*foule* Garn, Gespinnst, Faden *afouli mamouli* etwas zurückbringen *mipouli, mitampouli* zurückkehren *modi; moudi* nach Hause, zu Hause *mamoreporee* krümmen *miforeporeh* gekrümmt	*fouri anus* *acamouri* Hintertheil des Schiffes 2) Steuerruder	*vouri* Versammlung 2) Überfluſs *vori* zusammen *micouri* sich versammeln 2) *abonder* *fivouri* Versammlung, Haufe 2) Überfluſs *mamouri, mammori* versammeln, aufhäufen
Tag.	*oli volver, volverse*; wiederum 2) *concertar* *ovi, movi* zurückkehren, nach Hause gehn *muli* wieder *saoli* zurückkehren; landen 2) wiedergeben *olit* wiederholen; wiederum	*huli* Hintertheil des Schiffes; der hinterste, letzte; hinten 2) steuern *oguit* Steuerruder, steuern *manoeguit* Steuermann	
Tong.	*foli* umringen; herum	*muli* fremd, ein Fremder, Ausländer 2) (mit einer Präpos.) *behind* *tau* (Ende) *muli* das Hintertheil des Schiffes *mui* Hintertheil; Ende; der folgende, hinterste; *after, ago, in time past* 2) jung, unreif *uli steuern* *fohe uli* Steuerruder (*fohe*, Ruder)	*fali all* (der Zahl, nicht der Masse nach) *foi, foe* ein runder od. ovaler Körper 2) ein Ganzes; ganz 3) ein (als Zahlwort und Artikel) (s. das Nähere über alle diese Bed. nr. 296.) *tefuhi* 100
N. Seel.	*udi* drehen, sich drehen, Umwälzung *oki* zurückkehren 2) eine ziemlich leere Partikel, wie das Tah. und Haw. *hoi*	*mudi* Ende; (mit einer Präpos.) nachher *pui* der bemalte Hintersteven eines Bootes	*poi* Ball
Tah.	*hoi* umkehren, zurückkehren 2) auch	*muri* (mit Präpos.) hinter, nach *mure* Ende	*hui* Zeichen des Plur. *hoe* der erste *te hoe* ein (als Zahlwort u. Artik.) 2) jemand 3) (mit dem Pluralzeichen zusammen) einige (s. üb. alles dieses nr. 28-30.) *pue* Zeichen des Plur.

(drehen, wenden, zurückkehren, herum, wieder)

Haw. *huli, hui* drehen, wenden
luli schwingen, schaukeln; schwanken, unstät sein; *to change, to vary*; unstät, veränderlich
loli umdrehen 2) verändern
lole auswärts kehren 2) *to rectify, arrange* 3) seinen Sinn ändern
hoī zurückkehren, zurückgehn
hoi auch, noch dazu

(Hintertheil, hinten)

muli der letzte, hinterste; d. jüngste (v. Kindern; *muli mai*, der zunächst jüngere [Bruder od. Schwester]); Nachfolger; (mit Präpos.) hinter, nachher

(runder Körper u. Haufe)

poe eine Anzahl von Personen od. Dingen, Gesellschaft, *cluster* (s. näher nr. 398.) 2) Zeichen des Plur.
hui verbinden, vereinigen, vermischen, sammeln

lih, halik Jav.

Mal. *alīh, alī* verändern, umdrehen, sich verändern, sich wenden
lāīn ein andrer, verschieden
sālin verändern; in ein andres Gefäſs gieſsen; übertragen; übersetzen (ein Buch)
Jav. *lih* verändern Cr.
halik verändern 2) ausziehn, auswandern
liyan, liya ein andrer, verschieden
salin verändern, verwechseln 2) übersetzen (ein Buch)
Bug. *laing* fremd
laienge ein andrer
Tag. *halili trocar, suceder, substituir*
lainlain ein andrer
salin in ein andres Gefäſs gieſsen, umstellen 2) übersetzen (ein Buch)
salit Verschiedenheit
sari Gattung
Haw. *hai* + ein andrer

bālik Mal. 891

Mal. *bālik* wenden, sich wenden, zurückkehren
kambāli zurückkehren; wiederum
balit herumwinden, sich schlängeln
Jav. *bali, balik* wenden, sich wenden, zurückkehren
Mad. *avalic* etwas umwenden; *à l'envers*
mivalicalic drehen
Tag. *balic* drehn, sich wenden
balico krumm
balictar volver; vuelcos; al reves
baling vuelcos; von einer Seite zur andren gehn, *dar vueltas*; bald so, bald entgegengesetzt sprechen
baliling cabizuerto
balino sich ändern
balintovar vuelta
balitavar vuelta; al reves
balirbir rodear
tumbalic vuelta; voltear
tumpaling umwenden

ūlang Mal.

Mal. *ūlang* wiederholen
pūlang zurückkehren; wiederum 2) weggehn
pūla wiederum 2) auch
Mad. *aolan tordre*
miolac, miholac herumdrehn

1000 und höhere Zahlen.

592 *mano* — Der Ausdruck für 1000 ist schon schwankend, wie sich dies Schwanken auch bereits bei 100 im Haw. gezeigt hat. Nur im N. Seel. wird *mano* bestimmt dafür angegeben, wogegen im Tah. neben ihm das bestimmtere Engl. *tausani* angewendet wird (vgl. nr. 587.). Im Rarot. finde ich auch *tausani* für 1000. Im Haw. bedeutet *mano*, aus dem nr. 587. bemerkten Grunde, 4000, und für 1000 wird *tausani* gesagt. Das Tong. hat *mano* um eine Zahlclasse weiter geschoben und bezeichnet damit 10,000; für 1000 besteht das besondre Wort *afe*, auf das ich unten (nr. 596.) kommen werde. Für die Ableitung von *mano* bietet sich zunächst das Wort Vogel dar, welches in einigen Sprachen vorzüglich vom Hühnervieh gebraucht wird, natürlich collectiv als Vögel gedacht. Ferner könnte man in den verschiedenen Formen, welche der Sprachstamm für die Vielheit, Menge und Gröſse besitzt, vielleicht eine Lösung finden. Ich liefere diese Ausdrücke hier in lauter kleinen Gruppen der sehr abweichenden und dabei doch vielfach ähnlichen Lautformen, ohne im mindesten eine gröſsere oder gar allgemeine Vereinigung derselben zu behaupten.

593 *manuk* Jav.

Jav.	*manuk* Vogel
Bug.	*manuk, manu* Vogel
Tag.	*manuc* Huhn 2) Wahrzeichen, Aberglaube, *abusion*; wahrsagen
Tong.	*manu* Vogel
N. Seel.	*manu*
Tah.	*manu*
Haw.	*manu*

marou Mad.

Mad.	*marou* viel, viele
	maro viel, mehrere; oft; sehr (*fort*)

fu Tong.

Tong.	*fu* groſs; sehr
	fua Gröſse (*sise*) 2) alle, alles, ganz
	fua fua Hautblase, kleiner Ausschlag
	funga Gipfel 2) Verdeck des Schiffes
Mad.	*abou* hoch 2) groſs
	avou E. groſs
	ambou groſs, Gröſse 2) hoch

(*fu* Tong.)

(Mad.)	*ambone* oben; auf, über
	ambouni E. oben
	avouana E. Hügel
Haw.	*pua* Heerde, Schaar 2) Nachkommenschaft, Kinder, Nachkomme

mua Tong.

Tong.	*muana* Ocean, tiefes Wasser
N. Seel.	*mōana* Meer
Tah.	*moana* Meer, Ocean

mau Tong.

Tong.	*mau* viel; sehr (s. über diese Bed. nr. 512.) 2) fest, sicher
	mounga Berg
N. Seel.	*māunga* Berg
Tah.	*mau* Zeichen des Plur. 2) wahr
	moua Berg
Haw.	*mau* Zeichen des Plur. 2) beständig (*constant*); fortwährend, immer-

(*mau* Tong.)

	während (Adj. u. Adv.), oft; fortdauern, beharren, immer bleiben
	maúa grofs 2) viele
	mauna Berg

bānyak Mal.

Mal.	*bānyak* (auch *mānyak*) viel, viele 2) sehr
Tag.	*olan banac* mit grofsen Tropfen regnen (*olan*, regnen)

N. Seel.	*maha* viel, viele

pau N. Seel.

Tag.	*paua* alle
N. Seel.	*pau* *expenditure*; verzehrt werden; verzehrt
Tah.	*pau* verzehrt, alle sein 2) besiegt sein
Haw.	*pau* gänzlich (Adv.); ganz sein 2) beendet, verzehrt, alle sein; vergehn, verzehren
	a pau (nach dem Subst.) ganz; alle

pulung Jav.

Jav.	*pulung* sammeln
	pulang vermischen, vereinigen Cr.
Bug.	*pulungi* sammeln
Tag.	*polong* Versammlung, sich versammeln

pūngut Mal.

Mal.	*pūngut* vom Boden aufheben oder auflesen; sammeln; pflücken 2) Einen zu einem Amte erheben oder ernennen

puu Haw.

Haw.	*puu* Theil, Antheil, Loos, Eigenthum 2) Menge; Zeichen des Plur.; sammeln (vgl. noch andre Bed. nr. 400.)

pālū Mal.

Mal.	*pālū* mischen
Tong.	*palu* mischen

tini N. Seel. und Tah., *kini* Haw. — Im Haw. ist *kini* 40,000, womit 894 nach dem Wörterb. auch eine unendlich grofse Zahl bezeichnet wird. Im N. Seel. ist *tini* nach der Gramm. der Ausdruck für eine unendlich grofse Zahl, doch übersetzt sie es in einem B. (S. 19. Anm.) durch 10,000; in einem andren finde ich es als: Anzahl, Menge, ferner: *e tini*, sehr viele; das Wörterbuch giebt nur die Bed. viele an. Die Tah. Arithmetik führt *manotini* (von *mano*, 1000) als 10,000 auf. Vielleicht ist es das Wort hoch:

Mal.	*tinggī* hoch, Höhe
Jav.	*hinggil* Kr. hoch
Tong.	*higgi* in die Höhe heben, aufheben
N. Seel.	*tii* Gipfel
Rarot.	*teitei* hoch
Tah.	*teitei* hoch
Haw.	*kiekie* hoch, Höhe

Tong. *gilu*, Tah. *iu* — Im Tong. ist *gilu* 100,000, im Tah. *iu* 1 Million. Ich vermuthe, dafs beide Formen dasselbe Wort sind. 895

596 Tah. *rehu*, Haw. *lehu* (Tong. *afe*) — Im Tah. ist *rehu* 100,000, im Haw. *lehu* 400,000. Ich glaube, daſs es dasselbe Wort ist, welches in den westlichen Sprachen und im Tong. 1000 bezeichnet, und daſs diese Ausdrücke eigentlich Staub oder Asche bedeuten, obgleich jene Form für 1000 sich von der Tah. und Haw. und von dem Subst. etwas weiter entfernt. Folgende Übersicht wird meine Meinung unterstützen:

	Staub, Asche.	Zahlwort.
Mal.	*hābū, ābū, abūk* Staub, Asche	
	dabū Staub	
	lubū, lubuk Staub	*rību* 1000
Jav.	*hawu* Staub, Asche	
	lebu Staub	*hěwu* 1000
Bug.	*awu* Staub, Asche	
	labuk Staub.	*sěbu* 1000
Mad.	*lavena, lavene* Asche	
	lembouc Staub.	*arrivou, arrive* 1000
Tag.	*abo* Asche	
	gaboc, galabuc, halboc, halabuc Staub .	*libo* 1000
Tong.	*efu* Staub, Asche	*afe* 1000
N. Seel.	*repo* + Sumpf	
	punga rehu Asche	
	puhehu Staub	
Tah.	*repo* Staub 2) Erde	
	rehu auahi Asche	*rehu* 100,000
	(*auahi* ist: Feuer)	
Haw.	*lepo* Staub 2) Erde; Boden; irden (z. B. von Gefäſsen) 3) Schmutz; schmutzig, unrein	
	lehu Asche	*lehu* 400,000
	(ich finde einmal auch *ahi*, Feuer, hinzugesetzt)	

Million.

597 Im Haw. ist Million das Engl. *miliona*; in der Tah. Sprache besteht *milioni* neben dem nr. 595. erwähnten einheimischen *iu*.

Grammatische Punkte.

Numerische Vorsätze.

598 Sehr allgemein ist die Anwendung von Vorsätzen oder Vorschlägen vor die Polynes. Zahlwörter, deren zwei (*he* und *e*) den Nebenformen des

Artikels gleichen, zwei andere aber (*ka* und *a*) einigen westlichen Sprachen analog zu sein scheinen. Ich halte die beiden ersten für den Artikel, und trenne davon das dritte Wort (*ka, a*). Der Artikel könnte ursprünglich sich nur auf die substantivische Natur der Zahlwörter gründen; und als Subst. haben sich wirklich alle diejenigen gezeigt, deren Ursprung sich bisher, mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit, hat entdecken lassen. Unseren Begriffen nach müſste man diesen Artikel als den der Einheit, daher beinahe als ein Zahlwort selbst nehmen. Bei dieser Annahme würde *he* und *e* eigentlich nicht vor einer Zahlclasse stehn dürfen, wenn eine Zahl als Vielfaches (¹) davor tritt. Doch finde ich so Haw. *he* (B. nr. 604.); vgl. Tong. *e* nach *lahi* nr. 277. und dazu noch B. 4. nr. 554., vorzüglich aber N. Seel. *te* nr. 584.

he Tong. und Haw. — Im Haw. ist *he* die Nebenform des Artikels und 599 wird auch vor Wörtern der Menge gebraucht (s. nr. 393.). Meine Zahlbeispiele sind nur von *umi* und *kanaha: he umi tausani kanaka*, 10,000 Mann (Cham.). Das Object wird, wie immer bei dieser Artikelform, durch keine Präpos. angedeutet: *wae iho la öia he umi kumamalua o lakou*, er erwählte ihrer zwölf (Luc. 6, 13.); ebenso beim Acc. der Zeitdauer: (ihr werdet Trübsal haben) *he umi na la*, zehn Tage (Apoc. 2, 10.), wo das Subst. das Pluralzeichen *na* vor sich hat. In einer ähnlichen Construction (S. 479. 2.) steht das Zahlwort *kanaha* nach dem Hauptworte. In folgendem B. ist der Zahlausdruck Prädicat des Verbums sein: (alle Glieder von Abraham bis auf David) *he umi ia hanauna a me kumamaha*, sind 14 Glieder (Matth. 1, 17.).

Das *he* vor Zahlwörtern findet sich auch im Tong. (s. nr. 272.), und ist in dieser Sprache mit dem Artikel selbst identisch.

e in allen fünf Sprachen — Im Haw. ist *e* keine Artikelform, aber wohl 600 nur eine Abkürzung für *he* (s. nr. 494. 495. 279.). Beisp.: *eono haneri paha tausani kane*, ungefähr 600,000 Mann (Cham.); *elua kanaha*, 80 (s. B. nr. 586.); (ich sah) *i na ipukukui gula chiku*, 7 goldene Leuchter (Apoc. 1, 12.). Ich bemerke, daſs Cham. in seiner Tabelle der Zahlvorsätze (S. 55.) hier die Eins ausläſst und, da er nicht über 10 geht

---

(¹) Ich bediene mich dieser Benennung, die man vielleicht mit mehr Recht auf den andren der beiden Factoren beziehen kann, nur der Kürze halber; ich meine damit den Ausdruck für das Vielfache, also den Multiplicator, das Vervielfältigende.

und diese Zahl immer ohne Cardinal-Vorsatz hat, nur die Zahlen von 2 bis 9 bei ihm mit *e* erscheinen.

Im Tah. steht *e* ebenso vor Zahlen, sogar vor **eins** (nr. 4. 41.), und wird auch vor andren Wörtern der Menge gebraucht (s. z. B. nr. 745.). Im Tong. kommt *e* vor Zahlen vor, aber nur wenn Thiere oder Dinge gezählt werden (s. nr. 278. 279. 294.). Im N. Seel. erscheint es sowohl bei der Eins, als vor den folgenden Zahlen (z. B. 4).

601 *ka* N. Seel. und Haw., *a* Tah. und Haw., *o* Tong. — Cham. führt (S. 55.) eine Classe mit dem Präfix *a* auf: *akahi* 1, *alua* 2, und so bis 9. Wann diese Haw. Formen, welche auch das Wörterbuch, doch mit Ausnahme der Eins, giebt, gebraucht werden und ob in einem Unterschiede von denen mit *e*, steht dahin. In dem letzten B. nr. 612. findet sich *akahi* als Vielfaches vor 100, allein B. nr. 802.

Im Tah. steht *a* vor Zahlwörtern (nr. 41.), sowohl im Multiplicator, als in der vielfach genommenen 10; im N. Seel. *ka*, doch nicht, wie das Tah. und Haw. *a*, vor **eins** (nr. 157.), wo vielmehr *ko* gebraucht wird (s. nr. 571.). Dies *ka* finde ich vor den Einern, wenn sie allein oder als Vielfaches, und vor 10, 100, 1000, wenn sie allein stehn. Über den Gebrauch dieses *ka* und *a* und des Tong. *o* vor dem Pluralzeichen s. nr. 605.

Im Haw. finde ich Spuren des *ka* in *iwakalua*, 20 (s. nr. 608.), und in dem Vorsatze *kana*, der die übrigen Zehner bildet (s. nr. 609.) (über *ka* vor *umi* s. nr. 603.). Vgl. noch *kaau*, 40 (nr. 586.).

602 Ich halte das hier besprochene *ka* und *a* für identisch. Es für das *sa* der westlichen Idiome (s. oben S. 266. 268.) anzusehn, kann ich mich nicht entschlieſsen, ebensowenig, wenn man an das nr. 490. 491. besprochene Haw. *ka* und das Formos. *ta*, *ka* denken wollte, für einen Artikel geradezu, da das von mir S. 275-276. im Mal. und Jav. nachgewiesene numerische Präfix zu nahe liegt. Welches die eigentliche Beschaffenheit desselben sei, ist schwer zu ergründen, da dieses Präfix dort auch überhaupt der Wortbildung dient. Meiner an jener Stelle ausgesprochenen Meinung, daſs es zusammenschlieſsende Kraft habe, widerspricht seine Anwendung vor der Eins im Tah. und Haw.

Artikel.

603 Nach dem vorhin (nr. 598.) Gesagten kann es nicht auffallen, wenn vor einigen Zahlausdrücken der wirkliche Artikel erscheint: Tong. *tekáu*,

N. Seel. *te káu* (s. nr. 584.), Tong. *teaü* (nr. 587.) und *tefuhi* (nr. 589.). Ein B. des Artikels im N. Seel. vor 1000 und 10,000 giebt die Gramm. S. 19. Anm.

Das Haw. *ka* (s. nr. 601. 602.) möchte ich vor *umi* (s. nr. 583.) für den Artikel halten. Vgl. noch *kaau* nr. 586. Ferner finde ich: *hookahi haneri me ka iwakalua*, 120 (Apostelg. 1, 15.).

Das Pluralzeichen vor dem Zahlworte.

Tong. *nga*, Haw. *na* — Über das Tong. *ngakáu* und *ngeaü* habe 604 ich nr. 584. und 587. gesprochen. Einen andren Fall der Anwendung von *nga* liefert in dieser Sprache *ngahoa*, Paar, zur Zählung von Yams und Fischen (s. nr. 282.); es nimmt das Vielfache, sogar auch in der Einheit, vor sich. Über *ngafa*, ein Faden (Längenmaaſs), s. nr. 284.

Das Haw. *na* finde ich: 1) vor einem einzelnen Zahlworte, sogar einem durch *kana* (s. nr. 605.) gebildeten, wo das Subst., mit demselben Pluralzeichen verbunden, nachfolgt (S. 483. Z. 8. v. u.); 2) vor einer Zahlclasse, wo das Vielfache mit *he* nachgesetzt ist: *na tausani he umi* 10,000 (Cham.).

N. Seel. *ka nga*, Haw. *kana*, *ana*, Tong. *onga* — Im Tong. heiſst 10: 605 *ulu, fulu* oder *ongofulu*, s. nr. 285. Im Haw. ist das Zahlwort *umi*, das Wörterbuch giebt aber *anahulu*, eine Zeit von 10 Tagen, an. Da ich *ana* nicht auf ein Wort Tag zu deuten weiſs, so halte ich es für möglich, daſs dies ganz die Tong. Form wäre. Man könnte den Vorschlag in beiden Wörtern für die volle Gestalt des Pluralzeichens, das N. Seel. *anga* (s. nr. 511.), halten. Dies wird aber eben durch die letzte Sprache widerlegt, in welcher der Ausdruck für 10 *ka nga udu* lautet. Das *ka* zeigt, daſs man hier den numerischen Vorsatz (s. nr. 601. 602.) vor sich hat. Für dieselbe Verbindung möchte ich nun auch das *kana* im Anfange der Haw. Zehner (s. nr. 609.) ansehn. Im Rarot. lautet 10 *ngauru*.

Pluralzeichen vor dem Hauptworte.

nga N. Seel., *na* und *mau* Haw., *pue* Tah. — Es muſs als sehr überflüssig 606 erscheinen, vor dem mit einem Zahlworte verbundenen Subst. öfter noch ein Pluralzeichen gebraucht zu sehn. Im Haw. steht so *na*; ich finde dabei meist das Subst. vorangehend und das Zahlwort schlieſsend: (er hatte in seiner Hand) *na hoku ehiku*, 7 Sterne (Apoc. 1, 16.); *o na hoku ehiku*, die 7 Sterne (sind Engel der 7 Gemeinen, *ib.* 1, 20.); s. noch das letzte B.

nr. 600. Doch steht auch das Numerale voran: B. 3. nr. 599. Sogar in dem Falle, wo das Zahlwort selbst das Pluralzeichen vor sich hat, finde ich das Subst. mit *na* folgen (S. 483. Z. 8. v. u.). — N. Seel.: *nga pu e wa*, 4 Flinten (Gramm. *p.* 79.).

Auch *mau* findet sich Haw. vor dem Subst.: *kēia mau alii elua*, diese 2 Fürsten (Cham.).

Tah. *pue* vor dem nachgestellten Hauptwort s. B. nr. 65.

Allgemeines Substantivum.

607 Tong. *toka*, N. Seel. *toko*, Tah. *too*, Haw. *kokoo* — Alle vier Südsee-Sprachen haben ein allgemeines Plural-Subst., welches so viel als Leute, Personen bedeutet und vor Zahlwörtern und Pron. der Menge (s. nr. 740. 745. 748.) steht. Daſs dasselbe nicht wirklich Pluralwort ist, sondern nur überhaupt Person heiſst, zeigt die Tong. Sprache, die es auch mit der Zahl eins gebraucht, und, wenn auch nicht entscheidend, die öftere gleichzeitige Anwendung der Plural-Partikeln in eben dieser und der Tah. Sprache. Dies ist im Tong. *toka* (s. nr. 292-295.), im N. Seel. *toko* (s. nr. 179.; ferner: *toka wa*, 4 Menschen, Gr.), im Tah. *too* (s. nr. 66.), Haw. *kokoo*. Die ursprüngliche Bed. des Wortes in diesen Sprachen, so weit ich sie in den Wörterbüchern angetroffen habe, ist nr. 292. erörtert.

Für die Haw. Sprache setze ich noch aus dem gedruckten Vocabular hinzu, daſs dasselbe im Artikel *koo* dieses und das daraus reduplicirte *kokoo* fältig übersetzt (s. nr. 620.); aber von *kokoo* besonders bemerkt es unter *kokoo*, daſs es, vor ein Zahlwort gestellt, die Anzahl von Personen in einer Gesellschaft ausdrücke: *kokoolua*, 2 in Gesellschaft (dieses bedeutet auch: ein Gehülfe, Gefährte 2) Stab), *kokookolu*, 3 in Gesellschaft, u. s. w. Nach dem vorhin im Allgemeinen Gesagten und den Beispielen in den andren drei Sprachen ist dies nicht genau, sondern man muſs übersetzen: 2, 3 Personen (s. die B. des Tong. nr. 294., N. Seel. nr. 179., Tah. nr. 66.). Im Tong. kann noch ein specielles Subst. der Persönlichkeit vor dem Ausdrucke stehn, und dasselbe kann eigens das Pluralzeichen *kau* oder *tunga* vor sich haben.

Bildung der Zehner.

608 Im Haw. weicht die Zahl 20 von der Bildung der übrigen Zehner ab; das Wort heiſst *iwakalua*. Man kann darin das Zahlwort 9 (*iwa*) und 2 (*lua*) nicht verkennen, und müſste also annehmen, daſs hier eine Verwir-

rung der Begriffe statt gefunden und man 9 × 2 gesagt hätte; *ka* könnte der numerische Vorsatz (s. nr. 601. 602.) sein. Weit besser würde sich freilich der Zahlwerth lösen, wenn man in dem ersten Theile des Worts einen, wenn auch nur symbolisch auf die 10 zu beziehenden Begriff, wie z. B. ein Pluralzeichen, aufweisen könnte; ich sehe jedoch dazu keine Möglichkeit. Denn an das N. Seel. Verbal-Präfix *waka* (s. nr. 1072. 1074.) ist z. B. wohl nicht zu denken. Man vgl. noch nr. 603.

Die Zahlen von 30 bis 90 werden in dieser Sprache so gebildet, daſs vor die Einer der Vorsatz *kana* tritt: *kanakolu* 30, *kanaha* 40, *kanalima* 50 u. s. w. Ich möchte darin *ka* für den numerischen Vorschlag und *na* für das Zeichen des Plurals halten. Diese zwei Vorsätze, welche in dreien dieser Sprachen (s. nr. 605.) als müſsige Mehrheits-Bezeichnung der Zahl 10 vorausgehn, würden hier wirklich einen eigenthümlichen Plural im Sinne des Decimal-Systems an dem Einer hervorbringen, und diese Haw. Bildung würde vollkommen der der Semitischen Sprachen gleichen, in welchen die Zehner von 30 an durch den Plural der Einer ausgedrückt werden (¹). 609

In den übrigen drei Sprachen werden ganz einfach die Einer vor die Zahl 10 gestellt; Tong. s. nr. 285., N. Seel. s. nr. 584., Tah.: *erua ahuru* 20, *etoru ahuru* 30 u. s. w. 610

Bildung der Hunderte, Tausende u. s. w.

Die letzterwähnte Art, die Vorsetzung des Vielfachen vor die Zahlclasse, ist der gewöhnliche Ausdruck in allen vier Sprachen: Tong. *ua afe* 2000, *tolu afe* 3000. In den übrigen dreien haben die Einer einen numerischen Vorsatz, im N. Seel. *ka: ka dua rau* 200, *ka todu rau* 300, *ka dua mano* 2000; im Tah. *a: arua rau* 200, *atoru rau* 300; im Haw. *e*: B. 1. nr. 600. Doch finde ich im Haw. auch die zu vervielfachende Classe mit *na* vorangehn und das Vielfache mit *he* folgen: B. nr. 604. 611

Zusatz kleinerer Zahlen zu gröſseren.

Ich finde im Haw. die Einer an die Zehner so angeschlossen, daſs der Zehner voransteht, darauf *kumama*, als Verbindung, dann der Einer folgt; alles dieses ist in der Bibelübers. in Ein Wort zusammengeschrieben: *na hinai umikumamalua*, 12 Körbe (Joh. 6, 13.); das Wörterbuch trennt 612

(¹) 20 ist dagegen in ihnen der Plural von 10.

jedoch folgendermaſsen: *umi kuma makahi*, 11. *Kuma* übersetzt es: Anzahl, Gesellschaft, Schaar; *ma* ist mit. Über dieses *ma* s. nr. 1025. 1031.

Merkwürdiger Weise tritt aber auch vor diesen Ausdruck noch *a me*, und (s. nr. 1026.): (die mit Jakob in Egypten kamen,) *kanaono lakou a me kumamaono*, sind 66 (Luther: sind 66 Seelen, 1. Mos. 46, 26.); s. ferner das letzte B. nr. 599. Dasselbe *a me*, oder *me* schlieſst die Zehner an die Hunderte: *eono haneri me kanaonokumamaono*, 666 (Apoc. 13, 18.); *akahi haneri kubita a me kanahakumamaha*, 144 Ellen (*ib.* 21, 17.). In diesen B. ist die Stellung des Subst. oder Pron. gleich hinter der gröſseren Zahl, und vor der kleineren zu bemerken. Ich finde auch einmal hinter der kleineren Zahl noch *keū*, das Übrige, übrigens, hinzugefügt, s. B. nr. 583.

Im N. Seel. verbindet *ma* als und die Zahlen (nr. 183.), ebenso im Rarot.; im Tah. *ma* oder *e ma* (nr. 57.); im Tong. *ma* (s. nr. 338.), doch soll vor *afe*, 1000, wenn es zu gröſseren Zahlen hinzugezählt wird, nach Mar. *mo* stehn (s. nr. 334.), obgleich ich auch bei ihm *ma* gefunden habe (nr. 338.).

ungefähr.

613 Haw. *paha* — Ich finde im Haw. das Adv. *paha* (s. darüber nr. 943.) nach dem Zahlworte: (Maria blieb bei ihr) *ekolu paha malama*, bei 3 Monate (Luc. 1, 56.). Wo eine Zahlclasse als Vielfaches vor eine andre gesetzt ist, findet es sich zwischen den beiden Classen, s. B. 1. nr. 600.

Stellung gegen das Subst.

Im Tong. und N. Seel. stehn die Zahlwörter nach dem Subst., z. B. N. Seel. *po ono*, 6 Tage (Gr.).

Ordinalia.

der erste.

614 *mua* — Es ist natürlich und wiederholt sich in anderen Sprachstämmen, daſs die cardinale Eins nicht wohl zur Bildung des Ordinale's nach der grammatischen Regel der übrigen Zahlen dienen kann, sondern daſs dafür andre Wörter zu Hülfe genommen werden. Das Polynes. *mua* bedeutet: der vordere, vorderste. Im Mal. lautet dieses Ordinale *mūla*, im Jav. *mula-mula*.

Ich habe die Erörterung dieses merkwürdigen Wortes für diese Gelegenheit aufgespart. So wenig ich geneigt bin, irgend eine ursprüngliche Verknüpfung des Sanskritischen Sprachstammes mit dem Malayischen, und daher Sanskritwörter in den Südsee-Sprachen anzunehmen (¹), so kann ich

---

(¹) Ich bin sogar besorgt geworden, mich oben S. 228. Anm. 2. über das Wort *wai*, Wasser, zu bestimmt ausgedrückt zu haben. Daher will ich hier hervorheben, daſs das Sanskr. *r* sich nur im Kawi (*warih*) findet, wonach die Ähnlichkeit des Polynes. Wortes immerhin eine zufällige sein könnte. — Es sei mir jedoch erlaubt, diese Veranlassung zu benutzen, um einige fernere Entdeckungen von Sanskritwörtern in der Tagalischen und Madecassischen Sprache mitzutheilen, weil sie Gegenstände von Wichtigkeit betreffen.

Ich hege eine Hoffnung, den Ursprung des Namens der Pali-Sprache aufgefunden zu haben; die Bestätigung meines Gedankens, auf den mich das Tagalische geführt hat, muſs ich von Thatsachen und von dem Urtheile gelehrter Kenner erwarten. Als ich vor längerer Zeit das Wörterbuch des Fray Domingo de los Santos zu mehrfachen Zwecken durchlas, zeichnete ich mir das Wort *palibhasa*, welchem darin die Bedeutung Ironie (*hironia*) gegeben wird, auf, indem ich glaubte, daſs diesem ein Sanskritwort *paribhâshâ* entsprechen würde; die Untersuchung selbst verschob ich auf einen andren Zeitpunkt. Späterhin fand ich beim Lesen Tagalischen Textes dasselbe Wort in einer Stelle, wo dem Spanischen und Lateinischen die einheimische Landessprache entgegengesetzt wird. Die Stelle befindet sich in des Fray Sebastian de Totanes *manual Tagalog* (*reimpr. en el pueblo de Sampaloc* 1796. 4.). Es ist die Rede von der Nothtaufe, welche die Tagalen selbst verrichten sollen, wenn die Gefahr, daſs ein Kind bei der Geburt sterbe, nicht erlaubt, einen katholischen Priester zu rufen. Es wird dringend empfohlen, die Tauſformel (ich taufe dich im Namen des Vaters u. s. w.) Lateinisch oder Spanisch zu sprechen; wenn aber der Redende sich nicht getraut, dies ohne Fehler zu thun, so wird auch erlaubt, sie Tagalisch zu sagen. Hier heiſst es nun: „Sobald ihr die Taufworte so sprecht, wird dies hinreichen, wenn es auch Tagalisch ist, und „wird keine Gefahr für die Seele des Kindes sein, und ihr werdet auch keine Schwierigkeit „haben, sie auszusprechen, da es eure eigne Sprache ist (*pues es vuestro propio idioma*).“ Das Letzte lautet Tagalisch: *at sa pangongosap ninyo ma, y, ualan caliuagan; palibhasa, y, sarili din pala ninyong uica.* Ich glaubte im ersten Augenblick, durch das Komma nach *palibhasa* verleitet, daſs mit diesem Worte die einheimische Sprache, von dem Standpunkte des Spanischen Priesters aus als die fremde angesehn, bezeichnet werde; und dies führte mich auf den Gedanken an das Pali. Jene Auslegung, in der sich auch ein Widerspruch darthut, erwies sich aber bald als irrig; man hat hier vielmehr das Wort *palibhasay* vor sich, welches, allerdings von *palibhasa* abgeleitet, denn oder weil bedeutet, und die Stelle muſs genau so übersetzt werden: und in eurem Sprechen ist keine Schwierigkeit, denn es ist gewiſslich eure eigne Sprache (*sarili* bedeutet eigen, *din* und *pala* jedes für sich: gewiſs, wirklich, Adv.). Ich suchte nun aber das Sanskr. *paribhâshâ* (परिभाषा) auf, und fand es wirklich in Wilson's Lexicon, und zwar mit folgender Erklärung: ein technischer oder conventioneller Ausdruck in einer Wissenschaft, *a maxim given by the ancient grammarians as a summary interpretation of the rules of Pânini*, die Prognose in der Arzneidoch die groſse in der Form, zum Theil auch in der Bed., wahrnehmbare Annäherung des Polynes. Wortes an das Sanskr. मूल, *mûla*, und das *mula* der westlichen Sprachen nicht wegläugnen. Ich bin sogar überzeugt, daſs in den Idiomen der Südsee einige wenige mit Sanskritischen identische Wör-

---

kunde 2) *abuse, ridicule*; परिभाषणं, *paribhâshaṇam*, bedeutet: Anrede, Gespräch, Unterredung 2) Vertrag, Verpflichtung 3) Regel, Vorschrift 4) *reproof, abuse, expression of censure or contempt, ridicule*; परिभाषित, *paribhâshita*, heiſst unter andrem: gesagt. Haughton's Bengalisches Wörterbuch erklärt *paribhâshâ* durch: Unterredung, Gespräch 2) *a summary interpretation of difficult terms*, ein technischer Ausdruck 3) Versprechen, Vertrag 4) Vorrede. Im Javanischen oder Kawi bedeutet *paribasan*: Sprache, Unterredung (C. j.). Aus diesen Übersetzungen lassen sich drei verschiedene Bedeutungen herausheben: die ganz allgemeine von Rede oder Sprache, die besondere einer bestimmten, kunstgemäſsen Ausdrucksweise, und die von Schmähred e. Das Sanskritwort ist ein Compositum aus der Präpos. परि, *pari*, und dem Subst. भाषा, *bhâshâ*, das überhaupt Sprache und Rede, und im Besondren: gewöhnliche, gemeine Sprache (*common language*), Muttersprache bedeutet. Die Umwandlung von *r* in *l* ist, obgleich ich sie vom Pali nicht erwähnt finde, eine ganz bekannte, in der Natur dieser Buchstaben begründete Erscheinung bei einer Menge von Sprachen, und der Tagalischen ist es bei der Seltenheit des *r* in ihr vorzüglich eigen, diesen Consonanten gegen die verwandten Sprachen und gegen andre Formen ihrer selbst in *l* oder *d* zu verändern. Die Art, wie die Verfasser der ausgezeichneten Schrift über das Pali sich in Betreff der Etymologie dieses Namens äuſsern, ist ein neuer Beweis für die Gründlichkeit und Umsicht, mit welcher sie gearbeitet haben. Ihre Worte lauten also: „*Quant à l'étymologie de ce mot,* „*nous nous avouons dans l'impossibilité d'en rien dire; nous ne l'avons pas trouvée dans les* „*textes; et plutôt que d'avancer des hypothèses aussi peu fondées que celles de Laloubère et* „*de Leyden, nous aimons mieux attendre que la lecture de quelque grammaire originale nous* „*en fournisse la signification exacte, et en même tems l'étymologie.*" (*Essai sur le Pali par* E. Burnouf *et* Chr. Lassen. *p.* 5-6.) Die Deutungen, auf welche hier angespielt wird, finden sich in einer Abhandlung Leyden's in den *Asiatick researches Vol.* X. Lond. Octav-Ausg. *p.* 276-277. Leyden greift die Form *bâhlika bhasha* auf, die in einem gewissen Sanskritwerke als Benennung einer Sprache Indiens angeführt wird, und sucht eine Verbindung mit La Loubère, welcher sich an den Namen der Pehlwi-Sprache hält. Die Lösung, welche ich darbiete, ist so einfach, daſs ich die Hoffnung auszusprechen wage, sie werde durch die Auffindung des Namens in seiner vollkommnen Gestalt in Indischen Dialekten, vielleicht in Pali-Handschriften selbst, ihre Bestätigung erhalten. Der bloſse Name, wie wir ihn ohne das zweite Glied gebrauchen, konnte zu dieser Lösung nie führen; denn man sieht, daſs wir in ihm nichts, als das unwesentlichste Element des Wortes, die Präposition um (περί), vor uns haben würden.

Den Namen der zweiten Indischen Caste, der der Krieger und Herrscher (Sanskr. क्षत्त्रिय, क्षत्रिय, *kshattriya* oder *kshatriya*, Mal. *chetrīa*, Kawi *satriya*), glaube ich in dem Madecassischen Worte *satria* (auch *satrija, satriia* und *sahatria* geschrieben) anzutreffen, welches bedeutet: *prudent, sage, avisé, discret, vertueux; prudence, sagesse, discrétion.*

ter vorkommen, wofür ich das Tong. *linga* (nach Mar. ein gemeiner Ausdruck für die männlichen Zeugungs-Organe) als einen vollgültigen Beweis anführe. Es schlieſst sich dies an die Erscheinung solcher Wörter auf denjenigen Inseln des westlichen Mal. Völkerkreises an, welche dem Indischen Einflusse ferner liegen, und ist ein Ereigniſs, über das ich in meinen Nachträgen zu diesem Werke ein bestimmtes Urtheil auszusprechen wünsche.

Dies Wort verdanke ich allein Flacourt. Es ist ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daſs auch dieses, wie das Tag. *palibhasa*, mit weil zusammenstöſst (Jeffreys: *satria, because*). Statt *kshatriya* hat das Sanskrit auch eine einfachere, gleichbed. Form क्षत्त, *kshattra*; क्षत्र, *kshattram*, ist Leib. क्षत्तृ, *kshattṛi*, bedeutet: mit etwas beschäftigt, Wagenlenker, Kut-scher, Thürhüter 2) Sohn eines Sûdra und einer Kshatriyin oder einer Waiśya, Sohn einer Sclavin. क्षण्, *kshaṇ*, ist: beschädigen, verletzen, क्षत, *kshata*: beschädigt, verwundet, zerbrochen, zerrissen, zerstört; verringert, क्षतं, क्षति (*kshatam* und *kshati*): Wunde.

Der Name des Drachen, Râhu, welcher nach der Indischen Idee die Sonnen- und Mondfinsternisse veranlaſst, findet sich, so wie die ganze Vorstellung von der Himmelserscheinung, ebenso in den Gegenden des Oceans erhalten, auf welche nachweislich Indien unmittelbar eingewirkt hat, als auch in den entfernten, wo wir von einem solchen Verhältnisse nichts wissen und es kaum erwarten sollten. Nach der Indischen Mythologie ist राहु, Râhu, ein Daitya mit einem Drachenschwanz, der Sohn der Sinhikâ. Wishṇu schlug ihm den Kopf ab; da er aber unsterblich ist, so leben Kopf und Schwanz getrennt fort, sie wurden in die Sternensphäre versetzt und werden da die Ursach der Verfinsterungen, vorzüglich der Kopf, welcher öfter versucht, die Sonne und den Mond zu verschlingen. राहुग्रह, *râhugrâha* (Drachenergreifung), ist danach im Sanskrit: Sonnen- oder Mondfinsterniſs; in der astronomischen Sprache bezeichnet *râhu* den aufsteigenden Knoten. Im Mal. ist *râhu* (auch *rāū, rāh* und *rāwa*) das Sternbild des Drachen, so wie der Name des Ungeheuers, und Marsden führt in seinem Wörterb. den Ausdruck *de mākan būlan rāh* an, zuerst als Satz: der Drache verschlingt den Mond (wörtlich: der Mond wird vom Drachen gegessen), dann aber auch als Übersetzung von Mondfinsterniſs (nach der Construction: Gegessenwerden des Mondes durch den Drachen); er versucht eine astronomische Erklärung der Mythe, indem er bemerkt, daſs diese Himmelserscheinung dann eintrete, wenn der Mond bei seinem Laufe in der Ekliptik den Kopf oder Schwanz des Drachen durchschneide. In Crawfurd's Jav. Engl. Wortverzeichnisse findet sich: *rawu*, der Dämon, welcher Finsternisse verursacht. In dem Tagalischen Wörterbuche des Domingo de los Santos, das (*v. eclipse*) *laho* als Mondfinsterniſs giebt, wird (*ib.*) die Redensart *linamonpala nang laho ang bouan* angeführt und übersetzt: „der Laho oder die Finsterniſs verschlang den Mond" (*pala* scheint o du! höre! zu bedeuten). Endlich kommen in Flacourt's Madecass. Wörterbuche die Ausdrücke *halenrau masouandro*, Sonnenfinsterniſs (*masouandro*, Sonne), und *hanenrau voulan* (auch *hellenriants*, dessen zweites Glied wohl wieder *rau*, aber sehr corrumpirt ist), Mondfinsterniſs, vor. Der vordere Theil ist das Wort *halen, halem*, Nacht (Mal. *mālam*, Jav. *malem*), also: Drachennacht der Sonne, des Mondes.

Unter diesen eigenthümlichen Umständen muſs man daher nie den Punkt aus dem Auge verlieren, daſs bei solchen sich aufdrängenden Analogien eine Zufälligkeit ihr Spiel treiben kann, der Art, wie in dem Zusammentreffen des Mexicanischen *teotl* (in welchem *tl* Endung ist) mit dem Griech. θεός, und des verneinenden Präfixes *a* derselben Sprache mit dem Griech. *α* privativum. Wenigstens theilt sich für das in Rede stehende Polynes. *mua* die Gewiſsheit zwischen dem erwähnten Sanskritworte und dem Worte मुख, *mukha*, welches letztere sich, wie ich schon oben (S. 229. Anm.) angegeben habe, auch in der Tag. Sprache findet. Die folgende genau nach den Formen und Sprachstämmen getrennte Übersicht wird die Beantwortung der sich hier erhebenden Fragen erleichtern, zugleich aber die Schwierigkeiten einer definitiven Lösung zeigen:

615 Sanskr. मूल (*mūla*) hauptsächlich, vorzüglich 2) nahe 3) eigen
मूलं (*mūlam*) Wurzel 2) Ursprung, Anfang

Mal. *mūla* Ursprung, Anfang 2) Ursach 3) der erste
Jav. *mula* Anfang 2) Ursach
mula-mula der erste
Bug. *pamulai* anfangen
pamulang der erste 2) Anfang
Tag. *mula* anfangen
mona der erste
pasimula der erste; anfangen
pasimona Anfang, anfangen

Sanskr. मुख (*mukha*) der erste; anfänglich (*initial*) 2) hauptsächlich, vorzüglich
मुखं (*mukham*) Mund 2) Gesicht 3) Eingang des Hauses 4) Anfang

Mal. *mūka* Gesicht 2) Vordertheil
Kaw. *muka* Gesicht 2) Vordertheil (*bala-muka*, die Front des Heeres, das Vordertreffen) 3) der erste
Tag. *muc-ha* Gesicht

Tong. *mua* der vordere, Vordertheil (nach den B. *tau* [Ende] *mua*, das Vordertheil des Schiffes; *mua tau* [Heer], *the front of battle*, der Vortrab eines Heeres); der Nächste nach dem *matabule*; (mit einer Präpos.) vorn 2) der vorhergehende 3) der erste 4) Hauptstadt einer Insel
mua mua der vorhergehende; vorrücken
mua-onge vorn, in Gegenwart; vorwärts; vorher, früher
N. Seel. *mua* *before* (Wörterb.), (mit Präpos.) vormals, vorher 2) der erste
waka hua anfangen machen
Tah. *mua* Ausdruck für vor
matamua der erste
Haw. *mua* der vordere; (mit Präpos.) vorn; zuvor, vorher, früher 2) der erste

Das Haw. *mua* steht nach dem Subst.: *i ka la mua*, am ersten Tage 616 (Matth. 26, 17.); *o ke kanaka mua loa o Adamu*, Adam war der allererste Mensch (Cham.). Ich finde auch *mamua*, worin *ma* die Präpos. ist (s. nr. 438. 453.): *a he nui na mea mamua e lilo ana i hope, a o na mea mahope e lilo ana i mua*, aber viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein (Matth. 19, 30.). Steht es ohne Hauptwort, so hat es den Artikel *ka* vor sich: *alaila hele maï la ka mua*, da trat herzu der Erste (Luc. 19, 16.).

Im Tong. lautet das Ordinale *mua* oder *tomua* (vgl. nr. 1097.). N. Seel. steht *mua* mit der Präpos. von nach dem Subst., s. B. 2. nr. 188. Im Tah. wird (Gramm. S. 35.) *matamua* und *matamehai* angegeben, in welchen *mata* vielleicht das Wort Auge, Gesicht ist (s. vergl. Worttaf. nr. 109. 87.). Ein andrer Ausdruck in dieser Sprache ist *hoe* (s. nr. 590.), nach dem Subst. stehend.

Bildung.

Die übrigen Ordnungszahlen werden im Haw. durch Vorsetzung des 617 Artikels *ka, ke* vor die Card. gebildet. Von diesen beiden Artikelformen ist, wie sonst, so auch hier *ka* die gewöhnliche, z. B. *ka lua*, der zweite; *ke* steht nach Cham. nur vor 3 und 6: *ke kolu*, der dritte, *ke ono*, der sechste. Im Tah. (nr. 25.) und N. Seel. (nr. 145.) dient ebenso *te*, und im Tong. *he* (nr. 272.) und *e* (nr. 278.).

Die Haw. Sprache betrachtet dies als einen Subst. Ausdruck; daher 618 erscheint das zu dem Numerale gehörende Hauptwort im Gen. mit der Präpos. *o* und nach dem Zahlworte: (und ging aus) *i ke kolu o ka hora*, um die dritte Stunde (Matth. 20, 3.); *i ka hiku o ka la*, am siebenten Tage (Hebr. 4, 4.); *a wehe ae la ia i ka lua o ka wepa*, und da es das zweite Siegel aufthat (Apoc. 6, 3.). Doch finde ich auch das Card. ohne Artikel nach dem Subst.: *ka anela lima*, der fünfte Engel (*ib.* 9, 1. 16, 10.).

Im Tah. wird das Zahlwort auf dieselbe Weise substantivisch behandelt: *te piti o te pape*, das zweite Wasser (1. Mos. 2, 13.); oder dem Hauptworte nachgesetzt. Die N. Seel. Sprache stellt das Card. nach dem Subst. und giebt den Artikel bald dem einen, bald dem andren (s. B. nr. 150.); die eine dieser Constructionen (z. B. *te ra witu*, der siebente Tag, Gramm. *p.* 115.) ist der letzterwähnten Haw. und Tah. ganz gleich. Im Tong. steht in dem einen B., das ich besitze (s. nr. 272.), *he* mit dem Zahlworte nach dem Subst., und derselbe Ausdruck kann auch das Card. bedeuten.

Bruchzahlen.

619 Sie werden im Haw. durch Vorsatz von *hapa* gebildet: *a make iho la kekahi hapakolu o na mea ola*, und das dritte Theil der lebendigen Creaturen starben (Apoc. 8, 9.); *hookahi omera he hapaumi ia no ka epa*, ein Gomor ist das zehnte Theil eines Epha (2. Mos. 16, 36.). *Hapa* selbst finde ich als **halb**: (und sie werden ihre Leichname sehen) *i ekolu la a me ka hapa*, 3 Tage und einen halben (Apoc. 11, 9.). Das Wörterbuch übersetzt es: *an indefinite part, a few, a small part*, und giebt, wie Cham., für **ein halb** *hapalua* an. Folgendes ist ein vorläufiger etymologischer Versuch über das Wort:

Mal.	*tābang, tebang*	Bäume fällen, groſse Zweige abhauen
	tābas	das Land von Gesträuch oder langem Gras reinigen
Bug.	*tawai*	theilen
	tapalŏbi	*most* (*lŏbi* s. nr. 935.)
Mad.	*tapa, tapan, tapac*	Theil, Stück; hauen, zerschneiden
Tag.	*tabas*	*cortar*
	tiba	*cortar, tasar*
Tong.	*tafa*	schneiden (mit dem Meſser)
Haw.	*hapa*	Theil (s. ob.)

Zahlwörter des Vielfachen.

620 Nach dem Haw. Wörterb. wird diese Zahlclasse durch Vorsetzung von *koo* oder des reduplicirten *kokoo* vor die Card. gebildet: *koolua* oder *kokoolua*, zweifältig, zwiefach; *koowalu* oder *kokoowalu*, achtfältig. Über die sonstige Bed. dieses Vorsatzes s. nr. 607.

Eine andere Art des Ausdrucks geschieht durch das Präfix *pa* oder *papa* (s. nr. 1080.).

Distributiva.

621 Sie werden im Haw. durch das Präfix *pa* gebildet (s. nr. 1080.), und diese Formation umfaſst alle verschiedenen Arten des Deutschen Ausdruckes, z. B. je 7, je 7 und 7, zu Siebenen, jedem 7.

§. 51.

Pronomina.

Pronomina personalia.

Schema.

Tongisch.

622

Sing.	1. Cl.	2. Cl.		Dual	2. Cl.	Plur.	1. Cl.	2. Cl.
ich	*u* (*te*)	*āu* (*gita*)		wir beide (einschl.)	*gitauua*	wir (einschl.)	*tau*	*gitautolu*
		a)	b)	(ausschl.)	*gimauua*	(ausschl.)	*mau*	*gimautolu*
du	*ger*	*koi*	*akói*	ihr beide	*gimoua*	ihr	*mo*	*gimotolu*
er, sie, es	*ia* (*na, ne*)	*ia*	*aia*	sie beide	*ginauua*	sie	*nau*	*ginautolu*

Neu-Seeländisch.

Sing.		Dual		Plur.	
ich	*'au, a'u, aku* (*akau*)	wir beide (einschl.)	*tāua*	wir (einschl.)	*tatu*
		(ausschl.)	*māua*	(ausschl.)	*matu*
du	*koe*	ihr beide	*kodua*	ihr	*koutu*
er, sie, es	*ia* (*na*)	sie beide	*rāua*	sie	*ratu*

Tahitisch.

Sing.		Dual		Plur.	
ich	*au* (*wau*)	wir beide (einschl.)	*taua*	wir (einschl.)	*tatou*
		(ausschl.)	*maua*	(ausschl.)	*matou*
du	*oe*	ihr beide	*orua*	ihr	*outou*
er, sie, es	*ia* (*oia*) (*na*)	sie beide	*raua*	sie	*ratou*

Hawaiisch.

Sing.		Dual		Plur.	
ich	*au*	wir beide (einschl.)	*kaua*	wir (einschl.)	*kakou*
		(ausschl.)	*maūa*	(ausschl.)	*makou*
du	*oe*	ihr beide	*olua*	ihr	*oukou*
er, sie, es	*ia* (*na*)	sie beide	*laua*	sie	*lakou*

Tongische Sprache.

Indem ich daran gehe, dieses Schema durch eine Reihe von Bemerkungen aufzuklären, mufs ich zuerst die Spaltung der Formen im Tong. in Classen erläutern. Im Dual ist nur die zweite Classe möglich; im Sing. und Plural bestehn zwei Classen, deren zweite im Sing. bei der 2. und 3. Person sogar wieder in zwei Reihen zerfällt. Mar. weist selbst in der 1. Person 623 *gita* zur ersten und *āu* zur zweiten Reihe; ich werde aber unten beweisen, daſs dies unrichtig ist. Ich muſs hier sogleich eine klarere Ansicht über diese beiden Classen äuſsern; was Mar. zweite Classe nennt, ist (vielleicht mit Ausnahme einiger Formen der zwei Reihen des Sing.) zugleich erste Classe, aber nicht umgekehrt, d. h. die Pron. der 2. Cl. können in allen Fällen gebraucht werden, die der 1. aber nur in einem einzigen. Es ist nöthig, zuerst einiges über die Formen zu sagen.

624 Ich nehme an, daſs *u*, ich, der ersten Classe nur eine Verstümmlung des *āu* der zweiten ist, und daſs also die 1., wie die 3. Person Sing. in beiden Classen dieselbe Form haben. Das Pron. 1. Pers. der 1. Cl. kann nämlich nur mit einer vorhergehenden Zeitpartikel des Verbums vorkommen; mit der Präsens-Partikel *gua* hat das Pron. jedoch die Form *te*, welche ich mit *gita* zusammenzustellen suche (s. nr. 629.); mit der Partikel der Vergangenheit und Zukunft wird es in *neü* und *teü* zusammengezogen. Die Form *u* erscheint also nirgends selbstständig.

Das Pron. 3. Pers. Sing. wird bisweilen mit der Partikel des Fut. *te* (s. nr. 370. 371.), wo es die eigenthümliche Form *ne* (*tenne*, s. nr. 680.) hat, und mit der der Vergangenheit *na* in *naï* zusammengezogen (s. nr. 365.).

625 Die Formen *akói* und *aia*, welche die 2. Reihe der 2. Classe bilden, sind nur durch ein vorgesetztes *a*, dessen Natur ich nr. 320. betrachtet habe, von der 1. Reihe unterschieden. Ich habe mich bestimmt überzeugt, daſs die Form *āu*, ich, nicht diesen Vorsatz *a* enthält, sondern daſs *a* darin, wenigstens so weit die Sache innerhalb dieser einzigen Sprache liegt (s. nr. 639.), stammhaft ist. Mar.'s Aufſtellung derselben in der 2. Reihe ist sehr geeignet, zu jener Annahme zu verführen. Der Gegenbeweis wird im Folgenden vorkommen, und da auch (nr. 631.) ein Fall entkräftet werden, in welchem sie sich dem Gebrauche von *akói* und *aia* anſchlieſst und dem von *gita*, *koi* und *ia* entgegenstellt.

626 Die Pron. des Du. und der 2. Cl. des Plur. sind aus den Pron. des Plur. der 1. Cl. durch Vorsatz von *gi* gebildet; über das Wesen dieses *gi* s. nr. 318. Im Dual ist das Zahlwort 2, im Plural das Zahlwort 3 angehängt. Man sieht, daſs der Dual nur in Fällen, wo die 2. Classe anwendbar ist, dargestellt werden kann. Dadurch entsteht aber kein Mangel in der Sprache, denn ich werde zeigen, daſs die 2. Classe überall eintreten kann, und die 1. nur eine ganz beschränkte Anwendung gestattet.

Die erste Classe kann nämlich nach Mar. nur als Subject des Verbums gebraucht werden. 627

In diesem Falle kann aber auch die zweite Classe in Anwendung kommen, und zwar

1) allein für sich. Dies verschweigt Mar. in der Gramm. ganz und gar. Das Pron. steht dann hinter dem Verbum (¹). 628

a. Pron. mit *gi*, s. S. 459. v.

b. Pron. mit *a.* — Von *akói* sagt Mar. im Wörterb., daſs es als Subject nach dem Verbum gebraucht werde, von *aía* ebenda, daſs es nach dem Verbum vorkomme; ob als Subject oder Object, bemerkt er nicht. Ich nehme inductiv an, daſs er es als Subject meint. Da er nun in der Gramm. ausdrücklich angiebt, daſs die Formen *ā̄u, akói* und *aía* nicht als Beisatz zum Pron. der 1. Cl. vorkommen, sondern nur *gita, koi* und *ia*, so muſs man schlieſsen, daſs die beiden Formen mit *a* als alleiniges Pron. Subj. nach dem Verbum gebraucht werden. Beispiele habe ich nicht.

c. gita: *te lau gita* oder, ohne Zeitpartikel, *lau gita*, mich dünkt.

Es entsteht natürlich die Frage, ob nicht die Formen *ā̄u* und *koi* so gebraucht werden können; dieselbe beantwortet zu haben, ist darum nicht unwichtig, weil das Bisherige zu der Ansicht berechtigt, daſs nur Formen mit präfigirter Präpos. dazu passend seien. Denn dies bleibt immer die wahrscheinlichste Annahme zur Erklärung jenes *gi* und *a.* Es spricht sogar manches dafür, die erstere Präpos. auch im Pron. *gita* zu finden. Ich sollte wohl glauben, daſs folgende Übersicht, der ich den einschlieſsenden Polynes. Plural mit einverleiben muſs, ein und dasselbe Wort und zugleich die einfache Form enthielte: 629

Mal.	*kīta* wir (einschl.)
Kaw.	*ta* du, dein
	hanta id.
	kita du 2) (nach Cr. und Ro.) ich
Jav.	*tak, dhak* Mdh. du
Bug.	*eta* ich
Tag.	*ta, ata, canita* von uns beiden, unser beider (einschl.)
	quita, cata wir beide (einschl.), ich dich, ich dir, du von mir
	tayo wir (einschl.; über *yo* s. nr. 640. 641.)

(¹) Die als Subject gebrauchten Pron. der 1. Cl. (s. nr. 356.) stehn dagegen vor dem Verbum, doch *ia* nach ihm, wovon aber wieder die Contraction *naī* und *tenne* ausgenommen sind. Doch gehört *tenne* nicht zu *ia.*

Bissy. *quita* wir (einschl.) 2) ich
Tong. *te* ich (nach der Zeitpartikel *gua*)
tau wir (einschl.) (vgl. nr. 662.)
gita ich
N. Seel. *ta*
Rarot. *ta*
Tah. *ta*
Haw. *ka*
} wir (einschl.) (mit Zusatz von 2 und 3)

Ich verweise auf Wilh. v. Humboldt's Erörterung dieser Pron. oben S. 38-43., und auf eine andere Stelle (S. 344.), wo er Accusativ-Formen im Mal. Pron. aufgezeigt hat. Zu meiner Vermuthung paſst sehr genau, daſs dem Tong. *gita* nicht das Nominativ- und Accusativ-Zeichen *ko* vorgesetzt werden kann. Mar.'s Meinung über *gita* ist die, daſs es nur im vertrauten Gespräche vorkomme und daher wohl als gemein betrachtet werden könne.

630 Ich habe nun wirklich *koi* als Subject nach dem Imper. gefunden (s. nr. 809.), und es käme nur noch darauf an, es im Indicativ, da wo dem Verbum eine Zeitpartikel vorausgeht, nachzuweisen. Wenn *āu* nicht so vorkommt, so würde dies nur die Richtigkeit meiner Voraussetzung darthun, daſs es die eigentliche Form des *u* der 1. Classe ist. Ich knüpfe hieran eine noch bestimmtere Meinung über Mar.'s Spaltung der Tong. Pron. in Classen und Reihen. Sie läſst sich ganz wegräumen; im Dual und Plural hat man es allein mit einer einfachen und mit einer umständlicheren, durch doppelte Affigirung vermehrten Form zu thun, im Sing. würde ich das Schema so einrichten:

1. Pers. *āu (u), gita (te)*
2. Pers. *koi (ger)*
3. Pers. *ia (na, ne)*

Die Formen *u, te, ger* und *ne* sind nur beiläufige, welche die Zusammenstellung mit der Zeitpartikel erfordert; ebenso *na*, das bloſs im Poss. *ana* (s. nr. 659.) erscheint. Eine ordnungsmäſsige Deduction machte es aber nöthig, von jener Classificirung Mar.'s auszugehn, die auch jetzt noch einen praktischen Nutzen haben kann.

Die zweite Classe der Pron. wird noch in folgenden Fällen, und zwar nach Mar. ausschlieſslich, gebraucht:

631 2) als Subject des Verbums, ihm nachgesetzt, wo das Verbum au-

ſserdem das Pron. der 1. Classe vor sich hat. Mar. fügt hinzu, daſs dies dann geschehe, wenn das Pron. mit selbst verbunden oder mit einem Nachdruck ausgesprochen werde, und übersetzt seine B. hier immer mit selbst. Sie gelten aber nach einem B. aus Texten auch für das bloſse Pron., ohne Nachdruck; in den Paradigmen hat Mar. das selbst auch nicht.

a. Pron. mit *gi: te mau alu gimauua*, wir beide (ausschl.) wollen selbst gehn; *te mau alu gimautolu*, wir (ausschl.) wollen selbst gehn; und so durch alle Personen hindurch, die Mar. S. 356. vollständig anführt.

b. gita: teü alu gita, ich will selbst gehn.

c. koi, ia — *te ger alu koi*, du wirst selbst gehn; *tenne alu ia*, er wird selbst gehn; s. ferner S. 446. XIII.

Nach dem nr. 628. *b.* Gesagten können die Formen *a͞u, aköi* und *aia* hier nicht als Complement gebraucht werden. Hiernach stellt sich *gita* scheinbar in die 1. Reihe der 2. Cl., *a͞u* in die 2. derselben, ganz wie sie Mar. ordnet; und ich habe daher meine Meinung zu rechtfertigen, daſs ich *gita* und *a͞u* für gleichartig annehme und keiner Reihe zutheile, und die zweite aus jener Zusammenstellung sich aufdrängende Folgerung, daſs *a͞u*, wie die beiden andren Formen, ein präfigirtes *a* enthalte, zurückzuweisen. Ich habe hierbei unmittelbar das für mich, daſs in zweien der nachfolgenden Fälle dieses *a͞u* sich *koi* und *ia* beiordnet. Den Beweis selbst nehme ich von meiner früheren Behauptung her, daſs die Form von ich in der 1. Cl. eigentlich auch *a͞u* sei und *a͞u* also für beide Classen gelte. Da nun hier ein doppeltes Pron. stehn soll, so konnte man dieselbe Form nicht zweimal gebrauchen (1); man nahm daher seine Zuflucht zu einer andren, welche der 2. Cl. ausschlieſslich eigen ist, *gita.*

3) stehn sie nach Mar. auf die Frage wer? also, wenn dieser Fall 632
nicht mit den beiden vorigen zusammenflieſsen soll, als Nominativ, ohne Verbum. Es kann dabei auch das Casuszeichen *ko* vor sie treten, und nach Mar.'s Worten könnte dasselbe sich mit dem Pron. nur in der Antwort auf diese Frage verbinden. Da ich diese Ansicht oben widerlegt habe, so mache ich aus dem Gebrauche dieses Casuszeichens eine besondre Nummer, und bleibe hier bei dem Falle des bloſsen Pron. stehn:

a. Pron. mit *gi* — werden von Mar. ausdrücklich hier erwähnt;

---

(1) *tenne* kann *ia* nach sich haben, aber *naï* wohl schwerlich noch *ia*.

b. Pron. mit *a* — *akói* und *aia* werden von ihm sowohl in der Gramm., als in einem B. für dieſen Fall angeführt;

c. *gita* — ebenso in einem B.

Es wäre hiernach möglich, daſs *āu*, *koi* und *ia* nicht so vorkämen; vgl. nr. 633. *b.*

633 4) Mit dem Nominativ-Zeichen *ko*; nach Mar. (vgl. das nr. 632. Gesagte) nur als Antwort auf die Frage wer? (s. nr. 301.)

a. Pron. mit *gi* — sie können das Casuszeichen annehmen (nicht aber das Pron. *gita*, noch *akói* und *aía*).

b. *āu*, *koi* und *ia* — es scheint nach Mar.'s Worten, als wenn diese drei Pron. hier das *ko* annehmen müſsten (vgl. nr. 632.). Auſser *ko āu* führt er noch im Wörterb. *kau*, ich, an, und äuſsert die Vermuthung, daſs es eine Zusammenziehung aus *ko āu* sei. Ein B. davon ist: *kau fœkka manatu atu giate gimotolu*, ich erinnere euch (Mar. II. *p.* 383.).

634 5) Als Object des Verbums. Diesen Gebrauch der 2. Cl. erwähnt Mar. nur in der Überschrift seines Schema's, nicht in den ihm beigegebnen Bemerkungen. Ich finde nur B. von *ia*.

635 6) Mit Präpos. Die Übersicht dieser Sache beschränkt sich für jetzt auf zwei;

giate:

a. Pron. mit *gi*; *giate gimauua*, zu uns beiden (ausschl.);

b. *āu*, *koi*, *ia* (also nicht *gita*, *akói*, *aía*): *giate āu*, zu mir; *giate koi*, zu dir; *giate ia*, zu ihm.

ma:

Die Dual- und Plur. Pron. können ihr *gi* verlieren, und dies spricht dafür, daſs letzteres eine Präpos. ist; die dann gebrauchten Formen sind also: *moua*, ihr beide, *mautolu*, wir (ausschl.), u. s. w.

Wortvergleichung, und Gebrauch der N. Seel., Tah. und Haw. Sprache.

636 Ich gehe hiernach dazu über, die Etymologie dieser Formen zu erörtern und sie unter sich und mit denen der westlichen Sprachen zu vergleichen. Bei dieser Gelegenheit werden die Einzelheiten des Gebrauchs der drei übrigen Polynesischen vorkommen.

1. Pers. Sing.

Das Pron. ich hat in den westlichen Sprachen die Form *aku*. Das *k* ist in den Polynes. ausgefallen, hat sich jedoch in einzelnen Fällen (s. nachher), besonders im Poss. (s. nr. 676. 678. 679.), erhalten; auch könnte das *h* des N. Seel. *ahàu* davon ein Überbleibsel sein. Man sieht nur nicht, warum die Gramm. dieser Sprache beim Pron. allein *ahàu* für ich angiebt; ich habe bisher fast immer nur die Form der übrigen Sprachen gebraucht gefunden. In den Verbal-Paradigmen der Gramm. lautet das Pron. ohne Ausnahme *'àu*, und dasselbe finde ich auch nach dem Casuszeichen *ko* B. S. 561. Z. 6.; ebenso *e'àu*, mir (Gr.). Den Apostroph setzt die Gramm. wohl nur, weil sie dies für eine Verstümmlung aus *ahàu* ansieht. Im Wörterb. steht *a'u*. Ein B. von *ahàu* ist: *ka noke ahàu*, ich begebe mich weg (Gr. *p.* 71.). Ich finde in dieser Sprache auch das vollständige *aku*, z. B. bisweilen als Subject nach dem Verbum und in *maku* (nr. 637. 5.). Im Rarotong. ist *au* ich, hat aber mit der Präpos. *ia* des Acc. die Form *iaku* (mich).

Im Tong. betrachte ich *āu* als die regelmäſsige Gestalt dieses Pron. (s. nr. 624.), und ebenso in den drei übrigen Dialekten. Sie ist in allen vieren der Contraction in *u* unterworfen (¹); und da oft in denselben Fällen das Pron. du diese Gestalt annimmt, so lassen sich die beiden Personen nur durch eine Modification der Aussprache bestimmen. Das Haw. Wörterbuch bemerkt bei *a'u*, von mir, mein, daſs es sich durch ein merkliches Abbrechen (*a sensible break*) der Aussprache von *aü*, von dir, dein (welches das Wörterbuch in zwei Sylben trennt), und von *äu*, ich (in Einer Sylbe geschrieben), unterscheide (²). Die Trennung der Vocale muſs also bei der 1. Person stärker sein, als bei der 2. und als die, welche wir in unsren Sprachen kennen; wahrscheinlich gleicht sie der Vocalaussprache, die in einigen Amerikanischen von den Spanischen Grammatikern mit dem Namen *saltillo* belegt wird. Die erwähnte Contraction in *u* tritt ein:

1) Tong. 1. Pers. nach den Zeitpartikeln *na* und *te* (*neü, teü*); 637

2) nach den Besitz-Präpos. *a, na, ta* (Haw. *ka*) - *o, no, to* (Haw. *ko*):

(¹) welches das westliche *ku* ist (vgl. nr. 639.).

(²) Dasselbe bemerkt es bei *ko'u*, mein, gegen *ko-u*, dein, und schreibt in derselben Weise *o'u, ka'u, na'u, no'u*, mein, und *o-u*, dein, dagegen aber auffallend als Eine Sylbe *kau, nau, nou*, dein.

a. im Haw. bei ich und du; das *u* der 1. Pers. nimmt einen Apostroph vor sich, das der 2. versehe ich in nöthigen Fällen mit Trennpunkten; da sich die Missionare aber dieser nicht bedienen, so bedeutet ihr *au* sowohl dein, als ich. Vgl. noch Anm. 2. nr. 636.

b. im Tah. bei ich immer, bei du aber nur gelegentlich; meist behält das letztere Pron. seine Gestalt *oe*. Das *u* nimmt, sowohl wo es ich, als wo es du bedeutet, einen Apostroph vor sich, eine Zweideutigkeit, welche die Missionare wohl hätten vermeiden sollen (über *tau*, mein, s. nr. 678.).

c. im N. Seel. nur bei du; die 1. Pers. nimmt nach diesen Präpos. die Gestalt *ku* an. Jenes *u* für du wird, ohne Hinzufügung eines Zeichens, mit der Präpos. zusammengeschrieben (z. B. *äu*, dein).

d. Die Tong. Sprache besitzt von jenen drei Präpos. Paaren nur das *a* in zwei Anwendungen, von denen die eine hierher gehört; es bildet nämlich das Poss. *au*, dein. Dies scheint als Eine Sylbe gesprochen zu werden.

3) Tah. und Haw. nach der Präpos. *ia*, N. Seel. nach *kia*, nur die 1. Person: Tah. und Haw. *ia'u*, zu mir, mir, mich; N. Seel., nach der Gramm. *ki 'äu* (richtiger wohl *kia'u*), s. B. 1. nr. 168.

4) Haw. ich nach der Präpos. *io: io'u*, zu mir.

5) N. Seel. du nach der Präpos. *ma: māu* (Wörterb.), *ma'u* (nach Texten), für dich (dagegen *maku*, für mich).

638 Im Tah. scheint die Form *au* für das Pron. 1. Pers. selten zu sein; ich habe sie bis jetzt nur in einer einzigen Stelle (S. 474. x.), als Subject nach dem Verbum, angetroffen; mit Präpos. finde ich immer nur jene Abkürzung *'u* und beim Verbum als Subject regelmäſsig *wau* oder *o wau*. Das letztere enthält das Nominativ-Zeichen, und dasselbe könnte bei *wau* der Fall sein; wenigstens sagt das Haw. Wörterbuch (*v. au* und *wau*) bestimmt, daſs man statt *o au*, ich, im Haw. *owau* oder *wau* schreibe (¹). Wilh. v. Humboldt bemerkt oben S. 513., daſs das Tah. *wau* nach einem End-*a* gebraucht werde. Ich finde es aber auch nach End-*u* (S. 472. vi., B. nr. 15., B. 3. nr. 82.) und nach End-*o* (B. nr. 16.) (²). Nach diesen beiden Vocalen

---

(¹) Vgl. meine Anm. 1. S. 496. In der vorletzten Zeile derselben ist übrigens statt *uw* zu lesen *ow*, und in der letzten Zeile statt *uwau: owau*.

(²) Ebenso steht das Haw. *wau* nach *o*: *e haawi no wau*, ich werde geben (Apoc. 2, 7.; dagegen wieder *no au* B. nr. 493.).

könnte das *u* ein überflüssiger Buchstabe sein, nach *a* aber wirklich nicht. Ich möchte daher auch im Tah. *wau* das Casuszeichen annehmen, nur daſs man dann den öfteren Gebrauch desselben hier nach dem Verbum zugeben muſs (vgl. nr. 525.); denn diese Stellung hat *wau* im Tah. S. 474. x., B. nr. 15., und im Haw. letzten B. S. 488.

639 Ich beschlieſse diese Erörterungen über das Pron. 1. Pers. Sing. mit einer Übersicht der Form im ganzen Sprachstamme, nachdem ich eine andere Form schon oben (nr. 629.) bei Gelegenheit des Tong. *gita* auf dieselbe Weise behandelt habe. Der Pronominalbed. gesellt sich in den westlichen Sprachen ein Verbum von verwandtem Begriffe bei. Wie im Polynes. *u* neben *au*, so läuft in den westlichen Idiomen neben *aku* eine kürzere Form *ku* her, welche dem Subst. (als Poss.), dem Verbum und einigen Präpositionen nachgesetzt wird. Ich habe dieses Verhältniſs zwar, wie bisher auch von Andren geschehn ist, so dargestellt, als wenn die Form mit *a* die ursprüngliche und die ohne dasselbe daraus abgekürzt wäre, würde mich aber von der Richtung dieses Werkes entfernen, wenn ich damit eine Entscheidung über Priorität aussprechen wollte. Es bliebe immer möglich, daſs *a* ein Zusatz ist, den man nach anderweitigen Analogien dieses Sprachstammes eine Präposition des obliquen Casus nennen könnte. Das Bugis und das Tong. Possessivum zeigen noch andre Vorsätze. Über die Polynes. Possessiv-Formen s. nr. 680. Die ersten drei Bugis-Formen habe ich in dem Gedanken aufgenommen, daſs das *k* eine Verkürzung von *ku* wäre (s. meine Anm. 1. S. 258.); *yakmi* könnte aber vielleicht das Mal. und Tag. *kami* sein.

Mal.	*ākū* ich
	ākū, hākū bekennen, gestehn 2) erkennen 3) sich verpflichten, bürgen
	kū ich, mein
Jav.	*haku* ich 2) (wenigstens mit dem Verbalpräfix, *ngaku, hangaku*) bekennen, gestehn; erkennen
	ku mein
Bug.	*iyak, yakmi* ich
	idik, ikōng wir
	mangau gestehn, bekennen
Mad.	*saho, sao* ich
	akou E. ich
Tag.	*aco* ich 2) Versprechen, Gelübde, Verpflichtung; bürgen
	co mein

Tong. *āu* ich
u ich (in *neū*, *teū*)
aku, *eku*, *ćūku* mein

N. Seel. *aku*, *'au*, *a'u*, *ahau* ich
u (*'u*) ich (nach *kia*)
ku ich (nach Prāpos., s. nr. 637.)

Rarot. *au* ich
ku ich (nach Prāpos.)

Tah. *au* (*wau*) ich
'u ich (nach Prāpos., s. nr. 637.)

Haw. *au* ich
'u ich (nach Prāpos., s. nr. 637.)
kuu mein

2. Pers. Sing., Du. und Plur.

640 Indem ich zu dem Pron. du übergehe, glaube ich die dem Polynes. Dual und Plural zum Grunde liegenden Formen mit hinzuziehn zu müssen. Ich setze unmittelbar die vergleichende Übersicht der Formen, wie sie meiner Meinung nach sich gestalten möchte, her, und lasse die erläuternden Bemerkungen folgen:

kowé Jav. *kau* Mal.

Mal. *angkau*, *dīkau* du, ihr
kau du, dein

Jav. *kowé* Ng. du . . . . *ko* du

Bug. *iko* du, ihr

Mad. {*anau*, *hanau*, *anao* E., *ano* du, *hano* du, dein
{*no* dein, *nao* euer
{*taminau* dein (enthält die Prāpos. *tami*), *tanau* euer
{*hanaréo*, *anaréo*, *anando* ihr
{*nareo* E. euer

Tag. *icao*, *ca* du
ica dein
iyo du (im Obliquen-Casus, z. B. nach einer Prāp.), dein
cayo ihr, ihr euch
inyo ihr (im Obliq. Cas., z. B. nach einer Prāp.), euer
tayo wir (einschl.) (über *ta* s. nr. 629.)

Tong. *koi* du . . . . *u* du (in *au*, dein)
ho dein

	(*kowé* Jav.)	(*kau* Mal.)
N. Seel.	*koe* du	*u*, *'u* du (nach Präpos., s. nr. 637.) *ko* Grundform des Duals (ihr) *kou* Grundform des Plur. (ihr) *to* dein
Rarot.	*koe* du	*ko* Grundform des Plur. (ihr) *to* dein
Tah.	*oe* du.	*'u* du (bisw. nach Präpos., s. nr. 637.) *o* Grundform des Du. (ihr) *ou* Grundform des Plur. (ihr) *to* dein
Haw.	*oe* du.	*u* du (nach Präpos., s. nr. 637.) *o* Grundform des Du. (ihr) *ou* Grundform des Plur. (ihr) *ko* dein

mu Mal.

Mal.	*kāmu* du, ihr *mu* du, ihr; dein, euer
Jav.	*kamu* du *mu* du, dein
Tag.	*camo* ihr *mo* von dir, dein
Tong.	*mo* ihr

Ich halte die mit *kowé* und die mit *kau* überschriebene Columne für 641 dasselbe Wort, und habe jene nur wegen der durch das angehängte *e* bewirkten Individualisirung ausgeschieden. Die zweite Columne zeugt für die Zusammenziehung des *au* in *o*; dieses *au* glaube ich auch in dem *ou* des Polynes. Plur. zu finden. Wilh. von Humboldt hat schon S. 492-493. geäuſsert, daſs es mit diesem Doppelvocal eine eigne Bewandtniſs zu haben scheine und daſs er im Tah. öfter *au* zu sprechen sein möchte; im Haw. Wörterb. wird er sehr häufig, und so auch in diesem Falle, als wirklicher Diphthong (einsylbig) bezeichnet. Es ist merkwürdig, daſs, da in den vier Südsee-Sprachen die Grundform aller Personen zwischen dem Dual und Plural dieselbe bleibt, diese zweite in den letzten drei Sprachen sich trennt. Ebenso sondert sich die Tong. Sprache in dieser Grundform von jenen dreien ab und hält sich zu dem zweiten Pronominalstamme; denn die dritte Columne mit den beiden andren zu verbinden und so aus dem ganzen Pron.

Eine Form zu bilden, scheint mir nicht möglich. *Mu* erweist sich zu sehr darin als Hauptsache und *ka* als Vorsatz. Eben solcher Vorsatz, vielleicht ähnlich dem *a* in *aku*, ist das *ang* im Mal. *angkau*; der in *dīkau* ist die Mal. Präpos. *de*. Das Ineinandergehn der Sing. und Plural-Bed., wie es sich hier offenbart, ist nichts auffallendes; diese Numeri sind im Sprachstamme beim Pron. groſsentheils, und vorzüglich in seinem westlichen Zweige, ebenso ununterschieden, wie beim ganzen Nomen. Die Aufnahme der Mad. Pronominalform und der Tag. auf *yo* endigenden in diese Tabelle ist es nicht meine Absicht zu vertheidigen; ich betrachte sie nur als einen Versuch, und habe nichts anderes für mich, als die Erfahrung, daſs öfter in verwandten Sprachen eine Wortform unbegreifliche Veränderungen erleidet, ein Satz, der zur Rechtfertigung jeder willkührlichen Vergleichung gebraucht werden kann. Eine solche unbegreifliche Veränderung wäre die des *k* von *kau* in das Mad. *n* und das Tag. *y*; es läge sogar näher, das Mad. Pron. mit der Form *mu* zusammenzustellen, ich habe mich aber an die Vocale *au* und *ao* gehalten. Will man künsteln, — und vielleicht bediene ich mich dieses Ausdrucks hier mit Unrecht —, so könnte man die Tag. Form den Gang führen, daſs man aus *cao* durch eingeschobenes *y* *cayo* ableitete und aus letzterem durch Abwerfung des *ca* die Formen auf *yo*; *iyo* könnte man sogar mit vielem Rechte als eine bloſse Schreibung statt *yo* ansehn. Die im Mad. Plural-Pron. erscheinende Endung *réo* findet sich auch im Pron. 1. Pers. *zaréo*, wir, wo *za* ganz auf dieselbe Weise aus *zao* verkürzt sein möchte, als hier *na* aus *nau* oder *nao*.

642 Es ist eine Möglichkeit, daſs in der N. Seel. Sprache *mara* eine eigne Form für du wäre (s. nr. 181.). Dies erinnert unwillkührlich daran, daſs im Kawi *mara* ich (vgl. S. 35.) und im Jav. *para* du bedeutet.

3. Pers. Sing.

ia.

643 Bei dem Pron. 3. Pers. Sing. tritt im Tah. der Gramm. nach derselbe merkwürdige Fall ein, wie bei der 1. Person (nr. 638.). Sie giebt nämlich dafür *o oia* an, und das einfache *ia* ist nach ihr nur Demonstr. Ich halte zwar jenes für einen offenbaren Fehler, da schon *oia* das Nominativ-Zeichen enthält, und habe dieses doppelte *o* auch bisher nie in Texten gefunden. Der ausschlieſsliche Gebrauch von *oia* als Pron. pers. ist aber wirklich in einem bedeutenden Umfange wahr, jedoch nicht im ganzen. Ich habe

ia öfter als Pron. pers. angetroffen, aber immer nach dem Verbum oder bei dem Mangel des Verb. subst. nach dem Prädicate, nie vorn im Ausdrucke; die Übersetzung des Neuen Test. und das Buchstabirbuch schreiben es dann *ïa*, und in allen diesen Beispielen ist es Subject. So steht es mit einem Verbum B. 2. nr. 115. In einer andren Stelle steht es überflüssig, indem das wirkliche Subject, durch ein Subst. repräsentirt, sich vor dem Verbum findet: (und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat,) *oia toa te tamaidi a te taata e faateitei atoa hia ia*, also muſs des Menschen Sohn erhöhet werden (Joh. 3, 14.). Sonst steht in diesem Falle gewöhnlich *oia*, und häufig nach dem Zeitworte, wie die B. S. 475. 8., nr. 29., 30. und B. 1. nr. 76. beweisen. Der häufigste Gebrauch von *ia* ist der beim ausgelaſsnen Verbum sein; es steht da immer nach dem Prädicat oder nach einem Theile desselben (S. 475. 2. 4. 6. 8., in jeder Stelle zweimal, S. 476. 10.). In einem B. dieses Falles scheint es sogar selbst zum Ausdruck dieses Verbums geworden zu sein (s. nr. 846.).

Im Rarotong. lautet das Pron. *ïa*, *koia* und *aia*. Ein B. des Haw. *ia* ist das letzte nr. 857. Der in einem obigen Tah. B. schon berührte redundirende Gebrauch von *ia* da, wo das Subst. des Subjects schon vorhergeht, ist der N. Seel., Tah. und Haw. Sprache gleichmäſsig eigen.

644 Das Tong. *ia* wird manchmal mit dem vorstehenden Verbum zusammengezogen; doch läſst sich nicht entscheiden, ob es da Subject oder Object ist: *tamatea* für *tamate ia* s. S. 446. x. Ein bloſses Zusammenschreiben findet in *teia* statt, s. *ib.* xi. Im Wörterb. führt Mar. noch mehrere B. auf, seine Erklärung läſst aber immer den obigen Punkt dunkel.

645 Den Ursprung dieses Pron. suche ich in dem *i*, welches den meisten sich im Sprachstamme für diese Person findenden Formen zum Grunde liegt. Dies ist von Wilh. v. Humboldt bereits S. 43-48. in einer ausführlichen Übersicht, in der auch manche fremde Theile der Ausdrücke eine Erklärung gefunden haben, hinlänglich bewiesen worden. Daſs dieses *i* auch im Sanskr. Sprachstamme die Basis des Pron. 3. Pers. ausmacht, ist meiner Ansicht nach nur ein neuer Beweis, wie leicht sich auf diesem Boden, wo der die Sprache schaffende Mensch nur zwischen wenigen der einfachsten Elemente zu wählen hatte, ganz verschiedene Idiome begegnen können. Folgendes ist die Tafel der hier in Rede stehenden Form:

646 Mal. *iya* er

nya (1) sein (enthält eine Präpos., vgl. nr. 906.)

yang Artikel und Pron. rel.

Kaw. *ya* (Bed. noch nicht sicher)

nya sein

hyang Artikel

Jav. *hiya* dieser (scheint seltner, findet sich aber besonders in den Zusammensetzungen mit den Pron. dem.: *hiyahika*, Kawi *yahika*, contrahirt *yéka*, dieser, *hiyahiku*, jener; dieselbe Zusammenstellung macht das Mal.: *iya īni*, dieser, *iya ītu*, jener)

Bug. *yatu* er (*tu* scheint Ortsadv., vgl. *kotu*, dort)

iyaroh sie (*ii*) 2) jener

iyapega welcher (*pega*, wo)

iyamanöng alle

Mad. *iza* E. (2) *who?*

izai E. Pron. rel.

izani E. *that*

izan he selbst

izanheri celui

izan hito derselbe

Tag. *siya* er (*niya*, von ihm, sein)

yari dieser (dem Sprechenden näher) (Cas. obliq. *niri*; *ri* halte ich für Ortsadv.)

iyan dieser da (*ese*) (dem Angeredeten näher) (*niyan*, *de ese*)

diyan da (*ai*) (dem Angeredeten näher)

yaon jener (beiden Redenden fern) (darin halte ich *on* für das Ortsadv.; der oblique Casus lautet: *nion* und *doon*; *doon* ist zugleich dort, beiden Redenden fern)

Tong. *ia* er

N. Seel. *ia* er

Rarot. *ia* er 2) Pron. dem.

Tah. *ia* er 2) Pron. dem.

Haw. *ia* er 2) Pron. dem. 3) der (Artikel)

647 Obgleich es mir hier eigentlich nur auf diese, ohne einen weitläuftigen Commentar wenigstens in der Hauptsache schon verständliche Übersicht über eine bestimmt individualisirte Form ankommen kann, so will ich doch

---

(1) Ich bezeichne diesen Mal. Consonanten wie im Jav., durch *ny*; Marsden drückt ihn durch *ni* aus.

(2) Ich meine mit diesem E. die Englischen Missionare, namentlich Jeffreys und die Verfasser der Bibelübersetzungen; sonst sind die Mad. Wörter aus Flacourt, Challan oder Chapelier.

an dieser Stelle den Blick auf das ganze Gebiet werfen, auf welchem die hier schon sich darbietenden Erscheinungen stehn. Die weite Ausdehnung desselben und die häufige Berührung, die es mit vielen Theilen der Grammatik hat, machen eine solche Auseinandersetzung nothwendig. Ohne einen Versuch zu wagen, in das Wesen dieser einfachen Anfänge der Sprache einzudringen, ist bei einer Menge von Punkten in den einzelnen Idiomen ein entscheidendes Urtheil unmöglich. Indem ich besonders auf die etymologische Verknüpfung derselben hingehe, so tritt hier der Fall ein, der bei den lexicalischen Wörtern so häufig ist. Die Verwandtschaft dieser Sprachen und der ungefähre Grad derselben zwischen den einzelnen ist eine festgestellte Thatsache; dennoch stöfst man jeden Augenblick auf Wörter, welche isolirt in wenigen oder einer dazustehn scheinen und deren Auffindung in den andren sich gar nicht darbieten will. Wo dies Wörter von Wichtigkeit oder gar, wie hier, ganze Reihen solcher trifft, ist es gerade angewandt, anzunehmen, dafs, so lange die Forschung diese Divergenzen nicht zu einigen weifs, sie sich nicht auf dem rechten Wege befinden könne, und ist es ihr erlaubt, nach allen Seiten hin diesen Weg aufzusuchen. Was ich hier mittheile, ist ein System, das allein aus dem Bestreben hervorgegangen ist, die überall zerstreuten Einzelheiten und die so vielfach sich durchkreuzenden Formen des Gebietes, dessen Umfang ich sogleich angeben werde, ohne innren Widerspruch zu ordnen. Diese Entwirrung wird aber nur dadurch möglich, dafs man viel weiter in die Tiefe geht, als man es thun möchte. In der That mufs ich hier Abstractionen aufstellen, bei welchen man aller Orten fürchten mufs, den Halt zu verlieren und auf einen der Wirklichkeit fremden Boden zu gerathen.

Wie es in den Begriffen selbst liegt, so zeigen diese Sprachen eine 648
nahe Verwandtschaft und ein Ineinandergehn der grammatischen Kategorien des Pron. 3. Pers., der Pron. dem., des Artikels und der Ortsadverbia; ja es treten noch, zum Theil in Folge wirklicher Unklarheit über die Kategorie, die Pron. rel. und poss. hinzu. Die Basis dieser Wörter bildet vorzüg- 649
lich der Vocal *i*, nebenher und in geringerer Ausdehnung aber auch *a*. Diese beiden Vocale sind sogar zwei ganz allgemeine, zunächst der Örtlichkeit angehörige, Präpositionen; sie erscheinen als solche am deutlichsten in den Polynes. Dialekten, doch auch in den westlichen Sprachen (vgl. nr. 958-969. 972-980.). Vor dieses einfache Element treten aber auch Consonanten, 650

meist nahe unter einander verwandt, die man nur dem Streben nach Lautfülle zuschreiben kann; diese Consonanten sind dieselben bei jener Reihe von Kategorien und bei der der Präposition. Warum sollte man nun nicht hier, wo es sich um die Anfänge der Sprache, um das Allgemeinste handelt, die Meinung aufstellen, daſs der sprachbildende Geist dieses allgemeine örtliche Verhältniſs ursprünglich als eine Einheit aufgefaſst und mit jenem *i* oder *a* also ganz besonders den Begriff 1) der 3. Pers., des Pron. dem., des Artikels und des Ortsadv. und 2) der Ortspräpos. belegt habe? Es bedarf gar keiner philosophischen Deduction, sondern nur der Verweisung auf ganz praktische Beispiele in einer Menge sehr bekannter Sprachen, um die Verwandtschaft der Adv. und Präpositionen behaupten zu dürfen. Überall, wo wir uns in die einfachsten Elemente der menschlichen Rede verlieren, stoſsen wir auf Lautzuwachs, welcher bald ein bloſses Spiel mit Tönen, bald Zusammensetzung von Begriffen zu nennen ist; zwischen beidem entscheidet sowohl die nachweisbare Klarheit oder Unklarheit vor dem Bewuſstsein des sprachbildenden Menschen, als das jedesmalige Maaſs der diese Bildungen beurtheilenden Erkenntniſs. Wie beschränkt auch unser Blick sein mag, so ist es dennoch nur ein Vermessen des Verstandes, jenen bloſsen Lautzuwachs in den Sprachen wegläugnen zu wollen. Die oben erwähnten vorgeschlagnen Consonanten rechne ich bestimmt dazu.

651 Jene Begriffe des Pron., Adv., der Präpos. u. s. w. sind theilweise in der Form auseinandergegangen, theilweise aber auch bis in die spätesten Bildungen zusammengeblieben. Ich nehme nun eine gelegentliche Zusammensetzung dieser Formen unter einander an; wenn man an dieser Zusammensetzung zweifeln wollte, so würden dies ganz einfache Beispiele der Verbindung zweier vollkommen ausgebildeter Wörter für diese Kategorien zum Ausdrucke einer einzigen, wie das obige *iya ītu* u. s. w. der Tafel, sogleich widerlegen. Sollen diese Zusammensetzungen vernünftig erscheinen, so muſs man jedem Theile eine besondre grammatische Kategorie zuweisen, man muſs ihn als einen bestimmten Redetheil betrachten. Dies läſst sich zwar thun, bleibt aber nicht ohne Schwierigkeit und Willkühr, wenn man die in der Sprache selbst liegende Vermischung aller dieser Redetheile bei der Identität des Lautes und Ursprunges berücksichtigt. So ist es wirklich öfter zu beweisen, daſs dieselbe Kategorie mehrfach in einer Wortform repräsentirt ist, indem der Sprachsinn, das schon Zusammengesetzte wieder als einfach

behandelnd, zu einer neuen Zusammensetzung schritt. Und wenn dieses etwas ganz natürliches ist, so gesellt sich im Mal. Sprachstamme noch eine Eigenthümlichkeit hinzu. Es ist die Gewohnheit, welche schon Marsden und Cornets de Groot in ihren Gramm. erwähnt haben, zwei Synonyma ohne irgend eine Verknüpfung und ohne irgend einen Wandel der Bed. nebeneinanderzustellen (vgl. nr. 1132.). Ich erinnere noch an die öfter im Obigen vorgekommenen Pronominalformen mit inhärirender Präpos. des Obliquencasus. Es läſst sich daher oft kaum sagen, ob der erste Theil solcher Compositionen das Pron. (der) oder das Adv. (da) oder die Präpos. (in, nach) sei.

Im zweiten liegt gewöhnlich eine specielle Ortsbeziehung, sei es als 632
Adv. oder als Pron. Das *i* und *a*, welches im ersten Theile im unaufgeschloſsnen Unterschiede die Örtlichkeit überhaupt, höchstens in der Bestimmung des Auſserhalb der Person, andeutet, erscheint im zweiten Theile in der bestimmten Beziehung der Nähe oder Ferne; und hier reiht sich diesen beiden der dunkle Vocal *u* oder *o* an. Häufig haben diese Vocale auch hier wieder die Ausbildung durch einen vorgesetzten Consonanten. Bei diesem zweiten Elemente äuſsert sich die Abweichung der einzelnen Sprachen des Stammes noch besonders in jener Ortsbeziehung; der Vocal oder die Bildung, welche in einigen das nahe Verhältniſs andeutet, drückt in andren gerade das entfernte aus (vgl. nr. 914.). Dies muſs nicht so sehr verwundern; das Ineinandergehn der Dimensionen in verwandten Idiomen und in dem vorstellenden Vermögen des Geistes ist eine bekannte Erfahrung; und wenn man die Beziehung der Nähe und Ferne auch vielleicht gar nicht mit ihnen vergleichen darf, so erklärt sich dasselbe doch hier historisch dadurch, daſs bei dem in Rede stehenden Sprachstamme die Stempelung eines Lautes zu einer speciellen Ortsbeziehung darum eine willkührliche ist, weil dieser Laut ursprünglich nur dem ungefärbten Ortsbegriffe zugewiesen war. Jedoch will ich diesen Satz nicht allgemein und für alle Fälle hinstellen. Die Zahl und das Verhältniſs der in den einzelnen Mundarten gebräuchlichen Ortsunterschiede ist auch nicht ohne Einfluſs auf diese Abweichungen gewesen. Denn einige kennen solcher nur 2, andere 3, die Tag. Sprache sogar 4 (1, dem Redenden näher, als dem Angeredeten 2, beiden mit einander Sprechenden gleich nahe 3, dem Angeredeten näher, als dem Redenden 4, beiden sich Unterredenden gleich fern); doch läſst sich von den bisherigen Hülfsmitteln

einiger dieser Sprachen, — und ich deute hier besonders auf das Madecassische hin —, nicht erwarten, daſs sie uns darüber genau berichten.

633 Die Einzelheiten, an denen sich diese meine Theorie zu entwickeln hat, finden sich über mehrere der nachfolgenden Abschnitte zerstreut; ich will aber hier einiges, wenn es sich auch zum Theil dort wiederholt, in einem natürlichen Gange zusammenstellen, um aus den Abstractionen herauszutreten und dem Leser, der gewiſs nicht ohne Besorgniſs mir in ihnen gefolgt ist, gleich Gelegenheit zu geben, selbst über die Lage der Sachen zu urtheilen. Im Jav. lauten die drei Pron. dem. also: *hiki*, dieser; *hika*, der da (*iste*); *hiku*, jener. Es ist zu einfach, wahrzunehmen, daſs der Ortsunterschied durch die Schluſsvocale *i, a, u* dargestellt ist; die consequente Folge derselben vom hellen zum dumpferen Laute ist schon von Wilh. v. Humboldt als etwas wahrhaft merkwürdiges hervorgehoben worden. Ich betrachte nun *hi* als das allgemeine Pron. dem. und die zweite Sylbe als ein Ortsadv. Das *k* halte ich für einen jener Consonanten, welche die Sprache als Lautzuwachs vorsetzt; dieses *k* ist im Sprachstamme vielfach verwandt mit *t*, *t* ist wieder verwandt mit *n*, und dieses mit *r*; so erscheinen in den andren Sprachen für diesen Fall die Bildungen *ti, ni* (*nei*), *ri* — *na, ra* — *tu, ru*. Indem diese ausbildenden Consonanten fehlen, entsteht das obige Polynes. *ia*, Mal. *iya*, das ich also auch für zusammengesetzt aus dem Pron. dem. *i* und dem *a* des entfernten Orts halte: der da. Hiernach ist es eher Pron. dem., als pers. Die Frage, warum die Jav. Sprache nicht das Mal. *iya* besitze, beantworte ich so, zu sagen, daſs dieser Vocal *a* dort die vollere Gestalt von *ka* angenommen habe. Nach derselben Analogie, nach welcher aus dem Mal. *ya* (d. h. *iya*) der Artikel und das Pron. rel. *yang* entsteht, bildete sich aus dem adverbialen *ka* das Jav. *kang*, ebenso Artikel und Pron. rel. Der angesetzte Nasenlaut läſst sich aus dem Gebiete willkührlichen Lautzuwachses mit Hülfe der Tag. Sprache entfernen; es ist der Bindelaut, welchen dieselbe immer da anwendet, wo ein Wort mit dem folgenden in Constructions-Verknüpfung steht. Ich habe Spuren desselben oben (S. 319. Anm. 1.) im Jav. nachgewiesen, und bin im Verfolge dieser Schrift darauf bedacht gewesen, ihn unter mannigfaltigen Verhältnissen in allen Sprachen dieses Stammes aufzuzeigen. Wenn jene Annahme in Betreff des *k* hier noch willkührlich erscheinen kann, so rücken in dem Pron. des dritten Orts beide Sprachen dicht zusammen, denn das Mal. *ītu* ist jener,

und ganz das Jav. *hiku.* Im Mad., wo der dunkle Vocal zum Theil für den nahen Ort gilt, stellt sich *iou*, dieser, dem Polynes. *ia* an die Seite. Ja das Jav. *hika* erscheint auch im Mal. Adv. *sīka*, hier, freilich mit veränderter Ortsbestimmung (¹). Durch dasselbe *s* werden in dieser Sprache auch die drei andren Ortsadv. gebildet: *sīni*, hier (von *īni*, dieser): *sāna* und *sītu*, *there* (das zweite von dem Polynes. Ortsadv. *na* hergeleitet). Die Tag. Ortsadv. haben statt dieses *s* den Vorsatz *di* oder *d*, und dies ist offenbar die Mal. Präpos. *de*, da alle diese Tag. Adverbialformen zugleich der oblique Casus der vier Pron. dem. sind. Dieses *de* nehmen die Mal. Ortsadv. auch vor sich, ohne Änderung der Bed.: *desīni, desīka,* hier; *desāna, desītu, there,* so wie der Vorsatz der Präpos. der Bewegung *ka* aus dreien die Ortsadv. der Bewegung (*kasīni*, hierher, *kasāna, kasītu, thither*) und der der Präpos. *deri* die des Term. a quo bildet: *deri sīni*, von hier, *deri sāna, deri sītu, thence.*

Der Analogie zwischen dem Mal. *ītu* und Jav. *hiku* gemäſs halte ich 634 für identisch mit dem Jav. *hiki* das Mad. *iti, itsi,* hier, *isi,* dieser, er. Jener Vocal *u, o* ist im Tag. dem zweiten Orte gewidmet: *ito*, dieser, *dito*, hier (beiden Sprechenden gleich nahe); und im Mad., wo den Lexicographen nach eine Vermischung der Ortsbeziehungen herrscht, wenigstens zum groſsen Theil ebenfalls der Nähe: *etou* E., hier; *tetou*, hier, dort; *toui*, hier, dort; *toué*, dies; *atoua, atoui,* hier; *itoua*, dieser; *itoui*, dieser, hier. Man sollte nicht glauben, daſs diese Sprache die Formen so willkührlich gebraucht; und wahrscheinlich ordnet sich der Gegenstand, wenn man ihn an Texten verfolgt. An diesen Mad. Wörtern läſst sich beobachten, daſs 1) *tou* sowohl mit dem Vorsatz *i*, als *a* vorkommt 2) daſs ihm diese Vocale auch angehängt sind 3) daſs sie sogar vor und nach ihm zugleich erscheinen 4) daſs diese Formen sowohl Pron., als Adv. ausdrücken. Hier zeigt sich recht eigentlich die Schwierigkeit der Frage nach dem Redetheil, den man jedem einzelnen Elemente anweisen soll.

Ich liefere noch zum Belege für alle hier zu erwägenden Punkte fol- 635 gende gemischte Data, welche ich aus der Jav. und Kawi-Sprache entnehme. Jene Jav. Pron. dem. *hiki, hika* u. s. w. haben im Kawi auch die Gestalt von *niki, riki, nika, rika,* ja *hirika* u. s. f.; ebenso hat die allgemeine

---

(¹) Jav. ist *sahiki* jetzt. Im Mal. giebt es dafür auch die Form *k'īni.*

Präpos. die Gestalt von *ni, ri, ning, ring* (Jav. nur *hing* und nach einem Schluſsvocal *ning*); das Pron. poss. 3. Pers. lautet im Kawi *hi* und *ni, hira* und *nira*, im Jav. Kr. und Ng. *hĕ*, Kr. *hipun*, nach einem Schluſsvocal *nĕ* und *nipun*. Sämmtliche Possessiv-Formen beider Sprachen dienen auch zur Andeutung des Gen.; und man kann fragen, ob sie hier nicht als Präpos. zu nehmen seien, da die Präpos. Jav. und Kawi *hing*, Kawi *ning, ri, ring* ebenfalls diesen Casus bezeichnen; es läſst sich nur dagegen einwenden, daſs das Jav. *hĕ* und *hipun* und das Kaw. *hira* und *nira* sonst nie Präpos. sind. Obige Jav. und Kawi-Demonstrativformen sind auch Ausdruck des Artikels, ebenso das Mal. *ītu*, und bedeuten auch darauf oder und im Anfange eines Satzes zur Verbindung mit dem vorigen, wofür die 656 Mal. Sprache die Partikel *maka* hat. Man betrachte ferner:

Jav. *kiyĕ* hier, dieser, *kahĕ* da, der da, *kuwĕ* der, dieser (vielleicht eher: jener)
kĕnnĕ und *hing kĕnnĕ* hier, *kana istic*, *konno* und *hing konno* (Kawi *kunu*) dort
mengkĕnnĕ, mengkana, mengkonno so (d. h. auf diese, die, jene Art)
mekĕten, mekaten oder *mengkaten, mekoten* Kr. so (wahrsch. mit demselben Unterschiede)
ngriki und *hing ngriki* hier, *ngrika* und *hing ngrika istic*, *riku* und *hing ngriku* dort

Kaw. *ngka, ngkah, ngkan, mangka* darauf, und (im Anfange des Satzes)
hikang, tikang, hingkang Artikel (die letzte Form auch Jav. Kr.)
nikang, rikang Präpos. (in, nach u. s. w.)
hirikang da 2) in
hingkĕ da (*there*)
hanĕng, kanĕng, ngkanĕng in (aus *hana, kana* und der Präpos. *hing* zusammengezogen)
ngkani dort 2) in
sang mangkana so, *sampun mangkana* darauf, *samangkana* so 2) darauf.

Aus diesen Wörtern hebe ich nur folgende Beobachtungen heraus: 1) es zeigt sich hier das *ki* (auch *kĕ*) und *ka*, welches ich im Jav. Dem. *hiki, hika* als Ortsadv. ansah, sehr frei und deutlich 2) durch Vorsatz der Präpos. entsteht aus dem Pron. dem. ein Ortsadv. (in diesem, d. h. hier) 3) es stellen sich vor diese Formen auch Verbal-Präfixe (*ng, me, mang*), welche hier mit der Kraft von Präpositionen auftreten und also von ihrem Gebiete auf ein ganz fremdes rücken. Die höchst wichtige, Präfixa der Mal. Wortbildung zu Polynes. Präpositionen überleitende, Erscheinung einer so seltsamen Benutzung der verbalen, adjectivischen und participialen Vorsätze des westlichen Mal. Sprachzweiges habe ich dem Leser öfter in den von mir herrührenden Theilen dieses Werkes (S. 76. Anm. 1., nr. 895. 977.) vorgeführt und unterstütze sie noch durch folgende Belege:

Mal. *āpa* was? *ngāpa* warum? 2) bedeuten 3) Grund, Ursach; *mengāpa* warum?
tangah halb 2) Mitte; *menangah middling, in the mean*
tūju zeigen, *menūju, menūjuk id.* 2) *towards* (Präpos.)
tūrut folgen, *menūrut id.* 2) gemäſs, zufolge
Tag. *bila desportillar* (das Mal. *belah, blah,* spalten, theilen 2) Theil, Seite; *sablah,* auf einer Seite, *menyablah,* auf einer oder der andren Seite), *cabila* auf, nach einer Seite u. a., *magcabila* nach einer und der andren Seite
gulang alt werden, *magcagulang* für immer.

Die Kraft einer Präpos. hat auch gelegentlich das Tong. Präfix *fœkka* (nr. 1073. am Ende). 4) Dieselbe Form ist Adv. und Präpos. zugleich 5) dem Ortsadv. *na*, wie es im Polynes. erscheint (vgl. Jav. *kana*), verdankt wahrscheinlich das Jav. Verbum subst. *hana* (und Mal. *āda*) seine Entstehung; das Kaw. *hanêng* bedeutet sowohl sein in, ist in, als bloſs in (s. die Tafel.)

Der Leser gewinnt hierdurch eine Ansicht von der überwältigenden 657 Anhäufung des Stoffes, und eine Grundlage, zu entscheiden, ob ich Recht gethan habe, einen eignen Weg zu einer Anordnung desselben einzuschlagen. Es kann seiner Beobachtung nicht entgehn, wie viel Regelmäſsigkeit auf der einen Seite sich bei einzelnen Sprachen in diesen Bildungen äuſsert, und wie auf der andren Formen, Bedeutungen und Kategorien ineinanderflieſsen. Und von dieser Erfahrung ging mein Versuch aus (1). Jene Analogien sind so wichtig, daſs man sich wirklich einer Nachlässigkeit schuldig machen würde, wenn man nicht versuchte, dieselben stückweise in den andren Stammsprachen aufzufinden. Man sieht aber auch wohl, daſs ihre Darstellung und Benutzung zu viel Raum erfordert, um sie in diese Blätter in irgend einer Ausdehnung aufzunehmen. Wenn man in der obigen Grundlage meines Systems vieles gefährliche und zur Willkühr verleitende wahrnehmen wird, so kann ich nur durch die Art, wie ich das Einzelne ausführe, eine günstigere Meinung erwecken; und ich muſs vor allen Dingen auf diese Ausführung und auf die Anwendung dieser Grundsätze verweisen, als woraus allein ein treffendes Urtheil hervorgehn kann. Ich werde, wie ich es bei der Wortforschung sonst gethan habe, die Vergleichung immer nur theilweise und zwischen formell nahen Wörtern führen, und werde meist jene in die Spitze gehenden Abstractionen im Rücken liegen lassen und sie so wenig als möglich praktisch anzuwenden suchen.

---

(1) Der Sanskritische Sprachstamm bietet ähnliche Erscheinungen dar.

658 Es ist Zeit, zu der obigen Tafel von *iya, ia* zurückzukehren. Ob das Mad. *iza* die nahe Zusammenstellung damit erlaubt, will ich nicht bestimmen; man könnte es auch dem Jav. *hika* beigesellen. Dennoch entspricht das Mad. *z* manchmal dem *y* des Mal., aber noch öfter seinem *j*; und wahrscheinlich hat es eine eigne, von unsrem *z* sehr verschiedene Aussprache, vielleicht selbst die des letzteren Mal. Buchstaben. Die einfache Mad. Form habe ich nur als Pron. rel., ja interr. bei Jeffreys gefunden; die relative Bed. kann nicht mehr befremden, aber die fragende würde ich, ohne eine mächtige Vermittlung, nicht hierher rechnen. Das gewöhnliche Pron. scheint das des nahen Orts (= Jav. *hiki*) zu sein:

izi er, dieser
izi E. er, sie (*they*) 2) *who*
ize qui
izeri wer ist der da?
anqudzi wo? (hierin ist *anqu* Präpos., *dzi* Pron.)

na.

659 Ein Hülfswort zum Ausdrucke des Pron. 3. Pers. Sing. ist in allen vier Südsee-Sprachen *na*. Man kann dies mit dem Ortsadv. *da* oder mit dem Mal. und Kaw. *nya* vereinigen, welches ein obliquer Casus des Pron. *iya*, das Tag. *niya*, zu sein scheint und sowohl das Pron. poss. (sein), als mit Präpos. das Pron. 3. Pers. ausdrückt (z. B. Mal. *kapadānya*, zu ihm). Ich habe über dieses eigenthümliche Verhältniſs in nr. 906. ausführlicher gesprochen. Das genannte *na* wird nach gewissen Präpos. für dieses Pron. gebraucht:

1) im N. Seel., Tah. und Haw. nach den Besitz-Präpos. *a, na, ta* (Haw. *ka*) — *o, no, to* (Haw. *ko*), mit denen es in der Schreibung Ein Wort bildet; die Tah. Gramm. setzt vor *na* einen Apostroph (über *tana* s. nr. 678.), die Bibelübers. aber nicht. Im Tong., welches von allen diesen Präpos. nur *a* kennt, erscheint dieser Gebrauch auch nur in dem Poss. *ana*, sein.

2) im Haw. nach der Präpos. *io: io na la*, zu ihm (Cham.);

3) im Tah. nach der Präpos. *ia*. Diese Zusammenstellung schreibt die Gramm. *ia'na*, wo, wie bei den obigen Präpositionen, der Apostroph schwerlich begründet sein möchte, da kein Buchstabe ausgefallen ist. Im Ev. Joh. und im ABC Buche wird auch bloſs *iana* geschrieben; dies bedeutet: zu ihm, ihm (S. 475. 8.), ihn (S. 471. I. II.). Das Haw. gebraucht hier das Pron. *ia* und hat also *ia* doppelt; das N. Seel. gebraucht *kia ia*.

Dieses *na* bildet in der Tong. Sprache als *nau* (vgl. nr. 662.) den Dual und Plur. der 3. Person.

Über das Tong. *ne* s. nr. 624. 680.

660

Dual und Plural.

661 Ganz deutlich ist in allen vier Sprachen an den Pron. Stamm im Dual das Zahlwort 2, im Plural das Zahlwort 3 angesetzt. Mit diesen Zahlwörtern ist im Tong. keine Veränderung vorgegangen, sie stehn selbst vollständig da (*ua, tolu*). In den drei andren Sprachen hat die Zahl 2 in der 1. und 3. Person ihren Anfangsconsonanten verloren und lautet, wie im Tong., *ua*; aber in der 2. Person steht das unveränderte Zahlwort, wie es in jeder der drei Sprachen lautet: N. Seel. *dua*, Tah. *rua*, Haw. *lua*. Im Rarot. kann ich die Formen *maua*, wir beide (ausschl.), *raua*, sie beide, *tatou*, wir (einschl.), *kotou*, ihr, *ratou*, sie, anführen. Im Haw. Dual wird man die Inconsequenz bemerken, daſs das *u* von *ua* in der ausschlieſsenden Form der 1. Person sich von dem Endvocal des Pron. Stamms trennt, wie man es für natürlich ansehn sollte, daſs es aber in der einschlieſsenden Form und in der 3. Person mit ihm einen Diphthong bildet. Ich habe mich dabei an die Bezeichnung des Wörterbuchs gehalten. Im Plural erscheinen hier, gegen ihre sonstige Gewohnheit, die Tah. und Haw. Sprache mit einer volleren Form, als die N. Seel., da von dem Zahlworte 3 (Tah. *toru*, Haw. *kolu*) nur der mittlere Consonant ausgestoſsen ist (Tah. *tou*, Haw. *kou*), im N. Seel. (*todu*, 3) aber zugleich der erste Vocal (*tu*). Das N. Seel. *tăua*, wir beide (einschl.), wird auch in *tău* verkürzt (S. 467. XXV., B. nr. 217.).

662 Die Pronominalform ist in jeder einzelnen Sprache zwischen dem Dual und Plural mit Einer Ausnahme dieselbe; diese Ausnahme bildet die 2. Person im N. Seel., Tah. und Haw., wo der Dual eine Verkürzung durch Wegwerfung des *u* erlitten hat (s. nr. 641.). In diesen Pronominalformen bietet die Tong. Sprache eine Eigenthümlichkeit dar; in den zweien der 1.

und in der 3. Person dehnt sie nämlich, sowohl im Dual, als Plural, das End-*a* in *au* aus, und es ist dies der Etymologie nach ein willkührlicher Zusatz. Die drei andren Sprachen kommen in den diesen Numeris zum Grunde liegenden Formen ganz überein; sie haben immer dasselbe Pron., wenn auch gelegentlich mit einer Buchstabenveränderung. Die Tong. Sprache stimmt mit ihnen in den beiden Formen der 1. Person zusammen; für die 3. gebraucht sie eine andre Adverbialform, als sie, welche aber (s. nr. 906.) wahrscheinlich mit jener ursprünglich identisch ist; die 2. Person bedient sich eines andren Pron., als die übrigen Sprachen.

1. Pers. einschl.

663 Dieses Pron. habe ich schon oben (nr. 629.) mit den westlichen Sprachen in eine vergleichende Übersicht gestellt.

1. Pers. ausschl.

664 Ihre Form *ma* bietet keine sehr directe Anknüpfungen in dem Sprachstamme dar. Ich kann nur das Kaw. *mara*, ich, damit vergleichen. Günstiger stellt sich aber die Sache, wenn man mit ihr die Polynes. Richtungs-Partikel Tong. *mei*, in den übrigen drei Sprachen *mai* (her) und das Mal. *mārī* (s. nr. 892-896.), und mit allen diesen Formen das Mal. und Tag. *kami*, wie das *mami* des Kawi (s. ob. S. 257. Anm. 1. und die dortigen Citate) in Zusammenhang bringen darf. Erscheint es etwas kühn, das letztere *mi* mit dem Polynes. *ma* zusammenzustellen, so gewinnt man in dieser Annahme durch den Begriff wirklich eine gewisse Zuversicht; es ist nämlich nicht unwichtig, daſs, wie das Polynes. *ta* dem einschlieſsenden und *ma* dem ausschlieſsenden Verhältnisse dieser 1. Person zum Grunde liegt, ebenso im Mal. und Tag. *kita* einschlieſsend und *kami* ausschlieſsend **wir** bedeuten. Ganz abgesehn von dem Punkte der Etymologie, muſs hier im Allgemeinen erwähnt werden, daſs jene Richtungs-Partikel *mai* (*mei*) in allen vier Sprachen öfter geradezu das Pron. 1. Pers. (sowohl in der Einheit, als Mehrheit) ausdrückt (s. nr. 889-891.).

2. und 3. Pers.

665 Das Tong. *mo* und die Formen *kou* u. s. w. der vier übrigen Sprachen, welche die 2. Person bilden, habe ich schon nr. 640. 641. besprochen, das Tong. *nau* der 3. ebenso nr. 659. 662. Diese vier Sprachen legen der 3. Pers. Du. u. Plur. das Adv. zum Grunde, welches in ihnen den dritten Ort

bezeichnet; über die wahrscheinliche Identität des Tong. *na* und dieses *ra, la* s. nr. 906.

Die Tah. Gramm. erwähnt noch ein Pron. *wera* 3. Pers. Du. oder Plur., welches sie *indefinite* nennt und welches nach ihr besonders gebraucht wird, wenn man von Personen in ihrer Gegenwart redet, s. näher nr. 700. 666

Einzelheiten.

Ich muſs hier der merkwürdigen Art gedenken, wie die Pron. pers. des Duals zum Ausdrucke von und zwischen zwei Substantiven dienen. Ich rede zuerst vom Haw.: *hele aku la o Mose laua o Aarona*, Moses und Aaron gingen hin (Cham.); *na moku manuwa* (¹) *o Beritania laua o Farani*, die Kriegsschiffe Englands und Frankreichs (*id.*). Wenn man allein diese beiden B. betrachtet, so könnte man sich kaum erwehren, das hier erscheinende *laua* mit dem Jav. *lawan* zusammenzustellen und es folglich als einen, unmittelbar vom Zahlworte 2 abgeleiteten Ausdruck für und (s. S. 274-275.) anzusehn. Ein neues B. erweitert aber die Aussicht; 1. Corinth. 1, 1. lautet bei Luther: Paulus, berufen zum Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes, und Bruder Sosthenes; dies wird so übersetzt: *o Paulo* - - (hier folgt der Beisatz) - - *o maüa me Sosetene, kekahi hoahanau*, wörtlich: Paulus, wir beide [illegible].) und (oder: mit) Sosthenes; logisch müſste man sich dieses so geordnet denken: Paulus und S., wir beide. Dieses B. unterscheidet sich von jenen beiden wesentlich dadurch, daſs das und wirklich durch die Conjunction neben dem Pron., dort aber allein durch dieses ausgedrückt ist. Im Rarot. finde ich ebenso *raua* (sie beide) für und, im N. Seel. die B.: *māua ko Tēati*, ich und T. (Gr. p. 80.); *ko Waikato ra oki ko rāua ko Ngāu*, W. und Ngau (*ib.* p. 103.); im Tah.: *Adamu raua o te wahine* (1. Mos. 3, 8.), *Adamu raua'toa o te wahine* (*ib.* 2, 25.), Adam und sein Weib. 667

Über den Gebrauch der Pron. 3. Pers. aller Numeri zum Ausdrucke des Verbums sein im Tah. und Haw. s. nr. 846. 668

Die Pron. pers. können das Nom. und Accus. Zeichen vor sich nehmen. Über das Tong. *ko* s. nr. 301. 633.; das N. Seel. *ko* s. nr. 152.; Tah. *o* s. nr. 31., s. ferner über *owau, wau* nr. 638. und über *oia* nr. 643. Haw. 669

(¹) Dieses Wort ist das Engl. *man of war*.

o mit dem Pron. 1. Pers. Sing. s. nr. 638.; die 2. Pers. Sing. lautet *o oe*, du,
die 3., in Ein Wort zusammengeschrieben, *öia*, er: *ua hoohewaia öia e*
ke alii, er wurde von dem Häuptlinge verurtheilt (Wörterb. *v. e*). Im Ra-
rotong. ist *koia* er.

670 Ich finde im Haw. öfter beim Verbum das Pron. Subjecti fehlen,
wenn dasselbe Pronomen Subject des vorigen Verbums ist; hierauf könnten
die meisten Fälle beruhn, wo eine Partikel, welche daſs bedeutet, auch den
Inf. mit zu, um zu ausdrückt. Es spricht dafür noch und gehört ferner
hierher, daſs auch bei andren Conjunctionen in dem obigen Falle das Pron.
wegbleibt: B. 1. nr. 729.

selbst.

671 *iho* Tah. und Haw. — Dieses Wort, über dessen wahrscheinlich sub-
stantivische Natur und verschiedentliche Anwendung ich nr. 463. geredet
habe, drückt im Haw., dem Pron. pers. oder dem Subst. nachgesetzt, selbst
aus: *Jesu iho*, Jesus selbst (Cham.); *oe iho*, du selbst (*id.*); *ia iho*, er
selbst (*id.*); *ia ia ia iho*, er sich selbst (*id.*); *e malama ia oukou iho*,
gebt Acht auf euch selbst (Wörterb. *v. iho*). — Ebenso steht *iho* im Tah.
(nr. 102.); s. noch das letzte B. nr. 92.

672 *ponoï* Haw. — Ein andrer Ausdruck für selbst im Haw. ist *ponoï*,
abgeleitet von *pono* (s. nr. 863.). Es ist auch Adv. in der Bed.: genau so,
ausschlieſslich; als Pron. übersetzt es das Wörterbuch durch: selbst 2) eigen
3) einzig (*only*). Ich finde aber kein vollkommen genügendes B. für die
Bed. selbst, sondern nur: *nau ponoï no, for yourself exclusively* (Wör-
terb.). Die Bed. eigen s. nr. 683.

Man könnte bei diesem Worte an das *pūn, pun* denken, welches, wie
ich hier nicht erörtern kann, in der Mal., Jav. und Kawi-Sprache (in der
letzten besonders als *pwan*) eine wichtige Rolle spielt, indem es oft an Re-
detheile angehängt wird. Am nächsten gehört hierher das davon abgeleitete
Mal. *pūnya* und *ampūnya*, welche das Besitz-Verhältniſs ausdrücken:
aku pūnya, mein; *rāja pūnya makūta*, die Krone des Königs; ebenso
im Bugis: *iyak puna*, mein; *iko puna*, dein, euer.

sich.

673 Im Tah. (B. nr. 39.) und Haw. (vorletztes B. nr. 671.) wird es durch das
Pron. 3. Pers. ausgedrückt. Im Haw. nimmt dieses auch *iho* nach sich: und
hast versucht die, so da sagen, sie sein Apostel (Apoc. 2, 2.), *i ka poe i*

hai maī ia lakou iho he poe lunaolelo, wörtlich: die, (welche) sich Apostel nennen; ähnlich *ib.* 2, 9.: von denen, die da sagen, sie sind Juden, ***a ka poe i kapa ia lakou iho he poe Judaio.***

Pronomina possessiva.

1. ein Subst. bei sich führende.

Durch eine Besitzpräpos. aus den Pron. pers. gebildet.

N. Seel., Rarot., Tah. und Haw. *a, na, ta* (Haw. *ka*) - *o, no, to* (Haw. *ko*), 674
Tong. *a* — Im Haw. werden die Pron. poss. von den Pron. pers. durch Vorsetzung der genannten drei Präpositionenpaare, welche Zeichen des Gen. sind, abgeleitet. Dieſes Pron. poss. ist nur ein Gen. des persönlichen Pron., was dadurch deutlich wird, daſs dieselbe Form auch in allen den Fällen dient, in welchen irgend eine dieser Präpos. ihrer Bed. nach anwendbar ist, z. B. wo das Pron. als Subject vor der Verbal-Partikel *e* oder *i*, oder als Gen. nach Ausdrücken der Menge und nach einer zusammengesetzten Präpos. steht, ferner wo eine jener Präpos. das causale Verhältniſs bezeichnet. Über die allgemeine Natur dieser Präpositionen und den Unterschied der Formen mit dem Vocal *a* und *o* habe ich nr. 412-415. gesprochen. Wenn ich dort im Stande gewesen bin, auf Unterschiede im Gebrauche einer einzelnen dieser Präpos. aufmerksam zu machen, so kann ich hier für diesen Zweck nichts thun, da Cham. bei seinen Beispielen vom Pron. poss. sich auf *ka* und *ko* beschränkt; die von mir unten für die zwei andren Präpos. aufgestellten werden wenigstens beweisen, daſs nicht jene allein, sondern diese beiden ebensogut Poss. bilden. Um so vollständiger wird aber aus den von ihm entlehnten Beispielen der logische Unterschied der Formen mit dem Vocal *a* und mit *o* erhellen.

Die Pron. des Sing. werden mit der Präpos. zusammengeschrieben. Dabei wird das Pron. 1. Pers. mit ihr contrahirt und diese Zusammenziehung mit einem Apostroph bezeichnet: ***a'u, o'u, ka'u*** u. s. w., mein; das Pron. 2. Pers. hat hier die Gestalt *u*: ***aū, ou*** u. s. w., dein (s. nr. 636. 637.). Zur Bildung des Pron. 3. Pers. wird statt des persönlichen Pron. *ia* die Form ***na*** genommen (s. nr. 659.): ***ana, ona, kana*** u. s. w. Bei den Pron. des Du. und Plur. tritt die Präpos. ohne Zusammenschreibung vor das Pron.

In der Wortstellung beobachten die Präpos. dieselbe Regel, als wo sie am Subst. den Gen. bezeichnen; das durch *ka, ko* gebildete Poss. steht vor seinem Subst. (s. die untenstehenden B.), das durch *a, o* und *na, no* gebildete nach ihm: *a o ka mea lohe ia mau olelo a'u*, und wer diese meine Rede höret (Matth. 7, 26.); *na mea a pau ona*, alles, was er hatte (1. Mos. 39, 5.); (wie ihn überantwortet haben) *na kahuna nui a me na'lii o makou*, unsere Hohenpriester und Obersten (Luc. 24, 20.); (gieb uns) *i ai na makou*, unser Brot (Matth. 6, 11.); *aole au e pono ke kapa hou ia maĭ he keĭki nau*, und ich bin hinfort nicht mehr werth, daſs ich dein Sohn heiſse (Luc. 15, 19.).

Vor dem Pron. kann das Casuszeichen *o* stehn, aber nicht der Artikel: *o Jehova, o ko kakou Akua, o ko kakou Haku hookahi no ia*, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott (Marc. 12, 29.).

Ich lasse jetzt bloſs Beispiele von *ka* und *ko* folgen, um daran den Unterschied beider Vocale zu zeigen, alle nicht nachgewiesenen sind von Chamisso; ich beobachte dieselbe Eintheilung, wie beim Gen.

abhängiges Verhältniſs:

ka — *kana keiki*, sein Sohn; *kana wahine*, seine Frau; *kana kane*, ihr Mann; *kana haumana*, sein Jünger; *kana kauwa*, sein Knecht; *kana anela*, sein (des Herrn) Engel;

ko — *kona anela*, sein Engel; *kona ohua*, sein Diener.

unabhängiges Verhältniſs:

ko — *ko'u makua*, mein Vater (Apoc. 2, 28.).

partitives Verhältniſs:

ko — *kona kino*, sein Leib; *k. poo*, sein Kopf; *k. leo*, seine Stimme; *k. naau*, sein Herz, Gemüth.

Verhältniſs des Besitzes:

ka — *kana aina*, seine Speise; *k. mahina*, sein Feld; *k. malawaina*, sein Weingarten; *k. pahikaua*, sein Schwert; *kana mau mea a pau*, alles sein Besitzthum;

ko — *kona aina*, sein Land; *kona hale*, sein Haus; *kona kapa*, sein Kleid; *kona ohua - - - kona mea a pau*, sein Haus - - - alle seine Güter (1. Mos. 39, 5.); *kou mea a pau loa*, alles, was du hast (1. Mos. 45, 10.);

und so schwankt *kana* und *kona waiwai*, sein Reichthum, so wie: *pipi*, Rind; *hipa*, Schaf; *hoki*, Esel; *palaoa*, Weizen; *waina*, Wein; *aila*, Öl.

actum des Verbums:

ka — *kana hana*, seine That; *kana olclo*, sein Wort.

Die Tong. Sprache besitzt von diesen sechs Präpositionen nur *a*. Aus 675 der Vorsetzung derselben vor die Pron. pers. erkläre ich die Poss. der drei Personen des Sing. *aku*, mein, *au*, dein, *ana*, sein, und halte diese für dem Haw. analoge Bildungen. Freilich kommen *ku, u* (der 2. Person) und *na* nicht als Pron. pers. vor. Mar. sagt nichts über *au*, man muſs aber vermuthen, daſs es vor dem Subst. steht; von *aku* und *ana* sagt er dies bestimmt. Diese drei Pron. poss. drücken mit *ma* vor sich den Dat. pers. bei geben aus (s. nr. 336.) (1); und da in diesem Falle die selbstständigen Pron. poss. nicht gebraucht werden können, so ist dies ein Beweis, daſs *aku*, bei dem man die Zusammensetzung bestreiten könnte, mit *au* und *ana* analoge Bildung hat. Ferner wird allen Pron. *a* präfigirt, wenn sie nach dem Subst. stehn; und für diesen Fall entsteht aus dem Pron. pers. *ia* das poss. *aia*, sein (s. nr. 322-324.).

Im N. Seel. treten die sechs Besitzpräpos. vor die Pron. pers., wo- 676 bei im Sing. die abweichenden Formen *ku* für die 1. Person, *u* für die 2., *na* für die 3. gebraucht werden; mit diesen wird die Präpos. zusammengeschrieben, bei den Pron. Du. und Plur. bildet sie ein besonderes Wort. Die Präpos. *na, no* erscheint in der Gramm. nicht (2), sondern nur *a, o* und *ta, to*, und nach ihren Paradigmen ist zwischen ihnen der Unterschied, daſs das mit *ta, to* gebildete Poss. beim Subst. Sing., das durch *a, o* gebildete beim Subst. Plur. gebraucht wird. Die Bildungen mit beiden Präpositionenpaaren stehn vor dem Hauptworte. Zwischen den Formen auf *a* und denen auf *o* scheint derselbe logische Unterschied, als im Haw. Beispiele s. Gramm. S. 24-27. Vor das Pron. kann das Casuszeichen *ko* treten (s. das letzte B. nr. 188.).

Im Tah. stellen sich alle drei Doppelpräpos. vor die Pron. pers., und 677 ohne Abweichung im Gebrauche vom Haw. Die Singularformen des Pron. sind für die 1. und 2. Person *'u*, doch in der 2. gewöhnlicher das wirkliche Pron. pers. *oe* (3), für die 3. Person *na*. Vor dieses *na* setzt die Gramm.

---

(1) Im Wörterb. bemerkt Mar., daſs *ana* nur in dieser Construction vorkomme.

(2) Doch sind im Wörterb. *naku, noku, nōu, nana* und *nona* als Poss. aufgeführt.

(3) Die Gramm. (S. 16.) hält *'u*, dein, für eine höfliche Form (*a complimentary form*), ähnlich dem Engl. *you*, wo es so viel als *thou* bedeutet.

einen Apostroph, die Bibelübersetzung nicht. Die erstere führt aber auch ein kürzer gesprochenes *tau*, mein, und *tana*, sein, auf, die sie ohne Apostroph schreibt (vgl. nr. 678.). Mit *'u* und *na* wird die Präpos. zusammengeschrieben, mit *oe* aber nicht. In der Schreibung ist also die 1. und jene 2. Person nicht unterschieden. Im Dual und Plural treten die Präpos. getrennt vor die regelmäſsige Form des Pron. pers. Zwischen den Formen auf *a* und *o* ist derselbe logische Unterschied, als im Haw., wie die B. (Gramm. S. 16-17.) beweisen: *ta'na maa*, seine Speise; *to'na ahu*, sein Kleid; *ta'na parau*, sein Wort; *to'na reo*, seine Stimme. Aus diesen B. ist ersichtlich, daſs die Pron. mit *ta, to* vor dem Subst. stehn; die mit *na, no* stehen nach ihm: letztes B. nr. 99., beide letzte B. nr. 114.; von *a, o* habe ich noch keine Stelle. Vor dem vorangestellten Poss. kann das Casuszeichen *o* gebraucht werden. Ich finde die Partikel *ra* zwischen dem Pron. und Subst. (B. nr. 43., B. 4. nr. 85.) und nach dem Subst. (B. nr. 56.)

In der Sprache von Rarotonga bilden gleichfalls die drei Präpositionenpaare (*a, na, ta - o, no, to*) die Pron. poss.; ich bemerke die Formen *taku*, mein, *naau, taau, noou, toou*, dein, *tona*, sein.

Selbstständige Possessiva.

678 Die Südsee-Sprachen besitzen aber auch einige selbstständige Pron. poss., die sich (s. nr. 639-641.) unmittelbar an die westlichen Sprachen anschlieſsen.

Im Haw. ist dies *kuu*, mein, und *ko*, dein. Das erstere (s. über seine Etymol. nr. 639.) wird in älteren Drucken *ku'u* geschrieben, was auf eine Zusammenziehung hindeutet, an die nicht wohl zu denken ist; das Wörterbuch bezeichnet es sogar als einsylbig. *Ko* erklärt es, gegen die von mir (nr. 640. 641.) versuchte unmittelbare Etymologie, für eine Zusammenziehung aus *kou*. Sie können das Casuszeichen *o* vor sich nehmen, aber nicht den Artikel: *kuu keiki* oder *o kuu keiki*, mein Kind (Cham.); *kuu lima*, meine Hand (*id.*); *ko haku*, dein Herr (*id.*); *ko wahine*, deine Frau (*id.*).

Die Tah. Sprache hat Ein solches Pron., *to*, dein: *i to ioa na*, in deinem Namen (Joh. 17, 12.). Die Gramm. gesellt ihm (S. 16.) noch *tau*, mein, und *tana*, sein, bei, die sie für verschieden von *ta'u, ta'na* (S. 15.) hält; bei *tana* bemerkt sie, daſs es kurz ausgesprochen werde. Es kann aber kein Zweifel sein, daſs es dieselben, nur flüchtiger gehaltenen, Formen sind, von denen ich nr. 677. geredet habe. — Im N. Seel. und Rarotong. ist *to* dein, und steht vor dem Hauptworte.

Im Tong. findet sich das selbstständige *ho*, dein, vor dem Subst., und 679 kann da das Casuszeichen *ko* vor sich nehmen (B. S. 448. xxiii.); steht es nach dem Subst., so nimmt es, wie die von Pron. pers. gebildeten Poss., *a* vor sich, *aho* (nr. 322.). Für mein finde ich *éūku* und *eku*, für sein *enne*. Ich halte sie für selbstständige Poss.; Ein Beweis dafür liegt darin, daſs sie, wie *ho*, nicht mit *ma* zum Ausdrucke des Dat. Pers. bei geben (s. nr. 336.) gebraucht werden können. B.: *éūku manu*, mein Vogel; *eku loto* (Mar. II. *p.* 381., auch *aku loto*, *ib. p.* 382.), mein Gemüth; *enne foha*, sein Sohn. Im Haw. *kuu* ist das letzte *u* und im Tong. *éūku* 680 das erste *u* gleich unerklärlich; das *e* findet sich ebenso im Tong. *eku* und *enne*. Die letzte Form erkläre ich durch die Jav. Sprache; ich erkenne im End-*e* den Stamm des Pron. 3. Pers. Sing. (eigentlich *i*) und in *nn* einen zugesetzten Consonanten. Das Poss. sein wird im Kawi durch *hi* und *ni* ausgedrückt, im Jav. durch *hé*, welches nach einem Schluſsvocal die Gestalt *nné* annimmt. Das Pron. er erscheint im Tong. nach der Zeitpartikel *na* als *i* (*nai*), und mit der Zeitpartikel *te* wird es zu *tenne*.

Durch das Pron. pers. ausgedrückt.

Die mit dem Präfix *gi* versehnen Tong. Pron. pers. des Du. und Plur. 681 drücken auch die Poss. aus. Sie stehn vor dem Subst.; werden sie ihm nachgestellt, so vertauschen sie das Präfix *gi* mit *a* (s. nr. 323.). Diese vollständigen durch Ansatz der Zahlen 2 und 3 gebildeten Pron. sind auch, mit oder ohne *gi*, in poss. Bed., indem sie *ma* vor sich nehmen, ein Ausdruck für den Dat. des Pron. pers. bei geben (s. nr. 336.). Auch die einfache Grundform derselben (ohne *gi* und ohne das angehängte Zahlwort) vertritt, vor das Subst. gesetzt, die Poss. des Plur. Sie steht allein (S. 446. xii., 447. xvii. xix., 459. vi.), auch mit dem Casuszeichen *ko* (S. 448. xxi.), oder mit dem Artikel *he* vor sich (S. 463. xiv. xv.). — Im N. Seel. finde ich auf gleiche Weise die Pron. poss. durch die dem Hauptworte vorgesetzten pers., welche auch das Casuszeichen *ko* vor sich nehmen können, dargestellt.

eigen.

iho Tah. und Haw. — S. über dieses Wort nr. 463. Es drückt im 682 Haw. beim Pron. poss., wohl nur dem durch eine Besitzpräpos. gebildeten, und bei einem mit derselben Präpos. verbundenen Subst. Gen. eigen aus: *o kona kino iho*, sein eigner Leib (Cham.); B. 2. nr. 846. — Im Tah. finde ich es ebenso, aber unmittelbar nach dem Pron., vor dem dazu gehörenden Hauptworte (B. 2. nr. 102.).

683 *ponoï* Haw. — Über seine Bedeutungen und seinen Ursprung s. nr. 672. In der von eigen finde ich es nach dem mit dem Pron. poss. verknüpften Subst.: *kau keïki ponoi*, dein eignes Kind (im Gegensatz zu einem angenommenen, Wörterb.).

ano N. Seel. — finde ich nach dem Poss., sogar wo dies ohne Nachdruck steht.

2. ohne Subst. stehende.

684 Für die beiden Fälle, wo die Pron. poss. das Hauptwort, zu dem sie adjectivisch gehören, nicht unmittelbar bei sich führen, sondern sich auf dasselbe, ihnen vorausgeschickte, beziehn, und wo sie in ihrem absoluten Gebrauche selbst substantivische Natur haben, dienen im Tah. und Haw. die mit der Präpos. von gebildeten Pron. (s. nr. 674. 677.), mit und ohne Zusatz von *iho* (s. nr. 682.). Wie bei ihrer Zusammenstellung mit dem Subst., können sie das Casuszeichen *o*, nicht aber den Artikel vor sich nehmen. Beisp. Tah. nr. 70., Haw. nr. 563.; Tah. *i haere mainei oia i onaiho ra, e aore tona iho ra taata i ite adu iana*, Haw. *hele maï la ia ikona iho, aole kona poe i malama ia ia*, er kam in sein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf (Joh. 1, 11.); Haw. *aole hoi o ko'u makemake, aka o kou no ke hànaia*, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe (Luc. 22, 42.). Ich finde in beiden Sprachen vor diesem absoluten Pron. die Präpos. *i*, nicht *ia*, bei der Persönlichkeit gebraucht: Haw. *ua ike no au i ka'u*, ich kenne die Meinigen; dieselbe Stelle Tah. s. S. 474. x.

Pronomina demonstrativa.

ia.

allein.

685 Tong., Rarot., Tah. und Haw. — Dieses Wort ist in allen fünf Sprachen das pers. Pron. 3. Sing. (s. nr. 643. 644., die Etymologie nr. 645. 646. 653.), ich halte es aber für eigentlich demonstr.; wäre es ursprünglich Personale, so könnte es nicht als adjectivisches Pron., d. h. demonstrativ vor ein Subst. gestellt, und als Artikel, wozu es im Haw. auch dient (s. nr. 502.), gebraucht

werden. Im Haw. scheint es in seiner Ortsbeziehung allgemein, oder wenigstens schwankend; das Wörterbuch übersetzt es *this* und *that*, und ich finde es als dieser, der und jener: *heaha ia mea*, was ist das? (Wörterb. *v. ia*) *ia kanaka la*, der Mann da (Cham.); *ia la*, an jenem Tage (Matth. 7, 22.). In seiner Verbindung mit dem Subst. als Artikel und Dem. nimmt es die Accus. Präpos. *i* nicht an: *aole mea ike ia inoa*, niemand kennt diesen Namen (Apoc. 2, 17.); B. 1. nr. 674.; vielleicht liegt dies darin, daſs es gewissermaſsen diese Präpos. selbst in sich enthält (nr. 648-651.). Als Pron. pers. nimmt es aber die Präpos. *ia* vor sich (*ia ia*). Ebenso bleibt vor dem Dem. das *i* als Präpos. der Zeit weg: *ia manawa make iho la ke alii*, zu der Zeit starb der Fürst (Wörterb. *v. ia*).

Im Tah. giebt die Gramm. (S. 18.) *ia* nur als Dem. an, obgleich es (s. nr. 643.) auch als Pers. vorkommt. Im Tong. und N. Seel. finde ich es nicht als Pron. dem. erwähnt, habe es jedoch in der ersteren Sprache (vgl. noch nr. 302.) als dieser angetroffen.

mit dem Nom. Zeichen.

Tong. und N. Seel. *koia*, Haw. *öia* — Das Haw. *öia* (auch Pron. pers., 666 s. nr. 669.) richtet sich nach den Bestimmungen über das Casuszeichen (nr. 524-531.); in der Bed. kann es von *ia* nicht verschieden sein; ich habe es oft ganz einfach als dieser gefunden. — Das Tong. *koia* ist auch Pron. pers. (nr. 633.) Mar. übersetzt es als Dem. immer durch *that*; seinen Gebrauch s. nr. 701. — Dasselbe Wort hat in diesen Sprachen auch eine andre Betonung und verschiedene Bed., s. nr. 354. Anm. 1. und nr. 1058. Im N. Seel. finde ich *köia* als dies.

Haw. *ua*, Tah. *taua*, *aua*, Rarot. *taua*.

Das Haw. *ua* bedeutet dieser, vielleicht auch jener, und bezieht 667 sich nach dem Wörterb. und nach Cham. auf eben vorhin Genanntes; nach beiden wird dem mit ihm verbundenen Subst. regelmäſsig *nei* oder *la* (s. nr. 702.) angefügt; und es scheint sogar, daſs es nie ohne Subst. vorkommt (1): *ua kanaka nei*, dieser (eben erwähnte) Mann (Wörterb.); *hiolo ua mau hale la*, jene Häuser (von welchen eben die Rede gewesen ist) fielen ein (*ib.*); *mawaena pono o ua mau ipukukui la*, mitten unter den Leuchtern (nämlich denen, welche eben erwähnt sind, Apoc. 1, 13.);

---

(1) Doch führt Cham. *o ua*, derselbe, an.

ua mau ekalesia la chiku, die sieben Kirchen (*ib.* 1, 20.); mit dem Nom. Zeichen: *o ua kanaka la,* eben dieser Mann (Cham.).

Im Tah. erklärt die Gramm. *aua* für eine Zusammenziehung aus *taua*; beide sind im Gebrauch. Das mit ihnen verknüpfte Hauptwort hat *nei, na* oder *ra* (s. nr. 702.) nach sich. Die Bed. soll auch die des eben Erwähnten sein (s. näher Gramm. S. 18. 39.), also dieser; s. noch ein B. S. 471. m. Im Rarotong. finde ich *taua* als dieser.

688 Das Wort ist wahrscheinlich eins mit der Zeitpartikel *ua,* und also das Mal. *jūga, jūa* (s. nr. 775-777.). In drei westlichen Sprachen tritt dieses Adv. an das Pron. dem. und drückt mit ihm derselbe aus; ich lege ihm hier die Kraft von auch bei. Die einzige Schwierigkeit bildet der Übergang des Adv. zu der selbstständigen Function eines Pron. im Polynes. Vielleicht liegt jedoch die Ergänzung im Tah. Vorsatze *ta, a*; die Mal. Bed. von so liefert den ganz homogenen Begriff für das Pron. Zu übersehen ist auch nicht die Versicherung der Schriftsteller, daſs *ua, taua* sich nur auf eben Erwähntes beziehe. Es ist hiernach ziemlich überflüssig, sich nach einer andren Lösung des Wortes umzusehn; doch will ich deren noch zwei, nur abweisend, anführen.

Ein Gebrauch der N. Seel. Sprache könnte auf den Gedanken leiten, darin das einschlieſsende Pron. 1. Pers. Du. zu suchen; *ko to tāua nei tāngata* übersetzt die Gramm. (S. 28.): der Mensch, von welchem wir sprechen; dies heiſst nichts weiter, als: unser (einschl.) Mensch hier. So kommt *tāua* öfter vor, z. B. *ta tāua mea,* diese Sache (von welcher wir eben sprachen) (Gr. Text). Das Tah. *taua* heiſst zugleich dieser und wir beide. Im Haw. *ua* müſste man also eine so bedeutende Verstümmlung annehmen, daſs der Haupttheil, der Pron. Stamm, verloren gegangen und der unwesentliche Theil, das Zahlwort 2, geblieben wäre. Was hauptsächlich dagegen spricht, ist, daſs von der Construction, dem Gen. Verhältnisse, sich in beiden Sprachen keine Spur zeigt.

Nur ein Werk der Kunst, nicht der Wirklichkeit möchte es nach dem Obigen sein, wenn man versuchte, das Wort mit Hülfe der Ortsadv. auf ähnliche Weise als *ia* abzuleiten, indem man ihm, wie diesem *i,* das nr. 914. besprochene *u* zum Grunde legte.

Pronomina, die aus der Verbindung des Artikels mit einem Ortsadv. entstanden sind.

899

	i	*ni, nei*	*na*	*ra*
Kaw.				*sira* er, sie (*ii*) 2) (auch Jav.) du, ihr *hira* sein, ihr (*leur*)
Tag.	*siya* er			*sila* sie (*ii*)
Tong.		*heni, eni* hier	*hena, ena* *there*	
		koeni, aheni, aeni dieser	*koena, ahena, aena* *that*	
N. Seel.		*tēnei* dieser	*tena* iste	*tera* jener
		ēnei diese (Plur.)	*ena* isti	*era* jene (Plur.)
Rarot.	*teia* dieser			
Tah.	*tei, teie* dieser		*tena* iste	*tera* jener
	eie dieser			*wera* sie (*ii*, s. nr. 666.)
Haw.	*kēia* dieser *eia* hier 2) dieser			*kela* jener

Formen, welche man mit diesen vergleichen kann:

	ni	*ri*	*na*
Mal.	*sīni* hier *īni* dieser		*sāna* *there*
Mad.	*isani* E. *that*	*iseri* wer ist der da?	
	isanen zane jetzt *isanke* selbst	*isanheri* *celui* (man füge hinzu nr. 906. Anm. 1.)	
Tag.	*dini* hier 2) dieser (im obliq. Cas.) (dem Redenden näher)	*yari*, im obliq. Cas. *niri*, dieser (dem Redenden näher)	
Haw.	*nēia* dieser		

Ich nehme im ersten Theile obiger Wörter den Artikel, in der Bed. 900 eines dem. Pron., und im zweiten Theile ein Ortsadv. an. Von der Vermischung des Begriffs des Artikels mit dem Pron. 3. Pers. und Pron. dem. habe ich schon oben (nr. 648.) gesprochen; sein Gebrauch hier zeugt recht eigentlich für meine dort aufgestellte Ansicht, und ebenso für die (nr. 491.), daſs die Polynes. Artikelformen das westliche *si* sein möchten. In dieser Tabelle erscheint sowohl die vollständige, als die Nebenform. Ich werde nun jede Sprache für sich behandeln, um ihr ganzes Schema übersehn zu lassen, und werde so die etymologischen Aufklärungen über die obigen Bildungen an einzelnen Stellen concentriren.

N. Seel.

691 Ich beginne mit der N. Seel. Sprache, da sie in der Regelmäſsigkeit ihrer Formen vorzüglich geeignet ist, das Gesetz dieser Schöpfungen erkennbar zu machen. Wir beobachten hier die drei Ortsadv. *nei, na, ra* in ihrer vollkommensten Geltung; das Tong. und Mal. *ni*, wenn es mit *nei* eins ist (s. nr. 797. 906.), scheint mir die ursprüngliche Form des ersten zu sein, und so sehe ich den eigentlichen Ortsunterschied nur in den Vocalen *i* und *a*; das *n* halte ich für einen bloſsen Vorsatz, wie es *k* im Jav. *hiki* und *hika* ist (vgl. nr. 650. 652.). Die Formen *na* und *ra* halte ich für ursprünglich eins, und folge dabei dem Fingerzeige, daſs die Tong. Sprache nur *na* und die Haw. (im *la*) nur *ra* besitzt. Die Südsee-Sprachen überkamen, da die Form des dritten Orts, mit dem dunklen Vocal *u* (Mal. *itu*, Jav. *hiku*), ihnen fehlt (vgl. jedoch nr. 914.), nur das Material des Adv. des nahen und des zweiten Orts (*hic, istic*). Die N. Seel. und Tah. spalteten das letztere, indem sie dem *n* das verwandte *r* beiordneten, ebenso wie im Tag. und Mad. für den nahen Ort *ni* und *ri* neben einander bestehn; die Tong. und Haw. aber beschränkten sich auf zwei Ortsbegriffe, den des Nahen und den des Fernen, sie dehnten den Begriff der überkommenen Form mit *a* auch auf den dritten Ort aus, wobei die Tong. den Consonanten gebraucht, welcher in jenen beiden Sprachen dem zweiten, die Haw. den, welcher in ihnen dem dritten Orte angewiesen wurde (vgl. noch nr. 795. 796. 906.). Freilich frägt es sich immer noch, ob nicht auch diese beiden Sprachen die Dreitheilung des Orts besitzen oder ein verwickelteres System haben, und bleiben die Tong. Formen mit *na, koia*, und das Haw. *kela* und *këia* einer späteren Untersuchung anheimgestellt.

692 Jenes Polynes. *ra* finde ich nun im Kawi und Tag. wieder. Die Erscheinung, daſs *sira* in jenem sowohl das Pron. 3. Pers., als 2. Pers. ausdrückt, wie es im Jav. nur die letztere bezeichnet, erkläre ich so, zu

sagen, daſs bei der Bed. er das Adv. als Zeichen des dritten Orts und bei der Bed. du als Adv. des zweiten genommen ist; und ich würde hierin einen Beweis erblicken, daſs die Ortsadv., durch welche ich die Bildung des Pron. 3. Pers. und der Pron. dem. lösen zu können geglaubt habe, sich gelegentlich auch auf die Pron. früherer Personen erstrecken können. Ich habe durchaus vermieden, eine solche Untersuchung über die 1. und 2. Person anzustellen, und das aus bestimmten Gründen. Man kann nämlich philosophirend sehr wohl vermuthen, daſs die Ortsbeziehungen, welche sich so leicht in die zeigenden Fürwörter und die 3. Person verweben, gerade sehr folgerecht die drei persönlichen Pron. (ich hergenommen von hier, du hergenommen von *istic*, er hergenommen von dort) bilden könnten; die Erfahrung hat aber in einer Menge von Sprachen bewiesen, daſs die Pron. ich und du weit ursprünglicher, wenn ich so sagen darf, weit subjectiver sind, und daſs ihre Entstehung und ihre Symbolik sich gänzlich der Beobachtung entzieht. Ich habe oben in Anm. 1. S. 46. die Frage aufgestellt, ob das Jav. und Kawi-Pron. *sira* nicht vielleicht aus dem Sanskr. शरीरं, Körper, entstanden wäre; es war in einer Sprache, die so viel Einwirkung von der Indischen erfahren hat, nicht undenkbar. Das hinzutretende Tag. *sila* nöthigt zur Verneinung derselben; wir haben eben gesehn, welche einfache Lösung diese Form und ihre merkwürdig wandelbare Bedeutung im Sprachstamme selbst gewinnt.

Über die ganze Reihe der sechs N. Seel. Formen s. nr. 189. Es ist im 693
Grunde eine Willkühr und gehört einer bestimmten Niedersetzung der Sprache an, daſs die abgekürzte Artikelform den Plural ausdrückt (¹); jedoch ist die Erscheinung, wie das Tah. *wera* und das Tag. *sila* zeigen, nicht ohne Anklang im Sprachstamme. Nach einem B. nr. 213. kann das Subst. zwischen den Artikel *te* und das Ortsadv. treten, und nach den Texten der Gramm. ist dies sogar eine sehr gewöhnliche Figur, wenigstens bei *te-nei*. Das zusammengeschlossene *tēnei* drückt auch hier ist aus: *t. tōu miro miro*, hier ist dein Garn (Gr. *p.* 101.); *t. ra*, hier ist es (*ib.*).

Haw.

Ich verwerfe die Ansicht, welche aus dem Augenscheine hervorgehn 694
könnte, daſs das Haw. *kēia*, obgleich es der Form nach so ist, das mit dem

---

(¹) Ich habe sie aber auch bisweilen beim Sing. gefunden.

wirklichen Artikel *ke* gebrauchte Pron. dem. *ia* wäre. Ich kann die Vereinigung des Artikels mit einem Pron. pers. und dem. nicht zugeben; dieselbe findet sich freilich (s. S. 338.) im Bisayischen, aber nur in gewissen Fällen; und der groſse Unterschied ist der, daſs das *si* dieser und aller westlichen Sprachen eine ganz eigenthümliche Artikelart, die Polynes. Form aber Artikel geradezu und allgemein ist. Das Tah. *teie* zeigt, daſs das *a* in *këia* ein wandelbarer Zusatz, und das Tah. *tei*, daſs *a* und *e* ein drittes Element des Wortes sind; der Form nach ist das Haw. *këia* unmittelbar das Tag. *siya*, und die Bildung des letzteren muſs für das Haw. Wort mit sprechen. Ich betrachte also im Haw. *ia*, im Tah. *i* und *ie* hier als ein Ortsadv. In
695 den Beispielen bedeutet das Haw. *këia* dieser, und so allein übersetzt es auch das Wörterbuch; es fällt daher auf, wenn Cham. sagt, es bedeute bald dieser, bald jener. Es ist nach ihm weit häufiger, als *kela*; und wo in einem Satze dieser und jener neben einander vorkommen, soll *kela* zuerst stehn. Ich finde es vor dem Subst.: *këia kanaka*, dieser Mensch (Cham.); *k. ao nei*, diese Welt (*id.*); *k. honua nei*, diese Erde (*id.*); *k. mau mea*, diese Dinge da (nach Cham.). Es kann das Casuszeichen *o* vor sich nehmen: *o këia ka'u e haawi aku nei ia oe*, ich gebe dir dies oder werde dir dies geben (Cham.).

696 *eia* unterscheidet sich formell von dem vorigen Worte nur dadurch, daſs, wie in den N. Seel. Pluralen, eine verkürzte Form des Artikels angewandt ist; eigen ist es freilich, daſs das Wörterb. *ei* als Diphthong bezeichnet. Es erklärt *eia* für gleichbed. mit *këia*, es heiſst dieser: *eia makana ia oe*, dies ist ein Geschenk für Dich (Brief des Königs der Sandwich-Inseln an Sr. Maj. den König von Preuſsen). Auſserdem bedeutet es hier.

697 Das Adv. *nei* erscheint in *nëia*, das in seinem zweiten Theile mit den beiden vorigen Formen gleich ist. Nach dem Wörterb. heiſst es dieser und ist mit *këia* gleichbed.; nach Cham. ist es nicht häufig; ich habe es mit einem Subst. nach sich gefunden. Über *peneia* und *meneia* s. nr. 945.

698 *kela* bedeutet jener. Das Wörterb. sagt, daſs es sich auf eben vorhin Erwähntes beziehe, eine Beschränkung, die weiter verfolgt zu werden verdient.

Tah.

699 Die Tah. Sprache bezeichnet ein dreifaches Ortsverhältniſs; das *nei* hat es hier gar nicht (vgl. jedoch *teie nei* nr. 702.). Für dieser gelten *tei*,

teie, eie, für *iste tena*, für jener *tera*. Beispiele von *teie* s. nr. 702.; *i tena na* nr. 113., wo das doppelte *na* merkwürdig ist, bedeutet wahrscheinlich *ista*.

Mit *tera* eng verwandt ist *wera* (s. nr. 666.). Das *s* des westlichen Artikels *si* finde ich ebensowohl in dem *t* (Haw. *k*) der vollständigen Polynes. Artikelform, als in der starken Aspiration wieder, welche nach einigen Angaben (s. S. 512.) dem Vocal der abgeschliffenen Form beiwohnen soll. Daraus erkläre ich auch das *w* des Tah. *wera*; diesem entspricht ganz genau das *w* des Tah. Pron. einige, welches sowohl *etahi*, als *wetahi* geschrieben wird. Ich habe auch sonst den, dreien Polynes. Sprachen fehlenden Zischlaut durch *w* ersetzt gefunden. In der Pluralbed. schlieſst sich jenes Pron. an die N. Seel. Analogie und an das Tag. *sila* an; und da *wera* von der Gramm. als ein persönliches Fürwort angegeben wird, so ist es in Form und Bed. ganz und gar das Tag. *sila* selbst. 700

Tong.

Ich bespreche hier der Construction wegen *koia* mit, obgleich es nicht hierher gehört (s. nr. 302. 686.); welches die Stellung seiner Bed. gegen *koeni* und *koena* ist, weiſs ich nicht. Bei allen dreien ist der feste Gebrauch des Casuszeichens *ko* merkwürdig, besonders da sie dem Subst. immer nachzustehn scheinen und dasselbe bei den zwei letztgenannten *koe* vor sich nehmen kann (nr. 306. 385. 389.); *he* vor dem Subst. s. nr. 268. Ich sehe die Sache nicht so an, als wären die beiden Pron. von den Adv. *heni, hena* durch das Nomin. Zeichen abgeleitet, sondern ich betrachte sie als eine Verbindung der Artikelform *koe* mit *ni* und *na*. *Aheni* und *ahena* sind nach Mar. von den Pron. mit *ko* nur dadurch unterschieden, daſs letztere gebräuchlicher sind; diese Abwechslung zwischen *ko* und *a* kommt im Tong. noch einmal vor (nr. 326.) und ist auch der Rarotong. Sprache eigen. Ich suche hiernach den Dem. Begriff nur im Artikel *he*. Ich finde auch *heni* wirklich als dieser nach dem Subst., wenn dasselbe *koe* vor sich hat (letztes B. nr. 306.); ja die Form *heahoni*, heute (von *aho*, Tag), zeigt dasselbe Gepräge, wie das N. Seel. getrennte *tēnei*, welches das Subst. in die Mitte nimmt (B. nr. 213.): (an) dem Tage hier, das *he* in der Geltung des Artikels, und das bloſse *ni* als Adv. (vgl. Tah. *aunei* nr. 781.) Wie in dieser Sprache *heni* und *hena* hauptsächlich Adv. sein können, da dieselben Wörter in den andren Sprachen (*tēnei* N. Seel., *tena* N. Seel. und Tah.) 701

Pron. sind, habe ich beim Pron. 3. Pers. erörtert; Analogien dazu sind das Mal. *sīni*, hier, und *sītu*, dort, gegen *īni*, dieser, und *ītu*, jener; und ein directer Fingerzeig für die Richtung, in der ich die Lösung der Frage suche, ist die Thatsache, daſs im Tong. *he* ebensowohl Artikel, als das Ortsadv. *there* ist, das Tah. *teienei* ebenso dieser, als jetzt, und das Haw. *eia* ebenso dieser, als hier (nr. 696.) bedeutet (vgl. noch nr. 907.).

Grammatische Punkte.

Gebrauch der Ortsadv. neben den Pron. dem., Tah. und Haw.

702 Wenn das Pron. dem. ein Subst. nach sich hat, so steht oft im Haw. nach dem Subst. das müſsige *nei*, hier, oder *la*, dort (s. nr. 903. 904. 907.). Dies betrifft nach meinen bisherigen Beobachtungen nur die Pron. *ia*, *ua*, *këia* (s. die B. bei ihnen), deren Ortsbeziehung eher schwankend ist, als die, welche selbst das Adv. enthalten; man sollte auch nicht denken, daſs *kela* einen solchen Zusatz duldete. *Ua* scheint sogar ein *nei* oder *la* gar nicht entbehren zu können.

Im Tah. hat das Subst. bei *taua*, *aua* je nach der Entfernung *nei*, *na* oder *ra* nach sich (s. Gramm. S. 18. 39.). Auf *teie* folgt so *nei* unmittelbar, vor dem Subst. (B. 4. nr. 76., B. 1. nr. 78., B. 2. nr. 115.), und man könnte versucht sein, die Zusammenstellung für ein eignes Pron. dem., wie das N. Seel. *tēnei*, zu halten; doch bedeutet sie auch jetzt (s. nr. 907.); vgl. *tena na* nr. 699. Im Rarotong. nimmt *teia* auch *nei* nach sich: *teia-nei*, dieser. Auf ähnliche Weise heiſst das Mal. *īni*, dies, auch *inīlah.*

Nom. Zeichen, Tah. und Haw.

703 Im Haw. findet sich dies vor *ua* und *këia* (s. diese), im Tah. vor *tei* (s. nr. 714.). Über *ia* s. nr. 986.

Stellvertretende Ausdrücke.

704 *ka poe* Haw. — Cham. führt *o ka poe*, diejenigen, an, welches nur in Verbindung mit einem Pron. rel. gebraucht werde; ein B. (ohne *o*) ist das 2. in nr. 673., im 2. B. nr. 715. bedeutet es alle. Es ist ein Subst. (Menge oder ähnl.) mit dem Artikel und Casuszeichen (s. nr. 398. 517.).

705 *mea* Haw. — Das allgemeine Subst. *mea* mit dem Artikel *ka*, dem Pluralzeichen *na* oder dem Pron. dem. *ia* vor sich (s. nr. 404-406.) ist ein Ausdruck für das absolute (ohne Subst. gebrauchte) Pron. dem.; *ka mea* übersetzt Cham. auch der, das, *na mea* und *ia mea* das; sie dienen

vorzüglich beim Pron. rel. (s. nr. 714.) Wo das Dem. ohne diese Beziehung steht, stellt sich das nähere und fernere Pron. davor: *këia mea*, dieser (Cham.); *kela mea*, jener (*id.*).

Den Gebrauch der Pron. dem., wo sie in Verbindung mit dem relat. stehn oder selbst Stellvertreter dieses Pron. sind, habe ich unter den Pron. rel. abgehandelt, und ist dieser, hier folgende Abschnitt mit dem gegenwärtigen genau zu vereinigen. Die mir bis jetzt in dieser Construction vorgekommenen Ausdrücke habe ich nr. 714. gesammelt. 706

Pronomina relativa.

Allgemeiner Überblick.

Sämmtlichen Südsee-Sprachen fehlt ein Pron. rel. Wo dasselbe nothwendig ausgedrückt werden muſs, d. h. wo es sich auf ein von ihm entfernt stehendes Pron. dem. bezieht, dienen dazu demonstrative Pron. oder Ausdrücke; wo man dasselbe aber entbehren kann, — und dies ist, wenn es sich auf ein vorhergehendes Subst. oder irgend Wörter, die nicht das Pron. dem. selbst sind, bezieht —, da fehlt es häufig ganz (¹) oder wird auch hier durch das Dem. vertreten. Es ist in der That eine schwierige Aufgabe für die Sprachen, einen ganz reinen Ausdruck für das rel. Pron. zu erreichen; und selbst in solchen, welche zu diesem Punkte der Vollkommenheit gelangt sind, findet es sich oft, wie der Sanskr. und Semitische Sprachstamm davon viele Beispiele liefern, mit dem Pron. int. verknüpft oder eins. Wenn schon dies ein Fingerzeig ist, wie der Sprachsinn diesen schweren Begriff, auf dessen richtigem, auch den Besitz ächter Conjunctionen (²) bedingenden, Gefühle namentlich der kunstvolle Bau der Satzgliederung beruht, von einfachen, jeder Sprache nothwendigen ableitet, so bietet einen andren Aus- 707

(¹) Diese Auslassung des Pron. rel. findet man nr. 715. α., 716. α. β., 719., 721. ζ. Auf dieselbe Weise bleibt das relative Adv. (wo) weg, s. nr. 917.

(²) Die demonstrative Natur kann man an mehreren Polynes. Ausdrücken für die einen Vorder- und Nachsatz hervorbringenden Conjunctionen beobachten (nr. 1048. [*bis.*] 1049-1053. 1055.). Dasselbe läſst sich von den westlichen Mal. Sprachen nachweisen und ist den obengenannten Sprachstämmen nicht fremd. Die Periode wird dadurch zu zwei unabhängig neben einander herlaufenden Sätzen, deren Bindung hinzugedacht werden muſs und deren Verhältniſs in Beziehung auf Priorität an sich arbiträr ist. Doch kann die Gewohnheit und der feste Gebrauch solche Ausdrücke in gröſsere Rechte einführen und die Willkühr der Auffassung in einem bedeutenden Grade oder ganz daraus entfernen.

gangspunkt das Pron. dem. dar, wie der Gebrauch des Deutschen der und
708 Engl. *that* beweist. Die westlichen Mal. Sprachen sind darin vollkommner,
als die Polynes., aber bloſs um einen gewissen Grad. Ich kann hierbei nur
das Mal., Jav., Kawi und Tag. beurtheilen, da ich in meinen Hülfsmitteln
der Mad. und Bugis-Sprache das Rel. nicht erwähnt finde und die Belehrung
über ihr Verfahren von eignen Untersuchungen an Texten erwarten
muſs, wie ich sie bei jenen vieren angestellt habe. Diese besitzen für das
rel. Pron. allerdings Ausdrücke, welche regelmäſsig eintreten; aber ihre
Natur ist nicht rein, sie dienen entweder geradezu zugleich als Artikel vor
dem Subst. (Jav. *kang, hingkang*, Kawi *sang*), oder ihr Gebrauch als
Artikel ist von der Art, daſs man sie da ebensogut für ein Pron. rel. mit ausgelaſsnem
Verbum sein ansehn kann. Das Mal. *yang* nämlich und das Jav.
sing des Ng. werden als Artikel vor das dem Hauptworte nachstehende Adj.
gesetzt (der gute Mensch, *ōrang yang bāīk*, d. h. Mensch der gute, oder
Mensch, welcher gut [ist]); dieselbe Zweideutigkeit hat das Mal. *yang* und
Kaw. *sang*, wo sie der Artikel vor einem substantivisch gebrauchten Adj.
sind (der Gute, das Gute). Die genannten als Artikel und Rel. dienenden
Formen haben ihren Ursprung im Pron. dem. (s. nr. 648. u. flgd.), *ng* ist nur
ein Bindelaut; so ist das Jav. *sing* nichts als der sonstige Artikel *si* mit diesem
Bindelaute. Wo diese westlichen Formen als Artikel auftreten, kann
man sie also für das Pron. rel. mit hinzugedachtem dem. und Verbum sein,
und wieder wo sie als Rel. auftreten, kann man sie für den Artikel und das
nachfolgende Verbum für das Participium ansehn. Insofern ist das *si* dieser
Sprachen als ein ächter Artikel zu betrachten, nur daſs sein Gebrauch beschränkt
ist. Dennoch bedienen sich, wie schon gesagt, die Sprachen dieser
Wörter regelmäſsig, um das rel. Pron. anzudeuten; die Auslassung des
709 Rel. nach einem Subst. habe ich nur im Kawi beobachtet. Wo in den Südsee-Sprachen
ein Pron. dem. das rel. vertritt, hat man es theils für ein bloſses
dem. mit fehlendem rel., theils aber für einen wirklichen Ausdruck des
710 rel. zu halten, obgleich es auch hier noch immer dem. bleibt. In dem
Falle der rel. Geltung werden die obliquen Casus durch das nachgeschobene
Pron. *ia*, er (häufig *na*, s. nr. 659.), vor welches die erforderliche Präpos.
tritt, ausgedrückt (Haw. nr. 717.). Dasselbe findet im Mal. in der Art statt,
daſs der oblique Casus von welcher oder eine mit diesem Pron. verbundene
Präpos. (beides fällt hier in Eins zusammen) durch die dem *yang*,

hinter dem Verbum, nachgeschobene Präpos. mit *nya* gegeben wird (die Stadt, in welcher er geboren ist: die Stadt, welche er geboren ist in ihr). Ebenso ist es in den Semitischen Sprachen. Der oblique Casus des Rel. wird aber im Tah. (nr. 716. β.) und Haw. (nr. 721. ζ.) auch, mit Auslassung des Pron., durch Hinstellung der bloſsen Casus-Präpos. angedeutet, welche Function im Haw. (nr. 722. Anm. 1.) auch *o* verrichtet. Wo die Construc- 711
tion die ist, daſs auf einen dem. Ausdruck, sei es durch das Pron. dem. selbst oder durch ein Subst., ein Pron. dem. in der Geltung des rel. folgt, oder der rel. Satz vor dem demonstr. steht und beide Pron. ausgedrückt werden, haben wir eigentlich nur zwei auseinanderfallende dem. Sätze vor uns (¹); und davon zeigt auch das Mal. eine Spur. Wenn nämlich der rel. Satz mehrgliedrig ist, finde ich zwar in der ersten Stelle das Rel. durch *yang*, bei seinem zweiten Vorkommen aber durch *iya*, er, gegeben: fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten (Matth. 10, 28.), *jāngan kāmu tākut pada ōrang yang membūnoh badan, dan tīāda iya būlih membūnoh jīwa.* In der Eigen- 712
thümlichkeit der Ausspinnung eines einfachen Satzes zu einem dem. mit ausgelaſsnem Verbum sein und einem rel. mit dem Verbum des Satzes stimmen die Südsee-Sprachen (s. nr. 718.) mit den westlichen überein; ich habe diese Erweiterung da gefunden, wo das ausdrucksvolle der oder er im Satze steht: Jav. *dêwêkkê sing tutur* (Co.), er hat (es) gesagt, eig. er (ist es), welcher gesagt hat; Mal. (der aber der kleinste ist im Himmelreich,) *iyālah yang lebih besar deripadānya*, ist gröſser, denn er (Matth. 11, 11.), eig. der (ist es), welcher gröſser (ist), als er. Im Jav. ist dies auch bei einem Pron. int.: *hapa kang sira gawê*, was machst du? (Co.) Wo das Rel. 713
im Polynes. ganz ausgelassen ist, steht öfter das Verbum ohne die sonst mit ihm verknüpfte Partikel (²) nach dem Subst. oder dem. Ausdrucke, und man kann das Verbum in diesem Falle in der Geltung eines adjectivischen Partic. nehmen (vgl. noch nr. 836.). Auch bei dem Pron. dem., welche Geltung dasselbe habe, ist diese Weglassung der Verbal-Partikel häufig (vgl. nr. 772.); und wenn dies im Tah. da eintritt, wo der Artikel *te* das Dem.

(¹) Dieser Fall tritt ein nr. 715. β. γ. δ., 716. γ., 717., 718., 720., 721. δ. ε., und in allen Theilen von nr. 722.

(²) Meine Beobachtungen erstrecken sich bis jetzt nur auf das Präsens.

ausdrückt, glaubt man geradezu ein substantivisches Partic. vor sich zu haben (¹). Vom N. Seel. weiſs ich nur die Auslassung des Pron. rel., nicht
714 aber den Ausdruck desselben durch Dem. nachzuweisen. Im Tah. spielt die letzte Rolle das Dem. *tei* (nr. 715. β.) und *o tei* (nr. 720., 721. ε.) oder der Artikel *te* mit demselben Casuszeichen, *o te* (nr. 715. γ., 722. *c.*), im Haw. das Subst. *mea* mit dem Artikel *ka* oder dem Pluralzeichen *na*, welche auch *o* vor sich nehmen können (nr. 715. δ., 716. γ., 717., 722. *a. b.*), ferner das Pron. *ia* selbst im Haw. (nr. 721. δ.) und das nach gewissen Präpos. seine Stelle vertretende *na* im Tah. (nr. 718.) und Haw. (nr. 718., 721. ζ.) Die Ausdrücke für das Pron. dem. sind *ia* im Tah. (nr. 722. *c.*) und Haw. (nr. 722. *a.*), dasselbe mit dem Casuszeichen *o*: Tah. *oia* (nr. 720.), Haw. *öia* (nr. 721. ζ.), *na* nach Präpos. Tah. (nr. 721. ε.), Haw. *ka mea, na mea, o ka mea, o na mea* (nr. 721. α. β. δ. ζ.), Tong. *he mea* (nr. 721. γ.), Haw. *ia mea* (nr. 722. *b.*). Wie ich das Polynes. *mea* für das westliche *barang* halte (s. nr. 747.), so finde ich letzteres auch als Dem. mit folgendem Rel.: Mal. *bărang yang*, das was. Ich werde nun die drei Constructionen unsrer Sprachen durchgehn und unter jeder die verschiedenen Arten des Polynes. Ausdrucks nachweisen.

Ausführung.

1. wo ein Subst. vorhergeht, auf welches sich das Pron. rel. bezieht.

Statt des Subst. kann auch, der Intention meiner Eintheilung nach, jeder andere Ausdruck stehn, wenn er nur nicht ein Pron. dem. ist; so gehört hierher z. B. viele oder alle, welche; er ist es, welcher.

715 *a.* Das Pron. rel. steht im Nom.

α. es wird weggelassen, N. Seel. u. Haw. — N. Seel. *ko te iwi, koa madu i 'au*, der Volksstamm, welcher von mir besiegt ist (Gramm. S. 28.); Haw. (zu versuchen) *i ka poe, e noho la ma ka honua*, alle, welche auf Erden wohnen (Apoc. 3, 10.).

β. durch das Dem. *tei* ausgedrückt, Tah. — Das Verbum bleibt ohne Partikel; B. S. 471. 1. (der dem. Ausdruck ist er), B. 2. nr. 102. (der dem. Ausdruck ist viele)

(¹) Diese Auslassung der Verbal-Partikel findet man im Tah. nr. 715. β. γ., 720., 721. ε., 722. c.; im Haw. nr. 721. α., 722. α.

γ. durch den Artikel *te*, Tah. S. 474. IX.; vor *te* steht das Casuszeichen *o*, das Verbum steht ohne Partikel (vgl. nr. 713.).

δ. durch *mea*, Haw. — *ka laau, ka mea maloko o ka paradaiso*, der Baum, welcher im Paradiese ist (Apoc. 2, 7.).

b. das Pron. rel. steht im Acc. 716

α. es wird weggelassen, N. Seel., Tah., Haw. — N. Seel. *ko te rūkau, nāu i waka kite mai*, der Baum, welchen du mir zeigtest (Gramm. S. 28.); Tah. B. nr. 56. 68.; Haw. (das Geheimniſs) *o na hoku chiku, aü i ike aï*, der 7 Sterne, die du gesehen hast (Apoc. 1, 20.).

β. es wird weggelassen, der Acc. aber durch *i* angedeutet, Tah. B. 1. nr. 123.; die allein stehende Präposition *i* ist hier wirklich sehr merkwürdig.

γ. das Rel. wird durch *mea* ausgedrückt, Haw. — *ua hoowahawaha oe i ka hana ana a ka poe Nikolaite, o ka mea a'u i hoowahawaha aku ai*, daſs du die Werke der Nicolaiten hassest, welche ich auch hasse (Apoc. 2, 6. — vor *mea* steht das Casuszeichen *o*).

c. das Pron. rel. steht im Dativ, es wird durch *mea* mit dem Nom. 717
Zeichen und der Dativ am nachgeschobenen Pron. *ia*, er, ausgedrückt, Haw. (der Heilige,) *o ka mea ia ia ke ki*, der den Schlüssel hat (nach dem Haw.: dem der Schlüssel ist, Apoc. 3, 7.). Dieser Fall ist darum beachtenswerth, weil er beweist, wie die Sprache den Ausdruck durch *mea* wirklich für ein Rel. ansieht (vgl. nr. 528.).

d. das Pron. rel. steht im Gen., es wird durch *nana*, den Gen. 718
von er, ausgedrückt, Tah. und Haw. — Tah. *te taata, nana te hara ra, the man whose the sin is* (Gramm. S. 17.); Haw. B. 2. nr. 787. *a.* 4., *ib.* B. *a.* 5. (hier wird in der nr. 712. besprochenen Art ein dem. Satz zu einem dem. und rel. erweitert)

e. das Pron. rel. hat von (*de*) vor sich, es bleibt weg, N. Seel. und 719
Tah. — N. Seel. B. S. 559. Z. 4.; Tah. *taua mea, i parau hia ra*, die Sache, von welcher gesprochen wurde (Gramm. S. 14.).

2. wo ein Pron. dem. vorhergeht und das rel. nachfolgt (der, die, das; derjenige, diejenigen — welcher, welche, was).

a. beide Pron. werden von einander entfernt. 720

Wenn das Pron. dem. und rel. an der Spitze ihrer Sätze bleiben, so muſs jedes ausgedrückt werden; der Ausdruck für das Rel. ist ein demonstrativer (vgl. nr. 711.).

das Dem. durch *oia*, das Rel. durch *o tei* ausgedrückt, Tah. *oia te taua mau ra, o tei haapao maitai mai i te ati raa ra*, der ist ein treuer Freund, welcher treu im Unglück ist (Gramm. S. 17. — hier ist das Verbum ohne Partikel).

721 *b.* beide Pron. werden an einander gerückt;

Diese Stellung macht es möglich, sie beide durch Ein Dem. auszudrücken, auſser wenn sie verschiedene Casusbezeichnungen erhalten müssen; steht Ein Dem., so betrachte ich das Pron. dem. als ausgedrückt und das rel. als weggelassen.

α. beide stehn im Nom., beide durch *mea* ausgedrückt, Haw.

das Verbum mit einer Partikel — B. nr. 753., B. 1. nr. 858.

ohne Partikel — *owau no ka mea imi i ka opu*, ich bin der, der die Nieren erforschet (Apoc. 2, 23.).

β. beide stehn im Acc., beide durch *mea* mit der Präpos. *i* ausgedrückt, Haw. *e hoolohe ia i ka mea, a ka uhane e olelo nei*, der höre, was der Geist sagt (Apoc. 2, 7.); *e palapala oe i na mea, aü i ike aï*, schreibe, was du gesehen hast (*ib.* 1, 19.).

γ. das Dem. steht im Acc., das Rel. im Nom., beide durch *he mea* ausgedrückt, Tong. S. 462. IX., S. 463. XII.

δ. das Dem. steht im Nom., das Rel. im Dativ — Dem. durch *mea*, Rel. durch *ia ia* ausgedrückt, Haw. (das sagt) *ka mea, ia ia na uhane chiku*, der die 7 Geister hat (nach dem Haw.: dem die 7 Geister sind, Apoc. 3, 1.).

ε. das Dem. steht im Gen., das Rel. im Nom. — Dem. durch *tona*, Rel. durch *o tei* ausgedrückt, Tah. *e ao tona, o tei matau ia Jehova*, gesegnet ist, wer den Herrn fürchtet (Gramm. S. 17.; *ao* erfordert den Gen., das Verbum des Rel. steht ohne Partikel).

ζ. das Dem. steht im Nom., das Rel. im Gen.

Dem. durch *öia* ausgedrückt, für das Rel. steht nur die Präpos. von da, Haw. — *öia, ka i ike i ka makua*, derselbe, der den Vater gesehen hat (Joh. 6, 46.);

Dem. durch *mea*, Rel. durch *nana*, Haw. — *ke i maï nei ka mea, nana e paa ana*, das sagt, der da hält u. s. w. (Apoc. 2, 1.)

3. wo das Pron. rel. vorangeht und das dem. nachfolgt (wer — der, was — das). 722

Hier müssen beide Pron. ausgedrückt werden (1), es geschieht bei beiden durch einen dem. Ausdruck; das Rel. steht an der Spitze seines Satzes, wie im Deutschen, das Dem. aber später in seinem Satze (vgl. nr. 711.). Ich finde das Dem. im Tah. und Haw. nur durch das Pron. pers. *ia* oder (Haw.) durch *ia mea* gegeben; ich mache daher die Scheidung allein nach dem rel. Ausdruck; der Casus spielt in meinen Beispielen keine Rolle.

a. das Rel. durch *mea* ausgedrückt, das Dem. durch *ia*, Haw. — ich finde das Verbum des rel. Satzes immer ohne Partikel (vgl. nr. 713.): *o ka mea lanakila, aole ia e eha*, wer überwindet, der soll kein Leid erdulden (Apoc. 2, 11.); *o ka mea lanakila, e haawi no wau ia ia*, wer überwindet, dem werde ich geben (*ib.* 2, 7. — hier steht das Dem. im Dativ); *o ka mea pepeïao la, e hoolohe ia*, wer Ohren hat, der höre (*ib.* — im Wörterb. finde ich *pepeīao* nur als Subst., Ohr).

b. das Rel. durch *mea*, das Dem. durch *ia mea* ausgedrückt, Haw. — B. nr. 474.

c. das Rel. durch *o te*, das Dem. durch *ia* ausgedrückt, Tah.

das Verbum mit einer Partikel: *o te ore e hinaaro mai ia'u ra, aore ia i haapao i ia'u parau*, wer mich nicht liebet, der hält meine Worte nicht (Joh. 14, 24.);

ohne Partikel: *o te parau i te parau nona iho ra, te imi ra ia i tonaiho hinuhinu*, wer von sich selbst redet, der sucht seine eigene Ehre (Joh. 7, 18.).

Pronomina interrogativa.

Ausdrücke.

aha N. Seel., Tah. und Haw., *aa* Rarot. — Es ist das westliche *apa*, welches aber merkwürdiger Weise der Tag. Sprache fehlt: 723

Mal. *'apa* (ohne Subst.) was? (nach einem Subst.) welcher? was für einer? (*mengāpa, ngāpa*, warum? *betāpa, butāpa*, wie? *brāpa*, wie viel? wie viele?)

sīāpa wer? 2) Pron. rel. (*sīāpa yang*, der welcher; *bārang sīāpa*, wer immer, wer auch)

---

(1) Eine Ausnahme hiervon ist in dem Haw. B. nr. 785., wo an der Stelle des Rel. nur das Casuszeichen *o*, hinten das Dem. *ia* steht.

Jav.	*hapa* (ohne Subst.) was? (nach einem Subst.) welcher? was für einer?
	sapa Ng. wer?
Kaw.	*hapa*, wie im Jav.
	syapa was?
Bug.	*aga* was?
Tong.	*aha*, *he-ha* s. nr. 731. 732.
N. Seel.	*aha* was? welcher?
	ko te aha was? 2) warum?
	ēaha was? welcher? 2) warum?
Rar.	*eaa* was?
Tah.	*aha* was? 2) warum?
	te aha was?
	e aha was? 2) warum?
Haw.	*aha* was?
	ke aha was?
	heaha was? 2) warum?
	eaha was? 2) wie? (s. nr. 728.)

724 Im Haw. bedeutet *aha* was? Mit einem Subst. ist es mir noch nicht vorgekommen (vgl. nr. 730.). Ich habe bisher das bloſse *aha* nie gefunden, sondern immer mit einer vorgesetzten Präpos., Artikelform oder verbalen Partikel. Mein B. für die Vorsetzung einer Präpos. vor das bloſse *aha* ist *iaha, for what*? (Wörterb.)

725 Das Wörterbuch sagt und die Erfahrung bestätigt es, daſs es gewöhnlich mit dem Artikel verbunden wird. Ich finde hierin eine vorzügliche Unterstützung meiner Ansicht, daſs der Polynes. Artikel die westliche Artikelform *si* sei; er tritt im Mal., Jav. und Kawi bei diesem Worte wieder in seiner auf die Persönlichkeit beschränkten Bed. auf, wogegen im Polynes. seine allgemeine bewirkt, daſs auch in dieser Verbindung das Pron. bei der sächlichen Beziehung stehen bleibt.

726 Den Artikel *ke* selbst finde ich im Haw. nur mit einer Präpos.: *i keaha* (Wörterb.), *i ke aha la* (Cham.), wozu? *no keaha* (Wörterb.), *no ke aha la* (Cham.), warum? B. 1. nr. 477. Auf dieselbe Weise, wie im letzten B., habe ich das Jav. *hapa* immer nach dem Verbum gefunden, wenn es im Acc. steht oder von einer Präpos. regiert wird.

727 Mit der Nebenform des Artikels verknüpft, die wahrscheinlich auch hier in den beschränkten Fällen, wie beim Subst., gebraucht wird, *heaha*, bedeutet es nach dem Wörterb. was? und warum? B. von der Bed. was?

s. nr. 838., ferner: *heaha la ia oe*, was meinst du? (eig. was ist dir? Cham.) Das Wörterb. führt noch die Form *heahaia* an, aber ohne Bed. (vgl. nr. 729.)

eaha übersetzt es was? und wie? und bemerkt, dafs es in der Bed. 728
wie? (s. nr. 948.) von der Zukunft gebraucht werde. Es fragt sich, ob dies bei der Bed. was? auch sei. Das *e* ist in diesem Falle die bekannte Verbal-Partikel des Präs. und Fut. Cham. betrachtet das Pron. sogar in folgendem B. selbst als Verbum: *eaha maï ke Akua*, was thut Gott (um uns zu bessern)? Ist aber *eaha* als Pron. allgemeiner, so mufs man *e* für eine weitere Verkürzung des Artikels *ke* gegen *he* halten, wie dieselbe meiner Ansicht nach vor Zahlwörtern vorkommt (s. nr. 600.).

Bis jetzt finde ich das einfache *aha* nur insofern als Verbum behan- 729
delt, als es die Passivendung *ia* annimmt und werden mit in sich begreift; es hat dabei die Verbal-Partikel *e* oder *i* vor sich, ist selbst Prädicat und das Subject folgt ihm nach: *e ahaia oe, ina e hewa*, was wird aus dir, wenn du sündigst? *e ahaia lakou mahope*, was wird nachher aus ihnen? (¹) *i ahaia ko Jesu Kristo kino make*, was ist aus dem Leichnam Christi geworden?

Im N. Seel. ist *aha* was? es wird aber auch in der Bed. welcher? 730
einem Subst. nachgesetzt: *tāngata aha*, welcher Mann? *ika aha*, welcher Fisch? (Gramm. S. 29.) Mit dem Artikel *te* und dem Casuszeichen *ko*: *ko te aha*, was? (nach Texten) warum? (B. 3. nr. 169.) *E īaha* ist warum? (s. nr. 951.) aber auch was? (B. nr. 166.) In der letzteren Bed. ist *i* dunkel, wenn das Pron. hier nicht Acc. sein darf; *e* erscheint häufig als ein leerer oder dunkler Vorsatz (s. nr. 140. 141. 1064.). *Eaha* ist: was? welcher? 2) warum? Ich halte dies für das Haw. *heaha*, also *e* für die N. Seel. Nebenform des Artikels: *ēaha te Atua*, was ist Gott? (Gramm. S. 29.)

Im Tah. wird *aha* wer? (²) und was? übersetzt (nr. 7.); es bedeu- 731
tet auch warum? (s. nr. 951.) *te aha* ist was? (nr. 24.) *no te aha* warum? (s. nr. 951.) *E aha* bedeutet was? und warum? Im Sinne von was? soll es sich auf die Gegenwart und Zukunft beziehn (nr. 7. 8. 41.); es fragt

---

(¹) Alle drei B. sind von Cham.; ich mufste mich auch seiner Übersetzung bedienen, und kann nicht beurtheilen, ob in diesen beiden nicht das Fut. gebraucht werden mufs.

(²) Diese Bed. möchte ich bezweifeln.

sich, ob es da selbst als Verbum behandelt oder mit einem solchen verbunden wird.

In der Sprache von Rarotonga habe ich *aa* noch nicht allein angetroffen, sondern nur *caa*, was? Im Tong. *bea-ha*, und was? d. h. was ist der Erfolg? liegt wohl eher *aha*, als *ha*.

732 Haw. *eha*, Tong. *he-ha* — Das Haw. *eha* finde ich nicht allein, sondern nur nach einem Subst. oder seinem Adj. in der Bed. welcher? was für einer? Das Subst. hat dabei den Artikel vor sich: *ka inoa eha la*, welcher Name? was für ein Name? (Cham.) *ka olelo pule eha la*, welches Gebet? (*id.*) *i ka wa eha la*, zu welcher Zeit? (*id.*)

Im Tong. bedeutet *he-ha*, auch, mit dem Casuszeichen *ko* verbunden, *koe-ha*, was? (allein gebraucht) und (einem Subst. nachgesetzt, und hier nur von Thieren und Dingen) welcher? was für einer? *he-ha* steht dabei am Ende des Satzes (B. 2. nr. 270.), *koe-ha*, das für sich auch welcher? ausdrückt, im Anfange (s. zwei B. nr. 309.). Im Wörterb. schreibt Mar. das letztere *koihá* (auch: warum? und: was giebt es? *what is the matter? koiháe*, warum?).

Die Tong. Formen machen es unzweifelhaft, daſs wir hier entweder eine Abkürzung oder eine einfachere Grundform von *aha* mit dem Artikel vor uns haben (vgl. nr. 739.).

733 *hea* Haw. und Tah. — Ich finde vom Haw. *hea* die Bed. was? und welcher? angegeben. In der ersteren habe ich es bis jetzt nur mit einer Präpos. vor sich angetroffen: *nohea la maï ke kino o ke kanaka*, woraus ist der Leib des Menschen gemacht? (Cham.) In der Bed. welcher? steht es nach einem Subst.; dieses hat bald den Artikel vor sich, bald nicht: *i ka wa hea*, zu welcher Zeit? (Cham.) *ma ka aina hea*, in welchem Lande? (*id.*) *ma kahi hea*, an welchem Orte? (*id.*)

Dieses Wort ist eigentlich Adv. des Orts und der Zeit (wo? wann?); als solches kommt es mit Präpos. vor sich in allen vier Sprachen vor (s. nr. 910. 911.). Es hat mit dem Haw. *eha* und Tong. *he-ha* nichts zu thun, was sich schon daraus ergiebt, daſs der Haw. Artikel *he* keine Präpos. vor sich duldet. Seine einfachste Form ist das Tong. *fe*, wo? welches auch ohne Präpos. gebraucht wird; hieran schlieſst sich zunächst das Tah. Adv. *fea*, das auch *hea* lautet. Ich halte es für einen wesentlichen Punkt, daſs es als Vertreter des nicht mit einem Subst. verknüpften Pron. nie ohne eine Präpos. vorkomme. Der Gebrauch des Adv. wo? als welcher? was für einer? nach einem Subst. hat eine vollständige Analogie in dem westlichen Sprachzweige; das Mal. *māna* und Jav. *hendhi* Ng., *pundhi* Kr. haben ganz denselben, und bedeuten wo? als dieses Adv. nehmen sie meist Präpos. vor sich.

Tah. finde ich *teihea*, was? welcher? (Gramm. S. 17.)

wai N. Seel., Tah., Haw., *hai* Tong. — Dies Pron. ist für die menschliche Persönlichkeit bestimmt, ebenso wie alle vorigen für Dinge und wahrscheinlich auch Thiere. Wo es von dieser Bestimmung abweicht, hält es sich wohl in der Gränze, daſs die von ihm reflectirte Sache sich auf eine Person beziehe (vgl. nr. 736.). 734

Das Haw. *wai* wird 735

1. allein, ohne Subst., gebraucht, und bedeutet so meist wer? (von Personen) manchmal jedoch auch was? von Dingen. Ich habe es nur mit dem Casuszeichen *o* und mit Präpos. gefunden. Diese Präpos. sind nach meinen Beobachtungen *ia* (Zeichen des Dat. und Acc.) und, mit ihm zusammengeschrieben, *o*, *na*, *no*, in allen ihren Bed.; das Wörterbuch führt auch *a*, *ka*, *ko* an.

Casuszeichen *o* — von Personen: *owai la Jesu Kristo*, wer ist J. Ch.? (Cham.) B. 1. nr. 477.; *owai la ko'u makuwahine*, wer ist meine Mutter? (Matth. 12, 48.) *owai ka oukou mea e imi nei*, wen suchet ihr? (Joh. 18, 4.) — von Dingen: *owai ka inoa*, was ist der Name? (Cham.) *owai na inoa*, welche sind die Namen? (*id.*)

Präpos. *o* — *owai*, wessen? (Cham.)

na — *nawai o Jesu Kristo i pepehi*, wer hat J. Ch. getödtet? (Cham.) Das Wörterbuch führt *nawai*, *of whom? by whom?* an.

no — *nowai kēia kii a me ka palapala*, weſs ist das Bild und die Überschrift? (Matth. 22, 20.) Cham. übersetzt *nowai* auch für wen? und weswegen?

ia — *ia wai*, wem? wen? (Cham.)

2. Nach einem Subst. bedeutet es welcher? was für einer? von Personen und gelegentlich von Dingen; das Subst. hat den Artikel vor sich: *ka poe kanaka wai la*, welche Menschen? (Cham.) *ka inoa wai la*, welcher Name? (*id.*) Hierher gehört auch die von Cham. angeführte Pluralform des Pron., *ka poe wai*, welche?

736 Im N. Seel. ist *wai* und, mit dem Casuszeichen *ko* zusammengezogen, *k'wai* (nach Texten auch *ko wai*) wer? aber auch was? Die Gramm. bemerkt ausdrücklich (S. 29.), daſs von dem Namen einer Person *k'wai* und nicht *ʔaha* gesagt werde. B. von *k'wai*, ohne Präpos., von Personen: *k'wai tera tāngata*, wer ist der Mann da? (Gramm. S. 29.) mit *ra* nach dem Pron. B. 2. nr. 188.; von Dingen: *k'wai tou ingoa*, wie ist dein Name? (nach der Übers. der Gramm. S. 29.) ferner B. 2. nr. 223.; *ko wai kōia te pa o Waikato*, welches ist (oder: wie heiſst) W.'s Dorf? (Gr. *p.* 102.) Präpos. habe ich öfter vor *wai* gefunden, z. B. *na*.

737 Über das Tah. *wai* sagt die Gramm., daſs es gewöhnlich nur von Personen gebraucht werde. Ich finde wieder nur *o wai* oder Präpos. vor *wai*, für den Gen. *ta, to, na, no*, für den Dativ und Acc. *ia*, ferner: *tei ia wai*, bei wem? (s. alles dieses Gramm. S. 17.)

738 Das Tong. *hai* kommt nur mit dem Casuszeichen *ko* oder dem Vorsatze *a* vor; der Unterschied zwischen beiden Formen ist der, daſs *ko-hái* ganz vorn, *ahái* ganz hinten im Satze steht. Ich sollte meinen, daſs *ko-hái* nur wer? heiſsen könnte (s. B. 2. nr. 304.); nach Mar.'s Übersetzung: *ko-hái tangata koena*, was für ein Mann ist das? stände es freilich auch vor einem mit ihm verbundenen Subst.; ich möchte aber die Frage aufwerfen, ob dies nicht vielmehr zu übersetzen wäre: wer ist der Mann? *Ahái* heiſst nach Mar. 1) wer? ich finde davon kein B. 2) wessen? wo *a* geradezu die Präpos. von ist: *koe guli heni ahái*, wessen Hund ist dies? 3) was für einer? welcher? nach dem Subst. (s. B. nr. 326.) Beide Formen gelten, seiner Angabe zufolge, nur von Personen.

739 Der Umstand, daſs dieses Wort sich in den westlichen Sprachen gar nicht findet, könnte zu der Frage führen, ob man es vielleicht als eine weitere Ausbildung des nr. 732. angeregten *ha* ansehn dürfte. Formell wird dies durch das Tong. *hai* begünstigt.

740 *hia* N. Seel., Tah., Haw., *fiha* Tong. — Dies ist folgendes westliche Wort:

Jav.	*pira* wie viel? wie viele? (Kawi: viele) *pira-pira* viele?
Mad.	*firi* wie viele?
Tag.	*ilan* id.
Tong.	*fiha* id.

N. Seel.	*hia, e hia id.*
Tah.	*ehia id.*
Haw.	*ehia, ahia id.*

Vom Tong. *fiha* kann ich nur sagen, dafs es im Wörterb. vorkommt. Wo in den andren drei Sprachen *hia* von Personen gilt, scheint es, wie andre Wörter der Menge (s. nr. 607.), das allgemeine Subst. Leute vor sich nehmen zu müssen: N. Seel. *toko* (s. B. 179. 231.), Tah. *too* (s. B. nr. 66.). Haw. *koko̤o* (*kokoohia*, wie viele? von Personen, Wörterb.).

Allein habe ich das Wort nur einmal im N. Seel. gefunden: *po hia*, wie viele Tage? das Haw. Wörterbuch führt nicht *hia*, sondern nur (neben *pahia*, wie mannigfach? wie viele jedem? s. nr. 1080.) *ahia* und *ehia*, wie viele? auf, und diese Formen gelten wahrscheinlich, wie im Tah., für Dinge. Das *a* und *e* sind dieselben Vorsätze, welche vor die Cardinalzahlen und andre Quantitäts-Ausdrücke treten (s. nr. 600-602.): *ehia pepeiaohao o ka rinokerote*, wie viele Hörner hat das Rhinoceros? (Cham.) — Im N. Seel. führt die Gramm. (S. 55.) *e hia*, wie viele? ohne Bemerkung auf (1), die Tah. (S. 35.) in derselben Bed. *ehia*, aber mit dem Zusatze, dafs es nur von Dingen gebraucht werde.

Das Pron. int. mit einem Ortsadverbium.

741 N. Seel. *ra*, Haw. *la* — Die Ortsadv. *nei*, hier, und *ra, la*, dort, bezeichnen nach mehreren Redetheilen (s. nr. 903-907.) den Standpunkt gegen den Sprechenden, so auch nach fragenden Pron. und Adv. (vgl. nr. 910.) Ich finde aber bis jetzt nur das letztere; und man kann wohl denken, dafs *nei* nicht vorkommt, da die Frage immer auf Entferntes hingeht. *La* erscheint im Haw. nach *aha, eha, hea* und *wai*, im N. Seel. *ra* nach *wai*. Alles dies ist aus den obigen B. ersichtlich.

Gemischte Pronomina.

Polynes. Ausdrücke.

742 Tong. *taha*, N. Seel. und Tah. *tahi*, Rarot. *tai*, Haw. *kahi* — Das der numerischen Eins zum Grunde liegende Polynes. Wort wird, indem es bald die Haupt-, bald die Nebenform des Artikels vor sich nimmt, zum Ausdrucke für verschiedene grammatische Individualitäten, deren einige ich be-

---

(1) Ein B. ist *e hia po*, wie viele Nächte? (*p.* 90.)

reits nr. 571. angezeigt und von denen ich hier die pronominalen auszuführen habe. Diese pronominalen Bedeutungen, so wie seine Verbindung mit dem Artikel in ihnen, unterstützen vorzüglich meine oben (nr. 569. 570.) versuchte Darstellung desselben als eines Subst., dessen eigentlicher Sinn Theil oder Stück sei; sie rechtfertigen sich dadurch unmittelbar, wogegen sie jeder andren Auslegung, namentlich der, welche von dem Zahlworte an sich ausginge, mehrfache Schwierigkeiten in den Weg stellen würden.

Im Haw. tritt nur die wirkliche Artikelform vor das Grundwort; *kekahi* bedeutet in dieser Sprache: 1) Einer (absolut): (er sagte) *i k. o lakou*, zu Einem unter ihnen (Matth. 20, 13.) 2) ein (der unbestimmte Artikel): B. S. 741. Z. 5-7., B. 3. nr. 477. 3) wiederholt, bedeutet es der eine — der andre: *ka loihi mai k. aina aku a hiki i k. aina*, die Entfernung von einem Lande bis zu einem andren (Cham.) (vgl. noch S. 483. Text Z. 4-5.) (¹) 4) *kekahi i kekahi* bedeutet: Einer den, dem Andren, wofür in ältren Druckschriften fälschlich *i kekahi i kekahi* steht: *ma ke aloha e malama aku k. i k.*, durch die Liebe diene Einer dem Andren (Galat. 5, 13.) 5) *kekahi*, irgend einer: *k. kanaka*, irgend ein Mensch (Cham.); *k. mea*, irgend ein Ding (*id.*), jemand (*id.*), etwas (B. 1. nr. 1024.) 6) ein gewisser 7) allein (s. das letzte B. nr. 789.) oder mit folgendem Pluralzeichen (*poe, mau*): einige, sowohl für sich (wenigstens mit *poe*), als vor einem Subst.: *aka ua manaöio ole mai k. poe o oukou*, es sind aber etliche unter euch, die glauben nicht (Joh. 6, 64.); *a me k. mau wahine*, dazu etliche Weiber (Luc. 8, 2.); s. ferner S. 483. Z. 4. v. u.

Im N. Seel. ist *te tahi* der Artikel ein (B. nr. 141. und sonst), *e tahi*: etwas (B. nr. 133.), einige, auch Theilungs-Artikel (*e t. rākau*, Holz). Tab. ist *etahi* oder *wetahi* (über *w* s. nr. 700.) einige, welches noch das Pluralzeichen *pae* nach sich nehmen kann (s. Gramm. S. 18.). Im Tong. bedeutet *he taha*: jemand, irgend einer. Im Rarotong. ist mir *tetai* in denselben Pronominal-Bed. vorgekommen.

743 *wahi* N. Seel. und Haw. — Die Etymologie dieses Wortes habe ich mit der der Polynes. Eins gemeinschaftlich in nr. 569. 570. entwickelt; und wenn auch die Form der letzteren dagegen einigen Zweifel erregt, so ist jene Ab-

---

(¹) Auf dieselbe Weise bedeutet das wiederholte Jav. *sawiji* (eins): der eine — der andre.

leitung für diese doch ganz frei davon und genau zusagend. Im N. Seel. bedeutet *wahi* nach dem Wörterb.: Theil 2) etwas 3) einige; ich finde: *te tahi wahi mea kai*, einige Lebensmittel (Gr. *p.* 87.). Die letzten beiden Bed. hat es im Haw., aber mit dem Artikel *he*: *he wahi wai*, etwas Wasser (Cham.).

Tah. *te hoe*, jemand; *te hoe pae*, einige — s. nr. 30. Anm. 1. 744

fanu Tah. — Die Übersicht dieses Wortes ist wohl, ungeachtet der abgehenden Bed. im Tag., folgende: 745

Mal.	*ānō*, *ānū* ein gewisser (nach einem Subst.; *ōrang ānō*, jemand) *sīānō* jemand, ein gewisser, *some one, somebody* 2) ein solcher
Jav.	*hanu*, *si hanu* ein gewisser
Mad.	*sciano* ein Andrer
Tag.	*ano* was? 2) wie? *sino* wer?
Tah.	*fanu* (mit Vorsätzen) etwas, einige

Das Tah. *fanu* nimmt, wie die Zahlwörter und andre Ausdrücke der Menge, entweder die Artikelform *e* vor sich und bedeutet da etwas: *e fanu ia*, *some fish* (Gramm. S. 18.), oder das Subst. *too*, Leute (s. nr. 607.), *toofanu*, und heifst so einige (s. B. nr. 66. Anm. 1.).

mea in allen fünf Sprachen — S. über dieses Wort nr. 404. 406. Im Haw. ist *ka mea* nach Cham. etwas und jemand; im Acc. finde ich es mit dem Artikel *he*: (ich sahe) *he mea like me ke keiki a ke kanaka*, Einen, der des Menschen Sohne gleich war (Apoc. 1, 13.). *Aole mea* ist niemand: B. 4. nr. 685.; *mea ole* aber bedeutet nach Cham. nichts. Im Tah. heifst *o mea*: ein gewisser (nr. 34.); *o* ist dabei unwesentlich, es ist nur Casuszeichen. Das Tong. Wörterbuch übersetzt *mea* durch etwas; ich finde *he mea* in dieser Bed. Im N. Seel. ist *te mea kore* nichts. In der Sprache von Rarotonga spielt *mea* dieselbe Rolle, als in den übrigen. 746

Ich halte dieses Wort, trotz der ziemlich verschiedenen Form, für das westliche *barang*, und lasse dafür die genau übereinstimmenden Bed. sprechen. Die formelle Abweichung beruht nur in dem *e*; hiefse das Polynes. Wort *maa* (1) oder das westliche *berang*, so würden die Formen nach der Polynes. Lautarmuth einander vollkommen analog sein. Ich mufs noch be- 747 merken, daſs die pronominalen Bed. des Polynes. Wortes bis jetzt sehr wenig beobachtet sind.

---

(1) Das Tah. *maa* (s. nr. 505.) verdient hiernach eine aufmerksame weitere Prüfung.

	Bed. eines Subst.	Bed. eines Pron. u. ä.
Mal.	*bārang* Sache, Waare, Besitzthum, Hausrath	etwas, irgend etwas; irgend ein (vor Subst.); einige (so bildet es den Deutschen artikellosen Plural des Subst., vor ihm stehend) 2) jeder 3) (nach Marsden) ungefähr: *even; some* *bārang yang* das was *bārang sasuātu* jeder (mit einem Subst.) *bārang suātu yang* alles was *bārang saōrang* irgend einer, *b. s. yang* jeder wer; *bārang siāpa* wer immer, wer auch *bārang kamāna* wohin immer, wohin nur *sebārang* was immer 2) wo immer, wohin immer 3) *some*
Jav.	*barang* Sache, Waare, Gut, Besitzthum, Hausrath	etwas; irgend ein; einige *barang kang* das was *barang hapa* etwas, was immer; irgend ein; *b. h. kang* alles was, was immer *barang hendhi* Ng., *b. pundhi* Kr. irgendwo *sama barang* irgend etwas, was immer *sebarang* irgend etwas, was immer, irgend ein *sembarang* jeder, alle
Bug.	. . . .	*bara seuwana* jeder
Mad.	*vara* Hausgeräth, Gepäck, *biens* *vare ménage*	
Tag.	. . . .	*balang* etwas, irgend etwas, was immer, (vor einem Subst.) irgend ein 2) jeder *balang man* *qualquiera*
Tong.	*mea things, effects, property; affairs, matters* 2) Leute, Personen (B. S. 462. xx.)	*he mea* etwas 2) Pron. dem. mit dem rel.
N. Seel.	*mea* Sache 2) Person	
Rarot.	*mea* (in gleichem Gebrauche mit den übrigen Südsee-Sprachen)	
Tah.	*mea* Sache 2) Person	ein gewisser
Haw.	*mea* Sache, Ding, Besitzthum; Gegenstand 2) Person	etwas, jemand 2) Pron. dem. (allein oder den rel. einschließend)

toka Tong. — Dieses allgemeine Subst., Leute bedeutend (s. nr. 607.), ist ein Hülfswort bei den Ausdrücken viele (*toka lahi e*, dann das Subst., s. nr. 294. 295.) und wenige (*toka chi*, s. nr. 294.). 748

alle.

a pau Haw. — S. über diesen Ausdruck nr. 401. Er steht nach dem mit einem Pluralzeichen verbundenen Subst.: (ihr müsset gehasset werden) *e na kanaka a pau*, von allen Völkern (Matth. 24, 9.); *kana mau kauwa a pau*, alle seine Knechte (Cham.); *ua ao mai ka poe kaula a pau*, alle Propheten haben geweissagt (Matth. 11, 13.). Das Wörterbuch führt noch *a pau loa*, alles, alle, jeder, jedes, an; nur fragt sich, ob es ohne Hauptwort vorkommt (vgl. nr. 408.). In dem B. S. 812. Z. 5. v. u. hat der Ausdruck ein Subst. vor sich. 749

ka poe Haw. — Ich finde das Wort *poe*, welches Subst. (s. nr. 398.) und Pluralzeichen (s. nr. 517.) ist, mit dem Artikel vor sich ohne Hauptwort: B. (Haw.) nr. 713. *a*. 750

ein andrer.

Tong. *gehe*, N. Seel. *kē*, Rarot. *ke*, Tah. *ē*, Haw. *e* — Das N. Seel. *kē* ist nr. 227., das Tah. *ē* nr. 21. von Wilh. v. Humboldt erwähnt. Indem ich mich an die Bedeutungen und die Tong. Form halte, möchte ich in ihm das Jav. *sĕjĕ* erkennen, welches ich freilich in den westlichen Sprachen nicht verfolgen kann: 751

Jav.	*sĕjĕ* verschieden, fremd; ein andrer
Tong.	*gehe* verschieden, getrennt, entfernt; entgegengesetzt; ungewöhnlich; ein andrer; anderswo
N. Seel.	*kē* verschieden, fremd, ausländisch; anders, ein andrer
Rarot.	*ke* ein andrer
Tah.	*ē* ein andrer
Haw.	*e* fremd, neu; ein andrer

Das Haw. *e* hat gewöhnlich *ae*, seltner *aku*, müſsig nach sich, welche eigentlich noch, noch dazu bedeuten (s. nr. 939.): *na mea e ae* oder *na mea e aku*, andre Dinge (Cham.); letztes Haw. B. nr. 506.

hai Haw. — Vielleicht wird es nur von Personen, absolut gebraucht; Cham. übersetzt es *autrui*; im Wörterb. findet sich *no hai*, für einen Andren, *ia hai*, zu einem, für einen Andren. Ich habe nr. 591. den Versuch gemacht, das Wort mit den von dem Jav. Stamme *lih* durch die Endung *an* 752 abgeleiteten westlichen Formen für das in Rede stehende Pron. zusammenzustellen.

§. 52.

Verbum.

Form.

753 Die Südsee-Sprachen haben die Ununterschiedenheit der Redetheile
mit den westlichen gemein; dasselbe Wort kann die Eigenschaft eines Subst.,
Adj., Verbums u. s. w. in sich vereinigen; der Vorsatz des Artikels macht
es zum Subst., der einer Verbal-Partikel zum Verbum, und die Nachstellung
nach einem Hauptworte zum Adj. Auch wo der Begriff der Art ist,
daſs neben der Subst. oder Adj. Bedeutung sich nicht wohl eine verbale denken
läſst, erscheint es doch gelegentlich als Verbum, so z. B. ein Adj. als
ein neutrales, als das Eigenschaftswort in der Setzung des Seins oder Werdens.
Ich beschränke mich auf Belege aus der Haw. Sprache: *a i nui ka
mea i waihoia maī i ke kanaka, e nui no ka mea e noī hou ia
maī ia ia*, wenn viele Sachen Einem anvertraut sind, so wird auch viel von
ihm zurückgefordert (nach Cham.'s Übers.). So wird bisweilen das Pron.
int. *aha* (s. nr. 729.) als Verbum behandelt, und das Adv. *pela*, so, heiſst
754 nach dem Wörterb. auch: so sein, so gethan werden. Die neutrale und
active oder reflexive Bed. sind meist, die neutrale und causale öfter im Verbum
vereinigt, und auch dieses ist ganz der westliche Typus: Haw. *kau*,
hangen und hängen.

Adverbia nach dem Verbum.

755 Die im Haw. nach dem Verbum stehenden Adv., deren einige unsre vorgesetzten Präpos. ausdrücken helfen, bilden mit ihm eine Einheit; und daher kommt es, daſs Ansätze des Verbums, wie das *ia* des Passivs, die Zeitpartikel *la*, erst hinter dem Adv. eintreten. Cham. nennt als solche folgende Adv.: *e* (s. nr. 756.), *hewa*, fehl —, miſs —; *hou*, wieder; *iki*, ein wenig, etwas, irgend; *io*, wahrhaft; *koke*, bald; *loa*, gänzlich; *mau*, immer; *mau loa*, ewig; *mua*, vor —; *nui*, sehr; *ole*, nicht; *pinepine*, oft; *pono*, recht, gehörig; *wale* (s. nr. 472.). Es sind hierunter nur einige der am häufigsten wiederkehrenden aufgezählt, denn die Sache scheint allgemein

zu sein (vgl. das vorletzte B. nr. 497.; Beispiele s. noch nr. 759.). Dieselbe Construction der Adv. habe ich in der N. Seel. und Rarotong. Sprache beobachtet. Im Tah. finde ich in dieser Stellung *noa* (B. nr. 30. Anm. 1.) und *atoa* (auch) (B. nr. 122., B. 1. nr. 123.).

Ich verweile nur noch bei *e*. Das Haw. Wörterbuch und Cham. geben ihm die Bed. von weg, und das erstere führt die B. an: *e puhi e*, blase weg; *e holo e lakou, they will flee from.* Für eine Abkürzung von *ae* kann man es darum nicht halten, weil dieses dem Wörterb. zufolge nur nach *a* sein *a* verliert. Cham. giebt dem Adv. *e* noch die Bed.: anders, anderswohin (hier wäre es wohl das Pron. nr. 751.) 2) wider — . Das *e*, weg, besitzt vielleicht auch die Tah. Sprache (s. nr. 889. 3.). 756

Passivum.

Tah. *hia*, Haw. *ia* (*hia, lia*), Rarot. *ia* — Im Haw. wird an das Verbum *ia*, manchmal *hia*, auch *lia*, angesetzt; diese Bildung scheint nichts als ein Verbum neutrum zu sein (s. hierüber nr. 1111-1114.): *uluia* und *uluhia*, von einem Geiste besessen werden (Wörterb.); *aihue*, stehlen, *aihuehia* und *aihuelia*, gestohlen werden (*ib.*); *kau*, aufhängen, *kauhia* und *kaulia* (¹), aufgehängt werden (*ib.*); *manao*, denken, *manaolia*, nach dem Wörterb. Adj.: *thought of, destined, purposed, ready for*; *moa* und *moalia* sind beide Adj.: gar gekocht. Wann namentlich *hia* gebraucht wird, sieht man nicht; das Wörterbuch nennt das *h* euphonisch. *Ia* verliert nach den Vocalen *e* und *i* bisweilen sein *i*: *ikea*, gesehn werden; *lohea*, gehört werden; *anea*, von Würmern gefressen werden; *weheia* und manchmal *wehea*, geöffnet werden; *punia*, umringt werden; doch finde ich es auch nach *o* elidirt: *kikoa* ist nach dem Wörterb. das Pass. von *kiko*, ausstrekken, pflücken u. s. w. Man kann annehmen, daſs das *i* von *ia* niemals mit dem Schluſsvocale des Wortes einen Diphthong bildet; da ich jedoch in dem Wörterb. keine Belehrung darüber gefunden habe, so habe ich die Trennpunkte in diesem Falle nicht anwenden wollen. 757

Die Form kann auch ein Subst. pass. actionis (wenn man so sagen darf) und vielleicht ein Subst. von noch mehr mannigfaltiger Bed. sein: *ka haa-* 758

(¹) *kaulia* wird auch der, weder aus dieser Formation, noch aus einer der vielen Bed. von *kau* erklärliche Sinn von tödten beigelegt.

wiia mai, die Handlung des Gegebenwerdens (nach Cham.). Nach einem Hauptworte ist sie, sowohl mit *i* vor sich, als ohne es, das Partic. Pass. (s. nr. 833. 836.) Ferner ist sie, wie schon einige obige B. beweisen, auch geradezu ein Adj. (s. vorzüglich nr. 1111 - 1114.)

759 Wenn das Verbum ein Adv. oder einen adverbialischen Ausdruck bei sich hat, steht *ia* nach diesem, vom Verbum getrennt (vgl. nr. 755.): *haawi wale ia*, geschenkt werden (Cham.); *haawi hou ia*, wiedergegeben werden (*id.*); *noi hou ia*, zurückgefordert werden (*id.*); (sie meinten,) *e ike koke ia ke aupuni o ke Akua*, daſs das Reich Gottes bald sollte offenbart werden (Luc. 19, 11.); B. 1. nr. 497.; *e loaa ole ia'i i ka mea hu*, es soll kein Sauerteig gefunden werden (Cham.); *aole e ike makaia*, es wird nicht mit Augen gesehn (nach den Haw. Worten, Luc. 17, 20.). In dem letzten B. ist es mit dem adv. Ausdrucke zusammengeschrieben.

760 Im Tah. lautet der Ansatz *hia*, welches gleichfalls einem Adv. nachsteht; es wird immer getrennt geschrieben (nr. 125.). Das Verbum *ite*, sehen, wissen, setzt ebenso, wie das obige gleichbed. Haw. *ike*, bloſs *a* an: *itea* (nr. 44., B. 4. nr. 113.). Im Tah. habe ich öfter das durch dieses *hia* gebildete Pass., ganz wie es die Eigenthümlichkeit der westlichen Mal. Sprachen ist, für unser Activum gebraucht gefunden, indem das Agens mit der Präpos. *e* (nr. 1009.) nachfolgt (¹). *Hia* hat auch neutrale Verbalbed. (nr. 126.)

Weder in der Tong., noch in der N. Seel. Gramm. wird das Pass. aufgeführt; in den Texten jener Sprache ist es mir nirgends begegnet; in der N. Seel. möchte ich jene Verbal-Zusätze auf *ia* (nr. 819.), die auch auſser dem Imper. erscheinen, mit den Tah. und Haw. vereinigen, nur daſs die Construction keinen Beweis für das Pass. liefert. Auf dieselbe Weise finde ich hier *kite* und *kitea* neben einander für sehen (²). In der Sprache

---

(¹) Von derselben Art ist die Rarotong. Stelle: *te are, i nooia e ratou ra*, das Haus, wo sie wohnten (Apostelgesch. 2, 2.), wörtlich: das Haus, (in welchem) von ihnen gewohnt wurde.

(²) Wenn man in dieser Sprache die häufige, eben vom Tah. erwähnte, Umwendung des Act. in das Pass. und die, im Mal. und Jav. so gewöhnliche, Nicht-Andeutung des Verhältnisses des Agens auf diese Formation anwendet, so sind damit die Hindernisse, diese Zusätze für identisch mit denen der beiden obigen Sprachen zu halten, beseitigt. Ob der gelegentliche active Gebrauch derselben (s. nr. 1111.) gegründet oder nur durch die Täuschung dieser Umstände in die Wörterbücher gekommen ist, bliebe hiernach wohl zu erwägen. Im Tong. bin ich auf das dem Verbum öfter nachgesetzte *ia* (s. nr. 644.), welches von Rarotonga, deren Passivendung *ia* ist, muſs ich in Beziehung auf nr. 263. und das Tong. *tanumanga* (s. Anfang von nr. 1100.) die Form *tanumia*, begraben werden, erwähnen.

Diese Passivform nimmt nun ebenso, wie die active des einfachen Verbums, die Verbal-Partikeln zu sich, und ist so in den folgenden Abschnitten der Zeiten und Modi mit einbegriffen. 761

Zeiten.

Ich hege zwar die bestimmte Hoffnung, daſs auch der das Verbum betreffende Theil des Polynes. Sprachtypus, dessen Erscheinungen sich fast sämmtlich in diesem Abschnitte der, nach der bisherigen Darstellung, der Zeitbezeichnung bestimmten Partikeln hervorthun, sich, neben wenigen Besonderheiten, mit dem Sprachbaue des groſsen Indischen Meeres werde vereinigen lassen; es ist mir sogar schrittweise gelungen, dies an den wichtigsten derselben zu beweisen; ich mache aber in meiner gegenwärtigen Arbeit nicht den Anspruch, dies bei allen zu bewerkstelligen und alle bei den von mir wirklich entwickelten aufsteigenden Zweifel zu beseitigen. Die mir genau zugemeſsne Zeit und die Lückenhaftigkeit der vorhandenen Beobachtungen erlauben es nicht; es würde eine Kühnheit sein, unter solchen Umständen auf die Annahme einer bedeutenden Lautveränderung oder Lautverwischung eine einzelne Behauptung zu gründen, welche man nicht von allen Seiten durch Thatsachen unterstützen könnte. Der Wege sind zu viele, auf welche sich diese Partikeln führen lassen, um sich so bald bei jeder einzelnen für einen bestimmten entscheiden zu können. Daſs die ganze Anzahl der dem Verbum unter der Kategorie der Zeit sich beigesellenden Hülfswörter der Tempus-Andeutung zugewiesen sei, läſst sich entschieden läugnen; wenn man auch zugeben muſs, daſs eine wirkliche Zeitpartikel zu mehreren Zeiten verwandt werden kann, so wäre es doch ungerecht, ein solches Irregehn des Sprachsinns an allen Stellen anzunehmen. Ein Theil der diesen Wörtern noch für die Zukunft gebührenden Aufmerksamkeit muſs sogar dahin gerichtet werden, zu untersuchen, ob man nicht in einem oder dem andren einen der Wortbildung, der Stempelung des Verbums oder, da der

762 (margin, beside „Ich hege zwar … das Verbum“) · 763 (margin, beside „… zu können. Daſs die ganze Anzahl“)

Mar. für das Pron. pers. angiebt, aufmerksam geworden; die Aufnahme solcher Formen in sein Wörterbuch ist geeignet, der Sache eine gröſsere Wichtigkeit zu geben.

Haupttypus der Sprache hierfür schon bekannt ist und bei dem Ausdrucke des Verbalbegriffs auch Nominalformen mitwirken können, der des Subst. oder Particip. angehörenden Lauttheil zu erkennen habe. Der, für die Polynes. Sprachen noch gar nicht bestimmte Gebrauch oder Nichtgebrauch jener allgemeinen Verbal-Präfixe, welcher in der Mal. und Jav. zwar zum Theil willkührlich, zum Theil aber an Regeln gebunden ist, könnte hierbei eine Leitung gewähren. Wie mannigfach die Natur dieser, von mir nach den Resultaten meiner Untersuchung theils Zeit-, theils Verbal-Partikeln genannten, Lautgebilde sein könne, auf wie verschiedenartige Lösungen derselben man bedacht sein müsse, wird aus einer kurzen Nachweisung der Wege erhellen, auf denen wir die westlichen Mal. Sprachen bei der Behandlung des Verbums innerhalb des Zeitunterschiedes begriffen sehn.

764 Wo im Mal., Jav. und Kawi die Zeit unterschieden wird, geschieht es meist nur im Perf. und Fut. Es werden dazu Hülfswörter verwandt, welche sich vor das Zeitwort stellen, und zwar

1) Adv. — Perf.: vergangen, geendet, alle, genug, vorbei, schon — Mal. *ābis*, Jav. Ng. *wis, wus*, Kawi *huwus*, Mad. *efa, afa, afac*, in den drei ersten Sprachen sicher, in der Mad. wahrscheinlich auch, dasselbe Wort; Mal. *telah, sudah, lālu*, Jav. Kr. *sampun*, Mdh. *hempun.*

Fut.: künftig, bald, Jav. Ng. *mengko*, Kr. *mangké*; morgen, Jav. *bĕsuk.*

Durch solche Adv. kann auch das Präs. unterstützt werden.

765 2) Hülfsverba — Fut.: erwarten, Mal. *nanti*; errathen, vermuthen, Jav. Ng. *bakal*, Kr. *badé* (sie werden auch: in Erwartung, im Begriffe, übersetzt); wollen, verlangen, wünschen, Mal. *māū, andak*, Jav. *harep*; auch können wird in dieser Eigenschaft von den Grammatikern angeführt, Mal. *būlih*, Jav. *kenna, bisa, sagedh.*

766 3) sogar eine Präpos.; die Mal. Ortspräpos. der Bewegung *akan* drückt das Fut. aus: ich zum Schreiben, d. h. ich werde schreiben.

767 Etwas aber, worauf man vorzüglich gefaſst sein muſs, ist, in den Südsee-Sprachen die bei den westlichen so vorherrschende Neigung zum Ausdruck des Verbums durch das Pass. vorzufinden. Was man jedoch hier Pass. genannt hat, ist es nur zum Theil, zum Theil ist der Ausdruck ein Subst. mit dem Hülfsverbum werden, geschehen oder sein. Ich spreche von diesem substantivischen Ausdrucke zuerst. Er ist jenen Sprachen so geläufig,

daſs er für die einfachsten Fälle, für das Verb. neutr. u. ä. angewandt wird:
er geht, er schläft — es geschieht Gehung seiner. Dieses vor das präfixlose
Grundwort tretende Hülfsverbum ist im Mal. *de*, im Jav. Ng. *dhi* (Kr. *dhipun*,
Mdh. *dhĕn*); es ist aus ihm durch Verdopplung das Jav. *dhadhi*,
Mal. *jādi*, werden, geschehn, hervorgegangen. Im Mal. gilt dieser Ausdruck
für alle Zeiten, es wird kein Tempus an ihm angedeutet, sondern das
de willkührlich als: es geschieht, es geschah, es wird geschehn (um mich
dieses Verbums hier zu bedienen), ja als Imper.: es geschehe, Inf., Partic.
und Subst. actionis verstanden. Im Jav. treten jedoch die Hülfswörter des
Perf. und Fut. vor *dhi*. Die richtige Würdigung dieses Hülfsverbums wird
durch die sehr frei gelaſsne Construction erschwert. Im Mal. können nämlich
1) sowohl das Subject, als das Agens (1) nackt, ohne Bezeichnung ihrer
Beziehung dastehn, wobei das Subject bald vor, bald nach dem Verbum
seine Stelle finden kann; das Agens muſs aber immer dem Verbum nachfolgen.
Ebenso finde ich beim Jav. *dhi* das Agens ohne Bezeichnung nach dem
Verbum. 2) Im Mal. kann das Agens *ūlih* (durch, von), das Subject *akan*
(Präpos. des Acc.) vor sich nehmen; beides kann zugleich statt finden, oder
das eine beider Glieder unbezeichnet bleiben; auch hier muſs das Agens
immer nach dem Verbum stehn. Beim Jav. *dhi* habe ich auf gleiche Weise
das Agens mit *dhĕnning* hinter dem Verbum gefunden. Es wäre zu untersuchen,
ob vielleicht das dem Verbum vorgesetzte *i* im Tag., eine Bildung, die
Pass. genannt wird, dieses *dhi* sein könnte. Das Hülfsverbum kann aber im 708
Mal. auch fehlen, man findet das Verb. act., mit *ūlih* vor dem Agens. Im
Mad. besteht diese Construction darin, daſs man an das Verbum *ni* oder
ani hängt, welches wahrscheinlich eigentlich *ejus* heiſst, aber von daher allgemein
geworden ist; hinter dieses *ni* kann ein zweites *ni* treten und sowohl
das Subject, als das Agens zu sich nehmen; es ist hiernach bald Zeichen des
Gen., bald des von, durch. Hierbei kann das Hülfsverbum (Präs. und
Prät. *no*, Fut. *ho*) stehn oder fehlen (s. näher S. 397-401.).

Das eigentliche Verbum sein ist jenes *de, dhi* nicht; im Mal. tritt 709
aber das wirkliche *āda* vor das Verbum in allen Zeiten und bildet die Reihe

---

(1) Ich verstehe unter Agens das Satzglied, welches beim activen Verbum Subject ist (er sieht mich), beim passiven die Deutsche Präpos. von erhält (ich werde von ihm gesehn), bei der substantivischen Construction im Gen. steht (ich bin Sehung seiner); Subject nenne ich hier das der passiven oder substant. Construction (also das Object der activen).

der ausdrucksvollen Gegenwart ohne Unterscheidung der drei Tempora: ich bin schreibend, war schreibend, werde schreibend sein.

770 Ein wirkliches, wenigstens ziemlich freies Pass. entsteht im Jav. durch vor das Verbum gesetztes *ka*; dies ist ebensowohl Verbalform, als Partic. Pass.; das Verbum verknüpft mit dem Präfixe häufig die Endung *han*. Hierbei wird an keine Tempusbezeichnung gedacht, die Form gilt von allen Zeiten ohne Unterschied. Im Mal. trifft man einige Spuren dieser Bildung, sonst wird sein passives Partic. durch vorgesetztes *ter* formirt. Im Tag. findet sich auch als Zeichen des Pass. das bloſse angehängte *an*, oder dasselbe zusammen mit dem Vorsatz *pa*. Alle diese Formationen sind freilich auch Typen des abgeleiteten Subst., es läſst sich aber nicht läugnen, daſs die Sprache in die vom Verbum hergenommenen Formen dieser Art wirklich die Bed. eines passiven Verbums und Partic. gelegt hat.

771 Aus dieser Zusammenstellung, mit der man das von Wilh. v. Humboldt S. 152-161. Gesagte verbinden kann und von der ich absichtlich einige Einzelheiten ausgeschlossen habe, welche ich im Folgenden anzuführen Gelegenheit finde, wird es zur Genüge erhellen, wie mannigfach die sich für die Deutung der Polynes. Verbal-Partikeln darbietenden Möglichkeiten sind, und daſs der Versuch einer überzeugenden Anwendung ihrer auf alle nur ein Werk der Muſse und einer freien Übersicht geordneter Erscheinungen, nicht aber einer Zeit sein kann, wo es mir geboten ist, im Fluge einem überwältigenden Stoffe eine gewisse Gestaltung zu geben und einzelne groſse Massen, bisweilen durch Behauptungen, deren Sicherung der Zukunft anheimfällt, dem Chaos zu entreiſsen.

Das bloſse Verbum, ohne Partikel.

772 Daſs in den Südsee-Sprachen öfter das bloſse Verbum ohne irgend eine Partikel steht, hat schon Wilh. v. Humboldt S. 476-477. nachgewiesen. Dies betrifft wahrscheinlich im Allgemeinen nur das Präs. und Imperf.; so ist es im Tong. (s. nr. 358.) Im N. Seel. findet sich das Präs. unangedeutet im letzten B. nr. 235., im Tah. das Perf. S. 471. I., im Haw. das Präs. im 4. B. nr. 685. Die Mal. und Jav. Sprachen bieten dieselbe Erscheinung dar; die erstere bezeichnet das Präs. nie, das Imperf. oft nicht. Im Jav. kann dasselbe in allen Zeiten geschehn, dabei kann aber das Präs. ein Verbal-Präfix annehmen, was im Imperf. und Fut. nicht eintreten soll. Bei dieser prä-

fixloſen Construction hat man vielmehr in dem Verbum ein Subst., zu dem
alle übrigen Beſtimmungen, namentlich als sein (*esse*), ergänzt werden müſ-
sen; und so hätte man auch den Fall beim Polynes. zu betrachten.

Es treten aber noch Umstände hinzu, welche der Satzfügung einen 773
andren Charakter geben. Die Auslassung des Präsenszeichens ist im Haw.
und Tah. häufig bei der Construction des Pron. rel. (s. nr. 713.); zum Theil
hat man es mit der vorigen Auslegung zu thun, zum Theil kann man das
Verbum für ein Partic. ansehn. Da die drei Tong. Verbal-Partikeln alle eigent- 774
lich Adv. der Zeit zu sein scheinen, so ist es natürlich, daſs sie wegfallen,
wo das Verbum von einer Conjunction der Zeit abhängig ist (S. 447. xix.,
S. 459. v., S. 462. viii.). Bei den Ausdrücken für daſs, auf daſs, daſs
nicht, damit nicht scheint im Haw. meist das nackte Verbum gebraucht
zu werden und sogar das Subject, wenn es zugleich das des vorigen Verbums
ist, wegzubleiben. Es hat das Ansehn, als wenn die diese Conjunctionen
ausdrückenden Wörter theils Artikel, theils Zeichen des Acc. oder Präpos.
der Richtung seien und das Verbum ein zu ihnen gehörendes Subst. (vgl.
jedoch noch nr. 670.)

Verbal-Partikeln.

gua Tong., *koa* N. Seel., *kua* Rarot., *ua* Tah. und Haw. — Ich verdanke es 775
den Beobachtungen, die ich bei meinem früheren Lesen Mal. Texte gemacht
habe, dies Wort in den westlichen Sprachen aufgefunden zu haben; diese
Entdeckung ist eine der wichtigsten, die mir in dem Streben nach der Dar-
stellung des ganzen Mal. Sprachstammes als einer Einheit von Verfahren und
Laut geglückt sind, und würde allein hinreichen, diese meine Arbeit und
ihre Tendenz zu rechtfertigen. Es ist damit für die Untersuchung der ver-
balen Hülfswörter eine feste Grundlage und die Aussicht gewonnen, nach
und nach auch diesen, sehr widerstrebenden Theil der Südsee-Grammatik
mit dem westlichen Sprachbau zusammenschlieſsen zu können. Indem sich
dieses Wort als ein Adv. der Zeit ausweist, wird damit zugleich die Sicher-
heit gegeben, daſs mehrere andre Verbal-Partikeln dieselbe Eigenschaft ha-
ben. Das Mal. *jūga* und *jūa*, worauf dasselbe hinausgeht, ist ein Adv. von 776
sehr verschiedenartiger und verworrener Bed., welches daher oft leer, d. h.
so erscheint, daſs man kaum ihm irgend einen bestimmten Sinn beilegen
kann. In der Bed. noch ist es Zeichen des Präs. und Imperf.; ich habe mir
leider nur ein B. der letzteren Zeit aufgezeichnet: (da erhob sich ein groſs

Ungestüm im Meer, also, daſs auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward,) *tetāpī iya tīdor jūga* (1), aber (Luther: und) er schlief (Matth. 8, 24.). Ebenso habe ich *tīāda jūga* (noch nicht) da gefunden, wo das Verbum im Perf. gedacht war. Als schon und Zeichen des Plusquamperf. erscheint es in folgendem B.: (wären solche Thaten zu Tyro und Sidon geschehen,) *nischāya lāma jūga marīkʾītu bertōbat* (2), sie hätten vor Zeiten Buſse gethan (Matth. 11, 21.). Im Kawi finde ich *juga* nur in einer Stelle des B. Y. deutlich als nur, oder vielmehr in dieser Bed. bloſs ausfüllend. Alle übrigen Stellen, wo es vorkommt (19, *c*. 30, *b*. 86, *b*. 90, *c*.), sind so dunkel, daſs sich für jetzt über den Sinn von *juga* darin nichts sagen läſst. Indem das Wort in den westlichen Sprachen mit einem Pron. dem. den Ausdruck für derselbe bildet (Mal. *pada ārī ītu jūga*, an demselbigen Tage, Matth. 13, 1.), scheint es auch das Haw. Dem. *ua* zu sein (s. nr. 688.). Zwischen den beiden Sprachzweigen ist der merkwürdige Unterschied, daſs es im westlichen immer nach, im östlichen immer vor dem zu ihm gehörenden Worte steht. Das Tong. *gua loa* ist, für beide Wörter, geradezu das obige Mal. *lāma jūga* (vgl. nr. 934.). Im Tag. ist es mir trotz aller angewandten Mittel bisher nicht gelungen das Wort aufzufinden; meine Aufmerksamkeit hat sich aber auf *couan*, welches das Span. *fulano* ausdrückt, und auf *capagcouan* (den B. nach aber *capagcoua y*) gerichtet, das den Sinn von sogleich hat. In seiner vielfachen Bed., für welche die westlichen Sprachen zeugen, liegt es, daſs das Wort verschiedene Tempora andeuten kann; hauptsächlich sind dieses jedoch das Präs. (wo ich es als noch, jetzt nehme) und die Vergangenheit (wo ich es in der Bed. schon auffasse); die von 777 noch macht es auch zum Fut. tauglich. Folgendes ist die Übersicht des Wortes im ganzen Sprachstamme:

	Adverbium.	Verbal-Partikel.	Pronomen.
Mal.	*jūga* auch 2) nur, allein 3) so 4) dennoch; vielmehr 5) noch 6) schon (*lāma jūga*, schon längst) *jūa* nur 2) so 3) noch	*jūga* Zeichen des Präs., Imperf., Perf., Plqpf.	*ītu jūga* derselbe *sāma* und *sāma jūga* derselbe
Kaw.	*juga* nur (die übrigen Bed. sind noch dunkel)		

---

(1) Haw. *aka ua hiamoe oia.*

(2) Haw. *ina ua mihi e lakou.*

	(Adverbium)	(Verbal-Partikel)	(Pronomen)
Jav.	*huga* auch 2) nur 3) so 4) doch, dennoch 5) noch		*hiyahika huga* derselbe (*hiyahika*, dieser)
Mad.	*coua* auch 2) noch 3) mehr (*davantage, plus que cela*)		*isicoua* dasselbe (*isi*, dieser) *zanicoua* derselbe, dasselbe (*zane*, dies)
Tag.	*couan* + s. nr. 776.		
Tong.	*gua loa* ehedem, vor langer Zeit	*gua* Zeichen des Präs., manchmal des Prät.	
N. Seel.		*koa* Zeichen des Perf.	
Rarot.		*kua* Zeichen des Präs., Imperf. und Perf.	*taua* dieser
Tah.		*ua* Zeichen des Präsens, Prät., Fut., des Imperf. Conj.	*taua, aua* dieser
Haw.		*ua* Zeichen des Präs., Imperf., Perf.	*ua* dieser

778 Das Haw. *ua*, welches nach Cham. manchmal sein *a* elidirt, bezeichnet sowohl das Präs., als das Imperf. und Perf.; es steht vor dem Verbum; das Subject soll nach Cham. meist nach dem Verbum seine Stelle haben, doch finde ich es, wenigstens als Subst., öfter vor ihm, wobei einmal nach dem Verbum noch das Pron. *ia* steht: *Jesu Kristo* -- (hier tritt ein Zwischensatz ein) -- *ua haawi aku ia i kona koko no kakou*, J. Chr. hat sein Blut für uns gegeben (Cham.). Ein noch zu beachtender Punkt, auf den die N. Seel. Sprache (s. nr. 230.) führt, ist, ob es wohl immer nur gebraucht wird, wo die Zeit oder der Ort nicht durch ein wirkliches Adv. oder einen adverbialischen Ausdruck angedeutet sind; dies würde durch seine eigne adverbiale Natur erklärlich werden. *Nei* und *la*, welche bei andren Zeitpartikeln das Verbum begleiten, scheinen bei ihm nicht einzutreten (doch im Tah. *ra*, s. nr. 779.).

Präs. — *aka ua kokoke maï ka manawa*, aber es kommt die Zeit (Joh. 4, 23.); *ua ike lakou a pau i ka palapala*, sie kennen alle die Schrift (Cham.); *ua ike no ka Haku i ka manao o ka poe akamai*, der Herr weiſs der Weisen Gedanken (1. Cor. 3, 20.); B. 1. nr. 497.; letztes B. dieser nr.

Imperf. — vorletztes B. nr. 477.

Perf. — *ua ike no au - -, a ua hoao oe - -, a ua ike oe ia lakou he poe wahahee*, ich weiſs - -, und (daſs du) hast versucht - -, und hast sie Lügner erfunden (Apoc. 2, 2., ähnlich 3, 8.); B. nr. 500.

779 Wie es ein Ausdruck für das Verbum sein ist, habe ich nr. 843. entwickelt; hierher gehört jedoch, daſs es in dieser Bed. aus einem Adj. ein Verbum impers. (mit fehlendem Subject es) bildet: *ua aku*, es ist hell (Wörterb. *v. aku*, hell, unbewölkt, vom Monde); *uana*, es ist genug (*id. h. v.*); und vor der Passivform des Verbums das Verbum subst. ausdrückt: Präs. *ua palapalaia*, es steht geschrieben (Matth. 4, 4.); Imperf. *ua aahuia*, (der) war angethan mit einem Kittel (Apoc. 1. 13.).

780 Das Tong. *gua* vor dem Verbum giebt Mar. als Zeichen des Präs. an (nr. 359.), setzt aber hinzu, daſs diese Form auch oft die Vergangenheit ausdrücke, besonders wenn es noch nicht lange her sei. Ich finde es häufig im Sinne des Griech. Perf. gebraucht.

Das N. Seel. *koa* vor dem Verbum ist Zeichen des Perf. (nr. 231.); nach dem Verbum kann dabei noch *ke* stehn (nr. 230.).

Das Tah. *ua* bezeichnet sowohl das Präs. (nr. 113.), als die Vergangenheit (nr. 114.) und Zukunft (nr. 115.), ja sogar das Imperf. Conj. (nr. 116.) Ich finde sehr oft dabei nach dem Verbum *ra*, im Präs. S. 472. vi., im Imperf. S. 471. ii. iii., S. 472. iv., S. 473. vii. Bei seinem ersten Vorkommen im 2. B. nr. 115. steht *ua* ohne Verbum und ist dunkel.

781 *auanei* Tah. und Haw. — Das Haw. *auanei*, dem Verbum nachgesetzt, drückt dem Wörterb. zufolge in der Bed. *hereafter, by and bye*, das unbestimmte Fut. aus, und lautet nach einem vorhergehenden *a*: *uanei*, wobei aber kein Apostroph angewandt wird. Cham. sagt, daſs es das nahe Fut. anzeige; mir scheint dies nicht immer zu sein. Ich finde es auch in der Bed. sollen, und vor dem Verbum gewöhnlich *e*, welches an sich schon das Fut. und sollen andeutet, aber nicht die Bestimmtheit des doppelten Ausdruckes hat, da es auch für das Präs. dient.

Fut. — *e hele mai auanei o Jesu*, Jesus wird kommen (Cham.); *e haawi aku auanei au i këia ia oe*, ich werde dir dies geben (*id.*); *e haawiia maï auanei këia*, dies wird gegeben werden (*id.*);

sollen — *a e ike auanei na ekalesia a pau*, und sollen erkennen alle Gemeinen (Apoc. 2, 23.).

Ich finde *uanei* (nach End-*a*) auch ohne Verbum: *pehea uanei ia mea*, wie soll dies geschehn? (Cham.) und vor dem Verbum, wo diesem das *e* fehlt: *ahea la uanei hiki ia mau mea*, wann sollen diese Dinge geschehn? (*id.*)

Durch die Tah. Sprache wird die Natur dieses Wortes ganz deutlich: *auanei* oder *aunei* und *naunei* ist nach der Gramm. heute, das erstere von der Zukunft, das zweite von der Vergangenheit; von dem ersteren sagt sie, daſs es manchmal die nahe Zukunft anzeigt (Gramm. S. 34.). Diese Tah. Formen begünstigen sehr eine Ableitung des Wortes von *ao*, Tag (s. vergl. Worttaf. nr. 7.), und *nei*, hier, so daſs es das Tong. *heahoni* (nr. 701.) und seine Beziehung auf die Zukunft willkührlich wäre; bei dieser Erklärung bleibe ich auch stehn. Wollte man in ihm die Präpos. *a* der Zukunft und das eben dagewesene *ua* finden, so lieſsen sich gegen diese Zusammenstellung manche Zweifel erheben, und das Wesen von *ua* müſste man auf sich beruhen lassen. *Na* in *naunei* ist die Präpos. der Vergangenheit (nr. 992.); das zweite *a* in *auanei* muſs man für das des selbstständigen *anei* (nr. 901.) halten.

te Tong., N. Seel., Rarot. und Tah., *ke* Haw. — Im Haw. bildet *ke* vor 782 und *nei* nach dem Verbum das Präs.; ich finde das Subject nach dem Verbum, d. h. nach *nei*, doch sagt Cham., daſs Subject und Object vor- oder nachstehn können: *ke olelo aku nei no hoï au ia oukou*, euch aber sage ich (Apoc. 2, 24.); s. noch zwei B. nr. 885. *kahea*. Es kann aber nach dem Verbum auch *la* stehn; der Prophet spricht, der Herr spricht wird nach Cham. überall mit *la* übersetzt: *ke olelo maï la ke kaula, ke olelo maï la ka haku*. Das Wörterbuch bemerkt, daſs *ke* mit dem Zeichen des Conjunctivs das Fut. anzeige; die Sache läſst sich nicht beurtheilen, da man nicht weiſs, was unter dem Zeichen des Conj. verstanden wird.

In der Tah. Gramm. wird *te* vor dem Verbum und *nei* nach ihm als die gewöhnliche Form des Präs. (B. nr. 26. 101.), *te* vor und *ra* nach ihm als die gewöhnliche des Imperf. angegeben. Ich finde sogar im Präs. *nei ra* nach dem Verbum (S. 471. u.).

Im N. Seel. wird *te* vor dem Verbum erwähnt, aber nichts über seine Beziehung gesagt (s. nr. 146.). In der Sprache von Rarotonga finde ich *tera* beim Imperf.

Im Tong. ist *te* Zeichen des Fut. (s. nr. 369-371.), soll aber auch für das Präs. stehn (nr. 372.), wovon ich das B. habe: *ikéi teü iloa*, ich weiſs es nicht (Mar. II. *p*. 377.); es drückt auch können aus (s. nr. 375.), und nach Mar. *should, would* (nr. 374.) (1).

783 Wenn man der Angabe Mar.'s im Wörterb. trauen kann, wo er *te* als ein Adv. der Bed. beinahe (vgl. nr. 942.) aufführt, und dieselbe nicht eine Abstraction von der Tong. Anwendung der Partikel ist, so wäre damit eine wichtige Aufklärung über deren Natur gewonnen (2). Die Präsens- und Imperfect-Bed. widerspricht diesem aber sehr. Eine fernere Berücksichtigung verdient der Umstand, daſs im Haw. dieses *ke* auch daſs, den Inf. und wenn der Bedingung bezeichnet. Daſs, der Inf. und die mehrfache Zeit würde sich durch den Artikel erklären lassen. Hierfür die Partikel zu halten, kann ich mich aber schwer entschlieſsen; ich schlage daher die Richtung ein, dem Worte die Eigenschaft eines Zeitadv. (jetzt u. ä.) beizulegen und seine Vereinigung mit der Artikelform in dem beim Pron. *ia* (nr. 648. u. flgd.) entwickelten Systeme zu suchen, nach welchem dieses Pron. mit dem Pron. dem. und Ortsadv., also auch Zeitadv., zusammengreift. Ich erinnere daran, wie der Tong. Artikel *he* auch dort bedeutet, und an den Beweis, welchen mehr entwickelte Formen, z. B. Mal. *īni*, dieser, *sīni*, hier, *kīni*, jetzt, liefern. Wie das dem Artikel gleichende *te* sich mit einer dem Verbum nachfolgenden Ortspartikel zu einem Zeitadverbium verbinden kann, wird aus der Rolle, die es bei der Bildung der demonstr. Pron. (s. nr. 689-701.) spielt, sehr leicht verständlich. Diese zusammengesetzten Ausdrücke habe ich zum Gegenstande einer späteren Untersuchung (s. nr. 794-797.) gemacht, bei welcher es mir gelungen ist, für dieselben directe Lautverwandtschaften in den Sprachen des Indischen Archipelagus nachzuweisen; ich breche daher die Discussion hier ab, nachdem ich noch bemerkt, daſs ich das das Verbum umfassende *te-nei* in einem Tah. B. wirklich als jetzt mit dem Präs. finde: *e te ite nei au*, und ich bin jetzt sehend (Joh. 9, 15.) (3).

---

(1) Ein B. des letzteren ist: *ikéi teü boto, kapáu naï etc.*, ich wäre nicht weise, wenn (mein Sinn seinem gleich) wäre (Mar. II. *p*. 382.). Ich finde es auch als sollen: *ginautolu be te nau nofo gi Hafulu Hau*, sie nur sollen in H. H. bleiben (*ib*. *p*. 383.).

(2) Noch zu beachten ist *tegichi*, noch nicht, *ere*; *chi* bedeutet klein.

(3) Haw. *ke-nei* als jetzt s. nr. 796.

e und *i*.

Diese vor das Verbum tretenden Partikeln sind der N. Seel., Rarot., Tah. und Haw. Sprache in groſser Ausdehnung eigen und sie erfahren beide, und in allen vier Sprachen, gleiche Behandlung. Eine bestimmte Zeitbed. haben sie nicht; denn wenn diese auch bei einer von beiden und in Einer Sprache nach den bisherigen Beobachtungen beschränkter ist, so tritt doch sogleich eine andre Sprache, ja dieselbe bei Hinzunahme einer dem Verbum nachgesetzten Partikel dagegen auf, so daſs man bestimmt behaupten kann, daſs in ihnen die Zeit nicht liegen könne. Sie werden nämlich zum Theil allein gebraucht, zum Theil nimmt das Verbum eine Orts- oder Zeitpartikel nach sich, und zwar *nei, la* oder *ra* (Tah. auch *na*), *ai* und das schon vorhin (nr. 781.) behandelte *auanei*. Das letzte tritt nur bei *e* ein, und ebenso *ana*, dessen Beschaffenheit eine andre ist. Ich muſs hier gleich hinzufügen, daſs *e-ana* auch beim Partic. (Haw. nr. 835.) und Imper. (Haw. nr. 845.), *i* auch beim Partic. (Tah. und Haw. nr. 836.) erscheint. 784

Diese beiden Verbal-Partikeln nehmen die Aufmerksamkeit durch eine eigenthümliche Construction in Anspruch und erweisen sich als ganz verschieden von allen übrigen dadurch, daſs das Subject, wenn es dem Verbum vorgestellt ist, die den Vocal *a* enthaltende Form der drei Besitzpräpos. (*a, na, ta*, Haw. *ka*) vor sich nimmt; ist ein Pron. pers. Subject, so wird die Zusammenstellung mit dem Pron. poss. identisch. Diese Präpos. tritt aber nicht ein bei einem fragenden oder verneinenden Satze. Von beiden Punkten kommen einzelne Ausnahmen vor, indem das dem Verbum vorausgehende Subject in einem bejahenden Satze auch des von entbehrt, in einem fragenden oder verneinenden auch das von zu sich nimmt. Alle diese Erscheinungen sind den drei Sprachen und beiden Partikeln, sie mögen allein gebraucht werden oder das Verbum noch eine der obengenannten Partikeln nach sich haben, gemeinschaftlich; bei dem obigen *e-auanei* ist kein B. mit voranstehendem Subj. vorgekommen. Im N. Seel. scheint von nicht einzutreten, wenn *ra oki* vor dem Subject steht (¹). Das voranstehende Subject kann im Haw. den Artikel *he* oder das Casuszeichen *o* vor sich haben; und da beide keine Präposition vor sich dulden, so nimmt *ka* (*a* 785

(¹) In dieser Sprache finde ich auch die Präpos. *ma* angewandt: *maku e waka rawa*, ich werde es befeſtigen (Gr. *p.* 84.).

und *na* können wohl hier nicht angewandt werden) seine Stellung nach dem Nomen (s. nr. 787.). Ich finde einmal vor dem einem Pron. vorausgehenden *ka* das *o*, es gehört aber dem ausgelaſsnen Pron. rel. an: *o ka'u i palapala, na'u ia i palapala*, was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben (Cham.). Auch Folgendes, das ich nur vom Haw. berichte, wird den drei Sprachen gleichmäſsig eigen sein. Das Object kann, neben dem Subject, vor dem Verbum stehn, und geht nach Cham. dem Subject bald voraus, bald nach; wo es ihm vorausgeht, finde ich das Casuszeichen *o* vor ihm; wo es nach dem Subj. folgt, finde ich es unbezeichnet oder wieder mit *o*. Folgt bei vorstehendem Subj. mit von das Object dem Verbum, so kann es die Acc. Präpos. (*i, ia*) annehmen oder ohne Bezeichnung bleiben (¹). Eine zweite, von der bisher besprochenen wesentlich verschiedene Satzfügung ist die mit dem Verbum nachgestelltem Subjecte, in der die Besitzpräpos. nicht erscheinen und die Eigenthümlichkeit der beiden Verbal-Partikeln sich der Beobachtung entzieht.

786 Ich bin geneigt, in dem von jener merkwürdigen Construction eine Hinweisung auf die ähnliche beim Mal. *de* und Jav. *dhi* (s. nr. 767.) und im Polynes. *e* und *i* dieses Hülfsverbum zu finden (²). Das Abweichende in beiden Sprachzweigen ist nur, daſs der westliche zum Agens (³) die Präpos. des Werkzeugs, der Polynes. die des Gen. Verhältnisses setzt (⁴), und dieser präpositionelle Ausdruck im Mal. und Jav. dem Verbum folgt, in den Südsee-Sprachen ihm vorausgeht. Das Räthsel, warum in den letzteren die Frage und Negation das von nicht gestatten, weiſs ich nicht zu lösen. Die einzige Schwierigkeit bei jener Annahme ist das Nebeneinanderbestehn von *e* und *i*; man fragt sehr natürlich, welchen Unterschied die Sprache zwischen

---

(¹) Beim N. Seel. *i-ai* finde ich ebenso den dem Verbum nachgestellten Acc. Obj. bald durch seine Präpos. angedeutet, bald nicht; ein B. seiner Vorstellung, ohne Bezeichnung, ist: *na wai ra te rangi nei i anga*, wer hat den Himmel gemacht? (Gramm. *p.* 115.)

(²) In den Texten der N. Seel. Gramm. habe ich *e* sogar bestimmt als die Bezeichnung des Passivs in dieser Sprache kennen gelernt.

(³) Ich nenne in diesem Augenblick das Subject des activen Verbums Agens, sein Object aber Subject (vgl. nr. 767. Anm. 1.).

(⁴) Ich muſs an die gröſsere Begriffsweite dieser Präpositionen erinnern, in welcher einige ihrer Formen z. B. das Herkommen von etwas und die causale Beziehung ausdrücken (s. nr. 412-422. 1005. 1014. 1015.). — Wichtig ist für die gegenwärtige Erörterung das *i* und *e* in dem B. nr. 1009. und das *i* in nr. 814.

ihnen mache, wenn sie ganz gleichbedeutend sein sollen; und ganz gleichbedeutend darf man sie auch nicht nennen, da z. B. die Endung *ana* und die Partikel *auanei* nur bei *e* eintreten. Ich überlasse die Lösung dieses Zweifels der Zukunft, halte es aber für ganz unmöglich, einer beider Partikeln eine von der der andren verschiedne Natur zuzuschreiben, z. B. wenn man sagen wollte, daſs *e* Artikel oder *i* Präpos. des Orts (in, nach, zu) wäre. Wohl aber muſs bei meiner Erklärung der Umstand zu weiterem Nachdenken anregen, daſs im Tah. und Haw. *e* und in allen drei Sprachen *i* die Präpos. des Werkzeugs ist, den ich, mit Hinzunahme des *dhê* des Kawi, in nr. 964. verfolgt habe.

Ich werde nun jede der beiden Partikeln für sich abhandeln; ihren alleinigen Gebrauch und ihre Verbindung mit *nei, na* oder *ra* (*la*) begreife ich zusammen; 2) führe ich *e* mit *ana* und 3) *ai*, mit *e* und *i*, aus.

_e_ N. Seel., Rarot., Tah. und Haw. (Tong.) — Im Haw. steht *e* vom Präs., 787
Fut. und für sollen; das Wörterbuch nennt es nur Zeichen des Fut. Es wird allein oder mit *nei*, bisweilen auch *la*, nach dem Verbum gebraucht.

Subject mit von vor dem Verbum;

a. in affirmativen Sätzen:

1. ohne Object — *na'u e haawi aku ia oe*, ich will dir geben (Apoc. 2, 10.); B. nr. 474., B. 1. nr. 721. β.

2. wo das Subject *he* oder *o* vor sich und daher die Präpos. *ka* nach sich hat (s. nr. 785.) — *he kanaka ka e haawi*, ein Mann giebt (Cham.); *owau ka e haawi aku nei i këia ia oe*, ich gebe dir dies oder werde dir dies geben (*id.*).

3. wo das Object vor dem Verbum und Subj. steht — *o këia ka'u e haawi aku nei ia oe*, ich gebe dir dies oder werde dir dies geben (Cham.).

4. das Object nach dem Verbum, mit der Präpos. des Acc. — *na'u no hoi e malama aku ia oe*, ich werde dich auch behüten (Apoc. 3, 10.); *ka Mesia, nana e hoihoi hou aku ia lakou ma ka aina ma Judea*, der Messias, der sie wieder in Judäa einsetzen wird (Geogr. 1. Ausg. S. 9.).

5. *id.*, ohne Andeutung — *öia, nana e hoïke maï ka mea a pau loa ia makou*, derselbe wird uns alles offenbaren (Joh. 4, 25.).

b. in einem fragenden oder verneinenden Satze (als Ausnahme) — letztes B. nr. 559. Eine sehr eigne Construction, wo der Gen. von niemand scheinbar durch *nana* ausgedrückt ist, s. im drittletzten B. nr. 924.

Subject ohne von vor dem Verbum;

in affirmativen Sätzen (Ausnahme) — *mahope o na kii lakou e pule nei*, sie beten Götzenbilder an (Cham.); B. 3. nr. 837.

in fragenden — *pehea au e haawi aku nei i kēia ia oe*, wie gebe ich dir dies? (Cham.)

in verneinenden — B. 1. nr. 722.

das Subject nach dem Verbum — *e haawi aku au i kēia ia oe*, ich werde dir dies geben (Cham.); *e haawiia maï kēia*, dies wird gegeben werden (*id.*).

la nach dem Verbum [1] — B. 2. nr. 715. *a.*

sollen — (ich will sie machen,) *a e hele maï lakou*, daſs sie kommen sollen (Apoc. 3, 9.).

788 Im N. Seel. wird *e* allen drei Zeiten zugetheilt (nr. 137.), die dortigen B. haben aber immer theils *ana*, theils *ai* nach dem Verbum, was nicht hierher gehört. Das bloſse *e* finde ich vom Präs. (in Texten) und Fut. (B. 1. nr. 140.), auch als sollen und wollen.

Im Tah. giebt die Gramm. das bloſse *e* als das gewöhnliche Fut. an; es steht aber von allen Zeiten, vom Präs. (nr. 15.), Perf. (nr. 16.), Fut. (nr. 14.), und für müssen (B. 2. nr. 125.); *e* vor und *ra* nach dem Verbum finde ich als Imperf. (S. 471. m.) und Perf., *e - nei* als Präs.: *o ta matou i ite ra, ta matou ia e parau nei, e ta matou e hio ra, ta matou ia e faaite nei*, wir reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen haben (Joh. 3, 11.). Das vorangestellte Subject steht mit von B. nr. 79., bei der Verneinung ohne von B. 1. nr. 115. — Im Rarotong. finde ich *e-nei* beim Präs.

Im Tong. erscheint statt des *te* des Fut. in 3. Pers. Sing. auch *e* (s. nr. 280.).

789 *e-ana* N. Seel. und Haw. — *e* tritt vor und *ana* hinter das Verbum. Zur Erklärung dieses Ausdrucks, welcher im Haw. auch Partic. (nr. 835.) und Imper. (nr. 845.) ist, weiſs ich nichts andres, als die, manchem Zweifel unterliegende, Vermuthung aufzustellen, daſs *ana* die bekannte Subst. Endung (s. nr. 1099. 1103.) wäre und hier aus dem Verbum ein Subst. actionis bildete; das *e* müſste man dann wieder für ein Hülfsverbum (sein, geschehn,

---

(1) In den bisherigen B. stand *e* mit *nei* oder allein.

werden) halten. Diese Bed. beider Theile paſst aber nicht auf das Partic.; und wenn man auch, wie die N. Seel. Gramm. und Cham. thun, das Verbum sammt *ana* durch das Partic. Präs. (N. Seel. ich bin essend, Cham. ich bin, war oder werde sein ein Gebender) übersetzte und also nicht als Subst. actionis nähme, so kann man jene Beziehung von *e* weder auf das Partic. anwenden, noch daraus den Gen. des Subjects erklären. Die Annahme des *ana* als jenes Suffixes der Wortbildung hat auſserdem den Hauptwiderspruch gegen sich, daſs dasselbe im N. Seel. *anga*, und kaum in einigen Wörtern (s. nr. 1101.) *ana* lautet.

Cham. erklärt *e - ana* im Haw. für das Zeichen aller drei Zeiten: *e haawi ana aku au*, ich gebe, gab, werde geben; *e noho ana no ma Jerusalema na haipule*, die Heiligen wohnen, wohnten oder werden wohnen in Jerusalem; *ka hale, a lakou e noho ana*, das Haus, wo sie wohnen, wohnten, wohnen werden. Fut. ist es im 2. B. nr. 616. und: *e hahao ana o ka diabolo i kekahi o oukou iloko o ka halepaahao*, der Teufel wird etliche von euch ins Gefängniſs werfen (Apoc. 2, 10.).

Die N. Seel. Gramm. giebt die Zusammenstellung als Präs. an (s. nr. 266.), im 4. B. nr. 216. ist sie aber Perf.; auch habe ich sie als Imperf. gefunden. Adverbia und die Richtungs-Partikeln *mai* und *atu* haben ihre Stelle vor *ana* (1). Nach *ana*, vor dem Subjecte, finde ich öfter *a*.

i N. Seel., Rarot., Tah. und Haw. — Das Haw. *i*, welches mir bis jetzt 790
noch nicht mit *nei* oder *la* verbunden vorgekommen ist, steht vom Imperf. und Perf., aber auch vom Präs. Nach Cham. findet die Präs. Bed. nur beim Pass. und Verb. neutr. statt, ich habe sie aber auch beim Verb. act. gefunden. Im Sinne der Gegenwart habe ich die Partikel oft beim Adj., wo dies als Verb. neutr. (mit sein) gebraucht wird, beobachtet; doch fragt sich, ob auf das Neutrale und auf diese Zeit irgend ein Gewicht zu legen ist.

Subject vor dem Verbum mit von;

a. im affirmativen Satze:

Object vor dem Verbum, nach dem Subj. — *ka'u këia i haawi aku ia oe*, ich gab dir dies (Cham.); B. 3. nr. 472.

Object nach dem Verbum, mit der Acc. Präpos. — *o oe ka i hoouna maï ia'u*, du hast mich hergesandt (Joh. 11, 14.); B. 1. nr. 721. ζ.

---

(1) Sogar bisweilen ein Subst.: *e adu adu wahine ana*, er sucht sich eine Frau (Gr. p. 102.).

it., ohne Casus-Andeutung — *o oe no ke Akua, nana i hana ka lani*, du bist der Gott, der den Himmel gemacht hat (Apostelg. 4, 24.); *aia hoi ma ka ipuka na wawae o ka poe, nana i kanu kau kane*, siehe, die Füſse derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Thür (*ib.* 5, 9.).

b. im fragenden Satze (Ausnahme) — *heaha ka ke Akua i hana*, was hat Gott gemacht? (Cham.) B. S. 835. Z. 11. v. u.

Subject vor dem Verbum ohne **von**:

Frage — *mahea la ia i make*, wo ist er gestorben? (Cham.)

Verneinung — B. 1. nr. 545., B. 3. nr. 924.

Subject nach dem Verbum — B. nr. 753.; *aohe i o mai ia*, er antwortet nicht (Wörterb. *v. o*); *i make au mamua*, ich war todt (Apoc. 1, 18. — hier bezeichnet *mamua* die Vergangenheit).

791 Im N. Seel. wird *i* nur als Zeichen der Vergangenheit angegeben (nr. 203. 216.); ich habe es beim Perf. gefunden; **von** vor dem Subj. im bejahenden Satze s. nr. 188., im fragenden S. 468. XXXI., vor dem Pron. int. *wai* (mit *ai* nach dem Verbum) B. nr. 218.

Im Tah. wird *i* Zeichen des Präter. (Imperf. und Perf.) genannt (nr. 85. alle B. auſser dem ersten; Imperf. S. 476. 10., Perf. S. 472. VI., B. 2. nr. 129.); es steht aber auch vom Präs. (B. nr. 86., S. 471. II. *bis*) und Plusqpf. (B. 1. nr. 123.) Das Verbum kann *nei* nach sich nehmen, ich finde dies als Präs. B. 2. nr. 78. Aber auch das Adv. des zweiten Orts *na* tritt hinter dem Verbum ein, und dies *i-na* giebt die Gramm. als das gewöhnliche Perf. an (B. 1. nr. 85.); *i-ra* als Perf. s. B. 1. nr. 125. Vom Subjecte mit **von** s. zwei B. nr. 68.

Im Rarotong. finde ich *i* vom Imperf., *i-nei* vom Perf. gebraucht.

792 *ai* N. Seel., Tah. und Haw., *ei* Rarot. — Wenn das Verbum *e* oder *i* vor sich hat, steht nach ihm oft *ai*, im Rarot. *ei*. Dieses Wort ist mit *nei* und *ra* (*la*) ähnlich, denn es ist Adv. des fernen Orts oder der fernen Zeit, **dort, dann** (s. nr. 908.). Eine Bestimmung der Zeit, wie doch jene beiden Adv. meist mit sich führen, bringt diese Partikel nicht hinzu; das Haw. *i* erscheint mit ihr sogar noch allgemeiner, da es auch vom Fut. stehen kann. Das Haw. Wörterbuch charakterisirt sie nicht richtig; es nennt die Partikel nämlich hier ein *verbal directive*, ein Name, womit es die Richtungs-Partikeln *maï, aku, ae* und *iho* belegt. Eine solche kann sie aber darum nicht sein, weil

sie, wie davon unten Beispiele vorkommen, hinter dem Verbum eine solche vor sich haben kann. Besondre Aufmerksamkeit verdient aber Wilh. v. Humboldt's Bemerkung (nr. 216.), daſs im N. Seel. *ai* besonders dann hinzugefügt werde, wenn ein wirklicher Ausdruck des Orts oder der Zeit vor dem Verbum steht. Dies trifft auch im Haw. ein; der Ausdruck kann dabei zum Satze selbst gehören oder einen vorhergehenden demonstrativen, auf welchen sich der das Verbum enthaltende bezieht, beschlieſsen. Ich glaube aber, daſs jene Beobachtung noch weiter ausgedehnt werden müsse und daſs, von dem Falle des dem. Satzes abgesehn, der Gebrauch des *ai* sich an die allgemeine Bedingung knüpft, daſs das objective oder adverbiale Satzglied dem Verbum vorausgehe. Dies finde ich bei allen Haw. Beispielen, denn der Begriff des vorausgehenden Satzgliedes, namentlich des Objects, ist öfter gegen Ort und Zeit gleichgültig. Auf dieses Satzglied kann das Subject folgen, ehe das Verbum eintritt. Cham. bemerkt auch, daſs der Verbalausdruck selten den Satz anfange. Im N. Seel. zeigen sich hiervon Ausnahmen, im Tah. ist der Gegenstand noch nicht untersucht.

Das *a* von *aï* wird im Haw. nach einem End-*a*, und so besonders 793
nach der Passiv-Endung *ia*, apostrophirt: *malaila kahi, i waihoia'i ka waiwai*, dort ist der Platz, wo die Güter niedergelegt sind (Wörterb. *v. i*). *E-aï* habe ich nur erst vom Imperf. und Fut., nicht vom Präs. gefunden; *i-aï* steht von allen Zeiten; bis jetzt hat es den Anschein, als wenn es von der Vergangenheit besonders das Perf. beträfe. Die Partikel kann *e* auch da begleiten, wo es um zu mit dem Inf. (s. nr. 831.), und das *i* da, wo es das Partic. ausdrückt (s. nr. 836.).

e-aï — Imperf. — *aole me na kaulahao e hiki aï ke hoopaa ia ia a paa*, und niemand konnte ihn binden, auch nicht mit Ketten (Marc. 5, 3.).

Fut. — (und erforschete von ihnen,) *ai la ihea kahi, e hanau aï o ka Mesia*, wo Christus sollte geboren werden (Matth. 2, 4.); *aole hoi oe e ike i ko'u hora, e hiki aku aï ia oe*, und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde (Apoc. 3, 3.).

i-aï — Präs. — das Subject vor dem Verbum, mit von: B. nr. 716. γ.; ohne von (Ausnahme): *pela lakou i olelo aï*, wie sie sagen (Apoc. 2, 24.).

Perf. — das Subject vor dem Verbum, mit von: *e like me ka'u i loaa* *maï aï*, wie ich empfangen habe (Apoc. 2, 27.): B. 2. nr. 721. S.; ohne von bei der Frage: *inahea oe i hele maï aï*, wann kommst du? (Wörterb. *v. inahea*)

Fut. — das Subject vor dem Verbum mit von: *he umi na la a oukou i kaumaha aï*, und ihr werdet Trübsal haben zehn Tage (Apoc. 2, 10.).

Im N. Seel. begleitet *ai* das Verbum, wenn es *e* vor sich hat, im Fut. (nr. 215. 216., B. 3. nr. 137., B. 3. nr. 140.) und Prät. (B. 2. nr. 137.), und wenn es *i* vor sich hat, im Präs. und Perf. (nr. 215. 216. 218-221.) Ich finde es auch beim Imper. (*ku mai ai*, bleib stehn, Gr. *p.* 89.) und nach dem durch *kia* (zu) gebildeten Inf. (¹)

Im Tah. finde ich *e-ai* (in Texten) vom Fut., *i-ai* als Zeichen des Präs. (B. 2. nr. 101.) und Imperf. (letztes B. nr. 114.)

nei, na, ra (Haw. *la*).

794 Diese Adv. des dreifachen Orts (hier, da [*istic*], dort) werden dem Verbum oft nachgesetzt; sie erscheinen da auf die Zeit bezogen, also in der Bed. jetzt, dann, schon u. ä., und fixiren mehr, als die vorgestellten Verbal-Partikeln, die Zeit, indem *nei* das Präs., die beiden andren die Vergangenheit, *ra, la* freilich bisweilen auch das Präs. andeuten. Ihre Verknüpfung mit der Partikel *te* hat mich schon an einer früheren Stelle (nr. 783.) auf den Weg dieser Zeitadv. geleitet, welchen ich hier weiter fortsetzen will. *Nei* findet sich nur, wenn das Verbum noch eine Partikel vor sich hat, *na* und *ra* (*la*) ebenso, aber auch allein hinter dem Verbum, ja *na* tritt auch
795 vor dasselbe. In den zwei Erscheinungen, daſs beide letzte nach dem Verbum keine Verschiedenheit zeigen und nur *na* vor ihm eintritt, sehe ich einen neuen Beweis meiner nr. 691. gemachten Behauptung, daſs sie ursprünglich Ein Wort seien, welches sich nur in einigen Sprachen und für einen Theil ihres Gebrauchs in zwei zerspalten habe. Das vorgesetzte *na* als Zeichen der Vergangenheit im Tag. und Kawi hat Wilh. v. Humboldt S. 153-156. erörtert, und daraus auch die Bezeichnung dieses Tempus in den genannten Sprachen und der Mad. durch Veränderung des *m* des Verbal-Präfixes

---

(¹) Auch bei der Verbal-Partikel *ka: ka aire ai tau*, wir beide (einschl.) wollen gehn (Gr. *p.* 89.); *ka tupu ai*, es möge aufsprieſsen (*ib. p.* 90.). Ferner ganz allein: *ahea oti ai*, wann wirst du fertig werden? (*ib. p.* 101.) ja, wie eine Richtungs-Partikel, nach Subst.

in *n* abgeleitet. Dieses *na* und *n* greift im Tag. auch in das Präs. hinüber;
und diese Sprache bildet auch das Prät. durch nachgesetztes *na* (s. S. 154.
394.), welches dabei zugleich schon ausdrücken kann. Aus allem diesem
muſs man schlieſsen, daſs das Ortsadv. *na* in seinem Verbalgebrauche im
Sinne der Völker schon zum Zeitadv. geworden ist; und wenn man dies zugiebt,
so erklärt sich seine Anwendung zum Präs. durch einen, auch in andren
Sprachen vorkommenden Übergang der Bed. schon zu jetzt. Nur
beiläufig bemerke ich das Tong. *fœkka na*, zur Ruhe, zum Schweigen bringen,
das auf ein Verbum *na* der Bed. schweigen, aufhören schlieſsen
läſst; wirklich ist im Haw. *na*: ruhig, ruhig sein, *uana*: es ist genug (s.
nr. 779.). Für dasselbe Wort mit dem westlichen *na* und dem Polynes. *na* 796
und *ra* (Haw. *la*) halte ich im Mal. das *lah*, welches so oft an Wörter tritt.
Wo dies an Subst., Adj. (*bāīklah*, es ist gut), Pron. poss. (*bapāmūlah*,
euer Vater), demonstr. (*inīlah*, dies, *itūlah*, jenes), Präpos., Interjectionen
geschieht, ist es vielmehr das Ortsadv. da, dort, wie auch N. Seel. und Tah.
ra, Haw. *la*. Auſserdem hängt es sich aber an das Verbum und ist nach
Marsden ein gelegentliches Zeichen des Imperf.; wahrscheinlich kommt es
jedoch auch beim Präs. vor. Hier sehe ich es für die Zeitpartikel des Sprachstammes
an. Ferner findet sich als Zeichen des Perf. im Mal. *lah* oder *telah*
dem Verbum vorgesetzt, und der erwähnte Grammatiker erklärt ersteres
für eine Abkürzung aus letzterem. Hier ist der Punkt, wo man, wenn spätere,
stark begründete Überzeugungen die Kühnheit rechtfertigen, die Kluft,
welche die Idiome des stillen Meeres von der reicher entwickelten Begriffs-
und Formenwelt der westlichen Hälfte des Oceans trennt, überspringen und
die Ansicht aufstellen kann, daſs *telah* (Zeichen des Perf.) und das Jav.
telas (des Imperf. und Perf.) kein Stammwort, kein ursprüngliches Verbum
seien, sondern eine Zusammensetzung aus dem gemeinschaftlichen Adv.
(*na, ra, la*) und einem Elemente ziemlich ähnlichen Sinnes (s. nr. 783.),
und daſs die Verbindung, so wie das bloſse vorgesetzte Mal. *lah* ein Adv.
von der Bedeutung schon u. ä. sei. In dieser habe ich sogar das Mal.
telah angetroffen: *akan nyawāmu, telah dālam tānganku*, was
dein Leben anbetrifft, so ist es schon in meinen Händen (Marsd. Mal.
Wörterb. *v. telah*). Wir haben hier das Polynes. Pron. dem. *tera* selbst
vor uns, nur in ein Adv. umgewandelt; *tena* und *tera* des Polynes. bleiben
als Pron. dem. zusammen (doch habe ich auch schon hier die Trennung

beider Theile durch das Subst. nr. 693. nachgewiesen), als Zeitadv. werden sie vom Verbum durchbrochen; die Mal. und Jav. Verbal-Partikel ist aber ein für allemal vereinigt (1). Die einfache und die zusammengesetzte Partikel des Sprachstammes kann nun beim Verbum auch neben der Zeit das Zeitadv. (schon) darstellen; ich erinnere an das Tah. *te-nei* als jetzt (nr. 783.). Cham. bemerkt noch allgemeiner, daſs das Haw. *nei* und *la* nach dem Verbum auch wirklich die Orts- und Zeitadv. ausdrücken können, und das Haw. Wörterbuch übersetzt *ke hele nei au*: ich gehe jetzt, und *e noho nei* durch hier und jetzt. Daſs das Mal. *lah* eben die Function hat, als das Tong. *na*, zeugt wieder für die ursprüngliche Einerleiheit der beiden Ortsadv. *na* und *ra* (*la*). Das vorgesetzte oder angehängte *lah* bildet auch bisweilen das Mal. Partic. Pass. und *lah* wird ferner im Imper. dem Verbum suffigirt. Folgendes sind die Bed. des westlichen Worts:

Mal.	*telah after, past* (nach Marsden)
	schon (nach Texten)
	Zeichen des Perf., vor dem Verbum
	telah ītu after that (Marsden)
	telah lāma longe since, nach langer Zeit (*id.*)
	setelah nachdem, als, sobald als
Jav.	*telas* Kr. geendet, zu Ende, alle (*expended*) (nach den Wörterbüchern)
	Zeichen des Imperf. und andrer Präterita, vor dem Verbum (nach Kawi-Texten)
	nachdem mit dem Prät. (*it.*)
	vollenden, endigen (nach den Wörterb. und Kawi-Texten)
	gethan, zu Ende, alle sein (nach den Wörterb.)
	satelas darauf, danach (*it.*)
Tag.	*taclas* zu Ende gehn, alle werden, verzehrt werden (von einem Vorrathe).

797 Ich unterwerfe *nei* einer ähnlichen Betrachtung. Es ist im N. Seel., Tah. und Haw. das Ortsadv. hier, kommt als solches auch im N. Seel. Pron. dem. *tēnei* vor, und bedeutet im Haw. auch jetzt. Im Tong. erscheint in

---

(1) Wenn ich (nr. 783.) die verbale Polynes. Partikel *te* in nahen Zusammenhang mit dem Artikel dieses Sprachzweiges gesetzt habe, so hat meine gegenwärtige Deduction das Bedenkliche, daſs sie auf die unmittelbare Aufnahme einer Lautform der Südsee in die Sprachen des Indischen Archipelagus hinausgeht, da jener Artikel hier *si* ist. Ich kann für diesen kritischen Fall und zum Verständnisse meines Verfahrens nur alle die Ideen wiederholen, zu deren Mittheilung mich in nr. 797. meine eigenthümliche Lage bei der gegenwärtigen Untersuchung genöthigt hat.

hier und dieser *ni* und bei der Zeit *nei*. Ich habe keinen Anstand genommen, dieses Tong. *ni* und das *nei* jener drei Sprachen in Bezug auf die Rolle, die sie bei den Pron. demonstr. und Ortsadv. spielen, für dasselbe Wort und beide Formen für identisch mit dem sich in einigen westlichen Idiomen findenden *ni* zu erklären (s. nr. 689-701.), da die Analogien zu einfach für diese Ansicht sprechen. Es gehört aber in die ganze Tendenz, in der ich die gegenwärtige Arbeit unternommen habe, keine Idee auszuschlieſsen, die in einem gewissen Kreise einen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich gewinnen kann, wenn sie auch einer andren, und der, welche ich selbst begründen möchte, im Wege stehn sollte; ich würde diese meine Richtung zu verfehlen glauben, wenn ich von allgemeinen Grundsätzen über das Verhältniſs der beiden groſsen Zweige dieses Sprachstamms unter dem Gesichtspunkte des Ursprungs, der Priorität und Fortbildung ausginge und mit dieser Parteilichkeit die Erscheinungen behandelte; dieselben sollen vielmehr erst gefunden werden, und solche Abstractionen können nur das Endresultat einer aufrichtigen Prüfung aller Einzelheiten bei einem Gesammtüberblick sein; sie würden auch, wie ich dies schon früher (s. S. 237.) geäuſsert habe, meiner Meinung nach dahin ausfallen, daſs sie für specielle Fälle oft mehrere Wege offen lieſsen. Ich darf daher keine Miſsdeutung befürchten, wenn ich für das hier zu erörternde Wort auf diesem Gebiete der Zeitbedeutung und verbalen Function die Möglichkeit einer andren westlichen Lautverwandtschaft der Prüfung anheimstelle; wenn dieselbe eine Wirklichkeit hätte, so könnte die mehrfache Vergleichung immer noch in den, leicht einen doppelten Abdruck eines und desselben Typus oder eine spätere neue Berührung auseinandergegangener Dialekte herbeiführenden dunklen Schicksalen eines Sprachcomplexes in seiner Entstehung und in seinem Fortgange ihre gemeinsame Rechtfertigung finden. Wie es bei der Combination abweichender Lautformen zwischen Sprachen häufig der Fall ist, so fehlt es nicht an einzelnen Umständen, die, wenn man sie einseitig für sich betrachtet, es als gewagt erscheinen lassen können, das *ni* in Folge einer Verwandlung von *i* in *ei* für eins mit *nei* zu halten. Mit dem Gebrauche des letztgenannten Wortes bei Verben kommt nun genau der des Mal. und Jav. *lagi* überein; und dieses Wort würde, wofern man dem Diphthongen Wichtigkeit beilegt, nach dem Buchstabensysteme beider Sprachfamilien eine glückliche formelle Lösung für *nei* gewähren. In Hinsicht auf den Begriff stellt sich dieser Vereinigung freilich das Bedenken entgegen, daſs *lagi* keine Ortsbedeutung, auſser der von noch dazu, ferner, *nei* aber bestimmt auch den Sinn von hier hat. Giebt man den Möglichkeiten der Veränderung innerhalb der Lautgewohnheiten der einzelnen Sprachen ferneren Raum und hält man sich an Theile der Bedeutung, so läſst sich selbst das Tong. *ange* nebst dem Tah. und Haw. *ae*, ja das Jav. *hagê* mit jenem *lagi* vergleichen. Es sei mir erlaubt, alle diese Elemente für den gegenwärtigen bloſs kritischen Zweck in einer übersichtlichen Tafel zusammenzustellen: für die factische Vereinigung der letztgenannten mit den beiden, deren Parallelsein ich hier bemerklich machen wollte, kann ich mich um so weniger erklären, als ich tief von der Überzeugung durchdrungen bin, wie verführerisch das Spiel mit Lauten ist und wie leicht sich convergirende Begriffe durch Generalisirung verbinden lassen.

Mal.	*lāgi*	noch (von der Zeit) Zeichen des Präs., vor dem Verbum (nach Marsden nur des Partic. Präs.) Zeichen des Fut. (nach meiner Beobachtung) noch, d. h. noch dazu (es steht nach dem hinzuzunehmenden Worte) ferner, auch, und (nach Texten)
	tīāda lāgi	nicht einmal, sogar nicht
	selāgi	so lange als (nach Texten)
Jav.	*lagi*	eben, nun, erst, kaum, so eben, in diesem Augenblick, noch (nach allen Wörterb.) (*wayah lagi* ist nach Raffles der gramm. Name für das Präs.) Zeichen des Präs. (C. j.) (auch hier reden die Grammatiker nur vom Partic. Präs.) noch mit dem Präs. (C. j. und meine eigne Beobachtung im Kawi) während (nach den Wörterbüchern) sobald als (*it.*)
	salagi	noch, so lange 2) während daſs
	(*hagê, hagi*	schnell [Adv.], *onlangs, schielijk*, fertig; nach Br. ist es Zeichen des Partic. Präs.; vgl. jedoch auch *ai* nr. 792. 793.)
Tag.	*lagui*	dauernd (von einer Sache), fest eingewurzelt in einer Gewohnheit (von einem Menschen)
Formos.	*nei*	+ die Erde
Tong.	{*nei*	vielleicht
	{*anéi*	sogleich, bald; heute Abend
	{*aninéi*	eben jetzt; vor kurzem
	ange	nach Adj.: sehr 2) Zeichen des Compar.; nach Verben: weiter fort nach dem Verbum Zeichen des Präs., vielleicht auch des Partic. Präs.
N. Seel.	*nei*	hier
	ra nei	vielleicht, daher Zeichen der Frage

Rarot. *nei* hier
e-nei Zeichen des Präs.

Tah. *nei* hier
te-nei, e-nei Zeichen des Präs.
anei hier 2) Zeichen der Frage
ae nach dem Adj. Zeichen des Compar.

Haw. *nei* hier 2) jetzt (in beiden Bed. kommt es vorz. mit Präpos. vor)
ke-nei, e-nei Zeichen des Präs., letzteres auch des Fut.
anei hier 2) Zeichen der Frage
ae noch dazu (nach *e*, ein andrer)

Ich gehe nun den Gebrauch der drei Polynes. Partikeln durch.

798 *nei* Rarot., Tah. und Haw. — Im Tah. ist *te* vor und *nei* nach dem Verbum (s. nr. 782.) oder *e* vor und *nei* nach ihm (s. nr. 788.) das Präs. Einmal kommt auch *te-nei ra* vor (nr. 782.); *i-nei* ist Präs. (s. nr. 791.) Im Haw. ist *ke-nei* Präs. (nr. 782.), *e-nei* Präs. (nr. 787.) und Fut. (B. 1. nr. 866.), im Rarotong. *e-nei* Präs. und *i-nei* Imperf.

799 *na* Tong., N. Seel. und Tah. — Im Tong. ist *na* vor dem Verbum die gewöhnliche Andeutung der Vergangenheit (s. nr. 364. 365.), im N. Seel. *na* nach dem Verbum Zeichen des Imperf. (nr. 194.) Im Tah. wird *i-na* das gewöhnliche Perf. genannt (nr. 791., vgl. nr. 49.).

800 *ra* N. Seel., Rarot. und Tah., *la* Haw. — Im N. Seel. steht *ra oki* in allen Zeiten müſsig vor oder nach dem Verbum, aber vor dem Subjecte; das Verbum hat auſserdem eine Partikel bei sich (s. nr. 256.). Der Tah. Nachsatz *ra hoi* beim Verbum (nr. 122.) möchte derselbe Ausdruck sein, doch ist er weit weniger häufig.

Im Tah. wird *te-ra* für das gewöhnliche Imperf. ausgegeben, *te-nei ra* kommt als Präs. vor (nr. 782.); *e-ra* ist Imperf. und Perf. (nr. 788.), *i-ra* Perf. (nr. 791), *ua-ra* Präs. und Imperf. (nr. 780.) Das bloſse *ra* nach dem Verbum finde ich als Zeichen des Imperf. (B. nr. 30., B. nr. 97.); wo *ia*, auf daſs, vor dem Verbum steht, finde ich dies *ra* beim Präs. (B. nr. 29.) und Imperf. (B. nr. 46.) Im Rarotong. steht *te-ra* vom Imperf.

Im Haw. ist das bloſse *la* nach dem Verbum die gewöhnliche Bildungsart des Imperf.; ich kann mich aller Beispiele hierfür überheben. *Ke-la* (nr. 782.) erscheint neben *ke-nei*, und *e-la* (nr. 787.) neben *e-nei* als Präs.

801 *ka* N. Seel. und Rarot. — Es steht im N. Seel. in allen Zeiten vor dem

Verbum, s. nr. 159.; B. vom Präs. nr. 138., 141., letztes B. nr. 235. (¹) Im Rarotong. habe ich es beim Fut. gefunden.

802 *a* vor dem Verbum, N. Seel. und Haw. — Es wäre möglich, daſs im Haw. *a* vor dem Verbum eine seltne Verbal-Partikel ist; das Wörterbuch führt (*v. a*) das B. an: *akahi no oukou a hele i këia ala* (vielleicht: Einer von euch kommt diesen Weg), und hält *a* darin für einen müſsigen Zusatz, um auf das Folgende vorzubereiten. — Im N. Seel. finde ich *a* im 3. B. nr. 168. vor dem Verbum beim Imperf., das Subject geht mit der Präpos. *na* vorher, wobei der Satz fragend ist; vor *a* steht *ra oki*. In nr. 170., wo kein Verbum vorhanden, sondern sein zu ergänzen ist, steht es als Zeichen der Vergangenheit vor dem Subject. Ferner wird *a* ein Zeichen des Fut. genannt, und scheint da seine Stelle vor dem Verbum zu haben (nr. 167.).

803 *a* nach dem Verbum, N. Seel., Tah. und Haw. — Im N. Seel. wird *ā* als ein Zeichen des Präs. angegeben; ich finde es immer nach dem Verbum, und zwar weit von ihm entfernt, vor dem Pron. Subj. (nr. 164. 168. 169.) Das Haw. Wörterbuch sagt, daſs *a*, wenn es mit einem langgezogenen Laute ausgesprochen werde, die Dauer oder Fortsetzung einer Handlung bedeute; seine Stellung wird nicht bemerkt. Dasselbe wird vom N. Seel. (nr. 164. 169.) und Tah. (nr. 43.) langen *á* gesagt.

804 *he* Haw. — Es erscheint vor einigen Verben (s. nr. 563. 857. 863.).

ia Tah. — Es steht dunkel vor dem Verbum im 1. B. nr. 82.

ke, ake N. Seel. — Im N. Seel. wird *ke* nach dem Verbum Zeichen der Vergangenheit genannt, wobei das Verbum noch *koa* vor sich haben kann. Diese Bildung wird nur gebraucht, wo eine bestimmte Andeutung des Orts oder der Zeit fehlt (nr. 230. 232.). *Ke* bezeichnet aber auch das Fut. (nr. 233.) *Ake* soll beim Fut. vorkommen (s. nr. 233.). Die Verbindung *me ake* (s. nr. 805. 942.) erläutert den Gebrauch des Wortes von der zukünftigen, nicht aber von der vergangnen Zeit. In etymologischer Beziehung kann man das Tong. *ge* vergleichen, welches noch (*yet*) heiſst.

e nach dem Verbum, Haw. — Das Haw. Wörterbuch bemerkt, daſs *e* nach Verben *before hand* bedeute und eine Art von zweitem Fut. sei. Es könnte möglicher Weise das N. Seel. *ke* sein.

(¹) Ich finde auch *e* danach: *ka e anga ra oki 'au*, ich arbeite (Gr. *p.* 74.); *ka e adi tōu ngakau*, dein Herz wird sich freuen (*ib. p.* 79.).

oki N. Seel. — s. nr. 253-257.

im Begriff sein.

maï Haw. — Dieses Wort ist nach dem Wörterb. ein Adv. der Bed.: 805
beinahe, nahe, nahe daran, *about to be, exposed*, und steht im Anfang des Satzes: *maï make au*, ich war dem Tode nahe. Man könnte die Bed. durch wie (s. nr. 460.) zu erklären suchen, doch halte ich den von mir in nr. 942. betretenen Weg für richtiger.

me ake N. Seel. — Diesen Ausdruck, welcher von der Gramm. unrichtig *mea ke* geschrieben wird und eigentlich beinahe bedeutet, habe ich in nr. 942. ausführlich erläutert. Das Präs. von im Begriff sein, fast sein finde ich so gegeben, daſs er vor dem Subject steht, dann das Verbum mit der Partikel *e* vor sich folgt (nr. 234.).

ko te N. Seel. — Im Begriff sein findet sich so ausgedrückt, daſs *ko te* vor dem Verbum, *ra oki* nach ihm steht (nr. 153. Anm. 2.).

Modi.

Indicativ.

Er ist in dem vorigen Capitel der Zeiten vorzüglich berücksichtigt 806
worden.

Conjunctiv.

Von einer formellen Bezeichnung dieses Modus ist in den Südsee- 807
Sprachen ebensowenig die Rede, als in der Mal. Wenn die Grammatiker Wörter, welche unsre Conjunctionen ausdrücken, nicht bloſs wo diese den indirecten Modus erforden, sondern sogar wo wir den Indic. mit ihnen verbinden, für Zeichen des Conjunctivs und den ganzen Ausdruck für diesen Modus ausgeben, so kann man ihnen darin nicht nachfolgen. Die dazu gebrauchten Polynes. Partikeln sind bald geradezu für Conjunctionen und das Verbum für den Indic. zu halten, da es die eben entwickelten Hülfswörter mit sich führt; bald, wo letztere fehlen, erscheinen sie vielmehr als Präpos. u. a., und das Verbum als Inf. oder Subst. Von der letzten Art ist wahrscheinlich das Tah. *ia*, welches (nr. 82.), aber ohne B., als ein Zeichen des Conj. angegeben wird. Das N. Seel. *pe* (nr. 239.) und Haw. *paha* (s nr. 943.), die nach dem Verbum stehn, und das N. Seel. *pe oki*, das vor oder nach ihm stehen kann (nr. 254.), bedeuten vielleicht und drücken gewiſs nie den eigentlichen Conj. aus.

808 Der auffordernde und zugebende Modus der 1. und 3. Person (laſs, laſst uns, laſs, laſst ihn) wird im N. Seel. durch *kia* (daſs) ausgedrückt (s. nr. 260. 261.) (¹), die 1. Person auch durch angehängtes *hia* (s. nr. 262. 265.). Das auffordernde laſs uns wird in dieser Sprache noch eigenthümlich durch einen Fragesatz gegeben, an dessen Ende die Partikel *ne* steht: wollen wir das thun? für: laſs uns das thun! (nr. 242.) — Im Tong. reicht für den auffordernden Du. oder Plur. der 1. Person das bloſse Verbum hin, welches das einfache Pron. (der ersten Classe) vor sich hat (B. S. 459. II. III.) und auſserdem noch das Pron. mit präfigirtem *gi* nach sich nehmen kann: *tau alu gitauua*, laſs uns beide gehn! *tau alu gitautolu*, laſs uns gehn! (beide Male einschlieſsend.)

Imperativ.

1. der gebietende.

ohne Andeutung.

ohne Verbal-Partikel, Tong. und N. Seel.

809 In der Tong. Sprache wird dieser Modus durch nichts angedeutet, höchstens ist er an der Abwesenheit der Zeitpartikel zu erkennen. Mar. setzt immer das Pron. hinzu; im Sing. hat er *koi* nach dem Verbum: *alu-koi*, gehe; im Du. und Plur. das Pron. der 1. Classe vor ihm: *mo mohe*, schlaft; oder zugleich das mit präfigirtem *gi* nach dem Verbum: *mo alu gimoua*, geht ihr beide; *mo alu gimotolu*, geht (s. das vollständige Paradigma bei Mar. II. S. 361. und 363.). — Im N. Seel. finde ich das bloſse Verbum ohne Pron. B. 1. nr. 196., B. nr. 201. und öfter.

mit den gewöhnlichen Verbal-Partikeln.

810 Der Imper. bleibt auch insofern unangedeutet, als bei ihm das Verbum mit den Partikeln vor sich erscheint, welche wir in dem Capitel der Tempora kennen gelernt haben und deren einige (*ua* und *ke*) Adv. der Zeit sind, andre (*e* und *i*) als Hülfsverba eine Art von Pass. bilden, die übrigen (*ka* und *a*) sich noch nicht bestimmen lassen. Das Mal. *de* findet sich auch im Imper. (nr. 767.) Alle diese Partikeln haben also keine wirkliche Bedeutsamkeit für die Redeweise des Befehls, wie man wenigstens für jetzt und ohne eine reiche Sammlung von Beobachtungen, die uns bei einer oder der

---

(¹) B. der 1. Pers. Sing.: *ki a tu* '$\overset{1}{a}$*u*, laſs mich stehn! (Gr. *p.* 73.) Auch *ka* drückt diesen Modus aus: *ka aire tatu*, laſs uns (einschl.) gehn! (*ib. p.* 101.)

andren Verschiedenheiten ihres Wesens innerhalb ihrer doppelten Function offenbaren könnte, urtheilen muſs, und ihre gesonderte Aufführung kann daher nur einen praktischen Nutzen haben.

ua Haw. — Es bezeichnet nach dem Wörterb. vor *oki*, stehn bleiben, bleiben, den Imper.: *ua oki* oder, zusammengezogen, *uoki, stop, ua oki pela, stop there.* Das Pron. fehlt also. 811

ke Haw. — finde ich im vorletzten B. nr. 684. 812

e N. Seel., Tah. und Haw. — Im Haw. tritt dieses *e* sowohl in der 2. Person, als in der 3. ein; in der 3. kann man den Ausdruck auch für das Fut. oder für sollen halten. Das Pron. 2. Pers. kann fehlen oder es steht nach dem Verbum; dieselbe Auslassung oder Nachstellung erfährt das Pron. im Mal. und Jav. Imper. Diese Bildungsweise kommt auch mit der Verneinung vor (¹); 813

2. Pers. — gebietend: *e haawi* oder *e haawi oe*, gieb (Cham.); *e haawi mai oe i këia ia'u*, gieb mir dies (*id.*);

verbietend: *aole e aihue oe*, du sollst nicht stehlen (Cham.).

3. Pers. — *a e hoomalu no öia ia lakou*, und er soll sie weiden (Apoc. 2, 27.); letztes B. nr. 722. *a.*

Über einen Fall, wo *e* im Haw. den Imper. vom ausgelaſsnen Verbum sein am Subst. des Prädicats ausdrückt, s. nr. 845., über *e-ai* s. nr. 815.

Im Tah. steht ebenso *e* in der 2. und 3. Person (nr. 13.), wie auch im N. Seel., wo ich nur ein B. von der 2. angeben kann (nr. 136.).

i Haw. — Es ist nach dem Wörterb. in gewissen Fällen Zeichen des Imper. Pass. Die Sache läſst sich nur so weit beurtheilen, daſs man das active Verbum gebraucht findet; das Wörterbuch giebt die B. *i kukui, i wai*, ohne eine Übersetzung, an; *kukui* heiſst: bekannt machen, ausbreiten (ein Gerücht), *wai* finde ich gar nicht als Verbum. 814

ka N. Seel. und Rarot. — Es steht im N. Seel. in allen drei Personen vor dem Verbum (nr. 158.); B. der 2. Person S. 554. Z. 5. 815

a Tah. — Es erscheint in der 2. Person vor dem Verbum (nr. 41.); nach dem Zeitworte finde ich auch noch *na* B. 2. nr. 115.

(¹) Es wird nicht befremden, wenn ich hier gelegentlich auch Fälle des verbietenden Imper. aufnehme, sobald der Ausdruck sich genau an den gebietenden anschlieſst.

aï Haw. — Ich finde *e* vor und *aï* nach dem Verbum (vorletztes B. nr. 759.).

angedeutet

durch Partikeln.

816 *o* Haw. und N. Seel., *ou* Haw. — *o* tritt im Haw. vor einige Verba: *o haele* oder *o hele oe* (doch auch *e hele*), gehe (Cham.); *o hoï*, kehre zurück (*id.*). Nach dem Wörterb. nimmt *o* manchmal des Wohllauts wegen *u* zu sich: *ou hoï olua*, kehrt ihr beide zurück. — Im N. Seel. Wörterb. finde ich auch ein B. von *o*: *rōngia*, verschlingen, *orōngia*, verschlinge.

817 *na* Tah., *ra*, *na ra* N. Seel. — Tah. *a* vor und *na* nach dem Verbum s. nr. 815. Im N. Seel. findet sich *ra* (nr. 248.) und *ra oki* (nr. 256.) hinter dem Zeitworte, welches auſserdem eine Partikel vor sich hat, auch *na ra* ohne eine vorgesetzte Partikel. Ich halte *na* und *ra* für die Ortsadv., und gebe ihnen hier eine andre Beziehung, als wo sie die Vergangenheit andeuten. Ich finde diese Ausdrücke in den westlichen Sprachen wieder, indem im Mal. *lah*, im Tag. *na*, im Jav. und Kawi *hana* und *henna* (1), an das Verbum gehängt, den Imper. ausdrücken.

kia N. Seel., *ia* Tah. — Das N. Seel. *kia* erscheint im 3. B. nr. 248. und öfter bei der 2. Person des Imper. vor dem Verbum (vgl. nr. 808.). Ebenso finde ich im Tah. *ia* für die 2. und 3. Person.

ei Tah. — vor dem Verbum, bei der 3. Person.

durch Endungen.

818 *a* N. Seel. — Die N. Seel. Sprache bildet, wie ich mich durch Texte und das Wörterbuch überzeugt habe, den Imper. auch, gleich der Jav., Kaw. und Mad., (s. jedoch nr. 819.), durch ein angehängtes *a*. Der Ton rückt, der Bezeichnung meiner Quelle zufolge, bei einigen Wörtern nach hinten, bei andren bleibt er: *kēdi*, graben, *kedīa*, grabe; *kōtia*, zerschneide (von *kōti*); *dūi dūia*, zerstreue (*dūinga*, Ausschüttung); *ōnoa*, verbinde (von *ōno*); *nūkua*, dränge seitwärts (von *nūku*); *kudūa*, schlage mit der Faust (von *kūdu*, Faust). Diese Imperativform kann auch *e* (nr. 813.) vor sich nehmen.

819 *hia*, *mia*, *nia*, *tia* N. Seel. — Über diese Ansätze des Imper. habe ich

---

(1) Von diesen beiden Endungen gehört nur die zweite Sylbe, *na*, hierher; die erste hat einen andren Ursprung.

mich schon in nr. 260. 262-265. und nr. 770. ausgesprochen. Ich bin immer mehr in der Ansicht bestärkt worden, daſs sie diesem Modus nicht wesentlich angehören [1], sondern dieselbe Formation sind, die in allen Sprachen der Südsee, von der neutralen Bed. ausgehend (s. nr. 1111.), ein Ausdruck für das, in unsrem oder im einheimischen Sinne gebrauchte, Pass. geworden ist. Das *a* in nr. 818. ist wohl nur eine Abkürzung davon. *Wia* finde ich auch nach End-*a*: *tonga wia*, nimm weg. Noch eine Endung ist *dia*: *kākahu dia*, ziehe an. Das Verbum kann mit diesen Anhängen den Vorsatz *ka* verbinden: *ka tanu mia*, versenke (in die Erde) (Gr. *p.* 90.).

durch ein Hülfsverbum.

fia Tong. — Im Tong. finde ich in Einem B. (S. 446. xiii.) *fia* mit 820
folgendem Pron. uud darauf folgendem Verbum: *fiamo alu*, geht fort! und möchte glauben, daſs dies eigentlich so zu nehmen ist: (ich) verlange (oder wünsche), (daſs) ihr fortgehet (vgl. nr. 265.).

2. der verbietende.

maï Haw. — Diese Partikel, die man wenigstens mit dem Tag. gleich- 821
bed. *ma* (s. S. 364. 375.) zu vergleichen suchen kann, steht in der Bed. des Lateinischen *ne* vor dem bloſsen Verbum: *maï hele oe*, gehe nicht (Wörterb.); *maï pepehi kanaka*, du sollst nicht tödten (Cham.). Nach dem Wörterb. hat sie auch *noho* bei sich, welches nichts andres, als das Verbum: sich setzen, sitzen, wohnen, bleiben, zu sein scheint, obwohl man das Entsprechende seines Gebrauchs hier schwer einsieht. Unter *noho* giebt das Wörterbuch die Negation *maï noho a* an, und das B. unter *maï* zeigt, daſs das Subject vor dem *a* steht: *maï noho oukou a hana hewa*, begeht keine Sünde; unter *mainoho* (*mai* ist hier als Eine Sylbe geschrieben) sagt es selbst, daſs das Verbum *a* vor sich habe, und giebt das B.: *mai noho a hana pela*, thue nicht so. Wahrscheinlich bedeutet *maï noho* beharre nicht oder ähnliches, und ist *a* Präpos. oder zu mit dem Inf.

Tong. *óua*, N. Seel. *kaua*, *aua*, Tah. *auaa* — Diese Wörter scheinen 822
nicht wirklich nicht zu heiſsen, daher die N. Seel. (Gramm. S. 54. und Wör-

---

[1] Ich finde sie auch dem Indic. beigefügt, beim Act.: *ka dinga hia ra oki 'au ki te wai*, ich gieſse das Wasser aus (Gr. *p.* 75.); ebenso *tia*; im passiven Sinne: *ka kohudu tia ra oki te tāngata*, der Mensch ist erschlagen (*ib. p.* 76.).

terb.) auch vorzugsweise durch *do not* übersetzt werden. Man könnte darauf kommen, alle diese Formen für das *haywa* des Kawi (auch *haya*, Jav. *haja*) zu halten, welches vielleicht eigentlich der Imper. eines Verbums (meide, das und das zu thun, oder ä.) ist. Auf der andren Seite drängt sich das Tag. *houag*, das auch nur beim Imper. gebraucht wird, zur Vergleichung auf.

Das Tong. *óua* wird im Wörterb. übersetzt: von etwas ablassen, auch als Imper.: halt ein! laſs sein! Es folgt darauf *na*, welches daſs zu bedeuten scheint (s. nr. 366.). Auch *éüa* heiſst: halt ein! warte! Hiernach könnte es der Imper. eines Verbums *ua* sein. Hinter *óua* wird auch *chi* (ein wenig, nach Mar. hier ironisch für gänzlich) eingeschaltet: *óua chi na mo bche*, sagt nicht! (Mar. II. *p.* 382.)

Das N. Seel. Wörterbuch übersetzt *ka̒ua* durch *reject it*, und das da gegebene B. zeigt, daſs es wirklich ein Verbum ist und daſs der Imper. an ihm, wenigstens durch das nachgesetzte *ra* und Pron., ausgedrückt wird; das Hauptverbum folgt mit der Partikel *e* vor sich: *ka̒ua ra koe e taeha̒e*, stiehl nicht. Ich finde auch bloſs *ka̒ua e* vor dem Verbum. B. von *a̒ua* sind: *a̒ua i kona e noho hia*, sitze da nicht (Gr. *p.* 77.); *a̒ua e āuraki na*, eile nicht (*ib. p.* 86.). Die Bed. *non*, welche *ka̒ua* auch hat (nr. 933.), scheint die obigen Etymologien, so weit sie die Form absolut zu einem Imper. machen, umzustoſsen.

Das Tah. *auaa* wird wie die Negation selbst behandelt, wenigstens nicht sichtlich als Verbum: *auaa haere*, gehe nicht (Gramm. S. 36.).

823 *ciaha* Tah. — Es kommt sowohl allein mit dem Verbum vor: *ciaha eia*, stiehl nicht, als mit *e* vor ihm: *ciaha e taparahi i te taata*, tödte nicht (Gramm. S. 36.); *ciaha oe e amu*, du sollst nicht essen (1. Mos. 2, 17.). Dies Wort bedeutet auch das gewöhnliche nicht (s. nr. 933.). Bei ihm drängt sich die Erinnerung an das *ei* auf, welches im Anfange mehrerer Tah. Negationen (s. nr. 930.) steht.

Infinitiv.

824 Es werden zu seiner Andeutung zum Theil Wörter genommen, welche zugleich den Sinn von daſs haben, auch wohl Tempus-Partikeln sind. Mit jener Conjunction scheint diese Bildung dann immer identisch und der Unterschied nur der zu sein, daſs die Partikel den Inf. bedeutet, wenn das Sub-

ject dem Verbum fehlt, und dagegen, wenn dieses steht, daſs zu übersetzen ist.

das bloſse Verbum, Tong.

Nach Mar. reicht bei Ausdrücken des Wunsches das bloſse Verbum, 825
welches er jedoch hier als Subst. betrachtet, hin: *gua te fia mohe*, ich wünsche zu schlafen; *gua te fia mate*, ich wünsche zu sterben.

Partikeln.

he Tong. — Vor dem, als Subst. angesehenen Verbum kann im Tong. 826
auch der Artikel *he* stehn (s. nr. 273.).

ger Tong. — Im Tong. ist *ger* zu, um zu mit dem Inf. und zugleich 827
daſs mit dem Conjunctiv (Lat. *ut*), s. nr. 380. 381.

ke Haw. — Haw. ist *ke* (auch daſs) ein Ausdruck für den Inf. Das 828
Wörterbuch (*v. ke* und *e*) scheint seinen Gebrauch zu beschränken, indem es sagt, daſs es nach *hiki, pono* und einigen andren als Hülfsverben gebrauchten Wörtern gewöhnlich, statt *e*, den Inf. andeute. Hierher gehört Cham.'s B.: *he mea hiki ole ia'u ke haawi aku i këia ia oe*, es ist mir unmöglich, dir dies zu geben; ein andres von ihm mitgetheiltes lieſse aber einen allgemeineren Gebrauch der Partikel vermuthen: *e ae maï oe ia'u ke haawi aku i këia ia oe*, erlaube mir, dir dies zu geben.

ei Tah. — Es drückt um zu mit dem Inf. aus (nr. 92. 76.), auch bloſs 829
zu, und ist ohne Zweifel die Präpos.

kia N. Seel. — finde ich vor dem Verbum als zu mit dem Inf. (vgl. nr. 1042.)

a Haw. — Für einen Ausdruck des zu mit dem Inf. möchte ich *a* 830
halten, wo es mit *maï noho* den verbietenden Imper. bildet (s. nr. 821.). Sonst habe ich nur Eine Stelle (S. 482. 11.), wo es um zu mit dem Inf. heiſsen könnte. Hat es überhaupt diese Bed., so schlieſst sich dies daran an, daſs *a* die Präpos. zu, bis zu (s. nr. 981.) und die Conjunction daſs, bis daſs (s. nr. 1040. 1044.) ist. Es kann aber sehr wohl in jener Stelle und bedeuten, wobei die Partikel und das Subject des Verbums ausgelassen wären, weil beide sich am ersten Verbum befinden.

e Tah. und Haw. — *e* vor dem Verbum ist im Haw. Zeichen des Inf., 831
und zwar nach dem Wörterb. das gewöhnliche: *e haawi*, geben (Cham.); *e haawiia*, gegeben werden (*id.*). Es drückt auch zugleich um zu: (die

kommen wird,) *e hoao*, zu versuchen (Apoc. 3, 10.); und zu mit dem Inf. aus: *he mea pono e haawi aku i këia ia oe*, es ist recht, dir dies zu geben (Cham., vgl. nr. 828.); *he nui no ka poe e imi ana e komo, aole no e hiki*, es sind Viele, die einzugehn trachten, aber nicht können (*id.*); (wer überwindet,) *e haawi no wau ia ia e ai*, dem will ich zu essen geben (Apoc. 2, 7.).

Nach dem Verbum kann dabei auch *aï* stehn (S. 479. ɪ.), welches das *e* auch sonst begleitet (nr. 792. 815.).

Im Tah. ist *e* Zeichen des Inf. (nr. 5.), und ich finde auch das zu dadurch ausgedrückt (S. 472. ɪv.).

ohne zu.

832 Dieses mit dem Inf. wird nach Cham. im Haw. durch *aole* gegeben.

Participium.

Durch das bloſse Verbum ausgedrückt, Tah. und Haw.

833 Über die passive participiale und die adjectivische Bed. der Haw. Ansätze *ia, hia, lia* habe ich schon nr. 758. gesprochen und nr. 757. einge B. angeführt; ein anderes ist: *kupalu*, mit Speise oder Futter ausstopfen, Einem so viel geben, als er essen kann, *kupaluia*, fett gemacht, wohl gefüttert. Diese Passivform drückt nun, wie jedes Adj. nach dem Subst. eintretend, das adjectivische passive Partic. aus: *o Amerika Huipuia*, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (Geogr. 1. Ausg. S. 123. und öfter). Vom Activum fehlen mir die Beobachtungen. — Ebenso finde ich das Tah. Pass. auf *hia: te evanelia a Mareko, iritihia ei parau Tahiti*, das Evang. Marci in die Tah. Sprache übersetzt (Titel des Buchs).

Durch Partikeln ausgedrückt.

834 **he** Tong. — Im Tong. ist *he* vor dem Verbum ein Ausdruck für das Partic. Präs. (nr. 274.)

835 **e-ana** Haw. — Aus Cham.'s Worten und B. nehme ich ab, daſs im Haw. *e* vor dem Verbum und *ana* nach ihm (vgl. nr. 789.) das Partic. Präs., meist der act., selten der pass. Form, ausdrückt; doch könnte er auch das Partic. aller Zeiten meinen. Ein B. vom Präs. ist: *loaa iho la lakou ia ia e hiamoe ana*, er fand sie schlafend (Marc. 14, 37.). Nach dem B. Cham.'s: *ka mea e haawi ana aku*, der Gebende, kann man vermuthen, daſs diese Bildung als ein participiales Adj. sich einem Subst. anschlieſst.

i N. Seel., Tah. und Haw. — Im Haw. bezeichnet dieser Vorsatz des Verbums sowohl das Partic. Präs., als Perf.; beim pass. Partic. kann das Verbum die Passiv-Endung *ia* annehmen oder in der activen Form stehn. Ich halte dieses *i* für dieselbe Partikel mit der, welche das Verbum im Indic. begleitet, und suche in ihm nicht die participiale Beziehung. Alle meine bisherigen B. sind von der Art, dafs ein Subst. vorhergeht, zu dem das Partic. als Adj. gehört. Dafs die act. Verbalform hierbei pass. Bed. haben kann, scheint mir wieder ein Antrieb dazu, in dieser Partikel das Mal. Hülfsverbum *de* der pass. Construction (s. nr. 786.) zu suchen. Vgl. noch nr. 713. 836

act. Partic. — *ka mea i ola*, das Lebendige (Cham.).

pass. Partic. — mit dem pass. Verbum: *o Amerika i huipuia*, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika (*id.*); *i ka mane i hunaia*, von dem verborgnen Manna (Apoc. 2, 17.); B. 1. nr. 858.

mit dem act. Verbum; ich verweise auf den in nr. 1009. von mir beleuchteten Satz.

Das Verbum kann auch *ai* nach sich haben (vgl. nr. 792.): *ka mea i haawiia mai ai*, das, was gegeben worden ist (Cham.); *na mea i hanaia'i*, die Dinge, die gethan worden sind (*id.*).

Im Tah. finde ich das Partic. Pass. durch *i* vor der pass. Form ausgedrückt: *te evanelia a Joane, i iritihia ei parau Tahiti*, das Evang. Joh., in die Tah. Sprache übersetzt (Titel der Übers.); im N. Seel. vor der activen Form: *mo taku mea i taehae*, für mein gestohlnes Eigenthum (Gr. *p.* 82.).

Einzelne Verba.

sein.

Ohne alle Andeutung.

Der von mehreren Idiomen der Erde bekannte und an vielen Amerikanischen Sprachen wahrgenommene Mangel eines Verbums **sein** trifft auch den Mal. Sprachstamm. Die Sprache kann diesen Ausdruck für die wesenhafte Seite des Wortes entbehren und durch die Construction ersetzen; das zufällige **sein** (sich befinden) wird leicht durch bestimmte Verba örtlicher Lagen dargestellt, kann aber auch ausfallen. Selbst Sprachen, die sich zu dem schwer erreichbaren individuellen Ausdrucke des Verbums erhoben haben, verschmähen es nicht, sich seiner zu überheben; dahin gehören die 837

Lat., Mexicanische, Mal. und Jav. Sprache. Die Behandlung des Prädicats als Verbums leiht eine leichte Form dafür im Mex. und in den Südsee-Sprachen; sonst aber reicht die bloſse Nebeneinanderstellung des Subst. oder Pron. Subj. und des Nomens oder Adj. des Prädicats zur Deutlichkeit hin, bei dem zufälligen sein die des Subjects mit einem Ortsadv. oder mit einer Ortspräpos. nebst ihrem Rectum; die Abwesenheit jedes Verbums verräth dem Hörer die Verknüpfung durch das abstracte. Dies ist der Fall der Lat. Sprache und der Idiome des Mal. Stammes. In den letzteren kann sogar in Folge einer bestimmten Reglung der Stellung des Adj. gegen das Subst. ein, in der Lat. noch mögliches, Miſsverständniſs gar nicht entstehn; wenn nämlich das Adj. mit dem Subst. verbunden ist, so folgt es ihm nach, als Prädicat in der Construction des ausgelaſsnen sein aber steht es vor dem Subst. Dies habe ich in den Südsee-Sprachen, im Mal. und Jav. beobachtet. Auch das Subst. des Prädicats hat im Polynes. meist die Stelle vor dem Subject.

838 Im Haw. ist das Prädicat sehr häufig mit der Artikelform *he* versehn, und dies hat seinen Grund darin, daſs diese Form den durch kein Verbum deutlich werdenden Constructionen zugewiesen ist (nr. 495.); den Umständen nach hat sie gröſstentheils die Bed. des unbestimmten Artikels. Ich halte dieses *he* aber hier immer für den Artikel, bald ganz einfach, wie vor dem Subst., bald nach seinem abgeleiteten Gebrauche, vor den Pluralzeichen, den Zahlwörtern und dem Pron. int. *aha*; nur da, wo er vor das Adj. des Prädicats tritt, knüpft er sich an keinen allgemeinen Gebrauch an, erklärt sich aber leicht dadurch, daſs das Adj. hier als Subst. genommen wird: ein Rundes ist die Erde.

Das Prädicat steht mit *he* voran:

Subst. — *he kaula o Mose*, Moses war ein Prophet (Cham.); *he aina maikai loa o Farani*, Frankreich ist ein sehr schönes Land (Geogr. 1. Ausg. S. 49.);

Pluralzeichen — *he poe* B. nr. 501., *he poe lohi* (mit ausgelaſsnem Subject, s. S. 483. letzte Z.);

Adj. — *he akamai loa kekahi poe*, mehrere sind sehr kunstreich (Cham.). Dem Adj. wird aber auch das es in ein Subst. umwandelnde *mea* (s. nr. 406.) beigegeben: *he mea hiki ole ia'u*, es ist mir unmöglich (mit ausgelaſsnem Subject, Cham.); *he mea hilahila* (¹) *ia lakou*, es ist ihnen eine Schande, gilt ihnen dafür (*ü.*, Cham.);

Card. — s. bei nachstehendem Prädicat das letzte B. nr. 599.;

aha — *heaha o Mose*, was war Moses? (Cham.) *heaha ke Akua*, was ist Gott? (*id.*) *heaha lakou*, was sind sie? (*id.*)

Selten ist die Stellung beider Glieder die umgekehrte: *nohea la ke Akua he kahikolu*, warum ist Gott der dreieinige? (Cham.) ferner das letzte B. nr. 599.

Das voranstehende Prädicat kann aber auch den Hauptartikel und das Casuszeichen *o* haben: *a o ka Mesia oe*, wenn du der Messias bist (Cham.); ja beide Glieder können *o* annehmen: B. 2. nr. 616.

Auch das zufällige sein kann ohne Ausdruck bleiben: *ma kekahi kulanakauhale he lunakanawai*, es war ein Richter in einer Stadt (Luc. 18, 2.); B. nr. 715. *δ*.

Ich behandle hier noch den Fall, wo bei ausgelaſsnem sein die Frage 839
durch *anei* (s. nr. 864.) ausgedrückt wird. Es hat seine Stelle nach dem voranstehenden Worte, dieses möge Subject oder Prädicat sein; Subject: *o oe no anei ke alii o ka poe Judaio*, bist du der König der Juden? (Matth. 27, 11.) *öia anei he kahuna*, ist dieser ein Priester? (Cham.) Prädicat: *he Akua anei o Jesu*, ist Jesus Gott? (*id.*) In Einem Falle finde ich es mitten im Prädicate, nach dem Zahlworte, welches eigentlich von der Frage betroffen wird, vor dem dazu gehörenden Subst.: *ekolu anei Akua lakou*, sind sie drei Götter? (Cham.)

Im Tong. steht in dem B. nr. 302. nach meiner Erklärung desselben 840
das Prädicat mit *ko he* voran, in dem S. 445. vii. ist das Imperf. von sein ausgelassen, das Subject geht mit *koe* voraus, das Adj. des Prädicats folgt. Ich finde auch in dieser Sprache *he* vor dem Adj. des Prädicats: *ikéi he lillé he nau gili ngangalo*, ihre sonnengebräunte Haut ist nicht schön (d. h. sie ist sehr schön, Mar. II. *p.* 380.).

Im N. Seel. steht das Subst. des Prädicats mit dem Artikel *e* voran S. 464. ii., 465. v. vi., 466. xiii. xix., B. nr. 213., ebenso das Adj. mit *e* B. nr.

(¹) Ich bemerke, daſs im Wörterb. *hilahila* nur als Subst. aufgeführt wird.

184. (¹), das bloſse Adj.: *pai rawa tōu anga*, dein Werk ist sehr gut (Gramm. S. 58.).

841 Im Tah. ist beiläufig zu bemerken, daſs er als Subject bei dieser Construction meist durch *ia*, statt des sonstigen *oia*, gegeben wird (s. nr. 643. 846.). Das vorausgehende Subst. des Prädicats hat den Artikel *e* vor sich: als unbestimmten B. nr. 3., als bestimmten S. 475. 4. (*bis*), den Artikel *te* als bestimmten S. 475. 2., *o te* ebenso *ib.* 6. Einmal, wo zwei Subst. des Prädicats durch und verbunden sind und beide den unbestimmten Artikel haben, geht das eine mit *e* dem Subjecte voraus, das zweite folgt ihm mit *te* (nr. 25. Anm. 1.). Ferner finde ich (B. 1. nr. 129.) das Subject voranstehn und darauf das Prädicat mit der Präpos. *i*, also im Accus.

Verbal-Partikeln.

842 Da die Natur der Verbal-Partikeln nicht geeignet ist, ein Wort wirklich zum Verbum zu machen, so ist ihr Eintreten bei sein ganz der vorige Fall seiner Auslassung; sie selbst erscheinen, da ich hier nur von *gua* (*ua*), *na* und *te* zu reden habe, als Adv. der Zeit. Bloſs wo das Adj. Prädicat ist, bleibt die Sache schwankend, indem ein Adj. leicht auch an und für sich ein Verbum neutr. ist (nr. 753.). Bestimmt zum Verbum ziehe ich den Fall, wo die Passivform des Zeitworts das Prädicat vorstellt (s. nr. 779.).

843 *gua* Tong., *ua* Tah. und Haw. — Das Haw. *ua* findet sich nur vor einem Adj. des Prädicats, sein möge im Präs. oder Imperf. stehn. Das Subject stellt sich vor oder nach diesem Ausdruck:

das Subject steht nach — *ua poepoe ka honua*, die Erde ist rund (Cham.); *ua akamai loa lakou*, sie sind sehr kunstreich (*id.*); *ua nui na hipa i hanaiia malaila*, viele sind die Schafe, welche da gezogen werden (*id.*); *ua na ke keïki*, das Kind ist ruhig (Wörterb. *v. na*, welches auch Verbum ist: ruhig sein);

das Subject steht voran — *a o kona poo a me kona oho ua keokeo*, sein Haupt aber und sein Haar war weiſs (Apoc. 1, 14.).

Im Tong. finde ich *gua* in denselben beiden Constructionen vor dem Adj. (s. nr. 362.) — Im Tah. steht *ua* auch vor dem Adj. des Prädicats; die B., welche mir vorliegen, sind aber zu aphoristisch (nr. 112.); über eines, wo es dem Subst. des Prädicats vorausgeht, s. nr. 117.

(¹) In andren B. steht dieser Ausdruck auch nach dem Subjecte.

na Tong. — beim Imperf.: *nai toka lehi he mo kau tau*, war euer Heer zahlreich? (Mar. II. *p.* 376.) (hier ist das redundirende Pron. *ia* an *na* merkwürdig) beim Perf. (des zufälligen sein): *na mo gi Tonga*, bist du auf Tonga gewesen? (*ib.*)

te Tong. — *te* als Zeichen des Fut. steht vor dem Pron. Subj., dann 844
kommt das Adj. des Prädicats (nr. 363.); dieser Ausdruck ist vielmehr ein verbaler.

e-ana Haw. — Ich finde den Imper. von sein durch *e* vor und *ana* 845
nach dem Subst. des Prädicats dargestellt: *e kane ana ia na ka wahine hookahi*, er sei eines einzigen Weibes Mann (Cham.). Dieser Ausdruck ist mir bisher nur im Indic. (nr. 789.), und beim Imper. nur *e* vorgekommen; *ana* erscheint seltsam. Da ich *e* für keine Zeitpartikel halte, so gehört der Punkt eigentlich nicht unter die Rubrik von *gua*, *na* und *te*.

Ausdruck durch das Pron. 3. Pers., Tah. und Haw.

Das Verbum sein wird im Haw. auch durch das Pron. 3. Pers. ausge- 846
drückt, welches zwischen Subj. und Prädicat, auch wohl nach beiden eintritt, sowohl das des Sing. (B. 2. nr. 619.), als das des Plur., *lakou: o na hoku chiku o lakou ka poe anela o ua mau ekalesia la ehiku*, die 7 Sterne sind Engel der 7 Gemeinen (Apoc. 1, 20.); *o na enemi o ke kanaka no kona hale iho no lakou*, des Menschen Feinde werden seine eigene Hausgenossen sein (Matth. 10, 36.); ja beim Plur. kann das des Sing. stehn: *o na ipukukui chiku oia no ua poe ekalesia nei la*, die 7 Leuchter sind 7 Gemeinen (Apoc. 1, 20.). Das Pron. kann, wie man sieht, das Casuszeichen *o* vor sich nehmen. — Im Tah. fallt schon der häufige Gebrauch des *ia* für er bei fehlendem sein auf (nr. 841.); man könnte glauben, daſs es bereits vielmehr er ist, er war heiſst. Nur durch das Vorhandensein eines Subjects auſser dem Pron. kann jedoch das Pron. sich selbst als Ausdruck für sein erweisen, und dies ist der Fall in dem Tah. B.: *e peropheta ia oia*, er ist ein Prophet (Joh. 9, 17.), wo *ia* doppelt steht. — Diese höchst merkwürdige Weise, das Verbum subst. auszudrücken, habe ich auch in der Mal. und Jav. Sprache beobachtet; es wird dazu das entfernte Pron. dem. benutzt: Jav. *yatra hiku bechik*, das Geld ist gut; Mal. *mūsuh manusīa ītu ōrang yang sarūmahnya*, des Menschen Feinde werden seine eigene Hausgenossen sein (Matth. 10, 36.).

Durch Ortsadv.

847 *aï* Haw. — Ich finde dieses dort bedeutende Adv. (s. nr. 908.) als einen Stellvertreter des zufälligen sein, sowohl wo es Präs., als wo es Imperf. ist, im Anfang des Satzes; es folgt immer unmittelbar auf dasselbe die Präpos. *i* oder *ia* des Orts, dann erst das Subject: *aï ia oe ka haku*, der Herr ist mit dir (Cham.); *aï ia ia ka lima o ka haku*, die Hand des Herrn war mit ihm (*id.*).

In folgenden Tong. Sätzen erregt *ai* Aufmerksamkeit: *kapáu gua ai taha giate gimotolu*, wenn Einer unter euch ist (Mar. II. *p.* 381.); *kapáu gua ai nihi gua fonnua gehe be gua ai nihi gua tai lata*, wenn Einer aus einem andren Lande, wenn Einer unzufrieden ist (*ib. p.* 383.).

848 *aia* N. Seel. und Haw. — *aïa* heifst im Haw. dort und drückt ebenso, wie *aï*, und gleichfalls ganz vorn stehend, das zufällige sein aus. In den bisherigen B. folgt auf *aï* ein Vocal, auf *aïa* ein Consonant, und es fragt sich, ob dies ihr Unterschied ist (vgl. nr. 909.). Letzteres hat bald die Ortspräpos., und zwar sowohl *i*, als *ma*, bald das Subject nach sich; *i* hat das müfsige *no* vor sich, das auch vor dem Subjecte, unmittelbar nach *aïa* eintritt (vgl. nr. 1062.);

die Präpos. steht voran — B. S. 860. Z. 3.

das Subject steht voran — *aia no Amerika ma ka hikina o Hawaii nei*, Amerika liegt in Osten von H. (Cham.); *aia no na lio maloko o ka moku*, die Pferde sind im Schiffe (*id.*).

Manchmal drückt es andre Verba als sein aus: *aïa no i ke alii nui na mea a pau o ke aupuni*, alle Dinge des Reichs hangen von dem Könige ab (Cham.); *aïa no lakou mamuli o ka pono*, sie folgen der Gerechtigkeit (*id.*).

Das N. Seel. Vocabular führt *aia* in der Bed. er ist auf.

Durch Verba.

849 *ano* N. Seel. — Das Wörterbuch giebt *ano* als Verbum sein, seine Erklärung und sein Gebrauch erscheint aber vielfach dunkel. Nach dem von ihm Angeführten würde es nur das zufällige sein (sich wo befinden) ausdrücken. Das eine B. ist unvollständig: *ko koe ano, thou art or abidest*; das zweite sogar zweideutig und zum Theil widersprechend: *tēnei ano tāu buka buka*, dies ist dein Buch, oder dein Buch liegt hier. Ebenso ist es dunkel S. 466. xii., B. 1. nr. 169., letztes B. nr. 216., B. 2. nr. 230. Im 2. B.

nr. 140. drückt *e e no ano* das zufällige sein aus, in dem S. 464. II. könnte *ano* das Verbum subst. darstellen. *E wahine ano* heiſst nach dem Wörterb. *a woman engaged to a husband.* Man kann hiernach nicht erwarten, daſs ich über das Wesen dieses *ano*, obgleich ich es unter dieser Rubrik eingereiht habe, absprechen und eine Vergleichung zwischen ihm und dem Jav. *hana* und Mal. *āda* anstellen sollte. Ebenso muſs ich bemerken, daſs das *na* in einer oben S. 155. Z. 3. und S. 533. nr. 52. angeführten Tah. Stelle nicht das Verbum sein, sondern das Ortsadv. da ist, welches müſsig nach dem mit dem Pron. dein verbundenen Subst. steht (vgl. nr. 907.).

noho Haw. — Es bedeutet eigentlich: sich setzen 2) sitzen, wohnen, 850
bleiben (auch: Sitz, Stuhl, Bank), und ist das Tong. *nofo.* Ich finde es einmal als sein: (schreibe) *i na mea e noho la,* was da ist (Apoc. 1, 19.); in dem B. nr. 382. scheint das Tong. Wort dieselbe Geltung zu haben. *Maī noho a* drückt den verbietenden Imper. aus (nr. 821.); *e noho nei* führt das Wörterbuch als hier, jetzt an.

riro Tah., *lilo* Haw. — s. nr. 861. 851

es giebt.

Dieser Begriff fällt seiner Natur nach mit dem allgemeinen und zufäl- 852
ligen sein zusammen und wird daher ebenso behandelt werden. So finde ich diesen Ausdruck im Haw. ganz fehlend: *he mau mauna ma Sepania,* es giebt mehrere Berge in Spanien (Cham.).

gehören.

Im Haw. drückt der durch die Präpos. *no* (s. nr. 412-419.) gebildete 853
Gen. des Besitzenden, indem das Verbum sein hinzugedacht werden muſs, dem Subject vorangehend, dieses Verbum aus: *no ke alii ka aina,* das Land gehört dem Könige (Cham.); *no Farani ia mau moku,* diese Inseln gehören Frankreich (*id.*). — Ebenso finde ich *no* im N. Seel.

haben.

In Beziehung auf das ausgelaſsne sein wird dieses Verbum durch 854
die Präpositionen des Genitivs angedeutet: Haw. B. nr. 740., N. Seel. S. 466. XIII. XV., Tah. B. 1. nr. 106.; ebenso im Haw. durch die Präpos. *i, ia* des Dativs (B. nr. 721. b.), N. Seel. durch *kia.* Die Mal. und Jav. Sprache bedienen sich des sein mit den Präpos. des Dativs: Mal. *āda* mit *pada* oder *bagi,* Jav. *hana* mit *hing.*

Einen wirklichen Ausdruck für **haben** besitzt das Haw. im Verbum *paa*, welches eigentlich: fest machen, ergreifen, fest halten u. ä., bedeutet (B. nr. 474.).

können.

855 Im Tong. wird dieses Verbum durch die Zeitpartikel des Fut. *te* gegeben (s. nr. 375.).

856 Im Haw. wird das Verbum *hiki* dazu gebraucht (s. nr. 481.), welches eigentlich bedeutet: ankommen, gelangen zu (Wörterb.); erreichen (Cham.); eintreffen, geschehn, sich ereignen (Cham.) 2) *to accomplish, to prevail* (Wörterb.). Von der Bed. **zu etwas gelangen** rührt es her, daſs es ein Ausdruck für **können**, **möglich sein** wird; die Person steht dabei mit der Präpos. *i, ia*, die hier nicht die des Dativs, sondern die der Bewegung ist; die Verbal-Partikel ist *e* oder *i*, und das zweite Verbum wird mit *ke* angeschlossen; folgendes sind B. Cham.'s, der immer **möglich sein** übersetzt: *aole e hiki ia ia ke ea'e iluna*, es ist ihm nicht möglich, sich zu erheben; *e hiki paha ia ia*, es ist ihm vielleicht möglich; *a i ole e hiki ia oukou ka mea*, wenn euch die Sache nicht möglich ist; *aole no i hiki ia ia*, es ist ihm nicht möglich; zu diesen füge ich hinzu: *aole no e hiki i ke kanaka ke malama i na haku elua*, niemand kann zween Herrn dienen (Matth. 6, 24.); *e-aï: pehea la e hiki aï ia oukou ka poe ino ke olelo i na mea maikai*, wie könnet ihr Gutes reden, dieweil ihr böse seid? (Matth. 12, 34.) B. 2. nr. 793. — Im vorletzten B. nr. 831. fehlt die Person. Als ein Subst. finde ich *hiki* behandelt: (ich weiſs deine Werke u. s. w.) *a me ka hiki ole ia oe ke hoomanawanui i ka poe hewa*, und daſs du die Bösen nicht tragen kannst (Apoc. 2, 2.). Es wird auch als Adj., **möglich**, gebraucht: *ka mea hiki, ka mea hiki ole*, was möglich, was unmöglich ist (Cham.); B. S. 878. letzte Z.

wollen.

857 Vor dem Haw. *makemake* finde ich *he* als Zeichen des Präs.: *he m.*, ich will (Cham.); *a he m. oe*, wenn du willst (*id.*); aber auch *e*: *ina oe e m.*, willst du (so u. s. w.) (Matth. 17, 4.); *ina e m. oe e komo*, willst du (aber) eingehn (*ib.* 19, 17.); im Imperf. *i*: *aole ia i m. e ike maï kekahi kanaka ia ia*, und (er) wollte es niemand wissen lassen (Marc. 7, 24.).

nennen.

858 Das Prädicat, wenn es ein Appell. (kein Eigenname) ist, hat im Haw. die Artikelform *he* (vgl. nr. 494-497.) vor sich: *na mea, i kapaia he lunaolelo*, die Leute, welche Apostel genannt werden (Cham.); *kapa aku la Jesu i ko lakou inoa he lunaolelo*, Jesus nannte ihren Namen Apostel (*id.*).

geben.

859 Die Tong. Sprache besitzt dafür ein eignes Verbum, *fuagi*, das ich aber nur im Wörterb. finde. In diesem ist wahrscheinlich *agi* Endung (s. nr. 1122.).

Sonst wird dieser Begriff im Tong. sehr häufig durch die Richtungs-Partikeln *mei, atu* und *angi* ausgedrückt (s. nr. 340.).

Im N. Seel. finde ich das Verbum, wenn es im Imper. steht, fehlen, und das Pron. 1. Pers. mit der Präpos. *mo* (nr. 226. Anm. 2.) oder *ma* verbunden.

Im Tah. lautet das Verbum *horoa*; den Dat. Pers. finde ich durch *no* (B. nr. 56.) oder *na* (S. 472. vi. *bis*, B. nr. 116.) angedeutet.

Die Haw. Sprache bedient sich des Verbums *haawi*, in welchem vielleicht *haa* Präfix ist, so daſs man es für das Jav. *wêh, hawêh* und Mad. *ami* halten könnte. Ob man das Mal. *brī* mit diesem Worte oder mit dem Jav. *paring* (s. nr. 894.) zusammenstellen müsse, entscheide ich nicht. Der Dat. Pers. wird durch sein regelmäſsiges Zeichen *i, ia* angedeutet, manchmal aber durch *na* (s. nr. 420.): *haawi aku la o Josepa i ai na lakou*, Joseph gab ihnen Speise (Cham.).

nehmen.

860 Der Imper. dieses Wortes kann im N. Seel. ohne Verbum durch die Präpos. *mo*, für, mit dem Pron. 2. Pers. ausgedrückt werden (nr. 226. Anm. 2.).

riro Tah., *lilo* Haw.

861 Der diesem Verbum inwohnende Begriff sich wenden vermittelt, wie bei dem Span. *volverse* und Engl. *turn*, den von werden, merkwürdiger Weise aber auch den von sein. Nach seiner Bed. weggehn, verloren gehn ist es vielleicht das Mal. und Jav. *hilang*. Ich lasse die oberen Glieder der Sprachvergleichung offen und gebe nur den Typus der Südsee:

Tong.	*lilo*	verbergen, verstecken
N. Seel.	*diro*	weggegangen, weg (*gone*) 2) in jemandes (mit *ki*) Besitz kommen
Rarot.	*riro*	werden
Tah.	*riro*	werden 2) sein
	faariro	zu etwas machen
Haw.	*lilo*	verloren gehn, weggehn; (Adv., nach dem Wörterb.) verloren, entfernt, weg 2) sich wenden, sich verändern 3) in Eines Besitz kommen 4) werden 5) sein
	lilo maī	erlangen, besitzen
	lilo aku	verloren gehn, umkommen
	hoolilo	verändern 2) Einen zu einem Amte erheben, ihn über etwas setzen

Haw. B. der Bed. in jemandes Besitz kommen sind: *lilo ka aina no Parao*, das Land kommt an Pharao (Cham.); *lilo ke aupuni ia Liholiho*, das Reich kommt an L. (*id.*) Wo das Verbum sein (B. nr. 447.) und werden ausdrückt, führt das Prädicat im Haw. die Präpos. *i* vor sich: *ua lilo ia i pohaku kumu kihi*, er ist zum Eckstein geworden (Matth. 21, 42.); (denen gab er Macht,) *e lilo aï i poe keïki na ke Akua*, Gottes Kinder zu werden (Joh. 1, 12.); S. 480. 3.; im Tah. die Prāpos. *ei* (werden nach meiner Beobachtung an Texten, sein B. 1. nr. 92.). Dieses *ei* steht auch bei dem Tah. Causale *faariro*, zu etwas machen, vor diesem Satzgliede (B. nr. 79., B. 3. nr. 92.).

loaa Haw.

862 Dieses Verbum hat, wie seine Construction zeigt, die Grundbed.: auf Einen stofsen, Einen betreffen, Einem begegnen, wobei immer der oder das Betreffende als thätig (Subject), die betroffene Person oder Sache aber als ein fester Terminus, auf den die Bewegung hingeht, angenommen und daher mit der Präpos. *i, ia* construirt wird. Nach dem Wörterb. könnte es vielleicht auch absolut sich ereignen bedeuten. In der benannten Construction drückt das Verbum aus:

finden — *e loaa koke no ia olua kekahi hoki keïki*, alsobald werdet ihr finden ein Eselsfüllen (Marc. 11, 2.); B. 1. nr. 835.; *i* bleibt auch im Passivum (s. das vorletzte B. nr. 759.).

erlangen, bekommen — *heaha la ka'u mea e hana'i, i loaa ia'u ke ola loa*, was soll ich thun, damit ich das ewige Leben ererbe? (Marc. 10, 17.)

haben — *o ka mea ua loaa ia ia, e haawi hou ia nana a nui loa: aka o ka mea ua loaa ole ia ia, e laweia ae ka mea ia ia*, denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, das er hat, genommen werden (Matth. 25, 29.).

pono Haw.

Nach Cham. ist es Subst.: Recht, Gerechtigkeit; es ist ferner (nach 863
dem Wörterb.) Adj.: recht, gesetzlich 2) passend 3) möglich, fähig 4) gut. Ich finde es auch als Adv., genau, gerade (B. 3. nr. 687.). Demnächst ist es Verbum, nach dem Wörterb.: gut, wohl, recht sein, Gutes thun, nützen, passen, und dient, zum Theil als unpersönliches, zum Ausdrucke von: müssen, brauchen, es ist nöthig, gebührt sich, schickt sich; das Wörterbuch führt die Formen *e pono aï* und *i pono aï* als vorzüglich häufig in diesem Gebrauche an; auſserdem finde ich *pono* ohne irgend eine Partikel, *he pono* und *he mea pono*. Im letzten ist *he* Artikel (vgl. nr. 838.), im vorletzten möchte es Verbal-Partikel sein (s. nr. 804.). Die Constructionen sind:

1. das Verbum, müssen, einer Sache werth sein ausdrückend, steht impersonell, das zweite Verbum folgt mit *ke* oder *e* (daſs oder Inf.) und nimmt das Subject zu sich;

e pono, müssen — *e pono, ke hele au*, ich muſs kommen (Cham.);

he pono, werth sein — *he pono, ke loaa i ka mea hana ka ai nana*, ein Arbeiter ist seiner Speise werth (Matth. 10, 10.);

he mea pono, müssen — *he mea pono, e hookoia këia palapala*, es muſste die Schrift erfüllt werden (Apostelg. 1, 16.); *he mea pono, ke hai mua ia ia oukou ka olelo a ke Akua*, euch muſs zuerst das Wort Gottes gesagt werden (*ib.* 13, 46.).

2. *e pono*, etwas zu thun brauchen, hat das Subject mit der Präpos. *ia* nach sich, darauf folgt das andre Verbum mit *ke* (Inf.): *aole e pono ia lakou ke mihi*, sie brauchen nicht Buſse zu thun (Cham.).

3. *e pono*, würdig sein, hat das Subject im Nom. vor sich, das andre Verbum folgt mit *ke* (Inf.): B. S. 812. Z. 6-8.

4. *pono*, werth sein ausdrückend, steht ohne Verbal-Partikel und hat den Gen. vor oder nach sich, ist also Subst.: *aole o'u pono, e komo ae oe* u. s. w., ich bin nicht werth, daſs du (unter mein Dach) gehest (Matth. 8, 8.); *a i pono ko ka hale*, und so es dasselbige Haus werth ist (*ib.* 10, 13.).

Ich habe, um das Wort mit einem westlichen zu vereinigen, wohl an das Mal. *benär* (recht, richtig, gerecht, wahr, genau: Jav. *bener*, recht; Tag. *banal*, gerecht, tugendhaft) (vgl. N. Seel. *pono*, wahr, Wahrheit) und *pătut* (recht, gerecht; passend, schicklich, gehörig; passen, sich schicken; müssen) gedacht. Die obige adverbiale Nachsetzung und *ponoi* führen vielmehr auf das westliche *pun* (s. nr. 672.). Im Tong. ist *fono*: öffentliche Rede, Decret.

Frage.

864 Ich halte dies für die schicklichste Stelle zur Behandlung des Punktes der Frage, d. h. der im Deutschen durch kein wirkliches Wort (Pron. oder Adv.) ausgedrückten, sondern nur an der Construction und dem Tone erkennbaren; denn sie knüpft sich vorzüglich an das Verbum. Die Polynes. Ausdrücke, welche ich hier angebe, gleichen also dem Lat. *num* oder *an*.

anei Tah. und Haw., *ra nei* N. Seel. — Das Haw. *anei* steht nach dem Verbum oder der demselben anhangenden Zeitpartikel: *ke hiamoe nei anei oe*, schläfst du? (Cham.) hat aber das Verbum die Verneinung bei sich, so steht es nach *aole*, vor dem Verbum (B. 2. nr. 563.). Diese B. sind nur vom Präs., und es fragt sich, ob *anei* auch bei andren Zeiten vorkommt. Denn dasselbe Wort heiſst auch hier (s. nr. 901.); und so schwierig es ist, daraus die Kraft der Frage zu entwickeln, so findet sich doch kein andrer Ausweg für die Etymologie, als die Ableitung von *nei*, wobei freilich seine Zusammenstellung mit *nei* in dem obigen B. auffällt. Denn ich glaube doch nicht, daſs es das Tag. *hani* sei, welches das Wörterbuch hörst du? übersetzt; dieses steht nach affirmativen und befehlenden Ausdrücken: ich will mit dir gehn, hörst du? bezahle es, hörst du? auf dieselbe Weise wird im Tag. auch *hania* und *ha* gebraucht. *Anei* beim ausgelaſsnen Verbum sein s. nr. 839.

Im Tah. ist *anei* Zeichen der Frage und steht nach dem Verbum und seiner Zeitpartikel (S. 473. vii.). Das N. Seel. *ra nei* habe ich bisher nur bei ausgelaſsnem sein in dieser Geltung gefunden (s. nr. 251.); seine sonstige Bed. vielleicht (*ib.*) giebt aber eine Aufklärung über *anei*. Das Tong. *nei* hat nur diese letzte Bed. (s. nr. 902.)

oti N. Seel. — s. nr. 258.

pe oki N. Seel. — s. nr. 254. 255.

kōia N. Seel. — finde ich sehr häufig als Zeichen der Frage (*num*), z. B.

nach dem Verbum, sogar nach einem Frageworte, wie den verschiednen Compositionen von *aha* und *hea*.

Richtungs-Partikeln beim Verbum.

mai N. Seel., Rarot., Tah., Haw., *mei* Tong.
atu Tong., N. Seel., *atu* und *adu* Tah., *adu* Rarot., *aku* Haw.
angi (*ange*) Tong., *ake* Rarot., *ae* Tah. und Haw.
iho Tah. und Haw., *io* Rarot.

Wenn ich es unternehme, diese merkwürdigen allen fünf Südsee-Sprachen eignen Wörter hier zu behandeln, so ist es in der Überzeugung, daſs ich der Aufgabe bloſs annähernd zu genügen im Stande bin. Es liegt dies ebensowohl in der Schwierigkeit des Gegenstandes selbst, als noch besonders darin, daſs nur eine reichhaltige Sammlung von Beobachtungen und Beispielen dazu führen kann, von ihrem Gebrauche und Unterschiede ein vollkommnes Bild zu entwerfen. Da es darauf ankommt, dem Leser vor allen Dingen eine Vorstellung von dem Wesen dieser fast immer für unsre Sprachen unübersetzbaren Partikeln zu geben, ehe man in eine allgemeinere Betrachtung derselben eingeht, so ist ihre vorzüglichste Bestimmung die, als Anzeiger der Richtung das Verbum zu begleiten; sie stehn aber auch oft nach dem Subst., wenn es eine Präpos. vor sich hat, ferner manchmal nach Adv., und einige von ihnen endlich in der Bed. noch dazu nach Subst. und solchen Pronominen, deren Bed. dazu Gelegenheit bietet, auch als sehr nach Adj. Bei dem Falle, wo sie ein Ortsadv. nach sich haben (s. nr. 907. 7., N. Seel. *ai* nr. 908.), ist das Tah. und Haw. absolute *iho nei* (nr. 907. 7.) beachtenswerth, welches für ein Adv. ausgegeben wird. Denn es ist merkwürdig, daſs das Tong. *ange*, das man auch öfter hierher rechnen muſs, eigentliche Adv. bildet (nr. 355.), ja bisweilen scheinbar eine Präpos. an dem Subst. ausdrückt (*ib.*) (vgl. noch nr. 956.). Diese Anwendungen habe ich an andren Stellen meiner Grammatik behandelt, und beabsichtige hier nur hauptsächlich von ihrer verbalen zu reden; ich spreche zuerst ausschlieſslich von der 865

Haw. Sprache, *maï, aku, ae, iho.*

Das hier zu Sagende gilt aber meistentheils auch für die N. Seel., Rarotong. und Tah., bisweilen auch für die Tong. Sprache. Das Haw. Wörterbuch nennt diese Wörter *verbal directives,* und ist auch in der Angabe 866 unvollständig, daſs es sagt, sie ständen nur vor der die erzählende Zeit anzeigenden Partikel *la*. Wenn dies auch ein besonders häufiger Gebrauch derselben sein mag, so werden sie dennoch nach meiner Beobachtung bei vielleicht keiner Verbalform ausgeschlossen, obgleich die Partikeln hier öfter fehlen zu können scheinen. Ich habe sie im Präs. vor der Zeitpartikel *nei* und *la*, im Fut. (letztes B. nr. 787.), im gebietenden und verbietenden Imper., und im Pass. beobachtet: *öia ka mea e haawiia maï nei*, dies ist das, was gegeben werden wird (Cham.); vorletztes B. nr. 787. Einen Beweis, daſs sie bald fehlen, bald stehn, liefern die schon nr. 858. vorgekommenen beiden B.: *na mea i kapaia he lunaolelo* und: *a kapa iho la öia ia lakou he poe lunaolelo.* Einen Beleg, daſs sie auch beim Partic. vorkommen können, s. nr. 867.

867 Die Partikeln halten sich insofern dicht an das Verbum, als z. B. das Subject (*e palapala aku oe i --*, schreibe an --, Cham.) und die Zeitpartikeln *nei* und *la* (s. nr. 866.) erst nach ihnen eintreten (vgl. jedoch nr. 1022.); dagegen aber steht ein dem Verbum beigehendes Adv. (*e hele koke aku au iou la*, ich werde dir kommen bald, Apoc. 2, 5.; *aole e oi iki aku kekahi i kekahi*, es übertrifft durchaus keiner den andren, Cham.), die Endung *ia* des Pass. (s. B. nr. 753. *bis*) und die substantivische Endung *ana* (B. 2. nr. 835.) vor ihnen.

868 *aku* und *ae* werden nach einem auf *a* endenden Wort apostrophirt, vielleicht regelmäſsig; so nach der Endung *ia* des Pass.: *a i haawiia'ku keia*, wenn dieses gegeben wird (Cham.).

869 Die oben erwähnte Schwierigkeit bei diesen Partikeln besteht vorzüglich darin, den in jeder einzelnen liegenden und sie von den drei andren unterscheidenden Begriff anzugeben. Die Tong. Sprache scheint in dem äuſserst sinnvollen und wohlgeordneten Gebrauche, welchen sie von den drei ersten derselben macht, indem sie, wenn als Rectum des Verbums oder der von dem Verbum abhängigen Präpos. das Pron. 1. Pers. steht, *mei*, wenn das Pron. 2. Pers. steht, *atu*, wenn das Pron. 3. Pers. oder ein Subst. steht, *angi* anwendet, so sehr einen richtigen Weg zu zeigen, daſs man sogar versucht werden könnte, in dem *mei* den Pron. Stamm der 1., in *atu* der 2. und in *angi* der 3. Person finden zu wollen. Aber von dieser Regelmäſsigkeit in der Benutzung dieser drei Partikeln, nähme man auch hypothetisch an, daſs der Sprachsinn von einer solchen Topik ausgegangen wäre, erblicken wir

in den übrigen vier Sprachen kaum noch eine Spur; und wenn man im Rarotong., Tah. und Haw. noch ein viertes Wort, *iho*, hinzukommen sieht, welches mit jenen dreien gleichartig erscheint, so muſs man wirklich daran zweifeln, auf jenem Wege die Sache zu erledigen. Der Ursprung und die eigentliche Natur dieses *iho* läſst sich zwar zum Theil nachweisen, indem es auf der einen Seite das Tong. *hifo*, unten, herabgehn, herabsteigen, ist und das Haw. *iho* selbst diese Verbalbed. hat. Aber für den häufigsten Gebrauch der Partikel zeigt sich dieses Wort so wenig passend, daſs man beinahe gezwungen ist, in ihr noch ein zweites, ganz verschiedenes zu suchen. Wäre dieses auch nicht der Fall, so ist es dennoch gewiſs, daſs die Sprache bei der Bed. der Richtung abwärts nicht stehen bleibt, sondern dasselbe auch auf andre Dimensionen wirft, was seine Anwendung ebenso verwickelt, wie die der übrigen drei Wörter es ist. So weist das Wörterbuch dem *iho* auch die Richtung des Aufeinanderfolgens (*succession*) zu. Wollte man dem Gedanken Raum geben, daſs man in den vier Partikeln eine vierfache Ortsbeziehung, wie sie im Tag. (nr. 652.) beim Pron. dem. und Ortsadv. herrscht, vor sich hätte, so scheint derselbe sich nicht über wenige Schritte verfolgen zu lassen. Ihr Eintreten nach räumlichen Adv. (nr. 955-957.) und das oben (nr. 865.) erwähnte temporale *iho nei* führt zwar zu einer ernsten Betrachtung über ihren Gebrauch nach dem Verbum, zu der Frage, ob sie etwa namentlich mit den verbalen Zeitpartikeln *nei, na, ra* (*la*) nur einen fein unterschiedenen Zeitausdruck bilden; aber auch diese Idee wird durch die Übermacht andrer Erwägungen zurückgedrängt. Ich würde der getreuen Darstellung dieses schwierigen Gegenstandes nur schaden, wollte ich in sie Etymologien einmischen und auf diese Folgerungen bauen. Ich trenne die Forschung über die Herkunft dieser Wörter ganz hiervon und verweise sie an das Ende dieser Untersuchung.

Ehe ich zu dem eigentlichen Räsonnement übergehe, setze ich das 870
her, was das Wörterbuch über die Bed. der drei ersten Partikeln angiebt.
Unter dem Artikel *aku* wird gesagt, daſs *maï* die Richtung nach Einem
hin (*towards one*), *aku* von Einem her (*from one*) bezeichnet; von *ae*
sagt es unter *ae*, daſs es eine „geringe" Bewegung nach oben, unten oder
seitwärts bedeutet, unter *aku* führt es von ihm aber nur die Richtung nach
oben und nach der Seite an. Einen Beweis von der Verwicklung der diesen 871
Partikeln inwohnenden Raumbeziehungen giebt, auſser dem, welcher aus

den mehrfachen in *ac* (nach oben, nach unten, nach der Seite) und *iho* (nach unten, in der Folge nach einander) vereinigten Richtungen, auch in der Vergleichung beider Wörter unter sich, schon hervorgeht, jene Behauptung des Wörterb., daſs *maï* die Richtung auf jemand zu, *aku* die von Einem ab bezeichne, da es scheint, daſs man ebensowohl *maï* durch her, *aku* durch hin übersetzen könne, und da gerade diese Übersetzung allein von den bisherigen Deutschen Bearbeitern dieser Sprachen angenommen worden ist. Wenn sich dieser Widerspruch nun allerdings dadurch lösen läſst, daſs man *maï* vollständiger durch: von Einem zu Einem her, *aku* durch: von Einem zu Einem hin erklärte, so wird damit, wie aus dem Folgenden klar werden wird, noch nicht alles erledigt. In Wahrheit laufen diese beiden Partikeln sehr parallel neben einander her und können in denselben Fällen, je nach der zum Grunde gelegten Ansicht der Raumbeziehung, beide angewandt werden. Sehr anschaulich wird dieses durch den Gebrauch unsres Deutschen her und hin in örtlichen Adv. wie: heraus, hinaus — herab, hinab — herunter, hinunter. Eben diese Wörter dienen aber zugleich dazu, einzusehn, wie eine Sprache sich in der Anwendung dieses Doppelverhältnisses verwickeln kann. So lange nämlich das Verhältniſs zwischen zwei Redenden schwebt, ist es leicht, die Regelmäſsigkeit festzuhalten; wo aber beim Reden auf den beiden Sprechenden fernen Ort gedeutet wird, und noch mehr, wo dieses Verhältniſs des lebendigen Verkehrs zwischen zwei Menschen gar nicht statt findet, wie in der Erzählung, da kann sich die Sprache leicht in Anomalie verirren; und möglicherweise könnte dies in den Südsee-Sprachen zum Theil geschehn sein, obgleich ich so etwas nicht behaupten will. Es kommt alles darauf an, wie im Anfange eines zusammenhangenden Stückes der Verfasser sich die Sache stellt. Hierbei kann vielleicht geradezu Willkühr mitwirken, so daſs ein Andrer sich in demselben Falle die eine Seite nahe, auf sich zugehend denkt, wo er sie sich entfernt, von sich abgehend gestellt hat; und hiernach ist es auch möglich, daſs ein mit wenigem Sinn für geordnete Verstandesverhältnisse begabtes Volk verschiedentlich davon abspringen kann.

672 Um von dem Einfachsten in dieser Sache, dem Gespräche zwischen zwei Personen, auszugehn, wozu ich als Beispiel die Verba geben und sagen wähle, so schlieſst sich in diesem Falle wohl die Haw. Sprache noch an die Tong. an, indem, wenn die hinzugesetzte oder hinzugedachte Person die

erste ist, *maï*, wenn sie die zweite ist, *aku* stehn wird: gieb mir, *maï*,
ich gebe dir, *aku*; so im Ev. Matth. 4, 3. (Christus sagt zum Teufel): sprich,
daſs diese Steine Brot werden, *mai*, und im Ev. Luc. 23, 3. (Christus
spricht zu Pilatus): du sagst es, *maï*. Man kann dies auch so ausdrücken,
daſs *mai* steht, wenn Pers. 2., *aku*, wenn Pers. 1. Subject ist. Mit der 873
3. Person als Dativ oder Acc. (ich, du oder er sagt, wir u.s.w. sagen zu ihm,
zu N. N.) würde nun nach dem Tong. *ae* gebraucht werden müssen; dies
scheint aber nicht einzutreten, sondern auch hier zum Theil *aku*, zum Theil
mai zu stehn. Die Vollkommenheit der Tong. Sprache, für den zweiten
und dritten Ort besondre Ausdrücke zu haben, hat sich also in den andren
vier Sprachen verwischt, und ist der Grund zur Verwicklung in dem gröſsten
Theil der Anwendungen dieser Partikeln geworden, da nun bei der Erwähnung
der 3. Person sowohl zwischen zwei Redenden, als überall auſser
dem Gespräch, also z. B. bei der Erzählung, die Partikeln *maï* und *aku*
aushelfen müssen. Ein treffendes Beispiel für den Eintritt der 3. Person bei
zwei Sprechenden bietet anbeten im Ev. Matth. 4, 9. und 10. dar. Im 9.
V. sagt der Teufel zu Christus: (dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst)
und mich anbetest, *a hoomana mai ia'u*; im 10. V. sagt Jesus
zu ihm: du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten, *e hoomana aku oe ia
Jehova, i kou Akua.*

Ich bediene mich zur Erläuterung des Verhältnisses der Erzählung wieder des Verbums sagen. Die Sache scheint die zu sein, daſs der Erzähler nach Gutdünken sich den einen Terminus oder, da bei sagen Personen handelnd sind, die eine Person oder Parthei als die diesseitige, ihm nahe, die andre als die jenseitige festsetzt. Ob die erste von ihm erwähnte zur diesseitigen werden muſs, wage ich nicht zu bestimmen. Es verhält sich aber so im 4. Cap. des Matth.; der Teufel sprach zu Christus, *aku* V. 3, 6, 9.; der Erzähler stellt sich also Christus gegenüber. Christus sagte zum Teufel, *maï*, V. 4, 7, 10. 874

So lange ein solches Verhältniſs zwischen nur zwei Partheien ohne Störung schwebend bleibt, kann man wohl annehmen, daſs die Sache consequent durchgeführt wird. Wo aber jeden Augenblick die Partheien wechseln, ist es schwer zu glauben, daſs die Darstellung nicht hierin Willkühr üben und nicht der Phantasie nachgeben sollte. Ein Beispiel hierfür finde ich im 23. Cap. des Ev. Lucä. Der Erzähler berichtet: „die Ankläger Christi 875 sagten zu Pilatus" (V. 2.); hier steht *aku*; der Erzähler stellt sich also mit den Anklägern zusammen und denkt sich Pilatus sich gegenüber. Im 3.V.: „Pilatus sprach zu Christus", in der 1. Ausg. der Bibelübers. *maï* (hier stellt sich also der Erzähler mit Christus zusammen), in der 2. *aku* (hier stellt er sich mit Pilatus zusammen); auch das Verbum fragen („Pilatus fragte Christus") hat in der 1. Ausgabe *maï*, in der 2. *aku* nach sich. „Jesus sprach zu Pilatus", in der 1. Ausgabe *aku*, in der 2. *maï* (jede Ausgabe bleibt hier ihrem vorhin angenommenen Standpunkte treu). Im 4.V.: „Pilatus sprach zu den Hohenpriestern und zum Volk", in der 1. Ausg. *aku* (sie stellt sich daher mit Pilatus zusammen), in der 2. *maï* (hier stellt sich der Erzähler mit den Hohenpriestern u. s. w. zusammen). Es erscheinen hier also vier Partheien: *a.* die Ankläger, *b.* Pilatus, *c.* Christus, *d.* die Hohenpriester; *a* und *b* kommen einmal vor, *a* wird das Diesseitige; *b* und *c* kommen zweimal vor, die 1. Ausg. macht *c*, die 2. *b* zum Diesseitigen; *b* und *d* kommen einmal vor, die 1. Ausg. macht *b*, die 2. *d* zum Diesseitigen; *b* kommt in allen drei Verhältnissen vor und ist in der 1. Ausg. im 1. und 2. Verhältnisse das Jenseitige, im 3. das Diesseitige, in der 2. Ausg. im 1. und 3. das Jenseitige, im 2. das Diesseitige. Nirgends wird also ein bestimmter Standpunkt dafür festgehalten, wie man doch hätte erwarten sollen. Ein anderes B. kann man von fragen abnehmen; V. 3. „Pilatus fragte Christus", *aku*; V. 6. „Pilatus fragte die Hohenpriester u. s. w., ob Christus aus Galiläa wäre", *maï*.

876 Wenn dieses Wechselverhältniſs stets statt fände, so wäre die Sache immer noch an sich einfach; es leuchtet aber ein, daſs sehr oft nicht in der Wirklichkeit von zwei Terminis die Rede ist und doch zwei gedacht werden müssen, so oft eine beider Partikeln eintritt. Es fragt sich nun, wie hier der Sprachsinn verfährt. Ich wähle dazu die Fortsetzung der obigen Geschichte Christi mit dem Teufel. Im 11.V. heiſst es: „da verlieſs ihn der Teufel", hier steht *aku*; „und die Engel traten zu ihm", hier steht *maï*. Wenn Christus als fester nächster Punkt angenommen wäre, müſste in beiden Fällen *mai* stehn. Hier wird die Angabe wichtig, daſs *hele* mit *aku* gehn, mit *maï* kommen bedeutet. Wenn der Gebrauch beider Wörter bei *hele* immer dieser ist, so entspringt daraus eine ganz andere Function dieser Wörter, als ich bisher betrachtet habe; und allerdings finden sich dafür nicht nur weitere Belege, sondern ich glaube sogar, daſs dies ein häu-

figer Fall des Gebrauchs aller vier Partikeln ist. Es ist nämlich der, daſs eines dieser Wörter ein Verbum wegen seines Sinnes beständig begleitet; es bildet so mit ihm manchmal, doch nicht oft, ein zusammengesetztes Verbum, wie wir deren auch mit her- und hin- haben. Für *aku* habe ich namentlich in dieser Hinsicht die Bed. heraus, weg beobachtet: *puka aku la mawaho o kona waha,* aus seinem Munde ging (ein Schwert) (Apoc. 1, 16.); *e lawe aku i kou ipukukui maī kona wahi aku,* und (ich) werde deinen Leuchter wegstoſsen von seiner Stätte (Apoc. 2, 5.); B. 2. nr. 1009.

Ich habe bisher nur von *maī* und *aku* gesprochen; es wäre sehr 677
wichtig, wenn diese beiden Partikeln mit den zwei andren, *ae* und *iho,* in
keiner Collision ständen. Dennoch ist dieses in Beziehung auf *ae* schon darum
kaum zu denken, weil man vermuthen muſs, daſs von seinem mit dem
der beiden ersten gleichartigen Tong. Gebrauche in der Haw. Sprache doch
Spuren geblieben sein möchten; ferner geht aus der nr. 869. 870. im Allgemeinen
angeführten Bed. aller vier Partikeln hervor, daſs *ae* und *iho* mit
einander wesentlich collidiren müssen, da beide die Richtung abwärts bezeichnen,
und *ae* die Richtung seitwärts, *iho succession* anzeigen soll. Beide
letzte Beziehungen müssen wieder mit *maī* und *aku* zusammenstoſsen. Dies 678
wird auch aus einer anderweitigen Benutzung der vier Partikeln deutlich, wo
sie nach einem Adv., sowohl einem einfachen, als einem durch eine Präpos.
mit einem Subst. gebildeten (s. nr. 955-957.), und nach dem mit einer Präpos.
verbundenen Subst. als solchem (s. nr. 1022. 1023.) stehn. Ich habe
bis jetzt sie bei Adv. und Präpos. nur da beobachtet, wo diese Redetheile
Örtlichkeit oder Zeit bedeuten.

aku heiſst auch noch, noch dazu (s. nr. 939.), und steht nach Subst. und, jedoch seltner, nach *e,* ein andrer; das gewöhnliche Wort dafür nach *e* ist *ae* (s. nr. 751.). Ob *aku* nach einem Verbum auch bedeuten könne, wage ich noch nicht zu bestimmen. In dem B. nr. 716. γ. nämlich hat die Bibel das Wort auch; es könnte nun allerdings *aku* bloſs eine leere Partikel nach dem Verbum sein, dann wäre aber auch gar nicht ausgedrückt. Wieder möchte man denken, daſs, wenn *aku* auch ausdrücken sollte, es nach ich stehn müſste. 679

Ein B., in welchem mir *maī* undeutlich ist, findet sich im Wörterb. unter *muli: muli maī* wird nämlich: der nächst jüngere Bruder oder Schwester (nach einem andren), der letzte, hinterste, das jüngste von mehreren 680

Kindern, übersetzt; man sollte jenes Wort hier für ein Adj. und *maï* für ein Zeichen des Compar. halten.

881 Ich habe nr. 876. vor *aku* nach dem Verbum die Bed. heraus, weg, in welcher es gleichsam mit ihm ein Compositum bildet, angegeben; ebenso finde ich *iho* in der Bed. herab, nieder: S. 481. 6. (hier ist herab auch noch durch das Adv. *ilalo* ausgedrückt), S. 482. 9.

882 Indem ich jetzt den schon oben nur in Beziehung auf *maï* und *aku* abgehandelten Gebrauch der Partikeln nach dem Verbum in Bezug auf alle vier weiter verfolge, bin ich der Meinung, daſs in dieser Stellung nach dem Verbum allerdings eine bedeutende Collision zwischen allen vieren statt finde. Es ist allein schon wahrscheinlich, daſs die entgegengesetzten Richtungen, z. B. herab und herauf, werden verwechselt werden, und sehr möglich, daſs *iho* auch herauf hieſse, wie ja schon für die Präpos. auf, über *maluna ae* und *maluna iho* gesagt werden kann. Viel mehr muſs man aber fürchten, daſs die bloſs horizontale Richtung durch alle vier Wörter dargestellt werde, da wohl ziemlich alle Sprachen hierbei auch auf Ausdrücke der Höhe und Tiefe verfallen. Bei dieser horizontalen Richtung muſs die Willkühr in der Annahme des Standpunktes im vollen Maaſse wiederkehren. Ebenso precär ist die Richtung seitwärts, welche *ae*, und die der stätigen Folge, welche *iho* zugeschrieben wird; beide müssen sich unter einander und mit *maï* und *aku* häufig berühren. Ferner ist die ausdrücklich für den ganzen Gebrauch von *ae* durch das Wörterbuch festgesetzte Bed. einer geringen Bewegung auch miſslich, weil es sehr darauf ankommt, in wie weit die stärkere oder geringere Bewegung relativ genommen wird. Man kann dies schon an den beiden Partikeln sehn, welche *e*, ein andrer, im Haw. begleiten; gewöhnlich ist dieses *ae*, wohl in der Bed. dicht daneben, manchmal aber auch *aku*.

883 Sehr schwer ist es, den relativen Gebrauch mehrerer Partikeln von dem ausschlieſslichen einer einzigen für ein gewisses Verbum zu scheiden. Den relativen habe ich schon oben (nr. 871-876.) von *maï* und *aku* gezeigt, indem dasselbe Verbum, je nach der Einbildung des Darstellers, beide nach sich haben kann. Wahrscheinlich findet dies auch zwischen *ae* und *iho* statt, ja es kann vielleicht jede der vier Partikeln nach Umständen bei einem Verbum stehn. Gewiſs ist es aber auf der andren Seite, wie ich dies schon nr. 876. ausgesprochen habe, daſs ein Verbum auch durch seine Bed. eine

einzige derselben erfordern kann. Wenn dies auch durch eine lange Erfahrung ausgemacht wird, so bleibt der Grund, warum gerade diese und nicht eine andre in Gebrauch ist, oft sehr dunkel und die Sache erscheint willkührlich. Das Miſsliche ist dabei auch, daſs es einer groſsen Sammlung, welche durch die weitest fortgesetzten Beobachtungen immer noch nicht vollständig und sicher werden kann, bedarf, um zu behaupten, daſs die einem Verbum beigesetzte Partikel es in Folge seiner Bed. stets begleite, und nicht nur in Folge einer subjectiven Vorstellung stehe, wo bei einer andren Vorstellung der Dimension es auch eine andre sein kann. Indem ich für den 684
Augenblick gänzlich darauf verzichte, zwischen diesen beiden Punkten bei einer gewissen Anzahl von Verben zu entscheiden, dies auch vorläufig in der Praxis sich einigermaſsen entbehren läſst, da beides auch in ihr ineinandergeht und es z. B. doch zu wissen nöthig ist, ob ein Verbum überhaupt sich des *maï* oder *aku*, des *ae* oder *iho* bedienen kann, so ziehe ich beide Punkte ohne Unterschied in die folgende Sammlung hinein. Ich bin der Meinung, daſs dieselbe für den gegenwärtigen Zweck alphabetisch nach den Haw. Verben gemacht werden muſs, und dabei die Verbal-Präfixa (*haa, hoo*) nicht berücksichtigt werden dürfen. Gegen diese Art der Einrichtung kann man zweierlei einwerfen: erstens, daſs es für denselben Begriff mehrere Verba gebe, welche also getrennt stehn. Diesem Übelstande läſst sich durch ein Deutsches alphabetisches Verzeichniſs abhelfen; nach dem Haw. Verbum ist es aber darum immer sichrer zu ordnen, weil zwei für dasselbe Deutsche Verbum vorhandene Haw. Ausdrücke doch verschiedene Partikeln erfordern können, indem ihre Grundidee eine verschiedene ist. Der zweite Einwurf ist der, daſs bei dieser Anordnung die Übersicht des ganzen Gebrauchs jeder einzelnen Partikel verloren geht; auch hier kann man nach den vier Partikeln einen Index anfertigen. Bei dem gegenwärtigen Zustande der Sammlung kommt es darauf an, sie für Nachtragung einer zweiten oder dritten Partikel bei demselben Verbum offen zu erhalten. Ich setze also, so gering der Anfang ist, alle bisher von mir beobachteten Verba her, und citire die Stellen, da, wie aus dem Früheren hervorgeht, es hier ganz besonders wichtig ist, daſs man nicht nur den Satz selbst, in welchem die Partikel vorkommt, sondern ihren ganzen weit nach vorn und hinten verbreiteten Zusammenhang nachsehen könne. Hierzu ist vorzüglich die Bibel tauglich.

885 *ae*, erlauben — *maï* — *e ae maï oe ia'u*, erlaube mir (Matth. 8, 21.).

aloha, lieben — *maï* — *ua alohaia maï kakou*, wir werden geliebt (Wörterb. *v. ia*).

ao, hoao, in Versuchung führen — *aku* — S. 481. 7.

ea, sich erheben — *ae* — B. 1. nr. 856.

hana, handeln — *iho* — *hana iho la lakou e like me ke kauoha ana o Jehova*, sie handelten nach den Geboten Jehova's (Cham.).

hele, kommen — *maï* (nach dem Wörterb.), herzutreten — *maï*, S. 482. 11.

gehn — *aku* (nach d. Wörterb.).

i, sprechen, sagen — *maï* — S. 480. 3., S. 481. 7.

aku — S. 480. 3., S. 481. 6., S. 482. 9., Luc. 23, 2. 3.

hai, id. — *maï* — Luc. 23, 3.

ike, sehn — *aku* — *aole e hiki ia makou ke ike aku i ka maka o ua kanaka la*, wir können des Mannes Angesicht nicht sehen (1. Mos. 44, 26.);

hoïke, zeigen — *aku* — S. 481. 8.

kahea, rufen — *maï* — *ala, ke kahea maï nei ia ia Elia*, siehe, er ruft den Elias (Marc. 15, 35.);

aku — *ke kahea aku nei ŏia ia Elia*, der ruft den Elias (Matth. 27, 47.).

kapa, nennen — *iho* — letztes B. nr. 866.

keai, hoo — fasten — *iho* — S. 479. 2.

ku, aufstehn — *ae* — B. nr. 398.

kukuli, niederknien — *iho* — S. 482. 9.

lawe, wegstoſsen — *aku* — letztes B. nr. 876.

wegnehmen — *ae* — letztes B. nr. 862.

lele, herabspringen — *iho* — S. 481. 6.

haalele, verlassen — *aku* — S. 482. 11.

lilo maï, erlangen, besitzen;

lilo aku, verloren gehn, umkommen (Wörterb.).

loaa, finden — *iho* — B. 1. nr. 835.

mahiki, austreiben — *aku* — B. 2. nr. 1009.

makau, fürchten — *iho* — (da er hörte u. s. w.,) *makau iho la ia*, fürchtete er sich (Matth. 2, 22.).

make, sterben — *iho* — letztes B. nr. 685.

malama, dienen — *aku* — S. 482. 10.

mana, hoo — anbeten — *maï* — S. 482. 9.

aku — *ib.* 10.

mea, belästigen — *aku* — *maï mea aku ia ia*, belästige ihn nicht (Wörterb. *v. mea*).

ninau, fragen — *maï* — Luc. 23, 6.

aku — *ib.* 3.

noho, wohnen — *iho* — *a noho iho la ilaila*, und wohnte daselbst (Cham.). *noho pu iho la o Maria me Elisabeta*, Maria blieb bei Elisabeth (Luc. 1, 56.).

o, antworten — *maï* — vorletztes B. nr. 790.

oi, übertreffen — *aku* — s. mehrere B. nr. 563.

olelo, sagen, sprechen — *maï* — S. 480. 4., S. 482. 10., Luc. 23, 3. 4.

pae, landen — *maï* — *pae maï la o Boki ma maï Beritania maï*, Boki und sein Gefolge landete aus England (Cham.); *pae maï na misionari mua ma Hawaii nei*, die ersten Missionare landen in Hawaii (*id.*).

pololi, hungern — *iho* — S. 479. 2.

puka, herausgehn — *aku* — vorletztes B. nr. 876.

hineingehn — *maï* (nach dem Wörterb. hat *puka* beide Bed., je nachdem *maï* oder *aku* darauf folgt).

wae, wählen — *iho* — B. 2. nr. 599.

waiho, anvertrauen, übergeben — *maï* — B. nr. 753.

walewale, hoo — in Versuchung führen — *aku* — S. 479. 1.

wehe, öffnen, lösen — *ae* — B. 3. nr. 618.

wi, haa — geben — *maï* — B. 3. nr. 472.

Um aus diesen Beispielen, bei denen die gröſsere Häufigkeit von *aku* 886 auffällt, für die allgemeine Ansicht so viel als möglich herauszuziehn, begleite ich dieselben mit folgenden Bemerkungen. Sollte vielleicht der Grund, warum *aloha* in dem B. (wir werden geliebt) *maï* nach sich hat, der sein, weil die 1. Person Subject ist? sollte dies beim Pass. aller Verba eintreten? *Waiho*, anvertrauen, hat *maï* nach sich, obgleich das Rectum die 3. Person ist. Dies kann nur eine Andeutung des Term. a quo in Beziehung auf den Gebenden, der hier nicht einmal genannt wird, sein; man sollte daher vielmehr, in Bezug auf das Rectum, *aku* erwarten. Ist die Richtungs-Partikel aber fest und nicht mit *aku* wechselnd, so würde *aku* wenigstens ebenso natürlich erscheinen, als *maï*, und würde man beinahe die Hoffnung aufgeben müssen, nach Verstandesbegriffen die jedem Verbum nöthige Partikel bestimmen zu können. Es ist übrigens nicht zu übersehn, daſs das Zeitwort hier wieder im Passiv steht. *Oi*, übertreffen, scheint immer *aku* nach sich zu haben (nr. 563.); man denkt es sich also als ein Weitergehn nach einem auſserhalb liegenden Punkte hin. Warum bei *kahea*, rufen, in demselben Satze und in derselben Verbindung einmal *maï* und das andre Mal *aku* gesetzt ist, läſst sich gar nicht begreifen. *Pae* hat in beiden B. *maï* nach sich; sie sind aber gleichartig, da die Landung auf Hawaii, an dem Orte des Erzählers, geschieht; es ist also immer möglich, daſs bei einer Landung auf einem entfernten Punkte *aku* stände. Die Richtung nach oben von *ae* zeigt sich bei *ku*, aufstehn, vielleicht auch in *wehe*, öffnen, lösen, und die nach unten von *iho* bei *kukuli*, niederknien, und *noho*, wohnen, welches also eigentlich sich setzen bedeutet. Mehr willkührlich erscheint sie bei *make*, sterben, *makau*, fürchten, *pololi*, hungern, *hookeai*, fasten. Man sollte bei dem letzten Worte eher *ae* vermuthen, da *ke* eigentlich: zur Seite schieben, sich enthalten, heiſst (*ai* ist: Speise), und nach *wae*, wählen, das auch *iho* hat, in Bezug auf das Herausnehmen eher *aku*.

887 Eine andre Willkühr in dem Gebrauche dieser Partikeln ist die, daſs sie auch fehlen können. Es wäre wichtig, auch dazu Sammlungen zu machen; sie müſsten zu den vorhin aufgeführten Verben hinzugestellt werden.

Tah. Sprache, *mai, atu* oder *adu* (1), *ae*, *iho*.

888 Das Tah. *mai*, *atu* und *ae* scheint ganz denselben und ganz den häufigen Gebrauch wie im Haw. zu haben (vgl. nr. 96.); sie stehn auch, wie dort, nach dem mit einer Präpos. verbundenen Subst.; *atu* elidirt nach einem Schluſs-*a* sein *a*. Auch *iho* habe ich nach dem Verbum beobachtet (s. nr. 889.), die Gramm. erwähnt es nach einem Adv. Sie bezeichnet es als eine Präpos. der Bed. nahe, bei, neben (vgl. nr. 102.). Dies ist allerdings schwerlich richtig, jene Übersetzung erinnert aber doch unmittelbar an die dem Haw. *iho* vom Wörterb. beigelegte Beziehung der Folge nach einander. Die Gramm. nennt (S. 34.) *ae* ein Adv., was es vielleicht auch nicht ist; seine Bed. giebt sie ganz einstimmig mit dem Haw. Wörterb. an: ein wenig seitwärts oder entfernt, ein wenig nach oben oder unten. *Ae* ist dunkel nach *tera*, jener, B. 1. nr. 129.; in Einer Stelle scheint *aera* wirklich nachher zu bedeuten (S. 472. IV.). *Adu* findet sich nach der Subst. Endung *raa* B. 4. nr. 76., *dura* nach *eita*, nicht, B. 1. nr. 115., B. 3. nr. 129. *Ae* ist, wie das Tong. *ange* (welches auch sehr ausdrückt), ein Zeichen des Compar., und zwar eines geringen Grades (ein wenig mehr); und dies stimmt ganz damit überein, daſs dem Tah. und Haw. Worte nur eine geringe Bewegung zugeschrieben wird. Auch *adu* ist Zeichen des Compar. (nr. 100.) *Mai* bedeutet gleich, wie (nr. 99.) (ebenso Tong. *ange*); im N. Seel. und Haw. lautet dies *me*. Nach diesen Bemerkungen, die, das oben bei der Haw. Sprache Gesagte bestätigend oder ergänzend, nur dazu dienen sollen, das Wesen dieser Wörter und den Umfang ihres Gebrauchs

---

(1) Im Ev. Joh. findet sich gewöhnlich *adu* gedruckt.

erkennen zu lassen, gehe ich zu den allein hierher gehörenden Anwendungen derselben nach dem Verbum über.

1. relativer Gebrauch von *mai* und *atu* — Wilh. v. Humboldt hat seine 889
allgemeine Ansicht über diese zwei Tah. Wörter in nr. 93. und 94. ausgesprochen, und ich schmeichle mir, daſs das oben von mir über beide Haw. Partikeln Gesagte mit dieser übereinstimmt. Er bemerkt ebenfalls die Schwankung und Willkühr, welche sich in der Annahme des Standpunktes zeigt (nr. 97.), und die Häufigkeit des *aku* vor dem Zeichen der Vergangenheit *ra* (nr. 96.), womit zwei B. von *mai* in nr. 97. zu verbinden sind, wie auch das Haw. Wörterb. auf das Gewöhnliche dieser Verknüpfung hindeutet (s. nr. 866.). Der Wechsel beider Partikeln, je nach dem gewählten Standpunkte, zeigt sich bei sagen (zwei Paare von B. in nr. 97.) und kommen (nr. 97.; noch ein B. von *mai* s. in nr. 98.); gehn mit *adu* s. nr. 98.; *mai* nach sprechen, und zwar nach dem das Verbum begleitenden Adv., B. nr. 113. Vereinzelte B. des relativen Gebrauchs beider Partikeln s. noch S. 472. IV. VI. (*bis*) *Mai* findet sich vor dem Pron. 1. Pers. als Objecte B. 3. nr. 85.

2. die Partikeln drücken selbst ein Pron. pers. aus — so *mai* nach einem act. Verbum mich (s. das letzte B. nr. 928.) und den Dat. Pers. uns (S. 471. I.).

3. die Partikeln lassen sich durch ein Adv. der Bewegung übersetzen — *e adu* heiſst weg (nr. 6.); ich finde dies auch nach einem Verbum, das schon von selbst dieses Adv. in sich schlieſst (wegnehmen, S. 474. IX., B. 1. nr. 78.). Da im Haw. (nr. 756.) *e* nach dem Verbum ein Adv. der Bed. weg genannt wird, so fragt sich, ob es dasselbe nicht auch hier ist und ob *adu* etwas wesentliches hinzufügt. *Iho* bedeutet nieder S. 472. V.

4. Sie gehören zur Verbalbed. — Hier kann ich alle vier Partikeln nachweisen: *mai* S. 476. 10., B. 2. nr. 92.; *atu* S. 471. III., 472. V., B. 3. nr. 82.; *ae* S. 471. III., 472. IV. (*bis*), B. 2. nr. 78., nr. 105. 106.; *iho* S. 475. 8. In nr. 97. haben sehen und wohnen *atu* nach sich.

In der Sprache von Rarotonga kommen *mai, adu, ake* und *io* ebenso häufig und in eben der Weise, wie die Tah. und Haw. Partikeln, nach dem Verbum vor.

N. Seel. Sprache, *mai* und *atu*.

iho finde ich im N. Seel. gar nicht, und *ai* scheint doch nie das Tah. 890

und Haw. *ae* zu sein. Vielleicht ist aber *aki* (vgl. nr. 898. 1023.), *ake* (1) dieses Wort. Da die letzte Form durch die Rarotong. Sprache (s. nr. 898.) eine Bestätigung erlangt, so muſs die obige Bezeichnung des N. Seel. *ake* und *ke* (s. nr. 804.) als einer verbalen Zeitpartikel einer genauen Prüfung unterworfen werden. Der Gebrauch von *mai* und *atu* (nr. 96.) ist in dieser Sprache sehr häufig, wie ich mich durch die Texte der Gramm. überzeugt habe; *atu* elidirt nach End-*a* sein *a* (nr. 210.); es ist auch Zeichen des Compar. (nr. 211.) Von der Anwendung beider Partikeln nach Subst., welche mit einer Präpos. verbunden sind, finde ich auch Belege (nr. 1023.), ferner *atu* als noch dazu nach einem Pron. (nr. 939.) Von allen Punkten ihres Gebrauchs nach dem Verbum kann ich einzelne B. nachweisen:

1. sie beziehen sich auf ein Pron. pers. — *atu* findet sich im B. nr. 209. als thun verbal behandelt, wo es das Pron. 2. Pers. im Dativ nach sich hat;

2. sie drücken selbst ein Pron. pers. aus — nach einem trans. Verbum drückt *mai* mich als Acc. Obj. (B. nr. 207.), mir als Dat. Pers. (S. 470. 6., B. 1. nr. 716.), uns, *atu* die 3. Person (ihn, nach Texten) aus;

3. sie wechseln je nach dem Terminus ab — *mai* findet sich nach sprechen B. nr. 208.;

4. sie haben eine adv. Ortsbed. — *atu* bedeutet weg B. S. 561. Z. 6. und öfter;

5. sie gehören zur Verbalbed. — *mai* S. 470. Anm., B. 3. nr. 140. Ebenso finde ich *atu*.

Tong. Sprache, *mei, atu, angi* (*ange*).

891 Von *atu* und *angi* wird eine Elision des *a* erwähnt (s. nr. 342.). In allen Fällen auſser Nr. 5., wo *angi, ange* vereinzelt erscheint, wechseln, wie schon nr. 869. bemerkt, die drei Partikeln nach der beständigen Regel ab, daſs *mei* sich auf die 1., *atu* auf die 2., *angi* auf die 3. Person bezieht.

1. Sie drücken ein Verbum und das davon abhängige Pron. pers. zugleich aus:

a. geben und das im Dativ stehende persönliche Pron. (s. nr. 340.);

b. kommen und die Präpos. der Bewegung mit dem Pron. pers. (nr. 341.)

---

(1) *kia aire ake*, daſs sie herkommen (Gr. *p.* 80.).

2. Sie drücken ein Verbum (geben) aus, wobei das Pron. pers. Dat. eigens hinzugefügt wird (nr. 340.).

3. Sie stehn nach einem Verbum, bloſs als Hindeutung auf ein Rectum, welches mit der Präpos. *gi* nachfolgt (nr. 341.).

4. Sie drücken nach dem Verbum selbst das davon abhängige Pron. pers. aus, und zwar nach einem intrans. Verbum die Präpos. der Bewegung (nr. 342.) oder der Ruhe: (sie) *gua nofo mei*, sitzen mir nahe, sind hier anwesend (Mar. II. *p.* 382. *bis*), nebst dem Pron. pers., nach einem trans. Verbum das im Dativ oder Acc. stehende persönliche Pron. (nr. 342.) Das Pron. pers. Dat. scheinen sie auch nach einem Adj. zu vertreten (*ib.*). Ich finde *mei* auch einfach als hierher.

5. *angi* (nr. 343.) und *ange* (nr. 350. 352.) zeigen sich in einzelnen Spuren als feste Begleiter des Verbums in Bezug auf seine Bed. (1) *Ange* ist es auch, welches, wie das Tah. und Haw. *ae*, sich über dieses Gebiet sogenannter Richtungs-Partikeln hinaus erstreckt.

Etymologie.

892 Es ist mir, bis auf einen, allerdings hauptsächlichen Fall, bisher nicht gelungen, diese höchst merkwürdigen Partikeln, welche sich gewiſs noch weiter über die Südsee verbreiten (2), in den westlichen Sprachen des groſsen Oceans aufzufinden; man hätte sie wenigstens in der so genau Bestimmungen häufenden Tagalischen erwarten sollen. Diese Auffindung würde uns ihre eigentliche Natur und Ableitung besser kennen gelehrt haben. Die letztere könnte man bei dem regelmäſsigen Festhalten der drei Tong. Partikeln an bestimmten Personen veranlaſst werden in den drei persönlichen Fürwörtern oder in dem dreifachen Ortsadv. zu suchen; aber wenn man diesen Gedanken verfolgt, theilt sich schon der Gegenstand; denn beim Pron. pers. kann man nur für *mai* und *angi* Analogien finden, für *atu* höchstens bei dem Pron. dem., wodurch es auf das Gebiet der Ortsadv. geworfen wird.

---

(1) Fernere B. von *ange* sind: (laſst uns unsre Halsbänder anlegen,) *ger fækka háange tau ngano ngano*, um unsre Sonnenbräune zu zeigen (Mar. II. *p.* 380.); *fonongo ange he mawawa etc.*, hört den Beifallsruf (der Menge)! (*ib.*) — In folgendem scheint es wie *angi* gebraucht und zu Nr. 3. zu gehören: *gua te hu ange giate ginautolu*, ich bitte sie (*ib. p.* 382.).

(2) Richardson's Fidgi-Wortverzeichniſs führt (nach Engl. Orthographie) *lago my*, komm her, auf; *lago* ist das Jav. *laku*.

Ein Umstand muſs besonders abhalten, von diesen Wörtern eine Gleichförmigkeit ihres Ursprungs und ihrer eigentlichen Beschaffenheit zu verlangen; es ist die eben dagewesene Erscheinung, daſs das Tong. *angi*, die wirkliche verbale Richtungs-Partikel, und das kaum irgend etwas mit ihm gemein habende *ange* im Tah. und Haw. *ae* zusammengeflossen sind, und die daraus sich erklärende, daſs die, gewiſs noch nicht hinlänglich erforschten, Anwendungen dieses *ae* weit mannigfaltiger sind, als die von *mai* und *atu*. Man kann sogar fragen, ob *iho* nicht zu theilen sei.

893 Da unter diesen Umständen nicht an die Begründung einer bestimmten Etymologie für diese Wörter zu denken ist, so bleibt das Wichtigste, daſs ich in dem Mal. *mārī* das Polynes. *mai* gefunden zu haben glaube. Marsden übersetzt es durch komm! und durch hierher. Beide Bed. sind gleich gegründet, was folgende seinem Wörterb. entnommene B. beweisen:

1. komm — *mārī sīni*, komm hierher; *m. kīta pūlang*, komm, laſs uns gehn; *marīlah, anakku*, komm, mein Kind. In Einem B. erscheint es ohne Imper. Bed.: *pergi mārī, going and coming, to and fro*;

2. hierher — *sudah lāma tīāda pūlang mārī pada bēta*, (er) ist diese lange Zeit über nicht zu uns zurückgekehrt (ganz der Tong. Fall nr. 891. 3.); *sūrūhlah praū m.*, beordre ein Schiff hierher (hier steht es nicht unmittelbar nach dem Verbum); *brī m.*, schicke hierher. Für die Bed. des Adv. spricht auch *kamārī: bāwa k.*, bringe hierher; *kasāna k.*, dahin und hierher, hier und da. In folgendem B. erscheint dieses als Imper. komm hierher: *īsuk ārīlah, anakda, k.*, morgen, mein Kind, komm hierher. Es kann kaum verwundern, hier eine beinahe unauflösliche Vermischung der Verbal- und Adverbialnatur in dem Mal. Worte zu finden; sie zeigt sich schon in den Polynes. Richtungs-Partikeln, und ist im Tag. sehr regelmäſsig ausgebildet, indem namentlich seine vier Ortsadv. förmlich Verba der Bewegung, wie gehn, je nach der verschiedenen Nähe oder Ferne gegen die sprechenden Personen, ausdrücken und mit den Affixen der Verba umkleidet werden. Mit *mārī* oder *kamārī* kann man das Bug. *komaie*, hier, vergleichen, in welchem *ko*, nach Analogie andrer Ortsadv. dieser Sprache, ein Vorsatz ist.

894 An dies Mal. Wort läſst sich die Jav. Sprache anknüpfen, und durch diese letztere Sprache dehnt sich der Schauplatz auf eine so erstaunende

Weise aus, daſs man wirklich fürchten muſs, hier optischen Täuschungen zu erliegen und aller Orten von Truggestalten in der Irre herumgeführt zu werden. Der Bed. nach ist das Jav. *mara*, der Form nach das Jav. *maring* ganz und gar das Mal. *mārī*. *Mara* bedeutet: vorwärts gehn (nach den Wörterb.), gehn zu, wohin gehn (nach dem B. Y.), kommen, sich nähern (nach den Wörterb.). Am bestimmtesten zeigt die Verknüpfung mit dem Mal. *mārī* die Bed. komm her! welche Brückner *mara* giebt. Der Umstand, daſs es mir im B. Y. oft dunkel geblieben ist, läſst noch Aufschlüsse für das Wort erwarten. Das Jav. *maring* ist nur eine Zusammenziehung aus *mara* und der Präpos. *hing*; es ist Präpos. der Bewegung (zu, nach), und daher auch Zeichen des Dativs; Roorda übersetzt es zwar auch gehn, dies ist aber wahrscheinlich dahin zu berichtigen, daſs es gehn zu heiſst, die Präpos. mit ausdrückend. Es wird auch von den Wörterb. *aan* (also vielleicht Ruhe des Orts) und *by* (Holl. und Engl.) übersetzt. Hier scheint das Bug. *mari* (s. S. 622.) mit ihm gleich zu sein. *Mara* selbst hat sich aber durch Annahme des Bindelautes *ng* zur Präpos. gestaltet, denn *marang* ist, ganz wie *maring*, die Ortspräpos. der Bewegung, das Zeichen des Dat., *aan, by*, ja nach Roorda mit. Das Verschwinden der Verbalbed. aus der Präpos. zeigt schon *mara rikang*, welches ich im B. Y. als Präpos. der Bewegung, und *marang hing*, welches ich als Zeichen des Acc. gefunden habe; *mara, marang* ist hier scheinbar ganz bedeutungslos, da *ri, hing* diese Präpos. schon allein repräsentiren, aber ursprünglich und eigentlich ist es die Hauptsache, und die zweite Präpos. bloſs ein Spiel der Sprache (vgl. nr. 965.). Höchst merkwürdiger Weise rückt *maring* an das Tong. *mei*, wo es geben ausdrückt, heran; Roorda übersetzt es geben, schenken; *maringi* und *paring* (1) sind die gewöhnlichen Formen für dieses, ganz dem Kr. angehörende Verbum. Dies spielt das Wort auf das Gebiet von Anfangs-*p* hinüber, und für diese Vereinigung von *mara* mit *para* giebt es einen unmittelbaren Beleg; *paran-pinaran* heiſst nämlich: sich einander gegenseitig nähern, und ist nichts als die reciproke Form von *mara*. Dem allgemeinen Gesetz der Sprache nach ist die Form auf *p* die ursprüngliche, die auf *m* rührt von einem abgeworfnen Präfix her; man kann daher sehr wohl *mara* die Begriffsverknüpfungen hindurchführen, welche *para* darbietet, und in diesem seinen eigentlichen Ursprung suchen. Es muſs mit *pada* vereinigt werden, *d* und *r* werden häufig im Jav. verwechselt, und beide Wörter sind ganz bestimmt dasselbe; sie bedeuten beide zusammen, alle, und sind Zeichen des Plur. bei Subst. und Verben; die hiermit genau zusammenhangende Bed. gleich, wie scheint *pada* allein eigen, was kaum mehr als eine Zufälligkeit genannt werden kann. Denn im Tag. ist *para* gleich, wie, *para para*: auf gleiche Weise 2) alle; im Bugis ist *pada* derselbe (ebenso Jav. *pada*), *dena pada* ungleich, *pada padai* gleich, *papadai* vergleichen. Wie merkwürdig ist es nun, daſs im Tah. *mai* (nr. 888.) und im N. Seel. und Haw. *me*, das man für eine Zusammenziehung aus *mai* ansehn kann, auch gleich, wie heiſsen! An die Form *pada* läſst sich die Mal. Präpos. *pada* anknüpfen, und bietet eine Vereinigung mit *mara* durch die Vermittlung von *marang* und *maring*. Dieses Mal. *pada* ist nämlich Ortspräpos. der Ruhe (auch Präpos. der Zeit) und der Bewegung, und als die der Bewegung ist es Zeichen des Dat. und Acc. (¹)

---

(1) Über das Mal. *brī* s. nr. 859.

895 Darf man alle diese Begriffe philosophirend vereinigen, darf man aus allen Formen Ein Wort constituiren, so läge ihnen die Idee des Nahen zum Grunde und flossen nach verschiednen Seiten hin, aus ihr 1) die Bed. gleich, wie 2) zusammen, daher alle 3) sich nähern, an etwas herangehn (Verbum), zu etwas hin (Präpos. der Bewegung) 4) bei etwas (Präpos. der Ruhe). Die Nähe auf das Ich bezogen, giebt die Bed. her des Mal. *mārī* und des Polynes. *mai*. Sogar konnte die Nähe auf das Pron. ich selbst führen: im Kawi wird *mara* als ich angegeben, und das Polynes. *mai* vertritt oft den obliquen Casus der 1. Person (mir, mich, uns). Die Zusammenstellung, aber eine unmittelbare, des Kaw. *mara* als ich mit dem Jav. Verbum *mara* und mit dem Mal. *mārī* hat schon Wilh. v. Humboldt oben S. 35. gemacht. In Bezug auf das ich kann man nun das Polynes. *mai* mit den nr. 664. nachgewiesenen Stämmen *ma* und *mi* für ich, wir vergleichen. Merkwürdig bleibt hier noch, daſs im Jav. *para* du heiſst; dies führt

---

(¹) Eine ernsthafte Prüfung in Bezug auf alle hierher gehörende Verhältnisse verdienen noch, nach dem, von mir nr. 942. umständlich erörterten Jav. *méh*, das Jav. *menyang*, und *mawa* und *mw̃ang* des Kawi. Das erste ist besonders Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung, die beiden andren bedeuten vorzüglich mit, und. Auch das Mal. *demi* und Mad. *ami* sind zu berücksichtigen.

Roorda und Crawfurd's Gramm. an, und ich habe es selbst im B. Y. so gefunden. Die Bed. der Polynes. Richtungs-Partikel scheint andrerseits genau mit der der Präpos. *mai* zusammenzuhangen, die im Tah. (nr. 98.) und Haw. den Term. a quo bezeichnet; dieselbe Präpos. ist das Tong. *me* (welche Form, wie im Tah. *mai*, in der N. Seel. und Haw. Sprache gleich, wie bedeutet). Eine fernere Rücksicht verdienen die mit *ma* und *me* anfangenden westlichen Präfixa, welche nicht bloſs ein Typus der Verba und adjectivischer Participia oder Adj. im Allgemeinen sind, sondern auch Präpos. des Ortes, mit u. a. ausdrücken, ein ganz neuer Gegenstand, den ich schon an drei Stellen dieses Werkes (S. 76. Anm. 1., nr. 656. und 977.) berührt habe und in meiner eignen Arbeit über den Mal. Sprachstamm näher auszuführen gedenke. In dem Gesellschafts-Begriff jener Präfixa (z. B. *marata*, einen Wagen, *makawacha*, einen Harnisch habend, B. Y. 99, *a.* 105, *d.*, von रत, *rata*, Wagen, कवच, *kawacha*, Harnisch) reiht sich an sie sogleich das Tag. *mei*, welches auch geradezu haben bedeutet und auſserdem Zeichen des Perf. ist: *halaga*, Werth, *mei halaga*, werthvoll, etwas werthvolles; *mei baras*, Stabträger, obrigkeitliche Person (*oficial de varas*); *bouis*, Tribut, Tribut geben, *tauong mei bouis*, ein Steuerzahlender, Steuerpflichtiger. Endlich besteht, um die Kluft zwischen den oben angeführten 696 westlichen Formen und der Polynes. Richtungs-Partikel ferner auszufüllen, die unter eine philosophische Abstraction der Nähe zusammengefaſsten verschiedenen Bed. jener Wörter weiter in einander überzuführen und das Zauberbild zu vollenden, eine unläugbare Verwandtschaft zwischen den Südsee-Wörtern *ma*, *mai* und *me*, sowohl in Bezug auf die Form, als auf viele ihrer Bed., wie die folgende, nicht nach den obigen Daten historisch, sondern, um die Deckung der Kategorien zu zeigen, nach einem bloſsen grammatischen Schematismus ideell geordnete Übersicht, in welche auch das Tong. und N. Seel. *mo* aufgenommen werden muſs, beweist:

Ortspräpos. der Ruhe und Bewegung — *ma* Haw.
Präpos. der Zeit — *ma* Haw.
für (der Bestimmung des Nutzens) — Tong. und N. Seel. *ma* und *mo*

Präpos. des Term. a quo — *ma* Haw., *mai* Tah. und Haw., *me* Tong.
Präpos. des Werkzeugs — Haw. *ma* und *me*
wegen, um-willen — *ma* Haw., *mo* N. Seel.
gemäſs — *ma* Haw.

mit (der Gesellschaft) — Haw. *ma* und *me*, Tong. und N. Seel. *mo*
und — allgemein — *ma* N. Seel., *mo* Tong., *me* N. Seel., *a me* Haw.
zwischen Zahlen — *ma* in allen vier Sprachen
die mit ihm, und die mit ihm — *ma* N. Seel. und Haw.
Zeichen des Plur. — *ma* N. Seel. (s. nr. 521.)

gleich (Adj.) — *mai* Tah.
wie — *mai* Tah., *me* N. Seel. und Haw.
beinahe, im Begriff sein, nahe daran sein — *maï* Haw., *me ake* N. Seel.

897 Für die Etymologie der zweiten Partikel, *atu*, zeigen die Südsee-Sprachen selbst einen Weg. Dieselbe Form ist nämlich auch das Verbum folgen, und so wäre die Partikel das Jav. *hatut*, welches selbst eine Ableitung von *tut* ist:

Mal.	*tūrut* folgen 2) gehorchen
	pātut recht, gerecht, passend; übereinstimmen, sich schicken
Jav.	*tut* folgen (in mehreren abgeleiteten Formen im B. Y. auch: gehorchen)
	hatut folgen 2) beistimmen
	hanut und *manut* folgen 2) gemäſs, zufolge
	turut folgen 2) gehorchen
	patut = dem Mal. *pātut*
Bug.	*patok* passend
N. Seel.	*adu* folgen; verfolgen; treiben
Haw.	*aku* folgen
	ku passend

Vielleicht gelingt es, in den Kawi-Texten, in welchen das Jav. Wort häufig ist, bei wirklich auf den Punkt gerichteter Aufmerksamkeit, Spuren des Polynes. Gebrauchs desselben als Richtungs-Partikel aufzufinden.

Aber auch das Jav. *hatur, tur* bietet Anziehungspunkte dar und darf daher von mir hier nicht übergangen werden. In seinen Bedeutungen zeigt es eine so eigenthümlich gruppirte Mannigfaltigkeit, daſs man ebenso sehr hingezogen wird, es in mehrere Wörter zu zertheilen, als in ihm ein einziges, eine merkwürdig reiche Symbolik in sich fassendes zu erkennen:

Jav.	*tur* nach Ro.: Kr. anbieten, geben 2) sagen
	Kaw. und Ng. auch, noch dazu, und 2) doch (nur Ro., *tor*) 3) ja
	tutur Ng. Rede, Gespräch, Erzählung; Unterricht, Lehre; sprechen, sagen, erzählen
	hatur (nach Ro. Kr.) Anerbieten, Anbietung; darbieten, anbieten; *to submit, represent, lay before* 2) geben 3) sagen (nur Ro.) 4) Antwort (nur Ger., Kr. und Ng.)
	Kaw. gleich, wie; scheinen oder sein als wenn (mit dem Conjunctiv, im B. Y.)
	matur Kr. *to submit, represent* 2) sagen, sprechen 3) antworten

Mal. *tutur* Rede, Gespräch; sprechen, reden, sich unterreden, sagen, erzählen, *to declare*
Tag. *toor* sagen 2) nennen
totol berichten; unterrichten
hatol Rath, rathen 2) Urtheil, verurtheilen 3) (nach Texten) sagen 4) *alcahuetear*

Ein ganz andrer Gedanke würde schlieſslich der sein, die Partikel von dem Ortsadv. mit dunklem Vocal (s. nr. 914.) abzuleiten zu versuchen.

Mit der Partikel *ae* lieſsen sich vielleicht die Bed. vereinigen, welche 898 das Wort im Haw. als Verbum hat: 1) vor Freude den Kopf erheben 2) über etwas hinweggehn, hinwegschreiten; ein Gesetz übertreten, einen Vertrag brechen 3) von einem Orte zum andren gehn, aus einer Lage in die andre kommen; sich einschiffen 4) beistimmen, einwilligen, Einem nachgeben, erlauben; Beistimmung, Beifall. Die letzte Bed. könnte mit der von ja (nr. 1058.) zusammenhangen. Über eine mögliche Vereinigung eines Theils der Bed. des Tah. und Haw. *ae* und Tong. *ange* mit dem Mal. *lāgi* s. nr. 797. Die Rarotong. Form *ake* spielt das Wort oder eine Seite desselben auf das Gebiet eines einfachen Ortsadv., wie dieser Fall bei *iho* wiederkehrt. Man möchte es nämlich für dasselbe mit dem Tong. *hage*, oben, herauf, und dem N. Seel. *aki*, oben, halten; das letzte wird auch als ein Adv. der Bed. *close to, against* angegeben. Über Spuren der Richtungs-Partikel im N. Seel. *aki* und *ake* s. nr. 890.

Die Tah. und Haw. Richtungs-Partikel *iho* kann ich mich bis jetzt 899 nicht entschlieſsen für eins mit dem gleichlautenden Worte anzusehn, das in beiden Sprachen selbst, eigen ausdrückt (s. nr. 463.); noch weniger möchte ich sie mit dem N. Seel. *kiko*, dort (nr. 912.), vergleichen. In einem Theile ihrer Bed. ist sie unläugbar das Tong. *hifo*, unten 2) herabsteigen, herabgehn (ebenso Haw. *iho*, herabsteigen); aber dieses Wort habe ich in den westlichen Sprachen nicht auffinden können, und immer noch scheint diese Bed. von herab zu sehr verflacht und ausgedehnt zu werden, wenn man von ihr den ganzen Gebrauch der Richtungs-Partikel herleitet.

§. 53.

Adverbia.

Von andren Redetheilen gebildete.

Ich will hier nur im Vorübergehn diejenige der zwei Classen der Ad- 900 verbia erwähnen, welche man adjectivische nennen kann, weil sie einem

Adj. entsprechen und in den Sprachen entweder von diesem abgeleitet oder geradezu durch dasselbe ausgedrückt werden. Die Tong. Sprache bildet sie durch die Endung *ange* aus dem Adj. (s. nr. 355.) Eine andre Formation ist allen vier Südsee-Sprachen gemein, die durch das, zugleich verbale und substant. Präfix, welches im Tong. *fœkka*, im N. Seel. *waka*, im Tah. *faa* oder *haa* und im Haw. *hoo* lautet und die Ableitung auch von einem andren Redetheile, als dem Adj., aus machen kann (s. nr. 1072-1078.). Endlich finde ich im Haw. die Präpos. *me*, mit (s. nr. 987.), vor ein Subst. gesetzt, ein Adv. ausdrückend: *me ka wiwo ole*, furchtlos (Cham.).

Hiernach werde ich mich im Folgenden nur mit der Classe der selbstständigen Adv. beschäftigen.

Adv. des Orts und der Zeit.

nei Tong., Tah. und Haw., *ni* Tong.
na Tong. und Haw.
reira N. Seel. und Tah., *laila* Haw.

901 Die beiden den nahen und fernen Ort bezeichnenden Haw. Adv. *nei* und *laila* werden auch auf die Zeit übertragen, und so bedeutet *nei* hier und jetzt, *laila* da, dort und dann (nach Cham. von der Vergangenheit und Zukunft). Diese Adv. können sie aber nur darstellen, indem sie Präpos. vor sich nehmen und insofern als Subst. behandelt werden. Derselbe Gebrauch von Präpos. vor Ortsadv. findet sich im Mal. (nr. 653.) und Jav. (nr. 656.) Von *nei* sagt das Wörterbuch selbst, daſs es eigentlich Subst., dieser Ort, diese Zeit sei, freilich als Adv. gebraucht, aber mit der Begleitung des Subst. umgeben werde; von *laila* bemerkt es, daſs es nur mit Präpos. vorkomme. Dies letztere Wort, so wie *reira* der N. Seel. und Tah. Sprache, ist sichtlich ein Derivatum von dem einfachen Ortsadv. *la, ra*; der Theil *lai* allein findet sich im Haw. *aïlaihea*, wo? (s. nr. 910.) *Nei* hat aber nicht nur diese subst. Natur von *laila*, sondern auch die adverbiale von *la, ra*, und es wird daher hier bloſs in einem Theile seiner Functionen abgehandelt werden, in dem andren Theile beim Folgenden (nr. 903-907.). *Na* läſst sich nur nach sehr vereinzelten und ungewissen Anzeichen hier anschlieſsen.

Jene beiden Wörter sind den nr. 438. u. flgd. entwickelten örtlichen Subst., welche Präpos. vor sich nehmen und dadurch Adv. und Präpos. des Orts und der Zeit bilden, ganz gleichartig; selbst die Kategorie der Präpos.

tritt bei ihnen bisweilen ein. Sie nehmen dieselben Präpos., als diese, zu sich, und verbinden sich mit denselben, als diese, zu Einem Worte. Die Präpos. sind: *a, i, aï, o, ka* (1), *ko, no, ma, maï*; von diesen werden *a, i, aï, o* (2), *ka, ko, no* (3), *ma* mit ihnen zusammen, *maï* von ihnen getrennt geschrieben. Ich werde die Präpos. in einer systematischen Reihefolge durchgehn; es wird sich zeigen, daſs sie vielfach gleichbed. sind, wie dies auch bei den Präpos. für sich und mit jenen Subst. sichtbar wird. Einige bezeichnen Ruhe und Bewegung zugleich.

i — *inei*, hier (Wörterb.); *ilaila*, da, dort (*ib.*), dahin (Cham.); *ina* ist 1) vielleicht dort (s. nr. 476.) 2) wenn der Bedingung (s. nr. 1048.), wohl eig. dann 3) Präpos. der vergangnen Zeit (s. nr. 992.).

aï (s. nr. 466.) — *aïlaila*, dort 2) *by the side of* (Wörterb.; nach der letzteren Bed. wäre es auch Präpos.).

ma — *manei*, hier (Wörterb.) 2) von hier (Cham.); *malaila*, dort, *by the side of* (Wörterb.; es führt es als Adv. auf, dem *of* nach zu schlieſsen, wäre es aber Präpos.) 2) von dort (Cham. *malaila aku*, von dort aus weiter).

maï — *maï laila*, von dort (Cham.).

a — *anei* bedeutet, auſserdem daſs es das Zeichen der Frage ist (nr. 864. 839.), hier (Wörterb.). Die präpositionale Beziehung von *a* scheint aber in Vergessenheit gekommen zu sein, da neue Präpos. davor treten: *ia nei*, hier (Wörterb.), hierher: *i ole hoi e hele hou maï ia nei*, daſs (ich) nicht herkommen müsse (Joh. 4, 15.); *e hele hou maï ia nei*, komm her (*ib.* 16.); *maanei*, hier (auch *maenei*, Wörterb.) 2) von hier (Cham. *maanei aku*, von hier aus weiter); *o ko anei wahi*, der hiesige Ort (Brief des Königs der Sandwich-Inseln an Sr. Maj. den König von Preuſsen), wo *ko* Zeichen des Gen. ist;

alaila bedeutet nach dem Wörterb. dort 2) dann (*then*, von der Zeit, nach Cham. der vergangnen und zukünftigen), und drückt in Folge dessen das so des Nachsatzes aus (s. nr. 1056.).

o — *o nei* muſs man hier von der Verbindung unterscheiden, wo *o* das Ortsadv., *nei* nur ein näher bestimmender Zusatz ist (s. nr. 912.); das ge-

---

(1) *ka* wird bei jenen Subst. nicht genannt.

(2) Doch wird *o* bei *nei* getrennt.

(3) *no* wird mit jenen Subst. nicht zusammengeschrieben.

genwärtige *o nei* ist ein Gen. von hier, und *o* darin ist das Zeichen dieses Casus. Für eine Präpos. erklärt das Wörterbuch (*v. ko*) das *o* in dem B.: *ko o nei poe kanaka*, der Leute hier, indem es bemerkt, dafs hier zwei Präpos. zusammenstehn. Ebenso ist *olaila* der Gen.: *na kanaka olaila*, nach Cham.'s Übers.: die Menschen des Ortes, wohl eher: die dortigen Leute; ganz deutlich zeigt *iloko olaila* (Cham.), darin, darein, das *o* des Gen., welchen die Präpos. *iloko* erfordert.

ka — das Wörterbuch führt (*v. alaila*) *kalaila*, aber ohne Bed., an.

ko — *ko laila* übersetzt dasselbe (*v. onei*) der da, scheint aber darunter ein Adv. zu verstehn (vgl. nr. 536. Anm. 1. und nr. 913.). Nach Cham. ist *ko* hier immer Präpos. des Gen. und wird der Ausdruck von dem Orte und von der Zeit gebraucht: *kolaila poe kanaka*, die dortigen Menschen; *o kolaila la*, der bestimmte Tag; *o kolaila hora*, die bestimmte Stunde (nach Cham.'s Übers.).

no — *nolaila*, deshalb, deswegen (Wörterb.).

902 Im N. Seel. fehlen mir die Data zu *nei*, mir ist nur *enei* als jetzt vorgekommen; *reira* führt das Wörterbuch als dort, dorthin an, und ich finde es mit der Präpos. *ki* und *i*: *ki reira*, dahin, dorthin (S. 465. IX., S. 471. 8.), dort, *then* (nach Texten), *i reira*, dort. *Ko reira* ist: von da (*inde*). Diese Sprache besitzt auch eine ähnliche Bildung vom Adv. des zweiten Orts, *raina, istic*.

Im Tah. finde ich *anei* als hier (B. nr. 18.), *reira* in der Gramm. (S. 34.) als: dort 2) dann; für das Zeitadv. finde ich (s. nr. 990.) den Ausdruck *i reira ra*, in welchem *ra* wohl nur leerer Adverbialzusatz und nicht das Subst. Tag ist. In Texten habe ich *ei reira* als dann angetroffen. Merkwürdiger Weise ist das Wort mit dem Artikel, *te reira*, in dieser Sprache vor dem Substantivum ein Ausdruck für jener und allein für das Pron. 3. Pers. (er, es); so habe ich dasselbe sehr häufig im 1. Buche Mosis beobachtet.

Im Tong. wird dem blofsen *nei* der Sinn von vielleicht (vgl. nr. 864.) beigelegt; doch mit Präpos. vor sich bezeichnet es die Nähe der Zeit, aber nicht des Ortes: *anéi*, bald, heute Abend, *aninéi*, eben jetzt, vor kurzem. Die Adv. des Orts sind *heni* oder *eni*, hier, *hena* oder *ena, there*, über deren ersten Bestandtheil ich nr. 701. und nr. 907. 8. *b*. gesprochen habe; sie nehmen Präpos. vor sich: *gi heni*, hier, hierher, *gi hena*, *there, thither*: *me heni*, von hier, *me hena, thence*; stehn aber auch allein (*heni*, hier). Über die Präpos. der vergangnen Zeit *ani* dieser Sprache s. nr. 993.

nei N. Seel., Rarot., Tah. und Haw., *ni* Tong.
na N. Seel., Rarot. und Tah.
ra N. Seel., Rarot. und Tah., *la* Haw.

Kaum gelegentlich ein Ausdruck für das Orts- oder Zeitadv. da, wo 903
wir es in unsren Sprachen gebrauchen, sind diese einfachen Adv., deren
Anwendung in der Rarot., Tah. und Haw. so häufig ist, daſs sie öfters in
jeder Zeile einer Textstelle vorkommen. Der ausdrucksvolle Gebrauch unsrer
Adv. wird durch die obige Zusammensetzung mit Präpos. bestritten,
und der dieser Wörter ist zum gröſsten Theil den Südsee-Sprachen eigenthümlich,
und besteht darin, daſs sie an verschiedene Redetheile gehängt,
d. h. ihnen nachgesetzt werden, um den Standpunkt des Gegenstandes gegen
den Sprechenden oder seine Lage in der Zeit anzudeuten, indem die kindliche
Rede jener Völker diese, oft fein unterscheidenden, oft aber auch ziemlich leer
und spielend werdenden Bestimmungen überall einzuschieben liebt. Selten
bildet diese Verbindung eine Zusammensetzung zum Ausdruck eines einfachen
Begriffes (nr. 907. 8., vielleicht auch 5. *b*.). Das Haw. besitzt nur zwei 904
solcher Wörter, *nei* und *la*, wie, nach unsrer bisherigen Kenntniſs, sammt
dem Tong., überhaupt nur ein zweifaches Ortsverhältniſs; im N. Seel., Rarot.
und Tah. finden wir aber hier eine sinnige Dreitheilung des Orts, indem *nei*
hier (beim Redenden), *na* da (beim Angeredeten), *ra* dort (beiden Redenden
fern) bedeutet. Ob dieser Unterschied des 2. und 3. Adv. stets auch bei
der Zeit beobachtet wird und wie dies geschieht, ist noch ununtersucht. Das
Rarot. und Tah. *na* tritt besonders ein, wo das Pron. du oder dein vorhergeht;
das N. Seel. *na* habe ich auſser seinem Gebrauch beim Verbum
und in der Zusammensetzung zum Pron. dem. *tena, ena* und den Adv.
pena (nr. 945.) und *kona, ko i na* (nr. 912.) nicht gefunden, sondern
einem Redetheil nachgesetzt immer nur erst *nei* und *ra*. Im Tong. ist mir
von der Nachstellung, in dem Sinne, in welchem ich diese Erscheinung von
der Zusammensetzung unterscheide, nur ein einziges B. (s. nr. 907. 1. *a*.) begegnet.
Der müſsige Gebrauch des Tah. *ra* in dieser Weise, den Wilh. v.
Humboldt in nr. 119. treffend geschildert hat, ist viel häufiger und mannig-

faltiger, so daſs es sogar nach *nei* eintritt (nr. 782., nr. 907. 9.); ebenso findet sich im Haw. *nei la* zusammen (nr. 907. 9.).

905 Es ist meine Absicht, neben dem allein für diese Stelle Bestimmten und hier Auszuführenden auch die über verschiedene Theile gegenwärtiger Grammatik zerstreuten Anwendungen dieser Wörter hier aufzuzählen und so, mit Ausschluſs der sogenannten substantivischen Seite von *nei* (nr. 901. 902.), den ganzen Gebrauch derselben, namentlich den ganzen von *na* und *ra* (*la*), hier zusammenzuhalten. Ich kann bei einigen der bloſs hier behandelten Punkte die gleichartige Benutzung des Mal. *īni* und *ītu* (nr. 907. 1. *f.* und 5.) nachweisen und die Ansetzung von *lah* in derselben Sprache, deren einzelne Fälle ich in dem sich mit dem westlichen Zweige beschäftigenden Abschnitte meiner eignen Arbeit über die Sprachen dieses Weltmeeres angeben werde (vgl. d. Anfang v. nr. 796.), hier im Allgemeinen erwähnen; und indem ich bei den anderwärts ausgeführten Punkten den Gebrauch dieser Polynes. Partikeln in den westl. Sprachen überhaupt aufzuzeigen bemüht gewesen bin, so ist es nöthig, die, noch sehr verwickelte Lage dieser Wortvergleichungen

906 hier kurz, namentlich in Citationen, darzustellen. Für das Adv. der Nähe bietet sich der Zweifel dar, ob man das allgemeine *nei*, welches im Tong. nur die Zeitbed. hat, für eins mit dem örtlichen Tong. *ni* halten solle (s. nr. 701. 797. 902. 993.); ferner läſst dieses *nei* sich zu einem kleinen Theile mit dem Mal. und Jav. *lagi* vergleichen (nr. 797.), in allen seinen übrigen Eigenschaften aber als *ni* oder *ri* (¹) in den westlichen Sprachen nachweisen (nr. 689. 691. 701.) und in Beziehung auf letztere Form weiter im Laute verfolgen (nr. 653-656.). In Rücksicht auf die beiden andren Adverbien führen eine Anzahl von Erscheinungen (nr. 662. 691. 795. 796.) zu der Vermuthung, daſs sie ur-

---

(¹) Zu den nr. 689. angezogenen Mad. Formen füge ich noch hinzu:
Mad. *ani* da, dort
ri, ric er, sie (*elle*)
indri siehe! (vgl. *indrou* nr. 914.)
Bug. *kuwaria thither* (*ko* ist ein Vorsatz der Ortsadv.)
polekoaria von hier (*pole* ist Präpos. des Term. a quo)

In der Jav. Sprache erinnert *kénê* (s. nr. 656.) an das Mal. *īni*, dieser, und Hr. Roorda führt ferner in seinem Wörterb. *mênê* als dies an; ihm analog finde ich nach dem von dieser Sprache (s. nr. 653. 656.) so consequent durchgeführten Gesetze der Vocal-Abstufung in Crawf.'s ganz Jav. Wörterb. *mono*, welches durch *hiki, hiku* erklärt wird und welches ich als dem dritten Orte zugehörig betrachte.

sprünglich Eine Form sind und das Ortsverhältniſs in diesen Sprachen anfänglich nur ein zwiefaches war; ich habe bald mit einem von ihnen, bald mit beiden das westliche *na* (nr. 689. 691. 795. 817.), *lah* (nr. 702. 796. 817. 905.), *la* (nr. 689. 691. 692. 700. 701.), *ra* (nr. 689. 691. 692. 700. 701.) vereinigt. Diese Ansicht wird aber von einer Schwierigkeit durchkreuzt, indem das Polynes. *na* nach einigen Präpos. das Pron. er ausdrückt und da das Mal. *nya* sein könnte (nr. 659.), eine Beobachtung, welche weiter führt, und zu der man hinzunehmen muſs, daſs das Tong. *na* und das *ra* (*la*) der drei übrigen Sprachen die Grundlage des Pron. 3. Pers. Du. und Plur. (nr. 665.) ist. Für das Mal. und Kaw. *nya* erheben sich nun die zwei verwickelten Fragen: 1. ob seine Natur allein die eines Pron. poss. (sein, ihr) ist oder tiefer mit der mannigfaltigen des Polynes. *na* und *ra* zusammenhängt; 2. ob man es, zum Theil oder immer, als einen Obliquen-Casus von *iya*, wie das Tag. *niya*, oder für ein selbstständiges Wort ansehn müsse. Zu der ersten Frage, welche in die zweite mit eingreift, berechtigt die Beobachtung, daſs *nya* im Mal. und Kawi häufig leer oder ganz unerklärlich bei Adv., ja an Wörter angehängt wird, wo man unmöglich an das poss. sein, sondern vielmehr an das Polynes. *na, ra* denken kann. Der Umstand, daſs ebenso die Jav. Possessivformen *hê* und *hipun*, und die Kaw. *hi* und *hira* gebraucht werden, drängt die Erscheinung allerdings auf das Pron. poss. zurück; nur spricht eine philosophische Theorie, die ich nr. 647-657. entwickelt habe und die jenen Gebrauch da löst, wo ihn das poss. sein nicht zu lösen vermag (1), dafür, daſs jene Possessivformen ursprünglich das Pron. pers. seien und auf dem Boden der Sprachentwicklung in enger Verbindung mit den Ortsadv. stehen. Das Tag. *na*, welchem bald der Charakter eines Bindelautes, bald andre Bed. beigelegt werden, ist noch viel zu wenig mit allen diesen Rücksichten untersucht worden, daſs man nicht erwarten könnte, es in Einzelheiten seines Gebrauchs mit jenem *nya* und dem Polynes. *na* und *ra* vereinigen zu können. Ebenso habe ich meine Aufmerksamkeit auf die im B. Y. so häufigen Formen *na, nan, nahan, ndha, ndhan, dha, dhan* gerichtet, welche sich nur zum Theil durch und, sehr oft durch dies, so, darauf übersetzen lassen. Bei allen diesen Urtheilen stütze ich mich auf die ganz sichre Thatsache, dafs der Mal. und Jav. Consonant *ny* den hier erwähnten Stammsprachen, wenn auch nicht gänzlich der Tag. (¹), fehlt und in ihnen, was sich z. B. in der letztgenannten an Haupttypen der Grammatik vollständig darthun läfst, durch *n* vertreten wird.

---

(1) So bemerkt Cornets, daſs im Jav. dem Subst., um es deutlich als Subject des folgenden Verbums (ich setze nach einem seiner B. hinzu: des ausgelassenen Verbums sein) zu stempeln, *hê* Ng., *hipun* Kr. suffigirt wird: *jaran nyandher*, das Pferd läuft, *bochah ngaji*, der Knabe lernt, sei nicht sehr bestimmt gesprochen, bestimmt sei aber *jarannê nyandher, bochahhê ngaji, tiyangngipun sepuh*, der Mann ist alt. Es wird Jedem die Unmöglichkeit einleuchten, den Ansatz hier als Poss. sein durchzuführen.

907 1. Der hauptsächliche Gebrauch der drei Wörter in der Nachsetzung ist der nach Subst. und Pron. pers. Ich trenne den Fall, wo diese Redetheile im Nomin., wenigstens ohne Präpos. stehn, von dem, wo sie von einer solchen abhängig sind, da ich nicht entscheiden mag, ob die letztere eine besondre Veranlassung für die Partikel werden kann; es könnte dies bei Ortspräpos. sein. bei denen, die den Gen. andeuten, aber wohl nicht.

a. nach einem Subst. ohne Präpos. — Im Tong. fällt hierher die einzige Spur dieser Nachstellung eines Ortsadv. und zugleich die einzige des einfachen *ni: ahoni*, heute (auch *he aho koeni*; vgl. nr. 701.) — N. Seel. *ahinci*, heute (Gramm. S. 53., von *ahi*, Feuer; vgl. *ahi ahi*, Abend). — Tah. *na* (indem du dem Subst. vorhergeht) B. 2. nr. 101. — In den Haw. Briefen wird nach Cham. die Insel gewöhnlich *o Hawaii nei* genannt.

b. nach einem ein Pron. dem. vor sich habenden Subst., Tah. und Haw. — s. nr. 702.

c. nach einem Subst., das eine Präpos. vor sich hat — N. Seel. *nei* letztes B. nr. 216. und ebenso nr. 235. — Tah. *nei* B. 2. nr. 101.; *na* (wo das Subst. mit dein verbunden ist) B. nr. 52., S. 538. Anm. 1. B. 1.; *ra* S. 471. 1., B. 2. nr. 98., letztes B. nr. 99., B. 1. nr. 123. — Haw. *ma Hawaii nei*, auf Hawaii (Wörterb.); *i ua mau la la*, in den Tagen (Apostelg. 1, 15.);

(¹) Man vergleiche z. B.:

Mal.	*nyāya* verläumden, falsch anklagen
	anyāya Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Gewaltthat; unterdrücken, verfolgen, *to tyrannise over, to afflict, annoy*; unterdrückend, tyrannisch
Jav.	*nihaya, niyaya* Unterdrückung, unterdrücken
	hanihaya unterdrücken, ungerecht handeln; tyrannisch; Unterdrückung, Ungerechtigkeit
Tag.	*panganyaya* Schaden zufügen, *panganganyaya* Schade, *mapanganyaya dañoso* (*anyaya* bedeutet: *comedimiento, convidar*)

nei und *la* stehn gewöhnlich nach dem mit *io* verbundnen Subst. und Pron. pers. (s. nr. 999.), *la* nach dem Subst., wenn es *me*, wie, das eine Art Präpos. ist, vor sich hat (s. nr. 946.).

d. hat das Subst. ein Adj. nach sich, so schlieſst sich, wegen deren enger Verbindung, die Partikel an das Adj. an, ist aber ein Attribut des Subst. — Tah. *ra* S. 471. I., S. 474. X., *tamaidi hoe ra*, ein einziger Sohn (Gramm. S. 36.).

e. nach einem substantivisch gebrauchten Zahlworte — Tah. *ra* S. 473. VII.

f. nach einem Pron. pers. ohne Präpos. — Für das Haw. giebt Cham. an, daſs man für sie (*ii*) *lakou nei* und *lakou la* je nach dem Standorte sagt; s. B. 2. nr. 924.; Tah. *nei* s. im vorletzten B. nr. 928. Auf dieselbe Weise habe ich nach den Mal. Pron. pers. häufig bald *īni* (dieser), bald *ītu* (jener) müſsig hinzugesetzt gefunden, z. B. *būkankah kāmu īni terlebīh mulīā deripadānya ītu*, seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? (Matth. 6, 26.)

g. nach dem mit einer Präpos. verbundenen Pron. pers. — N. Seel. *nei* B. S. 465. Anm. 1. — Tah. *nei* B. 8. nr. 970., *ra* S. 473. VIII., B. 2. nr. 98.

Für die Rarotong. Sprache kann ich diesen ganzen Gebrauch von *nei*, *na* und *ra* und für die N. Seel., neben den angeführten Einzelheiten, den von *nei* und *ra* nach Subst. und Pron. pers. im Allgemeinen aussprechen. Das N. Seel. *nei* finde ich besonders nach den Pron. 1. Pers. (ich, mein, unser, und zwar unmittelbar nach dem Poss., vor dem Subst.)

2. Sie treten im Tah. bisweilen an das Pron. dem. (s. nr. 702.)

3. Das N. Seel. *ra* und Haw. *la* begleitet gewöhnlich die Pron. interr. (s. nr. 741.) und Adv. interr. (*hea*, nr. 910. 911. 948.) Ebenso dient im Rarotong. *ra* nach Fragewörtern.

4. Dem Verbum nachgesetzt, sind die hier betrachteten Wörter ein Ausdruck des Tempus, manchmal zugleich des Zeitadv.; in der Regel hat dabei das Verbum noch eine Partikel vor sich, nur *ra, la* kommt auch ohne eine solche vor (s. nr. 794-800.).

5. Sie treten nach einem Adv. ein:

a. nach dem localen *ko, o* (s. nr. 912.);
b. über das Haw. und N. Seel. *penei* u. s. w. s. nr. 945.
c. s. sogleich Nr. 7.
d. nach dem Haw. *ano* (nr. 919.).

Auf ähnliche Weise heiſst im Mal. *sakārang* und *sakārang īni* jetzt.

6. Nach einer Präpos. — s. sogleich Nr. 7.

7. Sie finden sich auch nach den Richtungs-Partikeln; wo letztere sich an ein Adv. (s. nr. 955. 957.) oder an eine Präpos. (s. nr. 1022.) heften, muſs man sie allein zum Adv. (vorher Nr. 5.) oder zu dem Rectum der Präpos. (vorher Nr. 6.) rechnen; nur die Zusammenstellung *iho nei*, nach dem Haw. Wörterb. (*v. nei*) *just now, time past*, nach der Tah. Gramm. (S. 34.) neulich, vor kurzem, ist für beide Theile dunkel.

8. Sie bilden, an ein andres Element antretend, ein selbstständiges Wort:

a. mit dem Artikellaute die Pron. dem. — s. nr. 689-700

b. sie bilden Ortsadv. — Tong. *heni* und *hena* (s. nr. 701. 902.);

c. das Tah. *teienei*, worin *teie* Pron. dem. ist, bedeutet sowohl dieser, als (Gramm. S. 34.) jetzt; in dem letzten B. nr. 930. lautet das Adv. jedoch *i teie nei*. Mit der Präpos. und in der Bed. dieser gehört das Wort zu Nr. 2., das bloſse *teienei* als jetzt gehört aber hierher.

9. Ich schlieſse mit dem Gebrauche des Tah. *ra* und Haw. *la* in Stellen, wo ich nicht entscheiden kann, welcher der obigen Punkte es hervorruft:

Tah. *ra* — S. 476. 10., B. 2. nr. 78., B. 3. nr. 85., beide letzte B. nr. 114., B. 1. nr. 115., B. nr. 126.

Haw. *la* — letztes B. nr. 722. *a.*; im 3. B. nr. 846. steht *nei la* zusammen, wie im Tah. *nei ra* (B. 3. nr. 85.).

908 *ai* Tong., N. Seel. und Haw. — In keiner der drei Sprachen wird das Verhältniſs dieses Adv., welches als örtliches durch *there* übersetzt wird, gegen *na* und *ra* (*la*) deutlich.

Dem Haw. *ai* (s. nr. 466.) giebt das Wörterb. die Bed. dort und dann (*there, then*, vgl. noch nr. 909.), und bemerkt, daſs es sich auf ein vorhergehendes Subst. oder Adv. beziehe und Ort und Zeit bezeichne. Dem ersteren Theil der Bemerkung nach könnte es also ebenso wie *nei* und *la* dem Subst. nachgeschoben werden. So nachgesetzt, soll es dem Wörterb. zufolge auch die Ursach, Art und Weise und das Werkzeug andeuten, was unverständlich ist. Es scheint in der Antwort auf *aïlaihea*, wo? nöthig zu sein, wo ich es als dort nehme: (wo ist Christus?) *aï iluna*, oben (Cham.).

Im Tong. ist *ai* dort, dahin (letzteres z. B. S. 448. xxii.), und kann sich mit einer Präpos. verbinden: *gi ai*, dort. — Auch im N. Seel. ist *ki ai* dort; das bloſse *ai* finde ich als so des Nachsatzes (nr. 217.) und nach den Richtungs-Partikeln *mai* und *atu* (nr. 222.).

aïa Haw. — Es wird im Wörterb. dort und dann übersetzt (vgl. 909 nr. 467.). Dasselbe betrachtet *aï* als eine Abkürzung aus ihm; man könnte nun glauben, daſs *aï* vor einem Anfangsvocal stände, was in Einem Falle (s. nr. 848.) eintrifft, nicht aber in dem ganzen Gebrauch von *aï* nach dem Verbum (nr. 792. 793.).

fe Tong., *fea* oder *hea* Tah., *hea* N. Seel. und Haw. — Dieses Wort ist, wie 910 ich nr. 733. auseinandergesetzt habe, eigentlich Adv. (wo?), obgleich es als solches nur mit Präpos., und allein nur als das Pron. welcher? vorkommt; mit Präpos. bedeutet es auch was? (*ib.*) In seinem Adv. Gebrauch nimmt es im Haw. die Präpositionen vor sich, welche wir bei den örtlichen Subst. (nr. 438.) und bei *nei* und *laila* (S. 911. Z. 3.) gesehn haben, zu denen noch die Präpos. *ina* und die schwer bestimmbaren Wörter *au* und *pe* kommen, wird mit allen zusammengeschrieben, und drückt so, in jeder Beziehung ganz gleichartig mit den letztgenannten zwei Wörtern, die fragenden Adv. des Orts (wo? wohin? woher?) und der Zeit (wann?), mit *pe* auch der Art und Ursach, aus. Es kann, ähnlich den Pron. interr. (nr. 741.), *la* nach sich haben:

ihea, wo? wohin? (Wörterb.)

aïhea, wo? (*id.*)

aïlaihea, wo? enthält das *lai*, welches sich in *laila* zeigt (S. 910. unt.); Hr. v. Cham. hat aber bei den katholischen Missionaren die Schreibung *ai la ihea* beobachtet, was die Lösung dieser Bildung schwierig macht, und eben diese Trennung finde ich in einem aus der 2. Ausg. des Neuen Test. entnommenen B. (B. 3. nr. 793.) und in einem Cham.'schen: *aï la ihea Jesu Kristo i këia manawa*, wo ist J. Chr. zu dieser Zeit? in einem andren von ihm, *aïlaihea ko ke Akua wahi i noho aï*, das er übersetzt: wo ist Gottes Ort, da er wohnen solle? sind die Theile vereint.

mahea, wo? (*mahea la* B. S. 860. Z. 9.) *2*) woher?

auhea, wo? (Wörterb.) *Au* ist gänzlich als Präpos. unbekannt; es könnte vielleicht das Subst. *au*, Gebiet, sein, wo dann *hea* in dieser Zusammensetzung das Pron. welcher? verträte. *Auhea oe* (wohl: wo bist du?) ist nach dem Wörterb. ein Ruf, um jemanden auf das, was man sagen will, aufmerksam zu machen.

ohea, von wo? d. h. *of where? of what place?* (Wörterb.) der Gen.

nohea, von wo? woher? 2) warum? (s. nr. 951.) 3) aus was? woraus? (s. nr. 733.)

ahea, wann? von der Zukunft (Wörterb.);

inahea, wann? von der Vergangenheit (*id.*): *inahea oe i hele mai ai*, wann kamst du? (*id.*) *inahea i ike aï makou ia oe ua pololi*, wann haben wir dich hungrig gesehn? (Matth. 25, 37.)

pehea, nach dem Wörterb.: wie? auf welche Art? (s. nr. 948.) 2) warum? (s. nr. 951. und über das ganze Wort nr. 945.)

911 Die andren drei Sprachen bieten dieselben Erscheinungen dar:

N. Seel.

ihea (nach Texten), *ke ihea*, wo? (B. S. 456. VII.) besser *kei hea* zu schreiben 2) wohin? *ko ihea*, wann? (von der Vergangenheit)

nohea, von wo? (S. 468. XXIX.)

ahea (B. 3. nr. 140.), auch *ko ahea* (B. 3. nr. 137.), wann? von der Zukunft;

i nahea, wann? von der Vergangenheit (S. 465. XI.);

no nahea, dass. (B. 2. nr. 137.), auch *no nahea ra*;

pehea, wie? (nr. 239.)

in *kohea*, wohin? (B. nr. 154.), *ra kohea, which way?* könnte *ko* das Subst. Ort (s. nr. 913.) sein.

Tah.

eihea und *teihea*, wo? (Gramm. S. 35.)

afea, ahea, wann? von der Zukunft (nr. 131.);

nafea, nahea (nr. 131.) und *i nafea* (Gramm. S. 34.), wann? von der Vergangenheit; *nahea* ist aber auch (*ib.* S. 35.) *which way?* 2) wie?

Im Tong. heiſst *fe* wo? Mar. übersetzt es auch *what place*, womit er wohl seine subst. Natur andeuten will. Ob es allein vorkommt, ist durch das Wörterbuch noch nicht entschieden; mit Präpos.:

gifé und *ifé*, wo? wohin?

mefe, von wo?

afé, wann? von der Zukunft;

anifé, wann? von der Vergangenheit.

Adv. des Orts.

ko N. Seel., *o* Tah. und Haw. — Nach dem Wörterb. ist das Haw. *o* als 912
Subst. Ort, aber unbestimmt, als Adv. dort; dasselbe bemerkt auch, daſs es die Präpos. *no, ko, i, ma, maï* vor sich setzt, zu denen man nach einem folgenden B. *a* hinzufügen muſs; es wird also ganz wie *nei, laila* und *hea* behandelt. Das Wörterbuch führt die B. an: *mao*, dort; *ma o aku, beyond: maï o a o*, von hier dahin, d. h. überall. Wahrscheinlich ist die Präpos. *io* (s. nr. 999.) nur eine Zusammensetzung aus der Präpos. *i* und diesem Worte. — Mit *nei* nach sich drückt es hier aus, und zwar ohne Hülfe einer Präpos.: *aohe Akua o nei*, es ist kein Gott hier (Wörterb. *v. nei*). Dieses *o nei* oder (bei Cham.) *onei* ist von dem zu unterscheiden, welches der Gen. von *nei*, hier, und in dem *o* Casus-Präpos. ist (S. 911-912.); diesen Gen. kann aber auch das hier in Rede stehende *onei* ausdrücken, indem es eine diesen Casus andeutende Präpos. vor sich nimmt: *na aina a pau o onei*, alle hiesigen Lande (Cham.); *ko onei kanaka*, die Menschen von hier (*id.*). — *Io nei* ist nach Cham. hierher.

Im N. Seel. kommt *ko* allein (d. h. *kiko*) als dort, mit *nei* als hier und mit *na* als dort vor, welchem letzteren noch *i* unmittelbar vortreten kann. Diese Zusammensetzungen nehmen oft die Präpos. *ki* oder *i* vor sich; das einfache *ko* finde ich nur mit *ki*:

. . . .	*konei* hier	*kona* und *ko i na* dort (nr. 151.)
kiko there . . .	*kikonei* hier	*kikoina* dort
	i konei hier	*i kona* dort
	nokonei of this place	

Im Tah. ist *i o nei* hier (Gramm. S. 34.), *i o na* dort (nr. 35.); dieser zweite Ausdruck scheint im drittletzten B. von nr. 97. vielmehr bei ihm zu heiſsen, so daſs man an die Haw. Präpos. *io* denken könnte, nur daſs diese Bewegung anzeigen soll (vgl. nr. 984.).

Es fragt sich nun, ob die Lautform ein wirkliches Subst. Ort oder 913
nur, nach der allgemeinen Weise der Mal. Sprachen (vgl. nr. 439.), Wörter, die an sich Adv. sind, mit Präpos. zu gebrauchen (¹), ein substantivisch behan-

---

(¹) Hierher gehören das Tong. *fe* und das *hea* der andren drei Südsee-Sprachen (nr. 910.

deltes Adv. ist. Wäre es ein Subst., so könnte man an das Jav. *gon* (auch
henggon) denken, welches Ort bedeutet. Wie das Haw. Wörterbuch,
übersetzt das N. Seel. *o* durch Raum und Ort; in einer Stelle (nr. 158.)
erscheint es mit der Bed. Fuſsboden (*floor*); in dieser Sprache lautet das
Adv. freilich *ko*, aber auch dieses *ko* könnte in *kohea* (nr. 911.) das Subst.
Ort sein. Im Tah. bedeutet *ó* Garten. Groſse Aufmerksamkeit muſs es
erregen, daſs die Form des Wortes in den drei Sprachen ganz die der Partikel ist, welche ich Zeichen des Nom. und Acc. genannt habe und am ehesten für eine Präpos. halten zu dürfen glaube. Hierzu gesellt sich die Merkwürdigkeit, daſs das Haw. Wörterbuch *onei* durch dieser hier übersetzt
(s. nr. 536. Anm. 1.). — Eine zweite Frage ist die, ob das Wort als Adv.
gegen die Ortsbestimmung gleichgültig ist oder vielmehr das entfernte dort
bedeutet. Für die indifferente Natur spricht das Haw. B., wo es sich wiederholt (S. 921. Z. 7.), und daſs es mit *nei* hier bezeichnet, für die bestimmte
Bed. von dort sprechen aber alle übrigen B. der drei Sprachen, in denen es
ohne die nähere Bestimmung durch *nei* oder *na* vorkommt. Es ist auffallend, daſs es im N. Seel. und Tah. nicht *ra*, sondern bei der Entfernung nur
das Adv. *na* des zweiten Orts nach sich nimmt; auch im Haw. erscheint
914 nicht *la*, sondern nur *nei* nach ihm. Wenn diese zweite Frage auch nicht
gelöst wird, sondern man das Wort nur im Allgemeinen ursprünglich für ein
Adv. ansehn darf, so würde ich es wagen, in ihm die Ortspartikel mit dem
dunklen Vocal anzunehmen, welche sich, wie die folgende Übersicht zeigt,
in bedeutenden Übereinstimmungen und bald mit überwiegendem Charakter
der Ferne, bald aber auch gegen die Individualisirung des Orts gleichgültig,
zweideutig, ja sich der Nähe zuneigend, durch den westlichen Sprachzweig
hindurchzieht. Es würde hiermit das, nach der bisherigen Vergleichung der
Formen mit hellem Vocal (*nei, ni*) und mit dem mittleren (*na, ra*) (s. nr. 906.)
noch unvollständige Bild der Einheit beider Sprachfamilien in der Graduirung der Ortsbestimmungen durch die Abstufung der Vocale, einer Erscheinung, die ich nr. 652. und 656. durch unläugbare Analogien bewiesen habe,
zu seiner Vollendung gelangen. Ich sondre in der Übersicht die einzelnen
Formentypen von einander ab:

911.), das Mal. *māna*, wo? (auch *de māna*) das Jav. *hendhi*, wo? (auch *hing-ngendhi*) und die demonstrativen allgemeinen Ortsadv. des Mal. (Ende von nr. 653.), Jav. und Kawi (Anfang von nr. 656.).

	tu, to	*ku, ko*	*ru*	*u, o*
Mal.	*ītu* jener *sītu* dort			
Jav.		*hiku* jener *riku, hing ngriku* dort *kuwé* der, dieser (vielleicht eher: jener) *konno* (Kawi *kunu*) dort		
Bug.	*yatu* er *kotu* dort			
Mad.	*etou* E. hier *izo c'est* 2) *lequel* *izan hito* derselbe (*izan* ist das nähere Pron. dem., s. nr. 646.)			*izao* E. *that*
			indrou voilà, voici (vgl. *indri* E. siehe!) *indréo* dort *iracq, jroche* dort	*iou* dieser, dies
	anquétou, anquet hier, dort (*ank* ist Präpos.)			*ankio* dort *anquéo* hier, dort
	tétou hier, dort (*t* ist eine Präpos.) *teto* von hier			*tao* E. dort
	toui hier, dort *toué* dies			
				ao E. dort
	atoui hier, *atouhi deça*		*aroui en outre, outre; arouhi delà*	
	atoua hier, *atouha deça*		*arouà en outre, outre*, E. dort; *arouha delà*	
	itoui hier 2) dieser *itoua* dieser		*iroua* E. dort	

	(tu, to)	(ku, ko)	(ra)	(n, e)
Tag.	*ito* dieser *dito* hier (beide dem Sprechenden gleich nahe)			*yaon* jener (*ya* ist Pron., s. nr. 646.) *nion* obliquer Casus von jener *doon* (t. 2) dort (beide dem Redenden fern) *ngayon* jetzt
N. Seel.		*kiko* dort *konei, kikonei, i konei* hier *kona, ko i na, kikoina, i kona* dort		
Tah.				*i onei* hier *i ona* dort
Haw.				*a o* dorthin *o nei* hier *io nei* hierher

An dieses Ortsadv. könnte eine Hypothese die Polynes. Richtungs-Partikel *atu* (Haw. *aku*) (s. nr. 897.) anzuschliefsen versuchen.

915 Tong. *he* — Es bedeutet nach dem Wörterb. *there* (vgl. nr. 701.), und nimmt auch eine Präpos. vor sich: *gi he, thither.*

916 Haw. *eia* — hier nach dem Wörterb.: *eia wau la*, hier bin ich. Dieselbe Form ist auch das Pron. dieser (nr. 696.) und beruht etymologisch auf *i, ia* (s. nr. 689-691. 694. 701.).

wo (rel.)

917 Im Tah. finde ich das relative Ortsadv., wo es auf ein vorangeschicktes Subst. geht, ausgelassen (B. nr. 126.), und dasselbe geschieht im Haw., Mal. und Jav., wie die Stelle Matth. 2, 4.: erforschete von ihnen, wo Christus sollte geboren werden, beweist, welche lautet, im Mal.: *deprĕksāīnyālah kapadānya tampat, almesīh akan jādi* (er fragte sie nach dem Orte, wo), Jav. *kabĕh hiku tinnakonnan hing hendhi pernnahhĕ Kristus bakal dhi lahirraken* (sie wurden gefragt, wo der Ort [wäre], wo u. s. w.); Haw. *ninau maï la ia ia lakou, aï la ihea kahi, e hanau aï o ka Mesia* (er fragte sie, wo der Ort [wäre], wo). Diese Auslassung steht in genauer Verbindung mit der des Pron. rel. (s. nr. 707.)

Adverbia besondrer Ortsbeziehungen.

Es ist im Obigen fast ausschlieſslich von den allgemeinen Adv. des 918 Orts und der Zeit die Rede gewesen; die der einzelnen Dimensionen werden durch die örtlichen Subst. ausgedrückt, über welche ich nr. 438-458. auſs umständlichste gehandelt habe. Ihr adv. Gebrauch ohne vorgesetzte Präpos. ist nie verbürgt, sondern solche Anführungen rühren bis jetzt nur von den Wörterb. her; ich nehme sie auch bloſs dann auf, wenn ich keinen Beleg für das Wort mit einer Präpos. finde. Ich habe es hier allein mit ihrer Ortsbed. zu thun.

darin, drinnen — Tong. *gi loto*; N. Seel. *iroto, ki roto* (B. S. 560. Z. 4.); Tah. *i roto*; Haw. *iloko, maloko, oloko: aole he wai oloko*, es war kein Wasser darin (Cham.).

drauſsen, auſserhalb — N. Seel. *waho*, Tah. *iwaho* (Gramm. S. 35.), Haw. *mawaho.*

Tong. *gi tua.*

heraus — N. Seel. *ki waho* (B. S. 560. Z. 3.), Tah. *iwaho* (Gramm. S. 35.).

Tong. *gi tua.*

Im Tah. finde ich oft für *waho* das Wort *rapae* gebraucht, z. B. *i rapae*, heraus.

oben — Tong. *gi alunga*, N. Seel. *kei dunga* (nr. 229.), Haw. *iluna, aïluna*, Rarotong. *runga* mit Präpos.

Tah. *tei nia* (Gramm. S. 36.).

herauf, aufwärts, nach oben — N. Seel. *ki dunga, kodunga*, Haw. *iluna* (B. 1. nr. 856.), *aïluna, maluna.*

unten — Tong. *gi lalo*, N. Seel. *raro*, Tah. *i raro* (Gramm. S. 35.), *tei raro* (nr. 89.), Haw. *ilalo, aïlalo, malalo*, Rarot. *raro* m. Präp.

herunter, herab — Tong. *gi lalo*, N. Seel. *ki raro*, Haw. *ilalo* (S. 481. 6.), *malalo.*

vorn — Tong. *mua ange, gi mua*, Haw. *mamua*, Rarotong. *mua* mit Präpos.

vorwärts, nach vorn — Tong. *gi mua.*

hinten — Tong. *muli, gi mui*; Haw. *imuli, mamuli.*

Tong. *tua.*

Haw. *mahope.*

zurück, rückwärts — Tong. *gi mui,* Tah. *imuri* (Joh. 20, 14.).
in der Mitte — Haw. *mawaena, mawaena konu.*

Adv. der Zeit.

919 Ich erwähne hier alle Zeitadv., welche oben in der Vereinigung mit den Ortsadv. nicht vorgekommen sind, folglich sowohl einfache, als die mit Hülfe von Subst. ausgedrückten. Für die letztere Classe gilt alles über die ähnlichen örtlichen nr. 918. Gesagte.

jetzt — Haw. *ano, ano nei, ano la* (Wörterb.).

bald — Tah. *aria, ariana, ia roowauae, ia roaroa iti ae* (Gramm. S. 34.).

Haw. *mamuli.*

künftig, in Zukunft — Haw. *mamuli; mahope aku, mahope aku nei*; Tah. *a muri atu*; N. Seel. *a mudi atu* und merkwürdiger Weise auch *a mua,* dermaleinst.

zuerst — Tong. *tomua.*

Tah. *na* (s. nr. 50. und mehr Beispiele Gramm. S. 35.).

vorher, zuvor, vormals, früher — Tong. *mua ange,* N. Seel. *i mua* (vormals nr. 204. 206., vorher nach andren Textstellen), Haw. *mamua, mamua maï, mamua aku nei.*

nachher, hernach, danach, darauf — Tong. *mui, he mui,* N. Seel. *a mudi* (nr. 206.), Haw. *a muli aku, mamuli.*

Haw. *mahope. mahope iho, ma këia hope aku.*

Gemischte Adverbia.

nicht.

920 *kore* und *ore* N. Seel., *kore* Rarot., *ore* Tah., *ole* Haw. — Ich halte dieses Wort für das Mal. *kōrang,* und stütze mich dabei ebensowohl auf die genaue Übereinstimmung beider Sprachzweige in ihnen bei dem nr. 923. erörterten Gebrauche, als auf die von mir gelieferten Beweise für die Verbalnatur und entsprechende Verbalbed. der Polynes. Formen:

Mal. *kōrang* an etwas Mangel leiden, Mangel haben, mangelhaft in etwas sein, einer Sache ermangeln, etwas entbehren (die Construction ist immer die des letzten Deutschen Verbums: ich [Nom.] entbehre die Sache [Acc.], es fehlt mir [Nom.] an [Acc.])

weniger sein, wenig sein, fehlen, mangeln (bloſs mit dem Nom. der Sache)
ermangelnd, mangelhaft, fehlend, weniger
vor einem Subst. oder Adj. bildet es ein privatives Adj. (s. nr. 923.)

Jav. *kurang* bedeutet in jeder Beziehung dasselbe, als das vorige
als Verbum wird es noch: nicht zureichen, zusammenschrumpfen (*to shrimp*),
als Adj. wird es *short, wanting, deficient, scanty, less, under* (*less than*), von Ro. auch: oberflächlich, nicht gründlich, übersetzt
auch als Subst.: Mangel, Unzulänglichkeit, Fehler, Gebrechen, wird es aufgeführt
vor einem Subst. oder Adj. bildet es ein privatives Adj. oder Subst. (s. nr. 923.)
hora + nicht

Bug. *kurang* mangelhaft, weniger

Tag. *colang* sich verringern, weniger werden, abnehmen; mangelhaft (woran etwas fehlt), *falto*, weniger; vor einem Subst. bildet es ein privatives Adj. (nr. 923.)
uala + fehlen, es ist nicht, giebt nicht; *ualan* vor einem Subst. oder Adj. bildet ein privatives Adj. (vgl. nr. 921.)
houag, douag + nicht

N. Seel. *kore, ore* nicht haben, ermangeln (mit *ka*); nicht sein; nicht; *kore* nach einem Subst. bildet ein privatives Adj. (nr. 923.)

Rarot. *kore* nicht (auch *kore*)

Tab. *ore* nicht; nach einem Subst. bildet es ein privatives Adj. (nr. 923.)

Haw. *ole* nicht da sein, fehlen (nr. 922.); nicht; Bed. eines Verbums und Subst. s. nr. 471.; nach einem Subst. und Adj. bildet es ein privatives Adj. (nr. 923.)

921 Ob das Jav. *hora* (nicht) und das Tag. *houag* und *uala* zu diesem Worte gehört, wage ich nicht zu bestimmen; man müſste geradezu zwei Sprachniedersetzungen als neben einander herlaufend annehmen. Ich weiſs wenigstens die negative Bed. des *uala* nicht von einer Reihe verbaler zu trennen, welche das Wort auf ein andres Polynes. werfen:

Tag. *uala* v. n. weggehn, sich entfernen (*ausentarse*), fliehn, entlaufen, entrinnen; verloren gehn; fehlen, nicht da sein, es giebt nicht; sich veruneinigen
v. a. etwas von sich werfen, befreien (aus dem Gefängniſs), lösen (ein sich gegenseitig gegebenes Wort, sich gegenseitig davon entbinden), Eines Schuld streichen, sie ihm erlassen, verzeihen
als Subst. bedeutet es Ufer, aber nicht als Theil des Landes, sondern des Meeres
ualan (worin *n* Bindelaut ist) vor einem Subst. oder Adj. bildet ein privatives Adj.
ein andrer Gebrauch von *ualan* könnte mit seiner negativen Bed. zusammenhangen, obgleich sich darüber noch nicht absprechen läſst; indem es nämlich vor das (nach de los Santos Definition) statt *ma* ein *ca* präfigirende Adj. oder Adv. tritt, drückt es sehr, recht sehr mit dem Verbum sein aus: *ualan cabuti*, es ist sehr hübsch; *ualan casama*, es ist sehr

schlecht: *ualan carami*, es sind sehr viele; *ualan cataas* oder *ualan casing taas*(¹), es ist sehr hoch. Wo von mehrerem die Rede ist, wird die erste Sylbe verdoppelt, und hier hat de los Santos sein nicht: *ualan cagagaling, muy bien; ualan cabibigat, muy pesados*
er übersetzt im Tag. Theile *uala* auch durch *crecer*, führt es aber im Span. bei *crecer* nicht an

Tong. *holla* davon laufen, *hȧla* fliehn, entrinnen, *ngaholo* Schnelligkeit
N. Seel. *oro* laufen; schnell, Schnelligkeit
ohoro laufen
Tah. *horo* laufen
Haw. *holo* gehn, reisen, laufen, segeln; fliehn.

922 Das westliche *korang* steht immer vor dem Worte, das es verneint, das Polynes. Wort aber nach ihm. So muſs das Haw. *ole*, welches nicht bedeutet, nach dem Wörterb. dem Subst. oder Verbum stets nachgesetzt werden; B. vom Verbum: *ke mihi ole oe*, wenn du nicht Buſse thust (Luther: wo nicht, Apoc. 2, 5.); vorletztes B. nr. 759. Ich finde es auch ohne Verbum: *a i ole*, wo (d. h. wenn) aber nicht (Apoc. 2, 16.); sobald es dabei ein Subject mit sich führt, ist es geradezu das westliche *korang*, fehlen: (nehmt ein Lamm,) *aka i ole ia*, aber wenn keins da ist (eine Ziege, Cham.). Das Wörterbuch bemerkt auch, daſs *ole* als die bloſse Verneinung öfter wie ein Verbum behandelt wird; hierher könnte das 3. B. nr. 856. gehören.

923 Ich komme jetzt zu der, vorzüglich für die Einheit der beiden nr. 920. zusammengestellten Wörter zeugenden Anwendung derselben zum Ausdrucke privativer Adj. und Subst., in welcher das Wort die Kraft unsres un-, des Lat. *in*- oder des Präfixes *a* der Sanskr., Griech. und Mexicanischen Sprache hat. Für die Subst. Bed. habe ich nur Belege im Jav. nach Raffles: *kurang bener, dishonesty; k. ngandhel*, Miſstrauen; *k. pengawruh*, Unwissenheit; und im Haw. gefunden: *me ka luhi ole*, mit Unermüdlichkeit (S. 483. Z. 3. v. u.). Im weitesten Umfange kann ich aber die adjectivische Bed. der Composition nachweisen; sie geht von einem Subst. oder Adj. aus:

Mal.	*kōrang īngat* unbedachtsam, unaufmerksam
	k. bīăsa ungewohnt, unerfahren
	k. ganap unvollständig

(¹) Nach diesem B. könnte man vermuthen, daſs das *ca* präfigirende Wort nicht Adj., sondern Subst. wäre.

Jav.	*kurang titi onbeleefd* (Ro.)
	k. dedhuga onfatsoelijk (Ro.)
Tag.	*colang* oder *culang palar* unglücklich
N. Seel.	*wanaunga kore* verwandtenlos (nr. 213.)
Tah.	*te ora mure ore* das ewige, eig. endlose, Leben (Joh. 3, 15. 16.) (¹)
Haw.	*ka poe makua ole* die Waisen (*Jac.* 1, 27., *eig. die Elternlosen*)
	mea hiki ole s. S. 878. letzte Z.
	aole wird in dieser Bed. vorgesetzt: 924
	aole pauaho, aole molowa s. S. 483. letzte Z. und S. 486. Anm. 4. 5.

Diese Vorsetzung ist dem Haw. *aole* überhaupt eigen, ebenso wie dem *ole* die Nachstellung nach dem verneinten Worte; das Wörterbuch bemerkt, daſs es vor dem Subst. oder Verbum stehe. Über das Wesen des vorgetretenen *a* läſst sich schwer etwas sagen; zum Theil scheint es die Conjunction und zu sein, aber wiederum ist es gewiſs, daſs *aole* auch ganz einfach nicht bedeutet, wie es auch das Wörterbuch allein übersetzt: *aole lakou nei i ona*, diese sind nicht trunken (Apostelg. 2, 15.). Hier könnte *a* das N. Seel. *ka* und der Vorsatz der Card. sein (nr. 927.); aber für viel wahrscheinlicher halte ich es, daſs es, wie das Tah. *e* (nr. 928.), eine Verbal-Partikel (vgl. nr. 801. 802.) und *ole* als Verbum behandelt ist. Nach Cham. heiſst *aole loa*: durchaus nicht, keinesweges, und *aole* auch nein. *Aole hoi* drückt und nicht aus: *aole hoi oe e ike*, und du wirst nicht wissen (Apoc. 3, 3.); *aole hoi oe i hoole*, und du hast nicht verläugnet (*ib.* 2, 13.). Wo *aole* das Verbum mit einer Partikel und ohne Subject nach sich hat, kann man es durch ohne zu übersetzen: (du arbeitest,) *aole i paupauaho*, und bist nicht müde geworden (oder: ohne müde zu werden, Apoc. 2, 3.); und wo ein Subject dabei steht, durch ohne daſs: (das sagt) *o ka mea wehe, aole mea nana e pani maï, a pani hoi öia, aole mea nana e wehe*, der aufthut und niemand zuschlieſset, der zuschlieſset, und niemand aufthut (Apoc. 3, 7.); das *nana* möchte so zu lösen sein, daſs es Rel. und *aole*

(¹) Im Tah. steht es auch nach einem Adj.; so wird von rein der Begriff unrein abgeleitet. Im 1. Buche Mosis finde ich *muri ore* für ewig.

Verbum wäre: ohne daſs jemand da ist, welcher zuschlieſst (vgl. nr. 712.). In dieser verbalen Eigenschaft, die wieder an das westliche *korang* erinnert, vertritt *aole*, als und nicht sein, einen Satz: (die, so da sagen, sie sein Apostel,) *aole*, und sind es nicht (Apoc. 2, 2.); (die da sagen, sie sind Juden,) *aole ka*, und sind es nicht (*ib.* 3, 9.).

925 Wie das Haw. *aohe*, welches das Wörterbuch wieder nicht übersetzt (ein B. davon s. S. 860. Z. 11.) und auch *aoe* schreibt, sich von *aole* unterscheidet, kann ich nicht bestimmen; im 1. B. nr. 1034. und in dem B. nr. 912. Z. 10. bedeutet es nicht sein; es steht immer voran. Das Wörterbuch führt als Interjectionen *aohehoi* und *aohëiohoi* (von *io*, wahr), ganz gewiſs (eine Bekräftigung des von einem Andren Gesagten), und *aohëia* (ein Ausruf der Bewunderung) an, in denen man das nicht wohl fragend nehmen muſs.

926 Cham. bemerkt, daſs im Haw. zwei Verneinungen einander nicht aufheben, sondern vielmehr die Negation verstärken.

927 Die N. Seel. Negation hat Wilh. v. Humboldt schon in nr. 130., 134. und 157. abgehandelt und aus dem Wörterb. die Bed. ein Loch bohren (*ore*) und zerbrochen (*kore*) erwähnt. Die Form *kore* halte ich für die dem westlichen *korang* nähere, *ore* für eine abgeschliffne; *ka kore, ore* scheint das Haw. *aole* zu sein, und der Urheber dieses Werks hat das *ka* sehr passend mit dem (im Haw. *a* lautenden) Vorsatze der Cardinalzahlen verglichen, was jedoch sich auf das Haw. *aole* wohl nur zum Theil anwenden lieſse. Das N. Seel. *ka ore* finde ich als nicht vor Adj., auch vor Verben: *ka ore koe e tai atu ki raro*, gehst du nicht herunter? (Gr. *p.* 81.) und selbst verbal (nicht haben, ermangeln): *ka ore aku*, ich habe keinen (*ib. p.* 100.); *ka ore aku matau*, ich habe keinen Angelhaken (*ib. p.* 104.). Ganz allein finde ich es als nichts (*ib.*). *E kore* (vgl. nr. 134.) ist nicht von der Zukunft (vgl. nr. 928.): B. 1. nr. 140., B. nr. 233., doch auch von der Gegenwart: *e kore e rongo*, sie gehorchen nicht (Text der Gramm.), das nachfolgende Verbum hat, wie in dem letzten B., meist *e* vor sich; *e kore* ist auch nein. Als selbstständiges Verbum finde ich es: *e kore e au*, es wird kein Wind sein (Gr. *p.* 92.). In einer Stelle der Gr. (S. 74.), wo vor *kore* ein unerklärliches *ko* steht, möchte es genau das westliche Verbum sein: *kiko ko kore na*, bis das Fleisch (von dem Schenkel) abgearbeitet ist (*till the flesh is worn*). Ein B. von *ore* ist (Wörterb. *h. v.*): *ore rawa e*

toki, durchaus keine Axt. Eines, wo *kore* einem Subst. nachfolgt und daraus ein privatives Adj. bildet, s. nr. 213.

Über die Tah. Negation s. Wilh. v. Humboldt in nr. 17., 41., 87. und 928
129. Das bloſse *ore* erwähnt die Gramm. nicht, von *e ore* sagt sie (S. 35.), daſs es beim Präs. und Fut. gebraucht werde (¹); ein B. von der Zukunft ist: *e e ore roa to outou oaoa e riro ia wetahi ê*, und eure Freude soll niemand von euch nehmen (Joh. 16, 22.). Ich glaube, daſs hier *ore* als Verbum behandelt wird und *e* die Verbal-Partikel ist, welche im Haw. beim Präs. und Fut., im Tah. freilich, und, wenn meine Deutung derselben als des Mal. *de* Grund hat, mit Recht, bei allen Zeiten vorkommt. Von *aore* behauptet die Gramm. (S. 35.), daſs es nur bei der Vergangenheit gebraucht werde, wie es auch im 2. B. nr. 85. und im 2. B. nr. 129. eintrifft; ebenso drückt in dem B. nr. 43. *aore â hoi* noch nicht bei dieser Zeit aus. Dies muſs ich aber in Abrede stellen; ein so präfigirtes *a* ist vielmehr die Präpos. der Zukunft (s. nr. 991.); und obgleich es bisweilen (s. *ib.*) Vergangenheitsbed. hat, so wird doch durch die Präpos. gar nicht erklärt, daſs *aore*, wie ich es gefunden habe, dem Präs. dienen kann: *aore hoi teie nei mau taata i taeao*, denn diese sind nicht trunken (Apostelg. 2, 15.); *e aore te hoe o outou nei e ui mai e*, und niemand unter euch fragt mich (Joh. 16, 5.). Ich bin hiernach überzeugt, daſs das Tah. *aore* dem Haw. *aole* ganz gleich ist und in beiden Sprachen das *a* gleiche Erklärung finden muſs (s. nr. 924.).

Ob das Tah. *e ere*, welches von der Gramm. (nr. 129.) dem Präs. 929
zugewiesen wird (so B. 1. nr. 129.), mit *ore* zusammenhängt, läſst sich nicht entscheiden. Im N. Seel. ist *z̄ara*: es ist nicht.

Tah. *aima, aina* u. s. w., N. Seel. *aina* — Die Tah. Formen *aima, aina*, 930
aipa und *aita* sollen von der Vergangenheit, *eima, eina, eita* von der Zukunft gebraucht werden (s. näher nr. 129.); so finde ich auch *aita* im 3. B. nr. 76. und *eita* im 1. B. nr. 115. und 3. B. nr. 129., letzteres aber auch beim Präs.: *e eita* (²) *dura outou e ite mai ia'u*, und ihr mich hin-

---

(¹) In nr. 129. hat sich ein Versehn eingeschlichen, indem auf die Vergangenheit, statt auf das Präs., hingedeutet wird; in nr. 41. steht die Sache richtig, so daſs daselbst meine Anm. 3. zu streichen ist. In der nr. 17. angeführten Zusammenstellung *e aore* und *e e ore* ist das erste *e* unwesentlich, da es und bedeutet (vgl. nr. 930. Anm.).

(²) *e* ist also hier und (vgl. nr. 17. und nr. 928. Anm.).

fort nicht sehet (Joh. 16, 10.); *cita ra e tia ia outou i teie nei*, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen (*ib.* 12.).

Im N. Seel. bedeutet *e ai na* nicht und nein.

931 *ikéi* Tong. — Es hat nach Mar. den Sinn von nicht, nein, kein und nie. Ob es mit dem folgenden Worte zusammenhängt, steht dahin.

932 *taī* Tong. – Dieses bildet, ganz wie *korang* und seine Verwandten in den übrigen Sprachen (s. nr. 923.), indem es vor Adj., Subst. und Verba tritt, privative Adj., bisweilen auch Subst., wovon man sich in Mar.'s Wörterb. (*h. v.*) überzeugen kann. Durch die westlichen Stammsprachen läſst sich sowohl *ta*, als *ti*, und nicht nur als privativer Vorsatz, sondern auch als selbstständige Negation verfolgen; an welche von beiden Formen *taī* anzuschlieſsen sei, bleibt ungewiſs:

	ta.	*ti.*
Mal.	*tā, ta* privativer Vorsatz	*tī* privativer Vorsatz *tīāda* nicht (worin *āda* das Verbum sein ist). *tīdak* nicht, nein
Kaw.	*tan* nicht, nein 2) priv. Vorsatz *dhatan* nicht *taya* nicht	
Jav.	*tanpa* nicht 2) priv. Vorsatz *boten, baten* Kr. nicht	
Bug.	*tō* priv. Vorsatz (nach dem B. *tō gĕnōk*, unzureichend)	*dek* nicht, nein *dena* priv. Vorsatz (*d. pada*, ungleich; *d. matōntu*, ungewiſs)
Mad.	. . . .	*tsi, si* nicht 2) priv. Vorsatz *tiare, tsiare* nicht (enthält, wie das Mal. *āda*, das Verbum sein)
Tag.	. . . .	*di* nicht 2) priv. Vorsatz *dili, indi, hindi* nicht
Tong.	*taī* priv. Vorsatz *ikéi* + nicht, nein, kein, nie	

933 *eteka* N. Seel. — bedeutet nach dem Wörterb.: durchaus nicht.

Tong. *óua*, N. Seel. *kàua*, *àua*, Tah. *auaa* — Sie vertreten das Lat. *ne* (s. nr. 822.); doch finde ich N. Seel. *kàua* auch als *non*.

maī Haw. — ist das Lat. *ne* (s. nr. 821.).

eiaha Tab. — drückt sowohl das Lat. *non* (Gramm. S. 37. und B. 2. nr. 92.), als *ne* (s. nr. 823.) aus.

ki ai N. Seel. — finde ich als *non.*

sehr.

N. Seel. *rawa,* Tah. *roa,* Haw. *loa* — Es steht nach dem Adj.: (es führte 934 ihn der Teufel) Tah. *i tehoe moua teitei roa,* Haw. *i kahi mauna kiekie loa,* auf einen sehr hohen Berg (Matth. 4, 8.); im Tah. auch nach Verben. Ebenso habe ich das N. Seel. *rawa* als sehr, recht sehr nach Adj., ferner, wie Tah. und Haw. *loa* (Haw. s. nr. 408.), im Sinne von durchaus gefunden. Ob seine Bed. Überbleibsel (auch *rāwanga*) und die von befestigen, welche *waka rawa* hat, ein andres Wort begründen, will ich nicht bestimmen. Das, von dem hier die Rede ist, heiſst eigentlich lang. In dieser Bed. von lang, sowohl vom Raume, als von der Zeit, und in Folge der letzteren auch in der von alt, zieht sich das Wort, bisweilen gespalten, durch den Sprachstamm hindurch:

Mal.	*lāmo*	lang (von der Zeit) 2) alt
Jav.	*dhawa*	lang, Länge (vom Raume, aber nach dem B. Y. auch von der Zeit)
	lame	alt
	lawas	alt
Mad.	*lava*	lang (von Raum und Zeit)
	andava	Länge; lange (Adv.)
Tag.	*haba*	lang machen, verlängern
	mahaba	lang (vom Raume)
	lauon	alt; es ist lange her; dauern, sich aufhalten, zögern
	laon	alt
	loma	alt; alt werden
Tong.	*loa*	alt, *former, long ago*
	loa loa	lang (vom Raume)
N. Seel.	*roa*	lang (vom Raume); Länge (von Raum und Zeit)
	rawa	sehr, recht sehr 2) durchaus
Tah.	*roa*	lang (vom Raume) 2) sehr 3) durchaus
Haw.	*loa*	lang (von Raum und Zeit), Länge 2) sehr 3) durchaus

nui Haw. — wird nach dem Verbum gebraucht: *aloha nui,* sehr 935 lieben (Cham.), und bedeutet eigentlich groſs (vgl. noch nr. 409.). Folgendes ist die sprachvergleichende Übersicht dieses Wortes:

Mal.	*lebih* gröſser, mehr, *superior; excess, surplus; moreover, beside*
Jav.	*lewih, luwih* viel, mehr, sehr; vorzüglich, ausgezeichnet, schön, kostbar; vorzüglicher, übertreffend
Bug.	*löbi* (aus den B. *tapalöbi, most,* und *öso malöbi,* Festtag, zu entnehmen)
Tag.	*labi* Überbleibsel, übrig sein 2) mit dem Bindelaute (*labin*) vertritt es, mit der Bed. über zehn, mehr als zehn, in den Zahlen 11 bis 19 die 10 (z. B. *labin isa* 11, *labin dalaua* 12, *labin apat* 14)
N. Seel.	*nui* groſs
Haw.	*nui* groſs, viel, viele; sehr; Gröſse, Menge; der gröſste Theil, die meisten; groſs sein, werden, sich mehren, mehr sein.

936 *fu* Tong. — hat auch den Sinn von groſs (vgl. nr. 593.) und steht vor dem Adj. (s. das letzte Tong. B. nr. 554.)

obito Tong. — s. nr. 389.

ange Tong. — s. nr. 347.

ino Tah. — s. nr. 110.

nur.

937 *be* Tong. — s. nr. 383-385.

938 *wale no* Haw. — Über *wale* s. nr. 472. Mit *no* bedeutet es nur, allein; ich finde den Ausdruck nach dem Subst. und Pron.: *o Jesu wale no,* nur Jesus (Cham.); *öia wale no,* er allein (*id.*); *ma ia mau mea wale no,* nur in diesen Dingen (*id.*); S. 482. 10. – Ich stelle *wale* versuchsweise mit einem westlichen Worte zusammen, im Mad. sogar mit zweien:

Mal.	*lālei* nachlässig, träge sein, zögern, Zeit verlieren, *to trifle,* schlummern, in einem bewuſstlosen Zustande sein; sorglos, nachlässig, träge; Bewuſstlosigkeit, Ohnmacht, Verzückung
Jav.	*lali* unaufmerksam sein, nachlassen, unterlassen, vergessen; Vergessenheit
Mad.	*halinh* Vergessenheit (*halinhou,* vergessen, Vergessenheit; unterlassen; *adignou, hadigniou,* vergessen)
	vande, vende Lüge (*mavende, mahavande,* Lügner; *mávande,* Lügner; betrügen; *mivende,* lügen; Spötter)
Tag.	*mali* + sich irren
Tong.	*wale* unwissend 2) verrückt, närrisch
N. Seel.	*ware ware* vergessen, vergeſslich
	waka ware ware betrügen 2) ungehorsam sein
Tah.	*ware* lügen
	haaware betrügen 2) verrathen
Haw.	*wale* müſsig (Adv.), umsonst, leicht (Adv.), zufällig (Adv.) (*wale no,* nur, allein)

noch.

***atu* N. Seel., *aku* Haw.** — In der Bed. noch, noch dazu (s. nr. 879.) 939
steht die Haw. Richtungs-Partikel *aku* nach einem Subst.: *a ia mea aku, ia mea aku*, und dies und das noch (Cham.); und die N. Seel. *atu* nach einem Pron. (s. zwei B. nr. 212.) So wird das Haw. *aku*, jedoch seltner (gewöhnlich *ae*), nach *e*, ein andrer (s. nr. 751.), gebraucht.

auch.

***hoi* Tah., *no hoi* Haw.** — Dieses Wort habe ich nr. 590. an den Begriff 940
drehen, wenden, und zunächst an zurückkehren angeschlossen. Das Haw. *hoi* (vgl. nr. 473.) übersetzt das Wörterbuch schon für sich durch auch, ich kann bis jetzt aber nur seine Verbindung mit *no* (s. nr. 431. 1062.) belegen: (dieweil du hast behalten das Wort meiner Geduld,) *na'u no hoi e malama aku ia oe*, will ich auch dich behalten (vor u. s. w., Apoc. 3, 10.); S. 481. 7. Die Tah. Gramm. führt *hoi* als auch an und giebt dafür ein B. (S. 37.)

***toa*, *atoa* Tah.** — nach S. 37. der Gramm., wo von *atoa* die B. vor- 941
kommen: *haere atoa matou*, wir gehn auch; *haere atoa outou*, geht ihr auch.

***be*, *bea* Tong.** — *be* s. nr. 382., *bea* nr. 386.

***me* Tong.** — s. nr. 332.

beinahe, fast.

Im N. Seel. und Haw. werden hierfür die Ausdrücke gebraucht, welche 942
im Begriff sein beim Verbum bedeuten, im Tong. das Fut. Zeichen *te* selbst. Mar. übersetzt dies durch beinahe, *te hau*: im Begriff zu kommen, das verdoppelte *tete* wieder durch beinahe (*well nigh, almost*). — Vom N. Seel. *me ake* (vgl. nr. 805.) finde ich (nr. 234.) zwei B.: 1) mit dem Verbum sein und einem Adj. d. Prädic.; *me ake* steht voran, darauf folgt das Subj., dann das Adj. des Prädicats; 2) es (das Schiff) ist beinahe angekommen; das Subject es ist weggelassen, es steht *me ake* mit folgendem ankommen. — Das Haw. *maï* (vgl. nr. 805.) übersetzt das Wörterbuch durch beinahe, doch habe ich kein B. Diese Formen *me* und *maï* sind, so sehr ihre anderweitigen Bed. ineinandergreifen (s. nr. 894-896.), hier direct das Jav. *méh*, welches, wie ich mich selbst durch Stellen des B. Y. überzeugt habe, beinahe und die Präpos. nahe, bei bedeutet, und wahrscheinlich auch als Adv. (nahe) und für im Begriff sein gebraucht wird. Hieraus

wird es deutlich, daſs der N. Seel. Ausdruck nicht das Subst. *mea*, sondern das Adv. *ake* (s. nr. 233. 804.) enthält und daher nicht, wie die Gramm. thut, *mea ke*, sondern *me ake* geschrieben werden muſs. — Haw. *ane*, *aneane* s. nr. 953.

vielleicht.

943 Tong. *abé*, N. Seel. *pe*, *pea*, Tab. und Haw. *paha* — Über das N. Seel. *pe* s. nr. 239., über *pea* nr. 240.; das Tah. *paha* giebt die Gramm. (S. 36.) an. — *Paha* des Haw. ist eine Partikel des Zweifels und der Ungewiſsheit, die oft leer steht und nach Cham. auch zwar ausdrückt: *a e noho paha - - - me oukou*, bei euch aber werde (ich) vielleicht bleiben (1. Cor. 16, 6.); *ina paha*, wenn etwa (Cham.); *ae paha*, ja (eine höfliche Art der Zustimmung, wenn man nicht vollkommnen Glauben hat, Wörterb. *v. paha*); *ae paha*, *aole paha*, vielleicht ja, vielleicht nein, d. h. wer weiſs? (nach Cham.) *ae ka paha*, gerade so (Wörterb. *v. ae*); *ua manao paha ka lehulehu, e hele i ka lani, aka* u. s. w., die Menge meint zwar in den Himmel zu kommen, aber (Cham.).

Man darf wohl diese Formen für dasselbe Wort halten und als ein besonderes aus den, vorzüglich im Tong. (s. nr. 382-387.) vielfach getheilten, sich um sie sammelnden Bedeutungen (vgl. noch nr. 945.) herausheben:

Mal.	*āgah* errathen, vermuthen, abschätzen 2) beinahe, ungefähr (auch vor Zahlen)
Jav.	*baya* errathen, vermuthen, meinen, denken; Meinung 2) vielleicht 3) lieber, eher 4) aber
Tag.	*baga* vielleicht; Zeichen der Frage
Tong.	*abé* vielleicht
N. Seel.	*pe* vielleicht
	pe oki vielleicht; Zeichen der Frage
	pea vielleicht
Tah.	*paha* vielleicht
	peneiae vielleicht
Haw.	*paha* vielleicht 2) ungefähr (z. B. nach Zahlwörtern, nr. 613.), etwa 3) zwar.

944 *tia* oder *tia ae* Tah. — nach der Gramm. (S. 36.)

so.

945 *pe* N. Seel. und Haw. (*behe* Tong.) — *pe* wird im Haw. Wörterb. die Bed. so beigelegt; dagegen übersetzt es Cham. wie, die N. Seel. Gramm. wie und gleich. Es fehlt an hinlänglichen Daten, um diesen, für die zu erwähnenden Zusammensetzungen wichtig werdenden Zwiespalt zu beseiti-

gen. Im N. Seel. und Haw. ist *me* wie (s. nr. 946.), und die von ihm abgeleiteten Haw. Composita werden mit den von *pe* herkommenden gleichbedeutend angegeben. Hieraus könnte man folgern, daſs beide Grundwörter unmittelbar zusammenhingen; ich halte dies aber für gar nicht ausgemacht. Es bleiben in allem, wovon hier zu reden ist, viele Dunkelheiten zurück. So habe ich noch keinen Beweis, daſs *pe* als so oder wie allein vorkommt. Das N. Seel. *pe* haben wir nr. 943. als vielleicht gesehn, und die andren Sprachen schlieſsen sich daran an; hiernach wird es aber immer noch sehr schwer, zu bestimmen, in wie weit man diese Bed. von dem bunten Gemisch der Partikeln zu trennen habe, welche das Tong. *be* und seine scheinbaren Derivata *bea* und *behe* vertreten (s. nr. 382-387.). Das letzte bedeutet selbst so, gleich dem Haw. *pëia*, welches wohl das Pron. *ia* enthält (vgl. das Tong. *bea* nr. 386.) ([1]); und, in die Verwicklung des Tong. *be* zurückgehend, heiſst das Tah. *peneiae*: wahrscheinlich, vielleicht (Gramm. S. 36.). Darf man bei dem vereinzelten so oder wie stehn bleiben, so lieſse sich schwerlich dieses Polynes. *pe* mit dem Mal. Subst. *prī* vereinigen, das: Art und Weise, Zustand, Lage, Eigenschaft, Beschaffenheit, bedeutet, jedoch keine solche Verknüpfungen, wie *pe*, eingeht. Hierin ist ihm aber ein andres Mal. Wort so ähnlich, daſs man, trotz seiner ausgebildeten Form, kaum sich erwehren kann, es für dasselbe anzusehn; *bāgei* ist: Art und Weise, Gattung, Classe, Unterschied, und tritt mit den Pron. dem., dem Pron. poss. der 3. Pers. und dem Adv. wo? zusammen: *bagīni*, so (auf diese Art); *bagītu*, so (auf jene Art); *sebageinya, the like of it*, solcher; *bagimāna*, *sebāgimāna*, wie? Das einfache Wort, aber mit kurzem *a* geschrieben, wird wie und gleich (*as, like, like unto. as if, than*) übersetzt, ebenso *sebagei like, as* und so. Es findet sich auch im Tag.: *bagay*, Art, Gattung, Unterschied, Sache. Ich kann nicht glauben, daſs dies Wort ein Sanskr., भाग, *bhāga* (dafür nimmt es Marsden), oder भाग्यं, *bhāgyam*, sei; letzteres ist vielmehr das Mal. *bhagīa* oder *bagīa*, Jav. *bagya, bagaya, bagéya, begja*, glücklich. Ebensowenig möchte ich es für richtig halten, wenn man mit diesem oder jenem Mal. oder Sanskrit-Worte das Mal. *bhāgi*, theilen, und *bagi*, zu (s. nr. 570.), verbinden wollte. Durch das Subst. fände das N. Seel. und Haw. *pehea*, wie? auf welche Art? (s. nr. 948.) Haw. warum? eine leichte Erklärung; denn das Adv. *hea* (wo? Mal. *māna*) nimmt nach den bisherigen Beobachtungen nur Subst. und Präpos. vor sich (s. nr. 733. 910. 911.), und möchte in dieser Verknüpfung sehr schwer durch eine Bed. so oder wie des *pe* zu lösen sein. Was nun die Hauptcompositionen jenes *pe* und *me* anbetrifft, so lassen es die Quellen, indem sie immer bei der Ausdeutung durch wie stehn bleiben und es nie zu einer einfachen Übersetzung kommt, auch hier ungewiſs, ob sie durch so oder wie zu übertragen sind; für das Haw. wird aber das so durch das Wörterbuch und Stellen unzweifelhaft.

---

[1] Man könnte das Tong. *behene*, welches auch so heiſst (s. nr. 367.), mit dem N. Seel. und Haw. *penei* vergleichen und *behe* für keine Ableitung von *be*, sondern geradezu für das Mal. *bāgei* halten.

Im N. Seel. tritt *pe* mit den drei Ortsadv. zusammen, welche auch die Pron. dem. bilden: *pēnei, pena, pera*, von der Gramm. (S. 54.) übersetzt: *like this, like that*, und zwar *a.* beim Angeredeten *b.* am dritten Orte. Ich glaube nun, daſs diese Formen ein nach der Ortsnähe oder Ferne bestimmtes so ausdrücken, und habe auch dafür ein B.: *ke pēnei te nui*, ebenso groſs (Gr. *p.* 78.); dagegen habe ich aber wieder *pēnei* in Texten als wie gefunden.

Im Haw. tritt *nei* oder *nëia* und *la* an *pe* und *me*, zu den Compositionen: *penei, peneia, pela* und *menei, meneia.* Das Wörterbuch nimmt *nei* in dieser Zusammensetzung für das Pron. dieser, übersetzt so *penei* auch *like this*, und sagt bei *menei*, daſs hier *nei* für *nëia*, dieser, stehe und daſs die Form wörtlich *like this* heiſse. Die Composita mit *nëia* führt das Wörterbuch gar nicht, sondern nur Cham. an. Ein Unterschied der Ortsbeziehung kann schwerlich zwischen ihnen und denen mit *nei* statt finden, und die Haw. Sprache zeigt also auch hier nur eine zwiefache. Ich gehe nun die einzelnen Haw. Composita nach meinen dürftigen Daten durch, welche sich namentlich gar nicht auf das nahe so erstrecken:

penei übersetzt das Wörterbuch durch so; in folgendem B. scheint es, ganz hinten im Satze stehend, das und zu begleiten: *ke i maī nei kamea, nana e paa ana na hoku chiku, a e hele ana hoi mawaena o na ipu kukui gula chiku penei*, das sagt, der da hält die 7 goldenen Sterne, (und) der da wandelt mitten unter den 7 goldenen Leuchtern (Apoc. 2, 1.; ebenso 3, 1.);

menci überträgt das Wörterbuch durch so, fügt aber noch die dunkle Bed. jetzt, wie folgt hinzu;

peneia und *meneia* führt nur Cham. an;

pela, so, auf gleiche Art, auch Verbum: so sein, so gethan werden (Wörterb.). In dem Satze S. 861. Z. 3. v. u. kann es so und wie heiſsen, indem er eine eingeschobne Klammer ist; aber unbezweifelt bedeutet es so in den B.: *me ka zizania i hoïliiliia'i - - , pela no hoi i ka hopena o këia ao*, gleichwie man nun das Unkraut ausgätet u. s. w., so wird es auch am Ende dieser Welt gehen (hier fehlt das Verbum) (Matth. 13, 40.); *e like me ka'u i lohe aï, pela hoi ka'u e hoopai aï*, wie ich höre, so richte ich (Joh. 5, 30.); ferner im letzten B. nr. 821. Eigen ist es in folgender Verbindung: *e hele pela oe, e Satana*, hebe dich weg von mir, Satan (Matth. 4, 10.); das Wörterbuch, welches (*v. helepela*) diesen Imper. auch anführt, erklärt ihn so: gehe weg, wie du bist; ebenso giebt dasselbe (*v. oki*) den Imper. *ua oki pela*, bleibe da stehn, an, in welchem da räthselhaft ist.

wie.

me N. Seel. und Haw., *mei* Rarot., *mai* Tah. — Diese Bed. des *me* scheint 946 mit der der Präpos. der Gesellschaft zusammenzuhangen (s. nr. 987. 896.). Das Subst. hat im Haw. manchmal die Artikelform *he* vor sich, sowohl wenn es Nom., als wenn es Acc. ist; der Acc. wird nicht angedeutet, wie dies bei *he* überhaupt nie geschieht (vgl. nr. 494 - 497.), und in den B. ist *he* der unbestimmte Artikel: (ich liebe dich) *me he makua*, wie ein Vater (Cham.); nach dem Subst. scheint *la* häufig zu sein (vgl. nr. 907. 1. *c*.): (du sollst sie zerschellen) *me he ipulepo la*, wie einen irdenen Topf (Cham.); *me he aihue la*, wie ein Dieb (Apoc. 3, 3.). Das *he* verbietet, *me* geradezu für eine Präpos. anzusehn (vgl. nr. 495. 497.); als bestimmten Artikel finde ich *ka, ke: he kai, me ke kai eleele a me ke kai keokeo*, es ist ein Meer, wie das schwarze und weiſse Meer (Cham.). Von diesem *me* kommt *menei* und *meneia* (s. nr. 945.). — Ebenso ist *me* im N. Seel. wie (nr. 235.). — Den Gebrauch des Tah. *mai* für das wie der Vergleichung und seine eigne Construction s. nr. 99.

e like me Haw. — Über diesen Ausdruck s. nr. 477.; B.: (sein Haupt 947 und sein Haar war weiſs) *e like me ka hulu hipa keokeo*, wie weiſse

Wolle (Apoc. 1, 14.); *e like me na ipu lepo,* wie eines Töpfers Gefäſse (wörtlich: wie irdene G.) (soll er sie zerschmeiſsen, *ib.* 2, 27.).

ange Tong. — s. nr. 354.

wie?

948 Tong. *fefe,* von *fe* (vgl. nr. 911.); N. Seel. *pehea* (s. nr. 239.); Haw. *pehea* (vgl. nr. 910. 911. 945.): *pehea ano o ka aina,* wie ist die Beschaffenheit des Landes? (Cham.) *pehea la e hiki ai i ke kanaka ke hanauia,* wie kann ein Mensch geboren werden? (Joh. 3, 4.) — Haw. *eaha,* eigentlich was? soll von der Zukunft gebraucht werden (vgl. nr. 728.); *eaha ia oe,* wie wird es mit dir sein? was wird aus dir werden? (Wörterb.)

denn.

949 Haw. *no ka mea* (s. nr. 407.): *no ka mea ua loheia kau pule,* denn dein Gebet ist erhöret (Luc. 1, 13.); Rarotong. *no te mea.*

deshalb, deswegen.

950 Haw. *nolaila* (s. nr. 901.), oder *no* und *mea* mit einem Pron. dem. vor sich: *no këia mea, no ia mea, no ia mau mea* (Cham.).

warum? weshalb?

951 1. Ausdruck durch das Pron. was? (s. nr. 723-731.) — Tah. *aha* (Gramm. S. 35.); N. Seel. *ĕaha* (nr. 134., B. nr. 143.), *ki ĕaha, no ĕaha*; Tah. *e aha* (Gramm. S. 35.), Haw. *heaha,* Tong. *koehá* (welches ich ganz am Ende finde: *ko tau fonongo gi he lau noa he tamachi k.,* warum hören wir auf das leere Geschwätz eines Knaben? Mar. II. *p.* 383.); N. Seel. *ko te aha, no te aha,* Tah. *no te aha* (Gramm. S. 35.), Haw. *no ke aha la* (Cham.); N. Seel. *e īaha* (Gramm. S. 55.).

2. durch das Adv. wo? — Haw. *nohea* (s. nr. 910.): B. S. 879. Z. 6. 7.; *pehea* (s. nr. 910. 945.).

als.

952 1. nach dem Compar. — s. nr. 561-565.

2. nach Verneinungen — Haw. *aïa.* Über seine eigentliche Bed. dort, dann s. nr. 467.; zunächst hängt es hier mit sondern zusammen (s. nr. 1036.): (diese Art fährt nicht aus,) *aïa ma ka pule,* als durch Beten (Matth. 17, 21.).

ane Haw.

953 Nach dem Wörterb. bedeutet *ane*: beinahe, *ane* mit *ole* nach dem Verbum: kaum, *with difficulty*: *ane haalele ole ia ia,* es verläſst ihn

kaum; *ane hiki ole ke hali,* was kaum getragen werden kann. *Aneane* ist: beinahe, *in danger of, liable to.*

lewa Tong.

Dieses in den Texten so häufig wiederkehrende Wort scheint in den meisten Fällen dem Sinne kaum irgend etwas hinzuzufügen; so steht es S. 445. III., 446. XI. XIII., 447. XV., 448. XXI., 463. XIV.; Mar. übersetzt es beständig durch *accordingly.* Eher eine wirkliche Bed., die unsres also, hat es S. 445. V., 463. XV. 954

Adverbia mit Richtungs-Partikeln.

Die Adv. des Orts und der Zeit nehmen im Haw. oft eine der vier Richtungs-Partikeln (*maï, aku, ae, iho*) nach sich (vgl. nr. 865-899.). Von einfachen Adv. habe ich erst Ein B.: *ei ae, now soon, when* (Wörterb. *v. ei; ei* nennt dasselbe: eine Partikel, vielleicht ein Adv. der Zeit); weit mehrere aber von solchen Adv., welche aus einem örtlichen Subst. oder Adv. und einer Präpos. bestehn, und ihr Vorkommen hier hängt mit dem Gebrauche von Richtungs-Partikeln nach mit Präpos. verbundenen Subst. (s. nr. 1022.) zusammen. Es findet sich hier dieselbe Schwierigkeit in der Unterscheidung der vier Partikeln, namentlich des *maï* und *aku,* welche ich beim Verbum ausführlich entwickelt habe. Nach der Richtungs-Partikel erscheint auch das Adv. *nei* (vgl. nr. 907. 7.): 955

maï — *mamua mai,* vorher (Cham.); *ka mea o muli maï, that which shall be hereafter* (Wörterb. *v. muli*);

aku — *mamua aku nei,* vorhin, vormals (Cham.); *a muli aku,* nachher (Wörterb.); *mahope aku* und *mah. aku nei,* späterhin, in Zukunft (Cham.); *malaila aku,* von dortaus weiter (*id.*); *ma o aku, beyond* (Wörterb. *v. o*);

iho — *mahope iho,* nachher, zuletzt (Cham.), darauf, danach (nach meiner Beobachtung).

Im Tong. finde ich nur *ange* so gebraucht, und zwar werden 1) von örtlichen Subst. Adv. der Ruhe und der Bewegung durch Nachsetzung dieser Partikel (ohne vorstehende Präpos.) gebildet (s. nr. 346.); 2) wird es in eben dieser Bed. an wirkliche Ortsadv. gehängt, so daſs die einfache und abgeleitete Form gleichbed. sind (s. *ib.*). 956

957 Im Tah. erscheint *iho* und *ae* nach mehreren wirklichen Adv., nicht nur des Orts und der Zeit, sondern auch andrer Beziehungen, und nach der Richtungs-Partikel findet sich auch das Ortsadv. *nei* oder *ra* (nr. 907. 7.): *reiraiho, there at that very place* (Gramm. S. 34.), wo die Gramm. *iho* als selbst zu nehmen scheint; *muriho* oder *muri ae*, dicht dahinter, gleich darauf (*ib.* S. 35.); *mutaa aenei, mutaa iho, mutaa iho ra*, früher (Gramm. S. 34.); *hou, lately, hou aenei* oder *hou iho nei*, dass., aber nicht lange her; *roauiho* scheint oft zu heiſsen; *peneiae*, wahrscheinlich, vielleicht (Gramm. S. 36.); *tia* und *tia ae*, vielleicht (*ib.*). Eine Präpos. scheinen die Ausdrücke: *ia roaroa iti ae, ia roowauae*, in kurzem, sogleich (Gramm. S. 34.), zu enthalten; ersteres kommt auch im 1. B. nr. 115. vor. Ein B. von *atu* ist: *a muri atu*, in Zukunft. Ebenso findet sich im N. Seel. *a mudi atu* (nr. 919.).

§. 54.

Präpositionen.

Der Ruhe und Bewegung.

958 Tong. *gi, gia, giate*, N. Seel. *ki, kia, ke*, Rarot. *ki* und *kia, i* und *ia*, Tah. und
Haw. *i, ia* — Ich habe es gewagt, diese den ganzen Sprachstamm, in der einfachsten,
wie in mehr ausgebildeten Formen, durchlaufende Präposition,
welche alle Verhältnisse umfaſst, die nur irgend diese Wortgattung in der
Sprache des Menschen ausdrücken kann, und selbst die entgegengesetztesten
Begriffe in sich vereinigt, in ein sehr abstractes, alle Redetheile örtlicher
Beziehungen zusammenschlieſsendes System aufzunehmen und hier einen
kühnen Blick in den Ursprung der Sprache zu thun. Ich habe nämlich die
Meinung aufgestellt, daſs der Vocal *i* die Hauptgrundlage der Orts- und
Zeitadv., der Pron. demonstr., des Pron. pers. und poss. der 3. Person, des
Artikels und dieser allgemeinen Orts- und Zeitpräposition ausmacht, daſs der
sprachbildende Geist dieses ganze Verhältniſs in einer Einheit auffaſste und
nur zum Theil die in dasselbe fallenden Redetheile zu einer Unterscheidung
führte, zum Theil sie aber ungeschieden oder zweideutig neben einander
bestehen lieſs. Vieles hiervon wiederholt sich bei einem zweiten, weniger
959 verbreiteten Stamme für jene Verhältnisse, dessen Basis das *a* ist. Diese
einfachen Stämme haben meist durch Vorsetzung von Consonanten eine grö-

ſsere Ausbildung erhalten, welche zwar, wenn man das Ganze übersieht, ziemlich mannigfaltig sind, aber doch nach den Lautgesetzen der einzelnen Sprachen in vielfacher Verwandtschaft mit einander stehn, und in ihrem letzten Grunde auf dem Streben nach Lautfülle beruhn. Solche aus dem Fortschreiten der Sprache in Formenumfang zu erklärenden Consonanten-Vorsätze finden sich auch, um hier diesen Gegenstand zusammenzuhalten, an andren Stellen dieser Idiome. Ich rechne, mit Vorbehalt einer gelegentlichen sichreren Begründung des zutretenden Mitlauters durch einen im Rükken liegenden vollkommneren Stamm, dahin: 1. das von *ia* ausgehende Suffix neutraler, sich täuschend in partiellen Ausstrahlungen bald dem Adj. oder Participium, bald dem Verbum in seiner intransitiven oder passiven Beziehung, ja in dem Modus des Befehls, zuwendenden Bedeutung, welches, sich sogar in das schwankende *a* zurückziehend, im Tah. gewöhnlich die Gestalt von *hia*, im Haw. bisweilen die von *hia* und *lia* hat, und seine gröſste Mannigfaltigkeit in den N. Seel. Formen *hia, mia, wia, nia, dia, tia* erreicht (s. nr. 757. 819. 1111.); 2. das *r* in der Tah. Subst. Endung *raa* und das *t* in der N. Seel. gleichbed. Endung *tanga* (s. nr. 1099. 1101. 1102.). Zu jenen 960
in die Spitze gehenden Abstractionen treiben den Beobachter eine Menge sich überall aufdrängender Erscheinungen und eine Masse von Analogien. Ich bin selbst nur dadurch, nicht durch eine Neigung, Philosopheme aufzustellen, schrittweise zu diesem System gekommen; und indem ich mich auf diese durch meine ganze Arbeit zerstreuten Thatsachen berufe, glaube ich, daſs ein Jeder, welcher dieselben mit Aufmerksamkeit verfolgt, zu der gleichen Idee werde geführt werden.

Die Präposition *i*, welche ich hier aus diesem nr. 647-657. ausführlich entwickelten Gewebe herausreiſse, hat fast dieselben Consonanten-Vorsätze erhalten, die bei den Ortsadv., Pron. und dem Artikel erscheinen; alle diese Formen der Präposition sehe ich für ein und dasselbe Wort an, und viele von ihnen sind unmittelbar mit einander verwandt, indem ihr Unterschied sich nur auf das Lautsystem und die Lautgewohnheiten der einander benachbarten Sprachen gründet. Man darf daher die von ihnen insgesammt vertretenen alles umfassenden Beziehungen vereinigen. Aber es ist dies gar nicht nöthig, um die obige Behauptung, daſs es keine einer Präposition mögliche giebt, die nicht durch diese eine ausgedrückt werde, als Resultat zu gewinnen. Die Lücken, welche ich in den Kategorien lassen muſs, rühren

allerdings gröſstentheils vom Sprachgebrauch, zum Theil aber von der Unzu-
länglichkeit der mir zur Hand liegenden Mittel her. Selbst von den durch
die Wörterbücher angegebnen Bedeutungen durfte ich nur wenige aufneh-
men, weil die Präpositionen unsrer Sprachen auch oft mehrsinnig sind; ich
muſste mich vorzüglich an die mit Beispielen belegten Übersetzungen und
an meine eignen Beobachtungen bei früherer Lectüre halten, bei der mir
nicht alles wichtig scheinen konnte, was ich jetzt herbeiwünsche; im Kawi
konnte ich viele Stellen des B. Y:, ihrer Dunkelheit wegen, nicht benutzen.
Zur Begründung jener Behauptung reicht mir das Haw. *i*, das Jav. *hing*,
das Kaw. *ri* und *ring*, und ziemlich auch das Mal. *de*, jedes für sich, hin.
Es ist, wie unmöglich dies dem die Bestimmung der Sprache zum Verständ-
niſs erwägenden Urtheile erscheine, ganz praktisch bewiesen, daſs, um alle
abgeleiteten Beziehungen zu übergehn, die genannten Präpositionen sowohl
die örtliche Ruhe, als die Bewegung und den Terminus a quo bezeichnen,
sowohl in, als nach, zu, und von (etwas) her, aus; und das Jav. *hing*
und Kaw. *ri, ring* ist zu gleicher Zeit Ausdruck für den Dativ, den Accu-
961 sativ und Genitiv. Sogar das einfachste Element, das Polynes. *i*, hat sich
in der Mal., Jav. und Kawi-Sprache erhalten. Denn ich hege die Meinung,
und werde in meiner eignen, zur Ergänzung des gegenwärtigen Werkes be-
stimmten Schrift über den Mal. Sprachstamm es näher entwickeln, daſs das
sogenannte active Verbal-Suffix *i* dieser drei Sprachen ursprünglich und ei-
gentlich diese Präposition und das Zeichen des Dativs und Acc. des folgen-
den Nomens sein möchte. Es hat sich hier nur unwandelbar an das Verbum
angeschlossen, während es in den Südsee-Sprachen auch weiter hinter die-
sem Redetheil stehen kann (¹). Es ist hierbei nicht unwichtig, daſs diese
Polynes. Casuspräpos. nur nach dem Verbum, nicht vor ihm vorkommt (s.
nr. 544.). Im B. Y. habe ich sogar Stellen gefunden, wo das dem Verbum
angehängte *hi* die Ortspräpos. ausdrückt. Ein merkwürdiger Beweis für diese
meine Ansicht über das Verbal-Suffix ist es, daſs dasselbe im Jav. und Kawi
dieselben Lautveränderungen wie die Präpos. *hing* erfährt, namentlich sich
962 nach einem Vocale in *ni* verwandelt. Dieses *hing* ist aus dem einfachen
Polynes. *i* durch Ansatz des Bindelautes entstanden, der, wie das Tag. zeigt,

---

(¹) Von diesem, auch dem Mad. und Bugis eignen act. Verbal-Suffix *i* finden sich freilich auch in allen vier Polynes. Dialekten einzelne Spuren (s. nr. 1116. 1117.).

eine Eigenthümlichkeit der ausgebildeteren Sprachen dieses Stammes aus-
macht und da eintritt, wo ein Wort mit dem folgenden durch die Construc-
tion eng verbunden ist. Das Kawi kann, wie das Nebeneinanderbestehn
des *hi* und *hing*, *ri* und *ring* beweist, die Verknüpfung anwenden und ih-
rer entbehren, und in den Handschriften herrscht die gröſste Schwankung
zwischen der Zusetzung oder Weglassung des Nasenlautes. Das Jav. *hing*
verändert sich, wo es Gen. Zeichen ist, nach einem Endvocale in *ning*, und
dem Kawi sind *ni* und *ning* in reinen Anwendungen der Präposition selbst-
ständig eigen; es läſst sich nicht behaupten, daſs dieses *n* im Kawi in allen
Fällen ein Bindelaut sei, der sich an das vorige Wort gehängt hat, aber zum
Theil ist es so, und wahrscheinlich darf man das ganze Jav. *ning* zu letzte-
rem rechnen. Wo man es im Kawi nicht als Bindelaut ansehn kann, ist es,
ähnlich dem *r*, ein der Wortfülle dienender Lautzusatz. Bei dem (auch den
Gen. vertretenden) Pron. poss. 3. Pers. kehrt dasselbe *n* in derselben Art
wieder; die Jav. Sprache setzt ihren Poss. Formen nur nach einem Endvo-
cal dieses *n* vor, das Kawi aber auch da, wo dieser Grund eines Bindelautes
wegfällt, d. h. wo das Wort, an welches das Pron. antritt, auf einen Con-
sonanten ausgeht. Ein *r* erscheint im Kawi-Poss. nicht. Ebenso nehmen
die Jav. Pron. dem. *hiki, hika, hiku* im Kawi auch die Gestalt von *nika,*
rika u. s. w. an. Ich verweise noch auf das von mir nr. 655. über diese Pron.
poss. Gesagte. Für Vorsätze der Präpos., welche der Lautfülle zuzuschrei- 963
ben sind, halte ich, als selbstständige, unter sich verwandte Massen: 1. *h*
im Jav. *hing*, *g* im Tong. *gi*, *k* im N. Seel. *ki, ke, kei* 2. *d* im Mal. *de*,
Kaw. *dhê, dhi*, *r* im Kaw. *ri, ring*, Bug. *ri, re*, *n* im Kaw. *ni, ning*
da, wo *n* nicht Bindelaut genannt werden kann; das *t* des Tah. *ti, tei* ist
wahrscheinlicher das N. Seel. *k*, da die Tah. Missionare jedes *k* mit *t* schrei-
ben, als dieses westliche *d*. Das Kaw. *dhi* ist das Hauptmittel zur Ergrün- 964
dung des Passiv-Ausdrucks des Verbums im Mal. Sprachstamm. Es kann
dem beobachtenden Blicke die Übereinstimmung nicht entgehn, welche in
allen diesen Sprachen zwischen der Lautform der das Pass. darstellenden Par-
tikel (Mal. *de*, Jav. *dhi*, Polynes. *i, e*) und der Präpos. herrscht; aus der
Kawi-Präpos. *dhi* und *dhê* (wovon letzteres gebräuchlicher ist, als jenes)
ragt überwiegend die Bed. des wirkenden Subjects (*von* beim passiven, auch
act. Verbum, Polynes. *e*, seltner *i*), der Ursach und des Grundes hervor,
alles Bedeutungen, die sich an den Begriff des Term. a quo anschlieſsen.

Aus *dhi* entsteht durch die Subst. Endung *an* das Derivatum *dhén*, welches im Kawi sowohl das Subst. Werk, als eine Präpos. darstellt und im Madhya des Jav. das Hülſswort des Pass. ist. Aus der Verbindung dieses *dhén* mit *i* und seinen Äquivalenten entspringt die Präpos. *dhéni* (Kawi), *dhénné* (Jav.), *dhénning* (Kawi und Jav.), die das ganze Gebiet des Term. a quo einnimmt. Wie man diese Zusammensetzung auffassen müsse, will ich hier nicht erörtern; daſs sie nicht auf praktischem Wege zu erklären ist, sondern die Untersuchung sie in gröſsere Tiefen verfolgen muſs, zeigt sich daran, daſs, nur materiell genommen, *i* und *é* das Pron. poss. 3. Pers., *hing* aber Präpos. ist. Ich habe schon anderwärts (nr. 767.) angeführt, daſs aus dem Jav. *dhi* durch die gewöhnliche Verdopplung (der ersten Sylbe) das Jav. Verbum *dhadhi* und Mal. *jādi* entstanden ist, welches werden, geschehn und
965 sein bedeutet. Das öftere Erscheinen einer zusammengesetzten Präpos. in diesen Sprachen nöthigt mich zu einer andren Bemerkung. Was man auch dagegen einwenden und wie viel praktische Fälle man auch durch andre Erklärungen abtrennen möge, so wird man doch nie die Existenz von Adv. und Präpos. wegläugnen können, deren erster Theil eine Präpos. und deren zweiter kein Subst., sondern dort ein Pron. oder Adv., hier bald ein Adv., bald wieder eine Präpos. ist. Für jenen Redetheil, daſs z. B. in diesem zu hier und jetzt wird, befinden sich die Belege an mehreren frühern Stellen ([1]); die behauptete Verbindung zweier Präpos. zu einer Präpos. beweisen, wenigstens der Erscheinung nach, die Mal. Präpos. *kapada* und *deripada*, deren Elemente *ka, deri* und *pada* einzeln als solche existiren; vielleicht gehören dahin auch das Mal. *deri, demi*, das Jav. *saking, maring*, das N. Seel. *kei*, Tah. *tei* und *ei*, Haw. *aï*. Ich erwähne diesen Gegenstand hier nur, weil ich sonst in dieser Schrift ihn zu berühren vermieden habe; jede einzelne Behauptung der Art erscheint gewagt und bedarf daher weit mehr Beweise, als die Hülſsmittel und der beschränkte Raum beizubringen gestatten.

966 Dem Tah. und Haw. *i*, N. Seel. und Rarot. *i* und *ki* und Tong. *gi* steht eine Form mit zugesetztem *a* (*ia, kia, gia*) zur Seite, welche vor Personennamen und Pron. pers. (das Haw. *ia* habe ich auch vor dem Pron. int. *wai* und dem Pron. *hai* [nr. 752.] gefunden) gebraucht wird, wogegen jene

---

[1] Ein sehr klares Beispiel davon ist das Tah. *i teie nei* nr. 907. 8. *c*.

nur vor Subst. appell., Ortsnamen und Pron. dem. und poss. (über die letzten s. nr. 684.) vorkommt. Im Tong. besteht noch eine dritte Form, *giate*, deren letzter Theil unerklärlich bleibt; und die Bestimmungen sind, wie Mar. sehr richtig angegeben hat, unter die drei so vertheilt, daſs *gi*, wie in den andren drei Sprachen, vor Subst. appell. und Ortsnamen, *gia* nur vor Personennamen und *giate* vor Pron. pers. steht. Die N. Seel. und Tah. Gramm. geht auf den Unterschied der beiden Formen nicht ein. Was dieses der Persönlichkeit anhaftende *a* eigentlich sei, ist in tiefes Dunkel gehüllt; vielleicht aber darf man sich des Pron. *ia*, er, zu seiner Lösung bedienen und sagen, daſs derselbe Zusatz von *a* das fundamentale *i* der örtlichen Äuſserlichkeit zum persönlichen Fürworte und dies praktisch zur Ortspräpos. verwandte Grundelement zur Präpos. der Persönlichkeit stempelte. Die obigen doppelten Formen kehren bei fast allen Beziehungen, welche diese Präpos. ausdrückt, wieder; ob die Lücken bei einigen immer nur ein Mangel unsrer Hülfsmittel sind, läſst sich nicht bestimmen (vgl. nr. 432.); wahr bleibt es, daſs bisweilen beide ohne Unterschied neben einander bestehn (s. nr. 1003.). Auf der andren Seite hat der Unterschied, wo er bestimmt statt finden muſs, vereinzelte Ausnahmen; es erscheint nämlich die Form mit *ia* gelegentlich da, wo die mit *i* eintreten sollte. Meine Data hierzu beschränken sich aber auf das einmalige Vorkommen des Haw. *ia* vor *waho* (s. nr. 545.) und auf Cham.'s Angabe, daſs er dasselbe manchmal bei Ortsnamen angetroffen habe.

967 Ich werde nun, um die Übereinstimmung der Sprachen in diesen auf dem ursprünglichen *i* beruhenden Präpositionsformen zu zeigen, die in jeder einzelnen Stammsprache vorhandenen aufführen, und um die Verzweigung der so vielfachen Bedeutungen zu beweisen, letztere in einer systematischen Ordnung aneinanderreihn; diese Zusammenstellung kann nicht verfehlen, einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Am wenigsten erscheint in ihr die Tag. Sprache; ihr Präpositions-System gehört fast allein dem später zu behandelnden Vocal *a* an; die Mad. kann ich in allen die grammatischen Partikeln betreffenden Stellen immer nur beiläufig erwähnen, da ich in ihr ganz auf eignes Studium verwiesen bin und mein Wörterbuch, so wie die vorhandenen grammatischen Notizen oft wenig oder gar nichts in der Kürze der Zeit sich darbietendes liefern. In der Tafel der Bedeutungen bleibe ich bei der Kategorie der Präpos. stehn, ich schlieſse sogar die Präpositionen mehr gemischter Verhältnisse, wie gegen, durch (*through*), aus; von den

von der Präpos. schon abgehenden Kategorien nehme ich nur das als nach dem Comparativ auf. Diese Präpositionsgestalten sind aber in dem ganzen Sprachstamme auch Zeichen des Inf., des zu, um zu mit dem Inf., und ein Ausdruck für alle die Conjunctionen, welche sich an die Präpos. Bed. knüpfen (daſs, damit, auf daſs, weil, wenn u. s. w.), daher sich auch an ihnen die Wortübereinstimmung der Sprachen beweisen läſst.

968 Die Präpositionsformen sind folgende:

Mal.	*de, deri, demi*
Kaw.	*hi, ni, ri, dhi, dhĕ* (häufiger, als *dhi*), *hing, ning, ring, dhĕn, dhĕni, dhĕning*
Jav.	*hing, ning, dhĕnnĕ, dhĕnning*
Bug.	*i, ri, re*
Mad.	*ni*
Tag.	*i, di* oder *d, ni* (alle selten)
Tong.	*i* (einmal), *gi* (*gia, giate*)
N. Seel.	*i* (*ia*), *ki* (*kia*), *e, ke, kei*
Rarot.	*i* (*ia*), *ki* (*kia*), *ei, tei*
Tah.	*i* (*ia*), *ti, e, ei, tei*
Haw.	*i* (*ia*), *e* (selten), *aī*

969 Diese Präpositionen drücken nachstehende Verhältnisse aus:

Ruhe und Bewegung des Orts:

vor Nominen im Allgemeinen — Kaw. *hi* (bisweilen, am Verbum hangend), *hing, ni, ri, ring*; Jav. *hing*; Tong. *gi* (*gia, giate*); N. Seel. *i, ki* (*kia*), *ke*; Rarot. *i* (*ia*), *ki* (*kia*), *ei, tei*; Tah. *i* (*ia*), *ei, tei*; Haw. *i* (*ia*)

Ruhe, Bewegung und Term. a quo vor örtlichen Subst., Adverbia und Präpos. des Orts und der Zeit bildend — Mal. *de* (Ruhe, doch bisweilen auch Term. a quo), *deri* (Term. a quo); Kaw. *hing, ning, ri, ring*; Jav. *hing*; Bug. *i, ri* (beides Ruhe); Mad. *ni*, Tag. *i* (beides Ruhe, doch vielleicht auch weiter gehend); Tong. *gi*; N. Seel. *i, ki, kei*; Tah. *i, ei, tei*; Haw. *i, aī*

wo diese Bildung eine Präpos. ist, hat das örtliche Subst. öfter im N. Seel. *ki*, im Rarot., Tah. und Haw. wieder *i* nach sich

vor Adv. des Orts und der Zeit, Adv. bildend (die Präpos. steht hier überflüssig, auſser wenn das Grundwort sich als Pron. denken läſst) — Mal. *de* (Ruhe), *deri* (Term. a quo); Jav. *hing*; Tag. *di, d* (vor Pron.); Tong. *i* (einmal), *gi*; N. Seel. *i, ki, kei*; Tah. *i, ei, tei*; Haw. *i, aī*

Ruhe des Orts — Mal. *de*

bei (der Nähe) — Mal. *demi*, Kaw. *ri*, Jav. *hing*, Tah. *i*, Haw. *i* (*ia*)

mit (der Gesellschaft) — Jav. *hing*, Tah. *i*, Haw. *i* (*ia*)

- Präpos. des Zeitpunkts — Kaw. *ri, ring*; Jav. *hing*, Bug. *ri*, N. Seel. *i*; Tah. *i, e, ei*; Haw. *i*
- der Zeitdauer — Haw. *i*

von der Ortsbewegung abhängige Verhältnisse:

- Zeichen des Dat. und Acc. — im Mal., Kaw. und Jav. der Ansatz *i* der Verba; Kaw. *hing, ni, ri, ring*; Jav. *hing*, N. Seel. *ki* (*kia*), Tah. und Haw. *i* (*ia*)
- Dat. — (Mal. *bāgi* scheint ein selbstständiges Wort zu sein); Tong. *gi* (*gia, giate*), N. Seel. *e*
- Acc. — Bug. *ri*, Mad. *ni*, N. Seel. und Rarot. *i*
- für, zu (der Bestimmung) — Jav. *hing*, Tah. *ei*, Haw. *i* (*ia*)
- für des Nutzens — N. Seel. *e*

Präpos. des Term. a quo (zum Theil schon oben angegeben) — Mal. *deri*, Kawi *ri, ring*, Jav. *dhênnê, dhênning*, Tah. und Haw. *i*

Verhältnisse, denen man keine sichre Stelle anweisen kann:

- Gen. — Jav. *hing* (Pron. poss. *hê, hipun*); Kawi (*hi* Pron. poss.), *ni* (als Präpos. und Pron. poss.), *ri, ring*; Bug. *re*, Mad. *ni*
- vor dem Pron. pers., zum Theil als Obliquencasus, zum Theil aber auch als Nominativ — Mal. *d* (vielleicht auch Jav. *dhi*); Tag. *di* und *d*, *ni* und *n* (Obliq. Cas.); Tong. *gi*
- Präpos. des Werkzeugs und Agens — Kawi *ri, dhi, dhê, dhên, dhêni, dhêning*; Jav. *hing, dhênnê, dhênning*; N. Seel. *i* (*ia*); Tah. und Haw. *i, e* (letzteres gewöhnlicher)
- der Ursach — Mal. *deri*; Kawi *ni, ri, ring*; Jav. *hing, dhênnê, dhênning*; N. Seel. *ki*, Tah. *i*
- des Gegenstandes (von, über, *de*) — Jav. *dhênnê, dhênning*; Tong. *gi* (*gia*), N. Seel. *ki*, Rarot. *i, kia*, Haw. *i* (*ia*)
- für des Preises — Haw. *i, ia*
- als, wie bei der Vergleichung — Mal. *deri*; Jav. *hing, dhênnê, dhênning*; Tong. *gi* (*gia, giate*), Tah. *i, ei*

Aus diesem grofsen Gewebe habe ich nun den Gebrauch der Polynes. 970
Präposition für das Ortsverhältnifs der Ruhe und Bewegung hier nachzuweisen.

Tong. *gi, gia, giate* s. nr. 311.

N. Seel. *ki* — Ruhe: (ich arbeite) *ki te ware*, in einem Hause (Gramm. S. 74.); Bewegung: (das Schiff kommt) *ki uta*, auf das Ufer zu (*ib.*) (¹); *kia* finde ich einmal (S. 470. 4.) bei der Bewegung vor einem Ortsnamen, dem räthselhaften *Taiwa*, welches aber ursprünglich ein Personenname sein soll. *Ke* Ruhe und Bewegung nr. 228., Ruhe S. 465. vm.

(¹) *ki* ist mir auch in der Bed. gegen (z. B. die Liebe, der Hafs gegen jemand) vorgekommen.

Tah. und Haw. — Ruhe — *i* — Tah. *i tonaihora fenua*, im Vaterlande, Haw. *i kona hanauna a i kona hale*, unter seinen Verwandten und in seinem Hause (Luther: daheim bei den Seinen) (Marc. 6, 4.); Tah. *i Betelehema*, in Bethlehem, Haw. *i Judaia*, im Jüdischen Lande (Matth. 2, 1.); *ia* — (und ärgerten sich) Tah. *iana*, Haw. *ia ia*, an ihm (Matth. 13, 57.): sie haben ein gut Werk an mir gethan (*ib.* 26, 10.): Tah. *ia'u nei*, Haw. *ia'u*.

Bewegung — *i* — (und bald trieb ihn der Geist) Tah. *i te medebara ra*, Haw. *i ka waonahele*, in die Wüste (Marc. 1, 12.); (und er zog hinab) Tah. und Haw. *i Jerusalema*, gen Jerusalem (Matth. 20, 17.); (und er blieb über Nacht) Haw. *i ka pule i ke Akua*, in dem Gebet zu Gott (Luc. 6, 12.); *ia* — der Brief Pauli an den Philemon: Tah. *ia Philemona*, *it.* an den Timotheus: Haw. *ia Timoteo* (Überschriften); da sich das Volk zu ihm drang (Luc. 5, 1.): Haw. *ia ia*; unser Mund hat sich zu euch aufgethan (2. Cor. 6, 11.): Haw. *ia oukou.*

Zu diesem einfachen Gebrauche der genannten Präpositionen vor Nominen muſs man noch den von mir nr. 439. im Allgemeinen erwähnten vor gewissen Hauptwörtern zur Darstellung von Adv. und Präpos. (*gi* Tong., *ki* N. Seel., *i* N. Seel., Tah. und Haw., s. nr. 452.), den seltneren nach einem solchen Hülfssubst., wo diese Bildung eine Präpos. ist (N. Seel. *ki*, Rarot. und Tah. *i*, *ia*, Haw. *i*, s. nr. 449.), und ihre Vorsetzung vor wirkliche Adv. (*gi* Tong. nr. 902. 908. 911. 915., *ki* N. Seel. nr. 902. 908. 912., *i* Tong. nr. 911., N. Seel. nr. 911. 912., Tah. nr. 902. 912., Haw. S. 911. (*bis*), nr. 910. 912.) hinzufügen.

971 N. Seel. *kei*, Rarot. und Tah. *ei*, *tei*, Haw. *aī* — Ob das letzte mit den beiden ersten dasselbe Wort ist, steht dahin; aber alle drei scheinen aus zwei Elementen zusammengesetzt (s. nr. 965.) und treten vor örtliche Subst. (N. Seel. *kei*, Tah. *ei*, *tei* nr. 452., Haw. *aī* nr. 456.) und Adv. (N. Seel. *kei*, Tah. *ei*, *tei* nr. 911., Haw. *aī* S. 911., S. 919. unt. *bis*), um Adv. und Präpos. zu bilden. B. auſser diesem Bereich habe ich vom N. Seel. *kei* und Tah. *tei* bei der Ruhe gefunden, vom Haw. *aī* nur eins, wo die Elemente getrennt geschrieben sind; sie bezeichnen Ortsbewegung: *maī Honolulu aku a i Amerika*, von H. nach Amerika (Wörterb. *v. maī*). Das Tah. *ei* ist Ortspräpos. der Ruhe B. 2. nr. 92., der Bewegung *ib.* B. 4. Vom Tah.

ti weiſs ich kein B. irgend einer Art anzuführen, es wird nur gesagt (nr. 89.), daſs es mit *tei* gleichbed. sei. Über das Haw. *ai* s. noch nr. 466.

972 *a* Haw. — An den beiden Stellen, wo ich mein System des Ausgehens mehrerer der wichtigsten grammatischen Kategorien von dem allgemeinen Ortsbegriffe entwickelt, habe ich schon angeführt, daſs neben dem so weit verzweigten Stamm *i* auch der Vocal *a* eine Grundlage ihrer aller ist. Er steht aber dem *i* an Verbreitung und ausführlichen, sich eng zusammenschlieſsenden Analogien nach; ich habe ihn deshalb bisher weniger berücksichtigt, und ihn beim Pron. und Adv. nur in seiner speciellen Ortsbeziehung des Ferneren betrachtet, mit welcher er sich in der Mitte einer Reihe zwischen den Vocalen *i* und *u* hält. Indem er aber in seiner Präpositionsbed. eine wichtige Rolle bei diesem Sprachstamme spielt, bin ich genöthigt, hier näher auf ihn einzugehn. Ich muſs dabei wieder eine Anzahl einfacherer und mehr ausgebildeter Formen zusammenfassen, deren vollkommne Einheit man bezweifeln kann; die Berührungspunkte sind aber zwischen ihnen so mannigfaltig, daſs man bei der Beobachtung immer weiter in die Hypothese einer ursprünglichen Identität derselben zurückgedrängt wird. Ich behaupte diese Einheit hier noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, sondern nur so weit, als sie unfraglich aus der Zusammenstellung sich ergiebt; es bilden sich daraus einige Massen, deren Verknüpfung in sich augenscheinlich ist und welche in einzelnen ihrer Theile die Neigung zeigen, in einander überzugehn. Wie behutsam man in der Beurtheilung des von mir bei beiden Stämmen geknüpften groſsen Gewebes von Formen und Bedeutungen verfahren möge, so muſs man mir zugestehn, daſs in dieser taktischen Anordnung die Verschwisterung der westlichen und östlichen Lautgebilde, welche an diesen einfachen Elementen sich immer so schwer construiren läſst, sichtbar wird. Dies ist auch hier die Haupttendenz meiner Arbeit; die Aufstellung spitzfindiger Philosopheme ist, ich wiederhole es, mein Streben nicht; da aber die Verwandtschaft dieser Sprachen vollkommen bewiesen dasteht, so muſs man sich bemühen, sie überall an den grammatischen Wörtern darzuthun; und wo sie sich in Hauptsachen nicht unmittelbar darbietet, ist es sicher, daſs man noch nicht den richtigen Weg aufgefunden hat.

973 Auf diesem Gebiete von Abstractionen lösen sich die merkwürdigen drei Präpositionenpaare, welche die Polynes. Sprachen auſser der Tong. für das Verhältniſs des Genitivs besitzen. Sie führen selbst eine Rechtfertigung

für die hier versuchte Concentration isolirter Formen, namentlich solcher mit wechselndem Consonanten-Vorsatz, mit sich; wer wollte, wenn man bei dem Gen. Verhältniſs und der Erscheinung stehn bleibt, es für gewagt halten, *a, ta* und *na* für spielende Variationen Eines Grundworts auszugeben? Ihre Genitiv-Bed. ist aber nicht ihre einzige, es stehn ähnliche, ja unähnliche damit in Verbindung; und indem diese das Feld der Vergleichung erweitern, darf man sie an Formen der Westhälfte des Oceans anschlieſsen. Die merkwürdige in die Abwechslung des *a* mit *o* versenkte begriffliche Symbolik, welche nach allem bisher sichtbaren eine den drei Südsee-Sprachen allein angehörende Fiction schien, ist nicht auf alle ihre Bedeutungen anwendbar; über das ächte Gen. Verhältniſs hinaus verschwindet sie schon, und die Formen mit *a* und *o* treten mit gleicher oder verschiedner Bed. neben einander und reihen sich an die Präpositions-Gebilde des Sprachstammes an. Bei aller Behutsamkeit, welche ich in der Behauptung einer Einheit westlicher und östlicher Formen zu beobachten wünsche, kann ich doch nicht umhin, die Meinung auszusprechen, daſs ich das Polynes. *a* ganz besonders für das *sa* und *ka* der im engern Sinne sogenannten Mal. Sprachen halte. Wenn die letzten beiden Formen getrennte Wörter sind, so kann man dabei stehn bleiben, das Polynes. *a* als einen Zusammenfluſs aus beiden, als eine gleiche Verstümmlung zweier verschiedener Wörter zu betrachten; darf man aber die Polynes. Form für die ursprüngliche ansehn, so erklären sich alle Wortgebilde mit Anfangsconsonanten, welche der Sprachstamm hier besitzt, aus Consonanten-Vorsätzen, die zum Theil bedeutsam, zum Theil ein Lautaugment genannt werden können. Leitet man im ersteren Sinne den Polynes. Sprachzweig aus den vollkommneren westlichen Bildungen ab, so läſst sich der Vocal *o* der Südsee-Präpositionen als eine Corruption von Wortendungen, wie sie das Tag. *ang, nang,* Mal. *akan* und Jav. *tekan* zeigt, begreifen. Diese westlichen Ausgänge sind Bindelaute zur Verknüpfung mit dem folgenden Worte. Ferner könnte das westliche *sa* dann geradezu das *ta* der Südsee sein, nach der Analogie, wie ich ihr *te* für das Mal. *sī* halte (vgl. nr. 491.).

974 Man würde irren, wenn man glaubte, daſs diese Lautgestalten nur in Bezug auf Präpos. Verhältnisse einander verwandt seien; sie greifen auch in den Artikel, in das Pron. pers. und dem. und in das Ortsadv. hinüber, und man muſs, um ihr Wesen ganz zu würdigen, diese Beziehungen mit betrach-

ten. Das Tag. *ang* ist zugleich Artikel (des Nominativs), Zeichen des Accus., Präpos. des Orts und Conjunction, *nang* ebensowohl Artikelform, als Zeichen der Obliquencasus und Conjunction. Die Präpositionsformen *ka* und *sa* mit dem Bindelaut bilden den Artikel *kang, hingkang* des Jav. und *sang* des Kawi, und das Jav. *ka*, wie es in *hika* als zweites Glied sich findet, erscheint als eine selbstständige Grundlage oder als erster Theil der Zusammensetzung in Wörtern, die dem Boden des Pron. und Adv. angehören (s. nr. 656.). Wie weit das Anfangs-*n* einiger der hier aufgeführten Worttypen als ein Bindelaut oder aus einem Bindelaute entstanden anzusehn sei, bleibt hier ebenso schwankend, wie es bei dem Stamme *i* ist. Das Tag. *na* wird für eine Ligation ausgegeben, aber wo es daſs bedeutet, tritt es in der Maske Mal. Präpositionen auf; die Tag. Pron. poss., wenn sie nach dem Hauptworte stehn, werden aus den persönlichen durch Vorsatz von *n* gebildet. Zu der Vermuthung, daſs das *n* der Polynes. Präpos. *na* und *no* ein, eigentlich dem vorhergehenden Worte anhangender, Bindelaut sein könnte, paſst sehr die Nachstellung derselben in ihrer possessiven Bed. nach dem regierenden Subst. (nr. 415.)

Das Mal. *ka* und *akan* liegt meist nur auf dem beschränkten Gebiete 975
der Ortsbewegung, jedoch nicht ganz, denn es kommt auch von der Ruhe des Orts und von der Zeit vor. Im Tag. habe ich *ca* in beiden Eigenschaften, aber auch im Sinne der Bewegung gefunden. Ob das Jav. *kasi*, welches nur Ortsbewegung bedeutet, eine Derivation davon sei, will ich nicht bestimmen, ebensowenig, ob man umgekehrt das Jav. *seka* und *saka* für ein selbstständiges Wort zu halten habe; es erscheint zum Theil kühn, seine Ableitung von *sa*, und noch kühner, die des Jav. *teka* von *ka* behaupten zu wollen. *Teka* heiſst: kommen, ankommen, Ankunft, es ist ferner die Präpos. der Bewegung und des Term. a quo zugleich, und gehört dem Ngoko an; das Krama hat für den letztgenannten Term. *seka, sangking* u. s. w., und es könnte dieses Wort durch Verwandlung des *t* in *s* daraus gebildet sein. Auf der andren Seite bietet sich aber das Wort *songka* dar, welches Ursprung und Kommen, Ankunft übersetzt wird und vielleicht in dem im Kawi dunklen *saka* eine einfachere Form hat. Ich habe diese beiden Präpos. vorläufig nur der Merkwürdigkeit ihrer Bedeutungen wegen und weil man aus ihrer Ableitung von einer Präpos. noch eine Hypothese machen muſs, hier aufgenommen. Wenigstens ist *teka* dem Jav. *mara* (nr. 894.)

ganz analog, indem es sowohl das Verbum der Bewegung, als dasselbe Ver-
bum mit der Präpos. zusammen, und die Präposition allein bedeutet, und
976 sowohl einfach, als mit einer zusgesetzten Präposition erscheint. — Den
Hauptlichtpunkt für die Vereinigung mit den Südsee-Sprachen auf dem
Felde des präpositionalen *a* bildet das *sa* des Mal., Kaw., Jav. und Tag.;
seine vielumfassende Natur ist in keinem unsrer Hülfsmittel gehörig gewür-
digt worden. Das Tag. *sa* drückt alle Präpos., alle Obliquencasus, und alle
von Präpos. abhängige Conjunctionen aus. Das Präfix *sa* der drei übrigen
Sprachen ist bisher fast nur in seiner Bed. der Vereinigung, als das Zahlwort
und der Artikel ein, als ganz, alle, zusammen, mit betrachtet worden;
wenn man aber die vielen Compositionen durchforscht, welche *sa* und *se*
(denn auch dieses gehört hierher, wie es zum Theil zum Artikel *si* zu rech-
nen ist) mit den verschiedensten Redetheilen eingeht, so tritt Einem gar
manches verschieden gestaltete entgegen; und hieraus, und bei der Dunkel-
heit vieles anderen, wohin namentlich diejenigen Bildungen gezählt werden
müssen, welche das Pron. poss. 3. Pers. zum letzten Gliede haben, fühlt man,
daſs das Wort auf das groſse Gebiet rückt, das ich hier übersehn lassen will.
Sobald man beobachtet hat, wie das Mal. *sa* nicht nur in der bekannten
Construction mit dem Verbum bei angehängtem Pron. poss. (s. ob. S. 49. 70.
45.), sondern auch vor einem einfachen Subst. als Präpos. der Zeit, der
gegenwärtigen, wie der vergangnen, wie *se* als die verschiedenartigste Prä-
pos., als ein Hauptmittel der Formation von Adv. und Conjunctionen aus
allen Redetheilen erscheint, kann man nicht mehr bei jener Einzelheit stehn
bleiben, sondern muſs den ganzen Umfang der Präpos. im Sprachstamme
zu Hülfe nehmen.

Daſs jener stark hervortretende Zug der Einheit und der Zusammenfassung die Grundlage seines Begriffes ist, bleibt sehr wahrscheinlich; und da er sich nicht von den übrigen trennen läſst, sondern seine rein örtlichen Functionen sich so nahe daran knüpfen, so eröffnet sich, ganz in Übereinstimmung mit den beim Polynes. *ma* und *me* (nr. 892-896.) obwaltenden Verhältnissen, hier ein Blick auf eine tiefruhende chaotische Schöpfung, den das menschliche Auge nicht sucht und vor welchem es erschrocken zurückbebt.

977 Das *a* der Südsee-Sprachen ist noch lange nicht genug erforscht, um irgend eine bedeutende Scheidung seiner Beziehung von allen diesen aus-

sprechen zu dürfen; und das Mad. *a*, welches mit den verschiedensten Präpos. Bed. vor Wörter präfigirt erscheint, kann ich bei dem Mangel einer Sammlung noch gar nicht hier berücksichtigen. Ebenso werden sich bei allen ausgebildeten westlichen Sprachen in dem so häufig den Anfang von Wörtern vermehrenden *a* auch Spuren der Präpos. finden lassen, so wie die westlichen Verbal-Präfixe (vgl. nr. 895.), von denen das Jav. *ha* und *han* hier am nächsten liegt, bisweilen nichts als eine Präpos. ausdrücken(¹). Ich habe in nr. 656. nachgewiesen, daſs eben die Präfixe, welche wir bisher nur verbale, höchstens auch adjectivische nennen, im Mal., Jav. und Kawi ebenso, wie die auf dem Vocal *i* beruhenden Präpos. Formen, in örtlichen und andren Adv. zum Vorschein kommen.

Schlieſslich ist die Verschiedenheit nicht unmerkwürdig, welche auf 978 dem ganzen Gebiete der Präpositionen zwischen einzelnen, oft nächst verwandten Sprachen dieses Stammes herrscht. Im Groſsen deckt die Mal., Kaw. und Jav. alle präpositionalen Beziehungen durch die aus dem *i* geschaffnen Formen; das *sa* läſst sich in ganz gleichem Gebrauche in den dreien nachweisen, aber seine eigentliche Präpositionsnatur liegt im Tag. offen zu Tage, in jenen weit mehr verschleiert, so daſs sie die Grammatiker noch nicht erkannt haben. Von dem Jav. *sangking* findet sich im Mal. keine Spur; und wenn man das Mal. *ka* im Jav. *teka* suchen wollte, so fällt es auf, daſs letzteres auch dem Term. a quo dient. Der Mangel des letzten Worts andrerseits in den benachbarten Sprachen unterstützt aber immer noch eine Neigung, die beiden Jav. von einfachen Präpos. abzuleiten.

(¹) Man betrachte folgende Ausdrücke des Brata Yuddha:

hangaran, mangaran genannt, mit Namen (Adj. und Adv.; von *haran*, Name)

hapayung hemmas, einen goldnen Schirm tragend, mit einem g. Sch. (106. *a.*; C. 90, *a.* und 104, *c.*) (*payung*, Schirm)

hatangan papat, hatingal titiga vierhändig, dreiäugig, mit 4 Händen, mit 3 Augen (C. 76, *a.*)

Pandawa haprang lawan Korawa die Pandawas im Kampfe (oder kämpfend) mit den Kurawas (C. 7, *b.*) (*prang*, Krieg, Kampf)

males hingegen, von ihrer Seite (18, *c.*) (von *wales*, Vergeltung, vergelten)

(vgl. noch das Jav. *handhina*, täglich, von *dhina*, दिन [*dina*], Tag).

979 Folgendes sind die hierher gehörenden Präpositionen:

Mal. *sa, se; ka, akan*
Jav. und Kawi *sa; seka, saking, sangking, sakari* (K.); *kasi, kongsi; teka, tekan* (K.), *tkani* (K.), *teka hing, tekĕng* (K.), *teka ring* (K.)
Bug. *kori*
Mad. *a, ta*
Tag. *ang, na, nang, sa, ca, can, sacan*
Tong. *a, na*
N. Seel., Rarot. und Tah. *a, o, ta, to, na, no*
Haw. *a, o, ka, ko, na, no*

980 Ihre Bedeutungen führe ich noch vollständiger, als bei *i*, an, indem ich die Conjunctionen mit hineinziehe:

Ruhe und Bewegung des Orts — Tag. *sa, ca*, Haw. *a*, Bug. *kori*
vor Subst. — Adv. und Präpos. bildend — Mal., Jav., Kawi, Tag. *sa*, Mad. *a, ta*, Haw. *o* (nr. 454.)
vor Adv. — Tah. *a* (nr. 902.), Haw. *a* (nr. 981.)
das Mal. und Jav. *sa* und *se* bilden aus allen Redetheilen Adv., Präpositionen und Conjunctionen, z. B. Mal. *īnga, sahīnga, sīnga*, bis u. ä.; die Mal. Ortsadv. der Ruhe *sīni, sīka, sāna, sītu*, von Pron. dem. abgeleitet (s. nr. 653.)

Ruhe des Orts — Tag. *ang*
Zeit — allgemeine oder gegenwärtige — Tag. *sa*; Mal. *sa, se* (*samalāman* oder *semalĕman*, bei Nacht, Nachts, *s. ītu*, in der [bestimmten] Nacht); Jav. *sahiki*, jetzt, von *hiki*, dieser; Mal., Jav. und Kaw. *sa* vor und das Pron. poss. nach dem Verbum drücken alle Zeiten aus; Mal. *k'īni*, jetzt, von *īni*, dieser
vergangne — Mal. *sa* in: *samālam*, in der vorigen Nacht, gestern; Tag. *ca*; N. Seel., Tah. und Haw. *na* (vgl. nr. 992.); Haw. *a* (selten)
zukünftige — *a* in allen vier Südsee-Sprachen, namentlich in Adv., die aus Subst. oder Adv. gebildet sind
mit der Gesellschaft — Mal., Jav., Kaw., Tag. *sa*

Bewegung — Mal. *ka, akan*, Jav. und Kawi *teka, tekan, tekĕng*, Jav. *kasi, kongsi*, Haw. *na*
vor Subst. — Adv. und Präpos. bildend — Mal. *ka*, Haw. *a* (Adv.)
vor Adv. — Mal. *ka*
bis — Mal. *akan*, Jav. *teka, tekan, teka hing, kasi, kongsi*, N. Seel. *a*

Dativ und Acc. — Tag. *sa* (*sacan* bei einigen Pron.)
Dativ — Rarot., Tah. und Haw. *na*, Tah. *no* (beides nur gelegentlich)
Acc. — Mal. *akan*, Tag. *ang, nang*

Präpos. der Bestimmung, des Zweckes, Nutzens — Mal. *akan*, Tag. *sa*, Tah. *na*, Tah. und Haw. *no*

Inf. mit zu, um zu — Mal. *akan*, Tag. *sa, nang*, Haw. *a*
damit, auf daſs — Tag. *nang*
so daſs — Jav. *kasi, kongsi*
bis daſs — Haw. *a*
daſs — Jav. *kasi*, Tag. *ang, na*, Tong. *na*, viell. Haw. *a*
Term. a quo — Jav. *seka, saking, sangking, teka*, Kawi *sakari*, N. Seel. und Haw. *na, no*, Tah. *no*
Präpos. der Ursach — Jav. *saking* und *sangking*, Tah. *to*, Tah. und Haw. *no*
als nach dem Compar. — Jav. *seka, saking, sangking, teka*, Tag. *sa*

Präpos., denen man den Ausdrücken nach keine bestimmte Stelle anweisen kann:
Gen. — Tag. *sa, nang, can* (bei einigen Pron.), die fünf Südsee-Sprachen *a*, N. Seel., Rarot., Tah. und Haw. *o, na, no*, N. Seel., Rarot. und Tah. *ta, to*, Haw. *ka, ko*
Präpos. des Werkzeugs — Jav. *saking*, Tag. *sa*
gemäſs, zufolge — Mal. *sa, se*, Jav. *sa*, Tag. *sa*
Präpos. des Gegenstandes, von, über (*de*) — Mal. *akan*, Jav. *sangking*, Tah. *na*, Tah. und Haw. *no*
für vom Preise — Haw. *no*
gemischte Präpositionen — Mal. und Jav. *sa, se*, Tag. *sa*, Haw. *a*

Ortspräpos. der Ruhe ist das Haw. *a* in den Adv. *anei* und *alaila* 981 (S. 911.), der Bewegung im Adv. *a o*, dorthin (nr. 912), und in dem B.: ***ma kela hale a ia hale aku***, von Haus zu Haus (eig. von jenem Hause zu dem Hause, Cham.). An seine Bed. der Ortsbewegung schlieſst sich am nächsten die von **bis daſs** (nr. 1044.) an. Es bildet öfter, bald in deutlicher, bald in unbestimmter Orts- oder Richtungs-Beziehung, Adv., deren Grundelement man am besten substantivisch nimmt: *a pau, a puni*, s. nr. 559. 560. 749.; *a keū*, noch dazu (*keū*, das Übrige, Überrest).

ma Haw. — Es ist dies im Haw. eine sehr häufige Präpos. für die bei- 982 den hier in Rede stehenden Ortsbeziehungen, und es bleibt sehr auffallend, daſs die andren drei Sprachen keine gleiche oder ähnliche Form hier anwenden. Über diesen beschränkten Raum hinaus, ist das Haw. *ma* beinahe wieder, gleich dem *i*, allumfassend; es tritt die Zeit, der Term. a quo und eine Menge von den drei Ortsbestimmungen ausgehender Verhältnisse hinzu, für deren einige die übrigen drei Sprachen das nämliche *ma* oder andre mit *m* beginnende Formen anwenden, eine Anzahl derselben aber leer lassen. Daſs diese Präpos. dem Haw. Dialekt in einem so weiten Umfange ausschlieſslich eigen ist, daſs darin der Tah. so sehr von ihm abweicht, ist wahrhaft befremdend.

Ich habe an einer andren Stelle (nr. 892-896.) diese individuelle Präpos. Form in ein groſses Gewebe von wunderbar in einander übergehenden Wortgestalten und Begriffs-Verknüpfungen verflochten, aus dem man die nächsten Ähnlichkeiten herausnehmen kann; ich habe daselbst auch eine Übersicht aller Bed. gegeben, die das Wort im Haw. hat. Wie sehr es den andren drei Südsee-Sprachen in der Kategorie einer bloſsen Ortspräpos. fehlt, zeigt sich recht deutlich daran, daſs es im Haw. so häufig vor örtliche Subst., daraus Adv. und Präpos. bildend (Ruhe und Bewegung, nr. 453.), und vor Adv. (Ruhe, S. 911. *bis*, nr. 910. 912.) tritt und davon in jenen Sprachen keine Spur vorkommt. Auch dieses würde für die Hypothese sprechen, daſs der Haw. Gebrauch nur eine einzelne Ausstrahlung des von mir in nr. 895. in seiner Entwicklung verfolgten fundamentalen Begriffes der Nähe ist. In seiner hierher gehörigen Ortsbed. vor Nominen kann *ma* auch auf nicht sinnliche Gegenstände angewandt werden. Für die Beziehung der Ruhe ist es häufiger, als *i*, da statt des letzteren eher zusammengesetzte Präpos., z. B. *iloko*, gebraucht werden. Meine B. sind alle von Cham.;

Ruhe: sinnliche Beziehung — *ma Aigupita*, in Ägypten; *ma Epeso*, zu Ephesus; *ma ke alanui*, auf dem Wege; *ma ka lima hema*, zur linken Hand; *ma Jesu Kristo*, in J. Chr.; B. S. 860. Z. 3.;

nicht sinnliche — *ma ka uhane*, im Geiste; *ma ka manaöio*, im Glauben; *ma ka oiäio*, in der Wahrheit;

etwas abweichend von der einfachen Bed. der Ruhe — *e holo ma ke kapa o Asia*, am Ufer von Asien entlang zu schiffen; *e holo ma Epeso*, vor Ephesus vorbeizuschiffen;

Bewegung: sinnlich — (Einen geleiten) *ma ka moku*, an das Schiff; (Einem fallen) *ma ka ai*, um den Hals; vorletztes B. nr. 1031.

Ortspräpositionen der Ruhe.

963 *o* Haw. — Diese Form, hauptsächlich Zeichen des Gen. Verhältnisses, ist auch Präpos. des Ortes, wie es scheint, nur der Ruhe. Bis jetzt finde ich es bloſs vor örtlichen Subst. (s. nr. 454.) Die Formübereinstimmung dieser Haw. und der N. Seel. Ortspräpos. *ko* (nr. 999.) mit dem nr. 912-914. entwickelten Adv. ist merkwürdig und zu weiteren Betrachtungen anregend.

bei (der Nähe).

964 Im Tah. soll *i* bei sein (nr. 76.), und das Haw. Wörterbuch übersetzt es durch *by*, welches freilich zweideutig ist. Ob im Tah. *io* bei (von Per-

sonen) heiſst (s. nr. 912.), bleibt ungewiſs; im Rarotong. wird es aber so gebraucht. Im Haw. finde ich gewöhnlich von Personen *me*, von Dingen *ma*. Im Tong. wird *ofi close to, ofi ange near to* übersetzt; *ofi ange gi fé* ist *whereabout? near what place?* Die Tah. Gramm. giebt (S. 37.) für nahe bei *piha'e, pihaciho, fatata* an; Joh. 3, 23. steht *i pihai iho i Salema*, nahe bei Salem.

mit (der Gesellschaft).

i, ia Tah. und Haw. — Der gewöhnliche Ausdruck scheint es nicht zu 963 sein; das Tah. *i* wird (nr. 76.) mit, das Haw. *ia* (s. B. 1. nr. 847.) im Wörterb. durch *with* übersetzt. In Tah. Texten finde ich *e*, und, gebraucht; es ist nicht Präpos., denn es hat das Casuszeichen *o* nach sich (Matth. 8, 11. 9, 10. 11.).

ma Haw. — Die Bed. mit wird im Wörterb. angegeben, das B. ist 966 aber eigenthümlich: (er floh) *ma laua o Waihee*, mit W.; *laua* bedeutet: sie beide (vgl. nr. 667.). Ich will mich hier bei der Erscheinung nicht aufhalten, sondern verweise auf die ausführliche Betrachtung des Wortes *ma* in nr. 1031.

me Haw. — Es ist der Hauptausdruck der Sprache und umfaſst ganz 967 das Deutsche mit der Gesellschaft, sowohl in seiner eigentlichen, als in seiner figürlichen Bed.; in letzterer bildet es aus Subst. manchmal Adv. (s. nr. 900.) Eigentliche Bed.: (er sahe sie) *me ko laua makuakane*, mit ihrem Vater (Matth. 4, 21.); figürliche: (und dasselbige bald aufnimmt) *me ka olioli*, mit Freuden (*ib.* 13. 20.).

mo Tong. und N. Seel. — Tong. s. nr. 332., und die etymologische 968 Entwicklung nr. 1031.

Präpositionen der Zeit.

des Zeitpunktes.

Es lassen sich in diesen Sprachen dafür drei Präpositionen beobachten, 969 von denen zwei (*i* und *a*) selbstständig und die dritte (*na, ina*, Tong. *ani*) bloſs präfigirt gebraucht wird, eine Eigenschaft, welche die beiden ersten auch haben. Diese Präfigirung geschieht an Subst. und Adv., und es entstehn daraus Adv., bei Subst. auch Präpositionen; in ihr scheint den Präpos. eine bestimmte Zeit zugewiesen zu sein, namentlich *a* die Zukunft, *i, na, ina* und *ani* die Vergangenheit, auf die Weise, daſs öfters dasselbe

Subst. oder Adv. eine oder die andre Präpos. vor sich nimmt, je nachdem es von der Zukunft oder Vergangenheit gedacht oder mit einem Verbum in dieser Zeit verbunden wird. Diese Bed. halten *i* und *a* auch häufig da fest, wo sie mit dem Subst. kein Adv., sondern die gewöhnliche Construction der Präposition und ihres Rectums bilden. Doch treten hier, und auch beim Adv. Gebrauch und bei der Präfigirung Ausnahmen ein, welche dazu auffordern, durch Untersuchungen, die mir der Augenblick nicht gestattet, die Sache mehr festzustellen. So kommt *a* auch bei der Vergangenheit und *i* bei der Zukunft vor, und im Haw. scheint *i* vor Subst. höchst allgemein zu sein und sich von allen Zeiten, also namentlich auch von der Gegenwart, gebrauchen zu lassen. Diese Analogien, Abweichungen und Schwankungen werden bei den einzelnen Wörtern sichtbar werden. Daſs die vor den Tah. Negationen erscheinenden Partikeln *a* und *e* diese Zeitvorsätze seien (s. nr. 928-930.), ist mir sehr zweifelhaft; für *ore* habe ich es bestimmt läugnen zu müssen geglaubt; es fällt dabei schon auf, daſs *e* vom Präs. und Fut., *a* von der Vergangenheit gebraucht werden soll.

990 *i* N. Seel., Tah., Haw. — Die Bed. einer Zeitpräpos. schlieſst sich an die einer örtlichen der Ruhe an; hierher gehört auch das vor der Zeitpräpos. *na* erscheinende *i* (nr. 992.).

Im N. Seel. tritt es in folgenden Ausdrücken mit der Bed. der vergangnen Zeit auf: *i te ata*, gestern früh (Wörterb., vgl. das B. nr. 166.; *ata*, Morgen, Sonnenaufgang); *i te watīa*, gestern Nachmittag (*watīa*, Nachmittag); *i te ahi ahi*, gestern Abend (*ahi ahi*, Abend, von *ahi*, Feuer); *i mua*, vormals (s. nr. 919.).

Für das Haw. giebt Cham. an: *i kĕia la*, heute; *i na wa mamua*, in den Zeiten zuvor; *i na la mahope*, in den Tagen nachher;

beim Präs. finde ich es Haw. und Tah.: ob er kommt am Abend oder zu Mitternacht (Marc. 13, 35.), Haw. *i ke ahiahi paha, i ke aumoe paha*, Tah. *e i te ahiahi ra, e i te tui raa po ra*. So drückt es im Haw. mit einem verbalen Subst. unser bei oder als aus: *i ko'u huli ana*, bei meiner Umwendung, d. h. als ich mich wandte (sah ich u. s. w., Apoc. 1, 12.);

bei der Vergangenheit Haw. und Tah.: wären wir zu unsrer Väter Zeiten gewesen (Matth. 23, 30.), Haw. *i ka wa*, Tah. *i te anotau*; Tah.: zu derselbigen Stunde traten die Jünger zu Jesu (*ib.* 18, 1.), *i reira ra*;

beim Fut. Haw. und Tah.: es soll euch zu der Stunde gegeben werden (Matth. 10, 19.), Haw. *i kela manawa*, Tah. *i reira ra*; heute in dieser Nacht - - - wirst du mich dreimal verläugnen (Marc. 14, 30.), Haw. *i këia la, a i këia po no*; Tah. steht *auanei*, nachher aber *i teienei rui*; des Menschen Sohn wird kommen zu einer Stunde (Matth. 24, 44.), Haw. *i ka hora* (Tah. *ei te hora*); wird er am dritten Tage auferstehen (Marc. 9, 31.), Tah. *i te rui toru ra* (Haw. *a po akolu ae*).

Das Tah. *ia*, wann? soll von der Vergangenheit und Zukunft gebraucht werden (Gramm. S. 34.).

a in allen vier Sprachen — Im Tong. erscheint es mit Zukunftsbed. in Adv., welche von Subst. oder Adv. abgeleitet sind (s. nr. 329.). Die Form *anéi* heiſst nach Mariner's Englisch-Tong. Wörterbuche auch: heute Abend. 991

Bed. der Zukunft in den übrigen drei Sprachen:

1. vor Subst. in gewöhnlicher Construction — N. Seel. *a te ata*, am Morgen; *a te ai ai*, am Abend, heute (von *ahi, ai*, Feuer); *a te tahi ra*, übermorgen (*ra*, Tag), und öfter. — Haw. letztes B. nr. 990.

2. vor Subst., Adverbia bildend — N. Seel. *a popo*, Tah. (Gramm. S. 34.) *abobo*, Haw. *apopo*, morgen; Tah. *ananahi*, morgen (Gramm. S. 34.; *nanahi*, gestern); N. Seel. *a wake*, am vierten Tage (*na wake* heiſst: vor drei Tagen); N. Seel. *a mudi* (soll von der Zukunft gebraucht werden, s. nr. 166.), *a mudi atu* (auch *a mua*), dermaleinst, Tah. *a muri atu* (nach Texten), in Zukunft, Haw. *a muli*, nachher (nr. 919.; hier ist die Zeit zweifelhaft).

3. vor Adv. — N. Seel. *ahea* und *ko ahea*, Tah. *afea* und *ahea*, Haw. *ahea*, wann? (s. S. 920.) (¹)

Das Haw. *alaila*, dann, gilt nach Cham. von der Vergangenheit und Zukunft. Die Präpos. *a* finde ich, in gewöhnlicher Construction vor einem Subst., im Haw. auch mit der Bed. der vergangnen Zeit: am Abend war das Schiff mitten auf dem Wasser (Marc. 6, 47.), *a po ae la* (Tah. *e rui ihora*); am Abend ging er (*ib.* 11, 11.), *a ahiahi ae la* (Tah. *e ahiahi adura*).

(¹) Das Wort *aunei, auanei* scheint die Präpos. *a* nicht zu enthalten, obgleich es der zukünftigen Zeit angehört (s. nr. 751.).

na N. Seel. und Tah., *ne* Haw.
i na N. Seel., Tah., Haw., *ine* Haw.
no na N Seel.

992 Vielleicht hängt dieses *na* mit dem Adv. des fernen Orts und der Tong. Zeitpartikel *na* vor dem Verbum zusammen (vgl. nr. 795. 796.); *i* ist die zugesetzte Präpos. *Na* wird auch verdoppelt; einmal erscheint es mit *a* vor sich von der zukünftigen Zeit (s. nr. 991. Z. 9.). Alle diese Ausdrücke haben entschieden die Bed. der Vergangenheit und treten

1. vor Subst., aus ihnen Adverbia bildend — N. Seel. *i nanahi* (Gramm. S. 53.), *no nanahi* (B. nr. 203., B. 3. nr. 216.), Tah. *nanahi* (Gramm. S. 34.) und *i nanahi* (*ib.* S. 35.), Haw. *nehinei* und *inehinei*, gestern (von *ahi*, Feuer, abgeleitet; im Haw. Worte ist *nei*, hier, hinzugesetzt und das *a* von *na* oder von *ahi* in *e* verwandelt und zusammengezogen); N. Seel. *napo* und *i na po*, gestern Abend; *na wake*, vor drei Tagen; Tah. *naunei*, heute (s. nr. 781.); N. Seel. *i na mate* (wohl von *mate*, Tod), vor Alters (Gramm. S. 53.), vor einiger Zeit (Wörterb., welches übrigens, wohl nur in Folge eines Druckfehlers, *i namata* schreibt);

2. vor Adverbia — N. Seel. *nahea* und *no nahea*, Tah. *nafea*, *nahea*, *i nafea*, Haw. *inahea*, wann? (S. 920.)

993 *ani* Tong. — Es erscheint in Zeitadv., welche von Subst. oder Adv. abgeleitet sind, in der Bed. der Vergangenheit, einmal aber der Zukunft (s. nr. 330.). Was die Ableitung anbetrifft, so könnte man an *anéi*, bald, denken und es also für die Verbindung der Präpos. *a* mit dem nahen Ortsadv., welches in dieser Sprache die Gestalt von *ni* hat, halten; in keinem dieser beiden Wörter würde aber der Sinn der vergangnen Zeit liegen, denn *a* für sich dient vielmehr ziemlich ausschlieſslich für die Zukunft, und bei *anéi* bringt dies seine Bed. (vgl. nr. 991. Z. 3.) von selbst mit sich. Die Annahme, daſs der Vorsatz das *ina* der andren Sprachen mit vertauschten Vocalen sei, wäre nicht frei von Willkühr, würde aber die Bed. rechtfertigen.

994 *e* Tah. — bei der Vergangenheit s. die beiden letzten B. nr. 991.
ei Tah. — bei der Zukunft s. das vorletzte B. nr. 990.

995 *ma* Haw. — Diese Bed. der Präpos. hängt mit der der Ruhe des Orts zusammen (vgl. nr. 982.). Das Wort tritt vor Subst., sowohl in gewöhnlicher Construction: *ma ka la penetekota*, am Pfingsttage (Cham.); als daraus Adv. (s. nr. 919.) und Präpos. (s. nr. 997. 998.) bildend.

der Zeitdauer.

i Tah. und Haw. — Tah. B. 1. nr. 97., Haw. B. S. 479. 2. 996

der besondren Zeit.

vor.

997 Haw. *mamua aku o: ka wa mamua aku o Mahometa*, die Zeit vor Mohammed (Cham.); *na makahiki mamua aku o ka hiki o Kristo*, die Jahre vor der Geburt (eig. Ankunft) Christi (*id.*).

nach.

998 Haw. *mahope o, mahope iho o, mahope maï o: mah. o ka make ana o Mose*, nach Moses Tode (Cham.); *mah. iho o ka ai ana*, nach dem Essen (*id.*); *mah. maï o ka hookumu o ke ao nei*, nach Erschaffung der Welt (*id.*).

N. Seel. finde ich in Texten *ki mudi o, no mudi no, o mudi e o o.*

Ortspräpositionen der Bewegung.

zu.

999 *io* Haw. — Es wird vor Personennamen und persönlichen Fürwörtern gebraucht. Die Pron. des Sing. führen dabei dieselbe Form, als mit den Besitzpräpos., und das der 1. und 2. Person wird mit ihm in Einem Worte geschrieben: *io'u*, zu mir; *iou*, zu dir; *io na*, zu ihm, zu ihr. Früher schrieben die Missionare *i ou, i ona*. Vielleicht ist dies *io* ein Subst. *o*, Ort, mit der Präpos. *i* (s. nr. 434. 912-914.). Auf den Namen oder das Pron. folgt nach Cham. fast immer bei der Nähe *nei: io makou nei*, zu uns (Cham.); bei der Ferne *la: io Jesu la*, zu Jesu (*id.*).

ke, ko N. Seel. — finde ich von der Bewegung gebraucht. Über *ko* s. noch nr. 983. 1005.

an,

1000 von der Person, an welche ein Brief gerichtet ist, scheint im Haw. durch *i, ia* ausgedrückt zu werden (s. die B. nr. 1005.).

Manchmal steht aber *na*, ganz seiner ursprünglichen Bed. des Herkommens von einer Person, und seiner speciellen Anwendung vor dem Absender des Briefes (nr. 1005.) entgegen: *o Paulo -- na na ekalesia o Ga-*

latia, Paulus - - den Gemeinen in Galatien (Gal. 1, 1-2.); *o Simona Petero - - na ka poe etc.,* Simon Petrus - - denen, die u. s. w. (2. Pet. 1, 1.); die Missionare richten das Vorwort der 1. Ausg. ihrer Geographie: *na ka poe heluhelu,* an die Leser (*p.* III.).

bis zu.

1001 *a* N. Seel. — B. nr. 164.

a hiki i Haw. — Dieser Ausdruck besteht aus dem Verbum *hiki,* kommen, gelangen (s. nr. 481.), mit der Conjunction *a,* bis daſs (1), und der Präpos. der Bewegung *i: a hiki i këia wahi,* bis zu dem Orte (Cham.); *a hiki i këia manawa,* bis zu der Zeit (*id.*); (seid getreu) *a hiki i ka make,* bis an den Tod (Apoc. 2, 10.).

Präpos. der Bestimmung, des Nutzens.

1002 *no* Tah. und Haw. — Es drückt das Deutsche für in diesem Sinne aus. Haw.: (er gab ihnen Brot) *no na lio, a no na hipa etc.,* um ihre Pferde, Schafe u. s. w. (1. Mos. 47, 17.); (Jesus hat sein Blut vergossen) *no kakou,* für uns (Cham.). — Tah. s. nr. 71.

i, ia Haw. — Sie bedeuten für, zu der Bestimmung, und diese Bed. schlieſst sich an die der Bewegung des Orts an. Im Wörterb. werden beide *for* übersetzt; ihr Unterschied ist den B. nach der gewöhnliche zwischen beiden Präpos. (nr. 966.): *ua hanauia ia i alii,* er wird zum König geboren (Cham.); B. nr. 696.

e N. Seel. — s. nr. 138.

ei Tah. — s. nr. 92.

ger Tong. — (vgl. nr. 1042.) scheint auch Präpos. zu sein: *gua ikéi taha ger enne ngóue,* es ist niemand zu seinem (des Landes) Anbau da (Mar. II. *p.* 381.).

ma Tong. und N. Seel. — für (der Bestimmung, nach Texten).

mo Tong. und N. Seel. — im Tong. für (z. B. bei Dank), im N. Seel. zu (des Nutzens, der Bestimmung, des Zweckes) (nr. 226. und sonst in Texten).

---

(1) Doch kann man *a,* nach Vorgang der N. Seel. Sprache, auch präpositionell und *hiki* als Subst. nehmen.

für,

ohne daſs die genaue Bed. erhellt — *na* Tah. (nr. 71.); *ma* Tah. (nr. 58.)

für (vom Preise).

1003 Ich stelle diese Präpos. hierher, ohne entscheiden zu wollen, ob der Begriff sich an die Ortsbewegung anreiht.

Haw. gewöhnlich *ia, i* — Diese Bed. giebt Cham. an, und es kann bei ihr wohl nicht der gewöhnliche Unterschied zwischen beiden Formen (nr. 966.) statt finden.

Haw. bisweilen *no* — (kaufe uns und unser Land) *no ka ai*, ums Brot (1. Mos. 47, 19.).

N. Seel. *mo* (nach Texten).

Präpositionen des Terminus a quo.

1004 **_i_ Tah. und Haw.** — Im Haw. finde ich nur ein B. von *i*, nicht von *ia*, und würde auch dies nicht für beweisend halten, wenn nicht die Tah. Sprache zu Hülfe käme: *e like me ka'u i loaa mai aï i ko'u makua*, wie ich von meinem Vater empfangen habe (Apoc. 2, 28.). — Tah. *i*, aus, s. Beispiele nr. 78.

1005 **N. Seel. und Haw. _na, no_, Tah. _no_** — Das von der Abstammung von einer Person wird im Haw. durch *na: na Aberahama o Isaaka, na Is. o Jakoba*, Abraham zeugte Is., Is. zeugte J. (Matth. 1, 2.); *o Paulo he lunaolelo aole na kanaka maï*, Paulus, ein Apostel, nicht von Menschen (Gal. 1, 1.); das der Abstammung von einem Orte durch *no* gegeben: *hele maï la o Josepa no Arimataia*, kam Joseph von Arimathia (Marc. 15, 43.).

In Briefen u. ä. steht vor dem Schreibenden die Präpos. *na* sowohl in der Überschrift, als Unterschrift: *na Paulo -- ia Timoteo*, Paulus -- Timotheo (1. Tim. 1, 1-2.); *na Paulo aku -- i ka ekalesia o ko Tesalonike*, Paulus -- der Gemeine zu Thessalonich (1. Thess. 1, 1.). In dem Buche die Meinung der Könige (*ka manao o na arii.* Oahu 1825. 8.) sind nach Cham. die einzelnen Briefe überschrieben: *na Kalaimoku, na Nahienaena*, und das auf der hiesigen Kunstkammer aufbewahrte Schreiben des Königs der Sandwich-Inseln an Sr. Maj. den König von Preuſsen ist unterzeichnet: *Na Kauikeouli* (*sic*). Die Missionare unterschreiben sich nach Cham.: *na makou, ka poe misionari o Hawaii nei*, wir Missionare von Hawaii.

Wirklich das Engl. *from* ist *no* in dem Haw. *nohea*, von wo? in derselben Form bedeutet es aus B. 1. nr. 733.

Das Tah. *no* erscheint in *no roto i* (s. nr. 458.), das N. Seel. in *nohea* (nr. 911.). In dieser Sprache finde ich es auch vor Subst. in der Bed. von (ebenso *na*), ferner in der von aus (des Stoffes, woraus etwas gemacht ist). *Na* vor dem Subst., ohne Zeitwort, drückt mehrere Verba, z. B. geben, sprechen, aus.

ko N. Seel. — (s. nr. 983. 999.), ist Präpos. des Term. a quo in *ko reira* (nr. 902.).

1006 *mo* Haw. — B. nr. 981.; *ma kahi loïhi aku*, von weitem (eig. von fernem Orte; Cham.). — In dieser Bed. tritt es auch, zusammengeschrieben, vor *nei, laila* und *anei* (s. S. 911.).

1007 *mai* Tah. und Haw., *me* Tong. — Über die etymologische Verknüpfung dieser Präposition, namentlich mit der Richtungs-Partikel *mai*, habe ich nr. 895. 896. gesprochen. Sie bedeutet von, aus. Nach dem die Präpos. vor sich führenden Subst. steht im Haw. noch die Richtungs-Partikel *maï, aku* oder *ae* (s. nr. 1022.); ein B. des bloſsen *maï* habe ich noch nicht. Vor örtlichen Subst., aus ihnen Adv. und Präpos. bildend, zeigt es sich oft (s. nr. 457.), ebenso vor Adv. (s. S. 911. und nr. 912. Z. 7.)

Im Tah. finde ich *mai*, nach dem Subst. auch *mai* (nr. 98.). Das Tong. *me* steht vor Subst. (s. nr. 331.), vor einem örtlichen Subst., daraus ein Adv. bildend (s. nr. 457.), und vor Adverbien (s. nr. 911. Z. 3. v. u.).

Präpositionen besondrer Ortsbeziehungen.

1008 Ich setze hierher vorzüglich die Formationen, und unter allen den Bemerkungen, welche ich bei den besondren Ortsadv. (nr. 918.) aufgestellt habe. Wegen der Rection dieser Präpositionen s. nr. 438. Diejenigen Haw. Ausdrücke, welche mit einer der vier Richtungs-Partikeln verbunden sind, belege ich hier nicht mit B., da ich diese in nr. 1022. geliefert habe.

innerhalb — N. Seel. *iroto.*

in — N. Seel. *ki roto ki*; Tah. *i roto i* (B. 3. nr. 123.), *ei roto ia* (vor einem Pron. pers., nr. 91.), *tei roto i* (Gramm. S. 36.); Haw. *iloko o*

(Ruhe und Bewegung): *iloko o ka hale,* im Hause, in das Haus (Cham.); *maloko o: maloko o ka hale,* im Hause (*id.*).

aufſerhalb — Tah. *tei waho* (Gramm. S. 36.), Haw. *iwaho.*

aus — Haw. *iwaho, mawaho maï o, maï waho maï o.*

Tah. *mai roto mai* (nr. 98.), Haw. *maï loko maï o.*

auf — N. Seel. *dunga aki* (¹), Haw. *iluna* (Wörterb.), *maluna o* (S. 480. 5.).

Tah. *i nia i* (S. 471. I., S. 472. v., B. 5. nr. 76.).

über — Tong. *gi alunga*; Haw. *iluna* (Wörterb.), *maluna o: m. ona,* über ihn (Cham.); *m. iho o, m. iho la o.*

unter (*sub*) — N. Seel. *raro e o* (²); Haw. *malalo o: m. pono* (³) *o ka la,* gerade unter der Sonne (Cham.); *m. iho o.*

vor — Haw. *imua o* und *imua i, coram*: da er vor Pharao stand (1. Mos. 41, 46.), *imua o Parao; a hoonoho maï la ia ia imua o Parao,* und stellete ihn vor Pharao (*ib.* 47, 7.); *imua i ke alo o Parao,* vor dem Angesichte Pharao's (Cham.).

Haw. *mahope o,* welches sonst hinter heiſst, kann ich in dem B. S. 858. Z. 2. 3. nicht anders als durch vor deuten.

hinter — Haw. *imuli* (Wörterb.), *mamuli o* (s. nr. 453.).

Haw. *mahope o: m. o'u,* hinter mir (Cham.); *noho lakou m. o ka lealea,* sie ergeben sich der Üppigkeit (eig. sie weilen hinter ihr, *id.*).

unter, zwischen — Haw. *o* s. nr. 414. (S. 613.)

Tong. *gi, gia, giate* (nr. 311.).

Tong. *gi loto,* N. Seel. *iroto,* Tah. *i rotopu i, ia* (S. 471. II.).

Haw. *iwaena o: iwaena o oukou,* unter euch (Cham.); *iwaena konu o lakou,* mitten unter ihnen oder unter sie (*id.*); *mawaena o: m. o oukou,* unter euch (*id.*).

(¹) In Texten finde ich noch *ki dunga ka,* auf (der Bewegung), hinauf zu, oben in; *kei* oder *ki dunga ki,* auf (der Ruhe).

(²) In Texten *ki raro ki,* unten auf.

(³) Hier ist die Einschiebung eines Adv. zwischen die Präpos. und das Gen. Zeichen merkwürdig; vgl. *iwaena konu o* Z. 3. und 2. v. u. in dem obigen Texte.

Präpositionen besondrer Verhältniſse.

des Werkzeugs.

1009 *e* Tah. und Haw. — Im Haw. ist *e* die gewöhnliche Präpos. bei dem durch die Endung *ia* gebildeten Pass.: *ua hoohewaia öia e ke alii*, er wurde von dem Häuptling verurtheilt (Wörterb.). Cham. sagt, daſs es manchmal auch beim Activum stehe. In folgendem von dem Wörterb. (*v. e*) gegebnen B. erregt es Aufmerksamkeit: *nui loa hoi ka poe daimonio i mahiki aku e ia*, viele waren der Teufel, welche er austrieb (¹). Das Wörterbuch stellt das *e* hier gar nicht mit dem *e instrum.* zusammen, sagt aber, daſs es das Pass. ausdrücke, welches am Verbum nicht ausgedrückt sei. Mag nun die Verbalform hier als adjectivisches Partic. pass. oder als Verbum fin. mit ausgelaſsnem Pron. rel. (nr. 713.) zu nehmen sein, so scheint mir, zumal da ein N. Seel. Beispiel (nr. 836.) zu Hülfe kommt, durch die Präpos. des Werkzeugs ein Beweis geliefert zu werden, daſs die Verbal-Partikel *i* das Mal. *de* ist; denn das Haw. *e* steht hier ebenso, wie das Mal. *ūlih*, Kaw. *dhĕ* und Jav. *dhĕnning*, vor dem Agens des passiven Verbums.

Im Tah. ist *e* Zeichen des Werkzeugs oder der Persona agens beim Pass. (nr. 11. 75.)

1010 *i, ia* N. Seel., Tah., Haw. — Ich glaube nach den beiden ersten Sprachen, daſs im Haw. auch *ia* vorkommt (vgl. nr. 966.). In dem Wörterb. der letzteren wird *ia by, with* übersetzt, nur läſst sich dies auf seine Bed. bei (der Nähe), mit (der Gesellschaft) beziehn. Cham. giebt die in Rede stehende Bed. von *i* an, sagt aber, daſs es ein seltner Ausdruck, statt *e*, nach dem Pass. ist. Ein B. hat er nicht.

Im N. Seel. steht *i* vor Appell. (nr. 200.) (²) und nach einem B. der Gramm. *i a* vor Eigennamen: *i a Taka*, durch T.; im Tah. beim act. Verbum *i* vor Appell. (S. 471. u., B. 2. nr. 78.), *ia* vor Pron. pers. (nr. 84.)

1011 *ma* Haw. — B. 1. nr. 550.

1012 *me* Haw. — Es bedeutet mit und schlieſst sich wohl an die Bed. des

---

(¹) Es sind dies die Worte der 1. Ausg. der Übersetzung des Neuen Test. (und trieb viele Teufel aus, Marc. 1, 34.), wo sie vollständig so lauten: *he nui loa no hoi ka poe etc.* In der 2. Ausg. ist die Stelle verändert: *a nui no hoi na daimonio ana i mahiki aku ai.*

(²) Dieses *i* finde ich sogar nach einem Adj. (naſs vom Regen) mit der Geſellſchaft an: (winken) *me ka lima*, mit der Hand (Cham.); (meſsen) *me ka ohe*, mit dem Maaſsstabe (*id.*).

ohne Ausdruck, Haw.

1013 Ich finde im Haw. in dem letzten B. nr. 759. das Subst. absolut, adverbialiſch nach dem Verbum stehend, und dies mag bei vielen andren Präpos. eintreten.

der Ursach.

1014 *no* Tah. und Haw. — Haw. — vor Nominen: (Jesus hat sein Blut vergoſsen) *no ko kakou hala*, um unsrer Sünde willen (Cham.); *no ka elemakule*, Alters wegen, vor Alter (*id.*); vgl. noch nr. 949-951. Vor Adv. nr. 901. letzte Z., nr. 910. — Tah. s. B. nr. 67.

1015 *to* Tah. — B. nr. 67.

1016 *ma* Haw. — *ma ko'u inoa*, um meines Namens willen (Apoc. 2, 3.).

mo N. Seel. — bedeutet wegen.

ki N. Seel., *i* Tah. — nach Texten.

des Gegenstandes (1).

1017 Tong. *gi, gia*, N. Seel. *ki*, Rarot. *i, kia*, Haw. *i, ia* — Das Haw. Wörterbuch giebt *i* und *ia* die Bed. *in respect of, on account of.* Beispiele habe ich nicht. Zwischen *i* und *ia* herrscht wohl der sonstige Unterschied (nr. 966.). — Tong. *gi, gia* s. nr. 314., N. Seel. *ki* s. vorletztes B. nr. 196.

1018 *na* Tah., *no* Tah. und Haw. — Haw. *no* — Nach Cham. sind Überſchriften einzelner Capitel von Büchern: *no Perusia*, von Preuſsen; *no Farani*, von Frankreich; *no ka mihi ana*, von der Buſse; *no ko Jesu mana*, von Jesu Macht; hierzu kommen die B.: *i aku la ia no Beniamina*, er sprach von Benjamin (Cham.); *öia no ka mea, i palapalaia nona*, der ist's, von dem geschrieben steht (Matth. 11, 10.); (so höret nun ihr dieses Gleichniſs) *no ke kanaka iuluhua*, von dem Säemann (*ib.* 13, 18.). — Tah. *na, no* s. nr. 69.

des Maaſsstabes.
(gemäſs, nach, zufolge.)

1019 *ma* Haw. — es bedeutet nach dem Wörterb. *according to.*

---

(1) von welchem man spricht, schreibt u. ä.: von, über, in Betreff, Lat. *de.*

mamuli Haw. — nach dem Wörterb. *according to, after the example of*; wahrscheinlich hat es das *o* des Gen. nach sich.

1020 *e like me* Haw. — Über diesen Ausdruck, welcher der gewöhnlichste für den Begriff ist, s. nr. 477. Beispiele: (ich werde einem jeden von euch geben) *e like me ka oukou hana*, nach euren Werken (Apoc. 2, 23.); B. nr. 885. *hana*.

Syntaktische Punkte.

Stellung der Präposition.

1021 Ich finde in dem Haw. 2. B. nr. 789. den präpositionalen Ausdruck unmittelbar nach dem Verbum, noch vor dem Subjecte.

Weglassung der Präposition.

Im Tong. fehlt die Präpos. (des Orts, der Zeit u. s. w.) öfter und es steht der bloſse Artikel *he*.

Präpositionen mit Richtungs-Partikeln.

1022 Im Haw. wird dem Subst., welches eine Orts- oder Zeitpräpos. vor sich hat, oft eine der Partikeln *maī, aku, ae, iho* nachgesetzt. Es hängt dies mit der Erscheinung zusammen, wie sowohl bloſse Adv., als namentlich die aus einem örtlichen Subst. durch Vorsatz einer Präpos. räumlicher Beziehung gebildete Classe, eine solche Partikel nach sich nehmen (s. nr. 955.); diese ganze Gattung von Adverbien gehört sogar hierher. Die auf ähnliche Weise durch Zusammenstellung derselben auxiliaren Subst. mit einer Präpos. formirten Präpositionen, welche gewöhnlich das regierte Hauptwort im Gen. mit *o* nach sich haben (vgl. nr. 1008.), liefern vorzüglich zahlreiche Belege zu diesem Sprachgebrauche; die Richtungs-Partikel steht hinter dem Subst., welches die Präposition bilden hilft, vor dem *o* des Gen. Nach der Richtungs-Partikel findet sich auch, wie bei Adv. (nr. 907. 5., nr. 955. 957.), ein Ortsadv. (s. S. 972. Z. 1.) Auffallender Weise hat aber, dem 1. B. nr. 733. zufolge, das nach einem Frageworte stehende *la* die umgekehrte Stellung.

Über die allgemeine Natur dieser vier Partikeln habe ich nr. 865-899. gesprochen. In dem Gebrauche derselben, von welchem hier die Rede ist, zeigt sich dieselbe Schwierigkeit, wie überall sonst, einen Unterschied zwischen den einzelnen, namentlich zwischen *maī* und *aku*, aufzufinden, obgleich ich nicht läugne, daſs sich aus den nachfolgenden B. einige Abstractionen machen lassen (vgl. z. B. *maï* und *aku* nach *na*). Meine B. sind in Rücksicht auf diese beiden von der Art, daſs eine Präpos. des Term. a quo oder der Ruhe vorhergeht; wenn in einigen B. *aku* da einzutreten scheint, wo es eine Präpos. der Bewegung nach sich hat, so wird man durch ein andres, in welchem eine solche gar nicht folgt, wieder schwankend, ob man *aku* mit der folgenden oder mit der vorausgehenden Präpos. verbinden müsse. Man sieht also nicht recht ein, wovon die Wahl zwischen *maï* und *aku* abhängig ist; dennoch giebt das Wörterbuch einen Unterschied für sie (s. unten) da an, wo die Präpos. *maï* des Term. a quo steht, bei welcher übrigens auch *ae* gebraucht wird. Nach der Präpos. auf, über finde ich sowohl *ae*, als *iho*, bei unter (*sub*) *iho*, bei nach (von der Zeit) *maï* und *iho*, bei vor (von der Zeit) *aku*. Nach *ma* zeigen sich alle vier Partikeln. Ich mache die Eintheilung nach den Präpositionen.

Präpos. des Term. a quo:

ma — *maï: mawaho maï o Aigupita*, aus Ägypten (Cham.).

maï — *maï*. Das Wörterbuch giebt der Richtungs-Partikel *maï* nach der gleichlautenden Präpos. die Bed. *towards*, wie es bei ihrem verbalen Gebrauche (nr. 870.) thut, und sagt, daſs sie gesetzt werde, wenn die Bewegung auf den Sprechenden zugehe; sonst diene *aku* oder *ae*, zwischen welchen beiden es keinen Unterschied bemerklich macht. B.: *maï waho maï o Aigupita*, aus Ägypten (Cham.); *maï loko maï o ka hale*, aus dem Hause (*id.*); *maï Kauai maï*, von K. (welcher hier steht, Wörterb.)

aku — *hele aku kekahi maï ka hale aku*, es geht Einer aus dem Hause (Cham.; nach ihm: von dannen weiter); B. 2. nr. 742., letztes B. nr. 876., B. nr. 971.

ae — (erretten) *maï ko lakou lima ae*, aus ihrer Hand (Cham.).

na — *maï*: B. 2. nr. 1005. — *aku*: B. 5. nr. 1005.

no — *maï*: B. 1. nr. 733. (vgl. nr. 867. Anm. 1.)

Präpos. der Ruhe und der Zeit; *ma*:

mai — *mahope maï o*, nach (von der Zeit);

aku — *mamua aku o*, vor (von der Zeit);

ae — *maluna*, auf, über, soll nach Cham. auch *ae* nach sich haben; wahrscheinlich steht nach *ae* das *o* des Gen.; ein B. giebt er nicht;

iho — *maluna iho ona*, über ihm (Cham.); *maluna iho la o ke kanaka*, über dem Menschen (*id.*) (ebenso bei der Bewegung: [er legte seine rechte Hand] *maluna iho o'u*, auf mich, Apoc. 1, 17.); *malalo iho ona*, unter ihm (Cham.); *mahope iho o*, nach.

Präpos. *a* der Zeit — *ae* — s. das letzte B. nr. 990. und 991.

1023 Im Tong. habe ich bis jetzt keine Spur einer Richtungs-Partikel nach Subst. mit einer Präpos. entdeckt; jedoch die Tah. Sprache scheint hierin mit der Haw. gleichartig zu sein. *Mai* finde ich hier nach einem die gleichlautende Präpos. des Term. a quo vor sich habenden wirklichen Subst. und einem selbst eine Präpos. bildenden Subst. (nr. 98.) gesetzt. Ob das *iho* nach *iana* im vorletzten B. nr. 97. hierher gehört, ist ungewiß; ein wirkliches B. von *iho* ist aber nr. 984., ferner *i nia iho i*, auf, über; B. von *ae* sind: *i nia ae i*, über; *i raro ae i*, unter. Bei der Zeitpräpos. *e* hat das Subst. im letzten B. nr. 991. *adu* nach sich. Im N. Seel. finde ich *mai* und *atu* nach Wörtern, die eine Präpos. vor sich haben, sogar *a-mai* von der zukünftigen Zeit; im Rarotong. *ake* nach einer zusammengesetzten Präpos. Vielleicht hat das N. Seel. *aki* in *dunga aki*, auf, dieselbe Geltung.

§. 55.

Conjunctionen

und

conjunctivische Ausdrücke.

1024 *a* Haw. — Es wird gebraucht 1) im Anfang des Satzes, die Verbindung mit dem vorigen zu bewirken; dies kommt in der Bibel unendlich oft vor und bedarf keines Beispieles; 2) zur Verbindung zwischen zwei Verben: *moe iho la ia imua ona a noï aku la ia ia i kekahi mea*, sie fiel vor ihm nieder und bat etwas von ihm (Matth. 20, 20.); 3) zur Verbindung zwischen zwei Präpositionen vor sich habenden Nominen: *imua o Parao a imua o kana poe kauwa*, vor Pharao und seinen Knechten (Cham.); B. 1. (Haw.) nr. 970.

1025 *ma* in allen fünf Sprachen, Tong. auch *mo* — Im Tong. ist der gewöhnliche Ausdruck *mo*; er verknüpft sowohl einzelne Wörter (sogar Adj.), als Sätze (s. nr. 333.), und steht vor *afe*, 1000 (nr. 334.); vor andren Zahlen, doch auch vor *afe*, wird *ma* gebraucht (nr. 338.). Im N. Seel. ist *ma* allgemein, es kommt zwischen Nominen (nr. 182.) und Zahlen (nr. 183.) vor. Dennoch, und obgleich Mar. vermuthet, daſs *ma* nur eine Corruption aus *mo* sei, bleibt es sehr unwahrscheinlich, daſs *ma* in den vier Sprachen ein einfaches und ist; Wilh. v. Humboldt legt dem N. Seel. Worte vielmehr den Sinn von Gesellschaft bei (nr. 182. 183., vgl. noch nr. 1031.). Das Haw. *ma* heiſst auch weder geradezu mit (der Gesellschaft, s. nr. 986.), noch und zwischen Zahlen, im letzteren Falle hat es vielmehr *kuma* vor sich (s. nr. 612.); das Wörterbuch giebt *ma* als und an. Im Tah. erscheint *ma* und *e ma* zwischen Zahlen (nr. 57.).

1026 N. Seel. und Haw. *me*, Haw. *a me* — Das, wie es scheint, nur Sätze oder gröſsre Satzglieder verbindende *a* (und) bildet mit der Präpos. *me* (mit, der Gesellschaft, s. nr. 987.), *a me*, im Haw. das und bei der Verknüpfung einzelner Nomina. Dieser Ausdruck muſs in Wirklichkeit die Präpos. mit selbst sein, da nach ihm der Acc. durch keine Präpos. angedeutet wird: (und schenkten ihm) *i ke gula a me ka libano a me ka mura*, Gold, Weihrauch und Myrrhen (Matth. 2, 11.); *a ike iho la ia Maria a me Josepa a me ke keïki*, und fanden beide Mariam und Joseph, dazu das Kind (Luc. 2, 16.); *owau no ka mea imi i ka opu a me ka naau*, (daſs) ich bin, der die Nieren und Herzen erforschet (Apoc. 2, 23.). Den Haw. Gebrauch von *a me* und *me* zur Verbindung vor Zahlen s. nr. 612. — Im N. Seel. ist *me* allein und zwischen Nominen, und ist auch hier vielmehr mit, da der Acc. auch nicht bezeichnet wird (nr. 235.). Ich finde auch *me a*.

1027 *e* Rarot. und Tah. — zwischen Subst. (Tah. nr. 18.)

be Tong. — nr. 382. Ich finde auch häufig *bea*.

toa Tah. — Dies bedeutet eigentlich auch, aber einige Worte in den Satz hinein stehend finde ich es als und (S. 475. 2.).

laa Haw. — Es ist nach dem Wörterb. ein Adv.: und, zusammen mit, und es könnte daher das Jav. *lawan* sein; das Wörterbuch führt das B. an: *öia mea a pau e laa me këia, besides all this*; das *e* davor lieſse sich mit dem Tah. *e* (s. vorhin) vergleichen, *me* ist mit.

1028 *hoi* Tah. und Haw., *oki* N. Seel. — *Hoi* wird im Haw. bei der Verbindung zwischen Sätzen nach dem Verbum gebraucht: *ua paa hoi*, und (er) hatte (Apoc. 1, 16.). — Ich finde es auch bei der Verknüpfung von Subst., nach dem Hauptworte, wenn vor demselben *a* steht: *a o kona leo hoi*, und seine Stimme (nachdem schon mehrere Sachen aufgeführt sind, Apoc. 1, 15.;

ebenso 2, 1. 5.). Den Ausdruck *a-hoi* enthält vielleicht auch *aole hoi*, und nicht (s. nr. 924.). Bei vorausgehendem *a* nimmt *hoi* auch *no* vor sich: *a e haawi no hoi au ia ia*, und (ich) will ihm geben (Apoc. 2, 17.). — Im Tah. finde ich *e-hoi* als und. — Das N. Seel. *oki*, welches, wie man auch das *k* mit der nr. 473. von mir versuchten Ableitung von *hoi* vereinigen möge, mit dem Tah. und Haw. Worte identisch ist, steht oft (etwa als auch) beim Aufzählen mehrerer Dinge, und so auch nach *me*, und.

durch das Pron. pers. Du. ausgedrückt

1029 Über die seltsame Art von vier dieser Sprachen, das und zwischen zwei Subst. durch förmlichen Einsatz dieses Pron. auszudrücken, s. nr. 667.

ohne Ausdruck, N. Seel. und Haw.

1030 Das zwei Verba, welche gleiches Subject haben, verknüpfende und kann im Haw. wegbleiben: *olelo aku la Jesu, i aku la*, Jesus sagte und sprach (Cham.); *kau maï la öia -- i maï la ia'u*, er legte (seine rechte Hand auf mich) und sprach zu mir (Apoc. 1, 17.). Ich finde es auch, wie im Jav. und Kawi, zwischen Subst. fehlend: *e na kanaka, na hoahanau*, ihr Männer und Brüder (Apostelg. 1, 16.). In denselben zwei Fällen wird es im N. Seel. ausgelassen.

und Gesellschaft, Gesellschaft.

1031 *ma* N. Seel. und Haw. — Nach dem Namen einer Person gesetzt, fügt *ma* im Haw. ihr die in ihrer Gesellschaft befindlichen Personen hinzu, und vereinigt so in sich die Griech. Redensart καὶ οἱ περὶ αὐτόν: *Kauikeaouli ma*, K. und sein Gefolge (Wörterb.); *Hoapili ma*, H. und diejenigen, von welchen man weiſs oder glaubt, daſs sie mit ihm in Verbindung stehn (*ib.*); *holo aku o Liholiho ma ma Beritania*, L. und sein Gefolge schifft nach England (Cham.); *pae maï la o Boki ma maï Beritania maï*, Boki und sein Gefolge landete von England her (*id.*).

Im N. Seel. wird *ma* ähnlich, aber, dem B. (nr. 184.) nach, nicht ganz so gebraucht; es steht nämlich nach dem Gen. des Personennamens und bezeichnet nur die begleitenden Personen, nicht die Hauptperson mit; auch hat es die Partikel *ra* nach sich, von welcher es jedoch ungewiſs bleibt, ob sie zu ihm wesentlich gehört; *mara* betrachtet Wilh. v. Humboldt sonst als einen Ausdruck für du (s. nr. 181.).

Man kann glauben, daſs der N. Seel. Gebrauch von *ma* am deutlichsten die eigenthümliche Natur dieses Wortes zeigt, welches, überall als ein auſserordentlicher, nicht als ein einfacher Ausdruck erscheinend, in allen vier Südsee-Sprachen eine Art und ist (s. nr. 1025.) und im Haw. auch eigenthümlich das mit der Gesellschaft (s. nr. 986.) vertritt. Diese ganze Eigenschaft spricht sehr für eine Vereinigung desselben mit gewissen vielumfassenden westlichen Wörtern, welche ich nr. 894-896. versucht habe.

oder.

1032 *e* Tah. — nr. 18.

be Tong. (nr. 382.), *bea* (nr. 386.).

hoi Haw. — B.: du vermagst nicht ein einziges Haar weiſs oder schwarz zu machen (Matth. 5, 36.), *i keokeo, aole hoi i eleele; pehea hoi oe e olelo aku aï*, oder wie darfst du sagen? (*ib.* 7, 4.)

a Haw. — *i kona makuakane a i kona makuwahine — i kana keïkikane a i ke kaikamahine*, Vater oder Mutter — Sohn oder Tochter (Matth. 10, 37.). *A* steht auch vor beiden Theilen, wenn es nicht im Folgenden das erste Mal aber ausdrückt: *a o ke kulanakauhale, a o ke kauhale paha a oukou e komo aku aï*, wo ihr aber in eine Stadt oder Markt geht (*ib.* 10, 11.).

weggelassen — im N. Seel.

aber.

1033 *no* Haw. — Diese Partikel, welche so oft ohne erkennbaren Sinn gebraucht wird (s. nr. 1062.), bedeutet, wohl in derselben Stellung, manchmal aber. Ich finde sie z. B. vor dem Subject: (das hiesige Land ist gut,) *iti no ia*, aber es ist klein (Brief des Kön. der Sandw. Inseln). — So steht sie vor *nae*, welches jedoch schon für sich aber heiſst (s. nr. 1034.). — Auch *no hoi* ist aber:- *ke olelo aku nei no hoi au ia oukou*, euch aber sage ich (Apoc. 2, 24.).

1034 *nae* Haw. — Es bedeutet 1) aber, doch, und steht in der Mitte oder am Ende des Satzes: *aohe alii au, he kanaka nae*, ich bin kein Häuptling, aber doch ein Mensch (Wörterb. *v. nae*). Ich finde auch *no* davor, was sich jedoch wohl nicht auf *nae* bezieht: *ua waiwai no nae oe*, du bist aber reich (Apoc. 2, 9.). — *Nae* bedeutet 2) zwar.

1035 *a* Haw. — B. 2. nr. 922.

e Tah. — nr. 18.

e vor- und *oki* nachgesetzt — Rarotong.
Tong. *ka*, Haw. *aká* — s. nr. 1057.
area Tah. — (nach Texten)
loala Haw. — (Wörterb.)

sondern.

1036 *aïa* Haw. — Vgl. nr. 467.; vorletztes B. nr. 684.
aká Haw. — s. nr. 1057.
area Tah. — (Gramm. S. 37.)

daſs.

1037 *ke* Haw. — Ich finde es nur in dem Cham.'schen B.: *he pono ke haawi aku au i këia ia oe*, es ist nöthig, daſs ich dir dies gebe, d. h. ich muſs dir dies geben; und kann hiernach glauben, daſs es dasselbe *ke* ist, welches beim Inf. erscheint (nr. 828.), und daſs es auf dieselben wenigen Fälle beschränkt sein werde. Der einzige Unterschied ist, daſs hier das Subject des Verbums ausgedrückt wird.

1038 *e* Tah. und Haw. — Es ist in beiden Sprachen auch Zeichen des Inf. und des zu, um zu mit dem Inf. (nr. 831.) Haw. daſs: *he mea pono e haawiia maï këia ia'u*, es ist recht, daſs mir dies gegeben werde (Cham.). Hier scheint auch keine Verbal-Partikel einzutreten. — Im Tah. heiſst *e* gleichfalls daſs, und das nr. 9. gegebne B. ist merkwürdig, da nämlich kein Verbum im Satze steht, sondern sein ergänzt werden muſs. Wilh. v. Humboldt hält es für eins mit der Artikelform *e*.

1039 *i* Haw. — drückt das conjunctivische daſs aus, s. nr. 1042.

1040 *a* Haw. — Ich finde dies, und zwar auffallender Weise mit einer Verbal-Partikel, da sonst die daſs ausdrückenden Wörter das bloſse Verbum, wie einen Inf., nach sich haben, im letzten B. nr. 787.; vielleicht ist es aber da und; indeſs führt die Bed. von *a* als bis daſs (s. nr. 1044.) darauf hin, daſs es wohl auch daſs sein könnte.

1041 daſs ist vielleicht im Haw. ausgelassen in der etwas eignen Stelle Apoc. 2, 13.; doch bleibt es wahrscheinlicher, daſs der Satz sich selbstständig vom vorhergehenden absondert und das Verhältniſs der Conjunction nicht eintritt.

auf daſs, damit.

1042 *i* Haw. — Es hängt dies wohl mit der Ortspräpos. der Bewegung (s. nr. 967.) zusammen. Ich finde in einem B. keine Verbal-Partikel, so daſs das Zeitwort beinahe Subst. und *i* Präpos. (zu, des Zweckes) sein könnte: (der Teufel wird etliche von euch ins Gefängniſs werfen,) *i hoaoia oukou*, auf daſs ihr versuchet werdet (Apoc. 2, 10.). In einem andren steht aber eine solche Partikel: (gieb mir dasselbige Wasser, daſs ich nicht dürste,) *i ole hoi e hele hou maī ia nei*, daſs (ich) nicht herkommen müsse (Joh. 4, 15.). Dieses *i* drückt, doch dem B. nach ganz in der Construction des Inf., ohne Verbal-Partikel und ohne Subject, das conjunctiv. daſs aus S. 480. 3.

ei Tah. — nr. 92.

kia N. Seel. und Rarot., *ia* Tah. — N. Seel. *kia* s. nr. 198., Tah. *ia* nr. 82. 92.

ger Tong. — Es bedeutet auf daſs, damit und das daſs mit dem Conjunctiv, das Lat. *ut* (s. nr. 380.); in diesem Sinne der Absicht kommt es auch als Zeichen des Inf., d. h. als zu, um zu, vor. Es ist das Mal. *āgar* (s. nr. 381.).

damit nicht.

1043 *o* Tah. und Haw. — Das Haw. *o* scheint keine Verbal-Partikel zu erfordern: *maï manao ino aku, o manao ino ia maï oukou*, richtet nicht, auf daſs ihr nicht gerichtet werdet (Matth. 7, 1.); *maī ai oukou, o make*, eſst nicht, damit ihr nicht sterbet (Wörterb.); in diesem letzten B. steht sogar kein Subject, und es bedeutet daher um nicht mit dem Inf. — Nach Ausdrücken der Furcht entspricht es unsrem daſs: *a makau iho la, o haüle lakou ma Sureti*, (wir) fürchteten, es möchte (Haw. sie möchten) in die Syrten fallen (Apostelg. 27, 17.). — Tah. *o* (Gramm. S. 37.).

oi Tah. — nr. 122.; es scheint auch nach fürchten zu stehn (*ib.*).

bis daſs.

1044 *a* Haw. — Diese Bed. der Partikel als Conjunction hängt mit der der Ortspräpos. der Bewegung zusammen (s. nr. 981.): (das haltet,) *a hiki aku au*, bis daſs ich komme (Apoc. 2, 25.). Dasselbe *a* liegt, sei es als Präpos. oder Conjunction, in dem Ausdrucke *a hiki i*, bis zu (s. nr. 1001.).

ia Tah. — nr. 82.

* * *

wenn (der Bedingung).

1045 *ke* Haw. — Über den Zusammenhang dieser Bed. mit andren der Partikel wage ich keine Vermuthung (B. 1. nr. 922.).

1046 *ka* Tong., *a* Haw. — Beim Tong. *ka* wird nicht gesagt, von welcher Zeit es gilt; mit der Vergangenheit wird aber *kani*, mit der Gegenwart und Zukunft *kapáu* verknüpft. — Haw. *a: a o ka Mesia oe, e hai pono ia makou*, wenn du der Messias bist, so verkündige (es) uns recht (Cham.); *a i hele ole maï ia me oukou*, wenn er nicht mit euch kommt (*id.*).

1047 *i* Haw. — Diese Bed. könnte mit der der Zeitpräpos. (nr. 990.) in Verbindung stehn. Alle meine B. sind mit folgendem *ole*, nicht: *i ole oe e makaala*, so du nicht wirst wachen (Apoc. 3, 3.); letztes B. nr. 922.; *i ole* kommt auch ganz absolut vor: wo nicht (d. h. wenn dies nicht ist, Apoc. 2, 5.); s. ebenso *a i ole* nr. 922.

kia N. Seel., *ia* Tah. — Das N. Seel. *kia* habe ich in Texten beobachtet; das Tah. *ia* findet sich auch vor der Negation *ore* (nr. 82.).

1048 *na* Tong. — nr. 366.

ina, ine Haw. — Die letztere Form ist nach dem Wörterb. seltner. Das so des Nachsatzes wird gewöhnlich wieder durch *ina* ausgedrückt, doch nach Cham. auch durch *alaila*. Das doppelte *ina* könnte schon zu dem Gedanken führen, daſs das Wort identisch mit der Präpos. der vergangnen Zeit (nr. 992.) sei, welche deutlich aus der Präpos. *i* und dem Ortsadv. *na* der andren vier Südsee-Sprachen zusammengesetzt ist. Meine B. sind auch vom Imperf. und Plqpf. Conj.; ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, daſs *ina* in diesem conjunctiv. Gebrauche eigentlich nur damals heiſst, es mag *ina* selbst oder *alaila* darauf folgen; ebenso heiſst es vielleicht in örtlicher Beziehung dort (nr. 901.); es würde hier auf dieselbe Weise, wie die Wechselbeziehung eines Pron. dem. und rel. durch zwei dem. Pron., die solcher Adv. durch zwei demonstr. Adverbia ausgedrückt sein (vgl. nr. 707.). Beispiele: *ina paha hookahi haneri hipa a kekahi kanaka*, wenn ein Mensch hundert Schafe hätte (es folgt hierauf eine Frage; Matth. 18, 12.); *ina i makemake maï oe ia mea, ina ua kii maï oe*, wenn du dieser Sache bedurft hättest, so würdest du sie geholt haben (Wörterb. v. *ina*). Ich finde aber *ina* auch beim Präs. Ind., und im Nachsatz keine Partikel: *a ina i mokuahana kekahi aupuni ia ia iho, aole e mau ia aupuni*, wenn ein Reich mit ihm selbst unter einander uneins wird, mag es nicht bestehen (Marc. 3, 24.).

ahiri Tah. — (Gramm. S. 37.)

nicht ausgedrückt, Tah. — Das wenn der Bedingung finde ich im Tah. gar nicht ausgedrückt, sondern zwei einfache Sätze nebeneinandergestellt S. 473. VIII.

wenn (der Zeit).

ai, aia Haw. —, werden vom Wörterb. dafür angegeben; sie bedeu- 1049
ten sonst dort und dann (s. nr. 466. 467., vgl. nr. 707.).

kia N. Seel. — Der Satz: wenn ich gesehn haben werde, werde ich zurückkehren, wird dadurch ausgedrückt, daſs in beiden Gliedern das Verbum *ki a* vor sich hat (nr. 198.). Ein ganz einfaches B., wo es wenn bedeutet, ist aber S. 554. Z. 4., ferner in nr. 217. In allen drei B. ist das Zeitwort von keiner Partikel begleitet, in folgendem aber von *e*: *ki a e oki mai au*, wenn ich zurückkehre (Gramm. *p.* 100.).

als (der Zeit).

Das Haw. Wörterbuch übersetzt *ai* durch *as*, vgl. nr. 1049. 1050

während.

Haw. *oi*. — Im Tong. wird nach Mar. (II. S. 368.) *káuká* nur mit 1051
der 1. Person, *lolotonga* nur mit der 2. und 3. gebraucht; das letztere Wort bedeutet eigentlich: Zeit, Zeitraum, es bedeutet ferner: während der Zeit, zu der Zeit, *then* 2) schon. Es ist durch die Subst. Endung *anga* von *loloto*, tief, Tiefe, einer Reduplication von *loto* (s. nr. 441.), gebildet.

nachdem.

a Haw. — Cham. giebt ohne B. diese Bed. an. Ich finde es in der- 1052
selben zwei im Deutschen durch und verbundene Verbalsätze zu Einer aus Vorder- und Nachsatz bestehenden Periode vereinigend: S. 480. 3. Das Wörterbuch übersetzt *a*: *when, then, as, there.*

weil.

no te mea Tah., *no ka mea* Haw. — Über diesen Ausdruck, welcher an 1053
sich demonstrativ ist und dem die Kraft der Satzbindung (vgl. nr. 707.) nicht

inwohnt, s. nr. 407. Haw.: *no ka mea ua malama oe i ka olelo*, dieweil du haſt behalten das Wort (meiner Geduld, will ich auch dich behalten vor u. s. w., Apoc. 3, 10.). — Tah. *no te mea* B. 5. nr. 85.

wie.

1054 *e like me* Haw. — S. über den Ausdruck nr. 477. B. S. 861. letzte Z. und S. 862. erste Z.

mai Tah. — s. nr. 99. und 946.; im 3. B. nr. 92. steht *mai ia.*

e N. Seel. — Ich finde wie durch *e*, so durch *e-ra oki* ausgedrückt (z. B. wie sie thun, so thun wir auch).

ob.

1055 *paha* Haw. — Es heiſst eigentlich vielleicht (s. nr. 943.), und die conjunctive Verknüpfung muſs also hinzuergänzt werden (vgl. nr. 707.); das Wort steht demjenigen nach, welches der Zweifel betrifft: (sie hielten auf ihn,) *e hoola paha ia i ka la Sabati*, ob er auch heilen würde am Sabbath (Luc. 6, 7.). Wiederholt, drückt es im Vordersatze ob, und im Nachsatze, mit *aole* zusammen, oder nicht aus: *e nana oe, o ke kapa paha o kau keiki, aole paha*, siehe zu, ob es deines Sohnes Rock sei, oder nicht (1. Mos. 37, 32.).

anei Tah. — Im Tah. finde ich es durch *anei*, die Partikel der Frage, deren Sinn vielleicht zu sein scheint (s. nr. 864.), ausgedrückt B. 1. nr. 129.

so (des Nachsatzes).

1056 Im Haw. wird das Verhältniſs des Nachsatzes zum Theil durch *alaila*, zum Theil gar nicht angedeutet. Cham. erwähnt jenes Wortes im Nachsatze bei fast allen Conjunctionen, führt aber nie ein B. an. Seine eigentliche Bed. ist hier dann (S. 911.). — Im N. Seel. scheint *ai* (vgl. nr. 908.) stehn zu können (nr. 217.).

Tong. *ka*, Haw. *aká*.

1057 Das Tong. *ka* bedeutet: aber, wenn (der Bedingung), während, obgleich, denn. — Das Haw. *aká* heiſst: aber (Apoc. 2, 14. 25.), sondern (S. 480. 4.) 2) wenn nicht, und vielleicht als nach einer Negation (das Engl. *but*). In der Bed. aber steht es im Anfange des Satzes.

§. 56.

Interjectionen.

ja.

***ai* N. Seel., *ae* Haw., *e* Tah. und Haw.** — Nach Cham. ist *e* nur eine Abkürzung von *ae*, welche im Sprechen öfter, in Schriften aber selten vorkommt. Mit dieser Bed. könnte die von *ae* als beistimmen, einwilligen (s. nr. 898.) zusammenhangen. Das Wörterbuch führt auch *ahe* für die Interjection an. — Im Tah. bedeutet *e* ja (nr. 2.), ebenso im Mad. — N. Seel. *ai* s. nr. 223. 1058

***oia* Tah. und Haw.** — Dieser Bed. reiht sich in der Haw. Sprache und in dem Tong. und N. Seel. *koia* die von wahrhaftig, wahr an (s. nr. 354. Anm. 1.). Dieselben Formen sind in diesen Sprachen, aber mit verschiedner Betonung, er oder dieser, das; und es fragt sich, ob man das Wort in beiden Bed. ursprünglich als eins betrachten soll. Die Frage wirft sich ebenso auf die Mal. Sprache zurück, in der *iya* er und *iyā* (Bug. *iyo*) ja ist; und so leicht man hiernach immer noch die Sache trennen könnte, so bestimmt weist das Polynes. Nominativzeichen auf das Pron. hin. Wieder kommt dem Mal. Worte das Tong. *io*, ja, in der That, wohl! nahe, welches im Haw.: wahr, wirklich, Wirklichkeit, und adverbialisch: wahrhaft, wirklich, gewiſslich, bedeutet. Das Tag. *siya* vereinigt in sich alle drei Bed., die des Pron. (er), die von ja (*asi es, bueno está, sea*) und von wahr (*cabal, justo; caber*).

siehe!

Haw. *a*. — Haw. *aïa no, aïa hoi, aïa ka* im Anfange des Satzes in der Bibel (s. nr. 467.). 1059

Ebenso wird *na* im N. Seel. (nr. 191.) (1) und Tah. (nr. 51.), und im Tah. *i naha* (nr. 51.) (2) und *ahiona* (Gramm. S. 36.) angegeben. Das letzte erweist sich als eine Imperativform von *hio*, sehn, blicken; aufheben (die Augen), welches das Tong. *jio* (Blick, blicken, anblicken) und vielleicht das Mal. *līat* ist.

Im Tah. steht *e* nach Ausrufen der Verwunderung am Ende (nr. 19.).

---

(1) In den Texten der Gramm. steht es unendlich oft leer im Anfange der Sätze. Es heiſst auch: horch! höre!

(2) Im Rarotong. finde ich *i na*.

gemischte Interjectionen.

1069 Vom Tong. führt Mar. (II. S. 369.) folgende Interjectionen auf:

ẘi pfui
ẘoi Ausruf der Verwundrung
åī des Mitleides, Schmerzes
oïao des Erstaunens
oiā́ā des Mitleides, Schmerzes
óua s. nr. 822.
ne ne kein Wunder!
īsa Ausruf des Zornes
sëū́ke des Erstaunens
seükḗ, seükḗle des Mitleides, Schmerzes.

Die mit einem Querstrich bezeichneten Vocale werden nach Mar. lange angehalten.

Die N. Seel. Gramm. giebt (S. 57.) nachstehende vier:

ahāh Ausruf des Miſsvergnügens
ha hā des Erstaunens
åu ē ach!
e tai ah!

die Tah. (S. 38.) folgende:

a Ausruf plötzlichen Unwillens oder Verdrusses; mit andrer Aussprache bei der augenblicklichen Entdeckung von etwas unerwartetem gebraucht
aha Ausruf plötzlichen Miſsvergnügens oder Unruhe (*vexation*)
ahe des Erstaunens oder zärtlicher Sorgfalt um etwas, dem man nicht abhelfen kann, wie bei einem Todesfalle
aue des Erstaunens, der Verwundrung 2) des Schmerzes, Kummers (ach!)
uhu der fehlgeschlagnen Erwartung (*disappointment*) bei einem Begegniſs
hee des Miſsvergnügens und der Unruhe (*vexation*)
haeo des Widerwillens und der Verachtung
aitoa der Zufriedenheit bei einem Ereigniſs (enthält vielleicht *toa*, auch).

Die Interjectionen der Haw. Sprache sind zum Theil bei der Angabe der lexicalischen Bedeutungen der Partikeln vorgekommen (s. nr. 392. 426. 428. 474. 476. 480.).

§. 57.

Partikeln.

Ich habe hier, nach Vollendung der Redetheile, noch den, die Syntax berührenden, eigenthümlichen Gebrauch einiger Partikeln abzuhandeln. 1061

leere Partikeln im Anfang des Satzes.

a Haw. — Es bedeutet siehe! und steht wohl in diesem Sinne oft leer im Beginne der Periode.

ka Haw. — Dient nach dem Wörterb. an derselben Stelle, um die Aufmerksamkeit zu erregen.

e Haw. — Ebenso gestellt und mit derselben Bestimmung; das Wörterbuch sagt, daſs es eine Abkürzung aus dem *ea* sein könnte, welches eine reine Interjection am Ende eines Satzes ist.

leere Partikeln.

no Haw. — Nachdem ich dieser Partikel, der Ansicht Cham.'s folgend, diese Stelle angewiesen hatte, bin ich bei meinem späteren Durchgehn der N. Seel. Texte auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen ihr, dem jetzt (s. nr. 919.) bedeutenden Haw. *ano* und dem, von mir nur an zwei Stellen meiner Arbeit, nr. 683. als einem Ausdruck für eigen und nr. 849. für das Verbum sein und für hier erwähnten, mir sonst aber oft in verwickelter Natur vorgekommenen N. Seel. *ano* aufmerksam geworden, wobei mir auch die häufige Verbindung des *no* mit *aïa* (s. unten) aufgefallen ist. Diese Umstände, welche ich hier nicht weiter verfolgen mag, könnten zu einer ganz andren Beurtheilung des Wortes führen. Das Haw. Vocabular nennt *no* eine Intensiv- und Affirmativ-Partikel, welche sowohl nach Verben, als nach Nominen stehe. Ich finde es besonders dem Pron. Subj. des Zeitworts beigegeben, und zwar: 1062

1. nach demselben, wo das Pron. dem Verbum vorgestellt ist:

a. wenn das Subject bei der Verbal-Partikel *e* im Gen. vor dem Verbum steht — *na'u no e haawi aku ia oe*, so will ich dir - - geben (Apoc. 2, 10.; ähnlich 2, 23. 28.);

b. wenn bei ausgelaſsnem Verbum sein das Subject dem Prädicate vorausgeht — B. 2. nr. 557., ähnlich Apoc. 2, 23. 3, 9.

2. vor demselben, wenn das Pron. auf das Verbum folgt: *e haawi aku no au ia ia*, dem will ich geben (Apoc. 2, 26.); B. S. 852. Z. 2., B. 2. nr. 722. *a.*, letztes B. nr. 813.

Es findet sich häufig nach *aïa*, wo dies das Verbum sein ausdrückt, sowohl vor dem Subst. Subj., als vor der Präpos. des Orts (s. nr. 848.). Vielleicht gehört dahin: *a cia no ia'u na ki*, und (ich) habe die Schlüssel (Apoc. 1, 18.). Ich finde es auch nach dem Adj. des Prädicats bei ausgelaſsnem Verbum sein: *he maikai no ka nui o ka aina*, der gröſste Theil des Landes ist gut (Cham.); doch könnte es vielleicht zum folgenden Subjecte gehören. Es steht ferner nach *wale* (s. nr. 938.), *aole* (B. 4. nr. 856.), vor *hoi* (s. nr. 473.) und *nae* (s. nr. 1034.).

1063 *oki* N. Seel. und Rarot., *hoi* Tah. — Das Tah. *hoi* finde ich leer B. nr. 39. Anm., ebenso *oki* im N. Seel. und Rarotong. nach einem Subst.; N. Seel. *ra oki* nach einem Subst. u. s. w., s. nr. 257.

be Tong. — steht sehr oft müſsig (s. nr. 382.).

unbekannte oder dunkle Partikeln.

1064 *a* — Tah. nr. 42.; N. Seel. öfter in nr. 168-170., ferner B. 1. nr. 223.

e — N. Seel. sehr häufig; zu den in nr. 140. gesammelten Stellen sind zwei S. 554. Anm. 2. citirte B. und das B. S. 554. Z. 5. hinzuzufügen. — Tah. B. 3. nr. 82., B. nr. 126.

§. 58.

Wortbildung.

1065 Ich behandle hier in dritter Stelle denjenigen der vier Theile einer Grammatik, welcher am passendsten als zweiter, nach der Lautlehre, eingereiht wird.

Ableitung durch Präfixa und Suffixa.

Es ist meine Absicht, alle Spuren der Affigirung hier zu sammeln, die ich in diesen Sprachen entdeckt habe. Auf diesen Theil des Polynes. Sprachbaus, welcher gerade in Hauptsachen oder bedeutenden Trümmern den, auch sonst in der Grammatik bisher so wenig nachgewiesenen Zusammenhang derselben mit den westlichen Idiomen beweist und welcher für die letzteren einen Haupttypus und einen vorzüglichen Gegenstand ihrer wechselseitigen Übereinstimmung ausmacht, ist bis jetzt so gut als gar nicht geachtet worden. Es hat dies seinen Grund darin, weil man nur auf die einzeln stehenden Partikeln sein Augenmerk richtete und darin allein die ganze Bildungsweise dieser Sprachfamilie suchte; oder wo wirklich die früheren Quellen diese Affixe beobachteten, haben sie, in allen Erscheinungen des Polynesischen sich an den Begriff der Partikel haltend, diese Bildungen zum Theil auf so wunderliche Weise, zum Theil so unvollkommen dargestellt, daſs man durch sie kaum hier und da darauf kommen konnte, in ihnen einen Stempel der Wortprägung zu erkennen. Ich werde mich bei den Formationen, die sehr vollständig in diesen Sprachen vorherrschen und deren Übereinkunft mit dem westlichen Sprachbau mir ganz gewiſs ist, so kurz als möglich fassen, da ich im Stande bin, ohne viele Belege diesen Zusammenhang und die allgemeine Natur derselben ganz bestimmt auszusprechen. Für alle übrigen Bildungen aber, welche, mit jenen Idiomen übereinstimmend oder nicht, sich kaum erst in einigen wenigen Spuren entdecken lassen, werde ich alle Einzelheiten sammeln. Die Beispiele für die letzteren sind oft, besonders deshalb, weil ich nur diejenigen aufführen konnte, von denen sich das einfache Wort in dem Wörterbuche der Sprache oder in den westlichen Mundarten, nach dem Standpunkte meiner etymologischen Kenntniſs, findet, so wenige, die in den Wörterbüchern angegebenen Bedeutungen so gemischt, daſs es meist schwer hält, diesen Affixen eine bestimmte grammatische Kategorie, welche sie bilden helfen, wenigstens ohne Ausweichungen, anzuweisen; die Fälle sind nicht selten, daſs sie dem Stammworte scheinbar gar nichts hinzufügen. Wo dies innerhalb einer mit den westlichen Sprachen gleichen Function statt findet, ist es nichts neues, denn auch in diesen schlieſst das einfache Wort schon meist die Kategorie des mit einem Affixe versehenen im Allgemeinen in sich und gehen bei einfachen und Derivaten die Redetheile in einander.

Wenn es vorzüglich hierher gehören würde, die wichtige Frage zu beantworten, warum diejenigen Präfixa, welche in den Sprachen des Indischen Meeres so vorherrschend sind, in denen der Südsee theils in so vereinzelten Spuren, theils gar nicht vorkommen, so unterlasse ich dies dennoch, weil es mich sowohl zu weit ableiten würde, als mich zu Behauptungen führen könnte, deren Sicherheit ich nur von einer längeren Erwägung des Problems über die Fortbildung des ganzen Malayischen Sprachstammes zwischen den zwei Extremen der einfachsten und ausgebildetsten seiner Idiome und die Vermittlung unter ihnen erwarten darf.

Es ist sehr nöthig, daſs ich feststelle, was man, im Gegensatze gegen die Partikeln, für Prä- und Suffixa der Wortbildung zu halten habe. Indem die von mir unten (nr. 1131.) bei der Zusammensetzung erwähnten Erscheinungen hier wiederkehren und sowohl die Partikeln, als die Affixa ohne ein festes System zum Theil mit den Wörtern, vor oder nach welchen sie stehn, zusammengeschrieben, zum Theil von denselben getrennt werden, so kann der Unterschied nur in der von ihnen angedeuteten Beziehung liegen. Ich beschränke daher den Namen Partikeln auf diejenigen Wörter oder Laute, welche den Kategorien der Redetheile, und nenne Prä- und Suffixa oder Vorsätze und Ansätze die, welche der Wortbildung, Wortableitung und der Stempelung der Redetheile dienen, und lege dabei das Gesetz zum Grunde, das in den westlichen Mal. Sprachen, ihrem Charakter nach, zwischen diesen beiden Erscheinungen entscheidet.

Da ich mich in diesem ganzen Abschnitte fast nur auf eignes Studium der Wörterbücher stützen kann, so muſs ich bei der Tahitischen Sprache kürzer sein; denn das von Wilh. v. Humboldt aus eigner Lectüre zusammengestellte dieser Sprache erreicht natürlich nicht den Umfang der gedruckten von den drei übrigen, und es ist einer der Vorzüge dieser mühsamen Arbeit, daſs sie vorzüglich die Stammwörter berücksichtigt.

1066 Die wichtigsten beiden Sprachfamilien gemeinschaftlichen Affixa sind:

1) der Vorsatz, welcher das Tag. *maca* und Mad. *maha* ist; er ist allen fünf Südsee-Sprachen in groſser Ausdehnung eigen;

2) in ebenso ausgedehntem Gebrauch in allen findet sich die mit dem westlichen *an* identische Endung;

1067 3) nur vereinzelt kommen die Vorsätze *ma* und *pa* vor. Daſs sich von der weiteren Ausbildung derselben durch zugesetztes *n* (Mal. *men, pen,* Jav. und Tag. *man, pan,* Mad. *man, fan,* woran sich das Jav. *han* schlieſst) und der dadurch veranlaſsten, im Jav. sogar unmittelbar gangbaren, Umwandlung des Anfangsconsonanten des Stammworts oder Vorsetzung eines *ng* vor den Anfangsvocal im Polynes. eine Spur finden sollte, ist schwer zu erwarten. Es giebt allerdings einzelne Beispiele, welche sich so auslegen lieſsen; aber die Armuth an Consonanten in diesen Sprachen und das vage Überschwanken derselben in ihre verwandten verbieten, darauf irgend einen Werth zu legen. Ein solches Beispiel ist das Tah. *tao*, denken, *manao*, denken, Gedanke; in den übrigen drei Sprachen wird bloſs das Abgeleitete aufgeführt: Tong. *manatu*, denken, nachdenken, erwägen; sich erinnern; nachdenkend, gedankenvoll; ernsthaft, traurig; N. Seel. *mănako*, Erinnerung; Haw. *mañao*, denken, nachdenken; sich erinnern; Gedanke, Plan. Ein zweites ist das Tong. *ngingila*, glänzen, glänzend, das Mal. und Jav. *gilang*.

1068 Auf die übrigen westlichen Bildungen, vorzüglich die Präfixe, die sich bis jetzt in den Polynes. Sprachen nicht nachweisen lassen, wird man fortwährend die Aufmerksamkeit richten müssen; ich erinnere an eine oben (nr. 763.) von mir über die Verbal-Partikeln gemachte Bemerkung. Der Übelstand ist immer der, daſs die Erkennung durch Abschleifung oder Vermengung der Consonanten erschwert wird. So verschwindet der Mal. und Jav. Vorsatz *sa* schon im Mad.; wer weiſs aber, ob er sich nicht manchmal im *ha* oder *a* verbirgt? wie dies der Fall mit dem *ka* jener Sprachen ist, dem Präfixe, welches sich, auch allein, meist aber mit dem Suffix *an* verbunden, in allen westlichen Sprachen, sogar in der von Formosa findet. Ich würde es für sehr wichtig halten, wenn man von demselben vielleicht unter der Madecass. Gestalt in den Südsee-Sprachen Spuren nachweisen könnte. Dabei würde aber kein andres Kriterium sicher sein, als seine enge Vereinigung mit dem Suffix *anga, ana, raa*. — Ferner verdienen Aufmerksamkeit: 1) das Präfix Mal. *ber, per*, Jav. *mer, per*, Mal. *ter*; 2) das Präfix Jav. *mi, pi*, Mad. *mi, fi*; 3) der Mal. Ansatz *kan*, Jav. *haken, hakê* des act. Verbums, welcher vielleicht das so häufig den Mad. Zeitwörtern antretende *che, ch, c* ist. Auffallend ist es jedoch, daſs derselbe sich im Tag. nicht zeigt und im Jav. deutlich das Verbum befehlen ist.

Betrachtet man den Gegenstand der Worterzeugung von der andren Seite, von den Südsee-Sprachen aus, so hat sich die in ihnen so bestimmt ausgeprägte Formation durch die Endung *ia* (s. nr. 1111.) in den Idiomen des groſsen Indischen Meeres nicht entdecken lassen.

1069 Eine letzte Frage ist noch die nach Infixen in den Südsee-Sprachen; das eingeschobene *um* und *in* gehört nur dem Jav., Kawi und Tag. an, im Mad. giebt es bloſs einzelne Beispiele von beiden, im Mal. nur mehrere vom *um*. Das Haw. *kamau, to hang by a trifle* (wie ein schwerer Körper, der an einer dünnen Schnur hängt), könnte, gegen *kau*, hangen, ein vollwichtiges Beispiel des *um* sein, welches auch im Mal. und Jav. bisweilen die Gestalt von *am* annimmt; und da man für jetzt jede geringfügige Erscheinung beachten muſs, die sich auf diese Bildungen deuten lieſse, so führe ich noch an: Haw. *kumakaia*, verrathen, Einem einen Hinterhalt legen, einen Unschuldigen anklagen; Verräther, Einer, der anscheinend freundlich, aber in Wahrheit feindlich ist; *kakai, to look carefully as with an evil design*; Tah. *maere* (Joh. 7, 15. 21.) und *umere* (*ib.* 5, 20.), sich wundern; *ere* finde ich nicht.

Präfixa.

1070 *ma* — ist im Kawi, Jav., Tag., Bug., Mad. Präfix des Adj. und Verbums, und zwar im Mad. des activen, in den übrigen Sprachen hauptsächlich des neutralen; im Mal. ist es sehr, im Jav. ziemlich selten; diese beiden Sprachen bedienen sich für das Verbum vielmehr durchgängig des Präfixes *man* (Jav., jedoch auch so selten und älteren Ursprungs; das gewöhnliche Präfix ist vielmehr *han*), *men* (Mal.), das eine Umwandlung mehrerer Anfangsconsonanten nach sich zieht. Jenes *ma* findet sich, aber nur in einzelnen Spuren, in den fünf Südsee-Sprachen. Daſs es in diesen manchmal auch Subst. Bed. hat, kann nach der Natur dieser Idiome, welche jedes Wort, je nachdem sie den Artikel, oder ein Verbal-Hülfswort davor oder es einem Subst. nachsetzen, von dem einen in die beiden andren Redetheile übergehn lassen, nicht auffallen. Das *ma* ist gerade, in Folge des Schlusses, zu dem der bestimmte Typus der westlichen Mal. Sprachen berechtigt, hier das sichre Zeichen, daſs das vieldeutige Wort ursprünglich als Verbum oder Adj. in die Sprache versetzt wurde. Wie diesen Dialekten das Bewuſstsein der eigentlichen Bedeutsamkeit des Präfixes verloren gegangen ist, zeigt sich auch darin, daſs der Form mit *ma* auch das gleichsinnige, aber die ganze Sprache durchdringende Verbal-Präfix vorgestellt wird: Tong. *fækka matafa*, Haw. *hoomole, hoomaînoîno*. Von der Contraction, welche dieses *ma* in den westlichen Mundarten vor vocalisch anhebenden Wörtern erfährt, indem das *a* entweicht, finde ich in dem eben erwähnten *hoomole* ein Beispiel; sonst aber erscheint es ohne Zusammenziehung vor Vocalen.

Bed. eines Verb. neutr. — Haw. — *alo*, durch das Wasser gehn, über etwas hinübergehn 2) von einem Orte zum andren bringen, *maalo*, vorbeigehn, hindurchgehn (z. B. durch ein Land, durch eine Menschenmenge); *ole*, nicht, *hoole* und *hoomole*, abgeneigt sein, sich weigern (¹);

Verb. act. — Tong. — *hai* und *mahai*, zerreiſsen; Mal. *bŭnĭ*, verbergen, Tong. *mabuni*, verschlieſsen; Haw. — *kala* und *makala*, losmachen, losbinden, befreien, nachlassen; *holahola, hohola* und *mahola*, ausdehnen, öffnen.

Verbum und Subst. —

Mal.	*tākut*	Furcht, fürchten, sich fürchten, furchtsam
Jav.	*takut*	Furcht Cr.
Bug.	*matau*	sich fürchten, furchtsam
Mad.	*tahots*	Furcht, sich fürchten
	matahots	sich fürchten, furchtsam
Tag.	*tacot*	Furcht, sich fürchten, in Furcht setzen
N. Seel.	*mataku*	sich fürchten, furchtsam, Furcht
Rarot.	*mataku*	Furcht
Tah.	*matau*	sich fürchten
Haw.	*makau*	sich fürchten, Furcht

Adj. — Tong. *matolu*, N. Seel. *ma te todu* (²), Haw. *makolu*, dick, ist sichtbar von dem Zahlworte 3 (Tong. *tolu*, N. Seel. *todu*, Haw. *kolu*) abgeleitet. Tong. — *fohi*, abstreifen (die Haut), *mafohi*, abgestreift (z. B. Baumrinde); *fachi*, zerbrechen, verrenken; zerbrochen, verrenkt, *mafachi* und *mafechi*, zerbrochen, verrenkt; *tochi-tochi* und *matochi*, zernagt, eingekerbt, eingesägt. — Haw. — *lohi*, zaudern, zögern, warten 2) langsam, schwach, *luhi* ermüdet sein; ermüdend, *malohilohi* oder *maluhiluhi*, ermüdet; *eleele*, dunkel, schwarz, blau, dunkelbraun, *maele*, schmutzig (*paele*, besudelt sein; besudeln, schwärzen).

Adj. und Verbum — Tong. — *kila-kila* und *kikila*, stark glänzen 2) blendend, *makila*, flimmern (wie Sterne) 2) sternengleich. — Mal. *tāū*, wissen, kennen; weise, verständig, N. Seel. *mātau*, wissen, kennen, verstehn; einsichtsvoll, verständig. — Haw. *aniani*, Glas, Spiegel, *mania*, glätten, ebnen 2) glatt 3) stumpf 4) träge, schläfrig, faul, *manie*, glatt, eben, *clear*.

Adj. und Subst. —

(¹) Man könnte hier ein vorgesetztes Infix (S. 357. nr. 66.) finden wollen, aber *hoomaïnoïno* beweist dagegen.

(²) Der Artikel ist hier dunkel.

	alt.	älterer Verwandter.	Herr.	Gott.
Mal.	*tūah* alt	*mentuwah, mentuwak* Schwiegervater, Schwiegermutter	*tūhan* Herr	*tūan* Gott
Jav.	*tuwa* alt	*mertuwa, maratuwa* Schwiegervater, Schwiegermutter	*tuwan* Herr	
Bug.	*matoa* alt	*matua* Schwiegervater, Schwiegermutter		*puang* Gott
Tong.	*motua* alt, Alter; reif, erwachsen; *to wear away with age* *matua* alter Mann	*tuachina* Oheim 2) Vetter, Nichte *tuafafine* Schwester		*hotua* Gott 1) Geist, Seele 2) Gespenst
N. Seel.		*matua* ein älterer Verwandter *matua tane* Vater *matua wahine* Mutter		*atua* Gott
Rarot.		*medua* Vater oder Mutter	*atu* Herr	
Tah.		*tuane* Bruder (im Munde der Schwester) *tuahine* Schwester (im Munde des Bruders) *metua tane* Vater *metua wahine* Mutter	*fatu* Herr	*atua* Gott
Haw.	*makua* erwachsen, reif	*makuakane* Vater *makuahine* Mutter *kaikunane* Bruder (im Munde der Schwester) *w* *kaikuwahine* Schwester (im Munde des Bruders) *kaikuaana* älterer Bruder (im Munde des Bruders), ältere Schwester (im Munde der Schwester)	*haku* Herr	*akua* Gott

---

Mal.	*pānas* warm, heiſs
Jav.	*panas id.*
Bug.	*mapōla* warm
Mad.	*fane* Wärme *mafanne* warm

Tag.	*banas*	Wärme
	mabanas	warm
Tong.	*mofanna*	warm, Wärme
N. Seel.	*mahana*	warm, Wärme 2) Tag
Tah.	*mahana*	warm 2) Tag
Haw.	*mahana* und *hahana*	warm, Wärme

Tong. *hunu*, sengen, *mahunu* und *mohunu*, versengt 2) *a blight.* Verbum, Adj. und Subst. —

Mal.	*dāmar*	Fackel 2) Harz
Jav.	*dhamar*	Fackel, Licht (*candle*), Lampe
Bug.	*damak*	Pech (*damak batu, rosin* = Mal. *dāmar bātu*)
Mad.	*sava, dsavou, masava*	Licht (als Stoff)
Tong.	*mamo*	Fackel 2) Licht (als Stoff) 3) Welt
N. Seel.	*marama*	Mond 2) Monat
Rarot.	*marama*	Mond
Tah.	*marama*	Mond
	marama rama	hell werden; Licht
	mara mara	Licht
Haw.	*lama*	Fackel, ein Licht
	malama	Monat
	malamalama	leuchten, scheinen; leuchtend; Licht (als Stoff), Schein

Haw. *hoomaïnoïno*, dulden, Qual leiden; Betrübniſs, Verfolgung; verächtlich; *with great suffering, with severity* (als Adv.); *ino*, ursprünglich schlecht, und *inoïno* haben dieselben Bed.

Subst. — Tong. *hele* und *tafa*, schneiden, *mahele* und *matafa* (auch *fækka matafa*), Schnitt; Mad. *fo, foh, foo*, Haw. *puu*, Tong. *mafu*, Herz.

1071 *mo* — erscheint in zwei schon im Obigen angeführten Tong. Wörtern als gleichbed. mit *ma*, und beinahe nur als eine willkührliche Schreibung für dieses: *motua*, wenig verschieden von *matua* (S. 990.), *mohunu*, gleichbed. mit *mahunu* (ob. Z. 7.).

1072 Tong. *fækka*, N. Seel. *waka*, Rarot. *aka*, Tah. *faa* oder *haa*, Haw. *maka* (sehr selten), *haa* (seltner), *hoo* (allgemein) — Diese Verbal-Vorsätze sind das Präfix *maca* der Tag. und *maha* der Mad. Sprache. Man erkennt hierin deutlich das Verbal-Präfix *ma* selbst; wie das Ganze zu nehmen sei, ob etwa als ein Hülfsverbum der Bed. machen, wage ich nicht zu bestimmen. Die Entscheidung der Frage, ob das öfter im Kawi vorkommende *maka* derselbe Vorsatz sei, behalte ich meiner eignen Schrift vor. Die allgemeine Verbreitung dieses Präfixes in den Sprachen der Südsee, nach der es den Haupttypus ihrer Verbal-Formation ausmacht, während es in den genannten beiden westlichen nur eine einzelne Ausstrahlung derselben ist, findet ihre Analoga in jedem Sprachcomplexe, dessen sich die Forschung bis jetzt bemächtigt hat. Daſs der Vorsatz allein vorkomme, bezweifle ich; wenn Mar. im Wörterb. *fækkă* für sich *to make, to fashion, to cause to be done* übersetzt, so meint er damit wahrscheinlich bloſs seine Bed. in der Zusammensetzung. Ich will mit dieser Behauptung jedoch nicht der, sehr schwierigen Untersuchung über das Entstehen und den ursprünglichen Sinn dieses Lautgebildes vorgreifen. Diese Präfixformen, welche alle dasselbe Wort sind und dieselben Eigenschaften haben, vereinigen nun ebenso sehr die verschiedenartigsten Gattungen des Verbums und durchlaufen in jeder auf gleiche Weise die mannigfaltigsten Nüancen der Bed. und Beziehung zum Stammworte, wie dies die Eigenschaft fast aller der Präfixe der westlichen Mal. Sprachen ist, welche man im Allgemeinen für Exponenten des transitiven Verbums ausgiebt. Selbst das Tag. *maca* und das Mad. *maha* führen gewiſs eine weit mehr getheilte Bed. mit sich, als die Grammatiker behaupten. Das Polynes. Präfix ist, wie alle jene Vorsätze, überhaupt das Zeichen des activen Zeitworts, sowohl des einfachen, als des causalen, aber auch so oft des Verb. neutr., daſs man vielleicht noch weniger, als in jenen Sprachen, sagen kann, ob man es hauptsächlich für transitiv oder ebensowohl für neutral, also generell für Zeichen des Verbums halten solle; denn in jenen Idiomen steht ihm wenigstens ein intransitives Präfix zur Seite, eines solchen scheinen aber die Polynes. zu ermangeln. Dies ist indeſs noch nicht alles. Das Präfix bildet auch Subst., Adj. und Adv. Wenn es daher wirklich die Sprache dazu bestimmt haben sollte, das Verbum als solches zu bezeichnen, so fällt sie hier in ihre alte Weise zurück, alle Redetheile zu vermischen. Man könnte sogar hiernach, besonders da die Polynes. Formen desselben wirklich dem *p* näher stehn, als dem *m*, die Frage aufwerfen, ob nicht dieses Präfix vielmehr der Tag. Vorsatz *paca*, Mad. *faha* sei, oder ob das subst. und verbale westliche Präfix in ihm ineinandergeflossen sind oder noch ungeschieden in ihm zusammenliegen. Seine Bed. eines Subst., und zwar sowohl actionis, als actoris u. s. w., eines

Adj. und Adv. ist, so leer die Wörterbücher davon sind, den fünf Sprachen gemeinschaftlich, und nicht so selten; es kommt nur darauf an, daſs ein solches Derivatum einen Artikel vor sich habe oder nach einem Subst. stehe, damit es die subst., adjectivische oder participiale Natur annehme; und um als Adv. zu erscheinen, bedarf es bloſs der Anschlieſsung an ein Verbum. Es bedeutet oft mehrere Redetheile neben einander, vereinigt verschiedene Beziehungen und Classen derselben Redetheile, kann z. B. Verb. neutr., act. und caus., Subst. actionis und actoris zu gleicher Zeit sein; und wenn oft umgekehrt, wo das Stammwort diese mehrfachen Redetheile und Bed. eines und desselben in sich begreift, gerade das abgeleitete sich nach dem Wörterb. für einen bestimmten und für eine vereinzelte Sinnesrichtung entscheidet, so ist der Ersatz, welchen die Deutlichkeit dadurch gewinnt, gering, da immer auch hier unmittelbar gegeben ist, daſs es die Mannigfaltigkeit des einfachen Worts in sich aufnehme. Das Präfix tritt vor alle Hauptredetheile der Sprache, vor Subst., Adj., Verba, Adv., ja Zahlwörter, und seine Abwandlungen zeigen oft dieselbe Bed., als das Simplex, nicht bloſs wenn beide Verba, sondern auch wo sie eine andre Wortgattung sind. Ich trenne jetzt, um diese Behauptungen zu beweisen, die einzelnen Sprachen von einander, und führe in jeder Beispiele der verschiedenen Bedeutungen der Formation auf, bei welchen ich nicht vermeiden kann, daſs sowohl in einfachen, als in abgeleiteten Wörtern andre Sinnesbeziehungen und Redetheile sich mit den an der Stelle eigentlich gemeinten verbinden.

Tong. Sprache, *fœkka*.

Das Präfix wird in Einem Worte *fokka* geschrieben: *fokkatú*, *to*1073 *set up on end: on end, endwise* 2) aufhäufen, sammeln, dem Causale von *tu*, stehn, aufstehn; ersteres hat auſserdem die Bedeutung: etwas verschiffen, *tu* noch die von: schneiden, abschneiden. Wahrscheinlich enthält *fekkatagi*, begegnen, auch dies Präfix; Mar. führt zwar *tagi* nicht an, aber doch die beiden gleichbedeutenden Formen mit dem Präfix *fe*: *fetagi* und *fetaulagi*.

Bed. des Verb. act.:

vom Subst. — *hahàu*, Thau, *fœkka hahàu*, bethauen; *hingoa*, Name, *f. hingoa*, benennen; *matta*, Auge 2) Schneide, Schärfe eines Werkzeugs, *f. m.*, schärfen; *awa*, Loch, *f. a.*, durchbohren; *lili*, Zorn, *f. l.*, erzürnen, reizen; *ofa*, Liebe, *f. o.*, liebkosen; *egi*, Häuptling; *f. e.*, weihen (wie einen Häuptling):

vom Adj. — *beku*, stumpf, *fækka b.*, stumpf machen; *biko*, krumm, *f. b.*, krümmen; *bito*, voll, *f. b.*, anfüllen; *ngofua*, leicht (*easy*), *f. ng.*, erleichtern; *lahi*, groſs, viel, *f. l.*, vergröſsern, vermehren; *ma*, rein 2) schaamhaft, *f. ma*, reinigen 2) beschämen; *tabu*, verboten, mit einem Bann belegt (daſs man etwas nicht anrühren oder essen soll), heilig, *f. t.*, mit einem solchen Banne belegen; *eloa*, wissend, *f. e.*, erzählen, mittheilen, verrathen;

vom Zahlworte — *ua*, zwei, *f. ua*, in zwei Theile theilen;

vom Verbum — *heka*, sich niedersetzen; niedergelegt 2) einschiffen; *f. h.*, einschiffen; *fehui*, Frage, fragen, *f. f.*, fragen; *fetaulagi* und *fækka f.*, *to meet, to cross.*

Bed. des Verb. caus. — vom Verbum: *kei*, essen, *f. kei*, füttern; entwöhnen (ein Kind); *kata*, lachen, *f. k.*, Gelächter erregen, zum Lachen bringen; lächerlich; *manatu*, denken, nachdenken, *f. m.*, erinnern, Einem etwas ins Gedächtniſs zurückbringen; *nofo*, sitzen, *f. n.*, zum Sitzen bringen; *mohe*, Schlaf, schlafen, *f. m.*, in Schlaf bringen oder singen; *ha*, erscheinen 2) zeigen, *f. ha*, zeigen; *tubu*, Sprosse, Knospe; aufkeimen, sprossen, wachsen, *f. t.*, aufsprieſsen oder wachsen machen, erzeugen; *moui*, Leben, Genesung; leben, genesen, *f. m.*, beseelen, jemandes Leben retten, ihn heilen; ein aus Lebensgefahr Geretteter.

Bed. des Verb. neutr.:

vom Subst. — *aü*, Wolke, *f. aü*, bewölkt werden, sich bewölken; *koa*, Schaum, *f. koa*, schäumen; *buta*, Wette, wetten, *f. b.*, wetten; *huhu*, die weibliche Brust (Mal. *süsü*), *f. h.*, saugen; *buaka*, Schwein, *f. b.*, auf allen Vieren gehn; schweinisch; *fetai*, Dank, *f. f.*, danken; *hela*, Ermüdung; athemlos, *f. h.*, auſser Athem sein, *to tire for want of breath*;

von Adj. — *biko biko*, träge, *f. b. b.*, träge sein; fahrlässig; *bopo*, faul, schimmlig, *f. b.*, modern; *elo*, stinkend, faul, *f. elo*, stinkend werden, faul werden;

von Verben — *gi*, zwitschern (wie Vögel), *f. gi manu, id.*

von Adv. — *ofi*, nahe, *f. ofi*, sich nähern; *hifo*, herab, nach unten, *f. h.*, herabsteigen.

Bed. des Verb. neutr. oder act. und des Verb. caus. zugleich: *fanáu*, Schwangerschaft, Niederkunft; Nachkommenschaft, Abkömmling; (ein Kind) hervorbringen, *fœkka f.*, schwanger werden 2) schwanger machen; *taha*, eins, *f. t.*, mit Einem in Gesellschaft sein, *to adjoin, unite to, coalesce* 2) verbinden, verknüpfen 3) zusammen, ungetrennt; *manako*, lieben, geliebt, *f. m.*, lieben 2) beliebt machen (*to endear*) 3) *amiable.*

Bed. des Adj.:

vom Subst. — *tangata*, Mann, *fœkka t.*, männlich; *fafine*, Frau, *f. f.*, weiblich; *guli*, Hund, *f. g.*, hündisch; *tua*, das gemeine Volk, *f. tua*, gemein, unzierlich; *ifi afi*, Abend, *f. ifi afi*, zum Abend gehörig, *kei f. ifi afi*, Abendessen; *anga*, Art und Weise, *togi f. anga gehe*, eine Axt, deren Eisen nach einer andren Seite hinsteht, als der Griff (*f. a. gehe* selbst übersetzt Mar.: nach andrer Art); *chino*, Leib 2) *dimension, size* 3) Gestalt 4) *stout, large, fat, f. ch.*, fett machend, nahrhaft; *to fatten*; *manawa he*, Furcht (von *manawa*, Gemüth, und *hee*, wandern), *fœkka m. he*, nach Mar.'s Wörterb. nur: erschrecken, aber Mar. II. *p.* 380.: *koe mea f. m. he ko he tau*, eine schreckliche Sache ist der Krieg;

von Adj. — *lia lia* und *f. lia lia*, schmutzig, garstig, abscheulich;

von Verben — *kakawa*, schwitzen, *f. k.*, schweiſsig 2) schweiſstreibend; *tu*, stehn, aufstehn, *fokkatú*, aufhäufen, sammeln 2) Waaren verschiffen, *waka fokkatú*, ein kleines Boot; *tangi*, weinen, *f. t.*, pathetisch, was zu Thränen rührt.

Bed. des Subst.:

gemischte Bed. — *fachi*, zerbrechen, verrenken; zerbrochen, verrenkt, *fœkka f.*, Groll, Bosheit; *gigihi, to argue obstinately*, widersprechen, *f. g., to cavil* 2) Festigkeit oder Halsstarrigkeit in Grundsätzen; *maleka* und *f. m.*, körperliches, sinnliches Vergnügen; *tafa*, schneiden, *matafa*, Schnitt, *a gash, a notch, f. m., a gash,* groſser Schnitt; *waka*, Boot, Schiff, *f. w.*, Griff, Handhabe;

actionis — *laa*, Sonne, *f. laa*, sonnen, Sonnung; *lillé*, gut 2) Friede, *f. l.*, gut machen, verbessern 2) Frieden stiften, versöhnen; Friedensstiftung; Waffenstillstand; *tee*, schwimmen, *f. tee*, schwimmen machen 2) Lustparthie oder Ausflug zu Wasser; *ko he fœkka ongo ia*, es ist der Wiederhall (Mar. II. *p.* 383.; *ongo* bedeutet dasselbe);

actoris — *leo* und *f. leo*, wachen 2) Wächter, Schildwache; *hau*, kommen, sich nähern, *f. hä* (oder *ä*) *tau* (nach Mar. eigentlich: *to make come the battle*), eine vorgeschobene Abtheilung, welche den Feind zum Gefecht reizen soll, *a skirmishing party: to skirmish.*

Bed. des Adv. — Dies ist die einzige von *fækka*, welche Mar. in der Gramm. behandelt. Eine andre Art, das Adv. zu bilden, ist die durch Ansatz von *ange* (nr. 355.); dem Sinne nach sind beide nicht verschieden, nur ist die durch *fækka* häufiger. Da jedoch dieses so viele andre Beziehungen bezeichnet, so ist die Formation durch *ange* weniger zweideutig. So muſs man, nach Mar.'s Bemerkung, das Adv. gut (Engl. *well*) durch *lillé ange* geben, da *fækka lillé* Verbum und Subst. (s. S. 995. Z. 4. v. u.) ist. Man findet auch von einem durch *fækka* gebildeten Adj. das Adv. durch *ange* abgeleitet: *wakkći*, anblicken 2) Acht haben, *f. w.*, achtsam, *f. w. ange, warily, carefully; biko biko*, krumm (ebenso *biko*) 2) träge, *f. b. b.*, träge sein; fahrlässig (Adj.), *f. b. b. ange, indolently.* Mar. übersetzt *fækka* bei dieser Bildung durch: auf die und die Art. Es scheint meist vor Adj., aber auch vor Subst. zu treten:

von Adj. — *malohi*, stark, *f. m.*, mit Gewalt, gewaltsamer Weise 2) tyrannisch handeln, *toho f. m.*, mit Gewalt ziehn; *toa*, tapfer, Tapferkeit, *f. toa*, tapferlich; *matta matta tau*, kriegerisch, *f. m. m. tau*, auf kriegerische Art;

von Subst. — *ita*, Zorn, *f. ita*, auf zornige Art; *kewigi*, Krebs, *f. k.*, rückwärts (wie die Krebse gehn); *ilonga*, Zeichen, *f. i.*, bezeichnen, *taï f. i.*, ohne Unterschied, ohne Wahl;

von Adv. — *chi*, klein, *chichi*, Adv. sanft, leicht, in mäſsigem Grade, *f. chichi, id.* 2) in kurzer Zeit 3) *to abbreviate or reduce; to decrease.*

Beinahe wie eine Präpos. (vgl. nr. 656.) erscheint der Vorsatz in: *f. botu ua*, auf beiden Seiten, *f. anga gehe*, nach andrer Weise.

N. Seel. Sprache, *waka.*

1074 Vom N. Seel. *waka* kann ich nur wenige B. geben, weil das Wörterbuch diese Bildung fast immer allein als causal betrachtet, eine Beschränkung, die es mit andren Quellen für die Sprachen des Mal. Stammes bei ähnlichen Punkten gemein hat. Die B., die ich anführen kann, verdanke ich glücklichen Ausnahmen, in denen es sie richtig und ohne Systemssucht übersetzt.

Bed. des Verb. act. — unter dem Artikel *waka* finden sich mehrere active Verba, aber ihr Einfaches erscheint im Wörterb. nicht: *waka iro*, schneiden (z. B. in Holz); *w. pakuku*, ergreifen; *w. toro toro*, nachahmen;

von Subst. — *ariki*, Priester, *waka riki* (wohl richtiger zusammenzuschreiben, wobei man sieht, dafs die Sprache sich auch, wie die Haw., die Elision erlaubt), einen Priester erwählen; *widi*, Bohrer, *w. w.*, bohren; *tuma*, Drohung, *w. t.*, bedrohen, Einem drohen;

von Adj. — *ki*, voll, *w. ki*, anfüllen; *roa*, lang, *w. roa*, verlängern;

von Zahlwörtern — *rȧu*, hundert, *w. rȧu*, eine Anzahl (Sclaven, Gefangne) zusammenbringen.

Bed. des Verb. neutr. — *waka raka*, vorwärts schreiten;

von Adj. — *kino*, schlecht, *w. k.*, sündigen.

Bed. des Verb. caus. — *rongo*, hören (das Jav. *rungu*), *w. r.*, benachrichtigen 2) (was nicht hierher gehört) horchen; *mātȧu*, wissen, kennen, verstehn (das Mal. *tāu* mit dem Präfix *ma*), *w. m.*, lehren; *adi*, Freude, vergnügt, sich freuen, *w. adi*, erfreuen; *idi*, hangen, *w. idi*, aufhängen.

Bed. des Adv. — *mahana*, warm, Wärme, *w. m.*, wärmen, warm (Adv.).

Bed. eines Subst. actoris — Ich habe mich durch die Texte überzeugt, dafs nur die Vorsetzung des Artikels *te* vor *waka* nöthig ist, um der Bildung diesen Sinn zu geben.

Rarotong. Sprache, *aka*.

Ich finde es als Vorsatz der Verba, auch der Adverbia.

Tah. Sprache, *faa* oder *haa*.

Diesen Vorsatz hat Wilh. v. Humboldt schon unter den Partikeln 1075 (nr. 127.) behandelt; in dem einen seiner beiden B. bildet er aus einem Subst. ein Verb. act., in dem andren aus einem Verbum ein Verb. caus. Ich finde ihn auch als Präfix des Subst.: *haamaitai*, Ehre, von *maitai*, gut; *faaturi*, Hurerei (*turi* ist: Knie); und Adv.: *faahou*, wiederum (von *hou*, dem Mal. *bhārū*, neu). Trotz dieser wenigen B. ist das Präfix im Tah. ebenso allgemein, als im Tong. *fækka* und im N. Seel. *waka*, wie ich, mich hier aller ausführlichen Belege enthaltend, nach den von mir durchgegangnen Texten versichern kann.

Haw. *maka.*

1076 Ich habe davon nur Ein B., wo es neutrale Verbalbed. hat: *makaala*, wachen, aufmerksam sein, von *ala*, wachen, aufwachen.

Haw. *haa.*

1077 Dies Präfix ist in seltnem Gebrauche; vor einem Vocal kann es sein End-*a* elidiren: *haano, haawe, hai.*

Bed. des Verb. neutr. — vom Verb. act. — *lulu*, abschütteln (wie Staub), säen, zerstreuen, *haalulu*, zittern, voll Furcht und Schrecken sein;

des Verb. act. — *lele*, fliehn, fliegen, weggehn, *haalele*, verlassen 2) verwerfen 3) zerstreuen; *hanohano*, Ruhm, Ehre; ruhmvoll, geehrt: ehren, erheben 2) stolz (vgl. S. 1000. Z. 8. *hookano*), *haano, to boast, exalt, to extol: i*, sprechen, *hai*, sprechen, sagen, erzählen, berichten;

Subst. — *hookohi* und *haakokohi*, die Wehen (vor der Geburt);

Subst. acti — *awe*, tragen, bringen, *haawe*, auf dem Rücken tragen, zum Tragen auf den Rücken oder die Schultern legen; Last, auf dem Rücken getragenes Packet;

Subst. actoris — *nui*, groſs, Gröſse, groſs sein, werden, *haanui*, sehr loben, erheben, prahlen, übertreiben; Prahler; prahlerisch;

Adj. — *lou*, Seitenstechen, *loulou, severe, loud, painful, haaloulou*, aus tiefer Reue weinen; niedergeschlagen, kummervoll.

Haw. *hoo.*

1078 Dies ist das allgemein übliche Präfix der Sprache; es ist aus *haa* durch Verdumpfung des *a* entstanden, eine Veränderung, die schon in der ersten Sylbe des Tong. *fækka* vorgegangen ist. In ein paar Beispielen lautet auch die Haw. Form *hoa: una* und *hoaüna*, schicken. Vor einem Anfangsvocal kann *hoo* sein zweites *o* verlieren: *hoaa, hoao.* Es tritt auch einem andren Präfix vor: *inu*, trinken, *hoohaïnu*, zu trinken geben, trinken lassen: *like*, gleich, gleichen, *halike*, gleichen, *hoohalike*, gleichen 2) gleich machen; *hoomaïnoïno, hoomole* s. S. 980. Z. 7. v. u.

Bed. des Verb. neut. — vom Verb. neut. — *ue* und *hooueüe*, weinen; *make*, Tod, todt, sterben, *hoomake*, zu sterben wünschen, fasten; *to put into a state of privation; to deaden, cause to die, to mortify*;

vom Subst. — *kauwa*, Diener, Sclave, *hookauwa*, dienen, Diener sein;

vom Adj. — *ele*, schwarz, *hooele*, schwarz werden.

Bed. des Verb. act. — vom Verb. act. — *auau* und *hoauau*, waschen, baden; *ahu*, Sammlung, sammeln, *hoahu*, sammeln; *aloha*, Liebe, lieben, *hoaloha*, lieben; *lohe*, hören, *to attend to, to regard*, horchen, gehorchen, *hoolohe, to attend to, to regulate, obey*;

vom Subst. — *kupu*, Abgabe, *hookupu*, eine Abgabe bezahlen oder einsammeln; *tax, taxation*;

vom Subst. und Adj. u. s. w. — *mahana*, warm, Wärme, *hoomahana*, am Feuer wärmen; *mana*, Macht, mächtig, *hoomana, to ascribe power*, anbeten, verehren; *kapu*, verboten, heilig; Bann; *to set apart*; heilig machen, *hookapu*, dieselbe Verbalbed.

v. n. und v. a. — *kiekie*, hoch, Höhe, *hookiekie, to be exalted*; sich erhöhen, sich viel dünken 2) erhöhen, erheben, befördern.

Verb. caus. — vom v. n. — *aa*, brennen, *hoaa*, anzünden, entflammen; *akaaka*, lachen, Gelächter, *hoakaaka*, Einen lachen machen; *iho*, herabsteigen, *hooiho*, herabsteigen machen; *komo*, hereingehn, *hookomo*, hereinbringen, hereinstecken u. s. w.; *lele*, fliehn, fliegen, *hoolele*, (einen Vogel aus dem Käfig) fliegen lassen;

vom v. n. oder v. a. und Adj. u. s. w. — *piha*, voll; voll sein, *hoopiha*, anfüllen; *ola*, lebendig; Leben; Rettung aus Lebensgefahr, Genesung, Rettung; retten, befreien, *hoola*, retten, befreien, heilen; *pau* s. nr. 401., *hoopau*, endigen, vollenden 2) verzehren, verschlingen 3) zerstören.

v. n. und caus. — *emi*, rückwärts fallen, sich zurückziehn, sich verringern, *hoemi*, rückwärts sinken, sich zurückziehn 2) zurücktreiben; verringern.

Verbum und Subst. acti, actionis u. ä. — *akaku*, Geistesabwesenheit, Ekstase, Vision, *hoakaku*, eine Vision haben; Vision; *punipuni*, lügen, betrügen; falsch, betrügerisch, *hoopunipuni*, lügen, betrügen; Betrug, Verrath; *pu*, zusammen, *pupu, a bunch*, *hoopupu*, sammeln; Sammlung; *ino*, schlecht, böse (Adj. und Adv.); Schlechtigkeit, Unbilligkeit; beschädigen, verletzen, *hoïno*, beschädigen, verletzen; quälen, plagen, betrüben; strafen; Vorwürfe machen, verfluchen; *violence, iniquity, cursing*;

ole, nicht, *hoole*, läugnen; verweigern, sich weigern, verbieten; widersprechen; Verweigerung; *a want of truth*; Unfähigkeit, Nichtigkeit.

Subst. actoris — *holo*, laufen, *hooholo*, Reiter; *kaha*, weggehn, *hookaha*, wegnehmen; *an extortioner*; *kamani*, verstellt, heuchlerisch; Heuchelei, *hookamani*, sich verstellen, heucheln; Heuchler; Heuchelei; *pu*, zusammen, *hoopu*, Vermittler, Friedensstifter.

Adj. — *hoohano* (vgl. ob. S. 998. Z. 11-13.), stolz.

Subst. und Adj. — *hookano*, Stolz, stolz.

Verbum und Adj. — *keokeo*, weiſs; weiſs werden, *hookeokeo*, weiſsen, weiſs machen; geweiſst, weiſs gemacht.

Verbum, Subst. und Adj. — *walewale*, Versuchung; Versucher 2) Vergeſslichkeit, *hoowalewale*, versuchen, verlocken, betrügen; verlockend, verführerisch; *ka hoowalewale*, der Versucher (S. 480. 3.); *kipa*, vom Wege abgehn, einkehren, *hookipa*, zum Einkehren einladen, beherbergen, bewirthen; bei Einem als Gast wohnen; Zutritt; *an entrance upon any business or thing; disposed to entertain strangers, kanaka hookipa, a man liberal in entertaining strangers.*

Bed. eines Adv. — Ich kann davon nur ein einziges B. anführen, da das Wörterbuch bei seinen Übersetzungen sonst nicht auf diese Kategorie eingeht: *ike*, sehn, wissen; Kenntniſs, Unterricht, *hoïke*, zeigen; wissen machen, kennen lehren; Zeugniſs von Einem geben; Adj. unterscheidend, bekannt machend, sicher, gewiſs; Adv. offenbar, sichtbar, sichtlich; vgl. ferner S. 483. Anm. 1. Das Wörterbuch erkennt aber diese und andre Geltungen ganz im Allgemeinen an, indem es (*v. hoo*) bemerkt, daſs das Präfix oft bleibe, wenn auch das Wort ein Subst., Adj. oder Adv. werde.

Über die eigenthümlichen Bed. des Präfixes vor dem Zahlworte eins s. nr. 572. Es erscheint sogar in einer Interjection: *hoooia*, ja (s. nr. 354. Anm. 1. und nr. 1058.).

1079 *pa* Haw., Tong. und N. Seel., *fa* und *fe* Tong., *papa* Haw. — Das Präfix *pa*, Mad. meist *fa*, spielt eine wichtige Rolle in den westlichen Mal. Sprachen. Es ist in ihnen, im Gegensatze zu dem verbalen und adject. *ma*, der Vorsatz abgeleiteter Subst.; im Tag. und Mad. ist es sehr allgemein, im Mal. und Jav. seltner, da hier gewöhnlich das, auch jenen beiden Sprachen eigne, die Veränderung des Anfangsconsonanten veranlassende *n* (Mal. *pen*, Jav. *pan*) hinzutritt. Wohl zu beachten, wie bisher nicht geschehen, ist aber sein Gebrauch als Verbal-Präfix, welchen ich im Kawi und Bugis gefunden habe. Die Spuren dieses Präfixes sind in den Südsee-Sprachen so vereinzelt, daſs keine übereinstimmende Charakterisirung desselben möglich wird. Es ist daher rathsam, die Sprachen und Formen zu trennen.

Haw. *pa.*

Ich erwähne zuerst eine eigenthümliche Anwendung des Haw. *pa*, hier 1060
auch verdoppelt *papa*, in der es vielmehr, wenigstens ursprünglich, ein selbstständiges Subst., als ein Präfix, zu sein scheint. Beide bilden nämlich aus Zahlwörtern, zu denen sich das numerische fragende Pron. *hia*, wie viele? gesellt, die abgeleiteten Classen der Distributiva und Multiplicativa, und auſserdem Verba von mannigfacher Beziehung. Ich halte es für wahrscheinlich, wenn ich es auch noch nicht behaupten will, daſs diese Bildung aus dem Haw. Subst. *pa, papa* hervorgegangen sei; *pa* bedeutet: Gehege, Mauer; einhegen 2) Teller, Pfanne; *papa* bedeutet: Brett, Tisch, hölzerne Schüssel, ein platter Stein 2) Reihe; Classe, Ordnung, eine Abtheilung Menschen; Stockwerk. Das verdoppelte Wort läſst sich durch den Sprachstamm hindurchführen:

Mal.	*pāpan* Brett 2) *flooring*
Jav.	*papan* Brett 2) Blattseite (Ro.) 3) wahrscheinlich: Schlachtreihe (in der Erklärung des B. Y.)
Bug.	*papĕng* Brett
Mad.	*fafane* Brett
Tong.	*papa* das hohle Stück Brett, auf welchem das *ngatu* gedruckt wird *lau papa* Brett (*lau*, Blatt)
N. Seel.	*papa* dünnes Brett
Haw.	*papa* s. oben.

Ich lasse, um die öftere Wiederholung derselben Form zu vermeiden, die B. mit allen ihren Bed. folgen, wenn auch dadurch die Sonderung ihrer verschiednen Beziehungen erschwert wird:

pakahi, Numerale: jedem eins, *one by one, one in a place* (Cham. übersetzt es: einzeln 2) einfach); Verbum: jedem eins geben, *to take turns, one at a time*;

palua, Num. doppelt, zweifältig; Verb. verdoppeln, *to give two shares, to dispose of two by two*;

papalua, Num. doppelt, zweifältig; Verb. verdoppeln, zweifältig machen, zwei zusammenlegen, zwei Dinge derselben Art zusammenlegen;

pakolu, dreifältig; *each of the three*;

pahiku, Num. siebenfältig, *by sevens, na makahiki pahiku*, jedes siebente Jahr (Cham.); Verb. *to divide by sevens*;

paumi (wohl *paümi*), Num. *ka helu paumi*, das Decimalsystem (im Gegensatze zu dem einheimischen, Cham.); Verb. *e paumi aku ia lakou*, gieb jedem von ihnen zehn (Wörterb. *v. pa*);

ka pahaneri, das Hundertfache (Cham.);

pahia, wie mannigfach? wie viele jedem?

1081 Als wirkliches Präfix finde ich *pa*:

Verbum aus einem Adj. — *eleele*, schwarz, dunkel, *maele*, schmutzig, besudelt, *paele*, beschmutzt sein; beschmutzen, schwärzen;

das Einfache und das Abgeleitete sind Verba — *kui*, vereinigen, zusammennähen, zusammenstechen, *pakui, to splice on, to engraft*;

Adj. — *laha* und *palahalaha*, breit, ausgedehnt;

Verbum, Adj. und Subst. — *hee*, flieſsen 2) schmelzen (v. n.) 3) gleiten, fliehen, *pahee*, gleiten; glatt; glattes Zeug, Seide.

Tong. *pa*.

1082 Es findet sich in zwei Wörtern, wo es sowohl Präfix, als ein eignes Subst. sein könnte: *ngofua*, leicht (*easy*), *pangofua*, willig, gehorsam; *ngatá*, schwer (*difficult*), *pangatá*, unwillig, ungehorsam, halsstarrig; Halsstarrigkeit.

N. Seel. *pa*.

1083 Ich finde nur Ein B.: *rangi*, Himmel 2) Kreis (in mehreren Beziehungen), *pārangi*, eine Gesellschaft in einem Kreise umhersitzender Personen.

Tong. *fa*.

1084 *fa* wird von Mar. als ein besondres Wort mit der Bed.: fähig oder bereit etwas zu thun, geschickt 2) betriebsam im Ackerbau, aufgeführt, *taï fa* als: unfähig, ungeschickt, ungewohnt; unmöglich; auſserdem bedeutet *fa*: berühmt, viel, überaus, sehr. Im ersten Theile dieser Bedeutungen, nach denen es dem Verbum *fai* zum Grunde liegen könnte, erscheint es öfter vor Verben, auch Subst., und bildet von ihnen, wenn ich es so nennen darf, Adj. actoris. Diese Anwendung, welche übrigens das Mal. *pen* auch häufig hat, hält sich so nahe an die Bed. des Wortes *fa* selbst, daſs man zweifelhaft wird, ob man es Präfix nennen solle. Mar. schreibt es immer mit einem Trennstriche:

vom Verbum abgeleitet — *fei*, thun, *fa fei*, fähig etwas zu thun; *leo*, wachen, *fa leo*, wachsam; *bule*, ordnen, leiten 2) *to declaim*, *fa bule*, beredsam; *kàle*, bitten, *fa k.*, lästig, zudringlich (*importunate*); *fehui*, fragen, *fa f.*, wiſsbegierig (*inquisitive*); *fuagi*, geben, schenken, *fa f.*, freigebig, edelmüthig; *mate*, sterben, *taï fa mate*, unsterblich, unverwundbar;

vom Subst. — *fua*, Frucht, *fa fua*, ergiebig, fruchtbar (*prolific*); *ngaüe*, Arbeit, Beschäftigung, Bewegung, *fa ng.*, fleiſsig; *lea*, Sprache, *taï fa lea*, sprachlos; *mohe*, Schlaf, *taï fa m.*, schlaflos.

Es hat auch, vorzüglich mit der Negation *taï*, die passive Bed. des Lat. *-bilis*: *ilà*, sehn, bemerken, *fa ilà*, bemerkbar; *lau*, zählen, *taï fa lau*, unzählbar, zahllos; *wete*, auflösen, aufbinden, *taï fa w.*, unauflöslich; *maü*, deutlich, klar, *fækka maü*, deutlich machen, erklären, *taï fa f. m.*, unerklärlich, unverständlich.

Die Bildung *fatula*, bartlos, von *tula*, kahl, kahlköpfig, steht vereinzelt da.

Tong. *fe*.

Es liefert sowohl Belege zu der oben erwähnten subst., als der verbalen 1035 Bed. des Präfixes *pa*, *fa* der westlichen Sprachen:

Bed. eines Subst. — *ghe*, streiten, Streit, *fegé*, Streit; *tama*, Kind, *fetama*, Schwangerschaft;

v. a. — *umu*, unter der Erde zubereitete, gebackne Speise, *feümu*, so kochen (dies vertritt auch andre Redetheile: *tangata fe umu*, Koch, *mea fe umu*, Kochgeschirr); *fetagi* und *fetaulagi*, begegnen (vgl. S. 993. Z. 8-5. v. u.);

v. n. — *tangi* und *fetatangi*, weinen.

fealuagi, herumwandelnd, veränderlich, gehört nicht hierher, da *fe* nach Mar. hier eine Zusammenziehung aus *fia*, wünschen, verlangen, ist, welches öfter vor Wörter tritt (s. nr. 265.). Über das *fei* in *feitoka*, Grab, von *toka*, auf den Grund kommen, auf dem Boden liegen, *aground*, läſst sich nichts bestimmen.

1086 *po* Haw. — Das Wörterbuch sagt, daſs dasselbe einer ziemlichen Anzahl von Wörtern präfigirt werde und daſs seine Bed. nicht sehr bestimmt sei, es vielmehr intensiv scheine. Die B., welche es, ohne Übersetzung, giebt, sind alle von der Art, daſs ein Wort verdoppelt ist und *po* vor der Wiederholung steht: *maikai pomaikai, ino poino, eleele poeleele, pilikia popilikia.*

1087 *pu* Haw. — findet sich in Einem Worte, und könnte ein eignes für sich sein: *mahana*, warm, Wärme, *pumahana*, warm, lauwarm, *hoopumahana*, wärmen, etwas ein wenig heiſs machen; sich am Feuer wärmen.

1088 *fon* Tong. — erscheint in *fonongo*, horchen, von *ongo*, hören. Wenn man den dunklen Vocal abrechnet, so könnte man es mit dem Präfix *pan* vergleichen, das im Kawi, wie das oben erwähnte *pa*, bisweilen sich vor Verben findet.

1089 *ha* Haw. — *ha* und *a* sind in den westlichen Sprachen ein nicht ungewöhnlicher bedeutungsloser Lautzuwachs im Anfang aller Redetheile, auſserdem aber, vorzüglich im Kawi, Jav. und Mad., ein Präfix, welches adjectivische, participiale, adverbiale und verbale Bed. mit sich führt; Wilh. v. Humboldt vermuthet, daſs es eine Verstümmlung aus *ma* sei. Das Haw. *ha* hat in den anzuführenden B. nicht undeutlich die Natur des westlichen Präfixes; im Verbum nimmt es auch *hoo* vor sich. Das *ha*, von welchem ich hier rede, ist von dem aus *haa* elidirten (s. nr. 1077.) zu unterscheiden, daher nur diejenigen B. sicher sind, in denen auf *ha* ein Consonant folgt.

Bed. eines Adj. — *hapuu*, viele, von *puu* (s. nr. 400.);

Adj. und Subst. — *mahana* (welches das Präfix *ma* enthält, S. 990-991.) und *hahana*, warm, Wärme;

v. a. — *hoopala*, bestreichen, beschmieren, salben, *hapala*, beschmieren 2) entstellen, *to defile*;

v. caus. — *inu*, trinken, *hoohaïnu*, zu trinken geben (doch kann man die Kraft der Causalität in *hoo* suchen);

v. n. — *lana*, schwimmen, *halana*, dass. 2) überflieſsen (wie Wasser, das ein Land überschwemmt); *hoohalike* s. S. 998. Z. 5. 4. v. u.

Hierher könnte auch *halalo* gehören: *to look earnestly at a thing near or far off, to think closely, to look internally*, wenn man bei *lalo* (unten) mehr an das Mal. *dālam* (s. nr. 444.) denkt.

o Haw. — findet sich in dem einzigen *olala*, trocknen, am Feuer wärmen, von *lala, to bask in the sun.* 1090

kai N. Seel. und Haw. — Im N. Seel. bildet dieser Vorsatz aus Verben Substantiva actoris (s. nr. 243. 244.). Beispiele sind noch: *te kai waka pai*, der Erneurer; *te kai ār̦ahi*, die Führer (Text der Gramm.). 1091

Im Haw., wo ich die Sylbe vor zwei Wörter gestellt finde, ist sie schwerlich Präfix. In *kailike*, gleich vertheilen zwischen mehrere Personen (von *like*, gleich), ist es vielleicht ein eignes Wort (¹); *kaikahi*, selten, ist wahrscheinlich eine Verdopplung von *kahi*, eins (s. nr. 1129.).

ki Haw. — v. a. — *pehi, kipehi* und *kipe*, mit Steinen bewerfen, steinigen, *pehi* auch: werfen, Steine werfen, nach Einem schieſsen. 1092

koe Haw. — findet sich in *koehana*, warm (s. S. 1004. Z. 11. v. u.). 1093

ta Tah., vielleicht auch Tong., *ka* Haw. — Von dem Tah. *ta* giebt die Gramm. (vgl. Wilh. v. Humboldt nr. 127.) an, daſs es Verba caus. und aus Nominen Verba bilde, aber ohne es durch ein B. zu belegen. 1094

Das Haw. *ka* finde ich jedoch in mehreren mit groſser Beständigkeit als Präfix des v. a. und v. n., und möchte es daher für das Tah. *ta* halten: 1095

Bed. eines v. a., gleich dem Einfachen — *pipi* und *kapipi*, sprengen (Wasser); *huli*, drehen, wenden, umdrehen, *to change*, *kahuli*, umdrehen, umstürzen 2) vertauschen, verwechseln; *hoopala*, bestreichen, beschmieren, salben, *kapala*, beflecken 2) Zeug drucken oder bemalen;

wo das Einfache mehrere Redetheile bedeutet — *hinu*, beschmieren, salben; Salbung; glatt, geglättet, glänzend, fettig, *kahinu*, beschmieren (mit Öl), salben;

v. n. — *mau*, beständig, dauernd; immerwährend (Adv.), oft; immer bleiben, fortdauern, beharren, *kamau*, in demselben Zustande bleiben;

v. n. und Adj. — *lewa*, der Raum, wo etwas hängt; die obere Luft, die Wolkengegend 2) alles, was hängt oder beweglich ist 3) schwebend 4) schweben 5) schwingen, in die Schwebe hängen, *kalewa*, unstät sein, schwanken (wie ein Schiff) 2) hangend, fliegend (wie die Wolken), schwankend (wie ein Schiff).

Es könnte hierher auch das Tong. *tamate*, tödten, gehören, von *mate*, sterben, Tod, obgleich Mar. das *ta* für das Verbum schlagen hält 1096

(¹) *kai* bedeutet unter andrem: in die Höhe heben, führen, bringen, gehn, bewegen.

und daher an einer andren Stelle die Form umständlicher todtschlagen (*to kill by striking*) übersetzt, an einer dritten beide Theile durch *strike, death* erklärt.

1097 *to* Tong. — findet sich in *tomua*, zuerst, der erste, *before*, von *mua*, Vordertheil, der erste.

1098 *na* Haw. — *ueüe, to shake, naüe* und *naüeüe, to shake, to move to and fro*, zittern, beben, *naüeüe* auch Subst.: Bewegung, das Zittern. Über *naha, nahae* gegen *hae* s. nr. 1115.

Suffixa.

1099 *anga* Tong., N. Seel. und Rarot., *ana* Haw., *raa* Tah. — Dieser Ansatz, welcher sehr willkührlich bald als Endung, bald getrennt geschrieben wird und auch von seinem Worte durch ein fremdes abgedrängt werden kann, liefert ein in der ganzen Wortbildung sich nicht wiederholendes Beispiel vollständiger Übereinstimmung sämmtlicher Südsee-Sprachen mit den westlichen Sprachen des Stammes. Die Übereinstimmung ist so vollkommen, daſs das Suffix, auch wenn die übrigen Ähnlichkeiten noch so theilweise oder zweifelhaft wären, allein die genaue Verwandtschaft beider Sprachzweige darthun würde; und da es in seinen sämmtlichen Erscheinungen durch alle westlichen Idiome geht, so liefert es zugleich den bündigsten Beweis für die Einheit des ganzen Sprachstammes. Es bildet Substantiva der verschiedensten Beziehungen und lautet im Mal., Tag., Formos. und Mad. *an*, im Jav. und Kawi *han* (¹), im Bugis *ang* oder *öng*. Das Schluſs-*a*, mit welchem es in den Polynes. Sprachen versehn ist, begründet keinen Unterschied; denn diese Idiome können kein Wort mit einem Consonanten schlieſsen, und selbst im Mad. schreiben die Engl. Missionare die bei den Französ. Bearbeitern der Sprache *an* lautende Endung *ana*. Aber höchst auffallend ist es, daſs die in der Regel sich durch Lautfülle in dem Stamme hervorthuenden Sprachen, die Mal., Jav. und Tag., gerade die am meisten abgeschliſſne Form derselben haben, wie sie in dem ärmsten Südsee-Dialekt, dem Haw., sich findet, und daſs nur die drei ein reicheres Lautsystem offenbarenden Sprachen Polynesiens, die Tong., N. Seel. und Rarotong., das Suf-

---

(¹) Auch im Tag. hat es öfter die Gestalt von *han*, und zwar nicht bloſs in Fällen, wo das Grundwort nach dem vollkommneren Mal. und Jav. Schriftsystem auf *h* endet.

fix in seiner ausgebildetsten Gestalt besitzen. In den Mundarten der Südsee hat sich auch noch das Wort erhalten, das zu dieser Endung geworden ist. Das Tong. Subst. *anga* wird in Mar.'s Wörterb. mit Bedeutungen (s. nr. 176.) belegt, welche nach ihrer allgemeinen Natur sehr wohl hierher passen und zu seiner Suffigirung führen konnten; sie sind auch durch praktische Beispiele bewiesen, die Bed. Ort einer Sache ausgenommen, welche Mar. vielleicht nur in Beziehung auf das Suffix hinzugefügt hat. Daſs in der N. Seel. Endung *tanga* der Artikel liege und daſs der Sprachsinn so weit an dem substantivischen Wesen des Wortes festhielte, möchte ich nicht für gewiſs erklären; so eigen dessen Wiederholung als *anga tanga* erscheint, wäre ich doch mehr geneigt, das *t* für einen aus dem Streben nach Lautfülle und Vermeidung des Hiatus zugewachsnen Buchstaben, wie ich die Hinzusetzung solcher Consonanten in noch gröſsrer Mannigfaltigkeit (s. nr. 939.) nachgewiesen habe, anzusehn. Dafür halte ich wenigstens ganz bestimmt das *r* der Tah. Endung *raa*; und es werden unten bei den einzelnen Sprachen Beispiele des Hinzutretens noch andrer Consonanten gegeben werden, welche zum Theil nur hiervon herrühren, zum Theil aber, nach den Aufklärungen, welche die Vergleichung der westlichen Sprachen gewährt, stammhaft sind, die das einfache Wort, nach dem Polynes. Gesetze, daſs keine Sylbe mit einem Consonanten enden darf, abgeworfen hat und die hier wieder zum Vorschein kommen. Daſs auch in vereinzelten Fällen das N. Seel. *t* und Tah. *r* ein solcher stammhafter Buchstabe sein kann, versteht sich hiernach von selbst. Im Jav. und Tag. erhält das Grundwort nicht selten ein Augment *n*, so daſs die Endung vielmehr *nan* lautet; ich will dies nur in der letzteren Sprache belegen: *sala*, sündigen, *casalaan, faltas, casalanan*, Sünde, Schuld; *siya*, er u. s. w. (s. nr. 1058.), *casiyanan, razonable, proporcionado, mediano*; *olo*, Kopf, *olohan* und *olonan*, Kopfende des Bettes; *lalaqui*, Mann, *babayi*, Frau, *quinalalaquinan, quinababayinan*, die männliche, weibliche Schaam. Das N. Seel. Wort *anga* hat in seinen Bed., nach denen es sich, wenigstens praktisch, in zwei Wörter scheiden läſst, keine Ähnlichkeit mit dem Tong. Subst. Der eine Theil derselben könnte mit dem Gebrauch des Wortes als Pluralszeichens (nr. 511.) zusammenhangen: *anga*, Unterhaltung, Unterredung, *anga anga, coalition, cohesion*; fest aneinandersitzen, mit einander übereinstimmen; im andren Theile ist es das Haw. *hana* (Arbeit, Werk; machen, thun, handeln, arbeiten, bauen, bewirken), indem *anga* nach dem Wörterb.: Arbeit, ein Arbeiter, Arbeitsleute (*a party engaged in work*), nach Texten: arbeiten (B. 3. nr. 137. und öfter), machen (B. 3. nr. 168. und öfter), Beschäftigung (eines Menschen), Handlung (*way*, s. Gramm. *p.* 117.), bedeutet (1). Ich gestehe jedoch, daſs mir dieses Wort, als Werk, noch mehr wie das Tong. zu dem Suffix zu passen scheint; und halte es auſserdem nicht für unmöglich, auf dem philosophirenden Wege symbolischer Fortentwicklung die beiden verschiednen Begriffe des N. Seel. *anga* unter sich und mit der Bed. des Tong. zu vereinigen. *Anga* scheint im N. Seel. auch zu heiſsen: auf etwas sorgsam achten, darauf Rücksicht nehmen (s. S. 469. 2. und daselbst Anm. 2.), wie ich es in andren Textstellen als verehren, lieben gefunden habe (2). *Anga anga* ist noch: eine Fahrt zur See (nr. 223.). An jene Bed. von Werk und machen, arbeiten schlieſst sich, worauf Wilh. v. Humboldt schon (nr. 124.) aufmerksam gemacht hat, das N. Seel. *ranga* und Tong. *langa* an, deren *r* und *l* ein Lautzusatz sein und das *r* des Tah. *raa* zu erklären dienen könnte; das N. Seel. *ranga* bedeutet flechten (Körbe), das Tong. *langa*: flechten (Matten), weben, und auſser dieser Hauptbeschäftigung jener Inselbewohner auch geradezu: machen, verfertigen, bauen.

In den Sprachen des Indischen Meeres geht oft das *a* der Endung *an* verloren oder erleidet eine Zusammenziehung, wenn das einfache Wort auf einen Vocal endet; dieselbe Wegwerfung erfährt es öfter in denen der Südsee, wo alle Wörter auf einen solchen ausgehn müssen. Nach der Accentuation der N. Seel. Gramm. wird in der Regel die Tonsylbe des Stammwortes beibehalten und die Endung nicht accentuirt; im Tong. habe ich auch einzelne Belege dafür gefunden: *toe, tóenga.*

Die Endung tritt an fast alle Redetheile, an Subst., Adj., Verba, Adv., und dies und alle ihre Verhältnisse kehren in derselben Gestalt im Mal., Jav., Tag. und Mad. wieder. Das Stammwort ist manchmal selbst ein Subst. gleicher Bedeutung mit dem abgeleiteten. Von dieser Mannigfaltigkeit der Derivation und der durch die Endung vertretenen Beziehungen kann sich der Leser selbst durch die nachfolgenden Belege aus den Polynes. Sprachen überzeugen. Man müſste freilich deren eine noch gröſsere Anzahl wünschen, als nach dem zwiefachen Umstande, daſs theils die Wörterbücher auf diese Derivata weniger einzugehn brauchen, theils man viele Beispiele bei Seite lassen muſs, weil von ihnen das Einfache fehlt, zu geben möglich ist. Für die westlichen Sprachen des Stammes stützt sich meine Behauptung einer solchen Mannigfaltigkeit der Begriffsverhältnisse auf ausführliche Beobachtungen, welche ich über diese Formation vorzüglich am Mal., Jav. und Tag. angestellt habe. Ich muſs ihr einigen Nachdruck geben, weil die Bemerkungen der Grammatiker über das Suffix, wie diese Erscheinung bei der ganzen Wortbildung wiederkehrt, in allen diesen Sprachen so beschränkend, ja zum Theil so seltsam sind, daſs man dadurch wenig von seiner Bedeutsamkeit und seinem eigentlichen Wesen kennen lernt. Dies hat es auch bisher unmöglich gemacht, in der Polynes. sogenannten Partikel die Mal. Endung zu erkennen.

---

(1) Wahrscheinlich ist davon *angaki*, behauen (das Land), gebildet.

(2) Auch als Schüler (*learner*).

Tong. *anga.*

Beispiele des Wegfallens des ersten *a* sind: *taula, taulanga; tóe,* 1100
tóenga; mohe, mohenga; hili, hilinga und *hilianga; tui, twinga,* aber auch *tuianga; tolo, tolonga; ulu, ulunga.* In einem wird sogar noch das Schluſs-*a* des Stammwortes abgeworfen: *iloa, ilonga*; in einem andren geht der Endvocal desselben verloren und das Anfangs-*a* des Suffixes behauptet sich: *tutú, tutanga* (¹). In zwei Wörtern treten vor die Endung die Consonanten *n* und *m*, welche gewiſs als ausgefallene Schluſsbuchstaben des Stammwortes, nicht als ein Zuwachs der Endung (s. S. 1007.) zu betrachten sind: *keinanga*, von *kei*, essen (Tag. *cain*); *tanumanga*, Name des sechsten Monats (wo die Yams schon gepflanzt sind), von *tanu, to bury* (Mal. *tānam*, pflanzen, begraben, s. vergl. Worttafel nr. 72.; vgl. noch *tanumia* im Rarotong. nr. 760. und N. Seel. nr. 819.).

actio — vom Verbum — *wahe*, trennen, theilen, *waheanga*, Trennung, Theilung; *hili*, endigen, *hilianga* oder *hilinga*, Ende; *tugu*, verlassen, aufhören; Ende, *tuguanga*, Ende.

actum — vom Verbum — *ma*, kauen; ein Mundvoll, ein Bissen, *maanga*, ein Mundvoll, ein Bissen; *gena*, essen, kauen, *genanga*, Speise; Ort, wo Menschen zum Essen gesessen haben; *tui*, nähen, flechten (z. B.

(¹) Daſselbe ereignet sich auch gelegentlich in der Tag. Sprache: *puti*, weiſs, *caputan*, Weiſse, das Weiſse im Auge.

Blumen zu einem Kranz), auf einen Faden ziehn (Glaskugeln), *tuianga*, Naht, *twinga*, Blumenkranz, eine Schnur von Glaskugeln; *tutú*, schneiden, abschneiden, *tutanga*, ein groſses abgeschnittnes Stück, eine Schnitte (z. B. von Yam), ein Block, ein groſses Stück Holz.

Werkzeug – vom Verbum — *iloa*, bemerken, entdecken, erkennen, *ilonga*, Zeichen, Kennzeichen, die Narbe einer Wunde, Fuſsstapfe; *tolo*, werfen, *tolo afi*, Feuer erregen, indem man das Ende eines Stabes an einem trocknen Stücke Holz reibt, *tolonga*, dieses trockne Holzstück (der Stab heiſst *kaunatu*, wohl von *kau*, Stengel, und *natu*, zusammenmischen, kneten); *kei*, essen, *keinangà*, Lebensmittel; Mahl; *buló*, verschleiern, mit einer Maske versehn; verschleiert; versteckt; etwas, das man über den Kopf und das Gesicht wirft (*buló buló*, Maske, Schleier, *bulóa*, Maske), *bulonga*, Hut, Mütze.

Ort — vom Verbum — *mohe*, schlafen, Schlaf, *mohenga*, Bette, Matte, Ort, wo man schläft; *heka*, sich hinsetzen (auf einen Stuhl, eine Bank), *hekaanga*, Bank; *nofo*, sich niedersetzen, bleiben, wohnen, *nofoanga*, Sitzplatz, Wohnung, Wohnort; *tugu*, bleiben; enthalten, in sich halten; aufbewahren, zum Aufbewahren hinlegen, *tuguanga*, Ort, wo etwas liegen bleibt oder aufbewahrt wird; *tu*, stehn, *tuanga*, Ort, wo man steht, Posten, Ort, wo etwas gestanden hat; *ei*, legen, *eianga*, Scheide, Futteral; *tubu*, aufsprieſsen, entspringen, wachsen, *tubuanga*, Quelle (*source*), Ursprung; die Ahnen (*ancestry*);

vom Subst. — *taula*, Anker, *taulanga*, Ankerplatz; *ulu*, Kopf, *ulunga*, Kissen, und jedes Ding, auf das man beim Schlafen den Kopf legt.

Abstractum, die Eigenschaft des Adj. — *tattáu*, ähnlich, gleich, *tattáu anga*, Ähnlichkeit, Übereinstimmung.

Gemischte Beziehungen — *alu*, gehn, *alu anga*, Spur, Fuſsstapfe; *toe* und *toenga*, *tuenga*, *twenga*, Überbleibsel, das Übrige; *hifo*, unten, *hifoanga*, Absturz, Abhang, hoher Ort, von dem man hinabschauen kann.

N. Seel. *anga*.

1101 Das N. Seel. *anga* (häufig elidirt zu *nga*) und *tanga* hat Wilh. v. Humboldt schon nr. 174-176. behandelt und mit B. belegt. Ich habe bereits oben (S. 1007.) die Vermuthung ausgesprochen, daſs dieses *t* ein bloſser Lautzuwachs sein möchte; in einigen Fällen könnte es freilich auch (s. *ib.*)

von einem abgeworfnen Endconsonanten herrühren. Ein bloſser Zusatz scheint das *k* in *tomo kanga*, Eingang, von *tomo*, hineingehn (Haw. *komohana* s. S.1015. Z.10.14.), und das *m* in *ādumanga, courtship* (von *adu*, folgen; vgl. *ādunga*, das Folgen, die Bewerbung). Das *w* in *nohowanga*, Sitz, von *noho*, sitzen, ist eine ziemlich willkührliche Einschiebung. Beispiele jenes *tanga* sind: *toēna*, sich bewegen (von der Sonne), *toēna tanga*, Bewegung (der Sonne); *korero*, sprechen, *k. tanga*, Rede; *wawahi*, zanken, *w. tanga*, Streit; *ui*, bitten, *ui tanga*, Bitte; *wanau*, gebären, *w. tanga*, Niederkunft (einer Frau); des *anga* und *tanga* neben einander: *tui* (das Mal. *tūlis*), schreiben, *tūinga*, das Schreiben; Schreibtisch, Schreibpult, *tūitanga*, Schreibunterricht. Eigen ist es, daſs auch beide Formen zugleich (*nga tanga*) angesetzt werden: *ora*, Gesundheit, gesund, genesen; Rettung, *ōranga*, Genesung, Erhaltung, Rettung, *ōranga tanga*, Zeit der Genesung; *aire*, gehn, *airenga*, Gang, *airenga tanga*, Zeit des Gehens; Reise. *Tanga* kann auch ein fremdes Wort vor sich nehmen: *te māhinga katōa tanga*, alle Dinge (Gramm. *p.* 115.). Ich füge noch einige B. von *nga* hinzu:

actum vom Verbum — *koti*, in Stücke schneiden, *kōtinga*, Stück; *wadu*, kratzen, schaben, rasiren, *wādunga, shavings of wood*, abrasirtes Barthaar;

vom Adj. — *wati*, zerbrochen, *wātinga*, abgebrochnes Stück.

Abstractum vom Adj. — *iti*, klein, *ītinga*, Kleinheit; *pai*, gut, Güte, *painga*, Güte; *pidi*, dicht, *pīdinga, closeness.*

Sache mit der Eigenschaft des Adj. — *koi*, scharf, *kōinga*, scharfe Ecke.

Im unten (S. 1012.) erwähnten *tupuna* (neben *tupunga*) erscheint die Endung *na* (vgl. noch nr. 789. und nr. 266.).

Tah. *raa.*

Während die hier behandelte merkwürdige Endung ohne andre Ver- 1102
änderungen, als die, welche nach den Lautgesetzen einer jeden Sprache nöthig sind, durch den ganzen Sprachstamm läuft, zeigt sie in der Tah. eine bedeutende Abweichung. Ich halte es aber für nicht schwer, die Tah. Form mit der regelmäſsigen zu vereinigen; ich betrachte sie als eine Corruption aus *rana*. Die Tah. Sprache hat hier die von allen Polynesischen ander-

wärts angewandte Methode ausgeübt, den zwischen zwei Vocalen stehenden Consonanten herauszuwerfen. Das *r* halte ich bestimmt für einen der Lautfülle dienenden Zusatz; und er findet sich selbst in einem Polynes. Worte der allgemeinen Bed. machen, das ganz gleichsinnig mit dem N. Seel. *anga* (Werk, machen) ist und, in substantivischer Kategorie (als Werk) gedacht, unmittelbar zu der Tah. Bildung geführt haben könnte, ebenso wie das N. Seel. *anga* zu der der übrigen Sprachen, wenn es nicht vorzuziehen wäre, das beiderseitige *r* der gleichen Ursach zuzuschreiben und die Tah. Sprache von den übrigen nicht zu trennen (vgl. S. 1007.). Die regelmäſsige Endung *ana* oder *na* kommt auch noch in der Sprache vor, in *moana*, Tiefe, dem Tong. *muana*, Ocean, tiefes Wasser, welches wohl ein Derivatum ist (vgl. nr. 593.), und in nachstehendem Worte:

Tong.	*tubuanga* Ursprung, Quelle einer Sache 2) *ancestry* (*uluagi tubuanga*, die ersten Früchte [der Jahreszeit])
N. Seel.	*tupunga* der Boden, auf dem etwas wächst 2) *ancestry* *tupuna* Vorfahr, Voreltern; Groſsvater
Tah.	*tubuna* Vorfahr, Ahne
Haw.	*kupuna* Vorfahr, Ahne; Groſsvater

Das Grundwort dieses Derivatums geht durch alle Sprachen des Stammes; es durchkreuzen sich aber in ihm verschiedene Formen und Bedeutungen, daher ich die folgende Übersicht nach drei Mal. Wörtern trennen muſs:

	Mal. *timbul.*	Mal. *tambah.*	Mal. *tabal.*
Mal.	*timbul* auf die Oberfläche, zum Vorschein kommen, heraufkommen 2) schwimmen 3) aufsprieſsen *timbŭlan a buoy* *tumbuh* aufschieſsen (von Pflanzen), wachsen	*tambah* hinzufügen, sich mehren	*tabal* dick (v. Umfang, u. v. Flüssigkeiten)
Jav.	*timbul* = Mal. *timbul*; auſserdem: wachsen	*tambah* = Mal. *tambah*	*tabel* Kr. = Mal. *tabal*
Bug.	. . . .	*manampa* wachsen	
Mad.	*timbou* niederkommen (von Frauen) . . . *taimbou* Keim; geboren werden *toumbou* E. Vermehrung *mitombou*, *mitombouc*, *mitoubou* wachsen, groſs werden *teuo* Dicke, *mateuo*, *mateue* dick *teuohan* geboren werden, *teuoŭan* keimen	*tambe* Gewinn, Belohnung, *gage*, *salaire*	

	(Mal. *timbul*)	(Mal. *tambah*)	(Mal. *tabal*)
Tag.	*timbolan* eine Boye, woran man sich hält oder worauf man sich setzt, um sich aus dem Schiffbruch zu retten; sich an so etwas festhalten; sich auf etwas (z. B. auf einem Brette) über dem Wasser erhalten *tubo* aufsprieſsen, aufgehn, wachsen (von Pflanzen), hervorkommen (von Zähnen) 2) Gewinn	*tabag* hinzufügen *tambahi* hinzufügen	*tabal* wachsen *tambal* hinzufügen *taba* Fett; fett werden (*mataba*, fett, dick) *tabol* aufgähren, in die Höhe kommen (von gährenden Flüssigkeiten)
Tong.	*tubu* Sprosse, Knospe; aufsprossen, wachsen *tubu lahi to increase* *fakka tubu* aufsprieſsen oder wachsen machen 2) erzeugen *tubu ange-ko* gleich werden		
N. Seel.	*tupu* Sprosse; *vegetative*; sprossen		
Tab.	*tupu, tubu* aufsprieſsen, wachsen		
Haw.	*kupu* Pflanze; aufsprieſsen, wachsen; jemand, dessen Vorfahren an demselben Orte mit ihm geboren sind		

Indem dieses *na* sein *n* verliert, erscheint auch von der Endung bloſs das Schluſs-*a*: *moua*, Berg (Tong. *mounga*, N. Seel. *maunga*, Haw. *mauna*, s. nr. 593.); *hopea* (s. nr. 447.), das Haw. *hopena* (s. S. 1015. Z. 6.). Man vergleiche noch für die Tong. Sprache nr. 1106. Das folgende Polynes. Wort vereinige ich mit dem Mal. und Jav. *tukang*, weil die Bed. und der ganze Gebrauch (1) genau zusammenfallen; die Polynesischen

---

(1) Mit diesen Wortformen werden nämlich, wie ich in der Mal., Jav., Tong. und Haw. Sprache darthun kann, indem der Gegenstand der Beschäftigung (als Subst.) oder das dieselbe ausdrückende Verbum ihnen nachtritt, die verschiedenen Gattungen der Handwerker und Künstler bezeichnet:

Mal.	*tūkang kāyū* Zimmermann (*kāyū* Holz)
	t. bātu Maurer (*bātu* Stein)
	t. besī Schmidt (*besī* Eisen)
	t. jāit Schneider (*jāit* nähen)
	t. chūkur Barbier (*chūkur* rasiren)
Jav.	*tukang kayu* Zimmermann
	t. kuningan Kupferschmidt (*kuningan* Kupfer)
	t. tenun Weber (*tenun* weben)
	t. pandhom Schneider (*pandhom* das Nähen, die Naht)
	t. paras Kr. Barbier (*paras* Kr. rasiren)

Formen und die vom N. Seel. Wörterb. hinzugefügte verbale Bed. begünstigen sehr eine Ableitung vom Mal. *tāū* (*tāhū*), wissen, kennen; weise, verständig (N. Seel. *mātau*, wissen, kennen; einsichtsvoll, verständig), aber die Mal. und Jav. Wortgestalt läſst sie nur unter dem Zugeständniſs wenigstens einer Vocalumstellung zu:

Mal.	*tūkang* Künstler, Handwerker
Jav.	*tukang id., a mechanic,* C. j. *one skilled in any trade or calling*
Tong.	*tufunga* Arbeiter, Handwerker, Künstler
N. Seel.	*tohūnga* verstehn; *a mechanic,* ein geschickter Mann; Priester
Tah.	*tahua* Priester
Haw.	*kahuna* Künstler, Handwerker
	kahuna pule Priester (*pule* Gebet, Gottesverehrung; beten, anbeten)

Ich zweifle nicht, daſs das Suffix noch in einigen westlichen Wörtern die den drei lautreicheren Südsee-Sprachen näher stehende Form von *ng* oder *nga* hat; folgende zwei Wörter gehören, wenn man sie auch nicht für abgeleitet und die Endung nicht für die hier besprochene hält, wenigstens insofern hierher, als sie nach den obigen Belegen eine neue Bestätigung für das Wegfallen von *n* im Tah. liefern; Mal. *telīnga*, Tah. *taria*, Ohr (s. weiter vergl. Worttaf. nr. 35.); Tong. *manga*, jedes gabelförmige Ding, N. Seel. *manga*, Zweig, Tah. *amaa*, Zweig, Haw. *mana*, Zweig; *a line projecting from another*. Das letztere Wort möchte das Jav. *pang* (auch *hepang* und *hapang*), Zweig, sein.

Zu den von Wilh. v. Humboldt nr. 123. gesammelten B. von *raa*, in denen der öftere Gebrauch der Passiv-Endung *hia* nach ihm sehr auffällt (¹), füge ich noch als Beleg für die Ortsbed. der Endung *parahi raa*, Wohnort (B. nr. 97.), von *parahi*, sitzen, wohnen, hinzu.

Tong.	*tufunga ta ta* jeder Handwerker, der eine Axt gebraucht (*ta* hauen; *ta ta to buffet, to beat about*; Hammer)
	t. ta makka Maurer (*makka* Stein)
	t. fei kawa Barbier (*fei* machen, *kawa* Bart)
Haw.	*kahuna kalai laau* Zimmermann (*kalai* hauen, *laau* Holz)
	k. kala Silberschmidt (*kala* das Engl. *dollar*, daher auch Silber)
	k. lapaau Arzt (*lapaau* heilen).

(¹) Es ist mir bis jetzt nicht gelungen, das Wesen der Construction zu ergründen, in der das Tah. *raa* so häufig nach Verben vorkommt. Die des N. Seel. und Haw. *e-ana* (nr. 789.) scheint es nicht zu sein. Ebenso unerklärlich ist es mir nach *ahuru*, 10.

Haw. *ana.*

Wenn auf das Verbum ein Adv. folgt, steht es erst nach diesem: *alahouana*, Auferstehung, von *ala*, aufstehn, und *hou*, wieder. Es wird sowohl in diesem Falle, als wo es bei seinem Einfachen bleibt, häufig wie ein besondres Wort geschrieben. Auch der Passiv-Endung *ia* wird es nachgesetzt. — Beispiele seiner Elision in *na* sind: *hope* und *hopena*, Ende; *moku*, theilen, *mokuna*, Theil; *hanau*, geboren werden, *hanauna*, Geschlecht (d. h. alle zu einer Familie Gehörende). Nach Cham.'s Worten scheint es, daſs es nach der Endung *ia* des Pass. regelmäſsig so zusammengezogen werde. Ich finde es einmal in der Gestalt von *hana: komohana* (das N. Seel. *tomo kanga* S. 1011. Z. 2.). In den meisten der folgenden B. ist das einfache Wort ein Verbum: 1103

actio — *hea*, rufen, *hea ana*, Ausruf; *alahouana*, Auferstehung (s. ob. Z. 2. 3.); *komo*, hereingehn, *komohana*, der Untergang der Sonne; Westen.

actum — *haki*, zerbrechen, *hakina*, abgebrochnes Stück; *humu*, nähen, *humuna*, Naht; *kui*, zusammennähen, *kuina*, Naht; *a set of sleeping kapas sowed together, generally five, answering the purpose of sheets: hence, a sheet: moku*, zerschneiden, zerreiſsen, abhauen, theilen; Landtheil, Bezirk, Staat; eine kleine Insel (*separate from the main land*); Schiff (nach dem Wörterb. so genannt, weil man es zuerst für eine Insel hielt, woraus man schlieſsen muſs, daſs damit groſse ausländische Seeschiffe gemeint sind), *mokuna*, Theil, Stück; Capitel eines Buches; Landtheil, Bezirk, Gegend; Küste; Scheidungslinie, Gränze.

actor — *holo* und *holoholo*, gehn, laufen, *holoholona*, Thier; *pale*, abwehren, abwenden u. s. w.; jede äuſsre Bekleidung, Schürze, Schleier; Scheide; Gränzlinie; Abtheilung u. s. w., *palena, a dividing off*; Gränzlinie, Gränze; *koe*, übrig bleiben, übrig sein; Überbleibsel, das Übrige, *koena*, Überbleibsel; Trümmer.

Ort — vom Verbum — *moe*, schlafen, *moena*, Bette, Matte, Matratze; *oioi*, ausruhn, *oioina*, Ruheort für Reisende (ein Hauſe Steine, Baum u. ä.); *hui*, vermischen, vereinigen, versammeln, *huina*, der Punkt, wo zwei Linien oder zwei Wege einander treffen, Winkel, Ecke;

vom Subst. — *uluna*, Kissen; den Kopf stützen (vom Mal *hūlu*, Kopf, vgl. nr. 582.).

gemischte Beziehungen — *oha*, die kleinen Sproſsen des Kalo (*arum esculentum*), welche neben den älteren Wurzeln hervorkommen, *ohana*, Familie, Brut, die Jungen eines Thieres, Zärtlichkeitsausdruck für kleine Kinder, Abkömmling, Heerde, *tribe; kupu*, aufsprieſsen, wachsen, *kupuna*, Groſsvater; Vorfahr, Ahne.

Die Endung findet sich merkwürdiger Weise auch als Verbum; in dem obigen *uluna*, den Kopf stützen (*to support the head*), ist dies weniger deutlich, da man es auch von der Subst. Bed. Kissen herleiten könnte; ein ganz sichres B. ist aber *haina, a declaration*, welches auſserdem, ebenso wie *hai* (von *i*, s. nr. 1077.), heiſst: sagen, sprechen, erzählen, *to declare* (1).

Über die Bed. des *ana* nach dem Verbum, wenn daſselbe vor sich die Partikel *e* hat, s. nr. 789. 835. 845.

1104 *ne* Tong. — s. nr. 367.

1105 *a* Tong., N. Seel., Haw. — In seiner adjectivischen und neutralen Verbalbed. halte ich dieses Suffix der drei Sprachen für eine bloſse Elision des Ansatzes *ia*, mit welchem ich es in nr. 1111. gemeinschaftlich entwickelt habe. Auch seine gelegentliche active Verbalbed. ziehe ich dahin.

Mariner spricht von einem Adjectiv-Ansatze *ea*, der nach Wörtern auf *e* nur *a* laute; da ich aber im ganzen Wörterbuche keinen solchen gefunden habe, so betrachte ich dies als ein kleines Versehn von ihm, und glaube, daſs sich seine Bemerkung auf die Anhängung von *a* (vielmehr *ia*) an Wörter auf *e* beschränkt.

1106 Im Tong. bildet es:

Adj. — aus Subst. — *gele*, Koth, Thon, *gelea*, kothig, thonigt; *waü*, Gebüsch, Dickicht u. s. w., mit Gras und Unkraut überwachsnes Feld, *wáüa*, unangebaut, so überwachsen; *gutu*, Laus, *gutua*, lausig;

ich sehe keine Veründrung der Bed. in *wale*, unwissend; verrückt, närrisch, *walea*, verrückt.

v. n. — *alu*, gehn, *aluá*, weiter gehn;

v. a. — *kabe*, Lästerung, Fluchen; schmähend, *kabéa*, schmähen.

Es findet sich auch in Subst., und könnte hier eine Abkürzung der Endung *anga* sein (vgl. S. 1013. unten): *loto*, Verzäunung, *lotoá*, der eingezäunte Platz; *nofo*, sich hinsetzen u. s. w., *nofoa*, Stuhl, Bank; *buló*,

---

(1) Ebenso finde ich im N. Seel. *karanga*, rufen, laut ausrufen (von *kara*, s. nr. 1119.).

Schleier; verschleiern, verlarven; verschleiert, *bulò bulò*, Schleier, Maske, *bulòa*, Maske;

Subst., Adj. und v. n. — *namu*, Geruch, *namuá*, Gestank, ranzig, stinken.

Über das N. Seel. *a* bemerkt Wilh. v. Humboldt in nr. 172., daſs es 1107 oft an Verba gehängt wird; es sind dies zum Theil active, wie *wiu* (S. 469. 2., S. 470. 5.), zum Theil neutr., wie *tuku* und *tūkua*, weichen, nachgeben, gehn lassen. Über diesen Verbal-Ansatz sehe man ausführlich nr. 1111. Ich kann auch ein B. adjectivischer Bed. angeben: für sehn (Tag. *quita*, Bug. *itai*, Mad. *hita, ita*, Tong. *gite*, Tah. *ite*, Haw. *ike*) wird nur *kītea* angeführt; *kitēa*, mit veränderter Betonung, bedeutet: sehend, bemerkend, verstehend. Das einfache *kite* ist aber aus *kītenga, sight*, ersichtlich; und ich kann zur gänzlichen Erledigung der Sache hinzusetzen, daſs ich *kite* in Texten als sehen gefunden habe.

Im Haw. treffe ich das Suffix beim:

Adj. — *aniani*, Glas, Spiegel, *aniania*, glatt und eben; *ahu*, Mantel, 1108 *aahu*, Mantel; mit einem Mantel bekleiden; Kleider tragen, anziehn, *aahua*, bekleidet; *ae*, von einem Orte zum andren gehn, *aea*, wandernd, unstät; Wandrer, Vagabund;

v. a. — *hahau* und *hahaua*, geiſseln; *hoouluulu* und *ulua*, sammeln;

v. a. und Adj. — *aniani*, Glas, Spiegel, *mania* (mit dem Präfix *ma*), glätten, ebnen; glatt; stumpf; träge, schläfrig, faul.

ha Haw. — findet sich als Ansatz eines v. n.: *palale*, träge arbeiten 2) stottern u. s. w., *palaleha*, träge, sorglos, faul sein; ferner erscheint 1109 es in dem Verbum *hoolikeha, to do the same with, to make a thing according to instruction*, wo es das Wörterbuch als einen euphonischen Anhang betrachtet, von *like*, gleich, gleich sein.

ea Haw. — *hana* und *hanaea*, thun, machen.

ia Tong., N. Seel., Rarot. und Haw., *hia* Tah. und Haw., *lia* 1110 Haw. — Die Bed. des im Haw. (*ia*, seltner *hia*, noch seltner *lia*) und Tah. 1111 (*hia*) das Pass. der Verba bildenden Suffixes, welche ich hier anzugeben habe, führt zu einer richtigeren Ansicht über die Passivbildung in diesen beiden Sprachen, und umgekehrt verhilft sein Gebrauch für das passive Verbum (s. nr. 757-760.) zu einer genauern Bestimmung seines allgemeinen. Ich habe dort namentlich gezeigt, wie im Haw. das dadurch abgeleitete Wort auch ein passives Subst. actionis und ein pass. Partic. oder Adj. ist. Auf das Passive beschränkt sich aber die Bed. der Endung nicht, ja diese Kategorie ist nur eine untergeordnete. Schon im Haw. und Tah. ist sie neutralen Verben und im Haw. neutr. Subst. (des Zustandes) eigen, und das Tong. *ia*, so wie die Haw. Endung drücken eine Classe von Adj. aus, welche man neutrale nennen kann; *ia* kommt auch in einem Tong. Verbum vor. Man muſs zugleich die obige Endung *a* der Tong., N. Seel. und Haw. Sprache (s. nr. 1105-1108.) hierher ziehn, die nur eine Elision aus *ia* ist, wie Haw. und Tah. Passiv-Verba schon diese Verkürzung zeigen (nr. 757. 760.). Dieses *ia* entwickelt in allen drei Sprachen jene neutrale adjectivische und Verbalbed. An eine active verbale, die bisweilen in *ia* und *a* zum Vorschein kommt, schlieſst sich das Tong. *chia* und N. Seel. *kia* an; jedoch gehört ein Theil des Tong. *chia* hierher, in welchem es, dem Laute nach mit dem Tah. und Haw. *hia* eins, die Bed. eines Adj. und Partic. pass. hat (nr. 1121.). Ich muſs das System des pass. und act. Verbalgebrauchs dieser Endung hier noch durch einige Bemerkungen abschlieſsen, da es sich mir erst im Laufe meiner Arbeit zu gröſserer Gewiſsheit entwickelt hat und seine Einzelheiten an früheren Stellen noch nicht bestimmt genug auftreten. Die Sprachen verwenden dieses, auch dem Rarotong. (nr. 760.) eigne *ia*, gelegentlich zu *a* elidirt, oft aber durch vorgesetzte Consonanten verstärkt, welche bald einem vollkommneren Grundworte, bald dem Streben nach Lautumfang ihr Dasein verdanken (s. nr. 959.), auch zu dem Passivum, welches nur eine eigenthümliche Gewohnheit des Mal. Sprachstammes ist, für unser Activum steht und sich durch kein Constructionszeichen von ihm unterscheidet. Daher kommt es, daſs die gedruckte Tong. und N. Seel. Gramm. des Passivums nicht gedenken, eine Lücke, die ich nr. 760. auszufüllen angefangen habe, und daſs namentlich im N. Seel. *a* für einen Zusatz des Verbums in seiner activen Form angesehn worden ist (nr. 1107.), wogegen es jetzt der Prüfung unterliegt, inwieweit das *ia* und *a* transitiver Verba in allen diesen Sprachen jener Passiv-Construction angehört und nur durch diese Umstände seinen Weg in die Wörterbücher gefunden hat. Der häufige Gebrauch dieses Passiv-Ausdrucks bei dem befehlenden Modus ist schuld, daſs bisher im N. Seel. die Endung *ia* und ihre merkwürdig wechselnden Consonantenformen bloſs für eine Bildungsweise des Imper. galten (s. nr. 819. und 265.) und man daran denken konnte, ihre ebenso verwendete Elision *a* mit der Imperativ-Endung flectirender Sprachen des Indischen Meeres zu vereinigen (nr. 818.). Daſs man für die allem diesem zum Grunde liegende neutrale Beziehung nicht beim Verbum stehn bleiben darf, beweist vorzüglich die Formung von Adj. aus Subst. durch *ia* und *a* im Tong. Ich fasse hiernach das Wesen der Endung folgendermaſsen zusammen: welches immer der Ursprung dieses Suffixes, das ich in den westlichen Sprachen nicht gefunden habe und aus ihnen nicht zu erklären weiſs, sein möge (¹), so ist es das Zeichen des Intransitiven im Verbum, Adj. und Subst.; es kommt nur darauf an, daſs das Derivatum eine Verbal-Partikel vor sich habe, um neutrales oder passives Verbum zu sein, daſs es einem Subst. nachstehe, um als Adj. oder pass. Partic., daſs es einen Artikel vor sich habe, um als ein Subst. aufzutreten.

Das Tong. *ia* bildet, an das Subst. gehängt, von demselben Adj.: 1112 *mafanna*, Wärme, Hitze, *mafannaia*, warm, heiſs; *móunu*, Glück, *mónuía* (mit vorn weggeworfnem *u*), glücklich; *ŭha*, Regen, *úhaîa*, regnigt; *mounga*, Berg, Hügel, *moungaîa*, gebirgig, hüglicht; *uanga*, Made, *uangaîa*, madig;

wo das Einfache auch Adj. ist — *tonu*, klar, offenbar, *direct*; lauter, offenherzig, *tonuía*, schuldlos, der Recht hat.

Bed. eines Subst. und Adj. — *mala*, Unglück, *maláia*, Unglück, unglücklich;

eines Verb. — *tau* und *toía*, *to meet one's expectation of profit in the act of bartering or trading.*

Die neutr. Verbalbed. des Tah. *hia* hat Wilh. v. Humboldt schon 1113 nr. 126. erwähnt; die passive als Verbums s. nr. 760., als Participiums nr. 833. 836.

Für das Haw. bleibe ich bei der Form *ia* und *hia* stehn, da ich von 1114 *lia* schon nr. 757. B. (auch eines des act. Verbums) angeführt habe.

Bed. eines v. n. — *lei*, Perlenschnur, Kranz, Krone, *hoolei*, bekrän-

---

(¹) Es entgeht mir nicht, daſs eine Identificirung desselben mit dem Pron. *ia* der 3. Pers. auf mystischem Gebiete (ein Ausdruck, den man auch im guten Sinne nehmen könnte) sehr viel anziehendes, ja ansprechendes haben würde.

zen, krönen, dessen Pass. nach dem Wörterb. bedeutet: Perlen anlegen, eine Krone tragen; *uluia, uluhia* s. nr. 757.

Verbum pass. — nr. 757. 759. 761.

Bed. eines neutralen Verbums und Subst. zugleich — *malu* und *maluhia*, in Ruhe, in Frieden sein; Ruhe, Friede; davon wird durch das Präfix *hoo* ein Causalverbum gebildet: *hoomaluhia*, Frieden stiften; *lauwili* (der erste Theil ist mir unbekannt, der zweite ist *wili*, drehen, winden), oft herumdrehn u. s. w.; unbeständig, veränderlich sein, in Unruhe und Verlegenheit sein, *lauwiliia*, betrübt sein, in Noth sein; Betrübnifs, Verfolgung, Noth;

Subst. pass. actionis — nr. 758.

Subst. abstractum — vom Adj. — *awaawa*, sauer, bitter, scharf und unangenehm von Geschmack, *awahia*, Bitterkeit, bei welcher Bed. das Wörterbuch selbst bemerkt, dafs es die Passivform von *awa* sei;

Subst. — *awa*, feiner Regen, *awaawa* und *awahia*, Nebel, *spray*;

Bed. eines Adj. — nr. 757.

Bed. eines Partic. pass. — nr. 757. 833. 836.

1115 *e* Haw. — Bed. eines Adj. — *aniani*, Glas, Spiegel, *manie* (mit dem Präfix *ma*), glatt, eben, *clear* (*mania*, glatt u. a. Bed., *aniania*, glatt und eben, beide mit angesetztem *a*);

Bed. eines v. n. — *wa* und *wae*, denken, nachdenken;

Bed. eines v. a. und Subst. — *naha*, sprengen, aufbrechen (v. a.); platzen, bersten, zerbrechen (v. n.), *nahae*, zerreifsen, zerbrechen, sprengen; Rifs; man vgl. jedoch *hae*, zerreifsen, und seine Verwandten nr. 570.

1116 *i* in allen vier Sprachen — Im Mal. ist *ī* und im Jav. und Kawi *hi* ein Suffix des v. a., von welchem auch im Mad. und Bugis viele B. sind; in der letzten Sprache lautet es *i, wi, ii, iwi, ngi, angi, öngi.* Ich habe es an einer andren Stelle von der Polynes. Präpos. *i* (s. nr. 961.) abzuleiten versucht. In den Südsee-Sprachen giebt es einzelne Spuren dieses act. Verbal-Suffixes in der Gestalt von *i, hi, ki, chi.* Ich rede hier nur von *i*:

in allen vier Sprachen:

Mal.	*ūrut* reiben (bes. den Körper)
Jav.	*hurut* it.
Mad.	*hosorenne, ahosoutte, oscosohé, osokotohai* reiben
Tag.	*hogas* reiben, waschen

Tong. { *holo* Reibung, das Abreiben, Abnutzung; Lumpe
holo holo abwischen; Handtuch
hoholo to grind
holoi reiben, abwischen
N. Seel. *orōi* waschen
Tah. *horoi* waschen
Haw. *olo* hin und herreiben; sägen
holoi abwischen, auswischen, bürsten, waschen

Tong. — v. a. und Subst. — *tulu*, tröpfeln (v. n.), *tului*, eine Flüssigkeit in etwas eintröpfeln; eine in eine Wunde oder entzündete Stelle des Körpers eingetröpfelte Flüssigkeit.

N. Seel. — *ko* und *koi*, hineinlegen (z. B. in einen Korb); *tua*, *distributable*, *tuai*, ausgetheilt, ausgetheilt werden.

Tah. — v. a. — *parai*, salben, beschmieren, bestreichen (Haw. *hoopala id.*, N. Seel. *para*, schmierig).

Haw. — v. a. — *u*, Brust; Milch (das Mal. *sūsū*), *ui*, melken; *maka*, Auge, *makai*, ansehn, anblicken, ausspähen; zuschauen;

dunkel ist die Beziehung in *ponoï* (s. nr. 672.).

hi Tong., N. Seel. und Haw. — findet sich in allen drei Sprachen 1117 mit act. Verbalbed. (vgl. nr. 1116.):

Tong. — *fi* und *fihi*, in einander flechten;

N. Seel. — *ara*, Weg (das Mal. *jālan*, Jav. *dhalan*), *ārahi*, führen;

Haw. — *unuhi*, aus der Scheide ziehn, im Mal. *hūnus*, Jav. *hunus*, Tag. *honos*; *kipe* und *kipchi*, mit Steinen bewerfen, steinigen; es giebt hiervon noch eine einfache Form, *pehi* (s. nr. 1092.).

ki Haw. — Bed. des v. a. (vgl. nr. 1116.) — *palaki*, überschmieren, eine Wand weiſsen (*pala* s. oben Z. 15.). 1118

kia N. Seel. (vgl. nr. 1111.) — finde ich in Einem Worte: *karakīa*, Anrufung (z. B. Gottes), Gebet, religiöse Ceremonie; religiös; verehren, lesen, beten, anrufen (Gott); davon kommt *karakīa tanga*, Gottesdienst, Gebet. Das Einfache ist *kara, a calling as upon God*, Haw. *kala*, ausrufen, proclamiren; ein öffentlicher Ausrufer. 1119

chi Tong. — v. a. (vgl. nr. 1116.; im Mad. ist *che* und *ch* ein häufiger act. Verbal-Ansatz) — *li*, schleudern (*to toss*), *lichi*, mit Gewalt werfen, schleudern; *gili*, Feile, *gilichi*, feilen; Feilspäne (an *chi*, klein, ist hier wohl nicht zu denken). 1120

1121 *chia* Tong. — Bed. des v. a. — vom Subst. — *kapa*, Belagerung, *kapachia*, belagern; *hamo*, Neid, *hamuchia*, beneiden, grollen; *lapa*, Ermordung, *lapachia*, über Einen herfallen und ihn tödten;

vom v. a. — *hai* und *háichia*, zerreiſsen; *tu*, schneiden, abschneiden, *tuchia*, abschneiden;

eines v. a. und Subst. — *pau*, boshaft (*mischievous*), tollkühn, *pauchia*, Einen boshafter Weise unterbrechen, boshafte Unterbrechung.

Es hat auch die Bed. eines Adj.: *haháu*, Thau, Nebel, *hau chia*, nebligt; und pass. Partic.: *keihá*, stehlen, *keiháchia*, gestohlen (vgl. nr. 757. das gleichbed. Haw. *aihue, aihuehia*); und ist da ganz die obige Endung *ia, hia* (s. nr. 1111.), denn das Tong. *haháu* ist das Haw. *awa* und *awaawa*, das Tong. *hau chia* das Haw. *awahia* (nr. 1114.).

1122 *agi* Tong. — ist ein nicht seltnes Suffix, ohne daſs sich eine wesentliche Bed. entdecken lieſse. Am meisten tritt die active eines Verbums in einigen B. hervor, und insofern könnte man es mit an das obige *i, hi* und *chi* anschlieſsen und namentlich mit dem Bug. *angi* und *öngi* (nr. 1116.) vereinigen.

Bed. eines Adj. — vom Verbum — *faü*, beladen, befrachten, *faüagi*, beladen, befrachtet; *alu*, gehn, *fia aluagi* oder *fealuagi* (über den Vorsatz s. nr. 1085.), herumwandelnd, unruhig, veränderlich; unzufrieden;

Adj. und Subst. — *ulu*, Kopf, *uluagi*, der erste (in der Zeit), der frühere; Anfang;

Adv. — vom Adj. — *totonu*, gerade, aufrecht, eben 2) klar, deutlich, offenbar u. s. w., *totónuági, minutely*;

v. a. — vom v. a. — *pani* und *paniagi*, bestreichen, beschmieren; *nà*, binden, *nàagi*, mit etwas binden, mit etwas umbinden; *chi*, werfen, wegwerfen, *chiagi*, wegwerfen; verlassen; scheiden (Mann oder Frau); *li*, werfen, schleudern (*to toss*), *liagi*, wegwerfen; verlassen;

Subst. und v. a. — *lohi*, Falschheit, falsch, lügen, *lohiagi*, eine falsche Nachricht, Verläumdung; durch eine falsche Nachricht täuschen;

Adj. und v. a. — *fuagi*, schenken, geben; gegeben (*mea fuagi*, Geschenk, Gabe), geht auf *fu* zurück, wie ich aus dem Tah. *ho* (auch *horoa*) und N. Seel. *o*, geben, schlieſsen möchte.

1123 *ei* Tong. — v. a. — in *lille ei*, billigen, von *lillé*, gut, könnte *ei* das Verbum setzen sein;

Adj. — *tu*, stehn, *tuéi*, langsam, säumig.

o Haw. — v. a. — (vgl. nr. 1128.) — *kiko*, die Hand nach etwas ausstrecken, nach etwas reichen, pflücken, Nahrung mit dem Schnabel aufnehmen (wie der Vogel), *kikoo*, die Arme, Hände ausstrecken, die Flügel ausspannen, nach etwas reichen. 1124

ho Haw. — *pala*, weich, mürbe, reif, verfault, *palaho*, verfault, verfallen, dem Verderben oder der Fäulniſs ausgesetzt; Fäulniſs, Verderbniſs. 1125

owo Haw. — Bed. eines v. n. — vom Subst. — von dem nr. 516. erörterten Subst. *kau* ist wahrscheinlich das ebenda aufgeführte *kauouo* oder *kauwowo* abgeleitet; ob aber die Endung ein Suffix oder ein eignes Wort sei, läſst sich nicht bestimmen. 1126

io Haw. — Bed. eines Verb. — *ui*, Frage, fragen, *uiio*, fragen. 1127

u Tong. und Haw. — Die Mad. Sprache fügt ihren Verben, oder andren Redetheilen, um sie zum Verbum zu formen, sehr oft ein *u* (*ou*) bei, wovon das *u* dieser beiden Sprachen und das Haw. *o* (s. nr. 1124.) auch einige B. zu liefern scheint. 1128

Tong. — v. n. — *tu*, stehn, aufstehn, *tuu*, aufstehn.

Haw. — Verbum — *ohea* und *oheü, to weed, to hoe*;

Verbum und Adj. — *muimui*, sammeln; bei der Passivform *muia*, gesammelt werden, führt das Wörterbuch das act. *mui* an; *muu*, sammeln, gesammelt; es scheint verwandt mit *puu* (nr. 400.) und *pu*, welches zusammen bedeutet.

Subst. — vom Verbum — *opu*, sich ausdehnen (wie eine aufbrechende Blume), *opuu*, Knospe, Keim 2) *a tuft, bunch, a cluster, protuberance* (diese Bed. trifft sehr nahe mit *puu* zusammen) 3) der Zahn des Wallfisches.

Ich setze eine Übersicht des Wortes Kind hierher, weil es möglich ist, daſs ein Polynesisches davon durch das Präfix *fa* und dessen Äquivalenten, und das Suffix *u* abgeleitet wäre; ist dieses nicht, so vertritt wenigstens *u* die Stelle des westlichen Schluſs-*k*:

Mal.	*anak* Kind (d. h. Sohn, Tochter, und kleines Kind)
	kanak-kănak Kind in Beziehung auf das Alter
Jav.	*hanak* = Mal. *anak*
	hanak-hanak gebären
Bug.	*anak, ana* Kind, Sohn, Tochter
Mad.	*zanac, anaca* Kind, Sohn, Tochter

Tag.	*anac* Sohn, Tochter; *engendrar, empreñar*; an Kindes Statt annehmen
	panganac gebären, niederkommen; geboren werden
Tong.	*fanau* gebären; Niederkunft, Schwangerschaft; Abkömmling, Nachkommenschaft
N. Seel.	*wanau* gebären, geboren werden
Tah.	*fanau* geboren werden; das Junge (eines Thieres)
Haw.	*hanau* gebären, geboren werden; Niederkunft.

Verdopplung.

1129 Die Verdopplung des ganzen Wortes und die seiner Anfangssylbe haben
die Südsee-Sprachen mit den westlichen Mal. in ihrem ganzen Umfange
und in der ganzen Mannigfaltigkeit der dadurch ausgedrückten Beziehungen
gemein. Ich habe mich davon vollkommen überzeugt, und muſs es dabei
bewenden lassen, dies im Allgemeinen auszusprechen, ohne daſs ich in Sammlungen
über den vielfach sich spaltenden Gegenstand eingehe. Ich erwähne
nur noch, daſs die Wortverdopplung, wie in den westlichen Mundarten
auch so häufig der Fall ist, manchmal einen dem einfachen Worte ganz
fremden Begriff vertritt. Bisweilen steht die erste Sylbe des Wortes sogar
dreifach: Haw. *loa* und *loloa*, lang, *lololoa*, sehr lang; *pono*, gut, *popopono*,
sehr gut; *pau*, alle, ganz; gänzlich; ganz sein; vollendet sein;
alle, verzehrt sein, *papapau*, alles zusammenlegen, alles zusammenzählen,
alles als eins betrachten; verzehrt, gänzlich geendet. Es kann selbst der Fall
eintreten, daſs ein Wort aus Einer, viermal wiederholten Sylbe besteht:
Haw. *lele*, fliegen und fliehen, *lelelele*, oft weglaufen (z. B. wenn ein
Mann seine Frau öfter verläſst). Die Form *kakaikahi*, wenige, hier und
da einer, ist wohl so zu erklären, daſs zuerst das ganze Wort *kahi*, eins,
wiederholt ist, in der Reduplication aber eine Zusammenziehung durch Auswerfung
des *h* statt gefunden hat (*kaikahi* nach dem Wörterb.: nicht häufig,
1130 selten), und dann die erste Sylbe nochmals vorgesetzt ist. Nur die Erscheinung
gehört, wenn man das Tag. ausnimmt, den Südsee-Sprachen allein
an, daſs gröſsere Theile des Worts wiederholt werden. Wenigstens bin ich
bei andren westlichen Sprachen noch nicht auf diesen Umstand aufmerksam
geworden. Vollständiger, als ich es nach meinen Sammlungen im Haw. darthun
könnte, hat Wilh. v. Humboldt die einzelnen Arten dieser Reduplication
S. 514-515. am Tah. nachgewiesen. Ich füge nur die Einzelheit hinzu, daſs

es im Haw. sehr gewöhnlich ist, von zwei Vocalen gegen das Ende des Wortes nur einen zu wiederholen, wenn sie beide auch einen Diphthongen bilden, und daſs mit dieser Beschränkung oft ein zweisylbiges Wort oder die zwei ersten Sylben eines längeren reduplicirt werden: *ninau*, fragen, *ninaninau*, oft fragen, ernstlich fragen, forschen; *laau*, Baum, *laalaau*, Kraut, Busch, Kräuter; *kamailio* und *kamakamailio*, sich unterreden.

Zusammensetzung.

Diejenigen, welche die Laute dieser, von den unsrigen so abweichen- 1131
den Sprachen in die Lateinische Schrift gefaſst haben, hatten das schwierige Geschäft, sich über die Zusammenschreibung oder Trennung der Wörter zu entscheiden. Es war nicht zu erwarten, daſs sie unter einander darin gleichförmig arbeiten und in sich selbst vollkommen consequent bleiben würden; daher sehn wir auch sowohl zwischen den einzelnen Sprachen, als zwischen dem in derselben Sprache Beobachteten oft wenig Übereinstimmung herrschen. Da mit den Wörtern keine Veränderung vorgeht und durch nichts die Worteinheit angedeutet ist, so bleibt es für manche Fälle auch willkührlich, ob man zwei durch die Fügung eng verknüpfte in eins zusammenzieht oder auseinanderhält. Es scheint die Verbindung nur da nöthig, wo wesentliche Constructions-Verhältnisse zwischen zwei benachbarten Wörtern nicht bezeichnet sind oder andre Ellipsen der Art obwalten; und dieser Punkt tritt wirklich in den Polynesischen Sprachen öfter ein, und beweist, daſs sie den Weg der Wortzusammensetzung eingeschlagen haben; man vgl. das Haw. *mahelelua*, in zwei Theile theilen, von *mahele*, theilen, und *lua*, zwei. Mariner pflegt die Wörter zu trennen oder sie höchstens durch einen Strich zu verbinden. Die N. Seel. Gramm. schreibt manche Wörter ohne Grund zusammen und isolirt häufig einen ganz wesentlichen Lauttheil. Die Missionare der Sandwich-Inseln haben die Wortvereinigung schrittweise mit der Zeit immer mehr, und in einzelnen Fällen vielleicht zu weit ausgedehnt, ohne doch darin ein genaues Princip zu beobachten. So finden sich, nach Hrn. v. Cham., in den früheren, zu Rochester in den Vereinigten Staaten gedruckten Evangelien noch viele Wörter gesondert, die in den späteren Drucken von Oahu zusammengeschrieben werden, z. B. *wahinekanemake*, Wittwe (wörtlich: Frau Mann todt). Es ist nicht meine

Absicht, auf diesen Gegenstand hier einzugehn; ich habe mich in meiner Arbeit genau an die Schreibweise meiner Quellen gehalten, obgleich die sich durch dieses Werk hindurchziehenden Untersuchungen, indem sie das eigentliche Wesen vieler grammatischen Wörter und Fügungen zur Entscheidung bringen, in mehreren Fällen eine Abweichung davon gerechtfertigt hätten; ich habe mir nur die einzige erlaubt, Mar.'s Bindestrich aufzugeben und die damit versehnen Wörter zu trennen. Die Erwähnung dieses orthographischen Punktes sollte mir nur zu dem Schlusse verhelfen, daſs die Composition, deren Möglichkeit in diesen Idiomen ich aussprechen und von der ich, hauptsächlich an dem Muster des Haw., einige Arten, in einer ganz unvollständigen Skizze, namhaft machen wollte, nicht an der Abscheidung oder Verbindung der Elemente in den Quellen erkannt werden könne, durch jene nicht zweifelhaft gemacht, durch diese nicht bewiesen werde. Die Bedingung einer wirklichen Zusammensetzung selbstständiger Redetheile liegt vielmehr, wie schon gesagt, in dem Mangel der Constructions-Andeutung und, um dies hinzuzufügen, da eine bestimmte Wortordnung auch öfter in diesen Sprachen ein Äquivalent grammatischer Bezeichnung ist, in einer dieser entgegenlaufenden Wortfolge. Die Missionare des Sandwich-Archipels haben sich dieser unmittelbaren Wortzusammensetzung zur Darstellung vieler dem Volke bis dahin fremder Begriffe bedient; und wenn man auch annehmen darf, daſs sie bei den verschiednen Figuren dieser Formation nach einheimischen Vorbildern verfahren sind, so würde es für eine grammatische Untersuchung doch rathsam sein, sich nur an die letzteren zu halten.

1132 Weniger hierher gehörig, als durch die Wiederkehr der Erscheinung in der Mal. und Jav. Sprache (vgl. nr. 651.) merkwürdig ist die Zusammenstellung zweier Synonyma zum Ausdruck eines einzigen, schon durch jeden Theil vertretenen Begriffs: Haw. *oiäio*, Wahrheit, wahr, von *oia*, Wahrheit (vgl. nr. 354. Anm. 1.); und *io*, wahr,

1133 Den Compositionen vielgliedriger Sprachen ähnlich sind folgende Hawaiische:

Subst. und Subst. — 1. das zweite Gen. zum ersten — *aa*, Beutel, *pua*, Pfeil, *aapua*, Köcher; *aha*, Gesellschaft, *aina*, Speise, *ahaaina*, eine Eſsgesellschaft; Gastmahl, Schmaus; zusammen speisen, einen Schmaus halten; *kahua*, Platz, *kaua*, Krieg, *kahuakaua*, Schlachtfeld;

2. das zweite gehört adjectivisch zum ersten — *pipi*, Rind, *keiki*, Kind, *pipikeiki*, Kalb; *pipikane*, Ochse, *pipiwahine*, Kuh (eig. männliches, weibliches Rind) (vgl. nr. 508.);

3. sie bilden ein Adj.: das erste Subst. in der Eigenschaft des zweiten habend — *naau*, Eingeweide, Verstand, *po*, Nacht, *naaupo*, unwissend; *makapo*, blind (von *maka*, Auge), ebenso N. Seel. und Tah. *matapo*.

Subst. und Verbum — das Subst. steht in einem präpositionalen Verhältnisse zum Verbum — *ala*, Weg, *kai*, führen, *alakai*, führen.

Adj. und Subst. oder umgekehrt — sie bilden ein Adj. in der Bed.: das Subst. in der Eigenschaft des Adj. habend — *pau*, verzehrt u. s. w. (s. S. 771.), *aho*, Athem, Geduld u. s. w., *pauaho*, athemlos, ohne Beharrlichkeit; *loko*, Charakter, Gemüth u. s. w., *ino*, schlecht, *lokoino*, unedelmüthig, unfreundlich, sorglos, träge; ebenso Tong. *loto lahi* (von *lahi*, groſs), hochmüthig; *loto ua* (von *ua*, zwei), doppelsinnig, trügerisch; Haw. *lokomaikai* (von *maikai*, gut), gnädig, edelmüthig, gütig (auch Verbum: so sein, so handeln); doch ist es auch Subst.: Gnade, Gunst, und erscheint da eher als die regelmäſsige Zusammenstellung eines Subst. mit seinem Adj.

Verbum und Subst. — 1. das Subst. als Rectum des Verbums — *hookeai*, fasten, eig. die Speise zur Seite schieben, sich ihrer enthalten (*ai*, Speise);

2. das Verbum als Subst. des Werkzeugs oder actoris, das Subst. als davon regierter Gen. — *kahe*, schneiden, *umiumi*, Bart, *kaheümiumi*, Scheermesser; *pai*, mit der flachen Hand schlagen, drucken, *palapala*, Schrift, Bücher, *paipalapala*, Druckerpresse.

Der jetzige Beherrscher der Sandwich-Inseln, welcher nach seinem heldenmüthigen Vater auch **Tamehameha** III. genannt wird, heiſst **Kauikeaouli**. Das Wort ist kein Compositum im obigen, eigentlichen Verstande, sondern eine constructionsmäſsige Reihe von fünf grammatisch unter einander verknüpften Elementen: *kau*, hangen (Mal. und Tag. [illegible]*antong*, Jav. *gantung*, Bug. *gatung-i*, Mad. *mi-hánioun*[illegible] E., T[illegible] und N. Seel. *tau, tau tau*); *i*, Präpos. (Jav. und Kawi *hing* u. s. w.); [illegible] Artikel (Mal., Jav., Tag. *si*); *ao*, Wolke (Mal., Jav. und Kawi *awan*, *a*[illegible]*ng*, Wolke; Kawi *hawang hawang*, *tawang*, Dunstkreis, Firmament; [illegible] Mad. *rahon*, *zavon, dzavou*, Tong. *aü*, Wolke): *uli*, blau (auch gri [illegible] dunkel: Tag. *oling*, Kohle 2) Ruſs) (*aouli*, nach dem Wörterb.: Himmel, Firmament). Der Fürst bezeichnet sich also als den am Himmel, an den blauen Wolken Hangenden (Kawi: *gantung-nging-ngawan biru*): das auf engen Raum zusammengedrängte Lautgebilde seines Namens hängt an dem klangreichen Westen.